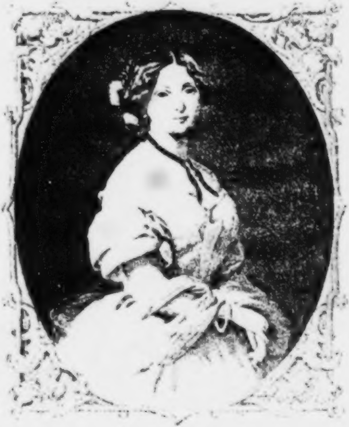


Die
Prima Donna
in
Hamburg.

Beſungen von dem Dichter

Tobias Sonnabend.

L ½

Altona 1830.
Gedruckt bei Hammerich und Leſſer.

Universitäts-
München

I.

Der Jungfernſtieg ward kreuz und queer durchzogen,
Da lag das „alte London“ ſtumm und wüſt;
Erklingt kein Ständchen, ſtreicht kein Fiedelbogen?
Und weiß man's, daß Du eingezogen biſt?

Ihr Enthuſiaſten, ſeyd ihr fortgeflogen,
Die wohl kein Müh'n und Lärmen ſonſt verdrießt?
Habt ihr den Ruf der guten Stadt erwogen?
Was exaltirt noch — wenn's nicht Dieſe iſt?

Rings Alles ſtill und ſtumm — nur Auſterſchaalen,
Die kalt und klappernd unter Ihre Fenſter,
Stumpſinnig hinwarf jeder Kellnerjunge;

Da fühlt mein Herz urplötzlich Dichterqualen,
Ich ſeh' den holden Sangesſtern — mir glänzt er!
Und dieſe Hymnen gleiten von der Zunge.

II.

Wenn Dir Berlin gab der Gedichte tauſend,
Zehntauſend Dir die gute Stadt Paris,
Und Du daran für's ganze Leben ſchmauſend,
Dich überſättigteſt am Ruhm ſo ſüß;

Wenn alle Großen, in der Spreeſtadt hauſend,
Wie beim Tarantelſtich, Verſtand verließ,
Und durch Europa ſich Dein Nam' erbrauſend,
Hinſtürzte wie der Bergſtrom über Kies;

Wie ſoll ich da nun wohl zu ſingen wagen —
Ich Einziger, ſo klein — hier bei der Lampe?
Soll ich — ein Atlas — ſolchen Himmel tragen?
Doch Viele ſangen Dich mit leerem Magen,
Den meinen füllt das Honorar von Campe —
Drum will getroſt ich denn das Tänzchen wagen.

III.

Unterm Blechſchirm am Theater
Stand ich klappernd da im Nebel,
Niemand harret Ihrer Ankunft,
Mir allein die Pulſe beben.

Und ich male mir phantaſtiſch
Aus den Hof der Sangesherrin,
Ut, re, mi, fa, sol, die Pagen,
La, si, tragend ihre Schleppe.

Und Roſſini und Pacini,
Haben Dienſt als Kammerherren,
Und die mächtigſten Kaſtraten
Sind Vaſallen — Ihr zu Lehen.

Spohr und Guhr, mit einer Sylbe,
Ohne Wohlklang, ohne Endung:
Ini — ono — oder etti,
Ziehen nach nur ganz von ferne.

Und die Huldinn glanzumwoben,
Klingend ihre Sohlen hebend,
Tönend ſchreitend, ſingend wandelnd
Und beglückend ſo die Menge.

Wo ſie nur im Sieg' einherzieht,
Schmücken ſich die kleinen Säle,
Und die Buden zieret Feſtlaub,
In den Twieten, in den Gängen;

Und der Cours fängt an zu wanken,
Da ſie ſich der Börſe nähert,
Makler tanzen und es taumeln
Jauchzend laut die Zuckerbäcker.

Keiner denkt an Sturm und Zwietracht,
Keiner mehr an die Antwerper,
Ob's in Deutſchland ſauſ' und brauſe,
Wohin cholera ſich wende;

Eins nur iſt's, drin ſich vereinigt,
Aller Wünſchen, Aller Sehnen —
„Wird Sie im Theater ſingen?
„Und wie viel giebt Sie Konzerte?“ —

Alſo träumt' ich von der Hohen,
Von der Einzigen, der Einen!
Da ſah' einen Schlag ich öffnen,
Und es rauſcht an mir vorüber:
Ganz gewöhnlich, eine nette,
Kleine Zof' im grünen Hute.

IV.

November iſt's, und Frühlingsſonne ſcheinet,
Hamburger! man vermeinet,
Daß Ihre Nähe ſolche Wunder wirke —
Im nordiſchen Bezirke
Des Südens Gluten prachtvoll ſich ergießen,
Der Sängerin, der Süßen!
Katarrh und Schnupfen ſorglich abzuwenden,
Um Ihren hohen Sang uns rein zu ſpenden.

Was leuchtet mir an jenen Straßenecken,
Wo Schmutz und Unrath hecken —
Gleich einem Pharus aus den vielen Zetteln,
Die um Beſuch anbetteln;
Ihr Zettel iſt's — ſo anſpruchlos, beſcheiden,
Komm', laß' an Dir mich weiden —
Dich leſen iſt Genuß ſchon, komm' hernieder!
Ich reiß' ihn ab — und leſ' ihn immer wieder.

Der Nerv' erbebt, da ich zum Aug' ihn führe:
Erſt eine Ouvertüre —
Von wem? woraus? das braucht man nicht zu wiſſen;
Dann ſinget Sie, zum Küſſen!
Dann ſchallet wieder eine Ouvertüre —
Sie ſingt aus dem Barbiere;
Vier Ouvertüren ſo im ſteten Wechſel,
Mit Ihrer Läufe zierlichem Gedrechſel.

Für Alles dies — wer will von Theurung ſagen
In dieſen ſchönen Tagen?
Für Alles dürft ihr nur ſechs Mark bezahlen,
Und könnt dann kecklich prahlen:
„Ich hörte Sie, die Alles hat bezwungen,
„Der manches Lied erklungen,
„Deren Programm, das an den Ecken kleiſtert,
„Selbſt mich zu dieſer Hymne hat begeiſtert.“

V.

Amphion erbaute Theben,
Dem Arion dient' ein Fiſch,
Und der Orpheus ſtieg zur Hölle
Und kehrt wieder wohl und friſch;

Wunder wirkten Sänger immer,
Wenn ich's recht bei Licht beſeh',
Denk' ich heutiger Konzerte
Zur enormeſten Entree.

Während man nun rings hört klagen,
Und vor Theurung jedem bangt,
Sieht man wie dem Sehnſuchtskranken
Nach 'nem Ton von Ihr verlangt;

Winter's Eis ſchmilzt eine Arie,
Und Kartoffeln thun nicht Noth,
Wenn die Große Sangesheldinn
Sich zum Trillern nur erbot.

Laßt uns von Vereinen ſchweigen,
Und gar von Wohlthätigkeit!
Daß wir Kenner ſind zu zeigen,
Huldigt froh der Göttin Zeit!

Was Kartoffeln, Torf und Kohlen!
Ueber Alles „palpiti!“
Und wir denken und empfinden
Ueberall nur Sie! nur Sie!!! —

VI.

Was Singen ſey — ich hab' es nie empfunden!
O Heil'ge heile meines Herzens — —
Vom frühen Morgen konnt' ich Dich nur denken,
O wolle mich mit einem Ton — —;
Den ganzen Tag muß ich alſo mich plagen,
O ſtille meine heißen Sehnſuchts — —;
Der Abend nicht wird mir die Ruhe bringen,
Mir fehlt das Geld, ich höre Dich nicht — —;
So ſteig' ich troſtlos in mein kaltes Bette,
Und denke Dein, Du heil'ge, hohe — —!

VII.

(Die Sängerin ſpricht:)

(Accompagnement von Flöten und Hoboen.)

Die Arien ruhn, des Beifalls Stürme ſchweigen,
Auf Müh' und Arbeit folgt der ſanfte Schlaf,
Und durch die Straßen rollt der Kutſchen Reigen,

Der Hörer, die entzückt mein Singen traf:
Jetzt in der Stille ſoll ſich's mir nun zeigen,
Ob Hamburg ſpendete die Drittel brav;
Der weite Saal war nicht ſo voll der Gäſte,
Als ſtrömten wallend ſie zum Völkerfeſte.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in meiner Bruſt.
Was ſich noch jüngſt ſah hier und dort getrennet,
Das iſt vereinigt jetzt zu meiner Luſt;
So viel Billette der Kaſſier' mir nennet,
So vielen Geldes bin ich mir bewußt;
Es zeugen laut die däniſchen Ducaten,
Wie hier in Hamburg ſey die Kunſt berathen.

Und ich, die all dies Herrliche vollendet,
Ich winke näher jetzo dem Kaſſier',
Was Kunſt und Künſtelei! das iſt beendet,
Nach einem andern Ziele ſtreben wir,
Nach britt'ſchen Lagern iſt der Blick gewendet,
Und deren giebt es ſtrotzend volle hier,
Der gentleman, der für den Ton der Kehlen,
Mit Freuden ſeine guinnées will aufzählen.

Doch wie? nicht einmal ganz gefüllt
Iſt dieſe klägliche Kaſſette?
So habt mein Hoffen ihr geſtillt,
Nicht einmal Kränze und Sonnete?
Ich, eine erſte Sängerin,
Des Fräuleinſtands Verlängerin?
Der keuſchen Sonne will ich's nennen,
Sie wird noch feuriger drob brennen,
Und mich vernichtet nicht die Schaam!

(Die Muſik geht in eine weiche, ſchmelzende Melodie über.)

Wehe! weh mir meine Töne
Sie verführen zwar das Ohr,
Doch die Drittel aus dem Beutel
Locket nicht ihr Klang hervor!

Daß mich wieder Juchtenleder
Nur umräucherte mit Macht,
Dorten zollte willig Jeder
Meiner Töne Zauberpracht.

Meine Stimme, meine Töne,
Sie umſtrickten ſonſt ſo nett,
Doch der hohe Preis, im Buſen
Löſet hier zwar Wehmuthsthränen,
Doch ſie löſen kein Billet!

(Nach einer Pauſe lebhafter.)

Sollt' ich ſingen im Theater? konnt' ich's
Da ich den Salon d'Apollon ſah?
Und bin ich ſtrafbar, weil ich hoffte mehr
Hier einzunehmen, als im Schauſpielhauſe?
War dieſes Sünde? Sünde! Hörteſt Du
Denn nicht wie Paganini es gemacht,
Und thatſt Du ſelbſt nicht ſo in andern Städten?
Ich wollte nichts von dem Theater hören! —
Warum verſtummte man, als jener Freundliche,
Der Kenner Erſter, mir zum Saale rieth?
Argliſtiger! Du logſt dem ew'gen Licht,
Was Du mir rietheſt — war mein Vortheil nicht! —

Warum mußt' ich ihm in die Augen ſeh'n!
Die Züge ſchaun, des lächelnden Geſichts!
Mit Deinem Blick fing Dein Verbrechen an! —
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußteſt Du's vollbringen,
Sobald Du ſahſt, verließ Dich Gottes Schild,
Und mußteſt nun vor leeren Stühlen ſingen! —

(Die Flöten wiederholen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmuth.)

Schauſpielhaus! o hätt' ich nimmer
Mit dem Saale Dich vertauſcht,
Hätt' ich nie Empfehlungſchreiben
Für Dein Rathen eingetauſcht,

Wärſt Du nimmer mir erſchienen,
In dem hohen Kennerlicht —
Gäb's für mich mehr zu verdienen,
Meine Schuld — ach! iſt es nicht.

Ja — ich ſah den Himmel offen
Und der Drittel Sonnenlicht;
Doch getäuſchet ward mein Hoffen,
Drittel giebt's im Himmel nicht;
Jeder ſchließet ſeinen Laden,
Und geht friedlich ins Parterr',
Doch wer Hamburg kennt, der weiß es
In dem Saale iſt es leer! —

Willſt Du alſo ſpeculiren,
Geh', wo Fürſten reſidiren,
Wachen ſtehen vor dem Haus,
Schranzen gehen ein und aus,
In der Antichambre ſtehen,
Die nicht an die Börſe gehen,
Nicht den Kaufmann Dir erwähle,
Nicht der Makler weiche Seele!

Kümmert mich der Kurſe Schwanken?
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich die Rouladen
Aus der Tiefe in die Höh'!
Doch es forderte die Ehre
Mich in den Apolloſaal,
Vor der Stühle grauſe Leere —
Ach es war nicht meine Wahl! —

VIII.

(Der Dichter Sonnabend ſpricht:)

Hier von der Drehbahn muß Ihr Wagen kommen,
Es führt kein andrer Weg zum Jungfernſtieg —

Hier vollend' ich's. — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Laternenpfahl verbirgt mich Ihr,
Von dorten her ſoll das Gedicht Sie treffen,
Das Kutſchenfenſter ſelbſt ſchlag' ich Ihr ein —
Es muß ſchon längſt halb Zehn geſchlagen haben —
Nicht weiß ich's; meine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — mein Talent
War auf der Bühne Menſchen nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein wie Waſſer —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt, in gährende Begeiſtrung haſt Du
Die Milch der ſtillen Einfalt mir verwandelt,
Zum Ungeheuern haſt Du mich gebracht,
Denn wer Sechs Mark für ein Billet einſetzte,
Der zittert auch für nichts mehr in der Welt.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib, ſie hungern nun daheim;
Indeß ich, Sängerin! — den Beutel öffne —
Sechs Mark — als mir die Hand erzitterte —
Als mich der Stimme Silberton umfing,
Mich zwang, die baaren Drittel hinzulegen —
Als ich mit Baumwoll' mir die Ohren ſtopfte —
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit hohem Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meiner nächſten Verſe erſtes Ziel,
Du ſelber ſollteſt ſeyn — was ich gelobt
In jenes Augenblickes ſchweren Qualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.

Du biſt des Königs Kammerſängerin,
Doch nicht der König hätte ſich erlaubt
Was Du — er ſandte Dich in dieſe Lande,
Konzert zu geben — gleichviel wo und wie,
Doch nicht um des Gewinnes ſchnöde Luſt,
Mit der Theater-Direction zu brechen,
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.

Auf dieſen Eckſtein hier will ich mich ſetzen —
Zu manchem Rendez-vous ſchon oft erwählt —
Denn hier iſt's lebhaft — jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und ſchnell vorüber,
Und fragt nicht, ob er im Konzerte war.
Hier geht der Kaufmann und die Pilgerin,
Bald ein Uhlan und bald ein Leiermann,
Der munt're Doctor und der reiche Jude,
Der Muſikant mit ſeinem Saitenſpiel,
Der ferne herkommt von den Tanzlokalen,
Denn dieſe Straße führt zu Dorgerloh —
Sie alle ziehen fort zur ſüßen Ruh —
Zu ihrem Ziel — doch Meines biſt nur Du!! —

Ich laure auf ein edles Wild — Sechs Mark
Sind ſchon der Mühe werth zu ſingen — Kinder!
Wie viele ſangen dies und ſangen jenes,
Und baueten Sonnette und Terzinen,
Und machten manchen kühnen Wageſprung,
Wie viele hungerten dabei und ſangen
Ein kleines Lied auf ein Paar ſchöne Augen —
Hier gilt es einen köſtlicheren Preis,
Die Sängerin, die Alles übertroffen! —

Mein ganzes Leben hab' ich manchen Bogen
Mit Verſen vollgeſudelt ohne Regel,
Ich habe oft geſchoſſen weit vom Ziel,
Und konnte keinen Hund vom Ofen locken,
Doch heute will ich es einmal verſuchen,
Den Meiſterſchuß zu thun — die Kutſche naht —
Schnell durch das Fenſter — gut gezielt, Poet!
Nimm meine Huldigungen, Sangeswunder!
Zu Deinen Füßen liegt der ganze Plunder! —

Die
Prima Donna
in
Hamburg.

Beſungen von dem Dichter

Tobias Sonnabend.

Zweites Heft.

Hamburg
bei Hoffmann und Campe
1830.

Universitäts-
. München .
Bibliothek

(Dichter Sonnabend läßt ſich zum Zweitenmal hören.)

I.

„Wer wagt es ſo das Hohe anzutaſten!
Iſt Rellſtab, Saphir hier in unſ'rer Stadt?
Hier wird ein Dichter nicht vom Singen ſatt,
Dies zeiget dräuend Euch der Wald von Maſten.

Nein, ſolch Geſindel darf bei uns nicht raſten,
Das eine Säng'rin verſifliret hat!“
So hört' ich, kauend auf ein Lorbeerblatt
Von Ihrem Kranze, einen Enthuſiaſten.

Und ſchüchtern zog ich mich in eine Ecke,
Er war ein grober, rieſenlanger Lümmel.
Und ſich're Schläge konnt' er mir verbrieſen.

Ich ſchlüpfte ängſtlich fort aus dem Getümmel,
Und ließ getroſt aus ſicherem Verſtecke,
Noch einmal ſatteln mir den Hippogryphen.

II.

Ich habe was läuten gehöret,
Doch weiß ich nicht woher?
Der Kerl hüllt ſich in Dunkel,
Das Rathen wird mir ſchwer.

Wie er ſich oftmals räuſpert,
Und wie er wohl manchmal ſpuckt,
Das haben ihm gar Viele
In Deutſchland ſchon abgeguckt.

Doch iſt's mit äußern Formen
Nicht immer abgemacht;
Am innern Gehalte fehlt es,
Das habt ihr nicht bedacht.

Dran haben Viele geſchuſtert,
Das ſieht man dem Dinge an,
Der Ein' wußte dies, der Jenes,
Der drechſelt' die Reime dran.

Zerbrecht Euch nicht die Köpfe,
Und bleibet hübſch geſcheut;
Heut haben wir ſchon Freitag,
Da iſt der Sonnabend nicht weit.

III.

Sie ſaßen am Theetiſch' und waren ſtumm,
Es war eine rechte Qual,
Da trat auf einmal wohlgemuth,
Ein ſchwarzer Herr in den Saal.

Er war ſo duftig parfümirt,
Wie ein Pariſer Friſeur,
Und ſprach von Dichtkunſt und Malerei,
Und hatte ein feines Gehör,

Und trällert zum Entzücken ſchön
Manch ſüße Melodey,
Und wenn ein Dämchen ſingen thät,
Erhob er ein rührend Geſchrey.

Der zog aus der Taſch' ein kleines Heft,
Und ſprach: O Blasphemie!
Durchleſen ſie das arge Gewäſch,
Und dann erſtaunen ſie! —

Und Alle laſen's und lachten wohl,
Und ſagten in einem Ton,
Wer dieſe holp'rigen Verſe gemacht,
Den Dichter kennen wir ſchon;

Das iſt der böſe Störefried,
Der die Reiſebilder erſchuf,
Und der durch ſolche Neckerei'n,
Jüngſt kam zu großem Ruf.

Ein Andrer ſagte: Der iſt es nicht,
Es iſt der Doctor N. N.
Den ich ſchon ſeit dem letzten Thee
Beim Herrn Geſandten, kenn'. —

Da macht das Herrlein ein fein Geſicht,
Und ſchmunzelte lang und tief,
Bis daß es den Damen langweilig ward,
Und man nach Karten rief.

Doch Kunigunde mit ſchmachtendem Blick,
Sich nach dem Herrlein wandt':
„Kein Andrer als Sie haben den Witz gemacht!“
Und er kußt' ihr lächelnd die Hand.

IV.

Permets divinité, qu' une lyre trop vulgaire,
S'élève jusqu' à toi, dans ta luisante sphère,
Et ose chanter tes célestes accens;
Ah de grace! n'ouvre pas ta bouche ravissante,
Car le son de ma lyre n'est plus rien quand tu chantes,
Quand tu fais luire tes brillans talents.

Oh toi, enchanteresse! en harmonies féconde,
Tu le sais très bien comme en graces tu abondes,
L'Angleterre, la France, l'Europe entière le dit;
Et pourtant tu nous quittes, nous restons sans chanteuse,
Que les charmes nuptiaux te rendent plus heureuse.
Va donc planter des choux, et enterre ton génie! —

V.

(Ueberſetzung für Liebhaber.)

Erlaube Gottheit! daß ein Leyermann,
Der halb ſo gut wie Du nicht ſingen kann,
Sich hebt zu Dir in glanzerfüllter Sphäre;
Doch mache ja bei Leib' den Mund nicht auf,
Sonſt ſtockt ſein Ton bei einem holden Lauf,
Und er käm' um des Preiſes hohe Ehre! —

Du Zauberinn! von Harmonie'n umrauſcht,
Du weißt es wie man Deinem Sange lauſcht,
Britt' und Franzoſe — ja von Pol zu Pol! —
Nicht rührt es Dich — und Du beſchließt zu ſchweigen,
Du willſt als gute Hausfrau Dich uns zeigen,
Begrab' den Genius und pflanze Kohl! —

VI.

Blocksbergs-Konzert.

Theatermeiſter.

Laßt den alten, feuchten Berg
Mit Teppichen bedecken,
Und viel Lampen ſtellt hinauf,
Und laßt den Mond anſtecken.

Enthuſiaſten.

Und auch Wolken zieht herbei
Die Beifallsregen ſpenden,
Und der Bravodonner ſchall'
Aus unſern feiſten Händen.

Nachtigall.

Tirili! Trilirili!
Ich ſing' in den Gebüſchen,
Um mit ſanftem Flötenton,
Die Herzen zu erfriſchen.

Dilettanti.

Klagen kann die Nachtigall,
Doch macht ſie nicht Manieren;
Ja — das Ding ſäng' wahrlich gut,
Wollt' ſich's ein wenig zieren.

Theaterleute.

Fort mit Nachtigallgeſchmeiß,
Wir rein'gen die Couliſſen,
Wer nicht italiäniſch ſingt
Wird 'runter hier geſchmiſſen.

Tarantela-Tänzer.

Hopſaſa, wie geht's doch flink
Nach ſolchem Pfeifchen tanzen.
Wer von Tarantelismus ſpricht,
Mit dem brechen wir Lanzen.

Gleichgültiger.

Wer wird um vier Arien ſich
So drängen in dichten Schaaren;
Vormittags ſah' ich ſie ſchon
Hin zur Probe fahren.

Orcheſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ',
Das Piano fein beachtet,
Denn der Säng'rinn clair-obscur
Durch's forte wird's geſchlachtet.

Ci-devant.

Oft ſah Prieſterinnen ich
Vom hohen Sangesorden;
Doch wie man die Hand umdreht,
Sind's alte Weiber geworden.

Flatternde Nachtigall.

Meine Töne ſollen Euch
Feen gleich umſäuſeln;
Doch Ihr müßt dafür mich auch
Mit Ehren hold umſträuſeln! *)

Dichter Sonnabend.

Hat die Säng'rinn den Gewinn,
Und thut die Hörer laben,
Muß ein tücht'ger Verſifex
Auch ſein Theil dran haben.

Blocksbergs-Recenſenten.

Ob der Vers auch tüchtig war,
Werden wir bald leſen:
Samiel ſelbſt ſtäubt dich aus,
Mit dem krit'ſchen Beſen.

VII.

(Man bittet, die folgenden Verſe nicht mit Platen'ſchen Tetrametern zu vergleichen.)

Glaubet nicht daß der Philiſter, der die Säng'rinn perſiflirt,
Nie von holden Sangestönen ward in's tiefſte Herz gerührt;
Daß dem dumpfen Sumpfbewohner, der des Spottes Geiſſel ſchwang,
Nie im glanzerhellten Saale wohl ein Ton von Ihr erklang;
Daß der ſchönen Künſte Leuchten nie zu ihm ſich machte Bahn,
Glaubt nicht, Sonnabend der Dichter, ſey ein ächter Caliban!

---

*) Neugeſchaffner Ausdruk des Herrn Schall in Breslau.

Nein, er iſt ein ſchmuckes Männchen, gar nicht ohne Eitelkeit,
Deſſen ächte Handelsfirma man auch kennet weit und breit,
Der ſich ſelbſt mit anderm Ruhme vor den Freunden gerne bläht,
Und Geſchäftchen macht mit Nutzen, täglich an die Börſe geht;
Der von Zucker und von Caffee und vom Fondscours ebenſo
Spricht wie von Geſang und Malen, doch nur ſtets incognito.
Höher ehret Kunſt wohl Keiner; wahre Kunſt die ohne Schein,
Durch das himmliſch reine Feuer übet ihre Macht allein;
Die in Geniusglut erſtrahlend, die Heroen einſt belebt,
Und um ihre hohen Häupter einen ew'gen Glanz gewebt;
Davor ſinkt in Andacht nieder, ſpendet Euer Lob zum Lohn,
Mag der Künſtler angehören dieſer — jener Nation!

Doch weiſ't jedem Streben ſich're Schranken, wohlbedächtig an,
Daß man Euch nicht, Ihr Bewund'rer, tollen Wahnes klage an!
Iſt Geſang der Künſte Höchſte? oder iſt's die Malerei?
Iſt's die Dichtkunſt? Wer entſcheidet — wer gewönne auch dabei?
Warum alſo hohe Ehren häufen auf der Säng'rin Haupt,
Während unſ're erſten Dichter, von dem eig'nen Ruhm umlaubt,
Unbeachtet, dürftig lebten, nur vom Buchhändler geehrt,
Dem die neuen Manuſcripte ſtets die Taſchen mehr beſchwert;
Die wie reicher Schiffe Ladung, uns Gedanken zugeführt,
Und dafür von argen Pinſeln wurden ſchmutzig recenſirt,

Ziehet Ihr der Säng'rinn Wagen, zieht den eigenen vielmehr,
Eures Ruhmes, edle Deutſche, dennn er iſt wohl ziemlich ſchwer;
Fröhnt der Gallier einem Mädchen Eurer Gauen, die im Spaß,
Tauſend Noten weiß zu reihen wie die Perlen — laßt ihm das;
Auch ſo etwas kann erſchaffen unſers Landes Rieſenkraft,
Freuet Euch des ernſten Deutſchlands, das auch Tändelei'n erſchafft;
Tändelei'n ſind keine Wunder; ſeyen ſie auch noch ſo hold,
Und am Ende lohnt ſie reichlich, ihrer würdig ſchon — das Gold!
Doch das Feuer: Enthuſiasmus, ſpart, wenn and're Saat uns reift,
Unſre Geiſtesſaat, die nimmer wohl die Fremde je begreift;
Alſo ſpricht zu Euch der alte Wohlbekannte, gut gemeint,
Dem, wenn Ihr ihn drob verkennet, wohl das Herz im Buſen weint! —

VIII.

Sonnabend ſchweigt; zu viel ſchon ward geredet —
Unaufgefordert nahm das Wort er auf;
Schon im Beginn der Rede angefehdet,
Nahm er nach Altona den muth'gen Lauf,
So hat er rückſichtslos ſich nicht entblödet,
Und brachte frohgemuth ſein Wort zu Kauf;
Der Scherz iſt frei — wer iſt's der ihn verfehmet?
Der lache nicht — der ſich zu lachen ſchämet. —

Pamphlet nennt's nicht — erniedrigt zum Pasquille
Hat Sonnabend die Feder wahrlich nie;
Doch lebt im Dichter ſtets der freie Wille
Zu ſchaffen Bilder ſeiner Phantaſie;
War ſie auch bitter, die er reicht, die Pille —
So ward drum heilſamer befunden ſie;
Und haben Euch erheitert dieſe Lieder,
Seyd überzeugt: der Sonnabend kehrt wieder!

Gedruckt bei Conr. Müllers Nachfolg. Bohnenſtraße No. 151.

Das
Octoberfeſt,
im Jahre 1832.

Skizzen aus München

von

August Lewald.

München, 1832.
In der Mich. Lindauer'ſchen Verlagsbuchhandlung.

Universitäts-Bibliothek München
AD BIBL. UNIV. MONAC.

„Wir wünſchen, daß jeder mit uns, da das Leben
„im Ganzen, unüberſehlich, ungenießbar, ja bedenk-
„lich bleibt, an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen,
„oft geringſcheinenden Lebensgenuſſes erinnert werden
„möge.“

Göthe.

Vorwort.

Um meine Leſer für die nachfolgende Beſchreibung eines, der in Deutſchland ſo ſeltenen, Volksfeſte zu intereſſiren, ſchien es mir wichtig, die Schilderung der ganzen Localität, ſo wie der Gewohnheiten und des Charakters der Einwohner, in den Rahmen mit aufzunehmen.

Der beſchränkte Raum desſelben und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände mögen zur Entſchuldigung dienen, daß die Conture nur oberflächlich entworfen ſind. Gründliches, Erſchöpfendes iſt darüber wohl bereits in werthvollen Arbeiten einheimiſcher Verfaſſer geſagt worden.

Ich habe dennoch geſucht treu zu zeichnen, und ſowohl keinen der charakteriſtiſchen Züge, die ſich mir darboten, entſchlüpfen, ſo wie auch keine der merkwürdigen Erſcheinungen, die gerade in dieſem Jahre das Feſt begleiteten, vorüberſchwinden zu laſſen.

L.

München.

In einer, auf den erſten Blick kahlen Gegend, in geradlinichter Ausdehnung, ohne Thore, Wälle oder Mauern, mit Straßen, die auf ein Fortbauen ins Unendliche angelegt zu ſeyn ſcheinen, liegt die alte Hauptſtadt des Bayerlandes, und ſtreckt als Wahrzeichen die dicken Zwillingsthürme zu U. L. F. weit hinaus, ſo daß der Reiſende ſie erblickt, wenn am Horizonte noch kein anderes Gebäude der Hauptſtadt ſichtbar wird.

Die weite Ebene, durch nichts begränzt als den fernen, bläulichten Saum der Alpenkette gegen Suden, nach Norden ſich in die langweiligſte Unendlichkeit erſtreckend, macht einen um ſo trübern Eindruck, je lieblicher oder maleriſcher die Gegenden waren, die man eben verlaſſen hat, um zu ihr zu gelangen. Nähert man ſich München von Salzburg, welche Erinnerungen bringt man mit aus dem romantiſchen Aigen und den zerriſſenen Felſenrieſen des Watsmann; kommt man vom Rheine, aus Schwaben, von Regensburg, welch lieblichen Höhen, welch freundlichen Flüſſen, wanderte man da vorbei; iſt es endlich die Schweiz und Tyrol, durch die der Reiſende ſeinen Weg genommen hat, was wäre im Stande die Reize jener Natur aufzuwägen?

Durch weitläuftige Vorſtädte, an Palaſtähnlichen Gebäuden vorüber, die wie vom Zufall in bunter Unordnung hingeworfen zu ſeyn ſcheinen, fliegt man vorbei, und man iſt bald im Mittelpunkte der Stadt, ohne es zu wiſſen.

Hier gewinnt nun Alles ein anderes Anſehen. Vor dem Thore ſah man einen griechiſchen Tempel, deſſen Marmorfaçade ſich aus dem Grün duftiger Akazien erhob, einen fenſterreichen Palaſt im byzantiniſchen Geſchmacke, eine Villa im reinſten Style der Antike — hier iſt man mit einem Male ins Mittelalter verſetzt. Jedoch nicht in eine mittelalterliche Stadt, die überall Spuren der Macht und des Reichthums ihrer frühern Bewohner zur Schau trägt. Nicht ſind es die kaſtellartigen, umthürmten Steinmaſſen Nürnbergs, nicht die Burgen und Klöſter, wie ſie manch andere Stadt uns aufbewahrt hat. Die alten Häuſer ſind nach dem Bedürfniſſe moderniſirt, ſo gut als es gehen wollte, und um ihnen jede Spur einer finſtern Zeit zu rauben, mit hellen und freundlichen Farben angeſtrichen worden. Der hieraus entſpringende Kontraſt fällt am meiſten auf und giebt München das fremdartigſte Anſehen.

Die Stadt iſt volkreich, dies zeigt ſich auf den erſten Blick. Man ſieht Leute aus allen Ständen vorübergehen, und in jenen Straßen, die zur königlichen Reſidenz und zum Theater führen, ſind auch glänzende Equipagen nichts Seltenes.

Die Iſar.

Nicht mit ſtolzen Maſten und Wimpeln prangend, unbemerkt, zwiſchen grünenden Hügeln und duftenden Gebüſchen verſteckt, ſtürzt ſich über ihr kieſiges Bett, von den Schneegebirgen Tyrols, die grüne Iſar herab, und rauſcht gar lieblich an München vorüber, den Schweſterarmen der Donau zu. Ihre Uferhöhen, die vielen Wehre und Schleuſen, die ungeduldige Schnelligkeit und die grüne Farbe, der friſche Gebirgshauch endlich, den ſie mit ſich führt, Alles dies giebt ihr einen nicht zu beſchreibenden Grad von Anmuth und dieſe muntere Gebirgsbewohnerin, mit ihrer angebornen natürlichen Koketterie, verleiht der nächſten Umgebung der Stadt, Leben und Reiz, die noch überdieß ſich des Schattens duftiger Laubwälder zu erfreuen hat. Mögen meilenbreite, Seeſchiffe tragende Ströme, die Pracht und Majeſtät großer Stätte erhöhen, mögen Einige ihre ſeichten, vom Sand getrübten Flüſſe mit Gondeln bevölkern, ein ſo eilig dahin ſtürzendes, traulich koſendes, an jedem im Wege liegenden Kieſel ſchäckernd brandendes Gebirgsflüßchen, wie die muntere Iſar, gewährt ganz eigene Luſt. Wir ſtehen auf ihrer Brücke und blicken nach den zackigen, blauen Felſen, denen ſie entſtrömt, wir werfen unſern Blick auf die friedlichen, frommen Dorfſchaften der Ufer, mit ihren weißen, einförmigen Thürmchen, womit ein jedes prangt, und ſehen es nur ungern, daß die prachtvollen Baumgruppen des engliſchen Gartens ihren Lauf unſern Augen entziehen.

Wir ſöhnen uns bald mit Münchens Gegend aus, die zwar nicht auf den erſten Blick pittoresk erſcheint, doch ſtille Reize im Waldesgrün und am kieſigen Flußbette birgt; und ſo geht es hier mit Allem. Die große Stadt wird jedem Fremden bald lieb und traulich.

Die Einwohner.

Wenn von den Hauptſtädten Deutſchlands die Rede iſt, ſo wird München nach Wien und Berlin genannt, nur Hamburg, die erſte Handelsſtadt des Continents, rivaliſirt mit ihr in der Einwohnerzahl. Aber keine jener berühmten Städte zeigt wohl dieſe Eigenthümlichkeit der Sitten, dieſe Schroffheit, die ſich darin zu gefallen ſcheint, jede elegante Verflachung ſtreng abzuweiſen.

Hier hat der Bürgerſtand noch ſeine eigenthümliche Phyſiognomie, hier prahlt die Tochter eines wohlhabenden Handwerksmannes noch nicht mit einer angemaßten Bildung; und ſelbſt wenn ſie italieniſch gelernt hat, und ihre Barcarole in der Urſprache zur Guitarre ſingen kann, ſo geſchieht dieß zur Unterhaltung, nicht aber um nach Dante und Arioſt zu greifen, oder gar ein halbverſtandenes Urtheil darüber nachzubeten und aus eigener Kraft zu ergänzen. Daher fällt hier jene Lächerlichkeit weg, welche in andern Städten zu ſo argen Spöttereien Veranlaſſung giebt, und nur ein verſchrobener Elegant aus der Fremde kann ſich darüber mokiren, daß man hier nicht weiß, was Orgeade iſt, und ſich damit begnügt, Mandelmilch zu trinken.

Eben ſo ſtreng wird auf die herkömmliche Kleidung gehalten. Das ſchönſte Köpfchen, und ſchöne giebt es hier, trachtet nach keinem andern Schmucke, als nach dem provinziellen Riegelhäubchen, und will die Mode ihr Necken nicht laſſen und zwickt und zwackt es die Bürgermädchen die vornehme Welt bald ſo bald anders coiffirt zu ſehen, je nun, dann wird das Riegelhäubchen anders aufgeſetzt, ſo hat man doch auch eine Veränderung. Aber dieſe Moden wechſeln nicht ſchnell. Es brauchte zehn Jahre dazu, um die zwei Spitzen des Häubchens aus dem Nacken fort, auf die Höhe des Zopfes zu erheben, wo ſie jetzt horizontal ausgeſtreckt erſcheinen.

Den ehrbaren Bürgerfrauen in ihren ſeidenen Röcken, den Schürzen von Flor mit Spitzen verbrämt, den perlengeſtickten Goldhauben, den Ketten und dem reichen Geſchnüre des gold- oder ſilberdurchwirkten Mieders, begegnet man ſtets mit großem Wohlgefallen. Es liegt etwas Würdevolles in dieſer Erſcheinung, indeß es widerlich wirkt, eine Bäckerfrau, in der Modehaube, Abends in ihrer Loge erſcheinen zu ſehen. Wozu dieſe hochmüthigen Maskeraden, dieſes Einſchwärzen in einen höhern Stand, dieſes Prunken mit falſchem Schein?

Auch in der gewöhnlichen Tracht des Werktages, ſelbſt den ärmern Klaſſen, geben die Riegel- und Pelzhauben ein reinliches, charakteriſtiſches Anſehen und verleihen den alten Weibergeſichtern eine wohlanſtehende Zierde, indeß die zerdrückten, zerriſſenen Dormeuſen, worunter zerzauſte Haare unordentlich ſich hervorſträuben, in Norddeutſchland die alten Weiberköpfe manchmal zu Furien und Megären ſtempeln, immer aber ſie widerwärtig und ſchmutzig erſcheinen laſſen. Man beobachte nur eine ſolche Alte, wenn ſie im Geſpräche, langſam und wohlbedächtig aus der Vesper kommt, oder wenn ſie, noch den Roſenkranz zwiſchen den Fingern, ein leiſes Gebet murmelt. Wie klug oder fromm die klaren Augen unter der freien Stirn hervorſtrahlen, die rückgekämmten weißen Haare, worauf das glänzende Häubchen ſitzt, und die reinliche Sorgfalt im Anzuge. Ich ſehe aus meinem Fenſter täglich ein ſolches Paar alter Mütterchen, auf

Stöcken geſtützt, den Roſenkranz am Arme, freundlich plaudernd einherſchreiten, und ich freue mich daran und meine, daß wohl leicht im ganzen Deutſchland ſolche alten Frauen nicht wieder anzutreffen ſeyn mögen, und erinnere mich mit Schauder und Eckel an die niederdeutſchen Fiſchweiber, von denen bei dieſem Menſchenſchlage keine Spur anzutreffen iſt.

Doch man lache mich nicht aus ob der Vorliebe für alte Mütterchen. Man möge daraus nur abnehmen, daß die jungen Mädchen, die einſt ſolche Alte werden, ſehr reizend und lieblich ſind.

Wenn man ſich ein Mädchen denkt mit einem hübſchen, üppig vollen Wuchs, einem runden Geſichte, blühenden Wangen, küßlichen Lippen, weißen Zähnen, Feueraugen und glänzend ſchwarzen Haaren, ſo hat man das Bild einer ſchönen Münchnerinn. Blonde Haare und blaue Augen ſind ſelten. Die langaufgeſchoſſenen, kränklich-weißen, ſchmachtend verſchmachteten Schönen der Marſchländer werden gar nicht angetroffen und Liebhaber einer ſich ſelbſt peinigenden Sentimentalität finden hier ihre Rechnung nicht.

Eben ſo friſch das Mädchen ausſieht, eben ſo friſch iſt ihr Benehmen. Redet man ſie freundlich an, ſo antwortet ſie noch freundlicher — blickt man ihr offen in's Geſicht, ſo ſchlägt ſie die ſchönen Augen nicht nieder — ergreift man ihre Hand, ſie zieht ſie nicht zurück. Ziererei, Prüderie und wie die tollen Verzerrungen des weiblichen Gemüthes heißen mögen, kennen dieſe Mädchen nicht — aber die muthwillige Grazie der Koketterie iſt ihnen eigen, und dieſe geſtaltet die buntfarbigſten Nüancen des Umgangs.

Von den Männern iſt weniger zu ſagen. Sie leben ſo ziemlich auf gleichem Fuße, wie im übrigen Deutſchland. Setzt ſich der Rheinländer Nachmittags zum Schoppen; ſo ſetzt ſich der Bayer zum Bierkruge — es wird über „Krieg und Kriegsgeſchrei" geſprochen und geſchrien, und es iſt lächerlich, will man dem Rheinländer mehr Lebenspoeſie zutrauen, als dem Bayer. Ich habe noch keinen Weintrinker geſehen, der ſich, mit Weinlaub und Epheu bekränzt, ſeinen Rauſch getrunken hätte, und ſollte ich es dem Biertrinker übel nehmen, daß er ſeine Schläfe nicht mit Hopfen und Gerſtenähren ſchmückt? Nicht einmal das Rheinweinlied ſingen ſie am Rhein, indem ſie die Gottesgabe hinunterſchütten, ja — ſie kennen es nicht einmal, und jenes Lied wurde im poetiſchen Norden von einem armen Schlucker gedichtet, und von armen Teufeln nachgeſungen, für die eine Flaſche Rheinwein ein theuerer Spaß iſt, der drei Thaler Courant koſtet.

Nicht aus ſteifem Ceremoniell, wie an andern Orten, ſondern aus einem übergroßen Hange zur Ungebundenheit, ſind die Frauen von Gelagen und Vergnügungen der Männer ausgeſchloſſen. Die Männer kennen hier wenig die Galanterie. Sie haben z. B. die bequemſten Plätze im Parterre, und können unbarmherzig genug ſchwache, ſchöne Kinder drei Stunden lang ſtehen ſehen: ſie gefallen ſich ſehr im dicken Tabacksqualm und laſſen die ſüßeſten Weſen um ſich her vor Huſten erſticken, dabei aber huldigen ſie dennoch der Schönheit und verehren ſie auf eine Weiſe, die anderswo ſelten iſt. Stets iſt ein Mädchen die Göttin des Tages. Alles bewirbt ſich um ihre Gunſt und iſt glücklich in ihre Nähe zu kommen. Zeigt ſie ſich an öffentlichen Orten, ſo werden alle Männeraugen bewaffnet, um den

Waffen der Schönen zu begegnen. Man zieht ihr nach und wallfahrtet zu ihr auf erlaubten und unerlaubten Wegen. Ihr Reich währt ſo lange, bis eine neue Schönheit auftaucht, und nie iſt ihr Thron leer. Stets heißt es:

„la beauté est mort! vive la beauté!“

München muß immer ein ſchönſtes Mädchen haben, das von allen Leuten dafür anerkannt wird.

Die von der höchſten Staffel heruntergeſtiegenen fahren demungeachtet fort, noch einen kleinen Hof um ſich zu verſammeln, und ſelbſt der kunſtliebende Monarch hat bekanntlich eine kleine Gallerie ſolcher Münchener Schönheiten von ſeinem Hofmaler ausführen laſſen.

Kunst.

Wenn wir auch der Kunſt in dieſen leicht entworfenen Skizzen erwähnen, ſo geſchieht es nur, um auf ihr Verhältniß zu den Einwohnern und ihre Wirkung auf die Sitten im Allgemeinen hinzudeuten. Welche Liebe der König für ſie hegt, mit welcher Sorgfalt und Großmuth er ihr Schutz angedeihen läßt und ſie befördert, iſt bekannt genug in deutſchen Landen. Nicht nur ſind alle ſeine reichen Sammlungen ſtets auf die liberalſte Weiſe dem Publikum geöffnet, ſelbſt öffentliche Spaziergänge ſind mit Kunſtgegenſtänden geſchmückt und von Künſtlerhand ausgeführte Fresken, unſerm Nordwinde und Schneegeſtöber bloßgeſtellt. So beſitzt München einen Arcaden-Spaziergang, ringsum einen mit Bäumen beſetzten Platz, der mit lebhaften Frescogemälden geziert wohl in keiner deutſchen Stadt ſonſt angetroffen werden mag. Sogar die bürgerliche Baukunſt entlehnt geſchmackvolle Formen von den beſten Denkmalen und überall iſt das Beſtreben der Regierung ſichtbar, den Sinn dafür zu beleben und den Geſchmack zu veredeln.

Nach und nach wird man wohl ein Reſultat gewinnen. Das beſtändige Anſchauen von Gegenſtänden dieſer Art, der Umgang mit Künſtlern oder doch mindeſtens kunſttreibenden Menſchen, muß eine wohlthätige Wirkung hervorbringen. Für den Augenblick ſind die Bewohner noch nicht in Saft und Blut Kunſtmenſchen geworden. Das laute Reden darüber, das ſich Brüſten damit, der leere Wortkram, ohne ſich etwas dabei zu denken, das ſind ohnedieß Eigenſchaften, welche dem Süddeutſchen, und namentlich dem Bayer gänzlich abgehen.

Mit der Muſik verhält es ſich anders. Dieſe wurzelt ſchon länger in dieſem Boden. Der Katholizismus begünſtigt ſeit Jahrhunderten ihre Kultivirung; das nahe Gebirge läßt den Hang zum Naturgeſang nicht verſchwinden. Die Kehlen in dieſem Lande haben ſchon etwas von der glücklichern Organiſation ſüdlicher Kehlen. Deutſchland hat von hier ſeine bedeutendſten Sängerinnen erhalten, und nie fehlt es in München an recht ausgezeichneten, friſchen Stimmen.

Literatur.

Auch der Literatur muß im Vorbeigehen gedacht werden. Doch nicht von der Literatur im weiteſten Sinne ſoll hier die Rede ſeyn, ſondern von jenem Theile derſelben, der zur Mode gehörig, in den Leihbibliotheken und Journalzirkeln anderer Städte anzutreffen iſt, und gewöhnlich als Maaßſtab einer mehr oder minder allgemein verbreiteten Bildung angenommen werden kann.

In dieſem Punkte ſteht München bedeutend zurück, wenn man es z. B. mit Berlin, Dresden oder andern norddeutſchen Städten vergleicht. Hier wird im Ganzen wenig geleſen. Die einheimiſchen Tagblätter ſind ganz auf locales Intereſſe beſchränkt, und maßen ſich nicht an eine andere Unterhaltung verſchaffen zu wollen. Einige derſelben ſtimmen freilich einen Ton an, worüber feine Naſen gerümpft werden, doch kennen Alle ihr Publikum, für das ſie ſchreiben. Jean Paul ſagt irgendwo, wenn der Leſer ſich ſeinen Autor wählt, warum ſollte es dem Autor nicht freiſtehen, ſich ſeine Leſer zu wählen?

Ein Blättchen, das nur Novellen, Gedichtchen, Räthſel und Korrespondenz-Nachrichten aus andern Städten, größtentheils über fremde, unbekannte Schauſpieler und ihre Rollen brächte, würde hier nicht gedeihen.

Daher finden auch die Journalzirkel und ambulanten Leſegeſellſchaften hier nicht Statt, wie anderwärts.

Ich kann dieß den Münchnern nicht zum Vorwurf machen, denn ich ſtelle die Erfindung des ſeligen Doctors Spatzler in Leipzig, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts die erſte Zeitung mit Geſchichtchen u. dgl. unter dem Namen „für die elegante Welt“ gründete, gar nicht ſo hoch. Die Vervielfältigungen jener Erſindung endlich in den Händen recht vieler Leſer zu ſehen, vermag daher, nach meiner Meinung, auch nicht den Maaßſtab der wahren Bildung einer Volksmenge abzugeben.

Theater.

Ueber die Künſtler deſſelben hier zu ſprechen, ſey mir nur inſofern erlaubt, als daß ſie größtentheils ſeit vielen Jahren hier leben und mit der übrigen Einwohnerſchaft eng verzweigt und verbrüdert ſind. Ihre Leiſtungen gehören nicht hieher. Durch eine praktiſchere Leitung könnte die Bühne vielleicht auf Geſchmack und Bildung dieſer beweglichen, vergnügungsſüchtigen und ſchauluſtigen Menge am entſchiedenſten einwirken.

Volksfeſte.

In unſerm Vaterlande ſind eigentliche Volksfeſte ſelten. Die Zeit der Weinleſe, den ſogenannten „Herbſt“ am Rhein, kann man nicht wohl dazu zählen. Der Himmel läßt den Wein reif werden und das Volk trinkt ſich einen Rauſch — das iſt Alles. In Hamburg iſt das Waiſengrün, ſeiner Intention nach, ein ſchönes Feſt. Es gewährt einen eigenen Anblick, wenn die mit Kränzen geſchmückten Waiſenkinder durch die alte Stadt herumziehen, und überall, noch ehe der Zug ſich naht, die Einwohner ganzer Straßen vor den Thüren ſich ſehen laſſen, um die milde, oft ſehr bedeutende Gabe in die Büchſe zu werfen und nebenbei auch noch dieſem oder jenem Bübchen oder Mädchen, ein reichliches Geſchenk in die Hand zu drücken. Aber mit der Fröhlichkeit, mit der Volksfreude, iſt es dabei ſo gut wie gar nichts. Die armen, den ganzen Tag herumgehetzten Kinder werden, von Schweiß

München

und Staub bedeckt, in ein Zelt vor dem Thor geführt und von Seiten der Stadt bewirthet; wobei ſich's einige Bürger in den umliegenden Gärten auch wohl ſeyn laſſen.

Ob der Stralauer Fiſchzug in Berlin als eigentliches Volksfeſt hier zu nennen ſey, wage ich nicht zu entſcheiden.

In dem katholiſchen Deutſchlande hingegen ſind die kirchlichen Feſte und Umgänge, durch den ſie begleitenden äußerlichen Pomp, zu gleicher Zeit auch zu den Volksfeſten zu zählen, eben ſo bringt die kirchliche und religiöſe Jahresabtheilung ähnliche Feſte; wie z. B. der Karneval, als heiteres, der Frohnleichnam und die Charwoche, als ernſte und erhabene Volksfeſte gelten mögen.

Ein Feſt eigener Art wurde für München von einigen ſinnigen Männern begründet, als der jetztregierende König Ludwig, als Kronprinz ſeine Vermählung feierte. Der hohen Braut zu Ehren wurde es am erſten Sonntage im October, ungefähr um die Zeit Ihres Namenstages gehalten, und aus eben dieſen Grunden das Thereſia- oder October-Feſt geheißen.

Ungefähr zwanzig Jahre, die ſeit jener

Gründung verfloſſen ſind, haben dieſem ſchönen Feſte immer mehr Ausdehnung verſchafft, und ihm jetzt eine ſolche Sanction von allen Seiten angedeihen laſſen, daß es als ein wahres Nationalfeſt für Bayern betrachtet werden kann und mehr als Alles im Stande iſt, den wackern Sinn, den frohen Muth, die Anhänglichkeit an Fürſt und Land, und die charakteriſtiſchen Eigenheiten dieſes kräftigen deutſchen Volksſtammes in ein helles Licht zu ſetzen.

Dies iſt unſer Vorwurf. Wir wollen es verſuchen, eine getreue Schilderung davon zu entwerfen und wünſchen, daß dies die Veranlaſſung werden möge, in andern Provinzen des Vaterlandes ähnliche Volksfeſte zu begründen.

Der eigenthümliche Reiz, den es in dieſem Jahre durch die Anweſenheit einer griechiſchen Geſandtſchaft erhalten wird, welche ihrem jungen Könige Otto I. ihre Huldigung darbringt, ſoll unſerer Beſchreibung vielleicht auch noch in anderer Beziehung einige Bedeutung verleihen.

Scenerie und Vorfest.

Vor dem Sendlinger Thore, ſeitwärts von der Straße, die nach Italien führt, liegt eine weite Wieſe, von einer langen, mäßigen Hügelkette eingefaßt, die zum Theil in Teraſſen abgetheilt, der Menge einen willkommenen Stehpunkt zum Ueberblicken des Ganzen gewährt. Gegen Süden erheben ſich ganz nahe einige Kirchdörfer, mit weißen Häuſern und rothen Dächern, darüber hinaus eine ausgedehnte Strecke waldiger Höhen, die nun ſchon von herbſtlichen Tinten gefärbt werden, und über Alles dies ragen die Alpen empor, von dem maleriſchen Wendelſtein bis zur rieſigen Zugſpitz, dazwiſchen die Benedictenwand und das dunklere bayeriſche Vorgebirge, das, den eisgekrönten Fernern Tyrols den Blick in's Flachland recht nachbarlich zu vergönnen ſcheint. Die nebeligen Höhen links vom Wendelſtein gehören zu Salzburgs romantiſchem Bergbezirke und kundige Leute wiſſen, den Untersberg, wo die Mährchenwelt blüht, und den Watzmann, von dem die Schauerſage im Volke lebt, an hellen Tagen leicht herauszufinden. Von der andern Seite iſt es München, in erheblicher Ausdehnung, das ſich mit ſeinen Thürmen und den ſtattlichen Gebäuden ringsum, in deren Kellergeſchoßen die Bräuer ihren enormen Biervorrath aufbewahren, und wirthlich den Städtern Thür und Thor dazu öffnen, den Blicken zeigt.

Auf dieſer Wieſe ſieht man nun hohe blau und weiß gemalte Bäume, worauf die Nationalflagge weht, hin und wieder eingepflanzt, um den Rennkreis für die Roſſe und die eigentliche Scene des Feſtes von dem Uebrigen abzuſondern. Ein mit grünen Tannen abgeſteckter Raum, von kleinen Hütten und Zelten umgeben, iſt zum Schießplatz beſtimmt. Auf einer Eſtrade erhebt ſich in blau und weiß das königliche Gezelt: ihm gegenüber auf der Terraſſe ein geräumig angelegtes Orcheſter. In einiger Entfernung hinter dem Zelte ſind die Abtheilungen für die Landleute, welche mit den Ergebniſſen ihres Fleißes, ihrer Einſicht und Kenntniß ſich zu dem Feſte einfinden, um einen Preis aus der Hand ihres Monarchen zu em-

pfangen. Aufſchriften zeigen an, wo die Land-
leute ſich mit ihren verſchiedenen Zweigen der
Viehzucht, oder des Ackerbaues, hinzuſtellen
haben, um den Augenblick abzuwarten, wo die
Beſichtigung der Gegenſtände vor ſich gehen
ſoll. Unweit davon werden neue Erſindungen,
die auf die Verbeſſerung der Landwirthſchaft
hinzielen, in Hütten und Zelten ausgeſtellt.

Doch alle dieſe Vorrichtungen ſind vor dem
eigentlichen Feſte nur leer und todt und ziehen
daher noch nicht die Aufmerkſamkeit an. Mehr
edoch iſt es ein mit hölzernen Arcaden rings
ingeſchloſſener Raum, wohl ſo groß als ein
edeutender Marktplatz einer beträchtlichen Stadt,
umgeben von leicht gezimmerten Hütten, die
nit Tannenreiſern, Blumenkränzen und bunten
Schildern geſchmückt, mit unzähligen blau und
veißen Fähnchen bewimpelt, und größtentheils
lachen Dächern, die Altane bilden, verſehen,
ie Spaziergänger anlocken und mit Speis
nd Trank bewirthen.

Es macht einen eigenen Eindruck, dieſe Hüt-
en zu betrachten, von denen Einige mehrere
lbtheilungen haben, die gleich Zimmern tape-
iert ſind und jede Bequemlichkeit den Beſu-
ern darbieten; wie ſich aus den hinten ange-

bauten Küchen der Rauch erhebt, und einen traulich häuslichen Duft der darin bereiteten Speiſen weit umher verbreitet.

Ueberall giebt es Gäſte, und jeder Wirth ſucht es durch irgend eine Anzeige, die er an ſeine Hütte heftet, ſeinem Nachbar zuvorzuthun, um mehr Beſuch an ſich zu locken. Spiele aller Art fehlen auch nicht, und eine auffallende Menge von Männern und Weibern drängen ſich mit Rettichen und Nüſſen hinzu, die gern von den Leuten beim Bier genoſſen werden, und die ſelbſt Vornehmere nicht verſchmähen.

In der Mitte dieſes Marktes des Genuſſes und der Luſtigkeit erhebt ſich ein Orcheſter, wo von dem Muſikcorps des Bürgermilitärs an ſchönen Abenden geſpielt wird; demungeachtet erſchallt aber auch vor jeder Hütte Muſik, hier ein Ländler, dort ein Volkslied, Lützows wilde Jagd, und die Barcarole aus der Stummen, in der Reſtauration von Tamboſi eine Symphonie, aus der gegenüberliegenden zum „Könige von Griechenland“ ein Straußiſcher Walzer.

Dieſes Gewirre von Tönen, das in einem geſchloſſenen Raume unerträglich wäre, trägt hier jedoch zur Fröhlichkeit bei, und man fühlt ſich durch Alles dies doch wenigſtens mit fortbewegt, wenn gleich nicht mit fortgeriſſen.

Tauſende ſpazieren auf und ab, während andere Tauſende ſitzend eſſen und trinken.

Equipagen und Fiaker halten ringsumher.

Ausgelaſſenheit wird nicht bemerkt, aber die Menſchen laſſen ſich's wohl ſeyn und gut ſchmecken. Erfreulich iſt es, daß die arbeitende, ärmere Klaſſe der Geſellſchaft, die anderwärts nur von außen ſteht und neidiſch und begehrlich zuſieht, hier mitgenießen kann.

Denn die Genüſſe ſind gar zu billig. Eine halbe Bier und eine Nudel, einen Retuch oder eine Wurſt, das kann leicht ein Jeder erſchwingen. Und die guten armen Leute ſind an dieſe Art des Genuſſes gewöhnt. Ja — ſie prätendiren ihn förmlich. Denn nirgends giebt es wohl wie hier, Orte, wo der Taglöhner jeden Abend in Geſellſchaft geht, manchmal mit Frau und Kind, und wenn er auch nur Brod und Bier hat, dies unter Hunderten ſeines Gleichen verzehren kann, in hellerleuchteten, freundlichen Localitäten, ſo gut wie der höhere Beamte, und jeder andere durch Stellung und Bildung Bevorrechtete in den zahlreichen Caffeehäuſern und geſelligen Vereinen.

Fängt es nun an dunkel zu werden, und ſtreicht der trockene, wenn gleich kühle Gebirgswind, über die hochgelegene Wieſe, aus der ſich nur ſpärlicher Nebel hebt, ſo ſteigen Raketen und Schwärmer in den blauen Abendhimmel, die Muſik verſtummt nach und nach, aber die Menſchen werden lauter, und der Mond vom wolkenloſen Himmel herab, die Gebirgskette vom Dufte nun umzogen, die Wälder, die nun nächtlich daliegen, die tauſend Lichterchen, die in der Stadt angezündet werden und die hie und da, auch in den fern liegenden Dörfern auftauchen — geben der Scene neue Reize, und der Norddeutſche wandelt heiter durch das Gewühl, und vermeint, er ſey viele Grade tiefer nach dem Süden hinabgerutſcht, als es in der That geſchehen iſt.

Aufſchub.

Eine ganze Woche der heiterſten Luſt und des ſchönſten Wetters war bereits verſtrichen und die Wieſe wimmelte von Gäſten. Man ſah dem eigentlichen Hauptfeſte, das am Sonntage den 7. October abgehalten werden ſollte, erwartungsvoll entgegen. Von allen Seiten ſtrömten ſchon die Landbewohner der Hauptſtadt zu, um die Erzeugniſſe ihrer Provinz beim Feſte auszuſtellen. Die Ställe füllten ſich mit herrlichen Rindern und Pferden, welche durch Maſt und Zucht zu einem ſeltenen Grade der Vortrefflichkeit gediehen waren, ihren Beſitzern die höchſten landwirthſchaftlichen Preiſe verheißend, und das eigenthümliche Leben, welches dieſe Gäſte in gewiſſen Bezirken verbreiteten, fing ſich auch ſchon an bemerkbar zu machen. In den Gaſthöfen war Alles beſetzt, und man begegnete auf den Promenaden Leuten, die in Betragen und Tracht leicht das Fremdartige errathen ließen.

Dabei regte ſich noch andere Erwartung, die feſtliche Stimmung der Bayern erhöhend, und die Menge mit einer Ausſicht auf ungewöhnliche Feſtlichkeiten erfreuend, die zugleich eine höhere politiſche Beziehung hatten, und eine hiſtoriſche Bedeutſamkeit gewinnen ſollten.

Es war die Nachricht verbreitet worden, daß der zweitgeborne Prinz des Regentenhauſes, zur Krone von Griechenland berufen worden war, und bald gewann dieſe Nachricht ein offizielles Gewicht, und man ſprach davon, daß ein Herold den jungen Prinzen, unter dem Namen Otto I., zum Könige von Griechenland proclamiren würde.

Zugleich erfuhr man die Ankunft einer griechiſchen Geſandtſchaft zu Trieſt, von wo ſie nach Beendigung der Quarantaine ſich nach München begeben würde, um die Huldigung ihrer Nation dem jungen Könige auszudrücken.

Miaulis, Bozzaris, Coliopulas, nannte man als Mitglieder dieſer Geſandtſchaft; Namen, die in der neueſten Geſchichte ihres Vaterlandes ſich den höchſten Ruhm erworben hatten. Ohne irgend eine andere Stimmung bei dieſer merkwürdigen Gelegenheit angeregt zu fühlen, nahm ſchon, dieſe Männer von Angeſicht zu ſehen, eine ungemeine Theilnahme in Anſpruch. —

Ein Sproß jener Wittelsbacher, deren Stammſchloß ſich in den nächſten Tagen aus Schutt und Ruin wieder erheben ſoll, wird erkoren, die verſunkenen Tempel Griechenlands mit dem Glanz längſt vergangener Jahrhunderte zu ſchmücken. Die klaſſiſche Zeit, die romantiſche — Alterthum und Mittelalter — ſind vorübergeſchwunden; Burgen in Trümmern, zerfallene Tempel, mögen als würdige Denkmale wieder ergänzt werden, und ſich leuchtend und groß von den Bergen neu emporheben oder aus dem Dunkel der Olivenhaine hervorſtralen — die Zeit rauſcht raſtlos vorüber, keine Macht beſchwört ſie wieder herauf! und die alte Hellas, vom langen Drucke befreit, muß nun, ſich der neuen Geſittung anzuſchließen ſtreben, und holt ſich von den Barbaren einen König, der ihr mildere Sitten bringt, und waltende und ſchlichtende Geſetze, und die langentbehrten heitern Künſte, und den Glanz der königlichen Macht. Ihre greiſen Helden ſendet die neuerſtandene jugendliche Nation in die deutſchen Wälder, um — gleichwie eine Braut

— das Jawort des jungfräulichen Königs — für ſie zu empfangen.

Es war ein natürlicher Wunſch, die griechiſchen Geſandten beim Volksfeſte erſcheinen zu ſehen. Theils um ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, ein unter milden Verfaſſungen lebendes Volk auf einem Glanzpunkte ſeiner Exiſtenz beobachten zu können, theils dieſer frohbewegten Volksmenge den Anblick der gefeierten Gäſte zu gönnen. Durch die Erkrankung des Admirals Miaulis, wurde jedoch ihre Ankunft zur beſtimmten Zeit unmöglich gemacht, und auf Anordnung des Königs die Feier um acht Tage hinausgeſchoben. Dieſe Maaßregel erregte nur Steigerung des Vergnügens und der Erwartung. Denn ſie verlängerte die frohe Zeit um eine volle Woche und da der zum eigentlichen Feſte beſtimmt geweſene Sonntag Regen brachte, ſo war die Zufriedenheit allgemein.

Mittlerweile traf der königliche Hof von den Sommerreſidenzen Brückenau und Aſchaffenburg in die Hauptſtadt ein und bezog das gewöhnliche Winterreſidenzgebäude. Der junge König von Griechenland erhielt ein, ſeinem neuen Range angemeſſenes Appartement, in dem Flügel des Schloſſes nach dem Hofgarten, eine Hartſchierwache und alle dem Könige gebührende Ehren.

Man ſah in den Straßen bayeriſche Landeskinder in der Uniform der neuen griechiſchen Garde, mit der griechiſchen Schärpe umgürtet, die zufällig gleich der bayeriſchen aus blau und weiß beſteht.

Die kurfähigen Kavaliere und die geſammte Diplomatie fuhren zur Aufwartung bei Otto I. in ſteifer Galla und ziemlich fremdartigem Gepränge.

Das Hotel der Grafen Preyſing, dem königlichen Schloſſe gegenüber, wurde für die Regierungsmitglieder des Königreichs Griechenland eingeräumt; und eben ſo war dort Alles zum Empfange der Geſandten vorbereitet. Neugierige umſtanden zu allen Tageszeiten das alte, graue Hotel, deſſen Pforten und Thore man nun wieder einmal nach langer Zeit geöffnet ſah und vor welchen zwei Poſten hin- und hergingen.

Durch dieſen Aufſchub war nun aber ein Tag, der ſonſt in die Octave des Feſtes gefallen wäre, in der Vorfeier deſſelben erſchienen — ein Tag der Erinnerung, der Erhebung und der Trauer zugleich.

Im Jahre 1825 war es, als in der Nacht nach ſeinem Namenstage Maximilian Joſeph die ſchönen Augen auf ewig ſchloß, die ſtets in milder Majeſtät und mit väterlicher Sorge auf ſeine Bayern geblickt hatten. Dieſer Tag kehrte jetzt wieder und der Morgen deſſelben beſchien zum erſten Male Griechenlands Krone auf dem Haupte ſeines Enkels, und die Krone auf ſeinem Sarkophage unter der prächtigen Kuppel der Hofkirche zum heiligen Cajetan.

Nachmittags ſtrahlten unzählige Lichter durch die geöffneten Thore der Kirche. Umgeben von Hartſchieren in ihrer alterthümlichen Tracht, und den Pagen in Galla, Kerzen tragend, geſchmückt mit den Orden des Königreichs und den andern Inſignien der Herrſcherwürde, unter einem Trauerbaldachin, erhob ſich der Sarkophag, unfern des Hochaltars, wo die Vigilien gehalten wurden. Ueberall auf ſchwarzen Drapperien ſah man das bayeriſche Wappen angebracht. Am darauf folgenden Morgen wurde eine Todtenmeſſe gefeiert. Auch dieſes Feſt ernſter Art lockte die Maſſe an, auch dieſer lugubre Glanz befriedigte die Neugier der Herbeigeſtrömten.

Doch ſeitwärts in den Kapellen knieten alte vom Schmerz berührte Geſichter, die aus tiefergriffenem Herzen Gebete für das Seelenheil des vortrefflichen Mannes zum Himmel ſteigen ließen, der auf dem Throne ein der Menſchenliebe ganz gewidmetes Leben, noch im 70ſten Jahre zu früh für die Leidenden beſchloß.

Beginn
des
Landwirthſchaftfeſtes.

Die aus allen Theilen des Königreichs zuſammengeſtrömten Landleute durchziehen am Sonnabende, der dem Sonntage des eigentlichen Feſtes unmittelbar vorhergeht, in ihren Feſttagskleidern die Stadt, und vermehren das Gewühl, welches alle Straßen und Plätze erfüllt, um ein Beträchtliches.

Alles was München Sehenswürdiges enthält, iſt geöffnet, und zu dem Elfenbeinkabinet, den phyſikaliſchen Sammlungen, dem naturhiſtoriſchen Muſeum und den braſilianiſchen Curioſitäten ſieht man lange Züge Neugieriger durch die weitoffenen Pforten ein und ausgehen. Vor Allen ſind es aber die Herrlichkeiten des königlichen Marſtalls, die Sattelkammer mit ihren Schätzen, und die Remiſen der Hof- und Staatswagen, welche die

Aufmerkſamkeit der ländlichen Gäſte in Anſpruch nehmen. In dieſen Räumen wird das Gedränge ſo, daß man nur mit Mühe hindurchzukommen vermag. Was ſind aber auch die kunſtvollſten Kabinetsſtücke von Elfenbein gegen einen Wagen von Spiegelglas, wo ein goldner Engel den Bock trägt, und Drachenköpfe und Blumengewinde ſich in Pracht und Herrlichkeit überbieten und wobei das wirklich Wunderbare iſt, daß ſelbſt acht ſtarke Pferde im Stande waren, den Koloß fortzubewegen; ſo ungeheuer nimmt er ſich aus. Mehr noch als die Wagen ſind es die Schlitten, die bewundert werden müſſen. Hier reitet ein, das Poſthorn blaſender Engel, auf einem Delphin, dort ſitzt eine ganz natürliche Nymphe, mit roſafarbenem Leib, und ſchwarzen Haaren auf einer Muſchel, weiterhin erblickt man einen Drachen ganz in Gold, in deſſen rothſammtenem Bauche einſt die mächtigſten und huldreichſten Damen ſich über die glatte Schneedecke hinziehen ließen.

Dieſen baroken Geſchmack an Schlitten findet man in allen jenen Ländern, wo das Schlittenfahren zu den ſeltenen Vergnügen gehört, er verſchwindet im Norden, wo eine wahrhaft geſchmackvolle Eleganz ſich über Alles darauf Beziehende verbreitet.

Ein anderer Gegenſtand von hohem Intereſſe war dem Publikum dargeboten worden. Die Kunſtausſtellung, welche alle drei Jahre ſtatt findet. Nicht nur auswärtige und einheimiſche Künſtler hatten reichlich beigeſteuert, ſondern auch Kunſtfreunde und Sammler Bedeutendes geliefert, und ſelbſt König Ludwig die Anſchauung einiger herrlichen Stücke ſeines Kabinets dem Publikum vergönnt. In jeder Hinſicht ausgezeichnet, reich in allen Fächern der Kunſt, geſchmückt mit den prachtvollen Glasmalereien, die für Regensburg beſtimmt ſind, die vielverſprechenden Cartons noch auszuführender Werke enthaltend, verlangt dieſe Ausſtellung, ſelbſt in dieſen nur ſkizzenhaft entworfenen Schilderungen, einer gewiſſen Ausführlichkeit, und wir können ihrer darum hier nur im Vorbeigehen erwähnen. An dieſem Tage war es auch nur die Volksmenge, die uns anzog, ſo daß wir nur flüchtige Blicke auf die Kunſtwerke werfen konnten. Erfreulich war es zu ſehen, die ſchnurrbärtigen Gebirgsbewohner, in ihrer maleriſchen Tracht vor den großen Tyroler Schlachtgemälden ſtehen zu ſehen, oder vor ſchön gemalten Pferden, und die Mädchen vor großen religiöſen Schildereien, mit einer Andacht und einem Ausdruck von Bewunderung im Geſichte, der dieſe liebenswürdigen Naturmenſchen charakteriſirt.

Auf dem Platze vor der königlichen Reitſchule hatte das eigentliche Landwirthſchaftsfeſt indeß begonnen. Das Vieh, das zur Preisbewerbung herbeigeführt worden war, hatte man hier zuſammengetrieben, und Alles ging mit einer nicht genug zu lobenden Oeffentlichkeit zu. Hier war von keiner Deviſe, von keiner Chiffre, von keinem verſiegelten Zettel die Rede, wie bei literariſchen Preisbewerbungen; da ſtand der Bauer, daneben ſein Stück Vieh, und das Urtheil wurde geſprochen. Dennoch fehlte es nicht an den verſchiedenartigſten Bewerbungen. Hier war es eine Idylle in einem kleinen Pferche, Schaafe mit feiner Wolle; dort Ingredienzien zu einem Schlachtgemälde, bäumende und ſchlagende Hengste; weiterhin ein häusliches Stillleben: glatte, breitgeſtirnte Rinder und Kühe; als freche Satyre, die weithin einen eckelerregenden Duft verbreitenden, ſpringenden Böcke; und zuletzt als ergreifende Familienſcene, eine Sau mit ihrem Wurfe, vierzehn an der Zahl, die im aufgewühlten Erdreiche einer behaglichen Ruhe genoſſen.

Die guten Landleute wußten ſich was Rechtes damit, ihr Vieh ſo dick gemäſtet zu haben, und jeder that ſich auf ein eigenthümliches Geheimniß dabei viel zu Gute. Und in der That, ich muß bekennen, ſolche Schmeerbäuche als dieſe, und in ſo reſpectabler Anzahl, noch nie im Leben angetroffen zu haben. Ueberall drängte ſich die Menge hinzu, es war ein allgemeiner Feiertag, wo Alles auf den Straßen herumlief, um es eben ſo wie die Andern zu machen, und nicht zurückzubleiben.

Kanonenſchüſſe, die von frühem Morgen, während des ganzen Tages, in abgemeſſenen Pauſen, ſich vernehmen ließen, deuteten inzwiſchen auf eine ernſtere Feier. Man ſah Gallawagen durch die Straßen rollen und Militär, wie zur Parade, aufziehen. Die St. Michaelskirche war weit geöffnet und Wache an den Thüren mußte dem übermäßigen Andrange Schranken ſetzen. Hier wurde das Todtenamt für die gefallenen Max-Joſephs Ritter begangen. Eine ſolche militäriſch kirchliche Feier, iſt ſtets ganz geeignet, dem Haufen zu imponiren, um wie viel mehr hier, wo eine ſo gemiſchte Volksmenge daran Theil nehmen durfte, die ſchwerlich die eigentliche Bedeutung des ſchönen Trauerfeſtes ganz zu faſſen im Stande war.

Die Diplomatie war in dieſen Tagen beſonders bedauernswerth. Das große Coſtüm mußte angelegt werden und der Galla ward kein Ende. Da dieſe Feſte nun von ganz ſpeziellem Intereſſe für das Land waren, und weiter keine politiſche Beziehung hatten, ſo ſah man dieſe zum Theil bei andern Gelegenheiten nicht unintereſſanten Geſichtsbildungen, hier ziemlich nüchtern und theilnahmlos dareinſchauen. Der politiſche Act des feſtlichen Dramas war nämlich noch nicht angegangen. Die hauptſächlichſten Perſonen fehlten noch.

Beunruhigende Gerüchte hatten ſich im Publikum verbreitet, die griechiſche Geſandtſchaft werde erſt nach dem Feſte in München erſcheinen.

Der König hatte einen ſeiner Adjutanten den ſo ſehnlichſt erwarteten Gäſten bis an die Gränze entgegengeſandt.

Endlich Abends ward die Menge, welche das Hotel der griechiſchen Regentſchaft umſtand, mit einer offiziellen Kunde erfreut. So eben war die Nachricht angelangt, daß die

Geſandten auf dem Wege zur Hauptſtadt ſeyen, und ein königlicher Fourier hatte ſich bereits in das Hotel verfügt, um die Tafel auf ſieben Uhr Abends anzuordnen.

Man athmete freier, denn wie viele Fremde hatten ſich eingefunden, die griechiſchen Helden Miaulis und Bozzaris zu ſehen, die troſtlos zu ihrem heimiſchen Heerde zurückgekehrt wären. Nun hatte man doch die Gewißheit, man werde ſie ſehen. Aber als man den Blick zum Himmel kehrte, befielen neue Sorgen die armen Schau- und Feſtluſtigen.

Der ungeſtüme Wind, der bei übrigens heiterm Himmel, den ganzen Tag währte, hatte ſich nun gelegt, aber wie es vorauszuſehen war, fing jetzt ein leichter Regen an zu fallen, der für morgen anhaltend zu werden drohete. Kein Stern war ſichtbar; der Abend unfreundlich; tiefe Finſterniß ringsum; dennoch blieben die Gruppen frierend und plaudernd beiſammen, und ſchaueten nach den erhellten Fenſtern des Geſandtſchaftshotels hinan.

Da ſprengte plötzlich ein Reiter auf keuchendem Roſſe einher. Es war der Poſtmeiſter der nächſten Station und nicht lange, ſo raſſelten die ſchweren Reiſewagen, von klatſchenden Poſtillonen im Sturme geführt, daher und wir konnten uns der beruhigenden Gewißheit überlaſſen, die hochgeſchätzten griechiſchen Gäſte in unſern Mauern zu beherbergen.

Das Feſt auf der Wieſe.

Am erſten Tag des Jahres ergreift der Kaiſer von China den Pflug und ziehet ſelbſt damit einige Furchen, um den Stand der Ackerleute hochzuehren und ihre große Nützlichkeit vor den Augen ſeines Volkes anzuerkennen; an einem Tage im Herbſte erſcheint der König von Bayern auf freiem Felde, um — als Fürſt eines größtentheils Ackerbau treibenden Volkes — vor den Augen ſeiner Unterthanen eine ähnliche Handlung auszuüben, das ſtille Verdienſt zu belohnen, Beſtrebungen zu ermuntern, nützliche Thätigkeit zu beleben und dem redlichen Fleiße eine laute, glänzende Anerkennung zu verſchaffen.

Dieſe heiter-feſtliche Handlung, welcher es an imponirendem Glanze keineswegs fehlt, iſt es eben, die dem ganzen Cyklus von Luſt und Frohſinn den Charakter eines großen Volksfeſtes verleiht, das im übrigen Vaterlande wohl nirgends anzutreffen ſeyn dürfte.

Trotz eines ungünſtigen Wetters füllte ſich die weite Thereſiawieſe mit einer ungeheuern Volksmenge. Kundige Leute haben ihre Zahl auf 80,000 angeſchlagen. Die Teraſſen, welche die Wieſe im Südweſten einſchließen, waren überſäet, und in den Hütten und bei den ausgeſtellten Sehenswürdigkeiten wogte der Haufe, der durch lange Züge aus der Stadt, die ſich von verſchiedenen Seiten der Wieſe näherten, noch vergrößert wurde.

Die Sonne brach ſich Bahn durch die dicken Gewölke, ein blaues Feld nach dem andern wurde am Himmel ſichtbar, und die verſammelten Bayern richteten nicht ohne patriotiſche Anwandelung ihre Blicke auf dieſe, günſtiges Wetter verheißende, Farbe.

Man beſah nächſt den herrlichen Thieren, welche Preiſe erhalten ſollten, auch die Erzeugniſſe inländiſcher Induſtrie. Vor allen erregte ie ſelbſtgezogene Seide die aufmerkſamſte Theilnahme, weil aus dieſem Zweige mit der Zeit großer Nutzen dem Lande erwachſen kann. Ferner fehlte es nicht an neuen Erfindungen um Bequemlichkeit zu befördern, und zum erprießlichen Nutzen für den Haushalt im weiern und engern Sinne. Auch Gärtner waren erſchienen mit Rieſenpflanzen und andern botaniſchen Seltenheiten, geeignet den Kenner angenehm zu beſchäftigen und ſehr beziehungsreich für Wirthlichkeit und Gartenbau.

Das klingende Spiel, der vor dem Zelte des Königs Spalier machenden Bürgergarde, welches nun vernehmbar wurde, zog plötzlich die Menge nach einer andern Seite.

Jeder eilte ſich einen feſten Platz zu erringen, von wo er gemächlich die nahenden Herrlichkeiten überſchauen konnte. Rings um das Königszelt, das nach allen Seiten offen war, war eine weite Tribüne errichtet, zur Aufnahme einiger hundert Perſonen. Dieſelben Stufen, die in das Zelt führten, geleiteten auch zu ihr, und obgleich von zwei Gendarmen bewacht, die auf Ordnung zu ſehen angewieſen waren, konnte ein Jeder frei hinanſteigen, um der Perſon des Monarchen ſo nahe als möglich zu ſeyn.

Plötzlich erſcholl der Ruf: „die Griechen! die Griechen!“ Die Köpfe aller der Tauſende flogen mit einem Male, wie auf's Kommando, nach der Einfahrt zur Wieſe; die Wachen präſentirten, ein königlicher Vorreiter ſprengte an, ein Sechsgeſpann flog nach, und aus dem zurückgeſchlagenen Wagen ſtiegen drei Männer in griechiſcher Kleidung, von ganz verſchiedenartigem Aeußern, und begaben ſich auf die, dem Königszelte gegenüber erbaute offene Tribune, hinter welcher das große Orcheſter, worauf alle Muſikchöre der Garniſon verſammelt waren, amphitheatraliſch ſich erhob. Nun kamen noch einige Wagen, worin man das griechiſche Geſandtſchaftsperſonal und die Dragomans erblickte, die ſich nach der linken Seite der Tribune verfügten, während die Geſandten rechts ihre Plätze eingenommen hatten.

In der Mitte ſtand die intereſſanteſte Perſon, der kühne, ſchlaue, greiſe Miaulis, jener verwegene Admiral, den die Gewäſſer alle kennen, welche die griechiſchen Inſeln und die türkiſche Küſte anſpülen; der ſeit Jahren mit dem alten, wilden Elemente vertraut, ſich ſelbſt deſſen Charakter aneignete, ſeinen Felſen Trotz, ſeinen Wellen Muth, ſeinen Stürmen Liſt entgegenſetzte, und ſo ſtets auf gutem Fuße mit den tückiſchen Gewäſſern blieb, die nicht wie der offene, weite Ocean großartig zürnen, ſondern hinterliſtige Riſſe bereit haben, ſorglos Schiffende zu zerſchellen. Dieſer Mann war es, der mit der zerſtörenden Feuermacht verbunden, den ſchäumenden Brandungskeſſel durchſchlich und die nächtlichen Wogen in ein brennendes Meer verwandelte.

In ganz unſcheinbare Tracht, faſt nach europäiſcher Weiſe war er gekleidet; weite dunkelfarbige Pantalons, eine eben ſolche Jacke auf Huſarenmanier mit ſchwarzen Schnüren beſetzt, ein rother Gürtel, worin Waffen ſteckten, und eine ziemlich hohe rothe Mütze mit dunkelm Seidenbüſchel verſehen. Das Geſicht war voll, bleich, eine hohe Stirne, von den Haaren war nichts zu ſehen, ein dünner, weißgrauer Schnurrbart, Treuherzigkeit um den Mund, Klugheit, in den etwas nach den Winkeln zuſammengekniffenen Augen. Seine Geſtalt unterſetzt und voll.

Ihm zur Rechten befand ſich Bozzaris, im nationellen, weißen Untergewande und reich gekleidet. Er hatte einen hellgrünen, kurzen Pelz übergeworfen und ſah alt, bleich und grämlich aus.

Der Miaulis zur Linken ſtehende Coliopulos war im reichſten griechiſchen Coſtüme von rothem Sammt mit Gold, in funkelnden Waffen und ſchien der jugendlichſte von den dreien.

Ein voller ſchwarzer Schnurrbart ſtand ſeinem Geſichte ſehr wohl an.

Kaum hatten die Gäſte ihre Plätze eingenommen, als ein ſchwarzes Gewölke, das lange ſchon von Nordweſt herübergedroht hatte, dergeſtalt ſich zu entladen begann, daß im Augenblicke Tauſende von Regenſchirmen längs der Teraſſe aufgeſpannt waren, welches einen ſo drolligen Anblick gewährte, daß darüber ein weithinſchallendes Gelächter ausbrach.

Nicht lange jedoch, ſo war die Luft reiner als früher, die Wolke zog dem Gebirge zu, freundlicher Sonnenſchein ſtrahlte auf die frohe Verſammlung, und die Regenſchirme wurden eingezogen.

Da donnerten Kanonen auf den Sendlinger Höhen und verkündeten die Abfahrt des Hofes aus der Reſidenz. Eine lange Wagenreihe rollte nun langſam vor die Stufen, die zum Königszelte führten. Der Hofſtaat im Koſtüme, und die Geſandten mit ihren Damen ſtiegen aus. Die vornehmen Leute mußten gewaltig in ihren Escarpins, den galonnirten Fracks und den bloßen Köpfen frieren, während arme

Teufel, die von Niemand bemerkt den Erdball nach allen Richtungen bekriechen dürfen, ſich frei und unabhängig in den wärmenden Flaus hüllten, den groben Filz tiefer in die Augen drückten, und dabei eine recht ordinaire Freude empfinden konnten.

Jetzt hörte man auf der gut-altbayeriſchen Wieſe freilich ſüdlichere Idiome, als die der Gränz-Alpenkette, aber die Sprechenden konnten ſich dennoch nicht damit erwärmen.

Im offenen Wagen erſchien nunmehr König Ludwig an der Seite des jugendlichen Königs von Griechenland. Die Könige erhoben ſich und grüßten, noch im Wagen, die griechiſchen Geſandten, die, dem Zeremoniel zufolge, nicht im königlichen Zelte verweilen konnten, da die Antrittsaudienz noch nicht ertheilt worden war.

Ein zweiter Wagen brachte die Königin Thereſe, Königin des Landes und des Feſtes, und Königin in den Herzen ihrer Bayern, deren Jubel ſich in ununterbrochenem, donnerähnlichem Vivatrufen zu erkennen gab. Der Kronprinz und Prinz Carl, Bruder des Königs, befanden ſich in dem Wagen der Königin.

Von nun an ließ ſich Muſik in abwechſelnden Inſtrumental- und Vocalſätzen hören. Eine im Zelte befindliche Blumenausſtellung, die ihm zugleich zur heitern Zierde gereichte, wurde in Augenſchein genommen, während man ein Frühſtück ſervirte. Unter einem Vordache wurde ein rothbedeckter Tiſch geſtellt, worauf von den Abgeordneten der Stadt die verſchiedenen Preiſe ausgelegt worden waren; die gleich Trophäen um das Zelt her aufgeſteckten Preisfahnen, wurden zuſammengeſtellt, und trotz einer abermals heraufziehenden, bedrohlichen Wolke, ſollte die Vertheilung ihren Anfang nehmen.

Man machte Platz, um das in Reihen aufgeſtellte Landvolk nach und nach vorbeiziehen zu laſſen, das die Belohnung ſeines Fleißes aus der Hand des Königs empfangen ſollte. Es gewährte einen höchſt erfreulichen Anblick, dieſen langen Zug kräftiger Menſchen zu ſehen, in ihrer maleriſchen Tracht. Den reichen phlegmatiſchen Bauer der fetten Ebene, den kernigen, muthig dreinſchauenden Oberländer, in der knappen Tracht, den bloßen Knien und den reichlich mit bunten Farben ausgenäheten Kleidungsſtücken.

Sie führten ihre muthigen, ſtattlichen Thiere, die ſie durch unmerkliche Kunſtgriffe zu Sprüngen und andern muthvollen Aeußerungen der Kraft zu reizen wußten, um ſie im ſchönſten Lichte zu zeigen und mit Sicherheit wieder vor den Augen des Monarchen zur Ruhe zu bringen. Laut wurden die Namen verleſen, laut der zuerkannte Preis ausgerufen, dann ertheilt, und der Belohnte zog beglückt durch die gaffende Menge. Das Schauſpiel war gewiß zu den intereſſanten zu zählen; denn ſelbſt die Damen ſcheueten ſich nicht, aus dem Zelte auf die Tribune zu gehen, wo ein, vom frühern Regen ganz durchweichter Teppich lag und wo ſie bei ihren dünnen Sohlen allerdings naſſe Füße wagten.

Jedoch abermals mußten die Schirme aufgeſpannt werden, der Regen nahm zu, und der König befahl, mit der Preiſevertheilung einzuhalten und zu dem Schluſſe der Feſtlichkeiten an dieſem Tage, dem Pferderennen zu ſchreiten. In der That hatte eine ſolche Kälte ſich fühlbar gemacht, daß der längere Aufenthalt im Freien für Damen faſt ganz unerträglich wurde.

„Ah, j'en ai assez pour cette fois!“ hörte man zitternd vor Kälte von ſchönen Lippen und eilig wurde unter das ſchirmende Zeltdach gehuſcht. Dieß verbitterte mir einigermaßen die Freude, die Damen in ihrer luſtigen Tracht ſo leiden zu ſehen.

Die Rennrichter zu Roß, mit den Nationalſchärpen behängt, ſprengten nun vor, hinter ihnen Knaben größtentheils in weiß und blau, die Preisfahnen tragend, woran die blanken bayeriſchen Thaler, gar luſtig, vom Winde bewegt, klapperten. Die erſten Preiſe hingen an prächtig geſtickten Fahnen, worauf die Chiffren des regierenden Königs, der regierenden Königin, des geliebten Max Joſeph, und des Königs von Griechenland, bemerkt wurden. Letztere trug ein Knabe in griechiſchem Coſtüm.

Die Rennpferde, die rothen und blauen Jokei's darauf, umritten zuerſt langſam die Bahn, die ſie dann dreimal zu umfliegen hatten. Dies Schauſpiel ſchien die griechiſchen Gäſte am meiſten zu intereſſiren. Nach deſſen Beendigung entfernte ſich der Hof und ſämmtliche Geſandtſchaften, indeß die Stadtbehörden die Preiſevertheilung fortſetzten. Das ſchlechte

Wetter hatte den höchſten Grad erreicht und klärte ſich erſt am ſpäten Abende wieder auf.

Die Hütten der Wirthe füllten ſich mit halberſtarrten Menſchen, die auf alle Weiſe ſich zu erquicken und zu erwärmen ſuchten, Andere eilten der Stadt zu, um in dem erleuchteten Theater den Hof in Galla erſcheinen zu ſehen.

Sancta Thereſia.

Der Thurmwart von Sanct Peter erweckte mich mit ſeinen Geſellen nach altherkömmlicher Weiſe. Er ließ ein „Heil dir im Siegerkranz“ von Poſaunen in den grauen Herbſtmorgen hinaustönen.

Eine Stunde darauf, als es ſchon hell geworden war, rauſchte die impoſante Tages-Reveille von allen Trommelſchlägern und Muſikchören der Garniſon durch die Straßen der Stadt, zu gleicher Zeit ließ ſich Kanonendonner hören, um den Tag der Königin feierlich zu begrüßen. In den Straßen war es, obgleich noch ſo frühzeitig, lebendiger als je am Tage, und auf dem Platze, wo ich wohne, ſtanden Gruppen von Landleuten im bunteſten Gemiſche, die mit Tagesanbruch ſchon aufgeſtanden waren, um nicht zu viel von der koſtbaren Zeit in der Reſidenz zu verſchlafen. Hin und her ſah man auch ſchon Heimkehrende auf ihren ländlichen Fuhrwerken, mit den erworbenen Preisfahnen, flatternd in der Luft, di ſie mit ſtolzem Selbſtgefühl in das ſtille, einſame Dörfchen bringen, dort Nacheiferung erwecken, und ihre Trophäe für Kind und Enkel in hohen Ehren aufbewahren.

Mit jeder Stunde nahm das Gewühl zu und es war auf einigen Punkten ein ſolches Gedränge, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte.

Die Kirchen füllten ſich mit Betenden für das fernere Heil der Landesmutter, und den Hof, die Diplomaten und die griechiſche Geſandtſchaft, konnte man in Staatsequipagen nach der Hofkirche zum h. Michael fahren ſehen, um dem Te Deum beizuwohnen.

Ich ſtrich durch die neben der Kirche haltende Wagenburg, um die Wappenſchilder, die Livreen und ähnliche Dinge zu muſtern.

Die barocke Livree des engliſchen Miniſters, ſo ſeltſam und alterthümlich, von dem altfränkiſch dreieckig geſtülpten Hute des Kutſchers bis zu den dicken ſpaniſchen Röhren der Bedienten, die dieſe über dem Wagenkaſten halten, war ſogar ſchon von einem hieſigen Kavalier nachgeahmt worden. Die Equipage des Prinzen Carl, Bruders des Königs, zeichnete ſich vor allen durch Geſchmack und Pracht aus. Auffallend erſchien mir an einem Schlage der volle Roſenkranz im goldenen Schilde. Ich verſtehe zu wenig von der Heraldik, um mir dieß Problem löſen zu können, und bemerkte noch in der obern Ecke des Schildes ein Schwerdt im blauen Felde, darüber den Fürſtenhut. Welch ein Fürſtenhaus in Deutſchland prangt denn mit dieſem zart poetiſchen Symbol? dachte ich bei mir ſelbſt. Einem Sänger ziemte dieſes Wappen, einem ritterlichen Troubadour. Ein Freund löste meine Zweifel. Der greiſe Held, einer der Wenigen, der noch aus der kriegdurchſtürmten Zeit unſerer Jugend zur jetzigen der Diplomatie herüberkam, der Mann, der vor Kurzem noch eine aufgeregte Provinz durch die biedere Betheuerung bei ſeinen weißen Haaren beſchwichtigte, führt neben dem Schwerte den vollen Roſenkranz im Wappen.

Truppen zogen indeß mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen zur Parade und überall hörte man den Schall der dröhnenden Trommeln und das betäubende Gelärm der türkiſchen Muſik, die jedoch den nicht verwöhnten Ohren des Landvolkes recht ſehr zu ſchmeicheln ſchienen.

Auch die Schützen begaben ſich mit Muſik, gemalten Schildern, Fahnen und andern Inſignien zur Schießſtätte auf die Wieſe, wo die verſchiedenartigen Schießübungen ihren Anfang nahmen, welche die ganze Woche hindurch währen. In dieſem Zuge waren die geübten Gebirgsſchützen mit ihren furchtbar ſichern Geſchoßen zur Hand, vor Allem bemerkenswerth.

Die Hauptfeſtlichkeit dieſes Tages ſollte jedoch erſt um drei Uhr ihren Anfang nehmen: dies war die feierliche Auffahrt der griechiſchen Geſandtſchaft bei den Königen von Bayern und von Griechenland.

Eine Abtheilung Küraſſiere, Trompeter an der Spitze, eröffnete den Zug, dann folgte eine Reihe königlicher Gallawagen, prachtvolle Pferde, herrlich angeſchirrt; Kutſcher und Bediente in ſtrotzenden Livreen, Vorreiter, Lakaien zu den Seiten des Kutſchenſchlages mit bloßem Kopfe, dann wieder Küraſſiere. Die Wachen trommelten und ſenkten die Fahnen, eine unermeßliche Menſchenmenge drängte ſich hin und her, um den Zug recht zu ſehen, der ſich, durch einige Hauptſtraßen, nach der Reſidenz bewegte.

Miaulis war ganz in ſeiner einfachen, dunkeln Tracht, wie beim Feſte auf der Wieſe; die Andern waren glänzender gekleidet.

Nach der Audienz kehrten die Geſandten mit demſelben Gepränge in ihr Hotel zurück, um ſich hierauf auf kürzerem Wege zum königlichen Mittagsmahle zu begeben, wobei die Hofkapelle Symphonien aufführte, und Zuſchauer auf die Gallerien gelaſſen wurden.

Abends fand ein feſtlicher Zapfenſtreich bei Fackelſchein vor der Hauptwache ſtatt. Da ich mir vorgeſetzt habe, Alles was ſich als charakteriſtiſch bei dieſem Feſte auszeichnete, hier zu erwähnen, ſo muß ich auch des bayeriſchen National-Zapfenſtreichs gedenken, der ſtets bei feierlichen Gelegenheiten ausgeführt wird. Alljährlich in der Charwoche hört man ihn von einer ungeheuern Menge Piccoloflöten und gedämpften Trommeln und unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den er dann hervorbringt.

Eben ſo hört man ihn zur Zeit einer allgemeinen Landestrauer. Man ſagte mir, die urſprüngliche Compoſition ſoll noch aus den Zeiten Maximilian Emanuels herrühren. Beſonders rührend klingt das Minore.

Auf den Bayer wirken dieſe Töne ſo mächtig ein, wie die Alpenmelodien auf den Schweizer und ich war Zeuge, daß, als einſt in Paris ein Muſiker aus München in einer Soirée dieſe Melodie ſpielte, eine junge Frau, zum Erſtaunen Aller, in ein ſo heftiges Schluchzen ausbrach, das ſich Niemand erklären konnte, als ich, der ich die Melodie kannte und wußte daß die Weinende aus München gebürtig, ſchon lange Zeit von dort abweſend war.

Bei Freudenfeſten iſt ein munterer Mittelſatz eingeſchaltet, und die ſchmetternde Militärmuſik, ſo wie die laut wirbelnden Trommeln geben der urſprünglich trüben Melodie einen erhebenden, freudigen Charakter. Mit dieſen Klängen wurde der Tag beſchloſſen. Der Himmel zeigte Sterne, es wetterleuchtete und man ſah einem günſtigen Witterungswechſel für den Reſt der Woche mit froher Zuverſicht entgegen.

Kirchliche und häusliche Feier.

Sonntag der vierzehnte war zugleich der Tag der Kirchweihe in der Metropolitankirche zu U. L. F. Ein Feſt, das für ſich allein ſchon im Stande iſt, den größten Theil der Münchner Einwohnerſchaft in die fröhlichſte Aufregung zu ſetzen, und nun in dieſem Zuſammentreffen mit den allgemeinen Feierlichkeiten nicht minder beachtungswerth erſchien.

So wie Kanonenſchüſſe das weltliche, ſo verkündeten ſonore Glocken das kirchliche Feſt.

Das langverhaltene Beben des Tones in den Lüften, die Weihrauchdüfte, die ſich aus den offenen Kirchenthüren auf die Straße verbreiten, der Schall der geiſtlichen Muſik, die Blumen und Weihkeſſel vor den eingemauerten Grabſteinen längſt vermoderter Familienglieder, auf denen nicht ſelten das kurz bezeichnende: Guetthäter, prangt, das in ſeiner provinziellen, alterthümlichen Schreibart mehr den

Verſtorbenen ehrt, als hochtrabende Redensarten — die geputzten Leute mit ihren Roſenkränzen, dieſen Medentafeln der Frömmigkeit in der Hand — das Abnehmen der Kopfbedeckung von Vorübergehenden, Alles dieß giebt der Nähe von katholiſchen Kirchen eine herzerhebende Feierlichkeit.

Die uralte Kirche zu U. L. F., eine der größten Deutſchlands, in edeln Verhältniſſen, jedoch ſchmucklos, aus rohen Backſteinen erbaut, trägt den Charakter ernſter, ſtiller Größe. Eine volltönende Kirchenmuſik von Drobiſch, durchzog die hohen Räume, die von Andächtigen und Schauluſtigen überfüllt waren.

In den Häuſern der Bürger war man bei frohen Schmäuſen verſammelt, wobei ein eigenthümliches, ſehr beliebtes Backwerk, die ſogenannten Kirchweihnudeln, nicht fehlen durften, die unbedingt zu dem Geſchlechte der Wiener Krapfen und Berliner Pfannkuchen zu zählen ſind.

Es würde übrigens eine eigene Abhandlung erfordern, wollte man über „bayeriſche Nudelarten“ erſchöpfend ſprechen. Man muß geſtehen, daß das Wort: Nudel, die vielumfaſſendſte Benennung der ganzen küchlichen Terminologie in Bayern ausmacht.

Die heiterſten Familienfeſte brachen jedoch erſt mit dem Morgen des Thereſiatages an. In jedem Hauſe, wo eine Thereſia ſich befand, ſtanden Geſchenke bereit, die Freunde erſchienen mit Blumen und Glückwünſchen und dies iſt der Vorzug, den die katholiſchen Namenstage vor der Geburtstagsfeier der Proteſtanten voraus haben — daß jenen ein höherer Grad von Feierlichkeit anhängt, da vielen Menſchen zugleich derſelbe Tag ein frohes Feſt beſcheert.

So war es auch hier der Fall. Sancta Thereſia brachte Freude in die königlichen Hallen wie in die niedrigſte Hütte. Und während die Königin Thereſia, an der Seite ihres Gemahls, offene Tafel hielt, ſaßen in glänzenden Gemächern und in niedern Stübchen noch viele ihrer Namensſchweſtern, die ſich des Tages freueten, denn ſie führten den Namen wie die Königin, und darin hatte ſie die Religion gleich gemacht, und ihnen Allen gleichen Antheil an der Freude vergönnt.

Bälle. Theater.

Die vielen geſchloſſenen Geſellſchaften veranſtalteten glänzende Bälle, und das Theater war am Vorabend des Thereſiatages feſtlich beleuchtet.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die geſchloſſenen Geſellſchaften, wie ſie in München beſtehen, wohl in keiner Stadt von ſolchem Umfange, angetroffen werden. Dieſe Art von Unterhaltungen ſind gemeinhin die Behelfe kleiner und kleinſter Städtchen, die an Quellen arm, aus Furcht das Wenige, was ſie an Vergnügungsſüchtigen und an Vergnügungsſpenden beſitzen, könne ſich zerſplittern — geizig bemüht ſind, es in ein Centrum zu vereinigen, und es Allen zugänglich, Allen erſprießlich zu machen.

Will man nun hier gute Geſellſchaft, den Flor jugendlicher Schönheit und Eleganz finden, ſo muß man ſich von jenen Vereinen nicht ausſchließen.

Hier ſieht man Glanz und Geſchmack vereinigt, und ſelbſt der Verwöhnteſte in dieſer Hinſicht fühlt ſich befriedigt.

Sicher iſt es, daß Familienväter mit Segen an Kindern und ſpärlichem Einkommen, durch die geſchloſſenen Geſellſchaften für geringe Koſten den Vergnügungsbedarf für das ganze Jahr herbeizuſchaffen im Stande ſind.

Das Theater ſpielte bei den Feierlichkeiten eine ganz paſſive Rolle. Nichts Neues war mit beſonderer Beziehung vorbereitet worden, und ſomit kann man nur die Erſcheinung des Hofes in Galla, und die angezündeten Lichter zu den Feſtlichkeiten zählen.

Gemälde-Ausſtellung.

Der ſchönſte Sonnenſchein bei anhaltend kalter und klarer Luft, lud ganz beſonders zum Beſuch der Ausſtellung ein; und auch hierüber muß ich noch ein Wort nachtragen, da dieſer Genuß einen Theil des Feſtes ausmachte, und unentgeldlich geboten, von Fremden und Einheimiſchen aus allen Ständen ſich reichlich zugeeignet wurde.

Ich bin jetzt acht Tage lang durch dieſe Zimmer und Säle gewandert, von dem flüchtigen Betrachten aller Gemälde, um den Geſammtüberblick zu gewinnen, bin ich zu dem ſtillern Anſchauen der Einzelnheiten gelangt, habe bereits meine Lieblinge, vor denen ich Stunden lang ſtehen könnte, unbekümmert um die Menge, die ſich um mich ſtößt und drängt, vergeſſend Staub und Dunſt, die mir beim Eintreten unerträglich ſchienen. Und wahrlich nicht im Entfernteſten dachte ich anfänglich dabei, daß ich darüber ſchreiben ſollte, daß ein leeres Blatt in dieſen unbedeutenden Skizzen darauf harre, um mit einer Beſchreibung oder gar mit einem Urtheil über Kunſtgegenſtände angefüllt zu werden. Doch je weniger ich daran dachte, deſto ſchwieriger und gewagter erſcheint mir jetzt dieß Unternehmen.

Wie? ich ſollte ein Gemälde beſchreiben? Von einem Bilde ein Bild geben? Alſo mit Heß und Morgenſtern wetteifern, mit Heß und Morgenſtern, die den weichen Pinſel der Wahrheit und Natur führen, denen das Reich der Farben zu Gebote ſteht in ſeiner weiten Unendlichkeit, die die Wolke im Zuge, den Waſſerſpiegel, die Wieſenblume, Glieder voll Leben, Reiz und Beweglichkeit ſchaffen können, die mit einem weißen oder ſchwarzen Punkte, den ſie ihren Werken hinzuzufügen wiſſen, dem Gemüth des Beſchauers Alles zu empfinden geben, was ſie wollen, die herrlichen Zauberer!

Und ich, mit dem ſpröden Kiele, der ſich widerſtrebend und kritzelnd auf dem Papiere fortbewegt, der keine Farbe hat als die düſtere Nacht, und gezwungen iſt, einige arme Gedanken durch zackige Hieroglyphen auszudrücken ich ſollte von lebenvollen, herrlichen, reichen Schildereien, eine arme, todte, trübſelige Schilderung entwerfen, um deſto ärmer nur, je wortreicher ſie wäre?

Nur den Eindruck will ich daher wiederzugeben verſuchen, den einige Gemälde auf mich machten, nur über den Geiſt dieſer künſtleriſchen Schöpfungen will ich ſprechen, nur den Gedanken des Malers, wie er mir klar wurde, will ich hervorheben, und ſo für die Menge ſein Werk ergänzen. Dies ſey mir erlaubt, dies iſt das Recht des Wortes, das ich vor ihm voraus habe, und wodurch ich zu wirken vermag.

Wenn ich mir noch den freudigen Enthuſiasmus und die Andacht denke, womit ich in meiner Jugend, im nördlichſten Winkel des Vaterlandes, die ſchlechten Kopien großer Gemälde, die ich aus Mengs oder Anderer Werke über Kunſt, kannte, und die ſich nur ſpärlich dahin verirrten, betrachtete; wie ich mich ſelbſt abmühete, dieſe wieder zu kopiren und Tage lang vor der Staffelei ſtand, und ohne Muſter und Anleitung die Farben miſchte, und obgleich fruchtlos, dennoch Jahre lang daſſelbe wiederholte. Wie ich beim Betrachten des Abendhimmels, mir alle Poeſie der Jugend aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchte, und mir die proſaiſche Frage ſtellte: womit iſt er untermalt? womit das durchſichtige Goldgelb laſirt? und ſo immerfort die Natur zu ſtudiren ſuchte und dennoch ein Stümper blieb. Wie ich endlich aus Verzweiflung darüber, daß mir die nachahmende Schöpfungskraft mangelte und daß mein Himmel, der ſich über mir wölbte, nicht durchſichtig, meine Bäume, die mich umgaben, nicht grün, mein Meer nur grau war, Palete und Staffelei und Pinſel bei Seite warf, und Kunſtgeſchichte vornahm und Tag und Nacht ſtudirte und nun den Kunſthimmel aufſuchen, und nach Italien gehen wollte. Wie ich dann in Dresden die Gallerie beſuchte, wie mich ein Schauer durchrieſelte und ich auf der Schwelle verweilte um mich zu faſſen und mir erſt recht dicht das Glück vor's Gemüth zu führen, noch einige Minuten, und du ſtehſt vor Correggio's Nacht, vor Raphaels Madonna. Wie ich dann die Räume ſo ſicher durchſchritt und keines Wegweiſers bedurfte, denn ich wußte, wo Alles hing oder ſtand, ich hatte die ganze Gallerie im Kopfe, noch ehe ich ein Bild davon geſehen hatte.

Und als ich dann ſpäter in den Louvre eintrat und die hohe Marmorſtiege hinaufkam, und wie ein Sturm den Leſueurs und Rubens vorbeiſauſte und mir meine Italiäner hinter dem Goldgitter ſuchte, die Italiäner, welche das Licht von Oben bekamen, und eine Reihe Raphaels, ſeine trefflichſten Werke überſah und nun Alles von ihm kannte bis auf ſeine Fresken.

Dieſe Zeiten ſind jetzt freilich vorüber. Ich bin auf der Reiſe nach Italien länger unterwegs geblieben, als ich anfänglich dachte. Es iſt mittlerweile etwas Schnee aufs Haupt gefallen und im Herzen kühler geworden, und wenn ich nun nach Italien komme, ſo wird für den Taumelrauſch der Empfindungen, der den Genuß des Augenblicks zum ſeligſten macht, das reinere, beſonnene Entzücken mich durchglühen, das länger anhält, nnd wahrhaft beglückt.

Dieſe kleine Verirrung vom Wege mag in einem ſkizzenhaft angelegten Werkchen verzeihlich gefunden werden, zumal ſie dazu dienen wird, die Individualität des Beſchauers zu erklären, die ſeine Vorliebe und Abneigung verſtändlich machen kann, die bei Anſichten, wie die nachfolgenden, durchaus berückſichtigt werden müſſen, wenn ſie nicht mißverſtanden werden ſollen.

Vor Allen ſey es mir erlaubt, das Kleeblatt von Landſchaftsmalern hier zu nennen, die in Behandlung derſelben Gegenſtände ſich doch ſo charakteriſtiſch zu unterſcheiden wiſſen. Es iſt der Himmel mit ſeinen Wolken, der Baum, das Geſträuch, das abſpiegelnde Waſ- er, das ihr Pinſel wieder ſchafft, und wie eht es Rottmann, wie Morgenſtern, ie Cogels? Denn wie er es ſieht, ſo giebt es uns. Rottmann zeigt uns eine Ge- rgspartie am Hinterſee. Das iſt keine ſchöne egend, talentloſe Leute gehen an ſo etwas orüber, und wenden ihre Kunſt zu effectrei- ern Scenen hin. Und in der That auch der anderer wird ſich von dieſem Platze nicht r angezogen fühlen und vorüber eilen. Das emüth des Künſtlers trägt aber die poetiſche deutung hinein. Rottmann giebt dem ſtillen, einſamen Plätzchen dieſen Himmel, dieſen Wolkenzug, und nun zieht es uns an in ſeiner Einfachheit, wir bleiben davor gebannt, und ein melancholiſcher Schauer wandelt uns an, wir wiſſen nicht, worin es liegt, was ſo unwiderſtehlich wirkt, es iſt Alles ſo wahr und natürlich, und doch dabei ſo ungewöhnlich. Das Waſſer iſt nicht einmal durchſichtig klar, es zeigt die Bäume nicht in beſtimmten, ſcharfen Umriſſen; es iſt ganz grün, wie ein Sumpf: die Bäume am Ufer erheben ſich nicht vereinzelt und luftig, es iſt ein dichtes Laubwerk, eben auch nur grün und nicht anders. Die Höhen ſind nicht maleriſch, im gewöhnlichen Sinne, und aus dem Mittelpunkte erhebt ſich der Blick des Feuers und ein leichter Rauch, wie ihn Hirten oft aufſteigen laſſen, und die ganze Staffage beſteht in einem trübſeligen Reiher, der auf einem trocknen Plätzchen, von Waſſer umgeben, auf einem Beine ſteht und den Kopf zwiſchen die Flügel gezogen, den Schnabel ſchräg vor ſich hingeſtreckt, ziemlich gleichgiltig die Ankunft eines andern Reihers erwartet, der im vollen Fluge ſich zu ihm hinabſenkt. Es ſind zwei vormalige Hofnarren, die ſonſt bei der fürſtlichen

Luſt der Reiherbeizen ihre poſſirlichen Rollen zu ſpielen hatten, und nun aus der Mode gekommen, melancholiſch geworden ſind, und ſich in die Einſamkeit zurückgezogen haben. Der Einklang der Gegend und der Staffage iſt wahrhaft bewundernswerth.

Morgenſtern dichtete eine unnachahmliche Idylle in ſeiner Gegend aus Holſtein. Auch hier iſt es wieder nicht das Pittoreske, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber es iſt der Abendhimmel mit ſeinem unendlichen Reichthum, der Uebergang vom letzten Schein der Röthe in den violetten Duft der Nacht, Alles warm und treu. Ein Waſſer von keinem Hauche bewegt, der Spiegel des ruhigen Himmels, der ſich darüber wölkt, das Röhricht, ſchlank und dünn, doch unbeweglich — Alles in ruhiger, heiterer Feier. Ein Hirt treibt ſeine Heerde heim, und im Vorgrunde, im kühlen Schatten, der ſchon nächtlich iſt, ſieht man durch die offene Thür in eine Hütte, aus der ſich ein bläulicher Dunſt erhebt.

Als Gegenſtück mag, von demſelben Künſtler, eine Gegend an der Iſar, gelten. Er wählt ſeine Vorwürfe mit einem ſichern, poetiſchen Tact, und weiß ſie eben ſo zu behandeln. Iſt es dort die Klarheit und Ruhe, die uns anſpricht, ſo iſt es hier der Duft, der von den Bergen ſich ſenkt, die dunkle Färbung der Uferhöhen, das raſchdahinfließende Waſſer im breiten Kiesbette, und vor Allem der meiſterhaft behandelte Vorgrund, mit ſeinen bewegten Gebüſchen und hohen Gräſern, die in unendlich variirten Parthien das Auge des Beobachters zu feſſeln im Stande ſind.

Nennen wir nun als dritten: Cogels, den leider ein früher Tod der Kunſt entriß, ſo müſſen wir beſonders „ein altes Schlößchen am Ufer der Schelde“ herausheben. Er unterſcheidet ſich in Auffaſſung und Behandlung gänzlich von den Vorhergenannten. Er giebt uns niederländiſchen Himmel, Waſſer und Gebäude, und er ſtellt ſie mit jener niederländiſchen Präciſion und Nettigkeit dar, ohne jedoch in Gelecktheit zu entarten. Seinem Pinſel wie ſeiner Farbengebung mangelt keineswegs Mark und Kraft und obgleich an dem Thürmchen, man jeden Ziegel zählen kann, obgleich die Scheiben alle genau aus den Fenſtern leuchten, jeder Stein im Waſſer und jedes Blatt, das vom Baum darauf herabgefallen iſt, ſeine ſichere Geſtaltung und Ausführung hat, ſo iſt doch nirgends Künſtelei ſichtbar, und dieſe Behandlung ſcheint ſolchen Gegenden angemeſſen und macht einen ſehr erfreulichen Eindruck.

Zwei Schlachtſtücke ziehen beſonders die Aufmerkſamkeit an. Von Peter Heß, das „Gefecht bei Wörgel in Tyrol“. Ein meiſterhaftes Bild voll Feuer und Leben und mit einem Reichthume und einer Laune ausge- ſtattet, die wahrhafte Bewunderung erregen. Die Felſenparthien ſind mit außerordentlicher Geſchicklichkeit benützt, herrliche Gruppirungen nzubringen, und die modernen, gradlinichten Schlachtordnungen, das Einerlei der Uniformen, t dabei ſehr glücklich vermieden worden. Man ſieht en aneifernden Mönch mit dem Kreuze, aus em Dickicht hervor, neugierige Bürger, außer Schußweite durchs Fernglas den Kampf beob- chten, Andere ihre Stutzen abfeuernd aus ſiche- r Höhe, eine Gruppe um ein auf Felſen er- chtetes Kreuz, iſt meiſterhaft. Landleute, die it der größten Kraftanſtrengung Steine auf- ben und hinabſchleudern, Verwundete, die rtgetragen werden, Andere die umſinken, hin- klimmende Bayern, und in dem engen Thalkeſſel das Handgemenge der Soldaten. Und alle dieſe verſchiedenartigen Theile harmoniſch verſchmolzen und dazu die köſtlichſten Pferde und in der Ferne der impoſante Tyroler Hintergrund.

Monten iſt, obgleich die Ausführung gleich vortrefflich iſt, in der Wahl des Gegenſtandes nicht ſo glücklich geweſen. Eine Schlacht in der Ebene, wo lange Linien Militärs ſich dem Auge darſtellen, wo eine weite Ausdehnung eine Unzahl von Gruppen bedingt, kann als verdienſtliches Werk an und für ſich gelten, auch als treue Schilderung nach ſorgfältigen Angaben oder Selbſtanſchauung einen Werth haben, das Bild wird aber keinen Totaleffect hervorbringen. Dies iſt auch hier, aller trefflichen Einzelnheiten ungeachtet, der Fall. Von großem dichteriſchen Talente zeugt jedoch ein anderes Bild deſſelben Malers. Es iſt „der Abſchied der Polen von ihrem Vaterlande.“ Eine Gruppe, die ſehr zum Herzen ſpricht. Wir ſehen alte und junge Krieger vor uns und ein jeder nimmt gerührt ſeinen Abſchied; doch hier iſt es der entſagende Schmerz, oder der verzweifelnde, dort der beſchämte, hier der mit ohnmächtiger Wuth gepaarte. Selbſt der Schimmel ſteht trauernd mit geſenktem Haupte und das Denkmal, über dem die zerriſſene Fahne hängt, zeigt die Aufſchrift: Finis Poloniae, aber verwittert und halbzerſtört, denn es ragt ſeit Kosciuskos Tagen ſchon empor. Es liegt ein ſtarker Zauber in dieſem Bilde, der ſich jedoch nicht auf den erſten Blick kund giebt; er muß geſucht werden, wirkt dann aber deſto mächtiger.

Ein eigenes Intereſſe muß es natürlich in dieſem Augenblicke erwecken, die künftige Hauptſtadt des Königs von Griechenland zu ſehen, und dieſe Neugierde befriedigte der General von Heideck, der uns Napoli di Romania, mit der Ausſicht gegen Argos, ſo wie mehrere ſehr ſchätzbare Genrebilder aus Griechenland, die er an Ort und Stelle aufnahm, hier ausgeſtellt hat. Ein blinder Sänger ſingt Nationallieder vor jungen Hellenen. In der Ferne liegt klar und freundlich die beträchtliche Stadt an blauer Bucht, die Hörenden bilden eine anmuthige Gruppe, auch Reiter ſprengen herbei, um Theil zu nehmen. Man kann ſich nicht enthalten, an eine ſpätere Zeit zu denken, wo der Sänger nicht mehr unter freiem Himmel die Hellenen um ſich verſammelt, ſondern wo er daheim in ſeiner Stube ſchreibend, ſingen wird, von dem fremden Königsjüngling, der den Thron und das Reich Griechenland begründete, und von den blonden, blanken Reken, die mit ihm gezogen kamen über das Meer, und der Geſang wird dann erſcheinen beim Buchhändler und die Leſer erfreuen, und die Kritiker herausfordern in Nauplia, das jetzt von all dem noch nicht die entfernteſte Ahnung hat.

Die Hirten aber mit ihren wilden Ziegen, die ich dort an den koloſſalen Ruinen des Löwenthors von Mycenä erblicke, werden ſobald ihre charakteriſtiſche Phyſiognomie nicht verändern, und ſich lieber vorſingen laſſen, als leſen lernen. — Die griechiſchen Weiber am Brunnen ſind ein liebliches Idyll, mit morgenländiſcher Färbung. Die Zuſammenkünfte am Brunnen haben ſtets etwas Patriarchaliſches und wenn ich auch nicht im Stande war, hier den Gegenſtand des Geſprächs zu errathen, ſo hörte ich doch mit innigem Vergnügen zu.

Von Folz, iſt's ein griechiſches Mädchen auf der Wacht, das ſich in des Malers kräftiger Manier, den eben genannten Stücken anreiht. Der alte Grieche hat die Kapuze über den Kopf gezogen und ſchläft, das Mädchen kehrt uns den Rücken zu, die Flinte unter dem Arm und blickt hinaus. Es drückt ſich in ihrer Geſtalt eine ſo feſte Ruhe, eine ſo verſicherte Wachſamkeit aus, und ohne ihr in die muthvollen Augen zu blicken, ſind wir doch von ihrem Muthe vollkommen überzeugt. Es liegt ein eigner Reiz darin, wenn der Maler uns auf ſolche Weiſe etwas entzieht, das uns unerſetzlich verloren geht. Den ſchlafenden Alten, den wir gar nicht ſehen wollen, zeigt er uns, und das wachende Mädchen kehrt er von uns weg. Trotz dieſer ſchalkhaften Laune iſt das Bild ſehr zu loben. Eben ſo zwei kräftige Geſtalten bayeriſcher Gebirgsſchützen, mit klarem, verſtändlichem Ausdrucke und in charakteriſtiſcher Stellung.

Ein Meiſterwerk von Dominikus Quaglio iſt „der Dom zu Orvieto“, eines der vollendetſten Gemälde architektoniſcher Gegenſtände, und den Allererſten an die Seite zu ſetzen. Mit der größten Genauigkeit ſind alle gothiſchen Zierrathen, mit einer Umſtändlichkeit ohne Gleichen die kleinſten Beiwerke wiedergegeben worden, und die Fresken, die auf Goldgrund die Façade ſchmücken, mit einer Feinheit und Sauberkeit nachgemalt, die Bewunderung erregen muß. Und dabei Alles ſo harmoniſch verbunden, bei ſolcher Menge der verſchiedenartigſten Farben, ſo gar nicht bunt und ſchroff.

Overbeck lieferte ein Oelgemälde und viele Zeichnungen. Das Oelgemälde iſt unter dem Titel: Italia und Germania im Kataloge aufgeführt. Es ſind zwei weibliche Geſtalten, die eine mit bräunlicherer Färbung des Geſichts und einem Lorbeerkranz in den dunkeln Haaren, die Andere, lichteren Antlitzes, ein Myrthenkränzlein auf den blonden Flechten. Die Hände meiſterhaft in einander verſchlungen. Die Braune geſenkt horchend, die Blonde mit etwas emporgerecktem Halſe erzählend, wie es ſcheint. Es iſt leicht erklärlich, wer von Beiden Italia, wer Germania ſey, aber damit iſt noch zu wenig entdeckt. Es bleibt zu viel zu errathen übrig. Hier ſieht man beide Geſichter, und weiß doch nicht recht, was der Maler will. Was hat Germania der Italia zu erzählen, was ſollen die kleinlichen Andeutungen der italiäniſchen Häuſerchen, hinter der Einen, die alterthümliche Burg hinter der Andern? Warum endlich iſt der Hintergrund ſo ſchroff, ſtarr, alterthümlich gemacht? Aus den Geſichtern iſt nichts abzunehmen. Es ſind ein Paar ſchöne Weiber — aber damit iſt nichts erreicht — dem Einen gefallen ſie, dem andern nicht. Vom Maler uns vorſchreiben laſſen, was wir an Geſichtszügen für ſchön halten ſollen, iſt längſt als Abſurdität abgekommen. Es giebt Einige zwar, die ſich noch einbilden, dieſe Autorität zu beſitzen, es kehrt ſich aber Niemand mehr daran.

Die Maler großer, hiſtoriſcher Gegenſtände, wie man ſie gewöhnlich nennt, in der That aber werden darunter religiöſe und ideale verſtanden, müſſen im Beſitze der höchſten Künſtlereigenſchaften ſeyn, die ſich nur ſelten in einem Menſchen vereinigen, die kein Studium erzeugen kann, keine Schule auszubilden vermag.

Verdienſtvolle Beſtrebungen, wackere Talente, mögen als ſolche anerkannt werden, ſie erfreueten ſo manches Jahrhundert. Das wahrhaft große Genie Raphaels, der gigantiſche Geiſt Michel Angelo's, entzünden ſich von ſelbſt, und ſind Wunder, wie jedes Andere.

Noch ſind die Genremaler zu erwähnen, die mit großer, nie zu ſättigender Vorliebe ſich unſers Gebirgsbezirkes bemächtigt haben. Aber dieſe Jäger auf dem Anſtande, dieſe Schmuggler, dieſe Senner und Sennerinnen, ſind doch gar zu eintönig. Wenn ſich jene tüchtigen Talente der Geſchichte zuwenden wollten, welche reiche Ausbeute fänden ſie. Die Franzoſen thun es mit großem Glücke und lohnender Befriedigung. Es bedarf allerdings einiges vorbereitenden Studiums, aber an Stoff wird es nie fehlen.

Cornelius, der Meiſter, lieferte einen Carton zu einem Altarblatte und treffliche Federzeichnungen: das Leben der Maler vorſtellend, in reichen und ſinnreichen Arabesken, beſtimmt in Fresco die Loggia der Pinakothek zu ſchmücken. Beſonders zog mich der Tod Leonardo's an und Raphaels rührendes Scheiden vom Leben. Herrlich iſt der große Buonaroti die Verhältniſſe ſeiner Kuppel ermeſſend.

Die Federzeichnungen Robert v. Langer's zu Dante's Hölle ſind ſchön gedacht. Beſonders iſt das Geſicht des Sängers porträtwahr und ausdrucksvoll. Dante im Walde allein, und ſein Emporſteigen aus der Unterwelt verdienen auszeichnend erwähnt zu werden.

An Carton's iſt die Ausſtellung noch ganz beſonders reich. Sie verheißen einen Schatz an künſtleriſchem Schmucke, worin die neuen Gebäude Münchens ſich vor denen anderer Städte glänzend auszeichnen werden.

Auch Glasmalereien, in vortrefflicher Ausführung, dem Dome zu Regensburg beſtimmt, finden ſich vor, und man muß der neuen römiſch-deutſchen Schule in Bayern den wahrhaften Ruhm zu Theil werden laſſen, die verloren gegangenen Zweige der Malerkunſt: al Fresco und auf Glas, wieder unter uns gedeihlich und erfolgreich belebt zu haben.

König Ludwig jedoch iſt als eigentlicher Gründer dieſer Schule zu betrachten, denn ohne Schutz iſt für dieſe Künſte kein Gedeihen, und während der Muſiker frei wie der Vogel wirkt und die Menge beſeelt und begeiſtert, der Dichter in ſeinen Jdeen lebt und unbekümmert um das Geräuſch der Welt, das ihn umgiebt, ſein inneres Leben entfaltet, bedarf der Maler, der Bildhauer, der Architekt des äußern Glanzes der Macht und des Reichthums, um in den Hallen der Könige ſeine Gebilde zu ſchaffen und verewigt zu ſehen.

Ein Blick in's Gebirge.

Die Unterhaltungen auf der Wieſe hatten indeß ihren ſteten Fortgang. Vom Mittag bis zum ſpäten Abend rauchten die Feldküchen des zierlichſten Luſtlagers. Bier war aus allen Gegenden des Königreichs zuſammengefahren worden, theils um dem Mangel vorzubeugen, theils um jeden Geſchmack danach befriedigen zu können. Obgleich der Herbſt eine ziemlich barſche Miene annahm, obgleich die hohen Gebirge froſtig weiß zu uns herüberblickten und der Südwind uns Schneeluft mitbrachte, ſo war doch ein Getümmel des lebensluſtigſten Völkchens unter den Hütten und Zelten bemerkbar. Ein reich beſetztes Orcheſter führte Ouvertüren, Märſche und Tänze auf, dazwiſchen knallten die Büchſen der Schützen, kreiſchende Stimmen forderten auf, in den verſchiedenartigſten Spielen einen kleinen Einſatz zu wagen und das luſtige Schwatzen und Herumtreiben nahm kein Ende.

Die Landleute jedoch, dieſe lieben Gäſte mit ihrer bunten Tracht, ihrer bäueriſchen Neugier, ihrer paſſiven Theilnahme an allem, was vorging, waren ſchon wieder heimgekehrt und fehlten mir überall, wo ich die Augen hinwendete.

Es ſey mir erlaubt, ihnen in die ſtillen Thäler, auf die ſonnigen Almen zu folgen, wo ihre reinlichen Hütten ſtehen, wo ſie ihre friedlichen Handtierungen treiben.

Eine halbe Tagreiſe von München erhebt ſich die erſte Bergreihe, das grünende Bollwerk, das die Natur zog, um ihre lieben Herrlichkeiten, die blauklaren Seen, die maigrünen Bergflüßchen, die ſchäumenden Sturzbäche und brauſenden Fälle, die röthlichen Felſen und die dunkeln Waldeshöhen und das ganze Zauberlabyrinth von Thälern und Höhlen, Klüften und Spitzen, blumenreichen Almen und blitzenden Eisfernern, gleich einem Gehege zu umgeben.

Hier beginnt das Paradies Europa's, denn von hieraus geht's unmerklich in's großartige Tyrol und von dort unmittelbar in das Land, wo die Weinranken in immergrünen Lauben ſich über die Straße wölben und wohin ſeit früheſter Jugend wohl jeden Deutſchen eine unendliche Sehnſucht zieht.

Das Gebirge Bayerns unterſcheidet ſich merklich von den übrigen Gebirgsgegenden unſers Vaterlandes.

Es zeigt nicht die dunkelromantiſchen, ſagereichen Thäler des Harzes, nicht die erzfördernden Bergwerke, und die reichen, ſtattlichen Fabrikſtädte Sachſens und Schleſiens, aus den reinlichen Hütten ſchallt jedoch auch nicht das Schnurren der Räder und das einförmige Getön der Webſtühle hervor, und ſtatt der armen, verhungerten Leinweber, die eine trübſelige Staffage ſchöner Gebirgsnatur ausmachen, klettert hier der braune Schütz verwegen dem Gemsbock nach und die rothbäckige Sennerin mit ihrer Heerde auf der Alm, harrt ſeiner Rückkehr johlend und froh und hat in ihrer Hütte Milch und Käſe und Brod und ein duftiges Heulager und im engen Mieder ein hochklopfendes Herz.

Sie ſind ſehr anziehend dieſe kleinen, geſchloſſenen, bayeriſchen Thäler mit ihren kräftigen, eigenthümlichen Menſchen, die wenig Verkehr nach Außen treiben und für alles Fremdartige, was durch den Beſuch der Städter ſich ihnen aufzudringen ſucht, eine ganz bemerkenswerthe Abneigung haben.

Lebensluſtig im höchſten Grade, ſinnlich, kühn, doch gutmüthig und uneigennützig iſt das Gebirgsvolk dieſer Gegend. Geſang und Tanz iſt ſein Element. Seine Arbeit beſteht in Fiſchfang, Jagd, Obſt- und Viehzucht. Die Kirchweihen ſind ſeine eigentlichſten Feſte und viele Stunden weit, die tyroler Gränze herüber und hinüber, ſtellt es ſich bei denſelben ein, und hält gute Nachbarſchaft.

Im öſtlichſten Winkel, gen Salzburg hin, erheben ſich ſchroff aus einer Gruppe von unbedeutenden Höhen, die kah'en Felſen des Wendelſteins, bis zu der beträchtlichen Höhe von 7000 Fuß. Das impoſante Felſenhaupt iſt von den anmuthigſten Thälern umgeben und wer das freundlich trauliche Wörnsmühl im einſamen Föhrengrunde, das fruchtbare Thal von Fiſchbachau mit den Obſtbaum-Alleen und ſeinen Schlöſſern und Klöſtern kennt, wer im ſtillen, eingeſchloſſenen Kirchdörfchen Bayriſchzell jemals verweilte, wird willig meiner Meinung ſeyn.

Die weißen Häuschen von Bayriſchzell wimmelten am Sonntage den 19. Auguſt dieſes Jahres, da gerade das Feſt des heiligen Ludwigs, des Biſchofs, nicht des Königs, gefeiert wurde, von vielen frohen Leuten. Aus dem kleinen Wirthshauſe ſchallten verſchiedene Tänze verworren durch einander und ein taktmäßiges Geſtampfe. Neben dem klaren Forellenbache zog ſich die ländliche Kegelbahn, worauf die naſſe Kugel plätſchernd zum Ziele rollte, Glückshafen und Spiele waren von Haufen Landvolks umſtellt, ſeitwärts in der Tiefe hob ſich ein ſchmächtiges Thürmchen und der freundliche Pfarrherr, im weltlichen Rocke, wanderte gutmüthig, mit zwei Krügen unter dem Arme, und einem kleinſtädtiſchen Beſuche als Schleppe, unter die heitern Gruppen von Beichtkindern und Fremden.

Auf einem langen Wagen rollte ich in munterer Geſellſchaft von dem nahen Schliers heran, wo ich wohnte, um der Freuden der Bayriſchzeller Kirchweihe theilhaft zu werden. Drei ſtarke Pferde flogen mit dem Wagen dahin, ein friſcher, ſchöner Bua ritt das Eine, er war feſtlich gekleidet, der Zipfel der ſeidenen Mütze hing auf dem Rücken lang herab, und darauf ſaß ſchief der hohe Spitzhut, geſchmückt mit Gemsbart, Blumen, Flitterband und dicker Goldſchnur. Es lag mir ſchon ſo viel Südliches darin, beſonders ſpiegelte mir die Zipfelmütze eine ganze Reſilla voll italiäniſcher und ſpaniſcher Herrlichkeiten vor — und ich war ja in der That Italien ſo nahe von hier, daß ich in zwei Tagen ſeine Gränze erreichen konnte.

Unſere Ankunft wurde gebührendermaßen von den Fußgängern, welche die Straße füllten, von den Trinkern unter den Bäumen, und den Kegelſpielern mit lautem Gejohle begrüßt, welches unſer Pferdelenker erwiderte und worin wir mit ſo wackern Kehlen einſtimmten, daß die neckende Echo in den Schluchten des rieſigen Wendelſteins davon erwachte und uns in demſelben Tone willkommen hieß.

Es war Alles da, um jeden Beſuch auf das Schmuckeſte zu empfangen. Ein langer Tiſch wurde von den Wirthsleuten hart an des

Forellenbaches Rand geſtellt, eine Bank daneben, Ziegenkäſe, die friſcheſte Butter, gutes Brod, treffliches Bier nnd Kirchweihnudeln darauf. Rettige und Nüſſe trugen Handelsleute herbei, welche dieſe Artikel feilhielten, und es wurde von uns Allen ein Ehrliches gegeſſen und getrunken.

Es war ein ſonniger, herrlicher Nachmittag. Die Felswand des Wendelſteins ſtand in Purpur gebadet, es war, als ob er an dieſer Seite ganz mit den ſchönen Alpenroſenfeldern bedeckt wäre, die auf ſeiner Höhe wachſen — ſeine Spitzen flammten golden.

Im Hauſe war ein faſt undurchdringliches Gewirre und nur 'mit Mühe gelangte man hinein. Die niedrigen Räume und die Menſchenmenge machten Alles ſtockfinſter und man tappte ſich bis zur Treppe fort. Drei ländliche Orcheſter ſpielten drei verſchiedene Ländler zu gleicher Zeit, und ſummten .in ein Knäuel von Tönen zuſammen, aus denen nur manchmal das ſchmetternde Horn eine Melodie vernehmlich hervorhob. Dabei ſtampfte der Vorgeiger den Takt, als lebendiger Mälzelſcher Metronom, um keine Confuſion einreißen zu laſſen. Auf der Hausflur, in der größten Stube, und auf dem Boden wurde getanzt, die erſchöpften Tänzerinnen legten ſich weit aus den Dachlucken hinaus, um ſich abzukühlen.

Den Gebirgsländler mit anzuſehen, iſt eine meiner Lieblingsunterhaltungen. Wir haben keinen ſo charakteriſtiſchen Liebestanz außer ihm, und wenn er auch nicht die Tarantela und den Fandango erreicht, die man jedoch nationell, nicht von den ſtumpfſinnigen Balletmeiſtern nachgemacht, ſehen muß, ſo führt er uns ein ſolch lebhaftes Bild der kecken Bewerbung, des züchtigen Verſagens, des ungeſtümen Verlangens, der holden Gewährung und des glücklichen Beſitzes vor Augen, daß man die Bedeutung mit Händen greifen kann.

Doch möge man mich nicht mißverſtehen, es iſt hier nicht von der empörenden Scheußlichkeit des Pariſer chahût die Rede, meine lieben Gebirgsländler ſind naiv, nicht gemein. Es giebt Tänzer, die Tänzerinnen ſpielen keine ſo bedeutende Rolle, die das Ding als ächte Virtuoſen zu behandeln verſtehen und wahrhafte tours de force dabei ausüben.

Der Abend brach früh herein, die Glutwand des Wendelſteins wurde nach und nach grau, während die Gipfel noch glühten, der Tanz ging demungeachtet unausgeſetzt fort, und nur Einige, die weither aus Tyrol und andern entfernten Thälern gekommen waren, zogen nun nach Hauſe, da ſie ſteile Felſen zu beſteigen hatten, die Köpfe voll waren und die Nacht ſie ſicher ereilen mußte, bevor ſie daheim angekommen ſeyn würden. Dieſe wurden mit Muſik bis zur Gränze des Oertchens hinausgeblaſen, wie man es zu nennen pflegt. Dort wurde Halt gemacht, man ſtellte ſich zu recht, tanzte zu guter Letzt im Freien den Kehraus, um ſo viel Freude als möglich mit auf den Weg zu nehmen, und ging dann mit Jodeln und fröhlichen „Almerhüpferln“ weiter, bis ſich die Menſchen und die Töne weit hinab in die Berggründe verloren.

Vor dem Wirthshauſe rotteten ſich Schützen zuſammen und ſchoſſen bald nach dieſem, bald nach jenem Ziele. Einer legte auf den Hahn des niedern Kirchthürmchens an, und bautz! da flog ein Splitter davon herab. Hinzutretende Gendarmen, die hier an der Gränze ihre

Standquartiere haben, verhinderten dieſe muthwillige Luſtbarkeit, und veranlaßten einen langen Wortwechſel, der leicht ernſtlich hätte werden können.

Alle dieſe Luſtbarkeiten werden gewöhnlich mit „Raufen‟ beendigt, und dieſes gehört ſo zum Feſte, wie das Deſſert zur Tafel. Man ſpricht davon, man kann ſich vorher engagiren, ja Fremde werden gefragt, ob ſie daran Theil nehmen wollen, und man ſagt ihnen bereitwillig Aſſiſtenz zu.

Ein jeder dieſer Leute trägt zu dieſem Behufe einen ſchweren Ring von Silber, der in der Anwendung zur furchtbaren Waffe werden kann. Ich ſah dergleichen mit Zacken und Spitzen verſehen, die bedeutende Verwundungen zuzufügen im Stande ſind. Wird die Rauferey zu ernſt und zu lang, ſo ſind die Stärkſten Schiedsrichter, welche mit einem geſchickten Griffe die Hauptraufbolde in dem Getümmel an's Bein packen, umwerfen, und ſo von dem Richter in Gewahrſam bringen laſſen, bis der Rauſch und dieſe alpiſche Berſerkerwuth ausgeſchlafen ſind.

Die Trachten der verſchiedenen Thäler, maleriſch und bunt, bieten dem Auge eine freundliche Abwechslung. Einige Gäſte, die tief aus Tyrol herbeigezogen waren, zeichneten ſich durch rothe Jacken mit ſilbernen Knöpfen und grünen Hüten aus, welches ſich recht zierlich ausnahm. Spät am Abend ſtieg noch ein alter Mann mit einem Knaben vom Gebirge herab. Sie waren faſt nackt — ohne Hemd, blos mit einer kurzen Hoſe und einem offenen Wamſe von dunkelbrauner Farbe, das noch dazu an allen Enden zerriſſen war, bekleidet. Der Mann trug einen langen Bart, der bis zum Gürtel reichte. Beide hatten Zwerchſäcke und hohe Knotenſtöcke. Sie ſtellten ſich zu den Bauern und fingen mit ungeheuern Stimmen zu ſingen an.

Der Alte war weit von hier zu Hauſe und pilgerte ſingend und bettelnd durch armes Landvolk ſein Leben hin. Sein Söhnchen leiſtete ihm Geſellſchaft und wird wahrſcheinlich bald allein die Pilgerſchaft fortſetzen müſſen. Wie widerwärtig ſind uns nicht die Bettler in den Städten, bei allem Mitleid ſelbſt, das ſie einflößen, wie ſelten wird man wahrhaft gerührt durch ſie. Dieſer bettelnde Barde war die Heiterkeit ſelbſt — es fehlte ihm wahrlich Alles — von Bequemlichkeit wußte er nichts — er hungerte ſo lange, bis ihm der Zufall eine mäßige Sättigung beſcheerte — aber er ſchritt durch die kühlen Thäler, über die herrlichen Felſen, wie ein König — und freier noch — ihm hatte ja der Himmel alle jene Genüſſe täglich zu Theil werden laſſen — wonach ſich der Reichthum und die Macht oft ein langes Leben hindurch ſehnen und mit großen Aufopferungen doch nur zu einem kurzen verkümmerten Genuſſe gelangen können. Und war er auch ohne Nahrung einen langen, heißen Sommertag fortgewandert, der Bergquell ließ ihn nicht verſchmachten, auch eine Beere wuchs wohl am Wege — und der Abend brachte ihn ja ſicher zu frohen, geſelligen Leuten, die ſein Lied hören wollten, und es ihm freundlich an Nichts fehlen ließen.

Wer wollte ſich dabei unglücklich fühlen? Und die Gebirge ſind noch ſo weit verzweigt, und überall giebt's Kirchweihen, und Frohſinn und Menſchenherzen. Auch das Lied deiner rauhen Kehle iſt etwas werth und du verdienſt den Lohn deiner Genügſamkeit. Walle immer fort, alter Sänger, ſo weit die Felſen ihr Haupt erheben, der Pfad iſt beſchwerlich, aber er führt zu gaſtlichen Hütten, zu wirthlichen Ufern, zu freundlichen Almen — jedoch die Ebene vermeide mit den breiten Straßen und den volkreichen Städten — erblickſt du ihre lockenden Gefilde — ſo wende den Blick, und laſſe dich von deinem Knaben in das rauheſte Felsthal geleiten. —

Letzte Woche,

zweites Rennen und Feuerwerk.

Die täglichen Beluſtigungen auf der Wieſe nahmen — trotz der Kälte, die eingetreten war — eher zu als ab.

Alles war geſpannt auf das Feuerwerk, welches in dieſem Jahre prächtiger als in den frühern ſtatt finden ſollte. Der weit vorgerückte Herbſt jedoch, in den das Ende des Feſtes, durch den Aufſchub, hineingerathen war, machte die Vorſicht nothwendig, den erſten, beſten ſchönen Abend zu benützen, um das Feuerwerk abzubrennen, wonach alſo das zweite Pferderennen den gänzlichen Beſchluß machte.

Sonnabend den 20. war die Wieſe Abends von einer Unzahl von Pechpfannen erleuchtet, welche den Fußgängern den Weg nach allen Richtungen hin zeigten. Auf der Höhe der Terraſſe, wo die Decoration des Feuerwerks ſich befand, hingen ſchwebende Ballons, buntfarbig und beleuchtet, die vom Winde hin und her bewegt, einen hübſchen Anblick gewährten.

Die frohe Menge, im Dunkeln ſich regend und vernehmbar machend, wurde nur hie und da, und gleichſam wie durch Zufall, beleuchtet. Das Ganze gewann dadurch einen eigenen phantaſtiſchen Reiz und erinnerte an das „Intermezzo“ im Fauſt. Ich hielt es mit einem tüchtigen Fiaker, der mich hinausfuhr, und hatte nicht Luſt, mich mit einem Irrlicht in einen Wettgeſang einzulaſſen.

Das Feuerwerk war ganz in der üblichen Art. Eine Fronte am Schluſſe, ein Denkmal mit den Namenszügen des Königs und der Königin, in Brillantfeuer, war das Bemerkenswertheſte.

Am Sonntage darauf fand das zweite Rennen ſtatt. Abermals waren Terraſſen und Wieſe voll Neugieriger. Die königliche Familie erſchien diesmal ohne Gepränge und nahm ihren Platz auf der Eſtrade, wo das Zelt geſtanden hatte, das jetzt ſchon entfernt worden war.

Es war zwiſchen 5 und 6, die Kälte wurde empfindlich und Viele gingen nach Hauſe, ehe das Renngericht über die Bewerbungen entſchieden hatte. So endeten die Ergötzlichkeiten nach dreiwöchentlicher Dauer. Bei freundlichem, warmem Wetter hatte man dieſen Platz der Fröhlichkeit eingeweiht; bei meinem erſten Beſuche konnte ich kaum Schutz vor den Sonnenſtrahlen finden; und bei Froſt und Wind brach man Zelte, Buden und Hütten ab, und ich eilte, in meinen Mantel gehüllt, davon, ehe das Rennen zu Ende war.

So geht es mit allen unſern Freuden. Mit ähnlichen Empfindungen treten wir in die Welt und mit ähnlichen Empfindungen verlaſſen wir dieſelbe, und dieſes Feſt von drei Wochen, an der Gränze zweier Jahreszeiten, die ſich diesmal ſo ſchroff ſonderten, mag uns als ein Bild unſeres ganzen Lebens erſcheinen das ſeinen Anfang voll Hoffnungen, ſeinen Gipfel des Genuſſes, ſein Ende mit ſpärlichen Freuden und Herbſtfröſten, doch wohlthätig erwärmenden Rückerinnerungen hat.

Schlusswort.

Wenn ich nun mit einem Blicke die hier gegebenen, ganz oberflächlichen Zeichnungen betrachte, ſo bedauere ich um ſo mehr, daß der zuvor gefaßte Plan, dies Werkchen eine gewiſſe Ausdehnung nicht überſchreiten zu laſſen, weder einen umfaſſendern Rahmen, noch eine ausgeführtere Behandlung zuließ.

Die Bedeutſamkeit des Feſtes, ſo wie die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der bayeriſchen Hauptſtadt, hätten Stoff zu einer tüchtigern Leiſtung geboten, und es koſtete wirklich Mühe, bei der reichhaltigen Fülle der Gegenſtände, das einmal vorgeſetzte Maaß und Ziel ſtets im Auge zu behalten.

Das herrliche, und doch dabei ſo trauliche München: das im übrigen Deutſchlande noch ſo wenig bekannt iſt, das bayeriſche Hochland, das noch ſo wenig bereist wird, während alle Nationen nach dem Rhein und der Schweiz pilgern, und endlich das Landwirthſchaftsfeſt am Namenstage der Königin, wovon im Norden des Vaterlandes faſt keine Kunde noch erſcholl — wie werth ſind dieſe Gegenſtände, gehörig gekannt zu ſeyn. Traf nun, wie es ſich in dieſem Jahre ereignete, ein Fall von politiſcher Wichtigkeit mit dem Feſte zuſammen, wie viel mehr iſt es Pflicht des Schriftſtellers, nicht ungelobt ſolche Tage an ſich vorüberſchwinden zu laſſen.

Mein Beſtreben ging freilich nur dahin, Geſchautes zu ſchildern, von der hohen Bedeutung dieſer Tage mögen Andere ſprechen. Mein kleiner Verwurf iſt nach beſten Kräften erfüllt — die fröhlichen Landleute ſind heimgezogen — die Wieſe iſt ihres feſtlichen Schmuckes beraubt, die noch vor Kurzem gelben Bäume ſind ſchwarz geworden, die blauen Berge weiß, und Alles iſt winterlich ſtill und ruhig. Auch die griechiſchen Gäſte ziehen fort in die wärmere Heimath. Doch das Mutterherz der Hochgefeierten, hat unter Luſt und Freudentaumel, Schmerzgefühl empfunden; die Augen der Königin, die ſich hefteten auf den blühenden, hoffnungsvollen Jüngling, ſie ſahen nicht das glänzende Diadem, voll blitzender Steine und grünender Hoffnungen, ſie ſahen nur die braune, jugendliche Lockenfülle darunter.

Der Tag iſt nicht mehr fern, und Otto reißt ſich los vom Mutterherzen, und das Schiff trägt den jungen König in's neue Vaterland — und Thereſe von Bayern wird die Stammmutter der griechiſchen Ottone, und was Ludwigs Jugend ſchön geträumt, wird einſt der greiſe König noch als Wahrheit ſchauen, das Zeitalter des Perikles wird beginnen emporzublühen in Griechenland, und mit herrlichen Strahlen den Abend ſeiner Tage verklären.

Unterhaltungen

für das

Theater=Publikum.

Herausgegeben

von

Auguſt Lewald.

Erſtes Stück.

Ausgegeben am 26ſten März 1833.

INHALT:

Vorwort.
Ludwig Devrient.
Die Stumme von Portici.
Hieſiges.
Auswärtiges.
Einfälle.
Album.
Journal.

Universitäts- München Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

„Das unſichtbare Commercium der Geiſter und Herzen — iſt der ſchönſte Werth der Schriftſtellerei, und ein gutgeſinnter Menſch wird ſich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er ſagte." — —

Herder.

Vorwort.

Der Theil des Publicums, welchem das Theater Intereſſe gewährt, der noch gern hört und ſchaut, ſich daran erfreut oder darüber ärgert, iſt eine wandelbare leicht erregbare Maſſe aus den widerſprechendſten Elementen zuſammengeſetzt. Es iſt ſehr ſchwer, dieſe Maſſe von der Bühne herab zu befriedigen und deshalb wurden mit großem Glücke in bedeutenden Städten für jede Art von theatraliſchen Darſtellungen beſondere Locale beſtimmt, um wenigſtens auf dieſe Weiſe die heterogenſten Parthieen dieſer Verſammlungen zu ſondern, und nicht Freunde und Feinde der Oper, Liebhaber der großen Spektakel, Verehrer des Tanzes und Kenner des Klaſſiſchen, an einem und demſelben Abende vor dem Schauplatz zu ſehen, um eine neue Vorſtellung aus purer Liebhaberei und von einſeitigen Geſichtspunkten betrachtet, zu erheben oder zu verdammen, zu würdigen oder zu verwerfen.

Dies Verfahren ſchuf nach und nach dem Burgtheater und der Leopoldſtadt ihr Publikum, dies erhält dem Théâtre-français wie den Boulevardtheatern ihre Freunde, und ſtellte ehemals auch hier den größten Theil des Publikums bedeutender zufrieden, da Freunde des gekünſtelten Geſangs, ſo wie des höhern Schauſpiels und der deutſchen Oper in dem Reſidenz- und neuen Theater, diejenigen aber, die gern lachten, ohne ſich viel zu kümmern warum, an dem Iſarthor volle Befriedigung fanden. Die Vereinigung aller Zweige der Bühnenkunſt in einem und demſelben Raume, das vornehme Zurückweiſen des ſogenannten Niedrigkomiſchen, das unter geſchickten Händen zur ächten ſüddeutſchen Volkspoeſie wird, die nüchternen Konverſationsſtücke, von ſchlechten Ueberſetzern aus geiſtreichen Vaudevilles für den Nothbedarf herbeigeſchafft, der Mangel endlich an guten Schauſpielern für einige Fächer — Alles dies ſchwächte immer mehr das Intereſſe für eine Anſtalt, die ſo viel koſtete und ſo bedeutende Kräfte in Anſpruch nahm. Um wie viel mehr fühlten ſich die ältern Theaterfreunde durch dieſen Zuſtand unangenehm berührt, oder ſolche, die der frühern Kunſtgeſchichte unſerer Bühne einige Aufmerkſamkeit ſchenkten, wenn ſie laſen von der großen, fernliegenden Bühnenzeit, wo Rouſeul, Marchand, die Boudet unſere Voreltern ergötzten, von einer nähern, wo Huck, Zuccarini, Heigel, Stentzſch Aller Huldigungen für ſich vereinigten, und nun dies mit der Gegenwart verglichen. Dieſe großen Schauſpieler erfreueten ſich eines Vorſtandes, wie Babo, und es gelang ihnen, eine Schule zu bilden, die treffliche Zöglinge hatte, weil ſie ſo glücklich war durch Lehre und

Beiſpiel auf reichbegabte Jünger zu wirken. Hierauf kam die erfreuliche Periode für die Bühne und ihre Freunde, als dieſe Schule in Wirkſamkeit trat. Unter des Herrn Delamotte's Leitung entfalteten ſich dieſe Kräfte, wir ſahen Künſtler, die wir noch als Lehrlinge gekannt hatten. Urban, der die volle Gunſt, welche Stenzſch beſeſſen, ganz für ſich einnahm, die liebliche Carl, die genial-kräftige Pfeiffer, Anna Lang, unvergleichbar in Mütterrollen, Friedrich Auguſti, Freuen und Andre noch, die Lieblinge des Publikums waren, den Abgott der Menge, den poſſenhaften Carl, und endlich den Alles überſtrahlenden Stern Clara Metzger, neben der lieblichen, eben aufkeimenden Sigl. Welch ein Reichthum an wahrhaft ausgezeichneten Talenten, und wie ſo einſtimmig die Anerkennung des Publikums, für dieſe auf eigenem Grund und Boden entſproſſenen oder doch wenigſtens unter unſern Augen herangereiften Künſtler.

Der Charakter der Münchener iſt anſpruchlos gemüthlich und eben ſo fern der Anmaßung wie dem Neide. Der Einwohner iſt ſehr empfänglich für jede Verbeſſerung ſeines geſelligen Zuſtandes, ohne ſich jedoch mit großem Hang danach zu ſehnen. So kam es denn auch, daß verſtändige Intendanten ihr Augenmerk ſtets darauf richteten, den inneren Reichthum zu erhalten und aus eigenen Mitteln zu nähren, vielmehr als aus der Fremde große, bedeutende Schätze herbei zu ziehen. Man kümmerte ſich wenig darum, wer in Berlin oder Wien grade vergöttert wurde, und das Gaſtſpiel, wie es in der letzten Zeit zum Ueberdruß geſehen wurde, fand damals faſt gar nicht Statt. Wozu auch dieſe Muſterkarte fremder Mittelmäßigkeiten dem Publikum auftiſchen? Selbſt das Beſſere darunter kann nur durch Gewohnheit ſich in der Heimath einige Duldung erwerben, und verlangt, wenn es mit ſeinen fremdartigen Manieren und Dialecten, wie vom Himmel fällt, ſogleich einen Beifall, wie es ihn zu Hauſe nie erlebt hat, und iſt dann mit der gezollten Gaſtfreundſchaft und dem Honorare allein, nur ſelten zufrieden. — So ſtanden die Bühnenverhältniſſe, als Herr Stich an die Stelle des Herrn Delamotte trat. Hier machten ſich ſogleich die gröbſten Mißgriffe bemerkbar. Durch eine ſehr übelangebrachte Eiferſüchtelei wurde das eigenthümliche, ſehr einträgliche Volkstheater am Iſarthore von dem Hoftheater getrennt, und einem betriebſamen Manne zur freien Ausübung und zwar unter ſehr bedeutenden Vergünſtigungen überlaſſen. Welchen Mißbrauch derſelbe durch gehäſſige Parodien, Perſönlichkeiten und andern Unfug davon machte, iſt bekannt genug, und bei aller Unterhaltung, die ſein bedeutendes Talent einem großen Theile des Publicums verſchaffte, iſt es wohl eigentlich nicht zu bedauern, daß das Volkstheater, wie es Carl handhabte, nicht mehr fortbeſtehe.

Um namentlich dem ſinnreichen Erfindungsgeiſte Carl's, der in der äußern Ausſtattung von Spektakelſtücken nicht leicht ſeines Gleichen hat, die Spitze zu bieten, und zugleich den prachtvoll ausgedehntern Raum der neuen Bühne entſprechend zu beleben, wurde der Schöpfer des Kinderballets von Wien mit großen Koſten angeſtellt und ſeiner genialen Thätigkeit noch manche pecuniäre Opfer gebracht. Einige andere Engagements wurden geknüpft und das Gedeihen der heimiſchen Bühne immer mehr und mehr von Talenten aus der Fremde abhängig gemacht. Wenn dies im Allgemeinen keinen Tadel verdiente, ja in gewiſſen auſſerordentlichen Fällen nur wünſchenswerth ſeyn konnte, wie z. B. Eßlair, deſſen Lorbeerſtamm an unſerer Bühne Wurzel ſchlug, ſo können wir uns, das Herbeiziehen fremder Schauſpieler, unbedingt zu loben, durchaus nicht verſtehen, und glauben durch das früher Geſagte, bei einem Theile unſerer Leſer, die Zuſtimmung bereits erhalten zu haben.

So ſchwindelte Stich ſeine kurze Periode hin, die durch übergroſſen Aufwand und Partheyſucht, bei dem Allen aber auch durch große Erfolge im Artiſtiſchen, ſich auszeichnete, bis der unglückliche Brand im Januar 1823 dieſer troſtloſen Herrlichkeit ein ſchnelles Ende machte. In einer damals nur in wenigen Exemplaren circulirenden Brochüre wurde ihm der ſtrenge, aber wahre Vorwurf gemacht: „er habe während ſeiner kurzen Führung der Theatergeſchäfte zwei Theater (das Iſarthor- und das neue Hoftheater) zuſammenſtürzen laſſen, die unter ſeinem Vorgänger entſtanden waren.“

Ein kurzes Interregnum trat jetzt ein, während deſſen ein kunſtſinniger Mann, voll regen Eifers und großer Liebe für die Sache, ſich der Intendanz unterzog. Dies war der Freiherr von Weichs. Wie wenig aber Bildung und Eifer allein ausreichen, um dieſem ſchwierigen Geſchäfte vorzuſtehen, bewies dieſer Fall. Der Freiherr von Weichs trat ab, und der Hofmuſikintendant Freiherr von Poisl, ein Mann, der bereits als Komponiſt der Athalia und Nitetis, eines deutſchen Rufes ſich erfreuete, übernahm die Lenkſeile. Dieſe Verwaltung währte ungefähr neun Jahre und wir glauben dem achtungswerthen Manne keineswegs zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daß das Münchener Hoftheater während dieſer Zeit von ſeiner Höhe herunterzuſteigen begann, und bei ſeinem Zurückziehen von dem Geſchäfte ſchon einen ſehr merklichen Rückſchritt gemacht habe. Es wäre ungerecht, wollte man dieſes traurige Ergebniß dem letzten Intendanten allein zuſchreiben, vielmehr war durch das Frühere, hier nur oberflächlich Berührte, der Bau des Ganzen ziemlich untergraben, und die raſch folgende Entwickelung verderblicher Elemente, im Keime ſchon vorbereitet. Wir ſchätzen die Freimüthigkeit über Alles, und gedenken durch ſie ein allgemeineres Intereſſe für die Sache zu erwecken, nicht aber durch Lobhudeley oder gehäſſigen Tadel uns eine Parthei zu machen.

Zwar zählte das Theater am Schluſſe des Jahres 1832 noch viele ausgezeichnete Talente, aber die Stellung des Repertoirs konnte unmöglich befriedigend genannt werden, die Beſetzung der Rollen erfolgte nicht mehr mit der nöthigen Einſicht, die Neuigkeiten, die andere Städte ſchon längſt kannten, blieben bei uns ſtets in Rückſtand, es ſchien eine Willkühr in den unzähligen Entfernungen von der Bühne eingeriſſen zu ſeyn, obgleich der Zettel ſtets gewiſſenhaft berichtete, ob ſolche durch Krankheit, Unpäßlichkeit, Urlaub, oder andre Urſachen herbeigeführt wurden; und ſchließlich war ſtatt des Prunks und der Verſchwendung, eine Vernachläſſigung des Aeußern oftmals eingetreten, die für weiſe Sparſamkeit gelten ſollte, und die eine ſinnreiche Scenerie allein, den neueſten Anforderungen in dieſer Hinſicht genügend, zu erſetzen hingereicht haben würde.

So ungünſtig war die Lage dieſer Angelegenheiten, als ein neuer Intendant in der Perſon des Herrn Hofraths Küſtner herbeigerufen wurde, bei deſſen Antritt ſich eine Reihe noch feindſeligerer Begebniſſe zutrug.

Es gehörte ein hoher Grad von Muth und Liebe für die Sache dazu, um die Intendanz unter dieſen Verhältniſſen zu übernehmen und wir wollen hoffen, daß ſich dazu nicht minder Einſicht, Kraft und richtige Auffaſſungsgabe geſellen, um das: „Was wir bringen,“ auch mit dem: „Was Ihr wollt,“ in Einklang zu ſetzen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſes Wagniß, man erlaube uns immerhin den Ausdruck, allein ſchon die Blicke Vieler, dem Theater Entfremdeten, danach wieder hingezogen hat. Es iſt ein Räthſel zu löſen und das reizt den Scharfſinn, in England würde man Wetten eingehen, wir begnügen uns unſere Gläſer aufzuſetzen und ein wenig ſchärfer zu beobachten. Für dieſen Theil des Theaterpublikums, nicht für die ganze Maſſe, von der wir im Eingange ſprachen, beſtreben wir uns, dieſe Blätter zu liefern. Weder der vollkommenſte Zuſtand des Blühens, noch der des gänzlichen Verfalls, hätte jedoch in uns dieſen Drang erwecken können. Es iſt die Kriſis des neuen Geſtaltens, die uns antreibt, die Feder zu ergreifen. Die rege Entwickelung friſcher Kräfte, und die dabei leitenden Anſichten, in ſo fern ſie eine klare Deutung zulaſſen, wollen wir uns zum vorzüglichen Gegenſtande wählen. Es ſcheint nicht überflüſſig, hinzu zu fügen, daß die gewöhnlichen Leiſtungen bereits bekannter Schauſpieler hier gar nicht hingehören, da wir weder die Luſt noch den Aerger dieſer Herren zu erregen beabſichtigen. Um jedoch dieſen Aufſätzen wo möglich ein ausgedehnteres Intereſſe auch für andere Städte zu verſchaffen, und den gewählten Titel: „Unterhaltungen“ zu rechtfertigen, ſoll in den Kreis unſerer Beobachtungen und Mittheilungen Alles Intereſſante des In- und Auslandes hineingezogen werden, was ſich nur in Verbindung zu Bühne und Schauſpielkunſt bringen läßt.

Die erſten Hefte werden unſern Plan näher zu berichtigen im Stande ſeyn. Wir ſchließen nunmehr dieſes Vorwort, mit dem aufrichtigſten Wunſche für das Gedeihen der Anſtalt, zu deſſen Förderung wir nach Kräften beizutragen wünſchen. Erfreuliche Reſultate recht bald zu erblicken, iſt leider nicht voraus zu ſehen, und wenn der Tod und Graf Redern in Berlin ſich ferner verſchwören, uns Talente in ihrer vollſten Kraft, wie Urban und Dem. Hagn, ſo ſchnell als unerbittlich zu entreißen, ſo dürfte die Conſtellation immer verwirrter und trauriger werden

Ludwig Devrient.

Eine Skizze.

Einer der erſten deutſchen Künſtler trat am Schluſſe des vorigen Jahres von dem Schauplatze ſeines Wirkens ab, und nie erfreuete er ſich der Kränze, die Münchens kunſtſinnige Bewohner ſo willig ausgezeichneten Mimen zu ſpenden pflegen, nie — ſo viel uns bekannt iſt — ward ihm, während ſeiner langen, rühmlichen Laufbahn, eine ehrenvolle Einladung zu Theil, und ſo ſchwanden mit ihm ſeine Kunſtgebilde dahin, ohne daß ſie München kennen lernte. Für den Kunſtfreund wahrlich ein unerſetzlicher Verluſt. Solchen Heroen ſeyen die Kunſttempel gaſtlich geöffnet, nicht aber dem unleidlichen Mittelgute, woran jede Stadt ſchon ohnedies genug zu ertragen hat. Man beeile ſich jedoch hiemit, denn: »die Freuden, die wir ſchaffen, laſſen unſer Haar ſchneller erbleichen und ſenken früher als bei Andern den Todeskeim in unſer Herz,« dieſer Ausſpruch Ifflands gilt für jeden großen Künſtler. Möge dieſe Skizze im Stande ſeyn, für diejenigen, die ihn nicht kannten, ſeine Perſönlichkeit wenigſtens zu ſchildern und denen, die ihn einſt bewunderten, als Erinnerung, nicht ganz unwillkommen erſcheinen.

Wenn je ein Menſch zum Schauſpieler geboren ward, ſo war es Ludwig Devrient. Man gebraucht ſo gern und verſchwenderiſch »Genie und genial,« daß ich auf ihn dieſe Bezeichnungen nicht anwenden mag, obgleich er ſie ihrem weiteſten Umfange nach verdiente, wenn von ſeinem innerſten Weſen, von ſeiner Künſtlerſeele geſprochen werden ſoll.

Schon die äußere Erſcheinung, die bei dem Schauſpieler ſtets große Beachtung verdient, trug ein ſeltenes Gepräge an ſich, und ließ das Ungewöhnlichſte ahnen. Er war, was man unterſetzt nennt, von breiter Bruſt und ſtarken Schulterblättern, und dies gab ihm noch immer einen überraſchenden Ausdruck von Kräftigkeit, als ſchon ein tief gewurzeltes Siechthum ſeine Lebenskraft längſt gefährlich untergraben hatte. In dem übrigen Körper herrſchte Ebenmaaß, ohne auf irgend eine Weiſe beſonders Ausgezeichnetes bemerkbar zu machen.

Dies war nur im höchſten Grade an ſeinem Kopfe vorhanden. Meiſter Ludwigs Geſicht war von ſo anziehender Kraft, daß, wenn er uns als gänzlich unbekannter Mann zum Erſtenmal im Leben gegenüberſaß, wir kein Auge mehr von ihm abwenden konnten. In jüngern Jahren ſollen dieſe Züge wohl ſelbſt ſchön zu nennen geweſen ſeyn, ſpäter blieben ſie ſtets vom höchſten Intereſſe.

Sein Geſicht war mehr breit als lang, die Wangen hatten ſelbſt noch vor einigen Jahren, bei ihrer krankhaften Färbung, einen gewiſſen Grad von Fülle. Die Muskeln lagen unter einer feinen Haut, und ſpielten beim Sprechen in höchſt ſeltſamen Zuckungen. Die Stirne war nicht übermäßig hoch und von ſehr ſchönem, dunkelm Haar, in vollen natürlichen Locken umgeben. Die Naſe war lang, was man mit Adlernaſe bezeichnet, dabei bedeutend nach der einen Seite gebogen. Der Mund — ja, wer vermöchte zu ſchildern, wie dieſer Mund ſich präſentirte, da ſeine ſtete Beweglichkeit ihn jeden Moment anders erſcheinen ließ. Gewöhnlich umgab die ſchmalen, bleichen Lippen ein wirres, unheimliches Lächeln, wie man es nicht ſelten bei gewiſſen Wahnſinnigen trifft, die mit irgend einer fixen Idee behaftet ſind. Es ſchließt ein ſolches Lächeln keineswegs den Ausdruck der Gutmüthigkeit aus, und dieſe war auch in Meiſter Ludwigs Character vorherrſchend, und ſpiegelte ſich im gemeinen Leben in ſeinen Zügen wieder.

Das jedoch, was ſeine Geſichtsbildung vor Allem auszeichnete, war ſein Auge; in dieſem lag mehr als in den Augen der gewöhnlichen Menſchen. Dies ſprechende Auge war fähig, alle Leidenſchaften auszudrücken, ohne daß ihm ein Wort zu Hilfe kam, ſie zu dollmetſchen; in ihm lag die dämoniſche Gewalt, der Zauber, der Alles feſſelte und uns erheben oder ſinken laſſen konnte, uns entzückte oder vernichtete.

Ludwig Devrient hatte nicht was man den feinſten Anſtand im Umgange nennt, er konnte ſich dieſen wohl auch nicht auf der Bühne geben, und nahm ſich darin ohne Natürlichkeit und gezwängt aus. Dafür aber war ihm Hoheit verliehen, und er hatte ſich in einigen Rollen die ächte, wahre, innere Hoheit ſo zu eigen gemacht, daß jene falſche, prunkende Aufgeblaſenheit, die man gewöhnlich auf unſern Bühnen zum Ueberdruß ſich ſpreizen ſieht, neben ihm zur erbärmlichſten Karrikatur werden mußte. In allen ſeinen Leiſtungen trat er ſchöpferiſch hervor. Dieſe eigene dichtende Kraft war ſo überwiegend in ihm, daß er oft die Mängel ſeiner Aufgabe auf das Herrlichſte ergänzte. Daher hob er Rollen zur Bedeutung, die in andern Händen Nichts blieben, was ſie urſprünglich waren; daher glänzte er oftmals — namentlich in früherer Zeit — in ſkizzenhaft angelegten Stücken von nur geringem Werthe, und glich darin den improviſirenden Schauſpielern der ältern Bühne, doch in einer höhern Weiſe, indem er dem Geiſte, nicht blos den Worten nach, den Dichter ergänzte; welches Letztere bei Uebung und hergebrachten Späßen, die ſtets gern gehört werden, wohl um Vieles leichter ſeyn mag.

Von ſeinen Gebilden wird der Nachwelt nichts aufbehalten ſeyn, ſie ſchwanden dahin wie Garrik's und Schröder's Gebilde. Was hilft es, daß talentvolle Künſtler einen Moment eines Abends glücklich erfaßten und durch Pinſel oder Grabſtichel feſtzuhalten ſuchten, dies giebt uns keinen Begriff von dem was er war! — Eine Charakteriſtik ſeiner Kunſt wäre wünſchenswerth und möge eine, dieſer Aufgabe genügende, Hand ſie uns entwerfen. In dieſen wenigen Zeilen etwas darüber ſagen wollen, würde mit Recht für Anmaſſung gehalten werden können. Wer es aber auch in größern oder kleinern, oberflächlichern oder gründlichern Abhandlungen verſuchen wollte, er wird uns nie, den, das innerſte Herz bewegenden Schrei Lorenz Kindleins — die Fiſteltöne des erzürnten Shewa — den grunzenden Baß des heimtückiſchen Shylock — oder jenen ſchmetternden Ton vergegenwärtigen können, den Coke beim Ableſen der Vernichtungsformel anſtimmte — eben ſo wenig wie das fürchterliche Lachen Franz Moors, von einem Blicke begleitet, worin ſich alle Bosheit der Hölle concentrirte.

Ludwig Devrient erſchien im Leben anſpruchlos und gemüthlich, wohlwollend und theilnehmend. Er war eben ſo leicht zum Weinen und Lachen zu bringen, als er Andre dahin brachte. Der Geſelligkeit war er keinesweges abhold, doch liebte er größere Geſellſchaften nicht. Ein Paar Freunde ſah er gerne um ſich, und eine Art gaſtfreundlichen Aufwandes in ihrer Bewirthung kannte dann keine Gränzen. Die verwandte Natur hatte ihn einſt zu Hoffmann hingezogen, und wären deſſen barokphantaſtiſche Geburten auf die Bühne übergegangen, Niemand hätte ſie ſo vollkommen in's Leben rufen können, als er. Das mehrjährige Zuſammenleben mit Hoffmann mochte wohl in ihm den Trieb entwickelt haben, ſich größtentheils von geiſtigen Getränken zu nähren. Dies nahm gegen das Ende ſeines Lebens ſo überhand, daß am Morgen eine Flaſche Champagner und eine Flaſche Bordeaux entſiegelt wurden und dieſe — nebſt einigen Auſtern, für die Nahrung des ganzen Tages genügten.

Doch wer dem Menſchen ſeine Nahrungsmittel zum Vorwurf machen wollte, wäre wahrlich eben ſo belachenswerth, als der es einem Jeden darin gleich zu thun verſuchte.

Wenn nach dem Genuſſe geiſtiger Getränke, die Phantaſie ſo reizbar, alle edlern Seelenkräfte ſo geſteigert werden, wie es bei ihm der Fall war, und durch dieſe künſtliche Exaltation die herrlichſten Reſultate ſich zeigen, ſo darf man nur beklagen, daß der ſchwache Körper bei ſolchen Anſtrengungen ſich ſo raſch verzehren mußte. Welcher Menſch aber wird zwiſchen dieſem Zuſtande und roher Trunkenheit eine Parallele ziehen wollen?

Der wahrhaft kunſtſinnige Graf Redern, dem die Leitung der Bühne anvertraut iſt, die in Devrient ihren ſchönſten Stern erlöſchen ſah, ehrte des großen Mimen Andenken durch eine würdige Anzeige ſeines Todes in der Preußiſchen Staatszeitung.

Die Stumme von Portici,

auf dem hieſigen Hoftheater gegeben, den 19. März, mit veränderter Beſetzung, und zum Vortheile der Mad. Spitzeder.

Bayer erſchien zum Erſtenmale als Maſaniello vor einem überfüllten Hauſe, und wenn gleich der Feiertag viele der Anweſenden herbeigezogen hatte, wenn auch ſo mancher der Mad. Betty Spitzeder wegen gekommen war, die eine ſehr ſchätzenswerthe Künſtlerin iſt, ſo war bei den ächten Dilettanten (im Sinne der italiäniſchen Oper) doch nur Bayer und Maſaniello das Loſungswort. Und in der That bewährte ſich der Sänger und Darſteller an dieſem Abende auf ſo glänzende Weiſe, daß wir unſer ſchon oft ausgeſprochenes Urtheil, Bayer ſey einer der erſten Tenoriſten, hier unbedingt wiederholen.

Seine jugendliche Stimme, dieſer hauchende Schmelz, dieſe markige Kraft, es liegt ein Zauber darin, der unwiderſtehlich auf die Zuhörer wirkt. Dabei wurde ſeine Darſtellung von einer ſchönen Begeiſterung durchglüht, die von innen heraus wehete, und nicht von auſſen herbeigezogen wurde. Wir vermißten daher mit großem Vergnügen jene nutzloſen Kraftanſtrengungen, wahre tours de force, die eben ſo unäſthetiſch als ermattend ſind. Daher erfreute ſich unſer Künſtler einer gleichmäßigen Stärke, im Spiel und Geſang, die bis zum Ende anhielt. Das Ausſehen war trefflich bezeichnend. Es lag etwas ſchlottriges, ſüdlich-nachläßiges im Anzuge, dazu das markirte Geſicht, er war der berühmte Fiſcher von Amalfi durch und durch. Nie erinnern wir uns das ſchöne Duett im zweiten Akte ſo gehört zu haben, wie es an dieſem Abende von Bayer und Pellegrini geſungen wurde. Dann erregte der Vortrag des ſogenannten Schlummerliedes im vierten Akte allgemeinen Enthuſiasmus. Das zarte und discrete Accompagnement iſt ſehr hoch zu loben. Der Wahnſinnſcene fehlte es nicht an ganz ausgezeichneten Momenten, doch ließen ſich wohl noch kleine Schattirungen in den Uebergängen anbringen, die bei dieſer

Fülle, in einer erſten Darſtellung, dem Künſtler leicht entgangen ſeyn können.

Da wir Nourrit, Bader, Cornet, Breiting, Hoffmann, Hambuch, Albert, und unſern Löble, in dieſer Parthie mehrmals zu ſehen Gelegenheit hatten, ſo wird man unſerer Beurtheilung wenigſtens nicht Einſeitigkeit vorwerfen können. Nächſt Bayer entzückte Pellegrini das Publicum, und in der That machte ſich ſeine Stimme herrlich geltend, obgleich ſeinem Spiele das Bezeichnende abging. Für einen italiäniſchen Sänger der „alten guten Zeit“ mochte dies Spiel genügen; wir Deutſchen verlangen heut zu Tage jedoch auch beim Sänger eine ſtarke Beigabe vom Schauſpieler. — Wir ſind nun einmal unerſättlich! — Mad. Spitzeder ſang die erſte Caballeta ſo vorzüglich, als man es von ihr gewohnt iſt. Die große Scene im vierten Acte verlangt jedoch mehr Seele als Kunſt, und hier ſcheiterte die Sängerin, deren Triumphe in einem ganz andern Bereiche blühen.

Herr Löble war als Alphonſo auch nicht auf ſeinem Platze. Aber er hatte Platz gemacht, und das entwaffnet jede Kritik. Die wenigen Veränderungen in den ſceniſchen Anordnungen waren nicht zweckmäſſig und dabei unbedeutend. Statt der offenen See im 2ten Acte, ſahen wir eine niederſächſiſche Gegend, mit einem hölzernen Fluſſe, auf dem einige Kähne hin und hergezogen wurden. Das war kleinlich und ermüdend. Statt deſſen: Gruppen auf den Felſen und Fiſcher in feſtliegenden Böten, die den Obenſtehenden Körbe mit Fiſchen u. ſ. w. zulangen. Am Schluſſe des Actes nimmt Alles dieſe Körbe auf, und zieht in mannichfaltigen Gruppen zum Markt nach Neapel. Viele ſpringen in die Kähne, ziehen Segel auf und fahren jubelnd ab. Die Kinder hängen ſich an die Großen, die Kleinern werden getragen. Maſaniello ordnet Alles und empfiehlt Fenella der Aufſicht Pietros, beſteigt einen Felſen und ſieht dem Zuge nach, der ſich über Fels und Thal verbreitet und nach und nach verſchwindet, wie es die Muſik deutlich auszudrücken ſcheint. Im dritten Acte, am Schluße, erhielten wir ſtatt des großartigen Arrangements, das noch von Horſchelt herrührte, ein überaus Kleinliches. Die Menge der Männer, Weiber und Kinder thut nichts zur Sache, ſondern die Art und Weiſe, die Maſſen und Gruppen zu ordnen. Das Herauslaufen en foule von der einen Seite und das Verſchwinden auf der Andern — dann die Bühne ganz leer — und gleich darauf wieder derſelbe Spaß aus den gegenüberſtehenden Couliſſen hätte belacht werden können, wäre das Publicum nicht durch die Leiſtungen der Künſtler ernſtlich ergriffen geweſen. Die Marktſcene hätte reicher und maleriſcher ausgeſtattet werden ſollen und hier wäre Pinelli's Werk: Neapolitaniſche Sitten, ſehr zu empfehlen, das hier vielfältig zu haben iſt, nicht der kleinen Carlsruher Stahlſtiche davon zu gedenken.

Eben ſo wäre das Stürmen der Läden der Waffenſchmiede und Fackelhändler einzuſchalten, wie es in der gedruckten «Mise en Scène» des Generalregiſſeurs Solomé in Paris, genau angegeben iſt. Dieß macht einen großartigen Effect.

Mit den eingeſchalteten Tänzen hätten wir auch noch zu hadern. Das Ballet im erſten Acte iſt doch wohl gar zu ſehr gekürzt. Wenn wir auch die vielen Solotänze nicht herbeiwünſchen, ſo ſollte man uns doch wenigſtens den Bolero zur Guarache geben. Der Muſikfreund verliert ſonſt ein zu großes Stück der Partitur, das gerade zu dem Intereſſanteſten gehört. Im zweiten Acte ſollen die Zwiſchentänze bei der Barcarole weniger regelmäßig ſeyn. Sie bezeichnen einen Ausbruch der Fröhlichkeit, ein Wiegen und Drehen auf dem Platze. Wie lächerlich, daß Maſaniello jederzeit Platz machen muß, wenn das Corps de Ballet vorſpringt, und warum ſind dieſe Tänzer gleichgekleidet? Hat man je ſo etwas unter Fiſchern oder Bauern bemerkt? —

Noch weniger iſt die Tarantella in der Marktſcene verſtanden worden. Hier ſoll ein Paar zu tanzen anfangen, dies reizt Andere, ſie ſpringen aus der Menge und geſellen ſich zu den Tanzenden, nach und nach winkt hier ein Mädchen, dort ein Burſche, man hüpft zu einander hin aus den verſchiedenen Volkshaufen und am Ende tanzen ganze Gruppen, hier — dort — überall. Das iſt neapolitaniſches Marktleben — kein ſteifes Ballet. Und vollends die Uniform! wie abgeſchmackt! Schinkenhändler, Macaroniköche, Fiſcher, Mausfallenkrämer, Guitarrenſpieler, Waſſer und Sorbetverkäufer, Gärtner — Alles wird von dem Strudel fortgeriſſen und tanzt die göttliche Tarantella! — Das nämliche gilt vom Schluſſe des 4ten Acts. Südlicher Volksjubel! — hier ſoll es heißen: Tänzer vor, wenn welche da ſind! Aber nicht Neapolitanerinnen mit Palmzweigen im Arme, rottenweis marſchirend, wie ein Regiment Genien von Schikaneder! —

Noch ein Wort über den Anfang der Oper. Das ſteife Aufmarſchiren von Statiſten fängt hier dieſe lebensfriſche, handlungsreiche Oper ſo todt an. Das Auftreten der Wachen vor Alphons, wie es der Dichter vorſchreibt, iſt ganz anders zu verſtehen.

Auch dieſe Handlung muß Bedeutung haben, während das leere Vorausmarſchiren ganz bedeutungslos iſt. Ueberhaupt beſtrebe ſich der Regiſſeur, oder wer deſſen Stelle verſehen mag, nur da Statiſten anzuwenden, wo ſie in die Handlung eingreifen und eine Idee des Autors zu verſinnlichen dienen können; die todt daſtehende Menge, ſo wie das alltägliche Marſchiren, ſtört die Illuſion ſtatt ſie zu befördern, und kann ſicherlich keinen Theil des Theaterpublicums mehr zufriedenſtellen.

Ueber die Leiſtung des Orcheſters unter Moralt etwas zu ſagen, erſcheint uns überflüßig! trefflich Alles und übergroßer Beifall! —

Hieſiges.

Neu waren, unter der neuen Intendanz, Delva und die beiden Sergeanten, beide nach dem Franzöſiſchen. Die Wahl war nicht glücklich, beide Stücke ſprachen nur wenig an. Dieſe Sachen von den Pariſer Secondärbühnen verlangen ganz beſondere Aufmerkſamkeit im Arrangement, und ausgezeichnetes Spiel. Exploſionen und griechiſche Feuer waren ſonſt am Iſarthortheater gäng und gäbe, ohne daß uns der Dampf am Sehen und Athmen hinderte. Die Stücke ſind überdies alt, und faſt auf allen Provinzbühnen gegeben. Man glaube nicht, daß dasjenige »neu« ſey, was noch nicht zur Aufführung kam. Die Tagesintereſſen, der Succeß eines vorhergegangenen Stücks, die Beliebtheit eines Genres, und ähnliche Beziehungen, verleihen ſolchem Dinge Reiz — daher das todte Alte ruhig liegen laſſen, und rüſtig vorwärts mit den Lebenden marſchirt!

Herr Freund aus Mannheim trat im Maurer wieder auf, nachdem er uns erſt vor wenigen Wochen verlaſſen hatte. Wir werden auf dies erneuerte Gaſtſpiel zurückkommen.

Ein Fagottiſt aus Dresden ward in den Zwiſchenakten gehört, ohne beſondere Theilnahme zu erwecken.

Madame Sigl-Veſpermann ſoll quieſcirt worden ſeyn. Ein großartiger Verluſt für die Oper. Es thut uns leid, blos von dieſer einzigen betrübenden Großartigkeit ſprechen zu können. Sie gehört zu den vollendetſten Geſangkünſtlerinnen Deutſchlands.

Dem. Schneider, eine Anfängerin, die ſich bereits einige Male verſucht hat, trat kürzlich in »Malesherbes Roſen« und als »Chriſtine« auf. Mit dieſen Verſuchen hätte das Publikum nun wohl genug, denn dies Rollenfach auszufüllen, ſcheint dieſe Dame noch nicht berufen zu ſeyn. Sie trete in Reih' und Glied, und für kleinere Aufgaben wird ihr Talent, ſo weit es bis jetzt gebildet, ſchon ausreichen. Das Organ iſt klangvoll, der Dialect bedarf großer Feile. — Die Rolle der jungen Königin von Schweden, dieſes überaus geſcheuten, eigenſinnigen Kindes auf dem Thron, iſt wahrlich nicht leicht zu geben und ſelbſt die mit ſo großem Talente begabte Dem. Hagn erſchöpfte nicht alle Feinheiten dieſer Aufgabe.

Welch unzweckmäßige Decorationen manchmal aus dem Vorrathe unſerer Hofbühne, der ein Schatz genannt werden darf, gewählt werden, davon lieferte der neuliche »Maurer von Auber« ein Beiſpiel. Erſter Act: Eine Guinguette vor den Barrièren von Paris. Wir erblickten ein Thor mit Thürmen aus dem Mittelalter; etwa wie die »tour de Nesle« oder dgl. Zweiter Akt: eine auf türkiſche Weiſe beleuchtete Grotte, mit Springbrunnen und Blumen, unter dem Hotel des türkiſchen Geſandten, wir ſahen: die Baumanns«, Oswalds« oder irgend eine andre Höhle, worin Rübezahl mit ſeinen Gnomen Hoflager hielt. Wenn das »Alles eins iſt,« nun ſo wollen wir auch recht bald in den beliebten Refrain einſtimmen.

Das Coſtüm war eben ſo zu tadeln. Nur der Gaſt, Herr Freund, war angezogen, wie er ſollte, mit Ausnahme ſeiner Matelots. Dieſe kamen erſt während der Revolution auf. Bei Hochzeiten trugen die Bürgersleute Escarpins.

Ein Fremder aus Dachau erzählte neulich, Herr Vespermann wolle ebenfalls ſich von der Bühne zurückziehen. Wir wollen mehrere dieſer Gerüchte für uns behalten, um dadurch nicht neuen Allarm unter die Theaterfreunde zu bringen. Sicher iſt es aber, daß Herr Eßlair ſich zu einer längern Kunſtreiſe rüſtet. Er läßt bereits die Koſtüme zu allen Rollen, die er in der Fremde zu ſpielen gedenkt, in ſeinem Hauſe verfertigen.

Am Palmſonntage findet die Aufführung des großen Oratoriums: Das Alexanderfeſt, oder die Mach der Tonkunſt, von Händl und Mozart, ſtatt. Dieſes Meiſterwerk, eines der größten im Bereiche der weltlichen Oratorien, wird in der großartigſten Ausführung gewiß Alles herbeiziehen, was gerne der erhabenen Tonkunſt huldigt.

Auswärtiges.

Dem. Maſchinka-Schneider, dieſelbe, die in London und Paris ſo ſehr gefiel, dann in Berlin auftrat, iſt jetzt in Dresden mit 2300 Thalern angeſtellt. Bandrali und Graziani ſind ihre Meiſter. Sie iſt erſt 17 Jahre alt.

Herr Joſt in Hamburg gefällt als Ludwig XI. in Delavigne's Trauerſpiel, in ſo ausgezeichnetem Grade, daß Blätter, wie die kritiſchen der Börſenhalle, welche ſich nie mit dem Theater befaſſen, dieſer auſſerordentlichen Erſcheinung Erwähnung thun. Man gab das Stück bereits ſieben Mal. Ligier in Paris war ebenfalls groß in dieſer Rolle, und das Théâtre-français hielt ſich daran aufrecht, unter ſtürmiſchen Aſpecten.

Mad. Schröder electriſirt bereits die dilettanti in Wien. In ihrer erſten Rolle: Iſabella, wurde ſie mehrere Male gerufen.

Unſers Luſtſpieldichters Plötz, auch hier mit Beifall gegebenes Stück: Abenteuer in der Neujahrsnacht, erlebte in Berlin wohl ſchon an 25 Darſtellungen.

Rappo's Kunſtſtücke auf der Königſtädtiſchen Bühne in Berlin, zerfallen nach dem dortigen Zettel in folgende Abtheilungen: chineſiſch-huroniſche Gewandtheitsſpiele — herculiſch-athletiſche Spiele — und herculiſche Kraftproben!!!

Einfälle.

Die Führung der Theatergeſchäfte beruht nicht auf Geheimniſſen, wie die Verfertigung blutreinigender Pillen. Vor Allem wird ein glücklicher Erfolg, durch die Gunſt und das Vertrauen des Publikums erzielt.

Véron und Harel, die in dieſem Augenblicke vom Glücke begünſtigtſten Theaterunternehmer in Paris, würden in den meiſten Städten Deutſchlands zu Grunde gehen müſſen.

Was für kleinere Städte ſehr überraſchend erſcheinen mag, kann leicht in größeren ein mitleidiges Achſelzucken bewirken.

Was man auch in letzterer Zeit von dem Verfall unſerer Bühne ſagen mochte, ſo war dies ſtets nur im Verhältniß zu einer Frühern verſtanden. Nie würde es uns eingefallen ſeyn, mit einem andern Maaßſtabe als dem von Wien, Berlin oder Paris, die Leiſtungen der k. Hofmuſik, oder einer Schechner, Vespermann, Schröder und Hagn, eines Eßlair, Vespermann, Urban, Bayer und Pellegrini zu meſſen.

In keiner Stadt ſind die einheimiſchen Dichter ſo von der Scene weggeſcheucht worden, wie hier. Iſt dies des Publikums Schuld? Keineswegs. Es iſt empfänglicher für das einheimiſche Werk, gerechter für ſein Verdienſt, und enthuſiaſtiſcher in ſeiner Anerkennung, als das Publikum irgend einer andern Stadt. Und haben wir nicht Weichſelbaumer, Auerbacher, Büſſel, Grötſch hier? deren Werke uns »ſchwarz auf weiß, in todten Lettern,« anſchauen, während ſie auf der Bühne lebendig werden ſollten. Es wäre wohlthätig für die Anſtalt, ihr ſolche Talente zu gewinnen, denn mit den Ueberſetzungen franzöſiſcher Lappaillen kann's doch nicht immer ſo bleiben.

In Wien ſind eine Menge talentvoller Schriftſteller ſtets für die Bühne beſchäftigt, in Berlin desgleichen. Selbſt in Frankfurt läßt der alte Grüner »ein vaterſtädtiſches Ragout« beſtellen, und der gute Döring muß mitten im 365ſten Kapitel ſeines neuen Romans die Feder weglegen, und ein dramatiſches Feuer anſchüren. Hier thäts jetzt wahrlich Noth, Aelteres einzurichten und Neues zu verfertigen, um bei den obwaltenden Umſtänden und Bedürfniſſen Erträgliches zu geben.

Unter Schreivogel's Leitung wäre es dem Ventriloquiſten Alexander gewiß nicht gelungen, mit ſeinen Künſten auf die Scene des Burgtheaters zu dringen. So vorzüglich er ſie auch macht, ſo gehören ſie doch nicht auf die erſte, ernſte Bühne des Vaterlandes hin, welchen Rang das Burgtheater noch bis vor kurzem behauptete. Hat doch das »Théâtre français« den eigenen Landsmann von der geweihten Halle, wo der alte Voltaire Wache hält, zurückgewieſen, und bei uns ſollten Leſſing, Schiller und Göthe nicht zürnen? —

Seit längerer Zeit wurden wir größtentheils nur durch Fremdartiges und Befremdendes im Theater befriedigt. Wir ſahen Carelle und Alexander, wir werden die Damen Romaine bewundern. Wann werden die Seidelmann, Anſchütz, Löwe, Fichtner, wann die Crelinger, Gley, Peche erſcheinen? Wann werden wir unſern Kunſtphalanx wieder ergänzt ſehen?....

Album.

Göthe's Fauſt iſt nun vollendet erſchienen und wir haben ein Werk in unſerer Sprache, wie es bis jetzt keine Literatur aufzuweiſen hat. Ich glaube nicht, daß erfindungsreiche Theaterdirectoren oder ſtreichſüchtige Regiſſeure es wagen werden, dieſe Tragödie auch in ihre Region hinabziehen zu wollen, wie ſie es mit dem erſten Theil derſelben gethan haben. Noch zu voll von dem Eindrucke, den die zweimalige Leſung zurückgelaſſen, und zu beſchränkt durch den Raum, werde ich in einem der folgenden Hefte eine Analyſe dieſes Rieſenwerkes zu geben mich bemühen.

Bei dieſer Gelegenheit theile ich Nachſtehendes aus dem neuen Journale: l'Europe littéraire, das noch wenig unter uns bekannt iſt, mit. Es iſt aus dem dritten Artikel, sur l'état actuel de la littérature en Allemagne, von unſerm Landsmanne H. Heine. Er ſpricht von Göthe's Perſönlichkeit:

»Sein Aeußeres war ſo impoſant wie das Wort, das in ſeinen Schriften lebt. Seine Erſcheinung war harmoniſch, reinlich, angenehm, edel aufgefaßt, und man konnte an ihm griechiſche Kunſt, wie an einer Antike ſtudiren. Dieſer Körper voll edler Würde, ward nie gebeugt von einer kriechenden chriſtlichen Demuth, die Züge dieſes Antlitzes waren nicht von myſtiſcher Zerknirſchung zuſammengezogen, dieſe Augen umſchleierte nicht die Furcht des Sünders, ſie ſandten nicht devote Blicke zum Himmel, und fürchteten nicht, ſich auf die Erde zu heften; nein, denn ſie waren ruhig wie die Blicke eines Gottes. Ueberhaupt iſt es das unterſcheidende Zeichen der Götter, daß der Blick feſt iſt, und ihre Augen nie blinzeln. Als Agni, Varenna, Yama und Indra, die Geſtalt Nalas, bei Damayantis Hochzeitfeier annahmen, erkannte dieſe ihren Geliebten an dem Bewegen ſeiner Augen; denn ich wiederhole es, die Augen der Götter ſind immer unbeweglich. Auch Napoleons Augen hatten dieſe Eigenſchaft. Und ich bin überzeugt, daß er ein Gott war. Die Augen Göthe's müſſen im hohen Alter eben ſo göttlich geweſen ſeyn, als in ſeiner Jugend. Die Jahre konnten auch ſein

Haupt nur mit Schnee bedecken, aber nicht beugen. Er trug es beſtändig ſtolz und hoch, und ſprach er, ſo wurde er dabei immer größer, und ſtreckte er ſeine Hand aus, ſo ſchien es, als vermöge ſein Finger den Sternen des Himmels ihre Bahn vorzuſchreiben. Man will an ſeinem Munde einen eiſigkalten egoiſtiſchen Zug wahrgenommen haben, aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigenthümlich, und ſelbſt dem Göttervater, dem großen Jupiter, welchem ich Göthe ſchon einmal verglichen habe. Wahrhaftig, als ich ihn in Weimar beſuchte, und nun vor ihm ſtand, blickte ich ſcheu nach der Seite, ob ich nicht den Adler, mit Blitzen im Schnabel, neben ihm ſehen würde. Ich ſtand auf dem Punkte, ihn griechiſch anzureden, da ich aber bemerkte, daß er deutſch verſtand, ſo ſagte ich ihm in dieſer Sprache, daß die Zwetſchgen zwiſchen Jena und Weimar von gutem Geſchmacke wären. Ich hatte viele Winterabende hindurch darüber nachgedacht, was ich ihm Bedeutendes und Erhabenes ſagen ſollte, wenn ich ihn einſt ſehen würde, und als dies eintraf, wußte ich nichts anders, als die ſächſiſchen Zwetſchgen zu loben! Und Göthe lächelte; lächelte mit denſelben Lippen, womit er ſonſt die ſchöne Leda, Europa, Danae, Semele geküßt hatte und noch ſo manche Prinzeſſin oder bloſe Nymphe des Alterthums. Die Götter gehen. Göthe iſt todt. Er ſtarb den 22. März des vorigen Jahres, dieſes bedeutungsſchwere Jahr, wo unſere Erde ihre größten Verherrlichungen verloren hat.«

Der bekannte junge Gelehrte und Dichter, Michael Beer aus Berlin, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhielt, iſt an den Folgen des Nervenfiebers verſtorben. Er beſaß ein ſchönes Talent, bedeutende Kenntniſſe, und war in jeder Hinſicht ein Begünſtigter des Glückes zu nennen, das ihm leider nur ein ſehr kurzes Leben hindurch beſchieden war.

Der Waiſen Urban's Einnahme! Wer, in München, will an dieſem Abende dies oder das ſehen? Nur ſpenden will man, und ihn, den zu früh Entſchwundenen, durch rege Theilnahme ehren!

Journal.

Wien, vom 12. bis 18. März.

Burg. Robert der Teufel, Schauſpiel von Raupach. Braut von Meſſina. Macbeth. Mad. Schröder als Gaſt.

Kärnthnerthor. Nachtwandlerin, Ballet. Concert des Poſauniſten Schmidt aus Caſſel. Alpenſänger-Concert. Aline (Ballet). Rozier als Gaſt.

An der Wien. Kunſt als Karl Moor. Langenſchwarz der Improviſator. Kunſt im Jrrenhaus von Dijon. Carelle in einer Pantomime aus dem Stegreife. Kunſt im Robert der Tiger, von Birch-Pfeiffer. Carelle in: der von Amor beſchützte Policinelle.

Leopoldſtadt. Die Erdgeiſter und der Brillenhändler. Die Liebe auf der Alm. Das Feenmädchen.

Joſephſtadt. Quodlibet. Anna Bolena.

Einſtudirt wurden an der Burg:

Die Krone von Cypern und das Teſtament einer armen Frau.

Berlin, vom 12. bis 20. März.

Königl. Schauſpiele. Alcidor (Oper). Onkel Brand. No. 777. (La Roche als Gaſt). Fra Diavolo. Der junge Ehemann und Wohnungen zu vermiethen. Alcidor. Kabale und Liebe (Dem. Hagn, Luiſe). Wollmarkt (La Roche als Gaſt) und Humoriſtiſche Studien. Concert. Spiegel des Tauſendſchön und die Königin von 16 Jahren (Dem. Hagn). Friedrichs Tod, neues Trauerſpiel von Raupach. Der Spieler (La Roche als Gaſt). Die Stumme von Portici.

Franzöſiſches Theater. Simple histoire; Toujours. La grande dame: l'enfant trouvé. La jeune marraine; Camilla; la famille Jabutot. La lune de miel; Robert-le-Diable, parodie.

Königsſtadt. Abenteuer in der Neujahrsnacht; Naſenharmonika; Eckenſteher Nante und Tableau: die Belagerung von Antwerpen. Fra Diavolo. Meluſina (Oper von Kreutzer). Lorbeerbaum und Bettelſtab. Adlers Horſt (Oper von Gläſer). Eigenſinn aus Liebe; der Dachdecker. Meluſina. Vorſtellungen des Athleten und Hercules Rappo.

Hamburg, vom 11. bis 18. März.

Stadttheater. Robert der Teufel. Eckenſteher Nante; der neue Gutsherr; Die Damen unter ſich. Die Verläumder. Euryanthe. Eckenſteher Nante; der neue Gutsherr; der luſtige Rath; Ludwig der Eilfte von Delavigne. Titus; Eckenſteher Nante. Maria Petenbeck, nach Bruckbräu's Erzählung von Holbein.

Anmerk. Soll in größerer Vollſtändigkeit fortgeſetzt werden.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Zweites Stück.
Ausgegeben am 5ten April 1823.

Inhalt.

Lebenslängliche Anſtellungen. Die Zauberflöte. Urban. Prolog. Jeremann. Dramatiſche Literatur. Journal.

Lebenslängliche Anſtellungen.

Erſter Artikel.

Es war eine ſchöne Zeit in Deutſchland, als die Schauſpielkunſt noch umherſchweifte in ihrer bunt-phantaſtiſchen Tracht, Aller Augen auf ſich zog, mit den Reichen und Mächtigen lebte, und von dem Volke bewundert und zugleich verachtet wurde. Da war der Schauſpieler noch getaucht in jene leichtſinnige Begeiſterung, die ihn erhob über die Sorgen und Aengſten des Lebens, die ihn im Augenblick ſeines Triumphes wie einen Gott erſcheinen ließ, ſchwelgend in Ambroſia, und nicht achtend einer Zeit, wo er den Hunger mit der trockenen Rinde ſtillen würde. War er ja doch Künſtler — was wollt' er mehr? und der ſeligſten Künſtler Einer, die keines andern Materials bedürfen, um ihre entzückenden, wenn gleich leichtvergänglichen Werke zu vollenden, als der Seele, mit ihren geheimnißvollen glühenden Tiefen, des hellſehenden Geiſtes, und eines vollendeten Körperbaues, einer tönenden Stimme, eines beredten Auges, kurz aller Eigenſchaften, die einen hochbegabten Menſchen zieren. — Und glaubt Ihr wirklich, daß dieſe Künſtler in der Verachtung lebten, womit ein ſteriler Wahnſinn ihre Kunſt beworfen hatte? Oder ſeyd Ihr der Meinung, daß ſie im Alter darbten und elend verhungerten? daß Niemand ſich ihrer annahm? daß ihre Kinder zu Taugenichtſen aufwuchſen?

Meine Jugend fiel in's lezte Dezennium des vorigen Jahrhunderts, ich kannte noch zum Theil

»cette armée flottante du bon tems jadis« —

Viele der jezt lebenden großen Künſtler haben ihre erſte Waffenweihe zu jener Zeit erhalten. Ich will Einiges über die damaligen geſelligen Verhältniſſe der Künſtler vorausſchicken.

Die ſehr renommirte Truppe der Geſchwiſter Schuch durchzog Preußen mit königlichen Privilegien. Papa Schuch, der noch dann und wann einen Teufel, mit ſchwarzgemaltem Geſichte und einer mit Goldſchaum beklebten Naſe, meiſterhaft darzuſtellen gewußt hatte, war längſt abgetreten, und ſeine Kinder führten das Werk fort. Hier begann der große Schröder als Tänzer, ſeine ruhmerfüllte Laufbahn, die ihn zu Reichthum und Ehren verhalf. Glück und Talent waren die gekrönten Häupter, mit denen er einen Kontrakt auf Lebenszeit abgeſchloſſen hatte. Der ältere Bachmann, ein Schwiegerſohn Schuch's war geliebt und geehrt, wie nie ein Schauſpieler vor und nach ihm, und lebte mit den erſten Ständen auf traulichem Fuße. Ich erinnere mich noch des ſchönen Mannes aus meiner früheſten Jugend. Wenn er dahinrollte im Phaëton, im gepuderten Kopfe mit Chignon, den er wie eine Dame mit dem Kamme aufgeſteckt trug, den fliegenden Locken, und dem dicken gelbſeidenen Halstuche, worin Kinn und Mund faſt verborgen lagen. Im Sommer ſtand ihm zu dem anliegenden Strumpfbeinkleide der Rock aus geſtreiftem Seidenzeuge ganz allerliebſt, und — ich darf es wohl nunmehr, nach einer ganzen ausgeſtorbenen Menſchengeneration geſtehen — es kann leicht keine Karrikatur, von den Meiſtern in dieſem Fache, Odry, Joſt oder Heigel, heutzutage dargeſtellt werden, die jenem erſten Helden und Liebhaber, der zugleich Sänger war, in der äußern Erſcheinung gleichkäme. Doch ſelbſt, wenn wir jetzt nach drei und dreißig Jahren darüber lachen — wir lachen noch zu früh! wer weiß, wie nach eben ſo langer Zeit man unſere Adoniſſe lächerlich finden wird. —

Fuhr Bachmann vorüber, ſo lief man zum Fenſter; man wollte den Mann mit einer Art von inbrünſtiger Bewunderung anſtaunen, der geſtern als Orgon, Ariſt oder Eraſt, ſo entzückend geweſen war. Wo iſt ſich in unſern Tagen ein Künſtler dieſer überſchwenglichen Anerkennung bewußt? Nach Göthe, um deſſentwillen ſelbſt andere Leute, als neugierige Engländer, nach Weimar zu reiſen pflegten, iſt mir nur Ein Beiſpiel bekannt worden: Grillparzer, nachdem ſeine Sappho erſchienen war. Ich ſelbſt ſaß an einem ſchönen Sommerabende in dem Kaffeehauſe auf der rothen Thurmbaſtey in Wien — der Dichter ging vorüber — und hundert ſchöne Damen, lieſen herbei, um ihm nachzublicken. Ich freue mich wahrlich, wenn er dieſe Zeilen leſen ſollte, ihn, der Erſte, von dieſer ſtummen, ſchönen Huldigung in Kenntniß zu ſetzen, da ich zu ſeinen wärmſten Verehrern gehöre. — Jener blendenden Prärogative theilhaft zu werden, verließen nun viele junge Leute, von einem leichtſinnigen Ehrgeize beſeelt, die ſichern Brodſtudien, und ſchwuren Treue der Fahne aus bunten Fetzen, die der Menge ſo ſehr in die Augen ſtach, aber nur wenigen Geweiheten zur Oriflamme wurde.

Das liederliche Heer, das ſich um dieſe Fahne ſammelte, wuchs mehr und mehr, das Volk jauchzte den hin- und herwandernden Truppen entgegen, die Erſcheinung war neu, und der Jubel ſtieg immer höher. Nun traten aber bald Männer von ausgezeichneten Talenten zuſammen, denen das Herumziehen nicht mehr gefiel, deren Ehrgeiz von der Bewunderung und den guten Beſoldungen ſich lange nicht befriedigt ſah, die mit ſcheelem Auge nach den feſtgemauerten Küchen der kärglicher bezahlten Staatsbeamten blickten, und ſich ſagten: »wenn uns auch beſſere Speiſen duften als ihnen, ſo iſt doch der Rauch des eigenen Schornſteins das Erquicklichſte auf Erden!« Und ſie dachten ernſtlich daran, die Ausübung ihrer Kunſt an einen beſtimmten Ort zu binden, ſie begründeten die ſtehenden Theater, mit ihrem Einerlei, mit ihren alternden Kräften, mit ihrem ungeziemenden Hochmuthe — und ſie ſahen nicht ein, daß die Kunſt die leichtgeſchürzte, flüchtige Zauberdirne war, und daß ſie es noch lange vorzog, mit der flatternden bunten Fahne herumzuwandern, als ſchon die Flagge Thalia's und Melpomene's, von den Zinnen manches ſteinernen Kunſttempels, ſich ſtolz in die Lüfte erhoben hatte.

Das Publikum war befremdet zwar ob dieſer Neuerungen, doch freundlich nahm es die Gäſte auf, öffnete ihnen Thür und Thor, räumte ſchnell den alten Unrath verjährter Vorurtheile auf, ließ ſie hinſitzen zum dampfenden, beneideten Heerde, zeigte den heimathloſen, herumſchweifenden Künſtlern das ſtillere Glück des Familienlebens, den Reiz im Innern der Bürgerlichkeit, ihre anſpruchloſe Heiterkeit, das idylliſche Glück in der engſten Beſchränkung. Arme Beſitzthümer gegen den Reichthum der innern Begeiſterung! Aber immer ſeltener war *dieſe* geworden. Beſonnenes Bewußtſeyn war an ihre Stelle getreten, und damit verknüpften ſich nur zu bald Sorgen über Lage, Bedarf, Stellung, Ausſichten, Zukunft, Alter, Noth, Tod und wohl noch darüber hinaus. Zu Mannheim war wohl zunächſt die Stätte, von wo Alles dies entſprang. Ein mit ausgezeichneten Talenten begabter Mann wirkte dort im Vereine mit gleichgeſtimmten, innig verwandten Naturen. Ich meine *Iffland*, *Böck*, *Beck* und *Beil*. Iffland, der enge, mit Feinheit nachahmende, bürgerlich-hoffärtige Künſtler, von karger Begeiſterung und ärmlicher Poeſie, welche reiche, ergiebige Ernte wußte er von ſeinem Talente zu ziehen, wie geehrt und hochberühmt ſtand er da, und wie geſichert in dieſer Ehre, dieſem Ruhme, und dennoch genügte ihm dies Alles nicht.

Glaubwürdige Männer ſchilderten mir die Abende bei Herrn Friedrich in Mannheim, wenn nach dem Theater

Iffland ſich dort einzufinden pflegte. Wie man ſich drängte ihn zu ſehen. Wie die ſchönſten Damen ihm die ſüßeſten Worte ſpendeten — wie die Jugend aus den erſten Familien danach geizte, in des bewunderten Mannes Nähe zu kommen. Und als er am Tage nach der erſten Darſtellung ſeiner »Jäger« ſich auf dem öffentlichen Spaziergange zeigte, wie da die Hüte flogen, rechts — links — wie Alles ihn ſo reſpectvoll anſah, und wie er einherſchritt in ſeiner angeborenen Würde, wie er das hinnahm, und dabei an Orden und Titel für ſich dachte und ſeinen Standesgenoſſen ein Leben, wie das der beneideten Staatsdiener zu ſchaffen! ....

Armer Stolzer, kehrteſt Du nun zurück, und ſäheſt die wohlgemäſteten Greiſe ihre feiſten Penſionen verzehren, und dabei die Bühnen im Verfall, wuchernde Schmarotzerpflanzen die goldenen Säulen der Kunſthallen umklammern, die neidiſchen, hämiſchen, gleichgiltigen oder verachtenden Blicke, die ſo viele Tauſende aus andern Ständen darauf richten, nur Begierde nach einem ſchönen Mädchen hin und wieder, Nirgends aber jene extravagante Begeiſterung mehr. Und muß wahres Talent jetzt etwa minder verkümmern? Schleppte ſich nicht die Peche als himmliſch ſchönes Schlangenmädchen, bei elenden Truppen hin, bis Schlegel, vor Bewunderung ſeinen Indra und Wiſchnu und alle Würde des Profeſſors vergaß und ſie laut und öffentlich anpries? Und führte nicht nur der Zufall ſie ihm entgegen? Und wie viel Julien mögen dahin ſterben, ohne daß ſie Schlegel bemerkt! Die lebenslänglichen Anſtellungen, wie ſie bei unſern Hoftheatern beſtehen, ſind größtentheils Sinecuren für faule, talentloſe Gäuche, die ſie in guten Stunden ſich zu erſchleichen wußten, und dann dem Publikum das Theater verleiden, dem ſie die geſundeſten Säfte, das Mark des Lebens entziehen.

Die Fürſten wurden von den edelſten Gefühlen geleitet, als ſie den Schauſpielern dieſe Vergünſtigung bewilligten. Wie ſehr ſie aber dadurch der Bühnenkunſt ſelbſt geſchadet, tritt gerade in gegenwärtigem

Augenblick recht klar hervor. Es iſt nun ſo weit gediehen, daß die Meiſten dieſer bevorrechteten Künſtler unbrauchbar zu werden anfangen. Die Quieſcenzgehalte erwachſen zur überſchwenglichen Summe, oder man müßte die Leute ſo lange benützen als es geht, und will man ſie erſetzen, ſo macht jedes noch ſo unbedeutende Talent dieſelbe Forderung: lebenslänglich angeſtellt zu werden.

Und was iſt mit dieſen Laſten und Ausgaben, mit dieſer Verwirrung in den Begriffen, wonach der dramatiſche Künſtler dem Staatsdiener völlig gleichgeſtellt ſeyn ſoll, ſonſt Erhebliches geſchehen, wenn wir es lediglich aus philantropiſchem Geſichtspunkte betrachten?

Wie viele Talente unbeachtet untergehen, erwähnten wir bereits, aber wie viele wackre Männer, bei der gewiſſenhafteſten Ausübung ihrer Kunſt, jetzt mehr als ehemals hungern und im Elend dahinſterben, bleibt uns zu erwähnen übrig. Denn jetzt, da die Sache ſo vornehm betrieben wird, lockt ſie mehr Jugend aus allen Ständen zum Theater hin. Und in der Menge findet ſich immer mehr Mittelgut und ſchlechte Waare, aber auch — da nun Protection nöthig iſt — Mehrere, die hierauf mit größerer Gewißheit zählen können, als auf ihre Fähigkeiten. Die Hoftheater haben eine eherne Mauer um ſich gezogen, die dem dunkeln Verdienſte, und wär' es das Größte, unüberſteiglich iſt. Da gehören Anwartſchaft und Dienſtjahre dazu, um ſeine Bahn zu machen. Der umſonſt anfängt, wenn er nehmlich durch Anwartſchaft dahin gelangt iſt, und zehn Jahre dient, ſpielt, wenn er anfängt ſtumpf zu werden, große Rollen und mäſtet ſich dabei mit Braten und Wein! — Und man will, daß uns das ergötze! daß Alles das im Stande ſey, uns mit jener jugendlichen Begeiſterung wieder zu erfüllen, wie damals, als wir herrlich ausgeſtattete Menſchen das heilige Feuer hüten ſahen?....

Die hohen menſchenfreundlichen deutſchen Fürſten haben den Schauſpielern lebenslängliche Anſtellungen zugeſichert, damit das Talent im Alter nicht darbe, und Leo, der große, einzige Leo, erſchießt ſich aus Mangel auf

Wielands Grabe, und Seydelmann, der Größte unter den Lebenden, ſchüttelt jedes Joch ab, das ihm die lebenslängliche Anſtellung aufbürden will.

Die Zauberflöte.

Am 26. März, bei beleuchtetem Hauſe.

Die Kerzen flammten, die Augen Aller leuchteten, und lauter Beifallsruf erſcholl; denn es gab Freude im Königshauſe und das bewegt der Bayern Herzen. —

Bei der jetzigen Beſchränkung der Mittel, konnte nur die alte Zauberflöte, bei dieſer feierlichen Veranlaſſung gegeben werden. Mozart's Töne nehmen ſich immer herrlich aus; und die Ausführung war ganz vorzüglich.

Ueber dieſe Muſik hier noch etwas zu ſagen, ſcheint mir überflüſſig. Eher ſey es der Dichter, der gewöhnlich ſo verächtlich behandelt wird, dem wir einige Aufmerkſamkeit ſchenken wollen, um ſo mehr — als die Myſterien, welche er zur Schau ſtellt und denen das:

„Mann und Weib, und Weib und Mann,
„Reichen an die Gottheit an"

ſinnbildlich zum Grunde liegt, von dem hochbegabteſten Gelegenheitsdichter nicht ſchicklicher hätten herausgefunden werden können.

Emanuel Schikaneder, der alte, dicke Mann, der, — ohne lebenslängliche Anſtellung — als Künſtler eine Million zu erwerben wußte, der ſo gern »heißabgeſottene Händln« aß, und alle Geſchäfte beim Eſſen und Trinken abmachte, der nicht ein Wort richtig zu ſchreiben wußte, und weder Dichter noch Aeſthetiker kannte, war eines der ſeltenſten Talente, einer der fruchtbarſten Theaterdichter, der nie aus einer andern Sprache überſetzte, weil er keins verſtand, ſondern alles originell erfand und ausführte, welches ſeinen Sachen noch jetzt einen überraſchenden Reiz verleiht.

Ich war ſo glücklich, den größten Theil ſeiner Manuſcripte zu ſehen, dieſen Schwall von Luſtſpielen und Poſſen, Zauberſtücken und Opern, allen Dramaturgen unzugänglich, den Bühnenvorſtänden unbekannt, und nur noch hin und wieder auf öſterreichiſchen Provinzbühnen dargeſtellt.

Wie würde es gewiß meine Leſer ergötzen, gäbe ich ihnen Proben aus »Ritter Schembera von Boskowitz,« »Swetards Zauberthal,« und allen dieſen ſeltenen Herrlichkeiten. Wer ſich noch erinnert: »das abgebrannte Haus, oder die ſchöne Schuſterin,« von Carl und ſeiner Frau ſo unvergleichlich geſehen zu haben, ſie, als kokettes Schuſterweibchen, ihn, als Hanns Görgle Dreifuß, den Schuhknecht aus Schwaben, wird mir eingeſtehen, daß ich von Schikaneder nicht zu viel ſagte, und daß er eben ſo gut beobachtete, und intereſſant zu ſchildern wußte, wie Scribe ſeine Salonwirthſchaft. Was ihn aber noch vor dieſem auszeichnete, war ſeine gründliche Theaterkenntniß, und eine oft ſhakespearſche Aneinanderreibung der Scenen, ein freies Handhaben ſeines Stoffes, und dabei eine nicht gemeine Erfindungsgabe.

Sein Publikum kannte er vollkommen. Brauchte er Geld, ſo durfte er nur ſich etwas Neues ſchreiben, und er war gewiß, welches zu erhalten. Der Succeß der Zauberflöte war unerhört. Man ſagt, er habe Mozart viele Melodien verworfen und zu dem »Vogelſängerliede,« dem großen Meiſter die Idee gegeben. Man halte das nicht für ſo unglaublich. Mozart, der Unſterbliche, war ein Kind an Gutmüthigkeit und hatte nicht halb ſo viel Stolz als das winzigſte Kompoſitörchen oftmals beſitzt. Und vollends das Verhältniß zum alten, dicken Dati Schikaneder!

Dafür hat er aber auch über dem prächtigen Portale des Theaters an der Wien, das er erbaute, ſich und ſeine kleinen Papagenos, zum ewigen Gedächtniß in Stein ausbauen laſſen.

Mir liegt ein Wiener Modejournal aus jenen Tagen vor, worin, wie natürlich, die Koſtüme aus der Zauberflöte abgebildet ſind. Der Papageno trug einen großen, fächerartigen Schweif von Federn, den er vermittelſt eines Bändchens, das ihm vorn herunterhing, hin und her bewegen konnte, und es ſicher nicht daran fehlen ließ, zur großen Beluſtigung der Menge. — Handſchuhe ohne Finger, mit bunten Flammenſtreifen, waren unter dem Namen: Paminahandſchuhe Mode, u. ſ. w.

Jetzt wird das Meiſterwerk immermehr verkürzt und verkümmert. Zuerſt fiel Papagenos Schweif weg, dann ſang man nicht mehr:

„O legte doch Saraſtro dir,
„Die Abſicht ſeiner Handlung für!“ —

und heute blieben ſogar die Affen und Löwen fort! Wohin wird das noch mit der dramatiſchen Kunſt kommen? Und warum den braven Schikaneder um ſeine Affen bringen, die doch deutſche Affen ſind, welche er uns hinterlaſſen hat, da wir uns ſogar Affen aus Frankreich verſchreiben, und unſere erſten Tänzer in dieſem Genre excelliren.

Ein Affenballet von Jocko's in die Zauberflöte hinein, das gehört ſich!

Um aber nicht mit Scherz zu ſchließen, muß ich hinzufügen, daß Herr Pellegrini, Saraſtro, köſtlich ſang, Herr Bayer, Tamino, wie immer ausgezeichnet war, und Mad. Spitzeder, Pamina, lieblich und ſchön zugleich erſchien. Damen und Genien waren beſſer wie das letztemal und die Buben als Affen und Löwen, wurden nicht mehr losgelaſſen, was im Ernſte ſehr gut war. — Da dieſe Oper nie vom Repertoir verſchwinden wird, ſo dürfte es mit der Oekonomie wohl zu vereinbaren ſeyn, den abgenützten Coſtümen nachzuhelfen.

Wilhelm Urban,

durch deſſen Tod die Bühne einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt erlitt, war mir ein vieljähriger Freund. Ich war oft Zeuge ſeiner herrlichſten Triumphe geweſen, hatte mehrfach Gelegenheit, mich öffentlich darüber auszuſprechen, und war ſelbſt einmal ſo glücklich, ein ſchönes Geſchenk aus den Händen eines erlauchten Gliedes des bayeriſchen Fürſtenhauſes für ihn zu erhalten, worauf die bezeichnenden Worte ſtanden:

»dem Schooskinde der Kunſt!«

Als er damals dieſen Beweis hoher Anerkennung durch mich empfing, wie begeiſterte ihn dies durch eine lange Reihe von Jahren raſtloſen Strebens, wie glühend ſprach er ſich darüber aus, wie ernſt und treu waren ſeine Vorſätze, wie wenig dachte er daran, ſie ſo ſchnell unterbrochen zu ſehen.

Bereits längere Zeit abweſend von Bayern, wo ich die Jahre einer glücklichen Jugend durchlebt hatte, kehrten ſich meine Blicke ſtets mit großer Vorliebe nach dieſem Lande, und namentlich war es Urban, mit dem ich einen ſteten Briefwechſel unterhielt.

So war er auch einer der Erſten, an die ich mich vor noch nicht einem vollen Jahre wandte, als ich in Paris den Plan faßte, dort von den ausgezeichnetſten deutſchen Schauſpielern eine Reihe Göthe'ſcher und Schiller'ſcher Dramen aufführen zu laſſen.

Folgendes ſchrieb er mir darüber unterm 11. März v. J.

»Mein theuerer Freund!«

»Auf das Angenehmſte überraſchte mich Ihr freundliches Schreiben vom 3. d., in deſſen Beſitz ich mich ſeit dem 9. befinde. Mit wahrer Freude begrüße ich Sie an der Spitze eines Unternehmens, in deſſen glücklichen Gelingen ich ein probates Mittel erkenne, dem erſchlafften Sinn und Geſchmack des deutſchen Publikums für das Schauſpiel wieder aufzuhelfen, und die geſunkene

Würde der dramatiſchen Kunſt und ihrer Prieſter, herzuſtellen; denn wir Deutſchen mit unſerm Mangel an Selbſtvertrauen und eigenem Urtheil, kommen erſt dann zur Erkenntniß des Werthes einer uns angehörigen Sache, wenn fremde Nationen, beſonders Franzoſen, die gnädige Erlaubniß dazu ertheilen. In Dingen der Kunſt zumal muß ihnen (den Deutſchen) faſt allzeit der Impuls von Außen gegeben werden, dem ſie ſich ſo gerne überlaſſen.« — —

So waren ſeine innerſten Geſinnungen. Ehrende Anerkennung konnte er nie genug haben. Ruhmbegierde erfüllte ihn ganz und gar; und ſoll der Künſtler ſie nicht beſitzen? Mag man ſich einen mittelalterlichen deutſchen Maler mit ſchlicht einfältigem Sinne denken, und ſich daran erfreuen; einem Schauſpieler unſerer Tage dürfte man ihn ſicher nicht zum größten Verdienſte anrechnen. Urban liebte den Ruhm, ſtrebte ihm nach, er ſchwelgte in Gedanken, wenn er ſich einen Triumph in Paris vorſtellte, und dies Glück wäre ihm ſicher zu Theil geworden.

Sein Enrico in Müllners Albaneſerin war eine der herrlichſten Erſcheinungen von Allen, die auf der deutſchen Bühne glänzten. Das Stück mit ſeinen kalten Längen, ſeinem geſchraubten Witze, den der Reim erſt gebar, ſeiner unfreundlichen Herbe und erkünſtelten Größe, ſeiner prozeßartigen Verwickelung endlich, war aufgetaucht am Bühnenhorizonte, um ſogleich wieder zu verſchwinden.

Urban belebte ſeinen Enrico und bannte die todte Erſcheinung, die er mit ſeinem edelſten Feuer durchglühete. In Wien wollte man ihn nicht in dem Stücke auftreten laſſen, weil es nicht gefallen habe, er beſtand darauf, und mußte dann dieſe Rolle mehrmals wiederholen. Von der Senſation, welche dieſe Darſtellung machte, haben mir competente Augenzeugen berichtet. In Hamburg, dem Sitze der alt-ſchröderſchen Luſtſpielſchule, gelang es ihm, neben dem damals noch jugendlichen Lebrün, in den ſogenannten Bonvivants, Alles hinzureißen, und der gemüthlich-anſpruchloſe Jacobi ſagte zu mir ſtets in ſeiner treuherzigen Weiſe, wenn von Urban die Rede war:

»vor dem hab' ich Reſpect!« Auch **Reinhold** und **Zimmermann**, die tüchtigen Dramaturgen, äußerten ſich über ihn auf die ehrendſte Weiſe. Als Eduard Ruhberg feierte er dort ſeinen größten Triumph.

Für München bedarf es nicht dieſer Aufzählungen. Zu lebhaft iſt noch in jedem ſein Andenken.

An dem Abende, deſſen Einnahme ſeinen Hinterbliebenen beſtimmt war, wurde ein Prolog, von Herrn **Saphir** gedichtet, von Herrn **Eßlair** geſprochen. Allgemein war der Eindruck, den dies Gedicht mit ſeinen friſchen Beziehungen auf die zahlreiche Verſammlung hervorbrachte, noch beſonders gehoben durch den trefflichen Vortrag des Redners.

Die Mittheilung dieſer Dichtung, wozu mich die Güte des Herrn Verfaſſers in den Stand ſetzt, wird gewiß meinen Leſern willkommen ſeyn.

Prolog

von M. G. Saphir, geſprochen von Eßlair,

am Abende des 29. März auf dem K. Theater in München.

Des Lebens Spiel hat oft von dieſer Bühne
Das Herz in Luſt und Weh Euch angeregt;
Des Schickſals Spruch, des Daſeyns ernſte Sühne,
Hat vielgeſtaltig ſich vor Euch bewegt,
Des Glücks und Unglücks Launenſpiel, das Kühne,
Hat ſeinen Unbeſtand hier ausgelegt,
Und Kunſt, aus Licht und Schatten hier gewoben,
Hat Euch ergötzt, ergriffen und erhoben.

Die Dichtung ziehet einen Zauberbogen
Der Täuſchung über dieſen ſchmalen Rand,
Sie hat Euch liebend an das Herz gezogen,
Euch aufgethan der Ideale Land;
Die Phantaſie macht froh ſie Euch gewogen,
In ihrem ewighellen Brautgewand,
Und weihete mit ihrer Lotosblume
Ein jedes Herz zu ihrem Heiligthume.

Und Eure Herzen ruft zur ernſten Feier
Die Muſe heute düſter winkend her;
Ihr lichtes Haupt umwallt ein dunkler Schleier,
Als ob das Sonnenlicht umwölket wär',
Ein Trauerton entklinget ihrer Leier,
Verhallend in den Lüften bang und ſchwer,

Und ihr Geſicht, voll himmliſcher Verklärung,
Trägt das Gepräge ſchmerzlicher Entbehrung.

Denn einen Jünger hat ſie hier verloren,
Den liebend ſie in's Heiligthum geführt,
Zur höhern Weihe war er auserkohren,
Die Lippe hat ſie küſſend ihm berührt,
Die heil'ge Flamme, der er zugeſchworen,
Hat ſie mit Götterhand ihm angeſchürt;
Damit in klarer herrlicher Vollendung
Er hier vollſtrecke ſeine Künſtlerſendung.

Ihr ſaht auf dieſer Bühne ſich entfalten
Die Blüte, die zur edeln Frucht gereift,
Ihr ſahet wie ſein geiſtig Künſtlerwalten
Stets neu in's Reich der Phantaſie geſchweift,
Ihr ſahet ihn in flüchtigen Geſtalten,
Wie er das Herz umſtricket und ergreift —
Wie er des Haſſes und des Wortes Kräfte,
Mit Macht beſchwor zum freundlichen Geſchäfte.

Doch es erträgt's der Menſch nicht gleich den Göttern,
Zu baden ſich in geiſt'gem Aetherlicht,
Umflogen von des Himmels lichten Blättern,
Erträgt der ird'ſche Stamm die Fülle nicht,
Ein Raub wird er den dumpfen Lebenswettern,
Daß Zweig um Zweig im Sturmeswehen bricht,
Und zeitig ſinket in die Nacht der Nächte,
Den reich begabt des Himmels güt'ge Mächte!

Er hat gelebt — doch hier in dieſen Hallen,
Da lebt er noch in der Erinnerung;
Seht Ihr im Geiſte ſie vorüberwallen,
Die Bilder Alle der Begeiſterung:
Seht „Carlos“ hier, den Edelſten von Allen —
„Enrico“ dort, ſo wild und heiß und jung;
Als „Hamlet“ tönt noch düſter ſeine Klage:
„Seyn oder nicht Seyn, das iſt hier die Frage!“

Da ſtrahlt ein Bild durch Glut=Orangenbäume,
Es wandelt reich an Klagen „Taſſo“ da;
Dort ſchreitet's dumpf durch finſtre Gräberräume:
Ach! „Romeo“ iſt der Geliebten nah;
Ein lichter Glanz umfließt die Gartenſäume,
Iſt's „Mortimer“, als er Marien ſah?
Und ſterbend „Max“ mit klagender Geberde:
„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“

Ihr Edeln, die Ihr freundlich hergekommen,
Euch grüßen dieſe Schatten freundlich mild;
Das Herz iſt wehmuthsvoll Euch nun beklommen,
Das Auge Euch von Thränen überquillt;
So werd' auch freundlich von Euch angenommen,
Was hier dem Abgeſchied'nen liebend gilt,
Und was die Muſen willig Euch geboten,
Nehmt's milde hin als Gruß und Dank des Todten. —

Jerrmann

als Franz und Karl in den Räubern.

Die letzte Vorſtellung der Räuber gab dem Herrn Jerrmann die Gelegenheit, jene ſo oft beſprochene Aufgabe vor unſern Augen zu löſen. Der Erfolg war glänzend, denn der Darſteller wurde viermal gerufen. Einmal nach der erſten Scene des Carl, das zweitemal nach dem erſten Acte, das drittemal nach dem vierten, und das viertemal am Schluſſe des Stückes. Wir ſehen hieraus, daß Franz leer ausging, und aller Beifall ſich dem Carl zuwendete. Vor dem Anfange hätte wohl Jeder, der Herrn Jerrmann kennt, für den entgegengeſetzten Fall wetten mögen, da der Franz viel mehr zu dem eigentlichen Rollenfache des Künſtlers zu zählen iſt. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch im Erfolge belehrt uns jedoch am leichteſten über die Löſung der Aufgabe. Herr Jerrmann hat bereits früher ſchon dieſen Verſuch — wie er ſein Beginnen ſelbſt genannt wiſſen will — auf eine geiſtreiche Weiſe in einem hieſigen Blatte vertheidigt. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, welch ein Gewinn der Kunſt im Allgemeinen aus dergleichen Verſuchen erwachſen könne, und in wie weit ſein Doppelſpiel vor dem Richterſtuhle einer höhern Kritik beſtehen würde.

Unſerer Meinung nach iſt es auf einer Bühne, wo noch Schauſpieler für beide Rollen vorräthig ſind, ganz überflüßig, ſolcher Anſtrengung ſich zu unterziehen. Aehnliche Aufgaben wurden ſchon ſehr oft im Luſtſpiele, und noch ganz kürzlich im Holbein'ſchen »Doppelgänger« geſehen, doch blieben es nur Maskeraden. Wie viel edler erſchienen »die Irrungen«, wo die Aehnlichkeiten durch verſchiedene Schauſpieler dargeſtellt wurden. In ernſten Stücken ſah man dergleichen wohl vor Jahren im »Abellino« und um ein viel würdigeres, wenn gleich weniger bekanntes Beiſpiel anzuführen, in der Calderon'ſchen Trilogie »Tochter der Luſt«, nicht dem Stücke, von Raupach, der dieſen ſchwierigſten Punkt in der Tragédie auf die leichteſte Weiſe bei ſeiner Bearbeitung entfernte, nemlich — durch einen Strich. Man ſieht daraus, daß keineswegs, wie einige Gegner des Jerrmann'ſchen Verſuchs behaupten wollten, die Sache im ernſten Drama ſo unerhört ſey, und lächerlich genug, darin eine Entweihung der Scene erkennen wollten. In jenen Fällen jedoch wurde die Darſtellung zweier Rollen von demſelben Schauſpieler ſtreng durch die Umſtände bedingt. Wie bei Calderon, durch die täuſchende Aehnlichkeit von Sohn und Mutter. Herr Jerrmann zeigte uns nun, in Ermangelung eines ſchicklichern Vorwurfs, in den Brüdern Moor, daß er durch Begeiſterung, Phantaſie, Ausdauer und Kraft, einer ſolchen Aufgabe gewachſen ſey und daß er nur darauf harre, daß ein Dichter ihm einen tragiſchen Zwilling ſchreiben möge, um ein wahrhaft anſtaunenswerthes Kunſtwerk, mit ſeinen ſeltenen Mitteln, der deutſchen Bühne zu ſchenken.

Was die Darſtellung des Herrn Jerrmann ſelbſt betrifft, ſo erwähnten wir bereits, daß wider Erwarten Carl den Vorzug vor Franz erhielt. Als Franz mußte Herr Jerrmann nothwendig zu Aeußerlichkeiten ſchreiten, die ſeine Individualität verſtellten. Hiedurch legte er nun ſeinem freieſten, künſtleriſchen Walten einen ſtarken Hemmſchub an. Und in ſo fern iſt es eine Beeinträchtigung ſeines Talents, und unſers Genuſſes zugleich zu nennen, die Darſtellung beider Rollen verbinden zu wollen.

Dramatiſche Literatur.

Luſtſpiele von Bauernfeld. Wien 1833. Druck und Verlag von Sollinger. Leipzig bei J. G. Liebeskind. 8. 282 S.

Der Dialog erinnert zuweilen an Kotzebue, die lockere Erfindung öfter an Jünger. Wer die Schauſpieler im Luſtſpiele kennt, die das Burgtheater beſitzt, iſt im Voraus überzeugt, daß ſie dieſe Aufgaben trefflich löſen. Der Ton, iſt der Umgangston der heutigen Welt, weder beſondere Feinheiten noch reiche Witze erheben ihn über die Sphäre unſerer nüchternen Geſelligkeit, jedoch geſtaltet ſich das Geſpräch rund, und bietet ſogenannte Saillien für den Theatereffect. Dies iſt aber auch wohl nur das Einzige, was dieſen Spielen Beifall zu verſchaffen vermag. Nirgend ſpricht ſich eine tiefere Idee aus, nirgend macht Bauernfeld darauf Anſpruch, unſerm geſelligen Zuſtande eine poetiſche Seite abzugewinnen, oder ihn mit ächter Satyrlaune zu geißeln. Es ſind ganz alltägliche Geſchichten, die von keiner beſondern Beobachtungsgabe zeugen, und außer dem leichten Dialoge jedes Reizes entbehren.

Die Titel der drei Luſtſpiele ſind: Leichtſinn aus Liebe, das Liebesprotokoll und ewige Liebe. Der Verfaſſer hat bereits noch mehrere Stücke dieſer Art geliefert, aber nach allem was darüber verlautet, iſt es ſeiner Fruchtbarkeit noch nicht gelungen, unſerer Bühne ein ächtes Luſtſpiel zu ſchenken.

Journal.

Wien, vom 18. bis 26. März.

Burg. Phaedra. Donna Diana. Johanna von Montfaucon. Le diable boiteux und zum Erſtenmal: das Teſtament einer armen Frau, nach Scribe; (erhielt Beifall.)

Kärntnerthor. Feſt der Handwerker. Theodoſia (Ballet). Le diable boiteux. Schweizerfamilie.

An der Wien. Richard in Paläſtina. Peter Szapar v. Birch-Pfeiffer. Hamlet. Göz von Berlichingen. Abellino.

(Einſtudirt werden: Lumpazzi Vagabundus v. Neſtroy und der Müller als Deſerteur, Pantom. v. Carelle.)

Leopoldſt. Waiſe und Mörder. Zauberſcheere, pantom. Quodl.

Joſephſt. Alpenſänger. Der verkehrte Roman. Italienerin in Algier. Capitain Belronde. Diamant des Geiſterkönigs.

Berlin, vom 21. bis 31. März.

Königl. Schauſpiele. Der Spieler. Die Stumme. Käthchen von Heilbronn. Das Geheimniß, Concert, dann: Sylphide. (Ball.) Die beiden Foſter. Friedrich II. Alcidor. Die Geſchwiſter, und: der beſte Ton, (Dem. Hirſchmann). Der Maurer. Der Freiſchütz. Mirandolina, und: die neue Amazone. (Ball.) Kaufmann von Venedig, Clavigo, und: der grade Weg (in allen dreien H. Perth als Gaſt). Emilia Galotti.

Théâtre français. La lune de miel. Robert le diable. Le confident, une bonne fortune. Mr. Cagnard, Kettly, la duchesse et le page. Le diplomate, les vieux péchés.

Königſt. Der Barbier. Eigenſinn aus Liebe, Abenteuer in der Neujahrsnacht. Rappo's Künſte. Des Adlers Horſt. Der Dachdecker, Abenteuer in d. Neujahrsnacht, Nante. Lorbeerkranz und Bettelſtab. Rappo. Der Pirat. Der Dachdecker, Nante und Abenteuer in d. Neujahrsnacht. Des Adlers Horſt. Glückskind und Unglücksvogel, Abent. in d. Neujahrsnacht, Nante. Rappo, Die mod. Galathee.

Hamburg, vom 19. bis 29. März.

Die Stumme. Der Verläumder (2mal). Maria Petenbeck (3mal). Robert der Teufel. Die Zauberflöte. Ludwig XI, Nante. Die Seeräuber (Pirat). Belagerung von Corinth. Ueble Laune und Gabriele.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Drittes Stück.
Ausgegeben am 12ten April 1833.

Inhalt.

Miſs Smithſon in Paris. Garrik in Briſtol. Hieſiges. Auswärtiges. Korreſpondenz des Herausgebers.

Miſs Smithſon in Paris.

Wandelbar iſt Alles in der Welt; mehr als Alles jedoch die Gunſt des Publikums. Wer hätte nicht ſchon in ſeinem Leben, an ſich oder Andern, dieſe Erfahrung beſtätigt gefunden? Am meiſten aber ſind die Schauſpieler dieſem Wechſel unterworfen. Zeigte dies uns nicht das Beiſpiel einer Haizinger, deren erſtes Erſcheinen auf einigen Bühnen alle Köpfe in Exaltation verſetzte, und die dann kaum mehr im Stande war, ein Händepaar zum Klatſchen und ein Anderes zum Niederſchreiben eines dürftigen Sonnets zu bewegen? — Ein ähnliches, wenn gleich tiefer ergreifendes Beiſpiel liefert in unſern Tagen die berühmte engliſche Schauſpielerin Miß Smithſon.

Es ſind nun ſechs Jahre, als ſie zum Erſtenmale in Paris erſchien, umgeben von der Elite des engliſchen Theaters, um den nach neuen Genüſſen ſtets lüſternen Pariſern, die engliſche Tragödie und Komödie vorzuführen.

Bis dahin war Shakespear mit dem bekannten Bann der Klaſſiker in Frankreich belegt und »ce sauvage ivre«

wie ihn Meiſter Arouet benannte, galt bei den habitués für ein mit Blut und Unzucht beſudeltes Ungeheuer, deſſen Stücke in der wohlerzogenen, parfümirten Geſellſchaft der erſten Hauptſtadt des civiliſirten Europa, nicht einmal genannt werden durften. Ueberdieß waren die Engländer ein Gegenſtand der allgemeinſten Verſpottung und wenn man gleich bei den Aermſten unter ihnen, wohlgeſpickte Börſen mit Wohlgefallen wahrnahm, ſich gegen ihre Guineen ſehr gaſtfrei bezeigte, und ihrem comfort ſich ſehr gern bequemte, ſo fehlte es doch nicht daran, daß man ihre Figuren, ihre Ausſprache, ihr Benehmen, aufs Theater brachte und dort lächerlich machte. Man war ſo abergläubiſch, anzunehmen, es gebe keinen brünetten Engländer und alle Carricaturen jener Zeit ſtellen uns John Bull und Jack Pudding dar, als dicke, rothe, blonde, unbehilfliche Jungen in langen, weiten Röcken und kleinen Spitzhüten. Und dieſe Leute wollten in demſelben Paris, das ſo voller Vorurtheile gegen ſie war, ein Theater errichten. Sie wollten verſuchen, durch Verſe in ihrer verhöhnten Sprache, auf eine Verſammlung zu wirken, die ihren Gedankenreichthum nicht verſtand, und nur jene quäkenden, näſelnden und lispelnden Laute vernahm? Ein thörichtes Beginnen! hörte man überall rufen, ſie werden unſer Mitleiden erregen und unſere gaſtfreundſchaftliche Höflichkeit wird ihnen ihre Kühnheit nicht in dem Maaße entgelten laſſen, als ſie es wohl verdiente und ſie werden ſo eilig als möglich mit dem Palladium ihrer Scene, dem wilden Shakespear, den Kanal zurückmeſſen, um nicht dort Huldigungen für ihn zu begehren, wo Corneille's Heldengeiſter ſchalten und Racine's harmoniſches Liebesgeflüſter ertönt!.... Und ſie trafen ein, die engliſchen Mimen, Engländer durch und durch, wenn gleich nicht Alle rothblond, doch ziemlich der vorgefaßten Meinung entſprechend. In langen Röcken, die Hände in den weiten Seitentaſchen geſteckt, den Hut mehr oder weniger im Nacken gerückt, auf dem Boulevard hin- und herſchlendernd.

Sie gaben Hamlet — Othello — Romeo und Julie! Und die Pariſer ſahen eine Ophelia, Desdemona, Julia —

wie ſie nie zuvor geſehen. Es war nicht die von Leidenſchaften durchwühlte Bruſt der mächtigen Georges, die in ihrer ungeſtümen Kraft ſtets über die richtige Cäſur im heroiſchen Alexandriner zu wachen weiß; es war nicht die weichere Mars, die nach den Regeln der feinſten Lebensart Salonmenſchen erſchüttern kann, mit maleriſcher Grazie in Ohnmacht fällt und ſo delicat franzöſiſch ſpricht; es war endlich keine von den Halbgöttinnen der Melodramentheater, die tragiſch zu ſchäumen und knirſchen verſtehen und den Menſchen zermalmen, ohne ihn zu erheben .... es war ein ſchönes, bleiches Mädchen, dieſe Smithſon, immer bleich, immer ſchön, die geiſtige Erſcheinung einer nordiſchen Nebelnacht, aber ſie ſprach — nicht engliſch — ſondern Wohllaut — ſie weinte wie ein armes Kind — ſie ſchluchzte wirklich — die Franzoſen hörten dies zum Erſtenmale auf ihrem Theater — und dann trocknete ſie die Thränen mit ihren langen, wunderſchönen, herabhängenden Haaren. —

Dies begründete den großen Antheil am engliſchen Theater. Ein ſolcher Genius in ſeinem Geleite forderte zur bewunderndſten Aufmerkſamkeit auf. Nun verſtanden ſie den großen Briten, nun ſchauderten ſie, wenn ſeine Geiſter über dieſelben Bretter ſchritten, die früher nur den Geiſt des Ninus geſehen hatten, den belachenswertheſten Couliſſengeiſt, worauf Voltaire ſich einſt ſo viel einbildete und ob ſeiner allzu großen Kühnheit faſt erſchrocken wäre.

Dem Romantismus, der damals eben den Kampf gegen das Jahrhundert von Ludwig XIV. begann, kam dieſe Erſcheinung ſehr erwünſcht. Er ſtürzte ſich mit Ungeſtüm in die geheimnißvollen Schachte der ſhakespearſchen Poeſie und ſuchte ſie auf gut Glück auszubeuten. Man ſchwelgte in dieſen großartigen Labyrinthen menſchlicher Leidenſchaften, in dieſem künſtlichſten Spiegel der Weltgeſchichte, in dieſem zauberiſchen Garten der ächteſten Poeſie, die ſelbſt nur erſt halb verſtanden und nicht erfaßt in ihren tiefſten Tiefen, ſchon Alle über jedes Vorurtheil erhoben; und den rauhen Accent des alten celtiſch-normanniſchen Idioms, herber und unbeugſamer als die gefügige germaniſche Schweſter, prieſen die Jünger des Romanticismus begeiſtert und beredt, und ſtellten ihn ſelbſt im Wohlklange dem Italiäniſchen zur Seite. Aber ſie dachten hauptſächlich, dieſe jungen, galanten Pariſer, wenn ſie von Shakespear ſprachen, an die Darſtellungen der Smithſon, wenn ſie über den Laut des Engliſchen urtheilten, an die Ausſprache der Smithſon, und wenn ſie von der Wirkung auf das Gemüth, von ihrer Bekehrung, von allen Wundern der Erſcheinung Erwähnung thaten, ſo war es immer nur die Smithſon, das ſchöne, blaſſe, zitternde, tragiſche Mädchen, welches vor dem Publikum ſo reizend ſchluchzte und mit langen, weichen Haaren ihre milden, großen Augen trocknete.

Die Mimen zogen heim und des großen Meiſter Williams Geiſter mit ihnen über den Pas de Calais, und als ſie in Dover an's Land ſtiegen, verſchwammen die Genien wieder in dem wohlbekannten, feuchten Elemente der Heimath, und dehnten ſich auf ihren Nebelgewölken, indeß die in Frankreich, wie die Meerkatzen im Fauſt, mit Kronen, Szeptern, Dolchen, Särgen und Todtenſchädeln klapperten und wirthſchafteten, und den tollſten Spuk verübten, ohne eigentlich zu wiſſen, wo es damit hinaus ſollte.

Aber Miß Smithſon trug in ihrer weichen Seele eine ſüße Erinnerung von dem Pariſer Glanze und der franzöſiſchen Liebenswürdigkeit mit ſich. Alles hatte ſich beſtrebt, ihr gefällig zu ſeyn, ihr Huldigungen darzubringen, und ſogar die innerſt-eigenſte Nationalität hatte ſich ſo weit verläugnet, daß ein Vaudeville ihr zu Ehren gedichtet wurde, worin ſie eine Engländerin darzuſtellen hatte, die mitten in die Couplets hinein, immer ihr Engliſch ſprach, und zwar nicht — um wie bisher — verlacht zu werden, ſondern ſich würdig durch den eclatanteſten Beifall belohnt zu ſehen. Sechs Jahre zehrte die ſchöne Miß an dieſer Erinnerung, endlich wurden die Bilder matter und die Sehnſucht ſtärker, und ſie nahm ſich vor, noch einmal auf dem Schauplatze früherer Siege zu erſcheinen. — Wenn früher Befangenheit ihre Bruſt beengte, ſo hob ſie jetzt Muth und Sicherheit des Erfolgs.

Aber das Meerkatzenſpiel hatte während der ſechs Jahre immer fortgedauert. War es früher die neue Shakespear'ſche Welt, die ſo hoch alles zu entzücken ſchien, war es die natürliche Thräne, welche rührte, der Mord auf der Scene, welcher erſchütterte, ein Sarg, ein Geiſt, ein Todtenſchädel, lauter unerhörte Dinge, die mit einem Male ſo plötzlich auf das Gemüth wirkten, und alles dies noch angethan mit dem feenhafteſten Reize.... was konnten die armen Inſulaner wohl jetzt den reichen Pariſern noch bringen, von niegeſehenen, niegeahnten Künſten! Sie hatten aus den finſterſten Schachten Dinge hervorgeholt, und mit zum Theil großartigen, zum Theil poetiſchen, ſtets aber überraſchenden Farben, hinzuſtellen gewußt, die beſſer vor den Augen der Zuſchauer in ewige Nacht begraben geblieben wären. Gift ſchäumte, Blut floß in Strömen, die ſcheuslichſten Laſter gohren in allen neuen Dramen, und Hamlets Geiſt — Julia's Sarg — Othello's That, — ja ſelbſt Macbeth mit den grauen Hexen, dem Königsmorde, der nachtwandelnden Lady, und allen Schauern der nordiſchen Zauberwelt angethan — wie verſchwand dies Alles vor den Gräßlichkeiten der neuern Tragiker der Franzoſen — vor der Giftmahlzeit und den fünf Särgen der Lukrezia Borgia, und den Feſten im Neslethurm.

Und Miß Smithſon war ſechs Jahre älter geworden — und ſie kam wieder, mit denſelben Thränen, denſelben Klagen, denſelben weißen Gewanden, und einfachen Schleiern, und immer war es wieder Shakespear — der alte — derſelbe Shakespear aus den Zeiten der Queen Elizabeth. Kein engliſcher Hugo, Dúmas, Gaillardet hatte daran gedacht, ihn überbieten zu wollen, und die ſtumpfen Briten in ihrer ſchwerfälligen Porterlaune ſind immer noch mit dem Alten ſo zufrieden, wie vor zwei hundert Jahren. Bei den Franzoſen ſind ſechs Jahre ſchon eine enorme Zeit. —

Miß Smithſon betrat mit ihrer Geſellſchaft engliſcher Mimen nur einige Male das dem vornehmſten Publikum geweihte théâtre-royal-italien. Da aber die Theilnahme nur gering war, und man um ihrentwillen dort nicht die Griſi und Boccabadati, Rubini und Tamburini entbehren wollte, ſo wurde ſie mit den Ihrigen aus jenem Raume verwieſen und die ſtolze Britin, kaum erwacht aus ihrem beſeligenden Traume von früherer Herrlichkeit, mußte nach dem kleinſten, ſchmutzigſten Theater der Welthauptſtadt, der Salle-Chantereine, wandern, um dort noch gleichſam ſchlaftrunken die Vorwürfe ihrer Künſtler, und den Hohn ihrer Gegner zu vernehmen und einen langen, traurigen Winter hindurch, mit Mangel kämpfend, vor einigen patriotiſchen Landsleuten ihre herrlichſte Kunſt zu entfalten, die aus der nahen Roaſtbeef-Küche kamen, um hier eine leichtere Verdauung zu erreichen, indem ſie bei den gewohnten Tönen einſchlummerten. —

Endlich am Schluſſe des Winters und der Vorſtellungen, bricht Miß Smithſon ein Bein, indem ſie in den Wagen ſteigen will, und ſieht ſich noch ſechs ſchmerzensvolle Wochen in dem Paris zurückgehalten, das ihr eine ſo alte Lehre auf eine furchtbare Weiſe neu einſchärfte.

Endlich iſt auch dieſe Zeit überſtanden und Miß Smithſon ſieht ſich genöthigt, um einigermaßen ihren großen erlittenen Schaden zu decken, vielleicht um rohe Gläubiger zu befriedigen, eine Einnahme für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Die Pächter des théâtre-royal-italien laſſen ſich erweichen, der Fremden ihre Hallen wieder zu öffnen. Die Saiſon geht ohnedies zu Ende, und dann iſt das Haus für 500 Franken für Jedermann alle Abende zu benützen.

Miß Smithſon wird erſcheinen, umgeben von allem Reize ihrer Kunſt, ihres Unglücks, wird ſie die Gaſtfreundſchaft der Pariſer, das Mitgefühl der Tauſende ihrer reichen Landsleute in Anſpruch nehmen und wie Arion, wird ſie »reichbeladen den heimiſchen Geſtaden« entgegenziehen.

Aber ſie muß Auxiliartruppen werben, um ſich zu ſichern, und während das mächtige Vaudeville, das Blühendſte aller Schauſpiele in Paris, die Koſten des Abends beſtreiten wird, ſoll es ihr vergönnt ſeyn, einige abgeriſſene Acte und Scenen Shakespeare's darzuſtellen.

Und der täppiſche, närriſche Arnal, der Grazioſo des Vaudeville's, wird auf dieſen Rieſentrümmern britiſcher Poeſie ein obſcönes Liedchen krähen!...

Und engliſche Matadore, die immer in Paris gegenwärtig ſind, geben zu, daß in den Blättern um Theilnahme für die in Paris in's Unglück gerathene erſte Mimin ihres Vaterlandes gebettelt wird! — Wie iſt das mit dem Nationalſtolze zu vereinbaren? — Oder wird das Theater in andern Ländern noch weniger beachtet, wie in Deutſchland? Wie dem auch ſey; dieſer Fall mußte zu regerer Theilnahme auffordern, und Engländer ſollten, da es ſich hier blos um's Geben handelt, nicht von Arnal und Compagnie für ihre Smithſon ein Reiſegeld herbeiſchaffen laſſen. Der geiſtreiche Jules Janin ſagt: »geht ein franzöſiſcher Künſtler nach England, ſo genügt ein Schreiben an irgend einen vornehmen, mächtigen Mann, den Herzog von Devonſhire etwa, um ſein Glück zu begründen. Bei uns braucht ein fremder Künſtler die Protection des Vaudeville's, das iſt die größte Autorität des Jahrhunderts, und wird alle Gattungen der dramatiſchen Poeſie überleben!«

Garrik in Bristol,

von Deinhardſtein.

Zum erſtenmale aufgeführt den 9. April.

Die Darſtellungen dieſes Luſtſpiels auf dem Wiener Burgtheater wurden mit ſo großem Beifall aufgenommen, daß der Wunſch, es zu ſehen, ſich auch in andern Städten lebhaft äußerte.

Auf den öſterreichiſchen Provinzbühnen erſchien der »Garrik« nach Wien zuerſt, und wer ihre Verfaſſung kennt, wird ſich nicht darüber wundern, daß ein Stück, welches in Wien Enthuſiasmus erregt hatte, in der Provinz nicht durchfiel.

Im übrigen Deutſchland hat das Stück keine bedeutende Senſation erregt. Ja, auf jenen Theatern, wo das Luſtſpiel, nächſt dem Burgtheater, die beſten Darſteller findet: Berlin und Hamburg, vermochte es gar nicht anzuſprechen und verſchwand bald vom Repertoir.

Herr Deinhardſtein liefert ſeit einer Reihe von Jahren Arbeiten für das Theater, ohne beſonderes Talent zu entfalten. Selbſt ſeine beſten Hervorbringungen konnten von der wohlmeinendſten, nachſichtsvollſten Kritik nicht verſchont werden. Z. B. ſein Hanns Sachs. Da ihm Witz und eine reiche Erfindung abgehen, da er weder eine bedeutende Characteriſtik entwickeln kann, noch ihm eine beſonders dichteriſche Sprache zu Gebote ſteht, ſo ſollte er wenigſtens danach ſtreben, mit Fleiß zu individualiſiren, ſorgfältiger auszumalen, Coſtüm und Lokal treuer wiederzugeben, und ſeinen Verſen mehr Wohlklang mitzutheilen. Dies könnte allerdings ſeinen ſchwankenden Bühnenſtücken einigen Reiz verleihen, da namentlich die Genrebilder jetzt ſo ſehr beliebt ſind, und er zu ſeinen Vorwürfen ſolche wählt, die ganz eigentlich dem dramatiſchen Genrefache angehören, wie: Maximilians Brautzug, Hanns Sachs und dieſer Garrik. Wie wenig war er aber bemüht, von den Vortheilen, die ihm eine ſolche Bearbeitung an die Hand gegeben hätte, Gebrauch zu machen? Man könnte fragen, was iſt engliſch an dieſem Stücke, wenn nicht die Namen? was iſt aus der Zeit Garrik's, als das Coſtüm? Was bringt uns die Verhältniſſe vor Augen, welche damals zwiſchen dem reichen Bürger von Briſtol, und dem größten Kritiker und größten Schauſpieler Britanniens obwalteten? wie ſpiegelt ſich das Alles in den Geſinnungen ab? wie läßt er die Leute ſprechen in dieſem Sinne? iſt endlich die ganze Fabel nur dazu erfunden, um dieſe Verhältniſſe wechſelweiſe in Berührung zu bringen, ſinnreich zu verwirren und befriedigend zu löſen? — Garrik mit ſeiner Vermummung gäbe Stoff für ein Vaudeville in einem Act, wenn ſie lebendiger und luſtiger nämlich die Handlung zum Ziele triebe.

Mit einiger Bangigkeit ging ich in das Theater. Ich kannte bereits das geprieſene Werk aus mündlichen und ſchriftlichen Berichten. Der lockere Zuſammenhang, wie ſchon oben bemerkt, ohne innere künſtleriſche Beziehung zu Zeit und Oertlichkeit; die Namen Johnſon und Garrik in ein langweilig ausgeſponnenes, gewöhnliches Luſtſpielverhältniß hineingewürfelt, das Ganze noch überdieß in anmaßende Verſe gehüllt, die gleich wie der alte geflickte Sammtrock des lächerlichen Don Ranudo hier auf etwas Vornehmeres hindeuten ſollten — zu allem dem noch die Unzulänglichkeit unſers darſtellenden Perſonals in dieſem Augenblicke — man erwäge dies Alles und man wird meine Beſorgniß nicht ungegründet finden.

Wie ich hörte, hatte Deinhardſtein ſeinen Garrik für Korn geſchrieben. Dieſer erſte Schauſpieler Deutſchlands im Luſtſpiele gab ihm die Rolle mit dem Bemerken zurück: »er wiſſe nichts daraus zu machen!«

Korn, der unzählige Triumphe in Wien errang, fühlte zu gut, daß ihm hier keiner erblühen könne. Eben dieſe Selbſtkritik iſt es aber, welche den großen Künſtler auszeichnet; ſo lange dieſe ihm fehlt, und er ſich zu keinem freien Urtheile über ſeine eigenen Leiſtungen zu erheben vermag, wird es ihm unmöglich ſeyn, Werke an's Licht treten zu laſſen, die den Namen »Kunſtwerke« verdienen.

Ein anderer Künſtler, gleichfalls von großer Bedeutung, trauete ſich die Kraft zu, ſo viel aus ſeinen eigenen Mitteln beizuſteuern, um Deinhardſtein's Strohmann angenehm zu beleben. Dies war Löwe. Nach dem, was ich darüber hörte, gelang es ihm, von Garrik ein hochbegeiſtertes Bild, ganz durchglüht von Seele und Künſtlerfeuer, von Liebe und Freundſchaft, hinzuſtellen, deſſen Worte wie ein Strom dahinbrausten, ſo daß man die falſchen Cäſuren, den ungeſchickten Wechſel von reimfreien und gereimten Verſen, die holperigen Einſchaltungen, und das Heer proſodiſcher Sünden nicht zu hören bekam. Das vermag die Kunſt des Redners allein. Was Coſtenoble als Hild, Herzfeld in der Rolle Langs, und Mad. Fichtner als Sarah geleiſtet haben, ſoll auch höchſt vorzüglich geweſen und mit jener unnachahmlichen Rundung, jener wahrhaft künſtleriſchen Vollendung, ſowohl im Einklange des Zuſammenſpiels, als auch im richtigen Maaße und Tacte, zur Anſchauung gebracht worden ſeyn, welche dem Burgtheater vor allen deutſchen Bühnen den Vorzug geben.

Bei uns hatte Herr Hölken, ein Schauſpieler von Verdienſt in einem andern Fache, den Garrik erhalten und Korn's Zweifel bei der Uebernahme der Rolle plagten ihn wahrſcheinlich keinen Augenblick. Er hatte auch nicht über Löwe's Auffaſſung Erkundigung eingezogen, denn ſonſt wäre er nicht ſo originell in ſeiner Leiſtung erſchienen. Wir mögen hierüber keinesweges mit ihm rechten, wir haben uns daran zu halten, was er uns gab. Unſer Urtheil iſt in wenig Worten abgefaßt. Als Garrik that er zu wenig, Hrn. Hölken zu entfernen; als Johnſon zu viel, ſeinen Garrik zu verſtellen. Nach Allem, was uns aus Schilderungen Garriks bekannt wurde, hatte dieſer nichts mit der Erſcheinung des Herrn Hölken (wir ſprechen nicht von der Körperlänge und Dicke) gemein. Hier hätte unſer Darſteller ſich losmachen ſollen von einem gewiſſen Phlegma, von einer ſpießbürgerlichen Bonhommie, von einer pedantiſchen, und doch ſelten richtigen Scanſion der Verſe, die ihn ſelbſt in den größten Affecten des Trauerſpiels, bei allem Kraftaufwande ſeiner ſtarken Stimme, nie verlaſſen wollen. Das war ein Dehnen und Zerren, ein Betonen und Drücken, um uns die ſchlechten Verſe fühlbarer und doch nicht verſtändlicher zu machen. Hier mehr Fremdartiges hineinzulegen, wäre Herrn Hölken — wenn er nicht ſelbſt Regiſſeur wäre — von dem Regiſſeur zuzurufen geweſen. Er konnte unmöglich der Meynung ſeyn, ſeine eigene, freilich nicht unangenehme Perſönlichkeit, genüge ſchon, ohne alle Zuthat, uns den erſten Mimen der Epoche zu vergegenwärtigen.

Johnſon war nun aber bei ihm Carrikatur durch und durch und zwar eine unangenehme, unbeluſtigende, quäckende, ſchnarrende Carricatur, nicht wohl zu dulden in der trivialſten Poſſe, und im höbern Luſtſpiel, was doch »Garrik« ſeyn will, ganz verwerflich. Warum dieſe ekelerregenden Verrenkungen des Körpers, dieſe Veränderungen der Stimme?

Zu Hölken's Garrik nur noch einige leichte Tinten, einige wenige Schattirungen, ein etwas näſelnder Ton, ein Hinaufziehen der Schulter, ein unmerkliches Nachſchleppen des Beines, und Johnſon, der faſhionable Pedant, iſt da, wie wir ihn uns vorſtellen.

So gab ihn Löwe, und der Contraſt mit ſeinem begeiſterten Garrik riß an den Stellen, wo er vor den Augen der Zuſchauer den einen Character mit dem Andern vertauſcht, Alles zum ungeſtümſten Beifalle hin.

Doch wie geſagt, wir wollen mit Herrn Hölken nicht rechten. »Eines ſchickt ſich nicht für Alle!« und — wer Herrn Hölken kennt, konnte Alles dies bei dieſer Rolle ſo ziemlich vorauswiſſen.

Herr Veſpermann, als Hild, war allerdings beſſer, weil er ein gründlicherer Characteriſtiker iſt wie Herr Hölken und die Rolle mehr in ſeinem Kunſtbereiche liegt. Aber den Engländer vermißten wir. Ich meyne nicht damit einen Lord Rockburn, eine Carricatur der Poſſe, ſondern die Veranſchaulichung der von Deinhardſtein dem Hild beigegebenen Narrheit, wie ſich ſolche in »Old England« präſentiren würde. Die eigenthümliche Nationalfärbung, wofür der Verfaſſer freilich nichts that, als den Schauplatz wählen und dem ſchaffenden Künſtler dabei Alles überließ. Herr Lang hätte das dankbarſte Feld zu bebauen gehabt, und ſicher den Sieg davongetragen, da die Aufgabe ſeine Kräfte nicht überſtieg, wenn ihn Jemand darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß er einen engliſchen Gecken darzuſtellen habe. Wovon aber in ſeiner Leiſtung nicht das Entfernteſte bemerklich wurde.

Dem. Senger polterte am ungelenkeſten über den Knüppeldamm der Verſe. Ihre Rolle erhob ſie nicht über die flacheſte Unbedeutenheit.

Zu rügen wäre noch ſo manches, doch der Raum zwingt zum Schluſſe. Herr Lang ſprach z. B. »Wehrſe«, Herr Höllen hingegen «Prifahtmann»; es wäre zu wünſchen, daß die Herren ſich nächſtens über die Ausſprache des »V« vereinigen wollten.

Im Ueberblicke der Geſammtdarſtellung vermißte der Kenner leider noch den leitenden, ordnenden Geiſt von höherer, poetiſcher Einſicht, der ſelbſt dem Talente mittelmäßiger Schauſpieler nachzuhelfen weiß. Was man uns auch einwenden mag, und was die Gegner einer geſunden Kritik ſich auch wohl nicht zu äußern entblöden: »bildet man ſich denn wohl ein, daß bei einer Kunſtanſtalt wie das hieſige Hoftheater, man der Berathung gebildeter, einſichtsvoller, mit der Literatur und Poeſie Vertrauter, gänzlich entbehre?« Wir müſſen dies, ſelbſt bei den günſtigſten Meinungen und Vorausſetzungen, ſo lange beſtimmt verneinen, bis die Erfolge uns unwiderlegbar vom Gegentheile überführen. Wir erkennen durchaus keine Autorität an, keine ſeyn ſollenden Verdienſte und Fähigkeiten; jeden Abend, wenn der Vorhang ſich öffnet, liegt das Feld der Ehre vor uns, und gern werden wir in die lärmendſte Bewunderung einſtimmen, und einer wohlverdienten Huldigung der Künſtler die blendendſten Siege einer ſcharfſinnigen Kritik opfern, wenn ſich uns hiezu die willkommene Gelegenheit darbieten ſollte.

Hieſiges.

Der junge Schauſpieler Lang verſucht ſich ſeit einiger Zeit in komiſchen Parthien und entwickelt darin eine angenehme Natürlichkeit. Das Publikum ſcheint ſehr günſtig für ihn geſtimmt. Als „Florian“ in der Raimund'ſchen Poſſe: „Der Diamant des Geiſterkönigs,“ wurde er gerufen. Für eine gewiſſe Sphäre des Komiſchen ließe ſich ſein Talent mit Erfolg ausbilden, doch muß mit Umſicht dabei verfahren werden. —

Wir ſahen die Drahttänzerinnen Romanini im Theater. Die Künſtlichkeit der Einen iſt wahrlich zum Anſtaunen, auch waltet bei aller Kühnheit, Dezenz, ſelbſt

Anmuth in ihren Leiſtungen vor. Die Anordnung dieſes Theaterabends, die Wahl des begleitenden Stückes, die Muſik der Zwiſchenacte, die langen Pauſen u. a. war übrigens nicht ſehr unterhaltend zu nennen.

In der „diebiſchen Elſter“ trat Hr. Schinn vom Theater zu Peſth, als Gerichtsvoigt (podestà) auf, und ärndtete Beifall. Er iſt im Beſitze einer ſehr klangvollen, biegſamen Stimme, und weiß mit recht vielem Geſchmacke vorzutragen. Aus der Spielrolle machte er ſo eigentlich nichts, weil ihm wahrſcheinlich die Art und Weiſe fremd iſt, wie die beſſern italiäniſchen Sänger ſie zu nehmen pflegen. — In großer Vollendung gab Madame Spitzeder ihre Ninette, und eben ſo ausgezeichnet war Herr Pellegrini als Fernando. Da war neben dem kunſtvollen Geſange wahrhaft dramatiſches Leben, im Vortrage, wie in der Darſtellung. —

Auswärtiges.

Unſer berühmte Bärmann bezaubert jetzt Alles an den Ufern der Newa. Ehre und Gold ſtrömen ihm von allen Seiten zu, und er wird erſt im Mai mit dem Dampfſchiffe St. Petersburg verlaſſen, um über Lübeck und Hamburg zu uns zurückzukehren. Wir haben ſeine Zaubertöne, bei unſern muſikaliſchen Genüſſen dieſes Winters, ſchwer entbehrt und freuen uns, ſie wieder mit ganzer Seele in uns aufzunehmen.

Santini, der Sommervogel, der ſonſt zu uns kam, wenn die Pariſer Saiſon zu Ende war, und uns dann mit ſeinen transalpiniſchen Tönen jezuweilen zu ergötzen pflegte, iſt für die Oper in Madrid gewonnen, und bereits dahin abgereiſt, wie er ſeiner Familie hieher berichtet hat.

Wien, Madrid, St. Petersburg und andere Städte erfreuen ſich unſerer Schätze, und wir darben indeß daheim! —

Korreſpondenz des Herausgebers.

Breslau, 31. März.

Hier geht Alles ſo ziemlich im alten, kleinſtädtiſchen Geleiſe. Bei 90000 Menſchen, die hier leben, iſt die Stadt ſo klein, daß man ſich nicht nur in die Fenſter, ſondern oft in die Kochtöpfe ſieht. Das Theater, zu deſſen Pacht von Neujahr 1834 ſich Holtey und Remie gemeldet, iſt nur nach ſchweren Anſtrengungen der Holtey'ſchen Freunde, dieſen, aus der großen Zahl der Mitbewerber zuerkannt worden. Nach der Vorſtellung von: Lorbeerbaum und Bettelſtab auf dem Konigſtädtiſchen Theater in Berlin hat aber Holtey ſo günſtige Anträge von Cerf zu einem neuen Kontrakte erhalten, daß er wieder auf fünf Jahre mit ihm abſchloß, und ſeine Freunde hier ſammt der Pacht im Stiche ließ. Bei der vor einigen Tagen wieder Statt gehabten neuen Wahl eines Pächters, hat Haake in Mainz die mehrſten Stimmen und ſomit das Theater bekommen. Wie dieſer aber die Caution und andere Präſtationen in Baarem pränumerando herbeiſchaffen kann, iſt hierorts Vielen noch nicht recht klar. Uebrigens hat Piehl, der jetzige Director, das Theater ſo heruntergebracht, daß es nicht wenig Mühe dem neuen Pächter koſten wird, ſich ein Publikum zu ſchaffen und heranzubilden. Die Einnahme iſt durchſchnittlich 30000 Thaler geweſen.

Stuttgart, 8. April.

Ueber unſre Bühne erſcheint im Vergleich mit andern großen Bühnen viel zu wenig Rühmliches in öffentlichen Blättern. Die unermüdliche Thätigkeit des Grafen Leutrum, wenn auch nicht immer ganz zweckmäßig, die unermüdliche und immer ganz zweckmäßige Seydelmann's, der ein eben ſo vortrefflicher Regiſſeur als Künſtler iſt, haben das hieſige ſehr herab gekommene Theater auf eine ehrenvolle Höhe gebracht. Seydelmann's Engagement war für die hierortigen Theaterverhältniſſe wohl das glücklichſte Ereigniß, wenn auch für ſo manches Theatermitglied nicht das gewünſchteſte. Sein Eifer, ſein Beiſpiel eifert die Strebenden und Faulen auf's Neue an und ſo iſt nach und nach ein recht ſchönes Verhältniß unter den Mitgliedern entſtanden, welches auch von den Gebildeten im Publikum dankbar anerkannt wird. Eben ſo iſt durch die Anſtellung des Herrn Moritz, die auch nur durch Seydelmann erfolgte, dem ſehr fühlbaren und das Repertoir gewaltig hemmenden Bedürfniſſe eines erſten Liebhabers abgeholfen worden. — Es geſchieht hier in jeder

Sphäre der theatraliſchen Künſte ſo manches, was wohl einer öffentlichen lobenden Anerkennung werth wäre. Auſſer dem lieblichen Ballet „die Silberſchlange“ hat Horſchelt, dieſer wirklich geniale Arrangeur, noch den „Jahrmarkt von Krakau“ und „Eliſene“ einſtudirt. Im erſtern ſind ſehr gemeine und nur für das Feyertagspublikum berechnete Scenen; aber der zweite Act des Ballets, in dem Puppenkabinet ſpielend, iſt wahrhaft traumähnlich, man glaubt eine Hoffmann'ſche Phantaſie verwirklicht. Eliſene zeichnet ſich durch wunderhübſche Coſtume, ſchöne Decorationen und ächt nationale Tänze aus. Mad. Horſchelt gab die Eliſene dreimal, nachdem ſie vorher in einem Pas de neuf ihre Tanzfertigkeit unter vielem Beifall producirt hatte. Horſchelt hat mit der unbehilflichen, ſchwäbiſchen Jugend das Unglaubliche geſchaffen. Es wurden ihm aber auch dafür alle Ehren und reichlicher Lohn. — Die Oper hat keine ſehr ſchulgerechten aber ſehr kräftige ſchöne Stimmen. In Euryanthe war Frau von Piſtrich zum Erſtaunen vorzüglich als Eglantine; man hatte ſie immer nur in naiven und leichten Parthien gehört. Sie iſt auch als Geſangskünſtlerin zu loben. Dlle. Haus hat eine imponirende Geſtalt und ſchöne kräftige Töne, auch für eine Sängerin ſeltenes gutes Spiel; ſie gefiel ſehr als Euryanthe, eben ſo Pezold-Liſyart und Vetter-Adolar. Das Orcheſter unter Lindpaintner iſt ganz untadelhaft. — In Donna Diana war Seydelmann als Perin unübertrefflich. Moritz gab ſeinem Cäſar eine ganz eigenthümliche jugendliche, unerfahrne, ſchmachtende, faſt naive Färbung, bis ſich der friſche kräftige Geiſt nach und nach immer ſelbſtſtändiger entwickelt und zuletzt auf eigenen Füßen gehen lernt; einzelne Nuancen, Blicke, Worte wurden ſogar von dem ſeltſam enthuſiasmirten Publikum beklatſcht. Dlle. Stubenrauch war eine ſchöne, ſtolze Diana, ihre herrliche Geſtalt noch auf's vortheilhafteſte gehoben durch geſchmackvolle und reiche Garderobe. Sie würde vortrefflich zu nennen ſeyn, hatte ſie einen Grad ſüdlicher Glut mehr in Ton und Geberde. In den Qualgeiſtern bemerkten wir in der Rolle des Linden, von Moritz dargeſtellt, mit Vergnügen viele neue Züge des Shakeſpear'ſchen Originals Benedict*). Es konnte nicht fehlen, daß der junge Mann, während ſeines kurzen Hierſeyns, durch ſolche Beſtrebungen alle Freunde der Poeſie auch bereits zu den Seinigen zählt.

*) in „much ado about nothing.“

Wien, 6. April.

Ihre berühmte Schröder — daß ich es ſchreiben muß! — Sie, die einſt die Unſrige war, erfreut uns nunmehr durch ihr reiches Gaſtſpiel, das ſelbſt bis auf dreißig Darſtellungen ausgedehnt, doch ſtets zu bald vorüberſchwinden wird, um nicht die Trauer um den Verluſt ſolcher Genüſſe uns zu hart empfinden zu laſſen. Wer ſich uns bis jetzt in dem heiligen Gebiete der hohen Tragödie zeigte, dieſem Gipfel der Schauſpielkunſt, er hatte die Weihe dieſer Künſtlerin nicht erhalten. Sie ſteht noch einzig da und — was den Kunſtfreund mit wahrem Schmerze erfüllt — die Unerreichte hat keine Nachfolgerin, die nach ihr das Trauerdiadem Iſabella's ſich um die Schläfe winden, den Dolch Melpomenes, ſchaurig erhaben vor unſern Blicken ſchwingen wird. Darum ſey ſie gefeiert, die Herrſcherin der tragiſchen Scene! Und wenn ihre Gebilde einſt hinſchwanden — mögen die Worte begeiſterter Dichter ihre Herrlichkeit den Enkeln verkünden. — Von den unzähligen Gedichten zu ihrem Preiſe theile ich Ihnen nachfolgendes von einem unſerer geſchätzteſten Dichter, als das Gelungenſte mit, welches bereits hier in einer Zeitſchrift abgedruckt wurde, die jedoch außerhalb Oeſterreich wenig oder gar nicht geleſen wird. Mein nächſtes Schreiben wird Ihnen einen ausführlichen Bericht über Schenk's neues Trauerſpiel „die Krone von Cypern" bringen, das bei uns einſtudirt wurde, um unſern verehrten Gaſt in einer neuen Rolle glänzen zu laſſen. v.H....

Sophie Schröder.

Von Braun von Braunthal.

Der Geiſt der Kunſt entſtrömt aus hundert Quellen;
Durch jene Bruſt fließt er als Bächlein nur,
In dieſer muß zum mächt'gen Strom er ſchwellen,
Der hinwogt majeſtätiſch durch die Flur:
In ſeinen tiefen, ewig klaren Wellen
Schaut ſich im Spiegelbilde die Natur;
Er kommt und geht, ſo überreich an Leben,
Dem Leben ſelbſt noch hoh'ren Schwung zu geben.

In Deiner Bruſt, Heroin Du des Schönen!
Wird das Gefühl zum Niagarafall;
Selbſt Felſenherzen hört' ich bang erdröhnen
Vor Deiner Rede lautem Donnerſchall;
Den wilden Schmerz durch Ernſt dann zu verſöhnen,
In Thränen aufzulöſen unſ're Qual,
Hinſchmilzt Dein Wort, Erdbeben erſt, in leiſen,
Muſikgetrag'nen, milden Frühlingsweiſen.

Der Fürſtin Stolz und Hoheit jetzt im Blicke,
So, wie an Kronen, auch an Adel reich;
Den Purpur faltend jetzt im hehren Glücke,
Die Stirne faltend jetzt, der Juno gleich;
Nun zitternd als Cypreſſ' im Mißgeſchicke
Und als beſtürzte Mutter thränenweich;
Als Tigrin jetzt, die ihre Jungen hütet,
Und als Medea jetzt, vom Schmerz durchwüthet:

So hellteſt Du mit Deinem Feuergeiſte
Vor uns Untiefen auf der Menſchenbruſt,
Daß ſelbſt dem ſtarren Denker das beeiſte
Herz aufgethaut in Qualen wie in Luſt;
Erbleichen ſah ich auch durch Dich das dreiſte
Antlitz des Heuchlers, ihm halb unbewußt:
So jede Lebensfreude, Lebenstrauer
Erfüllt durch Dich mit heil'gem Dichtungſchauer.

Unterhaltungen
für das

Theater-Publikum,

herausgegeben
von
August Lewald.

Viertes Stück.
München, ausgegeben am 19ten April 1833.

Inhalt.

Academie-royale-de-musique. Chronik aus Paris. Notiz. Unſere letzte Theaterwoche. Bühnenweſen in London.

Academie-royale-de-musique.

Am 14. November 1767.

Erſte Vorſtellung der **Fragmens-nouveaux** nebſt einem Prolog: **les amours des dieux** von **Fuzelier**. Hierauf das Ballet: **Théonis**, von Pouſſinet, mit Muſik von Berton, Trial und Garnier.

(Aus der Chronik der großen Oper.)

So lautete der Zettel, der in dem alten Maſchinenſaal des Tuilerienſchloſſes, der von Vigarani erbaut und von Servandoni für ſeine neuen ſceniſchen Erfindungen beſonders eingerichtet worden war, die glänzendſte Verſammlung vereinigt hatte. Man war gekommen, um der neuen Vorſtellung beizuwohnen, von welcher die damaligen Kritiker uns wenig Gutes meldeten. Man fand das Schauſpiel froſtig und unbedeutend, wenn gleich die Muſik Talent zeigte und einige Tänze gut angelegt waren. —

In einer der erſten Logen befand ſich eine hübſche, junge Frau, in geſchmackvollem Anzuge, einſam und wie es ſchien, nicht eben von dem weiblichen Theile der Verſammlung in beſondere Affection genommen, von den Männern hingegen, jungen wie alten, ſo ſcharf beobachtet, als wären Alle ihre Liebhaber, die, zwiſchen Liebe und Eiferſucht ſchwebend, voll der ſüßeſten und wildeſten Gefühle, ihre Gedanken nach ganz andern Befriedigungen lenkten, als auf den tadelloſen Ausgang der theatraliſchen Vorſtellung. Und wahrlich: ſo zahlreich die Huldigungen, eben ſo zahlreich fielen die Opfer, die ihrer Schönheit gebracht wurden. So waren ſchon im letzten Jahre, das am 14. November, dem Abende der Vorſtellung, von welcher wir ſprechen, noch nicht einmal ſein Ende erreicht hatte, drei im Duelle getödtet worden, zwei hatten ſich entleibt, und einer war im Wahnſinn geſtorben — und daran war Niemand anders Schuld geweſen, als die junge, hübſche Frau.

Man kann indeß nicht läugnen, daß ſie hübſch war. Der Chroniſt, der uns dieſe Begebenheit aufbehalten hat, ſchildert nicht nur ihre Perſönlichkeit mit vieler Umſtändlichkeit, ſondern es iſt dem Herausgeber ſelbſt gelungen, bei Mr. Terier, einem alten verdienten Offizier, den er bei ſeiner letzten Anweſenheit in Paris kennen lernte, ein wohlerhaltenes Miniaturbild jener Dame zu ſehen, da Mr. Terier eine große Vorliebe für das Theater und ſeine habitués, Künſtler wie Zuſchauer beſitzt, und dieſer Manie große Summen geopfert hat, um ſeine Sammlungen zu vervollſtändigen. Er wohnt übrigens rue richelieu No. 17 und iſt ein ſehr artiger gaſtfreier Mann, den ein Jeder leicht beſuchen kann.

Madame Bontemps, ſo hieß die junge Frau, war eher klein als groß, und Alles an ihr war gar zierlich gerundet, bis auf ihren Ellenbogen, der ſich mit unbeſchreiblicher Zartheit zuſpitzte, und dadurch dem vollen Arme einen übergroßen Reiz verlieh. Die Taille war von zwei Händen ſehr bequem zu umſpannen, aber man mußte ſie gerade in der Mitte greifen, denn ein wenig auf oder abwärts herrſchte eine ſolch reiche Ueppigkeit, daß es ſelbſt den größten Männerfäuſten rein unmöglich geweſen wäre. Der Fuß, den ich im Bilde nicht geſehen habe, ſoll, nach der Beſchreibung und was ſich jeder Kenner von einer ſchönen Pariſerin im Voraus vorſtellen kann, ſo niedlich geweſen ſeyn, daß er mehr Dichter begeiſtert hatte, als alle übrigen Füße der Schöpfung wohl je zu begeiſtern im Stande geweſen ſeyn mögen. Der Hals war ein Stückchen einer halbdurchſichtigen Alabaſterſäule, durch das ſich ein feines bläuliches Geäder ſchlängelt. Das Geſicht endlich — das hab' ich ſelbſt geſehen, in dem Bilde des Mr. Texier nemlich — und ich muß mich wahrhaftig mit aller Gewalt zurückhalten, um nicht dichteriſch auszuarten; denn ſo wenig auch vom Dichter in mir iſt, dies könnte mich dazu begeiſtern. Ich will daher, um meine Leſer nicht zu ermüden, in aller Kürze meinen alten Gewährsmann, den Chroniſten, ſprechen laſſen.

..... Sie war nicht regelmäßig ſchön, dieſe Mad. Bontemps, aber ſehr anziehend. Ihr Auge war gut geſchlitzt, von dunkelblauer Farbe; Wimpern und Brauen tiefes Braun, erſtere lang wie herabhängende Franzen, letztere ſchön gezogen, wie der Halbmond der Diana; die Naſe gerade, kurz, die Spitze faſt rechtwinkelig; der Mund in gehöriger Entfernung von ihr, nicht zu klein, ſtets lachend, um zwei Reihen Perlen ſehen zu laſſen. Die Toilette war mit vielem Geſchmacke beſorgt, ſelbſt reich zu nennen.

So ſah Mad. Bontemps aus. Sie war die Wittwe des erſten königlichen Kammerdieners, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, worüber aber noch ein ſchwerer Proceß ſchwebte, den ein ganz abſcheulicher Menſch, der Gardekapitain Balthaſar von Caudal, ein naher Vetter ihres verſtorbenen Mannes, mit der jungen, ſchönen Wittwe führte.

Man drängte ſich von allen Seiten hinzu, ihr in dieſem Prozeſſe beizuſtehen. Die Einen wollten eine Verſöhnung bewirken, die Andern boten große Summen, um den Verluſt der Wittwe zu entſchädigen. Aber dieſe ſah zu gut die eigennützigen Abſichten jener Herren ein und — ſollte man's glauben — ſie, die in den Maximen des berüchtigten Parc-aux-cerfs« ihre erſte Laufbahn begonnen hatte und zwar an der Seite eines alternden Mannes, welcher dieſem Syſteme ſein ganzes Glück verdankte und der ſich wie ein Aal krümmte, und vor Freude roth ward, wenn ſein Gebieter ſeiner Frau und ihm begegnete und der Erſtern gnädig die Wange kneipte — ſie verſchmähte jedes Verhältniß, das von der Sinnlichkeit Reize borgte, und da ſich ihr kein anderes noch dargeboten hatte, ſo ließ ſie ſich alle ſtummen Verehrungen zwar gerne gefallen und verfehlte nicht, ſie mit der angebornen Grazie der Koketterie anzunehmen, lebte aber im Uebrigen faſt wie eine Kloſternonne allein und trübe in ihrem reichen und weitläuftigen Hotel, welches ſie in der Vorſtadt St. Honoré beſaß.

Das Schauſpiel war beendigt, woran ſie wenig Theil genommen hatte. Eine düſtre Sorge hatte ſich auf ihrer Stirne gelagert. Der unvetterliche Gardekapitain war nahe daran, ſeinen Prozeß zu gewinnen, wie ihr der Anwalt gemeldet hatte, und dann war ſie ganz ſeiner Discretion überlaſſen. Er hatte ſich ihr jedoch zum Gatten angetragen, und es ward ihr klar, daß eigentlich eine brennende Leidenſchaft den Gehaßten für ſie erfüllte. — Alles hatte die Logen bereits geräumt und ſie befand ſich mitten in einem beängſtigenden Gedränge, das ihren Lakai von ihr trennte. Furchtſam blickt ſie ſich nach ihm um, als ihre Augen auf einen Gegenſtand ſich heften, der mit einem Male all ihr Blut zu Eis gerinnen läßt. Unweit von ihr ſteht nemlich unbeweglich ein Menſch — es iſt unmöglich, ihn ſo zu nennen — nein! — ein geheimnißvolles Weſen, das mit geſpenſtiſchen Blicken ſie zu durchbohren ſcheint. Das Geſicht iſt fahl und abgemagert, faſt einem Todtenkopfe ähnlich, ein Mund ohne Lippen und Zähne gähnt weit unter dem Platze, den einſt die Naſe eingenommen hatte, die Augen ſind in zwei zirkelrunde Höhlen wie eingetrocknet, und doch ſchießen ſie gräßliche Blitze, und auf der hohen, von wenigen Haaren nur umſäumten Stirne zieht ſich die violette Narbe einer entſetzlichen Hiebwunde. Der Anzug des Furchtbaren war übrigens reich zu nennen. Er trug einen dunkelbraunen Frak mit großen Brillantknöpfen.

Madame Bontemps ſucht erbebend ihren Lakai, und das Gedränge, wie durch einen Zauber gebannt, hält für einen Augenblick inne, ſo daß jener zu ſeiner Dame mit leichter Mühe gelangen kann, und dieſe glücklich mit ihm den Ausgang erreicht, wo ſie ſich in den Wagen wirft, heftig erſchüttert und ängſtlich, daß der Fremde ihr vielleicht folgen könne.

Die Nacht brachte ſie ſchlaflos hin. In größter Unruhe fand ſie die aufgehende Sonne und nach einem kurzen Schlummer ſtand ſie auf und begehrte, zur ungewöhnlichen Stunde, das Frühſtück. Mit demſelben kam eine überraſchende Meldung. Ein Läufer in ſchwarzer Livree hatte für Madame Bontemps folgendes Billet überbracht:

»Ich habe Sie ſchon oft aus der Ferne beobachtet und die heftigſte Neigung für Sie gefaßt. Leider iſt mein Ausſehen nicht von der Art, daß ich darauf rechnen dürfte, Gegenliebe zu finden. Geſtern ſahen Sie mich zum erſten Male und ich wage es nun, mich Ihnen ſchriftlich zu nähern. Haben Sie Mitleid mit mir und erlauben Sie mir, Sie ferner anzubeten — ich werde Sie nie durch meine Gegenwart beläſtigen, aber dennoch überall Sie umgeben. Nur Eine Bitte gewähren Sie mir. Verſäumen Sie keinen Abend das Theater und blicken Sie vor dem Anfange der Ouverture lang und verweilend in's Orcheſter. Dies Zeichen, daß Sie Ihre Abneigung zum Theil überwunden haben, wird mir genügen. Da ich Sie ſehr gern im Glanze einer reichen Toilette zu ſehen wünſche, ſo erlauben Sie, daß ich zu dieſem Zwecke beifolgende Obligation auf das Stadthaus, von 2000 Thalern, Ihnen überreiche, womit ich jeden Monat fortfahren werde. Ihr Sie anbetender

Chevalier von Vertumne.«

Empört über dieſen Antrag, ließ Madame Bontemps das Billet ihrer Hand entfallen. Im erſten Augenblicke gedachte ſie ihres böſen Vetters, des Gardekapitains, aber die zweitauſend Thaler belehrten ſie bald vom Gegentheile; denn Spiel und Ausſchweifungen hatten ſeine Finanzen vor der Gewinnung des Prozeſſes zu ſolchen Opfern unfähig gemacht. Jedoch konnte ſie ſich dabei nicht beruhigen. Sie glaubte ihren Vetter auf irgend eine Weiſe bei dieſem ſchmählichen Handel im Spiele und fuhr auf der Stelle zu Herrn v. Sartines, der damals Polizei-Lieutenant von Paris war. Dieſer jedoch, anderer Meinung, beruhigte die ſchöne Frau ſo gut er es vermochte, und bat ſie, dem Willen des Unbekannten vorläufig nachzukommen, indem er nicht ſehr ſich bemühte, die Vermuthung zu verbergen, als ſtecke irgend eine mächtige Perſon bei Hofe hinter dieſer ſeltſamen Geſchichte.

Madame Bontemps leiſtete ſeinem guten Rathe Folge, doch war das Ganze bald noch wunderbarer, als es an ſich ſelbſt war, unter die Leute gekommen und wie beim nächſten Monatswechſel der Läufer die 2000 Thaler überbrachte, beklagte ſich der Unbekannte in dem ſie begleitenden Billete bitter bei ſeiner Schönen, daß ihre Unbeſonnenheit ſein zartes Verhältniß zu ihr zum Gegenſtande eines Stadtgeſpräches gemacht hatte.

Ein Monat war wieder verſtrichen, und an Mad. Bontemps bemerkte man keine andere Veränderung, als daß ſie noch glänzender und ſchöner wie gewöhnlich in ihrer Loge erſchien und kein Schauſpiel verſäumte. Im Uebrigen dauerte ihr einförmiger Lebenswandel fort, doch ward ihr Ruf immer ſchwankender, man trug ſich mit Geſchichten und ihre Tugend ſtand nicht in ſonderlichem Anſehen.

Der ſchwarzgekleidete Läufer verfehlte nicht, ſich zur beſtimmten Zeit einzuſtellen. Das Billet war zärtlicher noch als die frühern. Der Unbekannte dankte gerührt für die Erfüllung ſeiner Bitte, und wagte nunmehr in höflich-ſchüchternen Ausdrücken, ſeiner Schönen dieſen neuen Wunſch vorzutragen: »Sie möge jeden Abend vor dem Schlafengehen an Jemand denken.« Zehntauſend Thaler in gültigen Papieren unterſtützten dies rührende Geſuch eines in Liebe vergehenden Herzens. Mad. Bontemps überlegte — zerriß dann den Brief — aber die Papiere legte ſie in ihr Portefeuille.

Getreu der ſtillſchweigend eingegangenen Verbindlichkeit, war ſie eines Abends wieder im Theater geweſen, und ihr Blick ruhte wie gewöhnlich auf dem Orcheſter. Sie hatte ihren unbekannten Wohlthäter nicht wiedergeſehen, und eine ſonderbare Laune ließ in ihr den Wunſch aufkeimen, einmal ihm gegenüber zu ſtehen, um über ſeine räthſelhafte Neigung durch ihn ſelbſt Aufklärung zu erhalten. Sein Incognito fing an ihr intereſſant zu werden, und ſie konnte ſich manchmal vorſtellen, irgend ein ſchöner Jüngling ſtecke hinter der Vermummung. Unter dieſen Betrachtungen war das Ende der Vorſtellung herbeigekommen,, und ſie ſaß immer mit denſelben Gedanken beſchäftigt in ihrem Wagen, und bemerkte gar nicht, daß der trunkene Kutſcher ſie fern von ihrer Wohnung in die finſtern, winterhaften Alleen der Champs-elysées herumfahr, und auf das Zurufen des Bedienten nicht hören wollte.

Plötzlich tönt ein Angſtgeſchrei in die Kutſche — die Pferde werden angehalten — man reißt den Schlag auf, und bei dem Schein einer vorgehaltenen Laterne erblickt ſie ein häßliches Geſicht, das ihre Diamanten fordert. Sie iſt überfallen, das bleibt der Unglücklichen keinen Augenblick zweifelhaft. Aber eben ſo ſchnell wie der Strahl vom Himmel fährt, ſinkt der Räuber getroffen zu Boden, ein Schuß fällt vorn bei den Pferden, die raſend davon rennen. Sie wirft ihr Auge noch durch das Fenſter und ſieht zwei Menſchen ſich in ihrem Blute wälzen, und in der Ferne — ja in der Ferne — einen davonlaufenden Mann — wahrſcheinlich ihren Retter — in welchem ſie ihren unbekannten Anbeter zu erkennen glaubt.

Als ſie ſich ganz erſchöpft an dieſem Abende zur Ruhe legt, unterläßt ſie es nicht, an ihn zu denken, und ſonderbar genug, unter Träumen von ihm, einzuſchlummern.

Von nun an überſchritt ſie die Bedingungen ihres ſeltſamen Verhältniſſes, denn ſelbſt am Tage, zu jeder

Stunde, gedachte ſie des Unbekannten, dem ſie ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig war, und konnte ſich ſelbſt nicht enthalten, ihm ein inniges Bedauern zu ſchenken.

Das nächſte Schreiben, welches ihr der ſchwarze Läufer überbrachte, wurde nicht mehr zerriſſen, ſondern mit den Obligationen ſorgfältig eingeſchloſſen, dann und wann wieder hervorgenommen und mit ſeltſamer Bewegung durchleſen.

Immer mehr und mehr beſchäftigte ſie die Löſung des Räthſels. Warum das Geheimnißvolle? fragte ſie ſich mit Unruhe. Seinen Stand, ſeine Herkunft hielt ſie für die Urſache, vielleicht iſt er ein Menſch, der ſich nicht in der Geſellſchaft zeigen kann. Sie dachte oft, er ſey ein Räuber, ein Scharfrichter, kurz Alles in der Welt, nur das Eine mochte ſie nicht mehr denken, daß er wirklich ſo häßlich ſey, wie er ſich einmal ihr dargeſtellt habe. Wie gern wollte ſie ihn nur einmal wieder ſehen! Aber ſo feſt ſich ihr Blick auch auf das Orcheſter richtete, aus dem ſeine Augen ſich gewiß zu ihr erhoben, nie war es ihr möglich, eine Spur von ihm zu entdecken. Sorglicher noch brach ſie jezt ihren ſpärlichen Umgang ab, und ihr Vetter, deſſen Bewerbungen in lezter Zeit in Frechheit auszuarten drohten, ward für immer aus ihrem Hauſe verbannt.

Um dieſe Zeit war es, als eines Morgens eine Gerichtsperſon und zwei Notarien ſich bei ihr melden ließen, um ihr die Trauerbotſchaft von dem Verluſte ihres Prozeſſes zu überbringen.

Sie mußte Alles herausgeben, ihr ſchönes Schloß Maubois, die herrlichen Güter in der Normandie, ihr Hotel in Paris, ihre Möbel, ihre Diamanten — funfzigtauſend Franken Renten — Alles war verloren. Ihr Vetter war reich — ſie arm geworden — nach dem Ausſpruche des erſten Gerichtshofes, von dem keine Berufung an einen höhern mehr Statt fand.

Sie war einer Ohnmacht nahe, und konnte nur noch ſchwach die Frage hervorſtammeln: »wie lange man ihr Zeit laſſe, ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken« — da trat der Läufer in ſchwarzer Livree unangemeldet und außer Athem raſch in den Saal, ſetzte, von Schweiß trieſend, eine ſchwere Chatulle auf den Tiſch, überreichte ein Schreiben und entfernte ſich.

Nach einigem Zögern der Ueberraſchung erbrach ſie das Schreiben und las Folgendes: »Ich erfahre Ihren Unſtern, Madame, und ich halte es für meine Pflicht, ſogleich Abhilfe zu leiſten. Ich hätte dieſen Augenblick benützen können, vor Ihnen zu erſcheinen, ich kämpfte mit mir ſelbſt — aber, ach! mein Anblick iſt nicht dazu gemacht, Vertrauen einzuflößen, Sie hätten mit Schauder und Abſcheu jede Hilfe zurückgeſtoßen, die ich Ihnen perſönlich gebracht haben würde. Nehmen Sie daher, was ich Ihnen hier ſende und zählen Sie ſtets auf Ihren Schutzgeiſt, der Sie auch ungeſehen umſchweben wird. Ihr

Chevalier de Vertumne.

Sie erholte ſich langſam von dem freudigen Schreck, und mit mühſamer Faſſung ſchloß ſie die Chatulle auf, worin ſich in Gold und Papieren 600000 Thaler befanden.

»Ich werde wenigſtens nicht nöthig haben, meine Möbel und Diamanten herauszugeben,« ſagte ſie lächelnd zu den Gerichtsperſonen, die ſich höflich zurückzogen.

Wie ſie allein war, überdachte ſie Alles — und ſie gefiel ſich in dem Gedanken, daß ſie dies Geſchenk als einen Theil des Brautſchatzes annehmen dürfe, den ihr eine bevorſtehende Verbindung mit dem Unbekannten unzweifelhaft zubringen würde.

(Die Loſung im nächſten Stücke.)

Chronik aus Paris.

(Briefliche Mittheilung.)

Longchamps. — Concert bei H. v. Rothſchild.

Unſere Theater bieten in dieſem Augenblicke zu wenig Neues, als daß man ſie zum Gegenſtande einer ganz beſonderen Aufmerkſamkeit machen ſollte, aber Ihr Theater-Publikum, für das Sie ſchreiben, ſcheint mir jene Klaſſe der Geſellſchaft zu ſeyn, die weder von Victor Hugo's Lucretia, noch von den Liedern der Rue-de-Chartres«, oder des Boulevards-bonne-Nouvelle ſich beſonders angezogen fühlt, und ſomit will ich denn auf gut Glück es wagen, aus Mangel an wahrhaft intereſſanten Gegenſtänden der Scene, Sie mit andern Dingen zu unterhalten, die für Leute von bon ton in dieſen Tagen ein willkommenes Theaterſurrogat bildeten.

Unſer alljähriges Volksfeſt, die Promenade von Longchamps, kehrte wieder wie immer, hatte aber gegen frühere Jahrgänge bedeutend an Gehalt verloren. Im Ganzen wurde ſie mir dadurch intereſſanter. Sah ſie ſonſt einer jener alten Porzellanmalereien nicht unähnlich, wo die ſteifſten Herren und Damen, in der ſteifſten Tracht, ſich in ſteifen, verſchnittenen Alleen luſtwandelnd ergingen, ſo glich ſie diesmal mehr einer bunten Heerde, welche, der Fußſteige nicht achtend, Bowlinggreen und Blumenparterres mit ihren ſchmutzigen Füßen zerſtampft. Sie ſchien ſogar mit der Länge der Kutſchenreihen an ihrer Langweiligkeit gekürzt worden zu ſeyn. Die eingeborenen Pariſer, die jetzt eine Art von Heimweh befällt, und die ſich in ihren neuen Umgebungen nach ſo manchem Dahingeſchwundenen zu ſehnen ſcheinen, waren freilich mit ihrem heutigen Longchamps nicht zufrieden. »Wo ſeyd ihr hingeſchwunden, goldene Tage!« riefen ſelbſt einige Journale. »Damals, als noch zwei unabſehbare Wagenreihen vor unſern Augen ihre Herrlichkeit entfalteten, als zwiſchen ihnen noch die guten Bürger zu Fuß ſich rüſtig tummelten, auf die Gefahr hin, gerädert und von den Roſſen zertreten zu werden! Welch ein Schwärmen, welch ein Flattern, welch ein blendendes Getöſe! Und die Reiter auf ihren herrlichen Thieren! Wer konnte den Glanz dieſes Schauſpiels faſſen! Wochenlang vorher war das ein Arbeiten bei den Wagenfabrikanten, den Schneidern, den Modiſten aller Art. Alles mußte neu ſeyn — Alles reich — Alles glänzend!« Und drei Tage lang hatten die reichen Leute das Vergnügen, den armen

Teufeln ſich im höchſten Glanze zu zeigen, und ſich von den Ungenügſamen beneiden zu laſſen — und jetzt — da ſich der Sinn der Reichen und Vornehmen nach einer andern Seite gewendet hat, möchten die armen Teufel umkommen, daß es nichts mehr zu ſchauen gibt, um vor Neid darüber zu berſten.

Zum Uebermaße der Leiden regnete und ſtürmte es heftig während der zum Feſte anberaumten drei Tage, und erſt am letzten guckte die Sonne ein wenig durch den Wolkenſchleier hervor, wie eine ſchläfrige Cokette. Dies dauerte nach meiner Uhr, die ich von dem beſten Schüler Breguets gekauft habe, gerade vier volle Stunden — und ſo lange dauerte auch die Promenade.

Die Promenade! Es ſcheint mir faſt unerlaubt, mich dieſes Ausdrucks zu bedienen. Da ward keine Ordnung, keine Linie gehalten, die Fußgänger rannten überall wie Kometen durch dies aufgelöſte Syſtem, und von wahrhaftigen Sonnen ſah ich nur höchſtens vier bis fünf glänzen, um die ſich einiges anſtändiges Planetenpack wälzte.

Vor Allem nenne ich die allereigentlichſte Sonne unſerer Zirkel, die wahrlich nicht fehlen durfte, wenn wir nicht bei dieſem Feſte ſtockfinſtere Nacht hätten ertragen ſollen. Da Sie im vorigen Winter nicht hier waren, ſo können Sie nicht wiſſen, daß ich von Madame Lehon, der Gemahlin des belgiſchen Geſandten, rede. Sie iſt die eleganteſte Liebenswürdigkeit der Saiſon, und wird ſich ſicherlich noch einige Winter hindurch halten. Ich mag Ihnen keine Beſchreibung von ihr machen, damit Sie ſich nicht in ſie verlieben. Aufrichtig geſagt, mir iſt es ſo in ihrer Nähe ergangen, und ich mußte meine ganze Beſonnenheit zuſammennehmen, und an alle Entſagungsromane und andere unglückliche Lecture denken, die ich noch aus Deutſchland kenne, um mich nicht in dieſe verwegenen belgiſchen Angelegenheiten zu miſchen. Sie iſt übrigens etwas ſtark ariſtokratiſch geſinnt, wie ſie neulich dadurch bewies, daß ſie ihr himmliſches Haar mit Puder einſtäuben ließ. Ich weiß nicht, woran es lag, aber es ſtand ihr ſo abgeſchmackt allerliebſt, daß ich die ſchönſten Köpfe meiner

Bekanntſchaft nur gepudert zu ſehen wünſchte. Und als hätten mehrere davon dieſen Wunſch errathen, fing wirklich die Poudromanie wieder an, um ſich zu greifen. Da — was glauben Sie, was die liebe, ariſtokratiſche Lebon that? — da puderte ſie ſich nicht mehr, und ſogleich waren wieder alle Köpfe auf Schwarz und Blond mit ihren Mitteltinten reducirt. Von ihrer Kleidung bei der Longchamps-Parthie kann ich Ihnen nichts verrathen. Sie war, wie ein Feldmarſchall, von einem ganzen Generalſtab umgeben, und ich mochte mich drehen und wenden, wie ich wollte, auf den Fußſpitzen erheben und den Hals aus den Genickwirbeln renken, Alles, was meine trunkenen Blicke erſpäheten, waren ihre Augen, die von dem Rande eines weißen Atlashutes beſchattet wurden. — Die eleganteſte Equipage war die des Grafen Demidow, mit vier grauen Pferden beſpannt. Die Livrée war hellgrün mit Gold. Madame Anatole Demidow erblickte man auf einem weißen, orientaliſchen Pferde, das roth und prächtig aufgezäumt war. Eine Tochter des Königs war an der Seite des Herzogs von Nemours, in einem vierſpännigen Wagen, erſchienen. Weder Appony noch den engliſchen Miniſter bemerkte ich, eben ſo wenig die Marſtall-Autoritäten Schickler und Hope, die ſonſt ſich vor Allen bemerkbar machten, und zu jeder Zeit die Freunde der Eleganz in ihre prachtvollen Ställe und Remiſen ziehen. Nur drei fremde Miniſter ſah ich in ſehr beſcheidenem Aufzuge.

Noch weniger war das Feld der Mode bebaut worden. Kleider, Hüte und Shawls, nichts war aus dem Geleiſe der Gewöhnlichkeit gewichen — nichts war da, das man anſtaunen konnte — nichts, das zum Lachen gereizt hätte.

Und wiſſen Sie, was die Pariſer ſich einbilden? Sie glauben ſteif und feſt, ihre große Religioſität ſey Schuld daran, daß die diesjährige Promenade von Longchamps nicht ſo brillant ausfiel, als die früheren. Mehrere Journale haben es laut verkündet. Und wen müßte denn dieſe Religioſität befallen haben? die fremden Miniſter etwa, welche fehlten — Hope und Schickler und alle die andern Notabilitäten des Adels und der haute-finance, der Reihe nach, welche man vergebens ſuchte? Bürgerliche und Pöbel gab es genug, dieſe Beſtandtheile der Bevölkerung ſind alſo noch immer ſo gottlos wie früher.

Das läßt ſich jedoch nicht wegläugnen, daß einige Kirchen zum Erdrücken voll waren, und daß man am Palmſonntage die Thüren von St. Roch während des Gottesdienſtes ſchließen mußte, weil der Andrang von Minute zu Minute, auf eine wahrhaft beunruhigende Weiſe zunahm.....

Am zweiten April war ich ſo glücklich, einem Concerte beizuwohnen, das in den Salons des Herrn v. Rothſchild ſtattfand, und das ich zu den glänzendſten Feſten zähle, die ſeit Tauſend und Einer Nacht gefeiert worden ſind. Ich konnte den ganzen Abend hindurch den großen Harun-Al-Raſchid nicht aus dem Kopf bringen, und wie ich, von all dem Glanze geblendet, einen Augenblick die Augen ſchließen wollte, erſchien mir der alte Amſchel Rothſchild aus der Fahrgaſſe in Frankfurt am Main, im Koſtüm eines Caliphen des Orients, und führte an ſeiner, knochigen Hand, die ſo viele tauſende von Ducaten ſchon gezählt und gewogen hatte, die lieblichſte Houris, ein wahres Goldmädchen, mir entgegen. Ich ſchauderte und riß die Augen auf um zu ſehen, was um mich vorging, und die liebenswürdige Dame des Hauſes Rothſchild war zu mir herangeſchwebt und ſah mich ſo deutſch-franzöſiſch, elegant-gemüthlich an, wie ich ſo oſt-weſtlich auf meinem Divan dalag, und fragte theilnehmend: »Iſt Ihnen nicht wohl, Doctor? — « Hier war Alles vereinigt, was bei Longchamps vermißt wurde. Alle Mächte hatten ihre Repräſentanten bei dieſem Concert. Der Herzog von Orleans ſtand hinter dem Seſſel Roſſini's, welcher ſo eben Paganini auf dem Flügel accompagnirte. Es gewährte mir ein eigenes Vergnügen, dieſe beiden Italiäner zu beobachten Einer glaubte dem andern eine Ehre zu erzeigen, jeder ſchien ausdrücken zu wollen, kein anderer Künſtler darf ſich einem von uns beizugeſellen wagen, und doch war es ein ſtetes Ueberbieten — ein ſich geltend machen — und dabei ein Genuß, der — wie Sie ſich leicht denken können — zu den außerordentlichſten zu zählen war. Ich hörte mit eigenen Ohren, daß Herr v. Appony es nicht laſſen konnte, mit den Herren von Werther und Pozzo di Borgo davon zu ſprechen, und daß Preußen und Rußland Oeſtreich ihre vollkommenſte Zuſtimmung gaben. Aber der niederländiſche Geſandte, d. h. Frau v. Lehon, die „la poudre„ erfunden hat, war auch gegenwärtig. Das darf ich nicht verſchweigen, denn es machte auch auf mich großen Eindruck.

Tamburini ſang aus Maometto, und Rubini gab uns Etwas aus dem Piraten, wobei ſie ſchon im vorigen Winter immer ſo in Verzückung geriethen. Wenn ſie ihn erſt an dieſem Abende beim Kaliphen gehört hatten!... Die beiden Greiſe nahmen Abſchied mit wunderlieblichen Schwanengeſängen und nachdem noch Tamburini und Rubini mit einem Duett aus „Moſes" Alles in Beifallextaſe verſetzt hatten, war das Feen-Konzert geſchloſſen. Mich verdroß die Wahl des letzten Stückes, weil ich darin eine verſteckte Anſpielung auf den Zauberhof entdecken wollte, worin die Sänger ſich hören laſſen durften. Vielleicht ſollte es aber auch ein Kompliment vorſtellen. Von dem blendenden Putze und reichen Geſchmeide, die hier entfaltet waren, können Sie ſich keinen Begriff machen. Frau von Lehon trug einen Sammthut mit Federn, deſſen eine Seite von einer Goldkette in die Höhe gehalten wurde. Stirne und Hals verſchwanden ganz unter Brillanten. Um Ihrer Neugierde nichts zu wünſchen übrig zu laſſen, melde ich Ihnen noch, daß ich ein anliegendes Pantalon und Frack von feinem ſchwarzen Tuche trug, die mir ein wackerer Bayer, Schneidermeiſter in der **Rue Mont-Martre Nro. 12**, gleich hinter der Börſe, verkauft hat, deſſen Namen ich aber leider vergeſſen habe.

Notiz.

Madame Schröder-Devrient iſt auf ihrer Reiſe nach London in Hamburg eingetroffen, und hat Euryanthe als erſte Gaſtrolle gegeben.

Unsere letzte Theaterwoche.

Ganz mit Stillſchweigen will ich die Erſcheinungen auf unſerer Bühne nicht übergehen, obgleich ihre Geringfügigkeit, durch die obwaltenden, ungünſtigen Verhältniſſe entſchuldigt, wohl dazu aufforderte. Auch deutete der ſparliche Beſuch auf den Mangel an Intereſſe von Seite des Publikums. Die veraltete Pantomime vom Arlekin konnte, noch dazu bei mangelhafter Ausführung, nicht anſprechen, eben ſo wenig die Künſte der Damen Romanine, denen noch ein unmäßig ſchlechtes Wetter großen Abbruch that. Das Topfer'ſche „Nehmt ein Exempel d'ran" gieng ziemlich rund zuſammen. Dem. Senger bewegte ſich in den Alexandrinern, die auch nicht zu den beſten gehören, freier als jüngſt in den Verſen des Deinhardſtein'ſchen Luſtſpiels. Das Trommeln in dieſem Stücke muß ganz vorn, dicht am Fenſter, ſehr ſtark und beſtimmt einfallen, und nur aus einem kurzen Wirbel beſtehen, der ſo lang währt, als das Entſetzen über den zerbrochenen Pfeifenkopf. Hier war es leiſe, im Hintergrunde lang verhallend und man begreift nicht, wie dadurch ein ſolches Erſchrecken bei der Frau erregt wird. Der komiſche Effect dieſes Moments ging ganz verloren. Der Onkel ſoll anders gekleidet ſeyn. Seidene Strümpfe und Escarpins, dazu eine altväteriſche geſtickte Weſte und ein weiter Ueberrock ſind ein fabelhaftes Theater-Coſtum. Der Onkel iſt ein froher Lebemann und erſcheine auch ſo im Aeußern. — Die beiden Sergeanten ſind wahrlich ein ſchlechtes Stück und man verkennt die Pariſer, wenn man glaubt, ſo etwas gefalle dort gebildeten Leuten. Da es nun aber einmal in die Scene ging, ſo hätte man mehr Sorgfalt darauf verwenden ſollen. Der Tanz im zweiten Act muß ein Matroſentanz ſeyn, mit Rudern etwa; das Auffliegen des Schiffes war kindiſch. Es flog nicht auf — ſondern es ging ab, wie ein Schiff nur abgehen kann. Man ſieht dies wohl bei Provinzbühnen manchmal beſſer angeordnet. — Der Barbier von Sevilla war die einzige erhebliche Erſcheinung. Da ſtrahlte aber auch das Kleeblatt, Spitzeder, Pellegrini und Bayer, und erfreute Alles durch trefflichen Geſang und angenehmes Spiel. Herr Schunn, obgleich im Beſitz der Vorzüge, die ich ſchon verkündete, iſt keineswegs im Stande, ein höheres Intereſſe für ſich einzulöſen. — Man erwartet eine zweite Vorſtellung des Garrik mit Verbeſſerungen, und ich werde dann mit der freimüthigſten Anerkennung des Geleiſteten gewiß eben ſo unbefangen und theilnehmend, als früher mit dem Tadel, hervortreten.

Bühnenweſen in London.

2. April.

Das Olympiſche und das Adelphi-Theater haben ihre Vorſtellungen bereits eingeſtellt. Am letzten Samſtage den 30. März haben auch die Schiaſetti und die Boccabadati zum letztenmale im Kingstheater geſungen. Die Tänzerin Duvernay iſt an demſelben Tage nach Paris zurückgekehrt*). Sie erhielt vom Herzog von Devonſhire ein Armband von 100 Guineen zum Andenken. Laporte wollte von der Uebernahme des Coventgarden-Theaters ſich zurückziehen, wenn er Jemand fände, der in ſeinen Contrakt einzutreten Luſt hätte. In dieſem Augenblicke wird ein muſikaliſches Drama nach Walter Scott vorbereitet, worin das geſammte Perſonal beſchäftigt iſt. Man ſpricht ſtark davon, daß drei der vornehmſten Schauſpieler das Theater für Rechnung der Geſellſchaft leiten werden. — Drurylane iſt nicht glücklicher. Der jetzige Unternehmer iſt nicht geneigt, ſeinen Pacht, der mit der Seaſon zu Ende geht, wieder zu erneuern. Einer der Hauptactionäre hat während der letzten drei Jahre 30000 Pf. St. (360,000 Gulden rh.) dabei verloren. Man ſpricht davon, daß Drei zuſammen die Direction übernehmen wollen. Es ſind: eine reiche Militärperſon, ein vormaliger Theater-Director und ein Schauſpieler. Kean geht beſtimmt nach Dublin ab. Die Malibran und ihr Gemahl, der Violinſpieler von Beriot, auch Field, ſind nach Brüſſel gereist. Wie man vernimmt, ſoll die Erſtere wieder in Paris eingetroffen ſeyn, und wird dennoch nach London zurückkehren, um zwölfmal zu ſingen.

Geſtern fand die erſte Vorſtellung der deutſchen Oper in Drurylane Statt. Nach Oſtern wird Robert der Teufel ſeyn und Guſtav III. Die engliſchen Operiſten werden ſo lange im Adelphi-Theater ſpielen, bis ihr neues Theater fertig ſeyn wird. Sie werden am Oſtermontag mit einem neuen muſikaliſchen Drama: Philipp von Anjou, anfangen.

In Coventgarden iſt: le Serment, von Auber, durchgefallen. Von Sheridan-Knowles wird ein Stück einſtudirt, das er ſelbſt für ſein Beſtes hält, es heißt: Die Wittwe von Mantua.

---

*) Iſt bereits in „la tentation“ dort wieder aufgetreten.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Fünftes Stück.
München, ausgegeben am 26ten April 1833.

Dieſe Unterhaltungen erſcheinen in zwangloſen Heften, doch ſo, daß in einem Vierteljahr 12 Druckbogen geliefert werden. Der Abonnementspreiß iſt für 12 Druckbogen 1 fl. 48 kr, und man abonnirt in München bei Gg. Franz, Peruſagaſſe Nr. 78.

Madame Bontemps und ihr Schutzgeiſt. Gebrüder Foſter. Hieſiges. Auswärtiges. Album. Notiz. Concert. Journal.

Madame Bontemps und ihr Schutzgeiſt.

(S. 4tes Stück.)

Nichts gleicht dem Aufſehen, das der Handel der Madame Bontemps in Paris erregte. In einer frühern Zeit hätte man die allerliebſte Frau einer Verbindung mit dem Böſen angeklagt, und ſie vielleicht zum Scheiterhaufen verdammt. In den Tagen Ludwigs XV. hatte ſie jedoch von ſolchem Wahne nichts zu befahren. Der Teufel ging in ſo ſichtbarer Geſtalt auf Erden umher, und war ſo mächtig, reich und verführeriſch, daß alle Welt ihn recht gut kannte, und ſich gar nicht ſcheute, mit ihm einen Vertrag zu ſchließen. Am allerwenigſten dachten fanatiſche Richter daran, durch irdiſche Flammen, der Hölle vorzugreifen.

Madame Bontemps war einſt nach einem, in ſehnſüchtig-ſchwermüthigen Gedanken hingebrachten, Abend aus der Oper nach Hauſe zurückgekehrt, wenige Tage nach dem letzten großmüthigen Geſchenke ihres unbekannten Beſchützers. Die Kammerfrau hatte ſie ſo eben ihres Schmuckes, ihrer Federn und der ungeheuern Fiſchbeinkörbe, die ſie auf den Hüften trug, entkleidet und ſich damit entfernt. Sie ſaß da vor ihrem Spiegel, und verſuchte, ihren Gefühlen, die ihr den Buſen zu zerſprengen drohten, Worte zu geben. Sie kritzelte gar holde Zärtlichkeiten an ihren Geliebten, den ſie ſich dabei vorſtellte, wie ihre Dankbarkeit ſich ihn, ſeinen edeln Handlungen und ſeiner Liebe nach, auszumalen beliebte. Sie gab ihm die rührendſten Benennungen, ſie ergoß ſich in Ausdrücken, wie ſie die feurigſte Liebe nur einzugeben vermag, und ſie durfte darin um ſo mehr dem Zuge ihres Herzens folgen, da der Brief nie in die Hände desjenigen kommen ſollte, für den er beſtimmt war. — Plötzlich erſchreckt ſie ein freches Auflachen, dicht hinter ihrem Seſſel. Sie ſpringt auf und erblickt ihren Vetter, den Gardecapitain Balthaſar von Caudal, der in großer Uniform, wie zur Parade, in ſeidenen Strümpfen, mit gepuderten Haaren, pommadirt, den Degen an der Seite, vor ihr ſteht, jedoch in einer Haltung, die zu bald nur den Zuſtand verräth, worin der Genuß des Weines ihn verſetzt hatte. Der Entſchluß der Dame iſt ſchnell gefaßt, und mit feſtem Schritte will ſie hin zum Glockenzuge eilen, um Diener herbeizurufen.

Der Capitain vertritt ihr raſch den Weg.

»Sie ſind gefangen,« ſpricht er mit ſchwerer Zunge, »Ihre Bemühungen, mir zu entkommen, ſind vergebens,« und ſie unſanft beim Arme nehmend, führt er ſie zu dem Seſſel an ihrem Spiegeltiſche zurück, worauf noch ihre zärtlichen Federübungen liegen. Sie fällt wie gelähmt darauf nieder, und iſt keines Wortes mächtig, endlich ſtößt ſie kurz die Frage hervor: »Was wollen Sie von mir?« »Sie mir gewinnen,« erwiedert ſchnell der Freche, »und da Sie mir das Haus verboten haben, um meinen ehrlichen Bewerbungen ſich zu entziehen, und dafür andern, höchſt ſeltſamen, ein willig Ohr leihen, ſo mag es mir nicht übel genommen werden, wenn ich die Liſt beſchwor, mich in dies Heiligthum des Geheimniſſes zu leiten, das ich jedoch nun nicht zu verlaſſen gedenke, bis ich die glänzendſte Genugthuung erhalten haben werde.«

Mad. Bontemps ſtarrte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, ſie überdachte ihre Lage und ſah ihre ganze Schrecklichkeit ſogleich ein. Es war ſpät in der Nacht, und ihr Schlafzimmer, im erſten Stocke, lag weit entfernt von den Gemächern der Dienerſchaft; den Weg zur Glocke, die dieſe allein herbeirufen konnte, hatte der Furchtbare ihr verſperrt.

»Verlaſſen Sie mich,« rief ſie mit aller Anſtrengung, »morgen ſollen Sie eine genügende Erklärung von mir erhalten.«

»Morgen? Wer wird ſich mit dem kalten: Morgen, begnügen — dieſer Augenblick entſcheide über unſer Glück!« ſtammelte der Capitain mit feurigen Blicken und näherte ſich ihr taumelnd. »Noch heute, jetzt, hier gleich, will ich Dein Wort, ſchön Mühmchen, daß Du die Meine wirſt, und keinem Andern angehören willſt, als mir.«

Er ſtreckte die Hand aus, um ſie an ſich zu zerren, ſie wich aber behende aus und ſagte, indem ſie ihre Kräfte zu ſammeln ſuchte: »Beleidigen Sie mich nicht, mein Herr, ich bin nicht ſo ſchutzlos, wie Sie glauben. Jede Kränkung, die Sie mir zufügen, findet ihren Rächer, der uns Beide unſichtbar umgibt.«

Ein unmäßiges Gelächter war Caudal's Antwort.

»Alſo wirklich ein Geliebter, und ein furchtbarer obenein für jeden Nebenbuhler! Er komme!« ſchrie er wild, »ich will ſeine Bekanntſchaft machen.«

Und das Liedchen zwiſchen den Zähnen brummend: „brave en amour! brave à la guerre!“ war er jetzt raſch zu der Armen hingetreten und hatte ſie, trotz ihres Sträubens, mitten um den Leib gefaßt.

»Wie ich ſchon erklärte,« fuhr er dann lachend fort, »trotzt der räthſelhafte Liebhaber Dich mir nicht in dieſem Augenblicke ab, ſo biſt Du mein — mein auf ewig!« —

»Was ſoll ich thun?« fragte ſie in Todesangſt.

»Mir Dein Wort verpfänden, daß Du mein ſeyn willſt. Ich bin jetzt reich, bin Dein naher Verwandter, Du kannſt keine beſſere Parthie machen, als wenn Du mein Weib wirſt!«

Er hatte ſie zur großen Flügelthür geſchleppt, die zum Balcon führte, und riß ſie auf. Mad. Bontemps ſträubte ſich, wiewohl vergeblich, denn ſie glaubte, der Trunkene wolle ſie auf das Straßenpflaſter hinabſtürzen. Obgleich ihre Sinne jedoch ſchon halb von Ohnmacht befangen waren, ſo rüttelte ſie doch das wilde Getöſe von Säbeln, die aneinander geſchlagen wurden, und rohe Stimmen daraus empor.

Alle Offiziere von Caudals Regiment ſtanden unten im großen Halbkreiſe, die entblößten Waffen im ſchönſten Mondſcheine leuchtend, und riefen ihrem Kameraden jubelnd entgegen, der mit ſeiner halbtodten Beute auf dem Balcon erſchienen war.

»Jetzt erkläre, ſchön Mühmchen,« ſchrie er, »vor allen dieſen wackern Leuten, laut und vernehmlich, daß ich Dein Gatte werden ſoll nach Form und Recht!«

»Schändlicher!« ſagte ſie leiſe, »nie — nie! — «

»Und wozu wäre es denn noch nöthig?« fragte er höhniſch. »Sieht nicht das ganze Regiment, daß ich dieſe Nacht bei Dir zugebracht habe? Läugne es morgen, wenn Du kannſt. Das Ganze war eine Wette. Ihr ſeht nun,« wandte er ſich mit lauter Stimme zu der Verſammlung auf der Straße, »daß ich die Wette gewonnen habe. Geht zu Ramponneau und erwartet mich dort, ich folge Euch, ſobald mich mein Weibchen entläßt, dort wollen wir, das Glas in der Hand, meine Anwerbung in die Compagnie der Ehemänner feiern. Auf, ſtimmt an mein Leiblied „brave en amour! brave à la guerre!“

Und mit militäriſchem Gruße ſteckten alle die Säbel ein, und klirrend und toſend unter dem Rufe: »zu Ramponneau,« und dem wilden Refrain jenes Liedes, verließen ſie den Platz, und marſchirten im lichten Mondſcheine dem unfernen Weinhauſe zu. Caudal war mit ſeiner Muhme von dem Balcon in das Zimmer zurückgekehrt.

Sie lag regungslos auf dem Sopha, und er ſtand mit lüſternen Blicken vor ihr und fragte ſie, ob ſie ſeines

Beiſtandes noch bedürfe, oder ob er ſich für jetzt entfernen könne, um morgen bei guter Zeit mit dem Notar und den Zeugen wieder zu kommen.

Sie antwortete durch nichts als einen Blick, worin ſich die tiefſte Verachtung malte.

»Ich verlaſſe Dich alſo, ſchön Mühmchen,« ſagte er, »und Du wirſt mich deshalb entſchuldigen, da Du weißt, daß meine Kameraden mich erwarten, die auf mein Wohl die Gläſer leeren wollen.«

»Auf Dein Verderben,« ſchallte es vom Balcon herein, und eine blanke Klinge von einer bebenden Hand geführt, ſtieß klirrend die Scheiben ein und flammte vor den Augen des Böſewichts. »Du ſollſt nicht ungeſtraft dieſen Frevel verübt haben,« rief eine Stimme, vor kochender Wuth zitternd, »folge mir ſogleich, oder ich entehre Dich vor den Augen aller Edelleute des Hofes, und morde Dich dann, wo ich Dich treffe!«

Dieſe fürchterliche Drohung ſchien plötzlich die Weinlaune des Capitains mit einem Male zu verſcheuchen. »Ha! der Geliebte!« ſchrie er auf. »Unerwartet — doch erwünſcht! Morgen ſteh' ich einer jeden Aufforderung — «

»Was morgen!« tönte die Stimme des Unſichtbaren, indem die Bewegungen der Klinge immer heftiger wurden, »heute — jetzt — zur Stelle! Folge mir oder ich erfülle meine Drohung!«

»Nun wohlan« — ſagte jetzt mit großem Ernſte Caudal, »es iſt in der Ordnung, ich zittere nicht vor einem Duell!« — Und ſomit wollte er zum Balcon hineilen, aber Madame Bontemps hielt ihn auf.

»Was wollen Sie thun? ihn ermorden?« ſchrie ſie mit dem innigſten Ausdrucke.

»Wenn ich glücklicher bin, als er!« erwiederte er wüthend, ſchleuderte ſie zurück und ſprang zur Thür hinaus.

Wie ſie ſich mühſam und ganz erſchöpft zum Balcon hinſchleppen konnte, waren beide Männer ſchon unten, und ſie ſah ſie in heftigem Wortwechſel raſch nebeneinander die Straße hinabeilen.

Jetzt ward ſie ohnmächtig und ihr ſchöner Kopf fiel

heftig gegen das Eiſengeländer beſinnungslos nieder.....
Ein heftiges Klopfen an ihrer Zimmerthür erweckte ſie. Es war früher Morgen, ſie erhob ſich, und konnte ſich nur mit Mühe auf die entſetzlichen Vorgänge der eben entſchwundenen Nacht beſinnen, die ihr wie ein Traum erſchienen. Sie öffnete, und ihre Kammerfrau, dieſelbe, welche, von Caudal beſtochen, dieſen eingelaſſen hatte, überreichte verſtört ein Schreiben, welches der wohlbekannte ſchwarze Läufer ſo eben in ihre Hände gelegt hatte. Mad. Bontemps erbrach es, und als ſie die Züge der geliebten Hand erblickte, erfüllte milder Troſt ihr Herz, denn er hatte geſiegt über den Furchtbaren, von deſſen Daſeyn das ihrige ſich ſo ſchrecklich bedroht ſah. Sie las gefaßt:

»Das höchſte Ziel meines Lebens iſt errungen. Ich habe Sie gerächt, befreit. Sein Blut iſt mit ſeinem Leben dahin gefloſſen, und Sie haben nichts mehr von ihm zu befürchten. Nun aber vernehmen Sie meine Bitte — erfüllen Sie ſie, es iſt die Bitte eines Sterbenden. Mein Wagen wartet vor Ihrem Hotel und wird Sie zu mir bringen. Ich will Sie ſprechen, bevor ich ſterbe, und Ihnen meine letzten Wünſche vortragen. Im Leben und im Tode

Ihr Anbeter.«

Mit hochklopfender Bruſt, Thränen in den Augen, ohne einen Augenblick der Ueberlegung, forderte Madame Bontemps ihren Mantel, und warf ſich — ganz aufgelöst vor Schmerz und in der ängſtlichſten Erwartung — in einen ſchwarzen Wagen, deſſen Schlag ihr ein Diener in ſchwarzer Livree öffnete.

Die Pferde flogen davon und ſie wußte nicht, durch welche Straßen der Weg genommen wurde.

Endlich wird vor einem anſehnlichen Hotel gehalten. Man führt ſie eine Stiege hinauf und ſie tritt in Gemächer, die mit fürſtlichem Luxus möblirt ſind. Ueberall herrſcht tiefe Stille und in dem letzten Zimmer, das die ganze Reihe ſchließt und worin ein dicht zugezogenes Bett ſich befindet, ſind zwei ſchwarzgekleidete Männer, der Eine mit Schreiben beſchäftigt, der Andere Leinwandſtreifen und

Charpie zuſammenzulegen. Es waren der Notar und der Chirurg.

»Iſt ſie 's?« fragte eine ſchwache, nicht unangenehme Stimme hinter den Bettverhängen.

Der, Mad. Bontemps einführende, Kammerdiener trat hinzu, um die Frage ſeines Gebieters zu beantworten.

»O Dank –- tauſendfältigen Dank! daß Sie meine Bitte erhört haben!« ſprach die Stimme mit einiger Anſtrengung; »nun ſterbe ich ruhig.« — »Nein, nein!« fiel Mad. Bontemps heftig bewegt ein; — »Sie werden — Sie können nicht ſterben — die Kunſt wird helfen.« — »Die Wunde iſt tödtlich,« antwortete er ſanft;« aber mein Gegner, der Ihre Ehre zu kränken wagte und Ihr Leben bedrohte, wird Ihnen nicht mehr ſchaden, er fiel von meiner Hand.« »Iſt's möglich? Tödtlich verwundet?« rief Mad. Bontemps troſtlos aus. Mit Achſelzucken bejahte der Chirurg dieſe Frage und entfernte ſich. Hierauf trat der Notar hinzu, legte ein Dokument in ihre Hand, und folgte dem Chirurgen. Mad. Bontemps ſah ſich mit dem Verwundeten ganz allein. »Sind die Beiden fortgegangen?« fragte dieſer — und dann ſetzte er hinzu: »Das Document, das Sie erhielten, iſt mein letzter Wille. Sie ſind darin zur einzigen Erbin aller meiner Güter, ſowohl in Frankreich als in Deutſchland eingeſetzt. Genießen Sie derſelben im Glücke und weihen Sie mir ein ſtilles Andenken.« —

»Mein Wohlthäter — mein Schutzgeiſt — o mein Einziggeliebter!« rief Mad. Bontemps und dieſe Worte wurden von lautem Schluchzen unterbrochen. »O Sie ſterben gewiß nicht — ich will Sie pflegen — ich will Sie nicht verlaſſen — mein Auge ſoll auf dem Ihrigen ruhen und jeden Ihrer Wünſche erlauſchen — o glauben Sie mir, in dem Blicke der Liebe ruht ein Balſam, der dem Halbtodten das Leben wieder giebt!«

Sie hatte ſich genähert, aber die Hand des Verwundeten hielt krampfhaft die Vorhänge zu.

»Nein, nein! meinen Anblick würden Sie nicht ertragen!« ſchrie er ängſtlich ſchwach. — »Ihre Hand geben

Sie mir, aber verſprechen Sie mir, keinen Blick hinter dieſen Vorhang zu werfen, ſo lange ich lebe.«

Und ſie ſtreckte die weiße, zitternde Hand dem Sterbenden entgegen, der ſie mit ſeiner kalten ergriff, und zum Munde führte. Sie weinte heftig — auch hinter den Vorhängen hörte ſie's leiſe Weinen. Es folgte eine lange Pauſe. Gleichſam unwillkührlich ließ der Unſichtbare die Hand ſeiner Geliebten fahren. »Ich fühle, daß ich ſterbe« — hauchte er.

Heftig zog ſie die von ſeinen Thränen benetzte Hand zurück.

»Es iſt nicht möglich — zu Hilfe!« — ſchrie ſie und wollte die Vorhänge auseinanderreißen, welche der krampfhafte Griff des Verwundeten wieder feſtgeſchloſſen hielt.

»Nur Einmal noch Sie ſehen!« ſchrie ſie, vom tiefſten Schmerz erſchüttert. Und die Hände, welche die Vorhänge hielten, gaben nach — und »Bald — bald!« ächzte es — ein langer Seufzer folgte — und wie ſie die Vorhänge auseinanderzog, wurde kein Widerſtand mehr geleiſtet.

Ihr ſchönes Antlitz in Thränen gebadet, warf einen ſcheuen Blick in das Bett. Das Ungeheuer lag darin, das ſie an jenem Abende in der Oper erblickt hatte, und die Hand des Todes hatte dieſe furchtbaren Züge ſo eben berührt.

Von Schauer ergriffen, konnte Mad. Bontemps keinen zweiten Blick auf den entſeelten Gegenſtand ihrer glühenden Neigung heften. —

Sie verließ Paris, um den märchenhaften Gerüchten zu entgehen, welche über dieſe Begebenheit bald in Umlauf kamen.

Einige Zeit darauf, ſo berichtet die Chronik, gab ein deutſches Blatt den erſten Aufſchluß über den Fremden. Es wurde nemlich in der Frankfurter Zeitung aus Paris gemeldet: »daß der Prinz von Wiſſemburg im Zweikampf geblieben ſey, der wegen ſeiner unglücklichen Geſichtsbildung, ſich ſelbſt zu einer gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Geſellſchaft verurtheilen mußte.

Gebrüder Foster

oder

Das Glück mit ſeinen Launen,

von

Dr. C. Töpfer.

Aufgeführt den 19. April.

Das Stück hat ſo ziemlich ſeinen Weg durch Deutſchland gemacht, denn es iſt bis zu uns gekommen — das wollte in jüngſtvergangener Zeit viel ſagen. Wir kannten die meiſten Stücke nur vom Hörenſagen. Man wende uns nicht ein, daß wir daran nicht viel verloren haben — weil das Meiſte, was zu uns kam, ſchlecht oder mindeſtens unbedeutend war. Dies lag größtentheils an der Auswahl, wenn man ſich getraut, jene räthſelhafte Macht, welche die Stücke zur Aufführung kommen ließ, ſo zu benennen. Oft ſchien das Loos allein darüber beſtimmt zu haben, oft ein Griff, mit weggewandtem Geſichte, in einen Sack mit Manuſcripten. Dabei hörte man viel kritiſches Zeug vorbringen. Das Publikum wurde bevormundet, es bekam das nur ſtets zu ſehen, was einigen Leuten, von eben nicht ſehr ſcharfem Urtheil, als zuläßig vorkam. Man gab uns nicht, was die Wiener, Berliner, Hamburger eben erfreute — wer kümmerte ſich darum? wer wußte etwas davon? wer wird denn wohl überhaupt ſich um Zeitungsnachrichten kümmern, die einem gewöhnlich nur Galle in's Blut jagen? »Die Münchner ſind eigene Leute!« hörte man ſtets, »ja — verſucht's nur einmal und gebt ihnen dies oder das!« — Und warum nicht, ihr Herren? gebt den Münchnern, was eben en vogue auf andern großen Theatern iſt, das Publikum einer großen Stadt iſt ſich überall gleich. Ihr ſehet feine Welt, hochgebildete Leute, eine enthuſiaſtiſche Jugend, ſo gut in dem Komödienhauſe, wenn Ihr Euere guten oder ſchlechten Künſte macht, wie die Schauſpieler anderer Städte.

Der Münchner iſt ſo beſonnen in ſeinem Urtheil, wenn gleich nicht ſo ſcharf und boshaft, wie der Berliner — und dieſem Umſtande habt Ihr wahrlich viel zu danken; er iſt jedoch eben ſo leicht aufgeregt wie der Wiener, und das hat Euch gar oft ſchon Bravo's und andere Ehren bewirkt. Darum wählt nicht gar ſo bedächtig, und ſtellt Euch nicht ſo verzweifelnd an bei dem Gedanken, es könne ein Stück durchfallen, das in Wien und Berlin gefallen hat. Gebt Ihr, was nie und nirgend noch das Licht der Lampen erblickte, blos weil Ihr es für würdig hieltet, dann ladet Ihr größere Verantwortlichkeit auf Euch; dann kommen dem ſchärfern Beobachter wunderliche Gedanken, als haben Euch zur Annahme eines Stückes leidige Privatrückſichten geleitet. Gebt uns das Leben, wie es iſt, bunt und vielgeſtaltig — darin liegt die Bedeutung des Theaters. Selbſt jene Stücke, denen die Nation den Rang der Claſſizität längſt eingeräumt hat, ſind nicht im Stande, viele Zuſchauer herbeizuziehen, weil man nicht immer geneigt iſt, ſich zur Erholung dem Ernſte hinzugeben, weil ſie den Reiz der Neuheit entbehren, und endlich — weil Ihr ſie nur ſehr unvollkommen darzuſtellen wißt. Was ſoll man nun aber dazu ſagen, wenn Ihr Euch darin gefallt, auf Stelzen zu ſteigen, die Ihr Cothurn nennt, und eine Sprache zu reden, die Niemand gefällt, weil ſie Euch nicht einmal bequem und geläufig iſt? Gebt uns immerhin und recht ſchnell, was in andern bedeutenden Städten die Menge erfreut, laßt den bunten Wechſel freundlich walten, laßt das Publikum getroſt das Urtheil ſprechen. Und was iſt's denn für ein Unglück, wenn ein Stück einmal durchfällt? Wie viele erlebten ein ſolches Schickſal bei Euerer ängſtlichſten Auswahl. Sollen wir Clemence Iſaure, Hernani, Eginhard und Emma, und eine Anzahl anderer Stücke nennen, die keine andere Stadt Deutſchlands aufführen ſah, und die Ihr dem Geſchmacke der Münchner ganz angemeſſen wähntet, den Ihr ſo genau zu kennen vorgebt? Wie viel Anderes, Ernſtes oder Beluſtigendes, iſt dafür zurückgedrängt worden?

Wollt Ihr etwas Beſonderes bringen, ſo ſey es mit Beziehung auf vaterländiſche Geſchichte, im engern Sinne, oder auf Localität gedacht. Dieſe Saiten tönen immer gut, wenn ſie nur von einer halbgeübten Hand berührt werden, und für ſolche Bemühungen wird Euch das Publikum dankbar ſeyn.

Wählt Ihr Ueberſetzungen aus andern Sprachen, namentlich aus dem leicht zugänglichen Franzöſiſchen — und das werdet Ihr ſchwer vermeiden können, da deutſche Dichter und Schriftſteller nur ſelten mehr für das Bühnenbedürfniß arbeiten wollen — ſo ſehet darauf, nur anerkannt gute zu wählen.

Lebrun, Carl Blum, von Plötz, und für eine gewiſſe Gattung, der ſo oft geſchmähte Angely, liefern gewöhnlich treffliche Umarbeitungen. Nicht ſo Caſtelli, Kurländer, Hell, und die Fabrikarbeiter von Beth. Doch hiebei ſchaltet frei und nach beſter Einſicht, entfernt Stellen, die hier anſtößig werden könnten, während ſie es anderswo nicht ſind, bringet manchen zeitgemäßen Scherz an, benützet die Gunſt des Augenblicks, mit einem Worte, zeigt, daß Ihr der Sache ganz gewachſen ſeyd. Gewöhnlich gab man aber die Stücke dieſer Art, die faſt immer Nachhilfe oder Feile vertragen, roh und unzubereitet; oft ſogar hob ein verſchmitzter oder übelwollender Spaßmacher dies oder jenes recht hervor, von dem er aus Erfahrung wußte, daß es übel aufgenommen werden würde, und das Verdammungsurtheil wurde gefällt — gefällt — ſollte man's glauben — zur ſtillen Freude einiger Nahbetheiligten, die entweder dem Autor, oder der Anſtalt, oder dem Neuen überhaupt — oft Allem in der Welt, feindſelig geſinnt waren, ihr eigenes liebes Ich ausgenommen.

Es war die letzte Kriſe jener ungünſtigen Periode, von der wir eben ſprachen, die Töpfer's »Gebrüder Foſter« aus den Couliſſen ſchob. Wie Töpfer nach fremden Sprachen für unſere Bühne bildet, ſo ſollte es als Muſter angenommen werden. Seine Arbeiten dieſer Art ſehen wie Originale aus. Da iſt nichts holprig und ungelenk; er bildet den Dialog aus eigenen Mitteln, er ſchaltet Scenen ein, wo er es für dienlich erachtet, und es ſey ihm daher nicht hoch angerechnet, wenn er ſeine Vorbilder nicht eben ſo ſklaviſch angibt, wie das Heer der gewöhnlichen Ueberſetzer. Thaten es ja Kotzebue und Jünger auch nicht, und was ſchöpften dieſe nicht aus fremden Sprachen? und thun es die Franzoſen doch auch nur dann, wenn ſie durch den Namen des fremden Autors, ihrem Namen eine Folie unterzulegen hoffen dürfen, wie dieſes bei ihnen mit Schiller, Göthe und Kotzebue der Fall iſt.

Einige Ueberſetzer ereiferten ſich ſehr über Töpfers Vermeſſenheit, die Quelle ſeiner »Gebrüder Foſter« nicht angegeben zu haben; Both ließ alle Dampfmaſchinen los, und überſetzte das engliſche Stück, um zu beweiſen, daß Töpfers Verdienſt dabei ſo gut wie Null ſey, und daß die Direktionen, was ſie ihm mit vollwichtigen Ducaten bezahlt hatten, nun bei ihm für 4 Silbergroſchen, gedruckt mit Umſchlag, und noch einem Vaudeville als Zugabe, haben konnten. Aber Töpfer's Stück hat dennoch ſeinen Weg gemacht — und zwar die ganze tournée durch's weil. h. röm. Reich.

Der Wechſel von ernſten und erheiternden Scenen, der intereſſante Wendepunkt, und endlich gut angelegte Rollen, die dem Schauſpieler Gelegenheit verſchaffen, ſelbſt ohne großen Aufwand von höherer, geiſtiger Kraft, auf die Zuſchauer bedeutend zu wirken, zeichnen dieſes Drama vortheilhaft aus. Es war im Ganzen ſehr gut in die Scene geſetzt, und nichts Weſentliches, was zum günſtigen Erfolge beitragen konnte, weggelaſſen worden. Eben ſo ſehr genügte auch die Darſtellung der Schauſpieler. Herr Vespermann, als jüngerer Foſter, gab ſeine Rolle auf eine Weiſe, die einer beſondern Anerkennung würdig iſt. Wir wollen eben nicht behaupten, daß die Aufgabe für einen gewandten Künſtler Schwierigkeiten bildet, aber Hr. Vespermann wußte allen Vortheil daraus zu ziehen, der darin verborgen lag. Wäre etwas zu tadeln geweſen, ſo war es vielleicht ſein erſter Anzug. Er deute Liederlichkeit und Armuth an, aber er ſey kleidſamer. Bruſt und Hals offen, ſchöngeordnetes Haar, eine andere Farbe der Kleidung, als das ſchmutzige Grau. Hr. Vespermann hätte ſchon etwas thun dürfen, um den Schritt der ſchönen Frau in den Augen der Zuſchauer auch auf dieſe Weiſe zu rechtfertigen. Alles Uebrige gelang ihm vollkommen und wirkte ganz, wie es ſollte.

Herr Eßlair, als älterer Bruder, wird mit ſolchen Rollen auch leicht fertig. Es war Alles hergebrachtermaßen bei ihm, und das war wohl gut, obgleich es mancher Andere in Deutſchland auch ſo trifft. Wenn er aber für die armen Gefangenen bettelnd, ſeine Stimme hinter dem Gitter vernehmen ließ, das macht ihm ſo leicht Keiner nach — da ſchlug er einen ſeiner erſchütterndſten Töne an, und gab dem Ausdrucke eine tragiſche Kraft, die ſelbſt dem glücklichen Dichter, der dieſe Scene ſchuf, in ſolcher Höhe ſchwerlich vorgeſchwebt haben mochte.

Herr Lang hat für dieſe jugendlichen Rollen ein entſchiedenes Talent. Alles an ihm zeugt dafür. Nur bewahre er ſich vor dem ſentimental-emphatiſchen Weſen in Action und Vortrag bei den Liebesſcenen. Alle dieſe theatraliſchen Convenienzen müſſen einmal verbannt werden. Er weiß ja wohl gewiß auf eine liebenswürdigere Weiſe mit Mädchen zu ſprechen, als wenn er dies auf dem Theater thun ſoll. Dies ziemte ſich zu einer Zeit, da man Liebesverſicherungen bei »Sonne Mond und Sternen« gab, heutzutage gehen wir leichter dabei zu Werke. Die Sprache der Leidenſchaft mag immerhin ſich mit Tönen der Zärtlichkeit, der Rührung, des innigſten Gefühls ſchmücken, ſie ſtimme aber nie mehr jenen Ton an, der einigen alten, lyriſchen Saalbadereien zukommt, und wahrlich längſt ſchon aus der Mode gekommen iſt. Doch ſcheint mir's lächerlich, hierüber einem jungen Künſtler mehr als dieſe Andeutung geben zu wollen. Er entferne ſich nicht von der Natürlichkeit hierin, wie in allem Uebrigen. —

Dem. Senger war recht innig. Organ und Ausſprache ſind ihr im Wege, mit ihrem andern Vermögen würde ſie ſchon für dergleichen Rollen reichlich auslangen können. Aber das, was ihr leider fehlt, iſt's ja eben, was ſo ſiegend zum Herzen dringt und den Künſtler auf der Höhe der Gunſt befeſtigt.

Mad. **Fries** iſt ſtets eine ausgezeichnete Frau. Innigkeit und Feinheit zeichnen ihren Vortrag aus, ihre Erſcheinung bewegt ſich innerhalb der Gränzen des Anſtands der großen Welt. Dieſer Rolle wäre eine Tinte leichten Humors beizumiſchen geweſen, wodurch vorzüglich der erſte Theil derſelben ſehr gewonnen hätte. Die Laune einer geiſtreichen Frau weiß immer angenehm zu feſſeln.

Zweier ganz trefflichen komiſchen Zeichnungen muß ich noch Erwähnung thun. Wenn denn einmal zu ſolchen Geſtalten von dem Dichter die Veranlaſſung gegeben wurde, ſo mögen ſie ſtets mit einer Virtuoſität ausgeführt werden, wie dieß die Herren **Heigl** und **Kehrs** uns als Klingſporn und Lamm gezeigt haben.

Hieſiges.

Die **Vertrauten** von **Müllner** waren am 25. d. neu einſtudirt worden. Das Stück iſt nicht leicht, und die vorzüglichern Mitglieder konnten, den Rollen nach, keine Beſchäftigung darin finden. Am meiſten gefiel Hr. **Forſt**, als Herr v. Saar. Dieſe Art von theatraliſchen Masken ſagt ſeinem Talente beſonders zu. Selbſt ſein **ſtummes Spiel**, eine Sache, die ſelten zu werden beginnt, war charakteriſtiſch und ohne Uebertreibung, aber demungeachtet ſehr wirkſam. Wir erinnern daran, wie er bei dem Vorleſen des Briefes ſeine Theilnahme bezeugte u. ſ. w. — Hr. **Lang** — deſſen aufſtrebendem Talente wir gern unſern Beifall zollen — war für dieſe Rolle nicht gemacht. Der Hauptmann gleiche durch innere Würde, durch feſte, ſchöne Haltung, den Nebenbuhlern gegenüber, den hohen Grad von Leichtſinn aus, den ihn die Liebe begehen läßt. Durch ſeine Gärtnermaske ſtrale ſtets ſeine

Ueberlegenheit hervor, er gebe niemals einen „niais“ im gewöhnlichſten Sinne — das iſt nicht nöthig, um einen Saar zu täuſchen. Eine Anzahl von Nüancen gingen hier verloren, die dem ganzen Stücke ſehr zu Gute kommen. Ueberhaupt fehlte die Feinheit, die Grazie des geſelligen Anſtands, die Rundung im Vortrage und in der Haltung, die dieſes franzöſiſche Luſtſpiel erheiſcht, wenn es vor den Augen der Zuſchauer ſeinen vollen Werth entfalten ſoll.

Neu war an dieſem Abende: Der Platzregen als Eheprokurator, von Raupach. Kein Luſtſpiel, eine dramatiſirte Anekdote von den Sandufern der Spree an das Kiesbette der Iſar getragen. Dies iſt ſtets bedenklich, und doch trug, trotz einer kleinen Oppoſition, das Draſtiſche an dem Schwanke einen halben Sieg davon. Wir möchten behaupten, wenn Alle ſo geſpielt hätten, wie dergleichen geſpielt werden ſoll, ſo wäre der Sieg mehr als Dreiviertel geweſen. Der Einzige, ganz an ſeinem Platze, war Hr. Forſt, als Soldat Köck. Naturgetreue Wahrheit, dabei hinlängliche Laune, und vollkommene Beherrſchung der fremden Ausſprache. Man glaube nicht, daß das hier, wo man das »Berliniſche« nicht zu würdigen weiß, gleichgültig ſey. Aengſtliche Gezwängtheit und freie Rührſamkeit wirken wohl verſchieden, und es iſt wahrlich zu wundern, wie Hr. Forſt, als geborner Wiener, ſich dieſen ganz fremdartigen Jargon zu eigen machen konnte. Man ſieht daran, was man durch Fleiß und Beobachtungsgabe erlangen kann. — Dem. Stentzſch hatte es an Fleiß wohl auch nicht fehlen laſſen. Die Löſung der Aufgabe wollte ihr aber dennoch nicht gelingen. Die Natürlichkeit werde hier mit einer großen Doſis Anmuth ausgeſtattet. Um ein Talent anzuführen, dem auch Dem. Stentzſch gewiß Verehrung zollt, nenne ich Dem. Lindner, deren Darſtellung ſolcher Grazie unübertrefflich iſt. Die zärtlichen Stellen waren hier übertrieben, karrikirt; die zornigen zu grell, zu wahr, um ſchön zu ſeyn. — Hr. Heigl wollte ein altes Familieninventariumſtück darſtellen, und dies gelang ihm vollkommen. Er iſt Meiſter in dergleichen. War er aber beluſtigend? Das müſſen wir verneinen. Er gebe den Alten nicht gar ſo traurig und bärbeißig, ſpreche ſchneller, mache die »alte Klatſche« mehr geltend, ſey nicht ſo mannhaft, und wir werden — namentlich im erſten Akte — weniger Langeweile verſpüren. — Hr. Hölken, als Hauptmann, wollte auch Berliniſch ſprechen, und das war offenbar zu viel. — Man halte dieſe Kleinigkeiten nicht für unerheblich. Sie bieten dem Schauſpieler ein großes Feld, und hier iſt es vorzüglich, wo der dramatiſche Schriftſteller an die Kunſt der Darſteller appelliren muß.

Auswärtiges.

Die Zeiten Ludwigs XIV. kehren wieder. Bei den letzten Vorſtellungen der Oper: „le bal masqué" in Paris ſah man, daß vor Anfang des fünften Aktes, welcher der Intereſſanteſte iſt, alle Logen des erſten Ranges plötzlich leer würden. Dafür bemerkte man im großen Feſtzuge, der dem Ball vorangeht, einen beträchtlichen Zuwachs an zwar glänzenden, jedoch ängſtlich verhüllten Masken. Das Räthſel war bald gelöst. Die vornehme Welt, die ſich jetzt ſo gern in allen Künſten verſucht, hatte auch einmal das Gelüſten bekommen, mit Nourrit und Madame Cinti die lyriſche Scene zu theilen, und geht nun nicht nur im Zuge mit, ſondern tanzt auch ſogar den reizenden Galopp, der den Schluß jener Oper verherrlicht. Die anfängliche Scheu iſt nunmehr überwunden, es iſt Mode, es gehört zum guten Ton, das Balletcorps im „bal masqué" zu verſtärken. Beſonders ziehen die roſafarbenen Dominos aller Blicke auf ſich, weil man weiß, daß darin die vornehmſten Damen von Paris ſich verbergen. Es iſt ein intereſſantes Schauſpiel, zu ſehen, wie ſie das erſte Mal ſo ängſtlich beim Souffleur vorbeihuſchten und erſt nach und nach ſicherer wurden.

Für Herrn Véron, den Director, iſt übrigens dieſe Manie einem neuen Succeß gleich zu achten. —

Die Opéra-comique in Paris hat ein neues Werk herausgebracht, womit ſie aber nicht beſonders glücklich war, es heißt: les gondoliers, von Champeaux, mit Muſik von Blangini. Das einfache Stück ſchildert die Lebensweiſe der Gondoliere in den Lagunen von Venedig, und die Muſik ſoll eine fortlaufende Romanze ſeyn. Man weiß, daß Blangini in der Compoſition von zärtlichen Romanzen einſt großen Ruf beſaß. Wer kennt nicht unter Andern ſein liebliches: „depuis trois ans?“ Er iſt übrigens Königlich Bayeriſcher Kapellmeiſter.

Ein Buch macht in Paris, bei einer gewiſſen Klaſſe von Leſern, Aufſehen, welches den Titel führt: la rampe et les Coulisses, nouvelle biographie des directeurs, acteurs et actrices de tous les théâtres de Paris.

Album.

In dem lieblichſten Lande der Erde, von dem man ſchon bezaubert wird, wenn man es nur aus des ernſten Sonderlings Seume unmaleriſcher Schilderung kennen ſollte, erblüht in dieſem Augenblicke ein Blümlein Wunderhold, das bald in Paris und London Alles in Entzückung verſetzen wird. In Palermo, der Wunderſtadt, wo die ſchon bräunlichen Menſchen auf dem Kiesgeſtade des Meers zur Mandora tanzen, wo weißbärtige Mönche aus trüben Kaputzen ſtillſchweigend ihre erloſchenen Blicke zu den Tanzenden ſenden, wo in altvergoldeten Prachtkutſchen, mit reichen, ſteifen Livreebedienten, die ſtolzen Kavaliere noch wie vor hundert Jahren ſchwerfällig einhergerollt werden, um in kargen Zügen die Balſamluft zu ſchlürfen, worin der nackte Bettler ſich wollüſtig badet, dort — wo Alles noch üppig roh oder lächerlich verfeinert erſcheint und wo das wahrhaft Große nur aus Trümmern ſpricht; wo man vergebens die geglättete Feinheit, die geſuchte Natürlichkeit, den glänzenden Geſchmack unſerer Welt ſuchen würde

— dort ſingt jetzt ein Mädchen — Signora Manzocchi — das ſchönſte, herrlichſte, das je Palermo geſehen, mit der göttlichſten Stimme begabt, die je an Siciliens Geſtaden erklungen, wo — nach allen Berichten — die Wunder häufiger ſind, als in Prevorſt und Orlach.

Ich würde den Palermitanern nicht unbedingt Glauben ſchenken, aber mehrere Reiſende haben bereits ſo großen Lärm davon geſchlagen, daß es von einem Ende der muſikaliſchen Theaterwelt bis zum andern gehört wurde und Robert und Severini von Paris, und Laporte und noch einige engliſche Ritter, gleichwie vormals die von der Tafelrunde, ſich auf den Weg machen wollen, dieſen »ſingenden Baum mit goldenen Blättern« aufzuſuchen.

Ein neuer Sangesſtern geht auf — und wird auch er, von Deutſchland ungekannt, einſt wieder untergeh'n? Seit der Catalani haben uns dergleichen Meteore nicht mehr erfreut. So trat die Paſta ab — die Malibran fängt allgemach an von ihrer Höhe herabzuſteigen — und nur Wien hörte dieſe Sängerinnen. Und doch iſt es ſo wichtig, ſie zu hören, nicht etwa blos, um es nachher ſagen zu können, ſondern als Schule für unſere Sänger, zur Bildung unſers Geſchmacks und zur richtigen Beurtheilung der neuern Kompoſitionen der Italiäner. Denn gleich wie bei den frühern ſtets in ihrer Heimath nur das Geheimniß bewahrt wurde, ſie im Geiſte vorzutragen, ſo iſt es auch jetzt noch der Fall, und man erſtaunt oft bei ſcheinbar unbedeutenden und nichtsſagenden Figuren, welche Wirkung die Genialität eines Rubini, einer Malibran, einer Paſta aus ihnen hervorzuzaubern verſteht, für deren Vertrag ſie eigenthümlich berechnet ſind.

Ich hatte mich mit dem Grafen Redern, von Paris aus, in Berührung geſetzt, um die erſten Sänger der italiän. Oper nach Berlin zu bringen, und — obgleich ihre Forderungen nicht übertrieben waren — ſo konnte mein Vorſchlag dennoch nicht angenommen werden, weil zu derſelben Zeit die Taglioni mit großen Vortheilen dorthin berufen wurde.

Madame Més-St.-Romain, eine der vorzüglichſten Tänzerinnen, reiste vor wenigen Tagen, von Wien kommend, hier durch. Es gelang ihr jedoch nicht, hier einigemale auftreten zu können. Dem Publikum entging ein großer Genuß. Ihre »Somnambule« iſt ausgezeichnet und würde gute Einnahmen gemacht haben.

— —

Notiz.

Das neueſte Stück von Raupach heißt: mulier taceat in ecclesia oder die kluge Königin, Luſtſpiel in 3 Akten.

Concert.

Herr Treichlinger aus Wien ließ ſich auf der Violine hören. Seine Fertigkeit iſt die brillanteſte und erregt Staunen. Man ſagt von ihm, er wolle Paganini nachahmen, und in der That, erſchien er ſchon ſo, in ſeinem erſten Conzerte, ſo ward dies aus dem Vortrage des »Rondo mit Glöckchen,« noch mehr erſichtlich. Paganini iſt jedoch nicht nachzuahmen. Seine Art zu ſpielen iſt zu innig mit ſeinem ganzen Weſen verſchmolzen. Er hat keine Violinſchule ſtiften wollen, wie frühere Meiſter, ſondern er gab uns die Schöpfungen ſeines Genius, und wählte dazu eine fremdartige, längſtvergeſſene Form, die zu den Zeiten Scarlati's im Schwunge geweſen ſeyn ſoll. Dieſes Spiel, ſo kunſtvoll es auch an ſich iſt, hat dem großen Virtuoſen ſelbſt oft den Vorwurf der Charlatanerie zugezogen, und dies iſt's doch eben nur einzig und allein, was ihm abgelauſcht werden kann. Die humoriſtiſchen Arabesken ſeines Spieles, ächte Tonbambocciaden, ſeine freien Phantaſieen, worin er den fünf Saiten — oft nur einer davon — allen Zauber der göttlichſten Kunſt entſtrömen läßt — Wer vermöchte ihm das nachzumachen?... Und endlich rechnet man denn Paganini's Erſcheinung für nichts? Hat man ihn nur einmal geſehen, ſo wirkt ſie fort und fort auf uns, dieſe geſpenſtiſche Geſtalt. Schließt die Augen, ſo viel Ihr wollt, wenn er ſpielt, und er wird dennoch vor Euch hinſchweben, phantaſtiſcher bizarrer noch — ihr könnt Euch nicht losmachen von dem Bilde ſeiner Perſönlichkeit. Ein mächtiges Fluidum, dem magnetiſchen gleich, übt ſeinen Zauber, und bannt und feſſelt Euch... Das iſt das Wunderbare — Große —

Einzige an ſeiner Erſcheinung! — Welche beharrliche Ausdauer, welche unausgeſetzte Uebung Herrn Treichlinger ſeine Beſtrebungen gekoſtet haben mögen, iſt leicht einzuſehen und der angenehme Eindruck, den ſeine Sicherheit hervorbringt, möge ihm lohnend ſeyn.

Der Saal war nur ſchwach beſucht, obgleich wir noch ein Fragment einer Symphonie von Beethoven, ein köſtliches Flötenſpiel von Böhm, und Geſang von Mad. Spitzeder, und den Herren Bayer u. Pellegrini zu hören bekamen.

Journal.

Berlin, vom 16. bis 21. April.

K. Schauſpielhaus. Iphigenie, von Göthe. Z. E. Schwerdt und Spindel, oder: Ehret die Frauen, von Schall. Der Lügner u. ſein Sohn. Kaufmann von Venedig. (Rott, Shylock.) Z. E. Schloß Candra, Oper von Wolfram (zweimal). Paria; die Helden; Malers Meiſterſtück; Stille Waſſer (Dlle. Hagn, Antoinette.) Z. E. Mulier taceat in ecclesia, von Raupach. Nurmahal.

NB. In 8 Tagen: Zwei neue größere Stücke und eine große Oper.

Königsſtadt. Z. E. Schickſalspaſtete, Abenteuer von Plös, Nante. Z. E. Pauline von Weißenthurn. Die Fremde, Oper. (Dem. Schodel, Isoletta, Hr. Dams, Arthur.) Lorberbaum und Bettelſtab. Die Capuleti und Montecchi (Dem. Schodel, Giulietta.) Die Schickſalspaſtete, Abenteuer, Nante. Die Fremde (Dem. Schodel.) Z. E. die Braut aus Arcadien, von Grammerſtötter. (Dem. Hoch, Adele.) NB. Drei neue Stücke. — „Die Abenteuer“ von Hrn. v. Plös haben wohl ſchon die 50ſte Vorſtellung erlebt.

Franzöſ. Theater. La mère et la fille; Robert le diable. La mère et la fille; les vieux pechés.

In Potsdam wurde während der Woche zweimal von den Kgl. Schauſpielern geſpielt.

Wien, vom 10. bis 22. April waren die bedeutendſten Vorſtellungen:

Burg: Garrik. Medea (M. Schröder.) D. Diana (Dem. Peche.) Wallenſtein (M. Schröder, Terzky). Die Sühnung. (Md. Lange, neues Mitglied). Der Kaufmann von Venedig (H. Laroche.) Z. E. die Krone von Cypern. Z. E. Ewig, nach Scribe. Onkel Brand, von Angely.

Kärntnerthor. Les ruses (Alexandre.) Fee und Ritter (Benefizvorſtellung von Rozier.) Le paquetbot (Alexandre.) Bernhard Rombergs Concert u. Schweizer Milchmädchen (Ball.) D. Juan.

Joſephſtadt. Zampa.

An der Wien. Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus. Die Eiſenfauſt (Kunſt). Das goldene Kleeblatt (Carelle).

Hamburg, vom 15. bis 21. April.

Der Shawl und Ballet der Herz. Braunſchweigiſchen Tänzer. Der Mann mit der eiſ. Maske. Othello (Md. Schröder-Dev.) D. Reiſe z. Hochzeit und Ballet. D. Juan (M. Schröder-Devr.) Die Advokaten. Die Veſtalin (Mad. Schröder-Dev.) Die Schuhfrau, Ueble Laune und Ballet. Oberon (Benef. der Mad. Schröder-Dev.)

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Sechstes Stück.

München, ausgegeben am 4ten May 1833.

Anzeige. Paganini. Schauſpielerſchulen. Wilhelm Tell. Korreſpondenz des Herausgebers.

Anzeige.

Der ehrende und aufmunternde Beifall, deſſen ſich dieſe Blätter, ſeit ihrer kurzen Dauer, bereits zu erfreuen haben, und das Intereſſe, welches ſich darin für die kritiſchen Berichte unſerer Bühnenerſcheinungen ſo deutlich kundgiebt, geben Veranlaſſung, ſie von nun an, zweimal wöchentlich, nehmlich Mittwoch und Sonnabend, regelmäßig erſcheinen zu laſſen, um auf dieſe Weiſe alle Mittheilungen ſchneller machen zu können. Der Abonnem. Preis bleibt 1 fl. 48 kr. für 12 in einem Vierteljahre zu liefernde Bogen, man bittet jedoch mit den Beſtellungen nicht zu ſäumen, da die Auflage hienach beſtimmt wird, und wegen der Verſendungen in's Ausland, der kleine noch vorhandene Vorrath, der früher erſchienenen Nummern bald erſchöpft ſeyn dürfte.

München den 4. Mai 1833.

Georg Franz.

Paganini.

Paganini hat ſeit Kurzem in Paris alle gefühlvollen Herzen gegen ſich aufgebracht. Man findet ihn häßlich, abſcheulich! Wie wäre es wohl möglich, daß eine ſchöne Seele in ſolchem Körper wohne? hört man jetzt allgemein. Dieſes fahle, gerunzelte Antlitz, dieſe verwirrten Haare, dieſer ſeltſame Bart — der ſeltſamſte, den man ſah, ſeitdem Männer ihn als Zierde tragen — dieſes düſter blickende Auge, dieſer ſchlotternde, dürre Körper, in den weiten Hüllen der Röcke — die ganze Lebensweiſe endlich — ſeine Art zu eſſen, mit Andern umzugehen — der Hohn, der Ernſt, der Zorn, die Geldgier, Alles dies — es iſt keinem Zweifel unterworfen — er iſt ein Dämon, ein heimtückiſcher Dämon, ohne Herz, ohne Mitgefühl, der für das leidige Violinſpiel allem Beſſern im Menſchen abgeſchworen hat! — Und warum dieſe Veränderung? hört man mit Erſtaunen fragen. Fand man nicht ſonſt ſein Ausſehen geiſtreich, phantaſtiſch, harmoniſch? Ergötzte man ſich nicht daran, ihn ſo cyniſch ſeine Nahrung nehmen zu ſehen? War nicht Alles an ihm pikant, außerordentlich, originell? — Wie war es möglich, ſo ſchnell in der allgemeinen Meinung zu ſinken? — Die Smithſon, die arme, unglückliche, dieſelbe Smithſon, um die ſich das weite, reiche, kunſtſinnige, romantiſche, neugierige Paris, einen langen, furchtbaren Winter hindurch nicht kümmerte, hatte an Paganini geſchrieben, er möge in ihrer Benefizvorſtellung ſpielen, und er hatte es ihr rund abgeſchlagen. Die ſchöne Fremde hatte von ihrem Schmerzenlager, mit Mangel kämpfend, ihre weißen Hände bittend, beſchwörend aufgehoben.... und er konnte es abſchlagen! Und die franzöſiſchen Künſtler waren ja nun ſelbſt zuſammengetreten, um jenen Abend zu verherrlichen, und die Einnahme ergiebiger zu machen, ſelbſt Arnal war mit dem Vaudeville herbeigeſprungen, und Paganini wollte ſeinen Bogen nicht rühren! Das reizte die Pariſer ſo furchtbar gegen ihn auf. Gegen die bleiche, kranke, bittende Smithſon kein Mitgefühl haben, das iſt unmenſchlich! Man hatte ſie vergeſſen, da ſie ihre glänzende Kunſt allein übte — aber krank und bittend und von Arnal und dem Vaudeville unterſtützt, kehrte ſie plötzlich in aller Pariſer Gedächtniß zurück.

Und vor wenigen Tagen nun kündigte Paganini ſein Concert an. Er ſtieg herab von ſeinem ſechsten Stockwerke, das er den ganzen Winter über bewohnt hatte, er mied wieder jene kleinen Traiteurs, wo er gegeſſen hatte, und man ſah den reichen Sonderling, dem London noch beim letzten Beſuche 300,000 Franken gezollt, aus dem Dunkel der ärmſten und erbärmlichſten Umgebung hervorkriechen, um ſich wieder auf dem Boulevard zu zeigen und im Hôtel d' Italie zu 5 Franken zu diniren. Er fuhr im Cabriolet umher, er ſtattete Beſuche ab — er wollte für ſich wieder einmal ſeinen Violinkaſten öffnen, für ſich dieſe Zauberſaiten erzittern laſſen, denn nur für ſich darf er ihn ſchwingen dieſen mächtigen Bogen, der, wie ein ſichertreffendes Geſchoß, das Innerſte der Menſchenbruſt erreicht. Nur ihm zu dienen, iſt jene geheimnißvolle Macht verbunden, nie noch ſpielte er für einen Andern, es liegt etwas Entſetzliches in dem Gedanken, es könnte einen Hoffmann zu einer phantaſtiſchen Erfindung begeiſtern. Nur ihm bringen dieſe Töne, ſo grell, ſo zerreißend, doch immer bezaubernd — Ehre und Reichthümer — er darf es nicht wagen, Andern damit zu helfen; ohne ſeinen perſönlichen Vortheil darf er dieſe Töne nicht den Saiten entlocken, es iſt ein Aberglauben dabei, der ihn beherrſcht — er würde Alles verlieren — ſein Inſtrument würde mit furchtbarem Krachen zerberſten — eine Geſtalt erſchiene auf der Scene, vor den Augen der Verſammlung, und würde ihre Rechte geltend machen, wegen der Verletzung des Pactes....

Das Concert, welches er für ſich veranſtaltet hatte, war — trotz der feindſeligen Stimmung gegen ihn — ſtark beſucht. Nur mit dem Beifalle war man ſpärlicher als ſonſt. Aber er ſtand da, wie ein Zauberer, und ſein Inſtrument ächzte ſchmerzvoll, ſeufzte ſchmachtend, liſpelte keuſch, tollte, zürnte, ſchwatzte, neckte, und jubelte unter ſeinen mächtigen Händen.

Und wie das Concert beendigt war — legte er ſtill im einſamen Zimmer, bei der düſterbrennenden Lampe — denn ſein kleiner Achilles ſchlief ſchon in des Vaters Bette — die ſchweren Geldrollen zu den früher erworbenen Schätzen. Dann ſchlich er leiſe hinzu, blickte auf den lieblichen, ſchlafenden Knaben, und das bizarre Geſicht verzog ſich zu einer rein menſchlichen Freundlichkeit.

Für Achilles, ſein Söhnchen, ſein Leben, ſcharrt, ſpart und geizt er — und am Ende iſt der phantaſtiſche, unheimliche Italiäner nichts mehr, als ein guter, ſorgender Vater! —

Schauſpielerſchulen.

Die Wiederholung des Luſtſpiels: »Garrick in Briſtol« gibt mir Gelegenheit, einige Worte über die ſogenannten Schauſpielerſchulen zu ſagen, worüber in jüngſter Zeit wieder viel geſprochen wurde. Ich gedenke jedoch in dieſem Artikel nicht den Gegenſtand genügend zu erſchöpfen. Es iſt allerdings nothwendig, daß junge Leute, die ſich der Bühne widmen wollen, eine, dieſem Zwecke entſprechende, Richtung erhalten. Die Mädchen müſſen tanzen, ſingen, die Jünglinge hiezu noch fechten und exerciren lernen; engliſch, franzöſiſch und italiäniſch, ſind Sprachen, deren Erlernung von großem Nutzen iſt; die Kunſt des Versbaues, und hiedurch die richtige Einſicht in den Vortrag der Verſe, möge ernſtlich zu erlernen geſtrebt werden; man erwecke den Sinn für die Schönheiten der Dichter, und mache mit den angehenden Künſtlern einen Kurſus durch die geſammte dramatiſche Literatur der Neuern, und beſchränke ſich nicht blos auf jene Stücke, die gerade auf unſeren heutigen Bühnen gang und gäbe ſind. Bei allen dieſen Erlernungen verbanne man jedoch ſorglich jede Oberflächlichkeit. Tanz und Geſang werden, wenn man gleich nicht, ſo zu ſagen, einſt davon leben will, dennoch in ſolcher Vollendung erlernt, als die Beſchaffenheit des jungen Künſtlers dies zuläßt. Nicht um dilettantenmäßig damit zu prunken, ſondern um eine Einſicht in das Weſen dieſer Schweſterkünſte zu erlangen, beſchäftige man ſich ernſtlich damit. Die edelſte Ausbildung der körperlichen Bewegung, ein Beherrſchen der äußern Form, von der einen Seite — die Bildung des Tons in der Kehle, die Kenntniß von dem Umfange des eigenen Sprechorgans, eine richtige Vocaliſation, und der rhythmiſche Fall der Rede, auf der andern Seite — werden hievon die Folge ſeyn.

Das Fechten und Exerciren trägt ebenfalls zur feſten Haltung des Körpers bei, nicht zu gedenken, daß in gewiſſen Rollen von den Schauſpielern gefordert wird, daß ſie in allen dieſen Dingen eine bedeutende Fertigkeit an den Tag legen ſollen. Welchen Nachtheil die Unkenntniß der neuern Sprachen dem Schauſpieler bringt, iſt zu bekannt, als daß ich hier weitläufig darüber ſprechen ſollte. Es iſt unbegreiflich, daß einige Schauſpieler, die ſich einbilden, eine hohe Stufe erreicht zu haben, ſo wenig ſich ſelbſt achten, und faſt bei jeder Gelegenheit, wo es ein fremdes Wort auszuſprechen gibt, eine Riſade veranlaſſen. Mit dem Versbau glauben die alltäglichen Bühnenmenſchen auch ſchnell fertig zu ſeyn. Sie kennen gewöhnlich nichts anders, als den fünffüßigen Jambus, und ſeit Müllner's Schuld, den vierfüßigen Trochäus. — Wir würden jedoch als gute Uebung, einen ſophocleiſchen Chor, nach Solger's Ueberſetzung, zu ſtudiren, und dabei eine tüchtige Proſodie, etwa die von Grotefend, zum Grunde zu legen, vorſchlagen. Daß man von Shakeſpear mehr kenne, als Hamlet, Lear und Macbeth, von Calderon mehr als das Leben ein Traum und Don Guttiere, wird gewiß keinem jungen Künſtler zum Schaden gereichen, und wenn er auch nicht den Nutzen davon gleich klar einzuſehen im Stande iſt, ſo werden dieſe Kenntniſſe ihm immer zu Statten kommen, Fehlendes ergänzen, Vorhandenes vervollkommnen, ſeiner Einſicht leichter den Weg bahnen, und ſeiner ganzen Künſtlerexiſtenz einen höhern Schwung ertheilen. Nach dieſen erſten Vorſtudien wird es, vor dem eigentlichen Auftreten, wohl zu empfehlen ſeyn, der Berathung eines bedeutenden Künſtlers theilhaft zu werden. Dieſer möge dann mit ſeiner praktiſchen Bühnenbildung den erſten Schritten des Anfängers zu Hülfe kommen. Er prüfe ſeinen Beruf überhaupt, ſeine Fähigkeiten für dieſe oder jene Gattung von Rollen, er mache ihn mit den Konvenienzen des Theaters bekannt, er beſtimme die Wahl ſeiner erſten Verſuche, und ſtehe ihm bei mit ſeiner Einſicht; aber er hüte ſich wohl, ſeine eigene Darſtellungsweiſe auf den Jünger übertragen zu wollen, und ihn dadurch zum Manieriſten zu bilden. Auf dieſem Wege erhält das Publikum gewöhnlich nur Verunſtaltungen. Die anziehendſte Individualität geht verloren in der Nachahmung, und es wird ſchnell und mit leichter Mühe eine Art von Brauchbarkeit erlangt, die den Keim des Verderbens für jede ächte und wahre Bühnenkunſt in ſich trägt. — Schauſpieler, welche früh eine Bildung, nach dieſen Andeutungen, erhalten haben, werden ſelbſt bei beſchränkten Talenten, bald eine würdige Stelle ausfüllen, wenn ſie es ernſt mit ihrer Kunſt meynen und ihr Leben nicht an eine futile Erbärmlichkeit ſetzen wollen, welche ſelbſt unter der gewöhnlichſten Kritik bleibt, die im verwerflichſten Tone über ſie abzuſprechen wagt. Findet ſich nun aber wahrer Beruf zum Schauſpielerſtande vor: eine ſchöne äußere Erſcheinung, herrliche Stimmwerkzeuge, eine leicht entzündbare Phantaſie, ſcharfe Beobachtungsgabe und die ſchöpferiſche Kraft, zu geſtalten — dann iſt es nicht zu bezweifeln, daß die höchſte Stufe des Künſtlers für einen ſolchen Anfänger zu erreichen ſey.

Wenn nun auch die deutſche Bühne unter ihre Künſtler Einige zählt, die ganz oder theilweiſe jene Bedingungen erfüllen, die ſie zur Bedeutenheit erheben, ſo ſind ſie doch nie auf dem Wege der anfänglichen Bildung hiezu gelangt, ſondern ſie haben erſt nach und nach, wie ihre

Einſicht in das Weſen der Kunſt zunahm, auf verſchiedenen Wegen dahinſtrebend, ſich die mannichfaltigſten Schätze des Wiſſens angeeignet.

Und dies iſt es eben, was ich allen jungen Schauſpielern anempfehlen will, denen beim Beginne ihrer Bahn weder Leitung noch ſonſtige Mittel hülfreichen Beiſtand leiſteten. Es iſt nicht genug, Rollen zu lernen, die man zum täglichen Bedarf nöthig hat, und die lange Zeit, die nach ſo geringfügiger Beſchäftigung übrig bleibt, dem lockerſten Vergnügen zu widmen. Die Schauſpielerſchule dauere fort, ſo lange das Gemüth noch empfänglich iſt und der Geiſt friſch und die Thätigkeit rege. Sie erſtrecke ſich nicht auf die wenigen Monate, die unmittelbar dem erſten Auftreten vorangehen, und beſchränke ſich nicht auf den kärglichen Beſuch bei dieſem oder jenem ältern Bühnenmitgliede, dem man nun gern einmal die Künſte ablernen möchte. Sie fülle die ganze Zeit des Künſtlers aus, und ſelbſt ſeine Genüſſe der Erholung wähle er nur mit Bezug auf ſeinen Beruf. Es ſcheint ſchwer, hart, unpaſſend, weil man nicht gewöhnt iſt, die Sache ſo ernſt zu nehmen. Aber man gewöhne ſich einmal daran, und der Schauſpieler wird ſicherlich unter den Künſtlern einen Rang einnehmen, der ihm im höhern Sinne wohl gebührt, und den ihm alsdann Niemand mißgönnen kann, ohne den Vorwurf der Gehäſſigkeit und des Neides auf ſich zu laden, während die Sache — wie ſie jetzt einmal ſteht — die beſte Meinung zu entwaffnen im Stande iſt. Jetzt, wo die Künſtlerbildung noch ſo ſehr Stückwerk iſt, müßten beſonders die Leſeproben, und die erſten Theaterproben dem fühlbarſten Mangel abhelfen, damit hiedurch nach ernſtem Ermeſſen und reifer Berathung für eine gelungene Darſtellung Sorge getragen werde. Ich will keineswegs in Abrede ſtellen, daß dies — nach Fähigkeit und Einſicht — auch bei der Aufführung des Luſtſpiels »Garrik in Briſtol« ſtatt fand, aber demungeachtet ließ die erſte Vorſtellung nicht nur viel zu wünſchen übrig, ſondern es war dabei ſo viel Verkehrtes, und Falſchbegriffenes zu rügen, beſonders im Vergleiche mit dem, was darüber von andern Bühnen verlautete, die ſich deshalb des glänzendſten Erfolgs bei dieſem Stücke zu erfreuen hatten, daß man allerdings auf eine zweite Vorſtellung begierig war, um zu ſehen, wie man bemüht ſeyn würde, die Mängel zu verwiſchen.

Vor Allem hatte der Hauptheld des Stückes Einiges verbeſſert, Anderes gemildert, und wenn es noch immer nicht genug war, ſo wollen wir gern eingeſtehen, daß es ſchwer ſeyn mußte, eine größere Umwandlung mit dem einmal ſich Angeeigneten vorzunehmen, um ſo mehr, da wir jene dazu nöthige Beweglichkeit der Phantaſie und dieſe Gabe des Geſtaltens als ſehr ſchwierig vorausſetzen.

Warum aber Herr Lang, deſſen Aufgabe um ſo leichter zu löſen war, da ſie ihm ganz convenirte und er noch gar nichts für ſeine Rolle gethan hatte, ganz ſo erſchien, wie das Erſtemal, begreift man nicht. Hier ſollte ſich die eigentliche Schauſpielerſchule geltend machen. Bei den Proben mag ſo manches Einzelne der Aufmerkſamkeit der Leitenden entgehen, die nothwendig zu ſehr mit dem Ganzen beſchäftigt ſeyn müſſen. Nach der erſten Vorſtellung jedoch, die man, glimpflich genug, oft für eine Hauptprobe gelten zu laſſen geneigt iſt, kann aber ein ſo grober Fehlgriff, der — je gröber — deſto leichter zu verbeſſern, Niemand mehr entgangen ſeyn. Dies hätte eine beſondere Berückſichtigung verdient, und ſicherlich würden die Wenigen, die eben dadurch, daß ſie zum Zweitenmal bei der Vorſtellung des Garrick erſchienen, dem Theater eine nicht genug anzuerkennende Theilnahme bewieſen, ſolchem Beſtreben ihren Beifall nicht verſagt haben.

Es iſt übrigens bei den beſſern Bühnen ſtets im Gebrauch, ſolche Mängel einer erſten Vorſtellung ſorglichſt zu verbeſſern, den jüngern Künſtlern, nachdem ſie einmal ihre Rollen vergriffen, die nöthige Anleitung zu geben, um ſo bei der zweiten Aufführung einem Stücke Freunde zu verſchaffen, das zum Erſtenmale nur Widerwillen erregte.

In dieſer Hinſicht können ältere Schauſpieler von Bedeutung, wenn ihre Kräfte ſelbſt nicht mehr für eine ſchwierige Darſtellung auslangen, dennoch mit großem

Nutzen für die Bühne wirken. Davon ſah ich noch ſelbſt mehrere Beiſpiele. Ein junger Schauſpieler hatte die Rolle des Iwanoff in den Strelitzen von Babo. In der Scene, wo er um das Leben ſeines Herrn bittet, und der Czaar ihn begnadigt, drückte er deſſen Hand an die Lippen, jauchzte ſeinen Dank und rannte davon. Er meynte ſeine Sache recht gut gemacht zu haben, und vielleicht wäre am Abende der Applaus nicht ausgeblieben. Aber der alte Schauſpieler, der den Czaar gab, hielt ihn auf, und bat ihn darum, ihm ſagen zu dürfen, wie der berühmte Brockmann einſt dieſe Scene zu geben pflegte. Nach der Begnadigung des Czaars ſtürzte dieſer, nach Art der gemeinen Ruſſen, mit dem Geſichte zur Erde und küßte ſeinem Beherrſcher die Füße, dies war der erſte Ausbruch der Freude; nun aber erhob er ſich zögernd, und blickte dem Czaar ſcharf in's Auge, um ſich zu überzeugen, ob es Wahrheit ſey, was er gehört, und erſt nachdem jener freundlich genickt, läßt er ſeiner Freude den Zügel ſchießen. Der junge Schauſpieler ärntete am Abende für dieſe charakteriſtiſche Nüance den lauteſten Beifall. Dies war übrigens der nachmals bekannte Komiker Hopp in Wien und der einſt berühmte Künſtler Lang vom k. k. Burgtheater. Dergleichen Züge habe ich viele geſammelt, und ich will ſie nächſtens bekannt machen, um zu beweiſen, wie ſehr dieſe Art der Darſtellung ſeit Großmann, Schröder, Brockmann, Fleck, und ſelbſt ſeit Iffland und der Bethmann, von unſerer Bühne verſchwunden iſt, und daß man jetzt zwar beſſer deklamirt, aber ungleich weniger Gemüthszuſtände auszumalen verſteht.

Man möge nun dieſen, auf Erfahrung begründeten, Anſichten beipflichten oder nicht, wenigſtens wird man nicht verkennen, daß ſie mit Rückſicht auf das Beſte der Bühne hier ausgeſprochen wurden.

Wilhelm Tell,

von Roſſini.

Aufgeführt den 2. May.

Der Tell iſt gegeben worden und zwar ohne Aufſchub, an dem vorher dazu anberaumten Tage, in einer kaum dreiwöchentlichen Friſt einſtudirt, und dies zeugt deutlich von der Energie, die ſich in der Leitung der Theatergeſchäfte geltend machen will. Ich mag nun aber bei dieſer Gelegenheit um ſo weniger den Vorwurf der Säumniß auf mich laden, da wohl das geſammte Publikum dieſe Erſcheinung mit Geſpanntheit erwartete, und gebe alſo dieſe Zeilen, noch voll von dem mächtigen Eindrucke, den Roſſini's Meiſterwerk und die in vieler Hinſicht ſehr gelungene Aufführung desſelben, auf mich hervorbrachte. Wohl vier Jahre ſind es her, ſeit dieſe Oper in Deutſchland erſchienen iſt, aber wie ſo vieles Andere blieb ſie unbegreiflicherweiſe von unſerer Scene verbannt. Die jetzige Bühnenleitung hat in dieſer Hinſicht noch viele Rückſtände zu berichtigen, und das Publikum wird es ihr gewiß höchlich Dank wiſſen, wenn ſie fortfährt, es mit den neuern Meiſterwerken der lyriſchen Scene bekannt zu machen.

Roſſini erſchien in Paris, und ſah, wie tief ein italiäniſcher Operntext unter einem franzöſiſchen ſtand; er fühlte, daß er allgemeiner wirken könne, daß ſeine Töne ein größeres Publikum, als die Salonmenſchen des théâtre-italien zu rühren vermöchten, wenn ihm die Sprache und eine dramatiſch-fortſchreitende Handlung dabei zu Hilfe kämen, und er griff nach franzöſiſchen Büchern. Sein erſter Verſuch in dieſer Art war Graf Ory, ſein zweiter, Wilhelm Tell, der nach Aubers Stummen von Portici erſchien, und den berühmten Maestro mit einem Wurfe, auf den höchſten Gipfel der modernen franzöſiſchen Operncompoſition hob, der ihm in ganz neueſter Zeit nur von Meyerbeer ſtreitig gemacht wurde.

Dieſer Wilhelm Tell, größtentheils nach Schiller's Dichtung, war von den Verfaſſern, deren einer, der auch bei uns bekannte Akademiker Jouy iſt, ſchon längſt bearbeitet worden, und mußte jetzt mit bedeutenden Veränderungen der Roſſiniſchen Muſik als ſceniſche Unterlage dienen. Er hatte urſprünglich 4 Acte, die dem Komponiſten ein ſehr weites Feld boten, welches er denn auch ſo reichlich benützte, daß die Partitur förmlich in's Ungeheure ausſchweifte. Man kann jedoch nicht ſagen, daß das Stück beſonders an Auswüchſen gelitten habe, wenn man nicht ein etwas zu ſehr in's Süßliche ausgeſponnenes Liebesverhältniß einer kaiſerlichen Prinzeſſin mit Arnold von Melchthal, und ein gewöhnliches Opernfeſt, mit Chören und Tänzen im erſten Acte, dahin zu rechnen geneigt ſeyn ſollte; dies aber muß man der Gewohnheit, dergleichen anzubringen, und dem gewöhnlichen Zuſchnitte dieſer Dichtungen zu Gute halten. In Deutſchland gerieth man hie und da auf drollige Einfälle, als man dieſe Oper in die Scene ſetzen wollte. In Berlin verwiſchte man den Wilhelm Tell ganz und gar, und machte einen Andreas Hofer daraus. Jetzt, da wir die Oper kennen, wird es uns nicht ſchwer, dieſen Mißgriff gehörig zu würdigen. In andern Städten, namentlich Wien, überwältigte der Reichthum und die Schönheit der Partitur dergeſtalt die Künſtler, daß aus Beſorgniß, das Publikum zu beeinträchtigen, nicht eine Note geſtrichen wurde, und das Werk in zwei Hälften getheilt, an zwei aufeinander folgenden Abenden dargeſtellt wurde. Die Sache iſt nicht neu, wenn gleich unzweckmäßig. Man hatte in früherer Zeit ähnliche Verſuche ſelbſt mit Don Carlos zu machen gewagt. Daß bei dieſem Verfahren Alles verloren gehen mußte, iſt einleuchtend, denn welche Kraft des Gemüths ſetzte man bei den Zuſchauern voraus, ſich in die verflogene Stimmung wieder zu verſetzen, oder welche Beharrlichkeit, den Eindruck des vorigen Abends feſtzuhalten.

Demungeachtet machte der Zauber der Compoſition, trotz dieſer ſeltſamen Einrichtung, in Wien u. a. O. einen tiefen Eindruck.

In Hamburg und mehrern Städten Norddeutſchlands ſtrich man auf gut Glück dies und das heraus, und mit je mehr Einſicht dies geſchah, deſto günſtiger war der Erfolg. Hier endlich benützte man eine Abkürzung, die vom Componiſten ſelbſt ausging, und den ganzen vierten Act der Oper wegſchneidet, dafür aber dem dritten ein neues Finale angehängt hat.

Was nun die Muſik ſelbſt anlangt, ſo haben ihr die vollgültigſten Stimmen einen hohen Rang eingeräumt und ſie als Roſſini's vorzüglichſtes Werk bezeichnet. Und wenn gleich nach der charakteriſtiſchen Einleitung zur Ouverture, der beliebte lärmende Satz ohne alle Beziehung zum Ganzen einfällt, und nur durch die Gewalt des bewegten Rhythmus blendet, wenn hier ein Solo, ein Lauf, dort ein Stretto im Orcheſter, an frühere Werke Roſſini's erinnern, ſo iſt der Reichthum an Ideen, aus innerer Begeiſterung hervorgegangen, ſo groß; ſo iſt das dramatiſche Leben in den Hauptmomenten der Handlung ſo richtig erfaßt, daß ſelbſt des Komponiſten entſchiedenſte Gegner unbedingt dieſe Oper, als eine der ausgezeichnetſten neuerer Zeit anzuerkennen gezwungen ſind. Welche Lieblichkeit herrſcht nicht in der Introduction, welch gediegener Satz folgt nicht nach dem idylliſchen Geſange des Fiſchers, welch ein Feuer durchſtrömt das erſte Finale! und nun die Rütli-Scene im zweiten, die Schußſcene im dritten Acte. Welche große Wirkung bringt ſie nicht noch auf ein deutſches Publikum hervor, das durch keinen Reiz der Neuheit hier beſtochen, nur von der Gewalt der Töne ergriffen wird. Und wahrlich dieſer Gewalt unterliegt die Kraft des herrlichſten Wortes! Dies iſt das ideale Reich, in das uns die moderne Schauſpielkunſt verſetzen kann, nicht der ärmliche Rhythmus abgezählter Sylben, in halbſingender Weiſe, von rohen Stimmen herdeclamirt. Doch dieſe Bemerkungen muß ich für einen umfaſſenderen Aufſatz ſparen, den ich nächſtens zu bringen verſpreche.

Ich wende mich nun zur Aufführung.

Herr Pellegrini hat alle Mittel, ein tüchtiger Tell zu ſeyn. Seine kräftige Stimme, ſein markiger Vortrag, ſeine Geſtalt und ſein Ausdruck, Alles vereinigt ſich in ihm auf die entſprechendſte Weiſe. Im Anfange der Oper ſchien er ſich ſelbſt eine Sordine anzulegen, und dies beeinträchtigte wohl ein wenig die Deutlichkeit, welche man bei der Expoſition überhaupt ungern entbehrt, und hier bei dem uns neuen Verhältniſſe des Arnold v. Melchthal doppelt wünſchenswerth finden mußte. Im Rütli waltete dafür Herr Pellegrini mit ſeinen Mitteln ſchon freier, die ſich am herrlichſten in der Schußſcene und im Gebete, der dem Schuſſe vorangeht, entfalteten. Die Innigkeit dieſes Vortrags erreichte nicht nur die Wirkung, welche man vom Schauſpieler in einer ſolchen Scene erwartet, ſondern ſie ließ ſie noch weit hinter ſich zurück. —

Herr Bayer, als Melchthal, gab ſeine Parthie, wie wir es von dieſem fleißigen und talentvollen Künſtler gewohnt ſind. Zärtlicher Schmelz in dem Duett mit Mathilde, Kraft in der Rütli-Scene, und trefflich nüancirt die Klage, als er das Unglück ſeines Vaters erfährt.

Mad. Spitzeder als Mathilde, iſt gleichfalls nur zu loben. Man weiß, welchen Fleiß dieſe Künſtlerin auf ihre Parthien wendet. Nur ein Paar Male, im dritten Acte z. B. konnte ihre Stimme nicht durchdringen. Das Duett im zweiten Acte hingegen war um ſo reichlicher mit den zierlichſten Schattirungen ausgeſtattet.

Dem. Deiſenrieder war recht fleißig mit ihrer Parthie geweſen, ihr Spiel war mehr zu loben, als je, und ſie ſang gleichfalls verſtändig, es kann von ihr in dem Sinne der Franzoſen heißen: *elle a bien dit son chant.*

Obſchon wir den ganzen vierten Act verloren haben, ſo war die Oper doch noch zu lang. Hier einige Andeutungen darüber. Zuerſt mag im erſten Acte das Ballet bedeutend gekürzt werden. Die Armbruſtſchützen mögen ihre inſignifianten Späße während des Tanzes machen, es iſt gar nicht nöthig, daß dieſes Schauſpiel ſeine eigene Muſik habe. Dann kann im Finale: »Laßt Flammen wüthen« ein ganz ordentlicher Strich durch eine Wiederholung gemacht werden, ohne daß Jemand darüber ein ſaures Geſicht ziehen dürfte. Im zweiten Acte mögen die Jäger, und Hirten hinter der Scene (Letztere waren ohnedies in einer zudringlichen Nähe) getroſt wegbleiben. Ferner das lange und ſtets ſich wiederholende Singen der ankommenden Landleute im Rütli wird überall ohne Nachtheil gekürzt. Hier ziehen ſich wirklich die Präliminarien zu ſehr in die Länge. Dann muß die Oper vor Neun ausſeyn, da ſie ſelbſt mit dem vierten Acte nur bis Zehn ſpielt.

Für die Scenirung war recht viel geſchehen, jedenfalls war der Fleiß erſichtlich, der darauf verwendet wurde.

Die Ballete müſſen vor allen Dingen hervorgehoben werden. Die beiden pas-de-trois, von Herrn Rozier erfunden, waren ſehr brillant. Er ſelbſt zeigte ſich im vollſten Glanze. Namentlich entockte ſein Tirolienne den allgemeinſten Beifall. Auch die Tänze des corps-de-ballet waren charakteriſtiſch, und man konnte mit dieſer Ausſtattung, unſere Mittel erwägend, ganz zufrieden ſeyn. Die beiden Damen, Koſtolzki und Ballegh wetteiferten ehrenvoll mit Herrn Rozier.

Die Coſtüme waren größtentheils geſchmackvoll. Man hatte die Pariſer Figurinen dabei zum Grunde gelegt. Ich glaube daß einige Abänderungen gern wahrgenommen worden wären. Die Pariſer Zeichnungen, ſo wie die Pariſer „Mise en Scène“ ſind ſelten ganz ohne Veränderung wirkſam zu benutzen.

Nach der ſtürmiſch beklatſchten Ouvertüre, worin Moralt ſeinen Feldherrnſtab ſiegend ſchwang, hob ſich der Vorhang und wir erblickten artige Gruppen, denen es blos an gehöriger Abwechslung fehlte. Die Wandersleute über die Brücke vermehrten die Monotonie. Hier ſollten einige Züge erſcheinen, die ſich mit Brautgeſchenken in die geſchmückten Häuſer begeben, und aus dem Balletcorps gebildet werden können. Das Kommen eines jedesmaligen Zuges iſt in der Muſik ausgedrückt.

Der Brautzug im erſten Acte, ſo wie das Paaren von Braut und Bräutigam müßte anders geſchehen. „Das iſt eine Copulation vor dem Maire“ würden die lachſüchtigen Pariſer rufen, und die dritte Wiederholung derſelben Geſchichte ſicher nicht ruhig ertragen. Das letzte Tableau im erſten Acte auf der Brücke war nicht deutlich genug. Das Fortführen des Alten, das Ermannen und Nachſtürzen der Schweizer, das Kehren der Trabanten, alles dies muß präciſer geſchehen. — Auch war der Hintergrund zu finſter. — Das Zuſammenklappern mit den Schwertern am Schluſſe des zweiten Actes währte zu lang. Hier muß erſt Alles einmal, mit kräftigem Ausdrucke verſtürzen, und dann mag ſich für einen Augenblick die

Gruppe in der Mitte formiren. Auch das Herbeifahren der Schiffe ließe eine geſchicktere Ausführung zu. Im dritten Acte fehlte das Herumführen der Landleute um den Hut, in Geßlers Gegenwart, wie ſolches vorgeſchrieben iſt. Durch den gewöhnlichen Tumult, womit die Oper nunmehr wie ein Ritterſtück ſchließt, hat ſie wahrlich nicht gewonnen. Der vierte Act hatte wohl ſeine großen Schönheiten, und namentlich war der Schluß ſehr effektvoll. Ich werde im nächſten Stück über alles dies noch einige Andeutungen geben.

Zu erwähnen iſt noch ein köſtliches Diaphanorama im zweiten Acte, das uns Herr Schnitzler gab, und das ſich den herrlichſten Schöpfungen in dieſer Gattung anreihen darf, da es die geprieſenen Transparente von König, bei weitem übertrifft. Das Orcheſter war auf der Höhe ſeines Glanzes.

Wir ſchließen nunmehr dieſen Bericht mit der vollen Anerkennung, die dieſe werthvolle Erſcheinung verdient. Von dieſer Oper an datirt eigentlich die neue Aera unſers dramatiſchen Kunſtinſtituts. Wir ſahen viel Erfreuliches, Ueberraſchendes, Neues; die Einſicht, ſo wie der Fleiß und die Verwendung der zu Gebote ſtehenden Mittel ſind hoch zu loben; der Erfolg war glänzend, und wir wollen durch die Schnelligkeit dieſer Mittheilung bei dem Publicum das Verlangen erregen, ſich den intereſſanteſten Genuß bei der nächſten Wiederholung der Oper zu verſchaffen.

Korreſpondenz des Herausgebers.

Wien 26. April.

Die „Krone von Cypern“ iſt im Burgtheater gegeben worden, und ich ſäume nicht Ihnen den verſprochenen Bericht zu ſenden. Man war durch die frühere Arbeit des Verfaſſers: Beliſar, auf etwas Außerordentliches geſpannt; dieſe Erwartung ging jedoch leider nicht in Erfüllung. Das ſo empfängliche Publikum des Burgtheaters blieb anfänglich kalt, langweilte ſich dann, und im fünften Akte wurden mehrere Stellen ſogar belächelt und belacht. Dieß geſchah indeß nur am erſten Abende, wo man ſich auf allen Plätzen drängte, die zweite Vorſtellung war nur wenig beſucht, und nach der ergreifenden Scene des vierten Actes wurde das Haus noch bedeutend leerer, und nicht einmal Mad. Schröder ward dieſes Mal gerufen. Nach dreimaliger Aufführung wird das Stuck bei Seite gelegt werden, obgleich noch zur Vierten Alles im Voraus beſtellt war. Geſtern ſollen jedoch viele Widerrufe bei der Kaſſe eingelaufen ſeyn.

Von Seiten der Darſtellung war indeß nichts verſäumt worden, um dieſem Drama Freunde zu werben. Die Ausſtattung reihete ſich dem Würdigſten und Reichſten an, was wir hier je zu ſehen bekamen. Coſtüme und Decorationen waren neu und glänzend. Anſchütz ſpielte Amalrich, Coſtenoble den Großkomthur, Fichtner Adhemar, die Piſtor Amadea, Wilhelmi den Balian, und Heurteur Pano. Wie Sie ſehen war unſer vorzüglichſtes Perſonal in Thätigkeit, demungeachtet waren die ſehr verdienſtlichen Künſtler Anſchütz und Coſtenoble gar nicht an ihrem Platze. Dem Erſtern gelang es nicht, dem ſchwachen Charakterbilde Conſequenz zu verleihen, dem Letztern mangelte die Würde der Erſcheinung. Auch Fichtner erhebt ſich nicht beſonders glücklich in die Region der Tragödie. Nur Heurteur konnte ſelbſt bei merklichen Gedächtnißlücken, durch ſeine glänzenden Schauſpielereigenſchaften, das Publikum hinreißen. Nun aber zu unſerm Gaſte. Mad. Schröder war die eigentliche Krone dieſer cypriſchen Krone. Ihre erſte Erſcheinung ſchon flößte das tiefſte Mitgefühl ein, und ſo wußte ſie Alles ſpannend zu feſſeln, ſo lange ſie auf der Scene war. Im vierten Acte jedoch überragte das was ſie leiſtete, Alles was man heutzutage im Bereiche der Scene erfährt, ſo rieſenhaft, daß auch der Ausbruch des Entzuckens und der Ueberraſchung einen Maaßſtab erreichte, der alles Aehnliche weit hinter ſich zurückließ. Sie wurde mit Ehren überſchüttet.

Sie kennen dieſe Leiſtung der Künſtlerin, daher fühle ich mich überhoben, ihr meiſterhaftes Spiel hier auseinander zu ſetzen.

Die kleinen Rollen waren beſonders gut bedacht. Namentlich gingen die Scenen der Winzer ganz vortrefflich. Die Muſik war theils von Gyrowetz, theils von dem Orcheſterdirector Franz neu componirt worden.

v. H.

Druckfehler.

54. Stück. p. 91. 18 Z. v. u. lies vier Saiten ſt. fünf Saiten.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
Auguſt Lewald.

Siebentes Stück.
München, ausgegeben am 8ten May 1833.

in Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Theaters. Album. Die
Entführung, Luſtſp. in 3 Acten, und die Onkelei, Luſtſp. in 1 Act.

Ein Beitrag
zur
Geſchichte des deutſchen Theaters.

nter dem Titel: »Hiſtoriſche Skizze der k. k. Hofthea-
r in Wien,« von Lembert, iſt bei Franz Tendler ein,
2 S. ſtarkes, Heft erſchienen. Das Schriftchen macht
ine großen Anſprüche, und wird wahrſcheinlich, außer
ien, wenig beachtet der Vergeſſenheit überantwortet
erden; es ſey uns daher geſtattet, um die Aufmerkſam-
it darauf hinzulenken, folgender intereſſanten Schilde-
ng daraus hier einen Platz zu gönnen.

Das große Opernhaus in Wien, unter Kaiſer Joſeph I.
n Anfange des 18ten Jahrhunderts erbaut, wetteiferte
Glanz und Pracht mit den erſten Theatern Italiens.
s beſtand aus zwei Sälen: der kleinere wurde zu feſt-
chen Tafeln gebraucht, und im Carneval zu italiäni-
hen Schauſpielen verwendet; im größeren befand ſich
as Hofoperntheater, welches ſehr groß, reich an ſchönen

Decorationen und auf das prächtigſte ausgeſchmückt war; die Verzierung des Amphitheaters allein ſoll über fünfzigtauſend Reichsthaler gekoſtet haben.

Unter Kaiſer Karl den Sechsten erhob ſich die italiäniſche Oper in Wien zu einem Grade von Vollkommenheit, den ſie bis dahin nicht erreicht hatte. Selbſt Virtuos auf mehreren Inſtrumenten und gründlicher Tondichter, liebte und beſchützte er die Muſik vorzugsweiſe. Die kaiſerliche Hofkapelle und Kammermuſik, die auch zur Aufführung der italiäniſchen Opern verwendet wurde, koſtete dem Hofe an Beſoldungen über zweimal hunderttauſend Gulden. Mancher Virtuos und manche Sängerin bezog einen Gehalt von vier bis ſechs tauſend Gulden. Sie beſtand im Jahre 1730 aus 2 Kapellmeiſtern, 3 Compoſiteuren, 8 Sängerinnen, 28 Sängern, 1 Concertmeiſter mit Gehülfen, und 80 Muſikern.

Erſter Kapellmeiſter war der berühmte Joſeph Fuchs, einer der ausgezeichnetſten Theoretiker ſeiner Zeit. Ihm verdanken wir das erſte Lehrbuch des Tonſatzes, welches er im Jahre 1725 unter dem Titel: „Gradus ad Parnassum, seu: Manuductio ad compostionem musicalem regularem.“ drucken ließ, und das bald darauf von Mizler in das Deutſche, von Caffro in das Italiäniſche, und von Denis in das Franzöſiſche überſetzt ward.

Hofoperndichter war der allgemein bewunderte und beliebte Metaſtaſio, der 53 Jahre in Wien verlebte, und von Allen bedauert, im vierundachtzigſten Jahre daſelbſt ſtarb.

Unter den Sängerinnen war Viktoria Teſi die berühmteſte. Sie war als Sängerin und Schauſpielerin gleich ausgezeichnet, und auch wegen ihrer Schönheit berühmt.

Man kann ſich einen Begriff von der Pracht machen, mit welcher die Opern unter Kaiſer Karls Regierung gegeben wurden, wenn man erfährt, daß eine derſelben über ſechzigtauſend Gulden gekoſtet hat. Decorationen, Garderobe und Beleuchtung waren überaus glänzend, und ſelbſt die Muſici im Orcheſter mußten in prachtvollen Uniformen erſcheinen.

Im Sommer wurden im kaiſerlichen Luſtſchloſſe Favorite, auf der Wieden, (das heutige Thereſianum,) Vorſtellungen gegeben. Die Bühne befand ſich über einem großen Waſſerbaſſin und war von außerordentlichem Umfange. Wenn das Theater einen Garten, eine maleriſche Gegend und dergleichen vorſtellte, ſo ward das Waſſer des Baſſins zu natürlichen Fontainen, Quellen und Caskaden benützt; man konnte ſogar mittelſt einer künſtlichen Vorrichtung das Podium der Bühne öffnen, und auf dem großen Waſſerſpiegel des Baſſins Waſſerfahrten, Schiffbrüche und Seetreffen täuſchend vorſtellen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit geſchah es einſt, daß ein Schiff wirklich verunglückte und eine der erſten Sängerinnen ihr Leben einbüßte.

So blühend und glänzend auch der Zuſtand des italiäniſchen Theaters zu jenen Zeiten in Wien war, ſo traurig war der des deutſchen Schauſpiels. Wandernde Comödianten-Truppen gaben in Häuſern und hölzernen Buden in der Stadt und in den Vorſtädten zeitweiſe Vorſtellungen. Sie führten theils ſogenannte Haupt- und Staatsaktionen, theils Poſſenſpiele auf, bei welchen immer ein Schalksnarr, Pickelhäring oder Rüpel genannt, die Hauptperſon machte. Erſt im Jahre 1708 fing das deutſche Schauſpiel an, in Wien ſtabil zu werden. Eine wandernde Truppe verſuchte ihr Glück, indem ſie in einem Hauſe der Teinfaltſtraße ihre Bühne aufſchlug, und daſelbſt bis zum Jahre 1712 ununterbrochen Vorſtellungen gab; obgleich ſie durch die Farcen der italiäniſchen Schauſpieler, die mit ihrem Arlechino das Lieblingsſchauſpiel der Wiener waren, verdunkelt wurde und an ihnen mächtige Nebenbuhler hatte. Die berühmteſten dieſer Geſellſchaften, die nacheinander in Wien zum Nachtheile des deutſchen Theaters Vorſtellungen gaben, waren die des Calderoni, Scio und Riſtori.

Um das Jahr 1709 ließ der Magiſtrat der Geſellſchaft des Riſtori das Schauſpielhaus nächſt dem Kärntnerthore erbauen, welches das erſte Stadttheater war; allein trotz der großen Unterſtützung von Seiten des Hofes und des Publikums ging dieſe Geſellſchaft bald auseinander, und nun nahmen die deutſchen Schauſpieler im Jahre 1712 Beſitz von dieſem Theater, um nach manchem harten Kampfe mit den Italiänern zuletzt die Oberhand zu erhalten.

Der eigentliche Gründer des deutſchen Schauſpiels in Wien iſt der berühmte Hanswurſt, Joſeph Stranitzky. Nachdem er mit der Veltheim'ſchen Schauſpielergeſellſchaft Sachſen durchzogen hatte, ging er nach Italien, wo ihn die komiſchen Charaktere der italiäniſchen Comödie beſonders anzogen und in ihm den Entſchluß zur Reife brachten, dem deutſchen Theater einen ähnlichen ſtehenden Charakter zu ſchaffen. Dieſen Entſchluß führte er bei ſeiner Rückkunft nach Deutſchland mit vielem Glücke aus, indem er die Mundart und Kleidung eines Salzburg'ſchen Bauers dazu wählte, die Pritſche des Arlechino hinzufügte und ſeine Schöpfung Hanswurſt taufte. Er aſſocirte ſich mit dem damaligen Director des deutſchen Theaters in Wien, und übernahm nach deſſen Tode die alleinige Leitung desſelben. Nachdem er das Reich des Hanswurſtes begründet hatte, herrſchte er mit ſeiner Pritſche gegen zwanzig Jahre mit Ruhm und Beifall gekrönt, und ſtarb, nachdem er Prehauſer zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, im Jahre 1728. Er hinterließ zwei große Häuſer, das eine auf dem Salzgries, unter dem Namen, das Hanswurſtiſche Haus, bekannt, das andere in der Vorſtadt Margarethen, der Hanswurſtiſche Saal genannt. Durch eine ſonderbare Laune des Schickſals fügte es ſich, daß, nach mehr als einem halben Jahrhundert nach ſeinem Tode, Stranitzky's Wohnung am Salzgries zum Verſammlungsort einer literäriſchen Geſellſchaft erwählt wurde, deren vorzüglichſtes Mitglied (Hofrath von Sonnenfels) gerade der Mann war, der dem Reiche des Hanswurſtes in Wien ein Ende machte.

Das deutſche Schauſpiel beſchränkte ſich in jener Zeit vorzugsweiſe auf extemporirte Burlesken, und hatte überdies noch mit ſeinen italiäniſchen Nebenbuhlern zu kämpfen, die ſich des beſonderen Schutzes des Hofes zu erfreuen hatten.

Nach Stranitzky's Tode erhielten die kaiſerlichen Hofmuſici Boroſini und Sellier die Direction des Theaters, mit einem zwanzigjährigen Privilegium. Dieſe Unternehmer, beide Italiäner, thaten Manches, um das Theater zu vervollkommnen: ſie verſahen die Bühne mit ſchönen Decorationen, vermehrten die Garderobe, engagirten ein Ballet, verbeſſerten das Orcheſter und vermehrten die Schauſpielergeſellſchaft durch neue Mitglieder; das Repertoir aber blieb auf Poſſenſpiele beſchränkt, in welchen Prehauſer Stranitzky's Stelle nicht nur mit Glück vertrat, ſondern ſeinen Vorgänger bei weitem übertraf. So kam es, daß das deutſche Schauſpiel, welches bis dahin nur von den niederen Volksklaſſen beſucht wurde, nach und nach auch vom Hofe und dem Adel gewürdigt, und, nachdem die Geſellſchaft bedeutende Zuwüchſe durch das Engagement der beiden Komiker, Weiskern und Kurz, erhielt, von denen erſterer den Charakter des Odoardo, der zweite den des Bernardon ſich geſchaffen hatte, bald die Lieblingsunterhaltung des geſammten Publikums ward.

Kaiſer Karl der Sechste ſtarb im Jahre 1740.

Kaiſer Franz der Erſte und ſeine erhabene Gemahlin, Maria Thereſia, begünſtigten die italiäniſche Oper nicht auf Koſten des deutſchen Schauſpiels, ſondern ließen ihm wie jener gleichen Schutz angedeihen. Sie ließen im Jahre 1741 im Ballhauſe nächſt der kaiſerlichen Burg ein Theater, (das heutige Hofburg-Theater) errichten, in welchem die deutſche Schauſpielergeſellſchaft mit dem Theater nächſt dem Kärntnerthore abwechſelnd Vorſtellungen gab. Damals führte Herr Sellier die alleinige Direction derſelben. Die aufgeführten Stücke beſtanden aber immer noch aus extemporirten Burlesken, wozu den Schauſpielern nur der Inhalt der Fabel und die Reihenfolge der Scenen gegeben ward; die Ausführung des Dialogs blieb ihnen überlaſſen. Joſeph Kurz wurde als Bernardon bald ein gefährlicher Nebenbuhler des Hanswurſtes, um ſo mehr, da er ſich die Entwürfe der Stücke, worin er auftrat, ſelbſt machte, ſie mit Maſchinen, Feuerwerk, Arien, Verkleidungen, Flugwerken, Kinderpantomimen und ähnlichen Lockſpeiſen ausſtattete, die das Publikum in Maſſen anzogen. Zwar erhielt der Verfaſſer für eine Burleske mit Arien nur ein Honorar von ſechs Gulden, für eines ohne Arien drei Gulden. Dieſes Honorar wurde aber dadurch vermehrt, daß für jede Wiederholung derſelben dasſelbe bezahlt wurde, und die meiſten dreißig und auch mehrere Vorſtellungen erlebten. Die Schauſpieler erhoben neben ihrer Gage noch beſondere Emolumente aus der Direktionskaſſe: ſo wurde eine geſungene Arie mit ſechs Gulden, Einmal in die Luft geflogen mit einem Gulden, Einmal in das Waſſer geſprungen mit einem Gulden, empfangene Prügel mit 34 Kreuzer, eine Ohrfeige mit 34 Kreuzer, und ein Fußtritt mit 34 Kreuzer honorirt.

So ſtand das Theaterweſen in Wien, als ſich Gottſched in Leipzig zum Reformator des deutſchen Theaters aufwarf, der extemporirten Comödie den Krieg ankündigte und das regelmäßige Schauſpiel einführte. Wien wollte nicht zurückbleiben, und nach vielen Bemühungen gelang es dem Schauſpieler Weidner, im Jahre 1747 ein metriſches Schauſpiel von Krüger: »Die allemaniſchen Brüder,« zur Aufführung zu bringen. Das Stück ſelbſt war höchſt mittelmäßig, aber die Neuheit der Sache reizte das Publikum, und die Theaterkaſſe fand ihre Rechnung dabei, weßhalb der Director Sellier ſich entſchloß, ſeine Bühne auf einen regelmäßigen Fuß zu ſetzen, und mehrere Mitglieder der Neuber'ſchen Schauſpielergeſellſchaft in Dresden, mit der Contracts-Clauſel: »für ſtudirte Stücke,« engagirte; nämlich den Schauſpieler Koch mit ſeiner Frau, Herrn Heidrich und Mademoiſelle Lorenz, welche im Jahre 1748 in dem Trauerſpiele: »Eſſex,« zum erſten Male mit vielem Beifall auftraten. Das Stück gefiel ſehr, und wurde in ſechs Monaten fünfzehn Mal wiederholt.

Album.

Kürzlich verſtarb in London der durch ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen nach Grönland berühmte Naturforſcher Carl Gieſeke, am Blutſchlage nach einer copieuſen Mahlzeit, die er eingenommen hatte. Er ſtand in hohem Anſehen, bekleidete bedeutende Poſten, und war Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften. Noch vor wenigen Jahren beſuchte er auf einer Reiſe durch Deutſchland ſeine alten Freunde in Wien, in deren Gedächtniß er aus jener Zeit fortlebte, da er noch Mitglied des Leopoldſtädter Theaters war, und viele bekannte Parodien verfertigte, die ſich großen Zulaufs zu erfreuen hatten, und wie z. B. »der traveſtirte Aeneas« lange auf der Bühne erhalten haben. Dieſelbe frohe Laune, die ihn damals beſeelte, ſchmückte noch immer den wackern Greis, und er gefiel ſich ſehr, in der auch außerhalb Wien bekannten Literaten- und Künſtlergeſellſchaft: »die Ludlams-Höhle« zu erſcheinen, ſich jedem Scherze fügend, und mit einem Beinamen geſchmückt, wie es die Sitte in jenem ſeltenen Vereine erheiſchte, wo die geſcheuteſten Menſchen ſich das Wort gegeben hatten, die liebenswürdigſten Narren ſeyn zu wollen.

Den 7. Mai,

die Entführung, Luſtſpiel in 3 Akten, und die Onkelei, Luſtſpiel in 1 Akt.

Das Erſtere der genannten Stücke gehört einer Zeit an, wo man ſich bei den Bühnenerſcheinungen weniger um das Warum, als um das Wie bekümmerte. Wir ſehen uns mit einem Male in das Haus eines alten Edelmanns verſetzt, wir nehmen Theil an einer Entführung über Hals und Kopf, wir lernen ein munteres Mädchen kennen, deren Schwatzhaftigkeit uns einnimmt, ohne daß ihr Character im Stande wäre, uns für ſie zu gewinnen, und ſind genöthigt, einige andere unbedeutende Perſonen mit in den Kauf zu nehmen. Das iſt das Ganze wenig erhebliche Luſtſpiel. Aber Jünger weiß ſo leicht und heiter zu dialogiſiren, er malt ſeine Züge kräftig al Fresco, miſcht die luſtigſten Qui pro quo's hinein, verbindet die Scenen ſo natürlich, und macht es dem Darſtellern ſo leicht zu gefallen, daß dieſes lockere Stück noch immer Vergnügen gewährt, indeß künſtlicher angelegte und ausgeführte längſt der Vergeſſenheit übergeben wurden. In Jüngers Entführung iſt eine berühmte Rolle — ſo berühmt wie nur die Celimenen, Elmiren, Araminten des théâtre français ſind. Dies iſt Wilhelmine von Sachau. Eine nicht eben ſchwere Aufgabe. Als erſte Requiſiten werden dazu Volubilität der Zunge und graciöſe Beweglichkeit des Körpers verlangt. Es kann aber ungemeine Feinheit im konverſationellen Umgangstone darin entwickelt, und der Schalkhaftigkeit eine Grazie beigemiſcht werden, welche zur Bewunderung hinreißt. Dieſe Rolle ſpielte einſt Betty Koch, nachmalige Roſe, ein Stern erſter Größe am deutſchen Theaterhimmel, ebenſo gelang ſie der berühmten Friederike Bethmann in hoher Vollkommenheit. In neuerer Zeit ſah man ſie von der Neumann, Lindner, Doris Devrient, Gley ſehr wirkſam darſtellen. Hier war ſonſt Mad. Stenzſch in dem Beſitz der Rolle. Ihre Tochter, welche ſie Geſtern darſtellte, zeigte ſich dieſes Erbtheils würdig, da ſie nicht minder das dazu erforderliche Talent der Mutter geerbt hat. Ihr Vortrag war leicht und gefällig, die Saillien wurden nicht koſtbar hervorgehoben, und doch ſtets richtig in's Licht geſtellt, ihre Bewegungen waren ungezwungen und anmuthig dabei, wie es der Charakter erforderte. Dieſe muntere Liebhaberinnen ſpielt Dem. Stenzſch in hohem Grade ausgezeichnet. Den alten Sachau gab Hr. Heigl ſehr wirkſam. Eine beſondere Erwähnung gebührt Hrn. Lang, als Roſenfelds Bedienter. Er ſtellte uns ein ſehr beluſtigendes Bild darin auf. Es war der Bediente der alten Comödie, eine Art von Clown, Jocriſſe oder dgl. Obgleich man nicht füglich begreift, wie der weit gereiſte, feine Roſenfeld, zu ſolchem Original von Einfaltspinſel kommt, ſo kann man in dieſem locker zuſammengehaltenen Stückchen mit einem Spaß mehr hinlänglich zufrieden ſeyn, ohne nach Gründen zu fragen. Das hieße ja den ganzen Jünger über den Haufen werfen. Wir waren übrigens befremdet, einem jungen Manne von Welt, in dieſem Stücke, ohne Handſchuhe auf der Straße zu begegnen. —

Die Onkelei iſt ein Stück voll Prätenſion, wie ſich ſolche in Müllners ganzem Weſen ausſprach. Er zog ſeine franzöſiſche Luſtſpiele der großen Welt, in die gemeine Weißenfelſer Proſa, wie ſie ihn im gewöhnlichen Leben umgab, wenn er nicht tragiſche Reiſen, auf Stelzen, nach Spanien oder Italien unternehmen konnte — und dann umfing er ſie mit rhythmiſchen Pailleten. Der Reim gebiert bei ihm den Witz, den Scherz, darum ſind wir genöthigt monotones Geklingel ſtatt lebensfriſcher, abwechſelnder Proſa zu vernehmen. Ueberſetzen wir ein Müllner'ſches Luſtſpiel in Proſa, ſo werden wir bald ſehen, was von Geiſt darin zu finden iſt. Dabei wirft er mit „Alle Donnerwetter" herum, als gehörte es zum feinſten Tone ſich ſo auszudrücken, läßt den Handſchuh einer Dame von ihrem erzürnten Geliebten mit dem Fuße wegſtoßen, u. ſ. w. Es iſt den Schauſpielern nicht zu verdenken, wenn ſie mit ſeltſamer Scheu an ſolch ein Müllner'ſches Product gehen. Sie ſind noch aus den Zeiten ſeines kritiſch-plebejen Regiments her gewohnt, einen gewiſſen Reſpect vor dieſen Dingern zu haben, und fürchten ſich, daß man das Ausbleiben eines günſtigen Erfolgs noch immer, wie damals, ihrer Kunſt beimeſſen könnte. — Hr. Vespermann, Forſt und Lang gaben ihre Rollen intereſſant genug. —

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Achtes Stück.
München, ausgegeben am 11ten May 1833.

Erinnerungen. Hieſiges. Notiz. Pariſer Miſcellen.

Erinnerungen.

Fünf und zwanzig Jahre ſind vorüber, ſeitdem **Friederike Bethmann** eine Reiſe von Berlin aus durch die Provinzen machte, um auch andern Leuten als den Berlinern, das Vergnügen an ihrem Spiele zu gewähren. Es war im hohen Sommer und ſehr heiß, als eines Abends ein Freund zu mir mit der Meldung in's Zimmer trat, die Bethmann ſey ſo eben ganz unerwartet eingetroffen. Ich wüßte nicht zu ſagen, was jetzt wohl im Stande wäre, mich in ſolche Extaſe zu verſetzen, als jene Nachricht. Nach dem erſten Taumel der Freude ſtiegen mir jedoch einige Zweifel auf. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß dies glückliche Ereigniß wirklich zugetroffen ſey, und ohne ein Wort zu ſagen, griff ich nach meinem Hute und rannte wie toll durch die ganze Länge der Stadt, wohl eine halbe deutſche Meile, bis zum erſten Gaſthofe, um mir Gewißheit zu holen. Und richtig — ſie war da! ich ſah noch die Vache vom Wagen heben, ich hörte das niedliche Berliner Kammermädchen der großen Künſtlerin einen Accuſativ ſtatt des Dativs liſpeln, kurz Sie war in unſern Mauern, um alle Herrlichkeit ihrer Kunſt vor unſern erſtaunten Blicken zu entfalten.

Wer wird mir's verdenken, daß ich an meinen daheim gebliebenen Freund nicht weiter dachte, ſondern mich froh, neugierig, und mit einem Anſtrich von Großſtädterei, unter die Fremden miſchte, die ſich um Loyal's table-d'hôte reiheten. Man ließ die Suppe kalt werden und die Löffel ruhig liegen, denn das dicke Fremdenbuch ging von Einem zum Andern, um den Namen zu bewundern, den eine weibliche Hand — ob die der Künſtlerin oder des Kammermädchens, wußte man nicht, — hineingekritzelt hatte. Man ſprach nur von Ihr. Ein jeder wußte Anekdoten und — wunderbar genug! — nicht eine einzige zu ihrem Lobe. Man ſprach von ihrem freien Leben, das ſie führte; von den Witzen, welche ihr erſter Mann, der bekannte Komiker Unzelmann, über ſein eheliches Verhältniß mit einem hohen Grade von Selbſtverläugnung zu machen pflegte; von artigen und reichen Gendarme-Offiziers — wohl zu merken, daß die preußiſchen Gendarmen jener Zeit nach altfranzöſiſcher Sitte die Kron- und Leibgarde des Königs waren. Man wußte, daß ſie gar nicht mehr ſchön ſey — daß ſie fünf Schnüre Perlen trage, um ihren Kropf zu verbergen — und endlich — daß bereits achtundvierzig Sommer über ihren Scheitel dahingeflogen waren! Ich ärgerte mich im Stillen über alle dieſe Geſpräche; ſie ſtörten meinen Ideenſchwall — und bald verließ ich die Geſellſchaft, ohne das Ende der Tafel abgewartet zu haben.

Allein mit mir ſelbſt, ſuchte ich mir ein Bild der Künſtlerin nach den Andeutungen der Tiſchgeſellſchaft zu entwerfen, um mich nicht vergebens in Hoffnungen zu wiegen, die nur ſchmerzlich zerſtört worden wären. Eine kleine, funfzigjährige Frau, mit einem breiten, ziemlich unbedeutenden Geſichte, einem ſtattlichen Kropfe, und einem dadurch widerwärtig tönenden Organe, die kommt hieher, um uns die ſchöne Königin Maria, die liebliche Fanchon, ein Klärchen, eine Aline, Nina und Johanna

'Arc darzuſtellen? Ich dachte mir, ihre Kunſt muß an
Zauberei gränzen, wenn ſie uns alles das erſetzen ſoll,
was ihrer Perſönlichkeit abgeht. Und wahrlich, wir wa-
en nichts Schlechtes zu ſehen gewohnt, wir hatten, ſo
gut wie andere Städte, Mädchen mit ſchmucken Geſichtern
und alten und jungen Anbetern, voll derber Natürlichkeit,
wie ſie auf unſern Feldern wuchs, mit einem mildernden
Couliſſenfirniß übertüncht; Frauenzimmer von tüchtigen
Stimmen, die aus dünnen Röhrenhälſen tönten, die mit
Anſtand ein Geſchenk anzunehmen wußten, und keine
Antwort ſchuldig blieben; mit einem Worte — die friſche,
hausbackene Kunſt, huldigungsſüchtig, begehrlich und nei-
diſch, wie ſie überall zu treffen iſt. Ich überdachte das
Alles genau, und da fiel mir ein, daß jene Berichterſtat-
er der Loyal'ſchen table d'hôte, alle zu dieſer oder jener
Fahne geſchworen hatten, und mithin, ihren kleinen, hei-
miſchen Schätzchen zu Liebe, die fremde, große Künſtlerin
herabſetzen wollten. Das ärgerte mich gewaltig, und als
ch am nächſten Abende im Theater war, erfüllte mich
eine ſolche Bosheit gegen dieſe unbedeutenden Geſchöpfe
und ihre Champions, daß ich ganz verächtlich von ihnen
zu mir ſelbſt ſprach: »Die langen, ſchlanken, jungen
Gelbſchnäbelchen haben nicht einmal einen Kropf, und
wollen ſich der Bethmann vergleichen!« — Ich ſprang
entzückt von meinem Sitze auf, als aus einer Seitenthür
des Proſceniums, wie es damals üblich war, ein ſchwarz-
gekleideter Schauſpieler in escarpins heraustrat und für
den andern Tag »Maria Stuart und Mad. Beth-
mann« verkündigte. Ich erwiederte ihm ſeine drei Re-
verenzen mit einem aufrichtigen Reſpecte, und hätte ge-
wünſcht, daß alle Andern mit mir gleich gefühlt hätten.

Am Nachmittage des folgenden Tages war ein be-
fremdliches Leben in allen Straßen, die zu dem Komö-
dienhauſe des Herrn van Bruinviſch führten. Auf dem
Platze vor demſelben ſtand eine ſolche Menſchenmaſſe und
drängte ſich hin und her mit lautem Jubelgeſchrei, daß
mir angſt und bange wurde, da ich wohl einſah, daß un-
ſer beſcheidene Kunſttempel dieſe Schauluſt nicht zu be-

friedigen im Stande ſeyn würde. Um vier Uhr wurden die drei kleinen, grün angeſtrichenen Pförtlein, unter der ſchwarzen Tafel, mit der Inſchrift: Amant alterna Camoenae, geöffnet, und nun kam die Maſſe in Fluß. Es war wirklich traurig anzuſehen! Da waren keine weiten Säulenhallen, Veſtibüles und Foyers, wie unſere heutigen Theater ſie zeigen. Von der Straße ſchieden nur ein gebrechliches Pförtlein und eine ſimple Schwelle den Caſſier, und der erſte Choc der Eindringenden brachte auch jenen ſchon in die größte Verwirrung. Eine halbe Stunde ging darüber hin, bis der Tumult ſich legte — es war ein wildes, durchdringendes Geſchrei. Man bat, man klagte, hier ward einer zerdrückt, dort erſtickt; Damen wurden emporgehoben und hineingetragen, während ihre Mäntel und Tücher in der Luft flatterten, oder eine Menge nachſtrömender Köpfe umhüllten und quetſchend mit ſich fortriſſen. Da war kein Halten — Niemand, der einmal im Strome war, konnte Widerſtand leiſten. Und als der Platz endlich frei geworden war, ſah man Schleifen, Kämme, Blumen, Tücher, Handſchuhe, zertreten und zerriſſen, fern von ihren ſchönen Eigenthümerinnen, die indeſſen im Bauche des finſtern Gebäudes dem Anfange des Schauſpiels entgegenſchwitzten. Meine Neugierde vor dem Hauſe hatte mich um den Genuß im Hauſe gebracht. Von Sperrſitzen wußte man in dem Hauſe des Myn heer van Bruinviſch nichts, die Logen waren alle beſetzt, und mir wurde ein Winkelplätzchen an der Parterrethür zu Theil, die ſich noch dazu ſeitwärts und nahe am Proſcenium befand, ſo daß ich ſo viel wie nichts von der ganzen Tragödie zu erſchauen bekam. Nur der Bethmann erſtes und letztes Auftreten iſt mir im Gedächtniß geblieben, denn da erlaubte es eine anfänglich günſtige Stellung, aus welcher ich nachher verſchoben wurde, und das frühere Hinausgehen eines rieſigen Vordermannes, daß ich die Bühne überſehen konnte. Sie war wohl nur klein, aber ein Ausdruck von Adel war dieſer kleinen Geſtalt beigegeben, von Hoheit der Dulderin, von Frauenwürde, wie ich ſie in ſolchem Verein nie ſeitdem erblickte. Ihr Organ war nicht unangenehm, ſie verſtand damit auf bewundernswerthe Weiſe zu ſchalten. In der Nähe und im lauten Affecte hörte man wohl das röchelnde Nachhallen, wie bei allen Leuten, die einen Kropf haben, das ward aber bis zu den Zuſchauern nie vernehmlich. Im Vortrage des Lyriſchen, wie z. B. in dem Monologe: »Eilende Wolken!« da erhob ſich der Ton ihrer Stimme ſelbſt bis zum Melodiöſen. Ihre Erſcheinung im weißen Gewande der Königin, von Spitzen und Perlen, am Schluſſe, gaben ihr ein verklärtes Anſehen, indeß die bekannte Händl-Schütz, welche die Vorſchrift des Dichters zu ſehr au pied de la lettre nahm, in ihren alterthümlich-barocken Sammt- und Atlas-Gewändern, auch in der Poeſie der äußern Erſcheinung, bei Weitem hinter der Bethmann zurückblieb, wenn ſie gleich ein viel ſchöneres Weib war. Die Rührung erreichte in dieſer letzten Scene den höchſten Grad: Alles zerfloß in Thränen; man vergaß die Drangſale des beengten Raumes, und klatſchte wie wüthend, und während man die Schnupftücher in den Mund ſteckte, jubelte man dabei mit naſſen Augen. Ich war unmuthig, als ich das Haus verließ, daß ich den Genuß nicht ganz gehabt hatte; nicht lange währte es jedoch, und das Schickſal hatte mich erhört. —

Mit einer Erwartung ohne Gleichen ſaß ich zwei Stunden vor dem Anfange auf meinem diesmal geſicherten Platze, um Berton's Aline anzuſehen. Dieſe Oper gehörte damals zu den Lieblingserſcheinungen, und viele berühmte Künſtlerinnen wählten ſie, um darin ihr Talent glänzen zu laſſen. Ich habe ſie ſpäter oft von unſern heutigen, gewöhnlichen Sängerinnen geſehen, und mich nicht mehr darüber wundern können, daß Kenner über den Verfall der Bühnenkunſt klagen. Nach dem jetzigen Stande der Dinge würde — ſollte eine Aline auf der Bühne erſcheinen — keine erſte Sängerin ſich mit dieſer Parthie befaſſen, die nur ein Romänzchen zu ſingen hat. Noch weniger könnte man einer erſten Schauſpielerin ſolche Zumuthung ſtellen. Und vormals geizte man nach dergleichen, weil man ſeine Kraft fühlte, ſelbſt zu ſchaffen, und weil man nicht der nöthigen Einſicht ermangelte, ſolchen Aufgaben eine glänzende Löſung vorherbeſtimmen zu können. Ich hatte kurz vorher von Mad. Händel-Schütz die Aline geſehen. Die Frau konnte keine Note ſingen, und gab ſie doch, weil ſie berühmt war, und ſich etwas Großes dünkte, und ihre Kraft und Gewandtheit darin zeigen wollte.

Dieſes franzöſiſche Hirtenmädchen auf dem Golcondiſchen Throne iſt allerdings in eine Situation gebracht, die nicht nur ſehr anziehend iſt, ſondern der Künſtlerin einen weiten Spielraum läßt. Die Händel-Schütz trat in einem ächt orientaliſchen Coſtüme auf, hatte fünf Shawls von bedeutendem Werthe an, um und auf ſich, declamirte ein Sonnet von einem jungen Doctor, ſtatt der lieblichen Romanze: »An der Dürance Geſtade,« tanzte aber dafür ein baskiſches Solo im kurzen Rocke, mit langen Zöpfen, wobei ſie faſt ausgelacht wurde, und gruppirte am Schluſſe des zweiten Actes ein großes Tableau, wozu mehrere Mohren einen rothen Teppich als Hintergrund ſchnell emporhielten, ſtatt — wie es das Stück verlangte — abzuſtürzen an der Spitze ihrer Krieger, um den Aufruhr zu dämpfen.

Ich führe dieſes an als Beweis, wie ſehr die Widerſinnigkeit ſchon damals anfing einzureißen, die Natürlichkeit zu verdrängen und der ganzen Bühnenkunſt die Richtung nach Effecten zu geben, die außer ihrem Bereiche liegen; da ich unbedingt von der Erſcheinung der Händel-Schütz und ihrer Jünger und Jüngerinnen die Verſchrobenheit des Theaterſpiels datiren möchte.

Nun aber will ich jene freundlichen Eindrücke zu ſchildern verſuchen, welche das Spiel der Bethmann in mir hervorrief.

(Die Fortſetzung folgt.)

Univ. Bibl.

Hieſiges.

Seit dem Dienstage hatten wir keine Vorſtellung, weil mehrere Mitglieder erkrankt ſind. Aus dieſem Grunde konnte Othello nicht gegeben werden, worin die hier anweſende k. k. Hofſängerin Mad. Kraus-Wranitzki auftreten ſollte. Wir hörten ſie bereits im Finale der Oper Johann von Paris und in einer Arie. Ihre Schule iſt die ältere italiäniſche, die wir gern, als Gegenſatz zu der neuern, die großartige nennen. Mad. K. Wranitzki gehört jedenfalls in die Reihe der ausgebildetſten Geſangkünſtlerinnen, und hat namentlich in der Parthie der Desdemona auf vielen der erſten Bühnen ſtets den entſchiedenſten Beifall errungen. — Auch die geſtrige Vorſtellung der deutſchen Kleinſtädter mußte abgeändert werden, da Herr Beſpermann plötzlich erkrankte. Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß die Grippe in unſern Mauern iſt. Alles nieſt und huſtet — klagt über Bruſtſchmerzen und zeigt thränende Augen. Wenn die Krankheit weiter um ſich greifen ſollte, ſo würde es leicht dahin kommen, daß die Bühne geſchloſſen werden müßte. Bleibt der Geſundheitszuſtand ſo, wie es jetzt den Anſchein hat, dann gibt man uns morgen den Othello, und Dienstags den Tell. Ein Repertoir, worüber wir keine Urſache zu klagen finden können.

Notiz.

Warum werden hier ſo ſelten locale Stoffe für die Bühne bearbeitet? Wir ſprechen hier nicht von dem ſogenannten Niedrigkomiſchen allein, dem wir — ſo lang uns ein zweites Theater fehlt — auf unſerer impoſanten Scene, keinen zu großen Raum geſtatten möchten. Wir meinen vielmehr jene Gattung der kleinen, freundlichen Genrebilder, deren Paris ſich in ſo ausgezeichneter Vollendung zu erfreuen hat, und die auch in Berlin und Wien zu Zeiten wohl geſehen werden. Welch einen allerliebſten Stoff gäbe nicht die Entſtehung des chineſiſchen Thurmes, von dem eine artige Anekdote kurſirt, und worin mehrere intereſſante Geſtalten, auch der berühmte Graf Rumford auf der Scene erſcheinen würden?

Pariser Miszellen.

Auf den verſchiedenen Theatern von Paris ſtehen jetzt folgende Stücke am meiſten in der Gunſt des Publikums:

Die große Oper gibt noch immer: „le bal masqué," und wechſelt dann und wann mit Robert ab. Kürzlich wurde nach langer Ruhe die Stumme angekündigt, worin Mamſell Dorus für Madame Cinti die Elvira ſang.

Das théâtre-français proſperirt mit ſeinem Drama: Clarisse Harlowe, nach dem zwölfbändigen Richardſon'ſchen Roman bearbeitet, worin die Mars herrlich ſeyn ſoll. Ein Stück, welches wahrſcheinlich bald den Rhein überſchreiten dürfte.

Die Opera comique zehrt noch immer von Herold's Nachlaß: le pré aux clercs, und ergänzt den Abend mit den Gondoliers von Blangini. Le pré aux clercs iſt unter dem Titel: der Zweikampf bereits überſetzt und das beſte Werk des auch bei uns ſehr beliebten Componiſten. Im Gymnase, wo Scribe thront, das aber demungeachtet nicht im blühendſten Zuſtande ſich gegenwärtig befindet, ſind Pauline und Camilla oder Bruder und Schweſter mit an der Tagesordnung, tragen aber ſtets den Sieg über die ſie begleitenden Vor- und Nachſpiele davon.

Das im Glücke ſchwelgende Vaudeville, wo ein Succeß den andern jagt, gibt: il est fou als jüngſte Neuigkeit, und l'escroc du grand monde, ein Sittenſpiegel der ſogenannten vornehmen Welt, wird alle Abende dazu geſpielt.

Das burleſke Variétés mit ſeinen herrlichen Komikern und hübſchen Mädchen bietet ſeine: Villageoise Somnambule auf, worin eine Mamſell Vicentini, die ſehr artig ſeyn ſoll, die Hauptrolle ſpielt. Daneben figurirte ſchon ſeit längerer Zeit Madame d'Egmont.

Im kleinen Theater des Palais-royal hat das Vaudeville: avis aux locataires freundliche Aufnahme gefunden. Es ſchildert die ſchlauen Betrügereien derer, welche Wohnungen zu vermiethen haben, und ſoll den Miethern gleichſam als Warnung dienen. Die bekannte Sophie Arnould mußte auch zu einem Vaudeville den Stoff herleihen, und ſpaziert ſolchergeſtalt jeden Abend über die Bretter.

An der Porte St. Martin hat das Lieblingsſtück der Pariſer: l'auberge des Adrets, worin Frederik-Le-Maître ſo herrlich iſt, ſtatt des dritten, etwas langweiligen Aktes, einen allegoriſchen Anhang: le paradis des Voleurs erhalten. Nun iſt der Zulauf wieder ſo ungeheuer, als wie das Stück neu war. Indeſſen bereitet man eine ſehr intereſſante Neuigkeit vor, worin Mamſell Georges Catharina II. darſtellen ſoll.

Im Cirque von Franconi wird jeden Abend die Belagerung von Antwerpen gegeben. Die großen ſceniſchen Einrichtungen zu einem ſolchen Stücke geſtatten hier keinen Wechſel des Repertoirs, und es wird daher oft erſt nach der hundertſten oder zweihundertſten Vorſtellung mit einem andern vertauſcht.

Nächſtens ſoll ein Ueberblick der kleineren Theater folgen.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Neuntes Stück.
München, ausgegeben am 15ten May 1833.

Erinnerungen. Vincenzo Bianchi. Concert. Othello.

Erinnerungen.

(Fortſetzung.)

Gleich in der erſten Scene öffnet Aline den geheimnißvollen Kaſten, worin ſie die Gegenſtände einer holden Erinnerung aufbewahrt, und macht Zelide, ihre Sclavin, zur Vertrauten. Die Romanze »An der Dúrance Geſtade,« welche ſie zu ſingen hat, konnte für ein Muſter des Vortrags gelten. Friederike Bethmann hatte eine nur ſchwache Singſtimme, aber eine Innigkeit lag darin, und ein Wohllaut, der das Herz auf eine Art zu rühren vermochte, die keine Beſchreibung zuläßt.

Man hört gewöhnlich nur den Einwurf jüngerer Theaterfreunde, daß uns Aeltern die frühern Bühnenkünſtler nur deshalb ſo vortrefflich erſchienen ſeyen, weil wir uns damals offener jedem Eindrucke hingeben mochten, und wenn dieſe ſo Hochgeprieſenen jetzt wiederkehrten, ſie nicht mehr im Stande ſeyn würden, in unſern erkalteten Herzen den Funken der Begeiſterung anzufachen.

Vieles in dem Theaterweſen iſt zwar vervollkommnet worden, Manches bedingt ſogar bedeutendere Kraft und

Kunſtfertigkeit, als ſie frühere Schauſpieler je beſeſſen haben, um dargeſtellt und ausgeführt zu werden, und in dieſer Hinſicht müßten vielleicht die geprieſenſten Künſtler ein neues Studium beginnen, und ſelbſt ohne Erfolg ihre edelſten Kräfte daran verſchwenden. Aber das iſt's ja eben, was der Sache den großen, nicht zu berechnenden Schaden brachte. Die gehäuften Schwierigkeiten, welche von dem Bühnenkünſtler ein tägliches Exercitium fordern, wie von dem Jongleur, Taſchenſpieler oder Seiltänzer. Die mechaniſche Fertigkeit, die ſo ſchwer zu erlangen iſt und ſo geiſttödtend wirkt, wenn ſie als höchſte Aufgabe errungen werden ſoll, ſie kann von dem Einfältigſten, Beſchränkteſten erreicht werden, und wird dabei ſtets einen Troß von blinden Anbetern an ſich reißen. Wer wird nun noch anſpruchloſere Wege einſchlagen, wenn ſolche Siegespfade winken? Kann man dem eitelſten Geſchlechte unter uns, den Schauſpielern, dergleichen wohl zumuthen? Doch um nicht mißverſtanden zu werden, muß ich bemerken, daß ich in dieſem Augenblicke nur an Sänger dachte. Wie denn die Oper es ja eigentlich nur iſt, die man im Sinne hat, wenn man vom Theater heutzutage noch ſpricht. Die Oper lebt noch; das Schauſpiel iſt todt. — Für die Oper gibt es noch ausgezeichnete Tonſetzer, und Künſtler, welche deren Werke auszuführen verſtehen. Selbſt in ihrer wildeſten Ausſchweifung von dem hohen Pfade, den der klaſſiſche Gluck und der romantiſche Mozart ihr vorzeichneten, müſſen wir mindeſtens Großartigkeit ihr zuerkennen, und ihr Feuer, ihre Kühnheit und Pracht zwingen uns oft, ſie anzuſtaunen und uns dem Haufen anzuſchließen, der die glänzendſte Erſcheinung der neueſten Bühne vergöttert. Mit dem Schauſpiel iſt es anders. Die ſparſamen Erzeugniſſe nicht hoch begabter Dichter werden nur gegeben, ſo ſcheint es, um der Gattung ein kümmerliches Andenken zu friſten. Die alten Helden der Tragödie verſchwinden nach und nach, und kein junges Geſchlecht greift kühn nach Dolch und Lorbeer.

Die Schauſpieler beſitzen keine Kunſt mehr. Sie beſaßen ſie nie in Noten gebannt, gleich den Sängern; die alten, großen Schauſpieler hatten ihre Art und Weiſe, und die haben ſie mit in die Grube genommen, und nun wiſſen die jungen nicht mehr, wie man es ſonſt angefangen hat, die wahre Comödie zu ſpielen. »Sollten denn aber nicht jetzt noch Talent und Beruf die rechte Bahn finden können, worauf ächte Menſchendarſteller früher ihr ſchönes Ziel erreichten?« hör' ich fragen. Dies gehört zu den Seltenheiten, und wenn es ſich vorfindet, ſo locken böſe Beiſpiele der Andern, ſchlechte, verzerrte Schilderungen der Dichter, der Einfluß der großen Oper ſelbſt, die armen Künſtler vom Wege ab.

Daher werfe man uns nicht Einſeitigkeit, Hang am Verjährten, und Verachtung jüngerer Beſtrebungen vor, wenn wir von einer hingeſchwundenen ſchönen Zeit des deutſchen Theaters ſprechen; wir ſind deshalb nicht unempfänglich für die Genüſſe, welche uns die neueſte Scene bereitet, und haben es auch hier ſchon oft gezeigt. Man geſtatte es uns, das Andenken großer Künſtler zu erheben und ihre Darſtellungsweiſe, wenn gleich nur unvollkommen, einer neuen Generation näher zu bringen. Es bleibt ja doch nichts von den kühnſten und herrlichſten Schöpfungen dieſes Kunſtbereiches zurück; mit dem Leben des Künſtlers ſchwinden ſeine Werke, und darin gleicht er dem Zauberer und Wunderthäter. Das blos leſende Publikum unterhält vielleicht eine und die andere Schilderung, das *ſelbſt* darſtellende wird — wenn es auch weder Belehrung noch Unterhaltung aus dieſen Zeilen ſchöpft — ſicher durch den Gedanken angezogen, daß es wünſchenswerth wäre, wenn ein Zeitgenoſſe nach dreißig Jahren auch einſt ſchriftliche Kunde von ſchönen und preiswürdigen Erſcheinungen der Schauſpielkunſt für ſpätere Leſer aufzeichnen wollte. — Im zweiten Acte der Oper, wo Aline als Hirtin erſcheint, ward das erſte Rondo, »Junge Schöne, von weichem Herzen,« höchſt anziehend vorgetragen. Beſondere Kunſt ward bei den Worten entfaltet: »Wag' es nicht mit der Liebe zu ſcherzen, ihren Freuden folgen nur Schmerzen!« Hier brachte Bethmann ein Ritardando an, das eine unbeſchreiblich ſchöne Wirkung machte. Während des Geſanges war ſie mit einem zierlichen Milchtopfe vom Gebirge herabgeſtiegen, und auf die Vorderbühne gelangt. Ihr Anzug war, der damaligen Theatermode gemäß, ein wenig ſchäferhaft. Sie trug ſchief auf dem Kopfe einen Baſthut mit vielen Blumen, und ein Röckchen von grünem Flor über weißen Atlas, mit einer Roſe an der einen Seite in die Höhe geſteckt, und — wie ſie das in vielen Rollen liebte — einen ziemlich großen Blumenſtrauß vor der Bruſt. Das ganze Accoutrement, obgleich etwas befremdend, würde ſelbſt jetzt noch auf dem Theater von angenehmem Eindrucke ſeyn. Die Art und Weiſe, wie ſie ihre Couplets während des Tanzes ſang, erinnerten ganz an den Vortrag der beſten franzöſiſchen Vaudevilliſten. Dies zeugte für ihre richtige Einſicht in das Weſen der Compoſition. Die markirte Betonung gewiſſer Sylben iſt dem melodiſchen Rythmus dieſer Weiſen nicht nur unentbehrlich, ſondern die Pointen gewiſſer Worte und Reime verlangen auch dieſe Art des declamatoriſchen Vortrags. An dem Tanze nahm ſie keinen Theil. Sie mochte nicht, wie ſo manche Schauſpielerin unſerer Tage, an die Nachſicht der Zuſchauer appelliren. Wer nicht das, was er öffentlich zeigt, mit einer gewiſſen Virtuoſität zu zeigen verſteht, ſollte eigentlich keine Nachſicht erfahren. Ich will lieber Tanz und Geſang der Preziosa entbehren, als der fremden Perſon, die ſie darſtellt, dafür Nachſicht ſchenken, daß ihre Eitelkeit ſie antreibt, mich durch Mißtöne und ungeſchickte Gliederverrenkungen zu martern.

Während die Hirten den Reihen um ſie ſchloſſen, begnügte ſich unſere Künſtlerin, taktmäßig in die Hände zu klatſchen.

Nun kamen die Meldungen von dem ausgebrochenen Tumulte im Pallaſte, und immer intereſſanter wurde ihr Spiel. Die Bedeutſamkeit der Befehle, die ſie ihren Vertrauten ertheilte, ward aus jeder Miene, jedem Blicke, jeder Bewegung erſichtlich. Jetzt wirkte auch der Schlaftrunk. St. Phar ſchlief ein. Nun entfalteten ſich die widerſprechendſten Gefühle ihrer Bruſt — Alles wurde den Zuſchauern klar — von Allem gab ſie uns Rechenſchaft — und doch wie harmoniſch-ſchön war Alles; da war keine Zerſtückelung, ohne Mitteltinten, bunt und ſchroff nebeneinander geſtellt.

Hier die ſtrengen Befehle der Königin, mit männlichem Geiſte begabt, dann der Schein einer reizenden Heiterkeit, um den Augenblick des Ausbruchs zu verzögern, endlich die liebliche, faſt naive Sorgfalt für das heilige Haupt des Geſandten und zärtlich Geliebten. Noch im letzten Augenblicke, als ſie die Fahne ergreift, um an die Spitze der Krieger zu treten, wendet ſie die zärtlichen Blicke auf den entſchlummerten Liebling, welchen Sclaven auf einem Ruhebette forttragen, und richtet ſeinen Kopf in eine bequemere Lage, küßt ihm die herabhängende Hand und legt ſie ſorglich zurecht. —

(Beſchluß folgt im nächſten Mittwochblatte.)

Vincenzo Bianchi.

Im philharmoniſchen Verein hörten wir dieſen ausgezeichneten Violinſpieler aus Conegliano im Venezianiſchen, wofür wir dem überaus thätigen und verdienten Gründer jenes Vereins, Herrn Schönche, großen Dank ſchuldig ſind. Nun hat zwar das Spiel des Herrn Bianchi in uns und vielen ſeiner Zuhörer den Wunſch rege werden laſſen, ihn in einem großen Concerte noch einmal zu hören. Wer könnte aber das Herz haben, ihn dazu aufzufordern, ohne ihn vorher für die Koſten mindeſtens aus eigenen Mitteln zu decken? daß ſo weit die Liebhaberei ſich nicht verſteige, darf indeß im Voraus als gewiß angenommen werden. Wie aber, wenn verſucht würde, ein Concert im Freien zu veranſtalten? — keine gewöhnliche Gartenmuſik — ſondern ein wirkliches, großes Vokal- und Inſtrumental-Concert, mit dem Unterſchiede, daß es im herrlichen, göttlichen Odeonſaale der ſchönen

Natur gegeben würde. In Italien iſt die Sache alltäglich, und unſer Künſtler wird gewiß mit der Idee ſchon längſt befreundet ſeyn; auch ſind uns viele Städte Deutſchlands bereits darin vorangegangen. Herr C. **Blum** veranſtaltete in Berlin ſchon oft ſolche Concerte, wobei die **erſten Künſtler** mitwirkten. Wir ſind der Meinung, daß dem fremden Virtuoſen eine reiche Aerndte, unerwartet in dieſer ungünſtigen Zeit, und uns ein herrlicher Genuß durch die Verwirklichung erwachſen könnte.

Concert.

Die Herren **Will** und **Müller** ließen ſich in dem kleinſten Lokale des Königl. Odeons hören, und ſelbſt dieſer Raum blieb leer. Die Muſik iſt in unſern Tagen Gemeingut geworden. Alles treibt ſie, und der Dilettantism iſt wahrlich ſo rieſenhaft herangewachſen, daß er die Lächerlichkeit längſt abgeſtreift hat, und unſere Achtung im hohen Grade fordert. Was will man dieſen Dilettanten nun noch zu hören geben, das ſie nicht beſſer machten? Welche Bewunderung wollen fremde, unbekannte Muſiker von den Verwandten jener Dilettanten einärnten? Liebe ich das „Muſikmachen“, ſo übertrag' ich dies Gefühl ganz und ungetheilt auf Fräulein N. oder Herrn N. N., die mir nahe ſtehen durch Bluts- oder Freundſchaftsbande; iſt mir die Muſik gleichgültig, ſo habe ich daran ſchon viel zu viel, was ich täglich bei armen Freunden und Bekannten davon zu hören bekomme. Wer wird verlangen, daß ich Geld ausgebe, um bei ſchönem Wetter mich in eine heiße Stube einzuſperren, und einen ſo ganz alltäglichen Genuß mir bereite? Wollen dieß denn die reiſenden Herren Muſiker nie einſehen lernen? Nun ja, es iſt recht luſtig, in ſchöner Jahreszeit durch das liebe Vaterland zu reiſen, ſeine Hauptſtädte kennen zu lernen, mit fremden Künſtlern in Berührung zu kommen, und wenn dieß Vergnügen auf fremde Koſten geſchehen kann, ſo iſt es auch nicht zu verachten. Aber man verlaſſe ſich nicht auf ergiebige Concerte, und klage ganze Völkerſchaften der Stumpfſinnigkeit und Geſchmackloſigkeit an, daß ſie ſich nicht hinzudrängen, wenn ein Zettel angeklebt wird, der für den Abend einige muſikaliſche Fragmente in zweifelhafter Ausführung verkündigt.

Den Herren **Will** und **Müller** konnte dieſe Erfahrung nicht mehr fremd ſeyn. Sie kamen aus zu weiter Ferne, als daß

e ſie nicht ſchon gemacht haben ſollten. Sie hatten freilich gehört,
aß in München viel muſikaliſcher Sinn ſey, man wird ihnen aber
uch nicht verſchwiegen haben, daß noch mehr muſikaliſches Treiben
ier angetroffen würde. Wir beſitzen übrigens ſelbſt große Künſtler,
usgezeichnete Inſtitute, wir hören Vortreffliches in den Kirchen, in
oncerten, auf dem Theater und auf der Wachtparade; unſer Ein:
eimiſches wird ſelten nur übertroffen, und das Vollkommenſte der
remden iſt uns nie unbekannt geblieben.

Was die Herren **Will** und **Müller** leiſteten, ſtellte die
leine Zuhörerſchaft hinlänglich zufrieden. Beſonders entfaltete Hr.
üller in ſeiner Improviſation auf dem Fortepiano Ideenreich:
hum und Schwung. Die Wahl der Stücke war ausgezeichnet zu
ennen. Im Zuſammenſpiel verkündete ſich kein längeres Beiſammen:
eyn, kein Eingehen des Einen in die Weiſe des Andern, das Con:
erſiren der Inſtrumente wurde vermißt, das Discrete des Vortrags,
en ſolche Enſembleſtücke bedingen, das wechſelſeitige Tragen und
Heben, um das Charakteriſtiſche jedes Inſtruments im rechten Glanze
u zeigen. Dieß allein gibt ſolchen Concertanten den wahren, ächten
Reiz. Es fehlte übrigens nicht an lautem Beifall, und wir wollen
wünſchen, daß ein fernerer Verſuch unter begünſtigendern Umſtän:
en auch in anderer Hinſicht lohnender für die jungen Künſtler aus:
allen möge.

Othello

von Roſſini.

Gegeben d. 12. Mai.

Othello iſt das herrlichſte, was Roſſini in Italien geſchrieben. Im erſten Akte zeigt er uns zwar einige ſeiner gewöhnlichen Schwächen, aber im zweiten und namentlich im dritten Akte erreicht er wirklich eine Höhe, die wir anſtaunen müſſen. Ueberall, ſelbſt im Ausbruche der höchſten Leidenſchaft, waltet Melodie, und der wunderbare, ſüße Schwan von Peſaro ſchwimmt dahin auf Fluten des Wohllauts.

Wer unſerm Publikum vorwirft, daß es keinen Sinn für Muſik habe, der hätte ſich an dieſem Abende vom Gegentheile überzeugen können. Troz des herrlichſten Abends war eine anſehnliche Verſammlung in dem dunkeln, heißen Theater. Mad. **Kraus-Wranitzki**, deren wir ſchon erwähnt haben, trat als Desdemona auf. Eine Erinnerung knüpft ſich für uns an dieſe Rolle, die es den gefeiertſten Künſtlerinnen ſchwer machen würde, hier einen ganz ungetrübten Eindruck hervorzubringen. **Clara Metzger** lebt noch in eines Jeden Erinnerung; ſie wurde uns ſo ſchnell entriſſen, daß wir es kaum zu faſſen vermochten, und ihre Stimme ſcheint noch fortzutönen, obgleich wir ſie nie mehr zu hören bekommen. Daher ſtets die ſchmerzliche Stimmung in unſerer Bruſt, wenn wir einer Vorſtellung beiwohnen, worin ſie einſt einen Triumph feierte.

Unſer Gaſt jedoch erfreuete ſich lauten, anhaltenden Beifalls, und dieß lieferte den Beweis, daß es noch Leute im Publikum gäbe, die wahre Kunſt zu ſchätzen wiſſen. Mad. Kraus-Wranitzki zeigte ſich des ihr vorangegangenen Rufes vollkommen würdig. Im Finale des zweiten Aktes war ihre Bitte an den Vater herrlich nuancirt; im dritten Akte der abwechſelnde Vortrag der Romanze eben ſo kunſtvoll als innig. Alles war gerundet und zeugte von Geſchmack. Ihr Recitativ kann in jeder Beziehung muſterhaft genannt werden. Es iſt zu beklagen, daß die Menſchenſtimme ein ſo zartes Inſtrument iſt, das ſo leicht von äußeren Eindrücken leidet. Nur die erſte Jugend verleiht ihr den friſchen Hauch, den Schmelz der Glocke, den markigen Duft. Solch eine Stimme bringt auf das Gemüth, an und für ſich, ohne alle Kunſt, eine Wirkung hervor, wie Gebirgsluft, Waldeshauch und Morgenwehen. Sie öffnet uns weit das Herz. Es gibt hie und da Sängerinnen, die ſich des Vorzugs einer ſolchen Stimme zu erfreuen haben — möchten ſie Alle, bei guter Zeit, eine Bildung ſich aneignen, wie Mad. Kraus-Wranitzki, um auch dann noch — wenn der Zauber der Jugend von dem Inſtrumente gewichen iſt, einen ſo befriedigenden Eindruck durch ihre Kunſt hervorzubringen.

Herrn Mittermayer hörten wir als Othello. Auf ihn läßt ſich daſſelbe anwenden. Er wird ſtets einer der beſten deutſchen Geſangkünſtler bleiben, und wenn ſein herrliches Inſtrument noch mehr litte, als es ſchon gelitten hat. Für die leidenſchaftliche Parthie des Mohren iſt nun freilich ein großer Kraftaufwand nöthig, allein ſelbſt in dieſer Rückſicht überraſchte uns wahrlich Herr M. Er war an dieſem Abende ganz vorzüglich bei Stimme. — Neben ihm ſtand ſein trefflicher Schüler Herr Bayer in der Parthie des Rodrigo. Wir vermißten ungern die Arie des zweiten Aktes; den Glanzpunkt in dieſer Parthie. Herr Pellegrini als Elmiro, verdient Lob. Sein Anzug hätte jedoch der eines venetianiſchen Senators ſeyn können. Schwarz und violett mit Hermelin, lange Ermel u. ſ. w. In Italien erſcheint Elmiro gewöhnlich ſo.

Auch das hors-d'oeuvre eines Ballets bekamen wir in den Kauf. Seltſam überraſchte uns die alte, bekannte Violin-Polonaiſe von Krommer, die wir ſelbſt einmal in unſerer Jugend recht herzzerreißend geigten. Wir hätten nie gedacht, ſie in Venedig wiederzufinden. Die Wahl war unpaſſend. Was Herr Rozier dazu geſetzt hatte, und vorzüglich, was er ſelbſt dazu tanzte, verdient großes Lob. Selbſt Mamſell Koſtolzky hatte Gelegenheit, ſich leicht und artig dabei zu drehen, und ihre ſchöne Geſtalt recht vortheilhaft zu zeigen.

Wenn ich hier Theatermaler wäre, ſo hätte ich mir es längſt verbeten, auf Dreimaſter, die in der Perſpektive gemalt ſind, große, tüchtige Menſchen in Reih und Glied zu ſtellen und ſo heranfahren zu laſſen. Das zerſtört ja alle Wirkung, und nur die Gewohnheit macht, daß man dieſe Traveſtie nicht belacht. Othello's ganze Flotte möge fern im Meere verjüngt erſcheinen, während er ſelbſt auf einem großen, ausgeflaggten Boote ankommt, das nicht einmal ganz gezogen werden darf, ſondern nur zur Hälfte aus der Couliſſe heranfahren und am Ufer anlegen kann. So etwas kann leicht abgeſtellt werden. Daß es immer ſo war, iſt eine handwerksmäßige Entſchuldigung.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Zehntes Stück.
München, ausgegeben am 18ten May 1833.

iulio Pellegrini. Engliſche Schauſpieler in Deutſchland. Franconi's Amphitheater. Fra Diavolo.

Giulio Pellegrini.

Es iſt gewiß den Theaterfreunden nicht unintereſſant, über die frühern Lebensverhältniſſe dieſes Künſtlers hier etwas Näheres zu finden.

Giulio Pellegrini ward zu Mailand den erſten Januar 1806 geboren. Schon in frühester Jugend beſchäftigte er ſich mit der Muſik. Sein erſter Lehrer war der Maeſtro Pagani. Bald trat er als Zögling in's Conſervatorium, welches damals unter der Direction des Ritters Orlandi ſtand, der nun bereits ſeit vielen Jahren ebenfalls in unſerer Mitte lebt und als ausgezeichneter Geſanglehrer bekannt iſt. Im eilften Jahre bildete ſich ſeine ſchöne Baßſtimme und auf Binaghi's, Banderali's und anderer berühmter Sänger Rath, machte er ſeine erſten Verſuche in der Kirche und übergab ſich dann gänzlich der Leitung des letztgenannten Profeſſors. Dreizehn Jahre alt hatte er ſchon ſolches Aufſehen erregt, daß er nach Turin zum Theater Carignano berufen wurde, und dort mit großem Beifalle auftrat. Die italieniſchen Zeitungen ſprachen von ihm mit vielem Lobe und dies bewog den Herrn Baron von Priuli, den jungen Künſtler für unſere italieniſche Oper zu werben. Seine erſte

Debut war Faraone im Mosè von Roſſini, worin er als Knabe von noch nicht vollen funfzehn Jahren, den reichſten Beifall von einem fremden Publikum erntete.

Seine Stimme war damals ſchon überraſchend ſchön, allein ſein eingezogenes Leben, ganz dem Studium geweiht, wie es die Künſtler ſeines Vaterlandes gemeinhin zu führen pflegen, bildete ihn immer mehr und mehr aus. Als im Jahre 1825 die italieniſche Oper aufgelöſt wurde, faßte Pellegrini den koloſſalen Gedanken, deutſch zu lernen, um fortan unſerer Bühne anzugehören. Man kann denken, welche unſägliche Mühe dies dem jungen Künſtler machen mußte, der ſtets gewöhnt war, ſeine weichen Silben, die ſich von ſelbſt dem Geſange anſchmiegen, auszuſprechen. Der Freiherr von Poiſl zahlte ihm tauſend Gulden Wartgeld, um ihm die Ausführung ſeines Planes zu erleichtern und ihn ſo der deutſchen Kunſt zu gewinnen, da er ohne dieſe Unterſtützung wohl nach Italien hätte zurückkehren müſſen. Merkwürdig iſt es, daß ein Franzoſe es war, der ſich der Mühe unterzog, ihm das Deutſche beizubringen. Es war der Sprachlehrer Herr Gerard, deſſen leicht faßliche Methode bekannt iſt. Nach drei Monaten war il Signor Giulio Pellegrini im Stande, »in dieſen heiligen Hallen« in einem Concerte öffentlich vorzutragen. Man kann denken, daß das Publikum es nicht an Beifall fehlen ließ, um ihm ſeine Beharrlichkeit zu lohnen. Sein erſtes Debut auf der deutſchen Scene war der Comthur im Don Juan, der an dieſem Abende zum erſten Male zur Hauptparthie der ganzen Oper wurde. **1831** trat Pellegrini im Theater Della Fenice in Venedig, und **1832** im Kingstheater in London auf. Ueberall wurde ſeinen ausgezeichneten Naturgaben, ſo wie ſeiner Kunſt die ſchmeichelhafteſte Anerkennung zu Theil.

Pellegrini iſt jetzt ſo durch und durch ein Deutſcher, daß er wohl ſchwerlich unſer rauhes Land mit dem lieblichen Italien jemals zu vertauſchen gedenkt. Es iſt vielleicht der erſte, jetztlebende deutſche Baßiſt. Seine Stimme erinnert an die Lablache's, obgleich ihre Tiefe voller und kräftiger iſt, ſeine Geſtalt iſt männlich prononcirt, ſein Ausſehen kräftig und jugendlich.

Die Pellegrini's haben ſchon viele wackere Künſtler dem Theater geliefert. So lebt in Paris ein alter Meiſter, dieſes Namens, der viele berühmte Schüler, unter Andern, Mad. Cinti-Damoreau gebildet hat.

Engliſche Schauſpieler in Deutſchland.

Schon längſt war davon die Rede, die engliſchen Schauſpieler, welche den vergangenen Winter in Paris zugebracht haben, nach Deutſchland kommen zu ſehen. Die Erſcheinung wäre intereſſant, und für unſere Zeitgenoſſen neu. Denn faſt zweihundert Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem die erſten engliſchen Mimen unſer Vaterland durchzogen haben. Sie fanden damals um ſo größern Beifall, als, der letzte große Akt des dreißigjährigen Krieges ſo eben geendet hatte, und ſich Alles wieder nach mildern Erſcheinungen ſehnte.

Bis zu dieſem Augenblicke iſt in keiner Bühnenchronik etwas Umſtändlicheres über jene engliſchen Schauſpieler zu leſen; und wenn gleich auch ich bis jetzt nicht vermögend bin, den Schleier gänzlich zu lüften, der ihre Leiſtungen ſeit zwei Jahrhunderten dicht verhüllte, ſo hat das gute Glück oder der Zufall, mich doch in Prags Archiven ein vidimirtes Actenſtück auffinden laſſen, das in Deutſchlands allgemeiner Theatergeſchichte ſeinen Platz verdient.

Kaiſer Ferdinand der III. nämlich erließ den 10. November 1650 zu Wien in aller Form Rechtens einen offenen Geleitsbrief für eine wandernde Truppe engliſcher Schauſpieler, deſſen Hauptinhalt ich wörtlich treu hier mittheilen will, nichts daran ändernd, als die unbequeme, gänzlich veraltete Rechtſchreibung:

»Wir Ferdinand der Dritte, von Gottes Gnaden ꝛc. bekennen öffentlich mit dieſem Brief und thuen kund allermänniglich: demnach Uns Fürweiſere dieſes Wilhelmb Roe, Johann Waide, Gedeon Gellius, Robert Caſſe ſambt ihren Mitconſorten engelländiſche Comödianten, unterthänigſt zu vernehmben gegeben, wasmaſſen ſie nunmehre eine ziembliche Zeit hero an unterſchiedlicher hoher Potentaten Höfe, wie auch anderer Orten hin und wieder, allerley luſtige Spiel und kurzweilige Comödien öffentlich exhibirt und geſpielt haben, unterthänigſt bittend, daß Wir ihnen ſolche allhie in Unſerer kaiſerlichen Reſidenzſtadt gleichfalls auf eine Zeit lang öffentlich zu agiren gnädigſte Erlaubniß ertheilen wöllten, und Wir Uns darein (jedoch daß ſie ſich dabei aller Unehrbarkeiten, ſowohl in Worten als Actionen allerdings enthalten ſollen) allergnädigſt bewilliget: — als haben Uns ſie darauf ferneres gehorſambſt angezeigt, wie daß ſie nunmehr von dannen abzureiſen, und beſagte ihre Profeſſion unterſchiedlicher anderer Orten, ſowohl in dem heiligen römiſchen Reich, als andern Unſern erblichen Königreichen, Fürſtenthumben und Landen zu üben und zu treiben Willens wären, und derowegen Uns zu deſto beſſerer und unverhinderlicherer Fortſetzung dieſes ihres Vorhabens, umb Unſer allergnädigſte Hilf, Frei- und Sicherheit allerunterthänigſt gebeten.«

»Wann Wir dann gnädigſt angeſehen, ſolch ihr diemüthig gehorſambſte Bitt, beſonderlich aber erwogen, daß ſie die Zeit über, ſo Wir ihnen alhier in unſerer Stadt Wien und darüber auch in unſeren kaiſerlichen Hof ſelbſten, ihre Comödien zu ſpielen gnädigſt bewilliget, ſich darinnen alſo bezeigt und verhalten, daß Uns einige Klag wider ſie nicht vorkommen: als haben Wir mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wiſſen ihnen obgenannten Comödianten dieſe kaiſerliche Gnad gethan und Freiheit gegeben, daß ſie ſolche ihre vorhabende Profeßion aller Orten, ſowohl in dem heil. römiſchen Reich als auch andern unſeren Erbkönigreichen, Fürſtenthumben und Landen unverhindert Männiglichs exerciren, treiben und ſich derſelben gebrauchen mögen; ihnen auch vor Niemands, wer er auch ſeye, kein Eintrag, Irrung oder Verhindernuß zugefügt werden; jedoch daß ſie ſich dabei aller Ehrbarkeit befleißen, auch aller unziemblicher Reden und Actionen gewißlich enthalten ſollen.«

»Gebieten hierauf allen und jedem Churfürſten, Fürſten, Geiſt- und Weltlichen, Prälaten, Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Landmarſchallen, Landshauptleuten, Vizedomben, Burggrafen, Vögten, Pflegern, Verweſern, Amtleuten, Schultheiſſen, Burgermeiſtern, Richtern, Räthen, Bürgern, Gemeinden, und ſonſt allen andern Unſern und des heiligen Reichs, desgleichen Unſerer Erbkönigreich, Fürſtenthumben und Landen Unterthanen und Getreuen, was Würden, Stands und Weſens die ſeynd, ernſtlich und feſtiglich mit dieſem Brief und wollen: daß ſie mehrbenannte engelländiſche Comödianten-Compagnia ſammt ihren Leuten, Pferden und allerhand zugehörigen Sachen nit allein aller Orten und Enden, zu Waſſer und zu Land frei, ſicher und unverhindert durchkomben, paſſiren und repaſſiren, ihnen auch in allen Vorfallenheiten, wo es vonnöthen, geziembenden Vorſchub leiſten und allen geneigten beförderſamben Willen erwaiſen, ſondern auch ſie bei dieſer Unſerer ihnen ertheilten Gnad, Freiheit und Verwilligung ruhig verbleiben, deren aller Orten frei und ungehindert genießen, gebrauchen laſſen, darwider nit beſchweren, noch deß jemands Andern zu thun geſtatteten in kein Weis noch Weg, das meynen Wir ernſtlich.«

»Mit Urkund dies Briefs beſiegelt mit Unſerem anhangenden Inſiegel, der geben iſt in Unſerer Stadt Wien den zehenten Monatstag Novembris nach Chriſti Unſers lieben Herrn und Seligmachers gnadenreicher Geburt im 1650ſten, Unſerer Reiche des römiſchen im vierzehnten, des hungariſchen im fünfundzwanzigſten und des bohömiſchen im dreiundzwanzigſten Jahre.«

(gez.) Ferdinand. (L. S.)
(gez.) Johan. Matth. Prickelmayer.
Ad mandatum Sacae. Caesae. Majestatius proprium.
(gez.) J. Khager.

Ein Jahr ſpäter befand ſich dieſe Geſellſchaft in Prag und beklagte ſich in einem, den 15. Dezember 1651 datirten Geſuche an die königlichen Statthalter: »daß ſie auf Ihre hochgräfliche Excellenzen und Gnaden jüngſt beſchehene gnädige Inhibition ihr Agiren gehorſambſt eingeſtellet und dardurch, ſintemalen viel auf die Compagnia zu unterhalten gehet, nicht in geringe Unkoſten komben, auch ihr vorhero viel der Kleider und Sachen alda geſtohlen und verloren worden.« Um dieſe Unfälle leichter ertragen zu können, bitten die reiſenden Künſtler: auch die nächſten vier Adventstage ſpielen zu dürfen, wozu ihnen das Conſiſtorium bereits die Erlaubniß gegeben habe, und erklären zuletzt: daß ſie früherhin zu Wien ſogar in der Faſtenzeit vor dem Kardinal von Dietrichſtein und dem Erzherzog Leopold von Oeſterreich »ihre Profeſſion exerciret« hätten.

Wenige Tage ſpäter, als ihnen dies Geſuch bewilliget worden, tragen ſie de- und wehmüthig darauf an: »ihr Spiel von den nächſtkünftigen heiligen Weihnacht-Feyertagen bis noch auf ein drei Wochen hinaus frei exhibiren und agiren zu dürfen, ihre nahe Abreiſe nach Wien als einen Grund dafür bezeichnend, nebenbei bemerkend: »und in Betrachtung unter unſerer Compagnia zwei Meiſters der römiſch-katholiſchen Religion zugethan, auch wir uns ſonſten allezeit in Worten und Actionen aller Ehrbarkeit gebrauchen.«

Intereſſant wäre es zu wiſſen, welche Stücke durch ſie zur Aufführung kamen, da ſie ſchwerlich aus den heiligen Schriften entlehnt waren. Sah man vielleicht in rohen Ueberarbeitungen, bereits damals die Leiſtungen eines Marlow oder die Jugendarbeiten Shakespeare's über Deutſchlands Bühne ſchreiten? Und wie kam wohl Gryphius dazu, ſeinen Peter Skuenz und ſeine Farce erſcheinen zu laſſen, worin die beiden Helden Daradiridatumtarides und Horribilikribrifax eine ſo große Rolle ſpielen. Wahrſcheinlich hatte er ſie der Bekanntſchaft mit dieſen Schauſpielern zu danken.

Julius Max Schottky.

Fra Diavolo.

Den 16. May.

Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Madame Kraus-Wranitzky, welche, dem Vernehmen nach, von der Grippe befallen wurde, mußte noch am Morgen die Vorſtellung der weißen Frau ſuſpendirt werden, und es wurde dafür Fra Diavolo gegeben. Das Haus war, trotz eines herannahenden Gewitters, nur ſchwach beſetzt. Die Ouverture, wie man es von dem hieſigen Orcheſter gewohnt iſt, vortrefflich executirt, aber eben, weil man das gewohnt iſt, ohne Beifallszeichen. Mad. Spitzeder (Zerline) ganz ausgezeichnet, und ſie möchte in dieſem Genre wohl kaum in Deutſchland übertroffen werden. Wunderlieblich ſang ſie beim Entkleiden die Romanzette. Warum ſie aber es verſchmäht, ſich im erſten Akte die Barcarole mit der Mandoline zu accompagniren, ſondern dieſe mit förmlich tragiſchen Actionen begleitet, iſt nicht einzuſehen. Dieſe Barcarole iſt ja nichts weiter, als eine Art Volkslied, welches ſie dem fremden Marquis vorſingt, um ihm einen Begriff von dem gefürchteten Fra Diavolo zu geben, bedarf alſo keineswegs ausmalender Bewegungen. — Sehr hübſch und decent war ihr Spiel, als ſie, eben aus dem Bette geſprungen, von Lorenzo überraſcht wird. — Demoiſelle Fuchs (Lady) ſchien unpäßlich zu ſeyn, denn ſie ſang und ſprach die ganze Oper hindurch nur mit halber Stimme; es läßt ſich alſo kein Urtheil fällen. — Herr Bayer (Fra Diavolo) war ſehr gut bei Stimme, und ſang die Arie im dritten Akte mit ſolcher Virtuoſität, daß das Publikum wünſchte, ſie noch einmal zu hören, was jedoch, beſonders bei ſo großer Hitze, nicht zu begehren iſt. Rauſchend war der Beifall. — Herr Mittermayer (Lord) ganz beſonders bei Laune. Obgleich er eigentlich mehr einen franzöſiſch als engliſch deutſchen Dialect ſpricht, ſo iſt er dennoch ſehr ergötzlich, und dürfte in dieſer Rolle, außer Herrn Haſſl in Frankfurt, in Deutſchland kaum einen gefährlichen Rival finden. — Der Chor war ausgezeichnet. Ueberhaupt hat derſelbe ſeit einiger Zeit unendlich gewonnen. Das Arrangement des Schluſſes iſt ſehr gelungen, und es fehlte beſonders dießmal nicht an raſcher, lebendiger Ausführung. Herr Bayer wurde gerufen. v. S.

Franconi's Amphitheater.

Ich begab mich zu Franconi, um dem Stücke: Die Belagerung von Antwerpen, beizuwohnen. Ich kam zu ſpät, um das erſte Tableau zu ſehen. Die Truppen waren bereits von dem Caruſſelplatze nach Belgien fortgezogen. Ich fragte einen Reiter, der dicht an meinem Sitz vorüberſprengte: „Wie oft haben die Pferde zu freſſen bekommen, ſeitdem das Stück angefangen hat?“ — „Zweimal,“ war die Antwort — mithin hatte ich zwei Tableaux verſäumt. Haferfutter entſpricht der Expoſition, das Häckſel der begonnenen Intrigue. — Wir ſahen Waterloo vor uns. Die ermüdeten Soldaten machten vor dem Hügel Halt, wo der belgiſche Löwe ruht. Bis hieher war das Stück von Etape zu Etape zu gemächlich fortgegangen, jetzt ſchien mir erſt der Autor für etwas dabei zu gelten. Es mochte keine kleine Verlegenheit für ihn geweſen ſeyn, auf Verlangen dieſe Decoration in das Stück zu verflechten, und franzöſiſche Krieger vor dem Löwen von Waterloo den Pariſern zu zeigen. Ihn von ihren Händen demoliren laſſen — das wäre gegen die Wahrheit geweſen, und hätte leicht das diplomatiſche Corps erzürnen können. Ihn ruhig an ſeiner Stelle laſſen, würde einen argen Widerſpruch mit all den feurigen Worten voll Patriotismus gebildet haben, wovon das Stück wimmelt. Sollte der Löwe herabſteigen von ſeinem Sockel, und den Korporalen und Sergeanten freundlich die Pfote reichen, um ſie zu bitten, es ihm nicht übel zu nehmen, daß er in der Situation verharre, welche ihn die allirten Mächte hatten einnehmen laſſen? — Welch ein Lärm wäre entſtanden, wenn er nach dieſen Worten wieder auf das Monument hinaufgeſtiegen wäre? Ihn vom Blitz zertrümmern zu laſſen — welch ein erbärmlicher Theatercoup! Wie mochte der gute Dichter geſchwitzt haben! Und was brachte ſein Nachdenken zum Vorſchein? Die Soldaten ſchlafen ein, und während deſſen ſenkt ſich eine Wolke nieder, breitet ſich aus, bedeckt den Hügel, den Löwen, erhellt ſich, und man erblickt darin Napoléon-le-Grand, von bengaliſchem Feuer umgeben, auf die Stelle hinzeigend, wo der Löwe lag, ſtatt deſſen man nun die Namen all der Siege las, die er erfocht. Dieſen Traum träumt die ganze Armee, und das iſt gewiß eben ſo geiſtreich als diplomatiſch. Der franzöſiſche Stolz iſt befriedigt, und die bevollmächtigten Miniſter haben nichts einzuwenden. Hr. v. Argout hat nichts in dieſer Wolke bemerkt, es findet kein Notenwechſel darüber ſtatt, und das Stück wird nicht verboten. — Eine ſpätere Scene zeigt uns Brüſſel, links des Königs Palais, prächtig erleuchtet — hinten die ganze Stadt, der Park, Bellevue in ein Flammenmeer verſenkt. Ein Mann in grüner Kleidung iſt — obgleich der Zettel ihn nicht einmal nennt — ſicherlich der König der Belgier, und die Dame, die ihn begleitet, kann keine andere ſeyn, als der ſchönſte Stein aus Louis Philipps Diadem. Da zieht die franzöſiſche Avantgarde herbei, dann die ganze Armee. Fliegende Fahnen, klingendes Spiel, Trommeln, Trompeten, marſchirende Infanteriſten, ſprengende Dragoner, Artillerie, Kanonen auf ächzenden Laffeten — Alles iſt da — es iſt eine wirkliche Armee, eine Armee, mit welcher Don Pedro in Liſſabon einziehen konnte, als wenn er dort zu Hauſe wäre. Es ſind die wirklichen Soldaten, die vor Antwerpen waren, und das Volk glaubt ſogar — leichtgläubig, wie es iſt — daß Marſchall Gérard vom Könige die Erlaubniß erhalten habe, während der hundert erſten Vorſtellungen ſeine Rolle bei Franconi ſelbſt darzuſtellen. Die Pariſer laſſen ſich darauf todtſchlagen, daß der Marſchall auf dem Theater der wirkliche Marſchall ſey. Jedoch weiß man nicht, wie viel Honorar er für dieſe Gaſtrolle erhält. — Dieſe Verbindung des Wirklichen mit dem Schein ſchadet jedoch dem Stücke — dies Amalgama wird zum Ungeheuer. Es iſt, als gäbe man einer Marmorſtatue Arme von Fleiſch und Bein. Dieſe wirklichen Soldaten und Kanonen ſchaden der Illuſion. Franconi kehre zurück zu ſeinen Figuranten und Statiſten, die er in Theaterkleider ſteckt, und er wird größere Wirkung hervorbringen. Falſche Schnurrbärte, Schminke, hölzerne Kanonen — das will man ſehen. Der olympiſche Circus iſt ein Theater von Latten und Leinwand, wie jedes Andere — nichts weiter!

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Eilftes Stück.
München, ausgegeben am 22ten May 1833.

Ein neues franzöſiſches Drama. Erinnerungen. Concert.

Ein neues franzöſiſches Drama.

Die glanzvolle Regierung Ludwigs XIV. iſt zu Ende. Der alte, todte, einſt ſo gefürchtete König wird auf einer mit Schmutz bedeckten Bahre durch ein Seitenpförtchen des Louvre hinausgetragen, und Frau von Maintenon begibt ſich durch ein anderes im Nonnengewande zu den Karmeliterinnen von St. Cyr. Die Gruſt von St. Denis empfängt ihren ſtummen, neuen Gaſt, und der Regent von dem Leichenbegängniß zurückkehrend, beginnt ſeine zügelloſe Bahn.

Es war eine ſchöne, monderhellte Nacht. Zu Sceaux, in dem Schloſſe der Herzogin von Maine, wiegte ſich Alles in Lüſten und Laſtern. Man nannte dieſe reizenden Nächte in der damaligen Hofſprache: Nuits blanches. Schon vernahm man deutlicher das Geräuſch der Springbrunnen durch die Stille; in den Gebüſchen raſchelten feine Füßchen in Atlas, und gröbere in violetter Bekleidung. Feiſte Abbés, lüſterne Cavaliere machten Jagd auf alle Göttinnen der Mythologie. Hier auf eine Venus im Reifrocke, dort auf eine geſchminkte Diana, oder auf eine Minerva in der Hoffnung. Das Feuerwerk geht los; man hört ringsum Seufzer, Töne, Lieder. Halbnackte Hamadryaden, von der Pariſer Oper für ſchweres Geld gedungen, liſpelten im vergoldeten Rohre; die Dryaden, die man dem Ballet noch theuerer bezahlt hat, ruhen ganz entkleidet in den Baſſins, und tauchen aus dem Waſſer herauf, das rings nur Wohlduft verbreitet. Da herrſcht nichts als: Duft, Licht, Nacktheit, Verſe, Geſang, Duelle, reizende und göttliche Geſchichten!

Die Königin dieſer nuit blanche war die Herzogin von Maine ſelbſt. Sie ſchreitet zur feierlichen Aufnahme eines Ritters. Der Orden der »Honigfliege,« ſoll mit der üblichen Feierlichkeit dem ſpaniſchen Geſandten, Herzog von Cellamare, an das Knopfloch geheftet werden. Hinter dieſem Scheine jedoch verbirgt ſich eine ernſtere Handlung. Man will das Kind, Ludwig XV., vom Throne verdrängen, den Regenten ſtürzen, den Herzog von Maine zum höchſten Einfluſſe gelangen laſſen, und Philipp V. von Spanien, dieſen alten, frömmelnden und ſchmutzigen Monarchen, deſſen Ausſchweifungen ſeinen Verſtand verwirrt hatten, mit ſeinen langen unausgekämmten Haaren, mit dem ſtruppigen Barte und ſchmutzigen Nägeln, die er Jahre lang wachſen ließ, auf den Thron von Frankreich erheben. Man ſchaudert! Welche Menſchen unternehmen dieſes ſchändliche Spiel? Ein Herzog von Maine, an der Spitze nichtswürdiger Libertiner, getrieben von Haß gegen das Haus Orleans. —

Das Feuerwerk iſt geendet, die Dryaden ruhen auf Sophas, die Najaden unter den Tiſchen, die Königin des Feſtes in den Armen des Herzogs von Maine, der Mond iſt verſchwunden — es iſt tiefe Nacht. Wir werfen einen Blick in ein finſteres, ſchweigſames, altes Gebäude. Da wacht ein Menſch, deſſen ganzes Feuerwerk nur eine dürftige Lampe iſt, die vor ihm brennt, deſſen Beſchäftigung in ewigem Zermartern und Abquälen beſteht, deſſen einziges Feſt die flachſte Ambition eines armen Prieſters iſt. Selten nur verläßt dieſer Menſch ſeine Wohnung, und doch weiß er Alles; er iſt häßlich wie die Sünde, und ein Wort von ihm könnte ihm das ſchönſte Weib des Königreichs gewinnen; er iſt unverſchämt und feige und des Regenten rechte Hand — und dieſer Mann iſt es, der Frankreich retten wird, Frankreich vom Laſter verrathen, ſoll durch die Entehrung gerettet werden. — Ich ſpreche vom Cardinal Dübois. —

Dübois hat den Briefwechſel zwiſchen dem ſpaniſchen Miniſter Alberoni mit ſeinem Geſandten Cellamare aufgefangen. Es hat ihm Mühe gekoſtet, denn das eine Ende des Fadens ruhte in der Hand einer Königin von Spanien, das andere in den Händen einer verlorenen Dirne, ohne Namen. Die berüchtigte La Filhon hatte nämlich ein ſchönes Mädchen, Namens Marianne, in ihr Netz gelockt und ſie für eine Nacht dem Grafen Monteleone, Grand von Spanien, überlaſſen. Dübois, der in gleicher Abſicht die La Filhon beſucht, und warten muß, belauſcht ein Geſpräch jener Beiden; und ſo erhaſcht er von dieſen unreinen Lippen alle Umſtände der Verſchwörung. Der großmüthige Dübois opfert eine Nacht des Vergnügens, um die Integrität der Krone und das Leben desjenigen zu ſichern, der ſie bevormundet. Er muß den Regenten aufſuchen. Wo ſoll er ihn finden? An der Spitze des Heeres, das Richelieu verrathen? Im Parlamente, von Philipp erkauft? oder mitten unter dem Adel, der von Philipp beſtochen iſt? Wo iſt er — der Regent — damit man ihn rette oder tödte! Er tanzt in der Oper, er liebelt mit ſeinen eigenen Töchtern, und beſtellt die Jüngſte zu einem Rendez-vous nach Marly. Welche Zeiten! Welche Schändlichkeit, überall, wohin man die Blicke wendet!

Der Regent erwacht für einen Augenblick, er ſieht es ein, daß man ihn ſtürzen will, er entſchließt ſich zu handeln. Cellamare wird verhaftet, in dem Augenblicke, wo er die Beweiſe des Verraths den Flammen übergeben will. Dübois tritt raſch zu ihm ein, und entreißt ihm die Liſte der Verſchwornen ... Zu dieſer ächt franzöſiſchen Intrigue, die Nachts unter Blumen und Galanterien beginnt, bildet die ſpaniſche Intrigue ein allerliebſtes Gegenſtück. Ein hinfälliger, geiſtesſchwacher, abergläubiſcher König, eine Königin, die ganz abhängig von ihrer Amme iſt, und dieſe Amme, eine geborne Italiänerin, die man mit einer Schürze und Spielereien verführen kann; unter ſolchen Perſonen ſpinnt ſich hier der Faden ab. Der Regent, mit ſeinem guten Rechte und der Kraft, will keinen Krieg; der König ohne Heer und ohne Beiſtand, will ihn und führt ſeinen Willen aus. Er wird geſchlagen, ſein Miniſter fällt in Ungnade und wandert in's Exil. Der Regent, als Sieger, verzeiht allen ſeinen Feinden. Richelieu wird begnadigt; die Herzogin weint wie ein ſchönes Weib, und Alles iſt vergeſſen. Die »nuits blanches« fangen von Neuem an in dem von Wohlduft geſchwängerten Park von Sceaux. Philipp entſagt ſeinen Anſprüchen auf Frankreich wie ſeinen frühern auf das Reich; der Kaiſer unterzeichnet die Quadrupel-Allianz, und der Regent fährt fort, ſich zu betrinken. Dúbois aber, der großmüthige, wachſame, treue Dúbois, ſtirbt an einer abſcheulichen Krankheit, wenige Tage nachdem er den Cardinalhut bekommen hatte. —

Aus dieſen Elementen haben nun zwei franzöſiſche Dichter, von denen der Eine der bekannte d'Epagny iſt, der ſchon manchen großen Succeß zählt, ein ſchlechtes Stück gemacht, das auf dem Théâtre français nicht angeſprochen hat.

Dúbois ward unter ihren Händen zu einem Kerkermeiſter der Baſtille, der Regent zu einem Geronte der alten Komödie, Monteleone eine Art von Cid ohne Seele und Kraft, Marianne wurde zu einer faden, empfindſamen Spanierin, Cellamare ein Verſchworener ohne Geiſt und Entſchließung, und die Herzogin von Maine haben ſie ganz aus dem Spiele gelaſſen. Für alle dieſe Mängel des Stückes ſuchten ſie dem Regenten Heldenſinn, Großmuth und andere Tugenden beizulegen. Dieſe gemeine Schmeichelei fand jedoch keine beifällige Aufnahme.

Erinnerungen.

S. 9, Stück.

Der Beifall ſteigerte ſich dergeſtalt nach dieſen erſten Rollen der berühmten Künſtlerin, daß man ſelbſt auf der letzten Gallerie geſperrte Sitze einrichten laſſen mußte, welche noch für das ganze übrige Gaſtſpiel zu hohen Preiſen abonnirt wurden.

Fanchon war damals neu, und dieſe glückliche Verpflanzung eines franzöſiſchen Liederſpieles durch Kotzebue und Himmel erregte überall die größte Theilnahme. Die Bethmann gab die Hauptrolle. Es iſt nicht möglich, ein Bild von ihr zu entwerfen, wenn gleich — nach ſo vielen Jahren — es noch ſo friſch in mir lebt. Die Miſchung von naivem Weſen und feinſtem Welttone gelang ihr ſo vollkommen, wie nur ſelten einer Schauſpielerin, da gewöhnlich die Darſtellerinnen der naiven Rollen ſich in den feinen Formen der Geſellſchaft nicht zu bewegen wiſſen, die ſogenannten Anſtandsdamen aber nur ſelten den Ton der Natürlichkeit, der rührenden Einfalt und der ſchüchternen Grazie treffen können. Bei ihr war dieß jedoch vereinigt. Sie war den ſie umgebenden Weltkindern gegenüber, bei aller Freiheit, welche ſie ihnen geſtattete, doch ſtets von einem Scheine der Sittlichkeit umgeben, der überaus anziehend war, und ſich in der berühmten Scene mit der Frau von Rouſſel ſo ſehr ſteigerte, daß er dem Auditorium Thränen entlockte. Mit Eduard war ſie ganz die hingebende, Alles opfernde Geliebte, ganz Glut und Zärtlichkeit. Niemand vermag wie ſie die ſchmelzenden Melodien zu ſingen, die Himmel ſo lieblich erſonnen. Und wie liebenswürdig erſchien ſie nicht beim Erblicken ihres Bruders, wie verſchwand Alles rings um ſie her, ſie war ganz die kleine Savoyarde, ſie ſprang, ſie jauchzte und klatſchte in die Hände — da „war ſie wieder in hren Bergen!“ — mit welchem Tone brachte ſie nicht dieſe Entſchuldigung bei ihren Gäſten vor! —

Von großem Effecte war es, wenn ſie — nachdem St. Val und Eduard zum Duell gegangen waren — Handſchuhe und Leyer fordert, Florine ſchilt, und dann n den Geſang ausbricht: „Fort! daß die Leyer klinge!“ Dieſes unbedeutende, kleine Liedchen von nur wenigen Tacten erhielt einen Beifallſturm, und da war nichts von Trillern, Paſſagien, Colleraturen und Cadenzen. Es war ur Gefühl — es lag der ganze Ausdruck des geängſtigten, liebenden Herzens in dieſen Tönen — es war eine glühende, offene Menſchenbruſt — Qual und Luſt — Himmel und Hölle — es riß uns zur Bewunderung hin. Wir waren nicht im Theater, wir hörten keine Oper, ſahen keine Schauſpielerin — es war die arme, liebenswürdige, unglückliche Fanchon, in ihrem Zimmer, das drei Wände ſchloßen, und deſſen vierte Wand eingeriſſen war, um uns den Genuß zu gönnen, dies himmliſche Weſen in den intereſſanten Verhältniſſen zu belauſchen.

Der Art und Weiſe, wie ſie die lange Liebesſcene mit Eduard im letzten Akte zu beleben wußte, ſey es mir erlaubt, hier noch zu erwähnen. Wie es nun ſchon ſeit mehreren Dezennien in Deutſchland üblich, werden ſolche Stücke gewöhnlich folgendermaßen auf dem Theater abgeſungen. Er ſteht rechts, ſie links vom Soufleurkaſten, ſo nahe als möglich an den Lampen, ſo daß die Füße grell beleuchtet erſcheinen, während das Geſicht in dunkles Braun verſchwimmt, und man keinen Ausdruck darin zu entdecken vermag. Bei der Wiederholung des Themas wechſeln die Liebenden ihre Plätze, und dann ſteht er links und ſie rechts. Nun denke man ſich aber die Bethmann, die nicht nur ſich ſingend auf ein ſeitwärts ſtehendes Sopha warf, ſondern wenn ſie ausgeſungen, und ſich weinend, das Geſicht mit den Händen verdeckend, zurücklehnte, von dem erſten Tenore verlangte, daß er ſingend vor ihr knien, ihre Hand ergreifen, und ſie ganz ernſtlich tröſten ſollte. Dann ſprang ſie auf, ſuchte ihm zu entfliehen, und ſtützte ſich, in Schmerz ganz aufgelöst, auf eine Commode, die im Hintergrunde des Zimmers ſtand, und auch hier mußte ihr der erſte Tenor folgen; und ſo ſangen ſie das Duett, fliehend, verfolgend, ſitzend, auf den Knien liegend, weinend, flehend, und erlaubten ſich Alles ſo lebendig und wahr zu machen, als wäre der Geſang ihre natürliche Sprache, und als entſtrömte die Melodie nur ihren lieberglüheten Herzen!....

Die unzähligen kleinen Nüancen, womit eine ſolche Leiſtung ausgeſtattet wurde, können hier nicht alle wiedergegeben werden, obgleich ſie alle mir noch gegenwärtig ſind. So z. B. wurde im letzten Akte den Gäſten von Florine der Caffee ſervirt. Nachdem Fanchon ihre Taſſe geleert hatte, ſchenkte ſie ſolche ſelbſt noch einmal voll, und reichte ſie dem artigen Kammermädchen hin, das ſie ja mehr wie ihre Freundin behandelte, und dies dadurch andeuten wollte. Uebrigens geſchah dieß Alles mit ſolcher Präciſion und ſeinem Takte, daß keinem Zuſchauer die Bedeutung entging, ohne daß jedoch — wie dies wohl zu geſchehen pflegt — die vorwaltende Abſichtlichkeit dabei unangenehm und ſtörend wurde.

Als Nina in „Wahnſinn aus Liebe“ war der Eindruck überaus groß; ihr ſtummes, ruhiges Spiel unter dem Baume, wo ſie den Geliebten zu erblicken wähnt, war höchſt erſchütternd. Nie hat eine Künſtlerin wieder dieſe Wirkung auf mich in dieſer Parthie hervorgebracht, ſelbſt als ich das herrliche Ballet, mit Perſuis ergreifender Muſik, ſpäter von großen mimiſchen Tanzkünſtlerinnen in hoher Vollendung ausführen ſah. — Ein Meiſterſtück der Bethmann war ferner die Ophelia. In der Wahnſinnſcene entfaltete ſich ihr ganzer Genius. Das Singen der Volksweiſen, wozu ſie ſelbſt — im Augenblicke der Begeiſterung — die Melodie gefunden haben ſoll, kann wohl ſchwerlich erreicht werden. Hiebei wirkte bei dieſer hochbegabten Künſtlerin ſo vieles zuſammen, da ſie zu den ausgebildetſten Bravourſängerinnen, was man damals darunter verſtand, gehörte, und in ihrer Jugend ſelbſt als Conſtanze in der Entführung excellirt haben ſoll.

Ich ſpreche hier nicht von der Orſina, Phädra, Athalia, Rodogune und Iſabella der Bethmann. Wir ſind in dieſem Augenblicke noch ſo glücklich, eine bedeutende Künſtlerin für dieſe Rollen die Unſere zu nennen, die — in der Großartigkeit der Auffaſſung und im rythmiſchen Ausdrucke — die Hingeſchwundene ſogar überragt. Merkwürdig iſt es übrigens, daß Sophia Schröder ebenfalls als Fanchon und Aline ehemals ausgezeichnet war, und von dem Bereiche des höheren Drama lange entfernt blieb. Durch einen Zufall, die Krankheit einer Schauſpielerin, mußte ſie zum erſtenmale in Breslau eine tragiſche Rolle übernehmen. Obgleich dies ziemlich ſpurlos für das große Publikum vorüberging, ſo erregte es doch die Aufmerkſamkeit der Kenner und Kunſtfreunde, wie ſolches ein Gedicht des damaligen Regierungsſekretärs Kapf beweiſt, worin er der jungen Künſtlerin den Flug zur Palme ganz richtig vorherſagt. Dieſe Verſe ſind vor wenigen Jahren, als die Weiſſagung nach ihrem ganzen Umfange eingetroffen war, in einem vielgeleſenen Blatte wieder abgedruckt worden.

Concert.

Wir leſen in der „Europe litteraire“ einen geiſtreichen Aufſatz über das ſiebente Concert, womit das Pariſer Conſervatorium den dießjährigen Cyclus geſchloſſen. Man will dort dieſem erhebenden Genuſſe eine Art von religiöſer Andacht beigeben. Man nennt Mozart und Beethoven Apoſtel, die Muſik Religion, Habeneck Oberprieſter, und das Orcheſter Leviten; man ſpricht von deutſchen Puritanern u. ſ. w. Die ſpöttelnden Pariſer fühlen zu gut, daß ſie alle Religion verloren haben, und nun ſchnappen ſie danach, wie nach Luft, und ſuchen ſich ſogar ein Concert, in dem engen, finſtern Saal der rue bergère, zu einer religiöſen Bedeutung hinaufzuſchrauben. Wir wollen indeß gern geſtehen, daß auf jeden warmen Verehrer der göttlichen Tonkunſt die Maſſe der Künſtler des Conſervatoriums, in dem Augenblicke, welcher dem Beginnen der Symphonie vorangeht, einen ganz eigenen Eindruck macht. Es herrſcht eine Sammlung und Stille überall, und dieſe ungeſtüme Macht, die kurz darauf alle Herzen ergreift, ruht leblos und ſtarr, und harrt des erſten Winkes von Habenecks Zauberſtabe, um ſich zu beleben und aufzuſtürmen.

Wir haben lange ſchon dieſen großartigen Eindruck bei den hier ſtattfindenden Concerten vermißt. Die herrlichſten, wo uns die Gallerie Beethovenſcher Meiſterwerke erſchloſſen werden ſollten, mußten, ja leider, aus Mangel an Theilnahme eingeſtellt werden. Deſto erfreulicher war es uns, am vergangenen Sonntage um die Mittagſtunde von jenem Künſtler, deſſen wir ſchon erwähnten, Herrn Bianchi, zu einem ungewöhnlichen Genuſſe geladen zu werden.

Hr. Bianchi bewährte ſich als Virtuoſe auf ſeinem Inſtrumente, und zwar nicht der äußern Manier und den Verzierungen nach, ſondern im gediegenen Vortrage, und namentlich in der ganz eigenthümlichen Bogenführung, als ein geiſtreicher Schüler Paganini's. Sein Spiel erhielt den rauſchendſten Beifall. Man kann zu ſeinem Lobe wohl anführen, daß das, was von ſeiner Virtuoſität bekannt geworden war, eine bedeutende Zuhörerſchaft aus der vornehmſten Klaſſe der Geſellſchaft nicht nur zu verſammeln, ſondern auch zu entzücken, und bis an's Ende feſtzubannen vermochte.

Ueberdieß erfreuete uns der ſeelenvolle Vortrag der Adelaide von Beethoven durch Herrn de Vecchi, der in dieſer Hinſicht nur von wenig Sängern erreicht werden dürfte; und eine Roſſiniſche Arie von Madame Sigl-Veſpermann in hoher Meiſterſchaft vorgetragen. Die Glockenreinheit, der edelſte Geſchmack im Vortrage ſind ſtets Vorzüge dieſer Künſtlerin geweſen, und machten ſich bei dieſer Gelegenheit im ſchönſten Lichte geltend. Es ſchien, daß der enthuſiaſtiſche Empfang, den ihr die Verſammlung zollte, Mad. Veſpermann begeiſterte, und zum Gipfel ihrer Kunſtvollkommenheit getragen hatte. Es lag etwas ungemein Rührendes darin, die junge Frau, ſcheinbar in vollſter Kraft und Herrſchaft über ihre Mittel, nach dem Vortrage einer kurzen Arie wieder auf längere Zeit von einem Publikum Abſchied nehmen zu ſehen, das ſie ſo wahrhaft zu ſchätzen und würdigen verſteht. Wir wollen hoffen, daß dieſe Ruhe ſie uns bald wiedergeben, und dann für lange erhalten möge.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen für das Theater-Publikum,

herausgegeben
von
August Lewald.

Zwölftes Stück.
München, ausgegeben am 25ten May 1833.

Theater in China. Notizen. Angely.

Theater in China.

Das „Oriental Translation Comittee“ in London, gab **1832** eine Ueberſetzung des Trauerſpiels: **Hoei-Laug-Ki,** unter dem Titel: der Zirkel von Kreide, heraus, und verſprach ein anderes Stück: **Si-Siang-Ki**, Geſchichte des weſtlichen Pavillons, folgen zu laſſen; dies iſt das Berühmteſte der geſammten dramatiſchen Literatur der Chineſen, die wohl, nach dem was uns nun davon bekannt worden, die Reichhaltigſte aller Nationen genannt werden darf. In der Pariſer Bibliothek iſt allein eine Sammlung von **102** Bänden in 4°. unter dem Titel: Lu-Schi-Tschoug-Kio, und Sir Francis Davis ſpricht in ſeiner Vorrede zur Chineſiſchen Tragödie: die Trauer im Pallaſte Han, (London 1829) von 35 ähnlichen Sammlungen, die ihm bekannt ſind, ohne der Pariſer dabei zu gedenken.

Herr **Stanislas Julien**, Profeſſor des Chineſiſchen am Collège de France, hat nunmehr Bruchſtücke des berühmten Stückes: Geſchichte des weſtlichen Pavillons, in franzöſiſcher Sprache bekannt gemacht, von dem er bereits 9 Acte überſetzt hat. Da es zu den eleganteſten und herrlichſten Dichtungen gezählt wird, und namentlich keine Dame von Bildung es unterläßt, es ſtets mit ſich herumzuführen, ſo glaube ich mit einigen kleinen Proben nicht unwillkommen zu erſcheinen.

Es iſt im Jahre unſrer Zeitrechnung 785 unter der Dynaſtie des Tsang vom Doctor Li-Tscho-Ngu, gedichtet. Man weiß nichts von ſeinen Lebens-Verhältniſſen, denn die reiche Sammlung chineſiſcher Biographien, aus 120 Bden. in 4o. beſtehend, iſt nicht in Europa.

Obgleich die Stücke ſehr groß ſind, mehrere aus 40 Acten beſtehend, ſo kann man doch annehmen, daß ſie zur Aufführung beſtimmt geweſen, da die Melodien, nach welchen die Arien und Couplets abgeſungen wurden, ſtets genau angegeben ſind.

Herr Prof. Julien hat übrigens zum Erſtenmale chineſiſche Verſe überſetzt, welche vor ihm noch keinem Europäer verſtändlich waren. Hier der Inhalt des Stückes:

Ein junger Literat Namens Tschang, durchreiſt das Land zur Vermehrung ſeiner Kenntniſſe und will ſich jetzt nach der Hauptſtadt begeben, um ſich prüfen zu laſſen. Da erfährt er in Ho-Nan-Fu, daß man dort auf Befehl des Kaiſers einen großen, prachtvollen Tempel baue. Er geht hin. — Zu derſelben Zeit trifft die Wittwe eines Staatsminiſters Tsui, von ihrer Tochter, einer Dienerin, und einem Sclaven begleitet, daſelbſt mit der Leiche ihres Gatten ein, die ſie nach Po-Ling, dem alten Begräbnißorte der Familie bringen will. Sie hört, das aufrühreriſche Haufen die Gegend unſicher machen, und ſieht ſich daher genöthigt einige Zeit im Tempel zu verweilen, deſſen weſtlichen Pavillon ſie bewohnt.

Der junge Tschang, erblickt auf ſeinen Streifereien die Tochter des Tsui, Yng-Ing mit Namen, verliebt ſich in ſie und bewegt die Dienerin Hong-Niang, ihrer Gebietherin ſeine Gefühle zu enthüllen. Am 15. Tage des zweiten Monats da Yng-Ing ein Traueropfer ihrem Vater bringt, kommen viele Leute in den Tempel, ſie zu ſehen, da ſie ihrer Schönheit wegen im Lande berühmt iſt. Darunter befindet ſich Sing-Tui-Hu, das Haupt der Rebellen. Er verlangt ſie zur Ehe, und da die Mutter ſie ihm verweigert, ſo belagert er den Tempel mit 5000 ſeiner Krieger. Alles iſt in Verzweifiung — das verſammelte, wehrloſe Volk ſieht ſeinen Untergang vor Augen — aber die Mutter erklärt in Gegenwart des Vorſtehers des Tempels, daß ſie ihre Tochter demjenigen zur Gattin beſtimme, der die Gefahr abzuwenden vermöge. Hierauf ſchreibt Tschang ſogleich an Tou-Kio, den Gouverneur der Provinz, dieſer eilt herbei und zerſtreut die Rebellen. Tschang reiſt zur Hauptſtadt, und nachdem er dort mit den literäriſchen Ehren bekleidet worden, vermählt er ſich mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe.

Aus dieſen Angaben wird man ſehen, daß zwiſchen den Dramen der Chineſen vor tauſend Jahren, und den Unſrigen einer jüngſt vergangenen Zeit, eine ziemliche Aehnlichkeit obwaltet. Um von dem Klange der chineſiſchen Verſe einen Begriff zu geben, ſchreibe ich hier, den Geſang der Wittwe, nach der von Herrn Julien angegebenen Ausſprache, nach und füge die wörtliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen bei:

Melodie: **Shang-Hoa-Schi.**

Tu-Tschu king so lu ming tschong
Tseu mu ku schoang tu lu Khiong
Iu-tsu schang liu tsiu tsai fan wang kong
Hi pu tao Po-ling Kieû tschong
Hiui li si Tu Kiuên hong.

Zu deutſch:

Mein Mann iſt todt in der Hauptſtadt, und ſein reicher Gehalt iſt mit ihm geſtorben. Seine verwaiſte Tochter und ſeine troſtloſe Wittwe können ihren Weg nicht fortſetzen; darum haben ſie ſeinen Sarg in dem Tempel des Gottes von Indien niedergeſetzt. Mein Blick kann leider nicht erreichen die alten Gräber von Poling, darum rinnen blutige Thränen von meinen Augen, welche roth geworden ſind, wie die des Vogels **Tu-Kiuên.**

Die ſchöne Tochter fällt hierauf in derſelben Melodie ein:

Hier ſind wir im Oſten von Pou-Kiun, in dem Augenblicke, wo der Frühling ſich ſeines reizenden Gewandes entkleidet; den majeſtätiſchen Tempel des Fo ſchließt eine eherne Pforte. Die Blüthen des Birnbaums fallen ab, und rothe Wellen umgeben meine Füße, ich bin zum Raube den trübſten Gedanken. Stumm vor Schmerz, haſſe ich den Oſtwind, der mir die Ohren berührt.

Hierauf antwortet die Mutter:

„Komm, meine Tochter, dieſe Jahreszeit, wo die Reize des Frühlings entſchwinden, gibt nichts als ſchmerzvolle Gedanken ein.“

Nun ein Verſuch, die prachtvolle, poetiſche Schilderung des gelben Fluſſes in Verſen wiederzugeben:

Melodie: **Yeu-hu-lu.**

Hier in Majeſtät entfalten ſich die Wellen dieſes Fluſſes,
Der mit ſeinem feuchten Gürtel Thſi und Liang ganz umgibt,
Yeu und Yeou ganz verbergend mit dem Horn des Ueberfluſſes,
Und wie Schnee ſprizt auf zum Himmel, ſeine Woge ungetrübt.
Wolken ballen ſich am Himmel tauſendfarbig dort zuſammen,
Und es ſchwimmt die leichte Brücke, die ein Bambusthau nur hält,
Grün geſchuppte Ungeheuer, deren Augen ſchießen Flammen,
Ruhen friedlich in des Stromes gelbgefärbter Flutenwelt.

Oſt- und weſtwärts hab' ich furchtlos dieſes Weltenreich durchzogen,
Hundert Flüſſe überſchritten, Müh' und Noth ward mir zu Theil,
Schnellſtes Schiff bring' mich zur Heimath auf des heil'gen Stromes Wogen,
Wie aus kund'ger Schützen Händen von dem Bogen fliegt der Pfeil!

Abwechſelung der Melodie: Thian-ha-yo.

Einem Silberſtrom vergleichbar, der vom neunten Himmel fließet,
Denn es birget hinter Wolken ſtets ſich ſein erhab'ner Quell,
Dorthin ſeh' ich, wo die Welle ſich in's Meer des Orients gießet,
Tauſend Gärten, tauſend Felder macht er blühend, duftend, hell!
Seinen Fluten übergeben, ſoll die Barke mich umfangen,
Und ich will in ihrem Schooße hin zum fernſten Ziel gelangen.

Nun noch zum Schluſſe ein ſchwärmeriſcher Liebesgeſang des jungen Doktors in freier Ueberſetzung:

Melodie: Yuan-ho-ling.

Hier iſt der Pallaſt Buddhas — hier der Himmel
Wo man nicht Trübſal kennt —
Hier ſoll' ich Ihr begegnen — der Unſterblichen! der Einzigen!
Wie Luſt und Leid mich füllen,
Wenn ich Ihr Antlitz ſehe,
Drin alle Lenzesfreuden hold erglänzen;
Von goldnen Blumen laß mich, Himmel!
Ihr eine Krone auf die Stirne drücken! —

* * *

Ihre edeln Augenbrauen
Weich ſich rundend wie des Mondes Bogen,
Und bis zu den Wohlduftwolken,
Ihre Schläf' umſchleiernd, hingezogen!

Eh' ſie ſpricht, hold röthet ſich die Wange,
Und die Lippe ziert der Kirſche Pracht,
Weiß wie Korn des Reiſes zeigt ſie Zähne,
Glänzend wie der milde Thau der Nacht.

Ihrem Göttermund entſtrömen Klänge
Gleich dem Vogel Jug ſo hold und rein,
Wenn er zwitſchert hinter duft'gen Blumen,
Liebegirrend in des Mondes Schein.

Geht ſie, muß ich ihren Schritten folgen,
Wie harmoniſch wiegt ſie ſich, wie zart und lind!
Gleich der ſchwanken, herbſtlich ſchönen Pappel,
Die ſich neigt dem leiſen Abendwind!

* * *

Der Teppich friſch gefallener Blüthen,
Der unter ihrem Schritt ſich dehnt,
Hat mir den leiſen Wunſch verrathen,
Wonach ihr liebend Herz ſich ſehnt.

Nicht las ich ihn in ihrem Auge,
Doch nahte ſie ſich dieſer Pforte,
Schlich dann zurück, ſich nach mir wendend,
Das ſagt mir mehr als Blick und Worte.

Dieß war genug, um zu verwirren
Des armen Doktors klares Sinnen,
Sie iſt unſterblich, denn zum Himmel
Erhob ſie glorreich ſich von hinnen;

Ließ nichts zurück als leichte Düfte,
Wie ſie um Balſampappeln ſchweben,
Und fernes Zwitſchern wie der Vogel,
Und in dem Herzen — Liederbeben!

Nach dieſer Scene ruft er einen Diener des Tempels herbei, und läßt bei dem Vorſteher um die Erlaubniß anhalten einige Zeit verweilen zu dürfen, um die kanoniſchen Bücher und die Geſchichte zu ſtudieren, dann ruft er aus: »Dieſer Tempel des Fo iſt mir zum Paradieſe des Wilung geworden.“

Notizen.

Mad. Kraus-Wranitzky iſt fortwährend von einem katharrhaliſchen Fieber befallen, welches die Fortſetzung ihres Gaſtſpiels, noch für einige Tage hinausſchiebt, zum großen Bedauern aller Kunſtfreunde. Ihre nächſte Parthie wird die weiße Dame ſeyn.

Emil Devrient, ein Neffe des berühmten Künſtlers, der vor Kurzem in Berlin ſtarb, und ein Erbe ſeines Talentes, gaſtirt in dieſem Augenblicke mit ungeheuerem Beifalle in Hamburg. Er iſt nicht mit ſeinem Bruder Carl Devrient zu verwechſeln, der hier bereits geſehen wurde. Jener, von dem wir ſprechen, iſt einer der begabteſten Schauſpieler, welche die deutſche Bühne zählt. Er trat zuerſt als Baſſiſt auf, und ging dann unter Herrn Küſtners Leitung in Leipzig, zum Schauſpiel über. Jetzt iſt er in Dresden angeſtellt und ſo ſehr der Liebling des dortigen Publikums, das er — ein ſeltener Fall — die Schauſpiele, worin er beſchäftigt iſt, zur Hauptſache macht, und die Oper in den Hintergrund ſchiebt.

Emil Devrient, hat eine ſchöne Geſtalt, geiſtreiche Züge und ein ſonores, wenn gleich etwas tiefes Organ. Er beſitzt große Zartheit und Innigkeit im Vortrage, und Adel in den Bewegungen. Obgleich ſein eigentliches Fach die erſten Liebhaber ſind, ſo eignet ſein leicht bewegliches Talent ſich auch heitere und komiſche Charaktere an und ſelbſt zum Burlesken weiß er ſeine edle Natürlichkeit ſehr wirkſam herabzuſtimmen.

Ein hinterlaſſenes Werk von Herold, von Halévy vollendet: »Ludovic, erhielt in der komiſchen Oper zu Paris großen Beifall.

In Berlin iſt zum Erſtenmal: »Hans Heiling,« von Eduard Devrient, Muſik von Marſchner, aufgeführt worden.

Aus Briefen an den Herausgeber.

Das Kaſſeler Hoftheater ſoll vom Oktober d. J. wieder eröffnet werden. Der bekannte Theater-Dichter und Director, Wilhelm Vogel, iſt zum Intendanten ernannt worden, ihm zur Seite ſtehen, der ehemalige Generaldirektor Feige und Kapellmeiſter Spohr.

Der ehemalige Regiſſeur des Weimariſchen, dann des Dresdener Theaters, Doctor Friedrich Wagener, iſt kürzlich in Magdeburg geſtorben.

Jeſt in Hamburg, iſt als Gaſt in Dresden und Hannover aufgetreten, und hat ſehr gefallen. Beſonders gerühmt wird ſein Ludwig XI. in Delavigne's gleichnamigem Stücke.

Marr aus Braunſchweig gedenkt dieſen Sommer auf einer Erholungsreiſe nach München zu kommen. Vielleicht verſchafft dieß dem Publikum Gelegenheit den wackern Mimen in einigen Rollen auftreten zu ſehen. — Bei den meiſten Theatern Norddeutſchlands herrſcht die Grippe in hohem Grade. — Am 21. d. Mts. ſollte die Oper: »Robert der Teufel« in Braunſchweig zum erſten Male in die Scene geben. Der Hofkapellmeiſter Methfeſſel war bereits vor einem Jahre nach Berlin gereiſt, um mit dem damals dort anweſenden Komponiſten darüber Rückſprache zu nehmen, und einigen Aufführungen beizuwohnen.

Angely.

Den 21. May.

Wir ſind gern geneigt, den guten, kleinen Mann gegen die unzähligen Anſchuldigungen einigermaßen in Schutz zu nehmen, womit er überhäuft worden iſt, wenn er ſich uns nur nicht mehr mit „Liſt und Phlegma“ und dergleichen Schwänken aufdringen wollte. Unſere Nachſicht verdient er für ſeinen „hundertjährigen Greis“, ſein „Ehepaar aus der alten guten Zeit“, ſein „Feſt der Handwerker“ und die „Mädchen in Uniform“, die wahrlich ganz unterhaltende Kleinigkeiten ſind, und als geſchickte Umarbeitungen franzöſiſcher Vaudevilles gelten mögen. Außer dieſen wenigen Genannten gibt es aber noch eine Menge, die er für den Bedarf des Königſtädtiſchen Theaters verfertigte, und die nicht werth ſind, auf andere Bühnen verpflanzt zu werden, um dort edlere Kräfte für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Die Liſt, welche in dem Stücke, von dem wir ſprechen, angewendet wird, um den Phlegmatiſchen in einen Choleriſchen umzuwandeln, iſt vielmehr geeignet, ihn in ſanften Schlaf zu verſetzen. Lange Scenen, ohne Witz, ohne Heiterkeit ſelbſt, ein Hin- und Herreden ohne Sinn und Verſtand, Verhandlungen, die nicht zur Sache gehören, Anſpielungen, die nicht verſtanden werden, dies iſt das Stück, das übrigens noch zu der längſt veralteten Sorte der „Schubladenſtücke“ gehört, und hier weder durch neue, noch frappante Verkleidungen anzuziehen weiß.

Madame Spitzeder und Herr Forſt hatten dieſe Verkleidungsrollen. Die Erſtere war eine Wirthin „im Berliner Jargon“, der hier nicht beſonders wirkſam erſcheinen konnte, da es durch nichts bedingt iſt, daß dieſe Wirthin eine Berlinerin ſeyn muß, und die Mundart an und für ſich für uns alles Komiſchen entbehrt. Die Scene ſelbſt gab ihr auch wenig Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, wenn nicht am Schluſſe ein recht artiger Galopp ihr zu Hülfe gekommen wäre, den Beifall herauszufordern. In der zweiten Verkleidung, der franzöſiſchen Sängerin, hatte Madame Spitzeder eine ganz allerliebſte Toilette gemacht, und trug die Rhodeſchen Variationen ſehr kunſtfertig vor. Das war freilich ein arges hors d'oeuvre, der Zweck, den Phlegmatiſchen aufzubringen, wurde uns hier ganz entrückt, und man vergaß das Vaudeville, und glaubte in einem Concerte zu ſeyn.

Herr Forſt hatte, nach unſerer Meinung, eine überaus ſchwierige Aufgabe. Zuerſt ſollte er einen Advokaten darſtellen, der zugleich dramatiſcher Dichter iſt. Iſt das ein Character? Es kann zufällig Jemand ſolch einen Mann gekannt haben,*) dann bleibt es ihm übrig, ſeine Perſönlichkeit zu copiren, und das wird den Zuſchauern zum Theil Vergnügen machen. Was aber ſoll ein Schauſpieler aus dieſer Aufgabe, ohne ein ſolches Vorbild, ſchaffen? Die Carrikatur eines aufgeblaſenen Dichterlings, der ſich abmüht, ſeine Trauerſpiele an den Mann zu bringen, iſt — ſo abgedroſchen ſie auch auf der Scene erſcheint — im Leben wohl nirgends mehr anzutreffen. Die Schauſpieler können ſich wahrlich nicht darüber beſchweren, durch dieſe Originale von ehemals noch jetzt ſehr incommodirt zu werden. Und vollends ein Advokat, ein Mann, der in dieſer gährenden Zeitperiode an der Spitze aller Geſchäftsleute genannt wird, ein Mann, dem das Gold zuſtrömt, wird ſeine Praxis vernachläſſigen, um der Ehre! einer theatraliſchen Vorſtellung theilhaft zu werden — und ein Honorar! von einer Theaterdirection zu erjagen! Solch ein Menſch iſt bei Verſtande nicht zu denken — das iſt ein Wahnſinniger, und Herr Angely hat in dieſer Vermiſchung von ergriffenem Stande und angeborener Neigung in ſeinem Advokaten Grünſpan keine ſonderliche Kenntniß jetziger Zeit und Verhältniſſe an den Tag gelegt. Herr Forſt hat ſich mit reicherem Talent aus der Affaire gezogen, als Angely. Er gab eine beluſtigende Carrikatur, die weder wie ein Advokat, noch wie ein Dichter ausſah, aber eben ihrer Abenteuerlichkeit wegen in dem vorliegenden Falle genügte. In der zweiten Verkleidung ſtellte Herr Forſt einen betrunkenen Wirth dar. Ah — das iſt ein Andres! Das iſt aus dem Leben gegriffen — das hat Jeder von uns wohl ſchon einmal geſehen — das iſt darzuſtellen! Und wie Herr Forſt es darſtellte, war ſehr zu loben. Beſonders war ſeine Maske überraſchend, und durchaus nicht übertrieben. Leider blieb es nicht ſo im Verlaufe der Scene. Die Trunkenheit wurde hin und wieder etwas zu grell nüancirt — aber welche ewig lange Trunkenheit iſt dies auch — und wie wenig Stoff gibt ſie, die Zuſchauer zu beluſtigen, ſie ſollte da ſeyn, das Ding raſcher zum Ende zu treiben, und ſie macht ſo viel Seitenſprünge, daß es dadurch immer weiter vom Ziele entfernt wird. Der Schauſpieler, der ſich nun abmüht, Heiterkeit bei den Zuſchauern zu erregen, iſt ſicherlich zu beklagen, und hinlänglich zu entſchuldigen iſt er, wenn ihn manchmal dabei die Laune zu kleinen Uebertreibungen verleitet.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß Herr Forſt, der für dieſe Art von Darſtellungen ein ſo eminentes Talent beſitzt, und bereits durch ſeine Bearbeitung des „Dominique" von d'Epagny ſeine Gewandtheit beurkundet hat, ſich einmal „la famille improvisée" von Henri Monnier kommen ließe, um unſere Scene damit zu bereichern. Das iſt ein geiſtreiches Stückchen, dem eine neue Idee zum Grunde liegt, und die Verkleidungen ſind originell, wahr und dabei alle ſehr komiſch.

---

*) Müllner etwa?

München, bei Georg Franz

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Dreizehntes Stück.
München, ausgegeben am 20ten May 1833.

Dramatiſche Literatur. Vincenzo Santini. Notiz. Correſpondenz des Herausgebers. Aus Paris.

Dramatiſche Literatur.

Graf Platen und die neue Muſe.

Wir wiſſen nicht, ob der Dichter der verhängnißvollen Gabel ſchon ſeinen dreißigſten Geburtstag gefeiert hat. Er verſprach vor mehreren Jahren, an dieſem Tag über die Alpen zurückzukehren, und aus Italien eine Fülle von Iliaden und Odyſſeen, von Tragödien und Lorbern mitzubringen, von denen die Leztern ſo viele Schatten werfen ſollten, daß das liebe deutſche Vaterland entzückt darunter ruhen würde. Graf Platen war hier, ein deutſcher Profeſſor hat ihm eines Abends, wie Leo dem überraſchten König Karl, auf Abſchlag eine Krone aufgedrückt; doch verſchwand er wieder, und ließ nichts zurück, als die allgemeine Ungeduld auf ſeine Wiederkunft, und ein geſchichtliches Drama von drei Acten, welches unter dem Titel: Die Liga von Cambrai, bei Sauerländer in Frankfurt am Main, gedruckt und verlegt worden iſt.

Die Liga von Cambrai iſt ein zwiſchen Maximilian I., dem König Ludwig von Frankreich, dem Papſte Julius und Ferdinand von Spanien, dem Beſitzer Neapels, geſchloſſenes Bündniß, deſſen Zweck zum größten Theil auf den Sturz Venedigs gerichtet war. Was kann in einer Allianz Poetiſches liegen? Benutzte der Dichter vielleicht die großen Männer, welche ſie ſchloſſen, um ſeinen Leſern großartige Charaktere vorzuführen? Entwarf er uns Situationen, in denen die Anmaßungen und Leidenſchaften in Kampf gerathen? Ließ er die Intereſſen von Sympathien durchkreuzen, welche das Herz des Zuſchauers rühren, und ihn auf tragiſche Ausgänge vorbereiten, wenn dieſe von jenen überwunden werden? Welche alltägliche Zumuthungen! Graf Platen zuckt über unſern verwöhnten Geſchmack die Achſeln. Es ſind die kommenden Geſchlechter, für welche er dichtet.

Das Stück beginnt. Wir befinden uns in Venedig. Ein Müßiggänger theilt dem andern über die Liga ſeine Nachrichten mit. Ein Senator vermehrt ſie durch friſche, ein Zweiter durch noch friſchere und der Vorhang fällt. Der zweite Act. Der Doge berathet mit den Senatoren, eine neue Nachricht ſtört ihre Beſchlüſſe, der Botſchafter Ferdinands nimmt perſönlich mehr Städte in Anſpruch, zwei neue Zeitungen werden überbracht, zwei neue Beſchlüſſe gefaßt, und der Vorhang fällt zum zweiten Male. Der dritte Act. »Was giebt's Neues?« Die Königin von Cypern bringt beſſere Neuigkeiten, als die Andern, ein päbſtlicher Legat noch beſſere, und die beruhigendſten Andreas Gritti. Was will man mehr? der Friede iſt vor der Thür. Geht zu Bett, Bürger von Venedig! Der Vorhang fällt. Das Stück iſt zu Ende, und der Graf Platen ſchält ſich vielleicht in dieſem Augenblick auf der Piazza von Mailand eine Limone.

Ich habe zwei Vermuthungen über dieſes mißlungene Schattenſpiel, die ich nicht verſchweigen will. Entweder wollte uns der Verfaſſer zeigen, wie ſich italieniſche Zeitungen, wenn ſie im ſechſten Jahrhundert ſchon exiſtirt hätten, in gutgemeſſene Senare ſetzen ließen, oder das Ganze dieſer Liga von Cambrai beruht auf einem Irrthum, den ich Niemanden anders, als Herrn Sauerländer in Frankfurt zuſchreiben möchte. Graf Platen hat

Italiäniſche Geſchichten im Meßkatalog anzeigen laſſen. Sind ſie vielleicht in Trimetern abgefaßt? iſt die Liga von Cambrai vielleicht eine Epiſode derſelben? iſt beim Abdruck vielleicht eine Verwechslung vorgefallen? Wir ſind zu jeder Annahme bereit, wenn es nur gelänge, damit die Ehre eines talentvollen Dichters, den wir ſchätzen, zu retten.

W.

Vincenzo Santini.

Er iſt wieder hier, unſer Sommervogel, die ſchöne Jahreszeit hat ihn uns wieder zurückgebracht. Er kommt aus Madrid, dem Lande der alten Pracht, der vielen Kirchen, der Guitarren, des Boleros, und der Stiergefechte! Und Alles das hat er geſehen und weiß gar viel davon zu erzählen, und einen ächten Figaro hat er mitgebracht, das heißt einen andaluſiſchen Anzug, denn der ächteſte Figaro iſt er ſelbſt — durch und durch — vom Kopf bis zur Ferſe — le barbier de qualité! — Alles wünſcht ihn wieder zu hören und zu ſehen, dieſen beluſtigenden Buffo, und trefflichen Sänger, und wir hoffen dieſen Wunſch in dieſem Jahre wieder, gleich wie im vorigen erfüllt zu ſehen. —

Vor uns liegt »la Revista espannola, periódico dedicado à la Reina« die unſers Sängers Lob und Ehre verkündet. Fünf Mal ſang er im Hofkonzerte Sr. M. des Königs von Spanien, und zwar mit keinem Geringern, als mit dem Serenissimo Seunor Infante Don Francisco de Paula, dem Bruder des Königs, der eine ſehr ſchöne Baßſtimme beſitzen ſoll, und alle Duette von Roſſini mit Santini vortrug. »Las espresones benignas que en esta circunstancia ha oido el Sr. Santini de sus labios, serà un compensacion de su malogrado viage,« heißt es in der Revista. Und wahrlich ſolcher Anerkennung und Auszeichnung bedurfte es, um ihn für ſeine

Reiſe zu entſchädigen. Er und die liebenswürdige Julie Griſi waren für die italieniſche Oper in Madrid engagirt werden. Er empfängt die ausbedungene Subvention, reiſt ab, und wie er eintrifft, iſt das ganze Unternehmen zu Waſſer geworden, und er muß ſich mit dem Erhaltenen, als der einzigen Entſchädigung begnügen. Aber »las noticias que corren de su gran talento musico« verſchaffen ihm die hohe Auszeichnung, deren wir oben Erwähnung thaten.

Das ſpaniſche Theater in Madrid ſoll in dieſem Augenblicke nichts weniger als ausgezeichnet ſeyn. Der im gewöhnlichen Leben ſo lebendige und feurige Spanier erſcheint auf der Scene kalt und abgemeſſen. Auch ſind die Schauſpieler nicht im Stande, ein großes Publikum anzuziehen, dafür aber entſchädigt der Bolero, der jedesmal zwiſchen den Stücken getanzt wird. Dann füllen ſich Logen und Gallerien, dann beleben ſich die Blicke, dann bricht der Beifall los. Nicht ſatt wird man, dieſen Nationaltanz anzuſehen, der auf dem Theater in Madrid von den erſten Ballettänzern, ſicherlich in der höchſten Vollendung, ausgeführt wird.

Santini hat die Ouvertüre zur Oper Don Quixotte mitgebracht, welche Mercadante bei ſeinem letzten Aufenthalte in Madrid componirte, und worin die beliebteſten Nationaltänze eingeflechten ſind.

Nächſt dem Bolero ſind es noch immer die Stiergefechte, welche das Publikum unterhalten, und die in ihrer antiken Größe eine Maſſe von 10 — 15,000 Menſchen zu verſammeln im Stande ſind.

Sonſt iſt das Leben einſam und traurig. Die Kaffeehäuſer füllt Rauch, und nicht allein der, wohlriechender Cigarren, ſondern glimmenden Papiers, worin ſie dort nach Landesſitte eingewickelt werden.

Aber die Damen ſind ſchön, das wiſſen wir aus eigner Erfahrung. Sie hegen große Sorgfalt auf die Erhaltung ihres Teints, und iſt eine ſolche Spanierin weiß, ſo iſt ſie es wunderbar und übermenſchlich. Eben ſo ſchön ſind ihre Füße, beſonders das Fußgelenk, das nirgends ſo zierlich angetroffen wird. Daher ein bekanntes ſpaniſches Tenzon folgende Frage zur Entſcheidung aufwirft:

„Sagt, was höhern Preis gewinnt:
„Leis Berühren mit dem Fuß,
„Oder Handdruck — oder Gruß
„Mit dem Blick, der leicht zerrinnt!

Und nachdem Alles auf's Scharfſinnigſte erwogen, erhält das Berühren mit dem Fuße den Vorzug.

Doch genug mit dieſen Bemerkungen, ſie könnten uns zu weit führen, der Artikel ſollte ja urſprünglich nur unſerm lieben Santini gewidmet ſeyn, dem wir hiemit — im Namen aller Kunſtfreunde — ein herzliches Willkommen zurufen.

Notizen.

Demoiſelle Schöller, dieſelbe, welche vor einigen Monaten hier einen Verſuch in Schillers Wallenſtein als Thekla machte, war nunmehr, bei Gelegenheit des Gaſtſpiels ihrer Lehrerin, Madame Schröder, im Wiener Burgtheater ſo glücklich, einige Rollen dort zu geben. Man kann annehmen, daß die Anweſenheit des gefeierten Gaſtes, der ſie dem Publikum vorführte, dieſes mit der gehörigen Doſis Nachſicht, bei ihrem erſten Auftreten, erfüllt habe, aber ihr wiederholtes Spiel und der geſteigerte Beifall, den die junge Künſtlerin als Melitta und Beatrice erhielt, laſſen dennoch vermuthen, daß das Talent, das in ihr ſchlummerte, durch die begünſtigendſten Umſtände zur ſchnelleren Entfaltung gediehen ſey. Es wird uns freuen, bei der Zurückkunft der Demoiſelle Schöller dieſe Erwartung beſtätigt zu ſehen.

Mad. Kraus-Wranitzki gab den Wünſchen der Intendanz nach, und ſang am zweiten Pfingſtfeiertage die Anna in der weißen Frau, obgleich noch leidend und nicht frei in der Beherrſchung ihrer Mittel. Die Kirchweihe in dem nahen Großheſellohe hatte übrigens, bei dem ſchönen Wetter, den größten Theil der angeſehenſten Einwohner dorthin gezogen und das Theater war ſehr leer.

Wie man vernimmt, ſo würde es durch die Anweſenheit der Mad. Kraus-Wranitzki möglich gemacht werden können, Santini in einigen italieniſchen Opern auftreten zu ſehen. Wir werden ihn wahrſcheinlich als Jeronimo in Cimaroſa's Meiſterwerk: il matrimonio segreto, und als Don Magnifico in der Cenerentola hören. Im vergangenen Winter ſang er dieſe Parthie zum erſten Male mit großem Beifalle in Paris, indem er ſeinen Tandini an Tamburini abtrat. Ferner gedenkt er in der Italiana und als Leporello aufzutreten. Der Himmel wolle, daß die Unterhandlungen zu einem erfreulichen Reſultate gedeihen mögen. —

Aus Paris.

Ich habe mich nicht über die Theater zu beſchweren; nun ſind es faſt drei Wochen, daß ſie nichts Neues gegeben haben, und mich zu Athem kommen laſſen. Seitdem der Frühling ſich bei uns niederließ, ſich unter die Blütenbäume verſteckte, uns ſeinen wohlduftenden Athem in's Geſicht hauchte, und dabei ausrief: Hier bin ich! haben die Theater geſchwiegen. Sie wollten nicht mit dem Frühling um den Preis ringen, und das finde ich löblich. Sie haben uns erlaubt, zuzuſehen, wie der Schlehdorn Knospen trieb, wie die Tulpe ſich ſchmückte, und der Orangenbaum in freier Luft ſeine Blüthen entfaltete. Dafür haben wir uns bei dem Theater zu bedanken. Sie wollten uns ihre alten, gemalten Wälder nicht auskramen, während der Wald da draußen ſein grünes Gewand anzieht, ſie wollten uns nicht mit ihren Coſtümen daherkommen, während unſere ſchönen Damen ihre leichten Frühlingskleider anlegen, mit der Roſaſchärpe und den leichten Strohhüten. Die Theater zeigten ſich darin als Leute von Takt und Geſchmack, und deßhalb ſtatten wir ihnen unſere aufrichtige Erkenntlichkeit ab . . . Und auch wir Kritiker gingen aus, um Luft oder vielmehr Staub zu ſchöpfen, denn in dieſen ſchönen Tagen iſt man ſelbſt für den wallenden Staub dem Himmel dankbar. Alles athmet Glück und Vergnügen; die ganze Natur iſt ein Drama; der ſingende Vogel, der ſchwirrende Maikäfer, der ſich zuſehends verdichtende Schatten, das galoppirende Pferd. Uebrigens muß man geſtehen, daß, wenn wir gleich in dem Zeitalter des Verfalls der dramatiſchen Kunſt leben, dies doch mit Recht die Periode der ſchönen Pferde genannt werden kann. Ich kenne ſelbſt einen Pferdehändler, der allein hundert Pferde zu 3000 Franken, Eins in das Andere, ſeit Kurzem verkauft hat. Das iſt ein großer Luxus. Dies belebt die Promenaden ſehr angenehm; im bois-de-Boulogne umgibt uns eine ganze Welt zu Pferde; das iſt wohl ſo viel werth, als die Kunſtſtücke im Cirque Olympique — aber — laßt uns keinen Theatervergleich machen! Wir wollen das Theater gänzlich zu vergeſſen ſuchen; ich wenigſtens thue mein Möglichſtes, und befinde mich wohl dabei. Erſt geſtern ſah ich im bois-de-Boulogne Mamſell Sonntag in ihrer Kaleſche an mir vorüberfahren, dieſelbe berühmte Fremde, welche unter dem Namen einer Gräfin incognito reiſt. Wie ich ſie nun erblickte, mitten unter uns, als einfache Dame, jung und elegant, wie Viele — nichts weiter, als eine hübſche Frau in einem

Frühlingscoſtüme und in einer Kaleſche, da gedachte ich keinen Augenblick der großen Sängerin von ehemals — jenes Ideals, das uns ſo ſchnell entſchwand, und dem wir ſo viel nachgetrauert haben! — Aber der Frühling tröſtet uns für alle Entbehrungen, er beſchwichtigt alle Klagen, und erſetzt alle Leidenſchaften.

Correſpondenz des Herausgebers.

Berlin, im Mai.

Wenn man ſich entſchließen könnte, das Theater gar nicht mehr zu beſuchen, auch ſich für keinen einzelnen Schauſpieler mehr zu intereſſiren, ſo gäbe es eigentlich nichts Unterhaltenderes, als die jetzige Theaterwirthſchaft. Wilhelm Meiſters Marionetten ſind uns oft eingefallen, mit denen man zuletzt kein einziges Stück mehr aufführen konnte, weil man ihnen die alten patriarchaliſchen Kleider ausgezogen, und dagegen eine neue ungeheure Garderobe ohne allen Zuſammenhang aufgedrungen hatte.

Unſer Hoftheater hat es ſich dabei bequem gemacht. Freiwillig hat es ſich unter eine Art von artiſtiſchem Sequeſter begeben, der, mit Beibehaltung aller Commis, für die Maſſe wirthſchaftet, und durch ſeine beiden mit pro Cura verſehenen Adminiſtratoren Spontini und Raupach die frühere Firma repräſentirt. Das Lager des einen beſteht aus einer unzähligen Menge Proben von alten Reſten, das des andern aus einem Ausverkauf ſchnell fabricirter Meßwaaren. Es wird das Ganze in Athem gehalten, und man iſt zufrieden, wenn es nur nicht ſtill wird, ſondern ein beſcheidenes Kuchenleben beibehält. Iſt dieß gleich ſpaßhaft, hat es doch Methode!

Bei dem Königsſtädter Theater fehlt aber die **Methode**. Die dramatiſche Kunſt wird von der Direction hier ungefähr ſo repräſentirt, wie früher die deutſche Philoſophie durch den bekannten Pittſchaft vertreten wurde. Verdiente irgend jemand die Titel „maître de Spectacle, ſo wäre es Herr Cerf. Wenn nur Spektakel gemacht wird, ſo iſt alles gut; ob mit dem Karren des Theſpis oder den Karren eines Eckenſtehers — gleichviel! Die Schauſpieler bekommen ihre Realen pünktlich ausgezahlt, und wer bei den Inſekten-Beluſtigungen, die mit ihm gemacht werden, die wenigſten Geſichter ſchneidet, kann auch darauf rechnen, ein oder ein paar Jahre beibehalten zu werden, um an der großen Ramme mitzuarbeiten, die den ehemals grünen Baum, jetzt dürren Pfahl, an dieſem Kunſtgebäude immer tiefer herunterdrücken ſoll. Und dennoch iſt es das Königsſtädtiſche Theater, welches zur Begründung einer Volksbühne im nördlichen Deutſchland noch die meiſte Hoffnung gibt; denn Grund und Boden ſind gut und unverwüſtlich, und trotz der immer wechſelnden Syſteme ſeiner Leitung, deren eins das andere an Verkehrtheit überbietet, ſchießen neben vielem Unkraut immer noch geſunde Pflanzen auf, die nur einiger beſſeren Pflege bedürfen, um ſich auf das Herrlichſte zu entfalten.

Am Willen der Dichter und Componiſten, dieſem Theater Neues zu liefern, hat es nie gefehlt, und es wäre ungerecht, hier der Verdienſte Holtei's nicht zu erwähnen, der mit einer beiſpielloſen Thätigkeit, ohne irgend dafür gefordert zu werden, alle ſeine Kräfte aufbot, um ein reges Leben dieſer Anſtalt zu erhalten.

Aus dieſem Geſichtspunkt beurtheilen wir auch ſeinen Entſchluß, als Schauſpieler dieſe Bühne zu betreten.

Selten war man hier auf eine Bühnenerſcheinung geſpannter, als auf das erſte Debut Holtei's. Als Dichter und Vorleſer jedem hieſigen Kunſtfreunde bekannt, ſollte man ihn auf einmal eine neue Kunſtbahn betreten ſehen, an die jetzt mehr als je große Forderungen gemacht werden.

Holtei löſete ſeine Aufgabe vollkommen genügend. Was ihm anfänglich an Technik abging, erſetzte er durch Kunſt der Rede, durch gebildetes Benehmen, durch gemüthliche Innerlichkeit, ſo daß man ſich immer in guter Geſellſchaft fühlte, wenn er auf den Brettern war. Rechnen wir noch hinzu den glänzenden Erfolg, den ſein Drama „Lorbeerbaum und Bettelſtab“, in welchem er die Hauptrolle ſpielte, beim Publikum hatte, daß er ferner der einzige iſt, der Couplets zu ſingen und der Rede anzuſchließen verſteht, und daß er durch den Eindruck, den ſeine Darſtellungen machen, vielfach an den viel zu früh dahingegangenen P. A. Wolf erinnert, ſo iſt es gewiß nicht zu viel geſagt, wenn man Holtei's Erſcheinen auf der Bühne zu dem Intereſſanteſten rechnet, was in dieſem Bereiche jetzt vorgekommen iſt.

Wie wir hören, ſind ihm vielfache Anträge, auf auswärtigen Theatern zu ſpielen, gemacht worden, und wir müſſen um ſo mehr wünſchen, daß er darauf eingehen möge, weil das Königsſtädter Theater bei ſeinem eingeſchränkten Repertoir ihm nicht erlaubt, in den Rollen aufzutreten, die der wahre Prüfſtein eines wirklich ausgezeichneten Darſtellungstalents ſind.

Nächſtens ein mehreres über unſer Theater-Publikum, unſere Recenſenten, und unſer hieſiges Muſiktreiben, nur heute noch ſo viel, daß Raupachs neueſtes Drama: „Cromwell“ den einzigen kühlen Abend in dieſem afrikaniſchen Mai brachte, und daß die beiden Sängerinnen Karl und Hoffmann, trotz einer Menge Protectoren, die aber keine klugen Cromwells waren, den alten Satz wieder beſtätigten, daß man von ſeinen guten Freunden nichts feindlicheres erfahren könne, als durch ſie einen Ruf zu erhalten, dem man nicht gewachſen iſt. A. . .

Ein Berliner Blatt erzeigt mir die Ehre, mich auf ſehr ſchmeichelhafte Weiſe aufzufordern, die Biographie Devrients zu ſchreiben. Abgeſehen davon, daß ein ſolches Unternehmen von meiner Seite, mit einem ähnlichen bereits angekündigten zuſammenliefe und ſchon deshalb unſtatthaft wäre, ſo lebte ich in letzter Zeit zu entfernt von dem Verſtorbenen, (— ein kurzes Beiſammenſeyn in Hamburg ausgenommen —), um über ſein Wirken und ſeine Verhältniſſe, gehörig verſtändigt ſeyn zu können. Ich werde jedoch in einem Buche über das »Theater,« das nächſtens bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſcheinen ſoll, Skizzen und Andeutungen über Devrient mittheilen, um ſo viel in meinen Kräften iſt, jener Aufforderung zu entſprechen. A. L.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Vierzehntes Stück.
München, ausgegeben am 1ten Juny 1833.

Debureau. Don Juan. Correspondenz aus Leipzig.

Debureau.

Geſchichte des Theaters zu Vier Sous,
nach
Jules Janin.

Ich traure oft um jene hingeſchwundene Zeit des Theaters, da junge, aufkeimende Talente, von allen Seiten ſich der Leitung und Ermunterung der Kritik hingaben. Damals feierten Talent und Kritik ihre ſchönen Stunden. Sie reichten ſich zwar die Hand, um zum gemeinſchaftlichen Ziele zu wandeln, aber ſie ſtritten unterwegs, und dies ſelbſt brachte ihrer Kunſt Vortheil. Auf ſolche Weiſe gelangten Talma und Geoffroy an demſelben Tage zu ihrem europäiſchen Ruhme. Wie iſt aber jetzt Alles in der dramatiſchen Kunſt ſo verändert! Der jetzige Schauſpieler ſetzt ſich über Kritik weg. Der Beruf macht die Schauſpieler, der ſogenannte Enthuſiasmus für die Kunſt, aber deshalb ſpielen ſie ſo ſchlecht. Denn der Enthuſiasmus eines ganzen Lebens iſt nicht ſo viel werth, als eine Woche des Nachdenkens und des ernſten Strebens. — Was nun die Kritik betrifft, ſo war ſie gezwungen, ſich auch ohne die Schauſpieler zu behelfen; ſie hatte weder guten Rath, noch Lob, noch Schimpf mehr, die für ſie paßten. Leider haben Kritik und Schauſpielkunſt gleich viel dabei verloren. — Was ſollen wir Kritiker nun aber anfangen, wir müſſen uns ja doch für eiwas begeiſtern können, um ſo mehr, wenn wir ſelbſt — als Dichter etwa — uns anmaßen, zu den Künſtlern gezählt zu werden. Da wir uns nun nicht für das théatre français begeiſtern können, ſo begeiſtern wir uns, wie und wo wir es können — als z. B. für die Boulevards-Theater. — So habe ich denn in einem dieſer ganz unbekannten Theater — in dem kleinſten, unreinlichſten von Allen — bei dem Scheine von vier elenden Talglichtern, und in einen mephitiſchen Dunſt gehüllt, neben einer Menagerie, welche brüllt, während die Schauſpieler ſingen, einen Mann entdeckt und bewundern gelernt — den erſten Schauſpieler ſeiner Zeit — und was mehr iſt als das, den größten Poſſenreiſſer: Debureau.

Ich habe ſchon oft mit einer ungeheuchelten Bewunderung von Debureau geſprochen; deshalb ſtellten mich einige galante Herren, die gern über Alles Erkundigung einziehen, ganz ernſtlich zur Rede, weil ſie mir nicht glauben konnten, daß es einen Künſtler gebe, von dem ſie noch nichts vor mir gehört hatten, den ſie noch nie geſehen, und den ſie auch wahrſcheinlich nie ſehen werden, ſo lange die feine Welt den Talggeruch verabſcheut, und das ächte kölniſche Waſſer von Farina liebt. Und ich muß geſtehen, daß zum Unglück für meinen Künſtler die Liebhaberei des kölniſchen Waſſers in dieſen Tagen ſehr groß iſt! —

Dieſem ewigen Mahnen mit einem Male zu entgehen, habe ich mir alle erdenkliche Mühe gegeben, um als Biograph meines Lieblings auftreten zu können, und nehme als ſolcher hiemit alle Rechte und allen Ruhm für mich in Anſpruch.

Der größte Schauſpieler unſerer Epoche, Johann Caspar Debureau, iſt in Neukolin in Böhmen den 31. July 1796 geboren. Debureau iſt das letzte und größte Geſchenk, das uns Böhmen gemacht hat, dieſes ſchwankende Königreich im Mittelalter, voll luſtiger ſorgloſer Comödianten und hübſcher, flinker Dirnen; Böhmiſche Welt, die immer lacht, wenn Europa weint; die ſich liebt und hält, wenn der Bürgerkrieg die Städte verheert; Welt der Luſt, der Freiheit und der fetten Küche — der ſchelmiſchen Lieder und der ungezügelten Genüſſe, während einer mönchiſchen, gläubigen, glühenden, geraden und ſtrengen Zeit; Böhmiſche Welt, lange vor Luther in den Bann gethan, aber dennoch lachend — eine Welt des Zufalls, die in dem Karren des Theſpis einherfährt, und erſt dann anhält, wenn die Civiliſation ihr nach allen Seiten hin, Schranken zieht: dieſe Welt hat uns Debureau gegeben. Das heißt wahrlich, von recht nahe und recht weit zugleich herkommen. Nicht wahr?

Er war ein armes Soldatenkind, während des Feldzugs geboren. Sein erſtes Jahr verlebte er unter den Mauern von Warſchau, und deshalb giebt ſich der Böhme Debureau, ſeit der polniſchen Inſurrektion, kecklich für einen Polen aus. O Künſtlereitelkeit! So war er 7 Jahre alt geworden, als ſein Vater die Nachricht von einer Erbſchaft erhielt, welche ihm in Frankreich zugefallen war. Er machte ſich ſogleich auf den Weg. Aber die Familie war arm, der Weg weit — jedoch die Hoffnung — groß. Der Vater erſann bald ein ächt böhmiſches Mittel, um die Troſtloſigkeit des langen Weges zu zerſtreuen. Seine zwei hübſchen Töchter mußten auf dem Drahte tanzen, und das Volk verſammelte ſich überall, um die ſchwarzbraunen Mädchen zu ſehen mit dem dunkeln Feuerauge, die unerſchrockenen Tänzerinnen mit den kleinen, leichten Füßchen, die in der wohlgebauten magern Hand die ſchwere Balancirſtange trugen. Die beiden ältern Gebrüder Debureau, unſern — den Jüngſten — ausgenommen, denn die Familie beſtand außer Vater und Mutter aus 5 Individuen — machten ihre Exercitien ſtets, ehe die Schweſtern tanzten. Unſerm kleinen Debureau allein fehlte es an Geſchick und gutem Willen, ſeine Glieder waren nicht biegſam, und er hatte gar keine Anlage, »ſeinen Weg auf den beiden Händen zu machen,« wie er ſich ſelbſt ſehr naiv ausdruckt.

Dafür aber auch ward er ausgeziſcht und gezüchtigt, wenn ſeinen Geſchwiſtern die Lorbern und die Belohnung lachten.

Für ihn, welch ein Leben der Entbehrung und des Elends! Wie viel Erniedrigung auf ein einziges Haupt!

Wie verſchieden ſind nicht die Loſe von Menſchen, aus demſelben Blute entſproſſen! Für ſeine Brüder, glänzende Flitter, ſeidene Schärpen, geſtickte Schuhe, prächtige Tuniken! Für ihn eine abgenützte Jacke, ein alter Filz, zerriſſene Sandalen; ſeinen Brüdern, die Bewunderung der Menge am Tage, und Abends, ein Stück Speck, ein dampfendes Kraut, ein ſchäumendes Bier, friſches Stroh — aller Glanz, alle Herrlichkeit des Lebens; er — der Arme — hatte nichts als Verachtung, trocken Brod, Waſſer und einen Winkel in der Scheune, weit weg — faſt vor der Thür — und nicht dort, wo man der wohlthätigen Wärme des Kuhſtalls theilhaftig wurde. — So zog er durch die Länder, als gebeugtes und verkanntes Genie! Da er nun weder ſpringen, noch tanzen konnte, ſo machte ſein Vater den Bajazzo aus ihm. Das heißt nicht einen ernſten und geſetzten Bajazzo, wie es heut zu Tage üblich iſt, ſondern einen lachenden, zotigen, tölpelhaften Bajazzo, einen ganz gemeinen Bajazzo, für den Pöbel. In dieſer — ich darf wohl ſagen erniedrigenden Stellung — mußte Debureau ſeinen Geſchwiſtern als Folie dienen. Er war zwiſchen dem Haufen und den Künſtlern, der obligate Contraſt des Drama, der dem Gemälde nothwendige Schatten. Sie waren leicht wie die Luft, er war ſchwer wie Blei; ſie gaben geiſtreiche und geſchickt angebrachte Schmeicheleien den Leuten zum Beſten; er nur Dummheit und plumpe Späße. Dafür bekam er denn auch reichlich die Ohrſeigen und Fußtritte, welche ſeit Adam unſere alte Welt zum ſchallenden Gelächter reizen konnten. Armer, großer Mann! wie weit und langweilig muß Dir der Weg von Böhmen nach dem väterlichen Erbe vorgekommen ſeyn!

Endlich gelangten ſie zum Ziel. Da iſt das Land der Verheißung — da iſt Amiens, die Stadt der ſaftigen Paſteten, die gaſtronomiſche Stadt, Amiens wo die Debureau'ſchen Gründe gelegen ſind. Endlich Ruhe für den armen Jungen! Da läßt er nun ſeine abgetragene Jacke, ſeine geborgten Lazzi, ſein verzerrtes Gelächter des armen Teufels — Alles vor dem Thore des väterlichen Schloſſes; ſchon ſucht er es mit den Augen nach allen Seiten.

Aber ihr armen Künſtler, welche Täuſchung! Eine baufällige Hütte ſtatt des Schloſſes, ein halber Morgen Land mit Dornen und Diſteln bewachſen, ſtatt des Gartens! Und darum kamen ſie ſo weit her, dieſe landſtreicheriſchen Agnaten! trauriges Loos, und beſonders für Dich traurig o mein zerlumpter Benjamin! Noch manchen Tag wirſt du lachen müſſen, um Abends dein Hungerbrod zu verzehren!

Dieß war die Geſchichte der Erbſchaft. Die Hütte ward verkauft und aufgegeſſen, dann nach einigen Ruhetagen mußte aufgebrochen werden.

Hier müſſen wir einen Zug der Menſchlichkeit des alten Debureau berühren. Ein Vater mag noch ſo ſtrenge ſeyn, es giebt immer Züge, woran man ihn erkennt. An einem kalten Morgen alſo, als unſer Vater die harten und rothen Füße ſeiner Kinder bemerkte, kaufte er um 18 Franken ein Pferd, um ſein Geräthe und ſeine Familie zu tragen. Es wurde mit zwei Körben behängt. Darein ſetzte nun der gute Vater ſeine ganze glückliche Familie, glücklich, wie ſie nie geweſen war.

Aber wegen dieſer Art zu reiſen, wollten die Wirthe manchmal die Familie nicht aufnehmen, ſondern nur das Pferd. Dann blieben die Kinder draußen, unter freiem Himmel, in ihren Körben, und ihr Vater wachte bei ihnen. Zur ſelben Stunde der Nacht wachten nur zwei Menſchen in Europa, Napoleon und Debureau!

(F. f.)

Don Juan.

Einige allgemeine Bemerkungen, veranlaßt durch die Darſtellung am 31. Mai.

Man erwarte nicht, daß ich gleich in enthuſiaſtiſche Lobpreiſungen ausarten werde, wenn ich von Mozarts Werk zu ſprechen anfange. Es gibt närriſche Menſchen genug, welche ſo etwas für Schuldigkeit halten, und einen Andern, der es nicht thut, gleich verketzern möchten. Es laſſen ſich ja oftmals ſogar Sänger einfallen, aus ihrer Rolle zu fallen, um allerlei künſtleriſche Pietät, von der ſie dann am wenigſten erfüllt ſind, mit großer Oſtentation laut werden zu laſſen, wie z. B. im zweiten Finale: „O du unſterblicher Mozart!“ und Herr Blume in Berlin geht gar ſo weit, ſtatt: „Treibt der Champagner!“ zu ſingen: „Heil Dir, o Mozart, unſterblicher Meiſter!“ Von dieſen ganz verkehrten Beſtrebungen

Enthuſiasmus bei den von Natur kältern Deutſchen zu erregen, gibt es der lächerlichen Beiſpiele mehr. Am wenigſten ſind die ſchicklichen Gelegenheiten hiezu auf dem Theater gewählt; am allerwenigſten, wenn man Verſuche hiezu von Schauſpielern machen ſieht, die in demſelben Augenblicke an der Darſtellung eines, über ihre geringen Kräfte, erhabenen Werkes laboriren.

Der Stolz, Mozart den Unſern zu nennen, iſt allerdings verzeihlich — ſein Genius war ein Deutſcher — und unſer Eigenthum ſind Don Juan, Figaro, Titus, wenn gleich die urſprünglichen Worte dazu italianiſch waren. Wie ſchwächlich, unſelbſtſtändig und unerfreulich zeigt ſich nun aber dabei unſere deutſche Theaterkunſt.

Ich habe es oft gefühlt, daß die größten italieniſchen Sänger mir in Don Juan nicht ganz genügten, nicht etwa, weil ich Alles im Kopfe hatte, was deutſche Federn an mühſeliger Arbeit darüber zuſammenſchrieben, um die obenhin ſkizzirten Figuren der Scene zu zergliedern, und in gutgemäſtete Charactere voll conſequenter Leidenſchaft umzuwandeln, noch weil ich meine Forderung nach Hoffmanns phantaſtiſcher Rhapſodie ſtellte, ſondern weil mir ſelbſt das rauhe, vaterländiſche Wort dabei fehlte, für mein eingeborenes Kunſtwerk, und weil — offen geſtanden — mir das Wort nicht halb ſo rauh war, als es von der Affectation verſchrieen zu werden pflegt.

Wenn ich nun aber das deutſche Wort zu Mozarts Tönen hatte — war ich dann wohl zufriedener? Man könnte glauben, daß eben die vielen Anforderungen der deutſchen Critiker die Darſteller ſo verwirrt haben, daß ſie gar nicht mehr wiſſen, was ſie aus ihren Aufgaben machen ſollen, indeß die Italianer, von ihrem Talente geleitet, als Sänger, den Noten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ihre Parthien ſo ſpielen, wie ſie in gemiſchten Opern zu ſpielen gewohnt ſind. Der Leporello macht in Italien ſeine Lazzi, und belebt dadurch die verroſteten Abenteuer ſeines Herrn, während man in Deutſchland dabei von Entweihung der Scene und Entwürdigung Mozarts ſpricht, ſich aber die hineingeflickte Gerichtsdienerſcene nicht nehmen läßt, und ſie wahrhaft nothwendig findet, den Charakter Don Juans zu entwickeln! — Während in der Champagnerarie der Herr, im Ausbruche einer verzweifelten Laune, ſeinem Diener einen Befehl ertheilt, wollen Deutſche oftmals eine ganz übelangebrachte Fröhlichkeit darin etabliren, und erlauben ſich ſogar zu ſpringen und zu tanzen! Ich könnte mehr Verkehrtes anführen, aber der Raum zwingt mich, für jetzt abzubrechen. Im vergangenen Jahre wurde hier dieſe Oper mit großen Anſtrengungen in die Scene geſetzt. Es iſt wahr, daß das erſte Finale Alles übertraf, was man von der Wirkung dieſes ergreifenden Tonſtücks nur erwarten konnte.

Man hätte jedoch auch bemüht ſeyn ſollen, das ganze Scenarium in beſſern Verband zu ſetzen, den abgedroſchenen, hie und da zotigen Text umzuwandeln, den Dialog zu verbannen und das Recitativ einzuführen.

Vor allem aber wird es ſtets ein Uebelſtand mit den deutſchen Sängern bleiben, wenn ſie im Don Juan eigenthümlich ſeyn wollen.

Der Freiſchütz', Fidelio, das ſind deutſche Werke, ganz für deutſche Sänger berechnet, darin würde Rubini nur ohnmächtig gegen Haizinger, die Malibran gegen die Devrient den Kampf beſtehen können. Was ſie aber aus dem Don Juan zu machen haben, das wiſſen die Leute jenſeits der Alpen ſchon recht gut, und wollen wir mehr thun, ſo entſteht gar zu leicht eine Mißgeburt von Fauſt und Seiltänzer aus dem ſpaniſchen Wüſtling, eine prüde Zofe aus der Zerline, ein niederſächſiſcher Maß aus dem Leporello, eine „Je ne sais quoi" aus der Donna Anna.

Meinen Bericht über die Aufführung der geſtrigen Oper, die, wie es heißt, nächſtens in italieniſcher Sprache erfolgen ſoll, verſpare ich mir bis zur Wiederholung.

Correſpondenz des Herausgebers.

Leipzig, im Mai.

Zuſtand des jetzigen Theaters.

Es iſt jetzt gerade ein Jahr, daß das Leipziger Hoftheater aufgelöſt wurde, das gebildete Publikum hat dadurch einen, wie die Sachen jetzt ſtehen, unerſetzlichen Verluſt erlitten. — Es war freilich mit dem Leipziger Hoftheater eine eigene Sache, es litt an den Gebrechen, woran mehr oder minder alle Hoftheater leiden, wenn die oberſte Leitung einem Manne übertragen iſt, der von der Kunſt ſoviel wie nichts verſteht.

Zum Glück indeß kann ſelbſt ein General-Intendant nicht an zwei Orten zugleich ſeyn, und ſo wurde dem Herrn von L** ein Herr Remie als Geſchäftsführer in Leipzig beigegeben, ſo daß wir Leipziger in mancher Hinſicht beſſer daran waren, als das Publikum in Dresden, denn Herr Remie beſaß, wenn auch keine große äſthetiſche Bildung, doch eine große Theaterkenntniß und Beſcheidenheit, um die Urtheile bewährter Kunſtfreunde zu beherzigen, unermüdlichen Fleiß, guten Willen, und vor allem Geduld, wenn hie und da ein ſtörriges Böcklein zur Vernunft zurückgebracht werden ſollte, ſo daß während ſeiner Leitung das Theater keinen ſeiner Heroen verlor, obgleich ſelbige untereinander oft um die Herrſchaft ſtritten, die alle theilten, weil alle in ihrem Fache brav waren. — Eine matte Darſtellung, wo nicht alle Mitglieder ſich bemüht hätten, das Ihrige zum Gelingen beizutragen, gehörte zu den Seltenheiten. Das Repertoir war gut verſehen, und das Neueſte und Beſte wurde ſchnell angeſchafft

Die Ausſtattung war glänzend und geſchmackvoll, die Garderobe neu und zweckmäßig, die Decorationen von Gropius und Schwarz gemalt, womit alles geſagt iſt.

Der Glanzpunkt der Oper aber war der treffliche Chor unter Fiſchers Leitung, ſo wie das Orcheſter, welchem der feurige Heinrich Dorn als Kapellmeiſter vorſtand. — Reiſende waren entzückt, und verweilten länger, um dieſen Chor zu hören, und wirklich möchte es ſchwer geweſen ſeyn, was präciſe Ausführung und Kraft betraf, ſo leicht einen beſſern zu finden. Der Dresdener Chor ſtand ihm weit nach, und hat ſich erſt jetzt unter Fiſcher wieder gehoben.

Dies verloren wir, als das Hoftheater aufgelöſt wurde, und ſo ſehr uns auch der Verluſt ſchmerzte, mußten wir ihn ertragen, und hofften auf beſſere Zeiten, denn Herr Ringelhard, hieß es, werde mit einer ausgezeichneten Geſellſchaft herkommen, und Alles aufbieten, um uns den Verluſt der Hofbühne vergeſſen zu machen. Ja! einige alte Theaterfreunde träumten ſogar von einem Theater, wie es unter Küſtner früher beſtanden hatte. —

Herr Ringelhard kam an, eröffnete die Bühne, und zeigte ſchon am erſten Abende, was wir zu erwarten hatten. — Manche wollten das beſtreiten, aber der verminderte Beſuch der ſonſt ſo theaterluſtigen Leipziger ſprach zu deutlich.

Kunſt war die hervorragendſte Erſcheinung unter den ſämmtlichen Mitgliedern. Nach ſeinem Abgange hat Hr. Ringelhard nur noch zwei Schauſpieler aufzuweiſen: Hrn. Porth und Hrn. Meyer, zwei Schauſpieterinnen, Demoiſelle Reimann und Demoiſelle Wagner, drei Sänger, Eichberger (Tenor), Hauſer (Bariton), Berthold (Baß-Buffo), ein erſter Baſſiſt fehlt! eine, ſage eine Sängerin (Madame Steinert-Hahn), denn die zweite Sängerin krächzt, ſtatt zu ſingen, und die dritte hält es für gut, zu verſtummen, eine vierte, mit lieblicher Stimme und trefflicher Schule, darf ihrer allzuzarten Jugend wegen (ſie iſt die Tochter eines hieſigen wohlhabenden Bürgers) nicht zu oft, und dann nur in nicht angreifenden Parthien beſchäftigt werden. Der Chor aber, ſonſt der Stolz der Oper, iſt gänzlich aufgelöſt! — An eine humane Behandlung und ein ſorgenfreies Leben gewohnt, gingen faſt ſämmtliche Choriſten und Choriſtinnen wo andershin, denn die monatliche Gage eines Choriſten beträgt bei Herrn Ringelhard ſechs Thaler preußiſch, und dafür täglich von Morgen bis Abend Proben — obgleich faſt nichts Neues einſtudirt wird. — Vom Ballet iſt zwar keine Rede, wohl aber von Seiltänzerkünſten, denn während der Meſſe ließ es Herr Ringelhard geſchehen, daß nach einer Vorſtellung des Waſſerträgers von Cherubini ein Herr Marquard, um mit dem hier anweſenden Rappo zu concurriren, einen verunglückten Rundflug auf einem Windmühlenflügel ausführte. Da haben Sie ein Pröbchen von der äſthetiſchen Bildung des Herrn Direktors! — Ich würde nichts ſagen, wenn dieſe Aefferei nach der Vorſtellung eines Nante, der ſieben Mädchen, (womit wir bis zum Uebermaaß regalirt werden,) ꝛc. ꝛc. unternommen wäre, aber nach dem Waſſerträger von Cherubini! —

Außer der Schröder-Devrient iſt nur noch Madame Walker als Gaſt zu nennen, ſie war einſt die unſere! Kunſt iſt noch nicht erſetzt, und ſo beſteht denn nun das Repertoir (Louis XI. ausgenommen, welcher kürzlich zum erſtenmal gegeben wurde,) aus dem Canon hundertmal gehörter Albernheiten von Angely, einigen franzöſiſchen Melodramen, und dann und wann einem Stück von Iffland, worin Herr Ringelhard ſpielt und gefällt. Meiſterwerke können nicht gegeben werden, und werden ſie doch gegeben, wie z. B. Romeo und Julie, Fauſt von Göthe, ſo werden ſie verhunzt, denn die genannten Schauſpieler können nicht alle Rollen übernehmen, und von den Andern laſſen Sie mich ſchweigen.

Herrn Ringelhards Freunde entſchuldigten ihn mit der ungünſtigen Stellung in Leipzig, da er allein auf das Publikum angewieſen, welches dermalen eine auffallende Kühle zeige, daß er unmöglich mehr geben könne, als eben da ſey. Soviel mir bekannt, erhielt Herr Hofrath Küſtner von dem Stadtrathe bei weitem nicht ſo günſtige Bedingungen, als Herr Ringelhard; war ebenfalls nur auf das Publikum angewieſen — und dennoch, was leiſtete er alles! welche Mitglieder nannte er die Seinigen!! Herr Ringelhard gebe uns nur ein erträgliches Enſemble, eine nur nicht ganz erbärmlich-knickerige Ausſtattung, vor allem aber ein beſſeres Repertoir, und er wird ſehen, daß der Beſuch nicht ausbleibt. — Seit September v. J. gab er in Summa 12 Opern und darunter nur eine Neue, die Hexe von Gyllenſtierna, welche noch dazu mißfiel, und keine einzige Ausführung hielt einen Vergleich aus, mit dem wie wir ſie früher ſahen und hörten. Marſchners hier ſo beliebte Opern, als: der Vampyr, Templer und Jüdin, und Neuigkeiten, die anderswo die Leute erfreuen, kommen nicht zur Aufführung, weil Herr Ringelhard das geringe Honorar ſcheut.

Genug! und übergenug! Bedauern Sie uns, wir verdienen es wahrhaftig!

Junius.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Fünfzehntes Stück.
München, ausgegeben am 5ten Juny 1833.

Deburau. Lucrezia Borgia. Correspondenz aus Stuttgart.

Deburau.

Geſchichte des Theaters zu Vier Sous,

nach
Jules Janin.

II.

So zogen ſie, immer ſpringend, fort bis nach Conſtantinopel. Dort hatte die Familie, unter Anderm auch das Glück, vor dem Sultan tanzen zu dürfen. Das iſt eine ſehr ſchöne Scene, die ich nicht ſchreiben will, weil ſie ſehr ſchwer zu ſchreiben iſt. Ich will alſo nur verſuchen ſie zu ſkizziren. An jenem Tage waren ihre Tuniken gewaſchen, ihr Flittern geputzt, Alles war unterſucht und gut befunden worden; die ganze Familie hatte zu Mittag gegeſſen, ſelbſt Deburau hatte zu Mittag gegeſſen; und ſo begaben ſie ſich denn, dem erhaltenen Befehle zu Folge, nach dem Pallaſte des Sultans hin. — Sie durchzogen den innern Hof. Ein Stummer führte ſie in einen großen Saal ganz von Marmor und Gold, der durch einen ſeidenen Vorhang getheilt war. Man hörte und ſah keinen Menſchen im ganzen, weiten Saale. Dort herrſchte die troſtloſe Oede des théâtre français, wenn man eine Comödie von Bonjour aufführt. Der Stumme gab den Künſtlern ein Zeichen, ihre Stücke vor dieſem geheimnißvollen Vorhang aufzuführen. Man gehorchte. Sie machen ganz ſtill ihre Vorbereitungen, ſie breiten ihren ſchmutzigen Teppich der Straße, auf dieſen perſiſchen Haremsteppich aus, ſie ſtreichen die Kreide ihrer Kunſt auf ihre Sohlen, wie andere Künſtler die Schminke auf das Geſicht, und nun fangen ſie an. Sie biegen, drehen, tragen und verrenken ſich im ganzen Sinne des Worts. Hinter dem Vorhang rührt ſich nichts; doch dies eiſige Stillſchweigen ſtört ſie nicht.

Sie zeigen ihre äquilibriſtiſchen Sachen. Debureau wirft ſich auf den Rücken, und ſein älterer Bruder ſchlägt ihm mit einem Stocke, womit er ihm zehnmal das Hirn einſchlagen könnte, ein kleines Geldſtück von der Naſe herunter. Ein entſetzliches und phantaſtiſches Kunſtſtück, das noch Niemand beſchrieben hat. — Nachdem nun ſeine Naſe wieder frei iſt, ſteht Debureau auf und muß eine lange, ſchwankende Leiter, die ſein anderer Bruder hält, hinanklettern. Schon ſteht er auf der letzten Sproſſe — jetzt iſt er auf dem Gipfel ſeiner Kunſt. Von dieſer Leiter wirft nun unſer Held einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang. Welche Ueberraſchung! Welche herrliche, unerwartete Belohnung! Wie ward unſerm Bajazzo, als er hinter dieſen Vorhang blickte, und die ſtillen, unbeweglichen, halbnackten Gruppen ſah, eine auf die Andere ſanft geneigt, duftend von Ambra und Roſenöl, in weiße Perlen und ächte Caſchemirs halb verhüllt, er der Bettler! er der Wurm des Staubes! Bajazzo ſeines Vaters! er — erblickte hier die Odalisken des Serails, die geheiligten Frauen Seiner Hoheit, die gefürchteten Huris, von denen ein Blick, wie der Blitz den Tod bringt! Ja, von der Spitze ſeiner Leiter, hat er ſie geſehen, dieſe Weiber, die Aller Blicken entzogen ſind. Er hat ſie von Oben nach Unten geſehen, dieſe Frauen, die der Sultan ſelbſt von unten nach oben nur ſieht. Er hat ſie ungeſtraft angeblickt, ſie, vor deren verhängtem Palankin ſich das Haupt der Gläubigen zur Erde beugt; und wahrhaftig er ſähe ſie noch an, wenn ſeinem Bruder nicht der Arm ermüdet wäre, die Leiter länger zu tragen. Das war das erſte glückliche Ereigniß für ihn und er fing an zu glauben, daß auch er ein Menſch ſey, wie ſeine Geſchwiſter. Aber die Stunde des Ruhmes und der Unſterblichkeit ſollten noch lange nicht für ihn ſchlagen. Von Conſtantinopel pilgerten ſie nach Deutſchland, immer auf dem Seile oder auf dem Drahte; immer hatte Debureau mehr Geld auf der Naſe als in der Taſche, immer war er ungekannt und ſchüchtern, immer ſtarb er vor Hunger, immer ward er geſchlagen, immer verbiß er ſeine Thränen und lachte vor der Welt wie toll. Dies dauerte 15 Jahre, bis die Familie endlich in das kaiſerliche Paris einzog. Dort errichteten ſie ein faſt regelmäßiges Theater, ein Schauſpiel, deſſen Baſis der Tanz auf dem Seile bildete, wie vor ungefähr 15 Jahren, eine Oper von Herrn Jouy, am Theater der großen Oper.

In jener guten Zeit für das Theater war das Publikum nicht ſchwierig wie jetzt, damals war noch eine Comödie von Andrieux etwas Großes. Damals wußten die Theater noch nicht, was eine koſtbare Dekoration ſey. Mit einer Verſenkung, einem Walde, einer geſchloſſenen Dekoration, einem Feuerwerk für 30 Sous zum Schluſſe, meinte man ſich ein dankbares Parterre für wenigſtens 3 Monate zu fiſchen. Auch ſparte man die Comparſen. Eine Bande von 5 Räubern, den Hauptmann mit inbegriffen und zwei Gendarmen, um ſie feſtzunehmen — das war ſchon viel. Die Blätter ſchrieen dann über Verſchwendung. Eben ſo war es mit der Beſoldung der Künſtler; man ließ ihnen ſo viel Ruhm und ſo wenig Geld als möglich verabfolgen. Das iſt jetzt Alles anders: obgleich der Ruhm die eigentliche Münze der Künſtler iſt!

Daher kam aber der ungeheure Beifall, den die Familie Debureau hatte. Sie tanzte zwar nur auf dem Seile, aber das war damals die Schule für den Tänzer. Dabei gab es eine rauſchende Muſik. Debureau ſelbſt blies mit ſeiner Clarinette die Trommel zu Schanden. Auch brachten ſie mit vieler Geſchicklichkeit Wechſel in ihr Repertoir, wie z. B. den militäriſchen Marſch und die ägyptiſche Pyramide. Debureau mußte die Spitze dieſer

Pyramide bilden. Armer Debureau, zitternd wie das gelbe, herbſtliche Blatt am abgeſtorbenen Zweige! Aber lachen Sie darüber nicht, meine Herren! Das war damals die ſchöne Zeit der Kunſt! Da gab es noch Schauder und Ungeduld der Leidenſchaft; da war noch die tobende Menge aufmerkſam und hingeriſſen! Nie wird das moderne Drama die Wirkung hervorbringen, wie die gigantiſch-heroiſchen Exercitien aus Debureau's Jugendzeit. Hier muß ich eine traurige Anekdote einſchalten. Eines Tages befanden ſich Herr und Madame Godot, zwar die erſten Künſtler Europa's, aber ſchon im Herabſteigen von ihrer Kunſthöhe begriffen, in einem etwas betrunkenen Zuſtand. Es war Zufall, nichts als reiner Zufall! dieſes Ehepaar bildete die Baſis der Pyramide und hätte daher nothwendigerweiſe bis um 7 Uhr Abends bei kaltem Blute bleiben ſollen. Demungeachtet bieten ſie ihre Schultern und Hälſe den hinaufſteigenden Künſtlern an, und bis dahin ging noch Alles gut. Nun ſollte Debureau das Ganze krönen. Er ſteigt muthvoll hinauf, der junge Menſch, nüchtern wie immer, nichts von dem Weine argwöhnend, der unter ihm gährt. Plötzlich ſchwankt Herr Godot, Madame ſchwankt auch, der Herr ſtützt ſich auf die Dame, die Dame auf den Herrn; die Pyramide ſchwebt hin und und her, ſie ſchwankt auch, ſie ſtürzt, ſie liegt auf dem Boden. Debureau zu aller Erſt ganz zerſchlagen. Und das Publikum lachte! Es lachte wie raſend, das Publikum, man glaubte, der Saal würde davon zuſammenſtürzen. Unſer armer Künſtler, erhebt ſich geſchunden, und gequetſcht und blickt mit Thränen nach dem lachenden Parterre — und das Parterre lacht noch toller. O über das undankbare Publikum! — So war er und ſo blieb er ſtets der unglücklichſte, unbekannteſte und unbeachtetſte Künſtler von ganz Frankreich. Einſtmals jedoch ward ihm mitten in dieſer Erniedrigung das hohe Glück ſeiner Zukunft auf merkwürdige Weiſe enthüllt.

Die Familie Debureau hatte die Erlaubniß erhalten, an großen Volksfeſten ihre Schauſpiele am hellen Tage, und in freier Luft zu geben. So diente ſie der Regierung faſt eben ſo treu wie ein kaiſerlicher Cenſor. An einem Gedächtnißtage irgend eines Sieges, deren oft 30 in einem Monate waren, fuhr der Kaiſer ganz allein nach St. Cloud, und bemerkte zufällig einen armen, ſchwitzenden Bajazzo zu Fuße, den die Eile zu treiben ſchien. Der Kaiſer, der in ſeiner Kutſche leicht einen alten und einen neugebackenen Edelmann haben konnte, hatte Luſt, einen ordinären Bajazzo, einen Bajazzo von der Landſtraße zu ſich hineinſteigen zu laſſen — und wie gedacht, ſo geſchehen. Der kaiſerliche Wagen holt den Bajazzo ein, hält ſtill, der Schlag wird geöffnet, Debureau ſteigt ein und ſpricht mit dem Kaiſer, faſt eben ſo furchtſam, als hätte er mit Sr. Majeſtät, ſeinem älteſten Bruder geſprochen, der auf den Zetteln ſtets »Der König des Teppichs« genannt wurde. Und wollt ihr wiſſen, wovon der Kaiſer mit dem Bajazzo ſprach? das könnt ihr wohl leicht errathen; ſie ſprachen von der dramatiſchen Kunſt. Napoleon war ein Univerſalgenie. Er ſprach vom Krieg mit dem Soldaten, von der Wiſſenſchaft mit dem Gelehrten, von Gedichten mit dem Poeten; mit einem Jeden von ſeiner Kunſt, von ſeinem Ruhme — er, der über allem Ruhme ſchwebte — und daher ſprach er vom Theater mit dem Bajazzo Debureau.

Uebrigens hatte dieſer mächtige Kaiſer den Franzoſen Alles gegeben, Alles — bis auf die Ruhe und ein gutes Trauerſpiel. Man kennt all die erbärmlichen Tragödien, die während des Kaiſerthums hervorgebracht wurden. Wenn man nur dran denkt, wird man ſchaamroth bis in die Augen. Der Kaiſer, der nichts vermochte gegen dieſe Geiſel, geſtand ſich dies Elend, wie er ſich all das übrige Elend ſeiner Regierung zu geſtehen pflegte, auf unbeſtimmte Art und nicht mit ſich ſelbſt einig, wenn er ſogar ganz allein war. Daher wollte er die Meinung des Bajazzo über das moderne Theater wiſſen, und was der wohl von morgenländiſchen, venetianiſchen, engliſchen, deutſchen und italieniſchen Tragödien hielte, von den Ueberſetzungen Shakespeare's, Schiller's und Kotzebue's, endlich von den verblichenen Nachahmungen des Theaters aus dem 17ten

Jahrhundert, jenen Plagiaten ohne Kraft, Styl und Kolorit, welche Talma und die Georges mit ihrer Schönheit und ihrem Genie allein belebten. Dieſer Zuſtand der Tragödie beunruhigte den Kaiſer auf eine eben ſo unbeſtimmte Weiſe, wie ihn ein Fleck auf ſeinem Sammtmantel an einem Audienztage beunruhigt haben würde; und darum befragte er den Bajazzo um ſeine Meinung über die großen Dichter ſeiner Zeit. Der Bajazzo hielt ein wenig zurück; der Kaiſer aber verlangte eine Antwort. Da gab ihm Debureau jene denkwürdige Antwort, die mit einem wunderbaren Schlage die ganze Literatur der Kaiſerzeit charakteriſirt und richtet: »Sire, dieſe Herren,« ſprach er, »wären weit größere Poeten, wenn ſtatt Tragödien zu ſchreiben, ſie ſich begnügen wollten, Pantomimen zu machen.«

Ein ganzer Kurſus der Literatur liegt in dieſem Worte.

Lucrezia Borgia.

Drama von Victor Hugo; aus dem Franzöſiſchen von P. H. Külb.

Wer die zehrende Glut und die Kraft der Diktion kennt, wie ſie Leiſewitz ſeinem Julius von Tarent und Schiller ſeinen erſten Dramen einzuhauchen verſtand, wer dann Victor Hugo's Lucrezia Borgia und zwar in Külb's gelungener Ueberſetzung zur Hand nimmt, — der wird die poetiſche Jugendſchöpfung eines jener beiden Meiſter zu leſen glauben, und ſich bald wunderbar ergriffen, bald ſchaudernd abgeſtoßen fühlen, bis daß der Vorhang endlich auf Särge und Leichen und betende Mönche herabſinkt, die ihr klägliches De profundis clamavi ad te Domine! anſtimmen zur Seite der ruchloſen Mutter, und des von ihr angebeteten und dennoch vergiſteten Muttermörders!

Die Coriphaen des ſogenannten klaſſiſchen Theaters ließen ihren Wehruf laut darüber erſchallen. Alexander Duval, unſterblich durch ſeinen Platz unter den Vierzigern, ſterblich aber durch ſeine Schriften, leitete demnach alles Ernſtes ein Belehrungsgeſchäft ein, durch ſeine **Lettre à M. Victor Hugo**, worin Engländern und Deutſchen, dieſer „**horde des barbares**“ der Vorwurf gemacht wird, den Untergang von Frankreichs Bühne herbeigeführt zu haben. Um ſolcher Anarchie und Verblendung, um ſolchen Abgeſchmacktheiten zu ſteuern, beſchwort Herr Duval ſeinen Gegner Hugo demnach bei der Poetik des Ariſtoteles, künftighin alle Theaterſtücke gemeinſchaftlich mit ihm zu bearbeiten; ein Vorſchlag, eben ſo toll, als hatte der tapfere kaiſerliche Feldmarſchall-Lieutenant von Ayrenhoff einem Schiller zumuthen wollen, ſich von ihm ſeine Dramen verbeſſern zu laſſen.

Wahr iſt es indeſſen, daß ein ſolches Ungeheuer von Weib, wie er ſie in Lucrezia Borgia, dieſer Clytemneſtra und Merope, zeichnete, kaum zu ertragen iſt, und ſelbſt ihre ſtarken Züge von Muttergefühl vermögen es nicht, jene Empörung zu beſchwichtigen, die ſich gegen ſie und ihre wahre Teufelsfamilie jedem Zuſchauer und Leſer nothwendig aufdringen muß. Wer ſollte nicht den Blitz des Himmels auf ein Weib herabwünſchen, die ſelbſt von ſich eingeſteht: „Mein Name macht Jeden ſchaudern, ganz Italien haßt mich. der Ruf als Mörderin und Giftmiſcherin laſtet auf mir“ u. ſ. w., die ſich ſelbſt mit Recht als gehaßt, ehebrecheriſch, unzüchtig, verachtet, verabſcheut, von den Menſchen verflucht, vom Himmel verdammt bekennt; die ihre leiſe Anwandlung zum Beſſerwerden gleich wieder durch unerhörte Mordplane unterdrückt, und keinen innigeren Vertrauten hat, als den kalten Böſewicht Gubetta, dieſen gifterfüllten Figaro, der mit aller Seelenruhe erzählt: „Geh' ich durch die Straßen von Spoletto, ſo hör' ich wohl manchmal ein altes Mütterchen hinter mir murmeln: Hu! das iſt der Gubetta, der Gift-Gubetta, der Dolch-Gubetta, der Galgen-Gubetta! Aber was liegt mir daran? Ich bin an meinen böſen Namen ſchon ſo gewöhnt, wie ein päpſtlicher Soldat an's Meßdienen.“

Solche und ähnliche Gräuel ſind freilich nicht poetiſch, und ſie würden das Stück unrettbar fallen machen, wären ſie nicht durch wahrhaft dichteriſche Schönheiten aufgewogen. Worin dieſe beſtehen? Nicht ſowohl in einzelnen Phraſen und geblümten Redensarten, als in dem aufflammenden Feuer, das alle Scenen belebt, ja durchglüht und die Phantaſie mit ſich dahinreißt. Hier iſt nicht Raum und Ort zu umfaſſender Critik, man nehme das Drama zur Hand, und überzeuge ſich ſelbſt, daß es einen erſchütternden und bleibenden Eindruck hinterläßt!

J. M. S — y.

Correſpondenz des Herausgebers.

Stuttgart, im Mai.

Der letzte April, Poſſe in einem Act von Gerle, war die erſte Novität nach den Oſterferien, und ſprach allgemein an. Das niedliche Stückchen iſt im Kotzebue-Lebrünſchen Taſchenbuch der Nachſpiele abgedruckt, und bereits auf mehreren andern Bühnen mit gutem Erfolg gegeben worden. Die Aufführung war ſehr gut und fleißig, beſonders entwickelte Demoiſelle Stubenrauch als eiferſüchtige Doktorin ſchöne Anlagen für dergleichen Charaktere. — Demoiſelle Meyerhofer vom Hoftheater in Carlsruhe trat in einigen Gaſtrollen auf, um im Fall eines günſtigen Erfolgs für Demoiſelle Eſſer, welche ſich verheirathet und die Bühne ganz verläßt, engagirt zu werden. Gretchen in Gellert von Döring und Emeline in erſte Liebe von Hell, waren die erſten Debuts des jungen Gaſtes. Beide Stücke waren für Stuttgart neu, und gefielen, wie der Gaſt. Käthchen von Heilbronn, Fenella, Gretchen im Fauſt waren die übrigen Gaſtdarſtellungen, die alle mit Beifall aufgenommen wurden. Im Käthchen von Heilbronn waren wir überraſcht, den Wetter von Strahl endlich einmal nicht als gewöhnlichen Kumpan einer Ritter-Comödie zu ſehen, ſondern von jener Poeſie durchdrungen, womit ihn der ſeltſamſte und zugleich wunderbarſte Dichter belebt hatte, deſſen ganzes Leben ein magnetiſches clair obscur war, und deſſen Schöpfungen daher auch für Jene ein ſtummes Geheimniß bleiben, die nicht eine verwandte Natur beſeelt. Moritz hatte es verſchmäht, den Holbeiniſchen Bühnenmenſchen Hohl und Beinern anzuziehen, ſondern er griff zum vollen, warmen, duftigen Originale, und wir hörten und ſahen den liebdurchglühten, ahnenſtolzen Ritter, wie er nicht wieder zu finden iſt.

Ryno, große romantiſche Oper in zwei Acten von Hetſch, einem jungen Würtemberger, wurde bereits zweimal mit vielem Glück zur Aufführung gebracht. Frau von Piſtrich ſang mit großer Bravour, auch Demoiſelle Hans rechtfertigte das Zutrauen des Componiſten, der an die Sängerin große Forderungen geſtellt. — Die Stumme, Fra Diavolo, Othello, Zampa, Marie, Euryanthe, weiße Frau, Graf Armand, Tancred waren die übrigen Opernvorſtellungen der letzten 6 — 7 Wochen. Demoiſelle Haas, ein ſchönes Mädchen aus dem Chor, machte als Tancred einen recht glücklichen Verſuch. — Unſer herrlicher, unvergleichlicher Seydelmann lag leider durch 14 Tage an der fatalen Grippe darnieder, und mit ihm faſt das ganze Schauſpiel — nicht Perſonal. — Denn was wäre unſer Schauſpiel ohne Seydelmanns Alles und Alle belebenden Genius, ohne ſeinen außerordentlichen Fleiß, mit dem er ſeine Regiegeſchäfte beſorgt, — ein Fleiß, der nur dem durchdringenden Scharfſinn in Auffaſſung ſeiner Charaktere und der wunderbaren Klarheit ſeiner Darſtellungen zu vergleichen iſt. Zu Schillers Gedächtnißfeier hatte Seydelmann die Braut von Meſſina zur Aufführung gebracht, und die Chöre mit einer Mühe einſtudirt, die laut anerkannt wurde. Das Stück wurde ganz unverkürzt gegeben, und mit einem Prolog, von Schwab gedichtet und von Seydelmann meiſterhaft geſprochen, eröffnet. Demoiſelle Stubenrauch gab die Beatrice ſehr ausgezeichnet; Herr Wallbach ermangelt für die paſſive Rolle des Manuel aller innern Poeſie, er ſucht dieſen Mangel durch das äußerlich pathetiſche zu erſetzen, und wird dadurch widerlich manierirt; Herr Moritz hingegen ſtellte uns im Cäſar ein wohlgelungenes, tragiſches Bild auf. Die erzählenden Stellen der Rolle gewannen durch ſein herrliches Rednertalent, und die letzten Scenen waren von dem edelſten Feuer durchglüht. Außerdem brachte Melpomene noch Iſidor und Olga, Emilia Galotti, Romeo und Julia, Göthes Fauſt, das Bild. — Der Oſſip oder Marinelli machen Seydelmann allein ſchon zum erſten deutſchen Schauſpieler, ſein Mephiſtopheles iſt jedoch ſo teufliſch ſchön, ſo göttlich hölliſch, daß nur die abgedroſchene Redensart davon gebraucht werden kann, „er hat ſich ſelbſt übertroffen." Das neu einſtudirte Taſchenbuch von Kotzebue, wie die Reiſe zur Hochzeit von Lembert wollten trotz fleißiger Anſtrengungen der Mitwirkenden doch nicht recht gefallen. Viel mehr unterhielt eine Wiederholung des alten Luſtſpiels von Schröder: Die unglückliche Ehe durch Delicateſſe, wiewohl die Beſetzung faſt durchaus eine höchſt verfehlte iſt, und Seydelmann-Klingsberg für das Uebrige entſchädigen mußte. Der junge Ehemann wurde auch wieder mit dem allgemeinſten Beifall aufgenommen, dieſes Luſtſpiel geht trefflich zuſammen. Im Bild war Camilla-Stubenrauch eben ſo vorzüglich, als Demoiſelle Eſſer in der Parthie des Leonhard, den das fleißige und anſpruchsloſe Mädchen mit aller kindlichen Zartheit gab. — Gebrüder Foſter von Töpfer und Iphigenie von Göthe ſind die nächſtkommenden Nova. Eine Demoiſelle Berg vom Dresdner Hoftheater iſt bereits angekommen, um in den Rollen der Kunigunde im Hanns Sachs, Königin von 16 Jahren, Mirandolina ꝛc. ꝛc. aufzutreten.

* * *

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Sechszehntes Stück.
München, ausgegeben am 8ten Juny 1833.

Paris, 29. Mai 1833. Deburreau. Herr Dahn, vom Hamb. Stadttheater. Miszellen.

Paris, 29. Mai 1833.

Unter dieſer Aufſchrift theilt die Europe littéraire eine lange Abhandlung über das Drama, von Victor Hugo mit, in welcher ein paar Stellen auch für uns nicht ohne Intereſſe ſind, und die als Aphorismen hier ihren Platz finden mögen:

»Wir glauben keineswegs, mehr als Andere, an die Perfektibilität der Kunſt. Wir wiſſen recht gut, daß man weder Phidias noch Raphael überflügeln könne. Aber wir erklären eben ſo wenig, indem wir trübe den Kopf ſchütteln, daß es ewig unmöglich bleiben wird, ihnen gleich zu kommen. Wir ſind nicht ſo eingeweiht in den Geheimniſſen Gottes. Der Jene ſchuf, kann er nicht Andere ſchaffen? Die prächtige Sucht nach Ehre gebiert groſe Dinge. Sollte das Jahrhundert, welches ſeinen Karl den Großen gehabt hat, zu klein ſeyn, um ſeinen Shakespeare zu haben?« — — »Im 19ten Jahrhundert veränderten ſich die Ideen mit den Sachen. Die Geiſter verließen den unfruchtbaren Acker Voltaire's, worauf die Pflugſchaar der Kunſt ſich ſeit lange ſchon um kärgliche Aernten ſchartig machte. Dem philoſophiſchen Winde folgte ein religiöſer Hauch; dem Geiſt der Analyſe jener der Syntheſe, dem Dämon der Zerſtörung das Genie des Wiederherſtellers, dem

Nationalconvente das Kaiſerreich, auf Robeſpierre, Napoleon. Es erſchienen Männer, begabt mit der Fähigkeit zu ſchaffen, welche jenen geheimnißvollen Inſtinkt beſaßen, der dem Genius ſeinen Pfad vorzeichnet. Dieſe Männer begannen das Werk und die Kunſt, welche in Frankreich ſeit 100 Jahren nur eine Literatur genannt werden konnte, wurde wieder zur Poeſie.«

— »Die Dichter trieben ihr Geſchäft, wie die Bienen ihren Honig machten, ohne Berechnung, ohne Vorherbeſtimmung, ohne Syſtem, aber mit der ſeltenen und natürlichen Intelligenz der Bienen und Dichter. Zuerſt mußte man die Sprache färben, ſie mußte Körper und Saft wieder gewinnen, es war daher gut, ihr einige Doſen des befruchtenden Schlammes von alten Wörtern des 16ten Jahrhunderts beizumiſchen. Die Gegenſätze heben ſich oft wechſelſeitig auf. Wir glauben nicht, daß es unrecht war, eine Infuſion Ronſard's in jenes geſchmackloſe Idiom Dorat's zu verſuchen.« — — »Die Bühne hat ihre Geſetze der Optik und der Concentration und wird ſich eine Sprache auf gewiſſe Weiſe modeln, ohne jedoch das Weſentliche daran umzugeſtalten. Die Scene verlangt z. B. eine überſprudelnde Proſa, feſt gemeißelt, zierlich ciſelirt, die keinen Schatten des Zweifels auf den Gedanken zu werfen vermag, und faſt ganz in erhabener Arbeit ausgeführt iſt. Eben ſo kann der Vers nicht vielfältige Gelenke genug haben, damit man ihn biegen, und ihn den rauheſten und hüpfendſten Formen des Dialogs anpaſſen kann. Proſa im Relief iſt Bedürfniß der Bühne; ein gut gegliederter Vers iſt Bedürfniß des Drama.« —

— »Der Styl begründet die Dauer des Werks und die Unſterblichkeit des Dichters. Der ſchöne Ausdruck verſchönt und erhält den ſchönen Gedanken; er gewährt zu gleicher Zeit Schmuck und Schutz. Der Styl am Gedanken iſt der Schmelz am Zahn.« —

— »Voltaire ſpricht zu einer Partei, Molière zur Geſellſchaft, Shakeſpeare zum Menſchen.« —

— »Die Aufmerkſamkeit der Maſſe dazu benützen, ſie — ohne daß ſie es merken — während dem Vergnügen, das man ihr ſchafft, die 5 oder 7 großen, geſellſchaftlichen Wahrheiten der Moral und Philoſophie zu lehren, ohne welche ſie ihre Zeit nicht begreifen kann; dies iſt der wahre Nutzen, der wahre Einfluß, die wahre Mitwirkung zum Civiliſationsgeſchäfte, welche dem Dichter vorbehalten zu ſeyn ſcheinen. Auf dieſem prächtigen und breiten Wege allein wird die Kunſt eine Macht, nicht aber durch politiſche Zänkereien.« —

— »Je höher das Drama geſtellt iſt, deſto weiter wird es geſehen werden. Deshalb iſt es zu wünſchen, daß Männer von Talent nie das Grandioſe und das Ideal in der Kunſt vergeſſen, die zu der Maſſe ſpricht. Die Maſſe beſitzt den Inſtinkt des Idealen. Unbezweifelt iſt es dem Zeitgenoſſen vorbehalten, unſern Geſellſchaftszuſtand zu ſchildern, und dieſen Beſtrebungen verdanken wir manches würdige Werk; aber man hüte ſich, über das hohe, allgemeine Drama, die proſaiſchen Laden- und Salon-Tragödien zu ſetzen. Das Bürgerliche iſt nicht das Volksthümliche. Wir wollen nicht von Shakeſpeare zu Kotzebue hinabrumpeln.« —

— »Wer nur allein Popularität beſitzt, beſitzt nichts. Man muß darin zu unterſcheiden wiſſen. Es gibt eine elende Popularität, welche nur dem Verworfenen, Trivialen und Gemeinen vorbehalten ſcheint. Nichts iſt wohl populärer in dieſem Sinne als das Lied: »au clair de la lune« und »Ah, qu'on est fier d'être Français!« Dieſe Popularität iſt nichts als Gemeinheit. Die Kunſt verwirft ſie. Die Kunſt ſucht nur dann ihren populären Einfluß zu gewinnen, ſobald ſie ihn, ohne der Bedingniſſe der Kunſt ſich zu entäußern, erlangen kann. Und wenn ihr zufällig dieſer Einfluß verſagt wäre, welches wohl in unſerer Zeit unmöglich iſt, ſo gibt es für ſie eine andere Popularität, die ſich durch den allmähligen Beifall einer kleinen Anzahl von Menſchen aller Generationen bildet. In Jahrhunderten gibt dieß auch eine Menge; und das iſt dann das wahre Volk des Genies. In dieſer Hinſicht richtet das Genie ſeine Anſprüche mehr an die Jahrhunderte als an die Menge, mehr an die Anhäufung von

Jahren als von Menſchen. Dieſe langſame Weihe der Zeiten ſchafft große Namen, welche zwar oft von den Zeitgenoſſen, beſpöttelt werden, die aber die Maſſe dereinſt anerkennt, ihr ſich unterwirft und dann den höchſten Rang nicht mehr ſtreitig macht. Nur wenige Menſchen jeder Generation leſen mit Einſicht Homer, Dante, Shakespeare; aber Alles beugt ſich vor dieſen Koloſſen. Große Menſchen ſind wie hohe Berge, deren Gipfel unbewohnt bleiben, aber dennoch den Horizont beherrſchen. Städte, Hügel, Ebenen, Pflüge, Hütten liegen unten. Seit 50 Jahren haben nur 12 Menſchen den Montblanc beſtiegen. Wie wenig Geiſter ſind zur Höhe Dante's und Shakespeare's gelangt? Wie wenige Blicke konnten die ungeheure Welt wahrnehmen, die man von dieſen Höhen entdeckt. Gleichviel! Aller Augen ſind deshalb doch ewig auf dieſe erhabenen Punkte der intellektuellen Welt gerichtet; dieſe Berge, deren Gipfel ſo hoch iſt, daß der letzte Strahl jener Jahrhunderte, die ſchon lange unter den Horizont verſanken, noch immer davon widerſtrahlen!

Debureau.

Geſchichte des Theaters zu Vier Sous,

nach

Jules Janin.

III.

Damals war die dramatiſche Kunſt jedoch in großem Anſehen. Der Kaiſer ſelbſt beſuchte oft das Schauſpiel. Ganze Stunden brachte er darin zu, um den großen Corneille anzuhören. Schauſpiele, wenn auch keine Dramen, gab es daher überall. So hatte man auch einen Saal, wo gelehrte Hunde ſpielten; wirkliche Hunde, im Coſtüme des 18. Jahrhunderts. Ich möchte wiſſen, weshalb? Marquis mit ſchwarzen Schnautzen; Herzoginnen mit weißen Pfötchen. Debureau, der ſeiner Schläge und ſeiner Laſten endlich müde wurde, ſuchte eine Stelle bei dieſer Bühne, um dort die Pantomime einzuführen. Dies iſt nunmehr das théatre des Funambules, wo das Vaudeville geſungen wird. So artet alles in der Welt aus. Das Vaudeville ſingt man allenthalben, — gelehrte Hunde ſieht man Nirgends mehr! —

Die Geſchichte dieſes Theaters der gelehrten Hunde wäre eine ſehr merkwürdige Geſchichte, wenn ſie Jemand entwerfen könnte. Alle Fortſchritte der Kunſt, wie ſie uns die Philoſophen aller Zeiten entwickeln, würde man bei dieſem ſo verachteten, ſo unbekannten und doch ſo reichen Theater wieder finden. Die Schickſale Debureaus aber werden mit den Schickſalen des théatre des Funambules ſtets innig verbunden bleiben; ſie ſind beide miteinander groß geworden.

Als dies Theater noch den gelehrten Hunden gehörte, da ſah man dort ein belebtes, leidenſchaftlich-bewegtes Drama, ohne mäßigen Wortſchwall, ohne Betrachtungen, ohne Stocken, beſonders ohne Couplets; endlich ohne Vaudeville, noch Opernmuſik! Es war ein ſentimentales, bürgerliches, vornehmes Drama, Roman, Geſchichte, Philoſophie, Politik, Liebe, Alles ſchickte ſich für die gelehrten Hunde. Arme und große Künſtler, ihr habt Marivaux und Corneille geſpielt, ohne es zu wiſſen! Sie durchdrangen alle Schattirungen der Leidenſchaft, mit der ganzen Natürlichkeit ihres Talents! Die gelehrten Hunde ſind die wahren Väter des Melodramas! Sie haben das Genie des Herrn von Pixerecourt erweckt, des erlauchten Verfaſſers des Waldes bei Hermanſtadt, wie einſt der fallende Apfel das Genie Newtons erweckte. Ehre ſey den gelehrten Hunden! Ehre dem Apfel des Newton!

Man muß ſie geſehen haben dieſe kühnen Künſtler! Der militäriſche Geiſt der Kaiſerzeit beſeelte ſie mit ſeinem ganzen Feuer. Sie ſtürmten einen Wall, wie die Krieger der Pyramiden. Man erblickte die belagerte Stadt, die vertheidigten Wälle. Hunde, oder vielmehr Helden, ſtanden auf dieſen Wällen; andere Helden machten Faſchinen, ſchleppten Leitern herbei. Kämpfend, fliehend, belagert oder belagernd, überall Siegsgeſchrei, Wehgeheul, Sterbende und Todte! Man hätte geglaubt, daß Blut fließe. Endlich kapitulirte die Stadt; Trompeten erklangen, und der ſiegende Feldherr ließ die Truppen die Revüe paſſiren, unter dem Jauchzen der Zuſchauer.

Leider! dieſe ganze dramatiſche Welt iſt untergegangen! Das iſt die Unbeſtändigkeit des Theaters. Jedes Jahrhundert ſieht eine neue Ungeheuerlichkeit auftreten. Nach der Brüderſchaft der Paſſion kamen die profanen Stücke von Corneille; nach Corneille und der Politik erſchien Racine mit der Liebe; dann folgte Voltaire und die Freiheit; hierauf Crebillon und das Blut, de Belloi und die Franzoſen; dann die Revolution von 1789 und Beaumarchais; endlich Hr. Ducis, Hr. Jouy, Hr. Etienne und die gelehrten Hunde, deren Ruhm jeden Andern erſtickte. Endlich auf die Trümmer dieſer Größe, nimmt neben Picard und Scribe, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, kaltblütig gleich allen Eroberern, die ſich ihrer Kraft bewußt ſind, der Bajazzo, der ſtumme, der weiſe, der weißangeſtrichene Debureau ſeinen Platz ein. Dies iſt der Ruhm des Mimen! Heißt Molé, d'Azincour', Contat oder Talma! Euch großen, todten Künſtlern ziebt die gleichgültige und leichtvergeßliche Menge den lebenden Debureau tauſend Mal vor! — Dennoch war er ſtets unglücklich, unſer Freund. Die Dunkelheit, worin er lebte, war ihm drückend; er ſchauderte bei dem Gedanken, auf dieſem Wege zu verharren, und er dachte ernſtlich daran, ſein Leben zu endigen. Doch dieſer Moment der Verzweiflung war der erſte und letzte in dem Leben unſers Künſtlers.

In Folge dieſer unerhörten Kataſtrophen, Entbehrungen und Trübſalen, ſollte ſich ſein Talent endlich der Welt enthüllen, doch erſt ſpät und unter großen Leiden, wie es bei Jean Jacques Rouſſeau der Fall war. Eines Abend hatte ihn die Verzweiflung in ein Eſtaminet der Rue-au-Ours geführt, von wo er ſich nach der Brüſtung der Brücke von Auſterlitz begeben wollte. Dies Eſtaminet war ein von Fechtmeiſtern, Privatgelehrten und den Vaudevilliſten der Epoche ſehr beſuchter Ort, welche zu jener Zeit weder einen Bart am Kinn, noch glacirte Handſchuhe, noch ein am Halſe hängendes Augenglas trugen; dieſe vorzugsweiſe ausgeſuchte Geſellſchaft war jedoch übermäßig literariſch geſinnt. Man ſprach auch viel über Theater, und die Namen Talma und Potier, der damals noch jung war, knallten mitten durch dicke Tabakswolken, mit dem ſonoren Klange der entpfropften Bierflaſchen um die Wette. An jenem Abende ſprach man Talmas Namen mit ſolch einem tiefgefühlten Enthuſiasmus aus, daß Debureau zum erſtenmale den Ruhm begriff. Zum erſten Male fühlte auch er, was es um den Ruhm eines Schauſpielers ſey, der ſolchen Herzen gerade in die Seele leuchtete. Der Name Talma erweckte das Genie, welches in ſeinem ſchüchternen Herzen ſchlummerte. Er wollte nicht mehr ſterben, er trat aus dem Eſtaminet, und ſchwur, auch der erſte in ſeiner Art zu werden, der Talma des Tempelboulevards zu ſeyn und er hat Wort gehalten. Gott ſey Dank! er iſt Debureau, wie Talma, Talma war! — Wie er es angefangen hat, Debureau zu werden, kann ich nicht ſagen. Thatſache iſt es, daß er in ſeiner Kunſt eine Totalumwälzung hervorgebracht hat. In dem nämlichen Augenblicke, da Debureau ſeine Gleichmüthigkeit und ſeine ſtummen Sarkasmen entdeckte, hatte er auch eine neue Komödie erfunden. Und wir ſprechen hier nicht von einer Komödie der Sitten, oder der Intriguen, einer hiſtoriſchen Komödie, Poſſe oder Drama, noch von irgend etwas, das die Kritik bis jetzt definirt hätte; aber wir ſprechen von einer Gattung, worin etwas von Allem liegt. Alles iſt darin untereinandergemiſcht. (Fortſ. f.)

Herr Dahn, vom Hamburger Stadttheater.

Der Erſte, der in die geöffneten Schranken tritt, um ſeinen Rang unter die Beſten in unſerer Gunſt zu nehmen. Es iſt einmal Zeit, bei ſolchen Verſuchen des Verlorenen nicht mehr zu gedenken, es hieße ſonſt ſich allen Genuß rauben. Man kann nicht erwarten, daß ein Künſtler erſter Größe, angethan mit Allem, was uns Gewohnheit lieb und werth macht, gleich der geharniſchten Minerva aus den Couliſſen des königlichen Hoftheaters trete, und uns den uneingeſchränkteſten Beifall abnöthigte. Mit ſehr vielen hochberühmten Künſtlern hatten wir am meiſten unſere Noth, denn die fordern oft zu allererſt ein Eingehen in ihre Eigenthümlichkeit, die wir ihnen eingeſtehen müſſen, wenn ſie uns bezaubern ſollen. — Herr Dahn iſt ein noch ſehr junger Mann, deſſen Name nur dem engern Kreiſe von Leuten, die dem Theater größere Aufmerkſamkeit ſchenken, ſeit Kurzem auf vortheilhafte Weiſe bekannt iſt, — es iſt kein berühmter Name — noch viel weniger ein vollendeter Künſtler. Der junge, beſcheidene Mann würde gewiß ſehr ungehalten darüber ſeyn, wollte man das, was er jetzt leiſtet, für ſeine Kunſthöhe halten, wenn man gleich willig eingeſtehen wird, daß das, was er leiſtet, von einem bedeutenden Talente Kunde gibt. — Er hatte zu ſeinem erſten Auftreten „die eiſerne Maske“ von Dumas gewählt. Dieſe Art von Dramen hat ſich bei uns noch wenige Freunde erworben. Das ganze Leben eines Menſchen ſpinnt ſich darin vor unſern Augen ab. Wir ſehen, wie die Parze den erſten ſich bildenden Faden näht, wir ſehen, wie ſie ihn durchſchneidet. In zwei Stunden iſt die Nichtigkeit großer Entwürfe, das nutzloſe Daſeyn ſo vieler edler Menſchen, die vor unſern Augen vorüberſchweben, gebannt, eitle Beſtrebungen, große Anſtrengungen — ein Nichts! Auf dieſem Wege ſcheint mir eine moderne Tragödie wohl erlangt werden zu können, wenn nur die Form nicht ganz ſo kunſtlos wäre. Und vollends in den meiſten Ueberſetzungen! Wenn man in dem heute hier mitgetheilten Artikel von Victor Hugo die Andeutungen über Sprache und Styl geleſen hat, und nun ſolche Alltagsarbeit der Ueberſetzer betrachtet, wenn man noch dazu des Originals Vorzüge in dieſer Hinſicht kennt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß dieſe Stücke unſer Publikum nicht ſtärker anziehen.

Man zweifelte an einem günſtigen Erfolge des Gaſtes, weil das Stück hier nicht beliebt war. Indeſſen müſſen wir ſeine Wahl billigen, weil ſie von dem Umfange ſeines Talentes einen Begriff zu geben im Stande war. Die Auffaſſung der Rolle zeigt Einſicht in das Weſen dieſer Gattung. Der Vortrag wurde gut nuancirt, und der rechte Ton in den humoriſtiſchen Scenen getroffen. Die Haltung war unbefangen und mit Anſtand. In der letzten Abtheilung zeigte Herr Dahn ein ſehr bildſames Theaterſpiel, das von großer Wirkung war, und durch ernſten Fleiß zu hoher Bedeutung in andern Vorwürfen erhoben werden konnte. In den leidenſchaftlichen Scenen loderte ein ſchönes Feuer, doch war es Schade, daß eine plötzliche Heiſerkeit der Stimme einen unwillkommenen Zwang auferlegte. Das Publikum nahm den Gaſt ſehr freundlich auf. Er wurde mehrmals beklatſcht, und am Schluſſe anhaltend und laut gerufen. Er erſchien an der Seite des Herrn Hellen, welcher den d'Aubigné gegeben hatte.

Ueber die Geſammt-Darſtellung des Dramas hier zu ſprechen, verbietet der Raum, und auch die Tendenz dieſes Blattes, die das Gewöhnliche und Bekannte daraus verbannt hält.

Das Publikum war theilnehmend geſtimmt. Es wurde viel an Urban gedacht, und auch von ihm geſprochen. Sein Genius rührte nur noch matt die Schwingen, als er dieſe Rolle im vorigen Jahre gab. — Ich bemerkte unfern von mir ein ſchlankes, ſehr bleiches Mädchen, welches immerfort weinte. Dies erregte meine Aufmerkſamkeit, weder das Stück noch die Darſteller konnten Rührung in ſolchem Grade bewirken, deſſen war ich mir bewußt. Ach — es war Urbans Tochter, die bei dem Anblick der eiſernen Schauſpielmaske an ihres Vaters verfallene, einſt ſo ſchöne Züge, an ſein erloſchenes, einſt ſo geiſtreiches Auge dachte, und an ſein friſches, noch offenes Grab . . . . Armer Urban! . . . .

Miscellen.

Die dritte Vorſtellung des Wilhelm Tell hatte am Frohnleichnamstage ein zahlreiches Publikum, trotz des ſchönſten Wetters, ins Theater gelockt. Die Aufführung hat ſeit dem erſten Male an Präziſion um Vieles gewonnen, Alles giebt ſich geründeter, und ineinandergreifender. Dieſe Oper iſt bis jetzt der Glanzpunkt unſers Repertoirs, und ein merkwürdiger Denkſtein für den Beginn der artiſtiſchen Leiſtungen unſerer neuen Intendanz unter den ungünſtigſten Umſtänden.

Nächſten Dienſtag die erſte italiäniſche Oper: Cenerentola. Sign. Santini wird zum Erſtenmale Don Magnifico, Mad. Kraus die Cenerentola geben.

Mad. Schröder iſt von Wien zurückgekehrt und iſt bereits zweimal aufgetreten. Das Publikum hat die ſeltene Künſtlerin freudig wieder begrüßt.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Siebenzehntes Stück.
München, ausgegeben am 12ten Juny 1823.

Portraits von J. Lyser. Ludwig Tieck. Mad. Dahn, geborene Le-Gaye, als Pfefferrösel. Miscellen. Gioachino Rossini.

Portraits von J. Lyser. *)

I.

Paulmann.

Sie haben in Ihrem Aufſatz »über lebenslängliche Anſtellungen,« des ſo unglücklichen als geiſtvollen Leo gedacht. Dank Ihnen für das herzige Wort! denn Leo war einer der erſten Schauſpieler, deren ich mich aus meiner Kindheit erinnere. Einige Wochen vor ſeinem unglücklichen Ende ſchrieb er noch meinem Pflegevater, welcher dazumal die Theater-Direktion in Schwerin hatte, um Engagement. Merkwürdig war der Schluß jenes Briefes: »von meiner Melancholie,« lautete er, »und meiner böſen Laune brauchen Sie nichts mehr zu fürchten, ich bin gänzlich davon geheilt, aber es gefällt mir hier nicht mehr.« — Mein Vater antwortete ihm: er könne ſogleich kommen, aber ſtatt Leo's kam die Nachricht ſeines Todes. — Nochmals Dank: für die ſühnende Erinnerung.

---

*) Der bekannte junge Maler in Leipzig, der eine treffliche Fortſetzung der Erklärungen zu Hogarts Kupfern im vorigen Jahre herausgegeben hat, die ſowohl Böttiger's als Menzel's und vieler Andern Stimmen, zu ihrer gerechten Würdigung, vereinigten. D. H.

Ich weiß nicht, ob Sie den Schauſpieler Paulmann gekannt haben, der in Hannover ſtarb. — Ich kannte ihn ſeit 1817, wo ich ihn zuerſt in Aachen ſah. — Wenn Sie ihn kannten, ſo werden Sie mir zugeſtehen, daß er in mehr als einer Hinſicht unſerm Leo glich. Beider Streben war daſſelbe, und auch ihr Loos: denn beide wurden als Menſchen und Künſtler häufig verkannt, hatten ihr Lebenlang mit handwerksmäßiger Philiſterei und Dummheit zu kämpfen, und wer weiß, wie Paulmann geendet haben würde — (denn in der letzten Zeit wurde er immer verbitterter), wenn nicht Folge eines heftigen Aergers — ein Schlagfluß ihn hinweggerafft hätte. — So viel iſt gewiß: wie Leo, bereiteten Paulmann, ſeine Collegen, die er alle überragte, ein frühes Grab. — Jetzt wollen ſie ihm ein Denkmal ſetzen! — Das beſte aber hat er ſich ſelbſt geſetzet in den Herzen ſeiner wenigen Freunde.

Paulmann war von der Natur bei weitem nicht ſo glücklich begabt, wie Leo in ſeiner Blüthenzeit, beſonders hatte er mit einem, zwar kräftigen, aber ſpröden und oft bedeckten Organ zu kämpfen, und ſein Streben nach Originalität und feſter Charakterzeichnung, ließ ihn oft ſeine Kräfte überbieten. — Aber ſelbſt dieſe Mißgriffe waren der Art, daß nur ein wahrer Künſtler ſie begehen konnte, und wo ihm ein Treffer glückte, da durfte er wohl ausrufen: »wer es kann, der mach' es beſſer,« ohne zu befürchten, daß einer kommen würde, es beſſer zu machen.

Devrient war ſein Abgott, aber nie hat er auch nur einen Zug von ihm entlehnt. »Beſſer machen kann ich es nicht, copiren will ich nicht; — ſeyd zufrieden damit, wie ichs mache.« Dieſe Worte ſagte er einem Freunde nach der Darſtellung des Franz Moor, welche freilich mit der des großen Devrient in keiner Hinſicht ſich vergleichen ließ. Dagegen rang er als Shylok mit Devrient um den Kranz, und große Kunſtrichter haben ihm denſelben ertheilen wollen. —

Sein »Magiſter Bückling« in Töpfers »Freien nach Vorſchrift,« war ein Charakterbild, wie es vielleicht nie wieder erreicht wird — hier war kein Punkt zu viel, aber auch keiner zu wenig! und ehrenwerthe Männer haben mir verſichert: daß ſie in der Rauſchſcene ſich der Thränen nicht hätten erwehren können.

Paulmann, obwohl ſeine Stimme nichts weniger als ausgezeichnet, war früher auch als Sänger nicht unbeliebt, vorzüglich war der Don Juan eine Rolle, welche er überall geben mußte, und hier iſt es Zeit, Ihnen ein Beiſpiel zu geben, wie er einer tauſendmal von andern großen Künſtlern dargeſtellten Rolle, eine ganz neue originelle Seite abzugewinnen wußte — und ich geſtehe Ihnen: daß ich ſehr geneigt bin, Paulmanns Don Juan als Muſter aufzuſtellen.

Paulmanns Don Juan erſchien — kennen Sie die Kupfer zum Gil-Blas von Chodowiecki? — nun! ſo wie Gil-Blas — in hellblauer Seide gekleidet, einen großen Kremphut mit wallender Feder auf den Kopf geworfen, einen tüchtigen Hieber an der Seite, vor allen aber rund verſchnittnes ſchwarzes Haar, mit Spuren einer Tonſur, graziös-unbeholfnem Gange, ſo erſchien er, ein ſpaniſcher, aus einem Kloſter entſprungener junger Herr — feurig, wild, boshaft, verliebt und hübſch, wie der Teufel! — man konnte ſich einen ganzen vorhergegangenen Roman denken, ja, man mußt' es! und ſo blieb er ſich treu bis zum letzten Augenblick.

Gegen ſeine Freunde war Paulmann gradaus, aber immer anſtändig. — Menſchen, welche er nicht leiden konnte, behandelte er ſarkaſtiſch nachläßig; glaubte er aber ein Recht zu haben, Jemanden zu verachten, ſo ließ er es ihm, ohne Unterſchied auf Stand und Rang, ſchonungslos fühlen. — In einem hohen Cirkel zu Hannover, wohin er eine Einladung erhalten hatte, traf er mit dem ***ſchen Geſandten zuſammen. — Die Rede kömmt auf einen ausgezeichneten, jüngſt verſtorbenen Künſtler.

»Ja, es war ein ***reicher!« bemerkte der Geſandte. »Nein!« ruft Paulmann laut mit ſchneidender Kälte, »es war ein Deutſcher.«

Der Schreiber dieſer Zeilen iſt im Beſitz mehrer ſehr kühner Gedichte Paulmann's, worunter beſonders eine Antwort auf das Gedicht Polonia von Maltitz ſich auszeichnet.

Paulmann ſtarb voriges Jahr zu Hannover im blühenden Mannsalter, auch ohne »lebenslängliche Anſtellung.« — Leicht ſey ihm die Erde! —

Ludwig Tieck.

Berlin, 1. Juni.

Geſtern war Tieck's ſechszigſter Geburtstag. Berlin iſt ſeine Vaterſtadt. Obgleich er nicht unter uns lebt, hatte eine große Anzahl ſeiner Freunde ſich vereinigt, dieſes Feſt zu begehen.

Das Lokal des engliſchen Hauſes war hiezu erwählt worden, Profeſſor Rauch Friedrich v. Raumer, W. Häring, und K. v. Holtei waren die Anordner. Die Geſellſchaft war zahlreich und beſtand aus Gelehrten, Künſtlern, Militärs und Beamten, Kaufleuten und Gewerbetreibenden. Auch waren viele Damen zugegen. Zuerſt wurde das Wohl des Königs und der königlichen Familie vom Profeſſor Rauch ausgebracht, worin der Jubel der Anweſenden einſtimmte; hierauf hielt Häring (W. Alexis) einen Vortrag, worin an die Zeit der Geburt des Gefeierten, ſo wie an die bedeutendſten Momente ſeines Lebens, auf ſehr poetiſche Weiſe erinnert wurde. Als Taufpathen waren Cervantes, und Leſſing dargeſtellt, die dem Neugebornen ſeine künftige Bahn als Dichter und als Kritiker vorzeichneten. Nach dieſem, mit dem vollſtimmigſten Beifall gekrönten Vortrage, folgte eine ſceniſche Darſtellung des Vorſpieles zum »Oktavian,« dieſer ewig jungen und blühenden Dichtung. Der muſikaliſche Theil war von Herrn Kapellmeiſter Gläſer zu dieſem Zwecke componirt worden. Künſtler und Künſtlerinnen unſerer beiden Theater hatten die Rollen übernommen. Die Hauptpartien der Deklamation und des Geſanges waren in den Händen der Damen: Crelinger, Hähnel, v. Holtei und Felſenheim, ſo wie der Herren: Rott, Devrient und Holzmiller. — Dann entwickelte Profeſſor Steffens kurz die Charakteriſtik der Tieck'ſchen Poeſie und ſchloß mit einem Toaſt. Raumer benutzte die Veranlaſſung, des Fürſten Hardenberg zu gedenken, der an demſelben Tage geboren war. Nun erhob Karl v. Holtei einen ſchönen ſilbernen Pokal mit Tieck's Bildniß, und brachte dem ſcheidenden Mai einen Trinkſpruch aus. Der Pokal kreiſte und es folgte ein heiterer Rundgeſang, ebenfalls von Holtei gedichtet, wobei Alles den rauſchenden Chor machte. Der prächtige Pokal, ſo wie ein zierliches Porteſeuille, mit den eigenhändigen Unterſchriften aller Theilnehmer des Feſtes, werden dem Dichter nach Dresden geſchickt werden.

Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, und wäre noch zahlreicher geweſen, wenn es der Raum geſtattet hätte.

Das Feſt war ſo ſchön, der Gegenſtand des Feſtes ſo bedeutend, daß die Kunde davon wohl auch in der Ferne einen ſchönen Anklang finden dürfte.

Madame Dahn, geborene Le-Gaye, als Pfefferrösel.

9. Juni.

Eine allerliebſte Erſcheinung; Jugend, Zierlichkeit der Geſtalt, feine und dennoch ausdrucksvolle Geſichtszüge, ein ſprechendes Auge, eine biegſame Stimme und eine reine, angenehme Ausſprache, dieß ſind Vorzüge, deren wir um ſo mehr vor Allem erwähnen müſſen, da ſie bei uns ſelten zu werden anfangen. Hiezu geſellte ſich nun eine freie, geübte Benützung der Mittel und des Raumes, und die Verſinnlichung aller jener Gemüthszuſtände, die das kleine Pfefferröſel erheben und erſchüttern, beſeeligen und zu vernichten drohen. Wir mußten bedauern, daß an dieſem Abende die Gränzen ſo eng gezogen waren, all das ſchöne Feuer der Begeiſterung, alle tiefe Gluth einer tragiſchen Empfindung, die heiterſte Luſt, den muthwilligſten Scherz, die Unbefangenheit einer edlern Natürlichkeit nicht im herrlichſten Glanze entfalten zu ſehen. — Herr Dahn hatte wohl nur aus Gefälligkeit für ſeine Gattin die Rolle des Sonnenberg geſpielt. Es thut mir leid, nach dieſer Leiſtung mein Urtheil über ihn noch zurückhalten zu müſſen, wenn die Verſammlung es gleich an Beifall nicht fehlen ließ. Ich wünſche recht ſehr, ihn in wichtigeren Vorwürfen ſeiner Kunſt zu ſehen, und zweiſle keineswegs, daß er nicht nur die vorgefaßte günſtige Meinung des Publikums rechtfertigen werde, ſondern auch die Anerkennung, die ihm jetzt ſchon Kenner zollen, in noch höherem Grade ſich gewinne.

Ueber die ganze übrige Vorſtellung des „Pfefferröſels“ kann ich leider nichts als Schlimmes berichten. Die Art und Weiſe, wie hier das Schauſpiel auf die Scene gebracht wird, kann nur getadelt werden. Und dabei wundert man ſich noch, daß die Oper den Sieg davon trage? Die Oper mit ihren ſinnberückenden Ausſchmückungen, mit ihren herrlichen, für die ſchwerſten Aufgaben hinreichenden Talenten, mit dem eiſernen Fleiße und der kunſtvollſten Ausführung in der eng vorgeſchriebenen Bahn. Erinnert man ſich, daß ein Sänger wohl jemals in dem Grade ſeine Rolle nicht gewußt habe, wie das im Schauſpiel ſo häufig iſt? Kann der Sänger ſich nur einen Augenblick auf das Folgende beſinnen, ohne daß das Orcheſter wie ein raſſelnder Coloß über ihn dahinfährt und ihn vernichtet? Und welche leichte Kunſt iſt das Auswendiglernen! Das Hobeln des Tiſchlers iſt ſchwerer, und in der That — von Hobel und Politur iſt bei den meiſten Leiſtungen des Schauſpiels keine Rede.

Sinnentſtellende Mißgriffe kamen heute gar manche vor. Der Stadtſchultheiß erhob aus eigener Macht den Ritter Gunther von Nollingen zum „Grafen“, obgleich dieſer für ſeine Spitzbüberei ſich vom Gerhard ausdrücklich erſt dieſe Gunſt erbittet, und das Stück endet, ehe er es geworden iſt. Auch wollte uns der Kaiſer in ſeiner Weisheit aus einer fremden Urkunde einen an ihn gerichteten Brief vorleſen, den er noch gar nicht erhalten hatte u. ſ. w. Nichts war in der Ordnung, vom Mummenſchanz im erſten Akte, bis zum Bankett; von den Trompeten hinter der Scene bis zum Comparſen auf derſelben. Und nun nehme man einmal dem allerdings ſehr wirkſamen Theaterſtücke all dieſen Schmuck, der ihm einen wahrhaft volksthümlichen Reiz zu geben vermag, ſetze noch dafür eine ältere oder jüngere Anfängerin, wie das hier ſo oft der Fall iſt, für unſer heutiges Pfefferröſel, und dann behaupte man keck in den Tag hinein, wie man es bei allen Gelegenheiten oft hörte: unſer Publikum habe einen ganz abſonderlichen Geſchmack, da Stücke, welche anderswo funfzig gefüllte Vorſtellungen erleben, hier nur ſich durch zwei bis drei kümmerlich zu friſten im Stande ſeyen! —

Madame Dahn wurde gerufen, erſchien an der Hand ihres Gatten, der ſich jedoch ſogleich zurückzog, und dankte in recht herzlichen, beſcheidenen Worten.

Miscellen.

Madame Birch-Pfeiffer wird am nächſten Freitage Maria Stuart geben; Madame Schröder Eliſabeth, und Herr Dahn Mortimer. So werden wir denn endlich einmal auch eines unſerer Meiſterwerke, und zwar in einer höchſt intereſſanten Beſetzung, wieder ſehen. Eine plötzliche Unpäßlichkeit, welche unſere verdiente Madame Fries für einige Tage von der Bühne entfernt hält, und der kurze Aufenthalt, welcher nur Herrn und Madame Dahn geſtattet iſt, verſchaffen uns die Gelegenheit, Madame Birch in einigen Rollen zu ſehen, da ſie ſo gefällig iſt, ſelbſt Neues und Unbedeutendes einzuſtudiren, um das Spiel der Gäſte zu befördern. —

Geſehen haben ihn ſchon alle ſeine Freunde, den Wundermann! Nun möchten ſie ihn aber auch gern wieder einmal hören. — Der Zwiſchenakt zweier Luſtſpiele gäbe die vortrefflichſte Gelegenheit dazu, und Niemand, den das Außerordentliche in der Kunſt mächtig anzieht und zu rühren vermag, wird an dieſem Abende ermangeln, dem erſten Virtuoſen auf der Clarinette ein fröhliches Willkommen zuzurufen, um zu beweiſen, daß langjährige Gewohnheit eines ſchätzbaren Beſitzes für denſelben nicht unempfänglich macht. Daß wir von Bärmann ſprechen, darf wohl nicht erſt hinzugefügt werden.

Gioachino Rossini,

geboren zu Peſaro, 29. Februar 1792.

Bei Gelegenheit der italiäniſchen Opern, die uns in dieſem Augenblicke erfreuen ſollen, theile ich ein umſtändliches Verzeichniß der Werke dieſes großen Meiſters mit, wie es, meines Wiſſens, bis jetzt in Deutſchland noch nicht bekannt worden iſt.

Zeit.	Theater oder Gelegenheiten, für welche die Oper geschrieben wurde.	Titel des Werkes.	Erste Besetzung.
Herbst 1808.	*Erstes Erscheinen Rossini's.*	Il pianto d'Armonia.	Ausgeführt im Lyceum von Bologna.
„ 1810.	S. Mosè in Venedig.	Cambiale di matrimonio.	Rosa Morandi, Luigi Raffanelli, Nicola De Grecis, Tommaso Ricci.
„ 1811.	del Corso in Bologna.	*Equivoco* Stravagante.	Marietta Marcolini, Domenico Vaccani, Paolo Rosich.
„ „	Für Signora Est. Mombelli.	Didone Abbandonata.	Man weiss nicht, ob diese Composition öffentlich ausgeführt wurde.
„ 1812.	Valle in Rom.	Demetrio e Polibio.	Vater und Töchter Mombelli, Olivieri.
Carneval 1812.	S. Mosè in Venedig.	*Inganno Felice.*	Teresa Belloc, Rafaele Monelli, Luigi Raffanelli, Filippo Galli.
Fasten „	Comunale in Ferrara.	Ciro in Babilonia.	Marietta Marcolini, Elisabetta Manfredini, Eliodoro Bianchi.
Frühling „	S. Mosè in Venedig.	Scala di seta.	Maria Cantarelli, Rafaelli Monelli, Tacci, de Grecis.
Herbst „	Scala in Mailand.	*Pietra del Paragone.*	Marietta Marcolini, Claudio Bonoldi, Filippo Galli.
„ „	S. Mosè in Venedig.	l'Occasione fa il ladro.	Graciata, Luigi Paccini, Tommaso Berti.
Carneval 1813.	„	Il Figlio per azzardo.	Teodolinda Pontiggia, Tommaso Berti, Luigi Raffanelli und De Grecis.
„ „	Fenice in Venedig.	TANCREDI.	Adelaide Malanotte, Elisa Manfredini, Pietro Todran.
Sommer „	S. Benedetto in Venedig.	*Italiana in Algieri.*	Marietta Marcolini, Serafino Gentili, Filippo Galli.
Carneval 1814.	Scala in Mailand.	Aureliano in Palmira.	Lorenza Correa, Velluti, Luigi Mari, Giuseppe Fabrio, Eliodoro Bianchi, Filippo Galli.
Herbst „	„	*Il Turco in Italia.*	Maffei, David, Galli u. Luigi Paccini.
„ „	Auf Ansuchen einer Dame.	Egle ed Irene.	Nicht öffentlich aufgeführt.
Herbst 1815.	S. Carlo in Neapel.	*Elisabetta.*	Colbrand und Dardanelli, Nozzari, Garcia.
Carneval 1815.	Fenice in Venedig.	Sigismondo	Maria Marcolini, Luciano Bianchi, Elisa Manfredini, Claudio Bonoldi.
„ 1816.	Valle in Rom.	*Torvaldo e Dorliska.*	Adelaide Sala, Donzelli, Galli, Ranieri Remorini.
„ „	Argentina in Rom.	BARBIERE DI SIVIGLIA.	Giorgi Righetti, Garcia, Botticelli, Zamboni.
Sommer „	Fiorentini in Neapel.	La Gazzetta.	Margherita Chambrand, Felice Pellegrini, Carlo Casaccia.
Herbst „	Fondo in Neapel.	OTELLO.	Elisa Colbrand, Nozzari, David, Benedetti.

Zeit.	Theater oder Gelegenheiten, für welche die Oper geschrieben wurde.	Titel des Werkes	Erste Besetzung.
Herbst 1816.	Zur Vermählung der Herzogin v. Berry.	Teti e Peleo.	Elisa Colbrand, Girolama Dardanelli, Margherita Chambrand, Nozzari, David.
Carneval 1817.	Valle in Rom.	*Cenerentola.*	Geltrude Righetti, Caterina Rossi, Giuseppe de Begnis, Giacomo Guglielmi.
Frühling „	Scala in Mailand.	GAZZA LADRA.	Teresa Belloc, Savino Monelli, Botticelli, Galli, Ambrosi.
Herbst „	S. Carlo in Neapel.	*Armida.*	Elisa Colbrand, Nozzari, Benedetti.
Carneval 1818.	Argentina in Rom.	Adelaide di Borgogna.	Elisa Pinotti, Elisa Manfredini, Savino Monelli, Gioachino Sciarpelletti.
Fasten „	S. Carlo in Neapel.	MOSE.	Elisa Colbrand, Nozzari, Benedetti, Matteo Porto,
Herbst „	„	*Ricciardo e Zoraide.*	Colbrand, David, Benedetti.
Fasten 1819.	„	Ermione.	Colbrand, Rosmunda Pisaroni, Nozzari, David.
Frühling „	S. Benedetto in Venedig.	*Eduardo e Cristina.*	Rosa Morandi, Carolina Cortesi, Bianchi, (Eliodoro und Luciano).
Herbst „	S. Carlo in Neapel.	*Donna del Lago.*	Colbrand, Pisaroni, Nozzari, David, Benedetti.
„ „	Zu Ehren des Königs v. Neapel, im Carlo Theater in Neapel.	Cantate, für eine Stimme.	Elisa Colbrand.
	Zu Ehren des Kaisers von Oesterreich, ebendaselbst.	Cantate.	Colbrand, David, Rubini.
Carneval 1820.	Scala in Mailand.	Bianca e Faliero.	Carolina Bassi, Violante Camporesi, Bonoldi, Fioravanti.
„ „	S. Carlo in Neapel.	*Maometto II.*	Filippo Galli.
Winter 1821.	Zum Benefiz des Meisters bei s. Abreise.	La Riconoscenza.	Die Damen Dardanelli und Chaumel, die Herren Rubini und Benedetti.
Carneval „	Apollo in Rom.	*Matilde di Sabran.*	Cattarina Lipparini, Annetta Parlamagni, Pucconi, Fioravanti, Moncada, Ambrosi, Parlamagni.
„ 1822.	S. Carlo in Neapel.	Zelmira.	Elisa Colbrand, Nozzari, David, Ambrosi, Benedetti.
„ 1823.	Venice in Venedig.	SEMIRAMIDE.	*Elisa Colbrand, Rossini*, Rosa Mariani, Sinclair (ein Tenorist aus England), Galli, Mariani.
„ „	Congress zu Verona i. Theater der Filarmonici.	Il Vero omaggio.	Tosi, Veluti, Crivelli, Galli, Campitelli.
Sommer 1825.	Italiänische Oper in *Paris*.	Il Viaggio a Reims, osia l'Albergo del Giglio d'oro.	Pasta, Mombelli, Schiassetti, Cinti, Amigo, Zucchelli, Levasseur, Donzelli, Bordogni, Pellegrini, Graziani.
Herbst 1826.	Acad. Royale in Paris.	*Siège de Corinthe.*	Prevost, Cinti, Derivis, Nourrit (Vater und Sohn.)
Sommer 1828.	Ebendaselbst.	*Le Comte Ory.*	Cinti-Damoreau, Levasseur, Nourrit, Dabadie, Jawureck.

Seit dieſer Zeit iſt nun noch der „Tell" erſchienen.

München, bei Georg Franz.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum,
herausgegeben
von
August Lewald.

Achtzehntes Stück.
München, ausgegeben am 15ten Juny 1833.

Debureau. — Der Marktschreier des XIII. Jahrhunderts. — Die junge Pathe. — Jelva.

Debureau.

Geſchichte des Theaters zu Vier Sous,
nach
Jules Janin.

IV.

(Schluß der erſten Abtheilung.) In der That, die ächte Komödie iſt nur noch bei Debureau zu finden. Der Vorhang geht auf und man wünſcht ſich Glück, eine Komödie zu ſehen, worin man nicht ſpricht, worin man nicht ſcherzt; ihr glücklichen Zuſchauer! ihr ſeyd geſichert vor der Tirade, dem Liede, der Romanze, dem Schlußcouplet und den gereimten und ungereimten Verſen! — Und das iſt's nicht allein. Befreit von dem modernen Dialog, habt ihr von der modernen Intrigue auch nichts zu befürchten. Alle unſere Komödienbanquiers, unſere jungen, ſchönen Herren, unſere alten Millionärs, unſere Philantropen, die ganze komiſche Welt des Hrn. Scribe und ſeiner farbloſen Abſchreiber verſchwinden auf dem Theater unſers Poſſenreißers. Nie hat Debureau einen Salon geſehen; er behauptet, daß es keine Soubretten mehr gebe, daß alle komiſchen Vorbilder aufgehört haben; daß Financiers, Politiker, Krieger, Dichter nicht nur einander ähnlich ſehen, ſondern auch gleich gekleidet ſind; daraus ſchließt er, daß die alte Komödie in dieſer nivellirten Zeit ganz unmöglich ſey, und deshalb bittet er um die Erlaubniß, eine neue zu erfinden. Laßt ihn gewähren! er iſt gewiß, Euch zu unterhalten; jedoch unter der Bedingung, daß ſeine Komödie der Sprache, der Intrigue, des Helden ermangle. Stellt einmal unſern großen Schauſpielern ſolch ein Problem, und ſehet zu, was ſie Euch antworten können! —

Alſo vorwärts, mein luſtiger Gilles! Gilles nämlich iſt nicht dieſer oder jener Menſch, mit einem Namen und einer feſten Stellung in der Geſellſchaft; Gilles iſt das Volk. Gilles iſt bald luſtig und bald traurig, krank, geſund, geprügelt oder prügelnd, Muſiker, Dichter, einfältig, aber immer arm, wie das Volk; das Volk ſtellt Debureau in allen ſeinen Dramen vor; er empfindet wie das Volk; er weiß worüber das Volk lacht, was ihm Freude macht, worüber es ſich betrübt; er weiß auf ein Haar was das Volk bewundert, was es liebt, was es iſt; er hat das Volk beobachtet, wie Mazurier die Affen, er hat es ganz in ſich aufgenommen. Alſo, mein Volk, ſchlage deine Frau, betrinke dich, liebkoſe dein Kind, mache Schulden, verheirathe deine Tochter, verſpotte deinen Arzt und deinen Beichtvater, und verehre den Polizei-Commiſſär, weine wann du magſt, nur weine gut; ſey ſchelmiſch, mache den Gracioſo, den artigen Schwätzer, den hübſchen Kerl — kurz — um ganz und gar Volk zu ſeyn, wirſt du auch Augenblicke haben, wo du reich biſt, wo das laute Wort im Wirthshauſe dir zukommt, der zierliche Sprung auf den Tanzböden, das Duell der feinen Welt an den Straßenecken, und die Witzworte und Spöttereien ohne Ende bei den Trinkgelagen. Dieß Alles muß Gilles zu geben wiſſen! O, ihr Herren von der Komödie! die ihr nur Eine Rolle wißt, die ihr ſo ſtolz ſeyd, Eine Rolle zu wiſſen, und noch dazu eine ſchon ganz fertige Rolle, den Miſanthrop, Tartüffe, feſte Typen, wie klein ſeyd ihr, neben meinem Helden.

Mein Held iſt graziös und geiſtreich in allen Lagen; man ſchlägt ihn und er lacht; er ſchlägt wieder und lacht auch. Nicht ein Wort hat er in ſeiner ganzen Rolle zu ſprechen, aber geht an ihm vorüber, unnütze Menſchen, veraltete Reputationen, angemaßte Namen, Zuſammenſcharrer der öffentlichen Gelder, und ſehet einmal mein Volk an, ſtudirt meinen bewundernswerthen Poſſenreißer! Macht er ſich nicht über Euch luſtig, ohne zu ſprechen? es iſt nichts als eine Grimace, aber eine ſo pikante Grimace, daß Beaumarchais Witz ſich dadurch geſchlagen bekennen müßte. Stets iſt er ganz der Inſtinkt des Volks, der Geiſt des Volks, das Leben des Volks. Tauſend Acteurs in Einem, tauſend unterhaltende Acteurs mit einem Gefolge von Witzen und Gelächter. Und dieſe tauſend Acteurs, dieſe tauſend Geſichter, dieſe tauſend Grimacen, dieſe tauſend Poſituren, dieſe heftige Luſtigkeit, dieſer Schmerz einer Minute, dieſe Zärtlichkeit, die zur rechten Zeit beginnt und endet — alles dies — zur Schande unſerer Theater muß ich es ſagen — Alles dies hat nur Einen Namen, und heißt — Debureau! Ich habe lange darüber nachgedacht, was denn in ſeinem Drama uns ſo ſehr unterhält, während wir in Andern Langeweile verſpüren, und da fand ich endlich: weil man in dieſen wider Willen den Ideen eines Andern folgen müſſe, eines Autors, der hundertmal geſagte Dinge auf ungeſchickte Weiſe wiederholt, während in Debureau's Drama man das Vergnügen hat, ſich ſelbſt ein Drama zu ſchaffen, es zu dialogiſiren, und ſo, in dieſer Verirrung von Ideen und Sachen, mitten in dem wachen Traume, wo unſere Gedanken, mit der Schnelligkeit des Schauſpielers, des Maſchiniſten und des Muſikers dahineilen, unterhält man ſich faſt ſo gut, als während eines guten Schlummers! Zu glücklich — nicht wahr? in dieſer revolutionären Zeit, auf dieſer alten, wurmſtichigen Welt, und bei der jetzt graſſirenden Literatur, zu wiſſen, wo man wachend ſchlummern könne! —

So ward Debureau der Liebling des Haufens. Er erſcheint und man lacht, er geht ab und man lacht, wo er ſich blicken läßt, zeigt man auf ihn mit den Fingern. Er hat kein anderes Inkognito mehr als ein Prinz, und wenn er ſelbſt im einfachen Ueberrocke ausgeht, ſo muß er hören: da iſt er! das iſt er! dieß iſt das dramatiſche Leben! und in dieß Paradies ging er ein. Nun veränderte ſich Alles um ihn, er hatte Neider, Ränkeſchmiede, Eiferſüchtige, denn auch die Liebe blieb ihm nicht fremd. Liebe und Ruhm ſind Zwillinge, die ſich an der Hand führen. Großer Ruf gefällt den Frauen; ſie wollen in der Nähe unterſuchen, was denn an dieſem populären Getöſe iſt, das die Weiſeſten ſelbſt zu erſtreben ſuchen. So kam die Liebe zu Debureau; aber der große Mann weiß, was er dem Weibe ſchuldig iſt, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, er ſchweigt von ſeiner Liebe. Es ſcheint ſogar, daß der große Böhmie, zum Gipfel ſeiner Kunſt gelangt, nicht übel im Sinne hatte, ſich an den Weibern zu rächen, die ihm bis dahin ſo wenige Theilnahme bewieſen hatten.

Sicher iſt es, daß Debureau, troß des dicken Schleiers, worin er ſich zu hüllen ſtrebt, nicht immer unempfindlich war. Er liebte wie toll eine junge Putzmacherin. Man begreift daß er viel Glück gehabt haben muß, um ſich ſo mit einem Male bis zur Putzmacherin zu erheben. Wiſſen Sie denn wohl was das iſt: eine Putzmacherin? Das iſt die Ariſtocratie der Griſetten. Wegwerfend, flatterhaft, unbeſtändig, hübſch! Sie hat ihre Vapeurs, ihre Launen, ihre Schmollſtunden, ihre Romane zu leſen, ihre Träume zu verwirklichen. Alles wie eine große Dame.

Unſer Künſtler mußte recht viel Geduld und Selbſtverläugnung haben, um ſolch einer Liebe ergeben zu bleiben. Eines Abends als Debureau eine ſchon bedeutende Rolle ſpielte, (und ſo wurde dieſes Verhältniß bekannt), wurde die junge Perſon während der Vorſtellung krank. Sie erblaßte beim intereſſanteſten Moment des Stückes; ihr Geliebter, der ſie erblaſſen ſieht, wird bleich unter ſeinem Mehl, womit er das Geſicht eingeſtäubt hat. Nach geendigter Scene fliegt Debureau zu ſeiner Geliebten; in der Eile zieht er ſein Straßenpantalon über ſein Pierrotpantalon, und ſo angethan führt er ſeine Geliebte nach Hauſe. Es war eine regneriſche Nacht, das Waſſer goß in Strömen, der Schmutz des Boulevards ſpritzte nach allen Seiten; zu dieſer Nachtzeit, bei dieſem Unwetter, und der Krankheit ſeiner Geliebten vergaß Debureau, was ihm ſein Koſtüme verſchrieb. Er ging ohne Rückſicht durch den Schmutz, er bot das Mehl ſeines Geſichts dem ganzen Ungeſtüm des Wetters dar, er gehörte ganz ſeiner Liebe. Wie er wieder auf das Theater kommt, ſuchte ihn der Regiſſeur nach allen Seiten. Er hatte in der letzten Scene ein verführtes Mädchen ihrem Vater zurückzubringen; der Augenblick drängte, das Parterre wurde ungeduldig, das Mädchen wartete, der Vater wartete; endlich erſcheint Debureau, halb weiß, halb ſchwarz; er wirft ſein Tuchpantalon ab, ſtäubt Mehl auf eine Wange, und tritt kühn auf, Kolumbine bei der Hand führend, mit jener unerſchütterlichen Kaltblütigkeit, die man an ihm kennt. Niemand konnte glauben, der ihn ſo ſah, daß er ſeine kranke Geliebte im Regen zu Fuße nach Hauſe geführt hatte. — Und ſo befeſtigte er ſeine unbeſchränkte Herrſchaft über das Parterre ſeiner Bühne.

Es gibt Leute, welche gern Alles wiſſen mögen, und die uns fragen werden, warum Debureau nicht lieber einen Fiaker auf die Stunde nahm? ſolche Leute wiſſen nicht, was dramatiſche Kunſt ſey, — und wie ſehr es oft dieſer Kunſt an Gelde gebricht.

Zu jener Zeit, von welcher ich ſpreche, hatte Debureau noch ſeine alte Gage, und nur des Sonntags eine Zulage von vier Sous, wofür er ſeiner Schönen kleine Hündchen von Zucker, ein Pfeifchen von Gerſtenzucker, einen Veilchenſtrauß, oder ein Gläschen Coco kaufte; Alles, was ein gefühlvolles Weib nur wünſchen kann, aber ein Fiaker auf die Stunde hätte ſeine Zulage von drei Monaten verſchlungen!

Hier verlaſſen wir das poetiſche Leben des Helden. Es iſt eine Geſchichte wie alle Geſchichten: zuerſt die Dichtung, dann die Wahrheit, der Jüngling und der gemachte Mann, der Schauſpieler ohne Engagement, und der Schauſpieler im Kontrakt.

Wir werden ſpäter wieder einmal auf ihn zurückkommen.

Der Marktſchreier des XIII. Jahrhunderts;

ein dramatiſches Fragment,

mitgetheilt von

Julius Max Schottky.

Wer unſer Mittelalter ausſchließlich nur nach den in mehr als einer Beziehung ledernen Kanzelei-Urkunden der früheren Jahrhunderte beurtheilen wollte, würde freilich nicht begreifen können: wie der Enthuſiasmus für die Kreuzzüge ſich entflammen konnte; wie es möglich war, jene vielbewunderten gothiſchen Münſter zu Straßburg, Kölln, Wien, Ulm, Regensburg ꝛc. und jene Dichtungen der Nibelungen, des Titurel und Triſtan, und die Poeſien der Minneſänger entſtehen zu ſehen; wie endlich ſolche Gemälde hervorgezaubert werden konnten, die z. B. in der Boiſſereeſchen Sammlung auf die höchſte Theilnahme jedes Kunſtfreundes vollen Anſpruch haben.

Um über alle dieſe Gegenſtände klarer zu ſehen und endlich ein Geſchichtswerk voll innerer Wahrheit, voll Geiſt und Leben aufzuſtellen, iſt auch das Studium der älteren Literatur unumgänglich nothwendig; und nicht genug zu beklagen bleibt es, wie ſehr gerade dieſer wichtige Zweig einheimiſcher Wiſſenſchaft von all' unſeren Akademien und Univerſitäten entweder vollkommen vernachläßiget, oder doch nur höchſt einſeitig und pedantiſch behandelt und ganz und gar nicht aus dem Geſichtspunkte des Hiſtorikers ergründet wird.

Mit Mißbehagen bemerkt der Kenner, welche irrige Anſichten deshalb noch immer über das Mittelalter vorherrſchend ſind: dem Einen gilt es für den Kulminationspunkt aller Gemüthlichkeit, der Andere ſieht, oder will in ihm keine anderen Verhältniſſe als barbariſche ſehen. Beide Partheien übertreiben! Es war weder eine durchwegs überſchwengliche, noch eine gänzlich tyranniſche und pfaffiſche Zeit. Beſchaulicher und inniger, dabei jedoch zugleich lärmender und roher waren jene Tage freilich als die unſrigen; aber man hat auch damals gefühlt, gedacht, geliebt und gehaßt, wie wir es thun. Das Volk lag nicht überall an die Kette der Willkühr geſchmiedet und trieb eben ſo gut ſein tolles, luſtiges Weſen wie heut zu Tage, wie ſich dies ſchon aus den Schwänken Nidharts des Bauernfeindes und des Pfaffen vom Kahlenberge, aus Seyfried Helblings Sittengemälde der Zeit Kaiſer Albrecht des I., aus den Poeſien von Salomo und Markolph, von Meyer Helmprecht, der Wiener Meerfahrer, dem Weinſchwelg und ſo vielen andern luſtigen, zum Theil frivolen Dichtungen mit Gewißheit ſchließen läßt, die gewöhnlich unter Konrad von Würzburgs Namen gehen.

Selbſt an dramatiſcher Luſt fehlte es dem früheren Mittelalter nicht, und daß dieſe nicht bloß auf ernſte oder kirchliche Gegenſtände beſchränkt blieb, wie man oft und falſch behauptet hat, lehrt auf's neue und für viele Leſer gewiß überraſchend genug, ein kleines Volksſchauſpiel des XIII Jahrhunderts, welches in böhmiſcher Sprache verfaßt und in eben dieſer Sprache durch Herrn Hanka bekannt gemacht wurde. Leider iſt es nur Fragment; doch auch als ſolches dürfte es, treu überſetzt, willkommen ſeyn, zumal, da bis jetzt noch kein Wort darüber in deutſcher Sprache erſchien, einige Andeutungen ausgenommen, die ich vor einigen Jahren in Prag abdrucken ließ.

Die Perſonen des Stückes ſind:

Meiſter Severin, der Marktſchreier.
Deſſen Eheweib.
Rubin von Venedig, der erſte Geſelle.
Georg Puſterpalk, der zweite Geſelle.
Die drei Marien.
Abraham, ein Bürger.
Iſak, deſſen Sohn.
Volk.

Rubin. (Ganz außer Athem.) Meiſter, höret Meiſter! In aller Eil' komm' ich her, weil ich gewiß für dich taugen werde.

Marktſchreier. Willkommen, lieber Schatz! Wir geben den Leuten genug zu lachen; ſag' mir doch deinen wahren Namen und laß' uns ein vernünftiges Wort miteinander reden.

Rubin. Meiſter, ich bin ein artiger Schelm und heiße Rubin von Venedig.

Marktſchr. Sage mir, Rubin, welchen Lohn ſoll ich dir geben?

Rubin. Meiſter, willſt du mir einen Topf ſauern Aepfelbrei (böhmiſch Kyselice) geben, ſo kannſt du mich haben und ich bin mit Leib und Seele dein.

Marktſchr. Nun gut, der Handel iſt richtig; jetzt lauf überall umher, frage an allen Orten, wo wir unſere Bude am beſten aufſchagen, um die Salben recht theuer zu verkaufen.

Rubin. Schon gut, Meiſter, beſteige nur dieſen Stuhl und ſetze dein liebes Weibchen zu dir.

(Rubin und Puſterpalk ſingen mit lauter Stimme folgende Verſe, deren Muſik in dem Original ſogar mitgetheilt iſt):

Es kam zu euch der Meiſter Hyppokrat
De gratia divina,
Kein größrer iſt zu dieſer Zeit
In arte medicina.
Wen eine Krankheit überfällt,
Wer wünſcht geſund zu werden,
Den heilet er für baares Geld. —
Und ſchafft ihn unter die Erden!

Rubin. (zu den Umſtehenden). Merket auf, ihr guten Leute, viele Freude ſollt ihr durch alle Neuigkeiten gewinnen, die ich euch jetzt verkünden will, und ich weiß deren viele nützliche zu erzählen. Doch, ihr Vetteln, laßt euer Geſchnatter und alles Klatſchen, denn es kann hier wahrlich nicht ſchaden, zu ſchweigen; horchet auf, euch kann es gar ſehr zu ſtatten kommen. Denn angelangt iſt unter euch ein berühmter Gaſt, ein weiſer, kluger, langerfahrener Arzt und wird euch, ſo Gott will, allerlei Troſt verſchaffen. Hier gibts weiter nichts zu lachen! Was ich euch ſage, könnt ihr mir ſicher glauben, wie ich's auch an dieſem Hunde euch beweiſen kann. Nicht in Böhmen, nicht in Mähren, — wie andere gelehrte Meiſter es beſtätigen, — nicht in Oeſtreich, nicht in Ungarn, nicht in Bayern, noch in Rußland, nicht in Polen, nicht in Kärnthen iſt ſeines Gleichen aufzufinden; kurz überall, d. h. in der ganzen Welt, wird ſein Name hoch gefeiert; nur daß er ſich freilich zuweilen ein wenig unmanierlich aufführt. Auch hat er koſtbare Salben bei ſich, die er aus einem fernen Lande herbrachte, mit denen er Krankheiten vertreibt, und allerlei Wunden, mögen ſie noch ſo groß ſeyn, ohne Verzug ſchließt. Den möge Gott ſtrafen, der ihn tadelt! Der geſtochen oder gehauen iſt, oder vielleicht mit Kolben geſchlagen wurde, oder wer am Ohrenſauſen leidet, kommt er nur mit Geſchenken zu meinem Meiſter, ſo wird mein Meiſter ihn bald auf's Beſte lehren, ſich mit der Salbe zu beſtreichen und wie ein Hund zu heulen, und dann erholt er ſich ſchnell von neuem, gleich einer Pflanze. Wollt ihr aber brav ſeyn, ihr Herrn, ſo könnt ihr ihn mit Prügeln ſchlagen.

(Rubin verliert ſich in der Menge.)

(Forts. f.)

Die junge Pathe. — Jelva.

12. Juni.

Wir freuen uns, das in dem vorigen Stücke der Mad. Dahn geſpendete Lob um ein bedeutendes erhöhen zu können. Mad. Dahn verſpricht eine vortreffliche Künſtlerin zu werden; ſie leiſtete am heutigen Abende ſo Vorzügliches, wie wir es kaum von Dlle. Hagn zu ſehen gewohnt waren. Ihr Organ iſt, wiewohl noch etwas ſchwach, doch angenehm und klingend; ihre Bewegungen und ihr Mienenſpiel ſind von einer Anmuth und Feinheit, wie wir es nur von Franzöſinnen gewohnt ſind. Dabei zeigte ſie ſich in ihren beiden heutigen Rollen als eine denkende Schauſpielerin, alles war wohl berechnet, nichts übertrieben, nirgends eine Affektation, welchen Klippen auch tüchtige Künſtlerinnen, in den beiden genannten Stücken nur ſelten zu entgehen wiſſen. Als junge Pathe ließ Mad. Dahn ihr Talent in ſolchem Glanze erſcheinen, — daß das ganze Publikum, faſt ohne Ausnahme, bis zur Exaltation begeiſtert wurde. Nicht minder trefflich war ſie als Jelva. In einzelnen Momenten erhob ſie ſich zu ächter tragiſcher Begeiſterung. Ihren Anzug im erſten Akte hätten wir etwas anders gewünſcht; er war zu balletmäßig. Wir ſprechen den lebhaften Wunſch aus, Mad. Dahn recht bald in einer tragiſchen Rolle zu ſehen; ſie berechtigte heute als Jelva zu den ſchönſten Erwartungen. Sie wurde häufig durch die lebhafteſten Beifallsäußerungen unterbrochen, und mehrmals gerufen.

Herr Dahn war nur wenig beſchäftigt, doch zeigte er ſich auch in ſeiner untergeordneten Rolle als einen jungen Künſtler, der durch Fleiß und Ausdauer es zu einer bedeutenden Stufe bringen kann. Doch ſcheint ihm ſein Organ in Momenten der leidenſchaftlichen Deklamation entgegen zu ſtehen.

M. K. F.

Ende des erſten Quartals.

Die

Unterhaltungen

für das

Theater=Publikum

herausgegeben

von

AUGUST LEWALD

beginnen mit dem 15. Juni ihr zweites Quartal. Statt der anfänglich verſprochenen zwölf, ſind dreizehn Bogen erſchienen, und die Lieferung in zwangloſen Heften hat ſich in eine feſtſtehende verwandelt, wodurch es möglich gemacht wird, die intereſſanten Erſcheinungen unſerer Bühne ſchon am nächſtfolgenden Tage zu beſprechen; eine Einrichtung, welche lediglich für den hieſigen Leſerkreis getroffen wurde, und demnach auch allgemeine Anerkennung fand. Das Unternehmen erfreut ſich bereits in allen Hauptſtädten einer günſtigen Aufnahme, wie mehrere Stimmen in Berliner, Leipziger, und andern der geleſenſten Blätter verkündet haben, denn die Betrachtungen, Anſichten und kritiſchen Bemerkungen, die in „den Unterhaltungen“ ausgeſprochen und niedergelegt werden, beſchränken ſich nicht blos auf die Kritik gegebener Stucke, die Beſetzung der Rollen, und Lob und Tadel der Schauſpieler allein, noch weniger wird dahin geſtrebt, die Partheiungen im Publikum zu erregen und zu nähren.

Daher möge der Leſer hier keinen Tummelplatz für Klatſchereien und perſönliche Angriffe ſuchen; der Herausgeber wird weder dem gemeinen Klopffechter, noch dem lächerlichen Champion irgend einer theatraliſchen Unbedeutenheit in ſeinen Blättern jemals Rede ſtehen, die nur allein den Beiträgen zur Kunſtgeſchichte, ſo wie ſeinen, auf Erfahrung und praktiſche Uebung begründeten, Studien und Skizzen nach dem Leben gewidmet ſeyn werden. Daß man den hervorragendſten Erſcheinungen des Münchner Theaters einen Platz einräumt, entſpringt mehr aus dem Wunſche, die Anſtalt zu ehren und ihr zu nützen, wie auch den trefflichen Anordnungen und Verbeſſerungen der jetzigen Verwaltung, während der Entwickelungsperiode neuer Kräfte eine allgemeine Würdigung in der Ferne zu verſchaffen.

Der Beitritt mehrerer geachteten auswärtigen Literaten, die dann und wann für Berichte Sorge tragen wollen, wird übrigens zu dieſem Zwecke, auch in Bezug auf andere Hauptſtädte mitwirken. Zum Schluſſe möge eine Ueberſicht des Inhaltes der bis jetzt gelieferten Stücke folgen; ſolche zerfällt nach feſten Rubriken geordnet in:

Biographische Aufsätze: Devrient. — Urban. — Pellegrini.
Dramaturgische: Lebenslängliche Anſtellungen. — Schauſpielerſchulen. — Erinnerungen. — Paris 1833.
Literarische: Bauernfeld. — Lembert. — Platen.
Novellistische: Miß Smitſon. — Mad. Bontems. Paganini. — Franconi. — Santini. — Deburean.
Kritische: Die Stumme. — Tell. — Garrik in Briſtol. — Gebrüder Foſter. — Othello. — Don Juan. — Angelo. — Hr. Dahn, vom Hamburger Stadttheater u. ſ. w. Ferner die Concerte von Treichtlinger, Bianchi, Will und Muller u. ſ. w.
Korrespondenzen aus: Breslau, Stuttgart, Wien, Paris, London, Berlin und Leipzig.

Die Unterhaltungen für das Theaterpublikum erſcheinen wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu ½ Bogen in gr. 8., auf feinem Papier und elegant gedruckt. Man abonnirt in München bei Unterzeichnetem, auswärts bei allen ſoliden Buchhandlungen oder bei den zunächſt gelegenen kgl. Poſtämtern. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt hier in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl., und durch die kgl. Poſtämter halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr., im II. Rayon 4 fl., im III. Rayon 4 fl. 8 kr.

München, den 1. Juni 1833.

Georg Franz.

In demſelben Verlage erſchien:

Schottky, J. M. Prof., Ueber Münchens Kunſtſchätze und künſtleriſche, der Oeffentlichkeit gewidmete Beſtrebungen. Erſter Bd. Gebilde der Malerei. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 fl. 24 kr.

— — Ueber Wallenſteins Privatleben. Vorleſungen, gehalten im Muſeum zu München. 1 Thlr. 4 Gr. od. 2 fl.

Hormayr, Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Jahrgänge 1830, 1831, 1832, 1833. (1834 unter der Preſſe.) à 2 Thlr. 12 Gr. od. 4 fl. 30 kr.

Heuſenſtamm, Graf v., Schattenriſſe aus Giulio's Leben. 1 Thl. 12 Gr. od. 2 fl. 42 kr.

2tes Quartal. Nro 1. 19. Juni 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Künſtler und Kritiker. — Die Marktſchreier des 18ten Jahrhunderts. — Notizen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. [illegible] kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl., und durch die Königl. baier. Poſtämter im I. Rayon 1 fl. [illegible] kr.; im II. Rayon [illegible] fl. [illegible] kr.; im III. Rayon [illegible] fl. [illegible] kr.

Künſtler und Kritiker.

Voltaire war von Ferney nach Paris gekommen, um ſich ſeinen gewöhnlichen Bedarf von Lorbern für den Winter einzuſammeln und dann nach ſeinen Staaten zurückzukehren; denn er war der König dieſer Epoche. Es war im Jahre 1764. Eines Abends ſpeiſte er bei einer Dame vom Hofe, in angenehmer Geſellſchaft. Man ſprach von Allem und über Alles. Von der Religion, indem man den Erzbiſchof von Paris ſchalt, der den Emil verboten hatte; von der Politik, indem man der Favorite des Königs erwähnte; endlich und am meiſten von Voltaire ſelbſt, der all die Lobſprüche ſeines Jahrhunderts hinzunehmen gewohnt war, welche er demſelben mit Ruhm und Ironie zurückzuzahlen wußte. Ein einziger Gaſt allein beſeelt ſeine kalte und ernſte Miene. Voltaire aber, wie eine wahrhafte Kokette, geizte nun nach nichts mehr, als Huldigungen von dieſem Gaſte einzuärnten. Er verſchwendete, während der ganzen Mahlzeit, ſein gnädiges Lächeln, ſeine huldvollen Anreden an den Unbekannten, den jedoch nichts bewegte, aus ſeinem Stillſchweigen herauszugehen. Voltaires Ungeduld ſtieg auf's höchſte und kaum war die Tafel aufgehoben, ſo eilte er mit ſeiner gewohnten Heftigkeit dem Fremden nach, ergriff ihn beim Arme und ſagte, indem er ihn in eine Ecke zog: „Mein Herr, Sie ſcheinen mir ein Ehrenmann zu ſeyn, ich wünſchte Ihren Namen zu wiſſen.“ „Ich bin Martin Freron, Ihnen zu dienen,“ antwortete Jener kalt, und betonte das „Martin“ ſtark, als wüßte er, daß es ein Name war, den man einſt in Ferney ſehr ſpaßhaft gefunden hatte.

Voltaire war überraſcht; doch konnte er ſeine Voreiligkeit nicht mehr ungeſchehen machen, denn ſchon umgab die ganze Geſellſchaft beide Gegner. Der Dichter ſuchte ſich mit ſeinen gewöhnlichen Waffen herauszuziehen, aber Alles war ernſt geſtimmt worden, und Niemand wollte ſelbſt aus Höflichkeit mehr lachen. Wenn es die Ehre eines Mannes gilt, der uns gegenüber ſteht, und ſich voll Erbitterung vertheidigen will, ſo werden wir dazu getrieben, ihn zu achten, und der Gedanke, daß wir ihn ruhig beleidigen laſſen konnten, ergreift uns wunderbar und mächtig. Dieſen für ihn günſtigen Moment benützte Freron, und ſo nur iſt es begreiflich, daß Voltaires Sarkasmen aufhörten, und er genöthigt wurde, ſeinen Gegner anzuhören: „Mein Herr," fing Freron an, „ich will das Wagſtück unternehmen, zwiſchen uns eine Parallele zu ziehen, worin ich über den großen Philoſophen den Sieg davonzutragen gedenke, und zwar wie mir nicht nur das Urtheil rechtlicher Leute allein, ſondern ſelbſt das der Leute von Geſchmack beſtätigen ſoll."

Voltaire, deſſen Ueberraſchung ſchon faſt zur Verlegenheit geworden war, ſchien Freron ermuntern zu wollen, und ſelbſt Vergnügen an dieſem Scherz zu gewinnen. Die Geſellſchaft dachte nicht mehr d'ran, irgend Jemanden zu ſchmeicheln, ſondern reihete ſich ernſt zuhorchend umher, und war begierig darauf, wie es dem armen Freron ergehen würde.

„Ja," fuhr dieſer fort, ſich Voltairen gegenüberſetzend, „als ich es unternahm, arm und unbekannt, wie ich noch heute bin, die „**année litteraire**" zu ſchreiben, und im Vorübergehen einige Verſtöße gegen Geſchmack und Sprache, die Ihnen in der Eile der Arbeit entgangen waren, aufzudecken, da glaubte ich nicht, daß Sie mir die Ehre erzeigen würden, mir im Ernſte böſe zu werden. Ich ehrte Sie eben ſo wie Jedermann, und konnte es daher nicht begreifen, wie ein großer Herr ſich ſo tief gegen mich erniedrigen konnte, mich mit Injurien zu überſchütten. Durch dieſe Injurien ward es mir jedoch erſt klar, wozu ich berufen war; nun erſt fing ich an Sie näher zu beleuchten. Ich entfernte die ſchimmernde Lüge, die Sie umgab, und ich begriff endlich das ganze Geheimniß Ihres Talents. Ich begriff, daß es in nichts weiter beſtand, als im Witz und im Styl, und in der bewundernswerthen Leichtigkeit, jeden Ton anzuſtimmen, jede Wendung ſich anzueignen. Da erſt verurtheilte ich Sie ohne Gnade. Auf der Bühne ſah ich in Ihnen nur den ſchwächern Nachtreter Racine's, den ungeſchickten Verbilder des großen Corneille, den unermüdlichen Schmeichler eines Parterres, für das Sie eine eigene Toleranz, eine eigene Philoſophie erfunden hatten. Gleich ſcharf beobachtete ich Sie in allen Ihren übrigen Werken; ſowohl als Hiſtoriker, wie als Phyſiker, mit einem Worte, ich fand nur Voltaire ganz wieder in jenen kleinen Epigrammen, welche Paris in Entzücken verſetzten, in jenen unmoraliſchen Erzählungen, die Frau v. Pompadour ſehr richtig über die Henriade ſetzte, und in jenem unzüchtigen Gedichte, von dem das kleinſte Bruchſtück Epoche machte. Aber ſelbſt in dieſen glänzenden Spielen des Witzes, in den Briefen, die an Könige geſchrieben waren, damit Privatleute ſie leſen möchten, in jenen zierlichen Verſen, wo der ganze Geiſt Voltaire's ſich zeigte, ſah ich nichts, als eine tiefe Unmoral, die Religion in Zweifel gezogen, das Königthum verachtet, die Tugend in Gefahr, alles was in unſern alten Sitten noch ehrwürdig war, auf nichts zurückgeführt; da erſchien mir jener liebenswürdige Mann, den der Hof anbetete, die Stadt vergötterte, der Freund Friederichs und Catharinas, nur wie der Verſucher, wie der Verderber ſeiner Nation! — Sie wußten es ſogleich, daß ich Sie begriffen hatte. Nach meinem erſten Artikel räumten Sie das Feld und zogen ſich nach Ferney zurück, indem Sie vorgaben, ein alter Greis zu ſeyn, der von Kummer und Krankheit niedergebeugt, ſeinen Garten ſelbſt beſtellen wolle, um ruhig ſterben zu können; ſo wollten Sie die erwachende Kritik beſchwichtigen; Sie hatte jedoch zu gemäßigt und gerecht ihre Stimme erhoben, um ſogleich wieder verſtummen zu müſſen; im Gegentheile alle rechtlichen Männer ſtimmten ihr bei, mir wurden heimliche Aufmunterungen zu Theil, obſchon von einem mitleidigen Lächeln begleitet, das man einem armen Teufel willig ſchenkt, der das Halsbrechende wagt, um die Wahrheit zu ſagen. Ohnerachtet der Warnungen meiner Freunde ſetzte ich mein Blatt fort, und opferte nichts von dem, was ich für wahr und recht hielt, irgend einer Rückſicht auf. — Da plötzlich — nach ſechsmonatlichem Stillſchweigen war es — da erwachten Sie aus Ihrer ſcheinbaren Erſtarrung.“

Hier übermannte Freron die Erinnerung — er ſchwieg einen Augenblick, ſtand auf und machte einen Gang durch den Saal. Voltaire hatte ſich früher zur Geduld verſtanden, jetzt war dieſe zur Großmuth geſteigert worden.

„Ach, mein Herr,“ ſagte Freron, „erklären Sie mir, ich bitte Sie darum, wie konnten Sie von Ihrer Höhe, ſich ſo gegen mich vergeſſen? Seitdem man einen Begriff von Selbſtachtung hat, ſeitdem es Dichter und Kritiker gibt, hatte man ſich nicht ſolchen ſchmutzigen Schimpfreden, ſolchen elenden Pamphlets, rohen Beleidigungen, verabſcheuungswürdigen Lügen, hinterliſtigen Ränken hingegeben. Sie, großer Mann, errötheten nicht, gegen einen armen Schriftſteller, der Ihnen Wahrheit ſchuldig war, Ihren ganzen Witz, Ihre Macht, Ihren Credit, Ihre Verehrer, den Troß Ihrer Anhänger aufzubieten; Sie, der Prediger der Freiheit, Sie konnten ſogar Lettres-de-cachet gegen mich erwirken, nicht genug, daß Sie mich bei meinen Freunden verunglimpften und mir überall zu ſchaden ſuchten; endlich als Uebermaß der Abſcheulichkeit, verſuchten Sie es, mich auf die Galeere zu bringen, und da Ihnen dieß mißlang, ſchleppten Sie mich auf das Theater im Angeſichte eines ganzen lachluſtigen Volks.“

Bei dieſer Erinnerung, die ſelbſt in Voltaire ein trübes Gefühl hervorrief, ließ ſein Gegner die ſchwarzen, feurigen Augen auf die Verſammlung herumfliegen.

„Meine Herren,“ fuhr er fort, „Jeder von Ihnen erinnert ſich noch der Vorſtellung der „Eccoſſaiſe!“ Ganz Frankreich war ja dabei und ich ſelbſt konnte nur mit Mühe ein Plätzchen finden. Nie war die Erwartung wohl auf ein Meiſterwerk hoher geſpannt. Ganze Stellen daraus wußte man bereits vor der Darſtellung auswendig. Endlich geht der Vorhang in die Höhe. Ich überlaſſe es Ihnen, ſich meinen bittern Grimm auszumalen, als ich meinen ehrlichen Namen, ſelbſt meine unſcheinbare Kleidung, die ich jeden Tag zu tragen pflegte, dem Geſchrei des Pöbels bloßgeſtellt ſah; als ich einen ſolchen Gräuel auf mein Haupt gewälzt ſah, das ich ja doch für unſchuldig halten mußte. Ich will es nur geſtehen, — oft fragte ich mich ſelbſt, ob ich denn nicht vielleicht der Autor der „Pucelle“ ſey, ob ich denn wirklich ich wäre? ich, der Einzige, der es gewagt hatte, dem Ungeſchmacke und der Gottloſigkeit gegenüber zu treten? O, ich Unglücklicher! da fühlte ich mich mit einem Male allein, verloren unter unverſöhnlichem Haſſe, ein elender Gegenſtand der öffentlichen Verſpottung, ein der Vernichtung geweihtes, verabſcheutes Haupt! Aber am andern Morgen, da ich in meinem Dachſtübchen, — denn Sie werden wiſſen, daß Armuth mein Loos war, und bleiben wird — da ich am andern Morgen es verſuchte, wie ein Unbetheiligter von dem neuen Stücke zu ſprechen, da ich an meine Pflicht dachte, eine gerechte und ernſte Kritik davon zu entwerfen, da fühlte ich mit einem Male, daß ich mich zu ſehr von der Verzweiflung hatte hinreißen laſſen. Da ſtand das Edle meiner Stellung im ſchönſten Lichte vor mir. Ich lebte zwar in Elend und Entbehrung, Sie lebten in Reichthum und Glanz. Aber meine Lage war die Folge meiner Hingebung für die gerechteſte Sache; meine Dürftigkeit währte einen Tag, und mußte ſich bald in lauten Triumph verwandeln; Ihr Reichthum und Ihr Ruhm ſollten mit Ihnen ihr Ende erreichen. Ja, mein Herr! mit Ihnen ihr Ende erreichen, das iſt das rechte Wort. Alles was Sie mit ſo viel Kühnheit und Unverſchämtheit angreifen, wird wieder erſtehen, wenn Sie nicht mehr ſeyn werden. Shakeſpeare, dem Sie Ihren Orosmann entlehnt haben, überragt ſchon ſo ſehr Ihren Ruf, daß Ihr ohnmächtiges Geſchrei gegen ihn und Ihre akademiſchen Manifeſte nichts mehr ausrichten werden. Marmontel, dem Sie erlaubten, von Boileau ſchlecht zu ſprechen, hat dieſes auf ſo unehrerbietige Weiſe gethan, daß Sie ſelbſt es fühlen mußten. Schon beſchuldigt man Sie überall in Ihren Dramen, zu froſtig zu ſeyn, zu überſpannt in Ihren Oden; ſchon verändert ſich das Theater vor Ihren Augen, das Sie begründet zu haben wähnten, ohne Sie darum nur zu befragen, eben ſo geht es mit der Philoſophie, deren Haupt Sie zu ſeyn glaubten; eben ſo in den Wiſſenſchaften, die Ihnen in den wenigen Jahren ſo weit vorausgeeilt ſind.“

„Ich täuſche mich nicht, Sie ſind längſt überflügelt auf der Bahn, die Sie ſelbſt eröffnet haben. Sie wären glücklich genug, wenn Sie jetzt einſehen lernten, was ich ſeit zwanzig Jahren wiederhole, daß in der Literatur, wie in der Moral, nur dann das Ziel erreicht werden kann, wenn man ſich darüber hinauswagt. Nun ſind wir Beide alt geworden, der Henker, wie das Schlachtopfer, bald werden wir der folgenden Generation Platz machen müſſen. Ich hoffe feſt, daß wenn die Nachwelt Sie nicht gänzlich von jener Stelle verdrängt, auf die Sie ſich durch ſo vielfältige Mittel zu erheben gewußt! dieſelbe Nachwelt einem Manne, einen kleinen Zoll von Achtung und Mitleid nicht verweigern wird, der, gleich mir, Jugend und Leben, Ruhe und Namen, Alles was er Schätzenswerthes beſaß, der traurigen Pflicht opferte, gegen Alle und allein, jene geheiligten Wahrheiten und unverbrüchlichen Grundſätze zu vertreten, zu denen Frankreich ſtets zurückkommen muß, wenn es nicht aufhören will, Frankreich zu ſeyn“

Bei dieſen Worten entfernte ſich Freron; die Geſellſchaft blieb ſtumm und verlor ſich bald, über eine Zukunft nachdenkend, die noch keinem eingefallen war. — Acht Tage darauf, improviſirte Voltaire, den nichts wurmte, eines ſeiner beißendſten Epigramme gegen Martin Freron.

Der Marktschreier des XIII. Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Marktſchreier. Rubin! Rubin! Rubin „wo pistu?“

Rubin. Ach Meiſter, laß mich und nimm die Hündin beim Schwanze.

Marktſchr. Rubin „wo pistu quest?“ Rubin, Rubin!

Rubin. Was befiehlſt du, Meiſter Severin?

Markſchr. Lieber Rubin, wo ſteckſt du ſo lange, daß du deinen Meiſter ganz im Stich läßt?

Rubin. Meiſter, dort war ich und fing an die Leute zu kuriren. Und tüchtig hat man mich ausgelacht und mir die Blaſe ſammt der Büchſe zerriſſen. Jetzt aber bring ich dir gleich den ganzen Hanſen her.

(Noch mehrmals ruft ihn Meiſter Severin vergebens, endlich ſchreit)

Rubin. Aber, lieber Meiſter, was lärmſt du ſo und blöckſt mich zornig an? Freilich verſtehſt du eine große Kunſt und dennoch haſt du Nichts.

Marktſchr. Ja, ſchon die Alten haben's geſagt und es ſteht auch in Schriften geſchrieben: Haſt du mit dem Narren zu thun, ſo wirſt du auch mit dem Narren theilen! Aus Böſem wird Böſes, doch das Gute wird mit dem Guten vergolten! Aber Rubin, laß deinen Eigenſinn jetzt fahren und ſorge beſſer für deinen Herrn; diesmal giebts reiche Leute und wir werden keinen Schaden erleben!

Rubin. Nun gut, mein lieber Meiſter; wir wollen an einem Stricke ziehen, dann geht alles nach Wunſch und kein Teufel richtet was mit uns aus.

Marktſchreier. Rubin!

Rubin. Was ſchaffſt du Meiſter?

Marktſchr. Schlag meinen Laden auf, daß ich hier den Leuten bekannt werde?

Rubin (zu den Käufern.) Sage es jetzo ein Genoſſe dem andern, daß gegen ein jegliches Siechthum und gegen jede Krankheit, die Salben meines Herrn treffliche Dienſte leiſten: wer den Rothlauf in den Füßen hat, dafür hilft ihm Ziegenmilch; wer das Fieber im Genick hat, und weſſen Kraft ſchwach iſt, oder wer etwa in den Ohren das Podagra hat, oder vielleicht Würmer in ſeiner Seele,— das Alles kann mein Meiſter heilen und er verſteht es, von jeder Krankheit zu befreien.

Marktſchr. Rubin, werden meine Salben bald da ſeyn?

Rubin. Gleich, Meiſter, gleich, ſobald ich ſie nur aus dem Sacke herausnehme.

Marktſchr. Nun mach' fort, es iſt endlich Zeit? Leg' ſie mir der Reihe nach hieher. Und ihr, lieben Leute, wer geſund werden will der höre zu.

Rubin. Segne mich, o Sohn Gottes und du heiliger Geiſt, daß mich der Teufel in keine Verſuchung führe! (zu dem Marktſchreier) Hier Meiſter iſt die erſte Büchſe; nach ihrer Anwendung wird der Kropf zuerſt wie eine Birne, dann wie eine Melone, endlich wie eine Waſſerkanne. Da die zweite Büchſe, vor der alle Kröpfe weichen müſſen, und die jedes Uebel wieder herbeiführt, welches die erſte vertreibt! Hier dieſe dritte Büchſe holten die alten Weiber mit dem Skrietek *) beim Teufel! Dieſe vierte gräbt Löcher in den Körper wie ein Bohrer. In der fünften hatte ich drei Grillen und viertehalb Mücken, aber jene alte Hexe hat ſie mir weggeriſſen! Dafür iſt aber auch dieſe friſche Salbe aus Babylon wohlriechend und nicht zu bezahlen; wer ſie kauft, der iſt, ich ſchwör's, frei von allen Unterleibs-Plagen. Hier endlich kommt eine Büchſe mit Koſtbarkeiten, die weder Wien noch Prag beſitzen; eine gar junge Frau machte ſie blos aus Mückenfett und that noch was von dem Ihrigen dazu, damit ſie nicht ſo ſchnell verraucht. Alle Welt lobt ſie vor allen andern; nimm ſie beſonders in Acht, damit nicht Jedermann davon naſche, denn ſie gehört nur für die Liebe. Zuletzt kommt die Hauptſache, die auch am beſten riecht! Wem ich dieſe Salbe zwiſchen die Zähne gebe, der dreht ſich um, bevor er noch einen Schritt gethan hat. Ein Mönch machte ſie, als er mit einer Nonne heimlich in ſeiner Zelle ſaß (mnich sedo na jeptisce). Wer unter euch etwas davon koſtet, bei dem regen ſich alle eingeſchlafenen Lebensgeiſter mit Macht; 's iſt eine Salbe über alle Salben und im ganzen Lande nicht mehr zu finden. Aber das wiſſe eine Jede von Euch, daß ich die Schönen umſonſt damit ſchminke; kommt aber Eine mit Geſchenken und wär's vom Teufel ſelbſt, der dien' ich noch wohlfeiler und zwar in aller Eile. Wißt ihr aber irgendwo eine Kranke, ſo ſagt ihr, daß ſie dreimal zu mir kommt, und geſund wie ein Fiſch ſoll ſie davon gehen, denn bei dieſer Salbe ſchlagt es niemals fehl. Doch Meiſter, noch andere Salben haſt Du in Menge vorräthig, verkaufe ſie, eh' dir jemand die Knochen zuſammenſchlägt! (zu Puſterpalk) „Georg, tummle dich, es fehlt noch an Salbe, denn heut kommen die Gäſte haufenweiſe herbei; unſer Vorrath iſt faſt gänzlich erſchöpft! (Rubin wirft die Büchſen hin und läuft zu den Weibern).

---

*) Einem Hausgotte der heidniſchen Böhmen.

(Schluß folgt.)

Die Helden, von Marſano. — Der Doppelgänger, von Holbein.

14. Juny.

Madam Dahn gab die Julie in den Helden mit jener liebenswürdigen Laune, welche ſtets die rechte Grenzlinie zu finden weiß, ſich eben ſo ſorgfältig vor dem zu viel, als dem zu wenig hütet, und deshalb bei den Gebildeten immer die angenehmſte Wirkung hervorbringt. Sie fand auch heute wieder einſtimmigen Beifall, und wurde gerufen.

Mit wahrem Vergnügen verfolgten wir die Darſtellung Herrn Dahns als Zonau und Seidler, in Holbeins Doppelgänger, welche uns um ſo mehr erfreute, als er mit einer für einen ſo jungen Künſtler ungewöhnlichen Beſonnenheit alle Klippen dieſer ſchwierigen Doppelrolle zu vermeiden wußte. Ohne ſich die geringſte Uebertreibung zu Schulden kommen zu laſſen, unterſchied er beide Charaktere ſcharf, und gab dennoch jedem eine gefällige und anmuthige Geſtaltung. Die anziehendſte und ſchwierigſte Scene des Stücks iſt ohne Zweifel diejenige, in welcher Seidler ſich willenlos berauſcht, und eben hier bewährte es ſich, daß Herr Dahn bereits eine bedeutende Stelle unter den deutſchen Luſtſpieldarſtellern einnimmt. Vortrefflich war das unwillkürliche Herausſchreiten aus ſich ſelbſt und das befremdliche Erſtaunen über ſeine eigene ihm ganz neue Aufregung, hauptſächlich darum vortrefflich, weil ſich ſelbſt hier nicht die leiſeſte Anmahnung an Zonan einſchlich. Das Publikum fühlte dieſes, und das herzliche Lachen und das allgemeine Wohlbehagen, in welches man ſich verſetzt ſah, mußte dem jungen Künſtler noch lohnender ſeyn, als der laute Beifall, welcher ihm ward.

Eine höchſt erfreuliche und intereſſante Erſcheinung war heute Mad. Birch-Pfeiffer als Landräthin Erlen, durch deren bereitwillige Gefälligkeit für die Intendanz und den Gaſt die heutige Darſtellung allein möglich wurde, indem durch die fortdauernden Krankheiten des Perſonals kein Repertoir ſich von einem Tage auf den andern zu halten vermag. Es war ein ſchöner Beweis für die Beſcheidenheit der hier unvergeſſenen Künſtlerin und ihrer Achtung für das Publikum, daß ſie es nicht verſchmähte, nach einer ſo langen Entfernung von der Bühne in dieſer untergeordneten Rolle zu erſcheinen. Der ausgezeichnete Empfang, der ihr zu Theil ward, zeigte die Freude des Publikums, dieſe ungern vermißte Künſtlerin wieder zu ſehen, welche ſonſt eine Zierde unſerer Bühne war. Sie gab der kleinen Rolle Bedeutung durch den natürlichen Anſtand und den ächten Converſationston der höhern Welt.

v. S.

Miscellen.

Dem. Berg iſt hier angekommen.

Die Grippe gehört leider nur zu ſehr in ein Theaterjournal, daher ſey ſie denn auch hier erwähnt. Sie machte bis jetzt die Aufführung der verſprochenen, und bis jetzt vergeblich erwarteten italiäniſchen Opern unmöglich; befiel den Vorſtand, die Künſtler, Fremde und Einheimiſche, und ſelbſt Kritiker, konnten ſich ihrem verderblichen Einfluße nicht entziehen. Daher nur die ſummariſchen Referate über das Gaſtſpiel des Herrn und der Madame Dahn in dieſen Blättern, das ſonſt wohl zu ausgeführtern Artikeln Veranlaſſung gegeben haben würde.

Aus einem Briefe von Stuttgart.

Hr. Meaubert, aus Dresden, gaſtirt gegenwärtig in Stuttgart. Seine Rollen ſind: Schelle in den Schleichhändlern, der alte Krak und Truffaldin. — Dem. Berg gab daſelbſt die Kunigunde, im Hans Sachs, mit Beifall. Als Clementine (in andern Bearbeitungen: Gabriele) hat ſie ſehr gefallen. Ihre ferneren Rollen waren: Mirandolina, die Braut in: „Nehmt ein Exempel daran“ und Chriſtina. Die Grippe, welche den erſten Liebhaber befiel, machte ihrem Gaſtſpiel ein Ende, das ſich noch auf einige Trauerſpiele ausdehnen ſollte.

Ein junger Sänger von München, wird in Stuttgart, noch vor dem Beginne der Ferien, als Licinius und Fra Diavolo, debutiren. Er gehört einer ausgezeichneten Familie an, und man iſt auf ſeine öffentliche Erſcheinung in den höhern Zirkeln ſehr geſpannt.

2tes Quartal. №ro 2. 22. Juni 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Das Melodrama. — Maria Stuart. — Cenerentola. — Miscellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 46 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Das Melodrama.

I.

In Deutſchland wird wenig mehr für die Bühne geſchrieben, und ſelbſt mit der Sucht, Theaterſtücke für den Druck zu liefern, ſind nur noch wenige Autoren behaftet, die eines Theils nicht genung poetiſche Kraft beſitzen, Romane und Novellen zu ſchaffen, andern Theils aber die krankhafte Einbildung nähren, ſich durch ſolche Beſtrebungen von dem Troße der gewöhnlichen Tagesnovelliſten abſondern zu wollen. Der edelſte unter dieſen iſt wohl ſicherlich Immermann, der trotz ſeines bedeutenden Talentes und ſeiner dichteriſchen Schöpfungskraft, trotz glänzender Verſuche auf andern Bahnen, immer wieder einbiegt in das ausgefahrene Geleis des Thespiskarrens, und die unwürdig ſpröde Braut umarmen will, nicht etwa die hohe Muſe, die ſich ſeinen Umarmungen nie entziehen wollen, ſondern die geſchminkte, beflitterte, zahnloſe Bettelprinzeſſin, mit ſchlotternden Kiefern und triefenden Augen, die wirkliche Schaubühne, wie ſie nun jetzt einmal überall im Vaterlande anzutreffen iſt. Was ſich ſonſt noch die undankbare Mühe giebt, für die Schauſpieler ſelbſtſtändige Werke zu ſchaffen, ſey es um des kärglichen Gewinns, oder der altmodiſchen Eitelkeit wegen, den Beifall ſeines Publikums in Klatſchen und Hervorrufen in Empfang zu nehmen, wird ſich auf wenige Namen beſchränken.

Zuerſt Raupach, der Fruchtbarſte und Ueberlegenſte, der bei ſeinen Werken eine große, glänzende Bühne ſtets in Augen hat, die ihn aber auch hätſchelt und bevorzugt, wie es die Bühne ſtets einem talentvollen Schriftſteller ſchuldig iſt, der ihr ſeine Kräfte widmet. — Nächſt ihm iſt es Töpfer, der mit eigenen Werken auftritt, Bauernfeld in Wien, und — ja — ſo fürchterlich-komiſch es klingt — mit dieſen dreien ſelbſtſtändigen Bühnendichtern, haben wir in dieſem Augenblicke Alle in Deutſchland genannt. Man wird uns hoffentlich nicht anführen wollen, daß ein Phalanx von dreizehn in Berlin allein, gegen Saphir aufgeſtanden war, denn weder Cosmar noch Tietze, ſind je Bühnendichter geweſen, eben ſo wenig, wie es heutzutage H. Smidt, Dr. Schiff und Herr Neufeld iſt, welcher letztere Spindleriſche Romane in Stücke aufzulöſen verſucht hat. — Auch haben die Meiſten jener dreizehn Bühnendichter die Sache längſt von dem rechten Geſichtspunkte aus betrachtet und die Bühne, oder doch das Dichten aufgegeben. Die wenigen poetiſchen Werke Grillparzers werden ihm ſtets einen Rang unter unſern beſten Dichtern anweiſen, aber willig wird er ſelbſt auf das Prädikat eines Bühnen-Dichters verzichten. Grabbe dachte bei ſeinen coloſſalen Dramen wohl ſelbſt nie an die Möglichkeit einer Aufführung derſelben und ſcheint nun wohl für immer verſtummt zu ſeyn. Was hie und da manchmal noch auftaucht in den Meßkatalogen, wird ſelten geleſen, viel weniger aufgeführt. Ein Dichter, wie Zimmermann, der nach der Stummen von Portici einen Maſaniello dramatiſch bearbeitet, konnte wohl nie daran gedacht haben — wenn er deutſche Theaterdirektionen kennt, daß ſein Werk irgendwo gegeben werden würde, und noch weniger iſt es dem Grafen Platen eingefallen, mit ſeiner Liga von Cambrai der Bühne ein Geſchenk zu machen.

Sonach muß es denn in der That mit unſerm genannten Kleeblatt ſein einförmiges Bewenden haben. Darum ſollten wir Kritiker den Armen aber auch den Pfad nicht mit Dornen beſäen, den ſie ſo einſam und unerfreulich wandeln, ſie ſind in dieſem Augenblick unſer einziger Beſitz und bei dieſem Gedanken ſollte uns ja ſchon jeder Muthwille verlaſſen, denn wir müſſen es uns ſelbſt geſtehen, daß wir nicht reich zu nennen ſind. Demungeachtet repräſentiren uns die Drei die altherkömmliche dramatiſche Kunſt, wie ſie bei uns bis jetzt betrieben wurde; Raupach die Tragödie, Töpfer das Rührſpiel, mit einem kleinen Beiſchmack von Laune, Bauernfeld, die feine Komödie. — Nach ihnen haben wir noch eine Menge von Leuten zu nennen, die ſich mit dem Ueberſetzen befaſſen, entweder auf eigene Rechnung, oder in Fabrikanſtalten, gegen Taglohn für Rechnung eines Unternehmers. Hier wird es für jeden Buchſtaben des Alphabets einen oder mehrere Namen geben. Beim Anfange ſchon verzieht ſich der Mund unwillkührlich zum Lachen, denn wir nennen Angely und Both, zwei zu bekannte Leute, als daß wir etwas hinzuzufügen brauchten. Die übrigen Ueberſetzer hier anzuführen, wäre überdrüßig. Die Letzten endlich, von denen wir noch zu ſprechen haben, ſind ſolche, die aus gut ausgeführten, größtentheils dialogiſirten Novellen, Stücke verfertigen; das iſt ein Handwerk, das wenig Ehre bringt, und wenig Dank obenein; denn gewöhnlich mißfallen dieſe Zwitter, halb Drama, halb Erzählung, nicht nur bei der Aufführung, ſondern die Kritik fällt hintennach recht ſcharf darüber her, und erzeigt den Lapaillen die unwillkommene Ehre, ſie erſt zu ſich hinaufzuheben, um ſie dann beſſer zernichten zu können. Es iſt aber wahrlich mit ſolchen Menſchen keine Barmherzigkeit zu üben, wenn man ſieht, wie grauſam ſie mit werthvollen, durch große Anſtrengungen hervorgebrachten, von ſchöner Begeiſterung durchdrungenen Werken umgehen; wie ſie unverſtändig in's Fleiſch ſchneiden, um ſich einen theatraliſchen Knall-Effect zu gewinnen; wie ſie ein zartes poetiſches Gewebe zerreißen, um ſich einen Charakter für die grobe Einſicht eines plumpen Hiſtrionen zu backen, wie ſie einen Königsmantel zerſchneiden, um eine Harlekinsjacke zu flicken. Und das Alles nur um ein ſchlechtes Stück mehr zu haben, das im günſtigſten Falle drei Abende ein dürftiges Daſeyn friſtet, einer kleinen Schauſpielerin Eitelkeit kitzelt, oder einem „haarbuſchigen Geſellen“ ein Bravo zuwege bringt. Nein, gegen Leute dieſes Gelichters ſoll man unnachſichtlich verfahren. Die Kritik hat es ihnen ſtets geſagt und die Erfahrung hat es jedesmal beſtätigt, daß eine Novelle, wie ſie in neuerer Zeit gedichtet wird, nie ein gutes Drama geben kann; daß es eine Verhunzung, ein Diebſtahl genannt zu werden verdient; daß es ein Andres ſey, eine jener altitaliäniſchen Novellen, wie es Shakespear gethan, in ihrer Einfachheit ſich zu greifen, ſie zu bannen, und mit einem reichern Leben zu durchhauchen; aber die Leute laſſen ſich's nun einmal nicht ſagen! ordentlich Jagd machen ſie auf Stoffe, wie ſie es nennen. Alles leſen ſie deshalb, und finden ſie eine Geſchichte, die nach ihrer Meinung ein Paar Actſchlüſſe enthält, oder wo ſich ein Abgang findet, ſo wird ſie ſchnell auf den Schneidertiſch gelegt, und zugeſchnitten. Und ſolchen Bühnendichtern ſollte man Ehre und Rechte der Schriftſteller einräumen?

Man ſieht jedoch aus dem hier Angeführten, wie übel es mit dem Theater ſteht, und wenn das Schauſpiel gerettet werden ſoll — wie es nun einmal im Intereſſe der Sache zu liegen ſcheint — ernſtlich daran gedacht werden muß, für ein gutes Repertoir zu ſorgen, das in ſtetem Wechſel, dennoch Beſtändigkeit zeige, wie zu jener Zeit, als Kotzebue, Iffland, Jünger, für den täglichen nährenden Bedarf Sorge trugen, während Schiller und Göthe die Feſttage kränzten, Leſſing noch jung und friſch herüber leuchtete, und eine große Maſſe von bedeutendern oder geringern Talenten, wie Schröder, Beck, Ziegler, der Bühne ein ſolches Uebergewicht von geſunden Kräften, und eigenthümlicher Fülle zuwendete, daß der Lebensſtoff durch viele Jahrzehende hin, ſich bis zu unſerer jüngſten Zeit noch zu erhalten vermochte.

Indeß wir uns ruhig der Hoffnung hingeben abzuwarten, ob und wann ſich Genien, wie Leſſing, Schiller und Göthe, dem Theater wieder weihen werden, um durch ihre höhere Gewalt, Schauſpieler und Publikum aus der Lethargie zu reißen, wollen wir es verſuchen einen Weg anzudeuten, der mit Glück eingeſchlagen werden kann, wenigſtens das zu erreichen, was durch Kotzebue, Iffland, Ziegler u. A. erreicht wurde: allgemein befriedigende Bühnenſtücke zu ſchaffen, die, weit entfernt Anſprüche eines großen Kunſtwerkes zu machen, den Werth der Eigenthümlichkeit an ſich tragen, unſere Geſinnungen von heute wiederklingen laſſen, eben ſo den jetzigen Anforderungen entſprechen, wie jene einſt ſo gern geſehenen Stücke der genannten Schriftſteller, und wie damals Iffland dem Zeitgeſchmacke huldigte, indem er Lafontaine's beliebte Romane in ſeinen Dramen wiederſpiegelte, Ziegler, dem Hange zum Abenteuerlichen wie ihn Spieß und Cramer nährten, fröhnte, und Kotzebue beides verband und noch überdieß franzoſirenden Witz und Voltair'ſchen Spott beifügte und deßhalb der beliebteſte wurde — konnte jetzt ein ähnliches Ziel erreicht werden, wenn Talente ihre Blicke darauf richten wollten, was nunmehr den Geſchmack der Leſewelt am meiſten zu befriedigen im Stande iſt, und ſonach für die Bühne arbeiteten, wie Spindler, Döring und viele Andere noch für die Leſewelt.

Wenn es verſucht wurde auf ſolche Weiſe den Stoff anzudeuten, — oberflächlich, wie es der Raum dieſes Blattes ohnehin nur geſtatten will — ſo wende ich mich jetzt zu der Art, wie ich dieſen Stoff am beſten verarbeitet zu ſehen glaube.

Es giebt in Frankreich eine Gattung von Stücken, die vielfachen Spott zu erdulden hatte, und noch erduldet, der es aber demungeachtet nicht an Freunden, Verehrern, ja completten Anbetern fehlt. Sie iſt jetzt ungefähr 25 Jahre alt, ihr Schöpfer iſt Guilbert von Pixerécourt. Sie iſt aber ſeitdem ſo ſehr aus Form und Zuſchnitt, die ſie urſprünglich erhielt, gewichen, daß es ihm ſelbſt nicht gelingen wollte, ein brauchbares Stück zu machen, als er vor zwei Jahren ungefähr es wieder einmal, nach langer Ruhe verſuchte. Der Name, den dieſe Gattung anfänglich erhielt, und der ihr noch heutzutage anhängt, iſt Melodrama, der Name, den ihr ihre wahre Verehrer in Frankreich willig beilegen, und der ihr jetzt im eigentlichen Sinne gebührt, iſt: **le drame moderne.** Wir, die wir ſchon ſeit länger als zwei Jahrzehenden, mehr als wir ſollten, der franzöſiſchen Bühne entlehnten, eigneten uns das Melodrama ebenfalls an. Es erſchien bei uns mit großem Beifalle, als: Wald bei Hermannſtadt, Totila, Konig der Gothen, und ähnliche Stücke, die ſich den ſo eben hinſchwindenden Ziegler'ſchen Schauſpielen gemächlich anreihen ließen, und daher der Muſik ganz entbehren konnten, da ſie überdieß in Mad. Weißenthurn eine geſchickte Bearbeiterin fanden, die ihr Publikum und deſſen Bedürfniſſe genau kannte und ſich des Rathes und der belehrenden Kritik eines gründlichen Kenners, wie Schreivogel, zu erfreuen hatte, der die Schriftſtellerin und ihr Werk gleich liebend und empfehlend in die Welt einzuführen verſtand. Andere Melodramen konnten der begleitenden Muſik nicht entbehren, z. B. die bibliſchen: wie Salomo's Urtheil, Saul, Simſon, Zerſtorung v. Jeruſalem. Mehrere behielten ihre urſprüngliche franzöſiche Muſik, die größtentheils von Quaiſin herrührte, Andre wurden in Deutſchland componirt, und in dieſer Hinſicht Meiſterwerke, wie Seyfried's Saul. Durch dieſe Arbeiten glaubten wir nun ein Muſter für das Melodrama zu beſitzen. Da die Gewohnheit bei uns gern wurzelt, da es eine Zeit lang Mode war in den muſikaliſchen Compoſitionen nicht nach Beifall, ſondern nach Gründlichkeit zu ſtreben, bis Weber zeigte, wie beides zu vereinen ſey, da endlich die wahren, ächten Talente, durch Umſtände und Verhältniſſe, die nicht hieher gehören, ſpäter ſich der Bühne mehr und mehr entzogen, da überſetzten wir noch immer jene Melodramen und machten Muſik nach unſerer Weiſe dazu, und hatten die bekannten Galeerenſclaven, Einſiedeleien im Walde, Sergeanten, Mord und Todſchlag, obgleich wir es nicht wieder zu geben, nicht zu componiren, und nicht zu ſpielen wußten, und dabei ſchimpften wir weidlich auf die Franzoſen, und wunderten uns, wie in Frankreich ſo etwas gefallen konne, und ſprachen vom Verfall der Kunſt, und gaben uns dennoch immer die undankbare Mühe, ſchimpfend Melodramen zu verpflanzen, als wenn Frankreich unſere Bühne mit Neuigkeiten zu verſehen, ſchuldig wäre. — Und ſo trotz dieſes Schimpfens geben wir noch immer Melodramen, und was das Aergſte iſt, jene längſt veralteten, ſchlechten, von den letzten Pariſer Theatern, die dort ſelbſt nicht mehr gegeben werden können — wir geben ſie — wie ſie gar nicht gegeben werden ſollen, wie ſie keinem Menſchen Vergnügen gewähren und laſſen das eigentliche: drame moderne, das ſich auf den Trümmern des alten Melodramas ſiegreich erhob, das dazu berufen ſcheint, dem jetzigen Theater Etwas zu werden, ganz unbeachtet.

Dem Verſuche, es bei uns bekannt zu machen, mögen daher dieſe Zeilen gewidmet ſeyn. (J. f.)

Maria Stuart.

21. Juni.

Der Abend war ſo ſchön, die heiligen Hallen Heſellohes dufteten ſo lieblich — es iſt die Zeit der Lindenblüthe — auf der grünen Iſar trieben Floſſe, — ein Kahn wurde durch Pferde ſtromauf gezogen, und der im Waſſer reitende Knecht ſang ſein munteres Lied; Alles freute ſich der Jahrszeit, des Wetters, des Lebens! Und ich verließ Alles dieß, fuhr in die Stadt, und trat mit einer Anwandlung künſtleriſcher Pietät in die Hallen des dumpfigen, finſtern Theaters. „Tritt getroſt ein! auch hier wohnen Götter!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und ich konnte an Schiller denken, an ſein rührendes Leben, an ſeine begeiſterten Schöpfungen und an meine eigene Begeiſterung, einer ſchönen, längſthingeſchwundenen Jugend! — Das laute Geſpräch zweier Menſchen ſtörte mich aus meinen Träumereien, die mich ſehr angenehm zu beſchäftigen anfingen, ich vernahm die Worte: „Fluch über Weiberliſt!“ und blickte erſtaunt auf. Es war die Kennedy mit Amias Paulet — das Stück hatte begonnen. So weit meine Illuſion, ſie verließ mich, ich konnte ſie nur auf Augenblicke wieder gewinnen. Lag es an dieſer Stimmung, der unerflehten Introduktion zu einem geliebten Werke, die mich ſo unempfänglich für die Beſtrebungen der Schauſpieler machte? . . . . . .

Mad. Birch ſpielte aus Gefälligkeit für Intendanz u. Gäſte Maria. Mad. Birch iſt eine ſehr verſtändige Frau, die man gewiß zu den Erſten zählt, wenn Künſtlernamen genannt werden. Maria Stuart iſt unfreiwillige Dulderin, die ſtreng-katholiſche, ſtolz-demüthige, geborene Königin, deren ſinnliche Vergehen aus ihrer Macht entſprangen. Wer ſah nicht ihr Bild, wem ſchwebt es nicht vor? Wer ſah nicht die ſchönen Locken unter dem befremdlichen Häubchen, und wen faßte nicht grauſend der Gedanke an das Beil, das ſie durchhieb? — Und vollends wie wir ſie aus Schillers Dichtung kennen! Mad. Birch mußte ſich Gefühls- und Organsſordinen anlegen, ſie mußte lyriſch werden, anſtatt dramatiſch zu ſeyn. Wo die Leidenſchaft durchbrach, war ſie vorzüglich; in der Gartenſcene kam eine ſchöne Begeiſterung über ſie; ſie erhielt den rauſchendſten Beifall, den ſie vollkommen verdiente. Bewundernswerth war die Macht ihrer Rede; ſchnell — faſt überſprudelnd — wie der Zorn ihr die Worte eingab — ſo ſtrömten ſie ihr vom Munde; und dennoch ging keine Sylbe verloren, dennoch Betonung und Fall der Rede, wie es ſeyn mußte. Dieſe Stelle war in hohem Grade vollendet zu nennen. Mad. Birch wird immer eine Aufgabe ſo künſtleriſch zu löſen wiſſen, daß ſie Beifall empfängt und ihn auch verdient. — In Maria Stuart von Schiller aber wird Mad. Birch ſtets ihre glänzendſten Eigenſchaften in Schatten ſtellen müſſen, und durch dieſes achtungswerthe Opfer dennoch kein vollkommen genügendes Reſultat erlangen.

Eliſabeth von Mad. Schröder darf hingegen als vollendetes Kunſtwerk bezeichnet werden. Mich hatte in der Gartenſcene die Illuſion ſo ſehr wieder ergriffen, daß ich ſogar die Darſtellerin einem Bilde der Königin täuſchend ähnlich fand, woran die Künſtlerin wohl ſelbſt nicht einmal gedacht haben mochte. Die feinſte Ausmalung des Charakters, die gründlichſte Nüancirung des Vortrags, Haltung, Mimik, Bewegung, Geſtikulation, Alles wurde vereinigt, um Schillers Schöpfung Geſtalt zu geben. Wie ſchmiegte ſich der Vers dem Willen der Künſtlerin, wie fern blieb emphatiſche Declamation und Theaterſpiel.

Herr Dahn wollte zum letzten Male ſich uns in der glänzenden Epiſode Mortimer zeigen. Wie ſie Schiller ſo liebte, dieſe Epiſoden! Vor Allen iſt Mortimer von ihm ſchön ausgeſtattet worden, es iſt eine wahrhaft poetiſche Pracht darin entfaltet; die Rolle fordert aber auch einen hochbegabten Kunſtjünger. Herr Dahn konnte nicht ganz genügen. Wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß er ein anerkennungwerthes Talent beſitze, ſo muß man ihm doch Ausbildung abſprechen. Anſtand, Bewegung, Redekunſt, erfordern noch ſein eifrigſtes Studium. Die Kunſt des Athemholens ſcheint ihm ganz fremd zu ſeyn. — Die übrigen Rollen befanden ſich zum größten Theile in verkehrten Händen, woran die Krankheit einiger Mitglieder Schuld geweſen ſeyn ſoll. — Herr und Mad. Dahn haben uns nun verlaſſen. Das Publikum war mit dem Beifall ſehr freigebig. Leid war es mir, durch Krankheit abgehalten zu werden, der Darſtellung von Romeo und Julie beizuwohnen. Die Julie war die einzige Rolle von höherer Bedeutung, die Mad. Dahn hier gab. Eine junge Schauſpielerin, die hier den Namen einer Künſtlerin behaupten will, darf ihn aber nicht ſo leicht zu erringen ſtreben.

Egmont, Fauſt, Kätchen von Heilbronn, Hamlet, Braut von Meſſina, Emilia Galotti, ſolche Aufgaben ſollte die Intendanz wählen, um junge Kräfte zu prüfen, und für ſich und uns eine genügende Ueberzeugung zu gewinnen.

Cenerentola,

(22. Juni)

die beſte **Opera-buffa** Roſſini's, welche in Italien noch weit über den Barbier geſetzt wird. In Deutſchland iſt dies nicht der Fall. Man hat einige Verſuche gemacht, ſie deutſch zu geben, aber ſie ſprach nicht an. Die deutſchen Sänger wiſſen in der Regel ſelten, wie dieſe Muſik vorgetragen werden muß. Auch war man mit der Bearbeitung des Stoffes unzufrieden; ſie entbehrt der Feerie, die in der franzöſiſchen Oper von Iſouard und Etienne eine Rolle ſpielt. Wie nüchtern iſt aber der Spuk des Kindermährchens dort auf die Bühne gebracht? Es iſt unglaublich, daß wir auf ſo etwas einen Werth legen können, während wir Tiecks treffliche Volksmährchen, unſer ſchönes Eigenthum, faſt ganz unbeachtet laſſen.

Hr. Santini gab den Don Magnifico, zum Erſtenmale, womit er im vorigen Winter, in Paris, als Tamburini den Dandini ſang, einſtimmigen Beifall erntete. Man kann ſich in der That nichts komiſcheres denken, als ſein erſtes Auftreten. Zweimaliger Jubel ſcholl ihm entgegen. Das Duett im zweiten Acte war der Gipfel dieſer Darſtellung, wie immer. Wenn gleich die Anſtrengung der Sänger unmäßig wäre, ſo hätte ich dennoch die Wiederholung gewünſcht. — Hr. Pellegrini ſang den Dandini. Santini's Spiel war hier natürlich nicht zu finden, dafür machte ſich aber der Geſang ſchön geltend Es ſchien dem Sänger Freude zu machen, einmal in der weichern Mutterſprache eine Parthie durchzuführen. — Unſer Gaſt, Mad. Kraus, war Cenerentola. Die Parthie liegt für einen Sopran wohl etwas tief, indeſſen zog ſie ſich, wie ſtets, als Virtuoſin aus dem Spiel. Ihr Vortrag war untadelhaft und ſie erfreute ſich lebhafter Anerkennung. — Von den übrigen Mitwirkenden verdient vor Allen Hr. Bayer als Ramiro genannt zu werden. Dieſer Sänger iſt überall an ſeinem Platze, ſowohl in den declamatoriſchen Parthien franzöſiſcher Opern, wie in dem colerirten italiäniſcher, oder in dem einfachen Vortrage der Deutſchen. Die Andern ließen es an nichts fehlen, zum Gelingen des Ganzen beizutragen.

Miſcellen.

London, Anfang Juni.

Mad. Malibran erneuerte ihren Kontrakt mit Drurylane. Sie wird einen Antheil an den Einnahmen erhalten und zugleich die Freiheit haben, ſich in Privatkonzerten hören zu laſſen. Ihre nächſte Parthie iſt in der neuen Oper: Der Student von Jena. — Die Deutſchen werden London erſt am Ende dieſes Monats verlaſſen. Auch ihre Beſoldungen ſind von den Tageseinnahmen abhängig gemacht. — Power, einer der erſten Mimen Englands am Coventgarden-Theater, geht nach den vereinigten Staaten, wo er zwei Jahre zu bleiben gedenkt.

Paris, 14. Juni.

Der bekannte Sänger Féréol (**Fra Diavolo, Zampa**) hat ein Singſpiel gedichtet, wozu Leborne die Muſik gemacht hat. Sonſt machten Stücke die Acteurs, jetzt machen Acteurs die Stücke. Es bleibt zweifelhaft, ob das Publikum dabei gewinne, aber gewiß iſt es, daß die Kunſt dabei verliert. Jeder bleibe bei ſeinem Leiſten! ſagt das Sprichwort. Es iſt übrigens eine Geſchichte aus dem ruſſiſchen Feldzug, von Patriotismus, Ruhm, Ehre und Sieg. Der Titel iſt: **Cinq ans d'entre' Acte, ou départ et retour.** — **Le Festin de Balthazar**, zieht noch immer die Leute nach dem Ambigu, wegen der ſchönen Dekorationen von Philaſtre und Cambon*) — Im Tivoli tanzt ein erſter Voltigeur, Roberto Diavolo genannt. — Das Gymnaſe giebt: **Le coucher du Soleil**, von Leroy und Melesville. Ein Glücksritter ſchläft auf einem Balle ein und als er aufwacht, iſt es heller Tag und er kann das Haus nicht verlaſſen, aus Furcht, von ſeinen Gläubigern arretirt zu werden. Er muß daher bis zum Sonnenuntergange in dem Hauſe bleiben, und wie er dieſes zu bewerkſtelligen ſucht, und dadurch in komiſche Situationen geräth, gibt den Stoff des kleinen Stücks. Ein Gläubiger auf der Bühne iſt immer lächerlich, ein Schuldner erregt immer Theilnahme, dazu Perlet's Darſtellung der Hauptrolle und es iſt leicht einzuſehen, warum das Stück gefiel. Im **théatre-français** dauern die Vorſtellungen der **enfans d'Edouard** nur noch bis Ende dieſes Monats, wo der berühmte Ligier einen Contract mit Bordeaux abgeſchloſſen hat, und dahin reiſen muß.

---

*) In Einem der nächſten Stücke folgt eine geiſtreiche Beurtheilung von Jules Janin.

2tes Quartal. Nro 3. 26. Juni 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. **München.** Verleger: Georg Franz.

Der Erde reinſtes Glück. — Das Melodrama. — Don Giovanni.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 2 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Der Erde reinstes Glück.

Feſtſpiel zur Feier der Vermählung S. K. H. des Prinzen Mitregenten von Sachſen mit J. K. H. der Prinzeſſin Maria von Bayern,

von

Theodor Hell.

Das ſchöne, freundlich erhabene Feſt fand einen begeiſterten Dichter. Den Gegenſtand ſeines Gedichts bildet einer jener lieblichen Zwiſte des holden Elfenpaares Oberon und Titania. Nach Hüon's wackerm Heldenſtück ſind ſie neu wieder verbunden, da wirft die Königin die Frage auf: „ob auch auf Erden wohl ſolch reines Glück zu finden, als jetzo ſie durchſtröme.“ Sie ſtreiten darüber hin und her, bis endlich Oberon verlangt, Eins ſolle dem Andern aus Vergangenheit und Gegenwart in Bild und Wort, Thatſachen vorführen, um ſeinen Gegner zu überführen. Der Ueberführte müſſe dann dem Sieger im Elfenreiche ein heitres Feſt bereiten. So beginnt denn die Reihenfolge ſehr maleriſcher und dichteriſch ausgeſchmückter Scenen, die in würdiger Ausſtattung und künſtleriſcher Vollendung dargeſtellt, von einer großartigen Muſik begleitet, welche Herr Reiſſiger dazu geliefert hat, der glänzendſten Aufnahme wohl nicht entbehren konnten. —

Zuerſt erblicken wir „das heitre Feſt der Krönung des Roſenmädchens,“ das Titania ihren Gatten vorführt. Wir ſehen die reizende Adele im vollſten Glücke der Jugend, Unſchuld und Tugend — aber ſie ſingt:

„Was klopft nun ſo bang im Herzen!
Was fühl ich heiß hier brennen!
Es iſt nicht Luſt, nicht Schmerzen,
Ich weiß es nicht zu nennen.
Es drängt der Thränen Naß
In's Auge ſich empor! —
Ich bin nicht wie zuvor! —
O! wer erklärt mir das!

Wir verſtehen leicht, was der armen Adele unerklärbar ſcheint, und Titania hat das erſte Mal verloren. Oberon zeigt ihr nunmehr Alexander's Siegeszug. Wir ſehen einen Sterblichen vom höchſten Glück umſtrahlt. Da trifft die Nachricht von Darius Tode ein, Statira ſtirbt vor des Siegers Augen, und dieſe weinen ihre erſte Thräne! — Jetzt wird uns der Magier Bubaſtis, von Neophiten umgeben, herbeigezaubert. „Der Weiſe, den der Geiſt geſtärkt durch Wiſſen, zu dem ſich alle Kräfte dienend neigen," er ſoll des höchſten Glückes theilhaftig ſeyn. Aber im Kampf mit den Mächten, die er ſchon bezwungen zu haben glaubte, ſehn wir ihn untergehen, und die erſte Abtheilung ſchließt.

Nach einer allerliebſten Elfenſcene, welche die zweite Abtheilung einleitet, finden wir uns am Hofe Lorenzo von Medicis. Wir ſehen dort intereſſante Perſonen, den Dichter Poliziano und den Jüngling Buonarotti. Nach einem Wettſtreit der Künſte theilt Lorenzo's Gemalin den großen, mit Edelſteinen durchzogenen Lorbeerkranz und reicht einem jeden Künſtler einen davon. Aber die Eiferſucht ſtört hier das reine Glück der Künſtler.

Da nun der Streit auf ſolche Weiſe nicht zu ſchlichten iſt, ſo beſchließt das königliche Elfenpaar ſelbſt zur Erde zu ſchweben, und, wie Titania ſagt:

„Hin denn! zu der Erde Auen,
„Zu dem reichbeglückten Land,
„Wo wir das verwirklicht ſchauen,
„Was vor Geiſtesaugen ſtand!"

Man erblickt eine Gegend an der Elbe, mit dem Weinberg des Prinzen Mitregenten und darin bayeriſche Hochländer und ſächſiſche Bergleute und vernimmt fröhliche Lieder. Der eine Hochländer kündet: herbeigezogen ſind wir mehrere vom Hochland Bayern's in das ſchöne Sachſen mit unſ'rer theuern Herzogin Maria, der Tochter unſers ſel'gen Königs Max." — Die Scene wird immer belebter, bunter, traulicher, das Gemüth, durch Beziehungen aller Art, anregender. Es kommen Winzer, Landleute, Fiſcher von Tegernſee u. ſ. w. Beſonders anſprechend iſt ein Wechſelgeſang, worin der Prinzeſſin und des Prinzen Vorzüge von den einfachen Leuten zart geſchildert werden. Der Schluß dieſes Liedes endlich heißt:

„Denn wo nur ſich Liebe findet,
Geiſt in Geiſt und Blick in Blick,
Und den Bund für Ewigkeiten
Stille Regungen begleiten,
Wohnt der Erde reinſtes Glück!“

Und hiemit iſt die große Frage denn gelöst. Oberon und Titania erſcheinen, Chöre werden abgeſungen, und eine allegoriſche Decoration ſchließt das Ganze ſehr paſſend auf die feſtliche Veranlaſſung. — Folgende Verſe, die hier gewiß eben ſo ſchön anklingen werden, wie es an der Elbe der Fall war, mögen nun auch dieſe Anzeige beſchließen:

„Dank Dir, edles Volk der Bayern,
Das die Treffliche geſandt,
Schöne Gabe zu erneuern,
Die ſchon ſchmückt der Sachſen Land
Und an der erſehnten Seite
Neuer Segnungen Gewinn,
In dem feſtlichen Geleite
Eine hohe Königin.“

Das Melodrama.

II.

„Alſo den franzöſiſchen Melodramen ſoll das Wort geſprochen werden?“ hör' ich mit dem Tone des Vorwurfs mir zurufen. Wer nach meiner für den Gegenſtand gewiß zu ernſten Einleitung, mir noch einen ſo ſcherzhaften Einwurf machen wollte, den würde ich bitten müſſen, auch dieſen Artikel erſt ruhig zu Ende zu leſen.

Niemand in Deutſchland kann wohl tiefer davon überzeugt ſeyn, wie ſeicht, und unwahrſcheinlich, und in jeder Hinſicht unbefriedigend, alle jene Melodramen waren, welche als ſolche auf unſerer Bühne erſchienen. Ich nehme Jene aus, die als Schauſpiele vollkommen umgearbeitet ſich zeigten, und in dieſer Geſtalt vor mehreren Jahren ſich einige Freunde zu erwerben wußten. Auch ſoll von meiner Seite ſicherlich nicht darauf hingewirkt werden, ähnliche Verſuche fortzuſetzen.

Vor allen Dingen geſtatte man mir jedoch, das Melodrama, wie es in Frankreich iſt, zu ſchildern, um hieraus zu entnehmen, was dieſe Gattung unſrer Bühne werden könnte, wenn man nach Geſchmack und Bedürfniß geſchickt veränderte. — Die drei Bühnen, welche in Paris vorzugsweiſe das Melodrama cultiviren, ſind das Theater der Porte-St. Martin, das des Ambigù-comique, und das der gaité; von den Uebrigen, welche auf dieſe folgen, wird nicht mehr geſprochen, wenn von Kunſt die Rede iſt.

Urſprünglich ſind dieſe Theater der Erholung der untern Klaſſen der Einwohner gewidmet; den wackern Krämern der Straße von St. Denis, und von St. Martin, dieſem gewerbereichen Kanale, der wie eine Lebensader mitten durch Paris ſtrömt; den luſtigen und betriebſamen Leuten vom Boulevard des Tempels, und aller daran ſtoßenden Vorſtädte, Menſchen von ſtarken Nerven und derben, arbeitgewohnten Fäuſten, dem Vergnügen ergeben, wie keine andern Bewohner der Erde, die ſich nach einem Tage anſtrengender Arbeit alle Luſt des Lebens verſchaffen, die Paris zu bieten im Stande iſt. Dieſe Leute füllen nun von den 1800 bis 2500 Plätzen, die in den genannten Theatern jeden Abend verkauft werden können, zwei gute Drittel; aber man glaube nicht, daß das andre Drittel der Plätze ſtets ungenommen bleibe.

Wäre dieß der Fall, ſo ſähe die Adminiſtration ſich bald genöthigt, ihren Bankerott zu erklären. Das klingt ſeltſam, und doch iſt es ſo. Die zwei Drittel des Raumes, das Parterre, Parket und die obern Plätze, werden von den Bewohnern jener Gegend beſetzt, aber dieſes ſtehende Publikum hat ſich bald ſatt geſehen, und die Direction würde genöthigt ſeyn, mit dem Repertoir ſo ſchnell zu wechſeln, wie dieß in Deutſchland der Fall iſt. Gute Stücke, deren Aufführung große Kräfte erheiſchen, und die mit Aufwand in die Scene gehen, müſſen aber ganz Paris anzuziehen im Stande ſeyn. Von den 800,000 Einwohnern muß ein Jeder wenigſtens einmal angetrieben werden, die merkwürdige neue Erſcheinung zu ſehen, und die glänzende Kutſche vom ſtundenweit entfernten Faubourg St. Germain, muß vorfahren, der ſeidene Schuh, der die mit feinem rothen Tuch belegte Stiege der italianiſchen Oper gewöhnlich tritt, muß durch die engen Couloirs der Boulevardstheater ſchreiten, weiß glacirte Handſchuhe müſſen in den Avant-Scenes zuſammen geſchlagen und alle Gitter vor den Logen des erſten Ranges niedergelaſſen werden. Iſt eine erſte Vorſtellung ſo ausgefallen, daß bei der zweiten die Logen entgittert und alſo gewonnen ſind, dann geht der Director mit triumphirender Miene umher; er weiß, daß der Ruf ſeines neuen Schauſpiels ſich ſchnell Bahn in die Salons gemacht hat, und daß es ihm drei Monate hindurch an Zulauf nicht fehlen wird. Nun wird man mir aber eingeſtehen müſſen, daß Erſcheinungen, wie ſie uns gewöhnlich aus dieſem Gebiete der dramatiſchen Kunſt von unſern Ueberſetzern und ihren Helfershelfern den Schauſpielern vorgeführt werden, eine ſolche Völkerwanderung der vornehmſten und gebildetſten Klaſſen aus den entlegenſten Gegenden der ungeheuern Stadt, nach ungeſchmückten, entfremdeten Schauſpielhäuſern, nicht hervorzubringen im Stande ſeyn würden. Oder glaubt man wirklich, der Geſchmack der Theaterfreunde ſey hier und dort ſo ſehr verſchieden, daß dasjenige, worüber wir — die wir ſo wenig Gutes beſitzen — mitleidig die Achſel zucken, von den reichen, verwöhnten und überſättigten Pariſern der großen Welt, mit großen Augen angeſtaunt wurde?

Es iſt wahr, daß oftmals Pracht und Aufwand, welche die Darſtellungen begleiten, ſo außerordentlich ſind, daß ſie allein die ganze Bevölkerung auf die Beine zu bringen vermögen. Dieß iſt aber nicht gewöhnlich. Nur ſelten laſſen es ſich jene Bühnen beikommen, hierin mit der großen Oper wetteifern zu wollen. Was man in Paris eine ſorgfältige und ſchöne Mise-en-Scène nennt, iſt nicht von prächtigen Decorationen und koſtbaren Koſtümen abhängig, noch weniger von den ſinnloſen Arrangements, die unſere ſogenannten Spektakelſtücke begleiten. Oft fielen Stücke, trotz der prachtvollſten Ausſtattung, und zogen dann unmittelbar den Ruin der Adminiſtration nach ſich. So das Melodrama: Noſtradamus, worin eine einzige Decoration 50,000 Franken gekoſtet hatte. Es war Paris in der Vogelperſpective, vom Vollmonde beleuchtet. Das Podium war geöffnet und die Gegenſtände en relief darin aufgeſtellt. Eine einzige ungeheure Feuermaſchine, das Mondlicht repräſentirend, von des berühmten Daguerre's Erfindung, beleuchtete das Ganze. Dieſer unglückliche Verſuch ſchreckte lange von ſolchen gewagten Unternehmungen ab, bis in dieſen Tagen der glänzende Erfolg einiger Prachtſtücke in der großen Oper, die neue Adminiſtration des Ambigû aufforderte, das „Feſt des Balthaſar," mit unerhörtem Glanze in die Scene zu ſchicken.

Es iſt alſo nicht, wie unſere Theaterhelden ſo gern verbreiten möchten, Pracht und Aufwand allein, was die Melodramen in Gunſt ſetzt, am Wenigſten jene nutz- und geſchmackloſe Anwendung dieſer wirkſamen Hebel, die wir gewöhnlich zu ſehen bekommen. Und doch ziehen ſie ſo mächtig an, das iſt erwieſen, nicht blos durch den Beifall der Pariſer, ſondern durch die Theilnahme, die ſie auch bei unſern Landsleuten erregen.

Bei meiner letzten Anweſenheit in Paris war es Heine, der ganz entzückt von der Aufführung eines Melodramas im Ambigû, mich andern Tages aufſuchte, um mir zu ſagen: „das müſſen Sie ſehen, wenn Sie von einer köſtlichen Mise-en-Scène einen Begriff haben wollen." Es war „Lavallière et Montespan." Maltis, ein entſchiedener Gegner der franzöſiſchen Theater, wurde von einem der gräßlichſten Melodramen: les six degrés du Crime, ſo ergriffen, daß er ganz ernſtlich mit dem Gedanken umging, es für Deutſchland zu bearbeiten. Börne geſtand mir bei der Vorſtellung des Melodrama: il-y-a Seize ans, eine Rührung empfunden zu haben, wie nie zuvor in irgend einem Theater, und Mad. Schröder-Devrient holte mich, nachdem ſie „Richard d'Arlington" geſehen hatte, am andern Abend ab, um die treffliche Darſtellung noch einmal zu genießen und mich aufzufordern, ſo ſchnell als möglich eine Bearbeitung für Deutſchland zu beſorgen. Ich aber, der ich deutſche Bühnen und ihre Fähigkeiten etwas genauer kenne, machte weder mit dieſem, noch mit irgend einem andern Stücke, ſo ſehr ich auch davon angezogen wurde, einen Verſuch dieſer Art. —

Und was war es denn nun aber, was dieſe Deutſchen ſo entzückte? Heine, den geiſtreichen, ausgezeichneten Dichter, der in Deutſchland wohl nie daran gedacht hatte, mich auf eine „Miſe-en-Scène aufmerkſam zu machen; Maltitz, ein Mann, dem das Theater nicht fremd war, der mit großer Vorliebe dem Berliner anhing, das franzöſiſche jedoch verſchmähte, und durch Zufall in meine Loge geführt, das Melodrama mit anſah, das ihn faſt wider Willen ſo ergriff; Börne, den ſtrengen und geſchmackvollen Kritiker, deſſen Urtheile in ſeinen geſammelten Schriften hinlänglich für dieſen Ausſpruch bürgen, und endlich Mad. Devrient-Schröder, eine ſelbſt ſchaffende Künſtlerin, mit dem Weſen der Bühnenkunſt innig vertraut, und dennoch von dem Eindrucke auf eine ihr ganz neue Weiſe mächtig ergriffen. Und alles dies von Werken größtentheils ganz unbekannter Autoren, Werke einer untergeordneten Gattung, die nicht einmal in Verſen geſchrieben ſind: Anicet und Bourgeois, Theodor und Benjamin, Victor Ducange und Mr. Dinaux (ein Pſeudonyme), das ſind die Namen, welche jene Stücke verfaßt haben, und ich wage es von ſolchen Werken zu ſprechen, als hätten ſie irgend eine Bedeutung? Wir, die wir Scribe, Melesville, Carmouche, Bayard u. ſ. w., allenfalls kennen lernten, und gebührend verachten, wir ſollen nun gar mit ſolchen Leuten, wie die Obengenannten, Bekanntſchaft ſchließen? Das wird uns zugemuthet? Aber Scribe und die Andern ſind Vaudevilledichter, und ſo ſehr ich das Melodrama für uns paſſend finde, ſo feſt bin ich überzeugt, daß das Vaudeville nie bei uns heimiſch werden kann, und auch dann nicht, wenn aus einem fein gedrehten, epigrammatiſch zugeſpitzten Vaudeville, ein ungeſchicktes Luſtſpiel geſchnitzt wird. Das iſt dann wieder die Geſchichte der Novellenzuſchneider, auf umgekehrte Weiſe.

Um nun die große Wirkung der Melodramen zu erklären, ſey es mir erlaubt, etwas von der Art und Weiſe zu ſagen, wie ſie behandelt werden. Zuerſt iſt es die Muſik, die in Frankreich dabei eine ganz andere Rolle ſpielt, als bei uns. Zum öfterſten wird ſie von den Komponiſten aus bekannten und beliebten Werken zuſammengeſetzt. Nie aber unterbricht die Muſik den Dialog, wie in Recitativen, was bei uns gewöhnlich ſo ſtörend wirkt, nie aber auch verläßt ſie das Drama gänzlich, durch halbe oder ganze Acte, und entladet ſich dann mit einem Male wieder, fremdartig, unerwartet und darum ſtörend, als Lied, Chor oder Marſch.

Im Melodrama iſt die Muſik auf das innigſte mit der Handlung verbunden, ſie trägt und begleitet, erklärt und befördert ſie. Oft werden ganze Scenen im Pianiſſimo vom Orcheſter begleitet, Violinen mit Sordinen ſchwirren geiſterhaft, während auf der Bühne eine geheimnißvolle Handlung verübt, oder darüber geſprochen wird. Während ein Mord vollbracht wird, ein Kampf des Schlachtopfers mit ſeinem Mörder vor unſern Augen ſich fürchterlich entſpinnt, tönt leiſe, leiſe aus dem Orcheſter ein Tanz, ein Walzer, wie aus weiter Ferne. Dieſer Contraſt ergreift uns, wir werden aufmerkſamer, und wir hören eine Melodie, die Beiden, Schlachtopfer und Mörder, im erſten Akte bei einem frohen Feſte erſchallte, und jetzt eine wehmüthige Reminiſcenz bildet. Nur ſelten tritt die Muſik im Melodrama geräuſchvoll hervor, und obgleich ſie immer in den guten Melodramen voll Bedeutung iſt, ſo bleibt ſie doch diſcret, die dienende Schweſter der Dichtung, um nur dem Geſammteindrucke zu huldigen.

Dieſer Geſammteindruck, auf den Alles ankommt und der bei uns, wo nur Jeder glänzen will, faſt immer vernachläſſigt wird, iſt es, der durch die Mise-en-scène, im höheren Sinne, erreicht wird, und um deutſchen Leſern einen Begriff davon zu geben, was Franzoſen darunter verſtehen, bemerke ich blos, daß ich auf meine Frage einſt, was im Ambigu probirt wurde, vier Wochen dieſelbe Antwort erhielt. Als ich in der fünften endlich noch immer den Titel des Stücks, von welchem man die Proben hielt, unverändert vernahm, und noch immer nichts von einer Aufführung zu ſpüren war, da erkundigte ich mich nach dem Zuſammenhange, und man belehrte mich, daß das neue Melodrama drei Akte habe, daß zu jedem der erſten vier Wochen erforderlich geweſen wären, ſie in die Scene zu ſetzen, da ſie ungemein ſchwierig wären, daß man mit dem Dritten in drei Wochen fertig zu werden hoffe, weil er ein Tableau weniger enthalte, und nicht ſo reich an Handlung ſey. Dann endlich werden noch die drei Abende, welche der erſten Vorſtellung vorangehen, zu Hauptproben verwendet, an denen keine Vorſtellungen ſtatt finden.

Daß aber das Melodrama in dieſem Sinne von den Künſtlern begriffen und von geſchickten Regiſſeurs gefördert werde, iſt nothwendig. Daher muß ich vor allen Dingen die Kenntniß und Kunſt der Franzoſen, die ſie dabei entfalten, in's hellſte Licht ſetzen, um den Beifall, den die Gattung in Paris findet, zu erklären und den Namen „Melodrama“ dadurch in Deutſchland zu Ehren zu bringen, ehe ich es wage, Talente, wie wir ſie allerdings beſitzen, aufzufordern, in dieſer neuen Weiſe ſelbſtſtändige Werke zu liefern. Zugleich aber auch wünſche ich ihnen den Geſichtspunkt anzugeben, damit ſie ihre Arbeit mit den gehörigen Vorbereitungen, unter ihrer eigenen Sorgfalt, dem Publikum vorführen können. Dann werden ſie Bühuendichter im eigentlichen Sinne ſeyn, und die beſſern Bühnen, wie das Publikum, werden ſolche Beſtrebungen ſicher nicht unfreundlich von ſich weiſen.

Don Giovanni.

Leporello-Santini. Es iſt bewundernswerth, mit welcher Laune er dieſe charakteriſtiſche Parthie vorträgt, ohne deshalb der trefflichen Muſik den geringſten Zwang anzuthun. Die erſte Arie: „Madamina, il Catalogo è questo,“ wurde ſtürmiſch da Capo verlangt. Wie köſtlich ſingt er ſie aber auch, wie verſtändlich werden uns hier die Töne; wem leuchtet nicht ein, daß Mozarts ſchelmiſche Laune Alles dies ſo wollte. Schallt aus dieſen Tönen die plumpe Ironie des Burſchen nicht deutlich hervor? So überreich an ſpaßhafter Beweglichkeit dieſe Parthie von Santini nun auch ausgeſtattet wird, ſo kann man ihm doch nicht den Vorwurf machen, daß er den höhern Ernſt einiger Scenen damit unterbreche, wie z. B. die Finales und die zweite Hälfte des köſtlichen Trio-Notturno bewähren mögen. In der erſten Hälfte dieſes Stückes zerſtörte die Beleuchtung ganz und gar die Wirkung. Die Bühne muß nothwendig ganz finſter ſeyn. — Mad. Kraus-Wranitzky, deren Anweſenheit in dieſem Augenblicke einzig und allein die Aufführung einer größern Oper möglich macht, ſang die Donna Anna. Der ſchöne Vortrag ihres Recitativs iſt ſchon oft als muſterhaft angeführt worden.

Hr. Pellegrini, als Don Juan, ſang beſonders die Champagner-Arie auf ſo ausgezeichnete Weiſe, wie noch nie. — Hr. Bayer wurde in der Tenor-Arie des zweiten Aktes ſtürmiſch unterbrochen. Welch ein Künſtler: als wüthender Maſaniello, in der Karrikatur einer Tenor-Arie im dritten Akte des „Fra Diavolo,“ oder in den ſäuſelnden Läufen und Paſſagien des zärtlichen Don Ottavio, immer weiß er uns hinzureißen und zu entzücken. — Hr. Lenz ſang den Maſetto, der urſprünglich Baß iſt, und namentlich im erſten Finale die tiefſte Stimme hat. Bei dieſer neuen Beſetzung des Maſetto, mußte Hr. Staudacher den Comthur ſingen. — Dlle. Deiſenrieder hat eine vortreffliche Stimme, und zwar eine der friſcheſten, tönendſten, und dabei lieblichſten, die man hören kann. Da die Tonkunſt ja von der Malerei ſo manchen Kunſtausdruck entlehnt, ſo möchte ich im Sinne, wie der Maler von gewiſſen Farben, von ſolchen Stimmen ſagen: „ſie haben Körper.“ Einige Stellen, nur ſo viel unabſichtliche Anſpruchloſigkeit noch aus der ganzen Leiſtung hervorſah, waren bis zu einer gewiſſen Lieblichkeit geſteigert. Wenn dieſe Stimme, dieſe Anlagen ſich ausbilden wollten, welch ein Gewinn wäre das für das Publikum; und ſelbſt für Dlle. Deiſenrieder, ſollt' ich meinen. Aber welch ein Anzug! nie — ſo lange es Zerlinen gibt, ſind ſie in ſolch langen, hängenden Gewändern, ſo verhüllt — affublé — (provinziell: vermummelt) erſchienen und mit dem Hute vorn aufgeſtülpt, wie die Veteranen aus dem ſiebenjährigen Kriege, mit dem Fridericus Rex daran. — Dlle. Fuchs gab ſich als Donna Elvira große Mühe, leiſtete was ſie vermochte, und fand gerechte Anerkennung. — Die Chöre gingen ſehr gut; das erſte Finale war überdieß beſſer arrangirt, als das Letztemal; die lächerlichen Bedienten kamen zu rechter Zeit und ſtörten daher weniger. Der Libertà-Chor wurde rauſchend beklatſcht. —

2tes Quartal. Nro 4. 29. Juni 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Das Melodrama. — Der Marktſchreier des 13. Jahrhunderts. — Correſpondenz aus Wien.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Das Melodrama.

III.

Das Melodrama unterſcheidet ſich von unſern Stücken, die wir gewöhnlich zu ſehen bekommen, durch das ächt dramatiſche Leben, wovon es durchdrungen wird. Die meiſten Stücke, wie wir ſie erhalten, ſind zu epiſch oder zu lyriſch. Entweder erzählen uns die Helden darin längſt vergangene Geſchichten von großer Bedeutung, um ein erbärmliches Ereigniß, oder eine dürftige Handlung, die wir anſehen und miterleben, zu erklären; oder ſie ſchildern Gefühle, malen Stimmungen in Verſen und Reimen, ſtatt ſie uns durch Handlungen zu verſinnlichen. In den Melodramen hat der Held nicht Zeit viel zu malen, weil er ein ganzes Leben vor uns, in drittehalb Stunden durchzukämpfen hat, wo er im Deutſchen ſagen würde:

„Ein trüb Gefühl, ich weiß nicht was es war,
Beſchlich mein Herz, da ich zur Kirche ging;
Ich trat hinein in ihre weiten Hallen,
Die Orgel tönte; wie mit Geiſterſchwingen
Umſäuſelt' mich Geſang vom hohen Chore.
Und wie die Wehmuth mir das Herz geöffnet,
So zog die Liebe nun durch's offne Thor
Der heiligſten Gefühle, da mein Auge
Dein Bildniß aufnahm, es der Bruſt zu ſchenken."

Da muß der Melodramenheld ſich mit Folgendem begnügen: „Trüb trat ich in die Kirche; Orgel und Geſang erfüllten ſie und ergriffen mich wunderbar — ich blickte umher — ſah Dich — und mein Trübſinn ward zur Wehmuth." —

Oder noch einfacher:

„Beim Amte in der Kirche ſah ich Dich — und o Macht der Liebe!
aus Trübſinn ward beſeligende Wehmuth!“

Aber es giebt bei uns noch Leute, welche die erſtere Art „ſchön geſchrieben“ nennen. Es iſt nur traurig, daß es dann gewöhnlich heißt: „das Stück iſt zwar ſehr ſchön geſchrieben, es hat aber wenig Handlung — es iſt langweilig.“ u. ſ. w. Mir fallen dabei immer die écrivains publics ein, bei denen ununterrichtete Leute Aufſätze und Briefe aller Art verfertigen laſſen. Dieſe écrivains haben nun verſchiedene Style zu unterſchiedlichen Preiſen. Die theuerſte Stylart iſt aber ein ſolcher Bombaſt, daß ihn kein Menſch mag, ausgenommen Köchinnen und Kutſcher zu ihren Liebesbriefen.

Im Allgemeinen darf man jedoch annehmen, daß eine gedankenreiche Proſa jetzt ſchon bei Weitem einer bilderreichen Poeſie vorgezogen wird, und daß ein Stück mit einer lebhaft fortſchreitenden Handlung mehr Unterhaltung gewährt, als die künſtlich zuſammengedachten Genealogien, die erzählten Schandthatenregiſter, die Gemüthszuſtände aus fernliegenden Thatſachen entſprungen, wofür uns Müllner, Houwald und ihre Nachtreter, vor mehrern Jahren zu intereſſiren ſuchten.

Gewöhnlich umfaßt das „drame-moderne“ das ganze Leben eines Menſchen. Dieß darf uns ſo fremdartig nicht erſcheinen. Göthe hat im „Götz“ ſchon etwas Aehnliches auf die Bühne gebracht; Shakeſpear hat in ſeinem coloſſalen „Heinrich“ daſſelbe gezeigt.

Im „Richard d'Arlington,“ an dem Jules Janin Mitarbeiter war, wird im Prologe der Held des Stückes, auf der Reiſe, in dem Hauſe eines Arztes geboren. Eine Dame, die aus einer vornehmen Familie entführt wurde, iſt die Mutter. — Ihr Verführer, den eine Maske uns verbirgt, vertraut das Kind den Händen des unbekannten, menſchenfreundlichen Arztes. Im erſten Act iſt Richard 18 Jahre alt, voll Talent und Fleiß, jedoch von einem peinigenden, wenn gleich edeln Ehrgeiz beſeelt. Er will durch Volksgunſt zu Ehren gelangen. Ein ſtilles Glück winkt ihm. Die Tochter des Arztes, ſeines Pflegevaters, liebt ihn, er verſchmäht ſie. Da gehen die Wahlen vor ſich. Ein Fremder, der ſich ihm theilnehmend nähert, macht ihn darauf aufmerkſam, daß er leicht gewählt werden könnte, um Sitz und Stimme im Unterhauſe zu erhalten. Aber er iſt ein Baſtard. Eine Verbindung mit der Tochter des Arztes, der ihm ſein Hab und Gut, ſein Haus und Alles abtritt, hebt nun dieſen Uebelſtand. Wir ſehen eine Wahl, mit all den Eigenthümlichkeiten, wie ſie in England Statt hat, und Richard wird gewählt. Sein theilnehmender Freund verſpricht ihn nie zu verlaſſen, und ihn von Stufe zu Stufe zu begleiten. „Und womit ſoll ich Dir lohnen?“ fragt der überglückliche Richard. „Ich folge Dir nach London,“ erwidert der Andre,“ und begnüge mich damit, ſtets Dein Rathgeber zu ſeyn. Biſt Du einſt Miniſter, ſo werde ich dein erſter Geheimſecretär.“ Der junge Menſch ſpricht im Parlamente als Vertreter der Rechte des Volks. Der Geſetzentwurf iſt nahe daran, durch Richards Rednertalent verworfen zu werden. Es wird Miniſterrath gehalten, man ſucht Richard zu gewinnen. Alles umſonſt. Die Lords entfernen ſich und Richard bleibt allein — groß, erhaben, im vollen Gefühle ſeines Triumphs, angebetet von ſeiner Nation. Da öffnen ſich die Flügelthüren und ein Unbekannter tritt ein. Eine merkwürdige Scene entſpinnt ſich vor uns. Sie iſt der Gipfel des Stücks — und Richard, der edle, begeiſterte Held der Freiheit, fällt vor unſern Augen, denn der Unbekannte iſt der König von England, und ehe der Act endet, iſt Richard Graf und Lord der Schatzkammer. Von dem Effect dieſer Scene kann man ſich ſchwerlich einen Begriff machen, ohne ſie geſehen zu haben. Schneller noch als die Staffeln zum Gipfel des Glücks, ſteigt er hinab zur gräßlichſten Vernichtung. Stets anziehender, ergreifender, furchtbarer werden die Scenen. Richard ſtürzt ſein armes Weib, das er weit weg in Frankreich wähnt, und das ihm zufällig auf dem Landſitze begegnet, wo er die neue Braut, die Tochter eines italiäniſchen Grafen erwartet, um Verlobung zu halten, vor unſern Blicken in's Waſſer, und endet, indem er erfährt, daß er ſeine Tage einem Menſchen verdanke, der in den Augen ſeiner Mitbürger das herabwürdigendſte Geſchäft treibt.

Wie dieß nun Alles geſpielt, wie die mächtige Energie der neuen franzöſiſchen Proſa eines Janin von Frederik Lemaitre, der Noblet, der Georges, und ähnlichen Künſtlen geſprochen, die Zuſchauer ergreift, das vermag ich nicht zu ſchildern. Hören wir, wie Janin von Frederik ſpricht: „Frederik, mein ſchöner Schauſpieler, edel, leidenſchaftlich, beredt, auffahrend, ausſchweifend, liebenswürdig; Frederik, den wir in Lumpen ſahen, in der rothen Mütze, im Turban Othellos, in den Kleidern Richard d'Arlingtons; Frederik, das will ſagen: der Spieler, das iſt Mephiſtopheles, vielmehr der Marſchall d'Ancre, eigentlich heißt Frederik das ganze Drama von Victor Hugo, Vigny, Dumas, Caſimir Delavigne ſogar, denn auch Der konnte Frederik nicht entbehren! Er iſt der einzige Schauſpieler, welcher das **Drámo-Moderne** begriffen hat, der Einzige, der es zu ſpielen verſteht, der Einzige, der dafür gemacht iſt, und für den es gemacht iſt. Frederik ſteht an der Spitze des romantiſchen Drama, der Erſte und Einzige!“ — Und wahrlich mir gefiel ein halbes Dutzend Anderer noch neben Frederik, bei denen ich dieſelbe Natürlichkeit im Ausdrucke der Leidenſchaft, dieſelbe Schattirung in den Charakterzeichnungen, dieſelbe Wahrheit des Lebens, den Sonnenſchein der Wirklichkeit wahrnahm, in die Nacht der Lampen hinein getragen. Wenn ich nun aber in Deutſchland ähnliche Stücke darſtellen ſehe, — einen Marquis ſteif einherſchreitend, wie ein Puterhahn, gemeſſen Alles betonend, unnatürlich bei jeder Empfindung, gleich langweilig gedehnt in Gang, Haltung, Sprache und Manieren; ſo denk ich: „das wiſſen unſere guten deutſchen Schauſpieler nicht anders, ſie haben von franzöſiſcher Ettikete viel gehört, ſie denken wohl, ein Hofmann Ludwig's XV. müſſe ſo ſeyn. Das muß man ihnen zu Gute halten. Sie haben kein lebendiges Bild jener Zeit und kennen das Alles nur vom Hörenſagen. Wie kann man verlangen, daß ſie Crebillon den Sohn kennen ſollen, den fürchterlich wahren Geſchichtſchreiber, jener in Sünden tändelnden Welt, deſſen Werke man fälſchlich bisher für ſchlüpfrige Romane gehalten hat. — Aber wir ſehen den Marquis auf dem Lande, in ſeinem Schloſſe, im Kreiſe ſeiner Familie — dort wird er doch wohl anders ſprechen, anders gehen, ſich ungezwungen ſeyen? Nein — es iſt dasſelbe Einerley — es iſt Sprache, Gang, Benehmen des Schauſpielers, es iſt die Art und Weiſe des Theaters, das uns Menſchen zeigen ſoll, wie ſie einſt gelebt haben, das uns aber nur Schauſpielermanieren zeigt, Geſetze, die nirgend ihre Sanction erhalten haben, und uns nun von ungebildeten, unbefähigten Menſchen, als ſolche aufgedrungen werden ſollen. Aber nein! da bleiben wir zu Hauſe, ſagen die geſcheuten Leute, da wollen wir nicht in's Theater gehen!

Und iſt etwa dieſe Schilderung übertrieben? Kürzlich ſahen wir „den Mann mit der eiſernen Maske." Welch ein falſcher Pathos, welch ein geſpreizter Anſtand. Ein Marquis zeigte ſich uns ſo — je nun — wir hielten anfänglich den Mann für einen ahnenſtolzen Fant. Aber der Thürſteher betrug ſich gerade ſo. Das iſt ein trauriger Ton an dieſem Hofe. Je nun, der König wird ſich dieſem läſtigen Geſetze der Etikette doch wohl nicht unterwerfen? Aber Ludwig XIII. thut es auch; und der edle Herr, der ſich für die unglückliche eiſerne Maske aufgeopfert, ganz dergleichen. Zwar am Schluſſe, als gemeiner Trabant, wird dieſer natürlich. Aber dieſe Natürlichkeit, die bei der urſprünglich edeln, vornehmen Natur, ganz unnatürlich erſchien, hätten wir gern hingegeben für ein wenig Schlauheit im Anfange, die ja doch in dieſem Charakter ſchlummern muß, der einen Kampf mit der Liſt und Intrigue eingeht, und zwar mit gleichen Waffen gerüſtet, nicht aber wie ein deutſcher Haudegen geradezu auf den Leib rückt. — Louvois erſcheint. Halt! denken wir, da wird es eine merkliche Schattirung geben. Aber dieſer gewandte Staatsmann ſteigt aus dem Fahrzeuge, um einen Gefangenen auf Marguerite zu beſuchen, im großen Coſtum und voll der preciöſeſten Etikette. — Nun noch der weinerliche Singſang von einigen Frauenzimmern, und das Stück iſt gegeben worden, und man wundert ſich, wie das doch ſo langweilig iſt, trotz des bunten Scenenwechſels.

Wenn nun gleich Stücke, wie das, wovon ich ſo eben ſprach, höchſt fehlerhaft ſind, und es unſern begabten Schriftſtellern leicht werden ſoll, Beſſere in dieſer Gattung zu liefern, wenn ſie es verſuchen würden, ähnliche Stoffe auf ähnliche Weiſe zu bearbeiten, ſo geht doch aus dem hier Geſagten deutlich hervor, daß das „drame-moderne,“ wie jedes wahrhaft dramatiſche Werk, eine andere Art des Spieles fordert, als die Manier es iſt, welche unſere Schauſpieler ſich ſeit längerer Zeit in der verbrauchten Tiradenlyrik, anbequemt haben. —

(Schluß folgt.)

Der Marktſchreier des XIII. Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Marktſchr. Rubin, Rubin! he, Rubin! Daß die Raben dir die Augen aushacken! Du ruinirſt meinen ganzen Kram; komm zurück, wie kannſt du ſolch ein böſer ungetreuer Sohn ſeyn!?

Rubin. Ey lieber Meiſter, was ſchreiſt du ſo und ſchimpfſt, da ich's doch nicht verdiene; ich breite hier deinen Ruhm aus.

Marktſchr. Rubin mein treuer Geſell, hier können wir nicht länger bleiben; denn keine Seele kauft uns was ab; wir müſſen fort!

Rubin. Muthig Meiſter, eben ſeh ich einen guten Käufer kommen; es iſt ein braver Kerl, der uns den Haufen für die Faſten bezahlen ſoll und beſſer iſt, als eine Ziege zu Oſtern.

Marktſchr. Rubin, man ſpricht von drei Frauen in der Stadt, die gute Salben ſuchen; kennen mich denn die nicht, Rubin? Mir ſcheint's, ſie ſtehen dort hinter den Leuten, lauf zu ihnen hin, zeig ihnen den Weg hieher.

Rubin (zu den drei Marien) Guten Morgen, ſchöne Frauen! Ihr kommt wohl erſt aus dem Bette und geht noch ganz ſchlaftrunken, mit geſenkten Köpfen? Ich höre, daß ihr koſtbare Salben ſuchet, dort bei meinem Meiſter iſt der Laden voll davon.

Die erſte Maria ſingt:

Omnipotens pater altissime
Angelorum rector mitissime!
Quid faciemus nos miserrimae,
Heu quantus est noster dolor!

Jehovah, du allmächtiger, Du erſehnter Engelkönig; was ſollen wir anfangen, wenn wir Dein Antlitz nicht ſchauen!

Die zweite Maria ſingt:

Amisimus omne solatium,
Jesum Christum Mariae filium;
Ipse erat nostra redemptio
Heu quantus est noster dolor!

Wir verloren unſern Meiſter, den himmliſchen Jeſus Chriſtus; wir verloren unſern Troſt, den uns die Juden weggeraubt, Jeſus Chriſtus, den liebevollen, den treuen Freund, der an ſeinem Leibe alle großen Wunden für uns empfangen hat!

Die dritte Maria ſingt:

Sed eamus unguentum emere,
Cum quo bene possumus ungere
Corpus Domini sacratum
Heu quantus est noster dolor!

So wie die Schafe auseinander laufen, wenn ihnen der Hirt fehlt; ſo ſind auch wir verlaſſen, ohne unſern Meiſter Jeſus Chriſtus, den himmliſchen, welcher uns oft tröſtete und viele Kranke heilte.

Marktſchreier ſingt:

Huc propius flentes accedite,
Hoc unguentum si vultis emere,
Cum quo bene potestis ungere
Corpus domini sacratum.

Die drei Marien ſingend zu dem Marktſchreier:

Dic nobis mercator juvenis
Unguentum si tu vendideris?
Dic pretium, quod tibi dabimus?

Marktſchreier. Tretet nur näher und kauft die Salben bei mir. (zu Rubin.) Steh' auf, Rubin, ſieh Dich ſchnell nach einem Todten um, damit ich an ihm im Beiſeyn dieſer Frauen mit meinen Salben einen Verſuch mache, der mir Lob erwerben ſoll!

Bürger Abraham (mit Rubins Beiſtand ſeinen Sohn herbeitragend.) Wollte Meiſter Severin mir mein Kind wieder geſund machen, gern gäb ich ihm drei Pilze und einen halben Käſe! (ſich dem Marktſchreier nähernd.) Geehrter und berühmter Meiſter, Du ſiehſt mich ganz in Trauer verſunken; vor Schmerz kenne ich mich ſelbſt nicht mehr; daher fleh' ich zu Dir, meinen Sohn wieder von den Todten auferſtehen zu laſſen, und an reicher Belohnung ſoll's dann nicht fehlen! Das arme Kind ſtarb, und wunderlich war's mit ihm: es aß nur weißes Brod, das ſchwarze wollt es nicht; wenn es ſich auf die Bank ſetzte, ſo ſah es alles was mitten in der Stube geſchah; und eine gute Tugend muß ich ihm nachrühmen: wenn es Bier geſehen hatte, mocht' es kein Waſſer mehr anſehn!

Marktſchr. Abraham, hör' mich an! Willſt Du mir drei Mark Goldes und Deine Tochter Metiſcha geben, ſo heile ich das Kind auf der Stelle.

Abrah. Meiſter, von Herzen gern und Alles, was Du ſonſt noch haben magſt.

Marktſchr. (bei Seite) Hilf mir Sohn Gottes, daß meine Lügen nicht an den Tag kommen! (begießt den Todten über den ganzen Körper mit Hefen). Im Namen Gottes ſchmiere ich Dich ein und befehle Dir, wie ein vernünftiger Menſch aufzuſtehen. Nun, Iſaak, warum liegſt Du noch immer da wie ein Stock und thuſt Deinem Vater Herzeleid an? Steh auf und preiſe Gott, ſeinen himmliſchen Sohn und die Jungfrau Maria!

Iſaak (erwachend.) O weh, o weh, ach und o weh! wie feſt hab ich geſchlafen; Meiſter, ich bin wie von den Todten auferſtanden und bald hätt' ich vergeſſen, wo ich bin! Ich danke Dir Meiſter für die große Ehre, die Du mir angethan. Andere ſchmieren ihre Salbe nur allein auf den Kopf; Du aber haſt's gut mit mir gemeint und mir den ganzen Korper mit koſtbarem Oehle geſalbt!

Marktſchr. (zu den drei Marien.) Liebe Frauen, ſeyd uns willkommen, da ich eben fertig bin! Verlangt, was ihr nöthig habt; ich höre, daß ihr nach guten Salben fragt. Da, mein ganzer Laden iſt voll davon. Seht, dieſe Salbe brachte ich heuer am Feſte der heil. Maria aus dem Lande weit hinter dem Meere; die zweite holt' ich am Charfreitage von Venedig; dieſe dritte hat die Kraft, jede Krankheit zu heilen. Giebts dort im Winkel ein altes Weib mit ſchlapper Haut, die kann davon wieder ganz jung werden, daß man ſich in ſie vergafft. Und ihr lieben Frauen, wenn ihr euch gerne ſchminkt, ſo reibt Euch in Gottes Namen die Wangen und das Kinn damit ein; es wird euch prächtig laſſen, doch ſchadets der Seele ein wenig.

Die drei Marien. Lieber Meiſter, wir wollen jungen Männern nicht gefallen und ſuchen deswegen keine Salben. Mit großer Trauer müſſen wir Dir entdecken, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus im Grabe liegt; ſeinen Leib wollen wir einbalſamiren, wie ſich's geziemt. Haſt Du Salbe von Myrrhen, Thymian, Weihrauch und Balſam, guter Meiſter, ſo verkaufe ſie uns.

Marktſchr. Beim Himmel, Frauen, die Salbe, nach der ihr fragt, die hab ich hier in dieſer großen Büchſe; erſt neulich am Feſttage des heiligen Johannes macht' ich ſie aus Myrrhen und Thymian und that auch verſchiedenes Gewürz dazu, worinn ſich allerley Naturkräfte befinden. Wenn der Leichnam auch noch ſo lange im Grabe liegt und man ſchmiert ihn damit ein, ſo wird er ganz friſch und hält ſich prächtig.

Die drei Marien. Sag uns Meiſter, wie theuer die Waare iſt?

Marktſchr. Andern Leuten verkauf' ich dieſe Salbe und vortreffliche Medizin ſtets für dreihundert Mark Gold; ihr aber, weil ihr gar ſo betrübt ſeyd, ſollt ſie für zwei Mark haben.

Die Frau des Marktſchr. (mit kreiſchender Stimme): wo denkſt Du hin, lieber Mann, daß Du dieſen jungen Weibern zu gefallen ſuchſt und ihnen ſolch' eine Salbe um zwei Mark gibſt! Welch ein Unrecht begehſt Du gegen Dich ſelbſt und gegen mich, dein armes Weib! Alles Hab und Gut kommt von mir; dem Undankbaren hab' ich mein ganzes Vermögen zugeſteckt; doch bei Gott, dieſe Frauen ſollen die Salbe nicht eher forttragen, bevor ſie nicht drei Mark bezahlen.

Correſpondenz des Herausgebers.

Wien den 16. Juny.

Herr und Madam Rettig (vormals Julie Gley) haben unſer Burgtheater nunmehr verlaſſen, zum Bedauern vieler Kunſtfreunde. Man wünſcht, daß ſie den Schritt nie bereuen mögen. Es iſt ein eigenes Ding, ein Inſtitut dieſer Art aufzugeben, um ſich einem kleinern anzuſchließen. Sie haben bis jetzt in Peſt, ohne beſonderes Glück zu machen, gaſtirt. — Dem. Fournier haben wir in mehreren tragiſchen Rollen erſter Größe geſehen. Sie wollte jedoch nicht allgemein anſprechen. Maria Stuart kann wohl für ihre beſte Leiſtung gelten. — Wir ſind im Ganzen mit unſrer neuen Acquiſition nicht eben glücklich zu nennen. Laroche wollte in ſeinem dritten Debüt, welches bei übervollem Hauſe gegeben wurde, als Onkel Brand nämlich, durchaus nicht befriedigen. Es hat ſich daher eine Mißſtimmung gegen dieſen Künſtler gebildet, deren er hoffentlich wohl Meiſter werden wird, wenn ihrerſeits die Direction Sorge trägt, ihn günſtig zu placiren und zu heben. — Scribe's „Toujours" durch Herrn v. Kurländer hat ſeltenes Glück gehabt. Bereits fünfmal iſt es bei vollem Hauſe und großem Beifalle gegeben worden. Faublas hingegen, durch Lembert der deutſchen Bühne geſchenkt, hat vollkommen Fiasco gemacht. — In „Liebe und Liebelei" von Römer war das Spiel der Müller und Wilhelmi's ſo wahrhaft vortrefflich, daß das Stück ſich dadurch zu erhalten vermochte. — Der „Gelehrte" von Scribe, nach Hell's Bearbeitung, und ein Stück nach Lope de Vega, ſollen nun an die Reihe kommen. — Sie ſehen Bearbeitungen und Ueberſetzungen, und nichts weiter! Und davon nährt ſich das k. k. Theater der k. k. Hofburg, wochen- ja mondenlang! Und das iſt Geiſtesnahrung für die Anſchütz, Löwe, Heurteur, Peche, Fournier, kurz für die auserleſenſten Talente deutſcher Bühnenkunſt! — Das Künſtlerpaar Anſchütz wird auf zwei Monate nach Breslau gehen. Von dort ſind ſie vor 15 Jahren zu uns gekommen. — Vor zwei Tagen fand im Kärnthnerthor-Theater die erſte Aufführung von Holteis und Glaſers: Adlers Horſt, ſtatt; hat aber nicht ſo wie in Berlin angeſprochen. — An der Wien iſt Lumpaci-Vagabundus ſchon an 30mal gegeben worden. — Wir haben noch immer die Grippe hier, dabei aber das ſchönſte Wetter von der Welt. —

n. H....

2tes Quartal. Nro 5. 3. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Le Festin de Balthasar. — Eine Reliquie. — Literatur. — Miscellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementpreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 4 kr.

Le Festin de Balthasar,

von

Jules Janin.

Ich theile hier die verſprochene Beurtheilung mit. Man hält dieſen Schriftſteller bei uns für einen entſchiedenen Gegner des modernen Theaters, dies iſt aber nicht der Fall. Er iſt mit ſeinem Lobe eben ſo verſchwenderiſch, als nicht zurückhaltend mit ſeinem Tadel. Er erkennt willig Verdienſte an, er huldigt dem wahren Talente mit einer begeiſterten Hingebung, aber er belacht das Verkehrte und vernichtet das Schlechte. Dieſer Artikel ſchien mir eine ſchickliche Epiſode, in der Schilderung, die ich von dem Melodrama zu entwerfen mich beſtrebte, und zu dem Schluſſe des Ganzen im nächſten Stücke eine paſſende Vermittlung zu bilden. D. H.

— — — Ich mag mich diesmal meiner gewöhnlichen Ironie nicht überlaſſen. Wir jungen Leute haben eine zu große Ehrfurcht vor der heil. Schrift, und wiſſen zu gut, daß unſer Theater nicht für hochbegeiſterte Dichter, ſondern für Maſchiniſten, Choriſten, und dergleichen erfunden wurde. Wer hätte denken ſollen, daß ſo etwas jemals ſeine dicken, rothen, aufgeſchwollenen Hände nach der Bibel ausſtrecken würde, um einen Melodramenſtoff daraus hervorzuwühlen. Da es nun aber gelungen iſt, wird das Theater bei Daniel ſtehen bleiben? Werden nicht alle Propheten an die Reihe müſſen? Wird es ihnen nicht ergehen, wie früher den geſchichtlichen Helden, den Spitzbuben, u. ſ. w.? Wie nach Cartouche, Mandrin erſchien, ſo werden ſie auch alle heranziehen jene heiligen Männer, die Brüder Daniels. Iſaias, der Prophet der Könige von Juda, Jeruſalems Geſchichtſchreiber; Jeremias mit der weithinſchallenden Klage; der ſanftere Tröſter Baruch, und endlich Ezechiel, jene finſtre poetiſche Geſtalt, deſſen Blick wie ein Blitz durch die Nacht fuhr, und der trotz Voltair'ſcher Sarkasmen, groß und furchtbar allen Geſchlechtern bleiben wird. Nichts wird dieſer Entweihung entgehen können, ja wir werden noch glücklich genug ſeyn, wenn der Frevel bei dem Buche der Maccabäer Halt machen, und ſich nicht bis zum Buche der Könige verſteigen wird.

Meine literariſchen Prophezeiungen werden leider eintreffen, und man wird ſich bald überzeugt haben, daß ich kein falſcher dramatiſcher Jeremias bin. Ich weiß, welch undankbares Geſchäft es iſt, Götter von Holz anzugreifen, und angebetete Götzen umzuwerfen, aber Ezechiels Sendung hab' ich nun einmal auch für mich erkoren. — Ezechiel, ich weiß es, hatte ſaure Tage, er hat oft ſchlechte Mahlzeiten in ſeinem Leben gehalten, und doch brauchte er nicht fünf erſte Vorſtellungen in einer Woche mit anzuſehen. Ja, guter Ezechiel, wenn Du die Melodramen und Vaudevilles anſehen wollteſt, ſo würde ich mich gern mit der Hälfte Deines Mittags begnügen! Da nun einmal die Bibel auf offener Bühne entweiht werden ſollte, ſo kann man es dem Ambigû-comique nicht übel nehmen, wenn es ſich den am meiſten dramatiſchen Daniel dazu erwählte. Daniel hat den von ihm erlebten Sturz eines großen Reiches beſchrieben. Seine Geſchichte iſt einfach wie ein Wunder. — Nebucadnezar, König von Babylon, kam eines Tages nach Jeruſalem, um die kleine jüdiſche Nation, die dennoch ſo groß war, ſo oft verloren, und immer wieder gefunden wurde, in einer Falte ſeines weiten Mantels mit fortzutragen. So kam Daniel nach Babylon. Einſt erwachte der König aus einem Traume, der die Magier und Wahrſager verwirrte, und den nur Daniel, der kleine Jude, auszulegen verſtand. Wer kennt nicht den Verlauf dieſer Geſchichte? Den feurigen Ofen, worin Daniel das Lob des Herrn ſang, und die Verwandlung des Königs in einen Ochſen, der zum Philoſophen ward. Wie ſoll ich mich nun, wenn ich Alles dieſes weiß, noch für das Volk der Comparſen intereſſiren, die mit demſelben dummen Geſicht die Mütze eines Babyloniers, wie die eines ganz gewöhnlichen Griechen oder Römers aufſetzen? Es ſind zwar nur Wunder, aber anerkannte Wunder, und was am andern Orte Mährchen wäre, wird in der Bibel zur Geſchichte. Wie kann ich, wenn ich Daniel ſehe, es mir aus dem Sinne ſchlagen, daß der Mann wirklich im feurigen Ofen geſeſſen, wirklich mit wilden Löwen geſpielt, und daß der König Nebucadnezar wirklich Heu aus ſeiner Hand gefreſſen habe?

Das théâtre-de-l'ambigû-comique kümmert ſich aber darum ganz und gar nicht. Es hat aus Daniel ſeinen Helden gemacht, wie es Bertrand in der Auberge-des-adrets dazu machte. Es läßt ihn auf- und abtreten, und ſich wie einen Mann ausdrücken, der ein paſſables Franzöſiſch ſpricht. Das Einzige was das Theater für Daniel that, war, daß es ihm einen ganzen Act für ſeinen Traum einräumt. Er ſchläft nehmlich im erſten Acte. Man ſieht ihn von jenen Gebilden umgeben, welche in der Bibel mit ſo bewundernswerther Klarheit geordnet erſcheinen, und womit die Decorateurs auch recht geſchickt umzugehen wußten. Dieſe erſte Decoration iſt ſehr ſchön. Man vermißte nichts daran als „die vier Winde, welche unter dem Himmel ſtürmten, widereinander auf dem großen Meer," da ſeit acht Tagen eine übermäßige Hitze in Paris herrſchte.

Im zweiten Acte beklagt die jüdiſche Nation ihre Gefangenſchaft. Auch dieſe Decoration iſt ſchön. Man kann Sonnenglut nicht treffender malen. Was aber den mächtigen Geſang betrifft, jenes Meiſterſtück aller lyriſchen Poeſie der ganzen Welt, das „super flumina Babylonis!" o welch ein Jammer! ſchlechte Verſe und erbärmliche Muſik! eine Dichtung, für welche Mozart und Beethoven nicht zu gut geweſen wären, einem armſeligen Boulevardkomponiſten zu überlaſſen! . . . Nach dieſem Geſange erſcheint Balthaſer (Belſazer.) Das Ambigû-comique nimmt an, daß Balthaſar ein beſiegter König ſey, leiht ihm Lumpen und Theaterjammer! und läßt ihn bettelnd auftreten. Bald jedoch erkennen ihn ſeine Krieger, er bricht an ihrer Spitze in den Tempel der Juden, erwürgt Alles, was ihm unter die Hände kommt, auch den Oberprieſter unter Andern, und führt die Königin der Juden mit ſich fort, welche das Ambigû Zarine nennt, auch ihren Sohn, der im Ambigû Miſael heißt, und der gern dem kleinen König Joas (in Racine's Athalia) ähnlich ſeyn möchte.

Wenn ich nun auch gern dem Ambigû das Recht einräumen wollte, für ſeinen Helden allerlei Begebenheiten zu erfinden, um ihn ſich dramatiſcher zu machen, ſo muß ich doch geſtehen, daß im vorliegenden Falle keine Nothwendigkeit dazu vorhanden war. Daniels Erzählung, obgleich er keine Melodramen zu machen verſtand, iſt viel dramatiſcher als die Erfindung des Ambigû. Nie ſpricht er davon, daß Belſazer Niederlagen erlitten habe, nur des Feſtes erwähnt er, und das kommt gleich nach Nebucadnezars Tode, plötzlich und unvorbereitet, und darum eben von ſo außerordentlicher Wirkung. Nur große Meiſter erzählen ſo. Unſer Ambigû vermochte das nicht einzuſehen, wohl aber Lord Byron in ſeinem Sardanapal.

Im Ambigû ſchaden die Lumpen Belſazers im zweiten Acte, den Blumen des Feſtes im Dritten. Ich ärgere mich eigentlich darüber, daß der alte Daniel ein viel beſſerer Dramaturg war, als die beiden erſten Melodramenmacher des Ambigû. — Endlich im dritten Acte tritt Daniel auf. Man denke ſich aber nicht die einfach-furchtbare Erſcheinung eines Propheten, nicht den jüdiſchen Daniel mitten unter den Medern; wer aber vermöchte auch einen Propheten darzuſtellen? Wer ſagt es uns, wie ſie waren? Jene Menſchen, welche die Zukunft begriffen und erklärten, und darum ihr Volk ſicher leiteten? Die ganze Bibel ruht auf den Propheten. Die Propheten gehen allen Geſchichten des Menſchengeſchlechts voran. Als Boſſuet ſeine Univerſalhiſtorie ſchrieb, da erklärte er Alles, bis auf die Propheten. Man darf nicht erwarten, daß das Ambigu-comique weiter wie Boſſuet gehe.

Im vierten Acte zeigt man uns wieder eine ſchöne Decoration. Wir erblicken das Bad der Königin, ſelbſt die Schultern der Königin, und da Mamſell Irma ſehr ſchöne Schultern hat, ſo ſchadet das der ſchönen Decoration keineswegs. — Im fünften Acte kommt das Feſt des Balthaſar endlich an die Reihe. Wir haben in neuerer Zeit viel von dem „Phantaſtiſchen“ hören müſſen. Was aber wäre nun wohl phantaſtiſcher als Daniels Erzählung in der Bibel:

> „König Belſazer machte ein herrliches Mahl tauſend ſeinen Gewaltigen und Hauptleuten und ſoff ſich voll mit ihnen. Und da er trunken war, hieß er die goldenen und ſilbernen Gefäße herbringen, die ſein Vater Nebucadnezar aus dem Tempel zu Jeruſalem weggenommen hatte; daß der König mit ſeinen Gewaltigen, mit ſeinen Weibern und mit ſeinen Kebsweibern daraus tränken. Und da ſie ſo ſoffen, lobten ſie die goldene, ſilberne, ehrne, eiſerne, hölzerne und ſteinerne Götter. Eben zu derſelben Stunde gingen hervor Finger, als einer Menſchenhand, die ſchrieben gegen dem Leuchter über, auf die getünchte Wand in den königlichen Saal. Und der König ward gewahr der Hand, die da ſchrieb. Da entfärbte ſich der König und ſeine Gedanken erſchreckten ihn, daß ihm die Lenden ſchütterten und die Beine zitterten. Da wurden alle Weiſen des Königs heraufgebracht; aber ſie konnten weder die Schrift leſen, noch die Deutung dem Könige anzeigen. Deß erſchrack der König noch härter und verlor ganz ſeine Geſtalt; und ſeinen Gewaltigen ward bange. Da ward Daniel hinauf vor den König gebracht. Und der König ſprach zu Daniel: Biſt Du der Daniel, der Gefangenen Einer aus Juda, die der König, mein Vater, hiehergebracht hat? Ich habe von Dir hören ſagen, daß Du den Geiſt der heiligen Götter habeſt, und Erleuchtung, Verſtand und hohe Weisheit bei Dir gefunden ſey. Kannſt Du nun die Schrift leſen und mir anzeigen, was ſie bedeute, ſo ſollſt Du mit Purpur gekleidet werden und goldene Ketten an Deinem Halſe tragen und der dritte Herr ſeyn in meinem Königreiche. Da fing Daniel an und redete vor dem Könige. Behalte Deine Gaben ſelbſt, und gieb Dein Geſchenk einem Andern, ich will dennoch die Schrift dem Könige leſen und anzeigen was ſie bedeute. Du haſt Dich wider den Herrn des Himmels erhoben, den Gott, der Deinen Odem und alle Deine Wege in ſeiner Hand hat, haſt Du nicht geehret. Darum iſt von ihm geſandt die Hand und die Schrift. Das iſt aber die Schrift allda verzeichnet: Mene, mene, tekel, upharſin. Und ſie bedeutet dieß:

Mene, das iſt, Gott hat Dein Königreich gezählet und vollendet.

Tekel, das iſt, man hat Dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden.

Peres, das iſt, Dein Königreich iſt zertheilet und den Medern und Perſern gegeben.

Da befahl Belſazer, daß man Daniel mit Purpur kleiden ſollte. Aber des Nachts ward der Chaldäer König Belſazer getödtet.“ —

Es iſt unmöglich, die Geſchichte einer Revolution und den Sturz eines Reichs kräftiger, einfacher und ruhiger zu ſchildern. Die Geſchichte, wie ſie gewöhnliche Menſchen ſchrieben, und hießen ſie ſelbſt Herodot und Tacitus, haben dieſe Wirkung niemals erreicht.

Daher haben ſich auch ſeither alle bildenden Künſtler, Dichter oder Maler, vor dieſer Stelle des Propheten ſchüchtern zurückgezogen. Unter allen großen Schilderungen, welche die Bibel enthält, gibt es keine, die ſeltſamer, entſetzlicher, von geheimen Schreckniſſen durchdrungener ſey, als dieſes Feſt. Wie furchtbar, dieſe Finger einer unſichtbaren Hand, welche eine Feuerſchrift auf die Mauer ſchreiben, die Niemand zu entziffern vermag! —

Nun hat ein Künſtler, Martin in London, von dem Feſte ein ungeheueres Bild gemalt, das durch einen gelungenen Stich berühmt worden iſt. Dies Gemälde auf die Scene gebracht, mußte einen ganz unerhörten Theatereffekt liefern und dies iſt die Urſache, daß ſich das **Ambigû** an der Bibel vergriff. Es wollte in dem Wettſtreite der Bühnen: „was auf der Scene darſtellbar wäre,“ das letzte Wort behalten, und nun — nachdem die Kritik das Gewagte und Unausführbare dieſes Verſuchs gezeigt hat, — will ſie eben ſo gerecht anerkennen, daß es nicht möglich ſey, die Dekorationen, Koſtüme und die **mise-en-Scène** des Ambigu zu überbieten.

Ich weiß nicht, was uns die Theater nun noch bringen können. Zu bedauern iſt es, daß ſie ſich zu ſolchen Ausgaben verleiten laſſen, da ihr Ziel wohlfeiler zu erreichen wäre, wenn ſie den Stücken mehr Geiſt und Intereſſe einzuflößen ſtrebten. Doch die Menge iſt eine herzloſe Dirne, die es nicht ungern ſieht, wenn ein Liebhaber ſich eines Lächelns wegen ruinirt. Und ſo läuft ſie denn nun in das „**Festin de Balthasar**!“

Eine Reliquie.

In der Hamburgiſchen Theatergarderobe, wo die Kleider der Comparſen, die Bären, Affen und anderes Gethier aufbewahrt werden, hängt ein altes Wamms, von fahlgrauem Mancheſter mit kleinen, ſchwarzen Pünktchen, ärmlichen Puffen von ſchwarzem Seidenzeuge und dünnen, ganz unſcheinbaren Silberſchnürchen kärglich verziert, die an der Schulter Schleifen bilden, wie es die ſpaniſche

Mode erfordert. Der originelle Auſſeher dieſes Theils der Garderobe, ein ehemaliger Ziethen'ſcher Huſar, der einſt bei Schröder ſich als Sänger anwerben laſſen wollte, aber als ſein Leibſchneider bei ihm blieb, der ſehr Vielen in und außer Hamburg wohlbekannte Gelhardt, deſſen Leben zu ſchreiben ich mir vorgeſetzt habe, zeigte mir einſt dies Wamms, mit der ihm eigenthümlichen, komiſchen Ciceronenweiſe. Er meinte: „es hätte längſt verdient, einmal in einem eigenen Glasſchranke aufbewahrt zu werden, und ein Pergament daneben, um die Bedeutung dieſes Wammſes einer ſpäteren Zeit aufzubewahren. Aber die Herren laſſen es ſo verkommen,“ ſetzte er hinzu, „und bekümmern ſich nicht darum.“ Ich ſah ihn lächelnd an, denn der alte, ſchwatzhafte Mann erlaubte ſich allerlei gutmüthige Scherze mit mir, den er ſeinen Schulkameraden nannte, weil er ſo wie ich, das altſtädtiſche Gymnaſium in Königsberg beſucht hatte, mit dem einzigen Unterſchiede, daß beinahe funfzig Jahre dazwiſchen lagen. „Und was iſt's denn damit?“ fragte ich, als er ſich über mein Zweifeln zu ereifern ſchien. „Dies Wamms,“ erklärte er mit großem Ernſte. „hat unſer ſelige Herr Schröder zu London in der Verſteigerung erſtehen laſſen, die nach dem Tode des berühmten engliſchen Schauſpielers mit ſeinen Effekten vorgenommen wurde.“ —

„Was wäre das?“ rief ich, indem ich das Wamms aufmerkſamer betrachtete. „Dies ein Stück aus Garrik's Garderobe?“

„Ja, Garrik, ganz richtig!“ fiel mir der alte Gelhardt in's Wort. „Der ſelige Herr Schröder hat bis an ſein Ende den Doctor Bartolo im Barbier von Sevilla in keinem andern Kleide geſpielt, als in dieſem. Es war auch ein ſchwarzer Mantel dabei, der iſt aber jetzt nicht mehr vorhanden, weil er ganz zerfetzt wurde.“

Er meinte den Bartolo, im Luſtſpiele von Beaumarchais.

Ich ſah das Wamms gerührt an. Es hing von langen grauen Geweben umſponnen, zwiſchen dem weißen und ſchwarzen Bärenkopf, die zu „Bär und Baſſa“ gebraucht wurden. Unter ihm baumelten die blauen Röcke der Waiſenkinder, aus der Oper „das Waiſenhaus,“ und darüber ſchwebte ein ächter, chineſiſcher Schlafrock, den Schröder als Lear zu tragen pflegte.

Vor dieſen todten Zeugen einer hingeſchwundenen Zeit, zog die ganze Kunſtgeſchichte des deutſchen Theaters, wie ein lebendiges Panorama an mir vorüber. Ich ſtand auf ſeinen Höhen, ich träumte Garrik und Schröder zu erblicken, und ſchweifte bis hinab zu Bär und Baſſa. Mein Arm ſtreckte ſich unwillkührlich aus, meine Hand ergriff mechaniſch Garrik's Wamms, ich glaube ich wollte es anziehen, da krochen alte Spinnen daraus hervor, eine Menge von Inſekten ſchwirrten aus den Aermeln und Nähten und flatterten ſchwerfällig um meinen Kopf. Ich gedachte der Inſekten in Fauſt's Talare, als Mephiſtopheles ihn im 2. Theile anlegt; aber dieſe in Garrik's

Wamms ſangen nicht wie Jene — nur der alte Gelhardt nieste wiederholt, weil ihn der Staub kitzelte.

„Iſt dies Alles,“ dachte ich, „was von Euch und Eurer Kunſt auf die Nachwelt kommt, große Männer, und wird ſelbſt dieſe Hülle ſo wenig von euern kleinern Nachfolgern beachtet? Nichts iſt im Stande uns zu zeigen, wie Ihr waret, aber dieſes graue, einfache Wamms, worin einſt die edelſten Mimen wirkten und ſchafften, ſollte mir dennoch dazu dienen, eine erbaulichere Stimmung in ſo manchen modernen Kunſtjünger hervorzurufen. Den erſten Liebhaber wollte ich hieher führen, wenn ihm das Kleid nicht reich genug ſcheint, der Anzug nicht balletmäßig genug ſeyn kann, und ihm die Worte: Einfachheit, Garrik und Schröder! zu rufen. Wenn er ſich brüſtet mit ſeiner Kunſthohe und die Stelzen überſieht, worauf er ſchreitet, dann ſollte der alte Gelhardt ihm das Wamms vorhalten, und ihm ſagen, daß einſt Großeres da war und ſpurlos hinſchwand. Und wenn er es unter ſeiner Würde hält, dieſe oder jene Rolle zu übernehmen, dann zeige man ihm die Gewande der hohen Prieſter, das Kleid Garrik's, und den Mantel Lear's, den Schröder trug, wie ſie hängen bei den Waiſenkindern, die längſt geſtorben ſind wie ſie, und bei den Bären, die nur allein noch leben, und den ekeln Inſekten, die das Leben des Grabes bezeichnen. Wenn Euch dann Euere geträumte Größe nicht mit Schauer erfüllt, Ihr Heroen der modernen Bühne, ſo ſeyd Ihr nur eitle Hiſtrionen und unwürdig, den Theater-Hort in der Hamburger Comparſengarderobe jemals zu erblicken.“

Meine Gedanken waren laut geworden, und der alte Gelhardt hatte ſich verwundert von mir entfernt.

Ich ſtieg hinab und ſprach von meinem Fund. Für jetzt wußten noch Einige darum. Das Wamms hängt aber wohl noch am alten Platze, und auch der alte Gelhardt iſt ſeitdem geſtorben. —

Literatur.

Meluſina, Oper in drei Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien, bei Wallishauſer.

Wer da weiß, wie deutſche Komponiſten um Opernbücher verlegen ſind, wird leicht begreifen, welche Veranlaſſung es war, die Grillparzer aufforderte, die Meluſina zu dichten. Das Stuck iſt ſo unſchuldig, wie es ein Wiener Componiſt nur verlangen kann. Ein Feenmährchen abermals! Geiſtreicher zwar als eines der Madame d'Aulnoy, doch nicht ſo dramatiſch als eines von Gozzi, weniger poetiſch als eines von Tiek, minder phantaſtiſch als eines von Hoffmann, kurz ein Mahrchen, wie es der reichbegabte Grillparzer, aus Gefalligkeit dem Componiſten hinwarf, das Theater am Karnthnerthor, den Maſchiniſten, den Schneider, und ähnliche große Erheblichkeiten wohl beruckſichtigend. — Die Gefälligkeit war offenbar zu groß, dazu ſoll ſich ein Mann wie Grillparzer nie verſtehen; der Componiſt wußte ihm uberdieß ſo ſchlecht zu vergelten, daß ſeine Muſik die Oper in Berlin nicht einmal zu halten vermochte. Wir haben einen Ritter in der Meluſina, der an weiland Albrecht von Waldſee im Donauweibchen erinnert und ſich in eine Feye verliebt. Der Dichter glaubte ſogar ſich nicht überheben zu durfen, ihm in Troll, den komiſchen Knappen, beizugeſellen, in der guten Meinung, dadurch Heiterkeit in den Ernſt des Ganzen zu bringen. Iſt aber Ernſt darin? kann uns eine Gefahr, die von Feyen ſtammt, wirklich wie Ernſt erſcheinen? Wir haben andere Mächte kennen gelernt, und lernen ſie noch täglich kennen, daher kommen uns dieſe Schreckniſſe vor, wie der verkleidete St. Nikolas oder Knecht Ruprecht, womit man Kinder ängſtigen will.

Die Schickſale Ritter Raimunds ſind daher ſo wenig im Stande, uns ernſtlich zu ergreifen, wie die Heiterkeit Troll's uns fröhlich zu ſtimmen. Gluckliche Zeit, wo wir uns im Theater von ſanften Gefühlen wiegen und ſchaukeln ließen, ohne dabei einzuſchlafen.

Es darf nicht erſt erwahnt werden, daß poetiſche Gedanken und ſchone Verſe in einer Arbeit von Grillparzer, und ſey ſie noch ſo fluchtig, angetroffen werden. Wenn wir aber ſeinen Namen im Meßkataloge ſehen, erwarten wir Großeres, als eine bloße Arbeit der Gefalligkeit, die beſſer ungedruckt geblieben wäre. Man verzeihe uns dieſen Wunſch, den wir aus wahrer Liebe zum Dichter nicht unterdrucken wollen.

Miscellen.

Holtey gibt in Hamburg Gaſtrollen, in den von ihm verfaßten, in lezterer Zeit mit ſo großem Beifalle in Berlin gegebenen Stucken, worunter der Dichter in „Lorbeerbaum und Bettelſtab" beſonders hervorragen ſoll.

Emil Devrient hat bereits ſein Gaſtſpiel in Hamburg beendigt und iſt nach Dresden zuruckgekehrt.

Ueber Dlle. Berg und Herrn Grua, die in dieſem Augenblicke hier in Munchen Gaſtrollen geben, werden wir unſern Leſern im nachſten Blatte den ſchuldigen Bericht mittheilen.

Mit den neuen Verlagsartikeln von Wallishauſer in Wien, erhielten wir zwei bereits allgemein bekannte und nicht minder beliebte Stucke der talentreichen Mad. Birch-Pfeiffer: „Das Pfefferroſel u. Schloß Greifenſtein." Die Ausgabe iſt zierlich, Pfefferroſel iſt uberdies noch mit einem artigen Kupfer geſchmückt, und ſomit hoffen wir, daß man dieſe erneuete Gabe eben ſo in den Bucherſammlungen, wie einſt auf den Buhnen willkommen heißen werde.

2tes Quartal. Nro 6. 6. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Das Melodrama. — Theatergäſte in München.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. baye. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 30 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Das Melodrama.

IV.

(Schluß.)

Janin's Kritik eifert gegen Balthaſar's Feſt, aber nicht gegen das neuere Drama überhaupt; nicht gegen jene Künſtler, die es begriffen haben und es vollendet darzuſtellen wiſſen. Balthaſars Feſt entſtand durch „la tentation,“ es iſt ein Rückſchritt zu jenen bibliſchen Staatsactionen, welche die Kaiſerzeit in Frankreich entſtehen ſah, und ich theile nicht halb Janin's Beſorgniß, ſie ſich vervielfältigen zu ſehen. Aber eine andre Beſorgniß erfüllt mich, daß wir bald eine ſchlechte Ueberſetzung davon auf unſerer Bühne ſehen werden, daß die kargen und ärmlichen Theaterverwaltungen die Mütze des jüdiſchen Oberprieſters, einige Levitenhemden und den Kaftan Salomo's, aus dem zwanzigjährigen Staube ihrer Rumpelkammern hervorholen, um uns Balthaſars Feſt von ihren Soldnern abſpielen zu laſſen. Ja, ich höre ſchon, daß der letzte Statiſt mit großem Ernſte bemerkt: wie es eigentlich „Belſazer's Feſt“ heißen müſſe, wie man ſich über die Unwiſſenheit der Franzoſen luſtig macht, ohne jedoch im Stande zu ſeyn, das Stück nur mittelmäßig darzuſtellen.

Was iſt denn nun aber die Urſache, daß dieſe Stücke noch immer Ueberſetzer und Darſteller finden, wenn es nicht der dramatiſche Hauch wäre, der ſie durchweht, und der einen eigenthümlichen Reiz dieſen nackten, ſchmuckloſen Erzeugniſſen nicht ſehr hochbegabter

Dichter verleiht? Und wie kommt es, daß dasjenige, was beim Leſen ſchon ſo leicht Geſtalt gewinnt und lebt und handelt, dahin ſtirbt, ſobald unſere Schauſpieler ſich in die Masken ſtecken und die Charaktere ſich aneignen wollen? Was iſt endlich die Urſache, daß man noch immer an ſolch ungeeigneten Vorwürfen ſeine Kräfte verſucht, ſind hundert vorangegangene Niederlagen nicht achtet? „Unſere Armuth“ — wird mir mit vornehmer Miene geantwortet, und dieſer Contraſt von Hochmuth und Bettelprunk, von Dünkel und Unwiſſenheit, von Verachtung des Fremden bei aller Unentbehrlichkeit deſſelben, iſt es, der die ganze Geſchichte überaus lächerlich macht.

Zu Leſſings Zeiten wendeten ſich die edelſten Geiſter dem Theater zu, und wurden in dem Beſtreben, es zu heben, von Nationalſtolz angefeuert. Mit Göthe und Schiller errang die deutſche Bühne eine Stufe des Glanzes, die ſie ohne beſondern Schutz der Fürſten, bei ihrer damaligen Jugend ſo bald zu erringen, kaum hoffen durfte. Es war eine Erſcheinung wie zu den Zeiten Ludwigs XIV. und doch hatte kein deutſcher Fürſt, nöthig, auf dem Theater zu tanzen, um die Scene zu würdigen Opfern einzuweihen, doch bezogen die Dichter keine großen fürſtlichen Penſionen; die Nation huldigte freiwillig ihren großen mächtigen Genien. Jetzt iſt es anders. Wenn Männer von tiefer Forſchung, reicher Erfahrung und hoher geiſtiger Bildung, ſich zu den ſchönen Künſten wenden, ſo wählen ſie für ihre Gebilde andere, als die dramatiſche Form. Das Theater ſcheint eine aufgegebene Sache. Steffens, Rumohr, Varnhagen von Enſe dichten Novellen, und Tiek, der erſte Kenner der Bühne, dem Alles unter den Händen ſelbſt zum Drama wird, den ſeine Stellung dazu auffordern ſollte, für die Bühne zu arbeiten, zieht es vor, all ſein Talent in ein Taſchenbuch zu bannen, und die ſchöne, weite, bedeutungsvolle Bühne, die er noch immer liebt, ihrem Schickſale zu überlaſſen. Und die Schauſpieler ſehen dieß Alles geſchehen, und ſpielen ihre Rollen in unwürdigen Vorwürfen, die ſie ſelbſt nie lernen, und die das Publikum um ſo leichter vergißt. Aber man kann ſich an täglichen Niederlagen, ſo wie an Spott und Hohn unwürdiger Kritiken gewohnen, man kann ſtolz darüber [illegible], wenn uns wahrer Adel inwohnt und uns die Würdigſten und Beſten in Schutz nehmen. Das Theater, deſſen Vorſtellungen Leſſing's dramaturgiſche Fragmente galten, die Bühnen Göthe's und Schiller's, Ifflands und Schreivogels konnten das Brekekekex der Sumpfbewohner wohl überhören, aber den unbedeutenden [illegible] überſetzter Lappailien, die über jeden ernſten Verſuch ohnmächtig ſtolpern, kann der geiſtreiche Spott, dem alle Lacher ſich zugeſellen, die nahe Vernichtung prophezeihen.

Wie wird es nun aber möglich ſeyn, wirkliche Dichter zu vermögen, Stücke für den Bedarf der Bühne zu ſchaffen, und zugleich dem Schauſpieler die Unterweiſung zu ertheilen, ſie darſtellen zu konnen? Wie die gewöhnlichen Herren vom Theater darüber lächeln werden, wenn ſie dieſes leſen. Anweiſungen vom Dichter? was verſteht der Dichter davon? Das Alltägliche wird auf den Leiſten geſchlagen, nach dem Alles geſpielt wird; das Ungewöhnliche, wovor die Bühnen ohnehin eine große Scheu hegen, wird dem guten Johann Ballhorn überliefert, der faſt bei jedem Theater einen wichtigen Poſten bekleidet. Wenn jedoch Schriftſteller von Bedeutung mit Ernſt ſich der Sache des Theaters wieder einmal unterziehen wollten, dann würden die Schauſpieler auch ihre natürliche Stellung zum Bühnendichter einnehmen müſſen, welche ſie nur im ſteten Umgange mit den Ueberſetzern und Novellenſchneidern ganz aus den Augen verlieren konnten.

Das ganze Unheil, womit die Theater jetzt bedroht ſcheinen, kam von oben. Man hat darnach geſtrebt Schauſpielertalente zu gewinnen und ſie für Lebensdauer zu erhalten; dachte man aber daran, Dichter eben ſo zu feſſeln? Dachte man daran Dichtern nur einen Theil von den Rechten einzuräumen, die ihnen gebühren? und konnte man ſich denn wirklich einbilden, daß das „zornige Geſchlecht", wie Arnim ſie in ſeinem „Landhausleben" nennt, ſich von dem Schauſpieler, vom Theatergehilfen, vom Schneider abhängig machen ließe? Was aus der Bühne ohne Dichter wird, können ſolche, die kein Ahnungsvermögen haben, in einigen Jahren deutlich zu erblicken hoffen. Ich will von allen höhern poetiſchen Rückſichten ſchweigen, und blos die Finanzfrage anführen: Iſt ein noch ſo großer Schauſpieler in ſeinen alten Rollen im Stande, das Publikum anzuziehen, wie ein Andrer am rechten Platze verwendet in einem neuen, wirkſamen Drama? Was haben wir jetzt? Alternde Kräfte und veraltete Stücke, während wir ſo leicht in neuen Stücken unſere alten Schauſpieler wieder friſches Leben gewinnen ſehen würden.

Von Allen, die mit rührender Beharrlichkeit einer Jugendidee anhingen, die eine ſchädliche Begeiſterung nicht zu nähren aufhören konnten, und im Kampfe mit Beſchränktheit und Unverſtand, wie durch ein Wunder noch dem Untergange entriſſen wurden, nenne ich Carl von Holtey. Wir waren Jugendfreunde, wir hingen mit gleichem Eifer an den bunten Erſcheinungen der Bühne, wir widmeten ihr Beide manch nutzloſes Beſtreben, viel Liebe und eine ſchöne Zeit unſers Lebens. Ich hatte genug daran, noch ehe ich den Gipfel des Mannesalters erreicht hatte; Holtey ſcheint bereit, dem Theater ſein ganzes Leben zu opfern.

Er nun vor Allen ſcheint mir dazu berufen, meine Idee mit den Melodramen zu verwirklichen. Er beſitzt ſo viel poetiſches Vermögen, daß er ſelbſt in den Erzeugniſſen für den Tagesbedarf einer ſecondären Bühne, verſchwenderiſchen Gebrauch davon machen konnte, ja er zwang ſeine edlere Kraft, dem Theater in der Königsſtadt zu dienen, und er ſchenkte ihm Lenore, Bettelſtab und Lorberkranz, ein Trauerſpiel in Berlin, die ſelbſt einer ſtrengern Kritik, ſo wie dem Publikum genügten und eine Menge bald poetiſch duftender, bald ſcherzhafter, burlesker, heiterer und rührender Originalſtücke.

Das Feld, das in dem Sinne, wie das franzöſiſche Melodrama, zu bebauen wäre, iſt weit, frei und fruchtbar. Welche Genrebilder liefert uns nicht das herrliche deutſche Mittelalter, wenn wir die Rohheit, ſo wie Frau Minnehold, und jede Abenteuerlichkeit bei Seite laſſen wollen, und uns beſtreben, in die Burgen und in die Städte einzugehen, um mit den Rittern und Bürgern zu leben; welche Luſt, das Kunſttreiben deutſcher Maler kennen zu lernen; wie vielgeſtaltig zeigt ſich uns noch immer die Zeit des dreißigjährigen Krieges, trotz Schiller's Wallenſtein, bis hinab zu den neuern Noveliſten und Schmidts Sturm von Magdeburg; wie reich iſt unſere Gallerie von Scenen an deutſchen Fürſtenhöfen? die Zeit des ſiebenjährigen Krieges? ungehört verhallte Fouqué's Stimme in ſeinen „Schauſpielen für Preußen“, wo in der „Familie Hallerſee“, in „der Heimkehr des Churfürſten,“ ohnerachtet faſt Alles verfehlt ſcheint, das Einzelne dennoch die größte Aufmerkſamkeit verdient. Wie trefflich gezeichnet iſt ein „Neribianchi“, ein „öſterreichiſcher Rittmeiſter,“ wie gut getroffen der Ton des Geſprächs. Der Dichter des „Mantel-Liedes,“ und der Romanze vom „Entſtehen der Haude und Spener'ſchen Zeitung,“ würde jedoch ſicherlich, bei ähnlichen Vorwürfen, nicht dahinter zurückbleiben.

Kommen wir nun zum Neuern und Neueſten, welche Perſpective eröffnet ſich uns nicht, wenn wir die franzöſiſche Revolution, die Invaſion, Rußland, Landſturm, Leipzig, Paris, betrachten? Es iſt ja wohl überflüſſig zu ſagen, daß ich den hohlen Nachklang einer feurigen Vaterlandsliebe, wie ſie uns einſt in Feſtſpielen trunken machte, nicht wieder von den Bühnen ertönen laſſen möchte. Wer jene Zeit mit Talent zu erfaſſen vermag, wird ihren Reichthum anerkennen, ohne zu Tiradenkram und Poſaunentönen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Und wollten Dichter dieſe Schätze ausbeuten, würde dann noch ſtets Armuth die Bühnen zwingen, franzöſiſche Sachen zu überſetzen, die den Franzoſen eben ſo gut zuſagen, als uns unſer Eigenthum zuſagen würde. Hätten wir noch nöthig, franzöſiſche Rührſpiele zu bearbeiten, wenn wir einen jungen Menſchen aus dem Leben greifen, wie ihn der graue Vater von der Univerſität heimkehren zu ſehen hofft, und ihn durch Umtriebe verlockt, mit Ketten belaſtet zurück empfängt, um als Richter ihn zu verurtheilen?

Um Stoffe dürfen wir nicht verlegen ſeyn. Warum alſo uns den Cotillon Ludwigs XV. überſetzen wollen, warum Voltaire bei Ninon uns zeigen, warum uns Sitten und Bilder vorführen, die dem größten Theile des Publikums nur halb verſtändlich ſind? — Aber es werden nicht immer Stoffe ſeyn, die ſich in die Form eines Trauerſpiels oder Luſtſpiels gießen laſſen, darum die Form des Melodramas gewählt. Es gewährt größere Freiheiten. Der Stoff kann groß, reich, bunt ſeyn, das Melodrama iſt weit, biegſam, mannigfaltig. An wahrhaften Talenten, die für das Theater zu arbeiten verſtehen, fehlt es nicht bei uns; nie hab' ich daran gezweifelt, und wenn ich im Anfange nur von drei Bühnendichtern ſprach, ſo halte man das nicht für Anmaßung, Eigenſinn, Unwiſſenheit. Man nenne mir andre noch als jene Drei, die in dieſem Augenblicke auf allen Theatern gegeben werden, und fortwährend Neues liefern? Ich habe ſelbſt Immermann, Grabbe, Grillparzer genannt, die bedeutendere Dichter ſind, jedoch nicht die Bühne bedenken. Oder ſoll man Deinhardſtein anführen, der nur ſelten ein Stück zu Tage fördert, das nur ſehr langſam von Wien aus ſich Bahn macht? E. v. Schenk, der außer Beliſar nichts geſchrieben hat, das in Deutſchland ſich geltend machte, und deſſen dramatiſche Arbeiten man mehr „délassemens d'un homme d'état.“ benennen dürfte. Oder Holtei, der nur für die Königsſtadt dichtet, oder Raimund mit ſeinen geſchmackloſen Quodlibets?

Aber dennoch ſind Talente da. Ich ſchaffte mir oft die ſeltſame Beluſtigung, jene Stücke zu leſen, die von den Directionen den Verfaſſern zurückgegeben wurden, als nicht zuläſſig zur Aufführung, und ich erſtaunte über ihre poetiſche Schönheit, über einen Reichthum, den wir kaum ahnen. Bald fehlte jedoch eine Liebelei, bald ein Actſchluß, vor Allem einige Abgänge und ein glücklicher Ausgang; das verlangen nemlich die theatraliſchen Vormünder des Publikums ſtets, ehe ſie ihren Mündeln die Schüſſel vorſetzen und ein „Wohl bekomm's“ zurufen. Wie viele Stücke bekäme der arme Göthe zurück, wenn er jetzt ſeine Laufbahn begönne? Wer wollte den dritten Act im Clavigo von nur drei Blättern, der ruhigſten Converſation, wohl geben? Und welch ein Loos würde Leſſing zu Theil, der einſt ſo glücklich war, alle ſeine Stücke aufgeführt zu ſehen? — Mögen alſo nun einmal die Rollen vertauſcht werden. Mögen Männer von Talent und Bühnenkenntniß ſich der Sache annehmen, und das Schauſpiel wieder zu Ehren bringen, was den Vorſtänden und Darſtellern nicht gelingen konnte. — Fort mit den Ueberſetzungen ohne Wahl und Geſchmack, um den täglichen Hunger zu ſtillen. Nur Umarbeitungen mit großer Auswahl ſeyen geſtattet. Fort mit den dialogiſirten, verſchnittenen Novellen, wählt ſelbſt ähnliche Stoffe und ſchafft Stücke daraus. Was endlich das Spiel der Acteurs betrifft, ſo wird die neue Gattung bei einiger Uebung und Nachhülfe, eine ſchärfere Charakteriſtik, und Individualiſirung wieder hervorrufen. So wie die verſificirten Stücke, leere Declamation, hohlen Anſtand, die vollen Backen und die leeren Herzen einführten, ſo werden die lebendigen Dramen mit einer fortſchreitenden Handlung, wodurch ſich die Gemüthszuſtände entwickeln, Alles wieder zu Natürlichkeit und Einfachheit zurückführen. Die Nothwendigkeit gebiert oft wunderbare Verwandlungen, und man glaube ja nicht, daß die jetzige Unnatur, das ſogenannte „ſchöne Sprechen“ was jeder talentloſe Anfänger kann, den wackern Künſtlern einer frühern Zeit leicht geworden ſeyn. Lange dauerte es, bis die Declamation und Recitation der Verſe ſich über alle Bühnen verbreitete, ſelbſt ein Iffland excellirte niemals darin. Er und viele Tüchtige opponirten gegen Dramen in Verſen; Iffland ließ die Rollen davon in Proſa ſchreiben, auch Schröder that dies, und man ſchrie Zeter über dieſe Nüchternheit, und ſah nicht ein, daß die poetiſche Form der Sarg werden konnte, darin einſt alles dramatiſche Leben zu Grabe getragen werden würde. Schreite nun Holtei mit dem lebendigen Beiſpiele voran, er hat die bei Weitem günſtigſte Stellung dazu. Er beſitzt Talent, er kennt bereits das Theater, er hat eine Bühne zu ſeiner Dispoſition, welche in dieſem Augenblicke einer Erhebung bedarf, er hat das erſte Publikum Deutſchlands zum Richter. — Seine Triumphe werden ähnliche Talente erwecken, oder neu beleben. Iſt es Recht, daß Maltiz durch unangenehme Erfahrungen ſich der Bühne entfremdet ſieht, nachdem er ihr „Kohlhaas“ und andre werthvolle Stücke geſchenkt? Maltiz hat das Melodrama und ſeine Wirkung in Paris kennen gelernt; er beſitzt reife Erfindungsgabe, Kraft in den Schilderungen wie Wenige, einen dramatiſchen Dialog und er weiß die Conturen ſcharf zu begränzen. Mehr als große, geſchichtliche Tragödien werden ihm ergreifende Melodramen gelingen, er kann der Bühne viel werden, wenn dieſe einſehen wird, daß ſie eines Dichters bedarf. Immermann, dem die Bühne werth blieb, wie undankbar ſie gleich ſich ihm bezeugte, wird von ſeiner ſterilen Poeſie herabſteigen, und ſich dem Leben zuwenden; viele Andere werden nach den freundlichen, lohnenden Genrebildern greifen, die ſo dramatiſch ſind, daß ſelbſt das Lebloſe, von geſchickten Malern benutzt, in die Handlung eingreifen muß.

Iſt es ſo weit, dann wird der ewige Liebesrefrain von ſelbſt aufhören, man wird uns nicht mehr zumuthen, uns für einen Helden zu intereſſiren, der in der erſten Scene nichts Anderes zu ſeiner Empfehlung zu ſagen weiß, als Ritter Raimund in Grillparzer's Meluſina:

„Ein fremdes Streben haſt Du mir entglommen,
Von dunkler Ahnung hebt ſich mir die Bruſt,
Was ſonſt mein Glück war, iſt von mir genommen,
Und dürſtend lechz' ich nach geträumter Luſt.“

Aber wenn Stoffe, Diction, Spiel der Künſtler, Scenerie, kurz Alles ſich verändern ſoll, ſo muß auch die innere Einrichtung unſerer Theater ſich einer Reform unterwerfen. Wir glauben ja noch immer, wenn wir unſere neuen, ſchönen, marmornen Schauſpielhäuſer bauen, für Wolkenzüge, Wolkenwagen, Drähte um Kinder fliegen zu laſſen, Sorge tragen zu müſſen, nennen das eine herrliche Maſchinerie und denken nicht daran, daß die Zeit der Donauweibchen längſt vorüber iſt. Oder giebt es wirklich noch Leute unter uns, die ein in Drähten jämmerlich dahängender Cherub mit Wonne erfüllt? Ich erblicke ſie immer mit Angſt und Bedauern, mit den geradausgeſtreckten, magern Beinchen, in den zitternden Händen eine zerknitterte Blume haltend, wie ſie in Raimunds barokken Zauberſpielen in den Theaterhimmeln baumeln. Nur einmal ſah ich dieſen altmodiſchen Theatertrödel mit trefflicher Ironie benutzt. Es war im „grauen Männchen“ von Horſchelt“ wo dieſer geniale Künſtler eine Hetze liederlichen Pantomimengeſindels nebſt der ganzen Polizei, die ſie arretiren will, an ſolchen Flugdrähten zu zu den Sophitten pyramidaliſch in die Höhe ſchweben läßt.

Auch die Langweiligkeit unſerer Zwiſchenacte muß abbeſtellt werden. Die Abtheilung in Tableaux, wie ſie in Frankreich ſtatt findet, iſt den Melodramen ſehr förderlich. Zwiſchen einem Jeden derſelben fällt ein ſogenannter **Rideau-de-manoeuvre** zuſammen, und nun wird die Bühne mit Schnelligkeit verwandelt und zwar nicht blos Couliſſen und eine Gardine, ſondern geſchloſſene, runde, vier und ſechseckige Salons, Gärten mit Lauben, Teraſſen und Bogengängen, was man in der Theaterſprache „praktikabel“ zu nennen pflegt. Und ſolche Theater ſind es, welche die franzöſiſchen Theatermeiſter „**théâtre-bien-machiné** nennen; es ſind's nur Wenige. Von den Vaudevilletheatern Keines.

Ich ſchließe jetzt dieſen langen Verſuch, die Aufmerkſamkeit auf einen, wie ich glaube in der Form ganz neuen Zweig dramatiſcher Dichtung hinzulenken, wovon wir durch die bisher üblichen Ueberſetzungen keinen rechten Begriff erlangen konnten. Was die Ueberſetzer und Novellenzurichter, ja was der Troß der Bühnenſchauſpieler dazu ſagen wird, iſt mir ſehr gleichgültig, aber ſelbſt Künſtler, denen ich Achtung zolle, werden mir zurufen: „alſo vom Melodrama, von **Holtei**, von einer neuen Einrichtung des Podiums, ſoll unſer Heil erblühen?“ und ich geſtehe offen, daß man das Heil der Bühne, wenn vom Schauſpiel geſprochen wird, in dieſem Augenblicke, der ſeinem gänzlichen Verfalle voranzugehen ſcheint, nur ſchwer herbeizuführen hoffen darf, wohl aber gebe ich zu berückſichtigen, daß der Hauch einen Aſchenhaufen wieder glühend machen kann, ſo lange das herrliche Element noch in ſeinem Innern ſchlummert.

Theatergäste in München.

1. Dem. **Berg**, vom Dresdner Hoftheater, trat in drei Rollen auf, welche recht gut gewählt waren, um ihre Auffaſſung jugendlich weiblicher Charaktere zu zeigen. Schillers ſentimentale, ſchwärmeriſche Geigerstochter, Deinhardſteins widerlich naive, griſettenartige Kunigunde, und Käthchen, das Kind zweier Väter, Kleiſts und Holbeins, das zärtliche, wunderliche Käthchen, die Seherin vom Hollunderbaum bei Prevorſt, ſind drei verſchiedene Grundtypen, die alle Augenblicke auf der deutſchen Bühne wiederkehren. Wie viel Unnatur in dieſen Charakteren liegt, ſo müſſen ſie doch geſpielt werden können, weil die Unnatur aus unſern Dramen noch nicht vertrieben iſt. Dem. **Berg** hat ſichtlich auf dieſe Rollen ſtudirt, und hat dazu um ſo viel mehr Urſache, als ihre äußere Erſcheinung, das Gemeſſene ihrer Bewegungen, und vor allen Dingen ihr Organ mit ihnen im reellſten Widerſpruche ſteht. Kann man ſich aber mit einer ſtudirten Naivität, mit einer berechneten Poeſie, mit einer falſchen Schwärmerei zufrieden geben? Dem. **Berg** ſollte ohne Weiters zum Fache der ältern, geſetzten Frauen übergehen, ſie ſollte Rollen geben, in welchen die Leidenſchaft nur unter der Aſche noch glimmen darf, ſie ſollte die Wallungen einer Frau darſtellen, welche noch nicht ganz reſignirt hat, und ſie würde mit ihrem Spätfrühling, ihrer Affektloſigkeit und namentlich mit dem myſtiſchen, unverſtändlichen Cirkel, welchen ſie nach der Briefſcene in Cabale und Liebe machte, Vortreffliches leiſten. Doch für jugendliche Rollen fehlt ihr Wahrheit und natürliche Poeſie, welche ſich durch nichts weniger erſetzen läßt, als durch den gemachten Schein derſelben. Dem. **Berg** liegt in einem fortwährenden Kampfe mit ihrem Organ, das zwar gleiche Höhe und Tiefe hat, in der Mitte aber durch einen ſehr heiſern Mißton durchſchnitten wird. Dadurch, daß ſie dieſe klaffende Spalte vermeiden will, verlieren die untern Töne ihre Reinheit und die obern ihre Sicherheit. Man glaube doch ja nicht, daß die naive Betonung in der Unart liegt, den Klang, welchen man einem Worte giebt, über's Knie zu brechen, und ſieben Sylben

mit vierzehn Modulationen der Stimme zu begleiten. Die naiveſten Mädchen haben die wenigſten Töne, und können faſt alle nicht ſingen. — Dem. Berg ſoll ſchon wieder auf dem Wege nach Dresden zurück ſeyn.

G.

II. Hr. Grua, vom Theater in Manheim, trat als Hanns Sachs und im Wetter von Strahl auf. In der erſten Rolle, wo es ſich mehr um Aeuſſerlichkeit und Theaterſpiel handelt, kann man mit der leidigen Routine, die eben Alles über einen Leiſten ſchlägt, ſchon eher fertig werden, nicht ſo mit der zweiten, die, ſo leicht und zugleich undankbar ſie dem gewöhnlichen Schauſpieler erſcheinen mag, für den Kenner und Künſtler ſehr anziehend iſt.

Es thut uns aber recht leid bekennen zu müſſen, daß wir in dieſer Leiſtung nichts entdeckten, was uns den gewöhnlichen Schauſpieler vergeſſen ließ, und uns Kleiſt's wunderbare Schöpfung verſinnlichte. Die Scene vor der Vehme ſchon zeigte uns die falſche Auffaſſung. So z. B. als der Graf Käthchen anfähret, um ihr ein Geſtändniß zu entlocken, aber die Abſicht nicht deutlich macht, daß es blos geſchieht, um die Richter von ihrer und ſeiner Unſchuld zu überführen; ferner wußte er die Uebergänge von Härte zur Milde gar nicht zu moduliren, Beides ſtand zu ſchroff nebeneinander; in dem herrlichen Monologe, nach dem Vorſpiele, fehlte die Ruhe der Modulation, die dann in poetiſche Schwärmerei übergeht. Dieſer Monolog muß anfänglich ſitzend, ſinnend geſprochen werden. In der Scene wo Käthchen die Meldung bringt, war von dem Kampfe in dem Innern des Grafen nichts bemerkbar, wiederum nur Gegenſätze ohne Verbindung. Auch die äußere Erſcheinung war nichts weniger als ritterlich, ahnenſtolz, herrlich. Die Haltung etwas krumm, das Uebereinanderlegen der Hände, ſo wie das Händereiben, paßte ſchlecht zu Helm und Harniſch, und das Stemmen des Armes in die Seite war nicht nothwendig, um Stolz anzudeuten. — Schon die Wahl ſolcher Rollen, ſoll die dem Schauſpieler inwohnende Poeſie und Kraft beurkunden, daher verdenke man es uns nicht, wenn gleich die oberflächlichſte Beurtheilung einige Spur von Ernſt und Strenge an ſich tragen ſollte.

L.

III. Herr Berthold aus Leipzig, wählte den Doctor Bartolo im Barbier von Sevilla, um ſich darin zu zeigen. Unſer Publikum klatſchte, und das darf der Fremde immerhin auf Rechnung der Gaſtfreundſchaft ſetzen. Er kann damit ganz zufrieden ſeyn. Eine ernſte Kritik wird ihn nicht beunruhigen, das hieße Lärm um Nichts machen. Um jedoch ſolche Erſcheinungen nicht ganz ungenannt vorüberſchwinden zu laſſen, wollen wir Herrn Berthold als einen recht brauchbaren Schauſpieler bezeichnen, der im Engagement wohl ſeiner Bühne von mannichfachem Nutzen ſeyn könnte. Er zeigte Einiges von Auffaſſungsgabe in ſeiner Leiſtung, er weiß zu geſtalten, er hat eine deutliche Ausſprache, und articulirt ſelbſt beim ſchnellſten Tempo ſehr rein und verſtändlich, was allerdings für einen nicht unbedeutenden Vorzug gelten mag. Daß er mit einwärts gebogenen Beinen einherging, ſo wie die forcirte Stellung mit der offenen Tabaksdoſe, und einiges Andre noch, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen. Dieß ſind Fehler gegen den guten Geſchmack, die mehr auf das Publikum fallen, welches dergleichen duldet, als auf den Künſtler, der ſolche übelangebrachte Späße erſinnt, um ſich bei ſeinem Publicum einzuſchmeicheln. Bei einiger Selbſtkritik, und bei richtiger Wahrnehmung der Umgebung, würde Bartolo bald ſeine geraden Beine wiederhaben, und mit ſtärkerer komiſcher Kraft ſein Erſtaunen ausdrücken können, als in dem ganz bedeutungsloſen Daſtehen, gleich einer Wachsfigur. Die Hauptſache jedoch, die dem Gaſte abgeht, um in dem Sängervereine unſerer Oper, ſich zu behaupten, iſt die Stimme. Wenn es ſich nicht darum handelte etwas ganz Vorzügliches zu erhalten, ſo könnten wir uns ja mit Dem begnügen, was wir bereits haben. Staudacher iſt, wohl zum Mindeſten eben ſo vorzüglich als Bartolo. Mittermayer hat zwar keine brillante Stimme mehr, aber wie ſehr überragt ſeine Schule und Virtuoſität dieſen, und viele andere Gäſte noch, die da kommen könnten. Wir glaubten übrigens nach dieſer erſten Leiſtung nicht unſer Urtheil zurückhalten zu dürfen. Die Erſcheinung des Gaſtes im Bartolo, war ſehr gut und mit aller Rückſicht gewählt, um ſein Talent im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Es ſoll ihm ſchwer werden, in einer andern Parthie unſre Meinung von ſeinem Talente zu widerlegen, ſo bereitwillig wir auch zum Widerrufe ſind. — Mad. Kraus-Wranitzki ſang die Roſine mit gewohnter Virtuoſität und vielem Geſchmacke. Wir können nur wiederholen, was wir bei andern Gelegenheiten von dieſer Künſtlerin bereits gemeldet haben.

L.

2tes Quartal. Nro. 7. 10. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Das Käthchen von Heilbronn. — Il Matrimonio segreto.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 45 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Das Käthchen von Heilbronn.

Wird denn gar ſo ſtark an die Pforte gerüttelt, wohinter der Kritiker ſchlummert? Soll er einmal wieder den Schlaf von den Gliedern ſtreifen, und mit ſeinen ſcharf beobachtenden Blicken das Theater beſchauen? Man giebt das „Käthchen von Heilbronn.“ Ein duftend poetiſcher Strauß, gewickelt in den Lärm einer Ritterkomödie, umſpruht von Colophonium, umkracht von zuſammenſtürzenden Brücken und Mauern, verbrämt mit einem baumelnden Kinde als Cherub, und einem prachtvollen Hochzeitmarſche. Aber man laſſe ſich ja nicht einfallen, den Kern, den duftigen Strauß ganz zu verlieren, in dieſem wirren Glänzen und Lärmen der Theaterei. Der arme Heinrich Kleiſt glaubte ja ſeine himmliſchen Blumen nur ſo an den Mann bringen zu können. Er, dem Alles im Leben mißglückte, der, als er einſt in Berlin mit Seckendorf eine Zeitſchrift herausgab, worinn des Herrlichen ſo viel zu leſen, nothgedrungen war, verlaufene Möpſe, verlorne Regenſchirme, Unglücksfälle und polizeiliche Uebertretungen anzeigen zu müſſen, um ſich durch dieſe Beigabe einen dürftigen Leſerkreis für ſeine Poeſien zu gewinnen! — Ich erinnere mich im Jahre 7 oder 8, dieſes unſers jetzigen Jahrhunderts, in einer Zeitung geleſen zu haben, daß in Hamburg ein großes Ritterſchauſpiel, unter dem Titel: **das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe**, ſo nannte es Kleiſt ſelbſt, aufgeführt worden ſey. Der gute Berichterſtatter konnte dabei die Ausbrüche ſeines wohlgemeinten Zorns und Ingrimms gar nicht zügeln. Aber das Stück war in der That ausgepfiffen worden, und complett durchgefallen. Die Hamburger Theater-Verwaltung die für ihr großes, gemiſchtes, ſtets wechſelndes Publikum zu ſorgen hat, iſt von jeher auf Neuigkeiten ganz beſonders hingewieſen, daher greift ſie denn oftmals zu Fremdartigem und Unvorbereitetem. Eine Poeſie, wie ſie im Käthchen, namentlich in dem Originale von Kleiſt anzutreffen iſt, fand nun aber bei der Hamburger Bühne zu allen Zeiten keine beſondern Dollmetſcher, eben ſo wenig wie die nöthige Empfänglichkeit im Hamburger Parterre; dazu kam aber noch jene ungünſtige, unempfängliche Zeit, als Norddeutſchland ſo ſehr unter dem Drucke fremder Heere zu dulden hatte, und daher iſt der Fall des Stückes leicht erklärlich.

Ungefähr zehn Jahre ſpäter, da der nunmehr verſtorbene, gelehrte Profeſſor Rhode in Breslau, als Dramaturg wirkte, und dieſes Theater zu einer ſo künſtleriſchen Höhe, ſo wohlberechnet zu ſchrauben wußte, wurde abermals ein Verſuch mit Kleiſt's Käthchen gewagt. Das Original war mit Einſicht gekürzt worden, und die Proben hielt man mit großem Fleiße. Voll hoher Erwartung ſahen viele damals in Breslau anweſende Freunde und Kenner der Bühne dieſer Erſcheinung entgegen und es hatte ſich eine ſo günſtige Meinung davon verbreitet, daß ein übervolles Haus das günſtige Schickſal prophezeihte. Aber ein eigenes Fatum waltete dabei. — Anſchütz ſollte den Wetter, Dem. Butenop, jetzt ſeine Gattin, das Käthchen geben. Da ſtürzt Anſchütz, ganz gerüſtet, wie er ſich auf das Theater begeben will, einige Stufen, die von der Garderobe auf dasſelbe führen, herab und verletzt ſich ſo, daß die Aufführung nicht ſtatt finden konnte. Nach einigen Wochen endlich wird ſie wieder angeſetzt und der Zudrang iſt noch größer als das Erſtemal. Der erſte Act iſt geendigt, man iſt entzückt, man überſchüttet die Darſteller mit Beifall, als plötzlich ein furchtbarer Donner ſich hineinmiſcht. Kundige glauben, daß es der Theaterdonner ſey, womit der zweite Act beginnen ſoll. Aber der Donner ſchallt ſo ungewöhnlich, man vernimmt zugleich ein ſeltſames Rauſchen, es iſt ein Wolkenbruch, der ſich über Breslau entladet. Ganze Giesbäche ſtrömen in das ſchlechtgebaute Theater und bald iſt das Parterre überflutet. Man ſpringt auf die Bänke, der Vorhang muß aufgezogen werden, die Damen werden von Bank zu Bank geleitet und endlich von hülfreichen Händen auf die Bühne ſelbſt gehoben, von dort kann man die Zerſtörung ruhig anſehen, und unter Rittern und Knappen, Fräuleins und Zofen, unter den Mauern von Thurneck, hinter dem „ſüßduftenden Hollunderbuſch“ der noch ſeitwärts in der Couliſſe ſteht, und im Schutze des Cherubs, der bereits in den Soffiten hängt, converſiren und promeniren Breslau's Söhne und Töchter und geben den trocken gebliebenen Logen ein Schauſpiel ganz eigener Art.

Durch dieſe Störungen war der Wunſch, das „Käthchen von Heilbronn“ nun endlich einmal ganz ungeſtört zu genießen, ſo ſehr rege worden, daß es nachher eine ununterbrochene Reihe voller Schauſpielhäuſer zu Wege brachte. Das Original von Kleiſt, wie man es damals in Breslau gab, enthält Schönheiten, die der Bearbeiter Holbein für ein gewöhnliches Publikum und gewöhnliche Darſteller, als ganz überflüßig, unpaſſend und unbrauchbar davon entfernte. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob Holbein im Allgemeinen recht hatte. So viel kann ich jedoch behaupten, daß uns damals Alles, was wir zu hören und zu ſehen bekamen, ſehr recht, lieb und werth war, daß aber auch Anſchütz und ſein Bräutchen, wie geſchaffen zu den Rollen ſchienen.

Seitdem hat nur ein Schauſpieler mich als Wetter von Strahl ganz befriedigt, ſo viele ich auch darin geſehen habe. Dieß war Rebenſtein in Berlin. Sein innerer Adel, ſeine Weichheit, bei der Kräftigkeit der Geſtalt, das vollklingende und doch etwas umſchleierte Organ, das man bald ſehr lieb gewann, eigneten ihn ganz vorzüglich zur Darſtellung dieſes mittelalterlichen Magnetiſeurs. — Käthchen ſoll Mad. Renner und dann Louiſe von Holtei, geborne Rogée, in größter Vollendung gegeben haben. Beide habe ich leider nicht gekannt. Sollte ich aber alle Käthchen nennen, die ich geſehen, ſo würde ich mein Gedächtniß ſehr martern müſſen. Ich denke vor Allen noch des Eindrucks, den die Lindner, Haizinger, Peche, Carl auf mich machten. Mad. Carl war ganz wunderbar zur Darſtellung des Käthchens von der Natur ausgeſtattet. Dieſe Rolle bedingt mehr als jede Andere, einen Ton der Stimme, welcher Kindlichkeit athmet, einen Blick, der unbegränztes Vertrauen ausſpricht, das Ganze muß uns dieſe unſchuldige Mädchenhaftigkeit auf die Spitze geſtellt, ſo poetiſch verſinnlichen können, daß wir durch ihren unnennbaren Reiz Alle zu Wetter von Strahlen werden. Dieß iſt allerdings ſehr ſchwer und nur unter gewiſſen Bedingungen möglich. Ein gelispeltes „mein hoher Herr,“ und lief es durch alle Tonarten, und würden die Augen hundertmal dabei auf und niedergeſchlagen, läßt uns kalt und macht uns endlich verdroſſen gegen dieſe aufdringliche, höchſt unnatürliche Ziererei. —

Jetzt iſt das Käthchen von Heilbronn ein Lieblingsſtück auf Deutſchlands Bühnen geworden, ganz in deutſche Dichterglut getaucht, dem Auslande unverſtändlich, unüberſetzbar, ſo ächt und warm wie ein Volksmährchen, und Alles doch nur aus dem tiefen Gemüthe eines wunderbaren Dichters entſprungen. Soll man nun aber nicht fordern können, daß Jene, die es nicht verſtehen, oder ſich mit Unwillen dagegen ſträuben, dem franzöſiſchen Drama in der Darſtellung ſein Recht widerfahren zu laſſen, ſich für dieſes Werk mit Achtung und Liebe wenigſtens erfüllten, wenn ihnen

Begeiſterung ganz verſagt ſeyn ſollte? Was ſoll man denn von der Kunſt des Schauſpielers noch hoffen, wenn jede, ſelbſt die beſcheidenſte Erwartung auch hier ſo ganz leer ausgeht? Man glaube nicht, daß ich beabſichtige, Verdienſte zu ſchmälern, und Intereſſen zu kränken, ich weiß, daß die Gewohnheit ſo manches erträglich machen kann, und daß Vielen das Wichtigſte, die Bühne betreffend, als unerheblich erſcheint. Ich rechte auch nicht mit den Zufriedenen, die ihren Beifall in Wort und Schrift kund geben; wenn aber das Hoftheater in München als Kunſtanſtalt betrachtet werden ſoll, wenn ein prachtvolles Gebäude eingeräumt, ja eigends zu ſeinen Zwecken erbaut wurde, wenn täglich die ganze Bevölkerung zu dieſem Tempel und ſeinen Feſten geladen wird, wenn die Erſten und Gebildetſten ſich verbindlich gemacht haben, ihnen beizuwohnen, dann mag es wohl auch geſtattet ſeyn, einige ernſtere Betrachtungen an die Darſtellung eines Schauſpiels zu knüpfen. —

Der Vorhang ging langſam in die Höhe, und wir erblickten Vehmrichter in einer Höhle, einen Vater „den alten wilden Kläger,“ wie ihn der Dichter nennen läßt, und einen gewaltigen Ritter, den die Luſt, den Pfalzgrafen zu treffen, die Schienen am Harniſch ſprengte.“ Wer, beim bloßen Leſen dieſer Scene, von epiſcher Breite und ohne eigentlich dramatiſches Intereſſe, malt ſich Höhle, Vehme, Kläger und Ritter, nicht ſchauerlich-wirkſamer, wahrer und der Idee des Dichters entſprechender aus, ohne andere Mittel als die ungeübte Phantaſie eines ganz gewöhnlichen Menſchen, der leſen kann und verſteht was er lieſt. Und ſoll man von Männern, die ſich ſelbſt Künſtler nennen, und deren Phantaſie unterſtüzt wird von allen Zaubereien der Scene, nicht mehr erwarten? War es denn nicht möglich, dieſe Höhle etwas geeigneter zu decoriren, damit uns die profane Theaterei in die Ferne, und die heilige Vehme näher gerückt würde? Wie ſtörend iſt es z. B. wenn die Lampen der Couliſſen, der Bühne entzogen, die der Rampe aber ihr gelaſſen werden. Die grell beleuchteten Füße der im Vordergrunde befindlichen Perſonen, bilden dann einen zu ſchneidenden Contraſt mit dem Uebrigen. Die Höhle war auch zu hell gemalt, zu hoch, zu weit. Sie hätte durch mehrere Bogen und Pfeiler verengt erſcheinen müſſen. Die Vehmrichter ſollten entweder ſchwarze Helme mit heruntergelaſſenem Viſier, oder doch ganz ſchwarze Vermummungen tragen, da ſie ſtets gänzlich unbekannt blieben und daher nicht mit ihren fleiſchfarbenen Geſichtern da ſitzen durften. Das Einzige, was an der Decoration gelobt werden konnte, war der gemalte, ſchwarze Vorhang, hinter dem Sitze des Freigrafen. Man ſieht daraus, wie eine unbedeutende, ſinnig angebrachte Nüance den Eindruck verſtärkt, und wie der aufmerkſame Zuſchauer dergleichen willig anerkennt. Dieſe kleine ſchwarze Drapperie gab der ganzen nüchternen Sache einige Bedeutung, dies machte die Höhle mehr zum Sitze der Vehme, als die Todtenkopfe, die Fackeln, die ſchwarze Tafel, die weißen Schranken, ja als die Richter ſelbſt. Dahinter konnte man ſich wenigſtens Schreckniſſe denken, und der Maler, der dieſe Drapperie ſchuf, ergänzte ſehr ſinnig und phantaſiereich die unvollkommene Aufgabe der Regie. Dahinter lauert ſie die eiſerne Jungfrau mit ihren Schwertern und den ausgebreiteten Armen, der Block mit dem Beil, hundert erhobene Dolche, alle Grauen der Nacht, des Todes und des furchtbarſten Tribunals.

In dieſer Decoration, vor dieſen Richtern ſteht nun „der alte, wilde Kläger.“ — Herr Racke hat das Verdienſt, ſehr verſtändig zu ſprechen, die Sätze ganz herrlich zu ſondern, und ſo bündig auseinanderzuſetzen, daß Alles klar wird und nicht der leiſeſte Zweifel bleiben kann. Deshalb lieben wir ihn vorzüglich in Expoſitionen, wo Ein unverſtändliches Wort uns über den Zuſammenhang des ganzen folgenden Stücks in Dunkelheit laſſen kann. Hier war aber neben der Deutlichkeit noch eine andere Aufgabe zu löſen. Der alte, wilde Kläger, der, aus dem Getöſe ſeiner Werkſtatt, durch die Schönheit und wunderbare Gemüthsſtimmung ſeines Mädchens, aufgeſchreckte Vater, der ſchlichte Bürger, der dem mächtigen Grafen gegenüber ſteht, der reich, jung, ſchön und herrlich iſt, und noch überdieß mit Zauberkräften begabt, und Alles, nach der Meinung des Alten, anwendet, um ihn zu verderben. Dieß Alles darzuſtellen iſt nicht leicht. Die umſtändliche, ganz undramatiſche Schilderung verlangt Ruhe, die Gemüthsverfaſſung grimmige Haſt. Herr Racke war aber offenbar zu weich. Auch ſein Aeuſſeres entſprach dem alten, wilden Waffenſchmiede nicht. Von der Haarlocke des Scheitels bis zum Schuhbande wäre zu tadeln, erlaubte es der Raum, auch hierüber weitläufig zu werden. — Der Graf Wetter war der allergewöhnlichſte Ritter, den je das Theater ſah, ſeitdem Helden in Leder und Blech darauf herum ſpuken. Ihn ſehen und hören, und Rake's Ruhe war gerechtfertigt, Käthchen gehörte in's Tollhaus, und auch die Vehme, da ihr das Urtheil über den Schauſpieler nicht zuſtand, hatte Recht, das Ganze für eine Faſelei zu nehmen und den Junker frei zu ſprechen. — Was ſich nun im Walde bei der Köhlerhütte zutrug, war eben ſo erbaulich. Die ganze Scene ſah aus als ob, wie es in den Proben alter, gut eingeübter Stücke zu geſchehen pflegt, die Schauſpieler alle nur ihre Reden markirten, um die Stichwörter zu bringen.

Was leiſe geſprochen werden ſollte, wurde laut verhandelt, man that ſo, als wüßte man, die Fremden dürften es doch nicht hören. Und endlich Kunigunde! dieſe Thurneckerin, die alle deutſchen Ritter gegeneinander hetzt, wie war es möglich, dieſe Rolle ſo zur Traveſtie zu machen? Wir geben zu bedenken, daß Kunigunde ein ſchönes, ſtolzes, ränkeſüchtiges, reiches Fräulein war. Eine undankbare Rolle freilich, aber dennoch eine Rolle für eine Schauſpielerin im vollſten Sinne des Wortes. Die Rollen ſind nicht immer geſchrieben, um die Schauſpieler zu ergötzen, ſondern zum öfterſten dazu, auch dem Publikum einiges Vergnügen zu machen.

Im nächſten Acte ſehen wir nun wieder Kunigunde von Thurneck, wie ſie ſich von einem alten Weibe die Fiebertraumgeſchichte des Grafen erzählen läßt. Ueber Kunigunden haben wir ſchon genug geſagt, bleibt uns nun nur noch des alten Weibes zu erwähnen. War eine gar ſtattliche, mit Atlas und Silber garnirte, mit Locken verbrämte Frau, die Alles in eben dem Tone, in eben der Weiſe, und mit ebenſo weitausgreifenden Bewegungen vortrug, wie das edle Fräulein von Thurneck ſelbſt. Der Dichter ſchafft Kontraſte, des Reizes wegen, der ihnen inwohnt, der Maler, jeder Künſtler ſtrebt dahin, und das Theater, dieſes bewegliche, lebenvolle Kunſtwerk, das den weiteſten, nützlichſten Gebrauch davon machen könnte, ſollte ſich ihrer überheben dürfen? Es iſt ſo leicht, für die Scene Kontraſte zu bilden. Jeder Menſch hat, wenn er ſie gehörig zu cultiviren verſteht, und der Schauſpieler muß es ja ohnehin, eine ſich ſchroff abſondernde Individualität. Warum nun aber alles verwiſchen? Warum es zugeben, daß eine alte Schachtel, eine Plaudertaſche, eine Hexe, Krankenwärterin im Schloſſe, noch ſchöner ſey und bündiger ſpreche, wie das edle Fräulein von Thurneck ſelbſt? —

Kommt nun die Scene in der Dorfſchenke und die Verwechslung der Briefe. Das muß ein kurzes Theater ſeyn, damit dahinter Graf Wetter im Nachdenken, Gottfried im Putzen des Helmes und Brummen ſchon vertieft ſeyn könne. Es iſt Nacht, die Thüre verſchloſſen, warum treten da erſt Beide auf? Wir werden nicht heimiſch auf dieſer Burg, wie in dem ganzen Stück. Ueber die Leiſtungen der Gäſte in dieſer ſchönen Scene hier zu ſprechen, liegt diesmal außer unſerm Vorſatz. Endlich Verwandlung, brennende Burg, Spektakel, Lärm! Nie werden wir dieſem Unweſen das Wort reden. Leute von Geſchmack widert es an, und ſelbſt für die Menge hat es allen Reiz verloren. Hier blos verſtändig anzudeuten wäre das Beſte. Was ſoll man nun aber dazu ſagen, wenn nichts angedeutet, ſondern Alles ganz materiell und flach uns vor Augen gebracht wird, und dabei dennoch verkehrt unordentlich, Lachen erregend? Wenn während einiger kurzen, ſchnellgeſprochenen Reden Statiſten auf ihre Schilde klappern, daß man in einer Schmiede zu ſeyn glaubt; wenn Alles zur unrechten Zeit zuſammenläuft und ſich begegnet; wenn ſechs grüne Kerle hierhin, ſechs gelbe dorthin rennen, wenn Kampflärm mit einem Male verſtummt, wie eine Weckuhr die abgelaufen iſt, wenn etwas Colophonium aus den Couliſſen geblitzt, ewig ſtarke Ringmauern und Pfeiler bewegt und ſie ohne Getöſe zuſammenſtürzen läßt, wenn gutmüthige Kerle ſich langſam, bedächtig, und ungeſchickt in einen Graben legen, um ſich verſchütten zu laſſen, wenn aus dieſem Graben ein Cherub ſteigt, ſtatt ſich aus den Wolken herabzuſenken? Soll noch mehr aufgezählt werden? Ich dachte es wäre an dieſem genug! —

Man überlaſſe ohne Neid dieſe elenden Behelfe andern Bühnen, die Hofbühne einer Hauptſtadt ſtrebe andern Effecten nach. Studium, Geſchmack, Einſicht in das Kunſtwerk, ſeyen ſtets aus allen ſceniſchen Anordnungen erſichtlich. Wer den Erdgeiſt im Fauſt mit dem alltäglichen rothen Opernfeuer beleuchten wollte, würde die Scenerie des Fauſt nicht begreifen, eben ſo der, der in der Hexenküche eine Wolfsſchlucht anbrächte. Aber in dem einfachen Arrangement von Fauſt's Studierzimmer, in der Volksſcene bei Valentins Ermordung, im Dome, im letzten Rufe von oben: „er iſt gerettet!“ da kann der Ordner zeigen, ob ihn höhere Anſichten leiten, ob ein Werk ihn begeiſtere, und ob er mit den Mitteln zu ſchalten verſtehe, die ihm die Scene überantwortet.

Doch ich ſehe, daß ich von der Darſtellung unſers Käthchens gänzlich abgekommen bin, und ich glaube, das lange, beſchriebene Blatt nunmehr mit Schrecken betrachtend, daß es nicht der Mühe lohnt, wieder dahin zurückzukehren.

Il Matrimonio segreto.

Willkommen alter Meiſter Cimaroſa! Wie ſein Name ſchon ſo melodiſch klingt! Welch eine Sprache, des Wohllauts und der Muſik. — Nun ſind es richtig gezählt 41 Jahre, daß dieſe Oper in Wien zum erſten Male aufgeführt wurde, und ungefähr 30, daß ſolches hier ſtatt fand. Wie ſie damals in den Logen geſeſſen haben mögen, die Damen und Herren in ihrer ſteifen, überladenen, fiſchbeinernen Tracht, mit den großen „Mouchen“ im Geſichte. Was „Mouchen“ waren? — Kleine Stückchen ſchwarzen Zeuges, die man ſich in's Geſicht klebte, um den Glanz und die Zartheit der Hautfarbe zu erhöhen. Es war damals die Zeit der „Mouchen.“ Man hatte Alles „gemuſcht,“ wie man es nannte; gemuſchte Kleider, gemuſcht-lakirte Wagen, von den kleinſten ſchwarzen Pünktchen bis zu ganz koloſſalen. Madame Pellegrini war die Einzige, die jene Zeit richtig begriffen hatte. Sie zeigte uns als **Fidalma** an ihrem Kleide, was „Mouchen“ waren. Dafür ſey ihr Dank gebracht! — Im übrigen fehlte ihr aber der kräftige Alt, den dieſe Parthie erfordert; das „vergogna — vergogna“ im herrlichen Terzett des erſten Aktes würde ſonſt eine ganz andere Wirkung gemacht haben. — Herr Pellegrini nahm ſich in der Perücke brillant aus. Wir wollen nicht damit behaupten, daß er nicht auch in natürlichen Haaren ſich ſehr vortheilhaft zeige, ſelten aber wird man einen jugendlich ſchönen Kopf antreffen, dem die Tracht unſrer guten Väter, ſo paſſend anſtünde. Auch Spiel und Geſang ſtanden ihm wohl an. Er wußte ſich im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. — Die beiden Schweſtern Carlina und Liſetta, waren Madame Kraus-Wranitzki und Dlle. Fuchs. Die Damen hatten ſich auch nach dem Modejournal von 1770, jedoch nur zum Theil gekleidet. Die Toilette hätte gefälliger ſeyn können. Wir erinnern uns, Damen ſehr reizend in dieſer Tracht geſehen zu haben. Und warum überhaupt ſo gekleidet? Wir können nicht glauben, daß ſie ſelbſt auf dies barocke Coſtum gekommen ſind. Wer es ihnen angerathen, hat jedenfalls eine Sünde gegen den heiligen Geſchmack begangen. In Stücken, die uns eine ſtreng bezeichnete Zeit mit geſchichtlicher Wahrheit, oder Sitten eines beſtimmten Landes vorführen ſollen, möge ſo etwas ſtatt finden. Aber warum hier? Wird die Wirkung dadurch nur um ein Haar verſtärkt? Soll man in dem erſten Duett, womit die Oper beginnt, lachen? Sind Carlina und Paolino nicht ganz ernſt gehalten? Ein Künſtler, der uns nicht den Rock vergeſſen macht, den er anhat, gäbe einen übeln Beweis ſeines Talents, und ein ungenügendes Talent wird uns auf ſeine Schwäche deſto aufmerkſamer machen, je wichtiger ſich uns ſein Coſtüm präſentiren will. — Aber da ſehe man nur! mit dem Unbedeutendſten habe ich den Anfang gemacht, und vom Weſentlichſten faſt noch gar nicht geſprochen. Das fatale Coſtüm!

Mad. Kraus-Wranitzky ſang dieſe heiter-ſentimentale Parthie überaus gut. Ihr ward übereinſtimmender, rauſchender Beifall. Hier konnte ſie ſich wieder als Sängerin von ſeltener Schule zeigen, die für Alles die richtige Erkenntniß und hinreichende Mittel beſitzt, denn der Vortrag dieſer ältern Muſik verträgt nicht die neuere Weiſe, die ihr allen Reiz der Eigenthümlichkeit rauben müßte. Auch Dlle. Fuchs gab die ſtreitſüchtige, ältere Schweſter mit wirkſamer Bezeichnung. Die Ausführung der Geſangparthie zeigte wie immer von Fleiß. Herr Bayer als Paolino war unwohl. Er ſang mit Anſtrengung, das konnte man ihm anſehen, doch ließ er es nicht hören. Er konnte ſeinen Theil an den Ehren des Abends rechtmäßig beachten. Aber was ſeh' ich? Ich habe von Santini noch nichts geſagt. Santini war Jeronimo. Das ſollte eigentlich genug ſeyn. Wer weiß nicht, daß er vortrefflich war, daß er ſchön ſang, daß es an Späßen nicht fehlte — kurz, daß Alles befriedigt wurde. Aber, wenn man ihn auch ſchon lange kennt, wenn man weiß, wie ſehr er im Stande iſt, Alles zu beleben und hinzureißen, ſo kann man ihn ſich doch nicht in dieſer Parthie denken, ohne ihn geſehen zu haben. Habt Ihr den alten Jeronimo nicht von ihm gehört, ſo wißt Ihr nicht, welche Schattirungen er im komiſchen Geſange anzubringen weiß. Ihr wißt nicht, wie ein Tauber ſingt, wie er ſelbſt oft ſo leiſe und unverſtändlich murmelt, dann wieder übermäßig ſchreit, wie er ſingend rechnet, ſpekulirt, zankt, ſpottet, ſchmeichelt und höhnt. Wenn Ihr den Jeronimo von Santini nicht gehört habt, ſo wißt Ihr nicht, welche treffende Charakteriſtik in dieſen Tönen der älteren italiäniſchen Meiſter liegt, wie ſie Melodien erfunden haben, nicht um der Melodie wegen, ſondern um ein muſikaliſches Drama zu machen. Das war ſtets ihre Aufgabe. Aber Santini macht es erſt Allen deutlich. —

Und ſomit begrüßten wir denn dieſe einfache Schöne, von beinahe fünfzig Jahren, bei beleuchtetem Hauſe, an dem Vorabende des hohen Namensfeſtes unſerer geliebten Königin, und das Publikum zeigte ſich theilnehmend, klatſchte viel, und rief die Künſtler Alle nach dem erſten und nach dem zweiten Akte heraus.

Druckfehler in Nr. 6.

S. 42 Z. 4 v. o. uns ſtatt und
„ „ „ 26 „ „ von Seite „ v. Saite
„ 46 „ 18 „ „ [illegible] „ [illegible]
„ „ „ 1 v. u. zu den [illegible] „ zu zu den [illegible]
„ 48 „ 16 v. o. [illegible] „ [illegible]

2tes Quartal. Nro 8. 13. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Ali-Baba. — Pariſer Theater-Caſſen-Rapporte. — Miszellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 30 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III Rayon 4 fl. 6 kr.

Ali-Baba.

I.

Es war das Concert des Herrn von Beriot. Er, der ſo glücklich iſt, wie Paganini zu ſpielen, und die ſchöne, liebliche Malibran zur Frau zu haben. Ich trat in die Loge einer berühmten Künſtlerin. Der Glanz überraſchte mich. Alles ringsumher in blendender Toilette und im reichſten Schmucke. Die Loge ſelbſt mit blauer Seide tapeziert, Atlasſeſſel von gleicher Farbe, Fußſchemel, Teppich, Spiegel. „Es iſt Rothſchild's Loge,“ ſagte man mir, „ſie haben ſie zum heutigen Konzerte nicht behalten.“ Grade wie bei uns, dachte ich in meinem Sinn, das müſſen ſie noch von Frankfurt her gewohnt ſeyn. Wie konnt' ich eine ſo koſtbar eingerichtete Loge auch nur für einen Abend einem Andern überlaſſen!

Beriot ſpielte, und Alles horchte und war entzückt; nun ſang Signora Tadolini, eine Frau, der man wahrhaftig bei mancher deutſchen Hofbühne freudig zuhören würde, aber da plauderte Alles. Die Künſtlerin, die an dieſem Abende den Fauteuil der Frau von Rothſchild uſurpirt hatte, zog mehr an, wie die gute Signora, troß aller Mühe, die ſich dieſe gab, und troß aller Unabſichtlichkeit Jener. Es kam ein dicker Redacteur des **Courrier-français**, Offizier der Ehrenlegion, ein Gönner der Kunſt in einer gewiſſen Sphäre, zu ihm geſellte ſich ein talentvoller Maler, der das ächt geſellige Talent eines jungen Pariſers in ſich vervollkommnet hatte, mit jungen Leuten über die Schnur zu hauen, in höherer Geſellſchaft aber den Mann von Erziehung zu zeigen, was bei uns zu den größten Seltenheiten gezählt werden darf; dann traten ein Banquier, ein Militair, lauter ſchöne ſtattliche Leute in ſehr feinem, geſchmackvollem Anzuge zu uns ein. Meine ſchöne Künſtlerin war nicht ſehr geſprächig. Man ſpendete ihr die ſchönſten Blumen der vorübergehenden Bouquetière, man erwähnte des glänzenden Balles beim Baron Vigier, der nach dem Konzerte Statt haben ſollte, man ſprach Politik, Literatur, Kunſt, „on parla raison enfin,“ was in der Regel viel ſagen will. Meine ſchöne Künſtlerin trommelte mit den Fingern auf das Atlaspolſter der Logenbrüſtung, ein ſicheres Zeichen, daß die Herren ſie Alle ennuyirten. Mit einem Male belebt ſich ihr Blick. Sie richtet ſich aus ihrer nachläßig zurückgelehnten Stellung in die Höhe; ſie ſcheint einen erſehnten Gegenſtand zu erwarten. Ich folge ihren Augen und erblicke unweit von uns, mühſam auf dem etwas abſchüſſigen Balcon, der vor den Logen hinläuft, einen kleinen, alten Mann ſich fortbewegen, durch die Sitze ſich drängen, und mit einiger Haſt zu uns hinſtrebend. Die Künſtlerin ſteht auf, beugt ſich zu ihm hinüber, ergreift ſeine Hand, und neigt den ſchönen Kopf ſo nahe darauf hin, daß es den Anſchein hat, als wolle ſie ſie küſſen. Meine Verwunderung wächſt, ich betrachte den Fremden mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, der freundliche Worte, voll einfach treuherzigen Wohlwollens an die Künſtlerin richtet. Das iſt kein Franzoſe, denk' ich mir — ich hör's am Accente; aber auch kein Deutſcher — mir zeigt's ſein Ausſehen. Und doch hat der Ausdruck ſeines Weſens ſo viel vom Deutſchen, daß ich ihn gern dafür halten möchte. Er war klein, etwas gebeugt, der Kopf groß im Verhältniß zu ſeinem Körper, die Geſichtszüge ernſt, tief, die Naſe ſtark; die Augen klein, gutmüthig; die grauen Haare, kurzgeſchnitten, doch voll und etwas emporſtehend. Er trug einen alten, dunkelgrünen Frack und das rothe Band im Knopfloche.

I.

„Er wird alt,“ ſagte der Redacteur Mr. L. B. . . . . , nachdem ſich der Fremde entfernt hatte.

„Ach es wirkt ſo wohlthätig auf mich, wenn ich ihn ſehe und ſpreche,“ rief die Künſtlerin aus. „Wie ſehr verehre ich ihn — ſeit Mozart und Beethoven todt ſind, lebt nur der Einzige noch.“ —

„Wer war der Mann?“ fragte ich ſchnell, denn meine Neugier ließ ſich nicht länger zurückhalten.

„Cherubini,“ war die Antwort.

„Ja, Cherubini,“ fiel unſer dicke Redacteur ein, indem mein Auge auf den Platz des Balcons mit Aufmerkſamkeit ſich heftete, den der Meiſter jetzt wieder eingenommen hatte. „Kerubini, nicht Scherubini, wie ihn Napoleon ſtets in einer Anwandlung böſer Laune zu nennen pflegte. Napoleon war dem alten, grämlichen Maeſtro niemals hold, je nun, dafür wird er jetzt von ſchönen Damen fromm verehrt."

„Sie ſagen, daß Napoleon ihn haßte?" fragte ich neugierig.

„Haß — das iſt zu viel geſagt — nicht leiden mocht' er ihn." erwiederte mein dicker Freund. „Man erzählt vielerlei Geſchichten davon. Es war im Jahre 1800 als Cherubini ſeinen Waſſerträger aufführen ließ. Damals hatte er wohl den Gipfel ſeiner Celebrität erlangt und damals war es, daß er zum erſten Male dem General Bonaparte bekannt wurde. — Das Conſervatorium war organiſirt worden, und man benachrichtigte den Director, daß Bonaparte einen Marſch von Paeſiello aus Italien mitgebracht habe, den er zu hören wünſche. Der Director wollte aber dieſe Gelegenheit benützen, dem General ſeine Muſiker in einem bedeutendern Tonſtücke zu zeigen. Er wählte hiezu eine Trauermuſik, die Cherubini auf den Tod des Generals Hoche geſetzt hatte. — Bonaparte ſtutzte, daß man ihm mehr gab, als er verlangte. Er glaubte, man wolle ihm eine gute Lehre geben, in Zukunft keine fremde Muſik nach Frankreich zu bringen. Vielleicht auch ward er empfindlich, als man ihm Hoche's Lob vorſang; kurz er ward auffallend verſtimmt und ungehalten und nach Beendigung des Stücks ging er auf Cherubini zu, und erſchöpfte ſich in Lob über Paeſiello und ſeine Werke. „Das iſt der Erſte Componiſt," ſagte er, und um Cherubini ſelbſt die Hoffnung zu rauben, noch als zweiter glänzen zu können, beeilte er ſich, nach Paeſiello gleich Zingarelli zu nennen. So oft ſeit jenem Augenblicke Napoleon mit Cherubini ſprach, fing er immer mit dem Lobe Paeſiello's und Zingarelli's an. — Einſt wurde Cherubini zum erſten Conſul zur Tafel geladen. Man ſpeiſte im Erdgeſchoſſe, in den Zimmern von Madame Bonaparte. Dieſe Mahlzeit war ſo kurz, daß der arme Cherubini, der mäßigſte Muſiker der Welt, kaum Zeit hatte, eine Cotelette zu verſpeiſen. Man ſteht auf, man verfügt ſich in den Salon, zum großen Erſtaunen des Componiſten kommt der erſte Conſul gerade auf ihn zu. Er hatte die Eigenheit angenommen, den Namen Cherubini immer franzöſiſch auszuſprechen. „Alſo Mr. Scherubini," fieng er an, „die Franzoſen ſind in Italien!" Gottlob, daß es die franzöſiſche Muſik nicht iſt, wollte ihm wahrſcheinlich der ſchroffe Italiener erwidern, er ward aber, ſo ſauer es ihm ankam, zum Hofmann, und erwiederte: „Wohin ſollten ſie nicht unter einem ſolchen Führer noch gelangen?" Freunde von mir, die ihn bei dieſer Gelegenheit beobachteten, konnten die Miene nicht komiſch genug ſchildern, die er annahm, um dieſe Schmeichelei vorzubringen. Nun kam Bonaparte gleich auf franzöſiſche und italieniſche Muſik und das Lob Paeſiello's und Zingarelli's war da. Bald wurde das Geſpräch italieniſch, bald franzöſiſch geführt. Wenn Cherubini im Zuge war italieniſch zu ſprechen, unterbrach ihm Bonaparte franzöſiſch, und ſo wie in dieſen Sprüngen, mußte er ihn auch in den Evolutionen folgen, die es ihm mitten im Saale, die Kreuz und Quere zu machen beliebte. — „Ich liebe ſehr Paeſiello's Muſik, ſie wiegt mich ſo ſanft, Sie haben Talent, aber Ihre Begleitung iſt zu ſtark.“ — „Bürger Conſul, ich habe mich nach dem Geſchmacke der Franzoſen gebildet. Paese che vai, usanza che trovi.“ — „Sie haben eine Lodoiska gemacht, die ſehr gefallen hat.“ Von dem Waſſerträger, der eben im Zuge war, erwähnte er nichts, endlich ſagte er kurz: „Mit einem Worte, ich liebe die monotone Muſik.“ — „Aber Bürger-Conſul, die Monotonie ſcheint mir in jeder Kunſt verwerflich.“ — Nun erklärte Bonaparte, was er unter monotone Muſik verſtehe, nehmlich eine ſolche, die ihn „ſanft wiegte.“ „Aha, ich verſtehe“ ſagte Cherubini, „Sie lieben eine Muſik, die Sie nicht hindert, an Staatsangelegenheiten zu denken.“ Der erſte Conſul wandte ſich ab; die Unterredung war beendigt. — Während ſpäter in Wien Cherubini Faniska ganz friedlich componirte, war es Napoleon eingefallen, die Schlacht bei Auſterlitz zu gewinnen. Er erfuhr von Maret, daß der Componiſt in Wien ſich befinde. Er ließ ihn kommen. „Wie? Sie ſind hier?“ — „Man hat mich kommen laſſen, zwei Opern zu componiren.“ — „Haben Sie die Erlaubniß Ihrer Vorgeſetzten?“ — „Der Miniſter hat mir den Abſchied ertheilt.“ — „Je nun, da Sie einmal hier ſind, ſo wollen wir Muſik machen. Sie ſollen meine Konzerte dirigiren.“ — Und ſo war abermals der Bewunderer Paeſiello's von Cherubini überrumpelt worden. Doch verläugnete ſich der Liebhaber der ſanften Muſik keinen Augenblick. Während des erſten Conzerts zeigte er ſich überaus ungeduldig. „Mr. Scherubini, das Orcheſter iſt zu hoch.“ „Sire, ich muß mir erlauben, zu widerſprechen.“ — „Wenn ich ſage, es ſpielt zu hoch, ſo meine ich, es iſt zu ſtark, es macht zu viel Lärm.“ — Cherubini ließ pianiſſimo ſpielen, und der Kaiſer wurde ſogleich wieder heiterer. So ſehr war er zur Milde geſtimmt! — Einſt in Schönbrunn war eine kleine muſikaliſche Unterhaltung. Cherubini ſtand am Flügel, Creſcentini ſang. Dazwiſchen ſprach immer der Kaiſer, und zwar ſeinem Syſteme getreu von Paeſiello mit Cherubini, von Marcheſi mit Creſcentini. „Das nächſte Mal, Creſcentini,“ ſagte er zu dem Sänger, „werden Sie mir die Arie des Vaters aus Paeſiello's Nina vorſingen.“ — „Aber Sire,“ ſprach ganz entſetzt der Soprano, „das iſt eine Baßarie.“ — „Was liegt daran?“ und hiebei wandte ſich der Kaiſer zu Cherubini, „kann er ſie nicht ſingen?“ — „Sire,“ entgegnete dieſer, er kann ſie ſingen, aber eine Octave höher.“ — „Je nun, ſo ſoll er's machen, wie er's kann, ich beſtehe nicht auf eine Octave." — Er liebte in der That die Muſik nicht. Man behauptet, daß der Donner der Kanonen ihm das Trommelfell verdorben hatte. — Dabei blieb es nun. Creſcentini hatte nicht nöthig, eine Octave höher zu ſingen. Der Friede ward unterzeichnet, Napoleon verließ Schönbrunn, Cherubini aber blieb in Wien und ließ 1806 ſeine Faniska aufführen, die alle Kenner entzückte. —

Hier klatſchte man. Das Concert war geendet; ich hatte nichts davon gehört, wohl aber war ich voll innerer Muſik und zwar der tiefen, und erhabenen, des von mir ſo hoch verehrten Meiſters, Cherubini.

II.

Andern Tages beſuchte ich einen bekannten Muſikfreund. Ich nannte ihm nur Cherubini's Namen, um ihn ſogleich zu elektriſiren. „Iſt es nicht entſetzlich," ſagte ich, „daß der Mann noch bei ſeinem Leben von ſeinen Zeitgenoſſen faſt vergeſſen iſt?" „Vergeſſen?" rief lachend mein Freund. „Wer konnte ihn vergeſſen? dafür ſorgt er ſchon ſelbſt. Mehr als ein halbes Jahrhundert voll Arbeit, Glück und Ruhm ruht zwar auf dem Scheitel des ehrwürdigen Greiſes, aber noch ſteht er rüſtig da. In Ihrem Vaterlande iſt die Muſik eine Religion, man feiert Muſikfeſte, aber auch uns bereitet ſich ein ſolches Feſt vor, ein ſo großes, ſchönes und erhabenes, das keinem ähnlichen weichen wird. Es wird von allen Verehrern der hohen Tonkunſt feierlich begangen werden, wenn der glorreiche Componiſt der Lodoiska, Medea, und des Waſſerträgers, der dreiſtimmigen Meſſe und noch ſo vieler göttlichen Werke, uns das Reſultat ſeines Lebens, ſeine letzte Studie, das gewiſſenhafteſte Bekenntniß ſeiner Künſtlerbruſt darbringen wird. Es wird ein Meiſterwerk ſeyn, denn Cherubini iſt einer jener großen Genien, welche die Zeit achtend verſchont. Für dieſe Begünſtigten des Himmels bringen die Jahre nicht das Alter, ſondern die Erfahrung und die Kraft."

Er ſchien begeiſtert. Das Werk, wovon er ſprach, iſt Ali-Baba. — Der Lebenslauf des Künſtlers Cherubini, der ſo große Meiſterwerke hervorbrachte, iſt noch nicht beendigt, Ali-Baba wird erſt den Schlußſtein bilden. — Ich verließ meinen Kenner und Freund und bin begierig, wie Paris, wie die Welt, das letzte Werk des greiſen Meiſters aufnehmen wird! —

Cherubini iſt ein Florentiner, geboren 1760. Seit dem 9ten Jahre componirt er. Seine erſten Meiſter waren Bartolomeo und Aleſſandro Felici. Im 18. Jahre ſtudierte er unter Sarti in Bologna, auf Koſten Leopolds II. Großherzogs von Toscana. 1784 hatte er bereits einen ſolchen Namen, daß er nach London berufen wurde, wo er **la finta principessa** und **Guilio Sabino** ſchrieb.

Auf ſeiner Reiſe wurde er in Paris mit Viotti bekannt. Sie blieben Freunde. Seit 1786 gehörte er und ſein Ruhm Frankreich. 1788 erſchien Ifigenia in Aulide und der herliche Démophon, wozu ihm Marmontel das höchſt unpoetiſche Buch lieferte. Für die Italiener in Paris ſchrieb er: I Viaggatori felici, und das berühmte Quartett: Cara, da voi dipende. 1791 wurde im Theater Feydeau Lodoiska gegeben. Hier begann eine neue Aera für dieſe Bühne. Berton gab Montano und le delire; Méhul, Euphroſine; Leſueur, la caverne. Dann folgten Medea, Eliſa und l'hôtellerie-portugaise; 1800 erſchien der Waſſerträger. Faniska 1806, in Wien; 1815 ging er nach England, um die philharmoniſchen Konzerte zu dirigiren. 1809 ſchrieb er Pimmalione für den Hof. 1810 Crescendo für die komiſche Oper. 1816 die Abencerragen, für die große Oper.

In den letzten Jahren ſchrieb er ſeine herrlichen Meſſen, Pſalmen und ſein Requiem. Carl X. ernannte ihn zum Offizier der Ehrenlegion und 1822 ward er Director des Conſervatoriums, das ihn noch mit Stolz an ſeiner Spitze ſieht.

Pariser Theater-Kassen-Rapporte
und
ein Wort über Hernani.

Théâtre-français.

Einnahmen der 15 erſten Vorſtellungen von Victor Hugo's Hernani.

	fr.	c.
1.	5,218.	61.
2.	4,030.	20.
3.	2,971.	46.
4.	4,307.	96.
5.	4,562.	41.
6.	2,808.	23.
7.	3,992.	78.
8.	3,937.	78.
9.	4,256.	78.
10.	4,557.	78.
11.	3,953.	60.
12.	3,212.	78.
13.	3,191.	14.
14.	2,981.	51.
15.	3,221.	69.
	57,620.	71.

Porte-St. Martin.

Einnahmen der fünfzehn erſten Vorſtellungen von Lucrèce Borgia, deſſelben Dichters.

	fr.	c.
1.	2,528.	30.
2.	3,013.	10.
3.	3,506.	80.
4.	3,701.	20.
5.	3,847.	80.
6.	3,285.	60.
7.	3,849.	90.
8.	3,634.	80.
9.	3,131.	80.
10.	3,038.	10.
11.	2,752.	90.
12.	3,280.	60.
13.	3,589.	00.
14.	3,081.	50.
15.	2,666.	70.
	49,222.	10.

Hernani*) hat im Ganzen dem Théâtre-Français beinahe 200,000 Fr. eingetragen, und dieſe Summe wurde nur von Heinrich III. und ſein Hof, von Alexander Dümas überſtiegen. Dieſes Stück trug nämlich 220,000 Fr. ein. Im Gegenſatze der romantiſchen theilen wir nun einige Geſammteinnahmen von Stücken der ſogenannten klaſſiſchen Schule mit. Die Schule der Alten, worinn noch Talma ſpielte, zu einer Zeit da Friede, Handel und Wiſſenſchaften blühten, trug 200,000 Fr. Les trois quartiers, von Lebrun unter dem Titel: Zeitſpiegel bearbeitet. (Ein herrliches, zeitgemäßes, mit Localfarben geſättigtes Bild, jedoch eben darum nur für Franzoſen). 160,000 Fr. Ludwig XI. (das in Hamburg, Hannover und Dresden von Joſt geſpielt, nach Kulb's Uebertragung bedeutendes Glück machte) ein Stück, worinn der Autor ſchon ſtarken Gebrauch von Allen, den Romantikern eingeräumten, Conceſſionen machte, trug 165,000 Fr. Die andern neuern Klaſſiker, Arnault u. ſ. w. kann man nicht erwähnen, wenn man von bedeutenden Einnahmen ſprechen will. Als z. B. der Artaxerxes von Delrieu wieder auf die Bühne gebracht wurde, betrug die Einnahme des dritten Abends 200 Fr. 4 S. und 11 D.

---

*) Bei Gelegenheit des Hernani erlaube ich mir eine Bemerkung. Das Stück iſt jedem Kenner der neuern franzöſiſchen Literatur bekannt, und daher überhebe ich mich, hier über deſſen große Fehler und Schönheiten ein Wort zu verlieren. Nur Weimar und München ſind mir von Deutſchlands bedeutendern Bühnen bekannt worden, die den ſeltſamen Verſuch wagten, dies Stück aufzuführen. Um ſo mehr mußte dieſer Verſuch hier auffallen, wo faſt Alles Einheimiſche Neue unberückſichtigt blieb, und zu dem fremdartigſten Fremden gegriffen wurde. Ich habe ſelbſt verſucht, einige der in poetiſcher Hinſicht ſchönſten Scenen des Hernani, treu im Ausdruck und mit Beobachtung aller Eigenthümlichkeiten in Styl, Rhythmus und Wortfügung, zu überſetzen, um einem des Franzöſiſchen unkundigen Freund davon einen Begriff zu geben, und bin daher befähigt, über die unendliche Schwierigkeit zu urtheilen, die ein ſolch treues Wiedergeben verurſacht. Wollte man aber bei dieſem Werke jene Mühe umgehen, den Dialog umgeſtalten, den bizarren Gedanken ſeines ihm eigenthümlichen Gewandes entkleiden, mit einem Worte, die Form, die bei jedem Werke der Kunſt ſo weſentlich iſt, durch eine Andere, uns bequemere erſetzen, ſo müßte die Wirkung zerſtört werden. Man denke ſich den plattnaſigen Neger von der Goldküſte, in ſeiner Landestracht, und wir werden ihn wenigſtens anſtaunen können, kleiden wir ihn nach der neueſten Pariſer Mode, ſo finden wir ihn abgeſchmackt und lächerlich. Daſſelbe was die Bearbeitung erheiſcht, gilt auch vom Spiel. Ohne zu wiſſen, wer damals hier Donna Sol ſpielte, glaube ich Niemanden zu nahe zu treten, wenn ich behaupte, daß es der Mamſell Mars wohl beſſer gelungen ſeyn mag, die Intentionen des Dichters zu verſinnlichen. Und ſelbſt bei der berüchtigten Stelle am Schluſſe, als Sol ſtirbt und ihrem Geliebten mit Bezug auf die Brautnacht und aller beider Tod, die Worte zuruft, die ungefähr heißen: „Und ſollten wir denn nicht dieſe Nacht beiſammen ruhen?“ — regte ſich wohl unwillkührlich ein leiſes Lachen, das aber ſogleich der lauteſten Bewunderung wie der innigſten Rührung weichen mußte. — Trotz dieſer kleinen Ehrenrettung, die ich mich nicht enthalten konnte, bei Erwähnung des hier ſo ſehr verrufenen Stückes einzuſchalten, bin ich doch der Meinung, daß man es nie auf unſere Bühnen hätte bringen ſollen. Wo Alles wegfällt, was dem Stücke ſeinen Reiz verleiht, wo nur das Grelle und Fremdartige, ohne verſöhnende Mittel, uns unvorbereitet entgegentritt, da konnte keine günſtige Wirkung gehofft werden. Den Pariſern ginge es mit Schillers Räubern nicht beſſer, wenn ungeſchickte Hände es verſuchen wollten, ihnen dieſe derbe Schüſſel franzöſiſch anzurichten..

Miscellen.

In Hamburg wurde bereits Raupach's: **mulier taceat in ecclesia**, mit Beifall gegeben. Jery und Bätely mit Muſik von F. Hartmann, war am 23. und 25. Juny. A, B, C, nach dem Engliſchen von Kettel, und Acht vernünftige Tage, u. d. Franzoſ. von Herzenskron, werden gern geſehen. Man muß es den Hamburgern laſſen, daß ſie mit Neuigkeiten ſtets voran ſind.

Das Neueſte in Paris, iſt das Vaudeville: „**la Camargo ou l'Opera en 1760,**“ in 4 Acten, von Fontan und Dupeuty. Es hat intereſſante Details, man findet es jedoch zu lang. Bei der zweiten Vorſtellung fand ein großer Zulauf ſtatt; Viele mußten zurückgehen, ohne einen Platz erhalten zu können. Die herrliche Sangerin und Schauſpielerin Madam Albert und Herr Brohan, wurden bei ihrem Erſcheinen mit dreimaliger Salve begrüßt. Mad. Albert ſoll in dieſer Rolle bewunderswerth ſeyn. Im **Ambigû** war bereits die 40ſte Vorſtellung des „**Festin de Balthazar**“ angekündigt. Es wird immerfort gegeben. Die **Porte-St Martin**“ brachte ein Drama „**Pergami**“ auf die Scene. Ein Name, der vor einigen Jahren einen bedeutenden Platz in der höhern **Chronique scandaleuse** einahm. —

In **Valence** gab man das bekannte Drama: „**la tour-de-Nesle,**“ unter folgendem Titel: „**les crimes de Marguerite de Bourgogne, reine de France, adultère et parricide, dramo-historico-romantique en neuf actes.**“

Dem. Henriette Carl, dieſelbe, welche in Madrid im vorigen Winter Aufſehen machte. gaſtirt in dieſem Augenblicke neben Mad. Waagen auf dem Hoftheater, in Berlin.

Wir haben Hoffnung den Hofſchauſpieler Moriz aus Stuttgart als Gaſt auf unſerer Buhne zu begrüßen. — Ein guter Bekannter aus fruherer Zeit.

Werden wir denn den herrlichen Santini nicht mehr ſehen und horen? Noch zwei volle Monate wird er in unſerer Mitte weilen, und manches Feſt konnte den zahlreichen Freunden der italianiſchen Oper noch durch ihn bereitet werden.

2tes Quartal. Nro 9. 17. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Charlotte Breyther. — Literatur. — König Enzio.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 60 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl., Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 60 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Charlotte Breyther.

Eine wahre Begebenheit.

Mittheilung aus Norddeutſchland.

Charlotte Breyther war eine der liebenswürdigſten Tänzerinnen, und wenn ſich ihr Ruf nicht verbreitete wie der einer Elßler oder Taglioni, ſo war einzig und allein ihre Jugend und Dürftigkeit daran Schuld; ſie hatte mit ihrem geringen Gehalt noch eine Schweſter und ihre Mutter zu ernähren, welche letztere ſelbſt das Talent ihrer Tochter nicht beurtheilen und weiter ausbilden konnte. Siebenzehn Frühlinge hatten ſie zu einer ſchönen Blüthe entfaltet, und mit verſchwenderiſchem Farbenſchimmer die Wangen geröthet. Beim Theater aufgewachſen, und ſtets nur das zarte Füßchen zum Tanze geübt, hatte ſie es in weiblichen Arbeiten und Kenntniſſen nicht weit gebracht, dazu war ihr eine gewiſſe Einfalt angeboren, ohne welche ſich die nachfolgende Begebenheit auch ſchwerlich erklären ließe.

Sie lebte in Bremen. Unter ihren vielen Anbetern war auch ein junger Maler aus Lübeck, er hatte ſie nur einmal auf der Bühne geſehen, aber ſogleich hatte ſein Herz für ſie geſchlagen. Von Gräfe, ſo hieß der junge Künſtler, war einer der liebenswürdigſten jungen Leute. Sein blaues Auge mußte jedem Mädchen, das nur einmal hineingeſchaut, Vertrauen einflößen. Charlotte war ſein ſteter Gedanke, ſich ihr zu nähern, ſein einziger Wunſch; doch wie war das möglich? — Liſt mußte hier zu Hilfe kommen.

Eines Morgens nahm er ſeine Mappe, und ging damit zu ſeiner Auserwählten; nachdem er ſein Entzücken über ihre Schönheit und Grazie ausgeſprochen, bat er, ſie möge ihm zu einem Porträt ſitzen, „denn,“ ſetzte er hinzu, „noch nirgends habe ich ein Mädchen gefunden, das meiner verſtorbenen Schweſter ähnlicher ſieht, wie Sie!“ Charlotte erröthete und ſchlug die Augen nieder, die Mutter nahm für ſie das Wort und erklärte es für eine Ehre, ihre Tochter von einem ſolchen Künſtler gemalt zu ſehen.

Lottchen hatte den jungen Maler zuweilen angeſehen, ſie hatte ihn anſehen müſſen, denn er hätte das Auge ja ſonſt nicht treffen können. Jedermann lobte das Bild, andere Porträts von Gräfe waren mit dieſem nicht zu vergleichen. Mehr als zehnmal hatte ſie ihm aber auch ſitzen müſſen, wo es ſonſt mit zweimal ſchon genug war. Durch das öftere Beiſammenſeyn waren ſie vertraut geworden, er ſcherzte und tändelte anſtatt zu malen, und oft war er fortgegangen, ohne im Geringſten an das Malen zu denken. Von Liebe war auch ſchon die Rede geweſen, aber in dieſem Kapitel hatte er nie weit kommen können, denn wenn ſelbſt die Mutter es nicht ungern zu ſehen ſchien, ſo wußte die Tochter ſtets davon abzubrechen. Dennoch war es Gräfe nicht entgangen, daß Lottchen ihm gut ſeyn könne, er hatte Beweiſe davon, die er ſich freilich größer auszumalen ſuchte, als ſie wirklich waren.

Die Mutter um die Hand ihrer Tochter zu bitten, übertrug nun der verliebte Maler einem vertrauten Freunde. Neuner, ſo hieß er, war längſt bei Breythers bekannt, er genirte ſich nicht dieſen Antrag zu machen, hielt der Mutter eine herzbrechende Rede, und ſtellte dem lieben Lottchen ihr künftiges Glück vor und beide willigten ein. Wer war froher und glücklicher als Gräfe. Nun fehlte aber noch die Einwilligung ſeines Vaters, dieſe verlangte Madam Breyther mit Nachdruck und bis dieſe eingetroffen ſeyn würde, ſollte die Sache geheim bleiben. Gräfe erfüllte auch dieſen ſehr billigen Wunſch, und bald war die Antwort des Vaters da, der zwar im Anfange des Briefes nicht recht in die Verbindung willigen wollte, aber am Ende es doch zugab, wenn nämlich die Liebe wirklich ſchon gar ſo ſtark und nicht mehr zu bändigen ſeyn ſollte. Nun war der Jubel groß, noch denſelben Abend war Verlobung, und andern Morgens wurden ſchon die Viſitenkarten herumgeſchickt.

Hatte man die Neuigkeit vom Thurme geblaſen, ſie wäre nicht ſchneller in der Stadt herumgekommen als durch das Theaterperſonal, dieſes wußte der Sache in größter Geſchwindigkeit eine ſolche Ausdehnung und eine ſolche Wichtigkeit zu geben, daß man wirklich hie und da die Möglichkeit bezweifelte. Herr von Gräfe wurde ſchnell zum Baron avancirt und Demoiſelle Breyther wohnte ſchon als Frau Baronin auf ihren Gütern zu N. N. Wie wurde aber auch das arme Mädchen um ihr Glück beneidet, wie viele Weiſſagungen verkündeten Unglück und Verderben! Wie wenige gönnten dem guten Kinde den hübſchen Bräutigam und wünſchten ihm Glück und Segen zu der Verbindung.

Inzwiſchen mußte die Mutter in Privatangelegenheiten eine Reiſe nach Holſtein machen, von wo ſie aber in kurzer Zeit wieder zurückzukehren hoffte, um dann mit ihren Töchtern und ihrem Schwiegerſohne bei einer andern Bühne ein beſſeres Engagement zu ſuchen. Unvorhergeſehene Hinderniſſe vereitelten aber die Plane der Madame Breyther, ſie mußte länger ausbleiben, als ſie wollte. Für Charlotte hatte ſich durch Gräſes Bemühung ein gutes Engagement in Pyrmont gefunden, wohin ſie mit ihrem Geliebten abzureiſen gedachte, wenn er ſich früher mit ihr vermählt haben würde. Dies war aber in Bremen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und konnte in keinem Fall in wenigen Tagen abgemacht werden. Die Zeit drängte, die Schauſpielergeſellſchaft von Pyrmont wollte ſich in Osnabrück einige Wochen aufhalten, und hier ſollte Lottchen zum erſten Male im Schauſpiele auftreten. Sie war in der größten Verlegenheit, ein zu ſpätes, kontraktwidriges Eintreffen konnte ſie um ihr Engagement bringen, was ſollte ſie thun? wo einen Ausweg finden?

Gräſe und ſein Freund Nenner waren ſo glücklich einen Plan auszuſinnen, der ſie ſchnell an das Ziel ihrer Wünſche führen ſollte. Sie ſchlugen Charlotten vor, nach Lilienthal, einem Dorfe, drei Stunden von Bremen, zu fahren, dort ſich vom Pfarrer trauen zu laſſen, und dann ſogleich die Reiſe nach Osnabrück anzutreten. Charlotte war damit zufrieden. Die beiden Freunde eilten nach Lilienthal, ſprachen mit dem Pfarrer, dieſer beſtimmte ihnen Tag und Stunde, wo das Brautpaar erſcheinen ſollte, und mit dieſer frohen Botſchaft kehrten ſie nach der Stadt zurück.

Am nächſten Morgen fuhr Lottchen mit ihrem Bräutigam und Nenner zur Trauung. Gräſe und ſein Freund meldeten dem Pfarrer ſogleich ihre Ankunft, Charlotte mußte indeß allein bleiben, und konnte ſich zu dem Gange in die Kirche bereiten. Als ihr Bräutigam zurückkehrte, fand er ſie in Andacht verſunken. „Wir brauchen den Pfarrer nicht,“ ſagte Gräſe, „er iſt krank, hat mir aber einen Ehekontrakt gegeben, den wir beide zu unterzeichnen haben, und der uns der Trauung in der Kirche entbindet.“ Bei dieſen Worten zog er ein Papier hervor; es war ein Bogen mit dem großen Kirchenſiegel und mit der Namensunterſchrift des Pfarrers verſehen. Jetzt wurde Charlotten leichter ums Herz, es war ihr ganz recht, daß ſie den ſchweren Gang in die Kirche nicht zu machen brauchte. Nenner holte Feder und Tinte herbei, und Braut und Bräutigam unterzeichneten den Contrakt. Sie blieben vergnügt und froh den Tag über beiſammen und erſt ſpät kehrten ſie nach Hauſe zurück.

Am Tage nach dieſer Trauung wurde Herr von Gräſe auf die Polizei gerufen. Sein Hausherr führte Klage gegen ihn. Er war Goldarbeiter, und hatte nicht allein von Gräſe für Logis, ſondern auch für Sachen von bedeutendem Werth Geld zu fordern. Er verlangte, um ſeiner Zahlung gewiß zu ſeyn, daß Gräſe Bürgſchaft ſtelle, widrigenfalls er ihn mit Arreſt bedrohe. Der junge Menſch war über dieſe harte Forderung ſo beſtürzt, daß ihm die Thränen in die Augen traten, dies rührte den Polizeidirektor, dem Gräſe ſchon durch frühere Empfehlungen bekannt war. Er nahm daher das Wort für ihn, ſuchte den Gläubiger zu beruhigen, und ermahnte den Schuldner, fleißig zu ſeyn, verſprach ſelbſt ihm Arbeit zu verſchaffen, um dann ſobald als möglich ſeine Schuld tilgen zu können. Gräſe verſprach mit einem feierlichen Händedruck die Sache in kurzer Zeit zu ordnen, und bat nur um einige Tage Geduld. Dies Verſprechen, in Gegenwart des Beamten, beruhigte Herrn Trave, den Goldarbeiter, vollkommen, er bat ſeinen Schuldner um Verzeihung, daß er ihn in ſolchem Verdacht gehabt, und führte ihn in aller Freundſchaft und Liebe ſelbſt wieder in ſein Haus zurück. Gegen Abend kam Renner und holte ſeinen Freund zu einem Spaziergange ab. Gräſe wollte das Vertrauen ſeines nunmehr ſo väterlich geſinnten Hausherrn nicht mißbrauchen, er ging deßhalb zu ihm und benachrichtigte ihn, daß er mit Renner und ſeiner lieben Braut eine Promenade auf den Wall machen würde.

Trave ärgerte ſich nun ordentlich, den unſchuldigen Jüngling in Verdacht gehabt zu haben, und Frau Trave machte ihrem Manne, ſeiner Uebereilung wegen, die bitterſten Vorwürfe, und wollte Leib und Seele darauf verwetten, daß ein ſo unſchuldiges Blut Niemanden betrügen könne, am wenigſten Leute wie ſie, die mit aufopfernder Freundſchaft und Liebe Alles für ihn gethan hatten. Der Maler war ſchon längſt zum Hauſe hinaus, als Mad. Trave noch immer dieſen Text nicht beendigt hatte, und ihrem Manne von der Liebe des Nächſten vorpredigte.

Um 10 Uhr pflegte Herr Trave — nach alter bürgerlicher Weiſe — ſein Haus zu ſchließen, heute konnte er es nicht, denn Gräſe war noch nicht zurückgekehrt. Es ſchlug ein Viertel — es ſchlug halb — Gräſe war noch immer nicht da. — Müde des langen Wartens, wollte Trave ſchon die Magd zu Breythers ſchicken, und nachfragen laſſen, ob Herr Gräſe nicht dort ſey, dies aber wollte die Nächſtenliebe der Frau durchaus nicht zugeben. Indeß verging Beiden die ganze Nacht ſchlaflos, Aug und Ohr waren immer nach der Hausthüre gerichtet, wo man jeden Augenblick ein tüchtiges Klopfen zu vernehmen hoffte. —

Endlich gegen Morgen wurde wirklich an die Thür geklopft, raſch ſprang Trave aus dem Bette, um aufzumachen, ſeine Frau blieb ruhig in den Federn, lachte im Stillen, und freute ſich, wie ſie ihren Mann über ſeinen albernen Verdacht nun bald auslachen werde. — Trave öffnete indeß, mit tief abgezogener Nachtmütze ehrerbietig die Thür. — Ei, ei, Sie Nachtſchwärmer! wollte er freundlich zürnend ſagen, aber der Schreck nahm ihm die Sprache, denn ſtatt Gräfe ſtürzte ihm eine alte Köchin in die Arme. „Iſt meine Mamſell nicht hier?“ fragte die Alte jammernd, und rang die Hände. „Welche Mamſell?“ erwiederte Trave. „Ach Gott, meine Mamſell, die Breyther, ich ſuche ſie in der ganzen Stadt, und bin ſchon bei allen Brücken geweſen, um zu ſehen, ob ſie ſich vielleicht in's Waſſer geſtürzt hat. Jetzt wurde es heller Tag vor Trave's Augen. „Sie ſind fort, ſie ſind durchgegangen!“ ſchrie er, „aber warte, das ſoll Euch ſchlecht bekommen!“ — Mad. Trave hatte ihn im Bette gehört, ſie ſprang auf und eilte im tiefſten Negligee die Treppe herunter, jetzt mußte die Magd in die Stube kommen und dort Alles, was ſie wußte, haarklein erzählen. Trave eilte auf Gräfes Zimmer, um zu ſehen, ob von ſeinen Sachen etwas dort ſey. Aber hier fand er Alles leer, nur ein paar alte Pinſel lagen auf dem Tiſche. „Das ſoll heißen, du biſt angeſchmiert!“ ſagte der Erſchrockene zu ſich ſelbſt, und ſchlug ſich wüthend vor den Kopf.

Der arme Mann hatte ſich in ſeine Kleider geworfen und eilte auf die Polizei, die Magd mußte mit. Der Polizeidirektor war höchſt aufgebracht über dieſes Bubenſtück. Er befahl Erkundigungen einzuziehen, welchen Weg die Entflohenen genommen, und im Fall man ſie auffinden ſollte, beide ſogleich zurück zu transportiren. —

(Schluß im nächſten Blatte.)

Literatur.

Paris. Fragmente aus ſeinem Theater-Leben von **Eduard Jerrmann.** München 1838. Druck und Verlag von George Jaquet.

Ein in vieler Hinſicht intereſſantes Buch. Zuerſt deshalb, weil der Verfaſſer ſelbſt Schauſpieler iſt, und ein ſolcher nur ſehr ſelten als Schriftſteller auftritt, es ſey denn mit einem Stücke, nach dem Franzöſiſchen oder nach einer Novelle bearbeitet. Aufſchlüſſe über Studien und Anſichten, Beobachtungen und Erfahrungen, hat uns ſeit Iffland, Lang und Müller, in Deutſchland kein Schauſpieler mitgetheilt. Und doch iſt dieſe Lectüre nicht nur belehrend für Künſtler, ſondern auch unterhaltend für Laien. Es wäre wahrlich zu wünſchen, daß Mehrere recht bald dem Beiſpiele des Herrn Jerrmann folgen wollten. Ich bin berechtigt zu glauben, daß wir von Friedrich Ludwig Schmidt ſehr reichhaltige Memoiren zu erwarten haben, und daß Coſtenoble, Lembert und Andere wohl auch dergleichen herausgeben konnten. Mehr als dieſe würden aber Künſtlerinnen ein großes Publikum anzuziehen im Stande ſeyn, und würden auch ihre Geſtändniſſe nicht ſo offen der Skandal-lüſternen Welt abgelegt, wie die der Clairon es waren. Jedenfalls ſind wir Herrn Jerrmann für die Herausgabe ſeiner „Fragmente" verpflichtet. Sie beziehen ſich größtentheils auf ſeinen Aufenthalt in Paris, wo er den bekannten Verſuch ausführte, im théâtre-français einige Rollen zu geben, ein Verſuch — der von Ausdauer, Fleiß, Umſicht, ſo wie von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten den Beweis liefern würde, ſelbſt wenn ein nicht ſo glänzender Erfolg ihn gekrönt hätte, der ihm einen Grad wohlverdienter Celebrität im Vaterlande verſchafft hat. Es kommt bei ſo Etwas nicht in Betracht, was hie und da Einzelne darüber äußern, welche Beweggründe man entdecken will und wie man ſich bemüht, das eigentlich Zweckloſe dieſes Verſuchs darzuſtellen, die Kritik muß ihn einzig und allein aus dem kunſthiſtoriſchen Geſichtspunkte betrachten, und da würde des Herrn Jerrmann ſchon deßhalb ehrenvoll Erwähnung geſchehen, weil er es war, der zuerſt kein Opfer ſcheute, um ein ſeit Jahrhunderten eingewurzeltes Vorurtheil zu zerſtören, und ſeinen eigenen Ruf der Verhöhnung zweier Nationen preiszugeben, im Falle ihm ſein Wageſtück mißlungen wäre. Denn wie man in dieſem Falle in Deutſchland ihn mit Unglimpf überſchüttet haben würde, läßt ſich daraus abnehmen, wie man jetzt ſogar ſeiner günſtigen Erfolge ungeachtet hie und da über ihn abzuſprechen wagte.

Durch die Herausgabe der Fragmente ließ er ſich ſelbſt eine wünſchenswerthe Gerechtigkeit widerfahren und ergänzte erklärend als gebildeter Künſtler ſein Unternehmen. Zu gleicher Zeit ließ er es nicht an zum Theil recht ſcharfſinnigen Bemerkungen und lebendigen Schilderungen fehlen, die den Reiz dieſer Lectüre erhöhen. Auch giebt er gründliche Aufſchlüſſe über die Verfaſſung der erſten Bühne Frankreichs. Was er ſonſt noch dieſem eigentlichen Haupttheile ſeiner Schrift beifügt, wird gleichfalls nicht unbefriedigt laſſen.

Wir heben beſonders die Rechtfertigung ſeines frühen Wagſtücks, Carl und Franz Moor zugleich zu ſpielen, als lobenswerth hervor, wenn wir gleich bei dieſer Gelegenheit bekennen müſſen, die Meinung eines großen Theils der Gegner des Herrn Jerrmann zu theilen. Außerdem giebt uns der Verfaſſer noch andere Aufſätze, die zum Theil ſchon allgemeiner Bekanntes berühren, was in dieſem Augenblicke, wo ſo viel über Paris von Franzoſen und Deutſchen geſchrieben wurde, wohl nicht leicht zu vermeiden war. Eine Ausnahme hievon macht jedoch, das vier und zwanzigſte Kapitel, „meine mathematiſchen Studien" überſchrieben, welches ein heiteres, mit großem Talente ausgeführtes Bild, eines ſelbſt erlebten Ereigniſſes giebt.

Der Styl iſt größtentheils fließend und angenehm, und ohne von beſonderer Feile Zeugniß abzulegen, hält er ſich doch von aller Prätenſion entfernt. Deſto unangenehmer fallen hin und wieder Stellen auf, welche an die Emphaſe franzöſiſcher Tragiker erinnern, und unwillkürlich die Luſt in uns erzeugen, ſie ſogleich laut zu declamiren. Z. B. „Victor Hugo! Du, den ich liebe wie den Apfel meines Auges, Du, der meinem männlichen Alter meine Jugend, mit ihr ſo manche halbverblichene Bilder ſchöner Zeiten in's neue Leben rufſt; Hugo! herrlicher edler Menſch, der Du mit kindlicher Einfalt u. ſ. w." oder gleich in der Einleitung: „Endlich betrete ich Dich wieder, heimathlicher Boden! Vaterland, das ich nie inniger geliebt; Deutſchland! ſtolz wie Deine Eichen, unerſchütterlich wie Deine Berge, ſo lange Du, wie ſie, feſte Kettenreihen bildeſt!" — wo noch überdieß der Schluß einen für Deutſchlands Wohl nicht ganz verſtändlichen und nicht ſehr erſprießlichen Wunſch ausdrückt.

Doch ſind ſolche Stellen nur Wenige und ſie beeinträchtigen keineswegs den Genuß des Leſers.

Wir wünſchen ſchließlich, daß die Worte des Verfaſſers am Ende ſeines Buches recht bald in Erfüllung gehen mögen, und ihm an einer unſerer beſſern Bühnen ein Wirkungskreis eingeräumt werde, der ſeinem Talente, ſeinen Kenntniſſen, ſo wie ſeinem rüſtigen Vorwärtsſtreben in vollſten Maaße gebührt. — Das Aeuſſere des Buches iſt elegant und ſeinem Inhalte angemeſſen.

König Enzio.

Es iſt meine innerſte Ueberzeugung, daß, ſo lange wir keine andern Stücke, wie den König Enzio und ſeine Geſchwiſter, auf unſern Bühnen ſehen, die eigentlich wahre, ächte Schauſpielkunſt immer weiter ſich davon entfernen werde. Bühnenvorſtände, die dieſe Stücke vorzugsweiſe geben, Schauſpieler, die ſie mit Vorliebe ſtudieren, Dichter endlich, die ſie mit Leichtigkeit ſchaffen, ſind eigentlich nichts als ſaalbadernde Todtengräber, wie Jener, der im Enzio erſcheint, die ſich freuen am immer gleichen Geſichte des Todten, worauf die Lüge des Lebens erſtorben iſt.

Wie ſich das Alles ſo ähnlich ſieht! die ſüße Liebelei — das Begehrliche vom Männlein zum Weiblein, und umgekehrt! dann der Wahnſinn, der herausgefordert wird! Felſen und Berge, oder Häuſer und Palläſte, die eingeladen werden zuſammen zu ſtürzen! Und nun gar der ſogenannte „Geſang" mit der Guitarren-Begleitung in der Couliſſe. Die Dichter haben unſere Schauſpieler ſchon ſo ſehr verdorben, daß ſie ſelbſt dieſen Tand Niemanden mehr zu Dank machen können. Sie ſind wahrlich ſchlechte Dollmetſcher einer zarten, lyriſchen Leidenſchaft, die ſich in Jamben und Trochäen ergießt, ſo ſehr alltäglich auch dieſe Sache iſt.

„Ein abſprechendes Urtheil," werden manche Schauſpieler denken, wenn ſie vielleicht dieſe Zeilen leſen ſollten. „Weiß man denn wohl heute noch was das Publikum eigentlich will?" O ja meine Herren! Stücke, die Anders ſind, und eine Kunſt ſie darzuſtellen, die ſich von der Ihrigen unterſcheidet. Könnten Sie nur die Urtheile hören, wenn Sie auf der Bühne ſtehen und ſich zerarbeiten in Süßigkeit oder Herbe, in Sanftheit oder Kraft, wie man das Alles langweilig, ertödtend, geſchmacklos, ſtümperhaft findet. Denn was Sie manchmal am Schluſſe der Acte zu hören bekommen, das iſt kein Urtheil, das iſt eine ſtillſchweigende Bedingung der Höflichkeit geworden, wie das Hutabnehmen, oder das „ergebener Diener" von Leuten, die wohl Niemals daran denken, ihre ergebenen Diener ſeyn zu wollen. —

Als Raupach den groſſen Plan faßte, die Hohenſtaufen zu dramatiſiren, und ihn auszuführen begann, da ſchuf er viel beſſere, wirkſamere Trauerſpiele als dieſen Enzio, der mehr wie eine Liedes-Epiſode in dem tragiſchen Cyclus zu betrachten iſt. In den drei erſten Acten nichts als ein Hin- und Herreden, ein Verhandeln, ein Betheuern, ein Schwärmen ohne Ende. Es iſt eine ſogenannte „ſchöne Sprache" darin, wie die Leute ſagen. Wie ſehr ſteht aber ſelbſt dieſe zurück gegen den poetiſchen Springquell Schillers, gegen den bezaubernd lyriſchen [illegible] Max's und Thekla's, des Shakespear'ſchen Liebespaares nicht zu gedenken. Erſt im vierten Acte, als der Tod ſeine Rolle beginnt, ſcheint einiges Leben in das Stück zu kommen, dies junge Leben aber wurde unbarmherzigerweiſe getödtet durch verfehlte, ſchleppende Anordnung und mangelhaftes Spiel.

Herrn Grua, der den Enzio gab, können wir auch nach dieſer Rolle, nicht zum Range eines erſten Schauſpielers erheben. Ich ſpreche hier nicht von „Künſtler," ſondern von einem Schauſpieler, der das erſte Fach auszufüllen berechtigt wäre. Würde Herr Grua ſeine Beobachtung auf ganz vernachläſſigte Einzelheiten richten, wie z. B. auf die fehlerhafte Ausſprache einiger Konſonanten, die am Rheine einem jeden ſehr geläufig iſt, auf die Haltung des Körpers, den Anſtand und andere ſolche Kleinigkeiten, ſo würde er durch Jugend, Geſtalt und Organ, durch ein Feuer, das an den erforderlichen Stellen hervorbricht und ihm recht wohl anſteht, für Rollen, die nicht unbedingt zu den erſten zu zählen ſind, einen ganz geeigneten Schauſpieler abgeben. Ja ich glaube mit Gewißheit auf ihn anwenden zu können:

„Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier." —

Die Rolle der Lucie hatte Dem. Senger. Alle Welt weiß, daß in dieſem Augenblicke das Fach der tragiſchen Liebhaberinnen an unſerer Bühne ganz verwaiſt iſt, und es wäre daher eben ſo ungerecht als überflüßig, Dem. Senger in dieſer Rolle beurtheilen zu wollen.

Herr Vespermann gab den Todtenwächter. Er ſprach ihn ruhig, verſtändlich, das, was er ſprach, gefiel dem Publikum. Dieſe Lebens- und Todesphiloſophie, ſo wohlfeil erkauft, findet ſtets Beifall. Aber abgeſehen, daß das Ausſehen Filippo's, ſo wie das Innere ſeiner Wohnung anders ſeyn müſſen, um jene Wirkung zu erhöhen, ſo ſollte auch Herr Vespermann den Humor mehr vorwalten laſſen. Hiedurch wirkte der große Devrient in dieſer Rolle ſo ungemein. Raupach ſelbſt ſagte von ihm, daß er durch ihn erſt die Rolle klar begriffen habe, die ihm — dem Schöpfer — nur dunkel vorgeſchwebt. Devrient gab ihn übrigens älter. — Die Scene vor der Burg war in Berlin ganz anders und viel wirkſamer eingerichtet. In dem langen Bogengange brannten Pechpfannen, deren rothe Glut ſich in den blanken Rüſtungen der ganz gewappneten Wächter ſpiegelte, die ruhig daſaßen. Draußen auf der Bühne herrſchte bläuliches Mondenlicht. Dies gab ein Bild von herrlicher Wirkung. Bei uns war es heller Tag. — Die Burg muß viel tiefer in den Hintergrund gerückt ſeyn, um vorn mehr Spielraum zu gewinnen, und links vom Schauſpieler ſtehe, auf Stufen erhöht, ein Monument oder dergl., das breit genug iſt, Lucia den Blicken Aller Mitſpielenden zu entziehen, ohne ſie dem Publikum zu rauben. Mad. Crelinger entwickelte in dieſer Scene ein meiſterhaftes Spiel. Alles dies, vom Oeffnen der Thorflügel bis zum Wegtragen des leeren Sarges, war hier unwirkſam geordnet. Es erfordert den größten Fleiß von Seiten der Regie, und wird dann eine wahrhaft nicht gewöhnliche Wirkung hervorbringen. Wir finden nöthig zu erwähnen, daß das Stück noch unter den frühern Verhältniſſen einſtudirt wurde, wo man bekanntlich die Scenerie vom höhern Standpunkte aus, faſt gar nicht berückſichtigte.

2tes Quartal. Nro 10. 20. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Charlotte Breyther. — Janin und Bäuerle. — Miscellen. — Correſpondenz. — Anzeige.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Charlotte Breyther.

Eine wahre Begebenheit.

Mittheilung aus Norddeutſchland.

(Schluß.)

Neuner war mit Gräfe und ſeiner jungen Frau nebſt ihrer Schweſter Abends im Dunkeln zum Thore hinausgegangen, wo ein Wagen ihrer wartete, um ſie weiter zu bringen. Beim Abſchied drückte Neuner dem Kutſcher ein gutes Trinkgeld in die Hand und hieß ihn, in den erſten Stunden, ſo ſchnell als möglich zu fahren. Der Kutſcher, ſchon bekannt mit ſolchen Touren, jagte davon, als ob die ganze Polizei ihm ſchon im Rücken wäre, und brachte dadurch glücklich ſeine Leute an Ort und Stelle. Lottchen und ihre Schweſter, die ſich zum erſten Male auf dieſe Manier empfohlen hatten, konnten vor Angſt und Zittern in den erſten 24 Stunden nicht zu ſich ſelbſt kommen, und erſt in Osnabrück, wo ſie ihren Verfolgern entgangen zu ſeyn glaubten, wagten ſie wieder zu ſprechen und freier zu athmen.

Die Reiſenden ſtiegen hier im erſten Gaſthofe zum „krummen Ellenbogen“ ab, und kündigten ſich dem Wirth und der Wirthin als Herr und Frau von Gräfe an. Die freundliche Aufnahme, die ihnen hier zu Theil wurde, ließ ſie das Vergangene ſchnell vergeſſen.

Die Ankunft des hübſchen jungen Paares war bald in ganz Osnabrück bekannt, und Alles freute ſich ſchon, die liebenswürdigen Leutchen auf der Bühne zu ſehen. Man eilte in den „krummen

Ellenbogen,“ um ſich von der Schönheit der Frau von Gräfe zu überzeugen, und ſich als Recenſent, Klatſcher oder Hervorrufer ihr zu Füßen zu werfen. So hatten ſich denn auch am dritten Tage an der Table d'hôte ſo viele Gäſte im „krummen Ellenbogen“ eingefunden, wie der Wirth lange nicht bei ſich geſehen.

Während die ſchöne und von Allen bewunderte Frau von Gräfe ſich die Suppe trefflich ſchmecken ließ, ganz unbekümmert um die übrige Geſellſchaft, wurde ihr Herr Gemahl vom Tiſche abgerufen; ſie glaubte, es ſey irgend ein Freund, und ließ ſich daher auch durch dieſen kleinen Vorfall nicht unterbrechen, als indeſſen die Mahlzeit faſt beendigt war, ſo glaubte ſie doch, ſich nach ihm erkundigen zu müſſen. Wie ſehr erſchrack ſie aber, als ſie ihren Gatten draußen nicht fand, und auch Niemand ihr ſagen konnte oder wollte, wohin er gegangen ſey. Jetzt ahnete ſie nichts Gutes, glühend überlief es ſie, und ihr Blick konnte dem freundlichen Auge der Wirthin nicht begegnen, die in dieſem Augenblicke zu ihr trat. „Erſchrecken Sie nicht,“ flüſterte ſie, „ein Polizeidiener war hier und verlangte, daß Herr von Gräfe mit ihm gehe. Mir hat er verboten, Ihnen etwas davon zu ſagen, denn er meinte, er würde gleich wieder zurückkommen. Es iſt wahrſcheinlich ein Mißverſtändniß.“ — Das arme Weib wußte indeß nur zu gut, warum ihr Mann abgeholt worden war, und ihre Verſtellung reichte nicht ſo weit, um ihre Schuld der Wirthin verbergen zu können, die pfiffig und ſchlau ſogleich die Sache zu durchſchauen begann, als ein Herr von der Polizei hereintrat und ſich bei ihr nach Demoiſelle Breyther erkundigte. „Logirt hier nicht,“ war die Antwort. „Doch, ſie iſt mit dem Herrn gekommen, der hier ſo eben abgeholt worden iſt,“ entgegnete der Andere. „Sie meinen Frau von Gräfe, dieſe ſteht vor Ihnen,“ antwortete die Wirthin, nicht ohne Mitleid auf die liebenswürdige Frau blickend. Der Polizeikommiſſär verlangte jetzt mit Frau von Gräfe allein zu ſprechen, und bat die Wirthin, auch die Schweſter derſelben herzurufen. Nun begab er ſich mit beiden auf ihr Zimmer, erklärte ihnen, daß von dem Polizeidirektor in Bremen der Befehl gekommen ſey, ſie ungeſäumt zurückbringen zu laſſen, und daß er ihnen daher nicht erlauben könne, ferner aus dem Zimmer zu gehen, indem ſie mit der nächſten Poſt nach Bremen fahren müßten. Die armen Mädchen weinten und flehten, aber es war umſonſt. Der Polizeikommiſſär ließ den Wirth kommen, um ihn ſogleich von Allem zu unterrichten.

Den Gäſten war indeß das lange Ausbleiben der ſchönen Fremden aufgefallen, und durch das heimliche Geſpräch des Polizei-Commiſſärs mit dem Wirthe, wurde vollends ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Man drang mit Ungeſtüm in den Wirth, und dieſer, der ſich von allen Seiten beſtürmt ſah, bat, man möge nur wieder Platz am Tiſche nehmen, er wolle dann die ganze Geſchichte im gehörigen Zuſammenhange von ſich geben, wenn man ihm nämlich verſpräche, ſo lange davon zu ſchweigen, als die Perſonen, die ſie betrifft, bei ihm im Hauſe ſeyen. Und nun kramte er aus was er wußte, und ſeine Frau half mit ihren Vermuthungen aus, wo es eine Lücke gab. Noch hatte er aber nicht geendet, als ſchon die Hälfte von ſeinen Gäſten zum Zimmer hinaus war. Im Sturm eilte einer nach dem andern davon, auf die Straße, wo ſie ſich mit unglaublicher Regelmäßigkeit vertheilten. Ein jeder nahm ein anderes Viertel der Stadt, und ſo kam die Sache ſo ſchnell und ſo ſchön herum, wie es durch kein Tagsblatt hätte geſchehen können. In einer Stunde war ganz Osnabrück von Allem wohl unterrichtet. Jeder wußte es genau und Alle wollten es beſſer wiſſen. Herr von Gräſe war ein junger hübſcher Schauſpieler, Frau von Gräſe eine reiche Kaufmannstochter aus Bremen, ſie hatte ſich von ihm entführen laſſen, weil die Aeltern ihre Heirath nicht zugeben wollten. Die Geſchichte war ganz natürlich und nur in Osnabrück etwas ſeltnes.

Gräſe war unterdeſſen wie ein Verbrecher, in ein armſeliges finſteres Gefängniß geſteckt worden, hier ließ man ihm Zeit, über ſein Schickſal nachzudenken. Die arme Frau und ihre unſchuldige Schweſter zerfloſſen in Thränen; der Gedanke, wieder nach Bremen zurückgeführt zu werden, war ihnen zu ſchrecklich, ſie hätten ſich in dieſem Augenblicke das Leben nehmen können, wenn ihnen Mittel zu Gebote geſtanden hätten. Sie ſaßen da gefangen, verhohnt, verlacht, geſtürzt von der Höhe ihres Glücks, in dem ſie kurz zuvor noch geſchwelgt. Zum erſten Male ſtanden ſie allein in der Welt, zum erſten Male fehlte ihnen die Mutter, die ihnen Führerin auf dem ganzen Lebenswege geweſen war. Hätte dieſe ſie in Bremen nicht verlaſſen, gewiß, ſie wären nie in eine ſo unſelige Lage gekommen. Charlotte fühlte jetzt, daß ſie leichtſinnig gehandelt hatte, ſie bereute dieſen Schritt mit glühenden Thränen, aber ſie konnte ihn nicht ungeſchehen machen. Mit namenloſer Angſt blickten ſie in die Zukunft, wo ihre ganze Schuld durch ein lebendiges Zeugniß an den Tag kommen konnte, wo ſie dann noch elender und verlaſſener daſtehen mußte; nur der einzige Gedanke, daß ſie durch das Band der Ehe in gewiſſer Hinſicht gerechtfertigt ſey, goß einigen Troſt in ihr banges verwundetes Herz.

Sie ſehnte ſich nach ihrem Gatten, von ſeiner Nähe hoffte ſie Rettung, erfreulich kam ihr daher die Weiſung des Polizei-Commiſſärs, ſich bereit zu halten, mit der nächſten Poſt nach Bremen zu reiſen. Gräſe mußte mit zurück, das glaubte ſie feſt, und das ſtellte ſie zufrieden. Mit der nächſten Poſt ſagte der Polizey-Commiſſär, das mußte alſo noch heute, vielleicht ſchon in einigen Stunden ſeyn. Sie packte in dieſer Vorausſetzung ſchnell ihre Sachen zuſammen und harrte mit pochendem Herzen, daß man ſie abholen würde. — Aber wie ſehr hatte ſie ſich getäuſcht! es wurde Abend und Morgen, und Morgen und Abend, und es kam Niemand, der ſie rief, der ſie in Gräfe's Arme oder doch nur in ſeine Nähe führte. Erſt am dritten Tage endlich wurden ſie von dem Poſt-Conducteur abgerufen, der von der Polizei den Auftrag erhalten hatte, die beiden Mädchen nach Bremen zurückzuliefern. Charlotte eilte mit der ſeligen Erwartung zur Poſt, ihren Carl dort zu treffen. „Sie ſitzen beide bei mir," brummte ſie der Conducteur an, als Lottchen den Fuß aufhob, um in die Mittelchaiſe zu ſteigen, wo ihr Gatte ſitzen mußte; erſchrocken zog ſie den Fuß zurück und in dieſem Augenblicke ſah ſie auch, daß der Erſehnte nicht im Wagen ſaß. Deſto läſtiger war ihr die Anzahl von Neugierigen, welche ſich um den Wagen drängten, die gewiß alle gekommen waren, um die eben ſo ſchöne, als unglückliche Tänzerin noch einmal zu ſehen.

Der Wagen war mehrere Meilen von Osnabrück entfernt, als Charlotte die Ungewißheit über das Schickſal ihres Carls nicht länger ertragen konnte; ſie fragte daher den Conducteur, ob er nicht wiſſe, wann der junge Menſch, — „mein Mann" getraute ſie ſich nicht zu ſagen — mit dem ſie von Bremen abgereiſt ſey, dahin zurückkehre, ob er ſchon dort ſey, oder ob er erſt mit der nächſten Poſt kommen werde. „Liebes Kind," antwortete der Conducteur ganz freundlich, „der iſt ſchon lange voraus, geſtern Morgen in aller Frühe hat man ihn mit noch zwei andern Vagabonden auf einen Leiterwagen gebunden zurückgefahren, er iſt, wie man ſagt, auf dem Schub fortgebracht worden." Charlotte ſchwanden die Sinne, ſie zog das Schnupftuch hervor und drückte das Geſicht ſo feſt hinein, daß ſie kaum athmen konnte. — Hat denn ſein Leichtſinn eine ſolche Strafe verdient? wimmerte ſie. Sie ſah ihn im Geiſt in die Stadt fahren, verlacht und verhöhnt, von allen die ihn und ſie kannten, ſie ſah, wie der boshafte Neid der alten Theaterfreunde ſich in ein hämiſches Gelächter umwandeln mußte, wenn ſie hörten, vielleicht ſelbſt ſahen, wie Gräfe zurückgebracht wurde. Mit dieſen ſchreckhaften Bildern beſchäftigte ſie ſich während der Reiſe. Ihre Lippen verſtummten bei dem Schmerze, der ihren Buſen durchwühlte, nur laute Klagen, heiße glühende Thränen, hätten ihrer Bruſt Labung verſchafft, aber die läſtige Gegenwart der Menſchen verſagten ihr ſelbſt den leiſeſten Seufzer, und dieſe Qual zerſtörte ihr Inneres auf das Furchtbarſte. In Bremen ließ der Polizei-Director die beiden Schweſtern von der Poſt abholen und in das erſte Gaſthaus „zum Lindenhof" bringen, wo ſie unter dem ſtrengſten Incognito einige Tage verweilen mußten. — Gräfe hatte keine ſolche Aufnahme gefunden, ihn brachte man ohne Umſtände in das ſogenannte „Gefangenhaus,“ in dasſelbe, wo die weltberüchtigte Giftmiſcherin Gottfried ihre letzten Tage zubrachte.

Daß die ganze Stadt bald von der Zurückkunft des Entführers und der Entführten in Kenntniß war, verſteht ſich von ſelbſt. Ihm wollte man ſeinen Leichtſinn nicht verzeihen. Mit ihr war man indeß gnädiger. Man verzieh Alles ihrer Jugend und Schönheit.

Gräfe kam nur ſelten in's Verhör. Der Proceß ging ſehr langſam von Statten, und erreichte erſt nach länger als einem halben Jahre ſein Ende. Nun aber ward mit einem Male Alles klar. — Die Einwilligung ſeines Vaters zu der Heirath mit Charlotten war ein Betrug geweſen. Sein Freund Neuner hatte den Brief geſchrieben, und Gräfe ihn an einen Bekannten nach Lübeck geſchickt, wo er von dieſem auf die Poſt gegeben, und ſo mit dem gehörigen Poſtſtempel in Bremen angekommen war. Auf dieſe Art hatte man Madame Breyther auf's ſchändlichſte hintergangen. Der Trauſchein, den Gräfe ſeiner Braut in Lilienthal vorgelegt, war ebenfalls von Neuner mit entſtellter Handſchrift aufgeſetzt, und von Gräfe, mit einem alten, hundertjährigen Siegel, das Gott weiß! welchem Herrn einſt gedient hatte, verſehen worden. Anfangs hatte Neuner gar den Pfarrer ſpielen wollen und das junge Brautpaar unter dieſer Maske im Gaſthauſe zu Lilienthal einſegnen wollen, allein bei reiflicher Ueberlegung wurde dieſer Betrug doch für zu gefährlich befunden.

Außer dieſen kaum glaublichen Streichen, hatte Gräfe noch in ſeinem Paſſe ſeinem Namen das Wort „von“ vorgeſetzt, um mit dieſer vornehm klingenden Titulatur ſeinem Auftreten größern Nachdruck zu geben. — Welchen Eindruck die Enthüllung dieſer Schändlichkeiten auf Charlottens Herz machten, iſt nicht zu beſchreiben.

Neuner blieb zwar während des Prozeſſes, auf die Bürgſchaft ſeiner ehrenwerthen Anverwandten, in Freiheit, als aber das Urtheil geſprochen war, führte man ihn in Gräfe's Nachbarſchaft, wo er ein halbes Jahr zu verweilen hatte. Nach abgelaufener Strafzeit ſchickte ihn ſeine Familie nach Havannah, wo er jetzt hoffentlich in Reue ſeine Tage verlebt.

Gräfe wurde ein ganzes Jahr zum Zuchthauſe verurtheilt. Die Vorſehung aber hat ſein Gewiſſen mit einer lebenslänglichen Kettenſtrafe belaſtet, denn, als er aus dem Kerker in die irdiſche Freiheit trat, war Charlotte, überwältigt von ſo viel Hinterliſt und Betrug, zur himmliſchen Freiheit eingegangen. Sie hatte Bremen verlaſſen, und es verſucht, in Braunſchweig wieder ihrer Kunſt zu leben. Aber der unnennbarſte Gram hatte ſie ſo zerſtört, daß im März dieſes Jahres, als die Roſen zu knoſpen anfingen, das arme Mädchen zu Grabe getragen wurde. F. W. H.

Janin und Bäuerle.

In der Wiener Theaterzeitung leſen wir Folgendes: „Jules Janin, 26 Jahre alt, (Perſonalbeſchreibung fehlt) hat nicht ſtudirt(!) ſchreibt aber für das **Journal des Debats** Theaterkritiken *) in ganz eigner Manier, ohne viel zu wiſſen, aber mit Scharfſinn und Witz. So z. B. glaubt er, oder will ſeinen Leſern glauben machen, es könne kein gutes Vaudeville geben, **) ſchreibt daher gegen alle neue Vaudevilles und richtet damit den Ruf des armen oder reichen Scribe zu Grunde. Eben ſo ſind ſeine Feuilletons gegen die Ballette gerichtet, als ob ſie läppiſche Erfindungen wären. Wahrſcheinlich glaubt er ſelbſt nicht, was er ſchreibt, aber (?) man lieſt ſeine Beurtheilungen mit Vergnügen, ***) er wird reichlich honorirt und führt, im eigenen Cabriolett herumfahrend ****) ein luſtiges Leben.“

Meine Leſer kennen Janin bereits aus einigen ſeiner Beurtheilungen. Ich werde ſie nächſtens mit Bäuerle bekannt machen.

Miscellen.

Ein ganz unbekannter F. X. Told in Wien, an den Niemand dachte, will ſich von dem Vorwurfe reinigen, Mitarbeiter am Morgenblatte zu ſeyn. Er bekennt von ſich: „daß er nie für das Morgenblatt eine Zeile geſchrieben habe.“ Uns ſcheint jedoch ein Mitarbeiter am Morgenblatte, wenigſtens eben ſo ehrenvoll als an Bäuerle's Theaterzeitung. Aber die Angſt, es könne einmal im Morgenblatte etwas ſtehen, was Herrn Deinhardſtein oder einer Actrice nicht gefiele; — das iſt's! —

Das alte Nationalſchauſpiel der Spanier fand bei der letzten Feſtlichkeit in Madrid auch ſtatt. Der König und die Königin waren zugegen. 12 Stiere und 8 Pferde wurden getödtet, 2 Cavaleros und 1 Algnazil bleſſirt, und doch war man damit nicht zufrieden. Es war bei Weitem nicht brillant genug.

Mit der Vaudevillenfabrik in Paris geht es ſchlecht. Im Juny wurden nur 8 neue Stücke fabricirt.

In den kritiſchen Wäldern von Theodor Mundt, ſteht ein intereſſanter Aufſatz über Oper, Drama und Melodrama, in ihrem Verhältniſſe zu einander und zum Theater, wie ſie vor=

---

*) Alle Kritiker, die an der Wiener Theater=Zeitung mitarbeiten, müſſen ſtudirt haben.

**) Sehr naiv!

***) Wie ſeltſam! obgleich ſie ſcharfſinnig und witzig ſind.

****) Sehr nomadiſch!

nehmlich zu dem heutigen Verfall und einer möglichen Wiederbelebung der Bühnenkunſt in Beziehung ſtehen.

In Berlin giebt Fräulein v. Hagn die Fenella in der Stummen. Dem. Carl ſang die Donna Anna; Mad. Schechner-Wagen, die Gräfin im Figaro; ein Komiker, Herr Edmüller von Salzburg gaſtirt bereits lange in der Königsſtadt. Von F. L. Schmidt iſt im Königl. Theater eine Umarbeitung von Kotzebue's „Ueble Laune“ gegeben worden.

In Paris gab man kürzlich im théâtre de la gaieté ein komiſches Zauberſpiel von Pixérécourt: Die vier Elemente, das ſehr komiſch ſeyn ſoll und deſſen Maſchinerien an's Wunderbare gränzen. — Im Variétés-Theater wurde ein ſehr kurzes Vaudeville: Clemence und Carolini aufgeführt, das kürzer wie ein gewöhnlicher Zwiſchenact iſt, und dabei ſo verwirrt, daß es dem Redacteur eines Journals, der darüber referiren wollte, heftige Kopfſchmerzen zuzog. Wenn unglücklicher Weiſe dies Stück überſetzt würde, ſo könnte leicht ein armer deutſcher Recenſent eine Hirn-Entzündung davon bekommen.

Die Aufführung von Cherubini's Ali-Baba wurde bereits auf dem Theaterzettel der großen Oper, als ſehr nahe bevorſtehend angekündigt. — Wir werden ſogleich nach der Aufführung einen Bericht darüber aus Paris erhalten.

Correspondenz.

London 1. Juli.

Am letzten Sonnabende wurde Euryanthe von Weber zum erſten Male in England aufgeführt. Die deutſchen Künſtler, welche jetzt in Coventgarden ihre Vorſtellungen geben, excellirten darin. Haitzinger und Mad. Schröder-Devrient erregten einen Sturm des Beifalls. Alle Blätter enthalten pomphafte Lobeserhebungen der Partitur des großen Meiſters.

Die Damen Paſta und Taglioni hören noch nicht auf, die Honneurs im Kings-Theater zu machen. Die Oper Norma und das Ballet Inez de Caſtro waren die einzigen Neuigkeiten, welche der Juni brachte. Das Ballet iſt zu lang, und bietet wenig Intereſſe. Dem. Taglioni iſt jedoch unvergleichlich darin. —

Coventgarden ſoll das ganze Jahr hindurch geöffnet bleiben und den Vorſtellungen von Opern und Spectakelſtücken gewidmet ſeyn. Das Publikum ſcheint damit zufrieden. Mad. Malibran, welche durch eine leichte Unpäßlichkeit von der Bühne entfernt war, iſt nun wieder vollkommen zu dem Beſitze ihrer ſchönen Mittel gelangt, und als Somnambule aufgetreten. Fidelio von Mad. Schröder-Devrient wird noch immer mit demſelben Enthuſiasmus aufgenommen. Die herrliche Künſtlerin iſt darin immer neu und ſchön.

In Hay-Market iſt Mamſell Veſtris engagirt. Seit einiger Zeit giebt man dort ein ſehr beluſtigendes Stück, betitelt: **my wifes Mother**, das den jungen Mathews zum Verfaſſer hat.

Straßburg 16. July.

Mamſell **Mars** und Herr **Armand** beginnen heute den Cyclus ihrer Gaſtrollen auf der hieſigen Bühne in: **l'école des vieillards.** Obgleich das Stück nicht zu den Neuigkeiten zu zählen iſt, ſo bleibt es ſtets durch die Eleganz des Stoffs und ſeiner andern Vorzüge eine Zierde des Repertoirs des théâtre-français; durch die Anweſenheit der beiden berühmten Gäſte, welche die Hauptrollen darin geſchaffen haben, wird es auch heute bei uns einen Reiz gewinnen, es wird ſelbſt für diejenigem eine friſche Färbung erhalten, denen Delavigne's Werk bereits bekannt iſt.

Breslau 6. Juli.

Anſchütz und Frau ſind hier. Er iſt mit ungetrübter Kraft in der ſchönſten Ausbildung ſeines herrlichen Talents wieder vor uns aufgetreten, doch nur bei halbvollem Hauſe. So geht es überall, wo Jene, welche am Ruder ſtehen, ſchlecht und jämmerlich ſind, ſie verderben die, welche ſie erziehen ſollen. Wir armen Breslauer, die ſeit zehn Jahren keinen ſo ausgezeichneten Künſtler geſehen als Anſchütz, wir können jetzt auch ſolchen Leiſtungen keinen Geſchmack mehr abgewinnen, weil wir keinen Maaßſtab mehr für ſie haben, und ſie daher nicht zu würdigen verſtehen. Unſere Schauſpielergeſellſchaft iſt nun wirklich zu ſchlecht, und man iſt neugierig, wie der künftige Director derſelben, Herr Hacke aus Mainz ſich einrichten wird. — Mad. Anſchütz trat als Käthchen auf. Ihre Darſtellung erfüllte mich mit Freude. Sie iſt noch immer die liebenswürdige kleine Butenop! * * *

Anzeige.

(Tanzmeiſter in Breslau.)

In Breslau iſt, wie ich von guter Hand erfahre, ein Mangel an Tanzmeiſtern in dieſem Augenblicke. Obgleich drei ihre hinlängliche Beſchäftigung dort finden würden, ſo iſt doch nur ein Einziger (un artiste de danse) jetzt dort, der durchſchnittlich in jedem Winter 3 bis 4000 Thaler einnimmt, und dennoch nicht allen Wünſchen der ſehr zahlreichen, wohlhabenden Einwohner nachkommen kann, welche ihre Kinder das Tanzen lehren laſſen wollen. Die Stellung eines ſolchen Lehrers iſt in Breslau um ſo vortheilhafter, da er während der Sommermonate, bei dem reichen Adel der Provinz immer ſchöne Engagements findet, und ſo das ganze Jahr hindurch Beſchäftigung hat. — Sollte ein geſchickter Lehrer von hier nach Breslau zu gehen geſonnen ſeyn, ſo bin ich gern erbötig, ihm die nöthigen Aufſchlüſſe und einige Empfehlungen an Familien zu geben, die ſich gewiß kräftig für ihn verwenden würden.

Auguſt Lewald.

2tes Quartal. Nro 11. 21. Juli 1833.

Unterhaltungen für das Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Der Berggeiſt. — Der Hanswurſt Prehauſer. — Correſpondenz ꝛc.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Der Berggeist.

Ballet.

Ich wollte längſt ſchon einige Worte über das Ballet ſagen, aber ich ward faſt zu ernſt dabei geſtimmt. Wenn etwas an hingeſchwundene Herrlichkeiten mahnt, ſo iſt es unſer Ballet — ſo ſind es einige Mitglieder unſers Ballets. Um dieß deutlicher zu machen, erlaube mir der gütige Leſer nach Wien zu reiſen, denn wie ließen ſich die Erſcheinungen deutſcher Bühnen auf eine umfaſſende Weiſe, aus einem Geſichtspunkte betrachten, wenn wir nicht die erſten Städte unſers Vaterlandes dabei im Auge hätten, da wir nicht, gleich den Franzoſen, ein Paris beſitzen, wo das Glänzendſte in Kunſt und Wiſſenſchaft zuſammenſtrömt, um von dem ausgezeichnetſten Publikum beurtheilt zu werden.

Ich war in Wien zu der Zeit, als Horſchelt's Kinderballet florirte. Man denke ſich dabei etwa kein Schauſpiel für Kinder — nein, es war eine ganze Wunderwelt voll Feen, Genien, Gnomen, und Amorinen, ein ideales Reich, wenn je eines auf der Bühne ſeine Herrſchaft verbreitet hatte, und Alles darin ſo wunderbar, daß uns die Wunder darin als ganz natürlich erſchienen. Obgleich die Künſtler nur winzige Geſchöpfchen waren, ſo war das Schauſpiel, welches ſie darſtellten, das Großartigſte, das man ſehen konnte, und nahm ſeinen erſten Platz unter Wiens glänzendſten Bühnenerſcheinungen ein, und Fremde waren von der Außerordentlichkeit dieſer Leiſtungen ſo entzückt, daß noch jetzt, nach ſo vielen

Jahren, ihnen die Kinderballete, die ſie geſehen, wie phantaſtiſche, liebliche Mährchen vorkommen, die einſt ihre Jugend ergötzt haben.

Man iſt hie und da wohl auch ſchon auf den Gedanken gerathen, ein Paar Dutzend Kinder abzurichten, das verhält ſich aber zum großen Kinderballet in Wien, wie eine tanzende Kinderſtube zur Gnomenwelt des Untersberges, oder wie ein Kinderball im Odeon zum Feſt der Zwerge in Göthe's bekannter Ballade.

Man muß ſie geſehen haben dieſe Ritter und Mannen von zwei und drei Fuß, ſtolze Burgen ſtürmen, Leitern herbeitragen und ſich hinaufwagen, im bunteſten Gewühl, wie ein wimmelnder Ameiſenhaufen, auf Mauern, Brücken, in Gräben fechtend, kein Hieb in die Luft, jeder ſaß, und wiederhallte melodiſch von Schild oder Rüſtung zum Tacte einer anpaſſenden Muſik. Und nun die ſchönen Damen, an Zierlichkeit und Schönheit kleinen Feen vergleichbar, ein wunderſam Geſchlecht, ganz Eins mit den Elfen und Amoretten, ſo leichtbeſchwingt wie ſie, eben ſo tanzend, dieſelbe harmoniſche, leicht verſtändliche Sprache redend. Und alles dies lebte und ſchwebte in den großen weiten Räumen des Theaters an der Wien, wie in einer Welt, unermeßlich und ſchön! —

Für dieſes Perſonal, für dieſe Mittel wurde „der Berggeiſt" erdacht. Die einfache Zuſammenſetzung, die kindiſche Parodie der Leidenſchaften, die gutmüthigen Wunder des erzürnten Berggeiſtes. Alles dieß paßte herrlich zu der großartigen Ausführung; denn in dem Contraſte lag eben all der unnennbare Reiz, der einem vortrefflichen Kindermährchen beigegeben ſeyn muß.

Es lag in der Natur dieſes Schauſpiels, daß es nur für einen genau begränzten Zeitraum alle jene Bedingungen erfüllen konnte, die es zu dem Einzigen in ſeiner Art erhoben. Dieſer Zeitraum nahete ſich ſeinem Ende, und Horſchelt folgte dem Rufe nach München, und kam hier an, von einigen talentvollen Zöglingen begleitet. Mit den Mitteln, die er damals vorfand, hätte er in fortdauernder Unterſtützung, uns eine Reihe herrlicher Kompoſitionen ſchenken können. Er begann mit einigen Balleten, die ſich am beſten den neuen Verhältniſſen anpaſſen ließen, und die den mitgebrachten Zöglingen nicht fremd waren. Ihre Neuheit überraſchte und gewährte Vergnügen. Mitten aber in dieſen erfreulichen Beſtrebungen wurde Horſchelt von der Bühne entfernt, und das Perſonal verlor zugleich mehrere der erſten Subjecte.

Statt Aline, Sylphide, die Nachtwandlerin, Pinelli und die andern, neuern Meiſterwerke der Ballet-Scene bewundern zu dürfen, mußten wir nun bei unſerm alten Berggeiſt ſtehen bleiben, und was uns beim erſten Anblick in Entzücken verſetzte, kann jetzt nach mehr als zehnjähriger Bekanntſchaft nicht anders als jeden Reizes entbehren. Wer wird ſich denn im vierzigſten Jahre noch Ammenmährchen erzählen laſſen wollen? Und vierzig ſind zum Mindeſten jetzt Alle alt, die in's Theater gehen, denn es giebt keine Jugend, es iſt eine alte Zeit, in der wir leben.

Jetzt belächeln wir es, daß der Berggeiſt, der in den tiefen, unterirdiſchen Schachten wohnt, ſeine Geliebte durch die Luft entführen läßt; wir finden es abgeſchmackt, daß in Rübezahls Pallaſte die Sonne ſcheint, der Himmel blau iſt, und Blumen blühen! Der Berggeiſt iſt ein Unding, ſeitdem er von Rozier getanzt wird.

Rozier, ein Tänzer wie es Wenige giebt, ein mimiſcher Künſtler, der zu den ſeltenſten gehört, auch er iſt aus Wien zu uns gekommen. Während die kleinen, muthwilligen Gnomen und Elfen noch an der Wien ihr buntes Gaukelſpiel trieben, war Rozier ſchon ein gefeierter, ein ernſter, ein bedeutender Künſtler.

Auch in dieſer Kunſt hat der Meiſter ſeine würdigen Aufgaben zu loſen; und man beurtheile Rozier nicht nach einem Pas-de-deux, das er in das loſe Kannevas eines alten Kinderballets locker hineinverwebt.

Und wird man ſich nun erklären können, woher mir die wehmüthig-ernſte Stimmung kommt, wenn ich an unſer Ballet denke? Es kommt mir wie eine geſpenſtiſche Fopperei vor, als wenn ſie Hoffmann erfunden hätte; es iſt ein Mährchen, wie das vom Mäuſekönig und Nußknacker, in deſſen unwirſchem Getreibe ſich dann mit einem Male ganz erwachſene, alte Perſonen, mit philiſterhaftem Ernſte miſchen, und uns dergeſtalt verwirren, daß wir gar nicht mehr wiſſen, in welcher Welt wir leben.

Es iſt die liebliche Angioletta, Michael Laroche, der kühne Waghals, und ſie ſind es doch nicht mehr! Es ſind jene Kinder nicht mehr, ſie ſind erwachſen, längſt berührt von jenen ernſten Leidenſchaften, die ſie ſo läppiſch parodiren, ſie ziehen ihn mit ſich, dieſen verwelkten Kindertraum, ſie ſind ewig dazu verdammt, den Berggeiſt zu tanzen! Und nun gar Rozier, in ſeiner vollſten Kunſt, aus deſſen Muskeln voll Schnellkraft, den Bewegungen voll Anmuth, noch ſo viele ſchöne und neue Schöpfungen ſich entfalten könnten, und der mit dem alten Kinderſpiel ſich begnügen muß, bis er ſelbſt darüber alt geworden iſt. — So wie unſer Ballet jetzt beſchaffen iſt, kann es nicht als ein würdiger Beſtandtheil einer Kunſtanſtalt vom erſten Range betrachtet werden, wozu ſich unſer Theater hoffentlich wieder erheben wird. Auch hier müſſen weſentliche Veränderungen vorgenommen werden. Was wir beſitzen, mag zum Theil genügen, hie und da eine Oper zu ſchmücken, wenn es mit richtiger Einſicht verwendet wird, aber nicht ſelbſtſtändig aufzutreten, und allein die Koſten eines ganzen Theaterabends zu beſtreiten.

Jede Verbeſſerung dieſes Kunſtzweiges wird unſer Publikum gewiß mit großer Theilnahme anerkennen, denn man hegt hier große

Vorliebe für Ballet und Tanzkunſt, und ich erinnere mich, wie ſonſt dieſe Leiſtungen aufgenommen wurden. Doch müßte man ſich ſchnell darum bemühen. Der gute Geſchmack will genährt ſeyn, der Enthuſiasmus geſchürt, wie eine Flamme. Es kann nicht gleichgültig ſeyn zu ſehen, wie ſich das Publikum allmählig an Mittelmäßigkeiten gewöhnt, es kann in keines Menſchen Abſicht liegen, daß es ſich daran gewöhne. Es kann endlich Niemand mit Freude erfüllen, daß das Vollendete in irgend einer Kunſt mit Gleichgültigkeit behandelt werde. Dies Alles möge indeß nur als oberflächliche Andeutung hier angeſehen werden.

Ich hoffe, daß auch dem Ballette ſeine Stunde ſchlagen, und daß der alte Mährchentand verſchwinden werde, um neuen erfreulichen Erſcheinungen Plaz zu machen; daß Rozier mit ſeiner ächten Tanzkunſt nicht mehr allein da ſtehe, daß aus den Gruppen und Enſembles des Balletcorps, ſich große, characteriſtiſche Tänze, zu vier, fünf, ſechs und ſieben Perſonen, mit harmoniſchem Zauber entwickeln. Wie es jetzt beſtellt iſt, zählen wir nur einen ſeriöſen Tänzer, und einen grotesken, in Rozier- und Laroche, neben einer Tänzerin, Dem. Scherzer, und man wird eingeſtehen müſſen, daß das kein Balletperſonal genannt werden kann.

Bei der letzten Vorſtellung des Berggeiſtes, ſaß ich neben Horſchelt und ſeiner Gattin, welche müſſige Zuſchauer abgaben, und das war eben nicht geeignet, mich auf andre Gedanken zu bringen.

Der Hanswurst Prehauser.

Der „Wiener Geſellſchafter,“ herausgegeben von And. Schumacher, deſſen zweites Heft vor uns liegt, und der faſt gar nicht bei uns bekannt iſt, bringt einige Nachrichten von dem berühmten Komiker, Prehauſer, die wir hiemit unſern Leſern mittheilen wollen, um zugleich auf jene periodiſche Hefte, die ſo manches Werthvolle enthalten, die Aufmerkſamkeit hinzulenken.

Prehauſer, Gottfried, ein zu ſeiner Zeit höchſt beliebter Komiker, wurde am 8. October 1699 zu Wien in dem ſogenannten Dreilaufer-Hauſe am Kohlmarkt geboren. Sein Vater war Hausmeiſter bei Freiherrn Anton von Selb. Im Jahre 1716 betrat er zum erſten Mahle die Schaubühne als Don Philipp im ſteinernen Gaſtmahle, zu Mariahilf, wo eine Truppe deutſcher Schauſpieler, die ein Italiäner zuſammengerafft hatte, ihr Unweſen trieb. Mit dem Theaterunternehmer Brunius, der eine neue Geſellſchaft zuſammenbrachte, beſuchte er Prag, Linz und Salzburg, wo er ſich 1725 in der Rolle des Hanswurſten vollkommen ausbildete, und ſonach den täppiſchen Salzburger Bauertölpel mit ſeinen Nationalliedern (Jodlern) als ſtehende Maske aufführend, mit Brunius faſt das ganze deutſche Reich durchzog. 1725 wurde er von dem Erfinder des Hanswurſtcharakters, Johann Anton Stranitzky, für die zweiten komiſchen Rollen nach Wien berufen, mußte jedoch ſchon 1727 deſſen Stelle oft vertreten. Zu ſehr an das Spiel ſeines Vorgängers gewöhnt, ſchenkte ihm das Publikum anfangs wenig Beifall. Da trat eines Tages Stranitzky nach Endigung des Schauſpiels auf das Theater, wandte ſich an die Zuſchauer und fragte, ob ſie einem alten Manne, der ſie ſo viele Jahre unterhalten hätte, wohl eine Bitte gewahren wollten? Als hierauf ein einſtimmiges lautes Ja erfolgte, ging er in die Couliſſe, führte Prehauſer hervor und ſprach: „Hier, meine Herren, empfehle ich Ihnen dieſen jungen Mann, dulden Sie ihn, da mich mein Alter ſchwächt; ich finde keinen Fahigern, meinen Platz zu erſetzen.“ — Alles war ſtille. Prehauſer ergriff dieſe Gelegenheit, und redete das Publikum alſo an: „Meine Herren, ich bitte Sie um Gotteswillen, lachen Sie doch über mich!“ — Dieſe Rede, und die drollige Art, mit welcher ſie geſagt wurde, verfehlten ihre Wirkung nicht. Er erhielt allgemeinen Beifall, und wußte ihn, als Stranitzky ſtarb, zu behaupten. Siebenzig Jahre alt, ſtarb er endlich zu Wien am 29. Jänner 1769, gerade einen Monat ſpater, als der auch als Schriftſteller bekannte Schauſpieler Weißkern, bei deſſen Beerdigung er in die Worte ausbrach: „Unſer Odoardo hat es überſtanden; *) ich werde ihm bald nachfolgen, er wird nicht ohne Bedienten ſeyn wollen!“ — J. H. F. Müller, ſein Zeitgenoſſe, ſagt von ihm: „Er war unſtreitig einer der erſten komiſchen Schauſpieler. Sein großes Talent hätte nicht nöthig gehabt, ſich der Hanswurſtjacke zu bedienen. Sein Spiel war ohne dieſelbe eben ſo vortrefflich. Sein ausdrucksvolles Geſicht erklärte Ausländern, welche das Deutſche nicht verſtanden, den Inhalt ſeines Vortrages. Er blieb ſtets der Natur getreu. Wurde er genöthigt zu übertreiben, oder zu parodiren, ſo geſchah es mit Verſtand und kluger Mäßigung. Er beobachtete alle Zeit eine richtige Vorbereitung. Die Intriguen der damaligen Burlesken, verlangten oft, daß Hanswurſt Kleidung und Mienen einer hohen Perſon von Wichtigkeit annehmen mußte; in dieſen Fällen übertrieb er zwar, aber auf die angenehmſte und künſtlichſte Weiſe. Er erfüllte auf dem Theater ſeine Pflichten mit Pünktlichkeit. Man bemerkte vor ſeinem Ende die Jahre nicht, die ihn drückten; er trieb ſeine Kunſt mit eben der Wirkung und eben dem Feuer, als mancher jüngere Schauſpieler. Sein Herz war redlich,

---

*) Der komiſche Alte, in den Luſtſpielen mit dem Hanswurſt.

Nie verſagte er Armen und Nothleidenden ſeinen Beiſtand. Im Umgange ſeiner gewählteſten Freunde ſah man ihn munter und launig; im Kreiſe öffentlicher Geſellſchaft geſetzt und ernſthaft." — Vergleiche über ihn: Theatral. Neuigkeiten von J. H. Müller, Wien 1773. — Müllers Abſchied von der k. k. Hof- und National-Schaubühne. Wien 1802. — Geſchichte des Theaterweſens in Wien. 1803. Prehauſers Bildniß ließ Kaiſer Joſeph II. in der Schauſpieler-Gallerie aufſtellen. —

Correspondenz des Herausgebers.

Prag 17. Juli.

Die eigentliche Thätigkeit unſerer Bühne beſchränkt ſich meiſt auf die Wintermonate, wo das einheimiſche Perſonal ohne fremde Beihülfe wirkt, im Sommer hingegen dreht ſich alles um die Gäſte. Wenn der dießjährige Winter und Frühling in der Oper wie im recitirenden Schauſpiel ziemlich arm an erfreulichen Productionen war, ſo muß man dieß wohl hauptſächlich der Krankheit unſerer erſten Sängerin, Mad. Podhorsky-Comet, und dem Verluſte des wackeren Moritz zuſchreiben, insbeſondere dem Letztern, da Dem. Lutzer doch wenigſtens zum Theile ein ſchöner Erſatz für jene iſt. Aber Luſtſpiel, Schauſpiel und insbeſondere die Tragödie haben durch Moritz's Abgang eine Lücke erhalten, die uns wohl in langer Zeit nicht ausgefüllt werden dürfte! Unter den Gäſten dieſes Sommers gehören die erfreulichſten der Oper an. Hr. Hoffmann von Berlin hat dem Prager Publikum als Othello, Diavolo, Zampa, Kleomenes und Maſaniello das langentbehrte Vergnügen gewährt, einen Tenoriſten zu hören, der zu ſingen und zu ſprechen — wenn gleich nicht ohne öſterreichiſchen Dialect — und ſich zu bewegen verſteht. Seine Stimme iſt in vielen Chorden angenehm, doch ſcheint ihre Kraft nicht mehr ohne große Anſtrengung erzeugt zu werden, und ſie ermangelt daher mitunter der nöthigen Friſche. Er iſt dasjenige, was man einen *deutſchen* Sänger zu nennen pflegt, und die Anhänger der italieniſchen Schule dürften leicht ſeinen Geſang etwas *zu deutſch* finden, da er nicht ſelten in die bloße muſikaliſche *Delamation* übergeht, wo der Tonſetzer noch *Geſang* haben will. Mad. Hoffmann-Greis ſoll eine Schülerin Cicimarra's ſeyn, von welchem man behaupten will, er ſtrenge jene ſo ſehr an, daß ſie in dem Augenblicke, wo ſie *Gebieterin* ihrer Stimme werden, ſie ſchon zur Hälfte verloren haben. So dürfe es zu erklären ſeyn, daß die Stimme dieſer noch ganz jungen Frau bereits ihren Johannistag begangen zu haben ſcheint; und mithin ihre Gaſtrollen keinen ſo entſchiedenen Erfolg hatten, als die ihres Gatten. Deſto glänzender waren die Effecte, deren ſich Dem. *Sabine Heinefetter* erfreute, und man kann ſelbe wahrlich auf unſerer Bühne unerhört nennen, denn einer ſolchen Anzahl — oder beſſer zu ſagen Unzahl von Hervorrufen an einem Abend, hatte ſich nicht einmal die vortreffliche Regina di canto zu rühmen. Dem. S. Heinefetter vereinigt aber auch in der That ein großes dramatiſches Talent mit glücklicher Geſtalt und einer ſchönen klangreichen vielſeitig gebildeten Stimme. Sie kennt den ganzen Glanz der neuen italieniſchen Schule, und weiß ſich deſſen zu bedienen; doch geſchieht dieß ſtets nur an der paſſenden Stelle, und wenn eine ihrer Eigenſchaften noch lobenswerther iſt, als dieſe beſcheidene Anwendung ihrer Kunſtmittel, ſo iſt es unſtreitig die ſeltene Kraft und Tiefe, womit ſie die Leidenſchaft zu mahlen verſteht. Durch dieſe Gabe riß ſie als Romeo in den Belliniſchen Montague's und Capulet's hin, den ſie auf allgemeines Verlangen wiederholen mußte. Es iſt ſehr zu bedauern, daß ihre Stimme nicht einige Chorden mehr an Höhe beſitzt. Sie müßte eine entzückende Julia, Rezia, Euryanthe, Donna Anna, Alaide u. ſ. w. ſeyn. So vortrefflich ihre Desdemona im Ganzen, ſo rührend insbeſondere die Scene mit dem Vater und der Vortrag der Romanze war, ſo ſchien uns doch eben das Bewußtſeyn des Uebergewichtes, welches ſie in der Darſtellung der Leidenſchaft vor den meiſten deutſchen Sängerinnen beſitzt, ſie hie und da zu einer Heftigkeit des Ausdruckes zu verleiten, welche der Character nicht eben verlangt. In der Roſine in Roſſini's Barbier lernten wir die ganze Fülle ihrer muſikaliſchen Kunſtfertigkeit kennen; doch ſprach ſie uns darin am wenigſten an, da ſie Lebhaftigkeit und Muthwillen dieſer Rolle zu wenig hervorhob, ja in manchen Scenen beinahe etwas phlegmatiſch erſchien. War daran vielleicht die große Hitze oder die — Kälte und Steifheit ihrer Umgebungen ſchuld? — Wir bedauerten ſehr, durch die gegenwärtige Mangelhaftigkeit unſres Opern-Perſonales um den Genuß gebracht zu ſeyn, uns einer ihrer Leiſtungen in einer Mozart'ſchen Oper erfreuen zu können. Die einzigen theatraliſchen Novitäten der letzten Wochen waren: Holbeins „Doppeltgänger“ und: „Der Gefangene“ Poſſe in 2 Aufzügen nach dem Franzöſiſchen von Theodor Hell. Das erſte iſt bereits auf den meiſten Bühnen Deutſchlands mit Erfolg in die Scene geſetzt worden, und wir dürfen alſo nur erwähnen, daß es auch hier beifällig aufgenommen wurde. Was die zweite Neuigkeit betrifft, welche von der Poſſe wohl die Inconſequenz, doch nicht die Lebendigkeit der Handlung an ſich trägt, ſo iſt es wieder ein Geſchenk von den Ufern der Seine, leider aber keines der erfreulichſten.

Da der theatraliſche Tanz bei uns eine Seltenheit iſt, ſo war es natürlich, daß die Erſcheinung der Ballettänzer, Hrn. Carelle aus Paris und Hrn. Eckner aus München, wie des Hrn. Balletmeiſters Caſſel (ſo pomphaft kündigte ihn uns der Theaterzettel an) eine groſſe Neugier in unſerm Publikum erregen mußte. Insbeſondere war jene durch die Anecdote erhöhet worden, daß Hr. Carelle, als ihm ein Theaterdirector alle Hoffnung benommen, bei ihm Gaſtrollen zu geben, ſich beim Fortgehen mit dem Fuße auf eine unwiderſtehliche Weiſe hinter dem Ohre gekratzt, daß der entzückte Principal, überzeugt, das ſey die wahre Kunſt für ſein Publikum, ihn alſogleich an ſein Herz gedrückt, und erſt nach einer hinlänglichen Zahl von Gaſtdarſtellungen wieder losgelaſſen habe. Hr. Carelle ſetzte durch die Geſchmeidigkeit ſeiner Gliedmaſſen in Erſtaunen. Auch Hr. Eckner hat bedeutende Jugendkraft, und verſteht ſich trotz des beſten Kräuſels zu drehen; doch wir fürchten Terpſichorens Zorn zu reizen, wenn wir dieſen oder jenen eigentlich Tänzer zu nennen wagten. Nicht minder Bewunderung erregte Hr. Carelle in der komiſchen Pantomime: „Der Carneval zu Venedig“ als betrunkener Policinello. — Aber noch immer hatte ſich Carelle nicht mit dem Fuße hinter den Ohren gekratzt, als zu ſeinem Beneſice: „Ori, der braſilianiſche Affe oder die Zigeunerin“ gegeben wurde. Die Hoffnung auf das erſehnte Manövre verſchaffte dem Beneſicianten ein übervolles Haus; doch ſoll nicht er, ſondern das Publikum ſich hinter den Ohren gekratzt haben, wenn auch nicht mit dem Fuße.

Paris 18. July.

Im théâtre français herrſcht groſſe Thätigkeit. Der Inſpector Herr de la Salle will alle bereits angenommenen Stücke bis zum Winter geben. Nächſtens wird mit einer dreiaktigen Komödie, le Marquis de Rieux, der Anfang gemacht, deren Verfaſſer der beliebte D'Epagny iſt, von dem wir bereits Dominique ou le possédé hatten. Es hatte ſich ziemlich allgemein das Gerücht verbreitet, Victor Hugo werde in Gemeinſchaft mit Alexander Dumas die Direction des Odéon übernehmen. Wer jedoch den Dichter von Notre Dame und der feuilles d'automne etwas näher kennt, wird wohl wiſſen, daß er nicht daran denkt, perſönlich die Leitung einer Bühne anzunehmen. Sein neueſtes Drama hatte er bis zum erſten September dem Director der Porte St. Martin, Harel, verſprochen, iſt jedoch durch eine Augenkrankheit verhindert worden, daran zu arbeiten. — Morgen Freitag findet Abends die Generalprobe von Cherubinis Ali-Baba Statt und Montag den 22ten wird die Vorſtellung ſeyn. — Im Vaudeville hat man wieder eine artige Kleinigkeit, Pourquoi? betitelt, welches zu Camargo gegeben, alle Abend dieſes niedliche Theater füllt. — Und nun noch eine groſſe Neuigkeit: Madam Saqui, die Seiltänzerin, Mad. Saqui, die Eigenthümerin des letzten Boulevardtheaters, hat Voltaires berühmtes Schloß Ferney an ſich gekauft, um dort mit ihren beiden Lappländern, welche ihr das groſſe Vermögen erwerben halfen, ihre Tage in Ruhe zu beſchließen.

Druckfehler im letzten Stücke.

S. 86, 8. Z. v. o. ſtatt Eleganz des Stoffs und ſeiner u. ſ. w.; lies Eleganz des Styls und ſeine u. ſ. w.

2tes Quartal. Nro 12. 27. Juli 1835.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Roſſini. — Dramatiſche Dichter in Dänemark. — Ein Zettel von Philadelphia. — Neueſte Oper in Paris.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Rossini.

I.

Roſſini's Einfluß auf dramatiſche Muſik iſt der bedeutendſte, der je in der Geſchichte der Muſik vorgekommen iſt, ja man kann behaupten, daß er in dem erſten Decennium ſeines Wirkens vom Jahre 1817 — 27 durch ſeine ſchnell aufeinander folgenden, in alle Länder Europas ſich verbreitenden Opern, eine vollkommene Revolution des Geſchmackes herbeigeführt habe. Wer erinnert ſich nicht jener Tage, als italiäniſche Sänger zum erſten Male in Deutſchland roſſiniſche Opern ſangen? Es gehörte wohl viele Feſtigkeit und Sicherheit eigenen Urtheiles dazu, um ſich nicht von jenen wüthenden Enthuſiaſten in den allgemeinen Taranteltanz des Entzückens hinreißen zu laſſen, und zu tanzen nach der ſüßen Pfeife des jungen Arion von Peſaro. Auf der Leiter der Sinnlichkeit ſtieg der Eroberer in unſere Köpfe und führte dort den geſunden Menſchenverſtand, der nur ſchwach mehr gegen dieſe neue Sklaverey proteſtirte, gefangen hinweg. Nur die kleine Schar derjenigen, die kalt und beſonnen genug waren, nicht alles für Gold zu halten, was glänzte, ſchüttelten bedenklich die Köpfe, wurden aber dafür Neider und Pedanten geſcholten.

Jene Parthey, größtentheils Leute vom Fach, und ſogenannte Kenner, die damals in Italien ſehr klein, in Frankreich größer, in Deutſchland, beſonders im nordlichen, am größten war, iſt nun freilich ſeit zwanzig Jahren durch Leute von allen Ständen verſtärkt, zur Legion herangewachſen, und hat nun — sic tempora mutantur — die Gegenparthei ſehr uberwachſen. — Aber war es denn auch ein Wunder, wenn nicht jeder damals zur Fahne des neuen Tonhelden ſchwur? Roſſini trat zu einer Zeit auf, wo ſich alles zu einem glücklichen Erfolge für ihn geſtaltet hatte. Die Stürme langjähriger Kriege hatten ausgetobt, die Völker waren müde und ſehnten ſich nach den ſtillen Künſten des Friedens. Man war der Trommeln und Kanonen, wie der rauſchenden Kriegsmuſik ſatt, und wendete ſich gern zu lieblichern Tönen. In Italien und Frankreich war eine gewiſſe Componiſtennoth eingetreten. Dort war Cimaroſa todt, Paiſiello verſchollen, Pär vergeſſen, Simon Mayer, im Vorbeigehen geſagt ein Landsmann von uns, in Ingolſtadt geboren, hatte ſich ausgeſchrieben, und ruhte auf ſeinen Lorbern; — in Frankreich war Mehul geſtorben; Cherubini's Opern hatte man beiſeite gelegt; Boieldieu ſchrieb ſehr langſam. In Deutſchland komponirten die guten Meiſter ſelten für's Theater, wo kein Gewinnſt zu holen war. Weigl und Winter waren alt geworden, ihre Epoche war vorüber, und mit Recht. Nach Gluck's und Mozarts vielgehörten Opern ragte unter den Zeitgenoſſen nur Rieſe Beethoven mit dem einzigen, von ihm mit der dramatiſchen Muſe erzeugten Sohne, dem Fidelio, hervor. Weber's, Spontini's und Spohr's Glanzepoche trat um einige Jahre ſpäter ein, zum Glücke aber immer noch früh genug, um durch friſchen Oſtwind die ſchwüle Stickluft eines in deutſchen Landen verdorbenen Geſchmackes zu reinigen.

Unter ſolch günſtigen Auſpizien trat Roſſini in Italien auf, mit einem, wenn auch nicht durchaus neuen Style, doch mit einer höchſt glänzenden, überraſchenden Weiſe dramatiſcher Kompoſition; ſeine erſte Oper, die öffentlich erſchien, war, wenn wir nicht irren, **Demetrio e Polibio**, das Jahr darauf, 1813, ſein **Tancredi**, der Bothe ſeines Sieges, der Triumphbogen, der ſich über ſeinem Einzuge in die muſikaliſche Welt wölbte. Beyde Opern, er komponirte zwiſchenhinein noch ein Paar kleine unbedeutende komiſche, bilden den äußerſt glücklich gewählten Original-Gliedermann, welchen er zwanzig bis dreißigmal neu aufputzte, um ihn jedesmal für ein Original gelten zu laſſen. Sehr geſchickt wußte er nun freilich an der Wachspuppe zu renoviren, indem er dem lieblichen Köpfchen manchmal an der Naſe, manchmal am Kinne anſetzte, bald die Augen blau, bald ſchwarz färbte, bald die Haare lockte, bald ſtraff hängen ließ, bald den Mund zur tragiſchen Groteskfratze, bald zum komiſch lächelnden Mündchen formte. Dabei verſtand er die Kunſt, ihn zu koſtumiren, vollkommen wie keine unſrer bewundertſten Modetyranninnen. War auch der Stoff, aus dem die Prachtgewänder gewoben, nicht eben ſolid gewebt und haltbar, ſo war doch Farbe und Schnitt und vor allem die Zier der reichſten Ornamente von ſolcher Art, daß man von der Macht des erſten Eindrucks geblendet, der reizenden Geſtalt zurufen mußte: „Ich gebe mich gefangen, ich huldige deinen Reizen.“ Eine ſolche Gewalt des Sinnlichen übte Roſſini beim Beginn ſeiner Laufbahn und viele Jahre ſpäter noch auf ſein Publikum aus, ja der Götzendienſt, den die alte und neue Welt, denn auch Amerika iſt nicht zurückgeblieben, jener Roſſiniſchen ſchaumgebornen **Aphrodite melodica** brachte, dauerte ſo lange, daß nur die Alles in's Klare bringende Zeit im Stande war, die dichten Opfer-Rauchwolken vom Horizonte deutſcher Kunſt zu verſcheuchen. Ja die Zeit, die ſchon ſo manchen langverjährten Univerſal-Irrthum berichtigte, hat mit ihren ehernen Flügeln jene kalte, ſeelenloſe Puppe des falſchen Schmuckes beraubt, und hat das Prachtgebäude einer hohlen Afterkunſt zuſammengeworfen. Jetzt ſtehen ſie über den Ruinen, die Enthuſiaſten von **1817** und ſehen ſich verwundert an, weil ſie damals behauptet hatten: ein Gebäude von ſo herrlicher Façade, von ſo grandioſen Verhältniſſen, müſſe für die Ewigkeit gebaut ſeyn! —

Jedoch eben ſo wahr als ein mathematiſcher Lehrſatz, iſt der Ausſpruch: daß Roſſini das eminenteſte muſikaliſche Talent unſers Jahrhunderts iſt, und daß es nur auf ſeinen feſten Willen angekommen wäre, das Höchſte in der Kunſt zu leiſten, ja die dramatiſche Muſik mit Benützung der fortgeſchrittenen äußern Kunſtmittel, bis zur höchſten Stufe der Vollendung zu heben. — Geboren in einem Lande, deſſen Sprache ſchon Muſik iſt, und deſſen ewig milder Himmel, frühzeitig die geiſtigen Keime im Menſchen wie die der Pflanzenwelt weckt und reifet, eine geniale Erfindungsgabe der Melodie, eine techniſche Gewandtheit und Berechnung der Mittel, genaue Kenntniß der menſchlichen Stimme, ein friſcher, freier Blick in's Leben, wie in's Menſchenherz, ſüdliche Gluth der Empfindung und Feinheit des Geſchmackes; ſolche ſeltene Gaben vereinigten die Götter in einem Menſchen, ja es ſcheint, es habe jeder der Olympier ſein Scherflein beigetragen, um ihn zum Glückskinde auszuſtatten, denn auch ſein Körper iſt wohlgebildet, geſund und kräftig. Nur einer oder die andere von den himmliſchen war es, die ihm den ſchlimmen Streich geſpielt, dem Schatze jener glücklichen Gaben eine ſtarke Dosis fein pulveriſirten Leichtſinnes und Selbſtgefälligkeit beizupacken.

Dieſer Leichtſinn war es, der ihm, den 24jährigen Sieger, in der Nacht nach der erſten glorreichen Vorſtellung des Tancredi zu Venedig folgende Gardinenpredigt hielt: „Du ſiehſt nun Maeſtro, wie man es heutzutage anfangen muß, um als Componiſt Glück zu machen. Fahre fort den Weg zu wandeln, den du eingeſchlagen, er führt dich an's Ziel, d. h. zum Wohlleben und zur Bewunderung der Zeitgenoſſen! Sollte nach deinem Tode eine Schaar von kritiſchen Hähnen auf deinem Grabe dir ein Schmählied nachkrähen, was ficht das dich an, ſollte es gar noch bei deinen Lebzeiten geſchehen — was kümmerts dich. „So was ſieht und hört ein Geſcheidter gar nicht.“ Du haſt den geheimnißvollen Talisman gefunden, der dir alle Herzen öffnet; die Melodie iſt dir unterthänig, du biſt der unwiderſtehliche Zauberer, der die ſüßen Kehlen deiner Landsleute in Sexten und Terzengängen gar anmuthig zu vereinigen wußte, der im Crescendo Herzenserweiterung, im Decrescendo und Pianiſſimo Herzensbeklemmung hervorrief, der das Geſchlecht der Kadenzen nach Klaſſen ordnete, und ihnen die wirkſamſte Beſtimmung anwies, der das nervenzerſtörende Ungeheuer, den tragiſchen Ernſt der Gluck's, Majo's und Jomelli's, von der Bühne ſcheucht, und die große Aufgabe gelöſt, hat den Zuhörern in der **opera seria** Freudenthränen zu entlocken. Du ſiehſt wohl ein: der Menſch hat Ohren um zu hören, ein Herz um das Gehörte zu empfinden, einen Verſtand um das Gehörte zu — doch nein, ich gehe zu weit, laß mich dir ein für allemal die goldne Regel aufſtellen: „Suche zu gefallen gleichviel auf welche Weiſe, und bleibe auf deinem nun einmal betrettenen Wege, ſo ſoll es dir niemals fehlſchlagen! Feßle deine blüthenreiche Phantaſie nicht durch trocknes Studium. „Grau iſt alle Theorie und grün des Lebens friſcher Baum.“ Haſt du heute Abend geſehen, wie ſich die Damenköpfe in allen Logen nach dem Rhythmus deines „**di tanti palpiti**“ bewegten, ſo daß es anzuſchauen war, als zöge der Wind über ein reifes Kornfeld? Haben jemals Albrechtsberger und **padre Martini** durch ihre Fugen wohl eine ſolche Wirkung hervorgebracht?“

So ſprach der Leichtſinn, und dieſelbe Aufforderung wiederholte der böſe **spiritus familiaris** nach jeder neuen Oper, d. h. nach jedem neuen Siege.

Der Erfolg hat gelehrt, daß ſolche Grundſätze gleich Saamenkörnern ein gutes Erdreich fanden und glänzende Früchte zeugten, die den Wurm im Innern nicht auf den erſten Blick ahnen laſſen. — Man müßte nun freylich im höchſten Grade partheiiſch und einſeitig urtheilen, wenn man behaupten wollte, Roſſini's Opern hätten keine wahren Schönheiten. Nein, ſie haben deren viele, ſehr viele, und eben dieſe ſind das laute und jedem Freunde der Kunſt ſo ſchmerzliche Zeugniß, daß der geiſtreiche Meiſter von dem Abwege, auf dem er ſo gerne und in blinder Eigenliebe wandert, auch zu Zeiten den wahren Weg zu finden weiß, daß er ſich, ein wahrhaft verlorner Sohn, in manchen lichten Augenblicken, ſelber in die Arme der Mutter Natur zurückſehnt, und ſein Sündenleben bereut.

(Fortſ. f.)

Dramatische Dichter in Dänemark.

Obgleich Oelenſchläger in neuerer Zeit und Holberg früher, wohl die Luſt dazu in uns erweckt haben ſollten, ſo iſt bis jetzt doch noch wenig dafür geſchehen, uns mit der reichhaltigen däniſchen dramatiſchen Literatur bekannt zu machen. Um ſo reichhaltiger, als der Volksſtamm nur klein iſt, für den ſie geſchaffen wird, und nur eine einzige Bühne im Lande iſt, die zu Kopenhagen, um dieſe Stücke aufzuführen. Daher mag eine kurze Andeutung über die vorzüglichſten Dichter, die in Dänemark für die Bühne in den letzten fünfzig Jahren wirkten, hier wohl einmal ihren Platz finden.

Johann Nordal Brun, geb. 1745, geſt. 1816, machte ſich zuerſt bekannt durch zwei Trauerſpiele: Zarine und Einer Tambeſkielver, die in Alexandrinern, und ganz im franzöſiſchen Geſchmacke geſchrieben ſind. Das erſte machte großes Glück, das letzte kam nie zur Vorſtellung.

Johann Hermann Weſſel, geb. 1742. geſt. 1785. Feiner Scherz, witzige Satyre, zeichnen ſeine Werke aus. Die Krone ſeiner ſcherzhaften Dichtungen, iſt die Parodie der franzöſiſchen Tragödie: Liebe ohne Strümpfe. Dieß Werk machte ihn berühmt. Ein Luſtſpiel: Glück beſſer als Verſtand, machte kein großes Glück.

Johannes Ewald, geb. 1743. geſt. 1783. Einer der größten und merkwürdigſten Dichter Dänemarks, ſchrieb ein Trauerſpiel: Rolf Krage; die heroiſch-mythologiſche Oper: Balders Tod; das Singſpiel: die Fiſcher; die Luſtſpiele: Die brutalen Klatſcher, Harlekin als Patriot, und die Hageſtolzen; das bibliſche Drama: Adam und Eva.

Thomas Charup, geb. 1749. geſt. 1821, gehört zu den nationellſten Dichtern Dänemarks. Seine drei Singſpiele: Das Erntefeſt, Peders Hochzeit, und die Heimkunft, mit der gefälligen Muſik von Schulz und Kunzen, machten ein außerordentliches Glück auf der Bühne. Die Lieder daraus ſind zu Volksliedern geworden, die in ganz Dännemark Wiederhall fanden. Chriſtian Henrikſen Pram, geb. 1756. geſt. 1821, war ſehr fruchtbar. Er machte mit ſeinen Luſtſpielen: Der Neger, die Eheſtandsſchule, der Brunnen, und mit dem Singſpiele: die Serenade, Glück bei dem Publikum.

Knud Lyon Roſbek, geb. 1760. geſt. 1830, der berühmteſte Dramaturg Dänemarks, auch als ſolcher bei uns gekannt und gewürdigt. Er ſtiftete die dramatiſche Schule, deren Zöglinge öffentliche Vorſtellungen gaben. Für ſie ſchrieb er mehrere nationale Dramen. Später ward er Konigl. Theaterdirector.

Jonas Reni, geb. 1760. geſt. 1821, Debutirte mit einem Trauerſpiele in Alexandrinern: **Hagen und Axel.**

Jans Baggeſen geb. 1764. geſt. 1826, ſchrieb eine Oper: **Holger der Däne**, wozu Kunzen die Muſik machte. Dieſe Oper zog ihm große Angriffe zu. Selbſt **Roſbek** richtete Epigramme dagegen; **Heiberg** aber verſetzte die empfindſamſte Wunde, durch die Parodie: **Holger der Deutſche**, die den jungen Dichter gänzlich muthlos machte. Später ſchrieb er die Oper: **Erik der Gute**, die mehr Gluck machte.

Was **Oehlenſchläger** leiſtete, iſt unter uns bekannt. In einem ſpätern Artikel werden wir ein Weiters über die däniſchen Buhnendichter berichten.

Ein Zettel von Philadelphia.

Prag, im Jahre 1773. *)

Der hier angelangte Americaner, Jakob **Philadelphia**, Künſtler in der Mathematik, und andern Wiſſenſchaften, von welchem in dem gelehrten Engliſchen und Franzöſiſchen Magazine im Jahre 1758 und 59 eine Beſchreibung gemachet worden, zeiget eine ſolche Fertigkeit aus freyer Hand, welche noch nie geſehen worden; machet hiemit bekannt; daß Er ſeine große Geſchicklichkeit in Vielen mathematiſchen kunſtreichen Stucken, welche Er auf ſeinen Reißen durch alle vier Theile der Welt mit vieler Mühe erlernet hat, auch hier zeigen wird. Nachdeme Er bey Sr. Majeſtät, dem Konig von Sardinien zwey Jahre in Dienſten geſtanden iſt, iſt Er von dem Herzoge von Cumberland verſchrieben worden, bey welchem Er auch bis an ſein Ende verblieben iſt. Hierauf hat Er ſeine Wiſſenſchaft an vielen großen Hoffen in Europa gezeiget, als in Portugall, Frankreich, Engelland, und noch kurzlich in St. Petersburg, an welchem leztern Orte Er in Hofdienſten geſtanden, von da aber auf Befehl Jhro Rußiſch Kaiſ. Majeſtät nach Fockzany verſchicket worden, um daſelbſt denen zum Congreß verſamleten Miniſters, ſeine Künſte, und Wiſſenſchaften zu zeigen, worauf Er von Fockzany nach Conſtantinopel beordert worden, woſelbſt Er auch dem groß Sultan am 18. und 24. Auguſti 1772 ebenfals ſeine Künſte zeigen müſſen.

---

*) Wir garantiren die Aechtheit dieſer Ankündigung des allberühmten Wundermannes. D. Red.

Demjenigen ſetzet Er eine prämie von 100 Duc. aus, welcher Ihm ein ſolches Meiſterſtück aus freyer Hand, und in ſo kurtzer Zeit nachmachen kann, auch wird ein geehrtes Publikum hierdurch benachrichtiget, daß vorbenennte Meiſterſtücke, keine gemeinſchafft mit denen gewöhnlichen Taſchenſpielereyen haben.

Die Herrſchaften, welche ihn in ihren Behauſungen verlangen, und von 20 Perſonen ſeynd, bezahlen 20 fl. — jedoch bittet derſelbe, womit ihm ſolches Tags Vorhero gemeldet werde.

Jacob Philadelphia.

Neueste Oper in Paris.

„Das Gefängniß von Edimburg“, ſo heißt die neueſte komiſche Oper in 3 Acten, deren Worte von Scribe und Planard, die Muſik jedoch von Carafa herrührt. Der Titel ruft einen Roman Walter Scott's ins Gedächtniß, eines Mannes, der im vorigen Jahre faſt inſolvent geſtorben iſt, und nicht nur die Literatur mit vielen ſchönen Werken bereicherte, ſondern ganz beſonders Herrn Scribe damit reichlich verſah. Die weiße Dame, der Schnee, und viele andere Opern noch, ſind durch den Umgang Scribe's mit dem Romancier des Hochlands entſtanden. Jetzt verdankt er ihm das Gefängniß von Edimburg, oder doch mindeſtens einen Theil davon, denn in dem Libretto dieſes Abends, fanden wir nur einen ſchwachen und farbloſen Auszug des großen und herrlichen Originals.

Das Stück könnte eben ſo gut „Ein Kind“ heißen, wie jüngſt ein neuer Schriftſteller, Herr Ernſt Desprès ſeinen Roman betitelt. Denn während den drei Acten iſt nur immer die Rede von einem Kinde, das verloren ging, man weiß nicht wie, und von dem Proceß der armen Mutter, die zum Tode verurtheilt wird, weil ſie nicht angeben kann, was aus dem unſchuldigen Weſen geworden iſt. Effie Deans iſt des Kindermords verdächtig und die ſchottiſche Jury verlangt nicht mehr, um ſie in die Ewigkeit zu ſpediren. Sie iſt jedoch unſchuldig, denn ſo muß es ja nach den, von Herrn Scribe dictirten Statuten der „komiſchen Oper“ immer ſeyn.

Ein gewiſſer Georges, ein übrigens ganz guter Kerl, nimmt ſich ſehr des traurigen Geſchickes der jungen Mutter an, und man kann gewiß ſeyn, daß dies der Vater „in partibus“ ſey. Der Herzog von Argyle, Statthalter der Provinz, wird von Georges angefleht, und läßt ſich erweichen. Der Herzog iſt nämlich der Großvater des Kindes — den aber auch Niemand kennt. Alſo kurz und gut, die quasi Kindsmörderin, geht zum Tode, und würde ganz geſetzlich aufgehängt werden, wenn nicht eine arme Wahnſinnige, Namens Sara, eine Art von „diebiſcher Elſter“, die das Kind, wie jene den ſilbernen Löffel, oben, auf dem höchſten Thurme von Edimburg, verſteckt hatte — wenn dieſe, ſage ich, das Kleine, nicht, gut angebunden, in einem Korbe, zu den Füßen des Vaters niederlieſſe. — Dieſe Scene endigt das Stück, welches aber noch mit einer herrlichen Feuersbrunſt und prächtigen bengaliſchen Flammen ſchließt. Dieſen Effect lieferte der gute und gefällige Sir Walter Scott in ſeinem unnachahmlichen Romane.

Dies Libretto iſt, wie man ſieht, ein wenig ſeicht. Planard ſchlief, wie weiland Homer, und Scribe arbeitete einmal à la Ancelot. Es bleibt mithin nichts übrig, als dem Komponiſten Caraffa Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, dem dieſe Partitur große Ehre macht. Von dem Tonſetzer Maſaniello's und des Solitairs konnte man nichts Anderes erwarten. Die Ouvertüre iſt lebhaft und gut inſtrumentirt, im zweiten und dritten Acte, ſind ſchöne Duos, ergreifende Finales und ein Gefangenenchor voll Kraft und Originalität, der wiederholt werden mußte.

Die Sänger waren lau. Henri konnte ſein ſtarkes Organ nicht genug mildern; die Ponchard allein zeigte Fleiß und beinahe Talent. Sie wurde herausgerufen, was bei dieſer Vorſtellung eine wahrhaft höchſt ſeltſame Epiſode bildete.

Die Coſtüme waren das Abgeſchmackteſte, was man ſehen konnte. Sie gehörten eben ſo wenig Schottland, wie der Baffinsbai an; und eben ſo wenig jener Zeit, wo die Handlung ſich ereignen ſoll, als dem erſten Jahre nach Mahomets Flucht.

Wir glauben nicht, daß dieſe Oper ſich eine glückliche Bahn in Deutſchland brechen werde.

2tes Quartal. Nro. 13. 31. Juli 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Ali-Baba. — Publikum und Kritiker. — Roſſini.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 60 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 60 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Paris, Montag, 22. Juli.

Ali-Baba,

oder

Die vierzig Räuber.

Oper in 4 Acten, von Scribe und Melesville,

Muſik von Cherubini.

Nadir, Nourrit (Tenor), — Durskan, Dabadie, — Ali-Baba, Levaſſeur (1. Baß), — Abul-Haſſan, Prevoſt, — Phaor, F. Prevoſt, — Calaf, Maſſol-Thamar, Derivis, — Delie, Mad. Cinti-Damoreau, — Morgiana (Spielparthie), Mad. Falcon.

Dieſe Oper iſt geſtern mit dem eclatanteſten Beifall zum erſten Male aufgeführt worden. Der Komponiſt des Waſſerträgers feierte einen Triumph, der alle ſeine Verehrer mit Freude erfüllte. Die ganze gebildete Welt muß an dieſem Ereigniſſe den wärmſten Antheil nehmen und dem Meiſter danken, der in ſo hohen Jahren, wo andere ſchon ausruhen, noch einmal die gefährliche Bahn zu betreten nicht verſchmähte, ihr ein Erbtheil von ſo hohem Werthe zu hinterlaſſen. Im nächſten Blatte mehr über dieſes bewundernswerthe Werk.

Publikum und Kritiker.

Die Zeit, wo im Theater das Publikum in Maſſe ſeine Meinung kräftig ausſprach, liegt weit hinter uns. Die Stimme der Entrüſtung wird ſelten mehr vernommen, einen feſten Willen wagt es nie mehr auszuſprechen, und aller Antheil hat ſich jetzt in das conventionelle Händeklatſchen verflacht.

Daß dabei nichts für die Sache gewonnen iſt, ſieht Jeder ein. Ein leicht zum Zorn aufgeregtes Publikum, iſt noch ein wahrhaft liebendes, und mehr werth als ein gleichgiltiges, dem Alles leicht zu Dank geſchieht. Kann einem Eßlair, einer Schröder, einer Schechner oder einem Weßermann, ein Applaus noch für irgend etwas gelten? Iſt es nicht lächerlich, wenn einige Einzelne im Hauſe es ſich anmaßen, Künſtler belohnen zu wollen, mit einer Münze, die ſie einem Jeden mit offenen Händen hinwerfen? Nur wenn dem unheilbar Schlechten, wie dem Mittelmäßigen, dem Emporſtrebenden, wie der Anmaßung, Tadel, Ermunterung und Strafe vom Publikum zugemeſſen würde, träte der Lohn für das Verdienſt in ſeine vollen Rechte ein, um den Künſtler auf ſeiner Höhe zu halten, und die Unbedeutenderen zur Nacheiferung anzufeuern. Darin liegt Gedeihen. Aber dies Alles haben nach und nach die ſchlechten Schauſpieler zerſtört, ſie lagen den ſchwachen Intendanzen beſtändig in den Ohren, hier einen Damm, dort einen Riegel den zu lauten Aeußerungen entgegen zu rücken, und mit dem vollkommenen Stillſchweigen auch nicht zufrieden, durch ein Heer von Freibilleten endlich ſich eine eigene Art von Beifall ſelbſt zu ſchaffen. Eine eben ſo originelle Erfindung, wie ſo manche Andere in unſerer Bühnenkunſt, die leider für lange Zeit noch die Beſte wird ſeyn müſſen.

Vor ungefähr zwanzig Jahren waren dieſe Maaßregeln jedoch noch nicht ſo ausgedehnt. Ernſte Strafen verhängte damals das Publikum über ſolche, die ſeine Gunſt verſcherzt hatten, und oft mußten unverbeſſerliche Subjecte ſeinen Augen entzogen werden, andere Künſtler fielen ſogar den Gerichten anheim. So mußte einſt die große Bethmann ſelbſt in die Hausvogtei wandern, weil ſie ſich unterſtanden hatte, dem Urtheile der Berliner einen unanſtändigen Trotz entgegenzuſetzen. Mehrere ſolcher Beiſpiele ſind bekannt genug.

Bei den ganz unbeſchränkten Aeußerungen, wie ſie damals in Theatern gehört wurden, konnte es jedoch nicht fehlen, daß ſie ſich wohl zuweilen auf gänzlich der Kunſt fremde Intereſſen bezogen und politiſche oder perſönliche Verhältniſſe zum Vorwande nahmen. Das Unglück war indeß ſo groß nicht. Solche Beweggründe wurden bald durchſchaut und von dem beſſern, ſtets größern, unbefangnern Theile gerecht gewürdigt. Der Gekränkte erhielt die glänzendſte Genugthuung, und je offener dies geſchah, deſto vollſtändiger war ſie. Solche Vorfälle gehörten jedoch immer nur zu den Seltenheiten. Nun ſind zwar dieſe offenkundigen Skandale gänzlich verſchwunden, dafür iſt aber der heimlich ſchleichenden Intrigue Thür und Thor geöffnet. Man kann dieſem und jenem Künſtler eine Schlappe anhängen, ohne daß er es bemerkt, ohne daß ihm von einem theilnehmenden Publikum ſein Recht werden kann. Dieſes theilnehmende Publikum aber beſchränkt ſich jetzt höchſtens auf ein Paar Leute, die für Geld und gute Worte in ein Blatt einrücken laſſen: „Mamſell X. ſollte doch dieſe oder jene Rolle ſpielen, ſie ſey ihr wirklich gewachſen; Mamſell Y. wäre ganz und gar nicht ſo ſchlecht wie ſie alle Abende auf dem Theater erſchiene, man müßte ſie in ihrem Häuslichen beobachten, um ſie zu würdigen u. ſ. w.“ Oder ſie treten mit der höflichen Wendung auf uns zu: „Mein Herr, wer nicht findet, daß Mamſell Z. ein ſchönes Organ habe, iſt ein Eſel; nun! was ſagen Sie, mein Herr?“ —

So ſind die Beſchützer der Kunſt heutzutage! — Jene oben gerügten Maaßregeln jedoch riefen eine Art von Kritik hervor, wovon man zu den Zeiten der Leſſing'ſchen Dramaturgie noch nichts wußte. Mit dem allmähligen Verhallen der öffentlichen Stimme in den Theatern, erklangen einzelne Stimmen auf dem Papier, die — wenn ſie einiges Intereſſe erregen ſollten — nothwendig Oppoſition bilden mußten. Aber ſelbſt dieſe Kritiken vermochten noch im Publikum den Funken der Anhänglichkeit für die Sache zu erhalten. Wirkten ſie freilich nicht ſo ergreifend, wie der Ausſpruch einer ganzen entzückten oder entrüſteten Verſammlung, ſo waren ſie immer noch als ein nicht zu verwerfendes Surrogat deſſelben zu betrachten, und bildeten — wenn das Theater längſt beendigt war und vergeſſen worden wäre, einen Vereinigungspunkt in der Konverſation, um wieder auf die Leiſtungen der Künſtler zurückzukommen. Aber auch dieſer Geißel, wie ſie vermeinten, wollte ſich die Eitelkeit der Schauſpieler überheben. Es kam die Zeit der Hoftheaterchen ohne Ende. Jedes derſelben zahlte unmäßige Gagen, jedes wollte lebenslängliche Anſtellungen geben, die ſpäter — lächerlich genug — länger dauerten als die Bühne ſelbſt, wobei ſie ſtatt fanden. Die guten Schauſpieler waren ein edles Gut, ein Bedürfniß, eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden; und ſchlechte Schauſpieler ſollte es gar nicht mehr geben. Der leichteſte Tadel der Kritik verletzte ſie. Das flüchtige Werk einer vorübergehenden Begeiſterung, ſollte keinem Urtheil mehr unterworfen werden, während die höchſten Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes ſich ihm nicht entziehen durften! Andre ebenfalls eitle Künſtler geſtanden doch wenigſtens Ihresgleichen, Männern vom Fache, die Fähigkeit zu, ihre Leiſtungen beurtheilen zu können, aber die Schauſpieler gingen ſogar ſo weit, einen Jeden aus ihrer Mitte zu ſtoßen, der es wagte ein Wort über die Kunſt zu verlautbaren, die er ſelbſt übte. Ein Recenſent war ihnen ein Ungeheuer und kam es nun dazu — wie das früher oftmals geſchah — daß ſolch ein armer Schriftſteller, der ſich mit ſchlecht bezahlter Theaterkritik befaßte, keinen guten Rock anhatte, mit ſtruppig verworrenem Haar erſchien, und einen zerriſſenen Stiefel trug, ſo mußte der Menſch lächerlich gemacht werden, und die hohen Künſtler ließen ſich herab, in irgend einer Rolle von Kotzebue oder Julius von Voß, ſeine Perſönlichkeit auf die Bretter zu bringen. — Jetzt ſchwieg auch dieſe Art von Kritik, hie und da ſelbſt durch höhere Verbote unterdrückt, und das Theater genoß einer ſchönen, gränzenloſen Freiheit. Im Innern herrſchte Gleichgiltigkeit, im Aeußern gänzliches Stillſchweigen. Die mit Sinekuren dotirten Schauſpieler konnten recht gut jede Belehrung entbehren, da ſie nicht an Vorwärtsſchreiten dachten. Wer einmal eine lebenslängliche Anſtellung errungen, hatte ja damit die höchſte Staffel der Kunſt erreicht. Wie der Soldat als Feldmarſchall, der Staatsmann als regierender Miniſter ſein Ziel erſtrebt hat, ſo der Schauſpieler, wenn er Hofſchauſpieler mit Decret geworden war. Höher ging's nicht — und was ſollte ihn dann noch reizen? Wünſchte er einmal ſich und den Seinen ein Gaudium, oder einem Kollegen einen Aerger zu bereiten, ſo war mit einigen Flaſchen Wein und etwelchen Freibillets ein vollſtimmiger, ſonorer Beifall für den Abend angeſchafft. Wer ſollte Einſpruch thun? Die Abonnenten etwa? oder die gleichgiltige Menge? oder der rohe Haufe?

Dies Treiben konnte indeß der Verſpottung unmöglich entgehen. Es erhoben ſich Stimmen von mehrern Seiten, die im Anfange alle Lacher gewannen, aber auch bald nicht mehr ſich vernehmen laſſen durften, weil nun die Schauſpieler, und jetzt zwar nicht mit Unrecht, über Verletzung ihrer Künſtler- und perſönlichen Ehre klagen konnten. Sie wünſchten eine ruhige, beſonnene, ja ſelbſt eine gründliche Kritik zurück, auf die Gefahr hin, die Letztere nicht einmal verſtehen zu können. Aber Niemand fand ſich, der ſich damit abgeben wollte. Jeder Verſtändige war es längſt überdrüßig leeres Stroh zu dreſchen, oder ſich feindlichen Angriffen auszuſetzen, das Theater blieb ſeinem Schickſale und faſt in den meiſten deutſchen Städten einem hohen Grade von Theilnahmloſigkeit überlaſſen. Die Kritik wenigſtens, die jetzt ſo laut in allen Fächern der Kunſt und des Wiſſens ſich vernehmen ließ, wandte ſich mit Ekel von dem Theater ab. Zum letzten Male hat ſie ihre ernſte Stimme in Zimmermann's trefflichen dramaturgiſchen Blättern erhoben, und verhallte faſt ungehört, jedenfalls unbeachtet.

Was ſeither in der Wiener Theaterzeitung erſcheint, nimmt allerdings mitunter einen Anlauf, als wollte es einen kritiſchen Standpunkt erklimmen, doch fehlt dieſen Aufſätzen, bei allem äußern Ernſte, der ihnen anklebt, der höhere, innere Ernſt der Wahrheit und Unpartheilichkeit, wie ſich bei dem ſtets ungemeſſenen Lobe und ſpärlichen Tadel, deutlich darthut. Auch kann die darin herrſchende Berückſichtigung „des Wiener Locals und ſeines individuellen Geſchmackes,“ ſolchen Kritiken auf die deutſche Bühnenkunſt im Allgemeinen, keinen Einfluß verſchaffen. Was Abendzeitung und ähnliche Blätter liefern, kann aber auch für nichts mehr noch weniger, als für fortlaufende Berichte über Bühnenerſcheinungen gelten, die für gewiſſe Leſer nicht unintereſſant ſeyn mögen, aber keineswegs in das Reich der Kritik hingehören.

Ein eigentlich dramaturgiſches Blatt, eine ernſte, gediegene Kritik der Bühne fehlt in Deutſchland.

Obgleich man mir ganz unerwartet die Ehre erzeigen wollte, meinen hingeworfenen Bemerkungen einen ſo ſtolzen Namen beizulegen, ſo glaube ich nur auf den Titel dieſer Zeitſchrift hindeuten zu dürfen, um jene Ehre gebührend abzulehnen. Die in den „Unterhaltungen“ gemachten Mittheilungen theils zu erklären, theils zu belegen, bedurfte es einer Beziehung zur Gegenwart, und mein zufälliger Wohnſitz in München, zog auf dieſe Weiſe zunächſt das hieſige Hoftheater in meine Arbeit hinüber. Ich bin jedoch weit entfernt, das, was ich gebe, mit dem Namen einer „Theaterkritik“ im höhern und eigentlichen Sinne zu ſtempeln, zu der ſich, wie jetzt die Sache beſtellt iſt, ein Schriftſteller ſie zu ſchreiben eben ſo wenig verſtehen würde, als ein Publikum ſie zu leſen.

Erſt wenn eine allgemein regere Theilnahme wieder zu erkennen ſeyn, und die Kunſt ſich zu ihrer ganzen Würde erhoben haben wird, iſt es möglich die Kritik walten zu laſſen, die zwar nach ſtrengen aber ewigen Geſetzen richtet. Vielen, die ſich darüber einſt freuten, ſich der Kritik zu entziehen, möchte nunmehr ſich wohl die Bemerkung aufdringen, daß: außer der Kritik und unter der Kritik, in manchen Fällen, ziemlich gleich bedeutend ſey.

Rossini.

II.

Faſſen wir das, was wir über Roſſinis Wirken, wenigſtens in 20 Jahren ſeiner Laufbahn, denken, zuſammen, ſo erſcheint folgendes Urtheil: Roſſini ſchreibt viel, ſchreibt glänzend und leicht. Er ſchrieb für ſeine Landsleute ein ſinnliches, ſüdliches, unbedingt genieſſendes Volk; ſtatt ſie zu ſich zu erheben, hat er ſich ihnen nachgegeben und hat manches gegen ſeine Ueberzeugung gethan. Es iſt der wahrhafte Kotzebue der Muſik, dieſelbe glänzende Auſſenſeite wie jener, derſelbe falſche Pathos im Seriöſen, dieſelbe Sentimentalität und Unnatur, Mangel an Charakteriſtik, dieſelbe Unkonſequenz in der Durchführung; dafür iſt er aber, wie jener, ein Mann für den großen Haufen, im Komiſchen, wie im Ernſthaften outrirend, mit praktiſchem Sinne den Effekt benützend, mehr durch die Virtuoſität der Sänger, und durch eiteln Prunk, als durch eignes wahres Verdienſt, nach Beifall ſtrebend. Gehen wir einige ſeiner ältern Arbeiten durch, um zu ſehen, wie Roſſini es anfängt, die Zuhörer zum Applaus zu bringen. Denken wir uns vor der Theater-Gardine ſitzend, welche uns die Ausſicht auf den Schauplatz einer höchſt tragiſchen Handlung verſchließt. Die Ouverture als Vorrede und Einleitung beginnt; unſer Gemüth, das von den Geſchäften des Tages noch ſehr profan geſtimmt oder zerſtreut iſt, ſoll ſich aufrichten, ſammeln und in die zum Genuſſe eines ernſten Kunſtwerkes nothwendige ernſte Stimmung verſetzen. Was hören wir nun aber! Für's erſte eine oder mehrere breite Fermaten, die nichts anders ſagen wollen, als: „Hört! Hört!“ Nach dieſer kurzen Expoſition bricht die Oboe oder das Horn in ein ſanftes Solo aus, das nun wohl ſehr gefällig ſeyn mag, aber denn durchaus nicht zur Oper paßt. Endlich ſchleppt ſich das Adagio in die Arme der Dominante, wo es ſein kümmerliches Flackerleben in einem Pianiſſimo aushaucht, wenn anders nicht ein durchbebender Fortiſſimoſchlag, überraſchend und erſchreckend, das folgende Allegro eröffnet. Wie untragiſch nun gewöhnlich hier das erſte Motiv gewählt iſt, haben wir uns alle überzeugt. Welch krauſe Triolenfiguren in den Violinen, wie ſo ganz in Fröhlichkeit ausgegoſſen, als ginge es zu Tanz und Schmaus. Ein neues Thema in der Quinte meiſtens der Klarinett und Flöte gegeben, macht dieſem Veitstanz ein Ende, und treibt ſo lange ſeinen Scherz, bis es ſich in die reiſſende Strömung eines matten Brillenbaſſes verliert, der creſcendirend auf ſeinen geduldigen Rücken nach und nach alles mit ſich fortreißt, was nur immer blaſen, pfeifen, ſtreichen und ſchmettern kann. Hui, wie läßt hier der große Zauberer Merlin alle ſeine Elementargeiſter los bei dieſer luſtigen Höllenfahrt des guten Geſchmackes. Die Bäſſe als niedrig kriechende Gnomen und Erdgeiſter, darüber hin Oboen und Klarinetten, als ſauſende wildflackernde Salamander, wie Undinen ziſchen und ſprühen die Violinen auf gewaltigen Wogen einher, endlich ſchwirrt hoch oben noch die Pickelflöte, wie eine luſtige Sylphe, und

Hurre hurre hopp hopp hopp
Gehts fort in ſauſendem Gallopp!
Wie flohen links, wie flohen rechts
Verſtand, Geſchmack und Wahrheit.

Der ungeheure Höllenrachen eines rieſenmäßigen Forte, bei dem auch das in neuerer Zeit ſo wichtig gewordene Blech- und Kalbsfell nicht den kleinſten Antheil hatten, verſchlingt den ganzen breiten Zug jenes ungezogenen Janhagels, zerkaut die rohe Maſſe durch die unendlichen Zähne einer unendlichen Kadenz, zu einem mürben Brey und entläßt nun wieder, denn die Ouverture iſt hier zur Hälfte, die eben erwähnten Themas, die nun von Note zu Note wieder in der Tonica erſcheinen, und ihr Unweſen nach wie vor treiben. Der ganze Prozeß wiederholt ſich, die Kadenz ſchließt ſich endlich an, macht ſich ſehr breit, und die Ouverture iſt fertig.

Der Vorhang geht auf. Nach einem einleitenden Chore, den nicht ſelten ein unbedeutender confidente mit eben ſo unbedeutenden Soloſtellen unterbricht, kommt die Sortita, die Antrittsarie des Helden oder der Heldin des Abends. Gewöhnlich iſt nun dieſe Arie ſo ſinnig herbeigeführt, daß der Sänger eben ſo gut auch zufällig aus den Soffiten fallen oder vom Souffleurloche kommen könnte. Der mitſingende Chor iſt im Muſikſtücke ſo entbehrlich, wie in der Handlung, und die Arie ſelbſt aus drei Theilen beſtehend, aus Cantabile, Allegro und Cabalette, die ſich wiederholt. Erſtes Cantabile meiſtens ſehr weich und ſangbar, jedoch ohne ſonderliche Charakteriſtik, mit bedeutender Familienähnlichkeit durch alle Opern, dem Sänger möglichſten Spielraum zur Koloratur gelaſſen, die Kadenz zum Kulminationspunkt, wenn auch nicht der Empfindung, doch der Virtuoſität gemacht, die Worte beinahe öfter nach ihren mehr oder minder gut klingenden Vokalen zu Melismen, als nach ihrem Sinne zum deklamatoriſchen Ausdrucke benützt. Im Allegro iſt die Cabalette der alleinige Gegenſtand der Aufmerkſamkeit von Seite des Komponiſten ſowohl, als des Zuhörers und Sängers. Daher entſcheidet dieſe gewöhnlich das Glück der Arie; irgend eine Koketterie der Klarinette oder Flöte, kommt bei dieſer Gelegenheit nicht ſelten mit in's Spiel. Man ſieht wohl, das Ganze iſt auf den wohlthätigen Platzregen eines derben Applauſes angelegt, für den Sänger befruchtend, wie für den Componiſten; die Abſicht verfehlt auch ſelten ihre Wirkung. Im Duo ſowohl, als im mehrſtimmigen Enſemble dreht ſich der ganze bunte Globus, vom erſten Allegro an bis zum handwerksmäßigen Stretto, abermals um die Achſe eines langſamen Mittelſatzes; der nun aber auch wirklich beinahe immer mit großer Einſicht in die Zauberkraft der menſchlichen Stimme, mit wunderbarer Klarheit und Beſonnenheit gemacht, und eben ſo ſinnig vorbereitet iſt. Man merkt wohl, daß beſonders in den Finales, in Italien, das Reuſſiren des ganzen Actes von dieſen Sätzen abhängt, denn maestro hat allen Fleiß darauf verwendet.

Wir erinnern hier nur, um das Geſagte durch Erinnerung anſchaulich zu machen: An die ſchöne Stelle im erſten Finale des Tancred, im Finale des Othello, im Quintett des Mosé: „mi manca la voce,“ vor allem im erſten Finale der Semiramide: „qual voce gomito.“ Bei ſolcher Gelegenheit bricht Roſſini's herrlicher Genius, wie eine Sonne durch die Nebel des Gemein-Sinnlichen und die ihm angeborne Kraft tritt ſtolz und ſiegend in ihre Rechte. Noch ſo manches ächt ſchöne Produit des Roſſiniſchen beſſern Genius, (denn in ihm leben, wie Arihman und Ormuzd, zwei verſchiedene Genien der Kunſt,) glauben wir hier berühren zu müſſen: Als z. B. die rührende Cabalette des Tancred, im zweiten Acte; das Lied des Gondeliers im Othello und die darauf folgende Romanze der Desdemona; das ſchöne Terzettino im zweiten Acte der Semiramide, die erhabene Preahiera des **Mosè** und ſo manches dieſer letztern, an wahren Schönheiten, ſo reichen Oper. Eine, das lockere Kunſttreiben Roſſini's und ſeiner Nachbeter, ganz beſonders charakteriſirende Eigenheit ſind die ungeheuern Repriſen, die ſich in ſeinen Partituren finden. Sehr oft treffen wir auf ein Duzend leere Blätter, auf welchen nur die erſte Singſtimme und Baß untereinander fortlaufen, der übrige Raum durch die Ordre für den Kopiſten 50 — 60 **Battute come prima** ausgefüllt iſt. Da nun gewöhnlich ſolche Wiederholungen früherer Sätze von Perſonen verſchiedenen Charakters, mit ganz ſinnverſchiedenen Worten gemacht werden, ſo iſt ein ſolches Verfahren eines gewiſſenhaften Komponiſten ganz unwürdig. Man kann daher ohne Uebertreibung behaupten: Roſſini habe ſeine Opern alle nur halb geſchrieben, und eben durch dieſe bequeme Repriſen-Eintheilung, durch dieſen ein für allemal angenommenen Leiſten, ward es ihm auch möglich, die Unzahl von einigen dreißig Opern in die Welt zu ſetzen. Was ſeine komiſche Opern betrifft, ſo iſt er hier ganz eigentlich zu Hauſe und der oben aufgeſtellte Vergleich mit Kotzebue findet hier ſeine vollſte Anwendung. Ganz entſchieden komiſche Charaktere wie Figaro, Thadeo gelingen ihm beſonders. Sein **Barbiero di Seviglia** iſt unſtreitig das wohlgerathenſte ſeiner Kinder. In der komiſchen Oper kommt ihm alles das zu ſtatten, was er für die **Seria** nicht immer brauchen kann; leichtes Blut und leichte Schreibart, Laune, Buhlerey des Geſanges, die Sprache ſeines Landes. Es iſt ſchade, daß ſeine Muſe ſich nicht mehr zum leichten Soccus als zum ſchweren Cothurn bequemte, der nur zu oft die leichte zartgebaute Göttin am freien Fluge hindert und außerdem ihr nettes Fußchen entſtellt.

Was wir über Roſſini's Kompoſitionen bis jetzt geſagt, zielt auf jene große Zahl von Opern, die er vom Jahr 1812 bis 1824 geſchrieben hat. Er lebt ſeither in Paris, ſchrieb ſeinen: **Siège de Corinthe,** eigentlich eine Umarbeitung des **Maometto**, Graf Ory und ein kleines Gelegenheitsſtück: **il viaggio di Rheims.** Dieſe drei Opern bilden den Uebergang zu einer neuen Epoche ſeines Künſtlerlebens. Er war nun im Alter von 34 Jahren, im Beſitze eines großen Vermögens in der Mitte einer Nation, die ſeit 30 Jahren gewohnt war, Muſik als das reinſte Erzeugniß des Geiſtes, mit dem Geiſte zu genießen, die Oper nicht als Konzertgelegenheit betrachtend, ſondern von dem vernünftigen Grundſatze ausgehend, daß Wort und Handlung in Muſik übergehen, alle drei aber ſich zu einem organiſchen, in allen Theilen vollendeten, vom Athem der Natur und des Lebens belebten, Ganzen verbinden ſollten. Nun mußte auch Roſſini, und er folgt dieſem Impuls gern, eine neue Bahn einſchlagen. Sein Maometto ward umgearbeitet, bekam nun aber freilich, denn es geht mit allen Umarbeitungen dieſer Art nicht anders, obſchon er an dramatiſcher Haltung zugenommen, dadurch die Zwitternatur eines nicht ausgebildeten, franzöſiſch-roſſiniſchen Styles. Wie im Serioſen, ſo erging es ihm auch im Komiſchen; Graf Ory hat zwar an franzöſiſcher converſationeller Gewandtheit und geiſtreicherm Benehmen gewonnen, dafür aber an Grazie des Geſanges verloren. Roſſini ſelbſt mochte fühlen, daß er erſt einige Jahre ferne von Italien und ſeinen alten Gewohnheiten leben müſſe, um ein Werk zu ſchreiben, das durchaus den Stempel einer neuen Kunſtanſicht tragen, und den Anfang bilden ſollte, zu einer neuen Aera ſeines Künſtlerwirkens. So ward der Tell. —

F. v. K.

2tes Quartal. N^{ro.} 14. 3. August 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. **München.** Verleger: Georg Franz.

Eßlair. — München. — Correſpondenz.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 6 fl. im III. Rayon 6 fl. 6 kr.

Esslair.

Lange Zeit war Eßlair entfernt, er war in Wien und in den öſterreichiſchen Provinzen; eine Tour, die er faſt alljährlich unternimmt. Nun iſt er ſeit einigen Tagen wieder zurückgekehrt, und am 30ſten gab er den Kapitän Kopp, in einem froſtig-altmodiſchen Luſtſpiele Duval's, das mindeſtens eben ſo viel Jahre, als der Juli Tage zählt.

Unſer Künſtler will in keiner neuen Rolle mehr auf der Bühne erſcheinen, wir können ihm das nicht verdenken. Andre Schauſpieler zogen ſich viel früher gänzlich zurück, um in dem Andenken ihrer Zeitgenoſſen als Heroen der Kunſt fortzuleben, Andere raffte der Tod dahin, und Jene, wie Dieſe ſind es, von welchen die Traditionen, gleich ſchönen Sagen, im Volke leben. Eine ewige Jugend umgiebt ſie, ihr Alter ward dem Publikum entzogen; die weißen Haare, die hinſchwindenden Kräfte — das geſchwächte Organ — gehören dem Herde, der Familie, nicht der Scene mehr an — und Schröder's Ruhm iſt deßhalb noch ſo jung und friſch, weil er auf der Höhe des Lebens den Blicken ſeiner Zeitgenoſſen entſchwand.

Nicht jeder darf ſich dieſes Glückes erfreuen. Eßlair's Stellung zur hieſigen Bühne, die in dieſem Augenblicke an edeln Kräften keinen Ueberfluß hat, erheiſcht ſeine fortwährende Mitwirkung, und wir erkennen es mit Dank, daß er uns noch dann und wann das ſchöne Bild des greiſen Siegers zeigen will.

Man hat in neueſter Zeit, unter uns faſt bis zur Ungebühr, die Klage erhoben, über das auswärtige Gaſtiren der Künſtler, ja, man ging wohl ſo weit, es ſelbſt Eßlair übel nehmen zu wollen, daß er in andern Städten ſpielte, unter dem Vorwande einer ärztlichen Verordnung: „zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit.“ Bedenkt man aber wohl dabei, daß es blos durch ſolche Auffriſchungen faſt verblichener Lebensbilder der Phantaſie, noch möglich iſt, zu ſchaffen, oder glaubt man, daß in der Einförmigkeit unſerer überdrüßigen Tagesgeſchäfte, beim Klappern der Werktags-Mühle, und im Rad-Treten der großen Theateruhr, die edlern Seelenkräfte eines alternden Mannes ſehr befruchtet werden können? Kann man es ſich nicht leicht vorſtellen, wie ein Frühling in dem ſonnigen Grätz, wie eine Reiſe durch die Alpen, die Donau hinunter, wie der rauſchende Empfang einer kunſtſinnigen Menge, auf den Gaſt begeiſternd wirken, ihn ſtärken und aus der Schlaffheit, die Winter, Alter und Krankheit um ihn geſponnen, mit freundlicher Gewalt emporreißen? Solche Reiſe ſtählt ihn dann wohl, uns noch manchmal den Eßlair von Ehemals ſchauen und bewundern zu laſſen, und wir wollen ihn noch recht lange ſo beſitzen! — Oder glaubt man, die Begeiſterung kehre auf's Kommando ein, die Phantaſie bedürfe keiner Nahrung, die Seele keiner Aufrichtung? Alle Tage in's Joch — für richtig gezahlten Lohn, gut gelieferte Arbeit — wer ſolche Ausſprüche wagt, und es ſind deren gar Manche, hat ſicherlich keine Einſicht in das Weſen der Kunſt.

Man betrachte doch nur Männer von Eßlair's Alter, die ihr ganzes Leben im Bureau, oder einem andern ertödtenden Geſchäft hingebracht haben, ſtets nur mit ihren Laſten und Sorgen kämpfend, jeden wiederkehrenden Tag in die gewohnte Stube, an den grünen Tiſch tretend, um mit dem bekannten Handwerkszeuge umzugehen; ſey dieſes nun: Papier und Feder, Hobel, Raspel, Feile oder Nadel! und nun denke man ſich einmal ſolche Greiſe nur in der Kleidung eines Helden, wie ſie Eßlair noch ſo heldenmäßig trägt. Greiſe, nicht älter als er, mit den ſchlotternden Kiefern, den Hangebäuchen, den knolligen Beinen! und nur eine Rede, eine Seite lang, gebt ihnen zu memoriren — halt! — hör' ich rufen — das thut die Uebung! Eßlairs Gedächtniß iſt geübt, und das der Andern nicht. — Aber man kann nur ein Vermögen üben, ſo lange man es noch hat, und Eßlair hat kein Gedächtniß mehr, er iſt ſechzig Jahre ſo gut wie die Andern, und er will in keiner neuen Rolle mehr auftreten, weil er ſie nicht mehr auswendig lernen kann. Aber die höhere, die ihm inwohnende Kraft des Genius, überwindet die Schwächen des Alters, und läßt ihn uns ſo herrlich erſcheinen.

Und wollt Ihr noch immer nicht zugeſtehen, daß es wohl beſonderer Mittel bedarf, eine ſo wunderbare Macht über Jahre und Hinfälligkeit auszuüben? Ihr ſtimmt darin überein, daß eine Luftveränderung Euch geſund und erſprießlich ſey, und Ihr wendet ſie an, um Euern Appetit zu ſtärken, damit Ihr die alte Uebung nicht aufgeben dürfet, und bis in's hohe Alter lang tafeln und weidlich trinken konnt, und Ihr wollt es dem greiſen Künſtler mißgönnen, wenn er Reiſen unternimmt, zur Stärkung ſeiner Seele, um ſeinem Berufe länger leben zu können? —

Und ſo kehrte er uns denn wieder! — Im vorigen Jahre erſchien er als Göz, als er von der Reiſe kam. Wir hätten wohl gewünſcht, ihn in einer ähnlichen Rolle auch dießmal wieder zu ſehen. Das Edle, Große, Gediegene iſt ſeit lange ſo verwiſcht von den Tafeln unſerer Bühne, daß die Wiederkehr Eßlairs füglich hätte dazu benützt werden können, das Andenken daran aufzufriſchen. Aber das Perſonal iſt eben ſo zerriſſen als unbedeutend in dieſem Augenblicke, daß das ſtolzbenannte Hof- und Nationaltheater nun einmal durchaus kein Hof- und National-Repertoir zuläßt.

Eßlair und Wir, mußten uns daher mit jenem Alexander Duval begnügen, den ſeine Landsleute ſelbſt lange ſchon vergeſſen haben.

Unſer Held, der den Shakespear ſelbſt ſo unvergleichlich giebt, mußte in einer ſo ſchaalen, geſchmackloſen, faden und erbärmlichen Verwäſſerung des Lieblingshelden Shakespear's, ſeines geherzteſten Schooskindes, des fünften Heinrich, ein Nebenröllchen ſpielen. Die Zeichnung, wenn nämlich eine da iſt, entbehrt der Farbung, man nehme denn, den unſeemänniſchen Fluch: „der Teufel ſoll mich holen!“ etwa dafür. Eßlair thut eben auch nichts, ihr einen beſonders eigenthümlichen Farbenton zu geben. Es wäre auch ſchwer, ja wohl unmöglich, aus dieſem Kopp, einen alten, ächten Kaper-Kapitain, nun Wirth einer Matroſenſchenke in London's Hafen, zu machen. Einen dickwanſtigen Burſchen, mit der gebräunten narbigen Stirne, ſpärlich-grauem Kraushaare am Hinterkopfe, der rothen Kupfernaſe, dem breiten Munde, der eben ſo gern lacht als trinkt und flucht. Wahrlich, wenn uns eine ſolche ächte Figur, in der verpfuſchten Pinſelei Duval's, entgegenträte, ſie würde die Harmonie der unübertrefflichen Flachheit zerſtören, die ſich in den Worten, wie in der Handlung giebt.

Eßlair ſtellt dieſe Rolle mit ſeiner ſchönen, unnachahmlichen Natürlichkeit dar, und dies gießt den Zauber über jede ſeiner Darſtellungen, und dieß bringt eben die große Wirkung hervor. Wollten doch ſeine Mitſpielenden, namentlich die Jüngern, dieſe Weiſe beherzigen, und ſie in ſich aufnehmen, ehe ſie ihnen entſchwindet. Es wäre traurig, wenn mit ſeinem Abtreten, das ganz natürlich, wie ohne Abſicht, von den Zuſchauern gehört zu werden, hingeſprochene Wort, nicht mehr auf unſerer Bühne erſchallen ſollte. Und wahrhaftig, wenn die jungen Leute ſich nicht bald dieſen Ton aneignen, wollen, ſo dürfte es zu ſpät ſeyn. Wie der Page, das

Mädchen, der Kronprinz, Rocheſter, Alles ſo ſtark betonen, wie ſie die unbedeutendſten Worte doppelt unterſtreichen, um ſie dem Publikum recht bemerkbar zu machen, gleich als trauten ſie uns nicht Fähigkeit genug zu, einem Dialoge, wie im gegenwärtigen Luſtſpiele, ohne alle Anſtrengung zu folgen? Bedürfe es da wohl der Ihrigen, um uns das Alles verſtändlich zu machen? Sind denn blos Kinder und Ungebildete im Theater? Den meiſten Zuhörern vom Jahre **1833**, giebt ein ſolch Duval'ſches Stück von **1800**, gewiß nicht den kleinſten Stoff zum Nachdenken. —

Und wie das „Bei Seite“ von den Schauſpielern gemißbraucht wird — wie es alle Wahrſcheinlichkeit zernichtet! — da horcht auf Eßlair und lernt von ihm, wie man vor ſich hinmurmeln muß, wie es abſichtslos, und doch ſo verſtändlich dabei geſchehen kann. — Selbſt zur Beſetzung dieſes Lückenbüßers langte indeß unſer Perſonal nicht aus. Die Repräſentanten des jungen, ſo wie des alten Wüſtlings fehlten. Beide Darſteller derſelben, Herr Mayr, und Herr Meyer, ſind ſehr fleißige, und gewiß auch brauchbare Schauſpieler, und Sie verderben eben auch hier nichts, wo es eigentlich nichts zu verderben gab. Aber einem jungen, flatterhaften Prinzen, dem ſolch unglaubliche Streiche angedichtet werden, muß ein hoher Grad von Liebenswürdigkeit, von leichtem Weſen beigegeben ſeyn; ſein ſchönes Haupt muß ſich auf dem hohen, ſchlanken Halſe hin und herwerfen laſſen, die Locken müſſen fliegen, der Blick glänzen, man muß ſich überreden können, daß man das fröhliche Blut in den durchſichtigen Adern hüpfen ſehe; dabei der feinſte Anſtand, der ihn auch in der Verlegenheit nicht verlaſſen darf, und dieſe ſelbſt ſoll ſich nie zur wirklichen Angſt ſteigern, ſondern uns immer zu verſtehen geben, daß es nur eines Hauches bedarf, um Alles Feindliche zu zerſtreuen, und daß Duval, der ſchlechte Luſtſpieldichter, nur allein Schuld daran ſey, wenn dem Kronprinzen von England Fatalitäten auf Londons Straßen begegnen.

Herr Meyer als Rocheſter war beſſer. Ihm fehlte nur etwas leichte Beweglichkeit und mehr Bosheit — ich meine damit die leichtfertige Heimtücke des ſchlauen Hofmanns. Dieſes kann ſich Herr Meyer nicht geben, es widerſpricht geradeswegs ſeinem ganzen Weſen.

Herr Lang, als Page, war nicht Meiſter ſeiner Aufgabe geworden. Namentlich verdarb er das „Bei Seite“ gänzlich, und vergaß in der Maske des Italiäners oftmals den angenommenen Dialekt, der — ſo unvollkommen er ihn ſich zu eigen gemacht hatte, dennoch conſequent durchgeführt werden mußte.

Dem. Stenzſch war als Betty allerliebſt. Dieſe Rollen ſind ganz für ſie geeignet. Hiezu bringt ſie alle Erforderniſſe und eine tüchtige Doſis Talent mit, und iſt dieſes der Fall, ſo macht ſich das Ding von ſelbſt, und man ſieht, daß das Ganze keine Hexerei iſt.

Dem. Senger genügte ebenfalls in der kleinen Rolle der Miß Clara. — Von Seite der Regie bekamen wir in Kopp's Seemannsſchenke einen Prachtſaal zu ſehen, Tapeten roth mit Gold, alte Wappen umher, und eine Wand ganz von Glas, welche die Ausſicht in andere Gemächer zeigte; den Saal ſahen wir einſt bei einem Könige von Cypern und andern hohen Herrſchaften, wo er uns mehr an ſeinem Platze ſchien. Glaubt man vielleicht, ſolcher Säle erfreuten ſich durſtige Matroſen, ſolcher Säle bedürfe es, um Zechen von 19 Guineen zu machen? Ich dächte doch, man dürfe dergleichen nicht gerade durch Autopſie kennen, um die Unſchicklichkeit davon einzuſehen. Sollten die Bewohner jenes Saales ſich wohl noch über Pracht verwundern, wenn ſie in das graue einfache Vorzimmer des Kronprinzen treten, wie dieß von ihnen im dritten Acte geſchieht? Und wie waren die Kellner gekleidet? Moderne grüne Jacken, mit Schößen, Weſten, Halsbinden u. ſ. w. Auf das Coſtüm des Einzelnen wird zuweilen ein Aufwand von Fleiß und Koſten gemacht, der zum öfterſten ganz überflüßig iſt, und hier werden ſolche grobe Verſtöße geduldet.

Doch genug! Eßlair möge mir verzeihen, daß ich ſeine erſte Erſcheinung dazu benützte, ſo manche Betrachtung, die ſich mir dabei aufdrang, hier auszuſprechen. Wir hoffen Alle auf beſſere Zeiten, und ſo glaube ich, daß es ihm auch noch vergönnt ſeyn werde, die ſchönen Strahlen ſeiner untergehenden Sonne, in eine neue Aurora hinüber glänzen zu laſſen.

München.

Nächſte Woche werden wir wieder einmal Santini hören. Die Vorſtellung wird aus den erſten Scenen des Barbiers und dem erſten Finale und Duett aus „matrimonio segreto“ beſtehen. Erfreuliche Ausſicht für unſere Dilettanti.

Correspondenz.

Paris, 24. Juli.

Wir ſind längſt gewohnt, in der großen Oper nur die mächtigſten Eindrücke in uns aufzunehmen, eines mächtigern jedoch als der am Abende des 22. Juli erinnern ſich die älteſten Beſucher dieſes Theaters nicht. Ganz Paris bereitete ſich zu der erſten Vorſtellung des neueſten Werkes von Cherubini, wie zu einer ernſten Feier vor, und die Aufſtellung der Statue auf dem Vendome-Platze, die Vorbereitungen zu den Feſtlichkeiten der drei Tage, durchkreuzten ſich wunderbar mit den Proben des Ali-Baba. — So iſt Paris! — Endlich erſchien der erſehnte Tag. Nach der am Freitage Statt gehabten Generalprobe hatte ſich bereits das Gerücht über die wunderbaren Schönheiten dieſer Partitur überall verbreitet, das was wir zu hören bekamen, ſollte jedoch alle dieſe Gerüchte bei Weitem zurücklaſſen.

Das große, prächtige Haus war überfüllt, die Logen ſtrotzten von reichen und geſchmackvollen Toiletten, Alles was in Paris einen hohen Standpunkt einnimmt, war erſchienen, um den Triumph des Künſtlers zu verherrlichen. — Eine allgemeine Stille herrſchte in der großen Verſammlung, die Künſtler im Orcheſter hatten ihre Plätze eingenommen, mein Herz pochte ſtark und ich fürchtete, daß mein Nachbar es hören würde, ſo feierlich war Alles rings umher. Endlich bricht die Ouverture los. Ich habe keinen andern Ausdruck dafür. Es iſt eine Art von türkiſchem Marſche, mit einem Feuer, mit einer Begeiſterung hingeworfen, daß man dem Komponiſten einen Vorwurf daraus machen konnte. Wir fühlen uns faſt betäubt von der Wirkung dieſer Maſſen und haben Mühe uns zu ſammeln. Man vergißt ganz, daß dies die Arbeit eines 74jährigen Greiſes iſt! aber dieſer Greis iſt Cherubini, eine von jenen Naturen, die nie alt werden. Es iſt gewiß, daß zwei Tage vor der Aufführung dieſe Ouvertüre noch nicht geſchrieben war. Man ſtellte ihm vor, daß es ihm zu viel Anſtrengung machen würde, er möge doch nur eine ſeiner ältern, etwa die zur Faniska wählen, die nie in Paris gehört worden iſt, aber der alte Held wollte nichts davon wiſſen, und ſchrieb eine neue. Meyerbeer war erſchöpft nach ſeinem Robert, und ließ die Oper ohne Ouvertüre in's Leben treten, und Roſſini und viele Andre hätten irgend eine alte Ouverture herbeigezogen, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen.

Bald nach dem Aufziehen des Vorhangs konnten wir uns überzeugen, daß — für das große Publikum — die Ouverture zu effectvoll geweſen war, denn Nourrits ſanfte, melancholiſche Romanze, eine Gattung, worin Cherubini ſich ſtets ſo unübertrefflich bewährte, entſchlüpfte faſt der lohnenden Aufmerkſamkeit und wird erſt nach mehrmaliger Anhörung zu ihrer vollſtändigen Würdigung gelangen. Ein ſehr pikanter Räuberchor, mit einem marſchartigen Accompagnement, der im vierten Acte wiederkehrt, beſchließt die Introduction, die ohne lebhafte Beifallsbezeugung hingenommen wurde.

Ich fühle, daß ich noch ſo viel auf dem Herzen habe, was der Mittheilung werth iſt, daß ich unmöglich nach der Reihe alle Schönheiten der Oper durchgehen kann, ohne Ihr Blatt, durch mehrere Nummern, für meinen Bericht allein in Anſpruch zu nehmen; um ſo mehr, da ich nicht ſtreng muſikaliſch bei dieſem, nach dem erſten Eindrucke hingeſchriebenen Zeilen, zu Werke gehen darf, und dies erſt in einem ſpätern Briefe zu thun mir vorbehalte.

Die eigentlichen Liebesſcenen hat unſer Meiſter mit jener tiefen Empfindung gedacht und ihnen den melancholiſchen Anſtrich gegeben, die wir an ihm kennen, und die ihn uns Deutſchen ſo werth machte. Dies iſt indeß nicht die Weiſe, ſich bei den heutigen Pariſern einzuſchmeicheln, welche die Liebe auf der Bühne anders behandelt zu ſehen wünſchen. Ein in dieſer Beziehung herrliches Duett, voll Zärtlichkeit und Sehnſucht, zwiſchen Mad. Cinti-Damoreau und Nourrit: „dans la foret prochaire", wurde deshalb gar nicht gehörig gewürdigt, obgleich es entzückend vorgetragen wurde.

Ein komiſches Duett, von Nourrit und Levaſſeur im 2. Acte geſungen, gefiel hingegen ungemein. Das Finale des zweiten Actes iſt großartig und feurig, und entriß der Verſammlung den unzweideutigſten Beweis, daß die Oper vollkommen reuſſirt habe.

Der dritte Act beſtätigte dies noch vollkommener. In dieſem bekamen wir die Kleinode Cherubiniſcher Muſe zu hören! Ein komiſches Duett, zwiſchen Nourrit und Maſſol, das ſich Allem an die Seite ſtellt, was in dieſem Genre gehört worden iſt. Auch war Alles ſo entzückt davon, daß es unter einem donnernden Gelächter **da capo** verlangt wurde. Beſonders ergötzte man ſich an der immer wiederkehrenden Modulation bei den Worten: „**mon ami prends un ton plus doux!**“ — Dann erregte eine Pièce voll der herrlichſten, originellſten Melodie, ein Trio von Schläfern, allgemeines Entzücken, an deſſen Schluß eine großartige Inſtrumentation, verbunden mit kräftigen Vocalmaſſen einfällt und mithin alles zum Beifallſturm hinreißt. Dieſe beiden Nummern haben am Meiſten und Allgemeinſten angeſprochen. Noch iſt eines frühern Quartetts ohne Accompagnement „**Quel est donc ce mystère**“, in der Höhle der Räuber, zu erwähnen, das ſich den Obigen in dieſer Hinſicht anreiht und das bereits eines populären Ruhmes genießt.

Der vierte Act iſt in ſceniſcher Hinſicht der wirkſamſte, und auch an muſikaliſchen Schönheiten reich. Hier wirkt das Ballet beſonders. Ein Sextett zu Anfange dieſes Actes iſt ſehr ausgezeichnet. — Das Bacchanal aus „Achilles in Scyros“ iſt ſehr paſſend verwendet worden. Was nun die Balletmuſik betrifft, ſo iſt hierin der vortreffliche Meiſter nicht zurückgeblieben und hat ſehr reizende, jugendlich und friſchbewegte Rhythmen, mit melodiöſem Zauber und inſtrumentaliſchem Reichthum bekleidet. Was hierin von ihm und von den Tänzern geleiſtet wurde, iſt als vollendet anerkannt worden. Beſonders zeichnete ſich das weibliche Perſonal aus. Coraly, der dieſe Tänze geſchaffen, erhielt keinen geringen Theil der Lorbeern dieſes Abends. Wir zeichnen vor Allem, nach den großen Balletſcenen des letzten Actes, ein liebliches **Pas-de-trois** aus, welches von den Damen Julia, Leroux und Duvernay getanzt wurde, drei unſerer ſchönſten und graziöſeſten Huldinnen. — Auch hier ſchimmerte Cherubini's Humor gar lieblich hervor, als im vierten Acte ſich die Paſſagen der brummenden Violen, während des Tanzes vernehmen ließen, um anzudeuten, daß der anweſende Gaſt, der Räuberhauptmann, ſich von dem Feſte wegſehnte und mit den Tänzern unzufrieden ſey.

Die Decorationen, namentlich der Räuberhöhle, ſind von Einigen getadelt worden. Ich fand Alles dies ſehr ſchön Es übertraf bei Weitem, was ich in dieſer Art bei uns zu ſehen bekam. Die Coſtüme waren herrlich. Orientaliſch, luſtig und üppig zugleich, uns in die Mährchenwelt von tauſend und einer Nacht hineinverſetzend. Der Coſtümier Duponchel, verdient genannt zu werden. Er hat die Zeichnungen dazu als Künſtler entworfen.

Es bleibt uns noch von dem Stücke zu berichten. Dies hat faſt einſtimmigen Tadel erdulden müſſen. Das arabiſche Mährchen iſt bekannt. Der arme **Ali-Baba**, der durch Zufall die Räuber belauſcht und ihr „**Sesam**, thu' Dich auf,“ vernimmt, dann in die Höhle ſteigt und mit Schätzen beladen, zurückkehrt. Seine heldenmuthig-liſtige Sclavin Morgiana, die dann alle Gefahr von ihrem Herrn abwendet. Zuerſt wie ſie die Thür des Hauſes mit dem Kreuze bezeichnet findet, und nun ſogleich dies Zeichen auf allen Thüren der Nachbarn macht, um die lauernden Räuber zu verwirren; dann, wie ſie mit ſiedendem Oele, die, in den Oelſchläuchen befindlichen Räuber, tödtet und endlich im Tanze den Räuberhauptmann ſelbſt erdolcht. Alles dies konnte Scribe nicht brauchen. **Ali-Baba** iſt bei ihm ein reicher, geiziger und liſtiger Kaffeehändler — **un épicier** — eine Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, die in Paris dem allgemeinſten Spotte blosgegeben iſt, aus Gründen, die hier anzuführen, zu weitläufig ſeyn würde. Dieſem **Ali-Baba** ſind viele Kaffeeballen und die Tochter von den Räubern geſtohlen. Er erfährt von dem Bräutigam ſeiner Tochter das Zauberwort „Sesam“, dem ſich die Höhle öffnet. Um es nicht zu vergeſſen, ſchreibt er es auf ein Stück Papier und begiebt ſich dorthin. Er will hier ſeine Laterne anzünden, braucht dazu das Papier mit dem Worte, und weiß es dann nicht mehr, um den Rückweg anzutreten. Seine Tochter findet er zwar, die rückkehrenden Räuber überraſchen ſie aber Beide. Gegen ein ungeheures Löſegeld wird er freigegeben und erhält Tochter und Kaffeeballen wieder. Der Räuberhauptmann zieht mit, um das Geld in Empfang zu nehmen, und wird beim Gaſtmahl von Morgiana getödtet. Ein Kampf mit den Kaffeeballen, in denen nehmlich die Räuber ſtecken, folgt hierauf, die Ballen werden überwältigt und zwei Ehen geſchloſſen. Zuerſt war dieſer Stoff für die komiſche Oper bearbeitet, und wurde dann in ſeiner jetzigen Geſtalt vollendet. Der Componiſt wollte durchaus eine orientaliſche Oper haben. Wie auch das Stück ſeyn mag, ſo fehlt es darin nicht an günſtiger Gelegenheit für den Componiſten, ſich zu zeigen. Es iſt übrigens merkwürdig, daß — den Waſſerträger ausgenommen — Cherubini es immer mit verfehlten und ſchlechten Büchern zu thun hatte.

In dieſer Hinſicht iſt **Ali-Baba** mit Faniska, Lodoiska, Eliſa leider ſo ziemlich in eine Kathegorie zu ſetzen, was aber die Muſik betrifft, ſo iſt diesmal Cherubini populär, wie er es nie zuvor war. Er iſt weder zu ſüß, noch zu ernſt; ſeine Töne geben die Natur, die Sitten, den Himmel, den Menſchen jener aſiatiſchen Wunderwelt. Cherubini iſt hier Dichter! — Alle ungeheuren Schwierigkeiten, den gelehrteſten und gediegenſten Satz, hat er durch melodiſche Blumen gleichſam überdeckt, als habe er Mitleid mit der Unwiſſenheit des Publikums und wolle ihm reichen, was es ſo gern bewundert.

Daß die Partitur jedoch große Schwierigkeiten habe, beweiſt folgende Anekdote: Ein Sänger ſagte dem Meiſter, nachdem ſchon mehrere Proben geweſen waren: „Ich kann meine Parthie nicht auswendig lernen.“ „So ſeyen Sie recht fleißig,“ erwiederte der Alte, „ich habe meine Partitur auch nicht auswendig gemacht!“ —

Die Sänger haben es aber an Fleiß keineswegs fehlen laſſen. Mad. Cinti-Damoreau ſang herrlich; Nourrit und Levaſſeur wurden nach *jeder* Nummer beklatſcht; Mad. Falcon hat faſt nichts zu ſingen. — Herr Loëve-Veimars, einer unſerer geiſtreichſten Kritiker, vergleicht den Meiſter mit einem Cappadociſchen Roß, das — je älter — nur deſto feuriger würde. Als nach Beendigung der Oper das Publikum ſtürmiſch den Komponiſten rief, eilte ein Freund in ſeine Wohnung, um ihm die frohe Kunde zu überbringen. Ein Bedienter öffnet und bittet ihn leiſe zu ſprechen, ſein alter Herr ſchliefe bereits ſeit zehn Uhr ſanft und ruhig. Wie rührend! Cherubini hatte ſich ſchlafen gelegt, und erwartete Gerechtigkeit, ob von ſeinen Zeitgenoſſen oder von der Nachwelt, das war dem Greiſe gleich. Er war überzeugt, daß ſie ihm dereinſt werden müſſe! —

* * *

2tes Quartal. Nro. 15. 7. August 1833.

Unterhaltungen für das Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Die Braut von Meſſina. — La Revue Théatrale. — Berlin. — Neue Stücke. Correſpondenz.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Die Braut von Messina.

(Herr Moritz als Gast.)

Es iſt ein eigenes Ding mit vielen unſerer Meiſterwerke für die Bühne. Man ſchläſt dabei ein. Ich will jedoch nicht damit die Schuld auf die Meiſterwerke gewälzt haben.

Unſere Zeit, im raſchen Umſchwunge begriffen, voll großer, frappanter Erſcheinungen, will nur im Fluge ſich ergötzen, und findet kein Wohlgefallen an den kalten Reflexionen des Chors, die oft eben ſo erhaben als alltäglich ſind. „Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual!“ — „Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht“ — u. dgl. m., mögen als Beweis dienen. Man kann ein warmer Verehrer der Wahrheit ſeyn, ohne von der ewigen Wahrheit, „zwei mal zwei iſt vier,“ beſonders ſich ergriffen zu fühlen.

Man wird dies hoffentlich nicht für Blasphemie zu nehmen geneigt ſeyn. Schiller's Werke enthalten ewige Schönheiten, und ich würde zu aller erſt in das unbegränzteſte Lob derſelben mich ergießen, wenn es deſſen bedürfte. Aber, daß die Braut von Meſſina, unter allen ſeinen Stücken, dasjenige iſt, welches auf der Bühne geſehen, den Zuſchauer am kälteſten läßt, iſt nicht zu läugnen.

Müſſen es denn immer Schönheiten ſeyn, die der größte Theil von uns nicht begreift? Sollen wir denn immer nur den Genuß, etwas Höheres, Größeres zu ſchauen, als unſere Alltäglichkeit, mit gränzenloſer Langeweile erkaufen? — Als die einförmigen, franzöſiſchen Trauerſpiele in Frankreich gegeben wurden, da erfreute ſich Alles daran, man begeiſterte ſich für die kalten Tiraden, womit eine verliebte Königin ihr Leid der einſylbigen Confidente mittheilte; da erſchien Beaumarchais und griff in's friſche Leben, und enthüllte ſeinen boshaften Spiegel, woraus ſeine Zeitgenoſſen dem geiſtreichen Manne ſo gern ein Verbrechen gemacht hätten. Nach der blutigen Revolution, da Alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt war, hatte die kalte Poeſie wohl wieder die warme, lebensfriſche Proſa verdrängt, aber nur durch Talma's, des hochverehrten Künſtlers Anſehen, konnte ſie ſich noch erhalten. Mit ihm ſtürzte die verwitterte Säulenhalle zuſammen, worin der Atriden Gräuel verübt wurden, und griechiſche Halbgötter mit franzöſiſchen Kammerherren den lächerlichen Verkehr trieben. Auch bei uns gab es eine Zeit, wo die Trauerſpiele von Weiße und Cronegk in Alexandrinern entzückten. Auch ſie hatten ihren Werth — und da Schiller anfing, wurden ſie noch für Meiſterwerke deutſcher Literatur anerkannt. In meiner Jugend noch galten jene Herren für klaſſiſche Dichter. Was würde man aber dazu ſagen, wenn es den Schauſpielern einfiele, auch dieſe zu ſpielen? Laſſen wir der Zeit ihr Recht. Die jetzigen Schauſpieler ſind nicht dazu gemacht, unſern Geſchmack zu reformiren, und uns dictatoriſch zu ſagen, was uns amuſiren ſoll. — Die Braut von Meſſina iſt voll der höchſten lyriſchen Schönheiten. Namentlich die Chorgeſänge ſind es, die eine Pracht, einen Farbenſchmuck der Sprache enthalten, einen bald majeſtätiſchen, bald lieblichen Fall des Verſes, wie ſie keinem deutſchen Dichter ſeitdem zu Gebote ſtanden. Was aber die Braut von Meſſina als Trauerſpiel ſelbſt betrifft, ſo darf man nur die lange Vorrede dazu leſen, um vollkommen überzeugt zu ſeyn, von den ſchwankenden Begriffen, die dem großen Dichter vorſchwebten, als er dieſen Verſuch wagte.

Und unſere Bühnenvorſtände, Regien oder dergleichen, laſſen das mit einer Unbefangenheit geben, wie alles Uebrige. Heute einen ältern franzöſiſchen Plunder von Duval, morgen die Braut von Meſſina! — Aber ſie ſind wirklich ſehr arm! —

Wollte man dieſe Art von Stücken zu den Ehren der Scene verhelfen, (was jedoch gar nicht nöthig wäre,) ſo müßte man wenigſtens dafür ſorgen, daß ſie gleich vortrefflich dargeſtellt würden. Man müßte ſich eigene Schauſpieler dazu erziehen, und ſie nur dafür verwenden. Es wird ſchon ein ganz eigener Adel in der Haltung und im Tone verlangt, um nur der Aeußerlichkeiten zu erwähnen. Ja dieſe beſtechen oft ſehr das Urtheil, und ſind manchmal hinlänglich, den Mangel an Phantaſie und Gefühl ganz gehörig zu verdecken; ſo wie im entgegengeſetzten Falle Phantaſie und Gefühl nicht hinreichen, in geſchnörkelten, franzöſiſchen Ziergärten Fehler gegen die theatraliſch-tragiſche Etikette zu entſchuldigen. So wie uns oft ein genialer Menſch unter vier Augen entzückt, der in dem ſteifen Theezirkel eines alten Ariſtokraten tauſendfältigen Anſtoß gibt.

Soll es nun durchaus „Bräute von Meſſina“ geben, und hegen Intendanzen und Künſtler wirklich noch den frommen Glauben, daß darin die wahre, ächte Kunſt allein zu finden ſey, ſo ſehen ſie vor Allem darauf, daß ſie ihre jungen Künſtler nicht dem Spotte und Gelächter des Jan Hagels in unwürdigen Poſſen preisgeben, von denen ſie nachher Stelzengang und Chorgeſang wollen. Nie hat Talma den Sganarelle im „medecin malgré lui“ gegeben, nie Monroſe, den Nero, und der „medecin malgré lui“ iſt doch von Moliere, eine Klaſſicität ſo gut wie Racine; und unter uns geſagt, tauſendmal mehr werth! —

Sollen uns ferner dergleichen künſtliche Dramen gegeben werden, und beabſichtigt man wirklich damit, die Höhergebildeten im Publikum oder vielmehr ſolche zu amuſiren, die ſich einbilden es zu ſeyn, ſo denke man daran, die Kunſt des Darſtellers wieder auf beſtimmte Regeln zurückzuführen, damit Harmonie in allen Theilen herrſche, keine Parthie, gegen die Abſicht des Meiſters zu viel Licht erhalte, und dadurch eine Andre in einen zu tiefen Schatten geworfen werde. Man leite die Darſtellung eines ſolchen Werkes mit großer Umſicht; man gebe durchaus nicht zu, daß die eine Figur ſich auf Koſten der Andern erhebe, man betrachte dann einmal das Drama von dem höhern Standpunkte aus, wie der Maler ſein Werk betrachtet. Nicht der einzelne Schauſpieler glänze, nicht Einer dränge ſich dem Andern vor, ſondern Alles Einzelne unterordne ſich dem großen Zwecke des Ganzen. Der Maler kann wohl manchmal eine Nebenfigur mit beſonderer Vorliebe behandeln, nie aber darf er durch Licht, Farbe, Stellung die Aufmerkſamkeit des Beſchauers ganz und ungetheilt auf ſie hinlenken wollen. Dies müßte ja nothwendig die Wirkung ſeines Gemäldes ganz vernichten.

Daß ein Stück wie die Braut von Meſſina, eine beſondere Art von Darſtellung erheiſche, wird jedem Schauſpieler einleuchten; auch wird er gewiß eben ſo gut wiſſen, wie ein Anderer, worin die verſchiedene Weiſe zu ſuchen iſt. Er wird ſich ſelbſt ſagen, daß alle Perſonen in einem ſolchen Trauerſpiele eine große Familienähnlichkeit zeigen, und zwar nicht bloß, weil es die Mutter und ihre Kinder ſind. Die Leute ſind nicht individuell gezeichnet; es iſt die glückliche, die trauernde Mutter, die hingebende Liebe, der Haß u. ſ. w., ſie ſprechen nicht wie Menſchen, von verſchiedenem Charakter und Temperamente, ſondern ſie ſprechen Alle dieſelbe Sprache, leidenſchaftslos, reflectirend. Sie ſtehen nicht auf verſchiedenen Stufen der Einſicht und der Bildung, ſondern ſie ſind Alle gleich hoch, erhaben, edel; der Mörder iſt kein gehäßiger, verabſcheuungswürdiger, fürchterlicher Mörder, er iſt blos ein wenig eiferſüchtiger als der von ihm Gemordete; und der ſo gutmüthig noch vor Kurzem Pferd und Wagen, Schloß am Meere, Kuß um Kuß mit dem wieder verſöhnten Bruder tauſcht, ſtoßt ihn jezt, in thörichter Uebereilung, vor unſern Augen nieder. — Aber eben dies bedingt auch eine Gemeſſenheit im Vortrage und im Spiele, die Allen, welche Rollen in einem ſolchen Werke darzuſtellen haben, zur zweiten Natur werden muß. Dieſe Art und Weiſe gab der franzöſiſchen Tragodie eben die höhere Weihe und machte ſie zum Gegenſtande des Vergnugens für die Kenner und Liebhaber. Man hört bei uns ſo haufig wegwerfend von der Kunſt franzöſiſcher Schauſpieler im ſogenannten höhern Trauerſpiele ſprechen, und doch iſt es ohne dieſe Kunſt nicht moglich, alle Bedingungen der ſceniſchen Erſcheinung eines Werkes, wie die Braut von Meſſina, zu erfüllen. Dieſes war unter Gothe wohl in Weimar der Fall, und wenn dieſe Schule, wie man es gewohnlich zu benennen pflegt, nicht eben für die Darſtellung anderer Stucke anzuwenden ſeyn mochte, ja für naturliche Verhaltniſſe in den gewohnlichen, ganz abgeſchmackt erſchienen iſt, — ſo war ſie doch für eine Braut, eine Iphigenia, einen Taſſo unerläßlich. Und wenn ſie eigentlich die Schauſpieler im gewohnlichen Sinne verdarb, ſo bildete ſie doch Kunſtler in einem gewiſſen.

Wenn nun aber bei uns der Schauſpieler aus der niedrigſten Sphare hinweggeriſſen wird, um ganz ohne die nothige Vorbereitung den Cothurn anzuſchnallen, wenn einer und derſelbe heute das Schurzfell vorbindet und morgen die Toga umhangt, wenn es dieſelben Mienen, Geberden, dieſelbe Art zu ſprechen, dieſelben Decorationen ſind, derſelbe krauſe, unkunſtleriſche Wirwarr iſt, den wir alle Abende zu ſehen bekommen, ſo bilden die hochtrabenden Worte allein einen zu wehmuthigen Kontraſt, und es bedarf einer großern Gutmuthigkeit, einer ſcharfern Aufmerkſamkeit, eines engern Vertrautſeyns mit dem Weſen der Schauſpielkunſt, als den gewohnlichen Zuſchauern zugeſtanden werden kann, um hierin noch Elemente des Beſſern und Wurdigern zu entdecken.

Wir durfen uns nunmehr blos zu den Schauſpielern ſelbſt wenden, die jungſt die Braut von Meſſina uns gegeben haben. — Eine Hauptperſon des Stucks iſt der Chor, ſo wie wir ihn da haben, das widerſinnigſte Mißverſtandniß des antiken Chores. Gleichviel, wir wollten uns gern fugen, und ihn ſo nehmen, wie er iſt, wenn er ſich nur überhaupt darſtellen ließe. Eßlair's erſter Chorfuhrer iſt eine große, vielleicht unerreichbare Leiſtung. Er hat ihn ganz richtig gedacht, und in ſeinen Mitteln die reiche, anſcheinend ſo einfache, Quelle gefunden, ſein Gebild zu beleben. Es iſt das Ideal eines alten Kriegers, fremd in dieſen Hallen, rieſengroß, Alles überragend, und auf ſeinem Schlachtbeile geſtützt, in erhabenen Worten und Tönen, bald zur Klage, bald zur Bewunderung, antik, ruhig, die herrliche Stimme erſchallen laſſend. Die Kunſt ſeiner Rede iſt hier wahrhaft bewundernswerth; faſt ohne ſtarke Erhebung oder merklichen Fall der Stimme bringt er die größte, erſchütterndſte Wirkung hervor. — Herr Mayr ſprach den jüngern Chorführer. Er ſprach ihn gut, verſtändig, viel beſſer als ich ihn noch auf irgend einer Bühne gehört habe. Aber neben Eßlair, wie ſollte er ihn da geben? Eben ſo ruhig, kalt, gemeſſen? Der Jüngere iſt feueriger, unüberlegter, ſelbſt die Worte ſagen es deutlich. Wird er ihn aber ſo geben, und das that er hier, ſo iſt der Abſtand vom Aeltern zu groß, man wird es kaum ertragen können. Selbſt Eßlairs Trefflichkeit muß dann ſtörend wirken. Giebt er ihn ganz ſo, wie den Aeltern, ſo würde die Monotonie uns aus dem Theater verjagen. Und doch müßte er ihn nach unſerer Meinung, ganz ſo ſprechen wie Jener, dann würde die Wirkung die vom Dichter beabſichtigte ſeyn.

Wenden wir uns nun zu Madame Schröder, die als Fürſtin Iſabella, eine Kunſtſchöpfung von hohem Werthe giebt, ſo müſſen wir wieder tadeln, daß ſie ſo ganz iſolirt daſteht, und durchaus nur immer allein betrachtet werden muß, wenn ſie uns entzücken ſoll, nie aber im ganzen Bilde, den ihr gebührenden Platz, harmoniſch mit den andern Theilen deſſelben verſchmolzen, einnehmen kann. Hierin liegt der Grund unſers Mißbehagens, der Eindruck iſt kein wohlthuender, und immer nur wird es dieſe oder jene Scene, nie das Ganze ſeyn, was uns zur Bewunderung hinreißt. — Eßlair und die Schröder ſind ſo groß jedoch in dieſen Rollen, daß es ſchwer halten dürfte, die gehörigen Mitteltinten zu finden, zwiſchen dem tiefſten Schmerze der Niobe, in Ohnmacht tobend gegen das Geſchick, und dieſes Geſchick ſelbſt, in den ſtarren Worten Eßlairs vernehmend.

Herr Forſt gab den Don Manuel mit dem ſichtbarſten Fleiße. Einzelheiten gelangen ihm ſogar im hohen Grade gut. In der Scene mit dem Chor, wo er die Geſchenke für ſeine Geliebte beſchreibt, war er beſſer als die Meiſten, die ganz überſtrömen von Süßlichkeit und Pathos, und denen förmlich das Waſſer im Munde zuſammenläuft bei der bloßen Erwähnung aller der Herrlichkeiten. Herr Forſt ſprach dieſe Worte mit ſchöner Bezeichnung, wie ein Befehl, den ein Fürſt ſeinen Dienern ertheilt. Er ſprach durchgehends mit einer Mäßigung, die ihm wohl anſtand, und von ſeiner Einſicht und Selbſtkritik Zeugniß ablegt. Die Sphäre, worin er wahrhaft glänzt, iſt — wie wir Alle wiſſen — eine Andre, weit von dieſer Entlegene. Und dieſem allein hat er es zuzuſchreiben, daß er trotz ſeines Beſtrebens und trotz ſo manches Gelungenen, nie auf die vollſte Anerkennung in ſolchen Aufgaben rechnen darf.

Dem. Schöller, iſt eine Anfängerin, jedoch keine von den Gewöhnlichen. Schon dadurch, daß ſie im vergangenen Winter hier kein Glück in ihren erſten Rollen machte, und hierauf in Wien neben Mad. Schröder, eines ausgezeichneten Beifalls genoß, iſt ſie gewiſſermaßen ein Gegenſtand der ernſten Kritik geworden. Organ und Geſtalt, eine ſehr deutliche und völlig dialectfreie Ausſprache, ſind ſehr angenehme Requiſiten, welche dieſe junge Künſtlerin auszeichnen. Sie ſcheint Gefühl zu beſitzen und Einiges war ihr in ihrer ſchwierigen Aufgabe gelungen. Der Monolog bei ihrem erſten Auftreten läßt wohl noch ſo manche wirkſame Schattirung zu, indeß war hier ſchon Vieles geſchehen. Die Stelle:

„Horch der ſüßen Stimme Schall u. ſ. w.“

gelang ſehr gut. Ich kann nach meiner Anſicht, von dem Weſen einer ſolchen Tragödie nicht eben finden, daß Einfluß und Unterricht einer Meiſterin, wie Mad. Schröder, nachtheilig auf eine junge Künſtlerin wirken, wenn ſie ſich nehmlich wirklich dem hohen, unfruchtbaren Gipfel des Trauerſpiels zu widmen geſonnen iſt. Es ſcheint mir jedenfalls beſſer, als das natürliche Herumſpringen und Meckern, wie es die Bahlämmchen auf der Wieſe machen. Iſt wahres Talent vorhanden, ſo wird es ſich bald die eigene Bahn brechen, und die frühere Anleitung gewiß keinen ſchädlichen Einfluß ausüben.

Zuletzt wenden wir uns zu einem werthen Gaſte, Herrn Moritz aus Stuttgart. Werth — weil er als Jüngling ſchon einmal unſerer Bühne angehörte, und Urban ſein Lehrer war; werth — weil er ſeitdem auf den erſten Bühnen Deutſchlands in Wien und Berlin, ſich einen Namen vom beßten Klange erworben hat. Ein ſolcher Künſtler kann nicht nach einer einzigen Leiſtung ganz gewürdigt werden, noch weniger, wenn er ſeine Antrittsrolle in der Braut von Meſſina gewählt hat. Was wir vorhin von der Schule erwähnten, wodurch eine Darſtellung dieſes Stücks nur genießbar werden kann, ſchließt das Auftreten eines Gaſtes geradewegs aus. Das Fremdartige muß hier immer ſtörend wirken. Was wir in dem Spiele des Herrn Moritz deutlich bemerken konnten, war ein tiefes Eingehen in den Dichter und eine höhere, poetiſche Auffaſſung; wir erwähnen unter andern der Beſchreibung des Traueramtes für den Vater; auch der letzte Act hatte ſehr ausgezeichnete Momente. — Wir nahmen ferner eine Zartheit an ihm wahr, die bei den deutſchen Liebhabern dieſer Zeit ſelten iſt, welche gewöhnlich nur Süßlichkeit und ſtürmiſche Kraft kennen. Und das eigentlich Zärtliche, und daß es dem Künſtler wohl anſtehe, iſt für den erſten Liebhaber eine ganz unerläßliche Eigenſchaft. Dabei war ſeine Haltung durchaus edel, ſein Ausſehen jugendlich ſchön, und kräftig.

Das Zuſammenſprechen des Chors wirkt nur ſtörend und unangenehm, und hätte längſt ganz wegbleiben ſollen. Wir können ihn nicht mehr ſo ſprechen laſſen, wie die Alten, und wozu wäre es auch, unſere geſungenen Chöre, ſind wahrlich effektvoll genug und erſetzen das Antike, nach unſerm Geſchmack, hinlänglich.

La Revue Théatrale*).

Franzöſiſche Witzeleien auf die neuere franzöſiſche romantiſche Schule.

Die Pariſer Leichenträger ſollen Victor Hugo eine Deputation geſandt haben, um ihm wegen des Beifalls der Lukrezia Borgia zu beglückwünſchen. — Man ſpricht davon, daß das neueſte dramatiſche Werk Victor Hugo's der Adminiſtration der Leichenconducte übergeben worden iſt, um es in die Scene zu ſetzen. — Hugo arbeitet jetzt an einem kleinen dramatiſchen Scherze, worin nur eine einzige kleine Nothzucht, zwei Inceſte, ein Ehebruch, drei Leichenträger und ein Todtenwagen vorkommen ſollen. Die erſten Schauſpieler werden auf den Köpfen gehen. Im zweiten wird ohne Balancirſtange auf dem Seile getanzt. Bei der Entwickelung wird eine Zergliederung ſtatt finden, wobei Pſalmen, nach der Melodie von Marlborough abgeſungen werden ſollen. — Nachahmung des romantiſchen Styles:

Il eut beau me poursuivre, il ne me prit pas — car.
La porte était ouverte, et je m'échappai par.

— Victor Hugo iſt ſehr glücklich in der Wahl ſeiner Titel. Sein neueſtes Werk heißt bekanntlich: „La Quiquengrogue"; ſein Nächſtes, ſagt man, wird: „Chiriminouflar" heißen. — Man verſichert, daß Herr Victor Hugo uns mit einem Drama in 12 Acten heimſuchen werde, deſſen Handlung 300 Jahre dauert. Wir werden hiedurch das Vergnügen haben, 4 bis 5 Generationen an uns vorüberziehen zu ſehen. Man ſpricht ſchon mit großem Lobe von einer ganz allerliebſten Scene, worin zwei Frauen auf dem Theater von zwei Kindern entbunden werden, die wir nachher als Greiſe ſterben ſehen. Indeß wird nur für jeden Act ein Inceſt ſtatt finden. Unſer Dichter wird haushälteriſch. —

Berlin.

Eine neue Oper von Hummel in Weimar, iſt im königlichen Theater gegeben worden. Sie führt den Titel: „Mathilde von Guiſe. Hummel war bis jetzt als Opernkomponiſt nicht ſehr glücklich; man iſt begierig, was er hier gebracht hat. Eine gediegene Arbeit iſt es gewiß, und intereſſant wird es ſeyn zu ſehen, wie ſich der berühmte Künſtler, den Anforderungen des heutigen Publikums dabei gefügt hat. Ob er ſich ſo geſchickt wie Cherubini benommen haben wird? Wir erwarten einen baldigen Bericht unſers Correſpondenten über die Aufnahme dieſes Werkes. — Auch von Bernhard Romberg ſoll eine neue Oper zur Aufführung bereit liegen. Alter Wein gährt; die alten Kräfte rühren ſich. Cherubini, Hummel, Romberg! wer hätte glauben ſollen, daß ſie noch jetzt die Bühne mit neuen Werken beſchenken werden? —

Neue Stücke.

[Nicht nach dem Franzöſiſchen und nicht nach Novellen.]

In Berlin: „Des Goldſchmied's Tochterlein," Luſtſpiel in 2 Acten, von Carl Blum (im königl. Theater). — „Salvator Roſa oder Zwei Nächte in Rom," Oper in 2 Acten von Dr. Lyſer, Muſik vom K. S. Kapellmeiſter Raſtrelli (im Königsſtädt. Theater).

In Wien: „Helene," Charactergemälde in 3 Acten von Bauernfeld (im Hoftheater nächſt der Burg).

---

*) Ein Pariſer Journal, das erſt ſeit dem 1. Mai d. J. beſteht und die Romantiker wüthend verfolgt.

Correſpondenz.

Hamburg, den 21. Juli.

Unſere Bühne hat uns in letzterer Zeit mannigfache Genüſſe bereitet. Vor Allem nenne ich die Gaſtrollen des wackern Dichters und talentvollen Darſtellers Holtei. Er iſt bis jetzt nur in ſeinen eigenen Stücken aufgetreten. In „Lorbeerbaum und Bettelſtab" hat er am meiſten angeſprochen. Es ſind der ergreifenden Scenen viele darin, beſonders aber iſt es das Nachſpiel, worin Holtei den wahnſinnigen Bettler mit erſchütternder pſychologiſcher Wahrheit darſtellte, welches ſich des allgemeinſten Beifalls erfreute. Die Schickſale des unglücklichen Heinrich von Kleiſt ſollen dem Dichter bei dieſer Arbeit vorgeſchwebt haben. Für heute Abend iſt das „Trauerſpiel in Berlin" angekündigt, dem man ebenfalls große Wirkſamkeit nachrühmt. — Sehr erfreulich war es, Herrn und Madame Cornet, welche wir einſt die unſern nannten, in einigen Parthien wieder zu hören und zu bewundern. Er gab uns ſeinen unvergleichlichen Maſaniello, den Diavolo und den Robert in Meyerbeer's berühmter Oper. Dieſelbe lebendige Wahrheit, daſſelbe Feuer charakteriſirte ſeine Leiſtung, wie wir es ſtets von ihm gewohnt waren. Mad. Cornet, welche in denſelben Opern ſang, ſcheint uns auf ihren Reiſen, die ſie ſeitdem unternommen, noch an Geſchmack und Ausbildung gewonnen zu haben. Ihre Fertigkeit und Reinheit dürfte ſchwer übertroffen werden können. — Schließlich erwähnen wir der franzöſiſchen Geſellſchaft aus Berlin, unter der Direktion des Herrn Delcourt. Ohne gerade ſehr ausgezeichnete Talente zu beſitzen, ſo liefern doch dieſe Künſtler den Beweis, was durch ſorgfältiges Zuſammenſpiel, durch ſtrenge Beachtung der Regeln des feinen Anſtandes, des eleganteſten Ausdrucks und des guten Geſchmacks, für eine wohlthuende Wirkung hervorgebracht werden kann. Schon Zimmermann deutete bei ihrem erſten Erſcheinen darauf hin, von welchem Nutzen ſie für unſere deutſchen Schauſpieler werden könnte, wenn dieſe ſich ſo manches von den Fremden anzueignen beſtreben wollten. Sie haben mehrere neue Vaudevilles und einige ältere, hier ſchon geſehene. Eine beſondere Erwähnung verdient die Benefizvorſtellung des Directors Delcourt. Unſer Lebrun, der in der Darſtellung leichter Luſtſpielcharaktere, ſo geſchickt mit den beſten franzöſiſchen Künſtlern wetteifert, und darin wahrlich einzig genannt werden darf, wird in dem Luſtſpiele: „le mari et l'amant," den Frontin franzöſiſch geben. Man iſt ſehr geſpannt darauf, und ich werde nicht ermangeln, Ihnen den gewiß glänzenden Erfolg ſogleich mitzutheilen.

L.

Wien, den 17. Juli.

Im Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor macht gegenwärtig Hr. Cramolini durch die Uebernahme aller Parte, welche Hr. Wild früher geſungen, wahrhaft Aufſehen. Er glänzt nun auf einmal als erſter Tenoriſt. Herr Duport hat ſich veranlaßt geſehen, [illegible]n Cramolini neuerdings auf mehrere Jahre mit 4000 fl. C. M. zu engagiren. — Der Beifall und Antheil, den die Oper: „Robert der Teufel" im Joſephſtädter-Theater erhält, iſt ungeheuer. Bisher wurden 20 Vorſtellungen bei gedrängt vollen Häuſern gegeben. Herr Pöck, der den Bertram ſingt, und eine wahrhaft meiſterliche Darſtellung liefert, kann aber auch nicht leicht einen Nebenbuhler finden, der durch Spiel und Geſang, gleich ihm, ausgezeichnet wäre.

2tes Quartal. Nro. 16. 10. Auguſt 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

erausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Berlin, 3. Auguſt. — Die komiſche Oper. — Camargo. — Gaſtrollen des Herrn Moritz. — Miscellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Berlin, 3. August.

Die preußiſche Staatszeitung enthält Folgendes:

Madame Schechner-Waagen beſchloß geſtern den Cyklus ihrer Gaſtdarſtellungen mit der großartigen Rolle der Iphigenia in Glucks Oper dieſes Namens.

In der weiblichen Stimme liegt zuweilen ein ſo unnennbarer Zauber, daß ſie allein hinreichend iſt, Wirkungen auf unſer Gemüth hervorzubringen, welche die Kunſt zwar ſteigern, aber nie erſchaffen kann. Man nennt eine ſolche Stimme gewohnlich eine rührende, obgleich dieſe Bezeichnung viel zu wenig umfaſſend iſt, indem jener Zauber keineswegs bloß ſanfte, ſondern auch ſtärkere, leidenſchaftliche Gefuhle in uns aufzuregen im Stande iſt. Führt nun ein günſtiges Geſchick ſolche Stimmen der Kunſt zu, und trifft dabei ein empfänglicher Geiſt und der rechte Lehrer zuſammen, ſo ſehen wir jene ſeltenen Erſcheinungen daraus hervorgehen, die wie glänzende Meteore vor unſern Augen vorüber ziehen, und uns um ſo mehr mit Bewunderung erfüllen müſſen, wenn wir bedenken, wie viel heutiges Tages zu einer Sängerin gehört, wenn dieſelbe der theatraliſchen wie der muſikaliſchen Kunſt vollſtändig Genüge leiſten ſoll.

Madame Schechner-Waagen gehört unſtreitig zu der Zahl ſolcher, ſchon von der Natur begünſtigter Sängerinnen; der ſeelenvolle Klang ihrer Stimme vorzüglich iſt es, dem ſie den großen Ruf und die Erfolge verdankt, die ihr Erſcheinen bisher noch überall begleitet haben. Ein guter Genius hat ſie der Deutſchen Muſik zugeführt, wo ſie von ihrer Gabe den edelſten Gebrauch machen und ſie in ihrer ganzen Größe erſcheinen laſſen kann. Ihre Kunſtbildung ſteht auf der Stufe, daß ſie in den Meiſterwerken unſerer deutſchen Komponiſten unbedenklich jede ihrer Perſönlichkeit zuſagende Aufgabe übernehmen konnte, und iſt daher der Kreis ihrer Rollen nicht ſo ausgedehnt, als es in dem Intereſſe der Kunſt zu wünſchen wäre, ſo müſſen wir dies lediglich in phyſiſchen Hinderniſſen ſuchen. Schon bei ihrem erſten Auftreten auf der hieſigen königl. Bühne zeigte es ſich, daß ſie nicht über eine feſte Geſundheit gebiete. In mehreren Vorſtellungen ſah ſie ſich ſchon damals durch Unwohlſeyn genöthigt, längere Actpauſen als gewöhnlich zu machen, auch wurden ihre Gaſtrollen mehr als einmal durch Krankheit unterbrochen. Man hoffte von der Zukunft Herſtellung von ihren Uebeln; leider iſt dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen. An den Tagen dagegen, wo ſie ganz über ihre Kräfte gebieten konnte, entſprach ſie in hohem Grade jeder Erwartung, welche ſich die hieſigen Muſikfreunde von ihr gemacht hatten. Und dieſe Erwartung hat ſie auch bei ihrem diesmaligen Hierſeyn nicht getäuſcht. Ihre ſeelenvolle Stimme, ganz dem verwandt, was wir im Eingange dieſes Berichtes andeuteten, findet unwiderſtehlich den nächſten Weg zum Herzen, und gibt jeder Note eine früher nie gekannte Bedeutung. Ihre von aller Trockenheit entfernte einfache Behandlung der Geſangſtücke, das richtige Abwägen ihrer Kräfte, — eine Kunſt, die ſie im erſtaunenswürdigen Grade beſitzt, — und der Fleiß, den ſie auf das, in deutſchen Kompoſitionen ſo wichtige, deutliche Ausſprechen der Worte verwendet, begeiſtern nicht allein ihr Publikum, ſondern auch die Mitſingenden. Was Mad. Schechner-Waagen zugleich als Schauſpielerin zu leiſten vermag, hat ſie uns in den Rollen der Iphigenia und des Fidelio bewieſen, die wir als die gelungenſten ihrer Darſtellungen betrachten. Außerdem iſt die Künſtlerin noch in drei Opern: als Emmeline in der „Schweizerfamilie," als Rezia im „Oberon" und als Gräfin im „Figaro" aufgetreten. Zu bedauern iſt, daß Mad. Schechner-Waagen, eben ihrer Kränklichkeit halber, das Repertoir ihrer Rollen nicht hat erweitern können. Von Parthien, wie die der Alceſte und der Armide, ſo wie der ſämmtlichen bedeutenderen Sopranrollen in den Mozartſchen Opern hätten wir uns einen ſeltenen Genuß verſprechen dürfen. Aber auch in dem für ihr Talent zu engen Rollenkreiſe, in welchem wir die Künſtlerin von der Bühne herab zu bewundern Gelegenheit hatten, ſteht ſie in dieſem Augenblicke unübertroffen da, — ein würdiges Vorbild edler Behandlung des Geſanges und der Verherrlichung und Aufrechthaltung wahrer deutſcher Kunſt.

Bei ihrem geſtrigen letzten Auftreten als Iphigenia war Mad. Schechner-Waagen ſo trefflich bei Stimme, daß ſie die ihr zu Gebote ſtehenden Mittel noch in ihrer ganzen Fülle entfalten konnte; der Enthuſiasmus, den ſie erregte, iſt ſchwer zu beſchreiben. Schon bei ihrem erſten Erſcheinen von dem überfüllten Hauſe mit ſtürmiſchem Beifall empfangen, begleitete ſie derſelbe durch die ganze Vorſtellung, und verwandelte ſich am Schluß in jubelnden Hervorruf. Mit herzlichen Worten nahm Mad. Schechner-Waagen von einem Publikum Abſchied, dem ſie, nach eigenem Geſtändniß, die erſte Anregung und die eigentliche Richtung ihrer künſtleriſchen Laufbahn dankt, und das, alles Großartige vorzugsweiſe ehrend, die ſcheidende Künſtlerin auch in der Ferne ſtets zu ſeinen Lieblingen zählen wird. Möge ſie ihrem kunſtſinnigen deutſchen Vaterlande noch recht lange erhalten werden und mit ſtets regem Eifer der Kunſt zuwenden, was Natur ihr in ſo reichem Maße verliehen.

Die komische Oper.

(Von einem Franzoſen.)

Nicht ohne Einfluß, auch ſelbſt für Deutſchlands Bühne, iſt das Elend, worin ſich ſeit einiger Zeit das Theater der komiſchen Oper in Paris hinſchleppt, denn von hier bekamen auch die Deutſchen ſehr beliebte Werke, die ſtets viel Glück machten: Aſchenbrödel, Johann von Paris, Joconde, und in neuerer Zeit: die weiße Dame und den Maurer.

Das Publikum in Paris hat ſeine Gunſt dieſem Genre ganz entzogen, denn es fehlen ihm zu allererſt tüchtige Dichter und Komponiſten, die — wenn ihnen ein Werk durch Fleiß und Anſtrengung glückt, gleich den Zuſchnitt davon für die große Oper einrichten, oder wenn ſie ſich's leicht machen wollen, das Vaudeville dabei im Auge haben; ferner ſind die ausübenden Kräfte jenes Theaters, das einſt Elleviou, Martin, Gavaudan, die Alexandrine St. Aubin u. a. zu den Seinen zählte, alternd, hinfällig und unzulänglich — und endlich gefallen ſich die beliebteſten und anerkannteſten Kritiker darin, das Theater der komiſchen Oper mit Epigrammen, Witzen, Parodien, und den ſchärfſten Waffen einer mörderiſchen Kritik zu verfolgen. So iſt es die Beute aller Feuilletons geworden, eine literariſch-muſikaliſche Unſchuld, (Unbedeutenheit) ein Spital für Taube, und ein Stelldichein für die Krämer der Straße St. Denis. Die Frontins und Liſetten, ein Amtmann, ein Roſenbouquet, eine „chanſonette,“ oder „bergerette,“ ein Rundtanz, die bloße Erwähnung von dieſen Beſtandtheilen der komiſchen Oper, ſind ſchon hinlänglich, einen Salon zum allgemeinſten Gelächter zu reizen.

Man kann jedoch nicht läugnen, daß die Pariſer zu weit gehen, und daß namentlich die Kritiker Unrecht daran thun, durch Sarkasmen dieſe Gattung ganz und gar vernichten zu wollen. — Zuerſt werfen ſie der komiſchen Oper vor, ſie ſey eine Zwittergattung. Die Miſchung von Geſpräch und Geſang ſey eine, das Ohr beleidigende Monſtruoſität; man ſolle immer reden, oder immer ſingen; der Uebergang von dem Einen zum Andern ſey nicht natürlich. — Aber, wenden wir ein, iſt denn der Geſang überhaupt natürlich? Der Wechſel des Geſanges mit dem Geſpräche beruht auf einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft, das Unterbrechen des fortlaufenden Geſanges durch das Recitativ ebenfalls. Eins iſt nicht natürlicher als das Andre. Und wie Vieles beruht nicht in der Schauſpielkunſt, wie in allen übrigen Künſten, auf ſolchen Konventionen, woran wir nur nicht immer denken, beim Genießen eines Kunſtwerkes. Und muß man nicht geſtehen, daß die Lebhaftigkeit eines guten Dialogs, die Monotonie des gewöhnlichen Recitativs bei Weitem aufwiege? Hat in den Werken von Etienne und Nicolo jene glückliche Verbindung eines geiſtreichen Dichters und graziöſen Tonſetzers, nicht ein allerliebſtes, höchſt befriedigendes Enſemble geſchaffen? Man kann ſagen, dies ſey ein kleinliches Genre, eine kleine Muſik — immerhin! Soll das Kleinliche in den Künſten gänzlich vertilgt werden? Und wo blieben alsdann die gemalten Blumen und Inſekten, Miniaturen, das heitere Liedchen, der Tanz? —

Die Franzoſen, ſeitdem ſie Mozart, Beethoven, Weber und Roſſini kennen gelernt haben, gehen augenſcheinlich zu weit. Die Bewunderung, von welcher ſie für dieſe großen Meiſter durchdrungen ſind, machte ſie mit einem Male unempfindlich gegen alles Andere. Aber die eindrucksfähige Organiſation des Menſchen iſt für die verſchiedenartigſten Emotionen empfänglich. Auf Koſten des Einen, das Andere verachten; neben Mozart und Weber, Boieldieu und Mehul ganz verwerfen wollen, dies heißt nicht tief in das Weſen der Kunſt eingedrungen ſeyn. Es iſt noch immer an der Zeit, für die komiſche Oper zu ſchreiben, aber man muß nur für ſie zu ſchreiben verſtehen, und ihr einige neue Quellen zu eröffnen wiſſen.

Vor allen Dingen bemerke man, daß außerhalb der faſhionabeln Welt, es auch noch Leute giebt, ein ganzes Volk von halben Liebhabern, oder Dilettanten der zweiten Klaſſe, die ſich bei Recitativen nicht ergötzen können, und für die es nun einmal bei der ſchönſten Muſik etwas Geſprochenes auch geben muß; die am Ende eines Liedchens, einen Tanz und ein Tralala ſich nicht gern nehmen laſſen. Man wird mir gewiß Recht geben, daß für dieſe Zuhörer die komiſche Oper ganz gemacht iſt, und man wird nicht ſo grauſam ſeyn, es nicht willig einzuräumen, daß es recht ſey, alle Leute im Theater ihr Vergnügen finden zu laſſen.

Dabei kann man der komiſchen Oper das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie dazu gedient hat, die Muſik zu populariſiren. Sie bildet das ungewohnte Gehör, ſie erregt das muſikaliſche Gefühl, und bereichert das Gedächtniß mit friſchen Melodien, die ſehr leicht von einem Jeden behalten werden können. Wir wollen daher nicht das Kind mit dem Bade verſchütten, wir wollen es nur zugeſtehen, daß Nicolo, Boieldieu, Auber und Herold wohl einiges Talent beſitzen mußten, um ihre Opern zu ſchreiben. Selbſt Deutſchland, das uns in muſikaliſchen Angelegenheiten ſtets angeführt wird, erfreute ſich jener Schöpfungen und verachtet ſie jetzt noch lange nicht ſo wie wir. Und in Mozart's und Beethovens Vaterland ſollte man doch gute Muſik zu würdigen verſtehen, und von ſchlechter zu unterſcheiden wiſſen. Aber man iſt nicht ſo partheiſüchtig dort, wie bei uns, und man giebt ſich unbefangener jedem Genuße, jedem Vergnügen hin, namentlich was Muſik betrifft.

Als letztes Argument zu Gunſten der komiſchen Oper führen wie ein ganz kürzliches und allgemein anerkanntes Beiſpiel an. In dem Augenblicke, als man daran zu verzweifeln ſchien, dies Schauſpiel den Pariſern erhalten zu konnen, erſchien: Le Pré aux clercs, und die ganze Bevolkerung eilte hinzu, um dies Werk zu hören. Und worin lag denn der große Reiz deſſelben? Eines Theils allerdings in dem unbeſtreitbaren Werthe der Kompoſition, andern und größtentheils aber in dem großen Antheile, den die Gattung noch immer einzuflößen weiß, trotz aller boshaften Kritiken und der Anfeindungen des Publikums ſelbſt.

Und nicht blos in Paris gefiel dieſe Oper, ſondern auch in den Provinzen, und eben ſo wird ſie in Deutſchland gefallen, wenn man ſie dort auf die Scene gebracht haben wird. Es iſt zu verwundern, daß dies noch nicht geſchehen, obgleich man ſchon längſt eine Bearbeitung davon, unter den Titel: Der Zweikampf, angekündigt hat. —

Camargo.

Viele deutſche Blätter haben bereits von einem vieractigen Vaudeville geſprochen, das obigen Namen trägt, einen außerordentlichen Beifall im Théatre-du-vaudeville erhalten hat, und noch jeden Abend ganz Paris herbeizieht. Ich zweifle, daß in unſerm Deutſchland von Heute die Camargo noch ſo bekannt iſt, wie es vor ſiebenzig bis achtzig Jahren war, wo unſere ehrwürdigen Großmütter, als junge, elegante Damen, ohne „chaussure à la Camargo" auf keinen Ball gegangen wären.

Sie war jedoch keine Schuhmacherin, das muß ich vor allen Dingen vorausſchicken. —

„Ah! Camargo, que vous êtes brillante!"

Dieſer Vers iſt von Voltaire, und obgleich er in keiner Hinſicht ausgezeichnet genannt werden kann, ſo iſt er doch von vielen Leuten behalten worden, und hat dazu gedient, den Namen der Camargo auf die Nachwelt zu bringen.

Nach allen bereits veralteten Anekdotenſammlungen, und nunmehr ganz vergeſſenen Biographien, war die Camargo, eine liebenswürdige Tänzerin um das Jahr 1730. Sie war der Gegenſtand allgemeinſter Bewunderung, und man ſchreibt ihr die Erfindung des Entrechats und der Pirouette zu. Obgleich ich das weder zu behaupten, noch zu widerlegen wagen darf, ſo muß ich doch anführen, daß ſie nach allen gleichzeitigen Urtheilen eine vollkommene Künſtlerin geweſen ſeyn muß. Sie wurde die Gottheit der Oper, die Königin des Tanzes genannt. Sie brachte eine Revolution in der Kunſt zu wege und von ihr kann man in der That ſagen, daß ihr Genie in den Beinen ſaß. Ihr Füßchen war ſo klein, daß alle Damen ihren Schuhmacher haben wollten, und ſich einbildeten, der Mann könne aus jedem Fußgeſtelle ein Füßchen machen, wie es die Camargo hatte. Hiedurch kamen die Schuhe à la Camargo in die Mode und wurden allgemein. Die Tugend dieſer Tänzerin war, wie es nicht anders ſeyn konnte, den Angriffen und Verſuchungen der ganzen nobeln und reichen Jugend, welche damals die Oper beſuchte, ausgeſetzt.

Die Geſchichte meldet nicht, ob ſie nicht zu rühren war; doch ſcheint es, daß ſie lange allen Anträgen auswich und von ihren Liebesintriguen wenig verlautbaren ließ. — Sie war ſpaniſcher Abkunft und lebte bei ihrem Vater, dem Baron von Camargo, einem ahnenſtolzen aber armen Manne, ein treues Bild des edeln Don Ranudo de Colibrados.

Dies nun iſt die Heldin des neuen Vaudevilles von Fontan und Dupeuty. Durch die Verwendung eines jungen Wüſtlings des Herzogs von Lionne, wird ſie Tänzerin der Oper. Die Liſt, welche dieſer anwendet, ſie zu verführen, und die Sorgfalt ihres Schutzgeiſtes, eines treuen, nun bald von ihr vergeſſenen Liebhabers, der ſie jeder Nachſtellung entreißt, macht den Inhalt des Vaudevilles, in dem ſelbſt ſchlüpfrige Scenen nicht eben vermieden ſind. — Tanz und Spiel der trefflichen **Albert** und der beißende Spott, womit die **Brohan**, die Rolle einer Schauſpielerin, der Geliebten des Herzogs würzt, ſind Urſache des unmäßigen Beifalls.

Gaſtrollen des Herrn Moritz.

Wir ſahen Herrn Moritz in der Rolle des Karl Ruf in der Schachmaſchine. Das Stück iſt engliſchen Urſprungs, ziemlich veraltet in Zuſchnitt und Erfindung, ſchildert freie Sitten, faſt bis zum Anſtößigen, hat einen Schwall überflüſſiger Worte und matter Scherze, iſt aber trotz aller dieſer Mängel, die es eben nicht zu einer beſonders anziehenden Erſcheinung auf der Bühne machen können, dennoch zu Zeiten willkommen, um die holperigen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, die dialogiſirten Novellen, oder die tragiſchen Liebesgeſchichten in Verſen abzulöſen. Die Rollen in dieſem Stücke gleichen Alle mehr oder weniger den Masken, wie ſie in der ältern Komödie üblich waren. Es ſind nur Karrikaturen von Menſchen, denen wir begegnen. Und in dieſem Sinne muß der Darſteller ſeine Aufgabe faſſen, um ſie mit Glück zu löſen.

Herr Moritz zeigte uns abermals, wie richtig er das Stück begriffen habe. Der überſprudelnde, etwas forcirte Humor, die ſelbſtgefällige Geſchwätzigkeit, die an's Rohe gränzende Ungezwungenheit, welche dieſer Karl Ruf erfordert, überwältigten unſern Darſteller nicht. Weder das Eine noch das Andere gewann die Ueberhand, ſondern Alles ward in gehörigem Maße vertheilt und mit großer Meiſterſchaft beherrſcht. Die plumpe Anlage dieſer Rolle, und die draſtiſch wirkſamen Elemente, woraus ſie beſteht, machen es oft ganz gewöhnlichen Schauſpielern leicht, Lachen und Beifall zu erregen, aber es mag für den feinen Tact des Künſtlers zeugen, wenn er durch ein nüancirteres Spiel dieſes Ziel zu erreichen ſtrebte, und das Ganze mit einer anſtändigern Hülle bekleidete. Verdienter Beifall blieb nicht aus. — Es ſchien allen Anweſenden unverkennbar, welchen bedeutenden Rang er unter den Darſtellern des Luſtſpiels einnehme, und man iſt begierig, einige Rollen in der höhern Komödie von ihm zu ſehen, wo ihm geſtattet ſeyn wird, freien Anſtand, heitere Converſation und elegante Sitten im vollſten Lichte glänzen zu laſſen.

Dieſe Art von Rollen wurden in einer frühern Theaterperiode in Deutſchland mit dem Namen der „bon-vivants“ belegt, und Schauſpieler, die gut ſchnatterten und ſich recht flegelhaft-burſchikos benehmen konnten, eigneten ſie ſich zu, reiſten darauf förmlich, wie heut zu Tage die Jongleurs es machen, wurden von dem rohen Haufen angeſtaunt, aber dem feinern Kenner zur unleidlichſten Plage. Es waren gewöhnlich die roheſten Geſellen, die darin ihrer gemeinen Natürlichkeit den Zügel ſchießen ließen, herum rumorten und ſchrien wie beſeſſen, und weder von Lebensart, Anſtand, noch Kunſt der Rede nicht das kleinſte Pröbchen aufweiſen konnten. Dieſe ſogenannten „bon-vivants“ waren ſtets die unbrauchbarſten Mitglieder einer Theatergeſellſchaft, wie ich ſelbſt mich oftmals zu überzeugen die Gelegenheit hatte. Sie ſind zum Heile der Kunſtfreunde von allen beſſern Theatern verſchwunden; weil die Sinne, wenn ſie ihr Leibpferd tummelten, nach und nach zu ſehr veralteten.

Wenn wir jedoch unſern Widerwillen gegen dieſe rohe Verunſtaltung eines Luſtſpielcharakters durch unwiſſende talentloſe Schauſpieler und unſere Freunde über ihr Verſchwinden nicht verhehlen wollten, ſo müſſen wir eben ſo offen geſtehen, daß es uns recht leid iſt, auch die ſogenannten „Chevaliers“ nicht mehr zu erblicken, deren Verluſt auf eine feine und zarte Darſtellung des Luſtſpiels unbezweifelt den nachtheiligſten Einfluß übte. In dem ächten Chevalier lag eben ſo viel Eleganz als Zartheit, der Schauſpieler, der dieſen Charakter zu geben hatte, mußte feingebaut, geiſtreich und von einer ſehr zierlichen Gewandtheit ſeyn. Er war der ſchmachtende, zärtliche Liebhaber, der zu dem Geſetzten den angenehmſten Kontraſt bildete und es iſt ſchon zu den Ausartungen der Schauſpielkunſt zu rechnen, daß ihm von ſpätern Darſtellern ein Uebermaaß von Geckenhaftigkeit beigemiſcht wurde. Es wäre Luſtſpieldichtern zu empfehlen, den „Chevalier“ neu zu beleben, aber ihn ganz in ſeine Rechte als zärtlich ſchwärmenden Liebhaber einzuſetzen, ohne ihm einen ſchaalen Beiſchmack des Leanders der Pantomime geben zu wollen. Unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind ſo weit gediehen, daß es an der ſchwärmeriſch-ſüßlichen Zärtlichkeit, mitten unter heitern Verwickelungen genug iſt, um Lachluſt zu erregen und auf das vollkommenſte zu befriedigen; ſo wie ſie in ernſte, oder wohl gar tragiſche Verwicklungen gebracht, Unmuth und Langeweile hervorbringen muß.

Der Chevalier würde jetzt natürlicherweiſe nicht mehr in Escarpins erſcheinen dürfen, nicht mehr einen geſtickten Rock und postillon d'amour tragen, er ginge nach unſerer Mode gekleidet, aber ſeine Weiſe und ſein Ton brächten ſicher eine wohlthätige Schattirung in unſer Luſtſpiel, woraus Sanftheit und Sentimentalität ganz verwiſcht ſind, und die Schauſpieler würden aufmerkſam darauf gemacht, daß man auch in Pantalons ſich fein und mit ächtem Anſtande benehmen könne. Warum ſehen wir überhaupt auf unſerm Theater ſo ſelten: das pantalon collant, die Favoris, das Lorgnon, die gelben Handſchuhe, die einen Stutzer von Heute eben ſo bezeichnen, wie Haarbeutel, postillon, zwei Uhrketten und ailes de pigeons den einer frühern Zeit? —

Zwei bis drei Schauſpieler in Deutſchland kannten wir ſonſt wohl, welche dieſer ſchwierigen Rolle ganz gewachſen waren, und freuen uns nunmehr recht ſehr, Herrn Moritz, nachdem was wir geſehen, jenen unbedingt beigeſellen zu können.

Miscellen.

Die Oper von Hummel: Mathilde von Guiſe, ſcheint in Berlin gefallen zu haben. Sie iſt bereits wiederholt worden.

In der Konigsſtadt in Berlin gibt man jetzt als eine Neuigkeit: Ziegler's Lorbeerkranz. Holtei, ihr fruchtbarſter Dichter hat dieſe Bühne verlaſſen, und ſie ſcheint mit allen übrigen, Mangel an guten neuen Sachen zu leiden.

Die Vorſtellungen der Oper Ali-Baba haben in Paris Unterbrechungen erleiden müſſen. Man giebt ſeit einigen Abenden wieder „Gustave, ou le bal masque.“

2tes Quartal. Nro. 17. 14. August 1833.

Unterhaltungen für das Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Signora Chelli aus Rom. — Neueſtes aus Madrid. — Gaſtrollen des Herrn Moritz.

Dieß Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend, zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. resp. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Signora Chelli aus Rom.

(Zur Sittengeſchichte des Theaterpublikums.)

Es war im Herbſte 1815, in jener trunkenen Zeit, von Vaterlandsliebe, Franzoſenhaß und Napoleonsverachtung, als ich aus Paris in Frankfurt eintraf. Vor wenig Monaten hatte ich noch Jahn an der Stelle geſehen, welche das venetianiſche Viergeſpann eingenommen hatte, nemlich oben auf dem Triumphbogen des Carouſſelplatzes, und jetzt turnte der Mann ſchon lange auf der Haſenhaide, im lieben Vaterlande, die Pferde waren auch ſchon wieder auf dem Markusplatze, wo ſie gleichfalls nicht hingehörten, und ich trieb mich mit deutſchen Doctoren am Rheine herum, von denen der Eine mich beauftragte, Jahn eine Herausforderung nach Berlin zu überbringen. — Dieſe Geſchichte gehört eigentlich nicht hieher und ich erwahne dies Alles blos, um unſere damalige Stimmung in Deutſchland zu bezeichnen, die uns zugleich kein Tuch um den Hals, nur Turnhoſen von ungebleichter Leinwand, einen halb polniſchen und halb franzoſiſchen Rock, und ein flaches Barett, zu tragen erlaubte. Körner's Kriegslieder waren ſchon vergeſſen, da man nun Frieden hatte; dafür aber war durch Oeſtreicher und Ruſſen viel Antheil für Joconde und Johann von Paris verbreitet worden, indeß ſich die in Preußen und am Rheine ſtark mit den Nibelungen beſchäftigten, den Kaiſer Octavian wieder goutirten und beſonders große Luſt an einer Judenpoſſe „Unſer Verkehr“ empfanden. Was damals dem Herrn von Rothſchild in Frankfurt, neben ſeinem ausgebreiteten Banquiergeſchäfte noch viel zu ſchaffen gab, und ihn ſelbſt einmal eine Reiſe zu einem mächtigen Handelsfreunde nach Kaſſel machen ließ, um die Aufführrung jener Poſſe zu hintertreiben, die in dem churfürſtlich-heſſiſchen Flecken Bockenheim aufgeführt werden ſollte.

Im Theater in Frankfurt debutirte damals der berühmte Mimili-Clauren mit einem Luſtſpiele: „der Brauttanz.“ Ein Stück das ſich ganz für eine kriegeriſche Nation ſchickte, die das Schwert zur Pflugſchaar macht und den Helm unters Dach hängt, damit Tauben darin niſten. Es wimmelt in dem Stücke von reichgewordenen Lieferanten und von Freiwilligen, man vernahm darin ein fernes Echo der Kanonen von Belle-Alliance, man hörte vom „eiſernen Kreuze“ ſprechen, von „der Hyder, welcher man den Kopf zertreten“ und vom „friſchen, freien, fröhlich-frommen Glaubensmuthe.“ Der beßte Spaß in dem Stücke war jedoch der, wo ein Kommerzienrath, oder ſo etwas, ſich die Hand verbrennt, und nun auf Anrathen eines feinen liſtig-verſchmitzten Witzboldes ſie in Dinte ſtecken muß. Dieſe Rolle gab Weldner, und die ganze, große, bedeutungsvolle Zeit war vergeſſen, man ſah nur ſeine ſchwarze Fauſt und ſeine klägliche Miene, die er dabei zog, und lachte — und klatſchte — und lachte wieder — als ob man innig die Dintenperſpektive der Folgezeit darin bemerkt hätte und freute ſich, daß man einen Dichter wie Clauren beſitze, denn die Friedenszeit will auch wieder Künſte des Friedens ſehen. Und Clauren verſprach ſehr viel, obgleich damals Deutſchland nicht einmal wußte, was es jetzt wieder vergeſſen hat, daß er eigentlich Carl Heun heiße, und daß er die Buchſtaben ſeines Namens in ein Kaleidoscop gelegt, dann ſie tüchtig gerüttelt, durchgeſehen, und nun H. Clauren erblickt habe. So gebärt der Zufall oft berühmte Namen! Hätte das Kaleidoscop es gewollt, ſo konnte auch irgend ein unausſprechlicher Dichter, etwa: E. Nrlauhc, ſtatt H. Clauren aus Carl Heun, geworden ſeyn. —

Um dieſe Zeit war es, als in dem ſtattlichen Gaſthofe: „Zum Weidenbuſche“ der damals ſeines Gleichen ſuchte, eine junge ſehr hübſche Frau erſchien, die ſich im Fremdenbuche: „Signora Chelli, Künſtlerin aus Rom,“ nannte. Man zerbrach ſich mehrere Tage den Kopf, in welcher Kunſt wohl die Dame excelliren möchte, bis daß eine Aufforderung in den öffentlichen Blättern erſchien, folgenden Inhalts:

„Signora Chelli fordere einen Jeden auf, der in der Fechtkunſt auf den Stoß geübt ſey, einen Gang mit ihr zu machen, in der großen Akademie, die ſie auf dem Theater zu geben, die Ehre haben werde.“

Man lachte über dieſe Aufforderung und Niemand meldete ſich um den Gang zu wagen. Man ſehnte ſich, wie ſchon geſagt, nach Künſten des Friedens, man wollte lachen über ſchwarze Hände, die aus Dintenfäſſern gezogen werden, wen ſollte es einfallen, ſich in der freien Handelsſtadt, die jetzt wieder zu blühen begann, ſich um die Fechtkunſt viel zu kümmern. „Sie mag wieder dahin zurückreiſen, wo ſie hergekommen iſt!“ ſagten die Meiſten und verlangten ſie gar nicht zu ſehen.

Schon dachte man nicht mehr an die Signora, als eines Morgens große Anſchlagzettel, die Akademie und assaut d'Armes, für den Abend im Nationaltheater ankündigten. Es hatte ſich ein Gegner gefunden, der alle Gänge mit der Fechterin machen wollte. — Das gab ein Laufen, ein Schwatzen, ein Hin- und Herrennen. Keiner wollte der Gegner ſeyn, keiner ihn nur einmal kennen. Endlich, um Mittag durchrauſchte ein Gerücht die Stadt, das Alles mit Erbitterung erfüllte. — Ein franzöſiſcher Fechtmeiſter, der früher in Frankfurt gewohnt hatte, und den man des Einverſtändniſſes mit den franzöſiſchen Machthabern beſchuldigte, hatte — bei der nun herrſchenden Stimmung gegen Frankenthum und Napoleon — ſeinen Wohnſitz ſchnell verlaſſen müſſen, und ſich unter den Schutz des Großherzogs von Heſſen, nach Darmſtadt begeben. Dieſen Mann, ſo hieß es, habe die Fremde, um ihre Vorſtellung in Frankfurt geben zu können, nunmehr kommen laſſen, und er, und kein Anderer, ſey derjenige, der ſich ihr gegenüber ſtellen werde. — Es würde ſchwer ſeyn, wollte ich den Ingrimm ſchildern, der bei dieſer Nachricht ſich aller Gemüther bemächtigte. War man ſchon früher gegen die Fechterin und ihre Kunſt eingenommen, ſo war das Herbeirufen eines, der ganzen Bevölkerung ſo ſehr verhaßten Menſchen genug, auch die allgemeinſte Erbitterung gegen die Fremde hervorzurufen.

Alles, Jung und Alt ſprach von dieſem Gegenſtande, als ſey es das Wichtigſte, was ſich unter der Sonne zutragen konnte. Man ſuchte ſich in Kaffeehäuſern, man beſprach ſich über die Maaßregeln, die man zu nehmen hatte, man durchzog die Straßen, man eilte nach Sachſenhauſen, um die leicht erregbaren Bewohner zur Theilnahme aufzufordern, und ſchon lange vor Eröffnung des Theaters umſtanden dichte, lärmende Haufen daſſelbe, während die Gemäßigtern in belebten Gruppen die Allee und den Pferdemarkt füllten. Man hatte ſich vorgenommen das rückſichtloſeſte Verfahren walten zu laſſen, und bei dem Erſcheinen der Fremden nicht nur in beleidigenden Hohn auszubrechen, ſondern ſogar ihren Gegner mit thätlichen Beſchimpfungen zu empfangen, und ihn zu zwingen, ſogleich das Theater und die Stadt zu verlaſſen.

Man kann denken, daß den beiden kühnen, kunſtgeübten Gegnern, das Herz ſtark ſchlagen mußte, da ſie von dem allgemeinen Unwillen bereits Kenntniß hatten, und um dem Aufpaſſen des Pöbels zu entgehen, ganz unbemerkt, in verſchloſſener Kutſche, vor einem Hinterpförtchen des Gebäudes angefahren wurden, und ſo auf die Bühne gelangt waren. — Die Muſik war nun geendet und Alles ſpitzte den Mund zum Pfeifen. Da trat zuerſt von der linken Seite der Bühne die Signora auf, ging feſten Schrittes zu den Lampen und grüßte nach Fechterſitte die Verſammlung. Es war ein ſehr ſchönes Weib. Nicht eben groß zu nennen, doch ſchlank und der Kopf, das Ideal einer Romerin. In dem Helmſchmucke und den wallenden Federn, dem leichten Bruſtharniſche und der maleriſchen, wohlgeubten Stellung, konnte ſie mit einem guten Bilde der Minerva ſchon verglichen werden, und ihr Erſcheinen war ſo ſtreng-ſchön und gebieteriſch zugleich, daß es fur den Augenblick, die Menge entwaffnete und Alles ſtill nach ihr ſchaute. Doch nicht lange wahrte es, ſo fiel wie eine Schnuppe in Pulver, eine andre Erſcheinung den Leuten in die Augen, die jene friedliche Stimmung alsbald in eine brauſende und kriegeriſche umgewandelt haben wurde, wenn man deutlicher dahinter gekommen ware. Es trat nemlich der ſchonen Signora gegenuber ein Mann auf, im gelben Waffenrocke und ſchwarzer Ruſtung, den Helm mit dunkeln Federn geziert, aber ein dichtes Drahtſieb vor dem Geſichte. Niemand erkannte den Verhaßten, Niemand wollte annehmen, daß er hinter dem Viſiere ſtecke, noch weniger aber eine Enthullung verlangen und ſo — uberraſcht und unmuthig, ſtolz und ſtrenge — ſchien das Publikum jede Perſonlichkeit bei Seite laſſen zu wollen und mit einem Male ſich ganz und gar dem Eindrucke hinzugeben, den die Kunſtfertigkeit der Beiden, in ihm hervorzurufen im Stande ſeyn wurde.

Nun weiß man aber, daß das Stoßfechten, aus der Ferne geſehen, für die Nichtkenner nicht eben ein beſonders anziehendes Schauſpiel gewährt. Und daß in einer Handelsſtadt nur wenige Kenner der Fechtkunſt und noch weniger leidenſchaftliche Liebhaber derſelben angetroffen werden, darf man wohl nicht erſt verſichern. Der erſte Gang war beendigt und das ganze Schauſpiel war allen ſo bedeutungslos erſchienen, daß nun jener Zorn, der dem Manne hinter dem Siebe eigentlich gelten ſollte, in vollen Spenden, ſeiner Kunſt dargebracht wurde und ein lauter, wilder Larm ſo uberhand nahm, daß an eine Fortſetzung des Schauſpiels nicht gedacht werden konnte.

Die ſchöne Romerin, die meine ganze Theilnahme in Anſpruch genommen hatte, ſtand regungslos, wie ein herrliches Steinbild und ließ die ſchwarzen Augen kraftig und unverwandt auf der Menge ruhen, in der Meinung, dies Toben werde ſich legen. Sie hatte vielleicht von den ruhigen, tiefen, beſonnenen, ſtillen und frommen Deutſchen daheim in ihrem Vaterlande gehört, und ſie — die leidenſchaftliche, heiße Römerin — die oft genug Meſſergefechte an der Tiber mitangeſehen hatte, glaubte aus Erfahrung zu wiſſen, daß ſolch ein Sturm nicht lange anhalte. Aber von Minute zu Minute wuchs das Toben und Geſchrei, Niemand wußte, was man eigentlich wolle, es war eine Wuth ohne beſtimmten Gegenſtand, eine Luſt am Larmen, man ſchrie den Namen des Fechtmeiſters, man ſchimpfte auf das Rappierfechten, man ballte Fauſte und rief: „ſo verſtehen wir's beſſer!“ man fluchte Napoleon, man ließ Blücher leben, dabei ſchrie man ſelbſt ein weniges: Hurrah!

Neben der ſchönen Fechterin ſtand die unheilbringende, finſtere Geſtalt des Menſchen da, gleich der Erſcheinung des ſchwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans. Endlich wollte er wieder ausfallen, dieſer Einfall aber erregte ein ſo gellendes Pfeifen von allen Plätzen und ein ſolcher Hagel von harten und weichen, kleinen, runden Gegenſtänden erfolgte, daß beide Kämpfer den Kampfplatz eiligſt verließen und der Vorhang niederrauſchte.

Das Schauſpielhaus entleerte ſich; obgleich Niemand an's Nachhauſegehen dachte. Man hielt die eine Seitenthür belagert, die auf die Bühne führte, um hier jeden Herausgehenden zu beobachten, und den ſchwarzen Ritter, falls er kommen ſollte, mit den ihm zugedachten Ehren in ſein Quartier zu begleiten. Andere waren nach dem Gaſthofe „zum Weidenbuſche“ gelaufen, um hier die Signora, beim Nachhauſekommen in Empfang zu nehmen. — Dieſen gelang ihr Vorhaben beſſer als den Andern. Die nicht ohne Grund beſorgte Theaterverwaltung hatte von einer wenig beachteten Noththür Gebrauch gemacht, und die Fechter ganz unbemerkt hinausſchlüpfen laſſen, ſo daß ſie unangefeindet aus dem Gedränge kamen. Die Signora jedoch wurde bei ihrem Eintritte in den Gaſthof erkannt, und erreichte, hin- und hergeſtoßen, unter gemeinen Schimpfen, die Treppe, wo ſie ohnmächtig zuſammenſank und in ihre Zimmer hinaufgetragen werden mußte.

Nachdem dies Alles ſich ſo zugetragen hatte, und nach Verlauf von einigen Stunden ſich die Sachſenhäuſer und die ihnen Verwandten entfernten, gingen die Höhergeſtellten in die nahen Wein- und Gaſtſtuben, um hier einen lebhaften Discurs über dieſen Gegenſtand von ſo großem Belang bis in die ſpäte Nacht zu unterhalten.

Ich hatte mich in den Schwan verfügt und mir bereits ein Glas Rüdesheimer Eilfer, voll Feuer und Blumenduft zu Gemüthe gezogen, als ſich rings um mich her, die Tiſche mit Leuten füllten, die ſtill tranken und aßen und mit böſem Ausdrucke zu belauſchen ſchienen, was ein kleines Häufchen junger Doctoren, die eben erſt von Marburg, Gießen oder Heidelberg gekommen waren, um eine Anſtellung zu ſuchen, mit großem Eifer verhandelte. — Sie waren empört über die Behandlung der Fremden, ſie prieſen ihre Kunſt, in der ſie ſelbſt Meiſter zu ſeyn vorgaben, ſie ſchimpften über die, ſo nichts davon verſtanden, und boten einem Jeden die Klinge an, der ihnen ſtehen wollte, kurz ſie führten eine Sprache, die allen Andern, die im Zimmer ihren Wein tranken, nicht gefallen konnte. Ich hatte nicht ſobald ein paar Bekannte unter den Doktoren entdeckt, als ich freundlich zu ihnen rückte, ihrer Meinung mich anſchloß und mit Freuden mich dazu bereit erklärte, der Signora Chelli ein Vivat zu bringen. — Es wurden mehr Flaſchen gebracht, und unſer Enthuſiasmus war im ſchönſten Steigen. Wir waren ungefähr zwanzig, außer uns wohl noch hundert in dem Saale, aber Niemand ſprach jetzt mehr außer uns. Endlich mahnte die Mitternacht, wir brachen auf, verließen ſtill das Zimmer und ſtellten uns dicht geſchaart unter die Fenſter des gegenüberliegenden Gaſthofes „zum Weidenbuſch.“ Die ganze übrige Bevölkerung des Schwanen war uns auf dem Fuße gefolgt.

In dem Zimmer der Signora flimmerte ein matter Schein, wie aus einer Krankenſtube. Dies machte zwar einen recht wehmüthigen Eindruck, aber die Beſorgniß, den Schlaf der Kranken zu ſtören, konnte nicht aufkommen, wir waren im Innern überzeugt, daß unſer Vivat ſie angenehm erwecken würde. Und ſomit ſchrien wir denn aus vollen jugendlichen Kehlen, auf ein Zeichen, mit einem einzigen majeſtätiſchen Schalle, ein dreimaliges Vivat hoch der Signora Chelli! — Sie mochte wohl ſehr darüber erſchrocken ſeyn und ſich denken, man komme das Haus zu ſtürmen, denn erſt nach einer guten Weile ſahen wir den Vorhang am Fenſter ſich heben, und als nun unſer Vivat ſich wiederholte, das Fenſter ſelbſt öffnen, und einen Mann, den Begleiter der Dame, in gutem italiäniſch, uns ihren Dank und ihre Gefühle hinabrufen. — Einer von uns, der italiäniſch ſprach, ich glaube, ich war es ſelbſt, rief ihm nun zu, wie wir dies für unſere Schuldigkeit gehalten hätten, und wie wir bäten, uns noch einmal das Vergnügen ihrer Fechtübungen gönnen zu wollen, wo wir für jede Störung aufzukommen verſprachen und ſie des ungemeſſenſten Beifalls verſicherten. — Er aber erwiderte hierauf, daß die Signora bereits Morgen abzureiſen gedenke, und es daher bedauern müſſe, unſerm Wunſche nicht nachkommen zu können. Wir baten nun einſtimmig, ein Ehrengeleite von uns anzunehmen und uns zu erlauben auf eine eclatante Weiſe die ihr angethane Beleidigung gut zu machen. Hier verſchwand der Italiäner vom Fenſter, kehrte jedoch bald wieder zurück: Die Signora ſey ſo angegriffen, rief er herab, daß ſie nicht ſelbſt erſcheinen könne, für unſere Güte zu danken, ſie fühle ſich aber demungeachtet ſehr gerührt davon. Ihre Abreiſe ſey, um keiner neuen Erniedrigung ſich auszuſetzen, auf den nächſten Morgen bei früher Zeit angeſetzt, wo die Straßen noch leer wären — Hiemit waren wir jedoch nicht zufrieden. Der Ruf: Signora Chelli! erſcholl nun ſo donnernd und ſo oft wiederholt, daß ſie endlich nachgeben mußte und von dem Begleiter und ihrem Mädchen unterſtützt, am Fenſter ſich zeigte. Wir eröffneten ihr die Bitte, ihre Abreiſe bis zum Mittage zu verſchieben und unſere Begleitung anzunehmen, und erſt, als ſie hierin gewilligt, zogen wir ruhig von dannen, und ließen die ſtarren Haufen der Gegenparthei, die ſich nichts zu unternehmen getraut hatte, gleichſam ganz unbeachtet und unbemerkt im Rücken.

Am Morgen des andern Tages boten wir alle Bekannten auf, einige Künſtler und junge Angeſtellte im öffentlichen Dienſte, ſchloſſen ſich an, und was in Frankfurt an Philiſtern und Miethwagen aufzutreiben war, wurde aufgetrieben. Endlich um die Mittagsſtunde ſah man die zurückgeſchlagene Chaiſe der Signora Chelli, von muthigen, trotzigen und herausfordernden Reitern und einem langen Zuge von Wagen gefolgt und umgeben, durch die Zeil der Sachſenhäuſer Brücke zufliegen.

Die Sache hatte weiter keine Folgen; aber dieſe, wie ſo viele andere Geſchichten, die ich ſelbſt erlebt habe, lieferten mir den Beweis, daß ſtets die rechte Geſinnung im Publikum herrſchend bleiben muß, wenn ſie nur Einige mit Kraft vertreten, obgleich es intriganten Partheien für einige Zeit wohl gelingen kann, eine Oberhand zu erlangen und die öffentliche Stimme an ſich zu reißen. Die Partheiungen zerſtören ſich ſelbſt; alle Beſſern ſchämen ſich bald, daß ſie ſich mißbrauchen ließen, und wer nicht Geduld und Ruhe dabei verliert, erfreut ſich immer des Sieges der Gerechtigkeit.

Neueſtes aus Madrid.

In Madrid herrſcht große Theaterliebhaberei, die ſich deſto ſtärker ausſpricht, je kleiner die Schauſpielhäuſer ſind. Würde das neue Theater in der Nähe des k. Pallaſtes jemals fertig werden, woran ſehr gezweifelt wird, ſo konnte es einen Theil der Bevölkerung wohl faſſen. Die Theaterzettel ſind auf ganz originelle Weiſe abgefaßt. Obenan wird das Stück gelobt, dann wird der Inhalt angegeben, nebſt einer kurzen kritiſchen Andeutung und Analyſe, z. B. im erſten Act wird eine geiſtreiche Scene Bewunderung erregen; im zweiten Acte iſt eine Scene zum Todtlachen. Das Ganze ſchließt damit, daß das Genie des Dichters bis in die Wolken erhoben wird. — Das Theater del principe enthält nur 1500 Plätze. Es iſt ſchon gebaut und dem Gehöre ſehr günſtig. Die Decoration iſt weiß und Gold und man ſieht darin die Büſten der Dichter: Calderon, Lope de Vega, Cervantes, Garcilaſſo, Ercilla und Tirſo. Die Damen erſcheinen reichgeſchmückt, größtentheils in der Mantilla. Eine Loge muß ganz gemiethet werden, wie in Italien. Nur eine Fremdenloge iſt da, und die faßt ungefähr 30 Perſonen. Dafür aber hat man einen Platz Cazuela genannt, wo die nobelſte Welt erſcheint. In den Zwiſchenacten iſt die Cazuela immer leer, weil die Damen und Herren, die dort ſitzen, Beſuche in den Logen abſtatten, oft auch geben ſie ſich **Rendez-Vous** in den Corridors, manchmal kehren dieſe Herrſchaften nicht wieder auf ihre Plätze zurück, und die Cazuela iſt dann in den übrigen Acten leer. — Das Spiel der Acteurs iſt gemeinhin ſehr lebhaft, die Coſtume ſind ſtreng und das Orcheſter iſt nicht ſchlecht. Der Beifall gibt ſich durch lautes Geſchrei kund. Am Ende eines jeden Stückes erſcheinen ein Herr und eine Dame, im andaluſiſchen Coſtüm, um den Bolero zu Tanzen. Oftmals auch den Fandango oder die Menuet a Fandango. Dieſe Nationaltänze elektriſiren immer noch das Publikum. — Außer dieſem Theater **del Principe** hat Madrid das Theater **la Cruz.** Die italiäniſche Oper wechſelt in beiden Theatern ab. Die ſpaniſche Oper iſt größtentheils aus dem franzöſiſchen überſetzt, zur beibehaltenen franzöſiſchen Muſik. — Da die Preiſe ſehr mäßig ſind, ſo langen oft die Einnahmen nicht aus, um die Ausgaben zu beſtreiten. — Die italiäniſchen Opern Roſſini ſind am Meiſten beliebt. Faſt kein Haus in Madrid, wo man nicht die Muſik dieſes Meiſters antrifft. Alles ſpielt Klavier, die Guitarre hingegen iſt aus der Mode. Nur das Volk behält ſie noch bei, das hier wie überall an alte Sitten hängt. Spaniſche Muſik ſchätzt man nicht ſehr, mit Ausnahme der Nationalgeſänge und einiger alter Romanzen, die ſehr characteriſtiſch ſind. Die Damen der höhern Geſellſchaft ſingen nur italiäniſche Arien, wenn ſie nicht etwa von Fremden erſucht werden, eine Romanze zu ſingen, von denen, die das Volk mit einer Art von religiöſer Andacht bewahrt hat.

Gastrollen des Herrn Moritz.

Herr Moritz gab die Drillinge. — Wieder ein Stück, in dem kein Fünkchen Witz, keine Spur von geſundem Menſchenverſtande iſt. Alles voll Unwahrſcheinlichkeit, kein einziger Charakter und eine triviale Erfindung. Wir müſſen wahrlich einen Künſtler wie Herrn Moritz beklagen, der wohl berufen iſt, höhern Anforderungen zu genügen, in ſolchen Vorwürfen ſich einem fremden Publikum zu zeigen. Wir wiederholen: vor einem fremden Publikum, denn die Beſtandtheile eines Theaterpublikums ſind nach einem Zeitraume von zehn Jahren nie mehr dieſelben, am wenigſten in einer Stadt wie die Unſrige. Wenn man bedenkt, daß die Hochſchule nun den größten Theil des Parterre's bildet, daß Jünglinge, die jetzt den Ton angeben, damals noch Knaben waren, daß viele Militärperſonen und Beamte hieher verſetzt worden ſind, daß eine große Anzahl von Malern und andern Künſtlern nun unſer Theaterpublikum ausmachen, und daß von allen dieſen Elementen vor zehn Jahren noch nichts vorhanden war, als Herr Moritz ſich hier durch ſein aufkeimendes Talent, durch ſein fleißiges Streben und vollkommen ſittliche Aufführung viele Freunde zu erwerben wußte. Man muß es wahrlich bewundern, daß den jungen Mann die Laune nicht verläßt, ſolche Rollen zu ſpielen — und gut zu ſpielen, wie ſie ihm bis jetzt zugemuthet wurden. — Das pikanteſte in den Drillingen, der Ferdinand von Meißen, wurde zum Triumph für den Vorſteller. Herr Moritz, als geborner Sachſe, war Meiſter des Dialectes, und überſtürzte ſich förmlich in Luſtigkeit und fröhlichen Humor, welches ihm durch reichlichen Applaus und Herausrufen abermals gelohnt wurde. — Jedermann weiß, daß uns ein erſter Liebhaber fehlt, in der vollſten Bedeutung des Wortes: Egmont, wie Don Carlos, Leiceſter, wie Mortimer, Clavigo und Don Ceſar, Hamlet und Romeo, und noch eine Menge Anderer, die wohl noch geſchrieben werden könnten, und geſchrieben werden müſſen, wenn es mit der ganzen Herrlichkeit überhaupt Beſtand haben ſoll. Daß zu dieſen Rollen mehr als Geſtalt, Organ und Routine gehöre, daß es hier höherer Erforderniſſe und geiſtiger Fähigkeiten bedürfe, iſt klar, und deßhalb wird dieſe Lücke immer ſchwer auszufüllen ſeyn. Um ſo weniger aber ſollte man Herrn Moritz in ſolchen **hors d'oeuvres**, wie bisher auftreten laſſen, ſondern ihn uns in Rollen zeigen, die es verdienen, daß man Talent, Fleiß und Kunſt daran ſetze, ſie zu ſpielen.

2tes Quartal. Nro. 48. 17. Auguſt 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater=Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Der Reiſende in Oeſtreich. — München. (Santini und ein Quodlibet. Der junge Ehemann. Zephyr und Flora.) — Correſpondenz des Herausgebers. (Riga. Bremen.)

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die Königl. baye. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Der Reisende in Oestreich.

Sie wollen, daß ich Ihnen Einiges über deutſche Theater für Ihr Blatt mittheile. Nun, wohl, ich will's verſuchen, doch müſſen Sie mit kurzen, flüchtigen Notizen ſich begnügen wollen, wie ſie dem Vorüber= und Durchreiſenden nur zu Gebote ſtehen. Was ich über manchen gefeierten Künſtler Ihnen ſagen werde, wird eben nicht ſehr erbaulich klingen. Anders erſchallt ſein Lob von heimiſchen Stimmen, anders ſchreiben heimiſche Federn von ihm. Ob aber der Fremde, der nur das Gute ſucht und das Wahre, nicht freier und unpartheiſcher ſieht und hört als die Einheimiſchen? Ich ſollte denken. —

Zu Linz fand ich ein kleines, bunt genug angemaltes Theaterchen. Sehr blank betreßte und hochaufgeſchmückte Leutchen bemühten ſich den Othello darzuſtellen. Der Zettel nannte mir den Tenoriſten Wild in der Hauptparthie. Der Name, dachte ich, iſt bekannt genug, und daher mochte es wohl kommen, daß das Haus beſſer beſetzt war, wie die Oper. Wild befriedigte meine Erwartung nicht ganz. Seine Coloratur iſt veraltet und die Fiſtelei ſeiner unwürdig. Er wurde aber demungeachtet nicht weniger als ſieben Mal herausgerufen und erſchien jedesmal um ſich zu bedanken. Dies war kein Wunder, denn er überragte, troz ſeiner Mängel, ſeine Umgebung. Eine Mamſell Podlesky ſang die Desdemona, ohne Anſtand und Manier, aber dafür im hochſchwangern Zuſtande Rodrigo, war der Tenor Keller, von dem ſich eben auch nicht viel Gutes ſagen läßt, und über das Geplärr des wackern Brabantio, lachten ſelbſt die beſcheidenen Linzer zu wiederholtenmalen. Meine Umgebung im Parterre ſprach davon, daß dies das erſte volle Haus während Wild's

Gaſtrollen geweſen ſey, und daß er im Ganzen, nach kaufmänniſchem Ausdrucke: nur flaue Geſchäfte gemacht habe.

Nachdem ich mich noch an dem impoſanten Benediktiner-Stifte Mölk, ſeiner Prachtkirche und wunderlieblichen Ausſicht ergötzt hatte, traf ich in Wien ein, das ſich ſeit den letzten Jahren bedeutend vergrößert und verſchönert hat.

Aber auch hier fand ich — was das Theater betrifft — meine Erwartungen nicht befriedigt. Außer dem Ballet „Wilhelm Tell" ſah und hörte ich nichts, was dieſer Reſidenz würdig geweſen wäre. Im Kärnthnerthor wohnte ich der erſten Vorſtellung von Gläſer's Oper „Adlershorſt" bei, welche Cramolini zu ſeinem Beneſice gab. Das iſt ein Machwerk, dem der Schweiß der Studierſtube an der Stirne geſchrieben ſteht und dabei von einer plumpen und ſchwerfälligen Conſtruction ohne Gleichen. Hier zeigten ſich jedoch die Wiener als Leute von Urtheil. Sie ziſchten und lehnten das Geſchenk der Spree feierlichſt ab, und wollte hie und da eine mitleidige Hand zu klatſchen wagen, ſo wurde ſie ſogleich ernſtlich zur Ruhe verwieſen. Die Oper, wie ſie Duport der Kaiſerſtadt jetzt gibt, iſt ſo, daß man ſich ihrer dort mit Recht ſchämt und bei jeder Gelegenheit feierlichſt dagegen proteſtirt. Man ſagt, daß er ſehr ſchlechte Gagen zahle. Mit Ausnahme Wild's, zählt er nicht ein einziges vorzügliches Geſangstalent. Eine Mamſell Löwe ſang den erſten Part; ſie iſt jung, hager, hat ein intereſſantes Geſichtchen und viel dramatiſchen Ausdruck; die Stimme klingt hectiſch und halbruinirt. Mamſell Henkel iſt nicht ſo hübſch, hat aber eine niedliche Stimme und ein keckes Komödienſpiel. Herr Cramolini iſt ein guter Schauſpieler, als Sänger jedoch unter dem Gefrierpunkt. Von alten Bekannten ſah und hörte ich Forti und die Vondra. Dieſe ſind noch immer gut. Auszeichnung verdient der Chor. Er iſt ſehr wacker in Geſang und Spiel. Das Orcheſter von Lachner gut dirigirt, iſt unverhältnißmäßig ſchwach in ſeinen Violinen und der Harmonie, gegen die ſchreienden Blechinſtrumente. Ich fand es ¼ Ton höher als die meiſten andern Orcheſter Deutſchlands, und einen halben Ton höher als das der großen Oper in Paris. — Im Don Juan lernte ich Mad. Ernſt, Mad. Schodel und Herrn Staudigl kennen. Die Erſtere diſtonirte als Elvira gewaltig und ließ beide Arien weg. Ihr Spiel war ganz unbedeutend. Die Zweite, welche Donna Anna ſang und ebenfalls die erſte Arie wegließ, hat beſſere Intonation, doch eine ganz fehlerhafte Coloratur, und eine nur mittelmäßige Stimme. Staudigl als Leporello beſitzt eine vortreffliche Baßſtimme, gute Ausſprache und ziemliches Spiel. Ein Herr Schaffer als Ottavio würde bei vielen andern Theatern kaum geduldet werden, doch hatte er das Gute, daß er beſſer deutſch ſprach, als alle Uebrigen. Herr Fiſcher vom Königſtädter Theater gaſtirte als Don Juan und im

Adlershorſt. Neben Staudigl wurde ſein ſchlechter Ton kaum gehört. Was nun das Spiel der meiſten dieſer Sänger betrifft, ſo zeigen ſie wenig Verſtändniß und Auffaſſungsvermögen eines Charakters.

In der Joſephſtadt hörte ich einen Sänger Namens Pöck, das iſt vielleicht die erſte Baßſtimme auf dem Erdenrunde, in jetziger Zeit. Aber ſingen muß der gute Mann erſt noch lernen. Alles Uebrige an dieſem Theater iſt nicht der Rede werth. Ich ſah Robert den Teufel dort. Wer dieſe Oper in Paris geſehen, muß ſich allerdings höchlich über den Geſchmack der Wiener verwundern, daß ſie dabei klatſchen und jubeln können. Welch' ein ſchlechtes Sängerperſonal, wie verfehlt iſt die Mise en-Scène, wie abgeſchmackt die Veränderungen nach Cenſur-Vorſchrift, wie unbedeutend und geſchmacklos ſind Neefe's Decorationen! —

Wenn man geſehen hat, daß die Choriſten des Kärnthnerthortheater als ſpaniſche Bauern im Don Juan in ſchwarzen Cravatten und Vatermördern erſchienen, ſo darf man ſich nicht wundern, im Theater des Herrn Carl an der Wien, ſie in alten, ſchmutzigen, verſchliſſenen und verbleichten Jacken der Palfiſchen Garderobe auftreten zu ſehen. Bei Carl beſteht das Orcheſter jetzt aus ſogenannten Prager Muſikanten, zehn an der Zahl. Eine Poſſe: Lumpazi-Vagabundus, von Neſtroy, ſah ich hier, die mich für alles Uebrige entſchädigte. Scholz iſt ein Komiker! Nichts forcirtes, nichts berechnetes; Alles natürliche Drolerie, eine Art Potier al Fresco. Wahre, eingefleiſchte, hausgeſeſſene Wiener Komik; Meiſter Spleen ſelbſt muß darüber lachen! — Er iſt ein Meiſter im Liegenlaſſen, und verfehlt dennoch ſelten den Zweck, die Zuhörer von innen heraus zum Lachen zu kitzeln. —

Im Burgtheater bekam ich nichts als den König Enzio zu ſehen. Korn als Enzio, war kalt, berechnet und todt; auch könnte er gerade der Vater des Enzio ſeyn, ſo alt iſt er geworden. Die Fournier iſt eine ſehr gewöhnliche Routiniere ohne höhere Intention und Geiſt. — Und nun verlaſſe ich Wien! Nicht wahr, Sie haben genug — zu viel? Aber ſo und nicht Anders war der Eindruck, den dieſe Herrlichkeiten auf mich machten, und ſind Sie damit nicht zufrieden, ſo leſen Sie Weidmann's und Kanne's Recenſionen, die lauten freilich anders. Da aber weder ich noch jene Herren in's Tollhaus gehören, ſo wollen wir den Grund meines Tadels und ihrer Lobhudeleien in den Verhältniſſen und verſchiedenen Standpunkten ſuchen, aus denen ich und Sie ſowohl beobachten als ſchreiben.

Schließlich bemerke ich noch, daß faſt alles Papiergeld in Wien verſchwunden iſt, und daß daher die ehemalige, gegen das Ausland ſehr abſtechende Wohlfeilheit, vergebens mehr dort geſucht wird; daß die Einwohnerzahl bedeutend zugenommen haben muß, da es von 9 bis 3 Uhr, im „nobeln Viertel" weit lebhafter iſt als auf dem **Boulevard des Italiens**; und endlich, daß die Wirthshaus-Muſik unter den Directionen von Strauß, Lanner und Morelly eine Hohe erreicht hat, die manches deutſche Hoftheater-Orcheſter kaum jemals erklimmen dürfte.

Jn Prag wohnte ich der Aufführung der Oper: **Capuleti e Montecchi**, von Bellini bei, worin Sabine Heinefetter den Romeo ſehr ſchön, aber mit belegter Stimme ſang. Mad. Podhorski als Julie war brav, beſſer wenigſtens als alle Wiener Sängerinnen. Das Uebrige und der Chor nur mittelmäßig; das Orcheſter gut; Ausſtattung und Arrangement miſerabel. Das Haus war überfüllt und das Publikum ſehr ſtrenge gegen ſeine einheimiſchen Mitglieder. Jetzt gaſtirt Herr Albert aus Hamburg dort, der ſehr leicht die beiden, höchſt unbedeutenden Tenoriſten Dams und Dirska überflügeln dürfte. —

Wenn man von Linz nach Wien, durch Böhmen nach Dresden reiste, ſo findet man, daß die Umgegend von dieſem Elbathen nicht des Anſehens werth iſt. Man braucht ſich übrigens auch gar nicht nach dem Gränzpfahl umzuſehen, um zu wiſſen, daß man nicht mehr in Oeſtreich iſt. Der ganze Menſch fühlt es ſogleich, denn man iſt ſchlecht und theuer und fährt ſchlecht. — Für diesmal genug! Wenn Sie dieſe Bemerkungen aufnehmen, kann ich mit fernern dienen.

The Traveller.

München.

Santini und ein Quodlibet.

Santini nahm leider in dieſer Soiree Abſchied von uns. Er geht in Kurzem nach Paris. Wir hatten ihn noch diesmal in der köſtlichen Jndroduction des **Barbiere**, in dem Buffoterzett der **Italiana** und in dem erſten Finale von **Matrimonio segreto**. Das Terzett mußte wiederholt werden. Santini iſt in dieſem Augenblick wohl einer der erſten Baßbuffos, und ſein Erſcheinen auf unſerer Bühne kann für Muſikfreunde wahrlich als ein jährlich wiederkehrendes freundliches Feſt betrachtet werden. Unſere beßten Wünſche folgen dem Künſtler, und der herzlichſte Empfang ſoll ihm bei ſeiner Rückkehr zu Theil werden! —

Herr Rieſſtahl, ein junger Künſtler auf der Violine, aus Schweden, und Schüler von Ries, ſpielte ruſſiſche Nationalmelodien von dem Konzertmeiſter Maurer in Hannover. Er ſang ganz vortrefflich auf ſeinem Jnſtrumente, beſonders gut ausgedrückt ward von ihm das Schleppende und Schleifende, das ſo characteriſtiſch in dem Volksgeſange der Slaven hervortritt. Die Variationen hatten höchſt brillante Schwierigkeiten, ohne jedoch durch Gefälligkeit den Künſtler zu entſchädigen. Sie waren zu ſpröde und melancholiſch; der Seufzer in ſolchen ruſſiſchen Weiſen iſt nicht der gluterfüllte Liebesſeufzer des Südländers, es iſt ein ſchmerzvolles Ach, oder auch wohl ein tiefgeholter Seufzer, den der Trinker nach einem tüchtigen Trunke mehr von, als aus der Bruſt ſtoßt. Herr Rieſſtahl ſinge uns auf ſeiner Violine ſo ſchön und zart wie er es kann, Liebe, Sehnen und Schmachten, und viel reichlicher noch ſoll ihn Beifall lohnen, als es dieſes Mal der Fall geweſen iſt. —

Mad. Schröder ſprach ein Gedicht mit jener Meiſterſchaft, die ſtets zur Bewunderung hinreißt. Auch die mimiſche Darſtellung der Leidenſchaften mußte ſie zeigen. Ganz vortrefflich wie immer, aber gekeilt zwiſchen Roſſini und Cimaroſa — wie will man — daß man das Alles begreife, empfinde, goutire! —

Das Allerſeltſamſte war, daß wir auch die Romanze aus Joſeph zu hören bekamen. — Da es aber allen Jenen freigeſtellt wurde, hinauszugehen, die ſich ſo geſchwind in den bibliſchen Ernſt am Hofe zu Aegypten nicht zurechtfinden konnten, ſo machte auch ich hievon Gebrauch, und kann daher von den Verdienſten des Sängers nicht das Geringſte berichten. —

Der junge Ehemann v. Scribe.

(Letzte Gaſtrolle des Herrn Moritz.)

Das iſt in Paris ein Stück, das mit vielen Andern erſcheint, ſeinen kurzen Weg macht, und verſchwindet. Dergleichen bringt jede Woche mehrere hervor. Bei uns bleibt ſo etwas Jahre lang auf dem Repertoir! — Das iſt in Paris ein Stück, das Alle verſtehen, weil es aus dem Leben gegriffen iſt, und alltägliche Verhältniſſe beſpricht und darſtellt. Ei, wir verſtehen's auch! hör' ich unwillig rufen. Nun ja, es iſt deutſch und allenfalls ſo mittelmäßiges Deutſch, wie man es alle Tage hören, und folglich auch wohl verſtehen kann. Aber ich bitte die Verhältniſſe etwas näher zu betrachten, und dieſe auch in's Deutſche zu überſetzen. Madam Delby, die Präfectenwittwe, iſt nichts geringeres, als die Wittwe eines Generalkommiſſärs, aber noch ein wenig bedeutender; Herr Däperier, Generaleinnehmer der Finanzen, iſt etwa ein Oberaufſchlagsbeamter, aber in höherer Potenz; und nun betrachte man einmal, wie dieſe Leute im Stücke ſich benehmen und gebahren, und ſehe einmal, wie leicht es dem Oberaufſchläger wird, die Excellenzfrau zu heirathen, und wer dieſe Ehe ſtiftet, und wie ſie geſtiftet wird? Wer kennt alle Beziehungen in den langen Reden der Frau von Delby, die in Paris große Heiterkeit, ja Lachen erregen? — Und das wäre ein deutſches Luſtſpiel? — Und Herr J. Mailath hätte das überſetzt? Es bleibt von dem ganzen Stücke nichts übrig, als das Verhältniß der Frau von Beaufort zu ihrem Manne, aber auch das wird in Deutſchland nicht begriffen, und es iſt ſo übel gar nicht, daß man es nicht begreift. —

Wer das **Hôtel d'Osmond** und ſeine Geſchichte am **Boulevard des Capucins** kennt, weiß wie großartig ſolche Verbindungen dort ſich darſtellen, und erhält den richtigen Maaßſtab dafür. So, wie wir es auf dem deutſchen Theater, und namentlich hier ſehen, iſt es das Verhältniß einer reichen **Marchande-épicière** oder **de modes**, aber da ſolche Damen nicht ſo handeln, ſondern ihrem Penchant auf andere Weiſe genügen, ſo iſt das ganze Stück für uns ein Unding. — Die Sinnlichkeit der alten Frau, wie ſie bei uns zur Schau gelegt wird, konnten die Pariſer troß **Tour de Nesle** und **Lucrèce Borgia** doch nicht ertragen, und würden ſie zurückweiſen. Was wahrlich nur wie Scherz und leichte Strafe einer koketten Thorin dort erſcheint, wird hier zur Zuchtruthe. Der junge Ehemann iſt ein Böſewicht, die Alte iſt wahrhaft unglücklich! So hat's Scribe nicht gemeint, wir haben den Spaß nicht verſtanden! —

Wie nun einmal die Sachen aber ſtanden, konnte man mit der Aufführung keineswegs unzufrieden ſeyn. Herr Moritz entwickelte ein leichtes und degagirtes Spiel. Er hat reiche, junge Modemenſchen kennen gelernt und ſtudirt. Er muß ein ganz vortrefflicher Klingsberg ſeyn! Seine Toilette war gewählt und kleidſam, er nuancirte ſeinen Vortrag mit vieler Kunſt, er war liebenswürdig im Umgange mit den jungen Damen, und ein ſchlauer Verführer bei ſeiner alten Frau; die Rauſchſcene deutete er nur mit feinen Tinten an. Er zeigte uns abermals, wie geeignet er ſey, die erſten Rollen im Luſtſpiele zu repräſentiren.

Mad. Fries ſpielte ebenfalls ſehr gut, wenn wir uns das Ganze nach Deutſchland verſetzt denken wollen, wo es jedoch auf einer bedeutend tiefern Stufe, wie in Paris ſtehen muß. Es fehlte an keiner charakteriſtiſchen Bezeichnung, und ſtarke Farben wurden nicht geſchont. — Herr Meyer war in dieſem Sinne ebenfalls gut zu nennen. Ein wenig Jovialität würde auch dem deutſchen Spiele nicht geſchadet haben. — Die Rolle der Dlle. Seebach, eben jene Frau von Delby, iſt wahrlich unüberſetzbar und daher wollen wir es ihr nicht zu hoch anrechnen, daß ſie es nicht beſſer wie Mailath zu machen verſtand. Herr Mayr, der Offizier, wurde mit der Ueberſetzung zwar um Vieles beſſer fertig, aber dieſe Art von Nebenrollen verliert dabei am Meiſten. Mad. Hom ſprach natürlich und unbefangen, es lag etwas Franzöſiſches darin. Ein junges Mädchen, das ſo eben ein **Externat de jeunes demoiselles** verlaſſen hat, kann ſich wohl ſo benehmen. Aber die Toilette! die Toilette! — Diesmal hatten denn alſo die Schauſpieler das Scribe'ſche Stück überſetzt, das ihnen von Herrn Mailath noch ganz franzöſiſch überantwortet wurde.

Zephir und Flora.

Zu den Zeiten von Louis **XV.**, wie dieſe Götter und Nymphen noch mit Reifröcken erſchienen, Toupe's und Mouches, gleich den damaligen Menſchen, da hätte ich dieſe Herrlichkeiten ſehen mögen. Als **Didelot** dieſes Ballet vor **50** Jahren erfunden hatte, da war nach mehr Mythologiſches in der Welt als Heutzutage. Da gab es noch Götter und Halbgötter unter uns. Damals ſtand der **Duc** auf dem Theater und ſah ſeine Geliebte **Fille de l'Opéra** vor ſich tanzen, als Bacchantin, Nymphe oder dergleichen.

Aber nun ſind dieſe Zeiten vorüber. Und will ein alter, wackerer Kavalier, eingedenk früherer olympiſcher Verhältniſſe, applaudiren, ſo ziſcht die Menge, die ihre Bildung nicht wie er, mit **Crébillon fils** begonnen hat, und ſelbſt im Tanz, Seele, Schwung und dramatiſches Intereſſe verlangt. —

Correspondenz des Herausgebers.

Riga, den 16 | 28. Juli 1833.

Zugleich mit unſrer Schauſpielergeſellſchaft, die am 1. Juni ihre gewöhnliche Sommerreiſe nach Mitau antrat, haben uns auch die intereſſanten weiblichen Gäſte vom Königsberger-Theater verlaſſen, denen wir in den letzten Wochen ſo viele ſchöne Genüſſe für Auge, Ohr und Herz verdanken. Unter ihnen nimmt als Sängerin Fräulein Maria **Neureuther** aus München, die erſte Stelle ein. Sie hat uns durch die That bewieſen, daß ſie in dieſer Eigenſchaft nicht unter dem von ihr vorangegangenen günſtigen Rufe ſtehe, und das Gute im vollen Maaße verdiene, welches mehrere ausländiſche Zeitblätter öfters über ihr Kunſttalent enthalten haben. Die große Mehrzahl unſers kunſtſinnigen Publikums hat ſich ſo unzweideutig und ſo wiederholt zum Vortheil der deutſchen Kunſtlerin ausgeſprochen, daß ſie mit dem hier erworbenen Beifalle und dem Eindrucke, welchen ſie hinterläßt, vollkommen zufrieden zu ſeyn, Urſache hat. Für die am vorzüglichſten gelungenen Leiſtungen dürften wohl die Parthien der Veſtalin und der Desdemona zu halten ſeyn, ſo wie eine der ſchätzbarſten Eigenſchaften der liebenswürdigen Kunſtlerin hauptſächlich das eifrige Beſtreben iſt, in jeder ihrer Parthien, ohne Rückſicht auf den größern oder geringern Glanz derſelben, ihr Möglichſtes zu leiſten. Als Schauſpielerin iſt von Frl. Neureuther zu rühmen, daß ſie ihren Geſang ſtets durch richtige Mimik unterſtützt, und daß es ihrem Spiele überhaupt nicht an Feuer und Leben fehle.

Gegenwärtig befindet ſich Fräulein Neureuther in St. Petersburg, wohin ſie auf ausdrückliche Einladung des Intendanten des deutſchen Theaters gegangen, und nach zuverläßigen Nachrichten bereits im Freiſchütz, Othello, in der Schweizerfamilie und andern Parſchien aufgetreten iſt, und die Rolle der Veſtalin zu ihrem Benefice erhalten wird. Bei ihrem erſten Auftreten als Agathe im Freiſchütz ward ſie nach jedem Geſange mit rauſchendem Beifall belohnt, und nach der Vorſtellung einſtimmig herausgerufen. Auch machte gleich nach dieſer erſten Darſtellung, der Intendant des Theaters ihr ſehr vortheilhafte Anträge, um ſie ganz an St. Petersburg zu feſſeln, allein ſie konnte wegen ihres noch beſtehenden Engagements in Königsberg, nicht annehmen. Hier in Riga würden wir die Reſidenz um den Beſitz dieſer Tochter Euterpe's beneiden, die übrigens durch ihre Liebenswürdigkeit Alles anzog, und die wir auf ihrer Rückreiſe, in Begleitung ihrer ſehr liebenswürdigen Schweſter, hier wieder zu ſehen und zu hören hoffen dürfen. F. R.

Aus Bremen.

Die Gunſt des Publikums gleicht den Zugvögeln, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe im Herbſt davon ziehen und im Frühjahr wiederkehren, jene aber mit dem erſten ſchönen Maitage davonfliegt und kaum bis zum letzten September nach Thaliens Schattengängen zurückgekehrt iſt. —

Als im vorigen Herbſt Herr Gerber die Direktion unſers Stadttheaters übernahm, da war der Jubel groß, man rief ihn und ſeine ganze Geſellſchaft heraus, und wußte des Lobens kein Ende. Die Oper befriedigte faſt allgemein, und auch das Schauſpiel war in allen Fächern reich und gut beſetzt. Bedeutende Gäſte, wie die Sängerin Pirſcher, welche von hier nach London ging, Herr Henkel und einige andere unterſtützten unſer Enſemble, ſo daß im Winter der Beifall ſich oft zum Enthuſiasmus ſteigerte, bis daß Herr Gerber mit ſeiner Geſellſchaft anfing auch in Oldenburg Vorſtellungen zu geben, wo der Großherzog ein Theater hatte bauen laſſen, was für die Einwohner jener Reſidenz und für den Theater-Unternehmer unſers Freiſtaats um ſo anziehender ſeyn mußte, da nie zuvor ein ordentliches Theater dort geſehen worden war.

Die Wanderung von Bremen nach Oldenburg wurde unſerm Publikum jedoch ſehr bald zuwider, und ſchon um Oſtern zeigten ſich unzufriedene Abonnenten, verſtummte Klatſcher und leere Bänke in Menge. Mit den ſchönen, heißen Sommertagen trocknete der Enthuſiasmus gänzlich aus, und nur noch wenige Getreue blieben der Direktion in Gnaden gewogen. Als aber am Ende des Monats Juli unſer erſter Tenoriſt, Herr Knauſt, uns verließ, um einem ehrenvollen Ruf nach Dresden zu folgen, da wichen auch dieſe, und ſelbſt die wenigen Freibillets zogen das gleichgültige Geſicht in zürnende Falten. Knauſt war ſechs Jahre bei uns, unſer Liebling auf und außer der Bühne — unſer Alles! Zu gleicher Zeit verſcherzte die Direktion die Gnade eines gewiſſen Herrn Schwarzmann, Ritter des Rezenſenten-Ordens erſter Klaſſe, und zwar dadurch, daß ſie einen Contrakt nicht genehmigte, den dieſer mit der Sängerin Pirſcher in Hamburg, für das Bremer Stadttheater, abgeſchloſſen. Das Feuer glimmt nun unter der Aſche, bricht die Flamme los, ſo geht die Direktion, die noch vor einem Jahr in den Himmel gehoben wurde, darin auf.

Mein Nächſtes wird Sie davon in Kenntniß zu ſetzen nicht ermangeln. Sch....r.

2tes Quartal. Nro. 49. 21. Auguſt 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

München. (Fidelio.) — Herr und Madame Anſchütz in Breslau. — Miscellen. — Correſpondenz.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

München.

Fidelio.

(Wiederauftreten der Madame Schechner-Waagen.)

Sehr traurige Gerüchte waren mit wunderbarer Geſchäftigkeit im Publikum verbreitet worden; es hieß, die Künſtlerin habe die Stimme verloren, jene Stimme, die Herr von Raumer in ſeinen Briefen ein Nationaleigenthum nennt. Man kann ſich leicht denken, daß wir hier nicht gleichgiltig dabei waren. Mit geſpannter Erwartung hatte ſich die Menge wieder einmal auf allen Plätzen verſammelt, ein — in dieſer Zeit — ſeltener Fall. Entweder ſind es die Logen oder das Parterre, die ſich füllen, und eine inſipide Neugier erſetzt gewöhnlich die Erwartung — und nun gar: geſpannte Erwartung! — Der Erfolg beſtatigte vollkommen jenes Urtheil über Mad. Schechner-Waagen, das wir vor einigen Tagen, aus der preuß. Staatszeitung unſern Leſern mitgetheilt haben. Ihre ſanften, rührenden Töne, ihr einfacher Geſang dringt noch immer unwiderſtehlich zum Herzen; dagegen entfaltete ſie im zweiten Acte jene gewaltigen Mittel, die ihr ſtets zu Gebote ſtehen, auf eine wahrhaft großartige Weiſe. Das Publikum ward zum lebhafteſten Beifall hingeriſſen, und rief die Künſtlerin anhaltend und mit allgemeiner Theilnahme heraus. Welches Letztere auch bemerkt zu werden verdient.

Herr Bayer, der immer ausgezeichnete Geſangsvirtuoſe, weiß einem Floreſtan eine Laſur zu geben, wie es ſelbſt der in London und Paris bewunderte Haitzinger nicht ganz ſo zu machen verſteht. Die Erſchöpfung und Athemloſigkeit, bei der ſtärkſten inneren Bewegung wird in der erſten Arie des zweiten Actes meiſterhaft ausgedrückt. Eben ſo das Zuſammennehmen der innern Kraft, der Stolz des unſchuldig Leidenden bei äußerer Ohnmacht, ſeinem Peiniger gegenüber, und endlich der entzückte Jubel der Wiedervereinigung mit der Gattin, wo noch immer die Worte und Töne dem Gefühle nicht folgen wollen. Es iſt wahr, daß Beethoven dies Alles in ſeinen Floreſtan gelegt hat, wie ſelten aber findet ſich ein Sänger, der eine ſo tiefe Verſtändniß des Komponiſten in ſich trägt und auch zugleich die Mittel beſitzt, es Allen anſchaulich zu machen.

Herr Pellegrini war Don Pizarro. Er ſang ihn ſo vortrefflich, wie wir es von dieſem Künſtler ſtets gewohnt ſind. Die Parthie iſt gegen die beiden Andern undankbar zu nennen, doch wußte Herr Pellegrini für ſich allen möglichen Vortheil daraus zu ziehen. Er gab ihn mit ſchöner Bezeichnung der äußern Würde des ſtolzen Spaniers, und machte daraus keinen gewöhnlichen Wütherich einer Ritterkomödie. — Dlle. Fuchs, welche die ſchwierige Parthie der Marzelline ſang, verdient vor allen Uebrigen noch lobend erwähnt zu werden. — Die Herren Staudacher, (Rocco) Schimon, (Jaquino) und Lenz (Miniſter) ließen es an Fleiß und ſichtlichem Beſtreben, ihren Aufgaben zu genügen, nicht fehlen.

Der Chor der Staatsgefangenen war ſehr zahlreich, doch muß er anders geſungen und geſpielt werden, wenn er die beabſichtigte Wirkung machen ſoll. Da es kein gewöhnlicher Chor iſt, der durch die Maſſe imponiren ſoll, ſondern mehr wie ein Concertant betrachtet werden muß, ſo können weniger Sänger erſcheinen, doch müſſen ſie Alle ſorgfältig in ihren Stellungen und Actionen eingeübt werden. In höherm Grade noch gilt dies vom Vortrage ſelbſt. Sind Leute darunter, die ſich nicht zu gebehrden und anzuſtellen wiſſen, ſo müſſen ſie in's dritte Glied, und ſich nicht vorn ſpreitzen und verrenken. Macht jedoch ihre Stimme, (etwa erſter Tenor) es nothwendig, daß ſie im erſten Gliede ſtehen, ſo muß man es ja nicht unterlaſſen, ſie ſorgfältiger über ihr Benehmen zu unterrichten. Das lange Ritornell iſt übrigens dazu da, daß die Gefangenen ſich nach und nach verſammeln, und unter Gefühlen und Empfindungen, die ſie verſchiedenartig auszudrücken haben, auf dem Platze erſcheinen, nicht aber, wie es der Fall war, Alle mit emporgehobenen Armen zugleich vortreten, als gälte es, die Sonne anzubeten. Ueberall wird dieſer Chor applaudirt, an manchen Orten ſogar da Capo verlangt. In Paris und London hat Rökel durch das Einüben dieſes Chors eine europäiſche Celebrität ſich erworben und den Andern eine hohe Meinung von den deutſchen Choriſten beigebracht. Es mag daher nicht ganz überflüſſig ſcheinen, darüber ein Wort zu verlieren. —

Unſer Orcheſter iſt ein ſo überaus vortrefflicher Künſtler, daß ſich zu ſeinem Lobe wenig mehr ſagen läßt, wenn man ſich nicht gern wiederholen will. Zu den beſcheidenen Wünſchen gehört, daß das zweimalige ſtörende Klopfen des Souffleurs vor dem Beginn der Geſangſtücke, ſo wie es bei jeder bedeutenden Bühne bereits geſchah, ſo auch nun hier wegfallen möchte. Ein etwas ausgedehntes Stichwort in Partitur und Stimmen geſchrieben, und einige Aufmerkſamkeit von Seite des Dirigenten ſind hinlänglich, jenen Uebelſtand entbehrlich zu machen.

Beethoven's Meiſterwerk feierte wieder einen vollkommenen Sieg, und mit Wehmuth gedachten wir des Meiſters anſpruchloſer Perſönlichkeit, die wir kannten, ſeiner gutmüthigen Naivität, die ein Jeder leicht aus ſeinen bei Haßlinger nach ſeinem Tode erſchienenen und von Ignaz von Seyfried beſorgten „Studien" zu erkennen vermag, ſo wie ſeines allzufrühen Grabes! —

Herr und Mad. Anschütz in Breslau.

Wir geben hier Bruchſtücke einer Beurtheilung dieſer berühmten Künſtler des Wiener Burgtheaters, nach der in Breslau erſcheinenden, von F. D. R. Hilſcher herausgegebenen Theater-Chronik*), die mit Kenntniß und Umſicht redigirt wird, und die gewöhnlichen Theater-Rezenſions-Inſtitute, die nun wie ſo vieles andere Unzweckmäßige mit Recht zur Seite gedrängt und vergeſſen werden, bei Weitem überflügelt.

I. Wallenſteins Tod. (am 26. Juni.)

Das Stück begann nach einer bekannten Abkürzung mit dem zweiten Aufzuge, wobei die charakteriſtiſch-treffliche Scene zwiſchen Wallenſtein und dem ſchwediſchen Oberſten Wrangel verloren geht. Man muß dieſen Verluſt, der nur durch eine künſtleriſch zweckmäßige Bearbeitung des Ganzen verhütet werden kann, die, ſo viel mir bekannt, noch kein geſchickter Dramaturg hat unternehmen wollen, bedauern. Herr Anſchütz wurde mit Beifall bewillkommt, und erhielt in der zweiten Scene nach den Worten:

und Keiner lebet, der aus ihrem Dienſt
die Seele hätte rein zurückgezogen,

ein allgemeines Bravo. Die berühmte Erzählung vom Vorabende der Schlacht bei Lützen begann Hr. Anſchütz an einem Stuhl gelehnt, und zu Terzky und Illo gewendet. Das erſtere mag gehen, wenn es das Letztere nicht zu Folge hat, welches weder zu dem Charakter Wallenſteins, paßt, noch von dem Dichter verlangt wird, der in der ganzen Erzählung jede Anrede an die Umſtehenden ſichtlich vermieden hat. Ungleich wahrer iſt die Stellung, welche Fleck in dieſer Scene zuweilen annahm. Er trat nämſich hinter den Stuhl, und legte beide Arme auf die alterthümlich hohe Lehne deſſelben, wobei er natürlich und ungezwungen vor ſich hinſehen und ſprechen konnte. Bekanntlich führt Wallenſtein den Octavio redend ein:

---

*) Nicht mit der allgemeinen Leipziger Theater-Chronik zu verwechſeln.

Mein Bruder u. ſ. w.

Hr. Anſchütz trug dieſe Worte ſo überaus zärtlich, weich und gefühlvoll vor, daß er ſie eher einer Geliebten, Schweſter oder Gattin, als dem ziemlich herzloſen, nur ſeinem Sohne gegenüber Gefühl äußernden Welſchen Piccolomini nachzuſprechen ſchien. Am Schluſſe der Erzählung und nachher am Schluſſe der Scene wurde Hr. Anſchütz wieder mit lautem Beifall belohnt. Und er verdiente es, denn er iſt wiedergekehrt, faſt mit der vollen frühern Kraft, mit ſeiner männlich ſchönen, zum Herzen ſprechenden Stimme; gebe der Genius, dem er dient, auch mit der glühenden Liebe zu ſeiner Kunſt, die damals in ſeinen Darſtellungen athmete. Ich hege die alte Achtung für ihn; aber ich wünſchte, nun ich ihn wiedergeſehen habe, daß er ſeine Darſtellungen nicht mit dem Wallenſtein begonnen hätte, einer Rolle, für die ihn ſelbſt die Natur, nach meiner jetzigen Ueberzeugung, minder beſtimmte, als für ſo viele andere. Das Publikum empfing ihn lebhaft und ehrenvoll; allein ich vermuthe, daß er noch freudiger, noch enthuſiaſtiſcher für ſein erſtes Gaſtſpiel belohnt worden ſeyn würde, wenn er eine andere Parthie dazu gewählt hätte. Mit dem erſten Blick auf ihn als Wallenſtein regten ſich in mir allerlei Bedenken, die ich nicht verſchweigen darf. Er erſchien in einem goldgewirkten, ſchwarzen Sammtrocke, und mit einem faſt jugendlich lebensfriſchen Geſichte. Ich erwähne abſichtlich zuerſt ſeiner äußern Erſcheinung, weil wir in dieſer auf der Bühne, wie im Leben das Aushängeſchild des zu wirkenden Charakters zu erblicken ge- oder beſſer verwohnt ſind. Der geſtickte ſammetne Rock ſcheint mir für den Wallenſtein mitten im Kriegeslager zu junkerhaft. Der Herzog liebte zwar eine prächtige Umgebung, wenigſtens ſchien er ſie zu lieben in der Zeit, wo er ſich mit ſeinen ehrgeizigen Planen in ein ſchwelgeriſches Hoflager zurückzog; aber es iſt mir nicht bekannt, daß er ſeine Perſon mit dem eiteln Putze der Welt behangen hätte, wo es ſein Stand und Reichthum nicht verlangten. Wenn ich nicht irre, malt ihn die Geſchichte meiſtens im einfachen, rehfarbenen Reitrocke. Noch weniger als das Kleid porträtirte die jugendliche Geſichtsmaske des Hrn. Anſchütz den unheimlichen Friedland. Nur die Form des Bartes erinnerte an das bekannte Bild, und ich vermuthe, daß der Künſtler aus den Worten Wallenſteins:

— und ſeh' ich mich
Dir (dem Gordon) gegenüber, ja, ſo möcht' ich rühmend ſagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die ſchnellen Jahre machtlos hingegangen —

mehr gefolgert hat, als ſich daraus folgern läßt. Wallenſteins Haar iſt noch nicht grau geworden; aber dieſer Beweis von ungeſchwächter Lebenskraft ſchließt die Furchen und Falten, welche ein dreißigjähriges Kriegerleben (ſ. Aufz. 3, Sc. 10, S. 311) auf dem härteſten Antlitze zieht und legt, nicht aus, ſo wenig, wie geſunde Zähne, helle, ungeſchwächte Augen, aus dem Geſichte eines Greiſes die Spuren des Alters bannen. Wenn die Gräfin Terzky von ihm und zu ihm ſagt:

der jetzt in Lebensfülle vor mir ſteht —

ſo bedenke man, daß Lebensfülle ſich von Lebensfriſche unterſcheidet, wie Kraft von Jugend. Genug, es iſt vollkommen naturwidrig, ſich den in den Stürmen eines rauhen Lebens ſteinern gewordenen Friedländer mit blühenden Wangen vorzuſtellen. Wenn ſein Bild vor meine Seele tritt, ſo ſtellt ſich unwillkührlich das eines an unermüdlicher Ausdauer ihm ähnlichen Helden, der über ein Jahrhundert ſpäter die Welt mit dem Ruhme ſeiner Kriegesthaten füllte, daneben. Als Wallenſtein am 26. Februar 1634 in Eger fiel, war er 50 Jahre alt, alſo nur um eins jünger, als der aus dem ſiebenjährigen Kriege ſiegend hervorgehende Friedrich, der damals ſchon der alte Fritz hieß. Und dieſer Krieg hatte nur ſieben, nicht ſechszehn Jahre gedauert. Man mag auf die phyſiſche Kraft des Erſtern rechnen, ſo viel man will, es bleibt für meine Anſicht noch Grund genug übrig. Dazu kommt, daß das Antlitz derer, welche ihre Züge ſtets beherrſchen, oder ihnen immer einen beſtimmten Ausdruck geben, was mächtige Charaktere faſt unfreiwillig thun, früher altert, als das zwangloſe Geſicht gewöhnlicher Menſchen. Mit Rückſicht hierauf fordert die Darſtellung des Wallenſtein wenig Mimik, und durch eine blaſſere, mit dem ſchärfſten Ausdrucke kalter, unbeugſamer Herrſchergewalt charakteriſtiſch ſcharf hervortretende Maske würde Herr Anſchütz das, was ihm die Natur zu dieſer Rolle verſagt hat, das unwiderſtehliche Auge des Feldherrn, gewiſſermaſſen erſetzt haben.

Auch über die Auffaſſung des Charakters bin ich mit dem Künſtler nicht einverſtanden. Hr. Anſchütz ſprach und handelte in ſo naher menſchlicher Gemeinſchaft mit ſeiner Umgebung, trat ſo ſehr hinein in den Kreis ihres Denkens und Fühlens, ließ an ſich ſelbſt ſo viel Gemüth blicken, daß mir die Worte des Dichters in ſeinem Munde ganz fremd dünkten. Er ſprach die Verſe ſo rein, aber ſo tönend, zuweilen, ſogar weich, er deklamirte ſo richtig, aber ſo ohne Zurückhaltung, daß ich von dieſen Vorzügen wunderbar zugleich hingeriſſen und bewegt, und andrerſeits abgeſtoßen wurde. Ich ſah einen trefflichen Schauſpieler, den ich lieben und bewundern muß, aber einen Wallenſtein, den ich weder aus der Geſchichte, noch aus dem Drama kenne. Die tiefgewurzelte, unſichtbar regierende Macht jenes unheimlichen Glaubens an eine ſelbſtiſche Sterndeuterei konnte ich nicht entdecken, noch verfolgen. Wo war der finſtere Geiſt jener Wiſſenſchaft des Abgrundes, der ſich aus fürchterlichem Ernſte in eine abergläubiſche Schwäche verwandelt zu haben ſchien? Denn der Schiller'ſche Held objectivirt in ſeinen aſtrologiſchen Träumereien nur die Gebilde ſeines eigenen ſchöpferiſchen Innern; ſeine Sterne gebieten nicht ihm, ſondern er gebietet ſeinen Sternen. Wenn es die Vorſtellung von dem Aeußern Wallenſteins nicht war, welche auf das Spiel des Hrn. Anſchütz einwirkte, ſo weiß ich in Poeſie und Proſa nur eine einzige Stelle, auf welche ſich ſeine Auffaſſung des Helden gründen konnte; ich meine damit die Worte im Prologe, wo ſich der Dichter über ſein Gebilde alſo ausſpricht:

> Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
> Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
> Doch euern Augen ſoll ihn jezt die Kunſt,
> Auch euerm Herzen menſchlich näher bringen:
> Denn jedes Aeußerſte führt ſie, die Alles
> Begränzt und bindet, zur Natur zurück —

Aber ich ſehe in dieſen Verſen nichts als die Beantwortung der Stellen, in welchen Wallenſtein, gewiſſermaßen in einem poetiſchen Widerſpruche mit ſich ſelbſt, den Seinigen näher tritt. Es ſind deren mehrere, beſonders mit Max, und ſie erhalten nach meiner Anſicht erſt ihre volle Bedeutung, ihren wahren dichteriſchen Werth, wenn ihr Sinn aus dem Ganzen fremdartig hervortritt und ſie in ihrer Darſtellung durch die mit ihnen contraſtirende ernſte und kalte Erſcheinung Wallenſteins, die ſich ihnen nur annähert, jedoch niemals mit ihnen verſchmilzt, gemäßigt, und in dieſer Mäßigung nur deſto tragiſcher werden. Auf dieſem Wege allein behalten manche Scenen, z. B. die mit Buttler im 10. Auftr. des 3. Acts und die mit den Pappenheimern, ihre Zweideutigkeit. Die kürzeſte und deutlichſte Charakterſchilderung des Herzogs, welche allen ſeinen Darſtellern zum Signalement dienen ſollte, gibt Schiller in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges (Werke, 15. Bdch. S. 258): „die Tugenden des Herrſchers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Feſtigkeit und Muth, ragen in ſeinem Charakter koloſſaliſch hervor; aber ihm fehlten die ſanftern Tugenden des Menſchen, die den Helden zieren und dem Herrſcher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausſchweifend im Strafen wie im Belohnen wußte er den Eifer ſeiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu ſeyn, wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten ſich rühmen!"

II. Wilhelm Tell. (am 28. Juni.)

Herr Anſchütz gab die Titelrolle einfach wahr, Einzelnes ganz vortrefflich, und erhielt ſehr oft laute Beifallsbezeugungen, leider von einem halbleeren Hauſe. So iſt das Schickſal und das Publikum. Wäre die zahlreiche Verſammlung in der Vorſtellung des Wallenſtein wieder beiſammen geweſen, ſo hätte Herr Anſchütz heut einen glänzenden Triumph gefeiert. Mich wunderts nicht mehr, wenn ich viel verſprechende Vorſtellungen wenig beſucht finde, ſeitdem ich die Schröder hierorts die Phädra habe vor 38 Zuſchauern ſpielen ſehen.

III. Don Carlos. (am 30. Juni.)

Carlos. Wenn eine Thräne, die mir Linderung gibt,
Dir theurer iſt als meines Vaters Gnade, —
Marquis. O theurer, als die ganze Welt.

Im Sinne dieſer letzten Worte ſpielte Herr Anſchütz den Poſa. Er wurde ſchon nach dem 4. Aufzuge gerufen. Das Haus war voller als im Tell. Vor der Verwandlung der Scene nach der Ermordung des Marquis verließ ich es. Die Glocke ſchlug eilf Uhr.

IV. Die Schuld. (am 1. Juli.

Nach der geſpannten Aufmerkſamkeit, mit der ich drei Schillerſchen Tragödien gefolgt war, that es mir wohl, in der obenerwähnten Vorſtellung weder genießend zu beurtheilen, noch beurtheilend zu genießen, ſondern mich mit Aug' und Ohr dem Schauſpiel hinzugeben. — Müllners Schuld gehört zu den Trauerſpielen, welche auch der ſchwer zu feſſelnde, ungeduldige, oberflächliche Liebhaber der dramatiſchen Kunſt gern bis zu Ende ſieht und hört. Nicht die Tiefe der Wahrheit in charakteriſtiſchen Individualitäten, ſondern die menſchlich lebendige innere Handlung feſſelt ſie; und die Tiraden, von denen ſich der Dichter nicht frei gehalten hat, werden durch tragiſchen Witz piquant und genießbar. Sogar die phantaſtiſchen Tritte des Fatums, deren dumpfer Ton den Schickſalloſen ſo unerträglich war und iſt, laſſen ſich überhören, wenn man ſeinen Blick nicht von der gegenwärtigen Handlung abwendet und Oerindurs krampfhaftes Feſthalten am Schickſal von ſeinem hilflos todtlichen Standpunkte aus mitfühlend anſchaut. — Das Haus war leer, und bis zum 3. Akte, nach welchem, wie am Ende, Herr Anſchütz gerufen wurde, karg mit ſeinem Beifalle gegen den lieben Gaſt. Aber im Trauerſpiele iſt der ſtumme Applaus der ächte. Wer kann auch an Händeklatſchen und Bravo denken, wenn ihm der Anblick des herbſten menſchlichen Leidens die Bruſt zuſammenpreßt. Hr. Anſchütz mag ſich kühn gegen jeden Hugo des deutſchen Theaters ſtellen. Hier iſt ſein Platz, faſt mehr noch, als im Tell. Die Schwierigkeit ſprachlicher Formen nöthigt den Dichter bald mehr, bald weniger ſich aus dem Beſondern, in's Allgemeine zu retten, und der leichte Wellenſchlag kurzer gereimter Verſe ſpült von den Ecken und Knorren der Charakterzeichnung viel hinweg. Die handelnden Perſonen hören auf Einzelne zu ſeyn, um ihr eng begrenztes Ich mehr und mehr mit dem allgemeinen Typus des Menſchen zu vertauſchen. Für dergleichen Rollen ſcheint mir Herr Anſchütz den meiſten Beruf zu haben. Die kleinern und kleinſten Züge der Schlangenwindungen eines Charakters durfte er nur da vollſtändig entwickeln, wo er wenig aus ſich herauszutreten braucht.

Aber wo er einfach und naturgetreu das Menſchliche darſtellt, da iſt er an Klarheit, Kraft und Ausdauer gewaltig. (F. f.)

Miszellen.

Geſtern ſahen wir hier Herrn **Schunke** aus **Berlin**, als Ferdinand in Kabale und Liebe, der ſehr glückliche Anlagen verrieth, und großen Beifall ſich zu erwerben wußte.

In Hamburg gaſtirt in dieſem Augenblick **Fräul. v. Hagn.** Sie iſt am 16. als Shakespear's **Julie** aufgetreten.

Correspondenz.

Paris, den 14. Auguſt 1833.

Ein neues vieraktiges Werk von Scribe und Auber wird in dem Theater der komiſchen Oper probirt, und ſoll im nächſten September erſcheinen. Man glaubt, daß es dieſem Theater Glück bringen werde. — Im Gymnaſe bereiten ſie „Louis XI. amoureux“ vor, dem ſpäter „le Czaar et la vivandière“ folgen ſoll. — Im kleinen komiſchen Theater des Palais-Royal macht gegenwärtig „le bon enfant“ Glück, das nach dem bekannten Roman von Paul de Kock gemacht iſt; das Nächſte wird „le nain“ ſeyn. — Im Ambigû, das noch immer durch „le Festin de Balthazar“ florirt, iſt eine große Neuigkeit vorbereitet: „Rose blanche et rose rouge,“ worauf man ſehr geſpannt iſt. Es wird da wieder genug zu ſchauen geben — Die Porte St. Martin hat ein Melodrama: „la chambre ardente“ gebracht, das zwar einſtimmigen Beifall erhielt und nicht ohne dramatiſchen Werth iſt, demungeachtet aber doch zu jener Gattung von alten Melodramen gehört, die man „à sentences et tirades“ nennt, die längſt aus der Mode gekommen iſt, und die man nicht wieder hätte beleben ſollen. Dabei wimmelt es von Anachronismen. Die Hauptheldin des Stücks iſt die bekannte Giftmiſcherin, Marquiſe Brinvillers, aber der Gerichtshof: la chambre ardente, wurde erſt lange nach ihrem Tode eingeſetzt. Dergleichen Verſtöße ließen ſich mehrere nachweiſen. Die bekannten Mitarbeiter Scribeſcher Vaudevillen des Gymnaſe, Bayard und Melesville, haben es diesmal verſucht, in die blutige Bahn der Melodramen des Ambigu einzulenken. Ein Scharfrichter, der aber immer Spitzen machen wollte, würde bald ſein Handwerk verlernen, und umgekehrt läßt ſich dieſer Satz auf die Autoren anwenden. Das Stück macht jedoch ſeinen Weg, denn ganz Paris läuft hinzu, um Mamſell Georges, welche die Brinvillers ſpielt, verbrennen zu ſehen. „Voilà un beau spectacle pour Vous, Mesdames!“ ſagte die Letztere, als ſie auf dem Karren zum Scheiterhaufen gefahrt wurde, und bei der Marquiſe von Sevigné, der Gräfin von Fiesque, und andern Damen hohen Standes vorüberfuhr, welche die Neugier getrieben hatte, der Execution beizuwohnen. Und daſſelbe kann nun Mamſell Georges den Pariſern zurufen: „C'est un beau spectacle à voir!“ — Nach dieſem Stücke wird das neueſte Werk Victor Hugo's: „la sanglante Marie“ folgen.

Mamſell Bourgoin, vormaliges Mitglied des théâtre français, iſt am 13. d. geſtorben. Sie ward 51 Jahre alt. Ihr erſtes Debut war im Jahre 1803, als erſte Liebhaberin, in „Pamela“ von Franz de Neufchateau und in „Mélanie“ von Laharpe. Die Lebhaftigkeit ihres Spiels, ihre eigenthümliche Auffaſſungsgabe, ihre Anmuth und Herzensgüte werden von Allen, die ſie kannten, gerühmt.

2tes Quartal. Nro. 20. 24. Auguſt 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater = Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Fauſt. — Herr und Madame Anſchütz in Breslau. (Fortſ.) — Paris.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 8 kr.

Faust.

Wir wollen hier nicht von Göthe's Fauſt ſprechen, noch von Leſſing's Fragment, oder dem Werke von Klinger und der genialen Fratze des Maler Müller; ich gedenke nicht die Leſer von Spohrs Fauſt oder jener verunglückten Oper zu unterhalten, welche ein junges Dämchen ſelbſt gedichtet und komponirt, den Pariſern unter dem Titel: „il fausto“ auftiſchte, noch will ich den Klingemann'ſchen Fauſt hier beſprechen, der einſt auf unſern Bühnen gern geſehen wurde. Göthe iſt unaufführbar, welche Verſuche auch hie und da mit einigen Fragmenten des Rieſenwerks gemacht wurden; Leſſing iſt nur im Entwurfe da; Klinger iſt Roman; Maler Müller — an den denkt Niemand mehr; Spohr iſt nicht beliebt; von der Dame weiß man nichts unter uns; und Klingemann iſt ſeicht und hohl und mit dem beſten Willen können ihm nur einige Theatereffecte zugeſtanden werden.

Dennoch aber haben wir einen Fauſt, der ſich ganz dramatiſch präſentirt, und der nur zugerichtet werden darf, um ſehr genießbar zu werden. Einen Fauſt, von dem Tieck ſprach, auf den Göthe hinwies, der wahre Urquell, der Ahnherr des ganzen Stammes der rieſengroßen ſowohl als der verkrüppelten Kinder, ſelbſt rieſengroß und uralt, und doch jung und ſchön, die Glieder voll Ebenmaß. Dies iſt der Fauſt des Volks, der wie der Greis des Dante:

— — im Berge ſteht gar hoch und hehr,
Nach Damiette hin die Ferſe wendet,
Und Rom beſchaut, als ob's ſein Spiegel wär' —
(Canto XIV.)

Wir beſitzen in dieſer Sage einen Schatz, um den uns Britten und Franzoſen beneiden, weil ſie ſich trotz aller Ueberſetzungen und Bearbeitungen, ihn nicht aneignen können. Kein neueres Volk hat eine Sage aufzuweiſen, die ſo zur Lieblingsſage geworden wäre. Es iſt wohl aber auch keine im ganzen Sagenkreiſe zu finden, die ſo tief wäre als der Fauſt, und dabei ſo reich.

Dieſer alte Fauſt der Sage aber iſt durch die unzähligen Bearbeitungen nicht nur von der Bühne, ſondern auch aus dem Gedächtniſſe der Meiſten verdrängt. Wir wiſſen nichts mehr von ſeinen Liebſchaften am herzoglichen Hofe zu Parma, wir haben ſeinen Kloſterfrevel nie gekannt, und keinen Begriff von ſeiner Macht über die Teufel, die ihm dienen.

Selbſt die Puppenſpieler ſind nun nach und nach verſchwunden, die dieſen Hort der Nation bewahrten, und wenn nicht baldige Hilfe erſcheint, ſo werden wir den urſprünglichen Fauſt, wie ſo vieles andre ſchöne Eigenthum der extemporirten Komödie, im Strudel untergehen ſehen, ohne daß uns die jetzigen Helden des Tages Erſatz dafür zu bieten im Stande wären.

Wenn man nun mit verächtlichem Lächeln dies Bekenntniß meiner Geſchmackloſigkeit leſen wird, wenn man nach dieſem ſelbſt nicht mehr geneigt ſeyn ſollte, mir ein Urtheil über „den jungen Ehemann“ oder „die Drillinge“ einzuräumen, ſo geſtehe ich denn doch ganz unumwunden, daß kein Zettel unſers Hoftheaters und keines andern Hoftheaters der Welt mich ſo in freudige Bewegung ſetzte, als der Zettel des Schweigeriſchen Volkstheaters in der Vorſtadt Au, der am Donnerſtag den 22. Auguſt, ſo lautete:

Doctor Fauſt's Höllenfahrt
oder
Die Bluthochzeit in Parma,
oder
Lipperls Wanderung durch die Hölle.

Ein nach dem weiland extemporirten Fauſt bearbeitetes großes durch den Teufel ſchrecklich gemachtes, durch den Lipperl zum Lachen eingerichtetes, und durch die Hölle und viele andre Decorationen aufgeputztes Luſt-, Schau- und Trauerſpiel in vier Acten.

Unter den Perſonen begrüßte ich den Lucifer, Fürſt der Hölle, einen Mann, den ich ſchmerzlichſt in den neuern Bearbeitungen vermißte; auch der Herzog voll Parma nebſt Braut fehlte nicht. Daß Lipperl, ein reiſender Abenteuerer, mir genannt wurde, konnte mich nur in die angenehmſte Laune verſetzen, da ich weiß, daß [illegible] kein Anderer als der alte, liebliche Johannes von der Wurſt iſt, den man in vertraulichem Tone wohl — ohne daß er's übel nimmt — Hanns-Wurſt nennen darf. Angelika, die Nonne, Fauſt's Schweſter, fehlte nicht und nur Eins nahm mich Wunder und erfüllte mich mit bangem Zweifel, daß die vier Teufel auf dem Zettel Furien genannt wurden, und daß die ſchönen Namen, wovon mir noch Auerhahn und Fizlibuzli erinnerlich waren, in dumme, nichtsbedeutende verändert erſchienen. Der einzige Fizlibuzli war beibehalten worden. Die Bemerkung unten auf dem Zettel ſtellte mich jedoch wieder zufrieden und beruhigte mich, denn ich las: „Vorkommende Darſtellungen:" 1) Der reiche Praſſer und arme Lazarus. 2) Kain und Abel. 3) Judith und Holofernes. 4) Die keuſche Lucretia. 5) Abraham und Iſaak. 6) David und Goliath. 7) Die ſchöne Helena. Ich erwähne nicht, daß der Zettel: Holofernus, Iſak und Golliath hatte, denn wer ſich mit Zettelliteratur abgegeben, weiß, daß auch die Zettel der Hoftheater an dergleichen Mangel laboriren.

Einige Geſchäfte hielten mich ab, der Nachmittagsvorſtellung um 4 Uhr beizuwohnen, denn Herr Schweiger und ſeine fleißigen Künſtler ſpielen jeden Tag zwei Mal, um 4 und um 8 Uhr; und ſomit eilte ich denn um 7 Uhr, von der Glyptothek, den ſtundenlangen Weg, zur Vorſtadt Au, wo am Ufer der murmelnden Iſar, faſt umſpühlt von ihren Wellen, das beſcheidene Häuschen der Volksmuſe daliegt. Bei aller Aermlichkeit doch eine gewiſſe Art von theatraliſcher Eleganz, dachte ich, als ich den aufgeputzten, wohlerhellten Obſtladen erblickte, der wie ein Café du théâtre in Paris, ſeitwärts vom Eingange errichtet iſt. Vergnügt löste ich mein Billet, und mit einem Gefühl ſo beglückender Erwartung ſaß ich auf dieſer hölzernen Bank, dieſer ſchlechten Gallerie, in dem Qualm von einigen langbeſchnuppten, mir verhaßten Talglichtern da — aber ich muß bekennen, daß der Sitz bequemer war, als ein Drehſtühlchen der „Gallerie noble" des Hoftheaters.

Um meine freudige Stimmung zu erhöhen, fanden ſich Leute ein. Das zweite Parterre war ſogar ſehr voll, die Muſik begann, und Fauſt ſaß auf der Scene. — Hier fiel ich aus allen meinen Himmeln! — „Hat ſich denn die Unnatur, der Schein einer Afterpoeſie, das ſich Brüſten, Glänzen wollen, und der Hang zum Declamiren, ſogar ſchon in dies Heiligthum verloren?" ſagte ich betrübt zu mir ſelbſt.

Herr Müller war dieſer Fauſt. Herr Müller, der wohl die Erforderniſſe dazu beſitzen mag, ein gutgewachſener, lautſprechender Mann, voll Würde und Anſtand. Was aber hat Herrn Müller vermocht, ſeine Rolle mit ganzen Stellen aus dem Gothiſchen Fauſt, und langen Tiraden aus dem Klingemann'ſchen zu verderben? Macht er's auch ſchon wie die Andern, welche ſich die Schröderſchen Bearbeitungen des Lear und des Hamlet, mit Shakespear'ſchen Reden behängen? Mir hat Herr Müller den ganzen Spaß dadurch verdorben — und wenn es ihm auch gleichgiltig ſeyn mag, daß ich das ſage, — denn was kümmert ſich der darſtellende Künſtler um einen

Zuſchauer, der Alles beſſer wiſſen will. — Wie der Fauſt noch extemporirt wurde, da war es der wahre, ächte Fauſt des Volks! Will Herr Schweiger wieder ſein Haus zu den alten Ehren bringen, ſo laſſe er wieder extemporiren. Er nehme jedoch keinen gewöhnlichen Schauſpieler ſchlechter Bühnen dazu, ſondern er ſuche ſich tüchtige Leute, von guter Suade, und mit flinkem Mutterwitze, das ſind Künſtler, denen es die Andern nicht nachthun können, und wenn ſie noch ſo gut Worte auswendig zu lernen verſtehen. Was noch von Scenen aus dem alten Stücke darin war, ergötzte mich ſehr. Die Scene am Hofe Lucifers, Lipperl's Erzählung von ſeinen ſechs Vätern, ſein „berliki, berloki," und die Wanderung durch die Hölle, die von Herrn Schweiger mit Virtuoſität unter großem Beifalle ſeines Publikums im alten Sinne wirklich extemporirt wurde.

Die Scene des Herzogs von Parma, welche Rolle dem talentvollen Komiker Dor übertragen worden war, hatte jedoch beim Zuſchneiden zu ſehr verloren, um mich zufriedenſtellen zu können. Das was noch von der alten Komödie übrig geblieben, iſt immer im Stande zu unterhalten, und allen Fremden beſonders, der Beſuch des Schweiger'ſchen Theaters ſehr zu empfehlen. In dieſer wahrhaft wohlwollenden Abſicht habe ich dieſe Zeilen geſchrieben. — Mögen Bernardon, Prehauſer und vor allem Lorenzoni, wieder unter uns erſtehen, die ihr großes Talent dazu anwendeten, der ganzen Maſſe, ſo wie den Gebildeten durch ihre heitre Kunſt frohe Augenblicke zu verſchaffen.

Herr und Mad. Anschütz in Breslau.

(Fortſetzung.)

V. Das Käthchen von Heilbronn (am 6. und 13. Juli.)

Ich erwähne hier zuerſt des wirklich zauberhaften Eindrucks, welchen das feine, edle Zuſammenſpiel beider Gäſte auf mich machte. Von dem Anſchütz'ſchen Künſtlerpaare können Schauſpieler und Schauſpielerinnen, auch die unſrigen, lernen, was edle, zarte Aeußerung der innigſten Liebe gegen den geliebten Gegenſtand ſey. Es ging kein Zug von dem lebenswarmen, innerlich glühenden Gebilde des Dichters verloren, und doch, welche ſchamhafte Entfaltung deſſelben vor den Augen der Zuſchauer. Selbſt in den Momenten, wo Käthchens reine Seele ſich vor dem Geliebten ganz enthüllt, wie gut wußte Mad. Anſchütz ſelbſt in dieſen Momenten die Natur durch die Kunſt zu begränzen, wie fein wußte ſie jede kleinſte Bewegung zu vermeiden, welche durch den Schimmer der Lampen und vor tauſend erwartungsvoll darauf gerichteten Blicken entweiht wird. So deutlich, als dieſen Abend, habe ich noch nie empfunden, daß die

Künſtlerin auch auf der Bühne immer bedenken müſſe, daß ſie ein Weib, und daß die ſchönſte Eigenſchaft des Weibes, ſeine Würde, zugleich die ſchönſte Eigenſchaft jeder ihrer Darſtellungen iſt, der darzuſtellende Charakter mag in moraliſcher Beziehung ſeyn, welcher er wolle. Hr. Anſchütz nahm, trotz der ungeſchminkten Naturkeckheit des Grafen Wetter, dieſelbe Rückſicht, und vollendete dadurch das oben geprieſene Zuſammenſpiel.

Heinr. v. Kleiſt iſt unter allen deutſchen Dramatikern derjenige, deſſen Produktionen mit denen des Shakſpeare die meiſte Aehnlichkeit haben. Man kann keins ſeiner Stücke ganz würdigen, ohne durch die aufmerkſame Lektüre aller ſeiner Dichtungen und der gehaltvollen Vorrede zu der Ausgabe derſelben von Tieck, mit ſeinem Geiſte vertraut geworden zu ſeyn. Er iſt als Dichter noch nicht gebührend anerkannt, ſelbſt von Tieck nicht, und Gethe hat es im Olymp zu verantworten, daß er, wie uns Falk berichtet, ſo pädagogiſch vornehm über ihn urtheilte. Kleiſt, der ſein wildbewegtes Leben durch einen Piſtolenſchuß endete, war ſelbſt der Held einer bunten, romantiſchen Tragödie, und ſeine Werke ſind objective Poeſien, wie wir wenige beſitzen. Die ſinnliche Stärke, welche jede Scene in ſeinen Dramen verkörpert, duldet die Scheere der Beſchneidung nicht. Im Vergleich mit ihrer urſprünglichen Fülle ſehen ſie, verkürzt, ärmlich und mager aus. Und wie viel Fleiſch und Mark bleibt trotz dem noch übrig, wenn ſie auf der Bühne an uns vorüberwandeln! Aber ihre Aufführung gibt nur Andeutungen zu ihrer Beurtheilung. Die Bearbeitung, nach der wir das Käthchen hier ſehen, iſt, ſo viel ich weiß, von der Hand Holbeins. Man vergleiche dieſe Hand mit der des Dichters, und beherzige dieſe Anmerkung, welche Tieck in der obenerwähnten Vorrede über die Bearbeitung eines andern Kleiſt'ſchen Dramas (irre ich nicht, „der Familie Schroffenſtein") von demſelben Holbein macht *).

Was den mit der Dichtung vertrauten Zuſchauer mehr verletzt, als die nicht zu vermeidende Weglaſſung ganzer Scenen, iſt die Unterdrückung einzelner Sätze und Worte. Wenn unſere Damen nicht, wie ehemals in England, maskirt im Theater ſitzen, und unſre meiſten Komödienſchreiber mit Rückſicht darauf nur kandirte Zoten auf die Bühne zu bringen wagen, ſo hat dagegen Kleiſt ein Recht, ſich

---

*) Derſelbe Holbein meint noch immer, dem Publikum durch ſeine Verballhorung Kleiſtiſcher Stücke einen großen Gefallen erwieſen zu haben. Er geht in ſeiner Naivität ſo weit, ſich ſelbſt für Kleiſt, in einer elegantern Ausgabe zu halten, und nennt: Käthchen, Homburg und Schroffenſtein, ſeine Arbeiten. Den Theaterleuten mögen ſeine Verdünnungen zu ihrer Zeit willkommen geweſen ſeyn, nicht ſo dem Publikum, das geeigneter iſt, poetiſche Nahrung einzunehmen, als viele der leidigen Theaterdirektionen wohl glauben mögen.

jede Gleichſtellung ſeiner ungeſchminkten Kraftſprache mit Lüſternheiten und Zweideutigkeiten zu verbitten. Seine Erwähnungen der verhüllten Natur ſind jedesmal ernſte, ſtrenge Citate; er nähert ſich der Aeußerung rauher Menſchlichkeit nie, ohne ſie zur Charakteriſtik von Perſonen, Zeit und Ort zu bedürfen, und weiß jeden das zärtliche Ohr verletzenden Mißklang in üppig melodiſche Harmonie aufzulöſen.

Die Milderung der Schattenſeite des Grafen, ſeiner ritterlichen Rohheit, löſcht in der Gluth ſeiner Empfindung den Widerſchein ſeiner glücklichen Zukunft aus. Hier iſt jede delicate Rückſicht ein Raub an der Poeſie. — Hr. Anſchütz iſt der leichtfertige Schauſpieler nicht, dem es genügt, Worte auswendig zu lernen und ſie, höchſtens pathetiſch, zu recitiren; Hr. Anſchütz vergißt nie, daß das, was er zu ſagen hat, aus der Seele eines Wirklichen und Gegenwärtigen kommen muß. Daher harmonirt ſein Vortrag ſtets auf eine überraſchende Weiſe mit der Situation, und überhaucht ſeine Umgebung mit einer Illuſion für den Zuſchauer, die unſere, an theatraliſche Täuſchung wenig gewohnten Augen faſt blendet. Als Wetter mit dem Vorrathe von unzarten, verläumderiſchen Fragen an Käthchen über das, was im Stall zu Strahl geſchehen, zu Ende iſt, wie tönt da aus dem Munde des Künſtlers: „Was ſonſt?“ Ich habe mir von Bejahrten erzählen laſſen, welche Welt von Empfindung und charakteriſtiſchem Ausdrucke die Choragen der Blüthezeit der deutſchen Schauſpielkunſt in wenig Worten auszuſtrömen wußten; aber wahrlich, inhaltſchwerer können zwei Sylben aus einem menſchlichen Munde nicht hervorgehen, als die obigen aus dem des Herrn Anſchütz. Ich könnte mit der Entwickelung ihrer Bedeutung eine Nummer meines Blattes vollſchreiben. Solche Momente ſind es, welche das Genie des Künſtlers leuchtend bekunden, und es verdient bemerkt zu werden, daß dieſe Aeußerungen des Genius, das bloß Richtige und Nöthige im eigentlichen Sinne des Wortes unmeßbar übertragen, während die Entfernung jedes Mißgriffes von dem Erſtern mit allen Zwiſchenſtufen genau angegeben werden kann. — Der Vorzug, mit welchem Herr und Mad. Anſchütz am meiſten über ihre Umgebungen auf unſrer Bühne hervorragen, iſt die volle künſtleriſche Freiheit in ihrer körperlichen Darſtellung. Wenn auch Rede und Geſichtsausdruck wichtigere Theile des Spieles ſind, als Körperhaltung und Bewegung, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß die höheren Grade von Kunſt und Wahrheit in jenen geradezu von der Sicherheit der Letzteren abhängen, weil die wiſſentliche Selbſttäuſchung, in welcher allein ſchöpferiſche Darſtellung möglich wird, durch Unfreiheit in Beherrſchung des Geſammtmaterials, als eines untrennbaren Ganzen, unaufhörlich verhindert und unterbrochen wird. Jene Freiheit beſteht nicht etwa in der ſogenannten Routine, die ſich auch der ſchlechteſte Schauſpieler nach und nach zu eigen macht, ſondern ich möchte ſie für einen eigenen Sinn erklären, vermöge deſſen der Künſtler alle ſeine Gliedmaßen zugleich fühlt; einen Sinn, den man nicht ſelten an Mitgliedern der höheren Stände zu bewundern Gelegenheit hat, und deſſen ſchwer zu erringenden Beſitz Gothe ſeinen Wilhelm Meiſter ganz richtig auf der Bühne ſuchen läßt, wo er in höchſter Ausbildung erſcheinen konnte, denn nirgends treten die wichtigſten Momente des Menſchenthums näher zuſammen, als in dem Leben des Schauſpielers auf dem Theater. Wenn meine Behauptung etwas ariſtokratiſch klingt, ſo muß ich daran erinnern, daß das Reich der Kunſt nicht anders als ariſtokratiſch gedacht werden kann, aber ariſtokratiſch im reinſten und idealſten, wenn gleich abſoluteſten Sinne des Wortes. Unter den Stellen, an denen ſich die beſprochene künſtleriſche Freiheit unſerer lieben Gäſte beſonders glänzend entwickelte und bewahrte, nenne ich den ſchwierigen Moment im 1ſten Acte, wo Wetter einer Doppelaufgabe zu genügen und faſt zugleich gegen die, Käthchen bedrohenden Schergen das Schwert zu ziehen und ehrerbietig mit den Vehmrichtern zu disputiren hat; ferner im 2ten Acte von der heimlichen Zwieſprache mit dem Köhlerbuben an bis zu dem Falle des Burggrafen; und endlich die Krone der Darſtellung, die mehrerwähnte Scene unter dem Hollunderbuſch, wo Mad. Anſchütz für das ſchwierigere Meiſterſtück auch den größern Dank verdient. Sie ſchlief ſo ſchön, daß ſie ſchelmiſch zu wachen ſchien; und wachte ſo zart und beſonnen über ſich und die beengende Situation, daß Aug' und Herz an ihren Schlaf glauben mußten. Weniger glücklich gelang ihr das jeu de théâtre, mit dem ſie in der Scene zwiſchen ihr, Wetter und Gottſchalk das Zeugniß über den in Burg Turneck angezettelten Verrath durch die Hand des Dieners dem Grafen aufdringt. Es iſt gut gedacht, aber die Ausführung zwingt die Künſtlerin zu einer Anſtrengung der Sprachwerkzeuge, in der ihre weiche, ſchwache Stimme rauh und unſchön klingt.

VI. Verſchwörung auf Kamtſchatka (am 9. Juli.)

Herr Anſchütz, Graf; Mad. Anſchütz, Afanaſia. Ich bereue dies nur in Bezug auf unſere geehrten Gäſte. Indeſſen kann ich meine Verwunderung darüber nicht bergen, daß das Künſtlerpaar aus dem gewiß reichen Vorrathe von zu ſeine Gaſtdarſtellungen geeigneten Stücken den weiland Benjowski hervorgeſucht hat. Kotzebues Siege ſind längſt verwirkt. Er liegt jetzt bei den Todten, und die einſt beliebteſten ſeiner Stücke machen eher leere als volle Häuſer. Wenn dies heute nicht der Fall war, ſo kommt der Erfolg rein auf Rechnung der Gäſte.

VII. König Lear (am 11. Juli.)

Mit Zuverſicht kann man behaupten, daß die Bühne von Breslau ſeit vielen Jahren keinen ſo ergreifenden Kunſtgenuß gewährt hat als heute. Das ganze Trauerſpiel iſt eins der kühnſten und erhabenſten, welches die Kraft des menſchlichen Geiſtes jemals hervorgezaubert hat, aber eben wegen der Unermeßlichkeit des Gebiets, das es in der Welt der Empfindung umfaßt und wegen der ſchonungsloſen Gewalt, mit welcher das Verhängniß darin einhertritt, eines der ſchwierigſten. Alle Erhabenheit und alle Schwierigkeit aber concentrirt ſich in der Rolle des Königs Lear, eines Charakters, welcher, wie das Coloſſeum zu Rom, über alle modernen Häuſer und Häuschen in die Unendlichkeit emporſtrebt. Daß es aber möglich iſt, die

Aufgabe dieſer Darſtellung zu löſen, daß es möglich iſt, die aufs Höchſte geſteigerte körperliche und geiſtige Anſtrengung feſtzuhalten und durchzuführen, das hat Hr. Anſchütz heute bewieſen. Um Hrn. Anſchütz einen Künſtler im vollen Sinne des Wortes zu nennen, um ſein ſorgfältiges Studium, ſeinen feinen Takt, ſein Talent zu bewundern, findet man gewiß in jeder ſeiner Rollen Gelegenheit; um aber den göttlichen Funken des Genies in ihm zu erkennen, muß man ſeinen König Lear ſehen. Er erreicht das höchſte Reſultat der Schauſpielkunſt: er erklärt und ergänzt das Bild, welches der Leſer unter dem Leſen von dem Charakter entworfen hat, erweitert das Verſtändniß deſſelben und verwirklicht die Geſtalt der Phantaſie zu feſten Umriſſen. — Die Theilungsſcene des erſten Actes ſpielte Hr. Anſchütz mit Würde und Mäßigung: ohne innere Bewegung ſchenkt er ſeine Länder weg; Cordelias Aufrichtigkeit, die ſeine Schwäche nicht begreift, jagt in ſeinem Herzen die erſten Gewitterwolken herauf, er verläßt ſeinen Thronſeſſel, um Cordeliens Worte recht zu verſtehen. Sein Zorn trifft Cordelia und Kent: aber es iſt der Zorn eines Königs und mit äußerlicher Ruhe verſtößt er Cordelien und verbannt Kent. Cordelia zieht von dannen: bald fühlt der greiſe König den Mangel an Liebe, welchen er hinter den glatten Worten ſeiner andern Tochter nicht geahnt hatte. Der Zweifel regt ſich in ihm: er will nicht zweifeln: er vernichtet ſeinen Argwohn: bis Gonril ihm ihre Geſinnung unverſchleiert zeigt. Da bricht der losgelaſſene Grimm aus allen ſeinen Schranken hervor: er verflucht ſeine Tochter, und die entſetzlichen Worte dieſes Fluchs ſprach Herr Anſchütz mit einer ſo erſchütternder Gewalt, daß ſich die Haare ſträubten. Nun eilt er davon: er hat noch Eine Tochter: auf ihr ruht ſeine ganze Hoffnung, ſeine Exiſtenz; um ſo gräßlicher iſt die Enttäuſchung. Herzbrechend iſt es, wie er von einer Schweſter zur andern flüchtet, weil ſie ihm doch noch etwas laſſen will, wie aber beide wetteifern durch Mißhandlung ſeiner los zu werden. Da ſtürzt auf einmal ſein ganzes Herz in Trümmer und ſein Wort: „ich werde raſend“ hallt wie das Todtengeläute ſeines zerbrochenen Geiſtes. Er eilt in den Wald, Niemand iſt um ihn, als der Narr; er beſchwört in ungeheuren Worten die Element, aber der Wahnſinn, der in ſeinem Herzen zuckte, iſt noch nicht bis in ſeinen Kopf gedrungen; da erblickt er Edgar, und an dem verſtellten Wahnſinn entzündet ſich der wirkliche. Dieſer Moment des Blitzes, der ſeine geiſtige Kraft zerſtört, wurde von Hrn. Anſchütz ſo wunderbar anſchaulich gemacht, daß man es fühlte: ſo und jetzt muß er wahnſinnig werden. Herr und Mad. Anſchütz wurden dreimal gerufen. (Beſchl. f.)

Paris.

Théâtre - royal - italien.

(Saison 1833 — 1834.)

Die diesjährige Saiſon beginnt den 1. October und endet den 31. März. Von erſten Sujets ſind bis jetzt feſt engagirt: Rubini, Tamburini, Santini, Julie Griſi, Caroline Unger, Schütz (Soprane) und die Fanti (Controalto). Man wird 4 neue Werke im Laufe der Saiſon in Scene ſetzen, darunter Bellini's Norma, und Donizetti's Gianni di Calais. Das Haus iſt ganz neu und ſehr reich decorirt worden.

2tes Quartal. Nro. 21. 28. Auguſt 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Herr und Madame Anſchütz in Breslau. (Beſchl.) — München. — Correſpondenz des Herausgebers.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 45 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Herr und Mad. Anschütz in Breslau.

(Beſchluß.)

VIII. Minna von Barnhelm (am 16. Juli.)

Herr Anſchütz gab zu ſeinem Benefiz Leſſings nie veraltendes Luſtſpiel Minna von Barnhelm, und das Haus war, eine Doppelſünde des Publikums, nur mittelmäßig beſetzt. Auf der Bühne herrſchte die verkehrte Welt. Ein Major und ein gnädiges Fräulein ſpielten eine ſehr untergeordnete Rolle, und der Wachtmeiſter Paul Werner (Hr. Anſchütz) und die Kammerjungfer Franziska (Mad. Anſchütz) eine hervorſtehend glänzende. Am Schluſſe des dritten Actes ließ man Mad. Anſchütz nicht ausreden, ſondern den Vorhang fallen, worüber aber zu meiner großen Verwunderung im Parterre wenig Unruhe entſtand. Sonſt, und am unrechten Flecke, iſt das Parterre ein ungeſtümes Meer; doch, wo der Donner ſeiner Brandung angebracht wäre, plätſchert es mit ohnmächtigem Wellenſchlage.

IX. Der Taubſtumme (am 20. Juli.)

Die Zeit des rührenden Luſtſpiels, der comédie larmoyante, iſt bei uns längſt vorüber, und der ſelige Gellert, der ſie in einem Programme vertheidigte, mit dem er im Jahre 1751 bei dem Antritte ſeiner Profeſſur zu der feierlichen Antrittsrede einlud, (Pro comoedia commovente, scrips. Chr. F. Gellert. Lips. 3 Bogen 4.) würde damit jetzt weder eine philoſophiſche Facultät, noch das Publikum erbauen. Kotzebue hat unſern Geſchmack daran endlich befriedigen helfen. Indeß könnte das obige Drama, von geſchickter Hand überarbeitet, ſeinen Plan auf der deutſchen Bühne noch lange behaupten. Wie es iſt, merkt man die Ueberſetzung zu ſehr, beſonders in jener Hauptſcene, wo der Abbé und Franval den Darlemont, faſt wie Beaumarchais und Saint George den Clavigo, mit dem Kreuzfeuer ihrer Rede entwaffnen und bezwingen. Hr. Anſchütz ſtellte den Abbé mit gleicher Würde und Feinheit dar, wodurch er nicht nur dem Geiſtlichen, ſondern auch dem hochgebildeten Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Hätte ich etwas gemindert gewünſcht, ſo wäre es der mimiſche Ausdruck der Rührung geweſen. Man ſah dabei in dem edeln, aber etwas ſtarren Angeſichte des Künſtlers zu viele Anſtrengung. — Mad. Anſchütz ſpielte vortrefflich. Welcher Ausdruck in ihrer Geſtenſprache; welche Naturwahrheit in der Verbindung des haſtigen Ausdrucks des Wollens und Empfindens, der die Taubſtummen charakteriſirt, mit dem Einfluſſe einer guten Erziehung und dem Adel der Geburt. In Darſtellung der lebhafteſten und ſich ſelbſt, wie die Umgebung vergeſſenden Freude, beſitzt die Künſtlerin eine ganz außerordentliche Stärke. Die Scene, in welcher Julius die alte Mariane wieder ſieht, erkennt und liebkoſet, läßt ſich ergreifender, rührender und komiſcher nicht denken, als wir ſie dießmal ſahen. Noch mehr Anerkennung in anderer, aber auch künſtleriſcher Beziehung verdiente die Sorgfalt, mit der Mad. Anſchütz coſtumirt war; und ich kann gar nicht beſchreiben, wie ſehr mich dieſe überall hervortretenden Beweiſe des feinſten weiblichen Gefühls für edle Sitte entzückten. Es iſt für ein Frauenzimmer gewiß ſchwer, ſich ungezwungen in männlicher Kleidung zu bewegen, aber noch viel ſchwerer, in dieſer Ungezwungenheit niemals das Auge zu beleidigen. Und in beidem ſucht die liebliche Gäſtin ihres Gleichen. Auch löſte ſie die nicht leichte Aufgabe, den unartikulirten Laut des Unglücklichen in ſeiner ſchmerzlichen Unform nachzuahmen, ohne unſer Wohlgefallen an ihm zu ſtören, ſehr glücklich. Daß Lehrer und Schüler ſich nicht einer rein pantomimiſchen, ſondern der wirklichen pantomimiſch-ſymboliſchen Kunſtſprache der Taubſtummen bedienten, erhöhte zwar nicht den äſthetiſchen Kunſtwerth der Darſtellung, indeß zeigt es den rühmlichen Ernſt, mit dem das Künſtlerpaar ſeine Kunſt achtet und behandelt.

X. Die Hageſtolzen. Vorher: Nehmt Euch ein Exempel dran.
(am 23. Juli.)

Auf den Theaterzetteln exiſtirt nach meiner Meinung unter den angezeigten Stücken kein Rang. Deshalb muß ich als ſehr unzweckmäßig rügen, daß man zuweilen, wie dießmal, die aufzuführenden Stücke in einer andern Ordnung auf denſelben angibt, als in der ſie geſpielt werden. Ein Blick auf die großgedruckten Titel muß genügen, um zu erfahren, was zuerſt und was zuletzt kommt.

Das kleine Topferſche Luſtſpiel, eigentlich eine Satyre in dramatiſcher Form, enthält in ſeiner Hauptrolle, der Frau, keine Aufgabe für eine Künſtlerin, ſondern nur ein Declamationsſtückchen. So nehmen es auch die meiſten Schauſpielerinnen. Sie ſehen ein, daß nicht die Darſtellung eines Charakters gefordert, ſondern nur ein witziges pſychologiſches Rechenexempel zu perſonificiren iſt, und hüpfen und kokettiren das Ding herunter, wie eine Solbrigſche Lection. Ich mag ihnen darin nicht Unrecht geben, zumal mir Aug. Sutorius, weiland die unſrige, in dieſer Aufgabe noch ſehr gegenwärtig iſt. Da ich ſie aber zu meiner nicht geringen Verwunderung hier und da auch im Allgemeinen mit Mad. Anſchütz vergleichen und dieſer wohl gar vorziehen höre, ſo kann ich nicht umhin, die Stufe der Schauſpielkunſt zu bezeichnen, auf welcher unſer dereinſtiger Liebling ſtand. Genialität, ſchöpferiſche Darſtellungsgabe wird ihr wohl keiner ihrer Verehrer nachrühmen, wenn er ſich erinnert, daß die äußerſten Gränzen des Gebietes ihrer Leiſtungen, Koketterie und Karicatur waren. Eins ſteht feſt, ſie konnte niemals aus ihrer Individualität heraus, d. h. wie ſehr ſie ſich auch bemühte, die Hauptmomente in ihren Rollen individuell hervorzuheben, es erſchienen dieſe Momente immer nur nachgeahmt, immer nur in einem gewiſſen Grade wahr, nicht in dem hohen, in dem ſie uns überraſchend naturgetreu den wunderbaren Schreck einjagen, zwiſchen zwei Wirklichkeiten, die durch die Gardine getrennt ſind, wählen zu ſollen. Dieſes ihr Nachahmungstalent wußte die Sutorius durch eine äußerſt vollkommene Koketterie zu verſchönen und zu verſtärken, ſie wußte durch ihre Koketterie bewaffnete Individualität den Mangel einer künſtleriſch dargeſtellten, von der ihrigen getrennten, vergeſſen zu machen, und dieß gelang ihr meiſt ſehr gut. Die leichteſte und geringſte Art des Individualiſirens bringt die Karicatur hervor. Bis dahin erſtreckt ſich ihr (der Sutorius) Talent. Auf dieſem Gebiete, auf dem ihre Berlinerinnen furore machten, ärntete ſie mit Recht ungeheuern Beifall, und es mußte die Darſtellung der ganz allgemein gehaltenen „Frau“ in dem Topferſchen Luſtſpiele natürlich auch eine ihrer beſten Leiſtungen ſeyn. — Anders, ganz anders verhält es ſich mit Mad. Anſchütz. Dieſe beſitzt Genie genug um zu individualiſiren, Genie genug ihre Darſtellungen zu eigenen poetiſchen Schöpfungen zu machen. Der Schauſpieler auf der niedrigſten Stufe ſeiner Kunſt ſpricht jede Rede in ſeiner Rolle dem Wortſinne nach. Verſteht er dieſen richtig, und weiß mit dem Ausdrucke deſſelben ein dem Sinne gemäßes Spiel zu verbinden, ſo zeigt er Talent. Aber er ſpielt auf dieſem Standpunkte zuviel und lauter abgeſonderte Momente. Eine Stufe weiter hinauf charakteriſirt er. Er erfaßt den Charakter, er hält ſich an die Hauptſeite deſſelben, und nun tragen Vortrag und Action die Farbe dieſer Auffaſſung. Er ſpielt nicht mehr zu viel, aber zu einförmig. Die

Darſtellung gewinnt an Conſequenz und verliert an Wahrheit und Natürlichkeit. Dieſe fehlende Natürlichkeit indeß und die Conſequenz führen ihn, wenn er deſſen fähig iſt, zur dritten Stufe, zum eigentlichen Künſtlerthume, zur Darſtellung von Individualitäten idealer und reeller Art. Wo er aufhört natürlich zu ſeyn, fängt er an zu karikiren (welcher Begriff von dem einfachen Uebertreiben, Outriren, dem Fehler aller Talente auf der erſten Bildungsſtufe, unter die ſo mancher angeſtaunte Couliſſenheld noch gehört, wohl zu unterſcheiden iſt. Karikiren heißt übertreiben mit Beimiſchung eigner Fiction. Als Karikatur thut er den erſten Schritt aus ſeiner Individualität heraus. Ferner zwingt ihn die Conſequenz und das Beſtreben, dieſe in der Darſtellung zu zeigen, den Dichter da, wo er ihm unbedeutende Worte in den Mund legt, durch ſeinen Ausdruck, durch ſein Spiel, wo möglich zu ergänzen. Hier zeigt er zuerſt die eigne poetiſche Kraft. Das unbedeutende Wort empfängt in ſeinem Munde Geiſt, ein jeu de théâtre füllt die Lücke in dem von dem Dichter angedeuteten Spiele aus, ja, wenn der Charakter mit ſeiner eignen Individualität übereinſtimmt, ſo daß er ſich für ihn wie von ſelbſt ſpielt, und ihm Muße bleibt, den minder charakteriſtiſchen Stellen mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo iſt ſeine Darſtellung von der künſtleriſch individualiſirten kaum verſchieden. Fortwährende Uebung im Charateriſiren macht endlich die an ſich ſchwere Aufgabe leicht, und, was noch mehr bedeutet, die Darſtellung der Charaktere fließend. Der Darſteller gewöhnt ſich nach und nach, ihren äußern Typ ſelbſt dann feſtzuhalten, wenn andere Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigen; er wird endlich durch den Vorrath, den die Verſchiedenheit ſeiner Rollen, und wäre dieſe auch nur eine nüancirte, bildet, ſo ſicher, daß ihn die Charakteriſtik unwillkührlich, faſt unbewußt begleitet. Iſt nun bis dahin ſein Eifer, in der Kunſt immer weiter zu bringen, nicht erkaltet, ſo betritt er feſten Fußes ihre höchſte Staffel. Er kehrt zurück zu der Aufmerkſamkeit des Anfängers. Der einfache Sinn jeder Stelle in ſeiner Rolle beſchäftigt ihn; ihn lockt und feſſelt das nächſte Verſtändniß jedes Momentes derſelben; es drängt ihn dieſes Verſtändniß aufzunehmen in die Darſtellung, es wahr und lebendig zu machen; er ſucht alle Fäden auf, an denen der Moment ſeiner Rolle mit der Situation zuſammenhängt. Seine Sprache wird immer natürlicher, ſeine Action immer gegenwärtiger, während die Charakteriſtik ſich ihm anſchmiegt, wie ein leichtes, behagliches Gewand, mit dem alles Bewegliche an ſeinem Körper ſpielt. In dieſem Zuſtande der Vollkommenheit reißt er uns aus einer Täuſchung in die andere, und läßt uns eine Erfahrung machen, die uns das Leben täglich bietet, die uns aber bei ihrer Seltenheit auf der Bühne verwirrt und unſre Sinne zu ſeinen Sklaven macht. Und worin beſteht jene Erfahrung, von der wir uns leider nur zu ſelten

Rechenſchaft geben? In der unbeſtreitbaren Gewißheit, daß der Menſch niemals ein verkörperter Begriff, daß er mehr oder minder der Raub des Augenblicks und ein Chamäleon iſt, welches die Farben ſeiner Umgebung ſpielt. — —

* * *

Hier ſchließe ich die Bruchſtücke über das Gaſtſpiel des Herrn und der Mad. Anſchütz in Breslau. Die vielen Freunde, welche die ausgezeichneten Künſtler im Vaterlande zählen, werden nicht nur dieſe ſchöne Würdigung ihres Talents mit Vergnügen leſen, ſondern die eingeſtreuten, lehrreichen und ſcharfſinnigen Bemerkungen ſind von der Art, daß ſie den Berichten der Breslauer Theaterchronik ein mehr als locales Intereſſe verleihen. Die Gäſte ſpielten ſonſt noch in Breslau: Don Gutiere, Beliſar, ſilberne Hochzeit, Amerikaner, ein Stück von Clauren u. a. m. — Der Kritiker ſpricht jedoch bei Erwähnung dieſer Vorſtellungen nicht von dem Spiele der Gäſte, ſondern mehr von den Dichtungen, daher wir dieſe Stellen hier nicht wieder gaben.

Einige Schlußfragen jedoch wollen wir hier um ſo weniger umgehen, als wir bei einem neulich hier ſtattgefundenen Gaſtſpiele, zu eben ſolchen Fragen in einem noch höheren Grade uns aufgefordert ſahen: „Was in aller Welt berechtigte die Gäſte, in künſtleriſch ſo unbedeutenden Rollen, wie die, welche ſie in der ſilbernen Hochzeit und dem Amerikaner ſpielten, aufzutreten? Warum ſahen wir weder Calderons „das Leben ein Traum,“ noch Shakſpeares Othello, welcher letztere Charakter ſonſt ein wahres Meiſterſtück des Hrn. Anſchütz war und gewiß noch iſt? Warum wählte das Künſtlerpaar auch nicht ein einziges Göthe'ſches Stück? Warum, ich möchte, indem ich dieß ſchreibe, am liebſten heftig werden, warum nicht den Egmont, die Geſchwiſter, den Götz von Berlichingen? Traut man uns vielleicht nicht zu, daß wir einen Pächter von dem Prinzen von Gaure, einen Amerikaner von Göthe's Wilhelm, und ein Bauernmädchen vom Märchen, eine Vogel'ſche Sophie von einer Göthe'ſchen Marianne zu unterſcheiden wiſſen? Wozu Iffland, Kotzebue und Clauren, wo Calderon, Shakſpeare und Göthe der Platz gebührt? Da ich von dem Repertoir des Hrn. und der Mad. Anſchütz keine geringe Meinung haben kann, ſo muß ich erklären, daß das Publikum ein Recht hat, ſich zurückgeſetzt zu fühlen!

München.

Zum Geburts- und Namensfeſte Sr. Majeſtät des Königs, bei beleuchtetem Hauſe: Schiller's Glocke, mit Muſik von Lindpaintner, geſprochen von Mad. Schröder; hierauf: Der Kalif von Bagdad. — Das treffliche Gedicht erhielt großen Beifall und Mad. Schröder wurde hervorgerufen. Das Publikum war in einer ſehr günſtigen Stimmung und die ſchöne Ouverture des alten Singſpiels begann unter günſtigen Auſpicien. Die Langweiligkeit der erſten Scenen zerſtörten jedoch alsbald den angenehmen Eindruck des Vorangegangenen, und was man früher ſchon über dieſe unglückliche Wahl vorausgeſagt hatte, beſtätigte ſich nun vollkommen. Der Kalif von Bagdad, mag abgekürzt als Lückenbüßer, in Ermanglung neuerer, beſſerer Sachen, immerhin gelten. Auf großen Werth kann die Kompoſition keinen Anſpruch machen, obgleich einige artige Sachen darin enthalten ſind. Das Ganze iſt im Zuſchnitt zu ſehr veraltet, um noch allgemein gefallen zu können. Nun kam noch zu den Arien, die bis zum Ueberdruß in der erſten Hälfte des Singſpiels aufeinander folgen, eine lange, alte Arie von Pär hinzu, welche Dlle. Deiſenrieder ſich eingelegt hatte. Dies konnte auch nicht dazu beitragen, das Publikum freundlicher zu ſtimmen. Selbſt die Niaiſerien in dem Liede der Keſie, die vor 40 Jahren, und noch etwas ſpäter, gefallen konnten, ſind jetzt nicht mehr nach dem Geſchmacke der Zeit. Alles dieſes iſt ſchon durch Ausgeführteres und Beſſeres überboten worden. — Am Schluſſe hatten wir ein Divertiſſement, das auch zu lang war, weil ihm die gehörige Abwechſelung mangelte. Ein Pasdeçinq von Rozier, war das Vorzüglichſte dabei. Rozier ſelbſt tanzte wie immer mit ausgezeichneter Virtuoſität. Eine türkiſche Matrone, die Iſaunu „die ehrwürdige" nennt, erſchien ſo unverhüllt, wie ſelbſt Matronen im Abendlande nicht anzutreffen ſeyn ſollten. Eine ſeynſollende Beziehung auf das hohe Feſt des Tages am Schluſſe, war nach meiner Meinung weder gut berechnet, noch ausgeführt, und verfehlte demnach die gehoffte Wirkung zum Theil.

Penſions-Verein des Hoftheaters.

Nächſten Donnerſtag findet die Benefiz-Vorſtellung des Penſions-Vereins ſtatt. Man wird „Zampa" geben. — Bayer iſt vortrefflich in der Hauptrolle, eben ſo ausgezeichnet iſt Mad. Schechner-Waagen. Die Parthie, welche früher Mad. Hölken geſungen, iſt jetzt Mad. Spitzeder zugetheilt worden, und die Parthie des Herrn Löhle hat Herr Schmidt aus Frankfurt erhalten. Es iſt nicht zu zweifeln, das durch dieſe Veränderungen das Ganze nur gewinnen wird.

Correſpondenz des Herausgebers.

Prag, im Auguſt.

Wir hatten Herrn Wilhelmi, vom Wiener Burgtheater, hier als Gaſt. Er iſt zwar nur ein Naturaliſt in der Kunſt, aber mit einem reichen Darſtellungstalent begabt, daß er — ſey es durch Routine — auf dem rechten Wege der Natur und Wahrheit ausgebildet, und ſich insbeſondere eine Energie und Lebendigkeit der Darſtellung erworben hat, der es nie fehlen kann, in den Momenten der Luſt oder des Schmerzes den Zuſchauer unwiderſtehlich mit ſich fortzureißen. Nur ſcheint leider Hr. Wilhelmi ſeine wahre Kraft nicht zu kennen, nicht einſehen zu wollen, daß ſeine Leiſtungen dann die preiswürdigſten ſind, wenn er am wenigſten äußere Mittel anwendet, und ſeine vis comica, wie ſein Gemüth, in mäßiger Bewegung walten läßt. Daher kommt es, daß er im Humor, wie im Gefühl, oft des Guten zu viel thut, ſein Organ über deſſen eigenthümliche Kraft bis in's Kreiſchende anſtrengt, und manche ganz unwürdige Reizmittel, z. B. oft wiederholte ſchmatzende Küſſe u.ſ.w. zur Erregung der Klatſchluſt anwendet. Das ſind Behelfe, die er ganz entbehren kann, und der Beifall, der ihm im Augenblick entgeht, wo er jene verſäumt, wird ihm im fernern Laufe ſeiner Kunſtbahn gewiß auf rühmlichere Weiſe doppelt wieder heimkommen. Eine Weihegabe, die uns Hr. Wilhelmi mitbrachte, war: „Liebe und Liebelei," Luſtſpiel in 4 Aufzügen von Dr. Römer, welches zum Benefize des Gaſtes in die Scene geſetzt, und dann noch einmal wiederholt wurde; aber wir müſſen geſtehen, daß wir für dieß Geſchenk, ein Product der neueſten Wiener dramatiſchen Kunſtſchule,*) ihm nicht ſehr dankbar ſeyn können. Nachdem man meiſten geraume Zahl von Jahren über den Verluſt des vielgeſchmähten und angefeindeten Kotzebue, und über die Ueberſchwemmung mit flachen franzöſiſchen Luſtſpielen geklagt hatte, — insbeſondere in Wien, wo doch am nächſten galliſche Producte (mitunter ziemlich nachläſſig und ungeſchickt) übertragen wurden, und kaum ein Vaudeville aus Paris ankommen durfte, ohne in ein Luſtſpiel umgeſtaltet zu werden, fiel es ein Paar dortigen Theaterdichtern ein, endlich einen Gewaltſchritt zur Schöpfung eines deutſchen Original-Luſtſpiels zu thun, und wenn wir die Notizen über die Aufführung ihrer Werke im Burgtheater in Wiener Blättern laſen, ſo war ihnen das Werk auch vollkommen gelungen. Betrachtet man aber dieſe Original-Luſtſpiele bei dem Lichte einer geſunden Kritik, ſo findet man zuerſt nichts Originelles an ihnen, als die Prätenſion, originell ſeyn zu wollen. Sie ſind nicht minder ſeicht wie die franzöſiſchen, nur fehlt ihnen der Geiſt, der jene belebt — ſie ſchildern uns, wie die franzöſiſchen, das oberflächliche Leben der eleganten Welt, doch ohne die Feinheit und die pikanten Wendungen, welche jenen eigen ſind; ſie liefern Salonſcenen ohne Witz und Geiſt, und mitunter von einer Gemeinheit beſeelt, die eher einem Kräuterweiber-Piquenique oder einer Aſſemblee der **Dames de la Halle** abgelauſcht zu ſeyn ſcheint, als einer

---

*) !

Verſammlung wohlerzogener Perſonen. (Frau von Weißenthurn hat in ihrem vielgegebenen Luſtſpiel: „Welche iſt die Braut“ ein ſchauderhaftes Beiſpiel dieſer Art gegeben.) Das Schlimmſte bei der Sache aber iſt, die Franzoſen haben doch Erfindungskraft und unter drei bis vier Vaudevillen und Luſtſpielen beſitzt doch wenigſtens Eines eine intereſſante Fabel, und hie und da findet ſich ein neuer, oder wenigſtens drollig capriciöſer Charakter, während der Inhalt der neuen Original-Luſtſpiele aus Wien ſich immer auf Null reducirt, und wir ſtatt Charaktere nichts als Copien zehnmal dageweſener Geſtalten aus älteren guten — zum Theil auch ſchlechten — Luſtſpielen ſehen, von einigen albernen Marionetten umgaukelt, die man, ganz ohne eigentliche Verbindung mit der Handlung, an dem Drahte hervorhüpfen läßt, wenn man ihrer bedarf, weil eine Hauptperſon einen Spaß machen will, womit ſie wieder abtrippeln, als wären ſie nie da geweſen. Auch hierin hat leider Frau von Weißenthurn mit ihrem Herrn von Giebel, Iſidorus Jüngling und der kunſtliebenden Dienſtmagd in dem „Manuſcript“ ein böſes Beiſpiel gegeben, indem ſie jene unnützen Geſtalten in das Schauſpiel hineinſchob, wahrſcheinlich weil ſie als Kennerin des Publikums fürchtete, die Saucen von Sentimentalität, womit ſie ihre blinde Schriftſtellerin übergoſſen, möchte jene noch etwas mehr Langweile machen, als es verträgt. Der erſte Repräſentant dieſer neuen Kunſtſchule iſt Hr. Bauernfeld, deſſen Producte durch die herrliche Darſtellung auf dem Hofburgtheater einiges Renommee erhielten, und wahrſcheinlich das Ihrige zum immer ſteigenden Verfalle des deutſchen Luſtſpiels redlich beigetragen haben. Nach dem vorliegenden Luſtſpiele zu ſchließen hat Herr Dr. Römer zu derſelben Fahne geſchworen, denn, obſchon ſein Dialog feiner und gebildeter, die Organiſation kunſtreicher und gediegener iſt, ſo iſt doch die Handlung weder neu, noch intereſſant, weder conſequent noch wahrſcheinlich und die Charaktere alle in andern Stücken nachzuweiſen. Julius von Bremont iſt der leibhafte Schnüffelinsky (Kammerdiener) Fräulein Eliſe von Bernburg ein Amalgama des Fräulein Schnedder (Schein und Seyn) und Madam Hirſch, Hr. v. Möllersdorf die wohlfeile Ausgabe des Banquier Müller (das Liebesprotocoll) den Urſprung des alten Jakob von Saltern nachzuweiſen, fällt deßhalb ſchwer, weil derlei ſchroffe, komiſche Landedelleute von dem verſchollenen Baron Breitenbach (das Kamäleon) an, bis auf den Töpferſchen Oberjägermeiſter (der beſte Ton) faſt in allen Luſtſpielen zu finden ſind, wie die naiven Sittenprediger und Mädchen, welche eigentlich nicht wiſſen, was ſie wollen, wie hier Hermann und Flora. Nicht zu läugnen iſt, daß dieſer alte Herr von Saltern, wenn auch keine originelle, doch eine ſehr dankbare Rolle iſt, und Hrn. Wilhelmi Raum darbot, ſich in ſeinem allereigenthümlichſten Wirkungskreiſe zu bewegen. Die andern Schauſpieler hatten wir alle ſchon in den Originalen geſehen, natürlich konnten ſie in den ſchwachen Copien wenig wirken, und es war an dem ganzen Stück eigentlich nur der Gaſt und Benefiziant, welcher das Publikum zu beluſtigen Gelegenheit fand. (Fortſ. f.)

2tes Quartal. Nro. 22. 31. Auguſt 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Karl Schall. — München. — Nürnberg. — Miscellen. — Correſpondenz des Herausgebers. (Beſchl.)

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Pränumerationspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 30 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Karl Schall.

Tief erſchütterte mich die Nachricht, Karl Schall ſey am 18. Auguſt, in ſeinem 54ſten Jahre, in Breslau, ſeiner Vaterſtadt geſtorben. Wenn ich gleich ſchon lange vorher um ſein Leben beſorgt war, ſo hatte mich doch eine anſcheinende Beſſerung, die man mir meldete, beruhigt. Die Aerzte glaubten ihn bei ſtrenger Diät und ſorgfältiger Pflege noch einige Jahre hinhalten zu können. Gänzliche Geneſung war nicht zu hoffen. Der Tod machte indeß, barmherziger als die Aerzte, ſeinen Schmerzen ein ſchnelles Ende.

Es war im Jahre 1814, als ich in Königsberg zuerſt Schall's Bekanntſchaft machte. Es geſchah durch ſein Luſtſpiel: Die unterbrochene Whiſtparthie, oder der Strohmann, das unter Kotzebues damaliger Direction des Königsberger Theaters, das Licht der Lampen erblickte. Das Stück gefiel allgemein, und man hielt, ſonderbar genug, Kotzebue ſelbſt für den Verfaſſer, der ſchon einigemal um die Kritik, die er ſich feindſelig geſtimmt glaubte, hinter's Licht zu führen, ſeine Arbeiten unter angenommenem Namen erſcheinen ließ. Erſt im Jahre 1817, wo ich, um längere Zeit dort zu verweilen, nach Breslau kam, ſollte ich mich von dem wirklichen Daſeyn des Dichters Schall überzeugen. Von hier an datirt ſich das engſte Zuſammenſeyn während zweier Jahre. Kein Tag verging, an dem wir uns nicht ſahen; keiner faſt, an dem dies nicht zweimal geſchehen wäre.

Was Schall mit Glück für die Bühne geſchrieben, hatte er damals ſchon Alles hinter ſich. Seine Stücke wurden überall und oft gegeben, und er ſtand in dem Rufe, einer unſrer beſten Luſtſpiel-

Dichter zu ſeyn, von dem ſich Vieles noch erwarten ließe. Dieſe Hoffnung nährte Schall ſelbſt gern durch ſeine eigene Aeußerungen. Er ſprach von ſeinen Plänen, die er ſchon ganz ausgearbeitet im Kopfe herumtrug. Damals ſchon hörte ich Scenen aus dem Stücke, das er ſpäter: „Schwert und Spindel“ benannte, aus: dem Fatum des Freitags; er theilte mir den ganzen Plan ſeiner kleinen Luſtſpiele: „das Kinderſpiel“ und „Eigne Wahl“ mit, die in Holtei's Jahrbuch abgedruckt ſind, und wir ſprachen über die Anekdote von Kant's abgeriſſenem Knopfe, woraus ich ſpäter eine Novelle, er ein Luſtſpiel dichtete.

Rührend erſcheint es, daß er — wie ein ehrlicher Mann — alle dieſe ſeinen Freunden verſprochenen Arbeiten, bis zu ſeinem Tode, richtig fertig geliefert hat; wenn gleich die lange Reihe von Jahren, zwiſchen ihrer Konzeption und ihrer Ausführung, den Erfolg nicht ſo günſtig geſtaltete, als ſich damals mit vollem Rechte vermuthen ließ. — Nach einem kleinen patriotiſchen Stücke: „Das Heiligthum,“ welches ſich auf Preußens Königin Luiſe bezog, und ſchon deshalb Enthuſiasmus erregte, erſchien das bereits genannte Luſtſpiel in zwei Akten: Die unterbrochene Whiſtparthie, das noch immer, nach faſt zwanzigjähriger Dauer, eine angenehme Unterhaltung gewährt. Die Intrigue war neu und überraſchend, die Charactere hatten eine überaus friſche und lebendige Färbung, und der Dialog erſchien ſo gefeilt, gerundet und reich an geiſtreichen Wendungen, daß er zu den Merkwürdigkeiten der deutſchen Luſtſpiel-Literatur gerechnet werden konnte. Einige Breite wird ihm indeß hie und da nicht mit Unrecht vorgeworfen. Was dieſem erſten Werke unſers Dichters jedoch den rauſchendſten Beifall in Breslau ſelbſt zu Wege brachte, waren Beziehungen zur Zeit und Localität, die freilich auf andern Bühnen wegfallen müſſen. Die Napoleoniſchen Krieger hatten in jener Stadt lange gehauſt, und viele der dortigen Schönen, ſelbſt der edelſten Häuſer, hatten alten Ahnenſtolz bei Seite gelaſſen, um einem natürlichen Penchant für dieſe tapfere Roture zu folgen. So iſt denn die Gräfin Klausner, das treue Bild einer dieſer Damen, und der damals junge, von Muthwillen ſtrotzende Dichter, ging ſo weit, ſelbſt in dem Namen, eine ziemlich offene Anſpielung anzubringen. Ein gleiches iſt mit dem Baron Skarabäus, dem Kammerherrn von Zunder, und der andern Dame der Fall, deren Name mir jetzt entfallen iſt.

Ein Verein von jungen, ausgezeichneten Talenten an der dortigen Bühne, Devrient, Töpfer, Kettel, die Unzelmann, Butenop u. a. kamen ihm dabei zu Hilfe, und ließen ſein unbeſtrittenes Talent im höchſten Feuer leuchten. — Dies brachte nach kurzer Zwiſchenzeit die artigen Kleinigkeiten: „Trau ſchau wem“ und „Kuß und Ohrfeige“ hervor, die noch jetzt gern geſehen werden, und bald auf allen Bühnen heimiſch waren; bis endlich Schall mit einem größern Luſtſpiele, zum Theile in Verſen geſchrieben: „Die Theaterſucht“ auftrat, dem eine allerdings poetiſche Idee zum Grunde liegt, das aber die vom Verfaſſer ſelbſt erhoffte Wirkung nirgends hervorzubringen im Stande war. — Mit dieſem Stücke ſchließt eigentlich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit für die Bühne. Der unbedeutende, ja, an manchen Orten ganz unerwartet ſchlechte Erfolg der „Theaterſucht,“ ſcheuchte ihn in ſich zurück. Schall war ein Schriftſteller voll Strenge und Kritik, er wußte ſtets, was er wollte, er glaubte die Bühne zu kennen, und nach den vorangegangenen Erfolgen auch das deutſche Publikum. Was er ſpäter vielleicht auf die Wandelbarkeit des Geſchmacks, auch wohl auf den Ungeſchmack zu ſchieben, geneigt ſeyn mochte, konnte hier noch keine Anwendung finden, denn ſeine Stücke folgten ſchnell aufeinander, und ſein Name galt etwas. Er war der Jüngſte und Beliebteſte unter den dramatiſchen Dichtern, er ſtrebte den edelſten Muſtern nach und wurde neben Kotzebue berühmt — ein ſolcher Mann hätte allenfalls eine neue Gattung zu Ehren bringen können, ſollte man denken. Dennoch mißlang ihm der Verſuch mit der „Theaterſucht“ gänzlich, und wie man bei ruhiger Betrachtung jetzt wohl einſieht, aus den einfachſten Urſachen. — Er begnügte ſich das bis dahin Geſchaffene in zwei Bänden bei Holäufer in Breslau herauszugeben, und ſich gänzlich vom Theater zurückzuziehen.

Ein inniges Verhältniß, das er durch neun Jahre, mit einer geiſtreichen Schauſpielerin unterhalten hatte, trennte Schall auf eine ziemlich auffallende Weiſe, und lebte nun ganz in einer ſeltſamen Art von Unthätigkeit, geiſtreicher Faulheit und poetiſcher Sinnlichkeit. Sein Umgang war der angenehmſte von der Welt. Man konnte ihn zu jeder Stunde des Tages beſuchen, man war gewiß, ihn nie zu ſtören. Immer in einem kuttenähnlichen Schlafrock, ſelten die Feder, öfter ein Buch oder die Violine zur Hand, war er ſtets ſehr bereit, Alles liegen zu laſſen, um plaudernd mit ſeinem Beſuche ſich in's offene Fenſter zu legen, und die vorübergehenden Schönen zu muſtern. Nur ſelten entſchloß ſich Schall ſeine bequeme Hauskutte zu verlaſſen, um in einen Rock zu fahren. Während des Tages ging er faſt niemals aus. Abends machte er hingegen Toilette, reinlich, oft zierlich, und verließ, von Freunden begleitet, das Haus, um erſt ſpät zurückzukehren.

Wenn gleich Schall dem äußern Scheine nach ein ganz unthätiges Leben führte, ſo wirkte doch ſein Beiſpiel mächtig auf uns ein. Er war Autodidact. Sein Vater war ein reicher Eiſenhändler geweſen, und hatte ſeinen Sohn zuerſt für ſein Geſchäft beſtimmt. Wirklich ſtand „Karlchen Schallchen,“ wie er ſich oft im Scherze zu nennen und zu unterzeichnen pflegte, viele Jahre im Laden, auf dem großen Ringe, um den Bauern, Senſen, Nägel, Schrauben, Eiſenſtangen u. dgl. zu verabfolgen. Erſt nach dem Tode ſeines Vaters, als ihm ein nicht unbedeutendes Erbtheil zugefallen war, konnte er ſich ausſchließend den Wiſſenſchaften widmen. Er that dies mit ſolchem Fleiße, und ſein glückliches Gedächtniß unterſtützte ihn dabei ſo ſehr, daß er eine Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Fächern aufſpeicherte, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzen konnte. Hiezu kam ein fein gebildeter Geſchmack, und zu der Gabe, angenehm und leicht vorzutragen, die Luſt, es belehrend zu thun, daher wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Umgang mit dieſem Manne für ſeine nähere Umgebung von vielſeitigem Nutzen werden mußte. Er galt in Breslau zugleich für einen der geiſtreichſten Männer und beſten Geſellſchafter, und man muß geſtehen, daß eine geniale Freiheit in geſelligen Vereinen, die freilich wohl nur ihm ſo gut anſtehen mochte, ihn wirklich dazu erhoben hatte. — Ein Familienereigniß, das auf ſeine ohnedies nicht ſehr geordneten Finanzen Einfluß übte, machte dieſem heitern Leben ein plötzliches Ende. Schall fing an einſamer zu werden, und zog ſich für einige Zeit auf die Güter eines Freundes im Rieſengebirge zurück. Von hier führten wir einen ſehr regen Briefwechſel, der mich mit einer tiefen Herzensneigung meines Freundes zu einem ſehr jungen Mädchen vertraut machte. Dies Verhältniß, obgleich nicht von Dauer, beſchäftigte ihn jedoch in jener Zeit ſehr ernſthaft. Er war damals 37 Jahre alt. „Nur bis zum 40ſten wolle er verliebt ſeyn und tolle Streiche anſtellen," pflegte er gegen mich zu äußern, „dann aber äußerſt ſolid werden." —

Er hatte noch nicht das 40ſte Jahr erreicht, als ich ſchon Breslau verließ, mithin kann ich von ſeiner ſoliden Periode keinen Bericht erſtatten. Mit Thränen in den Augen umarmte er mich, wie ich nach Wien reiste. Ich hatte mich einige Tage hindurch nicht bei ihm ſehen laſſen, weil ich den Abſchied ſcheute. Ich kämpfte lange mit mir, endlich drängte es mich unwiderſtehlich, ihm ein Lebewohl zu ſagen. Seine Rührung erſchütterte mich ſehr. „Wir werden uns bald wieder ſehen," ſprach ich. „Nein, Sie ſind auf ewig für mich verloren," entgegnete er, „warum gehen Sie nach Wien? bleiben Sie hier!" — Dies waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich im Poſtwagen.

Später gab er „deutſche Blätter" in Gemeinſchaft mit Holtey heraus, dann begründete er „die neue Breslauer Zeitung," die anfänglich mit großem Beifalle aufgenommen wurde, und zuletzt von ihm einem Verleger, für deſſen Rechnung übertragen worden iſt. Auch nahm er an der Ueberſetzung der „Tauſend und Einen Nacht" Theil, und überſetzte noch Einiges aus dem Franzöſiſchen. Kurz vor ſeinem Tode noch verlebte er ein Jahr in Berlin im fröhlichen Treiben. Ein bedeutender Gewinn im Lotto ſoll die Veranlaſſung hiezu gegeben haben. Wie er auch hier, ſo wie bei frühern Beſuchen die Seele aller größern und kleinern Vereine war, iſt bekannt genug. Ein bleibendes Zeugniß davon mögen ſeine geiſtreichen, heitern und witzigen Trink- und Geſellſchaftslieder abgeben. Einige ſeiner neuen Luſtſpiele kamen während des letzten Aufenthaltes in Berlin auf die dortige Bühne.

Selten wird ein Bild, das man ſich von einem Autor zu machen pflegt, ſo mit der Wirklichkeit kontraſtiren, als dies bei Schall der Fall war. Wie ich ihn kannte, war er ein überaus kräftiger, großer Mann, mit einem ſtarken Bauche und einem ſehr dicken Kopfe, von dünnen, glatten, rabenſchwarzen Haaren umgeben, die er — da ich ihm ſagte, Jean Paul trüge ſich ſo — aufwärtszukämmen pflegte. Die Augen waren nicht groß, aber brennend und geiſtreich, die Naſe kurz und dick, der Mund weit und voll weißer Zähne, worauf er nicht ohne Eitelkeit war; ein fettes Doppelkinn und eine hohe, gewölbte Stirne begränzten dies Geſicht, das immer ſtark roth gefärbt war, welches bei der bräunlichen Hautfarbe wohl erfordert wurde, um ihn geſund ausſehen zu laſſen. Fuß und Hand waren wohlgebaut, und gern nahm er eine etwas gezierte Stellung an, beide Vorzüge im günſtigen Lichte zu zeigen. Sein ſpäteres Ausſehen ſoll freilich von dieſem Bilde ſehr abweichend geweſen ſeyn. Sein Organ war tönend; er ſang gern, beſonders Geſellſchaftslieder anmuthig, und als Vorleſer iſt er wohl den erſten an die Seite zu ſetzen geweſen.

Die Anerkennung ſeines Talents durch Göthe und Tieck, Steffens und Raumer ſchmeichelte ihm ſehr. Gern führte er an, daß Göthe ihn zuerſt irgendwo, bei Gelegenheit von „Kuß und Ohrfeige“ einen geiſtreichen jungen Mann genannt, der in der Art der „Laune des Verliebten,“ ein Luſtſpiel gedichtet habe. Wäre Schall in frühern, glücklichern Tagen zur Leitung der Breslauer Bühne berufen worden, um ſeine Anſichten und Erfahrungen zu ihrer Vervollkommnung anzuwenden; hätte man ihm ſpäter dann eine Stelle bei der artiſtiſchen Verwaltung des Berliner Hoftheaters eingeräumt, ſo würde das deutſche Theater gewiß von dieſem Manne ſich großen Vortheils zu erfreuen gehabt haben.

Es iſt zu wünſchen, daß ſein reicher Schatz an Sammlungen und Aufſätzen, das Theater betreffend, den er, zur Zeit unſers Beiſammenſeyns, mit einer exemplariſchen Ordnungsliebe hegte und pflegte, nunmehr in Hände käme, welche fähig ſind, den beſten Gebrauch davon zu machen. — Und ſomit hätte ich denn auch dieſen Freund in die Liſte der „Verlorenen“ eingetragen! Seinem Umgange habe ich manche der froheſten Erinnerungen meines Lebens, ſo wie ſeinen Geſprächen über Kunſt, Bereicherung und Erweiterung meiner Anſichten zu verdanken. Er ruhe ſanft! —

München.

Dienſtag den 27. d. ſahen wir eine Ueberſetzung des zweiaktigen Stückes: „Toujours" von Scribe, unter dem Titel: „Ewig," die Herr Forſt, Mitglied des Hoftheaters, mit vieler Geſchicklichkeit beſorgt hatte. Schon im vorigen Jahre brachte er uns d'Epagny's Dominique, nicht minder gelungen. Es liegt ein offenbares Talent in ſeinen Arbeiten; der Dialog iſt natürlich und rundet ſich; von Gallicismen iſt keine Spur. Herr Forſt ſollte ſich einmal in einem von ihm erfundenen Luſtſpiel verſuchen; die deutſchen Bühnen müßten es ihm Dank wiſſen. Die Scenerie des kleinen Stücks war mit erſichtlicher Sorgfalt beſchafft worden, was wohl auch auf Rechnung des Bearbeiters zu ſetzen ſeyn dürfte. Die jungen Leute, welche die Damen zum Tanze aufforderten, waren diesmal aus dem Ballet, und nicht von der Straße genommen; was ſehr zu loben war. Das „Wenn mir dein Auge ſtrahlet" im zweiten Acte, war jedoch unpaſſend, da das Stück in Paris ſpielt. Dort denken Verliebte nicht mehr an das Opferfeſt. Eine Kleinigkeit zwar — aber bezeichnend. — Mad. Schröder ſahen wir hier einmal im Converſationsſtück als Mutter. Auch dieſe Miniaturmalerei gelang der Schöpferin großer Gebilde vollkommen. Dlle. Schöller gab das junge Mädchen. Eine ſehr angenehme Perſönlichkeit, und unwiderlegbare Beweiſe von Talent. Herr Forſt ſelbſt gab den jungen Menſchen mit großem Fleiße. Der zweite Act wurde beſonders durch ſein Spiel gehoben. In der Scene mit Dlle. Senger wurden Beide wohl ein wenig zu heftig. Dieſe Art von Stücken verträgt den Ungeſtüm nicht, da mit den Leidenſchaften gleichſam nur geſcherzt wird. Das Publikum rief Herrn Forſt in ſeiner doppelten Eigenſchaft als Bearbeiter und Darſteller heraus. Er erſchien mit Dlle. Schöller.

Nürnberg.

Das, am 25. d., bei Anweſenheit J.J. M.M. des Königs und der Königin, im Freien gegebene Schauſpiel: „Max Emanuels erſte Waffenthat," wurde in dem an der Peterhaide nahen Walde aufgeführt. Es begann gleich nach 4 Uhr und währte bis 9 Uhr. Herr Max Cäſar Heigel war Dichter und Anordner dieſes Feſtſpieles. Da es ein Sonntag war, ſo hat auch dieſer Umſtand dazu beigetragen, die anweſende Menſchenmaſſe zu vergrößern, welche auf 30,000 geſchätzt wurde. Auch nicht die geringſte Unordnung, noch ſonſt ein Unfall hat ſich ereignet, und dennoch herrſchte allgemeine Fröhlichkeit.

Miszellen.

Paris.

Vaudeville. Jean de Vert, Vaudeville in 4 Theilen von Scribe (neu).

Komiſche Oper. La Maison du rempart, heißt das Werk, das zunächſt erſcheinen ſoll.

Große Oper. Zampa, ſoll von der Adminiſtration acquirirt worden ſeyn, und nach den erforderlichen Umänderungen, von der Scene der komiſchen Oper, nach jener der Großen wandern.

— Nach einem Briefe eines bekannten Pariſer Muſikverlegers, iſt die Partitur von Ali-Baba noch nicht verkauft, obgleich ſie zu einem ſehr mäßigen Preiſe ausgeboten wurde. Bei dem enthuſiaſtiſchen Lobe, das alle Berichterſtatter über das Werk verbreiteten, ein unerhörter Fall. Wir erwarten Nourrits Zurückkunft, um den weitern Verlauf der Darſtellungen des Ali-Baba, die durch des Sängers Abreiſe unterbrochen wurden, mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen.

Berlin.

Königl. Theater. L'enfant trouvé von Picard, iſt in Ketels Bearbeitung: der Findling, bereits einige Mal gegeben worden.

Dresden.

Die liebliche Maſchinka Schneider machte jüngſt als Müllerin wahrhaft furore. Sie wird bald den erſten Sängerinnen mit vollem Rechte an die Seite geſetzt werden können. — Der berühmte Anſchütz iſt angekommen, um Gaſtrollen zu geben.

Leipzig.

Die neueſte Oper von Marſchner: Hanns Heiling, nach einem Romane von Spieß, fährt noch immer fort, das Haus zu füllen.

Correspondenz des Herausgebers.

Prag, im Auguſt.

(Beſchluß.)

„Am Jüngling lob' ich mir den kühnen Muth," muß man dem k. k. Hofſchauſpieler Hrn. Swoboda zurufen, wenn wir ihn, der im Wiener Hofburgtheater meiſtens nur in untergeordneten Rollen beſchäftigt wird, ſein Talent hier als Hanns Sachs, Jaromir (die Ahnfrau) und Reutheim (das Alpenröslein) verſuchen ſehen. Wir können dieß um ſo mehr, da dieſe Talentproben nicht eben unglücklich genannt werden können, obſchon wir glauben, er hätte wohl gethan, zu dieſen Kunſtübungen eine etwas kleinere Bühne und Stadt, am wenigſten aber Prag zu wählen, wo in allen dieſen Rollen die

Leiſtungen Löwe's und in der neueſten Zeit des wackern Moritz — den wir ſo ungern miſſen — noch in zu lebhaftem Andenken ſind. Das freundliche Publikum legte jedoch nicht dieſen großen Maßſtab an ſeine Darſtellungen und ermunterte ſein löbliches Streben mit nachſichtigem Beifall.

Herr Albert vom Hamburger Theater, der bei uns wieder Gaſtrollen gab, wird wohl kaum mit ſeiner diesmaligen Anweſenheit ſo zufrieden ſeyn, als mit der vorigen, wo er, zum erſtenmale von dem kühlen Hamburger Publikum zu dem mit mehr ſüdlicher Beweglichkeit begabten Prager kam, das überdieß lange keine ſo ſchöne klangreiche Bruſtſtimme gehört hatte, und Abgötterei mit ihm trieb. Jetzt hat ſeine Stimme viel mehr verloren, als er an mimiſcher Darſtellung gewonnen und er konnte nur im Zampa und Maſaniello noch lebhaften Beifall erwerben.

Eine gar elegante Kunſterſcheinung war Hr. Lafont, deſſen Spiel ganz darauf berechnet zu ſeyn ſcheint, auf die Damenherzen zu wirken, was ihm nach den beaux restes, die noch an ihm zu bemerken ſind, in jüngern Jahren auch in anderer Beziehung recht wohl gelungen ſeyn mag. Ein außerordentlich zartes, leichtes und reines Spiel zeichnet ihn vor den meiſten Virtuoſen auf ſeinem Inſtrumente aus, wenn wir gleich folgendes Urtheil eines hieſigen Blattes nicht unterſchreiben möchten: Seines Gleichen hat Europa! außer Paganini, nicht aufzuweiſen, und auch dieſem Manne, deſſen Ruhm in den letzten Jahren zu einer koloſſalen Größe emporgeſtiegen iſt, kann Hr. Lafont ohne Bangen und Erröthen gegenüberſtehen. Vielmehr wird Herr Lafont, während die Leidenſchaftlichkeit und die kühnen Schwünge der Laune Paganini's ein faſt unheimliches Gefühl begleitet, unvermerkt unſer Herz gewinnen, wie der freundliche Mann, den man nur anſehen darf, um ihm gut zu werden, und gut zu bleiben. Nicht der junoniſche Blick einer Genialität, welche jede Feſſel, ſelbſt die Roſenkette der Grazie ſcheut, ſondern das blaue ſanfte Auge der Huldgöttin iſt es, wodurch die Kunſt des Hrn. Lafont ſich einſchmeichelt und bezaubert. Wenn die Schlußakkorde eines kühnen Paganiniſchen Allegro, wie ein verlöſchendes Nordlicht wirken, gleichen die letzten Töne eines Lafont'ſchen Adagio dem untergehenden (?) Monde!!

Hr. Dr. Langenſchwarz, der Improviſator, war auch bei uns, und hat das Erſtemal faſt durchgehends gefallen; doch hielt dieſer Beifall nicht Stand, und bei ſeiner dritten Vorſtellung, wo er zugleich als Schauſpieler, Bauchredner u. ſ. w. glänzen wollte, lachte man nicht mehr über ſeine Komik, ſondern über ihn. Ihm folgte der vielbewunderte Herr Alexander, der Mimiker und Bauchredner, in 5 ſehr lebhaft aufgenommenen Vorſtellungen ſeiner 3 kleinen Luſtſpiele: Les ruses de Nicolas, le Paquebot und le Diable boiteux, und erregte durch ſeine Chamäleons-Natur, beſonders in den Rollen des Aldermann Pilbury, der Madame Toquerille, Kutſcher François und Apotheker Duloch, vor Allem aber als Lord Nelbury, Narciſſe Mignonet und Vicomte de Rantpeſen-cour ausgezeichnete Verwunderung. Wir würden uns ſehr glücklich ſchätzen, wenn unſere Schauſpieler eine Rolle mit jener Conſequenz durchführten, welche er bei fünf bis ſieben an den Tag legt. A.

2tes Quartal. Nro. 23. 4. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Theatraliſcher Rechtshandel. — München. — Literatur. — Miscellen. — Correſpondenz des Herausgebers.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Theatraliſcher Rechtshandel.

Kürzlich lag in Paris ein Fall bei dem Handelsgericht zur Entſcheidung vor, der in unſer Bereich gehört, da er ſich auf eine nicht unwichtige theatraliſche Frage bezieht.

Es ſind nun ungefähr 6 Monate, daß Charles Provoſt, genannt Raymond, mit der Direction des Gaite-Theaters auf 2 Jahre einen Kontrakt einging. Er übernahm die Fächer der Liebhaber, Komiker, Tölpel und Verkleidungsrollen, mit einem Worte alle ſolche, zu denen Talent und Ausſehen ihn befähigten, ſowohl in Melodramen, Dramen, Vaudevillen, Zauber- und andern Stücken. Man merke wohl auf dieſen, von den Directionen, nun ſehr beliebten Ausdruck, da Niemand wiſſen kann, was für Stücke wohl noch erſonnen werden könnten. Für dieſe Dienſte nun erhielt Herr Provoſt 1300 Frk. das erſte, und 1500 Frk. das zweite Jahr.

Nun geſchah es, daß die Direction der Gaite, um dem Publikum etwas Neues zu bringen, die „Vier Elemente“ in die Scene gehen ließ. In dieſem Zauberſtücke, worin das ganze Perſonal beſchäftigt war, hätte die Direction, nach dem Buchſtaben des Kontraktes mit dem Herrn Proveſt: „für Verkleidungsrollen,“ ihm den Bart eines Flußgottes umhängen, die Schläuche des Aeol aufladen, oder ihn mit Hilfe von etwas Werg, Feuer und Rauch ſpeien laſſen können. Aber die Direction wollte aus Provoſt keines der Elemente ihres neuen Stückes machen, ſie wollte nicht, daß er ſich verkleide, ſie machte dieſesmal nur einen Tölpel aus ihm. Und was für Einen! Man höre! Es iſt der Inſtructor des Gnomenvolks, der Liliputer, Doctus mit Namen. Um ſich dieſen kleinen

Leuten verſtändlich zu machen, muß man ſich zu ihrer Körperlänge nothwendigerweiſe herabſtimmen. Dieſer Inſtructor muß daher auf den Knien gehen, und deſſen weigerte ſich Hr. Provoſt, und nennt dies eine erniedrigende Stellung. Aber iſt dem in der That ſo? konnte man fragen. Erniedrigt ſich ein Lehrer, wenn er ſich zu ſeinen Schülern herabläßt? — Wenn man ihn fragte: „wie Docte? Ihr kniet?“ — Konnte er ſich nicht ſogleich erheben, alſo ſprechend: „Nein, ich knie nicht! ich lehre!“ — Mithin iſt es nicht unwahr zu behaupten, daß Herr Provoſt nicht ſo eigentlich kniet; ſondern daß er die, einem Lehrer des Gnomenvolkes, erforderliche Stellung angenommen habe, und daß es viel beſſer ſey, den Doctus ein wenig kleiner zu machen, als wenn die Gnomen auf Stelzen gehen müßten. Uebrigens, wenn Provoſt-Raymond durchaus nicht in dieſer komiſchen Rolle knien wollte, konnte man ihm nicht entgegnen, er ſey ja auch verpflichtet, die Liebhaber zu ſpielen? Und muß nicht ein jeder Liebhaber, ſo oft knien, als es der Autor verlangt? Alſo, wenn der gute Provoſt nicht als Komiker knien will, ſo knie er als Liebhaber, und dann wird dieſe Stellung gewiß nichts Erniedrigendes mehr für ihn haben.

Man wird jedoch, wenn man will, dieſem Falle eine noch viel ernſtere Seite abgewinnen können. Von der Entſcheidung dieſer Angelegenheit hängt nemlich die ganze Zukunft des Theaters ab. Um dies deutlicher zu machen, iſt es nöthig; einen Blick auf die jetzige dramatiſche Literatur in Frankreich zu werfen, die ja, Dank ſey es unſern Ueberſetzern und der Willfährigkeit der Directionen, auch größtentheils die Unſrige iſt. Sonſt, ich ſpreche von einer längſt entſchwundenen Zeit, verlangten die Dichter vom Schauſpieler die Repräſentation der Leidenſchaften, jetzt nebſt dieſer, noch die Veranſchaulichung aller phyſiſchen Zufälligkeiten der menſchlichen Natur. Man begnügt ſich nicht mehr mit dem Character Richards III., ſondern man will auch ſeinen Höcker ſehen, und ſelbſt Talma hat am Schluſſe ſeiner glänzenden Laufbahn ſich darein fügen müſſen. — Wenn nun aber Talma, der Große, ſeine ſchönen Schultern durch einen Höcker entſtellte, ſo darf man wohl, ohne Herrn Provoſt zu nahe zu treten, von ihm verlangen, daß er niederknie, um ſeiner Aufgabe, in der Rolle des Doctus, zu genügen. — Wie viele ſchöne Mädchen müſſen ſich nicht die feine Haut mit Kienruß einreiben, um eine Mohrin darzuſtellen? Wie viele ſchöne Augen müſſen zugedrückt werden, in der Rolle der Blinden? — Und Charles Provoſt, genannt Raymond, ſollte nicht niederknien, um ſeinen Doctus zu geben? —

Wozu mußten ſich nicht in neueſter Zeit franzöſiſche Schauſpieler hergeben? Durfte Einer von ihnen ſich weigern, das zu thun, was der Autor von ihm verlangte? — In der „Suſanne im Bade“ erblicken wir eine ganz wackre Frau, eine Familienmutter, aller Schaam zum Trotze, vor aller Leute Augen, in's Bad ſteigen, nur mit einem Gazeſchleier leicht verhüllt. — Die elegante Madame Dorval erſcheint in dem „Leben eines Spielers“ in Lumpen; Frederic und Serres aber, ſcheinen ihr Coſtüm von dem ekelhafteſten Bettler entlehnt zu haben; und der arme Mazurier, ſtirbt an der Schwindſucht, weil er ein ganzes Jahr ſich in die Haut eines tanzenden und liebenswürdigen Affen hineinzwängen mußte. — Und während dieſer ſo rührenden Beiſpiele, will Provoſt allein ſich zu der kleinen Gefälligkeit nicht einmal verſtehen, in ſeiner Rolle des Doctus, niederzuknien?

Unter Andern bringt genannter Provoſt vor: er ſey nur zu Rollen verpflichtet, zu denen Talent und Ausſehen ihn befähigten, und zum Doctus ſeye ſein Ausſehen, wie ſeine andern Eigenſchaften, nicht paſſend. Aber, welche Beleidigung liegt in dieſen Worten für ſeine Kollegen? Wie viele ehrliche Künſtler, vor denen wir mit großer Achtung den Hut abziehen, ſpielen nicht in würdigen Vorwürfen der modernen dramatiſchen Literatur: Galeerenſclaven, Diebe, Spione und Scharfrichter? Müſſen dieſe nun auch das Ausſehen und die Eigenſchaften dazu haben? Nie waren die Schauſpieler bürgerlicher geſinnt als in unſern Tagen, und wenn ſie willig morden und ſtehlen, ſo geſchieht dies blos, um Hand in Hand mit der jetzigen dramatiſchen Literatur zu gehen, und das verſtehſt du nicht, guter **Charles Provoſt, genannt Raymond**! —

Wenn in dieſem Falle Provoſt ſeinen Prozeß gewinnen ſollte, ſo iſt die theatraliſche Revolution unausbleiblich; denn, welche Weigerungen von allen Seiten würde dies nach ſich führen? und es iſt vorauszuſehen, daß das ohnedieß ſchwankende Gebäude der Theaterkunſt in wenigen Tagen zuſammenſtürzte. — — So würde der Advokat gegen den Schauſpieler plaidiren; doch laſſen ſich auch Gründe zu ſeinen Gunſten anführen. Wir wollen es einmal kurz verſuchen.

Es iſt allerdings wahr, daß die dramatiſche Kunſt, ſo gut wie vernichtet iſt, und auf den entſetzlichſten Abwegen herumirrt. Muß nun aber der Schauſpieler willenlos zu den Verbrechen der Autoren die Hand bieten? Muß die Erniedrigung des Schauſpielers wirklich mit der Erniedrigung des Dichters Hand in Hand gehen? Kann die heutige Bühnenkunſt ohne Höcker, Stelzfüße und Abſcheulichkeiten aller Art nicht beſtehen, ſo iſt es zu beklagen, aber dem Ebenbilde Gottes muß das Recht zugeſtanden werden, ſich ſolchen ſchändlichen Anforderungen zu widerſetzen. Der Schauſpieler übernimmt es, Leidenſchaften darzuſtellen; Zorn, Lächerlichkeit, Haß, Rache, Bosheit, allem dieſem muß er ſeine Perſönlichkeit unterwerfen; aber man darf ihm nicht zumuthen, in ein Tigerfell oder in die Schuppenhaut des Krokodils zu kriechen. Der Künſtler iſt dazu geſchaffen, die Augen nach der Sonne zu kehren, Jussit et erectos ad sidera tollere Vultus,

er iſt nicht gemacht, auf dem Bauch zu kriechen. Mögen andre Schauſpieler immerhin ſich ſolchem Unfug unterwerfen! in Frankreich wie in Deutſchland iſt dies der Fall; man denke an Bär und Baſſa, an Raimunds kindiſche Parodien und Carls burleske Schwänke; aber keinem Künſtler kann hienach ſeine Pflicht bemeſſen werden.

Unſer Klient will nicht kriechen. Er hat nur mit Menſchen Komödie ſpielen wollen, nie aber daran gedacht, Gnomen zu unterrichten. Er hat ſich nur auf ein einziges Element verpflichtet, die Erde, und auf Waſſer, wenn es gemalt iſt. Feuer und Luft gehören aber gar nicht zu dieſem Bereiche. Unſer Klient iſt ein Menſch; kann man ihm ein Verbrechen daraus machen, daß er der Einzige war, unter allen ſeinen Kollegen, welcher der Menſchenwürde gedachte, während die Andern ſie rein vergeſſen hatten?

Man meint, wenn Charles Provoſt dieſen Prozeß gewönne, ſo ginge die dramatiſche Kunſt zu Grunde. Mit nichten! wenn Charles Provoſt als Sieger aus dieſem Handel geht, ſo iſt ſie gerettet. Von dieſem Urtheile wird die wahre Emanzipation der Kunſtler herzuleiten ſeyn. Charles Provoſt wird berühmt werden, weil er, der Erſte, ſich gegen den Deſpotismus der Autoren und Directionen auflehnte; weil er den rechtloſen Zoll zu erlegen verweigerte, den das Theater von ſeinem knienden Leichnam zu erheben, ſich berechtigt wähnte. Und dieſer Menſch ſollte ſtrafbar befunden werden? Ein Menſch, der ganz artig ſagt: man mache aus mir, was nach meinem Kontracte gemacht werden darf: einen Tolpel, einen Liebhaber, man ſtecke mich in alle Arten von Verkleidungen, doch lege man mir nie auf, meine Menſchennatur zu verläugnen, denn nach dem allgemeinen Rechte, kann ein Menſch Alles verkaufen, nur nicht ſich ſelbſt. Es gibt keine Sclaven mehr. — Und iſt das Knien eine natürliche Stellung des Menſchen? iſt es nicht ſogar unſerer Natur ſo zuwider, daß anhaltendes Knien der Geſundheit gefährlich werden kann? Bringt unſer Klient nicht ſogar Zeugniſſe von Aerzten, die ſeine Weigerung auch in dieſer Hinſicht unterſtützen?

Die Dankbarkeit des Publikums und der Directionen führe man nicht an, um Provoſt zu bewegen, die Rolle des Doctus kniend zu ſpielen. Wir wiſſen ſehr gut, was Beide werth ſind? Ein armer Schauſpieler gab in einem unbedeutenden Stücke eine Rolle, die er durch ſein Spiel ſo ſehr hob, daß das Publikum ſich nicht daran ſatt ſehen konnte. Er erſchien dabei als ein alter, invalider Kerl, mit ſtark gekrümmtem Rücken. Nachdem er unzählige Male darin hintereinander aufgetreten war, bat er um Erholung, weil ihn das ewige Bücken und Krümmen zu ſehr anſtrenge. „Wer hat es Ihnen geheißen?" war darauf die Antwort, und er mußte ſein Spiel fortſetzen, wenn er nicht brodlos werden wollte. Jetzt, obgleich noch nicht ſehr alt, iſt der Schauſpieler verwachſen, hat das Theater quittirt, und das Publikum denkt ſeiner nicht mehr! — Ein anderer Fall. Wie das Vaudeville: „Bär und Baſſa“ aufkam, da ließen die Directoren, um ihre Schauſpieler zu kirren, daß ſie in die Bärenhaut kröchen, Alles ſehr elegant und bequem einrichten; die Köpfe waren weit und drückten nicht, und kein Statiſt in einem andern Stücke, wo ein Bär vorkam, durfte ſich dieſer Maske bedienen. Seitdem iſt es anders geworden. Dieſelben Bären dienen im Freiſchützen und im Donauweibchen, und ein junger Schauſpieler, der in Bär und Baſſa ſpielen mußte, ſagte einſt mit Thränen in den Augen, daß der Kopf zu eng ſey, und ihn zu erſticken drohe, und dabei ſo ſchmutzig, daß man es von keinem ordentlichen Menſchen verlangen könne, ihn aufzuſetzen.

Das iſt das Loos jener Schauſpieler, die ſich mit Leib und Seele dem Publikum und den Directionen opfern. Heute iſt es ein neuer, bequemer Bärenkopf, eine Schüſſel voll Honig bis zum Rande; Morgen iſt der Kopf ſchmutzig und eng, und die Schüſſel iſt mit Galle gefüllt. So wird es mit Charles Provoſt der Fall ſeyn, wenn ihn das Gericht nicht freiſpricht. Heute auf den Knien, Morgen auf den Händen und Füßen, acht Tage ſpäter auf dem Bauche! Daher bleibt er dabei, daß er die Rolle nicht auf die verlangte Weiſe geben werde. Dies erklärte er im Namen ſeiner Voraltern und im Namen ſeiner Kinder, viel lieber will er der Kunſt entſagen, als ſie im Sinne des Directors des Galtetheaters und des Verfaſſers der „Vier Elemente“ ausüben.

Das Gericht hat dieſen Rechtsfall nicht entſchieden, ſondern ihn an einen Schiedsrichter verwieſen. Zu dieſem wurde Poirſon, Director des Gymnaſe, ernannt. Man hält ihn in Paris für den einſichtsvollſten und geſchickteſten Theaterunternehmer Immerhin, der Fall wird kitzlich für ihn zu entſcheiden ſeyn.

München.

Donnerſtag, den 5. Sept. werden wir endlich wieder Don Giovanni hören. Eine Vorſtellung, die den Kunſtfreund um ſo mehr entzücken muß, da dergleichen Genüſſe hier zu den ſeltenen gehören. Mad. Schechner-Waagen wird Donna Anna ſingen, Hr. Santini, der in wenigen Tagen nach Paris geht, Leporello, und Hr. Pellegrini, Don Juan.

Literatur.

In Paris iſt ein Buch angekündigt worden, deſſen Erſcheinen von einer großen Anzahl von Leſern mit Begierde erwartet wird.

Es führt den Titel: **Gil-Blas du théâtre**, und zwei, durch glückliche Erfolge, bereits bekannte Autoren, werden als Verfaſſer genannt. Es ſoll grelle Entſchleierungen der Couliſſenwelt enthalten, und reich an mannigfachem Intereſſe ſeyn. —

Von deutſchen Neuigkeiten ſind uns außer einem Trauerſpiele: Die Overſtolzen, nur noch die Ueberſetzungen von Robert dem Teufel, und Lucretia Borgia, durch Theodor Hell, und von Marion de Lorme, durch Kathinka Halein zugeſandt worden. Für ein „Mädchen oder Weibchen" ein kühnes Unternehmen, in der That! — Wir werden darüber in Kurzem des Breitern referiren.

Miszellen.

Paris.

O Gräuel! Gräuel! Im Variétés-Theater geben ſie ein Stück: **la salle de bain**. Wir ſehen dort ein Badezimmer, worin eine Frau, die ſich baden will, ihren Mantel abwirft und ganz ſorglos ihren Gürtel öffnet, als ſie ſich plötzlich einem jungen Mann gegenüber ſteht. Hiemit noch nicht genug! Im Palais-Royal biegen ſie einige Tage ſpäter das Paroli, und geben ein Stück: **les baigneuses**. Man ſieht einen von Geſträuchen umgebenen, wohlverſteckten Badeplatz. Ein alter Sünder will hier ſein Suſannchen überraſchen, und ſteigt auf einen Baum. Von hier wird er verſcheucht, und hat keinen andern Ausweg, als in's Waſſer zu ſpringen. Vorher wirft er alle ſeine Kleider von ſich. In dieſem Stücke erblickt man nun gar einen nackten Mann und mehrere halbnackte Frauen. Ein Skandal allerdings — aber das Theater des Palais-Royal iſt ein Theater des Skandals. Und doch muß man dieſe Sachen dort geſehen haben, um zu wiſſen, daß ſie nicht ſo arg ſind, als man ſie ſich wohl denkt. Dort iſt die Dejazet ein ſo liebliches, herrliches Kind, ſo natürlich und zierlich dabei, daß man vergißt, ſich in dem „**théâtre le plus scabreux et le plus grivois du monde**" zu befinden. — Wir Deutſche haben von Voß, Friedrich u. a. ähnliche Stücke, wie: „**la retraite pour les dames**," „Vetter Kuckuck" u. dgl. Das ſind aber haarſträubende Gemeinheiten; und unſre Schauſpielerinnen, die ſich oft — wo es nicht hingehört — gern halbentblößt zeigen, und dabei ſich ſehr ungezwungen benehmen, wüßten ſich im Bademantel gewiß nicht ſo ungeziert und graziös zu zeigen, wie die Dejazet.

Robert der Teufel.

Hamburger Blätter rühmen die Darſtellung dieſer Parthie durch Herrn Cornet. Beſonders ſoll die Art und Weiſe, wie er die ſchwierigen Scenen des 4ten Actes gibt, in ihm einen Künſtler höhern Ranges erblicken laſſen. Sein in aller Hinſicht vortreffliches Spiel hat dort erſt, wo er den Robert als Gaſt gab, dieſen Akt zum rechten Verſtändniß des Publikums gebracht. — Man ſieht hieraus, wie ſelbſt bei anerkannt wirkſamen Theaterſtücken die Kunſt der Schauſpieler zu heben oder fallen zu laſſen, zu verwirren oder zu verſtändigen vermag. Sollen wir uns nun darüber wundern, daß Stücke von zweifelhaftem Erfolge durch unbedeutendes Spiel und unzweckmäßige Anordnung, auch nicht die kleinſte Theilnahme zu erregen vermögen?

Hamburg.

Dlle. *Charlotte Hagn* hat ihr Gaſtſpiel noch nicht beendigt. Zu ihrem Benefice gab ſie das neue Luſtſpiel von Blum: *Des Goldſchmieds Töchterlein* und hiezu: *Prezioſa*. — In der Oper gaſtirt Dlle. *Henriette Carl*.

Franzöſiſche Schauſpieler.

Dlle. *Edelin*, von der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft des Berliner Hoftheaters, ſoll die Rolle der jungen Frau, in „la grande dame“ von Scribe und Bayard, mit tiefer Kenntniß der Natur und mit dem wahren Ausdruck des im innern Herzen empfundenen Unglücks geben. — Die Gräfin von Nanais iſt die vornehme Dame, die durch ihren Einfluß beim Miniſter den Ehrgeiz des Geſandtſchaft-Sekretärs Ferdinand Dureuil ſo anzufeuern vermag, daß ſie ihn ganz in ihre Netze zieht, und ihn ſein treues, junges Weib völlig vergeſſen läßt. Letztere wird ſo ein Opfer der Gräfin und ſtirbt durch Gift, nachdem ihr Gatte ſo eben, aber ſchon zu ſpät, voller Vorwürfe gegen ſich ſelbſt, ſein tadelvolles Leben einſieht, mit der Gräfin gebrochen hat und reuevoll in ſein Haus zurückeilt. Er erhält nur noch Verzeihung von ſeiner ſterbenden Gattin. — Das Stück iſt noch nicht überſetzt. In Paris gibt Leontine Fay (jetzt Volnys) dieſe Rolle in großer Vollendung. — Herr *Francisque*, Komiker der franz. Geſellſchaft in Berlin, iſt ſo vorzüglich in „le sourd ou l'auberge pleine,“ („Alles beſetzt,“ von Vogel,) daß nach einem Hamburger Blatte: einem danach der Appetit nach jeder deutſchen komiſchen Vorſtellung vergehen ſoll. — Dlle. *Miller*, eine der kleinern, ja der kleinſten Lichter der franzöſiſchen Geſellſchaft, excellirte als Minette, in der „verwandelten Katze,“ worin bekanntlich Mad. *Neumann*, eine unſerer renommirteſten Schauſpielerinnen, ausgepfiffen wurde. Ein Beweis, wie ſehr im Ganzen unſere Schauſpieler „*gut zu ſpielen*“ verlernt haben. —

Correſpondenz des Herausgebers.

Stuttgart, den 27. Auguſt.

Garrik und Deinhardſtein.

Geſtern wurde *Garrik in Briſtol*, Luſtſpiel in 4 Akten von *Deinhardſtein*, hier gegeben. Das Stück hat in Wien Furore gemacht, ſo ſchreiben die Wiener Theaterzeitungen, die guten, gefälligen, die von allen ihren Bühnenmitgliedern im Superlative — von Vortrefflichkeit verſteht ſich — zu ſprechen pflegen, und die Stücke, die in ihrer Mitte geſchrieben werden, auch nicht fallen laſſen; bei Deinhardſtein, der einſt durch das nicht öſterreichiſche Deutſchland gereist iſt, um ſich mit ſeinen übeln Kritikern zu verſtändigen *), werden jene Berichterſtatter nicht anfangen einen andern Ton anzuſtimmen. Garrik in Briſtol gehört zu jener Klaſſe von Künſtler-Dramen, in denen ſich die Künſtler ſelbſt auf die ekelhafteſte Weiſe lobhudeln, und ich möchte der Schauſpieler nicht ſeyn, der in des

---

*) Ich war ſelbſt in München im Hauſe eines berühmten Schriftſtellers anweſend, als Deinhardſtein das naive Bekenntniß über den Zweck ſeiner Reiſe ablegte. D. Einſ.

Dichters Anſicht einachen und ſich ſolcher Selbſtbefleckung ſchuldig machen muß. So wenig, als im Hanns Sachs, der nur den vielen lieblichen Kunigunden (z. B. der Pache) ſein Heil zu verdanken hat, findet ſich hier das hohe geiſtige Leben der Kunſt, die gottgeborne Würde, die ohne ſich mit der Prieſterweihe zu blähen und zu brüſten, den innern Zauber ohne Abſicht nach Außen verbreitet. Garrik muß einem verliebten jungen Dichter Frondham zu ſeiner Geliebten verhelfen; darum treibt ihn ein Ungefähr als deus ex machina nach Briſtol. Frondham tölpelt den ganzen Abend auf der Bühne umher und ſagt zu Allem: „Ja!“ Die alte Anecdote, daß Garrik einſt zu einem Porträt Johnſons geſeſſen haben ſoll, wird verwirklicht. Garrik maskirt ſich als Johnſon, um bei Hild, der Frondham ſeine Tochter verweigert, wahnſinnigen Reſpect für Schriftſteller, und eben ſo wahnſinnigen Haß gegen Schauſpieler hegt, Eingang zu finden. Garrik ſpuckt den Johnſon in Hilds Wohnung, aber wo iſt von Johnſons Geiſt nur ein Athem? Wollte Herr Deinhardſtein vielleicht damit ſagen, daß Garrik nur das maskirte Aeußere Johnſons wieder zu geben im Stande geweſen ſey? Maske, nichts als Maske! zwar vortrefflich hier gegeben, aber was kann Deinhardſtein dafür, das war Seydelmanns Verdienſt. — Hild hat ein ſchlechtes Stück geſchrieben; weil er nicht weiß, ob es durchfällt, muß der gutmüthige Frondham ſeinen Namen dazu leihen; wenn es aber gefällt, will ſich Hild, eine grundgemeine Natur, zum Autor bekennen, um ſelbſt die Lorbeern zu holen. Das Stück kommt in Briſtol zur Aufführung; die zwei erſten Acte fallen durch. Hild geräth in Verzweiflung. Garrik ſpielt im dritten Acte und rettet vermittelſt mancher Veränderungen, die er vorgenommen, und durch die Kraft ſeiner Darſtellung, das ſchlechte Drama vom gänzlichen Untergange. Hild weiß von der Rettung nichts, und ſo zwingt ihn Garrik durch die Drohung, daß er den wahren Verfaſſer des erbärmlichen Machwerks nennen werde, Frondham ſeiner Tochter Hand zu geben. Jetzt erzählt Garrik erſt, daß das Stück gefalle. Es kommt die Nachricht, daß ein Bedienter krank geworden ſey, der mitzuſpielen habe; um nun den alten Hild vor dem Publikum als regelrechten Eſel zu charakteriſiren, muß ſich der Unglückliche auch noch vollends in einen Bedientenrock ſtecken und mit Komödie ſpielen. Garriks gutes Werk bleibt nicht ohne Dank. Er bekommt einen Brief, tritt vor und ſpricht: (die Scene hat Aehnlichkeit mit dem Schluße von Wallenſteins Tod: dem Fürſten Piccolomini.) „Ich habe einen Brief von London bekommen, ich ſoll Direktor vom Drury-Lane-Theater werden. Ja, das will ich.“ Und der Vorhang fällt. NB. Von der durchgefallenen und durch Garrik geretteten Komödie ſehen wir nichts, das wird nur in der Garderobe erzählt Nun frag' ich jeden ehrlichen Zuſchauer und Hörer, wo hat er den großen Geiſt gefunden, der hier ſprechen und handeln ſoll. Lederne Münzen, wie man ſie in Kriegsnöthen ausgibt, ſtatt herrlich geprägten Goldes; weiter nichts! Armer Seydelmann, dem die Größe geworden iſt, in die Fußſtapfen des größten britiſchen Mimen zu treten, daß du dich in ſolchen Fratzen herumtreiben ſollſt! Armes Perſonal, daß du eine ſolche grundfalſche, mit den gröbſten Fehlern geſpickten Sprache zu verarbeiten haſt. Armer Deinhardſtein, deſſen Engländer ſich jeden Augenblick umarmen, deſſen Schauſpieler auf den Souffleur zu ſeinen Füßen deuten muß. In England war nie ein Souffleurloch; man lernt dort die Stücke auswendig, und was das Umarmen der Männer betrifft, ſo bitte ich den alten Archenholz nachzuleſen. A*. Z*.

2tes Quartal. Nro 24. 7. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Ein geſpenſtiſches Hoftheater. — München. — Miscellen. — Correſpondenz des Herausgebers.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig, im I. Rayon 3 fl. 45 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Ein geſpenſtiſches Hoftheater.

> There are more things in heav'n and earth, Horatio,
> Than are dreamt of in your philosophy.
>
> *Hamlet.*

Nicht von unſern gewöhnlichen Hoftheatern will ich hier ſprechen, die gewiß nichts geſpenſtiſches, ſchauerliches an ſich tragen, und deren gräßlichſter Spuk, wenn ſie ihn einmal verſuchen, aus Latten und bemalter Leinwand beſteht. Mein Hoftheater beſtand aus Luft, „Blaſen der Erde, wie ſie das Waſſer erzeugt, wo ſind ſie hin?“ wie es im Macbeth heißt.

Man verſpotte immerhin übernatürliche Erſcheinungen. Es gibt deren, die ſo gewiſſenhaft und in beſter Form bezeugt worden ſind, daß man daran glauben muß, wenn man nicht alle hiſtoriſchen Belege über den Haufen werfen will. Ein von vier glaubwürdigen Zeugen unterſchriebenes Protokoll verbürgt die Authenticität meines Factums; und die darin enthaltene Weiſſagung war lange vor den Ereigniſſen bekannt, die zum Theil in jüngſter Zeit ſie erſt enthüllten.

Karl XI., Vater Karls XII., war ein deſpotiſcher Monarch, aber zugleich einer der Weiſeſten, die jemals Schweden beherrſcht haben. Dabei war er aufgeklärt, tapfer, ein großer Anhänger des Lutherthums, unbeugſamen Characters, kalt, entſchloſſen und nach dieſem Allem war wohl anzunehmen, daß ihm Phantaſie und Einbildungskraft gänzlich fehlten. — Er hatte ſeine Gemahlin Ulrike Eleonore durch den Tod verloren. Seine Härte, ſo ſagt man, ſoll ihre Auflöſung beſchleunigt haben; dennoch trauerte er um ſie, und tiefer, als man es ſeinem harten Herzen zugetraut hätte. Seit dieſem Verluſte wurde er noch ernſter und ſchweigſamer als bisher und überließ ſich den Staatsgeſchäften mit einer übergroßen Anſtrengung, gleich als wollte er dadurch ſich peinlichen Gedanken entſchlagen. — Es war an einem Abende ſpät im Herbſte. Die Stadt war ſtill und wie ausgeſtorben. Italieniſche Sänger hatten der Hoftrauer wegen ihre Vorſtellungen eingeſtellt. Der König ſaß im Nachtgewande und in Pantoffeln an einem großen Feuer im Schloſſe zu Stockholm. Sein Kammerherr, Graf Brahe, war bei ihm und ſein Leibarzt Baumgarten, der zu den Freigeiſtern gehörte, und von allen Menſchen verlangte, daß ſie nur an die Heilkunſt glauben ſollten. Der König liebte die Geſellſchaft dieſes Mannes nicht ſehr; dieſen Abend hatte er ihn rufen laſſen, um ihn wegen eines Uebelbefindens um Rath zu fragen.— Es war ſchon ſpät; ganz gegen die Gewohnheit entließ der König ſeine Umgebung nicht. Mit geſenktem Kopf, die Augen auf den Teppich des Bodens gerichtet, ſaß er da. Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte; es ſchien, als fürchte ſich der König allein zu bleiben. Denn als ſich Graf Brahe erhob und bemerkte, es ſey Zeit, daß Se. Maj. ſich zur Ruhe begebe; da deutete ihm eine Bewegung des Königs an, daß er bleiben ſolle. Den Arzt, welcher von der Schädlichkeit des Nachtwachens ſprechen wollte, unterbrach Karl mit den Worten: „Bleibt, ich will noch nicht ſchlafen!“ —

Nun wurden mehrere Verſuche gemacht, den König zu zerſtreuen, aber eben ſo fruchtlos. Jede Unterhaltung ſtockte. Endlich hatte Brahe den Einfall, daß die Traurigkeit um den Verluſt der Königin wohl ſeinen Herrn ſo ſehr übermanne, er blieb daher vor ihrem Bilde ſtehen, welches im Kabinete hing, und ſagte dann, mit einem tiefen Seufzer: „Wie ähnlich! So ſanft und ſo majeſtätiſch zugleich wie unſere Königin war!“ — „Zu geſchmeichelt,“ murmelte Karl zwiſchen den Zähnen, „die Königin war häßlich.“ — Hierauf erhob er ſich noch mißgelaunter und ſchritt durch das Zimmer. Er blieb an dem Fenſter ſtehen, welches auf den innern Schloßhof ging. Die Nacht war finſter; der Mond ſtand im erſten Viertel.

Das jetzige Reſidenzſchloß der Könige von Schweden war zu jener Zeit noch nicht beendigt, und Karl XI., der deſſen Bau begonnen hatte, reſidirte noch in dem alten Schloſſe, an dem einen Ende des Ritterholms gelegen, mit der Ausſicht nach dem Mälarſee. Dies iſt ein großes Gebäude in Hufeiſenform. Das Kabinet des Königs lag auf dem äußerſten Flügel, und faſt gegenüber befanden ſich die langen Fenſter des großen Saales, wo ſich die Stände zu verſammeln pflegten, wenn ſie von der Krone zuſammenberufen wurden. — Dieſe Fenſter ſchienen nun mit einem Male ſich zu beleuchten, zur großen Verwunderung des Königs. Anfänglich glaubte er, daß irgend ein Diener dort beſchäftigt ſey, aber die Helle war zu ſtark, als daß man glauben konnte, ſie rühre von einem, oder ſelbſt von mehrern Lichtern her. Eine Feuersbrunſt war es eben ſo wenig, denn nirgends zeigte ſich Rauch, die Scheiben blieben ganz, kein Geräuſch ward vernehmbar. Alles deutete vielmehr auf eine feſtliche Erleuchtung. — Karl blickte eine Zeitlang hinüber, ohne ein Wort zu ſprechen. Brahe, der gleichfalls Alles bemerkte, wollte einem Pagen läuten, um die Urſache erfragen zu laſſen, aber der König hielt ihm, mit einer plötzlichen Wendung, den Arm und ſprach: „Ich will ſelbſt in jenen Saal gehen.“ Er erbleichte und ſeine Miene drückte Entſetzen aus. — Dennoch aber verließ er mit feſtem Schritte das Zimmer; Kammerherr und Leibarzt folgten; ein Jeder von ihnen trug eine brennende Kerze.

Der Kaſtellan ſchlief bereits. Baumgarten mußte ihn wecken, und ihm im Namen des Königs befehlen, ſogleich den Ständeſaal zu öffnen. Der arme Mann war ſehr überraſcht, erſchien aber bald halbangekleidet, mit ſeinem Schlüſſelbunde vor dem Könige. Zuerſt öffnete er die Thüren der Gallerie, die in den Saal führte. Der König trat ein, doch mit Schauder bemerkte er, daß Alles, von unten bis oben, ſchwarz tapezirt war. „Wer hat dies befohlen?“ fragte er zornig. „Niemand, nach meinem Wiſſen,“ erwiderte der Kaſtellan in höchſter Verwirrung. „Das Letztemal noch, wie ich die Gallerie kehren ließ, war ſie mit Eichenholz getäfelt, wie ſie es immer geweſen. Wahrhaftig dieſe Draperien ſind nicht aus der Möbelkammer, Ew. Majeſtät.“ — Der König ſchritt ſchnell vorwärts und hatte das zweite Drittel der Gallerie erreicht. Der Graf und der Kaſtellan waren dicht hinter ihm; nur Baumgarten war ein wenig zurückgeblieben, getheilt zwiſchen Furcht allein zu bleiben, oder ſich in Geſellſchaft einem Abenteuer auszuſetzen, das ſich auf ſo ſeltſame Weiſe ankündigte.

„Gehen Ew. Majeſtät nicht weiter,“ rief mit einem Male der Kaſtellan, „bei meiner Seele! hier iſt's nicht geheuer. Um dieſe Stunde.... und ſeit dem Verſcheiden unſerer gnädigſten Königin... ſpricht man — daß ſie in dieſer Gallerie umgehe.... Gott ſey bei uns!“ ... — „Halt, Sire!“ ſagte ernſt der Graf, „hören Sie nicht das dumpfe Getöſe aus dem Saale ſchallen? Wer weiß, welcher Gefahr Ew. Majeſtät ſich ausſetzen?“ — „Sire,“ ſchrie ängſtlich Baumgarten, deſſen Licht ſo eben durch einen Luftzug verlöſcht worden war, „erlauben Sie mindeſtens, daß ich einige Dutzend von den Leibtrabanten hole.“ — „Oeffne, Kaſtellan,“ ſprach feſt der König, welcher bereits vor der Thür des großen Saales ſtand. Er ſtieß ungeduldig mit dem Fuße dagegen, und ein dumpfer Ton, wie von fernem Geſchütz, brach ſich an dem Gewölbe der Gallerie.

Der arme Kaſtellan zitterte ſo, daß er den Schlüſſel nicht anzuſtecken vermochte. Der König ſtampfte abermals ungeduldig und befahl dem Grafen zu öffnen. — „Sire,“ ſagte dieſer zurückweichend,

„wenn Ew. Maj. befehlen, gegen eine deutſche oder däniſche Batterie zu ſtürmen, ich werde nicht davor zittern, aber die Hölle herauszufordern, daß....“ Der König riß dem Kaſtellan die Schlüſſel aus der Hand. „Ich ſehe wohl,“ ſagte er mit Verachtung, daß dies nur allein *mich* angeht.“ Und ehe die Andern es verhindern konnten, hatte er die Thür von dickem Eichenholze geöffnet, und war in den Saal getreten, mit den Worten: „Mit Gottes Hilfe!“ — Seine Begleiter, von Neugierde und der Verantwortlichkeit, wenn ſie ihren König verlaſſen hätten, getrieben, drängten ſich ihm nach. —

Der große Saal war mit einer Menge von Kerzen erleuchtet, und eine ſchwarze Umhängung verbarg überall das Getäfel und die Tapeten der Wände. Längs derſelben ſah man, wie gewöhnlich, deutſche, däniſche und moscovitiſche Fahnen, die in den Feldzügen Guſtav Adolphs erbeutet worden waren. Mitten im Saale aber waren ſchwediſche Fahnen aufgerichtet, welche Trauerflöre umweheten. — Eine ungeheuere Verſammlung ſaß auf den Bänken ringsumher. Die vier Stände des Reichs, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bürger und die Bauern hatten ihre Plätze inne. Alle waren ſie ſchwarz gekleidet, nur die Geſichter ſchienen vom dunkeln Grunde herauszuleuchten und blendeten dergeſtalt das Auge, daß keiner von den vier Zeugen dieſer außerordentlichen Scene, den Anblick lange zu ertragen vermochte, und daher auch keiner dieſe Geſichter erkannte. — Auf dem Throne, den der König gewöhnlich einzunehmen pflegte, aber lag ein blutender Leichnam, mit allen Zeichen koniglicher Würde angethan. Zu ſeiner Rechten ſtand ein Kind mit Krone und Scepter; zur Linken ein alter Mann, oder vielmehr ein anderes Geſpenſt, das ſich auf die Lehne des Thronſeſſels ſtützte Er trug das Kleid der alten Reichsverweſer vor der Zeit Guſtav Waſas. An einem Tiſche, dem Throne gegenüber, ſaßen Männer, von ſtrengem, ernſten Anſehen, gleich Richtern mit Folianten und Pergamenten vor ſich. — Zwiſchen dem Throne und der Verſammlung ſtand ein ſchwarzbehängter Block; ein blankes Beil lehnte daneben. —

Niemand, ſo ſchien es, bemerkte in dieſer übermenſchlichen Verſammlung, die ſo eben Eingetretenen. Dieſe hörten anfänglich nur ein dumpfes Geräuſch, ohne ein Wort verſtehen zu können. Aber bald erhob ſich der Aelteſte der Richter und ſchlug dreimal mit der flachen Hand auf einen Folianten. Eine tiefe Stille erfolgte. Einige junge, hübſche Leute, die Hände auf den Rücken gebunden, traten durch eine Seitenthür ein. Sie gingen mit erhobenem Kopfe und feſtem Blicke einher. Hinter ihnen erſchien ein ſtarker Mann, in einem Koller von braunem Leder, der das Ende des Stricks hielt, womit ſie gebunden waren. Der, welcher der Vornehmſte von ihnen zu ſeyn ſchien, blieb vor dem Blocke ſtehen, und ſah mit ſtolzer Verachtung darauf hin. In demſelben Augenblick ſchien der Leichnam auf dem Throne convulſiviſch zu erzittern und friſches, rothes Blut rieſelte aus ſeiner Wunde. Der junge Menſch kniete nieder und reckte den Kopf hin; das Beil blitzte in der Luft und fiel dumpfſchallend auf den Block. Ein Blutſtrom färbte den Boden und vermiſchte ſich mit dem Blut des Leichnams auf dem Throne. Ein abgehauener Kopf prallte ein paar Mal von der Erde ab, rollte dann zu Karls Füßen und färbte ſie roth.

Das Erſtarren hatte ihm die Sprache genommen, nun aber löste ſich ſeine Zunge. Er machte einige Schritte gegen den Thron hin, und richtete die bekannte Formel der Geiſterbeſchwörer an die Geſtalt, im Kleide des alten Reichsverweſers: „Biſt du von Gott, ſo rede; gehörſt du andern Mächten an, ſo weiche von hinnen!“ Und das Geſpenſt erwiederte langſam und feierlich: „Karl, König! Dies Blut fließt nicht unter deiner Regierung,“ und hier wurde die Stimme unverſtändlicher: „Wehe, wehe, wehe dem Blute Waſas!“ —

Nach dieſen Worten fingen die Geſtalten an undeutlicher zu werden, und erſchienen nur noch wie gefärbte Schatten. Bald waren ſie gänzlich verſchwunden, die geſpenſtiſchen Lichter erloſchen, und die Kerzen, die Karl und Brahe trugen, beleuchteten matt die alten Tapeten, welche ein leichter Zugwind bewegte. Man vernahm noch eine Weile ein leiſes Rauſchen, wie von Blättern, oder wenn der Wind durch die Saiten der Harfe fährt. Ueber die Dauer der Erſcheinung waren ſie Alle übereinſtimmend, ſie glaubten, daß ſie ungefähr zehn Minuten gewährt haben mochte.

Alles war verſchwunden, bis auf den Blutfleck an dem Pantoffel des Königs. Sogleich zog ſich der König in ſein Kabinet zurück, ließ Alles genau niederſchreiben und unterzeichnete es ſelbſt, dann ſeine Gefährten. Noch während der Regierung des Königs, wurde dieſer Vorfall bekannt, welche Mühe man ſich auch gab, ihn zu verheimlichen. Das unterzeichnete Document wird noch bewahrt, und Niemand wagt es einen Zweifel gegen deſſen Aechtheit anzubringen. Der Schluß dieſes Documents iſt merkwürdig, er lautet: „Und wenn, was ich hier berichte,“ ſo ſpricht darin der König, „nicht die ſtrengſte Wahrheit iſt, ſo verzichte ich auf die Hoffnung des ewigen Lebens, das ich wegen einiger guten Handlungen wohl verdient haben könnte, beſonders durch meinen Eifer, das Glück meines Volkes zu begründen, und die Religion meiner Vorfahren zu erhalten.“ — Den König verließ der Eindruck dieſer Erſcheinung nicht mehr. Man ließ die Italiener wieder ſingen, und ſuchte den Hof durch Feſtlichkeiten zu beleben, um jenes nächtliche Drama, und die entſetzlichen Künſtler die es darſtellten, aus dem Gedächtniſſe des Monarchen zu verwiſchen. Umſonſt. —

Wenn man jetzt an den Tod Guſtavs III. denkt, ſo wird einem die ſchreckliche Prophezeiung nicht räthſelhaft mehr ſeyn. Der junge

Menſch, der geköpft wird, wird Ankerſtröm, der gekrönte Leichnam Guſtav III. ſeyn; das Kind iſt ſein Sohn und Nachfolger Guſtav IV. Adolph; der Greis aber, der Herzog von Sudermanland, erſt Regent, dann Konig, als ſein Neffe die Krone verloren hatte.

München.

(Don Giovanni. Die Gäſte.)

Die italieniſche Vorſtellung des Don Juan lockt immer ein ſehr ausgewähltes Publikum in das Schauſpielhaus. Unerwartet kam uns dieſer Genuß, da wir von Santini bereits Abſchied genommen hatten, und erhöht ward er uns dießmal durch den Geſang der Schechner-Waagen als Donna Anna.

„Sie hätte nach Paris reiſen müſſen," ſagt der Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen in ſeinen Pariſer Briefen von unſerer Sängerin, „und wenn ihr jede Gelegenheit, ſich hören zu laſſen, verweigert worden wäre, ſo hätte ſie an den Straßenecken ihre Stimme erheben ſollen, um ſich Anerkennung und Sieg zu verſchaffen." Das Buch iſt mir nicht zur Hand und ich citire aus dem Gedächtniſſe. Daß es die Künſtlerin unterlaſſen hat, nach Paris und London zu gehen, um von dort aus ſich ihren Landsleuten, als erſte Sängerin Mozart'ſcher und Gluck'ſcher Parthien anpreiſen zu laſſen, mag ſie nun wohl ſelbſt oft bereut haben. Sie dachte wahrſcheinlich, edel genug, zu hoch von ſich und unſerm Geſchmacke, und muß dafür nun die traurige Erfahrung hinnehmen. Wenn die capricieuſeſten Dilettanti, der Salle-Favart, ein Schlag Kunſtmenſchen, den ich ſo ziemlich zu kennen glaube, die Donna Anna ſo hörten, wie ſie die Schechner-Waagen das Letztemal geſungen, ſo würde der Lärm ohne Ende und ſo groß ſeyn, daß man ihn von der Seine bis zur Newa hören müßte. Welch ein Recitativ; welch ein Ausdruck im Vortrage der Arien; welche tragiſch-mächtige Stimme! Und weßhalb zürnt man der Sängerin? daß ſie auf Reiſen geht? daß ſie nicht das ganze Jahr hindurch, und wöchentlich 4mal ſingt? Aber, worin liegt da der Uebelſtand, wenn nicht in der lächerlich-eigenſüchtigen Begründung der Hoftheater? Jetzt iſt man ſchon davon zurückgekommen, und die Heinefetter wird nur für die Saiſon engagirt, wie es in Italien, England und Frankreich der Fall iſt. Wenn die Schechner reist, und es ihr die Intendanz, trotz der eigenen Verlegenheit, nicht verweigern darf, ſo muß ihr Kontrakt ihr wohl ein nicht anzunichtendes Recht dazu geben. Wer hieß ihn ſo abſchließen? —

Wie Santini den Leporello gibt, iſt bekannt genug. Es liegt etwas ſo fremdartig, ungeheuerlich-phantaſtiſches in dieſer Komik, daß ſelbſt dem Meiſter in dieſer Art zu ſchildern, Callot-Hoffmann, kein Bild davon gelänge. In Deutſchland ſieht und hört man nichts Aehnliches. — Pellegrini, als Don Juan, war wie immer ſehr vorzüglich; eben ſo Bayer, als Don Ottavio. — So lange wir dieſe edeln Talente und das Orcheſter noch unſer nennen, iſt die Münchner Oper noch immer die Erſte in Deutſchland. — Im „Fra Diavolo“ ſahen wir Hrn. Gerſtel aus Lübeck, als Lord Cocburn. Ueber ſolche Vorſtellungen läßt ſich wenig mehr ſagen; über das Theater in Lübeck gar nichts; und über Hrn. Gerſtel ſo viel, daß man aus dieſer Leiſtung nicht abnehmen konnte, welcher Platz ihm eigentlich anzuweiſen ſey. Für diesmal erreichte er Mittermayer nicht. In der Nachahmung des engliſchen Jargons iſt er eben ſo wenig glücklich wie Jener. — Im Enzio gaſtirte Hr. Schunke mit vielem Beifall, wie ich hörte. Ich ward abgehalten, der Vorſtellung beizuwohnen.

Miszellen.

Repertoir in Braunſchweig.

(28. Juli bis 12. Auguſt.)

28. Juli. Robert der Teufel. **29.** Carl VII. und ſeine Vaſallen, nach Dumas (neu). **30.** Oberon. **31.** Die Puritanerin (neu) und Ballet. **1.** Auguſt. Marie, Oper von Herold. **2.** Alpenkönig. **3.** Cortez (neu in die Scene geſetzt). **4.** Der Dachdecker und die Belagerung von Antwerpen. **5.** Robert der Teufel. **6.** Ball. **7.** Fra Diavolo. **8.** Ludwig XI., Trauerſpiel von Delavigne. **9.** Der reiſende Student, Oper von Methſeſſel (neu). **10.** Der Zauberkeſſel (Ballet) und der Taubſtumme. **11.** Moſes von Klingemann (als Melodrama). **12.** Robert der Teufel.

NB. In 14 Tagen: Sieben große und bedeutendere Opern; eine neue Operette; ein großes neues Schauſpiel; ein neues Luſtſpiel; ein Trauerſpiel, ein Melodrama u. ſ. w. Der Intendant dieſes Theaters iſt Herr Baron von Münchhauſen; die Regiſſeurs des Schauſpiels, Marr und Kettel, der Regiſſeur der Oper, Cornet.

Correspondenz des Herausgebers.

Leipzig, Ende Auguſt.

(Hanns Heiling. Holtei. Robert der Teufel. Hoftheater in Dresden.)

Eine neue Oper von Marſchner iſt einſtudirt worden: „Hanns Heiling,“ Textbuch von Eduard Devrient, dem braven Sänger des Berliner Hoftheaters. Marſchner dirigirte ſelbſt ſein Werk die erſten beiden Malen, und der Erfolg war glänzend. Das Buch, man mag ſagen was man will, hat treffliche Stellen, die Sprache iſt gut, und die Verſe meiſtens ſingbar; was die Muſik betrifft, ſo iſt ſie eines Marſchner würdig. — Die Oper wurde ſchon mehreremal bei vollem Hauſe wiederholt, und wird ſich auf der Bühne allem Anſcheine nach lange erhalten. Von der trefflichen Sängerin Fiſcher, ſo wie von dem braven Mantius, berichtete ich Ihnen ſchon, ihr Gaſtſpiel ließ uns freundliche Erinnerungen zurück*). Seit der Zeit beſuchte uns nur noch Dlle. Stetter aus Wien, ſie ſang die Agathe im Freiſchütz, und ſprach an, obgleich ihrer Stimme die erſte Jugendfriſche fehlt; ihr Spiel iſt gewandt und oft recht brav.

Jetzt gaſtirt Holtey hier, und macht im eigentlichſten Wortverſtande Furore. Ich muß aber auch geſtehen, es iſt etwas ganz eigenes um dieſen Künſtler, durchaus nicht, was man gewöhnlich Naturaliſt nennt, tragen demohngeachtet alle ſeine Leiſtungen den Stempel der Natur, ſo zwar, daß eine ihm eigenthümliche gewiſſe Spielweiſe ſich keineswegs ſtörend bemerkbar macht. — Daß ichs kurz mache! ſollt' ich Herrn von Holtey als Schauſpieler charakteriſiren, ſo würde ich ihn den norddeutſchen Raimund nennen. Beide gleichen ſich auffallend, ſo verſchieden ihre Richtung iſt, und auch als Menſch entwickelt Holtey bei näherer Bekanntſchaft dieſelbe perſönliche Liebenswürdigkeit, wie Raimund.

Heute (30. Auguſt) wird zum erſtenmal „Robert der Teufel,“ von Meyerbeer aufgeführt. Es iſt kein kleines Wagniß, dieſes koloſſale Werk, ohne Chor, (denn unſere 6 Choriſten und fünfthalb Choriſtinnen können unmöglich für einen Chor gelten,) aufführen zu wollen; doch die Hauptparthien geben Eichberger und Hauſer, und um dieſer Lieblinge willen läßt das Publikum oft gerne Fünf für Grade gelten. Möchte aber Hr. Ringelhard dies anerkennen, und den Chor nur in Etwas wieder zu heben ſuchen, zumal ſein Schauſpiel jetzt ganz darnieder liegt. Es iſt weder ein erſter Held, noch ein Liebhaber vorhanden. Ich verſchone Sie mit den maſſiven Witzen, welche hier ſchon über dies Thema, ſo wie über unſer unglückſeliges Ballet (den Affen-Darſteller Marquard an der Spitze) in Umlauf ſind; es ſcheint wirklich, als wären Chor und Ballet einen Wettſtreit eingegangen, welches von Beiden von Tag zu Tag tiefer herabſinken könne. — Uebrigens drohen uns noch größere Verluſte, Porth, Meyer und Baſſiſt Köllner gehen ab, und noch iſt keine Ausſicht vorhanden, daß dieſe Verluſte erſetzt würden. Eben ſo verläßt uns Mad. Seebach, brav im Fache jugendlicher Mütter.

Auch das Dresdner Hoftheater leidet, wie ich auf einem Abſtecher dahin wahrnahm, bedeutend. Julius, vielleicht der erſte Marinelli Deutſchlands, iſt penſionirt worden, und an ſeiner Statt ein gewiſſer Hr. Puſch engagirt. Auch Pauly, heißt es, würde abgehen; — dann ſind nur noch Emil Devrient und Frau, ſo wie die Veteranen Werdy und Burmeiſter übrig, welche wahrhaft den Namen Künſtler verdienen. Mad. Rettig, geb. Gley, iſt nebſt ihrem Gatten für eine verhältnißmäßig hohe Gage engagirt. Herr Rettig ſprach nur mittelmäßig an, und von Mad. Rettig hatte man mehr erwartet. Als Hr. Anſchütz im Wallenſtein gaſtirte, hatte ſie das ſeltene Schickſal als Thekla, mit Applaus empfangen und mit Geziſch entlaſſen zu werden. — Mehr, wenn Neues und Erwähnenswerthes vorfällt.

Junius.

---

*) Ich habe dieſen Brief nicht erhalten. D. Red.

2tes Quartal. Nro. 25. 10. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Aus einem Andenken für Freunde. — München. — Miscellen. — Correſpondenz.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 8 kr.

Aus einem Andenken für Freunde.

I.

Seit vielen Wochen ſchon entzückt mich ein Buch, es ergreift mich auf eine bald tiefernſte, bald erheiternde Weiſe. Ich möchte es eine große Gedankengallerie nennen, voll geiſtiger Schöpfungen eines immer regen, tiefen Gemüthes. Welch ein Menſchenleben! Wie reich, wie aufgefaßt! Knoſpen und Blüthen, Regen und Sonnenſchein, Kriegsleiden, Reiſen, Kunſt, Freundſchaft und Liebe — von Allem, wie berührt, durchdrungen, beſeligt und zugleich verletzt!

Es iſt dies eine Sammlung von Briefen und Denkwürdigkeiten, welche Varnhagen von Enſe, nach dem Tode ſeiner Gattin für ihre Freunde drucken ließ. — Noch bewahre ich einige Schreiben von werther Hand, die mich in den Kreis dieſer bedeutenden und hochgefeierten Frau einführen ſollten, aber immer vereitelte ein Zufall meine projectirte Reiſe nach Berlin. Hiedurch nun, glaubte ich, ein Recht zu haben, nach dieſen Blättern greifen zu dürfen. — Es that mir leid, daß nicht das ganze, hiezu geeignete, Publikum, ſich an dem herrlichen Buche erfreuen ſollte, und es drängte mich, wo ich nur Gelegenheit dazu fand, davon zu ſprechen und mich in Lob zu erſchöpfen. Was half es aber? Das Buch iſt nirgend zu kaufen, und ſelbſt Bruchſtücke daraus mitzutheilen, ſchien mir ohne beſondere Erlaubniß ſeines Herausgebers nicht geſtattet.

In dieſem Zwieſpalte traf mich ein Freund aus Berlin, der mich geradezu aufforderte, die Trefflichkeit dieſer Sammlung anzupreiſen, wo und wie ich wollte; indem er zugleich bemerkte, daß es doch nicht gut möglich ſey, ein ſolches Werk, in ſeiner tiefen Eigenthümlichkeit, und im vollſtändigſten Zuſammenhange, der Nation vorzuenthalten; daß jede Rückſicht dabei verſchwinden müſſe, weil ja dieſe Memoiren Alles andere überflügeln, was jemals von Frauen in dieſer Art herausgegeben wurde.

Die hiedurch erregte Hoffnung zur öffentlichen Herausgabe des, in der Einleitung zum Buche, verſprochenen Ganzen, wurde in dieſen Tagen um ſo gewiſſer, als ich in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ Bruchſtücke daraus mitgetheilt fand. Jetzt wollte auch ich nicht zurückbleiben.

* * *

Die Frau, deren Bekanntſchaft einige meiner Leſer hier machen, Andere erneuern werden, war Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe, geborene Rahel Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt; eine Schweſter Ludwig Roberts. Der trauernde Gatte ſagt in der Einleitung: „Und wenn auch der volle Reichthum dieſes von Geiſt und Liebe beſeelten Gemüthes nicht unmittelbar jedem Auge entfaltet lag, ſo bekennen doch Alle, die auch nur Momente dieſes in Wohlwollen und Wahrheitseifer ſtets erregten Lebens angeſchaut, daß ſie von dieſer Erſcheinung einen ſeltenen und ahnungsvollen Eindruck der eigenthümlichſten Kraft und Anmuth empfangen haben, der jeder freigebigſten Vorausſetzung Raum gibt, und Alle mitfühlend unſerer Wehklage beiſtimmen läßt.“

Was ich aus dem reichen Schatze, der mir vorliegt, aus Briefen an und über alle Celebritäten unſerer Zeit, hier mittheilen werde, ſoll ſich zunächſt auf jene Kunſt beziehen, deren Freunden dieſe Blätter gewidmet ſind, und auch hier iſt ſo reiche Fülle, daß ich in Verlegenheit gerathe, und daher nur Das erwähle, was zunächſt in beſonderer Beziehung zu meinem Leſerkreiſe ſtehen dürfte.

Aus Briefen.

An Ludwig Robert.

Berlin, den 8. Auguſt 1812.

Ich habe mehr als Pflicht erfüllt: ich habe die Räuber, ſage die Räuber geſehen, und Kora von Kotzebue! Daß letzteres Stück, wie es daſteht, gegeben wird, macht den Sitten der Deutſchen ächte Schande; daß es überhaupt gegeben wird, zeigt von der großen Rohheit des größeren Publikums unſerer Nation; daß Kotzebue es machte, von der Stümperhaftigkeit ſeiner Begriffe und der völligen Plattheit ſeiner Geſinnungen, denn auf Einer Stufe ſtehen ſie darin gar nicht. Den keuſchen Iffland, im Aufſtellen des Schicklichen und im Bemühen der Geſchmacksreinigung, verſteh' ich hierin nicht. Unſere Schauſpieler verdienen wirklich ein ſittenreinigendes Wollſpinnen, weil ſie dieſe leeren unanſtändigen Grobheiten mit Wohlgefallen ſpielten; in ihrem Sinne, als wäre es Shakſpeariſcher Witz; und hervorkehrten, wohl ärger noch, als es der Verfaſſer konzipirte, und ſich recht drin wälzten, ohne doch eine nur verſtändliche Perſönlichkeit hervorzubringen, ſondern bloße Bretternart, und ſonſt gar nichts. Eßlair müßte ſolche Aufführungen tilgen helfen; und nicht ſie befördern, veranlaſſen. Auch war es denn leider ganz leer zu meinem Schrecke: obgleich er *ungeſehen dies* verdiente. — Er ſieht trotz eines ſchlechtern Anzugs, als wir hier zu ſehen gewohnt ſind, nicht wie ein Hiſtrion, ſondern wie ein Menſch aus; mit beweglichem regſamen Blick und Mienenſpiel, länglich geſchnittenen Augen, die er auch wohlgeübt zu gebrauchen weiß; wie er überhaupt die Bretter kennt, und unendlich viel geſpielt hat, und Beifall gewohnt iſt. Er hat eine hohe Heroengeſtalt, und muß Halbgötter und phantaſtiſche Menſchen ſehr ſchön darſtellen; eine Stimme, wie ich ſie nie hörte, mit einer ſo umfaſſenden, in allen Tönen einnehmenden Skala. (Als er geſtern Morgen einen Augenblick bei mir geweſen, und wegging, ſagte Dore: „Ein hübſcher Mann!“ — Ja! — „Und er hat ſo was Sanftmüthiges an ſich.“ Sie wußte es nicht zu nennen, und meinte nur die Götterſtimme.) Eine Nuance von Vornehmheit fehlt ihm, jetzt-zeitiger möcht' ich ſie nennen, die man, wenigſtens ich, nach den erſten fünf Bewegungen vermißte. Schöne Füße für ſo große Geſtalt, die jedoch nicht hinderlich erſcheint; und gar kein eitles Spiel für Publikum; ſo iſt er öfters mit dem Rücken gegen die Zuſchauer gekehrt, welches mir ſehr wohlgefällt, ich immer wünſche, und nicht begreife, warum darin die Schauſpieler ſo viel bedenklicher, aber nicht *genug*, als die Tänzer ſind; in jedem Moment wird doch in keiner Rolle geſprochen, und da thut eine lebhafte natürliche Wendung des Menſchen ſehr gut, und belebt Schauſpieler und Zuſchauer. Es kommen ihm nicht Einfälle genug in's Gemüth, alſo fallen ihm nicht genug Nuancen des Vortrags ein; und daher iſt er der Meinung zu oft, ſich in den Affekt ſetzen zu müſſen, in welchem man gar nicht anders kann als ſchreien, dies iſt die Urſache, warum er dies zu oft, und daher öfters ohne richtigen Grund noch treffende Wirkung, thut; bei Leibe aber nicht für's gröbere Parterre und deſſen groben Beifall, ſondern aus reinem Irrthum und Mangel, aber doch verführt von der zu willigen alles leiſtenden Stimme, die ihm ſchon ſo herrlichen Beifall ſchaffte, und Zeit ihres Lebens ſchaffen muß. In ſeinen beſten Momenten erinnert er an Fleck und an Talma, wie dieſer auch in ſeinen beſten an Fleck. Abſtrakte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal, haben ſie alle drei ſehr gleich. Er ſpielt ſehr deutſch, und doch wie Einer, der die Franzoſen geſehen, erwogen und benutzt hat; dies in ſeinen theatraliſchen Bewegungen, die er gehöriger Weiſe al fresco nimmt; aber bei weitem nicht mannigfaltig und witzig genug: wie denn Witz ihm in allem, was er auch gut leiſtet, am meiſten fehlt. Dabei ſpielt er nach Stimmung und Eingebung; und aus großer Routine auch mit Ueberlegung, womit er ſich klug genug unterſtützt, wenn er ſich ſchwächeren Herzens fühlt. So gab er die Räuber. In der Stelle, wo er die groben Ermahnungen des Mönchs anzuhören hat, ſah er mit ſchwarzem, vorn aufgeklappten, mit rothen Federn in die Stirn gedrückten Hute, gradauf ſtehend auf eine paſſende Streitaxt gelehnt, außerordentlich gut, und menſchlich, und edel, lebendig zuhörend aus; wie ein wirklicher Menſch, und hochartig. Auch antwortete er in-edelgefaßtem Schmerz dem Mönche ſehr ſchön in den abgebrochenen Reden. Als er ſich erſchießen wollte, ſpielte er meiſterhaft; eindringend verſtändig, verloren forſchend, und unglücklich; mit den paſſendſten Geberden; ſo gelungen als möglich. Auch erſtach er das Mädchen ſo außerordentlich als es nur möglich iſt; wie Fleck, wenn er ſo etwas gut machte. Auch kann er ſo ſchön ohne Worte ſanglotiren, il ny' a point de mot dans notre langue; Schluchzen allein iſt es nicht, Wimmern und Schluchzen. Noch machte er manches ſchön; ich rede vom Schönſten. Ja! noch Eins! Er las den Brief des Vaters gleich zu Anfang göttlich, und war in dem Zimmer zu Hauſe, wie nur große Schauſpieler, wie Menſchen in ihren Zimmern, Helden. Er wurde den Abend ſehr beklatſcht und herausgerufen: und es war jenes Klatſchen in der Luft, welches ganz allein nach gutem Spiel erfolgt, und nicht von der Menge der Hände abhängt. Vorgeſtern ſpielte er Rolla bei leerem Hauſe: mit der Fähigkeit, die du ihm nun kennſt; nahm aber die Rolle, eine Nüance oder ein paar, franzöſiſcher; und die Rolle, ſage ich, liefert ihm nicht jene Momente, in denen er mir völligen Beifall ablocken konnte. Er wurde wieder herausgerufen. Uebrigens habe ich das Publikum noch nie gerechter gefunden; wo ſie konnten, ehrten ſie den fremden Künſtler; wo ſie mußten, zeigten ſie ihren völligſten Beifall unbefangen gern, und wahrlich ſie ſchienen's beide Abende auch ganz zu verſtehen.

Eßlair macht einen ſo lieben Eindruck als Menſch, und zeigt den in ſeinem ganzen Vortrag ſo, daß man ihn perſönlich lieben muß: dafür war ich ihm ſchon mit meinem ganzen Herzen dankbar. Sein kleiner Beſuch hat ihn in meiner Gunſt beſtätigt. Er hat etwas liebenswürdig Gütiges. Rauchtaback roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nuance von feinſter Welt. Er behauptet keine Zeit zu haben; er eilte ſo, daß ich beinahe nichts mit ihm ſprechen konnte, als von deinen regrets zu einer Probe vom Tell, der heute gegeben wird; hier die Austheilung. — Leb' wohl! Ich bin zu müde: ich habe einen kranken Kopf, und nur meine Theaterleidenſchaft und du konnten mich ſchreiben machen. —

N. S. Er brachte mir einen Brief von S. — Meine ganze Liebe wallt zu Flecks Grabe. Die Propheten, Dichter und Künſtler, die Gottgeſandten, ſollten doch ſo lange die Welt ſteht, leben, und nicht ſich deteriorirend altern, wie wir Gemeinſten, Elendeſten. Ich bin heute völlig elend; in allem! Eßlair bleibt nur bis den 11ten. Die Bethmann, die ich nach der Probe ſprach, kann nicht genug erzählen, wie herrlich er in Theſeus iſt, und wie über alle Maßen vortrefflich in der Beicht; ſie ſagt, darin ſtellte er den Theſeus auf den Kopf. Grad umgekehrt!

München.

(Die Zauberflöte.)

Wenn man ſich einmal ganz hineinverſenkt hat in jene alt-ägyptiſche Welt, und mit unſerm grundgelehrten, herrlichen Profeſch wachend eine Nacht hindurch zwiſchen den Rieſenſchenkeln der Memnonsſäule zubrachte, um den Anfang der Sonne zu erwarten, und dann eintritt am Abende eines ſolchen Tages in das Hoftheater zu München, und die Zauberflöte ſieht, dann hat man eine Reiſe mit Siebenmeilenſtiefeln zurückgelegt, eine Reiſe, deren Schnelligkeit keine franzöſiſche Malle, keine Nagleriſche Eilpoſt erreicht, man ſieht ſich im Hui aus der uralten Wahrheit der Wunder in die neuere Wahrheit des Theaters verſetzt, wie nun hier einmal die Wahrheit anzutreffen iſt.

Dieſe Ueberraſchung wollte ich einem hier ſtudirenden, jungen Franzoſen bereiten, dem ich viel von „les mystères d'Isis" erzählt hatte, und der, unſere bei ſeinen Landsleuten ſprüchwörtlich gewordene Gründlichkeit in Erwägung ziehend, ſich eine gute Ausbeute für ſeine Alterthumsforſchung von unſerer Darſtellung der Zauberflöte verſprach. Seitdem ſie den Obelisken von Luxor, den Ihren nennen, haben die Franzoſen eine große Vorliebe für den Nil und ſeine Beherrſcher vor Thotmoſes und Amenopht. Mein junger Freund von der Seine las Vieles nach, damit ihm nichts unverſtändlich bleibe. Er war gewiß, Hieroglyphenringe auf den Decorationen zu finden, und freute ſich im Voraus, ſie entziffern zu können, kurz er war wie närriſch vor Freude, als die erſten, ernſten Accorde der Ouverture ertönten, und er nun mit einemmale, die Wüſte, den Nil, die Pyramiden und das alte Menſchengeſchlecht dazwiſchen handelnd und wandelnd, zu erblicken hoffte.

So ſind nun dieſe jungen Romantiker, unſere Nachbarn, ſie denken gleich an Treue, Wahrheit und Natur, und machen dies zur höchſten Bedingung der Kunſt. Bei uns iſt es nicht ſo. Unſer Theater iſt himmelweit von der Wahrheit entfernt. Dem alten Schikaneder fielen Remeſiden und Pharaonen und Obelisken nicht ein. Ihm lag daran, die Handwerksgebräuche einer veralteten Geſellſchaft ein Mal theatraliſch zu geben, und er erſchuf ſich dazu einen Troß phantaſtiſcher Leute, wie man ſie nicht paſſender erſinnen kann. Außer den Namen Iſis und Oſiris iſt nichts Aegyptiſches im Stücke anzutreffen; und Iſis und Oſiris wählte wahrhaftig Schikaneder nicht, um auf Aegypten hinzudeuten, ſondern die Namen gefielen ihm, und er konnte ſich für ſeine Saraſtro, Tamino, Pamina und Monoſtatos, nicht gut Gottheiten denken, die anders heißen ſollten. Auch lauten ſeine Vorſchriften, Decorationen und Koſtüme betreffend, gar nicht ſo, daß ſie auf Aegypten bezogen werden konnten. Nach ihm ſoll Tamino, in einem reichen japaniſchen Jagdkleide erſcheinen, und da man nun weiß, daß die Japaneſen, bei ihrer Jagdparthie, nicht gar leicht ſich in's Aegyptiſche verirren können, ſo war es unrecht, die Scene an den Nil zu verlegen und dadurch dem Prinzen Tamino ſeine Nationalität zu rauben. Ferner will Schikaneder von Obelisken und Hieroglyphen nicht das Geringſte wiſſen. Seine Angaben der Decorationen ſind viel phantaſtiſcher und ſeinem Stoffe darum anpaſſender. Er ſpricht von einem Haine, deſſen Bäume goldene Stämme und ſilberne Blätter haben; ſein Tempel der Weisheit hat ein Portal von transparenten Elephanten getragen, eine transparente Aufſchrift: Tempel der Weisheit, und ſeine Säulen ſind mit Blumen bekränzt. Nennt Ihr Weiſen, dieſes Unſinn, ſo müßt Ihr wenigſtens geſtehen, daß darin mehr Methode ſey, als wenn Ihr uns in Decorationen und Koſtümen, eine abſurde Traveſtie ägyptiſchen Alterthums vorführt, wie ſie gerade Euerer flachen Anmaßlichkeit genügt. — Es liegt wahrlich eine Willkühr in dieſem Allem, wie ſie Nirgend im weiten Kunſtbereiche mehr anzutreffen iſt, und die mit allem Ernſte abbeſtellt werden muß, wenn man dem Theater ſeinen Antheil daran ferner noch einräumen ſoll. Laßt Eure antiquariſche Gelehrſamkeit zu Hauſe und gebt uns Schikaneder wie er iſt, da Ihr uns Aegypten doch nicht zu geben vermögt, wenn überhaupt die Zauberflöte noch gegeben werden ſoll. —

Mozart's große Kompoſition verdient allerdings auf der Scene fortzuleben, jedoch nicht im Gefolge dieſer Komödie. Nun iſt aber der Unſinn an dieſem Werke dergeſtalt incruſtirt, daß man es zum Theil zerſtören müßte, wenn man ihn davon trennen wollte. Ein Jeder von uns, wie wir jetzt die Zauberflöte gewohnt ſind, würde jedoch ſehr ungehalten darüber ſeyn, wenn man ihm ein Tütelchen von dem Unſinn entziehen wollte; eine jede Umarbeitung müßte daher ſcheitern, und wenn ſie gleich der Geſchickteſte unternähme. Darum werde die Oper bei Seite gelegt, um ſich dem Gedächtniſſe zu entfremden, und erſcheine erſt nach Jahren in neuer, und dem Zeitgeſchmacke anpaſſenderer Geſtalt. Sicherlich wird man es der Bühne Dank wiſſen, die ſo verfährt und ſelbſt der Königin der Nacht kein Bedauern ſchenken, die blos durch einen ganz individuellen Umſtand von Mozart in's Leben gerufen wurde, und zu allererſt fortbleiben mußte. — Auch die Namen: Iſis und Oſiris konnten verſchwinden, um den ägyptiſchen Trödel zu entfernen. Bis aber dieſer fromme Wunſch in Erfüllung geht, glauben wir nicht zurückhalten zu dürfen, daß man auf vielen Bühnen bereits: die allerdings ſehr unterhaltende Scene der Sclaven, vor Pamina's Auftreten, ſo wie Saraſtros Löwen ganz geſtrichen, die Wechſelerzählung der drei Damen aber gekürzt und der erſten in den Mund gelegt, ſo wie die Papagenoſpäße, denen man doch nachgerade einigen Mangel an Friſche anſieht, faſt auf nichts reduzirt habe. Es könnte dem Werke unbeſchadet wohl auch nun hier der Anfang damit gemacht werden. —

Zwei Gäſte traten an dieſem Abende auf: Dlle. Puck und Hr. Gerſtel. Dem Letztern, der neulich als Schneider Fips und Truffaldino ſich Beifall zu erringen wußte, ſind wir nicht geneigt, die Wahl des Papageno zur Laſt zu legen, vielmehr iſt zu glauben, daß das Auftreten der Dlle. Puck als Königin der Nacht, Herrn Gerſtel den Vogelſänger auf den Nacken lud. Man fordere aber nicht, daß jetzt über die Ausführung dieſer Parthien hier referirt werde. Man kann weder von der Königin noch von dem Papageno etwas ſagen, was ſich von wirklich darſtellbaren Parthien ſagen ließe. Aus dem Vortrage der beiden Arien der Königin läßt ſich nicht auf die Fähigkeit ſchließen, unſere jetzige Oper, wie wir ſie heutzutage ſehen und hören wollen, wirklich ſpielen und ſingen zu können. Die Malibran und Heinefetter, die Paſta und Schechner können die Königin der Nacht nicht ſingen. Die Zauberflöte iſt eben eine Oper à part, und die Königin der Nacht wiederum in dieſer Oper, eine Parthie à part. Will eine Sängerin von Heute unſere warme Theilnahme erregen, ſo lege ſie ab den „Schleier der ſternflammenden Königin." Wir wollen jetzt dieſe altmodiſchen Walzen nicht mehr mit ihren wunderbaren Häkchen in der Kehle; es ſind andere Vorwürfe da, jugendliche Kräfte daran zu verſuchen.

Dies über die Wahl der jungen Sängerin. Die Ausführung erhielt Beifall. — Hrn. Gerſtel kann man das Prädicat eines „gewandten, bühnenrechten" Schauſpielers nicht verſagen. Höheres läßt ſich in den Rollen, die er bis jetzt gab, nicht erreichen, und ward auch nicht erſichtlich daraus. Seine Geſangſchule iſt eben nicht ausgezeichnet zu nennen. Er ſcheint vom Schauſpieler und Sänger gerade ſo viel zu beſitzen, daß er für das Vaudeville tauglich wäre. Allein dieſe ächt franzöſiſche Gattung findet nun einmal in Süddeutſchland keinen großen Anklang und ſelbſt in Norddeutſchland iſt ihre Zeit vorbei. Es iſt daher dem jungen Manne zu wünſchen, daß er mit Ernſt eines ſeiner Talente ausbilde, um der Vollendung nachzuſtreben, die ihm, ſeinen Fähigkeiten nach, zu erreichen möglich ſeyn wird. — Bleibt mir nun noch Mad. Spitzeder, Hr. Bayer und Hr. Pellegrini zu erwähnen, um damit den fernen Leſern anzuzeigen, daß von dieſer Seite der Partitur keine Beeinträchtigung widerfahren ſey. — Was meinen jungen Franzoſen betrifft, ſo ſchwebte er zwiſchen Lachen und Schlafen, bis das Letztere die Oberhand, in jener unvergleichlichen Scene, davon trug, wo Saraſtro, als Meiſter vom Stuhl, die Verſammlung um die Eigenſchaften des Neophyten befragte.

Miszellen.

Hamburg

Fräulein **Charlotte von Hagn's** neuere Gaſtrollen, die ſie mit ſteigendem Beifalle gibt, waren: Margarethe (Hageſtolzen), Dauphin (Heinrichs IV. Familie), Kathinka (Mädchen von Marienburg), Gurli, Suſette (Malherbes Roſen), Lucia (Enzio), Mirandolina und Walpurgis (Goldſchmieds Töchterlein). Mehrere hat ſie davon bereits zweimal gegeben.

Berlin.

Cromwells Ende, ein neues Trauerſpiel von Raupach, iſt ſchon wiederholt worden. Es bildet den Schluß einer Trilogie, deren erſte Theile, die Royaliſten und Cromwell Protector ſind.

London.

Eine junge Sängerin iſt in Haymarket als Roſine, in der engliſchen Ueberſetzung, des Barbiers von Sevilla, aufgetreten. Es iſt Miß Eliza Paton. Man berichtet viel Ruhmliches von ihr.

Correspondenz.

Paris, im September.

(Statiſtik. Italieniſche Oper. Komiſche Oper. Ambigu. Théâtre-Français.)

Im Monat Auguſt ſind 22 Neuigkeiten gegeben worden; darunter 17 Vaudevilles, wovon 3 das Vaudevilletheater, 3 die Variétés und 5 das Palais-Royal, die Uebrigen das Gymnaſe brachte. Dabei werden die Namen von 30 Autoren genannt; Scribe iſt nur für den dritten Theil intereſſirt. — Die Eröffnung der Saiſon der Italiener bereitet ſich glanzvoll vor. Robert und Severini ſind in dieſen Tagen in Paris von ihrer Reiſe durch Italien wieder angekommen. Eine Dlle. Clorinde aus Neapel ſoll engagirt ſeyn, die bereits in Mezières ein großes Konzert auf ihrer Durchreiſe gegeben hat. — Noch vor der Hälfte des laufenden Monats gibt uns endlich die Opera-Comique, von den vielen verſprochenen Neuigkeiten: le Proscrit, in 3 Akten, mit Muſik von Adam. — Die „beiden Roſen" erhalten noch immer dem Ambigu den Zulauf. — Die Comédie-Française wird beſtimmt am 8. September geſchloſſen. Caſimir Delavigne, Scribe und Mazères bereiten Stücke zur Wiedereröffnung vor. Das von Scribe, von dem viel Gutes geſagt wird, dürfte jedoch nicht früher, als in 2 Monaten das Licht der Lampen erblicken.

2tes Quartal. Nro 26. 15. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Aus einem Andenken für Freunde. — München.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Aus einem Andenken für Freunde.

II.

An Guſtav von Brinckmann, in Stockholm.

Berlin 1800.

Sonntag war Jean Paul bei mir: ich war launig — ich hatte gerad acht ſehr launige Tage, voller curioſer Ausdrücke und Bonmots — nicht er. Das war gut. Er hat überaus etwas Beruhigendes an ſich. Vor dem konnt' ich mich gar nicht ſchämen. Nie hat ein Menſch ſo ganz anders ausgeſehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahndung von Komiſchem. Er ſieht ſcharfſinnig, und die Stirn von Gedanken, wie von Kugeln zerſchoſſen aus. Er ſpricht ſo ernſt, ſanft und gelaſſen, und geordnet, hört ſo gern — ſüß möcht' ich ſagen — und väterlich zu, — daß ich nie geglaubt hätte, es ſey Richter. Und blond iſt er! „Sie ſind es nicht," möcht' ich immer zu ihm ſagen. Das reizt mich nur noch mehr; denn nun iſt er Richter, und hat die neuen rührenden Eigenſchaften noch obenein. — Er hat mir auch heute ein kleines, aber Jean Paul'ſches Billet geſchrieben, — es iſt auch Brinckmann'ſch, Sie ſollen gleich hören; wir ſagtens Alle — es war eine Antwort, ich mußt' ihm ſchreiben: denn Fleck wollte wiſſen, welchen Tag Richter den Wallenſtein ſehen will; er hat Fleck noch nicht geſehen, — pensez! Ich habe das Glück, die Glorie, für mich, meinen Fleck Richtern zu zeigen: in meine Loge geht er. Iffland hat er geſehen; bei einem Paar hätte Deutſchland den für den Erſten geleſen. Das durft' ich nicht zugeben. Er wollte ſchon wegreiſen. Aber — er bleibt — um Fleck, auf mein Treiben. Ich halte es in der That für wichtig, ſolch einen

Mann au fait zu ſetzen. Ich ſchreib' Ihnen das Billet zum Amüſement ab: — „Berlin — und die Schauſpieler — und die zwei Stücke — und Ihre gütige Verwendung gefallen mir ſo ſehr, daß ich Freitags und Montags, und — wenn Gott die Schöpfung von Haydn noch Einmal ſchafft — ſogar Dienſtags hier bin. Ich dank' Ihnen recht innig, daß Sie meine Bitte zu der Ihrigen gemacht haben.“ — Das war ein Freundſchaftsſtück. Adieu! Nicht wahr, man muß nur in Berlin bleiben; hier kommt noch alles her, Bonaparte mit allen Franzoſen bin ich überzeugt: Pyramiden und Berge mit, wenn man nur bis darauf zu warten verſteht. —

An Varnhagen, in Prag.

Berlin, 26. Dezember 1811.

Vorgeſtern beim Beſcheeren dacht' ich an dich, und wußte, daß du an mich dachteſt! — Aber weg mit dieſen alltäglichen Erinnerungen — ſeit Gothens Brief vor mir liegt. Wie eine Ueberſchwemmung iſt es über mich gekommen; ein Meer iſt alles; und es muß ſich erſt jedes nach und nach daraus bilden. Du weißt, ob ich eitel nach Beifall ſtrebe, den ich mir nicht ſelbſt gebe; ob ich große Bemühungen anſtelle, um gelobt zu werden. Aber meine wirklich namenloſe Liebe und bewundernde Verehrung dem herrlichſten Mann und Menſchen Einmal zu Füßen legen zu können, war der geheime, ſtille Wunſch meines ganzen Lebens, ſeiner Dauer und ſeiner Intenſität nach. In Einer Sache hab' ich meinem tiefſten Innerſten gefolgt, mich von Gothe ſcheu zurückzuhalten. Gott, wie recht war es! Wie keuſch, wie unentweiht, wie durch ein ganzes, unſeliges Leben durchbewahrt, könnt' ich ihm nun die Adoration in meinem Herzen zeigen. Durch alles, was ich je ausdrückte, geht ſie hindurch, jedes aufgeſchriebene Wort beinah enthält ſie. Und auch er nur wird es mir anrechnen können, wie ſchwer es iſt, ſolche liebende Bewunderung ſchweigend ein ganzes Leben hindurch in ſich zu verhehlen. Wie beſchämt ſchwieg ich vor zwei Jahren, als Bettine mir einmal als von dem Gegenſtand ihrer größten Leidenſchaft feurig und ſchön in dem von Herbſtſonne glänzenden, ſtillen Monbijou von ihm ſprach! Ich that, als kennt' ich ihn gar nicht. So ging's mir oft; ein andermal ſchwatz' ich wieder. Du kennſt es. Urtheile, da du mich ganz kennſt, wie ſich meine Seele freut, daß er weiß, wie man ihn liebt; und er weiß es nicht. Alles müßt' er ſehen, wiſſen, hören. Nenne mich nur, wenn du willſt. Er wird ſich zwar doch unangenehm wundern, daß es eine ſo nichtsbedeutende Perſon iſt; in Welt und Literatur. Aber mein ganzes menſchliches Sein ihm darzulegen ſcheue ich mich nicht; und bin daher nur halb verlegen, daß ich es nur bin. Vor allen Dingen muß der Mann nicht mehr rathen, und ich ſtünde lieber als der größte Plöter da, als ihn wie vor einem Räthſel zu ſehen. Nein, welch einen Göthiſchen, allerliebſten Brief er dir ſchickte! Der iſt wohl klug! Ich gönne dir die lieben himmliſchen Worte. Wie gütig! — Mir gefällt der Vorfall mit Göthen und dein Schreiben an ihn. Wenn er wiſſen will, wer die Verfaſſer ſind, mich kannſt du nennen! und alle meine Turpituden! — wie Gentz mir einmal ſchrieb, ich ſchriebe Briefe, wo die Blüthen und Früchte drin liegen, mit ſammt den Wurzeln und der Erde dran aus dem Boden gezogen. Und Würmchen. Dies iſt meine Turpitude. Mir liegt gar nichts daran, ob es gedruckt wird: wenn Göthe es nur geſehen hat, er nur weiß, welche bewußte Liebe für ihn ſchon mit ihm zugleich lebt. Wie vergöttert er in Deutſchland, in Berlin wird. Das Publikum hat ihn in ſeinen Schriften, und die, die ihn nicht mit Herzſchlag und allen Sinnen verehren, hegen, ewig zu ihrem eigenen Erſtaunen und Freude immer von neuem lieben, die werden doch die Andern nicht verſtehen, die das manchmal von ſich geben mußten. Ich habe ihm ſeit drei Wochen, wo Taſſo zum erſtenmal hier gegeben wurde, alle Tage ungenannt ſchreiben wollen. Auch Krankheit hielt mich ab; dort wurde ich es. Ein einzig Publikum, Leute mit Büchern ſitzen und hören's da. Junge Offiziere, geſpannt wie bei Schlachten, ſtehen und horchen. Meine Wonne! Es mußten 800 Menſchen Göthens Götterworte hören und in die Seele einnehmen. Es wurde weit beſſer geſpielt, als man je denken ſollte. Das Ganze war von tiefer Wirkung, und herzzerreißend bei der Kataſtrophe. Referire mir ja von Göthe. Gott! wie verabgöttre ich den immer von Neuem. Wie weint' ich im Taſſo bei jeder Stelle; wie der Souffleur im Meiſter; aus Schönheit. Wie Taſſo das Gedicht gibt; welch ein Moment! die Fürſten wie edel, wie einſichtig. Welche Lehre, wie großartig! —

November 1822.

Es kommt mir ſehr gelegen, an Roſſini's tanti palpiti und Karl Maria Webers Jungfernkranz eine alte Behauptung bewähren zu können; daß nämlich nicht alle Melodien, die vom Volke leicht aufgefaßt und geſungen werden, dadurch allein für ſchön erklärt werden können. Es gibt Melodien mit einem bequemen Rhythmus, die zu keiner beſondern und zu keiner höheren, ja nicht einmal zu einer betrachtenden Stimmung auffordern, wobei man im Hauſe, im Quickmarſchtritt umhergehen, Thüren ſchließen, ſpinnen, Tabak rauchen, nähen, einen Gang machen kann; zu denen gehört offenbar die des Jungfernkranzes; wenn man ſich, ohne den Text zu beachten, Rechenſchaft von ihr gibt, ſo iſt ſie eine vergnügliche Melodie, durch einen kleinen Trotz erhebt: ſolche werden dann aus imitativer Schwäche allgemein geſungen; eine Art muſikaliſcher Strafe für höhere Muſiker, wie auch jeder, welcher ein ſolches Lied, faſt unwillkührlich, ſingen muß, an ſich ſelbſt erfahren kann. Ganz anderer Art iſt gleich das tanti palpiti Es unterbricht ſchon jedes häusliche Geſchäft; es iſt eine Empfindung, die in Betrachtung ausartet, die ihre Pauſen macht, ſich in ſich ſelbſt variiren will, und ſich gezwungen wiederholt, von ſtärkerem Schmerz unterbrochen, als ſie ſich zugeſtehen will, in offenbare Muſik ausartend, die immer allgemeiner in ihren Beziehungen wird. Ein ſolches Lied wird in Deutſchland nicht ſo leicht allgemein werden, wo das Volk Jungfernkränze haben will, und die Gebildetern tiefe Rechenexempel für den Geiſt verlangen, dem das Ohr erſt nachzukommen lernen muß, — von denen, die ſich nur wollen imponiren laſſen, gar nicht zu reden! — während der Italiener z. B. ſchon lange die ſchönen Gondolierlieder hat, die Stimmungen fordern und hervorbringen, und zu Lande und zu Waſſer vom ganzen Volke geſungen werden. —

Montag, 27. Juli 1829.

Seit vier Tagen kann ich erſt in einem geſtalteten Gedanken ſagen, worin der Unterſchied des A's der Italiener in der Singelehre, und dem der Deutſchen beſteht, obgleich mir die Verſchiedenheit ſeit dreißig Jahren gewiß war, aber nur wie eine Wolke, die nicht zu faſſen iſt in der Sphäre des Wiſſens, verwandelte. Der ſelige Muſikdirektor Lehmann, und ſeine geſungenen Schüler und ſchaffenden Jünger, können als Repräſentanten derjenigen Deutſchen gelten, die die Regel der italieniſchen Schule ganz mißverſtanden, und dieſen Mißverſtand auf's höchſte ausgebildet haben; und mögen hier für die, welche ſie kannten, als lebendiges Exempel dienen; ſie haben unverſchuldet in hieſiger Stadt — Berlin — einen großen Irrthum geſtiftet, der in den unerträglichſt albernen Dünkel ausgeartet iſt, und ſtarke Wurzel gefaßt hat. Ein größerer Theil des Publikums läßt ſich nur aus Mangel an geſundem Hören, an Unterſcheiden, mit fortſchleppen; ohne weiter impertinent zu ſeyn. Die falſchen Kenner aber tödten Einen faſt mit ihrem Gänſe-A, und ihrem ſtupiden Stolz auf dies Gekrächze. „Auf den Vokal A ſoll geſungen werden," heißt's in der Schule. Das thut der Italiener, und meint der Deutſche zu thun. Der Erſte ſingt ein negatives A, der zweite ein poſitives. Dreißig Jahre wenigſtens wollten mir dieſe zwei kleinen Worte nicht hier dienen; ſo lange konnte ich den ewig gehörten Unterſchied nicht zwiſchen die Scheere, die hier aus den beiden Worten beſteht, treiben. Man denke nicht, ſie ſeyen geſagt als ein Witz zum Behelf, weil ich noch nicht klar wiſſe, was ich zu zeigen habe; und bedenke lieber, daß man es ohnerachtet des Witzes, doch noch nicht weiß; man wird es aber gleich wiſſen! (Dieſe Wendung nehme ich hier, weil R. und E. zu anmaßend über Muſik heute gegen mich ſprachen; ohne im mindeſten etwas ſagen zu können: und nun ſchreib' ich meinen guten Gedanken, als ſage ich ihn ihnen.

Schade!) Italiener — und alle guten Sänger — ſperren die Kehle auf, als ob ſie A ſagen wollten, und laſſen ſo ihren Ton gemach hinaus; deutſche ſchlechte Sänger — nicht italieniſche ſchlechte — ſchicken mit dem Ton, den ſie zu ſingen haben, ein wirkliches A mit aus der Kehle; und nun muß der Quetſchton kommen. Dieſes iſt das poſitive, jenes das negative A. Die Marchetti war vom letzten (wie Hr. Eunicke vom erſten) die größte Repräſentantin, die ich je hörte; bei ihren unendlich vielen andern Eigenſchaften, aus denen ihre Geſangkunſt beſtand. Impertinente Leute wollen nicht einmal lernen, was unſchuldigen Seelen eingegeben wird, und denken, was als Einfall erſcheint, iſt nicht in vielen Jahren durch ehrliche ſtrenge Beobachtung und Denken vorbereitet: auch geſchieht ſolchen Gröblingen recht; bei ihnen geht's nicht ſo zu; und darum glauben ſie, auch Andre ſprechen um zu frappiren, und ihrer Seele ſeyen ihre Behauptungen doch auch ganz gleichgültig, wie ſie es ſelbſt treiben. Mit ſolchen Leuten ſollte man nur Scherz treiben, worin ſie ſich wie in große Netze verwickeln müſſen, zum Spektakel des Auditoriums. Hab' ich heute gelernt. —

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, Freitag 26. November 1824.

Schon vorigen Winter hörte ich mehrere Muſiken von Händel, und jedesmal war ich gleich erhoben und begriff nicht, wie auch nur drei Töne, für den Geſang von dieſem Mann geſetzt, unausbleiblich dieſe Wirkung hervorbringen! Buchſtäblich drei Töne. Er weiß ſie anfangen zu laſſen, in eine Folge zu bringen, daß ſie uns jedesmal entheben und auf ein Feld der Wehmuth, der Erhabenheit und Ergebung verſetzen. Lagrime; möchte man ausſprechen! Was iſt das? frag' ich mich ſeit einem Jahre, wodurch bewirkt er dies; mit ſo kärglichen Mitteln! Welche ungeheure Eingebung, welcher tiefe, reife Witz läßt ihn immer neue einzige Kombinationen für die wenigen Töne, für die ſparſame Abweichung finden! Ich begriff und begriff es nicht! beſonders nicht, daß kein Komponiſt, nicht einmal der metaphyſiſche, gottesfürchtige, mit höchſtem Witz begabte Sebaſtian Bach mir dieſe gewaltſam-ſanfte Verſenkung und Erhebung unmittelbar bewirke. Ich hörte vor wenigen Wochen wieder die Makkabäer von ihm und empfand das alles wieder durch, ohne Aufſchluß. Geſtern Abend ſang bei Fr. v. Redtel Fräulein Reichardt eine Arie von ihm, (die du auch gehört haſt und die man mir durch deinen Beifall empfehlen wollte,) vortrefflich. Dieſes Stück, ein Meiſterſtück von gehaltener, gelungener Vollendung brachte mich auf die Spur, wie es mit Händel iſt, und ich danke es Fräulein Reichardt unendlich. Nämlich, es iſt diesmal wie mit uns Kreaturen immer, und wir irren über uns ſelbſt immer von neuem, weil wir uns nicht recht, in allem Sinne recht — betrachten. Witz: der Geiſt, den wir haben, der wird nicht mehr, nicht minder, nicht ſtärker, nicht ſchwächer. Nur ob wir ihn freilaſſen oder nicht; das iſt die Frage. Freilaſſen iſt hier: in das Gebiet ſtellen, wo er wirken ſoll: denn er wirkt ſtets. Händels Muſik ſtellt uns in das Gebiet höherer Wehmuth: ſie weint, ſeine Muſik; aber les larmes de la charité. Nicht Leidenſchaftsthränen über Zuſtände hieſiger Lebensverhältniſſe, ſondern die großen Thränen der Kreatur überhaupt; die der unmittelbaren Sehnſucht nach einem Urzuſtand; er führt uns in die Gefilde der Ergebung, des ſtillen Nachſpürens, der höheren Hoffnung und einer andern Ruhe, als die des Ausruhens: in eine Vorſeligkeit, deren Atmoſphäre, — Lebensbedingung, — Unſchuld, reinſtes Wollen und Streben, und daher ſchon Ruhe iſt. Er iſt mit ſeinem Talente auf das Gebiet des eigentlichen Witzes hingeſchwungen wo wenig viel iſt, alles immer mehr Eins wird; er, Händel, braucht keinen Witz mehr; er iſt erhaben.

Mag dies, was ich über Händel nun erdacht, ausgeführt werden, oder nicht! So muß es angeſehen ſeyn: das iſt mir gewiß.

Glaube nicht, daß ich das Wort: „der metaphyſiſche“ Sebaſtian Bach, nur à tout hazard gebraucht habe; es ſcheint ſo und darum will ich mich deßhalb rechtfertigen. Manchmal gebraucht man bei einer Gelegenheit einen exagerirten Ausdruck aus einem heterogenen Gebiete mit Bedacht, um ſowohl für ſich ſelbſt, als Andere verſtändlich zu werden; diesmal iſt das nicht der Fall. Metaphyſik iſt doch: Ueberphyſik; wenn wir die handhaben, ſo iſt das doch nichts andres, als die Natur unſrer Gedanken erwägen, ermeſſen, mit Gedanken; und die Geſetze, die wir da entdecken, ſind reine Harmonie und am Ende Beziehung auf ein Unbekanntes, Geſetzgebendes, — welches nicht nur allein Geſetzgebendes in dieſer Beſchränkung ſeyn wird. — So iſt es, wenn ein Meiſter, ohne Gemüthsbeziehung in den Tönen untereinander ſelbſt, wirkt und dichtet; ſo thut Sebaſtian Bach oft, und darum nenn' ich ihn den metaphyſiſchen. So ohne Gedanken geſchah es nicht. Punktum!

— —

München.

(Richards Wanderleben. Herr Schunke.)

Dies Stück hieß in der frühern Bearbeitung: Richard Wanderer, und hat bereits unſere Väter lange vor uns ergötzt. Hierau lag es vergeſſen, in dem Staube der Theaterbibliotheken vergraben, bis vor ungefähr zwölf Jahren der verſtorbene Schreivogel in Wien e daraus hervorzog, und in einer leichten Umgeſtaltung auf die Scen des Burgtheaters brachte. Allein es ſprach nur wenig an, macht ſeinen Weg nicht und blieb auf Wien und ſeine nähern Umgebun gen beſchränkt. Der überaus thätige Regiſſeur der Braunſchweiger Bühne, Herr Kettel, der das mit Unrecht in unſern Tagen vernachläßigte Theater der Engländer wieder für uns urbar macht, hat es denn auch mit dieſem alten Stücke des O'Keefe verſuchen wollen. Man erkennt auf den erſten Blick, den engliſchen Zuſchnitt, und die engliſche Phyſiognomie der darin handelnden Perſonen. Die Charaktere ſind kernig und freimüthig, die Verwickelung iſt romanhaft, die Sprache derb und natürlich, das Ganze ächt dramatiſch und der bunte Scenenwechſel, ſo wie die Verſchiedenheit der auftretenden Perſonen und ihre ſcharfe Zeichnung, ſind wohl im Stande zu unterhalten.

Die Rolle des Wanderer, die faſt nur aus bekannten Stellen aus dramatiſchen Dichtern beſteht, kann viel wirkſamer noch damit ausgeſtattet werden, als dies urſprünglich von Kettel geſchehen iſt. Ueberhaupt gibt dieſe Rolle ihrem Darſteller Gelegenheit, ſie ſich von Zeit zu Zeit umzugeſtalten, und alte Beziehungen durch neue zu erſetzen. Dazu iſt es aber vor allen Dingen nöthig, daß das Theater, durch größere Bewegung, als es hier der Fall iſt, eine ergiebige Veranlaſſung dazu werde. Neue Stücke, und unter dieſen neuen diejenigen, die am meiſten Glück machten und in Saft und Blut der Menge übergegangen ſind, deren Saillien und Witzworte, deren ſtarke und ſchwache Stellen von Allen gekannt ſind, werden die erwünſchteſten Quelle ſeyn. Wir hier, ſehen jedoch zu wenig Neues und dieſes Neue bürgert ſich niemals ſo in unſere Gunſt ein, daß irgend Jemand willenlos eine Stelle daraus behielte. Und es eigends auswendig zu lernen, um den Richard Wanderer zu verſtehen, hieße eine Forderung an das Publikum ſtellen, welche ſelbſt die Schauſpieler nicht immer zu erfüllen bereit ſind.

Es mußte ſich daher unſer Richard auf jene Rollen beſchränken, die ihm Kettel — gleichſam als Netz und Cannevas — an die Hand gab, die witzigſten und paſſendſten Beziehungen, mit ſeinem Tacte hineinzuweben. Es iſt größtentheils Schiller und ein wenig Shakeſpear, dann noch Einiges, aus alten Komödien, die das Publikum nicht einmal mehr kennt, und die eigentlich nur den Schauſpielern ſelbſt Spaß machen, weil ſie auf den Theatern, d. h. hinter den Kouliſſen, eine Art von Bürgerrecht erlangt haben, und ſprüchwörtlich den Theaterleuten vom Munde gehen. Daß bei ſothanen Umſtänden der Spaß nicht übermäßig werden kann, ſieht man wohl leicht ein. Ja, man könnte behaupten, wenn Richard wie ein vernünftiger Menſch ſpräche, ſo würde die Komödie keinen großen Reiz einbüßen, und dieſelbe Komödie bleiben.

Herr Schunke ſpielte den Wanderer. Ein noch junger Mann, wohlausſehend und zierlich gebaut, mit einem kräftigen Organ begabt. Er beſitzt viel Feuer und Lebendigkeit, und der Umſtand, daß er eine feſte Anſtellung im Hoforcheſter zu Berlin aufgab, um ſich der Schauſpielkunſt zu widmen zeugt wenigſtens von beſonderer Liebe dafür. Beſitzt er nun auch Beharrlichkeit und Fleiß, begnügt er ſich nicht damit, blos Rollen zu lernen, die ihm aufgetragen werden, ſondern iſt es ihm ernſtlich darum zu thun, mehr als ein lebenslängliches Engagement zu erhalten, ſo ſcheint Herr Schunke, in dem Grade begabt zu ſeyn, daß ihm ein höheres Ziel wohl zu erreichen möglich ſeyn dürfte. Für jetzt müſſen wir die beiden Rollen, die wir von ihm geſehen, Ferdinand in Kabale und Liebe und dieſen Richard, als die erſten Entwürfe, Skizzen, Fragmente betrachten. In der erſtgenannten Rolle war jedoch die Zeichnung theilweiſe mit feſterer Hand; die Haltung durchgehends beſſer; eine Sentimentalität, die ſogar oft an Begeiſterung ſtreifte; dabei jedoch in der Leidenſchaft, zu viel überſprudelnde Heftigkeit. Im Wanderer war die Anlage nicht richtig. Hier fehlte die Ironie ganz und gar, die der Rolle beigemiſcht werden muß. So konnten Carlos, Max, Hamlet und Don Cäſar wirklich auf dem Theater geſprochen werden; das iſt aber weder in dieſem Falle komiſch noch unterhaltend. Ein Menſch, wie Wanderer, der in ſolchem Grade exaltirt iſt, und nur in ſeinen Dichtern lebt, hat aber ſtets einen ſtarken Beiſchmack des Lächerlichen und dies fehlte unſerm Darſteller. Es wird damit nicht geſagt, daß er übertreiben ſoll, oder gar zur Karrikatur werden, aber das „Wie" iſt es eben, was der Künſtler treffen muß, damit wir ſagen können: „er ſey ganz für die Rolle, und die Rolle für ihn geſchaffen!" —

Wie ſehr wir Karrikaturen haſſen, wo ſie nicht hingehören, wollen wir damit beweiſen, daß uns Herr Kohrs als Schauſpieldirector Bock ganz mißfallen hat. Wenn dieſe Rolle mit Wahrheit und Natürlichkeit geſpielt wird, ſo wird ſie — ſo klein ſie iſt — zu einem Glanzpunkte des Ganzen. Unter mehreren Beiſpielen, führen wir nur den Characteriſtiker Joſt in Hamburg an, der ſtets nach ſeinen Scenen mit Beifall überſchüttet, ja oft ſogar herausgerufen wird. Ein armer Schauſpieldirector in der Gegend von Gaſtrow, im Meklenburgiſchen, kleidet ſich ja doch wahrhaftig nicht auf die Weiſe, wie Herr Kohrs gekleidet ging. Das iſt ein Theatercoſtum, ſo kleidet ſich kein Menſch in der weiten Schöpfung, und es iſt einmal Zeit, daß dieſe ſinnloſen Erfindungen, die das Theater von der Wahrheit trennen, und die von den Schauſpielern mit den Worten beſchönigt werden ſollen: „Dafür iſt es Theater!" — einmal aufhören. Ein ſolcher Anzug öffnet gleich der Uebertreibung Angel und Thür — und wer lacht denn noch über ſo etwas heutzutage? Mein köſtlicher Joſt iſt wie ein ärmlich ausſehender, dabei vernünftiger Menſch angezogen, und nie habe ich ſeine zwei Scenen verſäumt, ſo oft das Stück auch wiederholt wurde, um mich vor Lachen recht auszuſchütten.

Wenn Quäker und dergleichen abnorme Geſtalten darzuſtellen ſind, ſo thut man wohl daran, ſich genau nach allen Eigenheiten derſelben zu erkundigen. Dlle. Senger hat dieſe nur ſehr oberflächlich wiedergegeben. Herrn Maier konnte es in ſeiner gänzlichen Paſſivität als Ephraim wohl eher gelingen. Im Uebrigen wurde raſch zuſammengreifend geſpielt. Selbſt die vielen kleinen Rollen, namentlich Gerichtsſchreiber und Wirth, haben Fleiß gezeigt.

Unterhaltungen

für das

Theater-Publikum.

Herausgegeben
von
August Lewald.

Drittes Quartal.

Die unterzeichnete Verlagshandlung kündigt hiemit die Fortſetzung dieſer, ſeit ihrem kurzen Entſtehen bereits ſo weit verbreiteten und gern geleſenen Zeitſchrift an, und erlaubt ſich bei dieſer Gelegenheit folgende Stellen aus der Recenſion Wolfgang Menzel's, im Lit.-Blatt des Morgenblatts, anzuführen:

„Der durch ſeine Novellen und ſein Album aus Paris bereits bekannte Verfaſſer hat ſich neben ſeinen belletriſtiſchen Arbeiten lange mit dem Theater beſchäftigt, kennt es, wie Wenige, und hat ſich in jener ſeltenen unabhängigen Stellung zu behaupten gewußt, durch die es allein möglich wird, der Theaterkritik die Ehre zurückzugeben, die ihr durch eine Anzahl von beſoldeten Lobhudlern oder muthwilligen und kenntnißloſen Spöttern ſeit geraumer Zeit entriſſen worden iſt. — Einen ſachverſtändigen und vorurtheilsfreien Beurtheiler bedarf unſer Theaterweſen, die guten Intendanzen, die guten Schauſpieler und das Publikum werden ſich wohl dabei befinden. Der gute Geſchmack kann nur dabei gewinnen, wenn dem Theaterlobe, wie dem Theatertadel die Entſcheidungsgründe und das anſtändige Maaß, das ſie verloren haben, zurückkehren. Hier thut der gute Wille und der Charakter des Redacteurs Alles; und damit er weder den Muth, noch den Raum und Stoff verliere, iſt ihm die rege Theilnahme aller Theaterfreunde zu wünſchen u. ſ. w."

Von Willibald Alexis leſen wir Folgendes im Freimüthigen: „Unter den neuentſtandenen Zeitſchriften möchten wir den Münchner Unterhaltungen u. ſ. w. jetzt, nachdem uns eine Reihe Nummern vorliegt, ein unbedingtes Zeugniß des Werthes in ihrer Art ausſtellen. Die Art, wie das Theater hier gewürdiget wird, iſt die richtige; weder wird Weihrauch von verbrannten Lumpen geſtreut, denn der Redacteur weiß, was das heutige Theater iſt, noch werden die Wenigen, welche Anſtrengungen zum Beſſern wagen mögen, durch bittern Hohn entmuthigt. — Auch bewundern wir Hrn. Lewald bisweilen, wie er ſich krümmt und windet und Auswege ſucht, um es den Leuten nicht allzu unhöflich zu ſagen: Ihr ſeyd ſchlecht! — Dann um ſein nächſtes Publikum zur Hauteur ſeiner Kenntniſſe vom Theater heraufzuziehen u. ſ. w."

Die „Dresdner Abendzeitung" ſagt unter Anderm: „Mit wahrem Vergnügen haben wir nach dem Untergange der ähnlichen, in Hamburg von dem braven Zimmermann unternommenen Zeitſchrift, die vorliegende wieder entſtehen und, wie es ſcheint, gedeihlich fortſchreiten ſehen. Nicht lokal, auf München beſchränkt, aber doch die dortige Bühne vorzüglich im Auge behaltend, gewährt ſie in den vor uns liegenden Stücken, welche faſt zwei Vierteljahr-Gänge derſelben bilden, ſo viele ſchätzbare Belehrung und ſo anziehende Unterhaltung, daß wir ihr nur vom Herzen den beſten Fortgang wünſchen können, vor allem dieß aber wegen des anſtändigen und würdigen, aber doch freimüthigen und unpartheiiſchen Tones, in welchem der Herausgeber ſeine Beurtheilungen über Dichter ſowohl, als Darſteller, ja über Bühnenleitung und dramatiſche Kunſtangelegenheiten überhaupt ausſpricht, ein für jedes edlere Gemüth um ſo wohlthuenderer Ton, je ſeltener er in unſern meiſten Zeitſchriften, und namentlich in Berichten über Theater und alles, was darauf Bezug hat, iſt. Dieſelbe Art und Weiſe waltet auch größtentheils in den mitgetheilten Correſpondenznachrichten vor, und der Redacteur wird gewiß dafür beſorgt ſeyn, ſich nur Geiſtesverwandte auch in dieſer Beziehung zuzugeſellen."

Der „Leipziger literariſche Hochwächter" 1833, Nr. 21, Seite 83, äußert ſich darüber: „Eine wohlgeordnete, und in mannigfaltiger Folge abwechſelnde Sammlung kurzer und mit Geiſt verfaßter biographiſcher, dramaturgiſcher, novelliſtiſcher, literariſcher und kritiſcher Aufſätze, für Belehrung, wie für intereſſante Unterhaltung berechnet. Die Zeit ſcheint doch vorbei, wo das Publikum in einem Theaterblatte nur zu leſen verlangte, wie X. Y. Z. geſpielt oder geſungen; es verlangt friſchere und pikantere Nahrung, und dieſe iſt ihm hier geboten. Uns bleibt ſonach nichts übrig, als die Zeitſchrift, welche ſich überdieß durch ein höchſt geſchmackvolles Aeußere auszeichnet, beſtens zu empfehlen."

Aehnliche Meinungen theilen darüber: Komet, Eremit, Planet und andere Blätter mit, und der Unterzeichnete glaubt daher wohl einiges Recht zu haben, dem Publikum „die Unterhaltungen" als das erſte, in dieſem Augenblicke, erſcheinende Theaterjournal zu bezeichnen.

Dramaturgiſche, novelliſtiſche und biographiſche Aufſätze wechſeln darin mit gediegenen Theaterkritiken ab, und eine ſchon jetzt ſehr weit verzweigte Correſpondenz, nicht von den gewöhnlichen Theaterberichterſtattern, mehrt den Wechſel und die Unterhaltung. Eben ſo werden die neueſten Erſcheinungen der dramatiſchen Preſſe auf das Schnellſte beſprochen, weßhalb man die geehrten Verlagshandlungen um die gefällige Einſendung ihrer Nova bittet. — Die bis jetzt erſchienenen Stücke bilden zwei ſehr elegant broſch. Bändchen in groß 8., welche, ſtatt der verſprochenen 24 Bogen, 27 Bogen zuſammen enthalten, und werden als ein Beitrag zur Kunſtgeſchichte des deutſchen Theaters einen dauernden Werth haben.

Das 3te Quartal beginnt am 18. September und erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend, zu einem halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr. und durch die kgl. Poſtämter, für ein
Halbesjahr im I. Rayon 3 fl. 48 kr.,
" " " II. " 4 fl. — kr.
" " " III. " 4 fl. 6 kr.

Für das letzte Quartal des laufenden Jahres (Oktober bis Dezember) kann bei den löbl. Poſtämtern zur Hälfte der vorſtehenden Preiſe abonnirt werden.

Georg Franz,
Buchhändler in München, Peruſagaſſe Nr. 4.

3tes Quartal. Nro 1. 18. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Portraits von J. Lyſer. — Victor Hugo's Betrachtungen über dramatiſche Dichtkunſt. — Literatur. — Miszellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; außerhalb auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die königl. bayr. Poſtämter bezieht es ſich halbjährig im I. Rayon 3 fl. 49 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Portraits von J. Lyſer *).

II.

Friedrich Röppke.

Wenn ich an den Schauſpieler und Sänger Friedrich Röppke zurückdenke — (Iffland wollt' ihm einmal ein lebenslängliches Engagement auswirken) ſo erfaßt mich ein ſeltſames Gefühl! — Lautauf muß ich lachen, und möchte zugleich weinen, daß ſo viel Humor und Witz, ſo viel Herzensgüte und Malice, ſo viel ernſte Wahrheit und ſo unendlich viel leichtfertige Lüge — mit einem Wort: daß ſo viel Poeſie mit einem Menſchen begraben wurde!

* * *

Es war im Jahre des Herrn 1809, und im Jahre 3, neuen Styls, der Regierung Albrechts, Dr. Medicinae und Unternehmer des Altonaiſchen Theaters, als ich, dazumal ein Bürſchchen von 6 Jahren, in der Garderobe gedachten Theaters ſaß, hinter mir ſtand der Theaterfriſeur Schrön und band mir einen Zopf an, faſt ſo dick und lang als ich ſelber, und vor mir kniete der zehnjährige Friedrich Mädel, und zog mir ein paar graumelirte wollne Strümpfe an, nebſt Schuhen mit gewaltigen Schnallen, und der fünfzehnjährige **Gloy** ſtand über ihn mit ausgebreiteten Beinen und malte mir mit Kugellack ein paar gewaltige Pausbacken, und mit ächter Kienrußtuſche, deren Erfinder er ſich mit Stolz nannte, und den Schauſpielern für einen Schilling die Platte verkaufte, mit dieſer ächten Kienrußtuſche, ſag' ich, malte er mir ein paar brandſchwarze

---

*) Siehe 17tes Stück des erſten Quartals.

Augenbraunen, welche ſich zu meinen blonden Haaren ganz vorzüglich ausnahmen; und dazu ſangen wir alle drei:

H — a — t, — hat!
H — a — t, — hat!
G — o — l — d, Gold!
G o — l — d, Gold!
I — m — Im! ꝛc. ꝛc.

und endlich: „Morgenſtund' hat Gold im Munde.“

„Du mußt nur recht hoch ſingen, Hanns!“ bemerkte Gloy, „Herr Röppke hat uns allen dreien ein Glas Punſch verſprochen, wenn wir unſere Sachen gut machen, und vielleicht ſpendirt er noch ein paar Schillinge als Präſent, Jungens! dann laufen wir am Sonntag auf den Hamburgerberg und ſehen die wilden Thiere und die Seiltänzer.“

„Ich will ein Seiltänzer werden!“ rief ich.

„Ich ein Kunſtreiter,“ ſprach Mädel.

„Ne!“ entgegnete Gloy, „ich bleibe beim Theater und lerne bei Herrn Röppke.“

„Recht ſo, mein Sohn!“ rief der eben eintretende Röppke feierlich; „wohlgeſprochen! bleibe auf den Brettern und es wird dir wohlgehen auf Erden! — Aber ihr,“ — er wandte ſich zu Mädel und mir, — „Ihr ungerathenen Buben! — treubrüchige Renegaten! Hinab wollt Ihr ſteigen zu den Seiltänzern und Kunſtreitern? Was hält mich ab, daß ich euch nicht ergreife und euch eure dummen Hirnſchädel an die erſte beſte Mauer zerſchmettere?! Beherzigt ihr ſo meine weiſen Lehren? — Iſt das der Dank für meine Müh' und Anſtrengung, womit ich euch zu Geniuſſe bildete? — Wie? wollt Ihr Seiltänzer, wollt Ihr Kunſtreiter werden?“ und eine derbe Ohrfeige machte Jedem von uns dieſe Frage noch eindringlicher.

„Nein! nein!“ riefen wir raſch und einſtimmig.

„Das ließ euch Gott ſprechen!“ murmelte Röppke, und ſchritt majeſtätiſch in der Garderobe auf und ab, wobei er die finſtern buſchigen Augenbraunen auf und nieder zog, daß es recht ſchauerlich anzuſehen war, und ſelbſt Gloy nicht zu mukſen wagte.

Ueberhaupt war Röppke für uns ein majeſtätiſcher Mann, denn er war grade noch einmal ſo lang wie Gloy, dabei breitſchulterig und mehr hager denn fett, er hatte viele Blatternarben, wodurch ſeine Farbe finſter erſchien, dazu ſchwarze Haare, Augen und Bart, und kein anderer Schauſpieler konnte ſo ſchreckliche Geſichter ſchneiden, außer allenfalls Herr Unzer, wenn er zu viel getrunken hatte, oder vom Herrn Director Herzfeld in Hamburg ſprach.

Wie alt Hr. Röppke war, wußte keiner von uns, er nannte ſich ſelbſt ſtets „einen Mann in ſeinen beſten Jahren,“ und das that er auch noch zwanzig Jahre nachher; gewiß iſt es: daß er nie über 37 zugeſtand, auch zwanzig Jahre nachher noch nicht. Doch zu meiner Geſchichte zurück!

An jenem Abend wurde „*das Dorf im Gebirge*“ von Weigel aufgeführt. Röppke machte den Schulmeiſter, und wir Knaben ſeine Haupteleven. Der Erfolg war glänzend, wir wurden mit unſerm Lehrer — zwar nicht gerufen (dazu gehörte dazumal noch ein bischen mehr, denn jetzt) aber doch rauſchend applaudirt. Nach der Vorſtellung kamen Einige von Röppke's Freunden, reiche Kaufleute auf's Theater, ein Tiſch wurde in die Mitte der dunklen Bühne gerückt, und Röppke und ſeine ganze Schuljugend N.B. *noch im Coſtüm!* tranken Punſch mit den Theaterfreunden, und daß ich's nur geſtehe: wir wurden alle ein bischen voll.

Am Sonntag aber führte Röppke uns ſelbſt hinaus nach dem Hamburger Berge, zu den wilden und zahmen Thieren, und alle Handwerksleute blickten uns wohlgefällig nach, und riefen: „Da geht Röppke mit ſeinen Jungen!“ Röppke hörte es, und ging noch einmal ſo ſtolz. — Glaube man aber ja nicht, daß er nur dem ungebildeten Publikum gefiel! noch jetzt reden ältere Theaterfreunde mit Entzücken von ſeinem Notar in Paeſiello's Molinara, und ich ſelber ſah ſpäter in der nemlichen Oper den Amtmann Knoll von ihm, wo er beſonders in der Arie: „O thörichte Leute, o komiſche Welt!“ glänzte; wirklich war aber der Vortrag desſelben der Triumph der Volubilität deutſcher Zunge zu nennen. Sein Hofmarſchall von Kalb in „Kabale und Liebe“ errang ihm Ifflands Bewunderung, und wie ich oben bemerkte, wollte er ihn auf immer für Berlin gewinnen, aber Röppke wollte nicht, weil er nicht leben konnte ohne Reiſen. —

Er verließ denn auch bald Altona, und gab mit vielem und wenigem Beifall Gaſtrollen auf den meiſten Bühnen Deutſchlands. — Unterdeſſen hatte Dr. Albrecht das Altonaer Theater einſtweilen wieder aufgegeben, die böſen Kriegsjahre für Norddeutſchland waren hereingebrochen, und wirkten beſonders auf Altona — wegen Hamburgs Nähe nachtheilig. — Ein Theil der Geſellſchaft rettete ſich nach Glückſtadt, und darunter meine Aeltern. Meinem Pflegevater wurde die Direction angetragen, und er übernahm ſie.

Kaum 6 Wochen mochten wir in Glückſtadt geweſen ſeyn, als mein Pflegevater eines Morgens früh durch einen Matroſen einen Brief erhielt, ungefähr folgenden Inhalts:

Amice!

Ich ſitze auf dem *Sande* feſt. Folget dem Ueberbringer Dieſes, und bringet zugleich einiges Geld mit, Er wird euch zu mir leiten. — Mit Sehnſucht harre ich des *Monuments*, wo ich wieder an Freundes Bruſt alle Täuſchungen dieſer nichtswürdigen Welt vergeſſen kann. Mit dem größten Erſtaunen

Euer Freund

Friedrich Röppke,
dramatiſcher Künſtler und Prieſter der Iſis.

Mein Pflegevater folgt ſogleich dem Matroſen nach dem Hafen, in die Kajüte eines Altonaer Fährſchiffs, und findet dort bei einer Taſſe Caffee, die dampfende Pfeife im Munde, den dramatiſchen Künſtler und Prieſter der Jſis, Friedrich Röppke. — Ein Contrakt wird ſchnell abgeſchloſſen, beſchrieben und beſiegelt, der Vater bezahlt die Ueberfahrt von Altona nach Glückſtadt, und Roppke ſoll jetzt mit ihm ſogleich ans Land gehen. „Zieht Euch an!“ ſagt mein Vater; denn Roppke ſtand da im brandgelben Schlafrock, rothen Saffianpantoffeln und Papillotten. Roppke lächelte und meinte: „Für diesmal muß ich ſchon ſo mit Euch gehen, denn meinem Wirth in Altona ging mein Abſchied ſo zu Herzen, daß er durchaus meinen Koffer als ein vieltheures Andenken behalten wollte, und alle meine Gegenreden nichts halfen, ich mußte der ehrlichen Seele endlich ihren Willen laſſen.“ — „So bleibt!“ ruft mein Vater, „ich will Euch Kleider ſenden.“ — „Keinen Augenblick!“ ſchreit Roppke mit Pathos, „keinen Augenblick bleibe ich mehr in dieſem verwünſchten Kaſten, wo man mich um einiger lumpiger Thaler willen wider Humanität und Menſchenwürde gefangen hielt — Freiheit! Freiheit!“ — und ſomit packte er den Vater alles Sträubens ungeachtet unter den Arm, verläßt das Schiff, und wandert mit ihm durch die Stadt nach ſeinem Logis. — Und alle Morgen ſtand er fortan im brandgelben Schlafrock, rothen Pantoffeln und Papillotten, die Pfeife im Munde, vor ſeiner Hausthüre, und hielt gelehrte Geſpräche mit ſeinem Wirth, einem ehrlichen Schneider.

Ein böſer Streich aber paſſirte ihm! eh' er ſich's verſah, langte ſeine 18jährige Tochter an, und überbrachte ihm die Todesbotſchaft ſeiner Frau, von der er ſich ſeit mehreren Jahren getrennt hatte. Herzlich gern hätte er das hübſche Mädchen für ſeine Schweſter ausgegeben, wenn nur nicht ſo gar Viele darum gewußt hätten, daß es ſeine Tochter ſey. — Das machte ihm manchen böſen Tag! — aber die böſen Nächte blieben auch nicht aus, denn Roppke war ſo abergläubiſch, wie Baron Stuhlbein in den Pagenſtreichen — daß ſeine Frau ihm drei Nächte hintereinander erſchienen ſey, ließ er ſich nicht abſtreiten, und er ſprach fortan ſein ganzes Lebelang mit der größten Rührung von der „edlen Seele“ ſeiner „geliebten ſeligen Henriette,“ von der Lebenden hatte er oft ganz anders geſprochen.

(Fortſetzung folgt.)

Victor Hugo's

Betrachtungen über dramatiſche Dichtkunſt.

(Sie ſind bereits im Jahre 1819 geſchrieben; der Dichter war damals erſt 16 J. a.)

I.

Man nennt Handlung auf dem Theater, den Kampf zweier entgegengeſetzter Kräfte. Jemehr Gleichgewicht die Kräfte zeigen, deſto ungewiſſer iſt der Kampf, je mehr Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung, deſto mehr Intereſſe. Man darf jedoch nicht dieſes Intereſſe, das aus der Handlung entſpringt, mit einem Andern verwechſeln, das jeder tragiſche Held einflößen muß, und das ſtets nur in dem Gefühle des Schreckens, der Bewunderung oder des Mitleids beſteht. So kann es kommen, daß die Hauptperſon eines Stückes Intereſſe erregt, weil ihr Character edel und die Situation rührend iſt, und daß das Stück dennoch unintereſſant ſeyn konnte, weil kein Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung ſtatt findet. Wäre dies nicht der Fall, ſo müßte ja eine ſchreckliche Scene, je länger, deſto ſchöner werden, und der Gipfel des Tragiſchen wäre alsdann Ugolino mit ſeinen Söhnen, vor Hunger ſterbend. Eine Scene monotoner Schrecklichkeit, die nie gefallen konnte, ſelbſt in **Deutſchland** nicht, dem Lande voll tiefer, aufmerkſamer und ruhiger Denker. (Man ſieht hieraus, daß dem 16jährigen Franzoſen ſelbſt unſer **Gerſtenbergk** ſchon bekannt war.)

II.

Wenn in einem dramatiſchen Werke, die Ungewißheit der Begebenheiten nur aus der Ungewißheit der Charaktere entſpringt, ſo iſt es nicht mehr die Tragödie der Kraft, ſondern die Tragödie der Schwäche. Es iſt ſo zu ſagen, das Schauſpiel des menſchlichen Lebens; große Wirkungen durch kleine Urſachen; es ſind nur Menſchen; aber auf dem Theater will man Engel oder Rieſen ſehen.

III.

Es gibt Dichter, die wohl im Stande ſind, dramatiſche Springfedern zu erfinden, die aber nicht verſtehen, ſie ſpielen zu laſſen; gleich jenem griechiſchen Handwerker, der nicht im Stande war, den Bogen zu ſpannen, den er ſelbſt geſchmiedet hatte.

IV.

Der Liebe gehört auf dem Theater immer der erſte Plan, erhaben über alle eiteln Rückſichten, welche gewöhnlich den Willen und die Leidenſchaften der Menſchen beſtimmen. Die Liebe iſt das unbedeutendſte Ding auf der Welt, wenn ſie nicht das Höchſte iſt. Man wird mir einwerfen, daß nach dieſem Satze, der Cid ſich mit Don Gormas nicht ſchlagen dürfe. Aber keineswegs! der Cid kennt Ximene; er will lieber Zorn als ihre Verachtung ertragen; denn dieſe nur tödtet die Liebe. Die Liebe in großen Seelen iſt eine himmliſche Achtung.

V.

Die Entwickelung im Mahomet iſt verfehlter, als man gewöhnlich glaubte. Es genügt, wenn man ſich davon überzeugen will, ſie mit der Entwickelung des Britanicus zu vergleichen. Die Situationen ſind ſich ähnlich. In beiden Tragedien, iſt es ein Tyrann, der in dem Augenblicke ſeine Geliebte verliert, als er ſich ihren Beſich recht verſichert zu haben glaubt. Racine läßt im Gemüthe einen traurigen Eindruck zurück, der jedoch nicht des Troſtes entbehrt, weil man weiß, daß Britanicus gerächt iſt, und Nero nicht minder unglücklich als ſeine Schlachtopfer iſt. So hatte es Voltaire wohl auch beabſichtigt; aber das Herz, das ſich nicht täuſchen läßt, bleibt troſtlos; denn Mahomet iſt in der That nicht beſtraft. Seine Liebe für Palmira iſt nichts als ein kleinlicher Zug in ſeinem Character, und ein lächerlicher Beweggrund der Handlung. Wenn der Zuſchauer ſieht, wie dieſer Held noch an ſeine Größe denken kann, in dem Augenblicke, da ſeine Geliebte ſich vor ſeinen Augen erſticht, ſo kann er wohl nicht an die Liebe dieſes Mannes glauben, und weiß, daß es nicht zwei Stunden braucht, um ihn vollkommen getröſtet zu ſehen. — Racine's Stoff iſt beſſer gewählt als Voltaire's. Für den tragiſchen Dichter iſt ein tiefer und radicaler Unterſchied zwiſchen dem römiſchen Kaiſer und dem prophetiſchen Kameeltreiber. Nero kann verliebt ſeyn; Mahomet nicht. Nero iſt ein Phallus; Mahomet iſt ein Gehirn. —

VI.

Der Unterſchied zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Tragödie iſt Folgender: Die Deutſchen wollten gleich ſelbſt ſchaffen; die Franzoſen begnügten ſich damit, die Alten verbeſſern zu wollen. Die Mehrzahl unſerer Meiſterwerke ſind erſt dadurch auf den Punkt gelangt, wo wir ſie jetzt erblicken, daß ſie durch mehrere Jahrhunderte, durch die Hände der ausgezeichnetſten Männer gingen. Deshalb iſt es ſo ungerecht, ſich's zur Pflicht zu machen, originelle Hervorbringungen zu vernichten. — Die deutſche Tragödie iſt nichts anders, als die Tragödie der Griechen, mit jenen Modificationen, welche die Zeit erheiſcht. Auch die Griechen wollten den Glanz der Scene bei ihren Theaterſpielen anwenden; daher die Masken, der Chor, der Cothurn: da aber die Künſte, die von den Wiſſenſchaften abhingen, bei ihnen noch im Zuſtande der Kindheit waren, ſo wurden ſie bald zur Einfachheit zurückgeführt, welche wir jetzt ſo ſehr bewundern. Sehet im Servius, was man thun mußte, um auf der Bühne der Alten eine Decoration zu verwandeln. — Die deutſchen Schriftſteller im Gegentheile, die mitten in den neuern Erfindungen ſchritten, bedienten ſich der Mittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, um die Mängel ihrer Stücke zu verſtecken. Konnten ſie nicht zum Herzen ſprechen, ſo ſprachen ſie zu den Augen. Glücklich, wenn ſie ſich dabei in den richtigen Gränzen zu halten wußten! Darum aber bringen ſo viele deutſche und engliſche Stücke, die man auf unſere Scene verpflanzt, weniger Wirkung als im Original hervor. Man läßt ihnen die Fehler des Plans und der Charactere, und nimmt ihnen hingegen jenen theatraliſchen Pomp, der dafür entſchädigen muß. — Frau v. Staël mißt die Vorzüglichkeit der franzöſiſchen Schriftſteller noch einer andern Urſache bei; und ſie hat richtig beobachtet. Die großen Männer in Frankreich, waren in demſelben Focus des Lichtes vereinigt; die großen Männer Deutſchlands aber hie und da, wie in verſchiedenen Lichtkreiſen, zerſtreut. Es iſt aber mit zwei Genies, wie mit zwei Enden auf der Batterie; man muß ſie in Contact ſetzen, damit ſie den Donner hervorbringen.

VII.

Es gibt zwei Arten von Tragödien: die Eine Art entſteht durch Gefühle, die Andere durch Begebenheiten. Die Erſtere betrachtet die Menſchen aus dem Geſichtspunkte, ihrer natürlichen Verhältniſſe zueinander; die Letztere aber, jener Verhältniſſe, welche die Geſellſchaft begründet hat. Bei der einen erwächſt das Intereſſe aus der Entwickelung, einer der großen Affecte, denen der Menſch, als Menſch untergeben iſt, z. B. Liebe, Freundſchaft, Kindesliebe, Vaterliebe. Bei der Andern handelt es ſich immer um einen politiſchen Willen, der ſich auf die Vertheidigung oder den Umſturz der beſtehenden Inſtitutionen richtet. Im erſtern Falle iſt der Held augenſcheinlich paſſiv, d. h. er kann ſich dem Einfluſſe der äußern Gegenſtände nicht entziehen. Ein Eiferſüchtiger kann nicht anders als eiferſüchtig ſeyn; ein Vater kann nicht aufhören für ſeinen Sohn zu ſorgen; und wenig liegt daran, wie dies Alles herbeigeführt wird, wenn es nur intereſſant iſt. Der Zuſchauer wartet immer darauf, was er fürchtet oder hoffte. Im zweiten Falle hingegen iſt der Held außerordentlich thätig, weil er nichts hat, als einen unwandelbaren Willen, und weil dieſer ſich nur durch Thaten ausſprechen kann. Man könnte dieſe beiden Arten von Tragödien mit Statuen vergleichen, von denen die Eine aus dem Block gehauen, die Andere in die Form gegoſſen wird. Bei der Einen liegt der Block da; es iſt genug, daß er da iſt, um durch eine Macht außer ihm, zur Statue zu werden; bei der Andern muß das Erz ſelbſt die Fähigkeit beſitzen, die Form in allen ihren Theilen zu durchdringen. Nach Maßgabe, daß ſich alle Tragödien dieſen beiden Typen nähern, werden ſie bald mehr der Einen, bald mehr der Andern angehören. Die Tragödien des Kopfes müſſen einen ſtarken Bau verrathen; Tragödien des Herzens haben kaum nöthig, ſich an einen Plan zu binden. Z. B. Mahomet und der Cid.

Literatur.

(Marion de Lorme, Drama in 5 Acten von Victor Hugo, aus dem Franzöſiſchen von Kathinka Halein.)

Sonderbare Widerſprüche unter den Menſchen! Während ein Theil von uns Hugos Werke mit dem Anathema belegt und nichts von der neuern franzöſiſchen Poeſie gelten läßt, ihren Romantism wahnſinnig, ihre Tragödie gräuelhaft, ihren Styl ſchändlich und nackt ſchilt, findet ſich ſogar eine Dame, eine Ruſſin wahrſcheinlich, oder doch — dem Namen Kathinka nach — den ruſſiſchen Verwandten hold, die ſich herbeiläßt, ein Trauerſpiel Hugo's zu überſetzen, deſſen Heldin ein „Freudenmädchen“ iſt. Das nenn' ich doch die Naivität weit treiben. Muß es denn aber geſchriftſtellert ſeyn, meine Damen, ſo ſchreiben Sie uns Ihre Memoiren und faſt eine Jede von Ihnen, wird, — wenn ſie anders aufrichtig ſchreiben will — intereſſantes und lehrreiches zu Tage fördern. Aber das Theater ſcheint nicht Ihr Reich zu ſeyn. Leſen Sie unſere Novellen, nur machen Sie kein Stück daraus. So geſchickt Sie auch mit dem Zuſchneiden umzugehen wiſſen, und ſo viel geſchickter Sie dann noch das Ganze zuſammennähen, man ſieht die Nähte dennoch, und nie wird daraus, was wir bei Männern „aus einem Guß“ zu nennen pflegen.

Wir mißgönnen den Damen den Schriftſtellerruhm keineswegs, und wenn ſie wirklich Kenntniſſe und einen männlichen Geiſt haben, ſo ſtreben ſie mit Glück danach, wie eine Staël, wie eine Herzogin von Abrantès; wie Lady Morgan, oder die Bernhard, geb. Gad, die Schopenhauer und die Fouqué. Aber bei allen ſo eben Genannten, iſt es eben ein anderes Feld, als das Theater. Von allen Nationen ſind wir die Einzigen, die Schauſpieldichterinnen anzuweiſen haben. Außer **Madame le Prince de Beaumont**, eine Art Schriftſtellerin, wie unſere alte, gute Amalie Schoppe vor dem Dammthore in Hamburg, die im Magazin des enfans zahme Kinderkomödien geſchrieben, iſt uns bei den Franzoſen nichts Erhebliches in der Art aufgeſtoſſen; daß wir nun aber mit ſolchen Arbeiten unſer Theaterleben friſten müſſen, iſt ein ſchlimmes Zeichen für Künſtler und Publikum. — Kathinka's Marion iſt ſo ſchaal und weichlich in der Ueberſetzung geworden, daß ſie jeden Tag die Regie eines Hoftheaters zur Aufführung bringen konnte, während Victor Hugo's Drama auf geiſtreiche Weiſe wiedergegeben, nirgend gegeben werden durfte. Madame hat ſich alſo weiblich genug aus der Affaire gezogen. Aber daß Sie danach gegriffen, und daß Sie es ganz laſen, und nach dem Leſen ganz überſetzen konnten, das iſt doch nicht ſchön von einer Dame. — Iſt das Theater ſchon ohnehin nicht der eigentliche Bereich für Damen, die der Kitzel zum Schriftſtellern treibt, ſo iſt es eine Heldin wie Marion, am wenigſten, die Sie dazu verleiten ſollte. — Von der Energie, dem Duft, dem zeitgemäßen Colorit in den Worten, womit Hugo's Dichtung ganz geſchwängert iſt, zeigt die Ueberſetzung keine Spur. Der Vers iſt wie herkömmlich, kurz Alles iſt wie herkömmlich, und für Theater, die eine alte Mauer mit einer Breſche, in ihrem Decorationsmagazin beſitzen, und eine große Sänfte für den Kardinal Richelieu, iſt das Stück ohne Koſten und mit ganz leichter Mühe, wie jedes Andere, einzuſtudiren.

Miszellen.

Paris, 10. September.

Die Wiederholung des Ali-Baba, welche morgen in der „Oper“ ſtattfindet, wird gerade wie die erſte Vorſtellung dieſes Stückes ſeyn, denn all die Schönheiten dieſer Partitur konnten bei den 3 oder 4 gehabten Vorſtellungen nicht gehörig gewürdiget werden. Die Herren: Nourrit, Levaßeur; die Damen: Damoreau und Falcon werden die erſten Stellen darin geben. Ali-Baba wird das große Publikum zur „Oper,“ die nie ſo am Brette war, immer noch hinziehen.

Un pont neuf gefiel geſtern Abend im Vaudeville. Verfaſſer ſind die Herren Aycard und Emmanuel.

Das Publikum ſtrömt von Tag zu Tag mehr nach dem „Cirque olympique.“ Die überraſchenden Kunſtſtücke des ſtolzen arabiſchen Pferdes Fayard, des jungen Loißet und des Clown, rechtfertigen dieſe Hitze des Publikums. Es iſt nicht mehr als billig, zu bekennen, daß Hr. Loißet ſich ſehr viele Mühe gibt, den Beifall des Publikums zu erlangen, und daß ihm dieß vollkommen gelingt.

Die Concerte auf den Eliſäiſchen Feldern werden dreimal wöchentlich in der ſchönen und ungeheuer großen Rotunde des Vaux-Hall ſtattfinden. Das erſte Concert wird nächſten Donnerſtag den 12. d. zum Beſten der Armen gegeben werden.

Die Aufführung des „Fils d'Edouard“ wurde in Marſeille verboten.

3tes Quartal. Nro. 2. 21. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater = Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Portraits von J. Lyser. — Aus einem Andenken für Freunde. — München. — Miszellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Portraits von J. Lyser.

III.

Friedrich Röppke.

Als Schauſpieler war Röppke übrigens auch in Glückſtadt der Liebling des Publikums, welches um ſo mehr zu bemerken iſt, als in Glückſtadt ein bei weitem feinerer Ton als in Altona herrſchte. Der Osmin in Mozarts Entführung, Michelli im Waſſerträger, Leporello im Don Giovani, ſo wie der Amtmann von Zeck in Ifflands Jägern, Spiegelberg in den Räubern, Hofmarſchall Kalb und der Geizige von Moliere, das waren jetzt ſeine Glanzparthien. Daß der Schulmeiſter von Bocksdorf, ſo wie der Tapezierer Martin in Fanchon nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt. Dazu war er Regiſſeur und verwaltete dies Amt mit Treue und Eifer, nur freilich fuhr er hie und da mit einer „konfuſen Idee" dazwiſchen, und dann wurde oft aus einem Trauerſpiel ein Luſtſpiel. — Eine beſondere Wuth hatte er: die Titel der Stücke zu vergrößern, und da er als Regiſſeur den Komodienzettel entwarf, ſo kam oft das unſinnigſte Zeug heraus. — Die Entführung aus dem Serail z. B. erhielt außer dieſem, und die Namen Belmonte und Coſtance auch noch den Zuſatz: „oder edle Rache eines türkiſchen Paſchas." Ein paar Ohrfeigen machten endlich dieſem Unfuge ein plötzliches Ende, und das ging ſo zu: Mein Pflegevater mußte eine Geſchäftsreiſe machen, Röppke wurde Vicedirector, und einige Tage blieb alles in der Ordnung. — Da aber laſen eines Morgens alle Glückſtädter mit Verwunderung auf dem Komodienzettel die denkwürdigen Worte:

„Heute:
Die traurigen Folgen des unglückſeligen Flötenſpiels,
oder
Cabale und Liebe.
Ein Trauerſpiel in fünf Acten, aus dem bürgerlichen Familienleben
von — A. v. Kotzebue."

Kotzebue nemlich war Röppke's Liebling, und alles, was ihm gefiel, ſchob er dem Kotzebue in die Schuhe. Das Publikum ſchüttelte den Kopf, ſagte jedoch Nichts, und das Haus wurde ſehr voll. — Röppke ſpielte ſeinen Kalb ſo fein und ohne alle Uebertreibung, daß man es hätte für unmöglich halten mögen: der Mann könne ſolche Eulenſpiegelſtreiche begehen, als wovon heute der Komödienzettel ein ſchreiender Zeuge war. Die ganze Vorſtellung ging trefflich, und eine Todtenſtille herrſcht im Hauſe, bis im letzten Act Ferdinand in die Worte ausbricht: „Unglückſeliges Flötenſpiel!" — Da bricht in den Logen und im Parterre ein unauslöſchliches Gelächter aus, und unter fortwährendem Kichern wird das Trauerſpiel zu Ende geſpielt. Unger aber, der den Ferdinand machte, rennt erboſt in die Garderobe und gibt ohne Weiteres dem Röppke eine derbe Ohrfeige. Röppke ſchaut ihn wüthend an und ſchreit: „Hätt' ich nur Muth in ſolchen Affairen! Ich wollt euch lehren!" Jetzt mußte ſelbſt Unger lachen, er bat den Beleidigten ſeine Hitze ab, und Röppke rief triumphirend: „Meine Ehre iſt reſtaurirt! Er hat mir öffentlich abgebeten! Mein Gott heißt mich nicht rächen! er heißt verzeihen." — Er nahm ſich aber doch für die Zukunft in acht, und hat nie wieder einen ernſthaften Titel verſtümmelt.

Die Nachricht, daß die engliſchen Geſchwader Glückſtadt bombardiren werden, trieb uns über Hals und Kopf von Glückſtadt fort, — ach! wohin? — Krieg und Armuth ringsum! Die kleinen Städtchen, am Ausfluß der Elbe in die Nordſee, wurden jetzt unſer Zufluchtsort, und endlich ſogar die armen Fiſcherdörfer! Webelsfleet, St. Margarethen! das waren jetzt glänzende Orte für dieſelben Schauſpieler, welche vor zwei Jahren noch mit den Mitgliedern des Hamburger Stadttheaters rivaliſirten, und von denen Mehrere ſpäter bei jener Bühne engagirt wurden! — Daß es da oft trübe Stunden gab, läßt ſich denken! In dieſer allgemeinen Noth war Röppke allein fröhlich und guter Dinge, ermunterte die Muthloſen, und verließ ſeine armen Gefährten nicht, als ihm von Schleswig aus ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht wurde.

Hamburgs harte Blokade (1812) führte für Altona einen kurzen Wohlſtand herbei. Dr. Albrecht übernahm auf's Neue das dortige Theater, welches er nun auch bis an ſeinen (1813) erfolgten Tod fortführte. — Er berief „die alte wohlbekannte Schaar" zuſammen, und dieſe — folgte ſchleunigſt dem Ruf, — ausgenommen Röppke, in welchen, als er ſeine Unglückskameraden wieder im Glück wußte, der Hochmuthsteufel fuhr. Er ward, (wie er ſagte,) Schleswigiſcher Hofſchauſpieler (obgleich das Hoftheater ſchon ſeit 1806 aufgelöſt war,) und tractirte jetzt plötzlich ſeine beiden Freunde, mit denen er „Du“ und „Ihr“ war, per „Sie,“ was dieſe nicht wenig verdroß. — Aber in Schleswig blieb er nicht lange. Mit einem Empfehlungsbrief des alten Landgrafen Carl von Heſſen verſehen, reiſte er nach Kopenhagen und lebte hier ein Jahr herrlich und in Freuden. Er gab auf der Hofbühne Intermezzos mit ſeiner Tochter, welche beſonders von der königlichen Familie mit großem Beifalle beehrt wurden. Er erhielt von dem Prinzen des Hauſes bedeutende Geſchenke, und hätte auch hier eine lebenslängliche Anſtellung erhalten können, da er das Däniſche fertig ſprach, — aber er konnte einmal nicht ſtille ſitzen, und die pretzioſen däniſchen Hofſchauſpieler, von denen faſt alle Doctoren ſind, waren ihm ein Gräuel. Nach Jahresfriſt ſchon ſahen wir ihn wieder in Altona „als Director der königlichen Schauſpiele zu Kopenhagen. (Dieſe hohe Würde hatte er ſich ſelber verliehen und behauptete ſie hartnäckig, trotz ſeines Paſſes, bis an ſeines Lebens Ende.) — Uebrigens trat er wirklich mit Glanz auf, zwei goldene Uhren mit einer Unzahl Berloquen u. ſ. w., vor allen aber ein Bedienter in Livré, mit welchem er nur däniſch parlirte; das alles täuſchte anfangs ſelbſt ſeine nähern Bekannten. So ging die erſte Zeit alles gut, bis er denn endlich ſelbſt, ſeiner pompöſen Rolle überdrüſſig, wieder ganz „der gute Roppke“ wurde.

Seine Tochter hatte geheirathet. — „Ich habe ſie ausgeſteuert,“ ſagte er, „wie es meines Namens würdig, und daher habe ich kein Geld mehr. Er entließ ſeinen „Kammerdiener,“ verkaufte ſeine Uhren, Ringe, Tuchnadeln, Doſen, und als das Geld dafür verzehrt war, und ihm Niemand mehr borgen wollte, worüber er ſehr ungehalten war, ward er wieder Schauſpieler und Liebling des Publikums, wie früher.

Meine Aeltern verließen jetzt Altona und bereiſeten die Rheingegenden, ich mit ihnen. — Nach zwölf Jahren war ich — jetzt ſelbſtſtändig — durch widrige Schickſale wieder bis nach dem nördlichſten Winkel Deutſchlands — bis Flensburg verſchlagen. — Ich hatte viel verloren! unter andern auch mein Gehör. — Meine Mutter war geſtorben, auch Leo, und ſo viele Andere, die meine frohe Kindheit geſehen hatten. Vater und Geſchwiſter waren weit entfernt, ihre Lage ſo wenig glänzend wie meine eigene. — Was Wunder, wenn da der Ernſt des Lebens meinen Jahren vorausgeeilt war, und ich ſelber kalt und theilnahmlos das Leben um mich her kaum beachtete. — Da tritt eines Morgens ein langer, hagerer Mann in mein Zimmer, fein gekleidet. Eine ſchön friſirte, rabenſchwarze Perüque ſticht ſeltſam gegen das Silbergrau der buſchigten Augenbraunen ab, die Züge ſind verwittert, der Mund bedeutend eingefallen, aber das dunkle Auge lacht noch gar ſchalkiſch in die Welt hinein, und dieſes Auge konnte Niemanden anders gehören, als Friedrich Röppke. — Ich erkannte ihn ſogleich! er aber mich nicht! er redete auf mich ein — ich verſtand nichts — und ſagt' es ihm: daß ich taub ſey. — Jetzt begann die Unterhaltung mittelſt der Fingerſprache: „Mein Gott, Junge! wie biſt du alt geworden!“ — „Freilich, und Sie auch.“ — „Ich?! ich bin ein Mann in meinen beſten Jahren!“ — So gings eine Weile fort! endlich eröffnete er mir ſein Anliegen: Er hatte ſich „zum Lebenszeitvertreib“ ein junges Weib genommen. „Schönes Figürchen, Augen wie fürs Theater geſchaffen! — Noch Anfängerin, aber eminentes Talent, will ſie ſchon bilden!“ Vorläufig aber wollt' er in Flensburg einige Intermezzo's geben, und da ein Vetter von mir Stadtmuſikus war, ſollt' ich es machen, daß er die nöthige Muſik möglichſt billig bekäme. Ich that's, und dankbar überreichte er mit feierlichſt ein Freibillet in den erſten Rang, was ich denn auch zum größten Aerger der Flensburger Nobleſſe in meinem ſchlichten Malerröcklein benutzte. — Röppke fuhr des Abends in einer Glaskutſche quer über die Straße — (er wohnte dem Theater gegenüber), ſtieg majeſtätiſch aus und ſpielte. — Einige Szenen aus der Müllerin machten den Anfang, ſeine Frau war wirklich allerliebſt, aber auffallend blaß, — dann gab er mit ihr Körners „Braut,“ wo er den alten Grafen mit aller Feinheit und Laune früherer Jahre darſtellte. Den Beſchluß machte der alte Schulmeiſter von Bocksdorf — der aber ſehr ſchlecht ging. „Ja!“ ſagte er, als wir nach der Vorſtellung auf ſeiner Stube bei einem frugalen Abendeſſen zuſammen ſaßen. „Ja mein lieber Hans! die Zeiten ſind hin und kommen nicht wieder! Ich wollte: Ihr — der Gloy, der Mädel und Du wäret immer dumme Jungen geblieben.“ — „Und Sie,“ fiel ich ihm lachend in's Wort, „immer ein Mann in Ihren beſten Jahren.“ — „Du wirſt bitter, guter Freund!“ verſetzte Röppke mit ſkurilem Lächeln — „Ich bin noch ein Mann in meinen beſten Jahren!“ und ſtolz wollte er ſich aufrichten — aber er brach zuſammen, eine tiefe Wehmuth flog über ſeine Züge — und die Hand reichend, endete er: „Du haſt doch wohl recht — aber — es war eine gute Zeit.“ Ich konnte nichts erwiedern, ſondern griff nach dem gefüllten Glaſe, und leerte es haſtig, aber es mußten wohl ein paar Thränen in den Wein gefallen ſeyn, denn er ſchmeckte bitterſalzig. — Röppke's Einnahme hatte nur die Koſten gedeckt, und da auf beſſere keine Rechnung zu machen war, ſo reiste er den andern Tag ab — nach Kopenhagen. Hier traf ihn der letzte Schickſalsſchlag, ſeine ſchöne junge Frau ſtarb nach kurzer Krankheit. Er muß es ſich tief zu Herzen genommen haben, denn wie mir ein Augenzeuge erzählte, rief er bei ihrer Leiche mit Thränen im Auge aus: „Du biſt alſo nun mit meiner ſeligen Henriette vereint!" Wer Röppke genau kannte, der wußte auch, wie er gerade dann am tiefſten empfand, wenn er ſeinem Schmerz auf eine barocke Weiſe Luft machte. — Ein Jahr darauf war auch er mit ſeiner ſeligen Henriette wieder vereint.

Röppke war ein ſo excentriſcher Menſch, wie ich außer Callot-Hoffmann keinen wieder fand, dabei fehlte ihm manche ſchöne Eigenſchaft, die Hoffmann in einem hohen Grade beſaß, vor allen Mannesmuth und Wahrheitsliebe. Doch beluſtigten ſeine Aufſchneidereien nur, und nie hat er Jemanden damit geſchadet, ausgenommen ſich ſelbſt bei allzuſtrengen Wahrheitsfreunden. Vieles, was er log, glaubte er endlich oft am erſten, „wenn es ſich auch nicht gerade eben ſo begeben hätte." — Daß ihm aber als Schauſpieler — und mit Dieſem hab' ich's vorzüglich zu thun! — der eigentliche Künſtleradel nicht fehlte — trotz mancher Verrücktheit, dafür mag die Thatſache ſprechen, daß er der Einzige war, mit welchem der große Leo gern ſpielte, ſo lange er in Altona lebte, — damit glaub' ich alles geſagt zu haben. — Röppke iſt faſt vergeſſen, aber als ausgezeichnete Erſcheinung verdient er in dem Andenken wahrer Künſtler, wenn auch nicht als Muſter, fortzuleben.

Aus einem Andenken für Freunde.

An Sophie Schröder, in Berlin.

Frankfurt a. M., 31, October 1817.

Als ich geſtern mit Ungeduld die Berliner Poſt erwartete, die mir endlich keine Briefe mitbrachte, ließ ich mir die Berliner Zeitungen, als eine Art von hinhaltenden Erſatz, geben, und fand Sie, meine ſehr Geliebte, den Landsleuten als Gaſt der Muſe angekündigt; dieſe Zeilen können Ihnen mein Bedauern, daß ich nicht zu Hauſe bin, Sie zu empfangen, nicht ausdrücken! Ich hatte den wahnſinnig-eiteln Gedanken, daß in der weiten gebildeten Stadt doch keiner ſich befindet, der ſo durchdrungen ſeyn kann, von dem was Sie zu leiſten vermögen, es auffaſſen kann, wie ich was Sie ſind; und der auch das anſcheinend minder Gelungene ſo zu ſtellen und zu deuten weiß! Ich möchte Sie empfangen, beherbergen: Ihnen jede materielle Sorge und Beſorgung abnehmen: ich Sie applaudiren; mit Einem Wort, ich die Ceremonien-Fürſtin der Stadt nur auf eine Weile ſeyn, wie ich es jedesmal mit Leidenſchaft wünſche, wenn ein Künſtler in ihren Mauern iſt; Einer, der die Macht hat, das Großartige darzuſtellen, ohne Uebereinkunftsmanier; dem es gegeben iſt, die Leidenſchaft zu kennen, und die Mittel, ſie in allen ihren

Abſchattungen, auch den wenigſt Aufmerkſamen, in einer Art muſikaliſchem Maß und Haltung zu zeigen; der die Natur der Dinge ſchnell jedesmal findet, und auch die Mittel, ſie auszudrücken. Sie ſehen, ich tödte mich, das zu beſchreiben, was geſegnete Künſtler ſind; ſagen kann ich's nicht; aber ich weiß es. Auch mich hat Apollo berührt: ich verſtehe die Begabten. — Wär' ich nur in Berlin, in meinem Hauſe; Sie wohnten doch bei mir! — Wie leid iſt es mir, daß Sie unſere Garderobe, unſere Decorationen nicht mehr ſehen; aber lieb iſt es mir, daß Sie im Opernhauſe ſpielen; und es freut mich, daß Graf Brühl bei Ihnen eine Ausnahme mit den Gaſtrollen zu machen weiß. Warum ſpielen Sie nicht Johanna von Montfaucon, anſtatt in Rudolf — oder wie er heißt — von Finnland? — Johanna war eine der Triumphrollen der Bethmann; in dieſer aber zieh' ich *Sie vor*. Ich habe auch eine *Sorge*; Berlins Geſchmack in Anſehung der Weiberrollen iſt auf ſchwaches Regime geſetzt. Das Größte, was ſie hatten, (und ein *Publikum* ſchwingt ſeine Gedanken nie über das, was es ſah, ſondern bildet und ſchränkt ſich darnach ein, oder aus;) war die Bethmann; die außer dem Talent, das ſie hatte, noch die Gabe beſaß, nur ſie ſeyn zu dürfen; und das in einem ſolchen hohen und ſchönen Maße, daß man nicht unterſcheiden mochte, ob ſie auch etwas anders ſeyn konnte; ſie konnte erhaben, ganz edel, ganz romantiſch, tief empfindend, traurig-toll und tollzerreißend ſeyn, immer lieblich, ſelbſt im Fehlgriff; konnte komiſch, heiter, reizend, beweglich ſeyn; den Adel der großen Welt vortragen. Furchtbar aber, furien-ſtark, mit den Elementen verwandt, mythologiſchen Wahnſinn, den konnte ſie nicht aus der lieblichen, leichtbeweglichen, leichtſinnigen, frommen Seele ſchöpfen, weil man nie etwas daraus ſchöpft, was nicht darin liegt. Nun, fürcht' ich, iſt den Berlinern mancher Farbenton, der gerade mein Erhabenes ausmacht, von Ihnen zu ſtark; *das* fürcht' ich eigentlich nicht; aber ich fürchte, daß *Sie* das nicht zu deuten verſtehen, und Ihnen das einen unangenehmen Eindruck macht; und daß Sie gar — Gott behüte und bewahre! — ſich darnach richten wollen. Das fürchte ich: und darum ward ich hier ſo breit; in der Tiefe war wirklich der Ausſchluß dieſes Schwächenzuſtandes nicht nachzuweiſen; ſondern in der längeren Ausdehnung eines Aufenthalts in Berlin, den ich *gemacht*. Jetzt mag unſere Stadt nun wohl noch mehr davon befallen ſeyn, als vor drei und mehreren Jahren: ſie putzt und ſchnäkelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſeyn darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben. Sie ſind dort bis zu den unbefangenſten Tiefen der Menſchheit in der letzten Zeit mit ihren Aufpumpwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt gerad, eine größere und allgemeinere Schwäche und Anmaßung;

und will Sie, um Ihnen unangenehme Empfindungen zu erſparen, nur darauf aufmerkſam machen. Solches alles gilt aber nur von jeder Stadt, wenn man ſie zuſammen ſich vorſtellt; und man kann die eine freie, eine ſinnige nennen, wo viele Einzelne dem Publikum mit ihren Gedanken und Verſtändniſſen vor ſind, große Künſtler faſſen, und große Bücher, die ſie über die Befangenheit des Augenblicks, in dem ſie leben und ſchaffen müſſen, erheben. Eine ſolche Stadt, ſeyen Sie gewiß, iſt Berlin, wenn auch die, welche ſie dazu machen, gerade nicht das Glück haben, Sie perſönlich zu kennen. Dies wollt' ich Ihnen nur, bei dem flüchtigen, geſchäft- und ereignißreichen Aufenthalt dort, vor die Augen halten, wo alles vor Ihnen vorüberfliegen muß. Ein Freundesbrief ſoll Freundesſtelle vertreten!

Mich ekeln ſchon jetzt die Zeitungskritiken! das iſt das Schlechteſte, was wir haben; das Seichteſte in Deutſchland überhaupt. Die Leipziger, von A. W, ſind noch die einzigen, wo etwas Mark und Bein, Leben und Zeichnung darin iſt.

Hier ſpielt Eßlair. So glücklich, Sie mit dem zuſammen zu ſehen, bin ich nicht! Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen hätte! ich wollte mir ein Theater anſchaffen! Er ſpielte Theſeus wirklich wie ein Gott; und kann das Muſter ſeyn, die Fahne zum Weg, deutſch zu ſprechen. Otto von Wittelsbach ſah ich: der Mord ein Meiſterwerk! Hinein- und herausgehen ein Stück; er ging, trotz der Wuth, mit Abſcheu hinein; und kam, trotz des Abſcheus, noch mit Wuth heraus. Göttlich. —

Als ich Ihnen dieſes geſtern ſchrieb, ward ich dazwiſchen immer von Beſuchen geſtört. Ich erhielt dann noch geſtern Abend einen Brief aus Berlin. Sie wollten an dem Tage in Merope auftreten, von der Vorſtellung ſelbſt weiß ich alſo noch nichts. Ich freue mich im voraus des Berichts, den man mir treu und ausführlich davon zu geben verſpricht! — —

München.

Am 17. September. Der Freiſchütz.

Es iſt zwar keineswegs die Abſicht dieſer Blätter, über jede Wiederholung oftgeſehener Vorſtellungen zu berichten, denn weder das Intereſſe des Publikums, noch das des Referenten kann dadurch beſonders in Anregung kommen; da uns jedoch die dießmalige Aufführung des Freiſchütz einen Gaſt und eine Debutantin brachte, ſo dürfte ein kurzer Bericht über dieſe Vorſtellung nicht ganz zwecklos ſeyn. — Herr Eicke vom Stadttheater zu Nürnberg gab den Max, und hatte keinen ganz leichten Stand, indem uns die Ohren noch von den herrlichen Tönen unſeres Bayer angenehm klangen. Wir ſahen in ihm einen wohlgeſtalteten, jungen Mann. Aus einer einzelnen Parthie, wie die des Max, laſſen ſich ſelten die Fähigkeiten eines Sängers genügend beurtheilen, und ſo wollen wir denn die ferneren Leiſtungen unſeres Gaſtes erwarten. —

Dlle. Berghofer ſang das Aennchen, als zweiten theatraliſchen Verſuch, ſomit darf an ihre Leiſtung kein allzuſtrenger Maßſtab gelegt werden. Die Mittel dieſer Anfängerin ſind für ein gewiſſes Fach hinlänglich ausreichend, doch liegt in der Anwendung derſelben bis jetzt noch eine zu große Paſſivität, welche unmöglich erwärmend auf das Publikum wirken kann. Wie Dlle. Berghofer geſprochen hat, darüber läßt ſich nicht urtheilen, denn es iſt wohl ſchwerlich Jemand im ganzen Hauſe ſo glücklich geweſen, auch nur eine Sylbe zu verſtehen. Wie unwichtig die Proſa vielen Sängern auch ſcheinen mag, ſo müſſen wir dennoch Dlle. Berghofer dringend rathen, auf eine deutliche Ausſprache, wie auch auf ihr Spiel große Sorgfalt zu verwenden. — Die übrige Aufführung der Oper war ſo, wie ſie von unſeren Geſangsheroen zu erwarten iſt. Mad. Schechner-Waagen lieferte neuerdings den Beweis, daß ſie in vollem Beſitze ihrer Stimme ſey, und dieſe mit der an ihr gewohnten Virtuoſität zu beherrſchen verſtehe. Entzückend ſang ſie die große Arie, auf welche ein wahrer Sturm von Beifall folgte. Herr Pellegrini, dieſer Gigant an Stimme und Kunſt, war ausgezeichnet in der, vom Componiſten etwas ſtiefmütterlich bedachten Parthie des Caspar. Das treffliche Orcheſter bewahrte ſeinen alten Ruhm. . . . r.

Miszellen.

Paris.

September.

Die Eröffnung des k. italieniſchen Theaters iſt wie immer auf den erſten October feſtgeſetzt. Die Direction hat alles gethan, um der kommenden muſikaliſchen Saiſon einen neuen Glanz zu geben. Das Innere des Saales Favart wurde friſch ausgemalt und reich verziert, und dadurch, daß ſich zu den geſchickten Sängern und Sängerinnen, welche man voriges Jahr gehört hat, noch neue Künſtler geſellen, wird es möglich werden, Abwechslung in das Repertoir zu bringen. Was die Sänger betrifft, ſo werden wir außer Rubini und ſeinem Bruder, einen jungen ruſſiſchen Tenoriſten, Namens Ivanoff hören. Ein anderer Tenor, Herr Magliano, wird ebenfalls auftreten. Die Baß-Parthien werden von den Herren Tamburini, Santini, Berettoni und Profeti gegeben werden. Mlle. Giulietta Griſi wird ebenfalls wieder erſcheinen, man hat alſo mit den Damen Ungher und Schulz drei Sopranſtimmen. Madame Fanti, erſter Contre-Alt, wird eine Lücke ausfüllen, welche ſich in einem Theile der letzten muſikaliſchen Saiſon fühlen ließ. Man wird den größten Theil der Opern, welche voriges Jahr aufgeführt wurden, dieſes Jahr wieder geben. Auch beabſichtigt man, folgende vier Neuigkeiten zu geben: **la Norma**, von Bellini, **le Jean de Calais**, von Donizetti, **le Jean de Paris**, von demſelben und **il Bravo**, von dem jungen Componiſten Marliano, von welchem wir im letzten Jahre mehrere Stücke gehört haben. Das Orcheſter wird von dem Componiſten Zamboni dirigirt.

London.

September.

Paganini zieht jetzt in den Manufakturſtädten Englands das Publikum an. Bei dem Concert, welches er kürzlich in Mancheſter gab, war der Zudrang ſo groß, daß man ſich am Eingange förmlich ſchlug.

Bei einem der letzten Feſte, welche im Vaux-Hall gegeben wurden, zählte man in den Gärten deſſelben 19,700 Perſonen, wovon jede einen Schilling Entrée bezahlte. Es wurden 3200 Quarts Porter verbraucht. Die Einnahme belief ſich auf 1207 Pfd. Sterling.

3tes Quartal. Nro 3. 25. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Lebras. — Der Tänzer. — Aus einem Andenken für Freunde. — München. — Mode. Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 0 kr.

Lebras.

Man erinnert ſich vielleicht hie und da in Deutſchland (denn alle Zeitungen meldeten es) eines jungen Menſchen, der faſt noch ein Kind war und Lebras hieß. Er erſtickte ſich in Paris durch Kohlendampf mit ſeinem Freunde Escouſſe. Der unerklärliche, ja unglaubliche Selbſtmord dieſer jungen Leute, machte einen quälenden Eindruck. Sie ſtarben, weil ſie glaubten, die Opfer des Genie's und des Verhängniſſes werden zu müſſen; zwei ſo zweifelhafte, dunkle Dinge, daß es ſich nicht der Mühe verlohnt, darum zu ſterben. Sie ſtarben — weil ſie ihren literariſchen Ruf und ihre dramatiſche Berühmtheit nicht erwarten konnten; zwei Dinge, die nur noch in den Köpfen der Wahnſinnigen ſpucken.

Und nun traf man den Namen Lebras kürzlich, an ein Melodrama in 3 Acten gehängt, und ich muß geſtehen, daß mir das, das Herz zuſammenſchnürte. Ich weiß nicht, ob ich darin irre, aber ich glaube, daß ein todter Menſch ſo viel Achtung verdiene, und daß man genau alles in Erwägung ziehen müſſe, ehe man ſeine literariſchen oder dramatiſchen Reſte auszugraben wagt.

Ueberlaßt doch die Ruhe des Grabes dem jungen Menſchen, der ſich eigenmächtig hinabſtürzte. Laßt ſeinen Namen in Frieden auf dem hölzernen Kreuze darauf, und ſetzt ihn nicht auf eure Komödienzettel. Störet nicht ſeinen langen Schlaf, durch Couliſſengezänke, Schauſpielerdünkel und Parterrlärm. —

Das waren frei'ich wichtige Dinge für den Armen, ſo-lange er lebte! Sonſt lag ihm wohl alles an der guten Laune einer jungen Schauſpielerin, welche die naiven Mädchen ſpielt, oder an der Geſundheit des Vaters und der blühenden Farbe des erſten Liebhabers. Sonſt zitterte er, wenn den Tyrannen fror, und er huſtete wenn der Subrette die Bruſt weh that. Das war ſonſt wohl gut, aber daran eben iſt er geſtorben!

Er ſtarb, damit ihn der Souffleur achte und damit ihn die Logenſchließerin nicht mißkennen möge. Das war ſeine Welt! Sie fing an bei der hinterſten Couliſſe, wo das Meer von Pappendeckel ſtand, und endete oben auf der höchſten Bank des Amphitheaters. Er kannte keine andere Sonne, dieſer arme junge Menſch, als die Lampenreihe des Maſchiniſten, keinen Wald als die ſpaniſche Wand des Decorateurs, keinen Sturm, als den gedörrte Erbſen in der Blechröhre hervorbringen, kein Paradies als den allerletzten Platz im Theater. Und in dieſer nachgeäfften Welt hatte er ſich ſo ganz und gar verloren, daß er keinen andern Heldenmuth als den des Theaters kannte, und deshalb iſt er den Theatertod geſtorben, die ſchlechteſte von allen Todesarten.

Welch ein Gegenſtand wäre das zu einem Buche, zu einem Drama!

Ein Kind, das in einer Couliſſe zur Welt kommt, in dem Grabmale des Ninus, oder auf Juliens Lager. Es lebt fort beim Theater, vom Theater; bewegt von Theaterleidenſchaften, keinen andern als den Ehrgeiz des Theaters kennend. Dieß gäbe ein herrliches Gegenſtück zu dem „Roman comique“ von Scarron.

Doch davon ſollte hier nicht die Rede ſeyn. Ich wollte meine Stimme blos gegen die literäriſchen Ausgrabungen erheben, ich wollte nicht, daß man die armen Selbſtmörder zu Theaterſpeculationen mißbrauche, und nach ihrem Tode Romane und Dramen auf ihren Namen erſcheinen laſſe, woran ſie während ihres Lebens nicht gedacht haben.

Man muß aus dem **Père Lachaise** keinen Buchladen machen wollen, und aus ſeinen marmornen Trauerdenkmalen keine profanen Komödienzettel.

Der Tänzer.

Herr Perrot iſt ein junger Tänzer der großen Oper in Paris, der ein übermäßiges Aufſehen macht. — Er iſt leicht, das muß man ſagen, aber das iſt auch Alles. Er ſpringt in die Luft und fällt herunter, nicht ſo plump wie ein Anderer, aber im Ganzen doch nicht Anders. Alles was er macht, bedeutet nicht mehr noch weniger, als was die andern Tänzer machen. Dabei aber langweilt und ermüdet er.

Ein Mann ſollte gar nicht das Recht zum Tanzen haben; gar nicht das Recht, dabei zu lächeln, wenn er ein Entrechat macht. Ein Mann iſt ein Thier, das viel zu vernünftig und zu häßlich dazu iſt. Seine Kleidung iſt zu ungraciös, ſein Hals zu dick, ſeine Hände zu roth und ſeine Füße zu platt, als daß er dasſelbe Handwerk treiben ſollte, was Mamſell Taglioni treibt und ſo viele andere Schönen, die ein liebliches Geſichtchen, einen ſchlanken Hals, ſehr weiße Hände und ſehr ſchöne Beine haben; und dazu noch einen Buſen welcher wallt, ein Auge das blitzt, und weiße, feine Kleider, die im Winde flattern.

Dieß läßt ſich, ſtreng genommen, auf alle Tänzer anwenden, meint der ſarkaſtiſche Jules Janin.

Aus einem Andenken für Freunde.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Donnerstag 12 Uhr, den 12. Mai 1825.

Ein Wort vom Wetter und dann dein Brief. Kälte ſeit geſtern Nachmittag. Heute kalt mit Fenſter zu. Der Himmel grau verſchloſſen. Himmelfahrtstag auf den Straßen, geſtern die Zauberflöte als Konzert bei Schleiermachers: wunderſchön. Der Meiſter! dieſer Zauber in dem Kopf! Tauſendmal angenehmer, als mit Tuten und Koſtümen auf den Theater! Schade! wie oft ſpreche ich dreiviertel Stunden lang über Spontini: und nun du mich darnach fragſt, weiß ich gerade nichts; oder äußerſt wenig. Lichtenberg hat Recht: man ſollte unaufhörlich aufſchreiben (ein Sonnenkuk), ſo rückt man, ſagt er, die Lücken zuſammen, in denen einem nichts einfällt: u. ſ. w. ſehr ſchön. Lies einmal wieder ſeine Aphorismen. Sie lagen in der Gartenſtube; ich habe einen Theil durch. — Zwei Akte von Alcidor hörte ich. Große Schönheiten. Die Inſtrumente vortrefflich behandelt. Nebeneinander gebraucht er ſie wie keiner; immerweg klingt es wie Ein großes Orgelinſtrument: wenn er es nicht durchaus anders haben will: daß ſich eines los reißt oder windet, wie ein klagender, tobender, ſuchender Geiſt, oder daß er ganze Muſikſätze übereinander ſtürzen läßt; wo der alte den neuen, oder mehrere neue, mit fortreißt; aber ſie dann mit einander ein neues Ganzes bilden, welches beſtätigend, und vollſtändiger fortwühlt; wie ein großer Strom, der zum immenſen allgemeinen Muſikmeer führt. Mit eben ſolcher Meiſterſchaft ſind auch ſeine Sätze, bis auf die kleinſten Phraſen und Ausdrücke, behandelt: er wiederholt auch den kleinſten nicht: wie alle Muſiker bisher nicht ganz unterließen; und die ſchlechten und ſchlechteſten nie — aus Müſſigkeit, Verlegenheit oder Verführung des Ohrs, im leeren Moment: ſondern, wenn er etwas wiederholt, ſo geſchieht's durch neue Eingebung, die man oft nicht von ſeinen kunſtreichen und kunſtgehörigen Ueberlegungen unterſcheiden kann: er gebraucht ſolche Tongruppe zum Weiterſchreiten, in einem neuen Rapport, und ſie muß ihm andere Gefühls- und Gedankengefilde erſchlieſſen und Neues bedeuten; — wie alle ſchöpferiſchen Autoren; in Rede, und Muſik: wie auch Mozart Andre und ſich gebrauchte; im höchſten Witz und reinſter Eingebung. Sieben Töne giebt es ja nur; auch nur eine gezählte Wortanzahl; der der wahre Gedanke, der Seelenzuſtand geht vorher; und Töne und Worte dienen dem Schöpfer zum Ausdruck ſeiner Conception. — Daher kommt's, daß Spontini nie ennuyirt; wenn wir nur aufmerkſam ſind: daß wir das aber immer nur mit Vorſatz bleiben können, iſt ſein Fehler. Aber ein Fehler, den er vermeiden kann, wenn er will; weil er darin liegt, daß er ſich nur zu ſehr ſelbſt zwingt: und ich möchte wohl ſagen, ſeine wahren Eingebungen bezwingt. Dies, glaub' ich, hat er leider in Frankreich mit großer Mühe gelernt, wo Sujet, Text, Gluck, den ſie ſich dort ſowohl, als er ſie erzog, eine ſo große Rolle ſpielen; und wo ſie — und wir jetzt mit! — grade in der Muſik das dramatiſch nennen, was es nicht iſt; nämlich, Worten ihren Redewerth zu laſſen, und nicht vielmehr nur die Empfindung, welche die Worte eben gebrauchen will, zu bedenken; oder vielmehr walten zu laſſen. Man höre nur mit Aufmerkſamkeit, wie viele Lieblichkeiten in ſeinen Muſiken wider ſeinen Willen hervorſproſſen: ganz italiäniſche, freie, üppige, liebliche, reiche, graciöſe Gewächſe. Alle Tanzmuſik: Einzelnes nicht zu rechnen; und nur Olimpia's Wunderouverture! Er überlegt zu viel; und das will doch nur ſagen, da wo er nicht ſollte: er ſollte überlegen, daß er ſich gehen laſſen, und nicht ſo ſehr influenziren laſſen muß! Alle zu häufige militairiſche Muſik iſt nun wieder von hier u. m. dgl. Sein eigener tiefer Irrthum — von Frankreich geboren; und von Eitelkeit erzogen — der, daß er's mit Lärm und Inſtrumentenzahl zwingen muß: und was? Beifall von Leuten, die ſein wahres Weſen nicht faßten! Ueberließ er ſich je ſeinem eigenen Genius: könnte er ihn noch finden, ſo wäre er gewiß im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abſtraktes, und immer Meiſterhaftes zu liefern. Er beſitzt eine Melancholie, er iſt melancholiſch; die müßte er einmal frei darſtellen. Seine komiſchen Opern ſollen vortrefflich ſeyn. Er zwingt ſeinen eigenen Genius in allerlei Wahn, das iſt wahr: aber welchen von all den ſich zwingenden Componiſten, die jetzt notiren, und oben an „Oper“ ſetzen, bleibt ſo viel Reichthum und Schönheit in ihrem Zwang! Er nimmt uns ganz in Anſpruch, wenn wir ihn hören; wenn wir ihn unterſuchen, wozu er auch zwingt, — durch Bedächtigkeiten und Vorſätze aller Art, die er nicht genug verbirgt — ſtellt ſich Tadel ein; wenn wir darin fortfahren in größerer Dimenſion und größerem Detail, große Bewunderung Hier wird er ganz verkannt — von den prôneurs; und von der Heerde, die den Tadlern nachſpringt — und das iſt faſt gerecht: da Righini wenig erkannt war, und vergeſſen iſt; obgleich ich bei jeder Schönheit in Spontini's Muſik gleich Righini anrufe, und mir ſage: wie würde der das ſchön finden! Spontini iſt ihm ſehr unähnlich; und oft höre ich doch Righini in ihm. „Es winken ſich die Weiſen aller Zeiten!" über die weg, von denen ſie nicht erkannt werden. Liebe, wie ſie Righini dichtete, hat er noch nie geſchildert. Auch den Olymp in ſeiner Sonnenklarheit und wahligen reinen Höhe nicht: auch gli infernali nicht mit poetiſcher Ahndung des Schreckens und wühlenden Grauſens. Auch daß er Liebe ſchildern kann, glaub' ich; hätte ſie ihm nur nicht zu oft in Frankreich geſeſſen! wo ſie, wie auf der ganzen Erde, empfunden wird; wo aber die Nation ſie ſich erzogen hat, daß ſie ſoll in Geſellſchaft gehen können, und noch wohlerzogener auf dem Theater zu erſcheinen hat. Aber eine Artigkeit tragiſch und leidenſchaftlich darſtellen, muß monſtrös oder lächerlich ausfallen. Alſo große réparation de talent au maitre Spontini. Heute bin ich nun zu echauffirt. Alſo Adieu! V. findet das hier über Spontini ſehr gut.

Karlsruhe, 1. Mai 1817.

Phantaſus von Tieck. Bd. 3. S. 518. „Wir haben alſo in Deutſchland, ſagte Manfred, treffliche Künſtler gehabt, beſitzen noch einige, und hoffentlich werden neue entſtehen." Meinem theuern, vielgeliebten Tieck ſchreib' ich hier hinzu, daß wir jetzt noch in Mannheim zwei Meiſter beſitzen, die, auf Flecks Weiſe, ſonſt unbedeutende Luſtſpiele verherrlichen! mit der größten Laune, Wahrheit, Eindringlichkeit und kunſtgewohnt ſpielen. Der alte vortreffliche Heck, und der ganz eben ſo gute Müller. So wurde „das Räuſchchen" ein Meiſterſtück; welches ſonſt ſchon ein Nichts war. Heck ſpielte den Gärtner in Kotzebue's „des Haſſes und der Liebe Rache" wohl ſo, daß man nichts bewunderungswürdigeres ſehen kann. Ganz der Mann, und deſſen Stand; unſchuldig, indem er frevelbefliſſen iſt, kann man ſagen; er ſtellt einem den Ort vor Augen, die Lage in der er ſich findet; kraß wahr in den kleinſten Zügen; und doch wie durch ein Kunſtglas zu ſehen.

Berlin, Mai 1824.

— Dr. Börne in Frankfurt a. M. ſchrieb ein Journal, die Wage. Mir empfahl es Gentz. Als das Geiſtreichſte, Witzigſte, was jetzt geſchrieben würde; er empfahl es mir mit dem enthuſiaſtiſcheſten Lobe; ſeit Leſſing, ſagte er mir, — er meinte einen beſtimmten Artikel darin, — ſeyen ſolche Theaterkritiken nicht erſchienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk ſein Lob:

an Wiz, ſchöner Schreibart. Er iſt ſcharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen wie einer der guten Alten; empört, wie man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch. Wenn Sie ſeine Theaterkritiken leſen, und nie die Stücke geſehen haben, ſo kennen Sie dieſe, als hätten Sie ſie vor ſich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie ſeine Kritiken leſen. Sie lachen ſich geſund! — Andres von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte ſtark ſeine politiſchen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er ſie hätte.—

Den 17. December 1821.

Es wird faſt unglaublich, wenn man Belmonte und Koſtanze hört, daß es nicht an einem ſüdlichen Meeresufer und üppigen Aufenthalt komponirt ſeyn ſollte! So durchaus herrſcht nur ein und dieſelbe Eingebung und Stimmung darin, die auf ſolche Lokalität bezogen ſeyn wollen. Dieſe haben ſo mächtig gewirkt, und gleichſam eine organiſche Geburt zur Welt gefördert, daß auch Mozart die wenigſten Mittel zur Ausführung dieſes Werks vor allen ſeinen andern gebraucht hat. Vollſaftig, möchte man ſagen, fließt ihm eine gleichſam von Sonne gereifte üppige Sprache der Muſik zu! Hitze, Liebe, das Wälzen in Pracht und Müſſigkeit, Luxus, Zorn, Sklavenwohlſeyn, Waſſerfahrt, orientaliſche Hofunterwerfung, Wetter, Freude, Liebesſtandhaftigkeit, die Ironie darüber, ein ganzes Wühlen von Leben auf einen gewöhnlichen Text, erſchuf ſich in dem Dichter, und ohne ſeine, ohne unſere Anſtrengung theilt er uns dies freudige Werk mit, ſein eingebungvollſtes; Muſter von Heiterkeit, weil ſie voller Leben ohne Suchen danach iſt. Nach den vielen durch Mozart hergekommenen Nachahmungen eine wahre Erholung noch obenein! —

München.

Die Ahnfrau. Herr Schunke den Jaromir.

Am 29. d. ſahen wir wieder nach langer Zeit dieſe [illegible]hende Dichtung Grillparzer's, in welcher er ſich an Feuer und Fantaſie gleichſam erſchöpfte, denn leider gelang es ihm in ſeinen ſpätern Arbeiten (Sappho etwa ausgenommen,) nicht, ſich auf derſelben Stufe der Begeiſterung zu erhalten. Die Ahnfrau iſt es, wodurch Grillparzer's Ruf begründet wurde, und auch mit Recht, — denn ſeit ihrem erſten Erſcheinen in Wien hat wohl kaum ein dramatiſches Werk ſich eines ſo entſchiedenen Erfolges auf ſämmtlichen Bühnen unſeres deutſchen Vaterlandes zu erfreuen gehabt, wie dieſes. Schon dieſe allgemeine Verbreitung und die überall günſtige Aufnahme verbürgen den Werth deſſelben, und wenn es auch der Kritik nicht ſchwer wird, mancherlei Mangel aufzufinden, ſo ſind die Schönheiten dieſer markigen Dichtung doch ſo hervorragend, daß man das Fehlerhafte gerne darüber vergißt.

Man hat es dem Verfaſſer zum Vorwurfe gemacht, daß er als Metrum Trochäen wählte, und allerdings iſt der leichtfüſſige Trochäenſchritt dem ernſten Gange der Tragödie nicht ganz anpaſſend, — wer es indeß ſo gut wie Grillparzer verſteht, Trochäen zu ſchreiben, dem darf man wohl auch erlauben, ſie nach Willkühr zu gebrauchen, da wir überdies über die Wahl des Metrums in dieſer Beziehung nicht einmal eine beſtimmte Regel haben, gegen die feſtſtehenden Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt. Schwerer dürfte dieß mit einem anderen gegründeteren werden, welcher die, etwas gewaltſam herbeigeführte Cataſtrophe betrifft. Die Hauptaufgabe bei einer dramatiſchen Dichtung beſteht nicht allein in der Schürzung des Knotens, ſondern auch und zwar vorzugsweiſe in der geſchickten Auflöſung deſſelben. Grillparzer hat ſich jedoch die Letztere hierin ein wenig bequem gemacht, und bedient ſich hiezu eines gar zu gewöhnlichen Theatercoup's, — er läßt im eigentlichſten Sinne des Worts ſeinen Deus ex machina los, und der macht nun ohne weiteres dem Dinge ein Ende. Das heißt einen Knoten zerhauen, aber nicht ihn auflöſen. Doch genug über die Dichtung ſelbſt, welche ſchon oft und zur Genüge beſprochen wurde, und ſo wollen wir nun die dießmalige Aufführung erwähnen, welche in vielen Theilen eine gelungene genannt zu werden verdient.

Zu dieſen rechnen wir vorzüglich die Darſtellung des Borotin durch Hrn. Wespermann. Dieſer Künſtler iſt ſtets ſo ſehr Meiſter ſeiner Aufgabe, und beherrſcht jede Rolle mit einer Sicherheit, welche ſich unwillkührlich auch dem Zuſchauer mittheilt, und einen unbeſchreiblich wohlthuenden Eindruck hervorbringt. Sein Vorbild iſt die Natur, ſein Streben ſtets Wahrheit, und man kann von ihm mit Recht ſagen, was Dlle. Aiſſé in einem ihrer geiſtreichen Briefe von einem berühmten Künſtler ſagte: „Il est impossible qu'on ne le croie pas le personnage, qu'il représente.“ So ſahen wir auch dießmal ein Meiſterbild in Auffaſſung und Ausführung. Es wäre zu weitläufig, wollte man alle Einzelnheiten ſeines Spieles durchgehen; daher erinnern wir nur an die ergreifende Wirkung, mit welcher er die Worte ſprach: „der gebeugt und hülflos zwar, aber dennoch Löwe war“ — und an die Sterbeſcene im vierten Acte.

Dlle. Senger, als Bertha, empfing am Schluſſe des 2. und 4. Aktes rauſchenden Beifall. — Mit Würde und Anſtand ſpielte Hr. X. Mayer die Rolle des Hauptmanns; auch Hr. Heigel machte aus ſeinem Boleslav, was aus dieſer Parthie überhaupt zu machen iſt. — Hr. Heß (Soldat) ſtörte nicht, und wollte er ſich bemühen deutlicher zu ſprechen, ſo könnte man ſogar mit ihm zufrieden ſeyn.

. . . . . er.

Mode.

Es wird meinen Leſerinnen ſicherlich nicht unangenehm ſeyn, von Zeit zu Zeit zu erfahren, wie die ſchöne und elegante Welt von arit in ihren Logen erſcheint. Ich glaube, daß dies jenem Theile s Theaterpublikums, den ich ſtets im Auge behalte, nicht gleichltig ſeyn wird.

Die Spitzen, namentlich „point d'Angleterre," gehören noch immer zur hohen Eleganz der vollſtändigen Toilette. Die ſchwarzen Spitzen, obgleich auch weiße getragen werden, gelten für ſehr geſchmackvoll. Jeder Tag erzeugt neue Muſter. Ein Canezout à la Camargo, iſt das Neueſte und ſehr beliebt. Es erinnert, wie natürlich, an jene Zeit, wo die Camargo als Tänzerin glänzte, das iſt: das 18. Jahrhundert. Man trägt dieſe Canezouts in ſchwarzen Spitzen, aber auch in Tull oder Muslin. Es wird mit rother, blauer oder grüner Gaze gefüttert. Zwei Enden, die auf die Hüften fallen, werden unterhalb des Rückens zuſammengenommen. Dies bildet eine ſchöne Taille, wie die Leute ſagen.

Statt der Enveloppen trägt man Mantelets, ebenfalls eine längſt verſchollene Mode, welche man einſt Entre-Deux nannte. Sie ſind von ſchwarzem Taffet, mit kirſchroth, roſa oder grün gefüttert. Ringsum werden ſchwarze Spitzen garnirt, und zwar ſo, daß der Mantelet auf beiden Seiten getragen werden kann.

Miszellen.

Paris.

September.

Große Oper. Die Taglioni iſt wieder da und Nourrit deßgleichen. Nun erwartet man nächſtens die Repriſe des Ali-Baba. — Die erſte Neuigkeit wird ein Ballet von Taglioni ſeyn, das Alles, in dieſer Art geſchehene, übertreffen ſoll. — Dann folgt eine neue Oper von Gomis, wovon man ſich viel verſpricht.

Die Conzerte im Freien ſind heut zu Tage ganz in der Mode, und trotz des kühlen Wetters beſucht die faſhionable Welt die des Herrn Maſſon de Deynieneuf, des Schöpfers dieſer muſikaliſchen Feſte.

Im Theater Ambigu-Comique beſchäftigt man ſich mit der Wiederaufnahme der Bataille de Pultawa, welche ſehr bald als Thenards Benefiz zur Vorſtellung kommen wird. — Robin de Bois wird in dieſem Theater nicht verſtümmelt gegeben werden, wie einige Journale fürchten ließen.

Robert le Diable hat im Theater zu Marſeille nun die dreißigſte Darſtellung unter immer gleichem Zulauf erreicht. Hauptſächlich, ſagt das Journal dieſer Stadt, iſt bei den Logen des dritten und vierten Ranges der Zudrang am größten, denn hier iſt es, wo alle Dilettanti der arbeitenden Klaſſe an den „Jours de fête meyerbéerienne ihre Plätze nehmen; es iſt ein im Intereſſe der Kunſt bemerkenswerther Umſtand, welchen Eindruck dieſe tiefe, ernſte und herbe Muſik des Robert auf ſie gemacht hat. Der arbeitſame Handwerker in unſern Werkſtätten und auf unſern Quais, kennt ſeinen Robert von der Ouvertüre bis zum letzten Trio.

Das italieniſche Theater wird mit der Anna Bolena, von Donizetti, eröffnet werden. Dlle. Julie Griſi wird die Rolle der Anna, und Dlle. Schulz, zu ihrem erſten Auftreten, die der Lady Seymour geben; mit dem jungen Ivanoff werden wir als Percy bekannt werden.

Von Victor Hugo wird gegen Mitte des kommenden Monats ein neues Drama auf die Bretter kommen.

3tes Quartal. Nro. 4. 28. September 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater = Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

Dramaturgiſche Skizzen aus Frankreich. — Theater in Birrenhauſen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. [illegible]

Dramaturgiſche Skizzen aus Frankreich.

Scribe.

Herr Scribe hat nun auch einmal ein Stück geſchrieben, das voll von Schönpfläſterchen iſt. Wer hätte wohl jemals denken ſollen, daß Scribe einſt ſeinen Bedienten zum Ancelot ſchicken würde, um von dieſem ſeine Puderquaſte zu entlehnen. Wer es mir voraus geſagt hätte, würde mich in große Verwunderung geſetzt haben. Und doch iſt es ſo. Scribe's Bediente hat ſeinem Herrn, Puder, Schönpfläſterchen, Schminke, Falbalas, kurz das ganze achtzehnte Jahrhundert gebracht, ſoweit nehmlich Ancelot darüber disponiren konnte. Er zeigte ſich ſehr großmüthig und uneigennützig in dieſem Falle und ich ſah den armen Kerl — ich ſpreche hier nehmlich wieder von Scribe's Bedienten — bei mir vorüber laufen, keuchend unter der Laſt eines dicken Packets ſolcher Theaterwaaren, und es ſchien mir, als ob er vor ſich hin murmelte: „damit wird mein Herr wieder teufliſch viel Comödien machen!“

Ich ärgerte mich aber in der That über Scribe's Schwachheit, von Ancelot den Trodel ſeines achtzehnten Jahrhunderts entlehnt zu haben. Er mit ſeinem feinen und leichten Talente, hätte wohl einſehen können, daß man dies Feld den Hökerinnen und Kleiderhändlerinnen überlaſſen müſſe. Nichts deſtoweniger hat ſich Scribe nicht abhalten laſſen, dieſe alten, geflickten Röcke zu durchſtöbern und die zerriſſenen Manſchetten zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen.

„Hier, dieſer Zwickelſtrumpf paſſirt immer noch, und mag der

Wade Bouffe's wohl anſtehen; jene weißen Federn werden den Kopf der Madam Grevedon zieren und dieſes blaue Ordensband, wenn es nur umgewendet wird, nimmt ſich gewiß noch gut auf Allans Bruſt aus. Der gute Ancelot hat mir noch ſo manches übrig gelaſſen! Und wenn ich nun zu dieſen Kleidern noch ein Dutzend Armſeſſel, ein vergoldetes Kanapee und ſchwere Armleuchter mir verſchaffe, ſo bin ich ſicher, mit der hiſtoriſchen Komödie fertig zu werden.“ —

Dies wird Scribe am Abende jenes Tages gedacht haben, und mit leiſem Liſpeln, den Namen Ancelot ausſprechend, eingeſchlafen ſeyn. —

Dieſes iſt nun der Quell, woraus uns Scribe's neues Stück: le moulin de Javelle entſprungen iſt; und nicht nur begnügte er ſich, von Ancelot die Kleider dazu zu entlehnen, nein! er entlehnte ſogar den Titel eines ſehr hübſchen Luſtſpiels von Dancourt dazu.

In der erſten Scene des Scribe'ſchen Stücks ſehen wir die Herzogin von Maine und Herrn Porto-Carrero, den Freund und Secretair des ſpaniſchen Geſandten.

Madam Grevedon, welche die Herzogin von Maine ſpielt, iſt in der Tracht einer Bürgersfrau, mithin trägt ſie nicht die weißen Federn, von denen ich oben geſprochen habe. Sie wird gewiß ſich geweigert haben, ſie aufzuſetzen, als Scribe es verlangte.

„Aber,“ hat ihr Scribe erwiedert, „es ſind ja doch Federn, die alle Herzoginnen des Herrn Ancelot auf den Köpfen trugen.“ —

„Um ſo mehr,“ hat ſicherlich Madam Grevedon geſagt,“ will ich im bürgerlichen Coſtum erſcheinen, als um ſolchen Preis Herzogin ſeyn.

Seufzend legte hierauf Scribe die weißen Federn in Ancelots Pack zurück.

Und dies ſcheint mir auch der einzige Grund, warum die Herzogin in dem Stücke als Bürgersfrau erſcheint. Aber ich kann der Madam Grevedon nicht unrecht geben.

Daſſelbe trug ſich zu, als es ſich darum handelte, den Abbé Porto-Carrero zu koſtumiren. Scribe hatte in dem bewußten Pack ein ganz hübſches, nicht zu ſehr abgetragenes Hofkleid eines Abbé's gefunden, womit er gedachte Firmins Glieder einzuhüllen, welcher dieſe Rolle gab.

Aber Firmin wollte eben ſo wenig daran als die Dame und wurde ganz roth vor Zorn.

„Aber mein lieber Firmin,“ ſprach Scribe beſänftigend, „dies iſt ja doch das Kleid, worin alle Abbés des Herrn Ancelot geſpielt worden.“

„Um ſo mehr!“ rief Firmin. Und dies iſt der Grund, daß auch Porto-Carrero in dem Stücke nicht als Abbé, ſondern als Bürger erſcheint.

Die Inſurrection war allgemein und die Schauſpieler des Gymnaſe gaben diesmal ihrem Lieblingsautor eine weiſe Lehre. Er trug ſelbſt zu einem Jeden die Kleider hin; Niemand wollte ſie annehmen; und es fehlte an dieſem Tage Scribe nicht an Beredſamkeit.

„Aber ſehen Sie doch, Herr Allan, welch ein Kleid Sie mir da zurückgeben! ganz mit Gold geſtickt; ein Kleid, welches alle Prinzen von Geblüt des Herrn Ancelot bis jetzt getragen haben.“

— „Ich will wie die Herzogin und Porto-Carrero bürgerlich gekleidet gehen,“ ſprach trocken Herr Allan, „oder ich ſpiele nicht die Rolle des Regenten.“

— „Und ich,“ rief Bouffé, „ziehe auch ein bürgerliches Kleid an, — als Tapezier — als Paſtetenbäcker, gleichviel! ſonſt aber ſpiele ich nicht den Kardinal Dubois.“ —

Mit den Damen war es nicht leichter fertig zu werden; das ſieht wohl ein Jeder ein.

Scribe hatte für die jungen Damen die ſchönſten ſammetnen Schleppkleider, mit Flittern geſtickt, bei Seite gelegt, aber nicht Eine wollte eines davon anziehen.

— „Oh gewiß ſoll ich alle dieſe Ellen ſchmutzigen Seidenzeuges nach mir ziehen — nicht wahr?“ ſprach die Allan mit den ſchönen Augen.

„Und ich ſoll mir wohl dieſe breiten Körbe anſchnallen laſſen, wie ein Eſel, der zum Markte getrieben wird?“ rief Jenny Vertpré, die hübſche und muntre Griſette.

Und bis zur Forgeot und Habeneck erklärte eine Jede, nichts von den Attributen und Inſignien des achtzehnten Jahrhunderts und Herrn Ancelots anlegen zu wollen.

Jetzt hätte Scribe bei einem Haare den Kopf verloren; Er, der ihn nie verliert.

„Und wenn nun der Regent, die Herzogin und Porto-Carrero ſich bürgerlich coſtumiren, wie wollen Sie denn da gekleidet gehen, meine Damen?“ fragte er.

„Als Griſetten! Als Griſetten!“ war der einſtimmige Ruf von Madam Allan bis zu Mamſel Habeneck.

— „Ich will zuſehen, wie ſich das machen läßt,“ war Scribe's Antwort.

Andern Tages ſchrieb er an Ancelot:

„Lieber Bruder!

Tauſend Dank für Deinen Willen mir zu dienen; leider hat er zu nichts gefruchtet. Denke Dir einmal, daß ich aus dem Packe, welches Du mir zu ſenden die Güte hatteſt, das Neueſte und Schönſte herausſuchte, und dennoch erklärten meine Schauſpieler dieſ

Alles nur für Trödelwaaren und wollen das achtzehnte Jahrhundert nicht Anders als in ihren eigenen Kleidern ſpielen. Beklage ihre Verblendung, aber vor Allem beklage mich, der ein hiſtoriſches Stück verfertigt hat, in welchem eine Herzogin in dem Koſtüm einer Kaufmannsfrau, ein Regent von Frankreich im Ueberrock und ein Kardinal-Staatsminiſter als Koch, erſcheinen werden. Aber Du weißt gleich mir, daß in unſerm Stande zu allererſt der Spruch ſeine Anwendung findet: der Menſch denkt, Gott lenkt! —

Da ich nun weiß, daß Du der Sachen benöthigt biſt und Deinen dramatiſch-chronologiſchen Schwamm nach Kräften ausdrückſt, ſo ſende ich Dir die mir gütigſt geliehene Garderobe mit allem Danke zurück. Ich behalte von dem ganzen Jahrhundert, deſſen Chriſtoph Columbus Du genannt zu werden verdienſt, und deſſen Vespucci ich nur bin, nichts weiter, als: eine Nachtſcene, ein Kanapee, ein frivoles Nachteſſen, und zwei oder drei Couplets, die ich Dir bei Gelegenheit zurückſtellen werde.

Ich verbleibe" u. ſ. w.

Auf ſolche Weiſe nun kam es, daß in dem Stücke „le moulin de Javelle" von Scribe, alle vornehmen Herrſchaften und hiſtoriſchen Perſonen, im bürgerlich-modernen Coſtüm aufgetreten ſind. — Was den Inhalt betrifft, ſo conſpirirt im erſten Acte Porto-Carrero mit der Herzogin, in der Mühle von Javelle, gegen den Herzog von Orleans. Dieſer ſoll noch denſelben Abend aufgehoben und nach Spanien gebracht werden. Der Herzog von Maine wird alsdann Regent. Die Herzogin wirbt für ihre Sache den Chevalier d'Aubigny, einen jungen Offizier, der mit dem Kardinal unzufrieden, aber in die kleine Babett verliebt iſt. Nachdem Porto-Carrero und die Herzogin ihren Plan wohl überlegt haben, gehen ſie Arm in Arm in ein Seitenkabinet, um zu Frühſtücken.

Nun erſcheint eine ganze Menge junger luſtiger Griſetten. Scribe hat Recht die Griſetten zu lieben, ſie gerathen ihm ſtets beſſer wie die vornehmen Damen. Mit der Griſette weiß er Alles anzufangen, was ſich nur mit ihr anfangen läßt; und die Griſette getraut ſich dreiſt Alles ſich zu getrauen, was man ſich nur zu getrauen zutrauen darf. Aber dieſe Griſetten dürfen ſich bei Leibe nicht wie Herzoginnen des Herrn Ancelot anziehen; das verſteht ſich von ſelbſt! —

Unter dieſen Griſetten befindet ſich auch Babett, ein hübſches Mädchen, welches der Regent liebt. Da nun Scribe den Regenten nicht ſo coſtümiren konnte, wie Ancelot, ſo hat er ihm auch mit den fremden Kleidern ganz fremde Sitten gegeben.

Es iſt hier ein zurückhaltender, ſchaamhafter, und ſchüchterner Liebhaber, der zu Fuße geht und einen ſentimentalen Eierkuchen ißt. Der Regent nennt ſich: Julien und ſie heißt: Babett. Aber auch Babett iſt melancholiſch, ſchamhaftig, zurückhaltend, eine marchande de mode, und voll Liebe. Ohne den Teufel Dubois müßte das Ganze eine Idylle werden. Dieſer aber hat, trotz ſeiner Verkleidung, ſeinen Charakter beibehalten. Und Alles das kommt nach der Mühle von Javelle: die Herzogin um zu conſpiriren, der Regent um zu charmiren, und der Kardinal um zu diniren.

Während Letzterer, der ſelbſt kocht, ſeine Krapfen in der Pfanne umwendet, nähert er ſich in der weißen Mütze und der Küchenſchürze, der Seitenthür, hinter welcher die Herzogin und Porto-Carrero frühſtücken und conſpiriren.

Dubois guckt inſtinktmäßig durchs Schlüſſelloch, und o Wunder! er erkennt Beide! Er zittert ſogleich an allen Gliedern und will ſeinem Herrn die Nachricht bringen: aber dieſer tanzt unten mit Babett. Während er nun ſeinem Herrn auf den Tanzboden nachläuft, erſcheint dieſer mit Babett auf dem Theater. Auch Dubois kommt gleich wieder, aber ſein Herr ſchlägt ſich bereits in der Couliſſe mit dem jungen Daubigny, welcher der frühere Geliebte Babetts iſt.

Daubigny wird verwundet; der Regent läßt ihn in ſeinen Wagen ſteigen; die Verſchwornen, welche glauben daß der Regent darin ſitze, jagen mit dem Wagen nach Spanien; während Dubois die Herzogin gehöhnt, welche nun ſehr erſtaunt iſt, zu ſehen, wie der Regent, den ſie ſchon in Spanien glaubte, zu Fuße die unſchuldige Babett bis an die Thür ihrer Wohnung geleitet.

Nun kommt der zweite Act. Hier hat ſich Scribe an ſeinen Schauſpielern gerächt. Durfte er ihnen nicht die Kleider des 18ten Jahrhunderts anhängen, ſo hat er ſie dafür in deſſen vergoldete Säle inſtallirt. Alle dieſe Leute ſehen wir nun mit einem Male aus der Mühle, im Palais-Royal hantierend.

Einige davon ſind dort, weil ſie dahin gehören, Andere, weil ſie hingelockt worden ſind, und d'Aubigny, weil er von Dubois zum Gefangenen gemacht worden iſt.

Nun kommen wir zur Nachtſcene, die Scribe ſich von Ancelot geliehen hat. In allen Vaudevilles aus dem 18ten Jahrhundert iſt eine ſolche Nachtſcene obligat. Sie beſteht in Folgendem:

Eine junge Frau liegt auf einem Kanapee, und im Finſtern wird ihr ein Kuß geraubt. Oft iſt ein Qui pro quo dabei, und das nennt man denn mit dem Kunſtausdrucke: eine doppelte Nachtſcene.

Die Nachtſcene von Scribe iſt aber ſehr einfach.

Der Regent nöthigt Babett zu ſich auf das Kanapee und will ſie küſſen, als mit einem Male Lichter erſcheinen. Der Prinz muß ſich zu erkennen geben. Dubois kommt dazu, und d'Aubigny tritt aus einem Kabinete und fordert ſeine Geliebte zurück.

Der Regent ſeufzt zwar, aber er gewährt d'Aubigny dennoch was er verlangt. Ja Scribe läßt ihn ſo verliebt und blöde ſeyn, daß „er es nicht einmal wagt, Babett mit ſeinen Wohlthaten zu überhäufen.“

Alles ißt hierauf zu Nacht. d'Aubigny heirathet Babett, und „ſie hatten Kinder und lebten ſehr glücklich bis ſie ſtarben.“

Theater in Girrenhauſen.

Ich habe auf einer kleinen Reiſe, die ich unternommen, dieſes Theater entdeckt, darf ich ſagen, da bis jetzt von demſelben noch kein Kritiker geſprochen hat. Aber auch ich will nicht als Kritiker davon ſprechen, ſondern nur von dem Daſeyn dieſes liebenswürdigen Theaters, meine Leſer benachrichtigen. Ich traf es zufällig an einem ſchönen Nachmittage als ich an den Ufern des Inn, nach dem alten Jagdſchloſſe Kaiſer Maximilian I. pilgerte, das die „Weiherburg“ genannt wird, und von wo man einen köſtlichen Anblick auf Innsbruck, Hall, Ambras und viele Dörfer, Klöſter und Schlöſſer hat. Dort links vom Wege, auf dem Hofe einer gutmüthigen, alten Bäuerin, ſteht das Theater, zwar nur von Bretern errichtet, aber dafür mit ſchönen, und buntfarbigen Decorationen geſchmückt, wo eine Geſellſchaft ſtattlicher Landdirnen große Ritterſtücke aufführen ſoll, wie man mir ſagte, im Angeſichte des ganzen Ober- und Unterinnthals in ſeiner vollſtändigen, impoſanten Majeſtät. — Eine kleine Thür war geöffnet, wo man das Eintrittsgeld erlegte, und wo mir ein Zettel überreicht wurde, deſſen Inhalt ich ſogleich mit gierigen Blicken verſchlang; hier iſt er mit gewiſſenhafter Treue:

„Mit gnädiger Bewilligung wird heute Sonntag von einer Mädchengeſellſchaft aufgeführt, ein Trauerſpiel unter dem Titel: die heilige Genovefa, ein wahrer Spiegel der Geduld. Es wird auch in jedem Act der Vorſtellungen die Tugend des Egyptiſchen Joſeph entgegen vorgeſtellt. — Der Schauplatz iſt bekannt. Es kann auch bei jeder Witterung geſpielt werden. Der Anfang iſt um ½ Zwei Uhr.“

Nämlich Nachmittags und das Ganze hat um 5 Uhr ſein Ende erreicht. Der erſte Platz koſtete, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu ſetzen, 12 Kreutzer. Ich zahlte mit Freuden das Doppelte. Was ich dafür zu ſehen und zu hören bekam war zu köſtlich, als daß ich meine Wohlthätigkeit hätte bereuen können. Es war, wie es der Zettel beſagte, die Pfalzgräfin Genovefa von einem ſchmucken Mädchen dargeſtellt, aber auch Pfalzgraf Siegfried war ein Dirnlein, und Golo der Verräther desgleichen. Eine Geſellſchaft blutjunger, zum Theil ſehr hübſcher Mädchen ſpielten wirklich Komödie, die Männer- und Frauenrollen, ſie hatten ihre Verſe, denn Alles war in Alexandrinern geſchrieben, meiſterhaft memorirt. Die Innsbrucker zwar, d. h. diejenigen, die nicht dort geweſen waren, und die ich Abends im goldenen Adler ſprach, mokirten ſich gewaltig darüber und begriffen das Landgericht nicht, welches dazu die Bewilligung ertheilte; ich aber — aufrichtig geſtanden — ich begriff die Innsbrucker nicht, daß ihr k. k. Nationaltheater ſie ſo hatte verwöhnen — ſo abſtumpfen können gegen dieſen Genuß. Dabei dankte ich wirklich dem Himmel, daß er mir nun ſeit 18 Monaten ſchon den Genuß des Münchener Theaters gnädigſt geſtattet hatte. Ich war ſehr empfänglich für Alles, was ich hier ſah und hörte. Daß die Tyroler Dilettantinnen die Verſe etwas pathetiſch herſagten, mitunter recht ſtark ihren Dialect nicht ſprachen — ſondern unterdrückten, wodurch eben ein ſo nervenreizendes Salmigondi entſteht, und daß ſie auch überhaupt ſo weit als möglich ſich von der Natur entfernten, dieſes ließ mich nicht im Geringſten an Zeit und Raum denken, die zwei und zwanzig Meilen verſchwanden, Innsbruck verſchwand — kurz Alles — ich war daheim wie immer, aber wie dann wieder mein Auge auf die Felskoloſſe fiel, mit Schnee bedeckt, die von der Glut der untergehenden Sonne geröthet wurden, da beſann ich mich gleich wo ich war, und ich konnte ſelbſt nur mit Widerwillen an die Gletſcher von Battiſt im Münchener Wilhelm Tell denken und an die blauen und rothen Lampenfächer dahinter, an den ſchwitzenden Regiſſeur und die ſchmutzigen Theaterleute dabei — und ich erſtärkte mich an den vielen hundert Landleuten von nah und fern, die auf dem nächſten Felſenamphitheater ernſt zuſchauend herumſaßen und fand Alles gut — gut — und beſſer, wie die Kunſtſchüſſeln voll Anmaßung, welche uns beim kochenden Lampenöle ſervirt werden. Mein Schauſpiel war zu Ende und ich lief in meiner Eigenſchaft als alter Regiſſeur auf die Bühne, um die Bekanntſchaft der Directorin zu machen. Ich hatte wohl ſchon Gelegenheit, in meinem Leben einige ſolcher Frauen von nahe zu kennen, deren Oberlippe gleich der niederländiſchen Margaretha, von einem Bärtchen geziert wurde, und die einen Schritt am Leibe hatten, womit ſie ein Herzogthum erzittern machen konnten.

Allein auch hier ſollte ich auf das Angenehmſte überraſcht werden. Ich wurde, als ich meinen Wunſch ausgeſprochen hatte, vor dieſe moderne Wlaſta geführt zu werden, zu Frau Anna Pribin gebracht, welche ſich nicht mit dem ſtolzen, undeutſchen Titel: Directrice benennen läßt, ſondern viel beſcheidener und dabei bezeichnender ſich ſelbſt die „Spielführerin" nannte.

Sie iſt die Wittwe eines Schuhmachers in Prabl, und hat ſonſt auch Komödie geſpielt. Jetzt begnügt ſie ſich damit, Stücke zu dichten und ſelbſt in die Scene zu ſetzen. Sie nimmt es darin mit unſern fruchtbarſten Schriftſtellerinnen in dieſem Fache auf. Es iſt hier nämlich nur von Geiſteskindern die Rede. Ja, ſie überflügelt ſie ſogar, in einer gewiſſen Hinſicht, denn — alle Stücke, die ſie ſchreibt, werden auch gegeben. — Bis jetzt wurden 21 Theaterſtücke von ihr zur Welt gebracht. Hier folge nun eine Art von Catalogue-raisonné, über ihre Hauptwerke, wie ſie ihn mir mit großer Beſcheidenheit mitzutheilen, die Güte hatte.

„Mein Frühſtes war: Ritter Theodor — ſehr gut ausgefallen. Dann kam die Paſſion — 123 Perſonen ſpielten es. — Kaiſer Octavianus — prächtig ausgefallen. — Ritter Pontus, Königsſohn von Gallicien — gar ein ſchönes Stück. — Johann und Paul, die Wetterherren. — Kaiſerin Hildegarde und die heilige Cäcilia. — Lupoldus, Herzog aus Schwaben, oder Kaiſer Konradus — gar eine ſchöne Begebenheit. — Die Hochzeit auf der Alm, ausbündig ausgefallen, ein ſchönes Stück. — Euſtach und Alexis und Eugenia. — Johannes Quarinus. — Chlorus und Chlorisanthus, zwei Meuchelmörder. — Florida, das ungerathene Kind. — Mathilde von Arlſtein. — Ferdinand, oder Herzog von Arragonien. — Albert oder das belohnte Meßopfer. —

Doch genug! Aus dem hier Geſagten, und wenn man bedenkt, daß dieſe Stücke alle den größten Beifall davon trugen, und noch immerwährend gegeben werden, indeß meine würdige Spielführerin ſtets Neue ſchreibt, wird man erſehen, daß ich früher zu ihrem Lobe nicht zu viel vorausgeſchickt habe.

Sie iſt eine Frau von ungefähr 50 Jahren, und von gutem Ausſehen. Von früheſter Jugend hatte ſie dieſen Trieb zur Dichtkunſt, den ihr Mann, der ehrliche Schuſter ſtets nährte. Es iſt ſonderbar, daß dieſer poetiſche Geiſt in dem Schuhmachergewerke ſtets heimiſch iſt. Was ihre „mise en Scène“ betrifft, ſo kann ich ſie loben. Es iſt Alles ſo ſinnig und kunſtgerecht, wie man es nur wünſchen kann. Die Mädchen haben vortrefflich ihre Rollen memorirt und die Koſtüme ſind paſſend und kleidſam. Auch Briefe kommen in dieſen Stücken vor, die vorgeleſen werden, wie denn das ein Nothbehelf iſt, den ſich unſere Theaterdichter nicht nehmen laſſen, und der gewöhnlich zur Ungebühr angewandt, ſo langweilig wird. Wir wollen ihn daher unſerer wackern Frau Prizin nicht höher als den Andern anrechnen, um ſo mehr, da dieſe Briefe, weil entfernt langweilig zu ſeyn, zu meiner Unterhaltung beigetragen haben.

(Schluß folgt.)

3tes Quartal. Nro. 3. 2. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater = Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Theater in Birenhauſen. — Dramaturgiſche Skizzen aus Frankreich. — Der [illegible]. — München. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Semeſter iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl., durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 2 fl. 48 kr.; im II. Rayon 3 fl. im III. Rayon 3 fl. 6 kr.

Theater in Birenhauſen.

(Schluß.)

Ich habe mir einen dieſer Briefe verſchafft, der im Ritter Pontus vorgeleſen wurde; ich bin im Beſitze des koſtbaren Originals, jenes Exemplars, das die ſchöne Elenore ſelbſt auf dem Theater las, und will es hier als Probe mittheilen:

„Liebſte Elenore, weil ich nun des Vaters Reich jetz gänzlich miden muß, ſo wil ich dir noch dieſes Schreiben hinderlaſſen. So bald du das Schreiben gefunden haſt behalt es bei dir und folge mir nach; du wirſt mich andrefen an den beſtimmten Ort. Weil nun der Vater ſo grauſam mit mir verfahret, und mich wegen ſo einer Kleinekeit aus dem Land verbannt, ſo laſen wir dieſes dem Vatter nicht ungerochen, wir wellen alſo dann in ein fremdes Land hinziehen und uns Volk ſammeln. Alsdann ziehen wir als Rewelen in unſer Vaterland zurück. Dann wollen wir den alten Vater vom Throne ſtürzen, und durch Reweliren das Leben ihm abkürzen; dieſes iſt alſo mein feſtgeſetzter Schluß daß auch Wilhelm mit ihm auch ſterben muß — dann wollen wir uns glücklich ſchätzen und uns Beide ſogleich auf den Throne ſetzen.“ —

Um genau zu ſeyn, füge ich noch hinzu, daß noch eine ausgeſtrichene Zeile im vorliegenden Originale ſich findet, worin ich jedoch deutlich die Worte leſe: „und Beide wir uns glücklich ſchätzen.“ — Es iſt offenbar eine Wiederholung, welche aber auch abſichtlich ſeyn kann. Man darf wohl annehmen, daß dieſer zweimalige Ausbruch der Freude in den „rewelischen“ Gemüthern, der

Cenſur, die, wie man weiß — ſehr ſtrenge im Lande iſt, zu ſtark war, und daß ſie daher die verſtärkende Wiederholung hier zu ſtreichen für rathſam hielt.

Man kann ſie nicht tadeln, vielmehr wird einem Jeden, bei Durchleſung dieſes wichtigen Actenſtücks, die ungemeine Nachſicht einleuchten, welche die Handlungen dieſer milden Cenſur leitet.

Die Zwiſchenacte werden durch mimiſche Darſtellungen oder ſogenannte Tableaux ausgefüllt, deren Stoff größtentheils aus der Bibel entlehnt iſt. Ein Genius mit Flügeln und einem Scepter in der Hand, geht vorn bei'm Souffleurkaſten auf und ab, und ſingt die Erklärung dazu.

In allen dieſen Stücken erſcheint jederzeit eine „luſtige Perſon,“ die Landesmäßig gekleidet iſt, nur etwas phantaſtiſcher mit Blumen und Bändern aufgeputzt. Von dem Darſteller dieſes Characters hängt wie natürlich das Gelingen und Mißlingen des Ganzen in hohem Grade ab.

Die barocke Zuſammenſetzung von wahrhaft Phantaſtiſchem und alltäglicher Trivialität, ein oft poetiſcher Schwung neben Bombaſt und falſchem Pathos, kerngeſunde Laune neben kränkelnder Sentimentalität, Alles dieſes ohne Maaß und Erkenntniß gegeben, ſoll oftmals an Raimund's Schöpfungen dieſer Art erinnern, wie mir bewährte Freunde ſagten, welche öfter Gelegenheit hatten, dieſe Vorſtellungen zu ſehen.

Hier noch ein Pröbchen eines gar nicht übeln Abſchiedsbriefs, den Eva Rummelpuff an Daniel Rothnagel, Knappen auf Hohenkrehen ſchreibt, an ihren lieben „Nichts darhinter und nichts darvorn:“

„Werthheſter Freund Daniel!
Ich bedank' mich ſeiner Liebe,
Ich dank' für ſeine Treu,
Er kann machen was er will,
Von mir aus iſt er frei.
Des Menſchen Herz und Sinn
Verändert ſich gar bald,
Er iſt mir ſonſt ſchon recht,
Aber halt viel zu alt.
Ich hab' bereits im Ausland
Schon ein' Parthie gemacht,
Ich hätt' mirs nicht gehofft,
Daß mir das Glück ſo lacht.
Ein allerliebſtes Männchen
Von etlich zwanzig Jahren
Sah mich, und hatt' die Gnade
Sich in mich zu vernarren.
Auch er gefiel mei'm Guſto,
Ich nahm ihn auf der Stell,
Und ſo ſchreib' ich den Abſchied
Dem Herrn Daniell.

Herr Daniel er denk' ſich
Es war nicht ſein Beruf
Ein Eheband zu ſchließen
Mit Eva Rummelpuff.

Sind das nicht Verſe, die ſich in vielen unſerer Stücke nicht beſſer vorfinden? — —

Die obige Aufnahme, die ich von Seiten der Spielführerin und ihrer „Mäthengeſellſchaft,“ wie ſie hier genannt wird, erfuhr, verpflichtete mich zur größten Dankbarkeit. Es wurden Wein, Würſte und andere Erfriſchungen herbeigeholt, und man ſaß ſchwatzend auf der Bühne, eſſend und trinkend und luſtige Weiſen ſingend. Das große Zeltdach, welches die Zuſchauer vor der Sonnenhitze geſchützt hatte, wurde nun zurückgezogen, und der herrliche Abendhauch strömte von den Bergen in die Bruſt der frohen Geſellſchaft, die ſich durch einige Freunde aus der Stadt noch auf angenehme Weiſe vermehrt ſah. So viel iſt gewiß, daß es kein großartigeres Schauſpielhaus geben kann, als das meiner lieben Tyroler bei Innſpruck. Das Portal iſt die Porta Claudia in ihrer einfach großen Schauerlichkeit, das Amphitheater, das weitmächtige Ober- und Unterinnthal, die Verſetzſtücke ſind ſechs bis achttauſend Fuß hohe Felſen, die Soffiten der unendliche Himmel mit ſeinen ziehenden Wolken, und der Souffleur, der zur Seite dahinfließende Kiesbach, mit ſeinem Murmeln, wie von neckenden Erdgeiſtern erzeugt, der dieſen kernigten, wackern Schauſpielern, ihre kräftigen Naturtöne anzugeben ſcheint.

— Aber wenn lange die Komödie ſchwieg, und Alles ſtill und ſtumm wird, ſitzen wir noch gern am Rande des Felſens und hören dem lieblichen Souffleur zu, der unermüdlich ſein freundliches Geſchäft treibt, und deſto lauter wird, je größer die Stille um ihn. Und ruhig wie wir ſind, werden uns dieſe Töne verſtändlich, wir ſehen dann ein, wie wenig wir von unſern Rollen wiſſen, wie ſchlecht wir ſie ſpielen und wie weit wir uns von der Sprache der Natur entfernt haben, die uns der ſprudelnde Bach vorſagt, der ordentlich manchmal böſe dabei zu werden ſcheint.

Dramaturgiſche Skizzen aus Frankreich.

II.

Perlet.

Wir ſahen kürzlich im Gymnaſe ein neues Vaudeville von Melesville und Leroux. Es iſt ſicherlich die ſtupideſte Komödie, die man ſeit lange dort geſehen hat. Sie heißt **le Coucher du Soleil**, und iſt entſetzlich lang, und ohne Intrigue und Witz.

Ich weiß nun wohl, daß die Autoren immer die Ausrede bei der Hand haben, daß ein ſolches Vaudeville für Perlet gemacht ſey. Sie thun aber Unrecht daran, für ihn ein Vaudeville zu machen, der ſelbſt keines mehr zu machen im Stande iſt. Und zu Perlet ſagen wir, daß es ſehr Unrecht von ihm ſey, den guten Komödien zu entſagen, die einem Schauſpieler ſeinen Werth ertheilen und ihn in der Gunſt erhalten, und ſich ſolchen Poſſen ohne Witz und ohne alle Wahrſcheinlichkeit hinzugeben.

Wenn Perlet uns nun alle Poſſen ohne Witz und Wahrſcheinlichkeit anführen wollte, die er früher zu Ehren gebracht, ſo werden wir ihm wiederholen, was wir ſo oft ſchon ſagten: daß die Zeit vorüber iſt, wo das Parterre ſich mit den Verkleidungen im „Comédien d'Etampes“ und ähnlichen Stücken begnügte, daß man nach und nach ein wenig ſchwieriger wurde; daß ſo gern wir den Bouffons Beifall zollen, ſo lange ſie noch jung ſind, wir ihrer überdrüßig werden, wenn ſie in's reifere Alter treten; daß ein Bouffon von 60 Jahren uns eben ſo widernatürlich erſcheint, wie eine Kokette von 50; daß wir jetzt im Fache der Bouffons beſſere haben als ihn: den aufgeweckten Arnal, den natürlich-gemüthlichen Bouffé, den volksthümlichen Varnet und den tölpelhaften Odry. Seitdem Perlet entſagt hat ein ernſter Schauſpieler zu ſeyn, hörte er zugleich auf, Etwas oder Jemand zu ſeyn. Er iſt kalt, mittelmäßig, geiſtreich zwar, aber nur für ſich; er hat komiſche Intentionen, die aber nicht über den Souffleurkaſten ſchweifen; der Souffleur iſt daher der einzige Menſch im Theater, der vernünftigerweiſe Perlet applaudiren dürfte. — Perlet iſt monoton, ſein Spaß iſt kalt, ſein Lachen traurig, ſeine Freude krankhaft, ſein Witz trocken, ſeine Wendungen Mitleid erregend, und ſeine Begeiſterung hat eine Nachtmütze auf.

Noch neulich peinigte es die Pariſer ſehr, dieſen Mann ſehen zu müſſen, der eines ſo großen Rufes in der Provinz genießt, wie er ſich ſolchen kindiſchen Verſuchen, kleinlichen Scherzen und verworrenen Redensarten überließ.

In dieſer Friſt beſteht Perlets ganze Komik darin, zwiſchen den Zähnen zu ſprechen, die Lippen zuſammenzupreſſen, die Worte zu verrenken und ſeinen Dialog zu nieſen, ſtatt ihn herzuſagen. Er iſt der unwahrſte, erſchöpfteſte, langweiligſte und darum langweilendſte Schauſpieler in den Königreichen von Frankreich und Navarra.

Uebrigens widerfährt Perlet was Potier widerfuhr. Erdrückt von einer allzufrühen Gebrechlichkeit, verſchwindet er unter ſeinem frühern Ruhm, eben ſo unfähig ſeine alten Rollen zu geben, als neue zu ſchaffen. Potier war geſcheut genug, ſeinen Platz Vernet einzuräumen, Perlet muß daſſelbe für Bouffé thun. Ueberhaupt muß man in Hinſicht auf komiſche Schauſpieler, den Grundſatz feſthalten: nichts iſt ſchwerer als Lachen zu erregen; nichts iſt unmöglicher, als es lange Zeit hindurch zu können. —

* * *

Perlet hat dieſen Wink befolgt. Er hat ſich auf ſeine Güter zurückgezogen, um von der größten Mühe in dieſer Welt auszuruhen: dem ewigen Spaßmachen! Jetzt wacht Perlet vielleicht, wie es ihn Potier gelehrt hat, über die Tugend und das Glück ſeiner guten Bauern.

Der Cicisbeo.

In Italien iſt es bekanntermaaßen gebräuchlich, daß jede verheirathete Frau, zwei ſtreng verſchiedene Ehemänner hat. Sie trägt nur den Namen des Einen, und der Andere trägt ihren Shawl und ihren Sonnenſchirm. Der Erſte iſt ihr Mann im Innern, der Andere iſt es vor dem Publicum. Der Erſte bezieht zwar alle große Benefizien, hat aber auch alle Laſten zu tragen; der Zweite hat alle kleine Unannehmlichkeiten, dabei aber auch den kleinen Profit für ſich. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet iſt das Cicisbeat eine herrliche Einrichtung und vollkommen nach dem Geſchmacke der feinen Welt. Es erleichtert die Langeweile des Eheſtandes, indem es ſie theilt; es giebt dem Gatten mehr Freiheit, und verleiht den armen Männern, welche keine eigene Geliebte beſitzen, ein Attachement, welches mehr als Freundſchaft, aber dennoch keine Liebe iſt. Der italieniſche Cicisbeo hält ſehr gut das Mittel zwiſchen dem Stummen des Serails und der ſpaniſchen Duegna. Er iſt für den Mann, ſo wie für die Frau gleich angenehm, denn wie ſollte man nicht denjenigen lieben, der uns in der Ehe von dem tête-à-tête befreit, dieſer Geißel für arme Eheleute.

Herr Paulin hat daraus eine artige und geiſtreiche Komödie gemacht. Ein ſehr komiſcher Character darin, eine Karrikatur darf man wohl ſagen, iſt Cigolo, ſeines Handwerks ein Cicisbeo, und ein gleich großer Liebhaber von ſchönen Weibern und Maccaroni mit Käſe. Er ſchweift ohne ſich lange zu beſinnen, von einer Dame zur andern. Jetzt gehört er der Gräfin Iſolina, bald darauf der Marquiſe Favoli, und ſtets iſt er glücklich dabei. Das Stück hat ſehr gefallen, und doch iſt es Schade, daß der Verfaſſer nicht ſeine Idee beſſer benützt hat.

München.

Lorbeerbaum und Bettelſtab,

oder

drei Winter eines deutſchen Dichters;

Schauſpiel in 3 Acten.

Bettelſtab und Lorbeerbaum,

oder

Zwanzig Jahre nach dem Tode;

Nachſpiel in 1 Act.

Beide Stücke gedichtet von Karl v. Holtei, mit Muſik von Julius Rietz.

Aufführung auf d. Königl. Hof- und National-Theater am 1. October 1833.

Man kann dieſe Dichtungen zu den intereſſanteſten der neueſten Zeit rechnen. Nicht allein ſind ſie das erſte, wahrhaft Gediegene gröſſeren Styls, was aus der Feder des bisher nur durch viele, artige Kleinigkeiten bekannt geweſenen Dichters gefloſſen iſt, ſondern es offenbart ſich darin eine ſo glückliche, poetiſche Auffaſſung der Wirklichkeiten des Lebens, daß ſie einem Göthe wahrlich keine Schande machen würde. — Ein Dichter, welcher das ſo manchem unſelige Glück gehabt hat, ſchon früh in ungebundenen Verhältniſſen zu leben, und, kaum dem Jünglingsalter entrückt, ſich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermag, zerfällt mit dem letzten, was ihn an das Leben feſſelte: er verliert den Gegenſtand einer idealiſchen Liebe, und erfährt die Gleichgültigkeit der Welt gegen ſeine Dichtungen. Ein Freund, wie es viele giebt, herzlich und gemüthlich zu Zeiten, doch auf ſeine Weiſe, und nach gehörigen Prinzipien, will dem Armen helfen, und beredet ihn — Schreiber zu werden bei ſeinem, des Freundes eigenen Vater. Der Unglückliche willigt ein; Pegaſus im Joche! Trefflich dargeſtellt iſt der Kontraſt zwiſchen der Lebenswärme des Dichters im erſten Act, und der dumpfen Unempfindlichkeit des handwerksmäßigen Menſchen im dritten, mit welcher dieſer das vorgeworfene Verſpäten bei der Arbeit in den Worten entſchuldigt: Verzeihen Excellenz! das Begräbniß meiner Frau hat mich aufgehalten, ich will hinführo wieder ordentlich ſeyn! — Mit dem Tode der Gattin tritt überhaupt der zweite Wendepunkt in ſeinem Leben ein. Er iſt nun aller Sorge überhoben, und fühlt ſich auf eine gräßliche Weiſe in Freiheit geſetzt; alles ſcheint ihm beſſer, als nun noch dem kümmerlichen Erwerb nachzugehen, den er wählte, um Frau und Kind zu erhalten. Der Vaterpflicht gegen den Knaben wird er durch einen theilnehmenden Bekannten, einen reiſelebenden Chevalier und durch jenen Freund überhoben. Er geht zum letztenmale in ſeine verödete Wohnung, und findet ſie geleert durch die ſorglichen Gläubiger. Nur ein vertrockneter Lorbeerbaum iſt dort geblieben. Ihn ſandte einſt grünend die er liebte, jetzt die Gattin des ſyſtematiſchen Freundes. Daraus ſchneidet er ſich einen Bettelſtab, und nachdem durch Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm, und dem kalten, vornehm gewordenen, verknöcherten Freunde, eine Scene vorgefallen, deren Heftigkeit ihm den Reſt ſeines Verſtandes raubt, wankt er im hellen Wahnſinn in den Wald hinaus. So endigt das erſte Stück. — Das zweite, zwanzig Jahre darauf ſpielend, führt uns den todtgeglaubten als gefeierten Dichter, ihn den Menſchen, deſſen unbewußt, als ergrauten, halb verrückten, Bettler vor, den Freund reuig über das von ihm im Irrthum verurſachte Unglück, Tochter und Sohn beide einander liebend. Wie ſie mit einander vereinigt werden, wie in dem unglücklichen Bettler durch das Anhören eines ſeiner Lieder das Bewußtſeyn von neuem erwacht, wie er das Unterbrochene in plötzlicher friſcher Begeiſterung, einer Ahnung aus ferner glücklicher Zeit, ſelber mit halb erſtickter Stimme zum Ende ſingt, darauf erkannt, vor dem Drange der Gefühle betäubt wird, und in den Armen ſeiner Kinder in unbewölktem Geiſte wieder erwacht, das muß man ſelbſt darſtellen ſehen, und Niemand wird es ohne wahrhaftige Rührung ſehen. Wir geben überhaupt nur dieſe kurze Skizze, weil wir der Meinung ſind, man raube einen Theil des Genuſſes, wenn man Alles vorherſagt.

Die Dichtung, namentlich des Schauſpiels, weniger des Nachſpiels hat übrigens auch ihre Fehler. Es ſchadet ihm das darin verflochtene Liederweſen, denn dazu iſt ſie zu ernſthaft; nur das Trinklied des erſten Actes iſt an ſeinem Platze, und zum Theil allein deshalb, weil die Entwicklung des Ganze ſchon daran geknüpft iſt. Alle andern Lieder ſind unweſentlich, und ſtörend müßte es genannt werden, daß der Wahnſinn zum Schluße des erſten Stückes ſich in Tönen aushaucht, da der Gang der Begebenheiten es zuvor in die Gattung des bürgerlichen Trauerſpiels gebracht hat; wenn das richtige Gefühl des, die Hauptrolle ſelbſt darſtellenden Dichters nicht dieſe Töne faſt unhörbar, gegeben hätte. Nicht minder muß es getadelt werden, daß die erſten Acte etwas lang ſind; dieſe Länge, freilich bei der erſten Aufführung um ſo fühlbarer, weil ſie, obwohl mit Fleiß gegeben, doch des raſchen Ineinandergreifens noch ermangelte, wird verſtärkt durch die Maſſe des ſehr ſchroff hingeſtellten Betrübenden, welches in dem erſten Stücke faſt unaufhörlich aufeinander folgt, und ſo beklemmend auf das Gemüth wirkt, daß man am Schluſſe ſchwankt, zwiſchen Wehmuth, und Zorn über ihren Urheber. Abwechslung iſt eigentlich wohl da, aber ſie wirkt wenig, weil die Hauptrolle unſer volles Intereſſe ausſchließlich in Anſpruch nimmt.

Das zweyte Stück, ganz in der lieblichen, leichten, dem Dichter eigenthümlichen Weiſe gehalten, verſöhnt uns freilich wieder völlig mit ihm, ſo wie denn überhaupt in der Ausführung des Ganzen manches Begütigende liegt. Sie iſt gewandt und zeugt von Kenntniß der Bühne, beſitzt auch viele treffliche Momente So z. B. iſt das Geſchwätz der Geſellſchaft, ganz im Anfange, das Eigenthümliche des pedantiſchen Geheimeraths, die Buchhändlerſcene, und alles, was über die Verhältniſſe der Dichter und über die Bühne geſagt wird, durchaus charakteriſtiſch.

Einige Worte über die Muſik gehören hieher. Sie iſt im Ganzen verdienſtlich, trägt aber nicht gerade dazu bey, die Dichtung zu heben. Die Ouvertüre hat manche intereſſante Gedanken, aber nicht intereſſant genug, um ihre Länge zu rechtfertigen. Außerdem iſt ſie ſammt den Zwiſchenakten häufig zu pathetiſch für den Stoff, denn ſo groß er auch ſeyn mag, ſo iſt er doch immer nur groß im Kleinen, und man konnte darüber faſt bitter werden, und dem Componiſten zurufen: um eines Dichters willen geht die Welt noch nicht unter! — Die Lieder ſind gut componirt, doch haben ſie nichts Hervorſtechendes, was ſie dem Gemüthe werth macht, und der Erinnerung einprägt. Nur das Trinklied nehmen wir davon aus; die Gedanken darinnen ſind gerade nicht neu, aber im Volkston gehalten, der bekanntlich dem ganz Originalen gerade entgegen ſtrebt; man fühlt ſich bei dem Anhören plötzlich in Regionen verſetzt, deren Charakter das Heimathland ſeyn muß, und ſollte man dieſes Land auch nur durch die Geheimniſſe der Reminiſcenz aufzufinden vermögen.

Was die Darſtellung anbetrifft, ſo können wir zwar Herrn von Holtei nicht in die Reihe der erſten Schauſpieler ſetzen, doch zeigte er ſich überall als denkender Künſtler, und im Ganzen war er uns eine intereſſante Erſcheinung. Hervorgerufen, nahm er faſt zu beſcheiden die Nachſicht in Anſpruch, und deutete auf die Befangenheit des erſten Auftretens vor einem neuen Publikum hin. Darin mag in der That manches Störende volle Entſchuldigung finden, namentlich das ſchroffe, zu ſehr exaltirte in Wort und Bewegung, in den am meiſten aufwogenden Situationen. Man muß das Leben in der Kunſt ſtets etwas verſchönen, und ſelbſt das Elend, der Jammer, können den Hauch des Aeſthetiſchen nicht entbehren. Dieß erſtreckt ſich auch zum Theil auf die Dichtung, und manche Nebendinge, z. B. das Koſtüm des Nachſpiels. — Wenn wir gleich ſagten, daß die Darſtellung des Ganzen einer gewiſſen Rundung ermangelt habe, müſſen wir doch anerkennen, daß faſt jede Rolle einzeln gut gegeben wurde. Ausgezeichnet war Herr Forſt, als Chevalier, durch lebhaftes natürliches Spiel. Am meiſten vernachläſſigt, obwohl ſie dieß trotz ihrer Kürze gar nicht verdient, war die Rolle des Recenſenten. Störend war im Nachſpiel die faſt abenteuerlich veraltete Figur des Präſidenten.

Wir ſehen den weiteren Darſtellungen des Herrn v. Holtei mit großem Intereſſe entgegen.

M . . . . n.

3tes Quartal. Nro. 6. 5. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Das Haus der Capeletti. — Die Arena in Verona. — München, Rüge und Aufforderung. — Auswärtige Notizen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Pränumerationspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Das Haus der Capeletti.

Ich war in Verona. Unweit der Brücke di Pietra ſteht ein altes Haus, worin jetzt ein ſchlechter Gaſthof iſt, den ſelten ein Reiſender aus Deutſchland bezieht, er müßte denn ein ſentimentaler Narr meines gleichen ſeyn. Mir hatte man ihn auch nicht genannt, wenn ich mich nach Gaſthöfen erkundigte, ſondern immer nur von den zwei Thürmen, dem Tower von London, und Groß-Paris geſprochen. Das Aushängeſchild des alten Wirthshauſes am Ponte di Pietra beſtimmte mich aber, auf Gefahr einiger Unbequemlichkeit, dieſem vor allen übrigen den Vorzug zu geben. Es war nämlich darauf zu leſen: Albergo Capeletti. Seltſam bewegt trat ich ein, und auf meine Frage erwiederte mir ein bleiches Mädchen, ſchwarz gekleidet, einen Meſſaro über die braunen Locken geworfen, das dieß das Haus der unglücklichen Giulietta ſey, und daß die Halle im erſten Stocke, worin wir uns eben befanden, jener Ballſaal wäre, wo der junge Romeo zuerſt ihre Bekanntſchaft machte. Es ſchien jetzt, nach Jahrhunderten, noch eine Wehmuth das junge Mädchen zu ergreifen, bei der bloßen Erwähnung dieſer tragiſchen Liebesgeſchichte, und mit großer Theilnahme ſah ich ihr zu, wie ſie mir — ſelbſt eine Merkwürdigkeit — andre Merkwürdigkeiten ihrer Stadt zur Collation auftrug, herrliche Feigen, ſtark duftende Salami und fette Aale aus dem nahen Lago di Garda.

Ich aß, weil ich hungrig war, doch ohne die Vortrefflichkeit aller dieſer Gegenſtände zu genießen, und hatte nur Augen für das Mädchen, nur Gedanken für Giulietta Capeletta. Ich dachte mir dieſes Mädchen auch verliebt — verliebt in den Sohn des Feindes ihrer Familie und in erhöhterer Stimmung vernahm ich den Zank des Wirthes mit einem eintretenden jungen Burſchen. Zwiſt mußte in dieſem Hauſe herrſchen fort und fort, worin er einſt ſo Gräßliches heraufbeſchworen hatte; ich verſank immer tiefer in die Vorzeit, oder ich ſtieg vielmehr immer höher in ihr hinauf — meine Täuſchung wuchs, je länger ich das junge Mädchen betrachtete. Aus ihrem bleichen Geſichte leuchteten zwei Augen, ſo matt und ſchwimmend, daß man leicht ihnen anſehen konnte, ſie ſeyen im Weinen geübt. Sie hatten ihren Romeo ſchon erblickt; meine Scene ſpielte nach der Nacht auf dem Balcon. Der Mund war leicht geſchloſſen, von ſchmalen, wenig gefärbten Lippen, und eine längliche, doch feine Naſe, gab dem Geſichte Charakter und edeln Ausdruck. Der Meſſaro, der nur beim Ausgange umgeſchlagen wird, war abgelegt worden, und das Haar in Zöpfen geflochten, mit großen, platten Silbernadeln am Hinterkopfe aufgeſteckt. Sie mußte auch Julia heißen — ſie mußte — ich wagte aber nicht darnach zu fragen, aus Furcht, daß mein ſchöner Wahn geſtört werden konnte. Stundenlang ſaß ich da, ganz vertieft in Gedanken, Leute kamen und gingen, Niemand kümmerte ſich um den Fremden — auch das Mädchen — Giulietta, wie ich ſie nannte, kam und ging und hatte viel zu ſchaffen. Endlich, nachdem es ruhiger geworden war, ſtemmte ſie eine zierliche Spindel auf die noch zierlichere Hüfte, führte den Faden zu den bleichen Lippen, gleich als ob ſie ihn küßte, und blickte dabei in den Himmel. Mein Auge verweilte wohlgefällig auf ihr. Plötzlich ſcholl ein lauter Ruf: „Marietta!“ durch's Haus. Das Mädchen rührte ſich nicht. Nun wurde noch ſtärker, zu wiederholten malen gerufen — und ſchnell warf ſie Spindel und Knäuel weg und eilte hinaus. — Ach, ſie hieß nicht Julia! —

Ich ſprang auf und öffnete mein Taſchenbuch.

„In der Franziskanerkirche, unweit der Arena, ſey noch der Sarg zu ſehen, worin Julia ſcheintodt gelegen habe,“ ſo hatte mir irgend ein Reiſe-Handbuch es nachgewieſen, und ich wollte dahingehen. Dieſe Stunden ſollten nun einmal gänzlich der alten rührenden Geſchichte geweiht ſeyn.

Bis zur Arena war es von meinem Gaſthauſe ein tüchtiger Weg. Ich kam ſchwitzend an, und fragte nach der Franziskanerkirche. Aber Niemand wollte davon etwas wiſſen. Endlich fragte ein alter Schuhflicker, welcher in einer Halle der Arena, unter einem wildwuchernden Feigenbaume ſeine kleine Werkſtatt aufgeſchlagen hat, ob ich vielleicht zum Sarge der Giulietta hinwollte, und als ich dies bejahte, war gleich ein kleiner Junge zur Hand, der ſich zum Wegweiſer anbot, und ſehr genau von den Schickſalen der Kinder der Capeletti und Montecchi unterrichtet war, wie er mir auf dem Wege offenbarte. Wir durchſchnitten den Platz **Bra** und bogen in die breite **Via Pallone**, von wo wir durch einen langen Bogen in den **Vicolo Franceschine** traten.

Ein altes kloſterähnliches Gebäude ſah uns betrübt an. Es regnete, und ſein ganz verblichenes Grau nahm hie und da eine etwas ſchwärzere Färbung an. Wir traten durch eine kleine Pforte, in die ärmliche Wohnung einer alten Frau, die ſogleich mein Begehren errieth, noch ehe mein Führer es ihr mitgetheilt hatte. Wir mußten wieder über die Straße zu einem Thore, das einſt der Kirche angehört haben mag. Gleich links daneben, ſteht ein großer, offener, ſteinerner Sarg, auf einer Stufe, in welchem Julia wirklich gelegen haben ſoll. In dem Augenblicke da ich vor ihm ſtand, ließ der Himmel ſeine Thränen hineinfallen. Ringsum lagen Heu, Geräthſchaften, Kinder und Schmutz. Das Ganze war ein von ſehr dürftigen Leuten bewohnter Raum, die ſich des Sarges manchmal als Waſchtrog bedienen ſollen.

Von den Behörden kann man eine beſondere Auszeichnung für dieſes Denkmal nicht erwarten, aber irgend eine reiche Veroneſerin, die glücklich liebt, ſollte der Reliquie ihrer unglücklichen Landsmännin mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, und ſie vor Profanation ſchützen. Wirklich ſollen Einige ſchon einmal eine ähnliche Anwandlung verſpürt haben, und man ſieht Säulenfragmente und Steine daliegen, die dazu beſtimmt waren, ein kleines Gebäude zum Schutze des Sarges aufzuführen. Das heilige Feuer währte jedoch nicht lange und Alles blieb beim Alten. Ich unterſuchte den Ort nach allen Seiten. Daß hier eine kleine Kirche war, ſieht ein Jeder, ſelbſt wenn es ihm die Leute nicht ſagten. Aber hinter der Kirche, zur Seite des Nebengebäudes, iſt ein kleines, von hohen Mauern umgränztes Gärtchen, wo Pater Lorenzo, oder wie er geheißen haben mag, die unheilbringenden Kräuter, zu dem verhängnißvollen Schlaftrunke pflückte.

Wäre dieß in Paris geſchehen, ſelbſt in Berlin — man hätte gewiß andere Vorſorge für dieſes rührende Ueberbleibſel getroffen, und in allen Gaſthofen würde eine Karte in allen Sprachen, die Reiſenden davon unterrichten. In Italien, wo die Vorwelt ſo große Spuren hinterließ, verſchwindet der Sarg des armen, verliebten Mädchens, neben den Mauſoleen der Scaliger, neben den Rieſentrümmern der Arena.

Verdrießlich und ſchwermüthig kam ich in meinen Gaſthof zurück. Ich ſchrieb einige Briefe und legte mich dann in's offene Fenſter. Es war Abend geworden; der Mond ſchien, unter mir ein Garten, das Fenſter hatte — freilich wie alle Uebrigen — einen Balcon. Schauer überlief mich — dieß mußte ihr Zimmer geweſen ſeyn! — Alle ſüßen Geſpräche, die Shakeſpear den beiden

Verliebten in den Mund legt, und die ſie gewiß nicht anders getauſcht haben können, wurden in mir wach. Ich ſah Romeo unten — ich ſelbſt war Julie — ich ward zum Narren.

Bei brennendem Lichte und offenem Fenſter ſchlief ich, von Träumen geſchaukelt, ein. Dieſe Träume aber entrückten mich der Gegenwart, wie der fernen Vergangenheit, und dennoch blieb ich in meinem Zimmer.

Ich ſah dieſelben Wände, dieſelben Möbel. Um den langen, alterthümlichen Tiſch in der Mitte, mit abgerundeten Ecken und gedrehten Füßen, ſetzten ſich nun mehrere Frauenzimmer, zum Theil von widerwärtigem, uneinnehmendem Aeußern. — Mein bleiches, italieniſches Wirthshaustöchterchen, hieß Marietta, und dieſe wollten nun alle Julia heißen, ſo wenig auch der Name für ſie paßte, und ſo ſehr es mich verdroß.

Da war eine übermäßig Dicke, die mit ſchmelzendem Flötentone, eine ſpeckige Sentimentalität zum Beſten geben wollte und wie Zettel im Sommernachtstraum einmal übers Andre rief: „Pyramus fein! Mein Liebſter fein! Deine Thisne fein!“ — Dann eine Große, von überlegenem Alter und Verſtande, die mir die Liebe der ſiebenzehnjährigen Veroneſerin ſo klar verſinnlichte, daß ich beim Anfange ſchon an den tragiſchen Ausgang nicht zweifeln durfte. — Auch ein hübſches, feuriges Mädchen war zugegen, die — was die Sinnlichkeit betraf — wohl für eine verliebte Italiänerin gelten konnte. — Neben ihr ſaß, mit Ernſt in den Blicken, eine junge Frau, faſt mit männlichen Zügen, und bildete ſich ſteif und feſt ein, ſie ſey die wirkliche Julia Capelett, denn es habe ihr dieß ein Hofrath in Dresden auf Ehre und Gewiſſen verſichert. — Was noch da war, zierte und ſpreizte ſich ſo frech, kokett, dumm und gänzlich unbekannt mit den heiligen Regungen einer liebenden Jungfrau, daß mir träumte, ich ſchlöſſe erſt im wachen Schlafe, die bereits geſchloſſenen Augen und wendete mich voll Eckel von den Gäſten an dem alten Tiſche in meinem Zimmer hinweg.

Da ſchwebte leiſe und von den Weibern unbemerkt ein Schatten zur offenen Thüre herein, den Meſſaro um die Locken und die Hände auf der Bruſt gefaltet. Es war Julia — Shakeſpears Julia — Romeo's Giulietta — wie ſie einſt lebte. — Sie ſah wehmüthig lächelnd auf die Gruppe, und näherte ſich mir, indem ſie ſich leiſe über mich beugte. —

Ich erwachte — Alles war verſchwunden und die holde Marietta ſtand vor mir, mit dem herabgebrannten Lichte. Sie hatte mir das Fruhſtück gebracht.

Die Arena in Verona.

Um die Ecke der mit eleganten Laden beſetzten, Strada nuova biegend, die auf den Platz Bra ausläuft, erblickt man die ungeheure Arena, weitbäuchig und hohläugig, mit einer Rinde aus Alter umzogen, die dem Stein woraus ſie erbaut iſt, das Anſehen eines Krokodilpanzers verleiht. Die groſſen Eingangsthore mit ihren Nebenwegen gleichen Höhlen, wie ſie die Natur ſchafft; das Ganze ſcheint hie und da aus einer Maſſe zu beſtehen, man entdeckt weder Zuſammenfügungen, noch Mörtel, und langweilig ſickert das Waſſer in dicken, ſchweren Tropfen aus dem Geſtein.

Das Gebäude iſt, was die Conſtruction betrifft, durch unzählige Abbildungen bekannt genug, von dem Eindrucke, den es ſelbſt macht, giebt indeß keine dieſer Abbildungen einen Begriff.

Es iſt mächtig wie ſein Erbauer, feſt, um noch Jahrhunderten zu trotzen, und dennoch verwittert wie das Alter.

Die Rieſenthore ringsum, ſind durch kleinliche, leicht zerbrechliche Holzgitter geſchloſſen und hinter vielen derſelben treiben Veroneſer friedliche Hantierungen. Schuhmacher, Schloſſer, Schmiede, Schneider, Krämer aller Art. Ueber dieſen Thoren laufen die offenen Hallen, worauf die Steinſitze ruhen, die ſich von der höchſten Zinne des Gebäudes in das Innere hinabſenken. Durch dieſe Senkung werden nun jene Hallen geſchloſſen, und gewähren von Auſſen geſehen den Anblick von eben ſo vielen Schluchten. An der einen Seite ſtehet noch, Alles überragend das groſſe Portal, frei und dem winzigen Nachbarhäuschen der Arena drohend gegenüber. Es zeigt weder Säulen, noch andern architektoniſchen Schmuck; aber einen andern, den das heutige Italien, der feineren Geſittung huldigend, dieſem Portale, das einſt zu Thierkämpfen führte, anheftete. Dies war an dieſem Tage ein groſſer Zettel, worauf ein Kerl in grünem Rocke und rother Weſte abgebildet war, und mit lächelnder Miene auf die Worte unter ihm hinzeigte, welche für den heutigen Abend in dem ſogenannten Tagtheater der Arena, man denke! Unſern „Dorfbarbier" und „die Erbſchaft" von Kotzebue verkündigten.

Ein plötzlich eingetretener Regen, verdarb mir die Freude, denn das Schauſpiel wurde eingeſtellt.

Ich ging in den Laden einer guten alten Frau, welche die Kaſtellanin des Gebäudes zu ſeyn ſcheint und mir den Eintritt geſtattete.

Im Innern ſieht es gut erhalten aus; die Steinſitze, die an 30,000 Perſonen faſſen, ſind neu, und erheben ſich bis zum Rande der äußern Mauer. Hin und wieder unterbrechen kleine Oeffnungen, durch welche die Zuſchauer ein und ausgingen und einige Inſchriften die Einförmigkeit des Ganzen. Man zeigt die Behälter der wilden Thiere, Gruben u. ſ. w. — Auf der einen Seite iſt das obenerwähnte Tagtheater von Holz erbaut. Es hat 16 Logen, die ſich an's Proſcenium ſchließen, und ein gedieltes Parterre, die übrigen Zuſchauer, wenn ſo viele ſich einfinden, nehmen auf den Steinſitzen des Amphitheaters ihren Platz, von denen ein Theil zu dieſem Zwecke, durch einen Bretterzaun, von dem Andern abgeſondert iſt. —

Das Brettergerüſte ſtört den imposanten Eindruck des Innern ſehr, und hemmt den Ueberblick. Von der Höhe aus geſehen, verſchwindet es freilich im weiten Raume, und ſieht einem Häufchen alten Gerülls ähnlich. Aber immer noch wirkt es ſtörend. Trümmer von ſaftigem Grün umwuchert, gehören hieher, nicht ſolcher Bettelkram; Stille und Ruhe entſprechen dem Charakter dieſes Hauſes, nicht Kotzebue's Späße in's Italiäniſche überſetzt, und ſtatt des Publikums aus Gevatter Schneider und Handſchuhmacher des heutigen Verona, die brüllend in die Fäuſte ſchlagen — erfreue mich — da denn doch brüllende Löwen und Tiger unſerm Geſchmacke nicht mehr zuſagen — die ſtumme, eilig hin huſchende Eidechſe, die ſcheue Bewohnerin des alten Geſteins.

München.

Rüge und Aufforderung.

Unſer Theaterpublikum (Einſender dieſes hat, dieſe Bemerkung zu machen, ſchon zehn Jahre Gelegenheit) zeigt, ſo oft Göthe's Egmont gegeben wird, eine auffallende Gleichgültigkeit gegen die von Beethoven zu dieſem klaſſiſchen Werke klaſſiſch componirte Muſik. Sogar die koloſſale Ouvertüre geht ſpur- und beyfallslos vorüber, während ſich, wenn dieſelbe im Konzertſaale aufgeführt wird, hundert von entzückten Zuhörern die Hände wund klatſchen. Liegt der Grund davon vielleicht in der Macht alten Herkommens, nach welchem keine Muſik zu einem Schauſpiele geſchrieben, und ſey ſie auch vom Himmel gefallen, einer beſondern Aufmerkſamkeit und eines lauten Beifalls werth gehalten werden darf? oder daran, daß die beiden erſten Akte Egmonts ſo unmäßig lang ſind, daß dem Zuhörer, von allzuvielem Hören, Sehen und Denken ermüdet, für die Entreact-Muſik, in der er zu converſiren gewohnt iſt, wirklich keine Aufmerkſamkeit mehr übrig bleibt — oder endlich, was ich am liebſten glauben möchte, in der hier nach altem Schlendrian üblichen ſehr mangelhaften Ausführung jener genialen Tonſchöpfung, die alles Zuhören verleidet.

Wir fragen darum: iſt es der Theater-Intendanz wirklich nicht möglich, jenes große, glänzende und gutgeleitete Orcheſter, das ſehr oft ſchon ſchlechte und mittelmäßige Opern, aus denen hunderttauſende von Noten, nicht auf das Gewicht eines einzigen Entreaktes zu Egmont fallen, vortrefflich executirte, ausnahmsweiſe zur Verherrlichung der Darſtellung einer der erſten deutſchen Tragodien, zur Ausführung eines der erſten deutſchen Tonwerke zu gewinnen? Und liegt dieſes, was wir jedoch bezweifeln, nicht im Kreiſe der Möglichkeit, ſo hört uns Ihr Herren des Ausſchußes der muſikaliſchen Akademie. Nehmt euch des mißhandelten und von allen Seiten nicht gehörig gewürdigten Werkes an, und entſchließt euch, es vollſtändig und mit jener Sorgfalt, die ihr ſchon oft an die Ausführung klaſſiſcher Werke verwendet habt, nach dem Beiſpiele anderer Städte, z. B. Leipzig, wo dieſe Production beinahe jährlich mit Beifall gegeben wird — im Konzert aufführen zu laſſen, damit endlich das herrliche Werk ungeſtört genoſſen und nach der Größe ſeines Werthes allgemein anerkannt werde. Wir fügen das treffende Urtheil eines der Leipziger Correſpondenten für das Morgenblatt (Jahrgang 1824.) bei, und wünſchen, von Herzen, daß allen jenen Herren, an welche wir uns oben wegen einer künftigen beſſern Aufführung des beſprochenen Werkes gewendet haben, die Wahrheit dieſer Worte einleuchten und ſie in der Folge zu den geeigneten Schritten antreiben möge.

„Im zweiten Theile des letzten Konzertes hörten wir wieder „auf vielſeitiges Verlangen Beethovens Muſik zu Göthes „Egmont. Eine der entzückendſten Wahrnehmungen im Gebiete der „Kunſt iſt, zu ſehen, daß ſich ein originelles Kunſtwerk am andern „entzündet. Ich kenne in neuerer Zeit faſt kein größeres Beyſpiel von der innern Berührung der Künſte, bey welchem jedoch „beyde Theile gleich ſelbſtſtändig bleiben, als dieſes. Beethoven „hat, von der innern Hoheit der Gotheſchen Poeſie begeiſtert, ein „Werk geſchaffen, welches ich für ſein größtes halte. *) Er hat „hier einen wahrhaft großen Stoff ergriffen, wie ſeine Kraft ihn „braucht, und er hat ihn in einem hohen, koloſſalen Geiſt und Sinn „in dieſen Tonweiſen ausgeſprochen. Durch alle dieſe einzelnen „Stücke, womit er gleichſam den Gang der Tragodie begleitet hat, „weht ein tragiſcher Geiſt, der ſich in heimlicher, grauenvoller Erwartung, in Hingebung und Treue, in Erhebung über feindliche „Gewalt und in dem Triumphe der edlen Sache mit hinreiſſender „Macht ausdrückt. Nie hat auch dieſer Genius mit ſolcher Uebereinſtimmung mit dem Stoffe die muſikaliſche Leiter der Gefühle „vom Zarteſten bis zum Glänzendſten kühn durchfolgt; und die Inſtrumentalmuſik feiert in dieſer Anſchließung an das poetiſche Bild „ſelbſt ihren höchſten Triumph. Dieß Werk muß man in ſo einem „akuſtiſchen **) Saale, von einem durch die Macht des Genius ſo

---

*) Referent hat hier wohl nicht an Fidelio und die Rieſenſymphonien in c moll und a dur gedacht.

**) Dieß Epitethon laßt ſich nun freilich nicht anwenden, wenn von unſerm Odeonſaal die Rede iſt.

„begeiſterten und in Maſſe ergriffenen Orcheſter, *) und vor einem „ſo aufmerkſamen, für **Symphonien** vornehmlich gebildeten „Auditoriums **) wie es ſich hier findet, ausführen hören. Mit „der theatraliſchen Darſtellung verbunden, bringen dieſe Muſikſtücke — wenigſtens bei **uns** ***) nicht die Hälfte ihrer Wirkung hervor. Herr Stein ſprach wieder die von Fr. Moſengeil verfaßten, die einzelnen Muſikſtücke verbindenden, poetiſchen „Worte mit Würde und Zartheit, kräftigem Wohlklang und begeiſterter Empfindung; †) und ſo entzündete ſich an der himmmliſchen Flamme Beethovenſcher Kunſt — eine **andere** — die der „**poetiſchen Deklamation!**“ F. v. K.

Der **berühmte** Virtuoſe J. B. **Cramer** aus **London**, ein naher Verwandter der hieſigen Hofmuſiker gleichen Namens, wird am Montage, um 12 Uhr Mittags, ein Concert im großen Odeon geben. Es bedarf wohl nur dieſer kurzen Anzeige, um die größte Theilnahme bei allen Muſikfreunden zu erregen.

Auswärtige Notizen.

Jermann fährt fort in den Provinzſtädten der Oeſterreichiſchen Monarchie Beifall und Geld in hohem Maaße zu ärnten. Nachdem er in **Grätz** ſein Gaſtſpiel geendet hatte, ging er nach **Peſth**, wo er neun Vorſtellungen gab. Das Doppelſpiel in den Räubern befand ſich dreimal dabei. In **Brünn** gab er dieſe Vorſtellung zwei Mal. Von dort begab er ſich nach **Lemberg** und wird zu Anfange dieſes Monats in Prag erwartet, wo ihm ſehr vortheilhafte Engagementsanträge gemacht worden ſind. Nächſt dem Carl und Franz, ſind es vorzüglich die Rollen des Oſſip und Daniel, worin der Künſtler wahre Triumphe feiert.

Ein neues Schauſpiel von **Kurländer**: „**Sigmund**“ hat in Wien großes Glück gemacht. Es gehört der rührenden Gattung. — Dem. **Piſtor** vom k. k. Burgtheater iſt ſeit längerer Zeit kränklich. — **Liſt und Strafe**, aus dem Franzöſiſchen v. **Herzenskron** iſt durchgefallen. — Nächſtens wird ein neues Stück: **die Peſt von Leon** im k. k. Burgtheater gegeben werden, von dem im Voraus viel Rühmliches geſagt wird. — Im Kärnthnerthor fährt **Meyerbeers Robert** fort, große Einnahmen zu machen. Der Director der Joſephſtadt, **Stöger**, kann ſich ſeiner großen Unkoſten wegen nicht halten. — **Karl** fährt fort in ſeiner gewohnten Manier Gemeinheiten aufzutiſchen; man kann dieß Haus faſt nicht mehr ein Theater nennen, ſo ſehr iſt es herabgewürdigt worden.

---

*) So wie das unſrige, deſſen Werth wir, wie ſo manches Gute nur von Fremden gewürdigte, nicht zu ſchätzen wiſſen.

) Dieß läßt ſich nun leider von **unſerem Auditorium **nicht** ſagen.

***) Auch bei uns, wie jedesmal der Augenſchein lehrt.

†) Eine Aufgabe für Eßlair.

Berichtigung von dem vorigen Blatte.

Seite 246. Zeile 28 von unten lies: ſie ſtatt ſich. — S. 247. Z. 9 v. oben l. die Welt ſt. den Wald. — S. 248. Z. 14. v. u. l. aufregenden ſt. aufwogenden.

3tes Quartal. Nro 7. 9. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater=Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Portraits: Der Sänger Martin. — München: Herr von Holtei; Concert des Hrn. Cramer. — Miszellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zu zwei, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter bezieht es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Portraits.

Der Sänger Martin, nach Jal.

Martin zieht ſich von der Scene zurück, die er 45 Jahre hindurch beherrſchte. Am letzten Tage noch, da wir ihn hörten, zeigte er daſſelbe Talent und dieſelbe Stimme, um den überſchwenglichen Beifall zu rechtfertigen, womit ihn das Publikum überhäufte.

Ich erinnere mich noch eines Abends, wo der Magnetism des Sängers einen wunderbaren Einfluß übte; es war bei der erſten Vorſtellung des Rothkäppchens. Als Martin das hübſche Duett im zweiten Acte ſang: Au bois vous allez donc seulette, da war ſeine Stimme ſo rein, ſo ſanft, ſo ſchmeichelnd, er legte ſo viel Leidenſchaftliches in den halb ſpöttiſchen Ausdruck der Verführung, die er auf Nanuette richtete, und verzierte ſeinen Geſang mit ſolch geſchmackvollen Coketterien, daß er in einem fort von dem entzückten Publikum unterbrochen wurde. Nie hatte ich noch geſehen, daß die Muſik ſolch einen Eindruck auf die Frauen übte; in jeder Loge zärtliche Ausrufungen, tiefe Seufzer, ſeltſame Bewegungen, die ſich unter die Bravos der Männer miſchten. Ich appellire an das Gedächtniß der Damen, die jener Vorſtellung beiwohnten, ſie mögen mir widerſprechen, wenn ich die Wirkung übertrieben ſchildre, welche Martin auf ihre Sinne hervorbrachte. Der Effekt war ſo groß, daß am andern Morgen ſich Alles davon in's Ohr flüſterte; und daß ſie während 50 Vorſtellungen herbeiliefen, ſich dieſer unſchuldigen Verſuchung auszuſetzen.

Ich war in der Couliſſe, als die Schauſpielerin, welche die

Nannette gab, nach dem Duett abging. Ich ſah ſie hochaufathmend einen Stuhl ſuchen, und dann — wie aus Schaam — ihre Augen in beide Hände verbergen, um ihre innere Bewegung nicht ſehen zu laſſen. Auch hatte ich bemerkt, daß während des Duetts ihre Stimme nicht ſicher war, und daß ſie zitterte, aber aus einem andern Gefühle, als die Schamhaftigkeit. Nachdem ſie ruhiger geworden war, fragte ich ſie, was ſie habe?

„Ich habe — ich habe“ — ſagte ſie — „ich habe Martins Stimme im Herzen! Welche Seligkeit! der arme Amtmann — es iſt nicht meine Schuld, wenn ich ihm untreu wurde!“ —

Dieß erklärte mir hinlänglich die unverſtändlichen, weiblichen Töne, welche aus den Logen zu mir drangen. Fragt Mad. Boulanger, (Nannette) ob ich lüge. —

Und derſelbe Zauber war es noch, den vor 6 Monaten uns dieſer Künſtler in jener Rolle wieder bereitete. Martin iſt noch immer Martin aus den Tagen des Kaiſers. Die Zeit hat nur unbedeutende Wirkungen auf dieſe Stimme hervorgebracht, die wie ein Monument aus einem andern Zeitalter feſt und groß daſteht. Alles iſt ihr geblieben, bis auf jene weichen Töne, welche die Kunſt dem Kopfe entlehnt, um die Gränzen der Bruſt zu erweitern.

Martins geordnetes Leben iſt die Urſache dieſer wunderbaren Erhaltung. Ich glaube nicht, daß eine ſchöne Frau, ihren Haaren und andern Reizen größere Sorgfalt ſchenkt, als Martin ſeiner Stimme. Er verſagte ſich alles, was ihr ſchädlich werden konnte.

Sein Leben, das gänzlich dem Publikum gewidmet war, war nach einer weiſen Oekonomie eingetheilt. Er hielt ſo ſehr darauf, als habe er jenen, vor welchen er ſang, darüber Rechenſchaft abzulegen. Von Natur mäßig, aß er ſehr wenig an den Tagen, wo ſein Name auf dem Zettel ſtand. Er wachte dann doppelt ſtreng über ſich; vermied jede Anſtrengung, blieb zu Hauſe in einer milden Atmoſphäre, aß leicht um 2 Uhr, faſt immer dieſelben Speiſen, nur um nicht zu hungern, und trank dabei nur eine halbe Flaſche Tiſane de Champagne halb mit Waſſer verſetzt. Nach dem Eſſen legte er ſich auf's Canapee und ſchlummerte bis 5 Uhr. Dann ging er ins Theater, wo er beim Ankleiden ſich übte und vorbereitete, um vor dem Publikum zu erſcheinen. Dieſer Regelmäßigkeit unterwarf er ſich, und ſie wahrſcheinlich erhielt ihn ſo lange friſch und kräftig.

Sein Einfluß auf die komiſche Oper datirt von lange her; doch war er erſt ſeit dem Abtreten Ellevious von großer Bedeutung. Dieſer beſaß Vorzüge, welche Martin nicht aufweiſen konnte. Der Mann, den ihr jetzt auf dem Boulevard ſehet, mit weißen Haaren und von ſchwerfälligem Bau, gehüllt in einen weiten Ueberrock, der ſeine vormalige Eleganz nicht errathen läßt, mit den verwüſteten

Geſichtszügen — er war einſt jung, ſchön, gut gewachſen und gekleidet, kurz ein Petitmaitre. Er beſaß die Liebe aller Frauen, die Bewunderung aller Faſhionables des Conſulats und der Kaiſerzeit. Er ſang mit Geiſt und ſpielte Komödie, wie man es heutzutage nicht mehr ſieht. Martin hatte keinen dieſer Vorzüge ſeines Kollegen und darum konnte er erſt ſpäter zur Alleinherrſchaft gelangen.

Das Theater von St. Petersburg wollte damals beide Künſtler engagiren, aber Campenon, der Regierungscommiſſär an der komiſchen Oper, ſtellte dem Kaiſer vor, wie empfindlich dieſer Schlag für dieſelbe ſeyn würde, und Napoleon befahl, einem jeden einen jährlichen Zuſchuß von 30,000 Franken zahlen zu laſſen, um Beide für Paris zu erhalten.

Napoleon jedoch liebte Martin nicht beſonders und die Reſtauration fand daher an ihm leicht einen guten Royaliſten. Ueberdieß hatte Martin unter den Auſpicien des Grafen von Provence ſeine Laufbahn begonnen, und dieß bringt mich auf die Jugend des Künſtlers.

Er wurde zu Paris 1767 geboren. Seine Eltern waren wackre Bürger. Sein Vater hielt mit ſeinem kleinen Vermögen jedoch ſo wenig Haus, daß unſer Jean Blaiſe Martin von ſeinem Onkel erzogen werden mußte. Hier lernte er Muſik, jedoch weit entfernt einen Schauſpieler aus ihm zu machen, beſchränkte ſich der fromme Onkel darauf, ihn einmal als Violiniſten glänzen zu ſehen. Martin zeigte aber eine ſchöne Stimme, lernte ſingen, und zeichnete ſich bald in Privatkonzerten auf das Vortheilhafteſte aus. Ueber einen Zwiſt mit ſeinem Oheim verließ er deſſen Haus und lebte fortan von dem ſpärlichen Erwerb ſeiner Geige. Von Morgens 5 Uhr bis ſpät Abends gab er Lectionen. Dabei gewann er nun ſehr wenig. Auf folgende Weiſe änderte ſich ſein Schickſal.

Es war um 1787. Die Königin hatte einen Friſeur, Leonard, der ſich eine Gnade erbitten durfte. Er verlangte ein Privilegium zur Errichtung eines kleinen Theaters, um komiſche Opern darauf zu geben. Viotti übergab er die Leitung, und Monſieur, der Graf von Provence, nahm das Patronat an. Viotti nun, welcher Martin ſingen gehört hatte, engagirte dieſen zwar nur um geringen Sold, aber mit einem Handgeld von 25 Louis. Welch ein Glück ſchien dieß dem Armen! Und wißt Ihr wohl, wie er ſich freute? Ruhe war ihm das Erfreulichſte. Er blieb einen ganzen Tag im Bette liegen, und nahm im Bette ſeine drei guten Mahlzeiten, er, dem die Violine ſonſt nur zwei beſcheidene verſchafft hatte.

1788 trat er als Marquis Tulipano auf und gefiel ſehr als Sänger; und von jener Zeit blieb er der erſte franzöſiſche Sänger bis zum Jahre 1833. Er war 4mal verheirathet. Von ſeinen zwei erſten Frauen ließ er ſich ſcheiden, dann nahm er die berühmte Tänzerin Goſſelin zur Frau, mit welcher er glücklich lebte, bis daß ſie ihm durch den Tod geraubt wurde. Er lebte hierauf in den Pyrenäen ſeinem ſtillen Schmerze. Bald aber ermannte er ſich, er fürchtete melancholiſch zu werden, trat wieder in Feydeau ein und heirathete vor ungefähr 10 Jahren, eine Mamſell Paccini. Sie war 18, er 56 Jahre alt. Doch lebten Beide ſehr glücklich.

Er war reich an Liebesabenteuern; ſelbſt eine öſterreichiſche Prinzeſſin ſoll ihn einſt beglückt haben. Sie iſt todt, aber dennoch legt mir die Beſcheidenheit die Pflicht ob, ihren Namen zu verſchweigen. Martin iſt nicht reich, obgleich er viel Geld gewann und dabei kein Verſchwender war. Aber er hat viel weggegeben. Er beſitzt ein Eigenthum von 150,000 Franken und ſeine Penſionen belaufen ſich auf 7 bis 8000 Fr. Sein Ruf iſt größer als ſein Vermögen, aber der leidenſchaftliche Künſtler wünſcht dieſes Verhältniß ſicher nicht umgekehrt zu ſehen.

München.

Herr von Holtei.

Zweiter Artikel.

Die Erſcheinung des Herrn von Holtei auf den deutſchen Bühnen darf nicht nur wie die eines gewöhnlichen Gaſtes aus dem einſeitigen Geſichtspunkte des Mehr- oder Mindergefallens betrachtet werden, ſondern ſie trägt eine ſolche Saat von gedeihlichen Dingen für die ganze dramatiſche Kunſt, der des Dichters wie des Darſtellers in ſich, daß es Pflicht iſt, ſie wichtiger zu nehmen, und beſonders von dieſer Seite auf das Gebührendſte zu würdigen.

Das Publikum ſo mancher bedeutenden Stadt hat ſich bereits für ſeine Sache mit einem, in heutiger Zeit, überaus ſeltenen Enthuſiasmus erklärt; wir wollen nun ſehen, was die Bühnenvorſtände thun werden, um den edelſten Vortheil daraus zu ziehen, d. h. ihren verbleichten, abgetragenen Repertorien friſche Lebenskraft, und ihrem roſtigen Räderwerke neuen Umſchwung zu geben.

Herr von Holtei hat es durch eine Reihe von Arbeiten bewieſen, daß er nicht nur Dichter ſey. und die Kunſt zu geſtalten im hohen Grade beſitze, ſondern auch daß er die Zeit und ſein nächſtes Publikum, das Berliner, und die Gränzen ſeines Wirkungskreiſes, die Königſtädter Bühne in Berlin, ſehr wohl begriffen habe und Alles dies mit großem Geſchicke zu benützen wiſſe. Dies iſt vorauszuſchicken, um ein fremdes Publikum vollkommen frei über den Gaſt urtheilen laſſen zu können. Man dürfte jedoch fragen, warum ſich der Dichter durch ſolche Gränzen beengt habe, warum er nicht viel eher ſich die größte Bühne, das weiteſte Feld zu ſeiner Beſtrebung gewählt? Warum er nicht ſtets das ganze deutſche Publikum als ſeine Zuhörer ſich gedacht?

An eine übelverſtandene Beſcheidenheit iſt hier nicht zu denken. Kaum unſere größte Bühne, — und ich kenne keine in dieſem Augenblicke, welche dieſen Namen verdiente, — dürfte heute noch im Stande ſeyn, in der Bruſt eines gereiſten Mannes jenes Zwittergefühl von eitler Schaamhaftigkeit und ſchülerhafter Aengſtlichkeit hervorzurufen.

Aber andere Urſachen beſtimmten wohl Herrn von Holtei, das Theater der Königſtadt zu ſeinen Verſuchen zu wählen. Ein unbeſchränkter Wille in Entwurf und Ausführung und ein wechſelndes Publikum aus allen Ständen jener Hauptſtadt. Nach den Erfolgen bei dieſer Menge konnte er auf die Erfolge in andern Städten mit größerer Beſtimmtheit rechnen, als wenn die Dilettanti Spontiniſcher Opern und die Bewunderer Raupachs ſeine Richter allein geweſen wären.

Es kann nicht in meiner Abſicht liegen, hier eine erſchöpfende Ueberſicht der dramaturgiſchen und theatraliſchen Thätigkeit des Herrn von Holtei abzugeben; noch weniger über ihn als Dichter, dem Publikum — welches hier zum Erſten Male ſeine Bekanntſchaft machte — eine vorgefaßte Meinung aufdringen zu wollen. Das Erſtere ſey der Folge vorbehalten; die Meinung unſers Publikums aber hat ſich bereits auf eine eben ſo wahre als warme Weiſe ausgeſprochen, und es bedarf in keinem Falle eines Verſuchs von Außen, ſie zu beſtimmen, wie dies wohl hin und wieder verſucht worden iſt.

Das Drama vom unglücklichen Dichter Heinrich iſt ein ſo eigenthümliches, daß es hie und da ſelbſt für ein ganz unbefangenes Publikum manches auffallend Fremdartige habe mußte. Die kräftige und ohne große Mittel, conſequent durchgeführte Charakteriſtik die ſchroffen Gegenſätze, die wechſelnden Seelenzuſtände, die wahrhaft ergreifende Kataſtrophe waren jedoch ſo überwiegend, daß man ſich bald der gemachten Bekanntſchaft recht innig freute.

Die Aufgabe, uns eine poetiſche Natur, mit allen ihren eigenſinnigen Eigenheiten, im Kampfe mit ihrer Umgebung vorzuführen, iſt hier ſehr glücklich gelöſt. Heinrich iſt kein armer Poet von Kotzebue, den ein gebratenes Hühnchen endlich glücklich macht, die wiedergefundene Tochter nur ein wenig glücklicher; Heinrich iſt einer jener Menſchen, dem die köſtliche Perle in ſeinem Herzen, zur tödtlichen Krankheit wird, und der ſelbſt beim Wiederfinden des Sohnes und aller irdiſchen Glückſeligkeit, doch nur die höhere des Nachruhms fühlt, die Glückſeligkeit, eines abgeſchiedenen, bei ſeinem Leben ſchmählich herabgewürdigten Geiſtes.

Von dieſer Seite iſt nichts zu tadeln und nur der Ausdruck bitterer Ironie am Schluſſe:

„Saget nicht daß ich lebe — denn nur den Todten wird Anerkennung zu Theil“ —

konnte weggewünſcht werden, oder hätte ſich eher in dem Munde eines Andern gut ausgenommen.

Der Held des Stückes iſt ein Menſch, den man in der alltäglichen Geſellſchaft: einen überſpannten Narren, einen verrückten Poeten zu nennen pflegt, eine Gattung, die jetzt ſelten geworden iſt, und die nie Freunde gehabt hat. Bei uns iſt ein ſolches Weſen faſt nicht gekannt, unſere Dichter befinden ſich bei gutem Biere und ihren Verſen ſehr wohl — und wie es im Stücke heißt: „nachdem ſie am Tage ſich weidlich im Dienſte geplagt, ſchneiden ſie Abends die Feder zu poetiſchen Ergüſſen zurecht.“ Hierin lag nun aber ein Etwas, welches von dem Gros des Theaterpublikums nicht recht begriffen werden konnte. Von vorn herein konnte dieſem Menſchen nicht gleich ein Antheil geſchenkt werden, den man doch ſo gern für ſeinen Helden in Anſpruch nehmen will.

Erſt ſpäter wuchs die Theilnahme, als die Verhältniſſe eine wahrhaft poetiſch-tragiſche Höhe erreichten.

Der Form nach nähert ſich das Stück gänzlich dem „drame moderne“ der Franzoſen, und wenn ich hoffen dürfte, daß meine Leſer, einer früher von mir ausgeſprochenen Meinung ſich noch erinnerten, ſo würde ich darauf zurückweiſen, was ich bei einer andern Gelegenheit darüber ſagte. Die Wirkſamkeit dieſer Gattung kann wohl nicht beſtritten werden, und bewährte ſich auch hier vollkommen. Etwas Anders aber iſt es mit den eingemiſchten Liedern. Das Vaudeville, beſonders ſentimentaler, oder gar tragiſcher Natur, wie es in Frankreich häufig iſt, wird dem größten Theile Deutſchlands immer fremdartig bleiben. Die urſprüngliche Eigenſchaft des Vaudevilles ſoll „la malignité“ ſeyn, denn es heißt:

„le Français né malin, créa le Vaudeville,“

und das eigentliche Vaudevillentheater in der rue de Chartres, nannte ſich auch deßhalb: théâtre-national. Das ſo ſtreng bezeichnete Nationelle wird aber in der Fremde nie heimiſch werden können. In der Vermiſchung der beiden Gattungen: des Melodramas und Vaudevilles, lag nun aber noch ein anderes Etwas, das hier nicht beſonders goutirt wurde, und wohl ſelbſt im Vaterlande beider Gattungen nicht goutirt werden dürfte.

Was die Kunſt der Darſtellung des Herrn von Holtei betrifft, ſo verdient ſie uneingeſchränktes Lob. Die anfänglich nicht eben einnehmende Erſcheinung des kranken Heinrichs feſſelte immer mehr und mehr, und die Wahrheit des Spiels riß zum Beifall, die Wahrheit des Ausdrucks zur Bewunderung hin. Der Vortrag der Lieder war meiſterhaft zu nennen, wenn gleich dieſer Geſang nicht nach Art und Weiſe des Opernvortrags beurtheilt ſeyn will.

Es iſt Schade, daß eben die wirkſamſten Momente mit den eingeſtreuten Liedern, auf ſehr künſtliche Weiſe verwebt ſind, und ohne den Organismus des Ganzen zu zerſtören, keine bedeutende Veränderung zulieſſen. Dennoch war man bemüht, bei der Wiederholung des Stücks einige Lieder wegzulaſſen, und hofft ſo auch die Gunſt Derjenigen zu erringen, die der Vaudevillennatur deſſelben abhold waren.

(Fortſetzung folgt.)

Conzert des Herrn J. B. Cramer,

am 7. Okt. im großen Odeon-Saale.

Die Erſcheinung Cramers, des großen Clementi größter, ſeinen Meiſter ſelbſt überragende Schüler, in Deutſchland, iſt unſtreitig für alle Freunde der Tonkunſt vom höchſten Intereſſe. In London mit Ruhm überhäuft in einem ſchon ziemlich vorgerückten Alter, durfte ſein Vaterland kaum hoffen ihn wiederzuſehen.

Cramer iſt an und für ſich, und beſonders in der gegenwärtigen Zeit ein äußerſt merkwürdiger Mann. Zu allen Zeiten ſind zuweilen Genies erſchienen, welche den Künſten eine neue Richtung gaben, oder mit anderen Worten, eigene Schulen ſtifteten; zu allen Zeiten ſind ihnen Nachtreter gefolgt, welche die von jenen erfundenen Formen weiter ausführten, nach der Mode zuſtutzten, und nun auf ihre eigene Hand groß waren. Auf dieſe Weiſe wurde Mozarts und Haydns klarer Genius klares — Waſſer, und die neueſte Nachtreterei liefert uns, ſtatt Beethovens Ahnungen des Ueberirdiſchen, groteske Schauergemälde, für Kinder. Es zählen dabei manche berühmte, und in vielfacher Hinſicht mit Recht berühmte Namen mit, deren Sünde nur Schwachheit iſt; ſo z. B. iſt nichts grotesker als der Beethovenſche düſtre Ernſt eines Moſcheles, in manchem ſeiner Largo's. — Aber es hat auch zu allen Zeiten Männer gegeben, welche die Kraft hatten, dem Geiſte der empfangenen Richtung ſelbſtſtändig zu folgen, das veraltende der Formen zu erneuen, und ſo die zeitgemäßen Repräſentanten großer, längſt verſchwundener Meiſter zu werden. So ſteht jetzt, was Claviercompoſition anbelangt, Hummel da, ein wahrer Repräſentant Mozarts, — Cramer, ein wahrer Repräſentant Sebaſtian Bach's, dem er mehr angehört, als ſeinem Lehrer Clementi. Beide ſind nicht nur deßhalb merkwürdig, weil ſie die größten, ſondern auch weil ſie die letzten Coryphäen dieſer Schulen ſind. Es gehört zu viel ausdauernder Muth dazu, um anzukämpfen gegen die unſinnige Richtung der heutigen Claviercompoſition, deren Vortrag nur anziehend iſt, wenn man ihn ſieht, — zu viel Genie, um es mit Erfolg zu thun. Und ſelbſt wer dabei glücklich wäre, würde immer nur einzeln daſtehen unter der zahlloſen Maſſe frivoler Muſikmacher. Stehen doch jetzt ſchon Hummel und Cramer einzeln da!

Cramers Eigenthümlichkeit in der Compoſition, beſteht darin, daß er die Gründlichkeit der klaſſiſchen Harmonie, ihre äußerſt zierliche vielfache Verſchlingung, ihren ächt-deutſchen Fleiß der Arbeit mit neuen, ſchönen Gedanken und höchſt geſchmackvollen Wendungen ſo zu verbinden verſteht, daß dieſe von jenen nie verdeckt, vielmehr gehoben werden. Es iſt die Solidität des reifen Alters mit dem Schmucke der blühenden Jugend. Die Eigenthümlichkeit ſeines Spiels iſt leichter zu erkennen, als zu bezeichnen. Sie beruht in der Entwicklung und ſelbſtſtändigen Anwendung jeder einzelnen Fähigkeit, welche die Natur in die menſchliche Hand gelegt hat, und in der dem Auge faſt unmerklichen Ausübung der aus obigem folgenden Fertigkeit. Wer Hummel gehört hat, wird ſich einen Begriff von Cramers Spiel machen können, doch iſt bei jenem mehr Wechſel des Leichteren mit dem Schweren, wogegen Cramer mit einer ſolchen Ausdauer die ſchwierigſten Sachen im eigentlichen Sinne des Worts hinſpielt, daß es faſt unbegreiflich iſt. Und dabei ſtets jugendliches Feuer, und nie die mindeſte Oſtentation.

Wir können wenig mehr als das obige von den im Conzert vorgetragenen Compoſitionen ſagen, denn ſie waren zu bedeutend, als daß wir ein tieferes Urtheil darüber wagen könnten, ohne ſie geſehen zu haben, und zu Letzterem konnten wir nicht gelangen. Das Conzert in *d mol* beſteht aus zwei Sätzen, einem ſehr großartigen, fantaſiereichen, von der regelmäßigen Form des erſten Sonatenſatzes in mancher Hinſicht abweichenden Allegro, und einem Rondo, welchem zwei äußerſt zarte und liebliche Melodien zum Grunde liegen. Ungern vermißten wir ein Adagio, da Cramer deren in ſeinen Sonaten ſo herrliche geliefert hat; doch macht die Form des erſten Satzes das Adagio in dieſem Conzerte an ſich entbehrlich. Die darauf folgenden Variationen, nebſt dem Schlußrondo waren nicht minder ſchön, obwohl weniger groß. Ein namhafter Vorzug dieſer und aller Cramer'ſchen Compoſitionen iſt es, daß der Meiſter ſtets zu rechter Zeit fertig zu werden weiß. Möchten unſere neuen Componiſten, welche, ohne einmal in bedeutenden Gedanken Rechtfertigung zu finden, ſich in leeren Formenweſen und nichtsbedeutenden Modulationen immer ſo übermäßig lange zu gefallen pflegen, ſich doch hieran ein Muſter nehmen!

Cramer erhielt natürlich den ungetheilten, und freudigſten Beifall des geſammten Publikums. Aber dieſes Publikum hätte größer ſeyn können: wahrſcheinlich war Cramer nicht genug bei uns bekannt. Hoffentlich gibt er wenigſtens noch ein Conzert, und Niemand, der die wahre Kunſt verehrt, wird es verſäumen. Wenn dieſer außerordentliche Mann einſt nicht mehr produzirt, ſo wird der Beſucher ſeines Conzertes es zu ſeinen größten Erinnerungen rechnen, ihn gehört zu haben; und erzählt er davon, ſo wird die ihn Zuhörenden ein Gefühl überlaufen, wie ungefähr, die Capelle Friderichs des Großen, da dieſer auf eine empfangene Meldung plötzlich die Flöte weglegte, und faſt mit Rührung ſagte: „meine Herren, der alte Bach iſt angekommen!“

M...n.

Miszellen.

Von den Mitgliedern des Prager Theaters wurde während der Anweſenheit der Monarchen in München-Grätz eine Vorſtellung gegeben, die aus den Stücken: Ein Mann hilft dem Andern, und der Diener zweier Herren zuſammengeſetzt war.

Durch eine bedeutende Krankheit, die Hr. Moritz ſogleich nach ſeiner Rückkehr von ſeiner Kunſtreiſe befiel, hat das Repertoir des Stuttgarter Theaters bedeutende Stockung erlitten. Jetzt iſt der junge Künſtler wieder hergeſtellt, und wird in einigen Tagen zum Erſtenmale die Bühne betreten.

3tes Quartal. Nro. 8. 12. October 1833.

Unterhaltungen für das Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Fran

Die Kunſtreiterin. — München. — Miszellen.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 40 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 2 fl. 40 kr.; im II. Rayon 3 fl. im III. Rayon 3 fl. 6 kr.

Die Kunstreiterin.

Eine Jugenderinnerung.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Paris ſaß ich eines Abends in dem weiten Franconi'ſchen Circus, um der Vorſtellung der „Polen" beizuwohnen. Es war ein etwas langer Zwiſchenact und die gewaltig aufgeregten Sinne konnten ſich wieder ſammeln, um dem weitern Verlauf dieſes einzigen Spektakels folgen zu können. Franconi's Circus war damals das beſuchteſte Theater der Stadt; die ununterbrochene Folge der zweihundert Vorſtellungen des „Kaiſers" war ſo eben beendigt, die Leinwand mit Napoleons Apotheoſe war abgenommen worden, und die Verklärung Polniſcher Helden trat an deren Stelle. — Mein Auge ſchweifte umher, ich ſah dieſe ſchaulüſterne Menge, Kopf an Kopf gereiht, dicht geſchaart da ſitzen, theils Zufriedenheit, theils Erwartung in den Mienen, eine ſtille Betrachtung über die Art und Weiſe dieſes ganzen großartigen Schauſpiels drängte ſich mir auf, und ein verblichenes, faſt farbloſes Bild tauchte in meinem Gedächtniß auf. Ob denn dieſer äußere Glanz, dieſe impoſante Würde, welche den Reitercircus Franconi's umgiebt, ſich auch bis in ſein Inneres erſtreckt? Einſt kannte ich das Innere einer ſolchen Künſtlergeſellſchaft wohl — einſt — noch ergreift mich ein Schauder, wenn ich daran denke; aber freilich — das war nur eine herumziehende Reitergeſellſchaft, kein Cirque olympique! Meine Gedanken verweilten hier — das Bild der Erinnerung, welches aufzudämmern begonnen hatte, nahm beſtimmtere Umriſſe an, eine Geſtalt trat daraus hervor — ich erkannte ſie — es war die kleine, traurige Margarita! —

Der Act begann, und die ungeheuere Weichſelbrücke, die ganze Länge der Bühne einnehmend, die reichen Bilder, die vorüberzogen, der Lärm, der mich umgab, verſcheuchten für den Augenblick das trübe, liebliche Mädchen, das wie aus einer andern Welt mir einen flüchtigen Beſuch zu machen kam. Ach, ſie iſt wohl ſchon längſt todt! dachte ich, und wie ich auch nach allen ſchönen, kühnen Reiterinnen der Gräfin Plater blickte, wie ſie ſo bügelſicher, und ſattelfeſt an mir vorüberſprengten, eine Margarita war nicht darunter, weder an Schönheit noch an Geſchicklichkeit. Und ihr Schauplatz war kein Circus, ihr Ankleidezimmer der Stall und Künſtler und Pferd hatten dort nicht einmal gleichen Rang. Das Letztere ging vor. Es iſt — wenn gleich die Schauſpielkunſt im Verfall iſt — ein Fortſchritt zu nennen, daß es jetzt einen Franconiſchen Circus giebt; ſonſt — wo die Schauſpielkunſt florirte — weinte und hungerte eine Künſtlerin wie Margarita, und ein häßlicher Neger durfte ihr Leben bedrohen! —

Sie war meine erſte Jugendliebe. — Ich geſteh's und werde nicht roth dabei! —

Margarita war eine Spanierin; die Frucht der Liebe eines Grand von Spanien zu der Directrice der Reitergeſellſchaft. Valladolid war ihr Geburtsort — 1795 ihr Geburtsjahr. Dies verbreitete ſich gleich nach dem Erſcheinen der Künſtler, und es erregte in dem nördlichen Winkel der Erde, wo ich meine Jugend verlebte, kein geringes Intereſſe, die Tochter eines ſpaniſchen Grand zwiſchen Himmel und Erde an einem dahin raſenden Pferde kleben zu ſehen. Den vornehmen Vater ganz bei Seite geſetzt, ſo war es jedoch nicht zu läugnen, daß Margarita den ſpaniſchen Ausdruck in ihrem ganzen Weſen an ſich trug.

Sie war ſehr hübſch, ſehr artig, ſehr geſchickt — und dennoch haßten Vater und Mutter ſie. Wie iſt es möglich? hör' ich fragen. Bei dem Vater ließe ſich das allenfalls erklären, denn ich meine hier nicht den Grand von Spanien, ſondern den Director der Reitergeſellſchaft — aber die Mutter! — Und auch dieſe verfolgte ſie mit ihrem Haſſe, denn ihre zweite, eheleibliche Tochter Olympia, hatte keinen der Vorzüge der Spanierin, deshalb ihr Neid, ihre Verläumdungen, und Haß und Verfolgung für die Arme, welche doch nur allein das Glück der Familie machte.

Wie ich das erſte Mal, im Frühlinge 1809, die Erlaubniß erhielt, zu den Reitern zu gehen, ich war erſt fünfzehn Jahre alt, ward ich über und über roth und das Herz ſchlug mir gewaltig. Ich konnte mir damals dieſe innere Bewegung nicht erklären; erſt ſpäter ward ſie mir klar. Alle die geliebt haben, und die ſtets, ehe ſie ſich verliebten, gleichſam eine innere Stimme vernahmen, werden wiſſen was ich meine.

Ich ſetzte mich in der Mitte der Arena, die mit einem niedern, ſchlecht zuſammengefugten, von Straßenjungen garnirten Bretterzaun eingefaßt, und mit weißem Sande beſtreut war. Zuerſt erſchienen kleine Kinder, die unglücklichen Zöglinge der Truppe, die ängſtlich ihre halsbrecheriſchen Künſte ziemlich ungeſchickt machten. Der Director, der mir in dem rothen, goldbeblechten Rocke und dem großen Federhute, wie ein General vorkam, und mir ziemlich gefallen hatte, ward mir jetzt unausſtehlich und verhaßt, wie er ſo in der Mitte des Kreiſes ſtets die lange Peitſche ſchwirren ließ, um die Pferde anzutreiben, aber dabei nicht ſelten mit der ſchneidenden Spitze die dünnen Beinchen der Kinder hieb, ja ſelbſt ihren Gürtel damit erreichte. Er erſchien mir, wie ein Ungeheuer. Die Marter der armen Kleinen war zu Ende und nun erſchien ein häßlicher Neger als Pierrot gekleidet, welcher Gracioſo, auch der kleine Teufel genannt wurde, und ſtets die Künſtler und Künſtlerinnen, die nun erſchienen, bei ihrem Auftreten laut dem Publicum unter Zoten verkündete. Dieſe Zoten, ſo wie ſeine Kühnheit hatten ihm die obigen Beinamen verſchafft. Alles was ich bis jetzt geſehen, hatte mich ſehr kalt gelaſſen und meine Miene mochte wohl ziemlich ſtark den Ausdruck getäuſchter Erwartung an ſich tragen, als ein Mann, dicht neben mir, den ich für einen Stallknecht der Geſellſchaft hielt, mir leiſe zuflüſterte: „Gedulden Sie ſich nur noch einen Augenblick. Mit dem Schlechteſten wird immer der Anfang gemacht. Aber wenn die Olympia, das boshafte, ungeſchickte Ding hier fertig iſt, dann kommt Margarita und da werden Sie Reſpect haben müſſen.“ — Ich blickte dankbar und vertrauend nach dem freundlichen Stallknecht. Meine innere Bewegung nahm wieder zu, und ich ſaß voll Begierde der Dinge harrend, die da kommen ſollten.

Endlich rief der kleine Teufel: „Die ſchön', die unvergleiklik kleine Spaniol, die feabt at die Onor zu arbeit vor S. M. dem Kaiſer und Kenig der Franzoſen, Napoleon dem Groß!“ —

Er zog ſeinen weißen Spitzhut, erlaubte ſich keine Zote, und blieb in der Mitte der Bahn ſtehen, das Auge feſt auf Margarita gerichtet, indem er allen ihren Bewegungen nicht ohne Unruhe zu folgen ſchien.

Das Publikum klatſchte — ich blieb nicht zurück.

Gracioſos Beſcheidenheit that mir wohl; ſeine ernſte Aufmerkſamkeit für das Mädchen berührte mich jedoch unangenehm; obgleich ich mir das ſelbſt nicht zu erklären vermochte. Jetzt weiß ich's. Ich war eiferſüchtig — eiferſüchtig wegen der Reiterin, mit dem abſcheulichen Neger, in dem Alter von 15 Jahren! Man vergebe mir dieſe offenen Geſtändniſſe, um ihrer Aufrichtigkeit willen. —

Margarita würde mich ſicher dem Neger vorziehen, dachte ich in meinem kindiſchen Sinn — wie aber ſollte ich mich ihr bemerkbar machen?

Sie war als Wilde gekleidet. An jeder Seite des Kopfes flatterten lange, dicke Flechten des herrlichſten, kohlenſchwarzen Haares, wenn das gelehrige Pferd in gleichmäßiger Bewegung unter ihren tanzenden Füßen fort galoppirte. Gracioſo belehrte uns, daß Senhora Margarita einen ſo feſten Haarwuchs habe, daß ſie an einer jeden dieſer Flechten ein beträchtliches Gewicht zu tragen im Stande ſey. Er ſagte ſie wolle um die Bahn reiten, und mit Hilfe dieſer Haare, an jeder Schläfe ein Kind hangen laſſen.

„Iſt ein Kind in der Geſellſchaft?“ ſetzte Gracioſo hinzu, „welches dies Exercitium mitzumachen wünſcht?“

Kaum hatte er geendet, ſo ſprang ich mit gleichen Füßen in den Kreis, wo Margarita hielt.

Man denke ſich meinen Sprung und das ſchallende Gelächter von allen Seiten, welches ihn begleitete. Man hatte ein Kind verlangt und ein Menſch von 5 Fuß 4 Zoll fiel wie vom Himmel der Reiterin zu Füßen. — Man pfiff, man ſchrie, man raſ'te — ich hatte für nichts Ohren — ich ſah nur nach dem Mädchen.

Endlich lenkte ſie ihr Pferd nach mir hin und ſagte lächelnd, in gebrochenem Franzöſiſch:

„**Monsieur, vous éte un peu trop grand.**“

„**Mademoiselle,**“ erwiederte ich zitternd, „**je n'ai que quatorze ans et je pèse très-peu.**“

Aber der kleine Teufel machte dieſer Unterredung auf eine grobe Weiſe ein Ende, indem er mich nach meinem Platze zurückwies und Margarita reichte mir die Hand und ſagte: „**Je suis fachée, Monsieur, d'être la cause involontaire de ce qui Vous arrive.**“

Ich erröthete bis in das Weiße der Augen, biß die Lippen und nahm meinen Platz, unter Geſchrei des Pöbels, wieder ein. Dies Alles erregte jedoch kein Schaamgefühl in mir, meine Verlegenheit erwuchs nur aus dem Bewußtſeyn, ihr gegenüber zu ſtehen; ich war ja ſo glücklich geweſen, mehr zu erlangen, als ich gehofft. Ich hatte mich ihr genähert, hatte ihre bezaubernde Stimme gehört, den Druck ihrer Hand gefühlt — ſie kannte mich jetzt. War dies nicht genug? War es zu theuer erkauft, wenn meine guten Mitbürger mich dafür ein wenig groteſk auspfiffen und auslachten? —

Dieſe Nacht ſchlief ich nicht; ich brannte, ich dürſtete, ich hatte ein furchtbares Fieber und der Morgen wollte gar nicht erſcheinen, ſo kam es mir vor. Stets ſchwebte die Wilde an mir vorüber, und oft zeigte mir mein wahnſinniger Traum mich ſelbſt, wie ich an einer ihrer Flechten hing und hin und her um ihr Köpfchen geſchleudert, mit ihr die Bahn durchſauſte.

Erſt am Morgen ward ich ruhiger. Ich dachte über das Vorgefallene nach. Woher kam dieſes Fieber? dieſer wache Traum? dieſer Wahnſinn? Schon hundert Mädchen hatte ich geſehen — geſprochen — nie dieſe Erſcheinungen erlebt! Ich bebte wenn ich daran dachte, daß dieſes wohl die Liebe ſeyn könne, die ich hauptſächlich nur erſt aus der Mythologie kannte. Corydon, Apollo, Endymion, Bacchus, das ganze heroiſche Zeitalter ſchwebte mir vor, alle Klaſſiker erſchöpfte mein Gedächtniß, und ich citirte mir ihre Verſe, die jene Abenteuer ſchilderten — ja — es war keinem Zweifel mehr unterworfen — der Schüler, der fleißige, tugendhafte, muſterhafte Schüler war verliebt. Ich ſchauderte davor zurück — aber die Leidenſchaft war zu mächtig, ich konnte ſie nicht überwinden.

So mancher Schüler von jetzt, wenn er dieſes Blatt vielleicht lieſt, wird darüber freilich ſpotten, daß ich die Liebe nicht anders als aus den Fabeln des klaſſiſchen Alterthums kannte, und ſo naiv war, mich ihr gleich mit Leib und Seele hinzugeben. Ich hatte aber damals nur Bücher in Pergament gebunden zur Lectüre erhalten, die ich alle Tage, in einen Riemen geſchnallt, wie ein Laſtthier mit in die Klaſſen ſchleppen mußte, wir Schüler laſen damals keine Taſchenbücher und Romane, Mimili war noch gar nicht geſchrieben, Lafontaine war uns verboten und die Folge dieſer engherzigen Erziehung war — daß ich mich in die erſte hergelaufene Kunſtreiterin verliebte! — Ach — aber es war Margarita! — ich wollte wetten, daß die weltklugen und erfahrenen Herren Schüler, die in dieſem nach chriſtlicher Zeitrechnung 1833ſten Jahre, ihr 15tes Lebensjahr erreicht haben, ſelbſt vielleicht dieſer Verſuchung nicht entgehen würden. —

Am Morgen nach dieſer ſchlafloſen Nacht legte ich mich in ein Fenſter des väterlichen Hauſes, woraus ich die Reiterbude ſehen konnte. Ich hoffte Margarita zu erblicken. — Es war ein kühler Morgen — ich erblickte ſie nicht — und hatte einen Schnupfen davon. — „Deſto beſſer,“ dachte ich, „wenn ſie mir heute begegnet, ſo kann ich ihr ſagen, daß ich mich um ihretwillen erkältet habe, und das wird ſie rühren.“

Hierüber kam mir ein Gedanke. Ich wollte mich in die Reitbahn der Künſtler, bei ihren Probe-Exercitien einführen. Diomedes, Ulyſſes, und andere Griechen kamen ja nach Ilion, warum ſollte mir nicht auch ein guter Einfall zu Gebote ſtehen, mein Ziel zu erreichen? Das hölzerne Pferd war zwar nicht practikabel, aber ein lebendiges konnte dazu verhelfen und ich dankte Homer in Gedanken, daß er mir die Liſt der Griechen überliefert hatte. Ich zählte einen Freund bei der Reitergeſellſchaft. Jenen Stallknecht, der am vorigen Abende mir die lieblichen Worte von Margarita's Erſcheinen zugeflüſtert hatte. Ihn mußte ich gewinnen, es ſchien mir nicht ſehr ſchwer. Er ſtand unten vor der Thür eines Wirthshauſes. Ich geſellte mich zu ihm. Ich fragte ihn, wann die Geſellſchaft wieder ſpielen würde, was wir noch für Vorſtellungen zu hoffen hätten, und wie lange ſie noch bei uns zu verbleiben gedenke? Endlich ſagte ich, daß auch ich Stallmeiſter werden wolle, und daß es mich glücklich machen würde, ihren Stall beſuchen zu dürfen. Georg, mein Stallknecht, glaubte ſogleich dieſen Wink zu verſtehen. Er dachte, daß ich die Leidenſchaft aller Straßenjungen theilte, und wahrſcheinlich ein Pferd beſteigen möchte, wenn er zur Schwemme ritt. Er war ſo gefällig mir eins anzubieten. Mein Herz ſprang vor Freude und ich ließ in ſeine Hand einen Theil meines Taſchengeldes gleiten.

Die Stunde kam und ich kletterte auf ein Pferd, an deſſen Mähne ich mich klammerte. Ich war ziemlich unerfahren in der edeln Reitkunſt und war im Anfange ängſtlich. Endlich aber wie ich ruhiger geworden war, erkannte ich in dem Pferde, das ich ritt, den Schimmel, der geſtern unter Margarita galoppirt hatte. Dies erhöhte mein Glück. Wie wir mit den vierfüßigen Künſtlern aus der Schwemme kamen und ich mich nun im Heiligthum befand, ertönte der Befehl des Directors, daß die Probe der nächſten Vorſtellung beginnen ſollte. Mein Freund Georg ſagte, daß ich dabei bleiben durfte und ich blieb. Alles begünſtigte mich.

Während der Probe waren alle Künſtler gegenwärtig. Auch Margarita. Aber mein Himmel! in welchem Coſtüm! Da war nichts von dem verführeriſchen Reize des Geſtrigen zu ſehen. Grobe Schuhe, ein Tuch um den Kopf, ein dunkles Kleid von Kattun, das jedoch ſo kurz war, der Reiterin nicht in ihren Uebungen hinderlich zu ſeyn. Sie ſah recht traurig aus. Alles lachte um ſie her, nur ſie nicht. Sie kam mir ſo rührend wie das Aſchenbrödel, nicht der Oper, ſondern des alten Mährchens vor. Und ſelbſt in dieſem Coſtüm war ſie noch ſo ſchön! Weiß, ſogar ſehr bleich, regelmäßig, ernſt war ihr Geſicht. Die Naſe wenig gebogen, verlieh ihm viel Ausgezeichnetes, die Augen groß, und feurig, gemildert durch ſehr lange Wimpern, die Brauen breit und ſchön gezogen. Obgleich beide Augen gleichmäßig feurig waren, ſo waren ſie doch von verſchiedener Farbe; das Eine blau, das Andere ſchwarz. Mich nahm das damals wenig Wunder, denn ganz friſch von meinen Klaſſikern erſt aufgeſtanden, wußte ich, daß Alexander der Große, dieſelbe Sonderbarkeit mit auf die Welt gebracht hatte.

(Fortſetzung folgt.)

München.

Madame de Méric aus London.

Unſere Theater-Saiſon fängt an ſich zu beleben. Zu unſerm geſchätzten Gaſte im recitirenden Schauſpiele, geſellt ſich ein nicht minder intereſſanter Gaſt in der Oper, und wir ſind berechtigt, uns während einer zweimonatlichen Anweſenheit deſſelben bei unſerer Bühne nicht gewöhnliche Genüſſe zu verſprechen.

Madame de Méric war uns von London aus als eine ausgezeichnete Sängerin gelobt worden. Sie hatte in der Italieniſchen Oper neben den Damen Paſta und Malibran geglänzt, in der Deutſchen neben der Schröder-Devrient, und dieſe Thatſachen ſprachen mit Recht für die Vermuthung, daß ſie eine bedeutende Kunſtſtufe erreicht haben müſſe. Den gehegten Erwartungen hat ihr erſtes Auftreten in der Ninette in der diebiſchen Elſter vollkommen entſprochen. Madame de Méric iſt ein bedeutendes Talent. Was ihr Aeußeres betrifft, ſo iſt ſie eine höchſt liebliche, anmuthige Erſcheinung, ihre Geſichtszüge ſind ausdrucksvoll und geeignet, jedes Gefühl und jede innere Regung zu bezeichnen, ihre Bewegungen ſind leicht und im ſchönſten Ebenmaße. Ihre Stimme hat einen großen Umfang, ſie beherrſcht ohne Schwierigkeit zwei volle Octaven, iſt kraftvoll und aller Modulationen fähig; ſo viel eine erſte Darſtellung zu urtheilen geſtattet, ſchien ſie uns auch gleichmäßig ausgebildet, nur bisweilen war ſie in den mittleren und tiefen Tönen etwas umflort, dann aber erlangen dieſelben Töne wieder hell und klar. Wir wiſſen nicht, ob dies von einer leichten Indispoſition herrührte, oder ob es eine Eigenthümlichkeit dieſer Stimme bei großer Anſtrengung iſt. Die Schule iſt gut. Etwas auffallend war uns der mehrmal wiederholte Gang von den höchſten Tönen ſtaccato in Terzen abwärts, eine Figur, welche die Sängerin zwar mit aller Virtuoſität ausführte, die aber kaum in einer Oper öfter wiederkehren ſollte. Sie brachte nur mit vieler Discretion Colloraturen an, was wir, wenn es abſichtlich geſchah, loben, indem bekanntlich die Roſſiniſchen Geſangpartien überbrodirt ſind. Die Paſſagen, die ſie machte, wurden gut und brillant ausgeführt. Es iſt ſelten, daß man bei einer Opernpartie, wie bei einer Rolle, von Auffaſſung, Plan und folgerechter Durchführung reden kann. Das findet aber hier ſeine Anwendung, denn Mad. Mérics Darſtellung bildete ein wohl überlegtes und ſchön durchgeführtes Ganze, und nicht bloß in einzelnen Momenten, ſondern fortwährend hielt ſie den Charakter feſt, ſowohl im Spiel wie im muſikaliſchen Vortrage, beide waren vielmehr zu Einem verſchmolzen. Das unbefangene Landmädchen waltete durchgängig vor. Schreck, Angſt, Jammer und Verzweiflung wurden von der Künſtlerin ganz in dieſem Sinne ausgedrückt, keine pathetiſche Leidenſchaft im großen tragiſchen Style, keine Semiramiden-Thränen, keine Eliſabetta-Wuth, Schmerz und Verzweiflung eines einfachen, zerriſſenen Gemüths. Sie hatte ſich mithin auch im Spiel den beſten italiäniſchen Muſtern angeſchloſſen. Die erſte Arie, womit Ninetta auftritt, ſang Mad. Méric ausgezeichnet gut, und fand einſtimmigen Beifall. Sehr ſchön drückte ſie im Vortrage des Terzetts im erſten Acte in der Stelle: „was ſoll ich nun erwählen?“ die ängſtliche Unſchlüſſigkeit aus, und vortrefflich war die Entrüſtung, womit ſie den Antrag des Gerichtsvogts zurückweiſt. Eben ſo der Abgang im Finale des erſten Akts, und der Vortrag des Duetts im zweiten Akte mit Pippo. In dieſem Duett, und in der Scene vor dem Gerichte ließ Mad. Méric ſich zwei Momente entgehen, worin andere Darſtellerinnen der Ninetta durch leidenſchaftliche Steigerung des Creſcendo's bis zum höchſten Ausdrucke bedeutende Wirkung hervorbrachten. Es iſt uns ſehr wahrſcheinlich, daß Mad. Méric die Art kennt, wie die Lalande und die Malibran dieſe Stellen vortragen, und daß ſie ſie vielleicht abſichtlich nicht gewählt hat, denn bei ihren Mitteln und mit ihrer Kraft kann es ihr nicht ſchwer fallen, jene Momente eben ſo zu geben; jedenfalls wurden ſie von ihr doch wohl zu wenig hervorgehoben. Im Ganzen fand die Sängerin vollen Beifall und wurde nach dem erſten Akte und am Schluſſe ſtürmiſch gerufen.

v. S.

Miszellen.

Nächſten Freitag, den **18.** Oct., findet das erſte Conzert der Muſikaliſchen Akademie in dieſer Saiſon, im Saale des königl. Odeon ſtatt. Wir werden darin die Symphonie zu hören bekommen, die Ferd. Ries für das niederrheiniſche Muſikfeſt componirt hat. Madame de Méric wird ſingen und unſere ausgezeichnetſten Künſtler die Inſtrumental-Conzertſtücke ausführen. Wir wünſchen dieſen herrlichen Genüſſen regere Theilnahme als im vorigen Jahre, wo ſie leider aus Mangel derſelben unterbrochen werden mußten.

Wir glauben, daß Herr von Holtei, nächſt Tieck der erſte Vorleſer, der als ſolcher in Berlin, Weimar, Frankfurt und Leipzig ungetheilten Beifall errang, auch hier Proben dieſes ſeltenen und angenehmen Talentes vor einem Kreiſe von Gönnern und Freunden ablegen wird.

3tes Quartal. N^ro 9. 16. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Bäuerle, Deinhardſtein und ſein Garrick. — Die Kunſtreiterin. — München. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. [illegible] kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels [illegible] 2 fl.. Durch die Königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. [illegible] kr.; im II. Rayon [illegible] fl. im III. Rayon [illegible] fl. [illegible] kr.

Bäuerle, Deinhardstein und sein Garrick.

> — — „Ihrem Journal habe ich ſtets Achtung gezollt, und kann dieſe Achtung auch öffentlich ausſprechen — —“
>
> Bäuerle an Lewald, Wien am 27. July 1832.
>
> „Mein edler Freund!“
>
> — — „Wünſchen Sie Correſpondenz-Nachrichten aus Wien, ich will Ihnen alle Monate einen Brief ſenden; dagegen wollen Sie mir Münchener Notizen ſchicken. Auch will ich Ihr Blatt, ſobald ich es erhalte, wie den Freimüthigen und andere Blätter, gebührend empfehlen — — —“
>
> Bäuerle an Lewald, Wien am 16. August 1832.

Man ſoll um eines Eierkuchens willen keinen Lärm machen, ſagt ein altes, bekanntes franzöſiſches Sprüchwort, und ich will mich daher im Voraus bei meinen Leſern entſchuldigen, daß ich hier nochmals auf Garrick von Deinhardſtein zurückkommen muß. Das obenſtehende Motto habe ich aus Briefen von Bäuerle entlehnt, die er mir im vorigen Sommer ſandte. Sie enthalten unter Andern ſo manche Weiſung, wie ich mich in meinen Urtheilen über Wiener Produkte zu verhalten hätte, um — wie er ſich ausdrückt — Eingang in Oeſtreich zu finden. Beſonders räthlich hält er es, keinen k. k. Beamten anzugreifen. Ich achte jedoch die Inſtitutionen eines ſo wohl eingerichteten Staates wie Oeſtreich viel zu ſehr, und habe die vielleicht dort wie überall beſtehende Mangelhaftigkeiten nie zum Gegenſtande meiner Nachforſchung gemacht, daher ich mir nie erlauben werde, Angriffe auf k. k. Beamte und ihre Verwaltungszweige zu richten; Bäuerle's Ermahnung kam mir alſo höchſt abgeſchmackt vor, um ſo mehr da mein Vorwurf, die unſchuldigſte, überall gleich mangelhafte, an ſich unbedeutendſte Sache iſt — das deutſche Theater. Daß er eine gewöhnliche Komödie, die zufällig ein k. k. Beamter gemacht haben konnte, durch ſeine Warnung meiner Beurtheilung entrücken wollte, war mir im erſten Augenblicke gar nicht eingefallen. Und doch war es ſo. —

Das Deinhardſtein'ſche Luſtſpiel, welches hier bekanntermaßen durchfiel, war der Grund, daß ich — gegen Bäuerle's Warnung — einen k. k. Beamten angreifen mußte. Ich kann mir denken, daß er mich nun nicht in der Theaterzeitung preiſen durfte; ich kann mir ſogar denken, daß es ihm nicht angenehm war, daß ich ſo wenig Werth darauf zu legen ſchien. Allein ich und meine Freunde, wir legen nun einmal auf Empfehlungen der Theaterzeitung keinen Werth — verdamme uns darüber wer will. Statt des verſprochenen Lobes ſind nun bereits zwei Mal, und zwar immer in Bezug auf Kritiken des Garrick, Schmähartikel in der Bäuerleſchen Theaterzeitung erſchienen. Wir wollen dem armen Bäuerle deshalb nicht zu Leibe außer dem Namen hat die Zeitung wenig von ihm. Er ſelbſt entſchuldigte ſich bei Gelegenheit des erſten Artikels, daß er nichts davon gewußt habe, und daß er von einem ſeiner Mitarbeiter, Weidmann, eingerückt worden ſey. Ich will auch dieſem Weidmann deshalb nicht übel — ich kenne ihn nicht und weiß nicht einmal ob er wirklich exiſtirt. Jedenfalls iſt es der Verfaſſer des Garrick ſelbſt, an den man ſich halten muß. Der iſt Vicedirector des Hoftheaters, Redakteur der Jahrbücher, Cenſor, das iſt eine Perſon — freilich mehr als ein Beamter in einer Perſon — aber da iſt nichts zu ändern, wer heißt ihn herunterſteigen und ſchlechte Komödien machen. Wir haben es nur mit dem Komödienmacher zu thun und ſo urtheilen wir auch über ihn. Wenn uns aber Deinhardſtein imponiren zu können glaubt, wie er es einigen Schauſpielern, die fette Pfründen durch ihn erhaſchen wollen, oder Wiener Theater- und Theaterzeitungsſchreibern zu thun im Stande iſt, ſo irrt er. Wir ſind gern erbötig, jedem Werke aus ſeiner Feder, das ſich uns menſchlich verkündet, des uns ſehr wohlbekannten Deinhardſteins irdiſche Mängel unverhüllt, und unbemäntelt zur Schau tragend, nicht nur Gerechtigkeit, ſondern auch Nachſicht zu ſchenken; wenn er es aber wagt, uns den ſtinkenden Vergötterungsqualm, der ihm von feilen gedungenen Schmeichlern geſpendet wird, über Wiens Weichbild hinaus zuzublaſen, ſo möge er auch mit Gewißheit darauf rechnen, daß wir uns dagegen mit allem dem Anſehen ſchützen werden, welches Rechtlichkeit und Wahrheit uns verleiht, und welches uns trotz aller ſeiner lächerlichen Manifeſte in Bäuerle's unſchuldiger Theaterzeitung, ſtets in den Augen unſerer Leſer verbleiben wird.

Trotz des Verbots, das über die „Unterhaltungen“ in Oeſtreich gleich nach dem Erſcheinen der „Garrick-Kritik“ verhängt wurde, meldet ein Correſpondent aus Wien im Morgenblatte, ſie werden dort ſtark geleſen, und obgleich ich nicht begreife, wie ſolches möglich iſt, ſo beweiſ't mir der neuerliche Bäuerle'ſche Widerſpruch des Stuttgarter Urtheils über Garrick in meinem Blatte, daß dies wirklich der Fall ſeyn müſſe, ja daß man auch in Wien, wie in andern Städten, einigen Werth darauf zu legen geneigt ſey. So wie mir Alles die erfreuliche Gewißheit giebt, daß die hier niedergelegten Anſichten und Urtheile über das deutſche Theater nicht ungeleſen gedruckt werden, nicht ungeachtet verhallen. Ich kann daher über die Benennung „ein obſcures Blatt,“ welche den Unterhaltungen in Bäuerle's Zeitung beigelegt wird, mich vollkommen beruhigt fühlen. Mir wird aber der Vorwurf gemacht, ich hätte die Stuttgarter Correſpondenz hier fälſchlich geſchmiedet, es wird von ihr geſagt, ſie ſey ſchülerhaft u. ſ. w. Und dies verlangt, daß ich meinen verehrten Correſpondenten A. Z. in Stuttgart, hiemit öffentlich auffordere, dieſer gemeinen Impertinenz gebührend zu begegnen. So fremd bis jetzt dieſen Blättern Polemik geblieben iſt, ſo will ich doch gern in dieſem Falle ihr alle Schranken öffnen, denn es gilt ja der Anmaßung und Nichtigkeit eines eiteln, aufgebrachten Dichterlings entgegenzutreten, der es wagt, öffentlich Verläumdungen verbreiten zu laſſen, durch Organe, die ſeinen Zwecken ſklaviſch ergeben ſind.

Wie mir Bäuerle ſelbſt geſchrieben, ſo hat ein Jemand von hier ihm eine gehäſſige Korreſpondenz über die Unterhaltungen eingeſandt, ich erwarte jetzt mit größter Gleichgiltigkeit, welchen Gebrauch er davon machen werde.

Auguſt Lewald.

Die Kunſtreiterin.

Eine Jugenderinnerung.

(Fortſetzung.)

Margarita war noch nicht an die Reihe gekommen; ich näherte mich ihr, ich erbebte auf eine mir ganz unerklärliche Weiſe. Sie erblickte mich kaum, als ſie mir entgegen kam; ich grüßte ſie mit großem Ernſte, und dabei ſo linkiſch, daß ſie darüber lächeln mußte.

„Wie leid thut es mir,“ fing ſie auf franzöſiſch an, „daß Sie geſtern auf ſolche Weiſe dem abſcheulichen Volke preisgegeben wurden, es iſt roher Pöbel . . .“

„Der vollkommen Recht hatte,“ erwiederte ich, „denn ich hatte eine Dummheit begangen, wenigſtens mußte es ſo ausſehen. Allein eine andere Triebfeder leitete mich,“ — und hier ſenkte ich die Augen und ſchwieg.

„Eine Triebfeder?" wiederholte ſie verwundert. „Doch wohl keine andere als die, an meinen Haaren hängend, die Bahn zu durchfliegen?"

„O nein," ſprach ich, „ich wußte wohl, daß ich zu ſchwer ſey, und ſelbſt wenn Sie es verlangt hätten, ſo würde ich mich nicht dazu haben entſchließen können."

„Und warum eilten Sie denn aber herbei?" fragte ſie.

„Weil es mir ſchien, als hätten Sie mich gerufen," antwortete ich.

„Ich — Sie?" rief ſie verwundert aus, „ich hatte Sie noch nie geſehen, und weiß nicht einmal Ihren Namen."

„Ich heiße Auguſt, Mademoiſelle," fiel ich ihr raſch in die Rede.

„Ich werde den Namen behalten," ſagte ſie hierauf ſehr artig und ich war geneigt, noch mehr darin zu finden.

„Oh, ich will ſchon dafür ſorgen, daß Sie ihn nicht vergeſſen," war ich ſchnell wieder zur Hand, „und wäre ich ſo glücklich Ihnen in irgend einer Hinſicht nützlich oder angenehm ſeyn zu können, ſo erinnern Sie ſich daran, daß ich Ihnen mit ganzer Seele ergeben bin."

„Sie ſind zu artig, Monſieur, jedoch ſehe ich nicht ein —" ſprach ſie etwas verlegen.

„Auch ich ſeh' es nicht ein — aber der Zufall könnte doch —" erwiederte ich. „Wenn Sie vielleicht eine Kommiſſion in der Stadt hätten, die Sie mir zu übertragen ſo geneigt ſeyn wollten. Oder — Sie haben keinen Garten in der Nähe, und hinter dem Hauſe meiner Aeltern iſt ein ſehr ſchöner. Sie ſtehen vielleicht früh auf. Wollten Sie nun in der Morgenſtunde dort ſpazieren gehen, ſo würde ich Ihnen mit Vergnügen ſelbſt die Thür öffnen. Früchte gibt es dort im Ueberfluß — beſonders einen Baum — den ich Ihnen mit dem größten Vergnügen anbiete, denn er iſt mein. Es iſt zwar Alles, was ich bis dieſen Augenblick auf der Welt beſitze; aber der Baum iſt ergiebig — ſeine Zweige biegen ſich unter den Früchten. Lieben Sie vielleicht die Eierpflaumen?"

„Eierpflaumen? die kenne ich nicht," — ſprach ſie, — „ſie ſind wohl in Spanien nicht zu haben?"

„O wie glücklich bin ich dann, Ihnen die Erſten darbieten zu können," rief ich entzückt aus. „Die Eierpflaumen ſind ſüß und ſaftig. Ich ſah ſie dieſes Jahr mit beſonderm Wohlgefallen an meinem Baume reifen, gleich als hätte ich ahnen können, daß ſie für Sie beſtimmt ſeyn würden. Ich will ſogleich eine kleine Bank unter den Baum ſetzen." —

„Aber," — ſagte ſie zögernd

„Nichts aber," — fiel ich raſch ein. „Der Baum gehört mir und das Stück Erde, das er mit ſeinen Zweigen bedeckt, auch. Niemand darf alſo gegen meine Einladung einen Einſpruch wagen. Und fragt man mich, wer das ſchöne Mädchen ſey, die täglich die Eierpflaumen mir vom Baume ißt, ſo werde ich antworten: es iſt Mamſell Margarita, die ich verehre — ja die ich lie—" Mein Blick ſenkte ſich, ich wagte das Wort nicht auszuſprechen. Endlich wie ich ſie wieder anſah, ſchien es mir, als wenn ihre bleichen Wangen ſich ein wenig gefärbt hatten.

Sie ſagte: „Wenn das Innere einer Kunſtreiterbude Sie unterhält, ſo kommen Sie Morgens und Abends, ſo oft Sie wollen. Georg wird Sie einlaſſen. Ich werde dafür des Morgens Ihren Pflaumenbaum beſuchen. Wenn wir uns dann näher kennen werden, ſo mögen Sie entſcheiden, ob Sie einige Freundſchaft für mich hegen können. Was die Verehrung anlangt, von der Sie vorhin ſprachen, ſo gehöre ich leider einem Stande an, der darauf keine Anſprüche machen darf."

Unſere Unterredung wurde plötzlich durch den Ruf unterbrochen: „Allons, Margot! zu Pferd!" — Es war der Director der Geſellſchaft, der meine Margarita mit dem vertraulichen Namen Margot rief. Sie ſollte ein neues, ſehr gefährliches Exercitium probiren, wie ſie mir ſagte. „Ob es mir gelingen wird?" ſagte ſie hinzu; „es iſt halsbrechend — je nun, ſterbe ich, ſo wird Niemand um mich weinen, ſie beneiden mich Alle hier. Nur Einer zeigt mir Theilnahme — und dieſer Eine — er hat—"

Sie endete nicht, und machte mir eine äußerſt melancholiſche Verbeugung. Zwei Minuten ſpäter flog ſie, auf zwei zügelloſen Pferden ſtehend, an mir vorüber. Mir vergingen die Sinne, aber Alles ging anfänglich gut, und ich rief, ſo oft ſie vorbeikam: „Bravo, Bravo, Margarita!"

Aber die Pferde kamen einen Augenblick aus dem gleichen Schritt. Margarita ſchwankte und fiel. Jedoch war ſie eben ſo ſchnell, als ſie gefallen war, wieder oben. Das eine Pferd zeigte neuen Eigenſinn, es bog aus, und Margarita ſtürzte zum Zweitenmale nieder, und wurde von dem achtfüßigen Ungeheuer im Kreiſe fortgeſchleppt. „Allons! Auf! Margot!" ſchrieen viele Stimmen mit wildem Lachen.

„Ich will dich aufpaſſen lehren!" rief der Director, indem er dieſe Worte mit einem Peitſchenhiebe begleitete.

„Ach ſehen Sie nur, Margot blutet — ſie hat ſich wehe gethan!" ſagte ein kleines Mädchen zur Mutter.

In der That der Sand der Arena war rothgefärbt. Das Blut entſtrömte aus Mund und Naſe. Gracioſo hob ſie auf und führte ſie in jenen Theil der Reitbahn, wo ich mich — mehr todt als lebendig befand.

„Sie leiden viel," — flüſterte ich ihr zu. Sie ſah mich weinend an und ſagte nichts. Ihr Geſichtchen war blutrünſtig. Ich bot ihr ein Tuch an — Gracioſo entfernte ſich — und ich wiederholte die obigen Worte.

„Ich leide ſehr, mein Herr!“ ſagte ſie nun, und wenn ich Ihnen vorhin nicht geantwortet habe, ſo geſchah es, weil Gracioſo dabeiſtand.“

„Mein Gott!“ rief ich außer mir, — „ein Schlag mit der Peitſche!“

„Es war nicht der Erſte,“ — ſeufzte ſie. „So bin ich für meine Kunſt erzogen worden. Wenn das Publikum mich applaudirt, ach! dann weiß es nicht, wie theuer ich dieſen Beifall erkaufen muß. — Ich bin ſehr unglücklich!“ — Sie weinte, und meinem Troſte gelang es nicht, dieſe Thränen zu trocknen. — „Dulden und unter der Peitſche ſterben,“ — wimmerte ſie. „Ich hoffe, daß es nicht lange mehr dauern wird. Doch — jetzt muß ich Sie verlaſſen; denn wenn Jemand, den ich mehr noch fürchte, wie Vater und Mutter, Ihre Theilnahme für mich entdeckte, ſo würde er mich tödten. Morgen — im Garten! wenn nemlich die Pferde oder die Menſchen mir nicht dieſen Abend das Leben rauben.“ —

Sie gab mir das Tuch zurück, welches ganz geröthet war von ihrem Blute und ging. Ich litt unausſprechliche Qualen. Liebe und Mitleid erfüllten mich und ich war nicht im Stande, das ſchreckliche Loos der Armen zu lindern...

Am andern Morgen, Punct 7 Uhr, erwartete ich ſie an der kleinen Gartenpforte, und Margarita erſchien. Mit einem leichten Sprunge war ſie bei mir und ich ſchloß die Thür ſogleich. Wir ſetzten uns unter meinen ſchönen Baum. Ich pflückte von ſeinen Früchten und bot ſie ihr an. Sie nahm Einige, mit der Aeußerung: „um nicht zu verſchmähen.“ Die Gier, womit ſie ſpäter zulangte, erregte jedoch meine Aufmerkſamkeit.

„Sie ſcheinen Ihnen zu ſchmecken, Margarita?“ fragte ich.

„Ach ja. — denn ich bin hungrig,“ ſprach ſie, indem ſie ihre Augen mit der umgewandten Hand abtrocknete. „Ich habe geſtern als Strafe für den Unfall auf der Probe, nichts zu eſſen bekommen. Und ich bin es, Monſieur Auguſt, die Allen das Brod verdienen muß, — was wären ſie ohne mich!“ —

„Da noch dieſe Pflaume — dieſes Stückchen Milchbrod!“ ſagte ich, und ſteckte ihr Beides in den Mund. „Wie abſcheulich iſt es, ein Kind von 15 Jahren hungern zu laſſen, das ſein Brod nicht zu verdienen weiß.“ — Doch plötzlich beſann ich mich. — „Aber,“ — ſetzte ich ſchnell hinzu, — „wäre es nicht möglich, daß Sie ſich bei einer andern Geſellſchaft engagiren ließen?“

„Und ſollte ich meine Aeltern und meine Schweſter verlaſſen und zu Grunde richten?“ fragte ſie.

Ich ſtaunte dieſe Herzensgüte an und wußte nichts zu entgegnen.

Zufällig zog ich das blutige Tuch aus dem Buſen und betrachtete es mit einer Art von Andacht.

„Was iſt das? Sind Sie verwundet?“ fragte Margarita entſetzt.

„Nein — es iſt Ihr Blut.“ — ſprach ich leiſe.

„Kind, — gutes Kind!“ lächelte ſie. Und ſie ward roth, ergriff meinen Kopf mit beiden Händen, küßte mich auf die Stirne und eilte davon. Ich ihr nach, aber Alles, was ſie noch ſagte, waren die Worte: „Dieſen Abend in der Manege — Auguſt!“ —

Nicht Monſieur Auguſt — und der Kuß auf der Stirne! — Der Tag war lang, aber glücklich. Ich erhielt nach einigen Bitten die Erlaubniß, den Circus zu beſuchen, weil ich ſagte, daß ein Stallknecht, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht hatte, mich umſonſt einlaſſen durfte.

Sie ſtralte von Schönheit, Reiz, Anmuth, Geſchicklichkeit und Melancholie. Sie war als Spanierin gekleidet, doch trug ſie eine Art von türkiſchem Bund auf dem Kopfe, der aus weiß und blutroth gewickelt war. Das Rothe war darin ſo vertheilt, daß es wie Flecken ausſah.

Ich verſtand dieſe Andeutung ſogleich. Um ihr dies Verſtändniß zu zeigen, zog ich das blutige Tuch aus der Taſche, wie ihr Auge ſich eben nach mir richtete. Ein unmerkliches Kopfnicken zeigte mir ihre Zufriedenheit. Deutlicher konnte von beiden Theilen der Liebestelegraph nicht arbeiten; ich bezwang meine Geſichtszüge vollkommen, ſo vortrefflich hatte meine erſt zwei Tage alte Leidenſchaft den funfzehnjährigen Scholaren abgerichtet. —

Der Director verkündete nunmehr der Verſammlung, daß Margarita die heutigen Exercitien mit dem Fluge auf zwei ungeſattelten Pferden beendigen werde. Er ſchien dabei von Liebe für ſeine Tochter, von Verehrung für die Künſtlerin durchdrungen. Ich ſchauderte zuſammen, wie ich den ſchändlichen Heuchler ſah und hörte, und dabei an das Wagſtück dachte, welches geſtern meiner armen Geliebten ſo viel Thränen und Blut gekoſtet hatte. Ich wollte während der ganzen Zeit inbrünſtig beten, wie ich aber das andere Pferd hereinführen und nun alle Anſtalten gemacht ſah, da ergriff mich ein Schwindel, und ich ſtand auf um hinauszugehen. Margarita hielt nicht weit von mir und gleich als errieth ſie meine Gefühle, lenkte ſie ihr Pferd im Schritt, wie abſichtslos, nach mir hin, und bat mich, ihr etwas am Zügel zu ordnen. Ich that als wollte ich ihr dieſen Dienſt leiſten; ſie aber neigte ſich auf den Hals des Thieres und flüſterte:

„Bleiben Sie und fürchten Sie nichts. Es wird gelingen, wenn Sie auf mich ſchauen. Denn wegen all dieſer Leute möchte ich mein Leben nicht aufs Spiel ſetzen. Ich kenne ſie ja nicht.“ —

Dieſe Worte geſprochen und fort ſprengte ſie im Galopp. Ich mußte bleiben und in Todesangſt einem Kunſtſtücke Bewunderung zollen, welches die Hölle ſelbſt erfunden hatte. Es war vorüber und der Circus wiederhallte von Bravos. In dieſem Augenblicke, ich will es nur geſtehen, regte ſich etwas Stolz in mir; Margarita erſchien dem kleinen Schüler doppelt groß, erhaben, einer Cleopatra, Semiramis, Sappho vergleichbar; ich hätte in jenem Augenblicke lateiniſche Hexameter und Pentameter zu ihren Füßen gelegt, wenn ich Dichter geweſen wäre.

Von ihren gewöhnlichen drei Abſchiedsreverenzen konnte ich mir eine ganz zueignen, denn ſie war mit einem heitern, und unbeſchreiblich lieblichen Lächeln an mich gerichtet.

(Schluß folgt.)

München.

Das Terpodion.

Die Herren Buſchmann aus Berlin ſind mit einem Inſtrumente hier angekommen, welches bereits in vielen Städten Bewunderung erregte. Sie ſind im Beſitze vieler ehrenvollen Zeugniſſe darüber, das des Herrn Profeſſor Fröhlich in Würzburg möge hier ſeinen Plan finden, und den wackern Künſtlern eine gerechte Anempfehlung verſchaffen.

An die hochverehrlichen Freunde der Kunſt.

Ich glaube die hochverehrlichen Freunde der Kunſt auf einen großen Genuß aufmerkſam machen zu müſſen, welchen die Herren Gebrüder Buſchmann aus Berlin, auf ihrem „Terpodion," denſelben verſchaffen werden.

Die größten Meiſter — C. M. v. Weber, L. Spohr, u. A. haben dieſes muſikaliſche Werkzeug als das vollendetſte unter allen ähnlichen erklärt. Auch ſind die Herren Gebrüder Buſchmann die Künſtler, welche dieſem an Kraft, edler Fülle und Annehmlichkeit, ſo wie in einem wunderſchönen Tone gleich ausgezeichneten Inſtrumente, alle jene reichen Effekte entlocken können, die es in ſich trägt: wo man bald die majeſtätiſchen Töne des Serpent, die rührenden des Fagottes, die milden des Horns, die brillanten der Klarinette, die zarten der Oboe und die ſüßen der Flöte und Harmonika hört, bald in der Vereinigung Aller die kräftigſte verſchmolzene Harmonie-Muſik, ebenſo gewaltig in Maſſe anſchwellend, als im zarteſten Tonhauch verlöſchend.

Zugleich mag der Kunſtkenner ſich überzeugen, wie weit es die neuere Zeit und in dieſer der treffliche Erfinder dieſes Inſtrumentes, — der Vater der genannten Künſtler, in der Technik des Inſtrumentenbaues, hauptſächlich durch Benutzung der Akuſtik gebracht hat.

Würzburg, am 9. Oktober 1832.

Profeſſor Fröhlich.

3tes Quartal. Nro. 10. 19. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Die Kunſtreiterin. — München. — Mißzellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Die Kunſtreiterin.

Eine Jugenderinnerung.

(Schluß.)

Das Publikum entfernte ſich; ich wartete. Endlich war ſie entkleidet und erſchien an dem Vorhange, welcher den Stall, ihr Garderobezimmer, von dem Amphitheater trennte.

„Waren Sie mit mir zufrieden?“ fragte ſie.

„Entzückt, begeiſtert, Engel Margarita,“ war meine Antwort.

„Ach, ich wollte nur um Ihretwillen, daß es mir gelänge!“ ſprach ſie leiſe, „Sie mußten mich geſtern für ein ungeſchicktes Kind halten und ich wollte Sie vom Gegentheile überführen“ — ſetzte ſie dann ſchnell hinzu.

Ich verſtand noch nicht, welche Verlegenheit ſie mit dieſem Zuſatze verhüllen wollte: es that mir weh — die Worte: „ich wollte nur um Ihretwillen, daß es mir gelänge,“ hatten mich allein ſo glücklich gemacht.

Ich konnte ihr jedoch nicht mehr ſagen, was ich dabei fühlte, denn der kleine Teufel erſchien am Vorhange und rief ihr zu:

„Allons, Margarita, die Mutter ſchreit drin nach Dir — es wäre beſſer, wenn Du darauf hören wollteſt, als hier mit Fremden zu ſchwatzen.“

Sie hatte noch Zeit, mir: „Morgen — im Garten“ — zuzurufen und eilte fort.

So ſchieden wir jeden Abend, ſo ſahen wir uns jeden Morgen.

Dies Stück dauerte eine ganze Woche. Am erſten Tage der neuen Woche wartete ich eine halbe Stunde auf Margarita — vergebens. Noch eine halbe Stunde — ſie kam nicht. Mich ergriff Verzweiflung. —

Ich blieb lange an der Gartenthür ſtehen, als erwartete ich ſie noch immer wie bisher, obgleich mir ſchon alle Hoffnung entſchwunden war, daß ſie kommen würde. Ich blickte auf die Bank, wo ſie geſtern noch neben mir geſeſſen hatte, wo ſie täglich an meiner Seite zu ſitzen, mir verſprochen — ach! ſie hatte dies Alles vergeſſen! — Ich weinte. Georg der Stallknecht ſtörte mich endlich.

„Ein Auftrag von Mamſell Margot,“ fing er an, „ein Brief, den ſie mir geſtern Abend noch für Sie einhändigte.“

„Geſtern Abend? Margarita? und wo iſt ſie heute?“ fragte ich erhitzt.

„Sie iſt wahrſcheinlich ein wenig ſpazieren geritten, mit noch Jemand,“ erwiederte er, „denn es fehlen mir zwei Pferde im Stall, der Zephyr und der Bucephalus.“

Ich riß das Billet auf, es lautete:

„Sie werden mich nicht wiederſehen, Auguſt. Ein Menſch, den ich verabſcheue, zwingt mich ihm zu folgen. Unſer Gracioſo liebt mich. Heute machte er mir dies Geſtändniß — mich ergriff Angſt dabei. Mit Recht nennt man ihn „den Teufel,“ er iſt es in der That. Umſonſt flehete ich, er drohete mich zu ermorden, wenn ich nicht mit ihm ginge. Ich hatte nicht den Muth zu ſterben — Gott hat mich verlaſſen — ich habe ihm verſprochen zu entfliehen. Sie lieben mich — aber Sie ſind ſo jung — ich konnte von Ihnen keinen Schutz erwarten. Auch von meinen Eltern durft' ich keinen hoffen, die mich hundertmal ſchon fortjagen wollten. Morgen muß ich alſo fort, oder der gnädige Himmel läßt mich in dieſer Nacht aus Kummer ſterben. Ich entfliehe mit Gracioſo, den ich haſſe — indeß ich Sie, Auguſt, liebe! Dies habe ich Ihen nie geſagt, weil Sie erſt 14 Jahre alt ſind, und noch etwas in der Welt werden ſollen; ich aber — ich bin ein armes Mädchen, in einem Stalle geboren, eine Luſtſpringerin, eine Landſtreicherin — wie gute Bürger wohl zu ſagen pflegen, ſelbſt wenn ſie uns Beifall klatſchen. Leben Sie wohl! Ihre Liebe war eine Jugendthorheit — ich behandelte Sie darum als Bruder und nicht als Liebhaber. Wären wir Beide frei und gleich geweſen, ſo hatte Ihre Liebe mein höchſtes Glück gemacht. Sie werden ſich bald tröſten — ich will Sie mein ganzes Leben lieben — und bin ſehr zu beklagen.

Margarita.“

Meine Thränen floſſen immer von Neuem, ſo oft ich dieſe Zeilen durchlas, die ſchlecht und unrichtig geſchrieben waren. Ich war ſo zerknirſcht, daß ich das nicht einmal bemerkte, ſo ſehr hatte das

Gefühl des Liebhabers über den Primaner den Sieg davon getragen. Erſt lange nachher tröſtete ich mich. Immer jedoch ſchwebte mir Margaritas liebliches Bild vor, ich verglich alle ſchönen Mädchen die mir begegneten, mit ihm, ich ſchätzte die Ueberlegenheit ihres Verſtandes, ihre tugendhafte Zurückhaltung, und noch jetzt, wo mich bei ihrem Gedanken Wehmuth ergreift, fühle ich — daß ich ſie mit funfzehn Jahren geliebt habe...

* * *

Im Jahre 1819, zehn Jahre nach dieſem Vorfalle, war ich Schauſpieler in Brünn. Wie ich dazu kam, Schauſpieler zu werden, das will ich meinen Leſern ein Andermal erzählen — wie ich dazu kam, es in Brünn zu werden, lag in der Art und Weiſe des dortigen Theaterdirectors Heinrich Schmidt, eines Mannes von ſeltener Bildung und Einſicht, der Fähigkeiten beſitzt, der erſten Bühne Deutſchlands vorzuſtehen, aber ſtets in ſeinem engen Wirkungskreiſe gebannt blieb, hier jedoch — mit ſeinem Maaßſtabe gemeſſen — ein eben ſo tüchtiger Bühnenlenker genannt werden darf, als Véron bei der großen Oper in Paris.

Es war Jahrmarkt. Vor dem Judenthore waren Sehenswürdigkeiten aller Art angehäuft. Auch Seiltänzer, Kunſtreiter, und wilde Thiere fehlten nicht. Ich ſtreifte an einem Abende, wo ich unbeſchäftigt war, durch die bunten Menſchengruppen. Da ſtreift ein Weib mit einem Säugling auf dem Arm dicht an mir vorüber. Ein großer Hut von weißem Battiſt, der jedoch ziemlich ſchmutzig war, entzog mir ſein Geſicht; ſeine ſchöne Haltung jedoch und ein zierlicher, ſchlanker Wuchs erregten meine Aufmerkſamkeit. Die Frau ging langſam, ich bemerkte nun, daß ſie dem Kinde die Bruſt gab, das in den Armen der Mutter gewiegt, wahrſcheinlich einzuſchlafen begann. Dies Bild ergriff mich — ich holte ſie wieder ein — ſie blickt nach mir auf, ſtößt einen Schrei aus und geht augenblicklich ſchneller, um mir zu entkommen. Ich eilte ihr nach — und je mehr ich die vor mir Dahineilende aufmerkſam betrachtete, deſto deutlicher ward es mir, daß ich dieſen leichten Gang, dieſe graciöſe Haltung, dieſe feinen Füßchen, ſchon einmal in meinem Leben bewundert hatte. Nun war ich bei ihr und wendete mich nach ihrem Geſichte, das ſie mir noch immer zu entziehen ſuchte.

„Margarita? Sie?“ rief ich leiſe, indem ich ſie zitternd beim Ellbogen ergriff.

Ihr Geſicht hatte ich nicht ſehen können, weil ſie ihren Kopf weggewandt hielt, aber das Geſicht des Kindes verrieth mir Alles, denn es war ein kleiner Mulatte.

„Sie hier — Margarita? Welch ein Zufall?“ ſetzte ich ſchnell hinzu

„Ein Zufall, Monſieur Auguſt — aber ein ſehr unglücklicher“ — ſagte ſie ſchüchtern.

„Nicht unglücklich für mich,“ rief ich, „denn ich freue mich ſehr Sie wiedergefunden zu haben.“

„Und ich ſchäme mich deſſen“ — ſagte ſie. Ich hoffte Sie nie wiederzuſehen. Nicht etwa daß ich Sie jemals vergeſſen hätte —“

„Gute Margarita, auch ich dachte oft an Sie!“ fiel ich ein — „an unſere Zuſammenkünfte unter dem Pflaumenbaum, an Ihre Flucht“ —

„Nicht wahr? Dieſe Flucht hat mich wohl in Ihren Augen ſehr erniedrigt?“ fragte ſie.

„Erniedrigt?“ fragte ich ſtark, „nein, denn ich glaubte Ihren Zeilen. Aber Gracioſo haßte ich — und wäre mir das Ungeheuer damals begegnet, ich würde ihn um's Leben gebracht haben, ſo wüthend war ich auf ihn.“

„Jetzt iſt er mein Gatte,“ ſagte ſie leiſe. Es lag Entſagung und etwas Verweiſendes zugleich in dem Tone.

„Gracioſo, der Neger, der Bajazzo, Ihr Gatte?“ rief ich aus.

„Hier iſt eines unſerer Kinder,“ ſprach ſie, indem ſie die häßliche Fratze des ſchreienden Mulatten nach mir kehrte. Ich trat voll Abſcheu zurück. Sie ſeufzte und ſchwere Thränen fielen auf das Geſicht ihres Sohnes. Nach einer langen Pauſe ſagte ſie:

„Er iſt noch härter gegen mich, wie mein Vater es war. Ich bin ein armes Schlachtopfer und hier nun ſehen Sie in mir ſeine Frau und ſeine Wittwe. Denn oft ſchon hat er mich verlaſſen, um mit andern Weibern zu leben — ach! mir ſteht das Recht nicht zu, andere zu verachten — aber dieſe Weiber — o Himmel!“

Thränen erſtickten ihre Stimme. Ich hatte — um jedes Aufſehen zu vermeiden, ſie aus dem Gewühle geführt.

„Und Sie nehmen ihn wieder auf, wenn er wiederkehrt?“ fragte ich ſie.

„Was kann ich thun?“ ſprach ſie, „mißhandelt er mich nicht, jagt er mir nicht Angſt und Schrecken ein? Er iſt ein böſer Geiſt, der mich verfolgt, und mich hat der gerechte Gott, ohne Kraft, ohne Waffen ſeinen Händen übergeben, und ich muß ſeine Sclavin ſeyn. Was habe ich verbrochen, um ſo unglücklich zu ſeyn? — Jetzt muß ich fort. Es iſt ſchon ſpät. Er wollte dieſen Abend kommen, um noch in der Nacht fortzureiſen. Jene Bude bewahrt unſere Schätze: einen Wolf und einen Bären, mit denen ich kämpfen muß. Welch ein Loos! Zwei Tage ſind es, daß er mich ohne Geld, ohne Brod verlaſſen hat, mit drei kleinen Kindern. Heute erhalte ich ein Schreiben, daß er mich dieſen Abend holen werde und daß er mich bei einer Truppe engagirt habe, die nach Polen geht. Die Hauptſache iſt, daß er ſchnell aus dieſem Lande komme, denn ich fürchte, daß ſeine Verbindungen“ —

„Auch das?“ rief ich entſetzt, „o Margarita, ſagen Sie ſich los von ihm, folgen Sie mir“ —

„Stille!“ ſagte ſie, indem ſie den Blick ängſtlich umherſchweifen ließ. „Ich muß wahrhaftig fort; wenn er Sie bei mir erblickte! Er ſagt noch oft, daß Sie mich behext haben, und daß er Sie tödten wolle, wo er Sie trifft. Adieu, Auguſt — Adieu für immer!“ Sie reichte mir die Hand.

„Ich war anfänglich erſchreckt Sie wiederzuſehen, und jetzt macht es mich glücklich“ — fügte ſie hinzu.

Ich küßte ihre ſchöne Hand. Sie riß ſich los — ich ſah ſie im Abendnebel mit ihrem Kinde raſch davoneilen — und habe nie wieder etwas von dem unglücklichen Geſchöpfe vernommen. — — Am andern Morgen waren Wolf und Bär und ihre Eigenthümer nicht mehr im Orte und die Bude ſtand leer. —

Arme Margarita! „wenn wir frei und gleich geweſen wären“ — ſo lauteten die Worte in Deinem Abſchiedsbriefe, den ich ſtets bewahre. Und als wir uns wiederſahen, war ich Schauſpieler, mein Name klebte an allen Straßenecken unter deinem Bären und Wolfe, der letzte Straßenjunge erkaufte mit wenigen Kreuzern das Recht, mich zu beſchimpfen und meine Kunſt war wahrhaftig nicht der Deinigen zu vergleichen, die Du einſt ſo glänzend ausübteſt, und für die Franconi's Circus ein würdiger Schauplatz geweſen wäre.

München.

Erſtes diesjähriges Conzert der Akademie im Odeon.

Nächſt den Conzerten des Conservatoire de Musique zu Paris waren ſonſt wohl die Conzerte unſerer Hofkapelle die gediegenſte und wohlausgeführteſte Kammermuſik, die man zu hören bekam. Die Welt der Beethovenſchen Symphonien wurde uns Nirgend ſo erſchloſſen, und wenn das Conſervatoire, die zarten Theile, das Converſiren der Inſtrumente, die launigen Sätzchen, pikanter und ſorgfältiger hervorzuheben wußte, wenn man den Franzoſen auch in dieſem ſo eigenthümlichen und idealen Converſationstone die Meiſterſchaft zuerkennen mußte, ſo wetteiferte unſere Akademie, unter Moralt, was Feuer, Kraft, und Majeſtät betraf, ſehr glücklich mit dem Conſervatoire unter Habeneck. Aber nicht bloß die großartige, ſchwierige, dabei durchaus klare Beethovenſche Muſik war es, worin unſere Künſtler excellirten, ſondern der Fleiß und der geübte Feldherrnblick Moralt's wußte auch den Ariadnefaden, aus dem bunten, krauſen, impoſanten und lärmenden Elemente herauszufinden, worin die neueſten Tonſetzer ſich gefallen. Hier iſt es ſchwer der Idee des

Schöpfers zu folgen, und man möchte oft ganz in Abrede ſtellen, daß ihm eine vorſchwebte. Von der Conſequenz des Lenkers, von der Aufmerkſamkeit der Künſtler hängt hier Alles ab. Hier ſind Proben — unzählige Proben — allein im Stande, ein glückliches Reſultat zu fördern. Es iſt als ob in einem unzuſammenhängenden und wirren Quodlibete auf dem Theater ein Fehler vorfiele, eine Perſon zu früh aufträte, eine Scene ausbliebe, oder dergl.

Niemand wüßte zu helfen, weil Niemand ſogleich wüßte, wer gefehlt habe, wo gefehlt ſey? Indeß in einem zuſammenhängenden, vernünftigen Stück, mit Beſonnenheit der Uebergang oder das Bindemittel leicht gefunden ſeyn würde.

Dieſe Betrachtungen fielen mir ein wenig ſchwer auf's Herz, als mich geſtern nach längerer Zeit wieder einmal die herrlichen Räume des Odeons aufnahmen. Eine Symphonie von Ries, nicht nach dem alten Zuſchnitte unſerer ewigen Meiſter, ſondern eine modiſche Conzertſymphonie für das niederrheiniſche Muſikfeſt ſpeciell componirt. Welche Idee den Meiſter begeiſtert haben konnte, wir wußten es nicht, und die Symphonie ſelbſt hat uns nicht darüber belehrt. Einige artige Motive, die an Spontini's Eroberung von Mexico leiſe erinnerten, mögen vielleicht eine ſchmeichelhafte Anſpielung auf den niederrheiniſch-mexicaniſchen Minenactienverein enthalten. Wer konnte ſo etwas ergründen? Die Compoſition war jedoch brillant in vollem Maße. Aber ſie verlangte eine um ſo präciſere Ausführung. Und es thut uns leid es ſagen zu müſſen — dieſe fehlte — fehlte zum Erſtenmale. Und warum? aus Mangel an Zeit zu den nöthigen Proben. —

Wenn wir in dieſem Augenblicke unſere muſikaliſchen und ſceniſchen Kunſtgenüſſe gegeneinander abwägen, ſo wird jeder Unbefangene zugeſtehen, daß die Erſtern nicht nur befriedigender ausfallen, ſondern auch zur Ausbildung des Geſchmacks mehr beitragen, und in jeder Hinſicht der Würde einer Stadt von Münchens Range angemeſſener ſind, als die kümmerlichen Früchte, die uns Thaliens Gunſt reifen läßt. Wenn es nun lobenswerth zu nennen iſt, daß alle Kräfte angeſtrengt erhalten werden, die Ergebniſſe der Schauſpielkunſt erfreulicher zu geſtalten, ſo dürfen dieſe Beſtrebungen jedoch nie ſo weit gehen, das ſchon vorhandene, ſelbſtſtändige, edlere Gut ſo zu beeinträchtigen, daß es darüber verkümmere. Es iſt daher vor allen Dingen die ſorgfältigſte Oeconomie der Zeit zu empfehlen, damit wie vormals, auch den Conzerten der Akademie ihre beſtimmten Tage verbleiben und das Theater ſo beſtellt werde, daß auch zu den Conzerten wie zu den ſceniſchen Darſtellungen mit Muße, die nöthigen Proben und Vorbereitungen mit allem Ernſte gehalten werden können. —

Dieſes erſte Conzert brachte uns manches Bekannte, doch immer gleich Werthe. Böhm's liebenswürdige Flöte, Menter's meiſterhaftes Cello, Weber's grandioſe Jubelſymphonie. Außerdem ließ ſich unſer Gaſt, Madame de Méric einige Mal hören. Ueber ihre erſte Darſtellung und deren Erfolg auf dem Theater iſt in dieſen Blättern bereits referirt worden. Ich hörte ſie an dieſem Abende zum erſten Male. Die Stimme tönt ein wenig gläſern, das thut nicht ſehr wohl, ſonſt fand ich die gerühmten Vorzüge, ſo weit ſie ſich in dieſem Concerte beurtheilen laſſen, wohl beſtätigt. Das Publikum zeigte ſich ſehr günſtig geſtimmt. Warum jedoch nennt ſich die Sängerin: erſte Sängerin von London? In London hat ſie einige Seasons mitgemacht — nichts weiter. Die Paſta und Malibran nannten ſich nie ſo, ſo oft ſie auch ſchon in London bei der Season engagirt waren. London iſt eine wichtige Empfehlung für Nähnadeln und Raſiermeſſer, aber für Sängerinnen nicht. Soll uns der Name imponiren? Ich glaube nicht. — Die Wahl der Stücke war nicht zu loben. Alles alt und lang — wie man es in engliſchen Soiréen liebt, wo für die tüchtige Bezahlung, auch richtiges Maß verlangt wird. Uns hat ſtets der Zuſchnitt Pariſer Soiréen mehr angeſprochen. Zuletzt noch aus der Gallerie unglücklicher Frauen: Camilla, Griſeldis, Lenore u. ſ. w. u. ſ. w., die Paer bald mit Klarinetten, Oboen oder Violinen um die Wette klagen läßt, das längſte Larmoyant, das man ſich denken kann. Doch wurde dieſe Pièce vortreflich geſungen und von dem jungen Vieuxtemps aus Brüſſel eben ſo accompagnirt. Dieſer kleine Hexenmeiſter ließ ſich auch noch in einem Conzerte ſeines Meiſters Beriot hören und erregte die allgemeinſte Bewunderung.

Das zweite Conzert iſt uns zum Allerheiligentage verſprochen. Beethovens Symphonie mit Geſang: Schillers Lied an die Freude, iſt dazu beſtimmt worden. Wir wünſchen den Künſtlern die gehörige Zeit zu den Vorbereitungen zu dieſem koloſſalen Werke und freuen uns im Voraus auf einen hohen und ſeltenen Genuß.

A. L.

Miszellen.

— Holtei hat am 17ten in der Lenore die gerechteſte und erfreulichſte Anerkennung gefunden. Mehrere glänzende Bälle, die an dieſem Abende Statt fanden, hatten viele Theaterfreunde abgehalten, dieſe Vorſtellung zu beſuchen. Man ſieht daher einer baldigen Wiederholung mit großem Verlangen entgegen. Nach dem Mantellied, welches da capo verlangt wurde, trug Holtei, unter großem Beifalle das Säbellied vor. Am Schluſſe wurde er einſtimmig gerufen. — Heute lieſt er in der Geſellſchaft des Frohſinns, Heinrich IV. von Shakespear.

— Die engliſchen Mimen, welche vorigen Winter in Paris waren, und ein Herr Archer vom Drurylane-Theater in London, geben in dieſem Augenblicke ihre Vorſtellungen in Hamburg. Ob die Smithſon dabei iſt, wird nicht gemeldet, mithin ſteht es wohl zu bezweifeln. Der erſte Abend war aus folgendem zuſammengeſetzt: 1) Scenen aus Hamlet. 2) Charles the Second or the merry monarch, Luſtſpiel in 2 Akten von Howard Payne.

— Die talentvolle Schauſpielerin Höffert aus Braunſchweig, ein ſchönes und geiſtreiches Mädchen, gaſtirt in Berlin auf dem königlichen Theater. Da die Rückkunft der Fräulein v. Hagn aus St. Petersburg zweifelhaft ſeyn ſoll, ſo dürfte ſie vielleicht dazu berufen werden, deren Platz in Berlin auszufüllen.

— Ein Herr Kindler hat, wie die Wiener Theaterzeitung meldet, eine neue Kunſt erfunden, nämlich aus zwei und mehreren Stücken, ein Ganzes, wie neu, zu verfertigen. Sie ſagt: der verdienſtvolle, talentbegabte Herr Kindler hat für die Joſephſtadt ein neues Stück aus zwei ältern zuſammengeſtellt, das übrigens ſehr ſinnig, *zweckmäßig* und *bühnenkundig* bearbeitet iſt. Nun Glück auf! Ueberſetzungen, Stücke aus Novellen, und nun gar noch ſolche Flickwaare. Bei der jetzigen Theaterwirthſchaft wird die Sache gewiß Nachahmer finden! —

Wiedereröffnung des Théâtre-français.

Endlich haben die Pariſer die Herrlichkeiten zu ſehen bekommen, von denen man ihnen ſo lange ſchon vorſchwatzte, nämlich: die neue Decorirung des alten, unfreundlichen Théâtre-français. Ohne einen ſtarken Therpentingeſtank und dem Oeldampfe aus neuen Lampen, welche Lunge und Naſe zugleich beläſtigten, wäre man auf die Verſchönerungen unmöglich ſogleich gefallen. Es iſt ſo ziemlich Alles beim Alten geblieben. Es iſt derſelbe Vorhang, der einſt Faure auf die Naſe fiel und während zwanzig Jahre Demouſſeaux Perücke ſtreifte. Selbſt die ſinnreichen Arabesken aus in einander verſchlungenen Hunden ſieht man noch, deren Schweife und Schnauzen jedoch neu vergoldet ſind. Die Farbe, die man den Logenbrüſtungen gegeben hat, iſt eine Art von mordoré und es ſieht aus als ob man das Kleid des Glorieux als Drapperie darum gehängt hätte.

Man gab den Tartuffe und den Amphytrion. Alſo auch das iſt beim Alten geblieben. Nur die Beſetzung war verändert. Die Dupuis war Elmire und die Anaïs war an die Stelle der Menjaud getreten.

Durch einiges Blattergold und etwelchen Lampen wird das Théâtre-français nicht gerettet. Dazu giebt es nur einen Weg. Vom eigenſinnigen Herkommen muß es laſſen und mit der Zeit gehen, wie die *große Oper* gethan, die nun florirt. Vorerſt muß der *alte Geſellſchaftsvertrag* gebrochen und alle Talente zur Concurrenz eingeladen werden. Dann müſſen auch Stücke zur Bewerbung gelangen können, deren Verfaſſer nicht berühmte Namen tragen und endlich muß ſich Thätigkeit und Leben in der Verwaltung, wie bei den andern Theatern zeigen. Doch das findet ſich ſchon, wenn der alte Geſellſchaftsvertrag gebrochen iſt. Gerade wie bei unſeren Hoftheatern! —

Anzeige.

Eine Unpäßlichkeit hat den Herausgeber ſeit einigen Wochen abgehalten das Theater zu beſuchen, daher ſind einige der letzten Vorſtellungen, die wohl umſtändlicher beſprochen zu werden verdienten, nur oberflächlich oder gar nicht erwähnt. In den nächſten Nummern ſoll dafür wieder in gewohnter Weiſe, Alles Intereſſante auf unſerer Bühne den ihm gebührenden Raum einnehmen.

3tes Quartal. Nro. 11. 23. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater = Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Zur Kunſtgeſchichte des Ballets in Deutſchland. — Correſpondenz. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halbem Bogen. Der Abonnementpreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Zur Kunstgeschichte des Ballets in Deutschland.

1.

Auf einem kleinen Abſtecher, den ich vor einigen Wochen nach Italien machte, fand es ſich, daß ich in Venedig mit einem Manne zuſammentraf, der mir aus früherer Zeit ſehr wohl bekannt war. Es war ein Franzoſe, der mit großer Neigung ſein ganzes Leben der Bühne gewidmet hatte. Doch glaube man nicht in dem Sinne, wie wir das heutzutage zu verſtehen gewohnt ſind. Daß er nämlich als Schauſpieler oder Sänger ſelbſt aufgetreten wäre? nein! ſeine Liebhaberei erſtreckte ſich nicht ſo weit, oder weiter, wie man's nehmen will. Dergleichen Leute ſind jetzt ſelten, bei uns gar nicht mehr zu finden. Sonſt waren wohl ein Baron Braun, Graf Packta, Graf Füger, Baron Zinneg, Graf Hahn, Graf Palffy dazu zu rechnen. Vornehme, reiche Leute, die es nicht verſchmähten, ihre Zeit und ihr Vermögen dem Theater zu opfern. Ein ſolcher war auch mein Franzoſe. Er hatte unter Napoleon einen hohen Rang und ein großes Vermögen errungen, und nun war er bald bei dieſer, bald bei jener Theaterunternehmung intereſſirt. Die Eröffnung der Fenice hatte ihn nach Venedig gebracht, der Contr'alto, die Fanti ſchien es beſonders zu ſeyn, worauf er's abgeſehen hatte. Mein Mann hatte übrigens Geſchmack, er kannte Alles was Italien beſaß, jeden Abend ſahen wir uns im Café nuovo unter der alten Procuratie, und tauſchten unſere Anſichten über einen Gegenſtand aus, der auch mich fortwährend beſchäftigte, wenn gleich nicht in dem ausſchließend hohen Grade wie meinen Freund, den ich der Wahlverwandtſchaft wegen, hier Mr. Nagetin nennen will.

Auch Deutſchland war ihm nicht fremd. In den Zeiten des franzöſiſchen Kaiſerreichs hatte er lange unter uns gelebt und unſere theatraliſchen Notabilitäten von damals kennen gelernt. Ueber den jetzigen Zuſtand unſerer Bühnenkunſt wußte er hingegen nichts. Er war der Meinung, daß wir uns ſehr darin empor gehoben hätten. Die Sontag, die er in Paris gehört, und deutſche Ballete, die er in Mailand geſehen, hatten ihn darin beſtärkt. Beſonders wünſchte er über den letzten Kunſtzweig Näheres zu wiſſen. Er hatte viel über das Ballet gedacht, und Alles geſammelt, was zur Geſchichte deſſelben gehörte. Mehr noch als im Schauſpiele und in der Oper ſchienen ihm hier die Künſtler auf Abwegen zu ſeyn. Die deutſchen Ballete, die er in Mailand geſehen, hatten ihn mit hoher Achtung für ihren Erfinder erfüllt, er wollte von mir wiſſen, welchen Antheil unſer Publicum dieſen Beſtrebungen zolle, und ob denn der Meiſter wirklich als ein Reformator des geſammten Balletweſens anzuſehen ſey.

Ich erſtaunte ihn ſo ſprechen zu hören und ſchämte mich, ihm erwiedern zu müſſen, daß man außer Berlin und Wien in Deutſchland vom Ballete ſo gut wie nichts wiſſe. Daß ſelbſt in dieſen Städten nichts Eigenthümliches zu Tage gefördert werde, und daß man noch immer geneigt ſey, die Kunſt einer Tänzerin blos in einem gradaus geſtreckten Beine, und in leichten Sprüngen zu ſuchen.

„Und die Deutſchen laſſen ſich das gefallen?" rief er verwundert aus, „die Deutſchen, die in Allem ſo ernſt, ſo tief ſind?"

„Die Deutſchen im Allgemeinen wenden ſich nicht mit beſonderer Vorliebe der ſceniſchen Tanzkunſt zu, ja Einige verachten ſie ſogar, ſchelten ſie unſittlich und eifern ſich dagegen. Das Ballet iſt, wie jetzt die Sachen ſtehen, eine Liebhaberei für Feinſchmecker aus den hohen Ständen, wie die Trüffelpaſtete und die Terrine rother Rebhühner. Nichts weiter!"

„Und jener deutſche Künſtler, dem es in Italien gelang, ſolches Aufſehen zu erregen, der uns eine ganz neue Kunſt zeigte, deſſen Gruppirungen, deſſen Shawltänze in Maſſen uns entzückten, wirkt er nicht auf den Geſchmack ſeiner Landsleute, bringt er nicht die Tanzkunſt bei ihnen zu Ehren?" fragte er erſtaunt. „Ich dachte doch," ſetzte er dann hinzu, „daß in ſeinen Compoſitionen ein Element vorherrſchend iſt, welches man vorzugsweiſe das deutſche benennen könnte. Ich meine nämlich das Phantaſtiſch-Gemüthliche der Erfindung, und den eiſernen Fleiß und die pünktliche Genauigkeit in der Ausführung."

„Jener deutſche Künſtler?" wiederholte ich überraſcht, und ich war beſchämt, nicht gleich zu wiſſen, wen er damit meinte.

„Nun, Ihren Balletmeiſter Horſchelt," rief er unwillig, „derſelbe, der unſern Carneval in Mailand vor zwei Jahren ſo angenehm belebte."

„Ja — Horſchelt," ſagte ich jetzt, „den kenn' ich wohl, der iſt aber ſchon lange unthätig. Man hat ihn in den Ruheſtand verſetzt."

Jetzt hätte ich gewünſcht, daß meine Leſer den wackern Mr. Ragotin geſehen haben würden, wie er vom Kopfe bis zu den Füßen Franzoſe, leidenſchaftlicher Franzoſe wurde. Ich war nicht im Stande, dem Fluſſe ſeiner Rede zu folgen. Es waren kurze Fragen, die er ausſtieß, aber gar nicht in der Abſicht ſie beantwortet zu ſehen, ſondern die mehr wie Streitfragen von ihm hingeworfen wurden, um deren Löſung er ſich nicht weiter bekümmerte. Horſchelt's Genie, das er in Mailand kennen gelernt hatte, ſchien ihm eben ſo ausgezeichnet als bewundernswerth. Er wollte, zum Behufe ſeiner Geſchichte des Ballets, die er herauszugeben gedachte, auch nach Deutſchland reiſen, um ſich von den Fortſchritten zu unterrichten, welche die Kunſt durch Beſtrebungen, die er nach den in Mailand geſehenen, vorausſetzte, nothwendig hätte machen müſſen.

Unſere Geſpräche über dieſen Gegenſtand währten noch einige Abende hindurch und was ich theils durch frühere Unterredungen mit Horſchelt ſelbſt erfahren hatte, was ich durch eigene Anſchauung ſeiner Ballete in Wien wußte, ſo wie das, was mir Mr. Ragotin über ſeine Erfolge in Mailand mittheilte, gab unſerer Unterhaltung wechſelnden Reiz und Belehrung. Das Ganze geſtaltete ſich ſo zu einem nicht unintereſſanten Beitrage zur Kunſtgeſchichte des Ballets unter uns, und ich glaube, daß es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, dieſe Betrachtungen hier, nicht in der ſtrengen Form einer Abhandlung, ſondern ſo wiedergegeben zu finden, wie ſie die Zufälligkeiten des Geſpräch's mit ſich führten.

Horſchelt ſelbſt kann in der Berührung ſeiner Perſönlichkeit hier nicht ſich verletzt fühlen. Als ſchaffender Künſtler ſcheint er geendet zu haben und ſeine italianiſche Reiſe hat ihm einen zwar glänzenden, wenn gleich allzufrühen Markſtein ſeiner Laufbahn geliefert. Was hier von ihm geſagt wird, ſeine Kunſt betreffend, gehört der Oeffentlichkeit und bedarf keiner Entſchuldigung; was über ihn und ſeine Verhältniſſe geſagt wird, war nothwendig um das Bild eines deutſchen Meiſters nach allen Seiten hin zu berichtigen und zu begränzen.

2.

Die Franzoſen haben lange Zeit, und faſt bis auf die Neueſte, die Stoffe ihrer ernſten Ballets der Mythologie entlehnt; die Italianer hingegen mit größerem Glücke ſeit vielen Jahren hiſtoriſche

Stoffe dazu gewählt. Ihre Scenen ſind voll Leben und zeichnen ſich nicht ſelten durch treffliche Charakteriſtik aus; die Sprache der Muſik wird von ihnen in einem weit höhern Grade hervorgehoben als von den Franzoſen, und in jenen Situationen, wo die Leidenſchaften in Raſerei ausarten, wo die höchſte Angſt z. B. zur tollen Tobwuth wird, da gelten ſie für unübertrefflich. Es liegt in der That viel Ueberraſchendes in ihrer Art und Weiſe, ſolche Situationen zur Anſchauung zu bringen. Doch können ſehr leicht die Wuthausbrüche eines Nero, ſo dargeſtellt, eben ſo leicht uns die Haare zu Berge treiben, als den Mund zum Lachen aufreißen. Alles iſt nach Schritten eingerichtet, und es werden nicht ſelten zwei, auch vier auf einen Viertelstact zuſammengetrippelt, mit dem Affecte wächſt das Stampfen und in jenen Scenen, wo ſich zwei Partheien ſtreitend gegenüber ſtehen, könnte man einen Blinden glauben machen, daß ein Bereiter ſeine Pferde dreſſire. Die Hauptſache iſt und bleibt einem italieniſchen Coregrafo die Schritteintheilung bei ſeiner Zeichenſprache. Dem dortigen Publikum iſt dieſe Behandlung übrigens ganz recht, ſie verlangen dieſe Art von Regſamkeit, und mit Ausnahme von Neapel, ſind die Meiſter Aumer und Coraly, welche im Pariſer Styl componirten, nicht ſehr günſtig beurtheilt worden.

Nach dem, was unſerm Landsmanne Horſchelt in Italien widerfuhr, dürfen wir nun aber mit einigem Stolze der deutſchen Schule das Wort ſprechen, denn das Ballet, wie es Horſchelt über die Alpen brachte, und in dem großen Theater **alla Scala** in Mailand zeigte, war ſo fremdartig und verſchieden von Allem was bisher in dieſer Kunſt dort gezeigt worden war, daß die Italiener ſelbſt willig „eine deutſche Schule der Tanzkunſt“ anerkannten. Zuerſt war es das phantaſtiſche Gebiet des Mährchens, welches Horſchelt zum erſten Male, in ſeiner **Principessa del Nord** eröffnet hatte. Die Kraft, womit er die mächtigen Hebel des Wunderbaren bewegte, ſeine unerſchöpfliche Erfindungsgabe, ſind ſo vielen Tauſenden unter uns noch von jener Zeit im Gedächtniſſe, da er den Wienern das einzige Schauſpiel der Kinderballete gegeben hatte. Welche Bedeutung daſſelbe für die Bühne errang, dem es angehörte, möge daraus hervorgehen, daß der Oberdirector, Graf Palffy, den 15. May 1820, nach der Vorſtellung des Ballets: Oberon, unſerm Meiſter amtlich ſchreiben ließ:

„In Erwägung der nun ſeit Ihrer Anſtellung bei meinem Theater durch Ihr ausgezeichnetes Talent, Ihren unermüdeten Fleiß und ſeltenen Kunſtaufwand geleiſteten Dienſte und da Ihre Ballete und Pantomimen nicht nur die Bewunderung des Inlandes und aller hier geweſenen Souverains und Fremden erlangt, ſondern dem Theater in dem Zeitraume von kaum drei Jahren eine Brutto-Einnahme von mehr als 433,000 fl. W. W. getragen haben, ſo finde ich mich bewogen, Ihnen fünf Dienſtjahre zur Erreichung Ihrer wirklichen Penſionsfähigkeit zu erlaſſen ꝛc.“

Nächſt dem Wunderbaren, welches Horſchelt zum erſten Male als Meiſter in ſeinen Balleten gebrauchte, war es eine andere Erfindung noch, die großen Erfolg hatte und die ihm ganz und gar zuzuſchreiben iſt, ſo ſehr ſie jetzt auch von Andern, beſonders von Taglioni, benützt wird, und dieſem den Beifall der Pariſer verſchafft. Dies war: die gewöhnlichen ſchmalen Shawls, wie ſie bei den ſogenannten Shawltänzen gebraucht wurden, in Breite zu verwandeln und mit Hülfe dieſer, aus großen Maſſen Tänze zu bilden, die in einem fortwährenden Ineinanderfließen von maleriſchen Gruppen beſtehen, bei welchen aber die Hauptbedingung herrſcht: jede neue Gruppe durch die vorhergehende zu bedingen, ſie dabei in ihren Lineamenten ſcharf abweichend zu bilden, das Ganze ungeſucht erſcheinen zu laſſen, und nirgends das Ordnen und Vorbereiten ſichtlich zu machen.

Die Idee zu dieſen effectvollen Tänzen, denen Horſchelt ſpäter ſeine ſchönſten Triumphe verdankte, verwirklichte er zuerſt bei dem Kinderballet. Die gelehrigen Kleinen gaben ſich willig zu ſeinen Verſuchen her; denn anfänglich bedurfte eine von ihm erdachte Hauptgruppe 5 bis 6 Uebergangsgruppen, die ſich nach anhaltender Mühe und vielem Nachdenken auf drei reduziren ließen, ohne die mindeſte Härte zu zeigen.

Zum erſten Male erſchienen dieſe Shawlgruppen im Ballet Aſchenbrödel am 15. April 1817. Ganz Wien gerieth dabei in Entzücken und nicht zwei Jahre waren ſeit dem vergangen, ſo las man in allen Blättern, daß ſowohl in Paris wie in Italien dieſe neue Weiſe die lebhafteſte Aufnahme gefunden habe.

Man erlaube mir hier eine kurze Notiz über das Wiener Kinderballet einzuſchalten.

Das Singſpiel „die Eſelshaut,“ nach dem bekannten franzöſiſchen Volksmährchen, mit Muſik von Hummel, gab die erſte Veranlaſſung, das Wiener Publikum durch ſchön erfundene Kindertänze bedeutend anzuregen. Horſchelt war damals, neben dem Balletmeiſter Aumer, als Viceballetmeiſter der k. k. Hoftheater angeſtellt. Beſonders gefielen darin Thereſe Heberle, 8 Jahre, und Angioletta Mayer, 6 Jahr alt. Auf dieſen erfreulichen Succeß erſchien nun am 14. November 1815 das erſte Kinderballet, unter dem Titel: die kleine Diebin. Man lachte und applaudirte, und rief den Meiſter und die Kleinen heraus. Am 5. März des folgenden Jahres ward das zweite Kinderballet auf die Scene gebracht. Es hieß die Waſchermädchen. Die Hauptſcene in dieſem Ballete war eine Feuersbrunſt, die voll unzähliger Nuancen und geſpickt mit den drolligſten Einfällen, von der reichen Erfindungsgabe Horſchelts ein genügendes Zeugniß ablegte. Jetzt glänzten neben den beiden oben genannten ſchon Mehrere, deren Namen dem Publikum bekannt wurden. Wir nennen: Wilhelmine, Betty und Auguſte Schröder, (die Erſtere iſt die jetzt ſo berühmt gewordene Sängerin,) dann Stullmüller, Laroche, Stiaſny und der kleine Erzkomiker, Siegmund d'Luppi. Das Balletcorps zählte 12 Paare.

Alles, was bisher geleiſtet worden war, erreichte jedoch mehr oder weniger nur das, was eine billige Erwartung von dergleichen Darſtellungen forderte. Die Beifallsbezeugungen trugen den Charakter freudiger Erregung und das Publikum wurde dabei unwillkürlich in eine raſchbeſchwingte, luſtige Kinderwelt hineingezogen. Der Vortheil, den dieſe Vorſtellungen der Kaſſe jedoch verſchafften, war zu groß, als daß man nicht die Aufmerkſamkeit darauf richten ſollte, dieſem Schauſpiel mehr künſtleriſche Bedeutung und Selbſtſtändigkeit zu verſchaffen. Horſchelt ſelbſt wurde auf's Ernſtlichſte zu feſſeln und in's Intereſſe zu ziehen geſucht, ſeine Einnahme ſtieg ſogleich auf's Sechsfache. Er bezog jetzt ſchon mit Einſchluß einer Benefiz 10,100 fl. W. W. Hiefür hatte er kontraktmäßig drei neue Arbeiten im Jahre zu liefern.

Seine nächſten Ballete waren „das Waldmädchen" (21. Mai 1846) und „Chevalier Dupe (19. Okt. 1846), die ſich wie die Vorhergehenden des allgemeinſten Beifalls erfreuten. Als aber am 15. April 1847 das Ballet: „Aſchenbrödel" erſchien, da erreichte der Enthuſiasmus des Publikums den höchſten Grad und die glänzende Aera des Kinderballets begann. Wir entlehnen folgende Zeilen einem Blatte, welches ſie ſogleich nach dem Erſcheinen der Aſchenbrödel ſeinen Leſern mittheilte:

„Bei der Erſcheinung dieſer neuen Horſchelt'ſchen Meiſterarbeit müſſen alle jene Prahler ſchweigen, die ſo gern den Prunk und die Erfindungsgabe fremder Städte anpreiſen. Hier wird dem Zuſchauer ein Ganzes dargeſtellt, welches ohne Uebertreibung geſagt, das weite Europa noch nicht geſehen hat. Man denke ſich den Anblick, wenn gleichſam wie auf einen Zauberſchlag, aus den Wolken ein koloſſaler Feentempel herabſteigt, hundert lebende Kinder mit ihm und eine eben ſolche Zahl aus dem Boden empordringt, ſich mit den Wolken Genien zu verbinden; in der Mitte liegt die ſchlummernde Aſchenbrödel von einem goldlockigen, lieblichen Amor bewacht, und rings umgeben von unzähligen Amoretten. Man denke ſich ſo den ganzen Himmel mit ſchwebenden Kindern, Guirlanden, azurnen Wolken, goldenen Strahlen beſäet und den Hintergrund mit abermals hundert Engelköpfchen und maleriſchen Gruppen ausgefüllt, und man wird bei der lebhafteſten Phantaſie gegen die Wirklichkeit, nur einen ſchwachen Begriff von dem Ganzen haben u. ſ. w. (F. f.)

Correſpondenz.

Théâtre-Royal-Italien.

Paris, den 17. October.

Die Sängerinnen, deren Bekanntſchaft wir in dieſem Jahre zum erſten Male machen, tragen allerdings nicht wenig dazu bei, die Dilettanti in Athem zu erhalten. Hiezu kommt noch die Erſcheinung eines jungen Ruſſen: Iwanoff, deſſen glühender Geſang ſein Vaterland nicht errathen läßt, und Rubini, der ewig neue, ewig junge, der uns entzückt, ſo oft wir ihn hören. Lächerlich ſind oft die Berichte in deutſchen Blättern über unſer Theater. Sie wiſſen, daß die italianiſche Oper theuer iſt, und daß die Adminiſtration mit ihren Entrés de faveur eben nicht freigiebig iſt; daher mag es dann kommen, daß ſo mancher deutſche Berichterſtatter nur vom Hörenſagen referirt. Unter andern Curioſitäten berichtete nun ein ſolcher einem Blatte nach Deutſchland, daß in dieſer Saison die erſten Sujets der ital. Oper mit fremden Nationen beſetzt ſeyen, und nannte unter Andern auch eine Spanierin: Signora Amigo. Aber mein Himmel! die Amigo, eine erſte Sängerin! Es iſt dieſelbe Amigo, die Sie kennen, das ſchönſte Weib in Paris vielleicht, aber die unbedeutendſte Sängerin in jedem Falle, die ihre Vertrauten und ihren Chor ſingt, ſo gut es gehen will. — Donnerstag den 10. war der Pirat zum zweitenmale. Die Ungher hatte anzeigen laſſen, daß ſie unwohl ſey. Dennoch ſang ſie gut. Namentlich war ſie im Terzett des 2. Acts groß zu nennen. Rubini war unübertrefflich. Dennoch war der Beifall lau. Das eigentliche Publikum dieſes Theaters war nicht zugegen, ſondern man ſah andre gute wackere Leute, die nur ſelten hier erſcheinen und oft in den Zettel gucken müſſen, um den Namen der Sänger zu erfahren. Dieſe glaubten es wäre ſo wie immer, und müſſe auch ſo ſeyn.

Da am Sonnabend die Ungher bedeutender erkrankt war, ſo wurde Anna Bolena ſtatt des angekündigten Piraten gegeben. Das Publikum ſchien damit zufrieden zu ſeyn.

Mamſell Schulz, die das erſte Mal Furcht gezeigt hatte, erſchien hier neben der Griſi, und ließ uns endlich ihre ganze Stimme hören. Sie iſt von bedeutendem Umfang und beſitzt eine anmuthige Friſche, dabei intonirt die Sängerin richtig und volaliſirt rein. Die Ausſprache iſt hingegen fehlerhaft und das Spiel ſchlecht. Sie weiß nichts mit den Armen anzufangen und ihre Geſichtszüge ſind keines dramatiſchen Ausdrucks fähig.

Iwanoff ſtieg noch bedeutend in der Gunſt der Pariſer. Im zweiten Akte entlockt er ſtets Thränen, und ein allgemeines bis erſcholl. Sein Spiel iſt ſehr leidenſchaftlich und kann, bei gehörigem

Fleiße, einſt eben ſo groß werden wie ſein Geſang. Für jetzt mangelte ihm noch künſtleriſche Ruhe.

Am 16. war der Barbier. Ohnerachtet uns noch die Malibran im Gedächtniſſe iſt, und dies der großen Sängerin vorzüglichſte Parthie war, gefiel die Griſi doch. Sie giebt ſie ohne Grimace und Minauderien und nicht als Griſette, ſondern ſie zeigt uns die liebende, leidende, Spanierin. Bald luſtig bis zur Ausgelaſſenheit, bald ernſt und männlich, aber immer naiv.

Eine Nuance iſt ihr eigenthümlich, die ich, zum Frommen vieler Roſinen hier erwähnen will. Wenn Lindor den Mantel öffnet, und ſich ihr als Almaviva zeigt, ſo ſtürzt ſie ſich ihm nicht in die Arme, als hätte ſie's gar nicht anders vermuthet, ſondern ſie zeigt Beſtürzung und Blödigkeit in ihrer Freude.

Sie iſt eben ſo unterwürfig als glücklich, und weiß nicht wie ſie dieſem Lindoro ihre Liebe beweiſen ſoll, endlich beugt ſie ſich tief vor ihm und ergreift dabei zärtlich ſeine Hand. Als Sängerin ließ ſie uns die Reinheit und Geläufigkeit ihrer Stimme bewundern. „Una voce poco fa" ſang ſie ganz neu, doch ohne, wie die Malibran, die Melodie zu verunſtalten. In dem Stretto des Duetts mit Tamburini: **Fortunati affetti miei**, zeigte ſie vielleicht nicht Energie genug. Im zweiten Akte legte ſie die Variationen von Rhode ein. Leider iſt ſo etwas auch hier nöthig, um in die erſte Linie rangirt zu werden. Für den wahren Kenner iſt dies Kunſtſtück überflüſſig. In dem Vortrage dieſer Piéce fehlten die höchſten Lichter. Es war eine ununterbrochene Reihe der ſchönſten Perlen, aber man hätte hie und da einige Brillanten hinein gewünſcht. Die Künſtlerin ſollte ſich mehr Zeit zum Athemholen laſſen. Von Tamburini als Barbier läßt ſich keine Beſchreibung geben. Die Fertigkeit ſeiner Kehle gränzt an's Fabelhafte. Er geſtattet ſich Alles, und Alles gelingt ihm. Die Puriſten notiren ihm wohl ſo manchen Fehler — aber immerhin! trotz dieſer Fehler geht das Drama nicht mehr vorwärts, wenn Tamburini auf der Scene iſt, ſondern es ſpringt, fliegt, jauchzt zu Ende! Es iſt wahres ſüdliches Leben — ein luſtiger Rauſch! Iſt nun gleich die Sprache der Berauſchten ein wenig ſchwer, ſtößt auch die Zunge hie und da an; dennoch haben im Rauſche geiſtreiche Leute tauſendmal mehr Witz als gewöhnlich. Ueber Rubini nichts mehr — als daß Er den Almaviva ſang. — Santini hat vor ſeinem Vorgänger Graziani die treffliche Stimme voraus. Heute hörten wir einmal Bartolos gewichtige Noten Alle. Im Spiel entwickelte er eine geſunde Bouffonnerie und man kam aus dem Lachen nicht heraus. Gerufen wurden: Rubini, Tamburini und die Griſi.

3tes Quartal. Nro. 12. 26. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

erausgeber: Aug. Lewald. **München.** Verleger: Georg Franz

ur Kunſtgeſchichte des Ballets in Deutſchland. — Georg Döring. — München. — Correſpondenz. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Zur Kunstgeschichte des Ballets in Deutschland.

(Fortſetzung.)

3.

Nach dieſem glänzenden Erfolge wurden den Kindern Gehalte ausgezahlt. Thereſe Heberle und Angioletta Mayer erhielten, nebſt freier Wohnung für die ganze Familie, 2000 Gulden; Andere hatten 1000, und ſo herunter bis 200 Gulden. Zugleich wurde ihnen eine Benefizvorſtellung bewilligt, die ſelten weniger als 5000 Gulden eintrug. Auf den Unterricht in Religion und Elementargegenſtänden wurde ſtreng geſehen und hierüber Liſten und Belege der Polizei-Oberdirection halbjährig eingeſandt.

Den 13ten November 1817 erſchienen „die Portraits“ mit der trefflichen Muſik von Moſcheles und den 12ten Februar 1818 die Redoute. Am 7ten May aber der Berggeiſt nach dem Volksmährchen: Rübezahl, von Muſäus, und mit ihm eine neue Art von Shawltanz, deſſen Krone aus einer aufſchwebenden Pyramidalgruppe von Genien in roſafarbenen Shawls, gebildet wurde. Der Beifall, den dieſes Ballet erhielt, überſchritt alle Gränzen. Der Meiſter wurde anfänglich ſtets ſechsmal und dann in ſechs und achtzig Vorſtellungen, welche in 30 Monaten gegeben wurden, mindeſtens drei Mal gerufen. 160 Kinder waren darin beſchäftigt und von der kleinen Rottmüller (5 Jahr alt), welche den Amor gab, wurde behauptet, nie noch eine graciöſere und zugleich ſchalkhaftere Perſonificirung des Liebesgottes geſehen zu haben.

Welche unſägliche Arbeit es erfordert, ein ſolch kleines Kind, mit ſeiner Aufgabe vertraut zu machen, kann nur der beurtheilen, der jemals einer Probe oder Vorbereitung dieſer Art beigewohnt hat. Selbſt wenn das Kind alle Haupterforderniſſe in ſich vereinigt, Auffaſſungsvermögen, richtiges Gehör und angeborene Grazie, ſo möchte man bei dem bloßen Zuſehen ſchon verzweifeln, wie aber, wenn das Kind — wie ſolches häufig der Fall iſt, keines dieſer Bedingungen erfüllt? Vorerſt zeigt der Meiſter dem Kinde einige allgemeine Stellungen, dann die Art und Weiſe, wie es die vorliegende Handlung auszudrücken und zu bezeichnen habe, und zwar gleich Note für Note und Takt für Takt. Hat das Kind dieſes vollkommen begriffen, ſo daß es keinen Fehler mehr macht, dann iſt noch nichts als ein kleiner Automat gewonnen, da ihm die geſpannte Aufmerkſamkeit dem Takte zu folgen, jede Natürlichkeit raubt und ſeine Bewegungen an einen Mälzelſchen Metronom erinnern. Jetzt muß man dem Kinde erſt die Freiheit geben, auch außer dem Tacte ſeine Bewegungen machen zu dürfen. Man muß ihm ſtets zurufen, ſich nicht an die Muſik zu kehren, und ſo zu thun, als ob es mit andern Kindern ſpiele. Dies wiederholt ſich dann durch mehrere Tage, wo nie ein Fehler gegen die Muſik, nur immer ſolche gegen die Natur gerügt werden. Iſt auf ſolche Art endlich das Gezwungene verſchwunden, ſo führt man nach und nach Stelle für Stelle das Kind auf die ſchon früher inne gehabte Takteintheilung zurück und ſo verbindet ſich erſt die Darſtellung zu einem Ganzen. Man ſieht hieraus wie ſchwierig es iſt, Natürlichkeit zu bezwecken und den Erzfeind derſelben, den im Ballete ſo nöthigen Rhythmus gänzlich davon zu entfernen.

Die erſte Vorſtellung des Berggeiſts war zu Horſchelts Einnahme, und ſie belief ſich auf 6100 Gulden W. W. Den größten Beifall trugen: der Genienflug, der Guirlandentanz, die Briefſcene mit Amor und der Shawltanz en masse davon. Am 19ten Octbr. deſſelben Jahres kam „der blöde Ritter“ auf die Scene, deſſen Aufnahme kaum weniger glänzend war. Die Comparſerie war dabei bedacht, wie ſie die große Oper zu Paris nicht brillanter zu bieten vermag. Das Ballet ſchloß mit einer Schlacht, in welcher über zweihundert Knaben, ein großer Theil davon in voller Rüſtung, gegen einander kämpften. Die Erſtürmung einer Burg war damit verbunden. Schon war die doppelte Reihe der Baſtionen erſtiegen, als eine dritte Parthei den Stürmenden in den Rücken fiel, dieſe zwingend, ihre Streitkräfte zu theilen und nun entwickelte ſich das Handgemenge nicht nur auf allen Vertheidigungspunkten der Burg, ſondern auch durch alle Gemächer, bis zur höchſten Spitze des Wartthurms hinauf. Paniere wurden erobert und wieder zurückgewonnen, Ritter aus den zertrümmerten Bogenfenſtern in den Schloßhof geſtürzte und Waffen und Erſchlagene bedeckten den Kampfplan. Die Zuſchauer vergaßen ganz dabei, daß dies Kinder ſeyen und daß es überhaupt nur ein Schauſpiel ſey, dem man beiwohnte.

„Eliſene," am 29. März 1819, theilte den Beifall der frühern Ballete. Dann folgten den 15. July: „der Marktrichter" und am 7. Januar 1820 „die Wildſchützen," zwei kleinere Arbeiten.

„Oberon" das größte Kinderballet, erſchien am 25. April 1820. Der rühmlichſt bekannte Ritter v. Seyfried hatte die Muſik hiezu geliefert. Die Pracht die hierauf verwendet wurde, war außerordentlich. Die Mise-en-Scène koſtete 18000 Gulden. Die Opferſcene der Titania, nach welcher ſie und ihr Gefolge in Roſen- und Liliengebüſchen dem Auge entſchwebte, die Elfenſcenen, wo an funfzig Kleine von 4 bis 6 Jahren mitwirkten, und die Mohrenfeſte zu Tunis, waren das Effectvollſte und Phantaſiereichſte, was die choregraphiſche Scene bieten kann.

Dieſer außerordentlichen Leiſtung folgte am 18. Januar 1821 die Pantomime: „die Silberſchlange," in welcher Horſchelt zwar die italiäniſchen Masken beibehielt, aber die ſtehenden Prügelſcenen, durch andere, ſinnreiche Komik zu erſetzen wußte.

Am 7. Mai erſchien „die Feuernelke," mit Muſik vom Grafen v. Gallenberg. Der Beifall, den dieſes Ballet erhielt, veranlaßte den Pächter des Karntherthortheaters Barbaja, der zugleich Impreſario von S. Carlo in Neapel war, ſich mit dem Programm und den Zeichnungen der Hauptgruppen zu verſehen, um daſſelbe durch Veſtris in Neapel auf die Scene bringen zu laſſen, wo es denn auch entſchiedenes Glück machte. Mit geringen Veränderungen erſchien es einige Jahre ſpäter, wieder in Wien, unter dem Titel: „Fee und Ritter," worin die berühmte Brugnoli ihre größten Triumphe feierte.

So weit war das Kinderballet gediehen, als ſich ein furchtbar drohendes Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammenzog. Zuerſt erhoben die Väter des wiedererſtandenen Ordens Jeſu (Liguorianer) ihre Stimme dagegen und Zacharias Werner, bei deſſen Abendpredigten ſich die Zahl der Zuhörer um die Theaterzeit öfters zu vermindern begann, hielt einmal mitten in ſeinem Vortrage inne, deutete auf die Hinausgehenden, und donnerte ihnen nach: „Dieſe laufen dem Teufel gerade in den Rachen — ſie gehen in's Kinderballet!" — Dies erregte großes Aufſehen und da nun bald viele hohe Geiſtliche gleichfalls dagegen eingenommen wurden, ſo erſchien kurz darauf der Befehl: daß das Kinderballet mit Ende Nov. laufenden Jahres aufzuhören habe. Am 30. Oktober trat Horſchelt mit ſeiner letzten neuen Arbeit auf: „das Zauberglöckchen" und während des ganzen Novembers war faſt an jedem Abende ein Kinderballet.

Mit ſchwerem Herzen ſagten ſich die Wiener von dieſem Schauſpiele los. Die Kleinen erhielten noch zwei Einnahmen, die über 1000 Gulden eintrugen.

Als am 30. November 1821 das letzte Kinderballet in Wien gegeben wurde, und hiezu der Berggeiſt gewählt worden war, nahm das Publicum alle Glanzmomente dieſer Compoſition noch lebhafter auf, als am Tage ihres erſten Erſcheinens. Wie ſich aber zum Schluſſe, ſtatt der großen Feengruppe, das Theater plötzlich verfinſterte, der hintere Vorhang aufflog und nun eine Gallerie von Bildern ſichtbar wurde, die Lieblingsſcenen ſämmtlicher Kinderballete verſinnlichend, da erfolgte eine augenblickliche Stille der Ueberraſchung, und wie dann alle Kinder ſich dankend zu bewegen anfingen, brach ein Beifallsſturm los, der ſich nicht beſchreiben läßt. Zweimal wurde Horſchelt noch gerufen, aber das Publikum war damit noch nicht zufrieden. „Horſchelt und alle Kinder!" tönte es durch's ganze Haus. Die Lampen waren bereits halb ausgelöſcht, die Kinder ſchon großentheils in ihren gewöhnlichen Anzügen; aber das Publikum ließ ſich durch Nichts beſchwichtigen. Der Lärm nahm ſtets zu. Endlich erſcheint Horſchelt zum Letztenmale, in der Mitte von hundert Kindern, ſchwarzgeſtiefelten Elfen und ſorgfältig eingehüllten Berggeiſtern, und ſo — nimmt er ſeinen rührenden Abſchied von Wien für immer, und mit ihm verſchwindet das phantaſiereichſte, blendendſte Schauſpiel, das je dort geſehen wurde und das keine andere Stadt jemals ſah. (Fortſ. folgt.)

Georg Döring,

der beliebte Novellendichter, der kürzlich in Frankfurt ſtarb, war in ſeiner Jugend Mitglied des dortigen Orcheſters. Er blies die Oboe ſehr ausgezeichnet und hatte als Tonkünſtler in Begleitung ſeines Vaters eine Reiſe nach Paris gemacht. Seine ſchwache Bruſt war zunächſt die Urſache, daß er ſeine Stelle am Orcheſter niederlegte. Er hatte ſchon mehrere kleinere Gedichte drucken laſſen, die beifällig aufgenommen wurden. In hohem Grade war dies mit einigen Sonetten der Fall, die er auf die Helden von Braunſchweig-Oels gedichtet. Nun beſchloß er, ſich gänzlich der Dichtkunſt zu weihen. Seine Erſtlinge waren Schauſpiele. Er ſchrieb einen „Poſa," einen „Cervantes," eigentlich nach dem Franzöſiſchen des Boirie, er hat aber die Quelle nicht angegeben, und viele andere, größere und kleinere Stücke, die jedoch nicht im Stande waren, großes Aufſehen zu machen. Mehr gelang ihm dies durch ſeine erzählenden Dichtungen, die er unter dem Titel: „Phantaſiegemälde, ſeit einer Reihe von Jahren erſcheinen ließ. Dieſe erwarben ſich bald ein ſehr großes Publikum, und erhoben ihn zu dem Range eines Lieblingsſchriftſtellers. Alljährlich erſchienen nun Romane und Novellen in mehreren Bänden, und in Sammlungen, in Taſchenbüchern u. ſ. w., die Herr Sauerländer in Frankfurt mit Vorliebe ausſtattete und zu Markte brachte. Ferner redigirte Döring: „Die Erholungen,“ und war bei ſo manchen andern belletriſtiſchen Unternehmungen auf das thätigſte intereſſirt. Dabei war er ſtets kränklich, in der letzten Zeit ſchwer und ernſtlich krank. Deßhalb ſind die Phantaſiegemälde“ für 1834 nicht erſchienen. Am 12. Oktober ereilte ihn ein früher Tod. Er war noch nicht 40 Jahre alt.

Ich lebte einige Male in ſeiner Nähe, oft auf längere Zeit. Er war damals ein heiterer, kindlich gemüthlicher Menſch, voll Gutmüthigkeit und Laune, der gern in Geſellſchaft lebte. Später zwang ihn ſein Geſundheitszuſtand einſam und zurückgezogen zu ſeyn. Es wird ſeinen zahlreichen Freunden angenehm ſeyn, ſeine Schriften recht bald geſammelt erſcheinen zu ſehen.

München.

Freiſchütz. — Beliſar.

Die Oper war einmal hier muſterhaft in die Scene geſetzt. Jetzt iſt Alles alt und unſcheinbar geworden; Manches iſt auf unrechte Weiſe verändert, man kann es nicht verbeſſert nennen. Der Wolfſchluchttrödel beſteht faſt ganz aus abgelegter Waare; beſonders ſchlecht nimmt ſich der Haufe von Todtenköpfen aus, worauf Samiel zuletzt erſcheint, der Waſſerfall leidet an Waſſermangel, die chineſiſchen, bunten Räder ſind ein zu kinderhaft-freundlicher Teufelsſpuk, u. ſ. w. u. ſ. w. Mad. de Mérie ſang die Agathe. Der Jubel am Schluſſe der großen Arie wurde ein wenig zurückgehalten, wie es ſchien. Wir ſind gewohnt, daß die Sängerin ſich hier, von dem was ſie zu ſingen hat, mehr fortreißen laſſe. Das deutſche Element, das in dieſer Compoſition ſo vorherrſchend iſt, darf durchaus nicht daraus entfernt werden. Einige Nuancen im Vortrag, die an und für ſich nicht übel ſeyn möchten, ſündigten dagegen. Selbſt die Cinti-Damoreau, von der ich dieſe Arie einſt hörte, war bemüht hierin der Compoſition ihr volles Recht widerfahren zu laſſen. — Man hat ſchon oft die Stimme der Dem. Deiſenrieder gelobt und will es hier ſehr bereitwillig wiederholen, aber eben ſo aufrichtig und wohlmeinend muß ihr zugerufen werden: Beſſere Toilette — Unterricht im Tanzen — und Sprechübungen. Es wäre wahrlich zu bedauern, wenn um ſolcher Kleinigkeiten willen, die durch Fleiß und Aufmerkſamkeit leicht erlangt werden können, eine ſchöne Stimme und ſonſtige Anlagen nicht zu der ihnen gebührenden Anerkennung gelangen ſollten. — Das Uebrige gäbe noch Raum zu ſo mancher Bemerkung, wenn Raum im Blatte vorhanden wäre.

Das Trauerſpiel verdient troz einiger Mängel, reiches Lob. Es ließe ſich indeß treu der Geſchichte, vom Beliſar ein großes, wirkſames Drama ſchreiben, ohne zu der längſt widerlegten Sage von ſeiner Blendung und einer Erfindung, wie die Tödtung des Sohnes, ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen *). Die übrigens mit Fleiß und Vorliebe beſorgte Vorſtellung wurde durch ein Unwohlſeyn Eßlairs, das ihn in ſeiner erſten Scene befiel, bedeutend beeinträchtigt. Dem. Hoffmann aus Dresden gab die Irene faſt ohne andern Vorzug, als den der Geſtalt, zu nennen. Sie erregte keine Theilnahme. Mad. Fries verdient als Antonina, die rühmlichſte Erwähnung. —

Lenore. — Herr v. Holtei.

Geſtern war Lenore zum zweitenmale, und der Dichter derſelben trat darin zum Leztenmale als Wallheim auf. Es hatte ſich ein zahlreiches Publikum eingefunden, und allgemein war die Theilnahme, ſo wie der Beifall. Das Mantellied wurde wiederholt, und Herr v. Holtei am Schluſſe gerufen. Er erſchien mit Dem. Schöller. — Der ſchöne, ächtpatriotiſche Geiſt, der durch das ganze Stück weht, wirkte mit großer Macht. Man vergaß leicht, daß alle Beziehungen einem fremden deutſchen Volksſtamme gehörten, daß eine weit entfernte Zeit es war, die ſich vor unſern Blicken abſpiegelte, und man fühlte ſich erregt von der Vaterlandsliebe, dem redlichen Muthe und der treuen Anhänglichkeit für einen großen König, welche dieſe Menſchen beſeelten. Die lokalen Anſpielungen, die zeitgemäßen Soldatenlieder, die Volksmelodien, Alles wirkte mit, dieſen Eindruck zu erhöhen, und mit Freuden wiederholen wir hier, was wir ſchon früher ausſprachen: daß Herr von Holtei, einer der reichbegabteſten deutſchen Bühnendichter ſey, und daß es zu wünſchen wäre, daß die große Anzahl von Stücken, die er bereits geliefert, mit einigen kleinen Umänderungen, welche die Verpflanzung bedingen würde, auch auf den übrigen Bühnen bekannt werden möchte. Unter dreißig Stücken, die wir von ihm kennen, befinden ſich nur zwei Ueberſezungen aus dem Franzöſiſchen. Alle ſind eigenthümlich gedacht und ausgeführt, Allen liegt eine poetiſche Idee zum Grunde, und in Allen ſpricht ſich die Poeſie nicht in der Form allein aus, obgleich Viele in ſehr ſchönen Verſen und ſehr künſtlichen Versmaßen geſchrieben ſind, worin Holtei Meiſter genannt zu werden ver-

---

*) Gibbon's History of the decline and fall etc. Vol. VIII.

dient. Er hat mehrere große Dramen geliefert, die bereits im Drucke erſchienen ſind, und welche die günſtigſte Kritik erfahren haben, wie ihn denn ſtets die gediegenſte Kritik geleitet. Es iſt bekannt, welchen Antheil Göthe an ſeinen Arbeiten nahm, und daß es ihm vergonnt war, Monate lang in ſeinem Hauſe zu verweilen, und ſich ſeines berathenden Umgangs zu erfreuen. Tieck iſt unſerm Dichter fortwährend auf das freundſchaftlichſte zugewandt, und man darf wohl ſagen, daß er mit den Beſten im Vaterlande im ſteten und innigſten Wechſelverkehr lebt. Die wenigen Stücke, welche wir hier von ihm kennen lernten, ſind mithin auch auf ſolche Weiſe entſtanden. Es ſind nicht die ſtümperhaften Verſuche eines Anfängers, die erſt die Protection irgend eines Tagesſchriftſtellers nachſuchen müſſen, um ſich einen Namen zu machen. Sie kündigten ſich aber auch nicht mit Anmaßung an. Nicht Monatelang vorher, wie dieß bei andern Schauſpielen wohl der Fall iſt, ließ Holtei ſich verkündigend anpreiſen. Er trat mit einer ſeiner neueſten Arbeiten auf, die in Berlin mit großem Beifalle aufgenommen worden war, und zuletzt auch in Hamburg und Leipzig ſehr gefallen hatte. Wenn dies nun die Wahl hinlänglich entſchuldigt, ſo zeigte der Erfolg, daß ſie für München nicht ganz die Richtige war. Das Stück ſprach nur getheilt an. Alle Kenner, und zu einem geſunden Urtheile Befähigten, wieſen dennoch dieſer Arbeit den ihr gebührenden Rang an, und deuteten auf die Urſachen hin, die einem Theile unſers Publikums das Stück etwas fremdartig erſcheinen ließen. Das kleine Drama Hans Gürge erfreute ſich ſchon allgemeinen Beifalls, Lenore machte entſchiedenes Glück. Abgeſehen von dieſer günſtigen Aufnahme im Theater, erfreute ſich Herr von Holtei einer ausgedehnten Gaſtfreundſchaft in größern und kleinern Zirkeln hieſiger Gelehrten und Künſtler, wo er vor ausgeſuchten Zuhörerſchaften Proben ſeines ſchönen Vorleſetalents ablegte. Auch las er in der Geſellſchaft des Frohſinns, Scenen aus Heinrich IV. von Shakeſpear.

Herr von Holtei nimmt vielfältige Beweiſe einer eben ſo urbanen als gaſtfreundlichen Aufnahme aus München mit ſich fort, und wenn gleich entfernt, ſo wird man, durch neue Bühnenerſcheinungen, von ſeiner fortwährenden ſchönen Thätigkeit, mit Vergnügen die Kunde empfangen.

Die letzte Aufführung der Lenore war ſehr gelungen. Beſonders legte Dem. Schöller abermals Beweiſe eines vielverſprechenden Talents ab. Ihre erſten Scenen wurden mit einer natürlichen Innigkeit gegeben. In den letzten war das große tragiſche Modell der Meiſterin erſichtlich, welches jedoch die junge Künſtlerin überwältigte. Einzelnes gelang auch hier in hohem Grade. Auf die Stimme iſt beſonders zu achten. —

Miszellen.

Madame Schechner-Waagen wird, nach der Theaterzeitung, zum nächſten December in Wien erwartet.

Dem. Gebhardt, eine Schülerin der Mad. Schröder, welche vor einigen Monaten auch auf unſerer Bühne ein Paar mal auftrat, giebt jetzt Gaſtrollen in Linz mit Beifall.

Die Verwaltung des Joſephſtädtiſchen Theaters in Wien legt eine ſehr lobenswerthe Thätigkeit an den Tag. Bekanntlich hat dieſe Bühne mit der erſten Darſtellung von Meyerbeer's Robert dem Kärnthnerthortheater den Rang abgelaufen und jetzt ſpricht man davon, daß ſie den „Ali Baba" von Cherubini bereits vorbereite. In Herrn Pöl beſitzt übrigens das Joſephſtädter Theater, nach allen Berichten, den erſten jetzt lebenden Baſſiſten Deutſchlands, deſſen Stimme Bewunderung erregt.

Ein neues Drama: Hinko, von Madame Birch-Pfeiffer, welches bereits bei vielen Theatern zur Aufführung vorbereitet wird, hat in dieſen Tagen in Hamburg bedeutende Senſation gemacht. Wir freuen uns es auch hier bald zu ſehen. Ein gutes, größeres Drama, iſt in jetziger Zeit der Armuth, für jeden Theaterfreund eine doppelt erfreuliche Neuigkeit, womit nicht zurückgehalten werden darf.

Correspondenz.

Aus Bremen.

Unſer Theater iſt noch immer an guten Schauſpielern arm. Der Herr Director iſt mit einer halben Truppe in Oldenburg und die Frau Directrin mit der andern Hälfte hier und Herr Knauſt iſt zur Freude des Publikums zurückgekehrt und Mad. Piriſcher zum Leidweſen Vieler fortgegangen. „Jeſſonda" von Spohr, zu ihrem Benefize, ward zum erſten Male gehört. An Gäſten hat es dieſen Sommer hier nicht gefehlt. Vor allen war es der Baſſiſt Gey aus Hannover, der ſehr gefiel. Don Juan und Almaviva im Figaro gab er mit großem Erfolge. Neue Stücke werden ſehr wenig einſtudiert und die beſſern Alten ſehr ſchlecht aufgeführt. Unſere erſte Liebhaberin, Dem. Viſcher hat das Theater verlaſſen und an der Hand eines jungen Kaufmanns den Muſen Lebewohl geſagt. Wenn mehr Oeconomie herrſchte, würde ſich die Direction ſehr gut ſtehen, aber es ſcheint, daß ſie nicht Rechnen gelernt hat und daher nicht herausbringen kann, was ein Bremer Publikum zu bezahlen im Stande iſt. Ueberhaupt ſieht man es jetzt ſo ziemlich allgemein ein, daß mit der Directionsveränderung wenig oder nichts gewonnen iſt, und daß es beſſer geweſen wäre, wenn man alles beim Alten gelaſſen hätte. Wird nun noch der Plan ausgeführt, den ein hieſiger Handelsmann erſonnen hat, in der Neuſtadt aus einer Zuckerfabrik ein Opernhaus zu machen, worin die Töne um ſo ſüßer klingen werden, ſo iſt es um das bisherige Theater in der Altſtadt vollends geſchehen.

S...

3tes Quartal. №. 13. 30. October 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz.

München. — Zur Kunſtgeſchichte des Ballets in Deutſchland. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint [illegible], Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der [illegible] 2 fl. [illegible] Poſtämter [illegible]

München.

Figaro.

Welch ein Stück! — der Verfaſſer dieſes Stücks — welch ein Menſch! — „Cet homme aime le crime!“ ſagte eine fromme, geiſtreiche Dame in Frankreich, als ſie von Caron de Beaumarchais ſprach, und nicht daran dachte, daß der Verfaſſer des Figaro, gar nicht von dem Kitzel geſtachelt wurde, der Welt ein ſchlüpfriges, ſinnenreizendes Bild zu entwerfen, wie dies wohl manchem ſpeculativen Kopfe in unſern Tagen einfallen konnte, ſondern daß er nur bemüht war, dem übermüthigen, ausgearteten und ſchändlichen franzöſiſchen Adel damaliger Zeit, den ſinnlichen, falſchen und lüſternen Weibern, den verſchmitzten und feilen Kupplern einen fürchterlich wahren Spiegel vorzuhalten. Heute wie damals, wurde der drohende Ernſt dieſes Bildes wenig verſtanden. Die boshafte Frivolität, worin das Ganze ſich hüllt, das noch überdieß unaufgelöſt endet, zeigt zu deutlich die Abſicht des geiſtreichen Verfaſſers. Der Barbier von Sevilla und die Hochzeit des Figaro werden daher ſtets ſehr merkwürdige Stücke bleiben, ſelbſt wenn ihre eigentliche Bedeutung längſt verſchwunden iſt. Dieſe gänzlich zu verwiſchen, iſt man auf den Einfall gekommen, ſie in Opern umzuwandeln. Der ſanglante Witz, die Sarkaſmen, welche ſich in Eleganz hüllen, der reiche Geiſt, der den Dialog durchweht, mußten ziemlich ſchaalen Verſen weichen, die nun freilich von ſehr bedeutenden Meiſtern mit einer Fülle des Wohllauts umgeben wurden. Aber nicht nur, wie es auf den erſten Blick ſcheint, ihre politiſche Bedeutung allein, ſondern auch ihre poetiſche, haben dieſe Stücke hiedurch eingebüßt.

Die frühere Compoſition des „Barbiers" iſt nur noch von einigen ältern Theaterfreunden gekannt und geliebt und von den Muſikern von Fach. Sie iſt von Paiſiello. Die lieblichen Melodien dieſes Meiſters, die Einfachheit ſeiner Inſtrumentation, werden ſtets eine gewiſſe Vorliebe für ſeine Werke erhalten und auch rechtfertigen. Seine Finales und Enſembles ſchreiten dramatiſch, lebendig fort, er verſtand es, einen ſchwatzhaften Alten, einen Polterer, einen geſpreizten Gecken, endlich ein zärtliches Pärchen ſingen zu laſſen, und Alles dies hat er denn auch in ſeinem Barbier ſehr wirkſam an den Tag gelegt. Bartolo iſt bei ihm ein alter, verliebter, mißtrauiſcher Geck, Roſine und Lindoro übermäßig ſchmachtende, zärtlich in Liebe vergehende junge Leute und Figaro, ein drolliger Patron, der zu dem Bartſcheererhandwerk, das einträglichere des Kupplers geſellt. Obgleich dieſe ältere Oper mehrere Scenen des Luſtſpiels, wie die der poſſenhaften Bedienten, vor der neuern Roſſini's voraus hat, ſo muß doch der Letztern eine tiefere Bedeutung und Annäherung an das urſprüngliche Original zugeſtanden werden.

Hier gewinnt Figaro wieder viel von ſeinem Uebergewichte, das ihm Vater Beaumarchais zum Erbtheil gelaſſen.

Schon ſein erſtes Auftreten, welch eine Fülle von übermüthiger Frechheit. Wie rühmt er ſich ſeiner galanten Schändlichkeiten, wie prahlt er mit den Vertraulichkeiten aller Damen, welch ein Bild erhalten wir ſogleich von dieſem ſo gefährlichen Menſchen, wie beſorgt ſind wir um die arme Roſine, die wir noch gar nicht kennen, und die wir nach Allem für ein unſchuldiges Mädchen zu halten geneigt ſind. Roſſini hat in dieſer Arie ein Meiſterwerk geliefert. Almaviva, den wir als Lindoro zuerſt als zärtlichen Liebhaber kennen lernten, wächſt bald vor unſern Augen zum mächtigen Grand von Spanien, der ſeinen lüſternen Neigungen Alles unterwerfen kann. Die Leidenſchaft Almaviva's haucht nicht in ſüßen, ſchmachtenden, ſehnſüchtigen Tönen. Roſſini läßt ihn tändeln, jubeln in der nicht zu bezweifelnden Gewißheit ſeines Sieges. Roſine endlich, wird wieder ganz die Tochter Beaumarchais. Man erſchrickt über dies eingeſperrte, junge, von einem eiferſüchtigen Alten bewachte Mädchen. Welche Liſt — Keckheit — und Bosheit! Und dies Alles iſt natürliche Anlage — ein Mädchencharakter! — Bartolo iſt freilich am Unbedeutendſten — Baſilio hingegen zeigt ſchon in ſeiner erſten Arie eine tiefere Charakteriſtik.

Das zweite dieſer benannten Stücke: Figaro's Hochzeit, bekam Mozart in die Hände, und weder Roſſini noch irgend ein Neuerer wird es wohl jemals wagen, dieſes Meiſterwerk umzucomponiren. Daß Mozart in Wien von Beaumarchais politiſchen Tendenzen in dieſen Stücken keine Ahnung haben mochte, darf wohl dreiſt angenommen werden.

Dennoch hat der große Meiſter dieſes für die muſikaliſch-dramatiſche Behandlung ſo ſpröde und widerſpenſtige Element an vielen Stellen mit wunderbar geſchicktem Griffe ſich dienſtbar gemacht. So z. B. in der Scene, wo ſich vor unſern Augen ein ganzer ſchlüpfriger Roman des jüngern Crebillon entwickelt. Ich ſpreche vom erſten Finale, von dem Augenblicke, wo Cherubin in das Schlafzimmer der Gräfin eintritt, und dieſe der lüſtern ſchalkhaften Kupplerin Suſanne erlaubt, in ihrer Gegenwart die frivolſten Streiche mit dem jungen Menſchen zu treiben. Nur die Wuth des Grafen iſt hier zu ernſt, zu tragiſch. Dieſen Charakter hätte Mozart aus dem Originale kennen ſollen, aber ſelbſt dann zweifle ich, ob er für dieſe Art des muſikaliſchen Humors Neigung gezeigt haben würde. In ſolchen Dingen verſteht der Deutſche keinen Spaß. Mozart's Almaviva iſt der zürnende Grand, der eiferſüchtige Spanier, ſein Geſang ſchallt furchtbar ernſt, und ein Gefolge von dräuenden Tönen ſchwirrt ihm unheilvoll im Orcheſter nach, bei den Worten: „Sterben ſoll er!“ Daß dieſem Grafen, deſſen Vor- und Nachgeſchichte uns nun aber ſehr bekannt iſt, dieſe Furchtbarkeit nicht wohl anſteht, wird man füglich wohl behaupten können, wenn man gleich dabei für die Compoſition, als ſolche, eine innige Liebe und Verehrung in der Bruſt tragen kann. Wie das bei mir denn auch im hohen Grade der Fall iſt.

Im Figaro ſelbſt hat Mozart nun aber eine ſolche Ironie entfaltet, wie ſie uns im ganzen Reich der Tonkunſt, mit Ausnahme einiger Inſtrumentalſätze von Beethoven, und im alten Haydn, doch bei Letzterm nicht in ſo viel bedeutendem Grade, nie wieder aufſtößt. Dieſe Ironie weht durch die ganze Parthie, vom erſten Duett bis zur letzten Arie: „Ach, öffnet Eure Augen, arme, betrogene Männer!“ Selbſt durch den ſcheinbaren Ernſt, durch Pomp und Majeſtät, Muth und Kühnheit zieht ſich der ironiſche Faden. Wie z. B. in der berühmten Arie des erſten Actes: „Dort vergiß leiſes Flehen, ſüßes Wimmern!“ wo bald in der Singſtimme deutlich die Laune hervorleuchtet, bald im Orcheſter die Inſtrumente in neckenden Läufen und hüpfenden Figuren den Sänger zu perſifliren ſcheinen. Wie unendlich ſchwer dies aber die Darſtellung des Figaro macht, iſt wohl einzuſehen. Am unglücklichſten iſt es, wenn ein deutſcher Baß ſich geltend machen will und das „**non piu andrai farfallone amoroso**“ ſo ſingt, als ſollte es wirklich in die Schlacht gehen, um den Feind in die Pfanne zu hauen. Suſanne iſt in dieſer Hinſicht ein würdiges Seitenſtück zu Figaro. Ihre Leidenſchaft iſt Lüſternheit, ihre Liebe, Parodie der Liebe. Daher iſt der Tauſch, der bei vielen Theatern Statt findet, wo Suſanne die zärtlich ſchmelzende

Arie der Gräfin im letzten Akte ſingt, durchaus nicht zu billigen.

Die herrlichſten muſikaliſchen Charaktere des Werkes ſind nun aber der Page und die Gräfin. Dieſer ſehnſüchtige, ſich verzehrende, unbeſtimmt liebende, und eben deshalb ſo flatterhafte Page, wie haucht er uns ſein ganzes Gefühl in der erſten Arie gleich aus, die eben deshalb unendlich ſchwer iſt und nur ſelten einigermaßen vollkommen von unſern gewöhnlichen Sängerinnen vorgetragen wird. Mit einem immerwährenden Drücken beider Hände an Bruſt und Herz und einem Hin- und Herwiegen des Kopfes iſt hier nichts gethan. Jenes drückt nicht Gluth der Empfindung, dieſes nicht Flatterhaftigkeit aus. Die zweite Romanze, vor der Gräfin, iſt leichter zu geben, wenn tiefe Innigkeit des Gefühls die Sängerin erfüllt.

Die Arien der Gräfin ſind das Vollendetſte, und es iſt überflüſſig ſie loben zu wollen, da Alles von ihnen ja bezaubert iſt. Welch ein entſchwundener Himmel von Glück und Wonne, welche ſanfte Klage, welche Reſignation drückt nicht das Ritornell zu ihrer erſten Arie aus. Ein Zurückfühlen aller Seligkeit von dem erſten Augenblicke als Roſine Lindoro erblickte, liegt darin und nun welche Enttäuſchung, welch ein Schmerz. An Bartolo's Röschen darf man dabei freilich nicht denken; und zur nachfolgenden Scene iſt die Stimmung der Gräfin in dieſer Arie eben auch keine Einleitung. Die zweite Arie, worauf das melodiöſe Diktir-Duett, mit allen ſeinen lieblichen Minauderien folgt, iſt ſchon beſſer placirt.

Das Duett zwiſchen Graf und Suſanne ſey hier noch erwähnt, dem Mozart, durch die Verwechſelung von Ja und Nein, eine ſo überaus charakteriſtiſche Färbung zu geben wußte, die ſich wieder ganz dem Colorit des Originals von Beaumarchais nähert. Daſſelbe gilt von Baſilio's muſikaliſcher Zeichnung.

Dieſe kurzen Andeutungen erſchöpfen meinen Gegenſtand nicht. Hiezu wären Andeutungen zu wenig und der Kritiker müßte einen ernſtern Anlauf dazu nehmen. Sie mögen daher hier nur den Geſichtspunkt bezeichnen, aus welchem ich die Leiſtungen der darſtellenden Sänger in dieſem Werke beurtheilt wiſſen will.

Am meiſten entſprach Mad. Schechner-Waagen als Gräfin ihrer Aufgabe. Dieſe Parthie bezeichnet den Beginn der Glanzperiode unſerer Sängerin auf dem ehemaligen italiäniſchen Operntheater und ſie gehört noch zu ihren ausgezeichnetſten. Das ungemein Rührende, das in dieſer herrlichen Stimme liegt, ſchmiegt ſich ſo innig den Gedanken Mozart's an, womit er die Gemüthsſtimmung der Gräfin charakteriſiren wollte.

Mad. de Méric gab die Suſanne im gewöhnlichen Sinne wohl ſehr gut, ohne in dem Grade für ihre Aufgabe, wie Mad. Waagen für die Ihrige alle Erforderniſſe zu beſitzen. Das iſt aber auch ſel ten. — Herr Pellegrini als Almaviva legte dem Ernſte Mozarts noch einige ſchwere Grandezza bei und daran that er Unrecht. Der Geſang war wie immer, als ſolcher, untadelhaft.

Figaro hat leider keinen günſtigen Repräſentanten. Ich bin ein zu großer Verehrer des ſonſt ſo wackern Künſtlers, als daß ich ihm in dieſem Falle den Mangel an Eigenſchaften, dieſen Figaro darzuſtellen, zum Vorwurfe machen ſollte. — Der Page von Dem. Deiſenrieder konnte nicht genügen, wenn man den ächten Maßſtab anlegt, womit hier gemeſſen werden ſoll. Ihre Stimme iſt jedoch immer ſchön und ihr Fleiß war nicht zu verkennen.

Zur Kunstgeschichte des Ballets in Deutschland.

(Fortſetzung.)

Mit Horſchelt's Abgange verfiel das Theater an der Wien, und wurde bald ganz geſperrt, bis es lange nachher, unter ganz andern Verhältniſſen wieder eröffnet wurde. Einige von den Mitgliedern des Kinderballets haben ſich einen Namen gemacht. Vornehmlich zeichneten ſich von den Knaben, Stoaſni und Occioni ſpäter als Pantomimenmeiſter aus, und zeigten beſondere Anlagen zur Compoſition. Von den Mädchen wurde Thereſe Heberle die Ausgezeichnetſte. Sie erhielt in der Folge in Neapel ein Engagement mit 30,000 Franken jährlich.

Horſchelt folgte nun einem Rufe nach München. Er ſetzte, während ſeiner kurzen Thätigkeit an dieſem Theater einige ſeiner frühern Arbeiten, mit großem Beifall in die Scene. Obgleich er bisher nur für ein großes Publikum und mit ungewöhnlichen Mitteln zu arbeiten gewohnt war, ſo zeigte er ſich dennoch in ſeiner neuen, allerdings beſchränkteren Lage, nicht minder thätig und ſeiner Sache gewiß. Eine ſeiner glänzendſten Hervorbringungen, deſſen wir uns noch Alle mit Freude erinnern, war „Amors Feſt," am 9. Nov. 1822, zur Vermählungsfeier der k. Prinzeſſin Amalie mit dem Prinzen Johann von Sachſen, aufgeführt. Einen zweiten Erfolg dieſer Art errang er im darauf folgenden Jahre, durch das „Urtheil des Paris," welches er zur Feier der Vermählung der Kronprinzeſſin von Preußen in die Scene ſetzte.

In dieſer Thätigkeit verharrte Horſchelt bei dem Münchener Theater bis zum Herbſte des Jahres [illegible]. Er unternahm nun eine Reiſe nach Wien, um ſeinen Vergnügt im Theater am Kärnthner Thore neu in die Scene zu ſetzen; als er nach München zurückkehrte, waren bereits große Einſchränkungen, ſowohl im Schauſpiel als in der Oper geſchehen, da auf Königl. Befehl die Theaterſchulden hinfort durch den eigenen Etat des Theaters gedeckt werden ſollten. So geſchah es denn auch, daß Horſchelt und deſſen Frau, geb. Eckner, eine ſehr anmuthige und talentvolle Künſtlerin, der Liebling des Publikums, ſo wie noch andere Balletmitglieder, „aus ökonomiſchen Rückſichten der Theaterkaſſe," quieſcirt wurden. Das Ballet ſollte künftig nur noch als Divertiſſement zur Ausſchmückung der Oper beſtehen. So ſeltſam geſtalten ſich oft die Verhältniſſe! Derſelbe Mann, dem, wie wir oben geſehen haben, das Wiener Theater eine Einnahme von mehreren Hunderttauſenden verdankte, wird hier, in der vollſten Kraft ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit, aus Erſparungsrückſichten zur Seite geſchoben. —

Das Publikum zeigte ſich überaus theilnehmend, als am 30. Dez. 1829 das Ballet „die Inſulaner" gegeben wurde, und ſich das Gerücht von gänzlicher Auflöſung des Ballets nun ſchon allgemein verbreitet hatte. Am Schluſſe wurde Horſchelt ſtürmiſch gerufen, und er erſchien mit ſeinem, in ſchmerzlicher Wehmuth um ihn verſammelten Perſonal, das durch ihn zu einer ſo bedeutenden Stufe gehoben worden war. Er empfing einen Lorbeerkranz und als der Vorhang geſunken war, mußte er ſich wieder heben, um noch einmal dem Wunſche des Publikums, den Scheidenden zu ſehen, nachzukommen.

Der noch nicht 37 Jahre alte, überaus kräftige und thätige Mann, konnte ſich jedoch unmöglich mit ſeinem ihm unfreiwillig zu Theil gewordenen Ruheſtande begnügen. Er kam um die Erlaubniß ein, in's Ausland reiſen zu dürfen, und erhielt ſie.

Zuerſt ging er nach Stuttgart, wo bereits ſeit ſechs Monaten ein aus Pariſer erſten Tänzern und Wiener Figuranten zuſammengeſetztes Ballet, mit unglücklichem Erfolge wirkte. Horſchelt erſchien und entſchädigte Publikum und Theaterkaſſe während der letzten ſechs Wochen durch ſeine Schöpfungen. Was der frühere Balletmeiſter Aſolzi geleiſtet hatte, war zwar leicht zu überbieten; die Stuttgarter hatten jedoch mehrere Jahre Taglioni gehabt, und Tänzerinnen wie die Taglioni und Mées bewundert, und dies vergeſſen zu machen, war nicht leicht zu nennen. Der Sieg gelang jedoch unſerm deutſchen Meiſter vollkommen. Ein Stuttgarter Blatt meldete damals darüber: „So weit Aſolzi von Taglioni übertroffen wurde, ſo weit ſteht unſer deutſche Horſchelt über beide. Er hat gezeigt, welche gewaltige, wirklich geiſtige Wirkungen mit Mitteln erreicht werden können, die in den unrechten Händen ewig nur aus Holz, Pappe und Leinwand, Holz, Pappe und Leinwand werden. Man wurde allmählig gewohnt, das ſämmtliche Scenen- und Maſchinenweſen faſt als ein nothwendiges Uebel zu betrachten, aber wie gern findet man ſich hier eines Andern belehrt!" —

— Horſchelt verließ Stuttgart, reich belohnt und mit Beifall überſchüttet. Im Sommer 1830 erhielt er eine ſehr ſchmeichelhafte Einladung, während des nächſten Carnevals in Mailand Ballete in die Scene zu ſetzen. Er nahm dieſen Antrag an. Wer die Italiener kennt, wer da weiß, daß ſelbſt die Mailänder ihre angebeteten Gioja und Viganò fallen ließen, ſo oft ſie nicht ihre gewöhnlichen hiſtoriſchen Stoffe zu behandeln unternahmen, der mußte natürlich für den deutſchen Meiſter einige Beſorgniß tragen, der zum erſten Male mit einer phantaſtiſchen Mährchenwelt über die Alpen zog. Wenn man nun dieſen noch die Nationaleiferſucht rechnet, ſo durfte faſt als beſtimmt angenommen werden, daß die Mailänder, bei der kleinſten Veranlaſſung die bestia tedesca mit Proteſt heimſchicken würden.

Daß Horſchelt indeß ſich redlich zuſammennahm, läßt ſich wohl denken, denn überdieß galt es hier noch eine feſt begründete feindliche Theatereinrichtung zu überwinden, die ſich für ſeine Intentionen geradezu als unpraktiſch zeigte. Die Scala bietet nämlich weder Verſenkung noch Flugwerk, und Horſchelt, der Zauberer, ſollte dader eine Zauberei aufdecken, wobei ihm Alles **erlaubt** ſeyn ſollte, um nicht zu zaubern! — Seine Sorgen mußten noch durch das Gerücht erhöht werden, daß auch Italien in den allgemeinen Revolutionsſchwindel mit hineingeriſſen worden wäre, daß der Haß gegen die Deutſchen dort im ſteten Wachſen begriffen ſey und daß man ſich wenig geſtimmt fühle, die harmloſen und ergötzlichen Spiele, die Horſchelt vor den Mailändern zu entfalten kam, mit Freundlichkeit aufzunehmen.

Außer dieſer höchſt ungünſtigen politiſchen Conſtellation, wirkte noch ein anderer Umſtand mit, dem deutſchen Meiſter verderbendrohend zu werden. Das Teatro Carcano war gerade in dieſem Jahre als furchtbarer Gegner der Scala aufgetreten. Ein Verein von Banquiers hatte ſich vorgenommen, ſie zu ſtürzen. Sie engagirten mit ungeheuern Geldopfern die Paſta, Rubini, Galli und noch andere der koſtbarſten Kehlen, ſo wie auch den talentvollſten der jetzt lebenden Balletmeiſter, **Henri**, nebſt einer Anzahl ſehr ausgezeichneter Tänzer. Ihr Plan war noch dazu bis dieſen Augenblick vollkommen gelungen, denn ſie hatten den Zulauf, während in der Scala jede größere Vorſtellung durchgefallen war.

Horſchelt trat mit einem kleinen Ballet auf. Das Große an jenem Abende hatte ein Veteran, Sr. Clerico genannt, verfertigt. Am andern Tage las man im Censore universale dei Teatri: „Die Scala brachte uns Geſtern vier Neuigkeiten: einen neu decorirten Saal, eine neue Oper, ein großes und ein kleines Ballet. Das Erſte war prächtig, das Zweite mittelmäßig, das dritte ſchlecht, das Letzte gut.“ — Demungeachtet war man nicht ſehr geneigt, dieſen Succeß dem Deutſchen als großes Verdienſt anzurechnen, da auf die kleinen Ballete nur wenig Werth gelegt wurde.

Horſchelt mußte daher zu einer größern Arbeit ſchreiten. Der achte Februar war zur Aufführung beſtimmt. Alles war im höchſten Grade geſpannt. An zweitauſend Patrioten, ſo hieß es, wollten ſich bei der Vorſtellung zu ihrem Sturze vereinigen. Die ſogenannten deutſchen Schlüſſel, worauf man ſo gut pfeifen kann, ſuchte man ſich überall zu verſchaffen. Das Teatro Carcano gab an dieſem Abende keine Vorſtellung, damit alle ſeine Anhänger ſich nach der Scala verfügen konnten, um dort in ſeinem Intereſſe zu agiren. Denn, das war gewiß, fiel die heutige Vorſtellung, ſo war die ganze Unternehmung in der Scala geſtürzt. Zu allem dem kam noch die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Modena und den Aufſtand in Bologna ziſchelte man ſich auch in die Ohren — ſelbſt in Rom ſollten Unruhen ſtattfinden.

Was nun aber noch eine vollſtändigere Verwirrung herbeiführen mußte, war das dumpfe Gerücht, daß die heutige Vorſtellung die Veranlaſſung zu einem Tumulte werden ſolle, der eine ernſtere Komödie im Schilde führen würde.

(Schluß folgt).

Miszellen.

(**München**). Am erſten November wird die **muſikaliſche Academie** ihr zweites diesjähriges Concert im **Odeon** geben, worin wir **Beethovens** Symphonie aus D hören werden.

Mad. S. Beyermann wird eine Scene und Arie aus Meyerbeer's Crociato ſingen. Wir machen das Publikum auf einen höchſt ausgezeichneten Genuß aufmerkſam.

Terpodion. Wir kommen abermals auf dieſes Kunſtwerk zurück, indem deſſen Erfinder nur noch wenige Tage in unſerer Mitte verweilen wollen. Sie verlaſſen Deutſchland auf mehrere Jahre, um ſich nach Amerika einzuſchiffen.

Philharmoniſcher Verein. Mit dem Eintritte der rauhern Jahreszeit wird auch die Theilnahme für dieſes intereſſante Inſtitut rege, um deſſen Vervollkommnung Herr Heimmülus Schenche große Verdienſte hat. Wir werden in einem unſerer nächſten Blätter einen ausführlichen Artikel hierüber mittheilen.

(**Paris.**) **Gaillardet**, der Verfaſſer der „tour de Nesle" hat ein Drama: **Struenſee** gebracht. Von der Geſchichte wußte er indeß nichts, denn ſein Stück trägt keine Spur davon. Alle Kritiker fallen erbarmungslos über ihn her. „Warum," ſagen ſie, „den Namen einer hiſtoriſchen Perſon wählen, wenn man Alles erfinden will?" Aus dem Perſonenverzeichniß wird es deutlich, wie der junge Franzoſe zu Werke ging. Es mag hier ſeinen Platz finden:

Struensée
drame 5 a. Gaillardet.

Struensée — Brandt — le Comte — Ranner — Odensée — Phalbac — Norborn — un Secrétaire — un guichetier — un garde — La reine — Héléna.

Et voilà tout! —

Chriſtian VII und die verwittwete Königin ſpielen keine Rolle in dieſem Drama! —

Théâtre-français. Den 22. October machte die betagte Célimène in dem ewigen Miſanthrope und der wohlbekannten Valérie zu wiederholtem Male ihre Rentrée. Das Haus war zum Erdrücken. Die alten Namen: Molière und Mars hatten dieſes Wunder bewirkt.

Scribe. „Die Kunſt zu conſpiriren," eine neue Komödie von ihm, wird in den erſten Tagen des November im théâtre-français gegeben.

Mme Dorval. Sobald dieſe ausgezeichnete Künſtlerin im th.-français engagirt ſeyn wird, wollen die Dichter Alfred de Vigny und Alexander Dumas, dieſer Bühne einmal wieder ihre neueſten Werke zur Darſtellung anvertrauen.

Bouffé's Benefice hatte den 23. Statt. Er gab: le Gardien, Vaud. in 2 Acten; zum Erſtenmale: Chriſtophe, Vaud. in 1 Act; les malheurs d'un amant heureux, Vaud. in 2 Acten*); den 2ten Act des Ballets von d'Auberval: la fille mal gardée, worin Bouffé die Mutter machte; Variationen von Mayſeder von Tilmont vorgetragen; Eine Mazurka, getanzt von den Mitgliedern der großen Oper; le Concert monstre, Divertiſſement, ausgeführt von den beliebteſten Komikern aller Theater und allen Mitgliedern des Gymnaſe. — Zum Beſchluß: Galop général. —

---

*) Wovon unſer fleißige und talentvolle **Forſt** bereits eine gelungene Bearbeitung beſorgt hat.

3tes Quartal. Nro. 14. 2. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Zur Kunſtgeſchichte des Ballets in Deutſchland. — Eine neue deutſche Oper. — München. — Miszellen. — Correſpondenz des Herausgebers. — Intelligenz-Blatt.

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der [illegible] [illegible] in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. [illegible] [illegible] 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 8 kr.

Zur Kunstgeschichte des Ballets in Deutschland.

(Schluß.)

Im Theater ſelbſt waren ſämmtliche Wachen verdoppelt und die Comparſen zum Dienſte der Scene — dies wird von Augenzeugen beſtätigt — zogen mit Ober- und Untergewehr auf und ein Jeder führte 40 ſcharfe Patronen mit ſich. — Die Verſchwörung, welche lediglich gegen den armen, deutſchen Balletmeiſter Statt fand, nahm jedoch ganz unwillkührlich eine andere Wendung. Dieſes mag als genügender Beweis dienen, welch ein Zauber in der glücklichen Behandlung eines Mährchens für die Tanzſcene liegt. Die Aufnahme war ſo über jede Erwartung glänzend, daß Horſchelt wirklich unzähligemale gerufen wurde, und nach der Ausſage meines Bekannten, von dem ich im Café nuovo in Venedig alle dieſe Umſtände erfuhr, ſoll dies mindeſtens mehr als zwanzigmal, während der erſten drei Vorſtellungen Statt gefunden haben. Welch ein Vortheil der Impreſa dadurch erwuchs, iſt leicht zu denken. Nachdem die Mailänder ſich ſatt geſehen hatten, zogen die benachbarten Städte hinzu, das deutſche Wunder anzuſtaunen und noch bei der neunundvierzigſten Vorſtellung mußte der große Shawltanz wiederholt werden. Dies war um ſo überraſchender, da man der gewöhnlichen Shawltänze in Mailand ſo überdrüßig war, daß alles Fiasco machte und ausgepfiffen wurde, was nur im Entfernteſten daran erinnerte. „Mais, c'est le ton qui fait la musique," ſagte mein Franzoſe, wie er mir dieſes erzählte.

Alle Mailänder Blätter waren voll des Lobes über dieſe Arbeit. Il Censore universale dei Teatri, berichtet von dieſer Neuigkeit, ſie ſey ungewöhnlicher Art und entwickle einen ganz neuen Zauber. Dem Auge biete ſich eine ſolche Mannichfaltigkeit von Schönem, daß man in ſteter Furcht ſchweben müſſe, irgend Etwas nicht gebührend bewundert zu haben, bevor es den Blicken entrückt ward. Dies Blatt giebt ſich die Mühe, den Inhalt der reichen Compoſition ſeinen Leſern mitzutheilen und ſpendet dann dem Genie Horſchelt's das uneingeſchränkteſte Lob; das Studium, den Fleiß und die geſchickte Anwendung der reichſten ſceniſchen Mittel jemals überboten zu ſehen, dürfe Niemand hoffen.

Sanquirico, der Maler, ſoll ſich in ſeinen bewundernswerthen Schöpfungen ſelbſt übertroffen haben. Die Tänzer waren eben ſo vollendet. Neben den Namen Caſati, Galliani, Bocci, Maglietta, Olivieri und Heberle, werden die uns wohlbekannten und werthgewordenen Künſtler: Rozier und die Gattin Horſchelt's mit großer Auszeichnung genannt. Der Corriere delle Dame, das Eco, und die Gazetta di Milano ſtimmen Alle mit vollen Backen in dieſes Lob ein.

Dieſe glänzende und rauſchende Anerkennung fand nun ein Künſtler, der jetzt ſtill und in beſcheidener Zurückgezogenheit in unſerer Mitte lebt; ein ſchöpferiſcher Geiſt, wie Wenige in ſeinem Fache, voll glühender Phantaſie, gleich erfinderiſch in ernſten wie in komiſchen Scenen, und hiezu noch mit einem ächt deutſchen Fleiße und mit eiſerner Beharrlichkeit begabt. Sein Geburtsort iſt weder Neapel, Mailand noch Paris, ſondern Köln am Rhein, wo er am 14. April 1793 das Licht der Welt erblickte, und dies hätte ihm ohne die Mailänder Apotheoſe, hie und da im Vaterlande leicht zum Nachtheil gereichen können. Durch den entſcheidenden Sieg jedoch in der Scala ſieht ſich Horſchelt den Erſten ſeines Faches angereiht, ohne einen gegründeten Widerſpruch befürchten zu dürfen; und durch die von allen Partheien ihm unbeſtrittenen Eigenthümlichkeit in ſeinen Erfindungen und ihrer Behandlung, wird er ſtets einen beſondern Platz unter den Meiſtern der choreographiſchen Scene auf eine würdige Weiſe behaupten.

Die Bildungsgeſchichte dieſes Künſtlers wäre für jeden Kunſtfreund gewiß anziehend und ſelbſt belehrend, und wir können den Wunſch nicht unterdrücken, die nöthigen Materialien unſern Händen anvertraut zu ſehen, um ſie hienach mit Treue zu entwerfen. Von dem was uns hievon bis jetzt bekannt wurde, wollen wir verſuchen eine kleine Skizze zu geben.

Horſchelts Vater war Balletmeiſter bei der Koberweiniſchen Geſellſchaft, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Städte Düſſeldorf, Aachen, Bonn und Mainz beſuchte, und eines ausgezeichneten Rufes genoß. Horſchelts noch lebende Mutter iſt eine geborene Koberwein. In Wien unter des bekannten Henslers Direction entſtand Horſchelts erſte Arbeit, die er im Alter von 18 Jahren verfertigte, als Folge einer Wette mit ſeinem Director. Es war „das unähnliche Portrait“ und brachte ihm großen Beifall. Als bei Gelegenheit der Vermählung des Fürſten **Paul Eſterhazy** mit der Fürſtin von **Thurn und Taxis** in Eiſenſtadt, außerordentlich prächtige Feſte Statt fanden, erhielt Horſchelt die Einladung, die dabei Statt findenden Vorſtellungen mit Tänzen und Gruppirungen zu ſchmücken. Das Perſonal beſtand in Beamten und Bürgerskindern, die ohne alle Vorbereitung ſich ſeiner Leitung übergeben ſahen. Demungeachtet erregten ſeine Arbeiten vor dieſer glänzenden Verſammlung ein ſolches Aufſehen, daß der Name rühmlichſt bekannt und der, der ihn führte, reich belohnt wurde.

Graf Palffy, Director des Theaters an der Wien, der ſich unter den Zuſchauern befand, erfüllte die Seele des jungen Künſtlers mit den glänzendſten Bildern einer ſchönen Zukunft, und dieſem mächtigen Impulſe iſt wohl das ſchnelle Vorwärtsſchreiten Horſchelts mit Recht zuzuſchreiben. —

Auffallend iſt es in der That, daß in Deutſchland jetzt ſo wenig für den ſceniſchen Tanz geſchieht und daß man nicht mehr bemüht iſt, ihm eine eigenthümliche Richtung zu geben. Ja, daß viele Theaterdirectoren mit Eifer dagegen ankämpfen, und glauben, daß ein mittelmäßiges, ziemlich kunſtloſes Herumhüpfen genüge. Ein ſolches Surrogat aber verdirbt den Geſchmack und verleidet die Luſt an dergleichen Beſtrebungen. Sonſt erſchien die Kunſt des Tänzers jedem Schauſpieler — ſogar dem Bedeutendſten — unentbehrlich. Der große Schröder excellirte in ſeiner Jugend als Tänzer und was Iffland darüber gedacht, mögen meine gefälligen Leſer in ſeinem „**Tanzmeiſter Mereau**“ nachſehen.

Die Kindergeſellſchaft, womit der Tanzmeiſter **Ruth** vor mehreren Jahren durch Deutſchland zog, und die auf ganz eigene Weiſe organiſirt war, hat der Bühne manch brauchbares Mitglied geliefert.

Man kann nicht ſo eigentlich behaupten, daß das Publikum keinen Geſchmack mehr für das Ballet zeige. Im Gegentheile, ſelbſt nach langer Entwöhnung, erfreut es ſich jeder Erſcheinung in dieſem Bereiche. Mehr ſind es die Bühnenlenker und die Schauſpieler ſelbſt, welche den Tanz zu verdrängen oder einzuſchränken ſich beſtreben. Ihr beſter Vorwand, den ſie dafür haben, iſt: „um das Schauſpiel, dem die Oper ſchon ſo großen Eintrag thut, nicht gänzlich zu begraben.“ Aber die Guten ſehen nicht ein, daß ſie ſelbſt ſeine Todtengräber ſind, und einzig und allein von dem Ertrage der Oper noch bezahlt werden können.

Wie das Schauſpiel jetzt beſteht, iſt es nur wie ein ſchwerer Kranker, als eine werdende Leiche zu betrachten. Und bis daß der rechte Arzt dafür erſchienen ſeyn wird, laſſe man dem Publikum ſeine frohen, erheiternden und erhebenden Genüſſe alle, deren es gewiß bedarf.

Unſere Geſpräche im Café nuovo endeten ungefähr mit dieſer Betrachtung. Mein Freund war überraſcht und gab ungern ſeine Reiſe nach Deutſchland auf, von welcher er ſich eine ſchöne Ausbeute für ſein Werk über das Ballet verſprochen hatte. Meine Mittheilungen erſchienen ihm weder genügend noch einladend. Ich aber bewog ihn dennoch, zu uns zu kommen, um ihm Materialien über unſer früheres Ballet zu geben, die ich in einiger Zeit meinen Leſern mittheilen will. Ich muß es für dieſen Augenblick unterlaſſen, um andern Gegenſtänden Raum zu gönnen.

Eine neue deutsche Oper.

Ein junger Componiſt und Schüler Weigl's, Kapellmeiſter Krebs in Hamburg, iſt mit einer großen Oper in vier Acten dort aufgetreten und hat, nach allen Berichten großes Glück gemacht. Es iſt ihm vollkommen gelungen, ein ſogenanntes Kaſſaſtück im beſten Sinne des Worts zu liefern, denn dies Werk iſt bereits in vierzehn Tagen vier Mal bei vollem Hauſe gegeben worden. Der Komponiſt wurde nach dem zweiten und vierten Acte gerufen. Der Titel der Oper iſt: Agnes, die weibliche Hauptparthie wurde von Madame Walker geſungen, den erſten Tenor ſang Herr Schäfer, den erſten Baß Herr Wottereck. Das Buch iſt von dem Herausgeber dieſer Blätter gedichtet.

München.

Großes Conzert der muſikaliſchen Akademie im Odeon.

Beethoven und die Conzerte überhaupt ſcheinen nicht zu den Lieblingsbeluſtigungen unſers Publikums zu gehören. Trotz des ſehr anlockenden Programms, trotz des Feſttages, und des Umſtandes, daß die ganze Bevölkerung faſt zum Beſuche der Gräber (Allerheiligen) in Bewegung war, hatte ſich nur ein kleines Auditorium eingefunden. Wenn nur nicht auch an die Caſſe bei allen dieſen Veranſtaltungen gedacht werden müßte, ſo könnte das den Künſtlern ſchon recht ſeyn. Ein kleines Publikum aus Kennern, oder wohlmeinenden Gönnern beſtehend, kann wohl hinlänglich für die Menge entſchädigen.

Die Symphonie des Meiſters aus F, die hier ſeit ungefähr zwanzig Jahren nicht gehört worden iſt, eröffnete das Conzert auf eine höchſt würdige Weiſe.

Ueber die Compoſition iſt wohl nur Eine Stimme. Wenn der Humor in das Gebiet der Töne je hinüberſchweifte, ſo iſt es hier der Fall. Beethoven neckt uns oft ſo ſcherzend, daß man unwillkührlich den Mund zum Lächeln verziehen muß, und mit einem geſchickten Schwunge hebt er ſich aus dieſen heitern Regionen zum tiefſten Ernſte, zum erhabenſten Pathos. Die Ausführung dieſes Kunſtwerkes verdient das höchſte Lob. Nie hat wohl eine Execution dieſer Art ſelbſt die ſtrengſten Kenner ſo befriedigt. Ein allgemeiner Enthuſiasmus hatte ſich der Zuhörer bemächtigt und ließ eine mehrfache Beifallsſalve ertönen.

Nach dieſem Stücke hörten wir ein Terzett aus Wilhelm Tell, das bei der Weglaſſung des 4. Actes, wie ſolches auf dem Theater Statt findet, hier zum Erſtenmale gemacht wurde. Es iſt lieblich und gefällig. Die Sängerinnen waren Mad. S. Vespermann, Mad. Pellegrini, und Dem. Deiſenrieder. Vortrag vortrefflich. — Herr Faubel blies ein äußerſt ſchwieriges und brillantes Klarinettconzert von unſerm Capellmeiſter Stuntz mit großer Virtuoſität. — Herr Sigl ſpielte ein Potpourri aus Robert le Diable. — Dann ſang Mad. S. Vespermann eine große Scene mit Chor aus „il Crociato.“ Die Freude, dieſe beliebte und ausgezeichnete Sängerin wieder einmal zu hören, war allgemein. Rauſchender Applaus bei ihrem Erſcheinen und nach ihrem Geſange. — Den Beſchluß machte Voglers geniale Ouverture zu Caſtor und Pollux.

Der Diener zweier Herren. — Herr Gerſtel.

Ein altes, poſſenhaftes Stück des Goldoni, worin noch die Luſtſpielmasken ihr Weſen treiben, denn Jedermann wird wiſſen, daß Signor Truffaldino aus Bergamo, Niemand anders als der liebliche Arlechino ſelbſt ſeyn kann, und die Verwandtſchaft des alten Pandolfo mit dem Pantalone di Biſognoſi iſt auch nicht leicht zu verkennen. In dieſem Sinne wollen mithin dieſe Rollen auch begriffen und dargeſtellt ſeyn, um dem Stücke Freunde zu werben. Herrn Gerſtel iſt dieſes vollkommen gelungen. Er hat ſo viel von dem Weſen ſeines Namensvetters in der Pantomime in ſeine Darſtellung hinübergezogen, als ſich mit dem guten Geſchmack verträglich zeigte, und ſich dabei als einen überaus gewandten Schauſpieler erwieſen. Er ſpricht ſchnell und dabei ſehr deutlich, ſeine Ausſprache iſt faſt ohne provinziellen Accent und klingt angenehm, das Organ iſt ſonor und zu weichen Uebergängen gebildet, ſeine Bewegungen ſind leicht und natürlich und verrathen einen geſchulten Tänzer, ſeine Geſichtszüge geben ſich willig einem etwas bizarren Ausdrucke hin. Alles dies ſcheint ihn vollkommen zu berechtigen, mit der Zeit ein Fach bei unſerer Bühne auszufüllen, welches lange ſchon auf einen tüchtigen Repräſentanten harrte.

Die Uebrigen in dem Luſtſpiele Beſchäftigten ſpielten nicht mit der gehörigen Laune. Man hält die Rollen gewöhnlich für zu nichtsſagend, um ſich damit einige Mühe zu geben, man denkt: „auf uns ſieht und hört ja doch Niemand, und Truffaldino nur allein beſchäftigt das Publikum.“

Dies iſt allerdings wahr. Die Lauheit und Verdroſſenheit im Spiele der Andern macht aber dem wackern Truffaldino ein ſchwereres Spiel, der bei jedem neuen Auftreten Viele aus dem Publikum wieder auf's Neue in jene heitere, empfängliche Stimmung bringen muß, woraus ſie, während ſeiner Abweſenheit von der Scene geriſſen worden ſind. Daran muß denn oft ſelbſt ein guter Darſteller ſcheitern.

Die „Sieben Mädchen in Uniform“ habe ich nicht mit angeſehen. Schon in dem Titel liegt etwas ſehr Widerwärtiges für mich und zeigt den tiefen Standpunkt des Bearbeiters, und welche Neugier er eigentlich zu reizen bemüht war. Der urſprüngliche Titel dieſes Vaudevilles iſt: Die Mädchengarniſon, das war aber H. Angely nicht ſtark genug. Da ich Herrn Gerſtel übrigens in einer zierlichen Maske liebgewonnen hatte, ſo wollte ich ihn nicht an demſelben Abend in einer unangenehmen ſehen. Ich werde mit Vergnügen ſeine weitern Debuts verfolgen.

Correspondenz des Herausgebers.

Aus Stuttgart.

Die Bearbeitung des „Toujours“ durch Kurländer hat in Stuttgart ſo ſehr gefallen, daß es die liebenswürdige Dem. Eſſer, welche zum Bedauern aller Kunſtfreunde das Theater verläßt, zu ihrem Benefiz und letzten Auftreten ſich erwählte. Sie ſpielt die Mathilde darin. Mad. Beneſch aus Frankfurt wird die Stelle der Dem. Eſſer einnehmen. — Mad. Crelinger gaſtirt hier mit großem Beifall. Ihre erſte Rolle war Julia. Im vierten Acte reicht ihre Leiſtung an das Höchſte und Größte, was man auf der Bühne je geſehen. Dann folgten Donna Diana und Phädra, Paria und Komm' her, Lady Milford und Frau v. Dauville (Schule der Alten) werden den Beſchluß machen. — Auf beſondere Einladung wird Mad. Crelinger Carlsruhe beſuchen, und mithin erſt den 8. oder 9. November in München eintreffen. — Herr Rosner aus Caſſel hat als Othello und Almaviva Beifall gefunden. Mit dem Axur beendigte er ſein Gaſtſpiel und geht nun nach Darmſtadt, wo durch Herrn Remie auf 3 Monate eine Oper für den Hof engagirt worden iſt. — Seydelmann hat einen Ruf nach Frankfurt erhalten, um dort im November 10 Gaſtrollen zu geben. Hier entzückte er durch die unvergleichliche Darſtellung des Perrin. Die Erzählung des Theramen kann man nicht mit mehr Wahrheit und Erfolg vortragen, als dies von Seydelmann geſchieht. — Moritz iſt von einer bedeutenden Krankheit zur Freude des Publikums wieder gänzlich geneſen. Romeo, Cäſar und vorzüglich Hippolyt waren herrliche Leiſtungen *). —

Leipzig, 19. October.

Robert der Teufel hat hier viel Glück gemacht und füllt noch immer das Haus. Einige Enthuſiaſten verſicherten treuherzig,

---

*) Wir erhalten im Laufe der nächſten Woche einen ausführlichen Bericht über das Stuttgarter Theater und ſeine jüngſten Leiſtungen von einem bewährten Kenner, und geben daher für heute nur dieſe kurzen Notizen, auf jenen Artikel verweiſend. D. H.

man könne ihn ſelbſt in Berlin und Wien nicht beſſer geben. — darüber wollen wir nicht ſtreiten, indeß ſo viel iſt gewiß, daß Eichberger (Robert), und Hauſer (Bertram) ihre Aufgaben höchſt glücklich löſeten, die Krone des Abends war aber unſtreitig Fräulein Livia Gerhard als Alice. Dieſes kaum ſechszehnjährige Mädchen, welches erſt im vorigen Winter die Bühne betrat, gab ihre ſo ſchwierige Parthie in Spiel und Geſang, mit einem Feuer und einer Ausdauer, daß das Publikum wirklich zum Entzücken hingeriſſen wurde, beſonders in dem meiſterhaften Duett mit Bertram, welches ſo vorgetragen wohl nirgends ſein Wirkung verfehlen wird. Fräulein Livia Gerhard iſt eine Leipzigerin, war früher bei den Gewandhaus-Conzerten angeſtellt, wo ſie neben der Grabau glänzte. Pohlenz iſt ihr Lehrer, und ihm verdankt ſie ihre treffliche Ausbildung. Leider wird ſie nur zu häufig beſchäftigt, was bei ihrer zarten Jugend, ihren Anlagen, wie ihrer Geſundheit ſehr nachtheilig werden kann. Dies iſt Alles, was ich Ihnen dermalen über unſer Theater mittheilen kann, nämlich Intereſſantes. Erfreulicheres aber läßt ſich von unſern Gewandhaus-Conzerten ſagen. — Ein Orcheſter, wie es Wenige giebt, ein impoſanter Chor, treffliche Soloſänger und Sängerinnen, — und herrliche Gäſte! — Gleich im zweiten diesjährigen Conzert trat Pixis auf mit ſeiner Pflegetochter Franzilla, ein hübſches Mädchen mit einer himmliſchen Altſtimme, deren Ausbildung Pixis ſich zur höchſten Aufgabe zu machen ſcheint. Natürlich war der Beifall, den Beide ernteten, rauſchend. — Am 8. dieſes Monats gab Pixis ſein Conzert im Gewandhauſe, unter Mitwirkung unſerer Clara Wieck, mit der er ein ſchwieriges Doppelconzert vortrug. Franzilla ſang eine Scene aus Glucks Orpheus, wo wir auch den großartigen Vortrag ihres Recitativs zu bewundern Gelegenheit hatten — und dann mit der liebenswürdigſten Laune ein Schweizerlied von Pixis und die humoriſtiſche Gondoliera der Malibran. Ich hatte das Vergnügen die Probe beſuchen zu dürfen, wo ich den feinen, gewandten Pixis zugleich als trefflichen Dirigenten kennen lernte. Abends dirigirte Pohlenz. Ewig Schade für unſer Muſiktreiben, daß Rochlitz ſich von der Redaction der muſikaliſchen Zeitung zurückgezogen hat. Schon vor acht Jahren bemerkte deshalb Beethoven: „Seit der Rochlitz den Commandoſtab abgegeben hat, find' ich nichts mehr an dem Blatte." Wirklich iſt Herr Fink der Redaction keineswegs gewachſen, da ihm nicht nur der heilige Funke der Begeiſterung fehlt, der zu allem Guten unerläßlich iſt, ſondern auch eine höchſt merkliche Partheilichkeit, aus ſeinen Berichten über Leipzig hervorgeht. Unbegreiflich muß dem Fremden das völlige Ignoriren der gefeierten Clara Wieck erſcheinen, doch erklärt ſich dieſes hier ſehr leicht, wo man weiß: daß eine dem Herrn Fink nah verwandte junge Dame, ebenfalls Clavier ſpielt. Uebrigens mag Fräulein Wieck ſich tröſten, denn die Urtheile eines Paganini, Moſcheles, Spohr, Pixis ꝛc. haben doch auch einigen Werth und können ſehr füglich der Nichtbeachtung des Herrn Fink das Gleichgewicht halten *).

Junius.

---

*) Dem. Clara Wieck, obgleich noch ſehr jung, hat auch in Paris die allgemeinſte und ehrenvollſte Anerkennung gefunden.

D. H.

Aus Dresden.

Am 3. October erſchien Mad. **Crelinger** (Stich) vom Königl. Theater in Berlin, zum Erſtenmal auf unſerer Bühne. Sie trat als **Maria Stuart** auf. Was ich über ihre Darſtellung zu ſagen habe, kann ich in wenig Worte faſſen. Sie war Maria Stuart. Figur, Haltung, Organ, Declamation und ruhige Rede ließen nichts zu wünſchen übrig. — Das Publicum war in den erſten Acten lau, erſt im 3ten fing es an Theilnahme zu zeigen, doch ſtieg ſie an dieſem Abend nicht zum Fanatismo, wie die Italiäner ſagen. Beim Hinausgehen hörte Jemand auf der Logentreppe folgendes Geſpräch mit an:

A. Nun, Herr Geheime — — wie hat ſie Ihnen gefallen?

B. Nu, hären Se, ſe is nich ganz ohne. Ich wollte doch **Lüttichau** wohl rathen, daß er ſe engagirte, denn die *** will mir doch nich recht mehr gefallen und Keenen nich — denn ſe hat ſich ſe vielerle Dummheten angewähnt, un der Mann, hären Se, dogt och nich viel, un hat 'n ſchlechten Dialect in der Ausſprache. — Ne, Lüttichau ſoll ſe nahmen! —

A. Ja, das glaub' ich. Aber die geht nicht von Berlin weg, und wär' auch thöricht, denn man liebt und ſchätzt ſie dort.

B. Nu, is ſe denn ſchon ſo lang in Berlin?

A. Schon ſeit 20 Jahren.

B. Ne, hären Se, da müſſen Se 'n Errthum ſeyn. Ich bin doch noch vor 10 Jahren in Berlin geweſen, un da wußte Niemand nicht von 'ner Madam Creling —

A. Ja, da hieß ſie wohl noch **Stich**. Sie iſt zum Zweitenmal verheirathet.

B. Herr Jeſes! das is de Stichen? — Nu, mai Jeſes! aber was ſind denn das für Dummheten? — Warum ſetzen Se denn nich uff den Zettel **Stich-Creling**, ſo weeß man doch wie man mit 'r dran is. Un denn wär ſe och gewiß herausgerufen. Ne, über das Volk; Haben de Frau ſo kalt uffgenommen! Herr Jeſes! Gute Nacht! — — —

Montag, 7. **Donna Diana**. Mad. **Crelinger** als Diana herrlich; mit der feinſten Weiblichkeit. Großer Beifall. Gerufen mit Pauli. Dienſtag, 8. **Komm' her — der Vorſatz — Clementine** (Gabriele). Im erſten Stück Mad. C. die Schauſpielerin, im zweiten, die Blinde. Beide vollendet. **Stürmiſch** gerufen — Donnerſtag, 10. **Enzio**. Mad. C. Lucia, im hohen Grade vortrefflich. Beifall — jedoch nicht gerufen.

Da **Emil Devrient** krank iſt, ſo konnte Mad. C. in ihren beſten Rollen: Phädra, Iphigenia u. ſ. w. nicht auftreten, und uns wäre vielleicht dieſer Genuß gänzlich entzogen worden, wenn der eben ſo fleißige, als gefällige Herr **Rettig**, nicht in Donna Diana, Komm 'her, und Enzio, als Ceſar, Director und Enzio eingetreten wäre.

* * *

(Mit einer Beilage.)

3tes Quartal. Nro. [illegible]. 3. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Neueſtes aus Paris. — Zerrmann in Prag. — München. — Miszellen. — Pariſer Komödienzettel. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementpreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. [illegible] kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die königl. bayr. Poſtämter bezieht es halbjährig im I. Rayon [illegible] fl. [illegible] kr.; im II. Rayon [illegible] fl.; im III. Rayon [illegible] fl. [illegible] kr.

Neueſtes aus Paris.

Théâtre par Ordre. — Théâtre des puces industrieuses etc.

Auf Befehl wurde jüngſthin Robert le Diable gegeben. Ludwig Philipp wollte ſeinem Gaſt und Schwiegerſohn die große Oper in ihrem höchſten Glanze zeigen. Nie iſt jedoch dieſes Feſt der lyriſchen Scene minder feſtlich von Statten gegangen, als an jenem Abende. Nourrit, mit der herrlichen Stimme, mit dem kunſtvollen Geſange, mit dem feurigen Spiele, fehlte. Er hob den Glanz einer fremden Bühne, während der König der Belgier den Glanz der Seinigen erhöhete. Sein Stellvertreter war nur La Font. Mlle. Falcon, die herrliche, fehlte auch, und ſtatt ihrer ſang Mlle. Doruß, die zwar urſprünglich dieſe, für Mad. Schröder-Devrient beſtimmte Parthie zu ſingen hatte, ſie jetzt aber längſt der Falcon abgetreten hat. Mad. Cinti-Damoreau war krank und ließ ſich vor dem Anfange entſchuldigen; Mlle. Taglioni endlich erſchien nicht in dem Ballet. Ein größerer Unſtern konnte wahrlich bei dieſer Königlichen Repräſentation des Meyerbeer'ſchen Werkes nicht walten, und es ſteht zu erwarten, daß die nächſte bürgerliche Vorſtellung deſſelben, Königlicher ausfallen werde.

Das verſammelte Publikum ſchien ſich aber daraus nicht viel zu machen. Es war von andern Intereſſen erfüllt. Robert le Diable war ihm alt und Scribe's „L'or est une chimère," wußte es nachgerade auswendig. Nicht auf dem Theater, ſondern in den Logen ſuchte man an dieſem Abende ſein Schauſpiel, für welches man den hohen Eintrittspreis bezahlt hatte. Aber auch mit dieſem Genuß ſah es anfänglich windig aus.

Man harrte und harrte. Die Fünf im Fond für die beiden Könige reſervirten Logen blieben leer. Endlich wurden die Pariſer ungeduldig und die Oper mußte beginnen. So war faſt der erſte Act bis zu ſeiner Mitte fortgeſchritten, als plötzlich ein wilder Lärm ſich in den Corridors vernehmen ließ. Der Lärm übertäubt Orcheſter und Chor, er kommt näher und man unterſcheidet deutlich ein donnerndes **Vivat**, das ſich wie eine Lawine fortwälzt, und immer mehr Stimmen mit ſich reißt. Schon ertönt das Geſchrei in den Logengängen, in den Logen, auf den Gallerien, im Parterre, das ganze Haus gleicht einem brauſenden Meer.

„Recommencez!“ ſchallt's dazwiſchen, „Recommencez! le Rideau!“ von allen Enden; Orcheſter und Sänger verſtummen einen Augenblick, und der große, ſchwere Vorhang rauſcht majeſtätiſch hernieder, damit die Komödie wieder von vorne angefangen werden könne. Es dauerte nicht lange und er hob ſich zum Zweitenmale. Dieſe Galanterie der Pariſer gegen ihren König und ſeinen Gaſt darf indeß jenen nicht zu hoch angerechnet werden. Denn wie ich ſchon bemerkt habe — ſie machten ſich nicht viel aus dem **Robert**, und waren zufrieden mit dem Schauſpiel, welches ihnen die beiden Königsfamilien boten.

Es war in der That ein ganz neuer Eindruck, den die fünf Logen gewährten, die kaum räumlich genug waren, die zahlreichen Familien der beiden königlichen Nachbarn zu faſſen. Es lag ein ganz eigener Reiz darin, dieſen ſeltſamlichen Glanz im Saale zu erblicken, den man ſo lange ſchon nur ſtets auf der Bühne zu ſehen bekommt. Man konnte ſich faſt nicht überreden, daß Veron, der Director der Oper, keinen Theil daran haben ſollte. Geſtickte Röcke, Ordensbänder von allen Farben, Sterne, Federhüte, wie verſchwand daneben Roberts Rüſtung und Iſabella's Diadem!

Der kürzlich erfolgte Tod des Königs von Spanien hatte jedoch inmitten dieſer verſammelten Höfe einigen Schatten verbreitet. Nicht etwa auf den Geſichtern, ſondern an den Toiletten der Damen, die ſchwarze Farbe gehörte nemlich zur Etikette, und die himmliſche Mad. **Lebon**, verſäumte dieſe Gelegenheit nicht, um zu zeigen, daß ſie der Etikette ſtets ergeben ſey. Sie war ganz ſchwarz, aber nur dadurch deſto weißer. — Dicht neben den königlichen Logen hatten hingegen, des lieblichen Contraſtes wegen, einige ſchöne Damen ſich ganz in weiß gekleidet, um zugleich zu zeigen, daß der Tod des Königs von Spanien ſie nicht eben ſehr ergriffen hatte.

Die Königin der Belgier, als Tochter und Gemahlin eines Königs, unterſchied ſich von ihren Schweſtern durch den Plan, den ſie zwiſchen ihrem Vater und ihrem Gemahl einnahm, ferner durch die Federn, die ihren hübſchen Kopf ſchmückten und das reiche Brillantſchloß an ihrem Gürtel. Der König der Franzoſen hatte der Pariſer Nationalgarde die Galanterie erzeigt, ſeinen Rock von ihr zu entlehnen; die Uniform des Königs der Belgier war mir fremd: unſere vier königlichen Prinzen hatten ſich für dieſen Feſtabend, einige von den Uniformen der franzöſiſchen Armee angezogen. Der König Leopold iſt kein junger Mann mehr; vierzig und einige Lenze beſchatten ſeine ohnedieß von Natur etwas finſtere Stirne. Er ſoll an einem Magenübel leiden und ißt ſeit vielen Monaten bereits ſo gut wie Nichts. Für Muſik ſcheint er wenig empfänglich zu ſeyn. Se. Maj. ſprachen immer, wenn geſungen wurde; die Tänzer wurden jedoch mit wahrer Andacht angehört. Perrot und die Monteſſu fühlten ſich dadurch überaus geſchmeichelt.

Mit Befremden bemerkte man, daß die Fortſchritte unſerer berühmten Optiker bis jetzt weder in die Tuillerien noch in Belgien Eingang gefunden haben. Vielleicht ſind die Hofleute daran Schuld; denn es iſt gewiß, daß in allen königlichen Logen nur einfache Lorgnetten angewendet wurden. Schießt Euch todt, Lerebours und Derepas! zwei Könige mit ihren Familien waren geſtern in der Oper ohne **Jumelles**! —

Schließlich muß ich noch eines Streites wegen patentiſirter Flöhe erwähnen, der ſeit einiger Zeit hier Aufſehen macht.

Seit drei Wochen befindet ſich ein Floh-Theater auf dem Börſenplatze. Ein Dutzend ſehr gut einſtudirter Flöhe tanzt dort Galopp, reitet, muſicirt, fechtet, Alles zum großen Vergnügen der Zuſchauer; und dennoch ſind es Betrüger, wie man gleich ſehen wird.

Seit einigen Tagen erſchienen in Paris die wahrhaft induſtriöſen Flöhe des Herrn Bertolotti. Sie ſind in der rue de **Richelieu** Nr. 10 abgeſtiegen. Kaum zeigten ſie ſich, ſo ſchwanden die Andern vom Börſenplatze in ihr Nichts dahin.

Für einen Augenblick vermochten ſie wohl, ſelbſt den Kenner zu täuſchen, aber jetzt iſt ihr Betrug mit unauslöſchlicher Dinte, natürlich weißer, auf ihrer Stirne geſchrieben. Jetzt, da man die Aechten kennt, lacht man über jene elenden Kopien. Man darf auch nur auf den Zettel des Flohdirectors Bertolotti blicken, um ſogleich vor ſeiner Künſtlergeſellſchaft Reſpect zu haben. Obenan ſteht: „patronisées par toute la famille Royale et par la noblesse d'Angleterre.“ Nun frage ich ob die Andern jämmerlichen Flöhe gegen dieſe ſtolzen Herren ankönnen, die ſich ſolch hohen Schutzes erfreuen. Alſo iſt es nun in Paris ausgemacht, daß die Flöhe auf dem Börſenplatze nur Contrebande ſind, und daß die von Bertolotti, die alleinig ächten, patentiſirten und brevetirten ſind. — Ich ſelbſt habe mich davon überzeugt, indem ich mir ihre Papiere zeigen ließ.

Es iſt Alles in der ſchönſten Ordnung. Lord Brougham ſelbſt hat ſie autoriſirt, in beiden Hemiſphären ihre Kunſtſtücke zu zeigen.

Die Pariſer haben ſich nunmehr förmlich das Wort gegeben, jeden Umgang mit den Flöhen des Börſenplatzes abzubrechen. Es ſind Flöhe ohne Gewiſſen und ohne Ehre. Flöhe, die nur vom Gouvernement geduldet werden, wie ſo manches Andere dieſer Art, das eben ſo wenig zu entſchuldigen iſt. Z. B. die Spielhäuſer, die hiſtoriſchen Vaudevilles, die Lotterie u. ſ. w., u. ſ. w.—

Daß Victor Ducange todt iſt, wird man nun wohl in Deutſchland ſchon wiſſen. Er war ein fruchtbarer Dichter und die Kaſſen der Melodramtheater werden ſeinen Tod empfindlich ſpüren. Calas, Thereſe, das Leben eines Spielers und „es ſind 16 Jahre," waren ſeine Hauptwerke, welche enorme Summen eintrugen. —

La gazza ladra erregt bei den Italiänern Fanatismo. Ivanoff als Gianetto, Tamburini als Fernando, der unvergleichliche Buffo Santini als Podeſta, und Julie Griſi als Ninetta, entzücken die Pariſer und verleihen dieſer alten Partitur immer neue Reize. —

Doch genug für heute. Meine Aufgabe iſt ſchon überſchritten, denn wie ich aus Ihrem Blatte erſehe, bedürfen Sie meiner nicht, um über die hieſigen Theater und ihre Vorſtellungen zu referiren. — Doch Eines noch. Hiebei erhalten Sie ſämmtliche Zettel von Paris und der Banlieue, nebſt der Rollenbeſetzung. Vielleicht iſt es Ihren Leſern nicht unintereſſant zu ſehen, wie hier täglich mehrere hundert Schauſpieler, Sänger und Tänzer in Athem ſind, um das Publikum zu unterhalten*).

---

*) Siehe am Schluß.

Jerrmann in Prag.

Alle Blätter bringen die Kunde von den Triumphen, welche dieſer geniale Künſtler auf den Provinzbühnen Oeſterreichs errang. Zu dieſem Augenblicke gaſtirt er in Lemberg, von wo er, einer Einladung zufolge, nach Wien gehen wird, um zwölfmal in dem Theater an der Wien aufzutreten. Der Director jenes Theaters, Herr Carl, ſoll ihm dafür ein baares Honorar von 3000 Gulden W. W. und eine koſtenfreie Einnahme geboten haben.

Ueber Jerrmanns Gaſtſpiel in Prag können wir Folgendes unſern Leſern mittheilen: Am 19. September trat er dort zum erſtenmale als Daniel im Erbvertrage auf, und wurde viermal gerufen, obgleich Seydelmann erſt im vorigen Jahre dieſe Rolle mit großem Succeß auf dem Prager Theater dargeſtellt hatte. Dann gab J. den Franz in den Räubern, den Oſſip in Iſidor und Olga. Als Shylok trug er einen unbeſtrittenen Sieg davon.

Alle Kritiker behaupten, dieſe Rolle in Prag nie ſo vollkommen dargeſtellt geſehen zu haben. Till, in „Laßt die Todten ruhen," lieferte den Beweis, daß J. auch in Converſationsſtücken meiſterhaft zu nennen ſey. An dieſem Abende führte er auch franzöſiſche Scenen aus Cinna in dem Cid vor. Die Wirkung war außerordentlich. Dlle. Nina **Herbſt** und Hr. **Stolzel** unterſtützten Hrn. Jermann mit großer Auszeichnung. Nun folgte Soliman im Zriny, der Unbekannte in den Galeerenſclaven und endlich Carl und Franz Moor zuſammen. Die Loſung dieſer Aufgabe machte Furore. Als Thomas Foſter, in den Gebrüdern Foſter, wurde J. nach dem 3. und letzten Acte ſtürmiſch gerufen. Hierauf ward Oſſip wiederholt; dann kam Wurm in Kabale und Liebe an die Reihe. Als **Reinhold** in dem Müller und ſein Kind gelang es dem gefeierten Gaſt jedoch nicht, ſeinen Vorgänger **Bayer** zu erreichen. Der Erbvertrag wurde nunmehr wiederholt, wobei ſich der Beifall noch geſteigerter, als das erſtemal zeigte. Sein Gaſtſpiel beſchloſſen Till, zum zweiten Male, und Rudolph in der Hedwig. Das Haus war ſo überfüllt, als da der Künſtler zuerſt bei uns auftrat und auch der Beifall war derſelbe.

München.

Unſer Repertoir.

Wir mußten allerdings frohe Ausſichten hegen, als bei dem Antritte der Geſchäfte in dem feindlichen Begegnen unerwarteter Ereigniſſe, während des Ordnens ſo vieler materieller Intereſſen, die neue Hoftheater-Intendanz uns einen **Tell** brachte. Eine Erſcheinung, eben ſo großartig, als vielverſprechend, für die Zukunft. Wir gaben damals unſere Freude, ſo wie unſere Wünſche offen zu erkennen; aber eben ſo unumwunden müſſen wir geſtehen, daß das **Was** und das **Wie**, woraus unſer Repertoir ſich bis jetzt zuſammenſetzte, unſere Freude nach der Aufführung des Tell als voreilig erſcheinen läßt.

Was zunächſt folgte, waren einige Vertiniaden, die, wenn ſie minder raſch aufeinander gekommen wären, vielleicht doch einige Luſt und Liebe bei einem Theile des Publikums für dieſes Genre erhalten haben würden. So aber war bei der zweiten Schüſſel auch ſchon der Ueberdruß da. Jetzt wurde der Verſuch mit einer alten Operette gemacht, die pomphaft angekündigt, aber dem ungeachtet ſchnöde zurückgewieſen wurde. Was wir ſonſt noch an Neuigkeiten erhielten, beſchränkte ſich auf zwei oder drei Bluetten aus dem Franzöſiſchen.

Neben dieſen ſpärlichen Tageserſcheinungen zog ſich ſagengleich die Kunde von den Präparativen zu „**Robert der Teufel.**"

Der Herbſt, das Octoberfeſt, kurz die den Theatern günſtige Zeit, welche die Liebhaber wieder in den Foyers verſammelt, ſollte ihn uns bringen. Statt deſſen erſchien Holtei mit einigen neuen Stücken. -- Die Erſcheinung war zu vorübergehend, als daß die Bühne davon einen erſprießlichen Nutzen hätte ziehen ſollen. Bei längerem Verweilen, wurde von dem Dichter der Lenore, bei dem offenbaren Mangel an ſchicklichen Neuigkeiten, gewiß Förderliches zu erwarten geweſen ſeyn.

Und ſo ſpinnen ſich denn unſere Herbſtabende mit dem alten Einerlei ab. Es iſt möglich, daß die Kaſſe dennoch kein ganz ungünſtiges Reſultat zeigt; es iſt aber gewiß, daß ſie ein beſſeres zeigen würde, wenn man, gleich wie in andern Städten, mit den Neuigkeiten rüſtig voran ſchritte.

Gut oder ſchlecht, das Perſonal ſcheint nun einmal komplettirt zu ſeyn, und andere Rückſichten können wohl nicht leicht hier bei der Annahme neuer Stücke obwalten, als in Berlin u. a. Orten.

Miszellen.

Von dem berühmten engliſchen Schauſpieldichter James Sheridan Knowles ſind mehre Stücke in's Deutſche übertragen worden, und liegen bereits bei verſchiedenen Bühnen zur Aufführung vor. Im Königſtädter Theater iſt vor einigen Tagen das Erſte dieſer Stücke gegeben worden, unter dem Titel: Die Schweizerin in Mantua, Drama in 5 Acten, nach: the Wife a Tale of Mantua. Dlle. Vernier, vom Breslauer Theater hat darin die Hauptrolle dargeſtellt.

Pariser Komödienzettel

vom 29. October 1833.

ACADEMIE-ROYALE DE MUSIQUE.

Relache.

THEATRE-FRANÇAIS.

On commencera à 8 h. ½.

LES ENFANS D'EDOUARD,
trag. 3 a. Cas. Delavigne.

Glocester, Ligier. Buckingham, Menjaud. Tyrrel, Joanny. Un officier, Monlaur. Elisabeth, mesd. Mars, Luci, Tousez. Edouard, Noblet. Le duc d'York, Anaïs. 1e dame, Thénard. 2e dame, Moralès.

OPERA COMIQUE.

On commencera à 7 h. ½.

LA VIEILLE,
op. com. 1 a. Scribe, Fétis.

Emile, Lemonnier. Léonard, Génot. Péteroff, Victor. Un domestique, Louvet. la comtesse, mad. Pradher.

LE PRÉ AUX CLERCS,
op. c. 3 act. de m. Planard, mus. d'Hérold.

de Comminges, Lemonnier. de Mergi, Thénard. Cantarelli, Féréol. Girot, Fargueil. chef des archers, Victor. 1e archer, Marnelle. 2e archer, Charles. sous-officier, Louvet. Isabelle mesd., Casimir. Marguerite, Ponchard. Nicette, Massy.

THEAT. ROY. ITALIEN.

On commencera à 8 h. ½.

LA GAZZA LADRA,
op. semi seria, 2 a. Rossini.

Fabrizio, Berettoni. Giannetto, Ivanoff. Fernando, Tamburini. Podestà, Santini. Isacco, Auletta. Pippo, Profeti. Un geôlier, Magliano. Ninetta mesd., Julie Grisi. Lucia, Rossi.

THEAT. DE L'ODEON,

Relache.

GYMNASE-DRAMAT.

On commencera à 6 h. ½.

L'AMBASSADEUR,
v. 1 a. Scribe, Mélesville.

le comte, Monval. Frédéric, Davesne. Saint-Jean, Numa. Zanetta mesd., Monval. Mlle d'Aranza, Habeneck.

LE SOUPÇON,
v. 1 a. Hippolyte Leroux.

Edmond, Paul. le baron
Allan. Bénédict, Klein. l
comt. mesd., Grassot. Lau
rette, Monval.

CHRISTOPHE,
v. 1 a. Paulin, Deforges, Vaile

Pichelin, Klein. Christoph
Bouffé. J. Saverny, Davesne
Amédée, Ferdinand. Andr
Bordier. Cécile, mesd. Mon
val.

LOUISE,
v. 2 a. Scribe, Mélesville.

Salsbach, Numa. de Mal
zen, Paul. Sidler. Daves
Fritz, Bordier. Louise, mes
Volnys. mad. Habeneck. Ju
lienne.

TH. DU VAUDEVILLE.

On commencera à 6 h. 1/4.

UN PONT-NEUF,

v. 1 a. Marie-Aycard, Emmanuel.

D'Ablancourd, Dérouvère, Le maréchal, Fontenay. Vaudreuil, E.-Taigny. la marée., mesd. Guillemin. d'Ermanville, Thénard.

TÊTES-RONDES,

drame hist. 3 a. de mm. Ancelot et Saintine.

Georges Monch, Fontenay Henri Mulgrave, Adrien. Clifford, Lafont. Lord Walton. Mathieu. Jéroboam, Lepeintre Officier, Ballard. L. Walton, Mesd. Albert. Henriette, Adèle, Sara, Guillemin.

RICHELIEU A 80 ANS,

v. 1 a. Ancelot, L. Lucien.

Rafé, Fontenay. Richelieu, Adrien. Ludovic, E. Taigny. Petit-Jean, Ballard. Marie, mesd. Bossert-Doche. La duchesse, Thénard.

UNE PASSION,

vaud. 1 a. Varin et Desvergers.

Duplessis, Lepeintre. Anténor, Arnal. Raphael, Ballard. Augustine, mesd. Fortunée. Lilia, Atta a Beauch.

TH. DES VARIÉTÉS.

On commencera à 7 h. 0/0

LES ACTUALITÉS,

vaud. 1 acte, de mm. Brazier et Dumersan.

M. Gobetout, Prosper. Calintampon, Odry. Rouget, Hiacinthe. Duvrayon, Lhérie. M. Cigare. L'Egyptien. Le musicien. Le télégraphe. Delphine, mesd. Dupont. M. Gobetout, Vautrin. Armentine, Flore. Mlle Gigot. La Beinvillers.

LA MODISTE ET LE MYLORD.

v. 2 a. Deslandes, Didier.

Lord Derby, Prosper. sir Edouard. Daudel. Peper, Dubourjal. Jack, Charlet Domestique, Georges. id, Vernian. Elisa, mesd. Jenny Colon. lady Derby, Vautrin. lady Maigrette, Flore. miss Clarice, Hortense. mistris Olbron, Jollivet.

MADAME D'EGMONT,

com. 3 a. Ancelot, Comberousse.

Richelieu, Cazot. de Tavanne, Daudel. Renaut, Vernet. Ledru, Hyacinthe. Un fou, Georges. le médecin, Alexis. Un gardien, Charlet. Un huissier, Octave. Prem. page, mesd. Stéphanie Sec. page, Dupont. mad. d'Egmont, Jenny Colon. mad. Dubarri, Hortense. mad. de Brienne, Jollivet.

TH. DU PAL.-ROYAL.

On commencera à 6 h. 1/2

SOPHIE ARNOULD,

v. 3 a. Leuven, Dumanoir.

Lauraguais, Derval. d'Hénin, Paul. Dorat, Delby. l'abbé, Masson. Landry, Lhéritier. Remy, Remy. Magloire, Octave. Un convive, St.-Ange. Sophie, mesd. Déjazet la princesse, Paul. Mlle Laguerre, Delille. Brigitte, Pernon. Une dame, Bourg.

LE VOYAGE A FRAIS COMMUNS,

v. 5 a. Théaulon, Victor Desmarés

Flamet, Philippe. Jérien, Bontin. Clément, Octave garç. d'auberge, Remy. Postillons: Floridor, Cresson Carabiniers: Lhéritier, Lemeunier, St-Ange, Malherbe Bucherons: Masson, Barthélemy. St-Romain, Delby. Suzanne, mesd. Tobi. mad. d'Embrun, Eléonore. Marguerite, Georgina. l'hôtesse, Félicie. Madeleine, Aglaé mad. Landry, Lisida. Une limonadière, Duchemin.

LES BAIGNEUSES,

tabl. mêlé de couplets, de mm Vanderbuch et Leuven.

Catois, Levassor. Coquelin, Lhéritier. Falempin, A.-Tousez. l'Escargot, Remi Mor Catois, mesd. Delille. Suzanne, Pernon. Boulotte, Georgina. Gothon, Augustine. Toinette, Duchemin. Madeleine, Adèle. Baigneuses: Aglaé, St-Charles.

PORTE ST-MARTIN.

On commencera à 5 h. 1/2.

LA MAISON DU REMPART,

v. 3 a. Mélesville, Dumersan.

Michel Foulard, Monval. Gervais, Moessard. Edouard, Chily. Ducontray, Saint-Paul Henriette, mesd. Mélanie. Jacqueline, Adolphe.

FALKLAND,

drame en 5 actes, de feu Laya.

Falkland, Bocage. Caleb, Lockroy. Andrews, Valmont. Blowmer, Auguste. Tom, Tournan Emilie, Mlle Mélanie.

LA CHAMBRE ARDENTE,

drame, 5 act., 9 tabl., de mm Bayard et Mélesville.

St Croix, Provost. Desgrais, Serres. de Guiche, Delafosse. Feuquières, Chilly. d'Aubray, Valmore. le président, Auguste l'avocat-général, Monval. Un juge, Tournan Bossuet, Héret. Pitout, Vissot. Brown, Moëssard. Laréole, St-Paul. Un domestique, Fonbonne. garç. d'auberge, Baubin la marq., mesd. Georges. Marie, Ida. Mlle Montalais, Juliette. la Voisin, Adolphe. la supérieure, Georges cad. femme Martinot, Oudry. mad. Henriette, Adèle.

THEAT. DE LA GAITÉ

On commencera à 5 h. 1/2.

GEORGES,

mél. 3 a. Gaillardet, Bras.

Géronimo, Cudot. Arthur, Maillard. Georges, Jemma. Philippe, Monnet. Laura, mesd. Estelle. Sig. Tavelli, Chéza. Anna, E. Sauvage. Suzette, Caroline. l'hôtesse, Provost.

LA PEAU DE CHAGRIN,

extravag. romant. 3 pet. tabl., Simonnin, Théodore N.

Raphael, Leménil. Gaudin, Raymond. Jonathas, Monnet. Pariquet, Théodore. Un tailleur, Lebel. Pauline, mesd. Provost. Foedora, Caroline. Justine, Lequien.

STRUENSÉE,

drame 5 a. Gaillardet.

Struensée, Henri. Brandt, Maillard le comte, Joseph. Banner, Sallerin. Odensée, Casimir. Dhalbac, Etienne. Hocburn, Théodore. Un secrétaire, Monnet. Un guichetier, Cudot. Un garde, Fontaine. la reine, mesd. Aug. Sauvage. Héléna, Vanauss.

AMBIGU-COMIQUE.

On commencera à 6 h. 0/0.

COTILLON III,

v. 1 a. Vanderburch, Anicet.

Louis XV, Constant. l'archevêque, Thénard. Jules, André. Colas, Francisque j. la comt., mesd Baltazar, Henriette, Henriette. Héloise. Sophie.

LOUIS XIII.

dr. hist. 5 a. 6 tabl. Mérville, Pierre Tournemine.

Louis XIII, St-Ernest. Richelieu, Montigny. Cinq-Mars, Albert. de Bouillon, Barbier. de Thou, André. le père Joseph, Duplanty. Rocfort, Gilbert. l'abbé Quillet, Thénard. Laubardemont, Charlet. d'Epernon, Emilie. un gentilhomme, Bourgeois. de Gondy, mesd Clorinde. Olivier, Sophie. Anne d'Autriche, Mathilde. Marie de Gonz, Gautier. la mar. d'Effiat, Després.

CIRQUE-OLYMPIQUE.

Relache.

FOLIES - DRAMATIQ.

On commencera à 5 h. 1/2.

Au bénéfice de mad Dumas.

LES CONSPIRATEURS.

v. 1 a. Achille.

Emile, St Edme. Armand.

Belmont, Rossinier, Palaiseau, Bodillard, Arnold, Irma, mesd. Léontine, Nini, Adolphe, Modeste, Mélanie, mad. Trajan, Detille. Un tambour, Céline.

Tyrolienne exécutée par M. Robiquet.

Air du Concert à la cour, chanté par Mlle Louise.

LES [illegible] CHARLES XI, dr. 3 a. Arnould, Lockroy.

Charles XI, Dargent. Henri, Dussert. d'Alençon, Belmont. Lemaille, Roger. le colonel des Suisses, Alphonse. Montlerrier, Arnold. Ruggieri, Rehard. Un officier, Charles. Un gentilhomme, St Paul. Marguerite, mesd. Camille. René, Dumoulin.

Scène comique par M. Camille Fontalard, qui imitera plusieurs artistes de la capitale.

NICO, dr. en 3 act.

James, Camille. Félicio, Dussert. Basque, Dargent. La Plata, Millet. Miquelus, Rébard. Furetino, Arnold. Inigo, St Elme. Catalan, Belmont. 2 gueux, Victor, St Pol. un inconnu, Charles. Un officier général, Alphonse. Angelica, mesd Adolphe. donna Prudenza, Dumas.

LA COURTE PAILLE, v. 3 a. Cogniard frères.

Pierre Jean, Roger. Lefuté, Dargent. Robert, Dumoulin. Julien, Isidore. Criquet, Palaiseau. Lagrange, Alphonse. Marguerite, mesd. Élise. Véronique, Dumas.

THEATRE-MOLIÈRE.

On commencera à 6 h. 1/2.

JACK, mél. 1 act.

Jack, Férin. Dufresnoy, Rose. Eugène, Adolphe. Sandis, Boileau. Bourdois, Étienne. Lambert, Sagedieu. Ernestine, mesd. Lekain. Cora, Armantine. Lisbeth, Julia.

JOSÉ MARIA, mél. 3 a. Adolphe, Alphonse.

José, Videix. Inigo, Sagedieu. Fernand, Adolphe. Fabio, Boileau. Un trappiste, Férin. Lopez, Étienne. Lucile, mesd. Legentil. Béatrix, Esther.

LA PIÈCE SANS NOM, v. 1 a.

D. Ganache, Clément. Rontinard, Videix. Bouquinville, Ernest. Gigantesquini, Albert. D. Mégrino, Boileau. Tremblini, Adolphe. Le régisseur, Rose. Gambades, Férin. Félix, mesd. Esther. mad. Rontinard, Sagedieu. Inès, Zoé. Léonora, Armantine.

LA FILLE DU BOURREAU, vaud. 1 acte.

Lindor, Sagedieu. Nicolin, Clément. Pierrot, Adolphe. mad. Nicolin, mesd. Zoé. Zoé, Elisa Jacops.

TH. DU LUXEMBOURG

LE MARI DE MA FEMME, vaud.

Lefèvre, Clairville. Fouinard, Lebrun. Dermont, Ferdinand. mad. Lefèvre, mesd. Thierry. Marguerite, Augustine.

LE MARI BELLE-SOEUR, v.

Brémon, Auguste. Adolphe, Félix. Champagne, Gustave. Henriette, mesd. Clara. Amélie, Adèle.

MARENGO.

Gervais, Théodore. Robert, Dargebert. Jacques, Clairville. Lagrenade, Lebrun. Francoeur, Charles. Paulin, Ferdinand. Lucas, Alcaume. Sans-Regret, Hachette. Un général, Gustave. Berthe, mesd. Clara. Louise, Adèle. Jules, Désirée. Marguerite, Auguste. Nanette, Elisa. Rose, Sophie. Julie, Esther.

THEATRE COMTE.

la longue Paille, Ducis, la peau de Singe.

THEATRE SERAPHIN.

Au Palais Royal.

Le Petit Poucet.

Le Voltigeur mécanique.

Feux pyriques et arabesques.

Le Malade et le Bûcheron.

Les Trois souhaits.

Le Point de vue mécanique de l'île Sainte-Barbe pris sur la Saône près de Lyon au moment de la fête.

GYMN. ENFANTIN.

Passage de l'opéra

Voltaire, Mr. Schmidt le gouverneur.

TH. MONTMARTRE.

GRILLO, vaud.

Grillo, Surville. d'Albano, Alexandre. de Ferrare, Rousseau. Montfort, Adelbert. Alberti, Savigny. Michel, Antonin. Camille, mesd. Joséphine. Rosella, Camille.

L'ÉLÈVE DE LA NATURE, vaud. en 2 act.

Le capitaine, Surville. Ernest, Alexandre. Job, Antonin. Oscar, Eugène. Un notaire, Dorlanges. Un matelot, Dubreuil. Un valet, Leture. Un domestique, Roger. Jeune fille, mesd. Sevestre. la comtesse, Yvernel. Amélie, Caumont. Rose, Agadreme. la présidente, Armand.

JENNY, dr. 3 act.

Le capitaine, Surville. Ernest, Alexandre. Oscar, Eugène. Un notaire, Dorlanges. Un valet, Leture. Un domestique, Roger. Jenny, mesd. Sevestre. la comtesse, Yvernel. Amélie, Caumont. Rose, Agadreme. la présidente, Armand.

TH. BELLEVILLE.

LA BELLE AU BOIS DORMANT, v. 1 a.

Châtelain, Armand. Gérard, Georges. Bertrand, Lebel. Astrologue, Carréard. Médecin, Honoré. Écuyer, Hippolyte. Homme d'armes, Baulders. Blanche, mesd. Amélie. Amélie, Martin. Pastourelle, Caroline. Dame d'honneur, St Estève. Un page, Lise. l'Amour, Minette.

LA FEMME DE L'AVOUÉ, v.

Aubry, Lacase. d'Hervilly, Georges. Dorbaise, Armand. Lefèvre, Honoré. Delphine, mesd. Louisa. Clarisse, Martin. Femme de chamb., Caroline.

LE MARIAGE IMPOSSIBLE, v.

Ferdinand, Robert. Kokmann, Lebel. Bloum, Théophile. Augusta, mesd. Guillot. la baronne, St-Estève. Catherine, St-Albe.

LA FILLE MAL GARDÉE, v.

Mathurin, Armand. Justin, Pechenna. Marlot père, Lebel. Eustache, Auguste. Tabellion, Théophile. mère Simonne, mesd. St-Estève. Lise, St-Albe.

GRAND RHINOCÉROS

Seul vivant en Europe, et quantité d'animaux rares, Boulevard Saint Denis, 10.

TIVOLI D'ÉTÉ.

Rue de Clichy.

Promenade et Tir au pistolet tous les jours.

Prix d'entrée : 1 fr.

TIVOLI D'HIVER.

Rue de Grenelle Saint Honoré 45.

Bal tous les Dimanches et les Lundis.

Prix d'entrée : 1 fr. 50 c.

WAUXHALL.

Boulevart Saint Martin.

Bal les Dimanche, Lundi et Jeudi.

Prix d'entrée : 1 fr. 50 c.

3tes Quartal. Nro. 16. 9. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Nachricht und Bitte. — München. — Die Gaſtſpiele der Auguſte Crelinger in Stuttgart. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 3 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Nachricht und Bitte.

Wegen plötzlicher Erkrankung des Herausgebers kann heute nur ein Viertelbogen erſcheinen. Man bittet für dieſesmal um Nachſicht und wird das Fehlende ſpäter nachbringen.

München,

vom 9. November.

Es iſt uns von geachteter Hand folgendes zur Mittheilung eingeſandt worden:

„Das durch Wiener Blätter verbreitete Gerücht, daß Mad. Schechner-Waagen daſelbſt Gaſtrollen geben werde, iſt, wie man vernimmt, völlig ungegründet. Leider wird dieſe geſchätzte Künſtlerin ſelbſt dem Münchner Publikum für mehrere Wochen durch eine Krankheit entzogen, welche die Aerzte den allzufrühen und großen Anſtrengungen nach ihrem letzten Wochenbett beimeſſen, wodurch die auf dem Repertoir befindlichen Opern, Macbeth und Euryanthe hinausgeſchoben werden. Auch die Hoffnung, Mad. Sigl-Vespermann nach längerer Ruhe und Badekur wieder in Thätigkeit beim K. Hoftheater geſetzt zu ſehen, geht nicht in Erfüllung, indem ein neuerdings gegebenes ärztliches Gutachten ſie ſelbſt für einen beſchränktern Theaterdienſt für unfähig erklärt haben ſoll. —

Conzert von Henri Vieuxtems aus Verviers, den 6. Nov.

Die Eröffnung dieſes Conzerts machte eine im gediegenen Styl geſchriebene Ouverture, irren wir nicht, ſo gehört ſie zur Oper Semiramis von Catel; derſelben folgte ein großes Conzert-Stück für die Violine, von Mayſeder, vorgetragen von dem 13jährigen Conzertgeber. Was ſollen wir von dem kleinen Rieſen ſagen? drücken wir die Augen zu, ſo glauben wir, bald einen Rhode, Lafond, Kreuzer, Mayſeder oder Beriot, und zwar in ihrer brillanteſten Zeit zu hören, wir haben ſein Spiel mit größter Aufmerkſamkeit verfolgt, und, warum ſollten wir's leugnen, gehofft, einen Augenblick zu entdecken, in welchem ſich uns der ungereifte Knabe zeigen würde, allein vergebens. Dieſer kleine Gott war vom Anfang bis zur letzten Note, in allen Nüancen vollendet; ein Beifalls-Sturm, indem er lohnte, überzeugte zugleich jeden Anweſenden, daß, ſo viel man auch erwartete, dennoch mehr, ja das Unbegreifliche gegeben worden ſey. Mad. Sigl-Veſpermann und Herr J. Poißl ſangen ein bekanntes, und oft gehörtes Duett aus der Oper Armide von Roſſini mit vielem Geſchmack und lebhaftem Beifall, welchen die darauf folgenden Muſikſtücke des jungen Carl Bärmann auf dem Baſſethorne und die durch Md. Veſpermann vorgetragenen Variationen von Rhode erhielten.

Die zweite Abtheilung eröffnete eine Arie aus der Oper Zampa, deren glückliche Ausführung durch den jungen Herrn J. Poißl uns die Ueberzeugung gab, daß er vollkommen mit all den Mitteln ausgeſtattet iſt, die es rechtfertigen, dieſe, und keine andere Laufbahn ergriffen zu haben. Wir wünſchen ihm Glück und ſind überzeugt, daß er ſchon jetzt, abgeſehen von dem Mangel an guten Tenoren überall eine ehrenvolle Stellung einnehmen würde. Die großen Variationen für Piano Forte und Violine, componirt von Osborne und de Beriot, von dem 10jährigen Carollo und dem Conzertgeber (ohne Accompagnement) vorgetragen, überzeugten uns auf das angenehmſte, daß auch in dem großen Saale, kleine Muſikſtücke, gut vorgetragen, große Wirkung machen können. Es war rührend, dieſe zwei Knaben, mit aller Kraft vollendeter Künſtler ſpielen zu hören. Mad. de Méric müſſen wir ganz beſonders für den Vortrag der herrlichen Arie mit obligatem Baſſethorne aus der Oper Titus loben, die ſie mit einem Wohllaut der Stimme vortrug, wie wir ſie ſelten von ihr gehört; ſchade, daß ſie ſich einiger ungeeigneten Verzierungen nicht enthielt, die bei dem Reflektirenden den Total-Eindruck ſchwächen mußten. Den Beſchluß dieſes intereſſanten Conzerts machten Variations brillantes, für die Violine von Mayſeder, die von dem Wunderknaben im Sinne des Componiſten vorgetragen, Enthuſiasmus erregten. — Das Conzert war glänzend und zahlreich beſucht.

Die Gastspiele der Auguste Crelinger in Stuttgart.

(Vom 18. October bis 3. November.)

Für den Eingebürgerten bei einer Bühne, für den, dem Jahr aus Jahr ein immer ein und derſelbe Vorhang aufgezogen wird, ziehen ſolche Erſcheinungen wie ein wollüſtiger Hauch durch das Leben; ſie geben den erſchlaffenden Nerven neue Spannung, wiſchen den Staub von der altgewordenen Liebe, daß ſie wieder in neuem, reinerem Glanze aufleuchte. An Auguſte Crelinger ſind die Zeitungen nicht zu falſchen Herolden geworden, ſie haben unſere Erwartungen auf das Höchſte geſpannt, und anerkennend mußten wir die Pſalmen nachbeten, die man uns vorgeſprochen hatte. Die erſte Leiſtung unſeres Gaſtes war die Julie in Romeo und Julie. Vollkommen Meiſter jeder Bewegung, zeigte uns die Künſtlerin auch in jeder Stellung ein vollkommen gerundetes maleriſches Bild bei der Altan-Scene. Die Attitude einer träumeriſchen Ruhe, welche doch durch die Nachtſchatten die erſten Zuckungen erwachender Sinnlichkeit verrieth, wechſelte mit den ſchlagenden Lichtern einer ſchon entſchloſſenen Liebe und in der in jedem Körpertheile ausgedrückten Hinneigung zum geliebten Gegenſtande und im Tone lag bald die zarteſte Modulation der naiven Schüchternheit, bald jenes Ausſprühen der Funken aus einer ſüdlichen Gluth. Dieſelbe Herrſchaft über ihr ganzes Weſen, dieſelbe Gewalt über die hochgeſtellte Aufgabe entwickelte die Künſtlerin im dritten Acte der Mutter gegenüber, da ſie Romeo ein Gift zuſenden will. In dieſer gräßlichen Ironie ſah man ſchon ein Zerren und Reißen des unſeligen Geſchicks an dem Lebensfaden, der kaum erſt zum ſchönen Geſpinnſte angeknüpft worden. Unwillkührlich mußte man mit dieſer Julie alle Schauer der Angſt vor dem unheimlichen, Moder erfüllten Grabgewölbe durchmachen in der Scene, wo ſie beinahe bis zum Wahnſinn geſteigert, den gefährlichen Trunk nimmt; man müßte ſich mit ihr durch die Särge peitſchen laſſen, aus denen die Geiſter der Ahnen heraufſteigen, um mit den entfleiſchten Armen das letzte Opfer unbeugſamen Familienhaſſes hinabzuziehen in das Reich, aus dem man nimmer wieder kehrt. Ich habe noch bei keiner Künſtlerin einen Moment, ſo mit einem Zuge geben ſehen, wie hier. Bei einem grell ausgerufenen „Tibald“ rang Julie die Hände über die Stirne hin und vor uns ſtand eine ganz Andere. Alles Leben ermordet — keine Spur mehr jener ſchönen Sinnlichkeit — auf dem erblaßten Antlitze nur Todesſchauer! — Dieſer Moment entſchied bei uns, wird überall über den Werth der Crelinger entſcheiden. — Herr Moritz als Romeo, Herr Seydelmann als Pater wirkten in ihrer Aufgabe trefflich zur Durchführung des großen Dichterwerkes mit.

Ich komme auf dieſe und andere Mitglieder unſerer Bühne an einer andern Stelle zurück.

Donna Diana war die zweite Gaſtrolle. Hier war es beſonders das ſcharfe Studium weiblicher Eigenthümlichkeit, welches ſich durch alle Punkte des poetiſchen Gewebes als goldener Einſchlag der Wahrheit durchzog. Dieſes mühſam verborgene Knirſchen über das Verfehlen des Zieles bei den als nahe bevorſtehend geträumten Triumphen. Dieſes lebendige Muskelſpiel beleidigter Fraueneitelkeit, und dieſe ſtets ſich lüftende, nur angemaßte philoſophiſche Hülle über ein Herz, in dem ganz menſchliche Pulſe ſchlagen, hatten in Mad. Crelinger die treueſte Repräſentantin. Auch in dieſer Rolle möchte ich ihr beſonders einer eben ſo gut durchdachten als durchgeführten Steigerung der Leidenſchaft wegen vor allen Schauſpielerinnen, die ich als Diana geſehen, den Lorbeer reichen. Alle Damen pflegen ſich in der Gartenſcene in einen Grad von Extaſe hineinzuarbeiten, der ihnen für den letzten Act kein Wachſen und endliches Ueberſtrömen in der Darſtellungsweiſe mehr zuläßt. Nicht ſo dieſe Künſtlerin, welche, ohne der Dichtung durch unzeitige Ruhe und ein für den Applaus berechnetes Zuſammendrängen nach dem Schluſſe hin Eintrag zu thun, der Zeit und dem Anwachſen der Leidenſchaft nirgends vorgreift.

Die Phädra der Crelinger iſt eine andere, als die der Schröder. Die Wahrheit mag zwiſchen beiden liegen, wie auch die Dichtung zwiſchen der Claſſicität des Alterthums und der Modernität Racines liegt. Die Crelinger läßt ſich von unwiderſtehlichem Fatum leiten, während ſich bei Sophie Schröder die Handlungsweiſe beinahe einzig und allein als das Product einer der Phädra ſelbſt von Natur inwohnenden Reizbarkeit der Sinne herausſtellt, der ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermag. Auf dieſe Weiſe maskirt Auguſte Crelinger ihre Flammen als Brände, welche durch das Geſchick von Außen auf ſie herein geworfen werden, und ſetzt ihnen einigermaßen die Ruhe ihres Ichs entgegen, während Sophie Schröder durchweg die Pechkränze ihrer Sinnlichkeit in den Scheiterhaufen ſchleudert, auf dem ſich ihre Exiſtenz ſichtbar vor den Augen der Zuſchauer verzehrt.

Komm her! des Herrn von Elsholz in jeder Beziehung von Mad. Crelinger mit declamatoriſcher Richtigkeit durchgeführt, erſcheint mir als eine für ſo bedeutende Künſtlerinnen durchaus unpaſſende Aufgabe. Dergleichen Prüfungsſtückchen mögen als Uebungen in dramatiſchen Schulen gelten, aber dieſes Examiniren und Repetiren gehört nicht in das Bereich der wirklichen Kunſt.

(Fortſetzung folgt.)

3tes Quartal. Nro. 17. 13. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Fran

Vincenzo Santini. — Die Gaſtſpiele der Auguſte Crelinger in Stuttgart. — Correſpondenz des Herausgebers. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend, zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Vincenzo Santini.

Es iſt bemerkenswerth genug, daß mehrere der jetzt berühmteſten Italiäniſchen Sänger als Inſtrumentaliſten angefangen haben. Lablache war ein trefflicher Violoncelliſt, Rubini ſpielte früher die Violine, und Tamburini das Horn. Santini kam ebenfalls aus dem Orcheſter auf die Bühne. Schon in ſeinem eilften Jahre blies er die Clarinette.

Vincenzo Santini wurde 1798 in Piſa geboren. Sein Vater war Goldarbeiter, und erzog ſeinen Sohn für daſſelbe Gewerbe; aber ſeine Bemühungen waren vergebens, bei dem jungen Vincenzo überwog die Liebe zur Kunſt jede andere Rückſicht. So oft es nur irgend möglich war, verließ Vincenzo heimlich die Werkſtätte ſeines Vaters, um entweder in der Domkirche den Tönen der Orgel zu lauſchen, oder an den Ufern des Arno den wandernden Sängern zuzuhören. Da der Beruf zur Muſik ſich bei dem Knaben ſo entſchieden und beharrlich ausſprach, ließ ſich der Vater endlich überreden, und er bekam Unterricht bei Frediani auf der Clarinette. Er machte ſchnelle Fortſchritte, und ſein Vater hatte keine Urſache, den gethanen Schritt zu bereuen. Santini war vierzehn Jahre alt, als er des Morgens die erſte Clarinette in der Domkirche in Piſa blies, und Abends im Theater als erſter Flötiſt im Orcheſter mitwirkte. Er fing indeſſen zu gleicher Zeit an, ſich der Geſangkunſt zu widmen. Sein Lehrer war der Kapellmeiſter Romani, und früh ſchon entwickelte er die herrlichſten Anlagen als Sänger. In ſeinem fünfzehnten Jahre hatte er eine Sopranſtimme von ſeltener Reinheit und bedeutendem Umfange, und in ſeinem ſechzehnten Jahre, wo der Stimmwechſel eintrat, blieben ihm jene Vorzüge in der tieferen Lage.

Santini empfand eine Sehnſucht, die Welt kennen zu lernen, und verließ in ſeinem ſiebzehnten Jahre Piſa, um eine Kunſtreiſe durch Italien anzutreten. In Siena wollte er ein Conzert geben, konnte aber nicht die Mitwirkung anderer Künſtler erlangen. Der Gouverneur Bianchi ſtellte ihm die Säle ſeines Pallaſts zur Verfügung, und Santini, der ſich mit der Begleitung weniger Orcheſtermitglieder begnügte, vervielfältigte ſich ſozuſagen ſelbſt, ſpielte ein Conzert von Sforzi auf der Clarinette, ſang eine Arie aus la Pamela nubile von Generali, führte dann Variationen von Berbiguier auf der Flöte aus, und ſchloß mit Saraſtro's Arie aus Mozarts Zauberflöte. Von Siena ging Santini nach Rom, wo er wohl darauf rechnete einige Conzerte geben zu können von der Art, wie in Siena, als ein unerwartetes Ereigniß ihn als Sänger auf die Bühne brachte. Der Buffo der Operngeſellſchaft im Theater Valle hatte ganz mißfallen, und der Impreſſario, der Santini's Stimme loben hörte, trug dieſem ein Engagament an, wenn er ſogleich die Partie des Grafen in Roſſini's Pietra del Paragone ſingen wolle mit der berühmten Marcolini, für welche jene Oper geſchrieben war. Der Verſuch gelang Santini über alle Erwartung; ſein Eifer und der unermüdete Fleiß, den er zeigte, verſchafften ihm eine Benefizvorſtellung, worin er mit großem Beifalle ein Clarinettconzert vortrug.

Von Rom ging Santini nach Mailand, und von dort nach Venedig, wo er im l'Inganno felice und im Turco in Italia auftrat. Hier trug er auch bei einer Benefizvorſtellung ein Clarinettconzert mit ſo außerordentlichem Erfolge vor, daß der Inſtrumentaliſt den Sänger ganz verdunkelte. Dieſer Sieg, den das Inſtrument über die Stimme davon trug, bewog Santini, Clarinette und Flöte zu verkaufen, um nie mehr in Verſuchung zu gerathen.

Er entſprach einem vortheilhaften Rufe nach Cremona, wo er in der Italiana mit Zamboni und Signora Brizzi ſang. Unterdeſſen kam Maſſa von München nach Cremona, um Individuen für die Italianiſche Oper zu engagiren, er hörte Santini, ſchloß ſogleich mit ihm ab, und nahm ihn mit ſich nach Bayern. Zuerſt war Santini für vier Monate in München engagirt, aber ſeine Auftrittsrollen hatten einen ſo glänzenden Erfolg, daß alsbald ein Contract für fünf Jahre erfolgte, und nicht lange darauf wurde er lebenslänglich bei der königlichen Hof-Capelle angeſtellt. Er trat auf in München im Jahre 1819 mit Zamboni, Giacomo Rubini und Sigra. Schiaſetti. Als ſpäter die Italianiſche Oper aus einander ging, erhielt Santini auf ſeine Bitte von des jetzt regierenden Königs Majeſtät ſeine Entlaſſung als Hof-Capellſänger, und ſeitdem glänzt er unter den erſten Künſtlern der Italiäniſchen Oper in Paris und in London. Die ungewohnliche Kraft der hohen und tiefen Töne in Santini's Stimme ſchreibt man der gigantiſchen Formation ſeiner Kehle und der ungewöhnlichen Länge ſeiner Zunge zu. Durch ſorgfältiges muſikaliſches Studium und unabläſſige Uebung hat er jene Naturverhältniſſe glücklich benutzt, um überraſchende Ergebniſſe in ſeiner Kunſt zu erzielen. Santini ſingt jetzt in Paris mit immer ſteigendem Beifalle und iſt ein Liebling des Publikums geworden ſowohl in komiſchen wie in ernſten Partien, die er mit gleichem Erfolg darſtellt.

Die Gastspiele der Auguste Crelinger in Stuttgart.

(Vom 18. October bis 3. November.)

(Schluß.)

Der **Paria** von Michael Beer. Mein Gott wie kannſt Du in Deiner Welt neben ſo vieler Größe ſo viel Erbärmlichkeit durchſchlupfen laſſen. Herr **Wallbach**, gegenwärtig noch Regiſſeur unſerer Bühne, gab den Paria. Wie der den großen Brahma anbrüllte, zerfloß gewiß das ganze Publikum in *ein* Gebet mit dem maskirten Indianer: er möge ihn doch augenblicklich erhören, und dem Geſchrei auf dieſe Weiſe ein Ende machen. Brahma muß harthörig ſeyn; er muß im hochſten Grade unmuſikaliſch ſeyn, ſonſt hatte er jede Ungerechtigkeit eher zugegeben, als dieſem Toben eine Sekunde länger zugehört. Durch dieſes Zerfleiſchen, Zerviertheilen, jämmerlich Zerreißen, Zerkratzen und Zerzerren der Verſe war nicht nur jede Spur von Sinn verſchwunden, war nicht nur die ganze Muſik des ſchönen Aufbaues total zerſtört, ſondern es trat oft ein völliger Unſinn an die Stelle des Sinns. Man denke ſich einen Menſchen, der Berg auf zu gehen hat, und ohne allen Grund immer ſtärker läuft und immer mehr mit Füßen wüthet, bis er athemlos niederſtürzt und ſo eine unſinnig lange Pauſe machen muß, dann wieder aufſteht, und den Berg hinab rennt, und ſich unterwegs überpurzelt, weil er einen übergelegten Balken (ein Punktum) nicht geſehen, ſo hat man ein Bild von Herrn Waltbachs rhetoriſcher Darſtellungsweiſe. Dabei denke man ſich einen zehn Minuten lang unaufhörlich aufgeriſſenen Rachen, und alle Töne durch die Naſe geſchnaubt, dann hat man noch ein Paar Zugaben, denen ich ſpäter noch mehr Farbe zu geben verſpreche. — Und neben dieſem Paria eine göttliche Maja; der bezauberndſte Aufriß des Kopfes, eine formenreiche Geſtalt, das Ebenbild einer prachtvollen Antike, jedes

Wort die erhabenſte Hingebung einer heldenmäßigen Liebe, den Verſen das ganze Recht ihres Wohlklanges gelaſſen, das Aufflammen nur die heißen Schläge eines brennenden Herzens, die milde Sprache nur der leiſe wehende Odem eines Liebesopfers! Nein! dieſe Maja konnte dieſen Paria nur lieben, weil er ſich als Regiſſeur die Titelrolle anzueignen wußte! Als ich die Crelinger hier ſterben ſah, dachte ich mir, wenn ich eine Götterwelt zu vergeben hätte, ich gäbe ihr die Iris, die herabkam, um das Leben der Sterblichen zu löſen; denn nie ſah ich ein Leben ſo hinhauchen.

Noch gab Madame Crelinger die Lady Milford, wobei beſonders die Erzählung hervorzuheben iſt, und Madame Danville in der Schule der Alten. Hier entfaltete die Künſtlerin noch alle Liebreize, die ihr in ſo hohem Maaße zu Gebote ſtehen. In ihrem Geſichte zeigte ſich uns ein trugloſer Spiegel der Farbenübergänge von der ſittlich untadelhaften zur vergnügeſüchtigen Frau. — Madame Crelinger wurde vom Publicum durchgehends mit allgemeiner Auszeichnung behandelt. —

August Zoller.

Correſpondenz des Herausgebers.

Hamburg am 5. November.

„Hinko“ von Mad. Birch-Pfeiffer macht Furore und volle Häuſer. Die Direction giebt Nichts wie Agnes und Hinko. Die Abonnenten möchten wohl mehr Abwechſelung, aber die Kaſſe der Directoren wird gefüllt, mithin kann auf ſie keine Rückſicht genommen werden. Nächſte Woche kommen „die Falſchmünzer“ von Auber, und „das Teſtament einer armen Frau,“ überſetzt von Ria zur Aufführung. Töpfers neueſtes Luſtſpiel „Dame und Bube,“ oder „die ſchwachen Seiten“ wird gleichfalls einſtudirt. — —

Aus Prag.

„Lumpacivagabundus“ iſt von Wien auch auf unſere Bühne eingewandert, und wenn leider unſre Hoffnung geſcheitert iſt, dieſes Genie ganz von den Brettern verſchwinden zu ſehen, ſo mag lieber dieſer böſe Geiſt — über den man doch hie und da lachen kann — ſeinen Plaz einnehmen, als der Sieg des guten Humors und manche andere, bei denen man lieber weinen möchte. Die Poſſe gefällt, wie überall, wo ſie gegeben wurde, und die Aufführung iſt auch ziemlich lobenswerth. Leider können wir von der Ausſtattung nicht daſſelbe ſagen. Das Haus iſt jedesmal gedrängt voll, ſo oft Lumpacivagabundus wiederholt wird, und Hr. Feiſtmantl (Knieriem) empfängt ſtürmiſche Beweiſe von Beifall.

Ein paar neue Ueberſetzungen: „Juan Murillo, Schreiber und Maurer. Drama in 3 Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen von L. W. Both, dann „die Landparthie,“ Lokale Poſſe in 1 Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen von Herzenskron haben ſich ſehr lange auf dem Repertoir erhalten. Sie wurden nämlich durch mehrere Monate allwochentlich angekündigt, nachdem ſie aber nun nach langer Erwartung auch aufgeführt worden ſind, dürften ſie wohl kaum wiederholt werden. Nach der Beſetzung zu ſchließen, ſchien die Direction die ſchwache Lebenskraft beider Producte zu ahnen, die darin beſchäftigten Herren und Damen aber vollkommen in die Intention jener einzugehen, die Novitäten recht bald wieder los zu werden, denn das geſammte Perſonale — ein paar winzig kleine Nebenrollen abgerechnet — hatte ſeine Rollen weder memorirt noch ſtudirt! wie denn überhaupt unſer geſammter Künſtlerverein Alles anwendet, um für die Wahrheit der Bemerkung täglich Belege zu liefern, welche die Reiſezeitung des „Kometen“ im vorigen Jahre darbrachte: daß nämlich die Prager Bühne von keiner zweiten in Deutſchland in der Kunſt „nichts zu lernen“ übertroffen würde. „Exempla sunt odiosa!“ riefen wir in den letzten Repriſen vom: Doppelgänger, Pfefferröſel, Gut Sternberg. Käthchen von Heilbronn, Puls, verſiegelte Burgemeiſter u. ſ. w., u. ſ. w.

Zum Vortheile des Herrn A. Spiro ſahen wir (unter Mitwirkung der Muſikbande des Infanterie-Regiments Graf Latour) zum Erſten- und Gottlob auch Letztenmale, „die Entführung aus dem blauen Bocke,“ Luſtſpiel mit Geſang in 2 Akten, nach einer italieniſchen Erzählung für die hieſige Bühne freibearbeitet von Ignaz Brinke, Mitglied (vulgo Souffleur) des hieſigen ſtänd. Theaters. Das Bewunderungswürdigſte in der Kunſt und im Leben iſt das Streben nach dem Höchſten, ja nach dem Unmoglichen, und das letzte zeigte ſich uns in dieſem dramatiſchen Werke in vielfacher Beziehung. Der Beneficiant jodelte und das kann er unmöglich, er ſprach ſchwäbiſch und das kann er noch weniger, der Dichter machte ein Stück, und das kann er gar nicht. Ein nicht minder erhabenes Streben legte der Arrangeur der Muſik (von verſchiedenen Tonſetzern) an den Tag, die uns durch die Wahl ſeiner Tonſtücke in das achtzehnte Jahrhundert zurück verſetzen wollte, — manche ſcheinen nach ihrem Geiſte zu urtheilen, dem ſiebenzehnten Jahrhundert anzugehoren — und das geht auch nicht; den höchſten Grad der Unmoglichkeit rief jedoch das Publikum ins Leben, indem es das Stück bis zu Ende anſah, und kaum ein Viertheil vor dem Schluſſe fortging, während die übrigen drei Viertheile aber in unerhörter Langmuth das Machtwort unterdrückten, welches ſie von der Fortdauer dieſer Qual erlöſen konnte, und das Ende geduldig abwartete, obſchon es ſeine Unluſt oft durch Murren und Ziſchen Luft machte, und Hrn. Spiro, als er in dem Schlußcouplet ſich glücklich ſchätzte, wenn er Zufriedenheit errungen, hellaut ins Geſicht lachte. Wir haben unlängſt in einer deutſchen Zeitſchrift ein Klaglied über den Umſtand geleſen, daß die dramatiſche Poeſie ſich meiſt in den Händen der Schauſpieler befinde; was ſoll aber daraus werden, wenn ſogar die Souffleurs ſchon in dieß Handwerk pfuſchen und die Direction in unſeliger Verblendung ſolchen Unfug duldet!?!

Einer dritten Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen — Gottlob! daran fehlt es uns ganz! — unter dem Titel: das Teſtament einer armen Frau" iſt aus Wien ein recht guter Ruf vorausgegangen, dem aber dieſe ſonderbare Compoſition nur ſchwach entſprach. Ein repas — ohne den einmal kein franzöſiſches Drama beſtehen kann, kommt hier ſchon im erſten Acte vor, und zwar ein Schmaus, den der Büchſenmachergeſelle Karl Morin (Hr. Ernſt) zur Feier des Geburtsfeſtes ſeiner Schweſter Amalie, einer Putzmacherin (D. Fr. Herbſt) anſtellt, in welche er gleich anfangs ſelbſt ein Bischen verliebt ſcheint. Er unterhält ſie dabei von einem vornehmen jungen Herrn, der ſich in ſeinem Laden damit gerühmt, daß er ein armes Bürgermädchen bethört, und unter falſchem Namen eine Liebſchaft mit ihr habe. Obſchon nun Amalie auch einen heimlichen Liebhaber hat, ſo merkt ſie doch nicht, daß es jener iſt, und wer würde auch glauben, daß ein Verführer ſo dumm ſeyn ſollte, ſich in dem Gewölbe desſelben Hauſes, wo ſeine Schöne wohnt, mit ſolchen Dingen zu prahlen! Nachdem dies erzählt iſt, hat Karl nichts mehr bei ſeiner Schweſter zu thun, er geht daher fort, um dem Liebhaber Theodor von Preval (Hr. Stelzel) Platz zu machen, den Amalie gewaltig in die Enge treibt, ſie will er ſoll ſich dem Bruder erklären, aber Theodor entwiſcht, als Karl mit dem Friedensrichter Deschamps (Hr. Bayer) kommt, und Amalie beſchließt ihrem Bruder Alles zu entdecken; doch wird ſie fortgeſchickt, und der Friedensrichter übergiebt dem Büchſenmachergeſellen das Teſtament ſeiner Mutter (das iſt die arme Frau) welches ſie ihm mit dem Bedeuten übergeben hatte, es nicht früher als an Amaliens zwanzigſtem Geburtstage zu übergeben. Da kommt es denn heraus, daß Amalie eigentlich Eveline heißt und ein auf ſonderbare Weiſe an Frau Morin gelangtes Findelkind iſt, deſſen Taufſchein beiliegt. Der Friedensrichter — der im Original ein Geiſtlicher geweſen zu ſeyn ſcheint — erinnert ſich durch Zeit und Ort eines Geſtändniſſes, das ihm einmal ein junges Frauenzimmer gemacht, er kommt (ich weis nicht wie) auf den Gedanken, daß dieß die verwittwete Frau von Delaunay (Mad. Brunetti) war, und geht zu ihr. Anfangs will ſie nicht recht mit der Farbe herausrükken, endlich aber bekennt ſie Alles, nur will ſie uns und dem Hrn. Deschamps weis machen, ſie ſey, als ſie jene Eveline geboren, mit dem Sohne eines Geächteten heimlich verheirathet geweſen, und da ein franzöſiſcher Friedensrichter immer Rückſichten auf das ſchöne Geſchlecht nehmen muß, ſo thut er auch, als glaube er ihr, wir Deutſche aber ſind nicht ſo galant, und da uns aus dem Taufſcheine vorgeleſen worden: „Vater unbekannt, Mutter ausradirt!“ ſo bleiben wir dabei, Eveline ſey ein — Kind der Liebe! Uebrigens hat Mad. Delaunay eben nicht viel Zeit ſich um ihr nolens volens wiedergefundenes Kind zu bekümmern, denn ſie iſt gerade im Begriff, ihre Tochter Leontine (Dem. Roſcher) mit dem jungen Preval zu vermählen. Durch den ſonderbarſten Zufall hilft Amalie die Braut anputzen, ſie trifft mit Preval zuſammen, fällt zum zweiten Actſchluß ein Bischen in Ohnmacht, und Deschamps vertraut zugleich der alten Dame, daß dies ihre Eveline iſt. Im dritten Act kommt Preval wieder etwas ins Gedränge, denn nachdem er Leontine und Amalie in zwei Briefen verſichert, daß er nicht ohne ſie leben kann, kommt erſt der Büchſenmachergeſelle, ihm einen Gang auf ein paar Piſtolen anzutragen, wenn er ſeine Schweſter nicht heirathet, und dazu kommt Leontinens Couſin Obriſt Delaunay (Hr. Dietrich) ihn auf den Degen zu fodern, wenn er ſeiner Couſine nicht die Hand reicht. Preval, der den Degen den Piſtolen vorzuziehen ſcheint, nimmt die letztere Ausforderung an, und giebt Karl Morin ein Eheverſprechen für ſeine Schweſter, die ſich nun ſchon im Beſitz ihres Geliebten wähnt, da kommt Fr. von Delaunay, erzählt ihr, wie Morin das Verſprechen von Preval erhalten, und daß der Oberſt leicht verwundet, zugleich warnt ſie ſelbe, und ſchlägt ihr vor, den leichtſinnigen Menſchen auf die Probe zu ſetzen. Amalie macht ihn auf die Gefahren einer Meſalliance aufmerkſam, und erbietet ſich, ihm ſein Eheverſprechen zurückzunehmen. Preval nimmt es an und vermählt ſich mit Leontinen im 5. Acte, während Morin das Militärreglement ſtudirt, denn er hat ſich — ein Zug der ſehr anſprach, da er an die Entführung aus dem blauen Bock erinnerte — zur Expedition nach Algier anwerben laſſen. Amalie will ins Kloſter gehen, da entdeckt ihr Morin, daß ſie nicht ſeine Schweſter ſey, und daß er ſie bis zum Wahnſinn liebe. Amalie, die froh zu ſeyn ſcheint, eine Ausrede zu finden, ſagt ſie wolle ihn heirathen, er ziert ſich ein Weilchen, da kommt Fr. von Delaunay mit dem Friedensrichter, ſie drückt ihre Tochter an ihr Herz, die pflichtſchuldigſt ihr zu Füßen fällt. Morin kniet auf die andere Seite, ſie nennt ihn „Mein Sohn!“ und — ohne mehr an Algier zu denken, iſt die Geſchichte aus. Das Stück ging ſo gut als möglich, wo viele Vergeßlichkeiten eintreten.

Dem. Herbſt gab die Opferpräſimatsſcene ſehr wirkſam, ward applaudirt und gerufen, ſonſt lief Alles ganz ſtill ab, und das Drama wird auch — wie alle Neuigkeiten des heurigen Theaterjahres — bald wieder vom Repertoir verſchwinden.

Eine Repriſe des Vogel'ſchen Schauſpiels: „Reue und Erſatz" zeigte uns eine gar ſonderbare Erſcheinung. Der größte Theil der darin beſchäftigten Schauſpieler hatte nämlich ſeinen Character ſorgfältig ſtudirt, doch ſehr wenige ihre Rollen vollkommen memorirt. Wäre dieſes letztere auch noch geſchehen, ſo würde die Production an die beſten Abende der Liebich'ſchen Theaterzeit erinnert haben.

Hr. Quandt vom Theater an der Königsbrücke in Berlin, hat hier einige Gaſtrollen mit vielem Glücke gegeben, wir ſahen ihn in der Tragödie als Enzio und Hugo (Schuld) und im Luſtſpiel als Wendheim (Drillinge Kraft) die Widerſpenſtige und Hanns (der Vorſatz. Man hätte wohl gewünſcht ihn hier zu behalten, was aber bei der gegenwärtigen, ſchwankenden Lage unſerer Bühne nicht zu realiſiren war.

Dem. Veltheim aus Dresden, eine ſehr wackere Bravourſängerin, hat die Königin der Nacht (Zauberflöte) zweimal mit vielem Beifalle gegeben. Wir hoffen ſie noch in mehreren Gaſtrollen zu ſehen.

W.

Miszellen.

Die engliſche Zeitung: „The Age" berichtet folgendes über die jugendliche Geſangskünſtlerin Dem. Francilla Piris, welche dieſen Frühling auf eine ſo überraſchende Weiſe in London debutirt hat: Freitag Abends hatte Dem. Piris die Ehre vor J. M. der Königin zu ſingen. Ihre Tyroler- und Schweizer-Lieder trug ſie mit großer Lieblichkeit und charakteriſtiſchem Ausdruck vor, und ſetzte in einer Arie von Roſſini (aus der Donna del lago) den Umfang, Reichthum und Biegſamkeit ihrer Stimme ins hellſte Licht. Sodann ſang ſie mehrere neue deutſche Lieder von J. P. Piris (ihrem Lehrer und Pflegevater) mit großer Schönheit und originellem Vortrage. J. M. die Königin und der ganze Hof drückten ihre Zufriedenheit durch die wärmſten Beifallszeichen aus. (Auch in Deutſchland iſt Dem. Piris mit Glück erſchienen und hat in Prag und Leipzig — vorzüglich in letzterer Stadt außerordentlich gefallen.)

Wegen noch andauernder Krankheit des Herausgebers ſehen wir uns nicht im Stande, über die Gaſtdarſtellungen der Madame Crelinger auf hieſiger Bühne ſogleich ausführlich berichten zu können, ſondern werden ſpäter einige Artikel darüber nachliefern.

3tes Quartal. Nro 13. 16. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Giovanni Battiſta Rubini. — Eine Streitfrage im Théâtre-Français in Paris. — Briefe über das Stuttgarter Hoftheater. — Correſpondenz des Herausgebers. — Auf den Tod einer Katze. — Neuigkeiten. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München [illegible]; auswärts auf dem Wege des Buchhandels [illegible]. Durch die Königl. [illegible] Poſtämter bezieht es [illegible] im I. Rayon [illegible]; im II. Rayon [illegible] im III. Rayon [illegible]

Giovanni Battista Rubini.

Giovanni Battiſta Rubini wurde am 7ten April 1795 in Romano, einer kleinen Stadt der Provinz Bergamo, geboren. Sein Vater, Horniſt beim Theater, veranſtaltete auch die Aufführung von Oratorien und Kirchenmuſiken in den kleinen Kirchen und Kapellen der umliegenden Gegend. Ohnerachtet ſeiner unermüdlichen Thätigkeit war ihm das Glück dennoch nicht günſtig, und oft kehrte er mit ſeinen drei Söhnen, die zugleich Sänger und Inſtrumentaliſten waren, von ſolchen Ausflügen mit leeren Taſchen zurück; ſie hatten machmal kaum erworben, was nöthig war, um das Leben zu friſten. So ſorgenvoll war die Lage Giovanni Battiſta's in ſeiner erſten Jugend, wo nichts auf ſeine glänzende Zukunft hinzudeuten ſchien. Als Rubini acht Jahre alt war, ſang er mit ſeltener Vollkommenheit die Soloparthie in einer Salve Regina in einem Nonnenkloſter, wofür die frommen Schweſtern ihn mit Liebkoſungen und Zuckerwerk überhäuften.

Rubini wurde bald darauf von ſeinem Vater nach Adro gebracht zu einem Prieſter, Don Santo genannt, der Organiſt war und für einen vorzüglichen Singmeiſter galt. Nachdem dieſer den jungen Rubini einige Zeit bei ſich behalten hatte, ſchickte er ihn ſeinen Eltern zurück mit der Erklärung, daß er keine Anlagen habe, und nie ein Sänger werden könne. Glücklicherweiſe ließ Rubini, der Vater, ſich dadurch nicht irre führen, er gab ſeinem Sohne ſelbſt Unterricht, und nach einigen Monaten konnte er den Organiſten zur

Anhörung einer Meſſe einladen, worin der talentloſe Tenoriſt das *Qui tollis* entzückend ſchön vortrug.

Bald betrat der junge Rubini das Theater, und zwar zum erſtenmal das Theater in Romano in ſeinem zwölften Jahre; er debutirte in einer Frauenrolle mit dem vollſtändigſten Erfolg. Dann erhielt er ein Engagement in Bergamo, demzufolge er bei Schauſpielen in den Zwiſchenakten im Orcheſter Violine ſpielen, in den Opern aber im Chor mitſingen mußte. Er blieb indeſſen nicht lange im Chor, denn in einem beliebten Schauſpiele ſolte eine Arie von Lamberti vorgetragen werden, Rubini übernahm es, und ſang ſie beinahe vom Blatte ſo vortrefflich, daß er ſich rauſchenden Beifall erwarb.

Dennoch war die Zeit des Trübſals noch nicht vorbei. Rubini ging mit einer wandernden Truppe nach Foſſano, nach Saluzzo und nach Vercelli. Hier vereinigte er ſich mit einem geſchickten Violinſpieler Namens Medi, und ſie beſchloſſen eine Reiſe zu unternehmen, um Conzerte zu geben. Sie kamen nach Aleſſandria, wo die Obrigkeit ihnen die Erlaubniß verweigerte, weil am Tage vorher einem andern Violiniſten geſtattet worden war, ein öffentliches Conzert geben zu dürfen. In Novi machte der Theaterdirector Einſpruch, und ſie durften ſich nicht hören laſſen. In Valenzo fanden ſie keine Kunſtnebenbuhler, aber der Biſchoff war geſtorben und deshalb waren alle öffentliche Vergnügungen unterſagt. Rubini ging nach Mailand und von da nach Pavia. Sein Erfolg in letzterer Stadt veranlaßte ſein Engagement in Brescia, von wo er nach Venedig kam, wo er mit Sigra Marcolini in Roſſini's *Italiana in Algieri* ſang.

Rubini wurde nun von dem berühmten Impreſſario Barbaja engagirt. Fioravanti componirte zwei Opern für ihn: *Adelson e Salvini* und *Comingio romito*. Im Jahre 1819 ſang er in Rom in der *Gazza ladra* mit Ambrogi, Pellegrini und Sigra. Mombelli, und in Palermo mit Lablache und Donzelli.

In Neapel fand er Sigra. Comelli, die er ſpäter heirathete. Sie gingen zuſammen nach Wien, wo ſie zu der wundervollen Operngeſellſchaft gehörten, die aus lauter großen Talenten beſtand — David, Rubini, Donzelli, Cicimara, Lablache, Ambrogi, Botticelli, Baſſi — und die Damen Mainvielle, Rubini, Mombelli, Ungher, Sontag, Giudita Griſi, Dardanelli, Grünbaum. Von dort kehrte Rubini auf einige Zeit nach Neapel zurück, und trat dann am 6. October 1825 zum erſten Male in Paris in der *Cenerentola* auf. Er ging dann nach Mailand, wo Bellini für ihn *il Pirata* und ein Jahr darauf *la Somnambula* ſchrieb. In London debutirte er im Pirat, und trat dann wieder in Paris auf in Anna Bolena unter wahrhaft fanatiſchen Beifallsbezeugungen.

Man nennt Rubini mit Recht den König der Tenoriſten, und man kann ſagen, daß er ohne Ausnahme in allen ſeinen Rollen glänzt. Seine Stimme iſt Tenor Contraltino vom c bis c mit voller Bruſtſtimme und mit einem äußerſt kräftigen und meiſterhaft ausgebildeten Falſet bis ins hohe a. Sein Vortrag iſt ausgezeichnet durch Leichtigkeit und Ausdruck, iſt pathetiſch, hinreißend, zärtlich und anmuthig, wie er es will, und die Partie es fordert. Sein Erfolg in der **Somnambula**, in **Donna del Lago**, im Piraten und im Othello ſind Belege dafür. Er iſt jetzt unbedingt der erſte Tenoriſt in der Welt.

Eine Streitfrage

im Théâtre-Français in Paris.

Wie auf der Börſe die Holländiſche, Portugieſiſche und Spaniſche Frage die Speculanten beſchäftigen, ſo zankt man ſich in den Pariſer Foyers um eine Streitfrage im Theatre-Français. Man weiß noch nicht, welche Löſung die Diplomatie der Couliſſen und die Protocolle der Lampenbretter der Streitfrage bereiten; die Meinungen ſind verſchieden, die Alten ſind gegen die Jungen aufgeſtanden. Abſolutiſt wie Don Carlos hebt Agamemnon ſeinen Schild, und der friſürte Achilles ſchwingt ſeine Lanze gegen die Chriſtinos der neuen Schule. Dieſer Perückenkampf hat im Theater einen ſo klaſſiſchen Staub aufgeregt, daß ein neuer Director darin erſticken kann. Es handelt ſich nämlich um nichts geringeres, als darum, alle Stücke der romantiſchen Schule vom Theatre-Français auszuſchließen, um, wie die Vertheidiger des Alten ſagen, das dramatiſche Denkmal eines Racine, eines Corneille, eines Moliere rein und unverfälſcht zu erhalten. Die Herren Schauſpieler nehmen jene Heroen unter ihren gnädigen Schutz -- ſollte es nicht gerade umgekehrt ſeyn? Kleine Namen verſchanzen ſich hinter großen, und die hinfälligen Reputationen eines verfallenen Theaters bilden ſich ein, daß man den Ruhm der Helden der Franzöſiſchen Literatur antaſten will, weil man nicht mehr David hören will, wenn er Racines Verſe zerkaut, oder weil das traditionelle Schluchzen der Duchesnois den Zuhörern keine Thränen mehr entlockt. Die Schauſpieler des Theatre-Français wiſſen ſich viel damit, daß ſie allein durch Traditionen ihrer Schule die wahre und einzig richtige Weiſe kennen, die Verſe der Klaſſiker ſchön und richtig zu ſprechen. Läßt das Talent ſich vererben wie Pergamente und Diplome? Und wenn es gute Ueberlieferungen geben mag, ſo haben die heutigen Schauſpieler ſie erhalten wie Früchte in Branntwein, ſie ſind runzlich, leblos und ihrer urſprünglichen Natur beraubt.

Die alten, ehrwürdigen Societaires des Theatre-Français mögen ſich doch erinnern, daß die ganze franzöſiſche Academie und das Miniſterium des Königs ſich gegen Corneille's Cid auflehnte, daß Racines Phädra von den klaſſiſchen Freunden Pradons ausgepfiffen, und Molieres Tartüffe verboten wurde. Das Publicum aber ſpendete damals den dramatiſchen Neuerungen Beifall, es thut es auch heutzutage und wird es immer thun, und pfeift bloß deshalb die ſehr ehrenwerthen Societaires nicht aus, weil es ganz andere Sorgen hat, weil der Vorhang der politiſchen Bühne noch aufgezogen iſt, auf welcher ohne Zwiſchenacte immer fortgeſpielt wird. Wenn das Theatre-Français ſeinen ehemaligen Rang wieder einnehmen will, ſo muß es ſich verjüngen, thätig ſeyn und Neues hervorbringen. Es muß ſich eine neue Zukunft ſchaffen, die Vergangenheit iſt todt. Die Werke der neuen Schule zurückweiſen, heißt ſo viel, als das Publicum zurückweiſen, welches die neuen Werke will, ſie bezahlt und ihnen Beifall ſpendet.

Briefe über das Stuttgarter Hoftheater.

I.

Schon öfters, mein Verehrteſter, hab' ich die Feder angeſetzt, um in Ihr feines, elegantes, gründliches und mit Geſchmack redigirtes Journal — Tugenden, die in Deutſchland, Theaterweſen betreffend, faſt unerhört ſind — die fastos dramaticos unſerer Hof-, Stadt- und Nationalbühne (denn dieſe Trinität von conſtitutionellen Vorzügen muß ſie nothwendigerweiſe repräſentiren) nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu bearbeiten. Allein Schwierigkeiten der bedenklichſten Art ſtellten ſich mir jedesmal entgegen, und ich fürchtete immer entweder für mich, oder für die zu Schildernden, oder für die äſthetiſche Gerechtigkeit. Die Aeſthetik und die Kritik ſind hier nicht minder, als die Politik eingezünftet und in Pacht genommen, und es frägt ſich nicht, was man ſey, und was man leiſte, als vielmehr: welcher Parthei man angehöre, und welche Perſonen man vor allen fetire. Doch die politiſchen Reminiscenzen, ſo wie faſt alle übrigen, enthalten wenig Dramatiſches, höchſtens hundertmal — bisweilen mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge — abgeleierten Komödien, und der Hanswurſt bringt es ſelten nur bis zum Schelle, zum Falſtaff ſicherlich faſt niemals. Darum nichts von dieſem, — wiewohl es an Falſtaffiaden hier keinen Tag, wohl aber an einem Shakespear, oder einem Hundertelſten von ihm fehlt, um einem großen Theile des Publikums den Doppelgänger plaiſirlich und plauſibel hinzuſtellen, daß es ſich, vor der Gefahr ſelbſtmörderiſcher Ironie unbekümmert, halb zu Tode lacht und das Biographiſche, was ihm vorgetragen wird, in gut- oder hochmüthiger, nicht gewahrt. — — Eh' ich Ihnen über die einzelnen Charactere und Leiſtungen unſerer Bühne melde, muß ich erſt das Geſchichtliche in Hauptumriſſen hinſtellen. Noch prangt, als erſter Stern, und weithin über Deutſchlands kunſtfreundliche Gauen leuchtend, der Stern Seydelmann, wiewohl wegen neueſter Affairen, dem Vernehmen nach, zu befürchten ſtehen ſoll, daß wir ihn verlieren. Es giebt hier Leute, welche nicht begreifen können, daß es immerhin ehrenvoll genug iſt, ein ordentlicher Trabant zu bleiben, wenn man in Gottes Namen einmal das Glück nicht hat, ſelbſt für einen Planeten paſſiren zu können*). Dergleichen Leute, Gegenſtände des Ekels, des Widerwillens und des Mitleids für unſer Publikum, das in dieſer Hinſicht trotz aller ſonſtigen Nuancen, ziemlich wie ein Mann daſteht und ſpricht, wollen ſich in die Rolle von Kometen werfen, um alles neben ſich und unter ſich zu verzehren; dabei flüchten ſie ſich unter den Nimbus der Contracte, wenn das übrige nicht mehr gehen will. Allein ein juriſtiſcher Contract hilft keinem moraliſch-Contracten auf. Um des Himmels Willen! was ſoll daraus werden. Die Weltordnung iſt einmal unveränderlich. Es bleibt ein großes Unglück, bloß Paria in der Kunſt zu ſeyn, oder dafür angeſehen zu werden; allein kein Paria hat es noch mit aller Anſtrengung bis zum Braminen gebracht, vielmehr ſein Schickſal verſchlimmert. Und wenn auch die Braminen durch glücklichen Zufall, vielleicht Dégout, vertrieben werden ſollten, ſo wird dieß die Begeiſterung des Volkes dennoch nicht den Parias zuwenden, vielmehr dürfte das letzte Uebel für dieſelben ſchlimmer ſeyn, als das erſte.

Nehmen Sie es ja nicht übel, mein Verehrteſter, daß ich ſo in Räthſeln rede; für's erſte iſt es in unſerer Zeit aus der Mode, ganz klar und verſtändlich zu ſeyn; ſodann giebt es hier ſo viel Räthſelhaftes bei Perſonen und Thatſachen, daß ſelbſt die Sphinx daſteht, wie ein verwaſchenes Blumauers Käſtenbraterweib; aber aus den folgenden Briefen ſoll manches klar werden.

Wir ſind im Laufe dieſes Jahres durch zwei Neuangeſtellte, Moritz und Vetter, ſodann durch verſchiedene Gäſte, weiblichen und männlichen Geſchlechtes, beglückt worden, die ich Ihnen nachträglich ebenfalls noch, des Ausführlicheren, ſchildern will. Vorerſt beſchränke ich mich auf das Schau- und Luſtſpiel; die Oper wird nachfolgen. Nach dieſem oder vor dieſem, wie mich bei dem nächſten Briefe die Laune zunächſt anwandelt — denn bei Theaterkritiken herrſcht kein Syſtem — ſoll die Reihe unſerer (einer Aufführung werthen) Künſtler und Künſtlerinnen, nach ihren Geſammtleiſtungen portraitirt oder ſilhouettirt vorüberwandeln; auf Reperteire und Chronologie kann ich mich ſo genau nicht einlaſſen. Inzwiſchen melde ich Ihnen nur, daß die Kritik mancherlei Verheerungen und Verwickelungen angeſtiftet hat: Stuttgarter Stadtpoſt, Nekarzeitung, (Sonntagsblatt), Leipziger Theater-Chronik, Planet und Elegante Welt ſind als die Todtenrichter unſerer lebensvollen Bühnenwelt mit ſehr abweichenden Urtheilen und Schattirungen darin aufgetreten. Manches iſt perſonaliter und proceſſualiter, theils aufgenommen, theils betrieben worden *); ich ſelbſt bin auf die Bank begierig, auf die ich mich in dem Aropage ſetzen werde, denn ich habe meine Frau und meine Freunde noch nicht genau befragt, wie ich die Sache zu ihrer, Jedermanns und meiner eigenen Zufriedenheit angreifen ſoll.

---

*) Sonſt thun die Fixſterne hier den meiſten Schaden.

C.

---

*) Von der Partheien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt manch' Charakterbild in der Geſchichte.

Correſpondenz des Herausgebers.

Aus Augsburg.

Montag den 11ten November verſammelte die zweite Nachmittagsſtunde die Elite der hieſigen Geſellſchaft in dem kleinen Harmonieſaal. Der königl. Hofmuſikus Hr. Faubel, gab, von den Hrn. Baier, Menter und Legrand unterſtützt, ein Conzert. Der Name Baier allein ſchon genügte bei uns, das Publikum magnetiſch anzuziehen, um wie viel mehr, wenn er in Geſellſchaft von Faubel und Menter erklingt. Man hatte einen ſeltenen Kunſtgenuß erwartet, aber alle Anſprüche, die man mitgebracht, wurden durch das Gehörte weit überſtiegen. Der Conzertgeber erweckte Enthuſiasmus, durch die Sicherheit, Reinheit, wie durch die meiſterhafte Ausarbeitung ſeines Spiels. Herr Faubel iſt ohne Zweifel in dieſem Augenblick einer der erſten Künſtler Deutſchlands, der, wo er immer erſcheinen mag, der Kapelle Ehre macht, deren Mitglied er iſt; ganz daſſelbe läßt ſich von Herrn Menter ſagen, welcher durch ſeinen herrlichen Vortrag alles entzückte. Auch Herr Legrand bewährte ſich als einen tüchtigen Clavierſpieler, von welchem man für die Zukunft noch Bedeutendes erwarten kann. Hr. Baier riß Alles zur Bewunderung hin durch den ſeelenvollen Klang ſeiner bezaubernden Stimme, und durch die Meiſterſchaft, mit welcher er, eines ächten deutſchen Sängers würdig, ſeine Lieder ſang. Ergreifend trug er den Hirten von Schubert vor, ſein Ton war unwiderſtehlich, und lockte wohl in manches ſchöne Auge eine Thräne. — Hat Hr. Baier ſchon den Münchnern den Genuß gewährt, dies ſchöne Muſikſtück dort zu ſingen? Wenn er es noch nicht that, ſo thue er es jetzt, denn er liefert darin den Beweis, daß er in jedem Genre Meiſter iſt, und daß er, eben ſo leicht wie er auf der Bühne ſtürmiſchen Beifall hervorruft, im einſachen anſpruchsloſen Vortrag des deutſchen Liedes die geheimſten Saiten jedes Gemüthes zu treffen weiß.

Wir haben lange keinen ähnlichen Hochgenuß gehabt, wie ihn dieſes Conzert gewährte, und bringen den ſeltenen Künſtlern hiermit unſern Dank dar. —

Auf den Tod einer Katze.

(Frei nach Gray.)

Einer liebenswürdigen Schauſpielerin zum Geburtstage ihrer Minette gewidmet.

Auf des Gefäßes Rand, an welchem azurene Blümchen,
Lügend lebendige Blüthe, gemahlt, des trägen Chineſen
Ueppige Kunſt, ſaß, tiefnachſinnend, die ernſte Selima,
Der im geſleckten Geſchlecht nicht eine war zu vergleichen,
An beſcheidenem Sinn; ſie ſah hinab in die Seefluth.
Mitempfindend erkläret der Schweif ihr innig Vergnügen;
Alles ſah ſie genau, ihr rundes, niedliches Antlitz,
Ihr ſmaragdenes Aug', die wohlgeſtalteten Ohren,
Und den weißlichen Bart, die Sammetpfoten, ihr ſchimmernd
Kleid, mit der Schildkröte buhlend; ſie ſah's und miaute ſich Beifall.
Ruhig hatte ſie ſich bewundert; doch durch des Gewäſſers
Mitt' erblickte ſie jetzt zwei Glanzgeſtalten ſich winden,
Sie, die Genien des Stroms. Die tyriſche Farbe, der Schuppen
Rüſtung wies auf reichlichem Purpur Goldſtrahl dem Auge.
Staunend gewahrt' es die unglückſelige Nymphe; zuerſt blos
Streckte den Bart und die Pfote ſie aus, voll feurigen Wunſches
Zu erhaſchen den Raub. Vergebens! Doch wie vermöchte
Irgend ein weibliches Herz das lockende Gold zu verachten?
Wie die Katze wohl Fiſche verſchmähn? — Vermeſſenes Mägdlein!
Unverrückteren Blick's haſcht ſie noch einmal, und beugt ſich
Noch einmal, unbekannt mit des Abgrund's Tiefe. Das arge
Schickſal ſaß lächelnd dabei; da glitſcht am ſchlüpfrigen Rande
Plötzlich ihr bebender Fuß und die tückiſche Tiefe verſchlang ſie.
Achtmal verſuchte ſie es, hervor aus der Fluth ſich zu ringen,
Kläglich miauend zur Gottheit empor der dunklen Gewäſſer
Daß ſie wohl Hülf' ihr ſendeten: ach! kein Delphin erſchien ihr
Keine der Nereiden; ach, ſelbſt der Diener des Hauſes
Achtete nicht des Geſchrei's, noch die verhärtete Zofe;
Nimmermehr bleibet ein Freund dem Günſtling, welcher gefallen.
Mög' euch zeigen die Mähr', ihr leichtgeſinnten Schönen,
Daß ihr nimmer vermögt den erſten Fehltritt zu beſſern!
Nicht was das Herz euch reizt in unbewahrtem Momente,
Sichert feſten Beſitz; nicht alles, was glänzet, iſt Gold auch.

E. Münch.

Neuigkeiten.

Bei Georg Franz in München iſt angekommen und zu haben:

The Landscape album; or great Britain illustrated: containing fifty-nine views by W. Westall, A. R. A. with descriptions of the scenery by Thomas Moule, esq. Second. Series. London, 1834, 10 fl. 48 kr

The landscape annual for. 1834. London. 14 fl 24 kr.

The landscape annual for. 1830, 1831, 1832 1833. London 36 fl

Fischers drawing room scrap book 1834. With poetical illustrations, &c. by L. E. L. London 14 fl. 24 kr

Friendship's offering, a literary album and annual remembrancer. London 1834, 8 fl. 6 kr.

Forget me not; a christmas-new year's, and Birthday present for 1834, edited by Frederic. Shoberl. London. 8 fl. 6 kr.

Lélia par G. Sand. 2 Vol. 1833. Bruxelles. 5 fl 24 kr.

D'Haussez, M le baron, la grande Bretagne en mil huit cent trente trois. 2 Vol. 1833. Bruxelles 5 fl. 24 kr.

Viennet, M., la tour de Montlhéry, histoire du XII. Siècle. 2 Vol. gr. 8. 1833. Paris. 10 fl.

Raymont, Mich., le Puritain de seine et marne. 1833. Bruxelles. 2 fl. 42 kr.

Sue, E., Plick et Plock. Bruxelles. 1833. 2 fl. 42 kr.

Thadéus le ressuscité par Mich. Masson et Auguste Luchet. 2 Vol. Bruxelles. 1833. 5 fl. 24 kr.

Saintine, X. B., le mutilé. Bruxelles. 1833. 2. fl. 42 kr.

Senancour, de, Obermann. Avec une préface de saintebeuve. 2 Vol. Paris 1833. 9 fl.

Le salon de 1833, par G. Laviron et B. Galbacio. Orné de douze vignettes à l'eau-forte. Paris 1833. 7 fl. 12 kr.

Lerminier, E., Lettres philosophiques adressées à un Berlinois. 1833. 4 fl. 30 kr.

Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet. 1834. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt a. M. 2 fl. 42 kr.

Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1834, von Ludwig Tieck. Berlin. 4 fl. 12 kr.

Vergißmeinnicht. Taſchenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von C. Spindler. Stuttgart. 4 fl. 30 kr.

Gothaiſches genealogiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1834. 71ter Jahrgang. Gotha. 1 fl. 48 kr.

Penelope. Taſchenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von Th. Hell. Leipzig. 3 fl.

Vielliebchen. Hiſtoriſch-romantiſches Taſchenbuch für 1834, von A. von Tromlitz. Leipzig. 4 fl. 12 kr.

Veſta Taſchenbuch für das Jahr 1834. 4r Jahrg. Wien. 6 fl. 36 kr.

Urania. Taſchenbuch auf das Jahr 1834. Leipzig. 3 fl. 36 kr.

Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr 1834. Herausgegeben von Dr. Adrian. Frankfurt a. M. 3 fl. 36 kr.

Huldigung den Frauen. Taſchenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von J. F. Caſtelli. Wien. 3 fl. 36 kr.

3tes Quartal. Nro. 19. 20. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Antonio Tamburini. — Die Theater Berlin's. — Correſpondenz des Herausgebers. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. [illegible] kr.; außerhalb auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. [illegible] kr.; im II. Rayon [illegible] fl. im III. Rayon 4 fl. [illegible] kr.

Antonio Tamburini.

Der Natur und ſeinem eigenen Fleiße verdankt Tamburini die glänzende Stellung, die er jetzt unter den erſten Sängern Europa's einnimmt, denn er war nie in einem Conſervatorium und wurde nie von einem berühmten Singmeiſter methodiſch unterrichtet. Antonio Tamburini wurde geboren in Faenza am 28. März 1800. Sein Vater, Pasquale Tamburini, war Muſiklehrer in der Stadt, und blies ſelbſt die Clarinette, das Horn und die Trompete; er verſtand die Muſik gründlich und gab ſeinem Sohne die erſte Anleitung auf dem Horne, und fing an ſeine Stimme durch Solfeggiren zu bilden. In ſeinem neunten Jahre hatte Antonio Tamburini bereits nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht, ſowohl auf dem Inſtrumente als im Geſang. Er hatte keine Luſt im Orcheſter zu bleiben, ſondern ſein Streben war, die Bühne betreten zu können. Wie alle Italianiſche Sänger, ließ Tamburini ſich verwenden in der Kirche wie auf der Bühne, und in ſeinem fünfzehnten Jahre ſang er auf dem Theater von Faenza im Chor und bildete ſich ſelbſt durch Anhören ausgezeichneter Künſtler, wie Mombelli des Vaters, David's, Donzelli's und der berühmten Piſaroni.

In ſeinem achtzehnten Jahre reiſte Tamburini heimlich nach Bologna, und ließ ſich beim Theater Cento engagiren, wo er mit glänzendem Erfolge in einer Oper von Generali debutirte. Er folgte der wandernden Truppe, und trat in Mirandola und Corregio mit dem außerordentlichſten Beifalle auf. Ermuntert durch einen ſo günſtigen Anfang, nahm er im Jahre 1819 ein Engagement am Theater in Piacenza an, wo er in Cenerentola und in der Italiana Furore machte. Von dieſem Theater aus, das bereits zu den Beſſeren in Italien gehört, verbreitete ſich Tamburini's Ruf, und bald erhielt er einen Antrag vom Teatro Nuovo in Neapel. Bald verließ er die zweite Bühne Neapels, um die erſte zu betreten, wo er beſonders in Paer's Agneſe Glück machte. Pareſi, Generali, Mercadante ſchrieben nun um die Wette für dieſen trefflichen Baſſiſt.

Als die Unruhen im Jahre 1820 veranlaßten, daß die Theater geſchloſſen wurden, ging Tamburini nach Florenz, wo er mit Zuchelli ſang. Von da nach Livorno, Turin und Mailand, wo Mercadante für ihn und Sigra. Mariette Gioja (jetzt Madame Tamburini) il Posto abbandonato ſchrieb.

Für den Carneval wurde Tamburini nach Trieſt verſchrieben. Er ging nach Venedig hinüber, um dieſe merkwürdige Stadt zu beſehen, und wollte am folgenden Tage wieder nach Trieſt abreiſen. Er wurde indeſſen auf höheren Befehl feſtgenommen, und mit aller Achtung, die man ſeinem Talente ſchuldig war, nach dem Opernhauſe geführt, wo er in zwei Vorſtellungen vor den Kaiſern von Oeſterreich und von Rußland, die damals in Venedig waren, auftreten mußte. In Venedig, wo damals David und Mad. Méric Lalande waren, trat Tamburini als Moſes mit dem außerordentlichſten Beifalle auf. Er ging dann nach Rom, und von dort nach Sicilien.

In Palermo herrſcht eine ſonderbare Sitte. Am letzten Tage des Carnevals bringt das Publikum Trompeten, Trommeln, Sprachrohre, Caſtrollen, kurz alle Werkzeuge mit ins Theater, welche geeignet ſind, die allergräßlichſte Katzenmuſik aufzuführen. Dabei muß eine Oper gegeben werden, aber das Publikum macht einen ſo wahnſinnigen Lärm, daß ſelbſt die Stimme von Lablache nicht im Stande wäre durchzudringen, und der Spaß beſteht darin, Sänger und Orcheſter ſo aus einander zu bringen, daß ſie in Wuth gerathen, worauf ſie denn weidlich ausgelacht und auf alle mögliche Arten gehänſelt werden. Es war eine Pauſe der Ermüdung eingetreten, als Tamburini im Elisa e Claudio auf der Bühne erſchien. Er wurde ſofort mit einem Jubeltuſch der Höllenmuſik begrüßt, behielt aber Faſſung genug, um ſein Muſikſtück zu Ende zu ſingen. Ein guter Einfall bereitete ihm einen Triumph. Die Prima Donna, Mad. Leparini, war von der Katzenmuſik ſo angegriffen worden, daß ſie in Ohnmacht fiel, und nicht fortſingen konnte. Tamburini zog ſogleich Frauenkleider an, und ſang ſtatt ihrer die Partie der Eliſa mit einer ſolchen Virtuoſität, daß allmälig erſt Stille eintrat, und bald darauf der Saal vom Donner eines raſenden Beifallsſturmes wiederhallte. Es war von einer Störung der Darſtellung keine Rede mehr, und am Schluſſe wurde Tamburini fünfzehnmal gerufen.

Etwas Ähnliches geſchah ſpäter in Neapel. Mad. Boccabadati wollte durchaus nicht eine Cavatine, die zu ihrer Partie gehörte, vortragen. Tamburini fing nun an mit Fiſtelſtimme die erſten Strophen der Cavatine, als wenn er ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen wollte, zu ſingen, die Prima Donna aber ließ ihn ruhig fortſingen, und er vollendete die Cavatine, die er mit brillanten Figuren verzierte, unter einem Sturm von Beifall.

Tamburini blieb zwei Jahre in Neapel, wo er der Liebling des Publikums war. Er ging dann nach England, und debutirte im October 1832 als Dandini in Paris; hier wie in England wurde er mit Enthuſiasmus aufgenommen. Er iſt nun für mehrere Jahre bei der Italiäniſchen Oper in Paris engagirt.

Tamburini iſt beſonders geſchätzt wegen der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher er die ſchwerſten Paſſagen und Figuren ausführt, ſeine Stimme iſt ganz gleichmäßig ausgebildet, und vereint die Würde und Kraft des Baſſiſten mit der Lebendigkeit und Biegſamkeit einer Tenorſtimme. Man kann ſagen, daß alle Töne gleich untadelhaft ſind. Er hat ein angenehmes Aeußere, und iſt ein ausgezeichneter Schauſpieler. Die Pariſer nennen ihn: **le Rubini des basses-tailles.**

Die Theater Berlin's,

mit Ausſchluß der Hofbühne und des Königsſtädtiſchen Theaters.

Unter den vielen Mitteln, ſeinen Namen vielleicht auf die Nachwelt zu bringen, gehört auch das: kleinen und unbedeutenden Gegenſtänden ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken und wo möglich der erſte zu ſeyn, der ihrer öffentlich erwähnte. Schreiber dieſes ſieht daher mit Stolz auf folgende gelehrte Bemerkung hin, die vielleicht nach hundert Jahren in einem geleſenen deutſchen Blatte ſtehen kann, nehmlich:

„Schon vor beinahe hundert Jahren finden wir in den jetzt noch beſtehenden „Münchener Unterhaltungen für das Theaterpublikum,“ zweier kleinen Bühnen erwähnt, die jetzt zu den vortrefflichſten in Deutſchland gehören.“

Ohne dieſe Prophezeihung mit unterſchreiben zu wollen, ſo ſcheint uns die Erwähnung derſelben doch aus dem Grunde nicht verwerflich, weil es nun einmal die Art deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft iſt, klein und dürftig anzufangen, und auf langem dornenvollen Wege ſich erſt zu etwas Großem zu erheben.

Doch nun allen Ernſt bei Seite, der unſeren Bericht verdächtig machen könnte, und mit ſo viel Luſtigkeit von zwei luſtigen Unternehmungen Nachricht gegeben, als angeborne preußiſche Geſetztheit, ein acht Tage anhaltendes Regenwetter, und ein nicht zu bekämpfender Widerwille gegen die mechaniſche Operation des Schreibens, uns erlauben. Alſo zur Sache!

Berlin hat nehmlich, außer den beiden oben ausgeſchloſſenen Bühnen, wirklich noch zwei Theater erhalten, in denen nicht etwa zum Vergnügen, ſondern als Erwerb für baares preußiſches Geld Komödie geſpielt wird. Das erſte dieſer Theater iſt im Elyſium, einem Wirthsgarten vor dem Leipziger Thore, den wir mit ein Paar Zügen beſchreiben wollen. Man nehme aus einem alten Stammbuche zehn bis zwanzig Landſchaftsbildchen heraus, die kleine chineſiſche Tempel, Bosquet's, Lauben und ähnliche Denkmale der Freundſchaft und Liebe vorſtellen, pflanze ſie in einen mit ſpärlichem Raſen unterbrochenen Sandgarten, der vor zwei Jahren außer engliſchen Parthieen von Kartoffeln, Sellerie und Mohrrüben nichts Grünes enthielt, denke ſich darin eine Anzahl Baumſtämme, denen aber die wahre Krone eines Gartens, nehmlich die Krone fehlt, und unter denſelben dichte Gruppen im höchſten Grade irdiſcher Menſchen, und man wird ein ziemlich ähnliches Bild des Berliner Elyſium's haben. Unter den verſchiedenen Geſellſchafts-Vergnügungen für Geiſt und Herz, die ſämmtlich aus Holz beſtehen, als Schaukeln, Kreisfahrbahnen, Wippen ꝛc. befindet ſich noch etwas Hölzernes, nehmlich eine große Bude, deren Vorderſeite offen und mit einem blauen Vorhang verſchloſſen iſt. Vor demſelben ſtehen, unter Gottes freiem Himmel, auf dem weichſten und reinlichſten Sande, in einem großen Halbkreiſe Stühle und Bänke, und das Ganze iſt mit einem Bretterzaune umſchloſſen. Eine kleine Pforte zwiſchen einem Teiche und einer Mignatur-Menagerie, führt uns in dies Heiligthum und wir ſtehen vor — dem neuen Theater im Elyſium, einem Theater im Stande der Unſchuld, vor dem dramatiſchen Sündenfalle. Da iſt kein Intendant, kein General-Muſikdirector, keine Regiſſeure, kein Leſe-Comité zur Prüfung neuer Stücke, keine gelbe, grüne und rothe Zettel mit Anweiſungen, wie das Publikum ſich aufzuführen habe, keine Theater-Polizei, und nicht einmal ein Recenſent. Statt aller Verbote genießt das Publikum die unſchätzbarſten Rechte. Mit dem Hut auf dem Kopfe ſitzt es vor der Majeſtät des Proſceniums da, die brennende Pfeife in der einen, das ſchäumende Weißbierglas in der andern Hand. Man ſucht ſich auf beliebigem Platze eine Nachbarſchaft aus, ſteht, ſitzt, dreht dem Theater den Rücken zu, alles nach Belieben. Kein eigenſinniger Kapellmeiſter wählt eine Symphonie oder Ouverture aus, ſondern das Publikum fordert ſich ſeine Prä- und Interludien, aus beliebten Volksliedern und Tänzen, ſingt und pfeift mit, und ergänzt die fehlenden Stimmen des Orcheſters. Gefällt das aufgeführte Stück nicht, ſo wird nicht etwa gepocht, (im Sande des Fußbodens würde dies ſo nicht recht ausführbar ſeyn), ſondern man fängt ein freundſchaftliches Geſpräch mit den Schauſpielern an, die ſich alsbald unter das Publikum miſchen, und einem Feuerwerke Platz machen, womit die Vorſtellungen jedesmal am Schluſſe brillant beleuchtet werden. Der ärgſte Feind dieſes Theaters, der Winter, denn es darf nur im Sommer geſpielt werden, hat nun die Künſtler dieſes neuen Muſentempels zu einem ſechsmonatlichen Schweigen gebracht; aber das Theater ſelbſt ſteht noch; und da nach bekannten Erfahrungen nur alle 15 Jahre ein Komödienhaus einfällt oder abbrennt, ſo hat das im Elyſium, auch bei nur gewöhnlichem Durchſchnittsglücke noch auf eine Exiſtenz von 14 Jahren zu rechnen, eine Sicherung, um die ſie manches andere Geldinſtitut in Berlin beneiden wird.

Doch nun zu dem zweiten neuen Theater, dem vollkommenen Gegenſatze des elyſeiſchen. So wie bei letzterem alles leicht, luftig, von Holz und Leinwand loſe zuſammengenagelt, halb durchſichtig iſt, ſo ſteht bei dem andern, dem Gräbertſchen in der Heidereutergaſſe, alles maſſiv, gewichtig, fundirt und hypothecirt da. Schon die Namen der beiden Unternehmer dieſes Theaters, Heinzelmann und Gräbert, der eine mit ſeinem ſchmunzelnden zappelnden Klange, der andere mit dem tragiſchen memento mori, ſtehen in einem bedeutſamen Contraſte zu einander. Das eine Theater iſt auf dem Wege der Petition entſtanden, das andere auf dem Wege der Uſurpation. Steht das Heinzelmanniſche Theater durch ſein vorſtädtiſches mehr lockeres Weſen in einem gewiſſen Rapport mit dem Königsſtädtiſchen Theater, ſo nähert ſich das Gräbertſche in ſeinem ganzen Syſtem mehr der Hofbühne. Die Geſchichte dieſes Theaters wird in wenig Worten das Vorſtehende am beſten erläutern.

Die Theaterſucht gehört zu den epidemiſchen Krankheiten; ohne ſich an Rang und Stand zu kehren, ſucht ſie ſich willkürlich ihre Opfer, und wo ſie einmal Poſten gefaßt, wird ſie zu einem chroniſchen Uebel, das nur mit dem Untergange des Patienten endigt. So ergriff ſie auch eine hieſige ehrliche Bürgerfamilie, die Familie Gräbert, Beſitzer einer ſogenannten Tanz-Tabagie, und fand hier zu ihrer vollſtändigſten Entwickelung nur zu viele Materialien. Der Vater, ein alter gutherziger Polterer, der Sohn, ein lockerer chevaleresker Herbergen-Jüngling, die Mutter, eine ſprachſelige Frau v. Wuntſchel, der Vetter, ein Stubenmaler, ein Paar empfindſame Schenkmädchen, ein Tanzſaal, deſſen eine Hälfte um drei Stufen höder liegt, als die Andere, ein Muſikchor und ein Kronleuchter — kurz ein ganzes Theater ſaß ſchon in und über der Familie, ehe ſie dem großen Gedanken, wirklich Komödie zu ſpielen, Worte gaben. Der Geburtstag des Königs, an welchem die Polizei-Behörden immer ſo viel wie möglich der Freude Nachſicht gewähren, eröffnete endlich dieſe neue Bühne. Der Wirth trat mit einem vollen Glaſe unter die zahlreich verſammelten Gäſte, brachte die Geſundheit zu Ehren des feſtlichen Tages aus, und verkündigte mit lauter Stimme, daß unter den verſchiedenen Feierlichkeiten dieſes Abends auch ein kleines Feſtſpiel zur Aufführung kommen werde. Die Hälfte der Einnahme wurde der Armenkaſſe überwieſen und von den Polizei-Beamten des Reviers ließ ſich der Wirth ein Zeugniß ausſtellen, daß an dieſem Abend, troz der feſtlichen Stimmung kein Exceß vorgegangen ſey. Auf dieſe Art fuhr man über ein Jahr lang mit abwechſelnd ernſten und komiſchen Vorſtellungen fort, bis endlich die Behörde einſchritt, und nach der Conzeſſion fragte. Der Wirth bat ſich eine kurze Friſt zur Beantwortung dieſer Frage aus, und wandte ſich ſogleich direct an den König, mit der Bitte, fortſpielen zu dürfen, wobei er die Quittungen der Armenkaſſe und die Atteſte des Polizei-Commiſſars beizulegen nicht vergaß. Der Beſcheid fiel dahin aus: daß es ihm erlaubt ſeyn ſolle, an den hohen Geburtsfeſten der Königlichen Familie, unter Aufſicht der Polizei-Behörde, in ſeinen theatraliſchen Vorſtellungen fortzufahren. Glücklicher Weiſe hatte der Vetter, der Stubenmaler, einen genealogiſchen Kalender, man rechnete und rechnete, und brachte endlich 82 dergleichen hohe Geburtstage heraus, wobei denn natürlich die der erlauchten Vorfahren, der Kinder und Enkelkinder unſeres Herrſcherhauſes nicht vergeſſen wurden. So wäre alſo ein neues Theater geſetzlich begründet; man ſpielt munter fort, Schillerſche Trauerſpiele und Angelyſche Poſſen, die Muſen ſprechen Feſtprologe und der Eckenſteher Nante macht den Epilog, kurz ganz in der Art, wie bei großen Stadt- und Hoftheatern.

Wie wenig fehlt alſo ſolchen Anſtalten, die noch der goldenen Freiheit genießen, thun zu können, was ſie wollen, und noch von keinem Gebieter und keinem Publikum abhängen, um Aſyle für wahre Kunſt und Poeſie zu werden, als ein tüchtiger Gärtner, der das üppig aufgeſchoſſene Unterholz und die alten morſchen Aeſte wegzuhauen den Muth hat, und die Arbeit des Dichters über das optiſche Guck-Kaſtenweſen ſtellt, zu dem unſere Theater ſämmtlich nach und nach heranpotenzirt werden ſind. Doch — —

. . . . l.

Correſpondenz des Herausgebers.

Aus Prag.

Gaſtrollen des Herrn Jerrmann. 1. Daniel „im Erbvertrag." Wenn es gleich nicht zu leugnen iſt, daß dieſer ausgezeichnete Künſtler noch mehr Senſation im Publicum gemacht haben würde, wenn er vor Seydelmann — dem wohl gegenwärtig Niemand den Rang des erſten deutſchen Mimen ſtreitig machen wird — gekommen wäre, ſo verdankt er es doch Demſelben, daß er dieſem grellen Zerrbilde bei dem Publicum einigen Reſpect verſchafft hatte, und es jetzt gar Niemand mehr einfiel, von vorne herein, ſich über die Wahl dieſes erſten Schauſtückes aufzuhalten, was ſonſt wohl kaum gefehlt haben würde. Sollte es aber noch Einige im Publicum gegeben haben, die herzlich gähnten, wenn der Gaſt nicht auf der Bühne war, ſo gab es doch keinen, der dem wackern Bühnenkünſtler nicht ſeine Achtung und Anerkennung, ſeinen herzlichen Beifall für die meiſterhafte Durchführung dieſer ſchwierigen Partie gezollt hätte, die ſich auch allgemein und ſtürmiſch ausſprachen. Viermaliges Hervorrufen war ein Beweis der ungetheilten Theilnahme. Seine Umgebungen — — wir eilen zu

Nro. 2. Franz Moor in den „Räubern." Wenn Jerr- und Seydelmann in der vorigen Rolle oft wunderbar zuſammenklangen, ſo war dagegen die Auffaſſung dieſes eingefleiſchten menſchlichen Satans bei jedem der beiden Künſtler ganz von dem andern verſchieden, und wenn Publicum und Kenner beiden ihre Achtung nicht verſagen konnten, ſo iſt dieß nur ein Beweis, daß das Laſter ein Chamäleon, die Hyäne gleich furchtbar ergreifend wie die Klapperſchlange iſt. Unterſtützt wurde der Gaſt — wie das erſte Mal.

3. Shylok im „Kaufmann von Venedig." Wenn Hr. Jerrmann in den beiden frühern Rollen uns durch eine durchdachte, tragiſche Methode — denn es iſt mehr als Manier — zu imponiren verſtand, auch wo wir nicht ganz in ſeine Anſicht eingehen konnten, ſo lieferte er uns hier ein aus dem tiefſten Schrecken des menſchlichen Gemüthes geſchöpftes Bild, das, je wahrer es iſt, deſto tiefer und grauenvoller ergriff. An den in dieſer Vorſtellung beſchäftigten Mitgliedern unſerer Bühne wiſſen wir abermals nichts zu rühmen, als ihre Beſcheidenheit, den werthen Gaſt ganz allein glänzen zu laſſen.

4. Till in „Auch die Todten quälen die Eiferſüchtigen" von Raupach (des langen Titels kurzer Sinn iſt: „Laßt die Todten ruhen".) Dazu franzöſiſche Scenen aus „Cinna und le Cid." (Hr. Jerrmann Auguſte und Don Diegue). Je mehr ſich uns Herr Jerrmann in drei Gaſtrollen als heimiſch auf dem Kothurn bewies, deſto angenehmer überraſchte und ergetzte uns der üppig ſpru-

delnde Humor, womit er den Till dieſes Luſtſpiels ausſtattete, den wir recht eigentlich erſt durch ihn kennen lernten. Auch ſeine Umgebungen waren meiſt lobenswerth, und Dem. Nina Herbſt (Auguſte) ſo wie den Herrn Polawsky (Zwiebler von Zwiebelfeld) und Feiſtmantel (Michel) ſchien es vollkommen Ernſt, die Lorbeer des Gaſtes zu theilen. Ein großartiges Gegenſtück zu dem muthwilligen Raupach'ſchen Schalk lieferte Hr. Jerrmann in den franzöſiſchen Scenen, worin ihm Hr. Stolzel und Dem. N. Herbſt recht vortheilhaft zur Seite ſtanden.

5. Solimann in Körners „Zriny." Ein hochtragiſches Bild in kecken Umriſſen hingeſtellt, doch minder anſprechend, was natürlich iſt, da der edle deutſche Sänger durchaus weder ein dramatiſcher Dichter war, noch dramatiſche Charactere zu bilden vermochte. „Worte, nichts als Worte! ſagt Hamlet.

(Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Paris. Die Repriſe von Roſſini's Moſe in der Italianiſchen Oper hat allgemeinen Beifall gefunden. Santini war vortrefflich als Moſes. Mad. Ungher trug die Partie der Elcia mit vielem Geſchmack vor und ſchien nicht mehr ſo befangen. Dem. Schulz zeigte ſich als Königin noch etwas unerfahren auf dem muſikaliſchen Cothurn, erwarb ſich aber doch Beifall.

Auf dem Theater-Français wird ſehr bald ein neues Luſtſpiel von Scribe „l'Art de conspirer" zur Darſtellung kommen.

Italien. Ein gewiſſer Sibilone hat ſich in Italien als Pfeifer einen Ruf erworben. Er pfeift mit dem Munde die größten und ſchwerſten Muſikſtücke von Roſſini und Bellini. Eine pomphafte Ankündigung benachrichtigte vor Kurzem alle Muſikfreunde Neapels, daß Herr Sibilone die Romance von Othello, die Ouvertüre von Wilhelm Tell das Finale vom zweiten Acte der Capulets und die Cavatine vom Piraten pfeifen würde.

— Mad. Boccabadati und Groziani ſind in Turin. Semiramide und Don Giovanni wurden vorbereitet. Für den nächſten Carneval erwartet man Sigra. Schulz und den Tenoriſten Genaro, dann ſoll Bellini's Norma einſtudirt werden.

Mercadante ſchreibt zwei neue Opern für die Scala und für Teatro Fenice.

3tes Quartal. Nro 20. 23. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger: Georg Franz

Maria Tudor von Victor Hugo. — Was ſind die Schauſpieler? — Correſpondenz des Herausgebers. — Miszellen. — Neuigkeiten. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Weg des Buchhandels 2 fl. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 5 fl. 6 kr.

Maria Tudor von Victor Hugo.

Victor Hugo iſt ein Neuerer, ein literariſcher Umwälzungsmann im eigentlichſten Sinne des Wortes. Natürlich fand er große Hinderniſſe, er hatte Alles bisher beſtehende gegen ſich, und es bedurfte des Talents und des Muthes, um mit kühner Stirne ſeinen Widerſachern Trotz zu bieten. Hugo — ſagen ſeine Freunde — mußte ſich ein Publicum und eine Kritik bilden. Ob ihm beides gelungen, wenn die Revolution vor 1830 nicht ausgebrochen wäre, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, aber gewiß iſt es, daß dieſer Umſturz ihn ſchnell zum Ziel brachte, denn es wurde eine natürliche Conſequenz, den Obmann der literariſchen Revolution unter den Schutz der politiſchen zu nehmen. Die Aufführung eines neuen Stückes von Hugo iſt ein Ereigniß in Paris, das im Voraus ſchon in eigenen Artikeln in den Zeitungen beſprochen wird.

Hugo's neueſtes Werk, Maria Tudor, Drama von drei Tagen in vier Abtheilungen, iſt auf dem Theater der Porte Saint Martin mit großem Erfolge gegeben, und zwei iſolirte Pfeiffenſtöße haben nur den Triumph einer bezwungenen Oppoſition hinzugefügt. Es kann nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn, eine kurze Andeutung des Inhalts dieſes Nachtgebildes kennen zu lernen.

Fabiani, ein junger, ſchöner und tapferer Neapolitaner, iſt auf ſeiner Wanderung durch Europa nach London gekommen. Maria, Heinrich VIII. Tochter, die bigotte, ausſchweifende und blutige Maria, warf ihr Auge auf den jungen Neapolitaner. Er wurde ihr Geliebter, ſie machte ihn zu einem vornehmen und angeſehenen Herrn am Hofe, und gab ihm die Güter der vertriebenen Familie Talbot. Fabiani nahm Alles was Maria ihm dargeboten, nebenbei aber ſuchte und gewann er die Liebe eines ſchönen jungen Mädchens, Jane mit Namen, das als Findelkind von Gilbert, einem Handwerker, aufgenommen und erzogen war. Gilbert aber liebt Jane und will ſie zur Frau nehmen. Der Graf Fabiani iſt auf dem Wege zu einem Stelldichein mit Jane, die ſich ihm ganz ergeben hat. Er begegnet einem alten Juden, der ihm ſagt, Jane ſey eine Tochter Talbots, die Papiere, welche dies authentiſch beweiſen, ſeyen in ſeiner Hand, und er wolle ſie Fabiani ausliefern, wenn dieſer ihm ein von der Königin unterſchriebenes Blankett gebe, womit, wie man wußte, Marie ihren Geliebten vertrauungsvoll verſah. Niemand als der Jude kennt das Geheimniß von Jane's Urſprung. Fabiani ſtößt ihm den Dolch in die Bruſt, und ſucht an ihm die Papiere, die der Jude indeſſen, auf Gewalt gefaßt, hinter einen Baum geworfen hat. Fabiani findet ſie nicht, tröſtet ſich aber damit, den einzigen Beſitzer eines ſo wichtigen Geheimniſſes aus dem Wege geräumt zu haben. Er geht ab, um Jemanden zu ſuchen, der ihm helfen kann, die Leiche des Juden in die Themſe zu werfen. Unterdeſſen kommt Gilbert, der Jude, der noch nicht todt iſt, zeigt noch vor ſeinem letzten Athemzuge Gilbert die Papiere. Fabiani kommt zurück, und, da er Niemand von ſeinen Leuten gefunden hat, überredet er Gilbert, den er nicht kennt, ihm zu helfen, und ſie tragen die Leiche des Juden fort, und werfen ſie ins Waſſer. Fabiani giebt Gilbert ſeine Börſe, und heißt ihn fortgehen. Gilbert erfährt, da er Fabiani im Begriffe ſieht, in ſein eigenes Haus einzutreten, daß Jane ſich dem Grafen ganz ergeben hat, daß ſie treulos und entehrt iſt, und ſchnaubt Rache. Er iſt aber nur ein wehrloſer Handwerker gegen einen vornehmen, mächtigen Grafen, der die höchſte Gunſt der Königin beſitzt. Fabiani ſpottet ſeiner und geht ab. In dieſem Augenblicke erſcheint Simon Renard, das Haupt der Mißvergnügten, die heimliche Anſchläge ſchmieden zum Sturze des Günſtlings. Gilbert verbündet ſich mit ihm unter der Bedingung, daß er Rache an Fabiani erhalte.

Simon Renard ſetzte die Königin von Allem in Kenntniß. Gilbert und Jane werden nach Weſtminſter gebracht, die Königin ſelbſt befragt ſie, und ihre Ausſagen entſcheiden Fabiani's Sturz. Die Königin verſpricht Gilbert Rache und fragt ihn, ob er keine Waffe, ein Meſſer oder einen Dolch bei ſich führe; er zieht einen Dolch hervor, in demſelben Augenblick aber ſchreit die Königin auf, die Wache eilt herbei. und die Königin ſagt, Gilbert habe ſie ermorden wollen, worauf er feſtgenommen wird. Nachher ſieht man die Königin von einem glänzenden Hofe umgeben. Der Königin zunächſt iſt Fabiani in ſtolzer Sicherheit. Marie kündigt ihm an, daß ſie für ihn eine angenehme Ueberraſchung bereitet habe, und läßt Renard mit Jane hereintreten. Fabiani erklärt, daß er ſie nicht kenne, aber ſein Läugnen iſt vergebens, die Königin überhäuft ihn mit Vorwürfen, und befiehlt ihn vor Gericht zu ſtellen. Fabiani frägt, welches Verbrechen, das er begangen, eine Anklage auf Tod und Leben begründen könne, als Gilbert, der im Hintergrunde von Wachen umgeben wartete, hervortritt und ausſagt: Fabiani habe ihn gedungen, die Königin zu ermorden, und als Beweiſe zeigt er den Dolch, womit der Jude ermordet wurde, und den Geldbeutel mit dem Wappen des Grafen, den er erhalten, weil er geholfen habe, den Leichnam des Juden in die Themſe zu werfen. Fabiani und Gilbert werden beide zum Tode verurtheilt, und in den Tower geworfen. Der Tag der Hinrichtung wird indeſſen verſchoben, weil die Königin, nachdem ſie ihre Rache gekühlt, auf's Neue von Liebe zu Fabiani entflammt wird, und darauf ſinnt, ihm den Weg zur Flucht zu öffnen. Vergebens ſtellt Renard ihr alle Gründe der Gerechtigkeit vor, ſie will, daß Fabiani gerettet werde, und ſie bedient ſich dazu der Hülfe von Jane, die Gräfin Darmouth geworden iſt. Die Königin ſelbſt geht auf's Rathhaus, um Maßregeln zu treffen, gegen einen Volksaufruhr. Jane aber voll Bewunderung und Dankbarkeit für Gilbert, läßt dieſen entfliehen. Unterdeſſen iſt der Aufruhr ſo drohend geworden, daß die Königin vom Volke bis in den Tower verfolgt wird, und ſich genöthigt ſieht, Fabiani ihrer Wuth zu opfern. Renard lieſt vom Balkon dem Volke eine Proklamation vor, worin verſprochen wird, daß die Hinrichtung an demſelben Abende bei Fackeln ſtatt finden ſoll. Die Königin aber verabredet mit dem Conſtabel des Towers, daß Fabiani gerettet werden ſoll. Dieſer ſtellt der Königin vor, daß man dem Volke ein Opfer verſprochen und Alles von ſeiner Wuth zu erwarten habe, wenn es nicht geſchieht; da indeſſen die Hinrichtung bei Fackelſchein vollzogen werden ſolle, und der Verurtheilte geknebelt und mit einem ſchwarzen Schleier bedecket werden müſſe, ſo hofft er, Gilbert ſtatt Fabiani hinrichten laſſen zu können. Der entflohene Gilbert iſt unterdeſſen auf's Neue eingefangen worden. Simon Renard aber findet Gelegenheit, des Conſtabels Plan zu vereiteln, und als man den Zug nach dem Hinrichtungsplatze ſich bewegen ſieht, glaubt man daß es Gilbert iſt, der geknebelt und verſchleiert zwiſchen den Schergen geht, während es in der That Fabiani iſt. Jane und die Königin treffen zuſammen, beide ſind zufrieden, die erſte glaubt: Fabiani ſey gerichtet und die Königin vermeint, dies Loos habe Gilbert getroffen. Drei Kanonenſchüſſe zeigen den Tod des Verurtheilten an. Der Sheriff erſcheint, und als die Königin ihn frägt, wo Fabiani ſey, antwortet er: Er iſt geſtorben — ich habe England und die Konigin gerettet! " —

Was sind die Schauspieler?

Ein geiſtreicher Satyriker unſerer Zeit, (der ſich oft und vielmal über den Unfug, welcher mit dem Namen Künſtler getrieben wird, luſtig gemacht) hat vor einigen Jahren in einem witzigen Aufſatze die obige Frage geradezu mit „Nein!" beantwortet, und als ihn ein Mitglied eines großen Hoftheaters — die Sache ernſter nehmend, als der Verfaſſer jenes Artikels -- darüber zu Rede ſetzte, entgegnete er ihm: „Was nehmen Sie ſich denn der Sache ſo lebhaft an? Sie können immer ein Künſtler ſeyn, denn ein Schauſpieler ſind Sie nicht!"

Wenn wir aber die Sache ernſthaft und die Kunſt als die Blüthe der Bildungskraft betrachten, als die Geſchicklichkeit vernünftig ſinnlicher Weſen, gewiſſe nach freien Zwecken beſtimmte regelmäßige Wirkungen hervorzubringen, und die Natur in ihrer Fülle und Intenſivität gleichſam umzugeſtalten, ſo gebührt dem Schauſpieler allerdings eine, wenn gleich untergeordnete Stelle neben dem Dichter, denn, wo dieſer die Gebilde menſchlicher Natur in ſich aufnimmt, und, zu ſelbſtſtändigen Gemälden verarbeitet, an's Licht ſtellt, muß ihn doch Jener auch ganz begreifen, und den poetiſchen Funken, wie er ſelbſt, in ſeiner Bruſt bewahren, um wieder zu gebähren, was der ſchaffende Geiſt hervorgerufen, und ſeine Werke würdig und wirkſam — wir nehmen dies Wort hier im höheren Verſtande, wie ſchon der vorhergehende Ausdruck darthut, nicht aber in dem Sinne, wie es gegenwärtig gebraucht wird, wo es eigentlich nichts heißt als: „Händeklatſchen, Fußſtampfen und ſinnloſes Brüllen erregend" — wiederzugeben, und es würde gewiß keinem Manne von Kopf und Herz, ſelbſt dem obenerwähnten Witzkopfe nie im Ernſte eingefallen ſeyn, dies Prädicat dem darſtellenden Künſtler abzuſprechen, oder ſich überhaupt nur ironiſch darüber auszuſprechen, wenn es nicht leider in unſerer Zeit gleichſam zum kritiſchen Tone gehörte, das Wort „Künſtler" für gleichbedeutend mit „Schauſpieler" zu gebrauchen, und mitunter ſelbſt an Subjecte zu verſchwenden, die beinahe noch unter die Comparſen zu rechnen ſind.

Der Schauſpieler, welcher auf den Namen Künſtler im höheren und edleren Sinne des Wortes Anſpruch machen will, muß nicht allein von der Natur mit den günſtigſten geiſtigen und körperlichen Gaben ausgerüſtet ſeyn, ſondern dieſelben durch eine vielſeitige, harmoniſche Ausbildung erhöht und gekräftigt haben. Vortheilhafte Bühnengeſtalt — die höchſtens bei dem Komiker da fehlen darf, wo doch überwiegendes Talent vorhanden iſt — wohlklingende Stimme, Beweglichkeit der Geſichtszüge, und beſonders ſchnelle Beobachtungs- und Darſtellungsgabe gehören unter die vorzüglichſten Eigenſchaften des Mimen, die er durch Philoſophie, Welt- und vor Allem Kunſtgeſchichte, und Sprachkenntniſſe gepflegt haben muß; von Leibesübungen ſind vorzüglich Tanzen, Reiten und Fechten erforderlich. Vereint nun das reiche, mit warmem Kunſtgefühle ausgeſtattete Talent mit allen dieſen Anlagen und Kenntniſſen einen tiefen Blick in das Weſen ſeiner Kunſt, ſo wird wohl Niemand anſtehen, ihm das Prädicat: Künſtler im weiteſten Sinne des Wortes zuzugeſtehen, und ſein Vaterland mit gerechtem Stolze ſeinen Namen nennen.

Leider ſind Künſtler dieſer Art in allen Jahrhunderten nur einzelne Erſcheinungen geweſen, und wenn ſie in unſern Tagen beinahe ganz ausgeſtorben zu ſeyn ſcheinen, ja wenn ſelbſt die theilweiſe gebildeten, doch brauchbaren Schauſpieler immer ſeltener werden, ſo liegt das wohl zum Theil in den Zeitſtürmen der letzteren wildbewegten Jahrzehnde, welche die intenſive Bildung ſo gewaltſam niederdrücken, noch mehr aber in dem Umſtande, daß von Jahr zu Jahr weniger junge Leute aus wahrem Berufe ſich dem Theater widmen. Man darf wohl annehmen, daß unter hundert Jüngern der Bühne — worunter man kaum zehn Talente findet — vielleicht zwanzig aus Hang zu einem freien Leben, zwanzig aus Widerwillen gegen das Lernen, vierzehn durch Verhältniſſe des Lebens, fünf und vierzig aus Eitelkeit, und einer aus echter, wahrer Begeiſterung für die Kunſt, die verhängnißvollen Bretter betreten. Es iſt natürlich, daß die erſte und zweite Klaſſe bald auch das Memoriren als geiſtigen Luxus und Ueberfluß betrachtet, und ſich dasſelbe erſpart. Höchſtens die dritte und vierte Klaſſe liefert wenigſtens fleißige Schauſpieler, und ein großes Glück für die Kunſt iſt es, wenn der Hundertſte nicht geiſtig oder phyſiſch dem Drucke der Verhältniſſe oder ſeiner Umgebungen erliegt, ehe er das hohe Ziel erreicht, das ſich ſein Geiſt geſteckt hat.

Wenn wir nun von jenen hochgeſtellten Künſtlern abgeſehen — die leider ſo ſelten vorkommen, als die weißen Raben, oder der vierblätterige Klee — die Talente betrachten wollen, die wir noch beſitzen, ſo finden wir in kleiner Zahl ſolche, die ſich theils durch Studien und Lecture, theils durch vieljährige Uebung der Schauſpielkunſt zu tüchtigen Darſtellern herangebildet haben, und wenn dieſe mit der erworbenen Fertigkeit wenigſtens einen Theil der geforderten Kenntniſſe, auch Fleiß und Sorgfalt, die gehörige Achtung vor Kunſt und Publicum verbinden, ſo darf man es wenigſtens den Bühnen-Referenten ephemerer Blätter nicht übel nehmen, daß ſie ihnen den Namen Künſtler ertheilen; wird aber dieſe Auszeichnung dem begabten Routiniſten gezollt, dem, ohne daß er über ſeine Kunſt nachgedacht, hie und da die Darſtellung eines Characters gelingt, während er zehn Andere total vergreift, und ſich den Beifall der Gallerie wie der „Gründlinge im Parterre" (wie ſie Shakeſpeare nennt) durch Couliſſenreißerei, Getöſe und convulſiviſche Verrenkungen verdient, ſo fängt die Sache an, eine komiſche Seite zu gewinnen, und erinnert an den geſellſchaftlichen Gebrauch, jeden „Herr von" zu nennen. Was jedoch die Talentloſen betrifft, ſo iſt zwar keine Frage, daß ſie von jenem Namen auf ewige Zeiten ausgeſchloſſen ſind, bringen ſie aber — ſey es auf welche Weiſe immer — einen Scribenten dahin, ſie ernſtlich oder in ungeheurer Ironie, ſo zu nennen, ſo denke man mit dem Altmeiſter deutſcher Poeſie:

„Thöricht auf Beßrung der Thoren zu harren,
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gebührt."

und vergönne ihnen das unſchuldige Vergnügen. Die Vernünftigen ihres Wohnortes wiſſen ja doch, was ſie davon zu halten haben, und anderswo werden ſolche Dinge überhaupt nur ſehr flüchtig geleſen, verlaſſen ſich aber Theater-Directionen, troz der täglichen böſen Erfahrung darauf, ſo mögen ſie durch eigenen Schaden klug werden.

A.

Correspondenz des Herausgebers.

Aus Prag.

(Schluß.)

6. Der Unbekannte in „Die beiden Galeerenſclaven." O, warum iſt uns dies dramatiſche Ungeheuer nicht unbekannt geblieben?! Wenn Hr. Jerrmann, wie in allen ſeinen Gaſtdarſtellungen auch in dieſer hervorgerufen wurde, ſo kann ihm das wohl keine große Freude gemacht haben, da er die an ſich ſchon zweifelhafte Ehre mit Hrn. Ernſt (Müller Francais) theilte, der wenige Minuten vorher — ganz nahe am Souffleurkaſten ſitzend — ſo oft ſtecken geblieben, daß er mit genauer Noth und aus Mitleiden mit dem großen Elend, das der unſchuldig Gebrandmarkte erlitten, dem Ausziſchen entging.

7. Karl und Franz Moor in den „Räubern." Dieſer erſchien uns diesmal noch mehr als unheilſchwangere Schlange, in der Darſtellung von jenem ſchien Hr. Jerrmann beweiſen zu wol

ſen, daß er auch für noch *mehr als zwei* Perſonen Kraft beſitze, und that darin offenbar zu viel. Von den Uebrigen haben wir ſchon geſprochen.

8. **Thomas Foſter** in „Die beiden Foſter.“ Je ſchwieriger es ſeyn dürfte, in dieſen ſchwankenden Character Einheit und Intereſſe zu bringen, deſto höher muß es Hrn. Jerrmann angerechnet werden, daß er ſolches dennoch vollbrachte.

9. **Oſſipp** in „Iſidor und Olga.“ Ohnſtreitig nächſt dem **Shylok** und dem vorhergehenden Character die vorzüglichſte Leiſtung des werthen Gaſtes. Es thut uns leid, daß der Raum dieſer Blätter kein Detail über jene erlaubt. Ausgezeichnet war Dem. Fr. Herbſt (Olga) und auch Hr. Ernſt (Iſidor) gab den ſanft-edlen Mahler mit Gefühl und meiſt mit Manneswürde, Hr. Stölzel (Wolodimir) nimmt die Rolle viel zu ſentimental, um die rechte Wirkung hervorbringen zu können.

10. **Wurm** in „Kabale und Liebe.“ Abermals eine ganz ausgezeichnete Characterzeichnung bis zur letzten Scene, in welcher ſich Hr. Jerrmann zu ſehr in das Pathos der hohen Tragödie aufſchwang. Ausgezeichnet war Hr. Polawsky (Kalb), Dem. Fr. Herbſt (Louiſe) und in einzelnen Scenen und Stellen Hr. Stölzel (Ferdinand). Von Hrn. Bayer und Dem. N. Herbſt (Präſident und Lady Milford) haben wir dieſe beiden Rollen ſchon beſſer geſehen.

11. **Reinhold** in „Der Müller und ſein Kind“ von Raupach. Dieſer verzeichnete, aller menſchlichen Gefühle entblößte Character hat auch den darſtellenden Künſtler auf einen Abweg geleitet, ſo daß er keine rechte Theilnahme zu erregen vermochte. Ausgezeichnet iſt Dem. Fr. Herbſt immer als Marie. 12 und 13 Wiederholungen von **Daniel** und **Till** mit gleich glänzendem Erfolg. Zu dem letztern noch als Zugabe den **Rudolph** in „Hedwig.“ von Körner, unſtreitig die ſchwächſte von Jerrmanns Darſtellungen, da er den Rudolph zu ſehr zum Helden hinaufpotenziren zu wollen ſchien.

N.

Augsburg.

Fräulein Puck hat mit vielem Beifalle die „Agathe“ im Freiſchützen, „Emmeline“ in der Schweizerfamilie und die „Königin der Nacht“ geſungen. Auch im Conzert des Herrn Reitmeiers fand ſie mit einer großen Arie ehrenvolle Anerkennung. Man lobt beſonders ihre ſchöne Stimme und ihr Spiel.

Miszellen.

Der Zudrang des Publikums zu den Darſtellungen von Victor Hugo's „Marie Tudor" iſt ſo außerordentlich, daß die Polizei, um Unglück durch Gedränge zu verhindern, Anſtalten getroffen hat, daß verſchiedene Eingänge zu den verſchiedenen Plätzen eingerichtet wurden. In Paris wird ein Nautiſches Theater errichtet, worauf Seetreffen und dergleichen gegeben werden.

Im Theatre Montmartre macht ein Stück „Die Schülerin der Natur" außerordentliches Glück durch die Darſtellung der Titelrolle von Mad. Seveſte.

Paganini iſt in Frankreich, und bereitet ſich vor zu einer Reiſe nach Rußland.

Im Italiäniſchen Theater in Paris hat Dem. Ungher in der Italiana viel Glück gemacht. Der Tenoriſt Ivanoff iſt krank, man hofft indeſſen, daß er bald hergeſtellt ſeyn werde. Bald wird eine neue Oper von Donizetti „Gianni di Calais" gegeben werden.

Die große Oper in Paris ſtudiert ein Ballet ein, worin eine Menge Tänzerinnen als Krieger auftreten. Sie werden täglich im Feuer exercirt, da die Damen in dieſem Ballet oft ſchießen; es heißt „Der Aufſtand im Serail."

Im Theatre-Français hat ein neues Stück von Scribe viel Glück gemacht. Es heißt „Bertrand und Raton." Der Stoff iſt aus der Däniſchen Geſchichte gezogen, und die Intrigue wird von Struenſee und der Königin Mathilde geleitet, obſchon beide Perſonen im Stücke nicht vorkommen. Das Ganze iſt übrigens Erfindung, und der hiſtoriſche Hintergrund iſt ganz willkürlich gewählt.

Neuigkeiten.

So eben iſt erſchienen und zu haben in allen Buchhandlungen, in München bei Georg Franz:

Janins Anſichten der Zeit und des Lebens, überſetzt von A. Lewald. 1r. Band. broch. 8. 1 Rthlr.

Der bekannte Belletriſt A. Lewald übergiebt uns hier in einer freien, deutſchen Bearbeitung (die durchaus nichts von dem Duft und der natürlichen Lieblichkeit des Originals verloren hat) des genialen J. Janins, Frankreich's H. Heine, auserleſene Phantaſien und humoriſtiſche Lebensgemälde aus deſſen Contes nouveaux und ſind die ſämmtlichen in dieſem erſten Bande enthaltenen Artikel: Aus meinem Leben — die Parodie — der Tod des Herzogs von Reichſtadt — Lord Byron — das Stelldichein — Kleine Freuden — Freron und Voltaire — der Kritiker auf dem Lande — Voltaire und Frau von Pompadour — auf eine höchſt geiſtreiche und joviale Art behandelt.

Hanewald's Verlagshandl.

Quedlinburg Mich. Mſſ. 1833.

3tes Quartal. Nro. 21. 27. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger. Georg Franz

Briefe über das Stuttgarter Hoftheater. — München: Gaſtſpiel der Mad. Crelinger. — Anzeige. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl., Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Briefe über das Stuttgarter Hoftheater.

II.

Die erſte Perſon, von welcher wir nothwendigerweiſe ſprechen müſſen, iſt Seydelmann, welcher ſowohl durch ſeine eigenen Productionen, als durch ſein hinreißendes, begeiſterndes Beiſpiel, mit welchem er ſeine Umgebungen zu beleben und nachzuziehen weiß, ſeit mehr als 5 Jahren, als eine Zierde und Stütze unſerer Bühne daſteht, und mit den Hohen des dramaturgiſchen Ruhmes wetteifernd, in vorderſter Reihe, und als einer der Herrſchenden, wenn — wir ſcheuen bloß für ihn ſelbſt die Invidiam — noch nicht ganz der Allein- oder doch Vorherrſchende, ſich feſtgeſetzt hat. Immer herrlicher entwickelt ſich die Kraft, die Tiefe, die Biegſamkeit, kurz der ganze vielgeſtaltige Reichthum ſeines Talentes in den verſchiedenartigſten Characteren. In mancher neuen, in mancher wiederholten Rolle, erkennt man ſtets das unausgeſetzte Studium des denkenden, auch durch gediegene allgemein wiſſenſchaftliche Bildung unterſtützten Künſtlers, welcher mit den Forderungen des Genius und mit den Unvollkommenheiten und Kräften der einzelnen Natur gleich ſehr vertraut, von ſelbſtiſchem Stolze und unzeitiger Beſcheidenheit gleich ſehr entfernt, raſtlos an ſich ſelbſt vervollkommnet, und auch dem Gelungenſten und Trefflichſten von Zeit zu Zeit einen neuen Reiz, und einen höheren Charakter der Vollendung zu geben anſtrebt. Die Reihe von Rollen, welche Seydelmann in neueſter Zeit übernommen, iſt ſo ziemlich bekannt, und bei der großen Armuth an neuen dramaturgiſchen Leiſtungen, an welcher unſer völlig einpolitiſirtes Deutſchland leidet, iſt es ein gewiſſer Cyklus von Stücken, der faſt auf jeder Bühne, und ſomit auch auf der unſrigen, Jahr aus, Jahr ein, immer wiederkehrt und „heute gilt, weil's geſtern hat gegolten.“ Wären wir mit unſeren Berichten nicht ohnehin ſchon allzuſehr im Rückſtande, ſo möchten wir gerne eine Anzahl von Stücken, in welchen unſer Meiſter vorzugsweiſe zu glänzen pflegt, analyſiren, prüfend und vergleichend durchgehen; doch werden wir dieß auf künftige, ſpecielle Referate über einzelne, der Berichterſtattung würdige Kunſtdarſtellungen verſparen. Heute nur ſo viel, daß die äſthetiſche Ruhe des Mannes, von dem wir ſprechen, und um deſſen Beſitz ſeit längerer Zeit und auch vor Kurzem wieder, mehr als eine Bühne ſich ſtreitet, durch allerlei unangenehme Berührungen mit einem andern Quaſi-Künſtler, der das Unglück (für ſich, wie für das Publicum) hat, bloß kontraktmäßig, aber ſonſt sine titulo und weder durch der Muſen, noch durch des Publicums Gnade, als Regiſſeur zu figuriren, und dem eine Tabaks-Regie beſſer als eine Theater-Regie ſtehen würde, ohnehin, da er früher als Kaufmann operirt — plötzlich getrübt und verkümmert worden iſt. Das tiefgereizte Genie hat freilich im Ingrimm einen groben, juriſtiſchen Fehler begangen, welchen Herr Wallbach (der Lupus in fabula), als ein gewandter Geſchäftsmann, gehörig zu benutzen verſtand; allein es iſt ein trauriger Stützpunct, den man bloß im bürgerlichen Geſetzbuch hat, und uns, die wir uns, vom Egoismus poetiſcher Begeiſterung dahingeriſſen, ſelbſt um einen vermeſſenen Eingriff in's bürgerliche Geſetzbuch weniger bekümmern, beklagen ſehr den fatalen Vorfall, der im Grunde hauptſächlich um die Autorität der Regiſſeurſchaft Hrn. Wallbachs ſich dreht. Dieſer Schauſpieler, oder wenn man ihn ſo nennen will, Künſtler, ein ſonſt ſehr verſtändiger und gebildeter Mann, der in andern Induſtriezweigen ſicherlich brilliren würde, iſt zu wenig in den alten Klaſſikern bewandert, um die ganze Wahrheit des bekannten Satzes: O mihi praeteritos . . . . ! zu begreifen. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder; ihm hat er abgeblüht. Er iſt für uns allzu bürgerlich, um nur etwas poetiſch, ja viel weniger um dramatiſch und dramaturgiſch zu ſeyn. Vernünftig wäre es, ſich von der Regie zurückzuziehen, und auf die Parthie der ältern Liebhaber, der zurückgewieſenen Hageſtolzen, der eiferſüchtigen und betrogenen Ehemänner, ſo wie der Kotzebue'ſchen Ritter, ſich zu beſchränken, den Hrn. Seydelmann als Dictator anzuerkennen, wozu er ihm das Recht doch wohl einräumen wird, und ſich mit der Rolle als Magister equitum zu begnügen; denn er wird hoffentlich das Entgegengeſetzte nicht verlangen, das verhüte der allgerechte Lenker unſerer Tage, daß ſolche Theilung ſey in der Theaterwelt! — Gleichwohl ſcheint es ſo. Hr. Wallbach fußt auf einen Kontrakt, welcher jedoch, wenn man ihn stricte vollziehen wollte, unſere, jetzt ſo treffliche, unter Graf Leutrums weiſer Leitung immer mehr heranblühende Bühne ganz kontrakt machen würde. Allein der Kontrakt . . . der Kontrakt? — ja der Kontrakt! — der Leim — der Leim? ja der Leim! um mit dem lieben Kleeblatt im Lumpaci-Vagabundus zu reden . . Nun . . . etwas mehr ein andermal. Inzwiſchen im nächſten Briefe von Hrn. Moritz. M.

München*).

Gaſtſpiel der Mad. Crelinger.

Mit geſpannter Erwartung ſah das Publikum dem Auftreten dieſer ausgezeichneten Künſtlerin entgegen, und man wußte im Voraus der einſichtsvollen Intendanz Dank, daß ſie uns den Genuß der Leiſtungen der Mad. Crelinger verſchaffen wolle, die der Ruf ſchon längſt in die vorderſte Reihe der Talente geſtellt hatte, deren ſich die deutſche Bühne noch zu erfreuen hat. Mad. Crelinger trat zuerſt als Jungfrau v. Orleans auf. Selten ſah wohl die deutſche Bühne eine Johanna, die ſchon von der Natur mit ſo reichen Gaben ausgeſtattet war. Sorgfältiges Studium, ächtes Kunſtgefühl und wahre Begeiſterung für das Schöne und Erhabene haben dieſe Naturgaben ausgebildet, und man kann Mad. Crelinger mit Recht eine Meiſterin in ihrer Kunſt nennen. Die bekannte Trilogie des Characters wurde von der Künſtlerin auch beobachtet, allein ohne merkbare Uebergänge, und eben dadurch geſtaltete ſich Alles zu einem ſchönen Ganzen. Gleich im erſten Monolog zeigte Mad. Crelinger ſich als Meiſterin der Redekunſt, was übrigens im ſpäteren Monolog: „die Waffen ruhen“ in einem noch höheren Grade der Fall war. Ueberhaupt ſchien uns die Darſtellung von dem Augenblicke an beſonders intereſſant, wo Johanna's Herz von der Liebe zu Lionell berührt wird. Im Ganzen rühmen wir beſonders die Einfachheit und Natürlichkeit der Darſtellungsweiſe. In „Clementine“ bewies uns Mad. Crelinger, wie ſie es ganz verſtehe, die innere Gemüthswelt einer ſchönen Seele aufzufaſſen, und wiederzugeben. Durch den anſpruchsloſen Converſationston zitterte der Saitenklang der reinſten

---

*) Durch die Krankheit des Herrn Redacteurs dieſer Blätter ſind die Berichte über die Leiſtungen des Hoftheaters unterbrochen worden, und die Verlagshandlung kann ſie nur unvollſtändig erſetzen; die geehrten Leſer mögen daher die folgenden Notizen nur als Andeutungen betrachten, um nicht in Rückſtand zu bleiben mit Nachrichten über das, was in der Theaterwelt ſich hier hervorgehoben und bemerkbar gemacht hat.

Empfindung, und verlieh auch dem unbedeutendſten Worte einen eigenen Reiz, den man fühlen, aber nicht beſchreiben kann. Vortrefflich war der Ausdruck, womit ſie die Qual der Eiferſucht beſchreibt, und hinreißend ſchön gab ſie den Moment, wo die Freude, die ſie zu unterdrücken ſich bemüht, gegen ihren Willen hervorleuchtet. Die Julie in Shakespeares „Romeo und Julie" iſt nach unſerm Gefühle die größte Leiſtung der Mad. Crelinger, und wir glauben, daß ſie in der Darſtellung dieſes Characters unerreicht iſt. Die mädchenhafte Scheu, die innige Hingebung, als die allgewaltige Liebe ihr Herz berührt hat, das rückſichtsloſe Opfer ihres ganzen Weſens wurde ſo wahr empfunden und dargeſtellt. Wir glauben nicht, daß der ſtrengſte Kritiker in der berühmten Balkonſcene irgend ein Wort, irgend eine Betonung anders wünſchen konnte. So ſchön der lyriſche Theil der Rolle, ſo großartig und bedeutſam war der tragiſche. Die Schlußſcene des vierten Acts ergriff und erſchütterte unwiderſtehlich. Mad. Crelinger giebt Donna Diana nach einer eigenthümlichen Anſicht. Stolz wird als Grundlage des Characters angenommen. Alle Gradationen der gereizten Empfindlichkeit, des beleidigten Ehrgefühls, des Zorns, wurden mit feiner Berechnung und Nuancirung dargeſtellt, beſonders aber ſprach uns Mad. Crelinger an von dem Augenblick, wo ſie ſich bewußt wird, daß ſie Don Ceſar liebt. So war namentlich die Eiferſucht vortrefflich, und auch der Schluß — die völlige Hingebung, nachdem die Liebe ſie ganz entwaffnet hat. Wir dürfen hier die Leiſtung des Herrn Forſt nicht unerwähnt laſſen, der zum erſtenmal die ſo ſchwierige Rolle des Don Ceſar ſpielte. Haltung, Anſtand und Vortrag ließen nur wenig zu wünſchen übrig, und ſeine Darſtellung überzeugte uns, daß wir in dieſem Fache Vorzügliches von ihm erwarten können. Eine durchgängig vortreffliche Darſtellung war Mad. Crelingers Maria Stuart. Hohe Weiblichkeit und die Reſignation des gebrochenen Muthes, der aber dennoch nicht jede Hoffnung aufgegeben hat, bezeichneten ihre Darſtellung im erſten Acte. Der freudige Ausbruch des Entzückens über die Freiheit im dritten Acte wurde hinreißend ſchön ausgedrückt; eben ſo war die Entrüſtung und der Zorn in der Scene mit Eliſabeth. Da Mad. Schröder mit gewohnter Meiſterſchaft die Eliſabeth darſtellte, ſo gewährte dieſe Scene einen wahrhaften Hochgenuß. Referent wurde verhindert, der Vorſtellung von Don Carlos beizuwohnen, worin Mad. Crelinger, wie er vernommen, die Prinzeſſin Eboli vortrefflich geſpielt. Es iſt kaum nöthig hinzuzufügen, daß Mad. Crelinger mit allgemeinem Beifalle aufgenommen, und daß ſie mehreremal nach Actſchlüſſen und ſtets am Schluſſe des Stücks herausgerufen wurde. K....w.

Anzeige.

Da ich von allen Seiten um Vermittelung der Bezahlung des Honorars für die zur Hebe 1833 gelieferten Beiträge angegangen werde, ſo mache ich zu Vermeidung unnützer Correſpondenz hiermit ein für alle Mal bekannt, daß ich mit Herrn Heinrich Franke allhier, dem Verleger der Hebe auf dieſe Zeit, durchaus in keinem Verhältniß mehr ſtehe, und bitte die reſp. Mitarbeiter, ſich direct an Herrn Franke zu wenden.

Leipzig,
den 9. Novbr. 1833.

L. v. Alvensleben,
Herausgeber der Theaterchronik, früher Redacteur der Hebe.

3tes Quartal. Nro 22. 30. Nov. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater=Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger. Georg Franz

München: Gaſtſpiel der Mad. Crelinger. — Correſpondenz des Herausgebers. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementpreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl.. Durch die königl. baier. Poſtämter loco et poſtfrey im I. Rayon 2 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

München.

Gaſtſpiel der Mad. Crelinger.

Außer ſo vielen anderen Genüſſen, verdanken wir auch dem Gaſtſpiele der Mad. Crelinger die Aufführung von Raupachs „Nibelungenhort,“ der bei dieſer Veranlaſſung zum erſtenmale hier gegeben wurde. Es iſt vielleicht an und für ſich ein mißliches Unternehmen, den epiſchen Stoff des eben ſo gewaltigen als minniglichen Niebelungenliedes den Hauptzügen nach in die Gränzen eines Theaterabends zuſammenzudrängen, denn da Raupachs Trauerſpiel für die Darſtellung geſchrieben iſt, ſo mußte er ſich dieſer Nothwendigkeit fügen. Wir meinen, es ſey dem Dichter gelungen, dieſe äußerſt ſchwierige Aufgabe zu löſen und der deutſchen Bühne ein großartiges und würdiges Werk gegeben zu haben. Die Handlung nimmt die volle Theilnahme der Zuſchauer in Anſpruch, die Entwickelung iſt anziehend und voll poetiſcher Schönheit, die Charactere ſind ſcharf und kräftig gezeichnet, und folgerecht durchgeführt. Nur der letzte Act hat mehreres, das wohl zweckmäßiger und richtiger hätte geſtaltet werden können. Daß das Burgundiſche Geſchlecht untergehen muß, verſteht ſich von ſelbſt, warum aber auch Attila? Der Weltzerſtörer Attila erſcheint im letzten Acte des Trauerſpiels großartig und paſſend als der Vollſtrecker der Strafe des Himmels für begangenen Frevel, er ſteht da drohend, ungerührt und unerbittlich wie das Verhängniß ſelbſt, und fällt von der Hand eines Weibes, das ihn um Rache beſchworen hat, und ihn ermordet, weil er ihn gewahrt. Daß Dietrich von Bern nun eine ſchöne, milde und lichte Zukunft prophezeit, weil der gewaltige Völkerdränger von Oſten erſchlagen iſt, entſchädigt nicht für deſſen, unſerer Anſicht nach, dramatiſch überflüſſigen Tod, denn jene Prophezeihung iſt eine zu allgemeine und der eben beendigten Handlung viel zu fremde Idee, um einen Eindruck hervorbringen zu können. Viel ergreifender ſcheint es uns, wenn Attila ſelbſt das Stück beſchließt, wenn er mit ſeinen Hunnen abzieht, und Chriemhilde, die letzte ihres Geſchlechts, dem Manne folgen muß, der alle die Ihrigen erſchlagen hat, und ſie nun mehr als Gefangene, denn als Gemahlin mit ſich ſchleppt. Dann auch würde uns die Reue Chriemhildens natürlich erſcheinen, weil ihr Durſt nach Rache nun gekühlt iſt, tragiſcher, weil ſie nach vollbrachter That einträte, und wenn man eine poetiſche Gerechtigkeitspflege will, ſo wäre auch ihr dadurch genügt, denn des chriſtlich-milden Siegfrieds Gattin müßte nun an der Seite eines wilden Heidenkönigs den Untergang ihres Geſchlechts in fruchtloſer Reue beweinen. Wahrſcheinlich hat Raupach durch dieſes Reugefühl den Character Chriemhildens, der anfangs ſo zart und mild erſcheint, weiblicher geſtalten und als Gegenſatz zu Brunhilde halten wollen; allein das Rachgefühl iſt gut motivirt, es iſt zu wenig Raum, um die Reue ausſprechen zu können, und die Ermordung Attila's und ihr eigener Tod ſind denn auch nicht eben Aeußerungen eines weiblichen Gemüthes. Mad. Crelinger ſpielte die Chriemhilde vortrefflich in jeder Beziehung. Wir heben hier nur die Scenen aus mit Siegfried, wo ſie ihm das Geheimniß mit dem Gürtel ablockt, den Streit mit Brunhilde und die Scene im vierten Act, wo ſie Rache fordert für alle ihre geſchehene Unbill, nach welcher Mad. Crelinger gerufen wurde. Mad. Schröder's Darſtellung der Brunhilde kann man mit vollem Rechte meiſterlich nennen. Dieſe große Künſtlerin verſtand es, auch der gehäſſigen Leidenſchaft und der wilden Wuth das Gepräge des Edlen und Erhabenen aufzudrücken. Wie wir hören, war Hr. Eßlair unwohl, und konnte daher als Attila ſeine große Gaben nicht ganz in gewohnter Weiſe geltend machen. Herr Vespermann gab den ſtaatsklugen Hagen ausgezeichnet gut. Herr Hölken ſpielte den ſchwachen König Gunther mit der Reſignation, die dieſer Rolle zukömmt, wenn ſie nicht aus dem Rahmen des ganzen Gemäldes treten ſoll, und beurkundete eben dadurch, daß er den Character ganz richtig aufgefaßt hatte. Herr Forſt hatte viel Fleiß auf die Darſtellung Siegfrieds verwendet. Das Treuherzige, Humoriſtiſche gelang ihm vollkommen, nicht ſo ganz aber vermochte er die Kraft anſchaulich zu machen, wodurch Siegfried vor allen Kämpen ſich auszeichnet. Die Darſtellung des ganzen Stückes war ausgezeichnet. Die Anordnung war ſinnig, im Geiſte des Gedichts und zweckmäßig in allen Theilen. Die Coſtüme waren alle neu, glänzend und ſehr geſchmackvoll. — Mad. Crelinger trat zum letztenmale in „Haß allen Weibern“ und im „Paria von M. Beer“ auf. Als Gräfin im erſteren Stücke zeigte ſie, wie ausgezeichnet ſie auch in der Darſtellung von Luſtſpielcharacteren iſt. Als Gräfin ſowohl, wie in der Maſke als Bäuerin war ſie vortrefflich. Als Maja im Paria leiſtete ſie Alles, was man von einem ſo großen Talente erwarten kann. Mad. Crelinger wurde nach beiden Stücken gerufen, und nahm Abſchied vom Publicum, bei dem ſie ein unvergeßliches Andenken hinterläßt.

Am 29. trat Mad. de Méric zum letzten Male als Julia in der Veſtalin auf. Dieſe ausgezeichnete Sängerin hat ſich durch ihr hieſiges Gaſtſpiel als ein bedeutendes Talent bewährt, ſowohl im muſikaliſchen Vortrage, als durch ihr gehaltvolles Spiel. Auch in der Julia fand ſie allgemeinen Beifall. Mad. de Méric iſt für den kommenden Carneval an der Scala in Mailand mit einem bedeutenden Gehalt engagirt, und hat ihre Abreiſe beſchleunigen müſſen, da bereits die Proben einer neuen Oper angefangen haben, welche Ricci componirt, und worin ſie im nächſten Monate in Mailand zum erſtenmal auftreten wird.

K....w.

Correspondenz des Herausgebers.

Augsburg im November.

Unter den vielen intereſſanten und genußreichen Abenden, welche uns das Gaſtſpiel der Mad. Birch-Pfeiffer brachte, war der intereſſanteſte die Aufführung ihres neueſten Drama's „Hinko.“ Die Verfaſſerin hat der deutſchen Bühne ſchon manches wackere Stück geliefert, das, wenn auch bekrittelt und angefeindet, ſich dennoch auf jedem Theater erhielt, von jedem Publicum gern geſehen, und von jeder Direction mit Freude gegeben ward. Mit ihrem „Hinko“ ſcheint ſie jedoch ganz aus der gewöhnlichen Bahn geſchritten zu ſeyn, denn dieſes Stück ſteht weit über ihren frühern Arbeiten, und zeigt einen großen Schritt, den ſie vorwärts gethan hat. Die ſchärfſte Characterzeichnung, eine kräftige durchaus gebildete Sprache, und fortwährendes, ſpannendes Intereſſe der Handlung machen dieſe Bearbeitung, nach unſerer Anſicht, zu einer der beſten, welche in neuerer Zeit erſchien. Mad. Birch-Pfeiffer hielt ſich nicht an den Roman, der vor uns liegt, ſondern ging auf eine merkwürdige Weiſe ihren eignen Weg. Warum — wir können die Frage nicht unterdrücken — warum arbeitet dieſe talentvolle Frau nicht nach ſelbſt geſchaffenen Stoffen, die ihr ja nicht fehlen können, da ſie den fremden Stoff auf eine ſo eigenthümliche Weiſe umzugeſtalten und mit rein originellen Characterzeichnungen auszuſchmücken verſteht! So nähme ſie ihren Werken das von und nach und ihren Feinden und Neidern den Vorwurf, daß ſie nicht ſelbſt ſchaffe, was ſie doch offenbar thut. Warum hat ſie ihre „Anna Laminit“ nicht auf die Bühne gebracht, die doch eine ſo geiſtreiche Novelle iſt, mit ſo reichhaltigem Stoff, wie nur irgend ein Storchiſcher Roman liefern kann? Nun, dieſer Hinko iſt übrigens ſo gelungen, daß man deßhalb mit ihr nicht rechten ſoll. Die Stellung des Henkers zu den ſpielenden Perſonen frappirt anfangs, aber wie meiſterlich verſtand ſie dieſen Character in ſeiner finſtern Größe durch das Ganze zu führen, und den Zuſchauer mit dem Wagniß ſeines Erſcheinens zu verſöhnen. Wie originell ſteht König Wenzel da, ein Sinnbild der Rohheit und der geiſtigen Kraft ſeines Jahrhunderts, und wie rein weiblich zieht die blühende, ſinnige Margitta wie ein leichter Faden durch das nächtliche Gemälde. In dieſer Characterzeichnung allein kündigt ſich eine weibliche Feder an, alles andere iſt männlich, feſt, kernigt und emancipirt die Frauenfeder. Margaretha iſt eine großartige Erſcheinung und die letzte Scene des Stücks durch ſie die ergreifendſte. Die Darſtellung war, wie man es kaum von einer Provinzialbühne erwarten ſollte. Die Herren Rennert (Wenzel), Rothhammer (Henriko) und Fiſcher (Jobſt) leiſteten Lobenswerthes und errangen ſich allgemeinen Beifall. Madame Kuppinger gab die Blanka, wie alle ihre Rollen, gedacht und mit Würde. Wenn auch Mad. Rothhammer der ſchwierigen Rolle der Margitta noch nicht vollkommen gewachſen iſt, ſo iſt ſie erſt ein Jahr bei der Bühne, iſt nur **16** Jahr alt, und ſie war dennoch eine liebliche, wohlthuende Erſcheinung. Die Verfaſſerin als Margaretha nennen wir zuletzt, denn es wäre überflüſſig zu bemerken, daß ſie dieſe kleine, aber doch großartige Rolle vollkommen in dem Geiſte gab, in welchem ſie das Stück ſchrieb. Die Scenerie, ſehr ſchwer für unſer enges Theater, war unbegreiflich gut, die Koſtüme ſchön und ganz dem Zeitalter angemeſſen und das Ganze von der entſchiedenſten Wirkung. Man klagt immer ſo viel über die Direction, und bedenkt nicht, daß ſie noch immer für die geringe Unterſtützung viel leiſtet.

Aus Prag.

Zum Vortheil des Hrn. Joſeph Altram und Mad Babette Altram meldete uns der Zettel (zum Erſtenmale): „Der Gutmacher,“ oder „Alte Liebe roſtet wohl,“ Luſtſpiel in 3 Akten, nach Destouches von W. Vogel, hierauf: „Der Schlechtmacher oder „Alte Liebe roſtet nicht.“ Poſſe in 2 Akten (als Nachſpiel zum Gutmacher) frei nach Girain. Wir wollen uns nicht den boshaften Spöttern anreihen, welche behaupten, mit dem Titel des zweiten Stückes ſtichle der Ueberſetzer auf ſich ſelbſt; doch glauben wir, die Hrn. Scribe, Bazard, Mazeres, Bouilly, Merville, Melesville, Antony, Leroux, Valory, Alexis u. ſ. w. verſehen uns ſo reichlich mit neuen franzöſiſchen Stücken, welche die Anzahl allzeit fertiger Dichter mit dem Dictionnaire de Poche unter dem Arme, leider! ſo eilig und ſchleunig in unſere leidende Mutterſprache übertragen, daß er wohl etwas beſſeres hätte thun können, als citiren, nicht etwa Geiſter, au contraire, nur Luſtſpiele aus dem Zeitalter Ludwig XIV. insbeſondere, da das Geſpenſt des Destouches, ſo ſehr wir in den letzten Epochen wieder die Geſpenſter zu lieben anfangen, ſich für uns doch nie mehr beleben laſſen wird. Wir müſſen alſo bekennen, daß wir den Grund der Gleichgültigkeit, womit dieſe beiden Stücke mit vollem Rechte aufgenommen wurden, nicht in der Bearbeitung, ſondern in der unglücklichen Wahl des Bearbeiters zu finden glauben. Der Gutmacher zeigt uns ein altes Liebespaar, einen penſionirten Major von Altenhain, von 60, und das Fräulein Roſalie von Blüthenfroſt, von etwa 50 Jahren, welche ſich vor 29 Jahren geliebt haben, doch nicht heirathen konnten, wegen verſchiedener Anſtände, welche uns Fräulein Roſalie nicht mittheilen will, wofür wir ihr ſehr verbunden ſind, denn ſie werden wahrſcheinlich eben ſo langweilig ſeyn, wie das Ganze. Endlich ſind jetzt alle Hinderniſſe beſiegt, der Bräutigam wird zur Hochzeit erwartet; aber o Himmel! die Braut hat ſich in einen armen abgedankten — aber ſehr jungen — Offizier, Julius von der Maſt verliebt, der entſchloſſen iſt ſie zu heirathen, weil er eine arme Geliebte hat, die er dann von ihrem Gelde unterſtützen will. Zum Glücke hat ſich der alte Major detto in ein armes Fräulein Eliſe von der Boſch verliebt, die ihn auch heirathen will, weil ihre Familie auch arm iſt. Nun haben die beiden Alten keine größere Sorge, als ihre wechſelſeitigen Eheverſprechen herauszubringen, und ihre Hochzeit aufzuſchieben, zugleich führt der Major Eliſen als ſeine Nichte, Roſalie Julius als ihren Neffen ins Haus ein, und beſchenken und liebkoſen die beiderſeitigen Verwandten gewaltig. Da nun ſelbſt der Leſer dieſer flüchtigen Ueberſicht ſchon an den beiden holländiſchen Namen errathen haben wird, daß Julius und Eliſe das arme Liebespaar ſind, ſo würde man glauben, der Zufall als Regent des Luſtſpiels werde ſchon das Uebrige thun, das Stück zu dem nothwendigen Ende zu bringen; aber dazu bedurfte Hr. Destouches, und nach ihm Hr. Vogel noch einen Gutmacher, ein Kammermädchen und einen verſchmitzten Lakay, zu mehrerer Beluſtigung des verehrten Publikums verehrten ſie demſelben aber auch noch einen ſtockdummen, verſoffenen Bedienten der das Geſchäft übernimmt, ſeiner Dame die unentbehrlichen Grobheiten zu ſagen. Der erſte gehört unter diejenige Claſſe von Gutmachern, die leider! heut zu Tage faſt ganz aus der Welt und von der Bühne verſchwunden ſind. Er wirft nämlich das Gold und Silber mit vollen Händen weg, und ſchenkt dem Bedientenvolk eine Unzahl gefüllter Börſen, um ihre Herrſchaften zu betrügen und das blutarme junge Liebespaar zu vereinigen. Schandenhalber heurathen ſich am Ende die beiden Alten auch noch, und die Domeſtiken heirathen ſich auch, und der Gutmacher freut ſich wie ein Kind, daß er ſeine Sachen ſo gut gemacht hat. Wir haben uns aber gar nicht gefreut! Die vier Notare: Zeiſig, Rabe, Geyer und Schnepfe auf dem Zettel verſprachen wenigſtens vier komiſche Scenen, ſie haben aber auch ſchlecht Wort gehalten, und wenige Stellen des erſten Aktes ausgenommen, war es mit dem beſten Willen nicht möglich zu lachen, oder auch nur zu lächeln, obſchon das Stück ziemlich ſorgſam einſtudirt war und gut geſpielt wurde. Vorzüglich brav war das alte Liebespaar (Hr. Bayer und Mad. Allram) und der Gutmacher (Hr. Polawsky) Mad. Allram-Illner zeigte ſich als denkende Künſtlerin, denn weil die Eliſe ſehr arm iſt, erſchien ſie ganz blaß und gleichſam abgekränkt und verhungert. Ihr Geliebter (Hr. Viet) ſchien aus ſeinen rothen ſtrotzenden Wangen zu ſchließen, ſich auf Koſten ſeiner alten Schönen ſchon beſſer genährt zu haben.

Der Schlechtmacher iſt reicher an Stoff, wenn gleich von ſehr niedriger Art; doch ſprach er im Ganzen mehr an, wenn er gleich lange nicht ſo gut gegeben wurde, als der Gutmacher, und die meiſten Mitſpielenden ſich durch die Gemeinheit des Stoffes zur grellſten Uebertreibung hinreißen ließen. Der Schlechtmacher iſt ein ſchmutziger Geizhals, der ſeine Mündel Albina an einen Geizhals verheirathen will, da ihr Liebhaber, Hauptmann Alberti den Zeitpunkt verſäumt hat, in welchem er ſie abzuholen kommen ſollte. Ein paar eiferſüchtige alte Eheleute, die im Hauſe wohnen, von einer, und das Dienſtmädchen, die ihren eigenen Herrn mit einem Dukaten beſticht — der beſte Gedanke des Stückes — von der andern Seite, ſchürzen den Knoten, die eiferſüchtige Frau findet nämlich das Portrait des Hauptmannes, das Albina hat auf dem Tiſche liegen laſſen, und thut ſchön damit, um ihren Manne, den ſie auf böſen Wegen glaubt, zu ärgern; dieſer nimmt es ihr aber weg, und als nun der Hauptmann ankommt, ſpielt er eine Eiferſuchtsſcene mit ihm, die jenen glauben läßt, Albina ſey ſchon verheirathet, und durch die Erzählung dieſe wieder in den Wahn bringt, er ſey der Liebhaber der eiferſüchtigen Frau geweſen. Ein Rendezvous, ein Piſtolenſchuß, eine Ohnmacht Albinens, verſchiedene Püffe, die Albina bekommt, und ein Licht in der Hand der Eiferſüchtigen ſtecken dem Publicum endlich ein Licht auf, daß das Stück, Gott lob! aus iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Ein neues Schauſpiel in Paris. Da dieſe Blätter nicht blos der dramatiſchen Kunſt, ſondern auch dem Theater gewidmet ſind, ſo folgt daraus, daß ſie ſich nicht immer mit der Kunſt im höheren Verſtande des Wortes beſchäftigen können. Wie nun das Theater ſehr häufig von der Kunſt abſtrahirt, und ſich dazu herabläßt, durch allerlei induſtrielle Mittel auf die Unterhaltung des Publicums zu ſpeculiren, wie man auf derſelben Bühne, wo Göthe's Iphigenia und Leſſings Emilie Galotti vorüberſchreiten, auch Jocko, den braſilianiſchen Affen, und indianiſche Gauklerkünſte zum Beſten giebt, ſo können wir uns auch erlauben, unſere Leſer zu unterhalten mit der Nachricht von einem Theater, das neu und einzig in ſeiner Art iſt. Wir laſen in einem franzöſiſchen Blatte, daß ein Theaterdirector mit ſeiner Geſellſchaft in Paris angekommen ſey, um daſelbſt Vorſtellungen zu geben. Man lobte dabei das ausnehmend gute Einverſtändniß des Directors mit ſeiner Truppe, daß nie zwiſchen ihnen ein Streit ſtattfände, daß die Mitglieder unter ſich höchſt einig lebten, keine Cabalen vorfielen, daß nie wegen plötzlicher Krankheit oder Unpäßlichkeit eine Vorſtellung aufgeſchoben würde, und mehreres Andere, was ganz unglaublich ſchien. Wir entnahmen aus dieſer Ankündigung, daß wohl nicht von Menſchen die Rede ſeyn könne, und das Theater, welches beſprochen wurde, hat es auch nur mit Menſchen als Zuſchauern zu thun, die Künſtler aber ſind Thiere. Wir dachten dabei an Hunde, Affen, Pferde, Elephanten und dergleichen Gethier, das bereits oft in die theatraliſche Kunſt hineingepfuſcht, und nicht unhäufig über menſchliche Künſtler den Sieg errungen hat. Unſere Erwartungen wurden indeſſen getäuſcht, denn die Thiere, die unter Herr Bertolotto's Leitung ihre Künſte jetzt mit außerordentlichem Beifalle produciren, ſind — Flöhe. Damit Niemand hierüber die Naſe rümpfen möge, wollen wir gleich anführen, daß dieſe Flohkünſtler ſich der Gunſt der ausgezeichnetſten Perſonen und ſogar gekrönter Häupter zu rühmen haben. In England hat der König und die ganze königliche Familie, die Prinzeſſin Auguſte und der Herzog von Gloceſter, und in Paris der König der Franzoſen und der Herzog von Orleans die Leiſtungen der Flöhe als eminent in ihrer Art erklärt, und dieſe hohen Herrſchaften geruhten, ſie unter ihre ſpecielle Protection zu nehmen. Ein Wiener Komiker, der die Schwärmerei der Verliebten parodirte, die da wünſchen eine Roſe zu ſeyn, um an der Bruſt der Geliebten zu ruhen, ſagte, er wünſche ein Floh zu ſeyn, denn: „der hat Zutritt in die beſten Häuſer." Sein Ausſpruch war prophetiſch, denn dieſe zarten Thiere ſind nun in der beſten Geſellſchaft gerne geſehen, was früher nicht der Fall war, indem man ſie als Aufdringlinge behandelte.

Bertolotto's Vater ſchon hatte in Geſellſchaft mit einem Genueſer Bruno ſich dieſem Induſtriezweig gewidmet, aber Bertolotto, der Sohn, that einen ungeheuren Schritt vorwärts in der Erziehung der Flöhe. Seine Dreſſur leiſtet das Unglaubliche. Man ſieht bei ſeinen Vorſtellungen einen Floh, der aus einem Brunnen Waſſer ſchöpft, zwei Flöhe, die ſich auf Degen ſchlagen, ja er produzirt ein vollſtändiges Orcheſter von muſikaliſch gebildeten Flöhen. Bertolotto iſt nicht bei der mechaniſchen Dreſſur ſtehen geblieben, ſondern hat in London ein Buch herausgegeben, worin er die Naturgeſchichte des Flohs behandelt, und die Gelehrigkeit dieſes merkwürdigen Inſects zeigt. Der Zulauf in ſeinen Vorſtellungen in London war außerordentlich, und wie geſagt, die königliche Familie und der hohe Adel patroniſirten ihn. Man ſollte glauben, daß ein Mann, der ein ſo eigenthümliches Kunſtfach gewählt hat, nicht ſo leicht einen Nebenbuhler finden würde. Und dennoch iſt es der Fall. Ein gewiſſer Maeſtro, der in London ein Bild zeigte, worauf Napoleons Eroberungen zu ſehen waren, fand nicht Theilnahme genug für den Ruhm des großen Mannes, um davon ſich ernähren zu können, und von dem unendlich Großen zum unendlich Kleinen übergehend, ſuchte er dem Bertolotto einige ſeiner Künſte abzulauern, und fing nun auch an, Flöhe zu dreſſiren. Er ging mit ſeinen Recruten nach Paris, mußte aber weichen, als Bertolotto mit ſeinem Theater ankam, das nun die Bewunderung der Pariſer ganz in Anſpruch nimmt. Bertolotto hat übrigens Maeſtro vor Gericht angeklagt, weil er auf ſeinen Anſchlagzetteln Bertolotto einen Charlatan genannt habe. Beide erſchienen nun vor dem Polizeigerichte, wo zwiſchen den beiden Partheien ſich ein Geſpräch entſpann über die Natur ihres Geſchäftes, welches die Zuhörer ſehr beluſtigte. Das Urtheil fiel zu Gunſten Bertolotto's aus, der vom Gericht als ein Künſtler behandelt wurde; Jener mußte eine Geldſtrafe zahlen. Bertolotto iſt alſo von gekrönten Häuptern und von einem Gerichtshofe für einen Künſtler erklärt worden. Hony soit qui mal y pense. L . .

Der Olympiſche Circus in Paris, ein Theater, das bekanntlich in Beziehung auf Arrangement und äußere Ausſtattung das Außerordentlichſte leiſtet, bereitet ein neues Schauſpiel vor unter dem Titel: „der Mann ſeines Jahrhunderts.“ Es iſt Napoleons Leben, welches den Stoff abgiebt. Unter Anderm wird auch der Ball dargeſtellt werden, den Napoleon der Kaiſerin Maria Louiſe auf dem Rathhauſe gab. Ferner wird man darin ſehen die Peſt in Jaffa und das Schlachtfeld von Waterloo.

3tes Quartal. Nro. 23. 4. Oct. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger. Georg Franz

Mozarts Wittwe. — Correſpondenzen des Herausgebers. — Miszellen. — Neuigkeiten.

[illegible]

Mozarts Wittwe.

Salzburg im November.

Mein erſter Gang war zu Mozarts Wittwe, der nunmehrigen Staatsräthin Niſſen. Mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu betrat ich die ſtillen Räume, in denen ſie lebt, der es vergönnt ward, die kurze Bahn des Unſterblichen zu verſchönern, die den Flügelſchlag des mächtigen Genius belauſchen durfte, die ſeinen Feuergeiſt ſchaffen ſah, und zuerſt vor allen Lebenden die Töne in ſich aufnahm, welche noch über manches Jahrhundert hinausklingen werden.

Ich war etwas ängſtlich, denn ich weiß, daß ſie ſehr zurückgezogen lebt, nicht gerne mit Fremden verkehrt, und nur in dem Andenken ihrer Verſtorbenen athmet. Als ich ihr jedoch meinen Namen nannte, faßte ſie meine beiden Hände, und ſagte mit wahrhaft mütterlichem Ausdruck: „die Frau meines E**? O ſeyen Sie mir herzlich willkommen!“ — Die Thränen traten mir in die Augen, ihr ganzes Weſen war ſo lauter Liebe und Wärme, daß ich nach zehn Minuten bei ihr einheimiſch war, als hätte ich ſie, wie Du, in meiner Kindheit gekannt. Sie ſagte mir tauſend liebe Dinge von Dir, und klagte, daß Du nicht ein einziges mal hierher gekommen wäreſt, um Deine alte Freundin zu ſuchen. Ich fragte ſie — weil ich mir ſehr viel darauf einbilde — nach Deinem Klavierſpiel, das Du ja vormals bis zur Virtuoſität gebracht. Sie lächelte. Ja, ſehen Sie — meinte die liebe alte Frau — das iſt denn ſo was es iſt, ein junger Dilettant wird ſchnell zum Virtuoſen gemacht. E** ſpielte recht gut, er brachte mir täglich neue Sachen, und ich mußte alles mit anhören, aber ich war nie zufrieden, das iſt mir alles zu ſchlenderiſch, ich war es eben beſſer gewohnt!“ Was liegt in dieſen wenigen Worten von Mozarts Wittwe! So würde ſie wohl jetzt von manchen wirklichen Virtuoſen ſagen, und dabei nur der Wahrheit treu ſeyn.

Da ſteht in ihrem Zimmer ein altes Piano-Forte. Mozart hat ſeine Opern darauf componirt. „Das heißt — verbeſſerte ſie — nicht componirt, ſondern mir vorgeſpielt, denn er ſaß neben mir, wenn ich arbeitete, und ſchrieb ſeine Noten wie einen Brief. Wenn er ruhte, erzählte ich ihm Anecdoten, heiter und ernſt, wie es eben kam, und dazwiſchen ſchrieb er bald, und bald ſah er mich wieder an Dann, wenn ein Muſikſtück beendigt war, mußte er mir es ſpielen, oder wir ſpielten es zuſammen, ob es uns auch gefalle. Er hatte die herrlichſten Inſtrumente, er berührte aber keines als dieſes. Er bedurfte kein Klavier zur Compoſition, ſeine Werke ſtanden hier — ſie deutete auf die Stirne — wie feſtgemauert, und bedurften keine Hilfe von außen, um zu erſtehen.“

Mit heiligem Schauer legte ich meine Hand auf das alte Inſtrument, das nicht einmal von polirtem Holz iſt. Um die Welt hätte ich es nicht gewagt es zu öffnen. Ich ſtand lange daran, und mir war, als müßte ein leiſer Geiſterhauch daraus hervorklingen, der in heimlichem Säuſeln den Lieblingsſitz der Töne verkunde! Aber — der Genius iſt entflohen, wann giebt die Zeit einen Zweiten wieder? — Das Saitenſpiel iſt verſtimmt, und über dem ſchweigenden Grab ſchwebt der leuchtende Engel des Ruhmes mit dem unverwelklichen Zweig, den die Nachwelt noch für die Schläfe des heimgegangenen Meiſters bereit hält.

Aus dem Nachlaß der verewigten Schweſter Mozarts, die vor drei Jahren, gänzlich erblindet, hier ſtarb, beſitzt die Wittwe ein koſtbares, unſchätzbares Vermächtniß, das einſt vielleicht ſo theuer bezahlt wird, als Raphaels Madonna. Es iſt ein großes Gemählde der Familie Mozart, von einem tüchtigen Meiſter gefertigt. Vor dem Flügel ſitzt Mozart mit ſeiner Schweſter, eine Sonate à quatre mains ausführend, am Inſtrument ſelbſt lehnt der Vater, die Violine in der Hand, und lauſcht mit lächelndem Wohlgefallen, und doch mit einem Zug freudigen Staunens dem Spiele ſeiner Kinder. Ueber dem Ganzen ſchwebt an der Wand ein Bruſtbild von Mozarts Mutter, die in Paris ſtarb. Die Bilder ſollen alle von ſprechender Aehnlichkeit ſeyn, und das ſieht man auch ſogleich, denn die Züge ſind voll Character, und jedes Geſicht von auffallender Individualität. Wenn man ſich an den

Anblick der ungeheuren Toupets — der entſtellendſten Abſcheulichkeit, welche die Mode je erfand — gewöhnte, ſo iſt man überraſcht von der Schönheit der Geſichtszüge, welche ſich aus dieſen Puderwolken loswinden. Mozarts feuriges Auge, die lange, kühn gebogene Naſe, der feine Mund, die freie, geiſtreiche Stirne verkünden ihn auf den erſten Blick als den Hauptpunct des Gemäldes. Die Kühnheit, mit der er den Beſchauer anſieht, iſt ganz des Geiſtes würdig, der in ihm wohnte, er mag achtzehn Jahre gezählt haben, als er zu dem Bilde ſaß. Das rothe bordirte Gallakleid thut freilich dem Eindruck des Ganzen für den bloßen Beſchauer großen Schaden, für den Denker keinen: denn dieſes mächtige Auge ſagt es, von dieſer genialen Stirne ſtrahlt es hell, daß in dem verſchnörkelten, geſchmackloſen Rock ein Geiſt weht, hoch erhaben über die ſteifen Formen ſeiner Zeit, über die beengenden Schranken ſeines Weltlebens, daß zu dieſer Seele die Geiſter ſprechen, und ſein Umgang ein höherer, ein unſichtbarer war. Des Vaters Züge ſind merkwürdig; er iſt ein ſchöner alter Mann, Geiſt, Schlauheit, und — ich möchte ſagen — eine Art Verſchmitztheit, wohnen in ſeinem Geſicht, und dennoch erkennt man auf den erſten Blick „dies iſt Mozarts Vater;“ ein leiſer Zug von Schwermuth um den Mund des Sohnes, giebt jedoch dieſem einen weit edlern, anziehenden Ausdruck, obgleich der Vater ſchöner geweſen ſeyn muß als der Sohn. Die Mutter iſt eine ſchöne, üppige Frau, mit jener kühn gebogenen Naſe Mozarts, mit Feueraugen, und einem Blick, der Lebensluſt, Geiſt und Seelenſtärke zugleich verkündet. Die Schweſter iſt ein liebliches Mädchen, das Coſtüm aber entſtellt ſie ſo, daß ſie auf den erſten Anblick wie eine Vierzigerin erſcheint, auch ihr Geſicht iſt bedeutſam, voll Ausdruck, aber es liegt ein ruhiger Ernſt, eine ſo umſichtige Beſonnenheit in ihrem ganzen Weſen, daß man verſucht wird, ſie für den Mentor der ganzen Familie zu halten, ſie iſt auch älter als Mozart.

Höchſt intereſſant war mir ein kleineres Tableau, welches durch die Anecdote, die ſich daran knüpft, von hoher Bedeutung iſt. Es ſtellt Mozart in Lebensgröße dar, in ſeinem achten Jahre. Er ſteht da, im ſteifen, pauſchigen Hofkleid, mit ſeidnen Strümpfchen, Schnallenſchuhen, einem kleinen Degen an der Seite, Chapeau bas, die rechte Hand zwiſchen der Spitzenkrauſe der Manſchetten, die Linke ſtolz in die Seite geſtemmt, das gepuderte Haupt mit dem wunderſchönen Kindergeſicht nach dem Beſchauer gewendet, das große ſchwarze Auge mit einem ſo freien, kecken Blick in die Welt richtend, daß man lange ſchweigend vor dem Bilde ſteht, und endlich laut ruft: Ja, ſo muß Mozart ausgeſehen haben. So wie man von dem herrlichen Kopf abwärts blickt, glaubt man allerdings einen jungen, geputzten Affen vor ſich zu ſehen, aber dennoch muß es ſo ſeyn, und gerade dieſer Kontraſt iſt für mich von hoher Bedeutſamkeit. Es verhält ſich mit dieſem Gemälde ſo:

Maria Thereſia intereſſirte ſich bekanntlich ſehr für den genialen Knaben. Eines Tages war er in ihrer Kammer, und nachdem er geſpielt hatte, bemächtigten ſich die ganz jungen Erzherzoginnen Chriſtine und Maria Antoinette des lebhaften Kindes, und jagten ſich mit ihm durch mehrere Zimmer. Mozart, feurig, lebendig in allen Bewegungen, glitt auf dem glänzenden Parkett aus, und fiel hart zu Boden. Die Erzherzogin Chriſtine ſtellte ſich vor ihn hin, und lachte den armen verduzten Knaben aus; Mozart traten Thränen der Scham und des Schmerzes in die Augen, er ſah ſie ſchweigend mit einem finſtern Blick an. Da trat Maria Antoinette hinzu, hob ihn von der Erde auf, trocknete ſeine Thränen mit ihrem Tuch, küßte ihn auf die Stirn, und ſuchte ihn durch tauſend ſchmeichelnde Liebkoſungen zu tröſten. Der Knabe ließ ſie lange gewähren, ſah ſie anfangs nur ganz von der Seite an, und ſagte endlich ſchnell entſchloſſen: „Höre Antoinette, ich werde dir was ſagen, ich heirathe dich!“

Maria Antoinette war ſeelenvergnügt, ſie hüpfte in das Zimmer der Kaiſerin, und rief froh:

„Mama, Mama, Mozart heirathet mich!“

„„So? lächelte die Kaiſerin — ey, das iſt gar *keine ſo üble Parthie* für dich! Komm einmal her mein kleiner Burſche — fuhr ſie fort, den trotzigen Jungen auf's Knie ſetzend — und ſage mir, was hat dich denn zu dem jähen Entſchluß verleitet, meine Antoinette zu heirathen?““

„Das will ich dir ſchon ſagen — meinte Mozart — das iſt ſehr einfach. Die Erzherzogin Chriſtine war Schuld, daß ich fiel, und mir recht weh that. Sie lachte mich ſchadenfroh aus und ließ mich liegen. Antoinette aber hob mich auf und tröſtete mich, das macht — weil ſie ſo gut iſt, und darum will ich ſie heirathen, denn ich mag nur eine gute Frau haben.“

„„Ja, das iſt recht hübſch, mein Mozart — ſagte die große Kaiſerin — aber, wenn du ſie zur Frau willſt, mußt du auch Kleider haben, wie ein Erzherzog.“

Mozart ſah verdrüßlich drein und brummte:

„Ei, woher ſoll *ich* denn Kleider haben wie ein Erzherzog, ſie muß mich eben *ſo* nehmen.“

Am andern Tag kam ein Hoffourier mit einer kaiſerlichen Equipage, brachte einen vollſtändigen Hofanzug für *Mozart*, wie ihn die Erzherzoge trugen, und einen Damenanzug für die Schweſter, welche nicht ohne Beklemmung Zeuge der oben erwähnten Scene geweſen war, und beide fuhren nun in ihrer Galla nach Hofe. Der Vater ließ ſie darauf in dieſer kaiſerlichen Pracht malen, und die beiden Bilder ſind im Beſitz der Wittwe Mozarts.

Unglückliche Antoinette! Wie bezeichnend iſt dieſer kleine Zug aus deinem Leben!

Wir ſprachen noch viel und lange über Familienverhältniſſe. Ich werde Dir noch Manches, für Viele Intereſſantes zu berichten haben. Für heute erfreue Dich noch wie mich, die mütterliche Liebe, die innige Hingebung, mit der ſie Deiner gedenkt, und ihr Verſprechen, den kommenden Sommer bei uns zubringen zu wollen. —

Correſpondenz des Herausgebers.

Aus Prag.

(Schluß.)

Die Gaſtrollen des Herrn Engelbrecht, vom Lemberger Theater verſchafften uns zuerſt (und vielleicht zur Bewährung des alten Sinnſpruches: „Aller Anfang iſt ſchwer!) den Genuß der Wiederholung des „Hanns Sachs.“ Was die Aufführung betrifft, bleibt uns nur der Gaſt zu beſprechen, der eine recht hübſche Theaterfigur hat, welcher jedoch ſeine mädchenhaft gezierte Haltung und Bewegung ſchadet, er ſpricht gut und verſtändig, betont richtig — worin oft größere Künſtler hinter ihm zurückbleiben — und ſcheint ſeine Rollen zu ſtudiren und zu verſtehen, nur ſchadet ihm bei der Ausführung ein gewiſſes ſüßliches Weſen, das er ſich durchaus abgewöhnen muß, wenn er etwas Tüchtiges leiſten will. Seine zweite Rolle war Karl Morin im „Teſtament einer armen Frau.“ (Es iſt wahrlich ein betrübender Beweis für die jährlich ſteigende Armuth des deutſchen Drama's, wenn die armen Gäſte ihre Zuflucht ſchon zu ſolchen Stücken nehmen müſſen, das wäre doch vor zwei Jahren noch nicht geſchehen). Die dritte Mortimer in „Maria Stuart.“ In jener war er ſo heiſer, daß er die Rolle nicht zu Ende ſpielen konnte, und dieſe letzte widerſtrebt ſeinem eigenthümlichen Weſen zu ſehr, als daß er in derſelben mehr leiſten könnte, als ein verſtändiger Vorleſer. Da war auch keine Spur von der wilden Gluth des fanatiſchen Katholiken, bei dem die himmliſche Jungfrau mit dem gleichnamigen Gegenſtand ſeiner höchſt irdiſchen Liebe gleichſam in ein Bild zuſammenſchmilzt, und Mortimer ſchien uns wieder ins Proteſtantiſche überſetzt zu ſeyn, ſo kalt und ſüß recitirte er die Erzählung von den Herrlichkeiten Roms.

Die fortgeſetzten Gaſtrollen der Dem. Veltheim, vom Dresdner Hoftheater brachten noch drei klaſſiſche Opern, nämlich Oberon, Don

Juan und die Entführung aus dem Serail, wieder auf unſere Bretter, auf welchen ſie ſich nur ſelten ſehen laſſen dürfen, obſchon das Publicum ſich ziemlich zahlreich einfand. Die erſte und letzte können ſich freilich auf unſerm Repertoir — wenigſtens bei dem gegenwärtigen Perſonale — nicht erhalten, da uns zu der erſten nur die Rhezia, der Oberon, Huon, und Scherasmin, zur letzten die Conſtanze, der Osmin und Pedrillo fehlen. Don Juan könnte aber wieder beſetzt werden, wenn Mad. Podhorsky die Rolle der Anna wieder übernehmen, Dem. Lutzer jene der Elvira einſtudiren wollte Hr. Podhorsky iſt zwar ein etwas ſchwerfälliger Bonvivant; doch — wir ſind ſchon ſehr genügſam geworden.

In einem Conzert im Theater, welches der bekannte Pianofortespieler Hr. J. P. Piris veranſtaltete, und darin ein paar ſeiner neueſten Compoſitionen zum Beſten gab, lernten wir auch in ſeiner Pflegetochter, Franciſka Piris, ein ſchönes jugendliches Geſangtalent kennen, die eine gute Schule und ſchöne Altſtimme von bedeutendem Umfang beſitzt. Für die Muſik unſrer Tage fehlt es ihr jetzt noch an Coloratur, welche freilich Stimmen dieſer Art nicht ſo leicht und ſchnell erwerben, als die dünnen ſcharfen Stimmchen, die eigentlich nur in der Mezza Voce ihr wahres Element finden. Sie ſang ein paar Arien von Mercadante und Bellini, und Spohrs liebliche Romanze von der Roſe mit ſteigender Theilnahme.

Miszellen.

Das italiäniſche Theater in Paris übertrifft in dieſem Jahre die Erwartungen des Publikums durch ganz vorzügliche Leiſtungen. Das Repertoire hat viel Abwechſelung, denn bis jetzt waren ſieben verſchiedene Werke gegeben worden. So ſah man mit großer Spannung der diesjährigen Wiederholung von Rossini's Italiana in Algieri entgegen. Als dieſe Oper zum erſtenmale in Paris gegeben wurde, war die Aufnahme zweifelhaft. Der abſurde Text wird ohne Zweifel viel dazu beigetragen haben, man hatte ſich noch nicht an das komiſche Leben gewohnt, das rein in der Muſik und in der muſikaliſchen Ausführung liegt. Seit einigen Jahren iſt es eine Lieblingsoper der Pariſer Dilettantis geworden, welche die Italiana ein Meiſterwerk unter den Buffo-Opern nennen, und ſie als das erſte Werk bezeichnen, worin Roſſini ſich von Cimaroſa's Syſtem emancipirt und einen eigenen Weg eingeſchlagen habe. Nie hatte man in Paris die Italiana mit einer ſo ausgezeichneten Beſetzung gehört. Tamburini ſang den Dey, Rubini den Lindor und Santini den Taddeo, und ließen in der Ausführung ihrer Partien nichts zu wünſchen übrig. Man meint allerdings, daß Santini in der Tafelſcene den Maccaroni's — die man dem Geruch nach auch im Orcheſter vortrefflich fand — ſo wacker zugeſprochen habe, daß er darüber einige Töne dem Publikum ſchuldig geblieben wäre, im Ganzen aber, verſichern die Berichte, ſey er ein unvergleichlicher Buffo, und als Buffo-caricato unübertroffen; dieſer junge Mann, fügen ſie hinzu, mache täglich unglaubliche Fortſchritte, und in dem Rieſen-Quartett ſey die ſtets verſchiedene Art und Weiſe, wie er das crepa, crepa ſinge, von ungeheurer komiſcher Wirkung. Die Ungher als Iſabelle wird ſehr gelobt, ſowohl wegen ihres Geſanges als auch wegen ihres anmuthigen Spiels. Der Tenoriſt Ivanoff, der nun für drei Jahre engagirt iſt, war krank geweſen, iſt aber bereits wieder aufgetreten als Percy in Anna Bolona und als Gianeto in der Gaza. Man bemerkt. daß ſeine Stimme zwar ſehr rein aber nicht kräftig genug geweſen ſey, wie denn überhaupt die homöopathiſche Diät der Stimme nicht ſo förderlich ſey, als die Methode Toinette's in dem „eingebildeten Kranken," der bekanntlich Rindfleiſch, holländiſchen Käſe und ſtarken Wein verſchreibt.

Die im olympiſchen Circus angekündigte Vorſtellung des neuen Spektakelſtücks „Der Mann ſeines Jahrhunderts" hat ſtatt gefunden, und zwar mit dem außerordentlichſten Erfolg. Dieſes Theater leiſtet das Unglaubliche, und nur wer es ſelbſt geſehen hat, kann ſich einen Begriff machen von der Wirkung, die man hier hervorzubringen weiß. Dieſes neue Schauſpiel, welches wie alle ähnliche, in Bilder abgetheilt iſt, bietet wiederum eine Reihe der merkwürdigſten Momente aus dem Leben des merkwürdigen Mannes, der wie ein Meteor am Horizonte der Geſchichte erſchien und verſchwand. Das Stück ſelbſt iſt unbezweifelt nur ein Rahmen, um Zuſammenhang und Abwechslung für die Gruppen herbeizuführen, auf die es bei der ganzen Sache abgeſehen iſt. Franconi hat indeſſen auch Schauſpieler von Talent, ſo wie die Anordnung des Ganzen von Geſchmack und genialer Auffaſſungsgabe zeugt. Edmond gibt Napoleon, wie ein franzöſiſches Blatt ſagt, mit der Zuverſicht und dem unerſchütterlichen Applaus, welche uns eine Erfahrung von unzähligen Wiederholungen der fünfundvierzig Bilder geben kann, die er im grauen Ueberrocke mitgemacht hat. Es iſt dies nämlich das dritte Stück aus Napoleons Leben, und jedes beſteht aus fünfzehn Bildern. Eine Menge hiſtoriſch merkwürdiger Perſonen erſcheinen in dieſem Stücke, z. B. Barras, Junot, Eugène, Dupuis, Baraguay, Kleber, Moreau, Pichegru, Maſſena, Ney, Lannes, Rapp, Cambronne, Drouot, die damaligen Könige von Würtemberg, Bayern, Sachſen und Neapel, die Großherzoge Conſtantin und von Baden, die Königin von Preußen und Marie Louiſe. Jenes Blatt ſagt: „es iſt ein Durcheinander von Generälen, ein Salmigondis von Fürſten ein Gedränge von Königen.“ Als von ſchöner Wirkung nennt man beſonders den Uebergang über die Brücke von Arcole und das Bankett auf dem Rathhauſe. Man begreift, daß ungewöhnliche Geſchicklichkeit dazu gehört, um große Maſſen von Menſchen und ganze Schwadronen von Reiterei in einem ſo engen Raume manöveriren zu laſſen, ohne daß irgend eine Unordnung entſteht, und was die Hauptſache iſt, ohne daß der darzuſtellende Gegenſtand kleinlich und lächerlich wird. Alles dies begründet zwar nur das Verdienſt der techniſchen Anordnung, aber dieſe Technik erhebt ſich durch die Idee ſowohl wie durch die Ausführung auf eine ſolche Stufe der Vollkommenheit, daß ihre Productionen als wahre Kunſtleiſtungen gelten können.

Das Singſpiel Le camarade de lit, worin Bernadotte vorkommt, und auf eine höchſt unwürdige Weiſe geſchildert iſt, iſt in's Engliſche überſetzt, und ſollte auf einem Theater in London gegeben werden, aber der Oberſte Kämmerer ließ allen Theatern verbieten es zu geben. Bekanntlich hat die Aufführung dieſes Stücks, und wohl noch mehr die in Folge davon entſtandenen Erörterungen dazu Veranlaſſung gegeben, daß der franzöſiſche Geſandte Stockholm und der ſchwediſche Paris verlaſſen hat.

Neuigkeiten.

Intereſſante Neuigkeiten ſind angekommen und zu haben bei Georg Franz:

Ali-Baba ou les quarante voleurs, opéra en quatre actes. Précédé d'un prologue. gr. 8. br. Paris 1833. 1 fl. 3 kr.

Raupach, Dr. E., Denk an Cäſar. Poſſenſpiel in 5 Aufzügen. 8. Hamburg. 1 fl. 48 kr.

— — Schelle im Monde. Ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorſpiele.

Barginet, A., Chronik der Kaiſerzeit. Erſte Periode. Deutſch v. Dr. O. L. B. Wolf. 8. br. Leipzig. 2 fl. 42 kr.

Bronikowski, A., Novellen. 2 Bde. 8. Leipzig. 5 fl. 24 kr.

Conversations de Lord Byron avec la comtesse de Blessington, pour faire suite aux mémoires publiés par Thomas Moore; traduit de l'anglais par Th. M. Le Tellier. 8. 2 fl. 42 kr.

Madden-Coq, R. R., der Muſelmann. Aus dem Engliſchen frei überſetzt von L. v. Alvensleben. 3 Thle. Leipzig. 4 fl. 53 kr.

Novellen der Hundert und Ein. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von L. G. Förſter u. Th. Weiß. 1r. Bd. 8. br. Quedlinburg. 2 fl. 42 kr.

Roſen. Ein Taſchenbuch für 1834. Leipzig. 4 fl. 12 kr.

Spindler, C., Lenzblüthen. Erzählungen und Novellen. 2 Bde. 8. geh. Leipzig. 7 fl.

Vergißmeinnicht. Ein Taſchenbuch für 1834, von H. Clauren. Leipzig. 4 fl. 12 kr.

3tes Quartal. Nro. 24. 7. Oct. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger. Georg Franz

Provinzialtheater in Frankreich. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Preis [illegible] für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels [illegible] 2 fl.. Durch die Königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 48 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 6 kr.

Provinzialtheater in Frankreich.

Wie in Frankreich das Centraliſationsſyſtem in adminiſtrativer Beziehung vorherrſcht, ſo auch als nothwendige Folge davon in Beziehung auf Wiſſenſchaft und Kunſt. Paris iſt der Magnet, der unwiderſtehlich jedes Talent anzieht, denn nur da findet es Gelegenheit, ſich zu bilden und zu glänzen. In der Bühnenkunſt iſt es nicht anders, jeder Schauſpieler in der Provinz betrachtet ſeinen Aufenthalt dort als eine Vorſchule, um dereinſt in Paris als Mitbewerber um die Palme des öffentlichen Beifalls auftreten zu können. Wenn auch allerdings in der neueſten Zeit die dramatiſche Kunſt in Paris geſunken iſt, ſo beſitzt dieſe Hauptſtadt noch immer viele ausgezeichnete Künſtler und mehrere gute Theater, wo Natur und Wahrheit bei den Darſtellungen ihr Recht behaupten. In den Provinzen aber ſind nur wenige auch nur einigermaßen gute Theater. Wenn man Bordeaux, Havre, Rouen und Lyon ausnimmt, ſo ſind die andern Geſellſchaften, die meiſtens als Departemental-Truppen von einer Stadt zur andern im Departement wandern, herzlich ſchlecht. Im Ganzen ſtehen die Theater außerhalb Paris auf keiner höheren Kunſtſtufe als die in Deutſchland. Es wird vielleicht den Leſern nicht unintereſſant ſeyn, eine Skizze von einem Theater in einer kleinen Stadt zu leſen, wie ſie von einem Franzoſen ſelbſt gegeben iſt.

Béziers iſt eine kleine Stadt zwiſchen Narbonne und Montpellier. Sie hängt an einem Felſen, und iſt nur zugänglich für

Eſel, die dort auch eine große Rolle ſpielen. In einer engen und ſchmutzigen Straße wird Abends um 5 Uhr eine Lampe angezündet, welche einen langen und dunkeln Gang ſpärlich beleuchtet. Dieſer Gang führt zum Schauſpielſaal. Am Ende dieſes Ganges beſteigt man eine baufällige Wendeltreppe, die ſo ſchmal iſt, daß nur eine Perſon hinter der andern zugleich Zutritt findet. Dieſe Treppe ſieht aus wie ein klaſſiſcher Alexandriner. Oben an der Treppe bemerkt man ein Weſen, das ſo ziemlich einem Menſchen ähnlich ſieht, er ſteht unter einer eben ſo ſchlechten Lampe, raucht eine Cigarre und fungirt als Controlleur. Von da aus ſteigt man noch eine Treppe, um zu den erſten Logen zu kommen. Das iſt die einzige Aehnlichkeit mit einem Pariſer Schauſpielhauſe, wo man indeſſen manchmal in den dritten Stock ſteigen muß, um zu den erſten Logen zu gelangen. Das Innere des Saals ſieht aus wie eine Elſaſſiſche Scheune, und wird mit Talglichtern beleuchtet. An dem Abende, wo ich dieſen Muſenſitz beſuchte, gab man die Oper: „der Liebestrank“ und „der Kammerdiener“ Das Orcheſter war ungewöhnlich ſtark beſetzt, es beſtand aus zwei Violinen, einem Contrabaß, zwei Trompeten, einem Flageolet, und einer großen Trommel. Es war nicht anders, als wenn man in einer Marktbude vor dem Rhinoceros ſtände. Der Vorhang war von ungemalter Leinwand, und ich habe den Regiſſeur ſtark in Verdacht, daß er ihn Nachts als Betttuch braucht. Was ſoll ich von der Ausführung ſagen? Neben an war ein Stall, und wenn von dort ein Eſel ſich heulend vernehmen ließ, ſo konnte man dieſen Naturton kaum von den Tönen des erſten Baſſiſten unterſcheiden. Dabei waren alle Zuſchauer einſtimmig der Meinung, daß dieſe Ausführung der Oper zu den gelungenſten der Geſellſchaft gehöre.

Miszellen.

Paganini iſt in Paris, und war ſehr krank. Ohne einen ſchleunigen Aderlaß wäre es wahrſcheinlich um ihn geſchehen geweſen; er iſt ſeitdem in der Beſſerung.

Shakespeare's Trauerſpiel „Antonius und Cleopatra," welches lange nicht mehr in England gegeben worden war, iſt auf dem Theater von Drury-Lane in London wieder in die Scene geſetzt und mit großem Aufwande ausgeſtattet worden. Macready hat mit Erfolg den Marc-Antonius geſpielt.

Bellini's Capuletti e di Montecchi iſt dies Jahr im Italiäniſchen Theater in Paris mit ſo großem Beifalle wiederholt worden, daß man es ſogleich wieder verlangt hat. Mad. Ungher wurde als Romeo ſehr gelobt, und Dem. Griſi ebenfalls als Giulietta.

Der thätige Director Véron bereitet ein neues Ballet für die große Oper in Paris vor, den „Aufſtand im Serail," welches in wenigen Tagen gegeben wird. Die Weiber ſpielen hier die Hauptrollen. Da nun auf dieſem Theater nicht blos in Decorationen und Coſtümen Pracht herrſcht, ſondern auch ein wahrer Menſchenluxus ſtattfindet, indem ſtets Maſſen vorkommen, in dieſem Ballet aber die Weiber ſich des Regiments bemächtigt haben, Miniſter und Ulema's werden, und eine zahlreiche Garde bilden, ſo reicht Hr. Véron mit dem engagirten Damen-Perſonale bei weitem nicht aus. Er muß alſo recrutiren, und die Sache iſt um ſo ſchwieriger, da Hr. Véron ſich in den Kopf geſetzt hat, lauter Schönheiten dem Publicum vorzuführen. Nachdem nun bereits von anderen Bühnen in Paris genommen iſt, was ſich nur hat ſtellen wollen, hat man eine Art von Aufgebot an die Griſetten ergehen laſſen und Werbehäuſer etablirt, außerdem aber durchſtreiften Ausſendlinge des Operndirectors Paris, und brachten ihm Odalisken und Sultaninnen zur Auswahl. Herr Véron iſt um ſeine Stelle ſehr beneidet worden. Dieſer thätige Mann bleibt nun nicht blos bei dem ſtehen, was vielleicht ſchon früher, wenn auch nicht in der Art und Weiſe, da war, er läßt nicht bloß vollzählige Weiberbataillone mit Ober- und Untergewehr im Feuer manövriren, er hat eine neue, überraſchende Idee, die man zum mindeſten ſehr kühn nennen muß. Er will dem Publicum nicht bloß die politiſchen Intriguen des Harems, den Toilettenneid der Circaſſierinnen, den Tantalismus der Verſchnittenen — dieſer philosophes sans le vouloir — zeigen, er gedenkt noch ganz andere Geheimniſſe zu enthüllen. Ein Bad mit allem Zauber der morgenländiſchen Ueppigkeit, deſſen Rauchkeſſel das ganze Haus bis in die oberſte Gallerie hinauf mit den köſtlichſten Wohlgerüchen Arabiens anfüllt, iſt an und für ſich pikant genug. Der Director überläßt aber nicht der Einbildungskraft der Zuſchauer die Vollendung des Bildes, ſondern ſechzehn Favoritſultaninnen werden in den Chryſtalwogen des coloſſalen Marmorbeckens ſich baden. Man begreift, daß die Pariſer auf dieſes Schauſpiel neugierig ſind. Sie haben ſich vorgenommen, das ſtrengſte Zartgefühl an dieſem Abende in die Oper mitzubringen, und bei dem geringſten Scandal als unerbittliche Sittenrichter einzuſchreiten, ein Verdienſt, das im Theater wohlfeil zu erlangen iſt. Hr. Véron darf ſich in Acht nehmen, es wird mehr als ein Tartuffe im Parterre ſeyn, und die ſind am ſtrengſten. Wir werden über den Erfolg ſogleich berichten. L.

In Modena iſt eine neue Oper „Maria von Brabant" mit Beifall gegeben worden. Sie iſt von Gondini componirt, man lobt vieles darin, doch tadelt man, daß die Partitur zu gelehrt ſey. Mad. Schobenlechner hat durch ihren ſchönen Geſang viel zum Gelingen der Oper beigetragen.

Die berühmte Sängerin Sgra. Boccabadati, die in Turin engagirt iſt, liegt gefährlich krank. Statt ihrer ſingt eine Mad. Fink im Theater Carignano, und hat namentlich als Semiramide außerordentlich gefallen.

Zu Bologna wird Bellini's „Norma“ mit großem Beifall gegeben. Sgra. Giuditta Griſi wird als Norma ſehr gerühmt, beſonders auch wegen der Darſtellung. Bei dieſem Theater macht auch ein Tenoriſt Curioni viel Aufſehen.

Die berühmte Schauſpielerin Dem. Mars will im künftigen April-Monat ganz von der Bühne abtreten. Ihre Geſundheit fängt an leidend zu werden, und man bemerkte bei der letzten Darſtellung von les enfans d'Edouard, daß ihre Kräfte ſehr erſchöpft waren. Man kann ſie mit Recht die Ninon de l'Enclos der Bühne nennen, denn ſchwerlich hat jemals eine Schauſpielerin ſo lange junge Rollen geſpielt, und zwar ohne daß es nöthig war, die Phantaſie der Zuſchauer auf die Tortur zu legen, um die Illuſion zu erhalten. Im Jahre 1822 ſah Ref. ſie als Victorine im philosophe sans le savoir. Victorine muß ein Mädchen von 16 Jahren ſeyn, es wird im Stücke öfter geſagt, und dieſe Jugend iſt das Motiv des Charakters. Dem. Mars war damals 52 Jahre alt, und ſah auf der Bühne aus wie ein Mädchen von höchſtens 20 Jahren. Sie iſt in ihrem Fache zuverläſſig die erſte jetzt lebende Schauſpielerin in Europa. Sie hat den Höhepunct erreicht, wo die Kunſt zur wahren Natur wird. Ihr Fach iſt zärtliche Liebhaberinnen, die ſogenannten Ingénuités, auch Soubretten, und die Grandes Coquettes. Unvergeßlich wird ſie Jedem, der ſie geſehen hat, bleiben in les deux frères, l'épreuve nouvelle, les suites d'un bal masqué, als Betty in la jeunesse de Henry V, als Celimene in Tartuffe, als Valérie (die blinde Clementine), als Frau in l'école des viellards. Man kann aber ohne Uebertreibung von ihr ſagen, daß ſie auch die unbedeutendſte Rolle ſo meiſterhaft geſtaltete, daß ſie wichtig wurde. Ein ausgezeichneter Künſtler ſagt von ihr: „daß ſich bei ihrem Spiele auch nicht eine einzige lockere Verbindung, auch nicht eine einzige, wenn noch ſo leiſe, Nuance von Mangel an Zuſammenhang entdecken laſſe; es herrſcht vielmehr darin eine ſo möglichſt vollkommene künſtleriſche Geſtaltung, eine ſo bis in die innigſten Elemente der Darſtellung dringende Einheit derſelben, daß auch die ſcharfſinnigſte Abſtraction nichts Vollendeteres zu erdenken im Stande ſeyn möchte.“ Ich glaube, daß Jeder, der ſie geſehen hat, die Wahrheit dieſer Bemerkung einräumen wird.

3tes Quartal. Nro. 25. 11. Dec. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater-Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger. Georg Franz

Perſiſche Shawls, die Zollbeamten, eine Tänzerin, eine Schauſpielerin und der Staatsbote. — Theaterbeſuche in Paris. — Manuſcriptdiebſtahl. Contractbruch. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 48 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die königl. baier. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 8 kr.

Perſiſche Shawls, die Zollbeamten, eine Tänzerin, eine Schauſpielerin und der Staatsbote.

Der Franzöſiſche Staatsbote Gaſel war öfter in St. Petersburg geweſen, ohne in Verſuchung gekommen zu ſeyn, ſolche kleine Speculationen zu machen. wie ſie wohl öfter Couriere gemacht haben und noch machen werden, indem ſie, vertrauend auf das Wappenſchild an ihrer Kaleſche, meiſtens ohne Unterſuchung an den Zollſtationen vorübereilen, indem man ſie in der Regel ungern anhält. Das lezte mal, wo er in St. Petersburg war, hatte er ſich indeſſen vorgenommen, die Gelegenheit zu benutzen, um mit einem Male Alles, was er früher verſäumt hatte, einzuholen. Es waren gerade die neuen Zufuhren von Niſchnei Nowogorod angekommen. Niſchnei iſt bekanntlich der große Markt, vielleicht der größte in der Welt, wo Aſien Europa einen Beſuch abſtattet, und wo Alles hingeſchafft wird, was das Morgenland Schönes und Köſtliches darzubieten hat, und das Abendland bezahlen will. Wer nun ſelbſt Zeuge geweſen iſt, wenn auf dem Newſkyſchen Proſpect in St. Petersburg in einem orientaliſch geſchmückten Laden, ein Perſe mit regelmäßig ſchönen Zügen, prächtig gekleidet in Seide und Atlas, die Schäze alle enthüllt, beſonders die köſtlichen Gewebe aus Kaſchemir, deren Feinheit, Weichheit und Farbenpracht noch immer bei weitem nicht erreicht wurden von den Europäiſchen Fabriken, die Wohlgerüche von Ispahan, die Goldſtikkereien von Teheran — wer das Alles vor ſich hat entfalten ſehen, während der Duft von tauſend Blumen die Sinne umnebelt und die

Phantaſie ſchaukelt und wiegt, als ſchwebten die Houris aus Muhameds Paradieſe hernieder, der begreift, daß die Verſuchung des heiligen Antonius kaum größer geweſen ſeyn kann, als die, in welcher der Staatsbote Gaſel befangen war, als er das Lager des Perſen beſah, und dabei berechnete, welchen Gewinn er haben könnte von ſolchen Shawls in Paris — wenn er ſie nämlich zollfrei hinzubringen im Stande wäre. Jeder Franzoſe weiß, welche Rolle Perſiſche Shawls in der Familiengeſchichte der höheren Stände ſpielen, denn es iſt ein ſtehender Artikel in allen Ehepakten, daß der Mann ſeiner Gemalin jährlich wenigſtens einen neuen Caſchemir geben muß; die Damen halten ſtreng auf gewiſſenhafte Erfüllung dieſes Punctes, und wehe dem Manne, der ſich hierin ſaumſelig bewieſe, oder gar den Tribut verweigerte, es wäre um ſeinen guten Namen in der Geſellſchaft geſchehen, und er müßte ſeine Schande in der Provinz verbergen. Herr Gaſel kennt das Alles natürlich auch und mag ſich gedacht haben: „Einer dieſer himmliſchen Stoffe verführeriſch hingeworfen um die Schultern der ſchönen Madame Leben — die Recamier des Philippismus — wird electriſch wirken auf alle Botſchafterinnen, auf die Gemalinnen der cosmopolitiſchen Banquiers aller Confeſſionen, wie auf die Frauen der Emporkömmlinge. Alle werden die göttlichen Shawls haben wollen, die der kluge und geſchmackvolle Gaſel aus dem Barbarenlande mitgebracht hat. Gaſel, du wirſt in den Tageblättern der Mode geprieſen werden, wie weiland Jaſon, der aus dem trüben Kolchis das goldene Vließ heimbrachte. Manches Familienbudget wird freilich neu votirt werden müſſen — mag es darum ſeyn, die Männer müſſen am Ende den Frieden doch erkaufen, und Du verdienſt wenigſtens hundert Procent!“ Gaſel kaufte nun zwölf der wundervollſten Shawls, die jemals nach Europa gekommen ſind. In der Regel ſind die meiſten, und faſt alle ächte Shawls, die nach Europa kommen, im Orient ſchon getragen, ſie haben die coloſſalen Formen einer Favoritinſultanin oder den geſchorenen Schädel eines alten Paſcha's geziert, und das Zartgefühl unſerer Schönen würde bei jedem andern Gegenſtande Einwendungen machen — jedoch ein Perſiſcher Shawl geſtattet keine Ueberlegung und keine Einwendung. Gaſels Shawls ſind aber alle grade vom Webeſtuhle gekommen und nie getragen worden. Außer den Shawls kaufte Gaſel auch köſtliches Pelzwerk, Hermelin, Zobel und Blaufuchs, und vergaß auch nicht die niedlichen Pantoffeln, welche die Tattaren mit zierlichen Stickereien verſehen — denn die Franzöſiſchen Frauen lieben ein geſchmackvolles Emblem für die Alleinherrſchaft im Hauſe, die ihnen zuſteht, und gegen welche ſie keine conſtitutionelle Oppoſition dulden. Mit allen dieſen Schätzen und mit ſeinen Depeſchen beladen kam er glücklich nach Frankreich und nach der Zollſtation Blanc Miſſeron, wo die Zollbeamten, wie es ſcheint, von ungebührlicher Neugierde geplagt ſind. Sie unterſuchten den Wagen des Staatsboten, hatten allen Reſpect vor den Depeſchen, aber ſehr wenig vor ſeiner übrigen Fahrniß, die ſie ohne alle Umſtände wegnahmen.

Selten oder nie hat Blanc-Miſſeron ſo viele, und ſo wohlhabende Gäſte geſehen, als an dem Tage gegen Ende des eben verwichenen Novembermonats, wo alle jene orientaliſchen Schätze, die Gaſſel hatte einſchwärzen wollen, öffentlich an den Meiſtbietenden verſteigert wurden. Von den erſten Fabriken in Frankreich waren Zeichner hingeſchickt, um von den Palmen in den Shawls, die von ungewöhnlicher Schönheit ſeyn ſollen, Muſter zu nehmen. Die Shawls alle wurden um die unglaublich geringe Summe von 40,000 Franken, die übrigen Gegenſtände im Verhältniß zu ihrem Werthe auch wohlfeil gekauft.

Die Direction der großen Oper bereitet das viel beſprochene Ballet vor, worin die Türkiſchen Frauen das Joch der Männer abſchütteln, und ein Heer von Amazonen organiſiren und die liebliche Taglioni iſt Generaliſſima dieſer allerliebſten Bataillone. Bereits bei den Proben ſoll ſie ſo viel militäriſches Talent gezeigt haben, daß die Direction einen jener Shawls gekauft, und die ſchöne Tänzerin erſucht hat, ihn als einen ſchwachen Beweis ihrer Erkenntlichkeit anzuſehen.

Ein köſtlicher Hermelinpelz aber mit ſcharlachrothem Sammtüberzug iſt der Mad. Jenny Vertpré zu Theil geworden, und man erwartet, bei der nächſten Vorſtellung der „Königin von ſechzehn Jahren" im Gymnaſe den Hermelin, von dem ganz Paris ſpricht, zu ſehen.

Jener Shawl, den die Operndirection erſtanden hat, ſoll ein ſogenannter Fermayl ſeyn, weiß, mit einer Indiſchen Inſchrift in roth eingewirkt. Die Inſchrift iſt wahrſcheinlich eine Huldigung der Schönheit und der Liebenswürdigkeit, und die reizende Taglioni hat demnach einen Gruß von den Ufern des Indus erhalten, den ſie ſich mit Recht zueignen darf.

Theaterbeſuch in Paris.

Man hört allgemein die Klage über Abnahme des Theaterbeſuchs in Deutſchland. Dieſe Klage iſt wohl zum Theil gegründet, obſchon in den größern Städten die Theater doch noch immer hinreichend beſucht werden, wenn man die geeigneten Mittel anwendet, um das Publicum anzuziehen. Die Hauptſache iſt ein Repertoire, das ſowohl die Kunſtkenner befriedigt, als auch für die Schauluſt der Maſſe ſorgt. Das Theater iſt nicht mehr und kann nicht mehr allein der höheren Kunſt gewidmet ſeyn, ſondern es muß auch für Unterhaltung ſorgen, denn ſelbſt die Hoftheater ſind für ihre Subſiſtenz auch auf die freie Einnahme vom Publicum angewieſen, indem nirgends die Unterſtützungsſumme des Hofes oder des Staates hinreichend iſt, ſie zu erhalten. Ein mehr oder weniger überall vorherrſchender Grund zur Abnahme des Theaterbeſuchs liegt in den politiſchen Verhältniſſen, die immer mehr Menſchen in ihren Wirbel hineinziehen, und die Theilnahme an den Hervorbringungen der Wiſſenſchaft und der Kunſt ertödten. Es iſt übrigens nicht allein in Deutſchland, daß man dieſe Klage vernimmt, ſondern auch in andern Ländern. In England geht ein Theater nach dem andern zu Grunde, was theils darin zu ſuchen iſt, daß die politiſchen Intereſſen in dieſem Lande jedes andere abſorbirt, oder doch in den Hintergrund ſtellt, dann aber auch dadurch veranlaßt wird, daß die geſelligen Verhältniſſe und die Tagesordnung des Lebens dem Theaterbeſuche Hinderniſſe in den Weg legen und den Sinn davon abziehen. In der letzten Zeit ſind in London mehrere neue Theater errichtet worden, und da das Bedürfniß ſich nicht vermehrt hat, ſo war es natürlich, daß dieſe Unternehmungen nicht Rechnung halten konnten. Nun hört man aber auch dieſe Klage aus Paris und es ſcheint, daß auch die größeren Theater darunter leiden, und nur durch momentane Kraftanſtrengungen für eine Zeit lang den Ausfall decken können. Man hat eine Menge Mittel gegen die Lauheit des Publicums im Ganzen vorgeſchlagen. Die Archive der Theaterverwaltungen ſind mit Planen zu Verbeſſerungen angefüllt, aber die Caſſen ſind oft leer. Nun hat aber vor Kurzem Jemand allen Adminiſtrationen einen Vorſchlag gemacht, um größere Einnahmen zu machen. Der Einſender proponirt ein bureau central d'abonnement simultané zu errichten, wo man ſich auf den Eintritt in die zwölf erſten Theater abonniren könne. Die Abonnementskarte ſolle auf eine Perſon lauten, ohne das Recht, andere darauf hineingehen zu laſſen. Für 180 Franken ſollte man den Eintritt für eine Perſon haben, und für 300 Franken das Recht bekommen, eine Dame mitnehmen zu können. Da die Karte auf eine Perſon lautet, ſo würde darauf ein vollſtändiges Signalement angegeben ſeyn. Jedenfalls iſt der Preis ſo gering, daß man kaum begreifen kann, wie ein Theater darum den Eintritt geſtatten kann, viel weniger ſo viele. Das ganze Project klingt etwas abentheuerlich, obſchon es im Ernſte gemeint iſt, ich finde es auch nicht wahrſcheinlich, daß es zu Stande kommt. Wenn es aber geſchähe, ſo würde man daraus die Verlegenheiten der Adminiſtrationen erſehen können, denn ein wohlfeiles Abonnement iſt zuverläſſig der Ruin eines Theaters in einer großen Stadt.

Manuſcriptdiebſtahl. Contractbruch.

Die Ueberſchrift deutet zwei Gebrechen der deutſchen Bühne an, die zu den übrigen ſich geſellen, um der dramatiſchen Kunſt Eintrag zu thun. Es iſt allgemein bekannt, daß die Rechte der Verfaſſer von Bühnenſtücken in Deutſchland nicht geſchützt ſind. Ihre Stücke werden geſtohlen, an irgend einem Theater ohne ihr Wiſſen gegeben, und wenn ſie ſich beſchweren, giebt es Ausreden aller Art: ein fremder Schauſpieler hat das Stück zu ſeinem Beneſiz gegeben, ein Durchreiſender hat es im Namen des Verfaſſers dem Director angetragen, und dergleichen mehr. Herr von Holbein hat in der Wiener Theaterzeitung vor Kurzem einen Artikel, dieſen Gegenſtand betreffend, einrücken laſſen. Was er ſagt iſt ſehr wahr und richtig, er erklärt den Directoren die Rechtsgrundſätze, nach welchen es ein Eingriff in die Rechte des Verfaſſers iſt, wenn man ſein Stück an einem Theater giebt, ohne ihn dafür zu honoriren. Wir glauben aber, daß jeder Menſch das von ſelbſt weiß, wenn er nämlich will. Es iſt nicht möglich, ſich hier zu täuſchen, wenn einem Bühnendirector das Manuſcript eines Stückes von einem Andern, als vom Verfaſſer ſelbſt zum Kauf angetragen wird, ſo muß er das Recht, im Namen des Verfaſſers ſein Werk zu verkaufen, entweder durch einen Revers oder durch die Anzeige des Verfaſſers in einem geachteten Blatte, darthun können. Kennt der Director den Mittelsmann nicht, und iſt er nicht am Orte anſäſſig, ſo läßt er ihn ſeinen Paß vorzeigen, und vor Zeugen die ſchriftliche Erklärung geben, daß die Namensunterſchrift des Verfaſſers ächt iſt; denn wenn dies nicht der Fall wäre, ſo hätte man auf dieſe Art geſetzliche Beweiſe ſeines Betrugs, und ſolche zu geben ſcheut ſich der Dieb. So wie die Verhältniſſe jetzt ſind, gewähren die Geſetze den Bühnendichtern beinahe gar keinen Schutz. Hoffen wir, daß wenn wichtigere, und allgemein organiſche Geſetze feſtgeſtellt ſind, der hohe Bundestag bei dem zu erwartenden Geſetze gegen den Nachdruck auch für die Bühnendichter ſorgen werde. Deutſchland iſt ſo groß wie Frankreich, hat im Ganzen eben ſo viel Bühnen, und man könnte dem deutſchen Dichter beinahe eben ſo große Vortheile zuwenden, wie der franzöſiſche Bühnendichter genießt. Bis dahin aber hängt Alles von dem guten Willen der Bühnenverwaltungen ab, wollen dieſe es wirklich, ſo iſt der Verfaſſer wenigſtens gegen Diebſtahl geſichert. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Hoftheater ſowohl als die größeren Privatunternehmungen ſich einen Eingriff in die Rechte des Verfaſſers wiſſentlich nicht zu Schulden kommen laſſen, aber der Schaden des Verfaſſers iſt ſchon bedeutend, wenn ihm bei mehreren kleinen Bühnen der Ehrenſold verloren geht, denn er findet nur Erſatz in dem Sprichworte: „viele kleine Bäche bilden einen Fluß.“ Bis jetzt treiben die Manuſcriptdiebe ihr Handwerk öffentlich und ohne Scheu, kein Mittel iſt ihnen zu ſchlecht. Sie ändern den Titel eines Stücks, um auch ſo die Directoren zu täuſchen, die zu ehrliebend ſind, um ein Manuſcript auf unredlichem Wege an ſich zu bringen; iſt es eine Ueberſetzung, ändern ſie einige Namen, hie und da einige Phraſen, und glauben ſich dadurch ganz geſchützt, daß ja Niemand ihnen beweiſen könne, daß ſie es nicht ſelbſt überſetzt hätten, während ſie in der Regel kein Wort von der Sprache verſtehen, aus welcher das Stück übertragen iſt, denn natürlich ergreifen nur die erbärmlichſten und unwiſſendſten Menſchen, die keinen andern Erwerb als Betrug kennen, ein ſo ſchändliches Handwerk.

So lange nun keine allgemeine und in ganz Deutſchland gültigen Geſetze dieſem Unfuge ſteuern, gibt es kein Mittel dagegen, als der feſte Wille aller Directionen, nur nach genauer Prüfung ein Manuſcript zu kaufen, das ihnen nicht vom Verfaſſer ſelbſt angetragen wird. Veröffentlichung des Namens der Diebe machen keinen Eindruck auf ihr Gemüth, das ohnedies gegen Schande gepanzert ſeyn muß. Vor ungefähr zwei Jahren laſen wir in der allgemeinen Zeitung eine Bekanntmachung, worin ein ſolcher Colporteur durch eigenhändige Briefe des Betrugs und des Diebſtahls überführt wurde, aber er ſetzt ſein Gewerbe unbekümmert fort. Das von Herrn von Alvensleben begründete ehrenwerthe Inſtitut der allgemeinen Theater-Chronik unternimmt auch den Verkauf von Bühnen-Manuſcripten auf rechtlichem Wege nach nach Uebereinkunft mit den Verfaſſern, hoffen wir, daß es ihm gelingen werde, dem Uebel des unbefugten Verkaufs zu ſteuern, er wird ſich dadurch ein neues Verdienſt um das Theater erwerben.

Ein zweites Gebrechen unſerer Bühne iſt der Contractbruch, deſſen ſich leider auch Künſtler von Bedeutung ſchuldig gemacht haben. Dieſem Uebel könnte auch von den Directionen ſelbſt am zweckmäßigſten und ſicherſten begegnet werden. Alle Theater ſollten ſich vereinigen, und keinen Schauſpieler anſtellen, der ſeinen Contract gebrochen hat. In dieſer Beziehung aber fehlt es nicht an Beiſpielen, daß ſelbſt die Adminiſtrationen größerer Bühnen, eines augenblicklichen Vortheils halber, den Schaden überſehen, der im allgemeinen dadurch entſteht, wenn contractbrüchige Schauſpieler ſogleich eine Anſtellung finden. Häufig wurde das von ſolchen Directionen gegebene Beiſpiel von den nämlichen Individuen, denen ſie ein Aſyl gaben, wohlverdienterweiſe auf ſie ſelbſt angewendet, und außerdem wird der ganze Stand erniedrigt, indem ſolche Vorfälle ihn in ein Gebiet ſtellen, wo Treu und Glauben nicht herrſchen. Ein neueſtes Beiſpiel von Wortbrüchigkeit hat der Sänger Wapens, jetzt in Bamberg, gegeben, der durch Herrn von Alvensleben für das Theater in Linz engagirt war, es aber vorzog ſich nach Bamberg zu begeben, weil dort ein Freund von ihm angeſtellt iſt, mit dem er gerne zuſammen ſeyn wollte. Die Theater-Chronik hat verdientermaßen den ganzen Vorfall bekannt gemacht, und dadurch einen lobenswerthen Beweis gegeben, mit welchem Eifer ſie diejenigen Directionen, die durch ihre Vermittelung ein Engagement abſchließen, zu vertreten bereit iſt. Am Ende gelingt es vielleicht doch auf dieſem Wege etwas für die gute Sache beizutragen, und das Rechtgefühl zu wecken, und wir wollen gerne dazu beitragen. Nebenbei zeigt die Orthographie im Briefe des Hrn. Wapens, daß noch immer Leute auf den Namen Künſtler Anſpruch machen, deren Bildungsſtand ſie nicht einmal zu einer Schreiberſtelle befähigt.

Mizzellen.

Paris. Seitdem es bekannt worden iſt, daß Herr Véron in der großen Oper ein Weiberballet einſtudiren läßt, welches in Mangel politiſcher Neuigkeiten das Tagesgeſpräch in Paris iſt, ſind mehrere Theater thätig, um ähnliche Gegenſtände zu behandeln. Man rüſtet ſich ſchon, um Parodien zu bewerkſtelligen, für dieſe wird man nun wohl die Vorſtellung des Ballets abwarten, um ſie darnach einzurichten. Aber auch in der Provinz hat man daran gedacht, das Weiberregiment wieder auf die Bühne zu bringen. Bordeaux iſt darin Paris zuvorgekommen, dort hat man nämlich mit großem Erfolg ein Vaudeville gegeben, worin die Weiber ſich verſchworen, um das eheliche Joch abzuſchütteln, das heißt ſo, daß ſie ſelbſt ſich der Herrſchaft bemächtigen, wie in allen Revolutionen, wo immer die Umwälzer die Machthaber ſtürzen, um ſelbſt an ihre Stelle zu treten. Die Weiber überwinden die Männer — nämlich im Vaudeville — nöthigen ſie alle Hausarbeiten zu thun, zu kochen, zu fegen, zu ſcheuern, während das ſchöne Geſchlecht durch eine Proclamation für allein befähigt erklärt wird, den Staat zu regieren. Die Proclamation iſt ganz im Napoleoniſchen Styl abgefaßt, und fängt gleich damit an: „Die ſo eben vollendete glorreiche Revolution hat die Ordnung der Natur hergeſtellt. Die Männer haben aufgehört zu regieren. Die Tyrannen, die ſo lange alle Rechte des Volkes mit Füßen traten, ſind geſtürzt, und das ſchöne Geſchlecht ergreift die Zügel des Staates, und begründet damit die ſo lange verkannte Souveränität des Volkes ꝛc. ꝛc." Ein Weiberminiſterium wird eingeſetzt, welches ſogleich den König penſionirt, und der Königin nur geſtattet, die Beſchlüſſe des verantwortlichen Miniſteriums zu unterzeichnen. Alle Offizierſtellen der Armee werden mit Damen beſetzt, ſie exerciren die Männer, die Garde aber beſteht ganz aus Weibern. Nur Frauenzimmer dürfen ins Wirthshaus gehen, wo ſie allein das Recht haben, Billard zu ſpielen und Tabak zu rauchen. Die revolutionäre Regierung trägt aber den Keim des Todes in ſich, denn ſie kann es nicht dahin bringen, ein Staatsgeheimniß zu bewahren. Alles wird verrathen, die Liebe raſ't in den Reihen der Garde, welche am Ende vor ihren Liebhabern das Gewehr ſtreckt, und der Sache ein Ende macht. Die Weiber begnügen ſich zuletzt mit der indirecten Herrſchaft über ihre Männer, womit ſie mehr auszurichten hoffen, und dieſe Gewalt wird man ihnen ſchwerlich entreißen können. Die Idee iſt übrigens ſchon alt, denn bereits Leſage und d'Orneval haben ein Stück geſchrieben, welches den Titel führte: „Le monde renversé," und zum erſten Male auf dem Markte Saint Laurent im Jahre 1718 aufgeführt wurde, und im Jahre 1753 auf dem Markte St. Germain auch großen Beifall fand, und zweimal des Tages wiederholt wurde. Dieſes Stück hat zu ſeiner Zeit große Epoche in Frankreich gemacht. In Deutſchland haben wir ein Wiener Localſtück, das einen ähnlichen Stoff behandelt, nur mit dem Unterſchiede, daß es ſich mit dem Hausregimente begnügt, wogegen bei den Franzoſen in der neuern Zeit Alles in die Tagespolitik hineinſpielen muß, um Intereſſe zu erregen. „Herr Joſeph und Frau Baberl oder der Fleiſchhauer aus Oedenburg" hat ein Paar komiſche Figuren, die, gut dargeſtellt, nie ihre Wirkung verfehlt haben, und namentlich in Wien haben Herr Schuſter als Herr von Springerl und die verſtorbene Dem. Krones als ſeine Frau das Ausgezeichnetſte geleiſtet, was man in dieſem Bereiche ſehen kann. Das Ballet in der großen Oper wird nun ſchon gegeben ſeyn, und wir können wohl bald darüber berichten, wie es Hrn. Véron gelungen iſt, den Pariſern die ſchon beſprochene Badeſcene im Harem vorzuführen. Ein Blatt ſagt, daß „die badenden Damen ſo entblößt ſeyn werden, als die Schamhaftigkeit unſerer Zeit es geſtattet, aber jedenfalls mehr, als Herr Soſthènes de la Rochefoucauld es geſtattet haben würde." Herr von Rochefoucauld war nämlich bis zur Julirevolution Intendant der königlichen Theater. Dieſer mißliche Troſt wäre nun ſchwerlich bei uns hinreichend, aber mag die Franzoſen beruhigen, die vielleicht den Wink verſtehen, und die Schamhaftigkeit für ein altes politiſches Vorurtheil halten, deſſen man ſich in ſo aufgeklärten Zeiten ſchämen müſſe. Uebrigens ſieht man, daß Herr Véron nicht ohne Beſorgniß iſt, und deßhalb ſeine Journale das Publicum bearbeiten läßt, denn in Frankreich huldigt man den Journaliſten, und ſie üben eine Art von Gewalt aus, was man nun eben von Deutſchland nicht ſagen kann.

3tes Quartal. Nro. 26. 21. Dec. 1833.

Unterhaltungen
für das
Theater = Publikum.

Herausgeber: Aug. Lewald. München. Verleger. Georg Franz

Schröder am Hofe der Königin von Dänemark. — Briefe über das Stuttgarter Hoftheater. — Correſpondenz des Herausgebers. — Miszellen. —

Dieſes Blatt erſcheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Sonnabend zu halben Bogen. Der Abonnementspreis für ein Vierteljahr iſt in München 1 fl. 30 kr.; auswärts auf dem Wege des Buchhandels 2 fl. Durch die königl. bayr. Poſtämter koſtet es halbjährig im I. Rayon 3 fl. 40 kr.; im II. Rayon 4 fl. im III. Rayon 4 fl. 8 kr.

Schröder am Hofe der Königin von Dänemark.

Nachdem die unglückliche Königin von Dänemark Caroline Mathilde in Folge der Hofrevolution in Kopenhagen im Jahre 1772 Dänemark verlaſſen mußte, wurde ihr vom Engliſchen Hofe Celle in Hannover zum künftigen Aufenthalte angewieſen. Dieſe ſchöne und liebenswürdige Fürſtin hatte in früher Jugend ſchon eine furchtbare Schule des Unglücks durchgemacht. Ihre treueſten Diener, die Grafen Struenſee und Brandt, mußten ihretwegen auf dem Schaffot einen entehrenden Tod leiden, alle ihre Anhänger wurden ins Gefängniß geworfen oder des Landes verwieſen und ſie ſelbſt mußte, nachdem ein öffentliches Urtheil über ſie ergangen war, in einer traurigen Verbannung das Ende ihrer Tage erleben. Sie war ſorgfältig in ihrer Jugend unterrichtet worden, kannte die meiſten europäiſchen Sprachen, und beſchäftigte ſich in Celle vorzugsweiſe mit der Deutſchen Literatur. Gellert war, wie ſie ſelbſt ſagte, der Liebling ihres Herzens, ſeine religiöſen Gedichte wußte ſie beinahe auswendig. Jeden Abend wurde in ihrem Kreiſe vorgeleſen. So freundlich und zuvorkommend die Königin gegen Alle war, und ſo ſehr ſie ſich bemühte, vor ihrer Umgebung heiter zu erſcheinen, ſo nagte doch Gram und Kummer an ihrem Herzen. Beſonders war ſie untröſtlich über die Trennung von ihren Kindern, dem jetzigen Könige von Dänemark und der Herzogin von Augustenburg. Ihre Hofleute, die ſie alle liebten, und verehrten, bemühten ſich auf jede Weiſe, ihr Erheiterungen zu verſchaffen. Die Königin war immer eine große Freundin der dramatiſchen Kunſt geweſen, und an ihrem Hofe in Kopenhagen war außer dem Däniſchen Schauſpiele, ein Franzöſiſches Theater und eine Italiäniſche Operngeſellſchaft, welche letztere von dem berühmten Kapellmeiſter Sarti dirigirt wurde. So wenig nun in Celle an franzöſiſches Theater oder an eine Italiäniſche Oper zu denken war, ſo wurde ihr dennoch dort ein Genuß zu Theil, der, wie ſie ſelbſt ſagte, ihr unvergeßlich blieb, nämlich die Bekanntſchaft Schröders. Man hatte im Schloſſe ein Theater eingerichtet und Schröder mit ſeiner Geſellſchaft eingeladen, dort Vorſtellungen zu geben. Dieſe begannen am 8ten Jan. 1773. Der Oberhofmarſchall hatte Schröder aufgefordert, nur Luſtſpiele zu geben, und überhaupt für heitre Unterhaltung zu ſorgen. Die Holbergſchen Luſtſpiele, ſo weit ſie ſich für einen ſolchen Kreis eigneten, kamen zuerſt an die Reihe, dann einige Engliſche. Die Königin war ſehr gnädig gegen Schröder, der ſich über die richtigen Bemerkungen freute, die ſie oft über die Darſtellungen machte, aber auf der andern Seite verdroß es ihn, daß er doch nur zum Theil ſeinen Zweck erreichte, indem er der Königin höchſtens ein Lächeln abgewann, durch welches die Erinnerung an die ſchmerzliche Vergangenheit blickte. Er wünſchte die Aufmerkſamkeit dieſer intereſſanten Frau ſo zu feſſeln, daß ſie wenigſtens für einige Stunden ſich ganz der Gegenwart hingeben müſſe. Zu dem Ende verabredete er mit den ausgezeichnetſten Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft ein improviſirtes Schauſpiel. Dieſes wurde nun unter dem Titel: „Traue nicht Deinen eigenen Augen" nach dem Spaniſchen des Calderon della Barca, gegeben. Mad. Reinicke hatte die Folgereihe der Scene angeordnet; ſie, Schröder, Brockmann und Reinicke waren die Darſtellenden. Das Fortſchreiten und die Entwickelung der Handlung in jeder Scene war genau verabredet und feſtgeſtellt, aber Alles Uebrige war ganz der Eingebung der Schauſpieler anheimgeſtellt. In einer Scene beſonders ſollen Schröder und die Reinicke im edlen Wetteifer unübertrefflich geweſen ſeyn, und man ſah die Königin zum erſten Male ſeit der furchtbaren Nacht vom 17. Januar 1772, die über ihr Schickſal entſchieden hatte, herzlich lachen. Man wiederholte dies Schauſpiel und es gewährte ſtets einen neuen Genuß, da es immer in erneuerter Geſtalt ſich darſtellte. So vorſichtig nun Schröder in der Wahl der Stücke auch war, ſo machte doch eine Vorſtellung einen erſchütternden Eindruck auf die Königin. Man gab: „der Schein trügt." Die Königin war ſehr aufmerkſam und über die Darſtellung erfreut, bis zu dem Augenblicke, wo die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, erſcheinen. Todtenbläſſe überzog das Antlitz der Königin, ſie ſtürzte aus dem Saale, und war verſchwunden, ehe Jemand ihr folgen konnte. Erſt nach zwei Stunden fand man ſie im Parke auf einer Bank, und brachte ſie, halb erſtarrt von der heftigen Kälte, mit Mühe ins Schloß. Die Königin ließ Schröder beim Schluſſe der Vorſtellungen eine koſtbare Doſe überreichen, und ſagte ihm beim Abſchiede: „Der beſte Lohn Ihrer Bemühungen ſei das Bewußtſeyn, einer Unglücklichen einige Stunden ihres trüben Daſeyns erheitert zu haben.“

Briefe über das Stuttgarter Hoftheater.

III.

Herr Graf Leutrum hat ſeine angeſtrengte Sorgfalt für das ſeiner Leitung anvertraute Inſtitut in neueſter Zeit ganz beſonders auch durch die Anſtellung des Hrn. Moritz beurkundet. Hr. Moritz, Zögling Urbans, auf dem Prager Theater mit Freundlichkeit und Beifall aufgenommen und gepflegt, hat auch in Stuttgart, gleich bei ſeinem erſten Auftreten, eine für unſere damalige Kunſtſtimmung, die durch politiſche Langweiligkeiten mannigfacher Art im Ganzen mehr als eine Verkürzung erlitt, immerhin ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme gefunden. In den Gaſtrollen, die er hinter einander in raſcher Folge gegeben, bot er uns, die wir eines ſolchen Mannes in vielen, ſeit längerem Brach gelegenen Rollen entbehrt hatten, einen ſo überraſchenden, als angenehmen Erſatz. Die Nachricht, daß er uns bleibend gewonnen worden, erregte bei der entſchiedenen Mehrzahl den heiterſten Eindruck und eine bedeutende Zahl von Stücken, deren Ankündigung man meiſtens ſchon nicht ohne innern Schrecken geleſen, konnte fortan wieder mit Erfolg gegeben werden. Hr. Moritz wußte ſich der Aufnahme, die er erhalten, und der Stellung, die er eingenommen, in jeder Hinſicht würdig zu zeigen. Mit einem gefälligen Aeußern, edlen Formen, liebenswürdigen Manieren, in denen ſächſiſche Freiheit und öſterreichiſche Gemüthlichkeit, der ſchwäbiſchen nicht fremd, in glücklicher Miſchung verſchmolzen ſchienen, wußte er ein angenehmes Organ, gut nuancirte Mimik, eifriges Studium der beſſeren Meiſter, und eine gewiſſe Liebenswürdigkeit, die durch ſein ganzes Weſen geht und die zahlreichen Freunde, ſo er erworben hat, nothwendig ihm gewinnen muß, zu verbinden. Eine gewiſſe Sicherheit, die ſein Spiel characteriſirt, und ein Gefühl ſeines Werthes, das den ächten Künſtler ohne Vorwurf irgend einer menſchlichen Schwäche, bisweilen ergreifen darf, eben weil der Gott ſelbſt ihn ergreift, wechſelt mit einer jugendlich edlen Beſcheidenheit, welche den Rollen, in denen er auftritt, einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Ueber das Spiel verbreitet ſich oft eine Friſche, eine Innigkeit, wie ſie nur ſelten die Repräſentanten jugendlicher Charaktere durchſtrömt, und Herr Moritz ergreift dann nicht nur unſere Phantaſie, ſondern auch unſer Herz.

Correſpondenz des Herausgebers.

Regensburg, den 10. Dezember 1833.

Seit längerer Zeit ſchon äußert ſich die Unzufriedenheit des hieſigen Publikums mit der gegenwärtigen Theater-Directions-Führung.

Der Grund davon iſt vor Allem, daß die Direction ein Repertoire hält, welches nur höchſt ſelten neuere dramatiſche Dichtungen in die Scene bringt, und hiebei noch, da die Fächer einer zärtlichen Mutter, tragiſchen oder naiven Liebhaberin geraume Zeit ſchon nicht mehr beſetzt ſind, ſtets Anfängerinnen Rollen aufbürdet, die weit ihre Kräfte überſteigen, und die ſie demnach nicht zur Anſchauung bringen können.

Es iſt nicht die Abſicht, hier durch Namenbezeichnung Beweiſe zu liefern, ſondern wir berufen uns auf ein von Mad. Müller öffentlich gegebenes Verſprechen, alle Fächer gehörig beſetzen zu wollen.

Wie hat Mad. Müller hierin Wort gehalten? Steht ſie nicht als wortbrüchig vor dem Publikum? Hat dasſelbe nicht gerechte Anſprüche auf Erfüllung der unerläßlichſten Grundbedingniſſe einer Theater-Direction zu dringen? Sollte in dieſem Falle die Comité nicht Veranlaſſung nehmen dürfen, als Organ der öffentlichen Stimmung einzuſchreiten? So viel uns bekannt, iſt in Kurzem die Pachtzeit der Mad. Müller zu Ende. Sollte man ihr, wenn ſie denn doch die Begünſtigung zu genießen würdig befunden wird, daß eine, ſogar verordnungsmäßig erſcheinende Ausſchreibung der Theater-Verpachtung unterbleibt, bei ſolch einer Periode nicht Bedingungen ſtellen, deren Erfüllung in der Natur ihres Unternehmens begründet iſt — Beſetzung der erſten Fächer im Luſt- und Trauerſpiele mit guten Individuen — ſollte man nicht darauf beſtehen, daß ſie, die im Wiſſen und Wiſſenſchaftlichen ſehr beſchränkte Frau, einen tüchtigen Regiſſeur annehme, der dafür ſorgen müßte, daß ſolch grobe Vergehen in Comparſerie, Coſtüme, Decoration, Beleuchtung ꝛc. ꝛc. nicht vorkommen, wie bisher ſo häufig geſchehen, daß der gebildete Theaterfreund nur aus Gewohnheit und ohne alle Achtung das Theater betritt, welches der Kunſt und der bildenden Erheiterung gewidmet ſeyn ſollte — ſollte der Mad. Müller nicht zu verſtehen gegeben werden, daß mancher einſichtsvolle, thätige Theaterunternehmer ſie wegen der Directionsführung in einer Stadt beneide, deren Einwohner ſo viele Nachſicht üben, daß ſie bald die Autorität der Kunſtſinnigkeit untergräbt, in einer Stadt, wo ſie einen bedeutenden Zuſchuß aus der Schatulle eines erhabenen Fürſten bezieht — in einer

Stadt endlich, wo der gefeierte Dichter des Beliſars, der Krone von Cypern ꝛc. ſolch eine Stellung einnimmt, daß er, nicht nur in dienſtlichen Verhältniſſen die Theateranſtalt ſeines beſondern Schutzes würdigen könnte, ſondern auch bei ſeinen tiefen Kenntniſſen und Vertrautheit mit der vaterländiſchen Literatur, eine Leutſeligkeit verbindet, die jedem Künſtler in ſeinem Streben eine wohlthätige Aufmunterung ſeyn würde. Wo findet ſich ein Provinzialtheater, das ſich ſolcher begünſtigender Umſtände erfreuen könnte — und wo werden ſie weniger benützet als hier?

Nur ungern würden wir uns in den Fall geſetzt ſehen, durch detaillirte Nachweiſungen die Fehler der bisherigen Direction in techniſcher und oeconomiſcher Hinſicht aufdecken zu müſſen. So viel iſt gewiß, daß das hieſige Theater eine ſehr rückgängige Bewegung gemacht hat. Mad. Müller wird dies vielleicht nicht glauben wollen, und ſich mit Stolz auf einen Beifall berufen, der ihr wie Seraphs Klänge aus Paradieſes Höhen herniederhallt, während er das kunſtſinnige Publikum ſtört, und wegen ſeiner rohen Ausbrüche mit Unwillen erfüllt, den Künſtler aber ſelbſt verletzen muß, wenn dieſer aus Achtung für das Geſammtpublikum, dem Rufe einzelner Jünglinge im Parterre oder dem Brüllen einiger, die höchſten Plätze würdig Einnehmenden Folge leiſten, und ſich für ſolche Anerkennung in jedem Sinne des Wortes bedanken muß.

Aus Prag.

Zum Vortheile des Penſions-Inſtituts für Mitglieder hieſiger Bühne ſchritt „Prinz Friedrich Auguſt in Madrid," Original-Schauſpiel, über unſere Bretter; aber nicht wie es der Verfaſſer ſchrieb, ſondern wie es die Cenſur abänderte, die vielleicht damit beabſichtigt, daß Iſabellens Tugend in ein helleres Licht geſtellt werde, indem ſelbe nur als Verlobte ſtatt als Gemahlin des Miniſters erſcheint, und der Pater Didacius in einen Baccalaureus umgewandelt wird. Aber der Beichtvater guckte doch aus allen Ecken hervor, und abgerechnet, daß wir nicht begreifen, warum die Verlobte die Anträge eines regierenden Herrn ſo ſtandhaft ablehnen zu müſſen glaubt; bekommt man auch eine ſonderbare Meinung von der Sittlichkeit einer jungen Dame, die, unvermählt, mit einem Manne zuſammenwohnt, der ſelbſt des Nachts ihre Zimmer beſucht, wie — ein Ehemann. Das Coſtüme ſpaniſcher Sitte iſt übrigens in dem ganzen Stücke nicht ſehr ſtrenge eingehalten, und die zwei ziemlich luſtigen Königinnen erlauben ſich Dinge, die an keinem Hofe vorkommen, geſchweige denn an einem ſpaniſchen! Was die Aufführung betrifft, ſo war zwar Dlle. Fr. Herbſt (Iſabelle) in den erſten Acten nicht ganz feſt in ihrer Rolle, doch gelangen ihr die leidenſchaftlichen Scenen der letzten Acte ſehr wohl, und man kann ſagen, daß ſie das Stück noch aufrecht erhielt. Hr. Stetzel (Friedrich Auguſt) verlor ſich wieder in Zwang und Unnatur; den alten Marquis halten wir bis zu der Don Gutiere-Scene, im 1. Acte, für eine halb komiſche Perſon, etwa eine Art von Polonius, da doch eine Aeußerung der Königin Mutter im letzten Act den guten Mann in den Verdacht der Intrigue bringt, und aus Los-Valdez wurden wir nicht klug, ob der Verfaſſer nicht etwa bei ihm einen Hauch von Komik verlangt, da deſſen Darſteller ſo hofmäßig zierlich ſprach, daß man von 10 Worten kaum Eines verſtand. War das Obige der Wunſch des Dichters, ſo entſprach ihm der Künſtler wenigſtens vollkommen in Anſtand, Gang und beſonders in den Verbeugungen bei Hofe. J.J. M.M. der König und die Königinnen ſchienen am vollkommenſten Gedächtnißmangel zu laboriren, und dieſe Krankheit verbreitete ſich bis zur Kammerzofe Iſabellens herab. Den Baccalaureus gab Hr. Polawsky recht brav, doch erinnerte er etwas zu ſehr an den Ephraim in Schauſpielers-Wanderleben. Ein Heuchler iſt zwar in allen Herren Länder ein Heuchler, doch hat ein ſpaniſcher Mönch eine andere Haltung als ein engliſcher Quäcker. Es ſcheint, als hätte man dieſes Schauſpiel zum Beneſice des Penſionsfonds gewählt, um ſeinen Anſprüchen auf glänzende Garderobe möglichſt zu entſprechen; aber da hatte man ſich doch ſehr verrechnet! Nur Dlle. Fr. Herbſt — die ſich fünfmal umkleidete — war zweimal prachtvoll und paſſend coſtumirt, die übrigen Anzüge waren weder ſpaniſch noch glänzend. Der Prinz lief durch alle Acte in einem rothen ſilberbetreßten Kleidchen und blauen Mantel herum, während die beiden Königinnen ſo armſelig decorirt waren, wie auf der Bühne einer kleinen Stadt, und der König — obſchon man ſagt, er ſcheue die Laſt der Staatsgewänder — war doch ſelbſt bis nach Buen-Retiro zu ſeinem ſchwarzen (wie es ſcheint, nicht auf ihn gemachten) Kleide, mit einer Stickerei, deren Gewicht freilich einem Bruſtkranken einen Blutſturz zuwege bringen konnte, gereist. Wie genau das Coſtume der Zeit überhaupt eingehalten wurde, bezeugt der Saal im königl. Schloſſe mit weiß und rothen Muſſelin-Drapperien, die uns vielmehr nach Paris im 19. als nach Madrid im 17. Jahrhundert zu verſetzen geeignet waren, und die Minuette aus dem — Don Juan bei dem Ball der Königin?!

—, Gläſers dreiactige Oper: „Des Adlers Horſt" iſt bei uns zum Vortheile des Herrn Orcheſterdirectors F. W. Piris auf das Repertoire gekommen; doch ohne jene glänzende Aufnahme zu finden, welche uns die Berliner Blätter von der dortigen Aufführung meldeten (Augen- und Ohrenzeugen zu ſprechen hatten wir keine Gelegenheit). Die Muſik iſt — einige ernſte Nummern abgerechnet, welche etwas ſtark an den Freiſchütz, Oberon u. ſ. w. erinnern — ungefähr eben ſo gut, als Gläſers frühere Compoſitionen für die Wiener Vorſtadttheater, in welchem Genre er unter die vorzüglichern Compoſiteurs gezählt wurde. Aber der Text iſt ſehr ſchön. Die Magd Roſa dient bei dem Baudenwirth Renner und iſt, wie ſie ſagt, aus den Böhmiſchen herübergekommen, (das ſcheint aber, nach dem Dialect zu ſchließen, bei Renners Sohn Anton und dem Krämer Caſſian vielmehr der Fall zu ſeyn, als bei ihr, und man möchte beinahe befürchten, ein tückiſcher Kobold habe den erſten verwechſelt.) Die böſe Frau Veronika zankt mit und über die Magd beinahe ſo viel als Madame Lucia Vingradito in der diebiſchen Elſter, auch ſcheinen, wie dort, Vater und Sohn in die Magd vergafft; doch geht alles gut ein paar Attentate des Krämers — dem auch der Schleichhändler überall hervorguckt — auf Roſens Tugend abgerechnet, die ſie aber mit Antons Hülfe glücklich abſchlägt, bis der Förſter Richard erſcheint, ein unheimlicher Kerl aus dem Rudolph in der Hedwig und dem Caspar im Freiſchützen zuſammengeſetzt. Das iſt Roſens Mann, der ſie mit einem Kinde verlaſſen, und nun des Wirthes Pflegetochter Marie heurathen will. Daß er mit einer langen Naſe abziehen muß und Roſa fort ſtürzt, verſteht ſich am Rande, die Leute können ſich ja nicht ewig in Fluch und Reue wechſelſeitig anſingen. Da nun in einer romantiſch-comiſch-ländlichen Oper nothwendig getanzt werden muß, kommen zu dieſem Behufe die Heumacher aus der Nachbarſchaft, die Marien erkennen, und ſich vor ihr entſetzen, wie die Franzoſen vor der Jungfrau von Orleans nach der Denunciation. Nur der Baudenwirth glaubt an ſie, verheurathet ſeinen Anton mit Marien, nennt ſeine Frau ein paarmal einen Satan, bittet ſie dann kniefällig ab, und examinirt Roſen beiher, ob ſie ihr Kind umgebracht? wie ſie ihm verſichert, ſie habe es unter Blüthen eingewiegt, wird er ganz ruhig, und ſo ginge wohl auch die ganze Sache ab, wenn nicht plötzlich ein auf Pappendeckel gemahlter Adler mit einem dito Kinde über die Bühne flöge. Das iſt nun natürlich Roſens Kind, denn andere Kinder haben die Mütter bei ſich oder geben ſie in die Kinderwart-Anſtalt. Sie entſchließt ſich kurz und gut, auf die höchſte Koppe zu ſteigen, und des Adlers Horſt aufzuſuchen. Das wird aber ſchlecht gehen, da ſie auf demſelben Wege, den alle andere unherab und hinauftanzten, bereits beinahe auf allen Vieren krabeln muß, und man ſchon befürchtet, ſie möchte von das Gerüſte herab fallen. Während ſie hinauf ſteigt, liegen Wirth, Wirthin, Sohn, Pflegetochter, Schleichhändler, Bauern, Bäuerinnen, Gaſſenbuben u. ſ. w. auf den Knien und — beten. Endlich fällt den Männern ein, es ſey doch eine Schande, das Weib allein hinauf klettern zu laſſen, ſie nehmen Stangen und Leitern und folgen ihr; aber es muß zwiſchen dem erſten und zweiten Act geregnet haben, denn auch die Männer kommen auf demſelben Wege jetzt nur mühſam fort. Die Weiber knien mittlerweile zum auferbaulichen zweiten Actſchluſſe wieder nieder, und beten noch einmal. Das viele Klopfen und Hämmern auf der Bühne im Zwiſchenacte, ſo wie die Wegräumung der Souffleurkuppe — hier muß alles in Ausdrücken vom Gebirge behandelt werden — ließen uns im Voraus eine Schauluſt ahnen, und wie endlich der Vorhang wieder aufging, ſahen wir einige Gebirgsſpitzen, die recht ſchön waren, wenn ſie gleich noch immer ein wenig an eine Bergtorte erinnerten, dann kam ein Sturm und Gewitter, und je finſterer es wurde, deſto beſſer ſahen wir die Gebirgsgegend; dann kam Richard und ſang Reue, und ging wieder fort, dann kam Roſa und ſang Müdigkeit und ruhte aus, und klomm dann auf die unrechte Bergſpitze, dann kam Richard wieder und unterhandelte mit ihr um Vergebung, wenn er den Adler erlegte, und Roſa, die den Contract einging, ſah im Finſtern die Roſenwangen, den Lockenkranz und Augenglanz ihres Kindes, nur Richard ſoll ſchießen, wie Wilhelm Tell, da ſchießt der Himmel ſelbſt los, wie in der Veſtalin, ein Blitz ſchlägt in einen dürren Baum von beträchtlicher Höhe — ein Beweis, daß alle Naturforſcher lügen, welche behaupten, in dieſen hohen Regionen, gebe es nur noch Knieholz — der fällt auf die Bergſpitze herüber und macht Roſen eine Brücke, um zu ihrem Kinde herüber zu können, ſie geht hin, kehrt aber gleich wieder um, wahrſcheinlich fürchtet ſie ſich vor dem Adler, doch Richard ſchießt, Roſa holt ihr Kind, Bauern und Bäuerinnen kommen (zum Schlußchor) auch herauf, man bringt Leitern und ein Bret, auf dem Richard ſeiner Frau folgt, und vor ihr niederkniet, und ein Schlußtableau, deſſen Kern ein ausgeſtopfter Wechſelbalg bildet, macht das „Finis coronat Opus!" welches auch das Publicum noch einmal zu ſehen verlangte, und Dem. Lutzer hob lächelnd das Kind etwas höher empor als das erſtemal!

Die Aufführung war ſehr gut, bis auf den kleinen Umſtand, daß die Oper noch nicht recht zuſammenging, und mehrere darin beſchäftigte Mitglieder keine Stimme haben. Eigentlich geſungen, was man Singen nennt, wurden nur Richard (Hr. Strakaty), Marie (Dlle. Geed), und Roſe (Dlle. Lutzer). Letztere wurde viel applaudirt, andere Muſikſtücke ſelten und wenig! aber deſto mehr geziſcht.

Zum Beneſice des Hrn. Bayer iſt das neue Stück der Mad. Birch-Pfeiffer „Peter Szapar, oder der Held in Sclavenketten" angekündigt; doch heißt es bei uns: „Peter von Szapar, oder der Held in Sclavenfeſſeln!

Intelligenz-Blatt.

(Beilage zu den Unterhaltungen für das Theaterpublikum.)

München. Nro. 1. November 1833.

BEKANNTMACHUNG.

Der berüchtigte Schauspieler Kunst, welcher schon früher aus seinem Engagement von Danzig, Cölln, Braunschweig, Leipzig etc. etc. und bereits auch schon *zweimal* von dem Theater an der Wien durchgegangen war, ist nun,

nachdem er bei dieser Bühne einen *dreijährigen* Kontrakt abgeschlossen, und erst vier *Monate* bei derselben Dienste geleistet hatte, während welcher *kurzen* Zeit Kunst von dem unterzeichneten Director:

1) eine baare Summe von 1000 fl. C. M. als Darlehen,
2) nebst einer kontraktlichen halben Einnahme, noch überdies in diesen vier Monaten zwei Viert-Theile Einnahme zum Geschenke, und
3) nach den von Kunst gleisnerisch gemachten Vorspiegelungen, rücksichtlich seines angeblich *melancholischen Gemüthes* (!!) zu seiner Erheiterung und Gesundheits-Pflege von dem *Unterzeichneten* ein Reitpferd per 180 fl. C. M angekauft erhielt —

mit Hinterlassung einer Schuld an den Unterfertigten von eintausend einhundert neun Gulden und funfzehn Kreuzern C. M. nebst vielen andern Schulden,

ungeachtet der *ausgezeichnetsten Behandlung*, die ihm von dem Unterfertigten zu Theil wurde, zum DRITTENMALE *durchgegangen.*

Es wäre wohl überflüssig, solide Bühnenleitungen vor jeder Geschäftsberührung mit dem berüchtigten Kunst zu warnen, da nach einem solchen GAUNERSTREICHE ohnedies kein *achtungswerther Künstler* hinfort an der Seite dieses Subjekts mehr wirken, und jede *Schau-Bühne* durch Betretung des *Entwichenen* nur zur SCHANDBÜHNE herabgewürdigt werden kann.

Wien, am 20. October 1833.

Der für die Wahrheit des buchstäblichen
Inhalts dieser Bekanntmachung vor allen
Behörden verantwortliche
Director und Unternehmer des k. k. priv. Theaters
an der Wien:

CARL.

Mittheilung für Bühnen-Directionen.

Der Doctor Carl Topfer in Hamburg hat ein neues Stuck beendigt, unter dem Titel:

Bube und Dame,
oder
Schwache Seiten,
Luſtſpiel in 3 Acten,
welches bereits in Berlin und Hamburg einſtudirt wird

Bei Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nr. 4, iſt erſchienen und zu haben:

LUKRETIA BORGIA.
Drama.
Dem Franzöſiſchen des Viktor Hugo frei nachgebildet
von
Phantasus.
8. elegant gedruckt. br. 1 fl. 12 kr.

KOMISCHE SCENEN
aus dem Leben des Studio und Poeten
Hieronymus Grünau.
Mit einem Anhange:
Das Ständchen.
Poſſe in 1 Akt
von
Georg Dorner.
8. broch. 54 kr.

EIN BAND NOVELLEN
von
Fr. v. Rumohr.
Inhalt: Sieg der Geſinnung. — Erfahrungen eines Bedachtloſen.
8. elegant brochirt.

Ankündigung.
Bulwer's ſämmtliche Romane,
hœchst wohlfeile Taschen-Ausgabe.

Die Meiſterwerke des geiſtvollen Verfaſſers des „Pelham," Sir E. L. Bulwer, den England einſtimmig als den erſten ſeiner jetzt lebenden Romanen-Dichter anerkennt, konnten bisher wegen des hohen Preiſes der deutſchen Ueberſetzung bei uns die verdiente Verbreitung noch nicht finden. Die einzige, überdies nicht durchaus ſorgfältige Ueberſetzung, die von den vorhandenen acht Romanen Bulwer's in Deutſchland (bei Mayer in Aachen) erſchienen iſt, koſtet nämlich die Summe von 56 fl. 42 kr. oder $31\frac{1}{3}$ Preuß. Thlrn. Zum Gemeingute für Deutſchland ſollen dagegen dieſe höchſt anziehenden, den Geiſt Walter Scotts und Fieldings vereinigenden und mit einer Feinheit, einer Humanität und einem Adel des Humors, den Scott nie erreicht hat, geſchriebenen Romane werden durch die neue Ausgabe, deren erſtes Bändchen wir dem Publikum bereits vorlegten, die in gefälligem Taſchenformat auf weißem Druckvelinpapier mit neuen Typen gedruckt, blos ganz gelungene neue Uebertragungen aufnehmen, und zu dem außerſt billigen Subſcriptions-Preiſe von 12 Kr. rhein. 1/8 Thlr. Preuß. für jedes ungefähr 128 Seiten enthaltende, in farbigem Umſchlag geheftete Bändchen von uns beſorgt wird. Die Sammlung wird mit einem der neueſten Romane des genialen Verfaſſers

Eugen Aram

überſetzt von Dr. Friedrich Notter

eröffnet.

Eugen Aram wird in unſerer Ausgabe 6 Bändchen umfaſſen, alſo unſern Subſcribenten für 1 fl. 12 kr. oder 3/4 Thlr. Preuß. geliefert, während dieſer Roman in der erwähnten Aachener Ueberſetzung 8 fl. 6 kr. oder 4 /8 Thlr. Preuß., und in einer kürzlich in Zwickau von G. N. Bärmann in Zwickau herausgegebenen ſehr flüchtigen und fehlerhaften Ueberſetzung 1 1/2 Thlr. Preuß. oder 2 fl. 42 kr. rhein. koſtet. Die übrigen Romane Bulwers werden ungefähr folgenden Umfang erhalten: Pelham, 6 Bdchn. Der Verſtoßene, 6 Bdchn. Devereux, 6 Bdchn. Paul Clifford, 6 Bdchn. Falkland, 2 Bdchn. Herbert Milton, 7 Bdchn. Arthur Beverley, 4 Bdchen. Die Auslage für dieſe ſämmtlichen acht Romane Bulwer's kann mithin 9 fl. oder 5 1/2 Thlr. Preuß. nicht überſteigen.

Die Bändchen werden ſich in Zwiſchenräumen von etwa 14 Tagen folgen, ſo daß die Auslage monatlich nur 24 kr. oder 1/4 Thlr. Preuß. beträgt und auch minder Bemittelte dieſe höchſt anziehende Bibliothek ſich anſchaffen können. Später wird der Subſcriptionspreis bedeutend erhöht.

Nach Erſcheinung des Eugen Aram wird zunächſt

Pelham

überſetzt von Dr. Guſtav Pfizer

gegeben, deſſen Druck gleichfalls bereits angefangen iſt.

Zur Vermeidung jeder Verwechſelung belieben die H. H. Subſcribenten ausdrücklich Bulwers Romane „in der Stuttgarter Taſchen-Ausgabe“ zu beſtellen. Alle gute Buchhandlungen Deutſchlands, der Oeſtreich'ſchen Kaiſerſtaaten und der Schweiz nehmen Subſcriptionen ohne Erhöhung des obigen Preiſes an.

Stuttgart, Auguſt 1833.

J. B. Metzler'ſche Buchhandlung.

Bitte und Berichtigung.

Erfreulich war es der Unterzeichneten, zu bemerken, daß ſehr achtbare Redactionen ſchon oftmals größere Aufſätze dieſen Blättern entlehnten und dabei gewiſſenhaft die Quellen angaben. Eben ſo unerfreulich iſt es aber, wenn es ohne dieſen Beiſatz geſchieht, und daher ſehr zu entſchuldigen, wenn die Verlagshandlung eines nur kurze Zeit beſtehenden Blattes, ein wenig eiferſüchtig auf den Vorzug iſt, daſſelbe rühmlich genannt zu hören. In Nro. 165. der allgemeinen Leipziger Theaterchronik, vom 12. Oktober findet man nun Folgendes:

Signora Chelli aus Rom.

(Zur Sittengeſchichte des Theaterpublikums.)

„Wir drucken dieſen Aufſatz dem Berliner Figaro nach, doch aus keinem andern Grunde, als um unſere verehrten Mitarbeiter, oder wer ſich außer ihnen noch thätig für die Theaterchronik zu intereſſiren gedenkt, dadurch einen Maßſtab zu geben, welche Mittheilungen wir neben dem Theater-Repertoir zu erhalten wünſchen, um unſerer Zeitſchrift durch Manichfaltigkeit und Abwechslung ein vermehrtes Intereſſe zu verleihen und zu bewahren. Alle unſere bisherigen Bemühungen von unſern Herrn Correſpondenten, andere Beiträge als Repertoirnachrichten und Critiken zu erhalten, ſind mit weniger Ausnahme vergeblich geblieben. Mögen ſie aus dem Nachfolgenden erſehen, was ſich über Bühnenangelegenheiten auch außerdem noch ſagen läßt, und die Geſchichte jedes einzelnen Theaters bietet doch gewiß mehr oder weniger intereſſante Vorfälle, welche gut erzählt die Spalten unſerer Zeitſchrift mit einer angenehmen Lectüre zu füllen vermögen.

Dieſer aus dem „Figaro“ in die „Leipziger Theater-Chronik“ übergegangene Artikel iſt jedoch ſchon früher im „Leipziger Kometen,“ unter Angabe der Quelle, mitgetheilt worden, und ſteht urſprünglich in Nro. 17. des 2ten Quartals der Unterhaltungen für das Theaterpublikum.

Die Verlagshandlung iſt weit entfernt an eine Rivalität zwiſchen der Theaterchronik und ihrem Blatte zu glauben. Jene iſt ein Blatt für Schauſpieler, dieſes aber für das Publikum, dem die Schauſpieler Intereſſe einflößen. Verſchiedene Tendenzen, wie Jeder leicht einſieht. Noch weiter entfernt ſich hierin der Berliner Figaro von uns. Um ſo mehr bittet man aber die Kleinigkeit, die lediglich Zerſtreuung und Geſchäftsfülle leicht überſehen laſſen konnte, in Zukunft noch hinzuzufügen, nemlich den Titel des Blattes, woraus die Artikel entlehnt wurden.

Der Redaction der „Theater-Chronik“ muß noch ſchließlich für das zwar indirect, doch deſto unpartheiiſcher, unſerm Blatte geſpendete Lob, hiemit der verbindlichſte Dank abgeſtattet werden.

Die Verlagshandlung der
„Unterhaltungen für das Theaterpublikum.“

Repertoir des königlichen Hoftheaters in Stuttgart.

(1. September — 16. Oktober.)

1. Sept. Fra Diavolo. — 2. Carl XII., von Töpfer. — 4. Oberon. — 6. Die Gunſt der Kleinen. Rataplan. — 8. Fidelio. — 9. Der Verſchwiegene wider Willen. Concert und der Ehrgeiz in der Küche. — 11. Der Kammerdiener. Oſtade. — 12. Concert v. J. Eder u. H. Vieuxtemps. — 13. Kaufmann von Venedig. — 15. Aline, Oper. — 16. Die Royaliſten. Die Verlobten. — 20. Clementine. 21. Wiener in Berlin.. Jahrmarkt zu Krakau, Ball. — 22. Zampa. — 23. Z. E. Schüchtern und Dreiſt. Der Mann meiner Frau. — 25. Die Royaliſten. — 26. Richards Wanderleben. — 28. Z. E. Theobald und Iſolina, Oper v. Morlacchi. — 29. Silberſchlange, Pant. — 30. Der Zeitgeiſt. Rataplan. — 1. Okt. Rappo's Kunſtſtücke. — 2. Stumme von Portici. — 3. Rappo. — 4. Der Freiſchütz. — 6. Der Bettler. Das Feſt der Handwerker. — 7. Mahomet, Trauerſpiel. -- 8. Rappo. — 9. Maria. — 10. Rappo. — 13. Tell, Oper. — 14. Z. E. Ewig. Ich irre mich nie. — 16. Weiße Frau.

☞ NB. Jene Directionen, welche Abonnenten ſind, werden eingeladen, ihr Repertoir durch Buchhändlergelegenheit der Verlagshandlung einzuſenden, die es dann unentgeldlich hier einrücken laſſen wird.

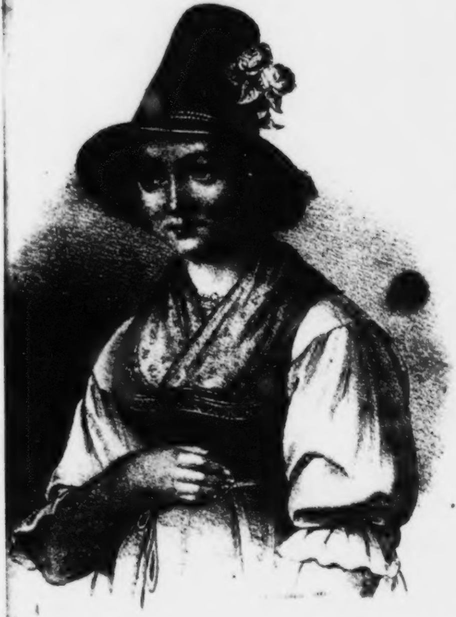
Anzeige.

Dieſe Unterhaltungen ſollen in zwangloſen Heften fortgeſetzt werden, jedoch in der Art, daß mindeſtens in jedem Monate vier Bogen erſcheinen. Die Tendenz, wie ſie im Vorworte näher bezeichnet iſt, wird ſtreng im Auge behalten, und für immer größere Abwechſelung Sorge getragen. Man will verſuchen, dem Theater eine intereſſante Seite abzugewinnen, ohne zu der bisher allein üblichen perſönlichen Kritik der Schauſpieler ſeine Zuflucht zu nehmen, blos dem Momente zu huldigen, und Beifall oder Tadel, der bereits vom Auditorium gezollt wurde, zu verſtärken oder zu entkräften. Das Neueſte und Bemerkenswertheſte auch in dieſer Beziehung ſoll jedoch nicht umgangen werden, und daher nach dieſen Veranlaſſungen die Hefte bald in kleinern, bald in größern Zwiſchenräumen ausgegeben werden.

Der Preis dieſes 1ſten Heftes iſt 21 kr., und wird der, der nachfolgenden, ſich in gleichem Verhältniß zur Bogenzahl darnach reguliren. Wer ſich jedoch bis zum 5. April über den regelmäßigen Fortbezug dieſer Unterhaltungen erklärt, für den tritt ein Abonnementspreis von 1 fl. 48 kr. für 12 Bogen ein. Nachdem 12 Bogen abgeliefert, erneuert ſich dieſer auf weitere 12 Bogen.

Auswärts ſind die Unterhaltungen auf dem Wege des Buchhandels zum Abonnementspreis von 1 Rthr. 6 Gr., oder 2 fl. — kr. für 12 in einem Vierteljahr zu liefernde Druckbogen, zu beziehen.

München bei Georg Franz.



Maria

die schöne Dirne

TYROL,

vom Glockner zum Orteles, und vom Garda- zum Bodensee.

Von

AUGUST LEWALD.

1833 – 34.

Erster Band.

MÜNCHEN,
in der Literarisch-artistischen Anstalt.
1835.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

269

An

ULIUS CORNET

in

Braunschweig.

Ihrer freundlichen Einladung, einige Sommermonate auf Ihrem romantischen Schlosse Fragsburg, im Etschthale, zur Herstellung meiner angegriffenen Gesundheit zuzubringen, verdankt dieſs Buch sein Entstehen; deſshalb widme ich es Ihnen, als ein Zeichen langer und inniger Freundschaft.

Meine Kräfte erstarkten bald in der reinen, milden Luft, mein Gemüth erheiterte sich in der Gesellschaft liebenswürdiger Naturmenschen, eine glückliche Laune beseelte mich, gute Vorsätze und Hoffnungen gesellten sich hinzu, ich fühlte, daſs ich wieder vollkommen gesund geworden war. Diese Stimmung schien willkommen, ein Gebirgsland zu bereisen, das ich schon bei früherer zweimaliger Anwesenheit oberflächlich kennen gelernt hatte.

Wie ich es nun zu kennen glaube, zeigt der Inhalt dieser Blätter. Sie, als geborner Tyroler, werden leicht einsehen, wo der Blick des Fremden befangen war; jedoch wünsche ich, daſs Sie nicht verkennen mögen, welche Vorliebe ich für Ihr Vaterland hege, und daſs mir nicht gänzlich der Sinn mangelte, seine Schönheiten zu empfinden, wenn gleich die Gabe sie würdig zu schildern.

Von ganzem Herzen

Stuttgart, den 8 Febr. 1835.

Ihr

August Lewald.

Vorwort.

In neuerer Zeit haben Reisende angefangen, Tyrol, gleich der Schweiz, zum Reiseziele zu wählen, während man es früher nur auf der Durchreise nach Italien im Fluge in Augenschein nahm. Aber auch dann schon erregte es Bewunderung, selbst Enthusiasmus, und es ist mir unbegreiflich, daſs die Lust es genauer kennen zu lernen nicht früher schon erwachte.

Ich besuchte Tyrol zu verschiedenen Malen; 1834 brachte ich vom Mai bis October dort zu; 1833 reiste ich bis Verona und Venedig und sah auf dieser Tour die Seitenthäler der Brenta; früher schon hatte ich die nördlichen Thäler des Inns und der Ziller, so wie die Gegend von Salzburg, kennen gelernt. Ich machte meine Excursionen gewöhnlich von den Hauptstädten aus, wo ich längere Zeit verweilte, um von dem Leben und der Gesellschaft ein Bild zu erhalten. Was ich gelernt und erfahren, erlebt und empfunden, habe ich hier treu wiederzugeben versucht. Es sind Sitten- und Landschaftsmalereien, Reiseabenteuer und Anekdoten, historische Bruchstücke und Erinnerungen, Volksleben und Feste.

Ich wünsche jedoch, daſs mein Buch nicht nur dem Leser Unterhaltung, sondern auch dem Reisenden Nutzen gewähren möge, und habe ihm daher durchweg praktische, auf Erfahrung begründete Nachweisungen eingestreut, wie auch zur bessern Uebersicht, Reiserouten nach allen Richtungen in einem besondern Anhange beigegeben.

So möge denn dieſs Buch diesem doppelten Zwecke entsprechen, bis ein ausführlicheres und neueres in beiden Rücksichten es entbehrlich macht.

A. L.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Nördliche und östliche Thäler.

I. Capitel. Eintritt in Tyrol. . . . . Seite 1

(Abschied von Bayern. — Charakter von Tyrol. — Vergleich mit der Schweiz. — Hauptpässe. — Die Isar — Scharnitz. — Porta Claudia. — Seefeld. — Des Mauthners Töchterlein. — Ziel. — Anblick des Innthals. — Das Mittelgebirge. — Errettung des Kaisers von der Martinswand auf eine natürliche Weise. — Der Scirocco. — Die Gegend von Innsbruck. — Der Gasthof zum goldenen Adler. —)

II. Capitel. Innsbruck. 12

(Frühere und jetzige Beschaffenheit. — Doctor Maurer. — Gasthöfe. — Die Hofkirche mit den Denkmälern. — Das Ferdinandeum. — Neue Rettungsapparate gegen Feuergefahr. — Mühlau.)

III. Capitel. Innsbruck. (Fortsetzung) 25

(Lebensart der Einwohner. — Weiherburg. — Ambras, — Tummelplatz. — Philippine Welser. — Caserne. — Begräbnisse. — Das goldene Dachl. — Bauernkomödien, — Theater in Büchsenhausen.)

Seite

IV. Capitel. Weitere Ausflüge in die Gegend von Innsbruck. 35

(Sollstein. — Martinswand. — Oetzthal. — Stubay. — Engländer. — Der Serlesberg mit der Waldrast. — Legende. — Sellrain. — Peter Anich. — Peter Haiders Abenteuer. — Ausflüge ins Oetzthal. — Das Unter-Innthal. — Ungesunde Gegenden. — Verschiedene Touren nach Tyrol. — Der Glockner. — Der Stellwagen nach Hall. — Die Unter-Innthaler. — Schwatz. — Georg von Freundsberg. — Einfahrt in das Zillerthal. —)

V. Capitel. Der Abend in Absam. (Intermezzo.) . 58

VI. Capitel. Zillerthal. 79

(Das „Volk". — Menschenschlag. — Kleidung. — Die Zillerthaler in der Fremde. — Separatisten. — Tanzwuth und Lust. — Duchs. — Die Rainer und Leo. — Der Actuar des Landgerichts. — Die schöne Duchserin. — Ein Volkslied. — Raufer. — Aristokratenball. — Das Goldbergwerk. — Des alten Bergmanns Abenteuer. — Die Hütte der Blinden. — Der Bauer und der Bock. — Widderstoßen. — Ausbopsen. — Mineralien und Gebirgspflanzen. — Die Lage Zells. — Landschaftsmaler. —)

VII. Capitel. Abschied von Nordtyrol. 102

(Nord und Süd. — Accise. — Sommerfrische. — Musik und Theater. — Buchhandel. — Zeitungen. — Vetturine. — Der Triumphbogen. — Berg Isl. — Schönberg. — Steinach. — Der Brenner. — Der Postdirector von Padua und der Polizeicommissär auf dem Eilwagen. — Sterzing. — Das Eisackthal. — Mauls. —)

Zweite Abtheilung.

Südliche Thäler.

I.

Seite

I. Capitel. Das Eisackthal. 131

(Die Festung des Eisackthals. — Unteran. — Brixen. — Der Mechaniker Tschugmall. — Pusterthal. — Enneberg und die Badioten. — Die Dolomite. — Ritter Prack. — Tizian. — Schiffbarmachung der Eisack. — Klausen. — Der Kuntersweg. — Botzen. — Abusiv-Währung. — Die Kaiserkrone. —

II. Capitel. Botzen. 138

(Der Dom. — Oeffentliches Leben. — Bauart. — Flüsse. — Botzener Zelten. — Die Einwohner. — Sommerfrische. — Erdpyramiden bei Lengmoos. — Trachten. — Eppan. — Siegmundskron. — Gries. — Moritzing. — Gewitterläuten. — Burg Greifenstein. — Jenesien. — Sarnthal. — Theater-Anekdoten. —)

III. Capitel. Gröden. 152

(Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. — Völs. — Der Schlern. — Bad Ratzes. — Burgruine Hauenstein. — Oswald von Wolkenstein. — Seisseralpe. — Sennhütten. — St. Ulrich in Gröden. — Sanct Benedetto. — Die Schnitzarbeiter. — Gebräuche des Thals. — Der zurückkehrende Grödener. — Handelshäuser. — Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. — Das Ladinische. — Kastelruth. — Die h. Kümmerniß. — Das Tschelo. —)

Seite

IV. Capitel. Von Botzen nach Trient. 175

(Minnelieder. — Die Botzener Messen. — Benehmen reisender Engländer. — Der singende Vetturin. — Tramin und Kaldern. — Die Heilige von Kaldern. — Salurn. — Noch einmal reisende Engländer. — Die Einwohner des untern Etschthals. — Die Geistlichen. — Die Dörfer. — Seidenzucht. — Val di Fiemme. Val di Fassa. — Trient und Herr Mercey. —)

Erste Abtheilung.

Nördliche und Östliche Thäler.

I. Capitel.

Eintritt in Tyrol.

Abſchied von Bayern. — Charakter von Tyrol. — Vergleich mit der Schweiz. — Hauptpäſſe. — Die Iſar. — Scharnitz. — Porta Claudia. — Seefeld. — Des Mauthners Töchterlein. — Zirl. — Anblick des Innthals. — Das Mittelgebirge. — Errettung des Kaiſers von der Martinswand auf eine natürliche Weiſe. — Der Scirocco. — Die Gegend von Innsbruck. — Der Gaſthof zum goldenen Adler. —

Mittenwalde iſt der letzte bayeriſche Ort. Dort trinkt man das letzte bayeriſche Bier, dort ſieht man die letzten bayeriſchen Beamten, Gendarmen u. ſ. w. In Tyrol wird Wein getrunken, die Beamten ſind höflicher, die harten Zollgeſetze ſind nicht ſo drückend, als man glaubt, Gendarmen gibt es aber im deutſchen Theile gar nicht.

Das Tyrol iſt ein ſeltſames Land; eine wahre Felſenburg — aber der koloſſalſten Art. Eine Verſchränkung von Felſen, ein Netz, ein Roſt, man nenne es wie man will, kein Vergleich wird paſſend befunden. Der Witz verläſst uns. Die Schweiz iſt anders, ganz anders. Die Schweiz hat Ebenen zum Kornbau, der nordweſtliche Theil von Konſtanz nach Baſel läſst das Hochland nicht ahnen; Tyrol weiſs nichts davon; nicht im Umfange einer Stunde verläugnet es ſeinen Charakter; es iſt gebirgig durch und durch. Daher fehlt ihm aber auch Getreide;

es hat an vielen Orten kein Brod für seine Söhne, die es dennoch warm und treu lieben. Die Schweiz hat Seen, eine Wasser- und Nixen- und Najaden-Pracht, die ihr Reisende von allen Theilen der Welt herbeiziehen; Tyrol hat seine sprudelnden Quellen, seine brausenden Ströme, seine lieblichen Gebirgsflüſschen, aber die groſsen Wasserspiegel fehlen ihm, um seiner Felsen Füſse zu baden, ihre Häupter wiederzustrahlen. Nur ganz im Süden kann es auf einen Winkel des Gardasees einiges Recht ansprechen; und will man die Vorarlberg'schen Herrschaften, nach Recht und Billigkeit, für einen Theil von Tyrol gelten lassen, so gebührt ihm auch die liebliche Bucht des Bodensees bei Bregenz. Man wird ihm das nicht streitig machen, um der Schweiz nicht in Hinsicht der Seen zu viel voraus zu geben; die beiden Stückchen des Garda- und Bodensees wiegen aber an eigenthümlichen Schönheiten viel Schönes auf, und sie gehören zu Tyrol. Alle Pflanzen, die auf der Erde von Spitzbergen bis Spanien wachsen, sind in diesem Lande zu finden. Oben auf den Alpen, am Fuſse der Gletscher, dauert der Sommer nur 5 bis 6 Wochen, und der starrste Winter regiert die übrige Zeit des Jahres. Aber dennoch blühen dort die edelsten und herrlichsten Blumen. Die Erde trinkt in jenen Regionen, wie Haller so trefflich bemerkt, schneller die erste Sonnenwärme, die Feuchtigkeit, welche der Schnee zurückläſst, erhöht die Productionskraft, und die Elektricität wird stärker, je mehr man sich im Dunstkreise erhebt. Dieſs erklärt die wunderbar schnelle Entwickelung der reichsten Vegetation.

Die Felsenburg Tyrol hat fünf Hauptzugänge. Den einen bei Ober-Drauburg ins Pusterthal, den zweiten bei der Veroneser Klause ins Lägerthal, den dritten über das Stilfser-Joch ins Trafuithal, den vierten durch den Paſs von Finstermunz ins

Vintschgau, und den fünften durch die Scharnitz ins Innthal. Alle diese Eingänge sind imposant. Keine Befestigungskunst wäre im Stande solche Felswände aufzuführen, solche Gräben zu ziehen; und dennoch hat man in neuerer Zeit versucht, die Felsenburg noch fester zu machen.

Hinter-Mittenwalde, unweit der Gränze, entspringt die Isar; ein munteres, grünes Flüſschen, das mit jugendlicher Lust über eine weite Kiesfläche setzt, und die starre, kalte, mit hundert Armen kosend bald, bald ungestüm umfängt. Ein allerliebstes Bild! Dieſs ganze Terrain gehört der jungen Isar. Wo sich nur ein Rinnchen zeigt, ein kleiner Abhang, da breitet sie ein Aermchen aus; sie fühlt ihre Freiheit zum ersten Male hier, die so lange in den engen Klüften der Felsen eingeengt war; sie zersplittert sich, die noch selbst so kraftlos ist, was kümmert es sie! Dort unten flieſsen ihr andere namenlose Flüſschen ganz uneigennützig zu. Sie rinnen so eilig, sie lassen sich so sorglos von ihr verschlingen, zufrieden wenn sie einst mit ihr Isar genannt werden. Bild der Jugend! —

Ohne es recht zu gewahren wie, sieht sich der Reisende mit einem Male aus grünen Bergen zwischen öden Felsen. Graues, festes Gestein, nicht eine Spur von Vegetation; zwei oder drei Häuschen in der Mitte des Passes, rechts über denselben lange, starke Mauern, einst ein Fort, jetzt demolirt. Ein Doppeladler, ein schwarz und gelber Schlagbaum, eine Tafel. Wir befinden uns bei dem k. k. Einbruchsamt Scharnitz, so zeigt die Inschrift und die Mauthbeamten, die so aussehen, als wollten sie visitiren. In der That wollen sie aber nur ein Trinkgeld. Ich liebe sie, diese Einfahrt in Tyrol, die Porta Claudia zu nennen, wie sie einst hieſs, nach der Feste, welche hier die Herzogin Claudia erbaute, und die von den Bayern zerstört wurde. Es ist ein merkwürdiger Paſs, der leicht zu vertheidigen wäre! dabei ist es ein gutes Titelblatt zu dem Alpenbilderbuche, das seine Schätze dahinter verbirgt. Bald ziehen sich die Felsen wieder hinter grüne Vorberge zurück; Wälder lehnen sich daran hin; die Gegend bleibt jedoch einsam, bis der helle Kirchthurm des Marktes Seefeld und die Ruine des Schlosses Schloſsberg vor unsern Augen aufgehen.

Am Fenster des Mauthners lugte ein allerliebstes Köpfchen. Das Gesicht rund, die Augen brennend, die Wangen colorirt, der Mund lächelnd. Es war die Kleine, die am Abende vorher die hübschen Lieder mit heller Stimme in Mittenwalde gesungen hatte. Wir hörten sie so gern, und baten sie immerfort zu singen, aber ein groſser, hübscher Bursche trat aus dem Kreise der Trinker, schlug die Kleine auf die Achsel, und sprach nichts als die Worte: „So geh'!“ Augenblicks verstummte sie, sprang auf, und folgte ihm. Bald darauf aber war sie wieder bei uns, und fing von Neuem zu singen an. „War der dein Schatz?“ fragte ich. „Warum nicht gar,“ erwiderte sie schalkhaft, „dann dürft' ich ja nicht wie„der hergehen und singen; mein Bruder war's.“ — In demselben Augenblicke trat der junge Bursche auf uns zu, sich höflichst entschuldigend, weil er nicht gewuſst habe, daſs „das Madl“ uns Vergnügen mit dem Singen mache; es sey eine Unart von ihr. „Und,“ fügte er etwas leiser hinzu, doch so, daſs es das Mädchen hören konnte, „mit dem Singen und Tanzen hat sie sich schon ganz verdorben. Sie hat die Brustkrankheit, und wird nicht lange mehr leben.“ Das Mädchen lachte, und sang sein Liedchen weiter . . . . .

„Ist das Eure Tochter?“ fragte ich den Mauthner. „Meine Jüngste,“ erwiederte er, „erst sechszehn „Jahre alt, aber ein wildes Ding.“

Ich betrachtete das liebe, kleine Mädchen mit tieferm Interesse, da ich auch den Vater so sprechen hörte. Das Kind leidet an zu heftigem Temperamente, und tanzt und singt sich zu Tode, hier im rauhen Gebirge, wie eine vornehme Dame auf den Parquets unserer Salons. —

Wir aſsen in Seefeld zu Mittag. Das Fleisch war schlecht, und der Wein sehr sauer. Hier war zum Erstenmale im Wirthshause selbst kein Bier zu bekommen; man muſste es aus der Brauerei holen lassen. Wir wollten uns daran für den untrinkbaren Wein schadlos halten, aber es ging nicht. Das Bier war noch schlechter. Nach kurzem Verweilen fuhren wir weiter. Auffallend sind hier die gestrickten Hauben, von weiſser und blauer Wolle, birnenförmig und ungeheuer, welche Frauen und Mädchen tragen. Sie werden von hier bis in die südlichsten Thäler Deutschtyrols gesehen, und sind, trotz ihrer Häſslichkeit und Unbequemlichkeit, als die allgemeinste Kopfbedeckung zu betrachten. Der Weg wurde sehr bergig; wir kamen endlich nach Zirl.

Hier sahen wir die erste östreichische Cavallerie. Das Wirthshaus glich einer Caserne. Soldaten gingen ein und aus, brachten Rapporte, Meldungen, kneipten im Vorbeigehen der Wirthschafterin in die Backen, und lieſsen sich ein Gläschen einschenken. Im obern Stock waren die Namen der Officiere an die Thüren geschrieben, welche die Zimmer besetzt hatten.

Vor Zirl senkt sich ein beträchtlicher und sehr steiler Berg ins Thal hinab. Wie wir aber bei der ersten Wendung des Weges das herrliche Innthal nun erschauten, jauchzten wir laut auf vor Freude. Es ist breit und weit, und der Inn, der stattliche Fluſs, durchzieht es königlich. Alles war sonnig und hell. Die Aecker und Wiesen schön bestellt, mit Canälen durchzogen, mit Obstbäumen eingehegt; überall Cultur, überall weiſse Wohnhäuser, viele Kirchen unten, und auf den Mittelbergen, die auch wieder ihre breiten, schönen Flächen haben, und selbst von den Höhen strebten kleine Thürmchen wie Pfeile in die Wolken.

Wer nur Vorgebirge kennt, wie z. B. die bayerischen, ist überrascht diese Kirchen und Dörfer zu sehen, wie die Versetzstücke eines Theaters, gleichsam an den Felsen, den schroffen Wänden, klebend, schwebend und hängend. Man kann sich nicht überreden, daſs Menschen dort wirklich wohnen; man begreift auf den ersten Anblick nicht, wie sie dort gehen und hanthieren können; man denkt sie sich nur kletternd, springend, Arm und Bein, selbst das Leben wagend. Wenn man aber hinaufsteigt zu dieser Mitte des Gebirgs, zu den breiten Abdachungen, den Ebenen dieser Höhen, wärmer von der Sonne beschienen, näher den Wolken, befeuchteter vom nächtlichen Thau; wenn man ihre Fruchtbarkeit bewundert, und gegen diese erhabene Stille das einsamste Thal noch lärmend erscheint, und von den Wirren des Lebens erfüllt, dann beneidet man die glücklichen Bewohner, und sieht ein, daſs sie hier leben können und sich glücklich fühlen, und ihren Wohnsitz mit keinem andern der Welt vertauschen möchten. Hierhin muſs man steigen, um ein Gebirgsland kennen zu lernen. Der Reisende, der dieſs versäumt, wird nie Tyrol verstehen, und wenn er auch, wie so viele es thun, den Weg vom Zirlerberg bis zur Veroneserklause mit der gröſsten Aufmerksamkeit durchzöge:

O ihr lieben Berge! Immer neu zieht mich die Sehnsucht zu euch hin, und ich habe nur glückliche Monate dort verlebt. Alles, alles ist mir verständlich geworden, selbst das Heimweh habe ich mitempfunden, ich, der ich am Strande der Ostsee geboren wurde.

Den Zirlerberg hatten wir nun hinter uns, und rollten im Thale fort, an dem hohen, linken Innufer hin. Links erhoben sich steile, graue Felsen von beträchtlicher Höhe, die in verschiedenen Vorsprüngen bald den Weg beengten, bald ihn wieder breiter werden lieſsen. Die mächtige Wand hier, die sich fast senkrecht über dem Fluſsbette erhebt, und mit der imposanten, hellgrauen Stirne in das Thal heruntertrotzt, ist „*St.* Martinsbühel,“ oder die Sanct Martinswand, auf welcher Kaiser Max das wunderbare Abenteuer bei der Gemsjagd bestanden hat. —

Die Sage, wie den Kaiser der Engel herunterleitete, ist bekannt genug.

Hier ist eine andere Kunde von diesem Ereigniſs, die noch wenig bekannt ist, und sich dabei auf Urkunden stützt. Inglis erwähnt sie zwar, doch etwas ungenau und willkürlich.

Max war bereits einige Tage, mit Hunger kämpfend, auf dem unersteiglichen Felsen. In allen Kirchen wurden Betstunden gehalten, und selbst der Clerus, den Abt von Wiltau mit dem Hochwürdigsten an der Spitze, zog hinaus zum Fuſse der Martinswand, um dem sterbenden Fürsten die letzten Tröstungen zu reichen, da man dessen Tod als gewiſs voraussah.

Aber der Himmel fügte es anders. Einer der geschicktesten und kühnsten Gemsenjäger, Zips oder Zipper mit Namen, war seit lange schon auf Streifereien im Gebirge begriffen, und wuſste nichts von diesem seltsamen Vorgange. Indem er einer Gemse nachklettert, erreicht er den Standpunkt des Kaisers, und überrascht von dem unerwarteten Fund, bleibt er wie angewurzelt stehen und ruft entsetzt: Holla! — Der Kaiser, eben so ergriffen von diesem plötzlichen Besuch, kann erschöpft nur die Worte vorbringen: „Ich laur'! — Jetzt nähert sich der Jäger und läſst sich mit wenig Worten des Fürsten Verlegenheit erklären. „Wenn's weiter nichts ist,“ ruft er freudig, „ich muſs ja auch hinabglitschen. Komm' also mit!“ — Hierauf setzt er dem Kaiser Glitscheisen an, nimmt ihn sorgfältig unter dem Arm, und an der Rückseite des Felsens, wo auch jetzt noch der bequeme Steig sich zur Höhe hinanzieht, bringt er ihn ohne Gefahr wieder zu dem ängstlich harrenden Volke. Der so der Todesgefahr entrissene Monarch erhob seinen Retter in den Adelstand, und nannte ihn, zum Andenken des Anrufs und seiner eigenen Antwort, der ihm fürs ganze Leben merkwürdigen Worte, **Hollauer** mit dem Prädicate von Hohenfelsen. Als Wappen verlieh er ihm, eine über Felsen setzende Gemse, mit Blumen in den Vorderfüſsen.

Die Urkunde hierüber befindet sich in dem sogenannten Bekennbuche im Innsbrucker Archive. Dort heiſst es unter Andern:

Der Kaiser gibt an Oswald Zipper jährlich 16 Gulden Rheinisch aus dem Zoll von Zirl, „bis so lang „wir Ime mit ainem Aembtl das ungeverlich so vil „ertragt, sein Lebelang versehen, um seines getrewen „Verdienens willen und aus sonderen Gnaden.“

Das Geschlecht der Hollauer ist indeſs ganz unbekannt geblieben.

Der weite Thalkessel, in dem Innsbruck *) liegt, wird von hohen Bergen begränzt, die erst nach dem Unterinnthale hin mäſsig abfallen, und eine gefälligere Form in zusammenhängenden Ketten zeigen, während sie nach den andern Seiten nur schroffe Kuppen und Spitzen darbieten. Die Felswand, die gen Norden, gleich einer Riesenmauer die Aussicht schlieſst, hat eine treffliche Alpenweide, und man nennt sie von dem Dorfe Hotting, an ihrem Fuſse, die Hottinger Alpen.

Diese Felswand ist Ursache, daſs der Scirocco das Thal von Innsbruck so heftig heimsucht, der, aus Süditalien kommend, hier anprallt, und dann wieder, durch die im Sommer an der Mittagsseite glühenden Felsen verstärkt, über die Stadt und ihre Umgegend hinabgesandt wird. In keinem andern Thale, selbst in den südlichen nicht, fühlt man sich von dem Scirocco so belästigt, wie hier. Die Einwohner nennen ihn den warmen Wind, und obgleich seit Jahren, oft seit der Geburt daran gewöhnt, fühlen sie stets seinen schädlichen Einfluſs, der sich jedoch auf die verschiedenste Weise äuſsert. „Der „warme Wind kommt!“ heiſst es, und mit den Staubwirbeln, welche man aus der Ferne sich heranwälzen sieht, verspürt man den Gluthhauch eines Backofens; die meisten Menschen verspüren dann Kopfweh, Bangigkeit, Neigung zum Erbrechen. Dieser Zustand ist jedoch nur vorübergehend, und endet sogleich, wenn der Wind seine Richtung verändert. Darum ist schon in geringer Entfernung von Innsbruck, in Hall etwa, sein verderblicher Einfluſs bedeutend geschwächt.

---

*) 1754 F. über dem Mittelländischen Meere.

Wir fühlten selbst auf Spaziergängen, bei kalter Temperatur, plötzlich strichweise den warmen Wind uns anwehen, und waren dann froh, wenn wir wieder aus seinem Bereiche uns entfernt hatten.

Ueber Innsbruck hinaus sieht man in ziemlicher Ausdehnung die gewerbreiche, und wegen ihrer Salinen bedeutende Stadt Hall, am Fuſse des weiſslichen, kahlen Salzberges gelegen, ringsumher eine Menge von Schlössern und Dörfern. Ambras, wo sich einst die berühmte Sammlung von Kunstschätzen befand, die jetzt eine Zierde des Belvedere in Wien macht, und wo Philippine Welser wohnte, leuchtet mit den klaren Fenstern aus stattlichen Mauern von seiner Höhe hernieder; dort das Jagdschlöſschen Weiherburg, der Lieblingsaufenthalt Maximilians, das sein hohes, rothes Dach aus dem duftigen Laube emporstreckt; näher zur Stadt das gröſsere Büchsenhausen, die prächtige Abtei Wiltau mit ihrer Kirche und den palastähnlichen Gebäuden jenseits des Inns. An beiden Ufern endlich die freundliche, weitausgedehnte Stadt, mit ihren zerstreuten Anhängseln, den Kirchen, Casernen, dem Schlosse, und den zierlichen Alleen nach allen Richtungen. Innsbruck trägt überall den Stempel des Gebirgslandes, es kann keine sinnigere Hauptstadt von Tyrol gedacht werden. Eine anmuthige Mischung von Naivetät und groſsstädtischem Wesen herrscht darin; die Lage im weitesten Thale, am mächtigsten Gebirgsflusse, das Unzusammenhängende, Offene, das Hineinlugen der schönsten, üppigsten Alpenweiden, das Ueberragen der mächtigsten Felsenhäupter, die Volksmenge in den Straſsen, Damen und Herren, die nach der Mode gekleidet sind, und sich nicht im geringsten kleinstädtisch, aber doch so ganz eigenthümlich benehmen; das Militär, das sich's auch ganz eigen bequem zu machen scheint, als wär's bei einer Landpartie; jene Tyroler endlich, wie wir sie kennen, mit den Spitzhüten und dem Gemsbarte dran, die hier noch ungenirter wie gewöhnlich sind, weil sie sich ja hier zu Hause fühlen.

Wir fuhren über die schöne Innbrücke.

„Das ist unsere Capitale,“ sagte scherzend ein junger Tyroler, in dessen Gesellschaft wir reisten, „aber das hier und dort, und rechts und links, sind „unsere Berge,“ und sein Ton wurde ernster, und er sah mit den klaren Augen recht stolz drein. „Jener dort,“ fuhr er fort, „der mit dem gebogenen Rücken, der sich so bescheiden hinter die andern Riesen zurückzieht, die er doch alle überragt, „ist der 9000 Fuſs hohe Sollstein, *) der höchste der

---

*) Diese Höhenangaben sind wie sie beim Volke cursiren; genauer findet man sie in der beigegebenen Höhenkarte.

„Gebirge der ganzen Gegend, der so leicht zu besteigen ist, daſs selbst die bequemsten Damen die Sonne auf seinem Gipfel können aufgehen sehen. Das ist ein ächter Tyroler Berg, und mein Liebling! Auf jener Seite, die malerische Pyramide, die sich aus furchtbaren Abgründen zu erheben scheint, ist die Waldraffer Spitze, der höchste Gipfel des Serlesberges, wo einst ein berühmter Wallfahrtsort befindlich war. Die grünen Höhen jenseits des Inns zur rechten sind der Berg Isl, wo wir für den Kaiser, und das was der Tyroler Freiheit nennt, kämpften, links davon ragen die buschigen Glanzerköpfe hervor, die man leicht erklimmt, und von ihnen die herrlichste Aussicht genieſst. Drüber hinaus strebt der Patscher Kofel empor, an dessen Abhange uns die Kirche vom heiligen Wasser herniederglänzt. Dieſs Mittelgebirge ist reich bebaut; Kirche an Kirche zeigt sich hier, und wenden wir die Blicke zurük, so schlieſsen die Berge des Oberinnthals die Aussicht, während sich vor uns das freundliche Unterinnthal öffnet, wo die lustigen Leute wohnen, und der Jodler erklingt.“

Der Wagen hielt; wir waren mit in die Luft erhobenen Köpfen, und mit den Augen dem Finger unsers Cicerone folgend, in Innsbruck eingefahren, und hielten jetzt vor dem Gasthause zum goldenen Adler des Herrn J. B. Niederkircher.

* * *

II. Capitel.

Innsbruck.

Frühere und jetzige Beschaffenheit. — Doctor Maurer. — Gasthöfe. — Die Hofkirche mit den Denkmälern. — Das Ferdinandeum. — Neue Rettungsapparate gegen Feuersgefahr. — Mühlau.

Wer in Tyrol bloſs Berge und Bauern kennen lernen will, thut Unrecht, auch die Städte und ihre Einwohner verdienen Beachtung. Meine Vorgänger, Inglis und Mercey, fehlten hierin. —

Die Hauptstadt Tyrols war noch vor 5 bis 6 Jahren voll Schmutz und Unordnung. Der Reisende lief eilig in die Hofkirche, um das berühmte Kaiserdenkmal zu besehen, und konnte dann nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich wieder davon reisen. Die Wirthshäuser waren schlecht, das Pflaster erbärmlich, lange Dachrinnen überragten die engen Straſsen, die von beiden Seiten von dumpfigen Gewölben eingefaſst waren, die auf niedrigen plumpgemauerten Pfeilern ruhten; die schönen Ufer des Inns waren ungepflastert, dafür aber mit Kehrichthaufen bedeckt, und von Cloaken durchzogen. Eine Vorstadt, die sich einen sanften Abhang, nach der Weiherburg hinanzieht, wird noch heutzutage im Munde des Volks „Kothlacken" genannt; und wenn sie gleich jetzt nicht mehr diese Benennung verdient, so kann diese doch als Maſsstab gelten, wie es hier einst ausgesehen haben mag.

In diesem Augenblick steht Innsbruck auf dem Punkte eine schöne Stadt zu werden; eine angenehme, reinliche, freundliche ist sie schon. Sie verdankt dieſs ihrem Bürgermeister, Herrn Doctor Maurer, einem Manne voll Energie und Eifer, der mit vielen Vorurtheilen den Kampf wagte, und sie glücklich besiegte, Angewöhnungen abstellte, und überall dem bessern Neuen den Weg bahnte.

Gutes Straſsenpflaster und unterirdische Abzugscanäle, Trottoirs und Beleuchtung, schöne Promenaden und die Quais am Ufer des Inns, sind das Werk dieses Mannes, und einige projectirte und im Bau begriffene öffentliche Gebäude werden der verjüngten Stadt nicht minder zum Nutzen als zur Zierde gereichen. Dieſs alles trägt dazu bei, daſs der Fremde hier nun gern verweilt, und ein längerer Aufenthalt in Innsbruck ist ihm nothwendig, weil von hier aus nach allen Richtungen die interessantesten Partien Nordtyrols sich bereisen lassen. —

Bei dem stets sich mehrenden Zuflusse von Fremden wäre es jedoch zweckmäſsig einen groſsen, eleganten Gasthof zu begründen. Die zwei, welche für die vornehmsten gelten, sind der Reichsadler und die Sonne. Ich habe sie bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in Innsbruck beide kennen gelernt.

Der Reichsadler hat einen in der That originellen Anstrich, und wenn man sich eben nicht viel aus dem Schmutze macht, der überall seine Herrschaft darin aufgeschlagen hat, so kann es einem dort wohl recht behaglich erscheinen. Der nun verstorbene Besitzer, Aloys Niederkircher, hatte den Charakter Innsbrucks, wie ich ihn oben selbst mit einigen Strichen zu zeichnen bemüht war, richtig begriffen, und ihn in seinem grandiosen Hôtel so wiederzuspiegeln gesucht. Es schimmert darin überall die Naivetät des Gebirgs hervor, bei allem Anstrich von groſsstädtischem Wesen, und was den Schmutz betrifft — je nun! — der war früher ja auch in der ganzen Stadt anzutreffen; es ist zu hoffen, daſs der jetzige Besitzer des Hauses, oder doch mindestens einmal dessen Erbe, Neuerungen in dieser Hinsicht auch mit seinem Hotel, wie der wackere Bürgermeister mit der Stadt vornehmen werde. Herr Niederkircher hat seine Zimmer und Corridors mit den Reden Hofers, die er einst aus seinen Fenstern an das Volk hielt, geschmückt, daneben hängen Karten und Ansichten des Landes, Schmetterlings- und Mineraliensammlungen von Tyrol, und die Aussicht, die man aus seinem Garten auf das Gebirge hat. Das Maſs eines riesengroſsen Einwohners aus dem Val di Ledro, der einst hier als Hausknecht diente, ist an allen Ecken und Enden angegeben, und mit erklärenden Inschriften versehen; zu dem allem kommt noch eine originelle Empfehlungskarte, worauf die Karte von Tyrol en miniature befindlich ist, und folgender Vers:

Jeder Mensch auf dieser Welt,
Hat seine Lober und seine Tadler,
Und sogar auch der Wirth zum schwarzen Adler,
Aloys B. Niederkircher in Innsbruck.

Diese Karte wird in ganz Tyrol, bis in die Lombardei hinab, angetroffen, und verdient gewiſs ihrer Originalität wegen diese Verbreitung. — Die Table d'hôte ist nicht sehr zu rühmen. Auffallend ist es schon hier, daſs auſser Sauerkraut und Kartoffeln fast kein anderes Gemüse servirt wird. Dieſs ist aber in ganz Tyrol der Fall. Es wird nur wenig Gemüse gebaut, und der Tyroler iſst es nicht gern.

In der Sonne ist es ein wenig eleganter zwar, aber der Mangel jener naiven Requisiten des schwarzen Adlers wird dadurch nicht vergessen gemacht. Ein Garten hinter dem Hause, mit einer herrlichen Aussicht, die sich einem hier jedoch überall aufdrängt, und daher nicht besonders hervorgehoben werden darf, ist bei schönem Wetter einladend. Beide Gasthöfe sind ziemlich theuer; denn wenn gleich die Table d'hôte mit dem Weine nur 54 Kreuzer kostet, und ein Zimmer mit zwei Betten nur einen Gulden zwölf Kreuzer, welches keineswegs auſserordentlich genannt werden kann, so stehen doch immer so viele Nebendinge auf der Rechnung, die — der Reisende mag sich eingerichtet haben wie er wolle — immer das Sümmchen zuwege bringen, welches der Wirth sich von ihm versprach, als er ihn vor seiner Thür aus dem Wagen steigen sah. Hierin ist der Wirth des schwarzen Adlers auch wieder naiver wie der Sonnenwirth; ja — seine Naivetät geht so weit — daſs er die Reisenden ermahnt, das Zimmer zu verlassen, sobald die Rechnung einmal bezahlt ist, und er nachträglich nichts mehr zu fordern weiſs, indem gekehrt und aufgebettet werden müsse, weil andere Fremde schon darauf warten, u. s. w.

Ich kann aus Erfahrung die Gasthöfe zweiter Ordnung empfehlen. Hierunter vor allen die Rose, unweit der Hauptwache, und die Wirthshäuser auſserhalb der Brücke, an dem reinlich-freundlichen Quai des Inns gelegen, wo man überdieſs aus allen Fenstern der reizendsten Aussicht genieſst.

Die gröſste Merkwürdigkeit Innsbrucks ist das Grabmal des Kaisers Max in der Hofkirche, die auch zum heil. Kreuz oder Franciscanerkirche genannt wird. Ich halte es für überflüssig hier eine umständliche Beschreibung desselben einzuschalten, weil sie so oft schon gegeben wurde, und hinlänglich bekannt ist. Kein Reisender wird versäumen, die 28 Statuen in Erz, die es umgeben, so wie die 24 kunstvollen Basreliefs von Alexander Collin *) daran, in

---

*) geb. zu Mecheln 1526, gest. zu Innsbruck 1612. — Der Leichnam Maximilians ruht nicht hier, sondern zu Wienerisch-Neustadt.

Augenschein zu nehmen. In einer Seitencappelle, rechts vom Eingange, ruht Philippine Welser mit ihrem Gatten, und unter der Treppe, die dahinführt, Philippinens Amme. Dieser Capelle gegenüber, in einer Nische, steht nun die Statue Hofers, in weiſsem Tyroler-Marmor, die am 5 Mai 1834 feierlich eingeweiht wurde. Wenn die Nähe des Grabmales des groſsen Kaisers, das zugleich das erhabenste Kunstdenkmal Innsbrucks ist, mit Vorbedacht für die Aufstellung gewählt worden zu seyn scheint, so muſs doch bekannt werden, daſs eben diese Nachbarschaft dem neuern Werke zum Nachtheil gereiche. Hofers weiſses Standbild, nach einem modern eleganten Begriff ausgeführt, hat sich wie ein ungebetener Gast diesem Reihen erzener Helden- und Frauengebilde angereiht, die wie eine stumme Gesellschaft den Eintretenden sonst empfingen, und erst nach und nach in ihrer starren Stellung das beredte Zeugniſs ablegten: hier ruht der groſse deutsche Kaiser, der lezte Ritter; dieſs ist das Denkmal einer dahingeschwundenen Zeit, hier endete das deutsche Mittelalter. Jezt steht der Tyroler Bauer, einsam, mit übergehängtem Stutzen und halb entrollter Fahne seitwärts da, und spricht lebendiger von einer blutigen Zeit voll Gräuel und Plage, und von einem andern groſsen Kaiser, dem Sohne dieser Zeit, auf dessen Geheiſs er erschossen wurde, und im Rondell der Festung Mantua in Vergessenheit schlummerte, bis einige Officiere, ungeheiſsen, seine Gebeine entführten. *)

Von den Entwürfen, die zu Hofers Denkmal ein-

liefen

---

*) Am 19 Febr. 1823 langten die seit dem 20 Febr. 1810 in Mantua beerdigten, und dort vom ersten Bataillon Kaiser-Jäger, bei seiner Rückkehr aus Italien mitgenommenen Gebeine Hofers in Innsbruck an, und wurden im Servitenkloster niedergelegt. Am 21 desselben Monats wurden sie feierlich in der Hofkirche beerdigt.

liefen, sah ich noch einen, von einem Innsbrucker Künstler. Hofer steht hier als Held da, mit verklärtem Blicke, gekrönt von dem Genius des Ruhmes. Der Kaiser selbst soll diese Idee verworfen haben; er befahl den Sandwirth, ganz wie er war, der Nachwelt aufzubewahren, schlicht, ohne allen Prunk und ohne Allegorie. Der Innsbrucker Künstler ist aus Gram darüber gestorben. — Von der Arbeit des Professors Schaller, der die Aufgabe nun gelöſ't, hätte man aber Portraitähnlichkeit erwarten dürfen. Dieses ist jedoch nicht der Fall. In der Ausführung bleibt nichts zu wünschen übrig. Der herrliche, schneeweiſse Marmorblock, von einem sehr feinen Korne, lieh sich dem Meiſsel auf das bereitwilligste her, und Schaller war geschickt genug, den gröſsten Vortheil hieraus zu ziehen. Die unten zusammengehaltene, oben aufgeblähte Fahne, die Falten der anliegenden Kleidung, alle Verzierungen, bis zu dem Riemenzeuge des umgehängten Gewehrs, alles dieſs ist mit Freiheit behandelt und sehr vollendet. Die Stellung war durch die Aufgabe bedingt; sie ist zu nachlässig, um edel genannt zu werden, eine heldenmäſsigere Haltung würde jedoch mit dem Passeyerer Wamms in Widerspruch gerathen seyn. Dieses selbst, so wie die Kleidung überhaupt, ist einem Bildhauerwerke nicht günstig. Man kann dieser Tracht wohl einigen malerischen Reiz zugestehen, doch ist sie nicht schön zu nennen. Der breite, los umgeschnallte Gürtel stört vollends das Verhältniſs der Figur um die Hüften, und läſst sie dickbäuchig erscheinen. Dem emporgeworfenen Kopfe kommt der volle, portraitwahre Bart sehr günstig zu Hülfe. Hier konnte ein edler Ausdruck, eine schöne Form neben der geforderten Treue sehr gut bestehen, und dieser Theil ist auch das Beste an dem ganzen Kunstwerke. Der Meister hat den breiten, verunstaltenden Hut seitwärts liegend angebracht. Professor Schaller bewährte sich durch diese Arbeit als einen der ersten jetzt lebenden Bildhauer, und das Standbild Hofers wird in vielen Beziehungen die Bewunderung der Kunstfreunde wohl zu erregen im Stande seyn.

Eine andere interessante Merkwürdigkeit Innsbrucks ist das Nationalmuseum Ferdinandeum, das von den Fremden nur wenig bis jetzt beachtet wurde. Diese bereits sehr ansehnliche Sammlung besteht erst seit drei Jahren. Eine ausführliche Kunde davon geben die Jahresberichte der Gesellschaft, und die sehr schätzbare „Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg", welche auf Kosten des Ferdinandeum, von drei Mitgliedern desselben, den Herren von Mersi, von Pfaundler und Röggel, redigirt, in der Wagnerschen Buchhandlung in Innsbruck erscheint. Besonders reich sind hier die naturhistorischen Sammlungen zu nennen; die oryktognostische enthält merkwürdige Exemplare, für welche durchreisende Naturforscher dem Museum schon sehr bedeutende Summen geboten haben sollen. Da sie aber selbst in Tyrol nur sehr selten vorkommen, so konnten sie nicht veräuſsert werden. Unter den ausländischen Mineralien, (darunter werden auſser Tyrol gefundene verstanden) ist eine Suite Idrianer Quecksilberstufen besonders interessant. Die geognostische Sammlung ist nicht minder sehenswerth und zahlreich. Hier erregt vorzügliche Aufmerksamkeit eine Sammlung von Laven und vulcanischem Sande von der im Julius 1831, in der Nähe von Sicilien entstandenen, und nun wieder in das Meer versunkenen Insel Graham oder Giulia. Mehrere Fürsten wollten sich ihren Besitz streitig machen, und nun hat Niemand etwas davon, als das Ferdinandeum zu Innsbruck. Ferner finden sich hier noch interessante Petrefacten, als: von Landsäugethieren, Konchylien, Pflanzenthieren, Ichthyolithen, Pflanzen, u. s. w. Die Flora tyrolensis, fast aus allen Gegenden Tyrols, ist sehr reichhaltig; unter den inländischen Fluſs- und Sumpfmuscheln zeigt man eine aus dem Lanser-See mit Ansätzen von Perlen. Die Schmetterlings-Sammlung ist auf achtzig groſsen Blättern aufgeklebt. Als besondere Merkwürdigkeit zeigt man noch eine ausgebalgte Taube mit vier Flügeln. — Unter den Gegenständen der Industrie und der Mechanik nenne ich vor allen das überaus künstliche Gewehr, welches ein Tyroler Landmann, Namens Pachhuber, im Pusterthal verfertigt hat. Es ist mit dem kunstvollsten Fleiſse gearbeitet, mit eingelegten und damascirten Verzierungen, deren Zeichnungen den feinsten Geschmack verrathen, mit Elfenbein und Holzschnitzwerken, mit Metallguſs- und Drechslerarbeiten versehen, und alles dieſs, ohne Beihülfe Anderer, von demselben Landmanne gemacht. Man erstaunt über die seltene Vollendung und Sauberkeit, und bewundert die überaus geschmackvolle Eleganz dieses Kunstwerks, das in einem Glasschreine, auf einem beweglichen Untergestell aufbewahrt wird, so daſs man es nach allen Seiten drehen, und wohl in Augenschein nehmen kann. Silber und Vergoldungen, Elfenbein und Schildkröte, Perlmutter, angelaufener und blanker Stahl, Bronze und die schönsten Holzarbeiten sind daran sichtbar. Engländer, welche den Verfertiger bei der Arbeit antrafen, haben ihm jeden beliebigen Preis dafür zahlen wollen, den er aber ausschlug, um sein Meisterstück in das Landesmuseum zu liefern, und als man nun von ihm verlangte: „er möge seine „Forderung stellen," so erwiederte er trocken: „ein „Jahr hab' ich daran zu schaffen gehabt, und einen „Gulden täglich werd' ich ja wohl verdient haben." Er erhielt mithin 365 Gulden. — Die geschickten Eisenarbeiter des Stubeythals lieferten alle ihre Fabricate in sehr verkleinertem Maſsstabe, ebenfalls mit groſser Zierlichkeit ausgeführt. Man sieht hier Federmesser mit sechs Klingen, Patentkorkzieher

u. s. w. von der Länge eines halben Zolles. Alles ist in einem geschmackvollen Kästchen, wohl mehrere hundert Gegenstände, mit einer schönen widmenden Inschrift. Aus Gröden finden sich die artigsten Schnitzarbeiten in Holz; aus Roveredo seidene Gespinnste, und so aus allen Gegenden das Eigenthümlichste. — Unter den Gemälden von Tyroler Malern bemerkt man mehrere von Schöpf, Knoller und von jüngern, zur Zeit in Italien lebenden Künstlern. Auch der alte Koch, seinem Vaterlande stets getreu, und in Liebe seiner gedenkend, hat aus Rom einige werthvolle Arbeiten eingesandt. *) Fast täglich laufen Stücke vom Auslande ein, womit junge Tyroler ihr Museum beschenken. — In historischer Hinsicht findet man gleichfalls sehr interessante Gegenstände. Ein Gemälde in gewöhnlicher Gröſse stellt den Moment dar, nach der Schlacht am Jauffen. Im Hintergrunde liegt Sterzing, ein Wagen Verwundeter, Speckbacher, Hofer u. A. — Unweit davon hängt ein Portrait Hofers, welches das ähnlichste von ihm seyn soll.

---

*) Joseph Anton Koch, geb. 27 Julius 1768, zu Obergiebeln am Bach im Lechthale. 1777, als das Lechthal vermessen ward, wurde er Handlanger bei den Geodäten. Er beobachtete die Zeichner und copirte sie. Die Mutter konnte, da der Vater weit weg auf Handelschaft war, die Familie nicht ernähren, und Koch wird Schafhirt auf der Brabacher Alp, einer schauervollen, wilden Gegend. Hier kratzte er Figuren auf Baumrinde und Steine. Der Weihbischof von Augsburg kam inzwischen ins Lechthal, um die Firmung zu spenden; er sieht hier die Federzeichnungen des jungen Hirten und verspricht für ihn zu sorgen. Wie er im Herbste mit der Heerde nach Hause kehrt, beginnt ein neues Leben für ihn. Er wird in Augsburg unterrichtet, überflügelt jedoch bald seinen Meister. Hierauf geht er nach Stuttgart, wo er 7 Jahre bleibt, dann besucht er Frankreich, Mailand, Florenz und Rom, wo er sich verheirathet und niederläſst. Während der französischen Invasion kehrte er nach Deutschland zurück und lebte in München, Dresden und Wien. Erst 1818 lieſs er sich wieder in Rom nieder. Seine Verwandten in Tyrol besuchte er nie, jedoch unterstützt er sie reichlich.

Darunter befinden sich in einem Schrank einige Reliquien von ihm: sein Degen, den ihm Chasteler gab, wofür er seinen alten Bauernsäbel ablegte, nachdem er Landescommandant geworden war, und sein grüner Hosenträger, woran ein zinnernes Amulet, das von einer geistlichen Bruderschaft herrühren soll, welcher er angehörte. Diefs wurde von seiner Wittwe hieher gespendet. Auch zeigt man hier noch einige eigenhändige Briefe von ihm, und unter andern den Abschiedsbrief an die Seinigen, aus Mantua datirt, wenige Stunden vor seinem Tode. Er athmet eine höchst rührende Naivetät. *)

Dieser flüchtige Umrifs einer nicht nur schätzbaren, sondern auch merkwürdigen Sammlung genüge hiermit, um die Reisenden aufmerksam zu machen. Sie ist übrigens in einem hellen, freundlichen Locale aufgestellt, und wird mit vieler Bereitwilligkeit gezeigt. Der Director dieses Instituts ist der um sein Vaterland Tyrol hochverdiente Präsident di Pauli, der, obgleich schon in sehr vorgerücktem Alter, dennoch der Wissenschaft und Kunst mit eifriger Liebe zugethan ist.

Nachdem wir mit der Besichtigung dieser Sammlungen einen sehr angenehmen Vormittag hingebracht hatten, wurden wir von einigen Freunden eingeladen, einem Versuche beizuwohnen, der auf dem Rennplatze vor dem Mauthgebäude, mit einem neuen Rettungsapparate in Feuersgefahr, gemacht werden sollte. Er bestand in sehr bequemen und festen, in sichern Gestellen ruhenden, langen Brandleitern, die sehr zweckdienlich sind, und in einer dem Brande widerstehenden Kleidung für die Rettenden. Eine dieser Kleidungen war aus Asbestleinen verfertigt, und umgab den ganzen Mann von dem Scheitel

---

*) Ich habe diesen Brief, so wie alles Andere, Hofer betreffend, den Episoden von 1809, d. III Abtheilung, einverleibt.

bis zur Zehe; vor den Augen war eine kleine Oeffnung mit einem Drathgitter versehen, überdieſs trug er noch einen groſsen, ovalen Schild aus Drath geflochten in der Hand. Die andere Kleidung war aus starkem, filzartigem Zeuge, das mit Federweiſs eingerieben war und worüber sich ein vollkommen anschlieſsendes Drathgeflechte zog. Schild und Kappe war von demselben Material. Man errichtete zwei ziemliche Scheiterhaufen, die, nachdem sie angezündet waren, eine Flammengasse bildeten, wodurch die Männer in der feuerfesten Kleidung zu wiederholten Malen langsamen Schrittes hindurchgingen, sich auch selbst ein paar Mal auf die brennenden Holzstöſse niedersetzten. Es schien jedoch, als ob der Mann in Filz und Drath weniger von den Flammen belästigt würde, als die Andern in der Asbestkleidung, die nicht so oft und nicht so anhaltend ihren Prüfungsweg einschlugen. Die Hitze an diesem Tage war auſserordentlich; das lange Harren, bis alles zu dem Versuche hergerichtet war, und nun dieser selbst, dieſs muſste den armen Salamandern auf recht klägliche Weise zugesetzt haben. Obgleich man die augenscheinliche Gewiſsheit erhielt, daſs diese Kleidung Schutz vor Flammen gewähre, so konnte doch nicht eben so unumstöſslich angenommen werden, daſs einige Männer, so angethan, bei einer ausbrechenden Feuersbrunst mit Nutzen verwendet werden dürften. Da werden andere Bedingungen vorausgesetzt: rasche Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Muth, Gewandtheit, und es ist ein Andres, wie ein watschelnder Tanzbär, zur Belustigung der Menge, ein solch spaſshaftes Manöuvre auf ebener Erde auszuführen, oder auf brennenden Balken in schwindelnder Höhe, mit einer Last auf den Armen, der wirklichen Gefahr zu trotzen. Die schwerfällige Kleidung muſs diesem geradezu entgegenstehen, und die, wie ich glaube, nach englischem Gebrauch organisirten „Menschenretter“ in Hamburg, scheinen mir viel zweckmäſsiger uniformirt zu seyn. —

Während dieser Feuerprobe erschallte von Zeit zu Zeit aus dem an den Rennplatz stoſsenden Hofgarten eine rauschende Militärmusik. Es war das Musikcorps des Regiments Groſsherzog von Baden, das sehr ausgezeichnet ist. Wir begaben uns dahin, und fanden viel schöne Welt dort, die aber leider sehr bald durch Regentropfen und einen fernhin hallenden Donner auseinander gescheucht wurde. Einer unserer Freunde, der sich auf die Gebirgswetterkunde verstand, munterte uns dessen ungeachtet auf, einen Spaziergang nach dem unfernen Mühlau zu machen. Er behauptete, daſs das Wetter nicht heraufkommen werde, und ehe noch eine halbe Stunde vergangen, so würden auch selbst keine bedrohlichen Wolken mehr am Himmel seyn. Wir machten uns also auf den Weg, immer jedoch die zweifelhaften Blicke nach dem von der untergehenden Sonne gerötheten schweren Gewölke gerichtet, das sich über Ambras weg, nach den Spitzen des Patscher Kofels und Glungezer Jochs hinzog. Bald waren diese Berge in einen feuerfarbenen Mantel gehüllt, der im Winde zu flattern schien, und oft die Seiten, oft wieder die Gipfel kohlschwarz hervorragen lieſs. Dann fuhren Blitze daraus nach allen Richtungen, und ein dröhnender Donner lieſs sich vernehmen. Dieſs machte einen köstlichen Effect! Der Himmel über uns wurde indeſs immer reiner, und ein Stern nach dem andern schimmerte daran empor. Der Feuermantel jener Berge bleichte nun auch nach und nach und löste sich in einen Wolkennebel auf, der sich weit ins Unterinnthal hineinzog, und Hall mit seinem Hintergrunde schöner Berge, vor uns verhüllte. Wir hatten einen klaren, freundlichen, milden Abend, denn die elektrischen Entladungen hatten ihren wohlthätigen Einfluſs auf das ganze Thal ausgeübt.

Wir stiegen zum Wirthshaus in Mühlau hinan, das auf Terrassen am Innufer sich erhebt. Wir waren eine gemischte Gesellschaft, aus Norddeutschen und Tyrolern bestehend. Einer der Letztern lieſs einige Flaschen „Tyroler Ausbruch" geben, die uns zum ersten Male hohe Achtung vor diesem, in der Fremde etwas verrufenen Gewächs einflöſsten, das ich in der Folge besser kennen lernte, um einzusehen, wie ungerecht die Menschen oft urtheilen, und wie wenig man den Berichten der Reisenden in frühern Zeiten trauen durfte, als das Reisen noch nicht so allgemein war wie jetzt, und die süſse Gewohnheit eine parteiische und unempfängliche Stimmung für das Fremde so gern hervorrief. In neuerer Zeit ist nur ein einziges Beispiel dieser Art, in Herrn Nicolai, dem merkwürdigen italienischen Reisenden, da gewesen. —

III. Capitel.

Innsbruck.

(Fortsetzung.)

Lebensart der Einwohner. — Weiherburg. — Ambras. — Tummelplatz. — Philippine Welser. — Caserne. — Begräbnisse — Das goldene Dachl. — Bauernkomödien. — Theater in Buchsenhausen. —

Die Einwohner der Hauptstadt sind arbeitsam und mäſsig. Sie sind stolz auf ihre schöne Natur, und lassen keinen Festtag vorbeigehen, ohne gröſsere oder kleinere Ausflüge zu machen, um sie recht zu genieſsen. Dann ist die Stadt wie ausgestorben; man sucht seine Freunde vergebens an den gewohnten Orten, und hat man sich nicht einer Landpartie angeschlossen, so muſs man einsam und verlassen in seinem Zimmer bleiben, denn in Innsbruck würde es vergebens seyn, wollte man eine Gesellschaft suchen. Von Kaffeehäusern ist nur ein erhebliches in der Vorstadt Wiltau zu nennen, wo nicht selten sogar ein recht anmuthiger Damenkreis angetroffen wird.

In der nächsten Umgebung ist ein Spaziergang nach der Weiherburg angenehm. Er zieht sich auf dem linken, etwas erhöhten Innufer mäſsig hinan. Das kleine Jagdschloſs ist von duftigen Bäumen umgeben, daneben ist ein Grasplatz, eine Art von Zwinger, in dem ein runder, tüchtiger Steintisch steht. Hier kreiste sonst der Humpen, und der Imbiſs wurde von hungrigen Jägern daran eingenommen. Die Aussicht, die man von diesem nur um ein Geringes über dem Fluſsbette erhöheten Terrain genieſst, ist schon reich und bedeutend zu nennen. Es läſst sich nichts Angenehmeres denken, als einen schönen Morgen unter diesen Bäumen zuzubringen. Dem mächtigen Kaiser Maximilian genügte dieser Aufenthalt vollkommen, er zog ihn allen seinen Burgen und Schlössern vor, und er hat hier so manches Jahr seines bedeutungsvollen Lebens hingebracht. In dem einen Erker zeigt man das Plätzchen, wo er in sehr unanständiger Verfassung den Abgesandten Venedigs Audienz gegeben haben soll. Es war nicht die interessanteste Erinnerung, die uns hier durch den Sinn zog, obgleich der Cicerone sie jedesmal sehr eifrig hervorzurufen bemüht war; aber andere Züge deutscher Vergangenheit werden hier wach und weihen diesen Ort zu einem Gedächtniſsmale des Kaisers.

Ambras (Amras), das man von allen Seiten des Thals sehr lockend herabschauen sieht, ist das zweite Ziel der Wanderungen in die Umgegend. Man hat zwei Wege dahin, den obern und den untern, und man thut gut den einen hin, den andern zurück zu wählen. Auf dem obern kommt man an dem Falle der Sill vorbei, die vom Brenner herabkommt, und unweit von hier sich in den Inn ergieſst. Die Gebüsche auf den Felsen ringsumher, und die in gewissen Jahreszeiten nicht unbedeutende Wassermasse, die nicht in verschiedene Arme zertheilt, sondern auf Einmal in den Kessel wogt, geben diesem Falle ein Interesse vor so manchem berühmtern, der sich von gröſserer Höhe herabstürzt.

Ehe man die Höhe des Schloſsbergs erreicht hat, steige man aus, um seitwärts einen Fuſspfad nach dem sogenannten Tummelplatz einzuschlagen, der nicht beschwerlich ist.

Als in dem Kriege des Jahres 1799, das Schloſs Ambras zu einem Feldlazarethe gemacht worden war, herrschte darin eine epidemische Krankheit, und die Todten wurden auf einem Hügel unweit des Schlosses begraben, der früher von den Rittern zum Tummeln ihrer Rosse bestimmt gewesen war. Eine Sage, die jedoch in neuester Zeit durch Belege eine furchtbare Bestätigung erhielt, berichtet nun aber: daſs von den habsüchtigen Verpflegern und Lieferanten des Spitals, um die Zahl der Kranken so schnell als möglich zu vermindern, die Halbtodten und schweren Patienten nach dem Tummelplatz gebracht und dort beerdigt wurden; daſs man dort in stiller Mitternacht diese Gräuel verübte, und die Armen ohne Barmherzigkeit lebendig begrub, ohne sich an ihr Wimmern zu kehren, welches von der ersten Schaufel Erde vollends erstickt wurde. Die Angst vor der Epidemie, die sich immer weiter verbreitete, beschwichtigte das Gewissen der Helfershelfer bei diesen nächtlichen Unthaten. So soll der Tummelplatz das Grab von 8000 Menschen geworden seyn, gröſstentheils Unbekannter und Fremder, deren Namen man nicht einmal kennt. Eine spätere Zeit war bemüht diese Verbrechen zu sühnen. An allen Bäumen hängen Votivtafeln, überall sind Denksteine, Kreuze und andere fromme Grabesornamente angebracht. In der Mitte, unter dem Dom hoher Eichen und Linden, ist eine offene Capelle, mit dem Crucifix, und mit Bildern und Lampen im Freien. Der Glaube hat den Ort zu einer Wallfahrt erhoben, und eine Unzahl von verlobten Gliedmaſsen in Wachs, wie man dieſs an solchen Orten überall findet, bedecken die Baumstämme und hängen als ziemlich unappetitliche Früchte von den Zweigen herab. Eine schwere, eiserne Truhe steht da, um die Gaben der Opfernden zu empfangen. Aber selbst an diesen Ort frommer Buſse wagte sich das Verbrechen aufs Neue; diese Truhe ist einigemal bereits erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden. Stets findet man Beter hier, und selbst noch am späten Abend erblickte ich hin und wieder knieende Gestalten, wenn mich mein einsamer Spaziergang hieher führte. Ein Mondscheinabend wirkt hier ergreifend. Bei einem längern Aufenthalt in Innsbruck versäume man es daher nicht sich vom Monde zu einem Besuche des Tummelplatzes leuchten zu lassen. Die schönen Worte eines ältern französischen Schriftstellers waren mir hier beständig gegenwärtig: *la reformation, en regardant le culte des morts comme une idolâtrie, a detruit l'harmonie la plus poetique, qui unit ici bas les deux mondes.*

Seitwärts liegt Schloſs Ambras aus dem 13ten Jahrhundert. Die Mauern sind noch wohlerhalten, die Treppen führen aus dem engen Schloſshof in die weite Halle; dort ist der runde Thurm, aus dem die schöne Philippine herabsah; die schöne Augsburgerin mit den klaren Augen und dem schneeweiſsen Hals, durch dessen Adern man den rothen Tyrolerwein schimmern sah, den sie genoſs. Dieſs berichten glaubwürdige Ueberlieferungen. Sie war die Tochter des Augsburgischen Patriziers Franz Welser und der Anna Adlerin, einer gebornen Freiin von Zinnendorf. Auf dem groſsen Reichstage zu Augsburg 1548 lernte der 19jährige Ferdinand sie kennen. Nach zwei Jahren vermählte er sich heimlich mit ihr, und nach 6 Jahren erst vermochte er es den Kaiser zu versöhnen. Ihre Ehe währte 31 Jahre. — Ein Ort, wo eine ausgezeichnete Frau waltete, die ihrer Schönheit ihre Erhöhung zu verdanken hatte, der die Liebe ihr Schicksal gewoben, erfüllt uns schon mit ganz eigenem Interesse. Hier kommt noch das tragische Dunkel hinzu, das über dem Ende dieser Frau gebreitet liegt. Sie soll nach Einigen im Bade durch Oeffnung der Adern getödtet worden seyn. Wie gern überlieſse man sich hier seinen Träumereien. Es ist alles so einladend dazu; die Gemächer scheinen noch wohnlich, Fenster, Thüren, Brücken und Thore, nichts zeigt, wie fern der Zeitraum, da jene Begebenheiten sich zutrugen, demjenigen ist, wo der Reisende diesen Ort besucht. Im Garten stehen die Küchengewächse, die Bäume tragen Früchte, die Pfade sind betreten, nichts ist verwildert, nichts verfallen. Aber welche Leute treiben sich in diesen Räumen umher, die treue Liebe, vielleicht tiefer Schmerz geadelt haben? Welche Laute hört man dort erschallen? Lange, riesengroſse Männer mit schwarzen Schnurrbärten gehen in den Gängen, die Treppen auf und ab. Sie schleppen groſse Näpfe von Blech, Fleisch, Brod, die Bedürfnisse des Lebens herbei, und schreien dazwischen mit rauhen Stimmen unverstandene, übeltönende Worte. Es sind Kroaten, von der Militärgränze gegen die Türken, die hier ihre Caserne haben. Ein Fortschritt in der Cultur ist es zu nennen, denn diese jetzt uniformirten, wie Soldaten aussehenden Menschen, waren noch zur Zeit der ersten französischen Revolution ganz undisciplinirt, und unter dem gefürchteten Namen der Rothmäntler bekannt. — Von der Höhe des Daches, um das eine eiserne Brustwehr läuft, hat man eine herrliche Aussicht. — Im Hofe des Schlosses befindet sich eine Reihe, in Tyrol gefundener, altrömischer Meilensteine. —

Ich hatte Gelegenheit einige Begräbnisse in Innsbruck zu sehen, die mir ganz besonders auffielen. Vor der Geistlichkeit ziehen die Gewerke mit ihren groſsen Fahnen und Standarten, gleich wie bei einer Procession, einher, und hinter dem Sarge gehen paarweise Männer und Frauen, zum Theil in Trauer; die Leidtragenden, gewöhnlich lautschluchzend, oder still in sich hineinjammernd, machen den Anfang. Dieſs Letztere ist herzzerreiſsend. Ich sah unter andern einmal zwei junge Mädchen, in langen schwarzen Schleiern, hinter der Leiche ihres Vaters hergehen; sie waren so schwach, daſs sie bei jedem

Schritte niederzustürzen drohten, die Augen der einen wurzelten auf dem Straſsenpflaster, auf das sie groſse Thränen fallen lieſs, das Gesicht der andern war in ihr Tuch vergraben, und nur an der Bewegung des Kopfes nahm man wahr, daſs sie heftig schluchzte. Und gleich hinter diesen Bildern des tiefsten Schmerzes kamen geputzte Damen, laut schwatzend, mit Sonnenschirm und Arbeitsbeutel, wie zur lustigsten Promenade eingerichtet. Dieser Contrast erhöhte den Eindruck; ich konnte ihn lange nicht los werden.

Das „goldene Dachl“ in Innsbruck, von dem wohl schon hie und da in den Beschreibungen gemeldet wurde, ist eine unbedeutende Kleinigkeit. Friedrich mit der leeren Tasche lieſs, um zu zeigen, daſs er den Beinamen nicht verdiene, einen Erker seines damaligen Residenzschlosses, mit vergoldeten Ziegeln decken, wozu nun eben keine groſsen Schätze nöthig gewesen seyn mögen. Drei Figuren in Stein darunter sind zu beachten, da sie Maximilian I und seine Gemahlinnen, Maria von Burgund und Maria Bianca von Mailand vorstellen sollen. Die Regenten Tyrols besaſsen drei Residenzen in Innsbruck. Die älteste lag am Inn, und ist noch jetzt unter dem Namen der Ottoburg bekannt. Ein alter, ich glaube fünfeckiger Thurm trägt eine Inschrift, die darauf hinweist. Er liegt dem Gasthofe des Herrn Niederkircher gegenüber. Otto I, Herzog von Meran, erbaute ihn 1234. Er erhob Innsbruck zur Stadt, und verlieh ihr Privilegien. Die zweite Residenz lag am Hauptplatze; es ist das Haus, das noch jetzt mit dem „goldenen Dachl“ prangt, und nun Privatwohnungen enthält. Die dritte ist endlich die jetzige kaiserliche Residenz am Rennweg, dem Innsbrucker Corso. Hier liegt auch das Theater, ein dem Aeuſsern, wie dem Innern nach unansehnliches Gebäude. — Auf diesem Platze befindet sich die Reiterstatue Erzherzog Leopolds, des Gemahles der Herzogin Claudia, von einem Tyroler Künstler Reinhart in Erz gegossen und 1797 aufgestellt. Ein unbedeutendes Werk.

Wohl niemand reist nach Tyrol, um ein mittelmäſsiges Theater zu besuchen, und die lockenden Anschlagzettel, welche von der Stummen von Portici und dem Zweikampf an den Straſsenecken klebten, übten daher anfänglich keine anziehende Macht auf mich aus. Dessen ungeachtet trieb mich meine Gewohnheit aus gröſsern Städten, jeden Morgen zu diesen Zetteln hin, um zu erfahren, was im Bereiche der Sehenswürdigkeiten Neues auftauchte. Da las ich denn an einem schönen Sonntagsmorgen folgendes: Heute wird in Pradl aufgeführt u. s. w.

„Der dreimal durch Gottes Fügung wunderbar errettete Prinz Henricus aus Schwaben, und seine ins Elend vertriebenen Eltern Lupold und Athiesa. Schauspiel nach der heiligen Legend mit Vorstellungen und Chören.“ Was ist das? schrie ich ganz entzückt einem mich begleitenden Freunde zu, denn eine Ahnung kam über mich, daſs mir hier etwas Auſserordentliches bevorstünde. „Es ist eine Komödie,“ erwiderte jener kalt, „wie sie hier unsere Landleute aufführen. Der Gebrauch ist alt, doch historische Nachweisungen vermag ich dir nicht darüber zu urtheilen. Die Kerle in Pradl machen indeſs ihre Sachen nicht halb so gut, wie die Künstlerinnen von Büchsenhausen, denn dort spielen bloſs Mädchen, und es ist daher um Vieles amüsanter.“

— „Wie? Was? Mädchen! auch die Männerrollen?“ —

„Auch die Männerrollen!“ erwiederte Jener, „die Ritter, die Tyrannen, die Henker und Greise. Ich erlaube dir übrigens nicht lange mehr an meinen Worten zu zweifeln, wir wollen schnell zu Mittag essen und hinausgehen, denn um zwei Uhr fängt die Komödie an, und dann sollst du dich hoffentlich überzeugen, daſs es seine vollkommene Richtigkeit damit hat.“

Die Neugier hatte meinem Appetit Schaden gethan, und nach einem kurzen Mahle waren wir schon auf dem Wege nach Büchsenhausen. —

Links vom Wege, auf dem Hof einer alten Bäuerin fanden wir das Theater von Brettern. Eine kleine Thür zur Seite war geöffnet, wo das Eintrittsgeld erlegt wurde. Auf dem Zettel, den man uns überreichte, war zu lesen:

„Mit gnädiger Bewilligung wird heute Sonntag von einer Mädchengesellschaft aufgeführt, ein Trauerspiel unter dem Titel: die heilige Genovefa, ein wahrer Spiegel der Geduld. Es wird auch in jedem Act der Vorstellungen die Tugend des ägyptischen Joseph entgegen vorgestellt. — Der Schauplatz ist bekannt. Es kann auch bei jeder Vorstellung gespielt werden. Der Anfang ist um halb zwei Uhr.“

Um 5 Uhr war alles vorbei. —

Eine Gesellschaft junger, zum Theil sehr hübscher Mädchen spielte hier wirklich Komödie; die Männer- und Frauenrollen waren mit Mädchen besetzt, mein Freund hatte die Wahrheit gesagt. Ich war ganz entzückt von diesem Schauspiele. Als es zu Ende war, lief ich in meiner Eigenschaft als alter Regisseur auf die Bühne. Hier lernte ich Frau Anna Pritzin, die Spielführerin (*Directrice*) kennen.

Sie ist die Wittwe eines Schuhmachers, und hat sonst auch Komödie gespielt. Jetzt begnügt sie sich damit Stüke zu dichten und selbst in die Scene zu setzen. Bis jetzt wurden 21 Theaterstücke von ihr zur Welt gebracht. Sie selbst hatte die Güte mir folgenden *Catalogue raisonné* darüber mit groſser Bescheidenheit mitzutheilen:

„Mein frühestes war: Ritter Theodor — sehr gut ausgefallen. Dann kam die Passion — 123 Personen spiel-

spielten es. — Kaiser Octavianus — prächtig ausgefallen. — Ritter Pontus, Königssohn von Gallizien — gar ein schönes Stück. — Johann und Paul, die Wetterherren. — Kaiserin Hildegardo und die heilige Cäcilia. — Lupoldus, Herzog aus Schwaben, oder Kaiser Konradus — gar eine schöne Bgebenheit. — Die Hochzeit auf der Alm, ausbündig ausgefallen, ein schönes Stück. — Eustach und Alexis und Eugenia. — Johannes Quarinus. — Chlorus und Chlorisanthus, zwei Meuchelmörder. — Florida, das ungerathene Kind. — Mathilde von Arlstein. — Ferdinand, oder Herzog von Arragonien. — Albert, oder das belohnte Meſsopfer. —

Alle diese Stücke werden noch immer mit Beifall gegeben, und die Spielführerin schreibt stets neue. Es ist nicht zu läugnen, daſs sie zu den fruchtbarsten Schrifstellerinnen gehört. Sie ist ungefähr 50 Jahre alt, und von gutem Aussehen. Von frühester Jugend regte sich schon in ihr der Trieb zur Dichtkunst.

Die Zwischenacte werden durch mimische Darstellungen oder sogenannte Tableaux ausgefüllt, deren Stoff gröſstentheils aus der Bibel entlehnt ist. Ein Genius mit Flügeln und einem Scepter in der Hand, geht vorn beim Souffleurkasten auf und ab, und singt die Erklärung dazu.

In allen diesen Stücken erscheint die lustige Person, die nach Landesart gekleidet ist, nur etwas phantastischer mit Blumen und Bändern geputzt. Von dem Darsteller dieses Charakters hängt, wie natürlich, das Gelingen und Miſslingen des Ganzen in hohem Grad ab.

Nachdem das Schauspiel beendigt war, brachten wir den Abend mit der Spielführerin und ihren ersten *Employés* in Büchsenhausen zu, und ergötzten uns sehr an den naiven Aeuſserungen dieser Künstlerinnen des Gebirgs. Bei meiner Nachhausekunft suchte ich Aufschluſs über Ursache und Zeit der Entstehung dieses seltsamen Kunstzweiges zu erhalten, aber vergebens — meine gelehrten Freunde wuſsten mir nichts Genaues darüber mitzutheilen. —

IV. Capitel.

Weitere Ausflüge in die Gegend von Innsbruck.

Sollstein. — Martinswand. — Oetzthal. — Stubay. — Engländer. — Der Serlesberg mit der Waldrast. — Legende. — Sellrain. — Peter Anich. — Peter Haiders Abenteuer. — Ausflüge ins Oetzthal. — Das Unter-Innthal. — Ungesunde Gegenden. — Verschiedene Touren nach Tyrol. — Der Glockner. — Der Stellwagen nach Hall. — Die Unter-Innthaler. — Schwatz. — Georg von Freundsberg. — Einfahrt in das Zillerthal. —

Wer den Sollstein und die Martinswand bestiegen hat, wird, ehe er Innsbruck verläſst, einen Ausflug in das liebliche Thal von Selrain und in das gewerbfleiſsige und malerische Stubeythal unternehmen müssen, um die Hauptschönheiten der Gegend kennen zu lernen. Fahrten in das Zillerthal und nach dem Oetzthale, sind schon kleinen Reisen vergleichbar, und namentlich bedarf die letztere einiger Vorbereitung und eines festern Anlaufs, wenn man nämlich damit die Besteigung der Gletscher oder Ferner verbinden will, welche sich hier in ihrer höchsten Pracht zeigen, und von erfahrenen, und weit herumgekommenen Reisenden mit Recht das Chamouny von Tyrol genannt wurden. Nur finden sich leider hier noch nicht die Bequemlichkeiten vor, die dort den Reisenden überall hin geleiten und empfangen; und die schaurige Gröſse der noch gänzlich unbezwungenen Natur ist nicht im Stande, schwächlichen Constitutionen ihren Genuſs ungetrübt zu gestatten. Hier im Oetzthale ist das Reich der Sage, und wer in dieser interessanten Einsamkeit den kurzen Sommer hinzubringen sich entschlieſst, oder wer öfter wiederkehrt zu den Hütten der armen, aber wackern Bewohner, und ihr Vertrauen gewinnt, wird von alten Bergjägern oder Forstleuten mit wundersamen Geschichten regalirt, die er nie noch vernahm und die ihm einen ganz neuen Mährchen- und Sagenkreis eröffnen.

Bis Neustift führt eine gute Straſse durch das Stubeythal, welches ungefähr 9 Stunden von Süden nach Norden zählt, von hier aber beginnt der Fuſsweg nach den Gletschern, welche das Thal begränzen, und sich von der schwarzen Wand im Oetzthale danach hinuntersenken.

Man übersieht das ganze, freundliche Thal vom Schönberg aus, den man auf der Tour nach Botzen befährt. Das schönschattirte Grün sticht herrlich gegen das blendende Weiſs der Gletscher ab, die man hier, wenn man von Bayern über die Scharnitz nach Tyrol kam, zum ersten Male begrüſst.

Sehr reinliche und wohlhabende Orte zieren dieses Thal. Telfes ist der Hauptort, Fulpmes, Mieders mit einem von Innsbruck aus stark besuchten Gesundbrunnen. Fulpmes wurde vor ungefähr 25 Jahren durch einen fürchterlichen Bergsturz heimgesucht der den Ort gröſstentheils zerstörte. Man sieht noc die Felsenmassen aufgehäuft, worunter die freundlichen Wohnungen begraben liegen. Im Sommer 183 traf ich hier bereits eine englische Familie. Nac und nach fangen die Engländer schon an, die stille Thäler Tyrols aufzusuchen, da sie die Schweiz gan und gar kennen. Diese Engländer beschwerten sic über die enorme Zeche, die ihnen der Wirth g macht hatte, und wurden sogar beim Landgerich deſshalb klagbar. Dieser Umstand ist leicht zu e klären. Die Tyroler sind auf solchen Besuch noch nicht eingerichtet und gewohnt ihre Gäste nach ihrer Weise zu bewirthen. Nun kommen die Fremden mit unbekannten und neuen Bedürfnissen an. Sie wollen den Thee und Kaffee so trinken, wie sie es gewohnt sind. Sie verlangen dazu kleine gebratene Kartoffeln, weichgesottene Eier, Roggenbrod, frischen Honig, Wurst und Schinken. Gewöhnlich fragen sie sogleich nach allen diesen Gegenständen schon bei ihrer Ankunft, und wenn der Wirth, der wirklich alles vorräthig hat, sie zu liefern verspricht, so sind die Engländer hoch erfreut, und machen indeſs einen tüchtigen Spaziergang um ihren Appetit zu verstärken. Aber, mein Himmel! welche Enttäuschung! Sie kehren zurück, und das Frühstück, das sie bestellt haben, ist zwar pünktlich da und reinlich servirt, aber dennoch nicht, wie sie es wünschen. Die Kartoffeln sind groſs und weich, der Schinken ist gekocht, das Brod ist nicht jene weiche, schwarze, süſsliche Masse, die sie in dünnen Scheiben so gern mit Honig genieſsen, Kaffee und Thee sind ganz verfehlt. Sie müssen sich damit begnügen einige Eier zu schlürfen. Der Wirth, der jedoch seinen Vorrath erschöpfte und groſse Mühe hatte, wohl auch überdieſs von den reichen Inselbewohnern schon gehört haben mag, läſst sich alles ordentlich bezahlen, worüber die Gäste, die gar nichts davon hatten, laute Klagen erheben und das Wirthshaus weit und breit als theuer verschreien. Für deutsche Reisende und solche Fremde, die ohne besondere Forderungen, ihre Bewirthung den Wirthsleuten anheimstellen, ist Tyrol nicht theuer. Ich spreche hier vom deutschen Theile, wo übrigens die Art zu leben so ist, daſs jeder Einwohner einer andern deutschen Provinz unbedingt damit zufrieden seyn kann. —

Von Mieders kann der Serlesberg erstiegen werden, an dessen nordöstlichem Abhange, in einem

Fichtenwalde, einer der vormals berühmtesten Wallfahrtsorte der ganzen Gegend gelegen ist: die Waldrast genannt. Von ihr wird die erhabene Pyramide des Serlesberges auch im gewöhnlichen Leben die Waldrasterspitze geheiſsen. Joseph II hob auch dieses Kloster auf. Die Gebäude wurden an einen Bauern verkauft, der sie zertrümmerte, um sein ausgelegtes Geld hereinzubringen. Die Grundstücke werden nunmehr als Hornvieh-Alpe benutzt. Das wunderthätige Gnadenbild ist nach Mieders gebracht worden. Hier aber wirkt es keine Wunder mehr. Es steht jetzt verlassen und wenig besucht in der Kirche zu Mieders, während fromme Waller noch immer zur einsamen Waldrast hinanklimmen, um dort, an der geweiheten Stelle, vor einem ganz gewöhnlichen, gemalten Bilde zu beten. So ist der Mensch! Aber wer weiſs nicht, welche Wunder die Einsamkeit und die Schauer einer groſsen Natur auf ein erregtes Gemüth hervorbringen können, und wie diese noch stärker werden, durch die Pracht und den Glanz einer reichen Kirche, die zwischen hohen Felsen, im dichten Walde, auf einsamer Spitze das Wunderbild umschirmt.

Nach den Traditionen im Volke soll die Legende zum ersten Mal durch den Mund einer Besessenen, im Jahre 1626, auf der Waldrast selbst verkündet worden seyn. Das erste Waldraster Mirakelbuch erschien 1738, unter dem Titel: Der in seiner wunderbarlichen Frucht höchst beglückte Lärchenstock. 1759 folgte das zweite, betitelt: Stets fortgrünender Lärchenstock zu Waldrast.

Hier gebe ich die Legende in ihrer ursprünglichen Einfachheit:

Im Jahre 1392 schickte „das groſse Weib im Himmel" (eine Besessene spricht) einen Engel auf die Waldrast, der einen hohlen Lärchenstock in ihrem Namen also ansprach: „Du Stockh sollest der Frawen „im Himmel Bild fruchten, dan balt wird da ein

„Khirchfart aufkhommen.“ Das Bild wuchs hierauf im Stock und ward zuerst am Ostersonnabend 1407 von zwei frommen Hirtenjungen, Hänsele und Peterle von Mizens, entdeckt, einem Dörfchen an der Straſse von Matrey nach Waldrast. Die liefen herab zu ihrem Bauern und sagten: „sie hätten etwas Wunderlichs „in einem Stocke gesehen, das sie sich nicht anzu„rühren getrauten.“ Der Bauer ging hin und schnitt voll Andacht das Bild mit einer Säge aus dem Baume, und brachte es einstweilen nach Matrey. Das Glück dem Bild eine Wohnung zu verschaffen, war einem armen Holzhauer, Jacob Lusch zu Matrey, vorbehalten. Diesen Vorfall erzählt das gleichzeitige „Unserer lieben Frauen-Protokoll“, welches vom 15ten Jahrhundert an bis zur Auflösung der Wallfahrt über alle Vorfallenheiten geführt wurde.

„Chund sey getan aller Manigkleich, als wie von erst die kirchen hie auf der Waltrast in den eren U. L. F. erpawet und aufkommen ist. Das ist also beschechn. Das Ainer tzü Matray ist gesessen mit namen Christan Lusch saliger, tzü dem ist kommen ein stym an einer Phinstag (Donnerstag) Nacht, als er an seinem pett lag, die redt mit ihm zu 3 Maln und sprach: slaffestu! — Da antwort er und fragt: Wer pistu und was will du? — Da sprach die stym: ich bin ein stym. — Da sprach er: was will du? — da sprach die stym: Du sollt aufpringn ein Kappeln in den eren U. L. F. auf der Waltrast. — Da sprach er: Das will ich nit tun. — Desgleichen kam die stym die nächste Phinztag Nacht. Da sprach er: ich bin zu arm dazu. — Da kam die stym zur dritten Phinstag Nacht und redt zu ihm als wie zuvor. Er konnte vor Sorgen nit schlafen und sagt zur stym: Wie maynestus, das du nit von mir wild lassen? — Da sprach die stym: Du sollt es tun. — Da er aber noch immer nicht wollte, da nam es in, und hubn gerather (grade) auf und sprach: Du sollt es tun, da herat dich nur bald um. — Da gedacht er im Sinn: o ich armer Man! was ratt ich, das ich recht tät? und sprach: er wollts thun, wenn er nur die rechte statt west. — Da sprach die stym: im Wald ist ein grün Fleck im Moos, da leg dich nieder und rast, so wird dir wol kund getan, die rechte Statt. — Das tat er und entschlief und da hört er zwei Glöckl. Da erwacht er und sah vor sich, ein Frau in weiſskleidern und hat ein kind im Arm, des ward im nur ein Blick. Da gedacht er: Allmächtiger Got! da ist freilich die rechte Statt. Und da merkt er's aus, und die Glöcklein klungen bis er ausgemerkt hat. Da sprach: lieber Got, wie soll ich's vollbringen, ich bin arm und han kein Gut. — Da sprach die stym: „So geh zu frommen Leuten, die geben dir also vil, daſs du es wohl verbringst. Und wan es beschicht das man es weichen soll, da steht es still 36 Jahr. Darnach wird es vürgeng, und werden gar groſse Tzaichen da geschechn zu ewig Tzaitten.“ Und so ging er zum Beichtvater, der sendet ihn zum Bischof „gen Brichsen“, und so fing er dann an zu bauen. Er erhielt im Jahr 1421 vom Generalvicar zu Brixen einen Sammelbrief, und die Capelle wurde 1429 vollendet. Dann trat der Stillstand von 36 Jahren ein und erst 1465 wurde sie eingeweiht. Von jetzt an wurde sie die besuchteste Wallfahrt. Prinzessin Maria, Erzherzog Ferdinands Tochter, verehrte 1607 dem Bilde eine Krone von Perlen und Schmelz mit ihren goldgelben Haaren umwunden. Claudia von Medicis, 1625 die Braut des Erzherzogs Leopold, machte aus ihrem Brautrock ein Meſskleid und zwei Levitenröcke für die Capelle auf der Waldrast. Alle Fürsten und Regenten beschenkten das Bild. — Die 25 Zoll hohe bemalte Statue von Lärchenholz, die man noch heutzutage sieht, stellt die Mutter, die in der einen Hand einen Apfel hält, mit dem Kinde auf einem Stocke, der durch die Säge sehr uneben geschnitten wurde, sitzend vor; um die Mitte des Leibes ist die Statue noch ungebildet, und rückwärts mit einem Beile vom Stocke abgespalten. Vom Grundstamm sollen jedoch schon im Jahre 1622 keine Spuren mehr anzutreffen gewesen seyn. —

Wer nicht mehr nach Innsbruck zurückkehren will, kann von der Capelle zur Waldrast auf einem ziemlichen Fuſssteige nach Matrey gelangen, wo man sich auf der Straſse nach Botzen befindet, und den Fuſs des Brenners bald erreicht hat.

Auf dem Wege nach Sellrain kommt man nach Azams, von wo man das Dorf Ober-Perfuſs erblickt, worin mehrere ausgezeichnete Tyroler geboren wurden. Zuerst verdient hier der berühmte Peter Anich erwähnt zu werden, dessen kleine Hütte von den Reisenden noch besucht wird. Er war ein Bauer und blieb es bis zum Tode, verfertigte aber dabei die groſsen Karten von Tyrol, die ihrer Genauigkeit wegen spätern Arbeiten zum Grunde gelegt wurden. Als man nach seinem Tode zwei von ihm verfertigte Globen fortbringen wollte, muſste man die Thür seiner ärmlichen Wohnung ausbrechen, die zwar groſs genug gewesen war den Bewohner hindurchzulassen, aber nicht seine Werke. Die Inschrift auf seinem Grabe sagt:

Rusticus idem, ac tornator, Cosmographus, Astronomus, Geographus, Geometra, Chalcographus. Mechanicus, per omnia excellens.

Er kam zur Wissenschaft, wie die Chaldäer, wie Bode und Andere, indem er, seine Heerde weidend, den Lauf der Gestirne beobachtete; erst mit 28 Jahren nahmen sich seiner die Jesuiten in Innsbruck an. Im Jahre 1756 vollendete er die Himmelskugel, im Jahre 1759 den Erdglobus. Er lebte in groſser Armuth, und verfertigte diese Arbeiten mit Hülfe seines Verwandten Blasius Hueber. Alle

Mühen, Schwierigkeiten und den Mangel der Hülfsmittel wuſste er zu überwinden. Er starb im 43sten Jahre. Maria Theresia, die sich seiner nicht angenommen hatte, lieſs ihn prächtig begraben. Sein Gefährte Hueber erhielt eine Pension von 300 Gulden. — Noch ein anderer merkwürdiger Mann wurde in Ober-Perfuſs geboren, in einer ganz andern Sphäre wie Anich glänzend, dessen Leben Stoff zu einem Melodrama böte, wenn wir damit so leicht wie die Franzosen fertig werden könnten. Ich theile hier das Interessanteste aus seinem Leben mit. Solche Züge werden dazu dienen, uns mit dem Charakter der Tyroler vertraut zu machen. Peter Haider, war ein Mann voll Muth und Unerschrockenheit und beseelt von der feurigsten Vaterlandsliebe. Schon im Jahre 1796 war er zweimal mit dem Scharfschützen-Corps von Innsbruck in das Ober-Innthal gezogen, unter Anführung des Hauptmanns Philipp von Wörndle. Als aber 1797 der französische General Joubert bis Brixen und Mühlbach vorgedrungen war und den Feldmarschall-Lieutenant Kerpen bis Sterzing zurückgedrängt hatte, wurde der Landsturm vom Inn- und Wippthal in Masse aufgeboten. Ein Theil desselben muſste von Mauls durch das Thal Rittseil über das Valser-Joch gegen Spinges vorrücken, um dem Feinde, der bei Mühlbach stand, in seine rechte Flanke zu fallen. Hier war Peter Haider Corporal einer Landsturm-Compagnie von 500 Köpfen, unter dem Hauptmann Anton Reinisch, Sensenschmied zu Volders. Diese Mannschaft wehrte sich in dem blutigen Gefechte vom 2 April 1797 so tapfer, daſs sie den Hauptmann und 19 Schützen verlor, und 25 Verwundete zählte. Peter Haider entwickelte einen groſsen Muth und erlegte mitten im stärksten Feuer des Feindes sechs Franzosen. Plötzlich hört er hinter sich schieſsen; er blickt um sich und gewahrt fünf, die den Posten von Aichet her umgangen hatten.

und nun lebhaft auf ihn losfeuerten. Ganz allein, wie er war, besann er sich nicht lange, und schoſs einen davon mit dem Stutzen, einen andern mit der Pistole nieder, und dem dritten, der wenige Schritte von ihm entfernt auf ihn anschlug, versetzte er wie der Blitz eins mit dem Säbel. Allein in demselben Augenblicke bekam er einen Schuſs aus der Ferne ins rechte Bein, und während er hinfiel, einen Hieb in die linke Hand, die er um sich zu stützen, ausgestreckt hatte. Er lag nun auf seinem Gesichte, und die zwei noch übrigen Feinde fielen über ihn her, gaben ihm vier tiefe Säbelhiebe auf den Kopf, wovon einer gerade über dem Genicke war. Weil er keinen Laut mehr von sich gab, und sich aller Regungen vorsätzlich enthielt, so lieſsen sie ihn in einem Birkenwäldchen, gerade über Spinges, für todt auf der Erde liegen.

Sobald er merkte, daſs alles um ihn stille war, richtete er sich auf, und verband sich zuerst mit dem Schnupftuch den Kopf. Die Schuſswunde aber, so wie die Hand, muſste er aus Mangel eines Tuches offen lassen, und nun ging er in diesem elenden Zustande, mit der äuſsersten Anstrengung ein gutes Stück vorwärts. In einiger Entfernung erblickte er einen andern verwundeten Tyroler, der sich eben so mühsam fortschleppte. Doch erwacht in ihm ein Strahl der Hoffnung, daſs sie vereint sich beistehen und helfen könnten. Er ruft ihm zu. Es ist Pancraz Haider, sein Bruder, der drei Stücke einer Kugel im Unterleibe und zwei Bajonnettstiche im rechten Schenkel hat. Er stützt sich auf sein Gewehr und muſs sich oft streckenweise an der Erde fortschleifen. Beide Brüder waren nun wohl in einem Zustande, daſs an wechselseitige Hülfe nicht zu denken war; aus Schwäche und Furcht überfallen zu werden, bleiben sie im Dichicht des Waldes und bringen dort eine Nacht voll Schmerzen und Kummer zu. So bleiben sie vom 2 April Abends bis zum 4 Früh, volle 37 Stunden, ohne Verband und Labung, ja ohne Wasser. Peter saugte, um seinen fürchterlichen Durst zu stillen, das Blut aus seiner Handwunde.

Endlich am 4 April können sie es nicht länger aushalten und schleppen sich nach Mühlbach, welches eine Viertelstunde von ihrem Versteck entfernt lag. Sie brauchten aber zwei Stunden dazu. Als sie eben über die Brücke wollen, die ins Dorf führt, sehen sie die Feinde dicht aus dem Valserthale herausströmen. Sie müssen sich im Räderwerke einer Mühle verbergen.

In steter Angst, daſs die Mühle zu gehen anfangen könnte, und sie dann zermalmen würde, verlassen sie aber bald ihren Versteck, um ihn mit einem andern zu vertauschen. Eine nahe Sägmühle scheint ihnen dazu willkommen; sie hoffen sich dort in die Späne vergraben zu können. Zu ihrem Schrecken ist die Mühle aber ganz aufgeräumt. Im heftigsten Fieber werfen sie sich auf den harten Boden und meinen ihren Geist aufzugeben, als ein altes Mütterchen dazu kommt und sie mit Theilnahme betrachtet. Sie bringt ihnen eine warme Suppe, die erste Speise, die sie seit 40 Stunden erhielten. Sie vermögen aber nichts davon zu essen. Das Feuer, welches die Feinde unterhalten und ihre Geschäftigkeit in Aufsuchung des Holzes, lassen für sie in der Sägemühle keine lange Sicherheit hoffen. Sie verkriechen sich daher in einen Schweinestall. Aber auch hier sind sie nicht geschützt, weil die Franzosen zu allererst nach Hühnern und Schweinen suchen. Man will sie weiter führen; sie können es aber nicht mehr aushalten, und wollen hier sterben. —

Ein mitleidiges altes Weib, das eine kleine Hütte bewohnt, nicht viel besser als der Schweinestall, den die Armen eben verlassen hatten, nimmt sie bereitwillig auf. „Wenn Euch die Franzosen entdecken,

„so helf Euch Gott,“ spricht sie, „ich laufe da„von.“ Peter antwortet: „Hat Er uns bis hie„her wunderbar erhalten, so wird er uns auch künftig „nicht verlassen.“ — „Habt ihr Geld?“ fragt das Mütterchen, „denn ich habe nichts.“ — Peter gibt ihr, was er bei sich hatte. Sie räumt ihnen ihr Bett, und besorgt das Essen. Am fünften April kommt ein Wundarzt dazu. Er erklärt Peters Wunden für tödtlich; in der Schuſswunde sey bereits der Brand, er schneidet daran herum und verbindet ihn dann. So bringen sie 11 Tage unter unsäglichen Schmerzen zu; dann erscheint eine Fuhre, um die Brüder heimzuholen. Die beschwerliche Fahrt über das Gebirge, verursacht ihnen Höllenqualen. Im Militairspital an der Volderer-Brücke war eben ein geschichter Chirurg, der sich der Brüder annahm. Er heilte Peter vollkommen, der, auſser einer unwiderstehlichen Schläfrigkeit bei eintretender schlechter Witterung, wieder ganz gesund wurde. Mit seinen Narben zog er 1799 noch zwei Mal ins Feld; mit dem Landsturm ins Ober-Innthal und als Scharfschütz ins Engadin. Im Jahre 1802 stand er noch als Jäger in Diensten bei dem Freiherrn von der Lochau auf dem Schlosse Friedberg bei Volders.

In Sellrain ist ein Bad, das von den Innsbruckern häufig besucht wird. Von hier kann man noch nach Gries und S. Sigmund fahren. Aus ersterem Orte macht man einen Abstecher nach dem romantischen Lisener-Thale, bis zu dem ~~Dorfe~~ Lisens, wo sich der zwar kleine, aber schöne ~~Alpeiner~~-Ferner den Blicken zeigt. Von hier geht es an der Seite des Ferners ~~und zum Theil über denselben~~ nach Gries und Lengenfeld im Oetzthale. Doch das sind Partien, die geübte Bergsteiger erfordern, und für Damen nicht gut zu unternehmen sind. In S. Sigmund ist man am Ende des lieblichen Sellrainthales, und kann, dem Laufe des Stuibenbaches folgend, nach Sauters am Eingange des Oetzthales gelangen. Folgt man jedoch dem Gleierscher-Bach, so führt ein beschwerlicher Gebirgspfad nach Umhausen.

Nachdem wir von diesen Partien erfreut und zugleich auch ermüdet nach Innsbruck zurückgekehrt waren, und nun unser gewohntes und recht bequemes Quartier in der Rose eingenommen hatten, *) beschlossen wir unsere Ausflüge nach der Seite des Unterinnthales in den nächsten Tagen auszudehnen.

Das Unterinnthal zeigt sich in der Nähe von Innsbruck anmuthig, weit, und gut bebaut. Die Berge sind, mit Ausnahme des Salzbergs bei Hall, mit Laub- und Nadelholz bewachsen, und von gefälligen Formen, das Schroffe, Zerrissene ist verschwunden, und die Rücken sind sanft gewölbt und ausgedehnt. Die Straſse zieht sich breit und gröſstentheils eben an dem hier schon breitern Flusse hin, und die Dörfer liegen beisammen, zwischen Obstgärten und Fruchtfeldern, und zeugen von Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Die Städtchen Hall, Schwatz, Rattenberg entsprechen gleichfalls diesem Charakter, und die malerisch gelegene Festung Kufstein macht den Schluſs des Thals, gegen Bayern hin.

Dieser Theil von Tyrol hat schon viele Beschreiber gefunden, weil er am gewöhnlichsten bereist wird. In vierzehn Tagen macht man leicht von München aus die Partie über Rosenheim, Kufstein, Schwatz und Hall nach Innsbruck, und geht dann durch einen Theil des Oberinnthals über Reutte und Füſsen wieder hinaus. Auch das berühmte Zillerthal kann dabei besucht werden. Für die Genre- und Landschafts-

---

*) Wir accordirten für ein Zimmer täglich 24 Kreuzer; und ordneten selbst unsern Küchenzettel an, wofür uns ein sehr mäſsiger Preis berechnet wurde. Wildes Geflügel, Fische und gutes Gemüse sahen wir täglich auf unserm Tische, was an den Tables-d'hôte in der Sonne und im Adler nur sehr selten der Fall war.

ler in München ist diese Reise fast jeden Sommer unerläſslich, und man findet viele von ihnen beständig auf dieser Tour.

So lieblich die Gegend des Unterinnthals und einige Seitenthäler desselben, wie das Achenthal mit einem schönen See, und das Zillerthal sind, so abschreckend sind jene Thäler, die zwischen dem Unterinnthal und dem Pinzgau liegen. Eine rauhe Gegend mit Sümpfen und Mooren bedeckt, die höchste Armuth und das ganze Jahr ansteckende Krankheiten. Hier gedeiht nichts ordentlich; nicht einmal trinkbares Wasser haben die Einwohner, und das eben ist ihr gröſstes Unglück. Ub. f. Im Sommer 1834 war hier der Herd einer fürchterlichen Ruhrseuche, die gleich der Cholera wüthete, und sich von hier aus fast über ganz Tyrol und einige benachbarte Provinzen erstreckte. In dem armen Hopfgarten, in Kitzbühel und der Umgegend war das Elend entsetzlich. Bösartige Fieber finden hier alljährlich statt.

Viele Reisende, die zuerst Salzburg und Berchtoldsgaden besuchen, dann in Gastein verweilen, kommen über Lend in Tyrol, und betreten dessen Boden im Pinzgau zuerst. Sie haben alle mitgebrachte Bewunderung gewöhnlich dann schon erschöpft, und fühlen sich von den Herrlichkeiten Tyrols, die sie hier zu sehen bekommen, nicht sehr angezogen, noch weniger entzückt. Interessanter ist es gewiſs unsern Weg zu befolgen, und durch die Porta Claudia ins Innthal zu treten. Wer nun aber einmal das hochgepriesene Salzburg nicht unbesucht lassen will, und dann auch Gastein mitnimmt, wie es eigentlich sich von selbst versteht, der sollte sich nur auch zugleich mit guten Steigeisen und einem tüchtigen Alpenstock versehen, um seine Wanderung nach Tyrol zu Fuſse weiter fortzusetzen. Er steige dann in das Naſsfeld, wo er eine Menge der herrlichsten Wasserfälle sieht, welches der eigentliche Schlupfwinkel der lieblichsten Najaden der ganzen Alpenwelt ist; von hier wandre er über den bekannten Malnitzer Tauern *) nach Malnitz, und von da nach Obervellach in Kärnthen. Eine gute Fahrstraſse bringt ihn nach Winklern, wo er in das zwar rauhe, aber höchst interessante Pusterthal seinen Einzug hält, und nun bis Bruneck immer schönere Gegenden zu sehen bekommt, immer wärmern und glücklichern entgegengeht. Dann werde zuerst der südliche Theil bis Verona bereist, und im Rückwege das Etschthal besucht bis Meran, und von dort durch das Vintschgau und das Oberinnthal nach Innsbruck gegangen, wo dann diese Hauptstadt den Schluſspunkt der ganzen Reise bilden könnte. Bei dieser Berührung der östlichsten Gränze Tyrols, am äuſsersten Ende des Pusterthales, zeigt sich der majestätische Glockner so nahe, daſs ein Ausflug an seinen Fuſs nicht wohl umgangen werden kann. Man fährt von Winklern über St. Leonhard nach Döllach, und von hier geht es zu Fuſs in das Thal von Heiligenblut, wo sich die beiden Eispyramiden des Glockner auf einem Plateau von Gletschern erheben. Obgleich er um zweitausend Fuſs niedriger als der Orteles ist, so zeigt er sich doch von dieser Seite viel imposanter als jener. Das Pfarrdörfchen Heiligenblut, das drei Vierteljahr Winter hat, und von reiſsenden Gebirgswassern, Lawinen und Felsenstürzen stets bedroht wird, ist ein sehr

---

*) Ich las neulich in einem norddeutschen Berichte „von dem herrlichen Tauerngebirge," und dieſs bringt mich zu der Vermuthung, daſs das Wort „Tauern" fur manchen Leser noch einer Erklärung bedarf. Man nennt so in den Salzburg'schen Alpen die hohen Gipfel eines Gebirges, wenn eine Straſse, ei Saumschlag, darüber führt. Es ist dasselbe, was „Joch" i Tyrol bedeutet. Hogel, Kofel, Spitz sind im Gegensatze solch Gipfel, die sich der Communication nicht so willig herleihe wollten. Sattel ist der niedrigste Theil eines Gebirgsrücken zwischen zwei hohen Gipfeln.

sehr trüber Aufenthalt, der für den Fremden nur im Hochsommer auf einen Tag erträglich ist. Zu Anfange dieses Jahrhunderts hat Schultes eine sehr umständliche Glocknerreise in vier Bänden herausgegeben, worauf wir Liebhaber solcher Partien noch besonders aufmerksam machen wollen. —

Es war Abends, als wir uns — eine zahlreiche Gesellschaft — in den Stellwagen setzten, der nach Hall abfuhr. Ein Stellwagen ist ungefähr wie ein Pariser Omnibus gebaut; der Eingang ist zwischen den Hinterrädern, und die zwei davor gespannten Pferde sind bemüht ihn eben so langsam vorwärts zu bewegen.

Wenn man vom Wege nach Hall die Blicke rückwärts sendet, so bemerkt man westlich vom Sollstein, am Ende der Hottinger Alpen, einen seltsam geformten Fels, der einem sitzenden Weibe gleicht, welches sich über einen Säugling beugt, den es in den Armen hält. Diefs ist die Frau Hütt, von der die Sage geht, dafs sie einst vor grauen Jahren, ehe sie in Stein verwandelt wurde, als mächtige Fürstin über dieses Thal geherrscht. Damals sollen hier alle üppigen Früchte des Südens gediehen, und an Fruchtbarkeit und Reichthum kein Anderes in der Welt ihm zu vergleichen gewesen seyn. Frau Hütt ward defshalb übermüthig, und kam auf die tollsten Gedanken. So soll sie sich bis zu ihrem Schlosse hinan, welches auf derselben Höhe lag, wo sie noch heutzutage mit ihrem Säugling sitzend zu sehen ist, eine Treppe haben anlegen lassen, aus lauter Käsen gebaut, die in dem Thale bereitet wurden. Ueberhaupt soll sie die besten Lebensmittel vergeudet haben; endlich — als Uebermafs des Frevels — hat sie ihrem Säugling, so oft er nach Säuglingsart die Windeln verunreinigte, mit dem schönsten Weizenbrode die schmutzigen Theile abgerieben. Darob ergrimmte endlich der Himmel und versteinerte die Frau Hütt mit ihrem Kinde; das Thal aber verwüsteten Felsenstürze und Wildwasser, und es lag viele Jahrhunderte in Schutt und grausen Ruinen. Erst in neuern Zeiten wurde der Anbau wieder versucht, und obgleich es jetzt recht gute Früchte hervorbringt, so konnte es doch zu dem frühern Segen nie wieder gelangen. Frau Hütt sitzt aber stets noch auf dem alten Fleck, und scheint immerfort mit ihrem Säugling beschäftigt, und starrt wie ein alter, grauer, verwitterter Felsen in das einst von ihr beherrschte Thal hinunter. Von der Käsetreppe ist jedoch keine Spur mehr, selbst nicht in Versteinerungen, anzutreffen. Auf der Rückseite der Frau Hütt und der ganzen Felsenwand, auf welcher sie sitzt, zieht sich ein wildes, gänzlich unbewohntes und unfruchtbares Thal hin, voll von Felsentrümmern und Bergstürzen, das die eigentliche Gränze nach Bayern hin bildet. —

Der Salzberg bei Hall lädt zu einem Besuch ein. Man kann Stunden lang in diesen weiten Hallen umhergehen, aus denen das Wasser das Salz herausgezogen hat, und die nun einen kühlen, nicht uninteressanten Spaziergang darbieten. Man kann sich mit einem Einspänner bis an den Eingang des Bergwerks bringen lassen, der schon in beträchtlicher Höhe liegt. Wer Gelegenheit hatte Wieliczka bei Krakau zu sehen, für den können diese und ähnliche Salzbergwerke kein Interesse mehr gewähren, da jenes das bewundernswertheste und merkwürdigste in Europa ist. —

Die Unterinnthaler sollen die lustigsten von allen Tyrolern seyn, hier ist das beliebte Jodeln zu Hause, und hier wird am meisten getanzt. Es sind noch nicht dreiſsig Jahre her, daſs man im nördlichsten Theile von Deutschland noch gar nichts vom Jodeln wuſste. In Königsberg z. B. wurde es erst durch den Rochus Pumpernickel, der Wiener Posse, allgemein bekannt, worin das „Wann i in der Fruh aufsteh'!“

gesungen wird. Seitdem war es stark in der Mode, in Wien muſste vor zehn Jahren in allen sogenannten Localstücken gejodelt werden; jedes Lied endete mit dem Jodeler; aber in diesem Augenblick ist die Liebhaberei dafür wieder verschwunden. Vor einigen Jahren noch muſste es selbst in französischen Opern häufig vorkommen, um das Publicum zu ergötzen, wie z. B. in der Braut von Auber. Rossini's Tyrolienne im Tell war die Losung dazu für alle andern Componisten geworden. Jetzt ist dafür das Jodeln in Italien Mode, und Bellini und Donizetti verschmähen es nicht, häufige Anklänge von Tyrolerliedern in ihre Compositionen zu verweben. Selbst Anna Bolena, die unglückliche Königin, haucht ihren Schmerz in einer Tyrolienne aus. Ich führe das hier als ein Beispiel an, daſs andere Nationen auch einmal Deutsches zur Mode erhoben. —

Wenn man durch das Unterinnthal fährt, drängt sich diese Lustigkeit dem Reisenden nirgends auf. Um das Landvolk von dieser liebenswürdigen Seite kennen zu lernen, muſs man einige Zeit mit ihm leben. Keineswegs ist aber das Jodeln eine ihm anklebende Eigenthümlichkeit, die sich sogleich vernehmlich kundgibt, etwa wie der Kuhreihen in Appenzell. Die Leute gehen ihrer Arbeit nach, und müssen sehr fleiſsig seyn, dafür zeugt die Ordnung auf ihren Feldern, die Einfriedung derselben mit Obstbäumen, die Bewässerungen der Wiesen und der Anbau auf den Höhen. Bei so schwerer Arbeit, wie der Ackerbau im Gebirge, kann die laute Fröhlichkeit nicht alle Tage zum Vorschein kommen, und wird klüglich auf die Tage der Kirchweihe verspart, wo sie dann aber auch im vollsten Glanze hervorbricht. Neben der Lustigkeit zeichnet Muth, Hartnäckigkeit und Ausdauer den Unterinnthaler aus. Während der Insurrection haben sich viele glänzende Beispiele davon gezeigt. Der Haſs gegen die Bayern war hier am stärksten. Ich hörte einige Anekdoten, die den hiesigen Bauer, bei aller Grausamkeit gegen einen gehaſsten Feind, doch in seiner ganzen Naivetät zeigen. Oft sah man einen Landmann plötzlich seine Arbeit im Stiche lassen, den Säbel ergreifen, und mit den Worten fortgehen; „Heint muſs i a Boafack dastöch'n!“ (Heut muſs ich einen Baier abstechen! Boafack war ein allgemein übliches Schimpfwort; Fack bedeutet Ferkel.) — Einst tritt ein bayerischer Soldat in einen Hof, um beim flieſsenden Brunnen seinen Durst zu stillen. Sogleich legt ein Junge aus dem Hinterhalt auf ihn an. Der alte Bauer tritt dazu und verweist es ihm mit den Worten: „Lass' ihn erst trinken!“ und der Junge wartet, bis der Soldat seinen Durst gestillt hat, und schieſst ihn dann kaltblütig nieder. — Als Pendant mag folgende Anekdote gelten. Bei jedem kleinen Exceſs, der bei den französischen Generalen gemeldet wurde, lieſsen diese ihre Soldaten füsiliren. So hieſs es; aber die pfiffigen und argwöhnischen Tyroler lieſsen es sich nicht nehmen, daſs man ihnen dieſs nur vorspiegle, und sie oft dem *soit-disant* Erschossenen, später wieder begegnet seyen. Man that es eben nur, um einen Schein von strenger Mannszucht walten zu lassen. Einst beschwerte sich ein Geistlicher bei dem französischen Commandanten über Erpressungen von seinen Soldaten. Dieser sagt: „Ich lasse Sie sogleich erschieſsen!“ — „Damit ist nicht geholfen,“ entgegnet der tyroler Pfarrer kalt, „wenn Sie mir Genugthuung schaffen wollen, so erlauben Sie, daſs ich die Bougres selbst erschieſsen darf.“ — „Wie? Sie, ein Geistlicher wollen das?“ fragte der General erstaunt. — „Nun ja,“ erwiderte der Pfarrer, „denn nur in diesem Falle werde ich mich vor ihnen sicher glauben.“ Der General lieſs es darauf nicht ankommen, denn der Schwarzrock sah aus, als könnte er Ernst machen, und bewilligte ihm lächelnd eine Sauvegarde. — Die Tracht der Unterinnthaler ist bekannt genug, da sie am meisten in das Ausland reisen, und Handel treiben. Die Teppichhändler, und die mit Handschuhen die Messen bereisen, sind meist von hier, wenn auch die Fabricate, die sie feil halten, im Pusterthal und in andern Thälern gemacht werden. In Innsbruck sieht man sie häufig, wo sie sich als Dienstmägde und Hausknechte verdingen. Das Zierlichste an dem Anzuge der Erstern ist der zugespitzte Hut, von dessen oberm Ende ein sehr breites, schwarzes oder grünes Band mit goldenen Franzen besetzt, bis in den Nacken herabhängt. —

Sehr früh verlieſsen wir Hall und genossen des Schauspiels der aufgehenden Sonne. Alle Bergspitzen waren leicht mit einem zarten Purpur gefärbt, der immer glühender wurde, und zu dem Grau der unbeleuchteten Seitenwände, und dem Schwarz der tiefern Gegenden, zauberisch abstach. Je mehr sich die Spitzen jetzt in Flammen hüllten, desto mehr zerfloſs der Purpur, und überfluthete im eigentlichen Sinne des Wortes die ganze Riesenwand von Bergen und Felsen. Dann wurden die Spitzen rosenfarb, und das Feuer schwamm auf den Mittelgebirgen; bis endlich das klarste Sonnenlicht mit den bläulichern Lufttinten lasirt, die Spitzen einnahm, und die lieblichsten Rosen weit und breit ausschüttete. Dieses himmlische Farbenspiel begleitete uns lange Zeit, und hielt uns so gefesselt, daſs wir erst wieder Augen für unsere nähere Umgebung hatten, als es einem gleichverbreiteten schönen Tage gänzlich gewichen war.

Der Weg war immerfort von Bäumen eingefaſst, und der grüne, breiter gewordene Inn rauschte zu unserer Linken. Hübsche Häuser lagen überall zerstreut. Zur Rechten schimmerten stattliche Burgen von bewaldeten Höhen. Das Thal verläugnete seinen anmuthigen Charakter keinen Augenblick. Vor uns, nicht fern mehr, schaute Freundsberg herab, die

Burg des weltgeschichtlich berühmten Hauptmanns Georg von Frundsberg, der sogar mit seinen Söldnern einen Zug nach Rom unternahm.

Dieser Anführer Freundsberg, Fronsperg, auch Frundsberg genannt, war eine merkwürdige Erscheinung jener Zeit, wo das Kriegführen wie ein Handwerk betrachtet, und daher ganz eigentlich „Kriegerhandwerk" genannt wurde. Er war Herr zu Mindelheim, kaiserlicher Feldhauptmann, geb. 1475, gest. 1528. Er war treu und tapfer. Das Volk, das er unter seine Fahne gesammelt hatte, war auf das bunteste zusammengesetzt, und das bekannte Lager Wallensteins hatte in dieser Hinsicht nichts voraus. Auch ihm waren Alle mit unbedingter Liebe und einer rührenden Anhänglichkeit ergeben. Sie nannten ihn den „Landsknechtvater." Hier im Angesichte seiner Burg fielen mir ein paar merkwürdige Lieder ein, die man in Tyrol aufbewahrt hat. Das erste wurde von den Landsknechten zu des Helden Ehren gesungen, und mag oft hinter jenen Mauern erklungen seyn. Es enthält eine kurze Charakteristik des Ritters und seiner Mannen. Hier ist es:

Georg von Freundsberg
Von groſser Stärk',
Ein treuer Held,
Behielt das Feld.
In Streit und Krieg,
Den Feind niederschlieg,
In aller Schlacht
Er legt Gott zu, die Ehr' und Macht. —
Er überwand
Mit eigener Hand,
Venedisch Macht,
Der Schweizer Pracht,
Franzosen Schaar
Legt nieder gar;
Mit groſser Schlacht.
Die Päbstisch Bündniſs zu Schanden gemacht.
Der Kaiser Ehr' hat er vermehrt,

Ihr Land und Leut'
Beschützt alle Zeit,
Mit groſser Gefahr
Er sieghaft war,
Ganz ehrenreich
Man find't nicht bald, der ihm wär' gleich. —

Das andere Lied hat den edeln, mannhaften Ritter selbst zum Verfasser. Er dichtete es in Italien, und pflegte es bei traulichen Gelagen im Feldlager, mit seinen Hauptleuten zu singen:

Mein Fleiſs und Müh' ich nie hab' gespart
Und allzeit gewart
Des Herrn mein
Zum Beſsten sein,
Gnad, Gunst verhofft,
Doch's Gemüth bei Hof verkehr' sich oft.
Wer sich zukauft, der lauft weit vor
Und kommt empor,
Doch wer lang Zeit
Nach Ehren streit,
Muſs dannen weit,
Das thut mir ant,
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Kein Dank noch Lohn davon ich bring.
Man wiegt mich ring
Und ist mein gar
Vergessen zwar,
Groſs Noth und Gefahr
Ich bestanden hab'; was Freud' soll ich haben drob? —

Ehe wir nach Schwatz gelangten, erblickten wir einen Berg, rechts am Wege, der wie von Riesenmaulwürfen umgewühlt schien. Bald sahen wir auch Einfahrten und Gebäude; alles aber verlassen und öde. Dieſs war einst das reiche Silberbergwerk von Schwatz, dem so viele Familien im Mittelalter, unter andern auch die Fugger in Augsburg Glanz und Macht verdankten. *) Jetzt ist es so unergiebig, daſs die Kosten durch den Ertrag nicht gedeckt werden

---

*) Hans Fuger aus Hall, war der Erste, der durch den Bergbau zu groſsem Vermögen gelangte.

könnten. Nur ein einsames Pochwerk ist noch im Gange, das aus jenen Schlacken, die in früherer Zeit weggeworfen wurden, heutzutage das reine Metall zu Tage fördert. Es macht einen trüben Eindruck, und schien uns nicht merkwürdig genug, eine genauere Besichtigung davon vorzunehmen.

Schwatz ist eine freundliche Stadt, die sich an dem einen Ufer des Inns ausbreitet, während auf der andern Seite nur eine Reihe nicht sehr ansehnlicher Häuser, eine Art von Vorstadt bildet. Der erste Gasthof in Schwatz liegt am Inn, und hat gute Zimmer und Betten; in der Stadt, am Markt aber ist ein anderer, den ich nicht für schlechter halte. Ich habe in beiden übernachtet. Meine Zeche, für zwei Personen, betrug in dem erstern 2 Gulden 50 Kreuzer, während ich in dem zweiten genau für dasselbe einen Gulden 34 Kreuzer bezahlte. Man urtheile nun welcher von beiden den Vorzug verdiene.

Von Schwatz bis Straſs bleibt die Straſse eben, und die Gegend dieselbe. Hier öffnet sich das Zillerthal. Zwei Felsen, als seyen sie durch eine gewaltsame Revolution auseinandergerissen, bilden den Eingang in dasselbe. Straſs präsentirt einen hübschen, hohen Kirchthurm, mit einem blank vergoldeten Kreuz auf der Spitze. Das Thal zeigt hier eine breite, ebene Fläche, die von grünen Mittelgebirgen begränzt wird, welche bis zu den Gipfeln angebaut sind. Hier sieht man Kornfelder in langen, wogenden Reihen. Der Ort Schlitters macht den Hintergrund, und lehnt sich an die Berge. Die Straſse windet sich durch die Berge hin, bald auf- bald abwärts, und dieſs hindert eine weite Fernsicht. Nach und nach nur rücken die Orte Fügen, Uderns, Ried und Zell hervor. Dann verengt sich das Thal, und wird rauher bis Mayrhof, von wo es sich in zwei Arme theilt, rechts bis nach Lahnersbach nach dem wilden und eingeschlossenen Duchs, links nach Brandberg am Fuſse der schroffen Gerlos. An beiden Orten muſs man, um weiterzukommen, sich vor dem Steigen und zuweilen halsbrechenden Klettern nicht fürchten.

Das Zillerthal gewährt einen überraschenden Anblick. Es ist das freundlichste, was wir bis jetzt in Tyrol gesehen haben. Ueberall begegnen uns lachende, gutmüthige Menschen, grüſsend und plaudernd. Männer und Weiber sind groſs; ein schöner Menschenschlag. Wir wollen sie an ihrem gröſsten Festtage kennen lernen.

V. Capitel.

Der Abend in Absam.

(Intermezzo.)

Es gehört nicht zum guten Tone, sich des Stellwagens nach Hall zu bedienen, die Gesellschaft ist darin ein wenig zu stark, was man in Deutschland gemischt nennt und unbegreiflicher Weise so sehr fürchtet. Da wir indeſs schon selbst sehr zahlreich waren, so konnten wir es, nach dem Ausspruch einiger Innsbrucker Freunde, getrost wagen, weil auſser uns nur zwei bis drei fremde Passagiere noch Platz finden konnten. Und in der That trafen wir beim Einsteigen nur zwei: einen jungen hübschen Mann mit einem blonden Schnurrbart, der sich uns bald für einen Ungar zu erkennen gab, und einen ehrlichen Landbewohner der Gegend, der vom Markte in Innsbruck zu seinem Herde zurückkehrte.

Es war ein milder, stiller Spätsommerabend, und bald war es so finster, daſs wir unsere Gesichtszüge nicht mehr sahen, und die Phantasie die anregende Beschäftigung erhielt, sich jedesmal das Bild des Sprechenden nach besten Kräften zu vergegenwärtigen. Eine solche Unterhaltung auf der Reise hat für mich stets einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin nicht im Stande, zu schildern, welche Flüge und Sprünge ich dann in Gedanken mache. Ich bevölkere gewöhnlich den innern Raum des Wagens mit ganz andern Personen, als sich eben darin befinden.

So konnte ich an jenem Abend ein junges Mädchen nicht los werden, das einen zwar flüchtigen, aber sehr interessanten Eindruck auf mich gemacht. Sie stieg einst in Brüssel Abends neun Uhr, da es auch stockfinster war, mit mir zugleich in die Diligence von Lafitte - Caillard — sie von rechts, ich von links — und weinte heftig. Ein sehr hübscher, schnurrbärtiger Jüngling stand, von der Hoflaterne vollständig beleuchtet, auf dem Schlage und hatte die Hand der Weinenden gefafst. Beide sprachen nicht; sie weinte immerfort, und er blickte sie unverwandt an. Endlich rief der Conducteur dem Postillon das Losungswort der Abfahrt zu und warf, indem er zur Imperiale hinankletterte, einen tiefen Schatten auf den Jüngling, der ganz verfinstert sich einen Augenblick in den Wagen bog und ohne ein Wort zu sagen, das Mädchen heftig küfste. „Adieu, „Hector!“ hauchte sie, und das war alles. Er hörte es nicht einmal, denn wir flogen fort, und er war schon herabgesprungen.

Es herrschte Stille im Innern der Diligence. Vier Menschen schliefen fest, meine Nachbarin, so schien es, weinte still in sich hinein, und ich suchte mir die Geschichte zusammen, wodurch das Pärchen — offenbar zwei Liebende — für lange Zeit getrennt wurde. Sie mufste blond seyn und schlank, das Auge schmachtend; ich freute mich auf den Sonnenaufgang, der mir ihre ganze Anmuth enthüllen sollte. Die aufgehende Sonne beschien meine geschlossenen Augenlieder, denn ich war sehr fest eingeschlafen, und als ich in Landrecy erwachte, war meine Nachbarin bereits ausgestiegen, und ich sah sie nur noch in der Ferne am Arm eines hübschen jungen Mannes einen Hügel hinaneilen, auf dem ein freundliches Gebäude stand. Einige schwarze Locken flatterten von ihrem Köpfchen; sie war klein und voll, ganz dem Bilde widersprechend, das ich mir von ihr entworfen hatte. Meine so schön erfundene romanhafte Geschichte der Nacht war mit einem Mal über den Haufen geworfen. Der Jüngling des vorigen Abends konnte ihr Bruder gewesen seyn, sie den Tod einer guten alten Tante beweint haben und nun mit dem ihr zugefallenen Erbtheil die Gattin desjenigen werden, den sie lange schon liebte und der sie in Landrecy im Hause ihrer Eltern erwartete. Diese Geschichte war so freundlich, wie der herrliche Morgen, der auf die Visitatoren herabschien, die in unsern Koffern herumwühlten. Für mich muſste aber das Schicksal meiner Nachbarin ein Räthsel bleiben, denn wir verlieſsen Landrecy sogleich wieder, und ich bin seitdem nicht wieder hingekommen. — Auf dem Wege von Innsbruck nach Hall saſs aber meine junge Brüsselerin wieder neben mir, und ich drückte, in diesem Traume befangen, einer hübschen jungen Frau, welche in der That meine Nachbarin war, vielleicht etwas zu theilnehmend die Hand und lispelte ihr zu: „Warum „weinen Sie denn?“ worauf sie jedesmal mit einem gar anmuthigen Lachen antwortete. Inzwischen erzählte der Ungar vom neulichen Brande von Munkacs, ziemlich trocken referirend, ziemlich theilnahmlosen Zuhörern. Ich jedoch konnte unmöglich die schöne Gelegenheit versäumen, nach Munkacs zu reisen. Mit einer reizbaren Phantasie reist es sich billiger und schneller als mit jedem Dampfwagen. Ich war sogleich zur Stelle, und so glücklich, alle meine lieben Freunde mitzunehmen, denn neben mir stand die weinende Brünette von Landrecy, und der fürchterliche Brand der schauerlichen Felsenveste röthete ihre lieblichen Züge. Schwarze Gestalten schossen durch die Flammen hin, wie es schien, nicht um Hab und Gut zu retten, denn daran dachte niemand, sondern um zu jenen Felsenhöhlungen zu dringen, die tief unter dem Bette des Stromes sich ausdehnen, und dort die lebenslänglich Gefangenen von den schweren Ketten loszuschlieſsen und sie so lange in Sicherheit zu bringen, bis ihnen der neue Kerker gebaut seyn wird. Ich war im Begriff, in einen solchen Wasserkäfig mit hinabzusteigen. Da heulten plötzlich die Sturmglocken durch den nächtlichen Graus, ein ungeheures Mauerstück stürzte in den Felsenkrater hinab, und die gedämpfte Flamme suchte aus den Oeffnungen des schwarzen Gemäuers. . . .

Der Stellwagen hielt; meine phantastische Maskerade war geendigt, und ich sah statt der geträumten Personen meine Innsbrucker Gesellschaft bei hoch empor gehobener Laterne aus dem Wagen kriechen. Alles war Traum gewesen, bis auf die Erzählung des Ungarn von Munkacs's Brand, die ich nur ein wenig grell staffirt hatte, und das Läuten der Glocken von Hall, die aber nicht Sturm, sondern das friedlich erquickliche Ave Maria verkündeten. Obgleich meine Träumereien zu dem Folgenden in keiner Beziehung standen, so hatten sie mir doch eine angenehme Empfänglichkeit dafür mitgetheilt.

Ich stand nun im Hofe des Wirthshauses zur Krone, über mir der gestirnte Himmel, im Angesicht des weiſsen, schroffen Salzberges, dessen malerische Formen der eben aufgegangene Mond mit höflicher Bereitwilligkeit im schönsten Lichte zu zeigen bemüht war.

Weder die Stadt Hall, noch die groſsen, weiten, vom Wasser ausgehöhlten Säle und Galerien des Salzberges, waren jedoch das Ziel unserer Reise. Dieſs fiel mir jetzt erst ein, als die Gesellschaft ohne Rast mich ans Weitergehen mahnte. Wir waren nämlich auf der Wallfahrt nach Absam begriffen, wo das jüngste Mirakelbild der heil. Jungfrau verehrt wird, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts, unter Donner und Blitz, vom Himmel fuhr, und an dem Laden eines Hauses in Absam hängen blieb. Man sagt, es sey gekommen, um das Bild des Waldrast, dessen Ansehen abgenommen hatte, zu ersetzen. Wir kamen jedoch mit einer weltlichen Nebenabsicht hieher. Der Mondschein-Abend lud zur Fuſspartie ein, und die Gesellschaft war so heiter gestimmt, daſs man sich mit Recht viel Vergnügen davon versprach. Wir wandelten den Weg nach Absam; der Mond beschien die Straſse und „Ave Maria“ schallte von vielen Thürmen in den ringsumher verbreiteten Dörfern. Wir hielten an einer Wiese, die ein Wald umsäumte. Vor uns lag ein reinliches Bauerhaus, aus dessen geöffneter Thür die Flamme des Herdes leuchtete.

„Laſst uns bei dieser Hütte nicht theilnahmlos „vorübergehen,“ sprach einer aus der Gesellschaft; „wir wollen hier dem trüben Andenken eines vaterländischen Künstlers einige gemüthvolle Augenblicke „weihen. Sein schreckliches Schicksal wird nie aufhören, uns räthselhaft zu bleiben, denn jedes dahinrollende Jahrhundert zieht neue Lavarinden über „das Leben Einzelner, und es ist Pflicht, sich ihrer „zu erinnern, damit sie nicht ganz dahinschwinden.“ Meine Freunde sahen sich ernst und stillschweigend an; keine Neugier malte sich in ihren Blicken; man entdeckte sogleich, nichts Neues erwartete sie hier, sondern es galt nur, eine bekannte Rührung aufzufrischen. Man brachte eine Bank aus der Hütte und stellte sie unter einen mächtigen Nuſsbaum, dessen Zweige Nacht verbreiteten und den lichten Wiesenteppich mit stets wachsenden Arabesken verzierten, die ganz von der Laune des Windes abhingen. Auch die Bank, worin eine runde kleine Oeffnung sichtbar war, wurde von der Gesellschaft, ehe sie sich darauf setzte, mit stummer Theilnahme ein Weilchen betrachtet. Ich lehnte, in mich gekehrt, am Stamm des Nuſsbaums. Sey es, daſs man mich von allem unterrichtet wähnte, oder wollte man einen überraschenden Eindruck auf mich wirken lassen, niemand nahm sich die Mühe, ein Wort an mich zu richten. Ich bemerkte noch, daſs ein junger Mensch sich mit schnellen Schritten von uns entfernte und sich bald in den nahen Wald verlor; er war in einen Mantel gehüllt. Dann schloſs ich die Augen, um mich durch nichts stören zu lassen. „Gibt's hier „Wunder," sagte ich zu mir selbst, „so mögen sie „kommen, sie finden ein offenes, empfängliches Gemüth zu dieser Stunde!"

Bald hörte man eine Geige aus dem Walde. „O! „Göttlich!" — „Eduard!" — „Sie ist ächt!" schallte es aus verhüllenden Shawls und Capoten, von einem herrischen St! unterbrochen. Ich horchte hoch auf. Das Geigenspiel war herrlich; nichts von jener eleganten Volubilität, nichts von jenem geisterhaften Arpeggio, jenem baroken Pizziccato, das heutzutage der stumpfsinnigen Menge Beifall entlockt; es war ein Adagio, so durch und durch Klage, so ganz getaucht in unendliche Wehmuth, wie Scarlatti, der Sage nach, es vorzutragen verstanden haben soll. Aber mehr noch als Vortrag und Composition erschütterte mich — der Ausdruck ist wahrlich nicht zu stark — der Ton dieser Geige. Armer Balzac! der du, um den Zauberklang einer Geige zu erklären, den röchelnden Sterbelaut eines alten Mütterchens hineinbannen lieſsest! Ich will hier keine Erklärung wagen, aber sicher ist es, daſs eine Seele in diesem Instrumente wohnte, die ein groſser, kunstfertiger Meister, vielleicht als Theile seiner eigenen, hineinzubannen verstand.

Diese letzten Gedanken waren laut geworden, ich hatte sie unwillkürlich gesprochen; ich öffnete hier die Augen; die Saiten waren vom Abendthau verstimmt worden, und der Spieler stimmte sie aufs

Neue; die Gesellschaft rief Bravo und sah mich dabei an; mir war's, als ob auch meinem Ausruf der Beifall gelten sollte; aber die Geige schwieg nun, und der junge Mensch im Mantel trat aus dem Schatten der Waldbäume wieder auf uns zu.

Laute Lobeserhebungen empfingen ihn; er nahm freundlich dankend den Hut ab, und indem er sich die Stirne trocknete, sprach er: „Ihr Lob gebührt „nur der Geige; warten Sie, sie soll sich bedanken!“ Und nun suchte er recitativisch seinem Instrumente Töne zu entlocken, die wahrhaftig wie Dank klangen. Er wuſste sie so geistreich zu beherrschen, wie ich dieſs nie zuvor gehört hatte, obgleich ich alle unsere Virtuosen, alle Götter und Halbgötter unserer Concertabende von London, Paris und Wien zu kennen glaube.

„Und was ist dieſs wohl für eine Geige?“ fragte mich mein Nachbar; „denn daſs sie von einem nam„haften Meister herrühre, werden Sie wohl gleich „gehört haben.“ — „Von dem Vortrefflichsten ist „dieſs Meisterwerk!“ rief ich aus meiner Art von Begeisterung heraus, „und ich glaube nicht zu irren, „wenn ich sie für eine ächte Amati halte, wie sie der „wackere, hochbegabte Meister um die Mitte des sieb„zehnten Jahrhunderts zu Cremona verfertigte.“—„Und „warum suchen Sie ihr Vaterland jenseits der Alpen?“ fragte mein Nachbar bedeutend, indem er um sich blichte. Die ganze Gesellschaft stand um uns her und hörte theilnehmend zu.

„Dieſs ist ein Werk meines Groſsonkels, der in „jener Hütte sein Leben im tiefsten Elende, in der „härtesten Entwürdigung beschloſs. Jener Wald hat „das Holz dazu geliefert, es ist von den Haselfichten, „die sich bis gen Gleirsch hinter den Salzberg er„strecken, und dieser Stock, den ich trage, mit dem „Hammer als Knopf, ist derselbe, womit mein armer

Groſs-

„Groſsohm jeden Stamm berührte, um mit seinem „feinen, wundersamen Ohre den Klang zu erforschen, „der in dem Holze schlief, bevor er ihn fällte. „Sehen Sie, mein werther Freund, so nahe sind uns „die Wunder, wir haben nicht Ursache, deſshalb die „Alpen zu messen. Aber diese Geige, worauf eben „mein Sohn spielte, ist in der That ein Wunder, „sie ist die herrlichste, die der alte Bewohner dieser „Hütte jemals geschaffen, und wenn seine andern „jetzt mit 3, 4 und 500 Ducaten bezahlt werden, „so hat diese einen unschätzbaren Werth; er nannte „sie seine Geliebte, er spielte selbst darauf, wenn „der entsetzliche Wahnsinn seine Fesseln ein wenig „lüftete; sie ist nie verkauft worden, sondern als „theures Erbstück in der Familie geblieben, worin „immer ein tüchtiger Violinvirtuose sich hervorthut. „Mein Sohn ist kein Stümper, wie Sie so eben gehört haben. Ich aber bin der Hauptmann Stainer, „wie Sie wissen.“ — „Und dieſs ist eine Stainergeige, „die dem Namen Ehre macht!“ — rief ich nicht ohne Beschämung. „Wie konnte ich nur beim Hören „dieses männlich reinen Tons an Amati denken?“ — „So setzen Sie sich her zu mir,“ sprach der Hauptmann, „hören Sie Einiges von der wunderseltsamen „Geschichte des Mannes, der diese köstlichen Instrumente zu bauen verstand, so viel wir selbst nämlich davon wissen. Ein Theil derselben, und zwar „der wichtigste, ist vor unsern Blicken undurchdringlich verschleiert. Kommen Sie, setzen Sie „sich auf diese Bank, auch sie spielte eine Rolle in „dem verwickelten Drama seines Lebens.“ Und ich setzte mich zu den Uebrigen und der Hauptmann begann mit einer schönen Baſsstimme zu erzählen; aber aus dem Walde glaubte ich zwischendurch immer die Geige zu vernehmen, nur leiser, gespensterhafter, so daſs sie nicht störte, nur begleitete. — Es war wirklich ein recht abenteuerlicher Mondscheinsabend, den ich nie vergessen werde! Die Erzählung des Hauptmanns aber lautete ungefähr so:

„Es sind nun fast zweihundert Jahre, dafs ein kleiner Bube auf dieser Wiese die Gänse hütete, und dabei ein ganz klägliches Gesicht zog. Denn gerade dafs er Gänse hüten mufste, war ihm so verhafst. Ihr Geschrei machte ihn krank, er warf sich mit dem Kopf ins Gras, stopfte sich damit beide Ohren zu, und wälzte sich wie unsinnig umher. Nach langem Sollicitiren gelang es ihm, den Posten eines Kuhhirten bekleiden zu dürfen, und dabei befand er sich besser. Nicht nur das harmonische Geläute am Halse der Thiere machte auf ihn einen ungleich bessern Eindruck, sondern auch das tiefe, langausgehaltene Gebrüll erfreute ihn; dazu brauchte er nicht mehr auf der Wiese zu bleiben, er trieb höher hinauf in den Wald, der auch voll wunderlicher Stimmen und melodischen Getöns war, und am Felsen, wo das Echo schlief, blies er dann wohl irgend ein schönes Lied auf dem Schwegel, *) den er selbst geschnitzt und zu blasen erlernt hatte — Gott weifs nach wessen Anleitung! Nach dem die Knabenjahre so vorüber gegangen waren, trat er eines Tages mit freundlichen Blicken vor seinen Vater, als eben ein Trupp herumziehender Fiedler dort ins Wirthshaus ging, und bat ihn, er möge ihm erlauben, bei diesen Leuten Dienste zu suchen, er wolle sich dann schon selbst durchs Leben schlagen, und brauche seiner Hülfe fürder nicht mehr. Der alte Bauer aber ward ganz zornesroth im Gesichte. Er war zwar arm und mit Kindern gesegnet, und es ward ihm schwer, ihnen die volle Schüssel täglich hinzusetzen, aber um solchen Preis mochte er dennoch für keines von ihnen ausgesorgt haben. Mit harten Reden scheuchte er den jungen

---

*) Die Tyroler Pfeife, worauf die Schützenmärsche geblasen werden.

musikalischen Kuhhirten von sich, der aber dessen ungeachtet nicht aufhörte, seiner, wie es schien, angebornen Neigung mit glühender Liebe anzuhängen.“

„Man wird stets darauf zurückgeführt, daſs es mit dem, was wir Bestimmung nennen, seine vollkommene Richtigkeit habe. Der junge Bursche wuſste die Aufmerksamkeit des Organisten im Ort auf sich zu ziehen, und dieser war zufällig ein eben so gescheidter als liebevoller Mann, und sagte zu dem alten Bauer eines Tages: „Seht, Stainer, Euer Jacob zeigt eine ungemeine Liebe zur Musik, ich beobachte ihn schon lange auf dem Chore. Er hat eine feine Stimme und ein treffliches Ohr. Gebt ihn mir, er soll mein Schüler werden. Wer weiſs, ist er nicht einmal dazu berufen, nach meinem Tode zu Gottes Ehr' und Preis die Orgel in unserer Kirche zu spielen.“ Das war freilich ein anderer Vorschlag, als mit den wilden böhmischen Fiedlern zu ziehen, und der Vater hätte gewiſs sogleich mit Freuden eingewilligt, wenn die Kühe und Kälber als hirtenlose Schaar hätten bestehen können. Alles, was für jetzt geschah, war, daſs Jacob in den Abendstunden zum Meister Organisten gehen durfte, um von ihm den ersten musikalischen Unterricht zu empfangen. Nun aber zeigte sich zuerst etwas, das ans Wunderbare gränzte. Die Unterweisung im Violinspiele sollte beginnen, aber der wackere Lehrer hatte selbst nur eine schlechte Geige, und im ganzen Absam war vor 200 Jahren weiter keine aufzutreiben. Aber Jacob — das Wunderkind, würde man heute sagen — rückte mit einer selbst verfertigten hervor, die er nach vielfältigem Studiren und Beobachten während der Dauer eines langen Jahres im Walde beim Hüten des Viehes, und Nachts in der einsamen Kammer für sich geschnitzt und bezogen hatte, und die, so unvollkommen sie auch gewesen seyn mag, dennoch dem verständigen Organisten über die Fähigkeiten des jungen Menschen genügendes Licht ertheilte. Noch war das erste Jahr des Unterrichts nicht verstrichen, da trat dieser wieder zu dem alten Stainer und sprach: „Euer Jacob macht solche Riesenfortschritte, daſs ich Euch wohlmeinend rathe, ihn bei der Musik zu lassen, und Euch in Innsbruck nach einem bessern Meister für ihn umzusehen, denn meine Weisheit wird bald zu Ende seyn. Besondere Geschicklichkeit zeigt er im Verfertigen der Geigen, wie er denn jene, worauf er spielt, ohne alle Anweisung ganz aus sich selbst gebaut und nach und nach vervollkommnet hat. Wie wäre es, wenn Ihr ihn dieser Kunst gänzlich sich widmen lieſset? Sie nährt ihren Mann, und ist ehrenvoll. Ist es Euch genehm, so bring' ich meinen lieben Schüler selbst zu meinem Freunde Herz nach Innsbruck, dem kunstvollsten Meister unserer Zeit, der selbst für die heilige Grabeskirche zu Jerusalem eine Orgel gebaut hat."

„Dem alten Stainer traten Thränen in die Augen. Orgeln bauen, die nur zum Lobe des Herrn und seiner Himmel die mächtigen Stimmen ertönen lassen, schien ihm ein höchst verdienstliches, frommes Werk, und nun gar ein Schüler des berühmten, verehrten Meisters Herz werden, das war ein Glück, woran er nie zu denken gewagt haben würde. Aber der Organist war ihm auch ein ehren- und vertrauenswerther Mann, und das Zeugniſs, welches er seinem Sohne gab, so wie das Anerbieten, womit er es begleitete, lieſsen ihn an alles glauben, und er willigte mit Freuden ein. So wurde Jacob Stainer, der vom Gänsetreiber plötzlich Kuhhirt geworden war, vom Schüler des namenlosen, gänzlich unbekannten Organisten in Absam, Gehülfe des berühmtesten Orgelbauers, dessen Verbindungen sich über die ganze Erde erstreckten."

„Der alte Herz gewann unsern Jacob bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn gewesen, nicht nu wegen seiner Gelehrigkeit, sondern auch wegen seines heitern Gemüths und seines stillen Wandels. Allein eben diese väterliche Zuneigung war es, die ihn mit Sorgen erfüllte. „Jacob,“ sprach er, „ich bin nicht reich genug, um dir eine Zukunft neben denen zu sichern, deren Schicksal mir noch näher am Herzen liegen muſs, als das deinige. Du weiſst, daſs ich viele Kinder habe. Du hast nun meine ganze Kunst inne, und wirst ein eben so geschickter Orgelbauer werden wie ich. Aber nur selten wirst du Gelegenheit haben, ein Werk zu liefern. Die Lust, Kirchen zu bauen nimmt täglich ab, und die bestehenden haben bereits ihre Orgel. Ich sehe ein, daſs dieſs Geschäft seinen Mann nur kärglich nähren wird. Wende dich daher zu kleinern Werken, welche in diesem Augenblick eben so groſsen Ruhm als Gewinn versprechen. Ich meine die Geigen, die jetzt durch hochbegabte Meister so sehr in Schwung gekommen sind, und in deren Verfertigung Cremoneser und Venetianer sich gleich hervorthun. Du wirst mich auf einige Jahre verlassen müssen, um die Geheimnisse und Kunstgriffe, die Akustik des kleinen Baues, das Verhältniſs seiner einzelnen Theile an der Quelle selbst zu studiren. In Venedig lebt mir ein alter Gastfreund, ein wunderlicher Kauz zwar, aber ein sehr geschickter. Ein Brief von mir soll dir in seinem Hause Aufnahme verschaffen.“

„Kurze Zeit nach dieser Unterredung nahm unser Jacob einen herzbrechenden Abschied von seinem Wohlthäter, und zog, in seiner Tyroler Tracht, fort über die Alpen in die damalige Welthauptstadt Venezia. Erst nach mehreren Jahren kehrte er wieder zurück. Während er in Italien lebte, hatte er nur selten von sich hören lassen, und nur sein Wohlthäter Herz erhielt Briefe von ihm. Es hieſs endlich, daſs er auf dessen Wunsch plötzlich alle Bande zerrissen habe, die ihn an jenes schöne Land gefesselt, und daſs er nach Innsbruck gekommen sey, um sich im Vaterlande niederzulassen. Es war auch wirklich nach seiner Ankunft, als er durch seines alten Meisters Vermittelung eine wackere Jungfrau, Margarethe Holzhammer, heimführte. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen!“

„Aus dem Hirten von Absam war zwar ein groſser und weltkundiger Meister geworden, der durch seine Kunstwerke, die Geigen, mit den ersten und vornehmsten Männern jener Zeit in naher Berührung stand; aber statt der frischen Farbe seiner Wangen, des jugendlichen Feuers seiner Augen, war Blässe und Mattigkeit darüber verbreitet, und ein langsames Siechthum schien sein Inneres zu verzehren. Seine Frau gebar ihm drei Töchter und einen Sohn, sie war tugendhaft und ihm ergeben, eine wackere Hausfrau, die ihn pflegte und seiner mit Liebe wartete. Der Erzherzog Ferdinand Karl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener, und Kaiser Leopold I lieſs ihm darüber das Diplom ausfertigen, welches wir noch in unserer Familie bewahren. Es lautet vom 28sten October 1658. Aber alles dieses, Kunstfertigkeit, daraus entspringender Wohlstand, Ruhm und Ehre und häusliches Glück, Dinge, die in solchem Verbande jeden andern Sterblichen beneidenswerth hätten erscheinen lassen, konnten ihn, den durch unbekannte Macht tief Gebeugten, nicht erheben. Man wandte sich mit Bedauern, und nicht ohne ahnungsvolle Schauer zu empfinden, von seinem Anblick weg; niemand suchte seine Nähe, es war, als ob ein schreckliches Geheimniſs, ein mächtiger Fluch darin brüte. Und der Arme fühlte es, denn immer blässer wurde sein Gesicht, immer tiefer sank sein Auge, immer schrecklicher malte sich eine verzweifelnde Schwermuth in jenen einst so heitern, offenen Zügen. Eines war allen seinen Freunden klar geworden: er hatte des Menschen kostbarstes Eigenthum, seine Seelenruhe, in Italien eingebüſst; er hatte sein Tyrolergemüth dort verwechselt gegen den finstern Sinn der Italiener; denn einsiedlerisch lebte er in seinem Hause, nicht um Andere zu ergötzen spielte er auf seinem herrlichsten Instrumente, sondern im finstern Gemache, bei dicht verhängten Fenstern; keinem Lehrling oder Gesellen offenbarte er seine kostbaren Geheimnisse. Allein, in früher Morgenstunde stieg er hinauf in den Bergwald, dort wuſste er durch Anschlagen mit dem Hammer volltönendes Holz zu finden, das ihm zur Verarbeitung tauglich schien; dann lieſs er den gefällten Baum in seine Wohnung bringen, und zerschnitt ihn, und machte Geigen daraus. Niemand weiſs, wie er es mit dem Trocknen gehalten, wie er seinen Hals ansetzte, wie er seine Stege bereitete, wie er zusammen leimte, nach welchen Berechnungen er im Innern des Bauches seine Constructionen machte; niemand kennt genau seine Verhältnisse und die Kunstgriffe, die er anwandte, um seinen Instrumenten jenen Ton, jene Reinheit, jene edle Männlichkeit zu verleihen, wodurch sie sich vor allen andern, nach 200 Jahren noch, auszeichnen, und dem Kenner und Virtuosen so werth erscheinen.“

„Bald ward es dem finstern Manne, der nun auf der Höhe des Lebens und seiner Kunst zu stehen schien, in der Hauptstadt zu lebendig, seine Schwermuth war so gestiegen, daſs ihm nur die Einsamkeit des Geburtsdörfchens noch wünschenswerth vorkam. Er übersiedelte nach Absam; dieſs veränderte nichts in seinem äuſsern Leben, als daſs er noch stiller und schwermüthiger wurde, wie bisher.“

„Man sagt, daſs er eines Abends eine Einladung erhielt, in einem Hofconcerte mitzuwirken, worin sich eine berühmte wälsche Sängerin hören lassen sollte. Kurz nach dem Beginn ihrer Arie, als sie die Kraft ihrer Stimme entfaltete, sanken unserm

Jacob Stainer Geige und Bogen aus der Hand, und mit einem starren Blicke nach der Fremden und einem fürchterlichen Schrei fiel er zusammen. Man hielt dieſs für eine plötzliche Krankheit, und entfernte ihn aus dem Concertsaale. Noch in derselben Nacht aber kam der fürchterliche Wahnsinn über ihn, der bis zu seinem Tode nur auf kurze Intervallen von ihm wich, und dann nur einem stumpfsinnigen Zustande Raum lieſs, der fast noch schrecklicher anzusehen war, als die wildesten Ausbrüche seiner Wuth, die am Ende durch geeignete Zwangsmittel doch gebändigt werden konnten. — An diese Bank, worauf wir sitzen," — hier sprangen Alle unwillkürlich auf — „ward er dann fest gekettet," fuhr der Hauptmann fort; „durch dieses Loch lief die Fessel, die seine gewaltsam wilden Bewegungen in Schranken hielt, und ihn an die Wand der Hütte bannte. . . . ."

Es war eine lange Pause entstanden; eine stille Wehmuth hatte sich unserer bemächtigt; Alle betrachteten die Bank, woran der wahnsinnige Meister vor zweihundert Jahren geschmiedet war, mit groſsem Interesse. „So lebte Jacob Stainer noch viele Jahre," fuhr der Erzähler fort. „Oft in stillen Augenblicken nahm er eben jene Geige, worauf mein Sohn vorhin spielte, und stieg damit in den Wald hinauf. Tage lang hörte man ihn dann bald in wilden Läufen, bald in schmelzenden Weisen. Es hat sich die Sage bei uns erhalten, daſs nichts dem Ausdrucke gleich zu kommen im Stande sey, den er in sein Spiel zu legen wuſste. Aber stets still und in sich gekehrt blieb er dabei, seine verfallenen Gesichtszüge schienen theilnahmlos für alles, sein starres, schwarzes Auge blickte stets vor sich hin, und bemerkte nichts von dem, was ringsum sich begab; weder Speise noch Trank war ihm dann Bedürfniſs, und er, der am Morgen, rasch vom Lager springend, in den Wald gerannt war, kehrte Abends, mit vom Thau genäſstem, herabhängendem Haar, die Geige unter dem Arm, in die Hütte zurück und suchte wieder still das Lager, ohne eine Labung zu begehren oder ein Wort an seine trauernde Familie zu richten, die ihn beständig umgab und aus der Ferne beobachtete. Wenn ihn jedoch diese tiefe Schwermuth so riesenhaft übermannte, daſs sie mit glühender Kraft ihm ins Hirn stieg, dann theilte er sich mit, und das, was der stille, tiefere Schmerz sorglich in seinem Innern zu verbergen bemüht gewesen war, brach dann mit dämonischer Gewalt hervor. Dann heulte er seine finstern Klagen aus der zerrissenen Brust und verwünschte sein Geschick. Es ist fürchterlich, zu denken, daſs das, was wie Raserei aussah, vielleicht der Moment des rückkehrenden Bewuſstseyns war. Statt ihn anzuketten, den armen Mann, hätte vielleicht ein lindernder Trost ihm in die Seele träufeln sollen; vielleicht wäre eine Reise nach Italien ihm heilend gewesen, ein Bad, Zerstreuung, Entfernung aus seinen häuslichen Umgebungen. Wer vermöchte das jetzt zu bestimmen!"

„So wurde aber dieser Zustand der einzige Dolmetsch seines unverständlichen Innern, denn niemand aus seiner Familie dachte damals daran, durch eine Reise nach Italien oder genaue Nachforschungen sich nähere Aufschlüsse zu verschaffen."

„Wir wissen auf diese Weise, durch Stainer selbst, von seinem Aufenthalt in dem Hause seines Meisters Pietro Vimercati in Venedig und seiner schönen Tochter Chiara. Ihr zu Ehren hatte er sein trefflichstes Kunstwerk, seine Lieblingsgeige, Chiara genannt, und er behauptete, daſs es seinem Scharfsinne, unter dem Beistand unsichtbarer Mächte, die er darum angefleht, gelungen sey, ihr die Stimme, ja die Seele von Chiara Vimercati einzuhauchen — „und" — sezte er dann wildlachend hinzu, — „meine hölzerne Chiara hat nun mehr Seele

„wie sie!“ Meister Pietro war ein wüster, böser Mann, dem Spiel ergeben, voll hitziger Leidenschaften, der jetzt in seinen alten Tagen gern trank und die Sorge für's Haus gänzlich dem wackern, fleiſsigen Gehülfen aus Tyrol überlieſs. Der hohe Preis, der für die von ihm gefertigten Instrumente bezahlt wurde, war indeſs nicht hinreichend, um den theuern Chier in ungeheuern Massen für den Alten herbeizuschaffen, noch die Putzsucht der Tochter zu befriedigen, welche nur zu oft den ganzen Erlös mehrwöchentlicher Arbeit auf den Rialto trug, um das geprägte Gold sogleich in verarbeitetes, in Ketten, Spangen und Nadeln umzusetzen. Jacobs angestrengtester Fleiſs genügte endlich nicht mehr allen diesen Bedürfnissen, und er mochte wohl nicht undeutlich seinen Unwillen darüber zu erkennen gegeben haben. Der alte Pietro, um ihn für immer an sein Haus zu fesseln, bot ihm die Hand seiner Tochter an, und Chiara ward Jacobs Braut. Es scheint allerdings, nach dem, was uns nach des Unglücklichen Selbstgesprächen überliefert worden ist, daſs die Schönheit Chiara's und mehr noch der himmlische Ton ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth gemacht; aber unenthüllt bleibt es, wodurch es sich von diesem Gegenstande seiner Neigung so plötzlich abgewendet habe. Chiara's Putzliebe und Verschwendungssucht mochten wohl mit andern verderblichen Eigenschaften zusammenhängen, und Jacob gab sie — gewiſs nach langem Kampfe — auf. Er erklärte seinem hoffnungsvollen Schwiegervater seinen Willen, in die Heimath zurückzukehren. Man kann sich denken, wie er damit aufgenommen wurde. Seit diesem Augenblick war seines Bleibens nicht mehr in Venedig. Bald von zudringlichen Liebkosungen bestürmt, bald von Haſs verfolgt, endlich sogar an seinem Leben bedroht, brachte er noch einige Zeit dort zu, seinen Verpflichtungen nachkommend und einen günstigen

Augenblick zur Flucht erwartend. Mit heftigen Angstgebärden soll er oft diesen letzten Theil seines Aufenthalts in Venedig seinen Angehörigen geschildert haben, er sprach davon, daſs man mehrmals Zauberei gegen ihn angewandt habe, daſs er oft in tiefen Schlaf gefallen sey und dann beim Erwachen eine Kette von Haaren, der Farbe nach Chiara's, in seltsamen Knötchen um seinen Hals geschlungen gefunden, die er mit Abscheu abgerissen und weit von sich geworfen habe, um dann wieder freier athmen zu können. Alles dieses bestärkte damals den Glauben an einen sogenannten Liebestrank und ähnliche Zaubereien, deren man sich in Italien bedient haben soll. Daſs man sich solche Versuche erlaubte, scheint auſser allem Zweifel, daſs ihnen jedoch nicht allein Jacobs Gemüthsverwirrung zuzuschreiben ist, kann wohl mit eben solcher Gewiſsheit behauptet werden. Er entfloh aus Venedig. Die Beunruhigungen, die er im Hause Vimercati's in letzter Zeit erfahren hatte, nun gesteigert durch die Ungewiſsheit seiner Lage, geleiteten ihn bis in die Heimath. Hier aber wollte er alles vergessen, oder vielmehr ein längst entschwundenes Bewuſstseyn wieder neu in sich erwecken. Es sollte wieder so seyn, wie es einst gewesen, als er noch still ergeben, ohne andere Wünsche, als die bescheidensten, einem angebornen, glücklichen Triebe gehorchend, in des wackern, deutschen Meisters und väterlichen Freundes Haus arbeitete und wirkte. Er wollte die verzehrende Leidenschaft, die ihm aus Italien gefolgt war, wie ein unsichtbares Band, das ihn noch immer an Venedig fesselte, gewaltsam trennen; er führte ein einfaches, sanftes Geschöpf zum Altare, das weder so heiſs liebte, noch so schön sang, noch so reizend aussah, wie Chiara Vimercati. Und diese Gattin gebar ihm Kinder, und er verdoppelte seinen Fleiſs, um Unterhalt zu schaffen und einen nothdürftigen Wohlstand um sich zu verbreiten; denn die Zechinen Venedigs wurden nicht so bereitwillig in Innsbruck gezahlt, wenn gleich derselbe Meister dieselbe Arbeit dafür lieferte.“

„Gegen die überhandnehmende Schwermuth mit Macht ankämpfend, glaubte Stainer noch das Letzte thun zu müssen, um sich ganz der Gegenwart zu entrücken und in eine glücklichere Vergangenheit zu erheben. Er zog nach Absam, in die Hütte, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Hier wuchs sein stiller Gram, seiner Umgebung ganz unverständlich; hier begann sein trostloses Spiel auf seiner geliebten Geige, die er Chiara nannte; aber noch war seine Thätigkeit nicht ganz erloschen. Gebeugten Hauptes und keuchend stieg er im Wald umher, sein Holz suchend, wie es geschehen einst in gesunden Tagen. Es läſst sich nicht voraussagen, welch' ein Ende dieſs genommen haben würde, ohne die gewaltsame Erschütterung, die jenes erwähnte Concert herbeiführte. Vielleicht würde ein plötzlicher Tod, vielleicht ein Selbstmord ganz unvermuthet seinen Tagen ein Ende gemacht haben, eben so räthselhaft seiner Familie, als sein ganzes Leiden ihr war. Aber das Concert führte eine andere Krise herbei. Ob die Sängerin an jenem verhängniſsvollen Abende Chiara selbst gewesen, ob er bloſs durch eine Aehnlichkeit getäuscht worden sey, oder ob eine ganz Fremde, Unbekannte in dem Nervenschwachen mit einem Male das Bild der Entfernten hervorgerufen, dieſs ist unerklärt geblieben. Hier den Zusammenhang näher bezeichnen zu wollen, hieſse einem talentvollen Dichter vorgreifen, der es vielleicht einst unternimmt, aus den tragischen Schicksalen meines armen Groſsoheims nach den Bedürfnissen der Lesewelt eine Novelle zu machen.“ *)

---

*) Herr Doctor Schüler in Innsbruck hat Jacob Stainer zum Gegenstande einer interessanten Novelle gemacht, die in den Alpenrosen aus Tyrol, 1. Jahrg. abgedruckt ist. Nach dieser ist ein Schauspiel verfertigt worden, das jedoch ohne allen Werth ist.

Als der Hauptmann mit diesen Worten seine ungeschmückte Erzählung geschlossen hatte, lieſs sein Sohn Chiara's Saiten wieder ertönen. Ein schmelzendes Nachspiel erhöhte den Effect des Ganzen. Dieſs war ja die Hütte, dieſs die Bank, dieſs seine geliebte Geige, seine Familie noch — in dieser Umgebung, mit diesen Requisiten war eine wunderbare Wirkung leicht hervorzubringen.

Wir erhoben uns schweigend und folgten dem Hauptmanne hinter den Häusern des Ortes hin, durch thauiges Gras, zur Stätte, wo Jacob Stainers Denkmal von der Mauer des Kirchhofes auf uns niederblickte. Es war einfach; eine weiſse Marmortafel, mit den Emblemen des Todes umgeben, enthielt die übliche Anzeige für die Nachkommen. Wir ordneten uns davor im engen Halbkreise, beschränkt durch die im Mondschein blinkenden Kreuzchen der hier ausruhenden Absamer. Hierauf stimmten Einige, so stehend, einen schönen Gesang an, dessen Worte:

„Hier liegt mein Leib, und der ist todt,
Meine Werk' die leben und loben Gott!"

von Jacob Stainer selbst als Grabschrift für seinen Meister Herz einst verfaſst worden waren. Chiara's reiner Ton führte die Stimmen und begleitete den Gesang. „Göttliche Chiara!" rief ich dazwischen aus. Eine kleine blonde Dame von sehr reizbarer Empfindlichkeit wollte mir das verweisen. „Und wenn er „auch darüber zu Grunde gehen müssen," rief ich, „so war doch Chiara der Engel seines Lebens! „Warum wollte der arme Thor ihr Bild aus seinem „Herzen verdrängen? Warum wähnte er, ihre Seele „mit ihrem Ton in diese Geige zaubern und so seine „Seligkeit mit sich forttragen zu können? Gebannt „in das schwere Joch der Sorgen, sehnte er sich „hinaus in die goldene Welt der Freiheit, worin er „seine Jugend verträumt hatte. Mit dieser Sehnsucht

„wuchs seine Schwermuth, bis ein boshafter Augenblick ihm die verscherzte Glückseligkeit noch einmal zeigte, sie ihm als unwiederbringlich verloren „zeigte! Die Sängerin war nicht Chiara — sie war „fern — fern — sonst würde sie ihn gewiſs getröstet „haben, sie — die er verlassen!“

Wir verlieſsen jetzt den Kirchhof. Im Wirthshause war es noch sehr lebhaft, wie wir anlangten. Es war noch lange nicht daran zu denken, sich dem Schlaf in die Arme zu werfen.

Ich saſs in einer Ecke und lieſs — so aufmerksam mich sonst solch' ein Treiben erhält — alles ganz unbeachtet an mir vorübergehen und dachte immerfort an unsern mittelalterlichen Violinspieler, indem ich ihn mit einem Wundermann unserer Tage in Rapport zu setzen suchte, der jedoch von keiner Liebe beseelt ist, als von der zum Gelde, dessen Räthselhaftigkeit allein in dem weiten, langen Rocke und den struppigen Haaren steckt, der übrigens auch keine Geigen baut, die man noch nach Jahrhunderten bewundern wird, und dessen Gestirn wir, die wir es aufgehen sahen, allgemach auch untergehen sehen werden. Unser deutscher Jacob Stainer aber, der groſse Meister (etwas Stolz ziemt uns auch wohl einmal), gab keine Concerte um's Geld, und lebte allein mit seinem ungeheuern Schmerze, von dem er kleine, beseligende Partikelchen in ruhigen, glücklichen Stunden in die Fugen seiner Instrumente goſs; denn was hätten alle seine Berechnungen gefruchtet, die sich ja nachweisen und nachrechnen lassen, wenn nicht seine wundersam zerrissene Gemüthsstimmung das Unnachahmliche hinzugezaubert hätte. — Und so verdankte ich meinem lieben Tyrol auch diesen Abend, diese Bekanntschaft. Ja wohl, Recht hat der „Weiskhunig,“ von Tyrol sprechend: „Dieser rauhe Bauernkittel, in dessen Falten man sich aber Hände und „Herz gar wohl erwärmen mag!“ — —

VI. Capitel.

Zillerthal.

Das „Volk". — Menschenschlag. — Kleidung. — Die Zillerthaler in der Fremde. — Separatisten. — Tanzwuth und Lust. — Duchs. — Die Rainer und Leo. — Der Actuar des Landgerichts. — Die schöne Duchserin. — Ein Volkslied. — Raufer. — Aristokratenball. — Das Goldbergwerk. — Des alten Bergmanns Abenteuer. — Die Hütte der Blinden. — Der Bauer und der Bock. — Widderstoſsen. — Aushopsen. — Mineralien und Gebirgspflanzen. — Die Lage Zells. — Landschaftsmaler. —

Die Kirchweih im Zillerthale ist die lustigste in ganz Tyrol; sie wird im Hauptorte Zell gehalten, am Sonntage nach Mariä Geburt, und wer es so einrichten kann, versäume nicht an diesem Tage dort zu seyn. Eine Gesellschaft junger, fröhlicher Männer aus Innsbruck, die sich selbst scherzweise nur „das Volk" nennen, unternehmen oft Excursionen, spielen den Bauern zum Tanz auf, und sind ihnen die willkommensten Gäste. Wenn sich dieses „Volk" in einem Thale blicken läſst, so schicken oftmals Gemeinden Deputationen und Wagen, um sie einzuladen und abzuholen, so sehr sehnt man sich nach ihrer guten Tanzmusik, und so gern sieht man lustige Gäste einkehren. Diese Gesellschaft besteht aus Beamten, Aerzten und andern gebildeten Leuten, und führt nicht nur ihre Tänze *en perfection* aus, sondern jodelt auch ganz ausgezeichnet. Auch sie fehlt nie bei dieser Gelegenheit im Zillerthale.

In Tyrol selbst werden die Zillerthaler für die schönsten gehalten, nur den Passeyrern wird eine gröſsere Kräftigkeit zugestanden. Dieſs gilt jedoch nur von den Männern. Die Weiber im Zillerthale sind zu kolossal, um schön genannt zu werden, die Brüste hängen wie bei den Weibern von Mangermannskraal in Afrika tief herab, und werden durch ein eignes Brusttuch, gleich wie in einer Schlinge, gehalten. Die Jacken werden dabei tief ausgeschnitten getragen, und diese Mode ist wahrhaft widerlich. Der lange, faltige Rock reicht bis unter die Brust hinauf, und eine dicke Wulst sucht zwischen dieser und den Hüften ein richtigeres Verhältniſs herzustellen. Jacke und Rock sind von einem dunkelblauen Zeuge, und das Brusttuch ist schwarz. Auf dem Kopfe trägt die Zillerthalerin einen Männerhut, mit niedrigem, rundem Kopfe, und einem schmalen, etwas herabhängenden Rande, der bei weitem nicht so zierlich ist, wie der Spitzhut der Unterinnthalerin, oder der grüne Scheibenhut, den man in der Gegend von Botzen trägt. Die Tracht der Männer ist kleidsamer; sie ist durch die vielen Zillerthaler, die singend und handelnd überall hinreisen, in ganz Deutschland bekannt genug. Auch hier sind die vorherrschenden Farben dunkelgrau und schwarz, und dieſs gab dem recht fröhlichen Getümmel bei der Kirchweihe einen schmutzigen Anstrich, als wäre alles bei starkem Regen lange im Freien gewesen; dieſs macht besonders auf den, der die bunten Trachten der südlichen Thäler zu sehen gewohnt ist, einen unangenehmen Eindruck.

Die Gesichtszüge der Zillerthaler sind schön; sie zeigen Offenheit und Gutmüthigkeit. Ihre Farbe ist gewöhnlich lichtbraun, und ihre besondere Zierde sind wohlgeordnete, sehr weiſse Zähne. Sie geben vor, daſs sie dieſs einem besonders zubereiteten, weiſsen Pech verdanken, Käupech genannt, welches hier

hier Männer und Weiber beständig hauen. Ich glaube schwerlich, daſs dieses Zahnconservativ auſser dem Zillerthale Eingang finden würde, da es einen höchst widerwärtigen Geschmack hat, und Uebelkeiten verursachen kann. Schöne Zähne gehören übrigens in Tyrol zu den Seltenheiten. Im südlichen Theile mag die gewöhnliche Nahrung des Landmanns, die nur aus geräuchertem Fleische, nie aus frischem, und aus hartem Brode, wie Schiffszwiebach, besteht, viel dazu beitragen. Auch ist in mehreren Gegenden das Trinkwasser schlecht, und die starke Säure des schlechtesten, jungen Weines, der auf dem Land in Massen getrunken wird, zerstört wohl auch den Schmelz der Zähne. Auffallend ist es auch, daſs der Gebrauch die Zähne zu putzen, in Südtyrol fast gar nicht üblich ist. Selbst Städterinnen, die recht sorgfältig darauf bedacht sind, ihre Reize ins rechte Licht zu setzen, vernachlässigen diesen so erheblichen Theil derselben. Als ich einst einem jungen, hübschen Mädchen ein Compliment über ihre weiſsen Zähne machte, die in jener Gegend der Seltenheit wegen doppelt auffielen, und zu wissen wünschte, welches Zahnpulver sie anwende, lachte sie laut und versicherte: gar keines; auch nehme sie nur selten Wasser in den Mund, und könne daher nicht sagen weſshalb sie weiſsere Zähne als Andere habe. Das klingt zwar etwas chinesisch, wo man bekanntlich sich der weiſsen Zähne schämt und sie schwarz färbt, ist aber dennoch der strengsten Wahrheit getreu.

Die Zillerthaler wissen, daſs sie ein schöner Menschenschlag sind, und suchen daraus Vortheil zu ziehen. Ich habe in groſsen Städten oft diese Naturmenschen mit rothen Backen und strotzender Gesundheit ankommen sehen, die nach Verlauf von einigen Wochen ganz das Ansehen von Leuten hatten, die nach dem gewöhnlichen Ausdruck zu viel mitmachen. Es waren oftmals Handschuhhändler, die mit den vornehmsten Damen, schon ihres Geschäfts wegen, in Berührung kamen. Mir fielen jene aufgeputzten, arabischen Jünglinge ein, die ihrer Ausdauer und männlichen Schönheit wegen in London so beliebt sind, und von denen uns Doctor Adrian, wie ich glaube, in seinen englischen Skizzen erzählt. — Die Zillerthaler besitzen einen hohen Grad gemüthlicher, naiver Dreistigkeit, die sie vor den andern Tyrolern vortheilhaft auszeichnet; dieſs bestimmt sie denn auch häufiger auszuwandern, und im Auslande Verbindungen zu schlieſsen. Man trifft sie in aller Herren Ländern, und niemand nimmt ihnen das „Du" übel, womit sie jeden anreden, und ihr ungezwungenes Benehmen. Jedoch muſs ich bekennen, daſs ich mich oft überzeugte, wie dieſs alles nur aus einer wohlberechneten Koketterie entsprang, und Alle, die vielleicht dieselbe Bemerkung zu machen Gelegenheit hatten, mögen nach solchen Tyroler Exemplaren in der Fremde nicht die in ihren heimathlichen Thälern beurtheilen, und noch dazu in jenen trauten, abgeschlossenen, wo man sich anfänglich scheu vor dem Fremden verbirgt, wovon in dem offenen, ebenen Zillerthale freilich keine Spur anzutreffen ist. In Italien reiste ein Zillerthaler umher, ein auffallend schöner Mann, der sich auf den Pferdehandel versteht, dabei aber noch den Kunsthandel treibt, und sich mit was ihm vorkommt abgibt. Er hat bei allen Fürsten Audienz, so oft er will; der Groſsherzog von Toscana empfiehlt ihn dem Papst, und dieser dem Könige von Neapel. Erst im vorigen Sommer kehrte er mit Schätzen mancherlei Art nach seiner Heimath zurück. Der Papst hatte ihm einen heiligen Leib geschenkt, wie sie, aus den Gebeinen der Katakomben zusammengesetzt, in Kisten gethan und mit Certificaten versehen werden, um fromme Gläubige zu beglücken. Unser Zillerthaler hatte seine Kiste auf dem Wagen gepackt, und hielt unter dem Geläute der Kirchenglocken, von der Geistlichkeit und dem Volk empfangen, mit seiner heiligen Bürde, einen solennen Einzug in das Dorf seiner Väter. —

Am Sonntage früh trafen die Kirchweihgäste von allen Seiten in Zell ein. Unsere Gesellschaft hatte aus Vorsorge die besten Zimmer bei dem „Bräu", dem vorzüglichsten — aber auch theuersten — Wirthshaus eingenommen. Doch muſs man die Zeche an solchen Tagen nicht als Maſsstab für ruhige Zeiten gelten lassen. — Wir begaben uns zuerst in die Kirche, wo ein und derselbe Geistliche Messe lesen und die Predigt halten muſste, eine — für den nicht mehr jungen Mann — überwältigende Anstrengung. Ich war überrascht hier einen sehr guten Kanzelredner zu finden, und äuſserte darüber mein Befremden gegen einen Freund, der mir die Sache auf folgende Weise erklärte. In allen diesen an das ehemalige Salzburg angränzenden Thälern gibt es eine Menge von Separatisten, die sich durchaus nicht zum Katholizismus bekennen wollen. Was auch die Regierung bis jetzt versucht hat, so waren sie weder durch Milde noch durch Strenge dahin zu bringen. Besonders ist ihre Zahl im Zillerthale groſs, wo die Leute, durch das stete Reisen in protestantische Länder, noch beharrlicher gemacht werden. Seit dem Jahre 1830 haben sie bedeutend zugenommen, und sollen sich nun bis auf 600 belaufen. Sie haben der Regierung den Wunsch zu erkennen gegeben, daſs sie insgesammt Protestanten werden wollten, solches ist ihnen aber abgeschlagen worden. Man hat es ihnen freigestellt nach andern Provinzen des Kaiserstaates überzusiedeln, wo Protestanten leben, dieses ist jedoch von ihnen nicht angenommen worden. Da sie also ihre Heimath nicht verlassen wollen, so leben sie hier auſser dem kirchlichen Verbande, und da sie einen Gottesdienst nach ihrer Weise nicht üben dürfen, auch gänzlich ohne diesen. Ihre Kinder werden nicht getauft, ihre Ehen nicht eingesegnet; dabei sind es aber sehr ordentliche Leute, über die nie Klage geführt wird, und die Regierung will nicht durch Strenge dieser Ungewöhnlichkeit steuern. Um sie aber nicht weiter einreiſsen zu lassen, und den jetzt noch treuen Anhängern der Religion, worunter immer einige unruhige und schwindelnde Köpfe vermuthet werden müssen, keine Ursache zum Abfall zu geben, bemüht sich die Behörde stets einen wohlunterrichteten, aufgeklärten und erfahrenen Geistlichen zu dieser Pfarre zu befördern, und ein solcher war auch der Prediger, der mein Befremden erregte. Ein Original, wie ich es manchmal in Südtyrol kennen zu lernen Gelegenheit hatte, würde hier leicht unangenehme Scenen erregen. —

Bei Tische ging es ziemlich lärmend zu. Es wurde an verschiedenen Tafeln gespeist; die Gesellschaft war die gemischteste, die man sich denken kann. Noch saſsen wir aber alle beim Braten, als über uns ein Tumult losbrach, wie wenn das Haus einstürzte. „Aha, der Ball beginnt!“ sagte lächelnd mein Nachbar; man kann leicht denken, daſs ich Braten und alles im Stiche lieſs, um mich auf den Tanzboden zu begeben.

Es ist ein ganz eigenes, kräftiges Element in diesen Tyrolern eingezwängt; und es ist wunderbar, wie es sich so einzwängen läſst. Man sehe diese Menschen arbeiten oder tanzen, singen oder raufen; wir haben in den Ebenen keine Ahnung davon. Nur wenige Wochen darauf sah ich einer Kirchweihe in Schwaben zu; die Leute waren sehr lustig, denn der Wein war über die Maſsen gut gerathen, und sie tranken ihn im eigentlichen Sinne bis zum Zerplatzen. Sie hatten schmutzig gelbe lederne Inexpressibles an, dazu schwarze Strümpfe, und weiſse Nachtmützen auf; die Röcke waren ausgezogen worden, und sie tanzten in Hemdärmeln, die nicht mehr weiſs genannt werden konnten. Wie einförmig sich das drehend hinschleppte! Und nun hingegen die Zillerthaler! Noch stimmten die Musikanten, aber die Tänzerpaare zogen schon hinter einander her, dichtgeschaart im kleinsten Raum, und strampften, und drehten, und machten Luftsprünge, und jauchzten dabei, daſs man sich ihre Lustigkeit wohl denken konnte, aber zugleich seine Ohnmacht lebhaft fühlte, wenn man sie in diesem Grade theilen wollte. Besonders bemerkte ich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten ein convulsivisches, heftiges Zittern, welches sich der jungen Bursche bemächtigt, und beim Kopfe beginnt, dann in die Arme fährt, und zuletzt sich in den Waden zu entladen scheint, die blitzschnell und übervoll kräftig den Boden dabei zerstampfen. Das Ganze nimmt den Raum einer Secunde ein, und erstreckt sich doch über den ganzen Körper. Ein jeder der Tänzer wird von diesem Wonnekrampf ergriffen, bevor er sich mit seinem Mädchen herumzudrehen anfängt. Endlich ging aber die Musik und mit ihr der wildeste Tanz los. Mir waren Kirchweihen im Gebirge und Tyroler Tänzer nichts Neues mehr; aber etwas Aehnliches hatte ich doch noch nie gesehen. Eine Beschreibung davon zu geben ist fast unmöglich. Es war ein dichtes Gewirre springender und drehender Menschen; jeder trieb's auf seine Weise, jeder wollte recht austoben; in jedem brach eine lodernde Flamme aus, die ihn verzehrt haben würde, wenn sie nicht Luft bekommen hätte. Der drehte sich wie toll und schrie dabei, daſs er braun wurde, und die Augen ihm zum Kopfe herausschwollen; jener pfiff auf dem Finger, daſs es gellte; ein dritter versuchte sich in Luftsprüngen; ein vierter wollte ihn darin überbieten, und Alle hatten Platz zu diesen Uebungen und Evolutionen, und niemand hinderte den Andern. Dazwischen drehten sich die starkbusigen Jungfrauen, mit hochrothen Gesichtern, aus denen Liebe und Lust leuchteten, und obgleich kein Tänzer seiner Tänzerin den Arm reichte, und trotz des unsinnigsten Gedränges, des Lärms und der scheinbaren Verwirrung, kannte jeder Trabant die Sonne, um die er sich drehte, und die Paare hatten sich gefunden und umfaſst, so oft sie es wollten, und dieſs geschah mit einer wahrhaft bewundernswerthen Accuratesse. Von allen Tänzerinnen erregte die „schöne Duchserin" das gröſste Aufsehen. Die jungen Maler, die immer den Sommer über im Zillerthale leben, hatten sie Alle schon gezeichnet oder gemalt, und fragten uns mit groſsem Eifer: ob wir sie schon gesehen hätten? Und wir hatten sie Alle schon gesehen. Es war das lieblichste, unschuldigste, rosigste Gesichtchen, das man sich denken kann, das von dem wilden Duchsthale zu dieser Kirchweihe abgeordnet war; eine allerliebste Repräsentantin. Mit ihr waren einige riesige Männer aus Lahnersbach mitgekommen, mit braunen, ausdrucksvollen Gesichtern und starken Bärten.

Das kleine, rauhe Duchsthal ist ein naher Nachbar des Zillerthals. Es ist nur wenig, am Eingange, angebaut und von hohen Bergen, dem Duchser Joch und Duchser Jöchel, eingeschlossen, der Duchser Ferner schlieſst es, und hängt mit einer Fernerkette zusammen, die sich bis zum Brenner erstreckt. Die wenigen Bewohner dieses Thales sind ungemein stark und besonders gute Schützen, weſshalb denn auch die Schützen und Jagdliebhaber in ganz Tyrol sich gern nach Art der Duchser kleiden. Ihre Kleidung ist der Zillerthaler ähnlich, doch ist sie enger und kürzer, und läſst das Nackte der Brust, der Kniee und Waden mehr sehen; eben deſshalb ist sie aber auch malerischer. Von Schmuck ist an dieser Tracht nichts bemerkbar: sie ist einfach grau, und nur auf dem kleinen, schief aufgesetzten Hute prangt ein Gemsbart und eine Spielhahnfeder. —

Berühmte Namen hatten sich auch zum Fest eingestellt. Ein eleganter Einspänner brachte den einen Rainer, den Franzel, mit seiner hübschen, stattlichen Frau, den Jodler *par excellence*, der in Brighton einst sich hören lassen durfte, herbei. Er zeigte feines Benehmen, und sprach während des Essens englisch mit seinem Nachbar, das aber freilich ein wenig stark die zillerthalerische Zunge verrieth. Zum Singen war er nicht zu bewegen; er entschuldigte sich damit, dafs seine Brüder nicht zugegen wären, und dafs er mit den Andern nicht eingesungen sey. Diese Andern waren aber die drei Brüder Leo, die mich vor einigen Jahren in Hamburg besucht hatten, und mich nun in ihrem Thale herzlich bewillkommten. Sie regalirten uns mit ihren gut eingeübten, frischen Alpenliedern, und zu meiner freudigen Ueberraschung hatten sie zu den ältern, mir wohlbekannten, einen Schatz von neuen hinzugelernt. Alle, selbst die Einheimischen, freuten sich über diesen Besuch; es ward stille überall, und man schlofs sorgfältig die Thüren, um den Lärm des Tanzbodens entfernt zu halten, und keinen Ton zu verlieren.

Um fünf Uhr sollte schon die ganze Freude ihr Ende erreichen. Der Adjunct des Landgerichts, der hier seit lange schon den fehlenden Landrichter ersetzt, und die erste Behörde für das ganze Thal in seiner Person darstellt, war zugegen, und auf seinen Befehl sollte all diese Lust, dieser Lärm, dieser Ungestüm ersticken, sollten all diese freudigen Riesen, diese tobenden Springer und kräftigen Tänzer, ruhig und zahm wieder einherschleichen, und alles ins gewöhnliche Geleise zurückkehren. Es schien mir wie die Gewalt des menschlichen Geistes über die Kraft des Thieres. Der Adjunct erschien unter den Tanzenden, er, solch ein blasses, kleines Männchen mit heiserer Stimme, und dennoch ward es sogleich still, und die glühenden Titanen zogen die Mützen, lachten verlegen und schauten zu Boden. Unsere Blicke baten, und der Adjunct, sonst ein freundlicher und höflicher Mann, zog seine Uhr aus der Weste, räusperte sich, und sprach: „Wenn ihr Ordnung halten wollt, dürft's bis neun Uhr tanzen.“ Ein lautes Geschrei war die Antwort, und sogleich fing sich alles wieder zu drehen an, und der Adjunct hatte Mühe mit heiler Haut aus den kreisenden Paaren zu entwischen.

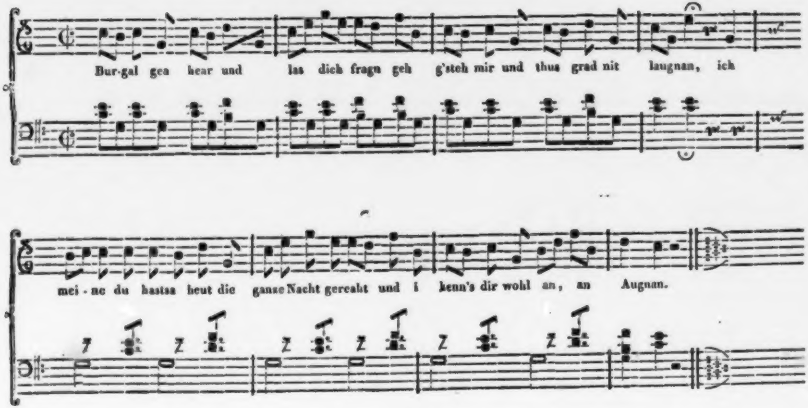
In acht nebeneinander liegenden Wirthshäusern wurde an diesem Tage getanzt, und so wie die Tänzer von einem zum andern zogen, so zogen auch wir ihnen nach. Es war ein lustiger Abend!

Indem ich, abgesondert von meiner Gesellschaft, durch die engen Gäſschen im Halbdunkel streife, sehe ich eine weibliche, hohe Gestalt auf einem Steine sitzen, die sich mit einem weiſsen Tuche Kühlung zufächelt. Ich muſs, um aufrichtig zu seyn, gestehen, daſs ich das schöne Mädchen von Duchs nicht aus den Gedanken brachte, und daſs es mich jetzt sogleich durchzuckte, daſs sie es wohl seyn könnte. Ich näherte mich mit pochendem Herzen, und wie ich mich zu der Gestalt niederbeuge, hält sich diese scherzend das Tuch vor die Augen. Nach einem kurzen Widerstande, den sie lachend leistet, gelingt es mir das Tuch zu entfernen, und ihr in die Augen zu blicken. Es war die Duchserin. Ich setzte mich zu ihr, und sie fragte sogleich sehr naiv: ob ich ihr nachgegangen sey. Ich weiſs nicht mehr, was ich darauf erwiederte, ich war wie berauscht von ihrer Nähe. Sie ginge jetzt fort, erzählte sie mir, und warte hier auf ihren Vater. Sie würden in Rohr bei einem Vetter übernachten, weil es bis nach Lahnersbach zu weit sey. Ich trug mich zur Begleitung an, und sie schlug sie nicht aus; der Alte kam bald dazu, und wir machten uns auf den Weg. Ich führte die schöne Marie (Mend'l) den Gebirgspfad hinan, als

Uni.-Bibl.
München

(Zu Seite 89.)

Volkslied aus dem Zillerthal.


Bur-gal gea hear und las dich fragn geh g'steh mir und thus grad nit laugnan, ich
mei-ne du hastsa heut die ganze Nacht gereaht und i kenn's dir wohl an, an Augnan.

ätte ich eine Dame von hoher Bedeutung am Arm, nd fühlte mich seliger dabei. Sie hatte sich eingeängt, und das groſse Mädchen schritt mit einer eichtigkeit neben mir her, und ihr Arm ruhete so erlich in dem meinigen, als wenn eine Pariser allettänzerin an meiner Seite wäre. In Rohr trat h beim Vetter ein. Man sah mich groſs an, doch uſste ich mir bald Vertrauen zu gewinnen. Ich ragte Maria, ob sie die Leo's singen gehört habe; es atte ihr Vergnügen gemacht, wie sie sagte. Ich at sie, sie sollte mir einmal etwas singen. „Bei uns in Duchs," erwiederte sie lächelnd, „sind wir nicht so geschickt wie im Zillerthale. Wir sind gar arm, und nur die Reichen können singen." Dessenngeachtet begann sie einen hellen Jodler anzuschlaen. Sie hatte eine herrliche Stimme. „Ich weiſs halt nichts," sprach sie weiter, „als das alte Volkslied Bürgall, das wirst Du wohl schon gehört haben." h kannte es nicht und bat sie darum.

Bürgall 1) geh' her und laſs dich fragen,
Geh', gesteh' mir und thu's grad nit laugnen,
Ich mein', du hast heut die ganze Nacht gereacht, 2)
Und ich kenn's dir wohl an, an d' Augnen.

Ja freilich mein Bau'r, hast es bald errath'n,
Geh nur her und laſs Dir's dazöl'n, 3)
Weil mich die Bubmar, 4) die sakrische Pundt, 5)
Alleweil für a Narr'n hab'n wöl'n.

Z'nächst hat mich a Mal einer auf Kirchtag genarrt,
Und hat gesagt er wollt mir zahl'n;
Mir kommen auf die längste Poise 6) nimmer z'sammen,
Weil der Fudtlottar 7) fort war gen Alm.

Ich hun ihm ein groſsen Rosmarinstock gekaft,
Hat 'n lassen recht schien übergolden,
Und der Fudtlottar hat sich nicht söchen lassen mehr;
Aftang 8) hatt' ich mich wohl heimlich gescholten.

---

1) Notburga. 2) geweint. 3) erzählen. 4) die Buben. 5) verwünschte Gecken. 6) Zeit, Pause. 7) leichtfertiger Liebhaber. 8) Nachher.

Ich suchet alle Gassen und Kirchplatze aus,
Und der Pudtlotter laſst sich niedacht [9] finden;
Heiſst das oft die Leut nit für'n Narr'n gehabt,
A mai Seel wie wird er sich nit versinden.

'N Buschen hun iz oft mir 'n Andern verehrt,
Hat' gemont ich wollt 'n Ehre aufheb'n,
Hun a Poise getanzt, hat mir nit a Mal gebracht,
Hat' oft schon wieder heimgehn mögen.

Mitridattrager Heisel [10] war ich schuldig geblieben,
Hat em soll'n a sust a wenk zahl'n,
Zum Hoamgehn hat er oft mehr an Andern gehat,
Hat mer ach aft nid gar feitler gefallen.

Das war oft der Dank für mein aufrichtig Seyn,
Wiev'l Koidarbak [11] hat ich ihm schon göb'n.
Zlötzt thaten's Einer noch den allergröſsten Spott,
Sättler [12] Ding miech [13] die Leut' wohl verwegen. [14]

O Bauer thu du's groad kein Menschen nit sagen,
De Leut' that'n mich so viel wohl vergunnen,
Jetzt trag' ich auf kein Lodtar gar nimmer an, [15]
Jetzang [16] hat ich mich wohl vuer-einhi [17] besinnen!

Und das ist das hohe Lied aus dem Duchserthale! Die Melodie habe ich aufgeschrieben und lege sie bei. Sie hat etwas Schläfriges; aber auch etwas Klagendes liegt darin. Meine schöne Sängerin trug sie ganz allerliebst vor. Es war indeſs spät geworden, und ich nahm Abschied von den guten Leuten. Ein paar junge Bursche lieſsen sich's nicht nehmen mich nach Zell zurückzubringen, ich könnte, wenn ich allein ging, mit Betrunkenen Händel bekommen, meinten sie; im Hintergrunde lag wohl nur der Wunsch verborgen, der Freudenneige der Kirchweihe noch theilhaft zu werden. Die schöne Marie blieb zurück und kehrte am andern Morgen in ihr unwegsames

---

9) nirgends. 10) die im Lande herumziehenden Pharmaceuten werden so genannt; Hoisel ist Matthias. 11) Kautabak. Aehnlich den Pariser *Cachous à la rose, à la Violette.* 12) Solch Ding. 13) machte. 14) vorsichtig. 15) auf etwas antragen, wünschen. 16) jetzund. 17) vorhinein.

Thal, und ich verlieſs auch in kurzem diese Gegend, vielleicht für immer. Sehe ich sie einst nach Jahren wieder, so werden ihre lieblichen weichen Züge nicht mehr zu erkennen seyn, denn im Gebirg altern die schönsten Kinder bald, durch die schwere Arbeit, die schlechte Kost und das Mutterwerden. Man findet über dreiſsig Jahre hinaus keine schönen Weiber hier. — *)

Unterwegs erzählten mir meine Begleiter viel von den Raufern, die man hier Haggler nennt, welches von Haggeln (Häkeln) herkommt, das ist: sich mit gekrümmtem Mittelfinger aus einer festen Stellung zu ziehen bemühen. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Hagmaier. Sie bildeten sonst eine förmliche Gilde, hatten ihre Gesetze und Bräuche, sandten Boten an einander und bestellten sich gewöhnlich nach Wallfahrtsorten, um ihre Faustkämpfe mit einander auszumachen. Die Lust am Raufen ist dem Nordtyroler, namentlich dem Zillerthaler, angeboren. Oft im Gebirg kommt ihm diese Lust an, und macht sich auf einsamem Pfade durch einen gellenden, ganz eigenthümlichen Schrei Luft. Wird dieser Schrei in der Ferne beantwortet, so braucht er nur dem Schalle nachzugehen, um seinen Gegner zu finden. Denn der Schrei muſs durch einen ähnlichen beantwortet werden, wenn er zu den Ohren eines Sterblichen ertönt, der den Comment versteht; so verlangen es die Gesetze der Ehre. Ich glaube, es wird keinem meiner Leser einfallen, dabei zu lachen, der unsere eigenen weisen Gesetze in dieser Hinsicht kennt.

Einst geht ein junger, hübscher Bursche an der Seite eines erfahrenen Alten, über den Berg, so erzählten mir meine Begleiter, als er den bekannten Ruf vernimmt. Er besinnt sich nicht lange zu ant-

---

*) Das wohlgetroffene Portrait des Mädchens ist, von Tischbein in München nach dem Leben gezeichnet, dem Titel beigegeben.

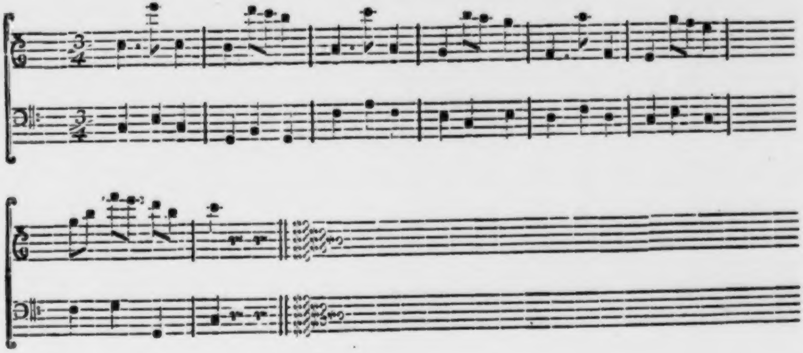
worten, und sogleich flammt stärker sein Auge, und seine Wange färbt sich dunkler. Er geht dem Schalle nach, und um die Ecke herum tritt ihm sein bester Freund entgegen, sein Nachbar, um dessen Schwester er auf das heftigste wirbt. Wäre er allein gewesen, so würde er dem Drange zu raufen wohl nicht nachgegeben haben; aber der alte, erfahrene Bauer ist dabei, und es würde Schande auf beiden lasten, wenn sie der Sitte nicht genug thäten. Lachend beginnen sie, es soll nicht Ernst werden, sie reiſsen sich hierhin, dorthin, der Alte steht dabei, feuert an, prüft, ermuntert, entscheidet. So erhitzen sich beide immer mehr, ein zu starker Stoſs des einen, bringt endlich den andern auf, er packt ihn, wirft ihn zur Erde und beugt sich über ihn. Der Untenliegende erschnappt seine Nase mit den Zähnen, und ist eifrig bemüht sie ihm abzubeiſsen, der andere schreit, aber der Alte erklärt, daſs das Nasenabbeiſsen nach den Raufgesetzen eben so erlaubt sey, wie das Augenausdrücken. Das läſst sich der Kämpfer, der seine Nase schon verloren gibt, nicht zweimal sagen, und drückt dem unter ihm Liegenden mit dem Daumen das Auge aus. Jetzt waren beide Theile befriedigt, und erhoben sich blutend vom Boden, der eine ohne Nase, der andere einäugig; der Alte aber erklärte, daſs den Raufgesetzen und der Ehre im vollen Maſse genug geschehen sey. Das ausgedrückte Auge wird, wo es seyn kann mit etwas Salz bestreut, die Augenhöhle, an der nächsten Quelle, vom Blute gesäubert, und jenes dann wieder eingesetzt. So wird es wieder fest, der Blick eines solchen Auges soll aber immer stier bleiben, wie die Leute versichern. Auch wird die Sehkraft wohl für immer darin erloschen seyn.

Unter diesem lehrreichen Gespräche, über das Duell unter den Gebirgsbewohnern, waren wir nach Zell gekommen. Ich erkundigte mich deſshalb bei

Univ.-Bibl.
München

(Zu Seite 93.)

Duchser Landler.



A. Lewald, Tyrol. I.

dem Actuar, der mir zwar alles bestätigte, mir aber zugleich die Versicherung ertheilte, daſs seit zehn Jahren die Kirchweihe in Zell durch keine ernste Rauferei entweiht worden wäre, weil er sie stets sehr geschickt im Keime zu ersticken wisse. Die Lust dazu gähre jedoch immerfort bei den Leuten. —

Es war neun Uhr und unwiderruflich war nun das Verbot des Tanzens eingetreten, die Musik schwieg, und die Paare verloren sich nach und nach. Aber einige von unsern Damen, besonders die liebenswürdige Gräfin * *, ein so rosiges, junges Gebirgskind, wie die andern, hatten nur mit Mühe ihre Lust unterdrückt, und bestürmten jetzt den Actuar ihnen noch ein Tänzchen zu gestatten. Er muſste einwilligen. Der Raum wurde gelüftet und gekehrt, die Lichter wurden angezündet, und der Aristokratenball begann, während die armen Bursche und Dirnen neidisch dreinschauten und keinen Fuſs mehr rühren durften. Dieſs that mir von Herzen leid. Unser Tanz hatte aber kaum ein Stündchen gedauert, als schon eine Masse von Zuschauern sich herzudrängte und hie und da auch ein schöner Bu' sich die Freiheit nahm diese und jene Dame von ihrem Cavalier zu erbitten, um einmal nur mit ihr herumzutanzen. Es waren immer die Gewandtesten, die sich das herausnahmen, und die Damen schienen mit diesen Tänzern sehr zufrieden zu seyn. Endlich faſsten die armen Neidischblickenden ein Herz und mischten sich als tanzende Paare unter uns; aber nun wurde es auch dem Actuar zu bunt. Er hatte sich's nun einmal so gedacht, daſs das Tanzen für die Bauern nach neun Uhr nicht mehr statt finden solle, und das Gesetz muſste aufrecht erhalten werden. Er aber war selbst dieses Gesetz! — *)

---

*) Die Beilage gibt den Tanz, der am meisten beliebt schien. Er ist in der That kräftig und charakteristisch. Das Volk,

Ich bat für die Tanzenden, er blieb jedoch unerbittlich. „Sie glauben nicht, wie dieses Volk ausartet!“ war seine Antwort. Unsere Damen schmollten, es half nichts; die Musik verstummte, und wir gingen schlafen.

Am andern Morgen besuchten wir das Goldbergwerk, welches ganz nahe bei Zell liegt. Es ist ein Pochwerk. Ein Centner von dem Erze gibt nicht einmal ein Quentchen reines Gold. Und dennoch ist ein bedeutender Gewinn dabei.

Die Gruben werden mit Leitern befahren; eine Wassermaschine fördert das Erz herauf. Wir stiegen aber nur zwei Leitern hinab, dann wurde es so schmutzig und glatt, daſs wir der Damen wegen umkehren muſsten.

Ein alter Bergmann, der mit von der Partie war, erzählte uns ein Abenteuer, das er in einem andern Bergwerke bestanden hatte, wie sie oftmals diesen Leuten aufzustoſsen pflegen. Eine Grube war, der bösen Dünste wegen, verlassen worden, und er hatte Befehl erhalten, sie zu untersuchen. Er war damals noch jung, neu im Dienst, und von Eifer dafür beseelt, daher erfüllte ihn dieser Auftrag mit Vergnügen und schmeichelte seinem Ehrgeiz. Er machte sich eines Morgens, allein, ohne irgend jemand etwas davon zu sagen, auf den Weg. Am Eingange der Grube zündete er sein Licht an, und fuhr getrost hinein. Sein Hund war bei ihm. Aus Furcht daſs die am Boden schwebenden Dämpfe dem Thiere, wie das gewöhnlich der Fall ist, tödtlich werden könnten, befahl er ihm am Eingange zu

---

nennt ihn „den Hosennaggler.“ Naggeln heiſst nämlich so viel wie wackeln, und das Wackeln der Inexpressibles bezieht sich auf die Sprünge die dabei gemacht werden.

bleiben, und das folgsame, kluge Thier, von seinem Instincte geleitet, schmiegte sich wedelnd am Boden, indefs der junge Bergmann seine Wanderung in die verlassenen, öden Schachte fortsetzte. Immer merkbarer umfing ihn der Brodem, das Flämmchen des Grubenlichts schwankte, und nur mit genauer Mühe erhielt er es brennend. Er war jetzt schon weit vorgeschritten und befand sich bereits in einem Labyrinthe sich kreuzender Wege und Gänge, die er bald gebückt, bald kriechend zurücklegen mufste. Er hatte nie diese Grube befahren und mufste daher die gröfste Vorsicht anwenden sich zu orientiren. Verlischt ihm das Licht, so war er dem sichern Tode geweiht, das denkt er bei sich, und in dem Augenblicke, wie er diefs denkt wird es finster um ihn — denn das Lämpchen ist verloschen. — Kaum erholt von der Ueberraschung des ersten Schreckens, fällt es ihm ein, dafs er ja ein chemisches Feuerzeug bei sich habe, und hoch aufathmend bringt er es hervor und macht den Versuch die Flamme wieder zu beleben. Aber die Hölzchen zünden zwar, doch ersticken sie sogleich wieder in diesem Dunstkreise; bis auf zwei sind sie schon geschmolzen, seine einzige Hoffnung beruht darauf; zitternd, den Angstschweifs auf der Stirne, macht er den letzten Versuch. Vergebens. Er wirft das Feuerzeug verzweiflungsvoll fort; der Schall zeigt ihm an, dafs er sich am Rand eines Abgrunds befinde, zu dem wahrscheinlich eine Leiter hinabführt, die er aber nun nicht mehr zu finden im Stande ist.

Nur einen Augenblick darf er mit sich zu Rathe gehen, was für ihn zu thun sey, denn schon fängt die Luft an ihn zu ersticken. Zurückzugehen ist unräthlich — der Weg ist weit, und ohne Licht nicht zu finden. Auch würde der Schwindel ihn bald übermannen, und er die Einfahrt in die Grube nicht mehr erreichen. Niemand wufste, dafs er hieher gegangen war, und wenn man ihn auch am Abend vermissen würde, so käme niemand auf den Gedanken ihn hier zu suchen. Er war ein verlorener Mann, das sah er wohl ein, dem schrecklichsten Tode preisgegeben. Es blieb ihm nichts übrig als einige Geistesgegenwart, und die mufste er nach Kräften zusammenhalten. Er kannte eine Einfahrt in eine benachbarte Grube, die auch öde war, weil man sie schon ausgebeutet hatte, und diese konnte — nach seiner Meinung — nicht weit von dem Orte seyn, wo er sich befand. Er ging, rutschte, kroch in dieser Richtung vorsichtig weiter. Die Räume vervielfältigten sich ohne Ende, die Luft, die ihn umgab wurde aber leichter, er athmete freier, und sein Muth belebte sich etwas, obgleich seine Kräfte schon sehr abgenommen hatten. Plötzlich hört er in weiter Ferne einen Hund bellen, es ist sein Hund, er zweifelt keinen Augenblick daran. Thränen stürzen ihm aus den Augen, er weifs, dafs er gerettet ist. Je mehr er vorschritt desto lauter tönt das Gebell, desto deutlicher wird es ihm, dafs es von seinem Hund herrühre. Wie soll er sich's aber erklären, da er sich nach einer entgegengesetzten Richtung bewegt, und das Thier im Rücken zurückgelassen hat? Immer muthiger schreitet er vor, schon glimmt der Hoffnungstern, das goldene Tageslicht, wie es jeder kennt, der nach einer langen unterirdischen Bergfahrt wieder zur Oberwelt gelangt. Von diesem Moment an war die Gefahr verschwunden; er erreicht — erschöpft zwar — den Eingang, wo er seinen Hund findet, dem er wahrscheinlich seine Rettung allein zu danken hat, da er ohne dessen Gebell vielleicht den Weg, gewifs aber den Muth verloren haben würde. Das Thier war voll Schmutz und Unrath, und mufs seinen Herrn suchend, wohl auf ganz merkwürdigen Wegen zur Oeffnung hin gerathen seyn. Hier hatte er nun die Witterung seines Herrn,

Herrn, wagte sich jedoch nicht vorwärts in den dunkeln Raum, den er eben kennen gelernt hatte, und war daher so gescheidt, ihm durch Bellen allein ein rettendes Zeichen zu geben. —

Bei der Einfahrt in das Goldbergwerk steht eine alte, verfallene Hütte, die von einer blinden Familie bewohnt wird. Vater, Mutter und drei Kinder, alle des Augenlichts beraubt und sehr arm; das Bild des tiefsten Elends in einer Gegend, wo jedem Steine sichtbar die Goldadern eingesprengt sind. Ein doppelt ergreifendes Bild. Wir traten in die Hütte ein. Aber kann man das Elend nennen, was wir hier zu sehen bekamen? Armuth herrschte zwar überall, doch Heiterkeit dabei. Der Vater heiſst Sebastian Schöser, und ist ein hoher Sechsziger. Im Jahre 1809 hat er als Spion den Landesvertheidigern wichtige Dienste geleistet. Sein ältester Sohn, gleichfalls blind, ernährt mit seinem Guckkasten, worin das Leben des heiligen Eustachius zu sehen ist, Eltern und Geschwister, wenn gleich sehr kümmerlich. Seine beiden Schwestern, bis jetzt nur fast erblindet, gehen im Herbste mit Obst über die Gerlos ins Pinzgau. Die Mutter erzählte uns, daſs sie Beide, sie und ihr Mann, in der Jugend blind geworden wären, und sich dennoch lieb gewonnen und geheirathet hätten. Zwei ihrer Kinder, setzte sie mit Stolz hinzu, hätten aber ihre beiden sehenden Augen behalten. Der Eine, Matthias (Hiesel), war laut dem letzten Briefe, den sie mit einer Geldunterstützung 1826 erhalten hatten, Hofmeister bei dem Fürsten Sulkowski in Bielitz, Martin aber, der Andere, sey Professor der Mathematik in Wien. Beide hätten ihnen oft geschrieben und auch Unterstützung gesandt; seit den letzten Jahren wäre ihnen jedoch keine Nachricht zugekommen; sie dachten dabei aber an nichts Böses, und meinten, die Nachricht würde gewiſs nicht ausbleiben und sie einst recht freudig überraschen. Diese beiden Söhne hatten in der Jugend gute Anlagen verrathen, und waren aus der feuchten und räucherigen Luft der väterlichen Hütte entfernt und in dem Hause des Landrichters in Zell erzogen worden. Später kamen sie auf die Universität nach Wien. Die alte Mutter trug uns auf, wenn wir vielleicht einem ihrer Söhne im Leben begegneten, ihn von ihnen zu grüſsen und zu bitten, daſs sie doch wieder schreiben möchten. Da sie sie selbst nie gesehen hatte, so gab sie uns auf eine originelle Weise ein Bild von ihrem Aussehen, damit wir sie gleich erkennen könnten. Sie betastete das Gesicht eines jungen Mannes aus unserer Gesellschaft, und gab nun, nach ihrem gewiſs sehr feinen Gefühle, die Abweichungen an, die sie darin von dem Gesichte ihrer Söhne verspürte. Wir verlieſsen die armen Leute in einer seltsamen Stimmung. Wahrscheinlich, dacht' ich, theilen die beiden Söhne nun auch schon das traurige Schicksal ihrer Eltern und Geschwister. Wie dem nun aber sey, wenn sie noch am Leben und sehend sind, und diese Blätter ihnen vielleicht unter die Augen kommen, so mögen sie eilen Nachricht in die Hütte der Blinden am Goldbergwerke hinter Zell zu senden. — Man hat übrigens schon öfter die Erfahrung gemacht, daſs ein blindes Elternpaar nur blinde Kinder zeugte, und sollte deſshalb aufmerksamer in dergleichen Fällen seyn und diese Verbindungen nicht zugeben. *)

Im Nachhausegehen begegneten wir einem alten Bauer, der einen groſsen schwarzen Bock zum Viehmarkte nach Zell führte. Unsere Damen mit den wehenden Schleiern und den ausgespannten Sonnenschirmen mochten das Thier scheu gemacht haben,

---

*) Auch bei der Verbindung von Taubstummen zeigte sich Aehnliches.

es sprang auf die Seite und riſs seinen Führer um. Kaum lag dieser an der Erde, als der Bock tolle Capriolen zu machen begann, und mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen, in den seltsamsten Sätzen um den Bauer herumflog, wie ein schwarzer Kobold. Es war ein sehr komischer Anblick, und der Bauer lachte selbst so heftig, daſs er nicht aufzustehen im Stande war, und immer wieder in seine vorige Lage zurückfiel. Nachdem dieſs eine gute Weile, zur groſsen Ergötzung der ganzen Gesellschaft gewährt hatte, halfen wir dem Bauer sein spaſshaftes Ungethüm bändigen, und trafen in Zell ein, wo ein lebhafter Vieh- und Jahrmarkt sich an allen Enden regte.

Die meisten Geschäfte wurden mit Schafen und Widdern gemacht, das entdeckte man sogleich. Die Gemeinden setzen hier ihren Stolz darein recht starke, mächtige Widder zu besitzen, die Hörner und Bart mit dem gehörigen Anstande zu tragen wissen. Das Widderstoſsen ist hier ein Nationalvergnügen wie in England das Hahnengefecht. Im vorigen Jahre lieſsen Zell und Fügen ein Paar Widder gegeneinander los, wobei herüber und hinüber vierzehnhundert Gulden gewettet wurden. Als endlich keiner Sieger blieb, kam es zwischen den Gemeinden selbst zu einer furchtbaren Bataille, die blutige und unangenehme Folgen hatte. Die Lust am Wetten ist allen Tyrolern gemein. Wo die Würfel entscheiden, wird es Aushopsen genannt. Jüngst konnten sich zwei Parteien eines halben Almenantheils wegen *) nicht vereinigen. „Hopsen wir's aus!" rief der Eine, und der Vorschlag wurde angenommen, und ein Wurf entschied über eine Summe von achthundert bis tausend Gulden.

Der Eine von den Leo's lud mich ein, seine

---

*) Halbe Alpenwiese.

schöne Mineralien- und Gebirgspflanzensammlung zu sehen. Er hat sie gröſstentheils an und auf dem Zemerferner gesammelt, der nur acht Stunden entfernt ist, und nach seiner Aussage sehr gut zu besteigen seyn soll. Ich erstand ein ausgezeichnet schönes Exemplar Turmalin, dessen grasgrüne Farbe und klare Durchsichtigkeit ihn fast dem Smaragd vergleichbar macht. Ferner erhielten die Damen das wunderbare Edelweiſs, das in Pelz gehüllt, am Eingange der Schneeregion wächst, die köstliche Edelraute, so herrlich duftend und wie die Gebirgsbewohner versichern, voll der stärksten Heilkräfte, und den Goldapfel, der in Schnee und Eis vergraben ruht, den Duft der Ananas in sich schlieſst, und nur mit Lebensgefahr gepflückt wird.

So reich an interessanten Gegenständen des Andenkens, wie an Erinnerungen verlieſsen wir das lustige Zillerthal und seine Bewohner, sehr zufrieden, und traten unsere Rückfahrt nach Innsbruck an. Indem wir noch die Blicke nach Zell zurückwandten, erfreueten wir uns an seiner idyllischen Lage; alles ist hier so beglückend traulich, keine schauerlich überhängenden Felsen, kein tosender Bach, der den Acker zu verschlingen und zu verschütten droht. Die Berge, anmuthig gewölbt und bewachsen, ziehen sich bescheiden zurück, und die Ziller ist ein ganz ruhiges, heiteres Flüſschen. Nur von Ferne blickt die Gerlos, Mitterwand und Drengspitz herüber, um die malerische Mannichfaltigkeit zu vermehren und Licht und Wolkenzauber hervorzubringen.

Deſshalb haben die Landschaftsmaler nicht unrecht, von München aus hieher zu ziehen, und den Sommer über hier zu verleben. Dabei ist es zur gewöhnlichen Zeit, wenn nicht gerade Kirchweih ist, und wenn man auf längere Zeit sich einrichten will, auſserordentlich wohlfeil. Wir trafen hier viele

Maler aus Norddeutschland und selbst einen Dänen, die sich zur Belustigung in die Tracht des Thales kleideten, und in Sprache und Sitten sich gänzlich mit den Einwohnern amalgamirt hatten.

Doch es ist nun wohl Zeit nach Innsbruck zurückzukehren! —

VII. Capitel.

Abschied von Nordtyrol.

Nord und Süd. — Accise. — Sommerfrische. — Musik und Theater. — Buchhandel. — Zeitungen. — Vetturine. — Der Triumphbogen. — Berg Isl. — Schönberg. — Steinach. — Der Brenner. — Der Postdirector von Padua und der Polizeicommissär auf dem Eilwagen. — Sterzing. — Das Eisakthal. — Mauls. —

Am Vorabende meiner Abreise von Innsbruck aſs ich in der Sonne mit einem jungen Edelmann, der unterhalb Botzen einige Schlösser besitzt. Er schilderte mir mit groſser Vorliebe jene Gegend und sprach so wegwerfend von dem Theile seines Vaterlandes diesseits des Brenners, als wär' es ein Theil von Polen oder Siebenbürgen. Diese Spaltungen der Gesinnung sind hier allgemein bei dem Nord- und Südtyroler. Während man in Innsbruck den Sandwirth verehrt, will man in Botzen und Meran nicht viel Gutes von ihm wissen; und während die Innsbrucker ihre Zufriedenheit laut an den Tag legen, äuſsert man sich im Süden ziemlich unzufrieden. Was auch Inglis übertrieben haben mag, die Stimmen aus Tyrol, die ihn öffentlich widerlegt haben, sind ebenfalls zu weit gegangen. Daſs die vier Mann, welche das Pulverdepot in Siegmundskorn bewachen, dem wackern Gentleman wie eine furchtbare Besatzung erschienen sind, ist eine Rodomontade der besten Gattung, eben so, daſs alle Schlösser in Tyrol voll Waffen und

Mannschaft stecken. Aber wahr ist es, daſs Tyrol von allen Seiten befestigt wird, und eben so wahr, daſs Viele äuſsern: „Wenn man uns manches Versprochene gehalten hätte, so könnte man das Geld für die Festungen sparen, denn wir lieſsen selbst keinen Feind herein.“ Eben so schelten sie den ganzen Aufstand unter Hofer ein thörichtes Beginnen. „Sonst konnten wir unsern Wein nach Bayern ausführen, und das Ihrn (ungefähr ein Eimer) kostete 16 und 22 Gulden, das jetzt nur 5 bis 6 Gulden kostet. Und so ging's mit allen Producten.“ — Würde dieser Zustand fortgedauert haben, so hätte man auch eine verbesserte Weinfabrication eingeführt, statt dessen jetzt nur daran gedacht wird recht viel Wein zu machen, je schlechter desto besser, um ihn wohlfeil geben zu können, da alles von den Landbewohnern selbst consumirt werden muſs. In Innsbruck hört man nun zwar nichts von diesen Klagen, dessen ungeachtet können sie nicht weggeläugnet werden. Hier wohnen viele Beamten, Militär, das aus andern Gegenden kommt, und andere Interessen mitbringt, und endlich die Bürger, die von diesen Beamten und von diesem Militär leben, und es wie alle Bewohner der Hauptstadt dadurch besser haben, wie die auf dem Lande.

Eine der lästigsten Auflagen, welche die meiste Unzufriedenheit erregte, war die Accise, die dennoch — obgleich sie früher der Regierung abgekauft worden war — wieder eingeführt wurde. Für die Lebensmittel, die man für sich und die Seinigen zum Unterhalte braucht, eine Abgabe zahlen, wie drückend! Das Volk murrte, die Accisbeamten waren stündlich bedroht, und die Demoralisation wuchs durch die Anregung, die allgemein wurde, Gesetze zu umgehen und den Staat zu betrügen. Es muſste um jede Stadt eine strenge und kostspielige Douanenlinie gezogen werden, und der Unterschleif wurde dennoch nicht gehindert. Der thätige Bürgermeister von Innsbruck machte nun den Plan, die Accise der Regierung abzupachten. Er erbot sich ihr die gröſste Durchschnittsumme der letzten Jahre zu zahlen, und man willigte ein. Jetzt, wo die Accise eine städtische Abgabe ist, bedarf's keiner besondern Beamten und keiner Douanenlinie, das Ganze hat die Gehässigkeit verloren, und die Bürger tragen freudig dazu bei ihren städtischen Fonds zu verbessern. Auch ist von keiner Strenge mehr die Rede, und der kluge Bürgermeister sieht sich in den Stand gesetzt, mit dem Erübrigten, das sehr bedeutend ist, alle Verschönerungen zu unternehmen, die Innsbruck jetzt schon so angenehm machen, und später noch ein neues Hospital, ein Schlachthaus und ein Theater von diesen Ersparnissen zu bauen.

Botzen ist diesem Beispiele gefolgt, und der Podestà von Trient hatte bereits die Einleitung dazu getroffen.

In Hinsicht der Geselligkeit steht Innsbruck unter den Städten in Tyrol nicht obenan. Botzen möchte wohl, besonders während der Sommerfrische, *) der Vorrang eingeräumt werden müssen. Dort findet man eine allgemein verbreitete, sehr heitere Geselligkeit. In Trient, besonders aber in Roveredo, herrscht schon italienische Sitte, und man geht Abends auf den Corso, oder man besucht einander, um ein langweiliges Commersspiel zu machen. Ein deutsches Gelag, ein ungezwungenes Beisammenseyn, bei Scherz, Gesang und Lachen findet dort nicht mehr statt.

Für die Musik wirkt in Innsbruck ein sehr thätiger und lobenswerther Verein. Das dortige Theater

---

*) Sommerfrische oder Sommerfrist ist die Villeggiatura der Tyroler. Jeder flieht, wenn es anfängt heiſs zu werden, auf die Berge, um dort einige Wochen sich zu erfrischen. Ich werde später Gelegenheit haben, ausführlicher davon zu sprechen.

dirigirt in diesem Augenblick eine Madame Katharina Hain, und ich habe einige Vorstellungen gesehen, die nach den obwaltenden Verhältnissen nicht getadelt werden können. Man gab *le pré-aux-clercs* und *la Straniera*, ein Beweis, daſs sich das Repertoir auch auf das Neuere und Neueste ausdehnt.

Die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck ist vollständig mit allem Neuen versehen, und man thut wohl, wenn man es bis dahin versäumt haben sollte, seine Einkäufe hier zu besorgen, da es weiterhin mit der Literatur schlecht bestellt ist. Die Wagner'sche Handlung ist eigentlich in ganz Tyrol die einzige.

Von nun an ist der K. K. privilegirte Bote von und für Tyrol unser politischer Begleiter, der überall gefunden wird. Sein Redacteur ist der Doctor Schüler, ein vielseitig gebildeter, und auch als Literat ausgezeichneter junger Mann, der mit Höflichkeit und Bereitwilligkeit bemüht ist, an ihn empfohlenen Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Den Oesterreichischen Beobachter findet man nirgends; die Allgemeine Zeitung verschwindet, für Tyrol, hinter Botzen. In Italien kommt sie dann wieder zum Vorschein. In Trient sieht man die Augsburger Ordinari-Zeitung. — In dem Museum von Innsbruck, befindet sich ein Lesecabinet, das — der obwaltenden Censurverhältnisse wegen — keine groſse Ausbeute gewährt.

Rückkehrende Vetturine werden fast immer in Innsbruck angetroffen, mit denen sich leicht ein Handel schlieſsen läſst. Man zahlt für einen guten Platz bis Botzen gewöhnlich sechs Gulden, und man thut gut daran, nicht weiter zu accordiren, weil man — wenn die Reise nur Tyrol, und nicht Italien gelten soll — hier wieder Halt macht, und in Botzen auch immer andere Vetturine angetroffen werden. Beim Accord sey man mit den Vetturinen jedoch stets auf der

Hut und zwar vorsichtiger, wenn sie zu wenig, als wenn sie zu viel fordern. Denn von dem Letztern lassen sie stets die Hälfte herunterhandeln. Die schriftlichen Contracte sind jedoch — in Tyrol wenigstens — ganz überflüssig und die Capara *) ist genügend. Es gibt zwar Reisende aus Norddeutschland, die in ihrer Seligkeit mit einem Vetturin zum erstenmale in ihrem Leben zu thun zu haben, nicht wichtig genug die Sache angreifen zu können glauben, und nach allen möglichen Anleitungen, die früher der Sicherheit wegen wohl probat seyn mochten, auf die Polizei laufen und ihren Vertrag so fest als möglich schlieſsen. Das sind gute Enthusiasten, und da das Zappeln, Schwitzen und Herumrennen ihnen Spaſs macht, so mögen sie es denn haben. Es gehört für solche mit zu den Annehmlichkeiten der Reise. Kommen diese in die erste halbitalienische Stadt, wie Trient z. B., so übersetzen sie auch ihren Namen sogleich ins Wälsche, wenn sie ihn ins Fremdenbuch schreiben, und man soll ihnen auch diese Freude nicht miſsgönnen, wenn es gleich lächerlich genug ist diese Leipziger oder Braunschweiger Pietro's, Giovanni's, Giuseppe's, Carlo's zu finden, die einen übelklingenden Fitzenhagen, Rennebohm, Katzen-, Doppel- oder andere Meyer hintennach schleppen.

Schlieſst man mit einem Vetturin einen Vertrag, so hüte man sich den Neuling blicken zu lassen, und zeige ihm Ernst. Denn dem Vetturin ist das Geschäft ein sehr ernstes, und er liebt in diesem Augenblick nicht zu scherzen. Einen deutschen Kutscher kann man wohl „Schwager" nennen, ihm auf die Schulter klopfen, und allenfalls einen Spaſs mit ihm machen, und der Deutsche läſst deutlich merken, wie das einen guten Eindruck auf ihn macht, und ihm wohl ein paar Gläschen mehr unterwegs ver-

---

*) Das Handgeld.

heiſst. Dem Italiener ist aber damit nicht gedient; er trinkt nicht, auſser der Mahlzeit, und der Wein kostet überdieſs wenig in seinem Lande. Aber ein oder zwei Zwanzigkreuzerstücke sind ihm schon erheblich, und wenn man ihm gerade nicht knauserig abzwacken will, so gefällt ihm das, und spornt ihn an, sorgfältiger zu seyn, und gehorsamer allen Bedürfnissen seiner Reisenden nachzukommen. Man kann sich in dieser Hinsicht viel besser auf den Vetturin als auf einen deutschen Kutscher verlassen, der bald sich, bald seine Pferde schonen will, und selbst zu viel Bedürfnisse hat, um sich dem Reisenden unterordnen zu können. Der Vetturin ist auch niemals grob, besonders wenn man ihm nur einiges Wohlwollen blicken läſst im Verfolg der Reise.

Ich bin auf meinen mannichfachen Reisen, die ich immer nach kleinen Zwischenräumen zurücklegte, mit vielen Vetturinen in Berührung gekommen, und habe mich nie zu beklagen gehabt. Sie sind nicht ohne eine gewisse Listigkeit, es machte mir aber Vergnügen sie darin zu beobachten, und ihren Plan zu zerstören, was mir immer gelang. Oft hatte ich Reisegefährten, die vor Zanken nicht zu Tische kamen und sich dann bleich und entsetzt zu den kalten Schüsseln setzten, und den Appetit verloren hatten; meine Weise war der ihren entgegengesetzt, und ich habe nie eines Vetturins wegen meine Mahlzeit aufgeben müssen. Aber ich genoſs auch den Vortheil bei meiner ersten Reise nach Italien mit einem Kaufmann aus Florenz den Weg zu machen, den ich in dem Umgange mit Vetturinen nicht ohne Nutzen studirte.

Die Preise von Botzen bis Verona sind mit rückkehrenden Vetturinen folgende: bis Trient fünf, höchstens sechs Zwanzigkreuzerstücke, von da bis Roveredo zwei, höchstens drei, von dort bis Verona zwölf bis funfzehn für einen Sitz in einem Wagen, den man sich vorher zeigen läſst, um seinen Platz selbst zu bezeichnen.

Sind keine rückkehrenden Gelegenheiten vorhanden, und man ist genöthigt besondere anzunehmen, so muſs man freilich mehr bezahlen; doch wird selten oder nie dieser Fall eintreten, da es auf der ganzen Straſse an lebhafter Concurrenz nie mangelt.

Wir hatten zwei Plätze bis Botzen für eilf Gulden in einem schönen Mailänder Wagen bereits erhandelt, als uns zwei Künstler aus Norddeutschland beweisen wollten, daſs wir zu viel bezahlt hätten. Ein Vetturin hatte sie und ihr Gepäcke bis Roveredo für den Preis von vierundzwanzig Zwanzigern, das sind neun Gulden sechsunddreiſsig Kreuzer, übernommen. Die Reise währte drei volle Tage, und müſste nach dem oben angezeigten, geringsten Satze mehr als sechszehn Gulden kosten. Sie brüsteten sich damit, als Neulinge einen so günstigen Handel geschlossen und einen Vetturin überlistet zu haben. Ich wuſste aber aus Erfahrung, daſs ein Vetturin, nach Umständen zwar sehr billig führt, jedoch nie aus seiner Tasche die Reisekosten bestreitet, und machte sie daher darauf aufmerksam, sich vorzusehen. Sie lachten und sagten, es sey ein ehrlicher Kerl, aber sie hätten streng die Vorschrift ihres Reisehandbuchs befolgt, dem Vetturin stets die Hälfte seiner Forderung abzuhandeln, und er hätte sich das gefallen lassen; ich hätte aber bedeutend zu viel bewilligt. Nach dem Abendessen nahmen sie Abschied, weil sie um halb vier Uhr aufbrechen muſsten, dieſs war die Bedingung ihres Vetturins; ich reiste mit dem meinigen erst um fünf Uhr ab, und war doch sicher bis Sterzing oder Mauls zeitig genug ins Nachtquartier zu kommen.

Als der Hausknecht am andern Morgen mich zu wecken kam, brachte er mir Grüſse von den beiden Künstlern. „Nun, sind sie mit dem Vetturin ohne

Streit weggekommen?“ fragte ich, „sie sind gar nicht weggekommen,“ erwiderte der Hausknecht, „aber sie lassen Sie grüſsen und werden beide nun mit Ihnen reisen. Sie haben den Rücksitz bei Ihrem Mailänder genommen.“ Nicht lange darauf suchten mich die beiden Herren auf und erzählten mir: ihr Vetturin sey zwar zur rechten Zeit gekommen, habe aber erklärt, daſs er nicht fahren könne, und wollte das Handgeld verloren geben. Damit beruhigten sich aber die Reisenden nicht, und da der Italiener zu schimpfen und fluchen begann, und sagte, es sey schändlich von ihnen für solchen Preis fahren zu wollen und seine Unwissenheit zu benützen, um umsonst nach Italien zu kommen, da er zum ersten Male in diesem Lande sey; so ging einer der beiden Reisenden auf die Polizei und verlangte, daſs man den Kerl zwingen solle, und erzählte den Fall. Ein Polizeidiener erschien und stellte den Italiener zur Rede, der nun zu weinen begann, und endlich gestand, daſs er einer englischen Familie seine vier Pferde bis Rom für hundert Napoleond'ors vermiethet habe, und da man seinen Schaden und Ruin ja nicht verlangen werde, er unmöglich für neun Gulden diese Herren nach Roveredo fahren könne. Er wolle ja gern die Capara verlustig gehn, und sie könnten dann mit dem Mailänder abschlieſsen. Dieſs gab der Gerechtigkeit einen Wink, und nach einigen Debatten muſste der Vetturin selbst mit dem Mailänder die zwei Plätze accordiren, und ihm bezahlen, was er verlangte, und die Herren behielten die Capara obendrein. Er war mit allem zufrieden. Der Polizeibeamte aber ermahnte die beiden Reisenden in Zukunft vorsichtiger zu seyn, da sie in Italien in ähnlichem Falle nicht so leicht ihr Recht durchsetzen würden; der übermäſsig wohlfeile Preis ihnen aber sogleich hätte anzeigen sollen, daſs er sie bloſs aus Speculation angenommen habe, um — wenn er noch mehr Passagiere erhielte — sie zu behalten, wo nicht sie auf irgend eine Weise los zu werden. Mit der englischen Familie hatte es aber seine Richtigkeit. „Je gröſser der Spitzbube,“ brummte unser Mailänder zwischen den Zähnen, „desto glücklicher ist er. Er wird reich bei diesem Handel.“

Als die beiden Herren zu uns einstiegen, hatte sich der wortbrüchige Vetturin eingefunden, ein bildhübscher groſser Mensch, in gelbledernen Beinkleidern, hohen Stiefeln, der grünen Manchesterjacke, und dem rothseidenen Halstuche, die Haare glänzend schwarz, und in langen, gedrehten Locken, unter dem schief aufgesetzten Hute hervor hängend. Er war die Höflichkeit selbst, und that hundert kleine Handreichungen, „Ah, Sie haben mich unglücklich machen wollen, das war nicht recht!“ murmelte er kopfschüttelnd, indem er gleichsam schmerzhaft lächelte und die weiſsen Zähne wies. Dann warf er den Schlag zu, und die braune Hand auf demselben, trabte er eine kurze Strecke neben dem Wagen, sah nach den Rädern, dem Hemmschuh, rief unserm Kutscher einige Verhaltungsregeln und den Pferden einige Liebkosungen zu, nahm von uns höflichen Abschied, wünschte uns die glücklichste Reise und lief dann zurück.

So sind diese Leute! der Vetturin glaubte nicht im geringsten Unrecht zu haben und fand den Vergleich ganz in der Ordnung. Ein deutscher Kutscher hätte es wohl nicht gewagt die Reisenden anzuführen; wenn dieſs aber doch als möglich angenommen wird, so ist es nicht denkbar, daſs er sich zum Vergleiche auf diese Weise verstanden haben würde, noch weniger aber würde er mit den Reisenden freundlich gewesen seyn; selbst der englischen Familie hätte er kein heiteres Gesicht gezeigt, und vor allem würden die armen Pferde seine üble Laune haben entgelten müssen.

Ich hielt diesen kurzen Beitrag zur Charakteristik der Vetturine nicht für überflüssig, da sie auf dem Wege nach Italien eine allerdings bedeutende Rolle spielen, und sich selbst die vornehmsten Familien jetzt ihrer bedienen. Ich begegnete oft reichen Engländern, die mit Vetturinen reisten, und die Herzogin von Leuchtenberg hatte nicht nur ihre sämmtlichen Wagen von Vetturinen fahren lassen, sondern ihnen sogar ihre und ihres Gefolges Beköstigung bis München in Accord gegeben. Der Vetturin forderte in jedem Gasthofe das Nöthige und handelte darum mit den Wirthen auf das genaueste, die darüber laute Klage erhoben, da sie ja doch nur durch solche Reisende, wenn sie einigen Aufwand machen, einen erlaubten gröſsern Gewinn zu erzielen im Stande sind. —

Kaum waren wir aus dem Triumphbogen, als unser Mailänder abstieg, seine Manchesterjacke auszog und in ein blaues Hemde fuhr, dann zu Fuſse ging und mit seinen Pferden eine lebhafte Conversation begann, wobei er ihnen allerlei zärtliche Namen gab. Dieſs thun sie gewöhnlich bei der Abfahrt.

Der Triumphbogen, der hier zwischen der hübschen Neustadt und der Vorstadt Wiltau errichtet ist, zeigt auf der einen Seite die Embleme der Freude und des Glanzes, weil er zum Andenken der Anwesenheit der Kaiserin Maria Theresia errichtet wurde; auf der andern Seite jedoch sieht man die Attribute des Schmerzes und der Klage, weil während dieses Besuches der Kaiser von einem plötzlichen Tod ereilt wurde. — Dieser Bogen ist 1765 errichtet worden. Unter den Medaillons die seine Seite, nach Süden hin, schmücken, ist das der nachmaligen Königin von Frankreich, Maria Antoinette, als Erzherzogin bemerkenswerth.

Sobald man die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hat, geht es merklich bergauf, und man befindet sich am Fuſse des Berges Isel, wo zweimal blutige Schlachten, während der letzten Insurrection, statt gefunden haben. Ein Blick zurück zeigt uns Innsbruck auf eine wahrhaft reizende Weise. Man versäume nicht sich danach umzusehen. Auch Abends ist der Anblick überraschend, wenn die vielen hundert Lichter sich im Thale zeigen und im klaren Inn widerspiegeln. Vom Gipfel des Isel gelangt man sogleich zum Fuſse des Schönbergs, der steilsten Höhe, der ganzen Straſse. Ein unangenehmer Weg, den die meisten Reisenden zu Fuſse zurücklegen, um es den Pferden leichter zu machen. Man versäume dann aber nicht sich nach dem Fuſspfade zu erkundigen, der den Weg um ein Beträchtliches abkürzt. Auf der Höhe übersicht man das liebliche Stubaythal mit seinen Gletschern; ein herrlicher Anblick, den man aber bald wieder verliert. Von hier wird die Gegend einförmig und uninteressant. Man kann getrost sein Schläfchen machen, denn man versäumt nicht das Geringste. Dieſs ist das Wippthal, welches von der Sill durchströmt wird, die vom Brenner herabkommt. Schlafend kommt man durch Mattrei und hält in Steinach, einem freundlichen Orte, wo der Vetturin füttert. Auf der Post ist es sehr gut, aber auch die andern Gasthöfe sind lobenswerth. Hier fanden wir groſse Gesellschaft, denn mehrere die Straſse fahrende Vetturine und Kutscher waren eingekehrt. Man merkte auf den ersten Blick, daſs man sich Italien nähere. Fast alles sprach Italienisch. Es waren einige Kapuziner da und viele Weltgeistliche, im gewöhnlichen Leben geistliche Herren genannt. Die groſse Kellnerin auf der Post, mit dem sanften, freundlichen Gesichte, hatte alle Hände voll zu thun.

Hier in Steinach wurde Tyrol's gröſster Maler,

Knoller

Knoller geboren, das Haus seiner Eltern ist mit einer goldenen Inschrift auf grauem Marmor bezeichnet, Er brachte fast sein ganzes Leben in Italien zu, und war Director der Kunstschule in Mailand. In der Kirche sind drei schöne Altarblätter von ihm, welche es verdienen, von den Reisenden gesehen zu werden.

Hinter Steinach kommt man zu dem Dorfe Staflach am Fuſse des Brenners, dessen Gipfel sich mehr als 6000 Fuſs über dem mittelländischen Meer erhebt. Die Straſse führt bequem über einen Sattel des Berges bis zu dem etwa 4000 Fuſs hoch gelegenen Wirthshause. Der Weg über den Brenner ist nicht interessant; an schönen Aussichten gebricht es gänzlich, weil von beiden Seiten waldbewachsene Höhen befindlich sind. Die Temperatur wird merklich rauh, und im Herbst und Frühjahr sind Schneegestöber nicht selten. Das Wirthshaus auf dem Brenner, wo zugleich die Post ist, zeigt keine einladende Seite. Ueberall Schmutz, die Mahlzeit nicht erlesen und dabei sehr theuer. Man thut besser, in Steinach, wenn es gleich noch etwas früh seyn sollte, seinen Mittag zu halten, und hier, wo die Pferde ausrasten müssen, Kaffee zu trinken. Der Gebirgsee, unweit des Posthauses, am südlichen Abhange, soll treffliche Forellen besitzen, die weit und breit ein groſses Renommée erlangt haben. Ich kann die Wahrheit nicht bestätigen, da ich hier zweimal mit zwar kostbaren, aber nicht vorzüglichen Forellen bewirthet worden bin.

Eine groſse, gedruckte Karte verkündet die Merkwürdigkeiten und Naturwunder, die man von hier aus in wenigen Stunden erreichen kann, als da sind Ferner, Wasserfälle und dergleichen. Ich glaube nicht, daſs wiſsbegierige Reisende sich von diesen Verheiſsungen hier zurückhalten lassen werden; ich bin nie in den Fall gekommen, und rathe aufrichtig zur Weiterreise. —

Wie ich im Herbste 1833 von Venedig nach München zurückkehrte, nahm ich in Botzen den Eilwagen, um den mir genugsam bekannten Weg so schnell als möglich zurückzulegen. Wir waren über dreiſsig Personen, die in sechs Wagen fortgebracht wurden, die, mit Ausnahme der zwei eigentlichen Eilwagen, auf jeder Station wechselten. Wenn schon dieſs die Reisenden nicht in den besten Humor versetzte, so war es noch mehr das grobe Betragen eines Postbeamten aus Padua, der eines Privatgeschäftes wegen mitreiste, und die Stelle des Conducteurs einnahm, sich aber ganz unrichtiger Weise Postdirector *) titulirt wissen wollte, und dabei keine der Obliegenheiten des Conducteurs erfüllte.

Wir kamen in stürmischer Nacht auf dem Brenner an, und da es hier an guten Wagen fehlte, so wurden wir zu zehn Personen auf einem sogenannten Zeiselwagen eingepfercht, den ein Bauer kutschirte, und dieſs saubere Fuhrwerk sollte für einen Eilwagen gelten. Kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, als wir ein Rad verloren, und nun die Aussicht hatten, in Finsterniſs, Sturm und Schnee eine gute Stunde zu warten, bis der Bauer zum Posthause zurückgeritten seyn würde, um uns ein anderes Rad zu holen. Wie wir das Ding aber näher besahen, so zeigte sich, daſs der Nagel vorzustecken vergessen worden war. Schimpfen und Fluchen half hier nichts; der Nagel muſste gesucht werden. Ich ging indeſs mit meiner Frau voraus, in der Hoffnung, der Wagen würde uns bald eingeholt haben. Er holte uns aber nicht ein, und wir machten fast die ganze Station, bei dem schlechtesten Wetter und Wege, zu Fuſs. Ich konnte mich nicht enthalten über das Post-

---

*) In Padua gibt es keinen Postdirector.

wesen in diesem Theile der österreichischen Monarchie, dessen Mängel ich durch eigene Erfahrung so ziemlich kennen gelernt hatte, vor der ganzen Reisegesellschaft meine Meinung auszusprechen, und schloſs mit den Worten: „Ich wollte lieber mit einem Tartar nach Constantinopel reiten, als jemals wieder einen Tyroler Eilwagen besteigen.“ Mein Zorn hatte übrigens seinen guten Grund, und die andern Reisenden schienen ihn zu theilen, wenn sie ihn gleich nicht eben so laut äuſserten. Ein junger Mann, der ganz still geschwiegen hatte, gab mir den Rath, ich möchte bei der Oberpoststelle in Wien meine Beschwerde einreichen und den sogenannten Postdirector aus Padua verklagen. Ich erklärte ihm aber, daſs ich weder das Postwesen in Tyrol verbessern wolle, noch glaube auf diesem Wege etwas dazu beitragen zu können, daſs ich aber meine Meinung darüber überall offen sagen und die herrliche Einrichtung gebührend loben würde. Der junge Mann schwieg. — Als ich später nach Innsbruck kam, um mich einige Wochen daselbst aufzuhalten, muſste ich einer Aufenthaltskarte wegen zum Polizeicommissär gehen. Ich war überrascht, in ihm jenen jungen Mann wieder zu finden. Er nahm mich sehr freundlich auf, gedachte unsers Abenteuers auf dem Brenner, und bot mir einige französische Zeitungen zu lesen an, die so eben angekommen waren, und die man dort zu Lande nur sehr schwer erhalten kann. Ich aber merkte mir den Fall, und nahm mir vor, in Zukunft, selbst bei Unannehmlichkeiten solcher Art, meine Zunge im Zaume zu halten. Man kennt weder die Personen, die im Eilwagen uns gegenüber sitzen, noch weniger aber die Beamtenpflicht eines k. k. Polizeicommissärs, der — was das äuſsere Benehmen betrifft — unter allen Polizeibeamten der Welt gewiſs als der höflichste und gebildetste obenan gestellt werden muſs. Dieſs ist in allen Provinzen des Kaiserstaats — so weit ich sie kenne, und das ist von den Gränzen Polens bis an das adriatische Meer — überall der Fall. —

Vom Posthause des Brenners kommt man an den See, wo die guten Forellen seyn sollen, der aber nur von kleinem Umfang ist; dann gelangt man zu einem einsam gelegenen Bade, wo arme Landleute der Umgegend Hülfe suchen, und von hier geht es den Brenner abwärts nach dem alterthümlichen Sterzing, mit den spitzen Dächern, den weiſs angestrichenen Häusern und den langen Dachrinnen, wenn gleich nicht jene fabelhaften Ungeheuer aus Metall daran zu erblicken sind, von denen Mercey spricht, der so französisch-naiv war, die blanke Heraldik der Wirthshäuser an der Straſse nicht zu verstehen, und für alte, gnostische Zierrathen zu halten. Hier „zum Nagerl" findet man einen Gasthof, der wohl einigermaſsen mit denen in der Schweiz rivalisiren kann. Die gröſste Reinlichkeit, die beste Küche und eine artige Bedienung findet man hier. Die Zeche ist dabei nicht unmäſsig, und das hat der Tyroler Gasthof vor den Schweizern voraus. Die Höhen rechts führen zum Jaufen, von wo man nach St. Leonhard in Passeyr steigt. An dieser Stelle haben blutige Gefechte im Jahre 1809 statt gefunden.

Da es noch früh am Tage war, so blieben wir in dem einladenden Nagerl dieſsmal nicht, dessen junge, hübsche Wirthin, mit dem dunkeln, südlichen Gesichtchen, mit unserm Vetturin recht geläufig italienisch sprach.

Wir wollten noch an diesem Abende Mauls erreichen. —

Die Eisack, die uns von der Höhe des Brenners begleitete, und dem ganzen Thale bis Botzen den Namen gibt, hat ihr Bett in Felsen gewühlt, die hier ziemlich nahe zusammenrücken. Es ist ein wilder, tosender Strom — ich konnte, als ich ihn das erste

Mal sah, mir Immermann's malerische Verse nicht aus dem Sinne schlagen:

Die Brücke lag in Trümmern, und die Eisack,
Von wildverschränkten Todtengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Unthier, über's Schlachtfeld.

Er muſste sie gesehen haben, als er das dichtete. —

Eng, von hohen Bergen umgeben, sahen wir endlich Mauls vor uns, unser heutiges Nachtquartier. So unansehnlich das Dorf uns schien, so freundlich lag der reinliche Gasthof mit seinen grünen Sommerläden, seinen Erkern und seinem reich vergoldeten Schild an der Straſse. Wir hatten seit Steinach nichts gegessen, und waren daher hungrig; aber schon in einer Stunde war der Tisch gedeckt und mit so vielen dampfenden Speisen besetzt, daſs noch einmal so viel Gäste sich reichlich daran sättigen konnten. Wir hatten in der Vorhalle decken lassen, da der Abend sehr schön war; und da sahen wir denn, wie die tüchtige Wirthin commandirte und alle Mägde hin und her lieſen, um unsere Mahlzeit zu bestellen. Es machte uns Vergnügen, diese Geschäftigkeit zu beobachten, und die Reinlichkeit, die bei allen diesen Hanthierungen herrschte, freute uns und erhöhte unsern Appetit noch um ein Bedeutendes. Nachdem wir eine reichliche Mahlzeit und ein treffliches Dessert, wie wir es in einem Dorfe nicht vermutheten, eingenommen hatten, machten wir uns auf eine tüchtige Zeche gefaſst, die wir auch gern für diese Bewirthung entrichtet haben würden. Am andern Morgen erhoben wir uns gestärkt von dem reinlichen und bequemen Lager, tranken reichliche Schalen Kaffee, und aſsen geröstete Butterschnitten dazu, und unsere Rechnung betrug — einen Gulden sechs Kreuzer für den Kopf. Ich bemerke dieſs alles so umständlich, weil dieſs das wohlfeilste Gasthaus ist, das ich jemals auf meinen Reisen angetroffen habe, und ich daher die wackere Wirthin in Mauls hiemit recht sehr empfohlen wissen will. — Bei schönem Wetter rollten wir fort; das Thal wird bald breiter; man nähert sich der Weinregion; hier beginnt Südtyrol, und italienische Lüfte schmelzen schon häufig den Schnee an den Abhängen der Berge, die gegen Mitternacht noch lange damit bekleidet bleiben.

Zweite Abtheilung.

Südliche Thäler.

I. Capitel.

Das Eisackthal.

Die Festung des Eisackthals. — Unterau. — Brixen. — Der Mechaniker Tschugmall. — Pusterthal. — Enneberg und die Badioten. — Die Dolomite. — Ritter Prack. — Tirian. — Schiffbarmachung der Eisack. — Klausen. — Der Kuntersweg. — Botzen. — Abusiv-Währung. — Die Kaiserkrone. —

Nachdem wir ungefähr eine Stunde von Mauls weg waren, erreichten wir den Platz, wo eine jener Festungen erbaut wird, welche Tyrol unüberwindlich machen sollen. Es herrschte eine ungeheure Lebendigkeit hier. Tausende von Ameisen, von denen jede sich mit einem Strohhälmchen abmüht, machten ungefähr den Eindruck, den diese armen Kroaten auf mich hervorbrachten, welche einen Berg in Stücke zerlegten, und ihn in möglichſt kleinen Fragmenten hinwegtrugen, während Andere Thürme unter und über der Erde erbauten, Gräben zogen und Wasserleitungen anlegten, indeſs wieder Andere Baracken von Holz aufführten, und Küchen, Waschhäuser und Backöfen darin, um den täglichen Bedürfnissen jener bauenden Menge bauend wieder abzuhelfen. Das Ganze glich den alten Bildern vom Thurmbau zu Babel. Man hält hier gewöhnlich still, steigt aus, und macht einige hundert Schritte, um sich die Sache in der Nähe anzusehen. Wer eine Empfehlung an einen der leitenden Ingenieure sich in Innsbruck verschaffen konnte, wird alles en detail bewundern dürfen; wer dieſs versäumte, oder wer für den Festungsbau nicht eben eine groſse Neigung hat, muſs sich ohne Empfehlung damit begnügen, die Werke über der Erde zu betrachten, da ihm der Eintritt in die Souterrains nicht gestattet wird.

Mehr als der Bau selbst interessirte mich die Campagne-Wirthschaft der Mannschaft und Officiere; ein Anblick, den man während dieses zwanzigjährigen Friedens wohl zu den Curiositäten zählen kann, und der mich zwar an eine trübe und unruhige Jugend erinnerte, die aber doch als Jugend ein angenehmes Gefühl in mir erweckte. Was man in dieser Art während groſser Lustlager zu sehen bekommt, ist hiemit nicht zu vergleichen; dort ist alles nur Schein, ein Theaterspiel *à la Franconi;* hier ist es mindestens halber Ernst. Es wird ein Werk aufgeführt, das trotzender wie Felsen, vernichtender wie Lawinen werden soll; ein künstlicher Bau, regelmäſsig und glatt, der den schroffen, unregelmäſsigen Felsen ringsumher, ihm an Gröſse so weit überlegen, die Stirne bieten wird. Tausende von Arbeitern graben, schaufeln, sprengen Felsen, behauen Steine, schleppen und karren. Aber ein kriegerisches Werk verläugnet seine Natur selbst mitten im Frieden nicht. Die Arbeiter, die es schaffen, erkranken und sterben zu Hunderten. Regen, Hitze, Wein, Wasser, Obst, alles ist ihnen verderblich; was die Ruhr verschont, rafft das Fieber hin, und wer diesem trotzt, wird von dem Felsblock erreicht, den die Mine in die Luft sprengt. Jede werdende Festung umgibt schon ein weiter Kreis von Leichen, welchen spätere Belagerungen, wie sie jetzt geführt werden, nur wenig vermehren. Man sagte mir, Brixen habe durch den Festungsbau an Leben gewonnen; ich fand den Tod darin, der sich in den vielen Spitälern recht widerlich breit machte. —

Wer Abends nach Unterau kommt, das hart am Wege, nur wenig von dem Bauplatz entfernt liegt, wird durch den Anblick, der sich ihm darbietet, noch mehr überrascht werden. Zwar ruht die Arbeit ringsum; dafür regt sich aber Leben in der kleinen, sehr bevölkerten Stadt von Holz, die das Werk umgibt. Die Thüren stehen überall offen, und man gewahrt prasselnde Flammen, um die sich Gruppen gelagert haben, schwarz anzusehen, da die beleuchtete Seite sich dem Feuer zuwendet. Alles, was sie unternehmen, hat den Anschein des Grottesken, und man kann Stunden lang dastehen und das ruhigste Familienleben, wie das seltsamste Abenteuer anstaunen, da die Leute doch nichts Anderes thun, als waschen, kochen, Kleider putzen, Kinder wiegen oder dergl. Aber Nacht, Ferne und grelle Beleuchtung üben einen mächtigen Zauber. Im geräumigen Wirthshause zu Unterau ist auch ein tolles Treiben, und wer, wie ich, einst in den Fall kommt, hier ein Nachtquartier zu suchen, kann von Glück sagen, wenn er angenommen wird. Das obere Stockwerk haben Officiere im Beschlag, in den untern Räumen wird Wallensteins Lager, zwar nur im Kleinen, aber doch besser als auf unserm ersten Theater aufgeführt. Der Dunstkreis ist mit Knoblauch, Zwiebeln, Branntwein und dem Rauche des schlechtesten Regietabaks geschwängert; steigt man die Treppe hinauf, so wird der Tabaksgeruch etwas edler, und Punschdampf ersetzt die Stelle des Branntweins; Knoblauch und Zwiebeln bleiben aber unverändert. Ich habe schon gesagt, daſs hier kroatische und illyrische Truppen hausen, und die Vorliebe für „ein Rostbratel,“ mit jenen Ingrediensien gewürzt, wird erklärlich. Die Wirthin sitzt im Hause unten, schreit mit den Mägden und schreibt auf; der Wirth muſs den Soldaten drinnen zu trinken geben; die Kellnerinnen haben alle Hände voll mit den Officieren oben zu thun. Ich glaube, der Wirth in Unterau hat den reellsten Profit bei der Sache. In der hölzernen Barackenstadt fehlt es jedoch auch nicht an einer Restauration und einem Kaffeehause, wo es munter zugehen soll, und wohin ich von einem der Herren eingeladen wurde, die in unserm Schlafzimmer bei unserer Ankunft soupirten. Sie unterhielten sich auf Deutsch, das sie jedoch mit einem slavischen Accent aussprachen, und ihre Unterhaltung bezog sich auf den Reichthum der slavischen Idiome. Sie beschleunigten ihre Mahlzeit, wie es schien aus Rücksicht für uns, und lieſsen sich ihren Punsch in ein anderes Zimmer tragen, indem sie uns höflich gute Nacht wünschten. Wir waren ihnen für diese Schicklichkeit sehr verbunden, und suchten durch Oeffnen der Fenster und eine reiche Libation kölnischen Wassers jede Spur ihrer Anwesenheit zu vertilgen. Allein vergebens! Noch andern Morgens hafteten die Düfte des kroatischen Nachtmahls an unsern Kleidern, und ein frischer Wind, der vom Brenner blies, befreite uns erst nach und nach von dieser lästigen Begleitung.

Wo das Thal eine schöne Bucht bildet, von grünen Höhen eingeschlossen, und das rauhe Steinbette der wilden Eisack einige Wiesenpolster zu beiden Seiten annimmt, haben die alten geistlichen Fürsten von Brixen ihre Residenz gebaut. Sanct Cassian gründete dieses Bisthum schon um 360. Erst 1802 wurde es zu Tyrol geschlagen. Es soll 17 Quadratmeilen mit 26,000 Seelen gezählt haben. — Brixen wird von den Italienern *Bressanone* genannt. — Die Luft wird hier mit einem Male so mild, daſs der erste Wein gedeihen kann, Nuſs- und Castanienbäume die Straſse einfassen, und die Häuser beschatten. Das frischere Grün und die anmuthigere Formation des Baumschlags, der sich hier in rundern, gleichvertheilten Massen dem Auge darstellt, bringen einen freundlichen Eindruck auf das Gemüth hervor, und wir sahen Brixen, das vor uns lag, recht viel

Südliches, ja wohl gar Italienisches an, obgleich es seinen ächt deutschen Charakter keineswegs verläugnen kann. So geht es uns mit unsern Täuschungen;' sie haben ihren Quell lediglich in unserer Stimmung, und wir tragen diese auf die auſser uns liegenden Gegenstände über. Die zwei schwarzen, mit hellstrahlenden goldenen Kreuzen versehenen Thurmspitzen der fürstbischöflichen Pfarrkirche geben dem Stadtprospect allein ein gutes Ansehen. Sogleich bei der Einfahrt überzeugt man sich, daſs Brixen ein unsauberes, schlechtgebautes und eben so gepflastertes Städtchen sey. Man findet in der Domkirche einen sehenswerthen Christus von Schöpf, dem Schüler Knollers, und einige Stücke von Christoph Unterberger, der in Rom lebte und dort unter dem Namen *Christoforo* gekannt ist. Im Jahre 1080 wurde hier das Concil gehalten, auf dem Gregor VII abgesetzt wurde. — Unweit der Post ist ein Kaffeehaus, wo man schnell bedient wird, und wo die Passagiere des Eilwagens gewöhnlich einzukehren pflegen. Der erste Gasthof ist aber „zum Elephanten", ein weitläuftiges und unregelmäſsiges Gebäude, wo man eine gute Zeche zu machen versteht. Auf der ganzen Fronte des Hauses ist ein Elephant mit seinen Führern und Begleitern in hellen Farben abgemalt, um, wie die Inschrift besagt, die Erinnerung an den ersten Elephanten zu behalten, welcher am 2 Januar 1551 in dieser Stadt gesehen wurde. Der Maler war von dem Anblicke des Ungeheuers zu sehr überrascht, und muſs daher seinem Pinsel einige Ausschweifungen gestattet haben, denn ich kann mich nicht überreden, daſs seit den dreihundert Jahren die Elephanten sich so merklich verändert haben sollen.

Der Fürstbischof von Brixen soll ein gelehrter, aber strenger Mann seyn, der sehr wohlthätig ist, und Hülfsbedürftigen, zur Ausbildung ihrer Talente, kräftige Unterstützung angedeihen läſst. Der bekannte Mechaniker Tschugmall, dessen niedliche Automaten fast in ganz Deutschland gekannt sind, erzählte mir, daſs er von diesem Mäcen bedeutende Summen erhielt, um seine Versuche zu machen, da ihm alle weitere Anleitung fehlte. Er ist aus dem Unterinnthale gebürtig und lernte zuerst das Tischlerhandwerk. Dann machte er die Freiheitskämpfe unter Hofer mit, und trug ehrenvolle Wunden davon; seine Hütte wurde niedergebrannt, und er verlor all sein Hab und Gut. Hierauf zog er in die Gegend von Brixen und lebte viele Jahre, ich glaube sieben, als Kohlenbrenner in einem wilden Bergwald, abgeschieden von aller Welt, und übte sich darin, bewegliche Figuren hervorzubringen, womit er sich in Gedanken schon seit frühester Jugend beschäftigte, da eine unwiderstehliche Lust seit lange ihn dazu antrieb. Mit den ersten, unvollkommenen Versuchen begab er sich zum Fürstbischof, und es gelang ihm dessen Aufmerksamkeit zu erregen, und seine Theilnahme für sich zu gewinnen. So wurde er nach und nach ein geschickter Mechaniker und ein Mann, der sein Fach versteht, und sich auch über viele Dinge, die hineinschlagen, eine zureichende Belehrung zu verschaffen wuſste.

Man pflegt sich nicht in Brixen aufzuhalten, sondern gleich nach Botzen die Reise fortzusetzen. Wer jedoch einen Abstecher in das Pusterthal machen will, muſs, ehe er noch Brixen erreicht hat, von Unterau, an den neuen Festungswerken vorbei, die schöne Straſse einschlagen, die er links an den Bergen sich hinziehen sieht.

Eine Partie durch das ganze Pusterthal ist nicht sehr belohnend, und unangenehm wird es, daſs man den Weg zweimal machen muſs, der bis Lienz, an der Gränze von Kärnthen, ziemlich weit und langweilig wird. Das Thal gehörte bis 1500 den Grafen von Görtz. Dann fiel es an Oesterreich, als Graf Leonhard ohne Kinder starb, und wurde 1511 Tyrol einverleibt. Es ist reich an Getreide, und ernährt auf seinen Alpen eine groſse Menge des schönsten Viehs. Der reizendste Punkt ist bei Bruneck, dem Hauptort, am Zusammenflusse der Mühl und Rienz, einem freundlichen, wohlhabenden Städtchen, in dessen Nähe sich die Bäder Winkel und Baumwald befinden, wo sich der Reisende, dessen Zeit nicht eben sehr bemessen ist, mit mannichfaltigen Excursionen in eine anmuthig malerische Gebirgsgegend, einige Tage wird unterhalten können. Kurz vor Bruneck liegt St. Lorenzen, und von hier aus läſst sich jedoch eine Tour unternehmen, die schon des Interessanten mehr bietet und von keinem Reisenden versäumt werden sollte. Es gilt einem Besuche bei den Badioten, wie man die Bewohner des Thales Enneberg gewöhnlich zu benennen pflegt.

Das kleine Enneberg, das wie das nachbarliche Gröden, zu dem wir später gelangen, seine eigenthümliche, wenn gleich von dem Grödnerischen, wiederum sehr abweichende Sprache hat, heiſst in dieser: *Marò*, lateinisch: *Marubium*, von *Mons Mariae*, dem ältesten Wohnsitz und der ersten Seelsorgskirche dieser Bergbewohner. Gegen Abend trennen es die Landgerichte Gufidaun und Kolfuschg (*Colfusco*) von dem Thale Gröden. Hier erblickt man zum ersten Male Tyrols erhabenste Eigenthümlichkeit, die es vor der Schweiz und Savoyen voraus hat, seine wunderbaren Dolomitgebirge. Nichts gibt dem merkwürdigen Land einen so auſserordentlichen Charakter als diese. In keinem andern Gebirg ist Aehnliches gefunden worden. Dolomieu beobachtete sie zuerst im Jahre 1789, und beschrieb sie am 30 Januar 1791 an *La Peyrouse* von Malta aus. Es sind hohe, weiſse, zackige Felsen, die aus dem Innern der Erde vulcanisch emporgehoben wurden.

So sind alle vom Vesuv ausgeworfenen, sogenannten Kalksteine eben solcher Dolomit, wie auch die weiſsen Blöcke, die sich häufig am Albanersee bei Rom mitten unter Peperin vorfinden.

Leopold von Buch hat über diese merkwürdige Erscheinung höchst wichtige und eben so interessante Forschungen angestellt. Jeder, der zum ersten Male die Dolomitgebirge erblickt, wird sich seltsam überrascht fühlen. Bald sind es Obelisken, Thürme, oder glatte Wände, die sich senkrecht viele tausend Fuſs hoch, über die andern Gebirge erheben. Gewöhnlich sind sie blendend weiſs; manchmal sehen sie gefrornen Wasserfällen gleich. Die Klüfte in diesen Gebirgen sind den Zerberstungen ähnlich, wie man sie am Kalkstein in ausgebrannten Kalköfen sieht; man glaubt in den ungeheuern Herd eines solchen Ofens versetzt zu seyn. Diese Kette erstreckt sich zwischen Enneberg und Gröden in das Fassathal, wo es am Blackkofel und Rosengarten, bei einer Höhe von 9 bis 10,000 Fuſs, seine groſsartigsten Schönheiten entfaltet. Dann findet sich der Dolomit, wenn auch nicht mehr in diesen überraschenden Formationen, in dem ganzen südlichen Alpenstocke bis zum Gardasee herrschend vor. Der ganze Boden von Enneberg ist vulcanisch und verläugnet seine Natur keinen Augenblick. Er ist in einer fortwährenden Bewegung begriffen. Ueberall bildet sich Gerölle in wulstähnlichen Massen, und über Nacht sieht man oft starke Bäume, durch die Gewalt der Bewegung von einander gerissen, Felsen getrennt, die früher zusammen hingen, und bodenlose Schluchten dazwischen. Trotz dieser Gefahren, die täglich drohen, und sicher einmal dieſs Thal dem Untergange weihen, ist es von zahlreichen und sehr fleiſsigen Menschen bewohnt, die den Boden lieben, den sie in steter Lebensgefahr bebauen, und ihn mit keinem andern vertauschen möchten. In St. Vigil

(*Plang*

(*Plang da Marò*) erinnert ein, nach jedem Abendgeläute, wiederholter Glockenanschlag, daſs dieſs auf Kalkgrund lagernde Dorf schon zweimal, vor uralter Zeit, durch Ablösung des ihm nordwestlich liegenden Kalkgebirgs Nachts begraben wurde. Und die frommen Leute hören den schaurigen Glockenton, sprechen ihr Abendgebet und legen sich ruhig nieder — aber einst wird der Morgen tagen, wo der Fels auf ihnen ruhen wird, und sie keine Warnung mehr vernehmen werden, und Kirchthurm und Glocke und freundliche Wohnungen sind dann verschwunden, und alles zeigt nur eine Stätte gräſslicher Ruinen. — Ein so wunderbarer Boden muſste mannichfaltige Sagen gebären, und wirklich fehlt es auch hieran nicht.

An der Gränze des Ampezzaner Thales liegt der berüchtigte *Sasso di Stria*, oder der Hexenfelsen, von dem man Dinge wie vom Brocken erzählt. Man nennt ihn jedoch auch *Sas de Glatscha*, im Badiotischen, weil er vormals einen Gletscher getragen haben soll. An dem Bache der Wilden — *Ru da Ganna, ganta, bente ganna*, ein wildes Weib, auch eine groſse Katze — soll einst ein Geschlecht wilder Halbmenschen gehaust haben, die wahrscheinlich aus der Begattung des Teufels mit den Hexen entstanden waren, wie sich auch in andern Gegenden eine ähnliche Sage erhalten hat.

Auch seinen eigenthümlichen Helden hat dieſs Thal, der seiner Abenteuer wegen berühmt ist, und dessen Leben Stoff für Novellisten böte. Es war der Ritter Franz Wilhelm Prack zu Asch, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und am 7 Februar 1682 durch seine Erbfeinde, die Kolzen, Vater und Sohn, getödtet wurde. Er soll als trefflicher Bogenschütze berühmt gewesen seyn. Einst sah er aus seinem Fenster zu Asch die beiden Kolzen aus dem hohen Plajeswalde heranreiten. Die Entfernung war ungeheuer, er aber wollte sein Müthchen an ihnen kühlen. Er ergreift seinen mächtigen Bogen und drückt ihn ab, und sein Pfeil streift richtig den Sattelknopf zur groſsen Bestürzung des Reiters. — Als er mit den Ampezzanern in Fehde lag, machte er einem schönen Fräulein auf dem Schlosse Beutelstein den Hof. Der Weg zu ihr hin führte über rauhes Gebirg. Dieſs benützen seine Feinde, und tragen eine Brücke über einen Abgrund von zweitausend Fuſs Tiefe ab, um ihm den Rückweg abzuschneiden. Von „süſser Lust glühend", kommt der Ritter heran; die furchtbare Schlucht gähnt vor ihm, hinter sich sieht er die Feinde; es schien ihm keine Wahl zu bleiben. Da sieht er sein starkes Roſs mächtig zurück und drückt ihm den Sporn in die Seiten; es setzt über. Mit den Vorderfüſsen haftet es am jenseitigen Felsen, und die Hinterfüſse arbeiten sich glücklich an der Wand hinauf. Jetzt ist er gerettet. Er steigt ab und küſst dem edeln Rosse die Füſse, in Gegenwart der erstaunten Feinde, und reitet dann, sie laut verspottend, weiter.

Für geübte Bergsteiger ist der Weg in dieſs Thal am besten auf folgende Weise zu machen. Von St. Lorenzen, im Pusterthal, geht man über Saalen, Placken, Zwischenwasser oder S. Maria, Hof und St. Vigil. Von hier in das Rauhthal auf die herrlichen Hochalpen *Fodaravedla* und Senes links, und Groſs- und Kleinpfannes rechts, dann bei St. Casseirn, an den Ursprung der Gader, und über die Alpe Valparola, am Hexenfelsen vorbei, nach dem Schloſs Andraz, an der Gränze von Tyrol. Von hier erstreckt sich ein wildes Hochgebirge bis nach Belluno hin. Ueber *Campolongo* geht man zurück nach Corvara, und von dort dem Hauptweg und der Thaleslänge nach in das Pusterthal.

Im *Campolongo* findet sich eine künstlerische Reliquie vor, die man hier nicht vermuthen sollte. Tizian wurde auf seiner Winterreise durch dieſs wilde Gebirge, im Widum *) zu *Colle di St. Lucia* aufgehalten, mancherlei Gefahren wegen, die auf dieser Straſse in solcher Jahreszeit nicht selten sind. Für die gastfreundliche Aufnahme malte er ein kleines Frescobild auf die äuſsere Mauer hin. Es stellte den Tod mit der Sense vor, alle Zeichen irdischer Gröſse sammelnd. Später wurde das Bild übertüncht. Vor mehreren Jahren schickte ein Genueser Maler einen seiner Schüler her, um es untersuchen zu lassen. Dieser versuchte es zu reinigen, lieſs aber weinend davon ab, mit der Versicherung, Tizians Pinsel sey unverkennbar. Ein Fuſs des Todes und einige Kronen sind alles, was jetzt gesehen wird.

Das Thal besitzt auch Heilquellen zu *Val d'Ander* und *Rumurtgs lungs.* **)

Von Bruneck steigt das Pusterthal mächtig hinan, und erreicht auf dem Toblacher Feld eine Höhe, die nur um tausend Fuſs weniger als der Brenner beträgt, mithin ungefähr 5000 Fuſs. Hier liegt das freundliche Innichen, wenn gleich in einer rauhen Gegend. Bei Toblach zieht sich die neue, merkwürdige Kunststraſse über Ampezzo nach Venedig, die jedoch von den Reisenden noch wenig benützt wird, obgleich sie eine der herrlichsten in Europa genannt werden darf, und voll der erhabensten Naturscenen ist. Auſserdem liegen in der Nähe von Toblach zwei der besuchtesten Bäder Tyrols, Maystatt und Prags, die besonders gegen Podagra und Gliederkrankheiten sehr gerühmt werden.

Man könnte vom südlichen Ende des Enneberg über Colfusco nach Gröden gelangen, und erreichte so die Botzener Landstraſse, nach einem Marsche von einigen Tagen bei Deutschen. Dieſs wäre aber ein sehr anstrengender und zum Theil gefährlicher Weg, zu dem wir nicht rathen können. Wir ziehen es daher vor, von Bruneck wieder zu Wagen nach Brixen zurückzukehren, und von dort auf der Poststraſse die Reise nach Botzen fortzusetzen.

---

*) Pfarrwohnung.

**) S. im 5. und 6 Bde. der Zeitschrift des Ferdinandeums mehr über dieses Thal.

Nachdem der militärische Lärm des Festungsbaus hinter Brixen plötzlich abbricht, erregt bald eine andere, nicht minder bedeutende Thätigkeit unsere Aufmerksamkeit. Es sind dieſs die Unternehmungen jener italienischen Compagnie, welche Straſsen anlegt, Flüsse schiffbar macht, und auch den Brixener Festungsbau in Accord nehmen wollte, welches jedoch die Regierung nicht zulässig fand. Jetzt hat sie die bedeutenden Waldungen gekauft, die am Fuſse des Schlerngebirges stehen, um sie zu fällen und nach Venedig zu transportiren. Sie wird den ganzen Strich lichten, mit Ausnahme jener Stämmchen von einer gewissen Dimension, welche zum Nachwuchs stehen bleiben müssen. Das zerrissene, steinige Bett der Eisack wird nun durch Schleuſsen, Wehre und Dämme für die Flöſsung hergerichtet, und sechszehn Sägemühlen verarbeiten die gefällten Baumriesen. Diese Werke, mit den Hütten der Arbeiter, gröſstentheils Italiener, die darin mit ihren Weibern und Kindern leben, verleihen diesem rauhen, schauerlichen Thal eine eigenthümliche Bevölkerung; sonst zog sich hier nur die Poststraſse neben dem Flusse hin.

So sehr man dem Unternehmungsgeiste dieser Italiener Gerechtigkeit widerfahren zu lassen geneigt ist, so will man hier zu Lande die Uebung, dergleichen öffentliche Arbeiten in Entreprise zu geben, nicht eben gut heiſsen. Die Unternehmer trachten gewöhnlich reich dabei zu werden, und das Geschaffene hält selten die Probe aus. Selbst der groſsen Straſse über das Wormser Joch wird in dieser Hinsicht nicht viel Gutes nachgeredet. Sie würde gewiſs solider und zweckmäſsiger von der Regierung angelegt worden seyn, als dieses von der italienischen Compagnie geschehen ist. Bei diesen Werken an der Eisack haben mehrere Weingutsbesitzer eine Cautionsleistung von den Unternehmern verlangt, weil sie durch das Eindämmen des reiſsenden Wildbachs an einigen Stellen Gefahr für ihre Reben besorgen. Diese haben sich indessen zu nichts verstehen wollen.

Bei Klausen verengt sich das Thal auf eine überraschende Weise. Es ist ein Klause (chiusa di Bressanone), welches so viel wie Engpaſs bedeutet. Im Mittelalter wurde es Clausina, auch Clusium genannt. Die Häuser des Ortes bilden eine lange, schmale Straſse am Ufer der Eisack, und von dem Felsen oben blickt ein malerisches Burggemäuer mit einem hübschen Thurme darauf nieder, Seben genannt, darunter liegt ein Capuzinerkloster, welches die Wittwe Carls II. von Spanien gestiftet hat, worin dem Fremden einige interessante Gemälde und andere Merkwürdigkeiten gezeigt werden. Gegenüber auf der Höhe zeigt sich das stattliche Schloſs, Griesbruck. Es ist recht angenehm, an einem schönen Tage, im Garten hinter dem Gasthause, in dem offenen Schieſsstande seinen Mittag zu halten. Man wird gut bedient. Die Forellen sind vortrefflich; aber der Botzener Wein muſs hier von dem Fremden stark gewässert werden.

Ich gebe diese Vorsichtsmaſsregel für alle jene Wirthshäuser an der Straſse an, wo man nicht mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen kann, in Hinsicht des Weines von Botzen aufrichtig bedient zu werden. Dieser Wein ist nämlich bald zuträglich, bald nachtheilig für die Gesundheit, und sogar die Eingebornen jener Gegend machen an sich selbst diese Erfahrung. Alle Höhen geben nämlich trefflichen und gesunden Wein; der Wein der Ebene hingegen kommt jenem an Kraft und Feuer nicht gleich, und ist auch bei weitem nicht so gesund. Der weiſse, herbe, wird gewöhnlich dem rothen, süſslichen vorgezogen, und nicht für so hitzig gehalten. Wer Wein von Terlan oder Siebeneichen fordert, wird gewiſs zufrieden seyn, und kann sich, ohne Nachtheil zu befürchten, dem Vergnügen überlassen ein gutes Glas Wein zu trinken.

Hinter Klausen zieht sich die Straſse an schauerlichen, zerbröckelten Felsenwänden hin, die zum Theil darüber hereinhängen. Am jenseitigen Ufer streben sie aus dem Flusse gerade in die Höhe und lassen dem kleinsten Stückchen Anbau keinen Raum. Dieſs ist der sogenannte Kuntersweg, der nach anhaltenden Regengüssen nicht ohne Gefahr zu passiren ist. Sehr oft lösen sich groſse Steine von den Massen los, und stürzen donnernd auf die Straſse. Einst fuhr ich mit dem Postwagen gegen Morgen von Botzen ab. Es hatte lange Zeit geregnet und gestürmt. Plötzlich hält unser Postillon, steigt ab und führt die Pferde am Rande der Straſse hin, und wie wir den Kopf zum Schlage hinauslegen, gewahren wir ein ungeheures Steinfragment mitten darauf, welches fast den ganzen Raum einnimmt. Der Postillon versicherte vor zwei Stunden des Weges gekommen zu seyn, ohne etwas davon gesehen zu haben, es war also vor kurzem erst herabgefallen; hätte uns — wären wir früher aufgebrochen — treffen können, und konnte auch jetzt noch von andern Stücken gefolgt werden. —

Ein Bürger zu Botzen, Heinrich Kunter, erhielt 1315 von König Heinrich die Bewilligung einen neuen Weg, am Fuſse des Rittens, längs der reiſsenden Eisack durch die Felsen zu sprengen. Zum Fonds des Unternehmens wurde ihm die Errichtung eines Zolles bewilligt.

Auf den Höhen, welche den Kuntersweg zu beiden Seiten einschlieſsen, befinden sich die herrlichsten Gegenden von Tyrol. Wie oft machte ich früher diesen Weg, und glaubte die schauerliche Armuth hier unten am Wege sey alles, was Tyrol dem Reisenden biete; wie Viele ziehen jetzt noch diese Straſse und wähnen, sie kennten Tyrol, und die Höhe der Felsen, die sie mit ihrem Auge erreichen, sey die Höhe dieser Gebirge. Oben aber, auf diesem riesenhaften Gestelle breiten sich Hochebenen mit Feldern, Gärten und schönen Dörfern und Weilern aus; oben rinnen Flüsse und Bäche, und darüber hinaus ragen ungeheure Hörner und Spitzen, um die sich die Alpentriften mit ihren Blumen herumziehen, die sonnigen Matten, die tiefdunkeln Wälder, und die schimmernden Gletscher. Das oben ist Tyrol, hier hängen Thäler an Thäler von den Bergen nieder, wie ein ununterbrochenes Netz, bis zu den Thalebenen der Etsch, der Piave und der Brenta hin. Nur die tosende Eisach zerreiſst dieſs Netz, indem sie sich ihre Bahn, durch das bröckelige Gestein des Kunterweges bricht. Und gegen Nordwesten dehnen sich diese Hochthäler bis zum Inn aus, der mit seinen grünen Wellen ihren malerischen Rand bespült.

Westlich vom Wege, tragen die Felsen die prachtvolle Rittner-Alpe, zu der man sechs Stunden zu steigen hat, und von wo man den Glockner, Orteles, Solstein und Baldo erblickt. Im Osten prangt die Wunderwelt der Dolomite, von denen hie und da schon eine Spitze sichtbar wird.

Unterhalb Deutschen am Steg zeigt sich nach Osten der breite Rücken des Schlern, des schönen Dolomitberges, dessen Hörner von hier jedoch noch nicht gesehen werden können. Nördlich davon zieht sich die bewachsene Seite der Seiser Alpe hin. Der Weg stürzt sich, mit gleicher Heftigkeit, dem Strome nach in die Tiefe. Die starre Unfruchtbarkeit zu beiden Seiten weicht nun einem spärlichen Anbau; unter alten, dicken Castanien stehen weiſse, niedliche

Häuser auf den Abhängen, in terrassirten Absätzen breitet sich Weinlaub darum her. So sind wir länger als eine Stunde immer bergab gefahren; endlich scheint sich die Schlucht in ein Thal zu münden.

Bei einer Wendung sehen wir Botzen, und mit jedem Schritte gewinnt die Landschaft nun an Reiz. Ein weiter Thalkessel zeigt sich, umgeben von hohen Bergen, die bis zur Spitze oft mit Dörfern prangen, und mit Weinpflanzungen und unzähligen weiſsen Wohnhäusern wie besäet sind. Dazwischen liegen Wallfahrtscapellen, Calvarienberge und Kirchen. Der Boden ist ganz mit Wein bedeckt, der an schrägen Latten dachförmig hingezogen ist. Den Weg schlieſsen zu beiden Seiten Mauern ein. Eine italienische Sitte, die uns nun fortwährend bis zur Lombardie hinabbegleitet. Aber auch die ersten Cypressen sieht man hier, deren schwarze Farbe grell von dem südlichen Himmel Botzens absticht.

Wir haben das eigentliche Südtyrol nun erreicht. Eines der schönsten Länder der Erde, von hohen Gebirgsrücken nach allen Richtungen durchzogen, von Gletscherketten eingefaſst, mit unzähligen Schlössern, bewohnt oder in Trümmern, mit Städten und Dörfern, Klöstern und Kirchen bebaut, verbunden durch Wege und Steige, Straſsen und Saumpfade, die bald der üppigste Anbau, bald die Schauer der erhabensten Natur umgeben; und diese Straſsen und Pfade alle säumt wiederum eine ununterbrochene Reihe von Heiligenbildern und „Bilderstöckeln" (Votivtafeln) ein, zum Theil bekleidet, mit Haartouren und durch Wunden gräſslich entstellt, und je schrecklicher anzusehen, desto heiliger verehrt, und mit Blumen, Mais und Aehren behängt. Und zwischen diesen leblosen, wenn gleich sprechenden Erscheinungen wandeln jene alten italienischen Flüchtlinge, die einst unter Rhätus sich hier ansiedelten, getheilt zwischen Arbeit und Gebet, voll glühender

Liebe für ihr Land, ernst und stolz auf ihre Berge und den Namen Tyrol! —

Wer in der Kaiserkrone in Botzen (ital. Bolzano), absteigt, kann sich dem beruhigenden Gefühle überlassen, sich in einem der besten Gasthöfe der Welt zu befinden. Die sorgsamste Aufmerksamkeit, eine zuvorkommende Höflichkeit, ein ausgezeichneter Tisch, die Küche nach der oberdeutschen Weise, eine Gesellschaft, worin die ungezwungenste Heiterkeit herrscht — dieſs sind die Vorzüge dieses Hauses. In den Zimmern zeigt sich zwar Reinlichkeit, jedoch ohne Eleganz; die Preise sind dafür aber auch mäſsig. Man genieſst hier des Vortheils der sogenannten Abusiv-Währung, was für den Reisenden wohl zu beachten ist. Nach dieser gilt der Zwanziger, fünfundzwanzig Kreuzer, der Kronenthaler 2 fl. 48 kr. u. s. w. Ein Jeder ist verpflichtet nach diesem Curse zu rechnen; dieſs beschränkt sich jedoch nur auf Botzen und seine nächste Umgebung. Der Reisende sehe zu, ein Zimmer nach der östlichen Seite zu bekommen; die Aussicht ist dort herrlich. Vor sich erblickt er den „Rosengarten,“ eine Reihe röthlicher Dolomitfelsen im Fassathale, die sich zur Zeit des Sonnenuntergangs wahrhaft zauberisch darstellen, und unter sich den ersten, ächtsüdlichen Garten, der zwar nur klein ist, aber mit Citronen und Orangen, Feigen, Granatäpfeln, Weinlauben und zierlichen Wasserkünsten prangt.

II. Capitel.

Botzen.

Der Dom. — Oeffentliches Leben. — Bauart. — Flösse. — Botzener Zelten. — Die Einwohner. — Sommerfrische. — Erdpyramiden bei Lengmoos. — Trachten. — Eppan. — Siegmundskron. — Gries. — Moritzing. — Gewitterläuten. — Burg Greifenstein. — Jenesien. — Sarnthal. — Theater-Anekdoten. —

Hier haben wir wieder ein Standquartier erreicht, von wo wir Ausflüge machen werden. Die Stadt selbst ist an sich nicht sehr bedeutend, aber die Gegend ist es mehr, und lädt jeden Tag stets zu neuen, interessanten Genüssen ein.

Die Merkwürdigkeiten in Botzen selbst sind bald in Augenschein genommen. Die Domkirche ist zwar nur klein, aber in reinen Verhältnissen aufgeführt, und der Thurm, ganz von zierlich gearbeiteten, behauenen Steinen, macht einen guten Eindruck. Es ist ein Münster *en miniature*. Das Dach der Kirche ist mit überglasten Ziegeln von verschiedenen Farben gedeckt. Aufser dieser Kirche besucht man den unweit davon liegenden Gottesacker, hinter dem sich besonders schöne, grüne Berge erheben, davon der eine der Calvarienberg ist. Der Platz, an dem die Kaiserkrone liegt, ist reinlich und regelmäfsig daran stöfst der freiere Domplatz, und auf diesem kleinen Raume liegen drei Kaffeehäuser, vor denen man schon auf südliche Weise, unter dem Zeltdache, sitzt und trinkt, raucht und die Zeitungen liest. Auſserdem ist noch eine ziemlich lange Straſse erheblich, die mit Bogen eingefaſst ist, worunter Kaufläden befindlich sind. Das Uebrige ist unregelmäſsig und gröſstentheils schmutzig. Besonders ist dieſs in jener Gegend der Fall, wo der zweite Gasthof „zum Mondschein,“ gelegen ist. Dort wohnt der gewerbtreibende Theil der Einwohner, der hier schon anfängt seine Verrichtungen auf der Straſse zu treiben. Kupferschmiede hämmern in groſsen, offenen Hallen, Lichtgieſser und Seifensieder lassen ihren stinkenden Qualm in die Straſse hinausströmen, Schneider und Schuster sitzen arbeitend unter der geöffneten Thür ihres Ladens, Barbiere und Friseure deſsgleichen, und eine Unzahl von Wäscherinnen fand ich manchmal, die jeden Vorübergehenden mit ihrer Lauge zu verbrühen droheten. Dieſs öffentliche Leben, das uns hier zum ersten Male aufstöſst, überrascht zwar, jedoch vermag es nicht sehr zu unterhalten. Eine andere, erfreulichere Ueberraschung gewährt die Bauart der Häuser, die zwar nicht italienisch genannt werden kann, wie einige Reisende berichtet haben, sondern dem südlichen Tyrol ganz eigenthümlich ist. Mit dem Raum ist dabei nicht mit groſser Gewissenhaftigkeit umgegangen worden. Es sind gewöhnlich weite Hallen oder Säle, um welche sich die Zimmer reihen; das Dach ist offen, und die sogenannte Lichthaube wölbt sich darüber. Dieſs ist ein zweites, leichteres Dach, auf schlanken Säulen, das über der Oeffnung schwebt, so daſs von den Seiten Licht und Luft, obschon auch Schnee und Regen ins Innere des Hauses fallen können. Botzen liegt nur noch 1094 Fuſs über der Meereshöhe, sein Thalkessel ist aber ganz von hohen Bergen umschlossen, und der einzige Luftzug aus dem Norden, der durch das Etschthal zieht, streicht an Botzen seitwärts vorüber. Daher ist die Hitze während des Sommers oft unerträglich, und die leichteste Kleidung belästigend. Im Winter hingegen machen die etwas hohe Lage und die Umgebung der Berge aber auch wiederum ihre Rechte geltend, und es ist hier kälter, als in manchen nördlicher gelegenen Gegenden des Landes. Der Talferbach, aus dem Sarnthal kommend, flieſst an der Stadt vorüber. Er ist wild und verheert oft die Gegend, der Eindämmungen spottend. Er fällt in die Eisack, die eine Stunde unterhalb Botzen sich mit der Etsch verbindet. — Die Einwohner sind gewerbsam und zeichnen sich durch verschiedene Fabricate aus. Zu den weit und breit beliebtesten können die Botzener Zelten füglich gezählt werden, ein Backwerk aus Feigen, Pignolen, Mandeln und andern Südfrüchten, das sich in dem ganzen österreichischen Staate neben den Linzer Torten das gröſste Renommée erworben hat.

Die Deutschen fand ich an den Gränzen immer am liebenswürdigsten. Sie nehmen einen gewissen Anstrich der fremden Nationalität an, der sie wohl kleidet. So finden wir an den hiesigen gebildeten Einwohnern, die noch ganz deutsch sind und es auch seyn wollen, eine leichte italienische Tinte, die ihrem Charakter wahrlich nicht zum Nachtheile gereicht. Denn zwei Stationen von hier hört Deutschland auf, und Italien fängt an, wenn auch nur Italienisch Tyrol. Ich glaube, daſs Botzen unbedingt die heiterste Gesellschaft besitzt, von allen tyrolischen Städten. Ich lernte sie zur Zeit der Sommerfrische kennen, aber man sagte mir an anderen Orten, daſs dieſs nicht als Maſsstab gelten könne, weil man hier ungezwungener und vereinter lebe, als zu andern Zeiten des Jahres. In Botzen selbst will man das nicht wahr haben. So lebten sie das ganze Jahr, behaupteten sie, und sprachen dabei von Bällen, Theater und andern Vereinen im Winter, und luden mich mit groſser Artigkeit ein, dort zu bleiben und daran Theil zu nehmen.

Für das Theater findet sich hier groſse Liebhaberei, und sie sprechen von den mittelmäſsigen Truppen, die den Winter über hier zubringen, mit groſser Zufriedenheit. Der Schauspielsaal mit drei Logenreihen ist elegant decorirt und befindet sich in der Kaiserkrone; eben so das Museum, mit seinen Lesecabinetten, und einem schönen Tanzsaale.

Mit dem Anfange des Sommers, der in den verschiedenen Thälern zu verschiedenen Zeiten eintritt — in Botzen ist es in der zweiten Hälfte des Junius der Fall — fängt überall die Sommerfrische an. Dann zieht Jeder, dem es nur immer möglich ist, auf die Höhe, die ihm am nächsten liegt, um der Hitze drunten zu entfliehen. Besonders wird diese Luftveränderung den Frauen und Kindern angerathen. Und wenn es auch nur auf acht oder vierzehn Tage wäre, die Sommerfrische müssen Alle halten. Die Botzener ziehen dann zu Pferde die steilen Berge hinan, die nach Oberbotzen und den Ritten führen, wo eine bedeutende Anzahl freundlicher Häuser und guter Gasthöfe alle Bequemlichkeiten des Lebens bieten, die in solcher Höhe zu finden wirklich überraschen. Hier oben herrscht nun die angenehmste Geselligkeit. Man lebt heiter beisammen, und jedes Ereigniſs wird zum Feste. So oft es den Männern in der Stadt die Geschäfte erlauben, besuchen sie ihre Familien auf dem Berge, und bringen stets Gäste, welche die freundlichste Aufnahme finden, und neue Freuden mit. Wer noch nie in solcher Höhe diese Genüsse mitfeierte, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Es ist der Glanzpunkt in dem Leben des Städters in Tyrol, und dieser Reiz wirkt so mächtig in ihm fort, nach Jahren, in der Entfernung, daſs er den Gedanken daran nicht aufgeben kann, und ihn befriedigt, sobald es die

Umstände ihm nur gestatten wollen. Ich kenne Tyroler, die in andern Provinzen des Kaiserstaates angestellt sind, und die Reise in ihr Vaterland machen, um hier die Sommerfrische zu halten. Ein Beamter in Venedig, der seine Villa an der Brenta, gleich den Andern haben könnte, reist alljährlich ins Etschthal, um auf einem der höchsten Berge zu einem schönen Hause äuſserst mühsam hinanzuklimmen, das er sich dort mit groſsen Kosten erbauen lieſs. Hier verlebt er einige Wochen mit seiner Familie und einem Kreise von Freunden, die er alle auf das freigebigste bewirthet. Eine solche Sommerfrische ist sehr kostspielig, weil die Lebensmittel mit groſser Mühe hinaufgetragen werden müssen, und weil eine weitausgedehnte Gastfreundschaft immer damit verknüpft seyn muſs, die sich auf viele Personen und viele Tage erstreckt, wenn man in jenen Regionen nicht vor Langerweile umkommen will. Dieſs sind aber nun einmal Tyroler Liebhabereien. —

In Botzen dominirt der Kaufmann. Die Stadt war einst für den Handel sehr bedeutend, und wenn dieſs auch nicht mehr der Fall ist, so gibt's doch noch reiche Häuser genug hier. Im Ton und in der Lebensweise herrscht Ungezwungenheit und Comfort, wie dieſs Jeder kennt, der in Handelsstädten lebte. Die Tischgesellschaft in der Kaiserkrone bestand aus vielen der angesehensten Einwohner, deren Familien in der Sommerfrische lebten. Es fehlte nicht an den mannichfaltigsten Einladungen. Bald war es ein Ball, bald ein kirchliches Fest, oft ein Pikenik oder ein Spazierritt in ein benachbartes Thal. Es fehlte in diesen Kreisen nie an aufheiternden Elementen, und eine liebenswürdige Gutmüthigkeit trat dem Fremden überall ermunternd entgegen. Der Eindruck ist nicht zu beschreiben, wenn man nach einer Gebirgstour von 3 bis 4 Stunden, steil und hoch, an schwindelnden Abgründen vorüber, in einer Höhe von 4000 Fuſs Strauſsische Ländler vernimmt und geputzte Damen, in wehenden Gazekleidern und Herren in schwarzen Fracks dazu tanzen sieht; und wie dann in später Nacht, die Ballgesellschaft, mit dunkelrothen Flambeaux, ihren Rückweg antritt, höher steigend oder sich in Klüfte verlierend, gleich Koboldcn und Gnomen. Bedeutender noch wirkt aber in diesen Regionen ein feierlicher Kreuzgang, nebst Gebet und Predigt im Freien. Die Herren und Damen in modischer Tracht, das geputzte Landvolk, die flatternden Fahnen und krachenden Böller, und tief unten die Eisack und die Poststraſse daneben, wie ein weiſses Band, und der Eilwagen, wie ein kriechender Käfer, und darin sitzen Leute, die ihre Blicke nur 500 Fuſs hoch senden, und dabei sich einbilden, Tyrol kennen zu lernen. — Die Erdpyramiden bei Lengmoos und St. Ottilia auf dem Ritten, gelten für eine Merkwürdigkeit, die der Fremde gewöhnlich hier oben zu besuchen aufgefordert wird. Für den beschwerlichen Weg dahin wird er aber nicht entschädigt werden. An beiden Seiten des Finsterwildbachs steigen aus dem Walde unzählige kolossale Erdstöcke, dichtaneinander gereiht, empor. Sie bestehen aus einer thonichten, röthlich gefärbten Porphyrerde, deren weichere Theile durch Regen fortgeschwemmt wurden. Oben auf einer jeden dieser sogenannten Pyramiden befindet sich ein groſser Stein oder ein mächtiger Fichtenbaum, die eben derselben zum Schutze dienen. Entreiſst sie ihnen der Zufall, so stürzt die ganze Herrlichkeit zusammen. Aehnliche, wenn gleich kleinere Pyramiden und in geringerer Anzahl, sieht man hinter dem Schlosse Tyrol bei Meran, ohne sich die geringste Mühe deſshalb geben zu dürfen.

Herr Mages, der Bürgermeister von Botzen, ist nicht nur ein sehr höflicher und einnehmender Mann, sondern von einer umfassenden Kenntniſs der Geschichte und Verhältnisse seines Vaterlandes. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird hier der Armenpflege gewidmet, und es macht einen erfreulichen Eindruck in Botsen nicht von Bettlern belästigt zu werden.

Die häfsliche Kopfbedeckung der Frauen, die gestrickten wollenen Mützen, fängt hier an zu verschwinden, und man sieht dafür eine Haube von schwarzem Flor oder eine Pelzkappe, und vor allen den schönen, breitkrämpigen, hellgrünen Hut, der besonders gut zu Gesichte steht. Von Trachten erblickt man, besonders an Sonntagen, ein buntes, erfreuliches Gemisch, da hier fast jedes Thal seine absonderliche Farbe und nebenher noch manche andere Eigenheit in der Kleidung zeigt.

Eine angenehme Spazierfahrt machten wir nach Eppan. Man nähert sich den malerischen Porphyrwänden derMändel oder *Mendola*, und gelangt durch ein enges Defilé bei S. Pauls nach dem fruchtbaren Mittelgebirge, welches mit Wein und den edelsten Südfrüchten überdeckt ist, und eine fast ununterbrochene Reihe von hübschen Wohnungen zeigt, die sich viele Stunden weit erstrecken. Ein Streifzug in diese Regionen wird sehr befriedigen, da man jeden Augenblick auf neue Schönheiten stöfst, und oft in so heimliche, traute Thäler geräth, die reich und glücklich zu seyn scheinen, ohne von der übrigen Welt mehr zu wissen, als diese von ihnen. Die Ruine der Burg Hohen-Eppan beherrscht das ganze Etschthal bis Meran, und gewährt selbst einen Blick darüber hinweg ins Passeyr. Auf der andern Seite sieht man die Gebirge von Trient. Hinter Eppan erhebt sich der hohe Calvarienberg, von dem man ebenfalls eine sehr reiche Aussicht hat. Man sieht über ein reich angebautes Thal, zu den fruchtbaren Höhen, die jenseits der Etsch in das Fleimserthal

(*Val di Fiemme*) führen, und die erhabene Felsenmauer, die es vom Fassathale (*Val di Fassa*) trennt. Der hohe, finstere Berg gegen Süden ist das Grimmerjoch, und das weiſse Gebäude ist das Kloster Weiſsenstein, eine Wallfahrt. Zu dieser Partie wünsche ich einem jeden gleichgestimmten Bewunderer der Natur einen Gewitterhimmel mit fliegenden Wolken; das schwarze Grimmerjoch und das glänzende Kloster machte in einer solchen Beleuchtung einen erhabenen Eindruck. Auf dem Mittelgebirge, worauf wir uns jetzt befinden, wächst ein guter Wein, den man in Botzen „Ueberetscher" nennt, und der einige Stunden abwärts, in der Gegend von Kaldern und Tramin, an Güte noch bedeutend gewinnt und zu den besten Weinen Tyrols gehört.

Im Nachhausefahren besahen wir uns die Ruinen von Siegmundskron, vom Herzog Siegmund erbaut, der Tyrol mit einem Kranze der schönsten und herrlichsten Burgen umgab, wovon ein Theil noch bewohnbar ist. Sie liegen auf einem bewaldeten Hügel, den man bequem hinauffahren kann. Hier war es, wo Herr Inglis sein Abenteuer *à la Don Quixotte* bestand. Wir fanden dort nichts als ein Pulverdepot und einige Invaliden, die es bewachen.

Gries, fast mit Botzen zusammenhängend, und einer Vorstadt gleich zu betrachten, hat die schönste Kirche in Tyrol, die einige sehenswerthe Frescobilder besitzt. Hier lebte noch vor Kurzem ein Bauer, der in seiner Jugend sein Mädchen verloren hatte, in stillem Wahnsinne. Er ging gewöhnlich die ganze Nacht umher, und wer nicht von ihm wuſste, mochte wohl erschrecken, wenn der groſse, bleiche Mann ihm entgegentrat. Er that aber niemand etwas zu Leide, sondern grüſste bescheiden und ging still vorüber. Wenn man ihm Geld anbot, so nahm er wohl einige Kreuzer, weil er nichts zu leben hatte, mehr schlug er jedoch aus. Mit diesem Gram im Herzen ist er gestorben. Ein Ritter Toggenburg in der Tyroler Jacke! Man findet Groſses, Tiefes, Zartes, alles bei diesem Alpenvolke! — Von hier kommt man nach Moritzing, welches eine sehr anmuthige Lage hat.

Das Gewitterläuten, das in ganz Tyrol noch immer statt findet, und durch kein Verbot der Behörden abbestellt werden kann, hat in Moritzing zu einem merkwürdigen Einschlag Veranlassung gegeben. Die Bewegung der groſsen Metallmasse in freier Luft zog den Blitz herbei, und die Leute, welche den Strang handhabten, so wie der Glockenstuhl, verbrannten, dann drang der Strahl durch das Gewölbe, zersprengte eine eiserne Thür, hob das Altarbild heraus und warf es zur Erde, löschte die ewige Lampe aus, durchlöcherte das Meſsbuch und verschwand nun, ohne weitere Spur zu hinterlassen.

Dieser Fall, und einige andere, die sich fast zur selben Zeit zutrugen, erregten wohl die Aufmerksamkeit der Bauern, die aber deſshalb doch nicht ihr Gewitterläuten einstellen wollten. Sie bestiegen zwar den Thurm nicht mehr, sondern stellten sich weit davon, aber hinter einer Art von Erdwall hielten sie einen langen Strick mit beiden Händen, um die Glocke zu bewegen. Dieser Strick ward nun zum Leiter, und der Blitz erschlug Einige ohne alle Umstände, hinter ihrer Verschanzung. Trotz dieser mannichfachen, ernsten Warnungen wird mit dem thörichten Gebrauche fortgefahren.

Unweit von Moritzing erblicken wir eine Burg, die eben so in der Geschichte des Landes eine Rolle spielt, als wegen ihrer Lage unsere laute Bewunderung in Anspruch nimmt. Man begreift nicht, wie es möglich war, auf diese Felsennadel ein Gebäude zu kleben, das Jahrhunderte dort oben sich zu halten vermag. Jetzt ist es nur noch eine schauervolle Ruine, die von kühnen, verwegenen Thaten den Thalbewohnern erzählt, und zu der man — nach Aussage der Landleute — nicht mehr hinaufgelangen kann. Es ist dieſs die Burg Greifenstein, die im ganzen Lande den Namen „Sauschloſs" führt.

Ihre Erbauung geschah in der hohen rhätischen Vorzeit. Früher gehörte sie den mächtigen Grafen von Hohen-Eppan, dann kam sie durch Tausch an den Bischof Salomo von Botzen, der sie aber sogleich weiter zu Lehen gab. Berthold von Greifenstein ward der Gründer eines neuen gewaltigen Hauses, dessen Schild ein aufsteigender goldener Greif im schwarzen Felde war. Später kam die Burg in die Hände der Ritter von Starkenburg. Einer von diesen, Wilhelm von Starkenburg, verübte Raub, Mord und Brand, und ward die Plage der ganzen Gegend. Niemand vermochte es, ihn in seinem Felsenneste anzugreifen, wohin er sich nach seinen Frevelthaten jederzeit zurückzog. Der Bürgermeister von Botzen selbst, Nicolaus Hochgeschoren, erscheint — nachdem ihm der Ritter sicheres Geleit gelobte — als Friedensbote auf der Burg, und sucht einen Vertrag zu begründen. Aber Wilhelm gibt heimlichen Befehl, ihn vom Kofel, in den jähen Abgrund zu stürzen, wenn er im Heimzuge begriffen seyn würde. Zehn Bürger Botzens werden hierauf von der Stadt abgesandt, ihren Bürgermeister zurückzufordern, den sie im Kerker vermuthen, aber auf halbem Wege finden sie seinen verstümmelten Leichnam, den sie jammernd heimtragen. Des Ritters Uebermuth und Grausamkeit wuchs nun immer mehr. Ein Italiener, Jacomel mit Namen, hatte sich bei ihm eingefunden, der sich rühmte, er könne auf eine neue Art morden. Dieser war nun sein steter Begleiter auf allen Streifzügen. Die von Botzen belagerten die Veste, und glaubten ihn auszuhungern, er aber lieſs ein Mastschwein hinabwerfen, wozu seine Knechte ein Hohngelächter auf den Mauern anstimmten, um den Belagerern anzudeuten, daſs Vorräthe genug vorhanden seyen. Von diesem Umstande schreibt sich die landesübliche Benennung der Burg „Sauschloſs" her. Man hob die Belagerung auf, und Wilhelm fuhr in seinem ruchlosen Treiben fort. Er sandte zwei Mordbrenner nach Meran und Botzen, um diese Städte anzuzünden. Die Geschichte hat ihre Namen bewahrt: Schwarz-Kaspar und Hänsel Weiskopf. — Die ganze Gegend zitterte vor Wilhelm. Da kam Herzog Friedrich ihr zu Hülfe, und belagerte Greifenstein zwei Jahre lang. Indessen war Wilhelm selbst bei Nacht und Nebel entwichen und überlieſs die Vertheidigung seinen Gesellen. Diese ergaben sich endlich; Wilhelm aber hielt sich in einem Winkel des Landes verborgen, und trachtete dem Herzog nach dem Leben. Er dingt zu mehreren Malen Giftmischer, aber alle seine Versuche scheitern. Um seine folternde Rache zu beschwichtigen, geht er nach Wien, schreit über Gewaltthat und Verletzung des Landbrieſs, und fordert Gericht über Herzog Friedrich. Dieser, wie er davon hörte, begab sich auch nach Wien. Seine Abgeordneten und der Ritter Starkenburg stellen sich in der Burg zu Wien vor Gericht. Es ward ein langer Proceſs, den der Starkenburger, trotz seiner Verbrechen und seines Starrsinns gewann, wie es im Urtheil hieſs, „auf daſs der Eigengewalt, dem allgemeinen Unheil dieser gesetzlosen Zeit, Schranken gesetzt, und die Wege der rechtlichen Ordnung nicht freventlich verletzt würden." — Allein Herzog Friedrich leistete dem Urtheil nicht Folge, und blieb im Besitze der Schlösser und Güter der Starkenburger, bis der Tod sie ihm mit dem Leben entriſs. Unter seinem Nachfolger, Herzog Siegmund, kam Wilhelm von Starkenburg wieder zu Gnaden, das Schloſs Greifenstein blieb aber im Besitze der Tyroler Landesherren.

Der wegen seiner Abenteuer berühmte Tyroler

Minnesänger Oswald von Wolkenstein, von dem später die Rede seyn wird, fand auf Greifenstein eine Zuflucht, während ihn Herzog Friedrich verfolgte.

Wer einen etwas beschwerlichen, aber höchst angenehmen Weg machen will, der gröſstentheils zu Pferde zurückgelegt werden kann, und woran selbst Damen auf diese Weise sehr gut Theil zu nehmen im Stande sind, der besuche das kleine, höchst idyllische Thal Jenesien und gehe dann über das Mölfner Joch nach Sarnthal. Diese hohen Thäler öffnen sich so glücklich nach Süden, und werden dazu von einem so fleiſsigen Völkchen bewohnt, daſs hier die üppigste Gartencultur von ganz Tyrol angetroffen wird. Deſshalb trugen auch die Repräsentanten dieser Thäler, bei der Anwesenheit des Kaisers, die sinnreiche Devise:

„Blumenkohl und Artischocken,
„Hier zum fleiſs'gen Anbau locken!" u. s. w.

In Jenesien sind die schönsten Mädchen von Tyrol; ihre Tracht erhöht das Zierliche ihres Wuchses. Die Männer im Sarnthale kleiden sich in roth, welches an Festtagen, wo sie in Masse versammelt sind, einen schönen Anblick gewährt. Auch hier werden Bauernkomödien aufgeführt, gleich jenen, die ich in der Gegend von Innsbruck sah. Ich habe keiner Aufführung beigewohnt, doch wurden mir einige charakteristische Anekdoten von den Sarnthaler Schauspielern mitgetheilt, die ich hier erzählen will.

In diesem Sommer gab man in Sarnthal den Kampf des heiligen Ritters Georg mit dem Lindwurm. Einer der Zuschauer, ein junger Mann aus Botzen, machte sich den Spaſs, sich unbemerkt des Lindwurms zu bemächtigen, und ihn ins Wirthshaus zu tragen. Das Stück hatte seinen trefflichen Fortgang bis zu der Stelle, wo der Drache auf der Scene erscheinen soll. Nun entsteht eine Pause; die Acteurs sehen sich verlegen an; man hört ein Hin- und Herlaufen hinter der Scene und vernimmt endlich deutlich die ängstliche Frage: „Wo ischt der Wurm?“ — „Wo ischt der Wurm?“ schallt es an allen Enden wieder, immer lauter und lauter, „Malefiz! wo ischt der Wurm?“ — Das Publicum merkt nun, dafs der Lindwurm fehle, und wird unruhig. Da klettert ein kleiner Junge auf's Proscenium und schreit: „I hab's gesehen, der Herr ischt mit ihm durch!“ — „Wer ischt mit ihm durch?“ kreischt der in Schweifs gebadete Director und Theatermeister, indem er vorspringt. Der Junge deutet stumm auf Jenen, der den Lindwurm fortgetragen hat, und der sich, dem Anscheine nach, sehr zornig erhebt, um seine Vertheidigung zu führen. Es entspinnt sich nun ein weitläufiger Handel zwischen dem Director und dem Zuschauer, zur ergötzlichen Unterhaltung aller Anwesenden, der endlich dahin endet, dafs er ihm „den Wurm,“ den er für sein Eigenthum erklärt, und der zufällig dem Entwendeten ganz ähnlich sieht, aus Gefälligkeit zu überlassen verspricht. Man holt das Ungeheuer im Triumph aus dem Wirthshause und pflanzt es auf das Theater hin, und Ritter Georg stöfst auf's Stichwort, mit seiner Lanze danach, als wenn sich nichts Störendes zugetragen hätte. — Ein andermal wurde eine allegorische Komödie aufgeführt. Der erste Act war zur grofsen Befriedigung der zahlreichen Versammlung geendet, und der zweite sollte beginnen, aber der Zwischenact wollte kein Ende nehmen. Das Publicum murrte, da tritt der Director hervor und bittet um Verzeihung, „weil“ — wie er sich wörtlich ausdrückte: „das Mensch, das die Tugend machen soll, krank worden ischt.“ — Bei der Darstellung der Passionsgeschichte schlagen gewöhnlich die Schergen auf den, der Jesus darstellt, so fürchterlich zu, dafs der arme Künstler braun und blau wird, und sich kaum fortschleppen kann. Diefs geschieht um die Sache recht natürlich zu machen.

Das Schrecklichste begegnete aber der Darstellerin der heiligen Veronica, die — als sie das Schweiſstuch hoch empor heben sollte — einen zu herzhaften Griff that, und ihren Rock mit in die Höhe riſs, zum groſsen Aergerniſs der Behörde des Thals, die immer bei diesen Spielen gegenwärtig ist.

Schon oft hatten uns unsere Freunde von den Herrlichkeiten der Seiser-Alpe, des hohen Schlern, und des Grödener Thals gesprochen, und wir beschlossen endlich, diese Tour zu unternehmen. Besonders übte das Thal von Gröden eine eigene Macht auf meine Phantasie seit frühester Jugend aus, und mein Blut floſs beschleunigter, wenn ich diesen Namen hörte. Ich werde im folgenden Abschnitte die Ursachen erklären, die diese Stimmung hervorriefen und zugleich unsere kleinen Abenteuer dabei aufzeichnen.

III. Capitel.

Grödden.

Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. — Völs. — Der Schlern. — Bad Ratzes. — Bergruine Hauenstein. — Oswald von Wolkenstein. — Seiseralpe. — Sennhütten. — St. Ulrich in Grödden. — Sanct Benedetto. — Die Schnitzarbeiter. — Gebräuche des Thals. — Der zurückkehrende Grödener. — Handelshäuser. — Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. — Das Ladinische. — Kastelruth. — Die h. Kümmerniſs. — Das Torkeln. —

Die Spielzeugbuden auf den Jahrmärkten sind den meisten Kindern wohl eben so lieb wie Mährchen. Ihre Phantasie hat dort den weitesten Spielraum, sie sieht mit einem Blick eine bunte eigenthümliche Welt, das ganze Personal jener wundervollen Novellen und Dramen, welche Amme oder Kinderfrau erzählen, und die von groſsen, unbekannten Dichtern vor undenklichen Zeiten schon erfunden wurden. Der blanklackirte Reiter auf gesprenkeltem Rosse, der langbeinige Hampelmann am Faden, der König mit der Krone, die Damen ohne Füſse mit der dünnen Taille, die grottesken Nuſsknacker mit ihren groſsen Köpfen und weiten, furchtbaren Mäulern, die Bleimännchen, unförmlich und gnomenhaft, die, immer überpurzelnd, dennoch auf die Füſse zu stehen kommen, die zwerghaften Thiere, die künstlichen, bandförmigen Schlangen, die sich in der Hand winden, und dann jene köstlichen Instrumente, woran man bloſs zu drehen hat, um sogleich eine knisternde, zarte Musik daraus hervorzulocken, und den damit verbundenen kleinen Puppen die gelenkeste Bewegung zu ertheilen — wer könnte alle diese Herrlichkeiten mit kaltem Blut aufzählen? wem fiele dabei nicht sogleich seine Jugend ein — das goldene Reich der süſsesten Zaubereien, der holdesten Mährchen? — Alle Museen, die ich später sah, waren nicht im Stande, jene Seligkeit in mir hervorzurufen, die mich erfüllte, wenn ich als Knabe vor der vollen, strotzenden Bude des guten Herrn Vogler stand, der alljährlich zum Johannismarkte meine Vaterstadt zu besuchen kam. Dabei hatte Herr Vogler selbst etwas ganz Auſserordentliches an sich, sowohl in Kleidung als Sprache, und ich konnte nur immer daran denken, wie es wohl in einem Land aussehen müsse, wo alles so voll Spielzeug wäre, wie in des Herrn Voglers Bude, und wo alle Leute so aussähen und sprächen, wie er. Hatte ich einen freien, unbelauschten Augenblick, so trieb es mich zu ihm hin, und während andere Knaben dieſs und das betasteten und von ihm rauh und grob angefahren wurden, hielt ich mich stets in ehrerbietiger Entfernung, und betrachtete alles mit andächtigen Blicken und stummem Staunen. Dem fremden Kaufmanne war dieſs aufgefallen, er sprach oft mit mir und ging so weit, wenn der Andrang zur Bude am stärksten war, einen Theil derselben mit der ganzen hölzernen Bevölkerung unter meine Botmäſsigkeit zu stellen. Ich führte gewissenhafte Aufsicht, fuhr mit einem dicken Fliegenwedel den kecken Burschen über die Hände, die nach diesem oder jenem griffen, und wuſste sogar schon die Preise einiger Gegenstände den Käufern anzugeben. Dieſs Geschäft erfüllte mich mit Stolz, mit Freude, nie noch hatte mich — nach meiner Meinung — eine solche Fülle von Herrlichkeit umgeben! Abends, wenn er zumachte, drückte mir mein trefflicher Freund lächelnd die Hand, und lud mich ein, am andern Tage wiederzukommen. Einmal wollte er mich sogar in ein Weinhaus mitnehmen, hiezu fehlte mir jedoch der Muth; ich entschuldigte mich bei ihm, so gut ich konnte. Bei der Abreise beschenkte er mich mit einigen hübschen Gegenständen seines Museums und sagte, wenn ich einmal nach Gröden käme, so möchte ich ihn fein in Sanct Chrischtein aufsuchen.

Im nächsten Jahre kam er nicht wieder, im folgenden auch nicht; der gute Herr Vogler war sicherlich gestorben. —

Ich muſs aufrichtig gestehen, daſs mir eine Reise nach Gröden damals so stark im Sinne lag, als später eine nach Paris oder Neapel. Und was meine Neugier, dieſs Land kennen zu lernen, noch vergröſserte, war, daſs kein Mensch mir etwas davon zu sagen wuſste. Wenn ich später die Campe'schen Reisebeschreibungen las, und darin auf die fernsten Eilande zu wilden Völkern geführt wurde, da dachte ich immer, nun werden wir bald in Gröden landen, dann aber fiel mir Herr Vogler ein, und ich muſste bekennen, daſs ein so zahmer und liebenswürdiger Mann unmöglich unter Wilden wohnen könne. Daſs ich ihn nicht wieder sah, schmerzte mich tief. — Wenn ich später, wie ich es oft gern thue, meine Blicke auf die Vergangenheit lenkte, so stellte sich mir gewöhnlich Herr Vogler dar, in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Pekesche und dem grünen Hute, mit dem breiten, von den Blattern zerrissenen Gesichte darunter, und die unverständlichen Worte tönten mir daraus entgegen: Gröden und Sanct Chrischtein.

Meine Lust am Spielzeuge war nun aber schon längst dahin geschwunden, als ich in Botzen von dem erwähnten Ausfluge hörte, den einige lebensfrohe Männer nach dem unfernen Gröden machen wollten. Lange, ernste Jahre waren vorüber gegangen, seitdem ich diesen Namen zum erstenmale gehört hatte, aber ganz unbegreiflich wirkte er jetzt noch auf mich wie ein elektrischer Schlag. Ich bat hastig um die Erlaubniſs, mich dem Zug anschlieſsen zu dürfen, und des andern Tages schon, in frühester Morgenstunde, brachte uns ein Wagen durch den wohlbekannten Kuntersweg nach Steg, einem Oertchen an der Eisack, auf dem halben Weg zur Poststation Deutschen gelegen. Hier wurde Halt gemacht, der Müller lieferte starke Pferde, geübt im Gebirgsteigen, und nun zogen wir den steilen Pfad nach Völs hinan, auf der Höhe des Mittelgebirges, welches die Gegend so weit beherrscht, als es die riesenhohen Dolomitsäulen des Fassathales gestatten wollen. Eine neue Welt erschlieſst sich hier den Blicken, die um so mehr überrascht, als der Reisende, der unten auf der Poststraſse an den kahlen, Einsturz drohenden Porphyrsäulen vorüberfährt, nicht die entfernteste Ahnung davon hat. Eine weite Ebene, von Hügeln durchschnitten, mit Dörfern und Kirchen besäet, von Straſsen durchzogen, erblickt man hier oben, und nur hie und da, wo sich ein Wildbach zur Eisack verzweiflungsvoll in die Tiefe stürzt, entdeckt man diese wie ein Silberband, und die weiſse Straſse leuchtend daneben, welche jeder ihrer eigensinnigen Krümmungen folgt, und die Einfassung zu beiden Seiten, die überhangenden, zerklüfteten, gesprengten Porphyre, welche den Kuntersweg so berüchtigt gemacht haben, erscheinen von hier oben wie ein zierlich gedrechseltes, rothlackirtes Piedestal, das ein liebliches Spielzeug, eine Landschaft *en relief*, zu tragen bestimmt wurde. — Mit jedem Schritte, den man höher steigt, entwickeln sich auch die Schönheiten des gegenüberliegenden Bergrückens immer mehr und mehr. Wie ein Vorhang rollt es sich vor unsern Augen auf; der Ritten und seine herrliche Alpe, die stattlichen Villen der Kaufherren von Botzen, und darüber hinaus schöne Waldhöhen, und nun die Kette der Mendola und die Berge des Val di Non, der zackige Tobal, die Felsen des Vinstgaus und die Gletscher am Orteles, um dessen Haupt allein finstere Wolken lagern. — Dieſs ist der Weg nach Gröden. Es gelang mir, mich in meine Kindheit hineinzuträumen, und die Wunder der Umgebung wirkten stärker auf mich ein.

Von Völs zieht sich der Weg sanft bergan; man geht am Fuſse des Schlern *) hin, dessen Rücken, sanft gewölbt, grau, einem ungeheuern, ruhenden Wallfisch ähnlich sieht, der aus seinen Nüstern zwei dicke, achttausend Fuſs hohe Wasserstrahlen in die Lüfte sendet, die nun aber auch erstarrt und versteinert sind, wie er. Das Hinaufstrebende, das Emporschieſsen ist eine Eigenthümlichkeit dieses wunderbaren Gesteins, die sogleich in die Augen fällt, wenn man auch nichts von den neuern Annahmen weiſs, welche diese Massen mittelst vulcanischer Kräfte aus dem Innern der Erde heraufdringen lassen wollen. Aus diesen blendendweiſsen Schluchten und Klüften, von diesen Zacken und Obelisken stürzen reichliche Gewässer, die sich ihr breites, tiefes Bett wühlen, und ernst und schweigsam legen sich die tiefgrünen Fichtenwälder an die Flanken des Berges, und umschleiern die tosenden Bäche. Noch ein weiter Blick war uns vergönnt über Fruchtfelder zu heimlichen Dörfchen hin, dann nahmen uns diese Wälder auf, und der Weg darin wurde beschwerlicher, zerrissener; verborgene Wasser rauschten, die einsamen Vögel lieſsen ihre besondern Töne vernehmen, von Zeit zu Zeit nur knallte eine Büchse, ertönte ein Ruf, und schlug ich die Augen in die Höhe, so sah ich die beiden hohen Strahlen des malerischen Schlern-Ungethüms weit und hoch über die Riesenbäume des Forstes emporschieſsen.

Das Erste, was wir für heute erreichten, war un-

---

*) Auch Schlernkofel genannt

ser Nachtquartier, das Bad Ratzes. Es ist eine eigene Sache um diese tyrolischen Bäder. Es gehört die Natur der Bewohner dieses Landes dazu, um selbst krank noch Kräfte genug zu besitzen, zu einem solchen Bade auf dem beschwerlichen Wege hin zu gelangen. Wer nicht dahin reiten oder gehen kann, für den ist durch „ein Bändl“ gesorgt. Dieſs sind Fuhrwerke, auf zwei Vorderrädern ruhend, die hintern werden durch Bäume ersetzt, die an der Erde fortschleifen, um das starke Hinabrollen zu verhindern. Obgleich der Sitz mit Federbetten wohlgepolstert ist, so sind doch Stöſse und Püffe unvermeidlich. Die Gebäude des Bades machten in dieser Abgeschiedenheit einen angenehmen Eindruck. Man nennt dieses Thal „Purtschingl“, den Bach, der hindurch braust, „Tschapüt.“ Ich bin nicht im Stande, von dem Ursprunge dieser seltsamen Namen Kunde zu geben; sie sind nun eben, wie man sie in Mährchen trifft, dachte ich mir, als ich mir die Decke im Bette zu Ratzes über die Ohren zog, denn es war ernstlich kalt. Von dem bunten Traume dieser Nacht will ich hier nichts berichten. Das Gebäude enthält 42 Schlafzimmer, 2 Speisesäle, eine Capelle u. s. w. Die Anzahl der Gäste mochte sich auf 60 belaufen. Die meisten waren Landleute, sogenannte feine Welt fehlte gänzlich; die hervorragendsten Figuren waren einige Geistliche und ein paar Beamtenfamilien. Man sagte mir, daſs jährlich 5 — 600 Leidende hieher kämen, von denen zwei Drittheile geheilt nach Hause zurückkehren.

Man hat hier eine Eisenquelle, eine Schwefelquelle, vortreffliches Trinkwasser und Forellen von der ersten Sorte. Roulette und Faro fehlen gänzlich; die Toiletten werden in Wiesbaden eleganter gemacht, dafür ist aber in Ratzes mehr Schatten, gröſsere Wohlfeilheit und eine erhabenere Natur. In ganz besonderem Ansehen steht die Trinkquelle, ich fand sie hell wie Krystall, und überaus erfrischend. Man schreibt ihr Heilkräfte zu, und einige Gäste belagerten sie beständig, das Glas in der Hand, und tranken wie rasend. Ich will alle Anhänger des Professors Oertel in Ansbach auf das Wasser in Ratzes aufmerksam machen. Die Badegäste hier wufsten noch gar nichts von der neuen Erfindung der Wassercuren, als ich ihnen davon sagte, freuten sie sich sehr, und verdoppelten ihren Eifer. Ein armer Mann, mit einem sehr aufgedunsenen Bauche, trank enthusiastisch auf Oertels Gesundheit, bis er ganz bleich wurde und nach Luft schnappte. Ich rieth, mit ihm die Cur der Ertrunkenen vorzunehmen, er wurde in wollene Decken gelegt und so lange gerollt, bis er die ungeheure Masse des Medicaments wieder von sich gegeben hatte. —

Aus den Dämpfen, die sich von dem tiefer liegenden Gehölz in die Luft erhoben, entwickelten sich nun Schönheiten, die uns der vorige Abend verschleiert hatte. Es war ein frischer, prächtiger Morgen. Der Schlern glühte ganz purpurroth, und aus der schwarzen Föhrenschlucht streckte die alte Veste Hauenstein einige weifse Spitzen, wie Zähne, in die Höhe. Dort hat einst der Tyroler Troubadour Oswald von Wolkenstein der Königin von Arragonien zärtliche Lieder gesungen, und ein Vorläufer Byrons seinen mittelalterlichen Child Harold gedichtet. Jetzt geht es um auf Hauenstein, und niemand findet sich, der neugierige Fremde dahin führen will. Man sieht weifse, flatternde Gewande zur Nachtzeit dort, und des alten, einäugigen Wolkensteiners Saitenspiel hört man erklingen. Die Mährchen blühen überall am Wege. Wir brachen nach Gröden auf.

Ein wohlunterrichteter Freund übernahm es, uns von den Schicksalen Oswalds von Wolkenstein zu unterhalten, wir hörten ihm aufmerksam zu, während wir seine mysteriöse Burg immer gehend im Auge behielten.

„In den Zeiten, als dieser ritterliche Sänger lebte“, fing er an, „waren Gelehrte in Tyrol eine auſserordentliche Erscheinung, Bücher äuſserst selten und sehr kostbar, um desto mehr verdient es dieser merkwürdige Mann bei der Nachwelt fortzuleben. Seine Jugend fiel in eine wunderbar bewegte Zeit. Die Sempacher Schlacht war geschlagen, wo der Kern des Adels von Tyrol, an der Seite Herzog Leopolds des Frommen, für Habsburg'sche Stammrechte, nach tapferer Gegenwehr umkam. Ueberall herrschte Gährung und Unruhe. In der Mark Brandenburg fand der Ritteraufruhr wider Friedrich von Zollern statt, in Oesterreich herrschte die Walsee'sche Fehde, in Bayern waren die blutigen Händel Kaspar des Torringers ausgebrochen, der an der Spitze der bayerischen Ritterschaft gegen Herzog Heinrich zu Landshut focht. Der Sieg, den die Appenzeller gegen ihren Hirten Zwingherrn Cuno von Stauffen, Abt von St. Gallen, erfochten hatten, machte auf die Tyroler bedeutenden Eindruck. Alle wollten Appenzeller seyn. Der Landadel trat zusammen, der Gährung entgegenzuwirken, und stiftete den Elephantenbund. Dieſs war das erstemal, daſs Oswald von Wolkenstein, an dem die Erscheinungen seiner Zeit nicht stumm vorübergegangen waren, sich den öffentlichen Angelegenheiten zuwandte. Er besaſs damals zwei Burgen, Kastelruth und Hauenstein; seine zwei Brüder Lienhard und Michael hatten Aichach und Troſsburg. Auch sie traten dem Bunde bei. — Bald ward es Oswald aber in seinen Bergen zu enge, es trieb ihn an die Welt zu sehen, und er nahm deſshalb Dienste bei dem Kaiser Siegmund. Er reiste nun bald als Gesandter, bald als Begleiter seines Herrn nach England, Frankreich und Spanien, um die dreifache Spaltung zu heben, welche die

Christenheit theilte, seit der Papst in Avignon war. Auch besuchte er (nach Familienurkunden noch früher, 1395) mit Herzog Albrecht IV das heilige Land und die Nordküste von Afrika. — Während des Zwistes der beiden Brüder Ernst und Friedrich von Oesterreich schlossen die Edeln, unter dem Vorsitze des Bischofs Ulrich von Brixen einen Bund: „damit sie mit billiger Bedächtigkeit, aber ganzer Treue und Unterthänigkeit gegen ihre Herrschaft, jeden, der das Land feindlich überzöge, strafen und den Zwiespalt der Herzoge heben wollten.“ Oswald war zugegen und förderte dieses Beginnen, doch wollte er keine Würde in dem Bunde bekleiden. Die kriegführenden Brüder ergrimmten hierüber, und nach geschlossenem Frieden dachte Friedrich daran, die Edeln, die er seinen Absichten zuwider glaubte, zu züchtigen. Er vertrieb Oswald und seine Brüder aus ihren Burgen, verbrannte diese, und belagerte die Vertriebenen auf Greifenstein, wo sie eine Zufluchtstätte gefunden hatten. Aber dieser Felsen spottete der Belagerer, eben so wie Oswalds felsenähnlicher Muth. Bei einem Hauptsturme, den er zurückwies, raubte ihm ein Pfeil das rechte Auge. Endlich muſste Friedrich die Belagerung aufgeben, und Oswald konnte sich in Ruhe auf seine ihm noch gebliebenen Burgen zurückziehen. Was ihm „abgewonnen, zerbrochen und ausgebrannt“ worden, wurde ihm wieder erstattet und aufgebaut. Nicht lange genoſs er jedoch dieser Ruhe. Schon 1419 zog er wieder mit Heinrich von Schlandersberg gegen die Hussiten nach Böhmen. Er wurde im Wissahrad hart belagert, und muſste Hungersnoth ausstehen. Dieſs war sein letzter Kriegszug. Er kehrte nun für immer nach Hauenstein zurück. Sein reiches, thatenvolles Leben lebte er nun noch einmal in der Erinnerung, und in dieser Zurückgezogenheit ward er zum Dichter. Er besang Gegenstände der schönen Natur,

Natur, die Abenteuer seiner Reisen, vor Allen aber Leiden und Freuden der Minne. Die schöne Königin von Arragonien lebt in diesen Liedern; sie hatte ihm einst eine goldene Kette geschenkt, und den Kannen- und Greifenorden verliehen, den er beständig trug. Aus seinen Dichtungen gibt sich ein gebildeter Geist zu erkennen, dem man es ansieht, daſs er die Länder der Troubadours und Minstrels wohl kannte. Wir besitzen zwei Foliobände seiner Lieder, die er zum Theil selbst mit Notenzeichen versah, daher sie einen bedeutenden Werth für die musikalische Literatur haben. In Oswald sehen wir ein Vorbild Götzens von Berlichingen und Franzens von Sickingen. Er starb 78 Jahre alt (1445), nachdem er zweimal vermählt gewesen war."

Unser Freund hatte seine Erzählung eben geendet, als eine Wendung des Weges das alte Hauenstein unsern Augen entrückte. Ich äuſserte ihm meinen Wunsch, etwas von den Gedichten des Wolkensteiners kennen zu lernen, und er versprach mir ihn bei unserer Zurückkunft nach Botzen zu erfüllen. —

Ein gut gepflasterter Weg führte zur Seiseralp hinan. Es ist die weiteste in Tyrol und die gesegnetste. Sie hat sechszehn Stunden im Umfang und mehrere hundert Sennhütten oder Schwaigen. Das Vieh wird nicht hinaufgetrieben, sondern man mäht sie ab. Wir fanden oben alles voll Leben. Tausende von Mähern und Mäherinnen waren beschäftigt, das köstlichste Alpenheu zu gewinnen, wovon der Centner, deren zweihundert eine einzige Wiese liefert, mit drei Gulden bezahlt wird. So kostspielig und beschwerlich der Unterhalt der Leute auf der Alp und das Herunterschaffen des Heues ist, so bleibt eine Wiese auf der Seiseralp dennoch ein wünschenswerthes Gut, das um 5 und 6000 Gulden nicht zu erstehen ist, da jeder Eigenthümer diesen Besitz fest hält.

Die höchsten Punkte der Seiseralp sind Saltria und Buflatsch; die letztere Höhe wetteifert mit dem Schlern.*) Nur die beiden Hörner desselben und die Zacken des Blackkofels und des Rosengartens ragen noch über die Fläche der Alpe hinaus. Wir umfuhren sie ganz, und machten in zwei Sennhütten Halt, um unserem Appetit, der in diesen hohen Regionen sich öfter regte, ein Genüge zu thun. Die schwarzen Sennhütten zeigten nichts Eigenthümliches; derselbe saure Käsegeruch erfüllte sie, dasselbe Mobiliar hier wie überall. In der ersten bewirtheten uns die zwei hübschen Buben, die sie bewohnten, mit Milch und Brod. Schale, Löffel, Messer und Gabel waren von Holz, und von ihnen selbst geschnitzt. Wir kauften, zu ihrer Verwunderung, ein solches Besteck complet, und nahmen es zum Andenken mit. Die Buben waren nicht älter als 13 und 14 Jahre, und warteten hier oben, viele Wochen lang allein, des ganzen weitläufigen Milch-, Butter- und Käsegeschäfts einer groſsen Alpenwirthschaft. — Die zweite Sennhütte war eine der gröſsten der ganzen Alpe, und wurde von einem guten alten Mütterchen bewohnt, die uns die verschiedenen Sorten Käse, womit ihre Hütte ganz vollgepfropft war, der Reihe nach zu kosten gab. Wir hielten hier ein Frühstück, das uns trefflich mundete. Und als wir beim Weggehen ihr Geld geben wollten, war sie nicht zu bewegen, mehr als einige Kreuzer anzunehmen. — Wenn nun aber Abends die stattlichen Mäher von der Wiese kommen, dann erklingt Musik, die Alpe entlang, dann wird hier oben getanzt, und die Mägde und Knechte haben alle ihren Sonntagsstaat dazu angelegt. Es ist aber auch eine Art Saison für diese Leute, nur mit dem Unterschiede, daſs eine erschöpfende Arbeit mit der

---

*) Die Mitte der Seiseralpe ist 4371 F. hoch; die Höhe gegen Campidell über Molignon 6763 F.

Erheiterung Hand in Hand wandelt, weſshalb aber auch die kräftigste Kost und der beste Wein von den Bauern und Grundherren herbeigeschafft werden muſs.

Ueber Puffels ging es einen Schlund hinab, durch drei der reiſsendsten Wildbäche hindurch, an dräuenden Felsen vorbei, bis wir zu einem engen Plateau gelangten, wo uns die überraschendste Aussicht entgegen lachte.

Die grünen Felder lagen wie schmiegsame Teppiche auf dem weiſsen Felsen ausgebreitet, und bogen sich in die Klüfte hinein, und umwallten gracios den Rand der Bäche. Nur die schroffsten Zacken ragten aus diesem weichen Grün empor, von dem sich zierliche Häuser erhoben, groſs und klein, hoch und niedrig, aber alle weiſs, alle Fenster blank, alle Thüren gelb oder grün, alle Dächer roth, gerade wie ich sie in meiner Kindheit in der Bude des Herrn Vogler so oft bewundert hatte, und dabei waren diese Wohnungen so auf den Höhen rings umher vertheilt, so ordentlich und doch nicht regelmäſsig, als hätten sittsame und gescheidte Kinder ein Dörfchen bauen wollen und sie hingestellt. Ja, dieſs ist Gröden, Voglers Vaterland, rief ich aus, dieſs ist das Mährchenland, wo die Träume der Jugend Leben gewinnen! —

Das ganze Thal ist nur gegen anderthalb Meilen lang, eine Drittelmeile breit, auch wohl noch enger, und ganz mit diesen freundlichen, zerstreuten Wohnungen bedeckt. Die, welche ich vor mir sah, bildeten den Hauptort St. Ulrich. Aus ihrer Mitte erhob sich eine Kirche *), gröſser und stattlicher als gewöhnliche Dorfkirchen, aber dabei so freundlich getüncht und verziert, wie alles Uebrige. Ich trat

---

*) Vor dieser Kirche ist man 3491 F. höher als der Spiegel des mittelländischen Meeres.

ein. Ein helles Gewölbe war mit Frescobildern über und über geschmückt; gestickte und gemalte Fahnen standen zu beiden Seiten; die Bilder der Jungfrau und einiger Heiligen waren, ungemein prachtvoll gekleidet, in Glasschränken aufgestellt; Alles glänzte von Gold, und selbst Perlen und Edelsteine waren daran verschwendet; die Betstühle und alles Holzwerk waren sauber geschnitzt und reich vergoldet. Ein altes Männchen, das uns folgte, fragte, ob wir den heiligen Leib sehen wollten, den ein Grödener, der lange in Italien gewesen, seinem Geburtsorte geschenkt hatte. Er öffnete einen Schrank und zeigte uns ein vollständiges Gerippe: die Knochen alle mit Flor umwunden und mit Ringen und Spangen von Gold und Steinen bedeckt; ein kurzes rothes Sammtröckchen mit breiter Stickerei gürtete die Hüften, und kriegerische Halbstiefeln bedeckten die Füfse. In den Kiefern steckten alle Zähne, weifs und glänzend, und nach der Feinheit der Knochen schien es das Gerippe eines Jünglings zu seyn. Das alte Männchen nannte es den Leib des heiligen Benedict.

Das Männchen, welches den Cicerone gemacht hatte, war der Mefsner im Orte. In seinem Hause wie in allen übrigen wird das Schnitzwerk verfertigt, das Gröden so reich macht, weil es damit guten, frommen Kindern so viele Freude gewährt. Wir folgten der Einladung und traten in eines der freundlichen Häuschen, woraus der ganze Ort besteht. Im niedrigen, holzgetäfelten Zimmer safsen einige alte Weiber und Männer am Tische, hatten Stücke Holz in der Hand und schnitten daran behend und flink herum. Eine muntere Alte ergriff ein frisches Stück und sagte, sie wolle in unserer Gegenwart einen Fuchs schneiden, eine andere erbot sich zu einem Wolf, ein Mann zu einem Tyroler, und ein Vierter zu einem tabakrauchenden Holländer. Es war bewundernswerth, wie kühn sie mit ihren Instrumenten zu schneiden begannen, wie sicher sie dann weiter formten, und wie schnell die Umrisse sich zeigten. Sie versicherten, nie ein Stück Holz zu verschneiden, wohl aber zeigten sie ihre Hände und Finger voll Narben, und sprachen davon, daſs sich mehrere von ihnen schon verstümmelt haben, und daſs dieſs sehr leicht geschehen könne. Von der im Ort auf höhern Befehl neu errichteten Zeichnenschule sprachen sie mit Geringschätzung. Wer sie nicht im Kopfe habe, meinten sie, werde ihre Kunst nie lernen. So haben ihre Eltern es schon gemacht, und sie machen es eben so, und die Jungen, die jetzt zeichnen lernten, machen es auch nicht besser. Sie erzählten uns, daſs der Erste, welcher die Schnitzerei im Thal übte, Johann de Mez war, wohnhaft zu Schuaut, unweit St. Ulrich. Er kam im Jahre 1703 auf den Einfall, Bilderrahmen aus dem Holze der Zirbelnuſskiefer zu schneiden, die, obgleich einfach und plump gearbeitet, dennoch Abnehmer fanden. Die Brüder Martin und Dominik Vinazer sahen sogleich, daſs hieraus dem armen Thale, wo Weizen und Heidekorn der hohen Lage wegen nicht mehr gedeihen, und der spärliche Roggen zum Unterhalte nicht hinreicht, ein reicher Erwerbsquell entspringen könne. Das Zirbelholz, welches, weich und fettig, sich so leicht formen läſst, war in groſsem Ueberfluſs an den Berghalden verbreitet; mit einigem Scharfsinn und natürlicher Kunstfertigkeit begabt, versuchten sie die ersten Figuren. Es gelang, und sie fanden vielfache Nachahmer. Hiebei blieben sie jedoch nicht stehen, sondern gingen nach Venedig, um Unterricht zu nehmen. Sie kamen als Künstler zurück, welche sogar Basreliefs in Silber auszuführen verstanden. Auf ihre Landsleute wirkte ihr Beispiel mächtig ein; bald wollte das ganze Thal nichts als in Holz schnitzen; mit der neuen Thätigkeit erwachte ein eigener Geist der Industrie und Speculation, der fast in jedem Thale Tyrols schlummert, und nur auf den günstigen Augenblick wartet, sich thätig zu regen.

Während die Weiber daheim schnitzten, zogen die Männer auf die Handelschaft aus. Dieſs Thal hat überdieſs noch die besondere Eigenheit, mitten in Deutschland eine Sprache zu besitzen, welche aus französischen, spanischen, italienischen und deutschen Wörtern zusammengesetzt zu seyn scheint. Dieſs erleichterte ihnen den Verkehr unter fremden Nationen. Sie dehnten ihre Züge weit aus, über Europa hinaus, nach fremden Welttheilen sogar. Die ehrlichen, naiven Naturmenschen mit ihrer freundlichen Waare, den lieben Kindern eben so willkommen als den liebenden Eltern, setzten schnell und viel ab, und das Geld mehrte sich in ihren Cassen. Der lebendigste, unausgesetzteste Fleiſs muſste sich in Gröden rühren, um den Bedarf nach auswärts zu befriedigen. Die Fabricanten daheim, die Kaufleute in der Fremde gewannen immer mehr Sicherheit, Uebung, Fertigkeit. Ein bedeutendes Fabrik- und Handelsgeschäft, wobei die Bevölkerung des ganzen Thales interessirt war, hatte seinen Anfang genommen. Wo vor fünfzig Jahren noch Armuth und Dürftigkeit herrschten, floſs jetzt reicher Segen; das einsamste Thal, das Jahrhunderte wie verloren und vergessen da gelegen hatte, erhielt nunmehr posttäglich Briefe und machte wöchentlich groſse Versendungen, die freilich auf den steilen Wegen hinab zu den Fuhrleuten, welche in Kunterswege an der Poststraſse warteten, mühsam transportirt werden muſsten. Man beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, lieſs er doch den herrlichen Zirbelnuſsbaum gedeihen, der ihnen Arbeit, Wohlstand, Leben verlieh.

Der Reichthum war so plötzlich, mit einem Mal über das Thal hereingebrochen, gleich als ob irgend ein wohlthätiger Berggeist ihn demselben beschert hätte; aber ebenso droht er nunmehr auch zu verschwinden. Die armen Thoren, geblendet von dem Glück, schnitten und schnitten hundert Jahre und darüber; eine Kiefer nach der andern wurde gefällt, und verwandelte sich unter ihren Händen in Menschen- und Thiergestalten, die hinwieder in alle Welt gingen, um sich in Geld zu verwandeln. Niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum zu hegen und für seine Fortpflanzung zu sorgen, und der gute Berggeist, um diese Fahrlässigkeit zu bestrafen, hat ihn nun ausgehen lassen, und wie eines Morgens die Leute zu den Felsen kamen, um Zirbelnuſskiefern zu fällen, gewahrten sie mit Entsetzen, daſs keine mehr da waren. Sie durchstrichen die Schluchten und Klüfte nach allen Richtungen, keine Kiefer wurde mehr angetroffen, und trostlos gingen sie nun nach Hause, um aus weggeworfenen Stückchen, elende Fragmente, Zwergpüppchen und Händchen zu schnitzeln, so gut es gelingen wollte. Um nicht zu verarmen, sind sie genöthigt, in das benachbarte Thal zu klettern, um dort den wohlthätigen Baum zu kaufen, und so einen Theil ihres erworbenen Gutes in fremde Hände flieſsen zu lassen, bis der Samen gedeiht, den sie vertrauend in die Erde gesenkt haben. Darüber können nun wohl aber viele Jahre vergehen. — Dieses ganze Ereigniſs schien mir so moralisch, daſs man eine Fabel nicht besser ersinnen könnte: von den einfachen, armen, betriebsamen, dann in Glück und Reichthum unüberlegten Thalbewohnern. —

Ein junges Mädchen, welches spitzenklöppelnd in einem Winkel saſs, wurde von einer freundlichen alten Frau aufgefordert, ihren Sonntagsstaat für uns anzulegen, und sie selbst stand von der Arbeit auf, ihr dabei behülflich zu seyn. Die Gefälligkeit war gröſser, als das Vergnügen, welches sie uns damit machte. Der Anzug ist nur wenig kleidsamer, als der in den andern südtyrolischen Thälern, und die gestrickte Mütze, die hier wieder den schönsten Mädchenkopf verhüllt, steht nur darum etwas besser zu Gesichte, weil sie bedeutend höher und schmaler, und daher birnförmiger aussieht. Der Brautputz ist noch fremdartiger, und gewöhnlich sehr kostbar.

Geht hier ein junger Bursch auf die Freite, so ist das Erforderlichste, daſs er sich mit einer gehörigen Anzahl von Fingerreifen, Ohrringen und Granatenschnüren versehe. Je reicher er ist und je mehr er für diese Gegenstände aufwenden kann, desto sicherer ist er der Annahme seiner Bewerbung. Zwanzig Ringe, und das Andere im Verhältnisse, sind nichts Ungewöhnliches; dreizehn Ringe sind alltäglich; reiche Freier bringen funfzig mit, und lassen es auch an Ketten, Uhren und andern Kostbarkeiten nicht fehlen.

Schon öfter kamen ganz alte, feingekleidete Herren in das Thal, deren von der Sonne gebräunte und vom Leben durchfurchte Züge niemand gesehen zu haben sich erinnerte. Erst als sie ihren Namen nannten und die Sprache des Thales zu reden wuſsten, glaubte man ihnen, daſs sie einst dort geboren worden. Sie kehrten heim, nachdem sie viele Jahre in weiter Ferne Handelschaft getrieben und die von ihnen begründeten Häuser Andern zur Verwaltung übergeben hatten, um dem heiſsen Drange zu folgen, in dem geliebten Heimaththale ihre Tage zu beschlieſsen. Das Erste, woran sie hier dachten, war, eine junge Grödnerin heimzuführen. Alle Schönen, die sie drauſsen gesehen, konnten ihre Herzen nicht rühren, die reizendsten Toiletten gefielen ihnen nicht, immer dachten sie an die stumpfnasigen, rothwangigen Mädchen mit den birnförmigen, gestrickten Hauben, und erst auf der Höhe von Pufels oder Runggaditsch begegnete ihnen ihr Ideal, dem sie entzückt entgegenriefen: „*keschtina bella muta!*“ (das ist ein hübsches Mädchen!) Vor nicht gar langer Zeit kehrte aus Barcellona ein sehr reicher alter Grödener zurück, der sich die Schönste im Thal freite. Er lieſs ein groſses Haus bauen, weit und bequem und reinlich, im Uebrigen nach Grödener Art, wie die, welche sie schnitzen und in Schachteln als Spielzeug verkaufen. Darin wohnt nun der alte Herr, dem Aeuſsern nach ein Spanier und ein Mann von Welt dazu, mit seiner Frau, in der ländlichen Tracht des Thales, dabei mit Ketten, Granaten und Ringen behängt, und mit den Kindern, die wie reiche Leute von Stand erzogen werden. Solcher Beispiele gibt es viele. —

Unter diesen Mittheilungen, welche wir den Schnitzern in der Stube des Meſsners verdankten, waren Wolf, Fuchs, Tyroler und rauchender Holländer fertig geworden, sie wurden geputzt und geschliffen und uns gegen eine geringe Bezahlung zum Andenken übergeben. Solche Stücke werden von den „Verlegern“ mit drei bis sechs Kreuzern bezahlt, und ein geschickter Arbeiter kann zehn täglich liefern. Viele behalten ihre natürliche Farbe, andere kommen zum Maler und Lackirer, und werden dann in den Magazinen der Verleger aufgehäuft, um nach allen Weltgegenden versandt zu werden. Die vornehmsten Grödener Etablissements halten in Neapel, Palermo und Florenz die Brüder Peratoner; in Barcellona, Cadiz, Messina und Venedig die Brüder Insam; in Lissabon die Brüder Velponer; in Madrid Joseph Mauroner; in Rom Bernhard Pitschieler; in Philadelphia Joseph Anton Meingutscher u. s. w. In vielen Städten zählt man neun Grödener Handlungen, wie in Triest und Venedig; auſserdem findet man sie auf den meisten Messen und Jahrmärkten. Wer in Deutschland Lust hat, ihre Bekanntschaft zu machen, dem nenne ich die Handelshäuser von Gudauner in Leipzig, so wie von Runggaldier und Sennoner in Nürnberg. —

Laute Lustigkeit ist aus diesem Thale gänzlich verbannt. Zu tanzen wagt niemand, weil für diese Sünde keine Absolution ertheilt wird. Die guten Leute halten sich dafür im Auslande schadlos, wo es nicht so streng genommen wird; und ich selbst hatte das Vergnügen, mich mit einem schönen Kind aus Gröden, das ich auf dem Brenner traf und in meinen Wagen nahm, bei dem Kirchweihfest im Zillerthale wacker herumzudrehen. Dieſs arme Kind war noch nie aus seinem Thale gekommen, und erst sechszehn Jahre alt. Es wanderte zu Fuſse nach Schwatz, zu einer Base, die dort schon seit mehreren Jahren ein kleines Geschäft etablirt hatte, um bei ihr die Handlung zu erlernen. Es war das unbefangenste Gemüth, neugierig und läppisch wie ein Affe. Abends kamen wir nach Innsbruck; die Kleine war vor Erstaunen ganz auſser sich. So hatte sie sich die Hauptstadt nicht gedacht. Eine Ausrufung drängte die andere, und wenn ich mir eine Frage an sie zu richten erlaubte, so wurde ich mit einem schnell wiederholten Scht! abgefertigt, damit ich den Eindruck nicht stören möchte, den die prachtvolle Erscheinung einer Straſsenlaterne, die erhabene einer hin- und herspazierenden Schildwache, eine lange, beleuchtete Fensterreihe, oder einige schnell dahinrollende Carrossen auf sie machten. Von allen *Commis-voyageurs*, mit denen ich auf Reisen zusammentraf, war mir dieser der interessanteste.

Ich zog aus der Bekanntschaft überdieſs noch den Vortheil, einige Kenntniſs von der Sprache des Thales zu erlangen. Es soll die alt-etruskische seyn, welche die Rhätier, als sie vor den einbrechenden Barbaren in die höchsten, unwegsamsten Thäler flohen, mit sich nahmen, und die von ihren einsam lebenden Nachkommen lange unverfälscht und unvermengt bewahrt wurde. Wie sie sich jetzt uns darstellt, sind viele Eindringlinge bemerkbar, welchen vielleicht der spätere Verkehr erst den Schlagbaum öffnete. Interessant ist diese Sprache jedenfalls; obgleich sie mit dem Romanischen Aehnlichkeit zeigt, so ist sie dennoch von den Dialekten des Engaddin und der Badioten in Enneberg sehr verschieden. Um aufrichtig zu seyn, muſs ich bekennen, daſs sie eben nicht zu den wohlklingendsten gehört; wollte man es versuchen, sie in einem eleganten Salon oder auf dem Theater zu sprechen, so müſste sie wohl einen komischen Effect machen. Vernimmt man sie jedoch von den volltönenden Stimmen, schnell und übersprudelnd hervorgestoſsen, mit dem schnarrenden *r* und den starken Kehllauten, wie sie im Thal, in der Umgränzung der Dolomitpallisaden, neben den blanken Häuserchen gesprochen wird, so hört man ihr gern zu, und findet es nicht mehr als billig, daſs hier in dieser so ganz besondern Gegend unsers Erdballs auch eine ganz absonderliche Sprache herrsche. Ich will hier einige Proben mittheilen, die ich nur zum Theil dem Unterrichte im Wagen vom Brenner nach Innsbruck verdanke, da ich schon während meines Aufenthaltes in St. Ulrich, St. Jacob und St. Chrischtein meine Studien begonnen hatte. Da die Sprache nie geschrieben wurde, so habe ich mich, der Orthographie wegen, nicht zu rechtfertigen. Ich schrieb der Aussprache nach, wenn man einem jeden Buchstaben sein deutsches Recht angedeihen lassen will. So heiſsen die Wochentage z. B.: *Domania*, *Lunes*, *Merdi*, *Mercudi*, *Dschrubia*, *Venderdi*, *Sada*. Das Thal selbst heiſst: *Gardéna*, der Bach darin, *Plan Dirsching*. Der Fuchs wird *volp* genannt; der Wolf, *lauv*; das Pferd, *dschiaval*; das Auge, *l'vuëdl* (in der Mehrzahl: *i vuëdli*); der Leib, *l'corp* (*i corpes*); der König, *l'rae* (*i raejesch*); der Vater, *l'pèr* (*i pèresch*); der Knabe, *l'mut* (*i mutongs*); der Vogel, *l'utschöll* (*i utschiöi*): die Seele, *l'ana* (*fem. pl. l'anes*): die Wahrheit, *l'aurità* (*l'auritejes*): die Mutter, *l'omma* (*l'ommangs*): der Bär, *la lors* (*la lores*); das Ohr, *l'auraedla* (*l'auraedles*); die Lüge, *la bauschija* (*la bauschijes*); wo, *ullà*; da, *tlò*; überall, *glong*; wenig, *puec*; zweimal, *doijedesch*; freiwillig, *dadschjeng*; obschon, *schwaenkö*; wohl viel, *ben debot*; *sö schnudlè*, knieen; *s'ammalè*, erbranken; *arpè*, erben; *plurè*, trauern; *tschiatschè*, jagen; *sö fè sanglaschè*, zur Ader lassen; *cri*, suchen; *schtlà*, schieſsen; *de schleta strades*, die schlechte Straſse; *bon prà*, gesegnete Mahlzeit, *djella Kesch Signor foluschtier*, seht doch den fremden Herrn; *la djoppa*, die Suppe, *un Eingemacht*, ein gesottenes Huhn; *un pudschin brata*, ein gebratenes Hnhn; *il Gwand, la Gwandlina*, das Kleid. Obgleich meine Kenntnisse etwas umfassender sind, so glaube ich mich hier nicht damit brüsten zu dürfen und als Probe genug mitgetheilt zu haben, um einen Begriff zu geben.

Wie wir Gröden verlieſsen, da wendete sich immerfort der Blick wieder darauf hin, um den lieblichen Eindruck für's ganze Leben mitzunehmen, und als wir auf der letzten Höhe noch einmal zum Abschiede das Bild seinen Zauber auf unser Gemüth üben lieſsen, da kam es wie Wehmuth über uns Alle, die besonders stark in mir lebendig wurde. Dann aber folgte eine angenehme Beruhigung; ich hatte ja eine Sehnsucht aus frühester Jugend gestillt, und wie ein Muselmann, der von der Pilgerfahrt nach Mecca heimkehrt, rollte ich auf meinem „Bändl“ zum uralten Markte Castelruth hinab, der noch von beträchtlicher Höhe über dem Eisackthale mit einem himmelhohen Thurme, dem Stolze der Einwohner, uns zu sich winkte. — So müde ich war, konnte ich doch nicht umhin, der „heiligen Kümmerniſs“ meinen Besuch abzustatten. Sie läſst sich auf einem Hügel neben der Stadt verehren, und die Sage, daſs ihrem Bild in der Capelle der Bart wachse, lockte uns nicht wenig an, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Art und Weise, wie die Einwohner selbst mit diesem Wunder geheimniſsvoll thaten, erst läugneten, dann sich versprachen, endlich verriethen und zuletzt halb und halb etwas davon zugaben, war ganz geeignet, unsere Neugier zu steigern. Man macht in Tyrol so leicht die Bekanntschaft gänzlich unbekannter Heiligen, daſs man es nicht übel nehmen kann, wenn man etwas von ihren nähern Lebensumständen mitzutheilen sich erlaubt. Die heilige Kümmerniſs war eine mittelalterliche Taglioni, mindestens so schön wie Fanni Elsler. Ihre reizende Kunst zog ihr viele Anbeter zu, welche ihrer Tugend Fallen legten, und die Tänzerin plagte sich deſshalb mit Kasteiungen und Buſsübungen. Endlich bat sie den Himmel, er möge ihr die verderbliche Schönheit nehmen, und er war so gnädig, ihr einen starken Männerbart an dem Untertheil ihres Gesichts zu verleihen, dessen sich kein Sappeur hätte schämen dürfen. Diese Gnade machte sie glücklich. Die gute Kümmerniſs! Welche ihrer Kunstgenossinnen würde wohl 1834 ihr Glück theilen wollen? Dieſs aber war die Heilige, zu welcher wir noch bei träufelndem Regen und fernen Donnerschlägen wallfahrteten, als wir müde und matt aus Gröden angekommen waren. Wahr ist es, daſs wir einen Bart an dem Bilde entdeckten, ob er ihm gewachsen sey, oder ob er daran befestigt war, will ich hier nicht entscheiden, doch möchte ich mich — wenn ich allen Ernstes darum gefragt würde — für das Letztere bestimmen. — Kastelruth ist übrigens ein uralter Ort, dessen Ursprung von den Zeiten der Römer datirt. Die Kleidung der Frauen, des Sonntags, ist der im Mittelalter üblich gewesenen sehr ähnlich. Sie ist schwarz mit breiten Halskrausen u. s. w. Von dem Thurme hat man eine herrliche Aussicht und der Gasthof ist musterhaft reinlich und billig. Da der Weg durch das sogenannte „Torkele,“ gerade auf Kolmann zu, nach Aussage der Leute, „etwas ängstlich“ seyn soll, so zogen wir es vor über den Völser Grund zurückzugehen. Denn was die Tyroler schon ängstlich nennen, ist für andere Erdensöhne gewiſs haarsträubend. Wir sahen nachher von unserm Wege auf das „Torkele“ hinab, das sich an manchen Stellen senkrecht, mit fürchterlicher Hast in das Eisakthal hinabsenkt, und priesen uns glücklich, es nicht eingeschlagen zu haben, obgleich auch unsere Straſse für eine nervenschwache Dame hinlänglichen Stoff zum Schwindel geboten haben würde. Die reizendste Aussicht entschädigte aber hiefür.

IV. Capitel.

Von Botzen nach Trient.

Minnelieder. — Die Botzener Messen. — Benehmen reisender Engländer. — Der singende Vetturin. — Tramin und Haldern. — Die Heilige von Haldern. — Salurn. — Noch einmal reisende Engländer. — Die Einwohner des untern Etschthals. — Die Geistlichen. — Die Dörfer. — Seidenzucht. — Val di Fiemme. — Val di Fassa. — Trient und Herr Merecy. —

In Botzen angekommen, erfreute mich die Mittheilung einiger Gedichte Oswalds von Wolkenstein. *) Es geht eine zarte Wehklage durch alle hindurch, und mildert die Rauhigkeit der Sprache. Besonders lieblich will mir das Folgende erscheinen:

Ain Kunigin von Arragon was schön und zart,
Dafür ich knyet zu willen, raicht' ich ir den Bart,
Mit Hendlein weiſs, band sie darein ein ringlein zart,
Und sprach nun: „*Mayples des ligaides!*“ —
Von ihren Henden wurd' ich in die Ohren mein
Gestochen durch, mit einem messin Nadelein.
Nach ihr Gewonheit sloſs sy mir zwen Ring darein,
Die trug ich lang, und nennt man sy: *Raycaydes.*
  Ich sucht' zu stund
  Kunig Sigmund,

---

*) Wie ich höre, beabsichtigt P. Beda Weber, ein gelehrter Benedictiner der Abtei Marienberg im Vintschgau, und Gymnasialprofessor in Meran, die Herausgabe sammtlicher Werke dieses Minnesängers.

Wo ich ihn fund,
Den Mund er spreuzt,
Und macht ein Kreuz,
Da er mich kannt,
Der rufft mir schier:
Du zeigest mir
Hie diesen Tant —
Freundlich mich fregt: tun dir die ring nicht leides? —
Weib und ouch man
Mich schauen an,
Mit laschen so
Newn Personier
Kunglicher Zier,
Die waren da
Ze Zär prun
Und Babst von Lun
Genannt Petro
Der romisch kung, der sehent und die von Preydes. —

Wer findet die Weise nicht lieblich, wie die Königin ihm die Ohrläppchen durchsticht, und wie einfach und hübsch es der alte Kriegsheld erzählt. Dann — nachdem er mit seiner Zier forteilt und sich vor dem König und den andern hohen Personen zeigt — wie charakteristisch ändert er da das Versmaſs, wie stolz wird er, und nun die Frage seines königlichen Freundes: „Thun Dir die Ring' nicht Leides?“ — Ich finde dieſs Alles allerliebst. —

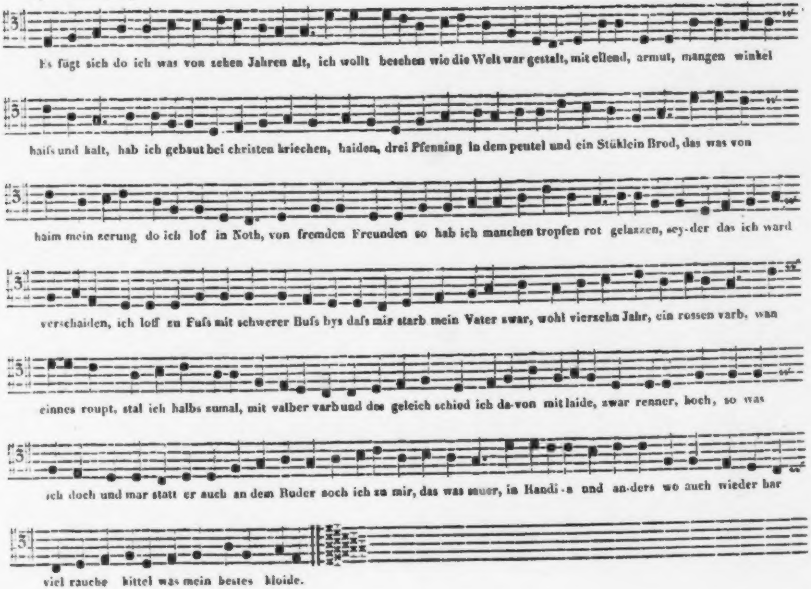
Ein anderes Lied beginnt so:

Es wär' zu lang sollt' ich erzellen all mein Not,
Ja zwinget mich erst ein auserwähltes Mundli roth,
Davon mein Herz ist wunt bis in den bittern Tod,
Vor ihr mein Leib hat manchen Sweiſs berennen.
Dick, rot, und bleich hat sich verkehrt mein Angesicht,
Wenn ich der zarten Dirn' hab' gewonnen Pflicht,
Vor Zittern, Seufzen hab' ich oft empfunden nicht
Des Lebens mein, als ob ich wär' verbrunnen! —

Dieſs

Univ. Bibl.
München

(Zu Seite 177.)


Es fügt sich do ich was von zehen Jahren alt, ich wollt besehen wie die Welt war gestalt, mit ellend, armut, mangen winkel
haiſs und kalt, hab ich gebaut bei christen kriechen, haiden, drei Pfenning in dem peutel und ein Stüklein Brod, das was von
haim mein zerung do ich lof in Noth, von fremden Freunden so hab ich manchen tropfen rot gelazzen, sey-der das ich ward
verschaiden, ich loff zu Fuſs mit schwerer Buſs bys daſs mir starb mein Vater zwar, wohl vierzehn Jahr, ein rossen varb, wan
einnes roupt, stal ich halbs zumal, mit valber varb und des geleich schied ich da-von mit laide, zwar renner, koch, so was
ich doch und mar statt er auch an dem Ruder zoch ich zu mir, das was sauer, in Kandi-a und an-ders wo auch wieder har
viel rauche kittel was mein bestes kloide.

A Lewald, Tyrol I.

Dieſs kann noch nach 400 Jahren als Muster einer minniglichen Zärtlichkeit gelten! Dieſs sind, denk' ich, Aeuſserungen eines Liebhabers, wogegen unser brünstigtes: „Auf Ehre, ich liebe Dich, Du meines Auges Stern!" oder dergleichen ganz erbärmlich absticht.

Und nun höre man erst weiter:

— — — — — Ach Gott, wüſst' sy doch halb meines Laidens Burd,
Nur wie vil desto ringer oft wie Weh mir wurd,
Und hätt' geding wie es ihr muſst erbarmen:
Wenn ich in ellend
Dich, mein Hend
Oft winden muſs,
Mit groſsen Leiden
Thu' ich meiden
Deren Gruſs;
Spat und ouch fru
Mit keiner Ru
So ſlaff ich auſs,
Das klag' ich ihren zarten, weiſsen Armen!
Ihr lieben Maid,
Bedenkt das Laid,
Die Mynne pflegen;
Wie wohl mir wart
Do mir die zart
Bot treuen Segen;
Zwar auf mein Ehr'
Ihr wider gegen
Des muſst' mein Aug' in Zahren dick erbarmen!" —

Ich enthalte mich aller weitern Bemerkungen. Zärtlicher ist Liebesschmerz in unserer Sprache nie ausgedrückt worden, wie von diesem alten, ehrenwerthen Helden. Ich lege hier noch ein von ihm in Noten gebrachtes Gedicht bei.

Die Botzener Messen waren sonst von Bedeutung, jetzt sind sie zu Nichts herabgesunken. Lebhafter und von groſser Erheblichkeit ist die Seidenmesse in Trient, welche dort zu Ende Augusts gehalten wird. Zu dieser Zeit finden sich stets eine Menge Gelegenheiten in Botzen, um nach Trient zu kommen, die den Reisenden zu unglaublich billigen Preisen aufpacken und mitnehmen. — Einiges Aufsehen hatten im Gasthofe zur Krone ein Lord S. und ein griechischer Graf M. gemacht, die mit einigen Damen ein paar Tage sich dort aufgehalten. Sie hatten die besten Zimmer, und ihre groſsen Reisewagen nahmen den ganzen Platz in der Halle ein, sie aſsen zu allen Stunden des Tages, und wollten bald dieſs bald das. Dabei accordirten diese unangenehmen Gäste bei ihrer Ankunft auf das genaueste, wie der Wirth versicherte, und brachten ihm viel weniger Gewinn als jeder ganz gewöhnliche Reisende. Am Morgen ihrer Abreise, wie noch Alles im Hause schlief, höre ich in dem an dem meinigen anstoſsenden Zimmer einen furchtbaren Zank, und dazwischen das Weinen der Kellnerin; ich werde aufmerksam, und höre wie diese in den rührendsten Ausdrücken, jedoch auf die lustigste Art, bald mit französischen, italienischen und englischen Redensarten, bittet: ihr nichts von der Rechnung abzuziehen. Die Preise seyen ja vorher bestimmt, und sie müsse jeden Ausfall ihrem Herrn ersetzen. Der Lord kehrte sich aber daran nicht, schimpfte auf Alles, auf Botzen, den Wirth, auf Deutschland und warf dabei immer einen Zwanziger nach dem andern der Kellnerin zu Füſsen, die diese ganz geduldig auflas. Währenddeſs war Alles ein- und aufgepackt, und er setzte sich zu den Andern im Wagen; die Kellnerin verfolgte ihn weinend und endlich auch schimpfend. Er befahl fortzufahren, und der Wagen rollte fort. Das arme Mädchen versicherte, nicht nur ihr Trinkgeld eingebüſst zu haben, sondern noch drei Zwanziger an der

Rechnung ihrem Herrn ersetzen zu müssen. Dieſs Beispiel möge genügen von der schmutzigen Knauserei der aus Sparsamkeit reisenden Engländer, mir sind mehrere vorgekommen, wenn gleich keines von ähnlicher Stärke. —

Uns war ein armer Vetturin, oder wir waren vielmehr ihm zugefallen; er hatte eine Mähre, die er wie den besten Renner anpries, eine elende Karette, die nach seiner Aussage dem bequemsten Reisewagen nicht nachgab; doch wer kennt dieſs nicht alles schon aus den Berichten unzähliger Reisenden. Wir mietheten ihn zu drei, und ein Jeder gab ihm fünf Zwanziger für seinen Platz. Er war einäugig, und nicht eben von einnehmenden Gesichtszügen, seine Freundlichkeit machte ihn aber liebenswürdig. Er fuhr das ganze Jahr hindurch diese Straſse, immer von Botzen nach Trient und von dort nach Verona, und umgekehrt; nach andern Richtungen mochte er nicht fahren, der Berge wegen. Hier war alles eben, und das konnte sein ausgedienter Gaul noch gerade leisten. Daher kannte er jeden Buben am Wege, jede Bäuerin, die unter der Thür stand; alle grüſste er, und fügte irgend etwas Bezügliches hinzu, sey es theilnehmend, ermunternd oder gar eine Zote. Ueberall wurde sein Zuruf heiter aufgenommen, und die ganze Fahrt, die übrigens recht schnell von Statten ging, wurde unter Lust und Lachen zurückgelegt. Dabei sang er mit einer weichen Stimme hübsche Barcarolen, oder Lieder, wie sie das Landvolk dieser Thäler kennt, auch Opernmelodien schlichen sich ein, die er während des Carnevals oder bei den Festen der Schutzheiligen von den Theatersängern gehört hatte; denn das Theater versäumt man in Italien nicht bei solchen Gelegenheiten. Kurz dieser Vetturin gab uns ein so schönes Bild südlicher Heiterkeit, daſs wir sehr zufrieden mit ihm waren, und uns leicht über manche Unbequemlichkeit seines gebrechlichen Wagens hinwegsetzen mochten.

Bei Salurn hat man die Gränze Deutschlands, wenn gleich nicht Tyrols, erreicht. Auf der nächsten Station in Lavis wird nicht mehr deutsch gesprochen.

Die Gegend wird sehr einförmig. Das westliche Gebirge zeigt nur an seinem Abhange Anbau, aus dem sich die rothen, kahlen Porphyrmassen der Mendola schroff erheben. Das östliche zeigt zerbröckelndes Gestein, auf dessen Höhe Häuser und Felder prangen, die sich in das schöne Fleimserthal hineinziehen. In der Mitte flieſst die Etsch durch ihr ebenes Thal; ihre Welle ist trübe; oft wenn ein Hochgewitter im Gebirge war, sieht sie ganz dick und braun aus. Die Straſse ist nicht höher als ihr Bette, und wird daher zu Zeiten unter Wasser gesetzt.

Man erblickt die Orte Kaldern, Tramin, jenseits des Flusses, in stattlicher Ausdehnung und mit schönen Häusern. Der Weinbau schafft den Leuten hier groſsen Wohlstand. Der Seewein von Kaldern (*Caldera*) ist einer der edelsten von Tyrol, doch ist er selten ächt zu haben, denn wie überall, so wird auch hier viel mehr unter der berühmten Firma verkauft, als auf dem kleinen Bezirke erzielt werden kann. Die Traube von Tramin ist von vorzüglicher Güte. Sie ist mit Vortheil nach Würtemberg und dem Rheine verpflanzt worden, und liefert unter andern den beliebten Forster-Traminer. Im Sommer 1834 hat ein einziges Gewitter von Schloſsen begleitet, in wenigen Minuten, den ganzen Weinsegen Tramins für lange Zeit vernichtet, indem es die Reben zerknickte und kein Blatt daran lieſs, auch ganze Weinäcker von der Höhe hinunterschwemmte. Das unglückliche Städtchen ist dadurch ganz ruinirt, und mehr noch, als wenn eine Feuersbrunst die Wohnungen der Einwohner zerstört hätte.

In Kaldern lebt eine merkwürdige Art von Somnambüle, die noch vor einem Jahre vom ganzen Lande, und noch jetzt von Vielen für eine Heilige gehalten wird. Damals war der Zudrang nach Kaldern ungeheuer. Zu Hunderten zogen täglich die Schaaren frommer Pilger herbei, zu Wagen und zu Fuſs, um die weitberühmte Heilige zu sehen, und an ihrem Lager ein brünstiges Gebet zum Himmel empor zu schicken. Sie heiſst Maria von Merl, ist die Tochter eines Gutsbesitzers, ungefähr zwanzig Jahre alt, und von Jugend auf von einem überaus reizbaren Nervensysteme, und einem groſsen Hange zu religiösen Uebungen und abhold allen weltlichen Reizungen. Sie befindet sich nun schon seit länger als einem Jahre in einem Zustande, den die besonnensten Männer, die kältesten Beobachter, Aerzte und Laien als höchst wunderbar schildern.

Maria liegt mit offenen Augen und gefalteten Händen im Bette, ohne etwas von allem, was sie umgibt, zu sehen oder zu hören, und ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, mit Ausnahme des Saftes einiger zerdrückten Trauben, oder einer Citrone, welche dann und wann ihre Lippen erfrischen. Sie spricht nicht und liegt regungslos da, kein Zucken der Wimper verräth, daſs Leben in diesem Körper sey; fährt man mit einem Gegenstande dicht an ihren Augen vorüber, so wird eben so wenig eine Veränderung darin verspürt. Der Athem ist so leise, daſs er nicht wahrgenommen werden kann und selbst eine Feder unmerklich nur durch ihn bewegt wird. Ihr Blick ist stets auf ein Madonnenbild gerichtet; sobald aber während der Messe in der Kirche der Moment der Wandelung kommt, so erhebt sie sich mit Blitzesschnelle, und wie mit übernatürlicher Hülfe. Die Andächtigen ſagen, daſs sie in der Luft schwebe. Wahr ist es, daſs sie mit tief zur Brust gesenktem Haupte im Bette kniet, und dann wieder in ihre frühere Lage zurücksinkt.

Ehe die Besuche bei der Heiligen von der Behörde verboten wurden, trat man durch die eine Thür in das Gemach worin sie lag, hielt sich an ihrem Bette auf, so lange man wollte, und verlieſs sie dann, zu einer andern Thür hinausgehend. Das Landvolk blieb auf den Knieen liegen und betete sie an. Ein Geistlicher, der immer zugegen war, sprach dann daswischen, obschon er es geschehen lieſs: „Haltet sie nicht für eine Heilige — sie ist es nicht — nur eine Fromme ist sie!"

Jetzt haben zwar die Wallfahrten zu ihr aufgehört, doch kann man von Botzen aus durch einen Freund der Familie dort eingeführt oder zur Annahme empfohlen werden. Ihr Zustand ist noch immer unverändert, auch der Geistliche befindet sich noch immer bei ihr. Nur wenn dieser sie beim Namen nennt, scheint sie aus ihrer Lethargie zu erwachen, streicht sich die Haare zurück, ihr Auge wird belebter und sie antwortet auf das, was man sie fragt. Schnell aber geht sie wieder in ihren frühern Zustand über, und pflegt dann gewöhnlich zu sagen: „Laſst mich, ich bin nicht für diese Welt, laſst mich fort!"

Sie hat regelmäſsige Züge, lang herabhängende blonde Haare, die feinen Lippen sind festgeschlossen, die Wangen leicht geröthet. Man kann ihr Bild in Innsbruck, Botzen und Trient auf verschiedenen Modegegenständen finden. Die ganze Familie der von Merl zeigte schon seit lange einen Hang zur religiösen Schwärmerei. Zwei Schwestern der Somnambüle haben sich kürzlich als Nonnen einkleiden lassen, ein Bruder ist Capuciner. Die Eltern freuen sich ihres kranken Kindes und meinen, ihnen sey groſses Heil widerfahren. Ihren Todestag soll sie bereits vor langer Zeit schon als bestimmt vorausgesagt haben; er ist aber vorübergegangen, ohne daſs sie gestorben ist. Die Wunder sind das Einzige, was dieser sogenannten Heiligen abgeht, und die frommen Gläubigen warten mit einer Sehnsucht darauf, die sich nicht beschreiben läſst. Im vorigen Sommer wurde ein naher Verwandter des Hauses Priester, und an dem Tage, als er die Weihen erhielt, reis'te alles von fern und nah nach Kaldern, weil man mit Gewiſsheit voraussetzte ein Wunder der Heiligen müsse diesen Tag bezeichnen. Man harrte und harrte — aber umsonst. Als sie in ihrer Starrheit verblieb, und ihr Mund sich zu keinem Ausspruche öffnen wollte, richtete man die frommen Blicke auf ihr Kopfkissen. Ein Schein, ein rosafarbenes oder goldglänzendes Oval, ein Flämmchen, irgend etwas — so hoffte man — würde sich an ihrem Haupte zeigen, aber auch diese Erwartung täuschte, und die armen Leute muſsten ganz ohne Gnadenzeichen spät am Abende den Rückweg antreten.

Der Fall an und für sich jedoch ist merkwürdig genug, und es soll über die Heilige von Kaldern (*la Santa di Caldera*, wie sie die Italiener nennen) hier kein frevler Spott ergossen werden. Wahr ist es, daſs ihr Anblick einen fast wunderbaren Eindruck hervorbringt und niemand in ihrer Nähe sich zu einem Spotte aufgelegt fühlen wird. Der innere Zustand eines solchen Menschen ist und bleibt ein tiefes Räthsel, das noch niemand bis jetzt uns zu lösen im Stande war.

Wenn wir aus Deutschland nach Salurn kommen, so will es uns schon ein wenig italienisch scheinen. Wir bemerken im Wirthshause zur Krone die überaus groſse Vorhalle, die breite steinerne Treppe, und nicht eben die gröſste Reinlichkeit. Aber es fehlt uns das geräumige Wirthszimmer, wo Kutscher, Knechte, Landleute und Fuſsreisende aller Art müſsig dasitzen und trinken und laut sprechen. Dieſs scheint mir die hervorragendste Eigenthümlichkeit deutscher Wirthshäuser zu seyn. Kehren wir hingegen aus Italien heim, und kommen dann nach Salurn, so freuen wir uns alles schon so deutsch zu finden, und vor Allem bewillkommt uns der gewisse Grad von Reinlichkeit, den wir hier wieder zum ersten Male wahrnehmen. In der That ist Salurn, obgleich ihm einiges abgeht, doch noch deutsch zu nennen; die Bewirthung ist erträglich, und das Essen nicht zu verachten. Der Ort ist nicht sehr gesund. Er liegt in einem Winkel von hohen Felsen umgeben, den die Sonne nur kurze Zeit mit ihren Strahlen erwärmt. Der Wein gedeiht hier nicht vorzüglich. Man kann sich aber durch guten aus der Nachbarschaft mit leichter Mühe schadlos halten. Eine alte, malerische Ruine hängt merkwürdig auf einer Felsenspitze über dem Orte. Ein Wasserfall soll in der Nähe seyn, den ich jedoch nicht besuchte. Man sieht so viele, wenn man eine Reise durch Tyrol macht, daſs ich es nicht über mich gewinnen konnte, müd und matt wie ich nach Salurn kam, in der Mittagshitze, einen Wasserfall aufzusuchen, der nicht einmal zu den berühmten gehört.

Einige Engländer, die von Deutschland kamen und Tyrol zu Fuſs durchreis'ten, waren nicht dieser Meinung. Kaum waren sie angekommen und hatten die Ränzel abgeworfen, so eilten sie in die Küche und bestellten sich Maccaroni mit Parmesankäse und eine Polenta, weil sie hier an der Gränze von Italien nichts anderes essen mochten, und es sehr zweckmäſsig fanden, sich zum italienischen Leben zu bequemen. Die Wirthin, eine ehrliche Deutsche, gab sich alle Mühe ihre Nudelsuppe mit Wurst, dann ihren Schweinebraten mit Sauerkraut auf das Beste zu empfehlen; die Engländer blieben bei ihrer vorgefaſsten italienischen Meinung, und eilten davon, um auf die Felsen zu klettern und den Wasserfall zu besuchen. Ich sah ihnen aus dem Fenster nach, wie sie Gemsen gleich an den Zinken des Gesteins hingen, und sich ganz entsetzlich anstrengten zu den Ruinen emporzuklimmen, dann aber zog ein säuerlicher Duft durch das Gemach, ich sah mich um, und ein delicates Sauerkraut dampfte mir vom Tische entgegen.

Ich hatte längst meine deutsche Mahlzeit beendigt, als die Britten ganz erschöpft zu ihrer italienischen sich setzten. Sie waren heiſshungerig und sprachen mit einigem Enthusiasmus davon, Maccaroni an der Quelle, sie meinten Italien, zum ersten Male zu genieſsen. Bald aber wurden sie enttäuscht. Sie aſsen mit langen Zähnen und haueten, als wenn sie Leder verschlucken sollten. Auch der Käse roch nicht ganz so gut wie Parmesaner. Endlich erschien die Polenta, jener harte, spröde Brei von Maismehl, wie er nun eben auf dem Lande gegessen wird. Die Söhne Altenglands würgten ganz endlos daran; sie, die eigentlich dazu bestimmt sind halbrohes Fleisch zu zerreiſsen, wuſsten gar nicht wie eine zähe Mehlspeise mit den Kiefern zermahlen werden muſs, schluckten zu voreilig und lieſen Gefahr zu ersticken. Sie muſsten um ihren Hunger zu stillen, zu Kartoffeln, dem Alpha und Omega der englischen Reiseküche, ihre Zuflucht nehmen, und der Aelteste der Gesellschaft, der wahrscheinlich den schwächsten Magen hatte, stürzte mehrere Gläser Sodawasser hinter, um das Brennen zu vertreiben, welches der ranzige Käse ihm im Schlunde erregte.

Ich betrat Italien ohne Salurns Wasserfall gesehen zu haben und ohne Indigestion von alten Maccaronen und trockener Polenta, einzig und allein mit einem leichten Verdauungsfieber behaftet, das ich deutschem Sauerkraute verdankte.

In diesen herrlichen Thälern, welche die Etsch, die Sarca, der Noce, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt der wälsche Tyroler in friedlicher Nachbarschaft mit dem deutschen, einem Herrn unterthänig, einen Namen führend, und dem Anscheine nach bloſs durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Charakter, in Gebräuchen und Gesinnung. Oft scheidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit beider betrachtet. Schon wenn man den Brenner überschritten, sieht man vieles geändert. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tyrol, wie man es im Zillerthale und in den Innthälern findet, verschwand; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen, so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigsten Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Castanien und Feigen erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuſs zum Tanz beim Klange der einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läſst sich dieser ernstere Charakter den Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Der Einfluſs den sie ausüben, ist unbegränzt. Eine Haupttriebfeder der letzten Insurrection war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken läſst, die höchste Achtung gezollt; der Bauer läſst es bei dem gewöhnlichen Gruſse nicht bewenden, sondern er küſst ihm die Hand, wenn er ihm begegnet. Gelangt jemand aus einer Bauernfamilie zu den Priesterweihen, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan nur „Sie" und „hochwürdigster Herr Bruder," und Freude leuchtet aus ihren Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Eltern und Verwandten betritt, wird von diesen knieend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeugungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen, und man hat Beispiele, daſs in dem Augenblicke, wo sie die Weihen empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum groſsen Aerger ihrer Verwandten.

Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdärmeln und den bloſsen braunen Armen, mit dem markirten Gesichte, einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl früher schon in unserer nördlichen Heimath bei der Lectüre abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tyroler seinen deutschen Bruder: *porco tedesco*, und macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin er freilich viel einfacher und nüchterner ist.

Wir bekommen jetzt zum ersten Male italienische Dörfer zu sehen. Doch sehr richtig bemerkt eine geistreiche Reisende, daſs unser Wort „Dorf," durchaus nicht den Begriff von „*paese*" wiedergibt, indem der italienische Ausdruck jeden Gedanken an Ländlichkeit verbannt. Sie bestehen aus einer langen, überaus engen und schmutzigen Straſse, durch zwei Reihen festgebauter, steinerner Häuser gebildet, die durch die Länge der Zeit ihre eigenthümliche Farbe verloren haben, und deren Fensteröffnungen ohne Scheiben sind. An dem Ende dieser Straſse steht die Kirche mit ihrem hohen, viereckigen, flachgedeckten Thurm. Dieſs gibt mehr das Bild einer Stadt, die durch den Krieg gelitten hat, als das Gemälde eines ländlichen wirklich bewohnten Ortes.

Bei Lavis erblickt man mitten unter grünenden, üppigen Pflanzungen aller Art plötzlich kahle, entlaubte Bäume, wie im Winter, die eine traurige Rolle spielen und der Landschaft keine Zierde gewähren. Die Landleute tragen groſse Körbe auf dem Rücken, hochaufgehäuft mit der Galetta (den Seidencocons), und ein ganz eigener, durchdringender Geruch aus den Oefen, wo die Galetta geröstet wird, erfüllt die Luft. Hier beginnt der Seidenbau, und neben dem Weinstock wächst der Maulbeerbaum, der im Frühjahr sein Laub zur Nahrung des Wurms hergeben muſs, und es dann erst im Herbste wieder erhält.

Von Lavis macht man Excursionen ins Val di Non, und ins Val di Fiemme. (Fleims, Fleimser Thal), *Vallis Fiemarum*. Jenes ist westwärts, dieses ostwärts von der Straſse gelegen. Wir wollen uns jenes auf die Rückreise versparen, und dieses jetzt gleich in Augenschein nehmen.

Eine gute Fahrstraſse zieht sich einen hohen Bergrükken allmählich hinan, über Grumes, Graum, Cavriana, bis nach Cavales (*Cavalese*, 3053 Fuſs über dem mittelländischen Meere), dem Hauptorte des Thales. Dieser hat eine überaus gesunde Lage, herrliches Wasser und einen Ueberfluſs an sehr gutem Wilde. Groſse Abwechslung in der Unterhaltung findet freilich nicht statt, wer aber Ausflüge auf die nahen Höhen macht, und die Geistlichen besucht, wird eine kurze Zeit recht angenehm hier zubringen. Der milden, reinen Luft wegen ist Cavales besonders kränklichen Personen zur Sommerfrische anzurathen. Von hier geht die Straſse noch über Tesero nach Predasso, wo sie aufhört. Predasso liegt in einer hohen und rauhen Gegend, die den Eingang in das enge Thal von Travignolo bildet, worin das wenig besuchte Bad Paneveggio liegt. Man reitet von Predazzo über Forno nach Moena, zu dem Val di S. Pelegrin, von sehr hohen Gebirgen eingeschlossen, und kommt dann nach dem kleinen, aber sehr merkwürdigen Val di Fassa, im Schoſse der prachtvollsten Dolomitgebirge, der Schatzkammer der Geognosten.

Hier bilden der Rosengarten, den wir schon in Botzen kennen lernten, und der Langkofel, nach der einen Seite, der hohe Contrin nach der andern Seite, die Einfassung. Vigo ist der Hauptort, auſserdem gibt es nur noch vier kleine Dörfer in diesem Thale. In diesen hochgelegenen Thälern finden sich die gröſsten Waldungen Tyrols. Man flöſst das Holz auf dem Avisio nach Lavis, und von dort auf der Etsch nach Verona und weiter; im Winter aber sendet man es zur Achse über die Päse von S. Pelegrin und Valazza, und dann zu Wasser nach Venedig, woselbst ein weitverbreiteter Handel damit getrieben wird. An Wildpret und den wohlschmeckenden, groſsen Gebirgsforellen (*Trute*) fehlt es in dieser Gegend nicht, die gleichfalls einen Handelsartikel abgeben.

Zu den vielen geognostischen Merkwürdigkeiten, womit das Fassathal gesegnet ist, gehören auch die sogenannten Mandelsteine, von denen im Innsbrucker Museum schöne Exemplare gezeigt werden. In dem Gebirge „Ai Frati,“ gegen Gröden hin, liegen sie in groſsen Massen wie zusammengebacken, und da die Witterung ihre äuſsern Schalen zum Theil zerstört hat, so sehen die Kugeln einem in seiner Kapuze halbverhüllten Mönchskopf gleich, woher die Gegend den Namen hat.

Die Fassaner sind ihrer Treue wegen bekannt, und wenn sie zur Messe nach Botzen ziehen, so werden sie von den Kaufleuten vorzugsweise als Markthelfer in Dienste genommen. Man spricht hier italienisch und deutsch, wenn gleich schon die Polenta das Hauptnahrungsmittel, und das Ballonspiel die beliebteste Unterhaltung ist.

Man kann, um denselben Weg über Lavis zu vermeiden, über den Pinè hinabreiten. Es ist etwas beschwerlich, jedoch wird man durch die reizendsten Aussichten entschädigt. Der Abhang dieses Berges ist sehr angebaut, und man überblickt eine Menge von Dörfern, Schlössern und Wallfahrtskirchen diesseits und jenseits der Etsch.

Tief unten im Thale sieht man Trient, das zwar nicht ganz so prächtig sich dem Auge darstellt, wie Herr Friedrich Mercey es beschreibt, der von zahllosen Gebäuden, Palästen, Terrassen, weiſsen Domen, schlanken Thürmen und hohen Mauern spricht, das aber dessen ungeachtet einen ganz stattlichen Anblick gewährt, und gleich im ersten Augenblick sich als italienische Stadt ankündigt.

TYROL,

vom Glockner zum Orteles, und vom
Garda- zum Bodensee.

Von

AUGUST LEWALD.

1833 – 34.

Zweiter Band.

MÜNCHEN,
in der Literarisch-artistischen Anstalt.
1835.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Südliche Thäler.

II.

Seite

I. Capitel. Trient 3

(Unterhandlungen mit dem Vetturin. — Lob des Paßwesens. — Letzte Wegzehrung eines Kranken. — Leichenausstellung. — Hausknechte. — Bewirthung in der Rose. — Vogelfang. — Geschichtliches. — La Fiera di San Vigilio. —)

II. Capitel. Sanct Vigilius in Trient. 11

(Aussehen der Stadt. — Vorabend des Festes. — Dom. — Sta. Maria Maggiore. — Das Concilium. — S. Simonin. — Die Orgel in St. Maria. — Trienter Sagen. — Der Palast des Teufels. — Signor Felice Mazzurana. — Der Podestà, Graf Giovanelli. — Eine Oper von Pacini. — Italienischer und deutscher Theatergeschmack. — Ambulante Virtuosen. — Der Quacksalber. — Die Predigt im Dome. — Die Procession. — Der Fürstbischof. — Die schönen Mädchen aus Roveredo. — Vergnügungen im Freien. — Das Feuerwerk. — Eine Oper von Donizetti. — Der Morgen nach dem Feste.)

III. Capitel. Roveredo. 34

(Ansicht von Italien. — Der Corso. — Il Cavalletto. — Die Küche. — Deutsche Hausfrauen. — Das Oel in der Küche. — Die Roveredanerinnen und die deutschen Beamten. — Der Phantast. — Der Seidenhandel. — Ala. —

Seite

Filanda Bettini und Filatorio Tacchi. — Inschrift an der Toilette. —)

IV. Capitel. Valle Lagarina. 45

(Lavini di Marco. — La Chiusa di Volargne. — Das abenteuerliche Wirthshaus. — Die zwei Worte. — Der Capaun und die gute Nacht. —)

V. Capitel. Lago di Garda. 51

(Vorwitz. — Loppio-See. — Nago. — Torbole. Riva. — Die Sonne. — Sra. Trasselina. — Gewitter auf dem See. — Nachtinsecten. — Italienische Betten. — Morgen am See. — Das Dampfschiff. — Ein Spaziergang durch Riva. — Schiffbrücke. — Arco. — Hebräische Inschrift. — Nuestra Senora de la Guadeloupe. — Der Ponal. — Orcan. — Vereitelter Reiseplan. — Reinlichkeit der Italiener. — Anekdoten. — Desenzano. —)

VI. Capitel. Val Sugana. 77

(Bassano. — Eintritt ins Thal. — Nachtherberge. — Primolano. — Sette Communi. — Bilderhändler von Tesino. — Borgo. — Levico. — Pergine. —)

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler und Vorarlberg.

Seite

I. Capitel. Val di Non und Val di Sol. . . . 91

(Charakter des Thals und der Einwohner. — Mord und Straſsenraub. — Sagen und Aberglauben. — Deutsch-, Wälsch- und Kron-Metz. — Die Braut von La Nave. — Die Rocchetta. — Anblick des Val di Non. — Denno. — Der Wirth. — Nachtrag zur Braut von La Nave. — Herr von Einsiedeln. — Der Monte Tobal und das Val Trasenga. — Tueno. — Cles. — Aquila Imperiale. —

Seite
Abendlandschaft. — Val di Sol. — Castelfondo. — Ritt über den Gampen. — Das Etschthal.)

II. Capitel. Das Mutterländchen und die Stadt. . 111
(Das Landl. — Ansicht des Thals. — Meran. — Klima. — Lana. — Die Töll. — Alte Inschriften. — Das Badl. — Partschins. — Schloſs und Dorf Tyrol. — Sanct Zenoberg. — Margaretha die Maultasche. — Alte Portale. — Löwenberg. — Schenna. — Menschenracen. — Obermais. — Labers am Naiferbruch. — Rubein. — Rametz. — Der Freiberg. — Fragsburg. — Heutiges Leben auf einer alten Burg. —)

III. Capitel. Fortsetzung des Vorigen. 140
(Frohnleichnams-Processionen und andere Feierlichkeiten. — Der Heilige in der Brasen. — Anton Immerhofer. — Heil. — Joseph Kleinhanns. — Maler. — Gelehrte. — Landbau. — Lebensweise im Etschlande. — Weinbau. — Spracheigenheiten. — Mittheilungen über eine Gletscherreise. — Der versunkene Meſsner. — Abschied von Meran. —)

IV. Capitel. Am Sand in Passeyer. 163
(Charakter des Thals. — Der Konig auf der G'leit und der Kaiser in Verdins. — Die Passeyerer. — St. Martin. — Die Cigarre. — André Hofer. — Seine Anrede an die Innsbrucker. — Das Wirthshaus am Sand. — Frau von Hofer. — Unsere Bewirthung. —)

V. Capitel. Episoden von 1809. 182
(1) Hofers Adjutant. — 2) Hofers Schreiber. — 3) Abschiedsbrief Hofers an Herrn von Puhler in Neumarkt, vier Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Ein Tagsbefehl Hofers.

VI. Capitel. Die Straſse über das Wormser Joch. 228
(Das untere Vintschgau. — Stilfs. — Trafoi. — Gletscher. — Der Orteles. — Das Joch. — Die Galerien. — Schneeregion. — Italienische Seite. — Spondalunga. — Die Adda. — Die Quellen von Bormio. — Das Valtelin. — Die Stadt. — Unglücksfälle.)

VII. Capitel. Das obere Vintschgau. 245
(Scenerie. — Alterthum. — Etymologisches. — Glurns. — Der Mäuseproceſs. — Mals. — Die Malser Nationalgarde. —

Seite

Planailer- und Matscherthal. — Ursprung der Etsch. — Nauders. — Finstermünz — Martinsbruck im Engaddin. —)

VIII. Capitel. Das Oberinnthal. 359

(Landeck. — Imst. — Stams. — Die Verschütteten. — Die Rosana. — Der Arlberg. — Die Stiftung des Findlings. — 's Haimgartele. — Schnodahupferln und Jägerlied. — Probe französischer Uebersetzung.)

Der Bodensee 370

Anhang.

Touren in Tyrol.

Dritte Abtheilung.

Südliche Thäler.

II.

I. Capitel.

Trient.

Unterhandlungen mit dem Vetturin. — Lob des Paſswesens. — Letzte Wegzehrung eines Kranken. — Leichenausstellung. — Hausknechte. — Bewirthung in der Rose. — Vogelfang — Geschichtliches. — La Fiera di San Vigilio. —

Unser singender Vetturin hatte kurz vor der Stadt sein Singen eingestellt, um, wie sie es gewöhnlich zu machen pflegen, sich auf seinem Sitze nach den Leuten im Wagen zurück zu wenden, und vor allen Dingen zu fragen, ob man mit dem Fuhrwerke zufrieden sey, wohin die Reise gehe, und ob man nicht gesonnen wäre, weiter zu accordiren. Ist man Neuling genug, dieses Entgegenkommen zu erwidern, und vor den Thoren einer Stadt den Vetturin auſs neue zu dingen, so ist man aller Wahrscheinlichkeit nach der Geprellte, weil in jedem Gasthofe sich Gelegenheiten darbieten, die, durch die Concurrenz gezwungen, sehr billige Preise machen.

Mein Reisegefährte wies den Vetturin zur Ruhe, indem er ihm das Gesuch rund abschlug, und erklärte, er wolle in Trient einen bequemern, zweispännigen Wagen nehmen. Hiemit gab sich der Arme jedoch nicht zufrieden. Er versicherte, daſs es ihn unendlich freue, so artige und respectable fremde Herren zu fahren, und daſs er sich nur schwer dazu entschlieſsen würde, sie einem Andern zu überlassen und anzuvertrauen. Er versprach die gröſste Billigkeit und die unglaublichste Schnelligkeit, er wollte uns bis Venedig führen, in Mestre oder Fusina unsere Rückkehr erwarten, und dann mit uns nach Deutschland reisen, ein Land, das er schon längst zu sehen wünsche, und so fort. Ich ergötzte mich sehr daran, aber mein Freund nahm es ernst, und schnitt mit einer barschen Verneinung, der sich ein bitterer Tadel des Pferdes und des Wagens hinzugesellte, die Suade des guten Pietro ab, der sich schnell zurechtsetzte und nun gleichfalls ernst sein Pferd antrieb, ohne weder gute Worte noch Lieder mehr hören zu lassen.

Mein Reisegefährte sagte mir auf Englisch, man müsse nun schnell und vorsichtig einen neuen Vetturin zu gewinnen bemüht seyn, weil dieser gleich bei seiner Ankunft in Trient intriguiren würde, um uns zu behalten, und seine Cameraden durch Vorspiegelungen aller Art zu enormen Preisen oder gänzlicher Weigerung zu bewegen.

Wir kehrten in der Rose ein. Unser Pietro klagte gleich, während wir ihn bezahlten, dem Kellner und Hausknechte, daſs wir ohne ihn weiter reisen wollten, obgleich wir durchaus keine Klage über ihn zu führen hätten. Und Kellner und Hausknecht unterfingen sich alsbald, der eine auf Deutsch, der andere auf Italienisch, uns sehr ernst zu fragen: „Warum geben Sie den Mann auf; er ist sehr brav, Sie finden keinen bessern!“

Pietro bedankte sich, und lief fort, als ob der Kopf ihm brennte. „Aha,“ sagte mein Freund, „folgen wir ihm. Er geht in die Europa, wo stets eine Menge Vetturine sind, um uns dort den Paſs abzuschneiden. Hier ist es schon geschehen.“

Ich folgte lachend meinem Gefährten, und schon aus der Ferne erblickten wir unsern Einäugigen, wie er einige lumpige Kerle, von seinem Schlage, schnell um sich versammelte, und mit lebhaften Gesten sie bearbeitete. „Sehen Sie,“ sagte der erfahrene Mann, „wie ich meine Leute kenne? Hier ist nichts mehr zu machen. Er wird uns als Geizhälse schildern, oder uns ein so schweres Gepäck andichten, das jedes Pferd zu Schanden macht, kurz er versteht seine Sache so gut zu drehen, daſs wir, wenn uns nicht der Zufall beisteht, gezwungen seyn werden, ihn noch zu bitten, uns weiter zu fahren. Das geschieht aber nicht, eher nähme ich die Post.“

Während der Vetturin in der Europa sich noch abmühte, seine Intrigue zu befestigen, gingen wir in die Rose zurück, um zu überdenken, wie wir seine arge List zerstören könnten. Hier fielen uns sogleich einige schöne Wagen auf, die in der Vorhalle standen. Wir öffneten einen davon auf gut Glück, und ein schlaftrunkener Kerl fuhr, sich die Augen reibend, in die Höhe, und fragte: „ob wir seiner bedürfen?“ Es war ein Kutscher aus Roveredo, der die Zeit über in seinem Wagen geschlafen hatte, und zu dessen Ohr die Verleumdungen Pietro's noch nicht gedrungen waren. Er konnte uns nicht weiter als bis Roveredo führen, versicherte aber, daſs wenn wir um fünf des Morgens von Trient abreisen, wir Zeit genug nach Roveredo ankommen würden, um mit einer Retourgelegenheit nach Verona zu reisen, von der er wuſste, daſs sie sich in dem Gasthause zur Krone aufhalte. Dieſs war meinem Freunde zwar nicht genug, aber der Signor Capo und mehrere Sensale, die sich sogleich um uns versammelten, und den Handel zum Abschlusse brachten, gaben vor von der Retourgelegenheit zu wissen, und es fehlte nicht an den kräftigsten Betheuerungen, so daſs man die Capara annahm, und wir des Roveredaners wurden. Unser bald darauf zurückkehrender

Pietro verbiſs nur mühsam seinen Aerger, als er den Handel erfuhr. —

Am Thore muſs man den Paſs abliefern, den ein Polizeisoldat nach einer Stunde visirt ins Wirthshaus bringt, wofür er ein kleines Trinkgeld in Anspruch nimmt. Wer Abends spät ankommt, muſs warten, bis am andern Morgen die Polizeibureaux geöffnet werden. Viele Reisende finden dieſs sehr lästig, und man hört sie gewöhnlich über die Paſsverordnungen schmählen, während sie doch nur ihre Sicherheit bezwecken, indem sie eine Controle von Seite der Behörde bilden, den Frevelmuth und das Verbrechen im Zaume zu halten. Vor hundert Jahren, und selbst später noch, war eine Reise nach Italien keineswegs so gefahrlos, als sich hie und da heute wohl Mancher denken mag. Hier in Trient fanden sich, beim Wiederbau des freundlichen Gasthauses zur Rose, wo ich stets gern einkehre, vor wenigen Jahren, Menschengebeine in einem tiefen Kellergeschoſs, und dieser räthselhafte Fund wurde nur dadurch erklärt, daſs frühere Besitzer des Hauses Reisende beraubt und ermordet haben müssen. Solche Reisende gingen dann verloren, und niemand war im Stande, ihre Spur zu ermitteln. Auch von der Europa sind solche Sagen im Umlauf, und wenn sie sich auch nicht verbürgen lassen, und gröſstentheils nur auf Muthmaſsungen beruhen, so sind sie doch so allgemein verbreitet, daſs man nicht ohne Schauer an jene Zeit zurückdenken kann, und gewiſs mit einiger Beruhigung seinen Paſs in das Register der Polizei eintragen läſst, sollte es selbst einen kleinen Aufenthalt verursachen. —

Ein lautes Singen und ein immer wachsender Auflauf lockte uns ans Fenster. Ein langer Zug von Geistlichen, Fackeln tragend, kam die Straſse herauf, mit Bildern und Fahnen, von einer ungeheuern Menge gefolgt. Es war keine Procession; sie schritten rasch, als wenn es Eile hätte, und sie irgendwo erwartet würden. Alle Leute, die auf der Straſse waren, fielen auf die Kniee und bekreuzten sich. Man trug „das hochheilige Gut" zu einem Sterbenden, der dem Gasthofe gegenüber wohnte. Der arme Sterbende! wenn er noch bei Besinnung war, so wurde der Trost, den ihm die Religion spendete, von dem Lärm, den das Volk dabei machte, gewiſs sehr getrübt. Er ist wahrscheinlich bald nachher gestorben; denn am andern Morgen schon sah ich ihn im Sarg in der geöffneten Hausthür liegen, wodurch ein jeder muſste, der in dem Haus etwas zu thun hatte, und das waren Viele; denn das Haus war groſs und wurde von mancherlei Menschen bewohnt. Das war aber mit Vorbedacht geschehen. Denn an dem Sarge hing Weihkessel und Wedel, und keiner ging vorbei, ohne eine fromme Sprengung vorzunehmen und eine Gebetformel dabei zu murmeln. Auch keiner, der auf der Straſse vorüberging, unterlieſs es. Um die Leute aufmerksam zu machen, waren lebensgroſse Bilder zu beiden Seiten der Thüre aufgehängt, Gerippe vorstellend, das eine mit einer Kutte behängt, das andere in militärischer Kleidung. Das Ganze machte einen barocken, und keineswegs tragischen Eindruck, wenn nicht unwillkürlich unser Blick wieder auf der Leiche haftete Ein Bilderhändler in der Nähe zeigte sich bemüht, auch sein Schärflein beizutragen, um die Vorübergehenden in die rechte Stimmung zu versetzen. Er hing zwei groſse geätzte Blätter vor die Fenster, von denen das eine die Unterschrift: *il giusto moribondo*, das andere: *il peccator moribondo* führte. Auf jenem erblickte man einen ruhig Entschlummernden, Engel zu Häupten seines Lagers, Päpste und Bischöfe tröstend zu ihm tretend, und in der Ferne Christus und die Heiligen bereit ihn zu empfangen. Auf diesem lag ein gräulich verzerrter Leichnam, von den Lüsten und Sünden der

Welt umgeben, und gräuliche Teufel, die sich um seinen Besitz zankten. Ein Haufe löste den andern vor diesen Bildern ab, und manch schönes, braunes Landmädchen athmete tiefer, und seufzte wohl gar. Bei jungen Burschen habe ich diese Bewegung nicht gemerkt. Sie schauten nur etwas ernster drein. —

Fast in jedem Gasthofe Wälschtyrols sind die Hausknechte Deutsche. Erstens glaube ich nicht, daſs man diese breitschulterigen, ehrlichen und arbeitsamen Bursche in den italienischen Thälern antrifft, zweitens geschieht es, um mit den deutschen Kutschern und Frachtfuhrleuten fertig zu werden, welche so häufig diese Straſse ziehen. Wer daher mit den geschniegelten Camerieren nicht Lust hat zu unterhandeln, frage nur gleich nach dem Hansel oder Seppel, und kann dann überzeugt seyn, eine genügende Auskunft über alles zu erhalten. Diese Hausknechte wissen auch gewöhnlich, wann deutsche Retourfuhrleute eintreffen, und haben Aufträge von diesen, ihnen Reisende zu werben. Dieſs ist besonders bei der Rückreise nach Deutschland zu berücksichtigen. —

In der Rose findet keine Table d'hôte statt, sondern man sagt, was man zu essen wünscht, und wird zur festgesetzten Stunde bedient. Diese Art, seine Mahlzeit zu machen, ist zwar etwas theurer, als die in Deutschland gewöhnliche, aber ungemein bequem und angenehm. Man findet sie in mehreren Gasthöfen der Lombardie. Ich hatte hier, wo ich sie zum erstenmale fand, nicht Ursache, mich darüber zu beschweren, und war mit einem saftigen Beefsteak, einem Fische, und Francolini, herrlichem Vogelwilde, sehr zufrieden gestellt. Der Wein mundete mir nicht in gleichem Maſse. Der Trientiner ist dick wie Dinte, dabei hitzig, und mit Wasser vermischt nicht angenehm zu trinken. Hier muſs man sich an Vinpiccolo (Halbwein) halten, der auch gewöhnlich in den Haushaltungen getrunken wird.

Es ist in dieser Gegend gewöhnlich, seinen Tisch wenigstens mit einer Schüssel der delicatesten Vögel besetzt zu sehen. Dieses findet man überall, in der gewöhnlichsten Kneipe, auf dem Lande, in der Stadt. Sie machen das saftige Beiessen zur trockenen Polenta, und Lerchen, Wachteln, oder gar Ortolane werden dazu beigegeben. Der Vogelfang wird daher hier mit Leidenschaft und im Groſsen getrieben. Zu diesem Ende werden Gruppen von Bäumen oben abgekappt und mit einem Netze versehen, während der Vogelsteller von einem seitwärts erbauten Thürmchen, oder einem höhern Baume, seine Observationen macht. Dergleichen Vogelherde sieht man ringsumher auf jeder Anhöhe, und sie erstrecken sich von nun an bis weit in Italien hinein. —

Trient ist bereits vor langen Zeiten von den Toscanern der Sage nach gegründet worden. Schon Strabo, Plinius und Ptolemäus erwähnen dieser Stadt. Nach und nach herrschten Gothen, Lombarden und die römischen Kaiser in ihr. Dann fiel sie den bayerischen Herzogen zu, bis ihr Bischof ihr Herr wurde, und den Titel eines Reichsfürsten erhielt. Das Bisthum von Trient begriff 70 Quadratmeilen, mit 150,000 Seelen.

Eine hohe Mauer umgibt die Stadt. Das Schloſs, auf einem Hügel liegend, zum groſsen Theil aus gelb gesprenkelten Marmorquadern gebaut, ist leider ganz verfallen; es gewährt jedoch noch immer einen imposanten Anblick.

Die Domkirche ist ein schönes, gothisches Gebäude. Sie ist dem Bischof und Märtyrer S. Vigilius geweiht. Er lebte zu Ende des vierten Jahrhunderts, und wird im ganzen Lande sehr verehrt. Er starb durch Henkershand im Jahre 403, weil er den Zorn der Heiden auf sich lud.

An dem Tage dieses Heiligen zeigt Trient sich von seiner glänzendsten Seite; es ist für jeden Reisenden interessant, es dann kennen zu lernen, und obgleich ich mich am 26 Junius mehrere Stunden davon entfernt befand, so wollte ich doch nicht die Gelegenheit versäumen, daran Theil zu nehmen; und da aus allen Gegenden Tyrols Andächtige und Neugierige dahin zusammenströmen, so war es mir leicht, mich einer heitern Gesellschaft der letztern anzuschlieſsen, um das Fest mitzumachen.

II. Capitel.

Sanct Vigilius in Trient.

Ansehen der Stadt. — Vorabend des Festes. — Dom. — Sta. Maria Maggiore. — Das Concilium. — S. Simonin. — Die Orgel in St. Maria. — Trienter Sagen. — Der Palast des Teufels. — Signor Felice Mazzurana. — Der Podestà, Graf Giovanelli. — Eine Oper von Pacini. — Italienischer und deutscher Theatergeschmack. — Ambulante Virtuosen. — Der Quacksalber. — Die Predigt im Dome. — Die Procession. — Der Fürstbischof. — Die schönen Mädchen aus Roveredo. — Vergnügungen im Freien. — Das Feuerwerk. — Eine Oper von Donizetti. — Der Morgen nach dem Feste.

Nichts wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provincialstadt in Deutschland während vier und zwanzig Stunden eine so totale Umwandlung zu verleihen, als das Fest des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde sich wahrhaft in gewissen Stunden, z. B. Nachts, in den Zwischenacten der Oper, vor dem Kaffeehaus, oder Mittags bei der wohlbesetzten Tafel in fröhlicher Gesellschaft nach den bedeutendsten Städten versetzt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köstlichsten Genieſsens in den Mienen der Vornehmern, des Anstaunens in den Gesichtern der Andern zu lesen wäre. Kenner groſser Städte und ihrer Sitten vermissen bald das scheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derselben auszeichnet, die das Bewundern den Fremden überlassen und zu genieſsen verstehen, ohne durch übertriebene Aeuſserungen sich nur den Genuſs im geringsten zu verkümmern. Dieſs abgerechnet, ist Trient während seines glänzendsten Festes eine groſse Stadt, und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit groſsem Geschick. Es hat seine Oper, sein Feuerwerk, seine Cafés, seinen Boulevard, seine nachlässigen Elegants, seine eleganten Mignonnen, einige Uniformen, ein paar Damen in höchster Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geschrei, Tumult, Musik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiken, zahllose Bauern in Festtagskleidern, Wein, Bier und Monferini.

Das thut der Charakter der Italiener und Franzosen. Man gibt sich auf ganz andere Weise solchen Festen hin, man will etwas dabei vorstellen. Trient ist das ganze Jahr nichts, am Vigiliusfeste erhebt es sich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten, nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zusehen wollen, wie der Geringere sich mit seinem Genuſs abmüht, bestreiten hier vom frühesten Morgen bis spät nach Mitternacht die ersten Stände die Kosten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutsche Feste ändern nichts an der Physiognomie der Städte, wo sie gehalten werden, sie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur gröſsern Nachdruck und Schärfe. So z. B. macht das Octoberfest aus München eine complete Landstadt, voll brüllenden, blöckenden und meckernden Viehes mit herumziehenden Schützenfahnen, einer sächsischen Vogelwiese u. s. w., und gibt somit, statt es groſsartig umzugestalten, seinem ursprünglichen, sehr anziehenden idyllischen Charakter ein bedeutenderes Relief.

Ich hielt am Vorabende des Festes meinen Einzug in Trient, als gerade mit allen Glocken geläutet wurde, und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Musik von entgegengesetzten Enden in die Strada longa einritten, um ihre Künste für den Abend zu verkündigen. Die Gesellschaften waren ziemlich zahlreich, obgleich sie nur drei bis vier Pferde hatten, denn eben so viel Personen saſsen auf einem jeden; ein Paar gingen noch überdieſs zu Fuſs. Es lief eine Menge Volks zusammen, Guitarren, Flöten, Geigen und der Gesang herumziehender Musikanten mischte sich in den Lärm; die Handelsleute liefen aus den Boutiken; an den Straſsenecken klebten groſse Zettel mit schönen Verheiſsungen: *Li Arabi nelle Gallie* von Pacini bei beleuchtetem Hause, zwei blonde Engelsköpfe aus Roveredo, die einer meiner Reisegefährten genau kannte und freundlich grüſste — Alles verhieſs Lust und Freude, und in angenehmer Stimmung rollte ich in den Thorweg des Signor Mazurana, über welchem der göttliche Stier mit der holden Prinzessin Europa, zierlich in Blech getrieben und vergoldet, prangte. Es waren noch Zimmer genug vorhanden, wie uns der Cameriere versicherte, und wir drei Personen erhielten vorläufig Eines mit zwei Betten und der Verheiſsung, noch eines mit einem dritten für die Nacht zu bekommnn. Auf unsere Bemerkung, ein anstoſsendes, worin drei Betten befindlich waren, sogleich für uns in Beschlag nehmen zu wollen, ward uns sehr höflich entgegnet: „Dieſs sey zu schlecht für uns, man werde uns ein eleganteres einräumen.“ Wir beschieden uns damit, und nahmen in dieser Hoffnung Besitz vom Gasthof *all' Europa* für die Dauer des Vigiliifestes.

Dieser Vorabend brachte nichts Merkwürdiges. Alles, was wir beim Hereinfahren mit Einem Blicke übersehen hatten, wurde nun, die Blondinen ausgenommen, etwas genauer beaugenscheinigt, ohne dadurch interessanter zu werden. Jene lieblichen Roveredanerinnen waren aber vom Fenster und aus unserem Gesichtskreise verschwunden. In der Hoffnung, sie auf frommen Wegen zu finden, besuchten wir einige Kirchen. Wir fanden aber auch hier von ihnen keine Spur, wohl aber den Dom mit prächtigen Teppichen behängt, den Chor mit seltähnlicher Draperie, den Thron des Fürstbischofs und die heiligsten Reliquien in kostbaren Gefäſsen in langer Reihe auf dem Hochaltar aufgestellt. In Sta. Maria Maggiore sahen wir die getreue Abbildung des Conciliums, das in dieser Kirche gehalten wurde *), und in St. Peter den kleinen St. Simonin von Trient, den dreijährigen Knaben, der nun schon viele hundert Jahre, in seinem Glaskästchen liegend, angebetet wird, weil ihn einst die Juden zu Tode gemartert haben sollen, um sein Blut zu erhalten. Das Histörchen ist an zwei Gebäuden der Stadt, wo der kleine Simon gewohnt, und wo die Mordthat verübt wurde, in Stein versinnlicht. Zwei alte Juden schnüren ihm mit einem langen Handtuche die Kehle zu, während ein altes teuflisches Weib dem in einer Schüssel stehenden Knaben mit einem langen Stilett recht vorsichtig die Seite öffnet, damit nichts von dem Blute verloren gehe.

14 [illegible]

Den armen Juden ist es nach dem Tode des kleinen Simon in Trient schlecht genug ergangen, und da sich zu gleicher Zeit eine ähnliche Geschichte bei Innsbruck zugetragen **), so gab dieſs das Zeichen zu ihrer völligen Ausrottung. Ich konnte die vertrockneten Züge der kleinen Mumie nicht ohne innern Schauer betrachten, da sie gleichsam schmerzhaft verzogen zu seyn schienen, so z. B. der schiefe, geöffnete Mund, der die kleinen Milchzähne des Kindes weiſs und glänzend sehen lieſs. Der Körper war mit

卐

---

*) Es währte bekanntlich von 1545 bis 1560, und während dieser 15 Jahre wogte ein Meer der glänzendsten Lustbarkeiten, ja Bälle sogar, um die in ernsten theologischen Streitigkeiten verwickelten Bischöfe und Gesandten.

**) Der heil. Andreas aus dem Dorfe Rinn.

schwarzen Flecken bedeckt, die von dem unterlaufenen Blut an den Stellen, wo die Nadeln eindrangen, herrühren sollen. Jedenfalls ist an dem Kleinen ein Gräuel verübt worden, um frommen Wahn zu nähren und Fanatismus zu erregen. Der arme Simmerl von Trient, wie ihn das deutsche Landvolk nennt, muſs sich jetzt an seiner vielhundertjährigen Heiligkeit für die schmerzvollen Qualen einer frühzeitigen Sterbestunde schadlos zu halten suchen.

Die Orgel in Sta. Maria Maggiore war ein bewundernswerthes Meisterwerk, von dem vielfältige Sagen berichtet werden. Daſs der Teufel dem Erbauer dabei geholfen habe, ist eine so gewöhnliche bei allen merkwürdigen Hervorbringungen des Mittelalters, daſs es fast überflüssig ist, sie hier zu erwähnen. Interessanter ist die, daſs die Trientiner den Meister blenden lieſsen, um ihm dadurch die Mittel zu benehmen, jemals wieder ein ähnliches Werk zu schaffen. Dieser aber bat um die Gnade, noch einmal, geblendet, zur Orgel geführt zu werden, um einem kleinen Mangel abzuhelfen, den er nur allein kenne, und ihr dadurch die höchste Vollendung zu ertheilen. Als ihm seine grausamen Mitbürger willfahrten, ergriff er ein scharfes Instrument und zerstörte schnell einige Pfeifen, und würde die Orgel vernichtet haben, wenn er nicht sogleich in den Kerker gebracht worden wäre. Trotz dieser Verstümmelung blieb die Orgel bewundert, bis ein Blitzstrahl sie in Asche legte. Seit einigen Jahren ist eine neue erbaut, und obgleich sie der vorigen nicht ganz gleich kommen soll, so wird sie doch für eine der besten in Italien gehalten. Man glaubt Fagotte, Flöten, Clarinette, Posaunen zu hören, und nie noch vernahm ich eine vollkommenere Nachahmung dieser Instrumente; alles horchte entzückt zu, und als am Schlusse des Amtes der Organist einen pomphaften Opernmarsch mit türkischer

Musik erklingen lieſs, da fehlte nicht viel, daſs ein lauter Applaus in der Kirche ausgebrochen wäre.

Die Oper rief uns um acht ins Theater, das an das Hotel der Europa stöſst, und so wie dieses von Herrn Mazurana erbaut wurde. Trient ist eine sagenreiche Stadt, und die Trientiner scheinen Phantasie zu besitzen. Ich weiſs nicht, ob zu der Zeit, als die Novelle in Italien blühte, sich ein Einwohner von Trient darin hervorgethan. — Der schöne Palast, den ich aus meinem Fenster sehe, mit der ächt italienischen Terrasse und der köstlichen Fernsicht auf grüne Feigenbäume und röthliche Berge, wird „der Palast des Teufels" genannt, und dieser mächtige Herr soll ihn in Einer Nacht erbaut haben. Lange stand er unbewohnt, und erst seit kurzem kaufte ihn für einen mäſsigen Preis ein Cavalier, der ihn so eben einrichten läſst. Und so auch hängt sich das lose Gespinnst der Sage um jenen langen, breitschulterigen Mann mit dem gelben, finstern Gesicht und den schneeweiſsen dicken Haaren, der in hinaufgeschobenen Hemdärmeln dort vor der Thür des Kaffeehauses steht und Eisstücke in einen kupfernen Zuber legt. Es ist der Erbauer der hübschen Häuser, die hier neben einander gereiht zu sehen sind, und die man ebenfalls gern dem Teufel zuschreiben möchte, wenn man nicht wüſste, daſs sie von Herrn Mazurana selbst herrühren. Man weiſs es sich noch sehr gut zu entsinnen, wie der gute Signor Felice in Trient einwanderte, einige Rasirmesser, ein Becken und etwas Seife in seinem Bündel, wie er dann Cameriere wurde und nichts hatte als Mühe und Plage, und wie er nun Häuser hat und Geschäfte aller Art, und ein sehr reicher Mann ist, obgleich man nicht weiſs, wie er es geworden, und allerlei davon fabelt. Der Mann, der das prachtvolle Kaffeehaus in Padua erbaute, hatte früher ein uraltes Häuschen erstanden, das er einreiſsen lieſs, und bezahlte dann alle Kosten seines groſsen Baues

mit

mit Zechinen altvenetischen Gepräges. Hier war der plötzliche Glückswechsel sehr erklärlich. Bei dem Parvenü von Trient kann er so klar nicht nachgewiesen werden. Herr Mazurana ist übrigens ein Mann von Energie und groſser Thätigkeit. Einst wird vor seiner Thüre die Straſse gepflastert. Es ist Sonnabend und bereits spät; er wünscht, daſs die Arbeit bis zum Sonntag beendigt sey. Ein Platzregen treibt die Pflasterer unter Dach, und die Sache scheint unmöglich. Da stellt er hinter jeden Arbeiter einen Kerl mit einem Regenschirm, gibt Wein vollauf zu trinken, und die Straſse wird während des heftigsten Regengusses gepflastert. Dergleichen Extravaganzen dienten aber nicht wenig dazu, den Mann bei seinen Mitbürgern in sonderbarem Rufe zu erhalten.

Das Pflaster in Trient ist übrigens vortrefflich; die Trottoirs wetteifern mit den schönsten, die ich kenne. Diese Zierde verdankt es, wie auch den prächtigen, noch nicht beendigten Campo santo und manches Andere, seinem verdienstvollen Podestà, dem Grafen Giovanelli. Wegen der Bestreitung des Pflasters entspann sich ein Zwist zwischen diesem und der Bürgerschaft; eben so wurden die Summen zum Ausbau des Rathhauses nicht bewilligt, die von dem Grafen, der gern groſsartige Plane entwirft, allerdings ziemlich bedeutend angeschlagen wurden. Die Folge ist, daſs sowohl die Strada larga, eine der Hauptstraſsen, noch in jenem kläglichen Zustande der Pflasterung sich befindet, der noch vor wenigen Jahren in Trient allgemein war, als auch, daſs das Rathhaus, mit der Aufschrift: *Municipalità*, gerade nach dieser Straſse hin, eine wahrhaft abschreckende Zierde durch kolossale Strebebalken und Stützen erhalten hat, die es vielleicht nicht einmal nöthig haben mag. Man sagt jedoch, daſs der Podestà durch diese Maſsregel seinen Zweck erreichen werde, und die stolzen Trientiner, um dieser Verunzierung abzuhelfen, bereits in einer Unterhandlung mit ihm begriffen seyen.

Was die Oper betrifft, so kann ich wenig Gutes davon berichten. Das Theater ist schön; es hat vier Reihen Logen, deren jede mit zierlichen blauseidenen Vorhängen tapeziert ist, dabei versehen mit Spiegeln, Sophas und brennenden Wachskerzen. Diese erhellen zwar das Innere der Logen, aber nicht den Saal, dessen Beleuchtung unter Null ist, denn es ist darin stockfinster. Dafür hat man das Vergnügen, die Bewohnerinnen der Logen im schönsten Lichte zu sehen: ein Vorzug vor vielen deutschen Theatern. Pacini's groſse Oper hatte einen Ernst zum Lachen und eine Trauer zum Tanzen. Ich will nicht behaupten, daſs die Musik nicht Schönheiten enthalte. Das erste Finale könnte einen wilden Deutschen abgeben, wenn ihn Strauſs arrangiren wollte. Das Ganze erschien mir aber etwas verwirrt, doch das lag wohl zum Theil auch an den Künstlern. So etwas ist für vollendete Virtuosen berechnet, und deſshalb fallen solche Opern in Deutschland auch gewöhnlich durch, wo die Sänger hiezu gewöhnlich mangeln. Der Trientiner Impresario, der ungefähr mit 10,000 Zwanzigern oder 4000 Gulden seine *fiera di San Vigilio* bestreiten muſs, kann dafür nichts Berühmtes engagiren. Der Contr'alt war nicht übel, die Prima Donna hingegen über die Jahre der Reize hinaus, mit schwankender Stimme, der Tenor in Stellen des Affects unangenehm, in sanftern und in der Cantilene weich und lieblich *à l'italienne*, der Baſs in der Maske eines Greisen würde mit seinen leidenschaftlich-jugendlichen Bewegungen und eben solcher Stimme in Deutschland ausgelacht worden seyn; hier wurde er beklatscht. Der verschiedene Geschmack der Deutschen und Italiener in Theatersachen ist sattsam bekannt; ich liebe aber dennoch, kleine Züge, wo sie sich mir darbieten, zu sammeln und gelegentlich mitzutheilen, um so manches Allgemeine näher zu bestimmen und Resultate zu gewinnen. Einige deutsche Freunde aus Meran, die mich begleiteten, erklärten, daſs ihnen ihre Oper, eine herumziehende deutsche Gesellschaft, die jetzt zufällig dort ist, viel mehr Genuſs gewähre als die Trientiner. Zwei Abende später war ich in Meran bei der Vorstellung des Zampa gegenwärtig, wo ich zwei junge Leute aus Borgo di Valsugana bemerkte, die bei den ersten Tacten, die ein armes junges Mädchen zu singen begann, zu lachen anfingen und erst mit dem Fallen des Vorhangs nach dem ersten Acte zu lachen aufhörten; dann gingen sie fort. Den Borgesen war sicherlich eine gute Oper ein eben so seltener Genuſs als dem Meranern. Aber der Italiener ist mit seinen Forderungen an das Theater viel mehr im Klaren als der Deutsche. Das, was das Theater in Trient darbot, war für uns mit dem Namen einer mittelmäſsigen Oper immerhin zu belegen; in Italien gehörte sie vielleicht zu den schlechtern in diesem Augenblicke. In Deutschland werden die „Araber in Gallien" in Augsburg, Nürnberg, Köln, Bremen, Hannover, Danzig, kurz in Städten von 30 bis 60,000 Einwohnern, gewiſs nicht besser gegeben. Das Orchester war vollständig und bestand gröſstentheils aus Musikern, die von Verona herübergekommen waren, der Chor zählte sechzehn Individuen. Die Solisten waren in dem Eröffnungsprogramm genannt und alle Fächer besetzt. Die Oper in Meran war hingegen nichts: ein Häufchen armer Schauspieler, die zur Noth singen müssen, ohne alle Schule, die vielleicht nie einen guten Sänger zu hören Gelegenheit hatten, die Solostimmen und Chor zugleich sangen, mit einem Orchester aus Dilettanten, alles unvollkommen besetzt: so wurden Fra Diavolo, Zampa, Maurer und Schlosser gegeben. Ein Fenster stellte ein Haus vor, ein Baum einen Stein, Wienerisch Deutsch, ein wilder Schreier einen Sänger, und ein zusammengerichtetes, unkenntliches Quodlibet eine Oper. Aber der Deutsche nimmt dieſs alles mit andächtiger Aufmerksamkeit hin; wir besitzen die Phantasie der Kinder. Der furchtbare Seeräuber Zampa im alten, schwarzen Mantel erschreckt, die Marmorbraut erregt Spannung; die Zuschauer denken sich herrlich in die Situation, sie wollen aber auch nichts davon verlieren. Der Italiener schwatzt in Trient wie in Mailand und Neapel, wenn die Comparsen aufmarschiren und die schlechten Chöre abgeleyert werden, und sollt nur bei den ausgezeichneten Stellen Beifall und Bewunderung. Er bringt mehr Urtheil mit in sein Theater, wir mehr Bewunderung. Ich unterschreibe daher nicht unbedingt, was so viele behaupten wollen, der Deutsche sey kälter als der Wälsche; im Theater gewiſs nicht. Des Wälschen hergebrachte Beifallszeichen mögen lärmender seyn, aber diese selbst zeigen, wie er die Sache nimmt; der Deutsche hingegen hegt eine stille Wärme, eine wahrhaft übertriebene Leidenschaftlichkeit für das Theater und die Schauspieler.

Nach dem Theater entlud sich ein herrliches Gewitter gerade über Trient, und versprach uns Kühle für den morgenden Tag; indeſs muſsten wir drei mit den zwei Betten uns begnügen, da der Cameriere behauptete, uns kein drittes versprochen zu haben. Unser Widerspruch half nichts, und da auch die andern Gasthöfe übervoll waren, so machten wir gute Miene zum bösen Spiel. In dieser Nacht glich die Europa einem Karawanserai; überall schlafende Pilger, Thüren und Fenster die ganze Nacht offen, Schläfer auf den luftigen Gängen, die Köpfe in geöffnete Fenster gelegt, die oft fünf Schläfer in Einem Bette sehen lieſsen. Man weiſs, daſs italienische Betten eine ansehnliche Breite haben. Als das Gewitter schwieg, verkündete Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Straſsen ziehende Musik den Anfang des Festes, uns, die wir schlecht geschlafen hatten und nun erst uns des Morgenschlummers erfreuen wollten, eine unwillkommene Störung. Wir eilten auf die Straſse, die schon ein festliches Leben füllte. Obgleich das Gewitter und der dasselbe begleitende Wolkenbruch die Wege im Gebirge unwegsam gemacht hatte und demnach an 7000 Landleute ausgeblieben waren, so war doch die Menge derselben immer noch sehr ansehnlich. Die Trachten zeigten wenig Malerisches. Der italienische Bauer dieser Gegend liebt es, sich in ein zweifarbig schillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hievon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen groſsen runden Hut. Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weste. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauem Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreise gelegt und eine hübsche Silbernadel durchgesteckt. Die Gesichter der Mädchen, stark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübsch, zogen unsere Blicke an. Einige Weiber aus Val Tesino trugen sich sonderbar, doch nichts weniger als schön. Die Röcke waren von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchstreifen besetzt; hiezu ein schwarztuchenes Mieder mit rothem oder hellblauem Brustlatz, ein dickes weiſses Musselintuch um den Nacken und vorne so befestigt, daſs die starke Brust darin wie in einer Schlinge ruhte; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein groſser, fast dreieckig gebogener Männerhut, darunter eine Haube. Wir setzten uns vor ein Kaffeehaus und lieſsen die bunten Gruppen an uns vorbeiziehen, die in den aufgestellten Buden die Gegenstände besahen, handelten und kauften.

Die Menge der ambulanten Virtuosen, welche die Luft mit Gesang und Spiel erfüllten, war auſserordentlich. Hier zwei ziemlich corpulente Schönen, welche die Harfe spielten, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Cello behandelte; weiterhin ein altes Paar, sie mit einer Guitarre, er mit einem Stäbchen im Munde, alle Sangvögel auf das täuschendste nachahmend und Gesichter schneidend, die niemand ohne Lachen ansehen konnte; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuosen mit dem Munde Horn und Fagott auf komische Weise nachahmten; diese Duette, jene Arien singend; Redner, Improvisatoren, Taschenspieler, Bajazzo und Marktschreier im bunten Gemische: das Ideal eines Jahrmarktes von Plundersweilern, zu welchem Goethe schwerlich die Züge in Deutschland zusammentragen konnte.

Ich mag mich nicht überreden, daſs alle diese Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge besitzt, aus der Ferne herbeigezogen waren. Mehrere von ihnen hatten nichts von der Abenteuerlichkeit, die solchen Nomaden schon im Aeuſsern anklebt. Es schienen mir alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Gesichtern und festmäſsig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachstübchen herabgestiegen waren, um durch musikalisches Kratzen und heiseres Krächzen nicht sowohl ihren Mitbürgern als sich selbst ein gutes Stündchen zu machen. Unter diesen bemerkte ich einen Violinspieler, der meine besondere Aufmerksamkeit anzog. Es war ein kleines, mageres Männchen, dessen dünne Beine in grauen engen Pantalons dicht an einen Höcker stieſsen, der den ganzen Oberleib ausmachte. Ein langer, weiter, wahrscheinlich geborgter Frack von blauem Tuche flatterte wie eine Wimpel davon hernieder. Den Kopf trug der Mann ganz bloſs, nicht nur ohne Hut, sondern auch ohne Haare; nur den Nacken zierten noch einige wenige von bedeutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt waren, wie der Roſsschweif auf den Helm eines Kriegers. Die Augen waren matt, und schienen einst bessere Tage gesehen zu haben, denn es lag ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige spielte. Die Nase war wirklich edel, dabei dünn und spitzig, wie dieſs bei verhungerten Gesichtern der Fall ist; der Mund breit gezogen, mit schmalen Lippen, das Kinn gar nicht vorhanden. So ragte dieser Kopf nur wenig über dem Höcker empor aus einer lose geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hatte Schule, doch war sein Strich nur schwach, es schien dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber suchte er allen nur möglichen Ausdruck hinein zu legen, und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich war, ergänzten Augen und Mund. Jene drehten sich empor gen Himmel und schienen sich mit Thränen zu füllen; dieser öffnete sich, die Lippen zitterten, er wollte sprechen, er floſs von innerer Seligkeit über, aber er konnte kein Wort für sein überschwängliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nahm Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine standen fest und starr, sie, die ohnedieſs zu schwach waren, den Mann, die Geige und sein Gefühl zu tragen; dafür aber hoben sich die Schultern und senkten sich wieder wellenförmig, und selbst der Höcker hüpfte dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebte. Meine Freunde lachten, wenn sie den armen Geiger anblickten und sagten boshaft: „sehen Sie nur, wie so ein Italiener sich verstellen kann, er thut, als spiele er mit Ausdruck, und mit welchem?“ Mir thaten diese Bemerkungen weh, denn ich fühlte mit, was der Mann fühlte. Aus der Küche stieg ein Gemisch von aromatischen Düften, man schickte sich an, das Essen aufzutragen und uns beide hungerte. Ich hatte die

Aussicht meinen Hunger zu stillen, er hungrig zu bleiben. Sein melancholisches Spiel drang mir zu Herzen, und ich gab ihm doppelt.

Als Seitenstück zu meinem Geiger kann ich drei Knaben aus dem Grödener Thale nennen, die mit einiger Aisance im eigenen Einspänner zum Feste gezogen waren. Sie waren anständig gekleidet, in Grau und Grün, den Hut mit dem Gemsbart und Blumen geziert. Es war Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinspieler mochte zehn Jahre alt seyn; man nannte ihn überall „den kleinen Mozart.“ Ein hübscher Junge mit pechschwarzen Augen und einem trotzigen Gesicht, der, ächt deutsch, kaum den Hut rückte, wenn er Geld erhielt. Er stemmte die Violine an die Brust und spielte mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier-, bald dorthin drehte, und mehr an dem Theil nahm, was um ihn vorging, als an seinem Spiele. Dieſs selbst war jedoch überraschend gut; er griff sehr rein und sein Strich war fest, dabei trug er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, sein hübsches Aussehen und seine Fertigkeit, so wie auch die Strauſsischen Walzer, welche dieses Kleeblatt zum Besten gab, hatten es zum Lieblinge des Publicums erhoben, und sie nahmen dreifach ein, wo mein armer melancholischer Violinspieler mit dem Höcker froh seyn muſste, das Einfache zu erhalten. Und doch war mehr vom Künstler in ihm, als in dem kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hatte uns die Anwesenheit eines berühmten Arztes gemeldet, und wir machten förmlich Jagd auf ihn, da wir hörten, daſs er zu Pferde die Stadt durchstreife und auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheile, sondern auch Operationen vornehme.

Welch eine Freude für mich, einen solchen Mann zu sehen, einen Quacksalber! Wo in Deutschland darf sich ein solcher noch in seiner alten Glorie sehen lassen? Alle diese freundlichen, belustigenden Gestalten sind nach und nach aus unserm Lebensdrama verschwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich schleichender Quacksalber, wie es deren überall in Deutschland gibt, ohne Tressenrock und Hanswurst, ist ein Mörder, der öffentliche, der sich als solcher verkündet, der Theriak und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und schröpft, ist ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern speculirt. Eine schreiende Menschenmenge und der quäkende Ton einer schlechten Clarinette gaben uns bald zu erkennen, dafs wir unsern Mann gefunden hatten. Er machte sich nur mit Mühe auf seinem Pferde Platz, schwenkte es jedoch so geschickt hin und her, dafs bald ein weiter Kreis um ihn gebildet war und er nun mit lächelnder Miene seine Clarinette in den Mund steckte, um noch mehr Zuhörer herbei zu locken. Nach einem kurzen marschartigen Stücke hob er sich im Sattel und begann mit volltönender Stimme seine Anrede. Er nannte uns alle: „meine Brüder!“ Sein Vortrag war anfänglich ruhig, dann kam er in Feuer, schimpfte auf alle Facultäten, lachte über die Aerzte in Verona und Wien und sagte: „Ihr mögt euch getrost, meine Brüder, an diese wenden, Abhülfe eurer Leiden werdet ihr nur bei mir finden.“

Jetzt zog unser Arzt einen grofsen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Instrumente sichtbar waren, und hing ihn an seinen Sattelkopf. Ich bemerkte Zangen, Hämmer und Sägen, wie sie ein Grobschmied zu verfertigen im Stande ist, dann einige Messer von unterschiedlicher Länge. Er betrachtete diese Dinge ohne Schauder, und bewufst seiner Kraft und Geschicklichkeit, womit er sie zu handhaben verstand, rief er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das schnellste abzuhelfen. Es drängten sich zwar Einige hinzu, um das Arsenal des Doctors in Augenschein zu nehmen, aber niemand schien Lust zu haben, sich einer Probe zu unterziehen. Er aber fuhr ohne Pause in seiner Rede fort. Was jetzt an die Reihe kam, war eine Menge Bruchbänder, die er dem Volke hinhielt. Er erging sich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärte mit reicher Suade die verschiedenen Arten der Brüche und die Zweckmäſsigkeit seiner Bänder. Er versicherte, selbst zwei ausgezeichnete Brüche zu besitzen, und zeigte augenscheinlich an seinem eigenen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach diesem erbaulichen und belehrenden Vortrage kamen die Klystierspritzen an die Reihe. Er zog deren von verschiedenem Kaliber hervor, zeigte ihre Structur und erklärte ihren Nutzen. Das Getümmel hatte jetzt dergestalt zugenommen, und die Hitze wurde auf dem Platze so drückend, daſs wir uns fort machten, ohne das Ende des Vortrags abzuwarten. Da die Operationen des Zahnausziehens nun unmittelbar folgten, so war es ohnehin die höchste Zeit für uns. Der belustigende Theil war vorüber.

Wir wandten uns nun dem Dome zu, wo eben die Predigt gehalten wurde. Gleichwie der Feuerwerker, die Operngesellschaft und mehreres Andere noch, so war auch der Prediger verschrieben worden. Man wollte an diesem Tage das Ausgezeichnetste vereinigen. War es, daſs das Bild des Quacksalbers und der Ton seiner Rede noch zu lebendig in mir war, oder daſs mein Geist nicht im Stande war, sich dem feierlichen Ernste zuzuwenden — genug, ich konnte nicht aufhören, bei dem Prediger an den Quacksalber zu denken. Auch der Prediger nannte uns Brüder wie jener, es war derselbe Ton der Stimme, dieselbe Art zu declamiren. Auch er lachte laut und bitter über die Thorheit der Welt. Dann erhob ihn sein Feuer immer mehr und mehr; er begann zu zittern, zu wimmern, und endlich weinte er so stark, daſs alles mitweinte. Dieſs war der Culminationspunkt; die Predigt war aus.

Die Kirche leerte sich, und man ging, um drauſsen festen Standpunkt zu gewinnen und die Procession mit anzusehen. Die üblichen Fahnen eröffneten diese. Sie marschirten in langen Zwischenräumen, doch rangirten sich nicht, wie in Deutschland, fromme Beter ein. Die Zwischenräume blieben leer, und alles zog vor, die Procession anzusehen, statt an ihr Theil zu nehmen. Die Capuziner in langer Reihe folgten, ihr mit den herrlichsten Blumen reich geschmücktes Kreuz tragend. Dann kamen die Franciscaner mit ihrer Fahne in noch gröſserer Anzahl. Ich habe nie so viele Mönche dieses Ordens beisammen gesehen; sie hatten ein trauriges Aussehen. Der Zug hielt, und ich konnte ihre Köpfe genauer betrachten. An einigen zeigte sich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entsagung. Ein alter, langer, hagerer Mönch zog aus seinem Aermel eine kleine beinerne Schnupftabaksdose und schnupfte mit groſsem Appetit. Ich muſste an Yoriks Franciscaner denken. — Jetzt erschien der lange Zug theologischer Studenten, abermals ein Studium für den Physiognomiker. Ich versuchte zu errathen, wer von seinen Angehörigen gezwungen diesen Stand ergriffen hatte, und wer es aus eigenem Antriebe gethan; wer einst zu hohen geistlichen Ehren steigen würde, wer seinen ganzen Ehrgeiz darein setzte, einst eine fette Pfründe zu erschnappen, und wer nur in der Frömmigkeit das ganze Heil seiner Zukunft suchte. Das letzte war am allerschwersten zu ermitteln. Ich bemerkte einen jungen Menschen mit einem feinen bleichen Gesichte, die Augen zu Boden geschlagen, und ein Buch, das er in der Hand hielt, an die Lippen gedrückt. Dieſs war ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit von allem Weltlichen, und eben dieser konnte die stolzesten Plane für seine Zukunft im Busen bergen. Nirgend wie hier führt Demuth und Unterwürfigkeit zum sichern Ziele. Nun folgten die Pfarrer und das Domcapitel; alle trugen kostbare Gefäſse, worin Reliquien des heiligen Vigilius waren. Man machte mich auf einen Schrein von Glas aufmerksam, worin die Zunge des heiligen Mannes sichtbar war, die einst so feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Ich fand sie übermäſsig groſs und dick, und selbst für einen solchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wurde der silberne Sarg, mit der goldenen Inful und dem Stabe darauf, unter einem Baldachin getragen; der Fürstbischof, die Hand des Heiligen in der seinigen, folgte. So wie die Zunge, war die Hand von übermäſsiger Dimension; doch man wird nicht mehr darüber erstaunen, wenn man weiſs, daſs diese Hand es war, welche die Felsen auseinander schob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es keinen Ausgang mehr gab. Jetzt noch bedienen sich alle jene, welche Stenico besuchen wollen, dieses von Vigilius gemachten Felsenpasses, und auch auf diese Weise wurde er daher ein Wohlthäter dieser Gegend, und Trients insbesondere, das von dort seine besten Lebensmittel bezieht.

Der Fürstbischof Luschin, eines Landmannes Sohn aus Kärnthen, *) ist ein hoher Mann von groſser äuſserer Würde. Das Ansehen, wozu ihn sein Rang erhebt, wird noch durch seinen Wandel um Vieles vermehrt. Er besitzt durchaus kein Eigenthum, weil er sein ganzes Einkommen den Armen verschenkt und sich selbst oft die Bedürfnisse der Bequemlich-

---

*) Er ist jetzt Fürst-Erzbischof von Lemberg, und sein Nachfolger in Trient ist der eben so ehrwürdige Bischof von Feldkirch, von Tschiderer, geworden.

keit entzieht, um seinem Hange zur Wohlthätigkeit zu genügen. Dabei kennt man ihn als einen der erleuchtetsten und gelehrtesten Geistlichen. Die Würde seines äuſsern Benehmens zeigte sich bei dem Hochamt im schönsten Lichte, obgleich das unendliche Ceremoniell und der unaufhörliche Wechsel der Kleidung bei der groſsen Hitze die Kräfte des Mannes ganz aufgelöst zu haben schienen, was sich jedoch nur dann kund gab, wenn er während der Musik auf seinem Thronsitze Platz genommen hatte. —

Nachdem das Hochamt geendet war, durchzog man die Straſsen, und dieser Moment war einer von denen, wo Trient einer groſsen Stadt am ähnlichsten war. Die Damen hatten gröſstentheils sehr elegante Toiletten gemacht; die meisten waren ballmäſsig in Flor gekleidet, und die Herren hatten einen Anstrich von Ungezwungenheit, den man in Provincialstädten selten findet. Hier wurden die schönen Roveredanerinnen wieder sichtbar und einstimmig als die schönsten Damen des Festes proclamirt. Dieſs machte einen jungen Maler aus Roveredo so kühn, zu behaupten, daſs die Trientinerinnen keinen Vergleich mit den dortigen Schönen aushalten könnten, und wenn dieses auch einigen Widerspruch fand, so wurde doch allgemein Roveredo als der Sitz sehr schöner Weiber anerkannt. Ich eile, dieses der Welt bekannt zu machen. Ist es nicht ungerecht, so viele Jahre von Roveredo's Vorzügen in der Seidenzucht gesprochen zu haben, ohne dieser überwiegenden Vorzüge zu erwähnen? Schöne Weiber und Seidenwürmer! was ist interessanter? Wer zieht nicht eine liebliche Filanda von Intriguen allen andern Filanden der Fabricanten vor? wohlverstanden, wenn er nicht selbst zu den letztern gehört und bereits ein gewisses Alter erreicht hat. — Das Diner wurde von Klängen umrauscht, die ewig wechselten und nur manchmal zu den unangenehmen zu zählen waren. Alle *virtuosi ambulanti*, deren ich früher schon Erwähnung that, und viele andere noch lieſsen sich hören. Frische Ankömmlinge warteten stets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

Der Nachmittag wurde auf dem Schieſsplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zugebracht, wo sich die Bauern belustigten. Ueberall gab es Lärm vollauf, aber der Lärm, den die Seiltänzergesellschaft machte, um Leute anzulocken, verdient besonderer Erwähnung. Ich glaubte, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern hatten sich auf ein Gerüst über dem Eingange hingestellt, wo sie Trommeln, Becken, Pauken schlugen. Der Mann, der mit diesem und jenem sprach und ab- und zuging, blies nur dann und wann ein Stück eines Marsches auf der Clarinette dazwischen, die Familie aber hörte nicht auf zu schlagen, es mochte die Clarinette die Melodie dazu liefern oder nicht. Der Eifer und die Kraftanstrengung, so wie die Ausdauer waren dabei eben so komisch als bewundernswerth. Die Gärten um Trient zeigten sich nicht im besondern Glanze. Ungeachtet des Festes, wurde mitten unter den Gästen Heu eingebracht. Diese tranken gröſstentheils Bier, weil es seltener und theurer als der Wein, mithin festlicher ist; es war jedoch sauer und fast ungenieſsbar. Hin und wieder wurde ein Monferino versucht, der hier nationell ist; der groſsen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdeſs war auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das groſse Brettergerüste, das schon seit mehreren Tagen aufgebaut war, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze stellte einen Tempel vor; in dessen Mitte war der Sarg, oben die segnende Gestalt des Heiligen sichtbar. Alles war mit Raketen schön besetzt und verbrämt, und die schaulustige Menge umgab diese Feuerwerkdecoration, wie Kinder den Weihnachttisch, jubelnd und schreiend. Nach neun Uhr sprüheten die ersten Schwärmer in den schwarzen Gewitterhimmel, der sich über Trient ausspannte. Der Domplatz und die Strada larga wimmelten von Menschen; alle Fenster und Balkone waren mit geputzten Damen gefüllt, ebenso die aufgeschlagenen Gerüste. Jedes Stück des Feuerwerks wurde mit einem lauten Beifall begrüſst, der die Pausen ausfüllte und immer rauschender wurde. Man sah nach einander den Adler von Tyrol, den Namenszug des Kaisers und zuletzt den groſsen Tempel in Brillantfeuer. Das Feuerwerk war geschickt gearbeitet und gut aufgestellt, so daſs es ein jeder sehen konnte. Für den Preis von tausend Gulden wird man an keinem andern Ort etwas Bedeutenderes zu Stande bringen können. Jemand behauptete mit groſsem Ernste, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, haben nun fortwährend als Buſse die Kosten des Feuerwerks zu bestreiten. Wahr ist es, daſs hiezu ein eigener Fonds existirt, wozu die Stadt immer noch etwas beisteuert.

Nach eilf begab man sich in die Oper. Es wurde *l'Elisir d'Amore* von Donizetti gegeben; eine gefällige, heitere Musik, die zum Theil schon Volksmelodien geliefert hat. Besonders ist dieſs mit einer venetianischen Barcarole der Fall, die man überall hört und die freilich schon früher, wenn gleich in einer andern Stadt, Volkseigenthum gewesen. Donizetti hatte sie mit ihrem ursprünglichen Texte seiner Oper einverleibt. An diesem Abende zeigte sich die Gesellschaft in vortheilhafterm Lichte. Der Soccus stand ihr besser an, als der Cothurn. Die Scene, worin ein Quacksalber auf seinem Wagen erscheint und dem Volke seine Arcana verkauft, ist sehr gut componirt und erhielt groſsen Beifall. Nach dem ersten Acte strömte alles hinaus, um vor dem Kaffeehause sich zu erfrischen, denn die Hitze war jetzt noch erstickend.

In diesem Moment gewährte Trient, nach meiner Meinung, für einen weithergereisten Nordländer den überraschendsten Anblick. Ein guter Freund aus München, der nach Rom wollte und den ich zufällig traf, war ganz auſser sich vor Freuden. „Das ist nur der Vorhof von Italien", sagte er, „und schon so schön und herrlich!" Ich mochte ihn aus seinem Wahne nicht reiſsen, aber freilich habe ich Trient auch schon anders erblickt; es wird dort nicht alle Tage ein St. Vigiliusfest gefeiert.

Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgestorben war alles! Die Sitze vor dem Kaffeehause alle leer, die Wagenburgen vor den Hotels alle fort; wo sind die geputzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Musiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Decoration hatte sich in einer Nacht verändert. Der heitere Himmel sah bleichgrau hernieder und regnete langsam, das abgebrannte Feuerwerk zeigte eine zerrissene, geschwärzte Fronte, und der Platz davor war mit verbrannten Papier-Hülsen und halben Citronenschalen bedeckt, mit deren Inhalt sich Abends zuvor während Lust und Hitze schöne Kinder gelabt hatten. Ich erwartete Maulthiere, um sogleich über den Cosale nach Giudicarien zu reiten, denn ohne St. Vigilius ist Trient ein monotoner Ort. Aber die Maulthiere kamen nicht, und ich muſste wider Willen noch einige Stunden warten. Die Wolkenbrüche hatten alle Wege im Gebirge zerrissen, die Wellen des Gardasees vom tiefſten Grund aufgewühlt und, während die frommen Gemüther sich in Trient zwischen Sinneslust und Andacht wiegten und über den Himmel nicht die geringste Klage hatten, waren rings

rings umher die Elemente in fürchterlichen Aufruhr gerathen. Ein kräftiger Windstoſs hätte die verderbenschwangere Wolke um einige Stunden weiter treiben können, und unsere ganze Freude wäre zu Wasser geworden.

Mir hatten die Wolkenbrüche aber wirklich ein groſses Theil Freude fortgeschwemmt, denn ich muſste den beabsichtigten Ritt über ein herrliches Gebirge, in romantische Thäler, zu einer werthen, hochgebildeten Familie, die mich erwartete, aufgeben, um meine trübe Rückreise im einförmig herabrieselnden Regen anzutreten.

III. Capitel.

Roveredo.

Ansicht von Italien. — Der Corso. — Il Cavalletto. — Die Küche. — Deutsche Hausfrauen. — Das Oel in der Küche. — Die Roveredanerinnen und die deutschen Beamten. — Der Phantast. — Der Seidenhandel. — Ala. — Filanda Bettini und Filatorie Tacchi. — Inschrift an der Toilette. —

Jetzt sind wir in Italien! alle Gegenstände rufen es uns in die Seele, und wir jubeln innerlich still. Die Reben schlingen sich bis in die Gipfel der Maulbeerbäume, und hängen gleich Festons von einem zum andern. Hier fassen mächtige Trauerweiden und Akazien die Landstraſse ein, wie wir sie nie in Deutschland noch sahen, und die schlanke Cypresse, schieſst wie ein Minaret empor in die Luft. Hin und wieder sieht man schon Oelbäume; die Wohnungen haben nicht mehr das traulich Wohnliche, sie sollen nur nothdürftigen Schutz gewähren bei schlechtem Wetter: man bedarf ihrer nur selten: der Himmel ist so blau, die Sonne ist so warm, die ganze Bevölkerung hat es drauſsen besser und sonnt sich. Man hört nur noch das Deutsch, das etwa die Reisenden im Wagen sprechen; das Sauerkraut verschwindet; der Reis, die Pasta nehmen ihren Anfang. Die Etsch wird schiffbar; der Handel regt sich, man sieht hohe Häuser mit vielen Fenstern und unzähligen Stockwerken, es sind Fabriken. So, unter üppiger

Vegetation, in belebter Landschaft, eine ächte Stadt des Südens, tritt uns Roveredo entgegen, das die Deutschen noch Rovereith benennen.

Es ist Schade, daſs uns hier schon überall die italienische Sitte begegnet, die Landstraſse mit Mauern, statt mit lebendigen Hecken oder durchbrochenen Zäunen eingefaſst zu sehen. Dieſs raubt uns oft die Aussicht, und wir sind genöthigt im Wagen aufzustehen, wenn wir mehr sehen wollen, als uns die Höhen zeigen, die häufig mit zum Theil groſsen, bewohnten, zum Theil verfallenen, doch malerischen Schlössern und Vesten prangen.

Wir rollten über den Corso, den mehrere sehr ansehnliche Gebäude zieren. Die Paläste Alberti und Federigotti sind die bedeutendsten darunter. Es ist ein eigenes Ding um diese italienischen Paläste. So viele hohe und stattliche Fenster auch die Façade zeigt, alle sind verhängt oder durch Sommerläden verschlossen. In den obern Stockwerken, den Seitenflügeln fehlen oft sogar die Scheiben. Die offenen Hallen, mit den breiten Steintreppen stehen wüst und leer; eben so die langen Gänge und Corridors. Man glaubt, daſs niemand diese Prachträume bewohne. Aber oben, durch ein Seitenportal gelangt man dahin, haust der alternde Stammherr, oder die Wittwe, mit einigen Töchtern, in ein paar Zimmern voll verwitterten Glanzes, während der Erbe, bei seinem Regiment an der türkischen oder russischen Gränze, sein Hab' und Gut aufzehrt. Sie machen keinen freundlichen Eindruck diese italienischen Paläste! —

Zwei Gasthöfe liegen am Corso. An seinem Ende strahlt uns die Krone entgegen, in dessen Mitte lädt uns das Rössel (*il Cavalletto*) zum Absteigen ein. Wir kennen beide ganz gut, und rathen zum letztern. Der Wirth ist ein Halbdeutscher, seine Eltern waren Deutsche, und er spricht unsere Sprache. Alles ist reinlich und gut; das Haus sehr luftig gebaut und elegant; der Mittagstisch vollkommen, und kostet drei Lire, was man von nun an in allen Gasthöfen zahlen muſs.

Ce dîner est irréprochable! rufen wir mit einem französischen Reisenden hier um die Wette aus.

Wir hatten die feinsten Gemüse, Trüffeln im Ueberflusse, in Oel und in der Sauce, und ein Frucht-Dessert, das schwerlich alle Treibhäuser eines nordischen Fürsten hervorzubringen im Stande sind. Drei verschiedene Arten der kostbarsten Melonen zierten die Mitte der Tafel, daneben standen Pfirsiche von ungeheurer Gröſse, Mispeln von vorzüglicher Güte, die kleine, gelbe Zuckerfeige mit der feinen Haut, Pfeffertrauben und Butterbirnen (*beurre blanche*), wie ich sie nie gesehen hatte. Die Deutschen sind gewöhnlich sehr ungerecht gegen die italienische Küche. Sie bringen ein Vorurtheil, eine complete Aversion gegen das Oel mit, und schon der Gedanke daran verdirbt den meisten den Appetit. Ich, für meinen Theil, finde es sowohl reinlicher als der Gesundheit zuträglicher, sich des Oels zu bedienen, als jener gemischten und ranzigen Fettsubstanzen, welche die sogenannten deutschen Hausfrauen, von allen Töpfen, Saucen, Suppen und Braten abschöpfen und aufheben, um sie zu neuen, gewiſs nicht immer schmackhaften Gerichten zu verwenden, die fremde Nationen mehr anwidern müssen, als uns jemals italienische oder französische Art zu kochen.

Obgleich ich vor ächten deutschen Hausfrauen, treuen Gattinnen, guten Müttern, den gebührenden Respect nie verläugne, so muſs ich doch eben so offen gestehen, daſs mir in der ganzen Schöpfung kein widerwärtigeres Geschöpf begegnen kann, als eine sogenannte „deutsche Hausfrau,“ von der ich oben sprach. Eine Carricatur voll Eigensinn und dummem Stolze, welche glaubt, es sey Naturgesetz die Suppe so zu kochen, den Kaffee so zu machen, und den Braten so zu bräunen, wie sie es im Haus ihrer Eltern gesehen; welche die Dienstboten schindet und plagt; aus lauter Sucht nach Ordnung und Reinlichkeit nie ein aufgeräumtes Zimmer hat, weil sie beständig waschen läſst; die nie einen Besuch empfangen kann, weil sie keine Zeit hat sich anständig anzukleiden; die stets keift und übler Laune ist, eine Plage ihres Mannes und ihrer ganzen Umgebung, roh und ungebildet, anmaſsend, und tausend ganz überflüssiger Dinge bedürftig, wofür sie — als gelte es dem Wohle des Hauses — Summen zum Fenster hinauswirft. Und es gibt deutsche Philister, die das alles — nicht lieben, denn dessen wären sie nicht fähig — aber schätzen und bewundern, und ihr Kreuz in Geduld tragen. — Ich weiſs nicht, mir wäre fast ein holder Engel lieber, der auf Bälle liefe und mein Geld für Moden verschwendete. Der Aerger wäre wenigstens unterhaltender von Zeit zu Zeit, wie jene langweilige Grämlichkeit, die keinem Menschen Vergnügen gewährt. —

Wegen des Oels kann ich übrigens ölhassenden Reisenden eine groſse Beruhigung ertheilen. Die Suppe und die Maccaroni, so wie die andern Mehlspeisen, werden nie mit Oel bereitet; zu den letztern bedient man sich der frischesten Butter, die im Ueberflusse vorhanden ist. Nur die Fritturen (das Gebackene), das Gemüse, und gewisse Nationalgerichte, wie die Polpete, werden mit Oel gemacht, und hiezu paſst es ohne Widerrede sehr gut; besonders gerathen die erstern viel besser in Oel als in anderm Fette. Wer ganz sicher gehen will, fordere in Italien einen Capaun mit Reis, Maccaroni und Fische, oder Kalbsbraten, und er darf nicht fürchten, daſs die gehaſste Fettigkeit über seine Lippen kommt. Und dabei, nebst gutem Käse, einigen Süſsigkeiten und den herrlichen Früchten, kann man, und hieſse man Nicolay, wohl zufrieden seyn. Ich wenigstens konnte mir in norddeutschen Restaurationen für achtzehn bis zwanzig Silbergroschen keine ähnliche Mahlzeit verschaffen. Eine weitere Annehmlichkeit war es für mich, daſs die Citrone hier schon allgemein die Stelle des Essigs vertritt, und ein abgesottenes Gemüse, mit Pfeffer, Citronensaft und frischem Oele, gibt eine sehr wohlschmeckende und erfrischende Zuspeise. — In Roveredo ist auch der Wein sehr zu beachten, der im Ganzen viel angenehmer als der von Trient ist. Ganz in der Nähe, bei Isera, wächst die Krone der Tyroler Weine. Sehr ausgezeichnet und einem Gewächse der griechischen Inseln vergleichbar, sind der Vinsanto und der Strohwein, welche man auf eigene Weise auch aus diesen Trauben bereitet; ersteren um Weihnachten, wovon er den Namen hat. Alle diese feinern Gattungen erhält man im Ausland unter vornehmern Namen, und der in Norddeutschland verkaufte Montepulciano und Aleatico ist oft nur Tyrolerwein; hingegen ist das süſsliche Gemisch, welches hier und dort unter diesem Namen, selbst in München schon, verkauft wird, wunderbarerweise in ganz Tyrol nicht anzutreffen. —

Nach allem diesem darf ich behaupten, daſs mich die *Table-d'hôte* im Cavalletto überaus zufrieden stellte. Dazu kam noch eine sehr angenehme Tischgesellschaft, die mit schicklicher Zuvorkommenheit die Fremden in die Unterhaltung zu ziehen wuſste, und demnach auch ganz das Gegentheil von den Gebräuchen der groſsen und kleinen deutschen Krähwinkel bildete. Ich lernte dort den Podestà, und zwei junge Grafen v. S. und v. T. kennen, Männer von der angenehmsten geselligen Bildung.

Wer Abends nach Roveredo kommt und einen Blick auf den Corso wirft, wird sogleich von den vielen schönen Mädchengesichtern angezogen, die dort lustwandeln und den Abendwind in ihren Locken wühlen lassen. Dieſs anmuthige Schauspiel kann man jedoch freilich im Sommer erst um acht Uhr genieſsen; denn eher flattern diese schönen Nachtvögel nicht aus. Den ganzen Tag lebt der Italiener seinem Geschäfte, wenn er eines treibt, oder zurückgezogen in seinem Hause. Abends gibt es Conversation mit Spiel, und den Corso. Die Deutschen, gröſstentheils junge österreichische Angestellte, sind immer hiezu eingeladen, aber dennoch entbehren sie viel. Das lustige Kneipen, wie man es bei uns gewöhnt ist, findet hier nicht statt, und sie gesellen sich daher zu einander und gehen viel spazieren, besteigen die Berge ringsumher, wie es auch die deutsche Sitte mit sich bringt. Darüber können sich nun die Italiener nicht genug verwundern, die nie — in unserem Sinne — spazieren gehen. Wird zufällig ein Deutscher krank, so sagen sie gleich, die kleinen hübschen Mädchen von Roveredo: „Ist es denn ein Wunder? sie strapaziren sich so stark, wer heiſst ihnen die Berge hinansteigen, wenn sie dort nichts zu thun haben? — Und es klingt gar lieblich, wenn sie so sprechen. —

Ich lernte hier einen jungen Mann näher kennen, der mir schon mehrfach auf meinen Wanderungen aufgestoſsen war. Er hatte noch nicht das dreiſsigste Lebensjahr überschritten, war Wittwer und Vater eines hübschen Knaben, den er überall mit sich führte. Er gehörte einer vornehmen Familie des Landes an und lebte in einer Art von freiwilliger Armuth und Entbehrung. Ich traf ihn bald hier, bald dort; er schien sein kleines Vaterland, Wälschtyrol, nach allen Richtungen fortwährend zu durchstreifen. Keine Kunst schien ihm fremd zu seyn; ich sah ihn malend, dichtend, ich hörte ihn singen und musiciren. Einst beim Uebernachten in einem elenden Landwirthshause, neben der Küche, wo Maulthiertreiber, Vetturine und Bauern in lautem Gespräch um den Herd saſsen, vernehme ich Verse mit melodischer Stimme und gutem Ausdrucke recitirt. Ein groſses Fenster aus dem benachbarten Zimmer ging in die Küche, es wurde von innen geöffnet, und ich erblickte meinen schon Bekannten dichtend und recitirend. Die Leute wurden aufmerksam, und bald schwieg alles. Es war eine Ode an Italien; ein wenig hochtrabend, doch nicht ohne poetische Gedanken. So wie er sich früher durch das Geräusch nicht stören lieſs, so hinderte ihn jetzt das allgemeine Stillschweigen nicht, seine Arbeit fortzusetzen. Er schien nichts auſser sich zu bemerken. Nach einer Weile stand er auf, löschte das Licht und legte sich schlafen. Das Gespräch in der Küche begann nicht wieder, man sagte sich gute Nacht, und folgte dem Beispiele des Dichters. Am andern Morgen, zu sehr früher Stunde, war ich hinaus an den Fluſs gegangen, um, während mein Vetturin das Fuhrwerk zur Abreise in Stand setzte, ein wenig von der Gegend zu naschen. Ich traf meinen reisenden Dichter schon dort, auf einer Bank sitzend, und gedankenvoll über den Fluſs hinweg in das schöne blitzende Thal blickend. Sein Knabe war eingeschlafen, und er hatte ihn nachlässig, wie ein Kleidungsstück, das man aussieht, über die Schulter geworfen; die blonden, langen Haare des Kindes wallten auf des Vaters Rücken hinab, und die Händchen hingen ausgestreckt nach derselben Richtung. Es sah wie todt aus. Er lieſs mich ohne Gruſs vorübergehen, und ich mochte ihn nicht stören. So reist er stets einsam, voll Begeisterung für das schöne Land, worin er geboren wurde, das er nicht müde wird zu bewundern zu allen Stunden des Tages und der Nacht, wenn es die Sonne verherrlicht, oder der Mond mit seinem Zauberlichte verklärt. Es lag viel Poetisches in der Erscheinung, und ich hätte ihn zeichnen mögen, den blonden Italiener mit den ausdrucksvollen Zügen, wie er so dasafs, den Knaben auf dem Arme.

In Roveredo traf ich ihn wieder. Hier schien er zu Hause, und er war es auch. Wir waren zu gleicher Zeit, auf verschiedenen Wagen, angekommen. Er sang recht anmuthig zur Guitarre auf dem Wege. Wie ich am andern Morgen ausging, traf ich ihn unten im Cavalletto, mit der Wirthin freundlich schwatzend, seinen Knaben hatte er an der Hand. Dann ging er von Haus zu Haus, blieb überall stehen, wo Frauen oder Mädchen zu sehen waren, und wechselte mit ihnen einige heitere Worte. Sein Gang hatte hier etwas Sicheres, Stolzes. Ich erkundigte mich nach ihm. „Er ist ein Phantast“, war die Antwort; „ein Unglücklicher, ein Narr! Er hat einen reichen Oheim, den Grafen * * *, es hinge nur von ihm ab, glücklich zu seyn. Da hatte er aber ein armes Mädchen geheirathet, die er nicht ernähren konnte, und die im eigentlichen Sinne des Worts vor Hunger gestorben ist. Er liebte sie sehr, und wurde schwermüthig, und ist es zum Theile noch! Der arme Knabe!“ — So sprach die Wirthin im Cavalletto, so sprachen die andern Alle; die Leutchen in Roveredo waren nicht im Stande, sich zur Poesie des armen Dichters hinanzuschwingen; Roveredo ist eben eine simple Fabrikstadt.

Der Seidenhandel ist hier im schönsten Flor, und die 18 bis 20,000 Einwohner leben gröfstentheils davon und werden reich dabei.

In einer frühern Zeit spielte das Städtchen Ala, etwas südlich von Roveredo gelegen, eine wichtige Rolle in der Geschichte der Seidencultur; denn hier begann sie zu blühen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte der dortige Pfarrer Alphons Bonacquisti zwei aus Genua entflohenen Sammtwebern den Antrag, bei ihm ihre Kunst auszuüben. Sie errichteten im Pfarrhofe die zwei ersten Webstühle. Bald verbreitete sich dieſs Geschäft überall. Um 1700 war der Sammt von Ala schon der gesuchteste, und vierzig Jahre später wurden dort 300 Stühle gezählt. Die Kaufleute sandten den Fabricanten groſse Summen voraus, um nur mit der Zeit ihr berühmtes Fabricat zu erhalten. Garavetta, Grisi und Compagnie, Angelini und Bernardi waren allgemein bekannte Häuser. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstand die durch ihre Gröſse und ihren Fall berühmt gewordene Handlung Patrisi und Compagnie; später blühte Barchetti, der sich vom Taglöhner zum ersten Fabricanten emporgeschwungen hatte. Unter Joseph II erhielt Ala's ausgebreiteter Handel den ersten Stoſs; Einschränkungen aller Art traten ein, die Arbeiter wurden nach Wien gezogen, und das Städtchen verarmte nach und nach immer mehr. Die Seide, die man als Sammt verarbeitete, durfte nicht fein seyn, und deſshalb hatte man dort nie daran gedacht, in Rücksicht der Feinheit mit andern Städten zu concurriren. Ala erhob sich nicht wieder, aber ihm zur Seite fing nun Roveredo unter günstigen Verhältnissen und andern Conjuncturen zu blühen an, und ist jetzt als der Mittelpunkt des Seidenhandels von Südtyrol zu betrachten.

Die Seidenwürmer bedürfen einer auſserordentlichen Pflege und Wartung. Sie werden auf Bretter in einem geräumigen Saale gelegt, und beständig mit Blättern von Maulbeerbäumen versorgt. Die Hitze, der üble Geruch und die eingeschlossene Luft sind in diesen Räumen unerträglich. Wenn die Zeit des Einspinnens herannaht, werden kleine Baumzweige neben den Würmern befestigt, und diese, ihrem Instincte folgend, kriechen daran in die Höhe, und beginnen ihre Fäden zu befestigen. Sind die Cocons fertig, d. h. ist der Wurm ganz und gar eingesponnen, so werden sie abgenommen und in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen, um die Würmer zu tödten. Wird dieser Moment verpaſst, so fliegt der Schmetterling heraus, und das hiedurch zerrissene Cocon ist unbrauchbar. Eine Anzahl von Cocons läſst man jedoch auf solche Weise zerstören um die Eier, in der Kunstsprache den Samen, zu erhalten, der sorgfältig eingesammelt wird. Der gröſste Vortheil des Seidenbaues besteht darin, daſs in Zeit von 40 oder 50 Tagen eine bedeutende Menge Geld gewonnen wird, und nun sogleich wieder in der Landwirthschaft verwendet werden kann.

Man haspelt die Seide sogleich von den Cocons. Dieſs geschieht in den Filanden. Es sind deren mehrere in Roveredo. Die bedeutendste ist die Filanda Bettini, eine Stunde auſserhalb der Stadt, auf dem Wege nach Verona. Sie wird durch Dampf getrieben, und das Gebäude, in Felsen gesprengt und gehauen, bietet einen groſsartigen Anblick dar. Aus den Filanden kommt die rohe Seide nach den Filatorien, und von diesen ist das Filatorio Tacchi das sehenswertheste. Hier wird der feine, kaum sichtbare Seidenfaden zu beliebiger Dicke gesponnen, um daraus die verschiedenartigen Zeuge zu weben. Es sind ungeheure Spuhlmaschinen, die durch vier oder fünf Stockwerke laufen, und durch Wasser getrieben werden. Jeder Reisende wird diese Anstalten nicht ohne Befriedigung sehen; sie werden mit groſser Zuvorkommenheit gezeigt.

So bereitet, geht die Seide dann nach Mailand und Wien in die Fabriken; in Roveredo selbst wird sie nicht zu Stoffen verarbeitet, wie fälschlich Herr Mercey berichtet, dessen Roveredanische Bettler ohne Hemd, in seidenen Strümpfen und Sammtkleidern, so wie der betäubende Lärm der Industrie, der einem hier von allen Seiten in die Ohren dröhnen soll, zu den etwas starken Uebertreibungen zu zählen ist. *)

In unserm Zimmer im Cavalletto fanden wir, neben dem Toilettentisch, eine Inschrift auf der Mauer, die auf zerknirschte Weise von Italien Abschied nimmt, und auf zerknirschtere die deutschen Alpen begrüſst. Getäuschte Liebe scheint ein weibliches Herz gebrochen zu haben. Diese Inschrift ist „Friederike Herbst“ unterzeichnet. Ich glaube, es hat sich jemand auf Kosten irgend einer empfindsamen Närrin hier einen Spaſs machen wollen.

---

*) Oesterreichisch-Italien und Tyrol. Von Friedrich Mercey. A. d. F. v. A. Kaiser. 1ter Bd. S. 166 u. 169.

IV. Capitel.

Valle Lagarina.

Lavini di Marco. — La Chiesa di Volargne. — Das abenteuerliche Wirthshaus. — Die zwei Worte. — Der Capaun und die gute Nacht. —

Das Lägerthal (*Valle Lagarina*) heiſst der südlichste Theil des Etschthales, so weit dieſs noch zu Tyrol gehört; der letzte Abhang der herrlichen Tyroler Alpen, die nun in die lombardische Ebene auslaufen. Verona liegt nur noch 217 Fuſs über dem mittelländischen Meere.

Wenn sich meine Leser noch erinnern, so sollten wir in Roveredo einen Vetturin finden, der uns sogleich nach Verona weiter brächte; damit war es aber nichts, und trotz aller gegebenen Versicherungen, in dem Augenblick unserer Ankunft keine Gelegenheit nach Verona aufzutreiben. Wir blieben gern in der freundlichen Stadt, und benützten die Zeit, ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, und einige der schönen und merkwürdigen Punkte der Umgegend zu besuchen, wie z. B. Sacco, Isera, das alte Lager von Lusso u. A.

Zwischen Pieve und S. Marco, auf der Straſse nach Ala, erblickt man die schauervollen Ruinen eines groſsen Bergsturzes, Slavini oder Lavini di Marco genannt. Diese uralte Schauerstätte hat vielfältige Forschungen und gelehrte Abhandlungen ans

Licht gerufen; schon Dante erwähnt ihrer im zwölften Gesange der Hölle:

Qual e' quella ruina, che nel fianco
Di qua' da Trento l'Adice percosse,
O per tremuoto, o per sostegno manco,
Che da cima del monte, onde si mosse
Al piano e' si' la roccia discoscese,
Ch' alcuna Via darebbe, a chi su' fosse. *)

Auch der Graf von Giovanelli hat diese Gegend zum Vorwurf eines weitläuftigen Artikels in den Mittheilungen des Ferdinandeums gemacht. Der Gipfel dieser Felsentrümmer ist beschwerlich zu ersteigen, und bietet nichts Befriedigendes dar; es ist daher hinlänglich, diese seltsam geformten Steine aus der Ferne zu betrachten, die so angesehen eben den gröſsten Eindruck hervorbringen.

Wir nähern uns nun den Gränzen Tyrols, dessen Ansehen immer mehr seinen ursprünglichen Charakter verläugnet. Welch ein Unterschied zwischen den Tyrolern des Ziller- und denen des Lägerthales! Ueber Ala hinaus sind wir wirklich schon in Italien, das uns längst, bis auf den Namen, nach allen Seiten hin umgab, wir wollen noch von unsern geliebten Alpen Abschied nehmen, den uns diese so imposant als möglich bereiten.

Die Berge ziehen sich immer mehr und mehr zurück, das Riesige verschwindet, die Felsen stehen vereinzelt da. Nur seitwärts thürmt das Baldogebirg, noch zusammenhängende, bedeutende Massen zum Himmel, welche das Lägerthal vom Gardasee scheiden. Mit einer Art von Wehmuth bemerkte ich, daſs die

---

*) Der Bergsturz gleich bei Trento, der den Schoſs
Der Etsch vordem dort ausgefüllt, entstanden
Durch Unterwühlung oder Erdenstoſs;
Wo man vom Berg, auf dem die Trümmer standen,
Am steilen Felsen keinen Pfad entdeckt,
Der niederleite zu den ebnen Landen.

Sache bald ein Ende nehmen würde, die Fruchtbarkeit der Felder nahm zu, es war der Segen der Ebene, dem wir entgegenrollten. Wir überlieſsen uns den Eindrücken, die dieſs auf uns hervorbrachte, und saſsen stumm im Wagen. Der Vetturin hält, ein junges Mädchen tritt aus einem einzeln stehenden Haus, es muſs hier ein Weggeld erlegt werden, wir lesen auf der weiſsen Mauer mit groſsen Initialen die Worte: *La Chiusa di Volargne.* Plötzlich engen uns Felsen ein; nicht gigantische Trümmer, sondern glatte Wände, nicht übermäſsig hoch, aber hoch genug, den Sonnenstrahlen das Eindringen zu wehren. Es ist ein Defilé ganz eigener Art. Von beiden Seiten schiebt sich das Gestein wie Coulissen eines Theaters zusammen, so daſs nur Platz für die Etsch und die schmale Straſse bleibt. Ein Wasserfall und ein einsames Kirchlein, die wir hier antreffen, erhöhen den Eindruck, den das Ganze macht. Nun sind die Felſen zu Ende; vor uns liegt die Ebene; der Flecken Volargne ist bald erreicht, und wenn wir die herrlichen Alpen sehen wollen, müssen wir hier schon unsere Blicke rückwärts kehren.

Es war erst sieben Uhr, und unser Kutscher hielt vor dem nicht einladend aussehenden Wirthshause zu Volargne, und schickte sich an seine Pferde auszuspannen. In drei Stunden war Verona zu erreichen. Unser Zureden half nichts. Und wenn wir ihm den bedungenen Lohn dreifach zahlten, so würde ihn das nicht vermögen, Nachts nach Verona zu reisen, dieſs gab er uns zur Antwort. Die Wege seyen zu unsicher, man riskire ermordet zu werden. Dieſs schien mir aber, bei meiner geringen Kenntniſs Italiens, in diesem Wirthshaus auch nicht ganz unmöglich zu seyn. Gewiſs war es, daſs kein Reisender nach Verona hier übernachtet, weil von Roveredo bis dahin nur eine mäſsige Tagereise ist. Wir aber waren erst um eilf

Uhr von Roveredo aufgebrochen. Ich erfuhr, daſs eine Post in dem Orte sey, der nur etwa aus einem Duzend Häuser bestand. Da der Kutscher nicht zu bewegen war, so wollte ich Post nehmen, denn der Gedanke, hier schon um sieben Uhr Halt machen zu müssen, schien mir ganz unerträglich.

Allein der Posthalter zog auch eine bedenkliche Miene, und nahm Anstand, mir Pferde zu geben. „Müssen Sie denn heute noch in Verona seyn?“ fragte er, „und wenn Sie nicht müssen, so bleiben Sie getrost hier, und reisen Sie morgen weiter. Der Vetturin hat Recht; vor vierzehen Tagen ist einer erschossen worden, hart vor den Thoren der Stadt, und auch der Postwagen erhält stärkere Bedeckung. Der Gasthof in Volargne ist zwar nicht elegant, aber die Frau, die ihn hält, ist brav und bedient Sie gewiſs gut, und sicher sind Sie auch bei ihr.“

Nun war nichts Anderes zu machen, als mich in mein Schicksal zu ergeben. Die Küche, seitwärts im Erdgeschosse, war nicht wirthlich; es war ein finsteres Loch, voll Hitze und Rauch, man muſste sich also in die Zimmer des obern Stockwerks verfügen. Hier sah es aber wirklich erschrecklich aus. „Ich bin kein Mann der bleichen Furcht“, und habe an wilden, unheimlichen Orten übernachtet, in den Wäldern Polens und Litthauens, während drauſsen Stürme und Wölfe in schauerlichen Winternächten um die Wette heulten, aber etwas Zurückstoſsenderes als dieses Appartement in Volargne ist mir im Leben nicht vorgekommen. Was mir immer besonders abschreckend erscheint, ist Unordnung. Wer jemals ein Haus oder ein Zimmer betrat, wo Nachts ein Mord verübt wurde, wird mein Gefühl theilen. Menschen, die im Schlafe durch Ueberfall gestört worden sind, lassen eine Spur zurück, die unverkennbar ist, und stets ergreifend wirkt, und dieſs war augenscheinlich bei den letzten Bewohnern dieser Gemächer auch

der

der Fall, und wenn sie auch nur der Vetturin dem sanften Morgenschlummer zu früh entrissen hatte.

Ein junges hübsches Mädchen, die mir bekümmert auszusehen schien, und mich doch dabei recht treuherzig aus groſsen dunkelblauen Augen anblickte, kam herbei, um das breite, schmutzige Lager in Ordnung zu bringen. Der ungeheure Strohsack wurde von ihr aufgerüttelt, und sie seufzte dabei, wie natürlich, weil es ihr zu schwer war. Mir fiel aber ein altes Singspiel ein, das ich in meiner Jugend gesehen hatte, die zwei Worte oder die Nacht im Walde betitelt, wo ein junges Mädchen in einer Räuberherberge einen Reisenden durch Zeichen warnt. Ich paſste auf, aber kein Zeichen ward mir erklärlich. Sie breitete eine grobe Decke von Wolle über den Strohsack, um die sie ein Leintuch schlug, und sah mich immer freundlich dazwischen an, aus Dank für die Aufmerksamkeit, die ich ihr schenkte, deren Grund sie jedoch nicht einzusehen im Stande war. Jetzt ergriff sie einen roth und weiſs gewürfelten Ueberzug, hielt ihn am obern Ende mit den Zähnen, und stopfte mit beiden Händen das Kopfpolster hinein. Endlich war das Bett gemacht, und sie ging zu den Fenstern, um die Läden zu schlieſsen; denn alle Scheiben waren zerbrochen. „Würde ich das Licht früher bringen", sagte sie lachend, „so löschte es mir der Sturm aus, Sie müssen sich daher ein Weilchen im Finstern gedulden."

Die Sache leuchtete mir ein, und ich fand dieſs Beginnen ganz natürlich; da das Mädchen aber nicht sogleich mit dem Lichte wiederkam, so zog ich es vor, mir Volargne anzusehen, als länger im Finstern zu bleiben. Unten trat mich die freundliche dicke Wirthin an, deren blonde, dünne Ringellocken rund um den Kopf auf Stirn und Nacken fielen, wie es hier landesüblich ist, und fragte: „Ob das närrische Mädchen vielleicht oben etwas versehen habe, sie sey verlegen lachend in die Küche gekommen, und sie bäte mich an ihrer Statt um Verzeihung.“ Die Wirthin schien mir dabei etwas betreten, und ich wurde ganz unwillkürlich wieder an eine Scene aus den „Zwei Worten“ erinnert. Aber sogleich erklärte sich mir ihre kleine Verlegenheit, denn sie wuſste nicht, ob ich den Geschmack von Sellerie an dem Capaun liebe, den ich mir mit Reis zum Nachtessen bestellt hatte, und als ich dieſs bejahte, gestand sie mir hochaufathmend, daſs sie es gewagt habe, ihn daran zu thun, ohne mich früher darum befragt zu haben. Ein Zartgefühl dieser guten Wirthin, das ich in Deutschland vergebens suchen müſste. Von nun an ergab sich auch nicht mehr das Geringste, was auf irgend eine Weise an jene unheimliche Oper streifte. Der Capaun war trefflich, so fett und zart, wie man ihn nur in Italien zu mästen versteht, der Reis ganz so, wie ihn Herr von Rumohr, in seinem unschätzbaren Geiste der Kochkunst, für den Wohlgeschmack und die Gesundheit gleich warm empfiehlt; das Brod war hier schon jenes überaus weiſse, kurze, ungesalzene, wie es gewiſs von uralten Zeiten her in der Lombardie gebacken wird; der Käse war gelb, trocken und würzig, der Wein erwärmend und mild, und treffliche Früchte machten den Beschluſs. Ich schlief ganz angekleidet, bei dem sanften Spiele der Winde mit den lockern Fensterladen ein, und am andern Morgen, bei guter Zeit, weckte mich der Vetturin, zur Weiterreise nach Verona. Von dieser Stadt spreche ich ein andermal; mein Ziel ist für dieses Buch ohnehin schon weit überschritten.

V. Capitel.

Lago di Garda.

Vorwitz. — Loppio-See. — Nago. — Torbole. Riva. — Die Sonne. — Sta. Trasselina. — Gewitter auf dem See. — Nachtinsecten. — Italienische Betten. — Morgen am See. — Das Dampfschiff. — Ein Spaziergang durch Riva. — Schiffbrüche. — Arco. — Hebräische Inschrift. — Nuestra Senora de la Guadeloupe. — Der Ponal. — Orcan. — Vereitelter Reiseplan. — Reinlichkeit der Italiener. — Anekdoten. — Desenzano. —

In der heitern Gesellschaft, die sich gewöhnlich an der Wirthstafel im Cavalletto zu Roveredo versammelte, sprach ich davon, daſs ich Nachmittags einen Abstecher nach dem Lago di Garda machen wolle. „Ich wünsche mir, ihn recht stürmisch zu sehen,“ fügte ich hinzu.

„Das wünsch' ich Ihnen nur vom sichern Ufer“, erwiderte Einer aus der Gesellschaft, „denn ist man darauf, so ist wahrhaftig nicht zu spaſsen.“

Ich hatte Ursache, mich dieser Worte zu erinnern. — Eine Fähre brachte uns an das andere Ufer der Etsch, und wir befanden uns in einem Garten, der so überschüttet war mit den vortrefflichsten und üppigsten Pflanzen, wie wir es noch nirgends erblickt hatten. Auf den Feldern wuchs alles durcheinander; eines sproſste unter und neben dem Andern hervor; dieses rankte sich an jenem auf, und es schien, als hätte man eben jedem seine Laune gelassen, und weder gewehrt noch befördert; es war ein gar holder Streit in dieser Vegetation ersichtlich, alles behauptete sein Plätzchen, so gut es konnte. Mais, Hanf, Blende, Wein, und dazwischen Mandeln, Castanien, Nüsse, Maulbeerbäume, Oelbäume, Granaten. Ich kann diese liebliche Unordnung nicht beschreiben; und weil es seit einigen Tagen stark geregnet hatte, so war noch dazu alles prächtig grün und duftend.

Wir hatten bald Mori erreicht. Ein langer Flecken, und so schmutzig wie einer. Aber die Einfahrt, das alte, weite Thor, das eine tiefe Einsicht in die belebte Straſse gewährte, und die grüne Einfassung von beiden Seiten, erschien uns ganz besonders malerisch. Hinter Mori ging es noch eine Weile in dem lieblichen Garten fort, bis zum Loppio-See. Dieſs ist der letzte anmuthige Punkt, und eine ernstere Natur beginnt.

Der Loppio-See ist nur klein, aber seine Umgebung, ein schönes, neu und elegant aufgeführtes Schloſs nebst seinen Nebengebäuden, und einige Felsen, die eine Gruppe im Wasser bilden, verleihen ihm Interesse. Nun sieht man sich mit einem Male von Felsentrümmern eingeschlossen, die sich neben Schluchten aufthürmen und tiefe Abgründe bilden. Die Straſse zieht sich dazwischen ziemlich steil in die Höhe. Der Anbau verschwindet; es ist eine schauervolle Wildniſs.

Unser Vetturin begegnete einem andern, und wir willigten in den Tausch der Passagiere von beiden Seiten. Da der andere aber vier Herren geladen hatte, die viel Gepäck mit sich führten, so gab es beim Umladen einen groſsen Zeitverlust, und wir bereuten unsere zu schnell gegebene Einwilligung.

Wir kamen zur Höhe von Nago, als der Abend bereits hereinzubrechen begann. Es war ein bimmlischer Abend, wie wir ihn uns nur zu dem Paradiese wünschen konnten, das sich jetzt vor unsern Blicken entfaltete. Unter uns hatten wir einen steilen, weiſsen Berg, der sich gerade in den See hinabzog, dessen dunkles Blau herrlich dagegen abstach. Das Hafenstädtchen Torbole, mit seinen flachen Dächern, spiegelte sich darin. Zur Linken lagen breite Felsenplatten, auf einander geschichtet gleich Terrassen, und über ihnen zeigte sich das sechstausend Fuſs hohe Haupt des Baldoberges, der in immer freundlichern Formen und sanftern Abhängen dem Seegestade folgte, und sich in die Perspective verlor. Rechts überblickten wir das blühende Sarcathal, das wir hinauf bis Arco verfolgen konnten, das, zwischen Felsen und Bäumen gelagert und von seinem Schloſs überragt, einen schönen Anblick gewährt. Arco ist der Aufenthalt aller Brustkranken der Gegend, die in diesem feuchten, milden, gegen Stürme geschützten Winkel mit dem Rest ihrer Gesundheit noch lange haushalten können. Das Thal, durch dessen Mitte die Sarca sich wie ein Canal hinzieht, ist sehr reich angebaut und fruchtbar. Wir sahen hier die ersten stämmigen Olivenbäume, und in den Gärten, wenn auch spärlich nur, Citronen und Orangen im Freien. Die Aussicht wurde nach dieser Seite von den hohen, schroffen, zerrissenen und gröſstentheils kahlen Felsen begränzt, welche das Ledrothal von dem Sarcathale trennen. Den Hintergrund dieses prächtigen Bildes machte der weite Gardasee, dessen südliche Ufer im Glanze der untergehenden Sonne am Horizont verschwammen; man konnte aber deutlich die Linien der weiſsen Häuser von Desenzano und anderer Orte daran erkennen.

Was auch schon von Reisenden über die berühmten Limonien- und Citronengärten am Gardasee gesagt worden seyn mag, dem werden sie gewiſs unbedeutend erscheinen, der Sicilien gesehen hat. Aber die Aussicht von Torbole an einem heitern Abend oder Morgen wird selbst den entzücken, der Sorrent kennt. Luft, Licht und Wasser weben solch ein magisches Netz von kräftiger Färbung des Vorgrunds, von warmem Dufte für die Ferne, daſs man nichts vermiſst, was jenen südlichsten Meeresküsten Europa's den ewigen Zauber verleiht.

Indem wir von Torbole westwärts fuhren, um das Sarcathal durchschneidend nach Riva zu gelangen, war es uns unmöglich den Weg zu entdecken, den wir zu nehmen hatten, weil er am Fuſs eines Felsens spurlos verschwand, der das Thal begränzte, und weit in den See vorsprang. Als wir näher kamen, löste sich uns das Räthsel. Die Straſse war durch diesen Felsen gebahnt, und wurde durch ein Gatterthor versperrt, an dem ein Zöllner wohnte, dessen Haus halb gemauert, halb in den Felsen gesprengt erschien. Mächtige Massen thürmten sich über unsern Häuptern, und die ruhige Welle des Sees bespülte die schmale Straſse, auf der wir Riva zurollten, das sich am Fuſse kahler Berge um seine stille Bucht hinzog.

Von auſsen sind diese italienischen Städtchen höchst malerisch und freundlich, während ihr Inneres diesen Begriffen nicht entspricht. So fanden wir es auch hier. Wir rollten durch einige enge und schmutzige Straſsen mit verwitterten Häusern, denen jedoch hochtönende Namen nach Landessitte beigegeben waren. Wir lasen an den Ecken mit groſsen Buchstaben: *Contrada dei Nereidi*, *La Florida*, wo wir in Deutschland: „Heustadelgäſschen und Katzensteig“ gelesen haben würden. Diese Benennungen wären in unserm Sinne für jene Localitäten entsprechender gewesen. „In Riva ist der Gasthof nicht schlecht“, hatte man uns in Roveredo gesagt. „Er ist nun eben“, hatte ein Anderer hinzugefügt, „wie überall in den italienischen Städtchen, die nicht an der Hauptstraſse liegen.“ — „Es ist alles dort zu haben, und nicht zu theuer", bemerkte ein Dritter. — Auch eine Karte zeigte man uns, die in verschiedenen Sprachen die Vortrefflichkeiten der „Sonne" in Riva hervorhob, und besonders die Lage am See und die Küche anpries. Bei der letztern war angeführt, daſs man sie nach dem besondern Geschmacke der Reisenden aller Nationen accommodirte. — Unsere Erkundigungen waren deſshalb etwas umständlich geworden, weil wir einige Tage in Riva zu bleiben gedachten, und alles Gehörte in Gedanken überschlagend, malte sich meine Phantasie eben ein groſses, freundliches Haus am Gestade des Sees aus, als unser Vetturin in einem engen Gäſschen vor einem finstern, weitläuftigen und unregelmäſsigen Bau hielt, und herabspringend uns verkündete, daſs wir das Ziel unserer Fahrt erreicht hatten. Ich glaubte, er wolle uns betrügen, und hätte uns, seines eigenen Vortheils wegen, zu irgend einem seiner Bekannten gebracht, aber ein stummes Hindeuten mit der Peitsche auf eine ungeheure, goldene Strahlensonne, und die Inschrift: „*al Sole*", lieſs mich nicht länger im Zweifel. Wir muſsten absteigen.

Ein hoher, schwarzer Mann, mit feingekräuselten Haaren, der Wirthin Schwiegersohn, empfing uns, und führte uns durch ein dunkles Thor, wie das einer mittelalterlichen Festung, über einen von Mauern und Galerien eingeschlossenen Hof, in dem Schmutz von jeder Art, überall und in groſsen Massen aufgehäuft lag. Dazwischen widerte uns ein gemischter Duft von Speisen an, der sich aus dem hintersten Winkel dieses Hofes ergoſs, wo die Küche lag. Wir steuerten darauf hin, und hier strahlte uns die Sonne dieser Sonne entgegen, la Signora Trasselina die Wirthin, groſs, dick, blond und alt, übermäſsig roth und schwitzend, von der Hitze der Luft, dem Feuer des Herdes und der Dicke ihres Körpers; sie bewillkommte uns mit heiterm Lächeln und freundlichen Worten, indem sie sich mit dem Aermel den herabrinnenden Schweiſs trocknete.

Man geleitete uns über eine Treppe, und mehrere Gänge, durch ein paar weite, groſse Zimmer, deren Läden, der Hitze wegen, geschlossen waren, bis wir das Ende des Hauses erreicht hatten. „Hier, sehen Sie!“ rief der Kellner, indem er die Fenster aufstieſs. Und in der That überraschte uns das, was wir sahen, nicht wenig. Wir hatten den See, die Felsen, den Monte Baldo, Torbole, Alles, was wir nur wünschen und hoffen konnten, wie durch einen Zauberschlag vor uns. Dieſs war die Rückseite des Hauses, die alles Lob verdiente, das man ihm auswärts ertheilt hatte. Unter unsern Fenstern zeigte sich ein schmales Gärtchen mit Laubgängen und einem Lusthäuschen, und ächt südlich, mit Blumen und Pflanzen aller Art vollgepfropft, das sich in den See hinein erstreckte.

Das erste Geschäft, das man in einem italienischen Wirthshaus abzumachen hat, die Preise für Wohnung und Mahlzeit festzustellen, fand ich hier an der Gränze von Tyrol schon nöthig. Wir kamen überein, für das Zimmer mit zwei der ungeheuersten Betten, nach der Versicherung des Kellners und unserer eigenen Anschauung, das schönste des Hauses, zwei Zwanziger zu zahlen, für den Mittagstisch drei Zwanziger für das Couvert, welches Beides nicht übertrieben ist. Das Abendessen sollte aus einer Suppe, einer leichten Fleischspeise, Fischen und Dessert, nach jedesmaliger Laune bestellt, und danach berechnet werden; dabei wurde uns versichert, daſs wir uns über Indiscretion nicht würden zu beklagen haben. Wir waren müde, und zogen es vor, statt im Ort umher zu spazieren, aus unserm Fenster, die reizende Gegend anzuschauen, deren Bewohner wir nun einige Tage seyn sollten. Der Himmel über Riva war heiter und gestirnt, die Luft schien weich und balsamisch, und that unsern Lungen sehr wohl; aber der Nebel, der wie Dämmerung zuerst die Ferne umhüllte, ward dichter und zog an dem Baldo einher, und spannte sich wie ein undurchsichtiger Vorhang von diesem zu dem Vorgebirge, das Pregasena und den Fall des Ponal unsern Blicken entzog, über die ganze Breite des Sees. Dieser Zug der Nebel, der nicht plötzlich, sondern sehr bedächtig vor sich ging, machte uns viel Vergnügen, [illegible] beschäftigte uns fortwährend, als mit einem Male ein Blitz den Vorhang zu zerreiſsen schien, dem ein fürchterlicher Schlag sogleich folgte. Aber der Vorhang wurde nicht zerrissen, sondern ballte und wirbelte sich fester zusammen, und dahinter blitzte es nun rasch auf einander, und der Donner hallte bald ferner, bald näher, aber der See unter unserm Fenster plätscherte ruhig, und nur leise bewegt, und der klärste Sternenhimmel über uns wurde nicht vom leichtesten Wölkchen getrübt. Dieser Contrast brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, der wir uns mit vollem Herzen hingaben. —

Der Kellner meldete uns, daſs im untern Saale servirt sey. Wir fanden einen Gendarmerie-Officier, der die Ankunft des Dampfschiffes erwartete, und Theil an unserer Mahlzeit nehmen wollte. Er zweifelte, ob das Schiff heute noch ankommen würde; das Unwetter, meinte er, und mehr noch der Nebel, zwingen den Capitän, in einen Hafen unterwegs einzulaufen. Der See wird oft plötzlich von Stürmen heimgesucht, die entstehen, man weiſs nicht wie, fügte er hinzu. Der sogenannte Toscano pflegt ihr Vorbote zu seyn; der Spitzjocher von Garda her hält nicht lange an; der Ora bläst das ganze Jahr hindurch, ohne den See zu bewegen; der Sovero aber thürmt Wellen empor, wie auf dem Weltmeere.

Wir gingen an den See hinaus, um das Wetter zu beobachten. Eine dicke Finsterniſs hatte sich ringsumher verbreitet, und es war nicht möglich, die nächsten Gegenstände zu unterscheiden. In der Ferne blitzte es noch immer, der Donner hallte schwach, aber um Riva regte sich kein Lüftchen. Da wir am andern Morgen früh aufstehen wollten, so fanden wir es rathsam, das Bett zu suchen.

Wir brauchten die in Italien nöthige Vorsicht, die wir hiemit einem jeden Reisenden empfehlen, das Licht in dem Nebenzimmer zu lassen, dessen Thür und Fenster geöffnet waren, und uns so im Halbdunkel zu entkleiden. Auf diese Weise ist man vor den Stichen der Abendinsecten gesichert, die zu Tausenden umherschwärmen, und wie bekannt immer dem Lichte nachziehen. Wer auf gut deutsche Weise die Fenster öffnet, um die Abendluft zu genieſsen, und vielleicht schon ein Stündchen vor dem Schlafengehen das Licht anzündet, um zu lesen, oder gemüthlich zu rauchen und zu plaudern, der kann versichert seyn, am andern Morgen von Beulen und Blut bedeckt sein Schmerzenslager zu verlassen, das ihm nicht ein Stündchen ruhigen Schlummers gewährte; denn ein solcher Schlaf ist ein beständiger Kampf gegen unsichtbare, peinigende Mächte, die man erfolglos zu besiegen strebt. Dieſs ist der Grund, daſs so viele deutsche Reisende sich über unreine Betten in Italien beschweren, die jedoch in guten Gasthöfen nie angetroffen werden, wohl aber jene kleinen Luftthierchen, die fast unsichtbar sind, und sich nur durch ein leises Schwirren zu erkennen geben.

Wir löschten unser Licht; schlossen schnell die Thüre des Nebenzimmers und schliefen bald ein. Ein Kanonenschuſs schreckte uns auf. Es war das Signal, womit das Dampfschiff den Hafen von Riva beim Einlaufen begrüſste. —

Das Lager im Gasthofe zur Sonne in Riva war keineswegs comfortabel zu nennen. Ich wälzte mich in einem Thale von Maisstroh, das nicht unbewohnt war. Zu beiden Seiten erhoben sich hohe Gebirge, und als ich in finsterer Nacht mich einmal erhob, glaubte ich den Monte Baldo überschreiten zu müssen, von dem ich eben geträumt hatte, und daher noch ganz voll von ihm war. Man findet sich beim plötzlichen Erwachen nur schwer in einem fremden Bette zurecht; man weiſs nicht gleich, wo Kopf oder Füſse sind, man will oft nach der Wand hin aussteigen und dergl. mehr; aber mit einem italienischen Bette, wie das in Riva, ist es noch viel ärger. Hier richtet man sich erwachend in die Höhe, wirft nach gewohnter Art beide Füſse zugleich hinaus, und wähnt auf dem Bettrande zu sitzen, aber weit gefehlt! man liegt nun erst wieder horizontal, und zwar der Quere nach im Bett. Man rafft sich auf, man fängt an zu kriechen, man kann die Gränzen dieses unermeſslichen Reiches nicht gewinnen. Man tappt ohne Compaſs weiter und weiter, es ist eine groſse, ebene Fläche, die man nach allen Richtungen durchschneidet; man bekommt allerlei unbekannte Gegenstände in die Hände, man verwickelt seine Gliedmaſsen in eine Unzahl von Decken, und wälzt sich endlich, unvermögend sich zu rühren, mit dem ungeheuern runden Kopfpolster auf die Erde. So ging es mir hier. Zum Glück war der Tag im Grauen; ich öffnete den Laden, und blieb auf dem Sopha sitzen. Das Spiel der Lichter auf Berg und See war zauberisch; das Wetter war ruhig; hier stieſsen Fischer eiligst vom Ufer ab, dort zog ein junger elegant gekleideter Mann die Ruder ins Boot, und lieſs es von den Wellen treiben, wie es ihnen gut dünkte. Er stand im Fahrzeuge, die Arme untergeschlagen, und starrte in die Fluth, dem Spiele der Fische zusehend hätte man meinen sollen, ich sah es aber der wollüstigen Sehnsucht des jungen Mannes an, daſs er den Gesang der Nixe hörte:

Du stiegst hinunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund! —

Jetzt beugt er sich, er kniet — nun er wird doch nicht das

„Halb zog sie ihn — halb sank er hin“,

nachmachen wollen? Nein — er setzt sich, nimmt die Ruder zur Hand und fährt ostwärts.

Ein paar Boote mit Landleuten und Geistlichen kommen schnell um das Vorgebirge hergeschwommen. Junge Mädchen in festlicher Tracht stehen neben ihren Körben und scheinen einem Geistlichen zuzuhören, der im dreieckigen Hut auf einem Brette mitten im Fahrzeuge vor ihnen sitzt, beide Hände auf dem hohen Stocke kreuzweise ruhen lassend. Eine artige Gruppe. Sie steuern dem Hafen von Riva zu, und jetzt erst fällt mein Auge auf den Hintertheil des Dampfschiffes, das an der Ecke unsers Hauses hervorsieht. Ein Zelt aus Blau und Orange ziert das Verdeck, und man sieht schon, wie sich Passagiere darunter versammeln. Ich eile zum Hafen hinab, um der Abfahrt beizuwohnen. Welch ein Unterschied zwischen einem nordischen und einem südlichen Dampfschiffe! Hier alles so bunt und lebendig. Diese halbnackten, gebräunten und dabei schönen Gestalten, welche die groſsen Trachten Holz herbeischleppen, die statt der Steinkohlen gebraucht werden. Das lustige Getreibe, das laute Schwatzen dabei, das Lachen, wie sie sich einander stoſsen und die Arbeit augenscheinlich erschweren, durch diesen Scherz aber, der den Sinn erheitert, sie sich dennoch leichter machen. Und dagegen jene fluchenden, kleinen, in schwerfälliger Kleidung steckenden, von Theer und Unrath triefenden, Tabak kauenden Matrosen, die finster und keuchend im Dampfboot auf der Elbe oder irgend einem andern nördlichen Gewässer umkriechen.

Die Landleute und die Geistlichen waren jetzt eingestiegen, ein paar Soldaten kamen dazu, einige gut gekleidete Herren und Damen, die wie ich fremd zu seyn schienen, sahen zu; man hiſste die Flagge, die Räder begannen zu schaufeln, und das Schiff tanste ungeduldig hin und her, aber kein Passagier vermehrte die Gesellschaft. Jetzt machte man das Schiff vom Ufer los, man stieſs ab, im Angesichte des Hafens wendete es sich und schwebte nun mit der den Dampfschiffen eigenthümlichen erhabenen Leichtigkeit in den weiten, ruhigen Spiegel des Sees hinaus, die glänzende, von den Rädern durchschaufelte Bahn im Wasser, den schwarzen Rauchzug in der Luft hinter sich herschleppend, und dem Ufer, das es eben verlassen hatte, den kräftigen Geruch verbrannter, frischer Fichten, als letzte Grüſse zurücksendend. Wir sahen es lange wie ein Punkt noch vor uns hinschweben, bis es die vorspringenden Felsen von Limone unsern Blicken entzogen.

Ich wollte mir jetzt Riva betrachten. Zu dem Bassin des Hafens, das eine Steineinfassung hat, führen Stufen; nur wenige Schiffe waren in Ladung, und einige kleine Boote tummelten sich darin umher. Eine hübsche Häuserreihe schloſs den Platz nach Norden, unter deren weiten Arkaden sich einiges Gewerbe zeigte. Doch war das Ganze nicht sehr belebt; die meisten Leute saſsen vor zwei oder drei Kaffeehäusern, und starrten mit weitaufgerissenen Augen nach dem Wasser. Es lag darin viel von dem „süſsen Nichtsthun“ der Italiener; sie dachten wahrscheinlich an nichts von Bedeutung, und hatten weder Handelsflotten noch sonst etwas Besonderes seewärts zu erwarten. Dieser Hafenplatz führte zu einem kleinern, und von dort gelangte man an die andere Seite der Bucht, wo eine Reihe von Häusern das übelriechende Gewerbe der Gerber verrieth, und ein munterer Kranz schnatternder Wäscherinnen, gleich Nymphen, die dem Wellenbad entsteigen, halbentkleidet und sehr kurz geschürzt, im Wasser standen. Ein vorspringender Fels machte meinem Spaziergang ein Ende. Hier lagen groſse Steintrümmer, einige Gebäude und Gärten waren dadurch zerstört worden, der überhängende Berg zeigte deutlich die Spuren eines Wassersturzes. Ein Blick nach dieser Seite, und die schöne Lage von Riva schien mir nicht beneidenswerth. Berg und Wassersturz waren sehr bedrohliche Nachbarn. — Es sind nun ungefähr zehn Jahre, so erzählte man mir, daſs eines Abends, bei einem plötzlich hereinbrechenden Gewitter, sich eine Cascade von diesem ungeheuern Berge, gerade über die Straſse, zu ergieſsen begann. Sie brachte groſse Steine, ja ganze Felsstücke mit, und setzte durch ihren donnernden Fall alles in Schrecken. Nur mit Mühe konnten die Bewohner ihr Leben retten, das Eigenthum war der Verwüstung preisgegeben. Man glaubte schon, ganz Riva sey dem Untergange geweiht, als die furchtbare Erscheinung eben so schnell wieder verschwunden als gekommen war. Seitdem hatte man Aehnliches nicht erlebt, doch fügten einige alte Herren mit der gröſsten Unbefangenheit hinzu, sie glaubten bestimmt, daſs dieser schaurig überhängende Berg, der auf seiner Höhe Seen enthalte, und vom Wasser ganz unterminirt sey, sicherlich einst noch dem armen Städtchen Verderben bringen würde.

Der Seidenhandel gibt Riva seinen Wohlstand. Die Stadt heiſst auch Rixa, und im Deutschen Reif; doch selbst die Deutschtyroler nennen sie nicht mehr bei ihrem deutschen Namen, sondern Riva. Sie gehörte sonst dem Bischof von Verona, der sie bis zum Jahre 1154 behauptete. Auf einer Höhe sieht man das feste Schloſs la Rocca liegen, welches der Gegend einen bedeutenden Reiz mehr verleiht. Von dieser Höhe genieſst man der ausgedehntesten Aussicht.

Ich setzte mich zu den Leuten vor den Kaffee-

äusern und begann ein Gespräch mit ihnen. Sie
agten mir, daſs das Dampfschiff der Compagnie
einen Nutzen bringe, weil so wenig Fremde den
See bereisen; es sey nicht hier, wie am Comersee,
ler eines viel gröſsern Rufes genieſse. Ein Unfall,
ler sich diesen Sommer in Desenzano ereignete,
abe noch dazu beigetragen, manchen Reisenden ab-
uhalten, diese Tour zu unternehmen. Die öffent-
ichen Blätter hätten aber den Vorfall entstellt. Ein
Augenzeuge sagte aus, daſs der Capitän ein wohl-
nterrichteter und erfahrener Mann sey, und unter
einer Leitung dem Schiffe kein Unglück begegnen
önne. Er wollte eben an jenem Tage, mit einem
ünstigen kleinen Sturm, absegeln. Es waren zwei-
undert Passagiere am Bord, unter denen einige
ngstliche sich befanden, die — als das Schiff unge-
ähr fünfhundert Schritt vom Ufer weg war — zu
chreien begannen und um jeden Preis an das Land
urückgebracht seyn wollten. Der Capitän behauptete,
laſs dieſs nicht möglich sey; als aber der Sturm
nd der Tumult zu wachsen begannen, so wollte er
ndlich nachgeben, aber indem er sich dem Ufer
vieder näherte, setzte sich das Schiff fest. Alsbald
rhob sich ein entsetzliches Geschrei, und ein paar
Tollkühne aus Angst springen ins Wasser, um sich
u retten. Sie wären verloren gewesen, wenn sich
las Ganze nicht im Angesichte von Desenzano zuge-
ragen hätte, an dessen Gestade die ganze Bevölke-
ung voll Theilnahme stand und zusah. Oesterreichi-
che Soldaten und Andere näherten sich jetzt, halb
vatend, halb schwimmend, dem Schiff und brachten
o alle Passagiere wohlbehalten ans Land. Das
Schiff konnte nach einer kleinen Reparatur seine
Reise wieder beginnen. Hätte der Capitän so schnell
ls möglich die Höhe des Sees gesucht, so wäre die
Fahrt nicht nur glücklich, sondern mit unglaublicher
Schnelligkeit vollbracht worden.

Ich gab als Austausch eine ähnliche Geschichte zum Besten, die sich auf der Elbe zugetragen, aber einen tragischern Ausgang hatte. Man erzählte sie mir bei der Ueberfahrt mit dem Postever*), zwischen Hamburg und Haarburg, bei ziemlichem Sturm und Regen, am Weihnachtsabende des Jahres 1829.

„Es sind jetzt zwanzig Jahre,“ fing ein alter, dicker Hamburger Bürger an, als gerade auf dieser Stelle, im Angesicht von Altona, beim Einbiegen in den Köhlbrand, der Ever umschlug und alle Passagiere, der Capitän mit, bis auf einen alten Matrosen, der sich durch Schwimmen rettete, verunglückten. Durch den alten Matrosen erfuhr man eben die nähere Veranlassung des Unglücks. Es war der Weihnachtsabend wie heute, und ich lag eine Pfeife rauchend im Fenster, als mein lieber Freund F. vorüberlief und mich fragte: „Nun, machst Du nicht schnell? Der Ever geht bald ab, und Du wolltest ja mit nach Haarburg!“ — Ich hatte in der That eine wichtige Reise nach Hannover vor, aber das Fest hielt mich bei den Kindern daheim, und ich sagte dieſs meinem Freunde, ihm eine glückliche Reise wünschend, und sah ihm noch nach, wie er ganz heiter die Straſse hinunterging, um am Baumhause den Ever zu besteigen. Ein paar Stunden darauf, ruft mich ein Auflauf wieder ans Fenster, und da seh' ich meinen Freund, als nasse Leiche, nach Hause

---

*) Der Postever ist ein flaches offenes Fahrzeug, womit jetzt noch im Winter, wenn die Dampffähre nicht geht, alle Passagiere des Eilwagens, von Hamburg nach dem Hannoverschen über die Elbe gebracht werden. Man ist nicht nur der Witterung ausgesetzt, sondern man wird auch noch durch das Umlegen der Segel u. s. w. sehr incommodirt. Ein Americaner, der mit mir diese Fahrt überstand, bemerkte, daſs in America so nicht einmal die Schweine zu Markte gebracht würden. — Die Ueberfahrt kann bei widrigem Winde 6 Stunden dauern.

Hause tragen. Der gerettete Matrose sagte aus, daſs der Steuermann des Evers mit Besonnenheit das Fahrzeug lenkte, aber des Sturmes und der groſsen Ueberschwemmung wegen nur mit Mühe das Fahrwasser zu halten im Stande war. Eben, wie er im Begriffe war, an den Inseln vorüber, in den Arm der Elbe, den man Köhlbrand nennt, einzulenken, griff ihm ein französischer Officier, die damals auf dem Lande wie auf dem Wasser das groſse Wort führen wollten, fluchend in das Steuer. Er schob nämlich die Verzögerung der Fahrt auf die Ungeschicklichkeit oder Böswilligkeit des Steuermanns, und sah dessen sorgsames Drehen des Steuers für eine Dummheit oder Bosheit an. Er wollte es ihm besser zeigen, meinte er, und in dem Augenblick da er mit aller Kraft dem Steuer eine andere Richtung gab, schlug der Ever um, und Mann und Maus ertranken."

Es ist nicht gut, fügte ich hinzu, wenn Passagiere dem erfahrnern Kutscher die Zügel aus der Hand nehmen wollen, aber weit unheilbringender ist es, wenn sie auf dem Wasser das Ding besser wie Capitän und Steuermann zu verstehen meinen. Wer an Bord geht, resignire, und begebe sich des Aussteigens. Unverantwortlich bleibt es jedoch auch von den bestallten Lenkern der Wasserfahrt, wenn sie in ihren Entschlüssen schwanken, und dem Murren der Einzelnen nachgeben. Mein armer Everführer muſste der rohen Gewalt weichen, und war darum eher zu entschuldigen, als der Capitän des Dampfschiffes von Desenzano, obgleich dieser minder unglücklich war.

Mittags hatte ich das Vergnügen die vornehmsten Beamten von Riva, und einige Gutsbesitzer der Umgegend kennen zu lernen, die sich zu einem feinen Diner in der Sonne zusammengefunden hatten. Die Leute lieſsen sich's wohl schmecken, lobten den köstlichen Fisch ihres Sees, und den angenehmen Wein ihrer Berge, einmal über das andere, und schienen damit sehr zufrieden. Sie waren durchaus nicht von der Art unserer gewöhnlichen deutschen Kleinstädter, die in ihrem Winkel die ganze Welt zu umfassen glauben.

Nach dem Essen machten wir einen Gang das Thal hinauf nach Arco, dem Laufe der Sarca entlang. Sie entspringt am Fuſse der Gletscher, welche das Val di Non von Giudicarien trennen, flieſst durch den Gardasee, und verändert bei ihrem Austritt aus demselben ihren Namen in Mincio. Das Städtchen Arco hat eine herrliche Lage am Ufer des Flusses. Die Herren von Arco oder vom Bogen sollen das dortige Schloſs um 1175 gebaut haben. Später erhob Kaiser Sigismund (1413) die Stadt zum Hauptort einer Grafschaft. Von hier stammt das nunmehr hauptsächlich in Bayern weitverbreitete gräfliche Geschlecht von Arco. Dieser kleine Theil von Tyrol, Arco, Riva, Roveredo, Sacco u. a., bildete lange Zeit hindurch, mit einigen angränzenden italienischen Städten, einen eigenen District, der den Namen: die wälschen Confinen, führte. Eben so wie die südlichste Spitze des Landes, mit den Städten Ala, Avio, Pergine, die „*Quatro vicariati*“ genannt wurden.

Einige Herren der Tischgesellschaft, die sich uns angeschlossen hatten, um in Arco Bekannte aufzusuchen, waren Ursache, daſs wir uns länger dort aufhielten, als nöthig war, um uns von der angenehmen Lage, dem Wohlstande, dem Handel und den Seidenwürmern des Städtchens zu überzeugen. Wir kehrten erst am Abende nach Riva zurück. Da ein ziemlich dicker Nebel sich auf dem See verbreitete, so wurde beschlossen auf dem Zimmer zu bleiben. Ich machte meine Recognoscirungen durch das ganze Haus, das sonderbar gebaut war, und zwei Höfe umgab. Es muſs eines der ältesten in Riva seyn. Besonders auffallend war es mir, eine Inschrift in hebräischen Charakteren auf einem Steine, der mit drei Fischen geziert war, über dem Eingang im ersten Hofe, eingemauert zu finden. Eine zweite Merkwürdigkeit war mir ein Bild der Patronin von Neuspanien, der gnadenvollen *Nuestra Señora de la Guadeloupe*, die ich noch nie gesehen hatte. Sie ist stehend in einem ovalen Licht- oder Flammenkreise abgebildet; eine Darstellung, wie ich sie auf einigen Bühnen bei der Verklärung der Ahnfrau angewandt sah. —

Wir erhoben uns am andern Morgen sehr frühzeitig, um in einem kleinen Boote die Felsenspitze zu umfahren, von deren anderer Seite sich der Ponal, aus dem Ledrosee kommend, in den Gardasee stürzt. Es ist ein herrlicher Anblick, besonders wenn anhaltende Regengüsse im Gebirge die Wassermasse verstärken, wie wir es eben trafen. Zwar ist dann die strömende Pyramide nicht so klar und krystallisch, wie bei ruhigem Wetter, doch erscheint ihre getrübte Welle imposanter, und in den donnernden Fall mischen sich Felsstücke, von so kolossaler Gestalt, daſs sie Erstaunen erregen. Ein mitgenommenes Frühstück mundete in diesem romantischen Reviere um so mehr, und wir kehrten sehr befriedigt von dieser Morgenfahrt heim.

Man reitet auch auf Eseln zur Höhe des Wasserfalls hinan; diese etwas anstrengende Partie unterlieſsen wir aber.

Bei dem heitersten Wetter waren wir in Riva ans Land gestiegen, und kein Anzeichen gab sich kund, daſs man für heute einen Wechsel zu besorgen haben könnte. Wir bestellten also unsere Barke auf den Nachmittag, um eine Spazierfahrt nach den weltberühmten Citronengärten von Limone zu machen. Wir hatten uns aber kaum eine halbe Stunde vom

Land entfernt, als unser erfahrener Schiffer uns ernstlich umzukehren rieth. Das untere Ende des Sees war in weiſsen Nebel gehüllt, der sich im Verlaufe von wenigen Minuten um ein Beträchtliches näher zog. „Trifft uns der Sturm auſserhalb der Bucht von Riva, so kann es schlimm gehen," sagten die Ruderer, und arbeiteten dabei aus Leibeskräften. Ich bin oft auf dem Wasser gewesen, wenn Stürme im Anzuge waren, und konnte mich immer sogleich davon überzeugen, wenn wirklich Gefahr vorhanden war. Aber hier war es mir unmöglich. Ich sah weder einen bewegten Wellenschlag, noch hörte ich das Heulen des Sturms, und glaubte daher, die Schiffer wollten absichtlich uns Furcht einjagen, um vielleicht nach glücklich vollbrachter Landung unsere Börsen stärker in Anspruch nehmen zu können. Ich äuſserte einige Zweifel; sie aber behaupteten, dieſs werde ein Wetter, wie es seit undenklichen Zeiten nicht stattgefunden, und jauchzten hoch auf, als sie um den Felsen des Ponal bogen, und nun Riva im Angesichte hatten. Das bleiche Aussehen der Wirthin, die mit allen ihren Töchtern am Ufer stand, um uns zu empfangen und Glück zu wünschen, bestätigte die Aussage der Schiffer, die ich nun gern mit einem doppelten Trinkgeld entlieſs.

Aus dem Fenster unsers Zimmers blickten wir jetzt auf den See, um die Veränderungen zu beobachten, welche das heranziehende Wetter darauf hervorbringen würde. Es war noch immer derselbe weiſse Nebelvorhang, der vom Himmel herabhängend das Wasser berührte, und mit gröſserer Schnelligkeit sich nun am östlichen Ufer heranzog. Er hatte die Spitzen des Baldo schon unsern Blicken entzogen und heftete sich an dem einsamen Fischerneste Malsesine fest, das an seinem Fuſse liegt. In unserer Bucht war alles ruhig und klar; die Felsen um Riva streckten ihre Spitzen in den wolkenlosen Himmel;

in der Bucht selbst fuhren kleine Kähne hin und her, und die Wäscherinnen, am Ende des Hafens, trieben singend und laut schwatzend, ihr fröhliches Geschäft.

Da sprang mit einem Male der Kellner herein, der sich schon mehrmals als Cicerone wichtig machen wollte, und mir in Riva unter andern, einen unübertrefflichen, ungeahnten Raffaelle gezeigt hatte.

„Sehen Sie,“ schrie er, indem er mit der einen Hand meinem Kopfe die gehörige Richtung gab, dem ausgestreckten Zeigefinger seiner andern Hand zu folgen, „jetzt, indem wir sprechen bekommt es Torbole; wir werden hoffentlich leer ausgehen.“

Und in der That jetzt sah ich ein Schauspiel, wie es einem solchen Alpensee wohl nur ganz eigenthümlich seyn mag. Das, was mir aus der Ferne wie ein Nebelvorhang erschienen war, zog jetzt brausend und mit ungeheurer Schnelligkeit auf Torbole zu. Es war die innigste Vermischung von Wolken und Wasser, jene hatten sich bis zur Hälfte einer scheinbaren Gebirgshöhe gesenkt, und die Masse des Wassers war bis zu den Wolken hinangestiegen. Diese Verbindung zeigte durchaus nichts Feindliches, es waren nicht jene gebrochenen, schäumenden, lärmenden Wellen, nicht jene vom Sturme gepeitschten heulenden, zerrissenen Wolken, die, jedes für sich, ihre ganze Kraft aufbieten, und trotz alles Aufwands nur ein unmächtiges Spiel treiben gegen trotzige Felsenhäupter, gegen festes Land, selbst gegen den festgewurzelten Baum darauf, und die schirmende Hütte darunter, und die nur das gebrechliche Fahrzeug bedrohen, womit der kühne Mensch sich hineinwagt in ihren zänkischen Aufruhr. Aber Wasser und Luft so in Eins verbunden, wie ich es hier sah, schien mir eine Allianz auf Tod und Leben zu seyn; es war ihnen Ernst dießmal, und sollte der Erde gelten, und diese blickte bangend und verstört dem nahenden, eng verbrüderten Feind entgegen, und alle Geschöpfe hatten Schlupfwinkel gesucht.

Wind- und Wasserhose, wie der Schifferpöbel auf den deutschen Meeren diese groſsartige Naturerscheinung benennt, und wie sie ohne alle Kritik von phantasielosen Sprachlehrern, in unsern Sprachschatz eingetragen wurde, sind Bezeichnungen die durchaus nicht dafür passen.

Vor der einhertosenden Erscheinung peitschte ein wüthender Orcan die Wellen an das Land, die sich schäumend auf die Ufer warfen. Die Erscheinung wurde aus eigener Macht, nicht durch den Sturm getrieben, so schien es; sie erregte diesen, von ihr allein ging alles Verderbliche aus, in ihrem Innern kreuzten sich die falben Blitze, und der Donner selbst, der jedem Strahl unmittelbar folgte, war nur ein schwacher Nachhall des fürchterlichen Brausens, der im Innern der zusammengeballten Masse sich vernehmen lieſs. Das ward mir jetzt augenscheinlich, daſs kein Widerstand hier zu leisten möglich sey, und daſs ein Schiff, in diesem Bereiche, dem sichern Untergange geweiht seyn müſste. Ich konnte ohne Entsetzen nicht daran denken, daſs ohne die Vorsicht unserer Schiffer wir von diesem Seeungethüm auf unserer Fahrt verschlungen worden wären.

„Ah," schrie jetzt mein Cicerone, der seinen Kopf immer neben dem meinigen zum Fenster hinausgesteckt hatte, „der Wind treibt den ganzen Spectakel hieher; sehen Sie nur!"

Und wie er diese Worte gesprochen hatte, war auch ihre Erfüllung eingetroffen; nun aber war es mit dem Imponirenden des Schauspiels für uns vorüber. Nur einen Augenblick sahen wir noch die hoch ansteigenden Wogen, und einen zweiarmigen Wasserfall, der von dem Felsen oberhalb Riva, in dem alten, zehnjährigen Bette, den Weg wieder zu finden wuſste, aber im nächsten schon schien es, als bräche eine Sündfluth über das Gasthaus zur Sonne zusammen, an allen Enden der Decke strömte es auf uns nieder, zu den Fenstern herein, und der Kellner schloſs so schnell als möglich alle Läden des ganzen Stockwerks. Von unten kreischten die Weiber, wir sollten herunterkommen, in dem festen Gewölbe der Küche und des Speisesaals könnten wir ganz trocken die Wirthschaft mit ansehen, und wir tappten uns auf diese Einladung über finstere Gänge und Treppen zu ihnen hinab, während ein immerwährendes, donnerähnliches Gebrüll sich drauſsen vernehmen lieſs.

Wie wir hinunter kamen, und aus den Bogenfenstern des Erdgeschosses blickten, war die ganze Erscheinung schon über Riva hinweg, das Sarcathal nach Arco hinaufgezogen, wo sie sich an den Felsen brach und in einen Wolkenbruch auflöste. Der See warf jetzt hohe, schäumende Wellen, die über die Brustwehr von Stein, in unsern Garten hereinschlugen, und Arbeiter waren auf den ersten Abhang des Berges gestiegen, um die Felsstücke aus dem Wege zu räumen, damit der herabstürzende Gieſsbach ungehindert seinen Abfluſs haben konnte.

Regen, Blitz und Donner hatten noch nicht aufgehört, aber mich trieb es hinaus, unter die Arkaden des Hafenplatzes; die Leute saſsen vor den Kaffeehäusern, und schauten nach dem See; andere waren auf den Schiffen und befestigten sie besser; denn alles war der Meinung, daſs sich das Ereigniſs während der Nacht wiederholen würde. Die Natur schien sich aber im Wüthen erschöpft zu haben, und wie ich Nachts um zwölf Uhr das Fenster öffnete, war alles stockfinster, ein langweiliger Regen rieselte gleichförmig vom Himmel hernieder, wie die Thränen, die ein böses Weib nach dem Zanken vergieſst, und nur das Rauschen des Gieſsbachs, das man deutlich vernahm, erinnerte noch an die am Nachmittage stattgefundene Scene. — Dieser furchtbare Orcan durchzog die ganze Alpenwelt, wühlte ihre Gewässer bis auf den Grund auf, ergoſs sie über ihre Ufer, und machte alle Gebirgsstraſsen unwegsam. Seine Ausdehnung war so groſs, daſs weder die Straſse von Ampezzo nach Venedig, noch die über den Simplon nach Mailand passirt werden konnte. Mit allen andern, welche dazwischen liegen, war es eben so der Fall.

Am andern Morgen begrüſste ich nicht ohne Rheumatism, den ich meinem nassen Schlafzimmer verdankte, die heiterste Sonne, die sich im alten Benacus spiegelte,

Wir hatten uns vorgenommen von hier aus die Nachbarthäler zu besuchen: das Val di Ledro mit seinen herrlichen Tannenwäldern, den tiefen Kessel des Val Vestino, an dessen Seiten sich hohe Schneewände aufthürmen, die viehzuchttreibenden Thäler Chiese und Giudicaria, duftend von den reichsten Alpenkräutern. Aber in alle diese Thäler ist nur auf Muli oder auf sehr beschwerlichen Fuſswegen zu gelangen, und nach dem stattgehabten Unwetter war jede Verbindung mit denselben abgeschnitten. Wir muſsten daher diesen Vorsatz aufgeben und brachten noch einen heitern Tag in Riva zu, den wir mit kleinen Spazierfahrten auf dem See, mit Ersteigung der Höhen, und einigen Bemerkungen über die Art und Weise der Einwohner ausfüllten.

Die Reinlichkeit ist zum Beispiel etwas, wovon die Rivenser ganz eigene Begriffe haben. Der Wolkenbruch hatte zwar alle abschüssigen Orte mit groſser Sauberkeit gewaschen, dafür aber an ebenen Plätzen eine groſse Masse mannichfaltigen Unraths aufgeschwemmt. Dieſs war zum Beispiel auch in den Hofräumen unsers Gasthofes der Fall, und zwar in solchem Grade, daſs es nicht gut möglich war darüber weg zu schreiten. Während des Vormittags dauerte diese Lage der Dinge fort, nach dem Essen jedoch kam ein alter Besen an der Hand der jüngsten Tochter des Hauses langweilig daher, und dieser ganz unzweckmäſsigen Vermischung von Jung und Alt war es allein vorbehalten den Augiasstall zu reinigen. Die schwachen Kräfte zogen sich jedoch sehr gescheidt aus der Affaire. Sie kehrten die unsaubern Massen mit einer liebenswürdigen Nachläſsigkeit, die eine reiche Nachlese wohl gestattet haben würde, an einigen Punkten des Hofraumes zusammen, wo sie so lange in Frieden ruhen mögen, bis ein anderer Wolkenbruch so gütig seyn wird, sie wegzuschwemmen. Dieſs Verfahren ist übrigens in ganz Italien eingeführt, und daher rühren die bedeutenden Lager verwitterten Unrathes, die man in allen Winkeln antreffen kann. In trockenen Gegenden, welche den Wolkenbrüchen nicht ausgesetzt sind, lassen sich viele Jahrgänge dieser unerfreulichen Gegenstände nachweisen, die selbst für den Alterthümler von Interesse wären, wenn sich ihr oft sehr hohes Alter mit Bestimmtheit angeben lieſse.

Auch Signora Trasselina, unsere freundliche Wirthin, wollte, bei Gelegenheit des Wolkenbruchs, an ihrem eigenen Körper ein Beispiel statuiren. Sie setzte sich Nachmittags nicht ohne Absicht vor die Thür, das konnte ihr jeder Menschenkenner leicht ansehen. Sie saſs auf einem gemeinen Schemel, ihr zur Seite war die Dachtraufe, alt und zerbrochen, aus deren unterm Ende noch ein bräunliches Wasser, als Ueberbleibsel der gestrigen Sündfluth spärlich hervorsickerte. Die Signora hob ihren Rock von blauem Kattune auf, und schlug sein gelbliches Futter in die Höhe, dann hielt sie einen Zipfel davon unter die Rinne und rieb sich Hals und Brust damit, bis sie ganz roth wurden. So gab die wackere Frau den Forderungen der Billigkeit Gehör und den Umständen nach; und so ward sie ein Beispiel der Nachahmung ihren eigenen Kindern, von denen zwei der kleinsten zur Rinne kauerten, und sich mit dem braunen Wasser die Gesichtchen einschmierten. Inzwischen erblickte sie mich als Zuschauer oben im Fenster, und sah mich lange bedeutend lächelnd an, immer mit Abreiben ihrer Busentheile beschäftigt. „Der Deutsche wundert sich über unsere Reinlichkeit,“ dachte sie gewiſs bei sich selbst, da hier zu Lande die Deutschen insgesammt für schmutzige Thiere gehalten werden. — Doch muſs ich, um nicht ungerecht zu seyn, gestehen, daſs die Küche im Innern reinlicher ist, als sie auf den ersten Blick erscheint. Das Schlachten und Reinigen des Geflügels und der Fische wird auſserhalb derselben vorgenommen, eben so das Putzen der Gemüse, die Anrichttische sind mit weiſsen Servietten bedeckt, und es ist daher möglich im Angesichte der geöffneten Küche mit Appetit Tafel zu halten, ja in der Küche selbst seine Mahlzeit zu verzehren, wie dieſs in vielen Städten, in Restaurationen zweiter Ordnung bei den Italienern gebräuchlich ist. Dieſs wäre in Deutschland gewiſs nicht möglich. Ich habe trotz der gepriesenen Reinlichkeit der Sachsen in dieser Provinz ein Fait erlebt, das mir nirgend wieder vorgekommen ist. Es war bei einem Vogelschieſsen in X. Ich bin hier zum ersten Male discret und nenne den Ort nicht, denn ich kenne meine Leute. In Sachsen würde gewiſs gleich dieser oder jene Gastwirth die Sache auf sich beziehen, und da alle Sachsen auch Schriftsteller sind, gegen mich alsbald zu Felde rücken. In X. also beim Vogelschieſsen, war ein Speisezettel, der nicht weniger als zwölf Gerichte enthielt, den Käse, die Wurst und den Kartoffelsalat mit inbegriffen. Auch Kalbsleber stand darauf. Ein Gast, der sie gern aſs, war unvorsichtig genug, sie — ohne specielle Nachfrage — so in den Tag hinein zu bestellen. Man brachte sie ihm in jener braunen Sauce, die ein alter Gentleman kürzlich in seinen Bemerkungen über die Nassauischen Gesundbrunnen, „schmierig“ nannte. Der Gast hatte seine Hoffnung auf gebackene Leber gesetzt und wies die braune zurück. Der Kellner rannte damit fort und versprach bald wiederzukommen. Zum Glück oder Unglück, erfaſst den Gast Reue über die gemachte Bestellung, nachdem er noch einen Blick auf den Speisezettel geworfen, und er läuft dem Kellner nach, den er aber nicht mehr erreichen kann. Der Kellner ist schon in der Küche und tritt die Wirthin mit dem Leberteller an, indem er das Gelüsten des Gastes nach gebackener Leber berichtet. „Das ist gleich geschehen!“ spricht sie, nimmt die Leberschnitte aus der Sauce, leckt sie ab und wirft sie in das prasselnde Schmalz, worin sie eben Fische backt. Es darf nicht erst versichert werden, daſs der hinzutretende Gast jetzt auch zur gebratenen Leber den Appetit verloren hatte.

Daſs eine Wirthin Schinken und Käse mit demselben Messer den Gästen vorschneidet, ist ein Fall, der mir in Deutschland sehr oft vorgekommen ist. Sie entschuldigen sich gewöhnlich mit der Eile, dem Gedränge u. dergl. Die Hauptsache ist, daſs sie so leicht den Kopf verlieren, und dann bei ihrem angebornen Hange zur Grobheit, gern gegen alle Gäste grob seyn möchten. In einer ganz hübschen Stadt Deutschlands, die ich hier ebenfalls aus Liebe zum Vaterlande nicht nennen mag, ist es Sitte, daſs Würste auf offener Straſse von alten Weibern gebraten werden. Arme, hungrige Gassenbuben umspringen diese ambulanten Küchen mit dem Geschrei: „Nur einmal lecken für einen Pfennig!“ Und die Weiber ziehen den Buben die heiſsen Würste durch die Mäuler, und werfen sie dann wieder in das Schmalz, indem sie für den, den Buben verschafften Genuſs den Pfennig einstreichen. Hier muſs man jedoch die deutsche Ehrlichkeit bewundern. Wäre diese liebliche Sitte etwa in Paris gebräuchlich, der Junge bisse ein gutes Stück ab, und liefe lachend damit davon; aber der deutsche Junge beiſst nicht, sondern beleckt sich die Lippen, und würgt ein groſses Stück Brod dazu hinunter.

Dieſs sind freilich Studien *à la* Katzenberger, ein nur etwas aufmerksamer Reisender, wird jedoch oft wider Willen getrieben sie zu machen. —

Es war der schönste Morgen, als wir uns auf das Dampfboot begaben, um uns nach Desenzano bringen zu lassen. Es fährt nämlich abwechselnd nach Lasise, an dem östlichen Gestade, mit denen die nach Verona reisen, und nach Desenzano, an dem südwestlichen, mit jenen, welche nach Brescia und Mailand wollen. Die letztere Tour ist übrigens die interessantere. Man fährt am westlichen Ufer hin, wo die Citronengärten sind, während die östlichen von den Riesengliedern des Baldogebirgs erfüllt werden, der darauf ruht. Die weiſsen, gemauerten Pfeiler, welche im Winter die Bedeckungen zu tragen haben, um die Citronenpflanzungen zu schützen, die während des Sommers in freier Luft ausdauern, geben der Landschaft ein wahrhaft orientalisches Ansehen. Sie gleichen zierlichen Minarets, die sich aus dem herrlichen Grün erheben. Der schönste Punkt ist das Städtchen Salo. Bei Desenzano streckt sich eine liebliche Halbinsel in den See, Sirmio, jetzt Sermione genannt, die Catull beschreibt. In Desenzano selbst aber sitzt es sich herrlich auf dem Altan des Gasthauses, bei gutem Weine des Ufers und einem Gerichte jener kleinen, wohlschmeckenden Sardinen, die hier im Ueberflusse gefangen werden.

VI. Capitel.

Val Sugana.

ssano. — Eintritt ins Thal. — Nachtherberge. — Primolano. — tte Communi. — Bilderhändler von Tesino. — Borgo. — Levico. — Pergine. —

Venn man von Venedig nach Mestre übersetzt, und
t hier nach Deutschland zurückkehren will, so
acht man seinen Weg entweder auf der neuen
raſse von Ampesso und dann durch das Puster-
al, oder durch das Valsugana. Ich wählte das
tztere. *)

Ein hübscher, pfiffiger Bursche hatte mit mir bis
ssano accordirt; aber am nächsten Morgen, bei
r Abfahrt von Treviso, war ich schon einem An-
rn überantwortet.

Wir kamen gegen Mittag nach Bassano, das eine
eraus reizende Lage hat. Es lehnt sich an ein
orgebirge, das mit dem üppigsten Laube, mit Wein,
üssen und Castanien bedeckt ist, und darüber hin-
eg ragen hellblaue und violette Gipfel, und da-
vischen streben weiſse Felsenpyramiden empor.
chöne, plattgedeckte Wohnungen, prächtige Kirchen,
illen und Schlösser sind auf der hügeligen Ebene

---

*) Der Paſs in dieses Thal zwischen Cadin und Calamento hat eine Höhe von 6197 F.

zerstreut, und wer das Glück hat, diese Gegend im reinen Sonnenlichte zu sehen, wird an eines der freundlichen italienischen Bilder erinnert, wie einst Hackert sie malte. — Hier liegen die Ruhmesdomänen der Napoleonischen Marschälle, Feltre, Treviso, Bassano, Montebello u. s. w.

Die Gegend ist reich an schönem Vieh; davon konnte ich mich überzeugen, weil in Bassano eben Viehmarkt gehalten wurde. In den engen Straſsen war es nur mit Mühe möglich sich durchzudrängen, und es war mir daher angenehm, daſs die Post, wo wir eingekehrt waren, vor dem Thore lag. Unweit von hier liegt Possagno, Canova's Geburtsort, worin die Kirche sehenswerth ist, die er dort aufführen lieſs. —

Hart an der Gränze von Tyrol und am Eingange des Val Sugana liegt Primolano, und dieſs sollte das Ziel unserer heutigen Reise werden; so hatte es der Vetturin versprochen. Wir waren aber von Bassano zu spät weggefahren, und der Abend überraschte uns auf den schroffen Abhängen, die von dem Schaume der tosenden Brenta bespritzt werden, und an denen sich die Straſse bald hinauf, bald hinab fortwindet. Es war neun Uhr, und bereits spät im September. Wir fuhren in Nebel eingehüllt, und hörten weit und breit nichts als das einförmige Getön der Wellen zu unsern Füſsen. Auf unsere Frage, ob wir noch weit von Primolano entfernt seyen, erklärte der Vetturin ziemlich barsch, nie den Weg gemacht zu haben, und bekräftigte diese Erklärung mit einigen derben Flüchen, indem er dabei auf sein armes, keuchendes Pferd unbarmherzig losschlug. Ich hatte kein anderes Gefühl in dem Augenblick, als das des Hungers und der Müdigkeit, und sehnte mich nach den lieblichen Penaten der Herberge in Primolano. Später kam mir aber erst der Gedanke, welcher Gefahr wir hier ausgesetzt gewesen waren. Ein Stoſs, in Sturz in den Abgrund, und ein ewiges Geheim-iſs würde das Verbrechen umschleiert haben.

Mein Vetturin war aber ein ehrlicher Bursche, venn er auch nicht eben streng wahrheitliebend var.

Von einer Höhe, die mir, in der Dunkelheit erlommen, riesenhaft erschien, erblickten wir plötzch, wie Irrlichter im Broden des Moores, einige rübe Lichter im Nachtnebel flimmern. „Ha! da ist Primolano!“ rief mein Kutscher, und freudig ging s bergein. Wir hatten die Lichter bald erreicht; ie strahlten aus einem langen Hause, das an die 'elswand lehnte, und dessen Bewohner, ziemlich beremdet, wie es schien, zum Wagen traten, um uns erauszuheben.

Wir forderten ein Zimmer, um zu übernachten, nd man führte uns eine enge, knarrende Treppe inauf, und öffnete ein kleines Gemach, worin eines ener Ungeheuer von Betten fast die Hälfte des Raunes füllte, während ein Tisch und eine Bank, von veiſsem Holze, die andere Hälfte einnahmen. Wir estellten ein Abendessen und setzten uns ermüdet n den Tisch. Mit nicht geringem Abscheu bemerkte nun aber meine Frau, wie von der Decke herab und us allen Winkeln langbeinichte, scheuſsliche Spinnen nit angeschwollenen Bäuchen herankrochen, um ihre Gäste in Augenschein zu nehmen. Wahrscheinlich atte in diesem Raume lange keine Kerze gebrannt, nd diese ungewohnte Erscheinung störte die urprünglichen Bewohner aus ihren einsamen Netzen uf. Ein paar hübsche, wenn gleich braune Mädchen waren indeſs eingetreten, um das Bett zu machen und den Tisch zu decken. Sie lachten, wie sie die Angst meiner Frau bemerkten, die so eben aufgesprungen war, weil ein übermäſsig groſser Cancer sich ihr in Dupplirschritten näherte. Das älteste der Mädchen sprang gleich herbei, zog den Holzpantoffel vom Fuſse, und der Cancer suchte am Boden. Nun machten sich beide darüber her, das Ungeziefer zu tödten; ihre einzigen Waffen dabei waren Pantoffeln. Ich konnte mich hier zum erstenmale von der Wirkung dieser verschrienen Waffe überzeugen, und wollte meine Frau darauf aufmerksam machen, die sich aber aus Abscheu vor dem Mordgeschäfte der Mädchen zum Fenster hinausgelegt hatte. Ich bin von etwas festern Nerven und sah daher zu. Mit groſser Geschicklichkeit hieben die Mörderinnen den Spinnen einen Fuſs entzwei, sie stürzten dann auf den Boden, und wurden hier vollends getödtet. Dieſs fand ich sehr praktisch, weil die Wand nicht im Geringsten beschmutzt wurde, die sonst getigert worden wäre. Die Mädchen lachten immer in Einem fort, und obgleich sie brennende Augen und sehr weiſse Zähne dabei zeigten, so hatten sie doch einen so hämischen Zug um den Mund, daſs sie mir abschreckend erschienen. Im ruhigen Zustande waren ihre Gesichter hingegen angenehm zu nennen.

Das Abendessen war nicht zu genieſsen. Ein Huhn in stinkendem Oel gebraten, und Maccaroni, so hart wie Schiffszwieback und von schwarzer Blende bereitet, also von der Farbe des grauen Löschpapiers. Ich wurde an ein erstes Nachtquartier in Spanien erinnert, wo nichts wie ein Eierkuchen zu haben war. „Mit Eurer Erlaubniſs“, sagte dort die Wirthin, indem sie mit der ruſsigen Pfanne zum Tische trat, und das erforderliche Fett aus der brennenden Lampe vor den Augen der Gäste in ihre Pfanne goſs. Ein paar Bissen, die ich von diesen Speisen aus Hunger zu mir nahm, verursachten mir ein tagelanges Magenbrennen. Wir entfernten uns sobald als möglich von diesen nicht einladenden Schüsseln, und legten uns ins Fenster. Es war eine herrliche Nacht; der Nebel war verschwunden, und die Sterne flimmerten; unweit vom Hause, nur et-

was

was tiefer, hörten wir die Brenta rauschen. Doch wohin ich auch die Blicke sandte, nirgends war die Spur eines Hauses auſser dem unsrigen zu entdecken. Fels und Wald war alles ringsumher. Wir hatten die Gewiſsheit, daſs wir in einer Einöde und nicht in Primolano waren. Auf meine Frau machte diese Entdeckung wieder nicht den angenehmsten Eindruck.

Ein Gespräch, das einige Kerle unten mit unserm Vetturin führten, machte mich aufmerksam.

„Ein Deutscher ist es“, sagte der Eine.

„Ein Franzose und vom Militär dazu“, versetzte unser Vetturin.

„Ich wollte wetten, daſs er ein Deutscher sey.“

„Und ich gebe dir mein Wort, daſs er ein Franzose ist, und daſs er unterwegs mit der Frau nichts als Französisch gesprochen hat.“

„Gleichviel, du Narr, wie kannst du so wohlfeil fahren? Weiſst du, wie weit du noch bis Trient hast, und welch ein Weg?“

Der Vetturin stieſs einen Fluch aus.

„Ein andermal sey gescheidter, und schinde dich und dein Pferd nicht umsonst.“

Auch dieſs Gespräch wollte meine arme Frau verdächtig finden. Sie zeigte mir an jenem Abende, daſs sie viel Talent besitze, sich zu ängstigen. Mir war es nicht unangenehm, daſs mich der Vetturin für einen französischen Officier hielt, weil man in Oberitalien als solcher viel mehr Achtung genieſst, und in Wirthshäusern zum Beispiel viel leichter bessere Zimmer und Bedienung erhält, wenn man mit recht lauter Stimme auf Französisch drein wettert.

Nun erschienen die zwei Spinnenvertilgerinnen, und setzten sich zu den Kerlen unten hin. Das Gespräch schwieg, und die kleinste fing mit einer durchdringenden, wie klagend tönenden Stimme zu singen an. Es waren Terzinen, nach einer stets wiederkehrenden Melodie gesungen. Ich verstand nur wenig davon, aber trostlose, getäuschte Liebe machte den Gegenstand. Die älteste stimmte stets bei der dritten Zeile als Refrain mit ein. Auch dieser Gesang brachte auf meine Frau keine erfreuliche Wirkung hervor. Sie sehnte sich nach Ruhe, und wir schlossen das Fenster. Vor unserer Thür heulten einige Katzen. Zum Unglück war die Thür nicht zu schlieſsen. Neue Bedrängniſs! Sie klappte hin und her, weder Schloſs noch Drücker waren daran zu entdecken; und an einen Nachtriegel hatten wir bei unserer Abreise von München nicht gedacht. Es blieb nun nichts übrig, als eine Barricade von der Bank und dem Tische zu errichten, um sich mindestens vor dem Ueberfalle wüthender Katzen zu sichern. Nun legten wir uns getrost nieder, und bald schliefen wir beide ein. Der klagende Gesang der Mädchen begleitete unsere Gedanken in die Regionen des Traumes. Daſs wir hier einige Abenteuer mit Räubern zu bestehen hatten, war ganz natürlich. Aber ungestört schliefen wir in der Wirklichkeit die ganze Nacht hindurch, und erwachten fröhlich, als bereits die Sonne schien. Als wir in den Wagen stiegen, las ich an unserm Hause, daſs es zum Bezirke von Covelo gehöre, es lag aber ganz einsam, von allen andern weit abgesondert. — So waren wir am vergangenen Abend durch den merkwürdigen Paſs von Covelo gekommen, ohne bei der herrschenden Dunkelheit das berühmte Felsenschloſs wahrzunehmen, in das man sich — der Sage nach — mit Stricken hinaufziehen läſst. Auf solche Weise wurden auch einige Kanonen hingebracht. Die Garnison hat gutes Wasser oben, und das Pulver- und Munitionsmagazin dieser wunderlichen Veste ist eine groſse natürliche Höhle.

Der kleine Ort Primolano wurde in einer Viertelstunde erreicht. — Das Thal blieb wild, aber sehr malerische Partien wechselten darin ab; die Fruchtbarkeit und der Anbau schienen gering; Eisen- und Vitriolminen sind hier vorhanden, wie man uns sagte.

Von Primolano macht man leicht einen Abstecher in den kleinen Bezirk, der sich in den engen Thälern und Schlünden der Tyroler Berge, längs der Gränze hinzieht, und die „Sieben Gemeinden“ *Sette Communi* genannt wird. Der erste Ort oder die erste Gemeinde, die man erreicht, heiſst Enego. Das ganze Ländchen enthält ungefähr 70 italienische oder 17 deutsche Meilen in der Länge; die Einwohner sind gröſstentheils deutschen Ursprungs, wie sich aus ihrer merkwürdigen Sprache ergibt. Sie haben eigene Gesetze, eigene Kleidung und Gebräuche. Man sagt, sie seyen Abkömmlinge der alten Cimbern, die Marius bei Verona schlug, und die dann in diesen Gebirgen einen Zufluchtsort fanden, und einen kleinen Freistaat gründeten, der lange seine Unabhängigkeit zu bewahren wuſste. Scipio Maffei sowohl wie auch Pezzo behaupten dasselbe, während Buschin und Johannes Costa, Bürger der Sette Communi und Mitglieder der Akademie von Padua, diese Meinung durch sehr wahrscheinliche Argumente widerlegen. *) Nach einer andern Behauptung flohen die im Jahr 496 durch Clodovich bei Köln geschlagenen Thüringer nach Italien, und unterwarfen sich dem Gothenkönig Theodorich, der ihnen die Erlaubniſs bewilligte, sich in dem italienischen Rhätien, zwischen der Brenta und Adda, anzusiedeln. Der deutsche Ursprung läſst sich

---

*) S. hierüber unter Andern: *Voyage dans le Tyrol, par Marcel de Serres, Paris 1823.*

einmal bei diesen Gebirgsbewohnern nicht wegläugnen; ihre Sprache ist die unsere, wenn sie uns gleich selbst, wie sie jetzt dort gesprochen wird, sehr schwer verständlich ist. Es ist, als wenn man das Deutsch der Niebelungen etwa geläufig sprechen hörte. Das klarste Zeugniſs, daſs es unsere alte Sprache ist, die sich in dieser Abgeschiedenheit in ihrer Weise erhalten hat, gibt ein Kirchenlied, welches noch alljährlich am Ostersonntag von den Leuten dort gesungen wird. Man hat Wörterbücher gesammelt, und da finden sich denn auch wohl Benennungen, die sich aus dem Italienischen ableiten lassen, wie das bei der Nachbarschaft ganz natürlich ist; indessen stöſst man auch wieder auf Ausdrücke, die mit keiner andern europäischen Sprache Aehnlichkeit haben. *) Es ist nach alten Urkunden mit Bestimmtheit anzunehmen, daſs das Völkchen der Sette Communi seit undenklichen Zeiten diesen Landstrich bewohne.

Da der Boden nur wenig hervorbringt, so wandern die Einwohner in ihrer Jugend aus, und dienen in andern Ländern als Hirten, Maurer, Bergleute, Kohlenbrenner, oder sie handeln mit Speecereien und Arzneimitteln, oder mit kurzen Waaren aller Art. Nie verlernen sie jedoch ihre Sprache, nie verläugnen sie ihre Sitten in der Fremde, und bringen beides unverderbt nach vielen Jahren in die Heimath zurück. Und in diese kehren sie immer wieder, wenn sie es zu einigem Wohlstande gebracht haben, obgleich sie dort nichts wiederfinden, als die höchsten Felsen, traurige, kleine Orte daran klebend, ohne Straſsenverbindung, tosende Wildbäche, und einen Ernte-Ertrag, der sie nur drei Monate vor Hun-

---

*) So heiſst: Haus, Tschessa; Berg hingegen, Mont; Thal, Val; Mann, Uem. Mehr über ihre Sprache findet man in Hormayrs Geschichte der Grafschaft Tyrol, p. 136.

ger zu schützen im Stande ist. Der Haupthandelszweig dieses Hirtenvolks besteht im Verkaufe der Heerden. Sie waren es, die den Markt in Bassano am meisten mit ihrem Vieh füllten. Auſserdem verfertigen sie grobe Leinwand, Strohhüte und dergl. Seitdem die Kartoffeln bei ihnen eingeführt worden sind, leiden sie weniger Mangel wie früher.

Der Orliero bewässert diese Gegend; sehenswerth sind die schaurigen Ufer des Wildbachs Buso.

Am einladendsten ist das Thal von Asiago. Das Städtchen gleichen Namens ist freundlich und erinnert an Gröden. Die Kirche ist prächtig und überrascht um so mehr in diesem armen Lande.

Der Menschenschlag in den *Sette Communi* ist stark, groſs und von männlich prononcirten Zügen. Fast alle haben blaue Augen. Sie sind durchgehends Jäger, kühn und von groſser Entschlossenheit. Seitdem der Gesundbrunnen zu Recoaro von Fremden aller Nationen häufig besucht wird, wird es auch diesem an Tyrol gränzenden in mannichfacher Hinsicht sehr interessanten Bezirke wohl nicht an Gästen fehlen. In Recoaro selbst fängt man nun auch an für die Bequemlichkeit der Fremden mehr Sorge zu tragen, die Gegend ist eine der interessantesten, und das Wasser zeigt besonders gute Wirkungen auf Gicht und Podagra. — In den *Sette Communi* gibt es keine fahrbaren Straſsen, und man muſs sich der Maulthiere bedienen, auf denen man über das Gebirge, freilich oft sehr beschwerlich, nach dem Valsugana reitet. Zwei der bessern Wege führen über die Cima di Zogomalo nach Grigno, und über die Cima di Portale nach Olle, unweit von dem Hauptorte Borgo di Valsugana.

Von Grigno zieht sich das kleine Tesinothal nördlich, dessen Einwohner durch ihre Industrie zu Namen und Vermögen gekommen sind. Sie sind es, die den berühmten Bilderhandel durch die ganze Welt treiben. Er begann schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Arme Leute aus dem Dorfe Pieve di Tesino ernährten sich nothdürftig damit, daſs sie schlechtgemachte Heiligenbildchen aus der Fabrik von Ramondini in Bassano ins Ausland trugen und dort verkauften. Sie wiederholten ihre Wanderungen von Jahr zu Jahr und gingen immer weiter, bis sie selbst zu einiger Einsicht von der Kunst gelangten, und nun ihre Industrie auf bessere Blätter auszudehnen anfingen. Bald handelten sie mit den Werken der berühmtesten Künstler aller Länder. Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm fast die ganze männliche Bevölkerung von Pieve und dem benachbarten Bieno Theil an diesem Handel, und es wurden in allen Hauptstädten Europa's, selbst in Asien und America, jene Kunsthandlungen gegründet, welche mit ihren Commanditen alle Messen und Märkte bevölkern, und unter dem Namen „italienische Bilderhändler“ bekannt, ursprünglich Tyroler aus Val Tesino oder Val Sugana sind. Wie überrascht ist nicht der Reisende, wenn er in diesen Thälern die Namen Noveletto, Weis (Gasparo Weis in Berlin), Zanna, Tessari, Buffa, Granello, Nervo nennen hört, und sich nun erinnert, in Hamburg, Berlin, Petersburg, Königsberg, Warschau, Kopenhagen, diese Herren in ihren Kunsthandlungen gesehen zu haben, wo sie neben einem Raphael Morghen, Salami, Aleatico und romanische Saiten verkaufen.

Je mehr man sich der Mitte des Thales nähert, desto erfreulicher wird die Aussicht. Statt der starren Wildheit, zeigt sich Anbau, und Schlösser, Kirchen und Dörfer werden auf den Höhen sichtbar. So nähert man sich dem Borgo di Valsugana, dem Hauptorte des Thales, mit wohlhabenden Einwohnern, die gröſstentheils von der Seidenzucht leben.

Der Ort ist schlecht gebaut, und das Wirtshaus, welches zugleich die Post ist, war so wenig einladend, daſs wir es vorzogen die Gegend zu betrachten, als dort einzukehren. Sonst gehörte Borgo, den Grafen von Telvana, deren Schloſs in der Nachbarschaft liegt. Indem man von Borgo sich dem westlichen Ende des Thals nähert, wird die Aussicht immer lachender. Der Weg zieht sich stets am sehr steilen und hohen Ufer der Brenta hin, die bei Levico einen malerischen See, mit sehr hohen, bewachsenen Ufern bildet. Hier machten wir Mittag. Die Nähe des Sees lieſs uns auf gute Fische schlieſsen, und da überdieſs Fasttag war, forderten wir sie gekocht und gebraten. Das Mahl, das man uns servirte, war aber ein würdiges Seitenstück zu dem Souper in Covelo, oder dem vermeinten Primolano. Wir durften es nicht anrühren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, uns für lange krank zu machen. Die Fische waren nicht frisch, und das Oel roch so stark, daſs wir aufstehen muſsten. Beim Wegfahren wurden wir jedoch durch den schönen Anblick des Sees entschädigt, der sich in seinem grünen Abgrund mit vieler Grazie an den Vorsprüngen der Felsen hinschmiegt, und von dem bedeutendern See von Caldonazzo nur durch eine nicht sehr hohe Bergwand getrennt wird. Unweit von hier entspringt die Brenta.

Bis Pergine hatten wir noch eine lange und bergige Straſse zurückzulegen, und es wurde bereits das Ave Maria geläutet, als wir dort ankamen. Die Lage ist entzückend. Die Spitzen der Felsenumgebung zeichneten sich scharf an dem heitern Abendhimmel ab, und aus der Mitte duftiger Bäume erhoben sich die Thürme einer alten Burg. Tief unten lag Pergine im Grunde. Von hier ging es stark bergan, bis wir eine weite Fläche erreicht hatten, von welcher sich der Weg wieder senkte, und das Thal von Trient, die dampfende

Stadt, die Etsch, die unzähligen Dörfer, Landhäuser und Kirchen, die hohen Thürme, die vielen Lichter, unsern, nach der beschwerlichen Reise, darüber hoch-erfreuten Blicken darbot. Unser Vetturin brauchte seinen erschöpften Gaul nicht anzutreiben, denn der Wagen lief hier von selbst, und so rollten wir ganz gemüthlich, bei eingebrochener Dunkelheit in die wohlbekannten Strafsen von Trient wieder ein.

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler
und
Vorarlberg.

I. Capitel.

Val di Non und Val di Sol.

Charakter des Thals und der Einwohner. — Mord und Straſsenraub. — Sagen und Aberglauben. — Deutsch-, Wälsch- und Kron-Metz. — Die Braut von La Nave. — Die Rocchetta. — Anblick des Val di Non. — Denno. — Der Wirth. — Nachtrag zur Braut von La Nave. — Herr von Einsiedeln. — Der Monte Tobal und das Val Tresenga. — Tueno. — Cles. — Aquila Imperiale. — Abendlandschaft. — Val di Sol. — Castelfondo. — Ritt über den Gampen. — Das Etschthal.

Die Deutschen haben Recht das Val di Non Nonsberg oder Einsberg zu nennen, denn es ist viel mehr eine fortlaufende Kette von Bergen und Schluchten, als ein Thal.

Es ist ein romantischer, abenteuerlicher Bezirk, von dem man gleich beim Eintritt in Tyrol so verschiedenartige Gerüchte vernimmt, daſs man den Wunsch nur dadurch gesteigert sieht, dessen Bekanntschaft zu machen. Ein sehr verbreitetes Sprüchwort besagt: „daſs wer hienieden schon der himmlischen Seligkeit theilhaft werden wolle, nach dem Val di Non gehen müsse. Es sey ein Stück Himmel auf die Erde gefallen.“ Ein anderes, eben so bekanntes Sprüchwort verkündet jedoch: „wenn zehn Teufel mit einem Einwohner aus Val di Non zu streiten anfingen, so würde der letztere Sieger bleiben.“ In beiden Sprüchwörtern ruht Wahrheit.

Unter allen Thälern Tyrols ist das Val di Non seiner glücklichen Lage wegen das gesegnetste, und selbst dem reichen Etschlande hierin noch überlegen. Der Rücken der höchsten Berge senkt sich so allmählich thalein, und bildet so sanfte Abhänge, daſs die Cultur sich fast bis zum Gipfel erstreckt; dabei bieten die vielen, unzähligen Bergkuppen, die das ganze Thal ausfüllen, so günstigen Schutz gegen die Verheerungen des wilden Noce-Bachs, der es durchströmt, daſs nicht die geringste Besorgniſs davor statt finden darf, indem Besitzthum und Anbau vollkommen gesichert erscheinen. Dieser glückliche Reichthum, dieser Ueberfluſs an allen nöthigen Nahrungsmitteln, welche den andern Thälern in hohem Grade gebrechen, haben nun hier eine zu groſse Bevölkerung herbeigeführt, die nicht hinlängliche Arbeit im Thale finden kann. Hiezu kommt, daſs der Charakter dieser italienischen Bergbewohner jene heitere Frömmigkeit des Gemüths, jene Rechtlichkeit der Gesinnung, jene Ordnungsliebe nicht kennt, die dem deutschen Nachbar angeboren sind. Jeder Italiener findet sich ja ohnedieſs leichter mit seinem Gewissen eines Mordes wegen ab, als es unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen ein Deutscher im Stande wäre. Wo man daher von Mord und Raub hört, im nachbarlichen Vintschgau und Etschthale, da sind es gewiſs Einwohner aus dem Val di Non, die sie verübt haben. Ich will einige Beispiele hier mittheilen.

Ein paar ehrliche Bauern kehrten vom Markte in Meran heim. Nach guter deutscher Sitte treten sie in ein Wirthshaus in Algund, um des Handels froh einen kleinen Theil des Profits an den Mann zu bringen, d. h. in Wein zu vertrinken. Sie lassen sich's schmecken, und sprechen von ihrem Handel und dem Erlöse. Sie klappern mit ihrem Gelde, der Wirth schenkt den Krug noch einmal voll, und es fängt an dunkel zu werden. Endlich sieht einer von ihnen nach der Uhr, und mahnt den andern zum Aufbruch. Sie verlassen das Zimmer, und wollen am Ufer der brausenden Etsch hinan, ihrem heimathlichen Dorfe zuwandern. Es ist ihnen angenehm, daſs sich zwei Begleiter ihnen zugesellen, die denselben Weg zu machen haben. Diese sprechen nur gebrochen deutsch, und geben sich alsbald für zwei Geflügelhändler aus Wälsch-Tyrol zu erkennen, die ihrem Wagen mit Hühnern und Capaunen voraneilen, um Morgen früh im nächsten Orte den Verkauf beschleunigen zu können. Die beiden Bauern, die viel getrunken haben, geben ihren Begleitern den Arm, und gehen so in zwei Paaren hintereinander zum Dorf Algund hinaus. Bald hatten sie die steile Anhöhe der Töll erreicht, wo das breite Kiesbette des Wildbachs von Partschins fast die ganze Straſse einnimmt. Ueberall Trümmer und Zerstörung; ein schauerig öder Platz. Hier, im Schutz eines dicken Gebüschs, schreit plötzlich der hinten gehende Wälsche, dem Vordern ein paar Worte zu, und zugleich hört der eine Bauer, einen Schrei seines Cameraden, und fühlt sich selbst heftig umpackt und etwas Kaltes in den Nacken dringen. Er weiſs, daſs er angefallen und verwundet ist, und fühlt auch noch, daſs man ihn seines Geldes beraubt, dann umfängt eine augenblickliche Schwäche seine Sinne. Er rafft sich aber dennoch bald wieder empor und läuft laut schreiend den Mördern nach, bis er zusammen sinkt. Man findet ihn später und bringt ihn, trotz der heftigsten Verblutung, zu sich; der andere Bauer wird eine kleine Strecke von da todt in seinem Blute gefunden. Die Kennzeichen, die der Lebende zu geben vermag, verbunden mit frühern Vorfällen, leiten den Verdacht sogleich auf einen Bewohner eines kleinen Dorfes im Val di Non. Man sendet Gendarmen hin, findet ihn aber nicht zu Hause. Nicht lange darauf läſst er sich mit andern seiner Landsleu[illegible] einem Diebstahl ertappen und wird eingezogen. Die Verhöre nehmen ihren Anfang; alle läugnen standhaft. Bald gelingt es Einigen von ihnen, aus ihrer Haft zu entspringen, und lange spotten sie eines jeden Versuchs ihrer habhaft zu werden. Da bemerken eines Tages die Einwohner von Lana, am Abhange des Gampen, einen verdächtig aussehenden Kerl. Sogleich wird Jagd auf ihn gemacht. Der Fremde ist aber im Besitz einer Büchse, stellt sich verzweiflungsvoll zur Wehre und hält dadurch die Bauern in Respect. Niemand will auf ihn eindringen, bis daſs ein junger Bursche aus Lana einen Stein nach ihm wirft und er, an der Stirne getroffen, niederstürzt; sogleich fallen alle andern über ihn her, binden ihn und führen ihn im Triumphe nach Meran hinab. Hier erkennt man in ihm denselben, der, des Mordes verdächtig, aus der Haft entkommen war. Die Verhöre beginnen aufs Neue, jedoch mit keinem bessern Erfolg als früher. Er läugnet standhaft, während von auſsen her sich die Inzichten mehren. Endlich bringt man ihn so weit, seine frühern Diebstähle theilweise zu gestehen, aber von dem Mord auf der Töll will er nichts wissen. Der Proceſs wurde endlich dahin entschieden, daſs der Mensch, seiner eingestandenen Verbrechen wegen, zum Pranger und zur Einkerkerung auf der Festung Gradiska verurtheilt wurde. Als er in Meran am Pranger stand, drängte sich das Landvolk mitleidsvoll hinzu, und warf Geld mit vollen Händen in eine aufgestellte Büchse, um das Loos des Märtyrers der Strafgesetze zu mildern. Jeder sah nicht mehr den Bösewicht in ihm, der die Ruhe des Landes bedroht hatte, der trunkenen Bauern auflauerte, wenn sie vom Markte heimkehrten, und ihnen Geld und Leben raubte, sondern den reuemüthigen, buſsfertigen Sünder sah man in ihm, der hienieden schon seine Schuld sühnte, um jenseits rein zu erscheinen. Dieſs ist das Resultat aller jener schauprangenden Gerichtsscenen, wo ein simples Landgericht die Rolle einer waltenden Gerechtigkeit übernimmt. Wem fällt dabei nicht Tieck's trefflicher Popanz: Gesetz, ein? Der solchergestalt am-Pranger Prangende unterlieſs es auch nicht, alles dazu beizutragen den schönen Eindruck zu erhöhen, und haranguirte das Volk mit Weihe und Salbung, und ermahnte und warnte und vergoſs Thränen, wobei sein wälscher Jargon auf den Unbefangenen einen komischen Effect hervorbrachte. — So wurden in kurzer Zeit sieben oder acht Val di Noner nach Gradiska abgeführt.

Ein früherer Fall ereignete sich bei Botzen, wo ein junger Bauer Nachts beim Nachhausegehen auf der Landstraſse ebenfalls von einem Einwohner aus Val di Non ermordet wurde. Dieſsmal hatte der Mörder die Frechheit, sogleich in die Stadt zu gehen, um in einem erleuchteten Laden Einkäufe zu machen, und mit den blutigen Händen, von dem Gelde des Ermordeten, dafür die Zahlung zu leisten.

Im Thale selbst sahen einst Geistliche, die auf der Straſse ritten, wie sie mir es selbst erzählten, einen einzelnen Mann auf der Höhe eines Berges, beim Hinausreiten aus dem Walde, von einem Kerl angefallen, der aber von seinem Beginnen abstand, als die Geistlichen ihm zuriefen. Von solchen Geschichten ist Südtyrol erfüllt. Wenn der ganze Theil, den man unter dem Namen Wälschtyrol begreift, von den Deutschen gern als unsicher geschildert wird, so ist es das Val di Non besonders, wovor sie die Reisenden warnen. Seit einiger Zeit soll eine thätige Gendarmerie nun wohl das Gesindel ziemlich in Respect halten, von allen Seiten aber machte man mich darauf aufmerksam, bei der Bereisung dieses Thales nicht zu früh aufzubrechen, und nicht zu spät auf der Straſse zu bleiben.

Meine Meinung hierüber ist nun, da ich das Abenteuer glücklich bestanden habe, daſs man am Tag im Val di Non, wie im übrigen Tyrol, nach allen Richtungen reisen könne, ohne das Geringste befürchten zu dürfen; daſs man sich aber hier, wie in Italien überhaupt, bei Nachtreisen eher auf einen Ueberfall gefaſst halten, und daher ein paar sichere Pistolen stets bei sich führen müsse. Besser als diese schützt jedoch ein unscheinbarer Anzug, und die Vorsicht, weder Geld noch Ringe und Ketten zu zeigen, und in den Wirthshäusern keine vollen Börsen zur Schau zu legen. Ich zog von frühester Morgenstunde bis spät am Abend mit meiner Frau gröſstentheils zu Fuſse durchs Val di Non, und habe nie ein Abenteuer zu bestehen gehabt, das nur im entferntesten einem räuberischen Anfall ähnlich gesehen hätte. — Wenn nun diese Gerüchte ganz geeignet sind dem Val di Non einen abenteuerlichen Charakter beizulegen, so ist es auf der andern Seite ein Reichthum der verschiedenartigsten Sagen, die ihm einen Anstrich des Wunderbaren zu verleihen im Stande sind. Unser Thal hat seinen Blocksberg, wo der Teufel mit Hexen seine lustigen und schändlichen Beilager hält. Dieſs ist der Bergkegel Roweno, ungefähr in der Mitte des Thales, unweit Revò gelegen. Von einer Edelfrau Anna Maria von Alessandri aus Non wird berichtet, daſs sie am 5 Mai 1615 von ihrem Gatten ermordet wurde, und dann am 27 Mai desselben Jahres wieder aufgelebt sey. Anfangs sah man sie zu Coredo, dann aber lebte sie nach wie vor auf dem Schlosse zu Non. Die Sache machte groſses Aufsehen, und der Fürstbischof von Trient sandte seinen Rath, Ludwig Particelli, als Inquisitor hin. Ihm beigegeben wurde der Pfarrer im Orte, Ramponi mit Namen. Man war, wie die Sage verkündet, in der Wahl der Zeugen nicht eben sehr gewissenhaft, und soll auch ganz verwerfliche zugelassen haben.

haben. Die arme unschuldig vom Tod Erstandene wurde nun verbrannt, aber ihre Asche ist seitdem nicht wieder belebt worden. Wahrscheinlich hat ein grausamer Gatte selbst dieses Mährchen ersonnen, um sich seines verhaſsten Weibes zu entledigen. — Der Einwohner des Val di Non glaubt fest an diese und ähnliche Sagen.

Es war ein schöner Sonntag Morgen, als wir von Trient aufbrachen, um uns nach Cles, der Hauptstadt, zu begeben. Man hatte meinem Vetturin, mit dem ich vom Gardasee kam, und der das Thal nie bereist hatte, sehr bange vor dem schlechten Wege machen wollen. Schlecht fanden wir den Weg zwar nicht; wohl aber beschwerlich in hohem Grade.

Bei Nevis (Lavis), nachdem wir den Avisio überschritten hatten, verlieſsen wir das rechte Ufer der Etsch, und setzten mit der Fähre bei la Nave hinüber. Dort ging der Weg durch die von vielen Canälen durchschnittene, flache Uferlandschaft, voll der blühendsten Gärten, mit Maulbeerbäumen, Wein und Mais bepflanzt, nach Mezzo-Lombardo, von den deutschen Wälsch-Metz genannt. Hier strömt der Noce, aus dem Val di Non kommend, von dem Felsenpasse der Rocchetta hinunter, um sich mit der Etsch zu vereinigen. Die Ufer des Noce trennen an diesem Punkte beide Sprachen, denn während an diesem nur noch italienisch gesprochen wird, wird an dem gegenüberliegenden, in Deutschmetz, schon unsere Sprache vernommen. Auch das äuſsere Ansehen beider Orte ist charakteristisch. Mezzo-Lombardo, so ganz italienisch; Häuser, die nie oder vor langen Jahren eine Kalktünche erhielten, Spinnenfestons an den mit Papier verklebten Fensteröffnungen, eine malerische Unordnung von Geräthen aller Art, Vorräthen und Schmutz, vor den Wohnungen und ringsumher verbreitet, offene Hallen, breite Steintreppen von auſsen an den Häusern u. s. w.

Und drüben in Deutschmetz, weiſse und gelbe wohnliche Häuser, ein schönes Schloſs mit Staketeneinfassungen, Spuren von Gärtchen, Blumen, Küchenpflanzen, rothe Dächer und reinliche Straſsen. Ueber Deutschmetz ruht im Felsen eine alte Veste, Kronmetz geheiſsen. Sie ruht im eigentlichsten Sinne des Worts im Felsen, denn ein Loch, eine kleine Höhle mag uranfänglich hier gewesen seyn, wodurch die Menschen auf den Gedanken kamen, an diesem Platze sich anzubauen. Es mochte wohl Raum genug gewesen seyn, daſs einige Arbeiter Fuſs fassen konnten, um den Bau zu beginnen. Wie nun aber dieser wuchs, und der kühne Gedanke, hier ein Schloſs mit Zinnen, Mauern und einem Thurme aufzuführen, entstanden war, da muſste der Fels nach allen Seiten weichen, und es entstand eine Riesennische, worin jetzt noch die Ruine von Kronmetz sich kühn erhoben präsentirt, während der Stammfelsen das heruntergefallene Gestein wieder in seinem Schoſs empfängt, und überall dräuend die weiſsen Zacken hinein- und hinüberhängen läſst, als sollten sie, in der nächsten Minute hinunterstürzend, diese Trümmer vollends vernichten. Aber seit Jahrhunderten dräuen sie so, und die Ruine steht noch immer, die Menschen aber, welche das Schloſs einst erschufen, haben es in ihren blutigen Fehden selbst zur Ruine umgewandelt.

Dieses italienische und deutsche Metz, mit der Ruine des Schlosses, am Abhange des Mendelgebirgs, welches hier die Rocchettaschlucht durchbricht, um den tobenden Noce durchzulassen, das jenseitige Etschufer mit den Orten Verla, la Nave, St. Michael, Königsberg, begränzt von dem Pinè, dem Altemannjoch, und den Bergen des Fleimserthals, dieses zusammen gewährt eines der reichsten Landschaftsbilder, die ich kenne. Das üppige Saftgrün der Frucht- und Weinfelder, das mailiche Grün der Wiesen, das tiefere Dunkel der Wälder, woraus der prächtig rothe Porphyr und der blendend weiſse Dolomit hervorstrahlen, geben hier zugleich die Anschauung einer kräftigen Gebirgsnatur von ernstem Charakter und einer südlichen Vegetation, die mit Wonne zum Herzen dringt. Eine glückliche Verbindung, die besonders auf ein deutsches Gemüth den ansprechendsten Eindruck übt.

In La Nave, in dem Häuschen an der Fähre, die uns übersetzte, weinten noch zwei von tiefem Schmerz umflorte Augen einer alten Mutter, und ein Vater saſs dabei in stummer Verzweiflung. Hier hatte sich erst vor wenigen Wochen ein sehr tragischer Vorfall ereignet.

Giovanna hieſs die Tochter dieser Leute, die einen ausgebreiteten Seidenhandel treiben und zu den reichsten der ganzen Gegend gehören. Das Mädchen war achtzehn Jahre alt und schön zu nennen. Leicht wie eine Sylphide, eher klein als groſs, glänzend schwarze Haare, dunkelblaue Augen unter langen Wimpern, eine zwar nicht weiſse, aber doch sanft geröthete Gesichtsfarbe und ein reizender Mund. Es hatten sich viele Freier eingefunden, aber die Eltern wollten ein wenig hoch hinaus mit ihrer Giovanna; und Jugend, Schönheit, Reichthum, verbunden mit einem unbescholtenen Rufe, waren die unerläſslichsten Eigenschaften dessen, der um die Hand des Mädchens mit Erfolg zu werben gedachte. Endlich erschien ein Jüngling, der alle diese Bedingungen erfüllte. Es war der junge Onestinchel aus Spormaggiore, der Erbe reicher Leute, der die gröſste Seidenzucht im ganzen Val di Non betrieb, erst drei und zwanzig Jahr alt war, und wahrhaft schön genannt werden konnte. Die beiden jungen Leute schienen für einander geboren, denn selbst die Namen harmonirten auf seltsame Weise; er hieſs nehmlich Giovanni. Die Eltern nahmen sein Werben freundlich auf, und es entspann sich bald das zärtlichste Verhältniſs zwischen Giovanni und Giovanna. Am 19 Julius 1834 war der Tag, wo ihr Bund die eheliche Einsegnung empfangen sollte.

In den Gebirgsthälern, wie das Val di Non eines ist, das nur einen einzigen fahrbaren Zugang durch den Rocchettapaſs hat, und sonst überall von unwegsamen Jochen und Bergrücken eingeschlossen ist, besitzen nur Wenige einen leichten, einspännigen Wagen und ein Pferd. Die Reichsten halten dafür Maulthiere, und die Menge dieser zierlichen, sichern und sehr brauchbaren Thiere, mit ihrem schön aufgeputzten Geschirr, sind hier eben so ein geltendes Zeugniſs von Reichthum, wie in den Ebenen tüchtige Pferde und elegante Wagen. Es darf daher nicht auffallen, daſs Giovanni, als er am Hochzeitsmorgen nach La Nave wollte, um sein Bräutchen zur Kirche zu holen, und sie dann heimzuführen in sein Haus, einen Wagen von einem guten Freund entlehnte, da er selbst keinen eigenen besaſs. Der Freund rief ihm noch nach, als er ihm Zaum und Peitsche in die Hand gegeben hatte: mit dem Pferde recht vorsichtig zu fahren, da es zuweilen scheuete. Der glückliche Giovanni hörte das mit halbem Ohre, denn schon schoſs der Wagen die Höhe hinab von Spormaggiore, und lustig rannte das Pferd, an der Ruine des Schlosses Spor vorüber, nach La Nave, wo ihn die Eltern und die Braut im festlichen Staat empfingen. Man machte sich auf den Weg nach Mezzo-Lombardo, wo bereits die Glocken erklangen, und der Priester ihrer harrte, um die heilige Handlung zu begehen. Das Ja war gesprochen, der Segen ertheilt, und die beiden seligen Gatten wurden von ihren Verwandten und Freunden noch einmal in das Haus der Eltern der Braut zurückgeleitet. Von hier wollten sie in zwei Wagen in das Haus des Bräutigams fahren, und nur die alte Mutter sollte zurückbleiben. Eine Scene des Abschieds stand bevor, die — obgleich die Entfernung von Spormaggiore und la Nave nur wenige Stunden betrug — dennoch ganz wider Erwarten eine sehr heftige Erschütterung hervorbrachte. Die Tochter konnte sich kaum aus den Armen der Mutter reiſsen, und diese umarmte sie unter Thränen immer wieder von Neuem. „Mir ist das Herz so beklommen,“ jammerte sie, „obgleich ich Dich glücklich und gut versorgt weiſs. Ich kann mir meine Unruhe nicht erklären.“

Die Andern vermochten dieſs aber desto leichter, denn welche Mutter wäre nicht von Schmerz durchdrungen, wenn sie das geliebte Kind, die hülfreiche Hand in der Wirthschaft, die angenehmste Gesellschaft seit achtzehn Jahren, jetzt mit einem Male zu entbehren sich gewöhnen müſste; welche Mutter würde nicht, und wär' es auch nur auf Augenblicke, die Trennung aufzuhalten bemüht seyn? — Jetzt trocknete Giovanna ihre Augen, entriſs sich den zärtlichen Umarmungen, und mit einem freundlichen, durch Thränen leuchtenden Blick auf ihren jungen Mann, schwang sie sich auf den Sitz der kleinen, leichten, unbedeckten Timonella, wie man sie in jener Gegend kennt, und eine ältere Verwandte, nahm den Platz an ihrer Seite ein. Ihr Gatte ergriff die Zügel des muntern Pferdes und kutschirte beseligt davon; es war der schönste Morgen seines Lebens. Hinterher fuhr eine gröſsere Careta, worauf der Vater der Braut und die Zeugen saſsen. Sie hatten die Höhe des Rocchettapasses erreicht, wo der Weg sich sanft hinunter zur Brücke senkt, die über den Noce führt, und die zu passiren war. Hier scheuete plötzlich das Pferd der Timonella und galoppirte den Abhang hinunter. Der junge Mann strengte sich vergebens an es zu bändigen; sein Lauf wurde wilder; die Timonella rollte beschleunigter hinab, sie war jetzt nur noch wenige Schritte von der Brücke entfernt. Die beiden Frauen im Wagen werden ängstlich und rufen dem Kutschirenden dieſs und das zu; er aber hört nicht darauf, sondern hat einzig und allein die Brücke im Auge, und sucht mit starker Hand das scheugewordene Pferd dorthin zu reiſsen; ein zu kurzes Einbiegen hätte bei der Heftigkeit der Bewegung den Wagen nothwendig umwerfen müssen. Dieses Losstürmen auf die Brücke hatte aber, aus dem Wagen gesehen, wirklich etwas Aengstliches, und das junge Weib erhebt sich von ihrem Sitze, um sich durch einen verzweifelten Sprung vielleicht aus dieser Lage zu reiſsen. Aber in demselben Augenblicke rollt der Wagen auf die Brücke, und streift mit furchtbarer Gewalt das eine Hinterrad an das Geländer, der Stoſs hebt den Wagen in die Luft, und der leichte Körper der Frau, der sich unglücklicherweise in demselben Momente auch erhoben hatte, stürzt hinab von der Brücke, in den brandenden Kessel des Noce, der hier in einer Tiefe von sechszig Fuſs durch steile, schroffe Felsenwände gebildet, und von schwarzen Klippen umstarrt wird. Ein Schrei des Entsetzens — ein stieres Hinunterschauen in den donnernden Abgrund, wo keine Spur der Unglücklichen mehr entdeckt wurde. Man muſste den Mann mit Gewalt von der Stelle führen und bewachen, während man von anderer Seite Anstalten traf, den Körper der Frau aufzufinden. Es gelang erst nach einiger Zeit. Eine Viertelstunde unterhalb der Brücke warf ihn der Noce ans Ufer, das hier flach war, und mit schönen Kräutern und Blumen prangte. Ein Sprüchwort sagt, daſs der Noce jeden Menschen, der hineinfällt, entkleidet, und so traf es sich auch hier. Die arme Giovanna, wie sie nun leblos auf ihrem Blumenbette lag, das von den mörderischen Wellen, mit seinem Staube getränkt wurde, hatte die schönen Hochzeitskleider tief unten im Strombette gelassen, nur die schwere Goldkette, die sich um den Busen geschlungen, erschien jetzt um das linke Ohr, wie um eine Spuhle gewickelt, ein Beweis, wie unbarmherzig und unsanft der wilde Strom seine holde Beute mit sich fort gerollt hatte. — Noch waren die Augen der alten Mutter feucht vom Abschied, und die Aussicht auf den baldigen Besuch der Tochter und ihrer jungen Hauswirthschaft fing erst gelinde an, den Kummer zu verscheuchen, als die lauten Klagen, welche die Leiche des jungfräulichen Weibes begleiteten, der Alten ahnende Besorgniſs aufs neue weckten. Sie trat vor die Thür, und ohne zu fragen, was geschehen sey, stürzte sie besinnungslos nieder auf die zugedeckte Bahre, die man ihr entgegentrug. — Giovanni entkam seinen Wächtern. Erst mit dem Einbruche der Nacht fand man ihn, im wildesten Wahnsinn im Wald umherirrend. —

Mit beklommenem Herzen stiegen wir aus dem Wagen, um das Andenken der Unglücklichen feiernd, zu Fuſse den Abhang zur Nocebrücke zurückzulegen. Er ist weder steil noch schmal; der Weg ist vortrefflich, und sogar an der Seite des Wassers gehörig geschützt. Es ist unbegreiflich, wie an dieser Stelle ein so gräſslicher Vorfall sich ereignen konnte.

Der Paſs an der Rocchetta, obgleich der klarste Himmel und der schönste Sonnenschein hineindrang, kam mir wilder und melancholischer als selbst der berühmte Paſs von Finstermünz vor. Zum Theil mag die eben erzählte Geschichte wohl zur Erhöhung des Eindrucks beigetragen haben.

Auf dem alten Brückengeländer war ein Kreuz eingeschnitten, an der Stelle, wo Giovanna hinabgeschleudert wurde; und die Spuren des Rades, wo es aufstieſs und dann fortstreifte, waren tief eingedrungen in die Balken, und zeugten von der Gewalt und Heftigkeit der Bewegung. Diesem Platze gegenüber erhob sich ein plumpes Kreuz von rothem Sandstein, worin die traurige Geschichte der achtzehnjährigen Giovanna Onestinchel von Spormaggiore, gebornen Gontardi aus La Nave, eingegraben war. Der Gatte hat ihr dieses Denkmal setzen lassen. —

Die Rocchetta zeigt hier schroffe, hohe Felswände, die sich jäh aus dem Bette des Flusses bis in die Wolken heben; in weiter Entfernung und bedeutender Höhe sieht man zerstreute Wohnungen; auf einem abgerissenen, vorspringenden Felsen ragen die Trümmer eines alten Schlosses empor, woran sich ein noch wohl erhaltener Wartthurm präsentirt. Die weiſse Straſse hebt und senkt sich an beiden Ufern fort und leitet an dem linken ganz gemächlich in das Thal hinab, das sich mit einem Male vor den Blicken öffnet. Wir sahen hier das Val di Non.

Die Aussicht war nicht weit. Sanfte Abhänge lagen vor uns, die mit Dörfern, einigen Schlössern und Kirchen besetzt waren. Wir erblickten ganz nahe das stattliche Vigo, das Schloſs Thunn, Belasio und die malerische Ruine von Corona. Es wohnen auf den zahlreichen Schlössern des Thales viele alte, sehr edle Familien des Landes in stiller Zurückgezogenheit, wie die Grafen Spaur, Thunn, Arz, Cles u. s. w. Die Aussicht begränzte ein Mittelgebirge, welches das Thal zu durchschneiden schien, und von wo uns die schöne Kirche von Denno herabwinkte. Wendeten wir uns zurück, so öffnete sich hinter uns die Rocchetta wie ein finsterer Schlund, überragt von der malerischen Ruine, und seitwärts davon erstreckten sich gegen Süden hin waldbewachsene Berge, mit den blühenden Ortschaften Sporminore, Spormaggiore, dem Schlosse Spor und andern, über welchen der hohe kahle Spinal in die Wolken ragte. Unten zog sich neben dem breiten Kiesbette des nunmehr ganz ruhig dahinflieſsenden Noce die herrliche Kunststraſse in fast gerader Richtung hin, mit Bänken, Brücken und Einfassungen von rothem Sandstein. Sie wurde auf Kosten der Bewohner des Thales bis nach Fondo, ungefähr 9 Stunden, mithin der ganzen Länge nach, angelegt, und es ist im Werke, eine zweite, eben so schön, nach dem Hauptorte Cles zu bauen, wobei jedoch, der vielen und bedeutenden Berge wegen, gröſsere Kosten nöthig gemacht werden. Das Thal ist reich, und auch diese Straſse wird gewiſs bald zu Stande kommen.

Wie wir uns dem Mittelgebirge näherten, verlieſsen wir diese treffliche Straſse und zogen uns westlich eine Höhe hinan nach Denno. Der Weg wurde sehr beschwerlich und steil, und bot unzählige Windungen dar, wir stiegen aus, um unserm armen Pferd Erleichterung zu verschaffen. Indem wir höher gelangten, öffnete sich uns die Aussicht nach der andern Seite, dem innern Val di Non, durch dessen Vorhof wir bis jetzt nur gekommen waren. In der Höhe und nicht mehr weit von uns entfernt hatten wir Denno mit seinem schönen Thurm und drüber hinaus Flavon; die Aussicht begränzte das Schloſs Nano. Auf der andern Seite des Noce übersahen wir Tres, Vervò, Torra, die Ruine von Brughiero und die schwindelnden Abgründe, die uns davon trennten. Jene Orte selbst sahen Inseln gleich, die gleichfalls durch Schluchten und Klüfte wieder geschieden waren. An diesen Schluchten, Klüften und Abgründen hin zogen sich aber dichte Castanienwälder und dazwischen Getreide- und Maisfelder, und die Ortschaften waren groſs und weitläufig und zeigten eben solche Häuser. An den südlichen Geländen ward Weinbau sichtbar, und nichts fehlte, um ein Bild behaglicher Wohlhabenheit und landwirthschaftlichen Fleiſses zu vervollständigen. Die Menschen, welche dieses Bild belebten, waren des Sonntags wegen in gestreifte, schillernde Zeuge gekleidet, wie wir sie schon kennen. Eine Tracht, nicht so malerisch, wie die der deutschen Tyroler, die aber nicht unangenehm und entstellend genannt werden kann.

In Denno selbst machten wir ermüdet Halt. Das Wirthshaus, wo wir einkehrten, hielt ein Pusterthaler, ein freundlicher Mann, der uns zwar gern willkommen hieſs, aber nicht darauf eingerichtet war, Reisende zu bewirthen. Ein Fall, der in Denno sich nur sehr selten zuträgt, da nur wenig Fremde bis jetzt Verlangen trugen, das Val di Non zu besuchen. Wir begnügten uns mit Eiern, Milch, Butter und Käse, auf ächt patriarchalische Weise, und freuten uns, mit unserm Wirth und seinem Mädchen deutsch sprechen zu können. Er fragte, ob wir das Kreuz auf der Brücke gesehen hätten und die tragische Geschichte davon wüſsten. Als wir dieſs bejahten, wollte er noch einige besondere Nachrichten darüber haben, die er uns willfährig mittheilte. Nach ihm — und wie er versicherte, war dieſs die Meinung aller rechtlichen Leute der Gegend — gehörte der Name Onestinchel zu den verrufensten. Diese ganze Familie soll durch Wucher und Bedrückung ihren Reichthum erworben, und auch der junge Giovanni sich dessen schuldig gemacht haben. Dieſs wuſste das unglückliche Mädchen, und wollte ihre Hand nie diesem Menschen reichen, aber die Eltern bestanden darauf, und so sey sie denn — da sie dieser Ehe nicht anders entgehen konnte — freiwillig von dem Wagen hinab in die Wellen gesprungen. „Denn sehen Sie“, fügte der Wirth hinzu, „Sie haben sich nun selbst davon überzeugt; wie das Rad anstreifte, muſste der Wagen sich nach dem Wege hinein senken, mithin die Unglückliche auf die Brücke geschleudert werden. Auf die entgegengesetzte Seite konnte sie nur durch einen Sprung hinauskommen.“ Ich mochte diesem Varianten keinen Glauben schenken. Die einzige Wahrscheinlichkeit dafür, daſs der Wagen mit dem Hinterrade fast auf dem Geländer stehend und so daran hinstreifend, nach dem Innern der Brücke eine schiefe Richtung bekam, und also die darin Sitzenden nach dieser Seite hätte hinausschleudern müssen, wurde leicht widerlegt, wenn man annahm, daſs der Moment dieses Anstreifens mit dem Aufstehen der Person zu pünktlich zusammentraf, und der plötzliche Stoſs der noch nicht fest Stehenden, sondern erst in der Bewegung Begriffenen, einen gewaltigen Schwung zu geben vermochte, und so hinauswarf. Die Anschuldigungen des armen Gatten erschienen mir dabei ganz so, wie sie gewöhnlich von bösen Nachbarn, woran es keinem Erdensohne gebricht, erfunden werden, um einen beneideten Glücklichen ins tiefste Elend zu stürzen. Dieses Gerücht, wenn es zu seinen Ohren drang, konnte sein Unglück nur vergröſsern. Und warum endlich sollte Giovanna gerade diesen Augenblick, die Brücke, den Noce, das Durchgehen des Pferdes abgewartet haben? Ihr Brautstand hatte Monate gewährt, und die wasserreiche Etsch floſs ja vor dem Haus ihrer Eltern vorüber. — Ein alter, geschwätziger Mann drängte sich noch zu uns, der mit seinem norddeutschen Dialekt unsere Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Herr v. Einsiedel, der früher alle Kriege gegen Napoleon mitgefochten hatte, und nun hier in Denno seine schmale Pension verzehrte. Es fehlte ihm an Gelegenheit, seiner gutmüthigen Schwatzhaftigkeit Nahrung zu geben, und daher war er froh, wenn Reisende kamen. Daſs dieſs jedoch nur selten der Fall ist, muſsten wir empfinden, und eine volle Ladung hinnehmen. —

Von Denno ging es eine Weile eben fort. Auf dieser Höhe zeigten sich uns die überraschendsten Aussichten. Der Anbau wurde immer reicher; Städte, Flecken, Schlösser und Dörfer in unübersehbarer Kette, auf zerstreuten Höhen ausgebreitet. Bei Terres sahen wir eine weite Schlucht, die wir zu passiren hatten, auf der gegenüberliegenden Höhe erblickten wir Tueno. Der Tobalbach, aus dem Val Tresenga kommend, brauste in der Tiefe.

Die Straſse war mit vieler Kunst an den Abgründen hingeführt, und wand sich an den steilsten Stellen im Zickzack. Die ganze gegenüberliegende Höhe, auf deren Spitze Tueno sich zeigte, war mit Weingeländen bedeckt. Tief unten lärmte ein einsames Hammerwerk, und der rauschende Bach verschwand in den dicken Gesträuchen, welche die Schlucht ausfüllten. Gegen Südwesten erhoben sich weiſs, wie mit cannellirten Pfeilern und mächtigen Capitälern, die Wände des riesigen Tobal, und der Blick verlor sich in das zerrissene Tresengathal zu seinen Füſsen, das unbewohnt ist, und nur einigen Fischern, an dem fischreichen See, darin den Aufenthalt vergönnt.

Die Auffahrt nach Tueno war so beschwerlich, daſs unser Vetturin, obgleich wir zu Fuſse gingen, Vorspann nehmen muſste. Er erreichte nunmehr mit leichter Mühe die Höhe. Sein Pferd war die ebene Straſse von Botzen bis Verona gewohnt, und verstand daher nicht die Vortheile beim Steigen, welche die Gebirgspferde so gut wie die Gebirgsmenschen weg haben. Nun zeigte sich die Straſse wieder eben und mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt, fast in gerader Richtung bis Cles, das zwar vor uns lag, aber nicht wohl unterschieden werden konnte, weil es mit den andern Ortschaften, die es umgaben, zusammenfloſs, und eine einzige bedeutende Stadt zu bilden schien. Hier übersahen wir nun das ganze Thal.

Die Porphyrwände der Mendel, die schroff und unbebaut, in ihrer rothen Herrlichkeit, die Straſse nach Trient begränzen, senkten sich hier so mählich in das Thal, als wäre ihre feste Felsenmasse einst flüssig geworden, und dann im Rinnen plötzlich wieder erstarrt. Sie waren bis zur Höhe mit Fruchtfeldern und Gehölzen bedeckt. Weiter nordwärts starrte der Gantkofel über die Wälder empor, aber der hohe Gampen zeigte wieder einen sanftern Abhang gleich der Mendel, und denselben Anbau, und hoch über Castelfondo hinaus, das Wallfahrtskirchlein zu unserer lieben Frau im Walde, wo er sein Joch zum bequemsten Uebergang aus dem Etschthale den Wanderern herleiht. Kehrten wir die Blicke rückwärts, so sahen wir über die Schlucht von Tueno hinweg immer wieder die Rocchetta, wo der Wartthurm auf der einzeln stehenden Felsenkuppe sich schwarz und scharf am südlich glühenden Abendhimmel zeichnete.

Cles befriedigte unsere Erwartung nicht. Wir hatten uns den Hauptort dieses reichen und herrlichen Thales anders gedacht. Auch lieſs er aus der Ferne Besseres erwarten. Die Straſsen waren eng, und die Häuser nicht eben schmutzig und zum Theil zertrümmert, wie dieſs in dem eigentlichen Italien gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, aber sie waren doch nicht so wohnlich, rein und freundlich, wie die Häuser der deutschen Thäler. Dabei fehlte es nicht an jenen groſssprechenden Auf- und Inschriften, woran es die Italiener niemals fehlen lassen, um eine ganz unbedeutende Erbärmlichkeit zu bezeichnen. So lasen wir hier an einer Ecke mit groſsen Buchstaben: *Ingreso alla piazza grande*, und dort über der Thür eines elenden Stalles: *Stallo dell' Osteria di Carlo Menapace!* Wir fuhren an dieser Osteria vorüber, und lieſsen uns zum *Aquila Imperiale* bringen, welcher uns als der vornehmste Gasthof genannt worden war. Hier fanden wir alles im kläglichsten Zustande. Treppe und Hausflur waren voll Schmutz, alle Fenster und Thüren standen offen, und überall lagen groſse Bündel Hanf, der hier um Cles stark gebaut wird, und daher dem Wirthe gröſsern Vortheil versprach, als die Gäste, die dann und wann bei ihm einkehren mochten. Man führte uns in den dritten Stock hinauf, in kleine, dumpfige Zimmer, unreinlich und unordentlich. Auf unsere Frage, warum man uns nicht den zweiten einräumen wolle, hieſs es, daſs kaiserliche Beamte angesagt seyen, und daſs man ihn für diese bereit halten müſste. Wir nahmen hievon keine Notiz, sondern lieſsen unser Gepäck in einem Zimmer des zweiten Stockes ablegen, das zwar auch nicht eben den Begriffen von Bequemlichkeit und Eleganz vollkommen entsprach, jedoch aber etwas höher war, und uns daher weniger dumpf und beängstigend vorkam. Man lieſs uns nun ohne alle weitere Einwendung in dem ruhigen Besitze dieses Zimmers, und servirte uns mittelmäſsige Forellen und ein paar Hühner. Nach eingenommenem Abendessen machten wir einen Gang durch die Stadt. Der Marktplatz ist weit und mit artigen Häusern besetzt; vor einem groſsen Kaffeehause saſsen unter dem Zeltdache die Honoratioren, und einige Gendarmen, die überall im Val di Non zu treffen sind, tranken ihren Kaffee und betrachteten uns mit groſsen Augen.

Auſserhalb der Stadt bestiegen wir eine Anhöhe. Es war ein herrlicher, südlicher Abend. Das wunderbare Thal mit seinen unzähligen Berggipfeln, wovon ein jeder mit Dorf, Kirche oder Schloſs prangte, die Abhänge der Mendel mit lachenden Ortschaften besäet, die sich wie eine gestickte Decke von den Porphyrzacken herabsenkten, die Flüſschen und Bäche zu unsern Füſsen, duftige Castanien- und Nuſswälder in unserer Nähe, aus denen malerische Häuser mit Erkern und Thürmen hervorsahen, Menschen überall, heimkehrende Jäger, klingelnde Muli mit ihren Treibern — welch reiches, seltenes Gemälde! Vor uns, als könnten wir es mit einigen Schritten erreichen, lag das ansehnliche Revò mit seinen Schlössern, darüber hinaus Cloz, Arz, und höher im Gebirge Castelfondo; jenseits des Novellabaches erblickten wir in beträchtlicher Ausdehnung Fondo selbst, den zweiten Hauptort des Thales, und den ersten Ort, wenn man auf Maulthieren über den Gampen das Val di Non besucht; gleich daneben zeigten sich Sarnonico, Cavareno, Romeno, Dambel, und dazwischen die Bergschlösser Vas, Arsio, Malosco — wer aber wollte alle Namen hier aufzählen, da man von diesem Platz aus hundert Orte mit einem Mal übersieht. — Fünf Stunden von Cles, auf einem bewaldeten Berggipfel, liegt das prächtige Kloster Sanct Romelio, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte weit und breit, und eine wahrlich sehenswerthe Merkwürdigkeit. Die Aussicht, welche man hier genieſst, ist jener von der Anhöhe bei Cles noch vorzuziehen; die Kirche enthält groſse Reichthümer und Kunstschätze.

Indem man von Revò dem Laufe des Noce nachgeht, gelangt man in das Val di Sol (Sulzberg), das etwas rauher wie das nachbarliche Val di Non sich darstellt. Von seinem Hauptorte Malè geht eine Fahrstraſse nach dem Val di Rabbi, von hohen Bergen eingeschlossen, zu dem berühmtesten und heilkräftigsten Sauerbrunnen im Tyrol, Rabbi, dessen Wasser weit und breit getrunken wird. Es hat Aehnlichkeit mit dem Brunnen von Selters, scheint mir jedoch stärker zu seyn. Von Rabbi führt ein Saumweg in immer rauhere Wildnisse zu dem ganz einsam gelegenen Bade Pejo. Wenn schon das Leben in Rabbi ziemlich trüb ist, und nichts von den geselligen Annehmlichkeiten deutscher Bäder zeigt, so ist der Aufenthalt in Pejo ganz zum Verzweifeln. Eine heilsame Wirkung auf das Gemüth des Kranken ist also hier nicht zu erwarten, und alles muſs der Quelle anheimgestellt bleiben. Unweit von Pejo, am *Corno dei 3 Signori*, entspringt der Noce. Man befindet sich hier an der Gränze des Veltlins und an den südlichen Abhängen jener schroffen Gebirgskette, die mit dem Orteles zusammenhängt. Am südlichen Ende des Val di Sol sieht man die letzten Tyroler

Gletscher, die sich über vier Stunden ausdehnen, und von dem Palù, der Vadretta Amola und Cimadi Nambin überragt werden. —

Von Cles führt der Weg längs des erhöhten Ufers der Novella nach Castelfondo, wo die fahrbare Straſse aufhört. Hier besteigt man Maulthiere, die immer vorhanden sind, und schickt sich an über den Gampen in das Etschthal zu reiten. Der Weg hinauf ist ein wenig steil und unbequem, doch keineswegs gefährlich. Ueber die Mendel soll die Tour bei weitem unangenehmer seyn. Bei der Kirche zu unserer lieben Frau im Wald macht man unter dem Dach alter Bäume Halt, um ein kleines Frühstück zu nehmen, und — je nachdem es die Tages- oder Jahreszeit erheischen sollte — ein lustiges Feuer anzuzünden. Dann geht es über sanfte Abhänge hinab nach Tisens, wo sich bald die Pracht des langen, aber nicht sehr breiten Etschthales in einem ganz andern Charakter, als das eben verlassene Val di Non, vor unsern Blicken ausbreitet.

Von Tisens auf der ersten Abdachung des Gampen geht es immer abwärts nach dem neu gebauten Schlosse Brandis, dem Grafen gleichen Namens gehörig, neben welchem eine Ruine sich erhebt, die eine traurige Begebenheit dem Reisenden ins Gedächtniſs zurückruft. Es sind nun ungefähr vierzig Jahre, daſs diese Trümmer noch ein bewohntes Schloſs waren, das sich durch einen besonders schönen und hohen Thurm auszeichnete. In dem einen Flügel wohnte der Verwalter des Grafen mit seiner Familie. Er selbst war gerade abwesend, als in einer stürmischen Nacht der hohe Thurm zusammenstürzte und die ruhigen und sorglosen Schläfer im Schloſs alle unter seiner Last begrub. Mutter und Kinder, ein junger Geistlicher, der als deren Erzieher im Schlosse wohnte, Knechte und Mägde, wurden plötzlich eine Beute des Todes, und der heimkehrende Gatte sah

sich

sich um Alles beraubt, was bis dahin das Glück seines Lebens ausgemacht hatte. —

An der Ruine vorbei gelangten wir nach Lana, einem sehr schönen, weit ausgedehnten Dorfe, das von dem letzten Bergabhange sich bis in das Thal erstreckt. Hier werden die Maulthiere verlassen, und man macht den Rest des Weges nach Meran zu Fuſs oder Wagen. —

Mit den wackern Mulifübrern nahmen wir Abschied von dem Val di Non, von dem das Sprüchwort in Hinsicht seiner Schönheit nicht zu viel sagt, jedoch was die Unredlichkeit der Einwohner und Unsicherheit der Straſsen betrifft, wohl übertreibt. Vielleicht daſs wir es in einer frühern Zeit bestätigt gefunden hätten.

Ohne gelehrten Forschern vorgreifen zu wollen, erschien mir dieſs wunderbare Thal, in seinen seltsamen Formationen, als sey es ursprünglich ein See gewesen, der durch den Einsturz der verwitterten Porphyrgipfel der Mendel ausgefüllt, nunmehr den Anblick dieser inselförmigen Hügel und kleinen Berge, von Schluchten getrennt, darbietet. Aus diesem Ursprunge läſst sich auch die groſse Fruchtbarkeit ableiten. Fremde besuchten dieſs Thal bisher nur selten, und doch verdient es so sehr die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden, der Tyrols eigenthümlichste Schönheit kennen lernen will.

II. Capitel.

Das Mutterländchen und die Stadt.

Das Landl. — Ansicht des Thals. — Meran. — Klima. — Lana. — Die Töll. — Alte Inschriften. — Das Badl. — Partschins. — Schloſs und Dorf Tyrol. — Sanct Zenoberg. — Margaretha die Maultasche. — Alte Portale. — Löwenberg. — Schenna. — Menschenracen. — Obermais. — Leben am Naiferbruch. — Rubein. — Rametz. — Der Freiberg. — Fragsburg. — Heutiges Leben auf einer alten Burg. —

Der obere Theil des Etschthales wird noch jetzt das Mutterländchen, „das Landl“ genannt. Wer kennt nicht das Lied:

„Bei uns im Tyrol und im Landl“ —,

und den Tanz, der deſshalb den Namen: „Landler“ oder Ländler führt. Eben so wird Meran, die alte Hauptstadt der Grafen von Tyrol, deren Gebiet sich auf diese Gegend und einen Theil von Botzen, bis nach Pontalto im Engaddin beschränkte, von den Bewohnern der umliegenden Thäler nur: die Stadt, wie einst Rom, *Urbs* genannt. Später erst kam das Land im Gebirge (*in montanis*), das ganze In- und Wippthal nämlich, durch Lehenschaften und verschiedene Erwerbswege dazu.

Es ist daher der eigentliche Kern des Tyrolerlandes, den wir beim Herniedersteigen vom hohen Gampen vor uns liegen haben. Ein lachender Anblick! Das weite Thal von bewaldeten Höhen bekränzt, und Dörfer und Schlösser daran hinaufgebaut, Wein und Fruchtfelder überall, die Etsch, noch wie ein Wildbach, im weiten Kieselbette hindurchbrauschend, und am Ende das hohe, mit vielen kleinen Zacken gezierte Muttgebirge, das bis an die Oesthaler Ferner reicht, und daran hingelehnt das Städtchen Meran, mit einem schönen, hohen Thurme, und umgeben von einer Menge von Edelsitzen und Schlössern, worunter sich Tyrol selbst befindet, das alte Stammschloſs des ganzen Landes.

Diese Gegend hat für den Geschichtsforscher ein ausgedehntes Interesse, nicht nur zeugen ihre Schlösser dafür, sondern die vielen Ausgrabungen, die Meilensteine, Grabmäler, Inschriften, Altäre, die man an dieser Stelle fand, beweisen es, daſs hier eine Hauptstation der Römer war. Wo jetzt die Weinberge von Obermais sich erheben, lag sonst die blühende römische Pflanzstadt Maja, die durch den Einsturz des Naiferberges um das Jahr 800 verschüttet wurde.

Meran genieſst bei einer Höhe von 1187 Fuſs, dem Luftzuge des Vintschgaues und des Passeyerthales ausgesetzt, durch die Wellen der Etsch und des Passerbaches erfrischt, eines milden und gesunden Klima's. Am Tage ist es zwar im Sommer sehr warm, aber die Morgen sind angenehm, und die Abende entbehren nie eines erquickenden Luftzuges. Während der heiſsesten Monate sucht man indeſs hier, wie überall, die höhern Gegenden vorzugsweise aus, um die Sommerfrist zu halten, und es fehlt nicht an schönen Punkten, um dieses vernünftige Gelüsten zu befriedigen.

Das Gasthaus zur Post in Meran hat die schönste Lage, und wird deſshalb von Fremden, die sich dort länger aufhalten wollen, vorzugsweise gewählt. Man findet hier eine billige, freundliche Aufnahme, und den besten Willen, Alles nach den Wünschen der Fremden einzurichten.

Das Städtchen selbst ist unbedeutend, und besteht eigentlich nur aus einer sehr langen und schmalen Straſse, deren Häuser mit Laubengängen versehen sind, welche als Trottoir dienen und Schutz vor der Hitze gewähren. Alles Uebrige ist ziemlich unzusammenhängend, und bildet gleichsam nur Vorstadt, wie z. B. der Rennweg und Steinach. Die Einwohner sind zuvorkommend und gastfrei gegen Fremde, wenn sie gleich unter sich nicht sehr gesellig sind. Die meisten leben vom Weinbau und der Obstzucht. Abends, beim Untergange der Sonne, versammeln sich die Familien auf „der Mauer“, einem gemauerten Wege längs des Passerbaches, und genieſsen spazierengehend der Kühlung. Aber auch hier sieht man die meisten schroff getrennt; nur der Fasching soll eine freundlichere Annäherung während seiner Dauer zu Wege bringen können. Oeffentliche Vergnügungen finden hier nicht statt, zwei Kaffeehäuser und ein Casino sind zwar vorhanden, von denen die erstern zu gewissen Tageszeiten besucht werden, das letztere aber gar nicht. Im Fasching gibt man einige Bälle darin. Dann und wann kommt die Botzener Schauspielergesellschaft, um in dem Saale des einen Kaffeehauses zu spielen, und erfreut sich zahlreichen Zuspruchs, besonders Sonntags, wo die Bauern der Umgegend gern ins Theater gehen. Auch Opern werden gegeben, wobei das Orchester von Dilettanten gebildet wird. Ein Schieſsen findet oft statt, aber auch das ist mit keinen besondern Vergnügungen verknüpft und beschränkt sich eben auch nur auf das Schieſsen und weiter nichts. Wenn nun aber die Stadt an und für sich dem Fremden wenig Genuſs darbietet, so hat er seine Blicke nur nach auſsen zu kehren, um auf das reichlichste dafür entschädigt zu werden.

Schon aus den Fenstern des Gasthauses zur Post genieſst man der reichsten Aussicht. Die Spitalkirche jenseits der Passerbrücke und die Häuser des Kirchdorfs Untermais liegen vor unsern Blicken, und darüber ragen die Berge, welche das Etschthal einschlieſsen, mit Schlössern und Dörfern geziert, bis gegen Süden die Mendel einen kühngeformten Abschnitt bildet, um die röthlichen Höhen auf dem Wege nach Trient erblicken zu lassen. Während links die Naif sich zeigt mit den Schlössern von Obermais, und der Kirche „Katharina in der Scharten“ auf schwindelnder Höhe, öffnet sich rechts das Vintschgau, und Schloſs Tyrol hebt sich über den Häusern der Stadt, auf seinen zerklüfteten Felsen empor. Von der Passerbrücke bei Meran erblickt man folgende Schlösser: Tyrol, Aur, Josephsberg, Forst, Zenoberg, Löwenberg, Brandis, Fragsburg, Katzenstein, Neuberg, Schenna, Rubein, Rametz, Knillenberg, Winkel, Labers, und am Horizonte, wo das Profil der Mendel seine groteske Form präsentirt, ragt Hoheneppan empor. In diesem Bereiche blühte Tyrols Geschichte; jeder Stein spricht hier zum Vaterlandsfreunde beredt und laut.

Unter diesen Schlössern, an den grünen Seiten der Felsen hin, ziehen sich Guirlanden der lieblichsten Dörfer, Algund, Gratsch, St. Peter, Tyrol, Marling und die hübschen Bauernhöfe des Freibergs.

Man hat in jüngster Zeit angefangen, das Klima von Meran als heilsam für Brustkranke zu empfehlen, und es halten sich daher beständig Patienten dort auf, die wenigstens Erleichterung ihrer Leiden, wenn gleich keine vollkommene Genesung finden. Es ist jedoch nothwendig, daſs sie zu diesem Ende ganz ihren Wohnsitz in Meran nehmen, und nicht bloſs die schöne Jahreszeit wie eine Badesaison dort genieſsen wollen; denn die Heimkehr in ein rauheres Land und ein strenger Winter darin verlebt, zerstören gemeinhin wieder die heilsamen Folgen des Sommeraufenthaltes. Dieſs bezieht sich jedoch auf wirklich Brustkranke; für minder bedeutende Patienten und für solche, die nach überstandener schwerer Krankheit einer Nachcur bedürfen, wird das Verweilen von wenigen Monaten in dieser reizenden Landschaft, und das Einathmen so vieler balsamischen Pflanzenstoffe, womit die Luft hier geschwängert ist, schon günstige Folgen äuſsern.

Zu Wagen sind nur wenige Partien von Meran aus in die nächste Umgegend zu unternehmen. Die meisten müssen zu Fuſs oder zu Pferde gemacht werden. Zu den erstern gehört eine Fahrt nach Lana, oder nach dem Badel auf der Töll.

Lana liegt am Fuſse des Gampen, in der Ebene des Etschthals, und beim Eingange des Ultenthals. Es ist ein stattliches, weit zerstreutes Dorf, das in Ober-, Mittel- und Niederlana eingetheilt wird. Man macht diese Partie am angenehmsten, wenn man auf dem linken Etschufer, unter dem Schatten schöner Castanienalleen hinfährt, und dann am Abende das Etschthal seiner Breite nach durchschneidet, und am rechten Ufer über Burgstall heimkehrt. Der Ultenbach, der durch Lana flieſst, enthält Forellen, die ihres Wohlgeschmacks wegen berühmt sind. In Lana erhält man die auf Gebirgswegen üblichen Bändl, deren sich meine Leser noch von Gröden her erinnern werden, und macht darin eine Excursion nach dem engen, wilden Ultenthale, wo sich das Bad befindet, welches in Tyrol für das lustigste gehalten wird, obgleich ein Fremder, der die Annehmlichkeiten anderer Bäder kennen gelernt hat, es hier sehr langweilig finden muſs. Die Bade- und Gesellschaftsgebäude sind von Holz, und von Luxus und Eleganz darin keine Rede. Zu Promenaden ist kein Raum vorhanden; denn Felsen und Wald sperren nach allen Seiten hin die Aussicht, und wer sich nicht auf beschwerliches Steigen einlassen kann, ist ziemlich auf den kleinen Platz vor den Gebäuden beschränkt. Die Gesellschaft ist nie sehr zahlreich, und besteht oft zur Hälfte aus Italienern, die aus den Nachbarthälern hieher kommen. Sogenannte böhmische Musikanten halten sich fast beständig hier auf, und ihre schlechte Musik dient den Tanzlustigen zur Anregung, weſshalb denn auch der Ruf „des lustigsten“ diesem Bade zu Theil geworden seyn mag.

Die Töll (*Teloneum*) ist eine Anhöhe, welche das untere Etschgebiet nach dem höhern hin, dem sogenannten Vintschgau, begränzt. Hier wurden viele römische Alterthümer ausgegraben. Im Jahre 1552 fand man eine weiſse Marmortafel mit folgender Inschrift:

TI. CLAUDIUS. CAESAR. AUGUSTUS. GERM. PONT. MAX. TRIB. POTEST. COS. DESIG. III. IMP. XI. P. P. VIAM. CLAUDIAM. AUGUSTAM. QUAM. DRUSUS. CAESAR. PRIUS. OBICIB. PATEFACTIS. ITER. EXSI. FLUMINE. PURGAV.
M. RST. S. P. M. P. C.V.

Eine römische Meile weiter bei dem alten Cathrun (Rabland) stand eine Marmorsäule, worauf die Worte zu lesen waren:

TI. CLAUDIUS. CAESAR. AUGUSTUS.
GERMANICUS. PONT. MAX. TRIB. POT. VI. COS.
DESIG. IIII. IMP. XI. P. P. VIAM. CLAUDIAM.
AUGUSTAM. QUAM. DRUSUS. PATER. ALPIBUS.
BELLO. PATEFACTUS. DEREXERAT. MUNIT. A.
FLUMINE. PADO. AT. FLUMEN. DANUBIUM.
PER. P. C. C.

Lucas Römer, welcher im Jahr 1562 Landeshauptmann war, lieſs diese zwei Steine wegnehmen und in das Schloſs Marötsch bei Botzen übersetzen. Noch um 1700 stand auf der Töll ein Altar der Diana vom Jahr 180 oder 216 n. C. mit der Inschrift:

IN. H. D. D. SANC. DIANAE ARAM. CUM. SIGNO.
AETETUS. AUGG. N. N. LIB. PP. STAT. M-IENS.
XXXX. GALL. DEDIG. ID. AUG. PRAESENTE.
J. COS.

Dieser Stein befindet sich nunmehr in dem Bibliothekssaale zu Innsbruck.

Eine Viertelstunde von der Töll, in Partschins, liest man noch auf einem weiſsen viereckigen Marmor:

D. M. L. C. A. E. C III. EUTROPI. M. ULPIUS.
PRIMIGENIUS. FILIO. V.A. XX. M. XI.

Alles dieses, so wie eine Menge von Münzen aus der Zeit des Drusus, zeugen von einer bedeutenden römischen Niederlassung in dieser Gegend. Wir sind auf classischem Boden!

Mehr als dieſs interessirt aber den Naturfreund die Etsch, welche hier brausend und schäumend in der Tiefe einen Fall bildet; das liebliche Algund, das seine Rebengehänge über die Straſse hinzieht; das im Wald auf dem Berge versteckte einsame Josephsberg; die Ruine von Forst, Aur, in Epheu gehüllt, am Eingange des schmalen Seitenthals Langvall, vor allem aber das schöne Dorf Partschins auf der Höhe der Töll, an schroffe Bergrücken gelehnt, von denen sich ein bedeutender Wasserfall malerisch herunterstürzt. Hat man die Höhe erreicht, so flieſst die Etsch ruhiger, und über eine schöne Brücke fährt man zum „Badl“, einem einsamen Hause von Bäumen umgeben, wo ein leichter Schwefelquell eine kleine Anzahl von Badegästen vereinigt.

Einige Bürger aus Meran haben dieses recht artig eingerichtete Haus mit bedeutenden Kosten aufführen lassen und waren der Meinung, daſs es in dieser angenehmen Gegend an Besuchern nicht fehlen würde. Aber der geringe Gehalt der Quelle war nicht im Stande, diese Erwartung zu rechtfertigen, und „das

Badl“ ist jetzt hauptsächlich als Vergnügungsort der Meraner zu betrachten.

Partschins verdient von hier aus besucht zu werden. Es ist besonders seiner hohen Lage und eines kühlen Luftzuges wegen von den nahen Gletschern als angenehmer Sommeraufenthalt zu empfehlen. Viele der vornehmsten Familien in Meran haben hier Besitzungen, wo sie die Sommerfrische halten.

Eine der interessantesten Partien, zu denen sich jeder Fremde wohl am ersten hingezogen fühlt, ist die Ersteigung des Schlosses Tyrol, des Landesschlosses, das noch jetzt dem Kaiser von Oesterreich gehört, während fast alle übrigen Denkmäler dieser Art durch Kauf in die Hände fremder Besitzer gekommen sind. Es zeigt sich in einer bedeutenden Höhe, auf dem sogenannten Küchelberge, über der Stadt, der seiner günstigen Lage wegen den edelsten Wein dieser Gegend hervorbringt. Man fängt schon vom Posthaus allmählich zu steigen an und erklimmt, wenn man das Passerthor hindurchgeschritten, den kahlen, beschwerlichen Felsen. Gemächlicher geht sich's über Sanct Zenoberg, aber man muſs einen kleinen Umweg machen. . Dieſs letztere Schloſs (*Mons S. Zenonis*) hängt auf einem Felsen, über dem Bette der wilden Passer, die man tief unten brausen hört. Wo man etwas Erdreich befestigen konnte, war man bemüht, den Weinstock zu pflanzen, dessen frisches Saftgrün dem grauen Stein eine angenehme Zierde verleiht. Von hier wirft man einen Blick ins Passeyerthal, dessen Schluchten und Vorsprünge sich aber so zusammenschieben, daſs man nur wenig davon übersehen kann. Die Jauffenburg, eine malerische Ruine, an dem hohen Berg gelehnt, schlieſst die Aussicht. Drüben liegt das groſsartige Schloſs Schenna, über dem der Iffinger, der höchste Berg dieser Gegend, mit seiner grotesken Spitze emporragt und einzelne Häuser des Bades Verdins leuchten von der beträchtlichen Höhe hernieder.

Auf Sanct Zenoberg residirte König Heinrich, der wegen der Ansprüche seiner Gemahlin Anna von Böhmen diesen Titel führte. Der zweimalige Versuch, diese Ansprüche zu behaupten, wurde jedoch vereitelt. Seine Tochter war Margaretha, die Maultasche genannt, die ihm in zweiter Ehe mit Adelheid, des Herzogs von Braunschweig Tochter, geboren ward.

Ueber den Ursprung des Beinamens „Maultasche“, der in Tyrol noch jetzt volksthümlich ist, und mit dem man nicht nur die Herzogin Margaretha, sondern auch ihr Lieblingsschloſs bei Terlan benennt, sind die Geschichtsforscher nicht einig. Viele erzählen, daſs ihr Schwager, Stephan mit der Hafte, ihr eine Ohrfeige gegeben, welches im Lande „eine Maultasche stecken“ heiſst, weil sie ein heimliches Verständniſs mit Oesterreich gegen Bayern unterhalten habe. Andere sprechen wieder von ihrem groſsen, aufgeworfenen Munde. So viel weiſs man jedoch, daſs schon 1256 ihr Schloſs bei Terlan, in allen Verhandlungen, Maultasch genannt wurde, woher ihr Beiname am ersten abzuleiten wäre, wie z. B. Herzog Heinrich von Niederbayern von seinem Schlosse Natternberg der Natternberger hieſs, und m. A. eben so. Im Jahr 1330 wurde Margaretha mit dem achtjährigen Johann von Mähren vermählt, dem zweiten Sohne Königs Johann von Böhmen. Aber im Jahr 1341 berief sie die Stände und erklärte, sie wolle ihren unmannbaren Herrn Herzog Hans aus dem Lande treiben, und sich mit einem andern kräftigen Herrn und Landesfürsten versehen. Am zweiten November führte sie diesen Vorsatz aus, und vermählte sich mit Markgraf Ludwig von Brandenburg, Herzog in Bayern, dem Sohne Kaiser Ludwigs des Bayern. Am 10 Februar 1342 wurde das Beilager vollzogen, wozu der Kaiser selbst mit zwei Söhnen, dann zwei Herzoge von Teck, die Bischöfe von Freising, Regensburg und Augsburg, die Grafen von Schwarzburg, Görtz, Werdenberg, Kirchberg, Katzenellenbogen u. s. w. in glänzendem Zug über den Jauffen kamen. Ludwig wuſste sich in Ansehen zu setzen, und machte die erste Landesordnung in Meran bekannt. Margaretha aber war es, die nach dem Tod ihres Sohnes Meinhard, im Jahr 1363, zu Botzen Tyrol an Oesterreich übergab.

Von dieser Fürstin sind viele Sagen unter dem Volke verbreitet, besonders solche, die sich auf ihre Liebeshändel beziehen. Viele Chronisten erzählen von ihr, was man von verschiedenen Fürstinnen des Mittelalters berichtet, daſs sie nämlich sich schöne Jünglinge zum sinnlichen Genuſs auserkoren haben soll, die sie dann im Bette selbst erwürgte, um ihre Lüste in tiefes Geheimniſs zu hüllen. Bekannter, aber minder grausam sind folgende Züge.

Im Gerichte Genesien, nahe bei ihrer Lieblingsburg zu Terlan, in der reizendsten Gegend, hatte ein ihr ergebener Ritter, Hans Goldegger, auf einem ihm zugehörigen Maierhofe drei leibeigene Brüder von besonderer Gröſse, Schönheit und Stärke. Diese erhielten von Margaretha für ihren Stand und ihre Zeit sonderbare Befreiungen von Gerichtszwang, Frohnden und Abgaben, wie auch Geschenke als Minnesold. Ihre Nachkommen sind die Freisassen von Goldech. Aus gleicher Absicht und Quelle floſs ihr Freiheitsbrief für die Passeyrer. Oft hielt sie sich unter ihnen auf. Im Januar 1363, nur wenige Tage, bevor sie die Regierung an die Herzoge von Oesterreich übergab, verlieh sie den Passeyrern das Weiderecht an beiden Ufern der Etsch bis an die Eysack, von der Passer an. Auch durfte keiner von ihnen „verlegt“ (verhaftet, gepfändet) werden; dagegen sollten sie der landesfürstlichen Kammer Salz, Wildpret und Wein über den Jauffen zuführen, und um ihre Fürstin und Fürsten, als deren „nächste Kämmerer“ seyn, wenn sie zu Felde zögen. Noch zeigt man im Schlosse St. Petersberg eine finstere Thurmkammer, worin sie ihr erster Gemahl wegen ihrer Liebeshändel einkerkerte, woraus sie aber zu Bischof Leopold von Freising entwischte. —

Auf S. Zenoberg befindet sich noch ein merkwürdiges Portal aus rothem Sandstein, von welchem ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde.

Man wendet sich von hier links und steigt den nicht steilen Rücken des Küchelbergs gemächlich hinan. Der Weg zieht sich zwischen Weingärten hin, und nach einer Stunde hat man das Dorf Tyrol erreicht, das eine tiefe Schlucht vom Schlosse trennt. Das reinliche Wirthshaus lädt zur Ruhe ein, man läſst sich „den frischen Butter“ reichen, das ist halb zu Butter geschlagener dicker Rahm, ein zwar wohlschmeckendes und erfrischendes Gericht, bei dessen Genuſs man aber während zu groſser Erhitzung besonders vorsichtig seyn muſs.

Am Rande der Schlucht, im Halbkreise, setzt man nun seinen Weg nach dem Schlosse fort. Unten erblickt man die Ruine der Brannenburg und erreicht bald einen durch den Felsen gesprengten Weg, das sogenannte Knappenloch, bei dessen Ausgange man den ältern Theil des Schlosses in Ruinen vor sich liegen sieht. Hinter demselben erblickt man ähnliche Erdpyramiden, wie bei Lengmoos auf dem Ritten *), doch sind diese weder so ansehnlich noch in so groſser Anzahl.

Die römische Pflanzung an diesem Orte, welche durch alte Schriftsteller hinlänglich dargethan ist, hieſs Teriolis. Der Name Tyrol kommt im Jahr 1140 zum ersten Mal urkundlich vor.

---

*) S. Botzen

Gleich beim Eintritt in das Schloſs fallen uns zwei Portale auf, dem ähnlich, welches wir schon auf S. Zenoberg sahen. Viele Ausleger waren bemüht, uns diese Zeichen und Embleme zu erklären; wir wollen uns begnügen, die Erklärung des berühmten Herrn von Hammer hieher zu setzen, weil sie uns den Gegenstand so klar enthüllt, als man es von diesem tiefen Forscher in den Fundgruben des Orients erwarten kann, während andere Ausleger ins Ungewisse umherschweiften, und mehr verwirrten, als entzifferten.

Die Portale auf Schloſs Tyrol sind von weiſsem Marmor, und von diesen so wie von dem Portal auf S. Zenoberg sind genaue Zeichnungen diesem Buche beigegeben. *)

Herr von Hammer glaubt, daſs diese seltsamen Figuren eben so wenig als andere dergleichen, welche sich an Kirchen und verschiedenen Denkmälern des 12ten und 13ten Jahrhunderts befinden, bedeutungslose Ausgeburten willkürlicher Phantasie der Bildner, sondern symbolische Vorstellungen einer architektonischen oder eigentlich gnostischen Geheimlehre sind, deren Daseyn schon Stieglitz in seinem Werke von alter deutscher Baukunst bewährt hat, und Hammer selbst noch früher im *Mysterio Baphometis revelato* angedeutet hatte. —

Die Baukunst behauptete den ersten Rang unter den freien Künsten, und der Ausbund aller Weisheit war die Gnosis, deren Philosopheme im Widerspruch mit den Lehren geoffenbarter Religion durch solche Bildwerke symbolisch auf eine nur für den Eingeweihten verständliche Weise dargestellt wurden. Die Löwen, Hyänen, Greife sind Symbole der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft. Die beiden unten rechts und links im vorletzten Felde verwischten Figuren sind der mit dem gnostischen Gürtel umgürtete Meister, der den Jünger bei der Hand führt. Das Gesicht des Gekreuzigten ist im Original eine häſsliche Jaldabaothsfratze. Der Weltdrache verschlingt den Menschen als Kind, wenn ihn nicht die Gnosis errettet. Gerade dem Weltdrachen gegenüber ist die Vorstellung des Sündenfalls, welcher aber vom Gnostiker ganz im entgegengesetzten Sinne verstanden wird. Der Gegensatz der beiden gnostischen Symbole der Schlange, als des guten, leitenden Princips, und des Drachen, als des bösen, alles verschlingenden Weltlaufs, ist hier sehr deutlich gegenübergestellt. Unter dem Weltdrachen sehen wir einen andern feuerspeienden Drachen, vom Adler oder Phönix bekämpft, gewöhnlich mit der Umschrift: *Volo Eoi* (ich fliege ins Morgenroth). Dieſs ist ein freundliches Symbol. Oberhalb des Sündenfalls bezwingt ein rüstiger Kämpfer (Gnostiker) einen Löwen und einen Eber, die weltliche und geistliche Macht. Durch die dem Centaur ähnliche Figur wird die Vermischung des Gnostikers mit der Welt, insoweit diese zu seinen Zwecken unumgänglich nöthig, angedeutet. — Soviel über eine Merkwürdigkeit, welche gewiſs eines jeden Reisenden Aufmerksamkeit anzuziehen im Stande ist. Die Zimmer und Säle in diesem Schloſs enthalten nichts Sehenswürdiges mehr. Das Ganze ist nothdürftig gegen den Verfall geschützt, keineswegs aber zur Wohnung für den Landesherrn eingerichtet. Ein Vetter des Sandwirths ist Schloſshauptmann, und hat diese Ernennung wohl hauptsächlich nur dem Namen „Hofer“ zu danken.

---

*) S. die Anlagen.

Aus den Fenstern genieſst man einer herrlichen Aussicht über das Etschthal seiner ganzen Länge nach. Der Fels, auf dem das Schloſs steht, ist durch Bergwasser von dem übrigen Gebirge losgerissen, und es ist denkbar, daſs er einst in das Thal hinunterstürzen könne. Die ältesten Leute wissen sich aber nicht zu erinnern, daſs in seiner Gestalt und Lage sich das Geringste verändert habe, und mithin dürfte die Erfüllung jener Vorhersagung wohl noch in sehr weitem Felde seyn.

Wir stiegen über St. Peter hinunter, ein westlich unter dem Schlosse gelegenes Kirchdorf, und hatten hier bei jeder Biegung des Weges eine andere überraschende Ansicht des herrlichen Thales. Ueber Gratsch, an den untern Weingütern des Küchelbergs vorüber, erreichten wir spät am Abend Meran.

Für das schönste Schloſs der Gegend wird gemeinhin Löwenberg gehalten, welches ehemals der alten Grafen Fuchs Eigenthum war, die auch die Jauffenburg am Ende des Passeyerthals besaſsen. Sie waren die reichsten Edelleute der Gegend. Die Jauffenburg und Schloſs Löwenberg sind so gelegen, daſs man sie aus den Fenstern wechselseitig erblicken kann, und wenn die alten Grafen darin Banket hielten, so wurde ein Zeichen vom Truchseſs ertheilt, damit die Gesundheit zu gleicher Zeit in beiden Schlössern ausgebracht werden konnte.

Löwenberg liegt auf einer mäſsigen Höhe, die ganz mit Wein bepflanzt ist. Um das Schloſs herum ziehen sich Terrassen, die zu Gärten benützt sind, worin auſser einer Menge der herrlichsten Blumen auch Citronen, Orangen, edle Feigen und Granaten gedeihen. Ebene findet man hier oben nicht, und um diesen Garten nach allen Richtungen zu durchstreifen, muſs man treppauf und ab wandern. Das Schloſs soll über achtzig Zimmer enthalten, von denen aber mehr als die Hälfte unausgebaut und unbewohnbar ist. Ueberall findet man das Wappen der frühern Besitzer angebracht, zwei aufrechtstehende Füchse in Stein gehauen. Hinter dem Schloſs ist ein Plätzchen zum Belvedere eingerichtet worden; wo aber wäre hier kein Belvedere? Interessanter waren mir in dieser südlichen, durchweg heitern Gegend einige ernste

Fichten, die sich mitten aus dem Castanien- und Nuſslaub an der Berghalde erhoben, und deren tieferes Grün der Landschaft einen Reiz mehr gab.

Schenna, die alte Hofhaltung der Grafen von Lichtenstein, jenseits der Passer, am Eingange des Passeyerthales gelegen, entspricht viel mehr dem Begriff eines mittelalterlichen Schlosses, wie das eben genannte, und es ist dabei wohnlicher. Es erhebt sich mit seinem runden Gemäuer, auf terrassenförmig sanft ansteigenden Hügeln, zu solch beträchtlicher Höhe, daſs es das ganze Mittelgebirge beherrscht. Es hat noch seine Brücken und Thore, seine gewölbten Gänge und Zwinger, seine Rüstkammer, Verlieſse und weiten Hallen. Ja, ich bin der Meinung, daſs ein Sonntagskind in solchen alten Burgen gar leichtlich den Burggeist kennen lernen würde, dessen Bekanntschaft wir armen gewöhnlichen Erdensöhne nicht zu machen verstehen. Der jetzige Besitzer, Herr Doctor von Goldrainer, ist ein Mann, der die Geschichte seines Landes gründlich kennt, und neben einer gastfreündlichen Aufnahme es auch an belehrender Unterhaltung nicht fehlen läſst. Ihm verdanke ich nachstehende Notiz über den Ursprung der Bewohner von Tyrol, die mir nicht uninteressant scheint. Die Verschiedenheit der Menschenracen ist, nach Herrn von Goldrainer, so auffallend in Tyrol, wie in keinem andern Lande, und er schreibt sie der groſsen Völkerwanderung zu, die sich Tyrols als Felsenbrücke zwischen Deutschland und Italien bediente.

Die Formation und Färbung des Gesicht- und Körperbaues der Ober- und Unter-Innthaler scheinen durchgehend mit wenigen Ausnahmen jene der Bojoaren zu seyn, die Lechthaler ausgenommen, die wegen ihrer schwärzlichen Hautfarbe den alten Rhätiern ähnlich sind. Bis nach Nauders (Anfang des Vintschgaus gegen Westen) einschlieſslich, reicht diese bojoarische Körperformation, das angränzende Unterengaddin

ist

ist hingegen offenbar rhätisch; eine gemischte Abart von beiden bewohnt das Thal von Nauders bis Laas. Von Laas bis Latsch sieht man den mongolischen Schädelbau; von Latsch bis Botzen herrscht die reindeutsche, blonde Formation vor, wie man sie im Norden, in Lievland etwa, wieder findet. Im Thal Ulten, so wie im Nonsberg (Val di Non) und Sulzberg (Val di Sol) finden wir wieder alte Rhätier oder die romanische Formation. In Deutsch-Ofen bei Botzen zeigt Körperbau und Sprache den ächt schwäbischen Ursprung; von Botzen bis zur südlichen Gränze findet sich die italienisch-lombardische Formation. Von Botzen nordwärts nach Brixen ist wie der die deutsch-lievländische vorherrschend. In Gröden sehen wir altromanische Formationen, die sich auch in der Sprache kund geben. Von Brixen über Sterzing auf den Brenner herrscht hingegen die deutsch-lievländische Formation wieder vor; von Brixen bis zur Gränze von Kärnthen die wendische mit der deutschen vermischt; dagegen Buchenstein und Enneberg wieder alte Romaner oder Rhätier zeigen, so wie Ampezzo Lombarden. Tessino und die Sette Communi sind offenbar Deutsche.

Es scheint also, daſs die in Tyrol ältesten romanischen oder rhätischen Völker sich vor den siegenden Horden, bei ihrem alles verheerenden Durchzuge, in die entlegensten Thäler und Gauen geflüchtet haben und nur einzelne Häuflein in den fruchtbaren Thälern zurücklieſsen. Aus eben dieser Quelle lassen sich auch die verschiedenen, uralten Kleidertrachten und seltsamen Gebietsgebräuche erklären *).

Wenn wir uns Meran als die Hauptstadt, und Schloſs Tyrol als die Residenz dieses merkwürdigen

---

*) Eine ähnliche Ansicht, jedoch von der Sprachverschiedenheit ausgehend, hat der Prälat von Wilten in der Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg dargethan.

Landes denken, so müssen wir Obermais für den Faubourg St. Germain, den Sitz der hohen Aristokratie annehmen, denn hier reiht sich Schloſs an Schloſs, Edelsitz an Edelsitz. Man denke sich jedoch keine Paläste in langen Reihen, keine italienischen Villen mit üppigen Laubgängen darunter. Alles trägt hier den Charakter des Mittelalters, des Gebirgslandes, eine rohe Kraft spricht sich hier überall aus, ein Trotz, ein sicheres Wesen, eine Naivetät endlich. Man muſs es sehen um einen Begriff davon zu haben. Ein alter, dicker viereckiger Thurm und ein niedriges, etwas verfallenes Wirthschaftsgebäude daran, das ist der Edelsitz. Hat der dicke Thurm an seinen Enden runde Thürmchen etwa, läuft ein Graben, eine Mauer ringsum, so ist das Schloſs fertig.

Ich bin nicht gesonnen meine Leser auf alle jene Plätze zu führen, die ich bei längerer Anwesenheit in Meran lieb gewonnen habe, noch weniger aber sie mit einer Beschreibung derselben zu ermüden. Bemerken will ich nur noch, daſs Labers, ein groſses, modernes Schloſs, seiner Lage wegen merkwürdig ist, weil man hier den sogenannten Naiferbruch, jenen Bergsturz in der Nähe sieht, der um das Jahr 800 das alte Maja zerstörte. Damals floſs die Passer hier vorüber, durch die herabstürzenden Felsmassen wurde sie aber gezwungen, eine ihrem Laufe ziemlich unbequeme Wendung zu nehmen. Winkel ebenfalls ein schönes, modernes Gebäude liegt inmitten seiner reichen Weingüter, fast in der Ebene und hat eine überaus freundliche Lage. Das alte Rubein, nur klein und unbedeutend, zeigt viel Anziehendes für stille Gemüther und ist mit malerischen Cypressen, den Einzigen in dieser Gegend, geschmückt. Rametz wird in diesem Augenblicke von seinem neuen Besitzer, den Professor Flarer in Pavia, einem gebornen Tyroler, nach der Art einer italienischen Villa eingerichtet. Auch trifft er Vorkehrungen, um die Seidenzucht, die schon vormals hier geblüht haben soll und nur durch den Weinbau verdrängt wurde, wieder zu beleben. Von Obermais hat man die herrlichste Ansicht auf Meran selbst, welches jenseits der Passer, den untern Abhang des Küchelbergs hinansteigt, von der himmelhohen Mutt, mit ihren feinen und zierlich gekanteten Zacken und Spitzen, wie Steinarbeit an einem gothischen Münster, bewacht und gehütet.

Bei Ramets vorbei, über die Brücke, schreitet man dem Gelände zu, das sich an der Seite des Freibergs hinzieht, wo einige reiche Bauern, Freibauern genannt, ihre stattlichen Höfe, von Wiesen und Feldern umgeben, besitzen. Hier ist das beste Kornland der Gegend, eine Seltenheit in dem südlichen Tyrol. Der Weg führt allmählich auf die Höhe des Felsens, von dem die alte Fragsburg (*Trifragium*), die am höchsten gelegene Veste weit und breit, auf zwei unter ihr liegende Schlösser, Katzenstein und Neuberg, stolz herabschaut. Sie ist noch ganz so, wie sie uns aus dem Mittelalter überkommen ist und dabei durchaus wohnlich und traut. Schon im Jahre 1356 wurde sie den Rittern Otto von Aur als Lehn gegeben. Die letzten Besitzer, aus dem gräflichen Geschlechte derer von Mamming, waren genöthigt ihren durch Jahrhunderte angestammten Wohnsitz zu verkaufen, und so kam er in die Hände eines wackern Mannes, der, als geborener Tyroler, stets die sehnsüchtigsten Blicke nach den heimathlichen Bergen sandte, und hier für sein Alter sich einen Ruheplatz zu gründen hoffte. Es ist dieſs mein Freund Cornet, einer angesehenen Tyroler Familie entsprossen, die aus den Niederlanden dort einwanderte, der, nachdem er seine Studien beendet hatte, sich der schönen Kunst des Gesangs widmete, und jetzt, eine Zierde des deutschen Theaters, als Hofopernregisseur in Braunschweig lebt.

Der obere Theil des Felsens, auf welchem sich das Schloſs erhebt, ist beschwerlich zu erklimmen; ist man jedoch oben, so wird man durch den überraschendsten Anblick belohnt. Eine anmuthige Ebene, von beträchtlichem Umfange, wie man sie hier nicht vermuthete, dehnt sich vor uns aus; sie ist mit Korn und türkischem Weizen besäet, und Obstbäume durchziehen und umsäumen die Aecker. Im Hintergrund erhebt sich ein prächtig bewaldeter Felsen, von dessen Höhe sich ein Wasserfall stürzt, und malerisch zerstreut liegen Häuser umher, hier die Mühle, dort die Wohnung des Geistlichen, des Pächters, die Stallungen und Scheunen. Alles freundlich und schön. Wo der Fels sich schroff ins Thal senkt, an seiner äuſsersten Spitze, aus einem Walde riesengroſser Castanienbäume, erhebt sich das Schloſs selbst, aus festen Quadern gebaut, von einer etwas verfallenen Mauer umgeben, welche jedoch dem malerischen Eindrucke des Ganzen keinen Abbruch thut. Wenn man diese letzte Höhe erklommen hat, gelangt man an einem mit Epheu bedeckten Abhange, welchen Ziegen umklettern, vorüber, zum Einlaſsthore, und befindet sich nun in dem etwas abschüssigen, engen Schloſshofe, den die Wohngebäude nach zwei Seiten, die verfallene Mauer nach den zwei andern einschlieſsen, und woran sich ein kleines Küchengärtchen schlieſst, worin der alte, wackere Schloſshauptmann, ein Schwager des Besitzers, seinen Hausbedarf an Spargeln, Artischocken und andern würz- und nahrhaften Gemüsen und Pflanzen zieht. Einige wilde Feigen, die aus dem Gemäuer emporwuchern und ein ungarischer Kirschenbaum, dieſs ist der ganze botanische Reichthum dieser Höhe.

Ein offener Bogengang mit schlanken, gothischen Säulen von weiſsem Marmor verbindet den ältern

Theil des Schlosses mit dem neuern, der aus einem massiven, viereckigen Thurme besteht, welcher in das Etschthal hinabsieht. Hier befindet sich ein groſses Zimmer, das nach allen Seiten hin die herrlichste Aussicht zeigt, da der Thurm die höchste Lage hat und auf der äuſsersten Spitze des Felsens erbaut ist. Dieſs ist an einem freundlichen Tage entzückend, aber Nachts, wenn die Stürme sich erheben und aus den Klüften heranbrausen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daſs dieser Thurm, so fest und stolz er uns beim Sonnenlicht erschienen war, der nun schon Jahrhunderte auf seiner Höhe überdauerte, plötzlich vom Wirbel erfaſst und in den Abgrund geschleudert werden könnte. Ich brachte eine schlaflose Nacht in diesem Gemache zu, und erinnere mich nie, weder am Meere noch auf Bergen, dieses Geheul, dieses Rasen des Sturmes vernommen zu haben. Am andern Morgen versicherten zwar alle Bewohner des Schlosses, daſs seit Menschengedenken kein solcher Orkan stattgefunden, aber ich glaube mit Bestimmtheit durch die Lage des Thurmsalons, worin ich übernachtete, noch die allerstärkste Wirkung desselben erprobt zu haben. Später, als ich in einem Zimmer des alten Schlosses, nach der Bergebene hin, mein Quartier genommen, zogen oftmals bei Nacht und bei Tage recht starke Unwetter über die grauen Zinnen der alten Fragsburg hinweg, ohne daſs es mich besonders ergriffen hätte. Hatten sich die Gewitterwolken verzogen, so machte es einen sonderbaren Eindruck, die nächsten Höhen, mit dünnen Schneelagen bedeckt zu sehen, die jedoch bald vor dem siegenden Strahle der Sonne wieder verschwanden.

Das Innere des Schlosses ist unverändert, wie es das Mittelalter erschaffen hat, und da es dabei sehr wohnlich erhalten wurde, so macht dieſs einen um so angenehmeren Eindruck, da andere Schlösser ihre

Zuflucht zu Tapeten, Gobelins und Malereien nehmen muſsten, die nun verschossen und unscheinbar, neben dem Fremdartigen und Unpassenden auch den Gedanken an unzulängliche Mittel und Verfall aufkeimen lassen.

Zuerst betritt man die Halle mit dicken Mauern und Bogen und mächtigen Schleudern, für die Ewigkeit erbaut, die Fenster mit kleinen runden Scheiben, woran sich der Epheu hinaufrankt. Hier wohnten die alten Grafen von Mamming, mit ihren Hausfrauen und Kindern, deren Bilder die hohen Wände noch jetzt zieren. Ich lieſs oft meine Blicke auf diesen längst verfallenen Gesichtern ruhen, die uns die Kunst in ihrer Lebensfrische hier aufbewahrt hat. Ich konnte mich in ihre Zeit hineindenken, in das Leben, das sie hier oben führten. Ein solcher Wohnsitz wäre sehr geeignet für unsere historischen Novellendichter, denn das nährt bedeutend Walter Scott'schen Geist, sollte ich meinen. In dieser reichhaltigen Galerie von Portraits wurde mir die Veredlung der Race recht anschaulich. Ein einziges schönes Weib wirkte fort bis ins zehnte Glied. Alle Mammings vom vierzehnten bis ins sechszehnte Jahrhundert waren wüste, zum Theil abstoſsende Gesichter, da freite einer von ihnen die schöne Gräfin Spaur, deren Bild noch jetzt nach dreihundert Jahren einen himmlischen Eindruck auf mich machte, und sogleich gestaltet sich das gräfliche Geschlecht edler, die Adlernasen verschwinden, die hängende Unterlippe weicht zurück, der Blick hebt sich und wird menschlicher. Dieſs dauert fort, bis ein hübscher Mamming auf den unseligen Einfall kam, eine kleine, gezierte Puppe zur Frau zu nehmen, mit einem bitterbösen Gesichte, und sogleich verschwindet die Herrlichkeit wieder. Dazu kommt nun noch, daſs die Kleidung auch geschmacklos wird; die stattlichen, prächtigen Gewande aus den Zeiten des dreizehnten und vierzehnten Ludwig, die selbst bis in diese Gegend sich verbreiteten, verdrängt der Harnisch als Weste unter dem bordirten Rocke, und die Allongeperücke, bis endlich die süſsliche Mode unter Ludwig XVI. beginnt, und mit dieser Entartung die Gesichter alle Bedeutung, und das Geschlecht bald darauf seine Burg verliert.

Nach alter gastlicher Sitte stöſst an die Halle die geräumige Küche mit ihren Nebengemächern, offen und unversteckt, damit der gesunde Duft der unverkünstelten Speisen zu den Tafelnden dringe und ihren Appetit reg erhalte. Nach Osten dehnt sich der Prunksaal aus, mit hohen Bogenfenstern, im Uebrigen mit Eichenholz getäfelt, schlicht und einfach. An den Wänden laufen geschnitzte Bänke hin und plumpe lange Tische stehen davor. Quer durch den Saal ist eine Abtheilung, die ihm ungefähr ein Viertel seiner Länge entzieht. Hier waren vielleicht bei Gelagen die Schenktische errichtet, oder es standen Ruhebetten darin, um nach eingenommenem Mahle zum Schlummer zu laden. Zwei ähnlich getäfelte Zimmer stoſsen an den Saal, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Fremden dienten. Aus dem einen steigt man in die freundliche Capelle, wo jeden Sonntag durch den Burgcaplan für alle Bauern des Freibergs Messe gelesen wird.

Die Wohngemächer des Burgherrn liegen auf der südlichen Seite der Halle, und es bringt in diesen Räumen, denen durchweg das Gepräge einer längst verschwundenen, rauheren Zeit aufgedrückt ist, einen seltsamen Contrast hervor, hier Cornet den Sänger und seine Frau die Sängerin, in gutgetroffenen Lithographien, von dem Maler Ritzerow in Hamburg, an der Wand zu erblicken.

Das Leben, das auf einer solchen Burg geführt wird, ist das einfachste von der Welt. Man steht früh auf und geht früh schlafen; denn schon um neun Uhr Abends wurden die grofsen Hofthore geschlossen. Ein Gang zum Wasserfall oder in die untern Regionen des Waldbergs, der ziemlich beschwerliche Felsenweg rings um die Burg, und ein Besuch bei dem reichen Hallbauern, eine Viertelstunde unter Fragsburg, das waren die Partien die man von hier aus machen konnte. Sonntags ging es etwas lebendiger zu. Am frühen Morgen schon ritt der Burgcaplan, der gewöhnlich in Meran residirte, auf seinem kleinen Pferde herauf, und die Buben und Mägde im stattlichen Sonntagsputze klommen von allen Seiten nach, durch Büsche und Felsen, und sahen in ihrer bunten Tracht, von der Höhe gesehen, wie Blumen aus. Sie gruppirten sich hie und da und hatten sich gar mancherlei zu erzählen, bis zur Messe geläutet wurde. Kaum erschallte der erste Ton, so schritten sie alle über den Hof, der geöffneten Capelle zu, und auch die Alten erschienen nun, Männer und Frauen und grüfsten freundlich, und die Anzahl der Andächtigen war manchmal so grofs, dafs der Raum sie nicht zu fassen vermochte. War die Messe beendigt, so nahm der Geistliche das Frühstück bei uns, und einige von den Nachbarn kamen hinzu, um über ihre Interessen manches zu plaudern. Nun langten auch wohl Gäste aus Meran an, welche ihren Sonntag auf dieser Höhe halten wollten und theilten unser ländliches Mahl. Nachmittags kamen die Knechte und Mägde des Baumanns (Pächters) und baten um die Erlaubnifs tanzen zu dürfen, die ihnen mit Bereitwilligkeit ertheilt wurde. Und nun erschienen zwei Zithern und ein Schwegel, *) und alles drehte sich lustig im Kreise. Der Gebirgsländler wurde hier jedoch nicht mehr getanzt, jener muntere, originelle Dreher, der Fandango der Alpen, der im Zillerthal und in dem bayerischen Gebirge

---

*) Tyroler Pfeife.

meine Lust ausmachte. Nur wenige kannten ihn hier; es waren solche, welche Reisen gemacht hatten. Sie nannten es „bayerisch tanzen“ und die Mädchen mochten sich gar nicht dazu verstehen. Ihr Tanz war ein monotoner Walzer, der jedoch so lange anhielt, bis Tänzer und Tänzerin vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Um sieben Uhr war dieser ländliche Ball geendet; die Knechte gingen zum Nachtmahl, und die Gäste aus Meran traten ihre Heimreise an.

Mit Ausnahme eines solchen Sonntags blieb es aber stets einsam hier oben. Wollte man Menschen sehen, so muſste man auf Wiese oder Feld gehen, wo die Knechte und Mägde arbeiteten. So einsylbig auch ihre Unterhaltung war, so wurde sie doch oftmals zum Bedürfniſs. In solchen Stimmungen war jeder Besuch willkommen, selbst ein Bettler, der dann und wann den Felsen erstieg, um an der offenen Pforte des Schlosses ein Almosen zu erflehen. Abends, wenn der Ziegenhirt seine Heerde mit lautem Geschrei aus dem Bergwald herabtrieb und von einer Felsspitze zur andern in kühnen Sprüngen setzte, die man bei Franconi bewundert haben würde, heiterte es die Bewohner der alten Burg auf, einmal die Stille wieder durch ein munteres Wesen belebt zu sehen. Kam dann der Hirt, ein hübscher, schlanker Bursch, halbnackt, in seinen malerischen Lumpen, zum Thor herein, um mit seiner Mutter zu sprechen, die bei uns im Schlosse war, so erschien er wie ein ersehnter Gast. Diese guten Leute waren aus Hafling, auf der Höhe des Berges gelegen, wohin man von Fragsburg noch zwei gute Stunden zu steigen hatte. Die Mutter war eine arme Wittwe, die ein kleines Häuschen besaſs und von dem Ertrage weniger Ziegen den ganzen Winter über mit ihren Kindern lebte. Im Sommer diente sie als Magd und ihre Knaben als Hirten. Die jungen Ziegen, die ihr geboren wurden, verkaufte sie im Herbste und schaffte dafür Blende *) an, und diese so wie die Milch der alten Ziege waren ihre einzigen Nahrungsmittel. Sie war unermüdlich und ging mit schweren Lasten den Felsen an den steilsten Stellen hinunter nach Meran, wo man diesen Weg in einer Stunde zurücklegt, zu dem man gewöhnlich zwei Stunden gebraucht. Einen Berg von ein paar Stunden hinauf und herunter zu steigen, achten diese Leute für nichts. Als wir einmal mit dem Pächter im Walde waren und uns nahe bei Hafling befanden, luden wir ihn ein mit uns dort oben zu Mittag zu essen; er aber bat uns, ihm zu erlauben erst nach Hause zu laufen, um es den Seinigen zu sagen, daſs sie ihn nicht erwarten möchten. Da er die steilen Stellen nicht scheute und im Bergsteigen behend war, so war er um zwölf richtig wieder bei uns, obgleich er uns erst um zehn verlassen hatte. Unsere arme Moidl (Marie) aus Hafling hatte noch einen kleinen Jungen von 6 Jahren oben in ihrem Häuschen, den sie stets auf drei Tage mit einem Brei von Blende und Milch zu versehen pflegte. Nach drei Tagen ging sie dann wieder zu ihm hinauf, um weiter für ihn zu sorgen; hatte er starken Appetit gehabt und war früher mit dem Proviant fertig geworden, so muſste er hungern, bis daſs die Mutter kam, und kam die Mutter nicht zur rechten Zeit, so hungerte er auch länger, denn daſs die andern ihm etwas gegeben hätten, daran war nicht zu denken, das waren selbst sehr arme Leute. Aber oben bleiben muſste er, denn wer würde sonst die Ziegen gehütet haben? Einmal Abends kam er doch noch ganz spät herunter nach Fragsburg; es war dem kleinen Jungen mit einem Male bang geworden, und er wollte die Mutter sehen. Wenn solch ein armes

---

*) Buchweizen.

Kind seine Mutter sehen will, muſs es bei dunkelndem Abend, durch Wald und Felsen, zwei Stunden laufen, barfuſs und mit leerem Magen! O die Glücklichen, die in den Alpen von Idyllen träumen, und hieherreisen können, um vorüberflatternd schöne Natur zu schlürfen! — Ich lebte vierzehn Tage in dieser anmuthigen, erfrischenden Einsamkeit; dann sehnte ich mich wieder nach Menschen. Meran, das stille, friedliche, mit seinem öden Spaziergange auf der Mauer, erschien mir wie eine wogende, lärmende Stadt. Es bereitete sich aber auch ein Fest darin vor; ein freundlich-erhabenes: das Frohnleichnamsfest. Ich hatte mir immer vorgestellt, daſs der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, in dieser Gebirgsgegend einen ganz besondern Reiz haben müſste. Und nun bin ich überzeugt, daſs selbst der, welcher den Papst, umgeben von dem höchsten Glanze der Klerisei, im Angesicht der Peterskirche, um Aegyptens alten Obelisken herumtragen sah, dennoch mit einem eigenen Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr in Untermais, durch Feigen- und Castanienalleen und über Rebenhügel, Thal auf und ab hielt, von seinen Schützen und der andächtigen Gemeine umgeben.

III. Capitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Frohnleichnams-Processionen und andere Feierlichkeiten. — Der Heilige in der Kraxen. — Anton Immerhofer. — Hell. — Joseph Kleinhanns. — Maler. — Gelehrte. — Landbau. — Lebensweise im Etschlande. — Weinbau. — Spracheigenheiten. — Mittheilungen über eine Gletscherreise. — Der versunkene Meſsner. — Abschied von Meran. —

Ich stieg am frühesten Morgen mit meinem alten Schloſshauptmann vom Berge hernieder, der heute mit einigem Stolze die Burg verlieſs, um das Amt, wozu er berufen, würdig zu bekleiden. Es bestand darin, dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen, und dann an der groſsen Tafel, welche dieser gab, an seiner Seite den Platz zu nehmen. Nur in diesem einzigen Fall erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weiſsen Backenbart sauber gekämmt; dann vergaſs er gern seiner Thaten unter Hofer und sprach von seiner alten Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansässig war, und von der Erstürmung von Belgrad, die er unter des groſsen Helden Gideon von Laudon Befehlen mitgemacht, und einem sehr ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn davongetragen. Wie wir so miteinander nach St. Valentin hinabstiegen, traf uns ein kalter Windstoſs gerade aus dem vor uns liegenden Passeyerthale und trieb uns eine Staubwolke entgegen, so daſs wir beide die Augen schlieſsen und reiben muſsten. Wie mein alter Hauptmann sie wieder öffnete, sah er mich mit rothem Gesichte, wie verweint, an; ich dachte an sein Kriegerhandwerk während der Insurrection und an Hofers grünen Hosenträger im Nationalmuseum zu Innsbruck, und mir wurde ganz wehmüthig ums Herz, denn der weiſsbehaarte Fähnrich von Belgrad, nunmehriger Schleppträger des Pfarrherrn von Untermais, erschien mir mit einem Male ganz absonderlich ehrwürdig und sein Schicksal durchaus tragisch.

Wir hatten Meran erreicht und trennten uns, indem ich über die Passer ging, die brausend durch die Brücke tost, er aber abbog, um die heitern Weinberge nach Mais emporzusteigen. Auf dem Platze vor dem Kloster der englischen Fräulein war ein Altar errichtet, und dienende Schwestern waren damit beschäftigt, ihn mit hohen Kerzen, Blumen und Bildern zu schmücken, während Knaben ringsumher junge Baumstämmchen an die Häuser lehnten und mit Stricken festbanden, denn der rauhe Wind aus Passeyer hatte sich noch immer nicht gelegt. Die Klosterpforte war geöffnet, und selbst die Fräulein in wehenden, schwarzseidenen Mänteln gingen ab und zu, um das fromme Werk zu fördern und den Schwestern zur Hand zu gehen.

Das Geläute vieler Glocken, das Schieſsen von den Höhen und das Herbeiströmen des Volkes, deuteten an, daſs die Procession begonnen habe. Selbst volkreichere Städte haben wohl kein buntscheckigeres Gewimmel aufzuweisen, als Meran bei dieser Gelegenheit. Die Landbewohner im Etschthale, in der nächsten Umgebung der Stadt, kleiden sich in heitere, lebhafte Farben. Die braune Jacke ziert ein breiter, scharlachrother Umschlag, fast wie die Revers einer Uniform gestaltet, und über dem Brustlatz von derselben Farbe liegt der grasgrüne, sehr breite Hosenträger von Seide, der jenen fast gänzlich bedeckt; um den Hals ist ein groſses Stück schwarzen Flors locker, in künstlichen Knoten geschlungen, so daſs man den starken, hohen Hals bloſs daraus hervorragen sieht. Die schwarzledernen, knappen Beinkleider reichen bis oberhalb des Kniegelenks, das bis zur Wade entblöſst ist; von hier an schlieſst sich ein dicker, weiſser oder violetter Strumpf; den Fuſs bekleiden rund zugeschnittene Schuhe. Zu dieser auffallenden, zierlichen Tracht wird von den Junggesellen ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopf aufgesetzt, von hellapfelgrüner Farbe, mit breiten grasgrünen Bändern eingefaſst, worunter das lange, oft gelockte Haar hervorsieht. Die verheiratheten Männer tragen schwarze Hüte von gleicher Form. Sind nun alle Männer des Thals auf diese Weise uniformirt, so waltet bei den Weibern eine desto gröſsere Verschiedenheit ob. Alle tragen aber sehr lange, schwere Röcke, was sie unter den andern Tyroler Trachten nicht eben sehr empfehlend auszeichnet. Der Kopfputz besteht auch hier gröſstentheils in den durch ganz Tyrol verbreiteten schwerfälligen Hauben von gestrickter Wolle, welche einer Grenadierbärenmütze nicht unähnlich sehen. Bald sind sie glänzend weiſs, bald dunkelblau, bald schwarz. In einigen Gegenden, wie im Passeyer Thale, werden sie flacher getragen und kommen dann einem Turbane gleich; auch zieren sie dort einige schmale, buntfarbige Streifen. Viele Weiber trugen auch schwarze Filzhüte mit hohem Kopf und schmalem Rande, wie in Salzburg und andern Gegenden. Der spitzige Tyrolerhut der nördlichen Thäler wird hier nicht gesehen, dafür aber die alte Botzener Haube von gestreiftem, schwarzem Flor, mit der tiefen Schneppe und den dreieckigen Fledermausflügeln, die einer hohen, zarten Stirne nicht uneben ansteht und manchmal, nach allerältester Mode, in einer sogenannten Krone sich endigt, welche aus einem Geflecht von rothem Bande, in Schneckenhausform besteht, von einem Strauſse künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt, den eine groſse, dicke Prachtnadel von Silber, die Krone durchstechend, festhält. Dieser zierlichste Kopfputz war jedoch selten, weil er — nicht mehr Mode ist. Sollte man wohl glauben, daſs diese auch hier so tyrannisch ihre Gesetze gibt?

Aus den benachbarten Thälern waren nur wenige erschienen. Einige aus dem Sarnthal in grellrothen Jacken fehlten nicht, und selbst aus Hafling hatten sich Männer eingestellt: arme Leute, in ernsterer, wilderer Tracht, mehr Nacktes an ihnen sichtbar, kurze, offene Wämser, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die Aufschläge schwarz, mit schmaler, gelber Einfassung, die breiten Hosenträger von Leder und die Hüte ebenfalls schwarz. Die Gesichter waren sonneverbrannt, stark gerunzelt und nicht so wohlgenährt als bei den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyrer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen Tyroler Alpenfamilie, waren ganz daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhard, dem Hauptort ihres Thales.

In Meran fanden zwei Processionen statt. Die erste zog von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirte; die zweite ging durch die Stadt, und der inſulirte Abt von Marienberg, Benedictinerordens, hielt hier die Evangelien.

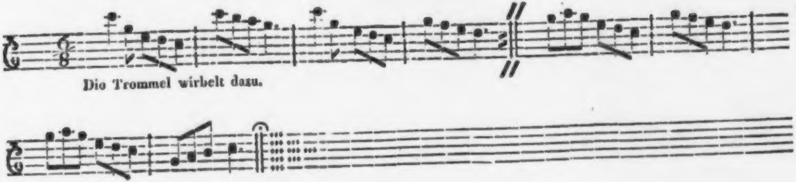
Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang, dann folgte der bunte Zug der Landleute, dem sich die Schützen anschlossen. Diese hatten ihre grünen Hüte an einer Seite aufgekrämpt und mit einer weiſs und grünen Cocarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Lauf ihrer langen Röhre steckten ebenfalls groſse Blumensträuſse. Voran marschirte der Commandant, ein hochgewachsener, alter Bauer mit einem markirten Gesichte, eine seidene Schärpe um, und ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Es war der einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schützen waren insgesammt junge, wunderschöne Bursche in grünen Hüten. Nach dem Commandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andre mit den tyrolischen Farben, weiſs und roth, getragen; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern waren trefflich exercirt; sie bildeten Spalier und präsentirten, als das Hochwürdigste vorübergetragen wurde. Wie der Priester die Monstranz emporhob, setzten sie Gewehr bei Fuſs und knieten nieder, indem sie den Hut abnahmen. Alles geschah ächt militärisch und mit groſser Präcision. Mein Blick fiel hier auf meinen alten Hauptmann, der den Schlepp niedergelegt hatte und nun, fromm betend, auf einen Schemel mit gefalteten Händen niedergekniet war. Der Wind aus Passeyer stürmte noch immer fort und wühlte in seinen weiſsen Haaren, und ich dachte mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Pässe voll herabgerollter Felsen und zerstückter und zerquetschter Feinde, und sah diese jetzt so friedlichen, gutmüthigen Leute, in derselben lustigen, bunten Tracht, über den hohen Jauffen stürmen, gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträuſse steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren.

Die heilige Handlung am Altare war geendet, die Schützen schlossen einen Kreis, Trommler und Pfeifer spielten

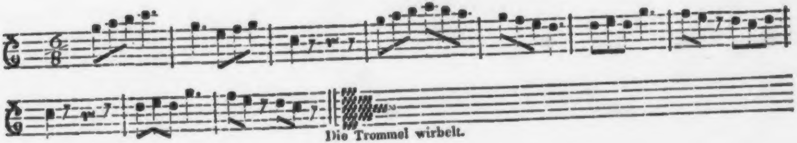
Univ.-Bibl.
München

(Zu Seite 145.)

Tiroler Schützenmarsch.


Die Trommel wirbelt dazu.

Die Tageswacht.


Die Trommel wirbelt.

NB. Beide Märsche werden mit einer sogenannten Schweg'l geblasen.

spielten den nationellen Schützenmarsch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofcapellmeister je componirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künstlich, noch singbar, fast so schwerfällig, wie der polnische Bärentanz, der auch nationell ist, aber es ergriff mich doch. Auch Hofer und seine Mannen marschirten danach. Der Schwenker nahm die groſsmächtige Tyroler Fahne zur Hand, und konnte trotz des wilden Windes, zu dieser Musik gar trefflich seine kunstvollen Drehungen und Wendungen ausführen. Der Zug ging nun weiter, und ich eilte in die Stadt zurück, um die zweite Procession nicht zu versäumen. Sie war zahlreicher: mehr Heiligenbilder, mehr Fahnen, Magistratsräthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, selbst Damen in Shawls und Modehüten; Schützen waren aber nicht dabei. Die Meſsgewande, überaus prachtvoll, sind aus Würzburg hieher gekommen. Statt des Schützenmarsches hörte ich hier eine gut executirte Musik, die der Organist in Schwatz componirt hatte. Die Musiker waren gröſstentheils Dilettanten, Orchester und Chor zahlreich besetzt. Es machte einen schönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplatze die erste Procession hoch droben über die Berge dahinziehen zu sehen, den Schützenmarsch zu vernehmen und dazwischen die krachenden Schüsse.

Um zwölf Uhr, da alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllersalve der Gegend an, daſs der Herr Abt sich zur Tafel setze. Diese Salven wiederholten sich später und bezeichneten die Toasts. Nachmittags saſs das Landvolk in den steinernen Lauben zu beiden Seiten der Straſse oder in Weinhäusern.

Ich begab mich zum Pfarrherrn in Mais, um die Marende einzunehmen; dieſs ist ein Imbiſs zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit. Der Pfarrhof bietet ringsumher die herrlichste Aussicht nach den Schlössern und in die nahen und fernen Thäler. Der würdige Geistliche und sein Haushofmeister, beide in der Ordenstracht der Cistercienser, gewährten mir eine eben so belehrende, als angenehme Unterhaltung. Die jungen Cooperatoren unterhielten sich in einem andern Gemache. Es wurde herrlicher Landwein, Kirschen und sehr gutes Brod aufgetragen; der sehr mäſsige Pfarrherr genoſs aber nichts davon. Erst spät verlieſs ich ihn.

Es war ein milder Abend, die Stadt war dunkel und stille, alle Landleute waren auf ihre Berge gestiegen, in ihre hochgelegenen Thäler. An einigen schroffen Felsen sah ich Lichter emporklimmen: es waren die Haflinger, die auf ihrem Heimwege die Nacht überrascht hatte.

An Fest- und Heiligentagen ist in diesem Lande kein Mangel. Manchmal füllen die sogenannten Halbfeiertage fast die ganze Woche, wo man die Bauern immer im Sonntagsstaate in der Stadt antreffen kann, wie z. B. vom 20 bis 26sten Julius, wo Margaretha, Maria Magdalena, Jacobus und Anna sich fast unmittelbar ablösen. Oft auch bemerkt man schöne, das Gebirgsvolk besonders charakterisirende Feierlichkeiten.

Auf unwegsamen, steilen Pfaden steigen sie zu einsamen Bergkuppen empor, und feiern dort in verlassenen Kirchen ihren Schutzheiligen ein Fest. Dann tragen sie diesen selbst, die Paramente und alles zum Gottesdienst Erforderliche in den üblichen Gebirgskraxen hinauf, und ein solcher „Heiliger in der Kraxen“ ist in ihren Augen nicht minderer Andacht werth, als ein mit Pracht und Glanz umgebener. Nach einem hohen Joche gen Sarnthal hin findet eine solche Procession statt, wo in einer uralten Kirche, die früher — der Sage nach — ein heidnischer Tempel gewesen seyn soll, dem in der Kraxen hinaufgetragenen heiligen Oswald ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

Neben diesem streng religiösen Sinne scheint dem Ernst dieser Tyroler der Hang zu ruhigen, tiefsinnigen Beschäftigungen angeboren. Sie werden durch ihn besonders zur Mechanik hingeleitet, und finden in der Beseitigung fast unüberwindlicher Schwierigkeiten ihre vollste Befriedigung. Aus eben dieser Quelle entspringt auch ihre Neigung zu künstlerischen Schöpfungen. So regen sich Kunstfleiſs und Betriebsamkeit im ganzen Lande, besonders aber in diesen Thälern; so entstehen die oft sehr genialen Leistungen, welche die Bewohner dieser oder jener Hütte, dort in der Schlucht, hier auf der Höhe, still und bescheiden zu Tage fördern, ohne andere Aufmunterung, als den innern Trieb, eine Art von edlem, bewunderswerthem Instincte.

Noch jetzt lebt im Dorfe Obermais, nächst Meran, Anton Immerhofer, der nach eigener Anleitung Blasinstrumente macht, welche in seiner Gegend sehr gesucht werden. Bei dem Mangel an aller äuſsern Hülfe war er sogar genöthigt, seine Werkzeuge selbst zu erfinden und zu verfertigen. Dabei dient er seinem Vater als Knecht, und führt eben so geschickt Haue, Sense und Dreschflegel, als er mit den feinsten Instrumenten in Ebenholz, Silber und Elfenbein arbeitet. Viele Bauern beschäftigen sich in ihren Feierstunden mit Reparirung von Uhren, und fabriciren sie auch wohl neu. Man erstaunt, wenn man diese geschickten Mechaniker zwischen Bäumen und Felsen, wie diese selbst, wunderbar aus dem Tyroler Boden hervorwachsen sieht.

Hell, ein Landmann aus Dorf Tyrol, machte jene kunstvollen Basreliefs in Holz, die in dem Innsbrucker Museum gezeigt werden. Merkwürdiger noch ist Joseph Kleinhanns von Nauders, der so unglücklich war in seinem vierten Jahre durch die

Blattern blind zu werden. Schon in seinen Kinderjahren schnitt er Pferdchen und allerhand Spielzeug aus Holz. Im zwölften Jahre versuchte er es ein Crucifix zu schneiden. Er nahm ein anderes zum Muster und befühlte es so lange, bis daſs er es nachschneiden zu können glaubte. Der Beifall, den diese Arbeit erhielt, spornte ihn zu weitern Versuchen an. Von nun an beschäftigte er sich hauptsächlich damit, Crucifixe aus Holz zu schneiden, von denen immer eines besser als das andere ausfiel. Man kaufte sie anfänglich als Seltenheit, und er fing an zu hoffen, daſs es die Quelle seines Unterhaltes werden könnte.

Im 22sten Jahre ging er nach Fügen im Zillerthale zu dem Bildhauer Franz Nüſsl, der ihn einige Zeit unterrichtete. Von nun an bedurfte er zu seinen Crucifixen keiner Modelle mehr, da er den Begriff durch lange und aufmerksame Uebung schon im Kopfe hatte. Er verfertigt seine Aufgabe nach jeder verlangten Gröſse: doch ist ihm dabei je gröſser desto lieber, weil er im Kleinen nicht so glücklich ist. Schneidet er nach einem gegebenen Modell, so weiſs er dessen Fehler zu verbessern. Er befühlt in Einem fort das Vorbild und die eigene Arbeit, und beim Schneiden führt er stets den Finger nach, um das Stech- und Schneidemesser zu regieren. Er ist dabei beständig in der ängstlichsten Aufmerksamkeit begriffen. Für den Bischof von Brixen hat er einen knienden Carl Borromäus verfertigt, 3½ Schuh hoch, und für den Fürstbischof von Chur einen David, 2 Schuh hoch. Sie sollen sehr gelungen seyn. In Latsch sah ich ein Crucifix von ihm mit Maria und Johannes, fast Lebensgröſse, und in Zell ein Crucifix. Diese Arbeiten fielen mir in hohem Grad auf, ehe ich von ihrem interessanten Verfertiger wuſste. Kleinhanns lebt fromm und tugendhaft bei Innsbruck und ist mit seinem Schicksale zufrieden, welches ihm seine kunstlerische Beschäftigung in hohem Grade zu verſüſsen im Stande ist.

Ein ganz besonderes Talent hat der Tyroler für die Malerkunst, und die Natur, die ihn umgibt, ihre bald groſsen, bald lieblichen Formen, ihre stets wechselnde, wunderbare Beleuchtung ist trefflich im Stande, seinen Anlagen weiter fort zu helfen. Oft bleiben diese Maler Naturalisten, leben und sterben in ihrem Dorfe, schmücken ihre Kirche und einige Privatwohnungen, und streben nach keinem höhern Ziele; manchmal jedoch tragen und heben sie äuſsere Umstände, oder sie kämpfen mit Macht, sich aus einer ungünstigen Lage zu reiſsen, und nehmen dann ihren ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte ein. So wurden Johann Holzer, Martin Knoller, Joseph Schöpf; das kleine Thal Fleims lieferte allein eine groſse Zahl, von denen Georg Giovanelli aus Carano und Christoph Unterberger aus Cavales die bedeutendsten sind. In Obermais bei Meran lebt auch der Maler Flicher, ein Naturalist, der besonders für treue Auffassung der dortigen Gegend zu empfehlen ist, und viele Tyroler befinden sich fortwährend in Rom, um sich in der Kunst zu vervollkommnen. —

Aber auch in den Wissenschaften haben sich die Söhne Tyroler Landleute oft schon hervorgethan, und man trifft nicht selten in unbekannten Thälern, in kleinen Dörfern Namen, die man im Auslande zu den berühmten zählt, z. B. Ennemoser in Bonn, und Flarer in Pavia, welche beide in der Nachbarschaft von Meran ihre Heimath haben.

Zur weitern Ausbildung dieser angebornen Fähigkeiten trägt auch nicht wenig die ernste Einförmigkeit bei, welche hier das ganze Leben umgibt. Eine angestrengte Thätigkeit nimmt fast die ganze Zeit in Anspruch; der Erholung wird nur wenig Raum gestattet; das Vergnügen ist ohne Gepräg und ohne Lustigkeit. Der Mangel an Fruchtland, der durch die gewaltigen Gebirgsstöcke und die unzähligen davon herabstürzenden Wildbäche entsteht, erfordert rastlose Arbeit. Selbst da, wo sich ein ergiebiger Boden dem Bebauer darbietet, welche Anstrengung kostet es nicht, ihn zu sichern, um seinen Ertrag nicht den Zerstörungen der Elemente preiszugeben! Oft reiſst ein Platzregen einen Acker ins Thal, wozu mit unsäglicher Mühe die Erde Monate lang in Körben auf den Felsen getragen werden muſste. Der Bewohner des Flachlandes hat von diesen Gefahren, von diesen Mühen keinen Begriff. Die Gewinnung des Futters auf den Bergen ist mit besonderh Beschwerden verknüpft. Ganze Familien schweben in Fuſseisen an den schroffsten Felswänden, oder an Stricken über schauerlichen Abgründen, um das dort kärglich wachsende Futter abzumähen. Aber alles dieſs wird von Fleiſs und Ausdauer besiegt.

Der Reisende, der dieſs Land im Fluge sieht, wird durch den zauberischen Anblick entzückt, den eine allgemein verbreitete Bodencultur gewährt, aber nur bei längerem Aufenthalt überzeugt man sich, wie schwer sie erzielt ward. Zwischen den Weinreihen wird Roggen und etwas Weizen und Gerste, und nachdem dieſs geerntet, Blende und Rüben gesäet. Am meisten aber baut man den Mais; Bohnen und Erbsen sieht man weniger; Kürbisse zieht man zum Schweinefutter; Flaschenkürbisse zu Trinkgeschirren. Kartoffeln sind seit einigen Jahren häufiger geworden; doch werden sie hier nicht so schmackhaft, als in den nördlichen Gegenden. Hanf wird bloſs für den Hausbedarf erzeugt; Flachs geräth in der Ebene nicht, auf den Höhen nur schlecht. Dafür wachsen dort oben die Krautköpfe, hier „Kabes“ genannt *), die gesäuert in Tyrol, so wie im

---

*) Kapis, nach Adelung; von *Kapusta* im Slavischen.

ganzen übrigen Vaterlande, das beliebteste Nationalgericht liefern.

Während der italienische Tyroler seine gelbe oder schwarze Blende (Polenta) täglich verzehrt, und der ärmere Bergbewohner sich mit seinem Roggenmuſs und der Geiſsmilch begnügen muſs, führt der deutsche Landmann der Ebene (im Etschthale) ein üppigeres Leben. Wie erstaunt man aber, hier mitten in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Alles Fleisch, das gegessen wird, ist nämlich geräuchert, und das Brod, für den Bedarf mehrerer Wochen gebacken, ist nach Form und Beschaffenheit dem Schiffszwieback zu vergleichen. Gewöhnlich werden fünf Mahlzeiten gehalten: das Vor- oder Frühmahl, der Halbmittag, der Mittag, die Marend und das Nachtmahl. Beim Mittag- und Nachtmahl wird geräuchertes Fleisch gegessen und Wein reichlich getrunken. Selbst die Knechte erhalten bis zwei Maaſs täglich, und in der Mähe- und Erntezeit auch wohl mehr. Castanien, Nüsse und das trefflichste Obst, womit auch ein ziemlich belebter Handel getrieben wird, machen einen Hauptbestandtheil der übrigen Mahlzeiten aus. Gemüse wird nur wenig gegessen, die feinern kennt man nicht einmal dem Namen nach; ihre Stelle nimmt der Salat ein. Knoblauch als Würze ist sehr beliebt, und oft fielen uns die spanischen Hirten ein, wenn uns auf einer Gebirgstour die guten Leute eine Ziege schlachteten, und sie uns süſsduftend von Knoblauch auftrugen.

Die Vergnügungen ziehen sich wie ein schmales Band durch dieses Leben hin. Besonders übel befinden sich die Beamten, die aus der Geselligkeit groſser Städte oft in einsame Thäler versetzt werden, von der übrigen Welt abgeschnitten, und nicht einmal durch bequeme Wege mit ihr in Verbindung gesetzt. Die Regierung pflegt jedoch die Zeit, die der Beamte in solchen Verhältnissen verlebt, demselben höher anzurechnen, und er kann einer schleunigern Beförderung entgegensehen.

Eine Hauptbelustigung des Tyrolers ist wie überall, so auch hier, das Schieſsen. Von Jugend auf ist es seine Lust; die Knaben sieht man mit geladenen Gewehren umherlaufen, und zu verwundern ist es, daſs man nicht häufiger von Unglücksfällen hört. Sonntags sieht man junge Bursche, statt in die Weinstube zu gehen, mit dem Rohr auf dem Rücken auf die Berge steigen, um Eichhörnchen und Vögel zu schieſsen. Diese Lust, seit langen Jahren geübt, hat das gröſsere Wild fast ausgerottet, jedoch ist in den höhern, den Gletscherthälern *), an Bären und Wölfen kein Mangel. Die groſsen Festschieſsen, welche oft statt finden, tragen hier mehr den Charakter einer ernsten Uebung als einer Volksbelustigung. So verschieden ist der Charakter des Südtyrolers von dem Bewohner der nördlichen Thäler. Dem Spielen und dem Wetten dabei sind sie nicht abgeneigt, und Kegel-, auch Kartenspiele sind häufig. Hiebei vermischt sich gewöhnlich der Stadt- und Landbewohner, obgleich im Uebrigen eine immerwährende Spannung zwischen ihnen herrscht. Bauer ist hier zu Land ein Ehrenname, der allemal der Erste bedeutet. Herr ist alles, was einen Rock trägt, mithin nicht auf bäuerische Weise gekleidet ist. Will ein sogenannter Herr in der Kirche oder an einem andern Orte sich durch einen Haufen von Landleuten drängen, so kann er darauf gefaſst seyn, daſs diese sich mit aller Kraft dagegen stemmen werden, und daſs es ihm nur gelingen wird, wenn er zu gleich groben Hülfsmitteln seine Zuflucht nimmt, und mit den Ellenbogen in diese lebendige Mauer eine Bresche zu drücken sucht. Diese Feindschaft ist alt und wurzelt tief. Die Sitten der Herren sind dem Bauer besonders verhaſst. Obgleich er selbst nichts weniger als keusch ist, so hat er doch seine eigenen Begriffe von Zucht. Die Freiheiten, die sich die Herren öffentlich gegen die Frauen erlauben, erscheinen ihm verabscheuungswürdig. In ernsten Zeiten nahm diese Spaltung einen andern Charakter an. Während des letzten Aufstandes wuchsen Miſstrauen und Gehässigkeit zu einer auſserordentlichen Höhe. —

---

*) Z. B. im Martellthal in der Nähe von Meran.

Ich will nunmehr einige Nachricht von dem Weinbau geben, der im deutschen Etschlande den gröſsten Theil des Bodens bedeckt, und auf ganz andere Weise als in andern Ländern hier getrieben wird.

Man baut den Wein auf den Puntaunen. Dieſs sind aufrechtstehende, oben schief gebogene Geländer, woran die Reben emporgezogen werden. Die Anlegung oder Räutung eines Rebenackers oder Rauts erfordert groſsen Aufwand an Geld und Mühe. Das ganze, überaus schwerfällige Latten- und Brettergebäude, woran die Reben gezogen und befestigt werden, alle diese Stecken, Stangen, Marzanen, Trager, Stellaunen, Mancilen, Puntaunen u. s. w., welche dazu dienen, die in die Höhe gerichteten Reben auf einem bestimmten Wege fortzuleiten und zu sichern, kosten ein entsetzliches Geld. Die aufkeimenden Rasseln bleiben zwei Jahre auf dem Boden, erst im dritten werden sie aufgezeilt, d. h. an die daneben aufgesteckten Reiser befestigt, im vierten aufgeschlagen, an das senkrechte Geländer hingezogen, und im fünften kommen sie zur Trächtigkeit, indem man sie an den Puntaunen hinaufbiegt.

Je älter der Weinstock, je sandiger und magerer der Grund, desto kräftiger und süſser der Rebensaft. Ein altes Tyroler Sprüchwort heiſst: Wo die Hasen düngen und der Himmel wässert, wächs't der beste Wein. Noch vor 200 Jahren machte man im Etschlande den Wein wie am Rhein und in andern Gegenden. Eine mündliche Ueberlieferung aber meldet, daſs der Arzt des Stiftes in Hall, Dr. Hippolyt Guarinoni (von 1601 — 54), eine neue Bereitungsart aus Italien eingeführt habe. Diese hat sich nun bis jetzt erhalten. Man nennt sie das Vergähren, wobei die ganzen Trauben mit Stängeln u. s. w. auf Ständer gebracht werden, um dort den Gährungsproceſs zu bestehen, und nicht als lauterer Most in liegenden Fässern gähren. Der so „vergährte Wein“ wird gleich von den Ständern abgelassen und heiſst „Vorschuſs.“ Er kann in einigen Jahren schon getrunken werden. Nun erst werden die Trauben gepreſst und liefern eine zweite, schlechtere Gattung, den sogenannten Druck; das Verfahren nennt man Torkeln. Die ausgetorkelten Bälge geben Branntwein und heiſsen dann „Tröster“, die zur Viehmast verwendet werden. Die auf dem Wein obenaufschwimmenden Bälge sind sauer und dienen zur Essigfabrication. Obgleich der so gewonnene Wein sich nicht viele Jahre lang aufbewahren läſst, so dürfte dennoch diese nun einmal eingeführte Bereitungsart schwerlich durch eine andere verdrängt werden, indem einestheils die seither gepflanzten weichern Rebsorten dieſs von selbst verbieten, anderntheils nur den Vorkäufern und Monopolisten Nutzen daraus erwachsen würde. Dessen ungeachtet fehlt es hie und da nicht an Speculanten, die aus reinem Moste bessern und haltbarern Wein zu machen bemüht sind. Ein solcher wird „Kritzer oder Krätzer“ genannt; mithin ganz im Gegensatze zu dem Begriffe, den man im Auslande mit dieser Benennung zu verbinden pflegt, ist der Tyroler Krätzer ein sehr guter, nach rheinländischer Art bereiteter Wein. — In der Gegend von Meran wird übrigens ein leichter, sehr gesunder Wein gewonnen.

Die Sprache der Einwohner dieser Gegend hat mehrere Seltsamkeiten, wovon ich einige der auffallendsten mittheilen will. Man sagt z. B.: der Schwein, die Pübler und Madler für Buben und Mädchen; Baumann für Pächter, Bauknecht für Groſsknecht; ein Schaffarbeiter ist, der ein Gut für Lohn bearbeitet; Vater, Mutter sind die Eigenthümer einer Besitzung, z. B. Vater Roſskopfer, der Besitzer des Hofes Roſskopf; Zoch, Zöchl, Pfodt, Pfödtl, ledige Männer und Weiber; a gut's Zöchl ist un bon homme; meine Heirath, mein Weib; Battereyen sind Sitzbänke vor der Thür; Vormels, Frühstück; Puschen, Weinschank; Läg, Arche, Wasservorbau; Bleckstutzet, ohne Strümpfe; reiten heiſst stets fahren, und fahren hinwieder stets reiten; scheippen, fallen; prachten, plodern, gern und viel reden; schänden heiſst fluchen; schwatzen, unehrbar reden; haijen, reinigen; Jacke, Hemde u. s. w.

Eine Eigenthümlichkeit ist es ferner: feines Wetter für schönes Wetter zu sagen: viel wenig für sehr wenig, und völlig nicht, um eine Verneinung zu verstärken. Eben so muſs der Tyroler zum harten *P* und weichen *P* seine Zuflucht nehmen, um den Unterschied von *P* und *B* anzudeuten; doch ist dieſs in einem groſsen Theile von Deutschland eben so der Fall. Auffallender ist es, hier *B* und *W* häufig verwechselt zu hören und daher *B* mit *AW* und *W* mit *UW* bezeichnet zu sehen.

Arme Leute oder Dienstboten, die mit einer Gabe bedacht werden, haben die Gewohnheit, ihren Dank mit den Worten: „Gelt's Gott viel tausendmal!" auszudrücken. Sie wiederholen diese Worte so oft und schnell hintereinander, als es ihnen nur möglich ist, um das Ohr des Wohlthäters, nach ihrer Meinung, damit zu erfreuen, und auch, weil sie den Dank selbst als ein Gebet betrachten, von dessen guter Wirkung sie überzeugt zu seyn glauben. —

Die Nähe der prachtvollen Gletschergruppe des Oetzthales ist zu einladend, als daſs man eine Partie dahin nicht von hier aus unternehmen sollte. Zwar verlangt dieſs einen geübten Bergsteiger, bei dem eine leichte Erkältung nicht eben von Folgen zu seyn pflegt; er muſs dabei vom Schwindel nichts wissen und mit ausdauernder Kraft auch Geistesgegenwart besitzen. Ohne diese Eigenschaften sollte es niemand unternehmen wollen, sich in die ewige Eisregion zu wagen.

Wir saſsen Abends im Gasthause zur Post in Meran und sprachen von unserm Vorhaben, über die Mutt in das Oetzthal zu dringen. Einige von den Anwesenden hatten den Weg gemacht und wuſsten nicht nur viel von den Schönheiten und Beschwerlichkeiten desselben zu erzählen, sondern auch allerlei Anekdoten von Reisenden und ihren Führern, von überstandenen Gefahren und Unglücksfällen mitzutheilen. Unter andern wurde erzählt, daſs ein Geistlicher mit seinem Meſsner, um den Weg in sein Dorf abzukürzen, den Weg über den Ferner zu nehmen pflegte. Bei dieser Gelegenheit verschwand einst der Meſsner vor den Augen des Geistlichen. Eine Schneedecke, die den Einen noch glücklich hinübergetragen hatte, war unter dem Andern eingebrochen, und dieser in eine Eisspalte hinabgesunken. Zum Glück waren Wohnungen nicht weit, und also Hoffnung vorhanden, den Unglücklichen noch zu retten, wenn der Sturz ihm nicht das Leben geraubt hatte. Man zündete Feuer an und versuchte es, so gut es gehen wollte, den finstern, gähnenden Schlund zu erhellen. Es gelingt auf seinem Grunde flieſsendes Wasser zu entdecken; es ist ein brausender Wildbach, der seine Fluthen in dem unterirdischen Bette von Eis rollt. Alle Hoffnung einer Rettung des Unglücklichen scheint nunmehr verschwunden zu seyn.

Um jedoch nichts unversucht zu lassen, wird das Seil unter lautem Rufe hinabgelassen. Es rollt und rollt, bald ist es schon zu Ende, und man spürt noch immer keine Last, endlich wird es schwer, man zieht, man jauchzt, die Kräfte werden angestrengt, etwas Schwarzes theilt die schimmernden Zacken des Krystalls, es bleibt kein Zweifel mehr, der Verunglückte ist es, lebend und unversehrt, wie durch ein Wunder gerettet. Auf dem unterirdischen Wildbache trieben groſse Eisschollen, und der Zufall wollte, daſs eine gerade an der Stelle vorüberschwamm, wo der Meſsner mit der Schneedecke einbrach. Durch die Elasticität des Wassers und die Schwingungen der kleinen Insel lieſs sein Fall ohne Schaden für ihn ab, und er behielt Besinnung genug, um sogleich seine Lage zu überschauen. Vor sich sah er einen fürchterlichen Schlund, wohin sich die Wellen mit schrecklichem Brausen stürzten, und an dessen Mündung Felsen und Eisschollen ein Thor bildeten, durch das kein Sterblicher noch jemals geschritten war. Hier verfolgte der Bach seinen unterirdischen Weg, und schien sich in die Eingeweide der Erde zu wühlen. Trieb die Fluth seine Eisinsel bis hieher, so muſste sie zerschellen, und er wurde dann in ein grausigeres Grab geschleudert, als das war, worin er sich jetzt schon befand. Seine Bemühung war nun darauf mit aller Kraft gerichtet, der Bewegung der Insel zu steuern und sie in eine Lage an die Eiswand zu bringen, von wo sie nicht weiter fortgetrieben werden konnte. Dieſs gelang ihm, und als er sich so für den Augenblick gesichert sah, entschlug er sich trüber Gedanken, hoffte auf Rettung von seinem an der Oberwelt zurückgebliebenen Gefährten, und zündete theils zur Zerstreuung, theils um sich zu erwärmen, seine Pfeife an, die er mit ziemlicher Kaltblütigkeit rauchte. In dieser Lage überraschte ihn ein Geräusch, er blickte über sich, und gewahrte das rettende Seil. —

Wer es unternehmen will, die Gletscher zu besuchen, thut besser, von St. Leonhard in Passeyer diese Partie zu unternehmen; der Genuſs ist gröſser, und dabei sind die Beschwerlichkeiten leichter zu überwinden.

Ehe ich aber das Passeyerthal selbst beschreibe, will ich hier einige Mittheilungen über die Gletscherreise einschalten, weil Hofers Haus und sein tragisches Schicksal uns zu weit von diesen Naturgegenständen abbringen würden, welche trotz ihrer schauervollen Erhabenheit doch immer noch Heiterkeit in uns hervorzurufen vermögen.

Wenn man von St. Leonhard, dem Hauptorte des Passeyerthals, den Weg über bewaldete Höhen in das innere Thal einschlägt und zu dem Ursprunge des Passerbachs hinaufsteigt, so gelangt man zuerst nach Moos und von da nach Rabenstein, wo sich das mächtige Timbl Joch emporthürmt. Nachdem man es überstiegen hat, durchschneidet man das Timblthal, in das sich Seitengletscher der groſsen Kette erstrecken. An furchtbaren Felswänden vorüber gelangt man zu den Häusern des Dorfes Zwiselstein, das schon in der Wildniſs begraben scheint, obgleich es doch erst am Eingange derselben liegt. Von hier aus gelangt man in das Fenderthal, noch enger und wilder als das vorige. Man fühlt hier schon, daſs man sich in einer andern Region befinde. Der Achenbach, der sich vom Hochjoch stürzt, und fast eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen bildet, ist ein ungestümes Gewässer, das seine Nahrung aus geschmolzenem Schnee in diesen ewigen Eisgewölben erhält, und ein donnerähnliches Getöse macht. Erst nachdem er sich mit dem Timblbach vereinigt hat, nimmt er einen etwas ruhigern Charakter an, und sein Bette wird ebener.

Bis zum Fuſse der Gletscher zieht sich der Weg an diesem Bache hin. Das Brausen, das er verursacht, ist so laut, daſs man Mühe hat sich zu verstehen. Nach drei starken Stunden angestrengten Marschirens erreicht man Fend, den Hauptort des Thals. Man befindet sich hier nur noch eine Stunde von dem groſsen Ferner. Der arme Ort ist schon mehrmals durch Schneelawinen und das Austreten des Gewesteinersees verwüstet worden. Wenn man zu diesen Gefahren, welche die wenigen elenden Häuser umgeben, die geringe Fruchtbarkeit des Thales in Betracht zieht, so ist man überrascht, dennoch die Einwohner zufrieden und heiter hier zu finden. Man sollte glauben, daſs jede Veränderung des Wohnorts ihnen nur Nutzen bringen könne, aber dennoch bleiben sie hier und wollen leben und sterben, wo ihre Väter lebten und starben. Welch wunderbares Gefühl ist diese Liebe zur Scholle, die uns geboren hat!

Hier wird übernachtet. Ein schöner Sommerabend am Fuſse dieses ewigen Eismeers übt seine eigenen Zauber. Eine feierliche Stille hat sich über die Höhen verbreitet; der Wind allein erhebt seine geheimniſsvolle Stimme von Zeit zu Zeit in dem unfernen Walde, und das Rauschen unsichtbarer Quellen gibt ihm Antwort. In Intervallen lassen die Vögel der Nacht ihr monotones Geschrei vernehmen, und nur das Brüllen oder Blöcken der Hausthiere verräth die Nähe der Menschen. Man starrt hinan zu den weiſsen Spitzen, über denen sich die dunklere Decke des Nachthimmels spannt, dessen Gestirne prächtiger glänzen — und man fühlt das Herz in dieser erhabenen Einöde wunderbar beengt — da tönt die Glocke vom Kirchthurm, und es lös't sich die Schwermuth und Thränen entstürzen unsern Augen. Der Gedanke an eine waltende Allmacht wirkt nie so mächtig als in diesen groſsartigen Einöden, und Hoffnung und Trost heben die Brust und lassen uns eine Seligkeit ohne gleichen empfinden.

Am andern Morgen bricht man mit dem Frühesten auf. Die geübten Führer rathen dazu, sich mit etwas geistigem Getränk und Brod zu versehen, um unterwegs die Kräfte zu erfrischen. Man folgt noch immer den Ufern des Fenderbaches, und kommt, nachdem man eine Stunde gegangen ist, nach Rofen. Je höher man steigt, desto beschwerlicher wird der Weg. Man geht am Fuſse der Thalspitz und des rothen Ferners vorüber, deren Höhe unerreichbar scheint, obgleich man später zu Höhen gelangt, von denen man auf diese niederschauen kann. Von hier erblickt man den Gewesteinersee, der oftmals schon heillose Verheerungen im Thal anrichtete. Seine Ueberschwemmungen sind um so furchtbarer, da sie ohne vorherige Anzeichen und ohne Orkane stattfinden, wenn man sich ihrer am wenigsten versieht. Er wird von den Gletschern gebildet. Seine furchtbarsten Ueberschwemmungen geschahen in den Jahren 1678 und 79; im Jahre 1681 trocknete er hingegen ganz aus. Seit dieser Zeit füllte er sich nach und nach, und 1771 war er wieder ganz voll. Von diesem See hat man eine halbe Stunde nach dem Finailgletscher. Hier gebrauchen die Führer die bei Gletscherreisen übliche Vorsicht, die Reisenden aneinander zu binden. Am Fuſse des aus den Eismassen emporragenden schroffen Kammes der Finailspitze zieht sich der Weg hin, der länger als eine Stunde dauert, aber nicht sehr bergig ist. Man sieht hier die [redacted] und die Schwarzwand, und wendet sich gegen Norden. Die Gletscher, die sich nun vor den Blicken aus dem Schnee erheben, machen den erhabensten Eindruck. Sie erscheinen wie neue Welten, die nur eines stärkern Lichtes, eines höhern Grades von Wärme bedürfen, um bewohnt zu werden. Vor sich eine Riesenwand von Krystall, umgeben von einem weiten Schneeteppich, so schreitet man weiter.

Noch

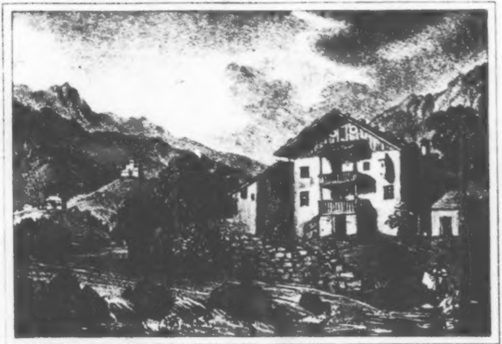
Noch eine Stunde auf diesen Gletschern fortgewandert, und die kleine Capelle Tischbild zeigt sich den Blicken. Sie ist aus Steinen erbaut, und da sie mit einem Rauchfange versehen ist, so wird hier gewöhnlich ein Feuer angezündet, welches einen freundlichen Eindruck macht. Man fühlt sich von neuem Muthe beseelt. Von dem Gipfel eines hohen Berges überschaut man hier das ganze Amphitheater der Gletscher und das Thal. Am Ende dieses ewig ruhigen, unbewegten Eismeers bildet der Gurglersee, mit seinem Wellenschlag und seinen neun malerischen Inseln, einen reizenden Contrast. Im Westen erblickt man das nur zwei Stunden entfernte Fenderthal und darüber hinaus die ungeheuern Gebatscher Ferner; die Stubayferner schlieſsen die Aussicht; ringsumher ragen hohe, zerrissene, finstere, starrende Piks, und tief unten glimmt freundliches Grün beruhigend empor. Alles dieſs trägt einen zu groſsen und erhabenen Charakter, der mit nichts Aehnlichem zu vergleichen wäre, als daſs man sich nicht davon eben so lebhaft als tief ergriffen fühlen sollte.

Wenn man diesen Gipfel (Firmisanspitz) verläſst, so wendet man sich abermals gegen Westen und berührt dieselben Orte zum zweiten Male, bis man sich am Fuſs des Hochjochferners befindet. Hier, am Eingange der Gebatschgletscher, sieht man einzeln zerstreute Wohnungen, Kofler und Marchegg genannt, wo man übernachten kann.

Die Gebatschgletscher sind eine Fortsetzung der Oesthaler, und liegen ebenfalls im Halbkreise da, so daſs das Fenderthal die Gränze zwischen beiden bildet. Westlich erblickt man das Schwenserjoch, das höchste Bergeshaupt dieses ganzen Reviers. Nachdem man eine kleine Gebirgskette, welche sich längs dem Langtauferthal hinzieht, überschritten hat, passirt man ein enges Defilé und befindet sich dann plötzlich mitten in dem Eismeere der Gebatschgletscher, welches drei Stunden im Umkreis hat. Hier erblickt man nichts als den schwarzblauen Himmel über sich, und den Schnee zu seinen Füſsen. Diese Wildniſs macht einen schrecklichen Eindruck; man durchschreitet sie ernst und schweigend, und erreicht nach mannichfachen Mühseligkeiten endlich den Plattenkogel, von wo aus man das Thal wahrnimmt, wonach jeder Reisende schon lange eine Sehnsucht empfindet, welche dieser beschwerliche Marsch in der Eiswüste wohl hinlänglich entschuldigen mag. Nach der Aussage der gewöhnlichen Führer hat man von hier bis zum Dorfe Fender nur eine gute Stunde; wer aber im Gebirge gereist ist, weiſs, was man von diesen Entfernungsangaben zu halten hat, und darf sich hier gefaſst darauf machen, erst der Erschöpfung nahe, sein Nachtquartier zu erreichen. —

Die mannichfachsten Excursionen nah und fern hatten den Aufenthalt in Meran weit über seine vorbestimmte Dauer ausgedehnt. Die Trauben reiften bereits lange, und der Feigenbaum brachte zum dritten Mal seine Früchte dar. Die Wächter in den Weinbergen, Saltner genannt, legten ihr seltsames Costume an, und marschirten mit ihren langen, wilden Bärten und mächtigen Spieſsen an den Marken ihrer anvertrauten Güter umher, und pfändeten jeden, der es wagte, seinen Weg hindurch zu nehmen. Jetzt ward es in Meran erst lebendig; denn die Weinlese ist dort wie überall die schönste Zeit im Jahre. Schaaren von Fremden zogen herbei, Engländer, Franzosen und Italiener, und die geschäftigen Wirthe hatten nicht Hände genug zum Bedienen, nicht Räume genug zur Aufnahme. Ich entschloſs mich, den Ankommenden Platz zu machen, und dachte ernstlich an die Abreise, so schwer mir der Abschied auch werden mochte. Noch einen Besuch bei Hofers Wittwe, und dann Meran und seinen freundlichen Bewohnern Lebewohl gesagt! —

Univ. Bibl.
München



Hofers Haus in Passeir

IV. Capitel.

Am Sand in Passeyer.

Charakter des Thals. — Der König auf der G'feis und der Kaiser in Verdins. — Die Passeyerer. — St. Martin. — Die Cigarre. — André Hofer. — Seine Anrede an die Innsbrucker. — Das Wirthshaus am Sand. — Frau von Hofer. — Unsere Bewirthung. —

Der Passerbach durchströmt ein rauhes Thal, das nur auf den Höhen Anbau zeigt, da in der Ebene sein wildes Wasser jeden Versuch dazu schnell vernichten würde. Vor ungefähr 50 bis 60 Jahren brach ein, am Ende des Thals auf hohem Berge gelegener See plötzlich durch und verwüstete die ganze Gegend, welche noch die Spuren davon trägt, und jetzt droht die furchtbare „Kellerlahn" einem Theile des Thales Verderben. Man könnte diese „Kellerlahn" einen Schlammvulcan nennen, denn bei heftigen Gewittern löst sich von der Höhe des Gebirges eine ungeheure Masse Schlamm und Lehm los, die sich in die Tiefe stürzt und dort langsam wie ein Lavastrom fortbewegt, bis sie erhärtet. Alles, was sie auf ihrem Wege erreicht, nimmt sie mit sich fort, und ihre Bahn bezeichnet Ruin und Graus. Später wird sie zur fruchtbarsten Erde, und dort, wo sie, seit langen Jahren aufgehäuft, bereits hohe Abhänge bildet, erblicht man Bauerhöfe und schöne Aecker, die gegen die Umgebung, welche Spuren neuerer Ausbrüche zeigt, grell abstechen. Hinter diesen Wohnungen erhebt sich der Berg, der die Kellerlahn herabsendet, mit seinen fürchterlichen Brüchen und Klüften, und man kann sich banger Besorgniſs nicht erwehren, blickt man auf den drohenden Riesen und die freundlichen Häuser unter ihm. Man hat Beispiele, daſs selbst Menschen, von der Kellerlahn ereilt, ihr nicht zu entkommen vermochten, und noch kürzlich soll ein Hirt mit Schafen in ihr den Untergang gefunden haben. In das Thal führt keine Fahrstraſse. Nur auf Fuſs- oder Saumwegen kann man dahin gelangen. Nach Süden öffnet es sich, und im Norden wird es durch seine herrlichen Alpen, wo die zahlreichen Heerden hinaufgetrieben werden, von dem übrigen Tyrol abgeschnitten.

Gegen Nordosten hin geht der Weg über den Jaufen ins Eisakthal nach Sterzing, und nach Nordwesten zieht sich ein wildromantisches Seitenthal: das innere Passeyer, bis zu den Fernern des Oezthales hinter Pfelders hinauf.

Am Eingange des Thales zeigen sich in sehr beträchtlicher Höhe zu beiden Seiten lange Reihen von Bauerhöfen, umgeben von Aeckern, Wiesen und schönem Laubholze; hier hausen „der König auf der G'feis“ und „der Kaiser in Verdins.“ Mit diesen stolzen Namen werden zwei Bauern bezeichnet, die auf der Höhe links, die G'feis, und auf der Höhe rechts, Verdins, wohnen. Auf der letzteren befindet sich auch ein Bad, das von den Landleuten häufig besucht wird, und eine sehr wirksame Eisenquelle hat. Weiterhin erhebt sich die hübsche Kirche von Riffian mit einigen Wohnungen an einem gefährlichen Abhange, den der Ausbruch des Sees gebildet hat. Mit diesem gut angebauten Flecke erstirbt die Bodencultur fast gänzlich, und traurig nimmt man von dem letzten Rebengelände Abschied. Auf einer Waldhöhe liegt ganz einsam der Hof „Salthaus,“

dann führt der Weg die Passer entlang nach St. Martin, und von hier, am Sande vorbei, nach St. Leonhard, dem Ende des Hauptthales und dem Sitze des Landgerichts.

Die Einwohner des Thals sind ein groſser, sehr kräftiger Menschenschlag, die Männer werden für die schönsten in Tyrol gehalten, jedoch sind sie nicht so gewandt wie die Zillerthaler, und deſshalb in der Fremde minder beliebt. Ihre Tracht ist der des Etschlandes ähnlich, ihr Hemde (Jacke) ziert statt des scharlachrothen Aufschlages eine schmale Einfassung von roth und grün. Der breitkrämpige gelbe Hut ist der höchste Putz des Passeyerers. Ihr Hauptnahrungszweig ist der Viehhandel, daneben sind sie „Krazenträger.“ Im Frühjahre ziehen sie bis tief nach Ungarn, um dort zahllose Heerden von Böcken und Schafen zu kaufen, die sie dann durchs Pusterthal in die Heimath treiben. Da sie für die Verpflegung auf dem weiten Marsche nicht sorgen, sondern die Thiere fressen lassen, wo sie etwas finden, so legen sie den weiten Weg ohne groſse Kosten zurück und erreichen die fetten Alpen ihrer Berge, wo sie den Sommer über bleiben und dann im Herbste auf die Märkte ziehen. Dieſs ist auch der Zeitpunkt, wo sie in die „Stadt“ (Meran) herabkommen, und sie mit Blut und Mord erfüllen. „Die Passeyerer schlachten,“ heiſst es dann, und viele in Meran verlassen ihre Wohnungen auf einige Zeit, oder verschlieſsen sich ganz darin, denn nicht nur für den Verkauf, sondern für ihren eigenen Jahresbedarf schlachten sie, da sie wie die andern das ganze Jahr hindurch nur geräuchertes Fleisch essen. In der Hauptstraſse wimmelt dann alles von brüllendem und blökendem Vieh, blutige Menschen begegnen uns überall, und ein unerträglicher Gestank erfüllt die Luft. — Die „Krazenträger“ aber verlassen ihr Thal in der Mitte des Sommers, ihre

Kraxe auf dem Rücken, eine hohe, wie ein Dach über dem Kopf hinwegragende Trage. Sie besuchen die obstreichen Gegenden des Etschlandes, lassen dort ihre Kraxen mit den vortrefflichsten Früchten füllen, und wandern damit nach München und noch weiter. Durch sie werden jene Gegenden mit dem beliebten Tyroler Obst versehen.

Die Menschen hier sind roh und eben nicht arbeitsam. Zum Handel haben sie die meiste Lust und das meiste Geschick, auch werden sie darin von ihren wohl begüterten Landsleuten gern unterstützt. Wenn sie nach Ungarn ziehen, so nimmt mancher von ihnen an zweitausend Gulden und mehr noch mit, und diese treibt er bei den Capitalisten in Passeyer in vielen kleinen Posten zusammen. Gewöhnlich geben diese das Geld zu sehr hohen Interessen her. Miſslingt das Unternehmen, wie es wohl auch zuweilen geschieht, so miſst der Bankerottirer den Jaufen nicht mehr zurück.

Eines Menschen Leben wird nicht eben hoch angeschlagen. Um ein kleines Grasplätzchen auf schwindelnder Höhe am schrecklichen Abgrunde abzumähen, dessen Ertrag kaum zum Frühstücke für eine Kuh hinreicht, setzt ein Mahder (Mäher) sein Leben aufs Spiel. Sie werden an Seilen hinaufgezogen, und oft kann man sie von unten reihenweise, wie zappelnde Drosseln in der Schlinge, an den schroffsten Klippen hängen sehen, um eine Handvoll Heu zu gewinnen. Stürzt einer herab, so erregt es kein Bedauern, nicht einmal die Anzeige wird davon gemacht. „Er ist zu Tod geschippen oder gescheipt“ (schippen heiſst fallen), ist eine so alltägliche Redensart in Passeyer und erregt so wenig allgemeine Theilnahme, als wenn es in andern Gegenden heiſst: er hat sich den Magen verdorben. Beim Vieh ist dieſs aber anders. Eine einzige Kuh, die verunglückt, erregt nicht nur die herzzerreiſsende Wehklage des

Eigenthümers, sondern das tiefste Mitleid der ganzen Gemeinde. Als bei einem frühzeitigen, strengen Winter viele Schafe auf den Bergen erfroren, war die Trauer allgemein, man klagte laut über dieses seltene Unglück, denn daſs Menschen erfroren sind, war wohl schon erlebt worden, aber nun gar Schafe — darüber konnte man sich nicht trösten. — Die Sprache der Passeyerer ist reich an Eigenheiten, wie denn jedes Thal seine besondern hat. Hier heiſst der Kopf Grind, die Hände Bratzen, die Fuſse Stützen, der Bauch Wampen u. s. w.

Nach einem sehr beschwerlichen Wege durch Wasser und über spitzige Steine gelangt man nach St. Martin, einem reinlichen Markt auf einer Anhöhe am Passerbache. Die Bauern, die sich im Wirthshause nach der Kirche eingefunden hatten, es war ein Sonntag, versammelten sich um mich und meine Reisegefährten, als hätten sie nie noch im Leben anders gekleidete Menschen gesehen. Sie umstanden uns dicht im Kreise und glotzten uns sehr ernst an, ohne ein Wort zu sagen, oder auch nur durch eine Bewegung zu verrathen, was in ihnen vorging. Es war die reinste Neugier, das starrste Staunen, die sich in ihrem ganzen Wesen kund gaben und die sich Alten und Jungen mitgetheilt hatten. Nicht anders konnten die wilden Insulaner ausgesehen haben, als ihnen Columbus die erste Visite machte; dieser Gedanke drängte sich mir unwillkürlich auf. Nachdem wir bereits wohl eine halbe Stunde so angestaunt da gesessen hatten, zog jemand von unserer Gesellschaft seine Cigarrendose hervor, machte Feuer und fing an recht appetitlich zu rauchen. Dieſs war der Moment, wo die leblos scheinenden Gruppen um uns Bewegung gewannen. Sie lächelten, und in ihren Mienen malte sich etwas, das ich wie Abscheu deutete. Endlich drängte sich ein Alter zu uns und fragte — es waren die ersten Worte, die wir hier zu hören bekamen — „ob denn das Zeug da nicht recht stark heiſse?" Der Raucher versicherte: ganz und gar nicht, und bot ihm eine Cigarre an, damit er selbst versuchen möchte. Der Alte lächelte aber und meinte: er verstehe nicht damit umzugehen und würde gewiſs verbrennen. Als er die Frage, ob er sonst Tabak rauche, bejahte, drangen wir ihm eine Cigarre auf, die er unter groſsem Gelächter der Andern in den Mund steckte. Man muſste ihm nun förmlichen Unterricht ertheilen, da er anfänglich sie zu kauen begann und gar jämmerlich das Gesicht verzog. Wie er endlich im Zuge war, blickte er stolz umher, rief alle herbei und that sich nicht wenig auf sein Wagstück zu gut. Nachdem er bis zur Hälfte mit der Cigarre fertig war, überlieſs er sie einem jungen Burschen, der auch einmal versuchen wollte, aber dieser hatte kaum die ersten Züge gethan, als er triumphirend ausrief: „das müssen andere Leute auch sehen!" und so ins Dorf hinabsprang.

In diesem Thale, unter diesen Leuten, lebte vor fünf und zwanzig Jahren, wo die Bekanntschaft mit dem Fremden wahrlich noch weniger vorauszusetzen ist, als in diesem Augenblicke, auf seinem angeerbten Hause am Sand, der Wirth André Hofer. Der sogenannte „Sand" ist das steinige Passerufer selbst, und das Haus ist so nahe am Wasser gelegen, daſs die Bewohner im steten Vertheidigungskampfe mit ihm begriffen seyn müssen. Das Geschlecht dieses Mannes war guten und alten Herkommens, und seit undenklichen Zeiten waren seine Voreltern „Sandwirthe" gewesen. Die Nahrung im Wirthshause war eben nicht sehr ergiebig, fremde Einkehr fand nicht statt, und der Thalbewohner zieht es vor, Sonntags seinen Wein dort zu trinken, wo ihn zugleich eine Kirche zur Andacht lockt. Hofer war in miſslichen Umständen. Er muſste zu einem Nebengeschäfte greifen, kaufte ein paar Pferde und „saamte" (saumte) über den Jaufen hinüber, und herüber, Güter und Menschen. Hofer, der Sandwirth, war also ein Saumer dabei. Er war als ein rechtschaffener Mann bekannt, wegen seiner Armuth und seines herumziehenden Lebens aber stand er nicht in besonderm Ansehen; er war streng gottesfürchtig und von ziemlich beschränktem Verstande. Einen überwiegenden Hang zu Seltsamkeiten zeigte er oftmals. So lieſs er z. B. ein Jahr nach seiner Hochzeit, da er vier und zwanzig alt war, den Bart stehen, der ihm später zu dem verhängniſsvollen Ehrentitel: Général Barbon, verhelfen sollte. Auch in der Kleidung zeichnete er sich aus, denn er trug, der Mode seines Thales zuwider, einen grünen Rock, und hatte an den grünen Hosenträgern nach der Art des Etschlandes, da man in Passeyer bloſs lederne trägt, ein kleines Muttergottesbild als Amulet angeheftet. Bis in sein vierzigstes Jahr erregte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hauste am Sande mit seinem Weibe, einem Sohne und drei Töchtern, suchte sie auf rechtliche Weise zu ernähren, so gut es ging, trieb seine Saumthiere über den Jaufen, verschacherte manchmal ein Pferd mit Vortheil, und quälte sich und mühete sich ab, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen. Man weiſs nichts Anderes von seinen frühern Lebensverhältnissen; auch ist sicher nichts Bedeutendes daran gewesen, bis die Politik ihn sich zum Opfer erkor.

Wie der Plan, Tyrol aufzuwiegeln, ins Leben treten sollte, suchte man einen Mann, den man der Insurrection als Chef voranstellen könnte. Die Thäler wurden durchzogen, die Hütten durchforscht, und bei dem Hause am Sand Halt gemacht. Man hatte sich in der Wahl nicht getäuscht, André Hofer war der rechte Mann dazu. „Miſslingt die Sache, so kann es den Kopf kosten,“ dieſs verhehlte man ihm nicht; aber Hofer ging dennoch auf alles ein, Es heiſst, seine Lage sey damals sehr bedrängt und ein Concurs dem Ausbruch nahe gewesen. Er zog heimlich nach Wien, kam zurück, und in seinem kleinen, niedrigen Stübchen mit dem Erker wurde der Congreſs gehalten und das Kindlein geboren, das die Felsen Tyrols mit Blut waschen, die Klüfte Tyrols mit zerschmetterten Gebeinen füllen, und Hofers breite Brust im Rondel von Mantua zum Ziel für zwölf französische Gewehrläufe bestimmen sollte. Gleich Muhammed wurde Hofer in seinem vierzigsten Jahre zum Haupte seines Volkes erkoren, gleich Muhammed ward er Krieger und nahm seinen Platz in der groſsen Weltgeschichte ein; dieſs sind aber auch die einzigen Beziehungen zwischen beiden. Der arme Saumer vom Jaufenberge und der arabische Kaufmann boten keine fernern Vergleichungspunkte dar, selbst wenn Hofers Katastrophe nicht so traurig gewesen wäre. Als Hofer Landescommandant geworden war, in der kaiserlichen Hofburg zu Innsbruck residirt, und Münzen hatte schlagen lassen, stand er auf dem Gipfel seiner Gröſse. Er war dahin vom Glück und fast ohne sein Zuthun getragen worden, wie dieſs gemeinhin zu gehen pflegt; Muth und Thatkraft zeigte er nur, als er den gefährlichen Posten annahm, den man ihm angetragen. Seine herrliche, selbst überraschende Persönlichkeit, seine schmucklosen, treuherzigen Reden, ganz im Charakter des Landvolks, dem er angehörte, seine schlichten, einfältigen Proclamationen, Tagsbefehle und Handschreiben sind bekannt genug. „Thut's oder laſst's bleiben!“ ist der Sinn von den meisten; seine Entschuldigung, wenn er gerechten Klagen nicht abhelfen konnte, war stets: „I kann nit überall seyn.“ Ein in schwerer Haft befindlicher Bürger, der sich an ihn wandte, erhielt zum Bescheid: „I kann nix machen, denn sie folgen mir nit.“ Als die Lehrer der Innsbrucker Schulen ihm aufwarteten, empfahl er ihnen die Jugend auſs beste, und schloſs mit den Worten: „Gebt's ihnen nur brav Vacanzen.“ Seine Anrede an das versammelte Volk, als er am 15 August 1809, im goldenen Adler zu Innsbruck, abgestiegen war, möge hier eine Stelle finden. Er hielt sie aus seinem Fenster, um 12 Uhr Mittag, und sie findet sich in vielen Exemplaren in Tyrol verbreitet. Sie lautete: „Grü'ſs enk Gott, meine lieb'n 'sbrucker! Weil ös mi zum Obercommedanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es seyn aber a viel andre do, dö koani 'sbrucker seyn; alle dö unter meine Waffenbrüder seyn wöll'n, dö mü'ssen für Gott, Koaser und Vaterland, als tapfre, rödle und brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wer'n wöll'n; dö aber dös nit thu'n wöl'n, dö soll'n haim ziehn! I roth' enks; und dö mit mir ziehn, dö soll'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so wohr i Anderé Hofer hoaſs; g'sogt hob' i enks, g'söchen hobt's mi, Bfied enk Gott!“ — Der Schluſs ist wahrhaft meisterlich, und des gröſsten Feldherrn würdig! —

Nur von den Bauern gezwungen, übernahm Andre Hofer zum zweiten Male das Commando, und wie alles verloren war, flüchtete er in die höchsten Alpen hinter seinem Hause, gegen das Sarnthal zu, das, von unwegsamen Jochen eingeschlossen, im Winter nur schwer zugänglich ist. Hier hielt er sich Monate lang mitten im Schnee, in einer verlassenen Alpenhütte auf. In dem einsamen Salthaus am Eingange des Thals saſsen seine Vedetten, um ihn bei nahender Gefahr sogleich zu benachrichtigen. — Warum er hier versteckt blieb, warum er nicht schnell seinen Bart entfernte und in anderer Kleidung, unerkannt, von Joch zu Joch fliehend, durch die ihm so gut bekannten Thäler Oesterreich zu erreichen suchte? Das gewöhnliche Urtheil spricht ihm im entscheidenden Augenblicke rasche Ueberlegungskraft und Geistesgegenwart ab. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschlieſsen. Die edle Natur Hofers war zur Flucht und Verstellung nicht gemacht, er hoffte, gerechtfertigt vor der Welt, anerkannt von dem Volke und geachtet von dem Feinde, aus seiner Verborgenheit hervortreten zu können, er glaubte an eine Amnestie für sich und die Seinigen, nachdem die Händel vollkommen geschlichtet seyn würden.

Der an ihm verübte Verrath ist dem Geistlichen Donay aufgebürdet worden. Dieſs ist auch ins Brockhaus'sche Conversations-Lexicon übergegangen. Der Geistliche hatte seine Vertheidigung gegen diese freche, auf nichts begründete Anklage niedergeschrieben; er erhielt jedoch nicht die Erlaubniſs, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er ist nun todt; in Tyrol glaubt niemand an seine Verrätherei. Die allgemeine Stimme nennt einen Passeyrer, der früher mit Hofer in Zwist gelebt, als den, der ihn verrathen. Dieser Mann trug nach dem Ereigniſs die Verachtung aller Uebrigen, und muſste, der ewigen Verfolgung müde, das Land verlassen. Er wandte sich nach Bayern, wo er als Wegaufseher eine Anstellung erhalten haben soll; der Lohn, der ihm von den Franzosen für seine schnöde That zu Theil ward, ist aber nur sehr gering gewesen. In Passeyer selbst hörte ich zum ersten Male über Hofers Gefangennehmung eine neue Angabe. Ein Hirt suchte ein verlaufenes Stück seiner Heerde. Hofer erblickt ihn, und da auch er von ihm schon bemerkt worden war, so bietet er ihm drei Kronen und bittet ihn, er möge ihn nicht verrathen. Kurze Zeit darauf soll er gefangen genommen worden seyn. Die Geschichte ist nicht haltbar und durchaus unverbürgt.

Als die Franzosen ins Thal zogen, eilte keiner von den in Salthaus aufgestellten Spähern zu dem verlornen Manne, dessen Stunde gekommen war.

Die Ehren und Belohnungen, welche später der edle Kaiser auf die Familie seines getreuen Dieners häufte, haben im eigentlichen Tyrol nicht den Beifall gefunden, den man sich hätte davon versprechen sollen. Während in der Gegend von Innsbruck alles von dieser gerechten Anerkennung durchdrungen ist, und sich, wie billig, einen Theil der Glorie zumiſst, sind einige in Hofers Heimath und deren nächster Umgebung eben so wenig mit der ihm gewordenen Apotheose, als mit den ausgezeichneten Wohlthaten zufrieden gestellt, welche die Huld des Monarchen so reichlich über seine Angehörigen ausschüttete. Die Tyroler Treue hätte nach dieser Leute Meinung ein anderes Denkmal verdient, als das Standbild des Sandwirths, dessen kolossale Gröſse ihnen nicht kolossal genug scheint; die Verwöhnten messen alles nach ihren Riesenfelsen, und da erscheint denn der Stein in der Hofkirche zu Innsbruck freilich nur winzig. Vielleicht sind aber auch die Tyroler Felsen nur der einzige richtige Maſsstab für die Tyroler Treue, den Tyroler Muth, die Tyroler Stärke. — Sie besitzen nicht jene Eitelkeit gebildeter Leute, die in dem wohlgemeiſselten Sandwirth das ganze Volk erkennen wollen; nach ihrer Meinung hätte der Insurrection ein Denkmal errichtet werden, und Hofers Namen darauf neben andern glänzen müssen. Es ist hier nicht die groſse Armee, die sich in Napoleons Säule auf dem Vendomeplatze vergöttert sieht. Hofer war kein Feldherr, sein Leben wie sein Tod konnte dem Tyroler Aufstande keine Herrlichkeit verleihen; Hofers Standbild ist nur persönlich. — Die Wohlthaten aber, deren sich seine Familie erfreut und die einer gerechten, gütigen Regung in dem Herzen des Kaisers entquellen, können nur vom gemeinen Neide miſsdeutet werden, um so mehr, da auch andern Anführern und Invaliden aus jener Zeit ähnliche Gnaden, wenn auch nicht in solchem Maſse zugeflossen sind. Hofers Wittwe und Nachkommenschaft sind in den Adelstand erhoben worden und beziehen reichliche Pensionen; des Kaisers Wohlwollen ist noch immer unerschöpflich, und jede Bitte der Familie wird gewiſs berücksichtigt.

Das nunmehr berühmte Wirthshaus „am Sand“ war kurze Zeit nach dem sogenannten „Befreiungskriege“ das Ziel vieler englischen Wallfahrer, die mit ihrer groſsartigen Neugier und voll Freude über den Sturz Napoleons über den Jaufen heranzogen. Sie hatten Wellington, mit der kolossalen Lilie im Knopfloche, in Paris einreiten sehen, und waren bei der sonderbaren Procession, als Blücher in London einzog, wo nicht nur das Volk, sondern auch Damen in seinen Wagen zur einen Thür hinein, zur andern heraus drangen, zugegen gewesen; sie hatten „*Vive Henri IV*“ und „Heil dir im Siegerkranz“ mitgesungen und Theil genommen an allem, was der damalige Freudentaumel entstehen lieſs; es war nun auch billig, die kleine, unbedeutende Frau zu sehen, deren Mann der Buchhändler Palm gewesen war, und die jetzt von einer englischen Pension in Nürnberg lebte, mehr aber noch die Wittwe Hofers zu besuchen, hier auf das Andenken des wackern Mannes acht Tage lang zu trinken und ein Stück seiner Kniebänder für die Sammlung historischer Gegenstände daheim mitzunehmen. In der That ist die gemslederne Hose Hofers, die auch mir gezeigt wurde, der Kniebänder beraubt, welche die Engländer nach und nach abgeschnitten haben; nur mit Mühe konnte man sie davon abhalten, Stücke aus der Hose selbst herauszuschneiden. Mit glühender Lust wetzten sie ihre Messer schon, um über die breiten Schenkel herzufallen. Jetzt hat diese Sucht nachgelassen. Hofers Andenken scheint in England vergessen zu seyn; möglich, daſs der Fremde vor dem Standbild in Innsbruck sich seiner wieder erinnert und den beschwerlichen Jaufenpaſs nicht scheut, um das bescheidene Haus „am Sande“ aufzusuchen.

Wenn man von St. Martin kommt und der hochgelegenen Jaufenburg, einer malerischen Ruine, zuwandert, erblickt man rechts ein Haus von zwei Stockwerken, deren jedes mit einer Galerie geziert ist, ganz unbegreiflich so dicht an den wilden Bach hingebaut, als wollte man ihn zum Kampfe herausfordern, während alle andern Anbauer auf den Höhen ihre Wohnungen anlegten, und dem lärmenden Gesellen sein Kiesbett und breites Erdreich zu beiden Seiten zum freien Spiel überlieſsen. Das Haus ist von einem lockern Steindamme umzogen, und man hat einige unbehülfliche hydraulische Versuche gemacht, die Wuth des Wassers zu brechen. Ein Schild an langem Eisenarm enthält eine schön vergoldete Kaiserkrone und darunter die Worte: *Andre v. Hoffer* und *Anna v. Hoffer*, geb. *Ladurner*. Hier waren wir zur Stelle und traten ein. Eine Magd führte uns auf die Galerie des obern Stockwerkes, wo wir Gesellschaft fanden. Es waren die Beamten aus St. Leonhard, die einen Spaziergang hieher gemacht hatten Ueber der Thüre zu Hofers Wohnzimmer hing die Scheibe, wonach bei Gelegenheit des Festschieſsens während der Beisetzung seiner Gebeine in der Hofkirche zu Innsbruck geschossen wurde; den Mittelpunkt machte das seiner Familie verliehene Wappen. Es ist in vier Felder getheilt; zwei davon sind Gold, zwei roth. Die goldenen enthalten den Tyroler Adler, wie er auf den im Jahr 1809 geprägten, und bereits unter die numismatischen Seltenheiten gehörigen Tyroler Zwanzigern zu sehen ist; und einen festen Thurm, auf Hofers tragisches Ende hindeutend; die rothen einen Lorbeerkranz und einen Gebirgsschützen mit angelegter Büchse. Wir schritten über die Schwelle in Hofers Zimmer; ich glaube, es sieht hier nicht mehr so aus, wie vor fünf und zwanzig Jahren, denn die geadelte Familie war bemüht, ihrem berühmt gewordenen Vater einige früher in diesen Wänden nicht gekannte Eleganz anzudichten. Da hängen Hofers Bildnisse, einmal in farbigem Wachs, ein andermal in gut getroffenem Kupferstich, darunter eine kunstfertige Stickerei in Seide und Gold, von Hofers Tochter im Institute der englischen Fräulein zu Meran verfertigt; auf der zierlichen Commode zwischen Porcellan und Glas viele kleine Büsten des Kaisers u. s. w. Guter Sandwirth, was wuſstest du von dem allem? Deines Kaisers Bild trugst du im Herzen, hattest es aber gewiſs nicht so oft in deinem Zimmer; und die vornehme Stickerei! — dachtest du jemals daran, dein Kind bei den englischen Fräulein erziehen zu lassen? Armer Sandwirth! dein kleines Stübchen hätte ich sehen mögen, mit dem Wandkalender, wo du deine Anmerkungen hineinschriebst, mit dem Schreibpulte, woran du deinen kleinen Handel aufnotirtest, und manchmal sorgenvoll dir die Stirne riebst, nicht aus, noch ein mehr wuſstest, bis dich dein Geschick nach dem Auſserordentlichen greifen lieſs. Ich sah mich ringsum, keine Spur von ehemals; dafür hing über der Thür ein groſser Bogen Papier, und darauf standen die Worte mit Initialen:

„Hier wohnte der Alpenheld,
Dessen Asche Innsbruck bewahrt.“ —

Die gefällige Tochter, die Frau des jetzigen Sandwirths, zeigte uns die schwere Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers, und die Kleidung, welche Hofer an dem Tag in Innsbruck trug, als sie ihm umgehängt wurde. Den breiten Gürtel zieren die Buchstaben:

E. V. A. H. O. K. V. T.

Andreas Hofer, Obercommandant von Tyrol, ist leicht verständlich; das E. V. im Anfange wuſste man mir jedoch nicht zu entziffern. Den Hut hatten ihm die Ursulinerinnen gar schön verziert und aufgeputzt; auch er hat die obige Inschrift in Gold auf breitem

Bande gestickt. Bei der letzten Anwesenheit des Kaisers in Meran zogen auch die Schützen aus Passeyer, die schönen riesengroſsen Männer, sehr langsam und feierlich heran. Der Sandwirth, André Erb, Hofers Schwiegersohn, führte sie an, gekleidet in dieselbe Tracht, die Hofer an seinem höchsten Ehrentag in Innsbruck getragen.

Wir hatten gehört, daſs die nunmehrige Frau von Hofer nur schwer zu bewegen sey, neugierigen Fremden Rede zu stehen, und daſs sie gewöhnlich sich in ein Zimmer verschlieſse, wo sie niemand zu Gesichte bekomme. Man hat uns dieſs als einen dummen Stolz geschildert, und die arme Frau, die so viel Unglück in ihrem Leben gehabt, mit sehr gehässigen Farben gemalt. Uns sollte ein günstiger Stern leuchten. Wie man uns im Hause sagte, erwartete sie in kurzer Zeit ihre Tochter, das Fräulein v. Hofer, aus Wien, und dieſs hatte sie in die humanste Stimmung versetzt. Ich selbst sah zufällig den Brief, der die nahe Ankunft meldete, mit der Aufschrift:

à Madame Nannette de Hofer,
née Ladurner,
à
Passeyer.

Wenn Hofer das erlebt hätte, ob er sich wohl gefreut haben würde? —

Wir sahen von unserm Söller in ein kleines Gärtchen, wie man sie im Hochgebirge hat. Da war noch nichts verschönert worden. Knoblauch, Zwiebeln und Salat auf einigen Beeten, nichts weiter! Eine alte Bäurin bückte sich und pflückte Salat zum Nachtessen. Sie war groſs, hatte ehrwürdige weiſse Haare, und wenn sie manchmal den Kopf wandte, so zeigte sich ein bleiches Gesicht von edlem Ausdrucke, worin sich Kummer und ein alter Schmerz eingegraben hatten. Dieſs war Frau v. Hofer selbst. Wir sahen ihr Alle mit stummer Theilnahme zu; niemand mochte sie mit einer vorwitzigen Anrede bei ihrer Arbeit stören. Jetzt trat sie aus dem Garten, gab ihren Korb einer Magd und ging langsam ins Haus. Kurze Zeit darauf erschien sie auf dem Söller unter uns, die Hausleute und einige fremde Bauern, die eingekehrt waren, gesellten sich zu ihr, und nun kniete sie nieder, faltete die Hände und betete leise, und alle Andern mit ihr. Die Knieenden nahmen die ganze Länge der Galerie ein; neben der Alten knieten ein paar schöne Enkelinnen. Vor ihnen ragten die himmelhohen Berge, hinter denen die Sonnenscheibe zu verschwinden begann, unten rauschte die Passer, von St. Leonhard tönten die Glocken herunter. Es war ein stilles Gebet, nicht das leiseste Murmeln vernahm man; es währte lange, die Sonne war fort, und die letzte Röthe schwamm auf der Spitze der seitwärts liegenden Berge. Wir waren alle von diesem Gebet ergriffen. Ich ging nach seiner Beendigung hinab; der Sandwirth, ein hübscher, sauber gekleideter Mann, kam mir mit höflicher Freundlichkeit entgegen. „Meine Schwiegermutter,“ erwiderte er auf meine deſshalb an ihn gerichtete Frage, „spricht nur wenig, aber sprechen können Sie deſshalb doch mit ihr.“ Sie saſs in einer Ecke des Söllers und schmauchte ihr Pfeifchen. Ja, ja! Frau von Hofer liebt sehr das Tabakrauchen, wie mir der Schwiegersohn selbst sagte. Wie ich auf sie zuging, stand sie auf und legte die Pfeife weg. Nur schwer war sie zu bewegen, sich zu setzen, die Pfeife wieder zu nehmen, durchaus nicht. Der Zwang, den sich die gute Frau meinetwegen auflegte, nöthigte mich, die Unterhaltung abzubrechen. Diese Scheu, sich der Neugier der Fremden bloſszustellen, verbunden mit dem Ausdrucke der Würde, die selbst an äuſserlichen Stolz streifte, gefiel mir sehr wohl. Eine gemeine Wirthin würde mit eitler Gesprächigkeit von den überstandenen Leiden und Gefahren die

Fremden zu unterhalten und anzuziehen suchen, und die alte Geschichte wie eine wohlgelernte Lection ableyern; die Wittwe des Sandwirths benimmt sich mit dem Anstande, welcher der Frau dessen ziemt, der in Innsbruck neben Kaiser Max erhöht wurde; sie, die einzige übriggebliebene Trägerin eines tragischen Geschicks, unschuldig dazu bestimmt, die gröſsere, schwerere Hälfte desselben zu erdulden.

In ihren eigenen Angelegenheiten zeigt Anna von Hofer viel Klugheit und Umsicht. Sie hat das Wirthshaus am Sand von den Gläubigern ihres Mannes befreit, wie sie selbst sich im Protokolle ausdrückte: „um sein Andenken zu ehren.“ Auch hiezu hat sie die Munificenz des Kaisers in den Stand gesetzt. Da sie ihre Pension bei weitem nicht verzehrt, so läſst sich berechnen, daſs sie von dieser so wie von den andern reichlichen Geschenken bereits ein bedeutendes Capital sich erspart haben muſs. Dieſs hält sie jedoch sehr geheim, und man weiſs nicht, wo sie ihre Gelder anlegt; man glaubt jedoch, daſs sie den Viehhändlern Vorschüsse macht.

Wir gaben unsern Wunsch zu erkennen, zu übernachten; man schien überrascht, und entschuldigte sich lang und breit, und bat, daſs wir fürlieb nehmen möchten, indem man auf den Empfang von Gästen nur wenig eingerichtet sey. Trotz dieser Einleitung von schlechter Vorbedeutung fanden wir alles in diesem, in der That auſserordentlichen Wirthshause vortrefflich. Ein reichliches Abendessen: Suppe, Mehlspeise, gebratene Hühner, Compot, Salat, Früchte und Kuchen, guter Wein, und am andern Morgen guter Kaffee; wir konnten mit allem sehr zufrieden seyn. Ich schlief in Hofers Bett und ruhte ohne Traum, von dem Marsch und den Erscheinungen des Tages ermüdet, bis zum Morgen, trotz eines furchtbaren Gewitters, das während der Nacht durch Passeyer gezogen war und die Mauern des Sandwirthshauses tüchtig erschüttert hatte. Um vier Uhr machten wir uns auf den Weg, der von der ausgetretenen Passer ziemlich unwegsam gemacht war; auch die Kellerlahn war ausgebrochen, und wir hatten einen beschwerlichen Marsch. Doch achtete ich dessen weniger, als meine Reisegefährten, denn der Abend in Hofers Hause hatte mich für alles entschädigt.

Wen hätte Hofers Schicksal nicht innig ergriffen? Ich war damals noch ein Knabe, wie der Tyroler Freiheitskampf diese Thäler durchwüthete; ich lebte an dem fernen Strande der Ostsee, aber die Kunde davon, wie sie zu mir drang, machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Ich versuchte es später, Hofer selbst zum Gegenstand eines Drama's zu machen, das in Königsberg angefangeh, in Warschau fortgesetzt, und in Chalons an der Marne beendigt wurde. Welche Begriffe spiegelt uns die Jugend von solchen Gegenständen vor! Was wuſste ich von dem Leben der Alpenvölker, von ihrem Charakter, von ihren Empfindungen und Gefühlen, Gewohnheiten und Thaten? Welchen Hirngespinnsten suchte ich ein Scheinleben anzuhauchen, wie verfehlt war alles, wie verzeichnet! Nur die Begeisterung war ächt, die das Ganze geboren hatte, und diese allein war vielleicht einiges Lobes nicht ganz unwürdig. Ich denke nicht daran, hier ein Bruchstück jener Dichtung einschalten zu wollen. Diese Blätter sind der Wahrheit gewidmet; sie sollen Gefühle schildern, wie sie durch die Gegenstände wirklich erzeugt wurden, nicht wie sie ein Fieberrausch am einsamen Studirtisch zu erregen vermag. Darum will ich hier einige Nachrichten folgen lassen, die ich den Mittheilungen zweier Männer verdanke, welche der Zufall in Hofers Nähe brachte, und mit seinem Schicksal auf das engste verwobte.

Ich habe ihre Worte nicht verschönert, und mich nicht bemüht, aus ihren schlichten Persönlichkeiten interessante Helden zu machen. Auch mag das, was sie mir erzählten, nicht eben von besonderm historischem Interesse seyn; die groſsen, weltgeschichtlichen Ereignisse aus jenen Tagen sind sattsam bekannt, und sollten daher hier nur oberflächlich des Zusammenhangs wegen berührt werden, aber das kleine Detail, die naive Umständlichkeit, wird im Geleite der Wahrheit diesen anspruchlosen Genrebildern, neben glänzenderen Schilderungen, immer einigen Werth lassen, und auch dazu dienen uns die charakteristische Perönlichkeit Hofers näher vorzuführen.

* * *

V. Capitel.

Episoden von 1809.

1) Hofers Adjutant. — 2) Hofers Schreiber. — 3) Abschiedsbrief Hofers an Herrn von Pühler in Neumarkt, vier Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Ein Tagesbefehl Hofers nebst *fac simile*

I.

Hofers Adjutant.

1.

In Schlanders, dem Dorfe, das jedermann kennt, der das Vintschgau bereiset, — es ist eben keines von den ansehnlichsten — bekleidete ich seit einigen Jahren den Posten eines Schulmeisters. Ich hatte ein Weib und ein paar Kinder, war frisch und gesund, und konnte auskommen, und mehr wünschte ich nicht. Ich glaubte bis an mein seliges Ende in diesem zufriedenen Verhältnisse bleiben zu können; allein der Himmel hatte es anders beschlossen.

Es war am weiſsen Sonntage des Jahrs 1809, gegen Abend — ich werde jenen Augenblick nie vergessen — als wir unser Mehrere beisammensitzen im untern Wirthshaus an der Brücke, und von unsern speciellen Angelegenheiten sprechen. Im Lande war der Rumor schon losgebrochen, obgleich es bei uns noch ziemlich ruhig war. Wir begnügten uns bis dahin darüber zu schwatzen. Ich war die friedfertigste Natur von der Welt, und dachte, was dich nicht brennt, darfſt du nicht löschen, daher verlieſs ich das Wirthshaus, nachdem ich meine Zeche bezahlt hatte, und machte mich auf den Heimweg. Es war kalt, der Mond schien hell, und leichte Schneeflocken fingen an niederzufallen. Mir war ganz kreuzwohlauf. Da begegne ich Frischmann, meinem Nachbar und guten Freunde. Er eilt hastig an mir vorüber. „He, Frischmann!“ ruf' ich ihm zu, „was gilt's so eilig? im Brückenwirthshaus sitzen's noch alle beisammen.“ — „Ha, du bist's?“ spricht er und bleibt plötzlich stehn, und dicht zu mir tretend, ergreift er meine Hand, sieht sich geheimniſsvoll um, und sagt ganz leise: „nun, gut daſs du's bist — ich will eben einige wackere Männer zusammenrufen — es geht Groſses vor in Schlanders — der Kaiser selbst ist da und ist bei mir im Hause.“

Man kann leicht denken, was ich da für Augen machte! Aber lang Besinnens war nie meine Sache, auch hatte Frischmann keine Zeit mir Rede zu stehen, wie er daher zur Brücke hinunterlief, stieg ich zur Kirche hinan, und begab mich in sein Haus, wo ich schon eine Menge Leute aus Algund, Rabland, und der ganzen Umgegend in ihrem Sonntagsstaate beisammen fand. „Der Kaiser ist droben! Unser Franzel!“ so summten sie durcheinander, „er kommt zu seinen braven Tyrolern, weil ihn die Andern verlassen haben.“ Ich hatte Mühe hinaufzukommen, wo noch mehr Volks versammelt war, und endlich erblickte ich den Fremden, der von der Menge für den Kaiser gehalten wurde. Es war ein hagerer Mann, in den besten Jahren, er trug eine Jägeruniform, und ich hatte nicht sobald einen Blick auf ihn geworfen, als ich auch sogleich wuſste, daſs dieſs nicht der Kaiser sey.

Er war mitten im Reden, als ich eintrat. Seine hohe Stirne, von wenig Haaren nur bedeckt, leuchtete, seine Augen blitzten, und die Wangen glüheten. Wie mich die Bauern sahen, machten sie Platz, und schoben mich in den innersten Kreis, der den Fremden umgab, dem ich nun gegenüberstand. Er sagte, daſs er gekommen sey, den Landsturm zu organisiren, und daſs wir rasch dazu thun müſsten, und zwar noch in diesem Augenblicke. In mir regten sich zwar allerlei Bedenklichkeiten, aber ein Blick auf meine Umgebung zeigte mir bald, wie unklug es seyn würde, sie hier laut werden zu lassen. Die Bauern waren mit einem Male wie ausgewechselt; sie jauchzten und sprangen, daſs die Fenster klirrten und der Boden dröhnte, sie lieſsen den Kaiser hochleben, und drängten sich zu dem Fremden, um ihm die Hände und die Rockschöſse zu küssen. Mir wurde angst und bange bei dem unsinnigen Lärm, und ich wollte mich davon machen. Dieſs bemerkten aber die Bauern, und halb mit drohender, halb mit feierlicher Gebärde, fingen sie mich auf und schoben mich wieder in die Mitte des Zimmers, dem Fremden gegenüber, und schlossen einen weiten Kreis um mich.

„Was wär' denn das?" fing Einer an, „das ist der Schulmeister, den wir jetzt so nöthig haben, und der will uns auf und davon gehn? Der Landsturm ist organisirt, und du, Schulmeister, bist unser Commandant!"

„Ja, du bist unser Commandant!" schrien die Andern, jauchzend, lachend und pfeifend durcheinander.

Ich kann nicht mehr sagen, wie mir damals zu Muthe war, denn ich war fast besinnungslos. Endlich brachte mich ein Befehl zu mir selber, der mir, dem Commandanten, von meiner Mannschaft ertheilt wurde. Ich sollte sogleich den königlich bayerischen Rentbeamten aufheben, so lautete er. Meine Bestürzung war so stark, daſs ich in dem Augenblicke das Wort „aufheben“ im gewöhnlichen Sinne verstand, und meine Schmächtigkeit und des Rentbeamten Umfang erwägend, ängstlich ausrief: „Nein, nein, das geht wahrhaftig nicht an!“

Der Fremde aber sprach mir Muth ein, und meinte, daſs dieſs allerdings der erste, dringendste Schritt wäre, den ich in meiner neuen Eigenschaft zu thun hätte, und daſs ich mich des Vertrauens würdig bezeigen sollte, womit mich meine Landsleute beehrten. Er sagte ferner, meine Kenntnisse des Lesens und Schreibens, die ich als Schulmeister nothwendig haben müſste, qualificirten mich auf jeden Fall zur Commandantenstelle, und wenn es mir an persönlichem Muth und entschiedener Fassung fehlen sollte, so könnte ich mir ja ein paar Adjutanten erwählen, die damit besser versehen wären als ich. Diese Zusprache that ihre Wirkung. Ich lieſs die Bauern sogleich in Reih und Glied treten, um mir die Adjutanten zu suchen. Alle sahen mich muthvoll und freudig an; jeder von ihnen wollte mein Adjutant seyn. Sie blinzelten und winkten mir zu, sie bissen sich mit pfiffigen Mienen auf den Daumen, sie schnalzten und riefen auch wohl laut, während ich sehr ernst die Reihe hinabging und endlich mir zwei vorläufig erwählte, die mich zur Gefangennehmung des Rentbeamten begleiten sollten. Es waren die gefürchtetsten Robler oder Raufer der ganzen Gegend, die es mit zwölf aufgenommen haben würden, und ich war unter dem Schutze dieser sonderbaren Adjutanten vollkommen sicher.

Die Menge zertheilte sich in kleinen Haufen hie und da im Orte, und ich ging von meinen Adjutanten begleitet zum Wirthshaus an der Brücke, wo ich vor einer halben Stunde ungefähr den Rentbeamten mit der gröſsten Unbefangenheit verlassen hatte.

Dieser gute, wackere Mann, der bei seinem lieben Gläschen sitzen geblieben war, und keine Ahnung von dem hatte, was sich in der Zwischenzeit mit mir zugetragen, sah mich kaum eintreten, als er mit lachender Miene sich nach mir wandte, und mir freundlich entgegenrief: „Ei, sieh da! Herr Schulmeister! haben's etwas vergessen?“ Diese Freundlichkeit hätte mich bald auſser Fassung gebracht, aber ein Blick auf meine Adjutanten, und ich drückte den Kopf in den Nacken und trat fest auf ihn zu, sprechend: „Sie sind mein Gefangener.“

Der Rentbeamte lachte laut auf und meinte, ich wollte einen Scherz mit ihm treiben, wie sich aber die Bauern ins Zimmer drängten mit tollem Lärm, auf Bayern und die Franzosen schimpfend, wie Frischmann auch herbeieilte und schrie: „Aus ist's mit Euerm Regiment! es hat einmal wieder Oestreicher hereingeschnieben an allen Enden ins Tyrol!“ und es nun von Minute zu Minute immer lauter und tobender wurde, da sah der arme Mann wohl ein, daſs es das Beste seyn würde, geduldig sich drein zu ergeben, und als mein Gefangener mit mir zu gehen.

Nachdem er in Verwahrung gebracht war, suchte ich den Fremden auf, den ich nun für einen kaiserlichen Commissär ansah. Er aber war schon weitergereist, um den Landsturm auch an andern Orten zu organisiren, wie sie es nannten. Eine schöne Organisation! Da stand ich nun, ich armer Commandant, und wuſste mir nicht zu rathen, noch zu helfen. Meine Frau weinte, wie ich ihr alles erzählte. Als ein unschuldiger, stiller, friedlicher Mensch war ich Nachmittags ins Wirthshaus gegangen, als offener Rebell betrat ich mein Haus am Abend wieder. Ging nun die Sache schief, wie es fast nicht anders möglich war, so war mein Leben verwirkt. Diese Betrachtung und das Jammern meines Weibes brachten mich jedoch so in die Wuth, daſs ich beschloſs das Aeuſserste zu wagen, um einen glücklichen Ausgang herbeizuführen. Ich war nicht zum Helden geboren, aber diese wenigen, entscheidenden Momente hatten zum mindesten einen gewissen Grad von Entschlossenheit in mir erweckt. Der Gedanke: „ich will mich der Sache meines Vaterlandes weihen!“ erhob mich. — Ich trat hinaus vor die Thür; es schneiete heftig. Ich blies den Rauch meiner Pfeife in das Gekräusel der Flocken, und dachte über meine nächste Zukunft. Es wird blutige Köpfe setzen, sagte ich zu mir, und du bist nun dazu berufen, eine groſse Rolle in dem Freiheitskampfe mitzuspielen. Ich beschloſs, mir vorläufig eine Uniform machen zu lassen, dann stand ich noch lange im Schnee und in der Kälte; spät am Abende suchte mich Frischmann auf. Weiſst du, Schulmeister-Commandant," rief er mir zu, „wer der Fremde gewesen ist? Der Kaiser war es nicht gewesen, aber ein kaiserlicher Commissär, und Hauptmann Teimer heiſst er!“ —

2.

Ich unternahm eine Reise nach Botzen, die förmlich einem Triumphzuge glich. Wir waren jetzt im Anfange des Mai. Innsbruck war in unsern Händen, und seit acht Tagen hatten die Bayern auch Trient geräumt. Obgleich ich bei keiner dieser Affairen gewesen war, so hielten mich die Leute doch für einen Helden. Wo ich mich in meiner neuen Uniform, die mir unser ungeübter Schneider in Schlanders nicht besonders anpassend gemacht hatte, nur blicken lieſs, erregte ich den allgemeinsten Enthusiasmus. Ich erreichte mit einem starken Gefolge muthiger Vaterlandsvertheidiger, die sich mir als freiwilliges Geleite aufgedrungen hatten, das Ziel meiner Reise. Auf dem Marktplatze begegnete ich einem stattlichen Herrn zu Pferde; wie der meiner ansichtig wurde, sprang er herab, umarmte mich vor allem Volke, und führte mich an der Hand in seine Wohnung, wo ich mit ihm zu Mittag essen muſste. Es war der Herr von H * * *. Gleich nach dem Essen ernannte er mich zu seinem Adjutanten. Der arme, unbekannte Schulmeister war somit in sehr kurzer Zeit, ohne sein Zuthun, und ohne überhaupt irgend etwas Bedeutendes ausgeführt zu haben, zu einem vornehmen Herrn avancirt.

Gegen Abend kam ein Bauer und brachte etwas Geschriebenes. Es war ein Schmählibell gegen Oesterreich. Er hatte einen Kerl ertappt, der es geheimniſsvoll unter das Volk zu bringen bemüht gewesen war. Der Kerl wurde vorgeführt; der Schuft war ihm an die Stirn geschrieben, er zitterte und weinte und bat um sein Leben. H * * * war auſser sich vor Wuth. Wenn er denjenigen angeben wolle, der ihm die Schrift eingehändigt habe, so sollte ihm das Leben geschenkt seyn, war die Bedingung. Der Mensch verstand sich sogleich dazu, und ich erhielt den Auftrag, den Verfertiger des Libells gefangen zu nehmen. Mit schwerem Herzen vernahm ich, daſs er in Meran wohne, denn viele Freunde und Verwandte hatte ich dort. Mein Führer wuſste weder den Namen, noch sonst etwas Näheres, und seine übrigen Angaben klangen so verworren, daſs ich mir daraus nichts zusammenreimen konnte. Mein Trost blieb also, daſs ich bei mangelnden Beweisen den von ihm Bezeichneten gar leichtlich hätte freisprechen können. Wir kamen nach Meran, und mein Führer brachte mich zu einem mir sehr wohlbekannten Hause. Ich erschrack heftig; sein Bewohner war ein armer Mann und mein Vetter. Es half aber nichts, ich muſste meinen Auftrag vollziehen. Im Hinansteigen der Treppe dachte ich, er wird wohl gescheidt seyn und nicht gestehen, und dann muſs sich der Bauer geirrt haben.

Wir trafen unsern Mann beim Halbmittag. Wie er uns erblickte, setzte er sein Glas aus der Hand, zog die Augenbrauen zusammen, und sprach mit fester Stimme: „Ich weiſs, wen Ihr sucht, und weſshalb Ihr kommt. Ich bin schon der Rechte; ja ich bin's gewesen.“ Mir lief es dabei ganz kalt über den Rücken. „Wie ist es denn aber nur möglich!“ rief ich aus, „hast du denn nicht an dein Weib und Kind gedacht? darauf steht's Erschieſsen!“ — „Das ist mir alles gleich,“ sprach er trotzig, „die Wahrheit muſs deſshalb doch Wahrheit bleiben! Ihr werdet schon Zeit genug dahinter kommen.“ — „Aber lieber Bruder,“ fing ich jammernd wieder an, „kannst du denn nichts zu deiner Entschuldigung vorbringen? Suche dich zu retten, ich will alles thun.“ —

„Thu' du nur deine Pflicht,“ erwiderte er, „sonst will ich nichts mit dir zu thun haben. Soll ich hier sogleich erschossen werden, oder muſs ich mit dir gehen. Mir ist alles gleich!“

Ich stand da, betrachtete meinen Vetter mit Thränen in den Augen, und wuſste mir nicht zu rathen noch zu helfen. Da kam seine Frau dazu und weinte, und bat, und wie nichts helfen wollte, und er immer dabei stehen blieb, er habe gethan, was ihm seine Pflicht geboten, so beschloſs ich fortzugehen, um mich bei einigen Freunden Raths zu erholen, was in dieser Sache zu thun sey; denn diesen Mann, meinen Vetter, an das Kriegsgericht ausliefern, dazu konnte ich mich nun und nimmer verstehen; das konnte das Vaterland und der Kaiser von dem gewesenen Schulmeister nicht verlangen.

Wir kamen darin überein, ihn für wahnsinnig zu erklären, und der Physicus stellte eine Bescheinigung hierüber aus; damit machte ich mich wieder auf den Weg, ohne meinen Vetter mehr gesehen zu haben.

„Bringen Sie ihn?“ rief mir der Herr von H*** entgegen, als er mich kommen sah. „Nein, ich bringe ihn nicht," sprach ich, „denn er ist wahnsinnig." Und damit überreichte ich den Schein des Physicus. Mein Chef gerieth zwar abermals in grofse Wuth, aber ich konnte denn doch nicht helfen.

Nach diesem Vorfalle rückte ich dem Kriegsschauplatze näher. Wir gingen nach Trient, wo die vielen, genugsam bekannten Affairen vorfielen, von denen ich nichts berichten will, weil ich nur sehr geringen Theil daran nahm. Die glänzende Rolle, die ich aber hatte übernehmen müssen, kam mir theuer genug zu stehen, denn ich hatte weder zu beifsen, noch zu brechen, langweilte mich ganz fürchterlich, und sah dieses Elends kein Ende. Auch mein bisheriger Chef, der Herr v. H * * *, kam mir ganz sonderbar und geheimnifsvoll vor, so dafs ich ihm nicht mehr recht trauen mochte. Mein Entschlufs war daher bald gefafst: ich wollte zum Sandwirth. Dort dachte ich mir, geht das Ding anders; dort bist du mehr bei den Deinigen, durchschaust leichter das Spiel, und weifst, wo es mit allem hinaus will. Gedacht und ausgeführt war Eins. Ich ging nach Sterzing. —

3.

Es war im Anfang des Julius. Innsbruck war bereits wieder von uns geräumt worden, und die gröfste Unordnung herrschte unter den Gebirgsleuten. Die Macht war auf keine Weise zusammenzuhalten. Es hatte sich die Nachricht von der Schlacht von Wagram verbreitet und von dem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Oesterreich. Viele glaubten daran, viele nicht. Hofer war aber noch immer Commandant von Passeyer, und führte zugleich das ihm von Herrn v. H * * * anvertraute Commando über Südtyrol. Um diese Zeit war es, dafs ich mich zu ihm begab. Ein Vetter von mir hatte sich mir zur Begleitung angetragen. Wir gelangten ohne besondere Abenteuer spät am Abend bei Sterzing an, warfen uns, in einem einsamen seitwärts gelegenen Häuschen, auf die Streu, um auszuruhen, weil wir am andern Morgen früh zum Sandwirth aufbrechen wollten. Wir waren müde und schliefen daher bald sehr fest ein. Plötzlich werde ich aufgeschreckt. Es ist, als ob ein fürchterliches Erdbeben das Haus erschüttre; ich wecke meinen Vetter, der aber lächelt, horcht auf und spricht: „die sind aneinander, da geht es sakrisch her!“ Wir sogleich in die Kleider und auf und davon. Es war ein heiſser Morgen; wir hatten geladen und schossen so gut in den Feind, wie die andern. Den Sandwirth aber bekamen wir nicht zu sehen, der hielt in Kalch, um die lässige Mannschaft selbst anzutreiben. Unsere Kanonen wurden trefflich bedient; aber die Franzosen hatten keine Munition mehr und schossen Uhrgewichte und was ihnen nur unter die Hände kam. Wir, ich und mein Vetter, standen beim Gasteig und hielten uns tapfer. Wir Tyroler hätten an jenem Morgen das ganze Bändel Franzosen gefangen nehmen können, wenn's des Himmels Willen gewesen wäre. Aber mit einem Male wird geblasen, und ein Officier, mit einem weiſsen Tuch, erscheint an der Brücke. Sogleich muſste mit Schieſsen eingehalten werden, denn das war ein Parlamentär; das wuſsten wir schon. Es wurde darauf ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Sehr viele unter uns waren damit unzufrieden. Wir sahen zu gut ein, daſs uns der Feind überlistet hatte, um neue Kräfte zu sammeln und dann desto verderblicher sich auf uns stürzen zu können. Aber bald sollten wir noch ein traurigeres Loos erfahren. Die Waffenruhe zwischen Frankreich und Oesterreich wurde proclamirt, alle Häuptlinge erhielten Befehl, die Waffen niederzulegen, und jeder fernere Versuch sie zu ergreifen, sollte wie Hochverrath bestraft werden. Die Leute gingen miſsmuthig auseinander, hierhin und dorthin, ich und mein Vetter gingen nach

Mittenwalde und wollten dort das Weitere abwarten. Da kam eines Nachts der Eisenstecken zu uns und sprach: er wisse es ganz gewifs, dafs ein starkes Corps Oesterreicher durch das Pusterthal heranziehe; jetzt sey es Zeit, den Landsturm in der ganzen Gegend wieder aufs neue aufzubieten. Wir sollten handeln. – Sogleich machte ich mich auf den Weg und rief die Landesbewaffnung auf. Alle versprachen zu kommen. Mittenwalde war zum Versammlungsorte bestimmt. Nachdem ich die Runde gemacht hatte, blieb ich Nachts in Clausen, wo ich meinen Vetter wieder fand. Da warteten aber andere traurige Nachrichten auf mich. Mit den anmarschirenden Oesterreichern war es nichts, Eisenstecken war auf und davon, und selbst von dem Herrn v. H * * * hiefs es nun zu unserm Schrecken, er habe das Land verlassen. Unsere ganze Sache schien in Wien aufgegeben zu seyn, und der Friede war vor der Thür. Jetzt etwas zu unternehmen, hätte mir übel bekommen können, und in solchen Zeiten hatte ich die Landesvertheidiger aufgeboten! Was war da zu thun? Ich verwünschte den Eisenstecken, dessen Betragen ich nicht begreifen konnte; ich nannte ihn einmal über das andere einen Verräther; das änderte aber nichts an meiner Lage. Die Nacht war bald verstrichen, und mit dem ersten Tagesscheine konnten die nächsten Landstürmer schon da seyn, um von mir die weitern Verhaltungsbefehle zu empfangen. Mir blieb nur Ein Mittel. Ich zog meine Uniform aus, kleidete mich in Bauerntracht, und machte mich mit meinem Vetter aus dem Staube. Wie wir so am grauen Morgen durch die Gebüsche dahinschlichen, gewahrten wir schon die Landstürmer auf der Strafse nach Mittenwalde ziehen. Man kann sich leicht vorstellen, wie mir zu Muthe war. Wir schlugen links den Weg über die Gebirge nach dem Sarnthal ein, um dieser unruhigen Gegend, so schnell es gehen wollte, den Rücken

Rücken zu kehren und gelangten auf diesem beschwerlichen Wege, ohne Aufenthalt, nach Meran, wo ich alles, zu meiner groſsen Freude, sehr ruhig und friedlich fand. Ohne Zögern gingen wir von hier weiter, und erreichten Schlanders, wo ich nach langer Abwesenheit und vielen Fährlichkeiten meine Frau wiedersah. Sie war sehr erfreut über die friedlichen Nachrichten, die ich in die Heimath mitbrachte, und eilte sie sogleich vielen von ihren Freundinnen mitzutheilen. Diese guten Weiber hatten genug gelitten und sich während der Abwesenheit ihrer Männer kasteit und geängstigt. An den Vorabenden von Gefechten waren sie in die Kirchen gelaufen, und hatten dort im brünstigsten Gebete, Tage und Nächte so lange zugebracht, bis sich das Glück entschieden hatte.

Die Mittheilungen meiner Frau hatten in Schlanders einen groſsen Allarm verursacht, und bald strömte Groſs und Klein herbei, um die Bestätigung von dem allem aus meinem eigenen Munde zu hören. Die Menge wuchs und belagerte meine Thür mit wildem Geschrei. Ich trat unter sie und erzählte alles, was sich zugetragen hatte und wovon ich Zeuge gewesen war; auch lieſs ich es an Ermahnungen nicht fehlen, daſs sie Ruhe halten und sich in ihr unvermeidliches Schicksal fügen sollten. Meine Rede brachte eine überraschende Wirkung hervor; der Lärm legte sich sogleich; die meisten gingen fort, und nur einige Wenige begaben sich zu mir, um sich nach den Umständen näher zu erkundigen. Endlich sah ich mich mit den Meinigen allein, und konnte mich der Freude überlassen, daſs alles so gut für mich abgelaufen war.

In Rabland hielt der Landsturm einige von den Herren gefangen. Nachmittag macht' ich mich auf den Weg, sie zu besuchen. Man hatte mir gesagt, daſs die Bauern sie hart hielten, und mit Erschieſsen bedrohten, weil sie die Partei der Feinde genommen hatten. Da nun aber die Lage der Dinge so verändert war, so konnte es auch nicht den armen Herren als Verbrechen angerechnet werden, daſs sie bayerisch gesinnt waren. Wie ich nach Rabland komme, finde ich die Herren beim Kartenspiel. Meine Nachrichten erfreuten sie höchlich, sie luden mich ein mitzuspielen. Meine Ankunft und das, was ich aussagte, hatte indeſs auch hier bald groſses Aufsehen gemacht. Ich, in meinem Spiele vertieft, hatte keine Ahnung davon. Mit einem Male sehe ich, wie mein Vetter ängstlich, mit bleichem Gesichte hereinstürzt und mir ein Zeichen gibt; aber kaum bemerke ich das, als zwei riesenstarke Bauern ihm nachspringen und ihn zu Boden reiſsen, während einige Andere zu gleicher Zeit auf mich eindringen, und mich überwältigen. „Bindt's den Spion!" schreien sie von allen Seiten, „der ist zum Erschieſsen reif!"

Wir wurden nun ohne weiteres gebunden und in einem alten Stall auf die Erde geworfen. Hier war eine Art von Hauptwache etablirt, und die Bauern saſsen um einen groſsen Tisch und zechten und sangen, während wir elendiglich da lagen und Zeit genug hatten über unsere nächste Zukunft ernste Betrachtungen anzustellen. Alle Augenblicke sprang einer von den Zechern in die Höhe, trat hart zu uns hin, und schrie wild: „ich erschlag' die Hunde!" — dann wieder ein anderer: „ich erschieſs sie!" — endlich ein dritter: „ich bitt' euch, laſst mich mein Stutzen probiren!" aber immer blieb es dabei, man brachte die Wüthenden bald wieder zur Ruhe Doch unsere Todesangst blieb dennoch dieselbe Wir waren umgeben von betrunkenen Wütherichen die alle geladene Stutzen bei sich hatten, und gleichsam wie zur Uebung, bald nach diesem, bald nac jenem Gegenstand abfeuerten. „Macht's euch gefaſst!" schrien sie dazwischen, „bald kommt ihr a die Reihe.“ Und in der That waren wir sehr gefaſst darauf, und beteten im Stillen. Da sandte mir plötzlich der gnädige Himmel einen Trost. Der Commandant des Haufens trat herein, und sie begannen ernsthaft und leise über einen wichtigen Gegenstand, wie es schien, zu verhandeln. Ich spannte meine schärfste Aufmerksamkeit an und sperrte meine Ohren auf. Ich unterschied das Wort: Meran, und bald hatte ich weg, daſs sie Meran mit Sturm nehmen wollten. In jenem Augenblicke konnte ich nicht über das Gräſsliche dieses Vorhabens zurückschaudern, sondern die lebendigste Hoffnung beseelte mich, ich glaubte in dem allgemeinen Getümmel mich durch die Flucht retten zu können. Die Bauern brachen auf, nachdem sie lange deliberirt hatten, und schienen uns ganz vergessen zu haben. Eine einzige Schildwache blieb bei uns zurück. Es war ein alter, krummbeiniger Bauer mit rothen Haaren, und einem ganz abscheulichen Gesicht. Wir hatten bei uns selbst überlegt, ob wir wohl mit ihm fertig werden könnten. Unsere forschenden Blicke mochten des Kerls Aufmerksamkeit wohl ein wenig ängstlich aufgeregt haben. Er näherte sich uns ziemlich treuherzig und fragte mit einem gutmüthigen Tone: „Wollen's eppa durch?“ — Ich winkte meinem Vetter, nicht zu antworten, denn ich traute dem Kerl nicht, weil er ein Rothkopf war.

Plötzlich entstand ein groſser Lärm auf der Straſse. Unsere Schildwache lief sogleich hinaus, um zuzusehen, was es gäbe; wir waren allein! Wir sahen uns eine Weile sprachlos an, ob es denn Wirklichkeit war, dann aber warf ich mich wie ein wildes Thier auf die Hände meines Vetters, nahm seine Stricke zwischen die Zähne und dankte Gott, daſs er mir ein treffliches Gebiſs gegeben hatte. In wenigen Minuten waren die Bande meines Vetters gelöst, und er hatte freie Hände, womit er die meinigen lösen konnte. Wir begaben uns nun vor die Thür und mischten uns unter die Menge, die horchend dastand, während der Richter mit lauter Stimme Hofers Proclamation ablas, worin er alle ermahnte sich bereit zu halten, um beim ersten Aufgebot zu ihm zu stoſsen. Dieſs geschah am 4 August. Unter lautem Jubel verlief sich die Menge. Unbegreiflicherweise lieſs man uns unangetastet; denn einige Male schien es uns, als ob die Bauern uns scharf ins Auge faſsten.

So sah ich mich nun frei mit einem Male, obgleich ich diesen schnellen Wechsel der Dinge nicht zu begreifen vermochte. Was hatte sich ereignet, daſs Hofer selbst wieder das Volk zum Aufbruch ermahnte? was hatte zu dem beabsichtigten Angriff auf Meran Veranlassung gegeben? Woher endlich kam diese Sorglosigkeit, womit man uns, die dem Tode verfallenen Gefangenen, bewachte? Ich hatte nicht Muſse, diese Betrachtungen lange zu verfolgen, denn der Gedanke, mich und meinen armen Vetter vollends in Freiheit zu setzen, beschäftigte mich zu sehr. Platz und Straſsen waren leer. Alles Volk war beim Wein oder bei der gewohnten Arbeit. Da seh' ich einen bewaffneten Bauer, den ich gut kannte. „Du kennst mein Unglück," spreche ich zu ihm, „ich will mich hier nicht erschieſsen lassen, und das wirst du mir nicht verdenken. Ich will zum Sandwirth. Magst du mir durchhelfen?" — Der Bauer nickte und sagte: „Geht's mir nur immer nach. Wenn einer uns begegnet, so seyd ihr meine Gefangenen." Wir gelangten ins Freie; mehrere Bauern, die uns sahen, hielten uns nicht an, da sie uns in der bewaffneten Begleitung fanden. Ein gutes Stück vor dem Orte verlieſs uns unser Retter, und wir gingen nun auf der Straſse nach Meran weiter fort. Schon sahen wir den Küchelberg und das ganze, reiche Weingelände welches das Etschthal vom Passeyerthale trennt, vor unsern Blicken ausgebreitet, und wähnten uns bald bei Hofer und in Sicherheit, als zwei Bauern uns eiligst nachsetzten, und trotz unserer verdoppelten Hast uns bald erreicht hatten. „Wohin?“ schrien sie uns an. „Zum Sandwirth,“ gab ich zur Antwort. „Wir wollen euch schon zu ihm bringen,“ erwiderten sie lachend. Und nun packten sie uns, nachdem sich noch einige zu ihnen gesellt hatten, und stieſsen uns vor sich her, immer den Weg nach Meran zu. In der Stadt wurde indeſs nicht Halt gemacht, sondern wir muſsten durch Steinach, den steilen Berg hinan, bis nach Sanct Zenoberg. Hier im alten Schloſsthurm wurden wir vor ein Kriegsgericht von Bauern gestellt, die ohne weiteres uns zum Erschieſsen condemnirten. Am andern Morgen sollte das Urtheil vollstreckt werden. Ich berief mich darauf, daſs ich zum Sandwirth wollte, man schien aber nicht viel darauf zu achten, und verschloſs uns in dem alten Gemäuer, an dessen felsigem Fuſse wir die wilde Passer die ganze Nacht brausen hörten, da uns beiden kein Schlaf in die Augen kommen wollte. Kaum brachen die ersten Sonnenstrahlen durch die kleinen, vergitterten Fenster des Thurms, so ward es im Schloſshofe lebendig, wir hörten laut sprechen und das Klirren der Waffen.

„Jetzt werden sie uns bald den Garaus geben, die Unmenschen!“ jammerte mein armer Vetter.

Die Thür wird weitaufgerissen, und so viel Tageslicht strömt mit einem Mal durch die Oeffnung, daſs ich die Augen schlieſsen muſs, um nicht blind zu werden. Einige Bauern treten ein und befehlen uns ihnen zu folgen. Ich sah betrübt auf meinen Vetter, und wir dachten beide, dieſs sey unser letzter Gang. Drauſsen, im Schloſshof, standen viele Bewaffnete, im groſsen Halbkreise, ein Alter in dessen Mitte. „Schau,“ fing dieser an, als er mich erblickte, „wir sind hier alle zusammen, brave Kerls bei einander! Aber unser Hauptmann ist uns durchgegangen. Er war selbst ein Herr aus Meran, den wir uns gewählt haben, weil er Geld hatte. Nun er uns unsere erste Löhnung zahlen soll, kneift er aus, und ist uns durch's Sarnthal durchgewischt. Wir wissen's recht gut, haben aber nicht Zeit ihn zu suchen. Mag er bleiben, wo er ist! Doch ohne Hauptmann können wir nicht seyn; und da wir wissen, wer du bist, und daſs du gut schreiben und lesen kannst, so machen wir dich dazu, und du sollst unser Hauptmann seyn, und uns anführen, wenn wir in die Stadt hinabgehen, um die Herren ein wenig zu zwicken.“

So sehr mich auch diese Anrede überraschte, so hatte ich doch Geistesgegenwart genug, meine vollkommenste Abneigung, diese Hauptmannsstelle anzunehmen, in bündigen Worten zu erklären. Dieſs machte sie zwar auf einen Augenblick stutzig, doch in dem nächsten schon schrien sie einstimmig, daſs mein Vetter ihr Hauptmann seyn solle. Er aber wurde ganz bleich und noch erschrockener, als er schon war, über diese ihm so plötzlich zugedachte Ehre. Ich merkte das nicht sobald, als ich dazwischen sprang und ausrief: „Auch er soll und wird euer Hauptmann nicht seyn. Wir sind ehrliche Leute und wollen nicht Theil haben an euern Plünderungen und Mordthaten. Erschieſsen könnt ihr uns, hier stehen wir wehrlos! Unser Wille aber ist zum Sandwirth geführt zu werden.“ — Diese Sprache that ihre Wirkung. Die Kerle steckten die Köpfe zusammen und besprachen sich; dann machten sie einen von den Ihren zum Hauptmann, da sie ohne solchen nicht seyn konnten, nach ihrer Meinung; hierauf wandten sie sich zu uns, und der neue Hauptmann sagte mit stolzem Tone: „kommt, jetzt wollen wir euch selbst, zum Andere führen!“

Nach einem Marsche von wenigen Stunden waren wir am Sand angelangt. Hofer saſs wie ein Patriarch, in seinem langen Barte, vor der Thür, seine Kinder um ihn spielend. Es war Abend, und auſser dem Lärm, den die Passer hier machte, alles so still und ruhig, als wenn der tiefſte Friede im Lande wäre. Wie der Sandwirth uns kommen sah, stand er auf und ging am Sand hinunter und fragte meine Begleiter: „Was habt ihr mit dem Mann?" — Der Hauptmann führte mich und meinen Vetter vor und erzählte, daſs zwei Bauern aus Rabland uns gefangen eingebracht hätten, und was sie von uns wuſsten. Hierauf muſste ich meine Sache vorbringen. Hofer erinnerte sich meiner, freute sich, daſs ich wieder zu ihm gestoſsen war, ermahnte uns alle, und machte uns auf der Stelle, mich und meinen Vetter zu seinen Adjutanten. Wir beteten und aſsen zu Nacht mit ihm, und als der Mond aufgegangen war, und klar und freundlich die Straſse beschien, sprach Hofer: „Auf Brüder! mit Gott über den Jauffen!"

Am andern Morgen lagerten wir wieder vor Sterzing. Hier kam der Eisenstecken zu uns, und brachte Geld von Oesterreich, das wir sehr nothwendig brauchten.

4.

Ich übergehe hier das mörderische Gefecht im Engpasse der Eisack und die weltbekannte Schlacht am Berg Isel. Was könnte ich noch darüber berichten, was nicht schon umständlich berichtet worden wäre? Ich bin kein Krieger von Profession, und obgleich ich in Hofers Nähe war, so wüſste ich doch nicht viel von seinen Angriffs- und Vertheidigungsplanen zu verrathen. Auch er war kein gelernter Taktiker, und persönliche Tapferkeit und ein blindes Vertrauen auf die Mutter Gottes, waren seine schützenden Leitsterne, und wahrlich sie trügten nicht.

Wir schlugen den Feind und konnten unsern Einzug in Innsbruck halten. Was ihn am meisten verherrlichen half, waren ein paar bayerische Generalsdamen und vier schöne Schimmel, die wir Beute gemacht hatten, und worauf der Sandwirth nicht ohne einiges Vergnügen herabsah. Der Enthusiasmus in Innsbruck war allgemein, und die Liebe für den Kaiser und sein Haus ging in vollkommene Anbetung über. Vor den Bildern der Erzherzoge Franz und Johann, die bekanntlich an dem Triumphbogen in der Neustadt befindlich sind, wurden, wie vor Heiligenbildern, Kerzen angezündet. Wo der bayerische Löwe noch sichtbar war, schossen ihn die Bauern herunter. Dafür wurde ein alter Adler, den man in einer Kirche gefunden hatte, hervorgeholt, und vor dem landständischen Gebäude aufgehängt. Alles stieg, der Reihe nach, die Leiter hinan, und küſste und herzte ihn, und Viele riefen mit Thränen in den Augen, in der treuherzig naiven Landessprache: „Gelt, alter sacrischer S—z! seyn dir wieder die Flügel gewachsen?“ — Hofer bezog zwar das kaiserliche Residenzschloſs, lebte aber hier eben so einfach, als ob er daheim am Sande wäre. Er hatte seine Leibwache aus Passeyrer Schützen, lauter riesenstarke, bildschöne Buben, die stets auf der Treppe und im Vorzimmer standen. Gab es Händel irgendwo in der Stadt, so schickte er einen von diesen dahinab, und der Respect vor ihnen war so groſs, daſs niemand eine Widersetzlichkeit wagte, und solch ein einzelner Mann Raufereien von funfzig und hundert allein schlichtete. Er liebte seine Passeyerer ganz unmäſsig. Nachts rief er die Schildwache zu sich ins Zimmer und sprach: „da setzt's euch nieder! müſst's ja ganz schwach werden!“ dann gab er ihnen Branntwein oder Wein zu trinken. Neben seinem Bette, das aus einem einfachen Strohsacke bestand, lag jederzeit ein Panzen *) Wein, und wenn er Nachts geweckt wurde, wenn Rapporte ankamen oder Or-

---

*) Ein mäſsiges Faſs.

donnanzen expedirt wurden, so pflegte er inzwischen ein paar Mal sich selbst einzuschenken. Seine Tafel war sehr einfach bestellt; er lieſs für sich und seine tägliche Gesellschaft aus einem kleinen Wirthshause, unweit der Residenz, das Essen holen. Landesübliche Kost, Speckknödel und Sauerkraut, waren ihm das Liebste. Seine Tischgenossen und liebsten Freunde waren der sogenannte Holzknecht, der Stroblwirth aus St. Leonhard, und einige Wirthe aus Algund. Sie formirten zugleich seinen geheimen Kriegsrath, seinen Generalstab und seine Generaladjutantur, und hatten in jenen Tagen den gröſsten Einfluſs auf alle Tyroler Angelegenheiten. Obgleich alle Abende Theater war, so ist Hofer doch kein einziges Mal hingegangen. Er wehrte mir es aber nicht, und da es mir etwas ganz Neues war, so ging ich hin, so oft man spielte. Der Sandwirth lieſs mich aber oftmals herausrufen, wenn ihm dieſs oder das einfiel, was er auf der Stelle ausgeführt zu sehen wünschte. Als er eines Abends am offenen Fenster stand, und viele Spaziergängerinnen, der Hitze wegen und wie es die damalige Mode mit sich brachte, mit bloſsem Hals und Nacken sah, muſste ich sogleich einen Befehl aufsetzen, daſs kein Weib unverhüllt mehr ihr Haus verlassen durfte. Kurze Zeit danach erfolgte auch ein Befehl wegen Abschaffung der Locken. Hierauf hielt er so strenge, daſs er seinen Passeyern Befehl ertheilte, die Locken den Frauen auf der Straſse abzuschneiden; welches, wie man denken kann, nicht immer auf die sanfteste Weise ausgeführt wurde. — Jeden Abend betete Hofer im Kreise seiner Freunde und Genossen vor, dann wurde ein frugales Nachtessen genommen und schlafen gegangen. In dieser einfachen Weise wurde fortgelebt, die ganze Zeit, die wir in Innsbruck zubrachten. Nie hat wohl das Haupt einer Insurrection, mit den höchsten Ehren bekleidet, einer solch weisen Mäſsigung Gehör gegeben.

Um diese Zeit überraschte uns das Vorrücken Rusca's. Der Sandwirth brach auf, um ihm entgegen zu ziehen. Mich lieſs er mit Vollmachten in Innsbruck zurück, woselbst ich drei Wochen in seinem Namen die Geschäfte lenkte. Ich muſste so streng allen seinen gewöhnlichen Functionen mich unterziehen, daſs mir auch die Pflicht oblag, des Abends vorzubeten. Ich zog mich mit ziemlicher Geschicklichkeit aus allen diesen schwierigen und nicht schwierigen Händeln, und hatte nur ein einziges Mal eine Miſsbilligung von Seite des Sandwirths zu erfahren. Das war, als ich einen Mann, den ich dazu für tüchtig hielt, zum Commandanten vom Achenthal ernannt hatte. Da kam ein Gegenbefehl des Obercommandanten, mit Speckbachers Ernennung, weil der Posten gegen Bayern zu wichtig war. Im Uebrigen war er mit allem, was ich angeordnet hatte, sehr zufrieden. Nach dem Verlauf der drei Wochen wurde ich meiner Pflichten enthoben, und Hofer zog wieder in die Hauptstadt des Landes ein. Nun kam Eisenstecken, es war gegen das Ende des Septembers, auch wieder von Wien, und brachte vom Kaiser eine Gnadenkette mit der groſsen Verdienstmedaille für Hofer. Am 4 October hielt der Prälat von Wiltau das Hochamt, dann wurde ein Tedeum abgesungen und hierauf empfing unser Obercommandant knieend das Zeichen der Huld seines geliebten Kaisers. Viele weinten. Ach! es war in jenem verhängniſsvollen Jahre Tyrols letzter Freudentag! — Während dieſs sich in Innsbruck zutrug, wurde unser armes Land von auſsen von allen Seiten hart bedrängt. Die Lage wurde immer ernster. Anfangs November drang der Feind ins Innthal, und wir muſsten Innsbruck abermals räumen. Hofer zog sich den 5 November nach dem Berg Isel. Der Feind war in Innsbruck, wagte es aber nicht ihn anzugreifen, eingedenk unserer frühern Siege an dieser Stelle. So gelangten wir dann weiter unangefochten bis auf den Brenner.

5.

Jetzt hatten aber die Angelegenheiten Tyrols plötzlich eine entschiedene Wendung genommen. Das Land war für Oesterreich verloren, und weder Heldenmuth noch Ausdauer konnten es ihm mehr erhalten. Die Patrioten waren zerknirscht und vernichtet; ihr Kaiser selbst hatte sie aufgegeben, sagten sie. Wo böser Wille und Untreue bis jetzt in ihren Winkeln scheu versteckt lagen, da regten sie sich, und krochen an das Tageslicht hervor. Auch der Sandwirth begann an dem Erfolge zu verzweifeln. Seine Handlungen waren unbestimmt und schwankend; er vermochte keinen festen Entschlufs mehr zu fassen. So hatte er z. B. einen Haufen Dragoner unterwegs zu Gefangenen gemacht, von jenem Gesindel, das Baraguay-d'Hilliers befehligte. Er schleppte sie jetzt in seinem Gefolge mit, wie eine Siegstrophäe, und sie waren uns nur lästig. Auf meine Bitte, liefs er sie frei ziehen, aber Mäntel und Pferde nahm er ihnen weg. Ich stellte ihm diefs Verfahren als eine Ungerechtigkeit vor, es half aber nichts. Ich bemerkte ihm, dafs sie ihn auf seinem Weiterzuge Nachts im Wagen todtschiefsen könnten, um sich in Besitz der ihnen genommenen Gegenstände zu setzen. Aber Hofer behielt, was er hatte. Er, der uneigennützigste Mann! aber sein Wille war nicht mehr frei in ihm; die äufsern Umstände verwirrten ihn zu sehr.

Als wir das Wirthshaus auf dem Brenner erreicht hatten, fragte ich ihn ganz unumwunden, was er nun eigentlich anzufangen gedenke, da ja doch alles vorbei sey; es wäre am gerathensten auf seine Sicherheit zu denken, damit ihn nicht der Feind mit den Waffen in der Hand überfallen könnte. Er lachte bitter und sprach: „Ja, wenn die Oesterreicher nicht über Sachsenburg herankämen! die Nachricht hab' ich.“ Dieſs Gerücht, das sich immer von Zeit zu Zeit unter uns erneuerte, und ganz dazu geeignet war unsern Muth zu beleben, hatte eine fixe Idee bei Hofer erzeugt: durch das Pusterthal kämen die Oesterreicher ihm zu Hülfe, und es gälte nur so lange noch dem Feind offene Stirne zu bieten. An dem Abende desselben Tages sollte ihm jedoch diese letzte Hoffnung auch geraubt werden.

Wir saſsen mit einigen wenigen Vertrauten im obern Zimmer des Wirthshauses, es war am 8 November, als der Wirth mit geheimniſsvoller Miene zu uns eintrat und berichtete, es sey ein Bote vom Erzherzog angekommen. Voll Freude sprang der Sandwirth auf, und befahl, man solle ihn hereinbringen. Ein bleicher Mensch, ganz athemlos und ängstlich, trat ein, und übergab ein Schreiben, das in Halbmondform zusammengelegt, und mit einem Stückchen Wachs versiegelt war. Es enthielt die Bestätigung dessen, was wir alle so lange schon wuſsten, die Ratification des Wiener Friedens. — Der Sandwirth allein blieb hartnäckig bei seinen Träumereien von dem Anrücken der Oesterreicher. „Es kann ja gar nicht anders seyn!“ rief er ein Mal über das andere. Mir kamen die Thränen in die Augen, weil ich des edeln Mannes Verderben voraus sah. Der Ueberbringer des Schreibens, der wohl kränklich seyn mochte und von der Angst und Beschwerlichkeit des Weges sehr erschöpft, stand ganz unbeachtet von uns an der Thür, als er plötzlich in Convulsionen niederfiel und fürchterlich zu schreien anfing. Für Hofer, der sehr zum Aberglauben geneigt war, erschien dieſs wie ein Wink des Himmels, dem Menschen nicht zu trauen. „Es ist eine List, von dem Feind ersonnen, damit ich mich ergebe!“ rief er aus, und nun erst betrachtete er das Schreiben von allen

Seiten und sah, daſs das Wappen des Erzherzogs dem Wachse nicht aufgedrückt war. „Seht's wohl!“ schrie er triumphirend, „daſs alles eitel Trug und List ist. Halt's den Kerl fest, er soll uns Morgen alles gestehen.“ Vergebens war mein Bemühen, ihm bemerklich zu machen, wie es mit der Krankheit des Menschen gewiſs ganz natürlich zusammenhänge, und wie ein solches Schreiben, dessen Ueberbringer er war, unmöglich mit dem groſsen Siegel ausgefertigt werden könnte. Er aber blieb fortwährend dabei: „zeigt mir's Sigill, so werd' ich glauben, daſs es vom Erzherzog kommt; sonst ist's nur eine List und nichts weiter. Und fangen lass' ich mich nit!“ — Er gab auf der Stelle Befehle, daſs der Landsturm auſs neue sich um ihn versammeln solle, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Mir brach das Herz, ich trat auf ihn zu, und erinnerte ihn an unser langes Beisammenseyn und wie er stets sich überzeugt hatte, wie ich ihm nur zum Guten riethe. „Wissen Sie,“ sagte ich, was Sie thun?*) Kennen Sie ganz das Gewicht der Verantwortung, das auf Ihnen lastet. Sind Sie von nun an, da Sie das Schreiben erhalten haben, noch Obercommandant?“ — Er ging im Zimmer auf und ab, blieb dann endlich, die Händ' im Hosenträger, vor mir stehen und sagte nichts, als die Worte: „Ja, du hast Recht!“

Mittlerweile hatte sich die Nachricht von der Ankunft des Boten verbreitet; zu den Vertrauten, die gegenwärtig waren, gesellten sich andere Anführer, und wie man stets das Unangenehme nicht gern glauben mag, so ging es auch hier. Die Meisten zogen die Aechtheit des Schreibens in Zweifel, und selbst die plötzliche Abreise des österreichischen

---

*) Es ist auffallend, daſs Hofer, als Obercommandant — der Sitte des Landes entgegen — mit „Sie“ angeredet wurde. Dieſs ist jedoch von den Bauern gewiſs nie beobachtet worden.

Commissärs, der bis dahin immer bei Hofer geblieben war, vermochte sie nicht warnend zu überzeugen, Nur sehr Wenige erhoben ihre schwache Stimme, um den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Es war eine stürmische Sitzung, welche die ganze Nacht hindurch währte. „Krieg fortsetzen! Krieg fortsetzen!“ schrie es an allen Enden. Ich saſs am Ofen und weinte. Hofer stand auf, ging zu mir hin, und fragte, warum ich nicht mitstimmte. „Es ist mir nicht wohl,“ antwortete ich, „ich habe schreckliche Zahnschmerzen.“ Dieſs war in der That der Fall. „Was ist denn das?“ sprach er darauf wieder, indem er mir mit der Hand über die Backen fuhr: „du weinst ja?“ — „Es ist ein rauchiger Ofen,“ sagte ich, „und der Rauch beiſst mir die Augen.“ Und nun, um allen weitern Fragen zu entgehen, fügte ich noch hinzu: „ich lasse mir einen Zahn ausziehen.“ Ich ging wirklich zum Feldscheer, und wie ich wieder zurückkomme, ist die Kriegserklärung schon abgefaſst und unterschrieben.

Am nächsten Morgen kam die Nachricht, daſs die Franzosen näher rückten, und der Sandwirth erneuerte seine Befehle zum allgemeinen Aufgebot. Ich trat mit sehr gerührtem Herzen zu ihm hin. „Sie wollen das Letzte wagen,“ sprach ich, „und ich bin zu schwach, Sie zurückzuhalten. Was Sie von nun an thun, wälzt eine schreckliche Last auf Ihre Seele, und gesellt Sie den offenen Rebellen zu. Ihr Kopf allein muſs es vertreten, was jetzt über das Land verhängt werden wird. Bedenken Sie, daſs Sie auſser dem Gesetz und Völkerrechte stehen, und daſs Sie weder Hülfe noch Fürsprache zu erwarten haben, wenn Ihr Schicksal Sie in die Hände Ihrer Feinde fallen läſst.“ Er drückte mir die Hand, und sah mich gerührt an. „Für alle Fälle ist gesorgt,“ antwortete er mir. „Geht es dieſsmal schief, so fliehe ich mit einer Sicherheitscharte von Eugen nach

Oesterreich oder zum König von Bayern. Diesen Ausweg behalte ich mir stets offen." — Ich konnte ihm nichts mehr als die Worte, von Schmerz überwältigt, zurufen: „Und i geh hoam!"

Ich verlieſs ihn zur Stunde; dieſs waren die letzten Worte, die ich mit ihm wechselte. Er ging seinem traurigen Verhängniſs entgegen. Meine Ueberzeugung zwang mich, seine Sache aufzugeben, ich suchte die Meinigen auf. Sowohl in Meran als auch in Schlanders fand ich alles ganz beruhigt, und nur die Gedanken an unser verlorenes Spiel und an Hofers gefährliches Beginnen, trübten meine Tage, und bildeten den Gegenstand meiner Gespräche mit den andern heimgekehrten Patrioten. Nach kurzem Verlaufe war alles so gekommen, wie ich es vorausgesehen hatte. Der Sandwirth war flüchtig geworden; statt aber ins Ausland zu gehen, hielt er sich auf den Alpen seines Passeyerthales verborgen, wo ihn jeder Augenblick der Verrath ereilen und der blutigen Strafe ausliefern konnte. In dieser Noth und Bedrängniſs schickte er mir Boten über Boten, ich solle zu ihm kommen, um mit ihm über das Weitere mich zu besprechen. Ich lieſs ihm erwidern, daſs ich nicht im Stande sey ihm zu helfen und zu rathen, und mich nur ohne Noth der gröſsten Gefahr aussetzen würde. In Schlanders selbst hegten die Meisten immer noch Miſstrauen gegen mich, und ich hatte mich daher mehr als ein Anderer in Acht zu nehmen, wenn ich nicht nach kurzem Proceſs erschossen werden wollte.

Eines Abends steh' ich beim Wirthshause mit einigen Honoratioren und denke so bei mir: „Was mag jetzt wohl der arme André Hofer machen?" da seh' ich in der Ferne einen Kerl, der mir Zeichen gibt, und bekannt scheint. Ich geh' auf ihn zu und erkenne wirklich einen Knecht von Hofer, der mich abermals und dringend auffordert, mit ihm zu seinem Herrn zu geben. Wie ich so mit ihm noch spreche, treten die Andern hinzu, und alle dringen so stark auf mich ein, daſs ich mich endlich entschlieſse, ihn zu begleiten. Ich eile nach Hause, meine Frau jammert, ich aber leg' ein schlechtes Gewand an, und folg' dem Knechte. Durch Meran konnten wir nicht mehr. Rusca war schon dort, und mit ihm das Piquet zur Gefangennahme des Sandwirths, der bereits verrathen war. Ich muſste daher über das Gebirge, über die hohe G'feis, weil die wälschen Truppen schon den Eingang ins Passeyerthal besetzt hielten, kaum war ich aber in Salthaus angekommen, so hört' ich auch schon, daſs man den unglücklichen Hofer jeden Augenblick dort erwarte. Man kann sich denken, wie mich das erschütterte. Ich stand unter dem Volke, wie man meinen alten Commandanten und Seelenfreund nebst seiner Frau und seinem Jungen gefesselt vorüberführte und konnte nichts thun, als für ihn beten und weinen. Hätte er meinen Rathschlägen Gehör gegeben, so wär' es anders mit ihm gekommen. Ich schloſs mich weinend dem Zug an und kam trauernd in meine Heimath zurück mit der schrecklichen Nachricht, die allen Patrioten auch das letzte Fünkchen von Hoffnung raubte.

Nachdem Tyrol wieder österreichisch geworden war, erinnerte man sich auch meiner, und ich verlieſs Schlanders, um eine Anstellung in Innsbruck zu erhalten. Der fünfte Mai 1834, als Hofers Standbild errichtet wurde, riſs auch mich aus meiner Zurückgezogenheit, und ich durfte einmal wieder den Stolz empfinden, ihm einst nahe gestanden zu haben, und seinem traurigen Ende aufrichtige Thränen zollen.

II.

Hofers Schreiber.

1.

Ich studirte in Salzburg und lief von da fort nach Innsbruck, hier kam ich auf den Gedanken, Mönch zu werden. Ich wandte mich deſshalb an die Capuciner. Sie wollten mich erst nach Jahresfrist annehmen. Je nun, dachte ich, sind es die Innsbrucker Capuciner nicht, so werden's andre seyn. Ich beschloſs daher weiter zu reisen — nach Italien — dort hoffte ich bestimmte Aufnahme zu finden. So erreichte ich Neumarkt, wo ich bereits fliehende Oesterreicher fand; ich muſste daher Halt machen oder umkehren, an ein Weitergehen war nicht zu denken. Ich berathete mich mit einigen frommen Vätern, was ich thun sollte; die sagten mir sogleich, ich möchte den Sandwirth aufsuchen, der nur allein könne mir einen Paſs ertheilen, oder vielleicht irgend eine Aussicht eröffnen, denn er sey nunmehr Herr im Lande. Ich machte mich auf nach Passeyer, wo ich Hofer gerade zu Hause traf. Er betrachtete mich lange, wie es schien, mit Wohlgefallen. „Student warst du?“ fing er endlich an, „und willst reisen? Ah, wozu brauchst den Paſs — geh' mit mir!“ — Und ich schlug in seine dargereichte Hand ein, und war nun in seiner nächsten Umgebung auf und angenommen. Er machte mich sogleich zu seinem Secretär und gewann mich ganz besonders lieb, weſshalb er mich mit seinem Lieblingsausdruck im Scherze „Dönninger“ benannte. „Grüſs' di Gott, Dönninger! — B'hüt' di Gott, Dönninger!“ das waren seine gewöhnlichen Anreden beim Willkomm oder Abschied, wenn er jemand leiden mochte. — Ich übergehe alle jene Ereignisse, die sich während des Krieges zutrugen, und woran ich persönlich Theil nahm, und will jetzt nur aus jener Zeit einige nicht sehr bekannte Umstände berichten, da der Sandwirth sich zum letzten Male nach Passeyer begeben hatte, dann von seiner Flucht ins Gebirge, und seiner Gefangennehmung, bis zu seinen letzten Augenblicken in Mantua. Ich war der Einzige von allen den Seinen, die sein herbes Schicksal theilten; ich war Zeuge seiner letzten Augenblicke, und somit bin ich im Stande den frühern Bericht seines Adjutanten auf eine genügende Weise zu ergänzen. Nachdem den Rest des Novembers und den Anfang des Decembers hindurch immerfort Kämpfe statt gefunden hatten, war endlich unser Widerstand gegen die Macht des Feindes gänzlich gedämpft worden, und Hofer sah sich genöthigt, von Allen verlassen, seine Heimath aufzusuchen. Aber auch hier konnte er nun keine Ruhe mehr finden.

Am zweiten Abende, nach unserer Ankunft im Sand, saſsen wir trüb und gedankenvoll im dunkeln Zimmer, als ein mit einem Stutzen bewaffneter Bauer zu uns eintritt, und spricht: nun, wie steht's Ander'l? Dreitausend Franzosen kommen über den Jauffen. Was sollen wir mit ihnen thun? Willst du was thun oder nit? Und wenn du nichts thun willst, so ist mein Stutzen so gut für dich als für einen Franzosen geladen. Angefangen hast du's, nun mach's auch aus!“

Diese Anrede überraschte uns nicht wenig; wir suchten den Bauer zu beruhigen, der aber wurde immer wilder, und sagte, so wie er denke das ganze Land; sie warteten alle nur darauf, daſs es wieder losgehe, und Hofer sollte nur ein neues Aufgebot ergehen lassen. Sie seyen noch dieselben, die Sache sey noch dieselbe, er möge daher auch nur derselbe bleiben. Hofer war in Verlegenheit, denn er hatte nicht mehr als höchstens hundert Schützen bei sich; aber das Drängen und Zureden des Bauers, zu dem sich nun auch noch die andern gesellten, bestimmte ihn endlich, einen neuen Schritt zu wagen: „Geh, Dönninger, mach'n Aufruf!" sagte er zu mir. Ich ging mit dem Bauer, und wir hatten schon am andern Morgen einiges Volk zusammengebracht; noch andere liefen herbei. Es kam zu einer Affaire; die Franzosen verwundeten viele von den Unsern, und wir zogen uns zurück. So nahete der Abend. Anton Wild, der bei Hofer als Knecht diente, wuſste wo, von einem frühern Scharfmützel her, eine Kanone versteckt lag. Die wurde herbeigeholt, und gegen St. Leonhard hin aufgefahren. Auf den Bergen ringsumher brannten die Lärmstangen. Die Franzosen, wie sie die vielen Feuer mit einem Male, das ganze Thal hinab, erblickten, besorgten, es möchte sich eine groſse Macht gegen sie sammeln, der sie sich nicht gewachsen fühlten, nun kam das grobe Geschütz auch noch dazu, das sie nicht vermuthet hatten, und so streckten dann auf den ersten Schuſs zwölfhundert Mann die Waffen, und ergaben sich uns. Die andern wurden hart von uns bedrängt und muſsten sich über den Jauffen eiligst zurückziehen. Bei dieser Gelegenheit zeigten die Passeyerer sich als Helden. Ein einziger Bauer, derselbe welcher so entschlossen den Sandwirth aufzufordern kam, tödtete acht Franzosen, die sich im Richterhause befanden, und verzweiflungsvoll vertheidigten. Doch vermochte dieser Löwenmuth uns keineswegs zu retten. — Die gefangenen Franzosen muſsten nun weiter transportirt werden, denn im Passeyerthal konnten wir sie unmöglich behalten. Alle Mannschaft, die bei uns war, brach auf, um sie zu escortiren, und Hofer blieb mit uns, die wir zu seinem Hause gehörten, ganz allein im Sande zurück. Hinter Meran sollten die Gefangenen freigegeben werden, und die Mannschaft zu uns zurückkehren.

Am Nachmittag desselben Tages war der Sandwirth in seinen Keller hinabgestiegen, um nach seinem Wein zu sehen, so sicher wähnte er sich in diesem Augenblicke vor einem neuen Ueberfall, als ich abermals einen Haufen Franzosen über Jauffenburg daher kommen sehe. Ich eile zu dem Sandwirthe, ihm diese schreckliche Nachricht zu melden, und treffe ihn, wie er eben ein Faſs von fünf Eimern von seiner Stelle hebt, und nun, überrascht von dem, was ich ihm sage, das Faſs in den Händen, unbeweglich vor mir stehen blieb. So sehr meine Gedanken in jenem Augenblick auf andere Dinge gerichtet waren, konnte ich dennoch nicht umhin die Stärke des Mannes zu bewundern. Was war aber jetzt zu thun? Der Feind so in der Nähe; wir ganz allein! Hofer stieg sogleich aus dem Keller, auf den Boden seines Hauses, von wo er die ganze Gegend überschaute. Mit entsetzenvoller Miene rief er aus: Ist es möglich, daſs dieſs alles Franzosen sind?“ — Es war ein einziges groſses Lager, welches sich den Berg hinab, von St. Leonhard bis gegen den Sand hin erstreckte. Sobald es dunkelte, sprach der Sandwirth zu mir: „Geh' Dönninger, recognoscir'!“ Er zog sein kleines schwarzes Pferd aus dem Stall, und umwickelte dessen Hufe mit Lumpen, dann ging er in die Schlafkammer, stieg auf das Bett und langte seine guten Pistolen herunter, die er mir mit ernster Miene gab. „Jetzt reit' zu!“ sagte er. So ritt ich unhörbar auf meinem schwarzen Pferd'l fort; ich und die Nacht waren eins. Auf dem rauhen Steinweg verlor mein Thier aber bald die Lumpen von den Füſsen und sein Schritt schallte laut. Zwei Bauern begegneten mir und widerriethen mir weiter zu reiten; es sey alles voll von Feinden und diesseits der Brücke stände schon die erste Vedette. Ich ritt dennoch meines Weges. Vor der Brücke rief die Vedette drei Mal ihr „*Qui vive!*“ Ich antwortete nicht, sondern ritt am Bache hin, aber nach dem dritten Mal schoſs die Vedette, ich schoſs zurück und nun sprengte ich, was ich konnte, davon. Wie nun Hofer, der wohl halb und halb seinen Lieblingswahn genährt hatte, diese Truppen könnten Oesterreicher seyn, die ihm zu Hülfe eilten, von mir die Bestätigung, daſs es Franzosen seyen, erhielt, beschloſs er sogleich sein Haus zu verlassen. Wir bestiegen noch in derselben Nacht eine Höhe der Kellerlahn, wo wir ein Obdach fanden. Es war tiefer Schnee gefallen, und der beschwerliche Marsch lieſs uns alle einige Stunden Schlummer finden. Mit frühestem Morgen erwachten wir und sahen ins Thal hinab, wie die Franzosen durchmarschirten. Wir waren nun froh in Sicherheit zu seyn. Es waren an viertausend Mann, nach unserer ungefähren Zählung. An demselben Morgen begab sich Hofer mit uns zu einem treuen Freunde, der auf seinem Hofe in Brandach wohnte. Hier fanden wir Bequemlichkeit und eine herzliche Aufnahme, und verlebten den Tag ziemlich ruhig. Am Abende erschienen aber zwei Capuciner, welche vorgaben von Baraguay d'Hillers geschickt zu seyn und eine Erklärung von dem Sandwirthe forderten, daſs er die Franzosen nicht mehr beunruhigen würde. Hofer stellte sie ihnen aus; da er aber hiedurch sah, daſs er hier auch nicht sicher mehr war, stieg er mit uns höher ins Gebirge hinauf, nach einer Mahder oder Sennhütte, die derselbe Freund, Pfandler mit Namen, in der Gegend vom Drahwald hatte. Nach einiger Ueberlegung fand er es gerathener, sich von seiner Familie zu trennen, und sie in das innere Passeyer zu schicken. Er nahm zärtlichen Abschied von seinem Weibe und seinen fünf Kindern, die von einem Knechte begleitet nach dem Schneeberge gingen, indeſs ich und er, schweren Herzens die Alpe, die vor uns lag, erstiegen.

2.

Ich trug eine Passeyerer Büchse mit Mehl und Schmalz. Unterweges übermannte uns der Hunger. Der Sandwirth trat in die Hütte eines armen Weibes, die ihn nicht einmal erkannte, und sagte: „Laſst's mich was kochen — mich hungert!“ Hierauf trat er zum Herde, ich öffnete unsern Vorrath, und der Obercommandant von Tyrol, der Schrecken aller Franzosen, der General Barbon, wie sie ihn nannten, that Schmalz in die Pfanne, und rührte einen Schmarren ein, der mir trefflich schmeckte.

Gestärkt machten wir uns weiter auf den Weg und erreichten endlich die Sennhütte. Sie befand sich in einem ziemlich verfallenen Zustande, wie die meisten im Winter. Es war ein Viehtrog darin und etwas Heu und Stroh, sonst nichts. Wie wir aber weiter nachsuchten, erblickten wir in einem Winkel zwölf Gewehre, worunter fünf geladene waren. Wir waren nicht wenig bestürzt hierüber, weil wir es uns nicht zusammenreimen konnten, wie diese Waffen hieher gerathen waren. Da konnte aber nichts ermittelt werden, weil niemand vorhanden war, darüber Auskunft zu geben. Einstweilen gingen wir daran, die Hütte etwas wohnlicher herzustellen. Zuerst wurden alle Oeffnungen mit Moos verstopft, dann Holz zur Heizung herbeigetragen. Der Viehtrog war unser Kanzleitisch, aber auch unsere Speisetafel, in einem Winkel der Hütte befand sich unser Heulager. So lebten wir einige Wochen, ohne beunruhigt zu werden. Der Freund Hofers, dem unsere Zufluchtsstätte gehörte, hatte uns zwei Knechte hinaufgeschickt, die der Sandwirth seine Ordonnanzen nannte, und die uns mit Lebensmitteln versorgen muſsten und eine Verbindung mit den Freunden und Getreuen unterhalten. Durch diese Leute wurden Briefe ausgestreut: „Hofer sey mit den Seinigen glücklich nach Wien gekommen, und es gehe ihnen dort sehr gut.“

Wir glaubten uns bereits hier oben von der ganzen Welt abgeschieden und vergessen, und überlieſsen uns einem Gefühle der vollkommensten Sicherheit, als eines Tages unsere Ruhe wieder gestört wurde. Wir sahen einige Männer durch den tiefen Schnee auf unsere Hütte zukommen. Es waren Tyroler Flüchtlinge, die Hofer aufsuchten und ihn um Geld und Zeugnisse baten, weil sie über das Gebirge, nach Oesterreich zu entkommen suchten, und dort sich als seine Treuen ausweisen wollten.

Hofer willfahrte ihrem Wunsche, obgleich ihm dieser Besuch nicht angenehm war. Leicht konnten sie aufgefangen werden, und dann wäre sein Versteck sogleich verrathen gewesen. Theils um uns Unterhaltung, theils die nöthige Bewegung zu verschaffen, stiegen wir dann und wann in den höher liegenden Wald hinauf, um Einiges zu schieſsen. Von hier sahen wir oftmals Franzosen unten durchs Thal ziehen, und schlichen dann betrübt und ängstlich in die Hütte zurück. — Nach dem Verlaufe von vier Wochen überraschte uns die plötzliche Ankunft der Sandwirthin mit ihren fünf Kindern. Ihr Aufenthalt am Schneeberge war verrathen worden, und ein Trupp Franzosen war ausgezogen, um sie gefangen zu nehmen. Der tiefe Schnee hemmte jedoch ihr Vorrücken, und sie waren genöthigt, des Weges kundige Bauern zu werben, die ihnen Bahn machen muſsten. Diese guten Leute waren jedoch entschlossen das Verderben von der Familie des Sandwirths nach Kräften abzuwenden. Sie führten die Franzosen an die steilsten, gefährlichsten Stellen, und schaufelten ihnen so viel Schnee ins Gesicht und Steine auf die Köpfe, daſs diese endlich von ihrem Vorhaben ablieſsen und den Rückzug antraten, da ihnen auch an der Gefangennehmung der Frau und der Kinder nicht so viel liegen konnte. Diese letztern aber waren kaum aus dieser Todesangst befreit, als sie ihren Zufluchtsort schnell verlieſsen, um den ihres Vaters aufzusuchen. Auch hier fanden die Armen nicht sehr tröstliche Aussichten. Die Töchter, Maria, Rosa, Anna und Gertraud mit Namen, muſsten sogleich hinab nach St. Martin, auf der andern Seite des Thales gelegen, gebracht werden. Johann, der Sohn, blieb bei uns.

Der Verrath seiner Familie hatte nun wieder ernstere Gedanken in Hofer hervorgerufen; die Sorge um ihre Erhaltung machte ihn ängstlich. Er wandte sich in einem Schreiben, das er mir in die Feder dictirte, an den Kaiser und bat ihn um Verhaltungsbefehle, um Trost und Hülfe, schilderte ihm seine klägliche Lage, und daſs er nun nicht lange mehr verborgen bleiben könne. Sein getreuer Johannes Wild erhält diese wichtige Depesche, und macht sich unter Segenswünschen und Gebeten auf den Weg nach Wien.

3.

Der Winter fing immer an härter zu werden, und unsere Einsamkeit wurde trauriger, wenn gleich das Gefühl von Sicherheit dadurch an Befestigung gewann. Die Schluchten waren angefüllt mit Schnee, und selbst die des Weges Kundigsten konnten nur mit Lebensgefahr zu uns gelangen. Auſser unsern Ordonnanzen fiel es auch niemand ein, uns aufzusuchen. Nach und nach gewöhnten wir uns an unsere Lage; wir hatten unsere täglichen Beschäftigungen, wir schaufelten Schnee, fällten Holz, besorgten die Küche, schossen dann und wann mit Vorsicht, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und rauchten unsere Pfeife. Alles war dem äuſsern Scheine nach ruhig, und auch in unser Inneres zog nach und nach Ruhe ein. Wir erwarteten getrost den Frühling, und hofften, dann werde der Sandwirth sich über die Gebirge nach Oesterreich zu wandern entschlieſsen, vorher aber noch den verrätherischen Bart abschneiden, woran ihn sogleich ein jeder erkennen muſste. Wir sahen endlich Wilds Zurückkunft vom kaiserlichen Hoflager ziemlich gleichgültig entgegen, weil wir uns in diesem Augenblicke von dorther doch keine Hülfe zu versprechen hatten, und wollten alles von der Zeit erwarten und von dem Himmel.

In dieser Lage überraschte es uns eines Tages nicht wenig, einen Mann den Berg hinaufklimmen zu sehen. Ein solcher Anblick war ganz geeignet, alle Bewohner der Hütte auf Einmal in die gröſste Unruhe zu versetzen. Wir lauschten aus den Gucklöchern, und ich erkannte einen Bauer, Joseph Raffel, der nach seiner Alpenhütte stieg, welche ein gutes Stück über der unsern lag, und wahrscheinlich Heu von dort herabholen wollte. Hofer gab sogleich Befehl, das Feuer auf dem Herde zu löschen, damit uns der Rauch nicht verrathe. Dieſs war aber schon zu spät. Schon lange hatte der Bauer sein Augenmerk auf unsere Hütte gerichtet und sich über den Rauch verwundert, der daraus emporstieg. Theils nun aus Neugierde, theils um von dem beschwerlichen Steigen ein wenig auszurasten, schlägt er die Richtung nach uns ein, und bald darauf sehen wir ihn freundlich überrascht zu uns eintreten. Der Sandwirth nimmt ihn mit Unbefangenheit auf, und jener zündet seine Pfeife an und setzt sich traulich an unsern Herd, auf dem das Feuer wieder angezündet wird. Dieser Raffel war ein armer Mann, und stand dabei nicht in dem besten Rufe. Hofers Unbefangenheit war daher nur erzwungen, und er dachte darüber nach, wie er sich der Treue des Mannes versichern sollte. Seine miſslichen Umstände bedenkend, bietet er ihm Geld an; aber Raffel schlägt es aus. Er verläſst uns nach einiger Zeit wieder, und bald darauf sehen wir ihn mit einem Heuschlitten, in einiger Entfernung von der Hütte, thalwärts fahren.

Seit dieser Stunde wuchs Hofers Sorge und wurde bald zur peinigendsten Angst. Eine innere Stimme schien ihm zu sagen, daſs dieser Raffel ihn verrathen würde. Er sendet einen neuen Boten an den Kaiser, ohne die Rückkehr des ersten abzuwarten. Ich drang in ihn, selbst den Weg nach Oesterreich einzuschlagen; das Sarnthal war bald erreicht, von dort gelangt man auf die Rittner Alp, und von hier durchs Wippthal hinuber nach dem Pusterthale. Es hatte sich seiner aber eine Unentschlossenheit bemächtigt, die uns allen unerklärlich war; er schien an den Boden gefesselt, auf dem ihn sein Geschick ereilen sollte. Seine Sendung war zu Ende. —

Am 26 Januar 1810 hatte er seinen zweiten Boten nach Oesterreich abgefertigt, und den 27 brachten wir mit Rathschlägen hin', was wohl in dieser Lage nunmehr noch Anderes als Flucht uns ubrig blieb. Am Abende dieses Tages wurden die Ordonnanzen hinabgeschickt, um Lebensmittel heraufzuholen; und wir gingen sehr bekümmert schlafen. Der Sandwirth und sein Weib lagen unten im Stalle; ich und der Sohn schliefen auf dem Heu unterm Dache. Am Morgen des acht und zwanzigsten erwache ich plötzlich durch ein Geräusch; ich horche auf — es sind Schritte im hartgefrornen Schnee. Ich springe auf und sehe, daſs noch die Sterne am Himmel funkeln; so früh konnten die Ordonnanzen noch nicht mit Fleisch und Brod da seyn, weil sie erst in St. Martin die Messe zu hören pflegten. Ich wecke hierauf den Sohn mit den Worten: Es kommen Franzosen! Auch er springt auf, und wir sehen einen Haufen Soldaten sich von vorn der Hütte nahen. Von dieser Seite war an kein Entrinnen mehr zu denken, daher klettern wir an der Rückseite der Hütte schnell hinab, um uns in dem hohen Schnee zu verbergen.

Man schelte uns nicht deſshalb, daſs wir an unsere Rettung dachten; dieser Trieb ist jedem Menschen angeboren; der Ertrinkende greift bekanntlich nach einem Strohhalm. Sollt' ich jetzt auf mein Gewissen sagen, ob ich Hofer in jenem Augenblicke verlassen wollte, ich vermag es nicht; aber eben so wenig kann ich läugnen, was ich that, wenn ich gleich durch mein nachheriges Betragen den Beweis ablegte, daſs mir das Leben gleichgültig war, und ich gern mit meinem väterlichen Freunde das Härteste ertragen wollte.

Kaum hatten wir aber den Boden erreicht, als wir uns ergriffen sahen, denn auch von dieser Seite naheten Soldaten. Die Hütte war umzingelt. Wir wurden sogleich gebunden und seitwärts in den Schnee geworfen. Von dem Lärm unterrichtet, was drauſsen sich zutrug, trat der Sandwirth jetzt schnell aus der Hütte und fragte mit fester Stimme: „Wer spricht Deutsch?“ Der Anführer des Pikets trat vor.

„Sie sind gekommen,“ sagte Hofer zu ihm so laut, daſs es alle verstehen konnten, „mich hier gefangen zu nehmen. Hier bin ich. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, denn ich bin schuldig. Für mein Weib, mein Kind und diesen jungen Menschen bitt' ich aber um Gnade, denn sie sind wahrhaft unschuldig.“ Hierauf gab der Adjutant Befehl, ihn und die Frau zu binden. Die Soldaten benahmen sich wie Henkersknechte dabei, sie schlugen und miſshandelten ihn und rissen ihm den Bart aus, daſs das Blut zu rieseln begann, und an der kalten Luft gerinnend, ihn alsbald mit einer blutigen Kruste bedeckt hatte. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick. Als man auch uns nun herbeischleppte, um uns alle zusammen zu escortiren, da erhob sich der Sandwirth aus seinem tiefen Schmerze und sprach: „Betet, seyd standhaft, leidet mit Geduld, dann könnt Ihr auch etwas von Euern Sünden abbüſsen." —

Nachdem er dieſs gesagt, wurde Marsch commandirt, und wir wurden von der Alpe hinabgetrieben, wo wir acht volle Wochen in steter Angst und Hoffnung zugebracht hatten. Man escortirte uns nach Meran. Wie wir durchs Passerthor unsern traurigen Einzug hielten, flohen die Leute in ihre Häuser zurück und weinten. Niemand vermochte den Anblick unsers Elends zu ertragen, und die wilde, kriegerische Musik, die vor uns herzog, die Kanonen, die uns escortirten, die unbarmherzige Behandlung, welche sich die Soldaten gegen uns erlaubten, und ihre lauten Flüche dienten nur dazu, den Schrecken und das Entsetzen an den Orten, wo wir durchkamen, zu erhöhen. Die Soldaten, die uns escortirten, waren von den italienischen Truppen und wahrhafte Barbaren, ohne alles Gefühl von Menschlichkeit.

Dieselbe Trauer wie in Meran erregte unser Schicksal bei den Einwohnern von Botzen, und nur die Trientiner frohlockten laut in den Straſsen, und höhnten uns, wie wir dort durchpassirten.

Hofer allein hatte Stiefel an, wir andern hatten bloſse Füſse, und der eilige Marsch über Eis und spitzige Steine war uns sehr verderblich gewesen. Unsere Füſse waren über und über geschunden und bildeten nur eine einzige, schmerzhafte Wunde. Wie wir in Botzen auf der Wache zum erstenmal in ein geheiztes Zimmer kamen, wurden unsere Leiden unerträglich. Ein französischer Arzt verordnete, daſs wir die Füſse sogleich in gestoſsenes Eis setzen sollten, welche Cur uns wahre Höllenqualen bereitete. Um Leib und Hände waren wir mit groben Stricken gebunden, und auch dieſs konnte nicht ohne Schmerzen ablaufen. Der Sandwirth, der vielleicht stärker als wir andern gebunden worden war, konnte, nachdem man ihn seiner Bande entledigt hatte, eine

Viertelstunde lang die Hände nicht rühren. Als der commandirende General Baraguay d'Hillers unser Elend sah, ward er wüthend über diese Miſshandlungen und stampfte vor Unwillen mit den Füſsen. Von diesem Augenblick an wurde uns mit mehr Achtung begegnet. Vor unserer Abreise von Botzen wurde Hofers Gattin und sein Sohn von ihm getrennt. Während der Nacht nahmen sie den zärtlichsten, rührendsten Abschied; dann blieb ich nur noch allein bei ihm; sein treuer Leidensgefährte bis zum Tode. Ich hatte damals keinen andern Wunsch, als mit ihm sterben zu können.

Wir kamen nach Mantua und bewohnten ein und denselben Kerker in den Kasematten der Festung. Meine schwächere Natur drohete diesen Strapazen und stürmenden Ereignissen zu unterliegen. Meine Füſse waren noch immer wund, ich war nicht mehr im Stande zu gehen, und lag wimmernd auf dem Lager. Da nahm Hofer mich auf seine starken Arme, nannte mich seinen alten, treuen Dönninger, wie er in guten Tagen zu thun pflegte, und trug mich stundenlang im Kerker auf und ab. Sein Vertrauen auf die Mutter Gottes verlieſs ihn nie. Er betete alle Tage fünf Rosenkränze, und forderte auch mich dazu auf.

Die Einwohner von Mantua zeigten viel Theilnahme für unser Schicksal. Sie verpflegten uns während unserer Gefangenschaft auf das beste, und man sagte mir, daſs die Stadt fünftausend Scudi für Hofers Leben dem Commandanten der Festung angetragen haben soll. Von Seite dieses Commandanten wurde dem Sandwirth gleichfalls Begnadigung angetragen, wenn er sogleich in französische Dienste treten wollte. Er aber schlug diese Bedingung standhaft aus und zog es vor zu sterben. Mit groſser Ruhe sah er seinem letzten Augenblick entgegen, der — das wuſste er — nicht mehr ferne seyn konnte.

Um Mitternacht von dem 19 auf den 20 Februar wurden wir ganz unerwartet aus dem Schlafe gestört. Sieben Officiere, welche das Kriegsgericht bildeten, traten herein, begleitet von dem Gefangenwärter und dem Eisenmeister. Mir wurde angedeutet, daſs ich den bis jetzt gemeinschaftlichen Kerker verlassen sollte. Mit Thränen nahm ich von Hofer Abschied, der groſse Fassung zeigte; dann überlieſs ich mich meinen Führern, die mich in ein anderes Gefängniſs brachten, welches nur durch einen schmalen Gang von dem ersten getrennt war, und von wo ich durch das kleine Fenster in der Thür hinübersehen konnte. Meine Unruhe hielt mich an diesem Fenster, bis die Leute den unglücklichen Helden wieder verlassen hatten; dann — als es wieder ganz still geworden war, zog ich mich erschöpft zurück und warf mich auf mein Lager. Schlafen konnt' ich nicht. Fürchterliche Beängstigungen quälten mich. Das endliche Schicksal Hofers blieb mir nicht länger zweifelhaft. Ich wünschte auch mein Todesurtheil zu vernehmen.

Kaum daſs der graue Tagesschein sich wieder in meinem Kerker zu verbreiten anfing, so hörte ich langsame Schritte durch den Gang, der die beiden Gefängnisse trennte. Die Schlüssel des Gefangenwärters rasselten, ein Fieberschauer durchflog mich, ich stand bebend wieder am Fenster. Man öffnete drüben die Thür, und ich sah einige Geistliche eintreten. Ich wollte ihre Zurückkunft erwarten; sie blieben sehr lange. Endlich erblicke ich den vornehmsten jener Geistlichen allein, wie er quer über den Gang schreitet, und meine Thür zu öffnen befiehlt. Es war der Erzpriester von Mantua. Er überbrachte mir etwas Geld, das Vermächtniſs Hofers, und folgende Zeilen, mit Bleistift geschrieben: „Lieber Cajetan, empfange hier das letzte Vermögen, was ich habe. Lebe wohl und bete für mich, denn um eilf Uhr muſs ich heute sterben.“ —

Schluchzend warf ich mich zur Erde, ich wollte mit ihm sterben, und flehete laut um diese Gnade. Meine Verzweiflung wuchs von Minute zu Minute.

Mit Angst horchte ich auf den Schlag der groſsen Uhr der Festung. Jetzt schlug sie zehn. Mit dem letzten Glockenschlage wird es wieder lebendig im Gange. Ich höre Trommelwirbel. Die Wachen ziehen auf, und Gang und Vorsaal werden bis in den Hof mit Soldaten besetzt. Das laute Commando, der einförmige Marsch, das Klirren des „Gewehrs beim Fuſs,“ dieses alles erfaſst mich schrecklich in dem entscheidenden Augenblicke, der einem edeln Menschen das Leben rauben soll. Von nun an hänge ich an der Thür, meine Blicke haften fest auf der gegenüberliegenden, die noch immer in ihren Angeln ruht. Mit Aengstlichkeit horche ich einem jeden Viertelschlage der groſsen Uhr. Ein kalter Schweiſs bedeckt mich, mein Athem wird kürzer, der Gedanke: keine Rettung, keine! und das Gefühl meiner Nichtigkeit pressen mir immer krampfhafter die Brust zusammen.

Jetzt schlägt es halb — nun Dreiviertel. Die Kerkerthür drüben wird geöffnet und Hofer tritt mit dem Erzpriester heraus, von den andern Geistlichen gefolgt. Sie gehen langsam den Gang hinunter. Ich betete still und horche immer ängstlich dabei auf. Da tönt ein starker Schuſs mir ins Ohr, und ich stürze zurück. Eine todtenähnliche Ohnmacht hat sich meiner bemächtigt. —

Man sagt, Hofer habe selbst: Gebt's Feuer! commandirt, und sey nicht sogleich, sondern erst durch einen sogenannten Gnadenschuſs getödtet worden. *)

---

*) Sein Begleiter zum Tode, den der Erzähler „den Erzpriester von Mantua“ nennt, war der Propst Manifesti. Er sagte vom

Dieſs ist zu Mantua am 20 Februar 1810, Vormittags um 11 Uhr, vollzogen worden. Einen Tag später soll Hofers Begnadigung eingetroffen seyn. —

Ich kam hierauf aus dem Gefängniſs, und ward nach Corsica gebracht, wo ich Dienste bei den leichten Truppen nehmen muſste. Endlich ranzionirte ich mich selbst und erreichte glücklich mein Vaterland wieder. Unfern von Botzen lief mir ein Bauer nach, der mich sogleich erkannt hatte und mich beim Namen rief. Er erzählte mir von dem Verräther Hofers, der nach Bayern habe fliehen müssen, und dort einen kleinen königlichen Dienst bekommen habe. Der Preis, den die Franzosen auf des Sandwirths Kopf gesetzt hatten, ist ihm nie ausbezahlt worden, wohl aber wurde ihm der Haſs und die Verachtung aller Tyroler zu Theil, und seine Landsleute im Passeyerthale, das er bewohnte, wollten ihn nicht länger in ihrer Mitte dulden. Ich habe keine Ursache, seinen Namen zu verschweigen, da jedes Kind in Tyrol damit den Begriff des schändlichsten Verräthers verknüpft und ein noch nicht genugsam widerlegtes Gerücht auf den Namen des Geistlichen Donay diese Schandthat anfänglich zu wälzen bemüht war. Es war aber jener Raffel, der uns durch Zufall in unserer Sennhütte traf, dort an Hofers Herde mit ihm rauchte, und von ihm mit Geld beschenkt wurde. Ein wilder Americaner würde sich dadurch allein schon ihm treu verbunden gefühlt haben; und hier sollten noch ganz andere Gefühle mitsprechen. — Ewige Schmach brandmarkt diesen Namen unter uns. —

Am 30 Mai 1816, als Kaiser Franz die Huldigung seiner treuen Tyroler wieder empfing, sang unser vater-

---

Hofer: *„Con somma mia consolazione ed edificazione ho ammirato un uomo, che e andato alla morte come un eroe cristiano, e l'ha sostenuto come martire intrepido."*

vaterländische Dichter, Aloys Weissenbach, im Sinne des verklärten Hofers:

„Ihr werdet frisch erblühen, ich muſs modern,
Nichts als das Eine hab' ich noch zu fodern:
Franz! eine Schaufel Erde von Tyrol!" —
Und auch dieſs ist seitdem erfüllt worden. —

III.

Auszug

aus einem Schreiben an Herrn von Pühler zu Neumarkt, welches Hofer, vier Stunden vor seiner Hinrichtung, abfaſste.

(Nach der im Ferdinandeum zu Innsbruck befindlichen authentischen Abschrift.)

Liebster Herr Prueder,

der götliche willen, ist es gewössen, das ich habe miessen hier in Mandua, mein zeitliches mit den Ebigen verwözlen, aber gott seie Danckh um seine gödliche gnad, mir ist Ess so leicht for ge khomen, das wan ich zu waſs anderen ausgefierth wurd, gott wirth mir auch die gnad Ver leihen, wiſs in lösten augen Plickh, auf das ich khomen khon, albo sich mein sehl mit alle ausser wölte, sich Ebig Ehr freien mag, allwo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott abſonderlich fir Wölliche ich in meresten, zu Bitten schuldig Bin, und fir sie Und inen frau liebst, wögen den Piechl, Und andere guet datten, auch alle hier noch lebente guete freint sollen fir mich Bitten, Und mir aufs die heissen flamen helfen, wan ich noch in Fegfeir Piessen muſs,

Die gottes dienst solle die liebste mein: oder Wirthin zu ſsanct Marthin halten lassen, bein Rossen farben Pluet, *) Pitten in pede Pfaren, den Freinten bein Unter Wirth ist ſsuppe Und fleisch zu göben lassen nebst Einder halben Wein.

Lieber Herr Pickhler, gien ſsie mir hinein, Und bein Unter Wirth zu ſsanct Marthin zeigen sie die ſsache an, Ehr Wirth schon angestald machen, Und machen ſsie ſsonst niemand nicht khomper V. disser ſsache.

V. der Welt lebet alle wohl, wiſs mir in Himel sam khomen, Und dortten gott loben An ent, **) alle Passeyrer Und Bekhonte, sollen mir Einge denckht sein in heilligen geBeth Und die Wirthin ***) solle sich nicht so Be khimeren ich werde Piden bei Gott fir sie alle,

Ade mein schnede Welt, so leicht khombt mir das gesterben for das mir nit die Augen nass werden geschrieben um 5 Urr in der frue, Und um 9 Urr Reiſs ich mit der Hilfe aller heilig zu gott

Mandua den 20 Februari 1810

Dein in Leben geliebter Andere Hofer
v. ſsant in Passeyer
in namen des Herrn Wille ich auch die
Reisse for nemen mit Gott.

Ein Tagesbefehl Hofers.

Mitgetheilt von seinem Vetter, dem Schloſshauptmann auf Tyrol, bei Meran.

iadem ich nit Iberall khon sein

so werden folgente offezier Ehrnent Vor mir, und wen es die Leit nit anstendig ist, so werden sie Ihnen wohl selbst Ihre Ehr wöhlen. Mit Comän-

---

*) Beim rosenfarbenen Blut.

**) Ohne End'.

***) Seine Frau

dänt ist Johan Schöll Gärbermeister in der Riſs Schitzen Hauptleit werden Von mir 2 forgeschlagen, Johan Hofer Cassier, und Andere Pichler, schitzmeister. Waſs die Andre Offezier seyn solle man söchen guete verthraute und hertzehaffte leit zu nemen, als feldPatter ist der Thitl. H. Hofer Ehr nant, Praucht noch mehr, so wirth man Eſs wohl söchen, söchet won die leit kommen, das die Khopperalschafften was khriegen, und theilt auſsnander, was Pulfer und Plei ist, damit nicht alles auf die löst bleibt zum abmarschiren. und man mueſs auch söchen, den benach Berten Gögen ten itwaſs for zu ströckhen, won sie sollen noth leiden ſsonst khennen mir nicht Priederlich leben, und khenen unſs auch nicht helfen, wan der Anwald sein Meinung saget, ober glaubet Ein Pakh Roſs mit zu nemen oder nit,

de 10 diſs 1809.

Andere Hofer
Ehrnentter Comändänt.

VI. Capitel.

Die Strasse über das Wormser Joch.

Das untere Vintschgau. — Stilfs. — Trafoi — Gletscher. — Der Ortles. — Das Joch. — Die Galerien. — Schneeregion. — Italienische Seite. — Spondalunga. — Die Adda — Die Quellen von Bormio. — Das Valtelin. — Die Stadt — Unglücksfälle.

Die neue Straſse, welche aus dem Vintschgau in das Veltliner Thal, über die höchsten Alpen Tyrols, in einer Höhe von beinahe 10,000 Fuſs über der Meeresfläche nach Mailand führt, ist von allen europäischen Straſsen die bewundernswertheste. Kein anderer Alpenpaſs, weder der Gotthard, Splügen, Mont-Cenis, noch Simplon, zeigt diese Kühnheit in der Anlage, diese Vollendung in der Ausführung, keiner erhebt sich zu solcher Höhe, bei keinem waren die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegen stellten, so ungeheuer.

Ich verlieſs Meran um halb fünf Uhr des Morgens, und hatte um zehn Uhr bereits den Punkt über Eyrs erreicht, wo die neue Straſse in geradester Richtung das Vintschgau quer durchschneidet und Prad zuläuft. Hier befindet man sich bereits an 3000 Fuſs über dem Meeresspiegel. Schon hinter Meran, die Töll hinan, zieht sich der Weg bedeutend in die Höhe, und auffallend ist bereits der verschiedenartige Anbau der beiden Nachbarthäler der Etsch.

Während das eigentliche Etschland wie ein ungeheurer Garten sich den Blicken öffnet, ist die Wiege des Stromes, das alte Vintschgau (Vinstgau, *Finis gowe*), rauh und wild auf seinen Höhen, und bringt in seinen Niederungen und Schluchten nur nordische Getreidearten, Korn und Gerste hervor. Die edleren Früchte gedeihen hier schon nicht, bis endlich in dem nördlichsten, höchsten Winkel, wo das Vintschgau an die unwirthbare Fernerwelt des Oberinnthals stöſst, fast alle Vegetation aufhört. Der Anfang der Straſse ist breit, eben, fest, mit niedrigen, behauenen Klötzen von Lärchenholz eingefaſst, und führt durch gut bebaute Felder geradeswegs nach Prad, wo der eigentliche Gebirgspaſs sich zu erheben beginnt.

Das Thal ist eng, von kühnen Felsenformen eingeschlossen, die zum Theil mit Laubholz bewachsen sind; hie und da sieht man Getreidefelder und wohl auch ein kleines Gärtchen, auf spärlich zusammengetragener Erde und auf wohlgestützten und ummauerten Terrassen, die kleinen Häuser umgeben. Einen interessanten Anblick gewährt Stilfs, das man den Hauptort dieses Passes nennen könnte, da nach ihm der höchste Punkt desselben „das Stilfser Joch“ (*giogo di Stelvio*) benannt wird. Die Tyroler nennen es aber gemeinhin „das Wormser Joch,“ von Worms (*Bormio*), der ersten Stadt im Veltlin (*Val Telina*), wohin mein heutiges Reiseziel gesteckt war.

Stilfs liegt rechts am Wege, einen sehr steilen Berg hinan. Die kleinen Gärtchen sind fast senkrecht unter den Häusern, und diese wieder eben so übereinander gebaut. Wer hier seinen Nachbar besuchen will, muſs einen halsbrechenden Weg zurücklegen, und das Ganze sieht von unten einer schlechtgemalten Tapete gleich, die an den Felsen aufgehängt ist. Ringsumher sieht man nur unförmliche Steinklumpen statt malerischer Felsenpartien, verwittertes Gerölle und trostlose Alpenhaide. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch, daſs der arme Ort jeden Winter zerstörenden Lawinen ausgesetzt ist. Unten in der Schlucht rollt der wilde Suldnerbach, vom nahen Suldnerferner herabströmend, seine aschgrau schäumenden Wogen, bis ihn etwas höher ein noch tosenderes Wasser, der Trofoibach, vom Trofoiferner kommend, ablöst. Schon ragen die höchsten Zinken dieses majestätischen Ferners über den grünen Kuppen hervor; man bemerkt, wie die abgeglatte, feste Lage des Schnees plötzlich wie abgebrochen erscheint: hier hat sie eine Lawine losgelöst. Das Auge verweilt mit Entzücken an dem fremdartigen Schauspiele. Alles erregt Bewunderung, man glaubt, der Schnee bewege sich, er riesele in die Tiefe — es sind jedoch die Schatten von Wolken, die über der glänzenden Fläche im Fluge vorüberziehen. Oeder wird die Gegend, nur einzelne Häuser auf den Anhöhen; der Anbau umgibt sie nur in der engsten Nähe, in der Entfernung verschwindet er gänzlich; Föhren und Tannen kränzen die Felsen zu beiden Seiten, die Zinken und Hörner der Ferner rücken näher und werden gigantischer; man naht sich bereits den Wildnissen der Natur, wo dem Menschen nicht mehr die wohnlichen Stätten gewährt sind; wir würden uns beengt, von einem unheimlichen Gefühl ergriffen sehen, müſsten wir auf einsamem Saumpfade diese Einöde durchziehen, aber diese herrliche Straſse wird uns nun zur traulichen Gefährtin. Je steiler die Felsen, desto höher, fester, schützender die Brustwehr, je tobender der Gletscherbach, desto sicherer gemauert die Brücke. Dieses angenehme Bewuſstseyn läſst uns die wilden Naturscenen, denen wir uns nähern, mit ruhigem Auge betrachten, und den wildern mit frohem Muth entgegen gehen.

So hatten wir Trofoi erreicht am Fuſse des

Orteles, dessen Gipfel hier jedoch noch nicht sichtbar ist, dem herrlichen Trofoiferner gegenüber. Es war zwölf Uhr, und wir machten Halt. Der Ort ist nur klein, und die Häuschen sind es auch. Sie sind meist an schroffen Abhängen gebaut. In ihrer Mitte befindet sich ein kleines Kirchlein, wo die Ehen eingesegnet und die Kinder getauft werden; die Leichen müssen aber über Gebirgssteige nach Stilfs hinunter gebracht werden, weil hier kein Gottesacker ist. Hier wächst nichts mehr; alle Nahrungsmittel müssen fünf Stunden weit herbeigeschafft werden, und doch fanden wir ein Mittagsmahl von vierzehn Schüsseln, das bloſs in Folge des früher eingetroffenen Laufzettels auf der Post für uns bereitet war. Wir hatten Hühner, Fische, wilde Tauben, Ragout in Pasteten, Torten, Crême von Chokolade, und Einiges davon sogar nicht übel zugerichtet; doch war im Ganzen die Kochkunst der Frau Posthalterin nicht eben sehr zu loben, und wir hungerten inmitten des Ueberflusses. Der gute Wille, die Reinlichkeit und die überraschendste Wohlfeilheit verdienen hingegen groſses Lob. Die Häuser in Trofoi sind alle mit Holzschindeln gedeckt, die Mauern sehr massiv, die Fenster klein, und man scheint auf den Besuch der Lawinen vorbereitet zu seyn. Wenn gleich Trofoi für die erste Gefahr durch einen bedeutenden Waldstrich oberhalb des Ortes geschützt zu seyn scheint, so sahen wir doch ungefähr fünfzig Schritte vom Posthaus einen Stall, die Brustwehr der Straſse und Bäume zertrümmert und zersplittert daliegen, als traurige Zeichen eines verwüstenden Schneesturzes im vorigen Winter.

Hinter Trofoi hebt sich die Straſse bereits kühner. Man muſs ganze Strecken wieder zurückfahren, um die Höhe allgemach zu erreichen. Oft schlingt sich der Weg um die Felsen wie ein sogenannter Schneckenberg in einem Park; man sieht zehn bis fünfzehn Windungen über einander, sorgfältig ausgemauert und gestützt, die zuletzt in einer halbrunden Brustwehr auf schwindelnder Höhe sich enden, wie ein Belvedere. Man staunt freudig, wenn man die Blicke hinaufsendet, und doch weiſs man, daſs dieſs noch nicht das Ziel der Reise ist; höhere Felsen, unwirthbare, mit Eis und Schnee gekrönt, versperren den Hintergrund. Auch sie müssen zurückgelegt werden; wie wird der Weg dahin führen? wo zeigt sich die Bahn? die Felsen deckt ein fest anliegendes Moos, und ungeheure Riesentannen, wie ich sie selbst in Polens und Litthauens Urwäldern nie sah, streben aus dem Abgrunde hervor, in dem der brausende Bach immer tiefer sich das Bett wühlt. Diese Baumgiganten halten an der Gränze der Vegetation die ewige Wacht; gleich nach ihnen trifft man nur noch die Zwerge der Pflanzenwelt, das Gestrüpp und das Knieholz; dann beginnt der Granit zu sprossen aus uraltem Eis und Schnee, die seit Beginn der Schöpfung kein Sonnenstrahl schmolz. Wie in der vegetabilischen, eben so ist es auch in der Thier- und Menschenwelt. Neben dem riesigen Russen wohnt der zwerghafte Samojede, neben dem Patagonen der Pescheräh, und damit hört das Menschengeschlecht auf, und Bären und Wallrosse treiben auf schwimmenden Gletschern des Eismeers. Auch in diesen hohen Thälern leben Bären, die sich im Winter selbst bis zur Straſse wagen.

Die Fernerfläche, die man vor kurzem noch von unten aus ehrerbietiger Ferne begrüſste, rückt nun näher. Wir haben ihren Fuſs schon tief unter uns, und die Capelle „zu den drei Brunnen," ein Wallfahrtsort am Fuſse des Orteles, liegt wie ein Punkt zu unsern Füſsen. Das Eis des Ferners ist geborsten und zeigt uns einen hellgrünen Krystall, wie Aquamarin, was gegen den Schnee allerliebst absticht und dem Koloſs einen Anstrich von Eleganz und Zierlichkeit verleiht. Um einen noch angenehmern Contrast zu bilden, färbt der herabstürzende Bach den von ihm unterminirten Schnee grauschwarz, und gibt ihm das Ansehen vulcanischer Asche. Gerade aus der Mitte der sehr breiten Fernerfläche erhebt sich der Riesenkegel des Mandatsch, dunkelschwarz, mit grauen Rissen, und zur Seite lehnt sich gewaltig, wie auf seine feste Stütze mit Zuversicht vertrauend, in ganz schräger Richtung der Fuſs des Orteles, ein kahler, nackter Felsen, der in dem Thale wurzelt. Und neben diesen trotzigen Riesen zieht sich die Straſse wie ein leichtes Band in Windungen hin, die mehr die Laune als die Nothwendigkeit geschaffen zu haben scheint. — Wir kommen an ein geräumiges Haus, sehr fest gebaut, mit starkem Dache, kleinen Fenstern und einer Einfahrt. Es ist die erste Cantoniera, die nun bis zur Höhe in gemessenen Zwischenräumen anzutreffen sind. Hier wohnen die Straſsenaufseher und Wegmacher; auch sind es Zufluchtsstätten für die Reisenden, die in ungünstiger Jahreszeit hier ein warmes Zimmer, Betten und einige Erfrischungen finden. An dem Felsen, oberhalb der Straſse, erblickten wir die erste Strichwand gegen Lawinen; ein Beweis, daſs hier bei frischgefallenem Schnee Gefahr obwalte. Diese Strichwände wiederholen sich bis zur höchsten Höhe und dienen sowohl dazu, die Schneemasse zu brechen, als ihr eine bestimmte Richtung zu geben. In dieser Region sahen wir das letzte Grün, einen kleinen Alpenrain, zur Seite des Gletschers eine unbewohnte Sennhütte darauf. Sie war zur Hälfte eingefallen und längst der Lawinen wegen verlassen; ein trauriges Bild: der unmächtige Kampf des verlöschenden Lebens gegen den starren, eisigen Tod.

Wir blickten über uns und zählten hier sechszehn Windungen, welche die Straſse machte, bis sie zuletzt sich auf der Höhe wiederum in einem Punkte, gleich einem Belvedere, endete. Es ging nicht sehr steil hinan, bei jeder Windung sahen wir Trofoi unter uns liegen, und dieſs überzeugte uns, daſs wir, trotz alles Rück- und Vorwärtsfahrens, trotz alles Drehens und Wendens, welches einer der Mitreisenden mit den Touren eines Contretanzes nicht übel verglich, dennoch stets nur einen und denselben Felsen hinanklommen, der die Gletscher schon weit überragte, die wir, endlich auf der Höhe angekommen, tief unter uns erblickten. Hier hatten wir die Poststation „Franzenshöhe“ erreicht, die auf einem Plateau, über den Abgrund hinausragend, erbaut ist. Das Joch thürmte sich nun in seiner furchtbaren Erhabenheit vor uns auf. Der Reisende müſste zusammenschauern, wenn ihn der Gedanke nicht belebte, daſs jene kühnen Ingenieurs, welche die Straſse bauten, hier auch nicht den Muth verloren haben. Bei der Franzenshöhe angekommen, glaubt man schon das Höchste der Straſse erreicht zu haben: tief unten das Pygmäendorf Trofoi, verschwunden die mächtigen Riesentannen, verstummt der Fernerbach, der noch vor kurzem so donnernd toste, und den man noch immer sieht, ohne ihn zu hören, selbst höher schon als die Ferner, deren Spitzen uns so majestätisch überragten. Aber welch ein Anblick! an der steilen Felswand des Joches, wo man vergeblich die Stelle sucht, an welcher der Fuſs haften könnte, hängt die Straſse, im Zickzack daran schwebend und von dünnen weiſsen Streifen umsäumt, die, in der Nähe betrachtet, sechs bis acht Fuſs hohe Schneewände sind. Auf einem Punkte hinter der letzten Cantoniera macht uns der Postillon aufmerksam, und wir wenden den Blick. Der Orteles ist hier unser nächster Nachbar; alle andern Höhen sind zurückgedrängt oder in die Tiefe gesunken. Mit jedem Schritte steigt seine Spitze höher empor. Nie ist mir ein zierlicherer Koloſs vorgekommen. Man glaubt, diese 14,000 Fuſs hohe Ortelesspitze sey von einem Conditor aus Dragant verfertigt und dann fleiſsig überzuckert, so nadelspitz läuft sie zu, so anmuthig erhebt sie sich, so reizend zeigt sie einen Vorsprung nach Nordwest, der wie ein Tempeldach auf Säulen aussieht.

Wir standen nunmehr am Fuſse des Joches, und der Postillon trieb unsere vier Pferde den Anfang des Zickzacks muthig hinan; der Gedanke, daſs wir uns nun dort befanden, wo wir vor wenigen Augenblicken noch so überrascht hinangeblickt hatten, machte uns schwindeln. Wie früher Trofoi, so hatten wir jetzt beständig Franzenshöhe und alle die Windungen der Straſse, die wir bereits zurückgelegt hatten, senkrecht unter uns. Beim schnellen Umbiegen, indem man eine neue Windung aufwärts fährt, ist dieser Blick in den Abgrund, an dessen schroffem Rand man knapp dahinfährt, wirklich schaudererregend. Die Möglichkeiten, die hier eintreten können, darf man sich gar nicht denken. Wenn die aufgemauerte Straſse sich nur ein wenig senkte, wenn sie sich vom Felsen löste, wenn die hölzerne Brustwehr, noch überdieſs schadhaft und zum Theil zertrümmert, gänzlich wiche? Wenn die furchtbaren, in Tyrol so häufigen Steinlawinen, „Murren“ genannt, uns hier überraschten? Doch wer will sich damit den Sinn umdüstern und die Brust beengen? Wir lachten und scherzten und vertrauten der Straſse, der selbst schon der greise Monarch auf der Reise in sein lombardisches Königreich sich anvertraut hatte, und die in wenigen Tagen der Erzherzog Johann, aus Mailand kommend, befahren sollte.

Wir fuhren nun fast immer unter bedeckten Galerien von sehr solider Bauart und höchst zweckmäſsig eingerichtet, um die Lawinen so schnell als möglich in den Abgrund zu befördern. Es sind Schuſslehnen, sehr abschüssige, starke Dächer, aus aneinander gefügten Dielen von Lärchenholz, auf Pfählen und Widerhaltern ruhend, durch eiserne

Klammern verbunden, wie sie beim stärksten Brückenbau angewendet werden. An der Felsenseite liegen diese Dächer auf Balken, die tief in die Felsen hineingehen, und diese Constructionen beruhigen gewiſs auch den zaghaftesten Reisenden gänzlich. Wir sind jetzt an jene Stelle gelangt, welche „bei den Wandeln“ genannt wird. Anfänglich hat hier ein Posthaus gestanden; eine Lawine hat es an einem traurigen Winterabende hinabgeschleudert. Der Postmeister, ein junger Mann, wartete auf die Briefpost von Bormio, die des Schnees wegen sehr lange ausblieb. Er war indeſs in das obere Stockwerk gestiegen, um sich auf das Bett zu legen, während zwei Knechte unten blieben, um ihn zu wecken. Sie vermochten dieſs jedoch nicht mehr. Der ankommende Postillon fand alles in Schutt und Schnee tief unten begraben; auf dem Postmeister lag ein Fels von so beträchtlicher Gröſse, daſs zehn Menschen ihn mit Mühe abwälzten, die Knechte im untern Stocke waren aber wie durch ein Wunder gerettet worden. Steine und Gebälke hatten ein Schirmdach über ihnen gewolbt, und es gelang, sie wieder ins Leben zurückzubringen. Das Posthaus ist an dieser Stelle nicht wieder erbaut, sondern nach der Höhe verlegt worden. Man schreibt das Unglück zu groſser und doch ganz ungeeigneter Vorsorge zu. Denn statt das Haus ganz nach Art der Galerien zu construiren, wurde es nach dem Felsen hin mit einer sehr starken Mauer versehen, die etwas hervorragte, um den Schneesturz aufzuhalten. Aber eben diese Hemmung war es, was Mauer und Haus der Zertrümmerung preisgab. Nicht Hemmnisse, sondern fördernde Brücken soll man so drohendem Feinde bauen.

Auf einigen der Dächer ruhte noch eine schwere Schneelast, die nun unter den Strahlen der Juniussonne zu schmelzen begann, so daſs wir unter einem beständigen Regen hinfuhren. An den Seiten der Galerien waren dicke Wände sechs bis acht Fuſs hoch, welche jede Aussicht versperrten und Ueberbleibsel von Lawinen zu seyn schienen, denen diese Wandeln am meisten bloſsgestellt sind. Die Hälfte der Straſse, auſserhalb der Galerien, war nicht zu passiren; theils war sie mit Schneebergen bedeckt, theils gänzlich zertrümmert, die Balustraden ausgerissen u. s. w. Endlich erreichten wir die Höhe und jauchzten. Wir hielten mit unserm vierspännigen Reisewagen, höher, als irgend einer in diesem Augenblick in Europa, denn wir waren die Einzigen hier. Seitwärts war ein abgestumpfter Kegel errichtet, und darauf stand zu lesen: *Confine* 1828, und nach der Seite, von wo wir kamen, *Territorio Tirolese*, und nach der, wohin wir fuhren: *Territorio Lombardo*. Vor uns lag eine Cantoniera, wo wir zwei Pferde lieſsen, und schnell rollten wir zwischen einem fast ebenen, ins Unendliche sich ausdehnenden Schneefelde, die Straſse war ausgeschaufelt, dem Posthause: *Giogo di Stelvio*, zu, etwas mehr als 9800 W. Fuſs über dem Spiegel des mittelländischen Meeres erhaben. Hier wurden unsere Pässe visirt, womit der gute Gendarme eine ziemliche Zeit hinbringen muſste, weil sie deutsch waren; unterdeſs trat ein Kerl an den Wagen, der ein Trinkgeld als Stalliero ziemlich trotzig begehrte; die Postillone schrien laut mit einander, so daſs, trotz der siberischen Gegend, wir dennoch merkten, daſs wir uns in Italien befanden. An Santa Maria, einer einsam im Schnee stehenden Kirche vorbei, führt der Weg jäh hinab nach Spondalunga. Hier verschwindet der Schnee wieder, und man erblickt den nackten Fels. Die Straſse stellt sich fast so, wie oberhalb Trofoi dar; nur sind die Windungen kürzer und daher zahlreicher, und die hohen Tannen und Föhren fehlen auch. Die Klüfte zur Rechten werden immer wilder und tiefer, die Felsenmassen, zur Linken wölben sich immer trotziger, hängen über, engen die Straſse ein, und weiter unten verschlingen sie dieselbe gänzlich. Man kann nicht absehen, wie von dort der Weg weiter führt. Von der Höhe bei Spondalunga zieht er sich, in gerader, beträchtlicher Länge, an den Felsenwänden hin. Dieser Punkt ist sehr schön; einige Wasserfälle, worunter ein sehr beträchtlicher, zeigen sich ganz in der Nähe; am Abhange blüht die herrlichste Alpenflora, gelb, roth und blau, in den brillantesten Abstufungen, und in den schroffgethürmten Felsenwänden zeigen sich schwarze Punkte in weiter Ferne, wie runde Löcher, etwas gröſser als Kanonenmündungen, und dieſs sind die Einfahrten in die durch den Felsen gesprengten Galerien. Unser Postillon fährt im stärksten Trabe hinab; wir haben nur Ein Rad gehemmt. Mit wunderbarer Schnelligkeit legt man die zwei Posten bis Bormio zurück. — Jetzt fahren wir in die erste Galerie ein; sie ist zum Theil gemauert, zum Theil durch den Felsen geleitet, an den sich der gemauerte Theil bald so, bald so anschmiegt, wie es der Bau des Berges, bald vorspringend, bald zurückweichend, erfordert. Man hat schon so viel bewundert, alle Ausrufungen sind erschöpft, und man begnügt sich, still dieses Riesenwerk zu betrachten. Den Londoner Tunnel ausgenommen, dürfte in Europa kein Pendant hiezu gefunden werden.

In der dritten Galerie, die ganz durch den Felsen gesprengt ist, kommt man an eine Stelle, wo eine natürliche Höhle sich gegen den Abgrund öffnet, und wo ein Wasserfall sich hinabstürzt, unter dem man ganz wohlbehalten hinwegfährt. Ueberall hört man das Rauschen verborgener Quellen, das Tosen von Wasserfällen, ohne sie zu sehen. Der Quell der Adda springt aus einer runden Oeffnung des Felsens in beträchtlicher Höhe und schon sehr wasserreich hervor und gewährt einen malerischen Anblick. Mit der Adda wird die Gegend freundlicher, der holde

Name erinnerte mich unwillkürlich an Lord Byrons Tochter und eines seiner rührendsten Gedichte. Das anmuthige Grün des Valtelins, das nun schon das Auge zu erfreuen begann, erhöhte noch diese poetische Stimmung. Rechts auf einer schroffen Spitze liegen alle Gebäude. Hier strömen die Heilquellen von Bormio, die denen von Carlsbad ähnlich seyn und ihnen in der Kraft durchaus nichts nachgeben sollen. Unweit davon liegen einige elende Hütten und ein paar Kirchen; man sieht keine weiſsgetünchte Mauer mehr, kein rothes Dach, keine grünen Läden, kein freundliches Thor, alles trägt die Farbe von dem Schmutze des Weges, dem Staube der Straſse. Jahrhunderte lang waren diese starken Heilquellen fast unbesucht; nur wenige Reisende kamen dahin auf dem gefährlichen Saumschlag über das Wormser Joch, der sich der jetzigen Straſse gegenüber, hart am Fuſse der Gletscher, hinzog. Die Landleute der Gegend wollen behaupten, man hätte dort die Straſse mit leichterer Mühe, gefahrloser und dauerhafter anlegen können. Die jetzige Frequenz, welche viele Fremde, besonders Engländer, hieher zieht, hat die Unternehmer der Straſse veranlaſst, in der Nähe der Heilquellen, an einem reizenden Abhang, ein stattliches Gebäude aus Stein in guten Verhältnissen aufzuführen, das seiner Vollendung bereits nahe ist. Verbinden sich einige schattenreiche Alleen damit, woran es jetzt in dieser Gegend noch gänzlich fehlt, so wird es ein angenehmer Aufenthalt auch für andere Badegäste werden, als Italiener aus den nahe gelegenen Thälern, die bis jetzt allein dieſs treffliche Bad benutzten. Von dem neuerbauten Hause hat man die Aussicht in das von der Adda durchströmte Thal, das mit üppigem Grün prangt und am Flusse viele freundliche Orte zeigt. Die Biegung, die das Thal macht, theilt dasselbe in das Val di Sotto und Val di dentro, wie es von den Landleuten benannt wird.

Die Straſse läuft nun gemächlich in die Ebene des Thals aus, an deren Seite die Stadt Bormio liegt, die keinen übeln Prospect zeigt, obgleich sie im Innern schmutzig, eng und winkelig ist. Alles sagt uns hier, daſs wir uns in Italien befinden. Die ärmliche Reinlichkeit in Trofoi, die Sorgfältigkeit und Aufrichtigkeit der Bewirthung sind hier nicht mehr anzutreffen, und uns empfängt ein anspruchvoller Schmutz, ein Luxus voll Unrath, und eine Höflichkeit, die nach Eigennutz riecht. Die schlechtesten Zimmer werden uns angewiesen, und erst, nachdem wir zufällig erfahren, daſs bessere vorhanden sind, müssen wir sie durch Lärmen und Schelten ertrotzen. Die Leute haben ein wildes, unordentliches Aussehen. Der Koch schielt und sieht einem Zigeuner gleich; die Mägde tragen die dicken, pechschwarzen Haare fliegend im Nacken, der Küchenzettel ist groſs und läſst viel hoffen; als wir aber nur zwei Speisen bestellen, so finden wir sie fast ungenieſsbar. Der Schmied des Ortes, der unsern Radschuh ausbessert, gibt vor, zehn Pfund Eisen darauf verwendet zu haben, und läſst sich die Arbeit wie ein Goldschmied bezahlen, und der Postmeister, ein geborner Deutscher, sagt seufzend: er glaube ein groſser Sünder zu seyn, da er verdammt sey, unter diesen Leuten zu leben. So stellte sich uns Bormio bei unserm kurzen Aufenthalte dar; es ist möglich, daſs es bei längerer Bekanntschaft gewinnt; auch glauben wir, daſs ein zweiter Gasthof, „zum Lamm,“ dessen Aeuſseres sehr freundlich war, uns eine bessere Aufnahme gewährt haben würde.

Am andern Tage gingen wir über das Joch zurück, an all' den Wundern wieder vorbei. Der Orteles hatte sich in Wolken gehüllt, und als eine ganz besondere Artigkeit war es zu betrachten, daſs er, wie zum Abschiede, seine Spitze uns noch einmal zeigte. Reisende, die einige Stunden später denselben

ben Weg machten, haben nicht das Geringste von ihm zu sehen bekommen. — Schon Napoleon faſste den Plan, eine Straſse von Tyrol in das Veltlin zu führen. Er wollte jedoch das Wormser Joch umgeben und sie von Spondalunga seitwärts über den Monte Braglio in das Münsterthal lenken. Man behauptet, dieſs wäre zweckmäſsiger und leichter gewesen, wunderbarer jedoch sicher nicht. Der Postdirector von Innsbruck, ein Postofficier und der Postmeister von Mals waren die Ersten, die mit der Post die Straſse bereisten. Nie zuvor war in Bormio ein Posthorn erklungen, da nur das Geläute der Saumthiere Ankömmlinge zu verkündigen pflegte. Der Postillon muſste von einem Ende der Stadt bis zum andern blasen und klatschen, und die Einwohner stürzten aus den Häusern, um die fröhliche Neuigkeit anzustaunen, die sie von nun an mit fernen Gegenden in nahe Berührung setzen sollte, und ihr abgeschlossenes Thal mit der Welt in Verbindung brachte. Und nur wenige Jahre sind seitdem verstrichen. Noch nicht lange ist es her, daſs dort, wo jetzt eine heitere Gesellschaft von rüstigen Pferden sich hinaufziehen läſst, die einsamen Wanderer ängstlich und schwindelnd emporklommen; daſs kunstvolle Ingenieurs mit Lebensgefahr dort ihre Messungen vornahmen, und Tausende von Arbeitern, an Stricken hängend, oder auf schwanken Brettern über Abgründen schwebend, diesen Riesenbau vollendeten. Augenzeugen vermochten das Gräſsliche dieses Anblicks nicht arg genug zu schildern. Dessen ungeachtet hat sich während der Arbeit kein Unglück zugetragen, und auſser dem Postmeister auf den Wandeln soll, so lange nun die Straſse bereist wird, nur Ein Mensch verunglückt seyn. Im vorjährigen Herbste nämlich war ungewöhnlich früh viel Schnee gefallen, und die Postillone, welche zwei Reisewagen hinüberführten, entdeckten oberhalb Spondalunga, daſs Gefahr vorhanden sey. Sie hielten an einem sichern Ort und gingen, von den Reisenden begleitet, voraus, um das Terrain zu recognosciren, während den im Wagen zurückgebliebenen Damen anempfohlen wurde, sich ruhig zu verhalten und ihre Rückkunft zu erwarten. Neugier und Angst trieben die Damen jedoch, dieſs Verbot zu übertreten; sie folgten den Männern, welche die Lawine schon kommen sahen und ihnen zuriefen, schnell zurückzulaufen. Eine von ihnen verstand den Zuruf nicht und lief weiter; die stürzende Lawine erfaſste sie, warf sie ein paar Mal herum und zerbrach ihr ein Bein. Sie muſste in Shums, am untern Ende der Straſse, curirt werden und kehrte an der Brücke in ihr Vaterland zurück.

Es ist wahrhaft tröstlich, auf dem ganzen langen Wege von Prad nach Bormio keinem jener frommen Bilder zu begegnen, die so manche andere Straſse einfassen und den zufälligen Tod armer Reisenden
2 auf eine rohe Weise versinnlichen.

Die Civilingenieurs, welche die Straſse erbauten, heiſsen Noli, Paoli und Tallachini. Ich schreibe die Namen, die ich nie gedruckt gelesen, nach dem Gehör, und weiſs daher nicht, ob die Orthographie richtig ist. Noli, ein kenntniſsreicher junger Mann von zwanzig Jahren, wurde kürzlich beim Bau eines Theaters von einem herabfallenden Balken erschlagen. Der kaiserliche Ingenieur Lambertenghi, eine halbe Stunde von Bormio wohnend, führt nun die Oberaufsicht. Auſserdem sind auf Franzenshöhe stets zwei Ingenieurofficiere, ein Deutscher und ein Italiener. Die Erhaltung der Straſse ist auf eine gewisse Zeit den Unternehmern überlassen. Es hat sich jedoch vielen Sachverständigen die Besorgniſs aufgedrängt, daſs diese kaum im Stande seyn dürften, ihre Obliegenheit ihrem ganzen Umfange nach zu erfüllen. Die Kosten, die erfordert werden, sind zu überschwänglich, der Boden ist an einigen Stellen, auf der deutschen Seite, zu ungünstig, der Kampf mit den Elementen während des Winters unausbleiblich und verheerend. Zu Anfang des Junius fand ich die beschädigten Punkte am höchsten Theile des Joches noch nicht ausgebessert und nur wenige Arbeiter dabei beschäftigt. Das schützende Geländer, das den ängstlichen Reisenden den meisten Trost gewährt, war dort sehr mangelhaft, und die Straſse hatte sich hie und da mit ihrer gemauerten Stütze tief in den weichenden Sandboden hineingesenkt. Man sagte mir jedoch, daſs bald Arbeiter genug vorhanden seyn würden, um dann binnen vier Wochen, wo eigentlich die Route recht lebhaft zu werden anfängt, alles in den besten Stand zu setzen.

Die Regierung Kaiser Franz des Ersten bezeichnen viele solcher groſsartigen Unternehmungen, unter denen die merkwürdigsten Straſsenbauten, Römerwerke übertreffend, obenanstehen. Zwei davon schenkte er bereits Tyrol: die durch das Pusterthal über Ampezzo nach Venedig, und die hier beschriebene nach Bormio. Eine dritte wird so eben in dem Passe von Finstermünz abgesteckt, und auch diese soll kühn über die Felsen geführt werden. Für das Leben sind diese Werke von groſser Bedeutung, die Verbindung wird gefördert, das Reisen wird bequem, es werden Fremde und Geld ins Land gezogen. Wenn aber alle Straſsen gebaut seyn werden, jedes Thal besucht, jede Schlucht durchforscht, an jedem Alpenraine, wo jetzt die gastliche Hütte dem Wanderer sich öffnet, ein städtisches Gasthaus stehen wird mit gewinnsüchtigen Wirthen und pfiffigen Kellnern, die auf die Gletscher und Wasserfälle in ihrer Nähe speculiren, dann wird auch Tyrol, wie jetzt schon die Schweiz, vieles von seinen natürlichen, unnennbaren Reizen eingebüſst haben. Bis dieſs aber eingetreten seyn wird, können noch viele Jahre vorübergehen. Jetzt hat Tyrol noch seine abgeschlossenen Thäler, zu denen man nur über steile Joche gelangt, die so unentweiht, so heiter natürlich, so still und heimlich daliegen, daſs jeder Reisende, der sie betritt, sich überreden möchte, er sey der Erste und habe sie entdeckt. Die Naivetät dieser Thalbewohner gränzt an den schmucklosen Reiz der wilden Kindlichkeit der Urbewohner America's, ist aber noch um Vieles anziehender für uns, da diese lieben Naturmenschen unsere Landsleute sind und Deutschland uns an seiner Gränze noch so holde Schönheiten bietet, um uns zurückzuhalten und uns von dem ewigen Drange nach der Fremde zu heilen, der uns allen leider angeboren ist.

VII. Capitel.

Das obere Vintschgau.

Scenerie. — Alterthum. — Etymologisches. — Glurns. — Der Mäuseproceß. — Mals. — Die Malser Nationalgarde. — Planailer- und Matscherthal. — Ursprung der Etsch. — Nauders. — Finstermünz. — Martinsbruck im Engaddin.

Der obere Theil des Vintschgaus bietet eine angenehme Mannichfaltigkeit dar. Während der untere nur kahle und zertrümmerte Kalkfelsen zeigt, bewalden sich hier wieder die Höhen, und die Massen zeigen feste und sichere Form. Die Etsch, die gleich einem Wiesenbache bei Reschen entspringt, bildet drei schöne Seen auf der sogenannten Malser Haide, einer hochgelegenen Thalebene, von wo sich der Orteles mit der ganzen Gletscherreihe über die nähern Gebirgsketten prächtig emporhebt.

Es war ein kühler Abend, als wir, von Bormio kommend, dieses rauhe Thal durchzogen. Um des Orteles Scheitel lagerten Gewitterwolken. Zahlreiche, aus den Bergen heimkehrende Ziegenheerden verbreiteten ringsumher ein harmonisches Geläute, worein sich die Glocken der Thürme von Glurns und Mals mischten und Leben in das weite Thal brachten. Die Ortschaften lagen nicht mehr weitverstreut, sondern wie aneinander hängend da; die einzelnen Gehöfte auf den Höhen fingen an zu fehlen; die Flecken und Weiler lagen beisammen, wohl selbst von Gemäuer eingehegt und zwischen dem Einen und dem Andern breiteten sich die Felder aus, hin und wieder auch Waldungen, doch immer wieder begränzt und auf einem Haufen. Selbst die Etsch hatte schnurgerade Ufer wie ein Canal, und alles schien sich hier der Ordnung fügen zu müssen. Es war ein aufgeräumtes Thal, während noch ein paar Stunden von hier dasselbe Vintschgau sich in der wildesten, und dabei unerfreulichsten Unordnung präsentirt hatte. Hier waren die Felder ohne Menschen, und da man in die engen, dicht zusammengereihten Gassen der Orte nicht hineinsehen konnte, so sah es ziemlich todt aus. Nur einige Fischzieherinnen belebten die Scene; arme Weiber, die mit groſser Anstrengung die Fische aus den Seen der Haide nach dem Unterlande bringen. Sie sind in Menge vor den Fässern vorgespannt und keuchen unter Schweiſs und Mühen ihren beschwerlichen Weg dahin.

Dieser Theil Tyrols, das Thal der Venoneten, Venosten, woraus Vinstgau, und dann Vintschgau wurde, ist wohl der am ältesten bewohnte. Dieſs beweisen auch hier häufig gefundene Denkmäler. Drusus hatte kurz vor der christlichen Zeitrechnung hier eine Straſse angelegt, die er mit Thürmen und Schanzen befestigte. Auffallend sind die sonderbaren Namen der Orte in diesem Thale, die auch wahrscheinlich sehr alten Ursprungs sind. Wie z. B. Mals, Glurns, Schluderns, Naturns, Schlanders, Shums, Algums u. s. w. Sollte zwischen den beiden Schluſsconsonanten nicht ein Vocal gewesen seyn, der in der Aussprache der Ureinwohner nun für immer verloren ging?

Ich bin eben kein Freund von weithergeholten Etymologien, und habe mich nie darin versuchen mögen; die seltsamen Benennungen dieser Orte haben aber wohl mit Recht meine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt. Doch begnüge ich mich hier damit, nur eine Andeutung zu geben; mögen gründliche Alterthumsforscher und Kenner sie näher würdigen. Ich will mich durch das Beispiel jenes gelehrten Franzosen abhalten lassen, meine Muthmaſsungen mitzutheilen, welcher behauptete, daſs der Kaiser Ki und der König Atons eine und dieselbe Person gewesen seyen, man dürfe sich nur die Mühe geben, K in A, und i in tons umzuwandeln, um es alsbald einzusehen. Doch wir wollen uns von dieser Abschweifung wieder in das Vintschgau zurückversetzen.

Vor uns, hart an der Etsch, in einiger Entfernung von Waldstrichen begränzt, liegt das alte Glurns, hinter seinen städtischen Mauern, aus denen einige ganz ansehnliche Häuser, mit bunten Farben angestrichen und mit rothen Dächern versehen, freundlich hervorragen. An den Bergen, die sich dahinter erheben, lehnt die verfallene Burg Rotund, und gleich daneben ist Laatsch und gegenüber Mals, das ganz das Ansehen einer Stadt zeigt. An dem steilen Mittelgebirge, welches die Aussicht begränzt, liegt die Benedictinerabtei Marienberg, auf einsamer waldiger Felskuppe, mit einer ziemlich imponirenden Fronte.

Wir übernachteten in Glurns,*) wo einer unserer Reisegefährten seine Verwandte besuchen wollte. Der Abend wurde so kühl, daſs wir nach einem kurzen Spaziergange gern das erwärmte Zimmer suchten. Einige gefällige Einwohner des Ortes gesellten sich zu uns, um uns zu unterhalten, und ein

---

*) Im Mittelalter auch Glurns, *Gelurnum*, *Gloriam*. [illegible] zur Stadt erhoben und 1510 mit Mauern umgeben. 1499 wurden hier blutige Schlachten zwischen den Tyrolern und Graubündnern geliefert. 1499 wurde sie von den Letztern verbrannt.

bei dem Landgericht Angestellter brachte dabei ein Actenstück eines höchst sonderbaren Processes in Erwähnung, welches uns viel Vergnügen machte, und wohl verdient hier mitgetheilt zu werden.

Es handelte sich um einen ernstlichen Proceſs, den die Landleute der hiesigen Gegend wider die Feldmäuse führten; sie verklagten sie in bester Form, gaben ihnen Vertheidiger und verurtheilten sie dann. Doch hier ist die Abschrift der ganzen Mittheilung, wie sie uns an jenem Abende gemacht wurde, sie lautete:

„Anno Domini 1519 am St. Ursula-Tag ist für Wilhelm von Haſslingen, Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliſs ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stilfs ein Recht zu führen willens sey, gegen den Mäusen, so genannt sind Lutmäuse, wie Recht sey. Und damit dieselbigen Lutmäuse in solcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, so seyen sie eines Procurators nothdürftig. Begehren sie, daſs der Richter ihnen einen Procuratoren setzen soll von Obrigkeit wegen, auf daſs sie sich nit zu beklagen haben.“

„Auf solches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäusen auf Stilfs nach Ordnung Rechtens einen Procuratoren gesetzt, als Hannsen Grinebner, Bürgern zu Glurns, dem er solche Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts bestättet, auch ist um das Siegel gebeten worden in Gegenwart Siegmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Konraden Spergsers.“

„Hernach hat gemelter Simon Fliſs von wegen der Gemeinen Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Procurator gesetzt, nämlich den Schwarz Minig zu Tartsch, und haben darum den Richter um das Insiegel gebeten im Beiseyn der Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angesetzt als am Mittwoch vor S. Simon und Judas obbesagten Jahres."

„Kundschaftrecht am Mittwoch nach St. Philippi und Jacobi, der heiligen Zwölfboten, Anno 1520."

„Richter Konrad Spergser, Rechtsprecher Hans Hafner, u. s. w."

„Auf diesen Tag ist verdinglich fürkommen Schwarz Minig von Tartsch, als Procurator der ganzen Gemeinde Stilfs, und hat zu verstehen geben, wie er Hansen Grinebner als Procurator und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan und fürgeboten: worübergesagter Grinebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt."

„Darauf hat Minig Waltsch aus Sulden bekennt und gesait, daſs ihm wohl wissend sey, daſs er ungefähr bei 18 Jahr in Sulden gehaust hab, da sey er ein und ausgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der Gemeind Stilfs, da hab er allzeit gesehen, daſs die Lutmäus ihm daselbst merklich Schaden gethan haben an Aufwühlung des Erdreichs, also daſs die von Stilfs, das Heu und Grumat die Zeit lang wenig genossen."

„Niclas Stocker auf Stilfs hat bekennt und gesait, daſs ihm wohl kund und wissend sey, daſs so lang er Gemeldter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, daſs etwas Thiere, deren Name er nit wisse, denen von Stilfs in ihren Gütern groſsen Schaden gethan hant, und sunderlich im Herbst, da man das Grumat mähen sollen u. s. w."

„Vilas von Reining als ein Nachbar deren von Stilfs hat sich zu den zwei Kundschaftern gestellt und dasselbe bekennt. Und sind solche Kundschaften mit dem Eid, wie sich gebührt, bestätigt worden."

„Es hat solche Kundschaften gedachter Schwarz

Minig, als derer von Stilfs Procurator, um ain Pfenninge geschrieben, und besiegelt, und hat das mit Urtheil erlangt.“

Klag.

„Schwarz Minig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, daſs diese schädliche Thiere ihnen groſsen, merklichen Schaden thun, so würde auch erfolgen, wenn diese schädlichen Thiere nit weggeschafft werden, daſs sie ihre Jahreszinsen der Grundherrschaft nit mehr geben könnten, und verursacht werden hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalt sich nit wüſsten zu ernehren.“

Antwort.

„Darauf hat Grinebner eingedingt, und diese Antwort geben, und seine Procurenz ins Recht gelegt: er hab diese Klag gegen die Thierlein verstanden, es sey aber männiglich bewuſst, daſs sie allda in gewisser Gewöhr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey — —: derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewöhr mit keinem Urtheil nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtheil erging, daſs sie darum weichen müſsten, so sey er doch in Hoffnung, daſs ihnen ein anderes Ort und Statt geben soll werden, auf daſs sie sich erhalten mögen: es soll ihnen auch bei solchem Abzug ein frei sicher Geleit vor ihren Feinden ertheilt, es seyen Hund, Katzen, oder andere ihr Feind: er sey auch in Hoffnung, wenn eine schwanger wäre, daſs derselben Ziel und Tag gegeben werde, daſs ihr Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge.“

Urthel.

„Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und auf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht kommen, ist mit Urthel und Recht erkannt, daſs die schädlichen Thierlein, so man nennt Lutmäusen, denen von Stilfs ihre Aecker und Wiesmäder nachlaut der Klag in 14 Tag räumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmermehr kommen sollen; wo aber eins oder mehr der Thierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, diese sollen der Zeit von jedermann ein frei sicheres Geleit haben, 14 Tag lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tag wandern."

Ist es nicht rührend, wie diese wackern Tyroler selbst gegen diese „schädlichen Thierlein" die ihnen die Wiesen verdarben, und die Frucht auffraſsen, menschlich verfuhren? Welche biederherzige Billigkeitsliebe spricht sich in diesem Actenstück aus! Heutzutage werden lockende, heimtückische, mörderische Fallen aufgestellt, wenn solch ein armes Thierlein nur ein wenig zu rascheln wagt, und dadurch eine nervenschwache Dame erschreckt wird. Nicht genug, daſs wir Katzen dulden, die ihnen nachstellen, hat uns die Mode auch noch mit den schottischen Pinchern bekannt gemacht, welche, wie der berühmte Billy, viele hundert in einigen Minuten todtzubeiſsen im Stande sind. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, eine Zeit, die wir so gern barbarisch schelten, nahm man sogar auf schwangere Mäuslein Rücksicht, und stellte sie auſser dem Bann, der ihre Männlein traf.

Ein ähnlicher Proceſs, wo die Feldmäuse gleichfalls belangt und abgeurthelt wurden, fand hundert Jahre früher im Kanton Bern in der Schweiz statt. Ein Seitenstück hiezu bildet der Bannfluch, der im Jahre 1350, bei offenen Kirchthüren, brennenden Kerzen, und dem Läuten aller Glocken, über die Heuschrecken ausgesprochen wurde.

Und alles hier Erzählte ist nicht etwa die Erfindung eines müſsigen Kopfes; nein! die glaubwürdigsten Schriftsteller geben uns hierüber Kunde, und wer von meinen Lesern nicht in Glurns selbst Nachfrage halten kann, wird sich aus den „Schilderungen aus Urschriften und Voreltern,“ vom Geh. Hausarchivar Franz Gaſsler, Innsbruck 1789, so wie aus dem Tyroler Almanach für 1803, Wien bei Andreas Gaſsler, hinlänglich davon unterrichten können.

Nachdem wir in der Gegend einige Excursionen gemacht hatten, brachen wir nach Mals auf, wo wir die nächste Nacht zubringen wollten. Ein kleiner Streifzug in das benachbarte bündnerische Gebiet gewährte wenig Vergnügen, weil das Thal von Engaddin, der untere Theil nämlich, der sich hier öffnet, nicht besonders reizend ist. Der obere Theil, den wir noch zu besuchen gedachten, wurde uns als interessanter geschildert.

In Mals *) ist auf der Post ein treffliches Unterkommen zu finden. Reinliche Zimmer, gute Betten und herrliche Küche. Der Wirth ist höflich und gesprächig, und da von hier aus zu mehreren Malen der Orteles bestiegen wurde, so ist seine Unterhaltung, wenn man sie hierauf leitet, auch gewiſs nicht ohne Interesse.

Der Ort ist nicht übel gebaut, und lädt zu längerm Verweilen ein. Während der Abendpromenade, sahen wir die Malser Nationalgarde exerciren. Es ging ziemlich kunterbunt dabei her. Der arme Commandant vermochte nicht seine Mannschaft in Ordnung zu halten. Während des Marschirens sprangen einige hoch auf, wenn es ihnen gerade einfiel und jauchzten und schnalzten dabei, wie es alle Tyroler thun, wenn sie Freude ausdrücken wollen. So z. B. wie sie vor dem Kaiser, während seiner Anwesenheit in Innsbruck defilirten, wo alle Thäler ihre Schützen-

---

*) *Mallesium.* 1499 Schlacht, wo die Graubündner die Tyroler besiegten.

compagnien abgeordnet hatten, konnten sie es nicht unterlassen in Reih und Glied ihren Luftsprung zu machen, den Hut dabei zu schwenken und hochaufzujauchzen*). Sie marschirten stets ohne Tadel bis unter den Balcon des Residenzschlosses, worauf der Kaiser stand, dann aber war es, als ob ein Wahnsinn des Entzückens alle ergriff. Der Schützencommandant, gewöhnlich ein alter, stattlicher Mann, machte zuerst seine Capriolen, und alle die andern nach. Und man muſs sie springen gesehen haben, um zu wissen, welchen unwiderstehlichen Eindruck dieſs hervorzubringen im Stande ist. Wie sie automatengleich, mit ungeheurer Schnellkraft, die Knie ganz dicht an den Oberleib anziehen und dann nach hinten ausfeuern, während die Hände an den untern Theil der Hüfte schlagen und dann über dem Haupte zusammenklatschen, oder den Hut in die Luft schwingen. Dieſs von einem militärischen Trupp, statt des üblichen Präsentirens der Gewehre, zu sehen, kann nicht anders als komisch wirken. Aber die guten Leute nehmen es auch gar nicht übel, wenn man darüber lacht, denn sie lachen oft selbst herzlich mit. Ihr Benehmen entspringt aus einer innern Freude, die sich nicht mehr niederdrücken lassen will, und Freude und Lustigkeit haben ja dieselbe Quelle.

Die Nationalgarde von Mals zog in Werktagskleidern einher, gröſstentheils in Hemdärmeln. Wenn „geladen" commandirt wurde, so luden mehrere wirklich, und schossen dann beim „Feuer" los, zum groſsen Aerger des Befehlshabers, der an diesem Abende wohl etwas strenger auf Ordnung sehen mochte, weil fremde Zuschauer zugegen waren. Was kümmerte dieſs aber seine Leute!

Von Mals kann man die beiden kleinen Thäler

---

*) Juchezen, in der Landessprache.

Planail und Matsch besuchen, die ganz nahe sind, und von dem Langtaufer Ferner begränzt werden, der, obgleich nicht unmittelbar, mit dem groſsen Eismeer der Oesthaler Ferner zusammenhängt, dennoch aber ihr nächster Nachbar ist. Auf der andern Seite, sind es von Mals nur wenige Stunden nach Sulden, jener Riesenmasse von Schnee und Eiskrystallen, die von der nordöstlichen Flanke des Orteles in ein wildes, enges Thal hinabfällt, dessen armselige Bewohner, durch die Bewegung, die sie vor einigen Jahren in diesem schrecklichen Nachbar wahrnahmen, so sehr in Angst gesetzt wurden. Es war die bekannte Erscheinung des Wachsens der Gletscher.

Andern Tages brachen wir von Mals auf. Das Thal wird hier wieder breiter, und wir fuhren nach einander an den drei Seen der Haide vorüber, die anziehende Prospecte boten. Der Anbau wird spärlicher; Wald bedeckt die Abhänge der Berge und einen Theil der Seeufer; weit und breit ist nur Ein Ort zu erspähen, Haid selbst, ganz von Wasser umgeben, von reinlichem Ansehen und berühmt wegen seiner delicaten Fische. Bei Graun, am dritten See gelegen, hat man eine Einsicht in das enge Thal von Langtaufers, das hier von hohen Bergen eingeschlossen wird. Oberhalb Graun, bei Reschen sieht man den Ursprung der Etsch, die hier sehr friedlich ist, und noch nichts von dem tobenden Charakter verräth, den sie annimmt, noch ehe sie das Vintschgau verläſst, aus dem sie sich mit donnerndem Fall in das ihr eigenthümliche Gebiet, das nach ihr benannte Thal hineinstürzt, wo sie Fruchtbarkeit verbreitet und mit Italiens Sonne buhlt.

Hinter Reschen wird es immer rauher, die Berge rücken näher, man sieht fast keine Anpflanzung mehr, und den Horizont begränzen mehrere Reihen von Bergen, von den sonderbarsten Formen, die eine über die andere hervorgucken und anzuzeigen scheineu, daſs man nur über sie den Weg aus dem Thale finden könne. Wir sind hier am äuſsersten Ende des Vintschgau's, wo das Oberinnthal beginnt. Der hochgelegene Ort, der uns entgegenblickt, und von der Rückseite unzugänglich scheint, ist Nauders, das Schloſs, etwas seitwärts vor demselben, ist Naudersberg, jetzt der Sitz des Landgerichts.

Nauders ist schon mehr, als 3000 Fuſs über der Meeresfläche erhaben, überragt mithin die meisten Höhen der norddeutschen Gebirgswelt, und kommt dem Könige des Harzes, dem alten Brocken, gleich, der lange genug, ganz sonderbarerweise für den höchsten Berg in Deutschland gegolten, weil ihn Fabri, Gaspari und andere Geographen so hoher Ehre würdig hielten. Später wurde diese Würde der Schneekoppe im Riesengebirge zuerkannt, und erst in neuester Zeit fing man an, die stille Bescheidenheit eines Thorsteins, eines Sollsteins, der Zugspitze, des Venedigers, des Glockners in Erwägung zu ziehen, die alle in deutschen Landen gelegen sind, und zuletzt das höchste Prädicat der majestätischen Ortelesspitze zuzuerkennen, die noch auf deutschem Boden wurzelt, wenn sie gleich Eis und Schnee, wie lange Schleppen ihrer Prachtgewänder nach Italien hinabfallen läſst.

Hier in Nauders fehlt noch im Junius alles Gemüse; das spärliche Obst, schlechte Kirschen und saure Aepfel, wird erst sehr spät reif. Nur die Preiſselbeere wuchert auf den Feldern und steht im Junius in voller Blüthe. Der Ort ist, wie fast alle Orte des Oberinnthals, an dessen äuſserster Gränze er sich befindet, sehr hübsch gebaut und überaus reinlich. Die Post und das Lamm sind sehr empfehlenswerthe Gasthöfe; die Betten sind reinlich, das Essen ist gut zubereitet und die Rechnung mäſsig. Man versäume nicht, sich Forellen serviren zu lassen, die — nach denen in Mals — die schmackhaftesten waren, die ich in Tyrol zu essen bekam. Hinter dem Orte beginnt die Straſse sich zu senken, und schroffe und immer schroffere Felsen engen sie ein. Dieſs ist der berühmte Paſs von Finstermünz, der in diesem Augenblick befestigt werden sollte.

Wir fanden Ingenieurs dort, die mit der Vermessung beschäftigt waren, und angefangen hatten, die neue Straſse abzustecken, die über den Felsen führen wird. Es ist bewundernswerth wohin diese Leute sich wagen, und selbst die Landleute der Gegend gestehen, die meisten dieser gefährlichen Punkte nie noch erklettert zu haben. Erst vor wenigen Tagen hatte sich der Hauptmann verstiegen. Er war von Absatz zu Absatz klimmend und springend, plötzlich auf eine Felsenspitze gerathen, von wo kein Herabkommen möglich schien. Es war eine verzweiflungsvolle Lage. Er rief, allein vergeblich. Der Inn, in der Tiefe brausend, übertönte ihn. Endlich sieht er einige Bauern auf der Straſse mit beladenem Wagen einherziehen. Er bindet sein Taschentuch an eine Stange, und läſst es flattern. Zum Glück gewahren dieſs die Bauern; sie kennen einen Fuſsweg durch den Wald, der nach der Spitze führt, und bringen den kühnen Steiger glücklich herunter, der schon darauf gefaſst war, die Nacht in seiner wilden Abgeschiedenheit zuzubringen.

Es war ein schöner, sonniger Morgen als wir den Paſs besuchten, und wir vermochten ihn aus diesem Grunde wohl nicht so schauerig und fürchterlich wie viele andere Reisende zu finden, die ihn bei trübem Himmel gesehen haben mögen. Vielleicht war auch die Ursache, daſs wir so eben vom Monte Stelvio kamen, und daſs jene Eindrücke noch zu frisch in uns waren. Die hellgrüne Welle des Inn in der Tiefe, gibt dem Ganzen einen gefälligen Charakter; denn der Inn flieſst hier schon ganz wohlgezogen, nicht wie ein störrischer, wilder Gebirgsbach

bach vorüber. An einer Stelle ist ein ungeheurer Felsen, der freilich ein wenig über die Straſse hinüberragt und von dem ziemlich bedeutende Fragmente am Weg und im Fluſsbette liegen. Das findet sich aber auch an andern Orten oft. Ein starkes Dach von Lärchenholz, ähnlich denen auf den Wandeln des Wormser Jochs, soll vor diesen Steinlawinen Schutz gewähren. Nachdem der Weg sich zwischen den Felsen, am hohen Ufer des Inns fort, immer bedeutend senkte, erblickt man plötzlich bei einer raschen Wendung einige Gebäude im Grunde. Es ist ein Gasthof und ein Bräuhaus, hart am Inn, über den eine gedeckte Brücke führt; auf einem Felsen daneben die Wohnung des Straſsenaufsehers. Diese Gebäude bilden ein malerisches Ensemble.

Wir kehrten ein, um uns zu erfrischen. Mittelmäſsiges Bier, gutes Brod und frische Butter konnten wir bekommen. Wir verzehrten unsern Imbiſs unter dem Thore, das sich über die Straſse wölbt, und wurden dabei von dem Staub eingepudert, den die vielen durchpassirenden Wagen erregten. Diese Passage ist sehr belebt. In den Zimmern war es vor Hitze und Fliegen nicht auszuhalten.

Am jenseitigen Ufer zieht sich das bündnerische Gebiet, zu Engaddin gehörig, hin. An den Fuſswegen stehen Warnungstafeln von österreichischer Seite, sie nicht zu betreten, der Schmuggler wegen, die sich jedoch dadurch nicht abschrecken lassen sollen. Anständige Fuſsreisende, ohne Gepäcke, die zum Ueberflusse noch mit ihren Pässen versehen seyn können, dürfen indeſs hier ohne Bedenken wandern. Der Weg führt immer angenehm und bequem am Ufer des Inns zu dem ersten schweizerischen Orte Martinsbruck, der sehr anmuthig gelegen ist, und mit recht stattlichen Häusern prangt. Die Bauart erscheint von der in Tyrol üblichen sehr verschieden. Hier sind mehr Fenster, festere Ziegeldächer, buntgetünchte Mauern. Es scheint Wohlhabenheit neben Bequemlichkeit, verfeinerter Lebensgenuſs neben Unbeschränktheit hier zu wohnen. Die Einwohner sind lustig, zum Trinken und Tanzen sehr aufgelegt, und werden daher oft von den benachbarten Tyrolern besucht, die sich bei ihnen gütlich thun wollen.

Dieser Spaziergang von anderthalb Stunden bringt zu Leuten, die nicht mehr deutsch sprechen. Ihre Sprache ist das Romanische, hier zu Lande „Romaunschisch“ geheiſsen. Kleider, Sitten und Gebräuche, alles ist anders. Aus diesem Thale wurde die Welt seit länger als hundert Jahren mit Süſsigkeiten versehen. Die Stechbahn in Berlin und die Pavillons in Hamburg erhielten von hier aus ihre kunstfertigen Meister. Josty und Ruben, Stehely, Kuonz und Consorten wurden im Engaddin geboren.

Das Thal zeigt sich eng, aber gut angebaut und sehr pittoresk; man übersieht von der Höhe vor Martinsbruck die Ortschaften Strada, Namis, Sins, Schuls.

Einen steilen Abhang hinan gelangt man wieder nach Nauders.

* * *

VIII. Capitel.

Das Oberinnthal.

Landeck. — Imst. — Stams. — Die Verschütteten. — Die Rosana. — Der Arlberg. — Die Stiftung des Findlings. — 's Heimgarteln. — Schnodahüpferln und Jägerlied. — Probe französischer Uebersetzung. —

Bei Landeck wird das Oberinnthal etwas freundlicher; der Ort mit schönen Häusern liegt auf angebauten Höhen zerstreut. Die Felsen, die uns vom Finstermünzerpasse her begleiteten, weichen zurück. Unterhalb der Stadt führt eine steinerne Brücke über den Inn, und hier gelangt man auf das Schlachtfeld von Flies, wo 1703 viele tapfere Tyroler für ihr Vaterland geblutet haben.

Verfolgen wir den Lauf des Inns, so zieht sich die Straſse schmal und voller Windungen an beträchtlichen Höhen hin, und bietet sehr reizende Aussichten dar. So erreicht man den bedeutenden und schönen Flecken Imst, eine und drei Viertel Post von Landeck entfernt. Es wird hier viel Leinwand verfertigt, die eine vortreffliche Bleiche erhält. Auch gibt es in diesem Theile des Innthales zahlreiche Bergwerke, die ich jedoch nicht in Augenschein nehmen konnte. Imst war im vorigen Jahrhundert seines bedeutenden Handels mit Canarienvögeln wegen berühmt, der jetzt jedoch fast ganz erloschen ist.

Die Einwohner verwendeten groſse Sorgfalt auf die Zucht jener schreienden gefiederten Sänger, und benutzten die Liebhaberei aller Länder zu ihrem Vortheile. Sie durchzogen Europa von Lissabon bis Petersburg, ihren Papagenokasten auf dem Rücken. Diese Handelsleute waren die Commissionuäre groſser, weitverzweigter Gesellschaften, die sich in ihrem Vaterlande gebildet hatten, und das Geschäft auf gemeinschaftliche Rechnung trieben. Periodisch, oft nach sechs, oft nach acht Monaten, kehrten sie in die Heimath zurück, und brachten Summen von zwanzig bis dreiſsigtausend Gulden mit. Alle Interessenten, von nah und fern herbeigerufen, fanden sich dann zur bestimmten Zeit in einem Wirthshaus ein, wo das Geld aufgezählt und vertheilt wurde, ohne daſs man dabei an eine weitere Rechnungsablage dachte. War die Theilung vorüber, so ging alles in die Kirche, und von hier wieder in das Wirthshaus, wo ein Mahl das Ganze beschloſs. Die groſsen Kriege zu Anfange dieses Jahrhunderts haben den wandernden Vogelhändlern Eintrag gethan.

Bei Imst theilt sich die Straſse. Die eine führt längs dem Ufer des Inns, den sie bei Magerbach überschreitet, nach dem Cisterzienserkloster Stams, und von dort nach Innsbruck; die andere geht über Nassereit, ein schlechtes Dorf, wo man übrigens trefflich bewirthet wird, auf der Höhe fort. Der Eilwagen wählt diese letztere, welche an schönen Ansichten überreich ist. Das Innthal ist hier so erhaben und freundlich zugleich, wie kein anderes, das ich noch sah.

Bei Nassereit läuft die Straſse über Kempten und Füſsen nach Bayern aus. Man findet hier bedeutende Zink- und Bleiwerke. Die Schlösser Sigmundsburg und Fernstein, und tief im Grunde Klamm, geben dieser Gegend einen hohen Reiz. Bei einer Wendung des Weges erblickt man das Kloster Stams, welches in einem engen, rauhen Seitenthale liegt, das den Lawinen oft ausgesetzt ist. Man erzählt hier folgenden rührenden Vorfall.

Auf dem südlichen Gebirge, zwei Stunden über dem Kloster, stand ein Jägerhaus, das ihm gehörte. Der alte Jäger war gestorben, und seine sechs Kinder wohnten hier: ein Bursche von zwanzig Jahren und fünf Mädchen. Ein anderer Sohn stand in des Stifts Diensten, und wohnte im Kloster.

Die gröſseren Kinder waren am Neujahrstage zur Kirche nach Stams gegangen, und lieſsen eines der Mädchen im Stifte, um dort die Schule zu besuchen. Wie sie Abends nach Hause kehren, will der ältere Bruder an gewissen Merkmalen einen Lawinensturz prophezeyen. Er geht daher nicht schlafen, um das Wetter zu beobachten. Um zwei Uhr nach Mitternacht tritt er vor das Haus, und nun scheint es ihm bedenklicher als zuvor. Er eilt schnell hinein, um seine Schwestern zu wecken, aber es war zu spät; eine fürchterliche Lawine drückt das Haus in demselben Augenblicke zusammen und begräbt sie alle.

Es konnten mehrere Tage vergehen, ohne daſs jemand davon etwas erfahren hätte, wenn nicht glücklicherweise die Schneemasse den Lauf eines kleinen Bergstromes hemmte, dessen Ausbleiben in Stams Aufmerksamkeit erregte. Der Prälat sendet sogleich den im Kloster dienenden Bruder der Verschütteten hinauf, um nachzusehen. Dieser kehrt am Abend mit der Trauerbotschaft zurück: daſs der Platz, wo das Haus gestanden, nicht mehr ausfindig zu machen sey. Den 3 Januar Morgens wurden sogleich Dienstleute abgeschickt; aber neue Lawinen, die niedergehen, vereitelten ihre Arbeit, und sie muſsten vorläufig davon abstehen. Noch am 4ten waren Sturm und Schneegestöber so heftig, daſs niemand es wagen will, einen neuen Versuch anzustellen. Trotz der Fruchtlosigkeit der Bemühungen wird aber dennoch die Gemeinde von dem Prälaten aufgeboten, und man steigt am 5ten endlich wieder den Berg hinan, um jetzt wenigstens die Leichen auszugraben.

Der Schnee und die Steine werden weggeräumt, und man stöſst auf das Dach, das sorgfältig aufgehoben wird. Das erste, was sich den Blicken zeigt, sind die zerquetschten Leichname von zwei Töchtern, welche hier ihre Schlafstelle hatten. Das herabgestürzte Gebälk hinderte noch die Annäherung zu den Uebrigen, welche man auch todt zu finden glaubte. Aber plötzlich hören sie eine schwache Stimme, die einzuhalten bittet — es ist die Stimme des Sohnes — er fürchtet, daſs man ihm in den Kopf haue. Ueberrascht halten die wackern Leute einen Augenblick inne, dann fahren sie mit Vorsicht fort und sind so glücklich ihn — dem Anscheine nach — gesund an das Sonnenlicht zu bringen. Von seiner ältern Schwester wuſste er nichts, als daſs sie in der Kammer schlafe. Nun arbeitet man sich auch bis zu ihr durch und findet sie zwar noch lebend, aber äuſserst schwach. Nur das kleinste der Geschwister fehlte noch, dessen Schlafstelle von den Geretteten angegeben werden kann. Ein Bauer kriecht bis dahin und ist bemüht, das Kind bei den Füſschen herauszuziehen; er selbst hat sich aber so tollkühn vorgewagt, daſs er nicht mehr im Stand ist, sich durch den Schutt zurück zu winden. Auf sein Geschrei muſs er nun selbst mit dem Kinde befreit werden. Auch dieses lebte noch. Die Verschütteten hatten 82 Stunden in ihrem Grabe gelegen. Wie im Triumphe wurden die drei Kinder in die Prälatur getragen, wo sie bei den Mönchen, die auf das Schrecklichste gefaſst waren, Freude und Dankgefühle veranlaſsten. Der Sohn erzählte, daſs er eben, als das Haus einstürzte, auf das Ofengestell klettern wollte, aber in eine solche Lage kam, daſs er den einen Fuſs nicht mehr nachziehen konnte, und ihn daher während der langen Zeit hängen lassen muſste. Er war gelähmt und erfroren, der Brand stellte sich ein, und der so wunderbar Gerettete muſste nach wenigen Tagen dennoch sterben. Das gröſsere Mädchen genas nach und nach, und das Kind litt an Gicht, wovon es aber auch hergestellt wurde. Der Bruder sagte vor seinem Tod aus, die Zeit in der verschütteten Hütte sey ihm nicht lang geworden. Er glaubte in der nämlichen Nacht befreit worden zu seyn. Alle anderen kummervollen Empfindungen wichen dem Durste. „Mir war, als könnte ich mein ganzes Leben so daliegen," sagte er, „wenn ich nur zu trinken gehabt hätte." Er kratzte Schnee mit Staub und Erde aus einer Ritze, um sich daran zu laben. Wie er die Retter über sich sah, dachte er: der Himmel öffne sich, und alle Heiligen stiegen zu ihm herab. Das Mädchen war nur weniger Empfindungen mächtig gewesen, und hatte gröſstentheils in einem Zustande der Betäubung gelegen. Sie erwartete ruhig den Tod und hoffte, daſs man ihre Leichname, wenn der Schnee geschmolzen wäre, wieder finden und begraben würde. — Die nächste Umgebung des Klosters ist gut angebaut und mit einer Menge von Bäumen und Gesträuchen geziert. Die Gebäude sind groſs und prächtig, und gewähren einen schönen Anblick. Sie wurden 1272 von Meinhard, Herzog von Kärnthen und Graf von Tyrol, erbaut. Die Kirche enthält sein Grabmal, und auſserdem eine Menge von Zierrathen und Schnörkeln, die sie der Geschicklichkeit und dem angestrengten Fleiſs eines alten Prälaten verdanken soll. Obgleich reich an Gemälden, ist auſser einem von Schöpf nichts Erhebliches hier zu finden. —

Nach diesem Abstecher zu den interessantesten Punkten des Oberinnthals kehrte ich nach Landeck zurück, um meine Reise fortzusetzen. Indem ich von hier mit dem Eilwagen nach Bregenz fuhr, wurde ich durch einen melodischen Namen lebhaft an Jean Paul erinnert. Es war der „Rosanabach,“ der zu meiner Linken dahinfloſs. Wer erinnert sich nicht der schönen Schilderungen aus dem Rosanathale, welches Walt in Gesellschaft des Generals Zablocki und seiner Tochter Wina durchwandert? Jean Paul hat sicherlich nicht dieses Tyroler Thal beschreiben wollen, das übrigens auch nicht nach dem Bache heiſst, sondern Stanzerthal genannt wird. Mit jenem Rosanathal aber meinte er ein ihm sehr wohlbekanntes, welches er von Bayreuth aus oft zu durchpilgern pflegte, und das eines der lieblichsten im weiten Vaterlande genannt zu werden verdient. Es ist das Thal der Wiesent, am Abhange des Fichtelbergs, das sich von Muggendorf nach Weischenfeld erstreckt, und das auch ich einst, während ich in Jean Pauls Nähe weilte, mit lieben Freunden und Freundinnen durchzog. Den Namen Rosana jedoch hat er von diesem Gränzbache Tyrols entlehnt, wie er zu thun pflegte, wenn er auf melodische oder bezeichnende Namen Jagd machte.

Ich spreche von dem Gränzbache Tyrols, und wahrlich nicht ohne Trauer schreibe ich es nieder, wir nähern uns der Gränze des schönen Landes. Schon ziehen die Pferde keuchend die Diligence den hohen Arlberg hinan, mit Sonnenaufgang haben wir seine Höhe erreicht, und wenn wir von der Poststation Stuben abwärts fahren, so sehen wir ein Land vor uns, das von dem Berge, vor dem es liegt, das „Vorarlbergische“ genannt wird. Aber der Charakter des Ganzen bleibt schon noch eine Weile unverändert, und die Berge auch lassen es sich nicht wehren, ihre Riesenarme in das Vorarlbergische hineinzustrecken, und es brüderlich fest an das Tyrolische zu klammern.

Sonst war der Weg über den Arlberg, der in Tyrol ziemlich allgemein „der Adlerberg“ geheiſsen wird, voll Gefahren und Schrecknissen. Jetzt ist die Straſse zwar gut, jedoch im Winter den Lawinen ausgesetzt. Im Jahr 1386 wurde ein Hospiz auf dieser Höhe gestiftet, welches die St. Christophs-Brüderschaft heiſst. Ihr Stifter, ein armer Findling, war ein auſserordentlicher Mensch, dessen Gedächtniſs den spätesten Zeitaltern aufbewahrt zu werden verdient. Ich theile hier die Urkunde der Stiftung in ihrer alterthümlichen Sprache mit. *) Man wird daraus am besten den hohen Geist des Stifters kennen lernen.

„Ich Hainrich Fündlkind. Wann mein Vater, der mich da fand, hieſs der Mayr von Kempten, der verdarb von Bürgschaft wegen; der hatte neun Kind, deſs war ich, Hainrich Fündlkind das zehente. Da schlug er uns halb aus, daſs wir gingen und dienen sollten. Da kam ich H. F. zu zwei Priestern, die wollten gen Rom gehn. Mit denen ging ich über den Arlberg und kamen zu Jaklein ober Rein. Da sprach Jakl: wo wollt Ihr mit dem Knaben hin? da sprachen die Herrn: er ist zu uns kommen auf dem Feld; da sprach Jakl: wollt Ihr ihn hie lassen, daſs er uns das Vieh hüt'? da sprachen sie: was er thut, das ist uns lieb. Da dingten sie mich und gaben mir das erste Jahr zween Gulden. Da war ich bei dem ehgenannten Jaklein zehn Jahr; da ging ich mit ihm zur Kirchen in dem Winter und trug ihm das Schwert nach; da bracht man viel Leut, die da waren in dem Arlberg, in dem Schnee verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgegessen und die Kehlen ab, das erbarmt mich H. F. so übel, da hatt ich 15 Gulden verdient mit dem Hirtenstab, da ruft ich und sprach: Ob jemand wollt nehmen die 15 Gulden und einen Anfang wollt anheben auf dem

---

*) Die Rechtschreibung ist der Deutlichkeit wegen verändert worden.

Arlberg, daſs die Leut also nicht verdürben. Das wollt niemand thun, da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülf und den lieben Herrn, der ein groſser Nothhelfer ist Sanct Christofin und fing an mit den 15 Gulden, die ich mit dem Hirtenstab hatt' verdient um Jaklein oder Rein, und den ersten Winter da half ich 7 Menschen des Lebens mit dem heiligen Almosen. Seit desselben Males hat mir Gott und ehrbare Leut geholfen 50 Menschen des Lebens, und den Anfang hub ich an *Anno Dei MCCC octuagesimo VIto in die Johannis Baptistae.*" —

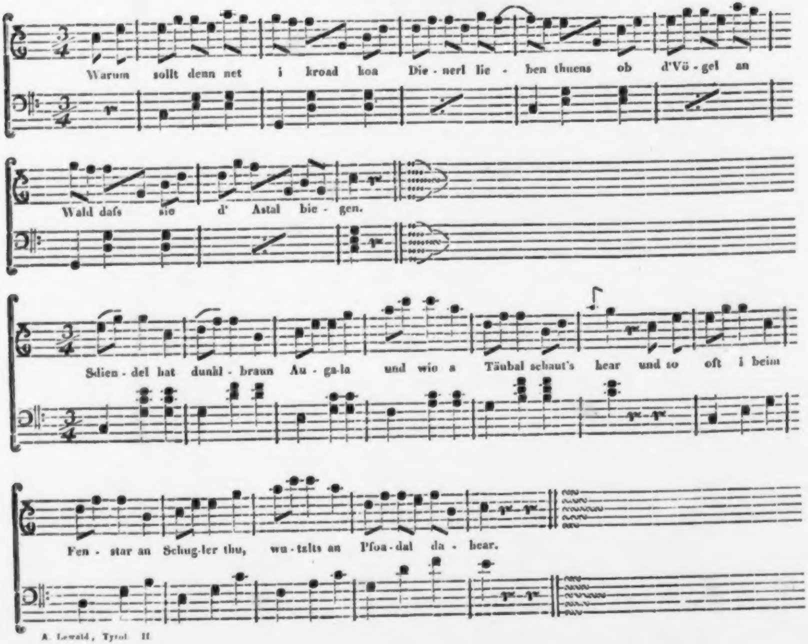
Herzog Leopold von Oesterreich ertheilte diesem groſsen Menschenfreunde landesfürstliche Freiheit und verbrüderte sich ihm selbst mit mehreren Fürsten. Das Bruderschaftsbuch im Orginal ist eines der schätzbarsten Denkmäler jener Zeit (1386 – 1414). Es ist auf Pergament, groſs Quart und beinahe eben so dick als lang. Jedes Mitglied lieſs sein Wappen bei seiner Verbrüderung hineinmalen, und machte sich zu einer kleinen Abgabe verbindlich. Der Stifter Heinrich das Findelkind, wie er sich selbst nannte, durchzog Deutschland, Böhmen, Croatien, Polen, um sein Vorhaben durchzusetzen. Daher findet man viele edle Geschlechter aus diesen Ländern unter den Mitgliedern. Folgendes war seine Aufforderung:

„Liebe Kind! Ihr sult wissen, daſs Ihr mer Almusen sult geben auf den Arlberg zu Weg und Steg, und zu einer elenden Herberg, da man inbeherbergt arm und reich. Wer da all Abend ausgehen, rufen ich oder mein Knecht, Jeglicher mit 4 Schneereifen und wen wir immer im Schnee finden, den tragen wir in die elende Herberge und geben ihm das Almusen, um daſs er fur mag kommen." —

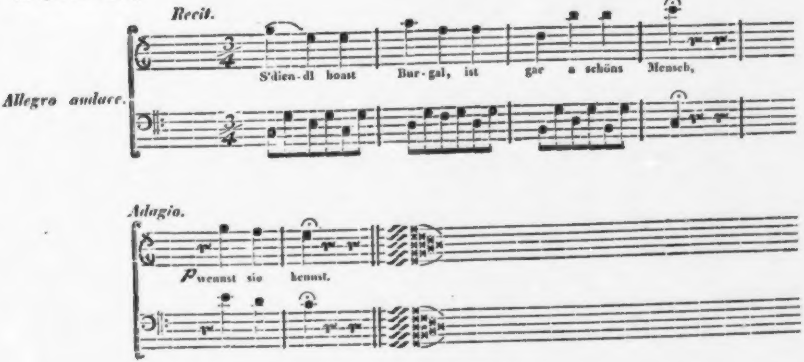
Welche treuherzige Biederheit spricht aus diesem Allem. Mit welchen geringen Mitteln konnte in jener Zeit Groſses gewirkt werden, weil der Wille so stark war. Wie viel müſsten wir wohl zusammenbringen,

1. (Zu Seite 267.)

Schnodahupferln.


Warum sollt denn net i kroad koa Die - nerl lie - ben thuens ob d'Vö - gel an
Wald daſs sie d' Astal bie - gen.
Sdien - del hat dunkl - braun Au - ga-la und wie a Täubal schaut's hear und so oft i beim
Fen - star an Schug-ler thu, wu - tzlts an Pfoa - dal da - hear.

II. (Zu Seite 267.)


Recit.
Allegro audace.
S'dien-dl hoast Bur-gal, ist gar a schöns Mensch,
Adagio.
p wennst sie kennst.

Un[illegible]
M[illegible]

um ein solches Hospiz zu errichten, und welches hohen Schutzes glaubten wir dabei nicht entrathen zu dürfen? —

Die nächtlichen Zusammenkünfte junger Burschen und Mägde sind im Oberinnthale besonders üblich. Man nennt diesen Gebrauch: „'s Haingarteln z' Nachten.“

Wenn aber die andern einem solchen heimlichen Verständniſs auf die Spur kommen, fehlt es nicht an Neckereien und Strafen für das Liebespärchen. In den Dörfern des Gerichts Ehrenberg schleichen sie einem Liebhaber nach, wenn er Nachts zu seinem Mädchen geht. Hierauf werden Kleidungsstücke, den seinen ähnlich, auf ein Kreuz gehängt, und diese Vogelscheuche an dem Dache der Wohnung des Mädchens aufgerichtet. So wissen dann die Leute am Morgen das ganze Geheimniſs.

Kommt ein Fremder aus einem andern Dorfe auf den Einfall, einem Madl seine Liebe zu bezeugen, so lassen ihn die jungen Bursche ruhig herein, dann aber, wenn er fort will, wird er mit Tannenästen zerworfen, die vor den Hütten zur Feuerung aufgeschichtet liegen. Dieſs heiſst: „Aeschten.“ Nach solchen Abenteuern hat jedoch der Liebhaber die Gunst des Mädchens nur desto mehr.

Im Bregenzer Walde wird Einer, der in ein fremdes Dorf zum Madl schleicht, mit dem Kopf in den Gemeindebrunnen getaucht, und mit einer Kuhglocke um den Hals heim escortirt.

Hier im Oberinnthale wird wieder der „Schnoda- oder Almerhupferl“ und der gellende Jodler gehört, der uns im südlichen Theile des Landes ganz entschwunden war. Ich füge hier ein paar der originellsten Melodien bei, nach welchen ein groſser Theil der üblichsten gesungen werden kann. Auch ein Gemsenjägerlied finde hier seine Stelle, das eine gar frische und heitere Weise hat. *)

Und nun mein Tyrol, auf Wiedersehen! der Arl-

---

*) Ich kann nicht umhin, hier ein Schnodahupferl nebst seiner französischen Uebersetzung zur Belustigung meiner Leser mitzutheilen, wie es Herr *Marcel de Serres* den Seinigen zu Nutz und Frommen geliefert hat:

Lustig und alert
's weiſs kein Mensch, wie lang's währt,
Währt's wie lang es da wöll,
Und kein Mensch kommt in d' Höll!

Geh' weg von mein Fenster,
Hör' auf zu singen!
Wenn's D' mein rechter Bua wärst,
Wär'st schon lang herinna!

Wenn Sonn' und Mond steht,
Und kein Wind mehr geht,
Und der Bach aufwärts rinnt,
So lieb' i Di g'schwind!

Ami, le plaisir t' appelle, livre-toi à la gaîté;
Profite de l' instant, sais-tu combien dure la joie?
Ne crains rien!
Les dieux punissent-ils d'innocens plaisirs? —

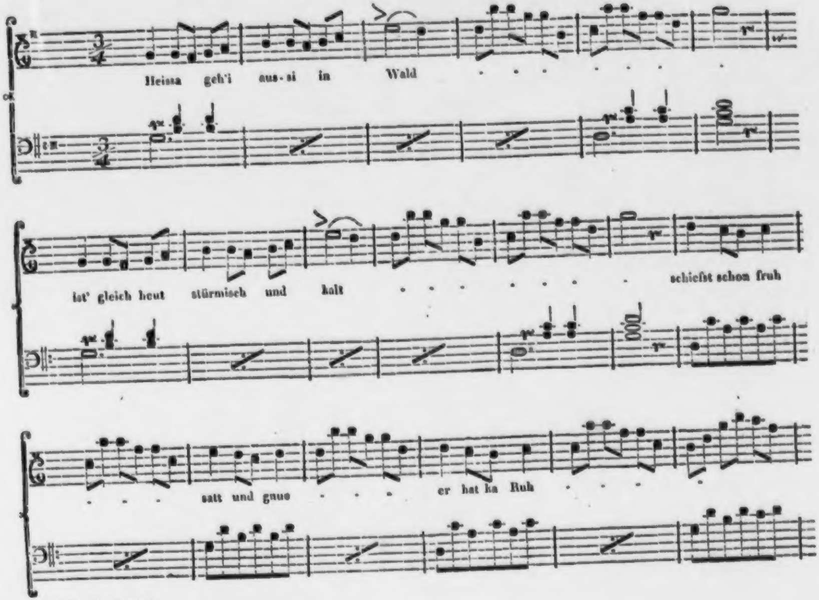
Pourquoi sous ma fenêtre discrète,
Soupires-tu plaintive romance?
Si tu étais l'amant de mon coeur,
Serais-tu loin de ton amie?

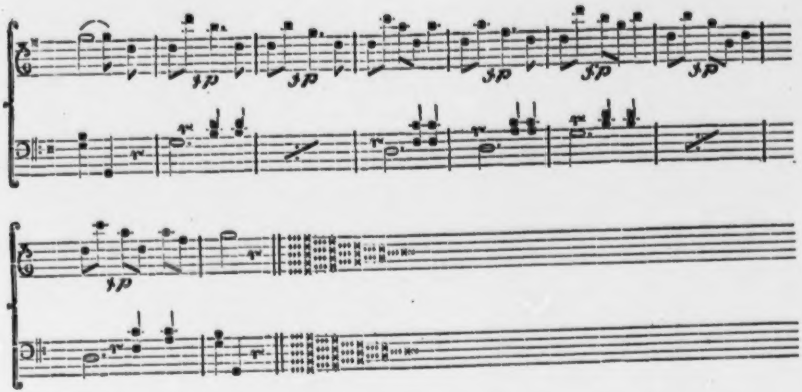
Dès que le soleil dore la cime des monts,
Que le vent agite la feuillée,
Que le ruisseau descend dans la prairie,
Mon coeur palpite et c'est pour toi!

So verstehen uns unsere Nachbarn! — Im letzten Couplet wird gerade im Französischen das Gegentheil des Deutschen ausgedrückt. Und solche Leute reisen durch Tyrol, und erzählen der Welt, was sie gesehen und gehört haben! —

(Zu Seite 268.)

Gemsjägerlied.


Heissa geh'i aus-si in Wald
ist' gleich heut stürmisch und kalt
schiefst schon fruh
satt und gnue
er hat ka Ruh



2) Steht er am Anstand auf d'Nacht,
Denkt er, es ist schon a Pracht,
Schieſs' i heut, weit und breit,
Was mi freut, als wie nit g'sehent.

3) D' Jäger haben fröhlichen Muth,
Stek'n den Gamsbart auf'n Hut,
Tragen frei Pulver und Blei,
Nebenbei lieben sie treu.

berg ist erreicht, und auf herrlicher Straſse rollt der Wagen zur ersten Station im Vorarlbergischen: Bludenz. Der Abschied sey kurz, wie man ihn bei geliebten Gegenständen zu nehmen pflegt, und wahrhaftig ich fühle, daſs ich weich werde! —

Der Bodensee.

Die grotesken Felsenformationen verschwanden nun nach und nach, so wie wir uns Bludenz näherten. Die Cultur des Bodens, der schon mehr Ebenes zeigte, trug nicht mehr den Charakter jener malerischen Mühseligkeit, wie wir sie noch vor kurzem anstaunten. Wir fuhren durch das Klosterthal und hatten den freundlichen Alfensbach zu unserer Linken.

Mir bleibt von dieser Fahrt wenig aufzuzeichnen. — Ein junger ungarischer Officier, mein Nachbar in der Diligence, ergoſs sich unaufgefordert in Lobeserhebungen Schillers, und als er keinen Widerspruch fand, zog er kaltblütig einen Gräzer Nachdruck des groſsen Dichters aus einer Seitentasche und fing pathetisch und mit starkem magyarischem Accente das Lied von der Glocke zu declamiren an. Ich sah ihm vertrauenvoll lächelnd in die Augen, weil ich mir einen Spaſs darunter dachte, als er aber die Stimme immer mehr und mehr erhob und die Worte donnerte:

„Der Mann muſs hinaus ins feindliche Leben!“

Da überschaute ich mit einem Male das Entsetzliche meiner Lage und war nahe daran, aus dem Wagen zu springen. Aber ich war müde, und die Pferde flogen; ich besann mich daher eines Bessern. Ich warf mich in meine Ecke zurück, biſs die Zähne zusammen und drückte die Augen zu. Es währte nicht lange und sein Singsang hatte mich eingeschläfert.

Das Rütteln auf dem Bludenzer Straſsenpflaster weckte mich erst auf; die Glocke war gegossen und mein Ungar still, und auf dem Laden des Apothekers, der Post gegenüber, las ich mit groſsen, goldenen Lettern:

Ars longa, vita brevis!

Die anderthalb Posten bis Feldkirch schienen mir eine Ewigkeit zu dauern. Nach dem Geschehenen will diese Einförmigkeit nicht behagen. So wie man sich aber jenem gewerbfleiſsigen Orte nähert, gewinnt die Gegend wieder an Reiz. Man fährt durch ein anmuthiges Defilé, dessen Höhen mit schönen, groſsartigen Gebäuden geziert sind, die nicht mehr bäuerisch, nicht mehr alterthümlich aussehen. Es sind Fabriken. In dem Wirthshause findet man alles schon auf andere Weise; die Nähe der Schweiz macht sich bemerkbar. Es herrscht mehr städtischer Luxus; die Speisen, obgleich nicht sehr gewählt, werden mit gröſserer Prätension angerichtet; der Landwein weicht dem Markgräfler und Veltliner, und der Wein vom nahen Bodensee wird offenherzig als nicht besonders empfohlen.

Ueber Gözis, Dornbirn und Hohenems ging von hier der Weg nach Bregenz, wohin wir erst sehr spät gelangten. Nun hatten wir die letzte Gränze unserer Reise erreicht, wir befanden uns an den Gestaden des Bodensees, der von Vielen „das schwäbische Meer“ genannt wird. Dem kleinen, freundlichen Ländchen, mit den anmuthigen Zwergbergen und den engen, schattigen Thälern, deren übervölkerte Dörfer im Blüthenduft lagern und mit Düngerhaufen verschanzt sind, mag der Bodensee immerhin als Meer gelten.

Aus dem Fenster unsers Zimmers sahen wir nach dem Sanct Gebhardsberg, der vor zwei Jahren den Einsturz drohte und Stadt und Umgegend in keine geringe Angst versetzte. Mitten in der Nacht hörte man ein Getöse gleich einer starken Kanonade, das man sich nicht zu erklären wuſste. Am Morgen sah man, daſs sich aus der Flanke des Berges groſse Fragmente losgelöst hatten und herabgestürzt waren. Dieſs dauerte mehrere Wochen, und das Getöse soll besonders zur Nachtzeit schaurig zu hören gewesen seyn. Seitdem ist es wieder ruhig geworden; die Behörde hat den Berg untersuchen lassen, und man versichert, daſs keine Gefahr mehr obwalte. Es war mir interessant, daſs dieser äuſserste Spröſsling der Alpen, der gleich einer Vedette in die Wasserebene schaut, doch auch noch etwas auf seine Würde hält, und einen so groſsartigen Lärm zu machen keinen Anstand nimmt.

Die Aussicht, die man von oben hat, ist herrlich. Man sieht den Arlberg mit seinen Gletschern (Kaltenferner), den hohen Sentis und die anderen Berge von Sanct Gallen, und den ganzen Bodensee mit seinen fruchtbaren und schönbebauten Ufern. Da er leicht zu besteigen ist, so sollte es kein Reisender unterlassen, sich diesen Genuſs zu verschaffen.

Wer in Bregenz länger verweilt, versäume auch nicht die ersten Arbeiten der Angelica Kaufmann zu besehen, welche sie in ihrem vierzehnten Jahre, als sie noch im Haus ihres Vaters lebte, verfertigte. Sie werden von ihren Verwandten, der Familie Aberer, aufbewahrt. Angelica war aus dem Alpendorfe Schwarzenberg im innern Bregenzer Walde gebürtig.

Wenn der Bodensee das schwäbische Meer genannt wird, so will ich gern zugeben, daſs man Lindau mit dem Titel des bayerischen Venedigs beehre. Es liegt wirklich in den Wellen des Sees, und wenn es gleich nur durch eine kleine Brücke mit dem Ufer zusammenhängt, so zeigt es doch nach der Bregenzer Seite hin eine Reihe schöner, hellangestrichener Fronten mit vielen Fenstern. Obgleich uns hier nicht Palladio's Façaden und Sansovino's Kuppeln entgegenstrahlten, aus den grünen Wellen am fernen Horizont auftauchend, so setzte mich doch alles in eine so freundliche

liche Stimmung, daſs ich mit keinem ehrlichen Bayern oder Würtemberger rechten mag, der auf den Gedanken kommt, Lindau das deutsche Venedig zu nennen.

Von Bregenz bis Lindau stöſst Garten an Garten, Villa an Villa. Es ist ein Etwas über diese Gegend verbreitet, was die Ufer des Rheins charakterisirt, ein Segen, den dieser Fluſs wie befruchtenden Thau mit sich führt. So wie man sich ihm nähert, stöſst man nicht nur auf Gewerbregsamkeit und Wohlstand, wie sie andere Ströme auch an ihren Ufern sehen, sondern es ist eine Wohlhäbigkeit, ein bürgerlicher Glanz, ein verständiger Lebensgenuſs überall zu spüren, der wahrhaft erfreulich selbst den Durchreisenden schon anweht.

Bregenz zeigt in seinem Innern Leben und groſsartigeres Treiben; es ist die Brücke, auf welcher man aus Tyrol in die Schweiz gelangt; Handel und Wandel regen sich; die Reisenden kommen bei Nacht und Tag; das fabrikfleiſsige St. Gallen ist in wenigen Stunden erreicht. In Lindau sieht es stiller aus; die Straſsen sind reinlich und wie ausgekehrt; es ist das letzte Gränzstädtchen eines kleinen Staates; der Hafen war leer, und ich glaube nicht, daſs man ihn wohl jemals anders zu sehen bekommen kann.

Die fernen Ufer des Sees waren in Dunst gehüllt, und die Sonne spiegelte sich in der ruhigen Wasserfläche, die ihrer Ausdehnung nach ganz respectabel ist.

Bald näher, bald weiter vom Gestade ab zieht sich die Straſse nach Friedrichshafen, wo das Dampfschiff, das von Rorschach herüberkommt, die Passagiere aus der Schweiz mitbringt, welche nach Stuttgart wollen.

Hier war nun meine Tyroler Reise geendet. Was ich durch Anschauung, was ich aus der Geschichte dieses Landes gelernt, die vielen kleinen unscheinbaren Züge, die ich mit Sorgfalt gesammelt, alles hatte dazu beigetragen, mir ein groſses, lebendiges Bild von Tyrol und den Tyrolern zu geben. Mit der gewissenhaftesten Aufrichtigkeit überreiche ich hier meine Sammlung dem Publicum. Es ist keine Geschichte, keine Statistik, keine Topographie von Tyrol; was von diesem allem hier gefunden wird, sollte nur dem Zwecke dienen, die Schilderung von Natur und Sitten zu vervollständigen. —

— — Wir stiegen in den Nachen und durchschnitten die stillen Gewässer. Es war ein schöner Herbstabend, den der frühe Mond schon zierte, während noch ein glühendes Abendroth sich über den Münster von Kostnitz ausspannte. Der Kahn schaukelte, der See plätscherte, meine liebe Gefährtin hatte meine Hand ergriffen und drückte sie sanft; es war ein Moment zu holden Träumen geschaffen. Vergangenheit und Zukunft berührten sich; die Gegenwart verschwand. Ein starker Ruck erweckte mich erst spät; wir waren gelandet. Ehe ich den Nachen verlieſs, kehrte ich mich aber nach Osten, wo die Nebel der Nacht bereits alle Gegenstände umfangen hatten, und sandte die herzlichsten Grüſse meinen lieben Freunden in Tyrol! —

ANHANG.

Touren in Tyrol.

I. a) Von München nach Verona.
  b) Andere Straſse von München nach Innsbruck.
II. Von Bregenz nach Verona.
III. Von Salzburg nach Bregenz.
IV. Von Augsburg nach Innsbruck.
V. a) Von Innsbruck nach Mailand
    (über das Wormser Joch).
  b) (über den Lago di Garda.)
VI. Von Innsbruck nach Venedig durch das Val Sugana.
VII. Straſse durch das Pusterthal nach Venedig.
VIII. Ausflüge von Innsbruck:
  1) Nach dem Zillerthal, und von dort
    a. über die Gerlos ins Pinzgau,
    b. ins Duchserthal,
    c. über die Ferner des Zemthals ins Pusterthal.
  2) Ins Achenthal.
  3) Nach dem Patscher-Kofel.
  4) Nach dem hohen Serles oder Senllesberg.
  5) Nach dem Selrain.
  6) In das Oetzthal.
IX. Ausflüge von Botzen:
  1) Nach Gröden.
  2) Nach Sarnthal.
  3) Nach Ober-Botzen und Ritten.
  4) Nach Eppan und Kaltern.

X. **Ausflüge von Meran.**
  1) Ins Passeyerthal.
  2) Ins Val di Non und Val di Sol. (Val di Rabbi und Pejo.)
  3) Nach Bormio.
  4) Nach Ulten.
XI. **Ausflüge von Trient.**
  1) Nach Judicarien. (Val di Ledro und Lago di Garda.)
  2) Nach Fleims und Fassa.
  3) Nach Val Sugana.
XII. **Ausflüge von Roveredo.**
  1) Nach dem Lago di Garda.
  2) Nach Slavini di Marco.
XIII. **Durch das Pusterthal nach dem Glockner.**
XIV. **Von Brunecken nach dem Enneberg.**
  Nota.

Touren durch Tyrol.

I. a) Von München nach Verona.

(Hier geht ein Eilwagen.)

	Posten
Von München nach Starnberg (schöner See).	1½
Nach Weilheim	1½
— Murnau	1¼
— Partenkirch (Zugspitze 10,000 F.)	1½
— Mittenwald	1¼
— Seefeld	1¼
— Zirl (der Zirlerberg; Ansicht des Innthals)	1
— Innsbruck (links am Wege die St. Martinswand) (Gasthöfe: Adler. Sonne. Rose.)	1
— Schönberg (seitwärts vom Posthause: Ansicht des Stubaythals mit den Gletschern)	1

	Posten
	11¼
Nach **Steinach** (in der Kirche: Gemälde von Knoller)	1
— **Brenner** (Posthaus, 4000 F. über der Meeresfläche)	1
— **Sterzing** (herrliches Wirthshaus im Nagerl. Sterzingermoos. Jauffen)	1
— **Obermittewald** (Festungsbau. Seitwärts neue Strafse durch das Pusterthal)	1
— **Brixen** (gutes Wirthshaus im Elephanten)	1
— **Kollmann** (Kuntersweg)	1½
— **Deutschen** (jenseit der Eisack, Weg zur Seiseralp und zum Schlern)	1
— **Botzen** (schöne Domkirche. Weinbau. Oberitalische Vegetation. Schlern. Rosengarten. Erster Gasthof: Kaiserkrone)	1
— **Brandsoll**	1
— **Neumarkt**	1
— **Salurn** (der letzte deutsche Ort)	1
— **St. Michael**	1
— **Lavis** (Wälschtyrol)	1¼
— **Trient** (Sta. Maria Maggiore. Dom. St. Simon. Rose und Europa, gute Wirthshäuser)	1
— **Roveredo** (Filanda Bettini, Filatorio Tacchi, berühmte Seidenspinnmanufacturen. Trefflicher Gasthof im Rössel oder Cavalletto)	2
(Drei Stunden vom Lago di Garda.)	
— **Ala** (Felsensturz, Slavini di Marco)	1
— **Peri**	1
— **Volargne** (la Chiusa, die Veroneser Klause)	1¼
— **Verona** (Gasthöfe: due Torri, Gran Parigi, Torre di Londra. Arena. Römische Triumphbogen. Grabmäler der Scaliger. Juliens Grab. Theoderichs Burg u. s. w.)	1½
	32¾

b) Andere Straſse von München nach Innsbruck:

	Posten
bis Wolfertshausen	2
— Benedictbeuern	2
— Wallersee	1½
— Mittenwald	1½
— Seefeld	1¼
— Zirl	1
— Innsbruck	1
	10¼

II. Von Bregenz nach Verona.

(Eilwagen.)

Von Bregenz nach Hohenems (Vorarlberg)	1¼
Nach Feldkirch	1
— Bludenz	1½
— Dalaas	1
— Stuben	1
— Nasserein (Oberinnthal)	1
— Flirsch	1
— Landeck	1
— Ried	1
— Pfunds	1
(Paſs von Finstermünz)	
— Nauders (Vintschgau)	1
— Mals	1¼
— Eyrs	1
— Latsch	1
— Meran	2
— Botzen	2
	19½
Von Botzen wie I. a)	11
	33

III. Von Salzburg nach Bregenz.

(Eilwagen.)

	Posten
Von Salzburg nach Reichenhall	1
Nach Unken	1
— Waidring	1¼
— St. Johann	1
— Elman	1
— Söll	1
— Wörgl (Schlachtfeld)	1
— Rattenberg	1
— Schwatz (Silberwerke)	1¼
— Volders	1
— Innsbruck	1
— Zirl	1
— Platten	1
— Ober-Miemingen	1
— Nassereit (sehr gutes Wirthshaus)	1
— Imst	1
— Landeck	1½
— Flirsch	1
— St. Anton (Arlberg)	1
— Stuben (auf der Höhe des Berges)	1
— Talas (Vorarlberg)	1
— Bludens	1
— Feldkirch	1½
— Hohenems	1
— Bregenz (St. Gebhardsberg)	1
	26½

IV. Von Augsburg nach Innsbruck.

(Eilwagen.)

Von Augsburg nach Lechfeld	1½
Nach Landsberg	¾
— Schongau	1¾
— Füſsen	2

	Posten
	6
Nach Reiti	1
— Lermos	1½
— Nassereuth	1
— Obermiemingen	1
— Platten	1
— Zirl	1
— Innsbruck	1
	13½

V. a) Von Innsbruck nach Mailand

(über das Wormser Joch).

Von Innsbruck nach Landeck s. II.	6½
Nach Ried	1
— Pfunds (Paſs von Finstermünz)	1
— Nauders (Vintschgau)	1
— Mals (Aussicht nach dem Orteles) (guter Gasthof zur Post)	1½
— Brad (Anfang der neuen Straſse)	1½
— Trofoi (Gletscher. Mandatsch)	1
— Franzenshöhe (Ortelesspitze)	1
— Sta. Maria (Wormser Jochhöhe 9000 F.)	1
— Spondalunga (Addaquelle)	1
Bormio (Veltlin. Heiſse Bäder)	1
Bolladore	2
Tirano	2
Sondrio	1½
Morbegno	1
Colico (Comersee)	¾
Como und Barlasina	1½
Mailand	1½
	27¾

b) Ueber den Lago di Garda.

bis Roveredo s. I. a)	
von Roveredo nach Riva	1½

mit dem Dampfschiffe nach Desenzano.

	Posten
Von Desenzano nach Ponte San Marco	1
Nach Brescia	1½

u. s. w. nach Mailand.

VI. Von Innsbruck nach Venedig durch das Val Sugana.

Bis Trient s. I. a)	15¾
— Pergine (See von Levico)	1
— Borgo di Val Sugana	2
— Bassano (in der Nähe: Canova's Geburtsort Possagno, mit der von ihm erbauten Kirche. Post: Gasthof)	2
— Castelfranco	2
— Treviso (hübscher Ort. Rose) (Brenta und Villen)	1½
— Mestre (Lagunen)	1½
(zu Wasser) nach Venedig	1
	26¾

VII. Strafse durch das Pusterthal nach Seravalle und weiter nach Venedig.

Von Mittewald unterhalb Sterzing, seitwärts ab über Mühlbach nach

Untervintl	1
Brunecken (auch Bruneck)	1½
Niederdorf (Toblacherfeld)	1½
Höllenstein	1
Cortina (Ampezzaner Thal. Hexenfelsen)	1¼
Venas	1¾
Perarolo (Piavethal)	1
Longarone	1¾
Sta. Croce	1¼
Seravalle	1
	13

u. s. w. nach Venedig.

VIII. Ausflüge von Innsbruck.

1. Nach dem Zillerthal.

Nach Volders (Salzberg bei Hall) . . 1 Post
— Schwatz . . . . 1 —
— Straſs am Eingange des Zillerthals, ungefähr . . . . . . ½ —

Von hier hört die Poststraſse auf, und man rechnet bis Zell 8 Stunden. Guter Fahrweg am linken Ufer der Ziller.

Schlitters.
Fügen. (Wohnort der bekannten Sänger: Rainer.)
Uderns.
Ried.
Zell. (Hauptort des Thals. Sänger: Leo. Guter Gasthof beim „Bräu," jedoch nur ländlich.)

am rechten Ufer der Ziller:

Bruck.
Hart.
Stumm.
Rohr.

Von Zell geht man:

a) über die Gerlos ins Pinzgau.

(Gebirgsteig.)

Von Zell nach Heinzenberg.
nach Gerlos, über den Berg.
— Wald. (Hier beginnt die Communalstraſse wieder.)
— Neukirchen.
— Bramberg.
— Mühlbach.
— Mittersell. (Markt. Hauptort des Thals.)
— Stuhlfelden.
— Dobersbach.
— Walchern.
— Pieſsendorf.
— Gries.
— Tazenbach.
— Länd. (Auf der Straſse von Salzburg nach Gastein.)

b) ins Duchser Thal.

Von Zell nach Hippach.
— Mayrhoff (Fuſsweg).
— Finkenberg.
— Lahnersbach. (Von hier Gebirgssteig.)
über das Duchser Joch nach Schmirn
(hohe Alpennatur. Alpeiner Ferner. Duchser Ferner).
Sanct Jodok.
Staflath (am Fuſse des Brenners).

c) Ueber die Ferner des Zemthals ins Pusterthal.

Von Zell nach Mayrhoff.
— Brandberg (Gebirgssteig).
Zur Mitterwand (Quelle der Ziller am Krümlertaurn) durch den wilden Sondergrund, am Rande der Zemerferner vorüber (für geübte Steiger nicht beschwerlich)
nach St. Jacob ins Ahrnthal (von hier Communalweg).
— S. Martin.
— Luttach.
— Taufers und ins Pusterthal.

NB. Die Gegend der Zemerferner reich an botanischen und mineralischen Seltenheiten, von denen sich Sammlungen in Zell befinden.

Von Taufers geht es ostwärts über wildes Gebirg und Ferner ins geschichtlich merkwürdige Tefereken- und Virgenthal. Rauhe Gegend.

2. Ins Achenthal.

Von Schwatz (2 Posten von Innsbruck)
nach dem linken Ufer des Inn,
— Stans (gute Fahrstraſse, stark bergig),
— Jenbach,
— Eben (liebliche Gegend am Achensee),
— Achenthal
über den Plattenberg nach Bayern ins Wildbad Kreuth, Tegernsee u. s. w.

3. Nach dem Patscherkofel.

Nach Pradl.
— Ambras (Schloſs. Philippine Welser. Tummelplatz).
— Lans (Lanserköpfe. Herrliche Ansicht vom Mittelgebirg).
— Heilige Wasser. (Wallfahrt).
— Patsch. (Patscherkofel).

NB. Von Lans nach Rinn, wo der kleine Junge von Juden zu Tode gemartert worden seyn soll; nun der heil. Andreas von Rinn, der in der Gegend stark verehrt wird.

4. Nach dem hohen Serles- (Senlles) Berg (Waldrasterspitze).

Nach der Abtei Wilten,
über den Berg Isel, } groſse Poststraſse.
nach Schönberg.
Nach Mieders ins Stubaythal, Communalweg.
— Waldrast (Wallfahrt) Fuſsweg.
— der Spitze des Serlesbergs.

NB. Von Mieders weiter ins Stubaythal,
Nach Telfes.
— Fulpmes.
— Neustift.
Von hier beginnt der Gebirgssteig zu den Fernern.

5. Nach dem Selrain.

Auf dem rechten Innufer, nach
Vels,
Kematen,
Ober-Perfuſs (Peter Anich, Geograph).
Selrain,
Gries (nach Lisens, im Lisenerthal. Schöne Alpeiner Ferner).

6. In das Oetz-Thal.

S. oben bis Ober-Perfuſs.
Von Ober-Perfuſs nach Ranggen.
— Inzing.
— Hatting.

Von Flaurling.
— Kloster Stams.
— Sils.
— Haiming.
Hier hört die Commercialstraſse auf, und die Communalwege beginnen (beschwerlich zu fahren).
— Sautens.
— Oetz.
— Dumpen.
— Umhausen.
— Lengenfeld.
— Huben.
— Solden.
Hier beginnen die Fuſssteige.
— Zwiselstein.
Von hier nach Gurgl, zum Fuſse des groſsen Oetzthaler Ferners, oder nach Fend, zum Fuſse der Gebatscher Ferner.

Ueber die Ferner führt ein höchst beschwerlicher; oft gefährlicher Pfad, ins Etschthal oder Passeyer.

IX. Ausflüge von Botzen.

1. Nach Gröden.

Von Botzen nach Steg, ½ Station, Poststraſse.

Man geht hier über die Eisack, und kann in der Mühle Pferde, oder Bändl, eine Art Gebirgsfuhrwerk miethen. Zu Wagen ist von hier nicht mehr weiter zu kommen. Ein Bändl kostet ungefähr 2 Kronenthaler den Tag. Ein Bändl für eine Dame, ein Pferd für einen Herrn und zwei Führer kosten 4 Kronenthaler den Tag und so im Verhältnisse.

Nach Völs (steil bergan) gutes Wirthshaus.
— Seis (ziemlich eben) freundliches Dorf.
Man geht dicht an den weiſsen Dolomiten des hohen Schlern vorüber. Herrliche Aussicht.

Nach Ratzes. (Kräftiges Mineralbad.) Steiler Weg, durch wilde Tannenwälder. Auf dem Schlern selbst, dessen höchste Kuppen und Hörner nur noch dieses Bad überragen.

(Steiler, schmaler, gepflasterter Weg die Seiseralpe hinan, 5000 Fuſs hoch).

— Pufels (einen fürchterlichen Schlund hinab).
— St. Ulrich in Gröden.
— St. Antoni.
— St. Christina. (S. Chrischtein.)
— St. Maria.

Wer die Seiseralpe nicht besteigen will, kann von Ratzes nach dem alten Castelruth, und dann nach Gröden. — Der Weg über das sogenannte Torkeln von Castelruth nach Azwang, ist zwar kürzer, aber der Steilheit wegen nicht anzurathen.

NB. Von St. Maria in Gröden kann man über Colfusco (Colfuschg) in das Thal Enneberg kommen. Beschwerliche Steige.

2. Nach Sarnthal.

(Gebirgssteig.)

Nach Jenesien,
über das Joch
nach Afing.
— Sarnthal.

NB. Trefflicher Anbau. Enges Thal. Jenesien, hübsche Menschen. Malerische Trachten. Man kann von dort über das Mölfner Joch nach Hafling und ins Etschthal.

3. Nach Ober-Botzen und dem Ritten, wo die hübschen Sommerwohnungen der Botzener sind; zu Pferde oder zu Fuſs. Auch in Bändln wird hinaufgefahren.

NB. Die Erdpyramiden von Langmoos. Die Rittneralpe.

4.

4. Nach Eppan und Kaltern.

(Gute Fahrstraſse. 5 Stunden.)

Nach Siegmundskron.
— S. Pauls.
— Eppan. (Aussicht vom Calvarienberg. Burg Hohen-Eppan.)
— St. Michael.
— Kaltern. (Caldera.)
Kalternsee. Kalternseewein.

NB. Von Kaltern über die Mändl ins Val di Non. Saumschlag; auf Muli, oder Pferden.

X. Ausflüge von Meran.

1. Ins Passeyerthal.

(Fuſsweg.)

Nach Zenoberg.
— Salthaus.
— St. Martin.
— Am Sand. (Hofers Wirthshaus.)
— St. Leonhard. (Hauptort des Thals.)
Von hier über den Jauffen nach Sterzing ins Eisackthal in 6 Stunden. Von Meran nach St. Leonhard braucht man 4 Stunden.
— Moos (im innern Passeyer).
— Rabenstein.

Von hier: *a.* über das Timbeljoch ins Oetzthal; beschwerlich. Der plötzliche Anblick der Ferner belohnend.
b. Nach dem Schneeberg. Höhle mit der Aussicht nach Sterzing. Imposant.
c. Seeherberg; dessen See ausbrach und das ganze Thal bis Meran überschwemmte und furchtbar verwüstete.

2. Ins Val di Non und Val di Sol.

(Nonsberg und Sulzberg.)

Nach Lana.
— Brandis.

Nach Tisens (hier endet der Fahrweg)
über den Gampen. Saumschlag. Auf Muli.
— Unserer L. Frau im Wald.
— Castelfondo im Val di Non.

(Hier beginnt eine sehr gute Fahrstraſse durch das ganze Thal.)

— Arz.
— Cloz.
— Revò.
— Clés *)
— Tueno
— Terres.
— Flavon.
— Denno.

(Durch die Rocchetta (Pass) ins Etschthal, bei St. Michael, 2 Posten von Trient.)

---

*) Von Clés geht der Fahrweg ins Val di Sol
Nach Magras **)
— Malè.
— Croviana.
— Mondasico.
— Mastelina.
— Mezzano,
— Pellizano.
— Ossana.

Von hier beschwerliche Fuſssteige über den Tonal. Die letzten Tyroler Gletscher.

**) Bei Magras theilt sich der Weg, und man kommt in gerader Richtung in das wilde Val di Rabbi,
nach S. Bernardo.
— Rabbi (berühmtes Bad).
über Gebirgspfade, auf Muli.
— Peio (Bad, in einer ernsten [illegible] Gegend).

3. Nach Bormio, über das Wormser Joch.

(Treffliche Poststraſse.)

Von Meran nach der Töll.
— Naturns im Vintschgau.
— Tschars.
— Galsaun.
Castelbell (schönes Schloſs).
— Latsch . . . . 2 Posten
— Vezan.
— Schlanders.
— Kortsch.
— Laas.
— Eyrs . . . . 1 Post
— Spondinig.
Brad . . . . . . ½ Posten
(Anfang der neuen Straſse.)
Stilfs (rechts am Wege)
— Gamagoi.
— Trofoi . . . . . . 1½ Posten
— Franzenshöhe . . . . . 1 —
— St. Maria (Wormser Jochhöhe 9000') 1 —
Spondalunga (Lombardie) . 1 —
— Bormio 1

(Hinauf werden 4 Pferde gegeben; hinab fährt man mit 2 im Trab; in Spondalunga wird nicht umgespannt. Man erreicht Bormio von Meran in 12 bis 15 Stunden, Mittagsaufenthalt von einer Stunde inbegriffen.)

4. Nach Ulten.

Nach Lana zu Wagen.
Von hier weiter: Gebirgsweg:
— Eschenloh.
— St. Pancraz (das kräftige Ultener oder Mittelbad, von Tyrolern stets sehr besucht).
— St. Waldburg.

Nach St. Nicolaus.
— St. Gertrud.
Saumschlag über den Gleckberg nach Rabbi. Gewöhnlicher Weg der Badegäste dahin.

XI. Ausflüge von Trient.

1. Nach Judicarien. *(Giudicaria.)*

(Auf Muli. Nicht fahrbare Straſse.)

Nach Cadine.
— Baselga.
— Vezzano.
— S. Massenza. *) (Lago di Toblino.)

---

*) Von S. Massenza in das Val di Ledro und an den Lago di Garda.

Von S. Massenza nach Calavino.
Nach Madruzzo.
— Lasino.
— Cavedine.
— Drena.
— Dro.
—Ceniga.
— Massone.
— Arco.
— Riva (am Lago di Garda).
Zu Wasser nach dem Ponalfall.
Von hier auf Muli.
Nach Molina am Lago di Ledro.
— Pieve (Gebirgspfade).
— Bececca.
— Tiarno di Sotto.
— Tiarno di Sopra.
— Condino.
— Darzo.
— Lodrone.
— Rocca d'Aufo (am Idrosee).
(Von wo man nach Brescia gelangt.)

Nach Comano.
— Poja.
— Stenico. (Sitz des Landgerichts.)

Von hier in das angebaute Val di Rendena an die Quellen der Sarca (Mincio).

— Tione.
— Villa.
— Javrè.
— Vigo.
— Peluco.
— Pieve di Rendena.
— Mortaso.
— Strembo.
— Cadezzone.
— Pinolo.
— Caresol.

Am Fuſse der hohen Vedretta Amola, wo die Sarca entspringt.

2. Nach dem Fleimser und Fassanerthal
(Val di Fiemme, u. V. di Fassa.)

Von Trient nach Lavis, eine Station.
(Groſse Landstraſse.)

Nach Verla (Gebirgsstraſse, doch fahrbar)
— Lisignago.
— Cembra.
— Favèr.
— Grumes.
— Graum.
— Cavriana.
— Cavalese (Hauptort von Fleims)
— Tesero.
— Predazzo.

(Von hier Saumschlag. Muli.)

— Forno.
— Moena.

Nach Vigo (Hauptort von Fassa).
— Mazin.

(Von hier gelangt man über sehr steile Wege, durch Livina longo, nach Enneberg und von dort in das Pusterthal. Geübte Gebirgssteiger müssen es seyn, die diesen Weg zurücklegen wollen.)

5. **Nach dem Valsugana.**

Es ist die Straſse nach Venedig, die ich unter V. bereits mitgetheilt habe.

XII. Ausflüge von Roveredo.

1. Nach dem Lago di Garda.

(Gute Poststraſse.)

Nach Lizzana,
über die Etsch.
— Mori (Lago di Loppio).
— Nago.
— Torbole.
— Riva.

2. Nach Slavini di Marco.

(Uralter Bergsturz dessen schon Dante erwähnt.)

Nach Lizzana, }
— Pieve, } Poststraſse.
— Marco. }

XII. Durch das Pusterthal nach dem Glockner.

(Poststraſse.)

Von Bruneck nach Niederdorf .	1½	Posten.
Nach Sillian	1½	
— Mittewald	1	—
— Lienz	1	—

Hier [illegible] die Poststraſse und schlägt d[illegible]weg ein.

Nach [illegible]sdorf.
— Iselsberg.
— Winklern.

Nach S. Leonhard.
— Lagritz.
— Döllach.
Gebirgssteig.
Heiligenblut (am Glockner).
(Unter den Heiligenblutertauern, hart am Glockner vorbei, gelangt man nach der Rauris, und von dort weiter in das Salzburg'sche.)

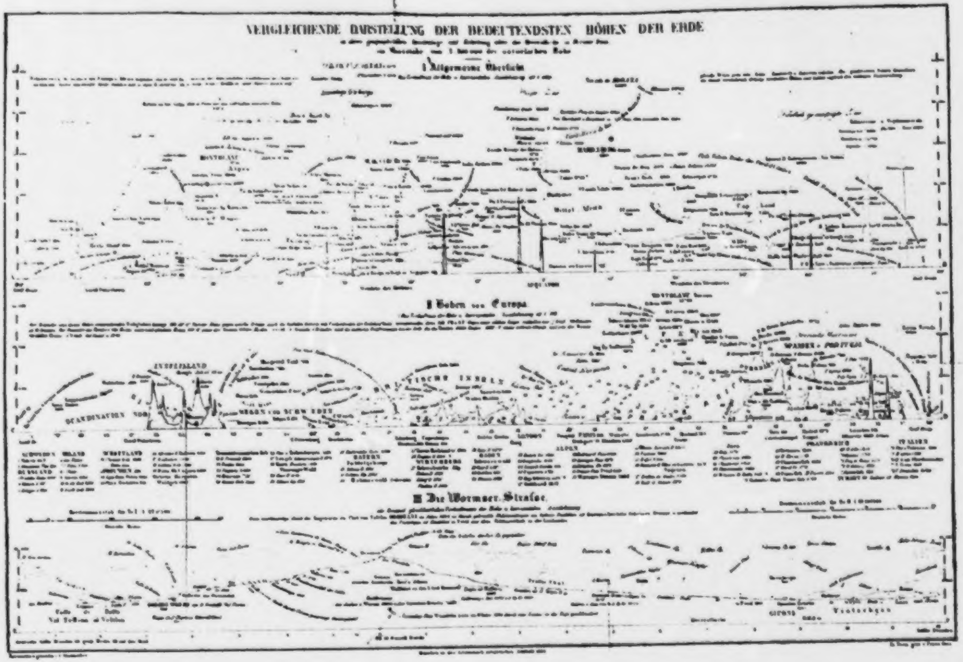
XIV. Von Bruneck im Pusterthal nach dem Enneberg (vulcanisches Thal).

(Gebirgssteig.)

Nach Reischach.
— Michaelsburg.
— Zwischenwasser.
— S. Maria.
— S. Vigil.

NB. Wer ganz Tyrol bereisen will; die Thäler besuchen, zu denen keine fahrbaren Straſsen führen, die Gletscher (Ferner) und interessantesten Berggipfel besteigen, muſs dazu zehn bis zwölf Wochen verwenden können. Von der Hälfte Julius bis zum 1 oder 15 October, jedoch so, daſs die heiſsere Jahreszeit für die nördlichen Thäler und Gletscher, die spätere für die italienischen bleibt. Die Rückreise nach Deutschland geschieht mit dem Eilwagen durch das ganze Gebirgsland in 2 bis 3 Tagen, der Länge oder Breite nach.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


VERGLEICHENDE DARSTELLUNG DER BEDEUTENDSTEN HÖHEN DER ERDE
I. Allgemeine Übersicht
II. Höhen von Europa
III. Die Wormser-Strasse

ATLAS.

1836.

Erſter Band.

[illegible] d.
[illegible]chen

Univ. Bibl.
München

Atlas

zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1836.

Erſter Band.

Mit zwei Stahlſtichen und vier Lithographieen.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Das Werk, deſſen erſten Band wir hiermit dem Publikum überreichen, wird die für unſere Leſer wichtigſten Ereigniſſe und Zuſtände, dann hauptſächlich die Reſultate der neueſten Reiſen in fremden Welttheilen enthalten. Unſer Beſtreben ſoll darauf gerichtet werden, alles Trockene oder Strengwiſſenſchaftliche auszuſcheiden, um zunächſt die Unterhaltung unſerer Leſer im Auge zu haben, wenn es gleich an Belehrendem mancherlei Art gewiſs nicht fehlen dürfte. Weniger wird die Reiſe ſelbſt uns Gegenſtände für die Mittheilung bieten, als der Aufenthalt unter fremden Völkerſchaften, in den weltberühmten Häfen und Märkten, auf Eilanden und in den Gebirgen der alten und neuen Welt, mit Ausnahme jenes Welttheils, den wir bewohnen. Reiſe-Abenteuer ſind zu oft ſchon beſchrieben, Tagebücher zu oft ſchon öffentlich gemacht, und man hat ſich überzeugt, daſs das Meiſte immer unter gleichen Formen darin wiederkehrt, und nur die roheſte Neugier, ein Sinn, den wir bei unſern Leſern nicht vorausſetzen, ihre Befriedigung dadurch erhält. Anders iſt es mit dem Leben und den Sitten der Menſchen, mit ihren Geſchäften und Handthierungen, ihren religiöſen und geſelligen Gebräuchen. Dieſs ſind Gegenſtände von überwiegenderem Intereſſe, die von ältern Reiſenden zu wenig beachtet und ſelbſt von neuern und neueſten noch lange nicht ſo erſchöpft ſind, um nicht zu reichen Entdeckungen den Stoff zu bieten, und ihre reizendſten pikanten Seiten einer pittoresken Beleuchtung willig herzuleihen. Während unſere Blicke nur ſtets nach dem Boulevard von Paris, der Oper in Neapel und

Mailand, dem Weſt-End London's und den Herrlichkeiten von St. Petersburg und Wien gewendet ſind, und tauſend Blätter und Schriften uns von dorther die minutiöſeſten Details zukommen laſſen, ſollten wir darüber wohl vergeſſen, was jenſeits der unermeſslichen Meere vorgeht, in Ländern, wo europäiſche Civiliſation ſich mit der heimiſchen, wunderbaren Naturpracht längſt vermählt hat? Sollten wir nichts wiſſen wollen von dem Boulevard in Rio Janeiro, deſſen reges Leben erſt mit unſern Morgenträumen beginnt; von dem Theater in New-Orleans, wo eben eine franzöſiſche Künſtlertruppe landet, mit den neueſten Stücken aus Paris; von den Feſten eines hindoſtaniſchen Nawab; von den Gaſtmälern eines reichen Pflanzers auf Java; von dem geſelligen Zuſtande einer Colonie auf Van Diemensland, die unſere europaiſche Geſellſchaft als ſchädlich und unnütz ausgeſtoſsen hat? Wer vermöchte hier wohl alle Beziehungen aus jenen Gegenden anzuführen, die im Stande wären, uns zu erheben, zu erſchüttern, zu rühren, zu erheitern und dabei immer zu belehren? Und wer wird dieſer Behauptung gegenüber in Abrede ſtellen wollen, daſs ein Werk, welches dieſer Kunde gewidmet wird, das alle jene Erfahrungen und kenntniſsreichen Schätze, welche die Reiſenden mit groſsem Aufwande und oft mit Gefahr ihres Lebens geſammelt, ausbeutet, daſs ein ſolches Werk kein rühmliches, zeitgemäſses, und der allgemeinſten Verbreitung werthes Unternehmen ſey?

Das würdigſte Studium des Menſchen iſt der Menſch; und es iſt an der Zeit, ſich aller jener groſsen Mittel zu bedienen, welche wir durch Schnelligkeit der Mittheilung, Sprachenkunde und commerzielle Verbindungen beſitzen, dieſes Studium immer mehr und mehr zu erforſchen, auszudehnen und nach Kräften zu einem Allgemeingute zu machen. Unſere heutige allgemeine Bildung überläſst nur die Gelehrſamkeit den Männern von Fach, ſie mögen das heilige Feuer der Wiſſenſchaft und Wahrheit hüten; nützliche Kenntniſſe aber gehören nicht mehr einer einzelnen Kaſte an; ſie machen ſich überall Bahn, und es iſt Pflicht, dieſs nach Kräften zu befördern, wie und wo man es im Stande iſt. Als einen Beitrag hiezu bitten wir dieſes Werk anzuſehen, zu deſſen erſtem Bande wir vorerſt die bis jetzt erſchienenen drei Jahrgänge 1834, 35 und 36, des koſtbaren, und mit ſo groſsem Beifalle aufgenommenen *Oriental Annual* wählten, und unſerem vorgezeichneten Plane nach, hauptſächlich den maleriſch beſchreibenden Theil daraus zogen, der uns von dem Leben der Hindu in ihrer jetzigen Verfaſſung eine treue Anſchauung zu liefern im Stande iſt. Es iſt zwar nur ein Auszug, aber kein willkührlicher, ſondern zu einem beſtimmten Zwecke, für einen zwar groſsen, aber dennoch ſtreng begränzten Leſekreis. Wer Alle im Auge behält, befriedigt gewöhnlich Keinen. Vielen Vieles, ſey unſer Wahlſpruch, nicht Allen Alles! Was aus dem *Annual* fortblieb, ſind Mittheilungen, die ſich auf die frühere Geſchichte des Landes beziehen, weitläufige Beſchreibungen der unzähligen Tempel, Seeſtürme, Tigerjagden, Kämpfe mit wilden Thieren, wie man ſie ſo oft ſchon geleſen hat, und die, wenn ſie ſelbſt neu und daher nicht ohne Intereſſe wären, zur Kenntniſs des heutigen Zuſtandes des merkwürdigen Landes nur wenig beizutragen vermöchten.

Die zweite Hälfte nehmen mexikaniſche Schilderungen ein, dem ſo eben in Paris erſchienenen Werke: *le Colon du Guazacoalco ou mon Voyage au Mexique*, entlehnt; eine Reihe der intereſſanteſten und friſcheſten Genrebilder, aus einem noch wenig bekannten Theile jenes Staates.

Den Schluſs machen einzelne Genrebilder aus verſchiedenen Sammlungen und Reiſewerken überſetzt, und eine Reihe Miscellen, kleinere Aufſätze und Notizen aus den mannichfaltigſten Blättern, die zum Theil in den fremden Ländern ſelbſt, die wir zu ſchildern unternommen haben, erſcheinen.

Wir glauben in dieſen Zeilen uns mit unſern Leſern über das, was ſie von uns zu erwarten berechtigt ſind, deutlich verſtändigt zu haben, wie wir es bei jedem Unternehmen dieſer Art vor Allem als nöthig erachten. Unſer Buch wird für jedes Alter eine angenehme Lectüre bilden, denn wenn wir es gleich nicht zu den Jugendſchriften im engern Sinne gezählt wiſſen wollen, ſo wird doch ſein Inhalt namentlich für junge Leute beiderlei Geſchlechts von vorzüglichem Intereſſe ſeyn, da wir ſtreng darüber wachen werden, Alles daraus entfernt zu halten, was nicht den Forderungen der Sitte entſpräche.

In vieler Hinſicht ſchlieſst ſich der „Atlas“ dem bereits von uns begründeten periodiſchen Werke „Europa“ an; ſo wie dieſes die Schilderung unſeres Welttheils in ſeinen ſcharf ausgebildeten ſocialen Beziehungen nach allen Richtungen hin darbietet, ſo wird jenes eine eben ſolche der fremden Welttheile zu liefern verſuchen, und wir wünſchten daher, daſs es, unbeſchadet ſeiner Selbſtändigkeit, als eine Ergänzung des Andern betrachtet werden möge, denn nur aus dieſem Geſichtspunkte kann es erſt ſeine rechte Würdigung erhalten. Europa und Atlas werden in dieſer Vereinigung ein in ſich zuſammenhängendes Werk bilden, wie es bis jetzt unſere Journaliſtik noch nicht aufzuweiſen hat.

Dieſer erſte Band enthält, auſser dem in London in Stahl geſtochenen Titelblatte, einen engliſchen Stahlſtich zu den hindoſtaniſchen Schilderungen gehörig, und vier Lithographieen aus dem groſsen maleriſchen Werke über Braſilien von Rugendas, deſſen Anſchaffung ſeines Preiſes wegen für Viele nicht wohl möglich iſt.

Es erſcheinen vom „Atlas“ jährlich vier Bände (je am Schluſſe eines Vierteljahres einer) von gleichem Umfange und in gleicher Ausſtattung wie der gegenwärtige; wo es erforderlich wird, geben wir hübſche Karten bei.

Schlieſslich geben wir das Verſprechen, weder Mühe noch Koſten zu ſcheuen, um nicht nur nicht durch unſere Leiſtungen hinter unſerem Verſprechen zurückzubleiben, ſondern im ſteten Fortſchreiten nur Beſſeres und Gediegeneres zu liefern.

Hindoſtan.

I.

Madras.

Sobald ich den Zeitpunkt meiner Volljährigkeit erreicht hatte, traf ich Anſtalten zur Ausführung meiner weit ausſehenden Reiſe-Entwürfe. Indien war von jeher das Ziel meiner Wünſche geweſen. Ich nahm daher einen Platz auf dem Atlas, einem Schiffe der Compagnie, und nach einer glücklichen Ueberfahrt von etwas mehr als vier Monaten langten wir am 26. September den Küſten Aſiens gegenüber an. Mit Tagesanbruch ſtieg das Cap Comorin gleich einer dichten Wolke am fernen Horizonte auf. Wir umſchifften es gegen Mittag, indem wir mit Hülfe eines friſchen Landwindes der Küſte Coromandel entlang ſeegelten, wobei unſer Auge ſich an den maleriſchen Anſichten weidete, welche dieſen Landſtrich auszeichnen. Die glänzende Färbung, welche das reine Klima gewöhnlich über die ganze Landſchaft ausgießt, änderte ſich tauſendfach, je nachdem die Sonne am Himmel emporſtieg. Dieſer für den Europäer ganz neue Anblick wirkte ſo mächtig, und regte eine ſolche Menge unerklärlicher Gefühle auf, daß mir einen Augenblick lang das Herz davon anſchwoll. Zu gleicher Zeit tauchte das alte England in meiner Phantaſie auf und eine Art von Reue, daſſelbe verlaſſen zu haben, bemächtigte ſich meiner mehr als je während der ganzen Fahrt.

Wir lavirten etwa vier Stunden vom Lande, wobei ein friſcher Wind unſere Fahrt erleichterte. Wir ſeegelten an der Inſel Ceylon mit ihren waldbedeckten Hügeln und ihren zerriſſenen mit hohen Palmen und Cocusbäumen bewachſenen Ufern vorüber. Nach Maaßgabe als wir uns entfernten, ward ihre Maſſe kleiner; bald erſchien ſie nur noch als ein weißlicher Punkt am Horizonte und verlor ſich hierauf in den Schatten des Abends.

Nach einer herrlichen Fahrt von vier Tagen warfen wir auf der Rhede von Madras Anker. Von hier aus hat der ankommende Reiſende einen wundervollen Anblick. Die prächtigen Gebäude, gehoben durch die Wirkungen der Optik, die hohen Veranda's [*], die teraſſenförmigen Dächer, die weißen Säulengänge, welche ſich in dem reinſten Himmelblau verlieren, und über allen dieſen die impoſante Maſſe des Forts; die ſchäumende Brandung, welche ſich endlos längs der Küſte erſtreckt; die verſchiedenen Fahrzeuge, welche die Fläche der Gewäſſer durchfurchen; die Gruppen ſchwarzer, geſchäftiger Menſchen, welche da und dort am Ufer ſich bilden, dieß alles trägt nicht wenig dazu bei, den neugierigen Reiſenden lebhaft in Staunen zu verſetzen. Von der See-Seite geſehen, ſcheint die Stadt ſich weit über ihre Mauern auszubreiten und überraſcht das Auge durch ihre ſcheinbare Größe. Nach einer einmonatlichen Fahrt auf dem einförmigen Elemente betrachtet der Reiſende den Bau der Hafen-Schiffe, vom leichten Fiſcher-Kahne bis zum unförmlichen Catamaran, von dem grob gezimmerten Maſſulah-Schiffe bis zur ſchlanken Yacht, und dem noch leichtern Wherry, mit Entzücken.

Sobald der Atlas ſich vor Anker gelegt hatte, ſtieg ich, von einem halben Dutzend meiner Gefährten begleitet, in ein Maſſulah-Schiff, das uns in gerader Richtung an das Ufer brachte. Dieſe Schiffe ſind von ſonderbarer Bauart; ſie haben die Geſtalt einer plumpen Barke; der Boden iſt flach; die Bretter, welche ohne alles Zimmerwerk die Seitenwände bilden, ſind einfach auf einander gepaßt, und mit der äußern Rinde des Cocusbaumes gefüttert, die auch zur Kalfaterung der Fugen verwendet wird; ſie ſind mit zwei Reihen großer länglicher Ruder verſehen. Das ganze Fahrzeug iſt dergeſtalt biegſam, daß die Seitenwände den Schlägen der Wellen nachgeben, deren Gewalt durch den verminderten Widerſtand gebrochen wird. Dieſe Schiffe trotzen daher auch der Brandung, wie heftig und furchtbar ſie auch ſeyn mag, während eine europäiſche Schaluppe ſich derſelben nicht ausſetzen dürfte, ohne alsbald zertrümmert zu werden. Wahrhaftes Staunen erregt die Geſchicklichkeit, mit welcher die Ruderer den Stoß der Wogen zu vermeiden verſtehen, und dieſe dem Anſchein nach unförmlichen Schiffe lenken, ſelbſt wenn die See noch ſo hoch geht. Uebrigens werden die Maſſulah-Schiffe ſtets von einigen Catamaranen begleitet, damit, wenn eines derſelben umſchlägt, was zuweilen in Folge ungeſchickter Manover ſtattfindet, die andern den unglücklichen Paſſagieren zu Hülfe kommen können, ſie auffiſchen und friſch und geſund ans Land ſchaffen.

Glücklicherweiſe nähern ſich die Hayfiſche den Küſten nicht ſo ſehr, um durch die Brandung beunruhigt zu werden, vielmehr halten ſie ſich vorzugsweiſe in den ruhigeren Gewäſſern der Rhede auf, ſo daß man ſelten von Unglücksfällen hört, welche in Folge von Schiffbrüchen ſtattfinden. Die auf den Catamaranen befindlichen Leute ſind übrigens ſo raſch in ihren Hülfeleiſtungen, daß die armen Schiffbrüchigen augenblicklich von ihnen gefaßt, zu ihrer größten Verwunderung, ſo wie zum Ruhme und Vortheil ihrer Retter, ans Ufer in Sicherheit gebracht werden.

---

[*] Offene Balcone, oder vielmehr eine Art von Gallerien an den Gebäuden.

Ein Catamaran iſt nichts anderes als die floßartige Vereinigung dreier ſtarker Balken, von denen der mittlere länger iſt, als die beiden andern, ſich vorn etwas erhebt, und an beiden Enden vorſteht. An dem Einen dieſer Enden ſitzt der mit der Leitung beauftragte Mann, ſo daß ſein Sitz kaum ſich über die Waſſerfläche erhebt und man ihn von Weitem für eine See-Möve hält. Dieſes höchſt einfache Fahrzeug hat gewöhnlich 10 Fuß Länge und 18 Zoll Breite.

Kaum hatten wir das Land betreten, als uns dem Herkommen gemäß das verwirrte Geſchrei einer Menge Stimmen in unbekannter Sprache entgegen ſchallte, und ſich mit dem betäubenden Geräuſche der Wogen vermiſchte. Eiligſt flüchteten wir uns in die Stadt, wo uns die Zudringlichkeit der eingebornen Diener und Tagelöhner verfolgte, von denen die einen mit lauter Stimme in Sold genommen, die andern beſchäftigt werden wollten. Je unverſchämter dieſe Leute ſind, deſto mehr betrügen ſie in der Regel. Gleichwohl hat man ſie zu jenen nothwendigen Uebeln zu zählen, denen man ſich unterwerfen muß, wäre es auch nur wegen der Vortheile, die ſie gewähren. Dieſe Uebel ſind in Indien mehr, als in irgend einem andern Lande, der Antheil aller Neu-Gelandeten.

Den Tag nach unſerer Ankunft miethete ich gemeinſchaftlich mit einem meiner Reiſegefährten, der als Civil-Beamter der Compagnie angeſtellt war, im Innern des Forts ein ſehr bequemes Haus, wo wir die Zeit der Paſſat-Winde abzuwarten beſchloſſen. Nach dieſen vorläufigen Einrichtungen fingen wir an, die Stadt zu durchſtreifen.

Nach den Anſichten der indiſchen Ingenieure iſt das Fort nicht zu nehmen. Unter indiſchen Ingenieuren verſtehe ich diejenigen Offiziere dieſes Corps, welche ihre Ausbildung in Indien erhalten haben. — Nur ſelten beziehen Europäer Wohnungen im Innern des Forts, weil die Hitze, zurückgeworfen von den Mauern, dort doppelt ſo groß iſt, und wegen Mangels an irgend einem Luftzuge, der von der Aufeinanderhäufung der Wohnungen herrühren mag. Gewöhnlich beſitzen ſie Landhäuſer unweit der Stadt. Alle Morgen machen ſie in derſelben ihre Geſchäfte ab, und kehren gegen 6 Uhr Abends wieder in ihre Wohnungen zurück. Die armeniſche Brücke über den Fluß Meclapur auf dem Wege von Madras nach dem Berge St. Thomas verdient die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Ihre geſammte Länge beträgt 410 Yards

(375 Meter), ſie hat 20 Bogen von verſchiedener Größe; was von den nothwendigen Ausbeſſerungen herrührt, die durch Ueberſchwemmungen herbeigeführt werden.

Der Regierungspallaſt iſt ein prächtiges Gebäude. Die Vorderſeite deſſelben iſt durch eine reiche Säulenreihe geziert, die ſich bis an das Thor des Meeres erſtreckt, wo man einen fortwährenden Mohrenzug ſich hin und her bewegen ſieht.

Die ſchwarze Stadt, — ſo wird ſie genannt, weil dieſes Viertel hauptſächlich von den eingebornen Handelsleuten bewohnt wird, — liegt etwa eine Meile nördlich von dem Fort St. George, von dem ſie nur durch eine Esplanade getrennt iſt. In dieſem Viertel befindet ſich eine armeniſche Kirche. Auch eine ſchöne Moſchee ſieht man daſelbſt, welche von Mahomed Ali, dem Nabab von Carnatik, erbaut wurde.

Am 15. October ward die als Signal dienende Flagge aufgezogen, um alle Schiffe zu benachrichtigen, die Rhede zu verlaſſen, damit ſie nicht von dem Paſſatwinde überraſcht werden. An demſelben Morgen hatte man bereits einige Vorzeichen des bevorſtehenden Kampfes der Elemente wahrgenommen. Flockenartige Wolken waren von Zeit zu Zeit am Horizonte erſchienen und hatten ſich bald in einen kaum ſichtbaren Duft an dem blauen Himmel aufgelöſt. Ein leichter Nebel erhob ſich in der Ferne auf den Maſten; allmählig ſchien er ſich zu vermehren, ohne gleichwohl ſo dicht zu werden, daß er die Sonnenſtrahlen aufgehalten hätte. Die Sonne verbreitete fortwährend eine unermeßliche Lichtmaſſe über den weiten Ozean. Eine erſtickende Hitze füllte die Atmoſphäre; ſie drückte ſchwer auf die Athmungswerkzeuge, und ſtimmte den Geiſt herab.

Gegen Nachmittag begann der Anblick des Himmels ſich zu ändern; der Horizont umſchleierte ſich immer mehr, und die Sonne, die ſo glänzend aufgegangen war, ſchien ihren Lauf nur darum beendigt zu haben, um in gänzlicher Dunkelheit unterzugehen, und ſich dem Auge der Menſchen während einer langen Nacht voll Stürme und Ungewitter zu entziehen. Maſſen ſchwarzer, unheilverkündender Wolken ſchienen aus der Tiefe des Meeres aufzuſteigen; heftige Stoßwinde begleiteten ſie, die ſich jedoch gleich wieder legten, um einer tiefen, einer wahren Todesruhe Platz zu machen, als hätte die Luft ihre Elaſtizität gänzlich verloren und ihre belebenden Eigenſchaften eingeſtellt.

Allmählig nahmen die untern Schichten des Horizonts eine braunröthliche Farbe an; es war dieß die Wirkung der partiellen Refraction der Sonnenſtrahlen durch die dicken Wolken, von welchen die Sonne umgeben war.

Gegen 4 Uhr bedeckte ſich der Himmel gänzlich, und eine Art tiefer Dämmerung dehnte ſich über die Stadt und den Ozean aus. Die verdünnte

Atmoſphäre ſchien einen dichten Nebel zu bilden, den das von immer heftigern Winden aufgeregte Meer noch vergrößerte. Jetzt fiel der Regen in großen Tropfen; zu gleicher Zeit vereinigte ſich das furchtbare Geheul des Windes mit dem Getöſe der Wogen. Der gänzlich betäubende Lärm dauerte ohne Unterbrechung fort.

Das Haus, welches wir bewohnten, hatte die Ausſicht nach der See, wir konnten daher die Entſtehung des Paſſatwindes in ihrer ganzen ſchrecklichen Größe betrachten. Mit unwiderſtehlicher Wuth beugte der Sturm die dicht belaubten Häupter der hohen und ſchlanken Kokosbäume zu Boden; anfangs trieb er große Sandwirbel in die Höhe; als jedoch der Regen immer dichter fiel, ward aus dem Sande am Ufer eine dichte, unbewegliche Maſſe. Breite, bleiche Blitze zuckten durch die Wolken, und da ſie von allen Punkten des Himmels zu gleicher Zeit ausgingen, ſo ſchien es, als ob alle Elemente ſich in Feuer verwandelt hätten, und die Erde dem Momente einer allgemeinen Verbrennung nahe ſey. Die unmittelbar darauf folgenden Donnerſchläge glichen der Exploſion eines Pulvermagazins, oder einer Artillerie-Salve in einer Gebirgsſchlucht, wo das Echo den Schall tauſendmal vergrößert.

Obgleich die ganze Natur von einer unermeßlichen Feuersbrunſt bedroht zu ſeyn ſchien, ſo zeigten ſich doch einige Stellen am Himmel, welche ein dichter Nebel deckte, und aus denen hie und da ſchmale Blitze unſicher hervorzuckten, gleichſam als ob ſie ſich vergeblich bemühten, ihrem Gefängniſſe zu entkommen. Der in Strömen ſich ergießende Regen entzog dem Auge alle Gegenſtände, außer in den Augenblicken, in welcher der Blitz dieſelben raſch aber vorübergehend beleuchtete. Das Rollen des Donners war ſo ſtark, daß wir zuweilen ein ſchmerzhaftes Klingen im Ohre fühlten. Die See ergoß ſich, von den Stürmen in ihrem Bette aufgewühlt, in ſchäumenden Wogen über die Esplanade; der weißlichte Waſſerſtaub drang auf ſolche Weiſe mehre hundert Meter landeinwärts.

Während der Dauer des Sturmes fand man Fiſche von mehr als 3 Zoll Länge auf den Dächern der Häuſer innerhalb der Stadt, ſey es nun, daß Windſtöße ſie aus dem Meere geſchleudert hatten, oder, daß ſie durch Waſſerhoſen, welche zur Zeit der Paſſatwinde häufig ſind, dorthin geführt wurden. Wenn ſich ſolche Waſſerhoſen erheben, entführen ſie alle Gegenſtände, welche ſich innerhalb ihrer Wirkungsſphäre befinden, auf große Entfernungen nach dem Feſtlande, wo ſie dieſelbe bunt durch einander fallen laſſen. Dieſe Erſcheinungen wiederholen ſich jedes Jahr, und ſind für Leute, welche längere Zeit in Indien zubringen, etwas ganz gewöhnliches.

Während der Sturm am heftigſten wüthete, erreichte die Hitze zuweilen einen Grad, der kaum auszuhalten war; beſonders in den beiden erſten Tagen legte ſich der Wind von Zeit zu Zeit, und dann ward die Luft auch nicht durch den geringſten Zug bewegt. In dieſem Falle bot der Punka *) allein eine nur wenig genügende Erleichterung gegen den Druck, unter dem Jedermann während der Paſſatwinde leidet.

Dieß war jedoch erſt noch eines unſerer geringſten Leiden. Inſecten von tauſenderlei Gattungen krochen an den Mauern umher, und Reptilien der ekelhafteſten Art fanden ſich in Menge auf dem Fußboden ein. Ganze Legionen von Ameiſen und Eidechſen, durch das Waſſer aus ihren ſchwarzen Wohnungen verjagt, überſchwemmten unſere Zimmer. Scorpionen, Kellerwürmer, Kröten, Tauſendfüße und ſelbſt Schlangen drangen unaufhaltſam in unſere Gemächer, als ſuchten ſie hier jene Gaſtfreundſchaft, welche die übertriebene Menſchlichkeit der Hindus für alle Arten verirrter Thiere hegt. Der Kröten, Tauſendfüße und Schlangen entledigten wir uns mit leichter Mühe, allein die unzählige Menge von Scorpionen, Eidechſen und Ameiſen ſpotteten aller unſerer Verfolgungen, und nahmen förmlichen, wenn auch nicht friedlichen Beſitz von unſern Zimmern.

Der Sturm verlängerte ſich auf ſolche Weiſe von Tag zu Tage, wobei er bald von ſeiner Heftigkeit verlor, bald wieder mit voller Wuth tobte. In den Zwiſchenräumen der Ruhe ſtattete man ſich die gewöhnlichen Beſuche ab, und die Eingebornen, welche mit dieſem Klima vertraut waren, ſchienen in dieſem Umſturz der Elemente nur ein gewöhnliches Naturereigniß zu ſehen. — Wenn auch in manchen Theilen der Erde die Stürme, was die Heftigkeit der Winde anbelangt, mit den Paſſatwinden Oſtindiens ſich meſſen können, ſo läßt ſich dagegen behaupten daß, nirgends in der Welt, weder der Regen ſolche Katarakte bildet, noch der Donner mit ſeinen Blitzen ein ſo furchtbares Schauſpiel darbietet.

Die Paſſatwinde dauerten etwa zwei Monate, und hörten in der Mitte des Decembers auf. Um dieſe Zeit ward die Signalflagge abermals aufgezogen, um die Schiffe zu benachrichtigen, daß ſie jetzt ohne Gefahr auf der Rhede vor Anker gehen könnten. Das Ende der Paſſatwinde wird häufig durch einen noch heftigern Sturm bezeichnet, als ihr Anfang. Dieß war gerade damals der Fall, als ich nach meiner Ankunft in Oſtindien zum Erſtenmal Zeuge dieſer Natur-Erſcheinung war. Mein Staunen und Schrecken über dieſelbe ließen unauslöſchliche Spuren in meiner Erinnerung zurück. Als die Zeit der Stürme vorüber war, nahm der Himmel jenes glänzende Azurblau, jene vollkommene Durchſichtigkeit wieder an, welche dem wundervollen Klima des Orients eigen ſind.

Die pittoresken Schönheiten dieſes Klimas überſteigen alle Grenzen der Einbildungskraft. Der italieniſche Himmel allein iſt vielleicht im Stande,

---

*) Eine Art von Fächer aus Muſſelin, der an der Decke befeſtigt iſt, und mittelſt einer Schnur durch einen Sclaven in Bewegung geſetzt wird.

denjenigen, welche ihn in den ſchönſten Sommertagen geſehen haben, einen unvollkommenen Begriff davon zu geben. In Oſtindien ſcheint ſich die Natur in einer unbegrenzten und fortdauernden Pracht ihrer Productionen zu gefallen.

Während der Paſſatwinde hatte ich die Ehre, Herrn W. Daniell und ſeinem Oheim, welche ſeit längerer Zeit Oſtindien bewohnen, vorgeſtellt zu werden. Es ward beſchloſſen, daß ich, ſobald die Witterung es geſtattete, die Reiſe mit dieſen Herren antreten würde. Vom 15. December an gewahrte man auf der Rhede die frühere Thätigkeit wieder. Wir wählten daher dieſen Zeitpunkt zum Beginn einer Reiſe längs der Küſte Coromandel; ich erkaufte ein junges arabiſches Reitpferd, weil ich es vorzog, die Reiſe auf dieſe Weiſe zu unternehmen, um das Land beſſer beobachten zu können. Zugleich trug ich Sorge, mich mit einem bequemen Palankin zu verſehen, im Fall, daß das anhaltende Reiten mich allzuſehr ermüden würde. Meine Reiſegefährten zogen die Reiſe in ihren Palankinen vor; ſonach waren wir zu Anfang des neuen Jahres zur Abfahrt bereit, entſchloſſen, ein ganzes Jahr zur bevorſtehenden Vergnügungsreiſe zu verwenden.

Am 5. Januar, etwa zwölf Wochen nach unſerer Ankunft traten wir dieſelbe an; unſer Hauptzweck ging dahin, die Merkwürdigkeiten aufzuſuchen, welche uns das Land im Ueberfluſſe darbieten würde. Unſere erſte Tagereiſe war kurz. Wir hatten dieſelbe nach Sonnenaufgang angetreten. Unter dem Schatten einer Gruppe großer Bäume machten wir bei Vickium, einem 12 Meilen von der Präſidentſchaft entfernten großen Dorfe, Halt. Während der ganzen Dauer der Paſſatwinde hatte ich mich in der Landesſprache geübt, ſo daß ich jetzt für den Reiſebedarf hinreichend mit derſelben vertraut war.

Wir durchzogen ein wohlangebautes Land, das neu belebt durch die Regenzeit, eine Ueppigkeit und Kraft entwickelte, die ihm den Anblick eines unermeßlichen Gartens geben. Dieſen Reichthum der Natur abgerechnet, bot das Terrain nichts Merkwürdiges dar. Nicht ſo verhielt es ſich mit dem Meere, deſſen Anblick von der Küſte aus häufig wechſelte, vermöge der großen Menge von Schiffen jeder Geſtalt und Größe, welche die Oberfläche deſſelben durchfurchten, und mit ihren im Sonnenglanze ſtrahlenden Seegeln, nach Maaßgabe, als ſie näher kamen, phantaſtiſche Schatten auf das Ufer warfen.

In dem Dorfe, in welchem wir unſer Abſteigquartier genommen hatten, wohnten wir mit dem lebhafteſten Intereſſe den Uebungen einer wandernden Truppe von Jongleurs bei. Oft ſchon hatte ich von ihren Kenntniſſen in der Phyſik und von ihren Talenten in allen Künſten der Gewandtheit ſprechen hören; ich war daher entzückt, ſie in dieſen beiden Beziehungen nach eigener Erfahrung beurtheilen zu können.

Da ein großer Theil ihrer Künſte bekannt iſt, und andere hinreichend beſchrieben worden ſind, ſo werde ich mich auf die Beſchreibung von zweien derſelben beſchränken, deren Augenzeuge ich war. Ich bin faſt überzeugt, daß, mit Ausnahme derjenigen, welche in Oſtindien gereiſt ſind, Niemand in Europa ſich einen Begriff von einer ſolchen Gewandtheit zu machen vermag.

Nachdem ſie uns einige ihrer gewöhnlichen Stücke, als das Verſchlucken eines Degens, das Feuerſpeien aus dem Munde, das Werfen von Kugeln ꝛc. vorgemacht hatten, wozu ſie die mindeſt Geſchickten der Bande verwenden, trat eine hübſche junge Frau auf, welche gleichfalls der Geſellſchaft angehörte. Um ihren Kopf wand ſie eine Binde von einem ſteifen, ſehr ſtarken Zeuge, an welcher in gleichem Abſtande von einander 20 Schnüre von gleicher Länge befeſtigt waren, deren jede am Ende eine Schleife hatte. Unter ihren Armen trug ſie einen Korb, in welchem 20 Hühner-Eier gelegt wurden. Der Korb, die Binde, die Schleifen wurden in der Nähe von uns unterſucht. Offenbar fehlte es an jeder Gelegenheit zum Betruge; es war heller Tag, der Korb war von höchſt einfacher Art, die Eier waren ganz gewöhnlich, wie man ſie überall findet, überdieß hatte die junge Frau nichts an ſich, womit ſie, ſelbſt wenn ſie wollte, unſer Auge täuſchen konnte.

Sie trat vor, und ſtellte ſich einige Schritte von uns auf. Sofort drehte ſie ſich auf einem Raum von höchſtens 18 Zollen im Durchmeſſer um ſich ſelbſt, ohne ſich von dieſer Grenze auch nur im Geringſten zu entfernen, obwohl ſchon nach einigen Augenblicken ihre drehende Bewegung mit ſolcher Schnelligkeit geſchah, daß das bloße Zuſehen eine widrige Empfindung in uns erregte; ſie glich vollkommen der Bewegung eines Kreiſels.

Als ihre Bewegung den höchſten Grad der Schnelligkeit erreicht hatte, zog ſie langſam eine der Schnüre an ſich, welche in horizontalem Kreiſe ſich um ihr Haupt bewegten, und knüpfte ein Ei in die Schleife, worauf ſie die Schnur wieder los ließ. Eben ſo verfuhr ſie mit den übrigen Eiern, ohne ihre drehende Bewegung auch nur um das Mindeſte zu ſchwächen. Nach Verlauf von 8 Minuten zog ſie die Schnüre, eine um die andere an ſich, knüpfte jedes Ei los, und legte es wieder in den Korb. Hierauf hielt ſie, ohne ein Glied zu rühren, mit einer einzigen plötzlichen Bewegung ſtill, als ob ſie wie mit einem Zauberſchlage in eine Marmorſäule verwandelt worden wäre. Unſer Staunen hatte den höchſten Grad erreicht; ihre Haltung war vollkommen ruhig, und verrieth, trotz der heftigen Bewegung, auch nicht die mindeſte Aufregung. Unſere Beifalls-Bezeugungen nahm ſie mit beſcheidenem Anſtande auf, der wohl mehr von einer angebornen Sorgloſigkeit, als von dem vervollkommten Inſtinkte der Koketterie herrührte, obwohl die Mehrzahl dieſer indiſchen Jongleurs zu den verworfenſten Weſen ihrer Race gehören.

Nachdem ſie zurückgetreten war, erſchien ein Mann von kräftigem, wildem Ausſehen; er trug einen aus Weiden geflochtenen Korb, wie ſie im Lande üblich ſind, und bat uns, denſelben genau zu unterſuchen, was wir auch thaten. Der Korb war ganz einfach gemacht, und an mehren Stellen durchſichtig. Nachdem er ihn umgeſtürzt hatte, ließ er ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren darunter ſchlüpfen: die Kleine hatte ein intereſſantes Geſicht, ſie war trefflich gewachſen, leicht und biegſam in ihren Bewegungen, ganz ausgekleidet, mit einem Wort, ein wahres Modell eines Engels.

Nachdem ſie ſich unter dem Korbe verborgen hatte, richtete der Mann eine Frage an ſie, die ſie ſogleich beantwortete. Da der Korb nur einige Schritte von dem Orte entfernt war, wo wir ſaßen, ſo ſchien uns die Stimme ganz zuverläſſig unter dem Korbe hervorzukommen, ich wenigſtens glaubte nicht an die geringſte Täuſchung. Einige Augenblicke dauerte das Geſpräch fort, hierauf brach der Mann in Zorn aus, und drohte, das Mädchen zu tödten. Es herrſchte in dieſer Scene eine ſo überzeugende Wirklichkeit, daß ſie lebhaften Eindruck auf uns machte. Man hörte das Kind um Gnade bitten, als plötzlich ſein Verfolger einen Degen ergriff, den einen Fuß auf den Korb ſetzte, der das flehende Opfer bedeckte, und — wie groß war der Schrecken, der uns ergriff, als wir ihn die Waffe zu wiederholten Malen mit wahrhaft dämoniſcher Wuth durch den Korb ſtoßen ſahen. Sein Antlitz drückte ſolche Wildheit aus, das Jammergeſchrei des Kindes war ſo herzzerreißend und wahr, daß ich fühlte, wie mein Blut mehre Minuten lange in den Adern ſtockte. In der erſten Anwandlung wollte ich mich auf das Ungeheuer ſtürzen, allein jenes war bewaffnet und ich vertheidigungslos. Ich blickte meine Gefährten an; auch ſie waren bleich und regungslos vor Schrecken. Andrerſeits jedoch konnten wir nicht glauben, daß dieſer Menſch am hellen Tage und vor einer ſo großen Anzahl von Zeugen einen Mord zu begehen wagen würde. Das Ganze war mit einem Worte ein dramatiſches Schauſpiel vom höchſten Intereſſe. Das Blut rieſelte unter dem Korbe hervor. Man hörte, wie das Kind im Todeskampfe röchelte. Seine Seufzer drangen ſchmerzhaft in unſer Ohr und beengten unſer Athmen; allmählig wurden ſie ſchwächer; noch ein Seufzer, der letzte ohne Zweifel, ließ ſich hören, als der Jongleur zu unſerm größten Erſtaunen, zu unſerer unbeſchreiblichen Erleichterung nach einigen myſtiſchen Worten den Korb hinweg nahm. Es war Niemand darunter! Wohl war die Stelle mit Blut bezeichnet, allein keine Spur eines menſchlichen Körpers war zu ſehen. Der liebenswürdige Gegenſtand unſerer Beſorgniſſe trat aus der Menge uns entgegen und ſtreckte die Hand zu Empfangnahme unſerer Gaben aus. Man kann ſich denken, daß wir dieſe von Herzen und reichlich ſpendeten. Das Mädchen dankte uns mit einem graziöſen Saluam, worauf die ganze Bande, entzückt von unſerer unerwarteten Freigebigkeit abzog. Was unſerer Illuſion den Charakter des Wunderbaren verlieh, war der Umſtand, daß ſich der Jongleur während der ganzen Dauer der dramatiſchen Handlung beſtändig von den Zuſchauern entfernt hielt. In einem Umkreiſe von mehren Schritten befand ſich Niemand außer ihm.

Am Abend reiſten wir nach Covelong ab, wo wir gegen 9 Uhr anlangten. Covelong iſt ein elendes Städtchen, das etwa 3—400 Meter vom Meere entfernt liegt. Im Jahr 1750 bemächtigten ſich die Franzoſen deſſelben mittelſt einer Kriegsliſt. Im Jahr 1752 ergab es ſich dem Capitain Clive, den man als den Begründer der großbritaniſchen Macht in Oſtindien betrachten kann.

Am folgenden Tage ſetzten wir mit Tagesanbruch unſere Reiſe nach Mahabalipuram, einem der berühmteſten und verehrteſten Orte von Carnatik fort. Nachmittags um 2 Uhr langten wir daſelbſt an. Der Anblick des Landes ſchien uns mit geringem Wechſel ſo ziemlich derſelbe, wie am vorigen Tage. Als wir uns jedoch der berühmten Stadt näherten, frappirte uns der impoſante, maleriſche Anblick derſelben. In ihrer Umgebung findet man die Trümmer mehrer indiſchen Tempel, welche man gewöhnlich mit dem ungeeigneten Namen der ſieben Pagoden bezeichnet, indem dieſe Zahl unrichtig iſt. Die Tempel wurden zu Ehren des Wiſchnu, einer erhaltenden Macht der indiſchen Trias, erbaut. Der Name Mahabalipuram bedeutet Stadt des großen Bali. Dieſer Bali ſpielt eine große Rolle in der fabelhaften Geſchichte Hindoſtans; Robert Southey hat koſtbare Details über denſelben in den Noten gegeben, womit er das Gedicht: Der Fluch des Kehama bereicherte.

An dem Ufer befindet ſich ein anderer ſehr alter indiſcher Tempel, der ſeit langer Zeit in Folge der Einwirkung der Seeluft und der Heftigkeit der Paſſatwinde zerfällt. Die Alterthumsforſcher und alle diejenigen, welche ſich mit Unterſuchungen über die Urgeſchichte Hindoſtans beſchäftigen, haben ſich vielfach abgemüht, um das Datum der Erbauung dieſes Tempels und der übrigen in der Umgegend feſtzuſtellen. Der Styl, in welchem ſie erbaut ſind, gleicht in keiner Art demjenigen der Monumente anderer indiſchen Gegenden. Der Sage nach ſollen die Aegypter eine Colonie an dieſem Ufer angelegt haben. Einige ſcharfſinnige Gelehrte gehen ſogar ſo weit, daß ſie den Indiern hinſichtlich der Erfindung der regelmäßigen, coloſſalen Architektur die Priorität vor den Aegyptern, und zwar ſelbſt in den früheſten Zeiten einräumen, wo die übrigen Nationen ſich noch im Zuſtande des Nomadenlebens befanden, und theils noch unter Zelten, theils unter dem einſamen Schatten dichter Bäume lebten.

Der Charakter der Architektur der ſieben Pagoden iſt eine reine Miſchung des einfachen und verzierten Styls, die einen wunderbaren Eindruck hervorbringt. Die Ornamente der Sculptur ſind reichlich an derſelben angebracht, und von der zarteſten Arbeit.

Das Meer hat an dieſer ganzen Küſte viel Land, und folglich auch manche Reichthümer verſchlungen. Nach dem Zeugniſſe lebender Perſonen hat es in dem kurzen Zeitraume, ſo weit ihre Erinnerung reicht, auf einem gewiſſen Punkte ſogar bis in die Nähe von Madras eingegriffen *).

Etwa eine Meile vom Ufer findet man bei Mahabalipuram Felſen, welche mit merkwürdigen Sculpturen, mit Denkmälern einer wahrhaft wundervollen Kunſt ſelbſt für unſer fein civiliſirtes und wegwerfendes Jahrhundert bedeckt ſind. Betrachtet man die frühe Periode, zu welcher ſie hinanreichen, ſo tragen ſie das Gepräge des wahren Genie's. Dieſe ſchönen Basreliefs liefern intereſſante Andeutungen über die alten Sitten Hindoſtans. So iſt z. B. die Kleidung der Frauen auf demſelben dargeſtellt, wie ſie noch heutzutage mit geringen Abweichungen auf der Küſte von Malabar beſteht, wo die reizenden Indianerinnen ihre reinen Formen, welche den ſchönſten Modellen gleich kommen, bis auf den Gürtel entblößen. Die Männer haben Turbane, welche ſo ziemlich den heutigen gleichen. Der Schmuck, die Ohrengehänge der Frauen, und die Ringe, welche ihr Haupt und ihre Füße zieren, ſind eben ſo viele Beweiſe von der noch heutzutage treu bewahrten alterthümlichen Tracht der Indier. Auch die pyramidaliſche Geſtalt der Vaſen, welche die Frauen auf dem Kopfe tragen, und in welche ſie Waſſer ſchöpfen, iſt gleichfalls auf jenen Basreliefs mit größter Genauigkeit abgebildet.

In einer der Aushölungen dieſer berühmten Felſen ſieht man eine lebensvolle Arbeit, den auf einem Löwen reitenden Durgo im Kampfe mit Mahishaſur vorſtellend; es iſt dieß eine Perſonification des Kampfes der Tugend mit dem Laſter. Dieſes Werk der Bildhauerkunſt kann, mit Ausnahme der Meiſterwerke Griechenlands, ohne Nachtheil mit den koſtbarſten Monumenten des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte bis zum 17ten verglichen werden. Wie wir bereits oben bemerkt haben, iſt der architektoniſche Styl der ſieben Pagoden und der in der Umgegend befindlichen Monumente einzig im ganzen Lande, und deßhalb ein Problem, das die in Indiens Alterthümer Eingeweihten nicht wenig in Athem geſetzt, und zu verſchiedenen mehr oder weniger hörbaren Hypotheſen Veranlaſſung gegeben hat.

Der größere Theil dieſer ausgehauenen Felſen iſt 90 — 100 Fuß lang und etwa 30 Fuß hoch. Ihre Geſammtoberfläche bildet eine große Platte, auf wel-

---

*) Der Biſchof Heber behauptet dagegen, das Meer habe ſich entlang der ganzen Küſte Coromandel um etwas zurückgezogen. Allein ein Beobachter, der ſich nur ſo kurze Zeit in Indien aufhielt, kann, wie gelehrt und ehrwürdig er übrigens auch ſeyn mag, nicht als Autorität gelten, und zwar um ſo weniger, als ſein geiſtliches Amt ihn an allen anhaltenden Unterſuchungen verhinderte, und die Notizen ſeines Tagebuchs, die er in der Eile ohne Ordnung niederſchrieb, erſt in der Folge vervollſtändigt werden müſſen, und überdieß nicht einmal für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren. Die Irrthümer, in welche der Biſchof Heber in Folge ſeiner Unkenntniß des Landes verfallen mußte, und die er bei einem längern Aufenthalt ſelbſt berichtigt haben würde, laſſen die Bekanntmachung ſeines Tagebuchs jeden Anglo indiſchen Leſer beklagen. Es iſt angefüllt mit Unrichtigkeiten; daher ſehen wir es nur ungerne über Gegenſtände als Autorität citirt, wo es gerade am wenigſten Vertrauen verdient.

cher die von einer kühnen Hand gemeiſelten Basreliefs verſchiedene ſeltſame Ideen der indiſchen Mythologie ins Leben gerufen haben. Sie wurden dem Publicum in einer Menge Zeichnungen bekannt gemacht. Allein dieſe Abbildungen ſind nur unvollſtändige Verſuche wenig geübter Hände, und bieten daher nicht die mindeſte Gewährleiſtung hinſichtlich der Genauigkeit dar. Es finden ſich auf einem dieſer Felſen zwey Elephanten von vollkommener Ausführung. Der größere iſt 70 Fuß 2 Zoll lang; der andere, weibliche iſt etwas kleiner und ſteht hinter dem erſten. Unter ihren Füßen treiben ſich mehre Jungen umher. Die leichten, natürlichen und belebten Stellungen und die ausdrucksvolle Wirkung dieſer intereſſanten Gruppe kann man nicht ohne Bewunderung betrachten. Es webt ein Hauch des Lebens, der Wahrheit und der Symmetrie darin, ſo daß ſich dieſes Meiſterſtück etwa zur animaliſchen Natur verhält, wie die antiken Bildſäulen zur menſchlichen. Mit einem Wort, in ihrer Art iſt dieß eine Schöpfung ohne Gleichen. Ueberall, wo man ausgehauene geheiligte Stiere findet, zeigen ſich beinahe immer Spuren einer zur höchſten Vollkommenheit ausgebildeten Kunſt, ſo daß man nicht daran zweifeln darf, es ſeyen zur Darſtellung dieſer verehrten Symbole der indiſchen Religion ſtets die geſchickteſten Künſtlerhände verwendet worden.

Bei jedem Schritte bleibt man überraſcht vor den Proben der Vollkommenheit ſtehen, zu welcher ſich die Kunſt in dieſen fernen Ländern und zwar zu einer Zeit aufgeſchwungen hat, welche die europäiſche Civiliſation um ſo viele Jahrhunderte überragt.

Auf derſelben Linie mit dem ausgehauenen Felſen befindet ſich eine geräumige Höhle, deren vordere Seite mit einer langen Säulenreihe vom reichſten Style verziert iſt. Das Innere enthält eine überraſchende Menge von Bildhauer-Werken. Die Höhle iſt in mehre Säle von verſchiedener Größe getheilt, die alle in den aus hartem, koſtbaren Granit beſtehenden Felſen gehauen ſind. Dieſes prachtvolle Produkt menſchlichen Fleißes liegt auf der Straße, die nach Madras führt.

Etwa eine Meile ſüdlich von dem Orte ſieht man neben einander fünf Tempel von der ſchönſten Arbeit, alle in ungeheuere Granitmaſſen gehauen. Es ſind dieß wahre Meiſterſtücke der Kunſt und des Geſchmacks. Ihre Verhältniſſe und ihre Höhe ſind verſchieden. Der größte, der auch zugleich der ſchönſte iſt, mißt von unten bis zur Spitze 80 Fuß, ſo viel ich nach dem bloßen Anblick urtheilen konnte. Dieſer Tempel iſt in mehre Stockwerke abgetheilt, die alle mit reichen Ornamenten in erhabener Arbeit verziert ſind. Die ganze Umgegend von Mahabalipuram iſt reich an ſolchen Wundern des menſchlichen Genies. Die äußern Bildwerke der erwähnten Tempel haben jedoch durch die Rohheit der Muſelmänner ſehr gelitten. Auch der Blitz hat große Stücke davon abgeſchlagen, allein obgleich dieſe ſtaunenswürdigen Bauwerke heutzutage nur noch Trümmer ſind, ſo werden ſie dennoch nie etwas von ihrer majeſtätiſchen Würde verlieren. In der Nähe eines dieſer Tempel findet man zwei Bildſäulen, welche einen Elephanten und einen Löwen vorſtellen; der erſtere in natürlicher, der andere in mehr als natürlicher Größe. Beide, insbeſondere aber der Elephant, ſind bewunderungswürdig ausgeführt, und können, ſowohl hinſichtlich der Zeichnung und Compoſition, als auch der Geſchicklichkeit des Meißels neben die Productionen der neuern Bildhauerkunſt geſtellt werden. Bis jetzt hat dieſe Monumente noch keine Abbildung richtig dargeſtellt. Die in den Abhandlungen der aſiatiſchen Geſellſchaft bekannt gemachten Stiche ſind nur unvollkommene Skizzen. Die Copie iſt eine wahre Verläumdung des Orginals. Die Figuren erſcheinen dort als monſtröſe Carrikaturen; ihre Stellung iſt gezwungen und ſteif.

Nach jenen Kupferplatten zu urtheilen, erſcheinen die Tempel der ſieben Pagoden ſowohl der Zeichnung als der Ausführung nach als barbariſche Werke, während ſie in beiden Beziehungen wahrhaft bewunderungswürdig ſind. Mahabalipuram verdient wegen ſeiner ausgezeichneten Alterthümer mit mehr Rückſicht behandelt zu werden, als es in dem erwähnten Werke geſchehen iſt. Dieſer Ort iſt vielleicht reicher an Wundern der Kunſt, als irgend ein anderer des weiten indiſchen Feſtlandes; wo gleichwohl allenthalben ähnliche Wunderwerke im Ueberfluſſe vorhanden ſind.

Einer dieſer Tempel iſt auf einem Felſen erbaut, der gegen das Meer vorſpringt. Nach den mündlichen Traditionen der Umgegend iſt dieß das letzte Gebäude einer alten von den Wellen verſchlungenen Stadt. Die Braminen, welche dieſe Tempel bewohnen, beſtätigen dieſe Sage durch ihr Zeugniß. Der Doctor Rabington hat in einer der aſiatiſchen Geſellſchaft übergebenen Abhandlung in dieſer Beziehung einen Zweifel ausgedrückt. Ich bin nicht willens, dieſe Frage der indiſchen Archäologie zu erörtern, da mein Zweck nur dahin geht, die Gegenſtände und das Land, welches ich unterſuchte, zu beſchreiben, und zwar ſo zu beſchreiben, wie ich beide gefunden habe. Ich muß jedoch anführen, daß die Beweiſe des Doctors Rabington mir nicht ſtark genug ſcheinen, um mein Vertrauen in die mündliche Tradition der Braminen zu erſchüttern.

In einiger Entfernung von dem ausgehauenen Felſen liegt eine Granitmaſſe, die aus einem Stücke beſteht; ſie bildet einen umgeſtürzten Kegel, den die Natur mit ſo vollkommenem Gleichgewicht auf ſeine ſpitzige Fläche geſtellt hat, daß die Kraft eines Menſchen hinreicht, ihm eine oszillirende Bewegung beizubringen, obwohl hundert Arme nicht hinreichend wären, ihn von ſeinem alten Fußgeſtell zu verdrängen. In Gedanken reduzirte ich dieſe Maße auf cubiſche Form, und fand nach einer freilich nur oberflächlichen Schätzung, daß die Seite dieſes Cubus wenigſtens 20 Fuß betragen würde. Sie gleicht den Cromlechs, welche man in Cornwallis und in andern Theilen Englands findet.

Während wir uns an dieſem merkwürdigen Orte aufhielten, hatte ein trauriger Unglücksfall ſtatt. Der mit Fortſchaffung des Tappal's, oder des Poſtpakets beauftragte Mann, kam von einer benachbarten Stadt zurück, und ward in dem Augenblicke, als er ein die Straße durchſchneidendes Gewäſſer überſchritt, von einem Alligator angefallen. Das Thier griff ihn in der Mitte des Waſſers an, und obgleich es dem Unglücklichen gelang, ſich deſſen Gefräßigkeit mittelſt kräftiger Anſtrengungen zu entziehen, war er doch durch die Biſſe des Thieres ſo ſchrecklich zugerichtet, daß er einige Minuten, nachdem er das Land erreicht hatte, den Geiſt aufgab. Sein Körper war furchtbar verſtümmelt, den Tappal fand man ſpäter im Waſſer.

Am 15ten Tag nach unſerer Abreiſe von Madras langten wir Abends zu Tanjore an. In früherer Zeit war dieſe Stadt der Hauptſitz der Gelehrſamkeit des ſüdlichen Indiens. In ſeinen früher berühmten Mauern erblickten Philoſophen und Dichter das Licht der Welt; allein ſeit langer Zeit laſtet tiefe Vergeſſenheit ſowohl auf ihren Namen, als auf ihren Werken, und das Vaterland weiß nichts mehr von ihnen.

Tanjore wird durch zwei Forts vertheidigt; das kleinere hat eine Meile im Umfange, es iſt zweckmäßig erbaut und gut unterhalten. Die ſtarken Wälle werden durch Mauerwerk unterſtützt; in den Winkeln befinden ſich Baſtionen. Von einer Seite ſteht es mit dem größeren Fort in Verbindung, deſſen Vertheidigungsſyſtem daſſelbe iſt. In dem letztern hat der Rajah ſeinen Wohnſitz. Ueberdieß befindet ſich hier eine ſchöne Pagode, deren Haupttheil vielleicht das zierlichſte Modell eines pyramidenförmigen Tempels in ganz Hinduſtan bildet. Im Innern ſieht man die koloſſale Geſtalt eines aus einem einzigen ſchwarzen Granitblocke gehauenen Stiers, von der vollendetſten Arbeit. Hinter dem größeren der beiden Forts iſt das Land mit herrlichen Reisfeldern angebaut. Ein Kette hoher Berge ſchließt die Ausſicht am Horizonte.

Während unſeres Aufenthalts zu Tanjore wohnten wir einem großen indiſchen Feſte bei. Gegen Abend trat der Rajah aus ſeinem Palaſte, begleitet von ſeinem ganzen Hofe, in dem vollen Pompe eines orientaliſchen Fürſten; der Zug ging nach einem etwa 1½ Meilen von dem Fort entfernten Orte, wo der Rajah eine ſchwierige Ceremonie vorzunehmen hatte; ſie beſtand darin, einen ſilbernen Pfeil gegen den Schößling eines Piſangbaumes zu ſchleudern, um hieraus abzunehmen, ob die Gottheit, welche der Erndte vorſteht, günſtig geſtimmt ſey. Das ganze Verfahren hat nichts Geheimnißvolles; es bedurfte keiner Stimme eines Weiſen, um dem Orakel zum Echo zu dienen. Die Auslegung geſchah durch den Rajah ſelbſt, der ein Mann von höchſt einfachen Geiſteskräften zu ſeyn ſchien. Wenn in dem oben erwähnten Fall der hervorgebrachte Einſchnitt einen reichlichen Abfluß des Saftes zur Folge hat, ſo gilt dieß für ein ſicheres Zeichen, daß die bald erfolgende Regenzeit die günſtigſten

Ausſichten für die Erndte gewährt. Zeigt ſich das Gegentheil, ſo wird auf ein Mißjahr geſchloſſen.

Am folgenden Tage brachen wir nach Tritſchemgur auf, das etwa 2 bis 3 Meilen gegen Südweſten liegt. Dieſer Ort enthält zwei berühmte Tempel, von denen der Hauptſächlichſte, obgleich er in größerem Anſehen ſteht, dennoch minder reich iſt als der andere. Er liegt auf der Spitze eines hohen Berges, den wir zu erſteigen Mühe hatten, und der ganz mit Choultrie's *) von der zierlichſten Bauart bedeckt iſt. Die Architektur dieſes Tempels iſt, obgleich es ihr nicht an Verzierungen fehlt, dennoch von großer Einfachheit, und bildet zugleich eine impoſante Maſſe. Die Solidität des Gebäudes wird hinreichend beurkundet durch die große Zahl von Generationen, die es an ſich vorüber gehen ſah, ohne, obwohl jeder Witterung ſchutzlos preisgegeben, durch den Einfluß der Zeit gelitten zu haben. Noch heutzutage beherrſcht es die Höhe; ehrwürdigen und majeſtätiſchen Anblicks trotzt es den Stürmen und den Jahren, und blickt, ſtolz auf ſeine unerſchütterliche Lage und auf ſein Alterthum, auf das Land hernieder. Nach Maßgabe als man den Berg erſteigt, wird die Landſchaft, welche ſich unten ausbreitet, immer maleriſcher. Der Weg, den wir einſchlugen, iſt an manchen Stellen mittelſt Staffeln in den Felſen gehauen. Halbwegs nach dem Tempel und etwas ſeitwärts ſieht man an der Wand des Felſen eine große Schlange in Stein, welchem Thiere von den Hindus große Verehrung erwieſen wird. Sie iſt bei verhältnißmäßiger Dicke etwa 80 Fuß lang. Trotz dieſer Rieſen-Verhältniſſe iſt die Ausführung der einzelnen Theile vollendet zu nennen und die Natur höchſt getreu nachgeahmt.

Rechts und links ſind Stufen in dem Felſen, zum Gebrauch für Andächtige, welche Schaarenweiſe den geheiligten Ungeheuern ihre Ehrfurcht bezeugen. Von dem Periſtyle des Tempels, der auf dem ſteilen Kamm des Berges erbaut iſt, genießt man einer weiten prachtvollen Ausſicht auf das reiche, wechſelnde Land. An dem Tempel findet man einige Theile, welche ein neuerer Bauſtyl hinzugefügt hat; ſie ſind leicht zu unterſcheiden; ihr Gegenſatz neben dem älteren Bau bringt eine ſchöne Wirkung hervor. Das Alterthum des letztern reicht hoch hinauf; der ganze Tempel iſt vollkommen gut erhalten. Einer der als Wächter des Tempels aufgeſtellten Braminen verſicherte uns, wir ſeyen die erſten Europäer, welche in dieſes Heiligthum des heidniſchen Kultus eingelaſſen wurden.

Bei der Rückkehr in die Stadt unterſuchten wir auch den andern Tempel, der wegen ſeiner Heiligkeit minder berühmt, dagegen in ſeiner Bauart ungleich

---

*) Choultrie's nennt man in Indien zierliche bedeckte Gebäude, welche an den Straßen aufgeführt werden, um den Reiſenden zur ſchützenden Unterkunft zu dienen.

reicher iſt. Er erhebt ſich in der Mitte eines großen, von einem Säulengange umgebenen Platzes. An manchen Stellen, je zwiſchen 2 Säulen haben Fakire, Pilger und andere umherziehende Landſtreicher ſich durch Abtheilung des Raumes ziemlich bequeme Wohnungen eingerichtet. Die Vorderſeite des Tempels iſt ein vollendetes Modell der in Hindoſtan ſo häufigen pyramidaliſchen Baukunſt. Der Bogen, welcher zum Eingang dient, und zum Hauptgebäude führt, iſt an ſeinem innern Theile und in der Mitte dieſer Pyramide durchbrochen, und bildet einen breiten hohen Durchgang, den ein horizontaler Plafond deckt. Ueber demſelben erhebt ſich das ſchöne Gebäude in fünf Stockwerken. Der ganze Tempel mag eine Höhe von 100 Fuß haben.

Die Außenſeite trägt mit ihren reichen Ornamenten das Gepräge eines modernern Geſchmackes, als der auf dem Berge erbaute Tempel. Von unten bis oben iſt der Tempel mit zierlicher Bildhauer-Arbeit und kühnen Reliefs bedeckt, und läuft oben in fünf Spitzen aus, welche ein Symbol irgend einer indiſchen Hauptgottheit zu ſeyn ſcheinen; dieſes geheimnißvolle heilige Symbol iſt der profanen Intelligenz der Menge verſchloſſen und undurchdringlich. Das Innere des Tempels erhebt ſich um einige Meter über dem Eingang. Die Decke iſt flach und wird durch eine große Anzahl zierlicher Säulen getragen, deren jede, obwohl von einerlei Styl, dennoch in verſchiedenem Geſchmacke verziert ſind, was von der ſtaunenswerthen Fruchtbarkeit der Erfindung, der Geſchicklichkeit des Meißels und der vollkommenen Kenntniß in der Baukunſt zeugt, welche die Gründer dieſer bewunderungswerthen Gebäude auszeichnen. Keines der Monumente Roms und Griechenlands vermag eine Vergleichung mit den Monumenten dieſes außerordentlichen Landes auszuhalten, und was die Pracht der Zeichnung, ſo wie die Erhabenheit des Eindrucks anbelangt, ſo werden ſie von keinem Gebäude der Erde übertroffen.

Sanct Peters Colonnade und majeſtätiſche Kuppel verlieren ihren ganzen Werth, wenn man ſie mit einigen mehr oder minder alten Gebäuden Hindoſtans vergleicht. Die Meiſterſtücke der Kunſt endlich, auf welche der Reiſende, beſonders im Innern der Halbinſel, bei jedem Schritte ſtößt, ſcheinen in der That die Wunder von Ninive und Babylon zu übertreffen.

Der zweite Tempel von Tritſchengur wird nicht ſo häufig von den ſtrengandächtigen Indiern beſucht, als der alte auf dem Wege erbaute; dagegen ſtrömen zu allen Zeiten eine Menge Menſchen aus allen Klaſſen dahin, um Waſſer aus einem Brunnen zu ſchöpfen, der ſich unter dem Gewölbe der Eingangs-Pyramide befindet. Ueber dieſem Brunnen ſieht man die Geſtalt eines höchſt kunſtvoll aus Gyps geformten Stieres von rieſigen Verhältniſſen. Einige Schritte davon ſteht ein etwas kleinerer Stier unter einem Pavillon von Stein. Beide ſind trefflich ausgeführt, doch ſtehen ſie an Kunſtwerth denjenigen nach, welchen ich früher begegnete. Unter dem größern der beiden Stiere ſteigt man auf einer ſehr ſchönen ſteinernen Treppe zu dem Brunnen hinab. Die Zahl der Stufen habe ich nicht gezählt, ſie muß jedoch, nach der ganzen Tiefe zu ſchließen, ſehr beträchtlich ſeyn.

Es gewährt einen höchſt intereſſanten Anblick, wenn man die ſchönen, wohlgewachſenen jungen indiſchen Frauen mit ihren Vaſen auf dem Haupte aus dieſer unterirdiſchen Höhle heraufſteigen, und mit ihrer eleganten Laſt, die ſie mit Leichtigkeit und Anſtand tragen, ihren Weg zurücklegen ſieht. Der Eingang zu dem Brunnen iſt in ziemlicher Breite in die Bruſt des Stieres gehauen. Schon hieraus kann man auf die Größe dieſes ſteinernen Koloſſes ſchließen.

Wir hielten uns mehre Tage zu Tritſchenapur unter Zelten auf, die wir im Schatten einer Baumgruppe in der Nähe der Tempel aufſchlugen. Unſere ganze Zeit verwendeten wir zur Aufzeichnung von Notizen, und zur Betrachtung all der Schönheiten, welche Natur und Kunſt in dieſem Theile von Indien ausgebreitet haben.

Rajemah'l.

Wir machten unſere Reiſe nach Calcutta am Bord eines indiſchen Fahrzeugs, verweilten nur wenige Tage in dieſer Stadt und ſchifften uns aufs Neue auf dem breiten Strombett des Hougly ein. Die impoſante Größe dieſes Fluſſes ſetzte uns in hohes Erſtaunen, — ein Gefühl, das übrigens Alle ergreift, die ihn beſchiffen. Die verſchiedenartigen Bilder, die ſeine Ufer darbieten, bald ruhig, bald bewegt, die Ideen, die bei ſeinem Anblick erwachen; die Märchen und Sagen, die ſich daran knüpfen, endlich der Handel und die Induſtrie der Menſchen, die dieſe Gewäſſer mit einer regſamen Bevölkerung bedeckte, alles vereinigt ſich, um dem Reiſenden ein Schauſpiel von höchſtem Intereſſe zu gewähren. An einer andern Stelle, der gerechten Verachtung zum Trotz, die jedem Bilderdienſt gebührt, ſchien die Verehrung, welcher ſich alle Völkerſchaften überlaſſen, beſonders in den Landſtrichen, die er unter dem Namen Ganges durchſtrömt, ihm einen Anſtrich des Heiligen zu geben, die nicht ohne Wirkung bleibt auf unſere Einbildung. Nach Allem dem, iſt dieſer Ganges zuverläſſig einer der merkwürdigſten Flüſſe der Erde, betrachten wir die unzugänglichen Eis-Regionen, die ſeine Quelle bergen, oder die Abgründe, die er durchwühlt, bevor er die Ebene gewinnt, oder die Hinderniſſe, mit welchen die Natur ſeinen Lauf unterbricht, oder endlich die weite Ausdehnung des Landes, das ſeine Wellen beſpülen, die Entfernung, bis wohin die Andächtigen das aus ihm geſchöpfte Waſſer tragen, die Wichtigkeit des Handels, den er begünſtigt, die heilige Ehrfurcht, die ihm Millionen von Menſchen zollen, die Fruchtbarkeit, die zahlreiche Bevölkerung der Länder, die er durchſtrömt, gleich einer wahren Gottheit, wohlthätig und majeſtätiſch.

Gleich vom Anfang unſerer Schiffahrt an erregten die zarten Formen und graziöſen Bewegungen der jungen indiſchen Frauen unſere Aufmerkſamkeit, wenn wir ſie täglich in den geheiligten Wellen des Fluſſes ſich reinigen oder ehrfurchtsvoll ſein Waſſer ſchöpfen, und es ernſten Schrittes für häuslichen oder frommen Gebrauch heimtragen ſahen. Die Gefäße, worin das Waſſer ſich befindet, ſind kugelförmig, von Erde oder Kupfer. Sie pflegen ſie auf dem Kopfe zu tragen, eines über das andere geſetzt nach Maßgabe ihrer Größe und ſo eine Art von Pyramide oder ſtumpfen Kegel bildend. Nichts kommt der Leichtigkeit und Anmuth ihres Ganges gleich unter dieſer zierlichen Laſt.

Eine dieſer ſchönen Hindu wurde das Opfer einer Begebenheit, deren Erzählung ich Sir Charles Wilkins *) verdanke.

Als er eines Tages den Hougly aufwärts reiste, ſah er einen fürchterlichen Alligator plötzlich herauftauchen, der in ſeinem Rachen ein junges Mädchen trug, das er ſo eben mitten aus einem Trupp Badender geraubt hatte und nun wie ein Pfeil ſtromaufwärts mit einer unglaublichen Schnelligkeit dahinſchoß. Alle leichten Fahrzeuge, die ſich auf dem Fluſſe befanden, machten ſich auf, ihn zu verfolgen, aber umſonſt; ſie konnten der Strömung nicht Meiſter werden. Das arme Geſchöpf, eingezwängt in die furchtbar großen Kinnladen des Ungeheuers, die Füße auf der einen, Kopf und Schultern auf der andern Seite herabhängend, hob die Hände über das Waſſer, gleichſam um Hülfe anzuflehen, die menſchliche Gewalt ihr nicht zu leiſten vermochte. Der Alligator ſchwamm immer dem Strome entgegen im Angeſicht Aller, als wollte er der Verfolgung Trotz bieten, tauchte dann unter in den Abgrund, verſchwand mit ſeiner Beute und kam nicht mehr zum Vorſchein. Viele Thiere dieſer Gattung ſind in dem Hougly gefangen worden, in deren Magen bei der Eröffnung eine Menge Arm- und Kniebänder und andere Zierrathen der Frauen und Kinder gefunden wurden.

Da wir ſtromaufwärts reisten, der Wind uns auch mit Heftigkeit entgegen wehte, ſo gelangten wir erſt nach einer Fahrt von einem Monat bei Souti in den Ganges. Gegen die Mitte dieſer Reiſe gingen wir an's Land und verweilten kurze Zeit in Rajemah'l. Bei dieſem Ort verändert ſich der Anblick des Landes ſehr merklich. Eine Hügelreihe, die ſich unterhalb der

---

*) Ein engliſcher Gelehrter und einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten Europa's.

Stadt erhebt und ſich am mittäglichen Ufer des Fluſſes weit hinzieht, verleiht der Landſchaft eine freundliche Abwechſelung.

Rajemah'l, bei ſeiner Entſtehung eine wichtige Stadt, wovon noch viele Ruinen zeugen, iſt jetzt nichts weiter als ein armſeliger ſchlecht gebauter Marktflecken. Indeſſen trifft man dort noch mehre Säle, die einem unermeßlichen Palaſt angehört haben; ſie ſind, wie man ſich wohl denken kann, in einem Zuſtand gänzlicher Verwüſtung. Einige dieſer Gemächer waren, nach den Ueberreſten zu ſchließen, aus Marmor gebaut und wahrſcheinlich mit allem aſiatiſchen Luxus verziert. Heutzutage dienen ſie Maulwürfen und Fledermäuſen zum Aufenthalt.

In der Umgebung dieſer ehemaligen Hauptſtadt einer wichtigen Provinz (Bengalen) und königlichen Reſidenz befinden ſich mehre bemerkenswerthe Gebäude, in deren Mauern und Dächern Bäume verſchiedener Gattung Wurzel gefaßt und eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Wir trafen unter Anderm, da wir dieſe Plätze beſuchten, auf ein vollkommen erhaltenes Grabmal von einer Kuppel überwölbt, aus welcher ein ſtarker Pipul herauswuchs, deſſen Laubwerk das ganze Monument beſchattete. Man vermuthet, daß Raben und Papagaien auf dieſes verwitterte Gemäuer Saamenkörner fallen laſſen, die hier in einer Schicht von dickem jahrelang angehäuftem Staub ſich allmählig entwickeln. Das Grabmal, obgleich es vom Zahn der Zeit empfindlich gelitten hatte, war doch noch ganz, und die Vegetation des erwähnten Baumes keineswegs kränkelnd. Er ſchien in dem Gemäuer der Kuppel hinreichende Nahrung zu finden, um noch geraume Zeit wachſen zu können, und aus den Verwüſtungen, die er jetzt ſchon angerichtet, ließ ſich vorausſehen, daß er zuletzt die gänzliche Zerſtörung dieſes Denkmals herbeiführen werde.

Ehe wir Rajemah'l verließen, hatten wir Gelegenheit, ein Suttin *) mit anzuſehen, einen der empörendſten Gebräuche des Aberglaubens vergangener Jahrhunderte. Die Wittwe war eine junge, einnehmende Frau, ein wenig ſtark aber wohl gebaut, und ihr Teint nicht ſtärker gebräunt als der einer Italienerin.

Wir kamen, ohne Schwierigkeiten, dem Scheiterhaufen nahe genug, um alle Einzelnheiten dieſes ſchrecklichen Schauſpiels mit anzuſehen, ohne daß uns irgend etwas entging. Sie hatte neben ſich ein Kind von etlichen Monaten, welches ſie mit gleichgültiger Miene betrachtete, als hätte ſie, verloren in das Gefühl einer ausſchließenden, gebieteriſchen Pflicht, jeden Gedanken an alles Irdiſche aufgegeben. In der That trugen ihre Züge den Stempel einer erhabenen Ruhe mitten unter den ſchrecklichen Vorbereitungen um ſie her. Ich geſtehe, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihre Seelenſtärke und die feſte Beharrlichkeit ihres Vorhabens zu bewundern. Gleichwohl bekämpften Mitleid und Abſcheu dieſes Gefühl in mir; und während ich eines Theils bis zu Thränen gerührt war, bei dem Gedanken an die Schmerzen, die ihrer warteten, hätte ich andern Theils gern dieſe thieriſche Stumpfheit in's Lächerliche ziehen mögen, mit welcher ſie ihrer entſetzlichen Marter entgegen ging.

---

*) Suttin heißt in Indien eine Ceremonie, in welcher eine Frau, die ſo eben ihren Mann verloren hat, ſich auf ſeinem Leichnam verbrennt, um ihn nicht zu überleben.

Es trat eine lange Pauſe ein, bis Alles zu dem großen Opfer bereit war, und eine augenſcheinliche Veränderung zeigte ſich in den Empfindungen des Opfers. Eine ſichtbare Unruhe, eine fieberhafte Aufregung verrieth ſich in ihren ſchwarzen Augen, deren Blicke immer ausdrucksvoller wurden, zu gleicher Zeit aber auch immer verwirrter. Ihre Sinne waren zuverläſſig in eine vorübergehende Erſtarrung verſunken geweſen, mit Hülfe einer ſtarken Doſis Opium, ein Mittel, das immer und mit entſchiedenem Erfolg bei ähnlichen Gelegenheiten angewendet wird, um die Schrecken zu mildern und den Muth der vom Aberglauben zu einem frühen Tod verdammten Opfer aufrecht zu erhalten. Indeſſen konnte man an der jungen Frau, ſo wie ſie aus ihrer künſtlichen Betäubung mehr und mehr erwachte, die gleichzeitigen Fortſchritte des Bewußtſeyns und des Entſetzens gewahren. Ihre, früher mechaniſchen Bewegungen gehorchten wieder dem Antrieb einer erwachten Vernunft, mit jedem Augenblick wuchs ihre Angſt. Aber ob es gleich nicht ſchwer war, den ſchrecklichen Kampf zu bemerken, der in ihrem Innern vorging, ſo mußte man doch zu gleicher Zeit geſtehen, daß ihre Anſtrengung, den erſchütterten Vorſatz auf's Neue zu beſtärken, nicht aus einer gemeinen Seele, nicht aus gewöhnlicher Kraft hervorging. Nur die Menge von Gemüthsbewegungen, die dieſes ſchwache Weſen beſtürmten, gaben auf Augenblicke ihren Bewegungen einen unbeſtimmten Charakter. Sie vertheilte unter ihre Freundinnen allerlei Zierathen, mit denen ſie ſich geſchmückt hatte, aber ſie that es zerſtreut, und faſt bewußtlos, ſo ſehr wurden ihre Geiſteskräfte von dieſer moraliſchen Folter geſchwächt.

Plötzlich beim Geſchrei ihres Kindes erſchloß ſich in ihr die Quelle mütterlicher Gefühle. Ihr Auge, erfüllt mit einem Blick der Zärtlichkeit, ihre bebenden Lippen, ihr wogender Buſen, das Aufathmen aus tiefer Bruſt, ihr geöffneter und dennoch ſprachloſer Mund, Alles verkündigte die Rückkehr der erſchütterten Vernunft. Sich hinſtürzen zu dem Kinde, es aus den Armen ſeiner Wärterin reißen, es mit Leidenſchaft in die ihrigen ſchließen, alles das war das Werk eines einzigen heftigen Gefühls. Ihr krampfhaftes Schluchzen berührte mein Ohr mit durchdringenden Tönen. Unwiderſtehlich war dieſe Mahnung! Gab es ein Mittel, ſie dem Schickſal zu entreißen, das ihrer wartete, da ſie ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen hatte? Von dieſem Augenblick an konnte Jedermann deutlich bemerken, daß in ihrem Innern der Muth bei dem Gedanken an den letzten Akt dieſes furchtbaren Trauerſpiels gebrochen war.

Sie ließ uns das lebendige Bild der ſtummen Verzweiflung, des Todeskampfes der Seele ſchauen.

Die Braminen, die bei dieſer Ceremonie den Vorſitz führten, ſahen jetzt, daß es Zeit ſey, die Vollziehung zu beſchleunigen, damit nicht der Muth der Wittwe gänzlich ſchwinden möchte, ſie ließen daher ihre Verwandten, Freundinnen und Alle, die ihr beiſtanden, entfernen.

In Einem Augenblick war um den Scheiterhaufen ein weiter leerer Raum, in welchem das Opfer mit den Opferprieſtern allein verweilte. Einer dieſer Männer, mit einer ſüßlichen Phyſiognomie, hatte ſchon vorher das Kind aus den Armen der Mutter geriſſen, und es in andere Hände gegeben, ohne das Geſchrei Beider im mindeſten zu beachten. Hier war es, wo die Wittwe ſchön erſchien in ihrem Schmerz.

Wohl wiſſend, was dieſem erſten Akt der Gewalt folgen werde, ließ ſie dem Kampf der Natur freien Lauf. Sie warf ſich auf die Knie, richtete die Augen gen Himmel, und drückte in einem Augenblick ſtummer Verzweiflung die Hände zuſammen. Jetzt näherte ſich ihr ein Bramine mit einem ruhigen doch Ehrfurcht gebietendem Aeußern, half ihr, ſich aufrichten, und führte ſie dann, unterſtützt von einem ſeiner Amtsbrüder, nicht minder ſtreng und unempfindlich wie er, nach dem Scheiterhaufen. Sie ſträubte ſich, und die Verzweiflung gab ihr ſolche Kraft, daß es ihr gelang, den Anſtrengungen der Prieſter ſich zu widerſetzen. Bei dieſem Anblick eilten mehre ihrer Cameraden herbei, um ihnen zu helfen, und ſtießen das unglückliche Weib gegen den Haufen Reisbündel, den man vorher ſorgfältig mit Ghi *) begoſſen hatte, um die Verbrennung zu beſchleunigen. Dieß iſt eine Art von Wohlthat, die man dem Opfer oder Suttin zugeſteht, um ſeine Leiden abzukürzen, und zu verhindern, daß es entkomme.

So wie ſie zu ſchreien anfing, wurde ihre Stimme durch den Lärm von Inſtrumenten, die Tam-Tams heißen, übertäubt, ſo wie durch das verworrene Geſchrei einiger hundert Fanatiker, die man zuſammengerufen hatte, um Zeuge dieſes Aktes barbariſcher Frömmigkeit zu ſeyn. Alle ihre Anſtrengungen wurden fruchtlos; auf den Scheiterhaufen gezogen, ſank ſie erſchöpft von Müdigkeit darauf hin. Nachdem man ſie mit Gewalt niedergeſetzt hatte, wurde der Kopf ihres Mannes ihr auf den Schooß gelegt, das unter dem Holzbündel angehäufte Stroh angezündet, und die von allen Seiten ſchnell auflodernden Flammen verhüllten die ſchöne Hindu und entzogen ſie für immer den Blicken und der Liebe ihres Gleichen. Vermittelſt langer Stangen von Bambusrohr, gegen welche die Braminen mit ihrer ganzen Laſt ſich ſtützten, wurde ſie auf den Scheiterhaufen feſtgehalten, damit ſie nicht etwa in ihrer Todesqual herabſpringen möchte. Ihre Leiden waren wegen der Schnelligkeit

---

*) Zerlaſſene Butter aus Büffelmilch.

und Heftigkeit des Feuers von kurzer Dauer. Ihr Tod endete dieſes unmenſchliche Schauſpiel.

Welche Bizarrerie in dieſem indiſchen Aberglauben, der davor zurückſchaudert, eine gefährliche Schlange oder ein unſcheinbares Inſekt zu tödten, und mit kaltem Blute den Tod verhängt über ein ſchuldloſes menſchliches Weſen, oder über einen Fremden, der die Macht Brama's, Siwa's Urtheilsſprüche oder die Menſchwerdung Wiſchnu's läugnen wollte. Wahrlich, es iſt noch Wildheit genug in einem Volke, das ein ſo beklagenswerther Aberglaube verblendet.

Als wir von Rajemah'l den Fluß hinauffuhren, genoſſen wir des außerordentlich ſchönen Anblicks der Hügel von Colgong. An beiden Ufern ſchien das Land gut bebaut. Die Manzaren-Schiffe, die unabläſſig den Fluß auf- und abfahren, erinnerten uns an unſere liebe Themſe. Man muß aber geſtehen, unſer heimathlicher Fluß kann ſich mit dem Ganges nur in einer Beziehung meſſen: in der Lebhaftigkeit des Handels. In keinem andern Punkte hält er die Vergleichung aus.

Wir blieben zwei Tage in Patna, wo der Nabab uns einlud, ſo lange zu bleiben, als es uns gefallen würde, zwar nicht in ſeinem Pallaſt, denn er hatte keinen, auch nicht in ſeinem Hauſe, ſondern in einem Bungalo *), den ſein Vater ganz nahe am Rand des Fluſſes erbaut, und Sir George Borlow bewohnt hatte, als er Mitglied des Conſeils war. Der Nabab war ein anſehnlicher Mann, gut gewachſen und von einnehmender Geſtalt. Er ſprach Engliſch mit vieler Geläufigkeit, zeigte nicht minder Kenntniſſe, Feinheit und angenehme Laune, und obgleich Muhamedaner hatte er ſich doch von einem guten Theil ſeiner religiöſen Vorurtheile frei zu machen gewußt. Ein Miſſionär von Verdienſt, der im Laufe einer ſeiner Miſſionen am Ganges den nemlichen Bungalo bewohnte, der uns eingeräumt war, hatte mit vielem Eifer daran gearbeitet, ihn zu bekehren. Aber obgleich der Muſelmann ſich kein Gewiſſen daraus machte, ſeine Flaſche Claret zu leeren und ſich gelegentlich mit einem guten Stück engliſchen Schinken zu regaliren, den er, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, weſtphäliſches Geflügel nannte, war er doch taub gegen alle Vermahnungen, und erklärte ſeinem verehrten Freunde gerade zu, daß, da er kein Unrecht darin erkenne, Wein zu trinken oder Schweinefleiſch zu eſſen, er um keinen Preis der Welt einen andern Glauben annehmen werde.

Der Nabab hatte die große Gefälligkeit, uns dem Rajah von Patna vorzuſtellen, einem Manne von angenehmem Aeußern. Er war in der Blüthe ſeiner Jahre, ſtark, lebhaft, entſchloſſen, ein großer Jäger auf Elephanten und Tiger, dabei ein leidenſchaftlicher Freund aller Leibesbewegungen. Er brachte beinahe ſein ganzes Leben auf der Jagd zu, und die Mauern ſeines Pallaſtes waren mit

---

*) Bungalo heißt in Indien eine Art verſchloſſener Schuppen von Bambusſtäbe mit Blättern gedeckt.

Schlangenhäuten und Fellen von reißenden Thieren bedeckt, als Trophäen ſeines Ruhmes und Zeugen ſeines herrſchenden Geſchmacks. Es war ein, um ſeiner Seltenheit willen, ſonderbares Schauſpiel, einen Muhamedaner und Hindu in ſo gutem Einverſtändniß mit einander leben zu ſehen, wie dieſer Nabab und Rajah. Doch dieſe Annäherung erklärt ſich durch den zufälligen Umſtand, daß der Hindu in gleichem Grad Philoſoph war, wie der Muſelmann, und darin lag das Geheimniß der Eintracht, die zwiſchen ihnen herrſchte.

Unter den zahlreichen Curioſitäten, die der Nabab uns zeigte, war auch ein Morah oder eine Fußbank, aus einem einzigen Wirbelbein eines rieſenhaften Thiers gefertigt. Dieſes coloſſale Stück hielt mehr als 40 Zoll im Umfang und beſtand aus einem einzigen Segment des Rückgraths einer ungeheuren Schlange, die der Rajah auf einer ſeiner Jagden mitten im Walde angetroffen hatte. Der Nabab, ſein Freund, erzählte uns dieſen Fund folgender Maßen: In dem Augenblick, wo der Rajah durch ein Dickicht zog, brachte Einer aus ſeinem Gefolge ihm zwei unermeßlich große Knochen, die er in einiger Entfernung vom Zelte ſeines Herrn gefunden hatte. Bei näherer Unterſuchung glaubte der Fürſt, nach ihrer Bildung zu ſchließen, daß ſie ein Theil des Rückgraths von einem Thier müßten geweſen ſeyn, und als er ſich nach dem Ort begab, wo ſie waren gefunden worden, ſah er dort zu ſeinem Erſtaunen ein Gerippe von ungeheuerer Größe. Er überzeugte ſich bald, daß dieß das Skelett einer rieſenmäßigen Schlange ſey, welche lange Zeit den Wald unſicher gemacht. Es war vollkommen gut erhalten und hatte eine Länge von 62 Fuß. Das Rückgrath war in der Lage geblieben, die es beim Tode des Thiers gehabt. Der Kopf war weniger gut erhalten; der Unterkiefer an ſeiner Stelle, der obere aber getrennt. Die Leute des Rajah nahmen einen Kinnbacken und ein halb Dutzend Wirbelknochen mit, von denen einer dem Nabab zum Geſchenk gemacht wurde, der einen reichen Fußſchemel daraus fertigen ließ, mit einem Ueberzug von einem mit Blumen durchſäeten Goldſtoff, deſſen bewegliche Decke die Form der Knochen ſehen ließ. Unſer Wirth gab uns wegen der Wahrheit dieſes Berichtes ſein Ehrenwort als Muſelmann, doch genügte der Anblick des Wirbelknochens, um uns völlig zu überzeugen. Wenn die große Schlange von Ceylon, mit Hülfe ihrer außerordentlichen Ausdehnung, einen Hirſch ſammt Geweih verſchlingen kann, ſo muß einer Schlange von 62 Fuß ein Büffel nur ein Mundbiſſen ſeyn.

Von Patna gingen wir nach Dinaguhr und von da zum Zuſammenfluß der Soane und des Ganges, welcher einen in der That prächtigen Anblick gewährt. Wir waren hier neuerdings genöthigt, an die andere Seite des Fluſſes uns zu begeben, und dem Falle ſeiner ſteilen Ufer Trotz zu bieten, um die längs dem mittägigen Ufer hie und da befindlichen Untiefen zu vermeiden. Auch ſahen wir hier, nicht ohne Beſorgniß, die Erde ſich in großer Maſſe vom Ufer losreißen und in den Fluß herabrollen; gar leicht hätte unſer Fahrzeug überſchüttet werden können, wenn es davon erreicht worden wäre. Die Schiffer ſchienen dieſen Umſtand ſehr zu fürchten, und die Bewegungen, in die ſie das Schiff verſetzten, um dieß zu vermeiden, gaben uns ſehr unangenehme Stöße und hielten unſere Fahrt bedeutend auf. Indeſſen verriethen die Dandis kein Zeichen der Ungeduld, ausgenommen, wenn ſie von Zeit zu Zeit zu außerordentlichen Anſtrengungen ſich bequemen mußten.

Alsdann aber war ihr Geſchrei und ihr Murren grell und tobend. Sie fluchten mit einer ganz eigenen Derbheit, und vielleicht hat kein Volk auf der Erde ein ſo reichhaltiges Wörterbuch der Verwünſchungen, als das Volk von Hindoſtan. Selbſt die Frauen, ohne Ausnahme, bedienen ſich ihrer häufig und auf eine ſolche Art, daß die frechſten Taugenichtſe von Europa davor erröthen würden. Kurz, ihre Flüche drücken ſie in einer Bilderſprache aus, die eben ſo glühend iſt, wie ihr Clima, eben ſo reich und abwechſelnd wie die Natur-Erzeugniſſe des Orients.

Wir hatten Wind und Strom gegen uns und konnten daher den Tag nachher, als wir die Mündung der Soane in den Ganges paſſirt hatten, nur kurze Strecken zurücklegen. Am folgenden Morgen paſſirten wir das Fort Buxar. Nicht weit von dieſem Fort war es, wo Major Adams im Jahr 1764 einer indiſchen Armee von 40,000 Mann mit einem Korps von 6000 Sipayen und einigen hundert Europäern eine Niederlage beibrachte.

Hierauf gelangten wir nach Ghazipuhr, wo ein prachtvolles Gebäude ſich befindet, in der Landesſprache Chalis Satuhn genannt, d. h. Platz der vierzig Pfeiler. Dort ſahen wir mehre Kinder der Hindu's den Kreiſel drehen auf die nämliche Art wie die Kinder in Europa. Dieſe Bemerkung, ſo kleinlich ſie ſcheinen mag, darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Da die Hindu jede Gemeinſchaft mit den Europäern und ihren Gebräuchen auf das Sorgfältigſte vermeiden, die Europäer hingegen Alles, was ſie im Auslande Gutes finden, ohne Vorurtheil ſich aneignen, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß dieſes Kinderſpiel von den Indianern entlehnt iſt, und folglich in ein hohes Alter ſich zurück datirt.

Ghazipuhr.

Die koſtbare Roſeneſſenz (Atta-gul), die in der civiliſirten Welt als eines der vorzüglichſten Hervorbringungen Indiens gekannt iſt, wird aus den Blumen gezogen, welche im Ueberfluſſe in den Gärten um Ghazipuhr wachſen. Bei dieſem Gedanken wähnt der Leſer ohne Zweifel ein bezauberndes, dufthauchendes Blumenparadies zu ſehen, Beete von den ſchönſten Farben durchzogen, Alles mit Roſenbäumen beſetzt, voll Blumen und Knoſpen. Nichts als Täuſchung! Die Roſenpflanzung oder vielmehr Roſenzucht in Ghazipuhr iſt nichts als ein Geſchäft, eine bloße Handelsſpeculation. Die weiten Felder, die mit unſern Lieblingsblumen beſät ſind, bieten dem Auge nur ein Bild ohne alle Poeſie.

Die indiſche Roſe kann in Hinſicht ihres Duftes mit der unſrigen wetteifern. Sie iſt ſchön: und iſt es nicht jede Roſe? Nur die bei Agra wächſt, erreicht nicht die Größe der Europäiſchen, und liefert auch nicht die verſchiedenen Spielarten. Die indiſchen Landbebauer begnügen ſich mit den Naturprodukten, wie ſie ihnen dieſelbe überliefert. Nie bedienen ſie ſich der Kunſt, um dadurch Vortheil oder Schönheit zu erzielen; auch erblicken ſie in der Roſe einen zu theuern Handelsartikel, um ſie als bloße Zierde ihrer Gärten anzupflanzen; und was ihren Zweck anlangt, ſo haben ſie gefunden, daß er durch die Blume vollkommen erfüllt wird, wie ſie der dortige Boden hervorbringt.

Deshalb ſehen wir nicht im Orient die Roſen an Stäben und Hecken hinaufziehen, und in ſchönen Gruppen geordnet. Es ſind hier nur kleine Geſträuche, die hin und wieder mit Blumen beſetzt ſind, da die aufgeblüheten jedesmal am frühen Morgen ſorgfältig abgepflückt werden.

Die Roſenbüſche von Ghazipuhr ſind regelmäßig in Reihen auf großen Feldern gepflanzt, in einer Ausdehnung von mehreren hundert Acres rund um die Stadt. Ihre Purpurblumen, welche ſich mit der Morgenſonne öffnen und den grünen Teppich der Ebene ſchmücken, gewähren jedoch immer einen angenehmen Anblick. Wenn übrigens die wollüſtigen Mogolen in dieſen geweihten Orten das berühmte Roſenfeſt gefeiert haben, ſo iſt weder Spur noch Tradition von dieſer heitern Ceremonie hier zu finden. Iſt die Jahreszeit des Sammelns gekommen, ſo ſieht man nicht etwa Jünglinge und Mädchen, mit Blumen bekränzt, die reiche Erndte in zierliche Körbe füllen, ſondern arme Taglöhner beſorgen ſie, die für die leichte Arbeit einen geringen Lohn empfangen.

Bei der Fabrication der Eſſenz werden zuerſt die Roſen deſtillirt. Das Roſenwaſſer (Gublaabie-Paanie) wird in großen Töpfen aufgehoben und während der Nacht, unbedeckt, der friſchen Luft ausgeſetzt. Von Zeit zu Zeit werden dieſe Töpfe abgeſchöpft, und das Oel, welches oben ſchwimmt, bildet jene Eſſenz, die für die Liebhaber ſo hohen Werth hat. Man braucht 200,000 Blumen um das Gewicht einer Rupie an Eſſenz zu erhalten. Dieſe geringe Maſſe koſtet, wenn ſie rein und ohne alle Beimiſchung iſt, an Ort und Stelle 100 Rupien, ungefähr 120 unſrer Gulden, ein ungeheurer Preis zwar, allein der Nutzen ſoll dabei doch nur gering ſeyn.

Das Roſenwaſſer ohne Oel wird in Ghazipuhr zu einem geringen Preiſe verkauft, doch wird verſichert, daß es doch noch ölige Theile genug enthält und der Unterſchied nur gering iſt.

Das Roſenwaſſer iſt in den indiſchen Haushaltungen allgemein eingeführt. Es dient in der Medizin ſowohl, als in der Küche. Ehe man den Gebrauch der Geſchenke (nuzzurs) abgeſchafft hatte, diente es dazu für wenig bemittelte Leute. Man gießt es über die Hände am Ende der Mahlzeiten und bei dem großen Hulie-Feſte, beſprengt man alle Gäſte reichlich damit. Die Europäer, die von dem Brennen der Haut befallen werden, empfinden durch den Gebrauch dieſes Waſſers eine große Erleichterung. Die Eingeborenen nehmen es auch innerlich gegen viele Uebel. Sie betrachten es als ein Hauptmittel gegen innerliche Verletzungen. Mit einem Worte, bei uns iſt das Cölniſche Waſſer nicht mehr in Gebrauch, als in Hindoſtan das Gublaabie Paanie.

Die Gegend von Ghazipuhr iſt ſehr ſchön, mit prächtigen Waldbäumen bepflanzt, worauf viele Neſter von Bülbül gebaut ſind, die ſich beſtändig in der Nähe der Roſenpflanzungen aufhalten. Ich habe übrigens die indiſche Nachtigall nur im Käfig zu beobachten Gelegenheit gehabt. Auch andre Vögel finden ſich im Ueberfluſſe. Die Aeſte biegen ſich von ihren Neſtern. Beſonders ſieht man den blauen Häher in den Zweigen der Bäume am Ufer des Ganges hüpfen, den jedoch die grauſamen Hindu ihrer Göttin Durga bei ihrem Feſte zum Opfer bringen. Man wirft die Vögel alsdann in den Fluß, aber die Europäer fiſchen ihn dann gewöhnlich heraus, doch entgeht nur eine kleine Anzahl hierdurch dem Tode.

Auch erblickt man in der Nähe von Ghazipuhr alte, ſchöne Banianen. Einer dieſer Bäume beſchattet einen Ghaut *), in einem benachbarten Dorfe, den man als den Beherrſcher des Ganges anſehen kann. Dieſer Baum iſt geheiligt und wenn ein Brahmin in ſeinem Schatten ſeine Wohnung aufſchlägt, ſo wird er dadurch ein Aſyl für alle Thiere. Auch wird dieſer Patriarch der Wälder von unzähligen Affen bewohnt, die ſich auf ſeinen Zweigen

---

*) Man nennt Ghaut die breiten Treppen, die in Indien zu den Flüſſen hinabführen.

wiegen, oder auf den Stufen des Ghaut umherſpringen, ohne von den vielen Menſchen, die hier baden kommen, im Mindeſten geſtört zu werden.

Schlangen ſind in dieſem Theil des Landes häufig, und ihr unverſöhnlichſter Feind, der Mongus, liegt oft auf der Lauer und erwartet ſeine Beute. Sowohl Indianer als Europäer, welche Gelegenheit hatten, dieſes Thier zu beobachten, ſind überzeugt, daß es ein Gegengift beſitze, um ſich vor dem Einfluß der Biſſe der Schlangen und anderer giftiger Thiere zu ſchützen, gegen die ſelbſt das ſtärkſte bis jetzt bekannte Mittel, das Eau de Luce, oft nicht hinreichend iſt. Man weiß, daß der Mongus oft heftig von Schlangen gebiſſen wurde, und dann ſogleich fortlief, um — wie man meint — von ſeinem Mittel Gebrauch zu machen, aber ſogleich wieder auf dem Schlachtfelde erſcheint, um den Kampf fortzuſetzen, bis er ſeinen Feind überwunden hat. Der Mongus läßt ſich auch zähmen, und dient dann in den Häuſern zur Vertreibung der Schlangen. Seine Bewegungen geſchehen mit ſolcher Schnelligkeit, daß man ihn nie bei der Anwendung ſeines Mittels belauſchen konnte, auch haben die Gelehrten bis jetzt nicht gehörige Beobachtungen anſtellen können.

Die indiſche Compagnie unterhält bei Ghazipuhr ein Geſtüte, das von Europäiſchen Offizieren geleitet wird. Die Fohlen, die hier gezogen werden, ſind zwar nicht ohne Werth, doch ſtehen ſie den engliſchen und arabiſchen nach. Im Lande werden ſie ſehr geſchätzt. Man erzieht dieſe Thiere ſehr ſorgfältig; jedoch werden ſie oft nicht einmal in einem Stall gehalten. Wenn ſie im Felde arbeiten, oder auf Reiſen, bindet man ſie unter Bäumen an. Oft haben ſie, gleich wie ihre Stallknechte, nichts als eine grobe Decke, um gegen rauhe Witterung geſchützt zu ſeyn.

Ein ſolcher Stallknecht oder Saice liebt gewöhnlich das Thier ſehr, welches ſeiner Sorge überantwortet iſt. Oft iſt es der Fall, daß die Herren einen andern Weg, oder ein anderes Transportmittel wählen und ihrem Diener die Sorge überlaſſen, ihr koſtbares Reitpferd zu führen; denn ſelten nur beſteigt er es und zieht ſo mit ihm auf beſchwerlichem Pfade fort und bringt es wohlbehalten an den Beſtimmungsort. Dieſe Treue und Achtſamkeit iſt allen indiſchen Dienern eigen. In vielen Häuſern iſt alles ihrer Direction überlaſſen, und doch bringt nicht Einer das Geringſte bei Seite, um es für ſich zu verwenden. Nie mißbrauchen ſie das ihnen von der Herrſchaft geſchenkte Vertrauen. Ganz im Gegentheil erzählt man ſich Züge der außerordentlichen Rechtlichkeit dieſer armen Hindu, worüber unſere europäiſchen Bedienten vor Scham erröthen müſſen. Geldſummen bleiben offen liegen, und der erſte Diener, der dazu kommt, nimmt ſie und überbringt ſie dem Eigenthümer, als wenn das gar nicht anders ſein könnte. Die Palankinträger beſorgen gewöhnlich die Kaſſe des Reiſenden, und man kann ihnen gewöhnlich ungezähltes Geld anvertrauen. Die ärmſte Klaſſe der Tagelöhner, die Kulies, tragen oftmals von Calcutta nach den nördlichen Provinzen Kiſten und Päcke von großem Werthe. Sie erhalten meiſt einen Vorſchuß zu ihrem Unterhalt auf der Reiſe; dieſer beträgt, bei einem weiten Wege, 15 bis 20 Rupien (37—50 Franken). Nichts wäre dieſen Leuten leichter, als die Güter, die ihnen überantwortet werden, zu unterſchlagen und auf ein benachbartes Gebiet zu entfliehen, dieß iſt aber ohne Beiſpiel. Die einzige Gefahr iſt der Tod des Kulie, der den Räubern in die Hände fallen kann, welche in gewiſſen Theilen Hindoſtan's ihr Weſen treiben.

Ghazipuhr iſt ſeiner Diebe wegen berüchtigt, von denen Viele unter dem Scheine der Goſſeins, oder andächtiger Bettler, ihr Handwerk verbergen. So locken ſie die Reiſenden in die Pagoden, wo ſie ſie ermorden. Andre Spitzbuben, die nicht dem Leben der Reiſenden nachſtellen, halten ſich in der Stadt auf. Das einzige Mittel ihnen zu entgehen, iſt, während des Aufenthalts einen oder zwei Schokendar's in Sold zu nehmen, welche eine doppelte Rolle ſpielen, das heißt, uns beſtehlen, wenn wir ſie nicht zum Schutz nehmen. Dieſe nächtlichen Wächter äußern ihren Eifer durch den unaufhörlichen Ruf: Khaubha daun! (Gebet Acht!) Da ſie nicht ſchlafen, ſo ſcheint ihnen daran zu liegen, auch jeden Andern, der in dem Bereiche ihrer Stimme iſt, nicht ſchlafen zu laſſen. Sie wiederholen ihren Wächterruf jede Viertelſtunde mit einer furchtbaren Anſtrengung der Lunge.

Die indiſche Stadt Ghazipuhr iſt beſſer gebaut und erhalten, wie ſelbſt wichtigere in dieſem Lande. Die Bazar's ſind reinlich und gefüllt, und die Schneider ſind ihrer Geſchicklichkeit wegen weit und breit bekannt. Ein Theil der Einwohner ſind Muhamedaner, obgleich die ganze nachbarliche Bevölkerung aus Hindoſtanern beſteht. Ihre Moſcheen ſind zahlreich und ſchön, und die alte Macht dieſes Volkes zeigt ſich noch in einem prächtigen Palaſte, den der Nawab Caſſim Ali Khan, auf einem großen Platze längs dem Ganges erbaute. In dieſem Augenblicke iſt dies Gebäude in einem elenden Zuſtande des Verfalls; die Regierung hat das Zollamt hineingelegt und aus den meiſten Sälen ſind Magazine gemacht worden. Obgleich es nun aber noch dem Staate von Nutzen iſt, wird es dennoch nicht erhalten. Sein reicher Feſtſaal, ſeine luftigen Verandah's oder äußern Gallerien, die auf den Fluß gehen und mit Meiſterwerken der Bildhauerei geziert ſind, ſtehen verödet und dem zerſtörenden Klima preisgegeben. Bald wird dieſer prächtige Bau nur ein Haufe von Trümmern ſeyn und irgend einer kleinen, geſchmackloſen Barake weichen müſſen.

Auch ein Gefängniß für Verbrecher aller Art befindet ſich in Ghazipuhr. Es iſt groß, ſicher und dabei bequem und luftig. Muſelmänner und Hindu, Verbrecher aller Kaſten, werden hier eingeſperrt. Oft ſind die Vergehungen dieſer Unglücklichen nur die Folge ihres religiöſen Aberglaubens. Um ſich an ihren Feinden in der andern Welt zu rächen, wie ſie meinen, ſterben ſie oft hier freiwillig vor Hunger. Oft aber auch ermorden ſie irgend Jemand aus ihrer Familie, weil ſie glauben, daß ſein Blut auf das Haupt desjenigen fallen werde, den ſie haſſen. Ein Beiſpiel dieſes entſetzlichen Aberglaubens fand kürzlich in Ghazipuhr ſtatt. Ein Greis, welcher Anſprüche zu haben glaubte auf ein ſeinem Nachbar zuerkanntes Stück Land, brachte ſeine ebenfalls ſchon bejahrte Frau dahin, verſchloß ſie dort mit Hülfe ſeiner Verwandten in eine Hütte, die mit Stroh gedeckt war, legte Feuer daran und verbrannte ſie lebendig, weil er hoffte, daß dadurch der Boden, von einem Fluche des Himmels betroffen, ſeinem Widerſacher keine Erndte tragen werde.

Nur ſelten fällen die Gerichte gegen Eingeborne ein Todesurtheil. Das Geſetz, welches den Verurtheilungen zum Grunde liegt, macht es ſehr ſchwer, den Beweis eines Mordes zu führen, ſelbſt wenn er ganz offen vollbracht wurde. Die gewöhnliche Strafe beſteht oft in lebenslänglicher Zwangsarbeit oder nur auf eine gewiſſe Zeit. Die Verurtheilten arbeiten in Eiſen, oder ſie werden dazu gebraucht, die Umgebung der Wohnungen vornehmer Perſonen von Gras und Unreinigkeiten zu ſäubern. Ein Fremder war einſt bei einem vornehmen Offizier zum Beſuche, als er dieſen fragen hörte: „Qui hi! punkah tannah?" (Iſt Jemand hier? Zieht den Punkah!) Zur großen Ueberraſchung empfing dieſen Befehl ein Verbrecher mit Ketten und Handſchellen, welches ihn aber nicht abhielt, ſeine Commiſſion mit großer Kaltblütigkeit zu vollziehen, indem er ſich auf den Bauch zur Erde warf und aus Leibeskräften die Schnur des Fächers bewegte, wozu ſeine Feſſeln harmoniſch den Takt raſſelten. Dieſes Schauſpiel ſchie nicht im Geringſten die Hausleute zu überraſchen. Es ſchien, daß wenn nur der Punkah bewegt wurde, es gleichgültig ſey, durch wen dieß geſchehe.

Wenn man die Stationen durchzieht, welche von Europäern bewohnt werden, ſo wird man oft durch das Ausſehen der Verandah's beleidigt, welche zu den reichſten Gemächern führen. Dieſe Gallerien ſehen nicht ſelten den Magazinen der Höker und Trödler ähnlich, weil man der Dienerſchaft und den Sipayen erlaubt, ihre Kleidungsſtücke an den Säulen und Bambus aufzuhängen, wie auch dort ihre Lager auszubreiten. In Calcutta ſieht man zwar mehr darauf, allein der untere Stock der Häuſer zeigt oft Unreinlichkeit und Nachläſſigkeit, und iſt mit vielen, nicht angenehmen Hausgeräthſchaften beſtellt, welche die indianiſchen Domeſtiken jedoch ohne Scheu hinſtellen zu dürfen glauben.

Die Häuſer der Angeſtellten bei der oſtindiſchen Compagnie in der Station Ghazipuhr, ſind geräumig und gut gebaut. Sie liegen in maleriſcher Gegend und ſind von hübſchen Gärten umgeben. Ihre Anzahl gibt der Landſchaft den Schein einer reichen Cultur. Grüne Aloen, blühende Hecken, friſche und ſchattige Gebüſche, rufen dem Geiſte die cultivirteſten Gegenden Englands zurück.

Die Bungalos der militäriſchen Reſidenten zeigen hingegen ein nur wenig angenehmes Aeußere. Statt der großen Strohdächer, welche gewöhnlich dieſe Art von Gebäuden decken, ſind dieſe mit rothen glänzenden Ziegeln belegt. Glücklicherweiſe ſtehen ſie gewöhnlich ganz verſteckt in dichten Baumgruppen. Das Innere iſt bequem, obgleich von Ratten und Mäuſen bewohnt, die man nicht zu vertreiben bemüht iſt. Wenn die indiſche Dienerſchaft nicht den ausdrücklichen Befehl erhält, dieſe verderblichen Thiere auszurotten, ſo läßt ſie ſie überall hineindringen, und man wird von Ekel erfüllt, wenn man einen Freund beſucht und ſich rings von ihnen umgeben ſieht.

Der Jahrmarkt von Ghazipuhr, der in geringer Entfernung gehalten wird, und die Familien, welche von Mirzapuhr, Schumahr, Buxar, Sultanper und Benares dahin kommen, macht aus Ghazipuhr einen ſehr belebten Ort. Das Militärcantonnement hat die Ehre, die Gebeine eines Helden zu bewahren, der einen der ſchönſten Theile des Gebiets der Compagnie eroberte, nämlich des großen Cornwallis, der bei ſeiner Rückkehr aus dem weſtlichen Theile Indiens in Ghazipuhr ſtarb, und auf dem Marsfelde begraben wurde. Sein Mauſoleum erſcheint jedoch kleinlich gegen die zahlreichen Denkmale, die in dieſem Lande angetroffen werden. Die Architekten haben es verſchmäht, ſich nach dieſen ſchönen inländiſchen Muſtern zu richten und mit großem Aufwande ein Monument ohne Charakter aufgeführt, das zwar nach dem Plane des berühmten Sibyllentempels entworfen zu ſeyn ſcheint, jedoch durch zu dünne Säulen und eine ſchwerfällige Attika entſtellt wird. Das Material iſt dauerhaft: die Kuppel, welche noch am correcteſten iſt, obgleich man ſie ſpottweiſe den Deckel einer Pflaſterbüchſe nennt, macht, vom Fluſſe aus geſehen, einen guten Effect, und wird einen noch beſſern machen, wenn die Bäume, die man dahinter gepflanzt hat, größer ſeyn werden. Dies Mauſoleum zieht Leute herbei. Die Regimentsmuſik verſammelt ſich alle Abende dort, und die Bevölkerung ſtellt ſich dann zu Fuß, zu Pferde, oder zu Wagen ein, um ſich an dem kühlen Abendwinde zu erfriſchen, und die Vergnügungen der Geſellſchaft und der Muſik zu genießen.

Ghazipuhr iſt reichlich mit allen Handelsgegenſtänden Europas und des Landes verſehen. Das Zuckerrohr wird hier im Großen angepflanzt, aber die Fabrication des Zuckers iſt nicht in ſo gutem Rufe wie die in Kalpi an der Jumma, wo die Eingebornen eine ungeheure Menge von vorzüglicher Güte hervorbringen.

Der feinſte Zucker in Indien iſt cryſtalliſirt und wird in der Geſtalt kleiner Körbchen verkauft. Mit getrockneten Früchten wird er ſo Freunden oder Perſonen, denen man Achtung erweiſen will, zum Geſchenk dargebracht.

Benares.

Von Ghazipur kamen wir in kurzer Zeit nach Benares. Dieſe Stadt erhält ihren Namen von zwei Flüſſen Benar und Aſſi, welche hier in den Ganges fallen; der Eine ober-, der Andre unterhalb der Ringmauer. Ihre Mündungen ſind durch einen Zwiſchenraum von drei Meilen getrennt, auf welchem dieſe Kapitale des nördlichen Theiles gelegen iſt. Von einer Mündung zur andern ſind die erhöhten Ufer mit Tempeln, Häuſern und Ghauts bedeckt.

Hier kann man alle Tage Zeuge der abergläubiſchen Verehrung ſeyn, deren Gegenſtand die Gewäſſer des Ganges ſind. Dieſer heilige Name hat mehr Gewalt über die Einbildungskraft der Hindu, als alle Mächte des Himmels und der Erde. Dieſe Gewäſſer, ſagt das Volk, kommen von oben und haben die Eigenſchaft, alle Sünden von einem Jeden wegzunehmen, der ſich in ihnen badet. An den Ufern dieſes Stromes oder in dem Schooß ſeiner Wellen zu ſterben iſt ein glücklicher Tod, der ſogleich zu den Freuden des Paradieſes führt.

Um dieſen Strom ein Mal zu ſehen, um ſich einen Augenblick hinein zu tauchen, werden Reiſen von vielen tauſend Meilen unternommen, und mehr als ein Fanatiker ſucht in ſeinen Wellen den freiwilligen Tod, um ſich ſo des ewigen Lebens gewiß zu machen. Andere ertränken hier ihre Kinder aus einem Anfall von abergläubiſcher Zärtlichkeit.

Die heilige Stadt Benares, der Sitz des hindoſtaniſchen Cultus iſt nicht nur ihrer Alterthümer wegen merkwürdig, ſondern auch wegen der religiöſen Verehrung, womit die Anhänger Brahmas ſie umgaben, und ihrer ſonderbaren Gebäude, ihres ungeheuern Reichthums, und ihrer bedeutenden Volksmenge.

Das linke Gangesufer, auf welchem die Stadt erbaut iſt, erhebt ſich ungefähr 30 Fuß über dem Niveau des Waſſers. Großartige Treppen (Ghauts) aus hartem Granit verfertigt, ſenken ſich von den Häuſern bis zum Strome hinab, mitten durch eine Menge fantaſtiſcher Bauwerke, die ſich eben ſo maleriſch als ſonderbar darſtellen.

Die zuſammengedrängten Steinmaſſen, die hohen und kahlen Façaden, überreden uns leicht, daß wir uns in einem Kerker, in einer Feſtung befinden. Die Häuſer haben oft 7 bis 11 Stockwerke; die Straßen ſind eng, und Schwibbogen, die kühn von einem Hauſe zum Andern geſprengt ſind, bilden durch ihre große Menge eine Art von unterbrochenem Gewölbe, das zur Verbindung zwiſchen gegenüberliegenden Wohnungen dient. Kleine Pagoden lehnen ſich an dieſe hohen Gebäude, zwiſchen durch bemerkt man Thorwege, Thüren, gothiſche Bogen, alles mit einer großen Menge von Zierathen überladen, mit Balcons, Jalouſien, Geſimſen, Baluſtraden, Thürmchen, Kuppeln, runden und ſpitzen Domen, welche Zeugniß ablegen, von der Verſchiedenheit des Geſchmacks dahin geſchwundener Jahrhunderte.

Benares iſt eine ſehr ausgedehnte Stadt und die volkreichſte in Indien. Sie ſoll über 500,000 Einwohner zählen. 8000 Gebäude allein gehören den Brahminen. Dieß wird nicht mehr auffallen, wenn man erfährt, daß Benares der Sitz des theologiſchen Unterrichts iſt, eine Univerſitätsſtadt, wohin von allen Seiten junge Hindu zuſammenſtrömen, welche ſich dem Dienſte Brahma's weihen. Mehr als vierzig Schulen ſind zum Erlernen des Sanscrit geöffnet.

Die Zahl der Häuſer von Ziegeln oder Bauſteinen wird auf 12,000 geſchätzt, und die der Häuſer von Letten oder Erde auf 10,000; jedoch hat ſich dieſes Verhältniß in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, da die Stadt ſich bis zu den nächſten Dorfſchaften, ausgedehnt hat.

Seit der Einnahme von Benares durch Aureng-Zeb, entſtanden viele muſulmaniſche Bauten, in ihrer eleganten und luſtigen Weiſe, zwiſchen den ſchwerfälligen und unregelmäßigen Denkmälern der indiſchen Architektur. Eine Moſchee (Musſchid), welche auf den Ruinen eines indiſchen Tempels entſtanden iſt, und ihre kühnen Minarets in die Luft erhebt, wird jetzt als ein Wunder der Stadt betrachtet. Dieß iſt das einzige muhamedaniſche Gebäude, welches ſich durch Größe auszeichnet. Dieſe Moſchee wurde von Aureng-Zeb erbaut, um den hartnäckigen Fanatismus der Hindu zu beugen; er ſelbſt war zu fanatiſch, um andre Religionen zu dulden. Sie iſt an jeder Ecke mit ſehr hohen Minarets geſchmückt, von welchen das Auge des Tyrannen die ganze Stadt überblickte.

Nicht zufrieden damit, einen indiſchen Tempel zerſtört zu haben, um einen muſulmaniſchen auf derſelben Stelle zu erbauen, ließ Aureng-Zeb alle Tage ein Piket ſeiner übermüthigen Krieger dahin kommen, um von der Höhe der Stufen am Ufer des Fluſſes die badenden Hindu zu belauſchen, welche ſich durch dieſe profanen Blicke verunreinigt wähnten. Dies war jedoch nicht die einzige Schmach, welche dieſer Eroberer dem beſiegten Volke auferlegte, deſſen Regierung die Geſchichte als das eiſerne Zeitalter des Landes ſchildert.

Von den Minarets der Musſchid genießt man eines entzückenden Anblicks, den beſonders engliſche Reiſende aufzuſuchen pflegen. Ein Muſulman zeigt, trotz ſeiner Verachtung der Chriſtenkaſte, ſehr willfährig dieſe Schönheiten den Fremden, welche reichlich mit Rupien verſehen ſind.

Ungeachtet ſeines hohen Alterthums und der ungeheuren Summen, welche auf die Erbauung ſeiner Pagoden verwendet wurden, kann Benares ſich nicht eines einzigen ſo prächtigen Tempels rühmen, wie ſie in andern Theilen Hindoſtans angetroffen werden. Man ſieht hier weder pyramidaliſche Steinmaſſen, von der Zeit benagt, noch jene ungeheuere Kegel, die auf ſtarken Unterlagen mit der Spitze nach unten ſtehen, wie man ſie in Bindrabong bewundert, noch Rieſenthürme, wie der Cuttab-Minar zu Delhi, deſſen Anblick die Einbildungskraft wunderbar ergreift und erhebt. Der Kern dieſer weiten Stadt beſteht aus zuſammengeſetzten Theilen ohne Plan und Zeichnung, deren architectoniſches Ganze deſſen ungeachtet frappirt und die Blicke beſchäftigt.

Unter vielen fremdartigen und grotesken Monumenten gibt es jedoch einige, die einem geläuterteren Geſchmacke huldigen, und die kleinen alterthümlichen Pagoden, die man in allen Stadtvierteln erblickt, ſind von bewundernswerther Schönheit. Die zahlloſen in Stein gehauenen Zierathen, womit ſie überdeckt ſind, geben den höchſten Begriff von dem Talente und der Geſchicklichkeit der Künſtler jener Epoche. Im Allgemeinen zeugt die äußere Decoration der Wohnungen in dieſer großen Stadt von einer beſſern Wahl, als in andern Gegenden von Indien.

Man ſieht nur ſehr ſelten jene Elephanten aus Thonerde, jene grobgeſchnitzten Kameele mit Thürmen aus Ziegelſteinen auf dem Rücken, wie ſie gewöhnlich auf den Vorſprüngen an den Wohnhäuſern der Mittelklaſſe der Einwohner prangen. Die Blumenreliefs aus Stein oder Holz, welche an den Façaden häufig angebracht ſind, erinnern an Venedig, womit Benares auch noch einige andere Aehnlichkeit zeigt, wie z. B. die ſchon erwähnten Schwibbögen, welche die beiden Seiten der engen Straßen verbinden und die der Seufzerbrücke ziemlich gleich kommen.

Vom Strome aus geſehen nimmt ſich Benares nicht minder prächtig aus. Es bietet dem Auge eine große Menge heiterer Gegenſtände, deren Eindruck noch durch viele Bäume erhöht wird, die ihr reiches Laub hinter den Bruſtwehren und Bögen der Gebäude ausbreiten. Wenn man den Strom hinabfährt, wird man durch eine ununterbrochene Reihe intereſſanter Tableaux in Spannung erhalten. In den Zwiſchenräumen, welche einen Thurm von einem Palaſt, einen Tempel von einem Serail ſcheiden, erblickt das Auge plötzlich einen Bazar oder einen Garten, die ſich bis in das Innere der Stadt hinein erſtrecken. Ein geöffnetes Thor läßt eine Terraſſe im Hofe eines reichen Edlen wahrnehmen. Lange klöſterliche Gänge führen zu den geheimſten Gemächern eines Zenana, wo die Frauen wohnen, und kleine Thürmchen, die an den Simſen feſter Gebäude hängen, erinnern an die alten feſten Schlöſſer der Feudalzeit.

Die Stufen am Fluſſe ſind zu jeder Stunde des Tages mit einem Ameiſenhaufen von Einwohnern bedeckt, und alle Gewerke, die in den kleinen Buchten und Biegungen des Ufers zuſammengedrängt ſind, bieten einen belebten und ſehr maleriſchen Anblick. Ein Dutzend Budgeros liegen hier auf einem Punkte feſtgebunden, während dort der leichte Beblie ſich vom Waſſer fortſchaukeln läßt. Hier erhebt eine elegante Pinaſſe ihren buntgeſchmückten Maſt, dort drängen ſich breite Patalas, oder andre einheimiſche Fahrzeuge von grobem Bau, mit Baumwolle und andern Waaren beladen, um einen geſchickten

Landungsplatz. Kleine Schaluppen durchziehen beſtändig die durchſichtige Fläche des Stromes, und entrollen ihre Segel, die bald blendend weiß, bald dunkel ſafrangelb, gemeinhin aber aus verſchiedenen Fragmenten zuſammengeſetzt ſind, welche die Spur mehr als eines Unwetters an ſich tragen.

Jedes geſchriebene Bild, ſo treu es auch ſeyn mag, iſt unzulänglich, um auch nur einen ſchwachen Begriff von den Seltſamkeiten dieſer Stadt zu geben, welcher nichts im ganzen Orient gleicht. Obgleich ſie durch und durch orientaliſch iſt, ſo weicht ſie dennoch ſehr von andern Städten Hindoſtans ab. Nur die bildende Kunſt wäre im Stande dem Auge dieſes zum Theil ſo prächtige, zum Theil ſo groteske Bild wieder zu geben, dieſe bewunderungswürdige Vermiſchung von Anſichten, welche Benares an dem Geſtade des Ganges entfaltet. Man muß es wahrhaft bedauern, daß noch kein engliſcher Künſtler es unternommen hat, ein Panorama davon zu entwerfen. Kein Europäer hat es noch verſucht, ſich in dieſer ſo volkreichen Stadt niederzulaſſen. Die Militär- und Civil-Station der engliſchen Regierung liegt ungefähr 2 engliſche Meilen davon und heißt Secrole.

Die Gegend von Benares hat nichts Angenehmes noch Ueberraſchendes. Das Land iſt flach, und bietet keinen bedeutenden Standpunkt. Erſt jenſeits der Militärlinie fängt die Gegend an intereſſanter zu werden. Mehre muſulmaniſche Gräber zeugen von den reißenden Fortſchritten, welche die Anhänger eines fremden Glaubens in dem Geburtsorte Brahmas ſelbſt gemacht haben. Uebrigens iſt es ein ſtarker Beweis der nachlaſſenden Ehrfurcht gegen dieſe heiligen Orte, daß die Fleiſcher ihre animaliſchen Waaren in Laden öffentlich feil bieten, den Geſetzen der Brahminen ganz entgegen. Sonſt waren die Menſchenopfer allein zu Benares geduldet, und als die Engländer ſich der Stadt bemächtigt hatten, glaubten ſie ſich daſelbſt des Schlachtens der Thiere enthalten zu müſſen; allein jetzt haben die Hindu, nach dem Beiſpiel der Chriſten, ſich mit der Tödtung der Thiere, die von ihren Prieſtern beſchützt werden, vertraut gemacht.

Eine lange Vorſtadt, die aus ſeltſam geformten Häuſern beſteht, welche ohne Ordnung erbaut ſind und bereits in Trümmer zerfallen, deren Geſammtheit aber, durch die Bäume und Geſträuche, welche ſie umgeben, maleriſch ausſieht, führt zu dem Stadtthore. Nachdem man einer breiten, aber kurzen Allee folgte, gelangt man zum Chokey, einem großen unregelmäßigen Platze. Von hier an können die europäiſchen Fuhrwerke nicht mehr gebraucht werden, und man muß entweder den Rücken eines Elephanten beſteigen, oder ſich in einen Ton-jaun ſetzen, oder zu Fuß gehen, welches das Beſte iſt, wenn man am frühen Morgen die Tempel beſuchen will, ehe ſie von dem Volke überfüllt ſind; denn wenn dieſes einmal in gedrängten Schaaren durch die engen und krummen Straßen wogt, thut man beſſer ſich zurückzuziehen.

Beim Anbruch des Tages iſt Benares oder als jede andere Stadt von gleicher Bedeutung. Einige Straßenkehrer erſcheinen zuerſt: alle Häuſer ſind geſchloſſen und laſſen es nicht vermuthen, wie ſtark ſie von Bewohnern beſetzt ſind. Die Laden ſind mit dicken Ketten verſperrt. Die Straßen ſind ſo früh ſehr reinlich, und die Luft iſt friſcher und reiner, als man es unter einer ſo zuſammengedrängten Volksmaſſe wohl denken ſollte.

Bei den erſten Strahlen der Sonne beginnt die thieriſche Bevölkerung ſich zu regen. Die Stiere der Brahminen durchziehen die Straßen, Affen ſpringen auf den Geſimſen, und Tauben und Papageien flattern von den Teraſſen nach allen Richtungen.

Sobald es ganz Tag geworden, ſieht man die Prieſter ſich in die Tempel begeben, und Andächtige das geheiligte Waſſer des Ganges nach den heiligen Orten tragen. An den Pforten der Pagoden ſtehen Blumenhändler mit ihren Körben. Hochrothe, weiße und gelbe Roſenſtöcke werden von frommen Seelen ſehr geſucht, um ſie ihren Gottheiten darzubringen. Der Fußboden der Tempel iſt damit überſchüttet und dieſes iſt der einzige Gebrauch des indiſchen Cultus, der den Sinnen angenehm iſt. Die überall verbreiteten Waſſerfluten, der eckelerregende Hauſe der Bettelmönche, und das unaufhörliche Geſchrei „Ram! Ram!“ zwingt jeden Neugierigen, wenn er nicht ein determinirter Alterthümler iſt, ſo ſchnell als möglich dieſe Orte zu verlaſſen.

Die Sternwarte und die Minarets gehören zu den bedeutendſten Merkwürdigkeiten von Benares. Indem man ſie beſucht, kann der Reiſende zugleich ſeine Neugier befriedigen, die häuslichen Beſchäftigungen der Bewohner des Landes zu ſehen. Es iſt intereſſant dem Oeffnen der Laden und dem Entſtehen des Tumultes beizuwohnen, welcher um zehn Uhr ſeinen Gipfelpunkt erreicht hat.

Die reichen Waaren, welche in dieſer großen Stadt im Ueberfluſſe zu haben ſind, werden nach der Sitte des Landes den Blicken der Vorübergehenden ſorgfältig entzogen. Nur in den Laden der Schneider ſieht man einige der koſtbarſten Producte aus den benachbarten Gegenden. Dieſe geſchickten Künſtler verſtehen das Ausbeſſern mit unſichtbaren Stichen ſo vortrefflich, daß man koſtbare Shawls aus ihren Händen hervorgehen ſieht, die jedem Nichtkenner als ſo eben aus Thibet gekommen erſcheinen müſſen.

Die Laden der Kupferſchmiede ſind die anſehnlichſten. Sie ſind mit großen Gefäßen aller Art gefüllt, ſowohl zum Tempel- als Hausgebrauch.

In jeder Straße ſitzt ein Banquier oder Geldwechsler, bei einem Haufen Cowries, einer Art Muſcheln, die in einem Theile Afrika's und Indien's als Münze Währung hat, und umgeben von Säcken mit Silber und Kupfergeld. Dieſe Leute gewinnen alle Tage ungeheuer. Beim Wechſeln berechnen ſie bei jeder Rupie ein Agio und leihen überdieß ihr Geld zu ungeheuren Intereſſen aus.

Auch Zuckerbäcker ſieht man, von den ausgeſuchteſten Näſchereien umgeben, die auf der Straße ihre Zuckerkuchen backen. In einem eiſernen Keſſel kocht der Syrup auf einem Kohlenfeuer, den man mit einem eiſernen Löffel von Zeit zu Zeit umrührt. Wenn die Miſchung den rechten Grad von Conſiſtenz erlangt hat, wird ſie löffelweiſe in eine Schüſſel von Eiſen gegoſſen, die auf einem Kohlenbecken ſteht. Sind nun dieſe Kuchen fertig, ſo werden ſie auf den Tiſch geſtellt, wo die ganze Manipulation vor ſich geht. Dieſe leckern Paſteten-Bäckerbuden, welche in Tauſend und einer Nacht ſo appetitlich beſchrieben werden, mit glänzendweißem Linnen bedeckt, und mit feinen Rahmtörtchen beſtellt, die man mit oder ohne Pfeffer ißt, findet man nur in Indien. Die Küche der Hindu, obgleich ſie einfacher als die der Muſulmannen iſt, zählt dennoch reich gewürzte Fleiſchſpeiſen, und delicate Conſerven.

Die Farber, die Punka-Fabrikanten und andre Handwerker treiben gleichfalls ihr Geſchäft in offenen Buden. Vor der Wohnung der Erſtern hängen ſtets große Stücke Zeug von blendenden Farben an großen Stangen. Hierunter zeichnet ſich vor Allen das blendende Roth der indiſchen Roſe aus und das prächtige Gold, die Hochzeitsfarbe der Indier. Auch dunkelgrün und blau werden Turbane und Schärpen gefärbt, welche das weiße Coſtüm des Volkes angenehm unterbrechen.

Der Handel blüht in Benares. Sein Bazar wird ſehr beſucht und iſt reichlich mit Waaren nach eines Jeden Geſchmack, nach eines Jeden Laune verſehen. Außer dem großen Abſatz in Shawls, Diamanten und andern Artikeln von hohem Werthe werden hier auch noch die berühmten Gold- und Silberſtoffe verfertigt, die man in Indien Kincob nennt. Dieſe koſtbaren Gewebe bilden die Kopfbedeckung der Einwohner, ſowohl von Muſulmannen als Eingebornen. Sie haben nicht durch die Concurrenz europäiſcher Nachahmung gelitten, wie die Callico's und Muſſeline, und die Geheimniſſe der bewundernswertheſten Mechanik müſſen vor der Geſchicklichkeit des einfachen Webers von Benares die Segel ſtreichen, der noch immer ſein Silber und ſeine Seide nach der von ſeinem Vater überlieferten Vorſchrift zuſammenwebt.

Schärpen von Gold- und Silberſtoffen, die man Turbans von Benares nennt, und die mit herrlich gearbeiteten breiten Franzen verſehen ſind, welche Perlenſchnüren ähnlich ſehen, zieren die Londoner Magazine, wo ſie hauptſächlich geſucht werden. Allein ſie kommen den Sammtſtickereien nicht gleich, welche den Puggri oder indiſchen Turban zieren. Dieſe prächtige Kopfbedeckung ähnelt einer Gruppe von Edelſteinen; und wenn ein Indier von ſchöner Geſtalt und ſchönen Zügen, mit einer Jacke und Pantalons von Brokat von karmeſinrother Farbe mit Gold bekleidet iſt, dazu einen Shawl als Gürtel, einen andern Shawl über die Schultern geworfen, das Kleid und den Säbel mit Diamanten geziert, ſo iſt kein Coſtüm in der Welt, das mit dem ſeinigen an Geſchmack und Herrlichkeit wetteifern könnte. Die Edlen durchziehen ſo gekleidet, auf prächtigen Pferden, deren Geſchirr mit Silber bedeckt iſt, die Straßen wie Meteore. Manchmal, wenn der Vorhang eines Palankins zufällig ſich öffnet, erblickt man jedoch noch viel Prächtigeres, nemlich ein junges ſchönes Weib, ganz mit Juwelen bedeckt und auf üppigen Polſtern liegend.

Benares iſt ferner berühmt wegen ſeiner Fabriken von Kinderſpielzeug, ſowohl aus Holz als aus Thon, das zu gleicher Zeit zur Verzierung der Tempel gebraucht wird.

Der Rajah von Benares, obgleich er der Macht ſeiner Vorfahren beraubt iſt, behält ſeinen Titel und ein Einkommen, das der Reduction ſeines Ranges entſpricht. Er reſidirt in Ramnagur, einem feſten Pallaſte, der einige Meilen ſtromaufwärts gelegen iſt. Auch beſitzt er, in der Nähe des Cantonnements eine weitläufige Wohnung in engliſch-indiſchem Geſchmack. Er begiebt ſich dahin zu gewiſſen Zeiten, um daſelbſt die Familien der Beamten und Offiziere während einiger der bedeutendſten Feſte ſeines Landes zu bewirthen; der feine Geſchmack und die Höflichkeit des Rajah entfalten ſich am meiſten während des Huli.

Das Hauptvergnügen dabei beſteht darin, die Vorübergehenden mit rothem Staube zu beſtreuen. Die Confettiwürfe in Italien ſind nichts gegen die Sündfluth von rothem Staube, womit man hier bedient wird. Die weißen Kleider der Leute nehmen alsdann eine ganz andere Farbe an, und iſt der Staub noch gar mit Waſſer befeuchtet, ſo iſt es nicht möglich, ſich draußen blicken zu laſſen, weil man im Moment roth wird vom Kopf bis zu den Füßen. Die muſulmaniſche Bevölkerung nimmt Theil an dieſem Vergnügen und in dieſen Augenblicken der allgemeinſten Lizenz bekommen auch ſelbſt die Europäer ihr Theil davon ab. Die jungen Offiziere ſind oft ganz beſchüttet und die Toilette der Damen wird auch nicht verſchont. Daher läßt der Rajah, ſeinen Gäſten zu Liebe, den Säcken voll Staub, Körbe mit Roſenblättern ſubſtituiren, welche Galanterie ihm ſehr theuer zu ſtehen kommt, da hier die Roſen ein geſuchter Handelsartikel zur Bereitung der Atar-Gull ſind. Die indiſchen Gärtner ärgern ſich ſehr darüber, daß europäiſche Damen, wenn ſie Roſen pflücken, ſich nicht mit den ausgeblühten begnügen, ſondern ganze Zweige brechen, die mit zarten Knoſpen bedeckt ſind.

Der Preis, den man dieſer Blume hier beilegt, rechtfertigt den Zorn Azor's gegen den Kaufmann, welcher eine zu pflücken wagte, und die Drohung ihn zu tödten, die er in dem bekannten orientaliſchen Mährchen macht.

Während der Feſte, welche der Rajah von Benares gibt, wird der Nautch (das Ballet) ſtets mit größtem Glanze ausgeführt. Für Europäer wird dies Schauſpiel bald ermüdend. Allein die Eingebornen können nicht ſatt werden, ihre Tänzer zu betrachten, und bleiben die ganze Nacht hindurch ſitzen, die Augen ſtarr auf die Gruppen gerichtet, die ſich unaufhörlich vor ihnen ablöſen. Bei dieſen Reunionen nimmt die Geſellſchaft ihre Sitze am Ende eines reich beleuchteten Saales ein; zu beiden Seiten ſteht die Dienerſchaft, die ſehr begierig iſt, das Schauſpiel zu bewundern. Einige befinden ſich am andern Ende, um die Künſtler hereinzuführen.

Die Gruppen, die im Eintreten ſich nach dem Takt um ſich ſelbſt herumdrehen, beſtehen aus ſieben Perſonen. Nur zwei bilden den eigentlichen Tanz. Sie kommen näher und ſtellen ſich der Geſellſchaft gegenüber auf. Drei Muſiker folgen und bleiben im Hintergrunde ſtehen. Zu jeder Seite ſtellt ſich ein Muſſaulſchid oder Fackelträger, der ſeine Fackel hebt oder ſenkt, nach den Bewegungen, welche die Tänzerinnen mit ihren Armen oder Beinen machen. Dieſe Frauen ſtellen ſich dem Auge auf ſehr maleriſche Weiſe dar, obgleich ſie durch ihre faltige Tracht ein wenig überladen ſcheinen. Dieſe beſteht aus einem Pantalon von hellfarbiger Seide, das mit Silber geſtickt iſt, und ſo weit hinabreicht, daß es nur ſelten die reichen mit Schellen verſehenen Ringe erblicken läßt, welche ſie um die Knöchel tragen. Ihre Zehen ſind mit Ringen bedeckt; eine breite, platte ſilberne Kette kreuzt ſich auf der Fußbiege. Ueber dem Pantalon tragen ſie einen Rock von koſtbarem Stoffe, der wenigſtens aus zwölf Breiten beſteht und reich mit Zierrathen verſehen iſt; unten herum laufen Stickereien von Gold oder Silber und eben ſolche Franzen. Die Curtie oder Jacke iſt nach gewöhnlichem Schnitte, aber faſt gänzlich mit einem dicken Schleier verhüllt, der, mehrmals um die Bruſt geſchlungen, nach vorn und hinten in langen Enden herunterfällt. Dieſe Jacke iſt gewöhnlich von den theuerſten Stoffen, die man in Benares findet, verfertigt. Hände, Arme und Hals ſind mit Juwelen bedeckt, oftmals von großem Werthe, und die Haare, von Silberband gehalten, werden mit feingearbeiteten Nadeln befeſtigt. Der Rand des Ohres iſt ringsherum durchſtochen und trägt Ringe, die gleich einer Franze daran hängen. Der Naſenring iſt von der Größe eines Kronenthalers und aus dünnem Golddrathe. Eine Perle und zwei andere Kleinode hängen darin, und bewegen ſich um den Mund, welches dem Geſichte ein fremdartiges und nicht ſehr einſchmeichelndes Ausſehen gibt.

Bis auf dieſen wenig kleidenden Schmuck, iſt das Coſtüm der Ballettänzerinnen, wenn ſie noch jung ſind und noch nicht die Mode, ſich die Zähne zu ſchwärzen, nicht angenommen haben, nur ſehr reich, ſondern auch von guter Wirkung. Doch erfordert es einen eleganten und hohen Wuchs, um die ſchwere Maſſe der Stoffe leicht tragen zu können.

Die Tänzerinnen ſind auch zugleich Sängerinnen. Sie beginnen gewöhnlich ihren Geſang in einem hohen Tone, den ſie ſo lang als möglich aushalten, und haben keinen Begriff von den Modulationen der Stimme. Ihre Inſtrumente ſind eben ſo barbariſch. Sie beſtehen aus zwei Arten von Guitarren, die von der Geſtalt der unſrigen abweichen, und aus zwei Tamtams von geringem Umfang, die von Zeit zu Zeit geſchlagen werden und ſich mit den Stimmen vermiſchen, die oftmals recht ſanft klagend tonen. Der Tanz dieſer Frauen iſt aber noch ſeltſamer und dabei weniger intereſſant als ihre Muſik. Die Füße verlaſſen nur ſelten den Boden; ſie ſchleiſen darauf hin, indem ſie die Arme erheben und den Schleier öffnen oder ſchließen, während ſie eine gerade oder Kreis-Linie beſchreiben. Dieſe Figur wird in der eintönigſten Weiſe wiederholt, und jede folgende Gruppe thut daſſelbe. Jedoch ſagt man, daß bei gewiſſen Gelegenheiten die Zuſchauer von Enthuſiasmus hingeriſſen werden, bei dem Anblick einer beliebten Tänzerin, ſo daß ſie ihre Kleider zerreißen und den Saal von dem Rufe „Wah! Wah!“ ertönen laſſen. Allein dieſe Aeußerungen ſo leidenſchaftlichen Vergnügens ſind ſehr ſelten. Die höhern Claſſen der Nation haben gewöhnlich eine ſehr ernſte Miene, und compromittiren ſchwerlich ihre Würde durch Zeichen innerer Bewegung. Gewöhnlich behaupten die Zuſchauer ein unerſchütterliches Schweigen und die Zeichen des Beifalls muß das Gefolge der Tänzerinnen, ſpenden. Die Muſſaulſchieds ſchütteln ihre Fackeln und bezeugen ihr Gefallen durch Grimaſſen, ihre Züge ſprechen dabei eine unbeſchreibliche Sprache. Die Muſiker ihrerſeits ſcheinen gleichfalls entzückt und lächeln auf ſehr beredte Weiſe, wozu ſie häufig „Chote! Chote!“ rufen, ein unüberſetzbares Wort, das das Ueberſchwängliche einer Sache bedeutet.

Europäer würden nicht im Stande ſeyn, das Verdienſt hinſichtlich der Sänger zu beſtimmen, aber die Hindu unterſcheiden darin ſehr beſtimmt. Die berühmte Nickie aus Calcutta galt lange für die Primadonna des Orients. Wenn in Indien einmal ein Ruf ſich feſtgeſtellt hat, ſo hat er weder von der Liebe zur Neuheit, noch von der Concurrenz aufkeimender Talente etwas zu fürchten. Die Mode wechſelt nicht, neue Methoden ſind verbannt, und der Geſang eines Engels, der anders wie Nickie ſingen würde, brächte keine Wirkung hervor. Als einige engliſche Sängerinnen von Talent, die ſich in Calcutta hören ließen, gehört hatten, daß der König von Oude ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik ſey, begaben ſie ſich nach Lucknow, in der Hoffnung, daß ihre Vollkommenheit ihnen eine Anſtellung am dortigen Hofe zu Wege bringen würde. Allein ſie ſcheiterten. Sie beſaßen weder die Lungen noch das rechte Geſchrei, um indiſche Ohren zu ergötzen, und mußten abziehen.

Ein Nautch (Ballet), welches eine vornehme Perſon gibt, endet gewöhnlich mit einem Feuerwerk, einem Schauſpiel, worin die eingeborenen Künſtler excelliren, und das wohl im Stande iſt, die lange Weile, welche der Tanz hervorbrachte, zu verſcheuchen.

Einige Tänzerinnen werden theuer bezahlt und ſind ſehr reich. Die eben Genannte erhielt 1000 Rupien oder 2500 Franken für jeden Abend.

Ein andres in Benares, ſehr beliebtes Schauſpiel iſt die allgemeine Beleuchtung der Stadt, welche zur Zeit des großen Feſtes Duwallie ſtattfindet. Bei dieſer Gelegenheit beſetzt man alle Vorſprünge der Häuſer mit kleinen

Oellampen, die von weitem wie eine unzählbare Menge von Sternen funkeln. Vom Strome aus iſt der Anblick bewundernswerth.

Es ſcheint ſeltſam, daß die Pagoden dieſer heiligen Stadt in ſo geringer Anzahl vorhanden und ſo ſchlecht gebaut ſind. Nur eine Einzige verdient beſchrieben zu werden. Dies iſt ein ſchönes Gebäude, Mahadeva oder Siva gewidmet. Im Innern befinden ſich zwei Standbilder des heiligen Stieres, wahre Meiſterwerke der Bildhauerkunſt, und ein kleines Bild von Erz, des Surya, des Apollo der indiſchen Mythologie. Dieſe Figur ſteht in einem Wagen, der von einem ſiebenköpfigen Pferde gezogen wird. Auch dieß iſt ein ſchön ausgeführtes Stück, obgleich die Indier gewöhnlich glücklicher in ihren gemeißelten als in ihren gegoſſenen Arbeiten ſind. Der Fußboden dieſes Tempels wird im Sinne des Worts mit dem Waſſer des Ganges gebadet, ſo groß iſt die Maſſe, welche die frommen Seelen hieher zum Opfer bringen.

Am Eingangsthore verſammelt ſich ein bettelnder Haufe nichtsthuender, fetter Brahminen. Sie übertreffen in dieſer Art von unthätiger Induſtrie alle Bettelorden Europas. Man erſtaunt, wenn man die Summen erfährt, welche ſie alljährlich von der Milde und der Leichtgläubigkeit ihrer Glaubensgenoſſen in Anſpruch nehmen. Dieſe glauben ſich der Gottheit angenehm zu machen, wenn ſie den Bedürfniſſen dieſer irdiſchen Repräſentanten derſelben abhelfen, obgleich dieſe letztern auf gröbliche Weiſe ihre Freigebigkeit vergeuden. Die Mienen der Anmaßung und des Anſehens, welche die Brahminen annehmen, ſind eben ſo abſtoßend, als ihr Elend und ihre große Anzahl. Man hat berechnet, daß in der einzigen Provinz Bengalen allein zwei Millionen Menſchen nur von Almoſen leben. Nimmt man nun an, daß ein Jeder nur 16 Pences, ungefähr 1⅔ Frank wöchentlich erhält, ſo würde ſich im Jahre die öffentliche Mildthätigkeit auf die Summe von 7 Millionen Pf. Sterling, oder 175 Millionen Franken belaufen, die den arbeitenden Klaſſen, welche oft große Noth leiden, entzogen werden. Aber die Bettelei gehört zu den vorzüglichſten Pflichten der Hindu. Gewiß iſt es, daß Niemand hoffen darf, zu den höchſten geiſtigen Würden zu gelangen, ohne vorerſt dieſe Art von Noviziat paſſirt zu haben. Die Yogues, welche wegen ihrer Heiligkeit ſo geehrt werden, ſind alle Bettler, und ihr Einfluß auf den Geiſt des Volks iſt ſo groß, daß dieſes es für ein beneidenswerthes Privilegium hält, dieſen Leuten die zum Leben erforderliche Dinge zu ſpenden. Jeder, der als ein Andächtiger anerkannt iſt, betrachtet es als eine Schande, ſich mit einem ehrbaren Erwerbe abzugeben. Dieß eben ermuntert dieſe heilige Perſonen in ihrer faulen Unverſchämtheit, und macht aus ihnen die lockerſten Weſen der Welt.

Man kann nicht umhin zu glauben, daß die Bettelorden der Chriſtenheit ihren Urſprung von dieſem Orientalen genommen haben. Die Aehnlichkeit in einigen Stücken iſt zu groß, um bloß die Sache des Zufalls ſeyn zu können.

Jetzt beſtehen zu Benares die freundſchaftlichſten Berührungen zwiſchen den Indiern und Europäern. Seitdem Haſtings, im Jahre 1781, eine Polizei eingeſetzt, bietet dieſe Stadt im Vergleich mit andern des engliſchen Indiens eine vollkommene Sicherheit vor Betrügereien und Räubereien. Seit jener Zeit hat der tiefſte Friede hier immer geherrſcht, wo der Aufſtand des Zemindar die Sicherheit der Territorial-Beſitzungen der Compagnie bedrohte. Selten nur haben dieſe Mauern die Kriegstrompeten und der Donner feindlichen Geſchützes erſchüttert. Selbſt wenn die angränzenden Diſtricte den ſchrecklichen Verheerungen des Krieges zur Beute wurden, blieb Benares ſtets verſchont und fuhr fort an Ausdehnung, Wichtigkeit und Reichthum zuzunehmen. Das Volk, welches die Straßen erfüllt und die Tempel beſucht, weiß ſehr wohl, wem es dieſe Wohlthat zu verdanken hat; und deshalb iſt der Name Haſtings hier in großer Verehrung. Dieſe Gerechtigkeit wird ihm jetzt zu Theil, für die Vorwürfe, die ihm über Unterdrückung mit großer Strenge gemacht wurden, und denen er vielleicht nicht ausweichen konnte.

Der alte Name von Benares war „Caſi, die Glänzende." Wahrſcheinlich wurde ihr Name mit dem Einfall der Mahomedaner verändert. Im Jahr 1017 wurde ſie von dem Sultan Mahmud eingenommen; doch ſcheint es nicht, daß die Muhamedaner ſich in dieſem Theile des Landes vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts dauernd feſtgeſetzt hätten. Nach dieſer Epoche kam die Stadt unter die Herrſchaft der Pataniſchen und Mogoliſchen Dynaſtien, bis 1775 Benares und ſein ganzer Diſtrict den Engländern zufiel. Von hier an bis 1781, verdankt die Stadt dem britiſchen Kabinet das Heil, deſſen ſie theilhaft iſt; dann aber ward ſie der Schauplatz einer blutigen Geſchichte. Der engliſche Reſident Cherry, wurde nebſt drei andern Engländern auf Anſtiften des Vezir Ali, abgeſetzten Nababs von Oude, unmenſchlich ermordet. Der Richter Davis vertheidigte ſein und ſeiner Familie Leben ſo lange, bis man ihm zu Hülfe kam. In dieſer kritiſchen Conjunctur entfaltete er einen hohen Grad von Muth und Geiſtesgegenwart. Da er wußte, was dem unglücklichen Reſidenten ſo eben begegnet war, und erfahren hatte, daß nunmehr ſein eigenes Haus bald angefallen werden ſollte, ſo ließ er ſeine ganze Familie auf das Dach ſteigen und ſtellte ſich ſelbſt am Ende einer engen Wendeltreppe auf, vermittelſt welcher er allein in Verbindung mit den Seinigen bleiben konnte; hier trieb er, mit einer kurzen Lanze bewaffnet, die Angriffe der Andringenden zurück und hielt ſie ſo in Schach, bis ein Cavallerie-Detaſchement von dem benachbarten Poſten Sultanpuhr ankam, und ihn aus ſeiner entſetzlichen Lage befreite. Dieſer wilde Zug des Vezir Ali erregte in Calcutta eine allgemeine Beſtürzung. Der Schuldige entfloh; allein man fing ihn und hielt ihn in einer Caſematte des Fort Williams gefangen. Hier beſchloß er ſeine unrechtliche Laufbahn, ohne daß ihn Jemand beklagt oder betrauert hätte.

Man erzählt eine lächerliche und übertriebene Legende von der Heiligkeit der Stadt Benares. Da ſie jedoch zugleich eine unwiderlegbare Moral enthüllt, was bei dem orientaliſchen Sagen nur ſelten der Fall iſt, ſo will ich ſie hier erzählen.

Man ſagt, daß Benares uranfänglich von Gold erbaut wurde, welches durch die Sünden der Einwohner in Stein verwandelt wurde, und da die menſchliche Sünde immer im Wachſen begriffen war, ſo wurde endlich aus dem Stein Thonerde. Die Brahminen behaupten, daß die heilige Stadt nicht auf dem Erdball liege, welche auf der Schlange mit tauſend Köpfen „Ananta“ (Ewigkeit) gegründet iſt, ſondern daß Benares auf der Spitze des Dreizacks Siva's ruhe. Sie führen zum Beweiſe an, daß ſich in der geheiligten Ringmauer nie ein Erdbeben ſpüren ließ, und daß dieſe vor Zeiten einem theilweiſen Untergange der Welt entgangen iſt.

Trotz der groben Irrthümer, der Uebertreibung und des Wunderbaren, welche die Schriften der Philoſophen und Theologen der Hindu entſtellen, nimmt man doch Silberblicke der Moral darin wahr, welche unſerer Civiliſation zur Ehre gereichen würden. Allein dieſe Moral iſt rein ſpeculativ und bei keiner Nation der Welt iſt die practiſche Moral ſo wenig in Achtung und ſo ſelten befolgt.

Die größten Verbrechen werden gewöhnlich in Indien belobt, beſonders wenn ſie gegen fremde Glaubensgenoſſen geübt werden, dann gelten ſie für Handlungen der erhabenſten Tugend. Mit einem Worte: es gehört nicht zu dem am wenigſten auffallenden charakteriſtiſchen Zuge dieſes merkwürdigen Volkes, daß gerade in dieſer Stadt, dem Mittelpunkte der Religion, welche ſich von hier durch tauſend Kanäle, zu unzähligen aſiatiſchen Völkerſchaften verliert, die meiſten Vergehungen gegen die Moral vorkommen.

Einer der intereſſanteſten Gegenſtände in Benares, von denen, die hauptſächlich die Neugierde der Fremden auf ſich ziehen, iſt eine Pagode, die mitten im Strome erbaut iſt, ohne mit dem Ufer zuſammen zu hängen. Ihre Fundamente ſind unter dem Waſſer, und ihre beiden Thürme weichen ſo ſehr von der ſenkrechten Linie ab, daß ſie mit dem Niveau des Waſſers einen ſpitzen Winkel bilden. Dieſe Pagode iſt ein reines Muſter der alt-hindoſtaniſchen Architektur. Ihre iſolirte Lage hat es nicht erlaubt, die Zeit ihres Urſprungs zu bewahren, um ſomehr, da ihr Fußboden unter dem Waſſer befindlich iſt. Man weiß mithin nicht, wann ſie erbaut wurde, noch zu Ehren welcher Göttin, und warum man ihr die Stelle im Strome erkoren, wenn dieſer ſelbſt nicht der Gegenſtand der Verehrung ſeyn ſollte; keinem Zweifel unterliegt es aber, daß dieſes Monument ſehr alt ſey. Man iſt erſtaunt, daß es dem Andrange der Wellen ſo lange widerſtehen konnte, aber noch mehr, daß die ſchiefen Thürme dieß konnten, da die Wellen zur Zeit des Muſſons ſehr heftig wühlen. Man war geneigt anzunehmen, daß der Tempel eigentlich am Ufer erbaut wurde, und daß Ueberſchwemmungen ihm erſt nach und nach ſeine jetzige Lage bereitet haben. Aus dieſen Revolutionen wird auch die ſchiefe Stellung der Thürme hergeleitet, die vielleicht nicht ſo feſten Widerſtand als das Uebrige zu leiſten vermochten. Barken fahren unter den Gewölben dieſer Pagode hin und her.

Folgender Auszug aus dem Tagebuche des Biſchofs Heber wird man, wie ich glaube, nicht ungern leſen, wenn ich ſie mit zwei andern Stellen aus einem frühern Schriftſteller hier zuſammen ſtelle. Dieſe Auszüge, welche eine Epoche von faſt zwei Jahrhunderten umfaſſen, werden eine Idee geben von dem, was der Cultus der indiſchen Tempel war und noch jetzt iſt, und mit welcher religiöſen Genauigkeit alle ſeine Gebräuche ſich bis auf unſere Tage erhalten haben.

Nach einer allgemeinen Beſchreibung der Stadt, ſagt der Biſchof:

„Unſer erſter Beſuch galt einem ſehr berühmten Tempel, genannt: „Biſchvaiſcha;“ dieß iſt ein kleines Gebäude aus behauenen Steinen; die Stelle, worauf es ſteht, wird für eine der heiligſten in Hindoſtan gehalten. Der Hof des Tempels gleicht dem einer Meierei, wegen der Menge von fetten, gezähmten Stieren, die dort herum ſpazieren, und ihr Maul auf den Händen und den Taſchen der Beſucher ruhen laſſen, um Futter oder Näſcherei zu ſuchen, welches ihnen die Andächtigen im Ueberfluſſe mitbringen. In den Klöſtern der Umgebung erblickt man in eben ſo großer Zahl nackte Mönche, deren Geſchrei Ram! Ram! und unaufhörliches Gemurmel den Fremden die Köpfe verrücken. Neben dem Thurm des Tempels iſt ein Brunnen, mit einem Thürmchen bedeckt. Eine jähe Treppe führt hinab. Durch einen unterirdiſchen Kanal wird Waſſer aus dem Ganges hieher geleitet. Dieſer Brunnen wird — man weiß nicht aus welchem Grunde — für heiliger als der Ganges ſelbſt gehalten. Alle Pilger, die nach Benares kommen, müſſen hier trinken und ſich reinigen.“

Aus dem Berichte Fitch's, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts Benares beſuchte, kann man ſehen, daß der Aberglaube ſich unter derſelben Geſtalt, wie jetzt zeigte. Dieſer Reiſende beſchreibt umſtändlich eine Menge Götzen, welche er in den Tempeln ſah, und die verſchiedenen Gebräuche, woraus ihr Cultus beſtand. „Einige dieſer Götzen, ſagt er in ſeinem naiven Style, ſtellen Kühe, andere Affen und Teufel vor. Es gibt ſchwarze, mit ehernen Pfoten und langen Krallen; einige reiten auf einem Pfau oder auf einem andern häßlichen Federvieh und haben lange Sperberſchnäbel. Einer davon hat dieß, der Andere das, aber keiner ein ordentliches Geſicht. Alle ſind ſchwarz und häßlich, mit großen Mäulern und vergoldeten Ohren, die mit Kleinodien bedeckt ſind. Ihre Zähne und Augen ſind von Gold, Silber oder Erz.“

Dieſe Beſchreibung eines beobachtenden Schriftſtellers ſtimmt mit den Details überein, welche uns hunderte von neuen Reiſenden liefern.

Der Anblick der Andächtigen, welche die Tempel in Benares überfüllen, hat etwas Abſchreckenderes für die Sinne, als Alles was man anderwärts zu ſehen bekommen kann. Fitch ſpricht auch davon; folgendes iſt die Schilderung, die er von einem dieſer Fanatiker entwirft:

„Sein Bart war von ungeheurer Dicke. Seine Haare fielen bis auf die Hälfte ſeines Leibes, und ſeine Nägel waren zwei Zoll lang. Er wollte nicht den kleinſten Auswuchs ſeines Körpers abſchneiden. Auch ſprach er nicht. Selbſt mit dem König hätte er nicht ſprechen mögen.“

Jetzt will ich noch eine jener Perſonen beſchreiben, die wir in ſo großer Anzahl in Benares ſahen, und die ein Naturwunder genannt zu werden verdienten. Es war ein ſogenannter Oudboubahon von dem Stamme der Yogues. Dieſe elenden Schwärmer bewohnen oft die entlegenſten Waldwinkel an den Flüſſen, wie wilde Thiere, und leben von Wurzeln und Früchten und von den zufälligen Geſchenken der Reiſenden, die ſich zu ihnen verlieren. Sie gehen ganz nackt; ihr Körper iſt mit Kuhmiſt eingerieben und dann mit Holzaſche beſtreut. Weder Nägel, Haare noch Bart ſchneiden ſie ab. Dieſe ſcheußlichen Ungeheuer, denn ſie verdienen dieſe Benennung in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht, nehmen manchmal die ſchrecklichſten Kaſteiungen mit ſich vor, lediglich um, wie ſie ſagen, von der Gottheit der ewigen Freuden des Paradieſes gewürdigt zu werden. Ihre Martern ſind ſo grauſam, daß ſie über menſchliche Kraft hinauszureichen ſcheinen, wenn nicht jeder Tag den Beweis der Geduld lieferte, womit ſie dieſelben ertragen. Wenn ſie ſich eine gewiſſe Reihe von Qualen auferlegt haben, ſo erflehen ſie vom Himmel das ewige Glück, gleich einem durch die Heiligkeit ihrer Buße erwirktes Recht. Dieſe Buße beſteht übrigens aus wahrhaft ſchrecklichen Handlungen. Einige verurtheilten ſich, ihre Glieder in ganz ſonderbaren Stellungen zu erhalten, bis daß die Muskeln ſteif und unbeweglich geworden ſind. Andre laſſen ſich mit Ketten an Bäumen aufhängen, mit dem Geſichte nach der aufgehenden Sonne gekehrt; ſo bleiben ſie viele Jahre lang, wenn nicht der Tod ihre Qualen endet. Die Vorübergehenden ernähren ſie aus Mitleid, und man betrachtet ſie als übermenſchliche Weſen, als wahrhafte Heilige. Einige ſchlafen auf Betten, die mit ſtumpfen eiſernen Spitzen beſetzt ſind, welche nicht ins Fleiſch eindringen können; Andre laſſen ſich in ein Grab legen, das gerade den Umfang ihres Körpers hat, und worin nur eine Oeffnung gelaſſen iſt, damit die frommen Seelen ihnen Nahrung zuſtecken können. Auch dieſe bleiben hier Jahre lang vergraben. Der Menſch, von dem ich ſo eben ſprach, hatte ſich zu der erſten Art von Büßungen verurtheilt. Er hatte das Gelübde abgelegt, ſeinen rechten Arm ſenkrecht über den Kopf emporgehoben zu halten. Als die Zeit ſeiner Buße verſtrichen war, behielt der Arm dieſe Richtung; Muskeln und Gelenk blieben ſteif. Da er die Hand geſchloſſen hatte, waren ſeine übermäßig langen Nägel hindurch gewachſen. Sein Anblick war häßlich und zurückſtoßend. Seine Haare lang und voller Schmutz; ſein Bart, ſtruppig und dick, bedeckte ſeine Bruſt, worauf eine Lage Kuhmiſt und Aſche war. Seine glänzenden Augen zeigten einen Ausdruck von Härte und Fühlloſigkeit, die wahrſcheinlich daraus entſtand, daß er auf ſeine glücklich errungene Unſterblichkeit ſtolz war. Er murrte gegen alle die, welche unter den Vorübergehenden ihm nichts ſpenden wollten. Ich und meine Gefährten waren von dieſer Zahl. Die heimtückiſche Arroganz dieſes häßlichen und ſchamloſen Bettlers empörte uns.

Chunar.

Von Benares wandten wir uns gegen Chunar, einen befeſtigten Ort, wohin ſich Haſtings nach dem Aufſtande von Benares im Jahr 1781 flüchtete. Er iſt auf einem ungeheuern natürlichen Felsblocke erbaut, deſſen Höhe die St. Pauls Kirche in London überſchreitet. Dieſer Felſen erhebt ſich ſenkrecht vom Niveau der Ebene, tritt bis gegen den Fluß vor und beherrſcht mit ſeinen Batterien die Schiffahrt auf demſelben. Zu ſeiner Zeit konnte kein Schiff unter dem Fort vorüberfahren, ohne die genaueſte Unterſuchung auszuhalten; ſeit einigen Jahren mag dieſe ängſtliche Inquiſition aufgehört haben.

Die Ausſicht von der Höhe dieſes befeſtigten Hügels erſtreckt ſich weit hinaus über eine der beſtbebauten Gegenden Indiens. Die Stadt bietet dem Auge der Reiſenden nichts Auffallendes; ſie beſteht nur aus mehren Gruppen indianiſcher Hütten und europäiſcher Bungalos, ohne alle Rückſicht auf Regelmäßigkeit oder Eleganz. Außerhalb der Feſtung befindet ſich eine Cantonnirung für die Cipayen dergeſtalt von mehren Mauereinfaſſungen mit Thürmen umgeben, daß man dieſe Stelle während des Krieges gegen Cheit-Singh als feſt betrachtete. Dieſe ſtarken Mauern bilden einen ſonderbaren Widerſpruch mit den Erdkäfigen und zerbrechlichen nur mit Stroh gedeckten Bungalos, aus denen die neue Stadt beſteht. Uebrigens iſt dieſer Ort mehre Monate des Jahrs ſehr ungeſund, und viele Europäer haben hier ſchon ihr Grab gefunden. Mit unerträglicher Intenſität wirft der Felſen die Sonnenſtrahlen zurück, nichts deſtoweniger hat man dieſes furchtbare Aſyl für die invaliden Soldaten gewählt, Gott weiß aus welchem Grunde, wenn nicht um ſich ſo ſchnell als möglich ihrer ſelbſt und der Laſt ihrer Penſionen zu entledigen.

Unſere Dandis (Ruderer) hatten, vor unſerer Abreiſe von Chunar eben Feuer auf dem Ufer angezündet, um ihr Reis und ihr Carry zu kochen, als eine kleine Schlange ſich der Stelle näherte, wo ſie ſaßen; ſogleich ſprang Einer auf und erſchlug ſie mit einem Bambusſtocke; die Schlange mochte etwa fünf und zwanzig Zoll lang ſeyn, war ganz weiß, nur den Kopf ausgenommen, der oben im ſchönſten Schwarz erglänzte. Dieſe Gattung Schlangen wird bei den Indiern Uta genannt. Sie kommt nur in geringer Anzahl vor und hat etwas Eigenthümliches in ihren Gewohnheiten. Die Individuen dieſer Gattung gehen immer zu Paaren, und das Merkwürdige dabei iſt, daß, wenn Eines von einem Menſchen oder einem Thiere getödtet wird, das Ueberlebende den Tödtenden verfolgt, bis es ſelbſt ſeiner Seits unterliegt, oder Gelegenheit gefunden hat, ſich an dem Urheber ſeines Wittwenthums durch einen Biß zu rächen. Das Weibchen des erſchlagenen Männchens glitt längs dem Fluſſe hin, nachdem wir abgefahren waren, folgte der Richtung unſeres Fahrzeuges und als wir in Cawnpoor ausſchifften, trafen wir es auf dem Ufer, bereit, ſein Recht an dem Zerſtörer ſeines ehlichen Glückes zu nehmen. Aber man tödtete das Thier, ehe es Zeit gewann, ſeinen Racheplan auszuführen.

Ein friſcher Wind begünſtigte uns von Chunar nach Cawnpoor, darum gelangten wir aber an letzteren Ort doch erſt nach verſchiedenen Unfällen, die ſtets im Gefolge einer Reiſe auf dem Ganges in einem Budgero erſcheinen. Die Dandis ſcheinen die Unfälle als das einzige Mittel für ihr Fortkommen gleichſam aufzuſuchen und betrachten ſie ſo als eine ganz einfache Sache. Mehre große Fahrzeuge ſchloſſen ſich zur Sicherheit an uns an, und wir genoſſen das egoiſtiſche Vergnügen zu bemerken, daß wir nicht allein von den Plackereien heimgeſucht wurden, ſondern daß auch unſere Reiſegefährten ihr gut Theil davon hinzunehmen hatten.

Cawnpoor iſt von einer Fülle maleriſcher Reize umgeben. Die Gebäude bieten dem Blicke einen unendlichen Wechſel der Geſtaltung; was man von der Seite von Curah ſieht, kann man die Stadt der Gräber nennen. Hier reſidirte früher der mogoliſche Statthalter des Diſtrictes. Die Gräber ſind wahrhaft prachtvoll und bilden eine Geſammtmaſſe ernſter Baukunſt, von der unſere europäiſchen Kirchhöfe nicht eine entfernte Idee geben können.

In nachdenkendem, feierlichem Schweigen ſieht man die Muhamedaner, deren Voreltern mitten unter dieſen koſtbaren Denkmälern ruhen, bei Sonnenuntergang zwiſchen den Gräbern ſpazieren gehen. Ich konnte mir die traurige Luſt nicht verſagen, einen Augenblick in dieſer düſtern Stadt umherzuirren. Die Sonne ſank unter den Horizont, und die Dunkelheit verhüllte mit ihrem Schleier plötzlich die Schöpfungen der Natur und des Menſchen. Die Fledermaus kam aus ihrem Loche hervor, flatterte durch die Gräber hin, ſchlug die Luſt mit ihren dicken Flügeln, und unterbrach allein, die Finſterniß durchfurchend, des Ortes heilige Stille. Erquickend wirkte des Abends koſtbare Kühle nach der außerordentlichen Hitze, die am Tage geherrſcht hatte, und dieſe Ruhe um mich her, verlieh meinen Gedanken eine neue Richtung, der ich mich mit innerem Entzücken hingab. Die Muſulmanen hatten den Friedhof mit den letzten Strahlen des Tages verlaſſen, und ich war im Dunkel der Nacht allein geblieben. Das ſchrille, einem lebhaften Gelächter ähnliche Geſchrei des Schakals ſtörte von Zeit zu Zeit das Schweigen, um es durch einen ſcharfen Contraſt noch feierlicher zu machen. Es war mir wie dem Dichter: „als hätte die Erde ſelbſt, auf die ich trat, einſt gelebt.“ Lange verharrte ich in dieſer Sammlung der Gedanken und des Gemüthes, deren Einfluß nicht ohne Nutzen für meinen Geiſt vorüber ging.

Die militäriſche Station der Engländer erſtreckt ſich auf mehre Meilen an den Ufern des Ganges. Nicht ferne davon liegen die Ruinen einer kleinen Pagode auf der Bauſtelle einer alten, jetzt zerſtörten Stadt, welche Kanoge hieß, und ſehr ausgedehnt und bevölkert war, denn ſie ſoll allein dreißig tauſend Buden für den Verkauf des Betel enthalten und eine Mauer-Einfaſſung von hundert Meilen im Umfange gehabt haben. Ninive, Babylon und Tyrus waren unbedeutende Städtchen im Vergleiche mit dieſer koloſſalen Stadt und ihrem Ameiſenhaufen von Bewohnern. Rom und Carthago wären ſelbſt zur Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes neben ihr nur gewöhnliche Vorſtädte geweſen.

Mag die Geſchichte ihrer unermeßlichen Ausdehnung und zahlloſen Bevölkerung Wahrheit oder Erfindung ſeyn, ſo viel bleibt gewiß, daß Kanoge eine Stadt geweſen iſt, deren Mauern und Wälle einen ungewöhnlichen Raum einnahmen. Mehre Schriftſteller wollten darin die berühmte Palibothra des Alterthums finden, — eine Conjectur, der es wenigſtens nicht an Wahrſcheinlichkeit gebricht. Es iſt aber durchaus unwahrſcheinlich, daß der Verſuch, unter dieſer Menge ſich widerſprechender Meinungen den Bauplatz dieſer berühmten Hauptſtadt feſt zu beſtimmen, mit günſtigem Erfolge gekrönt werden wird. Dieſes bleibt eines jener unauflösbaren Probleme der Geſchichte, um welche die Zeit mehr und mehr Zweifel und Schwierigkeiten häuft.

Kaum in Cawnpuhr angelangt, wurden wir Zeugen von einem der Acte des dem Hindus anklebenden Aberglaubens, welche zum Beweiſe dienen, wie unendlich gefühllos dieſe ſonſt ſo friedliche, ſanfte Nation ſeyn kann.

Wir ſahen eine Gruppe von Individuen, welche mit einer drückenden Laſt beladen, langſam gegen den Fluß zog; es war ein menſchliches Geſchöpf, das dem Anſcheine nach eben an der letzten Marke ſeiner Tage anlangte. Man konnte jedoch leicht ſehen, daß es noch eines gewiſſen Zeitraumes bedurfte, bis das Leben in ihm nach der gewöhnlichen Ordnung der Natur erloſch.

Da unſer Fahrzeug ſehr nahe am Ufer hinſchwamm, ſo konnte ich genau bemerken, wie der Unglückliche — (es war nämlich ein Mann) zuweilen die Glieder rührte, ja, ich konnte ihn ſogar ſprechen hören. Er lag auf einer viereckigen Matte ausgeſtreckt, die man kaum in der Breite und Länge ſeines Körpers auf vier Bambus befeſtigt hatte. Man ſetzte ihn am Rande des Waſſers nieder, damit er ſeine Tage ganz in der Nähe des heiligen Fluſſes beſchließen könnte. Sein nächſter Verwandter, wie wir ſpäter erfuhren, begleitete ihn, prüfte mit größter Kaltblütigkeit alle Vorbereitungen zu den Ceremonien, und ſpielte ſeine Rolle, nachdem Alles geordnet war, mit ungemeinem Eifer.

Die Streu, auf welcher der Sterbende lag, war ſo nahe am Rande des Fluſſes, daß die Wellen den Körper des Unglücklichen beſpülten, und daß der geringſte Anſtoß ſtark genug geweſen wäre, ihn mitten in den Strom zu ſchleudern. Man füllte ihm Mund und Naſenlöcher mit dem geheiligten Schlamme des Ganges. Dieſer letzte Act frommer Menſchlichkeit war ein religiöſer Gebrauch, wodurch der Seele des Märtyrers ein Paß nach dem Aufenthalte ewiger Freuden und das beneidete Vorrecht verliehen werden ſollte, ſein fleiſchliches Gefängniß an den Ufern eines Fluſſes zu verlaſſen, den die frommen Hindu als von den Göttern ſelbſt verehrt, betrachten.

Ohne den geringſten Widerſtand, ohne das leiſeſte Zeichen von Ungeduld unterwarf ſich der Sterbende in fanatiſch blindem Glauben der ekelhaften Ceremonie, ſich durch Schlamm erſticken zu laſſen. Vielleicht mochte auch körperliche Schwäche mehr als ſtoiſcher Gleichmuth zu dieſer Reſignation beitragen. Jedenfalls zeigten die Zuckungen ſeines Körpers von Zeit zu Zeit an, daß er noch lebte.

Als das Leichenbegängniß vollbracht war, überließ man den Unglücklichen der Barmherzigkeit der Wellen und der Schakals, welche dieſe Opfer häufig vor dem letzten Todesſeufzer anfallen — und dieß geſchah hier unter unſern eigenen Augen. Der Sterbende war kaum von ſeinen Verwandten verlaſſen, als mehre Pariahunde hinzukamen; das eine von dieſen Thieren ergriff einen von ſeinen Füßen, das andere einen Arm, und jedes zog von ſeiner Seite, bis wir ſie abſchreckten und ſo von ihrer Beute trieben; wir konnten jedoch nicht daran zweifeln, daß ſie wieder gekommen ſeyn werden, ſobald ſich Niemand mehr in Schußweite befand, der ſie in ihrem gräßlichen Feſtmahle ſtören konnte.

Bei dieſen Gelegenheiten geſchieht auch, daß die Freunde, ſobald ſie verſichert ſind, daß der Gegenſtand ihrer abergläubiſchen Beſorgniß zu leben aufgehört hat, wohl zuweilen vor ſeinem letzten Athemzuge, das ärmliche Lager, welches ihn umhüllt, unter Zeichen vollendeter Frömmigkeit mitten in das heilige Gewäſſer ſchleudern. Dadurch ſieht man oft an einem Tage mehre Leichname auf dem Strome treiben, während ſich Raubvögel auf die traurigen Ueberreſte ſehen und ihre Freßgier auf Koſten der Verſtorbenen befriedigen. Ich geſtehe es, daß dieſes Schauſpiel, welches ſich täglich unter meinen Augen erneuerte, meine Sinne ſchmerzlich marterte.

Zu jeder Jahreszeit ſchwimmen die Leichname in allen Graden der Verweſung auf dem Ganges und verpeſten die Luft mit abſcheulichen Miasmen. Die Indianer verharren bei ihrem Anblicke — wie es einige Leute anſehen — in philoſophiſcher Gleichgültigkeit, ich meines Theils betrachte es als einen Beweis rein thieriſcher Gefühlloſigkeit. Ein tiefer Ekel durchdrang mich, als ich unſere Schiffsleute in dieſe, kaum noch vom Feuer des Lebens und des Geiſtes beſeelten, Gerippe ſtoßen ſah, um ſie von der Berührung unſeres Budgero abzuhalten. Ihre mürriſchen harten Züge verriethen nicht den geringſten Grad von Mitgefühl. Ich konnte nie den Eindruck vergeſſen, den dieſe Scenen des Todes und der Vernichtung auf mich machten. Ich habe eine große Lehre darin gefunden.

Von Cawnpuhr ſetzten wir unſern Weg nach Futtipuhr und dann queer über Land gegen Agra fort, welches vom Range eines beſcheidenen Dorfes durch Kaiſer Akbar zur Hauptſtadt der Provinz erhoben wurde, auch die Ehre hatte dem erſten Miniſter dieſes Fürſten, Abu-Faqal, dem ausgezeichnetſten Manne ſeines ganzen Jahrhunderts das Leben zu geben.

Unfern von Agra liegt das berühmte Taje-Mahl, das prachtvolle Mauſoleum, welches der Vater von Aurengzeb zu Ehren ſeiner heißgeliebten Sultanin Arjemonde-Banu erbaute. Dieſes Gebäude ſoll über hundert tauſend Pfund Sterling gekoſtet haben, eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß der Werth des Geldes in Indien wenigſtens fünfmal höher ſteht, als in Europa, berechnet man aber dieſen Werth nach dem Stande im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit das Monument errichtet wurde, ſo läßt ſich annehmen, daß ſich die Ausgaben auf drei bis vier Millionen Pfund Sterling nach dem Gelde unſrer Zeit belaufen haben. Da die Handarbeit in Indien ſehr wohlfeil iſt, ſo bin ich überzeugt, daß meine Schätzung eher unter als über der Wahrheit ſteht.

Agra.

Wir verweilten einige Zeit in Agra, denn in dieſer Stadt und ihrer Umgebung gibt es viel Intereſſantes zu ſehen. Das Fort, eines der ſchönſten Werke des Kaiſers Akbar iſt groß und umfaßt mehre treffliche Bauten, welche von ſeinem Geſchmacke und ſeiner Prachtliebe zeugen; es iſt aus ſehr hartem Stein von der Farbe des Jaſpis erbaut. Als ſich die Feſte im Jahr 1803 dem Lord Lake ergab, fand man darin eine Kanone von gigantiſcher Ausdehnung. Ihre Länge betrug vierzehn, ihr Durchmeſſer vier, und ihr Caliber zwei Fuß. Lord Lacke verſuchte es, ſie zu Waſſer auf einem Floße nach Kalcutta bringen laſſen, aber ihr Gewicht drückte das Gerüſt nieder, ſie ſank unter und blieb auf dem Grunde des Fluſſes ſitzen.

Die Stadt Agra iſt auf der ſüd-weſtlichen Seite der Jumna erbaut. Ihre Häuſer ſind hoch, aber ihre Straßen meiſtens ſo ſchmal, daß kaum zwei Menſchen an einander vorübergehen können; durch manche vermöchte kein Elefant zu bringen. Der größte Theil dieſer antiken Hauptſtadt iſt verlaſſen und verfällt in Trümmer.

Die Landſchaft umher iſt eine mit den großartigſten Ueberreſten des Alterthums beſtreute Ebene. Oft muß man an dieſen Orten das traurige Schauſpiel ſehen, wie unter den Mauern einer herrlichen Ruine, ſonſt dem Stolze der Könige, dem Heiligthum der nationalen Religion, der Wiege des Helden, Hausthiere ihre Herberge nehmen. Zur Mubtie-Muſchid, einer im Innern erbauten majeſtätiſchen Moſchee, ſoll man den Marmor genommen haben, der nach Vollendung des Taje-Mahls übrig blieb.

Man weiß, daß es im Orient allgemein gebräuchlich iſt, die Todten zu verbrennen. Dieſe Sitte darf indeſſen nicht als durchgängig üblich betrachtet werden, und obgleich das Begraben ſelten iſt, ſo hatten wir doch Gelegenheit einmal während unſeres Aufenthaltes in Agra einem Leichenbegängniße ein paar Meilen von der Stadt beizuwohnen. Die indianiſche Secte, die es vorzieht, ihre Todten zu vergraben, iſt die der Siva-Anbeter. Da ihre Gebräuche bei dieſer Gelegenheit ſelten zur Anwendung kommen, ſo dürften ſelbſt diejenigen, welche in Indien gewohnt haben, die Beſchreibung nicht ohne Intereſſe leſen.

Iſt der Verſtorbene gehörig zum Begräbniſſe zugerüſtet, ſo ſetzt man ihn auf eine Art von Sarg, welchen vier Menſchen auf ihren Schultern tragen. Man gebraucht dabei kein Leichentuch, ſondern der Körper bleibt ganz nackt, den Kopf ausgenommen, welcher mit einem weiten, ſorgfältig mit Blumen verzierten Turban bedeckt iſt. Man beſtreut den Leib mit einer ſtarken Lage Holzaſche, was nicht wenig mit dem Kopfputze contraſtirt und dem Ganzen einen abſcheulichen Anblick verleiht.

Freunde und Verwandte verſammeln ſich zur Leichen-Proceſſion und folgen dem Sarge begleitet von Tam-tams, gellenden Trompeten und andern unharmoniſchen Inſtrumenten, in deren Töne ſie ein Geſchrei und Schluchzen miſchen, wodurch Jeder, der einen andern Schlaf, als den des Todes, ſchläft, erweckt werden müßte.

Durch das Marſchiren der Träger bekommt der Leichnam eine fürchterliche Kopfbewegung. Während die Proceſſion fortſchreitet, halten die Verwandten von Zeit zu Zeit an, um den Todten zu küſſen, und beginnen dann wieder ihr Klagegeſchrei mit zunehmender Energie. Iſt man an der Begräbnißſtelle angelangt, ſo hört der Lärmen auf, um den letzten Pflichten der Pietät gegen den Verſtorbenen Raum zu geben. Das Grab wird bereitet, indem man ein Loch von fünf Fuß Tiefe und drei Fuß Breite aushöhlt; dann macht man eine unterirdiſche, mit dem Loche in Verbindung ſtehende, winkelrechte Seitenkammer, in dieſe bringt man den Todten und ſetzt ihn darin aufrecht. An ſeine Seite ſtellt man Reis und geheiligtes Waſſer des Ganges, was man als unverderblich betrachtet, wie das Fleiſch und den Oelkrug, der auf den Scheiterhaufen der Sutties Wittwen geſtellt wird. Dieſe Lebensmittel ſollen den Verſtorbenen erhalten, bis zum Tage, da der Tod ſeine Rechte verliert und die Unſterblichkeit an ſeine Stelle tritt.

Ehe man den Körper eingräbt, malt man das unterſcheidende Zeichen ſeiner Kaſte auf die Stirne, damit Siva ſeine Getreuen aus der zahlloſen Menge der Weſen aller Nationen, aller Racen, aller Sprachen erkennen möge, welche des Grabes Feſſeln ſprengen müſſen, um am Tage des letzten Gerichts vor ihm zu erſcheinen und ihren Spruch für die Ewigkeit zu empfangen.

Iſt der Körper in ſeiner letzten Ruheſtätte niedergelegt, ſo hält der Prieſter eine Rede in pomphaftem orientaliſchen Style. Er ſchildert darin das ganze Leben des verſtorbenen Bruders und erzählt von ſeinen ſchönen Handlungen, obgleich der Menſch, von dem er ſpricht, ſein Leben mit allen Schandthaten und Verbrechen befleckt haben kann. Der Redner beweiſt durch ſeine Lobes-Erhebungen, der Todte habe ſich der göttlichen Ehre und Auszeichnung würdig gemacht, zu der er berufen ſey, und ſchließt damit, daß er den überlebenden Verwandten in ſehr ermuthigenden Ausdrücken daſſelbe Loos verheißt.

Hat der Prieſter ſeine Leichenrede geendigt, ſo ſtimmt die ganze Verſammlung in Begleitung von Tam-tams, gellenden Trompeten und Klagerufen gemeinſchaftlich eine Sterbehymne an. Dann verſtopft man das Eingangsloch mit Banianenzweigen, und die Ceremonie ſchließt damit, daß der Brahmine den

Segen über den Leichnam ausſpricht, dem er feierlich Siva's Gnade und Schutz empfiehlt. Nun füllt man das Grab vollends mit Erde und begibt ſich zu einem nur für eine gewiſſe Anzahl geladener Perſonen bereiteten Bankete. Aber Keiner wagt es, ſich an die Tafel zu ſetzen, oder mit ſeinen profanen Fingern ein Gericht zu berühren, ehe der Brahmine ſeinen Heißhunger geſtillt und von den Verwandten die Begräbniß-Gebühren erhalten hat.

Während wir uns in Agra befanden, zog der berühmte Scindia, einer der furchtbarſten Gegner, welche die engliſche Macht in Indien zu bekämpfen hatte, bei dieſer Stadt mit einer Bedeckung von wenigſtens dreißig tauſend Mann und zwei tauſend Elefanten vorüber. Er war der Großneffe von Mahadaſchie Scindia, das heißt der Enkel des jüngeren Bruders dieſes Fürſten, und wenn er auch als Krieger und Staatsmann unter ſeinem Oheim ſtand, ſo zeigte er ſich doch nicht weniger als wachſamer und thätiger Feind.

Die Begierde, einen Maratten-Häuptling mit ſeinem Gefolge zu ſehen, lockte uns zu dem Zuge, und in der That es lohnte ſich der Mühe, das ſeltſame Schauſpiel näher zu betrachten. Die Truppen beſtanden aus Reitern in verſchiedener Bewaffnung und Kleidung. Die Einen hatten geſteppte Leibröcke von ſo ſtarkem Gewebe, daß man damit dem Säbel und der Lanze Widerſtand leiſten konnte. Einige trugen leichte Panzerhemden und keinen Helm. Viele waren nur halb equipirt und hatten bloß einen Küraß umgeſchnallt. Andere hatten nur Kamaſchen an den Beinen, und der übrige Körper war ohne ſchützende Verhüllung. Mit einem Worte, man hätte glauben mögen, ſie haben ſich in einige vollſtändige Rüſtungen getheilt, und jeder habe das Stück angelegt, das ihm bei der Theilung zugefallen. Sie waren hauptſächlich mit Zunderflinten, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Als treffliche Reiter ſetzten ſie oft ihre Pferde in den ſchnellſten Galopp und hielten ſie dann mitten im reißendſten Laufe plötzlich drei Schritte vor den erſchreckten Zuſchauern an. Man muß nur ſtaunen, bis zu welchem Grade ſie ihrer Thiere Meiſter ſind; Pferd und Reiter ſcheinen Eines zu ſeyn. Selten — wenn es überhaupt vorkommt, ſieht man ſie ſtürzen, und doch findet man bei ihnen zuweilen die unbändigſten Pferde der Welt.

Es lag etwas Erhabenes in dem Schauſpiele, welches die Elefanten boten; allerdings bekommt man nicht häufig eine ſo große Anzahl beiſammen zu ſehen. Ihre außerordentliche Gelehrigkeit, verglichen mit dem Bewußtſeyn einer ungeheuren Stärke, iſt nicht minder merkwürdig, als ihr Verſtand. Mehre von ihnen waren mit reichen Decken verſehen, namentlich der, auf welchem der Maratten-Häuptling ritt. Es war ein edles, kräftiges Thier von heller Farbe. Sein Gewerfe war zur Zierath mit koſtbaren Ringen von Gold und Silber behängt. Die Schabracken beſtanden aus goldbrodirtem Stoffe. Ein großer

Theil des Hudah*) war, wie man ſagte, in Bergkryſtall gearbeitet, welches in der Sonne erglänzte und ihre Strahlen bis in's Unendliche vervielfältigte.

Der indiſche Elefant ſoll dem afrikaniſchen weit an Größe und Beleibtheit nachſtehen. Die Reiſenden behaupten von dem Letztern, er erreiche oft eine Höhe von ſechszehn Fuß. Major Denham hat dieſe Behauptung beſtätigt, indem er die Größe mehrer Thiere dieſer Gattung, die er auf ſeinen Reiſen in Africa ſah, zu ſechzehn Fuß berechnete. Ein indiſcher Elefant von der größten Gattung, der ſelten über zehn Fuß Höhe erreicht, wiegt zuweilen ſieben tauſend Pfund. Das ſchönſte Thier, das ich in Indien geſehen habe, gehörte einem engliſchen Officier, der es um vier hundert Pfund Sterling gekauft hatte.

Der Parade-Elefant erkennt ganz wohl ſeine Superiorität über den Transport-Elephanten. Er ſcheint den letztern als ein untergeordnetes Weſen, als ein plumpes Laſtthier zu behandeln, und wirft ihm, wenn er ſich nähert, Blicke voll Verachtung zu. Allein das iſt nicht Alles, er begnügt ſich nicht damit, ſeine Geſellſchaft zu fliehen, ſondern er zeigt gewöhnlich einen großen Grad von Ungeduld, ſo oft ihn der Zufall an die Seite des Transport-Elefanten führt.

Iſt der Parade-Elefant mit ſeiner prächtigen Schabracke bekleidet, trägt er auf ſeinem breiten Rücken den herrlichen Hudah, in welchem ſein Herr bequem mit einem hinter ihm ſitzenden Bedienten Platz genommen hat, ſo ſchreitet er in impoſanter Haltung einher.

Der Mahut oder Führer ſitzt in der Regel rittlings auf dem Halſe des Thieres — bewaffnet mit einer Art von Hacken, ähnlich dem der Bootsleute, womit er nach Belieben den Marſch beſchleunigt oder ſchwächt.

Eine Leiter bildet bei dem Elefanten ſtets einen Theil des Geſchirrs, denn obgleich ſich das folgſame Thier auf den Bauch niederſtreckt, um das Aufſteigen zu erleichtern, ſo iſt doch die Höhe ſeines Körpers ſo beträchtlich, daß man ſich ohne Hülfe der Leiter nicht auf den Rücken zu ſchwingen vermöchte.

Bei gewöhnlichem Schritte legen dieſe Thiere fünf Meilen in der Stunde zurück; in beſondern Fällen hat man ſie zwölf bis vierzehn machen ſehen. Die Reiter auf Pferden haſſen ſie im höchſten Grade und werden ſehr ungeduldig, wenn Reiterei hinter ihnen marſchirt. Der ſo eben erwähnte engliſche Officier erzählte mir ein merkwürdiges Beiſpiel von dieſer Eigenheit ihres Temperaments.

Neugierig die Annehmlichkeiten einer Reiſe auf Elefanten kennen zu lernen, beſtieg er ein ſolches Thier bald nach ſeiner Ankunft in Indien. Er ſetzte ſich auf den gewöhnlichen Sitz, aus dem das ganze Zeug des Elefanten beſteht, wenn er nicht mit der Schabracke geſchmückt iſt. Das iſt nun nichts weiter als eine Art von halbkreisförmigem Seſſel mit einer niedern Lehne. Ein Officier, der mit ſeiner militäriſchen Rüſtung und dem ſtets an das Pferd ſchlagenden Säbel viel Lärmen machte, trabte hinter ihm her. Der Elefant hörte das ärgerliche Getöſe und fing an ſeine Schritte zur großen Unbequemlichkeit deſſen, der oben ſaß und ſich nur mit großer Mühe auf ſeinem Sitze halten konnte, zu beſchleunigen.

---

*) Ein oben bedecktes Zelt für die Perſonen, welche auf dem Rücken des Elefanten reiten.

Von dieſem Schauſpiele ergötzt, jagte der Reiter dem Elefanten auf dem Fuße nach und vermehrte den Lärmen ſeiner klirrenden Rüſtung dadurch, daß er von Zeit zu Zeit ſeine Peitſche gegen den Sattel klatſchen ließ. Aufgebracht über den unerträglichen Reiſegefährten ging das ungeheure Thier von einem harten Trabe in einen noch härtern Galopp über, ſo daß der Reiter, der das Gleichgewicht völlig verlor, aus Furcht, von ſeiner erſchrecklichen Höhe herabgeſchleudert zu werden, ſich mit aller Gewalt an ſeinen Sitz anklammern mußte.

Dieſe kritiſche Lage dauerte ein Stunde, während welcher Pferd und Elefant in Schnelligkeit wetteiferten. Der Mahut hatte es nicht gewagt, den Elefanten anzuhalten, weil er befürchten mußte, er könnte durch die plötzliche Erſchütterung das Gleichgewicht verlieren, und durch ſeinen Fall nicht allein ſein Leben, ſondern auch das Leben der von dem Thiere getragenen Perſonen gefährden.

Der Elefant hat einen ſehr ſichern Gang, ſtrauchelt ſelten und fällt noch viel ſeltener; in weiſer Vorſicht hat ihm die Natur dieſe Eigenſchaft verliehen, denn der Sturz einer ſo ſchweren Maſſe könnte die größten Unfälle veranlaſſen. Er hegt einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen das Kameel und gibt ſtets die augenſcheinlichſten Zeichen von Unmuth von ſich, ſo oft er in der Nähe von einem ſolchen Thiere aufgehalten wird.

Das Hickarrah-Kameel iſt vielleicht nach dem Elefanten das nützlichſte Thier im Orient, ja es leiſtet in gewiſſen Fällen noch bedeutendere Dienſte als der Elefant. Es kann bei der Hitze des Tages wandern und legt dabei eine große Strecke Wegs zurück. Es geht langſam aber in regelmäßigem Schritte, und erhält ſich viele Stunden unter der glühendſten Sonne im Gange, ohne kaum ermüdet zu ſcheinen. Um auf einem Kameel zu reiſen, ſetzt man ſich auf ſeinen Höcker, und leitet es mit einer ſtarken Schnur, welche durch den fleiſchigen Theil des Mauls gerade über den Naſenknorpel läuft. Dieſes Thier iſt gewöhnlich ſehr gelehrig, und gehorcht der geringſten Bewegung, welche der Reiter mit der Schnur macht.

Das indiſche Kameel hat nur einen Höcker und iſt nichts anderes als das Dromedar der Naturgeſchichtsbücher, obgleich man es auf dem ganzen Continent von Aſien nur unter dem generiſchen Namen Kameel kennt.

Delhi.

Von Agra reisten wir nach Delhi, der ehemaligen Hauptſtadt des mongoliſchen Kaiſerreiches ab, welche trotz dem Verfalle in ihren Ruinen unendliche Pracht und Größe zeigt. Zur Reiſe hieher brauchten wir ſieben Tage. Die wunderherrlichen Trümmer liegen auf einer Oberfläche von ungefähr zwanzig Quadratmeilen zerſtreut. Die alte Stadt ſoll einen ähnlichen Raum eingenommen haben. Ihr erſter Name vor dem Einfalle der Muhammedaner war Indrapraſth; ſo wird ſie auch in den hiſtoriſchen Erzählungen der Hindu genannt. Das neue Delhi erbaute der Kaiſer Schah-Jehan, und die Stadt erhielt ihm zu Ehren den Namen Schah-Jehanabad; ſie hat ungefähr ſieben Meilen im Umkreiſe und iſt auf drei Seiten von einer einfachen Backſtein-Mauer beſchützt. Innerhalb der neuen Stadt findet man Ueberreſte koſtbarer Paläſte. Viele herrliche Gebäude haben ſich in ihrer Pracht und Schönheit aufrecht erhalten; darunter namentlich die Moſchee Jumma, ein weites von Schah-Jehan errichtetes Gebäude, welches dieſem die, für die damalige Zeit und dieſes Land enorme Summe von hundert und zwanzig tauſend Pfund Sterling gekoſtet haben ſoll.

Obgleich in Folge der beinahe gänzlichen Erlöſchung des mongoliſchen Kaiſerthums, die gegenwärtige Bevölkerung von Delhi nicht mit der verglichen werden kann, welche unter der Regierung ſeines Gründers und unter der des Nachfolgers des Letzteren durch die Straßen wogte, ſo hat ſie doch ſehr zugenommen, ſeitdem die Stadt der mit dem Namen Protection beehrten Herrſchaft der Engländer unterworfen iſt. Dieſem Umſtande verdankt ſie die theilweiſe Wiederkehr ihrer ehemaligen Glücksumſtände, und es giebt vielleicht in Hindoſtan keine Stadt, die ihr in Beziehung auf reiche Bazars und alle andern Merkmale von Wohlſtand den Rang ſtreitig zu machen vermöchte.

Die Straßen von Delhi ſind, wie in beinahe allen indiſchen Städten ſehr ſchmal, mit Ausnahme von zweien, die man ſo breit angelegt hat, daß ſich in einer derſelben ehemals eine Waſſerleitung befand, welche in ihrer ganzen Ausdehnung durchlief. Die Neuſtadt iſt auf zwei felſigen Höhen erbaut und nimmt einen beträchtlichen Raum ein. Sie wird in ſechs und dreißig Sectionen abgetheilt. Der kaiſerliche Palaſt iſt von drei Seiten durch eine hohe Mauer beſchützt, die vierte liegt dem Fluſſe gegenüber.

Unter den in Trümmern in der Umgegend zerſtreut liegenden Denkmälern iſt das Merkwürdigſte dasjenige, welches man unter dem Namen Kuttub-Minar kennt. Es liegt auf der Stelle des alten Delhi, neun Meilen ſüdlich von der neuen Stadt.

Kuttub-Minar iſt ein prachtvoller Thurm von zwei hundert zwei und vierzig Fuß Höhe und hundert drei und vierzig Fuß im Umfange an der Grundfläche. Der Zweck der Erbauung verliert ſich ſo ſehr im Dunkel der Jahrhunderte, daß nicht einmal Stoff zu Conjecturen hierüber vorhanden iſt. Die architektoniſchen Schönheiten des Kuttub-Minar, ſeine Höhe, ſeine Feſtigkeit, die koſtbaren Baumaterialien, Reichthum und Wechſel der Verzierungen laſſen es noch heute, in einem durch Zahl und Herrlichkeit ſeiner Monumente merkwürdigen Lande, als das ausgezeichnetſte Gebäude betrachten; ja man darf dieſes Monument für den ſchönſten Thurm der Welt erklären. An der innern Seite ſind Sprüche aus dem Koran eingegraben; auf dem Raume, den ſie einnehmen, ſollen früher Figuren, Gegenſtände aus der indiſchen Mythologie darſtellend, angebracht geweſen ſeyn, welche die Kunſt der frommen Muſulmanen in arabiſche Charaktere umzubilden wußte. Aus dieſem Grunde ſieht man den Thurm als eine indiſche von Muhammeds Schülern verſchönerte Schöpfung an. Der Urſprung bleibt aber immer ein Gegenſtand des Streites für die Antiquare unſerer Zeit. Trotz der Sprüche des Korans zweifle ich meines Theils durchaus nicht daran, daß Kuttub-Minar ein indiſches Denkmal iſt. Einige Schriftſteller wollten auch behaupten, es ſey einer von den Minarets einer prachtvollen Moſchee, welche ein muhammedaniſcher Kaiſer erbauen wollte, der im dreizehnten Jahrhunderte auf dem Throne von Delhi ſaß, was der Name dieſes Gebäudes, Minar, beſtätigen würde.

Das Grab von Kuttub-Schah, dem man die Gründung des Kuttub-Minar zuſchreibt, ſieht man einige hundert Schritte entfernter. Hätte dieſer Kaiſer lange genug gelebt, um ein parallel mit dieſem Thurme begonnenes Gebäude zu vollenden, ſo würde das Ganze ein wahres Wunderwerk gebildet haben; aber die großartigen Verhältniſſe dieſes Denkmals laſſen nicht glauben, daß es zu einem Minaret beſtimmt war und einem andern zum Seitenſtücke dienen ſollte; abgeſehen davon, daß keine Symmetrie dabei geherrſcht hätte, beweiſt der Charakter ſeiner Trümmer ganz deutlich, daß es allein ſtehen ſollte.

Der Kuttub-Minar iſt minder koloſſal in ſeinen Verhältniſſen. Sein Umkreis bildet ein Polygon mit ſieben und zwanzig Seiten. Seine Oberfläche iſt cannelirt, das heißt, ſie ſtellt ſieben und zwanzig theils halbkreisförmige, theils eckige Seiten dar. Die Cannelirungen haben bei jeder Etage eine andere Form. Der Etagen ſind vier von ungleicher Höhe; jede iſt mit einem eleganten Balcon verziert. Die Spitze überragt eine Kuppel von rothem Granit.

„Die großen zertrümmerten Bogen der anliegenden Haupt-Moſchee,“ ſagt Biſchof Heber, „mit ihren Granitſäulen voll kufiſcher Charaktere ſind in ihrer Art ſo ſchön, als irgend ein Theil des Münſters von York. Dem bedeutendſten dieſer Bogen gegenüber iſt eine metallene Säule ähnlich der am Schloſſe Firoze-Schah, nahe an den Mauern von Delhi. Man ſieht da auch Ueberreſte einer Mauer und eines Tempels, deſſen Gründung früheren Zeiten angehört, als die des Kuttub-Minar; an jedem andern Orte, als in der Nähe dieſes Gebäudes, müßte der Anblick jener Trümmer etwas Anziehendes haben."

Unfern davon, rechts von der metallenen Säule, von welcher Biſchof Heber ſpricht, ſieht man das koloſſale Fragment eines andern Thurmes, von dem ich oben geſprochen. Man will behaupten, dieſer unvollendete Bau ſey von denen, die den Plan dazu gefaßt hatten, in dieſem Zuſtande verlaſſen worden, aber ohne daß man den Grund dazu angeben kann. Sein Umfang iſt an der Grundfläche doppelt ſo ſtark, als der des Kuttub-Minar. Eine ſpiralförmige Rampe ohne genau bezeichnete Stufen nimmt den Mittelpunkt ein; ſie erhebt ſich nicht über vierzig Fuß, aber wäre ſie vollendet worden, ſo hätte ſie eines der Weltwunder, gleich der großen Pyramide von Cairo, gebildet.

Die Oberfläche des Kuttub-Minar iſt, wie geſagt, cannelirt, aber nur bis zum vierten Stockwerk; die letzte Abtheilung beſteht aus glattem Marmor. Obwohl ſeit Jahrhunderten allen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt, hat der Schaft doch nicht merklich gelitten; ſeine feinſten, in größter Anzahl und unendlichem Wechſel vorhandenen Verzierungen ſind in allen Einzelnheiten in ihrer ganzen Vollendung erhalten.

In der Mitte des Thurmes erhebt ſich eine ſchneckenförmige Treppe. Von ihrer Höhe genießt man eine der herrlichſten Ausſichten der Erde. Die Stufen der Treppe ſind an einzelnen Stellen ſo ſehr beſchädigt, daß man nur mit Mühe hinaufſteigen kann; hat man aber einmal dieſe Hinderniſſe beſiegt, ſo ſieht man ſich auch reichlich für die Anſtrengung entſchädigt.

Jeder Reiſende, welcher Delhi beſucht, beeilt ſich dieſes ſeltſame eben ſo ſehr durch die Ausdehnung der umliegenden Ruinen, als durch ſeine eigenen Schönheiten merkwürdige Denkmal zu beſchauen.

Von Delhi wandten wir uns nach Anopeſchuhr einer ziemlich wichtigen militäriſchen Station am Ganges; hier hatten wir Gelegenheit, eines jener ſonderbaren Phänomene zu beobachten, welche in dieſem Lande ſo häufig vorkommen, nämlich einen Orkan bei vollem Sonnenſcheine.

Während unſere Dandis unſer Budgere über eine ſeichte Stelle hinzogen, hatten wir uns ruhig in dem Schatten eines großen Baumes gelagert, um ein Mahl einzunehmen, als unſere Aufmerkſamkeit plötzlich durch die Erſcheinung einer am Horizonte ſich bewegenden Maſſe angeregt wurde, welche ſich in der Breite, ſo weit das Auge reichte, zu erſtrecken und vom Boden bis zum Himmelsgewölbe ſich zu erheben ſchien. Dieſe Maſſe näherte ſich nach und nach, und ihre Bewegung hatte etwas furchtbar Zierliches. Ihre Farbe war anfangs kupferroth, wurde aber lebhafter, je mehr ſie fortſchritt, was mit zunehmender Schnelligkeit geſchah. Noch war die Natur der Erſcheinung unerklärbar, und wir konnten noch nicht errathen, was uns bevorſtand. Bald erfüllte ſie die ganze Atmoſphäre, und ihre bis jetzt gleichförmige Farbe fing an zu wechſeln. Die Oberfläche funkelte an einzelnen Stellen in tiefblauem Feuer, wie es bei einem Lichte der Fall wäre, das man hinter eine gefärbte und mit verſchiedenen Figuren bemalte Gaze ſtellen würde, welche glänzende, aber verworrene und gebrochene Strahlen durch ihr leichtes Gewebe durchdringen ließe. Die Luft war ruhig; je mehr ſich aber die Erſcheinung näherte, deſto mehr begannen die Zweige der Bäume um uns her ſich heftig zu bewegen, und in wenigen Minuten blies der Wind in fortwährenden Stößen, und bald tobte ein ſolcher Sturm, daß Blätter und dicke Zweige abbrachen und die Erde um uns her bedeckten.

Das Geheimniß war enthüllt; die ſich bewegende Maſſe, die uns ſo ſehr in Anſpruch genommen hatte, war nichts Anderes, als eine weite Sandſäule, emporgetrieben vom Winde, der ſie durch die ganze Breite der Atmoſphäre mit Sturmesgeſchwindigkeit fortriß. Während der Dauer ihres Vorüberziehens, d. h. eine halbe Minute lang, war die Luft ſo ſehr verdichtet, daß wir kaum ſehen und athmen konnten. Hinter dieſer Säule ſchoß die Sonne in immer vollerm Glanze ihre Strahlen durch die Maſſe, je mehr dieſe der Wind gegen uns jagte. Dieſe gebrochenen Strahlen bildeten tauſend fantaſtiſche Lichter, woher die wechſelnden Farben rühren mochten, die uns zuvor ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatten. Als der Sandwirbel uns erreichte, blies der Wind mit ſolcher Gewalt, daß wir uns kaum gegen ſeine Angriffe zu erhalten vermochten; und als er vorüber war, was nicht lange währte, erblickten wir Dächer von den Hütten herabgeworfen und weit fortgetragen und ähnliche andere Verheerungen.

Dieſe plötzlichen Stürme wiederholen ſich häufig und zu jeder Jahreszeit; ſie verurſachen zuweilen furchtbare Verwüſtungen. Zum Glücke läßt ſich in Indien der dadurch angerichtete Schaden bald und mit geringen Koſten erſetzen, da ſich die Armen ſehr wohlfeil die Baumaterialien zu ihren Wohnungen verſchaffen können. Größern Schaden leidet die Erndte unter dieſer Geißel; da indeſſen das Getreide meiſtens in der ſchlimmen Jahreszeit treibt, zu welcher Zeit häufig Stürme wüthen und der Regen ununterbrochen ſtrömt, ſo nimmt man oft Vorſichtsmaßregeln gegen Unfälle, wie ich ſie beſchrieben. Ueberdieß ſind die gemeinen Feldfrüchte des Landes kräftige Pflanzen, und ſo entſpringen am Ende aus dieſen Strichwinden keine merklichen Verheerungen. Die Ryots haben kaum mehr zu thun, als da und dort ihr Saamenkorn auf die Oberfläche des Erdbodens auszuſtreuen; die Erde will nichts weiter als ſich mit zahlreichen Aehren bedecken, welche raſch empor ſchießen und den Arbeiter freigebig für ſeine Mühe entſchädigen.

Die Wirbelwinde kommen nicht nur in Indien gewöhnlich vor, ſondern ihre Gewalt iſt oft furchtbar. Ich kann hier einen Vorgang mittheilen, den ich ſelbſt erlebt habe, während ich mich im Deccan in der Nähe von Punah befand. Eine Unpäßlichkeit feſſelte mich in einem neuerbauten Bungalo an das Lager. Das Dach war mit dichtem Stroh bedeckt, und auf verbundenen Bambusbalken befeſtigt, die mit Erfolg kurz zuvor einem heftigen Strichwind Widerſtand geleiſtet hatten. Das Wetter war lau und heiter; die Sonne ergoß ihre Lichtſtröme über alle Gegenſtände umher, während ein leichter Wind die Gluth ihrer Strahlen milderte. Die Thür des Bungalo ſtand offen, um den Wind eindringen zu laſſen, der in meinem Zimmer ſpielend eine ſanfte, wohlthätige Kühle verbreitete. Plötzlich und ohne das geringſte Vorzeichen ſtürzte ſich eine Luftſäule mit Schauder erregendem Getöſe durch die Thür; ich konnte Strom und Rückſtrom des Wirbelwinds wohl unterſcheiden. Nach einigen Secunden entwich er durch den Rollvorhang, der vor dem Fenſter heruntergelaſſen war, und riß dieſen in einem Augenblicke aus dem Rahmen. Das Dach wurde ſo vollkommen abgehoben, daß nicht ein einziger Balken mehr übrig blieb. Das ganze Unglück war in weniger als ſechs Secunden geſchehen. Mein Bett, das am Ende des Zimmers ſtand blieb unberührt, nicht einmal die Vorhänge bewegten ſich; ich fühlte nicht des Windes Wehen, obgleich der Wirbel ganz nahe an mir vorüberging und ſo ſchreckliche Spuren ſeiner Wuth zurückließ.

Wir ſetzten über den Strom und verfolgten unſern Weg durch Rohilcund gegen Hurdwar. Sodann gedachten wir direct nach Calcutta zurückzukehren, nachdem wir in Hurdwar, ſo lange es unſere Bequemlichkeit und unſer Vergnügen heiſchte, uns verweilt hatten. In dieſer Stadt, die an den Ufern des Ganges am meiſten verehrt wird, langten wir achtzehn Tage nach unſerer Abreiſe von Delhi an.

Hurdwar oder Hardiwar, denn ſo muß man dieſes Wort ſchreiben, bezeichnet Hardi's, d. h. Gottes Pforte; der Name Hardi kann jeder von den drei Perſonen der indiſchen Dreieinigkeit beigelegt werden. Hurdwar iſt eines der berühmteſten Verſammlungsorte der Pilger von Hindoſtan; es iſt zwar ein ſehr armſeliges Städtchen, aber dennoch ſehr berühmt wegen eines Marktes, der hier jährlich gehalten wird, wohin ſich die Bevölkerung der benachbarten Provinzen in Maſſe begiebt. Zur Zeit dieſes Marktes ſchlagen hier über hundert tauſend Perſonen ihre Wohnung auf.

Nicht ferne davon eröffnet ſich der Ganges einen Weg durch die Sewalukberge und tritt in die Ebenen von Indien. „Dieſer mächtige Fluß,“ ſagt Obriſt Tod, „der ſeine, durch eine große Zahl tributärer Ströme vermehrten Waſſermaſſen von den Eisgebirgen des Himalaya herabwälzt und nicht ſelten die Zerſtörung vor ſich hertreibt. Oft hat man in einer Nacht eine Waſſerſäule von dreißig Fuß Höhe Alles umſtürzen und vom Boden vertilgen ſehen, was ſie erreichen konnte; von einem ſolchen Ereigniß ſoll die Verwüſtung der Hauptſtadt Haſti herrühren.“

Die Stadt Hurdwar iſt genau genommen nur ein Bazar, welcher aus einer in der ganzen Länge mit Buden beſetzten Straße beſteht. Süßigkeiten und Spezereien aller Art ſind hier in unendlicher Menge ausgelegt und ziehen eine unzählige Menge von Fliegen an, die im Umkreiſe in Schwärmen ſummen und zur unerträglichen Plage werden. Die Hauptartikel, welche man auf dieſem Jahrmarkte zum Verkaufe bringt, ſind: Pferde, Kameele, getrocknete Früchte, Wallnüſſe, Confituren, Tabak und Kaſchemir-Shawls.

„Da ſieht man eine Menge beiſammen,“ ſagt der Kapitän Skinner, „von allen Theilen der Erde, Elefanten, Kameele, Büffel, Kühe und Schaafe aller Art; ferner Hunde, Katzen, Affen, Leoparden, Bären und Chetas; zuweilen junge Tiger; die verſchiedenſten Gattungen von Rothwild, vom Elenthier bis zum Dammhirſch des Landes. Die Kaſchemir-Shawls findet man neben engliſchen Tüchern ausgebreitet; Korallen vom rothen Meere, Agate von Guzzarat, Edelſteine von Ceylon, Gummi und Spezereien aus Arabien, Aſſa-Foetida und Roſenwaſſer von Perſien, welche Waaren von den Bewohnern jedes Landes nach dieſem Markte gebracht werden, liegen neben franzöſiſchen Uhren, engliſchen Saucen, chineſiſchen Marinaden, Parfumerien von Bond-ſtreet und aus der Straße Saint-Honoré. Ich habe in zwei neben einander ſtehenden Buden einen Topf Rouge végétal français, und das Henna verkaufen ſehen, womit die indianiſchen Schönheiten ihre Finger bemalen; das Spießglas, das den hübſchen Augen der Orientalen den ſchmachtenden Ausdruck verleiht, und alle Ingredienzien, die bei der Toilette einer Europäerin gebraucht werden.

Die Kaufleute verlangen gewöhnlich einen zehnmal höhern Preis, als den, welchen ſie zu erhalten hoffen dürfen, und wechſeln in ihren Forderungen, je nachdem ſie Begierde oder Gleichgültigkeit in dem Geſichte der Kaufluſtigen leſen. Nicht ſelten ſtimmt ein Pferdehändler ſeine Forderung im Verlaufe von wenigen Augenblicken von zehn tauſend Rupien auf tauſend herab. Iſt der Handel nahe am Abſchluſſe, ſo werfen ſich Käufer und Verkäufer ein Tuch über die Hände, und indem ſie nun einen Preis bieten, zeigen ſie ſich gegenſeitig durch Drücken der Finger an gewiſſen Stellen die Schritte an, die der Eine oder Andere zum Ziele des Geſchäftes thut. Obſchon mitten unter der Volksmaſſe, handeln ſie doch auf dieſe Weiſe insgeheim, und es gewährt dem Zuſchauer Vergnügen, beobachtet er das Intereſſe, welches ſich unter der angenommenen gleichgültigen Miene verbirgt.“

Die Brahminen ſtrömen zur Zeit dieſer jährlichen Verſammlungen nach Hurdwar und ziehen eine unermeßliche Summe Geldes von den Gläubigen, welche ſich in den Gewäſſern des Ganges baden. Von jedem Erwachſenen, der ſich in den heiligen Strom begiebt, erpreſſen ſie bei dieſer Gelegenheit einen Tribut, und nach dem Betrage der Summe, welche ſie erhalten, richtet ſich die Ausdehnung der Sündenvergebung. Iſt das Opfer unbedeutend, ſo treten Strafedrohungen an die Stelle der Gnadenverheißungen; darum geben die ärmſten Leute dieſen gierigen Prieſtern oft ihre ganze irdiſche Habe, um ſie zur Fürſprache bei der Gottheit zu gewinnen. Durch dieſes Mittel ſollen Brahminen zuweilen mehr als zwanzig tauſend Pfund auf einmal geſammelt haben. Sie üben dieſen Einfluß auf den abergläubiſchen Geiſt der Hindus durch Schrecken aus; und ihre Herrſchaft iſt ſo groß, daß das alberne Volk mehr religiöſe Achtung für ſie hegt, als für die Gottheit ſelbſt, daß ſie ſogar mehr gefürchtet werden, als die böſen Mächte, welche in den ſieben Abtheilungen von jeder ihrer drei Höllen regieren.

Der Haupt-Ghaut, oder die Haupttreppe, welche von der Straße nach dem Ufer des Fluſſes führt, iſt ein architektoniſches Werk von größter Eleganz. Man betrachtet ſie zu gleicher Zeit als den heiligſten Ort von allen, welche der Ganges benetzt. Während des Marktes ſind die Stufen jedes Jahr von einer ſolchen Menſchenmenge belagert, daß oft ſchwere Unfälle dadurch entſtehen. Im Jahre 1820 verloren mehre hundert Menſchen das Leben unter dem Haufen, der ſich gierig nach dem Haupt-Ghaut drängte.

Die einzige Straße, aus der Hurdwar gleichſam beſteht, läuft parallel mit dem Ganges, ſie iſt ſehr ſchmal, beſonders an der Stelle, wo ſie ſich gegen den mächtigen Ghaut erſtreckt. Hier liegt das Ufer höher, und eine beträchtliche Anzahl von Stufen führt zum Fluſſe hinab; die Treppe iſt breit und leicht gangbar; ſo lange die jährliche Pilgerung dauert, ſind die Stufen zu verſchiedenen Tageszeiten mit einer unermeßlichen Menge bedeckt; man hat wohl zu Epochen, welche viele Fremde herbeilocken, bis zu einer halben Million Individuen ſich im Verlaufe einiger Stunden an dieſer heiligen Stelle baden ſehen. Um dieſe Jahreszeit iſt der Waſſerſtand am niedrigſten, ſpäter nimmt er zu, durch die Ströme, welche von den Gebirgen herabſtürzen, ſo lange die Winde in dieſen Gegenden herrſchen. Der Ruf der Heiligkeit, in dem dieſe Fluthen ſtehen, macht, daß Individuen beiderlei Geſchlechts ohne Unterſchied darin baden, ohne daß ihr Zartgefühl und Anſtand durch dieſe Miſchung verletzt ſcheinen, obgleich die Tiefe des Fluſſes hier keine vier Fuß beträgt. Auch ſieht man Kinder von jedem Alter, ſobald ſie gehen können, ſich in die heiligen Wellen ſtürzen; dieſe wagen ſich aber ſelten mehr als ein paar Schritte vom Ufer.

Einen merkwürdigen Stoff zur Beobachtung bietet der Unterſchied zwiſchen denen, die nur zum Vergnügen dem heiligen Werke beiwohnen, und den ſtreng Bigotten, die ihr weitſchweifiges Rituale mit ängſtlicher Genauigkeit befolgen. Die erſteren ſcheinen ſich die Freuden des Bades ſchmecken zu laſſen, und zeigen nicht undeutlich, daß ſie in der Erfüllung einer religiöſen Verpflichtung zu gleicher Zeit einen körperlichen Genuß finden. Mit Wolluſt tauchen ſie in das ſanft wogende Waſſer; die Frauen waſchen ſorgfältig ihre langen ſchwarzen Haare, die Männer ihre ſtarken nervigten Glieder. Der reichſte Pilger ſchreitet ernſt durch den Fluß, auf jeder Seite von einem ehrwürdigen Brahminen geführt; ſo bald er mitten im Strome angelangt iſt, tauchen ihn ſeine beiden Wächter drei mal in das heilige Element und führen ihn ſodann ſtillſchweigend zum Geſtade zurück. Ihr Ernſt und das Schweigen haben etwas Feierliches für den eingebornen Zuſchauer, der dieſe heuchleriſchen Prieſter für Inſpirirte hält; für den Fremden aber iſt eine ſolche Scene eben ſo ſonderbar als unterhaltend, denn der Anblick einer auf mehr als hundert Ruthen im Fluſſe ſich drängenden Menge, kann gar leicht ſeine Lachluſt anregen. Von den Alligators hat man hier wenig zu befürchten; dieſe Thiere kommen im Ganges nicht ſo weit hinauf, ſie halten ſich gewöhnlich unten im Laufe des Fluſſes, wo ihnen reichlichere Beute zu Theil wird.

Folgende Umſtände veranlaßten das unſelige Ereigniß, welches in Hurdwar im Jahre 1820 ſtattfand. Am Ende der langen Straße, welche gegen den Ghaut ausmündet, führte ein ſchmaler Gang bis zu den Stufen. Dieſer Gang war ziemlich abſchüſſig und noch ſchmäler an der Seite des Fluſſes als an der der Hauptſtraße. Als nun der Augenblick des Untertauchens in den Fluß gekommen war, und da die Hindu's ſtets ſehr pünktliche Beobachter der Stunden und Jahreszeiten ſind, ſo ſtürzten ſich Alle zugleich in den engen Gang, der ſich in wenigen Augenblicken füllte.

Jedes Jahr aber ſieht man eine unermeßliche Zahl von Fremden ankommen, welche gierig ihre Abwaſchung in dem heiligen Waſſer am erſten Tage der allgemeinen feierlichen Eintauchung vorzunehmen ſuchen. Diejenigen, welche bei dieſer Gelegenheit gekommen waren, kannten die geringe Breite des Ganges nicht, und viele von ihnen, welche ſich hinter der Menge befanden, drängten dieſe vorwärts, ohne die Unglücksfälle zu ahnen, welche daraus entſpringen mußten. Das Gedränge wurde dadurch ſo ſtark, daß die Menſchen, welche das ſchmalſte Ende des Ganges erreicht hatten, nicht Zeit gewinnen konnten, ſich des Druckes dadurch zu entledigen, daß ſie den Nachfolgenden ihren Platz eingeräumt hätten, um eine Stellung gegen den raſchen Strom zu behaupten, der ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt forttrieb. Der Gang war ganz angefüllt, und durch die Mündung konnte man ſo ſchwer gelangen, daß ſich die Menge auf der einen Seite viel ſchneller häufte, als ſie auf der andern auszuſtrömen im Stande war. Endlich wurde die Hemmung ſo fürchterlich, und die ungeheure Maſſe lebender Weſen ſah ſich dergeſtalt zuſammengepreßt, daß ſie gänzlich unbeweglich blieb. Die Leute in der großen Straße wußten nichts von der Lage ihrer in dem ſchmalen Gange eingezwängten Gefährten, ſuchten mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen, und vermehrten die Gefahr auf dieſe Weiſe jeden Augenblick. Immer mehr wuchs der Haufen, immer mehr füllten ſich die Zugänge zum Ghaut mit den Menſchen, die ſich dahin begaben, bis am Ende der Gang völlig zugeſtopft war, und jeder Verſuch ſich zu befreien, fruchtlos blieb. Während dieſes ſchrecklichen

Zeitraums wurden Hunderte von Unglücklichen zu Tode gequetſcht, Andere wurden für ihr ganzes künftiges Leben zu Krüppeln gemacht oder verwundet. Fortwährend erſcholl das entſetzliche Klagegeſchrei der mit dem Tode Ringenden, aber es gab kein Mittel zu entgehen. In ihrem Eifer verſuchten die Gläubigen unaufhörlich vorzudringen, ohne an die ſchrecklichen Folgen zu denken, die aus ihrer Ungeduld für die weiter vorn befindlichen entſtehen konnten, und als ſich am Ende der Lärmen unter der Menge verbreitete, gingen einige Stunden vorüber, ehe die Straße gänzlich frei gemacht war, und man die Größe des Unglücks ermeſſen konnte. Später erfuhr man, daß nahe an tauſend Menſchen zu Tode gedrückt worden waren, worunter mehre Sipayen im Dienſte der Compagnie, welche einen Theil der Truppen ausmachten, die man in Hurdwar ſtationirt hatte, um während der, meiſtens mit Tumulten verbundenen, Feierlichkeiten Ordnung zu halten. Unter den Opfern zählte man viele Weiber und Kinder; die Zahl der Verſtümmelten und Verwundeten wurde, ſo viel ich weiß, nie genau bekannt, aber ſie muß ungeheuer geweſen ſeyn.

Damit man leichter zum Fluſſe gelangen kann, iſt der genannte Gang ſeit dem unglücklichen Ereigniſſe beträchtlich erweitert worden. Um ähnlichen Unfällen zuvorzukommen, hat man überdieß eine zweite Treppe gebaut. Das Ereigniß, von dem ich geſprochen, brachte einen tiefen Eindruck auf die abergläubiſchen Gemüther hervor, die ſich die Urſachen deſſelben nicht zu enträthſeln vermochten. Die Devoteſten betrachteten es als ein unfreiwilliges Menſchenopfer, welches von Ewigkeit durch Siva ſelbſt verordnet worden ſey.

Sonſt geſchah es auch, daß ſich während dieſer periodiſchen Verſammlungen mörderiſche Händel zwiſchen den feindlichen Völkerſchaften entſpannen, die ſich hier zuſammenfanden. Selten verging ein Jahr, ohne daß Ströme von Blut bei den Streitigkeiten der halbbarbariſchen, in Maſſe nach Hurdwar wandernden Stämme floſſen. Die brittiſche Regierung iſt mit ihrer Gewalt in das Mittel getreten, um ſolche Unannehmlichkeiten für alle Zukunft zu verhindern, und es ſind nun ſo weiſe Anſtalten für Erhaltung der Ordnung getroffen worden, daß dieſe Zuſammenkünfte jetzt immer ohne Ruheſtörung und Blutvergießen vorübergehen.

Die großen zur Erfüllung der religiöſen Gebräuche in Hurdwar beſtimmten Perioden kehren alle zwölf Jahre wieder, wenn Jupiter zu gleicher Zeit im Waſſermann ſteht, da die Sonne in den Widder tritt. Die Bewegung der Himmelskörper übt nämlich bei den Hindus einen großen Einfluß auf die Beobachtungen der Gebräuche ihres Cultus aus. Zu dieſer Epoche verſammeln ſich ein bis zwei Millionen in der Stadt, und es war die vorletzte Periode dieſer Art, da das erwähnte Unglück geſchah.

Als ich eines Morgens, den Kopf nach einem Gegenſtand gerichtet, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, am äußerſten Ende der Stadt ſpazieren ging, ſtieß ich an eine alte Frau, die von der Heftigkeit des unerwarteten Stoßes ſogleich umgeworfen wurde; ich half ihr alsbald wieder auf die Beine, doch nie in meinem ganzen Leben habe ich ein ſo völlig ſcheußliches menſchliches Geſchöpf erblickt*). Ihre grauen, ſchlecht gekämmten Haare fielen in wenigen, langen Dochten auf ihre verwitterten Schultern, wie die verdorrten Grashalme über den Rücken eines von der Sonne verbrannten Felſen da und dort herabhängen. Ihre Stirne ſchien gepflügt worden zu ſeyn, denn es waren ſo viele Runzeln darauf, daß man dazwiſchen kaum Raum für eine Nadelſpitze gefunden hätte. Ihre Haut war gleichſam auf die Backenknochen geleimt, ſo daß ſie dem Blicke die abſtoßende Anatomie des Geſichts mit einer beängſtigenden Genauigkeit entblößte. Sie hatte keine Naſe, es blieb nur eine leichte Spur davon, daß etwas Aehnliches auf dieſer jetzt ſo widerwärtigen Phyſiognomie vorhanden geweſen ſey. Die Augen lagen ſo tief, und die Lieder waren ſo zuſammengedrückt, daß man kaum die trüben, matten Augenäpfel erkennen konnte.

Im Augenblicke, da ich ihr aufſtehen half, ſpie dieſes Monſtrum in der Geſtalt eines Weibes einen ſolchen Strom unfläthiger Verwünſchungen gegen mich aus, daß ich mich mit Ekel von ihr entfernte. Ich erfuhr ſpäter, daß ſie im Rufe einer Zauberin ſtand. Es giebt verſchiedene Arten von Zauberinnen und Magiern in dieſem Lande; die furchtbarſten ſind die Dſchiggerkhars oder Leberfreſſer.

„Ein Individuum dieſer Claſſe vermag jeder andern Perſon die Leber durch Blicke oder magiſche Sprüche zu rauben. Nach andern Verſionen dürfen ſie einen Menſchen nur anſchauen, um ihm den Gebrauch ſeiner Sinne zu entziehen. Sie entwenden ihm dann etwas das einem Granat-Saamen ähnlich ſieht, und verbergen es ſorgfältig. Der Dſchiggerkhar wirft hierauf das Korn auf das Feuer, wo es aufſchwillt, und vertheilt es unter ſeine Verbündete; dieſe Ceremonie endigt das Leben der bezauberten Perſon. Ein Dſchiggerkhar kann ſeine Kunſt auch einem andern beibringen, indem er ihn in den Zaubergeſängen unterrichtet und ein Stück von dem Leberkuchen verzehren läßt. Man ſagt auch, ſie können ſich in ſehr kurzer Zeit auf große Entfernun mittheilen, und wenn man ſie mit einem Steine am Halſe in das Waſſe werfe, ſo ſinken ſie dennoch nicht auf den Grund. Um ſie ihrer ſchäd lichen Macht zu berauben, brennt man ihre Schläfe und jede Gliederfug mit heißem Eiſen, füllt ihre Augen mit Salz, hängt ſie während vierzi Tagen in einer unterirdiſchen Höhle auf und ſpricht gewiſſe magiſche For meln über ſie. In dieſem Zuſtande nennt man ſie Detchereb. Obwohl ſi nach dieſer Behandlung die Fähigkeit verloren haben, das Leben Anderer z zerſtören, ſo behalten ſie doch das Vermögen jeden andern Dſchiggerthar zu erkennen, und man bedient ſich ihrer Hülfe, um dieſe Feinde des Menſchengeſchlechts zu entdecken. Durch Zaubermittel oder gewiſſe Tränke können ſie auch viele Krankheiten heilen. Man erzählt viele andere eben ſo wunderbare Geſchichten von ihnen.“

---

*) Die Frauen von Hindoſtan ſind in der Jugend außerordentlich ſchön, aber im Alter we den ſie abſchreckend häßlich.

Während unſeres Aufenthalts in dieſer Stadt ſchloſſen wir uns an eine Tigerjagd an, welche mehre Meilen von der Stadt in einem dichten, an Wild reichen Walde gehalten wurde. In dieſem Theile des Landes ſind die Gehölze ſo ſehr mit Raubthieren bevölkert, daß wir nicht Gefahr liefen, in unſeren Hoffnungen auf eine treffliche Jagd getäuſcht zu werden. Unter den Hindus, die ſich bei unſerem Trupp befanden, waren Bogenſchützen, die ihre Waffen mit ſolcher Geſchicklichkeit handhabten, daß ihre Pfeile ohne alle Schwierigkeit eine Krähe im höchſten Fluge erreichten. Kaum waren wir im Gehölze eingedrungen, als ein mächtiger Tiger hinter einem Bambusſtamme aufſprang. Er konnte unmöglich vorwärts fliehen, denn der Weg war ihm von mehren auf Elefanten reitenden Jägern verſperrt. Die Thiere gaben augenſcheinliche Zeichen von Schrecken bei Annäherung ihres furchtbaren Feindes; dieſer hielt einen Augenblick an und ließ ein langes Gebrüll vernehmen, aber das Geſchrei, das ſich hinter ihm erhob, bewog ihn vorwärts zu ſchreiten. Plötzlich ſprang er gegen einen der Elefanten, der, ſo bald er ihn gegen ſich kommen ſah, augenblicklich ſo umdrehte, daß er nur die am wenigſten verwundbare Seite ſeines Körpers den Angriffen ſeines behenden Widerſachers ausgeſetzt ließ. Nun ſprang ihm der Tiger auf das Kreuz, ſtieß ſeine furchtbaren Klauen daran ein, und zerfleiſchte ihn dergeſtalt, daß er vor Schmerz aufſchrie. So gepackt drückte der Elephant die plumpe Maſſe ſeines Körpers gegen einen Baum, an den er ſich zum Glücke ſtellen konnte, und quetſchte den Tiger ſo unbarmherzig, daß dieſer ſo ſchnell als möglich losließ und vom Kreuze ſeines Feindes herab ſprang. Mit einem zweiten Sprunge ſetzte er abermals gegen das Dickicht, von dem er ſich erhoben hatte. Aber er mußte ſogleich wieder am Fuße eines Pipuls anhalten, und in Folge ſeiner Anſtrengungen und der Quetſchung, die er ausgeſtanden, hörte man ihn heftig ſchnaufen.

Ein indiſcher Jäger (Schikarry), der ſich in den niederen Zweigen des Baumes verborgen gehalten hatte, feuerte in dieſem Augenblicke ſein Gewehr auf den Tiger ab; die Kugel traf mitten auf die Stirne. Er fiel rückwärts, wälzte ſich auf dem Boden, und ſchon wollte der Jäger, der ihn auf den Tod verwundet glaubte, von ſeinem Baume herabſteigen, als ſich zu ſeinem großen Schrecken das wüthende Thier ihm entgegenſtürzte, ihn mit den Klauen bei den Beinen packte und unfehlbar zu Boden geriſſen hätte, wäre nicht einer der Bogenſchützen zu ſeiner Befreiung herbeigeeilt; der letztere ſchoß ſo ſicher, daß der Pfeil durch das rechte Auge und den Schädel drang. Im Augenblicke ließ der Tiger von ſeiner Beute ab und fiel todt nieder, während man ſich beeilte, den armen Schikarry aus ſeiner kritiſchen Lage zu bringen. Er kam mit einigen ziemlich ſchweren, aber nicht gefährlichen Fleiſchwunden weg. Als man das todte Thier unterſuchte; ſah man, daß die Kugel an der Härte des Schädels abgeprallt war, den ſie nur, unter der Haut bis am linken Ohr vorüber dringend, geſtreift hatte, wodurch der Tiger bloß betäubt worden war.

Die Wunden des Elefanten waren ſo bedeutend, daß ihn der Schmerz mehre Tage ſtätig machte, und man mußte ſchmeicheln und drohen, bis er ſich endlich wieder in das Gehölz wagte. Die Elefanten hegen im Allgemeinen große Furcht vor den Tigern, und oft ſträuben ſie ſich, einem Orte auf ein paar Schritte zu nahen, wo ſich ein ſolches Thier befindet, wäre es ſogar todt.

Ehe wir Hurdwar verließen, machten wir einen kurzen Ausflug nach den Ebenen am Fuße des Himalaya-Gebirges. Dort fanden wir ein köſtliches Klima und ein Land von unbeſchreiblichem Wechſel der Schönheit. Alles, was man in dieſer Gegend ſieht, iſt geeignet den Künſtler, und den Naturfreund zu feſſeln. Auch dem Jäger bleibt ſeiner Seits nichts zu wünſchen übrig; es wimmelt von Wildbret aller Art, und kein Tag ging vorüber, ohne daß unſere Tafel reichlich damit verſehen war.

Nachdem wir einige Wochen im Schoße dieſer reizenden Thäler zugebracht hatten, begaben wir uns wieder nach Hurdwar, von da ſchifften wir den Ganges hinab und kehrten nach Calcutta zurück.

II.

Die Ghurka's.

Die Unabhängigkeit der Gebirgsbewohner des Himalaya hat einen bedeutenden Stoß durch die Ghurka's erlitten, welche über den ſüdlichen Theil jener Gegenden herrſchten, bis die engliſch-indiſche Regierung ſie zur Zeit des Krieges gegen Nepaul aus dieſem Beſitze vertrieb. Die politiſche Organiſation dieſer Bergbewohner war rein feudaler Art und litt daher auch an allen gewöhnlichen Gebrechen dieſes Syſtems, und insbeſondere an einem gänzlichen Mangel an Einheit. Das ſehr ausgedehnte Land war in kleine Staaten abgetheilt, deren jeder durch ein unabhängiges Oberhaupt regiert ward; alle dieſe halb barbariſchen Häuptlinge erröthEten nicht, aus der Plünderung ein Eroberungsmittel zu machen, der Stärkere fiel über den Schwächern her, und dieſer mußte ſich von dem erſten loskaufen: ſo kam es denn auch, daß ſie in einem fortdauernden Kriege mit einander lebten.

Die unaufhörlichen Revolutionen, denen ein auf ſolche Weiſe conſtituirtes Land unterworfen war, machten es bei den uncultivirten Sitten des Volkes zu einer leichten Beute für den erſten Eroberer, der kühn genug war, ſeine Berge zu überſteigen und ſo vielen zerſtückelten Gliedern feſte Geſetze zu dictiren, zu deren Annahme ſie um ſo mehr geneigt waren, ſobald ſie ſich unter einer gemeinſchaftlichen Autorität vereinigt ſahen, gegen welche ſie ihre wilde Unabhängigkeit gerne aufgaben.

Der Staat Ghurka oder Gurwal, weſtlich von Nepaul, ward noch vor wenigen Jahren von einem unternehmenden Häuptlinge beherrſcht, der, ſeit entſchloſſen, ſich das ganze Gebirgsland zu unterwerfen, mit aller Kraft dieſes Ziel zu erreichen ſtrebte. Zuvörderſt unterjochte er das fruchtbare Thal von Nepaul, den Schlüſſel ſeiner künftigen Eroberungen. Dieſes Thal umfaßte eine weite Strecke fruchtbaren Landes, das keinen Herrn hatte, und deſſen reiche und mannigfache Erzeugniſſe ihm eine ergiebige Erndte verſprachen. Der ehrgeizige Häuptling ſtarb bald nach dieſer wichtigen Eroberung; ihm folgte ſein Sohn, ein wilder, nicht minder unternehmender Krieger. Er ſetzte den Plan ſeines Vaters mit der ihm eigenen Charakterſtärke fort. Durch ſeine Nachfolger im Beſitze mächtiger Hülfsquellen, wendete er ſeine Waffen gegen die kleinen Regenten des Gebirges, die er trotz ihres kräftigen Widerſtandes in kurzer Zeit unterjochte. Er ward ermordet, worauf ihm ein Fremder von gleichem Range, Namens Umurſing-Thappa folgte, der nicht nur über den Staat Ghurka, ſondern auch über die angränzenden Gebirgs-Diſtricte die Oberherrſchaft uſurpirte. Unter dem Joche dieſes Tyrannen ſahen ſich die Gebirgsbewohner ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beraubt.

Die Ghurka'ſchen Krieger, gewöhnt an eine ſtrenge, aber regelmäßige Disciplin, und mit erfahrungsreichen, umſichtigen Führern verſehen, ſind den übrigen indiſchen Truppen, die wie ſie, nichts von der europäiſchen Taktik verſtehen, häufig überlegen. Die Gefahr verachtend, ſind ſie ſtets bereit dem erſten beſten Feinde, der ſie angreift, Trotz zu bieten. Gehorſam iſt in ihren Augen die erſte Pflicht des Soldaten. Daher opfern ſie auch ihr Leben ohne Zögern der Vollziehung des einmal gegebenen Befehls. Die geringſte Verletzung deſſelben iſt in ihren Augen die größte Beſchimpfung. Ohne einen richtigen Begriff vom Recht, aber beſeelt vom höchſten Pflichtgefühle, gehorchen ſie der Autorität, die ihnen befiehlt, mit ausdauernder und unerſchütterlicher Treue, welche ſelbſt die unmenſchlichſte Behandlung nicht abwendig zu machen vermag. Im höchſten Grade empfänglich für das Gefühl der Ehre, iſt es ein ſeltener Fall, daß ſie das Vertrauen ſelbſt eines Fremden verrathen. Eine lange Reihe von Siegen und ihre wohlbekannte Ausdauer in Vertheidigung ihrer Eroberungen erhob ſie zu Feinden, die für unſere Truppen in dem Kriege gegen Nepaul nichts weniger als verächtlich erſchienen.

Als Beweis des entſchloſſenen Charakters, welchen die Ghurka'ſchen Krieger in der Vertheidigung ihrer Eroberungen entwickeln, mag die Erzählung einer merkwürdigen Thatſache, welche ſich im Jahre 1814 ereignete, genügen.

Eine ſtarke Truppen-Abtheilung unter dem Commando des Oberſten Gilleſpie, eines der tapferſten engliſchen Offiziere, ward zur Belagerung der kleinen Feſtung Kalunga in der Provinz Dhun abgeſendet. Oberſt Gilleſpie hatte das Unglück, beim Sturme getödtet zu werden. Die Beſatzung war etwa 300 Mann ſtark, während das Belagerungscorps wenigſtens 3000 Mann zählte und von muthigen Offizieren voll Erfahrung geführt wurde. Nach einem blutigen Kampfe, in welchem die Letztern viele Leute verloren, ward das Fort von dem Reſte der Beſatzung, beſtehend aus 70 Mann, geräumt, welche ſich mitten durch die von ihren Feinden beſetzten Engpäſſe gewaltſam Bahn brachen, und mit Zurücklaſſung einer kleinen Anzahl Todter, entkamen. Am folgenden Morgen nahm der Offizier, welcher dem Oberſten Gillespie im Commando gefolgt war, Beſitz von dem Fort, wo er nur noch eingeſtürzte Mauern und leichenbedeckte Trümmer fand. Jetzt erſt konnte man den verzweifelten Widerſtand beurtheilen, welchen eine Hand voll halbciviliſirter Krieger gegen weit überlegene, trefflich disciplinirte und von den geſchickteſten Offizieren des engliſch-indiſchen Heeres geleitete Streitkräfte geleiſtet hatte. Was die Belagerten gethan und gelitten hatten, überſtieg allen Glauben. Die Sieger überzeugten ſich vollkommen von der heroiſchen Geduld und dem unbezwinglichen Muthe der Vertheidiger, bei dem furchtbaren Anblicke, der ſich ihren Augen darbot. Die dumpfen Seufzer der Sterbenden zerriſſen das Ohr. Auf dem Boden lagen die Glieder der von den Bomben Verſtümmelten umher. Auf der Stelle, wo jeder die Todeswunde erhalten hatte, lagen die entſtellten ſchwärzlichen, ſchon in Fäulniß übergegangenen Leichen. Die Reſte der im Anfange dieſer mörderiſchen Belagerung Gefallenen waren nur halb mit Erde bedeckt und verpeſteten die Luft durch ihren Geruch. Unter den Todten und Sterbenden fanden ſich auch Weiber und Kinder, gräßlich entſtellt, von denen einige mit jammervoller Stimme um einen Tropfen Waſſer flehten, ihren wüthenden Durſt zu ſtillen, der ſie verzehrte, wodurch die unerträglichen Qualen noch verlängert wurden.

Alle Sorgfalt, welche die Menſchlichkeit gebot, ward den Unglücklichen zu Theil, allein nur wenige kamen mit dem Leben davon. Mehr als 100 Leichen wurden auf einen Holzſtoß gelegt und von unſern eingebornen Truppen verbrannt; die Verwundeten wurden den engliſchen Wundärzten übergeben, denen es gelang, einige derſelben zu heilen.

Gefangene wurden nur wenige gemacht. Zum Beweiſe, daß die Sieger ihren Muth zu würdigen wußten, wurden ſie mit größter Milde behandelt. Die Jahrbücher des Kriegs in Indien bieten wenige Waffenthaten dar, welche der Belagerung von Calunga zu vergleichen, — keine, welche über dieſelbe zu ſetzen wäre. Die einzige, welche eine Parallele mit derſelben aushält, iſt die berühmte Belagerung von Nurtpor, wo der alte Commandant Lake die härteſte Niederlage während ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn in Indien erlitt; gleichwohl iſt bekannt, daß dieſelbe für ihn die Quelle unverſiegbaren Ruhmes ward.

Trotz der beträchtlichen Verluſte, welche die Ghurka's in dieſem Kriege erlitten, zeigten ſie dennoch keine Spur jener feindſeligen Rachgier, welche man ihnen in früherer Zeit zuſchrieb, und die man auch heutzutage noch bei den indiſchen Stämmen häufig findet. Auch keiner ungerechten Wiedervergeltung gaben ſie ſich hin. Sie behandelten die Gefangenen mit der größten Menſchlichkeit und zeigten bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen gegen der engliſchen Offiziere, deren überlegene Taktik ſie mit jener offenen Treuherzigkeit eines tapfern und edelmüthigen Feindes heraushoben. Folgender Beweis dieſes Vertrauens verdient angeführt zu werden.

Während das Geſchütz der Belagerer mit jeder Salve Tod und Verwüſtung in das Fort ſchleuderte, trat ein verwundeter Ghurka'ſcher Krieger auf die Breſche und machte ein Zeichen mit der Hand, als ob er parlamentiren wolle. Sogleich ward das Feuer eingeſtellt, und der Soldat mit Güte aufgenommen. Eine Kanonenkugel hatte ihm den untern Theil des Geſichts weggenommen; er ward den Wundärzten zum Verbande übergeben, und der Zufall wollte, daß er nach einer langen und zweifelhaften Kur wieder hergeſtellt wurde. Sobald er im Stande war, jeder Pflege zu entbehren, brach er zu ſeinen Landsleuten auf, nachdem er erklärt hatte, daß er ſeine Anſtrengungen mit den übrigen vereinigen werde, das Land gegen einen edelmüthigen Feind zu vertheidigen, der aber nichts deſtoweniger der Feind ſeines Volkes ſey. — Der Kampf dauerte nicht mehr lange, und bald ſahen ſich die Gebirgsbewohner mit Hülfe der Engländer von der Herrſchaft der Ghurka's befreit.

Die Eingebornen dieſes wilden und ungaſtfreundlichen Landes flößen weder durch ihr Aeußeres, noch durch ihre Sitten und Gebräuche das mindeſte Intereſſe zu ihren Gunſten ein. Einige Diſtricte machen hievon, jedoch nur ſelten, eine Ausnahme, indem ſich dort einige Individuen fanden, welche an die Race der edlen und tapfern Bergbewohner erinnern. Im Durchſchnitte iſt der Menſchenſchlag klein von Körperbau, aber ihre Glieder ſind nervigt und biegſam, was ihnen Kraft und Behendigkeit verleiht. Ihre Geſichtsbildung iſt nicht einnehmend; ihr Anblick flößt nur Mitleiden mit dem Zuſtande der bürgerlichen und ſocialen Degradation ein, in welcher ſie dahin leben, und ihr knechtiſches und niedriges Benehmen trägt noch mehr dazu bei, dieſen ungünſtigen Eindruck zu befeſtigen. Unter den Bauern befinden ſich ſelbſt die Vornehmſten, Zemindars genannt, welche viel Grundeigenthum beſitzen und vergleichungsweiſe ein wohlhabendes Leben führen, vom moraliſchen Geſichtspunkte aus betrachtet, in keiner beſſern Lage, als ihre Untergebenen. Sie geben ſich denſelben Laſtern einer niedrigen knechtiſchen Handlungsweiſe und der Falſchheit hin. Bei jeder Gelegenheit, die ſich darbietet, lügen und ſtehlen ſie. Ihre Unwiſſenheit macht der Menſchheit Schande, und dennoch beſitzen ſie jene Verſtellungsgabe, welche man bei entarteter Intelligenz ſo häufig findet, im höchſten Grade. Selbſt ihre Fürſten theilen dieſe Laſter, die Unwiſſenheit und die Verachtung alles Unterrichts, wodurch im Verhältniſſe zu ihrer größern Macht unendliches Unheil entſtehe.

Ich erwähnte oben der großen Muskelkraft dieſer Stämme und beſonders derjenigen der ärmern Klaſſen. Bei den meiſten ſind die Beine in gar keinem Verhältniſſe zu dem übrigen Körper. Von den Knöcheln bis zur Hüfte zieht ſich ein Gewebe von Muskeln hinauf, das für einen Rieſen von 6 Fuß aſſen würde, und doch ſind nur wenige größer als 5 Fuß. Allein das thätige Leben dieſer Menſchen erklärt die außerordentliche Entwickelung ihrer Muskeln auf eine einfache Weiſe. Von Kindheit an gewohnt, die ſteilſten Berge oft mit ſchweren Laſten beladen zu erklimmen, erlangen ihre Muskeln eine Elaſtizität, welche man bei den Bewohnern der Ebene nirgends findet. Andrerſeits härtet ſie die Kälte ab, der ſie ausgeſetzt ſind, und macht ſie ganz geeignet, der Strenge aller Klimate zu trotzen. Häufig trägt einer dieſer Bergbewohner eine Laſt von 80 bis 100 Pfunden 5 Stunden weit auf holprigen und ſo ſchmalen Pfaden, daß ſie kaum für Ziegen gangbar zu ſeyn ſcheinen. Mit derſelben Laſt klettert er längs ſenkrechte Felſen, oder ſchwingt ſich die ſteilſten Abhänge hinab, ohne daß ihm dieß alles die geringſten Schwierigkeiten macht.

Trotz ihrer ſocialen Herabwürdigung bilden die Gebirgsbewohner des Himalaya dennoch eine in vielen Beziehungen außerordentliche Menſchenrace. Es ſind nicht alle moraliſchen Fähigkeiten in denſelben erſtickt, die Laſter überwiegen nur die guten Eigenſchaften. Der Bewohner jenes Landes iſt der Sclave ſeiner Leidenſchaften und eines unüberwindlichen Egoismus.

Die hervorſtechendſten Laſter des aſiatiſchen Charakters, Zorn, Verrath, rohe Rachſucht, grollende Falſchheit, niedrige Kriecherei ſind vielleicht bei dieſem Volke nichts anderes als eine Folge ſeiner Berührung mit den Bewohnern der Ebene. Ueberdieß ſind ihre Fürſten vermöge des tödtlichen Haſſes und des Streites, den ſie gegen einander führen, gleich den Feudalherren des Mittelalters, für ſie eine Quelle der abſcheulichſten Beiſpiele. Der erbliche Haß iſt ſelbſt unter den Familien der niedern Stände ſo unverſöhnlich, daß nur die Ausrottung einer der beiden Partheien ihn zu tilgen vermag. Was die Handlungen perſönlicher Rache anbelangt, ſo findet ihre blutgierige Grauſamkeit kaum bei den geſunkenſten Völkern Central-Afrikas ihres Gleichen. Diejenigen, welche durch Reichthum und höhere Geburt die Ergebenheit ihrer Vaſallen durch die Ausſicht auf Raub ſich zu verſchaffen im Stande ſind, fallen über ihre ſchwächern Nachbarn her, plündern ſie aus und überlaſſen es ihnen ſofort, bis auf denjenigen Tag auf Rache zu ſinnen, an welchem ſie dieſe auszuüben vermögen. Als Beweis, welchen geringen Werth ſie auf ein Menſchenleben legen, dient, daß der geringſte Scherz häufig mit Blut bezahlt wird, und mit wahrer Wolluſt ſieht der Beleidigte den Todesqualen ſeines Opfers zu. Inmitten dieſes tief geſunkenen ſittlichen Zuſtandes iſt es kaum nöthig zu bemerken, daß die Tugend unter den Frauen eine unbekannte Sache iſt.

Die Sillenis, oder Träger, eine zahlreiche Klaſſe der ärmſten Gebirgsbewohner, geben ſich der Faulheit in ſolchem Grade hin, daß ſie häufig nur durch Schläge vorwärts gebracht werden können. Für Worte ſind ſie gänzlich taub. Oft werfen ſie auf den gefährlichſten Pfaden plötzlich ihre Laſt ab und legen ſich am Rande der Abgründe nieder, auf die Gefahr hin, bei der geringſten Bewegung hinabzuſtürzen.

Die Frauen des Himalaya ſind von der Natur mehr begünſtigt, als die Männer; ſie ſind ſchlank, und ihre Geſichtsbildung iſt minder unſchön. Die meiſten ſind gut gewachſen und haben jene zarten, reinen Geſichtszüge, welche die indiſchen Frauen im Allgemeinen ſo ſehr auszeichnen. Ihr Aeußeres iſt ſogar angenehmer, als das der im flachen Lande wohnenden Weiber; ihre Haut iſt nicht dunkler, als die der Spanierinnen und Italienerinnen; ſie verlieren jedoch ihre Reize ſehr bald und werden im Alter häßlich. Dieſe ſchnelle Verwandlung, die Quelle bittern Leidweſens für das ſchöne Geſchlecht des ganzen Landes, wird vielleicht dadurch beſchleunigt, daß ſie fortwährend dem häufigen Wechſel des Klimas und der Witterung ausgeſetzt ſind. Sie werden nicht eingeſchloſſen, gleich den Frauen der höhern Klaſſen in andern Theilen Indiens. Die rohe Eiferſucht, welche den Charakter der Hindus beherrſcht, iſt in dieſen Bergen unbekannt. Die Frauen genießen einer Freiheit, von der ſie den weiteſten Gebrauch machen, und die ſich mit den Geſetzen der Moral und der ſocialen Schicklichkeit keineswegs verträgt. Ohne alle Scham leben ſie mit den Männern zuſammen, wodurch ſie jenes Selbſtvertrauen vor Fremden erlangen, das bei den civiliſirteſten Nationen nur den höhern Klaſſen ihres Geſchlechtes eigen iſt.

Dieſe Gebirgsbewohner betrachten ihre Weiber und Töchter als den koſtbarſten Theil ihres Eigenthums. Sie unterziehen ſich den Arbeiten des Ackerbaus mit eben ſo viel Fleiß und Geſchicklichkeit als die Männer, und eben dadurch entziehen ſie ſich jener Gefangenſchaft, welche im Allgemeinen auf den indiſchen und muſulmaniſchen Frauen ſo ſchwer laſtet. Allein ihre unbegrenzte und zu weit getriebene Freiheit ſetzt ſie Unannehmlichkeiten aus, welche vielleicht noch ſchlimmer ſind, als jene Gefangenſchaft. Sie verlieren die Achtung und Liebe der Männer, die, obgleich ſie gar nichts auf gute Sitten halten, dennoch einen Ekel gegen Alles empfinden, was ſich davon entfernt. Daher kommt es, daß ſie ihren Frauen nicht die geringſte Feſſel anlegen, während ſie andrerſeits denſelben auch nicht die geringſte Rückſicht angedeihen laſſen.

Dieſe Gleichgültigkeit einerſeits, und der Mangel jedes zärteren Gefühles andrerſeits bringt in dieſen Bergen einen der ſonderbarſten Gebräuche hervor, welche die Geſchichte der Menſchheit darbietet. Viele Männer leben in gemeinſchaftlichem Umgange mit einer Frau. Es herrſcht ſonach hier die Polyandrie, welche der Polygenie der Muhammedaner entgegen geſetzt iſt. Eine Frau des Himalaya wird häufig das ungetheilte Eigenthum mehrer Brüder, von denen jeder insbeſondere ſich mit ihr kraft eines unauflöslichen bürgerlichen Vertrages verbindet. Die concurrirenden Gatten leben in der innigſten Eintracht. Streitigkeiten ſind höchſt ſelten unter denſelben. Wahr iſt es allerdings, daß dieſe Männer mit ihren ſonderbaren Gebräuchen ſehr ſtrengen geſelligen Geſetzen unterworfen ſind, und daß ſie dieſe mit gewiſſenhafter Genauigkeit befolgen. Das erſtgeborne Kind gehört ſtets dem älteſten der Brüder, und ſo wechſelt die Vaterſchaft der Ordnung nach ab.

Die allgemeinen Begriffe dieſer Volksſtämme über die Tugend der Frauen müſſen als nothwendige Folgen jenes ſonderbaren Gebrauches betrachtet werden, deſſen Urſprung übrigens zu unbekannten, nicht mehr zu entdeckenden Quellen hinaufſteigt.

Der unter den rajputiſchen *) Stämmen häufige Kindermord zwang dieſe Stämme, ihre Frauen aus ſolchen Racen zu wählen, welche in näherer Blutsverwandſchaft mit ihnen ſtanden. Da die Gebirgsvölker des ſüdlichen Theils des Himalaya auf eine gewiſſe Blutsverwandſchaft mit den Rajputen Anſpruch machen, ſo laſſen ſich die häufigen Entführungen von Seiten dieſer letztern erklären, weil nur dadurch der Erſatz der kraft des Geſetzes ermordeten Kinder weiblichen Geſchlechtes möglich wird; und hieraus entſpringt wieder die Seltenheit der Frauen bei den Nachbarſtämmen der Gebirgsvölker, für welche die Polyandrie das einzige Mittel iſt. Noch heutzutage werden die jungen Mädchen der Gebirgsbewohner in das ebene Land gebracht und dort mehr oder minder theuer verkauft, je nachdem ſie mehr oder weniger ſchön zu werden verſprechen. Die unaufhörlichen Mordthaten, welche die rajputiſchen Stämme entvölkern, zwingen ſie, ihre Weiber aus andern Stämmen zu nehmen. Wäre der Ort, woher ſie dieſelben beziehen, auch noch zweifelhaft, ſo ſcheint mir das Beſtehen der Polyandrie im Himalaya ganz geeignet, dieſen Zweifel zu löſen.

---

*) Noch vor etwa dreißig Jahren war es allgemeine Sitte der Rajputer, ihre Kinder weiblichen Geſchlechts unmittelbar nach der Geburt zu tödten, aus Furcht ſie nicht paſſend unterzubringen. Dieſer barbariſche Gebrauch ward in Folge der Bemühungen des Herrn Duncan, des frühern Gouverneurs von Bombay, abgeſchafft.

* * *

Wohnungen der Bergbewohner. Die Civilians von Calcutta.

Es iſt eine auffallende Thatſache, daß die Bewohner des Himalaya, ſo entartet ſie ſind, und ſo weit ſich ihre Gebräuche von denen anderer civiliſirter Völker entfernen, dennoch unter gewiſſen Umſtänden im Aeußern ein gekünſteltes Benehmen zeigen, das man bei ungleich vorgerückteren Nationen nicht findet. Neben ihren rohen Sitten und der knechtiſchen Kriecherei gegenüber von Höheren, oder von ſolchen, von denen ſie etwas zu erwarten haben, zeigen dieſe Menſchen eine Leichtigkeit und Anmuth in ihrem Benehmen, welche zum wenigſten derjenigen aller europäiſchen Gebirgsvölker gleichkommt. Ihr Auftreten iſt offen und ohne Verlegenheit, beſonders wenn ſie keine Abſicht haben, denn in dieſem letzteren Falle nehmen ſie gern ihre halbwilde Unterwürfigkeit wieder an. Die Meiſten ſind gut gekleidet; ihre gut, reinlich und bequem erbauten Wohnungen ſind den beſcheidenen Hütten Schottlands oder der Alpen weit vorzuziehen. Nur die Wohnungen des ärmeren Theils machen hier, wie überall, eine Ausnahme.

Die Bauern dieſer Berge beurkunden ein ungewöhnliches Talent im Anbau, wenn man die undankbare Beſchaffenheit des Bodens und die unregelmäßige Lage deſſelben berückſichtigt.

Mit Staunen ſieht man reifende Saatfelder auf den ſteilen Abhängen der Berge, wo der Fuß des Menſchen kaum zu haften vermag. Nur die Erfahrung des Ackerbaues und ein ausdauernder Fleiß konnten dieſes Reſultat hervorbringen. Rauhe Felſen und Abgründe, mit wildem Unkraut überwachſen, ſind in fruchtbare Felder verwandelt. Die Weiden ſind mit Heerden, die Thäler mit Aehren bedeckt, und es gewährt nicht geringen Troſt, daß in einem Lande, das ſowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht einen ſo zurückſtoßenden Anblick darbietet, der Menſch, obwohl auf der unterſten Stufe geſelliger Entartung befindlich, dennoch ein gewiſſes Etwas bewahrt hat, das ihn auf der Stufenleiter der Menſchheit wieder einigermaßen erhebt.

Im Ganzen genommen ſind die Wohnungen der Bergbewohner ziemlich bequem und, wenn man die Gewohnheiten des Landes in Betracht zieht, im allgemeinen reinlich gehalten. Sie beſtehen aus zwei bis drei Stockwerken. Der untere Raum dient zur Aufnahme des Viehs und der größern Geräthſchaften; in den obern Stockwerken wohnt die Familie. Die Zimmer haben abgehobelte und wohl aneinander gepaßte, tannene Bretterböden; ſie ſind nicht ſehr geräumig; dabei iſt für hinreichende Helle und für Abhaltung der Kälte geſorgt. Statt der Fenſter ſind kleine Oeffnungen in den Mauern und zwar immer auf der von der Wetterſeite abgewandten Wand angebracht. Man findet deren nie mehr, als die Nothwendigkeit bedingt. Da das Glas ihnen unbekannt iſt, ſo werden die Fenſter bei Nacht, zum Schutze gegen die Kälte mit wohl paſſenden dünnen Holzſcheiben geſchloſſen, wodurch der Zweck vollkommen erreicht wird. Die Mauern der Häuſer ſind von Erde aufgeführt; häufig ſieht man auf denſelben einige der ſonderbaren Figuren ihrer Mythologie gemalt. Der Heerd befindet ſich ſtets in der Mitte des Gemachs; er beſteht aus einem einfachen Steine, auf welchem das Feuer gemacht wird. In Ermanglung der Kamine zieht ſich der Rauch zu den Fenſtern hinaus; da dieſe jedoch ſehr klein ſind, ſo entwickelt ſich hieraus ein Rußgeruch, der nur für ſolche erträglich iſt, die durch die Länge der Zeit daran gewöhnt ſind. Die ganze Familie ſchläft bunt durch einander in einem Bette, welches in einer mit weichem Laube gefüllten Matratze beſteht, die in einem Winkel des Zimmers unter den Fenſtern liegt, ſo daß man dadurch gegen die eindringende Nachtluft geſchützt iſt. Die einzigen Geräthſchaften, welche in dieſen Wohnungen zu finden ſind, beſtehen aus einigen irdenen Gefäſſen von verſchiedener Form und zu verſchiedenem Gebrauche. Man gelangt in jedes Stockwerk mit Hülfe eines ſtarken Balkens, der von Fuß zu Fuß Einſchnitte hat, und an welchem die Bewohner eben ſo raſch als geſchickt hinanklimmen.

Obgleich die Wohnungen in den Gebirgen ziemlich reinlich gehalten ſind, ſo iſt es doch rein unmöglich, das Ungeziefer daraus zu vertreiben, das unter dieſem Himmelsſtriche in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden iſt, daß es für Fremde zu einer unerträglichen Plage wird. Die Eingebornen halten dieſe Geißel jedoch eher für einen Vortheil, als für eine Qual. Ihren Anſichten zu Folge erregen dieſe Schwärme von Inſekten, welche ſich fortwährend auf ihren Körper werfen, die Thätigkeit der Haut, und verhindern jene Erſchlaffung, welche man häufig in kalten Ländern findet, wo das Blut nicht immer in der gehörigen Thätigkeit erhalten wird. Iſt ihr Körper dergeſtalt mit Ungeziefer bedeckt, daß deſſen Menge ihnen läſtig wird, ſo ſtürzen ſie ſich angekleidet in das Waſſer und vernichten auf dieſe Weiſe in einem Augenblicke ganze Myriaden dieſer zudringlichen Gäſte.

Der Abſtand zwiſchen der ariſtocratiſchen Wohnung eines reichen Civilians[*] von Calcutta und den rohen Hütten dieſer kräftigen Gebirgsbewohner iſt höchſt auffallend. Der erſtere iſt umgeben von Allem, was Reichthum und Luxus nur immer aufzutreiben vermögen. Auf einem bequemen Lehnſtuhle ſitzend, ein Bein nachläſſig auf einen eleganten Mahagonitiſch ausgeſtreckt, das andere auf einen prachtvollen **Marah** (Tabouret) geſtellt, raucht er ſeinen **Hukah** mit all' der Indolenz, welche eine Temperatur von 94 Graden (Fahrenheit) einflößt. Sein **Sircar***) nähert ſich ihm mit einem tiefen **Salaam**, um ſeine Befehle für den heutigen Tag zu empfangen. Der **Houkabbadar****) ſteht immer bereit, den erſchöpften Willam zu erſetzen; der **Pidah*****), — um die Befehle ſeines Herrn nach allen Richtungen hinzutragen, während ein Sclave mit der Handhabung des **Punka******) beauftragt iſt und ihm unaufhörlich mit dem breiten Palmblatt friſche Luft zufächelt. Für alle ſeine Bedürfniſſe iſt zum Voraus geſorgt, ihm ſelbſt bleibt nichts anderes zu thun übrig, als zu denken; kaum hat er einen Wunſch ausgedrückt, ſo iſt er auch ſchon erfüllt. Eifrige Diener nehmen ihm den Bart ab, kämmen ſeine Haare, waſchen ſeine Füße, beſchneiden ihm die Nägel. Legt er ſich auf ſein Ruhebett, ſo fächelt ihm ein Muſulman oder ein Hindu Luft zu. Schläft er, ſo ſetzt man über ſeinem Haupte einen Yakſchweif in Bewegung, deſſen ſanftes und erfriſchendes Wehen die zudringlichen Moskiten verſcheucht. Zieht er ſich zurück, um der Nachtruhe zu genießen, ſo wird er von einem ehrfurchtsvollen Diener ausgekleidet, und ſteht er nach langem Schlafe auf, ſo ſind dieſelben Hände beſchäftigt, ihn anzukleiden. Er verläßt ſeine Wohnung ſelten anders, als auf den Schultern von vier kräftigen Dienern, welchen vier andere zu ſeiner Bedienung folgen. Zuweilen zieht er vor, zu Fuß auszugehen; dann deckt ihn ein Chatta (Sonnenſchirm), deſſen reiche Verzierungen in den Strahlen der Sonne erglänzen; eine Menge Diener von verſchiedenen Rangſtufen und Aemtern folgt ihm, ſo daß ſein Spaziergang einer förmlichen Prozeſſion gleicht.

---

[*] So heißen in Oſtindien alle Civilbeamten der Compagnie und der Regierung, und zuweilen ſogar die Pflanzer, im Gegenſatz zu den Militärperſonen.

Ein ſolcher Luxus iſt den Bergbewohnern des Himalaya unbekannt. Gleichwohl verdienen ſie in ihren wilden Wohnſitzen, wo ſie den Erſchütterungen der Erde und den Stürmen des Himmels trotzen, noch eher die Sympathie der Menſchen, als der Sybarite, der mehr einem Opfer der Civiliſation, als einem lebenden Beiſpiele ihrer Gewalt gleicht. Im Himalaya findet man ſelten einzelne Wohnungen. Am Abhange der Hügel bilden die Häuſer Gruppen zu zehn bis zwanzig und erſcheinen auf dem dunkeln Grasboden gleich weißen Punkten, welche einen angenehmen Wechſel in die Landſchaft bringen. Jedes Dorf hat ſeinen Tempel, der, wenn gleich von roher Bauart, dennoch nicht ohne gewiſſe Eleganz und richtige architektoniſche Verhältniſſe iſt. Häufig ſind ſie 60 — 70 Fuß hoch und in mehre Stockwerke getheilt. Um von einem Stockwerke in das andere zu kommen, bedient man ſich deſſelben Mittels, wie bei den Häuſern. Die Religion dieſer Bergbewohner ſcheint eine Miſchung der verſchiedenen Sekten Hindoſtan's zu ſeyn, und ihre Prieſter ſind in den Shaſter's, Sedah's und Parana's *) nicht beſſer unterrichtet als ſie ſelbſt.

---

*) Eine Art von Haushofmeiſter.

**) Der Houkabbadar hält ſich ſtets hinter dem Hukah.

***) Der Pidah iſt ein Diener zu Fuß.

****) Der Punka iſt ein großer Fächer von Blättern, oder eine viereckigte mit Mouſſelin überzogen und an die Decke befeſtigte Rahme. Ein Sclave ſetzt ihn mittelſt einer Schnur in Bewegung und verbreitet dadurch einen ſanften Luftzug im Zimmer.

In einigen Diſtrikten des Himalaya findet man Beiſpiele einer ſonderbaren Begräbnißweiſe. Wenn eine Perſon ſtirbt, die reich genug iſt, um die Koſten eines pomphaften Leichenbegängniſſes zu beſtreiten, ſo iſt es Sitte, den Körper auf eine Art zu behandeln, welche nach meiner Anſicht mehr geeignet iſt, die reichen Leute mit Schauder zu erfüllen, als ihnen ein Vorgefühl der Befriedigung einzuflößen. Zuvörderſt wird der Körper ſorgfältig abgewaſchen, und nachdem er durch verſchiedene Ceremonien gehörig vorbereitet iſt, bringt man ihn in einen großen Mörſer, wo man ſowohl Knochen als Fleiſch gehörig zermalmt, bis das Ganze eine dichte Maſſe bildet. Hierauf macht man kleine Klöſe daraus, die man auf ein dieſem beſondern Gebrauche geweihtes Feld bringt, und dort auf den Boden ſtreut, wo ſie gar bald die Beute der Weihe werden, welche ſtets in großer Anzahl ſich in der Nähe dieſes Feldes aufhalten. Dieſe Raubvögel werden von den Prieſtern für heilig gehalten, welche denſelben regelmäßige Wohnung geben. Es ſind beſondere Leute mit der Aufſicht dieſer Vögel beauftragt, damit Niemand ſie von ihrem Lieblingsaufenthalte vertreibe, oder auf irgend eine Weiſe ſtöre. Niemand, außer dieſen Wächtern, hat die Erlaubniß, ſich denſelben zu nähern, obwohl dieſe Vorſichtsmaaßregel kaum nöthig iſt, da der Aberglaube des Volks ſo groß zu ſeyn ſcheint, daß es als eine Handlung der größten Gottesverachtung angeſehen werden würde, das Aſyl dieſer befiederten Menſchenfreſſer zu ſtören. Von den geheiligten Weihen verſchlungen und verdaut zu werden, iſt eine ſehr theure und nur den höchſten Claſſen vorbehaltene Art von Begräbniß. Dasjenige der Aermern wird auf verſchiedene Weiſen bewerkſtelligt; zuweilen verbrennt man ſie; zuweilen wirft man ſie in den nächſten Fluß; häufig ſezt man ſie auf dem Gipfel irgend eines unbewohnten Berges aus, wo ſie den Geyern zur Nahrung dienen.

In gewiſſen Diſtrikten geben die Einwohner die Leichen ihrer Anverwandten und Freunden der Gefräßigkeit wilder Thieren preis. Dieſelben werden mit großen Ceremonien nach einem von einer Mauer umſchloſſenem Raume gebracht und gänzlich entkleidet auf eiſerne Gitter gelegt, damit ſie deſto leichter verzehrt werden können. Eine ähnliche Sitte findet man bei den Parſis von Bombay, welche von den Gebern, oder den alten Feueranbetern abſtammen. Um das ſchreckliche Schauſpiel, das auf dieſen Begräbnißplätzen ſtatt

---

*) Die heiligen Bücher der Hindu.

findet, dem Auge zu entziehen, umgibt man ſie mit einer hohen Mauer und verſieht ſie mit einer breiten Oeffnung, die Tag und Nacht für Hunde, Schakal's und andere Raubthiere offen bleibt.

Die Thiere, welche ſich im Himalaya-Gebirge aufhalten, ſind weder ſo zahlreich, noch ſo wild, als diejenigen des ebenen Landes. Den Elefanten findet man häufig in den niedern Regionen, zuweilen auch das Rhinoceros, wiewohl ſelten. Tiger und Leoparden wohnen in den Wäldern, beſuchen jedoch die höher liegenden Orte nicht. Dagegen gibt es dort verſchiedene Arten von Wild in großer Menge. Wilde Schweine ſind nicht ſelten, nur ſind ſie kleiner und nicht ſo gefährlich, als im flachen Land. Auch Büffel ſind in dieſen öden Gegenden zu Hauſe, doch halten ſie ſich nur am Fuße der Berge auf. Auf den unbewohnten Theilen des Gebirges finden ſich Haſen, Affen, Schakal's und Füchſe.

Die Bäume haben an einigen Stellen einen wahren Rieſenwuchs; manche haben 20 Fuß im Umfang, und erheben ſich zu einer Höhe von mehr als 150 Fuß. Der Stamm iſt bis zu 60 Fuß hinauf gänzlich von Zweigen entblößt; dann beginnt eine reiche Blätterkrone und bildet einen unermeßlichen belaubten Pavillon, der ſeinen Schatten im Glanze der untergehenden Sonne weit hin wirft und die Abhänge der benachbarten Höhen verdunkelt. In dieſen Bergen hat alles einen ſo rieſenhaften Maßſtab, daß alle Gegenſtände von kleinern Verhältniſſen unglaublich verkürzt erſcheinen. In einiger Entfernung gleicht die menſchliche Geſtalt nur noch einer Marionette, während Pferde und Ochſen nicht größer zu ſeyn ſcheinen, als Hunde.

Das ſonderbarſte Thier des Himalaya iſt das Moſchusthier, eine Art von ſchüchternem und äußerſt wildem Damhirſche; es hält ſich an den abgelegenſten ödeſten Stellen auf und flieht nicht nur den Menſchen, ſondern auch alle nicht zu ſeiner Gattung gehörige Thiere; es ſucht die unzugänglichſten Berggipfel auf und lebt in Schluchten und Abgründen, wohin der menſchliche Fuß nicht zu dringen vermag und wo die ſtrengſte Kälte und ewiger Schnee herrſchen. Man findet es ſelten unter 12,000 Fuß über dem Meere. Zuweilen iſt es genöthigt, jene hohen Regionen zu verlaſſen, um weiter abwärts ſeine Nahrung zu ſuchen.

Das ausgewachſene Moſchusthier iſt etwa von der Größe eines halbjährigen Kalbs; ſeine Geſtalt iſt regelmäßig, ſein Kopf dem des wilden Schweines ähnlich, während ſeine Füße genau denen des Damhirſches gleichen. Der Rüſſel iſt ſchmal, die Geſichtshaut runzlig. Zwei lange Hauer ſtehen aus dem Oberkiefer vor, ſie ſind etwas gebogen und reichen um einige Zolle über den Unterkiefer hervor. Das Thier iſt äußerſt lebendig, aber ſo ſcheu, daß es ſchwer hält, es aufzufinden, ſelbſt wenn es ſchon getödtet iſt, indem es ſich nach ſo abgelegenen und unzugänglichen Orten flüchtet, daß ſelbſt die Bergbewohner, wenn ſie eines tödtlich getroffen haben, es oft nicht wagen, ihre Beute aufzuſuchen. Der Moſchus befindet ſich in einem Beutel unter dem Bauche und dieſer Beutel muß abgeſchnitten werden, ſo lange das Thier noch lebt, weil man behauptet, im entgegengeſetzten Falle trete der Moſchus in das Blut zurück und mache das Fleiſch ungenießbar. Das Moſchusthier iſt ſo ſelten, daß jedesmal, wenn ſich eines zeigt, ſämmtliche Bewohner des Diſtrikts ſich zur gemeinſchaftlichen Jagd vereinigen, obwohl die Erlegung des Thiers nicht mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, als deſſen Entkommen.

Nicht ohne große Mühe und Koſten verſchafft man ſich den Moſchus dieſes Thieres in ſeinem natürlichen Zuſtande. Die Eingebornen fabriciren einen nachgemachten Moſchus, der in großer Menge nach China, Thibet in das Flachland Hindoſtans verkauft wird.

Man findet mehre dieſen Bergen eigenthümlich angehörige Vögel: einer der merkwürdigſten iſt der Ritnal. Dicker und ſchöner als der Faſan, zu deſſen Geſchlecht er gehört, iſt er auch größer und von minder zarter Form, obwohl er jenen durch den Glanz ſeines Gefieders um vieles übertrifft. Am ganzen Leibe iſt er von einem glänzenden Dunkelblau, nur der Hals iſt dunkel purpurfarbig und ſpielt in Grün und in Scharlach, ſo daß er die Sonnenſtrahlen zurückwirft, und dieſe eine Art von Lichtſchein um ihn verbreiten. Sein Rücken iſt bis unter die Flügel weiß. Wenn er fliegt, dehnt ſich ſein Schweif in die Breite aus; die Federn deſſelben ſind von lebhafter Zimmtfarbe. Auf dem Kopfe hat er eine dichte Haube vom prächtigſten Farbenwechſel, die er nach Willkühr aufrichten und zurücklegen kann. Im Augenblicke des Auffliegens gibt er einen ſanften, pfeifenden und hellen Ton von ſich, den man auf beträchtliche Entfernung hört. Dieſer Vogel iſt ſehr ſcheu, und läßt ſich nur ſelten ſehen. Gleich dem Moſchusthier hält er ſich nur auf den höchſten und abgelegenſten Punkten der Berge auf, wohin der Fuß des Menſchen kaum zu dringen wagt, deßhalb iſt er auch ſehr ſchwer zu fangen. Sein Fleiſch ſoll ſchmackhafter ſeyn, als das des übrigen Wildes; übrigens iſt es den Eingebornen nicht geſtattet, daſſelbe zu genießen. Es gibt in dieſen Gegenden noch andere Vögel vom Geſchlechte der Faſanen, keiner kommt jedoch dem Ritnal gleich, was die Schönheit des Gefieders und die Schmackhaftigkeit des Fleiſches anlangt.

Noch einen Vogel findet man in Himalaya, dem man ſich leichter nähern kann, und der vielleicht aus dieſem Grunde weniger geſchätzt wird. Der wilde Hahn iſt von gleicher Größe, wie der Haushahn; ſein Gefieder iſt hell braun; ſein kleiner zierlicher Kopf gleicht dem des wilden Steinhuhns; er iſt ziemlich gemein, ſteht jedoch in jeder Beziehung unter dem Faſan.

Das Rebhuhn findet ſich in großer Menge in den Wäldern; es iſt von trefflichem Geſchmacke; überdieß iſt es ein ſehr ſchöner Vogel; ſeine Geſtalt iſt zierlicher, als die des gemeinen Rebhuhns, und nähert ſich mehr derjenigen der Wachtel, die es jedoch an reichem, äußerſt wechſelndem Gefieder übertrifft, obwohl die rothe und die weiße Farbe vorherrſchen. Es hat die ſonderbare

Gewohnheit, ſich mit Staub zu bedecken, um ſich in der Sonne zu wärmen, ſo daß es von weitem einem Maulwurfshaufen gleicht, bis zu dem Augenblicke, wo es, in ſeiner Ruhe geſtört, plötzlich den Staub abſchüttelt, und ſeine prachtvollen Flügel, die im Strahle der Sonne erglänzen, entfaltet, als wohne ihm das ſtolze Gefühl des lebhaften Glanzes inne, womit die Natur es begabt hat, und dann plötzlich in das undurchdringliche Dickicht der Wälder verſchwindet.

Das ſchwarze Rebhuhn, das durch ganz Indien verbreitet iſt, findet ſich gleichfalls in großer Menge im Gebirge. Das Fleiſch dieſes Vogels iſt ſehr ſchmackhaft und dem des europäiſchen Rebhuhns weit vorzuziehen.

Auf unſerer Reiſe durch die Ebene bis nach Serinagur fiel uns die einfache Art auf, mit welcher die Bergbewohner ihre Bienen behandeln, von denen ſie im Allgemeinen zahlreiche Schwärme beſitzen. Sie verwenden die größte Sorgfalt auf dieſelben, und belohnen die Arbeiten dieſer thätigen Inſekten durch große Aufmerkſamkeit und gute Behandlung. In dieſer Beziehung, ſo wie in mancher anderen, konnten unſere Landleute manche nützliche Lehren von den Indiern empfangen. Da der Honig eine Lieblingsnahrung der Bewohner des Himalaya ausmacht, ſo iſt der Verbrauch deſſelben beträchtlich, und bildet deshalb auch einen wichtigen Artikel ihres innern Handels. Der Honig iſt von allen Lebensmitteln dasjenige, welches man am häufigſten auf ihrem Bazar aufgeſtellt findet, und das am ſchnellſten abgeht. Ohne die Bienen zu vernichten, gewinnen ſie den Honig mittelſt eines ausgehöhlten hölzernen Cylinders, den ſie auf derjenigen Seite, die am meiſten vor dem Winde geſchützt iſt, in die Mauer ihrer Hütten einlaſſen, ſo daß der Durchgang von außen nach innen frei iſt. In der Mitte dieſes Bienenſtockes befindet ſich eine bewegliche Wand, die man offen läßt, ſo lange ſie den Honig fertigen; ſo bald jedoch die Waben gefüllt ſind, ſchlägt man mit Geräuſch an das innere Ende des Cylinders, und vertreibt dadurch die Bienen; wenn ſie ſich zurückgezogen haben, ſchließt man den Cylinder mittelſt der beweglichen Wand in der Mitte, und nimmt die Honigkuchen von der innern Seite heraus; ſofort öffnet man den Bienenſtock wieder, worauf die Bienen ihre Arbeit auf's Neue beginnen.

Serinagur, wo wir uns einige Zeit aufhielten, iſt die Hauptſtadt von Gurwal; ſie liegt auf dem ſüdlichen Ufer des Alacananda, eines Hauptarmes des Ganges, des heiligen Fluſſes, etwa ſieben Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Bhagnerutti, an der Stelle, wo mehre Ebenen zuſammenfallen und das ſchöne Thal von Serinagur bilden. Dieſe Stadt war ehemals von hoher Wichtigkeit vermöge ihres Marktes, wo die Produkte der auf beiden Seiten des Gebirges liegenden Länder zuſammenfloſſen. Sie litt jedoch in Folge eines Erdbebens im Jahre 1803 großen Schaden, und befindet ſich ſeit jener Zeit in einem Zuſtande des Verfalls, aus dem ſie ſich wahrſcheinlich nie wieder erheben wird

Nuſchibabad.

Nach einigen zu Serinagur verlebten Tagen, woſelbſt wir von dem Rajah mit der größten Biederkeit aufgenommen wurden, brachen wir wieder nach dem flachen Lande auf. Nach Verlauf von vier Tagen erreichten wir Nuſchibabad; hier ſchlugen wir unſere Zelte auf und machten einen kurzen Halt. Dieſe kleine Stadt ward von Nuſchib-ud-Dowlah erbaut, der ſeiner Zeit einige Berühmtheit erlangte durch den von ihm entworfenen Plan, ſich des Handels zwiſchen der Provinz Caſchemir und Hindoſtan zu bemächtigen. Nuſchibabad liegt etwa 20 Meilen ſüdöſtlich von Hurdwar und 95 Meilen von Delhi. Seit dem Erdbeben von Serinagur hat ſie beträchtlich von ihrer frühern Wichtigkeit verloren.

Wir überſchritten den Ganges bei Depur, und ſetzten unſern Weg gegen Anopſchur, einer Militär-Station oberhalb Futtyghur, fort. Nach einer Reiſe von vier Tagen paſſirten wir die Jumna bei Kyratta und betraten ſofort die noch immer prachtvolle Hauptſtadt des Mogul-Reiches. Allein Delhi iſt bei weitem nicht mehr, was es unter der Herrſchaft der Timur war. Ihr Glanz iſt verſchwunden; doch macht das, was davon übrig blieb, immer noch einen herrlichen Aufenthalt aus dieſer Stadt.

Die neue Stadt Delhi, gegenwärtig der Sitz der muhammedaniſchen Herrſchaft von Hindoſtan, ward durch Schah Jehan im ſiebenzehnten Jahrhundert erbaut und nach ihm Schahychanabad benannt; ſie hat etwa ſieben Meilen im Umfange und erhebt ſich auf dem weſtlichen Ufer der Jumna. Sie wird gedeckt durch eine lange und hohe Mauer, die jedoch den Angriffen der heutigen Artillerie nur geringen Widerſtand leiſten würde. Die Stadt enthält nichts beſonders Merkwürdiges und ſteht an Pracht vielen andern Städten Hindoſtans von minderer Wichtigkeit nach. Sie hat ſieben Thore; bei einem derſelben befindet ſich ein Collegium, welches Gebäude nicht ohne Schönheit iſt; da es heutzutage keine Beſtimmung hat, ſo iſt es dem Verfall nahe. Die Paläſte von Saadet Khan und des Sultans Darahiſchekoh ſind elegante Gebäude, von hohen Mauern umgeben, und enthalten Buden, Thiergärten, Stallungen und ſonſtige Nebengebäude. In demſelben Stadtviertel findet man einige ſchöne Moſcheen, unter andern auch die berühmte Musſchid, wo im Jahr 1739 der perſiſche Eroberer, der blutgierige Nadir-Schah ſich niederließ, um der Niedermetzlung der unglücklichen Einwohner von Delhi zuzuſehen.

Die Gärten von Schalimar, welche zur Zeit der Erbauung der neuen Stadt angelegt wurden, ſollen über hundert Lak Rupien, oder über eine

Million Pf. Sterling gekoſtet haben. Im Anfang waren ſie mit einer hohen Mauer von Backſteinen umgeben und nahmen einen Raum von mehr als einer Meile im Umfange ein. Heutzutage ſind ſie ſo gänzlich im Verfall, daß auch keine Spur mehr von der frühern Herrlichkeit zu ſehen iſt. Von der Mauer dieſer Gärten gegen Süden, ſo weit das Auge reicht, bietet die Gegend den Anblick einer weiten, mit ſtolzen Ruinen bedeckten Ebene, den Reſten des alten Indrapraſtha *) dar. Moſcheen, Grabmäler, Paläſte, Obſervatorien, Luſthäuſer, Collegien, Bäder, Serails, liegen alle bunt durcheinander auf der Erde und zeigen durch ihre herrlichen Trümmer, wie groß die Pracht dieſer Stadt zur Zeit ihrer Macht geweſen ſeyn muß. Selbſt Ober-Egypten, ſo reich an Zeugniſſen vorübergegangener Größe, bietet nichts Höheres dar, als dieſe Ruinen des alten Delhi.

Allein wenn auch dieſe ehemals prächtige Hauptſtadt verſchwunden iſt, und heutzutage nur noch in der Erinnerung der Geſchichte lebt, ſo haben ſich dagegen andere Städte erhoben, die wenn auch nicht ſo prachtvoll, doch von gleich großer Wichtigkeit ſind. Nichts verſchwindet ohne Grund auf Erden; jeder Verluſt wird durch einen Gewinn ausgeglichen. Ein Menſch ſtirbt, ein anderer wird geboren. Ein Reich ſtürzt und geht zu Grunde, ein anderes erhebt ſich und wird blühend.

„Die Spinne,“ ſagt ein perſiſcher Dichter, „hat ihr Geſpinnſt in den Paläſten der Kaiſer gewoben, und die Eule ihren nächtlichen Ruf von den Thürmen von Afraſiabs ertönen laſſen.“

„Betrachtet die ganze Natur, alles iſt Verwandlung in ihrem Innern; alles wechſelt, nichts ſtirbt. Der Tag folgt auf die Nacht, und die Nacht auf den erlöſchenden Tag. Die Geſtirne gehen auf und wieder unter, um abermals aufzugehen. Die Erde folgt demſelben Beiſpiele. Sehet den lachenden Sommer mit ſeinen grünen Laubgewinden, und mit ſeinen duftenden Blumen; er verliert ſich in dem blaſſen Herbſte; der düſtere Winter mit ſeinen Stürmen, mit ſeinem Froſte verdrängt den Herbſt und ſeine goldenen Früchte, und macht dann wieder dem Frühlinge Platz, dem ſüßen Frühlinge, der mit ſeinem liebkoſenden Athem von den wärmeren Wohnungen des Südens herüber kommt. Alles verwelkt, um wieder aufzublühen. Wie an der Bewegung des Rades wechſelt Steigen und Fallen: Ein Bild des Menſchen, der vorübergeht und nicht ſtirbt.„

---

*) Dieß iſt der Sanſcrit Name des alten Delhi.

* * *

Ein Goſsein. Gholaum Kaudir. Das Serail. Die weiblichen Offiziere.

Als ich eines Morgens mein Zelt verließ, das in der Nähe der Mauern von Delhi unter einem Tamarindenbuſche aufgeſchlagen war, gewahrte ich einige Schritte von mir einen Goſſein, der ſich an die Trümmer einer Säule lehnte. Seine ſtumme und flehende Stellung ſchien auszudrücken, daß er von mir oder den Vorübergehenden ein etwas reelleres Zeichen des Wohlwollens, als einen bloßen Gruß erwarte. Dieſe Fanatiker haben die natürliche Ordnung der Dinge geradezu umgekehrt: ſie betrachten nämlich denjenigen, welcher empfängt, wenn es jemand von ihrer Kaſte iſt, als den Wohlthäter, und denjenigen der gibt, als den Verpflichteten, wenn er einer andern Kaſte angehört.

Als ich mich ihm näherte, ſah ich, daß ein dicker eiſerner Spieß durch ſeine Wangen getrieben und an den Enden umgenietet war: ein eiſerner Ring hieng an dem Spieße, in welchen gerade das Kinn paßte. Obgleich dieſe Art von Gebiß durch die Zunge gieng, wie ich mich ſpäter überzeugte, ſo ſchien er doch dadurch nicht beſonders in der Sprache gehemmt, indem er ſich auf eine vollkommen verſtändliche Weiſe auszudrücken vermochte. Er war ein Mann von reifem Alter, von ſanften Sitten und angenehmem Aeußern, und befreit von jener zurückſtoßenden Unreinlichkeit, welche die Individuen ſeiner ſonderbaren Sekte auszeichnet.

Ich lud ihn ein, in mein Zelt zu treten, was er ohne Zögern und mit zuvorkommender Offenheit, die meine Erwartung übertraf, annahm. Der eiſerne Spieß war das Werkzeug einer Pönitenz, die er ſich wegen eines gebrochenen Gelübdes auferlegt hatte. Er weigerte ſich zu ſitzen und unterhielt ſich mit mir, an die Zeltſtange gelehnt, ganz offen über die ſonderbaren Ereigniſſe ſeines Lebens, wobei er alle meine Fragen ohne Anſtand beantwortete, indem es ihm Vergnügen zu machen ſchien, mich von den nähern Verhältniſſen in Kenntniß zu ſetzen, welche ſeine Perſon und die eigenen Gebräuche ſeiner Brüderſchaft anlangten.

Er ſagte mir, er ſey eben im Begriffe, ein Gelubde zu erfüllen, nämlich das, eine Zeit von fünfzehn Jahren ſtehend zuzubringen. Obwohl er ſich bereits im dreizehnten Jahre befand, ſo hatte er doch nur wenig durch dieſe ermüdende Stellung gelitten; die Nächte brachte er mit dem Rucken an einen Baum gelehnt, zu, und ſchlief auf dieſe Weiſe eben ſo tief, als der uppigſte Menſch in einem Bett von Flaum. Doch geſtand er ein, daß er in der erſten

Zeit genöthigt geweſen ſeyn, ſich durch Seile halten zu laſſen, wenn der Schlaf ihn überwältigte, und daß ſeine Füße anſchwollen, ſo daß ſie ihm, wenn er ging, oder wenn er ſich ruhig hielt, heftige Schmerzen verurſachten. Nach Verlauf einiger Zeit hörte dieſe Qual jedoch auf, und er ſetzte die Vollziehung ſeiner ſonderbaren Bußübung ohne weitere Beſchwerden fort.

Hiebei ließ er es indeſſen nicht bewenden. Die Finger ſeiner linken Hand waren dergeſtalt rückwärts gebogen, daß ſie einen rechten Winkel mit dem Rücken derſelben bildeten, wodurch er auf den Gebrauch dieſer Hand gänzlich verzichten mußte. Ueberdieß war er 365 Tage lang an den Aſt eines Baumes aufgehängt geweſen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich an ein Bambusrohr befeſtigen laſſen, das als eine Art von Sitz an das Ende eines Seiles geknüpft war; ein Riemen um den Leib hinderte ihn zu fallen. Er ſchilderte mir das Qualvolle dieſer Lage als die härteſte Kaſteiung, die er je erduldete. Ich gab dieſem Helden des Fanatismus ein Almoſen, worauf er mich, ſehr zufrieden mit meiner Freigebigkeit, verließ.

Die Qualen, denen ſich dieſe Menſchen unterziehen, ſind ganz ihr freier Wille; ſie ſind durchaus kein nothwendiger Theil des indiſchen Rituals. Das Mahabbarat, das von den Hindus verehrte Buch, ſagt hierüber: „Menſchen, welche ihr Fleiſch mit harten, nicht durch das Saſtra geſtatteten Kaſteiungen züchtigen, ſind vom Stolze und der Heuchelei beſeſſene Weſen; ſie werden hingeriſſen durch Unzucht, Zorn oder rohe Gewalt. Dieſe Unſinnigen quälen den Geiſt, der in dem Körper iſt und mich, der ich in ihnen bin *).“

Während unſeres Aufenthalts zu Delhi konnte ich mich nicht enthalten, eine traurige Vergleichung zwiſchen der elenden Lage des regierenden Kaiſers und zwiſchen derjenigen ſeiner Vorgänger anzuſtellen, welche die mogoliſche Herrſchaft auf den Trümmern der Afghaniſchen Dynaſtie begründeten, und den Halbmond in den meiſten Provinzen Indiens aufpflanzten. Der verſtorbene Kaiſer Schah Allum II. bot ein auffallendes Beiſpiel der Hinfälligkeit der muhammedaniſchen Herrſchaft dar. Im Jahr 1788 griff Gholaum Kaudir, ein Häuptling der Rohilla, in welchen dieſer unvorſichtige Fürſt ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, Delhi plötzlich an, bemächtigte ſich deſſelben und zugleich der Perſon des ſchwachen, aber rechtſchaffenen Schah Allum. Nachdem er ihn mehre Wochen lang der erniedrigendſten Behandlung ausgeſetzt hatte, um ihm das Geheimniß ſeiner muthmaßlichen Schätze zu entreißen, ſtach er ihm mit ſeinem eigenen Dolche die Augen aus. Nicht zufrieden damit, tödtete und marterte er mehre Glieder der kaiſerlichen Familie, und verließ die Stadt, die er durch ſeine Grauſamkeiten in Trauer verſetzt hatte, erſt bei der Annäherung Mahadaſchie Scindia's, der ihn an der Spitze eines Heeres von dem Schauplatze ſeiner Gräuel vertrieb. Eine eben ſo raſche als furchtbare Strafe harrte

---

*) Worte des Kriſchna.

ſeiner. Von einer Abtheilung des mahratiſchen Heeres verfolgt und gefangen, ward er vor Scindia geführt, der ihn keines Wortes würdigte und dem verhärteten Räuber nur einen ſtrengen Blick zuwarf. Er ließ ihm fragen, an welchem Orte er ſeine Beute verborgen habe. Als Kandir ſich weigerte zu antworten, ward folgende Strafe an ihm vollzogen: Er ward in einen eiſernen Käfig geſperrt und an einem Balken mitten unter dem Heere aufgehängt. Nachdem er auf ſolche Weiſe einige Zeit dem grauſamen Geſpötte der Soldaten ausgeſetzt war, wurden ihm Naſe, Ohren, Hände und Füße abgeſchnitten und die Augen ausgeriſſen. Alſo verſtümmelt ſetzte man ihn auf den Rücken eines dürren Kameels und führte ihn vor den unglücklichen Schah Allum, den er ſelbſt ſo unbarmherzig der Augen beraubt hatte. Ohne eine Miene zu verziehen, erduldete der Elende dieſe furchtbare Strafe, wobei er einen Heldenmuth entwickelte, der einer beſſern Sache werth geweſen wäre. Er ſtarb jedoch, ehe er Delhi erreichte, in Folge des brennenden Durſtes, welchen das Uebermaß der Schmerzen in ihm erzeugte. Sein unerbittlicher Richter hatte verboten, daß ihm irgend etwas zu eſſen oder zu trinken gereicht werde. Man kann ſich vorſtellen, wie furchtbar ſein Todeskampf geweſen ſeyn muß.

Von dieſer Zeit bis zum Jahre 1802, das heißt bis zu den Tagen, an welchen Lord Lake dem Nachfolger des großen Scindia, ſechs Meilen von Delhi eine Niederlage beibrachte, und den alten Kaiſer aus der Lage eines Staatsgefangenen befreite, lebte dieſer Monarch in dem Zuſtande einer Art von Dürftigkeit. Der den noch lebenden Prinzen der kaiſerlichen Familie ausgeſetzte Jahrgehalt betrug 200 Rupien (550 Franken). Die Geſammtausgabe des Kaiſers ſowohl für den Unterhalt ſeiner Perſon, als für denjenigen ſeiner Familie erhob ſich kaum auf zwei Lak Rupien (600,000 Franken). Das Serail, welches den koſtſpieligſten Theil der Hofhaltung eines muhammedaniſchen Prinzen bildet, befand ſich in der traurigſten Entblößung. Mit einem Worte: der alte Kaiſer befand ſich am Ende ſeines Lebens außer Stande, für diejenigen Weſen zu ſorgen, welche ihm am theuerſten waren, und die ſich größtentheils außer Stande ſahen, ſelbſt für ihre Exiſtenz bedacht zu ſeyn.

Das Serail eines orientaliſchen Fürſten iſt das Heiligthum des politiſchen und des geſelligen Lebens deſſelben. Hier werden die Kabalen und Verſchwörungen im Schatten ausgebrütet, welche an den muhammedaniſchen Höfen ſo häufig ſind. Es dürfte daher zweckmäßig ſeyn, die Organiſation dieſer fürſtlichen Anſtalt in Kürze zu beſchreiben.

In dem Serail werden die jungen Fürſten, und die auserkornen jungen Edeln erzogen, welche ſpäter zur Uebernahme der verantwortlichen höheren Aemter des Reiches beſtimmt ſind. Dieſer privilegirte Ort iſt gewöhnlich von dem Palaſte getrennt, hängt jedoch ſtets dergeſtalt mit demſelben zuſammen, daß man ſich mit Leichtigkeit von dem einen in den andern begeben kann. Niemand wird in das Innere der Gemächer zugelaſſen, außer dem Kaiſer, und den mit den verſchiednen Zweigen des Dienſtes beauftragten Perſonen, der durch Frauen verſehen wird. Das Serail iſt von hohen Mauern und geräumigen Graben umgeben, die mit dem ganzen Luxus des Orients verziert ſind. Alle Genüſſe, welche der Geſchmack wünſchen, und das Gold zu den höchſten Preiſen bezahlen kann, ſind hier vereinigt. Die Gemahlinnen des Großmoguls, welche dieſen prachtvollen Ort bewohnen, werden unter den ſchönſten Mädchen des Reichs ausgewählt. Man lehrt ſie ſticken, ſingen, tanzen. Alte Frauen ſind beauftragt, ſie in den tauſend kleinen Mitteln zu unterrichten, mit deren Hülfe ſie die Sinne zu reizen und die Leidenſchaft anzufachen verſtehen. Dieſe reizenden Gefangenen dürfen das Serail nie verlaſſen, außer um den Kaiſer auf der Reiſe zu begleiten. In dieſem Falle werden ſie in verſchloſſenen, wohlverhängten Sänften oder in Schiffen fortgeſchafft, wo das Tageslicht nur durch geſchloſſene Jalouſien in ihre Cabinete zu dringen vermag.

Die Gemächer des Serails ſind ſehr reich verziert; die Favorit-Sultanin hat alle Abzeichen und Privilegien einer Königin, aber freilich nur einer gefangenen Königin. So lange ihre Schönheit dauert, behandelt ſie ihr königlicher Gemahl mit einer Art von Abgötterei; ſobald dieſe jedoch verwelkt, ſobald die Grazien von ihrem Geſichte verſchwinden, ihre Schönheit, die Friſche ihrer Haut, ihrer Stimme zu welken beginnt, dann iſt es aus mit der Liebe und mit der Herrſchaft, und von der ganzen verſchwundenen Macht bleibt nichts übrig, als die bittere Erinnerung.

So lange die Favoritin jedoch über das Herz ihres Gebieters herrſcht, befiehlt ſie, und in dem ganzen Harem wird ihr unbedingt gehorcht. Sie raucht ihren Hukka aus goldenen Röhren, deſſen Mundſtück mit Edelſteinen verziert iſt, die Friſche der Morgenluft genießt ſie unter der Veranda *), von wo aus ſich ihr die Ausſicht auf ſämmtliche Gärten des Palaſtes öffnet. Sie iſt von ihren Frauen umgeben, die ihr nur hinſichtlich des reichen Anzuges nachſtehen. Auf einen prachtvollen perſiſchen Teppich hingeſtreckt bringt ſie in glücklicher Beſchaulichkeit lange Stunden in der Atmoſphäre der reinſten Wohlgerüche hin, welche das glückliche Arabien hervorbrachte.

Alle dieſe Genüſſe reichen jedoch nicht immer hin, ſie zu beglücken; häufig weckt das Gefühl ihrer Sclaverei und ihrer Entwürdigung die Schwermuth in ihrem Herzen, dann fühlt ſie ſich elend und mitten in ihrem Ueberfluſſe und der ihr geſpendeten Sorgfalt ohne wahrhafte Stütze.

Eine Beſchreibung des Harems des großen Kaiſers Akbar ward uns durch ſeinen berühmten Miniſter Abul Fazil Mobarek hinterlaſſen; ſie findet hier ihre geeignetſte Stelle.

---

*) Aeußere Gallerie.

„Der Harem,“ ſagt er, „iſt ein weiter umſchloſſener Raum, wo jede der Frauen des Kaiſers ihr beſonderes Gemach hat. Die Zahl dieſer Frauen beträgt mehr als 5000. Sie ſind in Compagnien eingetheilt, deren jede ihre beſondere Verrichtungen hat, und nur Einer gehorcht, welche den Titel Darogha führt. Eine Andere führt das oberſte Commando, damit die Regierung des Harems centraliſirt ſey, und mit derſelben Regelmäßigkeit ſich bewege, wie die übrigen Verwaltungszweige des Reiches. Jede dieſer weiblichen Commandantinnen erhält einen ihren Fähigkeiten angemeſſenen Sold. Die Feder reicht nicht hin, die unerſchöpfliche Freigebigkeit des Kaiſers zu ſchildern. Die Frauen des erſten Ranges erhalten monatlich 1610 bis 1028 Rupien (1830—3084 Franken); die erſten Frauen des Dienſtes 51—20 Rupien (150—60 Franken); Andere erhalten nur 2—40 Rupien (6—120 Franken).

Ein Muſchreff iſt an dem Haupteingange aufgeſtellt, um über die Einnahmen und Ausgaben des Harems an Geld und Lebensmittel Rechnung zu führen.

Bedarf eine der zahlreichen Frauen irgend etwas, ſo wendet ſie ſich an den Schatzmeiſter des Harems, der auf den monatlichen Sold eine Anweiſung ausſtellt, und dieſe an den Muſchreff des Haupteingangs ſendet, der ſie dem Schatzmeiſter des königlichen Palaſtes übergiebt, worauf von dieſem letztern die Summe ausbezahlt wird.

Das Innere des Harems wird von Frauen bewacht. An der Thür des kaiſerlichen Gemaches werden diejenigen aufgeſtellt, welche am meiſten Vertrauen verdienen. Vor den Thoren wachen die Verſchnittenen, und in einiger Entfernung von dieſen die Rajputen. Nach dieſen kommen die Thürhüter, und außerhalb des äußern Umfangs endlich die Omrahs, die Abdians und anderen Truppen, welche die Wache beziehen.

Wenn die Begums, Frauen der Omrahs oder andere angeſehene Frauen ihre Aufwartung zu machen wünſchen, ſo theilen ſie ihre Abſicht den äußern Wachen mit, die davon den Palaſtoffizieren ſchriftliche Anzeige machen, worauf ſie in das Innere des Harems eingelaſſen werden. Hie und da erhalten Frauen von hohem Rang die Erlaubniß einen ganzen Monat darin zuzubringen.

Alle hier beſchriebenen Vorſichtsmaßregeln entheben Se. Majeſtät nicht, gemeinſchaftlich mit ihren Wachen höchſtſelbſt für ihre Sicherheit Sorge zu tragen.“

Zweiter Aufenthalt in Delhi.

benützten die Muße, die wir in Delhi genoſſen, um Alles zu ſehen, was dieſe Stadt der Wißbegierde des Reiſenden Merkwürdiges bietet. Ich glaube darum noch in einige neue Details über ein Paar Hauptdenkmale dieſes prachtvollen Ortes eingehen zu dürfen.

Die Bogen, durch welche man in das Fort eintritt, ſind in einem ziemlich kühnen Style erbaut, aber ihre Wirkung wird dadurch drückend, daß man eine dunkelrothe Steinart dazu verwendet hat. Zwei oder drei von dieſen Bogen zeigen noch die Spuren der ſchrecklichen Kanonade, welche ſie während des Angriffs von Gholaum-Kaudir, kurz vor der Gefangennehmung und Beſtrafung dieſes Uſurpators durch den ſiegreichen Scindia, auszuſtehen hatten. Im erſten Hofe ſieht man eine Kanone von ſo großem Kaliber, daß ein ſehr ſtarker Mann leicht hineinſchlüpfen könnte; ſeit langer Zeit iſt nicht mehr daraus geſchoſſen worden. Im zweiten Hofe iſt der Divan-Aum, oder öffentliche Audienzſaal; der Musnud, auf welchem ſonſt der Großmogul ſaß, war ein ſehr koſtbares Werk. Er hatte die Geſtalt eines Pfauen mit ausgebreiteten Flügeln und war ganz bedeckt mit Diamanten und edeln Steinen. Seinen Werth ſchätzte man auf 175 Millionen Franken. Dieſes reiche königliche Geräthe wurde von dem Plünderer Nadir-Schah weggeſchleppt und ſeit der Zeit dieſes barbariſchen Raubes haben ſich die Kaiſer von Delhi mit einem bei Weitem beſcheideneren Throne begnügt.

Im dritten Hofe befindet ſich der Divan-Kauß oder beſondere Audienzſaal, ganz von Marmor, und mit reicher Bildnerei verziert, die einen großen Wechſel in Blumen bietet. Dieſes Gebäude iſt außerordentlich prächtig, und kommt im Innern beinahe dem Divan-Aum gleich. Auf den Bogen, welche das Dach tragen, lieſt man folgende Inſchrift mit perſiſchen Charakteren in Silber auf ſchwarzem Marmorgrund von der ſchönſten Glättung incruſtirt: „Giebt es ein Paradies auf Erden, ſo iſt es hier! — ſo iſt es hier! — ſo iſt es hier!“ — Die Charaktere ſind groß und trefflich geformt; nie habe ich eine ſo herrliche Probe perſiſcher Schrift geſehen. In dieſem Saale ſtand ſonſt ein ungeheuerer Kryſtallblock, auf welchem der unglückliche Schah-Allum zu ſitzen pflegte, wenn er mit ſeinen Miniſtern geheimen Rath hielt. Das ſonſt zu dem Privatgebrauche des Monarchen beſtimmte Gemach, welches, Gründe von höchſter Wichtigkeit ausgenommen, für Jedermann verſchloſſen war, ſtößt an den Diwan-Kauß an. Es iſt mit einem vergoldeten

Dome, dem größten des ganzen Palaſtes bedeckt und war ſonſt mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet.

Die Gärten ſind gänzlich im Verfalle. Das Baſſin in der Mitte ſoll anfänglich mit Kryſtall eingefaßt geweſen ſeyn; es enthält Gold- und Silberfiſche. Daneben war für den Gebrauch des Kaiſers, wenn er die Gärten beſuchte, ein marmorner Sitz angebracht. Etwas ferner davon ſah man ein weites in Marmor gebauenes Badebecken, welches ſeiner äußern Form nach einem großen Sarkophage glich. Zwiſchen den Gärten und dem Diwan-Kauß befinden ſich die Bäder des Kaiſers. Sie ſind ganz aus Marmor erbaut und mit reicher Zierath bedeckt. Boden und Wände ſind mit Blumen bedeckt, die man durch Steine von allen Farben darzuſtellen wußte.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in Delhi, brach ein männlicher Elefant, nachdem er ſeinen Führer getödtet, aus ſeinem Stalle und durchlief die Stadt, wo er alsbald gewaltigen Schrecken verbreitete. Vor der Mauer blieb das wüthende Thier plötzlich ſtille ſtehen und richtete finſtere, von drohenden Bewegungen des Rüſſels begleitete Blicke auf die ihm nachfolgende Menge. Es ſchien ſo ſehr entſchloſſen, ſich zu vertheidigen, daß Niemand den Muth hatte, ihm zu nahen außer einem engliſchen Soldaten, von einem Detachement, welches, auf dem Marſche nach Cawnpuhr begriffen, hier vorüber zog. Durch den Genuß einer tüchtigen Portion Arrak keck gemacht, ging dieſer Menſch mit unerſchrockener Miene auf das ſchreckliche Thier los, das ihn ankommen ſah, ohne das geringſte Zeichen von Bewegung von ſich zu geben. Die Zuſchauer glaubten, der tolle Einfall müſſe unmittelbar den Tod zur Folge haben, aber der Elefant ließ ſich zum großen Erſtaunen aller Anweſenden plötzlich am Rüſſel faſſen, beugte die Kniee, krümmte den Kopf und lud den trunkenen Soldaten ein, auf ſeinen Hals zu klettern. Dieſer ließ ſich nicht bitten und führte ſo ſein beſänftigtes Reitthier unter dem Beifallsrufe des Volkes in die Stadt zurück.

Als wir die intereſſante Hauptſtadt des ſonſt ſo blühenden, jetzt in Trümmern zerfallenen Reiches verließen, kamen wir einige Meilen von Delhi durch die Cotilla *) von Feroz-Schah. Hier zog eine Säule aus einem Steinblock von 46 Fuß Höhe und mehr als 10 Fuß im Durchmeſſer an der Grundfläche unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Man behauptet, ſie ſey ſonſt noch höher geweſen, aber der Blitz habe vor mehren Jahren ein Stück davon abgeriſſen. Die Sage gewinnt dadurch den Charakter der Wahrheit, daß man am Schafte deutliche Merkmale von Beſchädigung gewahr wird. Die Säule iſt bis auf den Raum von ein Paar Fuß über der Grundfläche ſchön geglättet; Neugierige und Liebhaber von Antiquitäten haben dieſen Raum ausgegraben, die Einen um ſich alberner Weiſe zu überzeugen, ob das Material wirklich Stein ſey,

---

*) Befeſtigte [illegible].

die Anderen um ihre Sammlungen merkwürdiger Fragmente zu vermehren; wie dieſes bei den ſchönſten Monumenten der Römer-Zeit geſchehen iſt, die nur allzu oft von den Händen wahnwitziger Thoren in der Abſicht entheiligt worden ſind, irgend eine werthloſe Parcelle einer Reihe geſchmacklos aufgehäufter Gegenſtände beizufügen.

Es wollte Jemand die Behauptung aufſtellen, dieſe ſeltſame Säule ſey eine durch die Zeit zur feſten Maſſe gewordene Compoſition, welche nach und nach das Anſehen eines dichten Granits bekommen habe. Aber dieſe Meinung läßt ſich nicht gehörig begründen, denn die Schichtungen ſind an der Seite ſichtbar, und der Stoff hat die ganze Compactheit des Marmors nebſt der Eigenſchaft, die vollkommenſte Politur anzunehmen. Man ſieht mehre Inſchriften daran, über welche die Gelehrten in Verzweiflung gerathen ſind, denn man iſt nicht im Stande, dieſelben zu entziffern; nicht als ob die Charaktere nicht leſerlich wären, der Sinn iſt nur verloren gegangen; was beiläufig geſagt, auf ein hohes Alter des Denkmals ſchließen läßt.

Da der Tag ungewöhnlich heiß war, freuten wir uns nicht wenig, beim Eintritt in ein Dörfchen einen Obſthändlerladen von reinlichem Ausſehen zu erblicken, wo eine Anzahl der beſten Früchte dieſes trefflichen Klimas ausgebreitet lag. Es war nur ein einfaches, in Eile auf vier dünne Bambus errichtetes, mit Stroh bedecktes Dach; die Vorderſeite ſtand offen, hinten hatte man eine leichte, mit grünem Stroh verhüllte Rahme von Bambus angebracht; an einer Nebenſeite hing ein grobes Tuch herab. Aber in dieſem plumpen Tempel der indiſchen Pomona herrſchte ein reizendes Mädchen von ſechszehn Jahren. Sie ſtützte ſich gegen ihr Buffet, wo die Früchte verſchwenderiſch auf Appetit erregende Weiſe geordnet waren; zu ihren Füßen ſtand ein Korb mit Pinien-Aepfeln und Bananen gefüllt. In anmuthigem, dringlichem Tone lud ſie uns ein ihr die Waaren abzukaufen und forderte den zehnfachen Werth dafür, aber wie kann man einem ſo intereſſanten Geſchöpfe etwas abſchlagen? Wir kauften die beſten Früchte, und bezahlten den verlangten Preis, was ihr ohne Zweifel einen größern Begriff von unſerer Freigebigkeit als von unſerer Klugheit beibrachte.

Chauter-Serai.

Wir verfolgten den Lauf des Fluſſes bis zum Chauter-Serai, welchen Aſuf-Khan, der Bruder der berühmten Naur-Jehan, erbaut hat. Von der Höhe des Palaſtes genießt das Auge eine weite, äußerſt reizende Ausſicht. Man hält ihn für einen der ſchönſten Serais des Landes. Die leichte Erhöhung des Bodens und die hohen Bruſtwehren an der Seite bringen von ferne geſehen, einen beſondern maleriſchen Eindruck hervor. Der innere Hof iſt ſehr geräumig und ſtets von Reiſenden beſetzt; eine große Anzahl von Gemächern im Palaſte bietet den Letzteren jede Bequemlichkeit. Ueberdieß liegt nahe dabei ein großer Bazar, wo man ſich leicht alle Lebensbedürfniſſe verſchaffen kann.

Wir ſtanden am Tage nach unſerer Ankunft an dieſem intereſſanten Orte frühe auf, um den prachtvollen Anblick der Umgebung ganz beſonders zu genießen. Die Sonne war eben aufgegangen; die entfernten Hügel warfen ſchon ihre purpurnen Strahlen zurück, während noch Dämmerung in den Thälern herrſchte. Das hohe Thor des Serais fing das zunehmende Licht auf, welches mit einem glänzenden Strahle durch das Pförtchen drang und auf den Haufen der Reiſenden fiel, die ſich bereits in Marſch geſetzt hatten, und auf gekrümmtem Wege ſich von ihrem Nachtquatiere entfernten. Köſtliche Eindrücke umfingen uns beim Anſchauen dieſer belebten Scene in der friſchen Morgenluft.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang machte ein kleines Detachement europäiſcher Truppen auf dem Wege nach Delhi in dem Serai Halt. Wir knüpften ein Geſpräch mit den zwei commandirenden Offizieren, an und dieſes unerwartete Zuſammentreffen mit unſeren Landsleuten war eine der angenehmſten Epiſoden unſerer langen Reiſe. Das Detachement beſtand ungefähr aus ſiebenzig Mann unter Anführung eines Lieutenants, den ein jüngerer Offizier begleitete. Sie hatten ihr Zelt unfern von den Mauern des Serais mitten in einem Gebüſche aufgeſchlagen. Ihre Soldaten lagerten ſich ruhig im Schatten des Geſträuches. Die Elefanten, Kameele und andere Thiere zum Dienſte waren beim Piquet um ſie her angebunden. Während ſich das Detachement am andern Morgen zum Abmarſche anſchickte, ereignete ſich ein Vorfall, den ich hier mittheilen will, weil er einen neuen Zug des Charakters der Kameele, dieſer dem Menſchen ſo nützlichen, zuweilen aber ſo unbezähmbaren Thiere liefert.

Das Kameel iſt in der Regel leicht zu behandeln: auf den geringſten Wink ſeines Wärters kniet es nieder, kaut fortwährend ſo lange man es beladet, und trägt geduldig die ſchwerſten Laſten. Eines von denen, welche das Gepäcke des Detachements zu tragen hatten, verweigerte indeſſen plötzlich ſeinem Führer den Gehorſam, und blieb unbeweglich mit drohender, entſchloſſener Miene ſtehen. Der Mann riß vergebens an der Schnur, die auf Art eines Zaumes durch die Naſenlöcher lief, als ein Soldat über die dadurch verurſachten Zögerungen ungeduldig gemacht, auf das Thier zulief, und es mit dem Schafte ſeines Bajonnets an das Knie ſchlug. Jetzt trat plötzlich an die Stelle des duldenden Humors der Kameele eine unverſöhnliche Wuth. Die Augen des Thiers ſchleuderten Blitze, ſeine Naslöcher öffneten ſich weit, es ſtampfte, ſchnaubte und ſpitzte die Ohren; eine unausſprechliche Wuth erfaßte ſein ganzes Weſen. Der Soldat nahm keine Rückſicht darauf und ſchlug abermals. Da ſperrten ſich die Augen des Thieres über die Maaßen auf und erglänzten in wildem Feuer; mit niedergebeugtem Kopfe, aufgeriſſenen Kinnladen und zitternden Lefzen packte es den Soldaten beim Hinterarme, hob ihn in die Luft und zermalmte den Knochen in wüthendem Schütteln; dann warf es ihn auf die Erde und wollte eben wieder beginnen, doch der Unglückliche wurde, arg verſtümmelt, von ſeinen Cameraden aus der gräßlichen Lage geriſſen. Man bemeiſterte ſich des Kameels, aber es ließ ſich durchaus nicht bepacken; man mußte ſeine Laſt unter die andern vertheilen. Sein Führer trieb es vor dem Detachement her.

Lucknow.

Wir kamen gerade in dem Augenblicke in Lucknow an, da der Nawab auf ſeiner königlichen Yacht Moah-Punki, die Gaumty hinabſchiffte. Es war ein prächtiges Schauſpiel. Das Schiff hat ſeinen Namen von der vorn ausgeſchnittenen Figur, welche einen Pfau mit ausgebreiteten Flügeln, als Emblem der Geſchwindigkeit, darſtellt *). Es zeichnen ſich

---

*) Moah bezeichnet Pfau und Punki Flügel.

übrigens alle Schiffe dieſer Art durch die Schnelligkeit ihres Laufes aus. Sie ſind lang, ſchlank und ſehr zierlich geſtaltet und das Vordertheil ragt weit über das Niveau des Hintertheils hervor. Dieſes endigt ſich in einer niederen Spitze ohne alle Verzierung, während das Vordertheil, eine leichte Krümmung beſchreibend vortritt, ſich wenigſtens zehn Fuß über dem Waſſer erhebt und in den Körper eines Pfauen mit ausgebreiteten Flügeln ſchließt. Hier befindet ſich der Pavillon, der bequem zehn bis zwölf Perſonen faßt. Das Schiff iſt gewöhnlich mit zwanzig bis vierzig Ruderern bemannt, die ſich kurzer Ruder bedienen, mittelſt derer ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit über das Waſſer hinſchwimmen, wobei ſie ihr Manöver mit einem rhythmiſchen, harmoniſchen Geſange begleiten. Neben dem Pavillon iſt eine Erhöhung angebracht, auf welcher ein Mann tanzt, um die Geſellſchaft zu unterhalten, indem er dazu einen Chory über ſeinem Haupte ſchwingt. Er verrichtet den Dienſt eines Orcheſter-Directors, denn nach ſeinen Bewegungen ordnen die Ruderer ihre Cadenz.

Lucknow liegt auf dem ſüdlichen Ufer der Gaumty, welche in den Kumaaunbergen entſpringt, von wo aus ſie beinahe parallel zur Gogara lauft, die Mauern von Lucknow und Juanpuhr berührt und ſich einige Meilen unterhalb Benares in den Ganges ſtürzt. Der Name Gaumty kommt davon her, daß ſie wie eine Schlange Krümmungen beſchreibt. Dieſelbe Analogie hat mehren Flüßchen, welche die Ebenen des Ganges befeuchten, den Namen verliehen.

Die meiſten Straßen von Lucknow ſind, wie beinahe in allen großen Städten von Hindoſtan, ſehr unſauber, und ſo ſchmal, daß höchſtens ein Elefant durchkommen kann. Die verſchiedenen Paläſte des Nawab und viele öffentliche Gebäude zeichnen ſich durch beſondere Schönheit aus. Der Imaum-Barrah, im Jahre 1784 durch Aſoph-ud-Dollah vollendet, gilt für ein Denkmal, das an Pracht nur den Monumenten nachſtehen ſoll, welche die muhammedaniſchen Kaiſer errichtet haben. Seine Architektur iſt mit wohlgeordneten Ornamenten beladen. Dieſes Gebäude enthält nur ein einziges Gemach 167 Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Die Conſtruction bietet nichts Merkwürdiges, wenn nicht den Umſtand, daß ſie rein aus Backſteinen ohne alle Anwendung von Holz beſteht. Unter der Präſidentſchaft des Herrn Haſtings war Lucknow nach Benares die bevölkertſte und reichſte Stadt von Hindoſtan.

Einige Tage nach unſerer Ankunft erhielten wir vom Nawab gemeinſchaftlich mit andern in Lucknow wohnenden Engländern eine Einladung zu einer Art von öffentlichem Frühſtück. Dieſer Nawab war ſehr reich und nicht minder gaſtfreundlich. Nach dem Mahle ſollten wir mit mehren neuen Kämpfen zwiſchen einigen der ſtärkſten Elefanten aus den königlichen Ställen regalirt werden.

Gegen zehn Uhr begaben wir uns in den Pallaſt, wo wir ein koſtbares Bankett bereitet fanden; das man mit orientaliſchem Luxus in einem weiten Saale mit vergoldetem Plafond zugerichtet hatte. Aus dieſem reichen Gemache genoß man durch ſeine Verandahs die Ausſicht auf einen großen Platz, der mit nahe an einander gereihten Bäumen bepflanzt war. Eine ſtarke Paliſade von Bambus umgab dieſen Platz.

Das herrliche Mahl beſtätigte die Begriffe, die man uns von der königlichen Gaſtfreundſchaft des Nawab beigebracht hatte. Er behandelte uns auf das verbindlichſte, und nachdem wir ſeiner Tafel tüchtig zugeſprochen hatten, giengen wir in den Verandah, um einem der famoſen Elefanten-Kämpfe beizuwohnen, welche Lucknow ſo berühmt machen. Die Eröffnung des Streites zeigte man mit drei Schlägen auf den Gong an, und zwar in ungleichen Zwiſchenräumen, damit man dieſes Signal von der Stunde unterſcheiden könne, welche ebenſo ſchlägt. Kaum hatten wir Platz gewonnen, um gut ſehen zu können, als ein weiblicher Elefant begleitet von zwei gut berittenen und mit langen Lanzen bewaffneten Reitern in den Bezirk geführt wurde. Sobald das Thier mitten auf dem Platze angekommen war, ſchaute es freundlich um ſich, als kennte es die Scene, welche jetzt vorgehen ſollte. Es blieb unbeweglich, ſchlug von Zeit zu Zeit mit ſeinen langen Ohren an die Schläfe und bog den Rüſſel leicht zurück. Plötzlich ließ man durch zwei verſchiedene Oeffnungen zwei ungeheuere männliche Elefanten eintreten, die beim Anblicke des Weibchens ſchnell darauf zuliefen. Aber jeder hielt raſch inne, ſobald er einen Rival bemerkte, und es entſtand eine Pauſe von einigen Augenblicken.

Man ſah wohl, daß weder der Eine noch der Andere Luſt hatte, die Feindſeligkeiten zu beginnen, denn ſie blieben unbeweglich, ſchauten ſich gegenſeitig an, und betrachteten dann das Weibchen, aber alles dieſes mit furchtſamer, unentſchloſſener Miene. Schon ſchickten ſich die Reiter an, ſie mit ihren Lanzen zu necken und zum Kampfe zu treiben, als einer von den beiden Kämpen, kühner als ſein Gegner, ſich dem Weibchen behutſam, aber mit dem offenbaren Beſtreben näherte, ſich zur Gewogenheit zu empfehlen, ohne aber ſeinen Nebenbuhler herauszufordern, und zur Dazwiſchenkunft zu nöthigen. Der Eingriff war indeſſen nicht ſo beſchaffen, daß er den Augen des letzteren verborgen bleiben konnte. Er warf einen argwöhniſchen Blick auf den Verwegenen, und folgte ihm Schritt für Schritt mit derſelben Klugheit vorrückend. In dieſem Augenblicke war das Zuſammentreffen unvermeidlich und mit der glühendſten Neugierde hefteten die Zuſchauer ihre Aufmerkſamkeit auf den Kampfplatz. Auf gleiche Weiſe zum Gegenſtande ihrer gemeinſchaftlichen Lüſternheit fortſchreitend, trafen die Elefanten ſo nahe zuſammen, daß ihnen keine andere Alternative mehr blieb, als ſich das Terrain ſtreitig zu machen. Beide waren von derſelben Leibesbeſchaffenheit, und, wie man ſagte, ungefähr auch von demſelben Alter. Es war ſchwer zu beſtimmen, auf welcher Seite der Vortheil ſeyn mochte.

Plötzlich warf ſich derjenige, welcher ſich dem Weibchen näher befand, mit einem erſtickten Schrei auf ſeinen Gegner, der den Angriff vorausſehend, ſeine Bewegungen mit ſcharfem Auge verfolgt hatte und ihn feſten Fußes erwartete. Der Stoß war furchtbar. Ihr Gewerfe ſchmetterte heftig an einander, und ihre Vorderbeine hoben ſich wenigſtens vier Fuß von der Erde. Nachdem ſie ſo einige Augenblicke durchſchlungen geblieben waren, ohne ſich Schaden beizufügen, ließen ſie ſich wieder los und trennten ſich, gleichſam gegenſeitig einverſtanden, auf eine Strecke. Während der ganzen Zeit verhielt ſich das Weibchen als gleichgültige Zuſchauerin des Kampfes; kaum würdigte ſie ihre Werber zuweilen eines Blickes. Schon fieng man an zu glauben, ſie haben auf ferneren Streit Verzicht geleiſtet, denn Beide näherten ſich dem Gegenſtande ihrer Rivalität, durchaus nicht begierig, wie es ſchien, wieder zu beginnen. Ein gewiſſer drohender Waffenſtillſtand hatte ſich zwiſchen ihnen geſchloſſen, als die beiden Reiter im Galopp, von hinten auf ſie zurennend, die Thiere in die Seiten zu ſtechen verſuchten, um ſie in Harniſch zu bringen und wieder zum Kampfe zu reizen. Aber ſtatt die Elefanten wider einander aufzubringen, fachte dieſes Anfeuern ihre Wuth gegen die Reiter an. Beide wandten ſich gegen die Letzteren und verfolgten ſie mit einer Schnelligkeit, welche die ſchleunige Flucht ihrer Pferde zu vereiteln drohte. Ich geſtehe, daß ich jeden Moment erwartete, der Eine von den zwei Reitern müſſe, vom Rüſſel des wüthenden Elefanten gepackt, in die Luft wirbeln oder unter das Gewicht dieſer furchtbaren Maſſe fallen; aber mit Hülfe ſeiner Geſchicklichkeit in der Reitkunſt und der größeren Geſchwindigkeit ſeines Pferdes gelang es ihm endlich zu entkommen, nachdem er wiederholt ſeinem Untergange ganz nahe geweſen war.

Die Elefanten wurden ſodann aus dem Bezirke gebracht, und andere dagegen eingeführt, welche ziemlich genau dieſelbe Scene wiederholten, ſo daß man bald des unintereſſanten Spieles überdrüßig war. Nach dem erſten Stoße verweigerten ſie unabänderlich jeden zweiten Verſuch, — eine Entſchiedenheit, die dem klugen kräftigen Thiere Ehre macht. Einem von ihnen wurde ein Zahn ganz an der Kinnlade zerſchmettert, und es vergoß Ströme Blutes, während man ihn aus der Arena führte. Das arme Thier wurde dadurch wahrſcheinlich für immer invalid; denn iſt der Zahn gebrochen, ſo bleibt er krank, und die Wunde, welche fortwährend eitert, macht den Elephanten zu ſeinem gewöhnlichen Dienſte unfähig. Das Schauſpiel ermüdete uns am Ende im höchſten Maaße, und wir entfernten uns überhäuft mit Segenswünſchen des Nawab für unſere Wohlfahrt; er ſchien ſich mit dem Gedanken zu ſchmeicheln, er habe uns Gelegenheit zu einer angenehmen

Unterhaltung verſchafft. Seit langer Zeit waren die Elefanten von Lucknow berühmt wegen ihres Muthes bei ſolchen Kämpfen; aber ich muß geſtehen, daß die Wirklichkeit in meinen Augen weit hinter ihrem Rufe ſteht.

Wenige Tage ſpäter ließ uns der Nawab abermals einladen, einem Kampfe zwiſchen einem Elefanten und einem Alligator beizuwohnen; gerne willigten wir ein, denn wir hofften etwas Beſonderes beim Gefechte zweier Thiere zu ſehen, die ſich ihrem Charakter und ihrer Lebensweiſe nach ſo ſehr unterſcheiden. Seine Hoheit hatte die erforderlichen Vorkehrungen getroffen, um uns dieſe Beluſtigung bieten zu können; ſie hatte mehre Perſonen an die Goggen geſchickt, und dieſen war es gelungen, ſich eines Paares großer Alligatore zu bemächtigen, von denen der eine ſieben und zwanzig Fuß in der Länge maß. Von den Ufern der Goggen bis zur Gaumty hatte man ſie auf Hackeries geführt.

Als wir auf dem zum ſeltſamen Schauſpiele zugerüſteten Platze ankamen, fanden wir die Alligatore durch den ihrer Natur ſo ſehr widerſprechenden Transport und die zu lange anhaltende Entziehung von Lebensmitteln ſo geſchwächt, daß ſie ſich kaum fortſchleppen konnten, und beinahe unbeweglich und ohne an die Flucht zu denken, am Geſtade liegen blieben. Der eine von beiden, der früher gefangen worden war und folglich länger gelitten hatte, war noch mürber gemacht, als ſein Gefährte. Ein ungeheuerer Elefant wurde ſodann zum Kampfe geführt; er nahte mit deutlichen Symptomen von Mißtrauen, denn dieſe Thiere ſcheinen ein feineres inſtinctmäßiges Vorgefühl der Gefahr zu haben, als alle andere Waldbewohner. Einige Augenblicke betrachtete er das Scheuſal, welches kaum athmend am Ufer ausgeſtreckt lag. Als er ſich endlich entſchloß, vorzurücken, öffnete der größere von den zwei Alligatoren ſeine ſchwerfälligen Kinnladen und ſuchte den Rüſſel des Elefanten damit zu packen; aber dieſer war vorſichtig genug, ihn bis zwiſchen das Gewerfe zurückzurollen und ſo jedem Angriffe zu entziehen. Als ſich der Alligator getäuſcht ſah, warf er ſich auf die Beine ſeines Gegners, jedoch ohne alle Kraft und Lebhaftigkeit. Der Elefant entging mit leichter Mühe, indem er ſich ſchnell aus dem Bereiche der fürchterlichen Klauen zurückzog. Von nun an vermied er ſorgfältig, einem Feinde zu nahe zu kommen, der offenbar noch die Gewalt hatte, ſich furchtbar zu machen, und ſchritt vorſichtig auf den andern Alligator zu, der beinahe gänzlich erſchöpft am Ufer des Fluſſes lag; ſobald er ihm nahe war, rollte er abermals den Rüſſel, um ihn in Sicherheit zu bringen, dann ſetzte er einen Fuß auf den Leib des ungeheuern Reptils und trat auf ihn mit dem ganzen Gewichte ſeiner eigenen Maſſe. Augenblicklich öffnete das Monſtrum den Rachen in ſeiner ſcheußlichen Größe und ſtieß einen ſchrillen Schrei aus; aber obgleich gequetſcht durch ein ſolches Gewicht, hatte er doch ein ſo zähes Leben, daß er noch nicht todt war, als wir die Scene verließen. Augenſcheinlich belebte es ſich wieder, ſobald man Waſſer auf ſeinen Körper goß. Man hätte das Gekrache der Kinnbacken dieſes Ungeheuers, während der Elephant auf ihm marſchirte, auf mehr als hundert Ruthen hören können.

Ein Pariahund wurde ſodann eingeführt und mit ſtarken Stricken an denſelben Alligator gebunden: dieſer zog ihn ſogleich in ſeinen Rachen; aber zu unſerem nicht geringen Erſtaunen befreite ſich der Hund bald aus ſeiner Gefangenſchaft, hing ſich an das Thier und biß es ſo, daß Blut im Ueberfluß aus der Wunde ſtrömte. Der Alligator ſchien für den Schmerz ganz unempfindlich; ſichtbare Erſchöpfung erſtickte in ihm jede Regung. Dieſem Umſtande hatte es der Hund wohl auch zu danken, daß er ſeinem gefährlichen Gefängniſſe entkommen konnte. Sein Kopf befand ſich jedoch mehr als einmal im Rachen des Alligators; aber er ſchien ihn ungeſtraft hineinſtecken und nach Belieben zurückziehen zu können. Endlich packte er ſeinen ſterbenden Feind noch einmal am Kopfe und verdoppelte ſeine Biſſe mit ſolcher Wuth, daß der Alligator im Todeskampfe ſeine Kinnladen öffnete, ſie ſodann ſchloß und den Hund ſtark gedrückt gefangen hielt. Als man ihn mit Hülfe der zum Ordnunghalten beim Schauſpiele beauftragten Diener befreit hatte, ſchien er völlig todt. Man ſchüttete noch Waſſer auf die beiden Kämpfer, was auf den Alligator nur eine geringe Wirkung hervorbrachte, aber zu unſrer Ueberraſchung erhob ſich der Hund beinahe in demſelben Augenblicke, wankte einige Sekunden und lief, da man ihm die Freiheit gab, ſo ſchnell davon, als ob nichts geſchehen wäre.

Der Nawab hatte einen geſchloſſenen Raum von einigen Hufen Ausdehnung, wo er eine reiche Sammlung von Raubvögeln und fleiſchfreſſenden Thieren unterhielt. In dieſer Sammlung befanden ſich mehre Koppeln Hunde von den Gebirgen von Rhamghur, welche Meuten bis zu der Zahl von einigen Hunderten bildeten. Dieſe Hunde wagen es, den wildeſten Tiger zu verfolgen, und beſiegen ihn in wenig Augenblicken. Es waren muthige Thiere, ſchienen aber nicht fleiſchgieriger als andere. Ihr Wuchs war ungefähr der der Jagdhunde. Weil man ſie nicht zähmen kann und ſie ihre Natur ſtets auf die Spur des Wildes treibt, hatte man ſie in Käfige eingeſchloſſen. Oft rotten ſie eine ganze Heerde Damwild aus, ohne ein Stück entkommen zu laſſen.

Den Tag vor unſerer Abreiſe von Lucknow nahmen wir von dem Nawab Abſchied und dankten ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft. Man führte uns in ein prachtvolles Gemach des Pallaſtes. Der Fürſt lag auf einem mit reichen Deſſeins verzierten perſiſchen Teppiche und rauchte ſeinen Hauka aus einer Röhre, die an der Mündung mit reichen Edelſteinen beſetzt war. Er nahm uns äußerſt wohlwollend und artig auf; nachdem wir einige Minuten über gleichgültige Gegenſtände geſprochen hatten, entfernten wir uns.

Wir beſuchten ſodann die mit großer Prachtliebe und vielem Geſchmacke geordneten Gärten des Pallaſtes. Es finden ſich darin Gartenpavillons aus Backſteinen erbaut, und mit einem Stuck bekleidet, den man Chunam, nennt. Sie ſtehen auf Erhöhungen, zu denen man auf Stufen hinanſteigt. Sie ſind weit, mit terraſſenförmigen Dächern bedeckt, und auf jeder Ecke erhebt ſich eine kleine, mit demſelben Stuck überkleidete Kuppel. Ueber einige ragt eine Art von viereckigem, äußerſt zierlichem Prachthimmel empor, von deſſen vier Seiten Vorhänge von reichem Stoffe herabwallen. Dieſe Prachthimmel werden von leichten Gewölben getragen und bieten Schutz gegen die Hitze des Tages.

Das Innere dieſer Pavillons iſt in Zimmer für die verſchiedenen Dienſtleute abgetheilt, denen Aufſicht und Pflege des Gartens übertragen iſt. Wenn auch der äußere Anblick dieſer Gebäude ſeines Eindrucks nicht verfehlt, ſo bieten ſie doch der Neugierde des Reiſenden nichts Hervorſtechendes, und ihr einziges Verdienſt beſteht darin, daß ſie einen Theil einer in manchen Beziehungen merkwürdigen Stadt ausmachen. Deſſenungeachtet liegt in ihrer öconomiſchen Structur etwas Pittoreskeres, als in manchen großartigeren Gebäuden. In der Ferne erblickt man die von Aſoph-ud-Dolah gegründete Moſchee.

Von Lucknow wandten wir uns gegen Juanpuhr. Unſern Weg durchſchnitten mehre Nullahs (Ströme), die durch den letzten Regen ſo ſehr angeſchwollen waren, daß wir nur mit der größten Mühe der Welt überſetzen konnten. Mittelſt eines einfachen Verfahrens kamen wir dennoch zum Ziele. In dem benachbarten Dorfe verſchafften wir uns einen Charpay, oder eine ſchmale Bettlade, deren Füße wir in runde irdene Gefäße befeſtigten, wobei wir die Oeffnung wohl verſtopften, damit kein Waſſer eindringen konnte. Dieſe Töpfe nennt man Cudjri.

In das Waſſer geſchleudert, ſchwamm ein ſolcher Floß leicht auf der Oberfläche, und wir benützten ihn, um, geleitet von einer über den Strom geworfenen Schnur, die Ueberfahrt mit unſern Sänften und Effecten zu bewerkſtelligen. Dieſe fliegende Brücke wurde der Obhut von zwei Cudlis, Parias, zum Mitführen anvertraut. Nicht ohne ein Gefühl ſchmerzlicher Theilnahme an dem Schickſale dieſer unglücklichen Geächteten erinnere ich mich der Entrüſtung, mit der ein Hindu von reiner Kaſte einen Milchtopf zur Erde warf und in tauſend Stücke zertrümmerte, weil ihn der Schatten eines vorübergehenden Paria geſtreift hatte.

Der zahlreiche Stamm der Parias iſt in den Abgrund tiefſter Entwürdigung getreten. Die härteſte Sclaverei wäre eine Wohlthat in Vergleichung mit dem Zuſtande dieſes Volkes unter den anderen Kaſten. Die Parias werden von Allen nicht nur als verächtliche Weſen auf dieſer Welt, ſondern als völlig ausgeſchloſſen von allen Freuden der andern betrachtet.

Die Erniedrigungen, denen ſie, wo man ſie trifft, in Folge dieſes Vorurtheils ausgeſetzt ſind, empören die Menſchlichkeit über alle Begriffe. Jedes Recht des geſellſchaftlichen Menſchen wird ihnen verweigert: man verdammt ſie zur Lage der ſchmutzigſten Thiere. Der Paria ſteht nur mit den Individuen ſeiner Kaſte im Zuſammenhang, und ſo oft ſein Schatten einen Gegenſtand ſtreift, der einem Mitgliede aus einer höheren Kaſte gehört, ſo entſpringt daraus eine Entheiligung. Iſt es ein Nahrungsmittel, ſo wird es ſogleich weggeworfen; iſt es ein zerbrechliches Geräthe, ſo wird es zertrümmert; iſt es ein koſtbares Geſchmeide, ſo wird die Befleckung mittelſt der ſtrengſten Reinigungen ausgetilgt.

Für die Ermordung eines Paria giebt es keine entſprechende Strafe im Geſetze; man begnügt ſich, dem Mörder eine kleine Geldbuße aufzulegen, die indeſſen nur bei den erſchwerendſten Umſtänden eingezogen wird. Die ekelhafteſten Arbeiten ſind das Loos dieſer verabſcheuten Weſen. Sie müſſen den Unrath aus den Dörfern und Städten wegbringen. Durch ungeſunde Beſchäftigung und elende Lebensweiſe ſind ſie widrigen Krankheiten ausgeſetzt. Einem Brahminen gegenüber betrachten ſie ſich ſelbſt als unrein; wagen ſie es vor ihm zu erſcheinen, ſo unterziehen ſie ſich einem ſühnenden Tode, oder einem gleichbedeutenden Opfer. Läßt ſich ein Mitglied einer andern Kaſte ſo weit herab, das Wort an einen Paria zu richten, ſo hält dieſer, wenn er antwortet, die Hand vor den Mund, aus Furcht, ſein Athem könne die Luft verpeſten, welche der Anſprechende einzieht. Nie betreten dieſe armen Geächteten einen Tempel, nie nehmen ſie Antheil an Religionsübungen. Derſelbe Hindu von reiner Kaſte, der ſich ein Verdienſt daraus macht, das Leben eines gefährlichen Reptils zu ſchonen, ſetzt nicht weniger Werth darein, einen Paria umzubringen.

Obgleich ein Brahmin, der, wenn er ſeine Natur durch Buße vergeiſtigt hat, ſich einem Avatar ſeines Gottes gleich glaubt, dem Paria nicht den Theil von Mitgefühl bewilligt, welchen er dem Vieh ſchenkt, ſo iſt die Verehrung, welche der Letztere für den heiligen Mann hegt, doch ſo ſtark, daß er die Spuren vergöttert, die ſeine Füße auf dem Boden zurückgelaſſen haben.

Von allen andern Claſſen verachtet, ausgeſchloſſen vom Umgange mit ihres Gleichen ſind dieſe Unglücklichen auf ein irrendes Leben beſchränkt und aller Mittel beraubt, denn es iſt ein frommes Werk, ſie zu erniedrigen, und eine Sünde, ihnen beizuſtehen. Von Entblößung gemartert müſſen ſie in der Erſchöpfung, in langem Todeskampfe ſterben, wollen ſie nicht, um ihr Leben zu friſten, zu gewaltſamen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, wodurch ſie den Abſcheu nur vermehren, welchen ſie Andern einflößen. Verlaſſen, mit den Brandmalen ungerechter Entwürdigung auf der Stirne, ziehen ſie ſich häufig in dichte Waldungen zurück, fliehen den Anblick der Menſchen, die ihnen nur gräuliche Mißhandlungen angedeihen laſſen; und hier bis zum Zuſtande des Viehs hinabgedrückt, wo ſie nach dem Verluſte ihrer moraliſchen Eigenſchaften, wie wilde Thiere ihre Beute ſuchen müſſen, beſchließen ſie ihr elendes Daſeyn.

Lebt die Geſellſchaft in fortgeſetzter Feindſeligkeit mit ihnen, ſo nehmen ſie dagegen häufig ſtarke Repreſſalien. Oft entſchädigen ſie ſich durch jene organiſirte Räuberei, die ſo ſchwer auf Indien laſtet. Bis zur Verzweiflung getrieben, werden ſie die wildeſten von den Räubern, welche man unter dem Namen Dacoits kennt. Soll man ſich darüber wundern? Muß man den Unglücklichen nicht Nachſicht angedeihen laſſen, welche von ihres Gleichen dem Oſtracismus, dem empörendſten Mangel ausgeſetzt ſind! Furchtbar iſt oft die Rache, welche ſie an ihren Unterdrückern nehmen. Aber nur Einzelne überlaſſen ſich der Räuberei; die Mehrzahl unterwirft ſich ohne Murren den abſcheulichſten Entbehrungen, die ihr das Geſchick auferlegt. Wie man ſich erzählt, hat man ſie, wenn die wilden Waldfrüchte nicht mehr zureichten, ihr elendes Leben zu friſten, aus den Wäldern hervorkriechen und nach den Ufern des Ganges ſchleichen ſehen, wo ſie, durch die Nacht den Blicken entzogen, ſchwimmende Leichname an das Ufer ſchleppten, um in gräßlichen Feſtmahlen den Hunger zu ſtillen, der entkräftend und zerſtörend in ihren Eingeweiden wüthete.

Solche Abſcheulichkeiten müſſen uns ſchmerzlich in einem Lande ergreifen, deſſen Volk man den Charakter der Sanftmuth und Menſchlichkeit zuſchreibt; in einem Lande, das einen hohen Grad von Civiliſation erreicht hat. Wie empörend auch das Gemälde ſeyn mag, das ich hier entworfen habe, ſo kommen ſolche Züge nicht allein bei den Parias vor, Herr Moore ſpricht noch von einer andern Secte, welche er Paramahanſa nennt; dieſe ſoll ſich ebenſo cannibaliſche Gräuel erlauben.

Die Landſchaft zwiſchen Lucknow und Juanpuhr, beſonders der Theil zunächſt der letzteren Stadt, bietet den Anblick eines engliſchen Parkes. Als wir uns Juanpuhr näherten, ſahen wir mehre antike Moſcheen von großer Schönheit ſich in die Lüfte erheben; das Auge erfreute ſich dadurch einer angenehmen Unterbrechung der Monotonie in der allgemeinen Anſicht des Landes. Ein unwillkührlicher Ausruf der Bewunderung entwand ſich unſerer Bruſt, als wir an die Brücke kamen, und ſich die prächtigen Bauten in hoher Majeſtät vor unſern Blicken entwickelten.

Je mehr wir uns Calcutta näherten, deſto breiter wurde der Ganges. Die Schönheit dieſes mächtigen Fluſſes erinnert auch an eine reizende Beſchreibung in engliſchen Verſen, welche einen Theil der Poeſien ausmacht, die von einem jungen Hindu mit Namen Kaſipraſad-Ghoſch herrühren. Dieſer junge Dichter gehört zum Geſchlechte der Brahminen. Seine Voreltern zeichneten ſich durch ſehr hohe Aemter und Würden unter den eingebornen Herrſchern von Bengalen aus. Nachdem dieſe zweite Provinz von den Engländern erobert worden war, nahmen ſie fortwährend einen höheren Rang unter den Mitgliedern ihrer Claſſe ein. Im Jahre 1821 ſchickte man Kaſipraſad, der damals vierzehn Jahre alt war, in das anglo-indiſche Collegium von Calcutta, welches unter der Oberaufſicht Horace Hayman Wilſon's, des jetzigen Profeſſor des Sanſcrit zu Oxford, errichtet worden iſt. Der junge Hindu lernte die engliſche Sprache und zeichnete ſich während ſechsjähriger Studien durch verdienſtvolle Schriften aus, die er nach Anweiſung des Herrn Wilſon entwarf. Einen Aufſatz: „Kritiſcher Verſuch“ über das Werk von Mill (das engliſche Indien), welcher in einer öffentlichen Prüfungsſitzung vorgeleſen wurde, hielt man für ſo ehrenvoll für ſein Talent, daß die Zeitung der Regierung von Calcutta weitläufige Auszüge daraus erſcheinen ließ, welche ſpäter in das aſiatiſche Journal von London übergingen. Was ſeit dieſer Epoche Kaſipraſad's frühzeitiges Genie geſchaffen hat, erſchien von Zeit zu Zeit in den periodiſchen Blättern von Calcutta, und der Beifall, deſſen ſich ſeine Producte im Publicum zu erfreuen hatten, beſtimmte den Autor, einen Band ſeiner Gedichte herauszugeben; ihre Schönheit verdient wohl die allgemeine Werthſchätzung, die ſie in ganz Indien genießen. Kaſipraſad iſt ein Mann von gefälligem Aeußeren und einer ſeinen glänzenden Eigenſchaften gleichkommenden Beſcheidenheit. Eifrig ſucht er den Umgang mit ausgezeichneten Fremden.

Calcutta.

Den fünften Tag nach unſerer Abreiſe von Guhr langten wir in Calcutta an, welches man jetzt wegen ſeiner prächtigen Gebäude die Stadt der Palläſte nennt. Kaum iſt ein Jahrhundert ſeit der Zeit vorübergegangen, als dieſe Stadt noch ein Haufen zerſtreuter, unregelmäßiger und geſchmackloſer Wohnungen war; trotz der zahlreichen Bevölkerung ließ man damals ein ungeſundes Gehölz in der Umgebung unberührt, welches Räubern und wilden Thieren zum Schlupfwinkel diente.

Die neue Stadt erſtreckt ſich auf mehr als ſechs Meilen längs dem öſtlichen Ufer des Hudgley, ſie bietet einen außerordentlich belebten Anblick, betrachtet man ſie vom Fluſſe aus, der hier eine Krümmung beſchreibt und ſich in Geſtalt einer weiten Bai mündet. Dieſer Bai gegenüber befindet ſich der Garden-Houſe-Canal der ſeinen Namen von der Nähe mehrer eleganten Landhäuſer erhalten hat, die ſich in der Gegend umgeben von großen Gärten erheben; dahin gehen die reichen Eigenthümer jeden Abend, wenn ſie die Geſchäfte des Tages beendigt und ihre Bureaux verlaſſen haben. Das von den Europäern bewohnte Quartier gewinnt ſein prachtvolles Ausſehen hauptſächlich durch die geräumigen, hohen Säulengänge, die beinahe alle Häuſer zieren, und geſtützt durch zahlreiche Pilaſter den Gebäuden Etwas von der Größe der griechiſchen Monumente verleihen. Auf die Fremden, welche von Europa ankommen, machen dieſe Bauten einen impoſanten Eindruck, wegen des durchaus neuen Styls ihrer Bauart, ihrer Dimenſionen und ihres Reichthums in ihren architektoniſchen Verzierungen. Man ſieht ſich von dem Ebenmaaße und der Einfachheit in ihren Verhältniſſen überraſcht, obgleich dieſe Einfachheit vielleicht einen zu ſcharfen Contraſt mit den pompoſen Façaden und den zahlreichen Säulen bietet.

Dem Auge eines Europäers wird der Mangel an Kaminen nicht entgehen, und an den Gedanken der Größe, der aus dem Aeußeren dieſer Gebäude entſpringt, wird ſich die Idee eines Gebrechens in Beziehung auf innere Bequemlichkeit knüpfen, die gar wenig mit unſeren Begriffen von geſellſchaftlichem Genuſſe übereinſtimmt. Die Fenſter ſind groß, aber nicht mit Scheiben verſehen; dagegen haben ſie Rollvorhänge zum Verſchließen, mit der Beſtimmung der Luft Eingang zu verſchaffen, ohne zugleich das Licht eindringen zu laſſen, denn in dieſem brennenden Clima iſt die Luft unzertrennlich von der Hitze. Ohne Ausnahme iſt das Dach bei allen Häuſern teraſſenförmig und von eleganten Baluſtraden umgeben. Man hat die Architektur, die ſich auf die Principien der italieniſchen Schule gründet, der Region der Tropenländer angepaßt, obwohl der Geſchmack wiederholt ſonderbaren Capricen aufgeopfert worden iſt. So ſieht man an vielen Häuſern zwei Giebel, als ob man, weil ein einziger Giebel eine angenehme Wirkung hervorbringt, nur die Zahl verdoppeln dürfte, um nach demſelben Verhältniſſe die Erhabenheit des Gebäudes zu vermehren.

In der Mitte der Stadt befindet ſich ein Platz von mehr als einer Viertels Meile Ausdehnung, in deſſen Mitte man eine große, von einer niedern Mauer umgebene und durch ein zierliches eiſernes Gitter beſchützte Fontaine erblickt. Die Höhe der Mauer iſt wenigſtens fünfzig Fuß über dem Niveau des Waſſers, zu dem man auf einer breiten, herrlichen Treppe hinabſteigt.

Für die Küche und zu anderem häuslichen Gebrauche bedient man ſich in Calcutta in der Regel des Regenwaſſers, zu dieſem Ende iſt in allen Häuſern ein gewiſſer Raum vorbehalten, wo man eine Anzahl großer irdener Krüge aufſtellt, die ſich während der Dauer der Stürme mit dem Waſſer füllen, das von den Terraſſendächern fällt. Man erhält es dadurch geſund, daß man auf den Grund jedes Gefäſſes zu feinem Staub zermalmte Holzkohle wirft; die Kohle verhindert das Eintreten der Fäulniß und bewahrt das Waſſer während eines beſtimmten Zeitraumes in demſelben Zuſtande.

Das merkwürdigſte Gebäude in Calcutta iſt der Pallaſt des Gouvernements. Das untere Stockwerk, welches für das übrige Gebäude eine feſte elegante Grundlage bildet, iſt auf jeder Seite mit Arcaden geſchmückt. Alle Säulen ſind joniſcher Ordnung, nur im Innern wird einer der größten Säle von doriſchen Säulen getragen, die man ſo kunſtreich mit Chunam bekleidet hat, daß man glauben ſollte, ſie beſtehen aus dem ſchönſten Marmor. Der Pallaſt hat vier Flügel, von denen jeder von einer der Ecken des Gebäudes ausgeht, um durch kreisförmige Gallerien zu communiciren, welche die Luft um das ganze Gebäude frei durchziehen laſſen. Dieſe Flügel enthalten die beſondern Zimmer, während das Haupt-Corps de Logis die verſchiedenen Säle umfaßt, die zur Expedition der Regierungs-Geſchäfte oder zu den öffentlichen Feſten benutzt werden, welche lange Zeit hindurch zur Celebrität der Hauptſtadt der britiſchen Beſitzungen in Indien in den Pallaſten ihrer erſten Magiſtrate gegeben wurden.

In dieſer großen Stadt gibt es nur zwei anglikaniſche Kirchen: die eine davon, iſt ein anmuthiges Monument, erbaut nach dem Plane eines engliſchen Genie-Offiziers, das dieſem durch den ausgezeichneten Geſchmack in Vertheilung aller architektoniſchen Einzelnheiten große Ehre macht. Die andere Kirche ſteht der erſten in jeder Beziehung nach. Obwohl nun die Stadt, vom Garten-Canale aus betrachtet, eine Anſicht liefert, der keine andere Stadt an Großartigkeit gleich kommt, ſo muß man doch zugeſtehen, daß Delhi, Agra und Lucknow Gebäude umſchließen, die in Beziehung auf Architektur weit den Vorrang vor den ſchönſten Monumenten von Calcutta verdienen, die ſogar ohne Nachtheil eine Vergleichung mit allen denen analoger Art aushalten möchten, welche man in Europa trifft.

Nach dem Pallaſte der Regierung zeichnet ſich beſonders das Hotel der Douane aus, ein niederes, aber geräumiges Gebäude mit ſchöner Façade und bequemen Magazinen. In Cheringhie, demjenigen Quartiere der Stadt, welches am meiſten in der Mode iſt, ſieht man eine Reihe prächtiger Häuſer, die wie eine Folge von Palläſten neben einander ſtehen, und die glänzenden Fiktionen orientaliſcher Einbildungskraft faſt zur Wirklichkeit erheben. Alle dieſe Häuſer werden von Europäern bewohnt; die meiſten ſind mit Stuck bekleidet und ſtehen in der Mitte eines großen offenen Hofes; nichts iſt vergeſſen, was der verfeinertſte Luxus erſinnen kann, um den Widerwärtigkeiten des Klimas zu begegnen und den Aufenthalt angenehm zu machen.

Iſt das von den Europäern bewohnte Quartier auch geſund und angenehm, gewährt es dem Auge auch einen impoſanten Anblick, ſo gleicht doch nichts dem elenden Ausſehen des Quartieres, welches die Eingebornen einnehmen. Die ungepflaſterten Straßen ſind hier ſchmal und ſchmutzig. Die bedeutendſten Häuſer ſind hier nur eine Art von Bienenkörben aus Kleiberlehm erbaut, worin ſich Schwärme einer bleichen, abgemagerten, dürftigen, halbverhungerten Bevölkerung drängen. Krankheiten, die ſtets im Gefolge der Armuth und Entbehrung erſcheinen, richten hier fortwährend ihre Verheerungen an, und tauſende von Opfern unterliegen in jedem Jahre den gräßlichen Uebeln, die ſich an die Qualen der Nothdurft knüpfen. Es läßt ſich auch von der Zukunft nicht die mindeſte Verbeſſerung in der Lage dieſer unglücklichen Weſen hoffen, die in den Vorſtädten der unermeßlichen Mutterſtadt zuſammengeballt liegen und in der traurigen Elends-Gemeinſchaft verſumpfen. Zur Zeit, da die Cholera in der Stadt herrſchte, ſollen einige Wochen lang täglich ſieben hundert Individuen, von dieſer ſchrecklichen Geißel heimgeſucht, geſtorben ſeyn. Alle Vergnügungen waren aufgehoben, und keine Stunde verging, ohne daß Thränen und Wehklagen für die Todten die Lebenden an die Verödung erinnern mußte, die ſich mehr und mehr um ſie verbreitete.

Das Fort William, ungefähr fünf hundert Ruthen unterhalb der Stadt erbaut, iſt eine ſehr ſtarke militäriſche Poſition. Eine Straße läuft längs des Fluſſes hin, dem Fort gegenüber, von der Stadt zum Garden-Houſe-Canal, welcher durch eine Entfernung von wenigſtens drei Meilen, folgt man den Ufern der Bai, davon getrennt iſt. Von dieſem Geſichtspunkte bietet Calcutta den weiteſten und günſtigſten Anblick. Die Citadelle, auf der Seite des Fluſſes, wo man allein einen Angriff mit einiger Wahrſcheinlichkeit von Erfolg wagen könnte, hat die Geſtalt eines vorſpringenden Winkels, der Graben iſt trocken, in der Mitte befindet ſich ein Reſervoir, welches das Waſſer vom Hudgly mittelſt zweier Schleuſen empfängt und vom Fort gedeckt iſt. Die Erbauung der Citadelle wurde nach der Schlacht von Plaſſey von Lord Clive angefangen. Sie kann eine Garniſon von fünfzehn hundert Mann aufnehmen, und die Feſtungswerke ſind ſo ausgedehnt, daß man wenigſtens zehn tauſend Mann nöthig hätte, um ſie mit Nachdruck zu vertheidigen. Dieſe Werke ſollen der Compagnie über zwei Millionen Pfund Sterling gekoſtet haben. Das Innere des Forts iſt gänzlich durchgebrochen; es bietet dem Auge weite Grasplätze, die von ſymmetriſch gepflanzten Baumreihen in üppigem Wachsthum beſchattet werden und mit aufgeſetzten Kugelhaufen, Mörſern und Feldſtücken abwechſeln.

Zwiſchen der Stadt und dem Fort befindet ſich eine Eſplanade auf vollkommen ebenem Terrain; hier fahren oder reiten die Bewohner zu ihrer Erholung zur Abendſtunde ſpazieren, wo ein belebender Wind, der gemeiniglich vom Fluſſe herweht, den Körper erfriſcht und den Geiſtern eine köſtliche Schwungkraft verleiht.

Der Hubaly gewährt den Blicken ſtets eine ſehr belebte Scene, beſonders zur Zeit der hohen See, wenn ihn die Schiffe der vier Welttheile von jeder Größe und jeder Form bedecken. Eine bemerkenswerthe Sonderbarkeit dieſes Fluſſes iſt das ſchnelle Eintreten der Fluth, welche man unter dem Namen Bore kennt, wobei ſie ſich wie eine ungeheuere Welle oft bis zur Höhe von ſechzig bis achtzig Fuß erhebt und die Waſſer des Fluſſes mit einer Schnelligkeit zurückdrängt, daß er ſiebenzig Meilen in einer Stunde durchläuft, und im reißenden Laufe alle leichten Fahrzeuge verſchlingt, die er auf ſeinem Wege trifft. Dieſe Erſcheinung findet nie auf der Seite ſtatt, wo Calcutta liegt, und erſtreckt ſeine Wirkung nur auf ein Viertel vom Laufe des Fluſſes, ſo daß die Schiffe in der Regel außerhalb der Sphäre ihrer Thätigkeit liegen. Darum entſteht doch zuweilen eine ſolche Aufregung in der Maſſe der Gewäſſer, daß die größten Fahrzeuge an das Ufer geworfen und wie Bälle hin- und hergetrieben werden.

Durch den unberechenbaren Vortheil einer Binnenſchifffahrt iſt Calcutta eine Niederlageſtätte für die verſchiedenartigſten fremden Waaren geworden; dieſe Waaren werden auf dem Ganges und ſeinen tributären Flüſſen in die nördlichen Provinzen von Hindoſtan gebracht, und dieſe ſchicken dagegen ihre Produkte auf denſelben Canälen nach der Hauptſtadt. Der Werth der gewöhnlich von den einheimiſchen Handelsleuten zum Verkaufe ausgeſetzten Gegenſtände iſt unglaublich; man nimmt an, daß allein in Tuch Geſchäfte für die mittlere Summe von einer Million Pfund Sterling gemacht werden. In Folge der Verſchiedenheit der nach dieſer Stadt gebrachten Waaren ſind nie unter achtzehn bis zwanzig Millionen Pfund Sterling baaren Geldes im Umlauf; indeſſen mögen die beträchtlichen Fallimente, welche in letzter Zeit eintraten, den Credit untergraben und den verſchwenderiſchen Umlauf des gemünzten Geldes vermindert haben. Im Jahr 1808 wurde die Bank der Regierung von Calcutta gegründet. Fünfzig Lacs Rupien (ungefähr 1,250,000 Fr.) ſtreckten die Regierung und europäiſche wie Privat-Speculanten vor.

Calcutta iſt in den verfloſſenen fünfzig Jahren ſehr verſchönert und erweitert worden. Man ſieht das „ſchwarze Loch" nicht mehr, welches Herr Folwel errichtet hatte, um das Andenken an die furchtbare Grauſamkeit des Sevajee-ud-Dolah zu verewigen, der, nachdem er ſich der britiſchen Hauptſtadt von Bengalen bemächtigt hatte, hundert und ſechs und vierzig Gefangene in einen abſcheulichen Kerker werfen ließ, wo beinahe alle umkamen, drei und zwanzig ausgenommen, die ihre Gefährten überlebten. Das alte Hotel der Regierung und viele vor einem halben Jahrhundert beſtehende Gebäude ſind ebenfalls verſchwunden. Die Stadt hat ſich gegen das öſtliche Geſtade des Ufers vergrößert. Die Pagode von Govinda-Baen-Mittul ſteht, ſo viel ich weiß, noch aufrecht. Es iſt dieß ein großes Monument von beſonderer Form und geſchmackvoller Conſtruction, wenn es auch nicht gerade die höhere Schönheit beſitzt, durch welche ſich die indiſche Bauart auszeichnet. Dieſe Pagode genoß einer bedeutenden Verehrung; jetzt wird ſie nur noch von Perſonen der unteren Kaſte beſucht.

Die Zahl der Einwohner von Calcutta, ſowohl der Eingebornen, als der Europäer, wird auf ſechs mal hundert tauſend geſchätzt, und die Umgegend in einem Rayon von zwanzig Meilen ſoll ungefähr zwei und eine halbe Million enthalten.

Einen Augenblick vor Sonnenaufgang athmet man köſtlich friſche Luft, darum erhebt man ſich ſehr früh, um vor dem Frühſtücke, das man um neun Uhr genießt, ſpazieren zu reiten; um halb zwei Uhr wird ein leichtes Mahl ſervirt, und zur Zeit des Sonnenuntergangs nimmt man das Mittagsbrod ein. Es werden hauptſächlich Madeira- und Bordeaux-Weine conſumirt. Die Tafeln ſind bedeckt mit verſchiedenartigem Rothwild, mit Feldhühnern, Wachteln, Pfauen, wilden Truthähnen, Ortolanen, Haſen und Wildbret aller Art; Obſt erhält man im Ueberfluſſe um ſehr geringe Preiſe. Aber das ausgeſuchteſte Gericht, das man in Calcutta ſpeiſt, iſt der Fiſch des Mango, ſo genannt, weil man ihn zu der Jahreszeit fängt, wo der Mango reift; durch ſeinen zarten Geſchmack läßt er Alles hinter ſich, was man von Fiſchen in Europa kennt.

Wer nicht über den indiſchen Ocean gekommen iſt, kann ſich keinen Begriff von dem luxuriöſen Leben der Rechtsgelehrten machen. Selbſt ihre jungen Schreiber affectiren eine ſolche Pracht und führen einen ſo verſchwenderiſchen Haushalt, daß ſie, trotz der Freigebigkeit, mit der man ihre Dienſte belohnt, zuweilen zahlreiche Verbindlichkeiten eingehen, deren ſie ſich in der Folge nie mehr zu entledigen wiſſen.

Ungefähr hundert Meilen von Calcutta an der Mündung des Hughly, iſt das Delta des Ganges, welches unter dem Namen Sunderbonds bekannt iſt und von einem Labyrinthe von Bächen und Kreken gebildet wird; das Waſſer iſt überall ſalzig, bei denen ausgenommen, welche unmittelbar mit dem Hauptarme des heiligen Fluſſes in Verbindung ſtehen. Dieſe zahlreichen Canäle ſind ſo vertheilt, daß ſie ein vollkommenes Syſtem von Binnen-Schifffahrt begründen.

Wenige Jahre, ehe wir Calcutta beſuchten, ſchickte ein Kapitän eines inländiſchen Schiffes, das die Sunderbonds paſſirte, ein Boot in eine der Kreern, um ſich von den Früchten zu verſchaffen, welche von den armen und nicht ſehr zahlreichen Bewohnern dieſer unwirthlichen Gegend gepflanzt werden. Als ſie zum Lande kamen, zogen die Matroſen die Schaluppe an das Ufer und ließen einen Mann zur Bewachung zurück; aber von der Sonne gedrückt, legte ſich der mit der Obhut beauftragte Lascar auf die Bank und entſchlief. Während er in dieſen glücklichen Zuſtand verſenkt lag, wo alle Gedanken ihrer Herrſchaft entſagt haben, kam eine ungeheure Boa aus dem benachbarten Gebüſche, kroch zur Schaluppe und hatte bereits ihre mächtigen Ringe um des Schläfers Leib gerollt, den ſie eben zu zermalmen im Begriffe ſtand, als zum Glücke in demſelben Augenblicke die Gefährten des Mannes zu ſeiner Hülfe herbeieilten, das Ungeheuer angriffen und ihm ein beträchtliches Stück vom Schwanze abhieben, wodurch es ferner zu ſchaden außer Stand geſetzt war. Mit leichter Mühe konnte man es vollends umbringen. Man fand beim Meſſen, daß die Boa zwei und ſechzig Fuß und einige Zoll lang war. Der übermäßige Wuchs dieſer Schlange iſt oft in Frage geſtellt worden, aber warum noch daran zweifeln, da die Thatſache von ſo vielen Augenzeugen authentiſch beſtätigt worden iſt. Schon die Geſchichtſchreiber des Alterthums hatten Kenntniß hievon: denn Sueton berichtet im drei und vierzigſten Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung der zwölf Cäſaren, der Kaiſer Auguſtus habe, abgeſehen von den jährlichen Circenſes, mehre andere Spiele gefeiert, in der Abſicht irgend eine, in ſeinen Beſitz gekommene, außerordentliche Seltenheit zur Schau zu ſtellen; und unter dieſen Curioſitäten erwähnt er eines Rhinoceros, eines Tigers und einer fünf und ſiebenzig Fuß langen Schlange. (quinquaginta cubitorum.)

Der wilde Landſtrich, von dem ich hier geſprochen, erſtreckt ſich auf einen Raum von achzig Meilen längs des Meerbuſens von Bengalen, er iſt mit Tigern und Alligators der größten Gattung ſo wie mit andern Thieren von ähnlicher Kraft und Wildheit bevölkert. Zwei Canäle, der des nördlichen Sunderbunds und der Balliaghaut-Canal durchziehen ihn. Der erſtere ergießt ſich fünf und ſechzig Meilen unterhalb Calcutta in den Hughly. Der andere in einen kleinen See, öſtlich von der Stadt. Man ſchifft auf dieſen Canälen in einer Länge von mehr als zwei hundert Meilen durch dichtes Gehölze, welches manchmal von ſo ſchmalen Kreken durchſchnitten iſt, daß an mehren Stellen die von beiden Seiten überhangenden Baumzweige ſich beinahe berühren. Zuweilen ſchwimmt man aber auch auf einem breiten von ſtattlichen Bäumen begränzten Fluſſe. Die Ufer entlang ſieht man unzählige Alligators, enormen Baumſtämmen ähnlich, ſchlafen. Man kann ſie unmöglich für lebend halten bis zu dem Augenblicke, da ſie in ihrem Schlafe geſtört, mit erſtaunlicher Beweglichkeit in den Fluß ſtürzen und untertauchen. Viele Eingeborne, welche die Ufer dieſer Kreken beſuchen, um Holz zu fällen und Salz zu ſammeln, werden alljährlich von dieſen Thieren und andern wilden

Beſtien verſchlungen. Die Tiger ſind unter Anderen ſo raubgierig, daß man ſie ſchwimmend Bote verfolgen und die Mannſchaft in beträchtlicher Entfernung vom Lande angreifen geſehen hat.

Die ringsum drohenden Gefahren halten eine Menge devoter Schwärmer nicht ab, ihre Hütten in dieſer wüſten Gegend zu bauen. Trotz der Zaubermittel, welche ſie zu beſitzen vorgeben, trotz der Sühnen, die ſie Tigern und Alligators bringen, werden dieſe armen Dummköpfe ſtets das Opfer der wilden Thiere. Andere Enthuſiaſten nehmen aber ſogleich ihre Stelle ein und liefern auf dieſe Weiſe den Ungeheuern des Waldes in jedem Jahre eine reichliche Portion geheiligten Mundvorrath. Unter ſolchen Umſtänden muß man erſt über die Höhe erſtaunen, welche fanatiſche Verblendung erreichen kann.

III.

Der reiche Muhammedaner. Die Bayaderen. Die Saujagd.

Die Zeit der Paſſatwinde war kaum vorüber, als wir uns auf einem gut gebauten Fahrzeuge von 600 Tonnen nach Madras einſchifften. Hier brachte ich zwei bis drei Wochen zu. Meine alten Reiſegefährten hatten ſich zu mir geſellt, und wir ſchlugen längs der Küſte eine Straße ein, die wir ſchon einmal bis nach Tanjore durchwandert hatten. Hier trafen wir einen reichen Muhammedaner, der alle mögliche Aufmerkſamkeit für uns hatte, er nahm uns mit edler Gaſtfreundſchaft auf und vertrieb uns die Zeit unſeres Aufenthaltes auf die angenehmſte Weiſe. Bei dem erſten Beſuche, den wir ihm des Nachmittags abſtatteten, war er gerade von ſeiner Sieſta aufgeſtanden und ſchmauchte ſeinen Haukha unter der Gallerie ſeines Hauſes. Wir fanden ihn auf einem reichen Teppiche ſitzend, und unter dem Schutze eines prachtvollen Baldachins. Ihm zur Seite ſtanden zwei Sclaven; der eine hielt die Strahlen der Sonne, mit Hülfe eines aus Palmblättern verfertigten Paraſols (Chatta) von ihm ab; der andere ſchwang einen Yakſchweif hin und her, um ihn gegen die Zudringlichkeit der Fliegen ſicher zu ſtellen. Mit zuvorkommendem Anſtande lud uns der Muſulman ein, ihn in ſeinem Wohnſitze zu beſuchen, den er unweit der Stadt beſaß, und der an den Ufern des Cavery lag. Während der ganzen Zeit unſeres Aufenthaltes zu Tanjore brachten wir faſt jeden Abend daſelbſt zu.

Seine Wohnung war prachtvoll und zahlreich ſeine Dienerſchaft. Am Vorabende unſerer Abreiſe gab er ein großartiges Feſt, zu welchem wir ganz beſonders eingeladen wurden. Unſer gaſtfreundliche Wirth mochte etwa 35 Jahre alt ſeyn; er war von hohem Wuchſe; in ſeinem ganzen Weſen herrſchte die zuvorkommendſte Höflichkeit, und ſeine Manieren trugen das Gepräge großer Unbefangenheit. Die leidenſchaftliche Liebe zur Pracht und den wahrhaft fürſtlichen Aufwand, welchen er machte, hatte er übrigens mit einer großen Menge ſeiner Landsleute gemein. Als wir uns zu der von ihm veranſtalteten Abendgeſellſchaft begaben, führte man uns in einen Saal, deſſen Wände faſt ohne Ausnahme die ſchönſten engliſchen, mit reichen goldenen Rahmen umgebenen Spiegel zierten. Sie waren alle ſo hoch wie das Gemach ſelbſt, und warfen die Gebilde deſſelben in endloſer Vervielfältigung zurück. Bei den reichen Muhammedanern iſt es ziemlich allgemeine Sitte, mit ſeinem Wohlſtande zu prunken, und auf Zimmergeräthe ſo wie auf die Verzierung der Häuſer ungeheure Summen zu verwenden. Bei alledem trifft man aber doch mehr Prachtaufwand als Bequemlichkeit in denſelben an.

Es dauerte nicht lange, ſo füllte ſich der Saal mit einer großen Menge geladener Gäſte. Nach unzähligen Umarmungen und Beſprengungen mit Roſenwaſſer, nahm man in kleinen Zügen ein angenehm ſäuerliches, unſerer gewöhnlichen Limonade nicht unähnliches Getränk zu ſich, worauf die ganze Geſellſchaft auf kleine perſiſche, mit blumenreichen Zeichnungen überſäte Teppiche ſich ausſtreckte, die eine prächtige Matte von Schilfrohr bedeckten, welche durch ihre glänzend weiße Farbe und die ausnehmende Feinheit ihres Gewebes ſich auszeichnete. Sobald alle Anweſenden in der ſchönſten Ordnung Platz genommen hatten, trat ein Tonkünſtler hervor, machte einen tiefen Salaam und ſpielte uns ein Stück auf ſeiner Sarinda vor, eine Art von ſchlecht gearbeiteter Geige, die er jedoch mehr mit lang eingelernter Geſchicklichkeit als mit natürlichem Geſchmacke zu behandeln verſtand. Bald geſellten andere Muſiker ihr Talent zu dem ſeinigen, und ſo waren denn unſere Ohren verurtheilt, eine halbe Stunde lang eine wahre Höllenmuſik anzuhören. Zu meinem nicht geringen Troſte befreite man uns endlich von dieſem Probeſtückchen morgenländiſcher Melodie und ließ eine Truppe von Bayaderen eintreten. Die beiden Hauptperſonen unter denſelben hatten ſehr regelmäßige Züge und waren überhaupt von ungemeiner Schönheit; ſie trugen ſeidene Beinkleider von etwas heller Scharlachfarbe, welche ſich in einer Menge kleiner Falten über dem Knöchel anſchloſſen; unmittelbar unter demſelben umfaßten zwei dünne goldnen Reife den untern Theil ihrer ſchön geformten Beine; an dieſen Reifen hingen kleine ſilberne Schellen, die bei der geringſten Bewegung der Tänzerinnen einen ſanften und ziemlich angenehmen Ton von ſich gaben. Ihre ſchlanke Taille umſchloß eine Art von weißer Jacke, die, einer Tunika ähnlich, bis zu den Hüften herab reichte, vorn offen war, und die Beinkleider ſehen ließ. Darüber trugen ſie endlich ein Röckchen aus durchſichtigem Stoffe, das bis an die Knie ging; ein leichter Gaze-Schleier war über Kopf und Schultern geworfen, und kreuzte ſich auf der Bruſt. Zuweilen entfalteten ihn die Tänzerinnen und er verhüllte dann gänzlich ihren ſchönen Wuchs. Jedes Ende des Schleiers zierte eine reich gearbeitete Eichel aus maſſivem Golde oder aus Silber.

Während des Tanzes wiſſen die Bayaderen dieſen Schleier ſo geſchickt zu handhaben, daß er ihre Reize ungemein erhöht; bald hüllen ſie ſich in denſelben und ſenden Blicke darunter hervor, deren Ausdruck keine unrichtige Deutung mehr zuläßt; bald ſchlagen ſie ihn völlig auseinander und gewähren ſo den Zuſchauern den bezaubernden Anblick ihrer perſönlichen Reize. Nichts gleicht dem blendenden Feuer ihrer Augen, nichts kann ſo ausdrucksvoll ſeyn als das Spiel ihrer beweglichen Geſichtszüge; und würde man nicht von einem gewiſſen Abſcheu ergriffen, den die entehrende Lebensart dieſer Geſchöpfe einflößt, ſo könnte man wahrlich nicht müde werden, ſo viele Reize anzuſchauen und zu bewundern.

Wenn ſie aber gleich von dem Auswurf ihres Geſchlechtes begleitet zu ſeyn pflegen, ſo geben doch ſelbſt die Europäer niemals ein großes Feſt, ohne zur Unterhaltung ihrer Geſellſchaft und der Damen ihres Hauſes einige Bayaderen auftreten zu laſſen. Geſtehen muß man übrigens, daß dieſe, wenn ſie in den Zirkel einer ausgeſuchten Geſellſchaft berufen werden, ſich ſorgfältig hüten, die Schicklichkeit und feine Sitte auch nur im mindeſten zu verletzen. Die Sittſamkeit ihres Coſtüms und ihres Benehmens hält im Gegentheil vollkommen gleichen Schritt mit dem Anſtande und der Artigkeit ihrer Manieren, ſo wie mit den Stellungen, die ſie in ihren Tänzen annehmen; ja dieſe letztern ſind ſogar bei weitem züchtiger, als jene, die man auf den europäiſchen Theatern in Aufnahme gebracht hat, und welche, der Landesſitte gemäß, unſere jungen Schönen, ohne zu erröthen, beklatſchen und anſtaunen.

Die dritte Augenweide, welche die indianiſchen Tänze gewähren, beſteht faſt einzig in ihren zierlichen und anmuthigen Stellungen: da ſieht man keine übermäßige Sprünge, keine Schwindel erregende Pirouetten, keine mühſame Ausreckung der Muskeln, keine lächerliche Verdrehung der Glieder, auch findet man da nicht jene aufs höchſte geſteigerte Präciſion der Bewegungen, jene ans Wunderbare gränzende Geſchicklichkeit der Füße, nach welcher das Verdienſt der europäiſchen Tanzkünſtler abgewogen wird. Anſtatt die Arme nach akademiſchen Regeln zu runden, anſtatt den Körper im Widerſpruche mit den Geſetzen der Natur zu biegen, anſtatt das Bein in horizontaler Richtung zu erheben, bis es mit dem Oberkörper einen rechten Winkel bildet, kurz anſtatt zu ſpringen, zu hüpfen und mit großer Anſtrengung kreiſelähnlich ſich zu drehen, ſchwebt die Bayadere abgemeſſen und voll Grazie bis zu dem Kreiſe der Zuſchauer heran, die Bewegungen ihrer Arme ſtehen in ſchönem Einklange mit jenen ihrer feingeformten und nackten Füße, welche, wenn auch nicht ſo weiß wie der Schnee, doch eben ſo geräuſchlos den Boden berühren. Wellenförmig ſich bewegend, ſcheint ſie mit den Geberden einer Flüchtigen daher zu gleiten, die leichten Umriſſe einer einfachen Tanzfigur andeutend. Zuweilen dreht ſie ſich lebhaft um ſich ſelbſt herum; da öffnen ſich die leichten Falten ihrer durchſichtigen Tunika, der ſeidene, von Zierathen ſchwere Beſatz derſelben beſchreibt einen Kreis um die Tänzerin und läßt, wie im Fluge, die bewundernswerthen Conture eines ſchönen Körpers erſchauen, deſſen ganze Tracht Grazie und guten Geſchmack verkündet. Dieſes Gemälde könnte zu dem Glauben verleiten, die Vollkommenheit dieſes Tanzes ſey eine rein negative; allein es iſt dem nicht alſo, ſondern er bringt einen nicht zu verfehlenden Totaleindruck auf jede Gattung von Zuſchauern hervor.

Die Zierathen, welche dieſe Frauen tragen, ſind oft von beträchtlichem Werthe; gewöhnlich umgeben ihren Hals mehre Reihen von Halsbändern aus Perlen oder künſtlich gearbeitetem Golde. Durch die rechte Naſenöffnung iſt ein goldener Ring gezogen, an welchem ein prächtiger Edelſtein hängt; die Stirne ſchmückt zwiſchen den Augenbrauen ſtets eine Zierath, von welcher wahrſcheinlich die ſogenannten Féronnières ſtammen, die unſere europäiſchen Damen in der neueſten Zeit zu tragen pflegten. Die den Namen Nautch führende Unterhaltung, welche einen integrirenden Theil der erwähnten Feſte ausmacht, aber am wenigſten Vergnügen gewährt, iſt unſtreitig die Muſik, die von Zeit zu Zeit die durchdringenden, antimelodiſchen, dem Geſchrei des Pfauen vergleichbaren Stimmen der Tänzerien begleitet.

Dieſe Feſte zeichnen ſich übrigens eben ſo wenig durch ihre Mannigfaltigkeit aus. Ausgeſtreckt auf ihren Teppichen bilden die Anweſenden einzelne Gruppen, begleiten ihr Geplauder mit unglaublich energiſchen Geberden, ſehen den Tänzerinnen zu, und muntern ſie durch ſo wüthende Beifallsbezeugungen auf, daß dieſe ſogar den Lärm der Trommeln und Geigen übertönen, mit deren Hülfe man, wie es ſcheint, die Freuden des Abends zu vervollſtändigen meint.

Auf das verbindliche Zureden unſeres Wirthes verweilten wir noch, bis die Geſellſchaft auseinander zu gehen begann, und nahmen ſeine freundliche Einladung an, ihn des folgenden Tages auf eine Saujagd zu begleiten. Er ſagte uns die ſchönſten Pferde aus ſeinem wohlbevölkerten Stalle zu. Wir verabſchiedeten uns unter dem Verſprechen, mit den erſten Strahlen der wiederkehrenden Sonne bei ihm einzutreffen.

Mit Tagesanbruch ſaßen wir auch wirklich ſchon zu Pferde und befanden uns auf freiem Felde. Während der erſten Stunden war unſere Jagdpartie ziemlich einförmig und bot nichts Bemerkenswerthes dar, denn es ließ ſich kein Wild blicken. Schon wollte ich mein Pferd heimwärts lenken, als ein Eber aus einem Zuckerrohrfelde hervorbrach, und, queer über die Ebene ſetzend, bald über zwanzig Reiter auf der Ferſe hatte. Ich ritt zwar ein ziemlich gutes Landpferd; allein es ſchien den Druck eines europäiſchen Sattels nicht gewöhnt zu ſeyn, denn es hielt plötzlich mitten im Galopp inne, ſchlug hinten aus und ſchnaubte dabei mächtig, als hätte ein Inſect es geſtochen. Da ich mich dem Eber, in dem Augenblicke, wo er aus ſeinem Lager hervorbrach, am nächſten befand, ſo ſetzte ich, in der Hoffnung, ihm den Weg abzuſchneiden, meinem Pferde beide Sporen in die Seite; dieſes aber, als ich eben dem Thiere ganz nahe war, kehrte ſtracks um, ſchlug mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus und verſetzte dem Eber mit den Hinterfüßen einen ſo heftigen Schlag in die Rippen, daß dieſer ſich überſtürzte, und ich ſelbſt, aus dem Sattel gehoben, über des Pferdes Kopf zu Boden fiel. Nach dieſer Heldenthat ſchlug mein Roß, ſeines Reiters nicht weiter achtend, Galopp an; ich aber lag noch ausgeſtreckt, und kaum zwei Schritte von dem ergrimmten Eber entfernt, in der bangen Erwartung da, er werde unverweilt mit ſeinen Hauern mich zerreißen. Zu meinem Glücke hatte ihm jedoch der erhaltene Schlag ſo kräftig zugeſetzt, daß er in den erſten Augenblicken ſich nicht aufzuraffen vermochte. Die kurze Friſt benutzend, erhob ich mich nun ſchnell, und lief aus Leibeskräften meinem flüchtig gewordenen Roſſe nach.

Bald hatte indeſſen der Eber ſich erholt. Allein in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickte davon zu laufen, ſtürzte, mit dem Säbel in der Fauſt, unſer Wirth auf ihn zu, brachte ihm einen Hieb auf den Rückgrath bei und brach ihm das Kreuz. Schäumend ſtürzte das Thier und verendete, worauf mehre in der Nähe befindliche Perſonen es ſogleich von dannen ſchleppten. Ich hatte mein Pferd nicht auffinden können und ſetzte mich nun, ermüdet vom Laufen, auf eine kleine Anhöhe, gerade über einer Schlucht, die in einem Abgrund von wenigſtens hundert Fuß Tiefe ſich endigte. Von dem erhabenen Punkte, den ich mir gewählt hatte, beherrſchte mein Blick die ganze Ebene, und ich konnte das Schauſpiel der ganzen Jagd genießen, ohne thätigen Antheil an derſelben zu nehmen. Zu meiner Linken dehnten ſich auf weite Entfernung mehre Zuckerpflanzungen aus, in denen ſich ohne Mühe die Spuren der Thiere entdecken ließen, die, zum großen Nachtheile der Eigenthümer, zu Fraß und Lagerſtätte ſich darin herum getummelt hatten. Kaum war ich hier behaglich ausgeſtreckt, als ich ein zweites Wildſchwein gewahrte, das, von einigen Jägern verfolgt, ſo ſchnell als möglich dem Abgrunde zueilte. Bei der großen Unebenheit des Bodens, hatten die Pferde Mühe, ihm zu folgen, und es ſchien nahe daran, ihnen zu entkommen. In mächtigen Sprüngen ſetzte es faſt athemlos über die holperigen Erdmaſſen, und das Geſchrei ſeiner Verfolger ſchien ihm die Kraft der Verzweiflung zu verleihen. Als es den Rand des Abgrundes erreicht hatte, ſtürzte es ſich, anſtatt umzukehren, ohne Zögern in die Tiefe, einem Marcus Curtius gleich (möchte ich ſagen, wenn ein ſolcher Vergleich erlaubt wäre). Im Fallen ſtieß es auf einen Vorſprung, von dem es jedoch nur abprallend, einem Ball ähnlich weiter flog. Nach zwei oder drei ſolcher Sprünge, deren einer ſchon hätte hinreichen können, um ihm die Rippen zu zerſchmettern, erreichte das Thier glücklich den Boden des Abgrunds, kam, zu meiner nicht geringen Verwunderung, auf die Beine zu ſtehen und verſchwand bald darauf im Dickicht, als hätte es nur zum Zeitvertreib dieſes Wageſtück ausgeführt. Ich geſtehe, daß ich froh war, es für ſeine Unerſchrockenheit ſo belohnt zu ſehen, und keineswegs in die Klagen ſeiner getäuſchten Verfolger einſtimmte.

Unterdeſſen war einer aus dem Jagdgefolge meines Pferdes wieder habhaft geworden. Wir begaben uns nun unter ein Zelt, das man an einer ſchicklichen Stelle am Rande des Fluſſes aufgeſchlagen hatte. Ueber eine kleine Weile wurde ein Lendenſtück von dem Eber aufgetragen, den unſer Muhammedaner erlegt hatte, und am äußerſten Ende der Tafel ſahen wir den Kopf des Thieres erſcheinen, ſeiner Hauer unberaubt, im offenen Rüſſel eine große Orange haltend, und geſchmückt — zwar nicht mit einem Lorbeerkranze, aber doch mit einem nicht minder bedeutungsvollen Küchengewächſe.

Obgleich Schüler des großen Propheten, nahm unſer Wirth dennoch eben ſo wenig Anſtand, von dieſem Fleiſche zu genießen, als den trefflichſten Wein, von dem er ein großer Freund war, ſich tüchtig munden zu laſſen; und zwar ſelbſt in Gegenwart ſeiner Dienerſchaft. Er machte dabei die ſcharfſinnige Bemerkung, daß ſeine Leute, wenn ſie ſolches gleich als eine Uebertretung des Geſetzes mißbilligten, es doch niemals wagen würden, einen Tadel gegen ihn zu äußern. Er ſchien überhaupt von der Wahrheit ſeiner Religionslehrſätze nicht ſehr durchdrungen zu ſeyn, und verſäumte keine Gelegenheit, wo er ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen ungehindert folgen konnte. Dieſesmal gab er ſich den Freuden der Tafel ſo ſchrankenlos hin, daß er ſein Pferd nicht mehr zu beſteigen vermochte, ſondern vier rüſtige Diener ihn in einem Palankin nach Hauſe tragen mußten.

Die reichen Muhammedaner, welche in Indien leben, befinden ſich ſehr gern in der Geſellſchaft der Europäer und machen ſich kein Gewiſſen daraus, wenn ſie mit dieſen zuſammentreffen, die Geſetze des Korans zu übertreten. Das in ihren kirchlichen Vorſchriften enthaltene Verbot, Wein zu trinken, oder von gewiſſen Fleiſchgattungen zu eſſen, betrachten ſie ſelbſt als ein Uebermaaß von Strenge. Dieſe Anſicht hielt ſie zwar nicht ab, den großen Propheten zu lobpreiſen, daß er dieſes Gebot ihnen vorgeſchrieben hat, und die Vorſehung, daß ſie ihm den Gedanken dazu eingegeben; ſobald es ſich aber um die Anwendung deſſelben handelt, ſo wird es ſo häufig und ſo leicht übertreten, daß man wohl ſieht, wie geringen Werth ſie darauf legen. Bei mehr als einer Gelegenheit wiſſen ſie übrigens, auf ſinnreiche Weiſe ſich der Strenge dieſer Geſetze zu entziehn. So reicht z. B. ein einziger Tropfen Eſſig, der in ein ganzes Faß voll Wein gegoſſen wird, vollkommen hin, um den verbotenen

Rebenſaft augenblicklich in ein Getränk zu verwandeln, das jeder fromme Muſulman genießen darf, ohne daß er Gefahr läuft, den Propheten zu beleidigen. Auf ähnliche Weiſe verſteht man auch andere Religionsvorſchriften mit eben ſo geringer Schwierigkeit zu umgehen.

Vor unſerer Abreiſe von Tanjore wurde ich Zeuge einer jener fürchterlichen Handlungen, welche einer abergläubigen Frömmelei ihr Entſtehen verdanken und in dieſem Lande leider noch allgemein ſind. Bei einem Spaziergange, den ich am frühen Morgen an den Ufern des Cavary machte, wurde ich eine Gruppe von etwa ſechs Perſonen gewahr, die nach dem Ufer des Fluſſes zu gingen. Das Waſſer hatte an dieſer Stelle mehre Fuß Tiefe. Neugierig zu ſehen, was ſie da beginnen wollten, hielt ich mein Pferd an, und gewahrte bald, daß einer dieſer Leute ſich anſchickte, in den Strom hinab zu ſteigen. Ich hatte kaum die Augen auf ihn geheftet, als auch ſchon die Vermuthung in meiner Seele aufſtieg, er ſey an dieſen Ort gekommen, um freiwillig ſein Leben zu opfern. Es ergriff mich ein geheimer Schauder, und ich fühlte eine unbezwingbare Aufregung in meinem Innern. Ich wich nicht von der Stelle; und den Gefühlen zum Trotze, die ich, als unwillkührlicher Zeuge dieſes Auftritts, kaum zu meiſtern vermochte, konnte ich dennoch der leidigen Verſuchung nicht widerſtehn, bis zu ſeiner Beendigung Zuſchauer deſſelben zu bleiben. Das Opfer war ein Mann, der ſchon ſeit einigen Jahren aus dem Sommer des Lebens getreten zu ſeyn ſchien, deſſen Aeußeres aber nichts deſto weniger Kraft und Fülle der Geſundheit verrieth. Er blieb am Ufer des Fluſſes ſtehen, während zwei Brahminen, die ihm zur Seite waren, ſich damit beſchäftigten, auf jede ſeiner Achſeln einen großen irdenen Krug zu befeſtigen. Als ſie dieſes Geſchäft beendigt hatten, warf ſich der Patient mehremal nach einander auf den Boden und ging hierauf in den Strom. Er ließ ſich nämlich an einer Stelle hinab gleiten, wo das Waſſer eine beträchtliche Tiefe hatte; allein die Krüge hielten ihn über dem Waſſer, weil ſie leer waren, und verhinderten ihn, unterzutauchen. Die Brahminen hatten die Arme auf der Bruſt gekreuzt und folgten ihm mit den Augen, ohne weder eine Sylbe zu ſprechen, noch irgend einen Verſuch zu ſeiner Rettung oder zur Beſchleunigung ſeines Todes zu machen. Der Unglückliche wurde ſo noch einige Zeit vom Strome umhergetrieben und hatte das Anſehen eines Bittenden. Die Oberfläche des Waſſers war ſo eben wie ein Spiegel; nur da, wo ſein Körper ſich befand, theilte er ihr im Vorbeigleiten eine wellenförmige Bewegung mit. Dieſe Regungsloſigkeit erſchien mir als ein vollkommenes Sinnbild des gänzlichen Mangels an Gefühl, mit welchem die Diener einer blutdürſtigen Religion der Vollziehung dieſes abſcheulichen Selbſtmordes beiwohnten.

Der beklagenswerthe Fanatiker bemühte ſich mehre mal, die Krüge zu füllen, und ſtrengte alle ſeine Kräfte an, um ſein empörendes Selbſtopfer zu vollbringen. Als er endlich ſah, daß ihm dieſes nicht gelingen wollte, ſchwamm er mühſam dem Ufer zu, ergriff die von Erde entblößte Wurzel eines Strauches, und brachte es, ſich vorwärts hängend, dahin, die Oeffnung eines der beiden Krüge ſo gegen den Strom zu kehren, daß er ſich anfüllte. Dieſer ſcheinbare Vorſchub verlängerte jedoch nur ſeine Marter, denn der andere, leer gebliebene Krug verhinderte beſtändig, vollkommen unterzutauchen, während das Gewicht des angefüllten ſeinen Körper hinlänglich unter das Waſſer zog, um ihn am freien Athemholen zu hindern. In dieſem Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſtieg er unaufhörlich wieder auf die Waſſerfläche empor und ſchöpfte einige Augenblicke Athem, um dann abermals zu verſinken und dem Erſticken nahe zu kommen. Obgleich dieſe Scene ſchon mehre Minuten gedauert hatte, ſo machte doch der Unglückliche nicht einen einzigen Verſuch, das Ufer zu erreichen; ſein feſter Entſchluß zu ſterben war im Gegentheil bis zum letzten Augenblicke unverkennbar. Bei dem Anblicke dieſer Todesqualen, deren Ende noch fern ſchien, wendete ich mich an die Brahminen und wollte ſie bewegen, das leer gebliebene Gefäß zu zertrümmern; allein dieſe hochmüthigen Menſchen würdigten von alle dem, was ich ihnen ſagte, auch nicht eine Sylbe der geringſten Aufmerkſamkeit; bis endlich einer der Anweſenden, menſchlicher als dieſe fühlloſen Prieſter, einen Stein nach dem Gefäße warf, worauf das unglückliche Opfer in die Tiefe des Fluſſes verſank. Einen Augenblick noch ſprudelte das Waſſer an der Stelle empor, wo er verſchwunden war, und floß dann über ſeine lebloſe Hülle dahin, ohne die geringſte Spur zu hinterlaſſen, die dem Auge das tragiſche Reſultat des Aberglaubens hätte zurück rufen können. Dieſer Mann gehörte zur Kaſte der Weber, und man verſichert, ſeine Frau habe nach ſeinem Tode einen heftigen Drang geäußert, ihr Leben den Manen ihres Mannes zum Sühnopfer darzubringen; da indeſſen der Leichnam dieſes Letztern wahrſcheinlich die Beute irgend eines Alligators geworden war, und ſie folglich ſeine Todesfeier nicht nach allen hergebrachten Formen begehen konnte, ſo entging ſie dadurch der Nothwendigkeit, eines Todes zu ſterben, der zwar allerdings in ihren Augen glanz- und ehrenvoll, in der Wirklichkeit aber im höchſten Grade fürchterlich geweſen wäre. Wenn nämlich eine Frau aus der Kaſte der Weber ſich den Manen ihres Gatten opfert, ſo iſt es Sitte, daß ſie lebend in das Grab deſſelben ſteige, welches man in geringer Entfernung von irgend einem geheiligten Fluſſe zu graben pflegt. Befindet ſich die Wohnung der beiden Gatten nicht in der Nähe eines ſolchen, ſo gräbt man die Grube unweit eines Ortes, der von den benachbarten Bewohnern am meiſten verehrt wird, dieſe Grube wird außerordentlich tief gemacht und hat eine verhältnißmäßige Breite.

Nach einer beſtimmten Anzahl vorbereitender Ceremonien, die alle eben ſo unverſtändlich als ſeltſam ſind, nimmt die Wittwe förmlichen Abſchied von ihren Freunden, die ſtets dieſen traurigen Feierlichkeiten beiwohnen, und ſteigt alsdann in die letzte Wohnung des Todten hinab. Häufig ereignet es ſich, daß ihre Verſtandes- und Körperkräfte durch die Wirkung des genoſſenen Opiums dergeſtalt in ihrer Thätigkeit gehemmt ſind, daß ſie kaum der Handlung ſich bewußt iſt die ſie zu vollziehen im Begriffe ſteht; indeſſen unterwirft ſie ſich allen erforderlichen Förmlichkeiten mit einer ganz mechaniſchen Fühlloſigkeit. Kaum iſt ſie in der Grube angekommen, ſo zieht man die Leiter zurück, die ihr zum Hinabſteigen gedient hatte, und die Wittwe befindet ſich allein mit dem Leichnam ihres abgeſchiedenen Gatten, der meiſtens ſchon in einem entſetzenvollen Zuſtand von Verweſung übergegangen iſt; ſie umarmt ihn ſtürmiſch und preßt ihn an ihre Bruſt, ohne daß die Ausdünſtungen, die aus ihm hervorqualmen, ihr nur den geringſten Ekel verurſachen. Hat ſie endlich ihren empörenden Liebkoſungen ein Ziel geſetzt, ſo legt ſie den Leichnam auf ihren Schoos und giebt ein Zeichen. Jetzt beginnt die letzte Ceremonie, welche dieſes abſchreckende Schauſpiel beendigen ſoll, das noch ungleich entſetzlicher iſt, als das Verbrennen auf einem Scheiterhaufen. Man wirft nämlich methodiſch Erde auf ſie, welche von zwei in die Grube hinab geſtiegenen Perſonen um das Schlachtopfer herum mit den Füßen feſtgeſtampft wird. Während dieſes langſamen und fürchterlichen Geſchäftes, ſcheint die dem Tode geweihte Wittwe theilnahmloſe Zuſchauerin alles deſſen zu bleiben, was um ſie vorgeht. Von Zeit zu Zeit ſpendet ſie dem Leichnam neue Liebkoſungen; ihre Züge tragen das Gepräge eines triumphirenden, beinahe überirdiſchen Gefühles, und während die Erde ihre Glieder preßt, ſcheint ſie ahnungsvoll die Glorie zu erſchauen, die in dem Paradieſe ihres Gottes auf ſie wartet. Unterdeſſen ſind in dieſem Augenblicke oft ſogar die Hände ihrer eigenen Kinder bemüht, den kalten Staub um ſie aufzuthürmen, mit welchem bald ihre eigene Hülle ſich vermiſchen ſoll. Nun bedeckt endlich die Erde ihren ganzen Körper, und nur der Kopf iſt noch frei; da füllt man in haſtiger Eile die Grube aus, und die nächſten Anverwandten tanzen auf dem Grabe, mit jenen wahnſinnigen Geberden, die eben ſo gut für den Ausdruck wilder Freude, als für jenen frommer Extaſe gelten können.

Bemerkenswerth iſt es, daß ſich die Frauen auf ſolche Weiſe häufig den Manen eines Gatten opfern, der ſie im Leben beſtändig mit Gleichgültigkeit, ja nicht ſelten mit der unverzeihlichſten Tyrannei behandelt hat. Nichts vermag jedoch, die heldenmüthige Aufopferung der indiſchen Wittwe zu erſchüttern; und ſelbſt die harteſte Behandlung kann in ihren Augen der heiligſten ihrer Pflichten ſie nicht entheben; ſie verzeiht alle erduldeten Unbilden, und die Gedanken nur auf die jenſeitige Zukunft richtend, handelt ſie nach jener ſchönen Maxime des perſiſchen Dichters, deſſen Feder mit ſo vieler Beredſamkeit die chriſtliche Vorſchrift umſchrieben hat, welche dem Menſchen gebietet, Böſes mit Gutem zu vergelten:

„Mögen die Muſcheln am Strande der Meere des Morgenlandes dich mit ihrem Beiſpiele lehren, daß du lieben ſollſt deinen Feind, und die Hand mit Perlen füllen, die ins Verderben dich geſtürzt hat: frei von aller hochfahrenden Rachbegierde, wie der Fels, den du hier erblickſt, ſollſt du mit edeln Steinen die Fauſt des Mannes zieren, der mordluſtig in deinen Eingeweiden wühlt. Sieh, wie der nachbarliche Baum mit ſchmackhaften Früchten oder balſamiſchem Blüthendufte den Steinregen vergilt, der auf ihn einſtürmt. Ja, die ganze Natur verkündet es mit lauter Stimme! Und kann der Menſch da weniger thun, als dem Arm zur Stütze dienen, der ihn ſchlägt, und den Mund ſegnen, der ihn ſchmäht?"

Tritſchenguhr.

Da wir den Entſchluß gefaßt hatten, das Königreich Miſore und die berühmte coloſſale Bildſäule des Buddha zu beſuchen, ſo nahmen wir von unſerm muhammedaniſchen Freunde Abſchied und verfolgten mit wenigen Abweichungen die bereits beſchriebene Straße.

Einer anhaltenden Dürre wegen, war die Erndte mißrathen, und die Hungersnoth richtete beträchtliche Verheerungen im Lande an. Ganze Dorfſchaften waren entvölkert, und das Elend der Ueberlebenden läßt ſich nicht beſchreiben. Es kamen Mütter zu uns, die uns um eine Portion Reis ihre eigenen Kinder verkaufen wollten! Wie ſchmerzlich war es für uns, ſo ſchreckliche Leiden mit anzuſehen und nicht helfen zu können; unwillkührlich das Ohr den inſtändigſten Bitten verſchließen zu müſſen, weil wir nur mit nutzloſer Sympathie darauf zu erwiedern vermochten; denn alle unſeren vereinigten Kräfte würden bei ſo entſetzlichem Unheil nur ein Tropfen geweſen ſeyn, den man in das Weltmeer gießt. Ich ſah hier ganze Haufen unglückſeliger Paria's, die, von dem raſendſten Hunger gepeinigt, die Excremente unſerer Laſtthiere zuſammen rafften und in wilder Verzweiflung ſich um dieſelben ſchlugen. Jene, welche deren habhaft werden konnten, löſten ſie nachher in Waſſer auf, um einige Getraidekörner darin zu finden. Solche empörende Scenen der höchſten Noth wiederholten ſich während dieſer ganzen Jahreszeit.

Ich erinnere mich, eines Morgens, als ich kurz nach Sonnenaufgang ein Dorf durchwanderte, unfern vom Eingange in daſſelbe, eine arme Frau im

Zuſtande völliger Entkräftung auf der Erde ſitzend angetroffen zu haben; ſie lehnte ſich mit dem Rücken an einen breiten Stein und hatte die regungsloſen Arme herabſinken laſſen; bis an den Gürtel deckte auch nicht ein Lumpen ihre Blöße; die Augen waren geſchloſſen, das Kinn ſchlotternd, und die Lippen zitterten ſo leiſe, daß ſie faſt unmerklich andeuteten, es ſey noch ein Lebensfunke in der Unglückſeligen; ihre langen Haare fielen über die Schultern herab und verbargen einen Theil ihres Geſichtes, das bereits mit Todesbläſſe überzogen war; ihr Körper hatte das ſchauderhafte Ausſehen eines Gerippes, deſſen welke, fleiſchloſe Haut die Umriſſe aller Knochen verräth. Ein Säugling drückte ſich an ihren Buſen und machte vergebliche Verſuche, den Nahrungsſaft einzuſaugen, deſſen Quelle die Natur hatte verſiegen laſſen. Das arme kleine Weſen war abſchreckend mager und gab, bei jeder nutzloſen Anſtrengung, ſich Muttermilch zu verſchaffen, die durchdringendſten Töne von ſich. Ich ergriff die Hand der verſcheidenden Mutter und legte meinen Finger auf ihre Pulsader, deren Schläge dem Zittern eines Fadens glichen, den ein leiſer Hauch der Luft bewegt. Nach einigen Augenblicken durchzuckte ein ſchwacher Krampf ihre Lippen, worauf der Mund ſich ſchloß, und die Seele von der morſchen Hülle ſich trennte. Ich nahm das Kind auf die Arme und trug es in mein Zelt. Allein, ſey es, daß die Mutter den Keim des Todes auch ihrem Säugling mitgetheilt hatte, oder daß die Perſon, der ich ihn anvertraute, an ſorgſamer Pflege es gebrechen ließ, er ſtarb noch an demſelben Tage. Ich hätte alle meine Habe darum gegeben, das Kind zu retten. Die arme Mutter wurde die Beute der Geier und der Schakals. Noch ehe die Nacht hereinbrach, endeten in dem erwähnten Dorfe mehre Perſonen auf gleiche Weiſe ihr elendes Daſeyn, und ſämmtliche Hunde und Raubthiere fanden reichliche Atzung.

Ich kann nicht umhin, eines ähnlichen Begebniſſes zu erwähnen, deſſen trauriger Zeuge ich ward; es mag zu neuen Belegen dienen, wie weit, ſelbſt den Schreckniſſen des Todes gegenüber, der unverſtändige Eigenſinn der Kaſtenvorurtheile zu gehen im Stande iſt. Am Tage nach dem Ereigniſſe, welches ich ſo eben erzählt habe, trat ich in die, einige hundert Schritte von dem Dorfe entfernte Hütte eines armen Hindu. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle geſetzt, als ein räudiger, abgemagerter, ſcheußlich ausſehender Hund mich mit hohlen, matten Augen anſtierte. In der Kammer mähte der Tod ſeine armſeligen Schlachtopfer unbarmherzig zuſammen. In einem Winkel dieſer Jammerhöhle erblickte ich den Leichnam einer betagten Frau, der ſchon ſtark in Fäulniß übergegangen war, und die Miasmen ſeiner verweſenden Theile in der ohnehin verpeſteten Luft verbreitete. In der Mitte war, auf einer zerlumpten Matte ausgeſtreckt, ein Mann von mittlerem Alter, der ſeiner Auflöſung nahe ſchien. In ähnlichem Zuſtande lag zu ſeinen Füßen, aber auf dem nackten Boden ſeine Frau und hatte ein etwa zwei

Jahre altes, todtes Kind neben ſich. Auf der entgegen geſetzten Seite knieete ein kleines Mädchen, welches mit einer, durch die Macht des Hungers noch geſteigerten Unbändigkeit nach Reis ſchrie und mit den Händchen unaufhörlich ſeiner Mutter ins blaſſe Angeſicht ſchlug. Dieſe erwiederte nur mit matten, gen Himmel ſich mühſam richtenden Blicken, ſo daß ich meinte, ihre Augen würden auf immer ſich ſchließen. Durch einen Diener ließ ich jetzt einen Korb voll Eßwaaren herbeibringen und öffnete ihn vor dem Kinde. Da warf mir der Vater einen Blick des Abſcheus zu, ſtreckte die Arme wie ein Wahnſinniger aus, ergriff ſeine Tochter, ſchleuderte ſie gewaltſam von der ihr angebotenen Nahrung weg, die nach ſeiner Anſicht unrein war, und fiel todt zur Erde nieder. Der kraftloſe Zuſtand der Mutter geſtattete ihr nicht wahrzunehmen, was um ſie vorging. Ich befahl meinem Diener, ſie aufzuheben. Sie athmete noch, aber faſt unmerklich; ſie hatte alle Beſinnung verloren und verſchied bald in den Armen meines Dieners. Dieſes Schauſpiel iſt eines der betrübendſten, denen ich je in meinem Leben beigewohnt habe. Das kleine Mädchen überlebte ſeine Aeltern, und einige ſeiner Verwandten, die ſo glücklich waren, den Verheerungen der Hungersnoth zu entgehen, nahmen es zu ſich.

Man kann ſich unmöglich einen Begriff von den Leiden machen, welche ganze Maſſen der hindoſtaniſchen Bevölkerung zu erdulden haben, wenn die zur Befruchtung ihres Bodens erforderlichen Regen ausbleiben. Sey es nun, daß die Dürre über das ganze Land ſich ausdehnt, oder daß ſie nur gewiſſe Strecken heimſucht, ſo bricht nicht lange nachher eine allgemeine oder theilweiſe Hungersnoth bei dieſen mittelloſen Völkerſchaften aus, deren kurzſichtige Trägheit nicht zuläßt, daß ſie für die, wenn gleich ſo oft wiederkehrenden Zeiten des Mangels Vorräthe ſammeln. Wenn nun dieſe Plage über ſie hereingebrochen iſt, ſo hat ſie auch ſtets ſo ſchreckliche Auftritte zur Folge, daß die härteſten Entbehrungen, welchen die ärmſte Klaſſe der europäiſchen Bevölkerung durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß zuweilen ausgeſetzt ſeyn mag, in keinen Betracht dagegen kommen. Das Beklagenswertheſte dabei iſt der Umſtand, daß dieſe Gräuelſcenen die wohlhabende Klaſſe der Bewohner Indiens weder zum Mitgefühle ſtimmen, noch zu wohlthätigen Handlungen vermögen. So nachtheilig äußert ſich der Geiſt und Herz vertrocknende Einfluß eines fataliſtiſchen Glaubens, der die Nächſtenliebe nicht gebietet!

Indiſche Räuber.

In einem Dörfchen an der Landſtraße des Diſtrictes Curg, wohin wir uns begaben, nachdem wir Sravana-Belgula verlaſſen hatten, wohnten wir einem ziemlich beluſtigenden Auftritte bei. Wir erblickten nämlich in einer kleinen Umzäunung, die zu einer armſeligen Strohhütte gehörte, eine an einen Pfahl gebundene Frau, und vor ihr einen Mann, der ihr mit einem Bambusrohre eine derbe Züchtigung applicirte. Die Prügel, welche auf ihre entblößten Schultern fielen, erpreßten der Unglücklichen durchdringende Schmerzenslaute. Eine Weile ertrug ſie ihre Strafe, ohne die geringſte Luſt zur Rache zu verrathen. Endlich aber, aufs Aeußerſte gebracht durch die allzulange Qual, erhaſchte ſie plötzlich das Bein ihres Henkers, im Augenblicke, wo dieſer ſich ihr näherte, um von neuem ſie zu ſchlagen, und biß ihn ſo heftig in die Wade, daß er wie ein geprügelter Hund zu heulen anfing. Durch einen Sprung rückwärts entging er ſchnell den wiederholten Angriffen ihrer Zähne, und ſchlug jetzt ſo wüthend auf ſie los, daß ich dachte, die Knochen der Armen müßten in Stücke brechen, ſie aber verzog keine Miene bei der neuen Qual, ſondern heftete das große, ſchwarze Augenpaar auf ihn und ſchien ihm mit der leidenſchaftloſen Ruhe des Triumphes ſagen zu ‚wollen: „Tödte mich jetzt immerhin, ich habe mich gerächt!" Ich glaube, man hätte auf hundert Schritte weit den Ton des auf ihre Rippen fallenden hohlen Rohres hören können. Je mehr ſie ihm aber zu zeigen ſich beſtrebte, daß ſie mit Ergebung und Entſchloſſenheit leide, deſto wüthender wurden ſeine Geberden und deſto unbarmherziger ſeine Schläge.

Mehre Vorübergehende, die unterdeſſen um den Zaun ſich verſammelt hatten, ſahen dieſer Scene mit der höchſten Gleichgültigkeit zu. Ich erfuhr durch ſie, der Held ſey ein Haustyrann, der ſeine Gattin wegen einiger Verſtöße gegen die eheliche Treue züchtige. Von dem Wunſche beſeelt, den Ausbrüchen ſeiner Rohheit ein Ziel zu ſetzen, ließ ich ihn durch einen meiner Diener, der ein Eingeborner war, um Gnade für die Arme bitten. Kaum hatte dieſer aber von meiner Intervention in dieſem häuslichen Kriege Meldung gethan, als die Frau, von ihren Banden ſich losmachend, einer wüthenden Tigerin gleich, über den Friedensboten herfiel, mit dem Kopfe ihm Stöße auf die Bruſt verſetzte und ihren ganzen Vorrath von Schimpfwörtern mit hoher Beredſamkeit gegen ihn ausſchüttete. Ein leichtes Lächeln überflog die Geſichter der Zuſchauer, und mir fiel die analoge Scene eines gewiſſen Luſtſpiels ein. So wie die Frau den unglücklichen Friedensſtifter in die Flucht gejagt hatte, nahm ſie ihren Platz am Pfahle wieder ein; ihr derber Gemahl aber band ſie feſt und ſetzte ſeine Prügel fort, zur großen Zufriedenheit des ſchauluſtigen Publicums.

Es gehört zu den befremdlichen Anomalien der Natur, iſt jedoch eine unbeſtreitbare Wahrheit, daß in den Augen der indiſchen Weiber der paſſive Gehorſam zugleich als eine Tugend und als eine Bedingung des geſelligen Zuſammenlebens erſcheint. Der Grad von Achtung, den eine Frau ihrem Gatten zollt, richtet ſich nach der Art und Weiſe, wie er das zu wahren weiß, was ſie unter Würde des Mannes verſteht; und dazu iſt es nöthig, daß er ſie von Zeit zu Zeit ſeine Ueberlegenheit fühlen läßt, und als Herr ſie behandle, um ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, daß ſie ſeine Sclavin iſt. Nichts macht eine Frau geneigter, das Joch der Autorität ihres Mannes abzuſchütteln, als wenn ſie gewahr wird, daß er dieſelbe nicht mit gehörigem Nachdrucke ausübt. So würde z. B. der Mann, der es duldete, daß ſeine Frau in ſeiner Gegenwart Speiſe zu ſich nehme, ſelbſt in ihren Augen verächtlich werden; ebenſo, wenn er ihr erlaubte, ihm zu nahen, während er ſich dem Schlummer überläßt. Und durch die Macht ſolcher Vorurtheile ſetzen ſich die indiſchen Weiber ſelbſt ſo tief herab, daß ſie nichts weiter mehr ſind, als die fügſamen Werkzeuge ſinnlicher Luſt und häuslicher Knechtſchaft.

Durch die craſſe Unwiſſenheit, in welcher die indiſchen Frauen heranwachſen, wird es einigermaßen erklärlich, daß ſie ſo eigenſinnig an Gebräuchen hängen, welche die grauſamſte Unterdrückung für ſie zur Folge haben. Jeder Art von Erziehung ermangelnd, und minderjährig auf ihre ganze Lebenszeit, bleiben ſie ihren männlichen Verwandten unbedingt unterworfen, mit Ausnahme gewiſſer Fälle, wo die Leidenſchaften ins Spiel kommen, und im Kampfe mit der Vernunft die Oberhand gewinnen. Dieß ereignet ſich zuweilen bei den unterſten Klaſſen, die auf der höchſten Stufe der Entſittlichung ſtehen. Ein indiſcher Schriftſteller hat geſagt: „Das Weib kann niemals ſelbſtſtändig werden. In der Kindheit hängt es von ſeinem Vater ab, in der Jugend von ſeinem Manne, im Alter von ſeinen Söhnen.“ Und das iſt reine buchſtäbliche Wahrheit.

Mitten in einer höchſt maleriſchen Gegend ſtiegen wir die Ghauts herab, und ſchlugen unſere Zelte auf dem Gebiete des Rajah-Curg auf. Da dieſer Fürſt ein Verbündeter der großbritanniſchen Regierung iſt, für die er große Anhänglichkeit verrieth, ſo zählten wir auf eine freundliche Aufnahme, und unſere Erwartung ward in dieſem Punkte auch wirklich nicht getäuſcht. Am Morgen des folgenden Tages machte ich kurz nach Sonnenaufgang einen Spazierritt, als ſich plötzlich, im Umbiegen um eine Ecke der Landſtraße, mein Pferd bei dem Anblick eines Gegenſtandes bäumte, der ihm den Weg zu verſperren ſchien. Da es noch nicht ganz Tag war, ſo hinderte mich anfangs die raſche Bewegung, welche das Thier, ſich umkehrend, gemacht hatte, genau zu unterſcheiden, was es in ſolchen Schrecken verſetzte; als ich aber aufmerkſam darnach ſchaute, entdeckte ich, daß es der Leichnam eines Menſchen ſey, der an einem Baume hing, deſſen Zweige ſich bis in die Mitte der Straße bogen. Er befand ſich in Entſetzen erregender Verweſung; allein die ſchlechten Gerüche aller Art ſind in Indien etwas ſo Gewöhnliches, daß der Reiſende, wenn er auch faſt daran erſtickte, ſich keineswegs darüber verwundert, daß er keine ſichtbare Urſache des unbehaglichen Gefühles auffinden kann, welches ihn befällt. Obgleich ich daher ſchon eine Weile eine Atmoſphäre eingeathmet hatte, die weder geſund noch angenehm zu nennen war, ſo dachte ich doch nicht im geringſten daran, daß ich mich wohl in einer ſo abſcheulichen Nachbarſchaft befinden könnte. Ich lenkte um und entfernte mich, vor Entſetzen ſchaudernd, von dieſem ekelhaften Schauſpiele. Allein kaum war ich einige Schritte weiter gekommen, als ich mich einem ähnlichen Weſen gegenüber befand, das ſchrecklich verſtümmelt und in dem entſetzlichſten Zuſtande der Verweſung war. Man hatte ihn ſo aufgeknüpft, daß ihm die Schakals bis an die Knie das Fleiſch von den Beinen abgenagt hatten; und die furchtbare Verzerrung ſeiner Züge, welche die von den Henkern dieſes Landes angenommene, ſchnelle und einfache Art der Erwürgung hervorbringt, bildeten einen Anblick, den ich Zeitlebens nicht vergeſſen werde. In größter Eile ritt ich weiter; aber es warteten meiner auf dieſem Wege noch manche Widerwärtigkeiten.

Ich hatte kaum einige hundert Ruthen zurückgelegt, als ein drittes Schauſpiel gleicher Art, nur noch empörender als die bei den anderen, meinen Blicken ſich darſtellte. Es war der Leichnam einer Frau, die mit den Beinen an einem unförmlichen Galgen hing, welcher am Rande des Weges ſich erhob. Man hatte ſie auf die gewöhnliche Weiſe gehängt, allein der Strick war geriſſen, und einige Vorübergehende hatten die Leiche wahrſcheinlich verkehrt wieder aufgehängt, um den Unwillen dadurch auszudrücken, den ihr Verbrechen (von welchem ich bald reden werde) ihnen einflößte. Ihr Geſicht war auf die ſcheußlichſte Weiſe durch die Schakals entſtellt, die alles Fleiſch davon abgeriſſen hatten, und bot ſo den Blicken die grinſende Larve eines ſchauderhaften Gerippes dar. Da die Straße an dieſer Stelle ſehr häufig von Reiſenden beſucht wird, ſo wagen es die Geyer nicht, ſich zu nähern; ſonſt würden dieſe Leichname ſchon in weniger als zwei Stunden völlig aufgezehrt geweſen ſeyn; als ich ſie ſah, hingen ſie ſeit dem Morgen des vorhergehenden Tages; ich zählte auf meinem Spazierritte deren nicht weniger als acht.

Durch die Erkundigungen, die ich ſpäter einzog, erfuhr ich, daß dieſe Elenden zu einer Bande Räuber gehört hatten, die man Phanſegars nennt, und daß man ihrer in dem Augenblicke habhaft geworden, wo ſie, in einiger Entfernung von der Küſte, einen Unterthan des Rajah-Curg zu ermorden verſuchten. Sechzehn Individuen dieſer Bande waren ergriffen und hingerichtet worden, und zwar ſo, daß man acht derſelben an jedem äußerſten Ende der Beſitzungen des Rajah aufknüpfte: unter ihnen befand ſich auch eine Frau. Ich erfuhr die nähern Umſtände dieſes Ereigniſſes aus dem Munde eines ziemlich verſtändigen Indianers, der bei der Hinrichtung der acht Hauptmörder, deren Leichname ich geſehen hatte, gegenwärtig war. Als charakteriſtiſches Sittengemälde jenes Landes, und als ein Beiſpiel, der ſummariſchen Juſtiz, welche außerhalb der Grenzen der engliſchen Jurisdiction alle Verbrecher erwartet, mag dieſe Erzählung nicht ohne Intereſſe für den Leſer ſeyn.

Am Rande des Fluſſes Valliapatam erhob ſich auf einer freien Anhöhe der Palaſt eines unabhängigen Häuptlings, der als Beſchützer mehrer Räuberhorden bekannt war, die ihm einen anſehnlichen Tribut bezahlten. In verſchiedenen Cantonen Indiens trifft man dieſe Sitte nicht ſelten unter den kleinen Fürſten an, welche dadurch ihr jährliches Einkommen um ein Nahmhaftes vergrößern; denn die von ihnen geduldeten Banditen überlaſſen ihnen ſtets einen beträchtlichen Theil der Beute, als Anerkennung des Schutzes, deſſen ſie ſich von Seiten dieſer Fürſten zu erfreuen haben. In dem Diſtricte von Madura wurde jenes ſchändliche Raubſyſtem von den Polygaren dieſer Provinz und der angränzenden Diſtricte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum empörendſten Uebermaße geſteigert.

Das vorerwähnte Gebäude lag auf einer vereinzelten Anhöhe, gewährte einen romantiſchen Anblick und war faſt unzugänglich, mit Ausnahme einer einzigen Seite, wo man, auf einem mit Befeſtigungswerken reichlich verſehenen Wege, anlangte, und an deren Fuß der Fluß ſeine tiefen und ruhigen Wogen dahin wälzte. Da das umliegende Land gleichſam vereinzelt und abgelegen war, ſo ward es zum Schauplatze häufiger Diebſtähle, ja es wurde ſelbſt mehr als eine Mordthat da begangen.

Eines Tages ereignete es ſich, daß ein in der Nähe vorüber ziehender Reiſender von einem jungen Mädchen angeſprochen wurde, das die Natur mit einer einnehmenden Geſichtsbildung begabt hatte. Es erzählte ihm auf die rührendſte Weiſe, wie es von den Räubern geplündert und mißhandelt worden ſey, und bat ihn um Schutz und Beiſtand in ſeiner bedauernswerthen Lage. Ergriffen von den ſanften Bitten einer hülfloſen Schönen, machte er ihr den Antrag, ſie einige Meilen weit hinter ſich auf das Pferd zu nehmen. Sie nahm ohne Zögern ſeinen Vorſchlag an, dankte ihm tauſendmal für ſeine Menſchenfreundlichkeit und ſtieg behend aufs Pferd. Bald nachher ließ ſie ſich mit dem argloſen Reiſenden in ein Geſpräch ein, und während ſie vertraulich mit ihm koſte, warf ſie ihm plötzlich eine Schlinge um den Hals, zog den Strick aus Leibeskräften zu und verſuchte, ihn aus dem Sattel zu werfen. In dieſem Augenblicke traten mehre Individuen aus dem benachbarten Gehölze hervor und umringten ihn; er aber entſchloſſen und von ungemeiner

Körperkraft, machte alle mögliche Verſuche, um die ſataniſchen Abſichten der Raubgeſellen zu vereiteln. In demſelben Augenblicke, wo die Schlinge ihn faßte, hatte er den Kopf gebückt, ſo daß, indem die boshafte Unbekannte das Todeswerkzeug zuſammenzog, anſtatt den Hals zu umfaſſen, der Strick bis an ſeinen Mund herabglitt, den er auf dieſe Art kräftig zwiſchen den Zähnen feſthalten konnte. Nachdem die Verworfene alles gethan zu haben glaubte, was ihr nöthig ſchien, um ihres Opfers ſich zu verſichern, ließ ſie ſich vom Roß herabgleiten; da jedoch der Reiter die Sporen tief in die Seiten des Thieres ſetzte, gab dieſes der Argliſtigen einen ſo heftigen Schlag, daß ſie auf die Erde ſtürzte und den Strick augenblicklich los ließ. Als der Reiſende ſich frei ſah, machte er ſeinen Kopf von der verhängnißvollen Schlinge los, zog ſein Schwerdt, brach ſich mitten durch die Räuber Bahn und entkam ihnen glücklich, nachdem er zwei derſelben lebensgefährlich verwundet hatte. Wenige Augenblicke nachher wurden dieſe Individuen ergriffen, und durch ſie fielen zwölf ihrer Spießgeſellen in die Hände der Juſtiz des Rajah; unter anderen auch das Mädchen, durch welches einer der Unterthanen des Fürſten in einen ſo gefährlichen Hinterhalt gelockt worden war. Sie wurden, wie ich bereits erwähnt habe, ſämmtlich hingerichtet.

Wenn man die bürgerliche Erniedrigung bedenkt, in welcher ein großer Theil der indiſchen Bevölkerung ſchmachtet, ſo kann man über die große Anzahl von Verbrechern, von denen es in allen Cantonen wimmelt, nicht mehr erſtaunt ſeyn. Der Kaſtengeiſt und ſeine Vorurtheile ſind viel zu tief eingewurzelt und zu ausſchließlich, um nicht auf die Sittlichkeit der Bewohner einen höchſt verderblichen Einfluß zu äußern, einen Einfluß, der nur mit dieſen Vorurtheilen verſchwinden könnte. Wenn einmal die Menſchen bis zu einem Grad von Verworfenheit herab geſunken ſind, der mit der menſchlichen Würde unverträglich iſt, ſo müſſen ihre Beherrſcher ſich natürlich auf Repreſſalien von ihrer Seite gefaßt machen; denn wer den Saamen der Tyrannei ausſtreut, iſt auch verurtheilt, die Früchte derſelben zu ärndten. Der Unterdrückte betrachtet den Unterdrücker als ſeinen gebornen Feind, und ſind einmal die Bande, die ihn an die Bedingungen jeder Regierung in den civiliſirten Ländern knüpfen, durch die Macht einiger willkührlichen Gebräuche zerriſſen, ſo verſäumt er ſelten, wenn die Mittel zur Rache in ſeiner Gewalt liegen, nach den Eingebungen ſeines verderbten und zügelloſen Geiſtes Gebrauch davon zu machen. Tauſende von Individuen ſind in Indien von dem geſelligen Verbande ausgeſchloſſen, der den Verfügungen gewiſſer bürgerlicher Geſetze unterworfen iſt, die man nicht übertreten darf, ohne mit Schande gebrandmarkt zu werden.

Ausgeſtoßen aus dem Schooße der Geſellſchaft, und gleichſam von einem weiten Netze allgemeiner Verachtung umſtrickt, ſtürzen ſie ſich bald auf die Bahn des Irrwahns und des Laſters. Iſt es da noch zu verwundern, wenn ſie, gewaltſam außer aller Berührung mit der Tugend gebracht, und in eine verpeſtete Atmoſphäre verſetzt, ſich der Anſteckung willig hingeben, und wenn ſo die Fortſchritte des Böſen in wachſendem Maaße fort und fort ſich ausdehnen, anſtatt dem ſanften Einfluſſe der Geſittung zu weichen? Das organiſirte Räuberhandwerk, welches in Indien auf den furchtbarſten Grad von Zügelloſigkeit geſteigert iſt, gehört zu den bitteren Früchten der beſondern Ausſchließung von den Kaſtengeſetzen, den verderblichſten unter allen, die jemals in den größern geſelligen Vereinen der Menſchen eingeführt worden ſind.

Einige Zeit, nachdem man dieſe Phanſegars eingezogen hatte, kam ich an derſelben Stelle vorbei, wo ſie den Mordverſuch an dem erwähnten Reiſenden gemacht hatten. Es war ein einſamer Ort, an dem Rande eines Fluſſes gelegen, aber von ſo maleriſchem Anblicke, daß ich faſt mit Erſtaunen die Frage an mich that, wie man denſelben wohl zum Schauplatze eines ſolchen Verbrechens habe wählen können. Jeder Gegenſtand, der ſich an dieſem Orte befand, ſchien dazu gemacht, die Seele von jedem gemeinen Gedanken abzuziehen, und von dem Schauſpiel des Geſchaffenen auf die beſchauliche Bewunderung des Schöpfers ſie hinzuleiten. Hier ſah man den Mangroven (mangrove) ſeine ſchwimmenden Wurzeln über die Waſſerfläche erheben; eine ſcheinbare Anomalie der Natur, die eben ſo ſehr Staunen als Bewunderung weckt. Dieſer ſonderbare Baum iſt unſtreitig eines der außerordentlichſten Erzeugniſſe des Pflanzenreiches; er erreicht eine Höhe von 20 — 30 Fuß, und man trifft ihn hauptſächlich an dem Rande der in geringer Entfernung vom Meere befindlichen Flüſſe an, wo ſeine Wurzeln von dem mit Salz geſchwängerten Waſſer ſich nähren. Auch in Niederungen, die von den Wogen des Meeres beſpühlt werden, findet man ihn nicht ſelten. Von allen Seiten des Stammes laufen unzählige Seitenäſte von beträchtlicher Länge aus; ihre etwa ſechs Zoll langen Blätter ſind von elliptiſcher Form und glänzend hellgrüner Farbe. Welchen ſonderbaren Eindruck dieſer Baum hervorbringt, wenn man zum erſten mal ihn erblickt, läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Seine Wurzeln gleichen einem groben, auf dem Spiegel des Waſſers ſchwimmenden Netze, über welchem der Stamm mehre Fuß hoch ſich erhebt. Dieſem Stamme entſprießt eine Menge biegſamer Zweige, die laubenförmig um ihn ſich herab ſenken, und, ſich mannigfaltig kreuzend, ein belaubtes Netz bilden, welches eine dichteriſche Einbildungskraft leicht für die Wohnung irgend einer Dryade oder eines Waſſergeiſtes halten dürfte. Dieſe Zweige ſind zuweilen ſo eng verſchlungen, daß kaum das kleinſte kriechende Thier dazwiſchen durchzuſchlüpfen vermag. Häufig ſind ſie mit einer Lage von Auſtern bedeckt; und nicht ſelten ſieht man, wie die Mannſchaft nahe vorüberſegelnder Fahrzeuge auf dieſer neuen Art von Auſterbänken einen reichen Vorrath jener leckern Muſchelgattung einſammelt. Der Saame des Baumes beginnt bereits zu keimen, wenn ſeine Frucht noch am Aſte hängt. Aus dem obern Ende der Kapſel, welche ihn einſchließt, ſieht man eine dünne Faſer hervortreiben, welche nach und nach die Länge von 10 — 12 Zoll erreicht, im Grunde aber nicht zu wachſen aufhört, bis die Frucht, in Folge ihrer eigenen Schwere, von dem Mutteraſte ſich trennt, und in ſenkrechter Richtung zu Boden fällt. Seines Gefängniſſes ledig wird auf ſolche Weiſe der Saame dieſer fetten Erde anvertraut, deren feuchte Wärme die Fortſchritte des Keim-Proceſſes unglaublich fördert.

Dieſe Bäume dehnen ihr dichtes Laubwerk oft dergeſtalt aus, daß ſie am Ende undurchdringliche Gehölze bilden. Auf dem Aſte eines ſolchen Baumes ſah ich eines Tages einen Vogel (den ſogenannten Groß-Adjudanten) ſitzen, der zum Geſchlechte der Kraniche gehört und in Indien ſehr häufig iſt. Europäer, welche keine Reiſe gemacht haben, werden wahrſcheinlich die Beſchreibung deſſelben nicht ungern leſen. Dieſes Thier erreicht eine Höhe von fünf Fuß und mißt, mit ausgeſpannten Flügeln, in der Breite gegen fünfzehn Fuß. Sein Schnabel, der weit im Kopfe ſeinen Anfang nimmt, hat einen ſolchen Umfang, daß der Vogel ohne Mühe eine ausgewachſene Gans damit zu verſchlingen im Stande iſt; die Länge deſſelben mag wohl drei Fuß betragen. Kopf und Hals ſind völlig unbefiedert, aber durch kleine, warzenähnliche, ſchwammige Fleiſchauswüchſe entſtellt, und hier und da mit ſehr krauſen Federbüſcheln beſetzt. Vom äußerſten Ende des Halſes hängt bis auf die Bruſt ein langer Beutel herab, welcher ſtellenweiſe mit kurzem Flaum bedeckt iſt und in einem Büſchel langer Faſern ſich endigt, der mit einem Roßſchweife viel Aehnlichkeit hat. Bei eingezogenen Flügeln bilden die Schultern eine beträchtliche Erhöhung an der Stelle, wo der Hals mit dem Körper zuſammenhängt, und ſind mit leichtem, weißem Gefieder verſehen; Rücken und Flügel ſind blau.

Wenn man dieſe Vögel am Strande hin und her gehen ſieht, wo ſie beſtändig Wache halten, um ſogleich begierig Alles zu verſchlingen, was die Fluth zur Stillung ihres unerſättlichen Hungers herbeiführt, ſo ſollte man ſie in einiger Entfernung für menſchliche Weſen halten. Ihre Gefräßigkeit iſt ſo groß, daß ſie die ſtärkſten Knochen verſchlingen, ohne ſie vorher zu zermalmen; ja man hat öfters ganze Schildkröten in ihrem Magen gefunden. Sie freſſen übrigens mit gleicher Begierde Haſen, Ratten von der Größe einer kleinen Katze, Schlangen, Eidechſen, Fröſche und alle Arten von Gewürm. Die Nahrungsmittel gehen ſo ſchnell durch ihren Schlund hinab, daß man ſogar lebendige Schlangen, mehre Stunden, nachdem ſie verſchlungen waren, aus ihrem Körper genommen hat. Ich ſah einſt mit eigenen Augen, wie ein gezähmter Groß-Adjudant, der einem Koch gehörte, das Hinterviertel eines jungen Rehes verſchlang, welches dieſer unbedachtſamer Weiſe der Freßbegierde des Vogels ausgeſetzt hatte. Dieſe Thiere ſind zwar von Natur furchtſam, allein wenn man ſie zum Zorne reizt, ſo öffnen ſie drohend ihren weiten, furchtbaren Schnabel und erheben ein rauhes mißtönendes Geſchrei, das dem Gebrüll eines Büffels oder eines Bären an Stärke nichts nachgibt. Den Namen Adjudant ſcheint er dem ſonderbaren Ausſehen ſeines Gefieders zu verdanken, welches von weitem der Negligé-Uniform einer Militär-Perſon ähnlich ſieht. Dieſe Uniform beſteht in Indien aus einer anſchließenden, weißen Jacke und weiten Beinkleidern von gleicher Farbe. Uebrigens gibt ihm ſein abgemeſſener Gang und das Gezwungene ſeiner Haltung ebenfalls das Anſehen eines Officiers; nähert man ſich ihm jedoch, ſo verſchwindet die Täuſchung, und das Auge erblickt nur einen der unzierlichſten Vögel, welche im weiten Reiche der Natur zu finden ſind.

Man könnte dieſe Vögel mit vollem Rechte die Kothfeger Indiens nennen, denn durch ſie verſchwindet, beſonders am Meeresſtrande, eine ungeheuere Maſſe von Unrath, die zur nicht verſiegenden Quelle anſteckender Krankheiten würde, wenn man ſie, auf der Erde angehäuft, in Verweſung übergehen ließe.

Bei den Hindu's herrſcht der allgemeine Wahnglaube, daß die Körper der Adjudanten von den Seelen der Braminen bewohnt werden; man hält es daher für eine unverzeihliche Bosheit, auf dieſe Vögel zu ſchießen; einige Perſonen nähren ſogar den angeblichen Glauben, das Leben derſelben ſtehe unter dem Schutze irgend eines Zaubers, und widerſtehe daher der mörderiſchen Wirkung des Pulvers und Bleies. Aus Nachſicht für dieſe Vorurtheile thun die Europäer dieſen Thieren auch in der Regel nichts zu leide.

Während im Allgemeinen die Europäer, Dank ſey es der Furcht, welche die Macht und das Anſehen der engliſchen Regierung verbreiten, mit ſorgloſer Sicherheit die Gefilde Indiens durchreiſen können, darf es der Eingeborne nicht wagen, ſich an irgend einen Ort zu begeben, ohne daß er die größte Gefahr läuft, von den Räuberbanden überfallen zu werden, die man von den höchſten Regionen des Himalaya-Gebirges bis zu der ſüdlichſten Gränze Hindoſtans antrifft.

Dieſe Gefahren ſind das traurige Ergebniß einer mangelhaften Geſetzgebung, welche Treu und Glauben der vermeſſenſten Verhöhnung preisgibt, weil die kleinen Zwingherren, die in dieſes weite Reich ſich theilen, den Unfug der Uebelthäter auf die ſträflichſte Weiſe dulden. Wo dem Verbrechen die verdiente Strafe nicht folgt, da wird das Böſe aufgemuntert; und ſo lange die von den indiſchen Gerichtshöfen ausgehende Juſtiz nicht über die ſtrenge und unpartheiiſche Vollziehung ihrer Geſetze wacht, wird der Menſch den Menſchen ſtets mit jener blutdürſtigen Wildheit morden und berauben, welche die Natur eigentlich nur den Ungeheuern der Wälder als Erbtheil zubeſchieden zu haben ſcheint.

Unter dem Schutze der allgemeinen Unthätigkeit aller eingeborenen Fürſten, treiben die von ihnen geduldeten Straßenräuber ihr ſchändliches Gewerbe gleichſam in behaglicher Ruhe und Sicherheit; und in ſehr vielen Fällen wird ihre außerordentliche Gewandtheit nur durch die rohe Grauſamkeit überboten, mit welcher ſie ihre blutigen Thaten verüben. Mit Ausnahme der verzweifelten Menſchenrace, zu der ſie gehören, und mit welcher ſie einzig in einiger Verbindung ſtehen, ſind ſie von jeder Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft verachtet, aber gefürchtet; ſie betrachten ſich daher als die gemeinſamen Feinde des ganzen Menſchengeſchlechtes, und verſäumen, in dem quälenden Bewußtſeyn, dem allgemeinen Haſſe ſich geweiht zu ſehen, und unaufhörlich getrieben von dem erbarmungsloſen Geiſte der Rache, niemals eine Gelegenheit, dieſe zu kühlen, wenn ſie durch die empörendſte Wiedervergeltung ſolches in's Werk zu ſetzen vermögen.

Unter den verworfenſten Räuberbanden, welche das indiſche Reich verpeſten, zeichnen ſich vor allen die Phanſegars aus, die, was den kaltblütigen Mord und die gemeine Rohheit betrifft, womit ſie ihr empörendes Handwerk ausüben, meiner Anſicht nach, auf dem ganzen Erdenrunde ihres Gleichen nicht finden. Ihr Raubſyſtem iſt eben ſo fürchterlich als einzig in ſeiner Art. Ohne Mord kann, nach ihren Grundſätzen, nicht wohl ein Diebſtahl begangen werden, und nur höchſt ſelten gelingt es einem Schlachtopfer, ihnen zu entkommen.

Dieſe Räuber verdanken ihren Namen dem Werkzeuge, deſſen ſie ſich zum Morden bedienen. Phanſegar bedeutet nämlich Erwürger, und die Waffe, die ſie anwenden, iſt der Phanſi, eine Schleife, welche ſie demjenigen, den ſie ausplündern wollen, unverſehens um den Hals werfen, und ihn alsdann damit erdroſſeln. Durch dieſes abſcheuliche Hülfsmittel wird es ihren Opfern unmöglich, aufzuſtehen oder zu ſchreien, denn der heftige Druck dieſer Schlinge auf die Kehle reicht hin, die Stimme zu verhindern, daß ſie bis zu den Lippen gelange. So wird es ihnen leicht, ohne Widerſtand ihrer Beute ſich zu bemeiſtern, und da ſie ſtets nach der Maxime handeln: „daß die Todten nicht reden," ſo laufen ſie auch ſelten Gefahr, verrathen zu werden.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß dieſe Banden keiner beſondern Kaſte angehören, ſondern theils aus Hindu's und Muhammedanern, theils aus Paria's und Chandeſſah's beſtehen, ſelbſt Brahminen geſellen ſich nicht ſelten zu ihnen. Dieſes Gemiſch kommt von der Gewohnheit, welche dieſes Raubgeſindel hat, die Kinder jener Unglücklichen am Leben zu laſſen, welche ſie gemordet und dann ausgeplündert haben. Sie ſorgen für den Unterhalt der Kleinen, beklagenswerthen Geſchöpfe und geben ihnen eine mit ihrer entſetzlichen Lebensart im Einklang ſtehende Erziehung; dadurch wird die heterogene Zuſammenſetzung ihrer Raubvereine leicht erklärlich. Zuweilen geſchieht es, wie geſagt, daß einzelne Brahminen, die von ihrer eigenen Claſſe verpönt wurden, ſich freiwillig an ſie anſchließen; jedoch ſind dieſe Fälle höchſt ſelten.

Die Zahl der Individuen, die eine ſolche Bande ausmachen, beträgt von zwölf bis zu ſechszig, auch wohl ſiebenzig Köpfen. Sie verüben ihre Räubereien ſtets in beträchtlicher Entfernung von ihrem gewöhnlichen Schlupfwinkel, beſuchen denſelben oft während mehrer Monate nicht, und kehren dann nur heim, um in den verworfenſten Ausſchweifungen das mit Verbrechen erkaufte Geld zu verpraſſen, welches ſie aus der geplünderten Beute erlöst haben. Ihre Schlachtopfer ſind meiſtens Reiſende, die der Zufall auf der Landſtraße in ihre Nähe führt. Hier ziehen ſie, theils als Pilger verkleidet, theils das Anſehn einiger Familien ſich gebend, welche nach einem entfernten Cantone wandern, auf der Straße vorüber, und wiſſen durch anſpruchloſes, friedfertiges Benehmen den erſten Argwohn des Unvorſichtigen mit ſo ſchlauer Gewandtheit einzuſchläfern, daß er, in ſorgliche Zuverſicht gewiegt, bald mit Gut und Leben ihnen verfällt. Jede Bande von Straßenräubern hat einen Häuptling, dem ſie gewiſſenhaften Gehorſam leiſtet. Dieſer leitet alle ihre Unternehmungen, nimmt aber im allgemeinen keinen thätigen Antheil an denſelben, außer wenn es ſich darum handelt, die Gegend auszukundſchaften, oder bei minder gewagten Veranlaſſungen, wo es mehr auf ſeine Schlauheit, als auf perſönlichen Muth und ſchnelle Thatkraft ankömmt.

Wenn ſie auf irgend einen Fang ausziehen, ſo pflegen ſie in Haufen von acht oder zwölf Perſonen ſich zu vertheilen, die abermals in kleinern Abtheilungen von zwei bis drei Individuen ſich trennen, jedoch ſo, daß ſie einander niemals aus dem Auge verlieren, um ſchnell jedes zufällige Erſcheinen von Vorübergehenden zu benutzen, das ihren blutdürſtigen Abſichten ſich günſtig zeigt. In einem Augenblicke ſind ſie dann verſammelt, und bringen, überlegen an Zahl, ihre Schlachtopfer ohne Mühe zum ewigen Schweigen. Dieſe verſchiedene Abtheilungen, aus denen der Kern der Bande beſteht, folgen bei ſolchen Gelegenheiten dieſem ſtets in geringen Entfernungen; ſo kann in wenigen Augenblicken ein Haufe die erforderliche Verſtärkung an ſich ziehen; überdieß haben ſie, um ſich einander verſtändlich zu machen, eine Art von telegraphiſcher Signale, die ihnen allein bekannt ſind, und mit deren Hülfe ihr Häuptling augenblicklich von allen ihren Bewegungen unterrichtet wird.

Oft treffen dieſe Raubmörder gleichſam zufällig in Städten und Dörfern zuſammen, wo ſie ihre Kräfte, je nach den Anforderungen der Umſtände, vereinigen; häufiger jedoch begehen ſie ihre Verbrechen in abgelegenen, einſamen Gegenden, wo ſie nicht ſo leicht Störung und Widerſtand zu befürchten haben. In ihrem Gefolge befindet ſich faſt immer eine Anzahl Kinder verſchiedenen Alters, deren Anweſenheit jeden Argwohn gegen ſie fern hält. Da dieſe kleinen Geſchöpfe noch keinen Begriff von ſolchen Umtrieben haben, ſo können ſie die Banditen auch nicht durch ihr vorlautes Geſchwätz verrathen, und ihre Unſchuld wird im allgemeinen für den Reiſenden zur unbezweifelten Bürgſchaft ſeiner eigenen Sicherheit. Ehe die Phanſegars einen Mord begehen, verſäumen ſie übrigens nicht, ihre jungen Gefährten von dem Schauplatze des Verbrechens zu entfernen.

Zuweilen ſtellen ſich ihrer zwei oder drei in einem Chultry als Schildwachen auf die Lauer, und benachrichtigen unverzüglich ihre Kameraden, ſobald ein Schlachtopfer ſich blicken läßt. Jene kommen dann einzeln, als Reiſende verkleidet, herbei, und knüpfen Geſpräche mit einander an, als ob ſie noch niemals ſich geſehen hätten. Haben ſie nun den leiſeſten Schimmer von Furcht aus der vertrauensvollen Seele des fremden Wanderers verbannt, ſo verüben ſie ihr Verbrechen, während er dem Schlafe ſich überläßt. Zuweilen wecken ſie ihn auch unſanft auf, werfen ihm im Augenblick, wo er ſchlaftrunken ſich aufrichtet, eine Schlinge um den Hals, und erdroſſeln ihn. Ein einzelner Reiſender wird nie von weniger als zwei Phanſegars überfallen, und leiſtet ihnen dieſer auch nur den geringſten Widerſtand, ſo eilt jedesmal ein dritter zu ihrer Hülfe herbei. Ihre Geſchicklichkeit in dieſem blutigen Handwerke iſt übrigens ſo groß, daß ſie faſt nie Gefahr laufen, ihr Unternehmen mißlingen zu ſehen.

Ihre gewöhnlichſte Art zu morden iſt folgende: während ihr Schlachtopfer ſich ganz ſicher wähnt, wirft ihm einer der Bande plötzlich eine Schlinge über den Kopf, die entweder aus einem zuſammen gewundenen Tuche oder aus einem Streifen locker gewebten Mouſſelins gemacht iſt; hat er ſie ihm dann geſchickt um den Hals geſchoben, ſo zieht er ſie alsbald aus allen Kräften zuſammen. In demſelben Augenblicke verſetzt einer ſeiner Kameraden dem Unglücklichen, der mit dem Tode ringt, von hinten einen Schlag in die Kniekehle, macht ihn ſo vorwärts ſtürzen, und beſchleunigt dadurch den Act der Erwürgung. Liegt der Erdroſſelte auf die Erde ausgeſtreckt, ſo bringen ſie ihm ſo lange heftige Fußtritte auf die Schläfe bei, bis er ausgelitten hat, was gewöhnlich ſchon nach einer Minute der Fall iſt. Die ganze Operation geht mit ſolcher Schnelligkeit und Gewandtheit vor ſich, daß es dem beklagenswerthen Opfer rein unmöglich wird, auch nur den geringſten Widerſtand entgegen zu ſetzen; und welche Körperkräfte die Natur ihm auch verliehen haben mag, ſo helfen ſie nicht das geringſte gegen dieſe, in der Kunſt zu morden ſo wohl erfahrenen Böſewichter.

Dieſe Ungeheuer gehen mit einer ſolchen Klugheit zu Werke, daß ſie ihre, wie ich bereits geſagt habe, ſtets mit einem Morde verſchwiſterten Diebſtähle niemals begehen, ohne vorher die ſorgfältigſten Vorſichtsmaaßregeln getroffen zu haben, um ſich gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſtellen, und das Mißlingen ihres Streiches zu verhindern. Man hat beobachtet, daß ſie mehre Wochen lang ihr Opfer heimlich verfolgten, bevor ſie Gelegenheit fanden, es anzufallen; und ihre Geduld in ſolchen Fällen läßt ſich nur mit der feigen Barbarei vergleichen, mit welcher ſie endlich ihr Verbrechen begehen. Keine göttliche oder menſchliche Rückſicht vermag ſie von ihrem verworfenen Gewerbe abzubringen.

und das Leben ihrer Mitmenſchen hat ſo wenig Werth in ihren Augen, daß ſie es oft nur um der elenden Lumpen willen nehmen, die den Körper des ärmſten Wanderers decken. Führt der Zufall irgend jemand die Straße der, ehe ſie Zeit finden konnten, den Leichnam ihres Schlachtopfers von dannen zu ſchleppen, ſo breiten ſie ſchnell ein Tuch über denſelben, und erheben ein Geſchrei des Jammers, als wäre ihnen eben ein theurer Anverwandter verſchieden; oder es wirft ſich auch noch einer von ihnen zur Erde nieder, und geberdet ſich ſo fürchterlich, als wenn er in den letzten Zügen läge; und dadurch ſuchen ſie die Aufmerkſamkeit der ungelegenen Wanderer von dem angeblichen Gegenſtande ihres Schmerzes abzulenken.

Die Phanſegars erziehen ihre Kinder zu ihrem Gewerbe; ausgenommen, wenn dieſe mißwachſen, oder von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit ſind. In dieſen Fällen überläßt man ſie ihren eigenen Neigungen, die ſie gewöhnlich dazu verleiten, ihr Leben in der vollkommenſten Unthätigkeit hinzubringen.

Die Einweihung der Kinder in die Geheimniſſe und Kunſtgriffe des Räuberhandwerks geht ſtufenweiſe vor ſich. Hat ein Knabe das zehnte Jahr erreicht, ſo erlaubt man ihm zuerſt, einem Raubzuge zu folgen. Sobald ſeine Geiſtesfähigkeiten ſich zu entwickeln begannen, war man übrigens ſchon darauf bedacht geweſen, ſeine Blicke, ſelbſt abgeſehen von der Ausübung des gemeinſamen Gewerbes, mit allerlei Arten von Grauſamkeiten zu befreunden. Iſt endlich der Augenblick gekommen, wo er ſeine Laufbahn antreten ſoll, ſo übergibt man ihn der Leitung eines Uſtede, eine Art von Vormund, der meiſtens zu ſeinen nächſten Anverwandten gehört. Man ſchärft ihm Ehrfurcht gegen dieſen Lehrer ein, und weiſt ihn an, demſelben unbedingt zu gehorchen. Anfangs muß der Knabe die Funktionen eines Dienſtboten bei jenem verſehen; er trägt ſeine Kleider, macht Gänge für ihn, bereitet ſeine Nahrung zu, reinigt ſeine Wäſche und dergleichen. Zuweilen übernimmt der Vater die Erziehung ſeines Sohnes, aber die Unterwürfigkeit des letzteren iſt deßhalb um nichts geringer, denn in beiden Fällen muß er blinden Gehorſam leiſten.

Wird das Kind unterwegs von einem Reiſenden ausgefragt, ſo iſt es ſchon ſo gut abgerichtet, daß es ſich auch nicht durch die geringſte Bewegung und Geberde irgend etwas von dem Treiben und den Gewohnheiten ſeiner erwachſenen Gefährten merken läßt. Es legt im Gegentheile in ſeinen Aeußerungen denſelben ſtets die löblichſten Motive zu Grunde, und zwar mit jener kindlichen Unbefangenheit, die jeden Verdacht entfernt. So wandert es ſeine Straße ohne Hinderniß. Wie ſollte übrigens auch der Reiſende, wenn je ein Zweifel in ſeiner Seele aufſtiege, ſeinen Argwohn zur Gewißheit ſteigern können, da die Phanſegars ſtets ſorgfältig darauf bedacht ſind, bei dem leiſeſten Anzeichen von Gefahr, ſogleich einen andern Weg einzuſchlagen, und den allzuſcharf forſchenden Blicken ſich zu entziehen. Ein Hauptgrundſatz ihres Gewerbes iſt, ſich niemals der Gefahr auszuſetzen, daß man ſie entdecke, ſo lange ihnen ſolches nämlich nur immer möglich bleibt; und ſie beobachten dieſe Regel auch ſo gewiſſenhaft, daß, ſobald ſie eine Gefahr vorausſehen, ſelbſt die Lockungen des anſehnlichſten Gewinns ſie nicht vermögen können, dagegen zu handeln. Der Schutz, den ihnen die Polygaren, eine andere Gattung von Straßenräubern, angedeihen laſſen, ſtellt ſie übrigens häufig gegen Ueberfälle und Verfolgungen ſicher.

Bei ſeiner Einweihung in das Räuberhandwerk macht man dem Kinde begreiflich, daß ſein Intereſſe mit jenem der menſchlichen Geſellſchaft im Widerſpruche ſtehe, daß dieſe es verabſcheut, und daß es folglich mit ihr in beſtändiger Feindſchaft leben müſſe. Man ſucht ihm beizubringen, daß ein Todtſchlag, an einem Menſchen verübt, eben ſo wenig ein Verbrechen ſey, als eine Schlange zu tödten, die zu ſeinen Füßen kriecht, und es zu ſtechen droht, wenn es ruhig an ihr vorübergeht. Jedoch geſtattet man ihm nicht gleich im Anfange, der Erwürgung der Reiſenden beizuwohnen, ſondern man ſchickt es, während die That verübt wird, mit den Kundſchaftern der Bande auf einige Entfernung weg. Man fürchtet nämlich, der erſte Anblick dieſes Schauſpiels möchte das natürliche Gefühl der Menſchlichkeit in ſeinem jugendlichen Gemüthe wecken, und es von der Laufbahn abbringen, zu welcher es beſtimmt iſt. Vor Allem gewöhnt man es, den Leichnam eines Menſchen mit kaltem Blute zu betrachten, und erſt nach vielen unmerklichen Uebergängen enthüllt man ihm endlich die fürchterlichen Myſterien ſeines Gewerbes. Unterdeſſen läßt man ihm einen kleinen Theil der Beute zukommen, um die Luſt zum Morden in ſeiner Seele zu erregen. So lernt es im Genuſſe der Früchte auch die Mittel zu deren Erwerbung wünſchenswerth finden. Nach und nach läßt man es einen immer werkthätigern Antheil an den Vorbereitungen zum Raubmorde nehmen, und endlich erlaubt man ihm, Zeuge deſſelben zu ſeyn; aber erſt, wenn es die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, iſt es ihm geſtattet, der verhängnißvollen Schlinge ſich zu bedienen. Von dem erſten Unterrichte bis zur letztgenannten Stufe muß es nicht weniger als 8 bis 10 Probejahre durchmachen. Iſt die Zeit herangekommen, ſo macht ihm ſein Uſtade einen Dhuhte (Strick, mit einer Schleife verſehen) zum Geſchenke. Dieß iſt das Sinnbild ſeiner künftigen Betriebſamkeit und das Zeichen der Beendigung ſeines Noviziats, ja ich möchte ſagen, ſein Diplom als ausgelernter Straßenräuber. Zur Einhändigung des Dhubte wählt man einen unter günſtigen Auſpicien ſtehenden Tag, gewöhnlich das große Feſt des Duſſerah. Wenn alle Vorbereitungen dazu getroffen ſind, nimmt der Vormund ſeinen Zögling bei Seite, und übergiebt ihm eine noch nicht gebrauchte Schlinge, indem er dieſen das feierliche Verſprechen ablegen läßt, mit Geſchicklichkeit und Klugheit ſich dieſer Waffe zu bedienen, welcher er ſein künftiges Glück verdanken ſoll, und von deren verſtändigem Gebrauche übrigens auch ſeine perſönliche Sicherheit abhängt. So wie ein junger Menſch den

Dhubie erhalten hat, wird er vollkommen unabhängig, und nichts hindert ihn mehr, ſeine Geſchicklichkeit als Erwürger bei der erſten beſten Gelegenheit zu verſuchen.

Ein Phanſegar hegt ſein ganzes Leben hindurch die größte Ehrfurcht gegen den Vormund, der ihn in die verabſcheuungswerthen Myſterien ſeines Berufes eingeweiht hat. So oft er ihn nach längerer Abweſenheit wieder ſieht, berührt er die Füße deſſelben, als Zeichen tiefer Unterwürfigkeit; und hat er einen glücklichen Fang gemacht, ſo theilt er nicht ſelten ſeine Beute mit ihm. Wird ſein Mentor alt, und unfähig, ſeinen Lebensunterhalt ſich zu verdienen, ſo pflegt er ihn mit einer Sorgfalt, die minder großen Verbrechern zur Ehre gereichen würde, und nur dann aufhört, wenn der Tod beide getrennt hat.

Das Erziehungsſyſtem der Phanſegars iſt ſo anlockend, und ſchreitet in ſo zweckmäßigen Stufenfolgen fort; die Vortheile, welche es in Ausſicht ſtellt, ſind ſo verführeriſch; der Wetteifer wird dadurch ſo lebhaft rege gemacht, und ihre abenteuerliche Laufbahn mit ſo romantiſchen Farben geſchildert; daß in ihrem Herzen unmerklich die Liebe zu Dingen aufkeimt, welche die menſchliche Natur am meiſten empören, und daß in ihrer Seele eine Anhänglichkeit für ihr verworfenes Gewerbe Wurzel faßt, von welcher keine irdiſche Macht ſie abzubringen vermag. Einige dieſer Menſchen wurden zwar ſtehenden Heeren einverleibt, allein keiner von ihnen hat je auf ſeine urſprüngliche Lebensweiſe unwiderruflich Verzicht geleiſtet, ſondern alle ſind zu ihrem abſcheulichen Handwerke zurückgekehrt, ſo wie ſich die erſte günſtige Gelegenheit dazu darbot.

Die Phanſegars verlaſſen den Dienſt ihrer Bande ſelbſt dann nicht, wenn das Alter ihren Rücken gekrümmt und ihren Arm gelähmt hat. Sie werden dann noch als Kundſchafter und Spione nützlich, oder locken durch die Erzählung irgend einer kläglichen Geſchichte den Wanderer in abgelegene Oerter, wo er fern von allen menſchlichen Blicken einſam umkömmt. Die Alten bedienen die Jungen, bereiten ihre Speiſen zu, und beſchäftigen ſich mit allen häuslichen Verrichtungen, denen die activen Mitglieder der Geſellſchaft ſich nicht unterziehen können. Die Bande, welche ſie mit einander vereinigen, ſind übrigens ſo eng geknüpft, daß es keinem in den Sinn kömmt, in eine minder verbrecheriſche und verworfene Sphäre der menſchlichen Geſellſchaft ſich aufzuſchwingen. Auch ſchlingen ſie dieſe Bande noch inniger durch Heirathen, welche endlich verwandtſchaftliche Verhältniſſe zwiſchen ſämmtlichen Mitgliedern dieſer ſeltſamen Menſchenrace herbeiführen.

Trotz ihrer ausſchweifenden Lebensart gelingt es den Phanſegars dennoch öfters, Töchter aus Familien zu heirathen, die für achtungswerth gelten. Freilich pflegen ſich die indiſchen Frauen nicht ſehr ängſtlich nach dem Rufe der Männer zu erkundigen, denen ſie ihre Hand zu reichen geſonnen ſind. Die Weiber dieſer Buſchklepper ſind übrigens meiſtens von den Raubzügen derſelben unterrichtet, und wenn ſie gleich an der Ausübung ihrer Verbrechen keinen thätigen Antheil nehmen, ſo genießen ſie doch deren Früchte mit der nämlichen Behaglichkeit, als wären dieſe auf rechtliche Weiſe erworben. Endlich hütet man ſich ſorgfältig, Perſonen von reiferem Alter, die der Geſellſchaft fremd ſind, in dieſelbe aufzunehmen, bevor man ihre Verſchwiegenheit und Treue auf die härteſte Probe geſtellt hat.

Das Gehäſſigſte an den Phanſegars iſt unſtreitig die grauſame Sitte, daß ſie ihre Schlachtopfer oft nur aus Unmenſchlichkeit erwürgen, oder um ſich in ihrer Gewandtheit zu üben, ſelbſt wenn die Verſuchung ſie zu berauben keinen Entſchuldigungsgrund dafür abgeben kann. Nicht minder gehäſſig iſt die Gleichgültigkeit, mit der ſie ſich aus der Reihe der geſitteten Weſen ausgeſtoßen ſehen; ja ſie nehmen ſogar keinen Anſtand, ſelbſt einzugeſtehen, daß ſie nichts weiter als wilde Thiere mit menſchlichen Geſichtern ſind, und ihre Vernunft nur dazu anwenden, ſich in den Augen ihrer Mitmenſchen noch furchtbarer zu machen; ſchamlos vergleichen ſie ſich mit den Tigern, welche, die übrigen Thiere zu ihrer Beute machend, nur einem unwiderſtehlichen Drange folgen, und ſo den Zweck ihres Daſeyns erfüllen; eine höchſt logiſche Schlußfolgerung, die, in ihrer weiteſten Beziehung, des ſittenloſen Gewerbes dieſer Buſchklepper vollkommen würdig iſt. Abgeſehen hiervon rechtfertigen ſie ihr Verfahren durch die Behauptung, daß die Individuen, welche ſie erdroſſeln, dazu beſtimmt waren, durch einen Mord aus der Welt geſchafft zu werden, und daß ſie ſelbſt folglich bloß die Vollſtrecker der Fügungen des Schickſals ſeyen. Auch gehört es zu ihren Glaubensſatzungen, daß ſie gerade ſo nur dazu geboren worden ſind, um Andere zu erwürgen, ſo wie dieſe, um von ihnen erwürgt zu werden; daher ſind ſie auch ſehr erſtaunt, ſich Meuchelmörder nennen zu hören. Kurz, ſie ſind, wie geſagt, Fataliſten, und glauben, in allen ihren Handlungen dem Impulſe einer unabweislichen Nothwendigkeit zu gehorchen; daher wird man ſich auch nicht wundern, daß ihre Herzen der Reue und den Gewiſſensbiſſen unzugänglich ſind.

Mit unverwüſtlicher Kaltblütigkeit weiden ſie ſich an den Qualen ihrer Schlachtopfer, und machen ſogar die krampfhaften Verzerrungen derſelben zum Gegenſtand der pöbelhafteſten Scherze. Wie alle Menſchenclaſſen, die eine von den Geſetzen verpönte Lebensweiſe führen, treiben auch die Phanſegars die freche Sittenloſigkeit bis auf die höchſte Stufe. Kaum haben ſie ihren Raub eingebracht, ſo werden auch ſchon die Früchte deſſelben in den ſchimpflichſten Saufgelagen verzehrt; und erſt wenn ihnen nicht das Mindeſte mehr übrig bleibt, ziehen ſie auf einen neuen Fang aus. Ihr gewöhnlicher Zuſtand iſt jener der Trunkenheit; und dieſer hört nur dann auf, wenn ſie auf Beute ausgehen; denn hier verbietet ihnen ihre kluge Vorſicht alles, wodurch ſie ſich auch nur im geringſten verrathen könnten. Ihr Aufenthaltsort befindet ſich meiſtens am Saume eines Gehölzes, in der Nähe eines Fluſſes oder eines

Teiches, damit ſie ihre Abwaſchungen vornehmen können, ſowie unweit eines ihrer Lieblings-Gottheit geweihten Tempels. Ihre Weiber und Töchter, die ſelten an ihren Räubereien Theil nehmen, genießen hier das Vergnügen eines Morgenbades, oder nehmen die von ihrem Glauben vorgeſchriebenen Reinigungen vor. Fern von jedem Vereine rechtlicher Menſchen, die mit Verachtung auf ſie herabſehen, leben ſie in dieſen romantiſchen Einöden beiſammen; da ſie jedoch ſtets darauf bedacht ſind, ihr ſchreckliches Handwerk nur in einer gewiſſen Entfernung von ihren Schlupfwinkeln auszuüben, ſo ſtoßen ſie den Einwohnern der Nachbarländer durchaus keine Furcht ein. Durch dieſe Tactik bezwecken ſie, ihren häuslichen Herd gegen die Nachforſchungen der Diener der Gerechtigkeit ſicher zu ſtellen; wenn daher auch je ein Mitglied dieſer Vereine in die Hände der erſtern fällt, ſo geſchieht dieß gewiß jedesmal in der Nähe des Schauplatzes ihrer Mordſcenen.

Die auf Raub ausgehenden Haufen der Phanſegars beſtehen nur aus Männern. Zuweilen ziehen jedoch auch Weiber mit ihnen, denen ſogar ausnahmsweiſe geſtattet wird, des Dhuhte's ſich zu bedienen, wie wir weiter oben durch den an einem Reiſenden begangenen Mordverſuch geſehen haben. Einer ihrer gewöhnlichen Kunſtgriffe beſteht darin, an irgend einer gangbaren Straße ein junges Mädchen aufzuſtellen, deſſen Schönheit, vereint mit gewandten Klagen über erlittenes Unglück und Elend, die Theilnahme des argloſen Wanderers erwecken, und in einen Hinterhalt ihn locken. Iſt er beritten, ſo gelingt es der Verrätherei bald, ihn zu bewegen, daß er ſie hinter ſich aufs Pferd nimmt; nun erſpäht ſie einen günſtigen Augenblick, wirft ihm raſch ihre Schlinge um den Hals, ſpringt vom Pferde herab, zieht den Unglücklichen nach ſich auf die Erde, und erdroſſelt ihn.

Es giebt in Indien außer den Phanſegars noch andere, nicht minder zahlreiche Diebeſtämme, von denen jedoch keiner den Blutdurſt ſo weit treibt. Die Pindarier, die in den letzten Jahren ſo furchtbar geworden waren, daß es eines ganzen Heeres bedurfte, um ſie zu Paaren zu treiben, ſind gegenwärtig, wenn auch nicht ganz, doch beinahe ausgerottet. Dagegen treiben noch die Bhills, ein Schwarm verwegener Straßenräuber, ihr Unweſen; es ſind Gebirgsbewohner, welche in den bergigen Gegenden von Candeiſch, Malva und Rajputana hauſen. Sie befanden ſich von je her unter dem Joche deſpotiſcher Regierungen, und wurden von dieſen aus dem Schooße der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen; ſie haben ſich keiner Art von Schutz, keiner Aufmunterung zu erfreuen, und waren den untergeordneten Fiscal-Beamten preisgegeben, die nach Gefallen ihnen das Leben nahmen; ſo betrachteten ſie ſich als eine verworfene und geächtete Menſchenclaſſe; ihre klägliche Unwiſſenheit brachte ſie dem Thiere nah; ſie waren in den gröbſten Irrthümern der Zauberei befangen, und hingen unbedingt von dem Eigenſinn ihrer eigenen Häuptlinge ab; täglich ſahen ſie ſich den bitterſten Entbehrungen, den mörderiſchen Verfolgungen anderer Menſchen und den Angriffen der wilden Thiere ausgeſetzt, deren dunkle Schlupfwinkel ſie theilten; wie konnten wohl unter ſolchen Umſtänden die Bhills etwas anderes werden, als die geſchworenen Feinde der Ordnung, des Friedens und des ganzen Menſchengeſchlechtes?

Dieſe Leute geben ſich den Räubereien hin, weil dieß das einzige Mittel iſt, ihr Leben zu friſten; und in der traurigen Gewißheit, der Gegenſtand allgemeiner Verachtung und Verfolgung zu ſeyn, gehorchen ſie einem natürlichen Triebe, der ſie drängt, Rache zu nehmen für die erlittenen Unbilden. Die Zeit hat ihre Sitten, ihre Erwerbsmittel und ihren Haß mit ihrem Aberglauben dergeſtalt verſchmolzen, daß ſie am Ende zu der Ueberzeugung gelangt ſind, die Natur habe ſie geſchaffen, damit ihre Nachbarn ihnen zur Beute dienen ſollen. Wird ein Bhill auf der That ertappt, ſo iſt ſeine gewöhnliche Antwort: „Ich bin ein Maharedas-Dieb.“ Und wird ihm auch das Verſprechen ſich zu beſſern durch die Furcht vor der Strafe ausgepreßt, ſo beſchränkt er ſich doch immer nur auf eine gewiſſe Zeit; ſo zwar, daß dieſes eher ein Waffenſtillſtand als eine Bürgſchaft ernſtlicher Beſſerung iſt. Erwägt man jedoch die Fortſchritte, welche dieſer Stamm gemacht hat, ſeitdem er unter die Herrſchaft der engliſchen Regierung gekommen iſt, ſo darf man ſich der Hoffnung hingeben, daß ihr Charakter und ihre Lebensweiſe nach und nach die gewünſchte Aenderung vollkommen erleiden werden. Die Männer dieſes Stammes ſind, ihrer räuberiſchen Gewohnheiten ungeachtet, keineswegs blutdürſtig. Die Weiber, deren Einfluß auf die Männer groß iſt, ſind von Natur äußerſt ſanft, und viele unter ihnen zeichnen ſich durch ihre glückliche Anlagen und Liebe zur Arbeit aus.

Ihrer räuberiſchen Sitten ungeachtet iſt den Bhills doch ein gewiſſes Ehrgefühl nicht abzuſprechen; und ſie ſind dafür auch ſo allgemein bekannt, daß kein Reiſender Anſtand nimmt, ſich unter ihren Schutz zu begeben. Hat man einen Bhill zum Führer, ſo kann man alle von dieſem Stamme bewohnten Diſtricte durchwandern, ohne daß man die geringſte Beläſtigung zu befürchten hat. Und wenn je ſich einer von ihnen unterſtünde, einen Reiſenden in ſolchem Falle auszuplündern, ſo würde er augenblicklich von ſeinen Kameraden mit dem Tode beſtraft werden. Ihre Kunſtgriffe zeugen übrigens von ungewöhnlicher Gewandtheit. So wiſſen ſie z. B. in die Mauer eines Bungalo ſehr leicht ein Loch anzubringen, und ſo geſchickt und leiſe alle Geräthſchaften aus einem Zimmer zu entfernen, daß ſie ſelbſt die Decke eines Bettes wegnehmen, ohne die Perſon aufzuwecken, welche darin ſchläft. Schleichen ſie ſich in ein Haus oder in ein Zelt, ſo ſind ſie immer nackt, und ihr Körper iſt ſo ſtark mit Oel eingeſchmiert, daß man ſie unmöglich feſthalten kann. Ueberdieß binden ſie an jeden Arm eine ſcharf geſchliffene Meſſerklinge feſt, ſo daß jeder, der in der Dunkelheit nach ihnen greift, ſie unverzüglich loslaſſen muß; daher fängt man auch ſelten einen dieſer Füchſe.

Ein Offizier, den ich gut kannte, hätte einſt beinahe das Leben eingebüßt, als er der Perſon eines ihn beſtehlenden Bhills ſich verſichern wollte. Dieſe Thatſache trug ſich in der Gegend von Guzarate zu. Der erwähnte Offizier ſchlief in ſeinem Zelte, als er plötzlich erwachte, indem es ihm vorkam, als ziehe jemand ganz leiſe an ſeiner Bettdecke. Um ſich zu überzeugen, ob ſich wirklich jemand an ſeinem Bette befinde, ſtellte er ſich, als ſey er wieder eingeſchlafen und ſchnarche. Nicht lange nachher wiederholte ſich, und zwar etwas ſtärker, das Ziehen an ſeiner Decke. Nun blieb ihm kein Zweifel mehr, daß ein Dieb in ſeiner Nähe ſey, und er ſprang entſchloſſen aus dem Bette. In demſelben Augenblicke machte ſich ein Bhill auf die Beine, und ſuchte durch eine Oeffnung zu entfliehen, die er in dem Tuche des Zeltes angebracht hatte. Der Offizier, ein flinker und rüſtiger Mann, packte den Dieb an der Ferſe, und brachte ihn zum Fallen. Er wollte ihn nun am Arme faſſen, aber eine Wunde, die er plötzlich erhielt, zwang ihn davon abzuſtehen. In einer Secunde war der Bhill wieder auf den Beinen, und eilte abermals der Oeffnung zu. Da machte mein Freund, ſeiner Wunde nicht achtend, einen zweiten Verſuch, den verdächtigen Beſucher zu packen. Dieſer aber band eine der beiden an ſeinen Armen befeſtigten Meſſerklingen los, ſchlug ihn damit in's Geſicht, und entſchlüpfte glücklich, während der Offizier mit blutender Hand und Wange zurück bleiben mußte. Die letzte Wunde war ſo bedenklich, daß mein beklagenswerther Freund mehre Tage in Lebensgefahr ſchwebte.

Rajah-Curg.

Ohne ein ferneres Abenteuer langten wir in der Hauptſtadt des Rajah an, der uns einen glänzenden, gaſtfreundlichen, eines freigebigen, aufgeklärten Fürſten würdigen Empfang bereitete.

Wir hatten einen bequemen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Ort gewählt, um unſere Zelte aufzuſchlagen. Schon am andern Morgen erhielten wir den Beſuch eines Offizieres des Rajah, der uns auf das artigſte im Namen ſeines Herrn für den nächſten Tag in den Palaſt einlud. Wir fanden uns pünktlich ein. Der Fürſt empfing uns im großen Audienzſaale, wo er gewöhnlich ſeine Levers hielt, und wo auch alle Regierungsangelegenheiten verhandelt wurden. Rings in der Halle waren die Porträts von Engländern aufgehängt, die ſich in Indien ausgezeichnet hatten, unter andern die vom Lord Clive und Obriſt Wellesley, dem jetzigen Herzoge von Wellington. Das Zimmergeräthe beſtand aus den eleganteſten, hier mit verſchwenderiſcher Pracht zuſammen geſtellten Producten europäiſcher Induſtrie. Engliſche Flinten und Piſtolen lagen in ihren Käſtchen an verſchiedenen Stellen des Saales. Die Käſtchen waren geöffnet, damit die Beſuchenden den Urſprung ihres Inhalts erkennen möchten.

Der Rajah war ein ſchöner Mann in der Blüthe der Jahre. Er hatte einen lebhaften durchdringenden Blick, den er zuweilen mit ſolcher Gewalt auf ſeine Leute heften konnte, daß ſie dadurch außer Faſſung gebracht wurden. Er ſtand im Rufe eines guten Fürſten und ſchien mir in ſeiner Perſon die richtige Vergleichung eines ſeiner Landsleute zu beſtätigen: „Das Herz eines trefflichen Menſchen gleicht einer Cocusnuß, die, wenn auch rauh an der Außenſeite, doch einen erfriſchenden, köſtlich ſchmeckenden Saft enthält.

Mit beſonderem Eifer entwickelte er uns ſeine Vorliebe für engliſche Kunſttiſchlerei. In ungeheuchelter Freude nahm er unſere Complimente über ſeine gute Auswahl auf, und er kannte in der That auch noch viel beſſer, als wir, die Namen der berühmten europäiſchen Künſtler, deren Werke er um ſich ſammelte, weil er beſonderen Geſchmack daran fand. Er beſaß prächtige Spiegel und fünf oder ſechs Pianos von Clementi, deren Eigenſchaften er aus einander ſetzte, als hätte der große Meiſter ſeinen Hof beſucht und ihm alle Geheimniſſe der harmoniſchen Wiſſenſchaft enthüllt. Beſonders ſtolz war er auf ſeine Flinten, neben denen er nichts deſto weniger inländiſche ſehr ſorgfältig gearbeitete Büchſen hatte aufſtellen laſſen, gleichſam um die Geſchicklichkeit und das Talent der Arbeiter des Landes in Verzierung der Waffen zu zeigen, obgleich er ſie in Beziehung auf Conſtruction für minder geſchickt erklärte.

Der Rajah unterhielt ſich einige Zeit mit uns und entließ uns ſodann mit der Einladung, den Beſuch zu wiederholen, ſo oft es uns gefallen würde. Am andern Morgen machten wir einen Spaziergang in einer Art von Park, wo er viele ſeltene und intereſſante Thiere hielt, worunter wir zwei Stücke Damwild, von der kleinen Ceylaneſer Gattung, die ſchönſten Thiere, die ich je geſehen, bemerkten. Dieſe Damhirſche waren nicht größer, als die Füchſe, ihr Fell war röthlich braun, und mit helleren Flecken beſät. Die Thierchen verdienten durch ihr edles Weſen wohl, eines Königs Unterhaltung auszumachen. Dieſe Gattung von Damwild iſt die kleinſte des Hirſchgeſchlechts; ſie hat keine Geweihe und zeigt große Analogie mit dem cervus guineensis des Linné. In Ceylon trifft man ſie in großer Anzahl. Ihre Formen ſind unbeſchreiblich zart;

ihre feinen, zierlichen Beine ſind nicht dicker, als die Finger an einer ſchönen Frauenhand. Das Fleiſch gilt für ſehr geſund und wird als ein köſtlicher Leckerbiſſen betrachtet. Im Innern des Landes fängt man ſie in großer Anzahl in Fallen und bringt ſie täglich nach Colombo und in die anderen Städte, wo ſie als Gegenſtände der Luſt zu zwei Schillingen das Stück verkauft werden. Auf der Halbinſel werden ſie als eine Seltenheit betrachtet und mehr wegen ihrer ſchönen Formen als wegen des ſchmackhaften Fleiſches gekauft, obgleich dieſes den Vorzug vor allen andern Dambirſch-Gattungen hat. Der Rajah beſaß mehre, von denen er viel Aufhebens machte. Eine beſondere Liebhaberei für die Thiere ſprach ſich deutlich bei ihm aus. Die ſo eben berührten, welche man uns zeigte, waren ſo zahm, daß man ſich ihnen, ohne ſie im geringſten ſcheu zu machen, ganz wohl bis auf einige Schritte nähern konnte.

Nicht minder ſtolz war der Rajah auf eine Sammlung wilder Thiere in ſeiner Menagerie. Es waren Löwen und Tiger in Käfigen eingeſchloſſen, von denen man einige bis zu einem Grade gezähmt hat, daß er ſie gewöhnlich, wie man mir verſicherte, vor ſeinen Gäſten ſelbſt ohne Wächter erſcheinen ließ. Dieſer Fürſt hatte eine große Leidenſchaft für Thiergefechte. Er ließ es nicht an ſolchen Schauſpielen fehlen; wir erfuhren, daß er, begierig die Geſchicklichkeit ſeiner Leute im Kampfe mit ſo furchtbaren Gegnern zu zeigen, uns in einigen Tagen mit einer ſolchen Scene zu regaliren beabſichtige. Es erſchien auch bereits am andern Morgen ein Bote, um uns den Tag des Schauſpiels anzuzeigen und im Namen ſeines königlichen Herrn dazu einzuladen. Dergleichen Kämpfe kommen im ganzen Staate von Myſore bei dem Feſte vor, welches man Duſſerah nennt. Die orientaliſchen Athleten, die mit dem Streithandſchuh fechten, gehören, ſo viel ich weiß, ausſchließlich dieſem Diſtricte an. Man nennt ſie Jetties. Ihre Kraftſtücke überraſchen ſowohl durch die Mannigfaltigkeit als durch die Weiſe, auf welche hiebei die Geſchmeidigkeit der Muskeln des menſchlichen Körpers erſichtlich wird. Nichts gleicht der Regelmäßigkeit ihrer Verhältniſſe, der männlichen Schönheit ihrer Formen, und nirgends bleibt die Behendigkeit hinter der Kraft zurück.

Am beſtimmten Tage begaben wir uns in den Palaſt. Nach einem üppigen Mahle, wobei mehre Gerichte auf europäiſche Weiſe bereitet waren und Porto-, Madeira- und Bordeauxweine gereicht wurden, gingen wir auf die Gallerie einer weiten Arena von wenigſtens hundert Fuß im Gevierte. Sobald der Rajah erſchienen war, begannen die Spiele. Zuerſt führte man einen, obwohl niedrig gewachſenen, doch ſehr kräftigen Stier in den Bezirk. Auf ſeiner Stirne war ein ſtählerner Sporn befeſtigt, ähnlich denen, mit welchen man die Füße der Kampfhähne bewaffnet. Dieſes Inſtrument war vier Zoll lang, an der Baſe einen Finger dick, und am Ende ſehr ſcharf zugeſpitzt. Es nahm gerade die Mitte zwiſchen den zwei Hörnern ein, dieſe waren aber abgeſchnitten, um dem künſtlichen Inſtrumente mehr Spielraum zu laſſen. Das Thier durchlief die Arena mit feſtem, ſicherem Schritte, als wüßte es, daß es den Beherrſcher des Landes zum Zeugen ſeines Heldenmuthes habe.

Als Alles zubereitet war, öffnete man einen großen Käfig, und ein wilder Eber trat hervor, der durch ein heftiges Grunzen zu verſtehen gab, wie viel bequemer es ihm geweſen wäre, die Freiheit wieder zu erhalten, als ſeine Tapferkeit vor dem Volke zu entwickeln. Man jagte ihn ſogleich nach der Seite hin, wo der Stier ſich befand. Dieſer empfing ihn, indem er ſich auf die Hinterfüße ſtellte, die bewaffnete Stirne vorſtreckte und einen Schritt, ſey es aus Furcht, ſey es durch eine Finte, um den Feind in eine zum Angriffe günſtigere Stellung zu locken, zurückwich. Der Keiler blieb ſeinerſeits unbeweglich, ſchlug nur mit raſchem Geklapper die Kinnladen gegen einander, und bedeckte ſo ſeine Fangzähne mit einer Schaummaſſe, die von Zeit zu Zeit in Flocken zur Erde fiel. Als der Stier ſich umwandte, führte ihn einer von den Dienern dem Keiler gegenüber, der indeſſen, ohne von der Stelle zu weichen, fortwährend ſeinen Schaum kaute, und mit ſeinen kleinen funkelnden Augen ſcharfe Blicke auf den armen Stier warf. Der Letztere endlich aufgebracht über die Unbeweglichkeit ſeines Gegners, richtete einen Stoß nach dieſem. Der Keiler parirte, indem er ſich auf die Seite warf, und der Sporn drang in ſeine Schulter; zu gleicher Zeit ſtieß er dem Stiere die Hauer in die Seite, brachte ihm eine tiefe Wunde bei und machte ihn zum weiteren Kampfe unfähig.

Man ließ einen zweiten Stier kommen, der bald das Schickſal des erſten theilte. Dann erſchien ein dritter von höherem Wuchſe. Nun war die Partie nicht mehr gleich auf beiden Seiten, denn der Eber hatte durch Anſtrengung und den Schmerz der Wunde viel an ſeiner Kraft verloren. Bis jetzt hatte er aber mit ſo viel Feuer und Lebhaftigkeit geſtritten, daß ich hoffte, er würde auch das dritte mal Sieger bleiben. Der Stier ſchritt ſtolz auf ſeinen Feind zu, empfing und parirte die erſten Stöße, und kam mit einer leichten Schramme an der linken Hüfte davon. Jetzt, als reizte ihn die Verwundung zum Zorne, wandte er ſich wüthend gegen den Keiler und ſtieß ihm den ganzen Sporn in die Weiche. Der Eber fiel auf die Seite, erhielt einen zweiten tödtlichen Stoß, und der Stier wurde, von ſeinem Wächter mit einer Guirlande gekrönt, im Triumphe abgeführt.

Nun folgte ein impoſanteres Schauſpiel. Ein Mann trat in die Arena, nur mit einem Curga's-Meſſer bewaffnet, und mit einem einfachen, die Hälfte des Schenkels bedeckenden Pantalon bekleidet. Mit der rechten Hand ſchwang er ſeine Waffe, eine dicke, dem Pflugeiſen ähnliche, ungefähr zwei Fuß lange und drei Zoll breite Klinge, die abnehmend gegen das Heft lief, in welches ſie ſchräge befeſtigt war. Die Curga's laſſen dieſe Meſſer drehen, ehe ſie geſchmiedet werden, und wiſſen ſich derſelben dann ſo geſchickt zu bedienen, daß ihre mächtigen Hiebe den Feind niederſchmettern müſſen.

Dieſer Mann, der gegen einen Tiger kämpfen ſollte, war groß und ſchlank; er hatte eine breite Bruſt und lange nervige Arme. Trotz der Dünnheit ſeines Beines, traten doch die Bewegungen der Muskeln ſtark hervor. Seine ganze Perſon verrieth eben ſo viele Behendigkeit, als Stärke. Mit ſtolzer Miene gab er ein Zeichen, den Tiger los zu laſſen; dabei prägte ſich auf ſeinem Geſichte die ganze Energie feſter Entſchloſſenheit aus. Um den kräftigen Gliedern mehr Elaſtizität zu geben, hatte man den Körper mit Oel eingerieben. Auf ſein Signal, welches darin beſtand, daß er den Arm über den Kopf hob, öffnete man das Gitter eines weiten Käfigs, und ein mächtiger Königstiger trat hervor, der vor dem Curga auf der Stelle anhielt, ſeinen borſtigen Schweif leicht bewegte, und ein dumpfes Brummen vernehmen ließ. Abwechſelnd ſchaute er ſeinen Gegner und die Gallerie an, auf der der Rajah mit ſeinem Hofe ſaß; die Neuheit des Schauſpiels ſchien ihn einzuſchüchtern, denn plötzlich kehrte er mit einem Satze in ſeinen Käfig zurück, aus welchem ihn die Wächter vergebens herauszutreiben ſuchten. Man ließ das Gitter wieder fallen, und da ſein Schweif zwiſchen zwei Stangen vortrat, ſo band man mehre Petarden daran. Dem Curga gab man einen Zunder, öffnete das Gitter wieder, und er legte Feuer an die Petarden. Dann ſetzte der Tiger mit einem ſchrecklichen Geheule in die Arena, und je mehr Petarden losbrannten, deſto mehr ſprang er, drehte und wandte er ſich, als wäre er von der Hirnwuth befallen. Endlich duckte er ſich in einen Winkel und kroch und murrte wie ein erſchreckter Kater. Nun ſchloß man den Käfig und ſchnitt ihm ſo den Rückzug gänzlich ab. Der Curga, der ihn während der Exploſion feſten Fußes erwartet hatte, ging jetzt langſam, aber entſchloſſen auf das Thier zu. Der Tiger ſtand auf und wich zurück. Die Haare ſträubten ſich ſowohl auf dem Rücken, wie am Schweife, der dadurch um die Hälfte dicker wurde. Er ſchien durchaus nicht geneigt, die Feindſeligkeiten zu eröffnen, aber er hatte es mit einem entſchiedenen Manne zu thun, dem er nicht entgehen konnte. Dieſer ſchritt behutſam vorwärts, die Augen auf den Tiger geheftet, welcher ſeinen Feind fortwährend anſchauend immer mehr zurückwich. Plötzlich hält der Curga an und macht ſeiner Seits einen Schritt rückwärts. Der Tiger richtet ſich in ſeiner ganzen Höhe auf, krümmt den Rücken und ſchlägt mit dem Schweife; man ſieht, daß er auf den Angriff ſinnt und vorzuſpringen im Begriffe ſteht. Der Mann weicht ſtets zurück, und ſobald er zu einer Entfernung gelangt iſt, wo die Intenſität ſeines Blickes dem Feinde entgehen mußte, macht dieſer einen Satz vorwärts und ſtößt ein kurzes ſchrilles Geheul aus. Der Curga, ſtets auf ſeiner Hut, ſpringt auf die Seite, ſchwingt im Augenblicke, da das Thier den Boden berührt, ſein ſcharfes Meſſer und ſchneidet ihm das Gelenke des hintern Beines ab. Der Tiger nun außer Stande zu ſpringen, kehrt ſich um, marſchirt auf drei Pfoten vorwärts und geht gerade auf ſeinen Feind zu, der einige Schritte zurückgewichen war und ihn feſten Fußes mit erhobenem Meſſer erwartet. Sobald er nahe genug gekommen iſt, läßt der Feind das ſchwere Werkzeug auf des Thieres Haupt fallen, bohrt damit in den Schädel und ſtreckt den Königstiger todt zu ſeinen Füßen nieder. Dann wiſcht er kaltblütig ſein Meſſer an dem Felle des Thieres ab, macht dem Rajah einen majeſtätiſchen Salem und zieht ſich unter lärmendem Beifallsgeſchrei der Zuſchauer zurück.

Der Rajah erzählte uns, derſelbe Mann habe ſchon mehre Tiger auf dieſelbe Weiſe getödtet und ſey bei ſolchen Kämpfen ſtets ohne Wunden, zwei oder drei Schrammen ausgenommen, weggekommen. Es iſt überdieß bekannt, daß die Curgas den Tiger mit ihrem Meſſer nie ohne glücklichen Erfolg im Walde angreifen. Bei dem ſo eben erwähnten Kampfe bewies unſer muthige Indianer ungemeine Kaltblütigkeit, unvergleichliche Klugheit und Schärfe des Blickes.

Um einigen Wechſel in die Unterhaltung zu bringen, führte man mehre mit Stöcken bewaffnete Männer auf die Arena; die Stöcke waren ſechs und zwanzig bis dreißig Zoll lang, ſo dick wie eines Kindes Fäuſtchen, ſichelförmig gebogen, an einem Ende ſpitzig und am andern mit Eiſen beſchlagen. Die Leute, welche dieſe Inſtrumente gebrauchen, ſind außerordentlich geſchickt in Handhabung derſelben. Ein Rahmen von zwei Quadratfuß, vier Zoll tief mit Thonerde gefüllt, von glatter Oberfläche wurde als Ziel aufgeſteckt. In der Mitte war eine runde eiſerne Scheibe ungefähr vom Durchmeſſer eines kleinen Tellers befeſtigt. Der erſte Spieler, welcher vortrat, war ein muskeliger Hindu, von mehr gedrängtem als verhältnißmäßigem Wuchſe. Das Auge nach dem Ziele gerichtet, das linke Bein vorwärts, den Körper leicht gebogen, drehte er ſein Holz geſchwinde um und ſchleuderte es. Pfeifend durchſchnitt das Inſtrument die Luft, ſchlug an die eiſerne Platte und riß ſie queer durch die Thonlage auf mehre Schritte mit ſich fort. Stolz auf ſeine Heldenthat machte der Sieger ſeinen Gruß und überließ ſeinen Platz einem ſeiner Rivalen. Mit nicht minder wunderbarer Geſchicklichkeit ſchleuderte dieſer ſein Holz durch die Oeffnung der Rahme, wo es an eine hinten ſtehende Mauer gewaltig anſchlug, daß wir uns überzeugten, eine ſolche Waffe würde in der Schlacht ſo viel Verheerungen anrichten, als Büchſe und Muskete. Vier andere Spieler verſuchten ihre Gewandtheit mit verſchiedenem Erfolge. Alle vier berührten und durchſchlugen die Rahme, aber keinem gelang es, die mittlere Oeffnung zu treffen. Ein fünfter kam ſehr nahe. Sie ſchienen indeſſen dennoch überzeugt, daß die Einen wie die Andern auf gleichen Beifall Anſpruch zu machen hätten, und der Ungeſchickteſte zeigte ſich ſehr unzufrieden über den geringen Enthuſiasmus, den er erregte.

Nachdem ſich dieſe Leute entfernt hatten, ſahen wir einen Menſchen eintreten, der mit einem runden, ſechs Fuß langen, Daumen dicken, an beiden Enden mit wollenem Wulſte verſehenem Stocke bewaffnet war. Ihm folgten drei Hindus von nicht ſehr ſtarkem Bau, von denen ebenfalls jeder einen zwei bis drei Fuß langen Stock trug. Alsbald begannen ſie ihr Spiel. Der Mann mit dem großen Stocke vertheidigte ſich gegen die Angriffe der drei Andern mit außerordentlicher Behendigkeit. Seine Evolutionen gingen ſo ſchnell vor ſich, daß er zu gleicher Zeit jedem ſeiner Gegner Fronte zu bieten ſchien. Dabei machte er zur Vertheidigung ſeines Kopfes den Mühlflügel ſo raſch, daß er ohne Mühe den Hieben entging, die man ihm beibringen wollte; durch dieſe heftige Bewegung war ſein Körper in wenigen Augenblicken mit Schaum bedeckt. Einige Zeit hielt er ſich vertheidigend; als er aber ſeine Angreifer unbeſchützt glaubte, ſchlug er einem von ihnen blitzgeſchwinde mit dem gepolſterten Ende ſeines Stockes auf den Kopf; dann führte er den Stock mit derſelben Schnelligkeit zurück, traf damit einen zweiten Kämpfer an den Schlaf und ſtreckte ihn wie ſeinen Cameraden zu Boden. Der dritte entging ihm durch einen Seitenſprung und führte einen Schlag nach ſeinen Rippen, der auf dem ganzen Kampfplatze wiedertönte. Der behende Lanzenbrecher trat einen Schritt zurück und ſchwang ſeinen Stock mit unglaublicher Schnelligkeit. Sein Gegner wich anfangs durch Niederbücken aus, aber er ſtand nicht ſobald aufrecht, als er einen Schlag auf die Stirne erhielt, und wie von einer Kugel getroffen niederſtürzte. Nach dieſem dreifachen Beweiſe von Muth und Gewandtheit, empfing der Sieger vom Rajah ein Zeichen des Lobes und zog ſich mit den drei, durch den Ausgang des Kampfes ſehr gedemüthigten Kämpfern zurück. Dieſer Streit der Geſchicklichkeit iſt das Staunenswertheſte, was ich in dieſer Art geſehen habe. Ich vermag die wunderbare Behendigkeit des Mannes nicht zu ſchildern, der mit ſeinem langen Stocke nur zu ſpielen ſchien. Das Schauſpiel hatte überdieß den Vortheil, daß dabei kein Blut vergoſſen wurde, und man ſich folglich nicht peinlich berührt fühlte.

Zwei Kämpfer bewarben ſich nun um ein beifälliges Lächeln des Fürſten, welches für ſie eben ſo viel Werth hatte, als die Mauerkrone für die alten Römer. Der Eine war groß und ſchlank, ein vollkommenes Modell eines indiſchen Apoll. Er war gerade und wie gedrechſelt gebaut und hatte ſeine Bruſt nicht verhüllt; ſein Gang war zugleich feſt und voll Grazie. Er hatte lange Arme und kleine Hände, wie eine Frau. Sein Gegner mochte drei Zoll kleiner ſeyn, und ſah nicht minder robuſt aus; ſeine Beine aber waren ſchlecht gebaut, kurz, gebogen und ohne anſcheinende Muskeln; muskeliger dagegen erſchienen ſeine langen, wie die Bruſt mit Haaren bedeckten Arme und verſprachen durch untrügliche Zeichen von Kraft einen furchtbaren Kämpfer. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie war ſanft, aber entſchloſſen. Seinen anmuthigen

Gegner blickte er mit einem Lächeln an, in dem zugleich ein Geſtändniß ſeiner perſönlichen Vortheile und eine Proteſtation gegen die Superiorität ſeiner Kräfte lag.

In dem Blicke des ſchönen Ringers zeigte ſich eine Unſtetigkeit, die in den Augen der Zuſchauer als ein Beweis dienen mochte, daß er ſeinen Mitteln mißtraue. Deſſenungeachtet ließ er durchaus keine Schwäche bemerkbar werden, und trat mit feſtem Tritte und unerſchrockener Miene in die Arena. Die Köpfe der beiden Kämpfer waren glatt geſchoren, ein Büſchel Haare ausgenommen, welches ziemlich anmuthig auf das linke Ohr niederfiel. Ihre ganze Bekleidung beſtand in einem ſchmalen um die Lenden gebundenen Stücke Zeug.

Eine Zeitlang hielten ſie ſich von einander entfernt und machten allerlei Sprünge und ſonderbare Verdrehungen, als wollten ſie die wunderbare Geſchmeidigkeit ihrer Körper und die Leichtigkeit zeigen, mit der ſie Stellungen anzunehmen wußten, die mit der Natur in vollkommnem Widerſpruche ſtanden. Man konnte wohl ſehen, daß dieſe Vorübungen gegenſeitig die Aufmerkſamkeit ablenken, und einen unbewachten Moment herbeiführen ſollten. Da ſich dieß aber zu ſehr in die Länge zog, gab der Raja ein Zeichen der Ungeduld, und die Ringer beeilten ſich nun handgemein zu werden. Zuerſt packten ſie ſich mit den Fäuſten, ſtützten Stirne an Stirne und fiengen an zu drücken, als wollte der Eine die Kräfte des Andern verſuchen. Bis jetzt ſchien der Größere, der auf ſeinen Gegner hinunter dr..

für ſich zu haben, als er ihn mittelſt ſeiner langen Arm. ....
und ihn ſo verhinderte, von ſeiner Geſchicklichkeit Gebrauch zu machen. Als es dieſem endlich gelang näher zu rücken, ſchlang er ihm den Herkulesarm um ſeinen Hals und hielt ihn feſt gepreßt. Nun bot der Kampf ein belebteres Schauſpiel. Die Ringer drückten und durchſchlangen ſich Arme und Beine, ohne daß auf der einen oder andern Seite ein Uebergewicht ſichtbar wurde. Der Kleine ſchien indeſſen der Stärkere zu ſeyn; plötzlich faßte er ſeinen Gegner mit dem Arme um die Hüfte, gab ihm mit der Ferſe einen Stoß in den Kniebug und warf ihn ſo heftig nieder. Um dem zu entgehen, was in Indien wie in England ein Zeichen der Niederlage iſt, das heißt einem vollkommenen Falle auf den Rücken, machte der ſchöne Apollo eine Körperbewegung, die ihm auf die Schulter zu fallen geſtattete. Trotz des gewaltigen Schlages war er im Augenblicke wieder auf den Beinen, packte ſeinen Gegner, den der ſo eben errungene Vortheil etwas unachtſam machte, und ließ ihn mit Blitzes-Geſchwindigkeit über ſeinen Kopf fliegen. Aber der kleine Mann fiel wieder auf ſeine Füße, wie eine Katze.

Nun gieng es energiſcher beim Kampfe zu, als je, aber zum augenſcheinlichen Vortheile des kleineren Streiters. Dem Großen ſchien es an Athem zu mangeln. Bald ſah man ihn ſtraucheln, und je mehr ſeine Kräfte abnahmen, deſto verzweifelter wurde ſeine Anſtrengung. Bei einem letzten Verſuche, wozu er all' ſeine Kraft zuſammengenommen hatte, verlor er das Gleichgewicht. Da dieſes der Andere bemerkte, ließ er ſeine linke Hand unter ſeines Gegners Schenkel durchgehen, ſtützte die rechte auf ſeine Bruſt und ſtreckte ihn mit ſolcher Gewalt auf den Rücken zu Boden, daß der ganze Körper durch und durch erſchüttert ſchien.

Dennoch erhob ſich der Beſiegte ſogleich, machte dem Raja, einigermaßen aus der Faſſung gebracht, ſeinen Salem und verließ die Arena mit der Schnelligkeit einer Antilope ſpringend, als wollte er beweiſen, daß ſeine Kräfte trotz der Niederlage durchaus nicht erſchöpft ſeyen.

Der Sieger erwartete einen neuen Gegner. Einige Minuten ſpäter erſchien auch eine Art von Rieſe von mehr als ſechs Fuß und athletiſchem Gliederbau, deſſen vorſpringende Muskeln jedoch nicht jenes gedrängte Gewebe und jene feſte Spannung zeigten, aus denen ſich untrüglich auf Kraft und Biegſamkeit ſchließen läßt. Dieſer Menſch hatte das mittlere Alter überſchritten und erfreute ſich nicht mehr der Jugendblüthe phyſiſcher Kräfte. Er ſchien aber ſchon durch ſeine ſchwere Maſſe alle Chancen gegen einen durch einen langen, mühſamen Kampf geſchwächten Gegner von niedrigerem Wuchſe für ſich zu haben. Mit mürriſcher, alle Welt wider ſeine Perſon einnehmender, Miene ſchritt er vorwärts und der Kampf begann mit ziemlich linkiſchen Uebungen von ſeiner Seite, welche ſein Gegner durch überraſchende Behendigkeits-Stücke erwiederte. Endlich wurden ſie handgemein, und der kleine Ringer klammerte ſich ſo feſt an den Coloſſen an, daß dieſer nicht im Stande war, ihn zu Boden zu werfen. Der Rieſe ermüdete ſich in fruchtloſen Verſuchen; ſeine Herkulesſtärke erlag an der Geſchwindigkeit des Andern. Er wurde roth vor Zorn, denn in ſeinen ſchönen Tagen war er ein glücklicher Kämpe geweſen, und es koſtete ihm viel, Jüngeren die Palmen zu überlaſſen, die er ſonſt errungen hatte. Seine Glieder ſpannten ſich und zeigten, daß er ſeine Siege einſt nicht allein der Corpulenz zu danken gehabt habe. Indeſſen gelang es ihm, durch eine glückliche Wendung des Beines ſeinen Rivalen zu erſchüttern und zum Falle mit dem Geſichte gegen die Erde zu bringen. Aber dieſer ſtreckte Arme und Beine wie die Speichen an einem Wagen aus, ſpannte die Glieder mit voller Kraft und vereitelte alle Verſuche des Andern, der ihn auf den Rücken legen wollte. Dann richtete er ſich wieder auf die Beine und begann den Kampf Leib an Leib mit erneuertem Eifer. Die Zeit, die er auf der Erde zugebracht, hatte hingereicht, um den Athem wieder zu gewinnen, während der Andere den ſeinigen durch die Anſtrengung erſchöpfte. Von nun an war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft.

Plötzlich ſahen wir zu unſerem großen Erſtaunen, wie der gigantiſche Indier vom Boden gehoben über ſeinen Gegner flog, den Kopf nach unten niederfiel und auf dem Rücken bewegungslos liegen blieb. Das Blut drang aus Ohren und Naſe, und einen Augenblick lang hielt ich ihn für todt. Aber bald erhob er ſich wieder, grüßte die Verſammlung mit betrübter Miene und entfernte ſich ſofort. Den Sieger belohnte ein Lächeln des Raja, worauf er ſich nach anmuthiger Erwiederung zurückzog. Hier endigten die Spiele des erſten Tages.

Frühe am andern Morgen kehrten wir zum Palaſte zurück. Der Raja hatte uns bereits erwartet. Nach einem leichten Mahle nahmen wir unſere Plätze auf der Gallerie wieder ein, um den Spielen des zweiten Tages beizuwohnen. Man hatte uns ein außerordentliches Schauſpiel verſprochen; ein Löwe und ein afrikaniſcher Büffel ſollten mit einander kämpfen; der Letztere, der erſt einige Monate früher vom Raja erkauft worden war, hatte noch ſeine ganze Wildheit erhalten.

Der afrikaniſche Büffel iſt viel größer und ſtärker als der indiſche. Oft ſoll er den Löwen beſiegen, wenn ſie in den Wäldern ihres Vaterlandes zuſammentreffen; indeſſen unterliegt der Büffel doch öfter; zuweilen endigt der Kampf auch mit dem Tode von allen beiden. Der indianiſche Büffel iſt übrigens auch zu fürchten. Wird er von ſeiner Heerde fortgejagt, was häufig geſchieht, ohne daß man die Urſache zu entdecken im Stande iſt, ſo verfolgt er wüthend Alles, was er trifft, bis er ſelbſt als Opfer ſeiner Wuth oder der Ueberlegenheit eines andern Thieres fällt.

Eines Tags ſah ich ein ſolches von ſeines Gleichen verbanntes Thier mit geſenktem Kopfe ſich gegen einen Elefanten ſtürzen, auf welchem einer meiner Freunde ritt. Ohne ſich von der Stelle zu rühren, ſtreckte ihm der Elefant ſeine Zähne hin, und der Büffel in ſeiner Wuth ſpießte ſich daran. Der Elefant ſchüttelte den röchelnden Leichnam ab, ſetzte den Fuß darauf, um die Zähne zurückzuziehen, und ging dann ruhig ſeines Wegs.

Kaum hatten wir uns auf der Gallerie niedergelaſſen, als man den erwähnten Büffel auf den Kampfplatz trieb. Sobald er ſich frei ſah, durchlief er den Raum brüllend mit geſenktem Kopfe und warf mit den Hinterfüßen den Sand zwölf Fuß in die Höhe. Einige Augenblicke ſpäter hob man das Gitter an dem Käfige, in welchem der Löwe eingeſchloſſen war, und das königliche Thier mit ſeiner prachtvollen Mähne ſetzte auf die Arena. Ein indiſcher Weiſer ſagt: „Der Elefant, der Löwe und der vernünftige Menſch ſuchen ihr Heil in der Flucht; der Rabe, der Dambirſch und der feige Menſch ſterben auf ihrem Lager.“ Der Löwe, von dem hier die Rede iſt, hat dieſen Lehrſpruch, wie wir ſehen werden, Lügen geſtraft.

Mit ſtolzer, edler Miene trat er zuerſt einige Schritte vorwärts. Aber ſobald er den Büffel gewahrte, rutſchte er den Boden mit dem Schweife ſchlagend, unter dumpfem Gebrülle auf dem platten Bauche fort. Dann machte er ohne weitere Umſchweife zwei oder drei Sprünge, ſtürzte ſich auf ſeinen Rivalen und hing ſich mittelſt ſeiner Zähne und mächtigen Klauen feſt an ihn. Dieſer unerwartete Anfall ſtürzte den Büffel auf die Knie der Vorderbeine nieder: aber er erhob ſich ſogleich wieder, warf den Kopf ſo gewaltig zurück, daß der Löwe loslaſſen mußte, ſtieß ihn mit ungeheurer Heftigkeit gegen die Pfähle der Einfaſſung, und brachte ihm mit einem Stoße des Hornes eine tiefe Wunde in die Seite bei. Der Löwe blieb einen Augenblick betäubt, doch ehe der Feind ſeinen Vortheil benützen konnte, richtete er ſich auf, ſprang ihm zum zweiten Male an den Hals und zerfleiſchte ihn mit ſcharfen Zähnen. Ein gräßlicher Kampf entſpann ſich, aber der Büffel wiederholte ſein erſtes Manoeuvre, entledigte ſich noch einmal ſeines Todfeindes und ſchleuderte ihn abermals, aber noch ſtärker und wüthender an die Einfaſſung. Von Wunden bedeckt war der Löwe bald unfähig zum weiteren Kampfe.

Den Büffel hatte die Anſtrengung ſo ſehr erſchöpft, daß er ſelbſt neben dem Beſiegten niederfiel. Die Wächter brachten ihn mit einiger Mühe wieder auf die Beine und führten ihn weg. Ebenfalls nicht ohne Schwierigkeit ſchleppte man den Löwen in ſeinen Käfig. Nach einigen Tagen war er ganz hergeſtellt; der Büffel dagegen ſtarb am andern Morgen. Allerdings war er am Halſe fürchterlich zerfleiſcht, und der Schmerz machte ihn ſo wüthend, daß man ſich nicht nähern konnte, um ihm Heilmittel beizubringen. Dieſem Kampfe folgten andere zwiſchen Thieren von geringerer Kraft. Sie boten nichts beſonders Intereſſantes.

Dann erſchienen zwei Boxer von Myſore, um uns ihre Fertigkeit in einer Kunſt zu zeigen, die man in Europa ſeit mehr als zweitauſend Jahren, und in Aſien ſeit einer noch größeren Anzahl von Jahrhunderten treiben ſoll. Dieſe Boxer nennt man Jetties wegen der beſonderen Art von Streithandſchuhen, die ſie an der rechten Hand tragen. Dieſer Streithandſchuh iſt von Büffelhorn und mit fünf ſehr ſpitzigen Vorſprüngen beſetzt, von denen der fünfte, nahe am kleinen Finger, ſtärker iſt als die übrigen. Dieſe Vorſprünge machen das Inſtrument äußerſt gefährlich, und ein einziger Schlag, von kräftiger Hand geführt, würde hinreichen, einem Menſchen den Schädel zu zertrümmern, wenn ſeine ſchlimme Lage zwiſchen den Fingergelenken die Wirkung nicht ſchwächte. Der Schlagende läuft in der That Gefahr, ſich die Hand zu verenken. Die Jetties führen ihre Schläge von oben herunter gerade auf das Haupt und nie auf die unteren Theile des Körpers. Selten geſchieht es, daß dieſe Schläge nicht das Fleiſch bis auf den Knochen aufreißen. Ihre Hauptübung beſteht indeſſen im Ringen, und der Fechthandſchuh kommt nur nebenbei zur Anwendung; aber dieſes Nebending iſt furchtbar, denn meiſtens ziehen die Kämpfenden ſehr entſtellt ab.

Unglaubliche Geſchicklichkeit wird bei dieſen Kämpfen entwickelt. Die Streiter fechten lange, ehe es ihnen gelingt, ſich gegenſeitig Schläge beizubringen. Mit außerordentlicher Gewandtheit decken ſie ihre Köpfe gegen den Angriff. In der Regel ſind es ſchöne, vollkommen geformte Leute, von einer den gewöhnlichen Wuchs der Indier überragenden Taille. Sie bilden eine beſondere Claſſe, und der Urſprung ihres Gewerbes ſteigt zu den früheſten Epochen der Annalen von Myſore zurück. Alle Jahre verſammeln ſich ihre geſchickteſten Kämpfer während des Duſſerah-Feſtes, um in Paaren vor dem Fürſten zu fechten. Trotz ihrer ſanften Sitten ſind ſie von ihren Cantons-Nachbarn gefürchtet; die körperlichen Kräfte, die ihnen zu Gebote ſtehen, um ohne langen Prozeß die geringſte Beleidigung zu beſtrafen, erwirbt ihnen eine gewiſſe äußere Achtung, hinter der ſich eine tiefe Verachtung für ihr Gewerbe birgt. Zu allen Zeiten haben die eingeborenen Fürſten dieſe Art von Induſtrie ermuthigt, und wenn auch die Belohnung der Sieger weit nicht für die Unannehmlichkeiten des Kampfes entſchädigt, ſo iſt doch der Wetteifer, den bei dieſen Menſchen ein Blick des Herrſchers erzeugt, ſo gewaltig, daß ſie dafür den gefährlichſten Schlägen die Stirne bieten, und die Bezahlung mit ein paar Rupien gar nicht rechnen.

Die zwei Jetties, welche zuerſt kämpften, waren wohlgebaute junge Männer von mittlerer Größe. Ihre Körper ſchienen weder ſehr ſtark noch ſehr muskelig, zeichneten ſich dagegen durch das Compacte und das Ebenmaaß in allen ihren Theilen aus. Schon ihre prächtigen, impoſanten Attituden voll natürlicher Grazie gaben dieſen Leuten den Vorrang vor den Individuen, welche in Europa daſſelbe Gewerbe treiben. Sie ſtellten ſich einander gegenüber, hoben und kreuzten ihre linken Arme, und nahmen den gehörigen Standpunkt ein, um den Kampf zu beginnen. Nach einer Reihe von Evolutionen, von Streichen, welche mit gleicher Lebhaftigkeit von beiden Seiten verſucht und parirt wurden, wobei von Zeit zu Zeit ein Schlag ihrer flachen rechten Hand an dem linken Arm erſcholl, gelang es endlich einem der Streiter, ſeinen Gegner an den Backen zu treffen und mit einem Streiche, ſeines Fechthandſchuhs zerriß er ihm das Fleiſch bis auf den Knochen. Der Verwundete beugte ſich und hob ſeinen Angreifer in die Höhe; dieſer aber brachte ihm einen zweiten Schlag oben auf den Kopf bei, daß ihm das Blut auf das Genick und die Schultern ſpritzte. Er konnte ſich indeſſen nicht vor dem Falle retten und empfing ſeiner Seits eine Wunde, welche ihn umſtürzte. Mit überraſchender Behendigkeit ſprang er wieder auf. Dann faßten ſich die beiden Kämpfer Leib an Leib und verſetzten ſich ſo furchtbare Streiche, daß beide in wenigen Augenblicken gänzlich entſtellt waren. Bei dieſem Schauſpiele war uns äußerſt peinlich zu Muthe, und als Einer von dem Gefolge des Raja für die Unglücklichen Fürſprache einlegte, unterſtützten wir das Geſuch auf das lebhafteſte, und der Raja gab den Streitenden ein Zeichen ſich zu trennen. Er ließ ſie zu gleicher Zeit reichlich für ihre Anſtrengung entſchädigen, und beide entfernten ſich äußerſt zufrieden und bereit, wie ſie ſagten, eine für ſie einträgliche Uebung alle Tage wieder zu beginnen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß der Kampf das gute Einverſtändniß zwiſchen dieſen zwei Leuten nicht geſtört hatte. Sie blieben innerhalb der Einfaſſung auf der Erde liegen, um bei den Spielen zuzuſchauen, und plauderten miteinander, als ob nichts geſchehen wäre. Man ſagte mir, das ſey ſo gebräuchlich; ſie pflegen die Schläge zu vergeſſen, ſobald der Kampf geendigt ſey.

Nach den Ringern erſchienen Gaukler, deren Spiele für mich, redlich geſtanden, den intereſſanteſten Theil der Uebungen bildeten. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen gegen den Rajah und uns Europäer, die wir bei ihm zum Beſuche waren, begannen die Gaukler ihr Spiel, welches anfangs nur in gewöhnlichen Stücken beſtand, wie man ſie auf jedem Jahrmarkte in unſeren Dörfern ſieht. Dann nahm einer ein großes irdenes Gefäß mit weitem Halſe, füllte es mit Waſſer und kehrte es um. Das Waſſer lief natürlich heraus, aber ſobald er das Gefäß wieder umgekehrt hatte, füllte es ſich von Neuem. Er leerte es ſodann aus und ließ es von Allen unterſuchen; hierauf bat er Einen von uns, es zu füllen; als das geſchehen war, kehrte er es um, aber es lief Nichts heraus, und dennoch war das Gefäß zu unſerem großen Erſtaunen leer, nachdem er es abermals umgekehrt hatte. Dieſes Stück wiederholte er öfter mit demſelben Erfolge. Ich prüfte das Gefäß ſorgfältig, fand aber nichts Außerordentliches daran. Man erlaubte mir, es zu behalten und ſelbſt zu füllen; es war immer leer, wenn man es wieder aufrichtete, und der Boden blieb dennoch trocken. Das Gefäß war grob gearbeitet und beſtand aus gewöhnlicher Erde. Um uns zu überzeugen, daß in ſeiner Conſtruction nichts Beſonderes ſey, zerbrach es der Gaukler und vertheilte die Scherben unter die Geſellſchaft.

Das zweite Stück war noch außerordentlicher. Man brachte einen großen Korb, unter den man eine magere, ausgehungerte Pariahündin ſetzte, und als man den Korb nach Verlauf einer Minute wegnahm, ſah man die Hündin von ſieben kleinen Hunden umgeben. Der Korb wurde wieder an ſeine Stelle geſenkt, und als man ihn aufhob, fand man ſtatt der Hunde eine Ziege; dann ein lebendiges Schwein; dann daſſelbe Schwein mit abgeſchnittenem Halſe; dann dieſes Thier wiederbelebt. Merkwürdig war dabei, daß Niemand dem Gaukler zur Seite ſtand, während er den Korb ſetzte oder aufhob. Das letzte Mal war gar nichts mehr unten, und wir vermochten nicht zu errathen, was aus den Thieren geworden ſeyn dürfte.

Einer von den Gauklern nahm hierauf einen Sack mit fünfunddreißig kupfernen Kugeln, die er eine nach der andern in die Luft warf, ohne daß eine einzige zurückzufallen ſchien; nachdem er die letzte geſchleudert hatte, machte er wenigſtens eine Minute lang verſchiedene Geberden mit den Händen, wobei er einen barbariſchen Geſang, eine Art von Grunzen vernehmen ließ; dann fingen alle Kugeln an einzeln zu fallen und wurden wieder in den Sack gebracht. Während der Gaukler dieſes Stück machte, durfte ſich ihm Niemand nahen.

Nun erſchien eine bis zum Gürtel nackte Frau, ergriff einen Bambus von zwanzig Fuß Höhe, ſtellte ihn ſenkrecht auf einen platten Stein, und kletterte dann mit bewunderungswürdiger Behendigkeit bis oben hinauf. Sofort ſtellte ſie ſich auf die Spitze des Bambus, den ſie im Gleichgewichte hielt. Um die Lende hatte ſie einen Gürtel, an welchen ein Stück hohles Eiſen befeſtigt war. Nun ſprang ſie aus ihrer aufrechten Haltung und warf ſich mit ſolcher Genauigkeit wagrecht vorwärts, daß das obere Ende des Bambus in die Höhlung des Eiſens eindrang, und in dieſer Lage machte ſie den Windmühlenflügel mit ſolcher Schnelligkeit, daß der Anblick Schwindel erregte; während dieſer Zeit ſchien der Bambus durch übernatürliche Kraft aufrecht gehalten. Die Gauklerin zog die Beine zurück, bis ihre Ferſen die Schultern berührten, nahm die Knöchel in die Hand und fuhr fort, ſich ſo reißend ſchnell zu drehen, daß man die Umriſſe ihres Körpers nicht mehr unterſcheiden konnte, und eine Kugel zu ſehen glaubte; dann ließ ſie ſich längs dem Bambus zur Erde gleiten, hob dieſen in die Luft, ſetzte ihn anfangs auf dem Kinn und dann auf der Naſe in's Gleichgewicht und ſchleuderte ihn endlich ziemlich weit, ohne ſich ihrer Hände zu bedienen, von ſich.

Beim folgenden Stücke breitete man ein großes Tuch auf dem Boden aus. Nach einigen Augenblicken ſchien es ſich nach und nach von ſelbſt zu heben, und als man es wegnahm, ſah man drei große Ananas, die eben aus der Erde kamen; ſie wurden zerſchnitten und den Zuſchauern gereicht.

Ein Mann von hohem Wuchſe und athletiſchen Formen trat vor und warf ſich zu Boden, nachdem er der Verſammlung ſeinen Salem gemacht. Dann erhob er ſich langſam, den Kopf unten und die Füße in die Luft, kreuzte die Arme über die Bruſt und verharrte in dieſer Stellung im Gleichgewichte. Man gab ihm hierauf eine Schale mit ſechzehn kupfernen Kugeln in die Hände; er nahm die Kugeln heraus, warf ſie in die Luft, hielt ſie in fortwährender Bewegung, und beſchrieb damit alle mögliche Figuren, ohne daß je eine die Erde berührte. Nach einiger Zeit näherte ſich ein kleinerer, magerer Menſch, kletterte behende am Körper des erſten hinan, und ſtellte ſich aufrecht auf die umgekehrten Füße ſeines Cameraden, der auf dem Kopfe ſtehen blieb. Dieſem gab man eine zweite Schale, ebenfalls mit ſechzehn Kugeln; er warf ſie in die Luft, und ſo waren nun zweiunddreißig Kugeln in ſteter Bewegung, und da die Sonne eben auf die geglättete Oberfläche fiel, ſo hätte man glauben mögen, die Gaukler ſtehen mitten in einem Goldregen. Die Wirkung war außerordentlich, und dieſe Menſchen legten dabei eine wunderbare Geſchicklichkeit an den Tag. Nachdem der obere alle ſeine Kugeln wieder aufgefangen hatte, ſprang er auf den Boden, und der andere war im ſelben Augenblicke wieder auf den Beinen. Nach kurzer Unterbrechung ſtellte der, welcher anfangs auf dem Kopfe geſtanden hatte, ſeine Füße dicht zuſammen, ſein Camerad kletterte wie das erſte Mal ſeinen Körper hinan, ſtreckte die

Beine in die Luft und ſtützte ſeinen Kopf auf den ſeines Cameraden, ſo daß ihre Stellung gerade die umgekehrte von der vorhergehenden war. Sie hielten ſich bei der Hand, bis ſie ſich des Gleichgewichts verſichert hatten, dann ließen ſie ſich los, und der Obere breitete die Arme aus, um zu zeigen, wie feſt er ſich halte. Seine Beine trennten ſich zuweilen, aber der Körper bewegte ſich nicht. Nach einiger Zeit gab man ihnen die Schalen mit den Kugeln wieder, ſie warfen ſie in die Luft, fingen ſie auf, ohne daß je eine einzige von den zweiunddreißig Kugeln an die andere geſtoßen wäre. In der That eine außerordentliche Fertigkeit.

Als ſie ihr Kugelſpiel beendigt hatten, nahm der Obere eine gewiſſe Anzahl kleiner, ſtählerner zwei Zoll langer Cylinder. Mehre davon ſetzte er Ende an Ende ſo auf ſeine Naſe, daß ſie eine Stange von mehr als einem Fuß Länge bildeten, die er trotz der ſchwierigen Stellung ſo im Gleichgewichte hielt, daß kein Stück niederfiel. Quer oben über dieſe Stange legte er eine Platte, vier Zoll lange und eine halbzollbreite kupferne Stange, auf dieſe ſtellte er einen ſeiner kleinen Cylinder und oben auf den Cylinder eine Lanze. Nachdem er dieſes ganze Gebäude einige Zeit aufrecht gehalten, hob er ein Stück nach dem andern ab und warf es auf den Boden. Dann nahm er ſeinen Cameraden bei der Hand, ſprang zur Erde, machte ſeinen Salem und entfernte ſich. Da die Spiele nun beendet waren, grüßten auch wir den Rajah zum Abſchiede und zogen uns zurück.

Bombay.

Bombay, wohin wir uns über Mascat begeben hatten, beſtand anfänglich aus einer Gruppe kleiner ſumpfiger Inſeln, die mit einer üppigen Vegetation bedeckt waren, und von dem Meere oft überſchwemmt wurden. Dieſe Präſidentſchaft war ſo ungeſund, daß Niemand hier länger als drei Jahre zu leben vermochte. Jetzt iſt es anders, wenn gleich im Innern des Forts und zur Regenzeit das Klima noch nicht zu den geſunden gezählt werden kann.

Die Inſel Bombay iſt zur Zeit das Hauptetabliſſement der Engländer auf der Weſtküſte von Indien; ſie iſt ſieben Meilen ($2\frac{1}{3}$ Lieues) lang und drei Meilen (1 Lieue) breit und bildet mit den benachbarten Inſeln Colabah, Salſetta, Caranjah, Elefanta und der Fleiſcherinſel, einen der ſchönſten Häfen der indiſchen Meere. Auf der erſteren dieſer Inſeln hat man einen Leuchtthurm aufgeführt, der hundert und fünfzig Fuß hoch iſt, und ſieben Lieues weit ins Meer ſein Licht verbreitet. Die Hauptſtadt iſt eine Meile lang und zwei Stadien breit, und mit ausgedehnter Fortification umgeben.

Die ſogenannte Neuſtadt liegt auf einem ſo flachen und ſumpfigen Terrain, daß mehre ihrer Häuſer faſt unter dem Niveau des Meeres ſich befinden. Zur Zeit der großen Stürme kann man nur in Kähnen von einem Hauſe zum andern kommen, und während mehrer Monate leidet die Geſundheit der Einwohner ſehr von dieſen Ueberſchwemmungen. Sonſt war der Theil von Bombay, der jetzt die Esplanade bildet, von Kokosbäumen beſchattet; nun aber iſt hier Alles kahl, von dem höchſten Punkte der Inſel bis nach Dungarie, einem weiten Quartiere, das nur von dem ärmſten Volke bewohnt wird.

Die nördlichen Quartiere der Stadt werden hauptſächlich von Parſis bewohnt, die trotz der unter ihnen verbreiteten Civiliſation, doch gewöhnlich ſehr ſchmutzig in ihren Häuſern ſind, ſo daß man nicht ohne Eckel durch die von ihnen bewohnten Straßen gehen kann. Dieſer Punkt hat nur in commerzieller Rückſicht ſeine hohe Bedeutung. Keine europäiſche Niederlaſſung in dieſem Lande beſitzt ſo ſchöne Stapelplätze, und von dieſen Werften wurden die meiſten und größten Kriegsſchiffe, ſo wie auch die bedeutendſten Kauffahrer der Compagnie heruntergelaſſen. Alle dieſe Schiffe ſind von den Parſis gebaut worden, welche die Werfte von der Compagnie miethen, und für dieſe Arbeiten ein ausſchließliches Monopol beſitzen.

Die Parſis ſind als die beſten Schiffszimmerleute im Lande bekannt, und die berühmteſten unter ihnen ſind die Mitglieder der Familie Jmuſetjie, welche die ganze Inſel durch dieſe einträgliche Induſtrie bereichert haben.

Von 1810 bis 1820 conſtruirten ſie zwölf Kriegsſchiffe, worunter vier von vier und ſiebzig Canonen waren, und nebenbei noch eine große Anzahl von Handelsſchiffen von ſechs hundert bis tauſend Tonnen.

Das Holz zu dieſen Bauten wird aus den Wäldern gezogen, welche den weſtlichen Abhang der Gebirge in der Provinz Arungabad bedecken. Die Ströme, welche ſich von den Höhen ſtürzen, bilden das leichteſte Transportmittel.

Jene Schiffe, welche aus Tragholz gebaut werden, ſind zwar dauerhafter, ſegeln aber ſchwerfälliger.

Neben dieſen Schiffsbauten, beſteht der bedeutendſte Handel Bombay's in Baumwolle, die in beträchtlicher Menge nach China verladen wird. Das Verpacken geſchieht mittelſt einer Preſſe, wodurch ein Ballen von ein tauſend fünf hundert Pfund, den Umfang einer gewöhnlichen Tonne erhält. Dieſe Preſſe wird durch ein Thau regiert, das mit acht Hebebäumen verſehen iſt, von denen ein jeder durch dreißig Menſchen bewegt wird.

Im Jahr 1816 zählte Bombay 162,000 Seelen, worunter ſich 12,000 Parſis befanden. Man rechnete ferner, daß die Handelsintereſſen beſtändig 60,000 bis 70,000 Fremde hinziehen, die dort ihren temporären Aufenthalt nehmen.

Einige reiche Irländer leben in Bombay im vollſtändigſten Glanze der orientaliſchen Reichen; ſie bewohnen ſo große Häuſer, daß die Kinder mit ihrer Nachkommenſchaft bei den Eltern wohnen können.

Es gibt nur eine anglicaniſche, allein mehre portugiſiſche und armeniſche Kirchen. Ungefähr 1000 Juden, die hier wohnen, beſitzen vier kleine Synagogen. Die größte Pagode, in einem mittelmäßigen Style gebaut, iſt der Gottheit Momba-Devi gewidmet.

Die Armenier bilden in Bombay eine geachtete, wenn gleich nicht zahlreiche Claſſe der Bevölkerung. Sie ſind in ihren Dogmen ſowohl von der griechiſchen, wie von der römiſchen Kirche verſchieden, und haben unter der ſchweren Hand mannichfacher Bedrückung nicht aufgehört, mit großer Beſtändigkeit den Glauben und die Satzungen ihrer Vorfahren rein zu erhalten. Sie ſtehen unter einer theocratiſchen Herrſchaft.

Ein großer Theil der Inſel gehört den Parſis. Faſt jedes europäiſche Haus hat ſich mit einem Parſi aſſociirt, der ſtets den ſtärkſten Theil der Fonds beiſteuert. Die Parſis ſind friedlich und beleidigen Niemand, ſie kennen die Geſchäfte vollkommen, beſitzen faſt Alle Feinheit und Einſicht, und ſuchen die Geſellſchaft der Europäer vorzugsweiſe auf. Sie zeichnen ſich auch durch ihre ſchöne Geſtalt aus; ihre Züge ſind regelmäßig, ihre Augen ſchwarz und lebhaft, ihr Bart dick, allein ſie ſcheeren ihn ſorgfältig ab und laſſen nur einen kleinen Schnurrbart ſtehen; ihre Farbe iſt bräunlich, und ihre Phyſiognomie ſehr ausdrucksvoll. Die Frauen ſind nur in der Jugend ſchön und verlieren bald alle Grazie in ihrem Zuſtande der Unreinlichkeit. Ausnahmen hievon ſind ſehr ſelten.

Die Religion dieſer Menſchen beſteht in der Anbetung der Elemente und beſonders des Feuers. Jeden anbrechenden Morgen ſieht man viele Parſis auf der Eſplanade verſammelt, um ſich vor dem Prototyp-Geſtirn des Feuers in den Staub zu werfen, wenn es aus dem Ozean emporſteigt. Die Weiber jedoch dürfen die Andachtsübungen ihrer Männer nicht theilen.

Die Parſis bleiben treu ihren alten Gebräuchen. Ihre Begräbniſſe ſind ſehr ſonderbar. An der Spitze von Malabar, unweit des Ufers, iſt ihr Hauptbegräbnißplatz, der aus einem runden Gebäude ohne Dach beſteht, von ungefähr fünfzig bis ſechzig Fuß im Durchmeſſer und dreißig Fuß Höhe. Das Innere dieſes Gebäudes zeigt eine compacte Maurerarbeit, die durch eine Bruſtwehr von anderthalb Ruthen Höhe eingefaßt wird, welche ſich ſanft bis zum Mittelpunkte hinabſenkt, wo ſich ein Brunnen befindet. Unmittelbar um dieſen Brunnen ſind Vertiefungen angebracht, wo man die Körper hineinlegt, um ſie von den Gevern verzehren zu laſſen. Sobald die Knochen vom Fleiſche entblößt ſind, kehren die Verwandten zu dem Orte zurück und werfen ſie in den Brunnen. Dieſer wird zu gewiſſen Zeiten gereinigt, und die Knochen dann ins Meer geworfen.

Die Leichenwächter geben genau Acht, welches Auge die Raubvögel zuerſt der Leiche aushacken. Iſt es das linke, ſo iſt der Todte verdammt worden, iſt es das rechte, ſo iſt ihm jenſeits ein glückliches Loos beſchieden. Die Parſis in Bombay haben fünf ſolcher Leichenbrunnen; allein die Reichen unter ihnen halten ihre eigenen für ſich und ihre Familien.

Während meines Aufenthaltes in Bombay erzählte man mir die Geſchichte eines Parſi-Prieſters, die ich hier den Leſern mittheilen will; ſie ſoll ſich, wie man mir ſagte, gegen den Anfang des letzten Jahrhunderts zugetragen haben.

Der Parſi-Prieſter.

Jumſajie, ein Gebern-*) oder Parſi-Prieſter, ſtand bei ſeinem Stamme wegen ſeiner ausſchweifenden Sitten und ſeiner Nachläſſigkeit in Erfüllung ſeines heiligen Dienſtes in übelm Geruche. Als er endlich das geheiligte Feuer erlöſchen ließ, deſſen Bewachung ihm übergeben war, ſtießen ihn ſeine Religionsgenoſſen aus ihrer Gemeinſchaft. Bis zum Grimme durch die entehrende Strafe aufgeregt verließ er Bombay, ſchiffte ſich mit ſeiner einzigen Tochter nach Calcutta ein, und fuhr den Ganges hinauf in der Abſicht ſich in den Ruinen des alten Delhi zu verbergen.

Mitten in ihrem ſtufenweiſen Verfalle iſt dieſen Ruinen bekanntlich noch viel von ihrem Glanze geblieben; ſie erſtrecken ſich über eine Fläche von mehr als drei Quadrat-Meilen. Mehre Gräber der Fürſten der ehemaligen Dynaſtie ſind trefflich erhalten. Eines derſelben, welches die neue Stadt Schajehamabad beherrſcht, iſt noch in vollkommenem Zuſtande, und erſt ſeit wenigen Jahren zeigen ſich daran leichte Spuren vom Zahne der Zeit.

Es iſt auf einer Anhöhe gebaut, um welche her ſich prachtvolle Paläſte, Tempel und Mauſoleen erheben, die in ihrem glänzenden Verfalle an die Verſchwendung und Größe der alten Zeiten erinnern, da die Könige mit ihrem Hofſtaate auf dem Boden dieſer Gallerien und Säle wandelten, die jetzt ekelhaftem Gewürme und wilden Thieren zum Zufluchtsorte dienen. War dieſe ſtolze Stadt die größte von Hindoſtan, vor dem Einfalle der Muhammedaner, ſo bietet ſie jetzt nur noch den Anblick erhabener Verlaſſenheit. Der Boden der umliegenden Gegend iſt dürr und unfruchtbar, und während der trockenen Jahreszeit iſt der Fluß nur für die kleinen Fahrzeuge ſchiffbar.

---

*) Gebern oder Gauern ſind die in Perſien und Indien befindlichen Anhänger des Zoroaſter welche das Feuer anbeten. —

Der geächtete Parſi begab ſich in dieſe Ruinen, begleitet von ſeinem einzigen Kinde, einem ſchönen Mädchen von ſechszehn Jahren, das dem Vater freudig gefolgt war, um durch ſeine Gegenwart die Anfälle von Verzweiflung zu bannen. Den Prieſter durchdrang das bittere Gefühl der ihm angethanen Beleidigung, und zu widerrechtlicher Vergeltung getrieben, beſchloß er ſich aller, die Geſellſchaft regierenden, Geſetze zu entledigen, und ſelbſt denen, die ihm nie Etwas zu Leide gethan, alles Ueble anzuthun, das er ſelbſt erlitten.

Seiner Tochter theilte er nicht alle ſeine Entwürfe mit, er erklärte ihr nur, ſo bald ſie an der Stätte angelangt waren, die er zum Zufluchtsort erwählt hatte, ſie müſſe ſich daran gewöhnen, dieſen als einzigen Aufenthalt zu betrachten. Willig fügte ſich das Mädchen in ſeine Abſicht, denn nichts lag ihr mehr am Herzen, als den unglücklichen Vater durch vollkommenen Gehorſam zufrieden zu ſtellen. Sie waren ganz allein an dieſen Ort gekommen; zwei Ochſen trugen ihre geringe Habe, die aus einigen Hausgeräthſchaften, ein paar Kleidern und zwei hundert Rupien (fünf hundert Franken) in Gold beſtand.

Den folgenden Tag verkaufte er ſeine Ochſen in einem benachbarten Dorfe um ein Paar Rupien, und kehrte ſodann zu dem Grabe zurück, wo er einige Zeit in vollkommener Sicherheit lebte. Später traf er drei, ebenfalls von ihrer Kaſte geächtete, Parſis, die freudig ihr Schickſal an das ſeinige knüpften. Wie alle, in Folge ihrer Vergehen aus der Geſellſchaft geſtoßenen Menſchen, beſaßen dieſe Leute eine unbegränzte Kühnheit. Gleich einem Juwel unter grobem Geſteine erhielt die liebenswürdige Tochter des Jumſajie ſtets ihre Reinheit, aber wie alle Frauen des Orients dem Willen ihrer Väter unterthan ſind, ſo ſchmiegte auch ſie ſich ohne Murren unter alle Beſchlüſſe ihres Erzeugers. Schweigend beſorgte ſie ihren Haushalt, und, wenn ſie innerlich auch nicht ſein ganzes Benehmen billigen konnte, ſo verſuchte ſie es doch nie, ihn von ſeinem Wege abzubringen, weil ſie die Pflicht Frauen-Gehorſams gegen den zu erfüllen glaubte, den ſie ſeit ihrer Kindheit zu achten gewohnt war.

Bald nach der Ankunft der drei Geächteten erregten gewiſſe Anzeigen in der Tochter des Jumſajie Menji die Vermuthung, ihr Vater habe eine Lebensart zu führen begonnen, die ihm den von ihr bewohnten Zufluchtsort nicht mehr ſehr angenehm machen könne. Bald trat die Wahrheit in gräßlichem

Lichte vor die Augen der Tochter des Jumſajie. Sie wußte, daß ihr Vater ſich mit einer Bande von Räubern der Wüſte verbündet habe. Gewöhnlich entfernte er ſich mehre Tage und kehrte mit ſeinen Genoſſen ſtets beladen mit Beute heim, die man ſorgfältig in den verborgenſten Winkeln des Grabes verbarg. Die vier von ihren Religionsgenoſſen ausgeſtoßenen Parſis hatten längſt aufgehört, die Gebräuche zu beobachten, an welchen die Gebern ſonſt mit ängſtlicher Treue hängen. Sie ließen, ohne darauf zu achten, das Feuer erlöſchen; ſie ſahen die Sonne aufgehen, ohne ſich vor dieſem Geſtirne niederzuwerfen; ſie betrachteten den Mond und die Sterne, aber ohne daß dieſes Schauſpiel ihre Seele zu dem erhoben hätte, der ſo viele glänzende Welten in dem Raum ausgeſäet hat, und ſeine Allmacht auf den ganzen unermeßlichen Himmel erſtreckt; mit einem Worte ſie hatten ihren Glauben abgeſchworen, und Zerduſcht war für ſie kein Orakel, wenigſtens kein Gegenſtand der Verehrung mehr. In der Wahl ihrer Verbündeten nicht ſehr genau, ſchloßen ſie ſich am Ende an den Auswurf der indianiſchen Stämme an.

Jumſajie's Name wurde bald berühmt als der des Anführers einer zahlreichen, durch ihre Gräuelthaten furchtbaren, Räuberbande. Da er aber ſeine Räubereien immer nur in einiger Entfernung von ſeinem Zufluchtsorte ausführte, ſo glaubte er hier vor Ueberfall ſicher zu ſeyn. Nun entfernte er ſich mit ſeinen Kameraden oft auf mehre Wochen und ließ ſeine Tochter in Geſellſchaft der Frau des Einzigen von ihnen, welcher verheirathet war. Dieſe Geſellſchaft war aber durchaus nicht geeignet, den nagenden Kummer des Mädchens zu verſcheuchen, denn die Gefährtin ſah nichts Schmähliches in dem Treiben ihres Mannes und ſeiner Genoſſen, predigte der Armen den Raub und ſuchte ihn durch die Noth ihrer gemeinſchaftlichen Lage zu rechtfertigen. So mußte das unglückliche Kind, anſtatt einiger Ruhe während der Abweſenheit ihres Vaters theilhaftig zu werden, ſtillſchweigend die Lobpreiſungen des Laſters hinnehmen; ſie verabſcheute ihren Aufenthalt dergeſtalt, daß ſie das ſtrengſte Kloſterleben dem vorgezogen hätte, welches ſie am Orte der Verderbniß zu führen gezwungen war.

Eines Tags hätte ihr Vater bei einem Streifzuge bald das Leben verloren, die von ihm befehligten Räuber hatten auf dem Gebiete von Nepaul einen reichen Reiſenden geplündert, und, aus Furcht entdeckt zu werden, ſich zerſtreut, nachdem ſie ſich ſeines Geldes bemächtigt. Jumſajie, der am Orte des Verbrechens geblieben war, ſah plötzlich zwei wohlbewaffnete Reiter in Begleitung des Beraubten im Galopp auf ſich zuſprengen. Er ſah wohl ein, daß ſie auf ihn los gingen, und da er ihnen nicht mit Erfolg Widerſtand leiſten zu können hoffen durfte, ſo ſuchte er ſein Heil in der Flucht.

Er beſtieg ein kräftiges arabiſches Pferdchen, auf deſſen Schnelligkeit er ſich verlaſſen konnte, gab ſeinem muthigen Renner beide Sporen und ſah ſich in einem Augenblicke mit ſolcher Geſchwindigkeit fortgetragen, daß er den

Athem beinahe verlor, und die Gegenſtände wie ſchwankende Schatten vor ſeinen Blicken vorüberflogen. So erkletterte das Thier ſicher und behend einen ſteilen Abhang.

Ob er gleich die Reiter weit hinter ſich gelaſſen hatte, ſo ſtanden ſie doch nicht von der Verfolgung ab, und er begriff nun, daß ihn die Schnelligkeit ſeines Pferdes allein zu retten vermöge. Dieſes jagte in vollem Galop den Berg hinan, aber aus ſeinem keuchenden, mühſamen Athemholen konnte man erkennen, daß ſeinen Anſtrengungen um ſo mehr bald ein Ziel geſetzt ſein würde, als der Parſi ein ſchwerer Mann war, während die Reiter leichter ſchienen und ſtärkere Pferde ritten, ſie rückten auch in der That mit jeder Minute näher. Endlich ſtieß das arabiſche Roß gegen einen Baumſtamm und warf Jumſajie über ſeinen Kopf. Dieſer lag einen Augenblick betäubt vom heftigen Falle, aber raſch erhob er ſich wieder, ſchwang ſich mit wunderbarer Behendigkeit in den Sattel, und trieb in Verzweiflung ſein Pferd an den Rand eines Abgrundes.

Jetzt waren ihm die bewaffneten Reiter an der Ferſe, ihre Athemzüge drangen bereits an ſein Ohr, er wandte ſich um und ſah, wie ſie ſchon nach ihm ausgriffen, es war keine Zeit mehr zu verlieren. Es faßte ihn die Verzweiflung, die einen freiwilligen Tod dem von Feindes Hand vorziehen läßt, er ſtieß dem treuen Araber die Sporen ein und erreichte den Saum der tiefen Schlucht. Das gehorſame Thier hielt einen Augenblick über dem gähnenden Schlunde, die Naſenlöcher aufgeblaſen, die Augen geſperrt, die Ohren geſpitzt; dann ſetzte es mit einem kräftigen Sprunge hinüber, noch mehre Fuß über den entgegengeſetzten Rand. Einer von den Verfolgenden, der auf dem Punkte war, Jumſajie zu erreichen, ſah den Abgrund nicht, und hatte nicht mehr Zeit ſein Pferd anzuhalten; trotz der Anſtrengung des Roſſes umzuwenden; mußte es in einer Entfernung von zwei oder drei Sekunden dem Parſi nachſetzen.

Jumſajie's Araber hatte einen ſolchen Satz gethan, daß er über die Vorſprunge des Abgrundes kam und auf das Buſchwerk niederfiel, welches den Schlund begränzte. Dieſer Umſtand ſchwächte die Heftigkeit des Falls und rettete dem Parſi das Leben, der mit gebrochenem Beine davon kam; das Thier lag todt unter ſeiner Laſt. Der andere Reiter war nicht ſo glücklich; die Anſtrengung ſeines Pferdes, ehe es ſich in den Abgrund ſtürzte, hatte den Satz gehemmt; es ſtieß an ein vorſpringendes Felsſtück, riß daſſelbe aus ſeinem Lager, der Stein rollte mit Mann und Roß in den Abgrund und zerſchmetterte beide. Jumſajie, obwohl von wüthenden Schmerzen befallen, mußte ſich noch Glück wünſchen, als er ſeinen Feind in der Tiefe todt hingeſtreckt ſah. Unfähig ſich aufrecht zu halten, kroch er, ſo gut er konnte, vorwärts, um ſich aus dem Gebüſche zu arbeiten, in das er gefallen war; mit unſäglicher Mühe gelang es ihm bis zu einem freien Raume zu dringen, wo in ſeinem

Herzen durch den Anblick eines gebahnten Fußpfades die Hoffnung auf menſchliche Hülfe erwachte. Nach wenigen Stunden verwirklichte ſich die Hoffnung; ein einſamer Paria kam des Wegs, gewahrte den Verunglückten und bot ihm den Beiſtand, deſſen er ſo ſehr zu bedürfen ſchien. Dieſer Paria bewohnte eine elende Hütte am Saume des Gehölzes, welches nur von fleiſchfreſſenden Thieren und Schlangen belebt war. Dahin trug er den Verwundeten auf ſeinem Rücken und legte ihn auf die zerlumpte Matte, die ihm als Bett diente.

Der arme Paria war von ſeinem Stamme ausgeſtoßen, lebte ganz vereinzelt und nährte ſich von einem Tag auf den andern von der unſichern Beute des Waldes. Die Einſamkeit hatte aber in ſeinem Gemüthe die Quellen menſchlicher Triebe nicht vertrocknet. Mit unermüdlichem Eifer verſchwendete er alle Sorgfalt ſechs Wochen hindurch auf ſeinen Gaſt. Ein kräftiger Körperbau beſchleunigte die Heilung, und nach Ablauf der genannten Zeit ſah ſich der Parſi wieder hergeſtellt. Er nahm von ſeinem Wirthe Abſchied und ſchenkte ihm aus Dankbarkeit alles Geld, das er bei ſich hatte. Das war ein Glücksfall für den armen Paria, und der Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit kam nur dem tiefen Elende gleich, welches durch dieſe Wohlthat gelindert werden ſollte. Der Parſi entfernte ſich von der Hütte, und nach einer Abweſenheit von zwei Monaten langte er wieder bei ſeiner Tochter an, die ihren Vater bereits für todt gehalten und Trauer angelegt hatte.

Bald darauf unterbrach ein Vorfall die Eintönigkeit dieſes Lebens. Als ſie eines Tags den Waſſerkrug auf dem Kopfe vom Fluße zurückkehrte, ſah ſie ſich plötzlich von einem wüthenden Büffel verfolgt. Das Mädchen überzeugte ſich von der Unmöglichkeit zu entfliehen, wandte ſich um und erwartete den Feind feſten Fußes, mit kaltem Blute und einer Reſignation, welche die Größe der Gefahr nicht zu erſchüttern vermochte. Schon war der Büffel nur noch einige Schritte entfernt, als plötzlich ein junger Mann raſch an ihr vorüberſchritt, ſie mit ſeinem Körper deckte und ſich dem Thiere entgegenſtellte. Der Büffel neigte das Haupt, um zu ſtoßen, aber der junge Mann vermied den Stoß durch einen behenden Sprung. Das Thier, wüthend ſich geäfft zu ſehen, drehte ſich und wollte ihn eben faſſen und mit den Hörnern in die Höhe ſchleudern, als ſein flinker Gegner abermals ſprang, rittlings auf ſeinen Rücken und dann auf den Boden fiel, ſofort den Büffel am Schweife faßte, und dieſen dergeſtalt umdrehte, daß das Thier vor Wuth und Angſt aufbrüllte. Nachdem ſich der Büffel zwei oder drei mal um ſich ſelbſt gewendet und vergebens ſeinen Sieger zu ergreifen geſucht hatte, ſchoß er wie ein Pfeil über die Ebene hin und war bald den Blicken entſchwunden.

Das arme Mädchen, das ſeine eigene Gefahr mit Ruhe und Faſſung wahrgenommen hatte, konnte die des Fremden nicht ohne innige Bewegung anſehen, Sobald die Gefahr aufgehört, brach ihre Kraft zuſammen. Sie fiel ohnmächtig zu Boden. Ihr Befreier nahm einige Tropfen, die in dem umgeſtürzten Kruge übrig geblieben waren, beſprengte ihr damit das Geſicht und rief ſie ſchleunig in das Leben zurück. Aber welche Bangigkeit bemächtigte ſich ihrer, als ſie ſich in den Armen eines Mannes fand, der einer Nation angehörte, mit welcher ſie nie die geringſte Gemeinſchaft gehabt hatte, alle Zeichen der peinlichſten Verlegenheit waren auf ihrem Geſichte zu leſen. Der junge Engländer, der den unüberwindlichen Widerwillen der Parſifrauen gegen alle Berührung mit Menſchen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, kannte, hatte nicht ſo bald die Verlegenheit bemerkt, als er ſich einige Schritte zurückzog, wobei er aber nicht abließ, ihr das zärtlichſte, aufmerkſamſte Intereſſe zu bezeugen. So viele Zartheit mußte das Mädchen rühren, und als Jumſajie's Tochter den Mund öffnete, um dem zu danken, der ihr Leben ſo edelmüthig gerettet hatte, ließ das leichte Zittern ihrer Stimme errathen, daß ihr Ausdruck weit hinter ihren geheimen Empfindungen zurückbleibe. Das beobachtende Auge des jungen Mannes täuſchte ſich nicht, und in der Vorausſetzung, daß ſie ſich nur durch die Vorurtheile ihrer Kaſte abhalten ließ, ihn zu ſich einzuladen, folgte er ihr in ehrfurchtsvoller Entfernung bis zu ihrer Gräberwohnung.

Der Vater war nicht wenig erſtaunt, als er ſeine Tochter in Geſellſchaft eines Engländers heimkehren ſah; aber ſie ließ ihn nicht lange im Zweifel und erzählte mit beredter Einfachheit von der Gefahr, die ſie ausgeſtanden, und dem Muthe, mit dem ſie der junge Fremde befreit hatte. Jumſajie hörte mit einer Miſchung von Freude und Unruhe zu, und bereitete dem Retter ſeines Kindes einen herzlichen Empfang.

Er führte ihn in einen Theil des Grabgewölbes, zu dem ſeine Tochter keinen Zutritt hatte, und bewirthete ihn mit Wein und Sorbet. Hier theilte der junge Mann dem Parſi mit, daß er aus der engliſchen Armee entlaſſen worden ſey, weil er ſeinen Oberſten zum Zweikampfe gefordert habe; er ſey ſodann aus der Garniſon weg gezogen, um bei den Mahratten Dienſte zu nehmen, weil er nicht entehrt nach England zurückkehren wolle. Mit lebhafter Theilnahme hörte der Parſi die Erzählung des Fremden, der das Land von Cawnpuhr bis zu den Ebenen von Delhi ohne andere Kleidung als die, welche er auf dem Leibe trug, durchwandert und als ganzes Gepäck nur ein Säckchen mit 200 Rupien mit ſich geführt hatte.

Die Aehnlichkeit ſeines Geſchicks mit dem des Engländers erregte das Mitgefühl des Gebernprieſters. Er drang in ſeinen Gaſt, ſich wenn auch nur für den Augenblick, in einer der umliegenden Ruinen niederzulaſſen, wo er wenigſtens vor den Nachforſchungen der engliſchen Behörden für den Fall ſicher wäre, daß man von ſeinen Racheplanen Kunde bekläme. Dieſe Einladung widerſprach den geheimen Entwürfen des jungen Mannes um ſo weniger, als ihm eine innere Stimme zuflüſterte, er werde ſo des Parſi ſchöner Tochter nahe ſeyn. Wohl hatte er ſie nur einen Augenblick geſehen, aber die Art ihres Zuſammentreffens war mit Umſtänden verknüpft, die ihm in der Erinnerung einen eigenen Reiz verleihen mußten.

Im Umkreiſe des Grabgewölbes war ein Gemach, welches Jumſajie und ſeine Tochter nicht bewohnten, mit Hülfe von Feuer reinigte man es von ſeinen ſchädlichen Gäſten, und der Engländer beſchloß ſich hier für den Augenblick niederzulaſſen. Eine ſeltſame Verbindung trat hier ein; es mochte wohl das erſte mal ſeyn, daß ein Europäer mit einem Geber unter einem Dache lebte, aber Jumſajie hatte alle Vorurtheile ſeines Stammes abgelegt und freute ſich über die Vermehrung ſeiner Geſellſchaft. Seit dem Unfalle mit dem Sturze hat er keinen Ausflug mehr unternommen, und ſeine Genoſſen übten ihre Geſchicklichkeit allein auf kurzen Zügen. Der Engländer vermuthete keines Wegs, daß er einen Zufluchtsort von Räubern bewohne, und dieſe hielten es für überflüſſig, ſich über dieſen bedenklichen Punkt zu erklären.

Bald ſchien der neue Gaſt ſeinen Vorſatz, bei den Mahratten Dienſte zu nehmen, gänzlich vergeſſen zu haben, Tage und Wochen gingen hin, und er blieb in ſeiner Wohnung. Der Parſi begann ſeine langen Wanderungen wieder, und während ſeiner Abweſenheit fand der junge Mann öfter Gelegenheit, die Tochter zu ſehen und zu ſprechen. Anfangs koſtete es ihr einen innern Kampf, ſollte ſie mit ihm allein ſeyn, aber ſtufenweiſe verſchwand das Widerſtreben, und am Ende verlor ſich die Verwirrung, deren Spuren ſonſt ſo deutlich auf das Geſicht der ſchönen Indianerin getreten waren.

Es war nun ihr höchſter Genuß, von Zeit zu Zeit mit dem Manne plaudern zu können, der das Traurige ihrer einſamen Lebenstage mitzufühlen, und an den Zuſammenkünften mit ihr beſondere Freude zu haben ſchien. Durch die Gewißheit, ſich geſchätzt zu ſehen, entſproßte ein neues Gefühl in dem Mädchen; ſie fand einen Zauber darin, der ihrem gelähmten Geiſte die natürliche jugendliche Lebhaftigkeit wieder verlieh. Sie ließ es ſich jetzt angelegen ſeyn, die Dauer einer Lage zu verlängern, die ihrer unſchuldigen Einbildungskraft eine neue Welt eröffnete. Je mehr ihre Seele durch die Einſamkeit und Eintönigkeit ihres vergangenen Lebens niedergebeugt war, deſto mehr ſchlug ſie bei der raſchen Befreiung in Flammen auf, und ihre Zukunft kleidete ſich in glänzenden Farben, war geſchmückt mit unbegränzten Hoffnungen. Die häufigen Zuſammenkünfte der reizenden Parſi mit dem jungen Engländer hatte eine ſo glühende Neigung zur Folge, daß die letzte Schranke geſellſchaftlicher Vorurtheile brach.

Beide Weſen hielten ſich innig umſchloſſen, und das Mädchen ſetzte in ihrer Unſchuld ihr ganzes Vertrauen auf den Mann, der ſich ihres unerfahrnen, ungekünſtelten Herzens zu bemeiſtern wußte. Der Engländer fühlte nicht minder tief, und wenn er auch im Gegenſtande ſeiner glühenden Leidenſchaft eine von den Irrthümern der Gebern Religion angeſteckte Seele entdeckte, ſo konnte er doch mitten in dieſer Finſterniß einen koſtbaren Brennpunkt des Lichts und ſittlicher Reinheit nicht verkennen. Oft fragte er ſich, wie herrlich ſich eine ſolche Seele durch das Chriſtenthum erleuchtet, geſtalten müßte, da ſie jetzt ſchon unter dem Drucke einer heidniſchen Religion ſo viele Schönheit entwickele.

Bald fand der Austauſch der Geſtändniſſe ſtatt, und das Mädchen glaubte dem Geliebten das Geheimniß des ſchändlichen Gewerbes mittheilen zu müſſen, welches der Parſi trieb. Dieſe Entdeckung rief in dem jungen Manne eine Unruhe hervor, welche dem forſchenden Blicke und der erregten Zärtlichkeit ſeiner ſchönen Gefährtin nicht entgehen konnte. Haſtig drückte ſie in einem Strome von Worten den tiefſten Abſcheu gegen eine Lebensweiſe aus, die ihr ſeit langer Zeit Qual und Pein verurſacht hatte.

Mit zartem Mitleid blickte ſie der Engländer an. In der Gluth ſeiner ſchwärmeriſchen Leidenſchaft glaubte er eine Eingebung von oben in ſich zu verſpüren, die ihn ſeine Geliebte der Berührung des Laſters entziehen, und unter ihres Gleichen in eine Sphäre bringen hieß, wo ſie in unbeſchränkter Freiheit die Laufbahn des Guten verfolgen konnte, zu der ſie von der Natur offenbar beſtimmt war. In dieſer Sendung fand der Engländer hinreichende Gründe, nicht zu den Mahratten zu gehen. Wenn er aber zuweilen einen Blick auf ſeine Zukunft warf, ſo konnte er freilich nicht ganz begreifen, wie ſeine Liebe für die Tochter des Parſi mit ſeiner Stellung in der Welt in Einklang zu bringen wäre. Seine, wenn auch nicht reich begüterte Familie nahm in England einen ehrenvollen Rang ein. Ueberdieß ließ ihm die Art, wie er den Militärdienſt verlaſſen, in dem ihm ſeine Eltern ein Glück zu ſichern geglaubt hatten, wenig Hoffnung, von ihnen fernere Unterſtützung zu beziehen. Kurz, je mehr er darüber nachdachte, um ſo mehr Hinderniſſe thürmten ſich auf, ſo daß er der Zukunft ſich ganz entſchlagen, und nur mit der Gegenwart beſchäftigen mußte, die ihn zum glücklichſten Menſchen machte.

Der Vater war beinahe immer abweſend und ahnte die gegenſeitige Neigung bis dahin noch nicht. Doch bald war es Niemand mehr zu verbergen, daß des Jumſajie reizende Tochter bald Mutter werden würde. Bei dieſer unerwarteten Entdeckung kannte der Zorn des Vaters keine Gränzen mehr; er trat die Tochter mit Füßen und vertrieb ihren Geliebten aus ſeiner Wohnung. Dann berathſchlagte er ſich ungeſäumt mit den drei andern Parſis über die Art der Strafe, welche die Schuldige treffen ſollte. Sie beſchloſſen einſtimmig, daß ſie den Tod verdiene; die Berührung mit dem Chriſten war ein unverzeihliches Verbrechen im Auge dieſer Ungläubigen.

Der Vater kämpfte noch mit ſich, ehe er einen ſo unnatürlichen Entſchluß faſſen konnte. Der Fanatismus trug den Sieg über die väterliche Zärtlichkeit davon, und nach kurzem Zögern beſtimmte ſich der Parſi für die Wahl des Scheiterhaufens. Der Urheber der Schmach ſollte dieſelbe Strafe ausſtehen.

Der junge Engländer verließ die Gegend nicht, nachdem man ihn aus dem Grabgewölbe gejagt hatte. Er konnte den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht dem Grimme eines Vaters überlaſſen, welcher, nach ſeiner Meinung, alles Recht über eine Tochter verloren hatte, deren Glück er nie im Auge gehabt. Das Herz brach dem Unglücklichen, als er das traurige Loos erfuhr, das Jumſajie ſeiner Tochter wegen eines Fehltrittes beſtimmt hatte, an welchem ſie die geringere Schuld trug. Ohne die Folgen zu bedenken, beſchloß er alle Mittel zu ihrer Rettung anzuwenden; die Gefahr ſeines eigenen Lebens rechnete er in ſeinem edelmüthigen Vorſatze für nichts. Er trat vor den wüthenden unerbittlichen Vater, umfaßte ſeine Knie und flehte in den rührendſten Ausdrücken um die Zurücknahme des Spruches gegen die unſchuldige Tochter. Er verſprach ſich ſogleich mit ihr zur Präſidentſchaft zu begeben, und ihr dort ein unwiderrufliches Recht auf ſeinen Schutz durch geſetzliche Ehe zu verſchaffen. Jumſajie hörte den Engländer mit teufliſchem Gelächter an, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, befahl er ſeinen Gefährten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und verkündigte ihm, daß der Verführer und ſein Opfer den Tod zur Strafe erleiden ſollten. Alle Bitten waren fruchtlos, der Unglückliche befand ſich, aller Kräfte zum Widerſtande beraubt, in der Gewalt ſeines Feindes. Man band ihm die Hände mit Stricken und warf ihn in die Kammer, die er ehemals bewohnt hatte, und der folgende Tag wurde zum Tode der beiden Schuldigen anberaumt.

Düſtere, ſchwere Wolken lagerten ſich am andern Morgen am Horizonte; vor Sonnenuntergang ſollte die Hinrichtung ſtattfinden. Nachmittags verkündeten einige Windſtöße ein herannahendes Gewitter. Der Donner rollte, und der Regen goß in Strömen. Dennoch fuhr man in der Vorbereitung fort. Am Morgen hatte man in das Innere des von Jumſajie bewohnten Grabegewölbes eine Maſſe Holz geſchleppt. Ein dickes 5 Fuß hohes Bambusrohr ſteckte man als Pfahl in den Boden. Daran ſollten die zwei Schlachtopfer gebunden werden.

Als die Zurüſtungen beendigt waren, unterrichtete man die Tochter des Jumſajie von ihrem Schickſale; ohne ein Wort zu ſprechen, ohne die geringſte Regung nahm die Unglückliche die Kunde auf. Sie fürchtete den Tod nicht und fand einen ſüßen Troſt in dem Gedanken, daß ſie mit einem Manne in die andere Welt gehe, in dem ſich alle ihre Gefühle vereinigt hatten. Ihr ſchwärmeriſcher Sinn bot ihr in einer ſo feierlichen Lage ein neues Element der Begeiſterung.

und ließ ſie den Tod als eine Macht ſegnen, die die Schranke für immer brechen würde, welche ſie vom Gegenſtande ihrer Anbetung trennte. Sie zweifelte nicht, daß der Engländer von denſelben Gefühlen durchdrungen ſey.

Der junge Mann erwartete mit kaltem Blute die Erfüllung ſeines Geſchicks, ohne gerade die ruhige Entſagung, die Gefährtin der Hoffnung, zu theilen. Die Leidenſchaft in ſeinem Gemüthe erhöhte die Schwungkraft ſeiner Seele und verhüllte vor ſeinem Auge die Schreckniſſe des Todes. Nur ein Gedanke erſchütterte zuweilen ſeinen Muth, der, daß er für die Ewigkeit von derjenigen getrennt werden ſollte, die er ſo ſehr geliebt; ein ſchwankendes religiöſes Gefühl hatte dieſe Unruhe veranlaßt.

Plötzlich hörte der Regen auf; aus weiter Ferne vernahm man noch den Donner; die Blitze aber folgten ſich immer noch unaufhörlich. Indeſſen häufte man mächtige Holzſcheite um den Pfahl und ließ oben an der Spitze Raum genug, daß die beiden Opfer aufrecht neben einander ſtehen konnten. Darüber goß man eine Menge Ghu (Büffelfett), um den Brand zu beſchleunigen.

Eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang ließ man ſie zuſammen gebunden den unſeligen Scheiterhaufen beſteigen; der Donner fing eben wieder an mächtiger zu rollen, und ſchreckliche Blitze ſchoſſen durch die Luft. Jumſajie ließ ſich von den drohenden Vorzeichen nicht einſchüchtern. Feierliche, nur von den Donnerſchlägen unterbrochene Stille herrſchte um den Scheiterhaufen. Das Mädchen erblaßte und zitterte, wenn es ſeinen Geliebten anſah, und an die fürchterlichen Schmerzen dachte, die ihm bevorſtanden. Ihre Bewegung befeſtigte den Muth des jungen Mannes wieder; ruhig ſprach er ihr Troſt ein. Zuweilen hatte er mit ihr von den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens geſprochen; ſie hatte dadurch den Begriff von einem Welterlöſer erhalten, ſo undeutlich der Begriff auch war, ſo gab er ihr doch den Glauben an eine beſſere Welt, und verſcheuchte die Furcht vor dem Lebensende.

Mit zärtlichem Tone bat die Tochter des Jumſajie ihren Vater um eine letzte Umarmung. Aber dieſer legte der väterlichen Liebe Schweigen auf, und antwortete auf die Bitte mit einer abgemeſſenen und feierlich ausgeſprochenen Verfluchung. Bei dieſem unerwarteten Schlage ließ die unglückliche Tochter das Haupt auf die Bruſt ſinken, und eine Thräne entfloß ihrem Auge, als ſie den Blick nach ihrem Leidensgefährten wandte. In dieſem Momente drückte man den beiden Opfern zwei brennende Fackeln in die Hände. Plötzlich aber, da ſie eben Feuer an den Holzſtoß legen wollten, traf ein blendender Blitzſtrahl den Scheiterhaufen, zerſtreute das aufgeſtürmte Holz und erſchlug zwei Parſi, Gefährten des Jumſajie. In Beſtürzung warf ſich der Vater auf die Knie, überzeugt, daß der Gott der Gebern in ſeinem Zorne dieſes Feuer vom Himmel geſchleudert und ſeine Genoſſen wegen ihrer Untreue am Dienſte des heiligen Elements beſtraft habe.

Die übernatürliche Entwickelung begründete die Befreiung der zwei Schuldigen; man nahm an, die Gottheit ſey zu ihren Gunſten in das Mittel getreten. Das Mädchen wurde wieder mit Liebe vom Vater aufgenommen, der von nun an ſeinem Straßenräubergewerbe entſagte und ſich mit den Liebenden nach Calcutta begab. Hier wurden ſie nach den Gebräuchen des chriſtlichen Glaubens, deſſen Lehre die junge Frau annahm, getraut. Der Vater ſtarb als ein reicher Mann, hinterließ ſeine Schätze dem glücklichen Paare, und nie hatte der Engländer zu bereuen, daß er die Tochter eines Parſi geheirathet.

Elephanta. Salſette.

Einer unſerer erſten Ausflüge von Bombay aus, hatte die kleine Inſel Elephanta zum Ziel, welche die Eingebornen Garapori nennen, und die im Innern des Hafens liegt. Sie iſt ungefähr zwei Stunden von der Mahrattenküſte entfernt und ſieht wie ein langer Hügel aus, der in der Mitte von einem ſchmalen und tiefen Thal getrennt wird, welches von beiden Seiten abgeriſſene Erhöhungen einſchließen.

Sie iſt gewöhnlich unbewohnt und bietet nur von Zeit zu Zeit armen Verbannten eine Zuflucht, welche ihrer Kaſte zu entfliehen gezwungen und keinen beſſern Aufenthaltsort zu finden im Stande ſind. So war nämlich der Zuſtand dieſer Inſel, als wir ſie beſuchten. Einen Büchſenſchuß weit vom Geſtade erblickte man einen coloſſalen Elephanten auf plumpe Weiſe aus einem ſchwärzlichen Felſen gehauen, und dieſes Umſtandes wegen gaben die Portugieſen der Inſel ihren neuern Namen Elephanta. Als ich dieſes Standbild ſehen wollte, mußte ich mir durch das Dickicht Bahn machen, das es von allen Seiten umgibt.

Hierauf ließen wir uns im Palankin den ſteilen Hügel hinauftragen. Auf halbem Wege fanden wir die erſte Grotte, die nur aus einem einzigen Saale beſteht, von zwei Pfeilern geſtützt. Sie bietet durchaus nichts Bemerkenswerthes dar. Nachdem wir zwei Drittel der Höhe erſtiegen hatten, öffnete ſich die Haupthöhle vor uns. Sie liegt am Ende eines engen, verwachſenen Hohlwegs. Der Eintritt zeigt auf den erſten Blick nichts Ungewöhnliches, allein ſo bald man das Innere des Tempels ganz überſchaut hat, wird das Ganze dieſer Architektur wirklich Staunen erregend. Man ſieht einen weiten, im Fels gehauenen Saal, deſſen Decke von Reihen ſehr ſchöner Säulen getragen wird, deren Kapitäler ſich unter der Laſt des Berges zu biegen ſcheinen. Dieſe Säulen ſind überdieß mit Figuren und Gruppen bedeckt. Im Hintergrunde, dem Vorhofe, gegenüber, erblickt man, in einer Art von Niſche, ein coloſſales Bruſtbild mit drei Köpfen. Es iſt 12 Fuß hoch, und jedes Geſicht hat nicht weniger als 5 Fuß. Man glaubt, daß es Brahma, Wiſchnu und Siva vorſtelle; und obgleich neuere Gelehrte dieſe Annahme in Zweifel gezogen haben, ſo iſt es ihnen doch nicht gelungen, beſſere Aufſchlüſſe zu geben.

Der Flächenraum des Tempels enthält 130 Fuß in der Länge und 123 in der Breite, das Gewölbe wurde von 26 Säulen und 16 Pfeilern geſtützt, allein 8 Säulen ſind ganz zertrümmert und mehre andre ſtark beſchädigt. Die Höhe wechſelt zwiſchen 15 bis 16 Fuß. Die Wände ſind mit Rieſenfiguren en relief geziert, von denen einige ſowohl durch die Richtigkeit der Verhältniſſe, als durch die Zierlichkeit der Ausführung ſich auszeichnen. Die Gegenſtände dieſer Schilderungen ſind der brahminiſchen Mythologie entlehnt, den benachbarten Höhlen von Kennery und Calli ganz entgegen geſetzt, welche offenbar buddhiſtiſche Tempel ſind.

Die indiſchen Gottheiten haben ſtets ein charakteriſtiſches Symbol, woran man ſie eben ſo leicht erkennen kann, als die alten europäiſchen Geſchlechter an ihren Wappen.

Der große Tempel zu Elephanta ſteht übrigens verlaſſen da, die Hindu halten keinen Dienſt mehr ihren Gottheiten darin ab. Dieß ſcheint mir ein Beweis ſeines hohen Alters zu ſeyn, denn dieſe andächtigen Völker würden gewiß keinen erſt in neueren Zeiten ihren Göttern geweihten Ort aufgeben. Nur dann kann es der Fall ſeyn, wenn die Gründung des Monuments ſich in die Nacht des höchſten Alterthums verliert.

Wir unterſuchten dieſe intereſſante Grotte einen ganzen Tag und kehrten erſt mit Sonnenuntergang nach Bombay zurück.

Eine zweite Spazierfahrt machten wir nach Salſette. Dieſe Inſel iſt fünf Stunden lang und vier breit und wird durch eine, unter Dunkans Regierung erbaute Chauſſee mit Bombay verbunden. In früherer Zeit war Salſette als ein heiliger Ort berühmt; die Inſel beſaß eine große Menge unterirdiſcher Tempel in Felſen gehauen, von denen zwei bis drei ſehr prächtig waren. Jetzt hat man im Mittelpunkte der Inſel einen Artillerie-Park angelegt. Von hier nimmt die monotone Landſchaft einen maleriſchen Charakter an. Die Ebene iſt mit dickem Wald und Geſträuch bewachſen, und hin und wieder erheben ſich daraus zerſtreute Hügel von Granit. Im Dickicht leben Tiger und andere Raubthiere; die ſchmalen Thäler zwiſchen den Hügeln machen den Aufenthalt auf dieſer Inſel ſehr ungeſund.

Die Dörfer auf Salſette beſtehen aus elenden Hütten, die von den ärmſten Hindus bewohnt werden. Die Hauptſtadt heißt Tanna; ſie iſt groß und bevölkert. Eine Anzahl europäiſcher Militärperſonen außer Dienſt leben hier mit ihren Familien ziemlich angenehm. Im Ganzen wird die Inſel von 20,000 Menſchen bewohnt. Obgleich die Einwohner ſehr arm ſind, ſo zeigen ſie doch ſo ſanfte Sitten, daß im Jahre 1812 in zwei Jahren keiner von ihnen vor Gericht erſchienen war, wie der Magiſtrat ſelbſt bekannt machte. Die Sprache des Volks iſt ein ſeltſames Gemiſch aus verſchiedenen indiſchen Dialecten mit etwas barbariſchem Engliſch.

Wir blieben in einem kleinen romantiſchen Thale über Nacht, das von allen Seiten von Hügeln eingeſchloſſen war, und in der Mitte einen lichten Fleck im Walde zeigte, auf dem ſich ein kräftiger Banianenbaum erhob. Unſre Leute richteten ſich hier zum Bivouakiren ein, nachdem ſie ihren Curry zum Nachtmahl bereitet und ihre vom Wege erhitzte Kehlen erfriſcht hatten. Ein Trupp Bayaderen, die auf dem Wege nach Tanna begriffen war, ergötzte uns mit Geſang und Tanz.

Am andern Morgen brachen wir nach dem Berge auf, in dem die berühmten Grotten ſich befinden. Sie ſind ſo zahlreich darin angebracht, daß der ganze Berg wie ein Honigwaben mit ſeinen Zellen ausſieht. Der Weg war für unſre Träger ſehr beſchwerlich, als wir uns aber am Ziele befanden, fanden wir uns durch das was wir ſahen reichlich entſchädigt; denn nicht nur die Menge der Höhlen, ſondern ihre reiche und ſchöne Ausſchmückung überraſchte uns. Die eine bildet einen faſt viereckigen Saal, der ganz mit prächtigen Basreliefs bedeckt iſt. Man nennt ſie den Durbar, weil ſie wahrſcheinlich unter der muhammedaniſchen Herrſchaft dem Hofe zu irgend einem Gebrauche diente.

Der Haupttempel iſt in der That das ſchönſte, was man in dieſer Art ſehen kann. Die Portugieſen weihten ihn zum chriſtlichen Gottesdienſte ein. Man ſteigt auf Stufen bis zur Oeffnung und tritt dann in einen hohen Porticus, den eine Bruſtwehr in Stein, von ſchöner Arbeit einſchließt. Auf der einen Seite erhebt ſich ein großer Pilaſter mit drei zwar grob gearbeiteten, aber gut erhaltenen Löwen. Das Gewölbe des Vorhofs ruht auf zwei dünnen, viereckigen, ſchmuckloſen Säulen; beim Eintritt überraſcht der Reichthum der Sculpturen. Es iſt größer und höher als die Höhle von Elephanta. Es bildet ein Parallelogramm, das auf drei Seiten von einer Reihe achteckiger, größtentheils ſchön verzierter Säulen umgeben iſt. Das Plafond iſt gewölbt und wird von hölzernen Bogen unterſtützt, die faſt bis auf die Kapitäler der Säulen reichen. Wir blieben die ganze Nacht in dieſem ſchönen Tempel.

Am andern Morgen beſuchte ich die andern Grotten, die zwar ſehr zahlreich ſind, aber mit der eben beſchriebenen den Vergleich nicht aushalten.

Die Sculpturen ſind hierin nicht ſo häufig und nur ſelten von Werth; ſie verſinnlichen, nach der allgemein verbreiteten Annahme, die Myſterien des buddhaiſtiſchen Cultus. Vor der einen dieſer Grotten genießt man eine herrliche Ausſicht über die eben ſo großartige als maleriſche Landſchaft.

Es gibt wohl keine Gegend auf unſerem Erdball, ſelbſt Ober-Aegypten nicht ausgenommen, wo die wunderbare Macht der Intelligenz ſich zu höhern Reſultaten aufgeſchwungen hat, als in Indien. Ich muß geſtehen, daß ich dann erſt den ganzen Umfang der Hülfsquellen des Menſchen erfaßte, als ich mit eigenen Augen die großen Produkte ſeiner Induſtrie erblickte, wie ſie dem Reiſenden auf der Halbinſel des Ganges bei jedem Schritte aufſtoßen.

Zu meinen Füßen ſtürzte ſich längs des Gebirges ein tiefer Bach wie ein Silberband, das kunſtlos auf einem ſchönen Kleide von grünem Sammt liegt. Rechts von dieſer lieblichen Kaskade zeigte ſich ein Thal, das von einem ſo dichten Baumwuchſe bedeckt war, daß der Tiger, ungeſtört von jedem menſchlichen Beſuche, darin ſeine Wohnung aufſchlagen konnte. Auf der andern Seite des Baches erhob ſich ein abgeriſſener Hügel, an deſſen Seite ſich der Eingang zu einem kleinen unterirdiſchen Tempel zeigte. Unſere Geſellſchaft hatte ſich zerſtreut; die Einen waren auf den Gipfel des Hügels geklettert, um ſich an einem unbegränzten Horizonte zu ergötzen; Andere ſtanden an dem Eingange des mir gegenüber liegenden Tempels; noch Andere ſchliefen im Schatten, und die Uebrigen waren in das Dickicht gezogen, um Wildpret aufzuſuchen.

Nachdem ich mich eine Zeit lang meinen Betrachtungen überlaſſen hatte, ſtieg ich in das Thal hinab, an deſſen Ende ich mich in einem unwegſamen Walde befand, wo ich jedoch ſo glücklich war, ein Rebhuhn und eine Wachtel wie auch zwei Haſen zu ſchießen. Mit dieſer Beute zufrieden, ließ ich meine Jagdtaſche von dem Manne, der mich begleitete, zur Höhle tragen und wagte mich weiter in den Wald, indem ich dabei vorſichtig mich nach Merkmalen umſah, die meine Rückkehr ſicherten.

Ich hatte eine Doppelbüchſe bei mir, den einen Lauf mit Eiſenſchrot, den andern mit einer Kugel geladen. Ich hielt es damit ſo, für den Fall, daß ich ein größeres Thier aufs Korn nehmen wollte, für welches Schrot nicht hinlänglich wäre. Das Dickicht war ſo verwachſen, daß ich nur mit Mühe hindurch kommen konnte. Schon war ich im Begriffe umzukehren, als ich einen Tiger ungefähr zehn Schritte vor mir, friedlich dahingehen ſah. Es überraſchte mich einigermaßen, dieſes wilde und entſchloſſene Thier mir ſo nahe zu wiſſen, da ich nichts als meine Flinte bei mir hatte, allein der Tiger machte keine Miene, mich anzugreifen. Ich konnte jedoch einem unwiderſtehlichen Drange nicht widerſtehen und drückte los; die Kugel traf das Hinterbein des Tigers und ich ſah, daß ſie es zerſchmettert hatte. Das wüthende Thier ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus, ſtürzte ſich aus dem Gebüſch und lief auf drei Füßen auf mich zu. Meine Lage war critiſch. Ich hatte nur noch den Schrotſchuß in der Büchſe, und es war kein Augenblick zu verlieren, denn der Tiger war ſchon ganz nahe. Ich warf das Gewehr auf die Schulter, und da ich wußte, daß mein Feind außer Stande war, einen Sprung zu wagen, ſo ließ ich ihn bis auf ſechs Schritte herankommen, in der Abſicht, ihm in die Augen zu ſchießen. Mein Schuß traf gut; das Thier wälzte ſich auf dem Rücken in Todeszuckungen. Da ich jedoch bemerkte, daß noch zu viel Leben in ihm war, ſo warf ich die Flinte weg und kletterte auf einen Baum, um die Folge meines unüberlegten Angriffs abzuwarten.

Nach einigen Minuten ungefähr erhob ſich der Tiger wieder und ſchüttelte den Kopf, während er noch immer ein ſchreckliches Brüllen ausſtieß. Ich ſah nun, daß der Schuß ihm das Geſicht fürchterlich zerriſſen hatte, allein ich bemerkte bald, daß er noch nicht blind dadurch geworden war, denn er ſchleppte ſich heulend nach meinem Baume hin.

So erreichte er den Fuß deſſelben, und verſuchte hinanzuklettern. Der Stamm war nicht hoch und mit Aeſten reichlich verſehen; dieß ſetzte mich nicht wenig in Angſt. Schon hatte das wilde Thier ſich an den unterſten Zweigen feſtgekrallt, und ich überlerlegte, wie ich ihm zu entrinnen vermöchte, als ich einen Köhler erblickte, der eines ſeiner Handwerkszeuge auf der Schulter trug. Kaum ſah er die Gefahr, worin ich ſchwebte, ſo hieb er dem Tiger die Hinterbeine ab, daß er ſogleich auf den Boden zurückfiel. Hier aber tödtete er das Ungeheuer mit einer Schnelligkeit, die deutlich zeigte, wie geübt er in ſolchen Expeditionen ſeyn mochte. Er machte ihm nämlich ein paar tiefe Einſchnitte in die Kehle, wodurch das Athmen unmöglich wurde.

Auf meine Bitte zog mein Retter dem Thiere die Haut ab, und trug ſie mir bis zur Höhle, wo mich meine Freunde glückwünſchend empfingen. Ich gab dem armen Hindu einen Gold-Mohur, welches in Bombay ungefähr 40 Franken ausmacht. Er war ſo erfreut über dieſe Großmuth, daß er ausrief, er wünſche nichts ſehnlicher als täglich einen Tiger mit zerſchmetterten Beinen anzutreffen, dem er nur den Gnadenſtoß zu geben brauche, um dann eine ſolche Belohnung dafür zu empfangen.

Nach dieſem Abenteuer ſchickten wir uns an, dieſe intereſſante Inſel zu verlaſſen. Es war noch früh, und die Sonne ſandte ihre glühendſten Strahlen der Erde zu; beſonders war die Hitze in den Thälern unerträglich. Da wir unſern Weg jedoch durch die Schatten der dicken Vegetation nahmen, ſo wurden wir ziemlich geſchützt. Meine Gefährten ſchoßen einiges Wildpret, ich aber hatte an meiner Jagd vom Morgen genug und konnte mich nicht ſo ſchnell von der ſtarken Gemüthsbewegung erholen, die ſie in mir erregte.

Wir blieben einen Tag in Tanna, woſelbſt uns einige europäiſche Offiziere ſehr freundlich aufgenommen hatten. Am andern Morgen kehrten wir nach Bombay zurück.

Da die Zeit der Stürme nahte, beſchloß ich die Inſel und was mit derſelben zunächſt zuſammenhing, alsbald zu durchforſchen. Allein ich hatte mich keiner beſondern Ausbeute zu erfreuen. Außer jenem Stadtviertel, welches an das Fort gränzt, und dieſem ſelbſt, findet der Reiſende nur wenige Gegenſtände, welche ſeine Aufmerkſamkeit erregten.

Die „ſchwarze Stadt“ iſt ſehr ausgedehnt und bevölkert; die Straßen ſind enge, die Häuſer niedrig, klein und ſchmutzig; ihr Anſehen erweckt den Gedanken, daß der größte Theil der Einwohner im tiefſten Elend lebt. Dieß iſt jedoch nicht der Fall; und ſelbſt Jene, deren Wohnungen von Allem entblößt erſcheinen, was die Bequemlichkeit erheiſcht, können zu den Reichen gezählt werden. Dieſe Monotonie, die der äußere Anblick der Stadt gewährt, wird hin und wieder durch einige europäiſche Gebäude unterbrochen, worunter man mehre portugieſiſche Kapellen und zwei Kirchen des armeniſchen Kultus bemerkt.

Das bedeutendſte Gebäude iſt das Gefängniß. Als ich es beſuchte, fand ich einen Mörder dort, welcher zum Tode verurtheilt war. Er ſah wild und finſter aus und war in eine enge Zelle geſperrt. Er aß ſeine Schüſſel Reis mit gutem Appetite, obgleich er am andern Morgen hingerichtet werden ſollte. Ich hütete mich wohl, ihn in ſeiner Mahlzeit zu ſtören, die er mit unglaublicher Schnelligkeit zu ſich nahm. Als er geendigt hatte, ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein und ſuchte ſeine Gedanken auf das traurige Loos hinzulenken, welches ihn im andern Leben erwartete; allein er war mürriſch, wie es ſchien, und wollte mir ſeine Empfindungen darüber nicht mittheilen. Endlich ſagte er mit einem verzerrten Lächeln: „Könnt Ihr mir ein Mittel ſagen, um meine Todesangſt zu mildern? Mein Kelch iſt voll, es bleibt mir nichts übrig, als ihn zu leeren.“

„— Ich bin freilich nicht im Stande, Euch das Schickſal, das Euch erwartet, angenehm zu machen, vielleicht aber gelänge es mir, einigen Troſt in Euer betrübtes Herz zu gießen.“

„— Unnütze Worte! Geſchwätz dienſtwilliger Narren! Welchen Troſt könnet Ihr denn einem Menſchen ſpenden, der ſich in ſo ſchlimmer Lage befindet, als ich? Meine Zeit iſt da; was hätte ich nun wohl Beſſeres zu thun als zu ſterben?“

„— Fühlt Ihr keine Reue über die gräßliche That, die Euch in dieſe Lage brachte?“

„— Welche Reue? Er verdiente den Tod, den er durch mich erhalten. Das Schickſal wollte, daß er ſo geſtorben iſt, und ich war nur das Werkzeug deſſelben. Ich bin nicht verdammenswerth. Was wäre noch mehr zu ſagen? Ich erfülle nunmehr die Bedingungen meiner ſterblichen Natur.“

Sein Glaube an Vorherbeſtimmung hatte ſo feſt in ſeinem Geiſt gewurzelt, daß ich ihn nicht davon abzubringen vermochte; mein Zuſprechen brachte ihn zuletzt auf. Ich überließ ihn daher ſich ſelbſt, und ich hörte den andern Tag, daß er ſein Schickſal völlig gleichgiltig ertragen habe und noch am Fuße des Galgens eine ungeheure Schüſſel Reis verzehrt habe, um, wie er ſcherzend bemerkte, ſich auf ſeine langen Reiſe gehörig vorzuſehen.

Mit dieſer thieriſchen Gleichgültigkeit ertragen die Hindu gewöhnlich die ihnen auferlegte Todesſtrafe. Obgleich ſie das Leben unmäßig lieben, und dem Tode, ſo lange ſie können, aus dem Wege gehen, ſo trotzen ſie ihm doch, wenn ſie ſehen, daß ihm nicht mehr auszuweichen iſt, als Folge ihrer Lehre von der Prädeſtination.

Nachdem ich den Mörder verlaſſen hatte, führte mich der Gefangenwärter zu einem jungen Offizier, der wegen Schulden ſaß. Es war noch nicht Mittag, allein man merkte gleich, daß der Gefangene bereits reichliche Libationen gemacht hatte.

Es war ein junger Menſch nicht älter als 22 Jahre. Sein Geſicht war ſtark geröthet, die Wangen aufgedunſen, das Auge mit Blut unterlaufen, die Haare unordentlich, und Alles an ihm beurkundete die Folgen einer Morgenſchlemmerei. Er nöthigte mich in ſein Zimmer, wo ſich zwei Stühle in ſchlechtem Zuſtande befanden, ein wankender Tiſch und ein kleines Feldbette. Auf dem Boden lagen verſchiedene Gegenſtände ſeiner Toilette; auf dem Tiſch ſah man ein Paar zerbrochene Gläſer, einige Cigarren, einen gemeinen Hukah ohne Mundſtück, kurz Alles, was ich ſah, beſtätigte mich in meiner vorgefaßten Meinung.

Der junge Epicuräer ſchien nicht zu ahnen, daß auf der Welt Etwas exiſtirte, was man Elend nennt. Er lachte unaufhörlich, er ſprach mit Geläufigkeit, und dennoch bemerkte man unter dieſen Aeußerungen der Luſtigkeit einen trüben Skeptizismus, der ſeine Jugend geknickt zu haben ſchien. Er ſagte mir, daß ſein Wahlſpruch heiße: „Das Leben ſey kurz und gut!“ und daß er ſich bereits fünfzehn mal geſchoſſen habe, ohne den unbedeutendſten Streifſchuß davon getragen zu haben, daß er alſo annehme, durch Pulver und Blei nicht zu ſterben.

„Ein Zauber beſchützt mein Leben,“ ſprach er und ſtürzte dabei einen ſtarken Schluck Arrack hinunter, den er nur wenig mit Waſſer verſetzt hatte.

Die Geſundheit dieſes Menſchen war bereits ſo ſehr untergraben, daß er einen Monat, nachdem ich ihn beſucht hatte, im Grabe lag.

Der merkwürdigſte Punkt auf der Inſel Bombay iſt die Spitze von Malabar, ein erhöhtes Vorgebirge, das man von weitem ſieht, und deſſen Gipfel geſpalten iſt. Dieſer Ort wird von den Pilgern für heilig gehalten, welche hierher kommen, um ihre Seele zu reinigen. Sobald ſie durch dieſen Spalt des Berges hindurch ſind, glauben ſie entſündigt zu ſeyn, und da die Oeffnung ſehr enge iſt, ſo iſt es dem fetten Schlemmer wahrlich nicht leicht ſich durchzudringen. Zur Zeit der Stürme iſt ohnehin dieſer Durchgang nicht ohne Gefahr.

Unweit von dieſem Orte befindet ſich ein ſchönes Dorf, welches faſt nur von Brahminen bewohnt wird, die ſich hier einem wollüſtigen Nichtsthun überlaſſen und dabei, durch die geſunde Luft, die hier herrſcht, begünſtigt, zu hohen Jahren kommen.

Noch gibt es auf der Inſel Bombay ein groſſes Dorf Namens Mazagong, das nur von Portugieſen bewohnt wird. Hier wachſen die herrlichſten Mango's. Man ſchätzt dieſe Früchte ſo ſehr, daß ſie weit und breit verſendet werden. Die Portugieſen haben es in der Cultur derſelben am weiteſten gebracht. Zur Zeit Schah-Jehans, wurden alle Mango's für die kaiſerliche Tafel in Delhi von hier geholt.

Mazagong enthält zwei katholiſche Kirchen, im einfachen aber ſchönen Geſchmacke erbaut; ferner eine bequeme Docke.

Mahim heißt eine Stadt auf der nördlichen Küſte, die von Eingebornen bewohnt wird. Die Portugieſen beſitzen hier ein katholiſches Prieſterſeminar. Die Stadt nebſt den umliegenden Dorfſchaften zählt beinahe ſechzig tauſend Seelen.

Da die Jahreszeit ſchon vorgerückt war, mietheten wir ein Haus am Ufer des Meeres, rollten unſere Zelte zuſammen und verbrachten hier in der Monotonie eines beſchaulichen Lebens die Zeit, während die Stürme dauerten.

Mexico.

I.

Der Guazacoalco.

Es war zu Anfange des Monats April im Jahre 1831, als wir bei Tagesanbruch vor der Mündung des Guazacoalco beilegten. Der Guazacoalco fließt öſtlich von Vera-Cruz und nimmt ſeinen Lauf von Süden nach Norden. Er entſpringt in der Nähe der kleinen Stadt Tehuantepec, die an den Ufern eines Sees erbaut iſt, der ſich in das ſtille Meer entleert. Nachdem er einen Raum von vierzig bis fünfzig Lieues durchlaufen hat, ergießt er ſich in den Meerbuſen von Mexico im Staate Vera-Cruz ungefähr ſechzig Lieues von der Stadt gleichen Namens. Die Schiffe von 2—300 Tonnen können leicht den Eingang in den Fluß gewinnen und funfzehn bis zwanzig Lieues von der Mündung gegen den Strom fahren, aber nicht darüber; einige Lieues weiter oben könnte man ſelbſt mit den Schaluppen und Böten nicht mehr durchdringen. Um den Fluß bis zur Quelle zu befahren, bedient man ſich der indiſchen Piroguen, die im Lande Canoas genannt werden. Die Mündung des Guazacoalco iſt eine Viertels-Lieue breit. Eine oder zwei Lieues landeinwärts verengt ſich ſein Bett, und in Minatitlan oder La Fabrica, einem vier oder fünf Lieues vom Meere entfernten Dorfe, hat er nur noch Steinwurfs-Breite. Das Waſſer des Fluſſes iſt hell und läuft fünf oder ſechs Monate außerordentlich langſam; aber da vom Juni oder ſogar von den letzten Tagen des Mai an die Regenzeit beginnt und vor Ende Octobers nicht mehr aufhört, ſo iſt er, ſechs Monate lang moraſtig, bedeckt die Ufer und nimmt einen reißenden Lauf. Ebbe und Fluth, die ſich vorher bis über Minatitlan erſtreckten, hören nun ganz auf, das Waſſer verliert ſeinen ſalzigen Geſchmack und wird bis zur Mündung trinkbar.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß ein Fluß, der ſechs Monate lang unaufhörlich in die umliegenden Gehölze und Gründe ausgetreten iſt, nach der Regenzeit keine Spur ſeiner Wuth und ſeiner Verheerungen zurückläßt. Es hat im Gegentheil Alles einen lachenden Anblick auf ſeinen Ufern, die nirgends jene Sand- und Steinhaufen, jene tiefen Aushöhlungen und ſo viele andere Merkmale zeigen, die an den Ufern der Flüſſe von Frankreich das

Unglück eines zu Grunde gerichteten Anbauers verkünden. Sie ſind beinahe auf dem Niveau des Waſſers mit immer grünen Bäumen bedeckt, die ſich gewaltig von den europäiſchen unterſcheiden, worunter ſich der Palmbaum, der Acajou und die Ceder auszeichnen. Nur zuweilen gewahrt man im Walde weite, von wenigen Bäumen begränzte Lichtungen, natürliche Wieſen, auf denen Tauſende von Ochſen und Pferden weiden.

Um die Barra des Fluſſes ſicher zu paſſiren, wandte der Kapitän ein Mittel an, welches ſeiner Sonderbarkeit wegen wohl der Erwähnung werth iſt. Er ſandte zuerſt das Boot aus, um den Lootſen vom Lande einzunehmen, da dieſer aber ſeit einigen Tagen todt war, brachte man uns ſeinen Gefährten und Freund, einen Mexicaner von 40—50 Jahren, der im Gefechte gegen die Spanier einen Arm verloren hatte. Dieſer Mann hatte ein ſehr ſchönes, obwohl dunkelbraunes Geſicht. Er war groß, wohl gewachſen, aber mehr als ſeine Geſtalt zog ſein Anzug die Aufmerkſamkeit der Paſſagiere auf ſich. Ein Taſchentuch war um den Kopf gewickelt, den überdieß ein Hut von Palmblättern mit ſeinen breiten Flügeln beſchattete; ein weißes Unterbeinkleid und ein weißes Hemde darüber; das war das Ganze. Keine Schuhe, keine Weſte, kein Wamms. Der Putz ſah ſo ſeltſam aus, daß Einige von uns in lautes Lachen ausbrachen. So kleiden ſich übrigens die meiſten Eingebornen von Mexico. Der Lootſe oder vielmehr der Mexicaner, der ſeine Stelle vertrat, hieß Salomo.

Unſer Kapitän ließ ſofort die Schaluppe mit einer Anzahl leerer Tonnen und Bleiſtücke beladen. Von Diſtanz zu Diſtanz bis jenſeits der Barra auf der ganzen Länge des Stromes ließ er alle Tonnen ausſetzen, an denen man je ein Bleiſtück befeſtigt hatte; und als der Weg, den das Schiff zu machen hatte, auf dieſe Weiſe nach den Rathſchlägen des einarmigen Salomo gleichſam ausgeſteckt war, gewann es den Eingang in den Fluß ohne Hinderniſſe und ging oberhalb des Sandhügels, auf dem das Fort erbaut iſt, vor Anker. Mehre Fahrzeuge, welche andere Pflanzer nach den Ufern des Guazacoalco bringen ſollten, waren nicht ſo glücklich geweſen als das unſere! Wir ſahen zwei Kiele auf den Sand der beiden Ufer geworfen. Damals kannten wir die Uebel noch nicht, welche den ſchiffbrüchigen Pflanzern bevorſtanden, unter denen auch wir leiden ſollten. Wir gefielen uns im Gegentheil darin, uns Täuſchungen hinzugeben, die bald in Rauch aufgehen ſollten; oder wir dachten vielmehr bloß daran, die Gegenwart zu genießen. Es iſt aber auch in der That ein wohlthuendes Gefühl, dieſes Land zu betrachten, welches kaum von der Civiliſation berührt worden iſt. Die Sandhügelchen mit ihren Kronen von unbekannten Bäumen, die unzähligen Waſſervögel mit den bunten Farben, welche die beiden Ufer bedecken und die Sonne verdunkeln; das blaue Waſſer des Fluſſes, zuweilen aufwallend von den Tauſenden von Fiſchen, die ſich in ſeinen Wellen bergen; die Bambushütten, aus denen das indiſche Dörfchen beſtand, in deſſen Nähe wir die Anker ausgeworfen hatten; die indiſchen, am Ufer angebundenen Piroguen; die zahlreichen Papageien, die auf den Gipfeln der Bäume ſich wiegend, ihr gellendes Geſchrei durch den Wald ertönen laſſen, die Amſeln, die, weit entfernt wie in Europa die Einſamkeit zu ſuchen, auf den Dächern der Hütten ſingen; Alles dieß vereint gibt dieſem Lande eine bezaubernde Anziehungskraft. Aber hier kommt der Commandant des Forts, ein kleiner Mann und ſo braun, daß man ihn für einen Mulatten halten ſollte; iſt er keiner, ſo iſt er wenigſtens ein Meſtize. Er hat eine eingedrückte Naſe, dicke Lippen und krauſe Haare. Sein Ueberrock von blauem Tuche und ſeine dicken ſilbernen Epauletts ſtehen in ſtarkem Widerſpruche mit den Lumpen ſeiner Soldaten, die gerade wie der einarmige Salomo gekleidet ſind. Er kommt mit dem Douanier an Bord.

Alle Welt begrüßt den mexicaniſchen Commandanten, der ſeiner Seits ebenfalls alle Welt begrüßt. Er erklärt dem Kapitän, um den Fluß bis Minatitlan hinaufzufahren, wo wir auszuſchiffen im Sinne hatten, müſſe die Genehmigung von Acayucan, der Hauptſtadt der Provinz und dem Aufenthaltsorte des Obercommandanten, eingeholt werden; er wolle zu dieſem Ende einen Expreſſen abſenden, der ſpäteſtens am zweiten Tage zurück ſeyn werde; er nehme es indeſſen auf ſich, uns die Erlaubniß zur Jagd auf den Ufern bis zur Rückkehr des Boten zu ertheilen.

Wie ſoll ich die Freude ausdrücken, die wir empfanden, als wir die Erde betraten, nach der wir mehr als ſechszig Tage geſeufzt hatten. Welches Entzücken! Welche Trunkenheit! Es gebricht mir an Worten, unſere Gefühle zu ſchildern. Wir ſchienen neu geboren, in ein neues Leben eingetreten, als wir das Land berührten. Auf den amerikaniſchen Boden verſetzt, wird der Europäer in der That auch wiedergeboren, denn hier iſt Alles neu für ihn, Erde, Menſchen, Thiere, Wachsthum; dieſes Alles iſt nicht wie in der alten Welt. Die Puppe, die ihr Gehäuſe durchbricht und zum erſten Male mit den durchſichtigen Flügeln die Luft ſchlägt, ſchwelgt in ihren Genüſſen mit minderer Wonne, als wir, da wir die Wände unſeres Schiffes verließen. Die Bewohner des Dörfchens empfangen uns auf das beſte in ihren Bambushütten. Wir verbrüdern uns mit dieſem halbgebildeten Volke. Alle Welt jagt, jeder will das bald erlöſchende Tageslicht benützen, um einen reichen Vorrath an Wildpret zu gewinnen. Tauſend Flintenſchüſſe ertönen von allen Seiten. Verderben den Papageien und anderen Vögeln, die, auf der Mexicaner friedliche Gewohnheiten bauend, ſich in der Nähe der Hütte angeſiedelt haben!

Während der drei Tage, die wir an der Mündung des Fluſſes zubrachten, beſchäftigten wir uns einzig und allein mit Jagen und Fiſchen; brachte die Jagd reiche Beute, ſo waren wir bei der Fiſcherei nicht minder glücklich. Man fing mit der Angel ſo viele Fiſche, als man wollte; und warf man das Netz an den von dem einarmigen Salomo angegebenen Stellen aus, ſo hatte man in weniger als einer Stunde Vorrath für einen ganzen Tag geſammelt. So köſtlich auch der Geſchmack der Fiſche im Allgemeinen war, ſo hatten wir doch zwei Tage, nachdem wir in den Fluß eingelaufen, ſo viele gegeſſen, daß wir Alle des Genuſſes überdrüſſig wurden.

Einige von uns beſuchten das Fort, welches das linke Ufer des Guazacoalco beherrſcht. Die Bewachung iſt funfzig mit Lumpen bedeckten Soldaten übertragen, die ungefähr wie der Einarmige gekleidet waren, der uns als Lootſe gedient hatte. Ein zerriſſenes Hemde, darunter ein Beinkleid, ein Hut von Palmblättern, eine alte Patrontaſche, eine ungeheuere Flinte mit Bajonett, das war die Equipirung der Soldaten vom Fort. Dieſe ſonderbare Garniſon iſt aber ganz der Feſtung würdig, deren Bewachung man ihr anvertraut hat. Man denke ſich ein langes Viereck von vier ziemlich dünnen Mauern, die ein Dach von Bambus und Palmblättern tragen. Man gelangt vom Meere her durch drei oder vier für Jedermann offene Pforten hinein. Am Fuße des Gebäudes, ebenfalls dem Meere gegenüber, ſind auf einer kleinen, mit Backſteinen belegten Esplanade acht bis zehn eiſerne Kanonen von ſtarkem Kaliber aufgeſtellt. Neben den Kanonen ſind, wie es ſich verſteht, Haufen von Kugeln aufgeſetzt. Ein Theil des Gebäudes zerfällt in Trümmer; links ſteht ein Thurm, von dem eine Fahne mit den Farben der Nation weht; am Fuße des Thurmes befinden ſich ebenfalls einige Stücke. Hölzerne Deckel ſchützen das Zündloch vor dem Ungeſtüm der Witterung. Ich hob den Deckel und ſah Pulver; ſie waren geladen.

So iſt die Vertheidigung der Mündung des Guazacoalco im Falle einer Invaſion funfzig ſchlecht bewaffneten, unbezahlten Soldaten, einigen elenden Kanonen, vier Mauern und einem Signalthurme überlaſſen.

Gott behüte die mexicaniſchen Staaten, daß man ſie nicht von dieſer Seite angreife, denn eine Corvette oder eine einzige Kriegsbrigg müßte augenblicklich einer ſo hinfälligen Garniſon und einer eben ſo hinfälligen Feſtung Herr werden.

Indeſſen bietet ſich von dieſem Sandhügel, den das Fort einnimmt, ein erhabenes Schauſpiel. Werfen Sie einen Blick auf die unermeßliche See, deren ſchäumende Wogen unaufhörlich ſich folgen und ſich zu Ihren Füßen brechen. Wie ſchön ſind die zwei blauen Vorhänge von Himmel und Wellen gebildet, die ſich da unten am Ende des Horizonts berühren und zuletzt nur Eines ausmachen. Aber welch' ſchreckliche Entfernung trennt Sie von Ihrem Vaterlande! Zwei tauſend fünf hundert Lieues! Iſt das nicht traurig. Fort, wenden Sie dem Meere den Rücken, entziehen Sie ſich den ſchwermüthigen Gedanken, betrachten Sie das Land. Sie ſuchen und ſind erſtaunt, keinen Berg zu finden, der den Horizont begränzend Ihren

Blicken einen Anhaltspunkt geben würde! Ueberall unermeßliche Ebenen, bedeckt mit noch viel unermeßlicheren Waldungen; und wären dieſe Ebenen vereinigt, ſtellten ſie nicht eine endloſe Reihe dem Raume nach ſo unbedeutender Vertiefungen und Erhöhungen dar, daß das Auge ſie kaum zu unterſcheiden vermag (was auf die Vermuthung führt, es ſeyen nur nach und nach vom Meere verurſachte Anſchwemmungen), ſo würden Erde und Meer, dieſes mit ſeinen bläulichen Wellen, jene mit ihren grünen Wäldern nur einen Gedanken erwecken, den der Unermeßlichkeit; in der Farbe läge der einzige Unterſchied.

Beſuchen wir jetzt die unterhalb des Fort erbaute Hütte des Commandanten. Ein Bambuszaun umſchließt ſie wie die andern. Vor der Hütte iſt ein Schoppen, und unter dem Schoppen hängt eine Hängematte in Maguey-Schnüren, in der ſich der Commandant einen großen Theil des Tages wiegt. Sehen Sie die Wache von mexicaniſchen Soldaten beziehen. Vergleichen Sie ihre Geſichtsbildung, ihre Kleidung, ihre Art, die Waffen zu tragen, mit der Equipirung und der Stattlichkeit des europäiſchen Soldaten. Vergleichen Sie dieſe aufkeimende Civiliſation mit ihrer Mutter, der Civiliſation in Europa, und ſagen Sie mir, wie viele Jahrhunderte ablaufen müſſen, bis die Tochter ſo groß iſt, als die Mutter? Sie wiſſen es nicht? Ich auch nicht. Geduld, das wird ohne Zweifel kommen. Die Civiliſation reift ſchnell in unſeren Zeiten, das zeigen die americaniſchen Staaten.

Die Indianer des Guazacoalco.

Ich liebe den Krieg nicht, ſelbſt nicht einmal den, welchen man gegen harmloſe Thiere führt. Das Puffen einer Flinte, das Andere ſo harmoniſch finden, mißfällt mir im höchſten Grade. Jeder hat ſeinen Geſchmack, aber wie ſoll man der Verſuchung widerſtehen, eine Jagd in dieſen ungeheuren, noch jungfräulichen Wäldern mitzumachen, deren Alter hinaufſteigt zu dem der jüngſt bekannt gewordenen Erde, welcher ſie entſproſſen ſind! Wie ſollte ich nicht jagen, da ich alle meine Reiſegefährten, von denen mehre nie in ihrem Leben ein Gewehr berührt hatten, zu Jägern werden, in das Gehölz laufen, und bald darauf, die Waidtaſche mit trefflichen Kaninchen, noch trefflicheren Faſanen und einer Unzahl in Europa unbekannter Vögel gefüllt, zurückkommen ſah? In ihrem blinden Eifer todten ſie Alles, was ſie finden. Sie richten ein fürchterliches Blutbad unter den herrlichen Papageien mit gelbem Kopfe und glänzend grünem Gefieder an, die man nur in Mexico trifft. Und ich ſchwöre, das bringt Alles keinen Vortheil; denn wir können ſie nicht eſſen, ſo hart und zähe ſind ſie. Nicht einmal den heiligen Vogel der Indianer, den Chat-pilote, oder ſchwarzen Geier ſchonen ſie, der ſich nie von den Dörfern entfernt, auf freundſchaftlichem Fuße mit den Hausthieren lebt, ſich von dem Unrathe nährt, deſſen Geruch der Geſundheit des Menſchen ſchädlich werden könnte, und ſo gleichſam unter dieſen ungeſunden climatiſchen Verhältniſſen ein Verwahrer der allgemeinen Wohlfahrt wird. Die Schändlichen ſchonen ſein Leben nicht! Aber bald bereuen ſie das; nicht etwa, weil ſie einen nützlichen Vogel umgebracht haben, ſondern weil er einen peſtilenzialiſchen Geruch ausdünſtet, der ſie zwingt, das Thier wegzuwerfen.

Seit wir in den Fluß eingelaufen waren, brachten wir den Tag auf dem Lande und die Nacht an Bord zu. Becard, der Mechaniker der Geſellſchaft, Deſſini und ich kamen miteinander überein, am andern Morgen bei Sonnenaufgang das Schiff zu verlaſſen und uns vor den Uebrigen an das Land zu begeben.

Schon um ſechs Uhr Morgens waren wir am linken Ufer an das Land geſtiegen. Wir ließen die Hütten des Dörfchens hinter uns und befanden uns bald in einem verworrenen Labyrinthe. Nach allen Richtungen kreuzen ſich im Walde unzählige ſchmale Fußpfade, wo kaum ein Pferd durchkommen kann; die einen führen zum Meere, die andern zu benachbarten Dörfern, dieſe zu den Milpas- oder Maispflanzungen, jene zu den Canals- oder Zuckerrohrpflanzungen. Um uns zu orientiren, merken wir uns Sonnenaufgang; dann folgen wir dem breiteſten Pfade, der indeſſen nicht minder krumm iſt, als die andern. Er läuft auf dem Sande fort und gleicht einer weißlichen Schlange, die ſich unaufhörlich verlängert und zurückwendet. Hohes Gras, verbrannt ſeit ſechs Monaten, da es der Regen nicht mehr befeuchtet, bedeckt die Ränder, biegt ſeine vom Nachtthau verſilberten Spitzen und glänzt in den Strahlen der Sonne.

Anfangs gehen wir alle drei mit einander, ohne uns zu trennen. Becard allein iſt mit einer guten Piſton-Flinte bewaffnet. Ich habe eine alte Steinflinte, die einzige, die wir uns verſchaffen konnten, da alle guten Gewehre in den Händen anderer Paſſagiere waren. Deſſini hatte ſich mit einem Jagdmeſſer bewaffnet, um uns beizuſtehen, wenn wir von Tiger und Schlangen angefallen werden ſollten. Zu unſerem Glücke ſind die Tiger und Schlangen von Mexico nicht ſo gefährlich, als man ſich einbildet.

Die tauſend Flintenſchüſſe, die man in den vorhergehenden Tagen abgefeuert, hatten das Wild in die Flucht gejagt, und das wenige, was in der Nähe des Dorfes übrig blieb, war ſo gut auf ſeiner Hut, daß man ihm nur mit großer Schwierigkeit beikommen konnte. Nur die Papageien flohen nicht, da ſie uns gewahrten. Wir hatten verabredet, uns von Zeit zu Zeit anzurufen, um uns vereinigen zu können, wenn es Noth thun ſollte. Becard vergaß die Verabredung in der Hitze der Jagd, wir hatten gut rufen, er antwortete nicht mehr. Deſſini allein blieb an meiner Seite. Der Pfad, den wir verfolgten, ſtieg mit Stauden bewachſene Sandhügel hinan und hinab. Dieſe Hügel ſind durch ſchmale Thäler von einander getrennt, in deren Mitte ſich ſchöne Gebüſche erheben. Je mehr man ſich von der See entfernt, deſto mehr breiten ſich dieſe Thäler aus, deſto zahlreicher werden die großen Bäume. Zuweilen verließen wir den Fußweg und drangen in das Dickicht ein. Wir vernahmen ein Geknister auf den trockenen Blättern, welche den Boden bedeckten. Anfangs erſchracken wir, weil wir glaubten, es ſeyen Schlangen, aber bald waren wir wieder beruhigt, als wir Erdkrabben ſahen, die bei unſerem Anblicke in ihre in den Sand gehöhlten Löcher zurückflohen.

Wir bemerkten auch mehre auf dem Graſe ausgebreitete Schlangenhäute von verſchiedener Größe. Es war zehn Uhr, und ich hatte noch nicht einmal geſchoſſen. Die Hitze wurde unerträglich, ich ſchlug Deſſini vor, uns im Schatten ſchlafen zu legen. Wir wollten eben einen Baum mit ausgebreiteten Aeſten ſuchen, um bequem darunter ruhen zu können, als wir plötzlich hinter uns gehen hörten. Es ſind zwei mexikaniſche Frauen, zwei Creolinnen, die uns auf dem Wege folgen; die eine hat die Pfeife im Munde, die andere raucht eine Cigarre; ſie laufen mit nackten Füßen auf dem brennenden Sande und tragen auf dem Kopfe ein Gefäß aus rother Erde von ſphäriſcher Form, Cantaro genannt. Ihr Wuchs iſt aufgeſchoſſen. Trotz ihres ſchwarzbraunen Teints ſehen ſie nicht übel aus mit ihren großen dunkeln Augen, ihren ſchwarzen Haaren, ihrem Batiſt-Mieder, das ihnen den Buſen beinahe ganz unbedeckt läßt, und mit den ſpitzenbeſetzten Aermeln am Leibchen, die ſo kurz ſind, daß der ganze Arm von den Schultern an entblößt bleibt, und mit ihren langen groß-carrirten Cattunröcken, die etwas über den Hüften befeſtigt bis auf ihre Füße herabfallen. Während ſie vorüberkamen, gehen ſie langſamer und grüßen uns: „Bueno dias, senor.“ Dann laufen ſie ſo leicht vorwärts, als glitten ſie nur über den Sand hin. Jetzt ſtehen ſie ſtill und wenden ſich, um zu ſehen, ob wir ihnen nachſchauen. Dieſe Coquetterie! Großer Gott, wo ſoll man am Ende Frauen finden, die davon frei ſind?

Die Bäume entziehen ſie bald unſern Blicken. Zu unſerer Linken ſehen wir einen Fußſteig, der vom Wege abführend in den dichten Wald eindringt. Hohe Bäume verſchränken ihre Zweige und wölben ſich in grünen Bogen, durch welche die Strahlen der Sonne nicht durchzubrechen vermögen. Lianen erſticken und verflechten bald die Aeſte und bedecken die Stämme wie mit einem Netze; bald ſchlingen ſie ſich nur nachläſſig um die Bäume und bilden tauſend Feſtons über unſern Häuptern. Die Gummibäume, die Ceder, der Breiapfelbaum, der Lorbeer und der Mahagony ſtehen dicht geſchaart, und alle beherrſchend bildet der Palmbaum die Kuppel zu dieſem Tempel der Natur. Man athmet eine friſche, von ſüßen, den Tropenpflanzen entſteigenden Düften geſchwängerte Luft ein. Dieſer einſame geheimnißvolle Weg iſt nur drei oder vier Fuß breit; er bildet tauſend Conturen, tauſend Krümmungen. Jeden Augenblick glauben wir, er endige, und ſtets beginnen ſeine Krümmungen aufs Neue.

Sapajous*) wiegen ſich nun auf den Baumzweigen; eine Menge Vögel von jeder Größe, vom glänzendſten Farbenſpiele, ſingen, fliegen da und dort hin und beleben dieſe herrliche Einſamkeit. Der Papagei mit gelbem Kopfe läßt ſich mit ſeiner ſchreienden Stimme vernehmen. Der unbewegliche, ſtillſchweigende Pfefferfraß ſcheint ſeinen Kopf in dem dicken Schnabel zu verbergen. Die Turteltaube girrt nicht wie in Europa, ſondern ſie ſeufzt ſanft, wie ein liebendes Weib; der Mückenvogel ſtößt ein kurzes Geſchrei aus, kommt und geht und ſchwingt ſich unaufhörlich, aber das Auge vermag ſeinen reißend ſchnellen Bewegungen nicht zu folgen. Gott verhüte, daß wir ſo grauſam wären, Unruhe und Verheerung unter dieſen allerliebſten Gäſten zu verbreiten. Ich bin kein Jäger, ich will nur einen Augenblick ihren Frieden, ihr Glück theilen. Zum Beweiſe meiner friedlichen Geſinnung nehme ich die Ladung aus meinem Gewehre, werfe es auf die Schulter, und in der Stille wandern wir weiter. Sie ſehen wohl, daß wir nicht gekommen ſind, um ihnen den Krieg zu erklären, und ſo fahren ſie fort zu ſingen und ſich zu beluſtigen.

Endlich hören die Krümmungen auf; der Fußpfad zieht in gerader Linie fort und ſchließt bei einer kleinen Esplanade, welche von ſchönen Breiapfelbäumen umgeben iſt, die mit ihren breiten Blättern eine in der Mitte ausgegrabene, kreisförmige Fontaine beſchatten; wir ſchreiten immer vorwärts, aber plötzlich zeigt ſich uns eine beinahe nackte, aufrecht an einen Baum gelehnte Indianerin. Ueberraſcht von dieſem Anblicke bleibe ich ſtehen und betrachte das Mädchen. Sie ſcheint nicht über ſechzehn Jahre zu zählen. Ihre ganze Kleidung beſteht aus einer, unter der Bruſt geknüpften Schürze, die bis über ihr halbes Bein herabfällt. Der ganze übrige Körper iſt nackt. Sie hat ſehr ſchöne Augen, und in ihrer Geſichtsbildung, obgleich die Züge nicht geregelt ſind, liegt ein äußerſt angenehmer Ausdruck. Ein Collier aus Glas hängt über ihren Buſen herab, der als Modell dienen könnte; die ſchwarzen Haare in zwei Flechten abgetheilt vereinigen ſich in Form einer Krone über der Stirne. Sie iſt ſchön, dieſe Tochter des Waldes, dieſe Eingeborene von Mexico, nur mit dem Zierrath der Natur geſchmückt, die von künſtlichem Schmucke nicht erſetzt werden könnte! Tauſend Gedanken bewegen und beunruhigen meine Seele; ich nähere mich, und die Indianerin, weit entfernt, ſich ihrer Nacktheit zu ſchämen, ſchaut mich im Gegentheile mit feſtem Blicke an. Mein Herz ſchlägt, das Blut wallt in meinen Adern. . .

Ich will mit ihr ſprechen... Aber wie das anfangen? Ich kenne die ſpaniſche Sprache nicht. Deſſini, Sie, der ſie ein wenig ſprechen, Sie ſtehen mir bei, wenn ich in Verlegenheit komme, nicht wahr?

„Ja wohl, mein Herr, ſeyen Sie ruhig.“

Nun laßt ſehen, ob ich mich der paar Worte erinnere, die ich auf der Ueberfahrt gelernt habe. Ich muß ſie zuerſt grüßen und ihr meine Flaſche bieten.

---

*) Eine Art ſehr kleiner Affen.

„— Bueno dias, amoreta, quiere usted biber un poco de vino?“ (Guten Morgen, Mademoiſelle, wollen Sie ein wenig Wein trinken?)

„— Si, senor.“ (Ja, mein Herr.)

Aber während ich ihr meine Flaſche reiche, fährt ſie fort:

„Spera un poco, senor.“ (Warten Sie einen Augenblick, mein Herr.)

Und ſie ergreift eine kleine Kürbißflaſche, Xicara genannt, von der Erde, und reicht ſie mir lächelnd. Ach, das iſt zu viel! Armes Mädchen, ſo rein als das klare Quellwaſſer. Meine Augen erglänzen von einem Feuer, das du nicht kennſt. Mein ſeltſames Lächeln erregt ein Lachen von deiner Seite!

Aber nachdem ſie kaum das Getränk gekoſtet hatte, geht die Indianerin einige Schritte vorwärts und bietet die Xicara einem alten, mit einem langen Rocke bekleideten Weibe, die wir zuvor nicht bemerkt hatten, weil ſie der Baum, an deſſen Fuß ſie ſaß, vor unſern Augen verbarg; es war ihre Mutter. Dieſe unerwartete Erſcheinung traf mich wie ein Blitzſtrahl. Ich warf ihr anfangs einen verächtlichen Blick zu, zeigte mich aber dann höflicher gegen ſie, als gegen die Tochter, das war ich ihr ſchuldig.

Wir richteten mehre Fragen an ſie, auf welche ſie zu unſerem Erſtaunen richtig antworteten. Sie waren zum Waſchen an die Quelle gekommen; zu ihren Füßen lagen Linnenzeug, ein Stück Seife, einige Kürbißflaſchen; und eine runde, aus einem Stück Cedernholz geformte Kufe, Batel genannt. In dieſen Batels waſchen die Indianerinnen oder Creolinnen ihr Linnenzeug.

Wir tranken an der Quelle aus der Xicara, und nachdem wir die Indianerin und ihre Mutter gegrüßt hatten, die unſern Gruß mit Anmuth und Würde erwiderten, ſchlugen wir den Weg wieder nach dem Dorfe ein. Ich theilte das Abenteuer mehren von meinen Gefährten mit; Alle wollten die bezauberte Quelle ſehen. Den zweiten Tag gedachte ich ſie zum letzten Male zu beſuchen, ehe wir den Fluß hinauffuhren. Mein Gott! die Jäger waren bis zu dieſem köſtlichen Orte gedrungen, meine Gäſte hatten die Flucht ergriffen. Keine Vögel, keine Indianerin mehr zu ſehen; der Zauber war verſchwunden.

Der philoſophiſche Pflanzer.

Dem von mir angeführten indiſchen Dorfe gegenüber, auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes zeigten ſich halbverborgen unter Buſchwerk und Bäumen zwei Schoppen, deren Dach, wie das der Hütten im Dorfe aus Palmblättern beſtand. Anfangs glaubten wir, es ſey die Wohnung eines Mexicaners, und Niemand war begierig, ſie zu beſuchen. Aber einige Arbeiter, die über den Fluß geſetzt hatten, um am andern Ufer zu jagen, kamen in ihre Nähe und waren nicht wenig erſtaunt, als ſie ſtatt Mexicanern zwei Franzoſen, Mann und Frau, beide krank und auf dem Boden liegend trafen. Nach ihrer Rückkehr erzählten ſie, was ſie geſehen hatten; und mehre Paſſagiere, bei dieſer Kunde von Mitleid ergriffen, beſchloſſen über den Fluß zu fahren, um den Unglücklichen beizuſtehen. Herr Dupré, der Schiffsarzt, und ich beſtiegen das Boot mit etwas Mundvorrath verſehen und ließen uns nach der Wohnung unſerer unglücklichen Landsleute führen. Die erſten Gegenſtände, die wir am Ufer bemerkten, waren ungeheure Baumſtämme mit der Wurzel im Waſſer über den Sand ausgeſtreckt. Nachdem wir ſie paſſirt, ſchlugen wir einen ſandigen Weg gegen die Wohnung des Herrn Sombret ein. So hieß der Franzoſe, der hier ſeinen Aufenthalt gewählt hatte. Er lag blaß und mager auf einer Matratze am Boden; ein grauer Schnurrbart beſchattete die Lippen; ſeine Augen flammten. Eine furchtbare Wunde am Beine nöthigte ihn das Bett zu hüten. Seine Frau lag einige Schritte von ihm, unter einem andern Schoppen mit unvollendetem Dache, vielleicht noch bläſſer und abgemagerter als er, und wohl noch leidender.

Mein Gott, welcher Contraſt zwiſchen dieſem unglücklichen Paare und der Natur umher. Zu ihrer Seite, rings um ſie, vollſaftige Bäume, mit grünen Blättern, die ſie nie abwerfen; Vögel mit glänzendem Gefieder, voll Leben und Thätigkeit, da und dorthin flatternd, und lieblich ſingend. Die Menſchen allein, gebeugt unter dem Gewichte des Schmerzes, vom Gefühle gepeinigt, ihr kämpfendes Leben täglich vom Tode ſich ſtreitig gemacht zu ſehen. Eine gräßliche Lage!

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen beeilt ſich Herr Dupré die Wunde des Herrn Sombret zu verbinden. Dann unterſucht er deſſen Frau und faßt ihre Hand, um den Puls zu fühlen. Sterbend öffnet ſie ein Auge und antwortet mit ſchwacher Stimme in unterbrochenen Sätzen auf die Fragen des Arztes.

„Sie befinden ſich in einer ſehr traurigen Lage,“ ſpricht Herr Dupré zu Herrn Sombret; „alle Beide krank, und außer Stande, ſich gegenſeitig Hülfe zu leiſten. Mein Herr, Ihre Frau iſt bedenklich krank, und Ihre Wunde kann gefährlich werden. Aber ich nehme es auf mich, Sie Beide zu heilen. Folgen Sie uns nach Minatitlan. Wir bringen Sie auf das Schiff, und in kurzer Zeit ſind ſie wieder hergeſtellt. Einſtweilen nehmen Sie hier Wein, Zwieback und geſalzenes Fleiſch. Wir können Ihnen nichts Anderes geben.“

„Ich danke Ihnen, meine Herren, für ihr gütiges Anerbieten,“ erwiderte Herr Sombret mit hohlem Tone. „Dieſe räuberiſchen Mexicaner“ fuhr er fort, indem er ſeine magere Hand dabei ausſtreckte, „ſind nicht gekommen, unſere Schoppen zu vollenden; meine Frau iſt den ſchlimmen Einflüſſen der Luft ausgeſetzt, und meine Effecten liegen unter freiem Himmel. Aber der Schlechteſte von Allen iſt der Commandant des Forts. Wir waren übereingekommen, daß er mir zwei Männer ſchicken ſollte, um mir zwei Hütten zu bauen; ſie haben nur drei oder vier Tage gearbeitet und ſind nicht wiedergekehrt. Sie ſollten mich mit Waſſer verſehen und haben mir drei oder vier Tage keines gebracht. Oh! die ſchändlichen Räuber, ſie wollen mich ſterben laſſen, um ſich der wenigen Effecten zu bemächtigen, die ich beſitze. Nicht genug! Ein junger Menſch, den ich ſehr liebte, mit dem ich mich zu Pflanzungen in dieſer Gegend verbunden hatte, hat mich kürzlich verlaſſen. Er kannte die Landesſprache, und ich kenne ſie nicht. Wohl denn! Trotz dem glaube ich hier eben ſo gut, als anderswo zu meinem Ziele zu gelangen. Ich wiederhole Ihnen meinen Dank für ihr freundliches Anerbieten; aber ich glaube Ihnen nicht nach Minatitlan folgen zu müſſen. Die Lebensmittel, welche Sie gebracht haben, nehme ich unter der Bedingung an, daß ich ſie Ihnen bezahle. Wollen Sie mir den Preis nennen.“

„Aber, mein Herr, wir verkaufen ſie nicht, wir ſchenken ſie Ihnen,“ riefen wir beide.

„In dieſem Falle will ich ſie nicht.“

Nach einer langen Verhandlung, um ihn zu bewegen, unſere Lebensmittel unentgeltlich anzunehmen, fuhr er fort: „Meine Herren, Sie ſind Mitglieder einer zahlreichen Geſellſchaft, Sie beabſichtigen ſtets vereinigt zu bleiben, nicht ſo? Noch einige Tage, und Sie werden das Bedürfniß fühlen, ſich zu trennen. Sind Sie in Minatitlan angelangt, ſo werden die Einen paradiren, die Andern handeln und die Dritten ſpeculiren wollen. Beſteht auch Ihre Geſellſchaft jetzt noch trotz der Verſchiedenheit der Anſichten eines Jeden, ſo wird ſie ſich doch bald durch die Nothwendigkeit zur Auflöſung veranlaßt finden. Sie ſehen meinen Zuſtand, den meiner Frau, das wird auch der Ihrige ſeyn. Machen Sie ſich keine Täuſchungen, Niemand kann ihm entgehen. Schüttelt Sie das Fieber auf ärmlichem Lager, wie dieſe Unglückliche (dabei deutete er mit dem

Finger auf ſeine Frau, welche die Augen geſchloſſen hatte und todt ſchien, und preßt Ihnen die Qual einer abſcheulichen Wunde, wie mir, Schmerzenslaute aus, wird Ihnen dann die Erhaltung ihrer Perſon nicht mehr am Herzen liegen, als das materielle Intereſſe einer Geſellſchaft? Glauben Sie mir, das Unglück macht egoiſtiſch, und die Empfindung eines herben Schmerzes erſtickt jede andere Regung.“

„Es wäre ſonderbar,“ murmelte ich leiſe, „wenn dieſer Mann zum Propheten würde.“

„Ich möchte Ihnen gern nützliche Rathſchläge geben,“ fuhr Herr Sombret fort; „aber ich bin zu kurze Zeit im Lande. Es ſind noch keine drei Monate, daß mich die Brigg der Petit-Eugene hier ausgeſchifft hat. Wir waren von Havre fünfzehn Tage nach dem Dreimaſter La Diane abgeſegelt und mit dieſem Schiffe zugleich in den Guazocoalco eingelaufen. Ich ſage Ihnen nur, trauen Sie den Franzoſen nicht, welche Minatitlan und die Umgegend bewohnen; es ſind elende Ueberreſte früherer Expeditionen, welche der neuangekommenen Pflanzer Leichtgläubigkeit ausbeuten.“

Als Herr Sombret ſeine Rede geſchloſſen, kniff er die Lippen zuſammen, als hätte er ſelbſt dieſe Erfahrung gemacht.

Wir waren im höchſten Maaße erſtaunt, da wir dieſen Mann ſo ſprechen hörten, und ſtanden vor ihm, ohne uns eines ſeiner Worte entgehen zu laſſen.

Indeſſen ſetzte er ſich, und nachdem er ſeinen grauen Schnurrbart aufgerichtet und geſtreichelt hatte, beugte er ſich über ſein Bett, um zahlloſe Ameiſen wegzufegen, die ſein Lager überſchwemmt hatten.

„Dieſe verdammten Inſecten,“ fing er wieder an, „ſtechen uns wie die Weſpen. Sie begnügen ſich nicht, meine Vorräthe aufzufreſſen, ſie wollen auch an mich. Haben Sie nicht ſchon den Tod unſeres kleinen Kindes veranlaßt? Erlaubt mir der Schmerz meiner Wunde, ein wenig zu ſchlummern, ſo wecken mich ihre brennenden Stiche ſogleich wieder auf.“

Er ſprach dann von Caimans, die er, wie er ſagte, jede Nacht ſchreien hörte. Er machte uns auf ſein Gärtchen aufmerkſam, wo er verſchiedene europäiſche Gemüſe ausgeſäet hatte. Ehe wir ihn verließen, forderten wir ihn noch einmal auf, mit uns nach Minatitlan zu kommen; aber er blieb wie feſtgenagelt an ſeinen Entſchluß.

„Iſt es nicht um Ihretwillen,“ ſprach Herr Dupré, „ſo ſey es wegen Ihrer Frau.“

„Bah! Meine Frau! Meine Frau!“

„Kommen ſie nicht mit, ſo werden Sie beide ſterben.“

„Nun wohl! Wir ſterben!“ antwortete Herr Sombret mit kaltem Tone.

Ohne Bedauern überließen wir dieſen ſeltſamen Philoſophen ſeinem Geſchicke. Ein Stoicismus, der nicht nur bis zur Verachtung ſeiner eigenen Schmerzen, ſondern ſogar der einer Gattin geht, empörte uns gegen dieſen Menſchen.

„Was ſagen Sie dazu,“ ſprach Herr Dupré, während wir auf dem Boote nach unſerem Schiffe ruderten, „was ſagen Sie dazu? Wir wollen ihn mit uns nach Minatitlan nehmen, und er zieht es vor, in dieſer Einſamkeit der Gnade der Mexicaner anheimgeſtellt zu ſeyn, die ihn im Stiche laſſen. Ich nehme es auf mich, ihn zu heilen, wenn er mit uns kommen wollte, aber er will nicht. Hat man je ein Original dieſer Art geſehen? Ich beklage nur ſeine Frau, und dieſe iſt wahrlich zu beklagen. Die Arme! Die Halsſtarrigkeit dieſes Menſchen überliefert ſie dem Tode.“ Auch ich bemitleidete ſie wie Herr Dupré. „Ach! ſie iſt in der That ſehr bedauernswerth,“ ſprach ich, „wie bleich und abgezehrt ſieht ſie aus. Und doch iſt ſie noch jung und ſchön. Vor ihrer Krankheit muß ſie hübſch geweſen ſeyn. Ihr Mann dagegen hat das Ausſehen eines alten Murrkopfs. Haben ſie unter ſeinen Effecten die lange Bücherkiſte geſehen? Dieſer Mann iſt unterrichtet, ſpricht gut. Gott verhüte, daß ſich ſeine prophetiſchen Worte je verwirklichen!“

Unter dieſem Geplauder gelangten wir zum Schiffe. Die erwartete Erlaubniß war von Acayucan eingetroffen. Wir verabſchiedeten uns vom Commandanten des Fort, von dem einarmigen Salome und benützten am andern Morgen bei Sonnenaufgang die ſteigende Fluth, um nach Minatitlan abzuſegeln. Später vernahm ich, die unglückliche Frau des Herrn Sombret ſey bald darauf geſtorben; er aber habe das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, ſie zu überleben. Man fügte bei, das arme Weib ſey nicht ſeine rechtmäßige Gattin geweſen.

Der Rancho.

Erſt am zweiten Tage, nachdem wir ſeither das Schiff mit großer Anſtrengung fortgeſchafft hatten, ſchwellte ein friſcher Wind die Segel der Brigg, und ſie ſchwebte wie eine Schwalbe über den Fluß hin, mit dem Kiele das ſchäumende Waſſer durchfurchend. Die Fluth war im Abnehmen begriffen, und doch fuhren wir mit reißender Schnelligkeit ſtromaufwärts. Ich hatte mich auf die Bramſtange geſetzt, um eine weitere Ausſicht über die ſchönen jungfräulichen Wälder an den Ufern des Guazacualco zu genießen, und warf meine Blicke im Vorüberfahren auf ein Dorf, welches am linken Ufer des Fluſſes nahe an der Mündung des Uſpanapa, eines großen in den Guazacualco ſich ergießenden Stromes, lag. Es waren nur wenige meiſtens verlaſſene und halb hinter dem Graſe verſteckte Hütten. Wer ſollte glauben, daß dieſe indiſche Hütten ſchöne Erinnerungen bergen? Wer ſollte vermuthen, das ſey Spiritu-Santo, eine der erſten Städte, welche die Spanier in Mexico bauten? Sie wurde einige Jahre nach der Eroberung von Mexico 1524 von Sandoval, einem Offiziere des Ferdinand Cortez, gegründet. Nichts deutet darauf hin, dieſer indiſche Flecken ſey ſonſt eine ſpaniſche Stadt geweſen; nichts, ſelbſt nicht einmal Ruinen bezeichnen, hier habe etwas geſtanden, was nicht mehr ſteht. Nur der Name iſt noch vorhanden. Was ſage ich, ſelbſt der Name iſt geändert worden. Es ſcheint, in Mexico herrſcht wie in Frankreich die Manie, die Namen der Städte ohne Rückſicht auf Traditionen und hiſtoriſche Erinnerungen zu ändern. Sandovals Stadt heißt jetzt, ſo viel ich weiß, Baragantitlan, welches Wort zuſammengeſetzt iſt von dem Namen irgend eines mexicaniſchen Generals, und Titlan, womit man in der Sprache der Azteken-Indianer Stadt bezeichnet.

Es werden die Werke der Civiliſation durch die Hand der Zeit zertrümmert und vernichtet, während die Hütte des Naturmenſchen noch fortbeſteht. Die Schöpfungen des civiliſirten Menſchen gehen oft mit ihm unter; die Natur allein lebt fort.

Auf dem linken Ufer breitete ſich eine weite mit Buſchwerk begränzte Savane aus, in deren Mitte Ochſen und Pferde weideten.

Indeſſen neigte ſich die Sonne nach dem äußerſten Ende des Horizonts und war im Begriffe zu verſchwinden. Bald auch verbarg ſie ſich unter den grünen Guirlanden an fernem Waldesſaume und ſandte nur noch theilweiſe ihre ſchwachen gebrochenen Strahlen zu uns.

Der Kapitän war entſchloſſen, nicht weiter zu gehen, ließ die Segel einziehen und am Ufer zwei Anker werfen, um das Schiff anzubinden. Ich ſtieg auf das ſchnellſte vom Bord herab, und begab mich mit meinen Reiſegefährten an das Land, ungeduldig den Raſen der Savane zu betreten, die Schönheit der Landſchaft und die Friſche der Abenddämmerung nach der brennenden Hitze des Tages zu genießen. Die Einen laufen, hüpfen, machen tauſend Luftſprünge auf dem unermeßlichen Wiesgrunde; die Andern treiben das Wild auf und verwenden die Augenblicke zur Jagd, die der halberloſchene Tag noch zu ihrer Verfügung ſtellt. Von allen Seiten erſchallen Schüſſe. Bald tritt die Nacht ein. Es entzieht ſich uns der Anblick der Heerden, die in der Ferne vorüberwanderten; ſie verſchwinden nach und nach wie phantaſtiſche Schatten, und das Gehölz, das die Savane am äußerſten Horizonte mit grünem Bande umfaßt, gleicht einem unregelmäßigen, ſchwärzlichen Walde.

Aber am kryſtallenen Himmel ſteigt der Mond weiß und rein auf und zerſtreut die Finſterniß der Nacht. Wir ſpeiſen beinahe alle am Lande. Die Meiſten wollen hier ſchlafen. Jeder bereitet ſein Bett. Bocard, der Mechaniker der Geſellſchaft, und ich, wir breiten unſere Matratzen ſo nebeneinander aus, daß eine Decke für beide dient. Aber kaum haben wir uns niedergelegt, als eine Unzahl Muskiten uns anfällt. Ihr Geſumme und ihr Stechen laſſen uns kein Auge ſchließen. Wir erheben uns endlich, denn es iſt nicht auszuhalten; wir ſpazieren längs dem Ufer hin, da wir nichts Beſſeres thun können, um ſie zu verſcheuchen.

Wir folgten einem Fußpfade und hatten uns bereits weit genug vom Schiffe entfernt, um es nicht mehr ſehen zu können, als wir in der Ferne hinter einer vor uns liegenden Baumgruppe bellen hörten. Wir ſchritten auf dem Fußſteige fort, der uns in dieſer Richtung führte, und ſtießen auf mehre Arbeiter, die ohne Zweifel von ähnlicher Neugierde getrieben, denſelben Weg verfolgten. Das Bellen verdoppelte ſich, und wir gelangten Alle, fünf oder ſechs an der Zahl, zu großen Bäumen, die eine lange gekrümmte Allee bildeten, durch deren tiefes Dunkel der Mond nicht zu dringen vermochte.

Alles ſtand ſtille. Man blickt ſich an, und Niemand wagt es vorwärts zu gehen. Plötzlich hören wir es auf dem Graſe raſſeln, das wir mit unſern Füßen zertreten, eine Schlange gleitet an uns vorüber und verbirgt ſich in der Nähe. Nun wichen wir Alle wenigſtens auf acht Schritte zurück. Als wir uns nach und nach von unſerem Schrecken erholt hatten, und die Hunde immer noch am Ende der düſtern Allee fortbellten, rückten wir wieder mit einander vor. Plötzlich lichtete ſich das Gehölze, und des Mondes blaſſes Licht zeigte uns einen Rancho. Mit freudigem Lachen begrüßen wir den indiſchen Pachthof. Drei kleine mit Palmblättern bedeckte Schoppen, von denen ein einziger durch einen leichten, mit rothem Thone bekleideten Bambusverſchlage geſchützt iſt, bilden den Hof. Einige Kühe mit ihren Kälbern drängen ſich nebenan innerhalb einer Paliſſade.

In einem der Schoppen, der zur Küche beſtimmt iſt, raucht noch ein ſchlecht gelöſchtes Feuer auf der Erde. Der zweite dient dem dritten als Vorhalle, und dieſer iſt die eigentliche Hütte. Im Vorhauſe hängt eine Matte aus getrockneter Pita. Die Pita iſt eine Art Agave, von der die Indier einen Hanf ziehen, ſo ſchön und glänzend, wie Seide. Ein junger Mann von kupferiger Geſichtsfarbe wiegt ſich in der Hängematte; ein junges Weib, kupferfarbig wie er, mit geregelten Zügen und langen Haaren, die in getheilten Flechten über den Rücken fallen, in einfachem Leibchen und weißem Rocke, gebietet den Hunden Stillſchweigen, deren Gebell uns betäubt. Man hätte ſie für Diana, die Jägerin, halten mögen. Sie nähert ſich uns, ein Lächeln umſpielt ihre Lippen, und der anmuthigſte Empfang wird uns zu Theil. Sie ſtellt uns dann ihrem Gatten vor, der ſeine Hängmatte verläßt und uns eben ſo gut aufnimmt. Leider verſtehen wir ihre meiſten Worte nicht, und ſelbſt die Geberden können wir nicht ganz begreifen. Da ich der Unterrichtetſte von der Truppe bin, weil ich einige ſpaniſche Worte auf der Ueberfahrt gelernt habe, richten ſich meine Gefährten an mich, um ihre Gedanken auszudrücken, und die zwei Indianer, um die ihrigen zu erklären. Unglücklicher Weiſe gerathe ich bei meiner peinlichen Dolmetſcherrolle mehr als hundertmal in die Brüche, und muß den Einen antworten: no intentio, und den Andern: je n'entends pas.

Indeſſen machten uns die zwei Indier mehr durch Zeichen als durch Worte auf ihr Wirthſchaftsgeräthe aufmerkſam, und erklärten uns die Anwendung jedes einzelnen Stückes. Dieſe Gefäße von ſphäriſcher Form, welche unter dem Küchenſchoppen aufgereiht ſtehen, ſind los cantaros. Sie erhalten das Waſſer ſehr friſch. Das hier ſind Xicaros. So nennt man kleine Kürbißflaſchen, deren man ſich zum Trinken bedient. Mit den größeren da ſchöpft man Waſſer, um in dem Batel zu waſchen. Der Batel iſt die kreisförmige Kufe aus einem Stücke, welche an einer Stütze des Schoppens ſteht. Dieſer vulkaniſche viereckige Stein mit glatter, ſchiefer Oberfläche iſt zur Tortilla beſtimmt*). Man zerdrückt den Mais mit dem andern Stein, der die Geſtalt eines Armes hat und darum el Braſo genannt wird. Die Tortilla iſt der Maiskuchen, der den Indianern als Brod dient. Treten wir in die Wohnhütte ein, und unterſuchen ihren Inhalt. Mein Gott wie eng iſt ſie! Der Petate iſt auf der Erde abgerollt. So nennt man die Matte, auf der das indiſche Paar ſchläft. Sie iſt aus den Faſern der Petiolen des Palmbaums bereitet. Und dieſer ſchwarze ſpitzige Stock, der in einer Ecke der Hütte ſteht, zu was dient er? Um den Mais einzuſäen. Er iſt ſehr ſchwer und gewichtig. Ah! das iſt Eiſenholz. Und dieſer Säbel, der einem Yataghan der Araber gleicht, dieſer Säbel ohne Scheide, deſſen ebenholzener Griff mit ſilbernen Nägeln verziert iſt, wie nennt man ihn? Das iſt die Mancheta. Mit der Mancheta ſchneidet der Indianer enorme Baumſtämme ab; er behaut ſie vierkantig, höhlt ſie aus, ſchabt ſie und macht Piroquen daraus. Sie dient ihm als Meſſer, als Scheere, ſelbſt als Nadel, wenn es Noth thut. Es iſt eine furchtbare Vertheidigungs- und Angriffswaffe in den Händen der Eingeborenen von Mexico; alle bedienen ſich derſelben mit außerordentlicher Geſchicklichkeit. Mit der Mancheta bewaffnet, dringen ſie tief in die Waldungen, die am meiſten von wilden Thieren bewohnt ſind, und bieten der Schlange und dem Tiger Trotz. Verlaſſen ſie ihre Hütten, ſo tragen ſie dieſelbe ſtets an einem um die Hüften befeſtigten Riemen. Selbſt ihre Kinder ſind damit bewaffnet. — Dieſe über unſern Häuptern aufgehängte Netze verſchließen die Vorräthe auf einige Monate bis zur nächſten Erndte. Wäre man nicht ſo vorſichtig, ſie getrennt aufzuhängen, ſo würden ſie von den Ameiſen verzehrt. Dieſe Vorräthe beſtehen aus Mais, Reis, Frjoles, oder ſchwarzen Bohnen und Scamotes, einer Art von Kartoffeln. Wir ſahen auch einige Reihen Bananen. Man hängt ſie auf, ſo lange ſie noch grün ſind. Auf dieſe Weiſe werden ſie ſehr ſchnell gelb, und man hat ſie bei der Hand, um ſie gelegentlich zu ſpeiſen.

---

*) Die Europäer ſollen die Tortilla dem Weizenbrode vorgezogen haben; ich kann das nicht glauben, denn ich habe mich drei Monate damit genährt und bin dann immer noch der Anſicht geblieben, daß man in Frankreich das beſte Brod backt. In der Barra des Fluſſes Guazacoalco habe ich die Tortilla zum erſten Male gegeſſen; ſie wird folgendermaßen bereitet. Zuerſt theilt die Indianerin ihr Feuer richtig zwiſchen drei und vier Backſteinen, darüber legt ſie ein glattes Gefäß aus gebrannter Erde, von ſo guter Qualität, daß es ſich ohne Waſſer heizen läßt und nicht zerſpringt. Dann nähert ſie den Tortillaſtein dem Feuer; dieſer rechtwinkelige Stein iſt ungefähr eine halbe Toiſe lang und höchſtens eine Viertelklafter breit. Er ſteht auf vier Füßen, die einen Theil des Steines ausmachen. Die zwei vorderen ſind ſo nieder, daß der Rand des Steines beinahe die Erde berührt; die hinteren ſind etwas höher, ſo daß er eine ſchiefe Fläche bildet. Die Indianerin ſtellt zwei Cantaros hin, von denen der eine den Mais enthält, welcher zuvor ein paar Stunden lang in ſalz-geſättigtem Waſſer eingeweicht worden iſt, der andere reichlich friſches Waſſer. Sie kniet ſodann vor dem Tortillaſtein nieder, zerdrückt den Mais nach und nach mit Hülfe eines andern langen, cylindriſchen Steines, den ſie an den beiden Enden hält und aufwerft, ohne ihn zu rollen. Dieſer zweite Stein heißt ſeiner Form wegen el Braſo, der Arm. Während die Indianerin den Mais zermalmt, benetzt ſie ihn von Zeit zu Zeit mit dem Waſſer aus dem Cantaro an; hat ſie nun ein gewiſſes Quantum Teig fertig gemacht, ſo nimmt ſie ein Stück davon in eine Hand und plattet es mit der andern, rundet es ab und drückt es ſo dünn, daß es gewöhnlich nur zwei Linien dick iſt. Das iſt nun eine Tortilla. Sie wirft ſie auf die [illegible] von der Gluth erhitzte Platte, fährt fort den Mais zu zermalmen und unterläßt dabei nicht, die Tortilla von Zeit zu Zeit umzuwenden; glaubt ſie nun, die erſte Tortilla ſey hinreichend gebacken, ſo nimmt ſie ein zweites dem erſten ähnliches Stück Teig, formt eine neue, die ſie an die Stelle der erſten auf die Platte legt. Auf dieſe Weiſe fährt ſie fort, ſo daß aller Mais beinahe zu gleicher Zeit gemahlen, geknetet und gebacken wird. Eine oder höchſtens zwei Tortillas bleiben zu machen übrig, wenn alle andere gebacken ſind.

Das iſt das Brod der Eingeborenen von Mexico; ſelbſt die meiſten Creolen eſſen kein anderes. Sogar in den Städten, wo man Weizenbrod im Ueberfluß bekommen kann, lebt das gemeine Volk von Tortillas; kaum die Reichen verbannen ſie von ihren Tafeln. So lange ſie noch heiß iſt, ſchmeckt die Tortilla ziemlich gut. Während der Kalk, in welchem der Mais eingeweicht wird, dieſen leichter zerdrücken läßt, benimmt er ihm zugleich einen faden Geſchmack, den er ſonſt nicht verlieren würde, ohne ihn darum ſeiner beſondern Eigenſchaften zu berauben. Die Tortilla iſt ſehr nahrhaft und erfriſchend, ſtatt wie das Weizenbrod zu erhitzen. Dagegen liegt ſie ſehr ſchwer und unverdaulich im Magen und läßt ſich nicht über zwei Tage erhalten. Bereitet man ſie am Morgen, ſo iſt ſie am Abend ſchon zähe und verliert ihren Geſchmack; zwei Tage ſpäter wird ſie ſchimmelig und taugt nichts mehr. Darum verſehen ſich die Indianerinnen an jedem Morgen nur mit dem Vorrathe für den Tag. Es gibt noch eine andere Sorte Tortillas, die man Tortilla de viage nennt. Sie wird bereitet wie die andere, aber mit ſorgfältiger zubereitet. Man wählt den beſten Mais dazu, zermalmt und knetet ihn beſſer, vermiſcht den Teig [illegible] und backt ihn, bis er unter den Zähnen kracht. Die Reiſetortilla läßt ſich ſo lange erhalten, als unſer Schiffszwieback. Sie ſchmeckt beſſer als die gewöhnliche. Die Indianer verſehen ſich nur mit dieſer Art von Tortilla, wenn ſie ihre Dörfer auf mehre Tage verlaſſen. Ihre Caravanen, wenn man die Maulthiertreiber ſo nennen darf, welche die Waaren von Vera-Cruz nach Mexico transportiren, führen Tortilla-Steine bei ſich, und jeden Tag, ſelbſt wenn ſie in den Städten anhalten, muß ein Maulthiertreiber für den ganzen Trupp Brod machen, ich kann wahrlich davon ſprechen, weil ich ſie in Vera-Cruz ihre Tortillas habe machen ſehen.

So ſcheinen die Römer ihr Brod gebacken zu haben, wenn ſie in den Krieg gingen.

Muchas gracias senor, senora! Und alle Welt dankte den guten Indianern beim Abgange für ihre Gefälligkeit.

Aber was iſt das für ein abſcheuliches Reptil, welches mittelſt einer Liane um den Hals an eine Stütze der Küche gebunden iſt? Wie garſtig iſt dieſe dicke graue Eidechſe, obgleich ihre Augen wie zwei Diamanten glänzen. Sehen ſie ihren langen Schwanz mit dem ſchuppigen Kamme.. Fürchten Sie ſich nicht, ſie iſt ſanft und wird Ihnen kein Leids zufügen. Es iſt ein Ungeheuer von einer Eidechſe, wie es in Europa keine gibt. Aber die Indianerin nähert ſich dem Reptile lachend, nimmt es in die Hände, bindet die Liane los, liebkoſet es, hebt es auf ihre Bruſt und dann auf ihre Schultern, dann legt ſie die unſchuldige Eidechſe zu unſern Füßen nieder. Das iſt eine Iguana*). Die Indianer ziehen ſie gleich anderen Hausthieren auf. Dieſe Thiere werden vertraut, wie die Damenſchlangen. Man mäſtet ſie und ſpeiſet ſie; ihr Fleiſch hat einen ſehr zarten Geſchmack, Hühnerfleiſch ſchmeckt nicht beſſer.

Die Arbeiter, die mit uns waren, hatten wohl vom Rancho ſprechen hören, denn ſie trugen einige Zwiebacke bei ſich, die ſie dem indiſchen Paare gaben, welches große Freude dafür bezeugte. Der Mann und die Frau ſchienen nicht über fünfzehn Jahre zu zählen. Sie luden uns ein, am andern Morgen wiederzukommen, um Milchwerk zu nehmen, und baten uns ihnen Agua dulce zu bringen. War es Waſſer oder Wein, was ſie haben wollten? Ich geſtehe offen, daß ich nie gewußt habe, was ſie damit ſagen wollten, ob man mir gleich ſeitdem verſichert hat, das Waſſer in der Umgegend ſey etwas ſalzig. Becard und ich beſchloſſen, ihnen am andern Morgen einige Flaſchen Wein zu bringen; aber Franzoſen, welche Mexico von früheren Expeditionen her bewohnten, kamen in der Nacht von Minatitlan, um uns an Bord zu beſuchen, und ich dachte nicht mehr an den Rancho.

---

*) Die Iguana hat einen Kamm den ganzen Rücken entlang bis zum Ende des Schwanzes. Man findet ſie in Südamerica und auf den dazu gehörigen Inſeln. Ihre Länge beträgt vier bis ſechs Fuß, wovon der Schwanz ungefähr die Hälfte ausmacht. Der Kopf iſt auf den Seiten zuſammengedrückt, unten geplattet und mit ſpitzigen Zähnen bewaffnet. Unter dem Halſe hängt ein ungeheurer Kropf, die Schuppen auf demſelben ſind ſtachlig, die auf dem obern Kamme ſind zugeſpitzt, ſehr lang auf dem Rücken und kürzer auf dem runden Schwanze. Die ganze übrige Haut iſt mit kleinen glatten Schuppen bedeckt, die das [illegible] [illegible]. Unter jedem Schenkel iſt eine Reihe von [illegible]. Ihre Farben ſind ſehr verſchieden, aber Grün mit Gelb vermiſcht iſt vorherrſchend. Es gibt auch graue, blaue und anderfarbige Iguane. Dieſer Wechſel entſteht aus denſelben Gründen, wie bei den Kameleonen.

Hat das Männchen der Iguana ſeine verliebte Zeit, ſo hebt es die langen Schuppen ſeines Kammes anmuthig [illegible], bläſt ſeinen Kopf ſtark auf, geht lebhaft hin und her und läßt dabei ein monotones Pfeifen hören. Das Weibchen iſt kleiner und legt ſeine Eier, von der Größe der Taubeneier, fünfzehn bis dreißig an der Zahl, in den Sand, wo ſie von der Sonne ausgebrütet werden. Dieſes Thier hält ſich in der Regel auf Bäumen auf und nährt ſich von Inſecten, auf die es mit außerordentlicher Schnelligkeit losgeht. Oft ſteigt es von den Bäumen herab, um Erdwürmer und andere Inſecten zu ſuchen, die es ungebiſſen verſchlingt. Das Fleiſch der Iguana gilt für eines der trefflichſten Gerichte. Der Verbrauch iſt ſo ſtark, daß ſich in den heißen Gegenden von America, und namentlich auf den Inſeln die Zahl dieſer Thiere ſehr vermindert hat. Man fricaſſirt ſie in Fett oder Eſſig.

Die Iguanenjagd iſt auf den Colonien ſehr einträglich. Man richtet die Hunde ab, ſie aufzuſpüren und zu verfolgen; iſt ein ſolches Thier entdeckt, ſo ſucht es der Jäger, der eine lange Stange trägt, an deren Ende ein Bindfaden befeſtigt iſt, durch Pfeifen zu locken, nähert ſich, kitzelt die ſichtbaren Theile des Körpers mit dem Ende ſeiner Stange, und hat die Iguana ihren Kopf weit genug von dem Zweige entfernt, auf dem ſie ſitzt, daß der Jäger darauf rechnen darf, der Bindfaden könne den Hals umfaſſen, ſo wirft er ihn darüber, und zieht die Iguana auf den Boden. Sogleich ſetzt er ihr den Fuß auf den Leib, bindet ihr Pfoten und Maul feſt, daß ſie nicht beißen und kratzen kann, und ſchleppt ſie lebendig fort. Man fängt ſie auch mit der Hand, wenn ſie ſich auf der Erde oder auf niederem Gebüſche befinden. Sie laſſen ſich dann zutrauensvoll nahe kommen, und erſt wenn man ſie gepackt hat, werden ſie zornig, blaſen die Gurgel auf und ſuchen zu beißen; es gehört Kraft und kaltes Blut dazu, ſich ihrer in dieſem Falle zu bemächtigen. Stockſchläge fürchten ſie nicht, und das einzige Mittel ſie umzubringen, wenn man keine Waffen hat, beſteht darin, daß man ihnen einen langen Dorn in die Naſenlöcher bohrt.

Selten tödtet man ſie mit Flintenſchüſſen, weil die Kugel beinahe immer auf den harten, glatten Schuppen abgleitet, nur in die Weiche, die man eben nicht gerade immer genau trifft, vermag ſie einzudringen.

Selbſt wenn man ſie alt fängt, ſind die Iguanen leicht zu zähmen; viele Pflanzer halten ſich ſolche Thiere in ihren Gärten, um ihre Freunde bei unvorhergeſehenen Beſuchen damit zu bewirthen. Sie legen bei Tag wie bei Nacht. Zuweilen trifft man im Magen der Iguanen Bezoarſteine (ſteinige Verhärtungen).

* * *

Minatitlan.

Je mehr wir uns Minatitlan, dem Ziele unſerer Reiſe näherten, deſto größer erſchienen uns die Bäume, die ſich auf beiden Ufern erhoben, deſto ſchöner kamen uns die Landſchaften vor. Bald ſind es lange grüne Wälle, von Lianen und Stauden gebildet, an deren Seite thurmhohe Bäume emporwachſen. Von Zeit zu Zeit ſieht man Oeffnungen, durch welche Bäche ſüßen, klaren Waſſers in den Fluß ſtrömen; köſtliche Grotten, wo ſich die Liane in Feſtons herabbeugt und das helle Waſſer küßt; Tempel der Natur, wo ſich der wilde Palmbaum in die Höhe richtet, wie ein ſiebenarmigter Leuchter, und die Kohlpalme den Altar-Kerzen ähnlich. Vögel von allen Farben verſammeln ſich unter dem erquickenden Schatten und beſingen das Glück der Einſamkeit. Neben dieſer lebensfriſchen jugendlichen Natur ſind da und dort alte Baumſtämme auf dem Boden hingeſtreckt. Sie liegen wie Leichname, ohne Laub und Rinde, gebleicht vom Thau und Regen. Der Menſch ſtirbt nicht allein, die Natur gibt noch andere Erinnerungen an den Tod. Sie waren hohe mächtige Bäume im Walde geweſen; ſie hatten lang Blitz, Wetter und Ueberſchwemmung getrotzt; inmitten von Stürmen hatten ſie ihr Haupt oft ſtolz erhoben, und doch ſind ſie gefallen. Nicht genug; man ſieht zuweilen auch Bäume, obgleich halb todt, doch aufrecht ſtehen; ſie ſind wohl kahl, aber mit entlehntem Grün bedeckt. Lianen ranken ſich um ihre Stämme, umſchlingen ihre Zweige und nehmen die Stelle der Blätter ein.

Bald ſind es ſumpfige Gründe, Lichtungen, Savanen, hier Milpas, dort Canals. Das gebaute Land iſt meiſtens mit lang blätterigen Piſangs eingefaßt; auch ſieht man das ſtachelige Blatt der Ananas, deren Früchte noch nicht reif ſind. In der Ferne auf Spitze und Abhang von Sandhügeln ſteht der Cocosbaum.

Die Franzoſen, welche uns beſucht haben, erklären uns Alles und ſagen, Minatitlan müſſe jetzt bald erſcheinen.

Minatitlan! Minatitlan! Dieſer Name fliegt von Mund zu Mund, wir erblicken eine Hütte auf einem Berge, hinter dem das Dorf erbaut iſt. Bald befinden wir uns der kleinen Eſplanade gegenüber, die als Hafen dient. Eine Anzahl Piroguen liegt am Ufer. Viele Einwohner laufen herbei, um uns ausſchiffen zu ſehen.

Die Mexicaner ſind wie an Feſttagen mit ihren Mantillen angethan. Alle Franzoſen, die im Dorfe oder in der Umgegend wohnen,, haben ſich an das Geſtade begeben. Wie ſie die neuen Landsleute erſchauen, ſchwingen ſie Taſchentücher und Hüte in der Luft und ſchreien: „Es leben die Franzoſen!“ Und wir unſerer Seits antworten ebenſo: „Es leben die Franzoſen! Es leben die Franzoſen!“ Und alle Paſſagiere eilen auf das Verdeck und erwarten mit Ungeduld, bis man die Anker wirft, um an das Land ſteigen zu können.

La Fabrica oder Minatitlan, nach dem ſpaniſchen General Mina, der in Mexico zu Gunſten der Unabhängigkeit focht, ſo genannt, ohne Zweifel eines Verwandten des bekannten conſtitutionellen Mina, iſt ein Dorf von etwa fünfzig Hütten, die aus Cedern oder Mahagonybrettern, oder aus Bambus erbaut ſind, die man in der Erde befeſtigt und mit Lianen verbunden hat. Dieſe Hütten haben alle Dächer von Palmblättern, und die älteſten beſtehen höchſtens ſeit zwanzig Jahren. Sie ſind mit einem äußeren, aus Pfählen gebildeten Verſchlage umgeben, der das Dach trägt und das Innere vor Regen und Sonne ſchützt. Mehre hat man mit ziemlich vieler Eleganz ausgeſtattet, und da ſie meiſtens groß ſind, ob ſie gleich nur aus einem Erdgeſchoß beſtehen, ſo können ganze Familien bequem darin wohnen. Kleinere Hüttchen, hinter den großen Gebäuden, dienen als Küchen.

Die Hütten von Minatitlan ſind da und dort am Fuße, auf der Spitze und am Abhange zweier Hügel erbaut, von denen der näher am Ufer gelegene am meiſten bewohnt iſt; den entferntern, auf der nordweſtlichen Seite kann man vom Fluße aus nicht ſehen. Er wird von der Kirche beherrſcht, die eben auch nichts anderes iſt, als eine große Hütte mit einer großen Thür, über der man ein kleines Glöckchen aufgehängt hat. Der Fluß Guazacoalco läuft öſtlich vom Dorfe, welches auf dem linken Ufer liegt. Im Süden und Norden ſind zwei Sümpfe, die während der Regenzeit überſchwemmt werden, und während der ſchönen Zeit großen, den vornehmſten Einwohnern zugehörenden Heerden von Rindvieh und Pferden zur Weide dienen.

Die Behörden des Ortes ſind ein Alcade, ein Corregidor, und ein Commiſſaire, der vom politiſchen Chef von Vera-Cruz den Auftrag hat, die Ländereien unter die Pflanzer auszutheilen, ſie zu beſchützen und über ihre Intereſſen zu wachen. Dazu muß man einen Douanier rechnen, der eine Art General-Adminiſtrator der öffentlichen Gelder iſt. Minatitlan iſt erſt ſeit wenigen Jahren gegründet, mehre von den erſten Bewohnern leben noch.

So iſt der einzige Hafen des Guazacoalco beſchaffen. In Minatitlan werden die Produkte des Gewerbfleißes von Tehuantepec ausgeſchifft, die hauptſächlich in Hängmatten aus Maguey-Schnüren, Matten, ledernen Sätteln, Halbſtiefeln und Filzhüten beſtehen. Es werden hier auch die Ackerprodukte von Tabasko nämlich Kaffee und Cacao ausgeladen. Die erſteren von dieſen Waaren führt man auf indiſchen Piroguen auf dem Guazacoalco herab. Die andern fahren in dieſen Fluß durch die Uspana ein. Man transportirt ſie auf Maulthieren von Minatitlan in die verſchiedenen zwiſchen dem Guazacoalco und dem S. Juan-Fluſſe gelegenen Dörfern, wo ſie andere Piroguen nach den zwei handeltreibenden Städten Tlacotalpan und Alvarado hinabführen, die etwa vierzig Lieues von Minatitlan liegen.

Es gibt wenige Pflanzer, die nicht in Minatitlan, dieſem Bazar der Colonie des Guazacoalco gewohnt haben. In zwei Jahren iſt eine Anzahl von Menſchen auf ſeinem Friedhofe begraben worden, die vielleicht ſeine Bevölkerung überſteigt, welche aus Mexicanern, Indianern, einigen den Krankheiten entkommenen Franzoſen, Engländern und Nord-Amerikanern beſteht und ſich höchſtens auf ein hundert von Einwohnern belaufen mag.

Acayucan.

Es waren an dieſem Tage drei Perſonen nach dem Mittagsmahle in der Hütte des Herrn Reboulin zurückgeblieben, der in Minatitlan Table d'Hote hielt, und zwar der Herr des Hauſes, der dicke Reboulin ſelbſt, den das Fieber gelb gemacht hatte, ohne ihn ſeines natürlichen Embonpoints zu berauben, Herr Duplan und ich.

„Es verſteht ſich,“ rief unſer Wirth, indem er ſich in ſeiner Hängematte wiegte, die mitten im Zimmer aufgehängt war, morgen um fünf Uhr verſammeln Sie ſich hier und ſind zur Abreiſe bereit.

„Gut!“ ſprach Herr Duplan. „Aber wie viel Lieues iſt es von hier nach Acayucan?“

„Man zählt fünfzehn oder zwanzig,“ entgegnet der dicke Reboulin, und bläſt eine Tabackswolke aus, die er aus einer Pfeife mit langem Rohre zieht; „aber ich glaube, man kann einige abſchneiden. Reiſen wir um fünf Uhr ab, ſo frühſtücken wir in Altipa, welches halbwegs, acht oder neun Lieues von hier liegen ſoll, und bei Einbruch der Nacht kommen wir in Acayucan an."

„Welche Dörfer haben wir zu paſſiren?"

„Drei. Coſoliacac, Altipa und Soconusco. Das ſind gänzlich indiſche Pueblos, von den jedes keine zwanzig Mexicaner oder Creolen-Einwohner hat. Sonderbarer Weiſe ſind alle Hütten ſo nieder, daß man das Dach mit der Hand erreichen kann, wie Sie ſehen werden."

„Haben Sie uns für Pferde geſorgt, Herr Reboulin?" ſprach ich. „Daß ſie nur nicht wild ſind, denn ſehen Sie, ich verſtehe nicht zu reiten, und würde bald auf der Erde liegen."

„Behüte, alle Pferde in Mexico ſind äußerſt ſanft, ſelbſt die, welche nie geritten werden und in halbwilden Heerden mit dem Zeichen ihrer Herren auf den Savanen irren. Uebrigens habe ich an ſie gedacht. Ich habe Don Torres, den Exalcade beſucht, den Sie kennen. Die Thiere, welche er vermiethet, ſind beſſer, als die der übrigen Maulthiertreiber. Sie werden eine Mauleſelin bekommen, die prächtig geht."

„Ich danke Ihnen, Herr Reboulin, es ſcheint der Stand der Maulthiertreiber iſt in dieſem Lande ein trefflicher, da ihn alle Reichen wählen."

„Ob das ein gutes Gewerbe iſt, das will ich wohl glauben! Es gäbe ein Mittel, ſein Glück zu machen, wenn man einigen Vorſchuß hätte, und zwar ſehr ſchnell. Das beſtände darin, mit den Pirogüen Kaffee und Cacao in Tabasco zu holen; Hängematten, Sättel und andere Produkte der Induſtrie in Tehuantepec; und mit den Pferden Alles in das Innere des Landes, gegen Vera-Cruz zu, und ſelbſt bis nach Vera-Cruz zu transportiren. Aber außer den Fonds, die man ſich aus Frankreich verſchaffen könnte, bedürfte man eines Verſicherungspatents gegen die Fieber, das ſchwieriger zu erlangen ſeyn wird als Geld. Was ſagen Sie dazu, Herr Duplan?"

„Was ſoll ich Ihnen ſagen, ich fürchte die Fieber nicht."

„Wohl ich fürchte es nicht mehr, weil ich es ſchon habe, entgegnete Reboulin lebhaft, faltete die Stirne und fing an zu zittern. Er hatte einen Anfall bekommen. Dann ſagte er mit bebender Stimme: Morgen wird es gut gehen, Morgen. Verſäumen Sie nicht um fünf Uhr hier zu ſeyn, hören Sie, meine Herren!"

Wir verſprachen es ihm und gingen auf dem Schiffe ſchlafen, welches noch auf der Mitte des Guazacoalco, Minatitlan gegenüber, vor Anker lag.

Begünſtigt vom trefflichſten Wetter befanden wir uns am andern Morgen bei Tages Anbruch auf dem königlichen Wege (el camino real) nach Acayucan, der beinahe auf ſeiner ganzen Länge nicht drei Fuß breit war. Meine zwei Gefährten ritten graue, auf franzöſiſche Weiſe geſchirrte Pferde; ich eine kleine, ſehr muntere ſchwarze Mauleſelin, Mexicanerin vom Kopf zu Fuß, mit ihrem buntſcheckigten Sattel, den enormen Gebiſſen und den hölzernen Bügeln — oder beſſer geſagt, eine nach der ſpaniſchen Mode aus der Zeit Karls V. geſchirrte Mauleſelin. Wollte man den Typus der Spanier dieſer Epoche wiederfinden, ſo müßte man ihn, beiläufig bemerkt, unter den Mexicanern an den Ufern des Guazacoalco ſuchen. Sitten, Gebräuche, Kleidung der Eroberer von Mexico haben ſich mit um ſo geringerer Veränderung erhalten, als ſich die Europäer ſehr wenig unter ihre Nachkommlinge miſchten.

Ich ritt zum erſten Male in Mexico. Es war eine Luſt auf den ſchmalen Pfaden zu galloppiren, die in undurchſichtbare Waldungen eindrangen, wo Tauſende von Vögeln von allen Farben und Formen über unſern Köpfen ſangen, ſchrieen und flatterten.

Zuweilen liefen in die Nähe des Pfades weidende Ochſen herbei, wenn ſie den abgemeſſenen Tritt der Pferde vernahmen, zeigten ihre behörnten Häupter, durch die Hagebuchen hervorſchnüffelnd, flohen bei unſerer Annäherung und verſchwanden im Dickicht. Beim Austritte aus dieſen langen, gekrümmten Alleen, wo ſich in der Tiefe die Sonne nie zeigt, gelangten wir in die Savanen, auf deren weiten Wieſgründen, da und dort, einige verkrüppelte Bäume gepflanzt ſind. Viele Pferde liefen in der Entfernung umher. Sie wieherten beim Anblicke der unſerigen, die ihnen antworteten, und auf ſie zulaufen wollten; aber wir führten ſie leicht auf den Weg zurück. Die Füllen kühner, als die übrige Heerde, welche ſich in der Entfernung hielt, ſprangen oft wiehernd auf uns zu, und kehrten dann ganz vergnügt zu ihren Müttern, die ihre Jungen durch ein langausgehaltenes Wiehern zurückriefen.

Es freute mich, dieſe Thiere liebkoſen zu ſehen; ſah ich ſie auf mich zukommen, ſo ließ ich mein Thier langſamer gehen.

Das Krähen der Hähne verkündigt uns bald die Nähe von Coſoliacae, welches drei Lieues von Minatitlan liegt. Jetzt ſehen wir es vor uns. Es beſteht aus kleinen, ſehr niederen Hütten, die entweder mit Blättern vom Catanienbaume, oder mit rinnenförmig über einander gelegten Grasbüſcheln bedeckt ſind. Die vier Pfähle ſind von Bambus, in die Erde gerammt, und mit rothem Thon bekleidet.

Alle dieſe Hütten liegen unſymmetriſch auf zwei oder drei Sandhügeln zerſtreut. Die meiſten werden von Früchten und Blüthen beladenen Orange- und Citronen-Bäumen beſchattet.

Die Kirche beherrſcht das Dorf von ihrer Anhöhe herab; ſie iſt aus Brettern erbaut und von Cocosbäumen umgeben. Vor der Thür erhebt ſich ein Kiosk für die Glocke. Das Ganze iſt reinlich und Alles von Orange-Blüthen durchduftet. So iſt Coſoliacae, ſo ſind alle indiſche Dörfer. Man ſieht hier weder Kloake, noch Düngerhaufen, wie in den europäiſchen Dörfern. Die vielen Hausthiere geben ihnen mehr Beweglichkeit und Leben als den letzteren. Hunderte von Hühnern machen vor den Hütten Jagd auf Ameiſen, von denen ſie ſich häufig einzig und allein nähren; Schweine nicht ſo ſchmutzig und eckelhaft, wie in Europa, weil ſie im Freien leben, grunzen und ſtreiten mit einander; die Hähne krähen; die Hunde des Landes mit der unbehaarten, erdfahlen Haut, den ſchwächlichen Beinen, dem mageren Leibe und der ſpitzigen Schnautze bellen vor den ſtets offenen Thüren.

Wenn die Kinder einen Fremden erblicken, nehmen ſie die Flucht. Einige keckere Jungen nur bleiben unter den Orangebäumen ſtehen, und ſprechen die Reiſenden in einer Sprache an, die dieſe nicht kennen. In Mexico gibt es mehr als vierzehn von einander verſchiedene Sprachen. Man verſteht nur das Wort Frances, das die Kleinen aus vollem Halſe ſchreien. Zuweilen treiben ſie die Frechheit ſo weit, daß ſie den Leuten Orangen nachwerfen. Die Weiber, welche in ihren Hütten vor dem Heerde knieen und im Maiskneten begriffen ſind, um die Tortilla zu bereiten, laufen vor die Thüre, und betrachten die Vorübergehenden ganz erſtaunt, mit ihren großen, ſchwermüthigen Augen. Obwohl nicht minder ſchüchtern, als die Frauen, zeigen die Männer doch etwas mehr Entſchloſſenheit. In ihren weißen Hoſen und baumwollenen Hemden darüber, wagen ſie es ihre Wohnung zu verlaſſen. Sie lüpfen ihren Palmblätterhut beim Anblicke der Fremden und grüßen mit Achtung: Bueno dias senor; Einige treiben es ſo weit, daß ſie die Spaßmacher ſpielen. Dieſe ſchreien aus der Ferne, ſobald ſie der Fremden anſichtig werden: Bon jiour, moussiou, comolo portez-vous? Und dieſe Worte begleiten ſie mit ſchallendem Gelächter, als hätten ſie etwas ſehr witziges geſagt.

Wer ſich mehr mit den Franzoſen befreundet hat, ſpricht nur: Adios Francis.

Nach einem weitern Marſche von zwei oder drei Stunden erblickten wir Altipa auf einem ziemlich hohen Hügel. Die Eiche wächst in der Umgegend, was die Europäer, wenn auch nicht von dem Wechſelfieber, doch vor dem gelben Fieber ſchützen ſoll.

Altipa iſt ein großes Dorf von zwei bis drei tauſend Einwohnern. Es hat die Ehre einen ſehr reichen Geiſtlichen zu beſitzen, deſſen Obhut unter andern Dörfern Minatitlan, Coſoliacae und los Almagens übergeben ſind. Die wenigen Creolen, welche in Altipa wohnen, haben daſelbſt, wie überall das Handelsmonopol. Eine ebenfalls aus Brettern erbaute Kirche erhebt ſich mitten auf einem eingefaßten Raum, der als Friedhof dient. Darüber konnte ich mir nicht Rechenſchaft geben, daß die Einfaſſung aus einer ſteinernen Mauer beſteht, denn man kann fünfzehn Meilen in der Runde machen, ohne daß man einen Kieſel ſo groß wie ein Ei trifft.

Ich ſah den Pfarrer von Altipa aus ſeiner Hütte treten, die neben der Kirche erbaut und beinahe eben ſo groß iſt, als dieſe; er war angethan mit einem Theile ſeiner prieſterlichen Inſignien und begleitet von zwei in veilchenblaue Mäntel gekleideten Indianern, die in der Hand einen ebenholzenen Stab mit einem ſilbernen Kreuze am oberen Ende trugen und ihm bei der Meſſe miniſtriren ſollten. Der Pfarrer rauchte ganz ruhig ſeine Cigarre auf dem Wege nach der Kirche und ſegnete zu gleicher Zeit die vorübergehenden Indianer. Ich grüßte ihn, höchlich erſtaunt, doch fuhr er fort, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſeinen Cigarrenrauch einzuſchlürfen, und erwiderte mit der Hand artig meinen Gruß. Er war ein ſehr liebenswürdiger Mann, wie man mir erzählte, der den Pflanzern viel Gutes gethan hatte. Einmal ſoll er die Indianer in ſeiner Predigt ermahnt haben, die Franzoſen mit mehr Achtung und Rückſicht zu behandeln. „Die Franzoſen,“ ſprach er zu ihnen, „die Ihr ſcheel anſeht, ſind mehr werth, als Ihr; Sie ſind keine Lügner wie Ihr, ſie ſind wenigſtens keine Diebe, no son picaros.“

Allerdings ſtanden wir bei den Indiern im Allgemeinen nicht im Geruche der Heiligkeit; ich weiß nicht ob die Spanier, die ſo lange ihre Leichtgläubigkeit benutzten, ihnen einen Widerwillen gegen uns beigebracht hatten; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie die meiſten Indianer und ſelbſt viele Mexicaner in ihrem Sinne unter alle übrige Völker ſetzten.

Als ich einſt in einer Hütte von Minatitlan unter Mexicanern ſaß, ſprach ich von Spanien, und von Mexico's Eroberung durch Ferdinand Cortez; ich verſicherte ihnen, worüber ſie nicht ganz gewiß zu ſeyn ſchienen, daß die Mehrzahl der Mexicaner von Spaniern abſtamme, die ſich in Mexico niedergelaſſen, und mehr oder minder mit den Indianern vermiſcht haben; da ſchauten ſich Alle erſtaunt an, und riefen ſich mit erfreuter Seele zu: „es verdad,“ (das iſt wahr). Sie waren entzückt über ihre ſpaniſche Abkunft; und ein alter Meſtize, mit weißem Barte, ebenſo überraſcht als erfreut, mich mit einer gewiſſen Leichtigkeit caſtiliſch ſprechen zu hören, unterbrach mich mit der unerwarteten Frage: „Usted es Gachupin, senor?“ Gachupin iſt der Name, den man in dieſer Gegend den Eingebornen von Spanien gibt. Antwortete ich ihm gleich mehre male: no senor, soi Frances, (nein mein Herr, ich bin ein Franzoſe;) ſo mußte ich doch ein Spanier ſeyn, weil er es ſagte; denn er fügte unter Zuſtimmung der Anweſenden bei: Usted es Gachupin, por que usted no es picaros y que los Frances son picaros. (Ihr ſeyd ein Gachupin, denn Ihr ſeyd kein Schelm, und die Franzoſen ſind Schelme.)

Glücklicherweiſe dachten die Bewohner der Städte nicht alle ſo. Dabei bleibt übrigens zu bemerken, daß im Allgemeinen die Mexicaner in dieſer Gegend, ob ſie gleich eine ſehr ſchlechte Meinung von den Franzoſen hegten, und zwar nicht ohne Grund, weil ſich mehre von ihnen ſehr unwürdig gegen ſie betragen hatten, die Spanier durchaus nicht liebten; ich hörte einen Creolen von Altipa ihnen die Schuld vorwerfen, daß in Mexico weder Reichthum noch Ruhe herrſchte. „So lange ſie herrſchten,“ ſprach er zu mir, „haben ſie uns in finſterer Unwiſſenheit erhalten, damit wir nicht ſehen ſollten, wie ſie ſich auf unſere Koſten bereicherten, und daß ſie alle räuberiſche Leute ſeyen.“

Es war beinahe zehn Uhr, als wir nach Altipa kamen. Die Hitze wurde unerträglich. Der Boden, auf dem die Hütten wie Würfel umherliegen, iſt ziemlich eben. Wir folgten Rebeulin, der uns in die Hütte eines Mexicaners, ſeines Freundes Sandoval, vielleicht eines Abkömmlings des Gründers von Spiritu-Santo führte. Er war ein blaſſer junger Mann mit lebhaften Augen, der außer der caſtiliſchen ſehr gut die Sprache der Indianer von Altipa ſprach, welche ohne Zweifel [illegible] der Azteken iſt. Sandoval war in Andrade-Tuxila geboren, ſeine junge, [illegible] Frau in Tabasco. Beide lobten uns San-Andre, eine kleine Stadt, welche am Abhange des Berges S. Martin liegt; ſie rühmten das gemäßigte Klima und das friſche Waſſer an dieſem Orte, und ſagten, wir würden wohl daran thun, dort unſere Wohnung aufzuſchlagen.

Sandoval gab unſeren Pferden Mais, da er die Sacata, eine Art von wildem Haber, der in den niederen Gründen wächſet und von den Indianern abgeſchnitten und an die Reiſenden grün als Futter für die Pferde verkauft wird, nicht bekommen konnte. Wir frühſtückten Eier und ungeſäuertes, mit Schweineſchmalz geknetetes Brod, und ſetzten unſere Reiſe fort, nachdem wir einige Stunden geruht hatten.

Vera-Cruz iſt vielleicht die einzige Stadt im ganzen Staate, wo man in einem Gaſthauſe wohnen kann. In allen andern Städten und Dörfern muß der Reiſende zu Perſonen ſeiner Bekanntſchaft Zuflucht nehmen, die ihm, wohlverſtanden, gegen Bezahlung, Speiſe reichen und einen Platz in ihrer Hütte einräumen. Iſt der Reiſende allein und kennt keinen Bewohner des Landes, welches er durchzieht, ſo befindet er ſich oft in großer Verlegenheit, wo er ſeinen Hunger ſtillen und ſein Haupt niederlegen ſoll. Mit dem Gelde in der Hand muß er manchmal von Hütte zu Hütte um Gaſtfreundſchaft betteln, als verlangte er Almoſen, und ſich am Ende glücklich ſchätzen, einen Winkel zum Schutze gefunden zu haben. Ehe wir Sandoval und ſeine Gattin verließen, dankten wir ihnen auch auf das verbindlichſte für ihre eigennützige Gefälligkeit.

Die Indianer von Altipa bebauen das Land beſſer, als ihre Nachbarn. Schöne Maispflanzungen bekleiden die Abhänge um das Dorf, während der Saiſon, und Zuckerpflanzungen das ganze Jahr hindurch. Leider war die angebaute Landſchaft im Monat Mai noch nicht mit dem glänzenden Grün geſchmückt, das ihm die Regenzeit verleihet, welche nun bald beginnen ſollte. Die Bäume ſind jetzt immer grün, aber das Gras neigt ſich, von der Sonne verwelkt, traurig zur Erde. Der Mais war noch nicht ausgeſäet, ſeine grünen und bunt geſtreiften Halmen werden die Milpas kaum in der Mitte des Juli bedecken, wo das gegenwärtig vertrocknete Gras durch das Waſſer vom Himmel erquickt, ſein wieder grünendes Haupt erhebt. Dann wird das Land um Altipa ſchön ſeyn, wenn ſich die Savanen mit einem unermeßlichen grünen Teppich überziehen, wo Pferde und Ochſen, gegenwärtig nach den Brüchen verwieſen, weiden und ſpringen; denn, wenn die Milpas, die man jetzt neben den Fußpfaden, an den Abhängen, und in der Tiefe der Gehölze nur an den Haufen gefällter und verbrannter, zum Theil noch rauchender Bäume, und an den kahlen, mit Kohlen und Aſche bedeckten Räumen erkennt*); dann werden die jetzt ſo traurigen Milpas nach allen Seiten hin die glänzendſte Vegetation entwickeln.

Dann werden die Maisſtengel über Menſchenhöhe hinausragen und ihre Häupter zum Reifen vor den Sonnenſtrahlen enthüllen; dann wird der indianiſche Eigenthümer in ihrer Mitte eine Eſtrade errichten, den ganzen Tag darauf ſtehen, und unabläſſig, was ſeine Lungen vermögen, ſchreien, um Papageien und andere nach Maiskörner lüſterne Vögel zu verſcheuchen, welche ohne dieſe Vorſicht die ganze Aerndte aufzehren würden.

Wir laſſen die fruchtbaren Abhänge von Altipa hinter uns. Im Wald folgte jetzt ein Hügel auf den andern, und unſere Pferde, an dergleichen Fußſteige gewöhnt, gallopirten fortwährend.

Kaum hatten wir drei Stunden Wegs zurückgelegt, als wir in der Nähe ein Geknister vernehmen. Man hätte glauben ſollen, tauſende von Schlangen brechen durch das Dickicht; aber bald erkennen wir die Urſache: trotz der Tageshelle bemerken wir den Brand, der mit furchtbarer Geſchwindigkeit die Geſträuche verzehrt, die großen Bäume am Fuße angreift, umwirft und ebenfalls aufzehrt.

In dunkler Nacht iſt ein Waldbrand ein ſchauerliches, aber ein ſchönes Schauſpiel, bei Tag iſt es nur ſchauerlich. Man meint, ein Teufelswerk werde vollführt. In einem Augenblicke ſind die Stauden in Aſche verwandelt; die großen Bäume ſchwanken hin und her, und wenn das Feuer an ihre Kronen leckt, neigen ſie das Haupt und ſterben im Falle.

Der Wind, der mit ſeinem Hauche das Werk der Zerſtörung beſchleunigte, trieb uns heiße Wolken zu. Die Flamme hätte bald die Fußpfade erreicht, und drohte uns den Weg zu verſperren. Der unermeßliche Raum, den ſie durchlaufen, zeigt Kohlen und Aſchenhaufen, in deren Mitte Stämme ohne Zweige und zuweilen entlaubte Bäume mit geſchwärzten Aeſten erſcheinen; nur die Palmbäume haben ſich ganz erhalten, aber ihre Farbe iſt verändert; von dunkelgrün ſind ſie graulich geworden. Sie haben vielleicht nicht zum erſten Male den Brand ausgeſtanden, und gleichen wohl den alten, im Schlachtenjener gebräunten Kriegern, die von den Kugeln verſchont allein auf dem Felde der Ehre zurückgeblieben, wenn der Feind die Flucht genommen hat.

---

*) Die Eingebornen von Mexico pflegen nämlich bei ihrer Cultivirung des Bodens jedes Jahr die Bäume an den Stellen zu verbrennen, wo ſie anſäen wollen.

„Raſch, im Gallopp,“ riefen wir alle drei; denn es iſt keine Zeit zu verlieren; die Flamme hat ſchon die Bäume am Rande der Wege erreicht. Im Galopp! Im Galopp! Und im Augenblicke entzieht uns die Schnelligkeit unſerer Pferde der drohenden Gefahr.

Die Indianer pflegen wohl die Wälder anzuzünden, um Inſecten und Reptilien zu zerſtören, und die wilden Thiere zu verjagen. Sie verbrennen hauptſächlich die Gehölze, durch welche ſich die Wege ziehen; darum ſieht man hier auch wenige große Bäume.

Ungefähr eine halbe Lieue von Soconusco ſtießen wir in einem kleinen Thale auf mehre Indianer, von denen einige kleine gut gebundene und gerundete Holzbüſchel zum verbrennen, andre geplattete lange Bündel von einer Art gräulichen Graſes auf dem Rücken trugen. Unter dem Schatten großer Bäume wächst dieſes Gras im Ueberfluſſe. Man nennt es im Lande die Pita.

Die Pita iſt eine Art Agave, ohne Dornen, die in feuchten Niederungen wächſt. Sie unterſcheidet ſich von der Agave, welche man Maguez nennt, woraus man in Tehuantepec Hängematten macht und den Poulque zieht, der das Hauptgetränk der Mexicaner in den Hochlanden (tierras fryas) iſt. Die Indianer gewinnen aus der Pita einen ſchönen, außerordentlich zähen Hanf. Man macht daraus ſehr geſuchten Zwirn und ſehr ſtarke Schnüre für die Minen.

Soconusco iſt das Hauptdorf der Gegend für Bereitung dieſes Hanfes. Sie wird auf folgende Weiſe vorgenommen. Die Indianer hängen die Pita an Stangen auf, ſchaben ſie ſodann mit einem hölzernen Meſſer bis ſie die Oberhaut weggeſchafft haben, und nur noch die Faſern übrig ſind, die ſie zwei oder drei Mal in reinem Waſſer waſchen, um ſie von einer gewiſſen gräulichen Farbe zu befreien. Hierauf legen ſie dieſelbe auf das Dach ihrer Hütten, und laſſen ſie trocknen. Alle dieſe Faſern binden ſie ſofort in Strähne, welche ſie um fünfzehn bis zwanzig Sous das Pfund an die Creolen verkaufen. Mehre in Acapucan und an andern Orten der Provinz anſäßige Mexicaner handeln ausſchließlich mit der Pita, die ſie nach Vera-Cruz liefern.

Die Indier ſtellten ſich in der Reihe am Rande des Weges auf und ließen uns vorüberziehen. Einige Minuten ſpäter kamen wir nach Soconusco. Neben der Kirche iſt eine große Hütte erbaut, welche wahrſcheinlich der Pfarrer von Acapucan als Abſteigequartier benutzt, wenn er dahin kommt, um dem Pueblo Meſſe zu leſen. Dieſe Hütte iſt gewöhnlich von indiſchen Soldaten beſetzt, denen die Aufrechthaltung der Ordnung im Dorfe obliegt. Dieſe Soldaten, die man in allen Pueblos trifft, bilden einen Stand, den man die indiſche Gendarmerie nennen könnte. Sie ſind nicht mit Flinten, ſondern mit Stöcken bewaffnet und machen auch von dieſem Inſtrumente ſelten Gebrauch. Sie haben hauptſächlich diejenigen zum Cep (Cepo) zu führen, welche der Alcalde wegen Betrügerei oder wegen wiederholter Trunkenheit verurtheilt hat. Die letzteren kommen viel häufiger vor, als die andern. Der Cep iſt eine Art von Schandpfahl mit Ringen, durch welche man den Kopf oder die Füße der Schuldigen ſteckt, je nachdem ſie mehr oder weniger verbrochen haben. Die Dauer der Ausſtellung richtet ſich nach der Größe des Vergehens. Sie wechſelt von einer Stunde bis zu drei Tagen und darüber.

Jeder Pueblo hat ſeinen Cep, ſeine mit Stöcke bewaffnete Gendarmerie, einen Alcalde, der ſeinen Namen unterzeichnen kann, und einen Schulmeiſter, den geachtetſten Mann im Dorfe nach dem Pfarrer, wenn es einen ſolchen gibt. Je nachdem ihr Dorf mehr oder minder bedeutend iſt, lernen die jungen Indianer leſen, ſchreiben und rechnen; gewöhnlich aber beſchränkt ſich der Unterricht, den ſie empfangen, auf das Leſen.

Wir ſtiegen vor der Kirche von Soconusco ab. Unſere Pferde trieften von Schweiß und wollten aus Mattigkeit nicht mehr weiter gehen; aber wir führten ſie am Zaume bis zu einem Schoppen unter dem etwa dreißig Kinder verſammelt waren. Das war die Schule des Dorfes. Ein Indianer in veilchenblauem Mantel ſaß vor einer plumpen Tafel aus Cedernholz, und ließ eines nach dem andern ſeine Lection leſen. Die Schüler ſchauten uns alle mit großen Augen an und ließen dabei ein fortwährendes Gemurmel vernehmen, um den Lehrer glauben zu machen, ſie ſeyen mit Lernen beſchäftigt. Die Kinder ſind doch überall dieſelben!

In dieſem Augenblicke fühlte ich einen brennenden Durſt, den ich nicht zu ſtillen wußte. Es fiel mir ein, mein Bedürfniß einem der Kinder durch Zeichen auszudrücken. Es verſtand mich, drängte ſich durch ſeine Cameraden auf den Lehrer zu und flüſterte dieſem in das Ohr. Ich bemerkte, daß der Lehrer beifällig mit dem Kopfe nickte. Der Kleine ergriff ſeine Kürbisflaſche, ſtand mit einem Sprunge vor mir, hielt mit der einen Hand ſeinen Palmblätterhut, mit der andern ſeinen Kürbiß und ſprach lächelnd zu mir: tome usted senor, und ich trank mit langen Zügen das Waſſer, das er mir ſo anmuthig darreichte.

Gutes Kind, wie gerne hätte ich dir einen Medio oder einen Real zur Vergeltung deiner Gutherzigkeit geſchenkt; aber ich ſuchte vergebens in meiner Taſche, ſie war leer.

Der junge Indier ſchien ganz erfreut mir einen Dienſt geleiſtet zu haben, und lief unter ſeine Mitſchüler zurück, nachdem er meinen Dank empfangen hatte. Bald darauf knieeten Alle nieder und ſangen mit ihren Flöten-Stimmen ein Gebet ſo einfach und reizend, als ihre Unſchuld:

Santo Dios,
Santo immortal,
Libera nos,
De todo mal.

(Heiliger Gott, unſterblicher Gott, erlöſe uns von allem Uebel.)

Dann verließen ſie den Schoppen, ſprangen mit ihren nackten Füßen auf dem freien Platze herum, ſchrieen, ſpielten, lachten, und zankten.

Soconusco liegt von Acayucan, wo wir mit Einbruch der Nacht ankamen, bloß ein paar Stunden entfernt. Wir nahmen unſere Wohnung bei dem Cavalerie-Capitän Garciarenas, einem Freunde der Franzoſen, dem liebenswürdigſten Manne, welchen ich in Mexico kennen lernte. Er war in Acayucan geboren und erzogen, und doch zeichnete er ſich durch jenes artige Benehmen, durch jenen feinen Takt für das Schickliche aus, wie man dieſes in der Regel nur bei dem Städter von guter Erziehung findet.

Mit einem billigen und vorurtheilsfreien Verſtande, ſo wie mit edelmüthiger Seele begabt, liebte er den Charakter der Franzoſen, ohne Zweifel weil ein franzöſiſches Herz in ihm ſchlug. Alle Pflanzer ohne Unterſchied überhäufte er mit einer Zuvorkommenheit und die Unglücklichſten gingen nie ohne Troſt und Hülfe von ihm. Ich habe ihn den Vater der Franzoſen nennen hören und Capitän Garciarenas verdiente dieſen Titel allerdings in vollem Umfange. Ich bin hier nur der Dolmetſcher der Empfindungen aller derer, die ihn gekannt haben, und bleibe gewiß mehr hinter als über der Wahrheit. Die Franzoſen, welche den ſchlimmen Einflüſſen des Clima entgangen ſind, haben den Edeln in ihrem Vaterlande nicht vergeſſen; ſie werden ſein Andenken in ihrem Innern bis zu ihrem letzten Seufzer ſegnen.

Duplan und ich ſchliefen auf einer gelobeten, über einen Zapfen ausgebreiteten Ochſenhaut. So iſt das Bett der Mexicaner in den heißen Ländern beſchaffen, nur eine Ochſenhaut oder eine Matte über Bretter gelegt; man kennt keine andere Betten. Die Ermüdung ließ uns bald entſchlummern.

Sonntag in Acayucan.

Der andere Tag war ein Sonntag, aber ehe ich ſeine Beſchreibung beginne, verweilen wir ein wenig bei Acayucan.

Acayucan iſt bekanntlich die Hauptſtadt der Provinz am Guazacualco. Als Hauptſtadt hat es die Ehre in ſeiner Mitte zu zählen: einen militäriſchen Commandanten, zwei oder drei hundert Mann Garniſon, die Offiziere ausgenommen, ohne Uniform; eine Schwadron Cavallerie ebenfalls ohne Uniform; einen Pfarrer, einen Präfecten, drei Alcalden und einen Douanier; oder, wenn man lieber will, einen Verwalter der öffentlichen Gelder, der die ſchönſte Hütte des Dorfes bewohnt, woraus ſich ſchließen läßt, daß er bei Verwaltung der öffentlichen Gelder die ſeinigen nicht vernachläßigt.

Die Bevölkerung, welche meiſtens aus Indianern und höchſtens aus zwei bis drei hundert Mexicanern beſteht, berechnet man auf fünf bis ſechs tauſend Seelen. Man ſieht etwa funfzig große Hütten, worunter einige ſehr elegant ſind. Mehre von dieſen Hütten, welche Spaniern gehörten, wurden von ihren Eigenthümern während der Bürgerkriege verlaſſen und ſind jetzt unbewohnt.

Sonſt legten ſich die Bewohner von Acayucan hauptſächlich auf den Cacaobau; jetzt haben ſie ihn völlig aufgegeben. Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, ſind gegenwärtig die Haupterzeugniſſe ihres Feldbaus. Beinahe alle Creolen ſind Kaufleute; unter anderen Waaren verkaufen ſie an die Indianer Branntweine (agua ardiente), Kleiderſtoffe, Roſenkränze aus Glas, die zugleich als Schmuck und zum Gebete benützt werden.

Die Hütten der erſten Bewohner, wie der Indianer liegen ohne allen Plan zerſtreut, darum läßt ſich aber dem Anblicke das Pittoreske dennoch nicht abſprechen. Der Boden iſt durchgängig uneben, ohne indeſſen zu ſehr hügelig zu ſeyn; und obgleich Acayucan auf der Höhe erbaut iſt, ſo wird es doch durch die umliegenden Wälder ſo verdeckt, daß man in das Dorf eingetreten ſeyn muß, um es zu ſehen.

So iſt Acayucan. Trotz ſeines Präfecten, ſeiner drei Alcalden, ſeines Pfarrers, ſeines Schulmeiſters, ſeines militäriſchen Commandanten, ſeiner von Zeit zu Zeit einſtürzenden Kaſernen aus Lehm oder Thonerde, ſeiner Artillerie, die in einer kleinen Kanone beſteht; ſeiner drei hundert Soldaten zur Vertheidigung; trotz des Reichthumes einiger Bewohner, trotz der nicht unbedeutenden Bevölkerung, iſt Acayucan, die Capitale der Provinz am Guazacualco keine Stadt, ſondern ein großes indiſches Dorf, ein Pueblo.

Gehen wir jetzt zur Sonntagsfeier über.

In der Morgendämmerung verkündete Glockenklang den Angelus; der Pfeifer und Trommler der Garniſon zogen durch das Dorf. Herr Duplan und ich erhoben uns, um friſche Luft zu athmen.

Schon vergoldete die Sonne den Horizont unten am wolkenloſen Himmel über den grünen Wäldern, welche Acayucan beherrſchen. Die Papageien, die jeden Abend von einem Gehölze in das andere wandern, flogen in zahlreichen Gruppen mit ihren hakenförmigen Schnäbeln, platten Füßen und grünen Flügeln unter ſchneidendem lautem Geſchrei durch das Dorf.

Wolken von Amſeln, befreundet wie die Sperlinge in Europa, bedeckten das Dach der Kirche und der Hütten, und ſtimmten ihre Lieder an und cadenzirten ſie, wie die harmoniſchen Töne einer Harfe.

Bald kamen von den benachbarten Pueblos die Indianer in Feſtkleidern, um die Meſſe zu hören; ſie rückten in langen Reihen mit ihren Weibern und Kindern an.

Die junge Gattin hat Tags zuvor das Hemde und die Beinkleider ihres Mannes gewaſchen; ſie hat ihre Nacktheit mit der Sonntags-Schürze bedeckt und einen rothen Gürtel um die Hüften befeſtigt.

Alle Frauen tragen dazu eine mit Franſen beſetzte, blau geſprenkelte Mantille, womit ſie Kopf und Buſen bedecken, ehe ſie in die Kirche treten. Nach Landes Sitte halten die Mütter ihre nackten Säuglinge auf der rechten Hüfte; die kleinen Meerkatzen mit rabenſchwarzen Haaren *), dem geräucherten Teint, machen weinerliche Geſichter wie in Frankreich, oder lachen, ſpielen mit der buntſcheckigen Mantille und der ernährenden Bruſt.

Leicht und anmuthig treten die Mädchen einher; ein Collier von Glas hängt über ihren runden Buſen herab. Ihr glänzend ſchwarzes Haupthaar iſt in zwei über der Stirne kronenförmig verbundene Flechten getheilt, mit einem rothen Bande verknüpft und bei einigen mit köſtlich duftenden weißen Blumen geſchmückt.

Auch ich will nach dem Beiſpiele dieſer guten Leute die Meſſe hören. Wie ſie fühle ich das Bedürfniß, Gott in einem Tempel anzubeten. Will man einem Herrn dienen, ſo befindet man ſich gern in ſeinem Hauſe, ſelbſt wenn es ſeines Beſitzers nicht würdig ſeyn ſollte; und dieſe bretterne Hütte hier, iſt wahrhaft das Gotteshaus.

Auch das Gebet der Reiſenden auf weiter See dringt hinauf zum Ohr des Ewigen; auch wenn er ſich aus den Savanen und den Urwäldern an Gott wendet, ſo hört er ihn und unterſcheidet ſeine ſchwache Stimme, aus den tauſend Stimmen, die ſeine Wunder beſingen, weil ſeine ſchwache Stimme die einzige verſtändige iſt. Aber es liegt weniger Liebe als Furcht in einer Bitte, die man an einen Herrn richtet, der uns in all' ſeiner Größe vernimmt. Die Majeſtät der Einſamkeit und des Unermeßlichen iſt zu eindrucksvoll als daß die Liebe allein in der Seele herrſchen könnte. Ich ſchütte gern mein Herz in einem Tempel vor Gott aus, denn hier ſtehe ich von Antlitz zu Antlitz vor ihm; denn hier kann er ſich trotz ſeiner unendlichen Größe bis zu mir erniedrigen. Und dann iſt es ſo ſüß, unſere Stimme mit der unſerer Brüder zu vereinen, um unſere Liebe für Gott den Allvater laut auszuſprechen.

Indeſſen bringt der Indianer, dem das Läuten übertragen iſt, die Glocken in Schwung, um die Gläubigen zum Gottesdienſte zu rufen. Das Wirbeln der Trommeln verſammelt die Soldaten vor der Kaſerne, die durch eine weite Esplanade von der Kirche getrennt iſt. Dann marſchirt die ganze Garniſon in zwei Reihen, Trommler und Pfeifer an der Spitze. Sechs oder acht Mann ausgenommen, die ſich am Hochaltar aufſtellen, ſind alle Soldaten unbewaffnet, mit langem Pantalon bekleidet und von einer mit Goldfranſen beſetzten Schärpe umgürtet. Sie gehen mit nackten Füßen und tragen den Palmblätterhut auf dem Haupte. Beim Eintritte in die Kirche macht alle Welt mit größter Schnelligkeit drei kleine Kreuzeszeichen auf Stirne, Mund und Herz. Die Soldaten ſtehen in zwei Gliedern in der Mitte der Kirche, die ſich nach und nach füllt.

Mexicanerinnen von allen Farben, weiße, ſchwarze, ſchwärzliche, nehmen mit ihren ſchlanken Taillen, durchbrochenen Strümpfen und Maroquin-Schuhen unter den Indianerinnen mit runden Formen, breitem Geſichte und kupferigem Teint Platz. Wenn alle gedrängt und vermiſcht niedergekniet ſind, läßt ſich die Creolin von hinten geſehen, ſchwer von der eingebornen Mexicanerin unterſcheiden, weil alle das Haupt mit der buntſcheckigen Mantille bedeckt haben; aber betrachtet man ſie im Geſichte, ſo kann man ſie leicht an dem großen Schildkröten-Kamm und dem wollenen Halsbande erkennen, an dem eine goldene Medaille, mit dem Bildniſſe Unſerer lieben Frau von Guadalupe, einem unfern von Mexico befindlichen Wunderbilde, hängt; ſollten die Geſichtsfarbe, der lange Rock, das batiſtene Mieder und die ſchlanke Taille nicht als Merkmale genügen. Man ſieht hier auch den Indianer und Mexicaner vermiſcht: den Einen einfach mit ſeiner Linnenhoſe und ſeinem weißen Hemde angethan, den Andern mit dem kurzen Beinkleide mit ſilbernen Knöpfen, dem batiſtenen Jabothemde, dem rothen Gürtel, dem ſchweren Filzhute mit breiter Krämpe und den an der Seite geſchlitzten Halbſtiefeln.

---

*) Die indianiſchen Kinder werden alle mit ſchwarzen, [illegible] Haaren geboren. [illegible] meines Aufenthaltes in [illegible] fand ich die Indianerinnen ganz [illegible]. [illegible] einer Franzöſin [illegible] Haare hatte.

Bald reihen ſich indianiſche Sänger, den veilchenblauen Mantel über die Schulter, um die Pulte; und vier Mexicaner auf plump gearbeitete Harfen geſtützt, ſtellen ſich in das Sanctuarium; plötzlich erſchallt die Kirche vom Wirbel der Trommeln; doch bald verſtummt das Getöſe und die Geſänge beginnen. Die etwas gutturale Stimme der im Zuſammenklange ſingenden Indier vermiſcht ſich mit den harmoniſchen Harfentönen und bringt ſüßen Frieden verbreitend in unſere Seele ein. Der Geiſtliche erſcheint mit den prieſterlichen Ornamenten. Zwei Kinder ſchreiten ihm zum Fuße des Altars voran; der Weihrauch ſteigt empor; Alles betet, Alles vereinigt ſich im Lobe des Herrn. Die Soldaten ſtehen unbeweglich das Auge auf den Meſſeleſenden gerichtet; die Andern Gläubigen knien auf dem Boden und halten in den Händen ihre Roſenkränze, die beim Austritt aus der Kirche als Schmuck über die Bruſt hängen. Es iſt ein ſo rührendes Schauſpiel, dieſes Volk unter dem Dache von Holz niedergeworfen zu ſehen, um den Allerhöchſten anzubeten, daß nur ein Gottesläugner nicht das Verlangen fühlen könnte, ſein Beiſpiel nachzuahmen.

Bei Aufhebung der Hoſtie werden die Geſänge zarter, melodiſcher. Alle Welt beugt ſich tief, um in Demuth und ſtiller Andacht den Gott anzubeten, der ſich aus Liebe in dem myſtiſchen Brode birgt. Bei jedem Geklingel des Glöckchens ſchlägt ſich Jeder ſo hart an die Bruſt, daß die Kirche wiederhallt. Die Meſſe geht zu Ende. Der Prieſter ſtimmt das Gebet an, welches wir Tags zuvor von den Schülern von Soconusco hatten ſingen hören: *heiliger Gott, ewiger Gott, erlöſe uns von allem Uebel.* Dann verläßt das Volk die Kirche und die Soldaten kehren unter Trommeln und Pfeifenklang zur Kaſerne zurück.

Die Indianer aus der Nähe laſſen ihre Weiber und Kinder nach dem Pueblo zurückkehren, zerſtreuen ſich in Acayucan, und begeben ſich beinahe alle nach den Tiendas. So nennt man die Hütten, wo die Bewohner ſtarke Getränke an ſie verkaufen. Die meiſten Mexicaner von Acayucan halten ſolche Schenken. Zuweilen bleibt der Indianer vor der Thür der Hütte und der Creole reicht ihm, nachdem er ſein Geldſtück empfangen, das verlangte Quantum Branntwein, welches er außen trinkt. Oefter noch tritt er in die Tienda ein, aber er muß immer ſeinen Medio oder ſeinen Real auf den Zahltiſch legen, ehe man ihm zu trinken gibt. Die Creolen brauchen dieſe Vorſicht gegen die Eingebornen, weil dieſe, wie ſie behaupten, ſtets zur Betrügerei geneigt ſind oder mit Händen und Füßen zu ſtehlen verſtehen.

Haben die Indianer einiges Geld aus den Produkten ihrer Pflanzungen gewonnen, ſo verwenden ſie es meiſtens, um ſich zu benebeln, und ſind dann glücklich, wenn ihnen noch Münze genug übrig bleibt, um ihrer Familie ein kleines Weizenbrod für ſechs Sous zu kaufen, und Kraft genug, um ohne Unfall in ihr Dorf zurückkehren zu können.

Es iſt nun ein ſonderbarer Anblick, ſieht man jetzt dieſe Leute, die gewöhnlich ſo ſchwermüdig einherſchreiten, daß ſie nur mit Widerwillen zu lachen ſcheinen, ſo ſchüchtern, daß ihnen das Zuſammentreffen mit Fremden Angſt macht; wie ſie jezt auf Einen zutreten und mit komiſcher Vertrautheit un poquito de agua ardiente oder de tabaco verlangen. Leiht man unglücklicherweiſe ihren Plattheiten und rohen Scherzen ein gefälliges Ohr, ſo laſſen ſie Einen nicht mehr los. Den ganzen Weg entlang ſingen ſie dann Volksmelodien, die ſie auswendig wiſſen, oder Pſalmen, die ſie in der Kirche erlernt haben.

Die Männer ſcheinen indeß das ausſchließliche Recht zu haben ſich zu betrinken, denn während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Mexico habe ich nie ein betrunkenes Weib geſehen.

Die verſchiedenen Dörfer, deren Einwohner Sonntags nach Acayucan ſtrömen, haben ihre ſpeciellen Erzeugniſſe, ihre beſonderen Induſtriezweige. Die Einen z. B. in Soconusco bereiten den Hanf aus der Pita; andere machen Töpferarbeit aus rother Erde ohne Lack; dabei treiben ſie ſtets Mais- und Zuckerrohrbau. Es gibt wohl weder in Acayucan noch bei einem andern Pueblo eine einzige indiſche Familie, die nicht wenigſtens eine, von Bananbäumen, Ananas-

Pflanzungen, Frijoles (ſchwarzen Bohnen), Camotes*), kurz mit allen zum Unterhalte nothwendigen Früchten und Gemüſen umgebene Milpa beſäße. Bei einiger Behutſamkeit und einem geſunden Clima könnten die Indier in dieſem Theile von Mexico in der That das goldene Zeitalter verwirklichen, während ſie bei Mangel an beidem ſich zuweilen in die grauſame Alternative verſetzt ſehen möchten, vor Hunger oder am Fieber zu ſterben, wenn nicht der, welcher den Jungen der Vögel ihr Futter gibt, ihnen zu Hülfe käme.

Die Regenzeit und die Inſecten.

Der Himmel, der vom Monat October bis zu Ende des Monats Mai rein und cryſtallhell war, beginnt ſich zu trüben und wird zuweilen düſter. Nicht ſelten fallen der Sonne Strahlen auf ein Wolkenheer, welches die häufig wechſelnden Winde bald aufthürmen, bald mit ſich fortreißen und zerſtreuen, worauf das Geſtirn des Tages im ſchönſten Glanze wieder erſcheint. Bald aber verbirgt es ſich häufiger und auf längere Zeit; immer düſterer wird der Horizont; ſchrecklich pfeifen und heulen die Winde in den Forſten, deren ſtärkſte Bäume ſie entwurzeln; dazwiſchen läßt ſich von Zeit zu Zeit das ferne Rollen des Donners vernehmen. Dieß iſt das entſetzliche Vorſpiel der jährlichen Ueberſchwemmung, welche man die Regenzeit (tiempo de las Aguas) nennt, und die noch länger anhält, als einſt die allgemeine Sündfluth, denn ſie dauert faſt ſechs volle Monate.

Endlich nimmt die Heftigkeit der Winde zu; ſchwarze Wolken lagern und drängen ſich am Himmelszelte, und überziehen es gleichſam mit einem Leichentuche; öde Nacht ſcheint die Erde zu decken. Verſchwunden iſt der Sonne Glanz, aber das Gewölk ſprüht in kleinen Zwiſchenräumen ſchlangenähnliche Feuer aus, die zackig ſich verlängernd und verkürzend in die dichten Wälder fahren. Das Gewitter, das beim Leuchten der Blitze ein tüchtiges Opfer ſich auszuerſehen ſchien, bricht nun plötzlich aus, ſpaltet, zerſchmettert, entwurzelt, oder verzehrt in praſſelnden Flammen, einen der rieſigſten Bäume. Aehnlich dem erſten Kanonenſchuſſe einer großen Schlacht, iſt dieſes das Signal des erbitterten Krieges, den der Himmel nun mit der Erde zu führen gedenkt, auf daß er ſie zwinge, aller Merkmale ſich zu entledigen, die ihre Altersſchwäche andeuten könnten, als: dürres Laub, vertrocknete Pflanzen, und alte, halb verfaulte Baumſtämme, bis er endlich mit neuem Grün ſie ſchmückt, und auf dieſe Weiſe nöthigt, jedes Jahr ſich zu verjüngen.

Nicht lange dauert es jetzt, ſo folgen ſich die Donnerſchläge mit unaufhörlichem Gedröhn; in Strömen ſtürzt der Regen herab, und hält zuweilen drei bis vier Tage lang an. Doch vergehen deren oft auch mehre, ohne daß die Wolken ſich entladen, und faſt täglich läßt die Sonne mindeſtens ſich blicken; freilich iſt ihr Erſcheinen nur von kurzer Dauer, aber dennoch lang genug, um eine drückende Hitze zu erzeugen.

Nach etwa zwanzig Tagen treten die Flüſſe aus, und die Wälder ſind überſchwemmt; Strombette und Sümpfe ſchwellen mächtig an; überall erblickt das Auge Seen. Die wilden und die friedlichen Thiere, der Jaguar wie der Hirſch, die Tigerkatze wie das Reh, alle fliehen von den Ufern der Flüſſe den höher gelegenen Orten zu. Leicht iſt dann die Jagd, und man fängt das Wildpret nach Gefallen. Sogar der Kaiman ſchleicht, ermüdet von dem ſchlammigen Waſſer der Flüſſe, langſam der Savane zu, wo er gewiß iſt, kleine Teiche klaren Waſſers anzutreffen; allein da er ſeine abſcheuliche Gefräßigkeit dort nicht zu befriedigen vermag, ſo ſtirbt er vor Hunger, und der Wanderer findet ſpäter ſeinen zum Gerippe gewordenen Leichnam am Ufer liegen.

---

*) Eine Art ſehr wohlſchmeckender Kartoffeln.

Nun zeigen ſich auch fliegende Inſecten aller Art: Moskitos, Schnaken, Mücken, Chaquistes, Rodadores ꝛc.; ſie ſchwärmen und drängen ſich ſummend durcheinander, und verdichten die mit ihnen geſchwängerte Atmoſphäre; man ſaugt ſie mit dem Athem ein; ja man könnte handvollweiſe ſie erhaſchen. Die feuchte, dicke Luft iſt mit böſen Ausdünſtungen erfüllt, die aus den Sümpfen und überſchwemmten Wäldern ſich entwickeln.

Jetzt iſt das Reich der Fieber herangekommen; ſämmtliche Bewohner, ſie ſeyen nun Ausländer, Creolen oder Eingeborene, ſind den Anfällen dieſer Krankheit ausgeſetzt. Manchen armen Indianer ſieht man da an der Schwelle ſeiner Hütte mit dem Bauche auf ſeiner Matte liegen; todesſchwach und kaum noch Athem holend, leidet der Bedauernswerthe unſägliche Schmerzen, und nicht ein Klageton kommt über ſeine Lippen. Nähert ſich ihm, von Mitleid ergriffen, ein Vorübergehender, der vielleicht ſelbſt unwohl ſich befindet, und ſpricht ihn mit den Worten an: Que tiene usted amigo? (was fehlt dir Freund?), ſo drängt ſich ein leiſer Seufzer aus ſeiner Bruſt; er erhebt ſo wehmüthig die Blicke zu dem Theilnehmenden, daß es dieſem Thränen der Erbarmung entlockt, und er antwortet dann kläglich: Calentura, Sennor, la Calentura! (das Fieber, Herr, das Fieber!).

So war ſie endlich gekommen, dieſe fürchterliche Regenzeit, die härteſte Probe, auf welche der Himmel meine felſenfeſte Geſundheit ſetzte. Alle Franzoſen lagen krank darnieder. Wenige nur prahlten damit, daß ihnen noch Kraft genug bleibe, ſich weiter zu ſchleppen; es waren ſolche, die das Land ſchon ſeit Monaten oder wohl gar ganze Jahre lang bewohnt hatten, und von denen man eigentlich ſagen konnte, ſie ſeyen durch die Größe der ſchon überſtandenen Leiden fühllos geworden. „Wir," riefen ſie mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit, „wir ſind hier eingebürgert, und an's Clima gewöhnt, wir fürchten uns vor den Fiebern nicht mehr!" Dabei waren ſie jedoch ſchrecklich abgemagert, ihre Augen hohl oder angeſchwollen, die Geſichtsfarbe gelb, und ihre ſchwachen Glieder hätten der geringſten Anſtrengung unterliegen müſſen.

Ich kann nicht umhin, dem Leſer zu erklären, was unter dieſem: „an's Clima gewöhnt ſeyn," zu verſtehen iſt. Ein Menſch, der ſich an's Clima gewöhnt hat, iſt zu jeder Arbeit unfähig; er befindet ſich in einem Zuſtande, den man weder krank noch geſund nennen kann; ich möchte ſagen, er iſt in beſtändiger Geneſung begriffen, oder beſſer noch: er fühlt, daß ein unheilbares Uebel an ihm nagt, und ihn zwar ſanft und allmählig, aber auf ganz geradem Wege dem Grabe zuführt.

Beim Beginnen der Regenzeit wohnte ich noch in Minatitlan, und hatte drei Arbeiter bei mir, die ihren Kameraden nach Vera-Cruz nicht hatten folgen wollen. Nach der Auflöſung unſerer Geſellſchaft hielten mich materielle Intereſſen am erſten Orte zurück. Mehre Mitglieder beſchloſſen mit mir, eine neue zu bilden, in der Abſicht eine Sägemaſchine zu benützen, deren Hauptbeſtandtheile wir aus Frankreich mitgebracht hatten. Ich führe hier noch einige nähere Umſtände in Betreff dieſer Maſchine an, weil die Hoffnung, durch ſie mein Glück zu machen, mich veranlaßt hat, viel länger als ich geſollt hätte, unter dieſem ungeſunden Himmelsſtriche zu verweilen. Vor Allem fehlte es uns an Geld, um den andern Mitgliedern unſerer Geſellſchaft den Antheil, den ſie an der Maſchine hatten, abzukaufen. Wir wandten uns daher an einen gewiſſen Torres, einen reichen Bewohner des Dorfes, der ſich bereit erklärte, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen. Er verpflichtete ſich ſowohl die nöthigen Gelder vorzuſchießen, als auch die Auslagen zu beſtreiten, welche unſer Mechaniker für nöthig erachten werde, um die Säge in Bewegung zu ſetzen, und in ungeſtörter Bewegung zu erhalten. Dagegen ſicherten wir ihm die Hälfte des Gewinnes zu, und räumten ihm das Recht ein, die Hälfte der Unkoſten an unſerm Gewinnantheile abzuziehen. Wir hegten die ſchönſten Erwartungen von dieſem Geſchäfte. Es wurden zwölf Actien ausgefertigt; Don Torres ſollte deren ſechs erhalten, und wir in die übrigen ſechs uns theilen. Nach unſerer Berechnung mußte die Sägemaſchine, durch ihre Leiſtung in Production von Brettern von Cedern- oder Mahagonyholz jedem von uns jährlich fünf bis ſechs tauſend Franken abwerfen. Leider hatten wir jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der zu unſerem Zwecke unentbehrliche Mechaniker Bocard machte anfangs Schwierigkeiten, als er Hand an's Werk legen ſollte; ſpäter verfiel er in eine ſchwere Krankheit; und fünf Monate nachher, als ich, alle Hoffnung aufgebend, meine zerrüttete Geſundheit in dieſen Wüſten wieder herzuſtellen, nach Vera-Cruz mich begab, um nach Frankreich zurückzukehren, war er noch nicht geneſen.

Unterdeſſen hatte ich meine Geſundheit unwiederbringlich eingebüßt. Das Fieber, welches ich mir vier oder fünfmal mit Hülfe des Chinins vertrieben hatte, befiel mich unaufhörlich wieder. Dazu kam noch, daß ich der Moskitos wegen, keine Nacht ruhig ſchlafen konnte. Ich faßte den Entſchluß in Acayucan meinen Wohnſitz aufzuſchlagen, denn obſchon das Clima hier auch ungeſund iſt, ſo gab es doch keine Moskitos dort. Im Vorbeigehen muß ich noch bemerken, daß nicht ſowohl die Wälder, als vielmehr die Sümpfe dieſe Inſecten erzeugen, und daß die Urſache ihrer Vermehrung ganz von der örtlichen Lage abhängt. Diejenigen, welche in Beziehung auf die Colonie von Guazacoalco behauptet haben, man könne ſie durch die Urbarmachung des Erdreichs ausrotten, ſind in einen groben Irrthum verfallen. Denn ſo gibt es z. B. in Vera-Cruz deren eine ſo ungeheure Menge, daß ich ungeachtet der vielen Mittel, die man in einer wohlhabenden Stadt hat, um ſich dagegen zu ſchützen, ihrer Stiche wegen die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. Und doch liegt Vera-Cruz auf Dünen, beinahe eine Stunde vom Walde entfernt, während man in Chinamech, Acayucan, und ſelbſt in Altipa, drei Dörfern, die nur einige Stunden von dem Guazacoalco entfernt, und nach allen Seiten von Waldungen umgeben ſind, wenige oder gar keine Moskitos antrifft. Dieß kommt daher, daß die genannten Dörfer bedeutend hoch gelegen ſind, indem Eichen daſelbſt wachſen, die zu Minatitlan nicht fortkommen; ferner daher, daß die Ufer der Flüſſe niedrig und ſumpfig ſind. Gedenkt man aber etwa, den Boden dadurch erhöhen zu konnen, daß man die Bäume fällt?

Nun einige Worte über die Inſecten, welche von den Coloniſten am meiſten gefürchtet werden. Der Moskitos oder Mosticos iſt dieſen letztern ſo unausſtehlich, daß er unter allen andern zuerſt genannt werden muß. Er iſt größer als die europäiſche Schnake, und von ſchwarzer Farbe; wie jene, hat ihn die Natur mit einem Rüſſel verſehen, der aber ſo lang, ſo ſpitzig und ſo ſtark iſt, daß ich öfters, wenn ich ganz angekleidet in einer Hängmatte von Segeltuch lag, durch den vierfachen Panzer dieſer Hängmatte, meiner Beinkleider, meines Hemdes, und eines Betttuches, in welches ich mich von Kopf bis zu Fuße gehüllt hatte, die Stiche dieſer Inſecten empfand. Tauſendmal furchtbarer als die mexicaniſchen Tiger und Schlangen, welche in den Wäldern dem Menſchen ausweichen, greift ihn der Moskitos überall an, neckt ihn, ſtellt ſich an, als entfliehe er, und kömmt dann nur um ſo wüthender zurück, indem er ein widerwärtiges Geſumm hören läßt. Nichts ſchreckt ihn ab; er überwindet alle Hinderniſſe, um bis zu ſeinem Feinde zu gelangen. Erſt wenn er lange Zeit die ſchützenden Vorhänge umſchwärmt, ſich überall hingeſetzt, und bald hier bald dort hindurch zu ſchlüpfen verſucht hat, was ihm auch zuweilen gelingt, zieht er ſich endlich mit einem ſchneidenden Geziſch zurück. Erreicht er aber ſeinen Zweck, ſo hängt er ſich mit ſolcher Erbitterung an ſein Opfer, daß er ſich eher tödten läßt, als entflieht. Ein einziger Moskitos, der hinter einen ſolchen ſchützenden Umhang dringt, reicht hin, um den Menſchen des Schlafes zu berauben; ja ſchon ſein Summen kann dieſes bewirken. Der Stich des Moskitos iſt giftig; er erregt heftiges Jucken und erzeugt eine mächtige Beule. Sein Flug iſt übrigens ſo ſchwerfällig, daß man ihn ohne Mühe mit der Hand erhaſchen kann. In der Regel wird man nur des Nachts, und zwar vom Untergang der Sonne bis zum anbrechenden Tage, durch ihn beläſtigt.

Nach dem Moskitos iſt der Rodador der Gefährlichſte. Der Chaquiſte hat viel Aehnlichkeit mit ihm, übertrifft ihn aber an Größe, und ſein Stich iſt weniger giftig.

Der Moskitos und der Rodador ſcheinen ſich gleichſam darin zu verſtehen, die Menſchen abwechſelnd zu quälen. Der erſte hat ſich die Nacht dazu gewählt, der zweite den ganzen Tag. Dieſer letztere iſt ſo klein, daß man ihn kaum wahrnimmt; aber ſein Stich iſt gerade ſo giftig, wo nicht noch giftiger, als der ſeines nächtlichen Stellvertreters. Indeſſen kann man ſich doch durch angemeſſene Kleidung gegen ihn ſchützen, und in dieſem Puncte iſt er folglich minder furchtbar als der Moskitos. Aber wehe den unbedeckten Theilen des Körpers, den Händen, dem Geſichte. Man müßte beſtändig Handſchuhe und eine Geſichtslarve tragen, um gegen ſeine Angriffe ſich vollkommen ſicher zu ſtellen. Auch er läßt ſich wie der Moskitos, auf dem Stiche todtſchlagen, dem er verurſacht hat.

So zahlreich das Geſchlecht der Schnaken in Mexico iſt, ſo ſelten, klein und unſchädlich ſind daſelbſt die Fliegen. Jedoch muß eine ſehr große Gattung derſelben, deren Stich eine fürchterliche Wirkung hervorbringt, hiervon ausgenommen werden. Dieſe ſetzt nämlich in den Theil des Körpers, in welchen ſie ihren Stachel geſenkt hat, einen Wurm ab, der ſich da ernährt, und eine ſcheußliche Wunde gräbt. Dieſe Fliege verſchont weder Menſchen noch Thiere. Ein ſolcher Wurm führte ſogar den Tod eines armen Arbeiters herbei, der mit ſeiner Familie an Bord des Schiffes gekommen war. Die Fliege hatte ihn in den Hals geſtochen, und der Wurm, den ſie dort zurück ließ, war bis in den Schlund gedrungen. Der Unglückliche mußte unter den fürchterlichſten Schmerzen ſeinen Geiſt aufgeben.

Indeſſen muß ich doch bemerken, daß dieſer Wurm ſelten den Tod desjenigen zur Folge hat, an deſſen Fleiſch er ſich weidet. Er ſtreckt gern den Kopf aus der Wunde hervor, die er gemacht hat, und zuweilen iſt man ſo glücklich, ihn durch Tabacksrauch, den man auf ihn bläst, aus derſelben zu treiben; oft bleibt aber kein anderes Mittel übrig, um ihn zu vertilgen, als daß man die Wunde ausbrennt, oder einen Einſchnitt in dieſelbe macht.

Ein anderes, höchſt läſtiges Thier, an Geſtalt der Wanze ſehr ähnlich, iſt der Garapate, der ihr meiſtens auch an Größe gleicht, allein es gibt welche, die drei bis viermal ſo groß werden. Der Garapate hat eine Menge Füße, und iſt mit einer kleinen Zange bewaffnet, vermittelſt deren er ſich ſo feſt an den Körper klammert, daß er, wenn man ihn wegreißen will, ein Stück Fleiſch mitnimmt; übrigens verurſacht er gar keine Schmerzen, ſo lange er an dem Körper feſtſitzt; man empfindet nur ein leiſes Jucken, und bloß das Wegreißen deſſelben thut weh. Ich habe einen ſehr großen am Schenkel mit mir herumgetragen, in der Meinung es ſey eine Blatter, und wurde meinen Irrthum erſt gewahr, als ich mich ſchon ſeit mehren Tagen eingeſchifft hatte, um nach Frankreich zurückzukehren. Der Schild, welcher den Rücken des Inſectes ſchützt, iſt ſo hart, daß man ihn nur mit großer Mühe zerdrücken kann. Es lebt in Wäldern, auf dem Laube der Bäume ſitzend. Geht man auf die Jagd, ſo iſt es faſt unmöglich, ſich gegen daſſelbe zu ſchützen.

So trägt das Heer von Inſecten, gleichſam als würdiges Hülfscorps des ungeſunden Clima's, nicht wenig dazu bei, daß die Coloniſten die Luſt am Feldbau verlieren. Vor allen aber, wie ich ſchon geſagt habe, fürchten ſie die Moskitos am meiſten. Ohne dieſe und die herrſchenden Fieber, würde die Colonie von Guazacoalco unfehlbar zum blühendſten Zuſtand ſich erheben. Allerdings könnte man das Clima etwas geſünder machen, wenn man die Sümpfe austrocknete, welche die Ufer der Flüſſe bedecken; aber welche ungeheure Ausgaben würde dieſe Arbeit erfordern! Ein volkreicher und civiliſirter Staat wie Frankreich könnte ein ſolches Unternehmen wohl ausführen, allein wie wäre ſo etwas in Mexico möglich? Und wenn es auch möglich wäre, würden ſich wohl die Mexicaner dazu verſtehen wollen?

Meine Freunde von Minatitlan und ihre Anſichten von der Colonie.

Während meines Aufenthaltes in Minatitlan, knüpfte ich mit zwei Mexicanern ein freundſchaftliches Verhältniß an; der eine, ein ehemaliger Alcalde des Dorfes, hieß Emanuel Montalvo; der andere war der Sohn des Commiſſärs der Colonie und ſein Name Ignacio Dios. Der Vater dieſes letztern war beſonders mit der Vertheilung der Ländereien unter die Coloniſten beauftragt, und hatte eine allgemeine polizeiliche Aufſicht über ſie zu führen; er mußte ihre Beſchwerden anhören, und dieſe dem politiſchen Chef von Vera-Cruz mittheilen, wenn er ihnen nicht ſelbſt abzuhelfen vermochte. Monsieur Ignacio, ſo nannten die Franzoſen den Sohn des Commiſſärs, war ein ſehr wohlerzogener Menſch, und von der Natur mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften ausgeſtattet. Noch hatte er das achtzehnte Jahr nicht erreicht, und ſchon wußte er ſich mit vieler Leichtigkeit in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache auszudrücken. Obgleich er keine ſchöne Geſichtsbildung hatte, ſo lag doch ſo viel Sanftmuth in dem Ausdruck ſeiner Züge, ſein Geiſt war ſo gebildet und ſein Benehmen ſo empfehlend, daß ihn alle Franzoſen liebten. Unſer gemeinſamer Geſchmack an der Muſik hatte uns einander näher gebracht, und gleichgeſtimmte Gefühle uns vereint. Er blies die Flöte, und da mir dieſes Inſtrument nicht ganz fremd iſt, ſo kamen wir in der Wohnung ſeines Vaters zuſammen, und muſicirten miteinander.

Eines Tages, als ich vor einem, in dem Hofe befindlichen Stehpulte, auf ſeine Bitte, ein geſchriebenes Lied prima vista zu blaſen verſuchte, ſchlich ſich unverſehens eine ſchwarze, gelb gefleckte Schlange aus dem den Hof umgebenden Zaune hervor, und näherte ſich uns in wellenförmigen Bewegungen, die ſpitzige Zunge pfeilähnlich herausſtreckend. Da rief der erſchrockene Ignacio aus allen Kräften: Nana, tata, una culebra! (Mutter, Vater, eine Schlange!) Zugleich ergriff er einen Stock, warf ihn nach der Schlange, verfehlte ſie aber, und dieſe kroch wieder zum Zaune hinaus, indem ſie, unſern Blicken ſich entziehend, gegen weitere Verfolgungen ſich ſicher ſtellte. Auf das Geſchrei des Sohnes war die Mutter herbeigeeilt; und als ſie nach der Farbe der Schlange ſich erkundigt hatte, beruhigte ſie uns durch die Verſicherung, ſie ſey nicht gefährlich. Man erkennt nämlich an der Farbe des Thieres, ob ſein Biß gefährlich iſt oder nicht.

Während der Regenzeit ſuchen viele Schlangen, welche in den Wäldern keinen Schlupfwinkel mehr finden, einen Zufluchtsort auf der Bedachung der Wohnungen, wo ſie ſich unter die Palmblätter oder unter die Heubündel verkriechen, die als Dachtraufe dienen. Zuweilen geſchieht es, daß, in dem Augenblicke, wo man ſich deſſen am wenigſten verſieht, eines dieſer Thiere in das Innere der Wohnung herabfällt, und Schrecken in der Familie verbreitet; denn man verſichert, dieſe unvorhergeſehenen Gäſte ſeyen oft ſehr giftig. Außer denſelben ſchleicht ſich auch eine Art ganz kleiner grauer Eidechſen in die Wohnungen, deren Biß höchſt gefährlich iſt; die Mexicaner nennen ſie Alacran.

Die Mäuſe, welche vor der Ankunft der Spanier in Indien ganz unbekannt waren, haben ſich da auf eine unglaubliche Weiſe vermehrt. Außerdem gibt es daſelbſt ungeheuer große Spinnen; beſonders aber zahlloſe Ameiſen verſchiedener Größe, deren Biß ſchmerzhaft iſt, und die in den Wohnungen förmliche Prozeſſionen bilden, welche ſich bald ausdehnen, bald in verſchiedenen Richtungen zuſammenſchaaren. Ohne die überall gebräuchliche Vorſicht, die Lebensmittel frei aufzuhängen, oder ſie durch Verſchließen vor ihnen ſicher zu ſtellen, würde der für mehre Monate zureichende Mundvorrath einer ganzen Familie in wenig Tagen aufgezehrt ſeyn.

Die Ungemächlichkeiten abgerechnet, welche dieſes Heer von Reptilien und Inſecten, ein läſtiges Seitenſtück zu jenen, deren ich bereits erwähnt habe, verurſacht, ſind die Wohnungen der reichen Mexicaner ziemlich angenehm. Sie ſind, wie die dem Vater Ignacio's gehörende, gewöhnlich auf der innern Seite mit einer mehr oder minder großen Umzäunung verſehen, die als Hofraum oder Garten dient. Uebrigens beſtehen ſie nur aus einem Erdgeſchoſſe, welches in mehre, ziemlich geräumige, in einandergehende Zimmer abgetheilt iſt. Zwei Thüren, wovon die eine ſich gegen Norden, die andere gegen Süden befindet, gewähren einen Luftzug, der während der großen Hitze die innern Räume abkühlt. Eine kleine, mit einem Schirmdache verſehene Gallerie iſt außerhalb der Vorderſeite angebracht, und ſchützt die Zimmer ſowohl gegen die Schlagregen, als gegen die brennenden Strahlen der Sonne.

Ignacio's Geſellſchaft gewährte mir großes Vergnügen; er hatte Verſtand, richtige Beurtheilungskraft und ein vortreffliches Gedächtniß. Unſer Umgang war gegenſeitig belehrend. Wir unterhielten uns abwechſelnd in unſern Mutterſprachen. Er verbeſſerte meine Fehler, wenn wir ſpaniſch redeten, und ich die ſeinigen, wenn wir franzöſiſch ſprachen. Ich zog aus ſeinem Unterrichte, den er mir ſcherzend gab, ſtets großen Nutzen, denn aufrichtig geſtanden, ich verſtand das Spaniſche viel weniger als Ignacio das Franzöſiſche, und verfiel alle Augenblicke in Barbarismen, die ihn zum Lachen brachten, während er faſt keine machte.

Eines Tages fiel unſer Geſpräch auf Herrn Lainé de Villévêque, der, Ignacio's Aeußerungen zufolge, die Leichtgläubigkeit ſeiner Landsleute auf eine unverzeihliche Art mißbraucht hatte, indem er ihnen Ländereien verkaufte, welche die mexicaniſche Regierung unentgeltlich hergibt. „Und ſind wir Mexicaner," fuhr er fort, „nicht ſogar ſelbſt getäuſcht worden? Der gegenwärtige Conſul zu Bordeaux, Don Thades Ortiz, war vor etwa zwei Jahren Commiſſär der Colonie des Guazacoalco, während mein Vater die Stelle eines Quäſtors, bei der zu Xalapa ſich verſammelnden Deputirtenkammer des Staates Vera-Cruz verſah. Er pries meinem Vater dieſe Gegend außerordentlich an. Seinen Aeußerungen zufolge war es das ſchönſte Land auf der weiten Erde, ein wahres irdiſches Paradies; kurz er brachte es ſo weit, daß er meinen Vater beredete, ſeine Stelle als Quäſtor gegen die des Commiſſärs zu vertauſchen. Im Vertrauen auf die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit dieſes Mannes, verließen wir Xalapa, jenen herrlichen Aufenthalt, an den ich mein ganzes Leben lang nur mit Thränen denken würde, hätte ich nicht die Hoffnung, eines Tags dahin zurückzukehren. Von Xalapa zogen wir in dieſe Wüſte, wo die Fieber, die Chiques und die Moskitos den menſchlichen Körper ſich ſtreitig machen. Ach, wenn Sie Xalapa kennten, Sie würden nicht begreifen, wie wir im Stande ſeyn konnten, es zu verlaſſen! Stellen ſie ſich eine gut gebaute, von zehn bis zwölftauſend Menſchen bewohnte Stadt vor, mit ſehr freundlichen Straßen, ſchönen Plätzen und Springbrunnen, vortrefflichem und hinreichendem Waſſer in allen Häuſern, reizenden Spaziergängen, herrlichen Landhäuſern und bewundernswerthen Umgebungen. Auf den Märkten findet man das ganze Jahr hindurch die Erzeugniſſe des europäiſchen Bodens und der Tropenländer vereint; da ſieht man Ananas und Trauben, Aepfel und Bananen in Menge; an jeder Straßenecke hört man rufen: „Eis, Eis, wer will Eiswaſſer trinken!" Ueberdieß iſt das Clima geſund, und es herrſcht da ein ewiger Frühling. Wenn Sie einem Bewohner Xalapa's von den Moskitos ſprechen wollten, ſo würde er Ihnen antworten: „Was ſind das für Thiere, die Moskitos? wir kennen ſie gar nicht." — Meinen Sie, lieber Freund, daß ich etwa geſonnen ſey, hier mein Leben zuzubringen, nachdem ich in jenem Lande erzogen worden? In Ihren franzöſiſchen Städten gibt es ohne Zweifel wie in den unſrigen, arme, halb nackte, in Lumpen gehüllte Menſchen, welche die Nacht auf der Schwelle der Hausthüren zubringen, und am Tage von den Abfällen der Tafel reicher Leute leben. Nun, ſehen Sie, ich möchte lieber einer dieſer Menſchen, ein elender Bettler in Xalapa ſeyn, als hier der Sohn des Commiſſärs der Colonie. Wiſſen Sie, daß die meiſten Bewohner des obern Mexicos von dieſen Gegenden gar nichts hören und wiſſen wollen? Vor einigen Jahren hatte die Regierung den Entſchluß gefaßt, die Mündung des Guazacoalco zu befeſtigen, was ſchon längſt hätte geſchehen ſollen, weil ſehr leicht eine Landung daſelbſt verſucht werden könnte. Es wollte ſich jedoch kein Ingenieur zur Leitung dieſer Arbeiten hergeben. Jeder, an den man ſich deßhalb wendete, lehnte den Antrag mit der Aeußerung ab, er habe nicht Luſt, eines unbedeutenden Geldgewinns wegen, ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen. — Freund, es lebe Xalapa! — Xalapa, Puebla, Mexico-Oaxaca, das iſt das wahre Mexico! Das Sprichwort ſagt: Mexico iſt der erſte Himmel, Puebla der zweite Himmel und Orizava iſt das Fegfeuer (die Mexicaner lieben dieſen Aufenthalt nicht, weil der hohe, ſtets mit Schnee bedeckte Felſen, an deſſen Abhang die Stadt liegt, das Clima für ſie etwas zu kalt macht); Vera-Cruz aber iſt die Hölle. Merken Sie wohl, Vera-Cruz, heißt es, ſey die Hölle, und dieſes Land iſt viel ſchlimmer noch als Vera-Cruz."

Das war Ignacio's Anſicht von dem Guazacoalco, und ich glaube, es läßt ſich kein beſſeres Argument gegen Jene anführen, denen es in den Sinn gekommen iſt, die Uferländer dieſes Fluſſes anzupreiſen. Dabei muß ich noch bemerken, daß ſein Vater, Don Ramon Oios, ſo lange er Minatitlan bewohnte, das Fieber nicht hatte los werden können. Und wahrlich, das Land, über welches ſeine eigenen Bewohner ein ſo nachtheiliges Urtheil fällen, muß gewiß ſchlecht ſeyn.

Was Emanuel Montalvo, den ehemaligen Alcalde von Minatitlan betrifft, ſo war er ſeines Gewerbes ein Maulthiertreiber; die wohlhabenden Mexicaner dieſer Gegenden ſind es alle. Er hatte mir verſchiedenmal Pferde und Laſtthiere vermiethet, um Waaren nach den benachbarten Dorfſchaften zu transportiren; und da ich ihn jedesmal pünktlich bezahlte, ſo erwarb ich mir ſeine Achtung; denn ſo ungern die Mexicaner Schulden bezahlen, ſo ſehr ſehen ſie darauf, daß man ſie bezahlt, wenn man ihnen ſchuldig iſt. Im Vorbeigehen geſagt, ſind übrigens in jedem Lande die beſten Schuldner auch die allerſchlimmſten Gläubiger. Durch meine Offenheit und meine verträgliche Gemüthsart gewann ich mir ſpäter die Zuneigung dieſes wackern Mannes. So oft ich ihn beſuchte, überhäufte er mich mit Höflichkeitsbezeugungen. So nöthigte er mich unter Anderm, mich auf dem Boutacle niederzulaſſen; dieß iſt der Sorgſeſſel der wohlhabenden Bewohner dieſes Landes, ein hoher, mit Leder überzogener Sitz. Montalvo hatte eine zahlreiche Familie, mehre kleine Kinder, einen hoch aufgeſchoſſenen Jungen von fünfzehn Jahren, deſſen lebhafter Blick und lachendes Ausſehen, unter einem breiten Hute von Palmblättern, mir die Jugend unſeres Dorics in's Gedächtniß zurückrief; endlich ein großes, wohlbeleibtes, dickbackiges Mädchen von ſechzehn bis achtzehn Jahren, das immer ein finſteres Geſicht machte. So wie ich in's Haus trat, rief ihr der Vater ſogleich zu: Nina, va boscar Cafe por el Sennor Don Pedro! (mein Kind, bringe Kaffee für den Herrn Pedro;) und die Tochter ging, ohne ihr Geſicht aufzuheitern, in den kleinen Raum, wo ſich die Küche befand, und kam unverzüglich wieder, eine Cicara (tiefes Geſchirr aus grober Fayance von Puebla) in der Hand haltend, die mit ſehr hellem und ſtark gezuckertem Caffee gefüllt war. Dieſer alſo zubereitete Caffee und die Chocolade, die man Pinol nennt, machen das gewöhnliche Getränk bei den Mahlzeiten der Mexicaner aus. Das Mädchen ſetzte hierauf, ohne ein Wort zu reden, das Geſchirr und etwas Backwerk auf eine kleine, bis an meine Kniee reichende Bank; die Einwohner bedienen ſich ſelten eines andern Tiſches. Alles Weigerns und aller Dankſagungen ungeachtet, mußte ich nun meinem Wirthe gehorchen, und Caffee trinken.

Montalvo's Gattin, eine Frau in den beſten Jahren, obſchon ſie bereits eine heirathsfähige Tochter hatte, war von ſehr einnehmender Geſichtsbildung; die ſchwarzen Augen, die alle Mexicanerinen miteinander gemein haben, verliehen ihrem Blicke einen gewiſſen Ausdruck von Sanftmuth, Tiefſinn und Liebe; ihre bleiche Hautfarbe ſpielte in's Gelbe, und beurkundete dadurch, daß ſie theils aus europäiſchem, theils aus mexicaniſchem Geblüte entſproſſen ſey. Montalvo ſelbſt war von hohem Wuchſe, ſchwarzbrauner Farbe und äußerſt mager; wahrſcheinlich floß ein Gemiſch von africaniſchem, europäiſchem und mexicaniſchem Blute in ſeinen Adern.

Die Bewohner Mexico's laſſen ſich ſämmtlich in zwei Hauptclaſſen eintheilen: in die Eingeborenen des Landes, Indianer (Indios) genannt, und in die Mexicaner; dieſe zerfallen wieder in reine Abkömmlinge von Africanern oder Neger, in Miſchlinge von Weißen und Eingeborenen, oder von Eingeborenen und Schwarzen, oder endlich von Schwarzen und von Weißen; und alle dieſe Miſchungen und Combinationen würden demjenigen, der ſie analyſiren wollte, wahrſcheinlich noch complicirter vorkommen, als die großen algebraiſchen Gleichungen und Combinationen dem Geiſte eines angehenden Mathematikers.

Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher die Wiſſenſchaft wohl die Grundurſache aufſuchen ſollte, iſt die, daß in den heißen Ländern Mexico's faſt alle Weiber ſehr wohl beleibt ſind und lauter runde Formen haben, während die Männer, mit wenigen Ausnahmen, durch auffallende Magerkeit ſich auszeichnen. Man behauptet, die Geſundheit der erſtern ſey ungleich beſſer als jene der letztern, und in den kalten Ländern finde gerade das Gegentheil Statt.

Eines Tages gab ich Montalvo den Wunſch zu erkennen, den Landſtrich zu beſuchen, den man dem Herrn Lainé de Villévêque eingeräumt hatte. Man verſichert, fügte ich hinzu, das Clima ſey dort viel geſünder als in der Umgegend von Minatitlan; und wenn dieß der Fall iſt, ſo werde ich mit meinen drei Arbeitern vielleicht dort meinen Wohnſitz aufſchlagen.

„Thun Sie das ja nicht," erwiederte er. „Ich kenne den Fluß ſeiner ganzen Ausdehnung nach, und kann ihnen die Verſicherung geben, daß in dem, dem Herrn Lainé de Villévêque überlaſſenen Landſtriche das Clima vielleicht noch ungeſunder iſt, als irgendwo anders. Wenn Sie dagegen ein großer Jagdliebhaber ſind, ſo werden Sie mehr Wildprett als hier, und namentlich großes dort antreffen. Hirſche, Rehe und ausländiſche, dort einheimiſch gewordene, aber verwilderte Schweine gibt es in Menge. Beſonders zahlreich ſind die letztgenannten, allein die Jagd derſelben iſt mit Gefahren verbunden. Sie ziehen nämlich rudelweiſe in den Wäldern umher; wenn nun das Schwein, auf welches man ſchießt, zufällig nur verwundet wird, ſo erhebt es ein entſetzliches Geſchrei, und zieht dadurch ſeine Gefährten, ja zuweilen ganze Schaaren derſelben, herbei. Bald ſieht der Jäger von einer Menge dieſer Thiere ſich umringt, die über ihn herfallen. Wehe ihm, wenn er nicht die Vorſicht gebraucht, ſchnell einen Baum zu erklettern, ſondern, auf die Vortrefflichkeit ſeiner Waffen vertrauend, ſie feſten Fußes erwarten will; denn ſie ſind im Stande, ihn lebendig aufzuzehren. Das Klügſte iſt demnach, vom Gipfel eines Baumes auf ſie Jagd zu machen, und hinter den belaubten Zweigen ſich zu verbergen; ſo kann man ſie ohne die mindeſte Gefahr ſchießen."

Montalvo fügte noch hinzu, man treffe an den Ufern des Fluſſes mehre von den Indianern verlaſſene Dörfer an; er kenne Creolen, die ſich dort niedergelaſſen hätten, und nach Minatitlan zurückgekehrt ſeyen; er würde einem Franzoſen niemals rathen, ſich dahin zu begeben, ſowohl weil er die Ueberzeugung habe, es würde ihm nicht beſſer ergehen als ſeinen eigenen Landsleuten, als auch weil die Fieber dort nicht minder herrſchen, als in Minatitlan, und man außerdem den offenen Beinſchäden mehr ausgeſetzt ſey.

Ich folgte dieſem Rathe, und wartete in Minatitlan die Reſultate der neuen Geſellſchaft ab, welche wir zur Benutzung unſerer Sägemaſchine errichtet hatten. Unterdeſſen war jedoch der Juni, und mit ihm die Regenzeit, im Gefolge einer ſchrecklichen Menge von Moskitos, herangekommen. Ich bewohnte mit meinen drei Bauern einen geräumigen Schoppen, der für einen General-Commiſſär der Colonie zur Wohnung beſtimmt war, welcher nicht, wie Don Ramon Dios, unter dem politiſchen Chef von Vera-Cruz, ſondern unter dem Präſidenten der mexicaniſchen Republik ſtehen ſollte. Das Dach dieſes Schoppens war ſo ſchlecht, daß es uns nicht einmal gegen den Regen ſchützte; auch jagte dieſen der Wind von unten in das Innere; und da die Regengüſſe nicht beſtändig anhielten, ſondern zuweilen Stunden-, ja ſelbſt Tageweiſe aufhörten, ſo wurden wir auch von den Moskitos gepeinigt. Wir brachten vier bis fünf Nächte ſchlaflos zu. Die Entbehrung des Schlafes, die Stiche der Moskitos und die Feuchtigkeit der mit mephitiſchen Dünſten geſchwängerten Luft, die aus dem Sumpfe aufſtiegen, welchen unſer Schoppen beherrſchte, alles dieſes zog meinen Arbeitern ein fürchterliches endemiſches Fieber zu, und hatte auch bei mir einen ſchrecklichen Rückfall zur Folge. Und um uns nun, wenn auch nicht dem ungeſunden Clima, doch wenigſtens den Moskitos, deren Stiche nachtheilig auf die Geſundheit wirken, zu entziehen, beſchloß ich den erſten ſchönen Tag zu benutzen, um unverweilt mit dieſen Leuten nach Acayucan zu ziehen, wo man vor dieſen abſcheulichen Inſecten ſicher iſt. Sobald ihr Geſundheitszuſtand ihnen das Reiſen geſtattete, ließ ich ſie mit den Lebensmitteln vorausgehen, und folgte ihnen am zweiten Tage.

Eine Taufe zu Chinamech.

Vierzehn Tage vor meiner Abreiſe nach Acayucan, als die damals kaum begonnene Regenzeit die Wege noch nicht ganz ungangbar gemacht hatte, befanden ſich zwei Franzoſen in dem Dorfe Altipa. Unter einem Schoppen, der zu einer indiſchen Wohnung gehörte, ſaßen ſie auf einer Bank von Cedernholz vor einem Bambusgeflechte, das die Dienſte eines Tiſches that. Der Eine, der gegen vierzig Jahre alt zu ſeyn ſchien, hatte große, graue aber lebhafte Augen; ſein Geſicht war von den Blattern zerriſſen; auf dem Haupte ſaß ein breitrandiger Strohhut. Der Andere war ein junger Menſch von ein und zwanzig Jahren, der aber bereits in den dreißigen zu ſtehen ſchien. Das Fieber hatte ſein Geſicht gelb gefärbt, allein ſeine ſchwarzen, von gleichfarbigen, buſchigen Braunen beſchatteten Augen glänzten dennoch zwiſchen der durchſichtigen, aus Palmblättern gearbeiteten Kopfbedeckung hervor. Die Farbe ſeiner Haut war ſchon erbleicht, und ſpäter würde auch das Feuer ſeiner Augen erloſchen ſeyn; aber es war der heimathlichen Luft aufbewahrt, beide wieder zu beleben. Angebunden an die Pfähle des Schoppens, graſeten die Pferde der beiden Reiſenden, und ließen ſich die Sacata wohl ſchmecken.

„Es iſt ein wahres Glück, ſprach Herr Duplan, der älteſte der beiden, daß wir die gefällige Mexicanerin, welche die Franzoſen die Mutter Simon nennen, in Altipa getroffen haben; ohne ſie wären wir wahrlich in Verlegenheit, wo wir in dieſem Neſte ſpeiſen ſollten, obgleich es nahe an drei tauſend Einwohner zählt; denn ich weiß nicht, ob Sandoval, Reboulin's Freund, geneigt wäre, uns gaſtfreundlich aufzunehmen.“

„In der That, erwiderte der junge Mann, man trifft nicht überall ſo liebenswürdige und gaſtfreundliche Mexicaner an, wie der Hauptmann Garciarenas, der den Franzoſen von Herzen gut iſt, und ihnen auf jede Weiſe gefällig zu ſeyn ſucht. Ich glaube, man würde auf einer Reiſe durch dieſes Land am beſten thun, dem Beiſpiele der Maulthiertreiber zu folgen, die ihren Mundvorrath mit ſich nehmen, und auf der bloßen Erde ſpeiſen. Freilich iſt das an der Sonne getrocknete Fleiſch nicht ſehr anlockend, und dabei zäh; allein ihre tortillas de viage behagen mir ziemlich; ſie ſind dünner als die gewöhnlichen, beſſer gebacken, und krachen unter den Zähnen. Wir ſchwatzen aber da, Herr Duplan, und bekommen nichts zu eſſen; wohl über eine halbe Stunde warten wir bereits hier. Wiſſen Sie, daß es ſchon ſpät iſt, und daß es bereits Nacht ſeyn wird, wenn wir in Chinamech eintreffen? Ich glaube gar, die Mutter Simon macht ſich ein Späßchen mit uns, und will uns vor ihren leeren, rothen Tellern bis zum ſpäten Abend ſitzen laſſen?“

„Nun, ich meine auch, verſetzte Herr Duplan, die Frijoles könnten ſchon längſt gekocht ſeyn. Rufen Sie ihr doch!“

„Das wird ſchwer ſeyn; ich weiß ja ihren Namen nicht. — Marie! Leonore! Mutter Simon! hört ihr nicht? — Vielleicht gefällt ihr einer dieſer Namen. — Doch, da ſeh' ich ſie ſchon.“

In der That trat jetzt eine Mexicanerin von hoher Statur, mit ſchwarzbraunem Geſichte und bereiften Haaren aus der Hütte, in ihren Händen befand ſich ein Topf voll ſchwarzer Bohnen (Frijoles). Als ſie die verſchiedenen Namen hörte, welche ihr der junge Mann gab, erheiterte ſich ihr finſteres Geſicht, und ſie zeigte lächelnd zwei Reihen ſchöner weißer Zähne. Nachdem ſie die beiden Reiſenden bedient hatte, reichte ſie jedem ein mexicaniſches Brod (pan mejicano). Dieſe Brode ſind aus Mehl von der Puebla de los angelos gemacht; man nimmt Fett dazu, aber keine Hefe; ihre Form iſt rund, ihre Farbe ſchön weiß, mit Ausnahme der leichten Kruſte, welche gelb ausſieht. Sie ſchmecken ziemlich gut, wiegen nicht ganz ein Viertelpfund, und das Stück koſtet einen Medio (beiläufig zehn Kreuzer).

Auf den Wunſch der Reiſenden tiſchte ihnen die Mutter Simon noch gebackene Eier auf, und zum Nachtiſch den Pinol. So nennt man eine ſehr ſtark ſchäumende Chocolade, welche man mit einer ziemlich ſtarken Quantität geröſteten Mais verſetzt; zuweilen thut man auch Piment oder Vanille, ſelten aber Zucker dazu. Die erſte Chocolade, welche den Europäern bekannt wurde, und an dem Hofe Montezuma's getrunken wurde, war Mais, mit Cacao-Bohnen vermiſcht. Dieſes Gemiſch nannte man Pinol, wahrſcheinlich um es von der beſſern Qualität Chocolade zu unterſcheiden; der Pinol iſt jedoch die ächte Chocolade der aztekiſchen Mexicaner, von denen die Spanier den Namen und Gebrauch zuerſt kennen lernten; erſt ſpäter wurde beides in Europa bekannt.

Nach geendigter Mahlzeit, die unſere Reiſenden der Mexicanerin reichlich bezahlten, verſäumten ſie nicht, dieſe mit Dankſagungen zu überhäufen, indem ſie mit großem Nachdrucke wiederholten: Munchas gracias, Sennora! Munchas gracias! Man iſt nämlich ſehr froh, wenn man hier zu Lande für ſein gutes Geld nur irgend etwas zu eſſen bekömmt. Als ſie bereits zu Pferde ſaßen, riefen ſie ihr noch zu: Buenos tardes! worauf die Mutter Simon ihren Gruß mit caſtilianiſcher Würde erwiedernd, ihnen antwortete: Va ous ted con Dios, Sennores! (Gehen Sie mit Gott meine Herren). Dieß iſt der gewöhnliche Abſchiedsgruß. Mit verhängtem Zügel ſprengten jetzt die Franzoſen dem Walde zu, und verſchwanden in demſelben.

Der Indianer, der mit dem Amte beauftragt war, in den Pueblos, welche die Ehre genießen, einen Pfarrer (el Sennor padre) zu haben, die Stunden zu verkündigen, hatte gerade fünf Uhr angezeigt, oder vielmehr geſchlagen. In den Tropenländern beginnt die Dämmerung in der Regel zwiſchen 6 und 7 Uhr, und um 8 Uhr des Abends iſt es bereits finſtere Nacht. Es war ſchon ſpät. Die Sonne, am Saume des Horizontes ſtehend, ſchien ihre blendenden Strahlen auf die Wipfel der hohen Bäume zu ſtützen, welche den Wald beherrſchten; ſie glich einer, auf einem ungeheuern Altare ſtehenden, prachtvollen Monſtranz. Bald verbarg ſie ſich hinter einem belaubten Schleier, und verſank nach und nach in den Wald, wie in einen Tabernakel. Sie war bereits verſchwunden, und noch irrten unſere Wanderer in dem weiten Eichenwalde umher, der Altipa von Chinamech trennt, wohin ſie ſich begeben wollten.

Chinamech iſt ein Pueblo, der zwei Stunden von Altipa, in der Nähe de Meeres und des Fluſſes Guazacoalco liegt. Er iſt ungefähr eben ſo ſtark bevölkert als Altipa; unter ſeinen Einwohnern befinden ſich jedoch weit meh Creolen, und mehre Familien dieſer Letztern ſtammen von ungemiſchte europäiſcher Race ab. Altipa treibt mehr Ackerbau, Chinamech mehr Hande So liefert dieſes unter andern ſämmtlichen, mehr als zwanzig Stunden i

Umkreiſe gelegenen Dorfſchaften ihren Bedarf an Zuckerrohr-Branntwein (agua ardiente de cana). Auch treibt man da nicht unbeträchtlichen Handel mit Hanf, den man aus den Faſern der amerikaniſchen Aloe gewinnt, und Pita nennt. Ein reicher Bewohner des Landes beſitzt eine ſehr ſchöne Pflanzung von Caffee und Cacao, deren Anbau in dieſer Gegend höchſt ſelten iſt, obſchon der Cacao, wie ich bereits erwähnt habe aus Mexico, ſtammt.

Es herrſchte ſchon finſtere Nacht, als unſere beiden Reiſenden im Dorfe eintrafen. Sie kannten einen Franzoſen, der ſich Bertrand nannte, und ſeit etwa vier Wochen daſelbſt wohnte. Herr Bertrand, an deſſen Thüre ſie anklopften, empfing ſie äußerſt freundlich. Er war ein offener, munterer, liebenswürdiger Mann, der viel, beſonders aber gern von ſich ſelbſt ſprach, und immer lachte; mit einem Worte, ein ächter Sohn der Picardie, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, übrigens ein wahrer Lebemann. Nachdem er einige Zeit in einem zärtlichen Verhältniſſe mit einer reizenden Frau geſtanden hatte, die ihm in Begleitung ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Geſchwiſter nach Mexico gefolgt war, hatte er ſeiner Liebe die Weihe der Religion und der Geſetze geben laſſen, indem er ſich mit ſeiner Gefährtin zu Altipa vermählte. Der Pfarrer hatte ſie getraut. In Mexico bedarf es bei den Heirathen bloß des religiöſen Actes für alle Folgen und Wirkungen in den bürgerlichen Verhältniſſen. Herr Bertrand ließ ſeinen Landsleuten Erfriſchungen vorſetzen, und führte ſie hierauf zu ſeinem Schwiegervater, einem Schloſſer, der das größte Haus des ganzen Pueblo inne hatte.

In einem Lande, wo die Civiliſation auf einen hohen Grad der Blüthe gediehen iſt, ziehen die Sitten, die Erziehung und die Vermögensumſtände ſcharfe Gränzlinien zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Man kennt ſie, man weiß ſich den Grund derſelben anzugeben, man gewöhnt ſich daran; und dieſe Gränzlinien ſind zum Bedürfniſſe geworden, denn die auf den verſchiedenen Stufen des geſelligen Zuſammenlebens ſich befindenden Menſchen ſind nichts deſto weniger einander untergeordnet, wenn ſie gleich die Hände ſich reichen; und jeder kennt in ſeinem Heimathlande den Werth und die Vorrechte der Stufe, auf welcher er ſteht. Iſt man aber zwei tauſend Stunden weit von ſeinem heimiſchen Boden in ein Land geſchleudert worden, wo die Kunſt noch in der Kindheit, der öffentliche und Privat-Unterricht kaum der Erwähnung werth und die Civiliſation erſt im Entſtehen iſt, ſo fühlt man das Bedürfniß, ſeinen Landsleuten ſich zu nähern, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen. Dieſe Vereinzelung, dieſes Bedürfniß gegenſeitiger Annäherung, haben die Scheidelinie der Stände verwiſcht; und wer das nützlichſte Gewerbe treibt, der iſt am meiſten angeſehen. Der Schloſſer, der Tiſchler, der Schuſter, der Kaufmann, der Gelehrte leben in geſelliger Eintracht, und fühlen ſich glücklich in dieſem Verhältniſſe. Herr Bertrand, ein ehemaliger Papierfabrikant aus Paris, heirathet ein ſchlichtes Bürgermädchen (eine ſogenannte Griſette), in welches er ſich verliebt hat; und dieſes Mädchen, das in Frankreich ſich begnügt haben würde, ſeine Geliebte zu bleiben, iſt hier weder erſtaunt noch überraſcht, ſich von ihrem Liebhaber mit dem hochzeitlichen Schleier geſchmückt zu ſehen. Das iſt das Bild der Franzoſen in den Wäldern von Guazacoalco.

Nachdem die beiden Reiſenden mit dem Schwiegervater des Herrn Bertrand und ſeiner Familie Bekanntſchaft gemacht hatten, ergingen ſie ſich in dem Pueblo, wozu ſie von Madame Bertrand, einem jungen, ſchönen Weibchen, und ihrer jüngeren, nicht minder ſchönen Schweſter aufgefordert worden waren. Die Nacht war freundlich, und der Mond ſchien ſo hell, daß man alle Gegenſtände faſt wie am Tage unterſcheiden konnte. Dieß wollten die Damen ſich zu Nutze machen, und wünſchten die Reiſenden nach der Wohnung eines reichen Mexicaners zu führen, wo nach ihrer Verſicherung der Fandango getanzt werden ſollte. In der munterſten Stimmung bereiteten ſie ſich ſchon zum Tanze vor, indem ſie im Vorgeſchmacke der Freuden, die ihrer warteten, auf dem Roſenteppiche einder hüpften, der durch das ganze Dorf ſich ausbreitet. Von Zeit zu Zeit vernahm man von der Seite, nach der ſie ihren Spaziergang richteten, einzelne Flintenſchüſſe. Anfangs wußte ſich Niemand aus der Geſellſchaft den Grund derſelben zu erklären, aber man erfuhr ſpäter, es geſchehe dieſes zur Ehre eines Neugeborenen, und der Fandango werde in der Wohnung der Wöchnerin getanzt werden.

Ein erleuchtetes Haus ſtellte ſich bald ihren Augen auf einer Anhöhe dar. Glanzvoll erhob es ſich unter ſeinen Nachbarn, in denen auch nicht ein Licht zu bemerken war. Im Innern der Wohnung ſtanden auf einem Tiſche von Cedernholz viele mit allerlei Flüſſigkeiten gefüllte Flaſchen. Schon ihrer Farbe ſah man es an, daß ſie Xereswein, Branntwein aus Zuckerrohr, Rum und Aniſette enthielten. Auch mehre Schüſſeln waren aufgeſtellt, in denen ſich Confect von mancherlei Art, Zuckerbrod und andere Leckereien befanden, welche die Mexicaner jener Gegenden zubereiten, und die ſelbſt in einer großen Stadt dem ausgeſuchteſten Nachtiſche einer wohlbeſetzten Tafel keine Schande machen würden.

Vor dem Hauſe hatte man zum Fandango eine Art von Bretterboden gezimmert; auf jeder Seite deſſelben waren Bänke angebracht, auf denen ſchon mehre Perſonen Platz genommen hatten. Da jedoch die Muſikanten allzu lange auf ſich warten ließen, ſo verzichteten die liebenswürdigen Franzöſinnen auf den Tanz, und es wurde einſtimmig beſchloſſen, ſich zu Bette zu begeben. Die Hängematte des Herrn Bertrand ward dem Herrn Duplan als Lagerſtätte angewieſen, ſein Reiſegefährte aber nahm zu der Gaſtfreundſchaft des Schloſſers ſeine Zuflucht. Der arme Schloſſer! er hatte dem jungen Manne weder ein Bett noch eine Hängematte, noch eine gewöhnliche Matte anzubieten, und dieſer ſah ſich daher genöthigt, ſo gut es gehen wollte, eine Art von Hängematte aus einem Betttuche zu errichten, welches er an zwei Pfählen aufhing, die dem Dache des (der Kirche gegenüberliegenden) Hauſes zu Stützen dienten. Der junge Reiſende hatte ſein Lager auf der entgegengeſetzten Seite aufgeſchlagen, und zugleich die Vorſicht gebraucht, ſein Pferd neben ſich anzubinden, um es nicht zu verlieren. Die Erfahrung hatte ihn nämlich gelehrt, daß die Indianer, um eine Kleinigkeit zu verdienen, ſich ein Geſchäft daraus machen, mit ihren Manchetas die Zäume abzuſchneiden, mit denen die Pferde der Fremden angebunden ſind; und daß man ſich, ohne es zu vermuthen, gerade an ſie wenden muß, um die entlaufenen Pferde wieder aufzufinden. Mancher unvorſichtige Reiſende war ſchon genöthigt, ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen, weil er ſich während der Nacht von ſeinem Pferde entfernt hatte.

Die Reihe von Pfählen, an deren einige der junge Mann ſein luftiges Lager befeſtigt hatte, trug die hintere Seite des Daches, und bildete um das Haus, von der Wand an, eine äußere Gallerie von 4 bis 5 Fuß Breite, unter welcher man, geſchützt vor dem Regen auf und ab gehen konnte. Vor ihm dehnte ſich ein Roſenteppich aus, der durch den, das Dorf umgebenden Wald begränzt war. Mehre zerſtreut weidende Ochſen lagerten ſich in Gruppen zuſammen, um wiederzukäuen und zu ſchlafen. Sein Pferd ſtreckte ſich auf den Boden, er ſelbſt aber wickelte ſich in ſeine ſchneeweiße Hülle, wiegte ſich eine Weile hin und her, um die balſamiſche Kühle der Nacht beſſer einzuathmen, verbarg das Geſicht unter ſeinem Sacktuche, um gegen die Stiche einiger Moſkitos ſich zu verwahren, die ihm um die Ohren ſummten, und überließ ſich hierauf dem Schlafe.

Gegen Mitternacht weckten ihn plötzlich die ſanften, harmoniſchen Töne einer lieblichen Muſik, und er konnte bald deutlich unterſcheiden, daß ſie einer Harfe und einer Violine entlockt wurden, welch' letztere in dieſen Wüſten zu den ſeltenen Erſcheinungen gehört. Raſch verließ der junge Mann ſein Lager, und eilte der Kirche zu, aus welcher die zauberiſchen Töne zu ihm herüber klangen. Der Eingang der Umzäunung, in deren Mitte die Kirche und mehre ſie umgebende Cocosbäume ſich erhoben, ſtand weit offen; das Gotteshaus ſelbſt war gleichfalls geöffnet. Am Eingange des Zaunes ſtanden fünf bis ſechs Muſiker, von denen der eine mit wahrer Kunſtfertigkeit die Violine, die übrigen aber zwei dort einheimiſche Inſtrumente, die Guittare und die Harfe ſpielten. Eine Menge Neugieriger umringte die Tonkünſtler. An der Thüre der Kirche befand ſich eine Gruppe reinlich gekleideter Männer, Frauen und Kinder, mit brennenden Kerzen in der Hand. Mit jedem Augenblicke wuchs der Zudrang zu der Kirchthüre; die Kerzen mehrten ſich anſehnlich; und bald

Maſſe von Lichtern, die in der finſtern Nacht munter aufloderten, beleuchtete die Cocosbäume, die ihre Wipfel, gleichſam huldigend, über die ländliche Kirche bogen, und ſtellte zugleich die Vorderſeite dieſer Letztern in hellſtem Lichte dar, mit einem glänzenden Heiligenſcheine ſie ſchmückend, der weit von hier das Dorf erleuchtete.

Mit überraſchender Präciſion trugen unterdeſſen die Violine, die Harfen und die Guittaren die koſtbarſten Lieder vor. Plötzlich miſchte ſich in die melodiſchen Töne der Inſtrumente das lärmende Geläute der Glocken, die in einem vor der Kirche befindlichen Kiosk aufgehängt waren. Mit einem Male wurde die ganze Nachbarſchaft lebendig; Alle ſtrömten mit heiterer Miene aus ihren Wohnungen herbei; ſelbſt die Pferde, die vor der Kirche auf dem Raſen weideten, wieherten vor Vergnügen, die ganze Natur ſchien an dieſem unerwarteten Feſte Theil zu nehmen. In der That es war ein ſolches; denn die Gemeinde zählte ein Paar Ankömmlinge mehr, und zwei Neugeborne ſollten die Taufe empfangen.

Unſer Reiſender drängt ſich jetzt durch die Menge der Neugierigen und der Muſiker bis zum Eingange der Kirche vor. Hier reicht ihm ein ſchöner junger Mann eine Kerze; er nimmt ſie dankbar an, und wohnt der Feierlichkeit bei. Zwei ehrwürdige, in ihre bunten Mantillen gehüllte Matronen halten auf ihren nackten Armen die neugebornen Zwillinge. Ihnen zur Seite ſtehen die beiden Pathen, in ihren kurzen Sammtbeinkleidern mit ſilbernen Knöpfen, in geſtickten Hemdkragen aus Battiſt und umgürtet mit einer rothen Schärpe mit goldenen Franzen; in der einen Hand halten ſie eine brennende Kerze, und in der andern mächtige Filzhüte mit breiter, ſtarker Krempe.

Nun endlich erſcheint der Pfarrer, ein wahrer Caballero, und zieht über ſeine mexicaniſche Kleidung den Chorrock, das Chorhemd und die Stola an. Mit merkwürdiger Geläufigkeit lieſt er nun die Gebete des Rituals herunter, und in wenigen Augenblicken ſind beide Kinder getauft. Mit dieſer Ceremonie, glaubt unſer Reiſender, ſchließe ſich die ganze Feierlichkeit; er löſcht daher ſeine Kerze aus, und übergiebt ſie dem jungen Manne, von dem er ſie empfangen; allein zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen folgen die Uebrigen ſeinem Beiſpiele nicht, ſondern laſſen ihre Kerzen brennen, und drängen ſich um den Pfarrer, der ſeines prieſterlichen Ornates ſich bereits wieder entledigt hatte, ſo wie um die Neugetauften. Alle verlaſſen jetzt mit einander die Kirche, und der ganze Zug ſetzt ſich, mit den Muſikern an der Spitze, nach dem Hauſe der Wöchnerin in Bewegung. Unſer Wanderer ſah jetzt wohl ein, jedoch zu ſpät, daß er Unrecht gehabt hatte, ſeine Kerze zurückzugeben; denn mit derſelben hätte er dem Zuge ſich anſchließen, und ſowohl an den Leckerbiſſen, welche die Gäſte erwarteten, als auch an dem Fandango Theil nehmen können, mit welchem das Feſt ſich ſchließen ſollte. Er würde unter Anderem die Marcaſotes gekoſtet haben, eine Art von Eingemachtem, das aus Ananas und ſonſtigen Früchten des dortigen Bodens bereitet wird; er hätte ferner den köſtlichen Xeres-Wein, die agua ardiente de cana von Chinamech, und den beſten Tafia der ganzen Gegend geſchlürft! Ueberdieß wäre ihm das Vergnügen zu Theil geworden, die weißen Creolinnen von Chinamech in der Nähe zu beſchauen, er hätte zuſehen können, wie ſie im Fandango ſich auszeichnen durch leichte, zierliche Schritte, ernſte, oft ſehr ausdrucksvolle, immer aber ſittſame Geberden; wie ſie während des Tanzes ein Volkslied ſingen, z. B. das Solera, Solera, deſſen Weiſe ſo eintönig, und deſſen Worte ſo naiv-ſentimental ſind; und während die Muſiker, zum Tanze aufſpielend, häufig ihre Stimmen mit jenen der Tänzerinnen zugleich erhoben hätten, würde auch er dem Beiſpiele der jungen Mexicaner haben folgen können, die einen Kreis bildend, und die Augen auf ihre Schönen geheftet, ſie zum Tanze aufzumuntern pflegen, indem ſie bald mit ihnen ſingen, bald in die Hände klatſchen, bald mit den Füßen ſtampfen. — Der Unglückliche! er hatte ſeine Kerze nicht mehr!

Als die Feierlichkeit beendigt war, legte ich mich von neuem in meine improviſirte Hängematte nieder; denn der Leſer wird wohl ſchon errathen haben, daß ich ſelbſt dieſer Reiſende war. Ich hatte mich nämlich mit Herrn [illegible] nach Acayucan begeben, um dort mit ihm ſeine Wohnung zu miethen, bis er nebſt ſeiner Familie zu beziehen gedachte; und auf unſerem Rückwege verfielen wir auf den Gedanken, über Edinamech zu gehen, wo ich Zeuge der eben beſchriebenen Taufhandlung ward. Mit anbrechendem Tage verließen wir das Dorf, und machten uns nach Minatitlan auf den Weg, welchem ich bald für immer Lebewohl ſagen ſollte.

Abreiſe nach Acayucan.

Der Guazacoalco hatte die Umgegend von Minatitlan und einen großen Theil des Dorfes überſchwemmt. Jeden Tag ſah man die Wunder ſich erneuern, welche Chateaubriand am Miſſiſſippi beobachtet hat, und die er in ſeiner Atala ſo ſchön beſchreibt. Nicht nur ungeheuere Baumſtämme riß der wilde Fluß mit ſich fort, ſondern es ſchwamen ſogar kleine Inſeln daher, die mit Blumen und friſchem Raſen bedeckt waren, und, einer entfliehenden Oaſe auf der Waſſerwüſte ähnlich, in den Abgrund des Oceans ſich zu ſtürzen eilten. Ach mir war dieſe Erſcheinung damals das Bild meines Lebens! Mit der Blüthe der Jugend geſchmückt, wurde ich ſo von dem Fieber unaufhaltſam nach dem Abgrunde des Todes fortgezogen.

Ich verließ daher Minatitlan, und nichts erſchwerte mir den Abſchied. Ein einziger Menſch widerrieth mir von den Ufern des Guazacoalco mich zu entfernen; er hieß Don Leandro, war ein Spanier, und bewohnte das Dorf ſchon ſeit vielen Jahren. „Sie ſind jetzt vom Fieber heimgeſucht, ſprach er zu mir, mich hat es ſeiner Zeit auch nicht verſchont; allein nach achtzehn Monaten bin ich es los geworden, und ſeitdem iſt es nicht wieder gekommen. Ihnen wird es eben ſo gehen, Sie werden das Fieber verlieren und in zwei Jahren wird meine einzige Tochter heirathsfähig. Sie iſt recht artig, und wenn Sie hier bleiben wollen, ſo geb' ich ſie Ihnen zum Weibe.“

Don Leandro's Anerbieten war in ſo ſchlichte Worte gefaßt, daß ich an ſeiner Offenheit nicht zweifeln konnte. Ich verſicherte ihm, ich würde mich unendlich glücklich ſchätzen, ſein Schwiegerſohn zu werden, wenn ich mich entſchließen könnte, im Lande zu bleiben; ich müſſe jedoch vor allem auf die Wiederherſtellung meiner Geſundheit bedacht ſeyn.

Don Leandro war vielleicht der wohlhabendſte Bewohner von Minatitlan. Seine einzige, in der That recht artige Tochter mochte zehn bis eilf Jahr alt ſeyn. Ich weiß nicht wie er dazu kam, mir ihre Hand anzubieten. Er kannte mich faſt nur oberflächlich, und wußte wohl, daß, wenn er gleich ein ſchönes Vermögen hatte, ich dagegen ſehr arm war. Möglich, daß er jene lebhafte Sympathie für mich empfand, die zuweilen dem Unglück ihr Entſtehen verdankt, und nicht ſelten den Gefühlen der Freundſchaft gleich kömmt.

So lebe denn wohl Minatitlan, dachte ich, wo ſo viele unglückliche Coloniſten das Leben eingebüßt haben, und es künftig noch einbüßen werden! Lebt wohl Montalvo, Ignacio, Maria! Lebt wohl auf immer!

Das Ende des Monats Juni war herangekommen, und ſchon ſeit beinahe vier Wochen hatten die Regengüſſe begonnen. Die Wege befanden ſich in ſchrecklichem Zuſtande; wilde Ströme wälzten ſich in allen Richtungen über ſie hin, und in den dichten Forſten ſtand der Schlamm ſo hoch, daß mein Pferd bis an den Bauch in denſelben ſank, und nur mit der größten Anſtrengung weiter zu kommen vermochte. Der unzähligen Schwierigkeiten wegen, denen man auf allen Straßen begegnet, iſt es höchſt unklug, in der Regenzeit zu reiſen. Die Maulthiertreiber machen ſich daher um dieſe Jahreszeit ſehr ſelten auf den Weg, denn ſelbſt zwiſchen den ganz nahe liegenden Dorfſchaften ſind alle Verbindungen Monate lang unterbrochen.

Ich mochte noch eine halbe Stunde von dem Pueblo entfernt ſeyn, als ich vor mir in der Entfernung: ha, ha, ha! rufen hörte. Je weiter ich vorwärts ritt, deſto ſtärker wurde das Geſchrei; als ich mit einem male, zwei bis drei hundert Schritte vor mir, denjenigen erblickte, der es erhob. Es war ein Indianer zu Pferd, der im Galopp aus dem Dickicht hervorſprengte, und unaufhörlich ſein ha, ha, ha, ſchrie. Er hatte in der Savane einen Stier gefangen, indem er ihm einen mit einer Schleiſe verſehenen Strick von Roßhaaren um den Hals warf. Vergebens ſträubte ſich das Thier, der Indianer hatte das eine Ende des Strickes an den Schweif ſeines Pferdes gebunden, jagte mit verhängtem Zügel davon, und riß ſo den Stier gewaltſam nach ſich. Das erwähnte Geſchrei erhob er deßhalb, damit die vorüberziehenden Fußgänger und Reiter dem wüthenden Thiere Platz laſſen ſollten, welches bald auf das Pferd losſtürzte, das es einmal mit ſich fortriß, dann wieder ihm voraneilte, bald nach allen Seiten mit den Hörnern um ſich ſtieß.

Der Indianer wollte den Stier nach dem Schoppen im Dorfe bringen, der ein Schlachthaus vorſtellte; und dort ſollte dieſer dicht an der Erde an einen Pfahl feſtgebunden werden. Die armen Thiere ſind da gezwungen, vier und zwanzig Stunden lang den Kopf bis auf den Boden zu bücken, den ſie unwillig mit ihrem Maule aufwühlen. Damit ſie nicht Kraft genug haben ſollen, ihre Bande zu zerreißen, treibt man die Barbarei ſo weit, ihnen ein Bein zu zerſchmettern, und tödtet ſie erſt am Morgen des folgenden Tages. Sie werden mit einem breiten Schlachtmeſſer umgebracht, dann in die Mitte des Schoppens gelegt, und mit der Manchetta abgezogen und zerlegt. Der Geruch des warmen Fleiſches lockt gewöhnlich alle Hunde der Nachbarſchaft herbei, die ſich um die Füße, den Kopf, die Knochen und Eingeweide ſtreiten, die man ihnen zum Fraße vorwirft. Die Einwohner kaufen das Fleiſch nur ohne Knochen und nicht nach dem Gewichte. Die Stücke, welche der Eigenthümer des Thieres nicht abſetzen kann, werden in dünne lange Riemen zerſchnitten, die man einſalzt, und an der Sonne trocknete. Auf ſolche Weiſe läßt ſich das Ochſenfleiſch lange Zeit aufbewahren. Es iſt hart und zäh; und meiſtens eſſen es nur die Maulthiertreiber auf dem Wege, oder Leute, welche lange Reiſen machen. Gewöhnlich röſtet man es, ehe es geſpeiſt wird.

Zwei Stunden von Altipa begegnete ich vier Indianern, die auf den Schultern eine Tragbahre hatten, über welcher ſich eine Laubdecke wölbte. Ihnen folgte ein Mexicaner zu Pferd. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich in dieſem Mexicaner den Commiſſär der Colonie, Ignacio's Vater, erkannte!

„Sie haben alſo Acayucan zu Ihrem Wohnſitze erwählt," ſprach er mich an, mit der Hand mir zuwinkend.

„Ach ja wohl! dort gibt es wenigſtens keine Moskitos, und, wie ich allgemein höre, ſoll man da viel geſünder bleiben als in Minatitlan."

„Da ſind ſie ſchön berichtet. Ignacio hätte ſich beinahe den Tod dort geholt."

„Ignacio!"

„So iſt es; er liegt zum ſterben krank auf dieſer Tragbahre!"

Bei dieſen Worten deutete Don Ramon auf die künſtliche Laube, welche die vier Indianer vor ihm hertrugen.

„Armer Freund! Kann ich wohl Abſchied von ihm nehmen, Sennor?"

„Ich glaube, daß er ſchlummert, und es möchte nicht rathſam ſeyn, ihn zu wecken."

„Sie haben recht; aber laſſen ſie ihn wenigſtens wiſſen, Don Ramon, wie ſehr es mich ſchmerzt, in dieſem Zuſtande ihn zu ſehen. Es ſcheint in der That, daß euer Clima euch ſo wenig als uns verſchont. Möge er bald wieder geſunden!"

Wir ſchieden, Don Ramon zog mit ſeinem Sohn weiter, und ich ſetzte meine Reiſe fort.

Beklagenswerther Ignacio! Er war auf einige Tage nach Acayucan gegangen, um dem Kirchweihfeſte des Dorfes beizuwohnen, das ſehr glänzend ausfallen ſollte; da warf ihn die Krankheit nieder. Man hatte einen Eilboten an ſeine Eltern abgeſchickt, und ſein Vater holte ihn eilends ab, damit er in dem elterlichen Hauſe, unter den Augen und durch die zarte Sorgfalt der Mutter wieder geneſe. Ich beneidete damals das Loos des jungen Mannes; denn obgleich es um ſeine Geſundheit ſchlimmer ſtand als um die meinige, ſo befand er ſich doch im Schooſe ſeiner Familie; er hatte doch ein Obdach, unter welchem ſein Haupt ruhen konnte; er erfreute ſich der Liebe eines Vaters, der Zärtlichkeit einer Mutter, und das linderte ſeine Leiden. Ich aber, ich war getrennt von den Meinigen durch den endloſen Ocean, und konnte nur auf den Flügeln der Hoffnung in Gedanken ihn überſchreiten! Unſtät irrte ich in einer unbekannten, bald verwilderten Gegend umher, ohne Aeltern, ohne Jugendfreund, nur von Miethlingshänden gepflegt, und aller Hilfsmitteln beraubt, um mit Geld ſie aufzuwiegen!

Dieſen Gedanken nachhängend, warf ich noch einen letzten Blick auf Ignacio's tragbares Lager, und die Zweige der Bäume entrückten ihn meinen Augen. Dann verfolgte ich meinen Weg, ſein Schickſal beklagend, und über das Meinige ſeufzend.

Die Hügel, welche das Dorf Altipa beherrſchen, ſind bemerkenswerth durch ihre ſchöne Anpflanzungen von Mais, Bananen und Zuckerrohr, deren wechſelndes Grün das Auge durch ſeine Abſtufungen freundlich anſpricht. Von da an werden jedoch die Wege noch kothiger, die Waldſtröme tiefer und ſchwieriger zu durchſchreiten, obgleich die Indianer mächtige Baumſtämme in die Quere darüber werfen.

Ehe ich nach Soconusco kam, hatte ich fünf bis ſechs Brücken paſſiren müſſen, und das Waſſer war ſo hoch angeſchwollen, daß es die meiſten derſelben berührte. Mit Ausnahme einer einzigen war ich ſehr glücklich über alle gekommen; allein dieſe eine führte über einen breitern und ungleich tiefern Strom, den man ſogar zur Zeit der Dürre noch nicht hat austrocknen ſehen. Im Anfange des Monats Mai, als es nämlich noch Sommer (estio) war, hatte ich von ſeinem Waſſer getrunken, und mein Pferd dort getränkt. Ich hoffte immer noch, das Waſſer werde nicht höher als die Brücke ſtehen, bis ich mich endlich, nachdem ich im Grunde des Thales angekommen war, am Rande eines förmlichen Sees befand, der ſich auf unabſehbare Ferne bis in den Wald ausdehnt, und die Straße in einer Breite von zwei bis drei hundert Schritten überſchwemmte. Von der Brücke war nichts mehr zu ſehen; die Ufer des Waldſtromes, und mit ihnen die Baumſtämme, waren unter dem Alles bedeckenden Gewäſſer verſchwunden.

Was war da anzufangen? Etwa wieder umkehren? Aber mußte ich nicht erwarten, daß bei längerem Verſchieben meiner Reiſe nach Acayucan die Wege noch weit ſchwieriger und die Ströme noch höher ſteigen würden? Und überdieß hatte ich nur noch zwei Stunden Weges zurückzulegen! Ich war noch unſchlüſſig, ob ich weiter gehen oder umkehren ſollte, als ich mehre Indianer erblickte, welche den Uebergang verſuchten. Sie zogen ihre Kleider aus, nahmen die Sättel ihrer Pferde, die ſie am Rande des Sees ſtehen ließen, auf den Kopf, und trugen ſie an das entgegengeſetzte Ufer, um ohne Zweifel dann zurückzukehren, und ihre Pferde zu holen.

Da ſagte ich zu mir ſelbſt: „Was kann ich wagen, wenn ich ihnen folge? Es iſt kein Zweifel, daß ſie über die Brücke gehen, denn ſie ſchwimmen nicht. Ich will dieſelbe Richtung einſchlagen, und werde dann gewiß eben ſo gut hinüber kommen. Wenn ich übrigens auch die Brücke verfehle, ſo ſchwimmt ja mein Pferd, und ich habe nicht leicht einen Unfall zu befürchten." — Und hierauf trieb ich das Thier ohne weitere Ueberlegung in's Waſſer. Kaum hatten jedoch die Indianer dieſes wahrgenommen, als ſie mir haſtig mit der Hand ein Zeichen gaben, und dabei laut riefen: „Franzoſe, geh nicht weiter! geh nicht weiter!"

Ich kümmerte mich jedoch nicht viel um ihre Geberden und um ihr Geſchrei, ſondern ließ mein Pferd im Waſſer weit ausgreifen, und verſuchte überzuſetzen, obſchon mich ein mit Weißzeug gefüllter Nachtſack, ein Regenſchirm und zwei Sonnenſchirme mich beläſtigten, welche ich einer franzöſiſchen Dame meiner Bekanntſchaft zu überbringen den Auftrag hatte. Als der mir am nächſten befindliche Indianer bemerkte, daß ich auf ſeine Warnung nicht achtete, blieb er ſtehen, ſah mich gegen ſich herankommen, und lachte über meine Unvorſichtigkeit. Plötzlich riß der immer tiefer und heftiger werdende Strom mein Pferd mit ſich fort, und es fing an zu ſchwimmen. Schnaubend ſträubte es die Mähne, ſtreckte den Hals in die Höhe, und das Waſſer ſpritzte von ſeinen kräftigen Fußtritten hoch auf. Es kämpfte eine Weile glücklich gegen den Strom, und ich glaubte ſchon, es werde bald des Schwimmens nicht mehr bedürfen. Allein ſeine Anſtrengungen waren leider fruchtlos, und es vermochte nicht über den Strom zu ſetzen, der es immer weiter mit ſich fortriß. Schon ſtand das Waſſer über dem Sattel, und ging mir bis an die Hüften. Das ermüdete Thier war nicht mehr im Stande durch die Bewegung ſeiner Füße, das Waſſer aufſprudeln zu machen, und hielt nur noch den Kopf über demſelben. Kaum athmete es mehr; es war im Begriffe zu ertrinken! Vergebens ſpornte ich es an, und ſuchte durch Schmeichelworte, Geſchrei und Geberden es zu ermuthigen — meine Anſtrengungen blieben erfolglos.

Da ſtürzte der Indianer, welcher Zeuge der Gefahr war, in die ich muthwillig mich begeben, raſch auf mich los und rief mir zu: Nata, nata, francea! (Schwimme, ſchwimme, Franzoſe.) Dieſes mal gehorchte ich ihm; ich warf mich in die Fluthen, und erreichte ſchwimmend die Stelle, die er ſo eben verlaſſen hatte, und wo das Waſſer nur einige Fuß tief war.

Unterdeſſen ergriff er den Zaum meines Pferdes, half ihm durch den Strom, und führte es zu mir, indem er lachend ſprach: „Jetzt kannſt du wieder aufſitzen, in aller Ruhe die Savane erreichen, die nur noch eine Viertelſtunde von hier entfernt iſt, und dort deine Kleider trocknen.“ In dieſem Augenblicke wurde ich gewahr, daß die Wellen meinen Nachtſack davon führten, und rief ſchmerzlich aus: O Himmel! mein armer Nachtſack! Dabei zeigte ich ihn dem Indianer, der, ohne ſich im geringſten zu beſinnen, ihm in's Waſſer nachſtürzte, und mir ihn glücklich zurückbrachte.

Wie großmüthig, wie edeldenkend zeigte ſich nicht dieſer halbwilde Menſch! Solche Züge von Herzensgüte ſind über jedes Lob erhaben, und es genügt, ſie anzuführen. Als er ſich von mir trennte, grüßte er mich wie einen alten Bekannten. Es war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit ſehr regelmäßigen Geſichtszügen und einem Ausdruck von Sanftmuth, der ſelbſt bei den Indianern ungewöhnlich genannt werden konnte.

Es war mir, als hätte ich ihn ſchon irgendwo geſehen; aber erſt in der Savane, wo ich meine Kleider an der Sonne trocknete, konnte ich mich ſeiner mit Beſtimmtheit erinnern. Es fiel mir nämlich ein, daß ich in Minatitlan eines Abends mit dem Doctor Dupré in der Wohnung des Herrn Duplan, eines unſerer Aſſocié's, mich befand, als ein kupferfarbiger junger Mann an die Thür pochte, und denjenigen von uns, welcher Arzt ſey, inſtändig bat, in ſeine Wohnung zu kommen, um nach ſeinem gefährlich krank liegenden Kinde zu ſehen. Der Doctor, der das ſpaniſche vielleicht noch beſſer verſtand als ich, aber es nicht ſo geläufig ſprechen konnte, bat mich ihn zu begleiten, theils um ſeinen Dollmetſcher zu machen, theils um ihm als Stütze zu dienen, da ihn das Fieber ſo ſehr geſchwächt hatte.

Das Kind lag auf einer Art von Geflechte, das dem jungen indianiſchen Ehepaare zum Bette diente; es ſchöpfte mühſam Athem, und weigerte ſich, die ihm dargereichte Mutterbruſt zu nehmen. Der Doctor ſpritzte ihm friſches Waſſer in's Geſicht, worauf es wieder leichter Athem holte. Vor dem Weggehen ſchrieb er ihnen, durch meine Vermittlung, noch ein anderes, faſt eben ſo einfaches Mittel vor, und am andern Tage war das Kind wieder geſund. Der Vater dieſes Kindes war es nun, den ich in jenem Indianer wider zu erkennen glaubte, der mir ſo großmüthig beigeſtanden hatte.

Damals war ich arm und krank, und konnte meine Dankbarkeit ihm nicht werkthätig lohnen. Es wäre tröſtlich für mich, ja es ſcheint mir ſogar, als würde ich ihm einen Theil meiner Schuld abtragen, wenn es mir vergönnt wäre, ſeinen Namen hier nieder zu ſchreiben. Allein er iſt mir leider entfalten, wahrſcheinlich, weil die hochherzigen Gefühle, die er an mir bethätigt hat, das gemeinſame Erbtheil aller ſeiner Landsleute ſind, und auch nicht ein einziger Indianer an ſeiner Stelle weniger für mich gethan hätte. Wie ſegensreich würde der Saame der Civiliſation in dieſen Herzen erblühen, welche die Natur ſchon ſo überreich dazu vorbereitet hat!

Dank ſey der Dienſtfertigkeit des guten Indianers, ich traf gegen drei Uhr des Nachmittags ohne weiteres Hinderniß in Acayucan ein.

Drei Monate in Acayucan.

Beim Eingange von Acayucan, dicht am Wege nach Minatitlan, ſteht ein altes, baufälliges Haus auf dem Abhang eines Hügels, der theils mit einer Caffee-Plantage bedeckt iſt, welche der Mutter des Hauptmanns Garcia-renas gehört, theils mit dem Walde, der das ganze Dorf gleichſam wie mit einem ungeheuern Gürtel umgibt. Es iſt größer und älter als alle ſeine Nachbarhäuſer; die aus Bambusrohr gemachten, mit Thonerde beworfenen, und mit Kalk übertünchten Wänden haben unzählige Löcher und Riſſe; das Dach beſteht aus übereinander gelegten Heubündeln, wie jene aller übrigen großen Häuſer, ja ſogar der Kirche ſelbſt; es iſt zum Theil zerſtört, und läßt dem Regen freien Eingang. So alt und häßlich es übrigens auch iſt, ſo ſteht es doch, gleich einer runzeligen, abgelebten Königin, die ſich in der Mitte ihrer jungen Hofdamen befindet, groß und erhaben unter den neuen, niedlichen Hütten der Indianer, die vor ihm, hinter ihm und zu ſeiner Seite zerſtreut daliegen.

Hinter dieſem Hauſe dehnt ſich, wie ſchon erwähnt, der Wald aus, in deſſen Mitte die Caffeebäume eingeſchloſſen ſind; auf der vordern Seite zieht ſich rechts und links ein flaches Thal hin; jenſeits dieſes Thales beginnt der beträchtlichſte Theil des Dorfes, deſſen immer dichter werdende Häuſergruppen auf den kleinen Anhöhen ſich erheben, welche das Thal umgränzen, und auch noch auf dem entgegengeſetzten Abhange derſelben ſich fortſetzen. Eine Art von Raſen, der ſo kurz geſchoren ausſieht, als hätte ihn eben die Sichel abgemäht, entfaltet ſich, von dem Walde an, auf den Hügeln wie im Thale, ſo zwar, daß die Häuſer ſich ausnehmen wie Würfel, die man auf einen grünen Teppich geworfen hat. Der größte Theil derſelben wird von Orangen-, Citronen-, Dreiapfel- und andern Fruchtbäumen überſchattet.

Dieſes alterthümliche Haus gehörte Don Spino-Barro, dem Zollbeamten von Minatitlan. Ohne Zweifel war es ein Erbſtück einer ſeiner drei Gattinnen, die er zu überleben das Glück gehabt hatte. Es war früher nur von Fledermäuſen, Ratten, Scorpionen und Spinnen bewohnt, diente aber ſpäter einigen Franzoſen zum Obdache, welche den mörderiſchen Ufern des Guazacoalco entflohen waren. Zur Zeit unſerer Ankunft war es von einem Buchdruckergehülfen Namens Dore bewohnt, der aus Mangel an Gelegenheit, ſich ſeiner Kunſt in dieſen Einöden zu widmen, zu ſeinem Lebensunterhalt ſich genöthigt ſah, den wohlhabenden Einwohnern des Pueblo Holz zu verkaufen; er war übrigens ein ſehr wackerer Mann, der eine Pariſerin zur Frau und einen Knaben von ſieben Jahren hatte. Er hauſte in dieſem alten Gebäude in der Eigenſchaft eines Hausmeiſters, und hatte die Hälfte deſſelben einem andern Franzoſen vermiethet, der Queyron hieß, und mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde als Paſſagier auf unſer Schiff gekommen war.

Unter dieſem baufälligen Obdache ſchlug auch ich meine Wohnung auf, und verließ es nicht eher, als bis ich nach Vera-Cruz abreiſ'te, wo dann ſeine früheren Bewohner, die Ratten und Fledermäuſe, wieder Beſitz davon nahmen.

Queyron hatte es übernommen, mich gegen einen monatlichen Miethzins zu beherbergen, außerdem wurde zwiſchen uns ausgemacht, daß wir alle mit einander ſpeiſen ſollten, er, ſeine Frau, ſein Kind und ich. Meine drei Arbeiter verließen mich ſchon in den erſten Tagen meiner Ankunft und begaben ſich nach Vera-Cruz.

Da ich jetzt nur noch für mich ſelbſt zu ſorgen hatte, ſo beſchloß ich, in Acayucan den Augenblick abzuwarten, wo unſere Sägemaſchine im Gange ſeyn würde, mich ſo ſchnell als möglich von dem Fieber zu erholen, mir, ſobald ich etwas Geld zuſammengerafft haben würde, eine ſchöne Zuckerplantage zu kaufen, und in allem Ernſte Pflanzer zu werden.

Doch dieſe ſchönen Plane ſollten alle in Rauch aufgehen!

Nachdem die fünfzehn bis zwanzig franzöſiſche Familien, welche Acayucan zur Zeit meiner Ankunft bewohnten, dem Fieber, von dem ſie befallen wurden, zum Trotze, die melancholiſchen Mexicaner durch Bälle und Abendgeſellſchaften erheitert hatten, zerſtreuten ſich nach und nach alle, und einige nahmen ſehr traurige Rückerinnerungen mit; denn die Fieber rafften meine Landsleute eben ſo gut in Acayucan als an den Ufern des Guazacoalco hin. Die meiſten Franzöſinnen, beſonders aber die Pariſerinnen, von denen ſich eine ziemlich große Anzahl da befand, waren jung und reizend. Das konnte aber auch nicht wohl anders ſeyn, denn faſt alle Coloniſten der früheren Expeditionen hatten ſich mit ihren Geliebten eingeſchifft, und ſie in Mexico für ihre rechtmäßigen Frauen ausgegeben.

Mein Wechſelfieber, das ich nicht vertreiben konnte, weil es mir an ſchwefelſaurem Chinin fehlte, hatte unterdeſſen mit jedem Tage an Stärke zugenommen. Ich war nicht im Stande, in meiner Hängematte zu ſchlafen, ſondern ſah mich zu dieſem Zwecke genöthigt, auf die feuchte Erde zu liegen, da das Haus keinen Fußboden hatte. Ich nahm Fußbäder in Laugenwaſſer, wovon mir ſogar die Beine anſchwellen; allein ich konnte das Fieber nicht los werden. Ich gebrauchte hierauf das Leroy'ſche Abführungsmittel; als ich mich deſſelben ein paar mal bedient hatte, wollte mir der Franzoſe, dem ich es abgekauft, keines mehr verkaufen, weil er verſicherte, er bedürfe ſelbſt des kleinen Reſtes, der ihm übrig bleibe. Damals glaubte ich, meine letzte Stunde habe geſchlagen! ich mußte alles Genoſſene wieder erbrechen; nicht einmal Waſſer konnte mein Magen mehr ertragen. Die wenigen Franzoſen, welche Acayucan bewohnten, hielten mich für rettungslos verloren, und in Minatitlan hatte man mich bereits für todt ausgegeben.

Wie ſchrecklich iſt es doch, zwei tauſend fünf hundert Stunden von ſeinem Vaterlande, ſeinen Angehörigen und Jugendfreunden entfernt, ſich mit zwanzig Jahren ſo dahin ſterben zu ſehen! Hätte ich mich wenigſtens nur in einer Stadt befunden; die Hülfsmittel, welche die Civiliſation dem Menſchen bietet, erleichtern doch mindeſtens den ſchrecklichen Abſchied, den Alle über kurz oder lang von dieſem Leben nehmen müſſen. Der Beiſtand, die Tröſtung und einige Sorgfalt, die mir, wenn gleich von bezahlten Händen, zu Theil geworden wären, hätten dann das Entſetzen erregende Antlitz des Todes mir verſchleiert! So hing ich dagegen in der Mitte einer feuchten Hütte, in einer engen Hängematte, der abſcheulichſten Lagerſtätte, die man ſich denken kann, von einem groben Gewebe, als wär' ich ſchon bei lebendigem Leibe in ein Todtentuch gehüllt; wie war es wohl möglich, den Tod nicht vor Augen zu haben, während alles meinen Augen ſein Bild darſtellte? Wie ſollte ich ſeine Stimme nicht vernehmen, da mir jeder Gegenſtand zum Echo deſſelben wurde?

Wenn man auch ſchon, chriſtliche Gefühle in der Bruſt nährend, den Tod, allen ſeinen Schreckniſſen zum Trotze, mit Muth und Ergebung erwartet, ſo iſt der Gedanke dennoch fürchterlich, daß Diejenigen, in deren Gewalt wir unſere irdiſche Hülle auf immer laſſen müſſen, von dem Aberglauben verblendet, und einem barbariſchen Vorurtheile huldigend, unſere Grube vor der Pforte ihres Friedhofes graben werden, weil ſie uns für unwürdig halten, in dem Todtenacker, den die Hand der Prieſter geweiht hat, neben ihnen zu ruhen.

Sollten meine Leſer wohl glauben, daß damals das Leben keinen Werth für mich hatte; ja daß ich ſelbſt meines Vaters, meiner Mutter, meiner Verwandten und meiner Freunde, kurz aller, die auf dieſer Erde mir am theuerſten waren, kaum mehr achtete?

War es mir doch, als ſey das Glück des Daſeyns, ja das Daſeyn ſelbſt, nichts weiter als ein leeres Hirngeſpinſt; nur der Tod, der fürchterliche Tod ſchien mir Wirklichkeit. Und was am tiefſten mich betrübte, war, daß ich nicht in dem Kirchhofe meines Dorfes ſollte begraben werden; daß ich meine irdiſche Hülle der Willkühr eines Volkes Preis geben ſollte, welches, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß ich ein Chriſt ſey, mich wie ein unreines Thier in die Grube werfen, und mir die Ehre verweigern werde, welche die Kirche allen denen erweiſen läßt, die in ihrem Schooſe ſterben!

Nicht minder quälend war es für mich, daß ich meinen Aeltern nicht einmal Nachricht von meinem unglücklichen Schickſale geben konnte!

Wie, dachte ich, ſoll es meinem Vater und meiner Mutter auf immer verborgen bleiben, ob ich todt oder am Leben bin? Nach einigen Jahren werden ſie zu einander ſagen: bald kehrt unſer Sohn zurück! Zehn, zwanzig, und vielleicht mehr Jahre werden vergehen, und Niemand wird ihnen ſagen: Euer Sohn iſt nicht mehr! Und ſo werden ſie leben und ſterben, zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ſchwankend.

In wenigen Tagen verminderte ſich mein Uebel, und mein Zuſtand gab wieder einer Hoffnung Raum. Ich bemerkte, daß Madame Queyron weniger beängſtigt war, während ſie mich pflegte. Der guten Frau ſtanden faſt die Thränen in den Augen, als ſie mich ſo leiden ſah, ohne Klage aus meinem Munde zu vernehmen.

Endlich kam es wieder ſo weit, daß ich eſſen konnte; ja es überfiel mich ſogar ein ungeheurer Heißhunger, allein meine Verdauung ging noch ſehr ſchwer und langſam vor ſich; ich hatte anhaltendes Fieber; meine Beine und Füße blieben geſchwollen, und ſelbſt mein Unterleib wurde aufgetrieben. Ich brachte es jedoch dahin, meine Wohnung zu verlaſſen, und in dem Dorfe mich zu ergehen; allein ich mußte mich nicht nur auf ein Bambusrohr ſtützen, ſondern auch aus Mangel an Athem ſchon nach einer Bewegung von einigen Minuten niederſetzen. So ſchleppte ich mein elendes Daſeyn während dreier ganzen Monate dahin; ſo lange dauerte nämlich mein Aufenthalt in Acapucan.

So oft es meine Kräfte geſtatteten, ſchlich ich nach der nicht weit von meiner Wohnung entfernten Kirche; und wenn ich da den Schöpfer in dem ärmlichen Tabernakel angebetet hatte, ſetzte ich mich einſam auf eine der drei Bänke aus Cedernholz, die einzigen Sitze, die für die Vornehmſten des Dorfes beſtimmt waren. Am Fuße des Altars entlud ſich mein Herz des Gewichtes ſeiner Schmerzen; ich bat Gott um Stärke, und kehrte zufrieden im Innern nach meiner Hütte zurück. Zuweilen wurde die Erinnerung an die Heimath, an Alles, was mir theuer war, und wovon ich vielleicht auf immer getrennt ſeyn ſollte, recht lebendig in meiner Seele wach; dann fühlte ich mein Herz beklommen, ich verſank in tiefe Schwermuth, und meine Augen füllten ſich mit Thränen. Befand ich mich zu Hauſe, ſo war es mir, als müßte ich erſticken, und es drängte mich hinaus in's Freie. Hier ſuchte ich eine wohlthätige Täuſchung in mir hervorzurufen; ich ſtellte mir vor, ich befände mich in Frankreich, im Departement Vaucluſe, unfern von meinem Dorfe. Der St. Martinsberg, den ich in der Entfernung ſein kahles Haupt erheben ſah, ſchien mir der Hügel zu ſeyn, an deſſen Fuße mein trautes Dörfchen liegt; die Wälder von Gummi-, Cedern, Mahagony- und Palmbäumen, die mich davon trennten, verwandelte ich in Gehölze von Oliven-, Maulbeer-, Pappel- und Weidenbäumen. Es blieb mir nur noch auf dem vulkaniſchen Gipfel des Berges ein weißlicher Fleck zu entdecken, der gerade auf dem Eigenthum meines Großvaters durch einen mächtigen Felſenblock gebildet wird, welcher ſich von den größeren Maſſen abgelöſ't hat, und, in einer Entfernung von ſechs Stunden betrachtet, kaum die Größe eines fünf Franken Stücks zu haben ſcheint. Da ich jedoch nichts Aehnliches entdecken konnte, ſo ſchwand die Täuſchung; ich befand mich nicht mehr in dem Vaucluſe-Departement, wohl aber in Mexico's Wäldern, durch das ungeheuere Weltmeer von dem ſchönen Frankreich getrennt! Da fühlte ich mich überraſcht und betroffen, einem Menſchen ähnlich, der den Schatten eines Körpers für den Körper ſelbſt haltend, mit den Armen ihn umfaſſen will, und ein Luftgebilde haſcht.

Ich bewohnte ſeit mehren Monaten die Hauptſtadt der Provinz des Guazacoalco, als der Tod unter meinen Unglücksgefährten fürchterliche Verheerungen anzurichten begann. Die Fieber waren epidemiſch geworden, wie ſolches jedes Jahr während der Regenzeit der Fall iſt; und die Indianer und Creolen waren ihnen eben ſo gut unterworfen als wir. Man zählte in Acayucan beinahe acht hundert Kranke.

Die Franzoſen hatten die Bemerkung gemacht, daß der Krankheitszuſtand der Indianer und Eingebornen nicht lange unentſchieden blieb; innerhalb drei Tagen waren ſie entweder geneſen oder todt. Jeden Tag wurde eine Menge Leichname beerdigt, aber der Pfarrer begleitete ſie nicht auf den Friedhof, vermuthlich weil ihm dieſes zu viel Zeit gekoſtet hätte, oder auch weil er ſich ſehr theuer dafür zahlen ließ. Fünf oder ſechs Mexicaner, welche mit dem Verſtorbenen entweder verwandt oder befreundet waren, trugen ihn, einige Pſalmen laut herſagend, auf den umzäunten Platz, in deſſen Mitte die Kirche ſich erhebt, verſenkten den Leichnam, und warfen jeder eine Schauffel voll Erde auf ihn; einer unter ihnen füllte die Grube vollends aus, ſtampfte die Erde feſt, und ſomit war alles abgethan.

Minatitlan bot damals ein fürchterliches Schauſpiel dar. — Die meiſten Coloniſten, welche vor der Regenzeit in den Conceſſionen ſich niedergelaſſen hatten, waren in das Dorf herabgekommen, weil ſie keinen Schutz und keine Hülfe gegen die Krankheit fanden. Allein es fehlte an Häuſern, um ſie unterzubringen; und ſomit waren ſie nothgedrungen dem Regen Tag und Nacht ausgeſetzt, und hatten keine andere Ausſicht als Elend, Krankheit und Tod!

Unterdeſſen war der franzöſiſchen Regierung von dem unglücklichen Schickſale der Coloniſten am Guazacoalco Kunde zugekommen. Sie ſendete alsbald aus dem Hafen von Toulon die Gabarre la Dore ab, welche in der Mitte des Monats September auf der Rhede von Vera-Cruz vor Anker ging, um uns aufzunehmen und nach Frankreich zurück zu führen. In allen von Coloniſten bewohnten Dorfſchaften wurde die Nachricht von ihrer Ankunft bekannt gemacht. Manche dankten jetzt dem Himmel, daß er ihnen ein Mittel an die Hand gegeben, um von dem Lande los zu kommen, wo ſie ihre Geſundheit und mit derſelben ihr Geld eingebüßt hatten. Allein ich darf nicht verſchweigen, daß dieſe Maaßregeln nur denen zu ſtatten kam, welche am wenigſten unglücklich waren; denn nur die, deren Geſundheit und Beutel ſich nicht in völlig erſchöpftem Zuſtande befanden, vermochten während der ſchlimmſten Jahreszeit mitten durch die Wälder und Sümpfe den ungeheuern Weg von ſechzig bis achzig Stunden zurückzulegen. Wie hätten nämlich arme Kranke, in denen kaum noch ein Lebensfunke ſich regte, und denen nicht ſo viel Geld übrig blieb, um die Maulthiertreiber zu bezahlen, dieſe Reiſe innerhalb vierzehn oder längſtens zwanzig Tagen vollenden ſollen, nach deren Verlauf die Gabarre wieder nach Frankreich unter Segel gehen mußte?

Wie viele Unglückliche, deren Beine geſchwollen und mit Geſchwüren bedeckt waren, oder die der Fieberfroſt heftig ſchüttelte, drückten da ihren abreiſenden Gefährten wehmütig die Hand, und vergoſſen bittere Thränen, weil ſie außer Stand waren ihnen zu folgen.

Warum hat denn, ſprachen ſie, die Gabarre, anſtatt in Vera-Cruz einzulaufen, nicht am Guazacoalco die Anker ausgeworfen? Weiß denn ihr Kapitän-nicht, wie ſehr wir von Elend und Krankheit heimgeſucht ſind? Und wenn er ſich nicht getraut den Strom hinaufzufahren, oder in der Nähe ſeiner Mündung zu ankern, kann er uns denn nicht Mittel verſchaffen, damit wir entweder zu Waſſer oder zu Lande nach Vera-Cruz transportirt werden? Viel beſſer wäre es geweſen, uns gar nicht davon zu unterrichten, daß er zu unſerer Hülfe gekommen ſey, und uns über unſer unglückliches Geſchick auch ferner ſeufzen zu laſſen, als daß er durch die Bekanntmachung ſeiner Ankunft eine freudige Hoffnung in unſerer Seele weckt, deren Verwirklichung eine Unmöglichkeit iſt! — Die Beklagenswerthen hatten recht; denn den meiſten fehlte es an Zeit, an Geld und an Körperkraft, um ſich nach Vera-Cruz zu begeben.

Mehre Vorgeſetzte der Expedition ſchifften ſich, als ſie den Zweck des franzöſiſchen Fahrzeugs erfahren hatten, mit einer Anzahl Arbeiter auf einer Schaluppe ein, die mit einem Verdeck verſehen war, und einem Franzoſen gehörte, den man nur unter dem Namen Jean kannte. Er hatte öfters ſchon auf dieſem ſchwachen Fahrzeuge die Reiſe von Minatitlan nach Vera-Cruz zur See gemacht. In der Nähe des Vorgebirges St. Martin litten die Unglücklichen Schiffbruch! Sie verloren alle ihre Habe, und ſahen ſich genöthigt, durch die Wälder in das Dorf zurück zu kehren, woher ſie gekommen waren. Durch die Leiden und Entbehrungen, die ſie auf dieſem Wege erdulden mußten, hatte ſich ihr Geſundheitszuſtand bedeutend verſchlimmert; und der liebenswürdigſte junge Mann der Geſellſchaft, Herr Dubeſſé, welcher die Reiſe nach Mexico gegen den Willen ſeiner Familie, einer der reichſten und angeſehenſten aus dem Vivarais, unternommen hatte, ſtarb an den Folgen des Schiffbruchs, in einem Alter von kaum 25 Jahren. Die Uebrigen, von denen Mehre Kleidungsſtücke von ihren Kameraden entlehnen mußten, um ſich zu bedecken, kamen bald nachher, ſechs oder ſieben an der Zahl, durch Acayucan, denn ſie hatten Eile nöthig, um die Gabarre nicht zu verfehlen. Sie wohnten in unſerem Hauſe, und brachten die Nacht da zu. Aber o Himmel, wie hatten Krankheit und Elend dieſe jungen Leute verändert! Als ſie ſich auf dem Schiffe befanden, da ſchrieen und fluchten ſie, und hatten beſtändigen Zwieſpalt; ſie gefielen ſich in großſprecheriſchen Reden und gemeinen Witzworten, und lachten dabei ſo recht aus vollem Halſe, daß man ihnen leicht die Berge der Auvergne anmerken konnte, wo ſie faſt alle geboren waren. Wie ganz anders ſtand es jetzt um ſie; ſie waren ſanft, demüthig, ja faſt zaghaft geworden. Einige jammerten ſogar wie alte Weiber.

Am folgenden Morgen ſtiegen ſie zu Pferd, und ſetzten ihre Reiſe fort; aber ſie ſahen wie Geſpenſter aus, ſo ſchwankten ſie auf ihren Sätteln, ſo bleich und abgezehrt waren ihre Geſichter, ſo aufgeſchwollen ihre Augen, ſo ſchwach und zitternd ihre Glieder. Arme junge Leute, dachte ich, möge der Himmel euch alle glücklich nach Vera-Cruz geleiten!

Mein Wunſch ging über Erwarten in Erfüllung. Sie kamen in Vera-Cruz an, und ſchifften ſich auf der Gabarre mit den übrigen Franzoſen ein, welche das Glück hatten, ſich in jener Stadt zu befinden, und unentgeldlich nach Frankreich zurückkehren wollten.

Das Fahrzeug la Dore brachte achtzig Paſſagiere in ihr Vaterland zurück, unter denen ſich der Capitän Darbonts befand, deſſen Schiff, daſſelbe welches uns nach Mexico geführt hatte, an der Küſte von Campeche zu Grund gegangen war. Mehre Franzoſen, die entweder durch ihre Betriebſamkeit oder durch glückliche Unternehmungen in Vera-Cruz oder in der Umgegend ſich ein kleines Vermögen erworben hatten, gaben ſich für Coloniſten vom Guazacoalco aus, und benutzten dieſe Gelegenheit, um die Unkoſten einer langen Ueberfahrt zu erſparen. Alle Paſſagiere, mit Ausnahme von zweien oder dreien, unter denen ſich auch einer meiner Arbeiter befand, hatten das Glück, ihr Vaterland wieder zu ſehen. Aber, wie ich bereits erwähnt habe, die Unglücklichſten blieben zurück, und ſomit wurde die Abſicht der Regierung theilweiſe vereitelt. Es iſt aber auch eine höchſt ſchwierige Aufgabe für jede Regierung, beſonders auf eine ſo große Entfernung, ſo viel Gutes zu wirken, als ſie gerne möchte.

Eine Annahme an Kindesſtatt.

Der Mangel an Nachkommen iſt in Mexico oft die einzige Urſache der Adoption unter den Creolen, beſonders unter den Weißen, welche von reiner europäiſcher Race abſtammen, und, wahrſcheinlich weil das Clima es nicht zuläßt, nur mit vieler Mühe dem Gebote Gottes nachkommen können welches den Menſchen vorſchreibt: „Seyd fruchtbar und mehret euch.“ In Frankreich hat ſie ihren Grund am häufigſten in der Verwandtſchaft, den Heirathen, den Verbindlichkeiten, welche der Adoptirende dem Adoptirten ſchuldig iſt, und in dem Wunſche, ſeinen Namen auch nach dem Tode fortbeſtehen zu ſehen. Während der an Kindesſtatt Angenommene einer neuen Familie einverleibt wird, behält er deshalb doch die Seinigen bei, und bekömmt, glücklicher als ſeine Geſchwiſter wenn er deren hat, durch die Adoption einen Zuwachs an Wohlwollen und Verwandten, eine Vermehrung ſeiner Glücksumſtände, und eine neue geſellige Exiſtenz. In Mexico verhält es ſich jedoch damit ganz anders. Die Eltern treten dadurch gleichſam ihr Kind förmlich an die Familie ab, die es adoptirt, und die, wenn das Kind noch in zartem Alter ſteht, ihnen das Verſprechen abnimmt, es nicht mehr zu ſehen, oder ihm wenigſtens doch ihren Namen geheim zu halten, damit die adoptirende Familie ungetheilt in ſeinem Herzen herrſche. Nur verſpricht man zuweilen den Eltern, daß man, wenn das Kind einmal mannbar geworden, ihm entdecken wolle, es ſey nicht aus der Familie entſproſſen, die es bis dahin für die ſeinige hielt, daß ſeine Eltern ſo und ſo heißen, und welches Land ſie bewohnen; ſo daß es dem Kinde alsdann unbenommen iſt, ſie zu beſuchen, und auch zu unterſtützen, wenn ſie in Noth ſeyn ſollten. So lange jedoch der Adoptirte in der Kindheit ſteht, iſt es der Uebereinkunft gemäß, daß die Adoptiv-Mutter, zum Nachtheil der rechten Mutter, die Liebe des Kindes ſich ausſchließlich zu gewinnen ſucht. Ueber eine ſolche Ceſſion wird vor einem öffentlichen Beamten, z. B. vor einem Alcalden, ein förmlicher Vertrag ſchriftlich abgeſchloſſen.

So empfängt denn der erſte Blick und das erſte Lächeln des Kindes, das ſeine Mutter ſucht, ein fremdes Weib, und freut ſich dieſes Diebſtahls an der Natur! So verſchwendet das unſchuldige Geſchöpf ſeine Liebkoſungen an eine falſche Mutter, während die wahre nach dem Augenblicke ſeufzt, wo ſie ihm verſtohlen einen Kuß auf die Lippen drücken kann!

Als ich in Acayucan ankam, bewohnte, wie ſchon erwähnt, Dore mit ſeiner Frau das alte Haus des Zollbeamten Spino-Barro, als Verwalter oder Hausmeiſter. Sie hatten einen Theil deſſelben an Gueyron vermiethet, der mir wieder eine kleine Kammer darin einräumte, die aber ſo feucht war, daß binnen einigen Monaten meine Effecten faſt ganz verſchimmelten. Ich habe ferner geſorgt, daß dieſer Letztere mich in Koſt nahm, unter der Bedingung, daß ich den dritten Theil der Ausgaben für die tägliche Verköſtigung von vier Perſonen zu zahlen hätte, dieſe waren nämlich er ſelbſt, ſeine große, dicke Ehehälfte, ſein vierjähriges Söhnchen und ich.

Eines Tages, als ich auf einer alten Kiſte ſaß, die uns bald zum Sitze, bald zum Eßtiſch diente, den Ellenbogen auf das Knie, und das Kinn auf die Hand geſtützt, und in dieſer Stellung, wie ich es oft that, über meine geiſtigen und körperlichen Leiden, mein Fieber, meine geſchwollenen Beine, mein unſtätes Leben unter einem entſetzlichen, ſelbſt den Eingebornen gefährlichen Himmelsſtriche, und das dringende Bedürfniß, vaterländiſche Luft zu athmen, nachdachte, vernahm ich plötzlich in dem von Dore bewohnten Theile des Hauſes ein klägliches Seufzen, und einzelne, abgebrochene Worte. Ich erhob mich ohne Zögern, denn meines kranken Körpers ungeachtet, war mein Geiſt doch immer noch ſehr kräftig, und ſchritt ſchwerfällig nach der Communications-

Thüre, um ſie zu öffnen. Wie erſtaunte ich, als jetzt Madame Dore, die ſonſt, und beſonders nach ihrem glücklich überſtandenen Fieber, ſo muntere und lachluſtige Pariſerin, in Thränen ſchwimmend vor ihrem Manne ſtehen ſah, der ein beſchriebenes Blatt Papier in den Händen hielt, das aus Mexico kam, und den Stempel dieſer Stadt trug.

„Nein, nein, rief ſie, mit den Füßen trippelnd und unaufhörlich weinend, ich werde niemals darein willigen!“

„Und doch muß es geſchehen, meine Theuere, erwiderte ihr Dore gelaſſen. Wie magſt du dich ſo benehmen? Haſt du denn niemals über unſere peinliche Lage nachgedacht? Ueberlege doch, daß gerade ſein eigenes Wohl dieſes Opfer erheiſcht!“

„Niemals werde ich mich entſchließen, dieſes Papier zu unterzeichnen! ich will und kann es nicht! gib her, daß ich es in Stücke zerreiße. Wie, ich ſollte mein Kind nicht mehr ſehen; es nicht mehr umarmen; es nicht mehr lehren, daß es dich Vater, daß es mich Mutter nennt; es nicht mehr auf meinen Schoos nehmen; ſeine Füße und ſeine Händchen nicht mehr in den meinigen wärmen? — Auf all' das ſoll ich verzichten. Bedenkſt du denn nicht, daß ich ſeine Mutter bin?“

Als ſie die letzten Worte in herzzerreißendem Tone ſprach, war ich ins Zimmer getreten. Dore ſelbſt verlor die Faſſung; ich ſah den beklagenswerthen Vater Thränen vergießen, und konnte dieſen Auftritt nicht ohne Rührung anſehen.

„Was fehlt euch denn, ihr guten Nachbarn, ſprach ich bewegt; wenn es in meiner Macht ſteht, euern Kummer zu lindern, ſo dürft ihr überzeugt ſeyn, daß ich es mit Freuden thun werde.“

Frau Dore kehrte jetzt ihrem Manne den Rücken zu, drückte mir krampfhaft die Hand, und ſprach nach einer kleinen Pauſe mit ſchluchzender Stimme: „Ach lieber Herr, wenn Sie wüßten .... ja wenn Sie wüßten; Doch Sie müſſen es ja geſehen haben, auf Ihren Spaziergängen durch das Dorf, in dem Hauſe dicht neben jenem des Hauptmanns Garciarenas — da trägt eine Indianerin faſt täglich ein allerliebſtes, ſechs Monate altes Mädchen auf dem Arm, weiß wie Schnee, mit blauen Augen, und ſo friſch, rund und munter. Mein Gott, erinnern Sie ſich denn nicht? Sie müſſen das herzige Kind geſehen haben!“

„Es iſt mir in der That, als hätte ich es geſehen.“

„Nun lieber Herr, das iſt meine Tochter, mein einziges Kind; und ich ſoll ſeine Mutter künftig nicht mehr ſeyn.“

„Wie, was ſagen Sie? Das iſt ja nicht möglich!“

„Ach, ſehen Sie, beſter Herr, verſetzte der Mann, es verhält ſich nicht ſo; ich will es Ihnen auseinander ſetzen. Sie kennen ja unſere erbärmliche Lage. Durch meine Kunſt kann ich hier nichts verdienen, weil in ganz Acayucan keine Buchdruckerei iſt. Ich bin zwar geſonnen, mich in Kurzem nach Vera-Cruz zu begeben; allein das kann nicht geſchehen, ſo lange die Wege noch ſo ſchlecht ſind; und unterdeſſen muß man doch leben. Da mache ich denn den Holzhauer, fälle täglich Holz im Walde, und binde kleine Bündel daraus, die ich den wohlhabenden Bewohnern des Dorfes verkaufe. Meine Frau beſſert Weißzeug aus, wenn man ihr welches gibt, allein ſie hat unglücklicher Weiſe die meiſte Zeit keine Arbeit, denn Sie wiſſen ja ſelbſt, daß die Mexicaner ihre Beinkleider und Hemden lieber bis auf den letzten Fetzen zerreißen, als daß ſie ſolche ausbeſſern ließen. Ich weiß wahrlich nicht, wie es möglich war, daß wir die fünf Monate lang, ſeit dem wir hier ſind, nur zu leben hatten; und dabei darf ich nicht vergeſſen, daß uns kaum ſeit vier Wochen das Fieber verlaſſen hat. Wir haben ein kleines Mädchen von ſechs Monaten, dem wir zwar mit zärtlicher Liebe zugethan ſind, das uns aber dennoch in unſrer jetzigen Lage zur Laſt fällt. Da vertrauten wir es denn einer jungen und reichen Dame dieſes Landes an, einer wunderſchönen Mexicanerin, die ſeit einigen Jahren ſchon verheirathet, aber kinderlos iſt, und im Einverſtändniſſe mi ihrem Gatten unſere Kleine an Kindesſtatt annehmen will. Ich halte es fü ein ſehr großes Glück, ſowohl für uns als für unſer Kind; nun wollen ſi uns aber freilich Bedingungen vorſchreiben. Wir ſollen die Kleine künftig nu ſelten zu ſehen bekommen; wir ſollen ihr geheim halten, daß wir ihre Elter ſind. Entſchließen wir uns, die Bedingungen zu unterſchreiben, die hier in dieſem Blatt Papier enthalten ſind, ſo wollen ſie ſich ihrerſeits verbindlich machen, Vater- und Mutterſtelle an unſerm Kinde zu vertreten; auch verſprechen ſie uns auf ihr Ehrenwort, ihm, wenn es einmal erwachſen ſeyn wird, zu entdecken, daß es nur ihre angenommene Tochter ſey und daß wir die wahren Eltern ſind. Alles dieſes iſt bereits mündlich zwiſchen ihnen und uns verabredet worden, und meine Frau ſchien ſich gutwillig darein zu fügen. Jetzt aber, da die Wohlthäter unſerer Tochter, nachdem ſie erfahren, daß wir im Begriffe ſtehen, nach Vera-Cruz abzureiſen, etwas Schriftliches von uns verlangen, wie das nicht mehr als billig iſt, jetzt weint und jammert meine Frau, als wenn das eigene Wohl unſeres Kindes und die eiſerne Nothwendigkeit uns noch eine andere Wahl übrig ließen, als das einzugehen, was jene verlangen. — Sag' ſelbſt, liebe Frau, auf welche Hülfsquellen und Hoffnungen hin willſt du es wagen, dir von neuem dein Kind auf den Hals zu laden? Nicht wahr — du haſt nichts darauf zu erwidern? So hör' denn auf mit den nutzloſen Klagen, und laß uns unterſchreiben, was die guten Leute von uns verlangen. Haben wir nicht die beruhigende Ueberzeugung, daß es unſerem Kinde da an gar nichts fehlen kann; ja daß es ſpäter ſogar uns zu unterſtützen im Stande ſeyn wird, wenn wir etwa in noch ſo ſchlimmen Umſtänden ſeyn ſollten? Und finden wir unſer gutes Auskommen in Vera-Cruz, oder werden wir gar wohlhabend, meinſt du da nicht, daß es uns jederzeit frei ſteht, unſere Tochter wieder zurück zu fordern? Wer wird uns das verwehren wollen? Wo in aller Welt beſteht denn ein ſo barbariſches, unmenſchliches Geſetz, das einen Vater und einer Mutter vorſchriebe, ihr eigenes Kind zu verläugnen? Nehmen wir aber auch das Unwahrſcheinlichſte an, daß nämlich die beiden Mexicaner, denen wir unſere Tochter anvertrauen, die Abſicht hätten, die Anſprüche, die uns die Natur auf das Kind gegeben, ſich widerrechtlich anzumaßen, wiſſen denn nicht die meiſten Einwohner dieſes Dorfes, beſonders aber der Hauptmann Garciarenas, der den Franzoſen ſo gewogen iſt, daß dieſes Kind nicht ihnen gehört? Sie werden doch vermuthlich nicht alle geſtorben ſeyn, wenn wir einmal kommen, um es zurück zu verlangen. Ich bitte dich, liebes Weib, trockne deine Thränen, und laß uns zu unſern Mexicanern gehen, die unſeres Beſuches harren!"

Bei dieſen Worten nahm Dore ſeine Frau am Arm, die während dieſer ganzen Rede ein düſteres Schweigen beobachtet hatte. Und jetzt ließ ſich die arme Mutter, die der große Schmerz faſt fühllos gemacht hatte, ruhig fortführen, wohin es ihrem Manne beliebte. Ich aber, ermüdet von dem langen Stehen, und im Innerſten erſchüttert von dieſem rührenden Auftritte, wankte in meine Kammer zurück, und legte mich in meine Hängematte, um meinen Fieberanfall abzuwarten, der ſich jeden Tag um dieſelbe Stunde einzuſtellen pflegte.

Hier dachte ich unterdeſſen über die traurigen Umſtände nach, in denen wir armen kranken Coloniſten am Guazacoalco uns ſammtlich befanden. Dann fielen mir die Aeußerungen der Frau Dore wieder ein, und ich erinnerte mich jetzt wirklich, auf meinen Spaziergängen durch die von ihr bezeichnete Gegend des Dorfes, ein kleines, etwa ſechs Monate altes Mädchen geſehen zu haben, welches, nach der Landesſitte, rittlings auf den Hüften ſeiner Amme ſaß, einer jungen, wohlgenährten, vollwangigen Indianerin, deren braune Hautfarbe gegen die blendend weiße Haut ihres Säuglings ſeltſam abſtach. Ich beſann mich auch recht gut, die Adoptiv-Eltern der Kleinen geſehen zu haben. Die Züge der Dame waren ein wahres Muſterbild der von europäiſcher Race abſtammenden Mexicanerinnen. Oft, wenn ich an ihrer Wohnung vorüber ging, hatte ich ſie nicht weit von der Thür auf einem Schemel aus Cedernholz ſitzen geſehen, zwiſchen den blendend weißen Fingern ein feines Linnentuch haltend, worauf ſie etwas ſtickte. Sie war eine ſehr ſchöne Frau, und ſchien kaum über achtzehn bis zwanzig Jahre alt zu ſeyn. Ihr feiner, ſchlanker Wuchs glich dem Stamme des Bananenbaumes, und hatte die Geſchmeidigkeit ſeiner langen Blätter; in ihrem blaſſen, äußerſt regelmäßigen Geſichte lag ein ganz beſonderer Ausdruck hoher Würde; ihr Blick war ernſt; aber ihre Lippen, der aufgeblühten Roſe ähnlich, zeigten halb ſich öffnend zwei Reihen glänzend weißer Zähne, und es umſchwebte ſie ein ſo ſüßes, holdes Lächeln, daß meine

Leſer, wenn ſie die Anmuthige in einer Entfernung von zwanzig Schritten erblickt hätten, gleich mir, ſtehen geblieben wären, um ſie zu bewundern, und immer mit neuem Erſtaunen ausgerufen hätten: O wie ſchön iſt ſie!

Oft ließ ſie von der Indianerin, die ihr zur Seite ſtand, ſich das kleine Mädchen reichen, das ich für ihr Kind hielt, weil es ihr ſo ähnlich ſah; und wenn ſie es in ihren Armen hielt, und mit zärtlichen Liebkoſungen überhäufte, wenn die Indianerin, die Hände auf dem nackten Buſen kreuzend, unter mildem Lächeln ſchwermüthig auf das Kind und die Mutter blickte, und wenn der Gatte der ſchönen Creolin, mit dem braunen, faltenreichen Geſichte hinter ihnen ſtand, und alle drei betrachtete, ſo hätte man dieſe verſchiedenen, in einer Strohhütte gruppirten Figuren, mit ihrer halb morgenländiſchen Tracht, gar leicht für ein Gemälde der heiligen Familie halten können, das dem Pinſel eines großen ſpaniſchen oder italieniſchen Meiſters ſein Daſeyn verdankt. Ich ſelbſt aber, der in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, auf mein Bambusrohr gelehnt, vor der Hütte ſtand, ich hätte mit meinem bleichgelben Geſichte und meinem Hute von Palmblättern füglich einen Hirten aus dem Gebirge vorſtellen können.

Meinen Körper ſchüttelten jetzt ſchon die Fieberſchauer; und doch malte ſich mein Geiſt immer noch mit Wohlgefallen das Gemälde aus, wovon ich dem Leſer eine Copie geſpendet habe. Faſt begann ich zu bedauern, daß die ſchöne Mexicanerin, welche das Kind mit ſo mütterlichen Liebkoſungen überhäufte, nicht ſeine rechte Mutter ſey, als Frau Dore, mit bleichem Geſichte und rothgeweinten Augen, in Begleitung ihres Mannes nach unſerer Wohnung zurückkehrte. Außer einem ſchmerzlichen: Es iſt geſchehen! kam keine Sylbe über ihre Lippen; und es lag eine ſo rührende Ergebung in dieſem: Es iſt geſchehen! der für das Heil ihres Kindes gekreuzigten Mutterliebe, daß ich, unfähig ihr zu antworten, ſie nur ſchweigend beklagen konnte, daß Krankheit und Elend ſie zu einem ſo ungeheuern Opfer gezwungen hatten!

Wenige Tage nachher reiſten beide ohne ihr Kind nach Vera-Cruz, wo ich ſpäter ſo glücklich war, ſie in beſſeren Umſtänden wieder zu finden.

* * *

Der Vorſänger und der Vanillehändler.

Eines Tages gegen eilf Uhr des Morgens war, wie gewöhnlich, ungeachtet der faſt unaufhörlichen Regengüſſe, eine Hitze zum Erſticken. Wir hatten Fenſter und Thüren geöffnet, um mit Hülfe der Zugluft leichter athmen zu können. In einer, mitten in unſerm alten Hauſe angebrachten Hängmatte liegend, ſuchte ich durch Hin- und Herſchaukeln mein Fieber und die Hitze einigermaßen zu vergeſſen, als ich plötzlich unweit der Thüre Queyron's eine ſchneidende Stimme vernahm, die ſich mit einer andern, etwas hohlen, ſie jedoch übertönend, miſchte. Ich ſprang von meiner Hängmatte herab, und erblickte einen, im Vergleich mit den übrigen Eingeborenen, ſehr großen und dicken Indianer, der eben ſein Haupt entblößte, deſſen rabenſchwarze Haare ſo ſteif und kurz geſchoren waren, daß ſie den Borſten einer abgenützten Schuhbürſte ähnlich ſahen. Er hielt in der einen Hand ſeinen Hut aus Palmblättern, während er, die andere ausſtreckend, einen Supplicantenblick auf Queyron warf, und in kläglichem Tone unverſtändliche Worte hervorſtotterte.

„Was willſt du Burſche?“ herrſchte ihn Queyron unwillig an, ſein bleiches Geſicht verzerrend, „der Henker hole den überläſtigen Kerl!“

Als der Indianer mich auf ſich zukommen ſah, richtete er ſein ſchwarzes Augenpaar auf meine blaſſen Züge, hielt mir ſeine kupferfarbige Hand entgegen, und ſprach, indem er ſich mühſam mit den Beinen im Gleichgewichte zu erhalten ſuchte: Sennor Frances, un poquito d'agua ardiente! (Herr Franzoſe, einen Schluck Branntwein!).

Wir ſahen wohl, daß der arme Teufel betrunken war, und erwiderten ihm: Da wir mit agua ardiente nicht verſehen ſeyen, ſo erſuchten wir ihn ſich weiter zu begeben; allein ſtatt unſerer Aufforderung zu entſprechen, trat er im Gegentheil in's Haus herein, und beläſtigte uns mit einer Fluth von Redensarten, die er wie ſeinen Roſenkranz herunterplapperte. Er verſicherte unter Anderm, er ſey aus einem benachbarten Dorfe, wo man viele Töpferarbeiten mache, und habe ſich nach Acayucan begeben, um bei dem Alcalden einen Mexicaner zu verklagen, der ihm ſeinen Hund geſtohlen; er konnte nicht fertig werden, über die Spitzbüberei des Creolen loszuziehen, verſäumte aber nicht, mitten im Fluſſe der Rede immer wieder ſein: un poquito d'agua ardiente anzubringen.

Als er jedoch ſah, daß ſeine Erzählung keinen Eindruck auf uns machte, ſelbſt nachdem er erklärt hatte, er ſey einer der Vorſänger an ſeiner Pfarrkirche, mochte er wohl meinen, der Geſang werde kräftiger auf uns wirken, und fing daher an, mit feierlicher, hohler Stimme das Kirie eleison, und das Gloria in excelsis aus vollem Halſe anzuſtimmen. Schon hatte er das Credo begonnen, als ich ihm unter Lachen drohte, man werde ihn gutwillig oder mit Gewalt zur Thüre hinaus promoviren. Er achtete dieſer Drohung aber nicht im geringſten, ſondern ſtimmte, in der Meinung, daß ich vielleicht lieber Veſpergeſänge hörte, das Dixit Dominus an. Als er endlich des Stehens müde wurde, näherte er ſich der Kiſte, die uns zum Tiſche diente, um ſich darauf zu ſetzen, und ſang dabei gerade den Vers: Sede a dextris meis (Setze dich zu meiner Rechten); da faßten wir ihn bei den Armen, und ſchoben ihn hinaus. Er erzürnte ſich jedoch keineswegs darüber, ſondern beendigte, an einen der Thürpfoſten ſich lehnend, ganz ruhig ſeinen Pſalm, und fügte ſogar das Gloria patria nebſt dem Magnificat hinzu. Jedermann wird mir zugeſtehen, daß der Menſch unſere Geduld im höchſten Grad mißbrauchte. Ich warf mich jetzt auf ihn, ſchüttelte ihn tüchtig durch, und drohte ihm, wenn er ſich nicht augenblicklich entferne, ſo würde ich ihn beim Alcalden anzeigen, und in den Cep ſperren laſſen. Hierauf zog er denn weiter, warf aber noch einen ſchwermüthigen Blick des Bedauerns und des Vorwurfs auf uns. Wahrſcheinlich meinte er in ſeinem Rauſche, er befinde ſich in der Kirche.

Kaum hatte ſich der Sänger entfernt, als ich einen andern, reinlich gekleideten Indianer auf unſere Wohnung zukommen ſah. Er hielt ein kleines Päckchen in der Hand, welches mit einem ſehr weißen und reinlichen Baumwollentuche umwickelt war. Als er ſich vor unſerer Thüre befand, blieb er einige Schritte davon ſtehen, nahm ehrfurchtsvoll ſeinen breitrandigen Filzhut ab, und ſagte mit näſelnder Stimme, auf ſein Päckchen deutend: Tlilxochitl?

Was heißt das, „tlilxochitl?“ erwiderte ich ihm ſpaniſch.

„Si Senor, tlilxochitl.“ Dabei machte er ſein Päckchen auf, aus dem ein balſamiſcher Duft hervorquoll, der die Luft mit Wohlgeruch erfüllte.

„Bainilla! Bainilla!“ rief ich aus, als ich etwa ſechzig aufeinander gepreßte Vanilleſchoten erblickte, die ganz ſchwarz ausſahen, und mit einem ſilberweißen Staube überzogen waren.

„Si Senor,“ ſagte der Indianer lachend, „tlilxochitl, bainilla, bainilla!“

Es war das zweitemal, daß ich Vanilleſchoten ſah. Wie freute ich mich darüber, und mit welcher unbeſchreiblichen Neugierde unterſuchte ich dieſes köſtliche Aroma, welches die aztekiſchen Mexicaner tlilxochitl und die Spanier bainilla nennen. Von den erſtern haben wir den Gebrauch deſſelben gelernt, aber nicht den Namen, wie dieß dagegen mit der Chocolade der Fall iſt.

„Und wie theuer verkaufſt du deine bainilla, Freund?“

„Dos reales y medio, Sennor.“ (Ungefähr 42 Kreuzer.)

Ich rief nun Quevron und ſeine Frau herbei, um die Vanilleſchoten zu betrachten, die ſie vielleicht in ihrem Leben noch nicht geſehen hatten. Quevron kam augenblicklich herbeigelaufen, handelte einige Augenblicke mit dem Indianer, und kaufte ihm das ganze Packet um zwei Realen ab; und ich glaube, wenn er darauf beſtanden hätte, ſo würde ihm jener auch noch ſein pedazillo (das baumwollene Tuch) in den Kauf gegeben haben. Demnach erhielt Quevron für eine unbedeutende Kleinigkeit, was ihm in Vera-Cruz vielleicht zehn bis zwölf Franken gekoſtet haben würde.

Ich fragte den Indianer, wo er dieſe ſchöne Vanille, in der That die ſchönſte, die mir je zu Geſicht gekommen iſt, geſammelt habe. Er antwortete, indem er mir nordweſtlich das ſchwarze Haupt des St. Martinsberges zeigte: „Auf dem Abhange jenes Berges, etwa fünfzehn bis zwanzig Stunden von hier, unweit Tuxtla, in der Nähe des Pueblo, den man die Sierra nennt.“ Damit verließ er uns, ſehr zufrieden mit ſeinem Handel. Faſt vier Wochen lang tranken wir unſern Caffee und unſere Chocolade mit Vanille; Frau Quevron würzte alle Speiſen damit, ſo zwar, daß uns der Geruch zuletzt unerträglich wurde. Als ich nach Vera-Cruz abreiſte, überließ mir daher auch Quevron mit Vergnügen fünfundvierzig Schoten davon um zwei Flaſchen Cölniſches Waſſer.

In Acapucan hat man mir verſichert, daß die Indianer auf eine ſehr geheimnißvolle Weiſe den tlilxochitl einſammeln, und nicht einmal den Creolen die tiefen Thäler nennen, in denen dieſes berühmte Gewächs ſeine Balſamdüfte verbreitet. Ich will die Richtigkeit dieſer Behauptung dahin geſtellt ſeyn laſſen; allein ſo viel iſt gewiß, wenigſtens erzählt es Herr von Humbold, daß es die Eingeborenen von Anachuac dahin gebracht haben, die Vanille zu vervielfältigen, indem ſie, wie eine andere Pflanze, ſie anbauen. Sie ſtecken nämlich einzelne Stücke des Stengels am Fuße des Storaxbaumes, des Ocotea, oder des Piper arborescens in die Erde. Hier ſchlägt der Stengel Wurzel, ſchießt hoch auf, rankt ſich an den Stamm des Baumes, mit dem man ihn auf ſolche Weiſe vermählt hat, und nach Verlauf von drei Jahren trägt jedes Propfreis Früchte.

Gern möcht' ich dem geneigten Leſer ſagen können, daß ich die balſamiſche Luft dieſer einſamen Baumgärten eingeſogen, daß ich unter einem Storaxbaume geruht, den Vanillegewinde ſchmückten, während mein Auge auf dem glänzenden Gefieder eines blauen Ara's geheftet war, oder dem raſchen Fluge eines Colibri folgte; daß ich unter dieſem herrlichen Schatten weilte; daß ich meine Hand ſanft auf die gebräunte Schulter einer jungen Indianerin legte, in ihrer Sprache die ehemalige Größe Montezuma's in ihr Gedächtniß zurückrufend; und wie dann ihr Buſen mächtig gewogt, und ihr Mund Worte der Liebe geſtammelt! — Allein ich ſchweige, denn ich weiß von dem tlilxochitl nichts weiter zu erzählen.

Ein Feſt.

Ein Feſt iſt in Mexico etwas ſehr Gewöhnliches. Außer den im Kalender angezeigten Feiertagen der Heiligen des Landes, hat jedes Dorf ſeine Schutzpatrone, deren Feſt jährlich mindeſtens einmal gefeiert wird; aber die häufigſten, und die, welche man mit dem meiſten Pompe begeht, ſind die Volksfeſte. Dieſe nehmen faſt kein Ende. In Frankreich dauert das längſte Feſt nicht über drei Tage; allein für die Einwohner von Mexico ſind drei Tage gar nichts. Selbſt der unbedeutendſte Sieg, der über die Spanier erfochten wurde, muß jährlich mit dreitägigem Nichtsthun gefeiert werden. Die Anerkennung des mexicaniſchen Freiſtaates von Seiten des heiligen Vaters wurde durch ein dreitäges Feſt verherrlicht; drei Nächte hinter einander waren die vorzüglichſten Häuſer in Acapucan beleuchtet und an dem Hauſe eines reichen Mexicaners ſtanden, aus vielfarbigen Lampen gebildet, die Worte: Viva la nacion!

Die Kirchweihfeſte ſind ganz herrliche Einrichtungen, denn ſie knüpfen zwiſchen den Dörfern die nachbarlichen, verwandtſchaftlichen und Freundſchaftsbande immer enger und enger; den Landleuten aber geben ſie Gelegenheit, ſich zu ſehen, zu ſprechen, und brüderlich miteinander zu verkehren. Sie fördern daher die Geſelligkeit in hohem Grade, indem ſie die Zuſammenkunft einer Maſſe von Menſchen bezwecken, die durch ihre Berufsgeſchäfte genöthigt ſind, das ganze Jahr hindurch getrennt von einander zu leben. Außer den Vortheilen, welche den civiliſirten Ländern daraus erwachſen, gewähren ſie in Mexico) wenigſtens in dem Staate Vera-Cruz, auch noch den weſentlichen Nutzen, daß durch ſie die Noth ganzer Volksſtämme erleichtert wird.

Iſt die Maisärnte in einem Pueblo mißrathen, ſo begeben ſich die Bewohner deſſelben in Maſſe nach dem Kirchweihfeſte eines benachbarten Pueblo. Die Indianer, welche Alles vollauf haben, theilen da von ihrem Ueberfluſſe ihren Freunden mit, die von einer Hungersnoth bedroht waren, und nun am folgenden oder noch an demſelben Tage vergnügt wieder heimkehren, die Schultern mit dem koſtbaren Korne beladen, welches die Vorſehung ihnen verweigert hat; vielleicht wohl aus dem Grunde, damit ſie unter ſich die mildthätige Nächſtenliebe, dieſe zweite Vorſehung, ausüben ſollen.

Ich ſelbſt begegnete zuweilen, wenn ich von einem Dorfe zum andern ging, langen Zügen von Indianern, mit ihren Weibern und Kindern, welche von einem Kirchweihfeſte heimkehrten, und in kleinen, aus Stricken von Maguey gemachten Netzen die blanken Kolben des Welſchkorns auf ihren Rücken trugen.

Aber nicht nur die Eingeborenen wohnen den Kirchweihfeſten bei, ſondern die Creolen ſtrömen gleichfalls in Menge dahin. An ſolchen Tagen ſuchen die Mexicanerinnen die Blicke durch ſorgfältige, oft ſogar auffallende und ſeltſame Kleidung zu feſſeln; ſie ſchmücken ſich mit Corallen-Halsbändern, tragen durchbrochene Strümpfe und glänzende Saffianſchuhe, und bedecken, wie ihre Männer, den Kopf mit einem ſchweren Filzhute, der mit breiten, ſilberverzierten Krempen verſehen iſt. Am meiſten aber ſind ſie nach einem Mannshute lüſtern, der einen franzöſiſchen Mode-Zuſchnitt hat. Den Franzoſen, welche Luſt haben, die ihrigen zu verkaufen, fehlt es daher auch nicht an Kunden am Vorabende eines ſolchen Feſtes. Männer und Weiber begeben ſich häufig zu Pferd in großen Zügen zu dieſen Feſtlichkeiten, und es gewährt einen ſehr ſchönen Anblick, ſie durch die Savanen reiten zu ſehen, zumal wenn das Pferd zugleich den Herrn und ſeine Schöne trägt. Die Weiber ſitzen nicht hinter den Männern, wie in Frankreich, ſondern vor ihnen auf dem vordern Theile des Sattels; ſo daß, wenn das Pferd beſtändig in geſtrecktem Galopp dahin läuft, der Reiter (dem ſinnbildlichen Gemälde ähnlich, auf welchem die Schönheit von der Zeit entführt wird) ſeine Dame auf den Armen durch die Luft zu tragen ſcheint, und beide eine reizende Gruppe bilden, die den Augen des Zuſchauers entflieht, und im weiten Raume ſich verliert.

In dieſem Jahre, und ſo ſoll es künftig immer gehalten werden, wurden die Feſte zur Feier der Unabhängigkeit gegen das Ende des Monats September begangen. In Acapucan war, beſonders in den erſten Tagen, der Zuſammenlauf des Volkes außerordentlich groß.

Die Feſtlichkeiten nahmen an einem Sonntage ihren Anfang. Schon um die Mitte des vorhergehenden Tages verkündete ein zweimaliges, langes Wirbeln der Trommeln, daß die Soldaten, ihrer frommen Gewohnheit gemäß, den Angelus gebetet hätten; während der Indianer, dem es oblag, die Stunden zu ſchlagen, vor den drei Glocken hängend, die in dem vor der Kirchthüre errichteten Kiosk ſich befanden, ein dreifaches Glockenſpiel ertönen ließ. Jetzt ertönten Kanonenſchüſſe Schlag auf Schlag, und ihr Donner hallte zehnfach im angränzenden Forſte wieder; zugleich durchzog die Muſik, Nationallieder ſpielend, einen größern Theil des Dorfes als gewöhnlich; ſie beſtand aus ſechs bis acht gewöhnlichen Trommeln, eben ſo vielen Pfeifen, von denen jede nur einen; aber verſchiedenen Ton hervorbrachte, und einer türkiſchen Trommel; ihr voran ſchritt als Tambourmajor, ein Neger von hohem Wuchſe, zum Zeichen ſeiner Würde einen mit ſilbernen Reifen verzierten Stab von Ebenholz in der Hand haltend.

Beim Abend-Angelus wiederholte ſich dieſelbe Scene, und Glocken, Kanonen, Trommeln und Pfeifen beluſtigten auf's neue die Dorfbewohner. Dieſer Lärm fand bei den drei Angelus Statt, und dauerte ſo faſt acht Tage nacheinander.

Am folgenden Tage donnerte das Geſchütz beinahe unaufhörlich; das Hochamt wurde mit großem Pomp gefeiert, und die Muſikanten begleiteten mit Harfentönen den Geſang der indiſchen Kirchenſänger. Den ganzen Tag über trieben ſich die öffentlichen Militär- und Civilbeamten feſtlich gekleidet im Dorfe umher, um ſich gegenſeitige Beſuche abzuſtatten. Da ſah man den Präfecten, die Alcalden und andere Diener der Gerechtigkeit, in ſchwarzer Tracht, und zwar mit denſelben Kleidern angethan, welche die unglücklichen Coloniſten aus Noth ihnen verkauft hatten; dann den Platzcommandanten, der einen dreieckigen Hut mit ſchwarzem Federbuſche und ein Paar mächtige, goldene Epaulette auf einem ſchwarztuchenen Civilfrack trug; in ſeinem Gefolge befanden ſich ſämmtliche Officiere der dort garniſonirenden Schwadron Cavallerie und des Infanterie-Regimentes in reichen Uniformen, die, wenn dieſe Herren an der Spitze ihrer Corps ſtanden, einen ſeltſamen Contraſt mit den Lumpen ihrer halbnackten Soldaten bildeten.

Gegen 3 Uhr fand ein Wettrennen zu Pferd Statt. Die Rennbahn war auf dem großen, freien, mit Raſen bewachſenen Platze, in deſſen Mitte die Kirche mit ihren Bretterwänden, ihrem Dache von Heu und ihrer Umhegung von Cocusbäumen ſich erhebt. Die Zahl der Wettrenner war anſehnlich; mehre ritten Pferde des Don Bernard, eines der reichſten Mexicaner im Staate Vera-Cruz.

In einer Reihe aufgeſtellt, harren ſie des Signals, und ſtürzen ſich dann mit ungeheurer Schnelligkeit auf einen ſehr langen Raſenſtreifen, der mit der Kirche parallel läuft. Zahlreiche Reiter poſtiren ſich dann an die zwei entgegengeſetzten Enden der Rennbahn, um die Bewerber beſſer zu ſehen, und der dichte Haufe Schauluſtiger bildet zu beiden Seiten Spaliere. Hier drängt ſich, von Neugierde gelockt, Alles bunt durcheinander; der unterſetzte, kupferfarbige Indianer, die Indianerin, mit dem unverhüllten Buſen, mit den glänzend ſchwarzen, in Form einer Krone geflochtenen Haaren, die eine weiße, friſch im Walde gepflückte und balſamiſche Düfte verbreitende Blume ſchmückt, während ſich um die Lenden die ſchöne, mit einem rothen Gürtel verſehene Sonntagsſchürze ſchmiegt; dann der bleiche, dunkel- oder mißfarbige Mexicaner, mit ſeinen kurzen Sammtbeinkleidern von irgend einer auffallenden Farbe, und ſeiner rothen, mit goldenen Franzen verzierten Schärpe; die Mexicanerinnen, mit den großen Augen und den niedlichen Füßen; und unter dieſem bunten Gemiſch, einige beklagenswerthe Franzoſen mit bleichen Geſichtern, die finſteren Blicke ſo traurig umherſendend, daß man glauben ſollte, das Feſt wecke, ſtatt ſie zu zerſtreuen, nur die peinigendſte Sehnſucht nach dem Vaterlande in ihre Seele!

Das Zeichen iſt gegeben, und pfeilſchnell jagen die Renner davon; aber das Ganze gleicht mehr den Kunſtübungen einer Reitſchule, als einem eigentlichen Wettrennen. Mehre Reiter reichen ſich die Hände, und kommen ſo, zwei und zwei, oder drei und drei, oder vier und vier, am Ziele an. Die Pferde laufen zwar mit ungeheuerer Schnelligkeit, und die Geſchicklichkeit der Mexicaner im Reiten iſt in der That bemerkenswerth, allein die Reiſenden haben ihnen denn doch allzugroßes Lob geſpendet, indem ſie ſie die erſten Reiter der Welt nannten. Sie reiten alsdann bald hin, bald her, kreuzen, drehen, gruppiren, trennen ſich unaufhörlich, und nur die Nacht macht ihren Spielen ein Ende.

Iſt dieſe hereingebrochen, ſo werden die Häuſer beleuchtet, und bald beginnt das Schauſpiel. Der Kirche gegenüber, jenſeits des großen Platzes, hat man nämlich vor den Caſernen, unter freiem Himmel ein Theater errichtet, ein ungeheuerer Saal, in welchem die Zuſchauer überflüſſigen Raum haben. Stämme, von Palm- und anderen Bäumen, die man im Walde gefällt hat, ſind in die Erde feſtgerammelt; über denſelben liegen Bambusrohre der Länge und der Breite nach, und über den Bambusrohren Bretter von Cedern- und Mahagonyholz. Die Couliſſen beſtehen aus Zweigen von Orangenbäumen und Bananenblättern. Das Ganze lehnt ſich an zwei mächtige Bäume, die beſtimmt ſind, die Wohnungen der Soldaten zu beſchatten, jetzt aber den Hintergrund der Scene bilden.

Wenn nun der Kanonendonner das Zeichen gegeben, die Pfeifen und Trommeln die Ouverture geſpielt haben, und faſt alle Einwohner des Dorfes verſammelt ſind, die Reichen bequem in der Nähe des Orcheſters ſitzend, das Volk hingegen in buntem Gewirre hinter ihnen ſtehend, ſo erſcheinen endlich auf dieſem ländlichen, aber großartigen Theater die Bühnenkünſtler, unter langem Gelächter und allgemeinem Beifallklatſchen der Menge. Die unterrichtetſten Soldaten der Garniſon ſind es, denen es obliegt, das Publicum zu unterhalten. Mit weiß oder ſchwarz angeſtrichenem Geſichte, in grotesken Civil- oder wohl gar in franzöſiſcher Damenkleidung, ſpielen ſie eine Comödie von irgend einem ſpaniſchen Verfaſſer, und würzen ſie mit gemeinen Poſſen und drolligen Gebärden, welche mit dem lärmendſten Gelächter der verſammelten Menge belohnt werden.

Am folgenden und am zweiten Tage, ja ich glaube ſogar mehr als eine ganze Woche lang, begann die Theatervorſtellung jeden Abend um dieſelbe Stunde, und allemal fanden ſich die Bewohner in ungeheurer Menge dabei ein, ſo großen Reiz hatte dieſe Unterhaltung für ſie.

Auch ich raffte einmal, den dringenden Bitten Queyron's nachgebend, meine wenigen Kräfte zuſammen, und ging, meiner Krankheit zum Trotze, auf meinen Bambusſtock geſtützt, mit ihm in's Theater; und ich muß geſtehen, daß es mir ſehr merkwürdig war zu ſehen, wie dieſe Maſſe von Menſchen, deren Farbe, Kleidung und Formen alle mögliche Abwechſelungen und Schattirungen darboten, bunt durcheinander gemiſcht und aufeinander gedrängt, mit offenem Munde und unverwandtem Blicke, regungslos und ſchweigend, einem Mulatten zuhörten, der einen vornehmen Höfling vorſtellend, ein Zwiegeſpräch mit einem Meſtizen hielt; dieſer, der die Frau oder die verlaſſene Geliebte des vorigen ſpielte, hatte einen langen Weiberrock ohne Gürtel um ſich hängen, den ihm eine Franzöſin geliehen; auf dem Kopfe trug er einen alten Strohhut. Das gute Volk ſtellte ſich dabei auf die Zehen, und ſchnappte gierig nach dem albernen Geſchwätze, welches der Herr Mulatte und die Frau Meſtize zum Beſten gaben.

Jetzt ſtürzten plötzlich ein Hanswurſt und ein Pickelhäring auf die Scene, in heftigem Streite mit einander begriffen, und mit Kehrbeſen ſich tüchtige Püffe austheilend. An Beſen fehlt es, im Vorbeigehen geſagt, in der Caſerne nicht, denn die meiſten Soldaten bedienen ſich derſelben zum Exerciren. Ein faſt unverſiegbares Gelächter erhob ſich unter den Zuſchauern, und übertönte die Stimme der Künſtler dergeſtalt, daß es meinem Ohre unmöglich war, ihre Späße zu vernehmen.

Ich mußte zwar lachen, unterhielt mich aber doch ziemlich ſchlecht, denn ich war der ſpaniſchen Sprache nicht mächtig genug, und befand mich auch in zu großer Entfernung, um die Worte zu verſtehen, welche auf der Bühne geſprochen wurden. Ich wartete deßhalb das Ende auch nicht ab, ſondern nahm mit Queyron unter einem der Schoppen, die man für das Feſt aus Palmblättern errichtet hatte, einige Erfriſchungen zu mir. Wir fanden da Flaſchen mit Limonade, Mandelmilch (die aus den Früchten des Breiapfelbaumes gemacht wird), verſchiedene Liqueure und Xereswein aufgeſtellt. Hierauf ſchlenderten wir langſam unſerm alten Hauſe zu, um uns der Ruhe zu überlaſſen, obſchon ich gewiß war, daß ich ſie nicht finden würde; denn ein fürchterlicher Huſten und unerträgliches Magenweh raubten mir jede Nacht den Schlaf. Bald überzeugte mich auch dieſer Huſten, dieſes Magenübel, mein aufgetriebener Unterleib, und meine geſchwollenen Beine, daß das Clima mich unter den Boden bringen würde, wenn ich nicht nach Frankreich zurückkehrte.

Abreiſe nach Vera-Cruz.

So reifte denn endlich mein Entſchluß, dieſe Wüſten zu verlaſſen, und zur Wiederherſtellung meiner zerrütteten Geſundheit nach Frankreich abzureiſen. So große Ueberwindung es mich gekoſtet hatte, denſelben zu faſſen, ſo froh war ich, als ich einmal mit mir ſelbſt darüber in's Reine gekommen. Die freudige Hoffnung, mein Vaterland in einigen Monaten wieder zu ſehen, und meine Eltern und Freunde an's Herz zu drücken, richtete meine geſunkenen Kräfte auf; ich fühlte mich rüſtiger denn zuvor; ja ich glaube, daß die gütige Vorſehung dieſe Veränderung zuließ, damit ich die Reiſe machen könne, denn ich war früher ſo krank und ſchwach, daß ich nicht im Stande geweſen ſeyn würde, die Anſtrengungen derſelben zu ertragen, ſondern vielleicht unterwegs geſtorben wäre!

Ich ſäumte daher nicht, mich nach Maulthieren umzuſehen, die ich zu miethen bekommen könnte, in der ſchwachen Hoffnung, die Gabarre la Dore noch in Vera-Cruz anzutreffen. Allein kein Maulthiertreiber konnte mir welche verſchaffen; ſie waren alle auf der Reiſe, und ich mußte, um ihre Zurückkunft abzuwarten, meine Abreiſe um acht Tage verſchieben.

Ich war ganz allein in dem Hauſe des Don Spino-Barro geblieben. Dore und ſeine Familie befanden ſich ſchon längſt in Vera-Cruz; Quevero hatte ſich dagegen unweit Acayucan in einer Art von Rancho niedergelaſſen, in der Abſicht, daſelbſt Mais zu bauen. Meines kranken Zuſtandes ungeachtet, mußte ich mir meine Speiſen ſelbſt zubereiten. Jeden Morgen kaufte ich mir ein Pfund Ochſenfleiſch, welches ich mit Reis abkochte. Daraus und aus zwei oder drei Tortillas beſtand meine tägliche Nahrung. Da ich jedoch niemals ein Freund der Kochkunſt war, weil ich die Hitze und den Rauch nicht ausſtehen konnte, ſo verzichtete ich ſchon nach dem dritten Tage hierauf, und nahm, in der Erwartung, daß die Maulthiertreiber bald reiſefertig ſeyn würden, meine Zuflucht zu der Gefälligkeit einer indianiſchen Familie, die mir jeden Morgen Milch wärmte. Die guten Leute waren hoch erfreut, mir gegen einige halb verſchimmelte Stücke Zwieback, die ich ihnen gegeben hatte, dieſen kleinen Dienſt zu leiſten; ja ſie wollten mich ſogar noch mit ein Paar Calebaſſen voll Puſol beſchenken, ein ſehr nahrhaftes und erfriſchendes Getränk, welches man aus Welſchkornmehl macht, das im Waſſer gegohren hat; ich fand es aber nicht nach meinem Geſchmacke. In den Hoſpitälern der mexicaniſchen Städte gibt man es jedoch ſelbſt den Kranken zu trinken, und der Gebrauch deſſelben iſt bei den Indianern dieſer Gegenden ſo allgemein wie jener des Weines in Frankreich.

Seit ich alſo nicht mehr ſelbſt kochte, trank ich des Morgens Milch, und aß des Abends Tomal, nebſt etwas Eingemachtem aus Früchten des Landes, welches die Mexicaner durch ihre Kinder in den Dörfern verkaufen laſſen, und Marcaſotes nennen. Der Tomal, oder der Teig von Montezuma iſt ein hier ſehr beliebtes Eſſen. Es beſteht bloß aus Schweinefleiſch, mit Welſchkornmehl vermiſcht, und mit Salz und Piment gewürzt; das ganze wird in breite Blätter gewickelt, und in Waſſer gekocht. Jedes Packet koſtet einen Medio. Mit einem Tomal und zwei bis drei Tortillas kann man füglich eine Mahlzeit halten. Zum Nachtiſch aß ich oft einige grüne Orangen, welche die Indianerin, die mir die Tortillas verkaufte, mir erlaubt hatte, an zwei ſchönen Bäumen zu pflücken, die ihre Wohnung beſchatteten. Dieſe Orangen ſchmecken ſehr ſüß, ſelbſt wenn ſie noch nicht ganz reif ſind.

Um mir Geld zu verſchaffen, trug ich unterdeſſen meine beſten Kleidungsſtücke in dem Dorfe hauſiren; ich verkaufte ſogar einen Ueberrock. Dem Herrn Duplan überließ ich für fünf ſilberne Uhren, außer einigen kleinen Poſten, die man mir noch ſchuldig war, die Waaren, Waffen und Ackergeräthſchaften, die ich in Minatitlan gelaſſen hatte; ebenſo auch meinen Antheil an dem Gewinn der Sägemaſchine, auf welche ich ſo ſchöne Hoffnungen gebaut hatte, die aber niemals in den Gang kam; und nun brachte ich, einſchließlich der Uhren, mit etwa vierhundert Franken an Werth verſehen, meine Abreiſe mit dem Maulthiertreiber in's Reine.

Für die Reiſe ſelbſt, die, wie man mir ſagte, mindeſtens vierzehn Tage dauern werde, ſchaffte ich mir einen anſehnlichen Vorrath von Lebensmitteln an; und als der Tag der Abreiſe gekommen war, hinterließ ich meinen Nachbarn als Vermächtniß, einige leere Kiſten und Fäſſer, die ihnen große Freude machten; ich ließ meine Effecten auf ein Maulthier laden, ſtieg zu Pferd, mit einer verroſteten Percuſſions-Flinte bewaffnet, und entfernte mich von dem alten Neſte, das mir zum Obdach gedient hatte, unter den Segenswünſchen der guten Indianer, die mir, als ſie mich von dannen ziehen ſahen noch zuriefen: ba usted. con dios, Senor! (Gott geleite Sie, mein Herr!)

Ich war allein von Acayucan abgereiſ't, nachdem ich vierzehn Tage lang vergebens nach einem Reiſegefährten mich umgeſehen hatte; weder ein Mexicaner noch ein Franzoſe entſchloß ſich, mich zu begleiten. Ich war demnach auf meine Führer beſchränkt, an denen es mir glücklicher Weiſe nicht fehlte, denn ich hatte deren drei; freilich nicht für mich allein, ſondern um das Gepäck von Reiſenden zu beaufſichtigen, die uns vorangegangen waren.

Die Straße, welche wir verfolgten, um nach dem passo san Juan zu gelangen, wo ich mich auf dem Fluſſe gleiches Namens einſchiffen ſollte, ſchlängelte ſich öſtlich durch den Wald. Die Maulthiere befanden ſich vorn, und ſchritten eines hinter dem andern. Die Führer, auf vortrefflichen Pferden ſitzend, und mit der Mancheta bewaffnet, ritten bald vor bald zurück, und trieben die Maulthiere an, indem ſie pfiffen und ihnen zuriefen: bamo nos! Entfernte ſich eines von dem Pfade, um in das Dickicht ſich zu verirren, ſo ſtürzte ihm alsbald ein Moſo nach, und führte es in ſeine Reihe zurück. Da wir der Thiere viele bei uns hatten, ſo geſchah es alle Augenblicke, daß eines vom Wege abwich, oder langſamer lief; aber eben ſo oft waren auch die Maulthiertreiber ſogleich hinter ihnen her, und erhoben ihr Geſchrei, um die Nachzügler anzutreiben, und die andern am Ausbiegen zu verhindern. Oft kamen jedoch die Thiere, wenn ſie dieſen Ruf vernahmen, von ſelbſt zurück, ohne daß man ſie holen mußte.

Die erwähnte Art zu reiſen iſt in dieſen Gegenden allgemein üblich. Man begnügt ſich übrigens nicht damit, im Schritt vorwärts zu kommen, ſondern man läßt die Thiere gewöhnlich unausgeſetzt galoppiren oder traben. Die Einförmigkeit eines öden, durch Sümpfe und ungeheure Forſten ſich dahin ziehenden Weges wird von Zeit zu Zeit durch das Hin- und Herreiten der Führer und ihr unaufhörliches, durchdringendes Geſchrei unterbrochen; oft auch durch ihre Geſänge, die zuweilen wild und lärmend ſind, wie die tiefen Waldbäche, über die man unterwegs ſetzen muß, noch häufiger aber lang und eintönig, wie die weiten Savanen.

Wenn man ſich wohl befindet, ſo kann man auf einer Reiſe durch die mexicaniſchen Wälder ſich nicht wohl langweilen, denn tauſende von Vögeln ergötzen den Wanderer durch ihren Geſang und ihr Gefieder; die Bäume ſelbſt bieten ſo viele Abwechslung, Contraſte und verſchiedenartige Formen dar, daß man faſt mit jedem Augenblicke neue Eindrücke empfängt. Bald ſteigt man in ein tiefes Thal hinab, in deſſen Grunde ein Waldſtrom ſchäumend und toſend ſich fortwälzt, bald hat man kleine Berge zu erklimmen, von deren Gipfel man der ſchönſten Fernſicht genießt. Kömmt man aus einer Savane, wo man auf dem Raſen nur wenige vereinzelte Bäume entdeckt, und auf welcher die brennenden Strahlen der Sonne ruhen, ſo gelangt man in ein dichtes Laubgewölbe. Eine wohlduftende Kühlung weht den Wanderer aus dieſem Heiligthum der Einſamkeit an, in welchem ein geheimnißvolles Dunkel herrſcht. Feierliche Stille ſcheint den Eingang zu bewachen. Iſt man eingetreten, ſo ergreift die Seele ein geheimes Grauen, mit einem frohen Gefühle ſich paarend. Harmonikaähnliche Töne, die immer ſtärker und anhaltender werden, dringen zu dem Ohr. Es ſind die Inſecten, die auf den Bäumen herumſchwärmen, und durch ihr beſtändiges Summen dieſe ſanften, harmoniſchen Töne hervorbringen. Schreitet man weiter, ſo überraſcht das Auge ein Bach, der ſich glänzend vor ihm entfaltet. Da kann der Reiſende ſeinen Durſt löſchen, in den klaren Fluthen, deren Quelle ihm unbekannt iſt, ſich baden, und dann in's Heiligthum treten. Blaue, weiße oder purpurfarbige Blumen hängen, mit Lianen verwachſen, wie Gewinde da, und ſchmücken die Stämme der Bäume. Plötzlich ertönt ein tiefer Seufzer. Iſt es die Göttin dieſer Stätte, die ſo ihre Gegenwart verkündigt? Noch einmal hört der Wanderer das Seufzen, dann wieder und wieder, und abermals! Er wähnt die Klagen einer leidenden Seele zu vernehmen. — Sollte es wohl die Seele der jungen Indianerin ſeyn, die am Vorabende des Tages ſtarb, der den Geliebten zu ihrem Gatten machen ſollte? — Er muß das Geheimniß zu entdecken ſuchen. — Sollte es etwa das Stöhnen eines unglücklichen Franzoſen ſeyn, den man aus Raubgier im Dickicht umgebracht? — Doch nein, das iſt unmöglich; die Eingebornen ſind nicht grauſam.....

Pajerito, Sennor, Pajerito! (Ein Vogel iſt es, Herr, ein Vogel!) ruft ihm jetzt ein Indianer zu, den er im Walde getroffen und gefragt hat, woher dieſe Seufzer kommen.

Und in der That es war ein Vogel, die mexicaniſche Turteltaube, deren Girren nicht ſelten den letzten Seufzern eines Sterbenden gleicht.

Das Schweigen der Einſamkeit hat jetzt aufgehört; die ſchreiende Stimme der Papagaien und einer zahlloſen Menge von Elſtern, die an Größe faſt den Hühnern gleich kommen, ertönt fernher in dem Walde, der nach und nach nun lichter wird. Bald fallen die Strahlen der Sonne wieder auf den Wanderer, der Boden wird ſandig, der Geſichtskreis dehnt ſich weit aus, und er befindet ſich abermals in der Savane.

Obſchon am Morgen unſerer Abreiſe das Wetter herrlich und der Himmel wolkenlos war, hatten wir doch einige kleine Regengüſſe auszuhalten, gegen die ich mich mit meinem alten, rothen Schirme ſchützte, den ich, ungeachtet meines Geldbedürfniſſes, wohlweislich der zudringlichen Begehrlichkeit eines Mexicaners in Acapucan verweigert hatte. Auf dem fünfzehn Stunden langen Wege von Acapucan nach dem Passo san Juan trifft man nur einen einzigen Weiler an, wo die Maulthiertreiber ausruhen; er heißt Cuera-Viejo, und beſteht nur aus acht bis zehn von Mexicanern und Indianern bewohnten Häuſern. Es iſt die Caravanenherberge aller Reiſenden, die ſich zu Lande nach Vera-Cruz begeben; ſie liegt auf einer Anhöhe, mitten in einem Eichenwalde. Nach der Behauptung der Bewohner genießt man hier eine reine, geſunde Luft, und hat von dem Fieber nichts zu befürchten.

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang trafen wir in Cuera-Viejo ein. Man packte die Maulthiere ab, und ließ ſie in den nächſten Umgebungen des Weilers weiden. Sämmtliche Effekten wurden unter einem Schoppen untergebracht, und man beſchloß, daß Menſchen und Thiere bis zum folgenden Morgen raſten ſollten.

Ein indiſcher Alambic.

Neben dem Schoppen, an dem ich abgeſtiegen war, lag eine ziemlich hübſch ausſehende Hütte. Da ich meine Vorräthe ſparen wollte, trat ich ein, um die Frau vom Hauſe, ein Weib von vorgerücktem Alter, zu bitten, mir Frijolitos zum Mittagsbrode zu bereiten. Die alte Mexicanerin war in dieſem Augenblicke beſchäftigt, Branntwein aus Zuckerrohr zu deſtilliren. Sie zeigte ſich willig, mir einen Theil der ſchwarzen Bohnen abzutreten, welche ſie für ihre Familie kochen ließ, die, wie ſie ſagte, auf der Milpa war, und bald zurück kommen ſollte. Während ſie mit mir ſprach, unterſuchte ich die ſonderbare Blaſe, die man zum Deſtilliren des Agua ardiente benützte. Es war ein ganz einfacher Cantaro von gewöhnlichem Umfang, auf mehre große Backſteine geſtellt, zwiſchen denen ein Feuer brannte. Dem eiſernen Gefäße diente ein kleineres, umgekehrtes, mit Thonerde hermetiſch ſchließendes Gefäß als Deckel. An dieſer Kappe, an der ein anderes mit friſchem Waſſer gefülltes Gefäß ſtand, war eine Bambusröhre angebracht, aus der das deſtillirte Getränke tropfenweiſe in einen ganz kleinen Cantaro fiel.

Dieß iſt das gewöhnliche Deſtillations-Verfahren in dieſer Gegend. Nur einige reiche Mexicaner bedienen ſich kupferner Blaſen, und dieſe verſehen beinahe alle Indianer mit Branntwein. Das Quantum, welches man durch die ſo eben beſchriebene Blaſe erhält, iſt ſo unbedeutend, daß es kaum für den täglichen Verbrauch einiger Familien zureicht. Man weicht Rohzucker, genannt Pazella, in Waſſer ein, wirft Reis dazu, um die Gährung zu bewerkſtelligen, und deſtillirt dann das gegohrene Waſſer. Das iſt gleichſam das einzige ſtarke Getränk, welches man in dieſer ganzen Gegend fabrizirt, und ohne daſſelbe würde man nicht ſo viele dem Trunke ergebene Indier ſehen.

Mit Einbruch der Nacht kehrte die Familie, fünf Perſonen ſtark, mit Mais beladen, vom Felde zurück. Der Vater groß, mager, von ſchwärzlicher Farbe; die Mutter ziemlich voll; zwei Knaben, von denen der eine dreizehn bis vierzehn, der andere ſieben Jahre alt ſeyn mochte; ein Mädchen von ſechszehn Jahren, eine ſchöne Creolin von ſchlankem Wuchſe, mit hübſchen, ſchwarzen Augen, was in Mexico ſehr gewöhnlich, und einem rein weißen Teint, was nicht gewöhnlich iſt. Alle begrüßten mich freundlich beim Eintreten. Die Frauen, Tante, Mutter und Tochter bereiteten das Mahl. Dann ſetzte man ſich auf Schemeln um eine kleine Bank, welche als Tafel diente. Man plauderte über Allerlei und mir als Fremden überließ man das Wort am häufigſten. Nach Maaßgabe meiner geringen Kenntniſſe der ſpaniſchen Sprache war ich vielleicht zu redſelig. Ich bemerkte bald, daß viele von meinen Ausdrücken ihr Lachen erregten. Anfangs ahmte ich ſie nach und lachte ebenfalls, aber als ich einſah, daß von ihrer Seite eine endloſe Spötterei daraus wurde, daß ſie meine Worte mit einer gewiſſen Affectation wiederholten, nahm ich die Sache ernſthaft und ärgerte mich gewaltig. Für einen ruhigen Zuſchauer möchte dieſer Zank ſehr komiſch geweſen ſeyn. Man denke ſich eine von der Flamme auf dem Heerde erleuchtete Hütte; ſechs oder ſieben Menſchen, Männer, Weiber und Kinder um eine Bank gruppirt, wie ſie aus vollem Halſe lachen und einen blaſſen armen Teufel anſtieren, der von einer Regung jener provenzalen Lebhaftigkeit erfaßt, welche die Fieber nicht zu erſticken vermocht hatte, ſich erhebt, auf die um ihn verſammelten Leute verächtliche Blicke ſchleudert und ſie mit folgenden Worten anredet:

„Was ſoll dieſes endloſe Lachen bedeuten? Wißt Ihr, daß es ſehr unartig iſt, ſich ſo über die Worte eines Fremden luſtig zu machen? Ich frage Euch, wenn Ihr Euch nach Gottes Willen in Frankreich befändet, wäret Ihr im Stande nur zwei Worte vorzubringen, um Euch verſtändlich zu machen, und würdet ihr Euch freuen, wenn man Euch verſpottete?“

„Wenn Ihr noch vollſtändige Kenntniſſe der Sprache hättet, die Ihr ſprecht! Aber ich kenne ſie vielleicht beſſer als Ihr, obgleich ich ſie ſchlecht ausſpreche; denn Euere Sprache ſtammt vom Lateiniſchen, und ich habe Latein gelernt. Habt Ihr meine Gedanken nicht begreifen können?“

„Si senor, si senor!“ ſchrieen Alle zugleich.

„Nun, das ſollte hinreichen. Iſt es nicht genug, daß ich mich nach einem drei- oder viermonatlichen Aufenthalte in Euerer Mitte verſtändlich machen kann, ohne das Spaniſche gelernt zu haben? Wäret Ihr fähig, an meiner Stelle das Gleiche zu thun? Lernt, daß man nie über einen Fremden ſpotten darf, der ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, eine Sprache zu ſprechen, die er nie gelernt hat, ſelbſt wenn er ſie ſchlecht ſprechen ſollte.“

Dieſer kräftige Schluß ſchnitt ihr Gelächter kurz ab. Die Frauen murmelten ganz leiſe: „Der Franzoſe hat Recht.“ Und der Mexicaner, der nach der allgemeinen Gewohnheit, in der einen Hand die Xicara voll Pinol hielt und aus der andern die Bohnen mit Stücken löffelförmiger Tortillen verzehrte, ſprach, ſich gegen ſeine zwei Knaben wendend, nachdem er einen Mund voll Chocolade hinuntergeſchluckt hatte: „Es iſt ſehr ungezogen über einen Fremden zu lachen, den man in ſeiner Hütte aufnimmt; daß euch das nie mehr einfalle.“

Bald darauf näherte ſich der Aeltere und fragte leiſe:

„Senor, können Sie leſen?“

„Ohne Zweifel!“ antwortete ich lächelnd.

Voll Bewunderung wandte er ſich an ſeine Eltern und rief aus: „der Herr Franzoſe kann leſen.“

„Wahrhaftig?“ ſprach das Mädchen und näherte ſich mir ebenfalls.

„Gewiß, Senoreta; aber das iſt das Geringſte.“

Man lachte nun nicht mehr; Alles lauſchte in heiliger Stille, auf das Wenige, was ich ſprach.

Wir verließen die Hütte, um uns ſchlafen zu legen. Der Mexicaner zeigte mir in dem Schoppen, wo ich die Indianerin hatte Baumwollenzeug machen ſehen, eine unter dem Dache aufgehängte Hürde. Man mußte an der im Lande gebräuchlichen Leiter, nämlich an einem Balken mit Einſchnitten hinauf klettern. Die Maulthiertreiber ruhten bereits. Wir lagen die Nacht zu ſechs oder acht auf Matten untereinander.

Am andern Morgen begab ich mich in die mexicaniſche Hütte, um mir einige Tortillas bereiten zu laſſen. Ich traf die Indianerin.

„Du weißt nicht,“ ſprach ſie lachend zu der jungen Creolin, „daß mich Don Pedro nach Frankreich führen, und zur Gattin nehmen will. Haſt du Luſt mit uns zu ziehen?“

„Gewiß,“ antwortete die Mexicanerin.

„Don Pedro,“ fügte ſie bei, „wir werden beide Ihre Weiber ſeyn; ſind Sie es zufrieden?“

„Ich willige um ſo lieber ein,“ ſprach ich, „weil ich ſehr in Verlegenheit käme, wenn man mir die Wahl unter Euch vorſchlüge. Jede von Euch hat ihre eigenthümliche Schönheit, und es wäre mir ſehr ſchwer anzugeben, welche die hübſcheſte von Euch iſt.

„Pedro,“ verſetzte die Indianerin, „da es uns nicht vergönnt iſt, dich nach Frankreich zu begleiten, ſo wollen wir dir nun deine Tortilla machen.“ Sie nahm den Braſo aus den Händen der alten Mexicanerin, verrichtete ihr Geſchäft mit vieler Anmuth und ſchien mir durch ihre Blicke und ihr Lächeln zu ſagen: findeſt du nicht, daß ich die Tortilla ſehr gut zu kneten verſtehe?

Die Führer hatten indeſſen die Maulthiere beladen. Einer von ihnen brachte mein Pferd vor die Thür; ich mußte abreiſen. Die Indianerin und die Mexicanerin wünſchten mir glückliche Reiſe. Sie begleiteten mich mit ihren Blicken, bis mich der Wald unter ſeinen Schatten verbarg. Ein wohlthuendes Mitgefühl, das ſie für mich geäußert hatten, machte meine Leiden erträglicher. Ich weiß nicht, ob ſie ſich ſeitdem des armen kranken Franzoſen erinnert haben, mit dem ſie ſo herzlich lachten; ich meiner Seits werde ſie im Leben nicht vergeſſen.

Drei Tage in einer Pirogue.

Es war bald zwei Uhr des Nachmittags, als wir am Paſſo San-Juan ankamen. Der Weg von Cuera-Viejo zum Paſſo iſt viel ſchlechter, als der von Acayucan nach Cuera-Viejo. Man paſſirt nun beinahe fortwährend Sümpfe und Teiche und unſere Pferde ſanken ſo tief in den Koth, daß ich mehre Male nicht mehr herauszukommen befürchtete.

An den Ufern des Fluſſes San-Juan unſern vom Ausladungsplatze erheben ſich die weißen Mauern einer Kirche ohne Dach. Ich weiß nicht, ob das die Ruinen eines durch Zeit und Kriege zerſtörten Tempels ſind, oder ob der Baumeiſter in Folge von Krankheit, Tod oder andern Unfällen ſein Werk unvollendet laſſen mußte. Für letztere Annahme ſprach die Neuheit der Mauern. Hohes Gras mit Halmen, die man ihrer Stärke wegen Stauden nennen könnte, bedeckt den ganzen Sumpf, in deſſen Mitte die Kirche erbaut iſt, wächſt im Gebäude ſelbſt, umgibt mit einem grünen Walle und hindert den Eintritt.

Dabei ſieht man noch ein großes, wie die Kirche aus Backſteinen erbautes Haus. Dieſes beſteht nur aus einem weiten Gemache im Erdgeſchoß, und dient als Niederlage für die Waaren, die den Fluß auf- und abgeführt werden. Der Eigenthümer dieſes Magazins, oder wenigſtens der, welcher den Schlüſſel dazu hat, iſt der Douanier. Er bewohnt allein eine große indiſche Hütte, die einzige am Ausladungsplatze.

Die meiſten Reiſenden, die, wie ich, nicht die Vorſicht gebrauchten, zum voraus eine Pirogue zu miethen, müſſen oft acht bis zehn Tage warten, ehe ſie Gelegenheit finden, ſich einzuſchiffen, und damit ſind große Unannehmlichkeiten verbunden, denn während dieſer Zeit verzehrt man die Vorräthe, mit denen man ſich für die ganze Reiſe verſehen hat. Durch einen äußerſt glücklichen Zufall traf ich bei meiner Ankunft eine Pirogue zur Abfahrt bereit. Ein von ſeinen Chefs mit einer Sendung nach Vera-Cruz beauftragter Offizier von Acayucan hatte ſie befrachtet, und ſeine Abreiſe war nur dadurch verzögert worden, daß die Maulthiertreiber, meine Führer, erſt die Effekten einer an einen Offizier der Garniſon zu Alvarado verheiratheten mexicaniſchen Dame brachten, welche die Reiſe mitmachen ſollte, um mit ihrem Gatten zuſammenzutreffen. Der Lioteniente machte anfangs Schwierigkeiten, mich in die Pirogue aufzunehmen, aber auf das Zureden des Douaniers, der den Handel ordnete, entſchloß er ſich für drei oder vier Piaſter mich nach Tlacotalpan zu führen, von wo aus ich Vera-Cruz auf einem Schiffe zu erreichen hoffte. Die Pirogue war bald durch die Palancriers*) von den Tauen gelöſ't und nach der Mitte des Fluſſes gelenkt. Trotz ihrer Länge befanden ſich die Paſſagiere doch ſehr unbequem; wobei ich den Offizier ausnehmen muß, dem man unter einem Gewölbe von Palmblättern zum Schutze gegen die Sonnenhitze Raum genug vorbehalten hatte, daß er ſich nach Belieben ſetzen oder legen konnte. Warum nicht? ihm gebührte der Ehrenplatz, er wurde als Capitän des Schiffes angeſehen, weil ſeine Soldaten die Matroſen waren; ihm gehörte folglich ſeine Kajüte; bekanntlich muß ja jedes Schiff ſeine Cajüte haben, ſelbſt wenn es, wie das unſerige, nur dreißig Fuß lang und drei breit iſt, und nicht tiefer geht als — acht Zoll.

Die Mannſchaft eingerechnet waren wir acht oder neun Perſonen auf dem gebrechlichen Fahrzeuge.

Mit ſeinem mageren dunkelfarbigen Geſichte, den traurigen Augen, der ſpitzigen Naſe und den gekniffenen Lippen, ſaß der Lioteniente ſtolz thronend unter ſeinem Blätterdache und ließ ſeine dünne Stimme nur vernehmen, um ſeinen Soldaten einige Worte zu ſagen, über ihre plumpen Späße zu lachen oder auf die vielen Fragen der mexicaniſchen Dame zu antworten. Dieſe, eine junge Frau mit lebhaftem Auge, ſchleppte zwei Kinder mit ſich, von denen eines noch an der Mutter Bruſt lag, und ſprach viel unter dem Geſchrei und Weinen ihrer beiden Meerkatzen, der Offizier trieb ſeine Galanterie ſo weit, daß er einen Theil ſeines Platzes zu Gunſten der Dame und ihres Säuglings aufopferte. Die fünf Palancriers waren an den beiden Enden der Piroque aufgeſtellt; der eine diente als Steuermann, und die übrigen vier löſeten ſich im Rudern ab. Ich ſaß auf einer geſteppten Decke, die ich ſtets mit mir führte, um mich darein hüllen zu können, wenn mich das Fieber anfiel, und plauderte mit dem Bruder der Mexicanerin, einem jungen Menſchen von fünfzehn Jahren, einem Schmiede ſeines Standes, der ſich aus Liebhaberei als Spielmann gebrauchen ließ und mit einem wahren Künſtlergenie begabt war. Abgeſehen von ſeiner ungemeinen Fähigkeit Melodien zu wiederholen, fühlte er alle Schönheit und Poeſie der Muſik. Er kannte unſere Nationalmelodieen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen neue zu lernen. Schade, daß ſolche Anlagen in den Wäldern von Mexico vergraben liegen mußten!

---

*) So nennt man die Führer der Piroguen.

Seine Schweſter miſchte ſich in die Unterhaltung und wir ſprachen von den Leiden der Franzoſen an den Ufern des Guazacoalco; „das Schlimmſte dabei iſt," ſagte ſie, „daß ſich die Meiſten von Ihren Landsleuten nicht ſpaniſch ausdrücken können; wir wiſſen ihre Bedürfniſſe nicht, weil ſie uns dieſelben nicht mitzutheilen verſtehen, und ſo können wir ihnen auch keine Hülfe leiſten." Es entſtand eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen dieſer Frau und mir, und während mich der Bruder immer mit Don und Ouſted anſprach, dutzte ſie mich vom erſten Tage an.

Wir waren um drei Uhr vom Paſſo abgereiſ't; Schwärme von Rodadores ſtachen mir Hände und Geſicht wund, was nicht wenig zur Rückkehr meiner Fieberanfälle beitrug, die mich auch wirklich an demſelben Abend erfaßten. Gegen ſechs Uhr tauchte die Sonne im Walde unter; die Bäume warfen ihre ſchwarzen Schatten vom Geſtade auf den Fluß, ihre grüne Farbe wurde dunkler und dunkler; endlich verſchwand der Tag und die Rodadores entfernten ſich, aber die Mouskiten traten an ihre Stelle.

Auf das Geſchrei der Papageien und Waſſervögel folgten Ruhe und Stille, und während die Bäume an beiden Ufern wie zwei zum Kampfe bereite Rieſenheere da ſtanden, glitt unſere leichte Piroque geheimnißvoll zwiſchen den zwei feindlichen Lagern beim ſilbernen Schimmer des Mondes über die glänzende Oberfläche des reißenden Fluſſes hin. Sie ſchwamm und ſchwankte vom Strome getragen und den Palancriers gelenkt, deren Pagaies-Schläge den ſchweifenden Lauf beſchleunigte.

„Lioteniente," ſprach der Steuermann zu dem Offizier, der in ſeiner Cajüte lag, „die Nacht iſt ſchön, wir können noch einige Stunden fahren, was ſagen Sie dazu?

„Schifft vorwärts," antwortete der Offizier mit hohler Stimme.

Und die Palancriers verdoppelten ihre Anſtrengungen; das Waſſer ſpritzte unter dem Ruder und peitſchte die Piroque, die wie ein Schatten hinflog. Plötzlich ſtößt ſie auf einen Gegenſtand, der ſich mitten aus dem Fluſſe erhebt, und ihrem Laufe ſich widerſetzt; ſie weicht zurück und hält, halb umgeworfen, und von den Wellen in ihrer ganzen Länge überfluthet, inne. Von der gemeinſamen Gefahr erſchreckt, ſpringen wir bei dem Stoße Alle auf. Ich meſſe mit den Augen die Entfernung, die uns vom nächſten Ufer trennt, um es im Falle der Noth ſchwimmend zu erreichen. Aber bald gewahre ich die Aeſte eines im Bette des Fluſſes liegenden Baumes, die uns in der Fahrt hemmen; wir faſſen ſie, treiben die Piroque Alle zugleich an, und mit Gewalt der Arme gelingt es uns dieſelbe frei zu machen und unſere Reiſe fortzuſetzen. Die Furcht verſchwindet wieder. Aber die Furcht iſt die Mutter der Klugheit: der Offizier, bange auf ein anderes Hinderniß zu ſtoßen, befiehlt den Palancriers an das Ufer zu rudern, um die Nacht in Ruhe zuzubringen. Man gehorchte. Fünf Minuten ſpäter berührten wir das Land, und die Piroque ſtreckte ſich unbeweglich unter den großen Bäumen aus, deren Zweige bis auf unſere Köpfe herab hingen.

Jeder legte ſich, ſo gut es ging. Wir waren ſo enge auf einander gedrängt, daß wir den Körper unmöglich in ſeiner ganzen natürlichen Länge ausdehnen konnten.

Ich entſchlief endlich, nachdem ich mich einige Stunden an der Ruhe der Nacht, der Friſche des Fluſſes, der Schönheit des Himmels und an den düſtern Myſterien der Wälder ergötzt hatte.

Tlacotalpan.

Als die Sonne den Horizont vergoldete, löſeten die Palancriers die Pirogue von den Tauen und ſtießen ſie mittelſt langer gabelförmiger Stöcke vom Ufer ab, um den Strom zu gewinnen. Ich erwachte im Augenblicke dieſes Manövers, und richtete meine Blicke nach Oſten; ſichtbar nahm der Tag zu; bald erbleichten die Sterne, Zweige und Blätter der Bäume traten nach und nach vor; die einzige Farbe, die ſie die Nacht hindurch vermengt hatte, verſchwand, und hundert Nuancirungen von Grün, durch die ſich am Tage die Gattungen unterſcheiden, nahmen nun ihre Stelle ein. Endlich kam die Sonne zum Vorſchein, den unermeßlichen Wald mit ihrem Lichte überſchwemmend. Alle Vögel vereinigten ihre Stimmen, um den Gott des Lichtes zu begrüßen. Majeſtätiſch erhob er ſich unter einem wolkenloſen Himmel, um mit ſeinen Strahlen die feuchte Nacht zu vertreiben, und als unbeſchränkter Herrſcher über die Natur zu gebieten.

Nicht weit von der Stelle, wo wir angehalten hatten, liegt ein Rancho unter den großen Bäumen verſteckt, die das Ufer bedecken. Tags zuvor war davon die Rede, daß man hier anlegen wollte; aber man änderte den Entſchluß. Den ganzen Fluß entlang liegen in einer gewiſſen Entfernung von einander ſolche, den Palancriers bekannte, mexicaniſche Pachthöfe, wo ſie anlegen, um ihre Chocolade zu bereiten, ihre Speiſe zu kochen und neue Lebensmittel einzukaufen.

Die Pächter ſind ſehr freundlich gegen die Reiſenden, ſie liefern ihnen das Feuer gratis und meiſtens liefern ſie nichts als dieſes, denn die Mexicaner reiſen ſtets, verſehen mit einem mehr als hinreichenden Quantum von Lebensmitteln, Cacaopulver, vermiſcht mit geröſtetem Maismehle; mit Gefäßen und den Utenſilien zu Bereitung des Pinols, ihrer gewöhnlichen Chocolade. Zwei oder dreimal des Tags halten ſie an den Ranchos an, um ihr Mahl einzunehmen.

Je mehr man gegen die Mündung zufährt, deſto weniger ſchlängelt ſich der Fluß San-Juan und deſto breiter wird er. Schon hatten wir auf dem rechten Ufer das Dorf San Nicolas weit hinter uns gelaſſen, auf dem linken den Ausladungsplatz von Tuxtla, und einige Stunden vom Geſtade San Andreas Tuxtla, große am Abhange des Berges San Martin liegende Dörfer, als ſich das Flußbett ſo erweiterte, daß man kaum noch die Ufer erblicken konnte; es war als ob man ſich auf einem unermeßlichen See befände.

Ein Palancrier verſicherte uns, daß wir jetzt nur noch einige Stunden von Tlacotalpan entfernt ſeyen. Tlacotalpan iſt eine kleine Stadt von ungefähr ſechs tauſend Seelen auf dem rechten Ufer des Fluſſes San-Juan; die meiſten Häuſer haben nur ein Erdgeſchoß, ſind aus Backſteinen gebaut und reinlich gehalten. An mehren ſind Säulenlauben zum Schutze gegen Ungewitter und Sonnenſtrahlen angebracht.

Tlacotalpan iſt die Hauptniederlage für den Landhandel des öſtlichen Theiles vom Staate Vera-Cruz. Die mit Pita beladenen Piroguen halten hier gewöhnlich an, obgleich andere bis Alvarado hinabfahren. Zwei Goeletten, welche mehre male in der Woche von Tlacotalpan nach Vera-Cruz überfahren, bringen die Waaren hierhin und legen in der Regel in Alvarado an, um ihre Ladung vollſtändig zu machen.

Da die beiden Ufer des Fluſſes durchgängig mit Wald bewachſen ſind, ſo dehnt ſich der Horizont nicht ſehr weit aus, und der beſtändige Anblick eines grünen Waldes, der ſein Bett in ſeiner ganzen Länge, einige Lichtungen ausgenommen, beſchattet, bringt auf das Gemüth einen ſehr ſchwermüthigen Eindruck hervor, deſſen man ſich nicht leicht erwehren kann.

Oft erſcheint auf dem Uferſand etwas Gräuliches, Ungeſtaltetes, das einem Baumſtamm gleicht. Die Palancriers ſchwingen ihre Hüte und ſchreien, die plumpe Maſſe bewegt ſich langſam und fällt in das verſchlingende Waſſer. Es ſind Caimans, die, wenn ſie ſich mit Fiſchen vollgeſtopft haben, an das Ufer in die Sonne ſteigen, und auf dem Sande entſchlafen. Wir ſahen viele ſolcher Thiere am Geſtade ausgeſtreckt.

Gegen vier Uhr erblickten wir mitten im Fluſſe ein Haus aus Backſteinen, welches wie die Arche Noah's auf der Oberfläche des Waſſers zu ſchwimmen ſchien. Wir ſteuerten dahin, um unſer letztes Mahl für den Tag daſelbſt einzunehmen. Die Bewohner der Hütte nahmen uns gut auf; nach ihrer Angabe haben wir nur eine Stunde zu ſchiffen, um nach Tlacotalpan zu gelangen.

„Ich rathe Ihnen nicht lange dort zu verweilen;“ ſprach der Hausherr zu uns, „die Peſt herrſcht gegenwärtig daſelbſt.“ (In Mexico nennt man das gelbe Fieber die Peſt.)

„Wie geht das zu?“ rief ich lebhaft aus.

„Ja, Senor die Peſt iſt dort. Franzoſen, die vor acht Tagen hier durchgekommen ſind, hatten die Peſt. Sie haben ſich in Tlacotalpan aufgehalten und befinden ſich, wie ich glaube, noch daſelbſt.“

„Bah! Und woher wiſſen Sie, daß ſie die Peſt hatten?“ entgegnete ich.

„Ave Maria, ich habe ſie geſehen. Aber iſt denn Ihnen nicht bekannt, daß alle Franzoſen die Peſt haben?“

„Sie irren! ich bin ein Franzoſe, und habe ſie nicht.“

Verwunderungsvoll riß der Mann ſeine Augen auf, und nahm einen Ton an, aus dem keine völlige Ueberzeugung hervorleuchtete: „Sie ſind alſo ein Franzoſe, Senor?“

„Ja, Senor.“

„Glauben Sie mir, alle Franzoſen, die hier durchkamen, waren ſehr krank und befanden ſich in einem äußerſt bedauerlichen Zuſtande.“

Ihr Armen! dachte ich bei mir ſelbſt, denn der Mexicaner meinte ohne Zweifel meine Reiſegefährten, die vor vierzehn Tagen in der Hütte des Douanier von Acayucan geſchlafen hatten. Wer weiß, ob ſie durch ihre Krankheit nicht verhindert worden ſind, ſich einzuſchiffen? Und ich ſelbſt wäre nicht im Stande mich einzuſchiffen, wenn ſich meine Krankheit nur im geringſten verſchlimmerte und müßte in dieſem Lande ſterben. Aber die Gattin des Offiziers von Alvarado entriß mich dieſen trüben Betrachtungen.

„Pedro,“ ſprach ſie zu mir, „ich habe Rehfleiſch bereitet, gefällt es Dir mitzuſpeiſen, ſo iſt hinreichend für Dich vorhanden. Ich glaube Du haſt Eſſig, willſt Du mir davon geben, um es ſchmackhafter zu machen? Nehmen wir unſer Mahl in der Pirogue ein, wo unſere Vorräthe liegen.“

In dem Waſſer um die Hütte gab es ſo viele kleine Fiſche, daß die Fleiſchſtücke, die man in den Fluß warf, augenblicklich verſchlungen waren. Tauchten wir von der Pirogue die Hand in das Waſſer, ſo konnten wir eine Menge fangen.

Nach dem Mahle nahmen wir von dem Rancho Abſchied, ſetzten unſere Reiſe fort und entdeckten die Stadt Tlacotalpan nach Sonnenuntergang vor uns. Von ferne ſcheint ſie ſehr groß. Vorn iſt ſie vom Fluß in ihrer ganzen Länge eingefaßt; hinten vom Walde. Durch die Säulenlauben und Fenſter der an den Fluß gränzenden Gebäude warfen glänzende Lichter ihren zitternden Schein auf die Oberfläche des Waſſers. Es war bereits vollkommen Nacht, als wir zum Hafen gelangten. Der Mexicaniſche Offizier und meine übrigen Reiſegefährten riethen mir mit nach Alvarado zu fahren. Ich folgte ihrer Einladung und beſchloß am andern Morgen die Reiſe mit ihnen fortzuſetzen. Tlacotalpan hat, wie ſie mir ſagten, um mir vom Aufenthalte abzurathen, eine ſehr niedere und folglich ungeſunde Lage. In der Regenzeit dringt das Waſſer in beinahe alle Straßen, und man kann ſich in der Stadt nur auf Piroquen bewegen. Ich wollte in das Haus eines Uhrenmachers gehen, um meine Uhren zu verkaufen, und ich mußte mich auf einer Piroque hinführen laſſen. Wir brachten die ganze Nacht auf unſerer Barke unferne vom Landungsplatze zu.

Alvarado.

Sobald der Tag graute, ließen wir Tlacotalpan hinter uns. Stille herrſchte in der Stadt und in dem Walde, durch den der Fluß zieht. Nur das traurige Geſchrei einer Art von Reiher ertönte zuweilen über dem Ufer. Dieſes Geſchrei wiederholte ſich immer ſtärker, je mehr der Tag zunahm, und war um ſo unangenehmer zu hören, als die ganze Natur ein tiefes Schweigen beobachtete. Aber als der Tag die Schatten der Nacht gänzlich vertrieben hatte, bedeckten die Geſänge tauſend anderer Vögel die Unglücksſtimme des Waſſervogels.

Nach ein paar Stunden wird das linke Ufer ſehr abſchüſſig. Hohe Sandhügel erheben ſich längs dem Fluſſe. Sie ſind mit Bäumen bedeckt und von Schluchten durchzogen. In einiger Entfernung von einander erblickt man an den Abhängen Maispflanzungen, Bananenbäume und Zuckerrohre, die amphitheatraliſch ſich ausbreitend die Ranchos beherrſchen. Dieſe Hütten mit den hängenden Gärten, die ſich im ſanft hinwogenden Fluſſe ſpiegeln, bieten dem Auge die anmuthigſte Landſchaft.

Die Bewohner gewinnen durch Ihre Indruſtie, verbunden mit den Producten ihrer Pflanzungen, hinreichende Mittel zu einem bequemen Leben. Sie bereiten Holzkohle und verkaufen ſie in Tlacotalpan, Alvarado und ſelbſt in Vera-Cruz. Darin beſteht auch die gewöhnliche Ladung der Goeletten, die zum Transporte und zur Verbindung zwiſchen dieſen drei Städten dienen.

Wir hielten an einem dieſer Ranchos an, um die Chocolade zu nehmen. Die erſte Neuigkeit, welche uns die Hausfrau mittheilte, war, daß man die Kohle in Vera-Cruz nicht gut verkaufen könne; um ſie loszuſchlagen, müße man ſie beinahe wegſchenken; Panella (Rohrzucker) und Mais ſeyen dagegen ſehr theuer, und wer Tortillen zu eſſen gewöhnt geweſen, der müße ſich jetzt mit Brod oder Zwieback begnügen.

Als wir nahe bei Alvarado waren, ſprach mich die Mexicanerin folgender Maßen an: „Du wirſt nur mit Mühe in der Stadt ein Quartier finden, aber das ſoll Dich durchaus nicht beunruhigen. Du kommſt in meine Wohnung, ich bereite Dir Deine Speiſen und Du bezahlſt mir was ſie koſten; für die Mühe verlange ich nichts; iſt Dir das dienlich?“

„Gewiß, Senora,“ antwortete ich, „aber ich fürchte nur Ihre Güte zu mißbrauchen.“

„Ich denke,“ fügte ſie bei, „mein Mann wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Dich zu empfangen; Du wirſt ſehen, wie gut er iſt.

Ich dankte und wir kamen überein, daß ich bei ihr wohnen ſollte, bis ich Gelegenheit finden würde, mich nach Vera-Cruz einzuſchiffen.

Es war nahe an Mittag, als wir die Stadt Alvarado vor uns ſahen; ſie liegt am Zuſammenfluſſe des San-Juan und des Alvarado, die ſich eine Meile von ihrer gemeinſchaftlichen Mündung vereinigen.

Eine Düne oder vielmehr ein Sandberg, ohne alle Vegetation, erhebt ſich nordweſtlich hinter der Stadt, und dient ihr als Schutzwehr gegen die Wellen der See und den Nordwind. Die zwei vereinigten Flüſſe runden ſich vor ihr in einem weiten Baſſin, das als Hafen benutzt wird, und entſtrömen ſchäumend nordweſtlich in einer Oeffnung in das Meer, die ſie quer durch den ungeheuern Sandhügel gebrochen haben.

Die Barra iſt ſehr gefährlich für die großen Schiffe, aber die von hundert bis zwei hundert Tonnen können leicht hinüber kommen.

Ehe wir in den Hafen einliefen, bemerkte ich unter vielen andern Piroguen eine ſchöne americaniſche Brigg und das Gerippe eines bedeutenden Schiffes, an welchem eben gearbeitet wurde. Es war demnach eine Werfte hier.

Die Stadt Alvarado iſt etwas weniger bevölkert als Tlacotalpan. Sie kann vier bis fünf tauſend Einwohner haben, beſitzt eine ziemlich ſtarke Garniſon, ein paar Kanonen, die man auf einem unvollendeten Fort aufgepflanzt hat, Kaſernen, eine niedliche Kirche und ſchöne, wohlgebaute Häuſer aus Backſtein. Einige ſind mit Säulenlauben verſehen, die meiſten aber haben wie Tlacotalpan nur ein Erdgeſchoß. Die Straßen ſind abhängig. Die ſchönſten Häuſer liegen am Hafen. Es gibt daſelbſt mehre reiche Leute und Arbeiter aller Art.

Alvarado liegt fünfzehn Lieues von Vera-Cruz. Zu Pferde kann man den Weg in einem Tage zurücklegen; zur Ueberfahrt auf der See mittelſt der Goeletten braucht man beinahe dieſelbe Zeit. Der Handel iſt hier nicht ſo beträchtlich, als in Tlacotalpan, obgleich die Stadt an der Mündung des Fluſſes liegt, und obgleich der Hafen ſicher und das Klima wenigſtens nach der Ausſage der Bewohner geſund iſt, welche mir verſicherten, hier herrſche das gelbe Fieber nie, und die, welche in Vera-Cruz davon befallen werden, kommen oft nach Alvarado, um ſich in der friſcheren Luft zu heilen.

Wir liefen in den Hafen ein. Die Mexicanerin vergaß ihr Verſprechen, als ſie ihren Gatten erblickte, der ſie am Ufer erwartete; ſie grüßte mich kaum und verſchwand in den Straßen der Stadt. Ich ſchickte mich an, eine Wohnung zu ſuchen. An fünf oder ſechs Häuſern klopfte ich an und bat um gaſtfreundliche Aufnahme: überall wurde ſie mir unbarmherzig verweigert.

Zum Glücke ſtieß ich in einer Straße auf den Bruder meiner Beſchützerin, der ſich erbötig zeigte, mich nach der Hütte ſeiner Schweſter zu führen, die ſich nun wieder ihrer Zuſage erinnerte und mich beherbergte.

Die Mexicanerin und ihr Gatte bewohnten eine Hütte mit einem anderen Offiziere und deſſen Frau, die ſich kürzlich erſt verheirathet hatten. Dieſe zwei jungen Paare ſchliefen in derſelben Kammer.

Vom erſten Tage nahm ich an dem Mahle dieſer guten Leute Antheil. Die zwei Offiziere überhäuften mich mit Höflichkeit. Obgleich der Teint des einen weißer war, als der des andern, ſo ſchien doch in Beider Adern africaniſches Blut zu fließen. Der Gatte meiner Beſchützerin war der dunklere und die Frau des andern hatte ungefähr dieſelbe gebräunte Geſichtsfarbe, aber ſie war nicht mager, wie die beiden Männer, ſondern friſch, hatte große Augen und ſchöne Haare, eine etwas aufgeſtülpte Naſe, wie man ſie bei den Negerinnen ſieht, ſchwellende Lippen, weiße Zähne, einen ſchön geformten Buſen und eine reizende Taille, mit einem Worte, es war eine ſchöne Frau in ihrer Art und erſt achtzehn Jahre alt.

Während ich die Goeletten erwartete, die nach Tlacotalpan befrachtet waren, brachte ich die meiſte Zeit im Geſpräche mit den Offizieren und ihren Frauen zu, da mir meine ſchlimmen Geſundheitsumſtände nicht oft auszugehen erlaubten. Mit den Frauen ſprach ich von Ball, Flitter, Putz, franzöſiſchen Moden; mit den Offizieren von Schlachten, großen Männern, Waffenthaten und militäriſchen Ausrüſtungen und zwar ſo beſtimmt, daß ſie glaubten, ich gehöre zum Stande, und mich fragten, ob ich nicht den Krieg in Spanien mitgemacht habe. Zum erſten Male hörte ich den Namen Santa-Ana ausſprechen, der ſich in Mexico ſo berühmt gemacht, weil er die Spanier geſchlagen hatte, und der ſeitdem noch viel berühmter geworden iſt. Es mag nur ſeinen Ruhm beeinträchtigen, daß er ſein militäriſches Talent in Bürgerkriegen entwickelt hat, und daß er das Blut ſeiner Mitbürger vergoß, als er ſich der vornehmſten Städte in Mexico bemächtigte, Buſtamente verbannte und ſich an deſſen Stelle zum Präſidenten des mexicaniſchen Freiſtaates ernennen ließ.

Zur Zeit, da ihn Einer der mexicaniſchen Offiziere in meiner Gegenwart nannte, lauerte er auf ſeinem Landhauſe bei Xalapa auf eine günſtige Gelegenheit zur Ausführung ſeiner Pläne. Der Löwe witterte die Beute in ſeiner Höhle, und wartete, bis ſie in Sprungweite wäre, um ſich auf ſie zu ſtürzen und ſie zu packen. Wie ſollte es Santa-Ana bei dem unbegränzten Anſehen, das er unter den mexicaniſchen Soldaten genoß, nicht gelungen ſeyn, die Gewalt an ſich zu reißen.

„Iſt das wirklich wahr, mein Herr,“ ſprach Einer von den Offizieren, „Sie haben nie von dem berühmten General Santa-Ana, dem zweiten Napoleon, ſprechen hören?“

Alle, die Mexico beſucht haben, wiſſen, wie der Name Napoleon verehrt wird; im Munde des Volkes gibt es keinen gefeierteren; er iſt an die Stelle Cesars, Alexanders und anderer großer Männer getreten. Führt Einer etwas Schönes, Ueberraſchendes, Wunderbares aus, ſo glaubt man ihn mit nichts Beſſerem, als mit Napoleon vergleichen zu können. Man iſt ein Napoleon, wenn man außerordentlichen Muth zeigt; man iſt ein Napoleon wegen irgend einer hervorragenden Eigenſchaft. Mit einem Worte, Napoleon iſt der urbildliche Ausdruck für Alle, die ſich über Andere erheben. Es iſt das non plus ultra der ſchönſten Vergleichungsworte.

„In der That,“ antwortete ich dem Offiziere, „zum erſten Male höre ich Santa-Ana nennen; aber es ſcheint mir, mein Herr, Sie häufen zu viel Ruhm auf ihn.“

„Man ſieht wohl, daß Sie mit unſern Kriegen nicht bekannt ſind,“ entgegnete der Offizier lebhaft, und erzählte mir ſodann, wie Santa-Ana die Spanier mehre Male geſchlagen habe, wie er ſie gezwungen, las Caſtillas, eine uneinnehmbare, mitten im Meere, etwa eine Viertelſtunde von Vera-Cruz gelegene Feſtung zu räumen, von wo aus ſie die Stadt bombardirt hatten. Um nicht lächerlich zu erſcheinen, mußte ich wohl ſeine Bewunderung für ihren Napoleon theilen.

Die Soldaten von Alvarado ſind beſſer equipirt, als die von Acapucan. Sie haben eine Uniform und Halbſtiefeln, was Beides bei denen von Acapucan nicht der Fall iſt. Die Czakos, welche alle Soldaten des Staates Vera-Cruz tragen, ſind gemacht wie die franzöſiſchen; aber ſtatt aus ſchwarzem Filz ſind ſie aus Pappendeckel verfertigt und mit Percal überzogen. Die Uniform der in mexicaniſchen Städten garniſonirenden Soldaten beſteht in dem blauen Kleide, dem Czako und den weißen Hoſen. Der weiße Czako ſieht ſehr gut aus, beſonders wenn ſie unter Waffen und im Corps verſammelt ſtehen; aber ich glaube, man hätte, ſtatt ſklaviſch die Form der Coiffure des franzöſiſchen Soldaten nachzuahmen, breite Schirme daran anbringen ſollen, um das Geſicht vor der Sonnenhitze zu ſchützen.

Ich hatte in Acapucan den Unabhängigkeitsfeſten beigewohnt, und erwartete nicht, ſie in Alvarado noch feiern zu ſehen. Ich weiß nicht ob es ihre Fortſetzung oder der Anfang anderer Feſte war, ſo viel iſt gewiß, daß man den Tag nach meiner Ankunft einen Ballon ſteigen ließ und mehre Tage hinter einander Stiere auf einem eingeſchloſſenen öffentlichen Platze neben der Kirche bekämpfte oder vielmehr hetzte. Mexicaner zu Pferde mit langen ſpitzigen Stangen bewaffnet, harrten auf der Stelle, bis man ein ſolches armes Thier aus ſeinem Kerker ließ, deſſen Thür ſich nach der Arena öffnete; und war nun der Stier auf dem Kampfplatze, erſtaunt beim Anblicke der zahlreichen hinter einer Paliſſade ſitzenden Zuſchauer, ſo ſprengten die Reiter auf ſie zu, ſtachen ihn mit ihren Picken, und reizten ihn durch Schreien, ſich ſeiner Hörner zu bedienen. Zornig verfolgte das Thier einen ſeiner Gegner, der ſich dem Angriffe durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes entzog. Indeſſen ſtachen es andere Taureadores von hinten, und der arme Stier drehte und wendete ſich ſchnaubend unter dem ſchallenden Gelächter der Zuſchauer, bis man ihm die Thür ſeines Verſchlages öffnete, wo er ſich alsbald hineinſtürzte, um der Verfolgung zu entgehen. Zuweilen trieb man mehre zugleich auf dem Kampfplatze umher, bis ſie des Laufens müde waren.

Ueberdieß gab man Abends, wie in Acayucan, Schauſpiel im Freien. Aber das Theater war weniger bäueriſch; es lehnte mit dem Rücken an die Kirche und war mit Tapeten bekleidet und geſchmückt. Draperien und Vorhänge bildeten die Couliſſen; das Orcheſter war nicht beſſer zuſammengeſetzt; es beſtand aus Pfeifen mit ungleichen Tönen, und kleinen und großen Trommeln. Die Schauſpieler waren Bürger aus der Stadt.

Dieſes lange Feſt zu Ehren, Gott weiß welcher Sache, gefeiert, endigte mit einer prächtigen Cavalcade, ausgeführt von ſchönen Damen und jungen Herren, welche die Straßen von Alvarado durchrannten.

Schon am erſten Tage meiner Ankunft theilte mir der Gatte der Mexicanerin, der mich liebgewonnen hatte, mit, die Gabare la Dore ſey ſeit acht Tagen unter Segel gegangen. Ich durfte folglich nicht darauf rechnen, auf dieſem Schiffe nach Frankreich zurückzukehren, und es war mir nicht unbekannt, daß die Fahrt auf den Paquetbooten ſehr viel koſtete. Aber ich hoffte, man würde meine unglückliche Lage berückſichtigen, und es dürfte mir gelingen, durch Vermittlung des Conſuls mich einzuſchiffen.

Ich beeilte mich, meine ſchwachen pecuniären Mittel zu vermehren; denn ich wußte wohl, daß ich um ſo ſicherer zur Heimfahrt gelangen könnte, je mehr ich dem Kapitän Geld zu bieten hätte. Zum Glück fand ich Gelegenheit, meine ſechs Uhren jede um acht Piaſter bei einem Goldſchmiede zu verkaufen. Im Ganzen hatte ich nun ungefähr vier hundert und fünfzig Franken. Ich glaubte mich reich genug, um in Alvarado die Rückkehr der Goeletten, und in Vera-Cruz die Abfahrt des Paquetbootes erwarten zu können, welche am erſten November ſtatt haben ſollte. Die Zögerung der Goeletten war mir vielleicht vortheilhaft, denn da es noch einige Monate dauerte, bis das Paquetboot unter Segel ging, weil der Oktober erſt begonnen hatte, ſo konnte ich meine Börſe mehr ſchonen, wenn ich in Alvarado wartete, wo ich täglich nur fünf und zwanzig bis dreißig Sous ausgab, während man in Vera-Cruz viel theurer lebt.

Ließ mir das Fieber einige Stunden Ruhe, ſo ging ich in der Stadt ſpazieren; ich begab mich dann zuweilen in die Tienda, um meinen Durſt zu löſchen. So nennt man die Buden der Getränkehändler; man trifft ſolche in allen Städten und Dörfern von Mexico.

Als ich eines Tags, um mich zu erfriſchen, in die Tienda eines der reichſten Einwohner von Alvarado eingetreten war, erkannte ich ſeinen jungen Commis als Landsmann. Wie ſoll ich die Freude ausdrücken, die ich bei dieſem glücklichen Zuſammentreffen empfand! Alsbald entſpann ſich ein Geſpräch in franzöſiſcher Sprache; wir unterhielten uns von unſerem gemeinſchaftlichen Vaterlande und von den Abſichten, die den Einen und den Andern nach Mexico geführt hatten. Er ſagte, er ſey Bäcker. Trotz ſeiner Jugend hat er große Reiſen gemacht. Er hat das Waſſer des Miſſiſſippi in Neu-Orleans getrunken; er hat in Havana gewohnt und Braſilien beſucht. Nachdem er Schiffbruch gelitten und ſeine Ladung verloren, wäre er beinahe am gelben Fieber in Vera-Cruz geſtorben. Jetzt iſt er acclimatiſirt und wohnt in Alvarado bei dem reichen Mexicaner, den er mir mit dem Auge bezeichnete. Uebrigens iſt er in Bordeaux geboren und folglich ein Gascogner.

Ich bete nun meiner Seits auch meinen Roſenkranz mit dem Beiſatze, daß ich, wenn ich nicht krank wäre, gerne in Mexico bliebe, wo ich mich mit meinem geringen Wiſſen durch Unterricht durchbringen könnte.

„Sie verſtehen die lateiniſche Sprache!“ rief der junge Bordeleſe mit dem gascogniſchen Accente, „dann rathe ich Ihnen nach der Havana zu gehen; Sie werden dort leicht einen Platz als Lehrer in einem guten Hauſe finden und viel gewinnen.“

Der Eigenthümer der Tienda verſtand ein wenig franzöſiſch. Wie ich an ſeinem Lächeln bemerkte, hatte er einige Worte unſerer Unterhaltung begriffen. Da er neugierig ſchien, daran Antheil zu nehmen, drückte ich mich ſpaniſch aus und ſein Commis ahmte mein Beiſpiel nach. Der Mexicaner beauftragte dieſen ſofort die Kunden zu bedienen, trat näher und ſagte mir in einem Tone, woraus ich erſah, daß ich ihm Intereſſe einzuflößen begann: „Mein Herr, Sie würden wohl daran thun, hier zu bleiben. Die Municipalität ſucht ſchon längſt einen Profeſſor der lateiniſchen Sprache. Es hat ſich noch keiner gezeigt. Der Gehalt würde ſechzig Piaſter monatlich betragen, ohne zu rechnen, was die Eltern der Schüler Ihnen geben würden. Wollen Sie, mein Herr, ſo ſpreche ich von Ihnen und ſorge, daß Sie angenommen werden.“

Ich dankte dem Mexicaner für ſein ſchmeichelhaftes Wohlwollen, aber ich bemerkte ihm, daß mich meine Kränklichkeit abhalte, den Studien zu leben; ſollte ich mich indeſſen vor meiner Abreiſe nach Frankreich beſſer fühlen, ſo würde ich an ſeinen Vorſchlag denken.

„Bah! bah!“ rief er, „ſind Sie einmal in Vera-Cruz, ſo werden Sie Alvarado vergeſſen, und daran haben Sie recht. Aber ich will Ihnen einen guten Rath geben: bleiben Sie in Vera-Cruz, ſo ergreifen Sie das Advocaten-Gewerbe; dieſer Stand bietet einem jungen Manne in unſern Städten die ſchönſte Zukunft. Stellen Sie ſich vor, daß es keinen Act, keinen Vertrag gibt, der nicht von einem Advocaten unterzeichnet werden muß, um vor Gericht gültig zu ſeyn; und Sie mögen ſich leicht denken, daß dieſe Herren für ihre Unterſchrift keine geringe Belohnung verlangen.“

„Zuerſt arbeiten Sie zwei oder drei Jahre bei einem Advocaten: dabei werden Sie allerdings nicht mehr, als einen oder zwei Piaſter des Tags gewinnen, aber nach Ablauf dieſer Zeit gelten Sie als Licentiat und dann regnet es Geld auf Sie, mein Herr, dann: Munchos dineros, senor, munchos.

Ich verſprach ſeinen Rath zu benutzen, aber nur unter der Bedingung sine qua non, daß ich meine Geſundheit wieder erlangen würde, ehe das Paquetboot unter Segel ginge.

Von nun an begab ich mich jeden Tag bis zu meiner Abreiſe in die Tienda des Mexicaners, um mit ihm und ſeinem Commis zu plaudern. Oft ſchlug ich auch den Weg nach dem Hafen ein, einmal um zu ſehen, ob die Goeletten ankämen, und dann weil hier allein den ganzen Tag über Leben und Bewegung war. Man erblickte da Arbeiter, mit dem Schiffbau beſchäftigt, Fiſcher, welche die Fiſche verkauften, die ſie im Fluſſe gefangen hatten, Piroquen, welche aus dem Hafen liefen, andere, die mit Mais, Zuckerrohr, ſchönen Orangen, und Waſſermelonen beladen ankamen; und Alles wimmelte von Kunden, und viele Waaren wurden auf den Piroquen ſelbſt verkauft.

Außer den angegebenen Gründen gab es noch einen dritten, der mich zu dem Spaziergange nach dem Hafen trieb, nämlich die prachtvolle Ausſicht.

In Nordoſt erblickt man den vulkaniſchen San Martinberg. Sein letzter ſehr bedeutender Ausbruch fand den 2ten März 1793 Statt. Die Aſche, welche der Krater ausſpie, bedeckte die Häuſer von Oxaca, Vera-Cruz und Perote bis auf das Dach. Am letztern Orte, der in gerader Linie ſiebenundfünfzig Lieues vom Vulkane entfernt liegt, glich das unterirdiſche Getöſe dem Donner des ſchweren Geſchützes *).

Rechts gegen Weſten, über den zahlreichen, von Bäumen gekrönten, ununterbrochen ſich folgenden Hügeln, zeigt ſich in einer Entfernung von beinahe ſechzig Lieues der Pico Beizara, einer der höchſten Berge des Erdballs. Auch

---

*) Herr v. Humboldt. Betrachtung über den politiſchen Zuſtand von Neu-Spanien.

iſt hier noch ein anderer Vulkan, deſſen Krater aus weiter Ferne ſichtbar wird; er hat zwei Gipfel, von denen der eine Coffre-de-Perote genannt, nach den Meſſungen des Herrn von Humboldt vierhundert Metres höher iſt, als der Pico Teneriffa. Er dient als Signal für die Schiffer, welche in Vera-Cruz landen wollen.

Nichts iſt ſo majeſtätiſch als dieſe beiden Berge, welche die Wälder beherrſchend und den Horizont begränzend, das azurene Himmelsgewölbe zu tragen ſcheinen! Aber der Berg San Martin verſchwindet an der Seite des Pico Orizava, deſſen Spitze in einen Schleier von ewigem Schnee gehüllt, durch die Wolken dringt, die ihren Gürtel bilden, ohne ſie zu bedecken.

Man behauptet, der Pico Orizava ſey im Meere auf mehr als vierzig Lieues ſichtbar. Es iſt einer von den erhabenen Leuchtthürmen, welche die Natur auf dem americaniſchen Feſtlande errichtet und in ihrer Höhe in Einklang mit der unermeßlichen Ausdehnung der Ländereien geſtellt hat, die von ihnen ſignaliſirt werden.

Zufällig entdeckte ich in der Nähe des Hafens ein Weib, das mit gebackenen Fiſchen handelte; das war ein glücklicher Fund für mich, denn da die zwei beſcheidenen Mahle, die ich in der Hütte einnahm, mir nicht genügten, ging ich oft zu der Händlerin, um den Heißhunger zu ſtillen, den die Krankheit verurſachte, wofür ich ſodann den übrigen Tag und die ganze Nacht an Magenübeln zu leiden hatte. Da mir das aber geſchah, ich mochte ſo wenig als möglich Speiſe zu mir nehmen, ſo war es mir beinahe zur Gewohnheit geworden, und ich zog das Magenübel dem Hunger vor. Die Mexicaner leben in dieſer Gegend ſehr mäßig; bei guter Geſundheit hätte ich doppelt ſo viel zu mir genommen, als Einer von ihnen. Das ganze Frühſtück jedes meiner Wirthe beſtand aus einer Taſſe Chocolade, einigen Löffeln voll ſchwarzer Bohnen, und der Hälfte eines Schiffszwiebacks. Beim Mittagsbrode aßen ſie nicht mehr. Zuweilen kochten unſere Damen ein Huhn für die ganze Geſellſchaft, ſie richteten es dann mit ſpaniſchem Pfeffer und einer ſolchen Menge Waſſer zu, daß man die Brühe wegſchütten mußte. Das wunderte mich nicht, denn es iſt ſo gebräuchlich. Ebenſo iſt es üblich, wenn man den Topf vom Feuer nimmt, die Fleiſchbrühe wegzuſchütten, und nur das Fleiſch zu ſerviren. Man ſieht, die guten Leute verſtehen ſich auf die Küche.

Obgleich die Ragouts meiner Beſchützerin nicht viel werth waren, ſo unter
ließ ich doch nicht, ihnen gehöriges Lob zu ſpenden; und das mußte ſie mi
um ſo mehr glauben, als nie ein Biſſen auf meinem Teller übrig blieb.

Endlich nahm ich mir die Freiheit zu bemerken, daß ich mich nicht gan
ſatt eſſe. Sie wurde beinahe ärgerlich, als hätte es von mir abgehangen,
meinen Hunger zu beherrſchen.

„Wohl,“ ſprach ſie und verzog dabei den Mund, „wenn Du mit dem nic
genug haſt, was man Dir gibt, ſo ſage mir, was ich Dir kaufen ſoll, od
gehe ſelbſt auf den Markt, nimm, was Du willſt, und ich werde es D
kochen laſſen.“

„Das wünſchte ich,“ entgegnete ich mit ſanftem Tone, „aber ich fürch
Ihre Güte zu mißbrauchen.“

„No, no Senor.“

Ich kaufte nun ſelbſt einen Theil meiner Vorräthe, aber um ni
beſchwerlich zu fallen, nahm ich beinahe alle meine Mahle bei der Fi
händlerin ein.

Mittlerweile kamen die Goeletten von Tlacotalpan an. Ich accordi
für die Ueberfahrt bei der erſten, welche im Hafen einlief. Die zwei and
erſchienen erſt Tags darauf. Sie hatten franzöſiſche Paſſagiere am Bord,
denen Einige zu meiner Expedition gehört hatten. Wir waren entzückt,
wiederzuſehen. Es gelang ihnen, ſogleich Wohnung in Alvarado zu fin
bis die Schiffe ihre volle Befrachtung erhalten hätten.

Da ich ſelten mehr bei der Mexicanerin ſpeiſte, ſo hörte ſie auf, in
vertrauten Weiſe mit mir zu ſprechen. Eines Tags jedoch, als ſie
einem Staatsbeſuche zurückkehrte, und ſich ihres buntſcheckigen Schleiers,
Maroquinſchuhe und durchbrochenen Strümpfe entledigt hatte (in den Hü

geht man nämlich baarfuß), ſchickte ſie ſich an, den Fandango vor mir zu tanzen, wozu ſie die Volks-Romanze: Solera, solera etc. ſang.

„Gut, ſehr gut, Senora,“ ſagte ich lachend. „Ich bedaure nur, daß in dieſem Tanze ſo wenig Abwechſelung herrſcht. Schade, daß Sie immer denſelben Pas machen.“ Dann bewegte ich die Füße, wie ſie. Nachdem ich mich wieder geſetzt hatte, ſprach ich: „Da müſſen Sie unſere franzöſiſchen Tänze loben, an denen Alles gefällig iſt: Wechſel der Schritte, Wechſel der Figuren, Wechſel der . . . .“

Aber die Mexicanerin unterbrach mich ſogleich: „Pfui, über Euren Tanz!“ rief Sie aus: „Pfui! Ich haſſe ihn, er eckelt mich an. Euer Tanz iſt albern und immer derſelbe, und nicht der unſere. Denn Ihr geht immer vorwärts oder rückwärts.“ Und nun fing ſie an, den Contretanz der Franzoſen nachzuahmen. „Nur Euer Walzer gefällt mir,“ ſprach ſie und verſuchte zu walzen.

Nachdem ſie einige Touren gemacht hatte, näherte ſie ſich mir, der ich von dem kurzen Drehen ganz erſchöpft war, und nahm ihren alten freundſchaftlichen Ton wieder an: „Pedro, wie findeſt Du meinen Gatten! Iſt er nicht allerliebſt?“

„Si Senora, aber doch minder liebenswürdig als Sie!“

„Oh, er iſt ſehr liebenswürdig, mein Gatte, gewiß! Weißt Du, daß er in der Stadt Vera-Cruz geboren iſt. Wie benimmt er ſich aber auch ſo artig, anſtändig, wohlerzogen. Er iſt nicht weiß, nun, ich verſichere Dich aber doch, daß ich ihn ſo ſehr liebe, als wenn er weiß wäre!“

Bei den letzten Worten warf die Mexicanerin einen ausdrucksvollen Blick auf mich, lächelte und ließ ihr Geſchäft ruhen.

Aber die Worte: „Ich liebe ihn ſo ſehr, als wenn er weiß wäre,“ beſtätigten mir, was ich ſchon gehört hatte, daß nämlich die farbigen Frauen bei weitem mehr Neigung für die Europäer oder für Männer von ungemiſchter europäiſcher Abkunft fühlen, als für die Männer von gemiſchtem Blute.

Indeſſen traten die beiden Offiziere mit freudeſtrahlenden Geſichtern in die Hütte und riefen aus: Dinero! dinero! Die Weiber liefen ihnen aus der Küche in ihre Kammer nach. Die beiden Gatten hatten ſo eben ihren Monats-Sold empfangen. Man mag das Geld immerhin gemeines Metall nennen, alle Welt empfängt es mit Freuden, ſelbſt in Mexico, wo es dieſe Qualificirung eher verdient, da es hier mehr als vierhundert Bergwerke geben ſoll.

„Wie viel haben Sie jährlich Gehalt?“ fragte ich die beiden Officiere.

„Neunhundert Piaſter,“ antwortete der Eine.

„Wieviel hat ein Ober-Lieutenant?“ „Tauſend.“ „Ein Kapitain?“ Eilfhundert.“

Man mag hienach den Ueberfluß an Geld in Mexico beurtheilen.

Den andern Tag ließ ich meine Effecten an Bord bringen. Einem der Offiziere gab ich einen Piaſter für meine Wohnung von acht Tagen. Jeder der Mexicanerinnen machte ich ein Geſchenk mit einer Flaſche Cölniſch Waſſer, wofür ſie ſich ſehr erfreut bedankten; und nachdem ich von meiner Wirthin Abſchied genommen hatte, ging ich auf die Goelette ſchlafen, die am nächſten Morgen mit den zwei andern unter Segel ging.

Vera-Cruz.

Was ſich vom americaniſchen Continent vom 16ten Grade der Breite bis zum 37ten Grade erſtreckt, dieſe ganze ehemalige ſpaniſche Colonie, und jetzige, aus zweiundzwanzig unabhängigen Föderativ-Staaten beſtehende Republik, mit einem Worte Mexico ſteht mit Europa nur durch einen Hafen in Verbindung, und dieſer Hafen iſt Vera-Cruz *). Seit einigen Jahren iſt die kleine Stadt Tampico allerdings von den europäiſchen Schiffen und denen von den Oſtküſten von America häufig beſucht, aber der Handel iſt daſelbſt zu unbeträchtlich, und die Rhede von Tampico bietet den Schiffen nicht hinreichend Sicherheit, um mit der gefährlichen, aber alten Rhede von Vera-Cruz rivaliſiren zu können.

Die Stadt Vera-Cruz wurde von Ferdinand Cortez am Charfreitag im Jahr 1519 auf der Stelle ſelbſt gegründet, wo er ſich mit ſeinem Heere ausgeſchifft hatte. Man nannte ſie Villa Rica, ſagt der Geſchichtſchreiber der Eroberung von Mexico, wegen des Goldes, das die Spanier in dieſem Lande entdeckten. Durch das gelbe Fieber, ein Erzeugniß des ungeſunden Klima's, und durch Bürgerkriege alterte dieſe Stadt ſchon bei ihrer Entſtehung ſo ſehr, daß trotz ihrer Jugend von drei Jahrhunderten, da ſie ſchon mehremale zerſtört und verlaſſen worden iſt, die Reiſenden die urſprüngliche Lage nicht genau zu beſtimmen vermögen. Aber der Durſt nach Gold iſt ihr Palladium, und Vera-Cruz ſteht noch trotz der unpolitiſchen Caprice eines der letzten ſpaniſchen Vicekönige, der um die Europäer der ſchrecklichen Geißel des gelben Fiebers, genannt Vomito negro, zu entziehen, den Beſchluß gefaßt hatte, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und die Einwohner nach Xalapa zu transportiren. Sie beſteht noch in ihrem ſchmalen Gürtel von Sand umſchloſſen, den der Wind um die zum Theil vom Meere beſpülten Wälle häuft; ſie beſteht mit ihren weißen Häuſern, runden Domen, hohen Glockenthürmen, mit ihren geraden Straßen und den Trottoirs an den Seiten, mit ihren Kirchen, ihrem Hafendamme, mit ihren Forts, ihren Mouſtiquen, ihrem Vomito negro und ihren fünfzehntauſend Einwohnern, auf die ſie ſo ſtolz iſt. Ihre Einwohner haben am muthigſten für Mexico's Unabhängigkeit gefochten; ſie haben die Spanier von las Caſtillas oder San-Juan d'Ulloa vertrieben (S. N. a.), von dieſer auf der Rhede, der Stadt gegenüber, auf einem der Inſelchen erbauten Feſtung, auf welchem die Eingeborenen bei der Ankunft des Ferdinand Cortez ihren Gottheiten Menſchenopfer brachten, woher ein ſolches Inſelchen, eine von den Schiffern gefürchtete Klippe, den Namen Inſel der Opfer (isla de sacrificios) beibehalten hat.

Man hat behauptet, die urſprünglich von den Eroberern von Mexico gegründete Stadt ſey mehre Meilen entfernt von dem jetzigen Vera-Cruz gebaut geweſen. Andere dagegen meinen, die Lage ſey nie verändert worden. In der Stadt ſelbſt hörte ich Folgendes: „Die Ruinen des alten Vera-Cruz befinden ſich neben dem neuen, deſſen Kirchhof in ihrer Mitte liegt. Man ſieht daſelbſt nicht nur eine Menge zerſtörter Häuſer, ſondern ſogar einen von Mauern umgebenen Spaziergang, deſſen Boden mit einer Art von ſehr hartem, den Granit nachahmendem Mörtel belegt iſt. Dieſe Ruinen liegen ſüdöſtlich von der Stadt, einige hundert Schritte von den Wällen.

---

*) Breite von Vera-Cruz: 19 Grad, 11 Minuten, 52 Secunden. Länge: 98 Gr., 29 M., 0 S. Temperatur. Größte Wärme: 30 Gr. Niedrigſte: 16 Gr. Mittlere: 19 Gr., 11 M. Mexico hat 170,670 Quadrat-Lieues und [illegible] Einwohner.

Die Stadt Vera-Cruz bildet ein längliches, aber unregelmäßiges Viereck ohne irgend ein ausgezeichnetes Gebäude, aber mit einigen ziemlich hübſchen öffentlichen Plätzen. Oben auf den Häuſern ſind Terraſſen und beinahe an allen Fenſtern Balcons. Auf der Nordſeite iſt das Meer; im Oſten und Weſten Uferſand ohne Vegetation; im Süden einiges Geſträuche, welches ſelbſt am Fuße der Wälle wächſt; etwas entfernter ſieht man Sümpfe und darüber den Wald, der ſich auf fernen Abhängen ausdehnt, hinter denen die ſchwarzen Seiten des Pico Arigava emporragen.

Der Stein, der zu Erbauung des Hafendamms und der Wälle benutzt worden iſt, beſteht aus Madreporen, die man aus der Tiefe des Meeres zieht. In Vera-Cruz gibt es keine Ziegelbrennerei. Zur Ausbeſſerung der Häuſer läßt man die Backſteine zur See aus Tlacotalpan kommen; die Transportkoſten ſammt der theuren Handarbeit machen das Bauen äußerſt koſtſpielig. Viele Eigenthümer laſſen darum ihre halb zertrümmerten, unbewohnten Häuſer unausgebeſſert.

Es gibt viele Quellen, Brunnen und Ciſternen in der Stadt; aber das Waſſer iſt ziemlich ſchlecht und ſoll nicht wenig zu Vermehrung der Krankheiten beitragen. Nur das aus den Ciſternen kann man ohne Gefahr trinken. Der Markt von Vera-Cruz iſt mit Vorräthen und Früchten aller Art ausgeſtattet. Man ſieht hier alle Producte von Europa und den Tropenländern; Bananen und Pfirſich, Trauben und Ananas, Nichts fehlt. Der Fiſch iſt hier vortrefflich und wohlfeil; das Ochſenfleiſch iſt ſchmackhaft und ebenfalls nicht theuer; Rehwild und Lämmerfleiſch koſten gleich viel. Die Arbeiter-Claſſe, welche dem Vomito negro entkommt, der die Leute nur einmal befallen und dann nie mehr beläſtigen ſoll*), erfreut ſich in Vera-Cruz eines glücklicheren Daſeyns als ſonſt irgendwo; denn wenn ſie ſich auch nicht eines langen Lebens verſichert halten darf, worüber ſie ſich wenig beunruhigt fühlt, ſo gewinnt ſie doch einen guten Lohn, und das iſt ihr die Hauptſache. Ein Tag Arbeit bringt einem Tiſchler wenigſtens zehn Franken, einem Maurer fünfzehn und ſo den übrigen Handwerkern. Kranke Arbeiter finden im Hoſpital Pflege und Unterſtützung; geneſen ſie, ſo können ſie ſich leicht im Verlaufe einiger Jahre mit einer gewiſſen Sparſamkeit ein anſtändiges Vermögen verſchaffen, womit ſie ſich, wenn ſie Fremde ſind, bei der Rückkehr in ihr Vaterland für den Reſt ihrer Tage von der Arbeit losſagen können.

Vera-Cruz iſt die Hauptniederlage für den ganzen Handel von Mexico; dieſen Vortheil weiß es zu benutzen. Von allen Waaren, die in den Hafen einlaufen, um nach dem Innern transportirt zu werden, oder die man exportirt, erhebt die Stadt ſehr beträchtliche Zölle. Das hat ihr die Eiferſucht der andern Föderativ-Staaten zugezogen und zu den letzten Unruhen in Mexico ſcheint kein unmittelbarer Grund vorgewaltet zu haben.

Die bedeutendſten Handelsleute von Mexico und den andern großen Städten der Republik haben ihre Correſpondenten in Vera-Cruz; es gibt hier aber auch noch Handelshäuſer, deren Verbindungen ſich über den neuen und den alten Continent erſtrecken.

Jeden Tag kommen Schiffe von allen Nationen mit verſchiedenen Waaren befrachtet auf der Rhede an. Der ſtärkſte Handel iſt indeſſen der mit ſpaniſchen, portugieſiſchen und Bordeaux-Weinen, Oelen, Indiennes, Geweben aller Art, Zucker und Caffee. Die Antillen liefern Mexico die beiden letzten Artikel, deren Cultur, obwohl ſie im Staate Vera-Cruz gut gedeihen, zu ſehr vernachläſſigt iſt, um die Bedürfniſſe der Einwohner zu befriedigen. Die Ausfuhr-Artikel beſtehen nur aus Vanille, Cochenille, Jalape, Saſſaparille und gemünztem Silber; die meiſten Schiffe müſſen ihre Ladung auf den Küſten von Yucatan oder ſonſtwo vollſtändig machen.

Von Jalapa bis zur Hauptſtadt von Mexico iſt die Landſtraße ſehr ſchön und gut unterhalten; aber von Vera-Cruz nach Jalapa iſt der Weg ſo unbequem, daß der Waaren-Transport in der Regel nur auf Maulthieren bewerkſtelligt werden kann. Jeden Tag gehen von Vera-Cruz Caravanen nach allen Gegenden von Mexico ab. Die Maulthiertreiber, die ſie führen, campiren in den Wäldern und bereiten ſich ſelbſt ihre Tortillen und Speiſen. Sie werden oft von Räuberbanden geplündert, welche die Landſtraßen unſicher machen. In Vera-Cruz und Mexico ſoll man ſich gegen Räuber verſichern laſſen, wie in Europa gegen den Brand.

---

*) Dieſe Sage iſt falſch, ich kannte mehre Perſonen, welche das gelbe Fieber zweimal gehabt haben

Der Luxus iſt unter den Einwohnern ſehr verbreitet; die reichen Bürger tragen franzöſiſche Mode, während ihre Weiber ſtets auf eine und dieſelbe Weiſe gekleidet gehen; ſchwarz an den Werktagen, weiß an Sonn- und Feſttagen. Die von Europäern abſtammenden Frauen ſind im Allgemeinen ſehr hübſch; der ſchwarze Schleier, womit ſie ihr Geſicht halb verhüllen, hebt ihren weißen Teint noch mehr; leider iſt ihre Zahl klein, denn der größte Theil der Bevölkerung, beſonders in den niederen Claſſen, beſteht aus farbigen Menſchen.

Den ganzen Tag iſt auf den Straßen, beſonders beim Hafen, Leben und Bewegung.

Die Damen von Stand führen ein ſehr zurückgezogenes Leben. Man ſieht ſie kaum auf den Straßen, wenn ſie nicht gerade in die Kirche gehen; ſelten beſuchen ſie Spaziergänge und öffentliche Vergnügungen. Bei den ländlichen Fandangos, welche Sonntags in der Umgegend Statt haben, erſcheinen nur farbige Weiber. Die Kleidung der niederen Claſſen iſt dieſelbe, wie bei den Creolen an den Ufern des Guazacualco.

Für das Spiel haben die Mexicaner eine vorherrſchende Leidenſchaft; in Vera-Cruz wird es bis zur Wuth getrieben. Zwei Meilen von der Stadt iſt ein Spielhaus, in welchem man ſich zuſammenfindet. An Sonn- und Feſttagen begibt ſich Alles, was zur Finanz- und Handels-Ariſtokratie gehört, — und in Vera-Cruz gibt es keine andere — im Fiaker nach dieſem Schloſſe. Hier in der Einſamkeit der Wälder verſchwinden glänzende Beſitzthümer, Früchte des Zufalls oder mehrjähriger Arbeit vor der Erſcheinung eines Pique- oder Carreau-Aſſes; hier verſinkt der reiche Mann im Laufe eines Tages in das Elend, während der Dürftige Reichthümer gewinnt, die ihn zu hohen Würden zu erheben vermögen. Man führt einen franzöſiſchen Kaufmann an, der auf dieſem Wege die Leiter des Glückes und in Folge davon die der Ehre erſtiegen hat. Er erzählte einem ſeiner Freunde, die Würde, die ihm die Regierung ſeines Landes übertragen habe, koſte ihm ungefähr achttauſend Piaſter.

Die Deputirtenkammer des estado libre y soberano de Vera-Cruz verſammelt ſich in Jalapa, wo ſie während der Sitzung vor dem gelben Fieber geſchützt iſt; aber das politiſche Oberhaupt des Staates reſidirt in Vera-Cruz mit drei oder vier Regimentern Infanterie und einigen Compagnien Artillerie, ohne die zu zählen, welche las Caſtillas beſetzt halten, von wo aus ſie jeden Morgen bei Sonnenaufgang und jeden Abend um acht Uhr die Kanone donnern laſſen. Die Soldaten ſind ſehr gut equipirt; zwei Regimenter haben eine brillante Muſik. Jeder Muſiker trägt eine prachtvolle Uniform. Die Offiziere jedes Regiments machen es ſich wahrſcheinlich zum Ehrenpunkte, ſie verſchwenderiſch auszuſtatten, wie in Frankreich die Tambour-Majors. In der Stadt ſind geräumige Kaſernen, ſowohl für die Infanterie als für die andern Corps, und ein Artillerie-Park mit Bomben, Haubitzen und mehren metallenen Feldſtücken verſehen, von denen das ſchönſte das Wappen des Königs von Frankreich trägt und unter Ludwig XIV. gegoſſen worden iſt.

Sieben verſchiedenen religiöſen Orden zugehörige Klöſter ſind in der Stadt zerſtreut. Meiſtens bewohnt ein Mönch allein in der Tracht ſeines Ordens die weiten Gallerien des Kloſters. Die Kirchen dieſer Convente ſind ſchön ausgeſchmückt, geräumig und reinlich gehalten; aber man ſieht darin wenige Gemälde, und in den Kapellen mit ihren reich vergoldeten Altären ſtehen kaum die Statuen der Heiligen, denen ſie geweiht ſind.

Alle dieſe Kirchen ſind beinahe immer verlaſſen; in der Kathedrale allein verſammeln ſich viele Menſchen an Sonn- und Feiertagen. In dieſer wohnen auch die Soldaten dem Gottesdienſte bei, deren Muſik-Chöre nach und nach während der Feier ernſte, mit der Heiligkeit des Ortes und der Ceremonie im Einklang ſtehende Melodien ausführen.

Die Fremden finden in Vera-Cruz leicht Quartiere. Man trifft daſelbſt ſehr gut gehaltene Gaſthöfe (fondas), wovon einige franzöſiſchen Traiteurs zugehören, bei denen man um einen oder zwei Piaſter des Tags gute Koſt erhält. Man ruht des Nachts auf Gurtbetten ohne Matratzen und Strohſäcke, unter einem Mückengarn von Gaze, genannt Pavillon. Ohne dieſes könnte man vor den Maringouins nicht einſchlafen. Oft kann man, trotz aller Vorſicht, von den Stichen und dem Summen einiger ſolcher Inſecten geplagt, denen es gelungen iſt, auf das Lager zu gleiten, dennoch kein Auge ſchließen. Es iſt peinlich, wie ſich die Nacht auf die Augenlieder lagert, während der Sereno die Laterne in einer Hand und den Spieß in der andern durch die Stadt läuft, mit ſeiner ſonoren Stimme die Stunden anruft, und nach dem gewöhnlichen Gruße: Ave Maria purissima, Einem die Ohren mit den troſtloſen Worten: la media de Noche (es iſt Mitternacht) verletzt, die dumpfen Töne der Schildwachen zu vernehmen, die auf den Wällen ſtehen, und mit ihrem hundertfach wiederholten Schreien eine lange Tonkette durch die Finſterniß bilden.

Ohne den Vomito negro, die Wechſelfieber und die Mouſtiquen, wäre Vera-Cruz eine der blühendſten Städte der Welt. Seine ſchöne Lage, durch die es der nothwendige Kanal für Europa wird, um Mexico mit ſeinen Producten zu verſehen; der reiche Boden des Staates, deſſen Hauptſtadt es iſt, auf dem außer Kaffee, Cacao, Baumwolle, Zuckerrohr und allen übrigen Früchten der Tropenländer, andere eigenthümliche erzeugt werden, wie Jalapa, Vanille, Quinquina, Saſſaparille, alles das verleiht Vera-Cruz in den Augen der Europäer die größte Wichtigkeit. Trotz des ſchädlichen Klimas wird es ſtets die zweite Stadt von Mexico bleiben, und ſo lange die Welt nach Gold dürſtet, ſo lange wird es Abenteurer geben, die in ſeinen Mauern dem gelben Fieber Trotz bieten.

Die drei Goeletten verließen zu gleicher Zeit den Fluß San-Juan d'Alvarado und zerſtreuten ſich ſodann auf der See. Dann näherten ſie ſich wieder und ſchifften ſo fort, ohne das Land aus dem Geſichte zu verlieren. Unter einem azurenen Himmel, bei brennender Sonne und dem ſchönſten Wetter ſchifften wir fort; gegen meine Erwartung fühlte ich nichts von den Plagen der Seekrankheit. Der Tag war am Erlöſchen, als wir zur Rhede von Vera-Cruz kamen; und die Nacht war bereits eingetreten, da wir die Häuſer der Stadt, ihre Dome und Glockenthürme zu unterſcheiden vermochten. Wir legten in der Nähe der Feſtung las Caſtillas vor Anker. Man machte die Schaluppe flott, und die Paſſagiere, die am Lande ſchlafen wollten, wurden auf den Hafendamm ausgeſchifft. Ihr Gepäcke behielt man bis andern Morgen am Bord. Unter den Erſten ſtieg ich die Treppe am Ausladungsplatze hinan; während nun die andern Paſſagiere meinem Beiſpiele folgten, betrachtete ich beim Schimmer des Leuchtthurmes den Hafendamm, dieſe Steinzunge, welche Vera-Cruz über die Wellen hinaus zu ſtrecken ſcheint, um die Schiffe zu ſammeln und in ſeinen Schooß zu ziehen, aus dem ſie oft keine Rückkehr mehr finden. Aber im Augenblicke, da ich mich von der blauen Woge wandte, die ſich zu meinen Füßen brach, bemerkte ich, daß meine Gefährten bereits das Thor der Stadt erreicht und mich allein gelaſſen hatten.

Doch kaum habe ich hundert Schritte gemacht, ſo entdeckte ich im Dunkel eine Gruppe Matroſen, deren Tracht und Haltung mir Landsleute verkünden. Ich nähere mich, und bin freudig überraſcht, ſie meine Mutterſprache, das Provenzalſ, ſprechen zu hören.

„Guten Abend, meine Herren, ich bin aus Ihrem Lande, ein Provenzale, wie Sie. Sie würden mir einen Dienſt erweiſen, wenn Sie mir ein Gaſthaus zeigen wollten.“

„Es thut uns ſehr leid, daß wir Sie nicht begleiten können,“ antwortete Einer von ihnen; „wir können von hier nicht los, da liegt unſer Boot.“

„Ich bin frei," rief ein anderer Matroſe, „ich will Sie zu einem Gaſthauſe führen, das einem Franzoſen gehört, wo Sie ſich gut befinden werden. Es iſt ganz nahe."

Ich dankte ihm und wir wandten uns gegen das Thor, durch welches der Hafendamm mit einer großen Eſplanade intra muros in Verbindung ſteht, wo die Waaren gelagert werden, ehe man ſie in Magazine bringt.

„Wir ſind an der Stelle," ſprach mein Führer, nachdem wir durch das Thor getreten waren. „Hier vor uns ſehen Sie den Balcon mit der eiſernen Ranze. Hier im erſten Stocke iſt das Gaſthaus. Man kann den Schild mitten vom Platze leſen: „Fonda del commercio" (Gaſthaus zum Handel). Vom Balcon überſieht man die ganze Rhede bis zur Kriegsbrigg der Matroſen, unter denen Sie mich getroffen haben."

„Die Kriegsbrigg, welche ich nordöſtlich von Vera-Cruz geſehen habe, iſt alſo ein franzöſiſches Schiff?"

„Ja, alle Schiffe die aus und einlaufen, ſieht man vom Balcon des Gaſthauſes, das iſt ſehr angenehm. Ueberdieß iſt Herr Marchand, der Gaſtwirth, ein braver Mann. Im Erdgeſchoſſe hält ein Italiener ein Kaffeehaus. Steigen wir zum erſten Stocke hinauf."

Ich war nicht wenig überraſcht, als ich beim Eintritte in dem Kellner, der ſich mir vorſtellte, einen meiner Arbeiter, den klugen Bathelier erkannte. Wir waren ſehr erfreut uns wieder zu ſehen. Er erzählte mir von zwei Maurern, ebenfalls ehemaligen Arbeitern von mir, die bei dieſem Reſtaurant zu ſpeiſen pflegten, und bald zum Abendbrod erſcheinen müßten. Dieſe Beiden und einige Andere hatten es verſchmäht, ſich auf der Gabare einzuſchiffen, weil ſie ihr Glück in Vera-Cruz verſuchen wollten. Bathelier war Kellner geworden, bis ſich etwas Beſſeres ergeben würde; die zwei Maurer erhielten einen ſehr guten Tagelohn. Bald langten Alle an, gruppirten ſich um mich, und ich mußte ihnen vom Guazacoalco und den Gefährten erzählen, die ich zurückgelaſſen hatte, und von Allem, was mir begegnete, ſeitdem ſie von mir gegangen waren, um in Vera-Cruz zu wohnen. Sie theilten mir ſodann ihre Angelegenheiten und Entwürfe mit. Es waren nur Vier oder Fünf, die ſich nicht hatten auf der Dore einſchiffen wollen. Allzu krank, um zu arbeiten, und nicht krank genug, um das Bett zu hüten, hatten die meiſten Pflanzer, die in Vera-Cruz warteten, bis die Gabare ſie an Bord nehmen würde, betteln müſſen. Mehre von dieſen Unglücklichen waren im Hoſpital geſtorben.

Als ich mich von der Anſtrengung erholt hatte, eilte ich zum Conſul, um ihm meine Lage vorzuſtellen. Man antwortete mir in ſeinem Bureau, er könne mich nicht empfangen. Obgleich dieſe Herren Conſuls acht tauſen Piaſter Repräſentationskoſten erhalten, ſo ſcheinen ſie doch eine Audien ſchwieriger zu bewilligen, als ein Ambaſſadeur oder ein Miniſter. Aber ic ließ mich nicht zurückweiſen und kam den andern Tag wieder; dießmal wa er beim Mittagsmahle; ich konnte ihn wieder nicht ſprechen.

Mein Fieber, deſſen Anfälle periodiſch zu ſeyn aufgehört hatten, packt mich wieder mit aller Gewalt. Ein gräulicher Huſten, der jede Nacht mein Bruſt angriff, verurſachte mir ſchmerzliche Leiden; meine Kräfte ſchwande immer mehr. Ich ſah wohl ein, daß ich Vera-Cruz ſchleunig verlaſſen müßt wollte ich dem Tode entgehen. Es blieben mir noch vier hundert Franken i der Börſe und die Ausgaben bis zu Abgang des Paquetbootes hatte ich a hundert Franken zu berechnen. Auch mußte ich etwas Geld zurückbehalte um von Bordeaux nach meinem Dorfe reiſen zu können, denn es wäre m nicht recht geweſen, noch einmal von meiner Familie Geld zu fordern; nac dem ich ſo viel für dieſe unſelige Expedition ausgegeben hatte. Ich beſchl daher, dem Conſul zwei bis drei hundert Franken für die Fahrt zu bieten.

Nach dem Fieberanfalle zog ich abermals mein Kleid an, um zu ſehen, ſeine conſulariſche Excellenz jetzt geneigt ſeyn würde, mich zu empfangen.

Herr Felician Carrère, ſo hieß unſer Vice-Conſul in Vera-Cruz, war ſeinem Bureau. Er empfing mich ohne Gruß, und ich trug ihm demüth mein Geſuch in folgenden Worten vor: „Mein Herr Conſul, ich bin ein Pflanzer vom Guazacoalco. Meine Krankheit hat mich verhindert, früher nach Vera-Cruz zu kommen und ich habe nun die Dore verfehlt. Ich bin arm und krank; kehre ich nicht nach Frankreich zurück, ſo wird mich der Aufenthalt in Vera-Cruz tödten. Bei der vielen Gefälligkeit, die Sie für andere unglückliche Pflanzer gehabt haben, glaubte ich auf Ihre Güte rechnen zu dürfen.“

„Die franzöſiſche Regierung hat viel für die Pflanzer gethan,“ antwortete Carrère trocken. „Sie hat ein Schiff geſchickt, um ſie nach Frankreich bringen zu laſſen. Sind Sie nicht zur rechten Zeit angekommen, ſo iſt das Ihr Fehler. Was ſoll ich für Sie thun? Sie dürfen nicht auf das Paquetboot rechnen; die Fahrt darauf iſt zu theuer. Verſtehen Sie ein Handwerk?“

„Nein, mein Herr. Aber, wenn ich auch eines verſtünde, ſo würde mir meine Krankheit nicht erlauben, es zu treiben.“

„Können Sie einen Theil des für die Ueberfahrt verlangten Preiſes bezahlen? Sie wiſſen, er beträgt fünf hundert Franken auf dem Verdecke?“

„Ich kann nur zwei bis drei hundert Franken geben.“

„Gut. Ich nehme es auf mich, Sie einſchiffen zu laſſen. Sind Sie krank, ſo gehen Sie in das Hoſpital; man nimmt keine Kranke an Bord. Schonen Sie Ihre Geſundheit und Ihr Geld bis zu Abgang des Schiffes.“

Ich dankte dem Conſul, bückte mich bis zur Erde und erzählte äußerſt vergnügt in der Funda den glücklichen Erfolg meines Beſuches.

Von nun an kamen mir die Tage ſehr lang und traurig vor; ich ſeufzte ohne Unterlaß nach dem Abgange des Paquetbootes. Einſtweilen brachte ich die Zeit ſo gut als möglich hin. Morgens ging ich auf dem Markte ſpazieren, der nur ein Paar Schritte von der Funda entfernt war. Der Anblick der europäiſchen und der tropiſchen Früchte entzückte mich. Die Freude iſt nicht zu ſchildern, die ich beim Anblick der europäiſchen empfand; ich berührte ſie, ſtreichelte ſie, kaufte, aß, auf die Gefahr den ganzen Tag im Magen zu leiden. Wenn Abends um acht Uhr die Kanone von las Caſtillas das Retraite-Signal gegeben hatte, ſpazierte ich auf dem öffentlichen Platze, um die zwei Militär-Muſiken zu hören, die ſich hier zwei oder dreimal in der Woche verſammelten. Nach dem Kanonenſchuſſe der Citadelle, dem unmittelbar das Wirbeln der Trommeln und lärmende Fanfaren folgten, marſchirten ſie, Fackeln voran, ſpielend durch die Stadt und begaben ſich nach ihren Kaſernen.

Zufällig entdeckte ich das Haus, wo Dore und ſeine Frau, dieſe ehrlichen Franzoſen, wohnten, die ſich mit mir in der alten Hütte des Douaniers in Acapucan aufgehalten hatten. Ich war entzückt, die ehemaligen Unglücksgefährten wieder zu finden. Nach herzlicher Umarmung erfuhr ich, daß Dore eine gute Stelle in der Druckerei des Journals von Vera-Cruz gefunden hatte. Wir machten Spaziergänge in der Umgegend, beſuchten den Artillerie-Park und andere Orte.

Indeſſen ging mein Geld und meine Geſundheit in Compagnie fort; alle Tage begab ich mich nach dem Hauſe des Conſuls, um ihm zu ſagen, daß ich nur noch zwei hundert Franken für die Ueberfahrt bezahlen könne, aber ich fand ihn nie. Ich war ſehr bekümmert, daß ich ihn nicht zu ſehen bekam, denn der Tag der Abreiſe näherte ſich; mußte ich dem Kapitän drei hundert Franken geben, ſo blieb mir nicht ein Sou mehr übrig.

Mittlerweile erſchien das Feſt Aller Heiligen; während der ganzen Todten-Octave iſt fortwährend Markt in Vera-Cruz. Es iſt die Zeit der Beſcherung für die Kinder. Auf dem öffentlichen Platze ſieht man alle Sorten getrockneter und friſcher Früchte, Spielwaaren aller Art, kleine, wohlgeformte Särge, Katafalke in Miniatur, mit Kerzen, Leichentüchern, Todtenköpfen; die Trauertage der Eltern werden ſo zu Freudentagen für die Kinder, die man mit den Zeichen des Schmerzes ihrer Väter ſpielen lehrt. In Vera-Cruz gibt es ſehr ſchöne Kinder; ihre Mütter führen ſie während des Marktes, namentlich Abends, auf den Platz, und kaufen ihnen an den Buden, die man mit zahlreichen Fackeln beleuchtet hat, Naſchwerk und Spielzeug, welches ſich die Kleinen ſelbſt auswählen. Die Todten-Octave iſt eigentlich der Kinder-Markt.

Am 2ten November endlich, am Vorabende der Abfahrt des Paquetbootes, gelang es mir, Abends um 7 Uhr den Conſul zum zweiten Male zu ſprechen. Ich werde den Tag nie vergeſſen. Man wies mich nach dem erſten Stocke. Er ſaß in einem geräumigen Vorzimmer, vor einem Mahagoni-Tiſche, auf welchem eine große Lampe ſtand. Er ſchrieb eben, als ich in das Zimmer trat. Mein Herz pochte, ich näherte mich ihm und ſprach mit bewegter Stimme, nachdem ich ihn ehrfurchtsvoll begrüßt hatte: „Mein Herr Conſul, ich bin der junge Mann, den Sie nach Frankreich zu bringen die Güte haben wollten."

„Ah! ah!" rief er aus, und ſchaute mich an, ohne die Feder aus der Hand zu legen. „Ich habe Ihretwegen mit dem Kapitän Dolhabarats geſprochen; das Paquetboot geht morgen ab, wie Sie wiſſen werden."

„Ja, Herr Conſul. Seit vierzehn Tagen, da ich die Ehre hatte, Ihnen aufzuwarten, bin ich ſehr oft hier geweſen, ohne Sie zu treffen. Ich wollte Ihnen ſagen, Herr Conſul, daß mich die Ausgaben, welche meine Krankheit und mein Aufenthalt in Vera-Cruz veranlaßt haben, außer Stand ſetzen, mehr als zwei hundert Franken für die Ueberfahrt zu bezahlen."

„Was wollen Sie, Sie haben mir von drei hundert Franken geſprochen, und ich ſagte Ihnen zu, daß ich Sie um dieſen Preis einſchiffen laſſen wolle."

„Ich bitte ſehr um Verzeihung, Herr Conſul, ich hatte Ihnen geſagt: zwei oder drei hundert Franken."

„Für die Summe, die Sie jetzt bieten, kann ich Ihnen die Aufnahme nicht verſchaffen. Uebrigens wird der Kapitän im Augenblicke kommen. Will er Sie für zwei hundert Franken mitnehmen, ſo bin ich es zufrieden. So — hier iſt er!"

Es tritt in der That ein Herr in ſchwarzem Anzuge, von niederem Wuchſe, mit fahlem Teint, ſchwarzem lebhaftem Auge und breiten Schultern in das Zimmer. Lächelnd kommt er heran. Er grüßt den Conſul auf vertraute Weiſe und Herr Carrère deutet mit dem Finger auf mich und ſpricht: „Hier iſt der junge Menſch, von dem ich Ihnen geſagt habe. Er kann nur zwei hundert Franken für ſeine Fahrt geben; überlegen Sie, ob Sie ihn mitnehmen können."

„Wenn das nur von mir abhinge," antwortete der Kapitän und ſah mich von der Seite an, „ſo unterläge das keiner Schwierigkeit, aber Sie wiſſen, wir hängen von den Befehlen der Rheder ab. Bei dergleichen Dingen nehmen ſie in der Regel keine Vernunft an, und ich mag mir nicht gern Vorwürfe zuziehen." —

„Kapitän, Sie müſſen wiſſen, was Sie zu thun haben," entgegnete Carrère mit eiſiger Kälte.

„Herr Conſul, ich werde ganz nach Ihrem Willen handeln."

„Das hängt nur von Ihnen ab."

So warfen ſie ſich gegenſeitig den Ball zu. Man hätte glauben können, ſie legen es darauf an, meinen Geiſt auf die Folter zu ſpannen. Bald hoffte ich, bald war ich in Verzweiflung; endlich erhob ich mich, um der Ungewißheit ein Ende zu machen, und ſprach mit beinahe erſtickter Stimme zu Herrn Dolhabarats: „Kapitän! Sie halten mich vielleicht für einen von den Abenteurern ohne Verwandte, ohne Freunde, um den ſich Niemand in der Welt kümmert; Sie irren ſich. Ich gehöre einer ehrbaren Familie an und habe eine gute Erziehung erhalten. Ich war Actionär einer Geſellſchaft, die ſich zur Anpflanzung an den Ufern des Guazacoalco verbunden hatte; meine Eltern und ich werden Ihnen dankbar ſeyn, wenn Sie mich aus dem Lande nehmen, wo der Tod meiner harrt."

Der Kapitän ſchwieg einen Augenblick, ging im Zimmer auf und ab und ſprach dann mit ſtarker Stimme: „Die Menſchlichkeit gebietet es; laſſen Sie morgen zu früher Stunde Ihr Gepäcke an Bord bringen."

Bei dieſen Worten gerieth ich vor Freude außer mich; ich konnte nur ausrufen: „Kapitän, wie danke ich Ihnen!" Und trotz meiner geſchwollenen

Beine ſprang ich die Treppe vier und vier Stufen zugleich hinab, und lief nach dem Gaſthauſe, um die glückliche Kunde mitzutheilen. Auf dem Wege war es, als ob ein Engel die Worte: „die Menſchlichkeit gebietet,“ in mein Ohr wiederhallte, und mir einſchärfte, ſie nie zu vergeſſen.

Am andern Morgen ließ ich meine Effecten an Bord des Paquetbootes la Vera-Cruz, eines der beſten Schnellſegler der Marine von Bordeaux, einer ſchönen Brigg von 260 Tonnen, bringen, welche früher der Petit Auceron geheißen hatte. Am Bord erfuhr ich, daß der Kapitän Dolhabarats am Lande geblieben war, und daß das Schiff nicht eher abſegeln würde, als bis das andere Paquetboot, welches man ſeit mehren Tagen aus Frankreich erwartete, angekommen wäre. Ich ließ mich nach Vera-Cruz zurück führen, wo ich bis zum Augenblicke der Abfahrt blieb, die nach zwei Tagen erfolgte.

Kleinere Genrebilder.

1.

Bären- und Biberjagd
bei den Indianern von Nordamerika *).

In Jagd und Krieg beſteht das ganze Leben und folglich auch die ganze Erziehung des amerikaniſchen Wilden. Ein verſchlagener, beherzter Jäger ſteht in der Meinung der Indianer, ſeiner Landsleute, vor dem unerſchrockenen Krieger noch. Von Natur iſt der Indianer läſſig; aber bei der Jagd und im Kriege wird er wachſam und thätig. Die Weißen können nicht glauben, was der Reiſende von der Behendigkeit erzählt, mit der der rothe Mann die kaum bemerkbaren Spuren des Wildes verfolgt, und von der Geſchicklichkeit, mit der er den Gegenſtand ſeiner Jagd, ſobald er ihn erreicht, tödtet oder lebend ergreift.

Ein Weißer, der auf einer Niederlaſſung an der Gränze der wilden Stämme lebte, hatte das Unglück in der Dunkelheit der Nacht einen indiſchen Hund, den er für einen Wolf angeſehen, zu tödten, weil er ſich Abends zuvor in ſeine Speiſekammer eingeſchlichen und ſeinen ganzen Fleiſchvorrath aufgezehrt hatte. Obwohl tödtlich verwundet, kehrte der Hund noch in das indianiſche Lager auf die Entfernung einer Meile zurück, und das Schauſpiel ſeines Todeskampfes verurſachte ſeinem Herrn um ſo mehr Schmerz, als man den Vorfall der Bosheit des Weißen zuſchrieb. Er wollte die Sache unterſuchen, und der Schuldige, vor den Rath der rothen geführt, geſtand offen, daß er den Hund getödtet habe, weil er ihn für einen Wolf angeſehen. »Könnt Ihr denn die Spuren eines Wolfes von denen eines Hundes nicht unterſcheiden, wenn die Dunkelheit der Nacht eingebrochen iſt?« fragte der Wilde. Der Weiße entgegnete, er glaube nicht, daß irgend ein Menſch auf der Welt das zu thun im Stande ſey. Die ganze Verſammlung lachte laut auf bei dieſer Probe von Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit der Weißen. Der Verbrecher wurde begnadigt.

Nichts iſt ſo verſchieden in ſeinen Formen als die Jagd der Wilden. Gewöhnlich geht jeder Mann für ſich allein auf die Jagd; er hat da nur ſeinen eigenen Unterhalt und den ſeiner Familie zu ſuchen. Zuweilen machen ſie jedoch Jagdpartien entweder zum Vergnügen, oder wenn der Hunger einen Stamm ſo drückt, daß eine verzweifelte Anſtrengung nothwendig wird, oder wenn das Wild von einer Gattung iſt, daß ein einzelner Mann weniger Chancen hat es zu ergreifen und zu tödten, als ein Trupp in derſelben Abſicht verbündeter Jäger.

---

*) Wir entnehmen dieſen Artikel einem amerikaniſchen Werke, welches in den vereinigten Staaten großes Aufſehen erregt hat.

Lewald, Album. I. 17

Der graue Bär im Nordweſten gehört zu dieſer letzten Claſſe von Wildpret. Dieſes Thier iſt ſo ſtark und wild, daß es Raſerei von einem einzelnen Manne wäre, es anzugreifen; ſchweift es in weitem Felde, ſo wagt es der Indianer ſelten, ihm den Kampf anzubieten; aber er folgt ihm bis zu ſeinem Lager, das gewöhnlich in einem Loche am Fuße eines großen Baumes beſteht. Dann giebt er ſeinen Genoſſen ein Zeichen; welche wohl bewaffnet auf dem Anſtande warten, bis der Bär die Schnauze aus dem Loche ſteckt; zuweilen finden ſie auch Mittel ihn in ſeiner Höhle zu erlegen.

Der gemeine ſchwarze Bär des Norden wird auf dieſelbe Weiſe gejagt. Sobald der Trupp am Orte anlangt, wo man ihn verborgen glaubt, vertheilt er ſich im Kreiſe nach der Zahl der Jäger, die alle gegen einen beſtimmten Mittelpunkt ſchreitend, das Thier nothwendig entdecken müſſen, wenn ſich wirklich ein Bär in dem angegebenen Raume befindet.

Der graue Bär ergreift gewöhnlich die Flucht beim Anblicke eines Hundes oder eines Menſchen; aber ſeine Wildheit wird fürchterlich, iſt er verwundet oder zur Vertheidigung gezwungen.

»Ich habe einmal,« ſagt Tanner *), im Lande der Obereſees einen Bären geſehen, der ganz weiß war, aber ſonſt dem gewöhnlichen ſchwarzen Bären glich. Dieſer Bär hatte vier Junge, ein weißes mit rothen Augen und Klauen, dann ein braunes und zwei ſchwarze. Nachdem ich die Mutter am Fuße eines Hickorie niedergeſtreckt hatte, erſchoß ich auch zwei der jungen Bären in der Höhle; die beiden andern entkamen, indem ſie ſich in einen Baum flüchteten, wo ich ſie nicht aufzunehmen wagte, weil es bereits finſtere Nacht geworden war. Am andern Tag entdeckte ich einen Bären auf einer nicht ſehr hohen Pappel; da ich indeſſen ein ſchlechtes Gewehr bei mir hatte, ſo ſchoß ich fünfzehn mal ohne Erfolg und mußte endlich auf den Baum klettern. Hier legte ich, wie Freitag in Robinſon Cruſoe, den Lauf der Flinte an das Ohr des Thieres und ſchmetterte es zu Boden. Wenige Augenblicke ſpäter jagte ich ein Elenthier und drei junge Bären auf; die letzteren flohen in das Gebüſch. Ich ſchoß nach ihnen und ſtreckte zwei nieder, und da ich vorausſetzte, daß ſie nur verwundet ſeyn könnten, lief ich hinzu, um ſie vollends zu tödten; doch kaum hatte ich den Fuß des Baumes erreicht, als die Mutter des jungen Bären aus ihrem Loche ſprang; ſie ergriff dasjenige von ihren Jungen, das ihr am nächſten war, nahm es in ihre Vordertatzen, ſetzte ſich aufrecht wie eine Frau die ihren Säugling wiegt, betrachtete es einen Augenblick und beroch die Wunde welche die Kugel in ſeine Bruſt gebracht. Da ſie bemerkte daß es todt ſey, warf ſie es zu Boden, und rückte auf ihren Hintertatzen ſo gerade auf mich zu, daß ihr Kopf die Höhe des meinigen erreichte. Alle dieſe Bewegungen gingen ſchnell vor ſich, daß ich kaum Zeit hatte, mein Gewehr wieder zu laden und Feuer zu geben. Wohl getroffen ſtürzte die Bärin zu meinen Füßen nieder.«

Im Laufe eines Monats erlegte Tanner mit demſelben Gewehre vier und zwanzig Bären, zehn Damhirſche und viel anderes Wild. Als er in einer Nacht ſein Zelt mitten auf einer Ebene in einem Gebüſche aufgeſchlagen hatte, träumte ſeiner Mutter von einem indianiſchen Bären, der nahe am Lager aufgeſpürt worden ſey oder ſie gab wenigſtens vor, geträumt zu haben, um ihn zu ermuthigen; Tanner ſchickte ſich jedenfalls den andern Tag an, den Bären aufzuſuchen; er entdeckte einen, der in ſeiner Höhle verborgen lag und ſchoß nach ihm. Als der Rauch ſich verzogen und das Thier nicht von ſeinem Lager aufſtand, beging er die Unklugheit, mit dem Kopfe zuerſt einzudringen, um ſeine Beute zu faſſen und herauszuziehen. Da ſein eigener Körper die Oeffnung ausfüllte und kein Licht zuließ, bemerkte er erſt, daß der Bär noch am Leben ſey, als er ihn berührte. Das Thier wandte ſich mit einer heftigen Bewegung und ging auf ihn los. Er zog ſich ſo ſchnell als möglich zurück, während der Bär die Zähne fletſchte und ſo nahe an ihn anrückte, daß er den Hauch des Athems auf ſeinem Geſichte fühlte. Tanner ergriff ſeine Flinte, indem er aus dem Loche ſprang, und als er die gehörige Entfernung zwiſchen ſich und ſeinem Gegner erreicht hatte, drehte er ſich um, gab Feuer, zerſchmetterte dem Bären den Kinnbacken und tödtete ihn auf dieſe Weiſe. Seit dieſem Abenteuer hütete er ſich wohl, wie jeder erfahrene indianiſche Jäger, in die Höhle eines Bären einzudringen, ohne ſich überzeugt zu haben, daß er ihn getödtet.

---

*) Tanner hatte einen Bericht über ſeinen mehrjährigen Aufenthalt unter den Wilden herausgegeben. Dieſer Anglo-Amerikaner war von einem Stamme rother Männer aufgenommen worden.

Sein Hund war Tanner von großem Nutzen, wie dieß eben ſo bei den Indianern auf der Jagd gegen dieſes gefährliche Thier der Fall iſt. Derſelbe Jäger hatte drei von ſeinen Hunden bei ſich, als er einſt mit einem hochgewachſenen Bären zuſammentraf; der jüngſte mehr ſeinem Muth als ſeine Kräfte zu Rathe ziehend, lief dem Tanner und den andern Hunden voraus und ſprang ohne Weiteres dem ungeheuern Widerſacher an den Kopf. Der wüthende Bär tödtete ihn ſogleich und trug ihn mehr als eine Meile im Rachen fort, ehe er angegriffen und erlegt werden konnte.

Die [illegible] der Nordweſtküſte haben eine beſondere Weiſe den Bären zu fangen. Am Ufer eines kleinen von Lachſen bevölkerten Baches, der vom Gebirge herab kommt, nahe an der Stelle, wo der Bär auf den Fiſch zu lauern pflegt, nachdem er ſo lüſtern iſt, baut man aus Brettern und Pfoſten eine Art Hütte und bedeckt ſie mit Balken, auf welche man große Steine oder Felsſtücke legt; das Ganze wird ſorgfältig mit Raſen überkleidet, um der Falle das Ausſehen eines kleinen Hügels zu geben und das Licht nur durch eine ſchmale Oeffnung von der Höhe des Baues gerade in einem Umfange einzulaſſen, daß Kopf und Schultern des Bären eindringen können. Im Innern wird ein Lachs mittelſt einer Schnur am obern Balken befeſtigt, dieſer Balken aber iſt ſo ſchwach geſtützt, daß er beim geringſten Verſuche wanken und mit ſeiner ganzen Laſt herabſtürzen muß. Der leckerhafte Bär geht, vom Geruche angezogen in die Falle, und während er den Fiſch zu erhaſchen ſucht, reißt er die ganze [illegible] Baute nieder, wird von den Trümmern erſchlagen, oder wenigſtens außer Stand geſetzt, zu entfliehen.

Der Bär iſt ſtets ein geachtetes Wild, jedoch bei einzelnen amerikaniſchen Stämmen iſt eine beſondere Ehre mit ſeiner Beſiegung verbunden. Es rührt dieß von einer Art furchtbaren Bären her, genannt der nackte Bär, der ſonſt nach der Sage der Indianer exiſtirt haben, aber von ihren Voreltern gänzlich vertilgt worden ſeyn ſoll. Heckewelder erzählt, ein Delaware-Jäger habe auf einen ungeheuern Bären geſchoſſen, und dieſem den Rückgrath zerſchmettert. Das Thier ſtürzte nieder und ſtieß einen klagenden Schrei aus, der dem Tone eines hungrigen Panthers ähnlich war. Der Jäger, ſtatt ihm einen zweiten Schuß beizubringen, näherte ſich ſeinem Feinde und redete ihn mit folgenden Worten an: „Höre, o Bär! du biſt ein Feiger und kein Krieger, wie du zu ſeyn vorgibſt. Wäreſt du ein Krieger, ſo würdeſt du das durch deine Standhaftigkeit beweiſen, du würdeſt nicht ſchreien und ſeufzen, wie ein altes Weib. Du weißt, o Bär, daß dein Stamm und der meinige ſich bekriegen, und daß ihr die Angreifenden geweſen ſeyd: aber ſeit ihr einſehet, daß die Indianer mächtiger ſind, als ihr, haltet ihr euch in den Wäldern verborgen, von wo ihr hervorbrecht, um unſere Schweine zu ſtehlen: im Augenblicke vielleicht, da ich mit dir ſpreche, haſt du Schweinefleiſch im Leibe. Hätteſt du mich beſiegt, ich würde mein Geſchick mit Muth ertragen haben, und wäre geſtorben wie es einem braven Krieger geziemt; aber du Bär, liegſt da zur Erde, heulſt und entehrſt deinen Stamm durch dein feiges Betragen." Heckewelder hütete ſich wohl die ſeltſame Philippika zu unterbrechen, und als der Jäger dem Bären den Garaus gemacht hatte, fragte er ihn, warum er vermuthe, das arme Thier habe ihn verſtehen können. „Oh!" antwortete der Indianer, „der Bär hat mich ſehr wohl verſtanden. Habt Ihr die Scham auf ſeinem Geſichte nicht bemerkt, als ich ihm ſeine Feigheit vorwarf?"

Derſelbe Reiſende war Zeuge einer ähnlichen Scene zwiſchen den Waſſerfällen des Ohio und dem Fluſſe Wabaſch. Ein junger weißer, William Wells, der noch als Kind von den Wabaſch-Indianern gefangen genommen, und unter dieſen aufgezogen auch ihre Anſichten zu den ſeinigen gemacht hatte, verwundete einen Bären dergeſtalt, daß das Thier zur Flucht unfähig, klägliche Töne ausſtieß. Der junge Wells trat zu ihm hin, und ſchien es mit vieler Heftigkeit in der Wabaſch-Sprache anzureden; auch verſetzte er ihm mit ſeinem Stöckchen von Zeit zu Zeit einen leichten Schlag auf die Schnauze. Als man ihn fragte, was er gethan und dem Bären geſagt habe, antwortete er: „Ich habe ihm vorgeworfen, daß er wie ein Feiger handle. Ich habe ihm geſagt, daß er zum Voraus die Wechſelfälle des Krieges gekannt, daß der Eine oder der Andere von uns fallen mußte; ſeine Beſtimmung ſey es geweſen, beſiegt zu werden: er ſey es ſich ſelbſt ſchuldig, als Mann, als Held, und nicht wie ein altes Weib zu ſterben; wäre das Gegentheil geſchehen, wäre ich der Gewalt meines Feindes unterlegen, ſo hätte ich mein Volk nicht entehrt, wie er das ſeine; ſondern ich wäre mit Muth und Standhaftigkeit geſtorben, wie es dem wahren Krieger geziemt."

Der Reiſende Henry erzählt eine ſonderbare Anecdote von einer Bärenjagd, an der er, mit einem Trupp Indianer in der Mitte des Monat Januar Antheil genommen. Er hatte ſich mit ihnen eben im Gebirge gelagert, als er an einer dicken Fichte Einſchnitte von den Klauen eines Bären bemerkte, der daran auf- und abgeſtiegen ſeyn mußte. Bei näherer Betrachtung entdeckte er oben am Baume eine weite Oeffnung, um welche alle kleinen Zweige abgebrochen waren. Daraus und aus dem Umſtande, daß auf dem Schnee keine Spur ſichtbar wurde, mußte man ſchließen, der Bär habe ſich in dem Baume verſteckt. Als er zum Lager zurückkam, theilte er ſeine Entdeckung mit, und es wurde beſchloſſen, die ganze Familie ſolle am andern Morgen den Baum gemeinſchaftlich umhauen, deſſen Umfang nicht weniger als zwanzig Fuß betrug. Die Weiber widerſetzten ſich anfangs dem Unternehmen, weil die, nur ein und ein halb Pfund ſchweren Beile zu dieſer Arbeit nicht beſonders geeignet ſchienen; allein die Hoffnung, einen ſchönen Bären zu finden, und aus ſeinem Fette eine große Maſſe Oel, einen damals ſehr geſuchten Artikel, zu gewinnen, war überwiegend.

„Am frühen Morgen,“ fügt Henry bei, „umgaben wir, Männer und Weiber, den Baum, und arbeiteten wie Biber, bis Sonnenuntergang. Wir hatten an dieſem Tage die Hälfte des Stammes durchhauen. Den andern Morgen erneuerten wir den Angriff, und um zwei Uhr Nachmittags ſtürzte der Baum.“

„Einige Minuten lang regte ſich nichts, und ſchon glaubte ich, unſere Hoffnung habe uns betrogen; ich näherte mich der Oeffnung, da trat zur großen Freude des ganzen Trupps eine Bärin von ungeheurem Wuchſe hervor, die ich auf der Stelle erſchoß.“

„Meine Gefährten, beſonders aber meine alte Mutter (wie ich ſie gewöhnlich nannte) näherten ſich der todten Bärin, nahmen ihren Kopf in die Hände, liebkoſten ihn und umarmten ſie zu wiederholten Malen; ſie baten ſie tauſendfach um Vergebung, daß man ihr das Leben genommen, nannten ſie ihre liebe Verwandte und ihre Großmutter Bärin, und baten das Verſehen nicht ihnen zur Laſt zu legen, da ein Engländer ſie getödtet habe.“

„Dieſe Förmlichkeit dauerte nicht lange, und wenn ich es auch geweſen, der die alte Großmutter getödtet hatte, ſo ſtanden die Enkel doch nicht an, die übrige Operation zu übernehmen. Als das Fell abgezogen war, fanden wir an mehren Stellen mehr als ſechs Zoll dick Fett; in zwei Theile getheilt, vermochten es zwei Männer kaum zu tragen, und mit dem Fleiſche mußte man vier Perſonen belaſten. Der ganze Körper muß mehr als fünfhundert Pfund gewogen haben.“

„Sobald wir in das Lager zurückgekehrt waren, ſchmückte man den Kopf der Bärin mit allen Zierathen, welche die Familie beſaß, mit ſilbernen Armbändern, mit Halsgeſchmeide aus Muſcheln und ſtählernen Ohrgehängen. Hierauf ſtellte man ihn auf ein kleines Gerüſte, das man zu ſeinem Empfange im Wigwam bereitet hatte und ſetzte unter ſeine Naslöcher ein großes Quantum Tabak.

„Am frühen Morgen des andern Tages traf man Anſtalten zur Todtenfeier der erlegten Bärin. Das Zelt wurde gefegt und geſcheuert; man erſuchte den Kopf der Bärin, daß er ſich zu der Feierlichkeit hergeben möge; ſodann zündete man die Pfeifen an, und Wawatam ſtieß mehrmals Tabakswolken in die Naſenlöcher der Getödteten, indem er mir empfahl, daſſelbe zu thun, um ihren Zorn zu beſchwichtigen, weil ich ſie getödtet hätte. Ich ſuchte meinen dienſtfertigen Rathgeber zu überreden, daß das arme Thier ganz todt ſey und daß ich ſeinen Aerger nicht im geringſten fürchte; er wollte mir nicht glauben. Als alle Vorbereitungen vollendet waren, begann Wawatam eine ſo pathetiſche Rede, als richtete er ſie an die Manen ſeiner Verwandten und Gefährten; ſonderbar genug ſetzte er dabei auseinander, daß ſich die Menſchen leider in der betrübenden Nothwendigkeit befänden, ihre Freunde zu tödten. Er bemerkte dabei, daß dieſes Unglück unvermeidlich ſey, weil man keine andere Mittel habe, ſein Daſeyn zu friſten. Als die Leichenrede gehalten war, verzehrten wir alle guten Muths das Fleiſch der Bärin, und der Kopf ſelbſt wanderte nach dreitägiger Ausſtellung den Weg des Fleiſches.“

Henry behauptet, nur das Weibchen des Bären wohne oben auf den Bäumen, und zwar um ſeine Jungen vor Wolfen und andern Thieren zu ſchützen. Es wirft im Winter und verläßt ſeine Wohnung erſt, wenn die Jungen einige Kraft beſitzen.

Der männliche Bär hält ſich in der Erde unter Baumwurzeln auf. Er wählt ſich eine Wohnung, ſobald der Schnee fällt, und verweilt darin, bis der Schnee wieder verſchwunden iſt. Die Indianer bemerken, daß er zur Zeit, da er im Frühjahre wieder zum Vorſcheine kommt, eben ſo fett iſt, als da er ſich im Herbſte zurückzieht; aber einige Tage Bewegung magern ihn ab. Das Männchen lebt, einen oder zwei Monate des Jahres ausgenommen, ſtets allein.

Das Fett des Bären, der von Henry erlegt und von den Indianern mit ſo glänzendem Leichengepränge geehrt worden war, wurde geſchmolzen und gab hinreichend Oel, um damit ſieben Stachelſchweinshäute zu füllen. Einen Theil des Fleiſches zerſchnitt man in dünne Schnitten und dörrte ihn am Feuer; hierauf warf man es in die Gefäße, in denen das Oel aufbewahrt war, und hierin erhielt es ſich vollkommen bis in die Mitte des Sommers.

Manche Indianer achten dieſe Art von Verwandtſchaft mit den wilden Thieren nicht mehr beſonders, und wenige von ihnen glauben einer Apologie zu bedürfen, um den Bären, ihren alten Freund zu tödten.

Mit Erſtaunen bemerkte Henry die Ehrfurcht der Indianer für die Klapperſchlange, die ſie ihren Großvater nannten und nicht zu tödten vermochten. Er erzählt: „Als ich eines Tages mit einem Indianer an den Ufern des Muskingum ſpazieren ging, gewahrte ich eine lange Klapperſchlange, die uns den Weg verſperrte, und machte mich fertig ſie zu tödten; aber der Indianer hielt mich ſogleich zurück und bat mich, das zu unterlaſſen: »denn,“ ſagt er, „die Klapperſchlange iſt der Großvater der Indianer; ſie hält ſich in unſerer Nähe auf, um uns durch ihr Geklapper auf eine drohende Gefahr aufmerkſam zu machen. Iſt es nicht, als ſpräche ſie zu uns: Schaut um euch! Tödten wir jetzt eins von dieſen Thieren, ſo werden es die andern bald erfahren und das ganze Geſchlecht wird ſich gegen uns erheben und uns beißen.« Ich bemerkte dagegen, daß die Weißen nicht dieſe Furcht hegten, und daß ſie die Klapperſchlangen tödten, wo ſie ſie träfen. „Beißen aber die Klapperſchlangen zuweilen die Weißen? verſetzte der Indianer. Ich konnte nicht umhin bejahend zu antworten. „Darüber darf man ſich nicht wundern. Das fällt euch allein zur Laſt,“ fuhr er fort. Ihr habt ihnen den Krieg erklärt und werdet ſie in eurem Lande treffen, wo ſie gewiß einfallen. Das ſind gefährliche Feinde; hütet Euch wohl, ſie zu reizen. Jetzt leben ſie in Frieden mit ihren Enkeln, und man fügt ſich gegenſeitig kein Leid zu.“

Dieſer Aberglaube erſtreckt ſich auch auf die Indianer im Norden. Derſelbe Reiſende erzählt, daß er eines Tags mit Holzfällen im Walde beſchäftigt, während die Indianer des Trupps das Lager ſteckten, ein ungewöhnliches Getöſe vernommen habe. Da er weder über ſeinem Haupte noch um ſich her etwas bemerken konnte, was ihm angedeutet hätte, woher der Lärm kam, fuhr er in ſeiner Arbeit fort; doch da er tiefer in das Gebüſche vordrang, fielen ſeine Blicke auf den Grasboden, und er gewahrte bald eine Klapperſchlange, die um ſich ſelbſt aufgerollt und den Kopf vorgeſtreckt, ſeine nackten Beine bedrohte; einen Schritt weiter und er trat auf das Ungeheuer.

Ohne Zeit zu verlieren, lief Henry fort und holte eine Flinte aus ſeinem Kahne. Als die Indianer ihn bewaffnet ſahen, fragten ſie, was er tödten wollte; er ſagte es ihnen, und alle baten ihn, es zu unterlaſſen, aber ſie folgten ihm mit ihren Pfeifen und Tabacksbeuteln auf den Platz. Die Schlange war immer noch um ſich ſelbſt geringelt. Die Indianer ſtanden umher und richteten nach der Reihe Worte an ſie; ſie nannten ſie ihren Großvater und hielten ſich ſtets in achtungsvoller Entfernung. Als die Pfeifen geſtopft und angezündet waren, ließ jeder Wilde einige Tabakswolken dem lieben Verwandten entgegen, der an der Sache Wohlgefallen zu finden ſchien. Die Schlange ſtreckte ſich auf dem Boden aus und entfernte ſich, nachdem ſie etwa eine halbe Stunde dem angenehmen Weihrauche ausgeſetzt geweſen war. Sie mochte ungefähr vier oder fünf Fuß lang ſeyn. Die Indianer folgten ihr, nannten ſie fortwährend ihren Großvater und baten ſie während ihrer Abweſenheit über ihre Familien zu wachen.

Einer der Häuptlinge fügte folgende Bitte bei: „Großvater Schlange, ich bitte, vergiß die Beleidigung des Engländers, der dich ohne die Dazwiſchenkunft der Indianer getödtet hätte, und behalte keinen Groll gegen deine Enkel, wegen einer Verletzung, an der ſie nicht ſchuldig ſind.“ Die Indianer baten noch, ſie möchte in ihrem Lande bleiben und nicht zu den Engländern, das heißt zum Oſten, zurückkehren.

Der Trupp der Reiſenden ſchiffte ſich an demſelben Abend auf dem See ein; die Witterung war aber ungünſtig, und die Kähne hatten gegen heftige Winde zu kämpfen. Die erſchrockenen Indianer beteten zuerſt zu ihrer Klapperſchlange und boten ihr ſodann unter dem Namen manito-kinibic Opfer an.

Ein Häuptling ergriff einen Hund, warf ihn, nachdem er ſeine vier Füße zuſammen gebunden hatte, über Bord und bat die Schlange, ſie möchte ſie vor dem Ertrinken bewahren und ſich mit dem Leichname des Hundes begnügen, um ihren Hunger zu ſtillen. Ein anderer Häuptling opferte einen zweiten Hund und fügte einige Pfeifen Tabak bei. In dem Gebete, das ſeine Geſchenke begleitete, flehte er abermals die Klapperſchlange an, ſie möchte die Beleidigung, welche ihr Henry angethan, und ſeine gehörige Vorſicht, ſie um das Leben zu bringen, nicht rächen. Er verſicherte der Schlange, Henry ſey ja ein Engländer und weder ihr noch ſeines Stammes Feind worden. Die Indianer ſtritten unter einander und Henry mußte jeden Augenblick befürchten der grauſigen Gottheit zum Opfer gebracht zu werden; aber zum Glücke legte ſich der Sturm und ſie erreichten wohlbehalten die Inſel.

Am nützlichſten iſt den Indianern die Jagd auf den Biber. Im Austauſche gegen die Häute dieſes Thieres erhalten die nordamerikaniſchen Stämme von den Weißen die nothwendigſten Bedürfniſſe für ihre Exiſtenz. So lange die Kälte anhält, findet man die Biber in ihren Winterquartieren; und in dieſer Jahreszeit, das heißt vom November bis April ſind ihre, bei allen civiliſirten Nationen ſo ſehr geſchätzten Pelze am glänzendſten und feinſten.

Man kann des Bibers nur mit der äußerſten Vorſicht habhaft werden; die Augen dieſes Thieres ſind lebhaft und ſcharf, ſein Gehör iſt nicht minder ſcharf. Dieſe Amphibien-Colonie baut gewöhnlich ihre Wohnung auf eine äußerſt kluge Weiſe, am Ufer von Flüſſen, Buchten und Seen oder gegen Dämme. Bei dem geringſten Geräuſche ſieht man die Biber in das Waſſer ſtürzen und in die tiefſten Stellen tauchen. Zum Verdruſſe des Jägers macht jeder Biber, welcher untertaucht, ein großes Geräuſch, indem er das Waſſer mit dem Schwanze ſchlägt, als wollte er die andern aufwecken.

Man legt den Bibern auch Fallen. Wie bekannt ſammeln ſie ſich gehörigen Vorrath an Lebensmitteln, um den Winter durch damit auszukommen, von Zeit zu Zeit machen ſie jedoch Excurſionen in die Wälder, welche bei ihren Dämmen liegen, um ſich Ergänzung zu holen. Die Jäger mit ihrer Gewohnheit vertraut, ſtellen auf ihrem Wege grob gebaute Fallen, die ſie mit kleinen Stücken Rinde oder mit jungen Baum-Schößlingen, als mit Ködern verſehen. Der Biber bemächtigt ſich nicht ſo bald derſelben, als ein dickes Stück Holz auf ihn fällt und ihn niederſchmettert; dann erſcheinen ſeine Feinde und vollenden den Sieg.

Iſt das Eis der Flüſſe oder Seen einen halben Fuß dick, ſo macht der Jäger mit ſeinem Beile wohl auch eine Oeffnung. Die Biber laufen alsbald hinzu, um friſche Luft zu ſchöpfen, die ſie in ihren Waſſerbehauſungen ſchmerzlich entbehren. Der Jäger, von ihrer Annäherung unterrichtet, ergreift ſeine Maßregeln, um ſie auf den Kopf zu ſchlagen, wenn ſie ſich auf der Oberfläche zeigen.

Leichter bemeiſtert man ſich der Biber, wenn ihre Wohnungen an Bächen liegen. Der Jäger durchbricht das Eis und ſpannt ein ſtarkes Netz auf der Seite aus, wo das Bett am tiefſten iſt; dann zerſtört er die Kammern des Thieres und dieſes flieht unfehlbar nach der Stelle, wo es von dem Netze erwartet wird.

Auch der Biber war einſt ein Gegenſtand der Anbetung für die Indianer, aber die Europäer hatten zu jener Zeit den Wilden noch nicht ihre Handels-Grauſamkeit mitgetheilt. Wenn die Wuth der Gewinnſucht nicht eines Tags der grauſamen Verfolgung des Bibers ein Ziel ſetzt, ſo iſt gänzliche Vertilgung dieſes Geſchlechts zu befürchten, dem mit ſo blutiger Gier nachgeſtellt wird.

Sonſt hätten die Indianer nicht zugegeben, daß ihre Hunde die Gebeine des Bibers berührten; ſie fürchteten, die Manen dieſer Thiere könnten, durch eine ſolche Beſchimpfung aufgebracht, die nächſte Jagdzeit unglücklich machen.

2.

Der Räuber Plato.

Vor einigen Jahren war der Canton Weſtmoreland auf der Inſel Jamaica durch die Nachbarſchaft eines entſprungenen Negers mit Namen Plato, der die Gebirge von Moreland zu ſeinem Aufenthalte gewählt, in ſteter Unruhe. Er hatte ſich an die Spitze eines Banditen-Trupps geſtellt, der ſich täglich mit allen flüchtigen Negern rekrutirte. Plato wurde häufig und [illegible] geweſen, doch der Galanterie blieb er dabei immer hold. Als wahrer Sultan mit ſchwarzer Haut, begnügte er ſich weder mit einer Frau noch mit einer Geliebten. Der junge, wohlgebaute, kräftige Mann fand wenige Grauſame unter den Schönheiten ſeiner Farbe, und ſein Schlupfwinkel im Gebirge war eben ſo gut mit Odalisken bevölkert, als der Harem in Conſtantinopel. Jede Negerin, die ſich über ihren Herrn zu beklagen hatte, floh bei der nächſten Gelegenheit zu Plato, überzeugt bei ihm Freiheit, Schutz und einen freigebigen Gebieter zu finden, denn er ſparte Nichts, um die Herzen durch die Lockungen der Eitelkeit zu gewinnen. Darum konnte keine Creolen-Dame einen Ausflug auf der Inſel unternehmen, ohne Gefahr zu laufen, ſich ihrer Garderobe beraubt zu ſehen, von der Plato für ſeine Sultaninnen Gebrauch machte; und war die Kammerjungfer der Dame jung, friſch, ſchön, ſo nahm Plato die Zofe ſammt dem Schmuckkäſtchen und der Bänderſchachtel mit ſich.

Lange hatte man vergebens darnach getrachtet den furchtbaren Räuber zu ergreifen. Man hatte auf ſeinen Kopf einen Preis geſetzt, aber kein Neger wagte es, ſich ihm zu nahen, denn man kannte nicht nur ſeine Kraft, und ſeinen Muth, ſondern man hielt ihn auch für bewandert in den Geheimniſſen des Obi, das heißt, man hielt ihn für einen Zauberer, der Jeden, welcher es wagte, Hand an ihn zu legen, mit ſchrecklichen Qualen in der andern Welt bedroht habe, ohne von der Gefahr zu ſprechen, eine Kugel ſeiner Piſtole in dieſer durch den Leib zu bekommen.

Unglücklicher Weiſe hatte Plato außer ſeiner Neigung für das ſchöne Geſchlecht noch eine andere, die für den Rhum. Seine Räubereien wurden jetzt ſo häufig, daß man überall gut Wache hielt, wo man ahnen konnte, daß er ſeinen Fuß hinſetzen würde; er wagte es darum kaum mehr, ſeinen Branntwein ſelbſt zu kaufen. Als er ſich einmal in der Nähe von Montego-Bay zeigte, wurde er von einem Sklaven erkannt, der ſogleich Lärmen ſchlug. Der arme Teufel, der ſich Taffy nannte, bemerkte nicht, daß er in dieſem Augenblicke allein ſey, und kaum hatte er geſchrieen: „Hier iſt Plato!“ als dieſer, da er Niemand herbei kommen ſah, auf ihn losſtürzte und die Axt ergriff, mit der er bewaffnet war, um ihm den Schädel zu zerſchmettern. Taffy wollte entfliehen, aber Plato, der jüngere und behendere von beiden, hatte ihn bald erreicht. Taffy beſaß glücklicher Weiſe jene Gabe, mittelſt der die Katze in der Fabel ſich vor den Hunden flüchtete, während ihr Camerade, der Fuchs, ſich von ihnen trotz ſeiner hundert Streiche fangen ließ. Vortrefflich verſtand er die Kunſt zu klettern, in welcher Plato keine Uebung hatte; eine Fichte bot ſich auf dem Wege dar, in einem Augenblicke ſtieg Taffy bis zum Gipfel und rief dann um Hülfe. Sein Feind mußte darauf Verzicht leiſten, ihn zu bekommen, darum ſchien Taffy aber eben ſo ſicher verloren; denn Plato fing an den Baum mit der Axt zu bearbeiten und die ſchützende Fichte mußte in Kurzem zu Boden ſtürzen. In dieſer entſcheidenden Lage hatte Taffy nichts beſſeres zu thun, als die ſeiner Hand am nächſten ſtehenden Zweige, abzubrechen und Plato an den Kopf zu ſchleudern. Dadurch vermochte er ihn ſo lange in gehöriger Entfernung zu halten, bis auf ſein Geſchrei einige von ſeinen Cameraden herbei liefen und den furchtbaren Banditen abermals zur Flucht in die Gebirge zwangen.

Seit dieſem Abenteuer wagte Plato nicht mehr nach Montego zu gehen. Seine Leidenſchaft für den Rhum verließ ihn aber nicht, und er wandte ſich auf eine andere Seite, um ihr

Genüge zu leiſten. Auf dem Gute Canaan war ein alter Feldwächter, mit dem er Bekanntſchaft gemacht; der Greis, in deſſen Hütte Plato mehrmals die Nacht zugebracht, war die gefährliche Verbindung eingegangen, durch die Geſchenke des Räubers beſtochen und beherrſcht durch die Furcht vor ſeinen Mißhandlungen und ſeinem Rufe der Zauberkunſt. Dieſem beſchloß Plato ſich anzuvertrauen. Er gab ihm Geld, um Branntwein einzukaufen und beſtimmte den Tag, an dem er ihn abholen würde. Der alte Wächter ſah ſich in eine grauſame Alternative verſetzt; verrieth er Plato, ſo lief er Gefahr, ſich dadurch einen furchtbaren Feind zu machen; entdeckte man auf der andern Seite ſeine Verbindung mit einem ſolchen Banditen, ſo konnte er ſogleich gehenkt werden. Letztere Betrachtung trug den Sieg davon, denn der Alte erinnerte ſich überdieß der beträchtlichen Belohnung, welche dem verheißen war, der Plato todt oder lebendig liefern würde. Er entdeckte die Sache zweien ſeiner Freunde in Canaan, und nannte ihnen Tag und Stunde, wo Plato zu ihm kommen würde, um den Rhum zu holen, den er auch wirklich kaufte, um mit aller Welt in Ordnung zu ſeyn.

Am bezeichneten Tage ſtellten ſich die zwei Neger in die Nähe der Hütte des Wächters. Bald ſahen ſie den unklugen Plato voll Zuverſicht auf ſeinen alten Freund eintreten; aber ihr Schrecken bei ſeiner Annäherung war ſo groß, daß ſie wie eingewurzelt in ihrem Verſtecke blieben, und keine Miene machten, ihn anzugreifen. Der Wächter gab Plato den Rhum, den er zu kaufen beauftragt war, und der furchtbare Neger hätte ſich ohne Unfall wegbegeben können, aber er hatte das geliebte Getränk ſo lange entbehren müſſen, daß er nicht widerſtehen konnte, die Flaſche zu umhalſen. Seine Augen belebten ſich, er trank ohne Maaß und fiel endlich ſinnlos zu Boden. Jetzt rief der Wächter die zwei Neger, die aus ihrem Verſtecke hervortraten, ſich auf den lebloſen Körper warfen, ihm die Arme banden und ihn nach der Stadt Montego brachten, wo er ſogleich zum Tode verurtheilt wurde. Plato ſtarb als wahrer Held und umgab ſich bis zu ſeiner letzten Stunde mit allen Schreckniſſen ſeines vorgeblichen Zaubergewerbes, indem er den Richtern, die ihn verurtheilt hatten, erklärte, ſein Tod würde durch einen Orkan und die Verheerung der Inſel gerächt werden. Als ihn der Stockmeiſter an den Pfahl band, wo er hingerichtet werden ſollte, verſicherte er ihm, er ſolle ſich ſeines Opfers nicht lange freuen, denn er habe ihn bezaubert, ehe er das Gefängniß verlaſſen. Sonderbar! Der Zufall wollte, daß Jamaika vor Jahresende von einem der heftigſten Stürme, deſſen ſich Menſchen erinnern können, verwüſtet wurde; des Stockmeiſters Einbildungskraft aber war von den Drohungen des ſterbenden Zauberers ſo ſehr ergriffen, daß Arzt und Prieſter ihr Latein umſonſt verſchwendeten; er wurde ſchwächer und ſchwächer, weil er den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen konnte, daß Plato's Hand auf ihm laſte, und er ſtarb nach wenigen Monaten in der Ueberzeugung, daß der Zauberer Wort gehalten habe.

Der Glaube an den Obi (Zauberei) beſteht zwar noch in Jamaika, nimmt aber immer mehr ab. Der Geſchäftsführer auf einem Gute hörte vor etwa einem Jahre, man gebe in den Hütten des Gebirges einem alten verdächtigen Neger heimlich Aufenthalt. Man ließ ihn überfallen und feſtnehmen. Als man ihn durchſuchte, fand man einen Sack bei ihm, welcher eine große Menge Talismane, wie Aerolithen, Katzenohren, Pfoten von verſchiedenen Thieren, Menſchenhaare, Fiſchgräten, Krokodillszähne u. ſ. w. enthielt. Man führte ihn nach der Stadt Montego. Kaum war es ruchtbar geworden, daß der alte Afrikaner im Kerker ſitze, als die Neger von allen Seiten herbei liefen, um gegen ihn zu zeugen. Der Eine hatte ihn Kinder behexen ſehen, der Andere hatte von ihm Mittel gekauft, um ſich damit von ſeinen Feinden zu befreien; man unterſuchte eine von ſeinen Arzeneien, es war lauteres Gift. Er wurde ſofort der Magie überwieſen; da wir aber nicht mehr in einer Zeit leben, wo man ſchwarze oder weiße Zauberer verbrennt, ſo begnügte man ſich ihn zur Deportation zu verurtheilen. Der Spruch wurde zu allgemeiner Zufriedenheit der Bewohner der Colonie ohne Unterſchied der Farben vollzogen.

3.

Ein Abend bei den Negern von Weſtafrica

Ich hatte M'Baral mit meinen Reiſegefährten verlaſſen, um in dem benachbarten Walde zu jagen: in Maſſe zogen wir quer über die Felder, die von den Tritten einer Elephantenheerde durchlöchert waren, welche ſich ſo eben während der Nacht den Durſt im Senegal geſtillt hatte.

Der Wald war ſchwer zugänglich; wir trennten uns nach und nach und bald fand ich mich allein. Das Wiegen der Palmbaumfächer und die lärmenden Spiele der Affen, von denen der größte aus der Bande mir meinen Hut zu nehmen ſuchte, ließen mich die Worte und den Marſch der übrigen Jäger nicht mehr vernehmen. Ich zitterte bei dem Gedanken, wie verlaſſen und von aller menſchlichen Hülfe entfernt ich jetzt war: aber mit dem Vertrauen, daß mir mein Gewehr einflößte, wanderte ich nach der Richtung fort, von der ich glaubte, meine Gefährten haben ſie genommen. Oft mußte ich in dieſem Irrſale dicht verwachſener Bäume, wo noch nie eine Axt erklungen, Umwege machen, um die Einſtürze dieſer verkalkten, unterhöhlten, mit Ueberreſten von Thieren beſäeten Erde zu vermeiden. Jeden meiner Schritte maß ich ab, und meine Augen, auf die der Schweiß meiner Stirne in dicken Tropfen herabfiel, hafteten an den großen Bäumen, in deren Schatten ich gern ausgeruht hätte. Mein Herz pochte hörbar, und ich mußte von Zeit zu Zeit ſtille ſtehen, um deutlicher ſehen zu können. Auf einem freien Raume im Walde wollte ich eben am Stande der Sonne die Stunde ermitteln, als plötzlich glänzende Schuppen mitten unter vertrockneten, vergelbten Kräutern meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; der Schweif einer ungeheuern Boa wurde unter einem aus Alter eingeſtürzten Baumſtamme ſichtbar. Ich ſchaute nicht mehr zum Himmel hinauf, unterſuchte nicht mehr den Boden, ſondern lief aus Leibeskräften in das Dickicht, ohne mich durch etwas leiten zu laſſen, als durch die Furcht vor der Stelle, die ich zu fliehen ſuchte. Ich mochte lange auf dem eingeſchlagenen Wege fortgeſchritten ſeyn, als ich von Hunger ergriffen, in Schweiß gebadet mich auf den von einem Tamarindenbaume beſchatteten Boden niederſetzte. An den breiten Stamm gelagert, der mich gegen die Strahlen der Mittagsſonne unter der heißen Zone ſchützte, gab ich den verſchiedenen Gefühlen Raum, die meine Bruſt bewegten und meinen Kopf beunruhigten. Die mächtigſte, alle übrigen beherrſchende Empfindung, war die Erinnerung an das Vaterland, deſſen ſchönes Bild mitten in dieſer Einſamkeit in mir erwachte, und in der Entfernung, die mich von ihm trennte, noch herrlichere Farben anzunehmen ſchien. Hunger und Ungewißheit wollten mir das theure Bild ſtreitig machen und ich ſah mich auf hundertfünfzig Stunden von der Stadt der Weißen allein mit der Furcht vor den Mauren der Wüſte. Eine Art von Verzweiflung ſchnürte mir das Herz zuſammen, da machten mir zwölf mit Gewehren bewaffnete Neger, die ſich entfernt von meinem Baumſtamme erhoben, ihre Anweſenheit bemerkbar. Mein weißer Hut hatte mich verrathen; ich näherte mich ihnen und ſuchte ihre Abſicht aus ihren Geberden zu erklären; durch ihre Unbeweglichkeit nach und nach beruhigt, konnte ich mir einen Plan entwerfen, wie ich an ſie gelangen wollte, aber ſie hatten mich ſchon in ihrer weichen, ſchwermüthigen Sprache gegrüßt. Sie reichten mir Alle die Hand und ich erklärte ihnen dagegen meine Irrfahrt. Sie beeilten ſich mir die Laſt meines Gewehres abzunehmen; Einer eilte voraus, um die Ankunft eines Weißen in dem Dorfe zu verkünden, das ich bald mit ſeinen von Erde überzogenen Mauern und ſeinem engen Eingange erblickte. Eine Menge kleiner Knaben und Mädchen liefen herbei, um den Weißen zu ſehen; ſie ſchlugen den Tam-tam und in die Hände, und ſangen mitten unter dieſer lärmenden Muſik folgendes Lied: »Der Weiße war im Walde verloren; er hörte das Gebrüll des Löwen und das Heulen des Schakals; der Weiße hatte Hunger, er kommt in unſere Hütte, die ihm Schutz gegen die Hitze bietet und wir werden ihm zu eſſen geben.«

Nachdem ich mich ſechs oder ſiebenmal in den ſpiralförmigen Straßen des Dorfes gedreht hatte, gelangte ich endlich zur Hütte des Häuptlings, wo ich mich auf eine Matte ſetzte; man reichte mir Cuscu, den ich mit den Fingern verzehrte, ſodann Sangle (mit Milch zubereitete Hirſe); bei jedem neuen Gerichte bot mir ein Gefangener eine Schüſſel mit lauem Waſſer, um meine Hände zu reinigen; Datteln, Guajaven, Tamarinden und Bananen ſtanden im Ueberfluſſe zu einem üppigen Nachtiſche auf der Matte umher. Die Menge drängte ſich an die Thüre der Hütte, zog jedoch zuvor die Sandalen als Zeichen der Achtung ab. Den Männern drückte ich die Hand, und von den Weibern empfing ich Kniebeugungen mit der vollen Würde eines Kadi.

Man reichte mir den Soko (ein Stäbchen von Maulbeerbaum- oder Rothenholz, woraus man durch Zerbeißen der Enden eine kleine Zahnbürſte macht); im Andenken an die eleganten Cigarrenraucher meiner Heimath wußte ich mich deſſelben ziemlich anmuthig zu bedienen. Alle Welt ſaß auf orientaliſche Weiſe d. h. auf dem Boden; ich nahm alle meine Sinne in Anſpruch, um Africa's Genüſſe in vollem Umfange zu empfinden. Sänger und Sängerinnen wechſelten in der Verſammlung; ſanfte, traurige Geſänge bildeten das Vorſpiel; bald war es die poetiſche Geſchichte eines Greiſes, bald die Geſchichte eines Kriegers, den ein Marabut auf die Bitte eines eiferſüchtigen Weibes bezaubert hatte; das waren lauter Stoffe, die ſie zum dreißigſten oder hundertſtenmale wiederholten; aber die Sänger ſind auch Improviſatoren, und als ſie ankündigten, daß ſie mein Unglück im Walde, meine Aufnahme bei dem Beramdar und das Glück, deſſen ich mich im Lande erfreuen werde, beſingen wollten, erſcholl ein Beifallsdonner; dabei dienten mir ihre Gebärden zum beſſeren Verſtändniſſe ihrer Worte; in dem Spiele ihrer Phyſiognomien ließen ſie mich von der bangen Unruhe, die mir die Einſamkeit im Walde verurſacht, zu dem Schrecken übergehen, den mir das Geſchrei der wilden Thiere einflößte; dann ſtellten ſie mich als niedergeſchmettert, vernichtet dar; der Augenblick, da ich die Unterſtützung meiner Wirthe erhielt, zeichnete ſich durch allgemeinen Tanz der Sänger und Sängerinnen aus, wobei dieſe die Lebendigkeit ihres Körpers mit ſo gewaltiger Aufregung entwickelten, daß ſie bald in einem Delirium, in einem Sanct Veits-Tanze begriffen ſchienen; ſie ſprangen wie Raſende; ihre unmäßigen Bewegungen folgten ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß mein Auge nicht mehr zu folgen vermochte; das Klatſchen mit den Händen begann jetzt wieder mit erneuerter Kraft, und der Tam-tam ließ ein verdoppeltes Getön vernehmen; alle Sinne waren in Aufruhr, die Freude ſtieg zur Raſerei, der Jubel zu ſeiner höchſten Potenz; es gab keine Worte mehr; ſie dachten, hörten, ſahen nicht mehr; ihre Nerven ſchienen durch eine elektriſche Entladung erſchüttert; hätte dieſe Scene längere Zeit gedauert, als ich brauche, um ſie zu erzählen, ſo wäre ich in neue Unruhe gerathen; aber wie die Beduinen in Paris nach ihren gefährlichſten Sprüngen ſtolz zu ihren Plätzen zurückkehren, ſo gingen unſere Sängerinnen gleichgültig zur Thüre hinaus. Die Ruhe war wieder hergeſtellt, aber zu neuer Ergötzung wollten die guten Neger wiſſen, wie man in Europa tanze; willig gab ich mich dazu her; doch aus dem Gähnen meiner Wirthe glaubte ich ſchließen zu müſſen, dieſer Tanz erſcheine ihnen albern.

Die Abendunterhaltung ſollte ſich durch andere Spiele und neue Vergnügungen hinausziehen, als einer meiner Neger, den man abgeſandt hatte, um mich aufzuſuchen, mir ſagen ließ, er erwarte mich mit einem Pferde, um nach M'Baral zurückzukehren, wo ſich meine Reiſegefährten befänden. Ich ſetzte den Fuß in den breiten mauriſchen Steigbügel und ritt unter abermaligem Zurufe fort, indem ich meinem Neger befahl, dem, der mich in ſeiner Wohnung aufgenommen, meine Dankbarkeit auszudrücken, und alles Pulver zu geben, das ich bei mir hatte. Meine Gefährten traf ich ganz blaß vor Schrecken beim Anblicke eines Löwen, den ſie als König mitten in den jungfräulichen Wäldern einherſpazierend getroffen, ohne daß ſie ſeinen Spaziergang zu beunruhigen verſucht hatten.

4.

Erinnerungen aus der Südſee.

(Aufenthalt auf den Sandwich-Inſeln.)

— — — Am ſiebenzehnten Tage unſerer Fahrt waren wir vor der Inſel Wahu. Wir ſteuerten am ſüd-öſtlichen Theile des Landes, der Cocos-Spitze zu. Dieſe ganze Seite ſcheint anfangs unfruchtbar, nähert man ſich ihr aber, ſo entdeckt man bald grünen Boden und Wohnungen. Die Spitze tritt entſchieden gegen Südoſt vor; dann biegt ſich das Ufer plötzlich gegen Weſten zurück und bildet eine nicht ſehr tiefe Bai von zwei Meilen im Umkreiſe, welche der Diamant-Hill, (Diamant-Berg) ſchließt. Dieſer Berg iſt um ſo merkwürdiger, als er vereinzelt auf niederem Grunde eine Meile von den erſten Erhöhungen im Innern entfernt am Geſtade des Meeres ſteht. Seine kreisförmige, wagrecht abgeſchnittene Geſtalt gleicht dem Krater eines Vulkans; und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie von einem dieſer feuerſpeienden Heerde herrührt. Auf der Spitze findet man einen von trefflichen Fiſchen bevölkerten Süßwaſſer-See.

Im Weſten der Cocos-Spitze gewinnt die Inſel einen lachenderen Anblick. Die Berge ſind von tiefen Thälern durchſchnitten und mit fortwährend vegetirenden Wäldern bedeckt. Sobald wir am Diamant-Hügel vorüber waren, befanden wir uns einem herrlichen Cocosbaumwald gegenüber, deſſen breite Blätter dem niedlichen Dorfe Wititie oder vielmehr Waytite ihren Schatten verleihen. Vor Gründung des Hafens von Anarura, der eine Meile weſtlicher liegt, ankerte man hier gewöhnlich. Auf eine Meile Entfernung umgingen wir die Felſenkette, welche unter der See in einer Tiefe von acht bis neun Klaftern ſich an der Küſte hinzieht und legten bei elf Klaftern dem Hafen gegenüber vor Anker, wo wir mehre Fahrzeuge bemerkten.

Selten kann man mitten am Tage in Anarura einlaufen. Der ſchmale Kanal, der dahin führt, iſt eine gekrümmte Oeffnung durch die Felſen, von zwei Meilen Länge. Hat man nicht günſtigen Wind, was ſelten vorkommt, ſo muß man die Stille des Morgens erwarten, um ſich hinauf bugſiren zu laſſen. Dieſe Schwierigkeit hat in Anarura einen Gebrauch geheiligt, der ſich noch auf das brüderliche Bündniß der Seeleute unter ſich bezieht. Am Tage, da ein Fahrzeug in den Hafen einlaufen ſoll, werden die Kähne aller derer, die ſich hier befinden vor Sonnenaufgang zu ſeiner Verfügung geſtellt. Der Kapitän, der ſich dieſem herzlichen Verfahren widerſetzen wollte, würde ſich in den Augen aller Uebrigen mit Schmach bedecken. Der Hafen von Anarura iſt ein gekrümmter Kanal, auf einem ſchlammigen Boden, der zwiſchen drei und ſechs Klaftern wechſelt, wo achtzig Fahrzeuge in Sicherheit ankern können.

Sobald unſer Schiff an ſeinen Pfoſten befeſtigt war, grüßten wir mit dreizehn Kanonen-Schüſſen, was ſogleich von dem Fort beantwortet wurde. Man ſtellte mich ſodann dem jungen König Kaukeauly oder Tameha-Meha III. vor. Er befand ſich bei dem Regenten Boki, und ſaß ohne irgend eine andere Auszeichnung auf einem Lehnſtuhle, wie man mir einen bot. Er war ganz einfach weiß gekleidet und trug um den Hals ein Collier von gelben Steinen, und das war nicht einmal ein unterſcheidendes Zeichen, wie ich zuerſt glaubte, denn viele Einwohner, Männer und Frauen, trugen ähnliche.

Dieſer junge Fürſt hatte eine intereſſante Geſichtsbildung, obgleich die Blattern einige Merkmale zurückgelaſſen; in ſeiner Miene lag ein Zug von Schwermuth. Er mochte damals erſt ſiebenzehn Jahre zählen. Seine Farbe fiel in das dunkel Kaſtanienbraune. Er ſprach wenig und fixirte mich lange. Ich hatte am Bord die Porträts des Königs, ſeines Bruders und der Königin, die im Jahre 1824 in London geſtorben waren; ich ließ ihm die Bildniſſe durch meinen Dolmetſch anbieten. Er nahm ſie an, ohne daß ſich anfänglich ein tieferer Eindruck bei ihm bemerken ließ: erſt einige Tage ſpäter, als ich ſie ihm hatte bringen laſſen, war er betroffen von der außerordentlichen Aehnlichkeit und ſchönen Ausführung. Mehre Tage hindurch erregten dieſe zwei Gemälde die Gefühle aller Einwohner, welche bei dieſer Gelegenheit durch aufrichtige Thränen ihre Anhänglichkeit an ihre Herrſcher darlegten. Beinahe alle Weiber ließen ſich die zwei Schneidezähne am obern Kinnbacken ausbrechen, was als ein auf dieſen Inſeln gewöhnliches Zeichen der Trauer beim Tode des Monarchen erſcheint.

Das Haus, wo ich den jungen König fand, war, wie geſagt, das des Regenten Boki. Im Aeußern hat es denſelben Anblick, wie alle Häuſer, welche die Stadt Anuna bilden. Das Innere war gleichförmig mit Matten belegt und unterſchied ſich nur durch europäiſche Möbel, die man vermiſcht mit denen des Landes in allen Ecken des Gemaches umhergeſtellt hatte. Nichts ſchien mir bizarrer, als der Anblick einer Porzelan-Vaſe, aus franzöſiſcher Fabrik, die ein Seitenſtück zu einer Kürbisflaſche machte; ferner ſah man dort zwei ſchöne Betten mit Vorhängen von geſtickter Gaze, mit Matten an der Stelle der Eiderdaunen; zwei herrliche Spiegel mit vergoldeten Rahmen und geziert mit allen Geräthſchaften einer eleganten Toilette, dazu beſtimmt, die Schönheit wiederzuſtrahlen, die hier jedoch nur das Bild einer braunen, halb mit ſchmutziger Tapa bedeckten Haut wiederſtrahlten. Man hätte dieſe Wohnung übrigens reinlich und anſtändig nennen können, wäre ſie nicht ſo ſehr mit Häuptlingen und Dienern angefüllt geweſen, die ſich ſo nahe an einander auf den Matten ausſtreckten, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne mit dem Fuße an einen Menſchen zu ſtoßen; kaum war hinreichend freier Raum für vier oder fünf Perſonen. Der König war faſt noch ein Kind und Boki die angeſehenſte Perſon des Staates; in ſeiner Umgebung befanden ſich ſtets die vornehmſten Häupter der ganzen Inſelgruppe und lebten zum Theil auf ſeine Koſten.

Sieht man dieſe Leute, ſo könnte man glauben, die Würde ermeſſe ſich nach der Beleibtheit; denn die in der Macht am höchſten ſtehen, beſitzen auch die meiſte Körperfülle, und da ſie durchgängig groß ſind, ſo erſchienen wir neben ihnen wie Pygmäen. Ich habe oft um die Urſache dieſer außerordentlichen Feiſtigkeit der Häuptlinge gefragt, und man hat ſtets den Mangel an Leibesübung und übermäßige Nahrung als Grund angegeben. Das könnte in Beziehung auf die Beleibtheit richtig ſeyn, warum ſind aber die Vornehmen viel größer? Man darf annehmen, daß ſie andern Urſprungs ſind als das kleine Volk, und daß ſie von den Eroberern dieſer Inſel abſtammen, wie die Lehnsherren Frankreichs im Mittelalter von den Franken-Führern abſtammten, die ſich der Ländereien der Gallier bemächtigten, oder wie die Sachſen, und ſpäter die Normannen, welche durch die Eroberung die bevorrechteten Barone Englands werden. Die mit Fabeln vermiſchte Tradition, welche die Grundlage der Geſchichte der Sandwichs-Inſeln bildet, ſcheint zu zeigen, daß ſie in einer ſehr entfernten Epoche durch Fremde, einer von der, der erſten Einwohner ſehr verſchiedenen Race erobert worden ſeyen. Das Profil der Vornehmen, ſtatt einen geraden oder ſelbſt vorſpringenden Schnitt wie bei den andern Eingebornen zu zeigen, bildet eine concave Linie, ſo, daß wenn man eine Richtſchnur von der Stirne zum Kinn anlegen würde, dieſe kaum die Naſe berühren dürfte. Der Charakter der Geſichtsbildung kann ſo obige Annahme unterſtützen, ob ich gleich mir nicht anmaße, eine ſo wenig beſtätigte Sache als Gewißheit zu behaupten. Kaukeauli hatte ganz die Phyſiognomie eines Eingebornen; ſeine Magerkeit betrübte ihn und er betrachtete die Beleibtheit der Andern mit unverhohlener Eiferſucht.

Von den Häuptern und Höflingen, die den König und den Regenten umgaben, und das Haus füllten, waren die Einen auf europäiſche Weiſe gekleidet, d. h. ſie hatten Beinkleider und weiße Hemden; die andern umwickelten ſich mit einer Tapa, einem im Lande aus der Rinde des Maulbeerbaums fabricirten Stücke Stoff; die Meiſten aber gingen nackt und trugen um den Leib nur einen Maro, einen ſchmalen Streifen Leinwand, welcher ſelten zu dem Gebrauche hinreicht, zu dem er beſtimmt iſt.

Einige Weiber trugen Röcke und hatten die Haare nach Art unſerer Frauen geflochten; aber die gewöhnlichſte Kleidung des weiblichen Geſchlechts iſt ein weißes, weites, flatterndes Hemd. Die Prinzeſſin Boki, welche ihren Gatten nach London begleitet hatte, als er mit dem Könige Rio-Rio dahin kam, findet mehr Geſchmack als die Andern an dem europäiſchen Coſtume, und ſie iſt auch viel beſſer angezogen, als die Uebrigen. Alle behalten ein Stück ihres nationalen Putzes bei, nämlich ein Collier gewöhnlich von roth, grün und gelben Federn, das ſie bald um den Hals, bald in Geſtalt einer Krone um das Haupt tragen; letztere Art ſteht ihnen ſehr gut.

Beinahe allen Reiſenden hat es gefallen, die Weiber der verſchiedenen Inſelgruppen der Südſee mit allen Reizen der Schönheit auszuſchmücken; von denen der Marqueſen- und Geſellſchafts-Inſeln kann ich nicht ſprechen, aber ſoll ich nach den Sandwicherinnen ſchließen, denen ſie daſſelbe Lob geſpendet haben, ſo muß ich ſagen, daß ſie von dem Bilde weit entfernt ſind, das man von ihnen entworfen hat. Indeſſen muß man allerdings zugeſtehen, daß ſie gewiſſe natürliche Reize beſitzen, welche ohne gerade an die Stelle feiner, geregelter Züge und einer weißen zarten Haut zu treten, doch eine beinahe unwiderſtehliche Anziehungskraft üben. Alle ihre Bewegungen ſind leicht und gerundet; alle ihre Stellungen haben etwas bezauberndes Hingebendes; in ihren Blicken aber liegt vollends ein unerklärlicher Reiz.

Die Freiheit, deren ſie genießen, entfremdet ſie dem Zwange und der Furcht; daraus entſteht der Zuſtand innigen Einklangs in allen Verrichtungen des Körpers. Kennen ſie auch die Stürme des Herzens, ſo müſſen ſie doch nur ſehr vorübergehend ſeyn, denn kein Hinderniß thürmt ſie zu einer gewiſſen Gewalt an. Unbeſtändigkeit iſt gleichſam die Grundlage ihrer Sitten und die Langweile, die aus einer unpaſſenden Verbindung entſpringt, bleibt ihnen unbekannt. Gern mögen ſie ſich mit der geringfügigſten Bagatelle unterhalten; ihre Lippen umſpielt ein ſtetes Lächeln, und ihr Mund öffnet ſich nie um eine Verweigerung auszuſprechen. Man darf ſich daher nicht verwundern, wenn ein Fremder, der bei ihnen ſo leicht Zugang gefunden, um ſeiner eigenen Eitelkeit zu fröhnen, vom Glücke ſeiner ſchönen Eroberungen ſpricht.

Als der junge König einige Tage nach unſerer Ankunft den Heros zu ſehen verlangte, ließen wir ihm ein kleines Mahl an Bord bereiten. Er erſchien in Begleitung des Regenten und eines zahlreichen Gefolges, trank mit Vergnügen guten Branntwein und ſpeiſ'te mit großer Gier von unſerm Backwerk. Wir bemerkten ſelbſt, daß er den Poe*) nicht berührte, den er ſich immer nachtragen ließ, wohin er ging; er gab unſerem Brode den Vorzug. Als er wieder ſeinen Kahn beſtiegen hatte, begrüßte man ihn mit dreizehn Kanonenſchüſſen, welche Höflichkeit ihm ſehr zu ſchmeicheln ſchien. Bei der Rückkehr zum Lande erwartete ihn am Ufer ſeine Wache; ſie beſtand aus zwanzig gut ausſehenden, einfach aber gleichförmig gekleideten jungen Leuten, mit weißen Beinkleidern, blauer Weſte, rundem Hute, Flinte, Bajonet und Patrontaſche.

Das Haus des Königs ſteht in derſelben Einfaſſung, mit dem vom Baki; es hat auch dieſelbe Form und Größe; man findet hier ſtets ein ſehr hohes Dach mit niederen nach innen ſich ſchief abneigenden Seitenwandungen. Dieſe Form gibt den Gebäuden von Stroh und Holz viel mehr Feſtigkeit, als wenn die Wandungen, welche das Dach ſtützen, ſenkrecht ſtünden. Der König beſitzt auch ein anderes nach den Regeln unſerer Baukunſt errichtetes Haus, aber er bewohnt es nie und zieht das mit Stroh vor. Dieſe Art von Wohnungen ſagt auch den Gebräuchen mehr zu; man ſtreckt ſich gern auf Matten aus; ſinkt an der erſten, beſten Stelle nieder, wo man Fuß dazu bekommt, und liegt ſo den größten Theil des Tages auf Binſenteppichen untereinander. In Gemächern, welche mit Geräthſchaften nach unſerer Weiſe verſehen wären, könnte das nicht ſeyn, weil da jede Perſon ihr eigenes Canape nöthig hätte. Der König ſelbſt ſchläft nur dann in ſeinem großen Strohhauſe, wenn das Wetter ſchlecht iſt; iſt die Nacht aber ſchön, ſo bewohnt er eine kleine, bloß für vier ſitzende oder liegende Perſonen hinreichend geräumige Hütte, in die man nur kriechend eindringen kann. Der junge Hof ahmt ſein Beiſpiel nach; jeder errichtet einen kleinen Bauer in ſeiner Nähe, und alle zuſammen bilden ein Lager um das Herrenhaus, das kaum zu einer Geräthekammer taugt.

Der König und der Regent ſind nicht die einzigen mächtigen Autoritäten des Archipels; eine Frau des bekannten Tameha, die Königin Kau-Manu übt, wenn nicht nach dem Rechte, doch der That nach eine große Gewalt aus. Sie hat ihren eigenen Hof und ihren eigenen Anhang. Den Winter hält ſie ſich in der Stadt auf, den Sommer bringt ſie in einem ſchönen Thale öſtlich von Anarura zu. Ich beſuchte ſie eines Tags mit dem engliſchen Conſul in ihrer aus zwei Hauptgebäuden und einigen Hütten beſtehenden Wohnung.

Wir fanden ſie auf Matten ſitzend und geſtützt auf Kiſſen mit ſeidenen Ueberzügen. Sie empfing uns in würdiger Haltung und zeigte uns viel Intereſſe. Kau-Manu mag eine Frau von zweiundfünfzig Jahren ſeyn, und ſcheint ſich früher einer anſehnlichen Körperfülle erfreut zu haben. Zerſtörte Geſundheit in Folge bekannter Ausſchweifungen hatte bei ihr ein frühzeitiges

---

*) Eine Art von Kuchen aus der knolligen Wurzel des Taro bereitet.

Alter herbeigeführt, daß kaum mehr auf ein langes Leben hoffen ließ. Das erhielt die Geduld der Parthei des Königs, welche durch den nahe bevorſtehenden Tod der Kau-Mann von dem weiblichen Joche befreit zu werden erwarten durfte. Sie trug, als wir ſie beſuchten, ein grauſeidenes Kleid, und hatte einen Madras, auf Art der Creolinnen, auf dem Kopfe. In ihrer Umgebung befanden ſich wenige Vornehme von Bedeutung, ausgenommen Kaumu, der commandirende Oberſt der Truppen, welcher dieſen hohen Poſten durch ſeine Verheirathung mit einer der Prinzeſſinnen erlangt hatte; aber Frauen vom höchſten Range, alle durch ihren großen Wuchs und übermäßige Beleibtheit ausgezeichnet, ſah man um ſie her verſammelt. Unter ihnen bemerkte ich eine junge Frau von zwanzig Jahren, der man den Titel Prinzeſſin gab. In dieſem Alter war ſie bereits ſo dick, daß ſie nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte. Sie ſtellte das ungeheure Seekalb, den Elephanten des Meeres vor, welches mit ſeinem Gewichte ganze Wochen auf derſelben Stelle liegen bleibt und ſich mit ſeinem ſchwammigen Körper in alle Unebenheiten des Bodens verſenkt. Aber dieſe Männer und Weiber, die ſo ſchwer auf ihren Matten laſten, ſind ſehr geſchickte, muthige Schwimmer.

Wir ſahen öfter, wie ſie auf einem ſechs Fuß langen und fünfzehn Zoll breiten Brette auf dem platten Bauche lagen und mehr als eine Meile vom Dorfe Waytite entfernt umherſchwammen; ſie leiteten ihr Brett gerade aus, hielten es ſtets vorn auf der Woge, und ließen ſich ſo von ihr mit Blitzes Schnelligkeit bis zum Lande treiben. Wenn ſie nun aber mit Hülfe einer unbegreiflichen Geſchicklichkeit dieſes Manöver ſo geſchwinde ausführen, ſo bedürfen ſie, wenn ſie wieder zurück wollen, noch viel mehr Talent, denn dann haben ſie die wüthende Heftigkeit aller ſich folgenden Wogen zu beſiegen, und daran läßt ſich erſt ermeſſen, ob ſie gute Schwimmer ſind. Um dieſes Hinderniß zu bemeiſtern, haben ſie kein anderes Mittel, als quer durch die Welle zu tauchen, ſobald ſie paſſirt iſt, lebhaft zu ſchwimmen, und dieſes Manoeuvre bei der folgenden zu erneuern, bis ſie endlich zur letzten gelangt, ſich abermals zum Ufer tragen laſſen. Zu dieſem Vergnügen bedienen ſie ſich auch wohl der Pirogue; man muß dieſe aber noch viel geſchickter zu handhaben wiſſen, denn der geringſte falſche Ruderſchlag bringt ſie zum Umſtürzen. Ein ſolcher Unfall hat für ſie indeſſen nur die Folge, daß ſie die Scherze ihrer Landsleute erdulden müſſen, deren leicht erregbare Heiterkeit dann die Zügel ſchießen läßt.

Männer und Frauen verſchaffen ſich dieſe Unterhaltung, die als unſeren Rutſchbergen analog betrachtet werden dürfte, hätten ſie nicht eine andere, dieſen noch viel ähnlichere, Beluſtigung. Oberhalb der Stadt Anaruru erhebt ſich auf ungefähr ſechshundert Fuß ein alter vulkaniſcher, überall mit lockerer Erde und Gras bedeckter Krater; es iſt ein abgeſchnittener Kegel mit concavem Einſchnitte, den die Engländer dieſer Form und ohne Zweifel einer ſüßen Gewohnheit wegen, den Punſchnapf genannt haben. Der letzte Eroberer der Sandwich-Inſeln Tameha-Meha ließ durch Menſchenhände Kanonen von großem Caliber hinaufſchaffen, die man noch auf den Lavaſpitzen, welche die Umriſſe des Berges bilden, wie Gemſen an den Vorſprüngen des Mont-Blanc hängen ſieht. Auf dieſe Weiſe hatte ſich der argwöhniſche, ſchlaue Tyrann eine Citadelle erbaut, von der er im Falle eines Aufſtandes die Bewohner der Stadt niederſchmettern konnte.

Zur Regenzeit, wenn der Boden feucht und ſchlüpfrig war, machten die Liebhaber des hier berührten Vergnügens Rinnen von oben nach unten an der ſehr abſchüſſigen Seite des Berges bis zur Ebene; legten ſich dann, den Kopf nach unten gerichtet, mit dem Bauche auf Holzſchlitten und ließen ſich dann in dieſer Lage mit einer Schnelligkeit hinabgleiten, von der man ſich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß der Fall der Rinne wenigſtens fünfundfünfzig Grade beträgt; ſo gleiteten ſie auch, wenn ſie bereits auf ebenem Boden angekommen waren, noch lange fort, und gelangten beinahe bis zur Stadt, ehe die Wirkung aufhörte, welche die Schnelligkeit des Laufes veranlaßt hatte. Die Chileſen bedienen ſich noch heut zu Tage deſſelben Mittels um an den Cordilleras herabzukommen, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier den Schlitten gebraucht und auf den Cordilleren ſich auf einer Ochſenhaut herabgleiten läßt.

5.

Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde.

»Ein Beduine, mit Namen Giabal, ſchreibt ein franzöſiſcher Reiſender, beſaß eine ausgezeichnete Stute; Haſſad-Paſcha, damals Vezier von Damas, ließ ihm alle erdenkliche Angebote dafür machen, aber vergebens; denn ein Beduine liebt ſein Pferd ſo ſehr als ſeine Frau. Der Paſcha drohte, doch der Erfolg war nicht günſtiger. Da kam ein anderer Beduine mit Namen Giafar zu ihm und fragte, was er ihm geben würde, wenn er Giabals Stute brächte. „Ich werde dir deinen Gerſtenſack mit Gold füllen,« erwiderte Haſſad-Paſcha, dem es eine Schmach ſchien, daß er ſeinen Zweck nicht erreicht hatte. Weil aber die Sache bald ruchbar wurde, band Giabal ſeine Stute des Nachts mittelſt eines am Fuße angebrachten eiſernen Ringes an eine Kette, die in das Zelt lief und hier an einen in die Erde geſchlagenen Pfahl, unter der Filzdecke befeſtigt war, die ihm und ſeinem Weibe zum Lager diente. Um Mitternacht gelangte Giafar kriechend in das Zelt, ſchob ſich zwiſchen Giabal und ſein Weib, und ſtieß ſanft bald an dieſes, bald an jenen: der Mann glaubte ſich von der Frau, die Frau vom Manne geſtoßen, und Jedes gab Raum: Giafar machte hierauf mit ſcharfem Meſſer ein Loch in den Filz, zog den Pfahl heraus, band die Stute los, ſchwang ſich hinauf, nahm Giabals Lanze, ſtach ihn damit leicht und ſagte: »Ich, Giafar, bin es, der deine ſchöne Stute genommen: ich benachrichtige dich zur rechten Zeit.« Und nun reitet er fort. Giabal ſpringt aus ſeinem Zelte, ruft Reiter herbei, nimmt die Stute ſeines Bruders und ſie verfolgen Giafar vier Stunden lang. Die Stute von Giabals Bruder war, obwohl minder gut, doch von demſelben Blute wie die ſeinige. Giabal ließ alle Reiter weit hinter ſich, und hätte Giafar im Moment erreicht gehabt, da rief er dieſem zu: „Kneipe dem Pferde das rechte Ohr und gieb ihm einen Stoß mit dem Bügel.“ Giafar that es und ſchießt wie der Blitz davon. Alle Verfolgung wird nun fruchtlos: eine zu große Diſtanz trennt ſie. Die andern Beduinen machten Giabal Vorwürfe, daß er ſelbſt den Verluſt ſeiner Stute verurſacht habe. »Ich will ſie lieber verlieren,« entgegnete er, „als ihren Ruf beflecken. Man ſoll beim Stamme Wuld-Ali (ein Stamm, deſſen Pferde wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ſind) nicht ſagen können, eine andere Stute ſey der meinigen im Laufe zuvorgekommen. Es gewährt mir hinlängliche Genugthuung, behaupten zu können, daß eine andere nicht im Stande war, ſie zu erreichen.«

Jeder Beduine gewöhnt ſein Pferd an ein Zeichen, bei dem es ſeine ganze Schnelligkeit entwickelt. Er bedient ſich deſſelben nur bei der äußerſten Noth, und würde das Geheimniß ſelbſt ſeinem Sohne nicht anvertrauen. Folgende Begebenheit liefert ein anderes Beiſpiel:

Ein Beduine kam nach Palmyra: zur ſelben Zeit mit ſieben Anderen von einem Stamme, der mit dem ſeinigen im Kriege lebt. Als dieſe hörten, daß er ſich in der Stadt befinde, beſchloſſen ſie ihn in einiger Entfernung zu erwarten und zu tödten. Bani, ſo hieß der Beduine, hievon benachrichtigt, kam zu uns, band ſeine Stute an unſer Thor, und bat uns, wir möchten ihm eine Filzdecke leihen; wir hatten mehre, in welche unſere Waaren gewickelt waren. Ich brachte ihm eine, er tauchte ſie eine halbe Stunde lang in das Waſſer, legte ſie dann ganz durchnäßt auf den Rücken ſeiner Stute und band den Sattel darauf. Zwei Stunden ſpäter bekam ſie einen ſtarken Durchfall, der den ganzen Abend dauerte, und am andern Tage ſchien ſie gar nichts mehr im Leibe zu haben. Jetzt nahm Bani die Decke ab, gab ſie uns wieder, gürtete ſein Pferd feſt, und ritt fort. Um vier Uhr des Nachmittags ſahen wir die Beduinen des Stammes El Daſſir (des dem Bani feindlichen Stammes) ohne Beute zurückkehren. »Vernehmt, was uns begegnet iſt,«

ſprachen ſie, „da wir Neylat, Mehemeds Zinspflichtigen nicht beleidigen wollten, ſo vermieden wir es, unſern Feind in der Stadt anzugreifen; wir hätten ihn auf einem Wege auflauern können, aber wir waren Sieben gegen Einen und zogen es vor, auf freiem Felde zu warten. Als wir ihn erblickten, ſprengten wir auf ihn zu; ſobald er ſich aber in unſerer Mitte befand, ſtieß er einen mächtigen Schrei aus, und ſprach zu ſeinem Roſſe: »Jah hamra! heute iſt die Reihe an dir.“ Und wie ein Blitz ſchoß es fort. Wir haben ihn verfolgt bis zu ſeinem Stamme, doch verwundert über die Schnelligkeit ſeiner Stute, die einem Vogel glich, der die Luft mit ſeinen Flügeln durchſchneidet.“

Zum Erſtaunen erfährt man, daß Stuten von edler Abkunft und großem Rufe in Syrien mit dreißig-, vierzig- und ſogar mit fünfzigtauſend Piaſtern (ungefähr 100,000 Fr.) bezahlt werden. Daraus geht hervor, daß man in Frankreich nur Race-Pferde von geringer Bedeutung gehabt hat, denn das Maximum des Ankaufspreiſes iſt bis jetzt 8—10,000 Franken geweſen *). So vollkommen nun dieſe Pferde auch erſchienen ſeyn mögen, ſo waren ſie doch nicht von der edelſten Abkunft, ſondern von gemiſchtem Blute; man weiß aber welche Wichtigkeit die Beduinen auf die Genealogie ihrer Pferde legen. Man hat immer behauptet, es ſey ſehr ſchwierig, ſich ſchöne Stuten zu verſchaffen, weil die Beduinen ſie höher ſchätzen, als die Hengſte und nicht aus dem Lande laſſen. Indeſſen liegen die Hinderniſſe, die ſich der Ausfuhr entgegenſetzen hauptſächlich in den hohen Preiſen, zu denen die Stuten bei den Stämmen ſelbſt verkauft werden, und in der Schwierigkeit zu dieſen Völkerſchaften zu gelangen. Der Herausgeber dieſer Bemerkungen hatte von Ebn Sihud, einem mächtigen Häuptlinge eine Stute, Nedſchdie, das heißt vom Lande Nedſche, zum Geſchenke erhalten, deren Race wegen großer Schnelligkeit ſehr geachtet iſt; er glaubt das Pferd wenigſtens zu 20,000 Piaſter anſchlagen zu dürfen. Er war nicht der Einzige, der ſolche Geſchenke empfing. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beduinen ihre Pferde verkaufen würden, wenn man ſie ihnen wenigſtens eben ſo theuer bezahlen wollte, als ſie bei ihnen bezahlt werden. Sie treiben den Luxus in Pferden bis in's Unglaubliche; zur Zeit der Reiſe Sockaris hatte erwähnter Häuptling in ſeinen Stallungen 80 weiße Stuten von größter Schönheit in einer Reihe aufgeſtellt und 120 Andere in verſchiedener Farbe. Die Liebe zu dieſen edeln Thieren, und der Werth, den ſie ihnen zuſchreiben, iſt überall bei dieſen Nomaden ausgeprägt. Der Name faſt aller ihrer Stämme iſt nach der Farbe einiger berühmten Stuten gebildet. Die Pferde vom Stamme Muld-Ali ſind die angeſehenſten. Die merkwürdige Eigenheit verdient hier noch angeführt zu werden, daß im Kampfe der, welcher ſein Pferd ſeinem Gegner abtritt, vom Letzteren weder getödtet, noch zum Gefangenen gemacht werden darf.

6.

Die Tribunale auf Jamaica.

(Von einem Pflanzer.)

Die beiden Anſtifter einer ausgedehnten Verſchwörung, welche eine allgemeine Niedermetzelung der Weißen zum Zwecke hatte, wurden von den Aſſiſen des Schwarzen Fluſſes verurtheilt, der Eine zum Strange, der Andere zur Deportation.

---

*) In deutſchen Marſtällen haben ſich Pferde, deren Ankaufspreis [illegible] [illegible] geweſen.

Martins-Penn, ein Gut des Lord Balcarres war der Herd des beabſichtigten Aufſtandes. Des Lords Intendant beſaß einen ſanften Charakter, und die Neger hatten ihm nur eine milde Behandlung nachzurühmen. Mehr als tauſend Sclaven hatten ſich an die Verſchwörung angeſchloſſen, welche zum Glücke durch den Intendanten eines engliſchen Eigenthümers, einen Franzoſen von Sanct Domingo entdeckt wurde. Als dieſer bei dem Begräbniß eines Kindes, wobei der Vater ein Schwein braten ließ, einen außerordentlichen Zuſammenlauf fremder Neger bemerkte, ſchlich er ſich auf verſtohlene Weiſe bis an die Hütte, wo die Feſtlichkeit Statt fand, legte das Ohr an eine Hecke und vernahm, daß mehr als zweihundertfünfzig Neger den Eid unter den üblichen Formen leiſteten, die darin beſtanden, daß ſie Blut tranken, Gräbererde aßen u. ſ. w. Alle waren Africaner und kein Creole war zugelaſſen worden.

Sie hatten einen König aus dem Stamme Eboes gewählt, unter dem zwei Kapitäne ſtanden. Der Plan war Vertilgung der Weißen, und Seine Majeſtät hatte Weihnachten für den günſtigſten Augenblick zur Ausführung gehalten; während ſeine ungeduldigeren Kapitäne wollten, man ſolle ſogleich losſchlagen. Man ſuchte ſich ihrer Perſonen zu verſichern; der eine Kapitän entkam in die Wälder, der König und der andere Kapitän wurden verhaftet und der Gerechtigkeit ausgeliefert. Während der Gerichtsverhandlungen blieben ſie kaltblütig und gleichgültig, und gaben ſich nicht einmal die Mühe, die Thatſachen zu läugnen, die man ihnen zur Laſt legte. Allerdings ließ die Klarheit der Beweiſe kein Läugnen mehr zu; unter andern Stücken fand ſich ein Lied auf den König vor, worin Gott und Herr Wilberforce um Freiheit angerufen wurden und der Entſchluß ausgeſprochen war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Aufſeher hatte gehört, wie der König das Lied beim Leichenbegängniſſe ſang und die Andern im Chor darauf antworteten. Der König der Eboes geſtand die Wahrheit dieſer Angabe zu, konnte aber darin nichts Arges finden. Er hatte Nichts geſungen, was nicht von ſeinem Prieſter (einem Mulatten, der als Wiedertäufer-Miſſionär hier lebte, und die Verſchwörung mit angezettelt hatte) als durch Johannes den Täufer gebilligt erklärt worden war. »Wer war dieſer heilige Johannes der Täufer?« fragte man ihn. Er wußte es nicht recht, ſein Prieſter hatte ihm blos geſagt, dieſer heilige Johannes ſey der Freund der Neger und ſeinen Kopf habe man in eine Schüſſel gelegt.

Der Kapitän brachte zu ſeiner Vertheidigung nur vor, wenn ihm der Hof dieſesmal vergeben wollte, ſo werde er nie mehr Aehnliches beginnen, da ihre Verſchwörungen den Weißen ſo ſehr mißfallen, was er bis jetzt nicht vermuthet habe. Ohne Zweifel hatten ſie ſich eingebildet, die Weißen finden ebenſoviel Vergnügen daran, ſich den Hals abſchneiden zu laſſen, als die Schwarzen, ihnen denſelben abzuſchneiden. Ein Jäger bewies einſt auf dieſem Wege die Geſetzlichkeit der Jagd. Es liegt ebenſo in der Natur des Haſen zu fliehen, als in der des Hundes nachzulaufen; demnach muß der Haſe ebenſo viel Vergnügen darin finden, ſich verfolgen zu laſſen, als der Hund, den Haſen zu verfolgen.

Vor kurzem wohnte ich den Sitzungen des Gerichtshofes für die Sclaven bei. Ein Neger war des Vieh-Diebſtahls, und eine ſchwarze Magd der Vergiftung ihres Herrn angeklagt. Der Erſtere wurde zur Deportation verurtheilt; die Zweite war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, Minette genannt. Sie geſtand ein, ätzendes Sublimat in ein wenig Branntwein und Waſſer gemiſcht zu haben; aber ſie behauptete, ſie habe es, ohne zu wiſſen, daß es Gift ſey, in der Apotheke genommen, und ihrem Herrn auf Verlangen ſeiner Großmutter gegeben. Dieſe Angabe war offenbar erfunden; man hatte keine Urſache an der Unſchuld der Großmutter zu zweifeln, indeß der Einfluß der Mutter verdächtig erſchien; Minette aber zeigte in ihrem ganzen Benehmen die unglaublichſte Verhärtung. Sie hatte ſich an das Bett ihres Herrn geſtellt, um ihn das Gift trinken zu ſehen; ohne das mindeſte Zeichen von Staunen oder Mitleid hatte ſie ſeinem Todeskampfe beigewohnt, und als man ihr das Zimmer zu verlaſſen befahl, ſtellte ſie ſich, als wäre ſie tief eingeſchlafen und hörte nicht, was man ihr ſagte. Selbſt nach ihrer Einkerkerung konnte man ſie nicht zu einem Bekenntniß der Reue, wegen Vergiftung ihres Herrn bringen.

Sie wurde zur Hinrichtung am folgenden Tage verurtheilt; ohne die geringſte Bewegung hörte ſie den Spruch und lachte, wie man mich verſicherte, als ſie die Treppe des Tribunals hinabſtieg.

In der Verhandlung ſchien mir alle mögliche Billigkeit vorzuwalten; das Geſchwornengericht war aus neun achtungswerthen Perſonen, das Tribunal aus drei Richtern und einem höhern Beamten als Präſidenten zuſammengeſetzt. Auf keiner Seite gab es Advokaten, folglich auch keine Berufung auf Leidenſchaften, keine falſche Färbung, keine Kniffe, keine verfänglichen Reden, keine künſtlichen Gegenfragen, keine Zeugen-Confrontationen und doch ſchienen mir die Debatten dabei keinen ſchlimmen Gang zu nehmen. Niemand erhob ſich für, Niemand gegen die Angeklagte.

Das Einzige, was ich zu tadeln hatte, war der Befehl, die Schuldige ſogleich hinzurichten, welcher aus Furcht gegeben wurde, der Ausübung des königlichen Vorrechts die nöthige Zeit zu laſſen, falls das Gouvernement geneigt ſeyn ſollte, die Strafe in Deportation zu verwandeln.

Haben ſich die Neger einmal zum Böſen gewendet, ſo kennen ſie keine Gränze mehr und man erzählt ſich gräßliche Beiſpiele von ihrer Wildheit. Neulich ſtritten ſich zwei Neger um eine Kleinigkeit; der Eine biß und riß dem Andern die Naſe mit den Zähnen aus dem Geſichte. Als ein Mädchen in leichten Streit mit zwei von ihren Gefährtinnen gerieth, ſo ſprangen dieſe auf ſie los, und zerbiſſen ihr die Hände ſo grauſam, daß man befürchtet, ſie werde beide nicht mehr gebrauchen können.

Ich fragte, wem der Schädel gehört habe, den ich auf einer Stange am Rande der Landſtraße aufgepflanzt geſehen hatte, als ich von der Montego-Bai zurückkehrte. Man erzählte mir, ein gewiſſer Dunbar habe ſeinen Negern einigen Anlaß zu Unzufriedenheit gegeben, ob er gleich durchaus kein ſtrenger Herr geweſen ſey. Sein ſchwarzer Aufſeher, der von Kindheit an in ſeinem Hauſe aufgezogen worden, war derjenige, welcher unter ſeinen Sclaven ein Complot zu ſeiner Ermordung bildete. Bei dieſem Unternehmen unterſtützten ihn zwei junge Leute, die zu einem benachbarten Gute gehörten, Herrn Dunbar blos vom Sehen kannten, keinen Haß gegen ihn hegten, und ſich nur ihrem würdigen Freunde, dem Aufſeher zu Gefallen in die Verſchwörung einließen. Während einiger Monate wurden verſchiedene Verſuche gemacht, welche der Zufall jedoch ſtets vereitelte. Endlich erhielten ſie die Gewißheit, daß Dunbar in einiger Entfernung von ſeiner Wohnung zu Mittag zu ſpeiſen beabſichtige, und erſt Abends zurückkehren könne. Man wählte einen Hinterhalt, um ihm den Rückweg abzuſchneiden, und im Augenblicke, da er durch ein dichtes Gehölz ritt, warfen ſich die Mörder auf ihn; der Aufſeher riß den Unglücklichen vom Pferde, und in wenigen Minuten hatten ſie ihn mit Stockſchlägen getödtet. Niemand hatte Verdacht auf den Aufſeher, als aber im Laufe der Unterſuchung ſein Haus wie die andern durchforſcht wurde, ſo fand man daſelbſt in einem verborgenen Winkel nicht allein die Uhr Dunbar's, ſondern auch eines ſeiner Ohren, welches der Elende in Folge des bei den Negern herrſchenden Aberglaubens mit ſich genommen, daß der Mörder, ſo lange er eines der Ohren ſeines Opfers beſitze, nicht von ſeinem Geſpenſte verfolgt werden könne. Die beiden fremden jungen Neger, zwei Neger Dunbar's und der Aufſeher, wurden vor Gericht gezogen, geſtanden ihr Verbrechen, und erlitten die gerechte Strafe. Des letzteren Kopf ſteckte man zur Warnung für Andere auf eine hohe Stange. Doch die Schuldigen befanden ſich noch im Kerker. Als eines Tags der Aufſeher eines benachbarten Gutes einem zum Arbeiten gemietheten Weibe aus irgend einem Grunde Vorwürfe machte; da ſprang die Furie auf ihn los, faßte ihn bei der Gurgel, und ſchrie ihren Gefährtinnen zu: „Herbei! herbei! Dunbaren wir ihn!“ und durch den heftigen, plötzlichen Angriff wäre es ihr bald gelungen, ihren Plan auszuführen, als die Sclaven des unglücklichen Aufſehers zu ſeiner Rettung herbeieilten. Dieſes Weib wurde ebenfalls hingerichtet. Allerdings geſchah das vor etwa fünf Jahren, als in den Bergen der Aufruhr ſeine Fahne erhoben; jetzt iſt Alles ruhig. Doch vor einem Jahre etwa fand man den Buchhalter eines benachbarten Gutes todt in einer von meinen Zuckerrohrpflanzungen. Der Schädel war ihm eingeſchlagen, und keine Unterſuchung führte zu Entdeckung des Mörders.

Ein Eigenthümer aus meiner Nachbarſchaft hat kürzlich drei Sclaven in das Gefängniß bringen laſſen, welche ihn mit ätzendem Sublimat zu vergiften ſuchten; alle drei Neger ſind ſeine Diener und einer von ihnen hat in ſeinen Dienſten ein hohes Alter erreicht. Sein Bruder iſt bereits ein Opfer eines ähnlichen Complots geworden, und doch rühmt man beide als menſchliche Herren.

Ein Agent, der bei den Negern ſehr in Gunſt zu ſtehen ſchien, ſah ſich genöthigt, wegen häufiger gegen ihn gerichteter Vergiftungs-Verſuche, ſein Unternehmen im Stiche zu laſſen, und ein Anderer, dem nicht die geringſte Bedrückung vorzuwerfen iſt, ſollte einmal mit einer Taſſe Kaffee vergiftet werden, und entging dem Anſchlage das zweite Mal nur durch ſeine Höflichkeit, indem er das unſelige, für ihn gebraute Getränk zwei jungen Buchhaltern bot, welche beide unterlagen. Seitdem hat man entdeckt, daß dieſes Verbrechen von dem abſcheulichen Glauben der

Neger an Obeah (Zauberei) herrührte; das Weib, welches den Trank gemiſcht hatte, kannte die giftige Natur deſſelben nicht, ſie hatte das Gift aus den Händen eines Zauberers als einen Zauber empfangen, der ihr ihren Herrn gewogen machen müßte.

Eines der feinſten von den Negern angewandten Gifte (und die Meiſten kennen eine Menge derſelben) wird aus der Wurzel der Caſſave bereitet. Sie drücken den Saft aus und laſſen ihn gähren; darin erzeugt ſich ein kleines Würmchen, deſſen Subſtanz in den Magen gebracht, vernichtend wirkt. Der Neger, der Jemand vergiften will, verbirgt dieſes Würmchen unter dem Nagel des Daumen, den er zu dieſem Ende wachſen läßt. Dann ſucht er ſein Opfer zu überreden mit ihm zu trinken oder zu eſſen, und ergreift den Moment, wo er ihm ein Glas oder eine Schüſſel reicht, und läßt den Wurm hineinfallen, der denjenigen unfehlbar tödtet, der ihn verſchluckt.

Ein anderes Mittel der Vernichtung findet ſich, wie man mir erzählt, in allen Gärten der Neger der Inſel, und zwar die Arſenik-Bohne. Dieſe Pflanze bringt keinen Nutzen, iſt nicht einmal eine Zierpflanze, und fragt man die Neger, warum ſie dieſelbe in ihren Gärten ziehen, ſo wiſſen ſie keinen Grund anzugeben, aber man darf ſicher darauf rechnen, ſie ſtets zu treffen. Die Leber des Crokodills beſitzt ebenfalls die zerſtörende Eigenſchaft, noch gefährlicher aber iſt, wie man behauptet, die Galle des Thiers.

Die Giftmiſcher und Meuchelmörder ſind, was ſich von ſelbſt verſteht, Ausgeburten und Ausnahmen bei den Weißen, und, daß Einzelne Verbrechen begehen, dient der ſchlechten Behandlung, der die Neger-Race lange Zeit ausgeſetzt war, nicht zur Rechtfertigung. Mit Schauer erinnert man ſich der Grauſamkeiten, welche die Spanier in der neuen Welt verübten. Folgender Zug von einem engliſchen Pflanzer kann als Seitenſtück zu allen Anecdoten aus der indianiſchen Geſchichte dienen, bei denen ſich die Haare der Leſer ſträuben.

Ich verlangte die Erklärung eines Volksliedes der Neger, das ungefähr ſo hieß:

„Man ſchlepp' ihn ſchnell nach Gulley fort! nach Gulley fort!“
„Doch bringt mir Kleid und Bahre wieder!“
„Oh! Maſſa, ſeht ich lebe noch!“
„Man ſchlepp' ihn ſchnell nach Gulley fort! nach Gulley fort!“
„Fort, fort mit ihm!“

Die Leute ſagten mir, dieſe traurige Ballade beziehe ſich auf einen Vorfall, der ſich etwa vor dreißig Jahren auf dem benachbarten Gute, genannt „Garten der Quelle,“ ereignet hat. Der Eigenthümer dieſes Gutes (ſein Name war, glaube ich, Redward) wird als der grauſamſte Pflanzer geſchildert, der je den engliſchen Namen geſchändet hat; ſo oft einer ſeiner Neger von einer, für unheilbar erklärten Krankheit befallen wurde, ertheilte er Befehl, den Unglücklichen in ein einſames, bei ſeinem Eigenthume gelegenes Thal zu bringen, welches Gulley (der Abfluß) hieß. Hier warf man ihn auf die Erde und überließ ihn ſeinem Geſchicke; ehe der Tod ſeine Leiden endete, wurde er in der Regel zur Hälfte von den Raben verzehrt. Dieſer ſchändliche, rohe Menſch erſparte durch dieſes Mittel, was ihm ſein Sclave während der letzten Krankheit gekoſtet hätte; aber damit nichts verloren gehe, ſchärfte er den Negern, welche den Unglücklichen trugen, ein, den Sterbenden, ehe ſie ihn in Gulley ließen, ganz nackt auszukleiden, und Decke und Bahre nicht zu vergeſſen, auf der man ihn getragen. Ein armer Teufel, den man ſo lebend nach dem Hochgerichte brachte, rief wiederholt in jammervollem Tone, er ſey noch nicht todt, und beſchwor ſeinen Herrn, ihn nicht auf ſo ſchreckliche Weiſe umkommen zu laſſen. Das Geſchrei konnte den Herrn nicht erweichen, aber ſeine Gefährten in der Sclaverei hatten kein Herz von Stein und Eiſen, wie ſehr dieſer Zuſtand die menſchliche Bruſt auch verhärtet. Einige von ihnen entriſſen den Raben in folgender Nacht das lebendige Feſtmahl, um das ſie ſich bereits zu verſammeln und zu ſtreiten begannen. Sie trugen ihren Kameraden in das Negerdorf und verbargen ihn vor Aller Augen. Ihrer Pflege hatte er ſeine vollſtändige Geneſung zu verdanken; er verließ das Gut, ohne daß Jemand Etwas von der Sache erfuhr; unglücklicher Weiſe kam der Herr eines Tags durch Kingſton, traf ſeinen Neger an einer Straßenecke und erſtaunte gewaltig, denjenigen ſich gegenüber zu ſehen, den er längſt bis auf die Knochen abgenagt glaubte. Bald aber wurde der Geiz Meiſter über das Erſtaunen; er hält den Wiedererſtandenen an, reclamirt ihn als ſeinen Sclaven, und befiehlt ſeinen Dienern ihn nach ſeinem Hauſe zu bringen; aber das Geſchrei des armen Teufels verſammelt die

Menge um die Schauſpieler dieſer Scene, ehe man ihn wegbringen kann. Er erzählte ſeine traurige Geſchichte und die Art, wie er Leben und Freiheit wieder erlangt; die Entrüſtung ſtieg bei dieſen empörenden Angaben in einem Maße, daß der ſchändliche Redward ſich noch glücklich ſchätzen mußte, aus Kingſton zu entkommen, wo er Gefahr lief, in Stücken zerriſſen zu werden. Man mag ſich leicht denken, daß er ſeinen Sclaven nicht mehr zurück zu fordern wagte.

2.

Leichenbegängniſſe einer Baghtin.

Die Aerzte riethen mir zu der Wiederherſtellung meiner Geſundheit zu einer Reiſe an den Ganges. Ihrem Rathe folgend, wurde ich dadurch, als ich in Dinapuhr anlangte, Zeuge einer Scene, die mir der Mittheilung würdig erſcheint und einen Beitrag zu den Kenntniſſen liefern wird, die wir bereits von den Sitten und Gebräuchen der verſchiedenen Eingebornen erlangt haben.

Beim Einbruche der Nacht ſaß ich in Bewunderung der Herrlichkeit des ſchwimmenden Mondes und der Millionen, am Firmamente glänzender Sterne verſunken in meinem Zelte; da ſah ich mich plötzlich durch den Lärm einer ziemlichen Anzahl von Hindu, die von einer Muſikbande begleitet, nach dem Fluſſe zogen, aus meinen Träumereien geriſſen. Ich geſellte mich zu ihnen, in der Hoffnung, einem luſtigen Schauſpiele beiwohnen zu können; aber bald war ich ſchmerzlich enttäuſcht, ich kam zur Todtenfeier einer Baghtin. Mit Blumen geſchmückt, wie ſie die Jahreszeit bot und mit ſilbernen und goldenen Blättern bedeckt, lag der Leichnam auf einem ſchmalen Bette; am Geſtade ließ man ihn nieder und das Gefolge ſetzte ſich an drei Seiten des Bettes, während Muſik und Geſänge ſich fortwährend vernehmen ließen. Ich wandte mich an einen der Anweſenden; er war zufällig aus dem Dorfe der Verſtorbenen und erwiderte mir auf meine Fragen unter heftigem Schluchzen: „Dſchenna war die Frau eines Tſchamar Baghi oder Prieſters, d. i. uns die heiligen Bücher verlieſt und erklärt; ſeine große Enthaltſamkeit verſchafft uns auch Vergebung der Sünden, denn, nie nimmt er thieriſche Nahrungsmittel zu ſich. Dſchenna, von ihrem Gatten treu geliebt, war zugleich die zärtlichſte Tochter, die beſte Freundin, und in der Blüthe ihrer Tage mußte ſie den Armen unglücklicher, über ihren Verluſt untröſtlicher Eltern entriſſen werden; die Frau, die ihr über dem Lager weinen ſeht, iſt ihre Mutter.“ Bei dieſen Worten hielt er inne, ſchluchzte auf's Neue und wiederholte einige Male: „Gott hat Dſchenna in eine beſſere Welt gerufen!“ »Sagt mir doch, hat ſie Kinder hinterlaſſen, die ihr frühzeitiges Ende beklagen?“ »Ja, ſie ſollte aber die Freude nicht empfinden, dem Erſtgebornen die Bruſt zu reichen; am ſiebenten Tage nach der Geburt des erſehnten Knaben hat die Mutter zu leben aufgehört.« Einige Augenblicke ſpäter hörte ich einen dumpfen Schrei; es hatte ſich ein Boot dem Ufer genähert; die unglückliche Mutter beugte ſich über die Tochter und drückte den Mund auf die lebloſen Lippen, dann ſchloß ſie die Todte noch einmal in die Arme und ſank, dem Schmerze unterliegend, ohnmächtig nieder; ſie hatte ihr den letzten mütterlichen Kuß gegeben. Man brachte den Leichnam in das Boot, welches ſich bald mit einem Theile der Sänger, der

Waſſer und das Gefolge füllte, während die Uebrigen am Ufer zurückblieben. Die Einen und die Andern wechſelten im Vortrage ihrer Melodien, bis das Boot die Mitte des Stromes erreicht hatte; dann wurde es auf allen Seiten ſtille, man verſenkte Dſcherna's Körper in die letzte Ruheſtätte, in das Ganges geheiligte Gewäſſer. Abermals ertönten Geſänge und Muſik, bis die Menſchen, welche ſich auf dem Boote befanden, wieder mit ihren Gefährten vereinigt waren, — dann ſuchte jeder in düſterem Schweigen ſeine Wohnung.

(Bengal Herald.)

Braſilien.

(Zu den Abbildungen.)

1.

Rio-Janeiro.

Es möchte ſchwer ſeyn, von dem braſilianiſchen National-Charakter eine allgemein paſſende Charakteriſtik zu geben, um ſo mehr, da die Braſilianer kaum erſt angefangen haben, eine Nation zu ſeyn. Im Allgemeinen theilen ſie freilich die Grundzüge des portugieſiſchen National-Charakters, und zwar unter Anderem auch darin, daß in den höchſten Ständen und beſonders in den Seeſtädten, ſich jede Eigenthümlichkeit verwiſcht und einer nicht ſehr vortheilhaften Nachahmung engliſcher Sitten Platz gemacht hat, welche unglücklicher Weiſe beſonders dazu geeignet ſind, Schwäche und Gehaltloſigkeit hinter vielerlei äußern Bedürfniſſen und Förmlichkeiten zu verbergen, welche einen gewiſſen Grad von Bildung vorausſetzen, ohne ihn zu geben und demnach die Aeußerungen und die Entwicklung der natürlichen Anlagen, woran dieſe Südländer ſo reich ſind, ſo ſehr beſchränkt, indem ſie dieſelben größtentheils aus dem Ton der guten Geſellſchaft verbannen.

Wenn in dieſer Hinſicht Liſſabon und Rio de Janeiro ſich wenig unterſcheiden, ſo iſt dagegen nicht zu läugnen, daß die untern Volksklaſſen in Rio de Janeiro und der Umgegend ſich ſehr durch rüſtigen, frohen Lebensmuth vor denſelben Klaſſen in Portugal, oder wenigſtens in der Hauptſtadt des Mutterlandes auszeichnen. In Rio erſcheint alles aufgeregter, bunter, und froher. Muſik, Tanz und Feuerwerke geben jedem Abende, in dem von den untern Klaſſen bewohnten Theile der Stadt, ein feſtliches Leben, und in den Worten, die die Mandoline begleiten, ſo wie in dem lärmenden Geſpräch der Gruppen, zeigt ſich, wenn auch nicht viel Kraft und Zartgefühl, doch viel treffender Witz und geſunder Verſtand. Das Volk in den übrigen Seeſtädten, z. B. Bahia und Pernambuco, hat zwar viele Aehnlichkeit mit dem von Rio de

Janeiro, doch ſind beſonders die Pernambucaner weniger leichtſinnig, als die Einwohner von Rio; ſie ſind eher geneigt, irgend einen Gegenſtand mit ernſter Leidenſchaft zu ergreifen, und erſcheinen daher oft gewaltiger als vorher.

In Rio de Janeiro tragen die Männer kurze Weſten aus Tuch und Zeug, lange Beinkleider mit bunten, ſeidenen Leibbinden, und den aus Chili eingeführten kegelförmigen Strohhut mit breitem Rande; die Capa (den Mantel) nach ſpaniſcher Sitte. Die Kleidung der Frauen in der Hauptſtadt iſt dem Wechſel der Europäiſchen Mode unterworfen, doch ändern ſie nicht gern, weder Stoff noch Farbe des Kleides, das meiſt aus ſchwarzem Atlas gewählt wird. Schwarz iſt auch der Schleier, ohne welchen kein Frauenzimmer auszugehen pflegt. Friſche Blumen im Haar und im Gürtel, häufig auch ein farbiges leichtes Tuch (pennuelo) oder eine bunte Guirlande um das Kleid mildern den Eindruck der Farbe. Die ältern Duennen gehen immer mit dem Kopftuche und der Mantilla, zu der meiſt helle Farben gewählt werden.

Der geſellſchaftliche Ton in den höhern Ständen iſt meiſtens eine Nachahmung der engliſchen Sitten und dieſe ſind der natürlichen Lebhaftigkeit der Einwohner und zum Theil dem Clima ſelbſt zu wenig angemeſſen, als daß ein ſolches Gemiſch einen angenehmen Eindruck auf den unbefangenen Fremden hervorbringen könnte; wie es ihm überhaupt auffallen muß, in einer ſo großartigen eigenthümlichen Natur alle die kleinlichen Thorheiten und Feſſeln der europäiſchen und beſonders der engliſchen guten Geſellſchaft wieder zu finden, und z. B. die Spaziergänger, welche den passeio publico beſuchen, mit den neueſten Moden von Paris und London ausſtaffirt zu ſehen. Einen ausgezeichneten Platz in allen Geſellſchaften nehmen die Geiſtlichen, beſonders Ordensgeiſtliche ein, den ſie auch wirklich durch ihr Betragen eben ſo ſehr als durch ihre verhältnißmäßig höhere Bildung vollkommen verdienen.

Wenn einerſeits das geſellſchaftliche Leben der höhern Stände in Rio eben ſo wenig wie in den meiſten großen Städten Europa's dem Maler einen reichen Stoff zur Auffaſſung und Darſtellung gibt, wie ſehr er auch ihre ſonſtigen Vorzüge anerkennen mag, ſo wird er durch das bunte lärmende Gewühl unter den niedern Volksclaſſen reichlich dafür entſchädigt. Hier findet man die africaniſche Race mit ihren Abarten immer mehr vorherrſchend, ſowohl durch ihre auffallende Farbe und ihre Zahl, als durch ihre Liebe zu bunten Farben, durch das laute Geſchrei, womit ſie ſich ſelbſt zur Arbeit aufmuntern, und durch die lärmenden Ausdrücke ihrer Fröhlichkeit. Sonderbar fällt dagegen das düſtere Weſen der Indier auf, welche hie und da als Fiſcher und Schiffer oder Maulthiertreiber einen Platz in dieſem Gemälde einnehmen. Eigentliche wilde Indier ſieht man übrigens in Rio ſehr ſelten, und ihre Erſcheinung erregt auch bei den Einwohnern immer großes Aufſehen. Am lebhafteſten iſt das lärmende Treiben auf dem Platze, der ſich von dem kaiſerlichen Palaſt nach dem Landungsplatz ausbreitet (Largo do paço). Hier verſammeln ſich, beſonders Abends, Menſchen aus allen Ständen, von allen Nationen, und von allen Farben. Die Geſchäfte des Aus- und Einladens der Schiffe auf der einen und der kaiſerliche Pallaſt mit dem militäriſchen Gepränge des Hofes auf der andern Seite, tragen dazu bei, dieſes Gemälde zu beleben. Ein auffallender Gebrauch iſt der, daß, wenn der Kaiſer vorüberfährt, die Begegnenden aus den Wagen ſteigen, während das gemeine Volk niederkniet. — Ein charakteriſtiſcher Zug in dem öffentlichen Leben zu Rio-Janeiro iſt die große Anzahl von kirchlichen Feierlichkeiten, Proceſſionen u. ſ. w. und die lärmende Freude, womit ſie beſonders von den untern Volksklaſſen in den Quartieren von Mata-porcos und Gamboa und Vallongo, durch Feuerwerk, Muſik und Tanz gefeiert werden.

In ihrer Lebensart ſind die Einwohner von Rio im Ganzen ſehr mäßig, doch zeichnet ſich darin beſonders die wohlhabendere Mittelclaſſe aus. Ihre Nahrung iſt einfach, und beſteht beſonders aus Früchten und andern Vegetabilien und Käſe. Im Genuß geiſtiger Getränke ſind ſie außerordentlich ſparſam. Dies gilt weniger von den untern Volksclaſſen, denen aber ſtarke Weine und Zuckerrohrbranntwein bis zu einem gewiſſen Grade nöthig ſind, wenn die ſchweren Speiſen, Mandioca und Mais, Bohnen und trocknes, geſalzenes Rindfleiſch, woraus ihre hauptſächliche Nahrung beſteht, ihnen nicht ſchädlich werden ſollen. Uebrigens ſind Betrunkene auch unter den niedrigſten Ständen der in Braſilien gebornen Weißen ſehr ſelten; häufiger findet man ſolche Unmäßigkeiten bei den Negern, und noch mehr bei den Indiern. Der beſte Beweis für die Zweckmäßigkeit der Lebensart der Bewohner von Rio iſt der verhältnißmäßig ſehr gute

Geſundheitszuſtand dieſer Stadt. Eigentliche endemiſche und epidemiſche Krankheiten ſind in Rio ganz unbekannt, was um ſo auffallender iſt, da in den nächſten Umgebungen die ſumpfigen Niederungen des Saco do Alferez ſich ausdehnen, und da für die Reinlichkeit der Straßen ſehr wenig Sorge getragen wird, ſo daß auf den beſuchteſten Plätzen zuweilen todte Hunde, Katzen, und ſogar Maulthiere tagelang liegen bleiben.

2.

Einwohner von San Paulo.

Sehr verſchieden von den Bewohnern der nördlichen Provinzen und der Küſte, ſind in mancher Hinſicht die Einwohner der Provinzen des Innern und des Südens, beſonders die Pauliſten und Mineiros, unter welchen aber wiederum mancherlei Local-Verſchiedenheiten der Beſchäftigung und Lebensart, Verſchiedenheiten des Provinzial-Charakters hervorgebracht haben. Die Provinz San Paulo hat keinen ſo lebendigen Verkehr nach Außen als Rio de Janeiro. Die Provinz iſt weniger bevölkert als die Küſtenprovinzen, und auch in Santos, der Hauptſtadt derſelben, iſt die Volksmaſſe lange nicht ſo groß, der Verkehr nicht ſo lebendig, als in Rio. Schon das hat die Folge, daß der eigentliche Pöbel einen geringern Theil der Bevölkerung ausmacht, daß auch bei den untern Ständen mehr Ernſt, mehr individuelle Würde ſich findet. Offenheit, die oft in Derbheit übergeht, viel Ehrgefühl und eine große Reizbarkeit, die nicht ſelten mit Mißtrauen und Rachſucht verbunden iſt, Kühnheit, körperliche Kraft und Gewandtheit, ein raſtloſer Unternehmungsgeiſt, zeichnen den Pauliſten ſchon ſeit den früheſten Zeiten der Colonie aus.

Der Unternehmungsgeiſt der Pauliſten hat ſich jetzt einen friedlicheren Wirkungskreis geſucht, nachdem der Durſt nach dem Golde und den Diamanten der fernen Gebirge von Minas, Goyaz und Cujaba dem ſichern Anbau eines fruchtbaren Bodens unter dem mildeſten Klima der Erde, oder den Beſchäftigungen der Viehzucht Platz gemacht hat. Dennoch aber findet man noch jetzt faſt in allen übrigen Theilen Braſiliens Pauliſten, die als Pflanzer oder auf andere Art ihr Glück verſuchen. Die Pauliſten gelten auch noch jetzt für die beſten Soldaten in Braſilien, und die Milizenregimenter von San Paulo haben in dem letzten Kriege von Buenos-Ayres dieſen Ruf bewährt. Manches in dem Charakter und in den Sitten der Pauliſten läßt ſich aus der Vermiſchung mit ſpaniſchem Blute erklären, die zu verſchiedenen Malen durch Einwanderungen aus den benachbarten Colonien Statt fand, was auch die große Menge von ſpaniſchen Namen bezeugt, welche man in der Provinz findet. Daher ſchreibt ſich wohl auch die größere Einfachheit der Sitten und Bedürfniſſe, der Mangel an Luxus, auch bei den höhern Ständen, beſonders an eleganten Haus- und Küchen-Geräth, endlich die unbefangene Herzlichkeit des geſelligen Tones, wo Muſik, Tanz und Geſpräch die Stelle der Spielkarten vertritt, welche in den meiſten andern braſilianiſchen Städten den erſten Platz in der Geſellſchaft einnehmen, die hierin der portugieſiſchen und engliſchen Sitte folgt, während die Pauliſten die ſpaniſchen Tertullas beibehalten haben.

Die Trachten haben in allen Provinzen Braſiliens noch einige Aehnlichkeit mit denen des Landvolkes im Mutterlande und in Spanien behalten. Jedoch zeigt ſich in den Küſtenprovinzen, und vorzüglich in Rio de Janeiro, der Einfluß der Moden aus Frankreich und England, da Braſilien noch keine eigenen Fabriken hat, und deren Errichtung unter dem portugieſiſchen Gouvernement verboten war.

Die Coſtüme in den Provinzen unterſcheiden ſich nur wenig von denen in der Hauptſtadt.
Die größere Entfernung von Seeplätzen erzeugt größere Einfachheit der Tracht. Die Mantill
iſt allgemein angenommen; ein runder Filzhut mit Federn verdrängt den Schleier ſowohl i
San Paul als in Minas, und da auch das Klima ſchon wärmere Bekleidung bedingt, ſo ſieh
man die Frauen auch im Hauſe einen Ueberrock aus leichtem Tuche tragen, oft aber erſetz
dieſes Ueberkleid das einfache Tuch, welches auch Negerinnen führen, und das ſhawlartig um
geſchlagen wird.

3.

Pflanzer.

Die Lebensart, die Sitten, die Lage des braſilianiſchen Pflanzers, ſind zwar, wie man
denken kann, verſchieden, je nach dem Grad von Wohlſtand, deſſen er genießt; noch mehr Ein
hat aber in dieſer Hinſicht die Art des Erwerbes, die er zu ſeinem Hauptgeſchäfte macht: Vi
zucht oder Ackerbau; und wiederum die verſchiedenen Zweige des Ackerbaus, die in Braſilien
trieben werden; ferner die größere Nähe oder Entfernung von der Küſte, von größern Städ
von beſuchten Straßen.

Da die Zuckerpflanzungen ſich meiſtens in der Nähe der Küſte, in den Gegenden fin
wo die Bevölkerung zahlreicher und der Anbau älter iſt, und da ſie auch einen größern Aufw
von Gerätſchaften, Werkzeugen und Sclaven erfordern, ſo kann man im Ganzen die Ei
thümer der Zuckerpflanzungen als die Angeſehenſten unter den Pflanzern betrachten; dag
findet ſich auch bei ihnen im Ganzen weniger Originalität und Einfachheit der Sitten, als
den kleinern Pflanzern des Innern, und die reichern unter ihnen leben meiſtens in den Ge
mit europäiſchem Luxus.

Die Lebensart eines Roceiro oder Pflanzers im Innern, iſt meiſtens ſehr einfach,
nichts kann falſcher ſeyn, als das Bild, was man häufig in Europa nach Berichten aus Oſti
und Surinam von dem Müßiggang und Wohlleben eines braſilianiſchen Pflanzers entw
Nach der häuslichen Einrichtung, der Kleidung und Nahrung dieſer Leute, würde ſich ein Euro
ſchwer überzeugen, daß die meiſten von ihnen wohlhabend, viele reich ſind. Das Haus eines w
habenden Pflanzers hat nur ein Stockwerk. Die Wände ſind aus Lehm gebaut, zuweilen
weißt, der Grund bis etwa zwei Fuß über dem Boden beſteht aus unbehauenen Granitbl
Das Dach mit breiten Hohlziegeln gedeckt, ſteht acht bis zwölf Schritte über die Wänd
Hauſes hervor, und iſt auf hölzerne Säulen geſtützt. Rings um das Haus läuft eine Altan
ſogenannte Varanda, was an die Bauernhäuſer in manchen Gegenden der Schweiz erinner
Die Thür iſt etwas über den Boden erhöht, und einige Stufen führen zu ihr hinan.
tritt man in einen großen Saal, der gewöhnlich als Eßzimmer für alle Hausbewohner
Dahinter befindet ſich die Küche, welche zugleich das eigentliche Wohnzimmer der Hausſklave
die ſich um den niedrigen Heerd verſammeln. Rechts und links von jenem erſten Saale
wöhnlich noch zwei Zimmer, wovon eines von dem Hausherrn bewohnt wird, das
meiſtens für Gäſte leer bleibt. Ein anderes Eßzimmer, neben der Küche, iſt für die

beſtimmt, und hat einen eigenen Ausgang auf die Varanda, welche hier eine getrennte Abtheilung bildet. — In einer andern Ecke des Hauſes, meiſtens in einem Theil der Varanda, iſt eine kleine Kapelle für den häuslichen Gottesdienſt befindlich. — Von der Küche führt eine kleine Hinterthür und Treppe in den Garten. Thüren und Fenſterladen ſind ſehr groß und von ſchwerem Holz. Glasfenſter giebt es nicht. Das Hausgeräth beſteht meiſtens aus mehren großen Tiſchen und einigen großen Kiſten, worin Kleider u. ſ. w. verſchloſſen werden, und die zugleich als Sitze und oft als Bettſtelle dienen. Höchſtens in dem Nebengemach findet man einige zierlichere Geräthſchaften, als Spiegel u. ſ. w. Der Fußboden iſt mit Matten aus Bambusrohr bedeckt, wie auch die Plafonds, welche von den Sclaven im Haus verfertigt werden und, mit lebendigen Farben gebeizt, einen ſehr freundlichen Anblick gewähren. — Die Kleidung der Männer beſteht im Hauſe aus einem baumwollenen Hemde und eben ſolchen Beinkleidern; an den bloßen Füßen tragen ſie eine Art großer Pantoffeln (tamancas) und oft Sporen, um ſogleich zu Pferde ſteigen zu können, da ſie auch den kürzeſten Weg ſelten zu Fuß machen. Die Damen tragen im Hauſe meiſtens nur ein weißes baumwollenes Hemd, und werfen, wenn Fremde kommen, allenfalls einen groben Shawl um. Eben ſo einfach iſt die Nahrung des Pflanzers. Den Anfang des Mahls, das gegen Abend eingenommen wird, macht Mandiocamehl mit Orangen, dann folgen ſchwarze Bohnen mit Speck oder geſalzenem Fleiſch, zuweilen kommt noch ein Huhn mit Reis dazu; dann ſchließt der Nachtiſch, beſtehend aus Käſe und Früchten. Das gewöhnliche Getränk iſt Waſſer. Dies iſt in den meiſten Fällen wirklich angeborne Mäßigkeit; denn wenn Fremde bewirthet werden ſollen, oder bei andern außerordentlichen Gelegenheiten, fehlt es nicht an feinen Speiſen aller Art, europäiſchen Weinen und Leckereien. Dieſe werden Reiſenden, auch wenn ſie ganz fremd ſind, vorgeſetzt; der Hauswirth leiſtet ihnen dabei Geſellſchaft, trinkt ihnen allenfalls zu, und nachdem ſie ſich geſättigt haben, ſetzt er ſich mit ſeiner Familie an denſelben Tiſch, um das gewöhnliche genügſame Mahl zu verzehren. In größern Pflanzungen wird zwar für die Sclaven beſonders gekocht, wo aber nicht viel Sclaven ſind, und beſonders auf den abgelegenen Pflanzungen im Innern des Landes, ſpeiſen gewöhnlich Herren und Sclaven ſehr patriarchaliſch an einem Tiſche. In ihrem Betragen gegen Fremde, und überhaupt im Umgange, ſind die braſilianiſchen Pflanzer, beſonders die Angeſehenern, ſehr ceremoniös, und haben viel von der lärmenden, wortreichen Höflichkeit der Portugieſen. Es iſt zwar wahr, daß die Anerbietungen, womit ſie den Fremden überhäufen, ſehr oft nur leere Formeln ſind, beſonders in den ſtark beſuchten Gegenden; allein eben ſo oft würde man dieſen Leuten Unrecht thun, wenn man in ihrem ganzen Betragen nur Falſchheit ſehen wollte. Man findet oft, daß ſie mehr halten als ihre Uebertreibungen hoffen laſſen.

Jedem unbefangenen Beobachter wird ein längerer Aufenthalt in Braſilien, ein näherer Umgang mit den Pflanzern im Ganzen günſtige Meinung von ihren perſönlichen Eigenſchaften einflößen. In Ermangelung von Kenntniſſen und feinerer Bildung, beſtehen die geſellſchaftlichen Vergnügungen meiſt in der Unterhaltung über Tages- und Familien-Ereigniſſe in der Nachbarſchaft, die bei ſo einfachen Verhältniſſen leicht wichtig erſcheinen; außerdem müſſen der natürliche Verſtand, die Lebhaftigkeit und der Witz der Theilnehmer aushelfen. Eine Mandoline fehlt ſelten unter den Geräthſchaften einer Pflanzerwohnung, und Muſik und Tanz erheitern das häusliche Leben.

Die Einförmigkeit dieſes Lebens wird kaum durch eine andere Veranlaſſung unterbrochen, als durch die Feſte der Kirche, die um ſo wichtiger werden, da ſie der Vereinigungspunkt der Pflanzer aus der ganzen Umgegend ſind, die hier ihre Geſchäfte ausmachen und neue anknüpfen. Der Sonntag in einer Aldea, oder einem kleinen Flecken, der vielleicht gerade ein verehrtes Heiligenbild beſitzt, bietet einen lebendigen Anblick dar, durch die einzelnen Pflanzerfamilien, welche von allen Seiten herbeiziehen, die Männer zu Pferde, die Damen entweder auch zu Pferde oder in Sänften von Maulthieren oder Sclaven getragen. Größere Kirchenfeſte werden mit vielem Aufwande gefeiert, mit Feuerwerken, Tanz und Schauſpielen, die freilich ſehr an die erſten Anfänge der mimiſchen Kunſt erinnern, aber wobei es dem derben Witz der Schauſpieler meiſtens vollkommen gelingt, ihre Zuſchauer zu befriedigen. Bei ſolchen Gelegenheiten werden geiſtige Getränke nicht geſpart; allein wenn die Anweſenden auch nicht immer innerhalb der Gränzen der ſtrengſten Mäßigkeit bleiben, ſo ſind rohe Ausbrüche der Unmäßigkeit auf jeden Fall weit ſeltner, als ſie es unter ähnlichen Umſtänden bei den meiſten europäiſchen Nationen ſeyn.

würden. Häufiger iſt die Trunkenheit und ihre Folgen bei den Sclaven, und noch mehr bei den Indianern, wenn ſie Gelegenheit haben, an ſolchen Feſten Theil zu nehmen, was um ſo leichter der Fall iſt, da dabei die ausgedehnteſte Gaſtfreundſchaft herrſcht, indem die Koſten des Feſtes der Reihe nach jeden Tag von einem oder mehren der reichſten Pflanzer getragen werden, welche der Geiſtliche des Orts benennt und die ſich dieſe Wahl zur großen Ehre rechnen.

4.

Neger.

Afrika war zwar ſchon ſeit den früheſten Zeiten ein Sclavenmarkt für die alte Welt, allein die Entdeckung von America gab zuerſt dieſem Handel eine politiſche Wichtigkeit. Man glaubt ſehr allgemein, P. Laſcaſas, der Beſchützer der Indianer, habe zuerſt die Einführung von Negerſclaven in America veranlaßt, um die Lage der Eingebornen zu erleichtern, welche den Arbeiten, die ihnen von den Eroberern auferlegt wurden, nicht gewachſen waren. Dieſe Meinung iſt jedoch in ſo fern unrichtig, als noch ehe Laſcaſas ſich zum Beſchützer der Indianer aufwarf, Negerſclaven auf der Inſel Hiſpaniola eingeführt worden waren.

Die Dominikaner, welche ſich bei jeder Gelegenheit mit dem größten Eifer der Eingebornen annahmen, waren es beſonders, welche darauf drangen, die Pflanzen und Minen in America durch Neger bauen zu laſſen, welche den Indianern an Kräften ſo überlegen ſeyen, daß ein Neger ſo viel arbeite als vier Indianer. Der Licenciat Laſcaſas hatte verſchiedene andere Vorſchläge gethan, um das Loos der Indianer zu erleichtern, ohne daß einer derſelben ausführbar befunden worden wäre; er trat daher endlich der Anſicht der Dominikaner bei, in deren Orden er auch ſpäter eintrat, und unterſtützte ſie mit dem ganzen Anſehen, das ſeine Tugenden und ſeine Stellung ihm gab; und die Einführung von Negerſclaven, gegen eine leichte Abgabe an den königlichen Schatz, wurde von nun an in das ſpaniſche Colonialſyſtem aufgenommen.

Eine übelverſtandene Philantropie hat dieſe Maßregel ſowohl dem edeln Laſcaſas als der ſpaniſchen Regierung zum Verbrechen gerechnet, ohne zu bedenken, daß das Tadelnswerthe, was dieſe Maßregel haben konnte, der Zeit angehörte und nicht den Individuen: dieſen gehört allein das Verdienſt, ein ſchon lange vor ihnen entſtandenes, von ihrem Willen unabhängiges Verhältniß zur Vermeidung eines neuen Uebels und zur Erreichung des möglichen Guten benützt zu haben. Hier, wie in allen Dingen, wäre es unbillig, die Abſichten und Einſichten der Urheber einer Maßregel nach den Folgen zu beurtheilen, die ſie ſpäter in ihrer Ausführung gehabt hat, und welche Folgen auch ſpäter die Einführung der Neger in America gehabt haben mag, ſo lag an und für ſich in dieſer Maßregel nichts, was ſie verhindern konnte, eine Wohlthat für die Europäer, für die Indianer und für die Neger ſelbſt zu ſeyn, und wenn dadurch endlich doch das allmählige Verſchwinden der Ureinwohner nicht verhindert worden iſt, wenn die Europäer in dieſem Augenblick da, wo eine ſchwarze Sclavenbevölkerung exiſtirt, mehr Nachtheil als Vortheil davon haben, ſo iſt es doch gewiß, ſo paradox es auch klingt, daß die Neger im Ganzen bei ihrer Verpflanzung nach America gewinnen; daß ihre Lage, wenigſtens in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien beſſer iſt, als ſie es bei dem gegenwärtigen Zuſtand Africas, der freilich größtentheils von dem Sclavenhandel nach America bedingt wird, ſeyn kann; daß ihnen in America eine Bahn der Civiliſation eröffnet iſt, deren Möglichkeit in Africa, bis auf den heutigen Tag, noch nicht abzuſehen iſt.

Von der Anzahl der Neger, welche ſeit der Entdeckung von America Africa entriſſen und nach der neuen Welt verpflanzt worden ſind, kann man ſich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß während der letzten zehn Jahre in Braſilien allein jährlich gegen 30,000 Neger eingeführt worden ſind.

Die eigentliche Ueberlegenheit des Weißen über den Schwarzen liegt jedoch nicht ſowohl in den Außendingen, Unterricht u. ſ. w.; denn man findet gewiß Tauſende von Weißen, nicht nur in America, ſondern auch in Europa, die nicht beſſer oder ſchlechter unterrichtet ſind, als Tauſende von Negern; ſondern es iſt eine tieferliegende innere organiſche Ueberlegenheit, die den Neger gewiſſermaßen zum Weißen in das Verhältniß des Weibes oder des Kindes zum Manne ſetzt. Dieſes Verhältniß zeigt ſich unter andern auf eine ſehr merkwürdige Art in der Gewalt, welche der Weiße auf den Neger in den Berührungen des thieriſchen Magnetismus ausübt. Dieſe Ueberlegenheit läßt ſich vielleicht durch die größere Intenſität des Nervenſyſtems und ſeiner Function; durch eine größere Harmonie in allen Seelen- und Lebens-Kräften erklären, oder vielmehr wir können aus bekannten Thatſachen auf dieſe Eigenſchaften ſchließen. Solche Thatſachen aber, die eine wirklich phyſiſche Herrſchaft des Weißen über den Neger, abgeſehen von ſeiner äußern Civiliſation, beweiſen, kommen täglich vor, und ſie wird von keinem Theil ſo leicht anerkannt, als von den Negern ſelbſt; ſo daß auch da, wo zunächſt kein äußerer Zwang wirkſam iſt, ſich von ſelber ein Verhältniß von dem Neger zu dem Weißen bildet, was viel von demjenigen des Kindes zum Vater hat; und nichts kann einem guten Herrn leichter ſeyn, als die Sclaverei in dieſem Sinne zu einer Wohlthat für beide Theile zu machen. Wenn man aber aus dieſer unläugbaren Unterordnung des Negers auf die Nothwendigkeit der Sclaverei geſchloſſen hat, ſo könnte man vielleicht mit mehr Recht ſchließen, daß dieſe factiſche Ueberlegenheit des Weißen eine geſetzliche Ueberlegenheit deſſelben überflüſſig macht, und daß im Gegentheil nur der Mißbrauch irgend eine Gefahr herbeiführen kann, da dieſe ſchwarzen Kinder, bei aller ihrer Anerkennung unſerer Ueberlegenheit, dennoch hinreichende phyſiſche Kräfte beſitzen, um ein zu drückendes Joch mit Gewalt abzuwerfen, und da ihre Leidenſchaften, wie die der Kinder, wenn ſie einmal gereizt ſind und zum Ausbruche kommen, gar keine Gränzen mehr kennen, ſo, daß vor ihrer furchtbaren Wuth, wie vor rohen Naturkräften, die phyſiſchen Kräfte des Weißen zurückbeben; es ergreift ihn eine geheime Scheu, der ähnlich, obgleich ganz verſchiedenen Urſprungs, die unter gewöhnlichen Umſtänden der Neger vor dem Weißen fühlt.

Dergleichen Schlüſſe können jedoch ebenſo wenig zu irgend einem befriedigenden Reſultat führen, als die Discuſſionen über angeborne Menſchenrechte. Die Ueberzeugung, daß der Menſch das Recht hat frei zu ſeyn, kann in letzter Inſtanz immer nur auf einem Glauben beruhen, der über jede Discuſſion erhaben iſt, und das Recht des Stärkern den Schwächern zu beherrſchen, iſt gewiß ſo alt als jenes des Schwächern, ſich von ihm unabhängig zu machen; auf jenem aber beruhen die beſtehenden Rechtsverhältniſſe, welche den Sclaven zum Eigenthum des Herren machen, und wenn die Freiheit heilig iſt, ſo iſt es das Eigenthum nicht weniger. Auf dieſem Wege bliebe alſo zuletzt den Vertheidigern der Menſchenrechte nichts übrig, als den Sclavenbeſitzern ihr Eigenthum mit Gewalt zu nehmen, wenn ſie es können; denn ſchwerlich wird es ihnen gelingen, ſie zu überzeugen, daß ſie nicht das Recht haben, die Neger, die ſie gekauft oder geerbt haben, zu behalten, weil dieſe Neger ihrerſeits das Recht haben frei zu ſeyn. Es iſt offenbar leichter, und in ſofern für die Neger ſelbſt, deren Wohl man beabſichtigt, vortheilhafter, die Pflanzer und die Vertheidiger der Sclaverei überhaupt zu überzeugen, daß ihr eigener Vortheil ihnen gebietet, ihren Rechten oder einem Theil derſelben zu entſagen; und eine Discuſſion über die Nothwendigkeit der endlichen Emancipation der Sclaven, und über die Mittel, wie ſie am wohlthätigſten für alle Theile eingeleitet und ausgeführt werden kann, wird immer eher ein genügendes Reſultat geben, als das Entgegenſtellen natürlicher und geſetzlicher Rechte, wovon die letztern auf jeden Fall den Vortheil haben, klar erweislich und im Beſitz zu ſeyn.

Die endliche Emancipation der Negerſclaven in America mag nun ein natürliches Recht derſelben ſeyn oder nicht, ſie mag die geſetzlichen Rechte der Eigenthümer verletzen oder nicht;

auf jeden Fall iſt ſie eine unvermeidliche, natürliche Folge der Wirkung einmal beſtehender Kräfte, und die Eigenthümer können ihre geſetzlichen Kräfte nur dadurch retten, daß ſie ſie freiwillig aufgeben. Wollen die Sclaveneigenthümer die Lage ihrer Sclaven ſo erträglich machen als möglich; wollen ſie das geiſtige und körperliche Wohl derſelben befördern, was bei den meiſten um ſo mehr der Fall ſeyn mag, da der wohlverſtandene Vortheil des Herrn ſelbſt ihn dazu auffordert, ſo werden zwar die Sclaven den Druck ihres Zuſtandes nicht ſo ſehr fühlen; allein man ſey überzeugt, daß ſobald ſie Eigenthum und Fertigkeit erlangt haben, was die unvermeidliche Folge einer wirklich guten Behandlung iſt, ſobald die factiſche Ueberlegenheit des Weißen verſchwunden oder vermindert iſt, der Letztere vergeblich verſuchen wird, den Neger länger in der geſetzlichen Unterordnung der Sclaverei zu erhalten; dieſer wird das Bedürfniß gleicher Rechte fühlen, zugleich mit den Mitteln ſie zu erlangen.

Die Sclaven auf der Stufe der factiſchen Unterordnung, worauf ſie jetzt ſtehen, zu erhalten, möchte an und für ſich unmöglich ſeyn; und wollte man dieß aber auch wirklich durch Gewaltsmittel, durch eine ſtrenge Behandlung, durch alles was die Sclaverei noch drückender machen kann, verſuchen, ſo würde ein ſolches Syſtem kein anderes Reſultat haben, als daß die Sclaven ſich von unerträglichen Uebeln mit Gewalt frei zu machen ſuchten. Es bleibt alſo keine andere Wahl, als auf der einen Seite die allmählige Emancipation von Negern, die zur bürgerlichen Freiheit, zum Genuß gleicher Rechte mit den Weißen vorbereitet ſind, und auf der andern Seite der gewaltſame Ausbruch aller Leidenſchaften, deren die animaliſche Natur des Menſchen fähig iſt.

Man behauptet, daß der Ackerbau in den Theilen America's, wo er durch Sclavenhände betrieben wird, nur durch dieſe beſtehen kann, und daß die Emancipation der Sclaven, unter welchen Bedingungen es auch ſey, die Pflanzer zu Grunde richten würde. Nach dem was wir eben geſagt, könnte dieſe Behauptung, auch wenn ſie gegründet wäre, doch kein Argument gegen die Emancipation geben, da hierdurch an den Thatſachen, welche die Emancipation unvermeidlich machen, und nur die Wahl zwiſchen zwei Wegen nach demſelben Ziel laſſen, nichts verändert wird. Allein es iſt nicht ſchwer einzuſehen, wie ungegründet dieſe Behauptung iſt. Die Emancipation könnte nur die Folge haben, daß an die Stelle der Sclavenarbeit die Arbeit freier Taglöhner käme, welche nach allen Erfahrungen vortheilhafter iſt als jene.

Wir entnehmen obige Schilderungen dem trefflichen Werke: „Maleriſche Reiſe in Braſilien von Moritz Rugendas,“ herausgegeben von Engelmann und Comp. in Paris, dem auch die vier anliegenden Lithographien entlehnt ſind.

Miscellen.

Erinnerungen an China.

(Von einem Britiſchen Seeoffizier.)

Warum ſind doch die Chineſen von allen übrigen Menſchenkindern ſo gar verſchieden? Den Grund dieſer Verſchiedenheit ſuche man nicht etwa in ihren platten Geſichtern und Naſen, in ihrem ſpitzen Kinn und borſtigen Haar, in ihren breiten Hüten oder kegelförmigen Mützen mit dem farbigen Glasknopfe und der Troddel aus rothgefärbtem Pferdehaar, auch nicht in ihren Stiefeln aus Linnen mit Sohlen, die zwei Zoll dick ſind. — Der wahre Grund iſt darin vielmehr zu ſuchen, daß ſie anders denken, als wir: in ihren Ideen iſt, nach unſeren Begriffen, das Oberſte zu Unterſt gekehrt — doch ſachte! — vielleicht denken ſie nicht beſſer von den Unſrigen. Es iſt dies ein dunkles Problem, das ich nicht zu löſen unternehme.

So viel weiß ich a posteriori, daß wir auf unſerer Fahrt von den Ladronen-Inſeln nach Canton die Enteneier zu Tauſenden verzehrten. Beinahe mußten wir befürchten, daß unſer Schiff auf den vielen Schalen, die in's Meer flogen, ſich feſtrennen würde. Unſer chineſiſcher Komprador war ein Kerl, der Allen in Allem zu Dienſten ſtand und Jeden von uns gar zierlich zu prellen wußte. Er ſorgte dafür, daß wir immer ganze Töpfe mit eingemachtem Ingwer und große Körbe voll der köſtlichſten Orangen bekamen.

Als wir bei Tſchuen Pu (etwa 180 Miles oberhalb Makao) ankerten, verſuchten wir manchmal einen Ausflug nach der Küſte. Bei ſolchen Gelegenheiten beſahen wir uns oft einen Tempel, der unſerem Ankerplatz gegenüber lag. Da ſaßen zwei grimmige Figuren — ob gute oder böſe Geiſter, weiß ich nicht. Der Tempel war immer von Beſuchern leer, obgleich er in der Nähe eines Dorfes ſtand, und die Chineſen hatten nichts dawider, daß wir hineingingen; ſie wollten uns aber keine Auskunft über die heiligen Dinge geben.

Die braunen Hügel von Tſchuen Pu ſind mir grüne Oaſen in der Wüſte der Erinnerung. Etwas weiter oberhalb iſt die ſtürmiſche Bocca Tigris, die an jeder Seite von einem ſchwachen Fort (einer Art chineſiſcher Dardanellen) geſchützt wird. Hier mündet der Tigris (Ta Ho), nachdem er von Canton aus ein flaches Marſchland durchſtrömt, zwiſchen Hunderten kleiner Eilande. Wir beſuchten dieſen Fluß öfters; wir lernten jeden Hügel und jedes Vorgebirge kennen; aber Land und Bewohner blieben uns unbekannt.

Wie ſehr fehlt es uns doch an einer neuen, detaillirten und dabei authentiſchen Schilderung des chineſiſchen Volkes! Wir haben die dürren, obgleich treuen Berichte Marco Polo's und vieler franzöſiſchen Miſſionäre; Sir George Staunton, Barow und Ellis erzählen uns auch Etwas — doch es iſt nur Kaviar, dem keine widerhaltige Speiſe folgt. Die Expedition des Schiffes „Amherst," bei der ſich der bekannte Miſſionär Gützlaff befand, hat auf den Geiſt der chineſiſchen Politik manches Licht geworfen; es ſcheint aber, als ob dieſem ruhmvollen Wageſtück nicht ſo bald ein ähnliches folgen dürfte.

Vor vier oder fünf Jahren unternahm es ein franzöſiſcher Gelehrter, der eine Zeit lang in China geweſen, eine chineſiſche Novelle zu ſchreiben. Ich machte mich an die Lektüre dieſes faden Machwerks, in der Hoffnung, etwas darin zu finden, das meine Kenntniß von den chineſiſchen Sitten bereichern würde. Aber ich täuſchte mich gar ſehr. Der Verfaſſer läßt ſeine chineſiſche Heldin eine ganze Litanei von Unſinn ſchwatzen. Immer wird auf Roſenknoſpen angeſpielt — eine echt franzöſiſche Idee, — und die jungen Leute beiderlei Geſchlechts converſiren unaufhörlich mit einander und trinken dabei, — nicht Thee, ſondern Wein! Dieſe Notiz iſt mir — ich muß es geſtehen — ganz neu, und ich würde ſie für ein Pröbchen großer Ignoranz halten, wenn der Autor nicht ein Mann von literariſchem Rufe wäre.

Wär' ich überhaupt im Stande, einen Roman zu ſchreiben, ſo hätte ich vielleicht beſſeren Stoff zu einem ſolchen Werke, deſſen Schauplatz China wäre, als irgend Einer. Ich würde meinen Roman die Chronik von Zing Hay nennen; denn ſo hieß das obſcure chineſiſche Dorf an der Küſte, in dem ich einſt, nachdem wir geſtrandet waren, zwei Wochen verlebte. Hier fehlte es mir gar nicht an Gelegenheit, die Chineſen in ihrem häuslichen Leben zu beobachten.

Ich rede bloß von mir, weil ich glaube, daß ich von jenem Schiffbruch der einzige Ueberlebende bin, obgleich damals die ganze Mannſchaft — wir waren unſerer Acht, — einige Quetſchungen abgerechnet, wohlbehalten an's Ufer gelangte. Was aber jetzt aus meinen damaligen Gefährten geworden iſt, das kann nur Gott wiſſen! Hätte ich nur alle Ergebniſſe in jenem gaſtfreien Dorfe gleich zu Papier gebracht! Doch ich vergeſſe ja, daß ich es jetzt mit Canton und dem Ta Ho zu thun habe.

Das chineſiſche Land nimmt ſich eben ſo barock und wunderlich aus, wie ſeine Bewohner. Zu beiden Seiten des Fluſſes erblickt man, ſo weit das Auge reicht, unermeßliche Reisfelder, in gleicher Linie mit dem Waſſer, das ſich in unzähligen Krümmungen hindurchſchlängelt. Ueberall fahren Kähne umher, und das Landvolk ſteht bis an die Kniee im Waſſer. Einige pflegen die Reisfelder; Andere treiben ihre Enten-Heerde, und noch Andere gleiten mit ihrer Befrachtung durch die größeren Kanäle in's Binnenland. Am Rande des von Hügeln begränzten Horizonts erheben fantaſtiſche Pagoden ihre bemalten und vergoldeten Häupter. Dicht bevölkerte Dörfer lehnen ſich an Hügel, oder tauchen aus den Feldern und dem Waſſer hervor. Auf dem Fluſſe drängen ſich Fiſcher-Nachen, und die Netze überziehen ihn gleich Spinnengeweben. Wie mag den armen Fiſchen in einem Lande zu Muthe ſeyn, wo ihnen ganze Millionen amphibienartig lebender Menſchen täglich und ſtündlich auf dem Nacken ſind?

Jemehr man ſich Canton nähert, um deſto mehr wimmelt es von Sampans und Dſchonken aller Art. Bei Whampoa (Hong Pu) verkündet Dir ein Wald europäiſcher Maſten und Flaggen, daß hier der allgemeine Ankerplatz iſt. Hier ſtoßen und begegnen ſich die Kauffahrer von allen Nationen, ihrer Befrachtung entgegen harrend. Die große Mehrheit ſind Engländer und Amerikaner.

Bei dem Dorfe Whampoa ſteht ein Zollhaus auf dem einzigen ſichtbaren Hügel, der über die endloſe grüne Reisfläche emporragt. Hier trotzte im Jahre 1808 Admiral Drury mit ſeinen wenigen Böten und Kutters, einem ungeheuern Bienenſchwarm bewaffneter Chineſen, die ihn in ihren ſtattlichen Dſchonken umringt hatten. Sie hätten ihn und ſeine Leute verſchlingen können wie Auſtern. Aber die Chineſen ſind in Maſſe eben nicht kriegeriſch, obſchon ich noch kein einzelnes Individuum dieſer Nation gekannt habe, dem es an perſönlichem Muthe gefehlt hätte. Ja, wir brachen uns Bahn durch Tauſend und aber Tauſend flimmernde Piken und Säbel, durch den Spektakel der Kriegspauken und den Zeter der dichtgeſchaarten Menge — wir landeten keck bei den Faktoreien, ſchleppten einige Kiſten von Dollars in unſere Böte, und dann ging es friſch auf den Rückweg nach Whampoa. Kein Schwertſtreich fiel, obgleich der Lärm noch betäubender wurde, als wir ſtromab fuhren.

Ich glaube, daß meine Landsleute ſeitdem nie wieder mit kriegeriſcher Geberde vor Canton erſchienen ſind. Am nächſten Tage aber ging es Plauz! und wieder Plauz! als wir die oben erwähnten Dardanellen paſſirten. Wir erwiederten die feurige Begrüßung, die uns jedoch nicht ſehr wehe that; aber gegen Feſtungen im Vorbeiſegeln feuern, iſt immer ein toller Streich und eine unverzeihliche Pulververſchwendung.

Jedermann hat von den Ladronen-Inſeln gehört, der äußeren Gruppe, die den Eingang zum Golfe bildet. Ich glaube, daß wir die Einwohner derſelben heute noch ſo wenig kennen, als dazumal — es ſcheint, daß ſie mit den chineſiſchen Behörden in unaufhörlichem Streite liegen. Wir ergötzten uns oft an den drolligen Evolutionen der einen und der andern Flotte, die oft in unſerer unmittelbaren Nähe vor ſich gingen. Beide Theile blieben immer in reſpectabler Entfernung von einander; doch zeigten die Piraten im Ganzen größere Beherztheit als ihre kaiſerlich geſinnten Landsleute. Eine Partie grüßte die andre mit Paukenlärm und ein Paar Schüſſen in's Blaue; dann retirirte man von beiden Seiten und ſpielte zwiſchen den Inſeln Verſteckens. Amaig — unſer Komprador — erzählte uns oft mit wichtiger Geberde, wie im Verlaufe dieſer fürchterlichen Waſſerkämpfe dann und wann eine Dſchonke weggekapert und die ganze Mannſchaft niedergemetzelt wurde; ich muß aber geſtehen, daß ich von ſolchen Blutſcenen niemals Zeuge geweſen bin.

Einmal ſchloſſen wir uns — ich weiß in der That nicht, warum — der kaiſerlichen Flotte an und feuerten mit ihr gegen die Rebellen; allein das war auch vergeudetes Pulver; denn die Dſchonken ſind pfeilſchnelle Segler und kennen jeden Winkel in ihrem Revier. Doch genug von den chineſiſchen Seehelden. Rudern wir einmal wieder ſtromaufwärts!

Wir bilden uns ein, die Füße der chineſiſchen Frauen würden zu formloſen Stummeln zerquetſcht — in den höhern Ständen mag das geſchehen; der große Haufe aber thut es niemals. Alle plebejiſchen Füße bleiben, wie die Natur ſie geſchaffen hat, aber das chineſiſche Frauenzimmer iſt auch von Natur ſchon mit kleinen allerliebſten Füßchen verſehen, wenn ich anders von den Füßen unſerer jungen Wäſcherinnen zu Whampoa und der Bäuerinnen im Dorfe Zing Hai auf die der Uebrigen ſchließen darf. Eben ſo erinnere ich mich vieler ſehr hübſchen Geſichter.

Sehr viele chineſiſche Fiſcherfamilien kommen ſelten oder niemals auf das feſte Land. Die ganze Wirthſchaft beſorgt man in einem kleinen Boote, an deſſen Rändern die Kinder herumkriechen und ſpielen. An den Hals eines jeden Kindes iſt ein kleines Stück Holz mit zwei Spitzen befeſtigt, daß ſie, wenn ſie in's Waſſer plumpen — ein ganz gewöhnliches Ereigniß — vor zu tiefem Unterſinken ſchützen ſoll. Die geſchäftige Hausfrau bereitet hier mit unglaublich wenig Feuer und hauptſächlich durch die Wirkung des Dampfes die frugale Mahlzeit der Familie.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Literatur auf Vandiemensland.

Vandiemensland hat nicht nur ſeine Zeitungen und Zeitſchriften in nicht geringer Zahl, auch eine zuerſt in Deutſchland cultivirte Gattung der periodiſchen Literatur, nämlich die der Taſchenbücher (English Annuals), hat über England den Weg dahin gefunden. Von einem ſolchen, dem älteſten und früher dem einzigen auf der Inſel, dem «Hobart Town Almanack etc.» iſt auf der Königlichen Bibliothek in Berlin ein Exemplar des Jahrgangs 1835: unter dem Titel: (Ross's) Hobarts Town Almanack, and Van Diemen's Land Annual for 1835. Van Diemen's Land, Hobart Town: printed by James Ross. Es iſt ein ſauber gedrucktes Bändchen in Octav von X. und 223 Seiten. Bereits im Jahr 1830 begonnen von einem gewiſſen Dr. Roß, einem gebornen Dänen, wie aus dem Seite 115—180 mitgetheilten Bruchſtück einer Selbſt-Biographie erſichtlich, und Beſitzer einer Buchdruckerei in Hobarttown, iſt dieſer Almanach ſeitdem nie unterbrochen worden, danach alſo der vorliegende Jahrgang deſſen ſechster Jahrgang oder ſechstes Bändchen; vielmehr fand er beim dortigen Publicum die günſtigſte Aufnahme und reichen Abſatz, was einen andern Buchdrucker der Stadt, Namens Melville, bewog, neuerdings einen zweiten unter demſelben Titel herauszugeben, Herrn Roß aber ſeinerſeits veranlaßte, dem ſeinigen mit dieſem Jahrgange das Wörtchen „Roß's" hinzuzufügen, um ihn von jenem zu unterſcheiden. Der Herausgeber verſichert, daß er bemüht ſey, ſeinen Leſern mit Vermeidung von Wiederholungen ſtets Neues und Eigenthümliches zu geben, und meint, ſein Werk biete im Laufe ſeines Erſcheinens einen Reichthum von Materialien zur Kenntniß der Inſel, wie man in keinem andern beiſammen finde. Auch der Jahrgang 1835 iſt ſeinem Inhalte nach, mit wenigen Ausnahmen, durchaus local, und Vieles darin nur für die Bewohner der Inſel oder für die Einwohner Hobarttowns brauchbar; dennoch möchte auch für das Europäiſche Publikum, dem überdieß auch das Bändchen an ſich ſchon als literariſches Product des fünften Erdtheils intereſſant ſeyn wird, Manches darin nicht ohne Intereſſe ſeyn. Vor allem findet darin der Geograph gewiß viele ihm wichtige ſtatiſtiſche Data über den dermaligen Zuſtand der Colonie. Außerdem finden Botaniker die vom Herausgeber herrührende und durch viele Seiten (61—113) des Buches laufende alphabetiſche Aufzählung der gewöhnlichſten auf Vandiemensland wildwachſenden Pflanzen. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein Herr **Gunn**, Beſitzer eines reichen Herbariums, dem Dr. Roß die Benutzung deſſelben geſtattete; wie denn die Inſel mehre Freunde der Pflanzenkunde zählt, die namentlich mit dem bekannten engliſchen Botaniker **Hooker** (Profeſſor in Glasgow) in lebhaftem Verkehr zu ſtehen ſcheinen. Dürfte man annehmen, daß Herrn Roß dieſe Anzeige ſeines Almanachs zu Geſicht käme, ſo würden wir ihn auffordern, in einem der folgenden Jahrgänge — vorausgeſetzt, daß die früheren unſeren Wunſch nicht überflüſſig machten, was wir indeſſen kaum glauben — etwas über die Sprache der Eingebornen zu liefern, über welche es zwar nicht an fragmentariſchen Angaben zahlreicher Reiſenden, wohl aber an irgend genügenden Nachrichten durchaus noch fehlt. Perſonen, die derſelben kundig, werden unter den Bewohnern der Inſel leicht zu finden ſeyn.

Uns intereſſirte vorzüglich die »Literature« überſchriebene Rubrik. Unter dieſer Rubrik zählt der Herausgeber zunächſt die daſelbſt erſcheinenden Zeitungen und Zeitſchriften (Newspapers und Journals) mit Einſchluß der beiden Annuals auf, deren Namen: Advertiser, Chronicle, Courier, Gazette, Magazine und Times, lebhaft an das Mutterland erinnern. Davon kommen in Hobarttown, der Hauptſtadt der Inſel, mit 13,361 Einwohner, ohne das Militär, folgende heraus: 1) The Hobart-Town Gazette, erſchien, als Herr Roß ſchrieb, ſchon im neunzehnten Jahre, einmal wöchentlich, und iſt nur den verſchiedenen Bekanntmachungen der Regierung gewidmet. Drucker derſelben iſt Herr Roß, der dafür 300 Pfund erhält. 2) The Hobart-Town Courier, im achten Jahre, einmal wöchentlich, Verleger J. Roß, politiſchen und literariſchen Inhalts. 3) The Colonial Times, ſo alt wie die Gazette, jetziger Verleger Melville, einmal wöchentlich. 4) The Tasmanian and Austral Asiatic Review, Verleger Melville, Redacteur R. L. Murray. 5) The Colonist, jetzt The True Colonist, im zweiten Jahre, täglich in der Druckerei von Bent, Eigenthum eines Herrn G. Robinſon. 6) The Trumpeter, Verleger Melville, zweimal wöchentlich. 7) The Trumpeter General. Hat jetzt folgenden Titel angenommen: 8) The Morning Star, Eigenthum eines Herrn Diding, zweimal wöchentlich. 9) The Horn Boy, jetzt eingegangen. 10) The Hobart-Town Magazine, Verleger Melville, intereſſante Monatsſchrift, gewöhnlich mit lithographirten Beilagen. 11) The Wreath, ein Journal für Literatur, Theater rc., Eigenthum von Diding, zweimal monatlich. 12) Ross's Hobart-Town Almanack etc., 13) Van Diemen's Land Annual des Herrn Melville. Von beiden iſt oben geſprochen. — Zu Launceſton, nach Hobarttown der bedeutendſten Stadt, mit 5041 Einwohner, erſcheinen: 14) The Launceston Advertiser, im ſiebenten Jahre. 15) The Cornwall Chronicle, früher The Independent, jetzt Eigenthum eines Herrn Mann. — Daran ſchließt ſich auf Seite 56 ein Verzeichniß der aus den drei Buchdruckereien Hobarttown's von Roß, Bent und Melville während des Jahres 1834 hervorgegangenen Werke, mit Ausſchluß von Reports verſchiedener Geſellſchaften und zu unbedeutender Erſcheinungen, im Ganzen achtzehn; darunter: An Essay on Prison Discipline, by Jam. Ross. 2d Edit. Die erſte Ausgabe ſteht im Annual 1833; der Verf. beſpricht darin ausführlich das auf Vandiemensland befolgte Syſtem, und zwar zum Lobe deſſelben. — A concise Apology for the Quakers, by James Backhouse. — The Schoolmaster in Van Diemen's Land, by H. Nairne Murray. — Parliamentary Papers, jene Colonie betreffend; und zwei Karten: A Map of Van Diemen's Land. New Edition with the latest Discoveries, und A Chart of the Tamar.

Zum Schluß die Notiz, daß die Buchhandlung **Cowie** und Comp. in London die literariſchen Producte Vandiemenslands entweder vorräthig hat (wie vollſtändige Reihen Almanachs), oder doch jeden Auftrag darauf in der möglichſt kürzeſten Zeit auszuführen im Stande iſt.

(Nach dem Mag. für d. L. d. Auslandes.)

Ein Buddhaiſtiſches Feſt auf Ceylon.

Als ich im Juni 1834 nach Anaradſchapura, der alten Hauptſtadt von Ceylon, kam, wurde eben ein Feſt zu Ehren Buddha's gefeiert, das Parahar heißt. Tauſende von Menſchen hatten ſich in der jetzt verödeten Stadt eingefunden; die meiſten waren Weiber, welche täglich, mit Blättern in der erhobenen Hand, von Tempel zu Tempel eilten und beteten. Das Ceremoniel des Feſtes iſt im Weſentlichen Folgendes:

Der Prieſter holt einen bemalten, mit Blumen geſchmückten Stab hervor und zeigt ihn dem Volke, das auf ſeinen Knien liegt und Opfergaben überreicht. Sind die Gaben alle in Empfang genommen, ſo legt der Prieſter ſeinen bemalten Stock, wie ein Gewehr, über die Schulter, bindet ſich ein Tuch um den Mund, damit ſein Athem das edle Stück Holz nicht verunreinige, und beſteigt dann einen Elefanten, der ganz mit weißen Tüchern bedeckt iſt. Auf dieſem Elefanten hält er einen Triumphzug durch die Stadt. Den Zug eröffnen vierzig bis fünfzig andere mit bronzenen Glöckchen behangene Elefanten.

Hinter den Elefanten ſchreiten Männer einher, die als Rieſen maſkirt ſind, zur Erinnerung an das Rieſengeſchlecht der Mythe. Nach ihnen kommt eine Schaar von Trommelſchlägern, Trompetern und Pfeifern, die einen ſo entſetzlichen Spektakel machen, daß man beinahe den Gebrauch ſeiner Sinne verliert; dieſen folgt eine Anzahl tanzender Männer, und dann das ganze Corps der zum Tempeldienſt nothwendigen Frauen. Jede Kaſte geht abgeſondert, und zwar in Gliedern von drei Perſonen, die einander bei den Händen faſſen.

Endlich kommt der prieſterliche Elefant mit dem Stabträger, über deſſen Haupte ein anderer Prieſter einen Sonnenſchirm hält. Ihn begleiten zwei andere Elefanten, gleichfalls mit Prieſtern auf dem Rücken. Hinter dieſer heiligen Gruppe gehen Tauſende der wohlhabendſten Bewohner beiderlei Geſchlechts, je drei nebeneinander. Man ſieht bei dieſer Gelegenheit alle Schönheiten Ceylons in ihrem koſtbarſten Schmuck. Den Zug beſchließen die Häuptlinge und ihre Soldaten. So umzieht man die Stadt einen ganzen Monat lang, abwechſelnd, bei Tage und bei Nacht.

Alle Straßen werden vorher gereinigt, und zu beiden Seiten pflanzt man Reihen von Stangen, mit Kokoszweigen und bunten Fähnlein geſchmückt. Bei Tage und bei Nacht brennen unzählige Lampen in den Straßen.

Bäume, die Waſſer geben.

Auf der Inſel Ferro findet man nur drei Quellen, und dieſe ſprudeln in einer Gegend am Strande hervor, die beinahe unzugänglich iſt. Zum Erſatze dafür hat die Natur dieſer Inſel Bäume gegeben, die ſie mit Waſſer verſorgen. Dieſe Quellenbäume ſind von mittlerer Höhe und haben gerade, lange, immer grüne Blätter. Man hält ſie für eine Gattung der laurus indica. An dem Wipfel derſelben ſieht man gewöhnlich einen Nebelſtreif, der die Blätter in ſolchem Grade mit Waſſer tränkt, daß ſie faſt ununterbrochen tröpfeln. Das Waſſer iſt klar und herrlich; es kommt Menſchen und Vieh zu Statten.

Chineſiſche Ordalien.

Der blinde Reiſende Holman erzählt: Als mir unterwegs einige Dollars aus dem Mantelſacke abhanden gekommen waren, fiel mein Verdacht zunächſt auf meinen chineſiſchen Bedienten. Da derſelbe aber den Diebſtahl auf den Thürſteher des Hauſes zu ſchieben verſuchte, ſo ward der nächſte Morgen dazu anberaumt, daß alle chineſiſche Bedienten ſich einem Gottesurtheile unterziehen ſollten, um dadurch den ſchuldigen Theil an den Tag zu bringen. Dieſes Gottesgericht beſtand in nichts Anderem, als in einem Eide nach Chineſiſchen Begriffen; der Thürſteher war der Erſte, der vermittelſt deſſelben ſeine Unſchuld zu erweiſen ſuchte: — „Heut', an dem neunundzwanzigſten Tage des zehnten Monats des zehnten Jahres Tau-Kwang's, da man behauptet, daß ich die dem Engländer Holman am 28ſten dieſes abhanden gekommenen ſechszehn Dollars entwendet habe, ſchwöre ich, Pan Aeta, vor dem Anblick des Himmels und im Angeſichte aller heiligen Puſa, (Götter), wenn ich, Pan Aeta, die ſechszehn Dollars geſtohlen, ſo mögen meine Frau und meine Kinder, ſo wie mein Vater und meine Mutter, alleſammt ſterben gleich dem Hahne, den ich hier ſchlachten werde. Ich rufe euch zu Zeugen an, ihr blauen Himmelsgewölbe! Wenn aber Netä die ſechszehn Dollars nicht geſtohlen, ſo möge euer Segen auf meinem Haupte ruhen und meine ganze Familie im Glücke und im Frieden leben. Ich, Pau Netä, falle knieend zu euren Füßen und erſcheine vor euch mit dieſem Eide.“ Nachdem er dieſe Worte auf den Knien vor einem zu dem Zwecke errichteten Altar (einem alten Stuhle, auf welchem zwei brennende geweihte Lichter ſtanden) feierlich ausgeſprochen, richtete er ſich wieder auf und ergriff den Hahn, ſtreckte denſelben über ein Stück Holz hin und ſchnitt ihm mit einem Meſſer die Gurgel ab. Auf dieſe Weiſe hatte ſich denn der Thürſteher vor den Augen ſeiner verſammelten Landsleute vollkommen von allem Verdachte gereinigt, und mein Bedienter kam nunmehr an die Reihe, um ſich demſelben Gottesgericht zu unterziehen. Allein dieſer weigerte ſich, den Eid zu leiſten, obwohl er fortwährend ſeine Unſchuld verſicherte. Alle Anweſenden waren ſogleich überzeugt, daß er der Dieb ſey.

Am 2. October v. J. war zu Batavia franzöſiſches Schauſpiel, deſſen Regiſſeur ein Herr Minard iſt. Die Preiſe der Plätze waren 6 Fr. für Herren und 4 Fr. für Damen und Militärperſonen. Man gab drei ältere kleine Luſtſpiele, die recht ſehr gefielen.

Reitkunſt der Indianer.

Auf nichts ſind die nordamerikaniſchen Indianer ſtolzer, als auf ihre Geſchicklichkeit im Reiten. Da ſie faſt immer im Sattel ſind, fühlen ſie ſich auf dem Rücken des Pferdes ſo behaglich, als wenn ſie auf dem Fußboden ihrer Wohnung ſäßen. Oftmals ſah ich, wie zwei oder drei kleine Jungen ein Pferd umſchwärmten, das harmlos auf der Heide weidete, und nach allerhand Schmeicheleien und Verſuchen ſich glücklich auf ſeinen Rücken ſchwangen. Und dann jagten ſie, ohne Zaum und Sattel, nachdem durch ihr Jauchzen und Schreien das Pferd in vollem Galopp lief, wie raſend dahin, indem der Vorderſte ſich an der Mähne, der Zweite an ihm, der Dritte am Zweiten ſich feſthielt, und dies Alles geſchah mit einer Sicherheit, die jeden Andern, nur nicht einen Indianer, in das größte Erſtaunen ſetzen würde.

Engliſcher und amerikaniſcher Regen.

Der Verfaſſer des „Amerikaner in England“ ſagt von einem naſſen Tage in London: „Es regnete nicht mit ſolchem Ernſte und ſolcher Kraft, wie in unſerm Klima, wo der Regen gewöhnlich einem mit Eile abzumachenden Geſchäft gleicht, ſondern ſo beſonnen und kaltblütig, als ob es immer dabei bleiben ſollte, ohne ſich zu erſchöpfen.“ Eben dieſer Schriftſteller bemerkt, daß in Amerika ein Regenſchirm unnöthig und läſtig ſey, während man in England ein ſolches Ding eben ſo wenig miſſen könne, wie ſeine Naſe.

Die Laſcaren.

Holman berichtet: Die Laſcaren (Indiſche Matroſen) ſind alle mehr oder weniger abergläubig. Das Erſte, was ſie, wenn ſie ein Schiff beſteigen, für nöthig halten, iſt, gleich in dem Augenblicke, wo ſie den Fuß an Bord ſetzen, Kokusnüſſe als Opfer darzubringen; wenn ſie dieſe Ceremonie unterließen, befürchten ſie, es möchte ihnen irgend ein Unglück auf der Reiſe widerfahren. Um keinen Preis laſſen ſie ſich bewegen, zu gewiſſen Mond-Phaſen abzuſegeln, und zwar ebenfalls aus Beſorgniß für ihr zeitiges Wohl. Das geringſte Meteor iſt im Stande, ſie außer Faſſung und in die größte Verwirrung zu bringen, indem ſie dem Einfluſſe deſſelben all' ihr Unglück zuzuſchreiben pflegen. Am gewöhnlichſten herrſcht bei ihnen der Glaube, daß der Satan ſelbſt zuweilen das Schiff beſuche. Dieſer wird immer als eine koloſſale Figur mit feurigen Augen, einem ungeheuren Munde und mit Krallen an den Fingern dargeſtellt. Kaum verbreitet ſich das Gerücht, daß der Teufel am Bord ſey, ſo fliegt Alles mit Blitzesſchnelle an's Takelwerk, um ſich zu bergen und der drohenden Gefahr zu entgehen.

Romeo und Julie.

So heißen zwei Städte, die vor Kurzem in Nordamerika am Michigan-See, dreißig engliſche Meilen von Chicago, gegründet worden ſind. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt fünf engliſche (ein und drei Viertel deutſche) Meilen; doch hegt man die Hoffnung, ſie bald durch weiteren Anbau ſo nahe an einander gerückt zu ſehen, daß hier in der Wirklichkeit und im Leben das verbunden wird, was ſonſt bei Shakſpeare und in Verona nur durch den Tod erſt vereinigt worden iſt.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Die Journale aus Jamaika vom 1. Januar melden, daß man nahe der Bai Morand einen Franzoſen in einem kleinen Fiſcherboote aufgenommen habe, den der Sturm von der Küſte von Martinique fortgetrieben hatte. Dieſer Unglückliche hieß Elie Enoch. Er war mit zwei Gefährten auf den Fiſchfang ausgefahren, als er von einem Sturm ergriffen wurde, der ihn rückwärts trieb. Er blieb 33 Tage auf offener See, der Wuth der Elemente und den Schrecken des Hungers preisgegeben. Einer ſeiner Begleiter unterlag am ſechsten Tage, der Zweite am zehnten; man kann nicht begreifen, wie Jener ſein Leben friſten konnte. Die Einwohner von St. Thomas de l'Est beeilten ſich ihm beizuſtehen, und nachdem er wieder Kräfte erlangt hatte, bezahlten jene wackeren Leute für ihn die Ueberfahrt auf einem Paquetboot, das nach Martinique ſegelte.

Die Toilette der Damen von Montevideo hat eine Radical-Reform erlitten: die unmäßig hohen Kämme und die darüber hängenden Mantillen ſind durch engliſche Hauben verdrängt worden. Die Geiſtlichkeit hat jedoch jenen Damen, welche die neue Mode adoptirt haben, ihr Mißvergnügen zu erkennen gegeben. Einige wurden ſelbſt aus den Kirchen fortgeſchickt, da man anzunehmen geſonnen ſchien, daß dieſe Umgeſtaltung ein Angriff auf die Religion ſey.

Nachrichten aus Sidney (Neuſüdwales) vom 9. September v. J. zufolge, waren daſelbſt Berichte vom Major Mitchell, welcher eine Entdeckungsreiſe nach dem Innern unternommen, eingegangen. Es ſcheint ſich zu beſtätigen, daß die Flüſſe Darling und Murray zuſammentreffen. Zwiſchen den Reiſenden und den Eingebornen iſt es zum Handgemenge gekommen, wobei drei der Letzteren umkamen. Auch der Botaniker Cunningham hat leider das Leben eingebüßt. Das Land iſt öde und traurig.

Sympathie der Otaheiter.

Den Sonntag nach meiner Ankunft auf der Inſel Otaheiti beſuchte ich die Kirche, wo Herr Barff in der Sprache der Eingebornen predigte. Zu meinem Erſtaunen ſah ich die ganze Gemeinde — wenigſtens dreitauſend Perſonen — in einen ſchwarzen Zeug von dem Baſte des Papier-Maulbeerbaums gekleidet. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß der Tod der kleinen Tochter eines andern Miſſionärs den König von Otaheiti bewogen habe, ſich ſelbſt und alle ſeine Unterthanen in Trauer zu ſtecken, damit das Gefühl der betrübten Eltern und Angehörigen des Kindes durch die hellfarbigen Kleider der Eingebornen nicht verletzt würde. Dies verdient um ſo mehr Bewunderung, als die Otaheiter noch vor zehn Jahren zu den Menſchenfreſſern gehörten und jedem Laſter fröhnten.

Aus Mendoza, am Fuſse der Anden.

Ich bin hier in der Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, welche 2000 Fuß über der Meeresfläche am Fuße der großen Cordilleren-Kette liegt. Sie zieht ſich nach Norden und Süden ſo weit das Auge reicht, mit ihren blitzenden Gipfeln. Tauſende von kleinen Bächen durchrieſeln die Ebene, befruchten die Felder, bewäſſern alle Straßen und Gärten der Stadt. Mendoza zeichnet ſich durch große Reinlichkeit aus. Auf dem Hauptplatze befindet ſich das unanſehnliche Rathhaus (Cabildo), und ein Baſſin von Kupfer mit Pappeln umgeben.

Mein Reiſegefährte nahm mich bis zu meiner Abreiſe nach den Anden in ſeinem Hauſe auf. Es war eines der Angenehmſten, hatte weite Höfe, reiche Säle und alle Bequemlichkeiten. Die Möbel waren im franzöſiſchen und engliſchen Geſchmacke. Kaum hatte ſich das Gerücht unſerer Ankunft verbreitet, als Alles herbeiſtrömte, um uns zu bewillkommnen.

Die Tertulia war ſehr zahlreich. Tanz und Muſik fingen ſogleich an und der Abend verſtrich ſehr luſtig. Gefrornes, Cremes, Bonbons, Wein u. ſ. w. wurden herumgegeben, und ich war entzückt von der freien und liebevollen Weiſe der Damen von Mendoza. Nachdem ich mein elegantes Schlafgemach eingenommen hatte, erfreute ich mich zum erſten Male wieder der vollſtändigſten Ruhe, nachdem ich mich ſo lange in den Pampas umgetrieben hatte, wo ich ſtets den ſchmutzigen Boden zum Lager und rieſenförmige Spinnengewebe als Vorhänge fand. Am nächſten Morgen brachte mir eine hübſche kleine Mulattin die Nachricht, daß die Familie mit dem Frühſtück warte. Das Service war von franzöſiſchem Porzellan nach neueſtem Geſchmack und wir nahmen Kaffee, Thee, Chocolade, nebſt feſtern Speiſen, wie Hühner, Reis, Beefſteaks, Früchte und Wein.

Abends ritt ich um die Stadt ſpazieren. Ich ward von einer ſehr ſchönen Alameda, oder öffentlichen Promenade überraſcht, worauf die Einwohner ſehr ſtolz ſind. Sie beſteht aus vier Alleen ſchöner Pappeln, die mit den Cordilleren parallel laufen, und herrliche Ausſichten auf das Gebirge gewähren. Zwei kleine, zierliche Tempel im griechiſchen Geſchmack ſind an den beiden Enden dieſes Spaziergangs: Abends verſammelt ſich hier das Publicum, um Gefrornes und andere Erfriſchungen zu ſich zu nehmen; aber auch am Tage kommt man hieher, um Schatten vor der brennenden Sonnenhitze zu ſuchen.

Ich bemerkte zahlreiche Weinberge, von denen die Stadt umgeben iſt; man bereitet hier weißen und rothen Wein, auch Branntwein. Der Erſtere läßt ſich trinken und könnte bei beſſerer Behandlung vortrefflich werden. Faſt jedes Haus beſitzt einen Obſt- und Blumen-Garten.

Am nächſten Tage wurde ich von dem Bruder meines Wirths zu einem großen Ball geladen, wo ich die Vornehmſten im Staate zu ſehen bekam. Der Ball war glänzend und die Damen, größtentheils ſehr hübſch, in Menge anweſend. Schade war es, daß Viele Kröpfe hatten; man ſagte mir, daß dieſer Fehler hier, ſo wie in Salta und Santjago del Eſtero häufig iſt. Man will es dem Genuſſe des Schneewaſſers aus den Cordilleren zuſchreiben, allein die Aerzte behaupten, es liege in atmoſphäriſchen Miasmen. Mendoza hat übrigens eine ſehr geſunde Lage. In den Winternächten gibt es Reif; im Uebrigen iſt es heiß. Die Einwohner lieben den Tanz leidenſchaftlich. Sobald die Tageshitze vorüber und die Sieſte geendet iſt, begibt man ſich zum Tanze; Alles nimmt Theil, ohne Unterſchied des Alters.

Bei dem Balle, dem ich beiwohnte, ſaßen die Damen in Reihen ringsum, die Herren ſtanden in der Mitte, oder plauderten mit ihnen. Mit der Menuett wurde angefangen, dann folgten ſpaniſche und zuletzt einheimiſche Tänze. Nach einigen Stunden wurde gemeldet, daß das Souper fertig ſey; die Damen gingen in einen andern Saal, wo ihnen ein Mahl nach europäiſcher Weiſe ſervirt wurde, während die Herren ſich hinter den Stühlen hielten. Manche begnügten ſich, einige ſüße Worte den Schönen in die Ohren zu flüſtern, während Andern gute Biſſen auf der Gabel von ihren Dulcineen in den Mund geſteckt wurden. Auch an Toaſten fehlte es nicht: auf das Vaterland, die Freiheit, die Gleichheit, die Menſchenrechte u. ſ. w. Hierauf wurde wieder bis zum Morgen getanzt.

Die Stadt zählt an 25–30,000 Einwohner, welche vom Landbau und von der Viehzucht mehr als vom Handel leben. Der Reichthum iſt hier in den Händen gewiſſer Familien, wie überall in Südamerika. Einige Häuſer enthalten großen Luxus in der Menge der Salons zur Aufnahme ihrer Abendgeſellſchaften, der eleganten Beleuchtung und dem Reichthum ihrer Möbel. Muſik wird ſehr geliebt; allein die Künſtler bringen es darin nicht weit und beſchränken ſich auf einige einfache Lieder und ihrer Begleitung mit Guitarre und Flügel. Es gibt nur wenig kleine Privatbibliotheken; und die craſſeſte Ignoranz, die ſich in der Unterhaltung zu erkennen gibt, überraſcht um ſo mehr den Fremden, da ſie ſeltſam mit der eben erwähnten äußern Politur und Eleganz contraſtirt.

Inhalts-Verzeichniſs.

A. des Textes.

Seite

Hindoſtan 1
- I. Madras 3
  - Rajemahl 10
  - Ghazipuhr 27
  - Benares 33
  - Chunar 47
  - Agra 52
  - Delhi 57
- II. Die Ghurka's 68
  - Wohnungen der Bergbewohner. Die Civilians von Calcutta 76
  - Ruſchidabad 83
  - Ein Goſſein. Gholaum Kaudir. Das Serail. Die weiblichen Offiziere 85
  - Zweiter Aufenthalt in Delhi 90
  - Chauter-Serai 93
  - Lucknow 94
  - Calcutta 103
- III. Der reiche Muhammedaner. Die Bayaderen. Die Saujagd 111
  - Tritſchenquhr 120
  - Indianiſche Räuber 123
  - Rajah-Courg 140
  - Bombay 154
  - Die Parſi-Prieſter 157
  - Elefanta. Salſette 167

Mexico 175
- I. Der Guazacoalco 177
  - Die Indianer des Guazacoalco 180
  - Der philoſophiſche Pflanzer 183
  - Der Rancho 186
  - Minatitlan 190
  - Acayucan 191
  - Sonntag in Acayucan 198
  - Die Regenzeit und die Inſecten 201
  - Meine Freunde von Minatitlan und ihre Anſicht von der Colonie 205
  - Eine Taufe zu Chinamech 209

Seite
Abreiſe nach Acayucan 214
Drei Monate in Acayucan 218
Eine Annahme an Kindesſtatt 223
Der Vorſänger und der Vanillehändler 226
Ein Feſt 228
Abreiſe nach Vera-Cruz 232
Ein indiſcher Alambic 235
Drei Tage in einer Pirogue 237
Tlacotalpan 239
Alvarado 241
Vera-Cruz 248

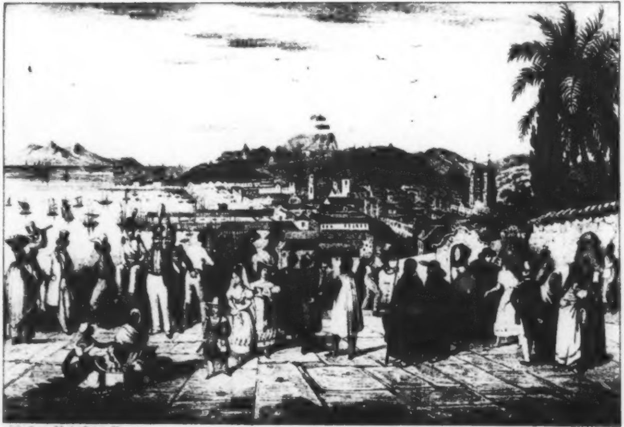
Kleinere Genrebilder 257
1. Bären- und Biberjagd bei den Indianern von Nordamerika 259
2. Der Räuber Plato 265
3. Ein Abend bei den Negern von Weſtafrika . . . . . . [illegible]
4. Erinnerungen aus der Südſee (Aufenthalt auf den Sandwich-Inſeln) 269
5. Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde 273
6. Die Tribunale auf Jamaica. (Von einem Pflanzer.) 274
7. Leichenbegängniß einer Baghtin 278

Braſilien. (Zu den Abbildungen.)
1. Rio-Janeiro 279
2. Einwohner von San Paulo 281
3. Pflanzer 282
4. Neger 284

Miscellen 287

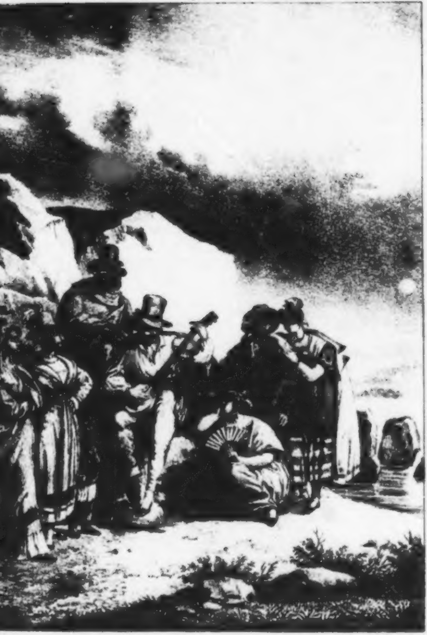
B. der Bilder.

1. Titelblatt, Stahlſtich.
2. Titelbild: Eine Hindu, Stahlſtich.
3. Rio-Janeiro, Lithographie.
4. Einwohner von San Paulo, Lithographie.
5. Pflanzer, Lithographie.
6. Neger, Lithographie.



Vor der Kirche San_Bendo in Rio Janeiro.

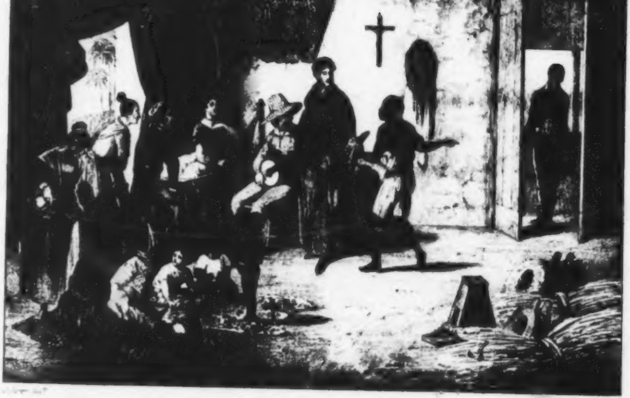
Univ. Bibl.
München



[illegible]

Einwohner von San Paulo

Univ. Bibl.
München

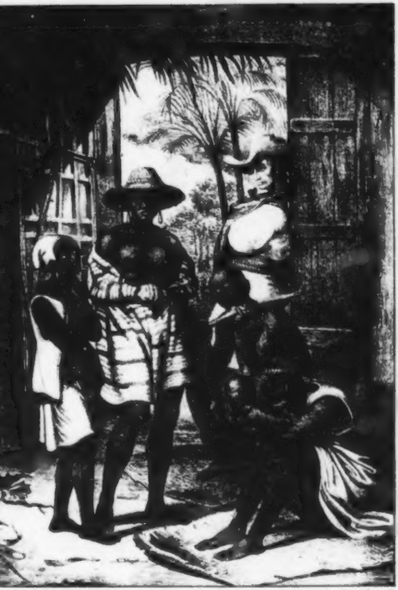


[illegible] del.

Lith. Anst. v. [illegible]

Pflanzer-Familie

Univ. Bibl.
München



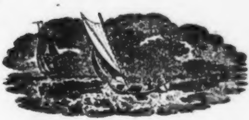
Vue à Ankemonlage

Univ. Bibl.
München

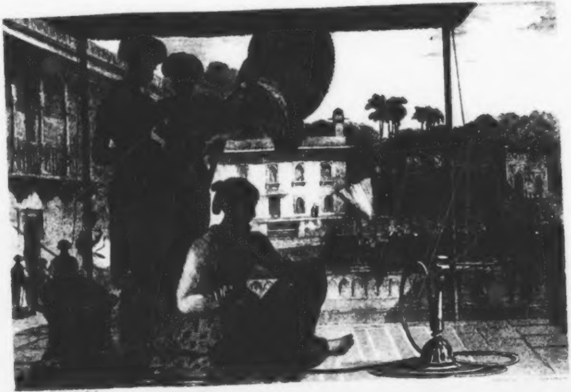
ATLAS.

1836.

Zweiter Band.



Univ.-Bibl.
München



[illegible]

Atlas.

Zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1836.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlſtich und vier Lithographien.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

Bilder aus Nord-Amerika.

Tyrone Power, ein Irländer, der ſich auf engliſchen Bühnen einen bedeutenden Ruf durch Darſtellung von Charakteren aus ſeinem Heimathlande in dem Luſtſpiele erworben hatte, beſuchte die vereinigten Staaten in den Jahren 1833—35. Die Eindrücke, welche die Erſcheinungen dieſer Länder auf ihn gemacht, ſchildert er in einem Werke, das hauptſächlich dadurch Werth gewinnt, daß er nicht die viel beſprochenen Handels- und Ackerbaufragen, ſondern die Intereſſen von Kunſt und Leben, und die großartigen Reize des amerikaniſchen Bodens mit vorurtheilsfreiem Blicke betrachtet.

Hafen von New-York.

Um drei Uhr des Morgens weckte man mich, um hinauszuſchauen zu den Hook Lights, dem Eingange zu der äußern Rhede von New-York. Die glatte See war von einem friſchen aber ſanften Winde leicht bewegt: und darüber hing das Firmament dick beſtreut mit des Himmels Lichtern, aber die Leuchtthürme des Hook erſchienen mir zu dieſer Stunde glänzender, als die ſchönſten Sterne am Himmelsgewölbe, ſo willkommen waren ſie. So angenehm ein Schiff auch ſeyn mag, ſo poetiſch unſere Vorſtellungen von der See ſeyn mögen, ſo wird es doch wenig zweifüßige Geſchöpfe geben, die nicht, nachdem ſie in dem einen und auf der andern fünf bis ſechs Wochen zugebracht haben, das Geſtade als ein Sinnbild wieder gewonnener Freiheit begrüßen.

Ungefähr um ſieben Uhr — denn es ſcheint, die Lootſen übereilen ſich hier nicht ſehr — bemerkten wir ein paar Böte, die auf uns zuruderten; wir hielten ſie anfangs für Lootſen, aber bald überzeugten wir uns, daß es Neuigkeits-Böte waren. Die Journale von New-York haben ſich, wie es ſcheint, verſchiedene ſolche Böte gemiethet; der Kampf zwiſchen den Nebenbuhlern, um früher zu Nachrichten zu gelangen, iſt mit manchen Gefahren verbunden, weil dieſe Neuigkeits-Böte unter jedem Wetter draußen ſind, und oft aus großer Entfernung nach der Stadt Briefe und dergleichen von einem Schiffe bringen, lange ehe dieſes ſelbſt ſeine Aufwartung macht.

Die Neuigkeitsſammler wurden von unſerem Kapitain artig empfangen, packten haſtig ihre Papiere zuſammen, entwarfen eine Liſte der Paſſagiere und flogen in wenigen Augenblicken wieder der Küſte zu. Ich muß hiebei bemerken, daß unſeres Merkurs Correctheit durchaus in keinem Verhältniß mit ſeiner Thätigkeit ſtand; denn dieſe Würdigen erlaubten ſich ſo geiſtreiche Aenderungen bei den Namen der Paſſagiere, daß die Mütter von Mehren, wenn nicht durch den Inſtinct, die Ankunft ihrer Söhne unmöglich hätten entdecken können.

Nach langem Harren bemerkten wir ein paar Lootſen-Schooner, die ſich vom Lande wegmachten und in gehöriger Zeit beinahe zugleich bei dem Schiffe anlangten; es entſtand daraus ein Streit, weſſen beſondere Beute die gute Europa werden ſollte. Jeder Lootſe klagte den andern an, er verletze die für ſolche Fälle gegebenen Geſetze; wer hier Unrecht hatte, war ſchwer zu beſtimmen; das ſah ich aber klar ein, daß beide Parteien bei früheren Gelegenheiten betrogen hatten, daß ſie bei dieſer zu betrügen beabſichtigten, feſt entſchloſſen, dieſe löbliche Gewohnheit, ſo viel in ihren Kräften lag, und ſo oft ſich ein günſtiger Augenblick zeigen würde, fortzuſetzen. Was ſind wir doch für Erzwichte unter allen Himmelsſtrichen und Regierungsformen, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich auf dieſen Wortſtreit horchte; denn die Herren Lootſen führten ihre Sache in einer der Gerichtshöfe mehr würdigen, auf feſtern Grunde geſtellten Weiſe, und in einer durch ihre Bilder weniger beleidigenden Sprache, als ich zufällig ſolche Händel von zornigen Parteien vor unſeren Schranken ſich entwickeln hörte.

Endlich verließ der ältere Lootſe das Deck und kehrte voll Ingrimm zu ſeinem Nachen zurück, als der jüngere durch Zuruf von ſeinen Cameraden im Schooner angewieſen wurde, die Europa aufzugeben, weil ſie ein zweites Schiff erblickt hatten; das eines Piloten bedurfte.

Es iſt nicht gut anzugeben, ob dieſe Kunde oder ein verborgener Sinn für Gerechtigkeit vorherrſchte, aber bei dieſer Nachricht rief unſer Mann dem erboßten Senior, der unter dumpfen Racheſchwüren weggefahren war, und forderte ihn auf zurückzukehren, da er die Europa aufgeben wolle. Hierauf ruderte unſer alter Seemann zurück und nach wenigen gegenſeitigen Erklärungen zu Wiederherſtellung der verletzten Ehre ſchieden die Nebenbuhler nach dem äußern Anſcheine ſo gute Freunde, als ſie je geweſen ſeyn mochten.

Wer Recht hatte weiß ich nicht, Einer von ihnen aber hatte Fiſche, und wir von der Europa hatten keine Urſache den Abgang dieſes Einen zu beklagen, denn ſobald er ſein Deck wieder erreicht, ſandte er uns einen Korb mit friſch gefangenen Porgies und anderen Fiſchen, von ſehr unpoetiſchen Namen aber erſtaunlich zartem Geſchmacke zurück, durch welche unerwartete Zugabe wir ein ſchwelgeriſches Frühſtück gewannen.

Alle Zwiſchendecke boten nun eine Scene geräuſchvoller Vorbereitung; die trägſten Naturen unter uns erſchienen begeiſtert und von allen Seiten vernahm man frohe Begrüßungen. Obgleich ein Vielgereiſter, konnte ich mich doch eines Gefühles von Weichheit nicht erwehren, das ſich allmälig in meinem Herzen einlagerte, als die Worte Heimath, Freunde mit anderen trauten Klängen hageldicht an mein Ohr fielen, denn da alle Paſſagiere Amerikaner waren, ſtand ich allein, ein Fremder unter Fremden an dieſem glücklichen Tage der Begrüßung. Indeſſen darf ich wohl beifügen, daß mich dieſes Geſchäft zum letzten Male während meines langen Aufenthaltes in dieſem gaſtfreundlichen Lande beſchlich; und ſelbſt hier beſaß ich genug geiſtige Schwimmkraft, um mich über dieſen ſelbſtſtändigen Betrachtungen zu halten, und dem Himmel ſey Dank, Mitgefühl genug, um in die Freude meiner Gefährten mit einzuſtimmen.

New-York.

Als wir bei der Batterie landeten, hatten wir unſeren erſten Beſuch auf dem Zollamte zu machen; und ſtatt der ſauertöpfiſchen, verdrießlichen, nach Beſtechung gierigen Geſichter, wie man ſie bei unſeren Unterbeamten nur allzu häufig trifft, die das Zollhaus mehr als Mittel, die Unterthanen zu bedrücken, denn als einen Schutz für den Handel zu betrachten ſcheinen, fanden wir Leute, die uns mit zuvorkommender Achtung behandelten und ſchleunig unſere Angelegenheiten beförderten. Das Gepäck, was wir mit uns an die Küſte gebracht hatten, war nicht der mindeſten Prüfung unterworfen, und hoch vergnügt gingen wir unſeres Wegs.

Der ſtille Bowling Green (grüner Raſenplatz), wo man farbige Vorderſeiten an vielen Häuſern findet, und alle Läden luſtig bemalt ſind, erinnerte mich unwillkührlich an Capſtadt; aber wenige Schritte weiter, und man ſieht ſich von der langen Zeile von Broadway mit ihren überfüllten Seitenſpaziergängen, glänzenden Gewölben und zahlreichen Gaſthöfen nach Europa zurückverſetzt; und wäre die Maſſe nicht mit ſchwarzen Geſichtern durchſprengt, ſo möchte man ſchwören, man befinde ſich in Paris auf irgend einem Theile der Boulevards, der dem Auge zwar nicht ganz bekannt ſcheint, aber doch ſo viele nothwendige Aehnlichkeitspunkte bietet, und dieſes von dem Murmelthiere und dem gellenden Geſange der Savoyarden, von der Blouſe des Kärners, bis zur Aufgeblaſenheit des Bürgerſoldaten, bis zum trippelnden Gange und der ſchlechten Haltung der Schönen. Geht man vorüber, ſo ſieht man vor den Kaffeehäuſern und Gaſthöfen ebenfalls Stühle, auf welchen ſich Nichtsthuer ſchaukeln, die eine gewaltige Aehnlichkeit mit denen von den Boulevards haben.

Ein Bivouac.

Den Tag nach meiner Ankunft fiel mir der Bivouac einer Schweizer-Familie von Ausgewanderten in's Geſicht, der mich gleich ſehr anzog und unterhielt.

Ich war frühe aufgeſtanden um mich zu baden, und ſchlug meinen Weg zu dem Fort durch die Gründe der Batterie ein, als eben die aufgehende Sonne neues Licht und Leben auf den ſchönſten der Häfen goß; da ſtieß ich plötzlich auf die Schranken eines kleinen, ſeiner Anordnung nach ganz teutoniſchen Lagers.

Wahrlich es waren ſo treffliche Rekruten, als ein nach Bevölkerung lüſternes Land zu bewillkommnen wünſchen konnte. In einem runden, von verſchiedenem Haushaltungsgeräthe, gebildeten Damme lagen drei oder vier alterthümlich ausſehende Spinnräder, ein paar Butterfäſſer, einige ſchwerfällige Stühle, eine weite Truhe, nebſt ein paar kleinen ſchweren Karren, die man noch nicht auf Räder geſtellt hatte. Die Geſellſchaft beſtand erſtens aus einem alten Manne von ehrwürdigem Aeußerem, dem Patriarchen des Stammes (ſeiner Angabe nach war er vierundſiebenzig Jahre alt), ſechs Männern, ſeinen Söhnen und Enkeln, ſieben lebhaften Knaben, ſeinen Urenkeln und beinahe eben ſo vielen Mädchen, des Patriarchen Weib, beinahe ſo alt als er ſelbſt, aber mit einer ſchrillen durchdringenden Stimme und einem Mädchen von achtzehn Jahren, nebſt vier andern Frauen, den Weibern der Söhne des Alten.

Als ich hinzutrat, war Alles im Lager geſchäftig. Die Großmutter, von ein paar jüngern Weibern unterſtützt, hatte vollauf zu thun, einmal um die jüngeren Zweige der Pflanzer einzufangen und dann um ſie zu waſchen; dieſe ſchienen ſich bereits bewußt, daß ſie ſich in einem Lande befanden, wo jedes Individuum für ſich ſelbſt denkt, oder wenigſtens glaubt, es thue ſo, was am Ende auf Eines herauskommt, denn bis zum Aeußerſten widerſtanden ſie hartnäckig den ſeifeloſen Saline-Abwaſchungen, welche ihre Großmutter verſchwenderiſch an ihnen vornahm.

Die Geſetzteren aus den jungen Abtheilungen waren zugleich emſig befliſſen, abgefallene Blätter und Reiſer zu ſammeln, um das bereits angezündete Feuer zu erhalten, an welchem eines von den Weibern mit der Bereitung des Frühſtücks beauftragt, das Scepter führte.

Zwei Männer lagen noch in tiefem Schlafe; ein anderes Paar legte ſich ſtill und ernſt an einen Wagen und rauchte aus kurzen Pfeifen, während ein Dritter, der jüngſte von den erwachſenen Männern, offenbar der Beau-garçon der Geſellſchaft mit der Vollendung einer ſorgfältigen Toilette vor einem Spiegel von ſechs Quadratzollen beſchäftigt war, den ihm ein junges ſchmuckes Mädchen vorhielt, das vor dieſem in offenbarer Bewunderung kniend, ganz geduldig das Ende ſeines Aufputzens abwartete, um dann ihren eigenen Putz zu beginnen.

Dieſe unerwartete mir ſo neue Scene hielt mich mitten im Laufe auf und lange betrachtete ich die Ruhe der kleinen Gruppe, die ſich hier inmitten einer geſchäftigen Bevölkerung an den Ufern des Hudſonfluſſes auf dieſelbe Art und Weiſe lagerte, welche ihre Voreltern der Beſchreibung nach zu Cäſar's Zeit an der Rhone und Donau befolgt hatten.

In der ganzen Anordnung lag ein Zug von zutrauensvoller Sicherheit, die eben ſo für den Muth und die Einfachheit dieſer Fremden, als für die Redlichkeit des von ihnen erwählten Landes ſprach, denn ich kenne in Europa keine Hauptſtadt, wo ſich eine ſolche Gruppe niedergelaſſen und eine Nacht ohne Dach, ohne Bewachung aber auch ohne Plackereien, wenn nicht gar Verluſten ausgeſetzt zu ſeyn, zugebracht haben könnte.

Ich vernahm, daß die Familie am Abend mit einem franzöſiſchen Schiffe gelandet hatte, da es aber zu ſpät war, um wie es bei Leuten dieſer Art gebräuchlich iſt, ſogleich nach dem Orte der Beſtimmung abzureiſen, ſo hatten ſie ihre Zelte hier aufgeſchlagen und bereiteten ſich jetzt vor in die Wildniß zu wandern. Nach ein paar Stunden brachen die Schweizer auf — um eine Reiſe von mehr als zweitauſend Meilen zu vollbringen — weit nach dem Weſten zu. Das iſt aber gerade der rechte Schlag Leute, für die aus einem ſolchen Wechſel der meiſte Gewinn hervorgeht; nach kurzen, für ſie unbedeutenden Entbehrungen und thätigem Ringen haben ſie die Freude, ihre Kinder von Bequemlichkeit umgeben und ihre Mittel alljährig in bedeutenderem

Zunahme begriffen zu ſehen. Sie tauſchten Mangel für Wohlhabenheit, und ſelbſt für ihrer Kinder Kinder Wohl bedacht, dürfen ſie nicht ferner mit Furcht in die Zukunft blicken, denn Generationen müſſen entſtehen und untergehen, ehe es ehrlicher Induſtrie an Raum zum Strecken und Dehnen gebrochen wird. —

Der Feuerkönig.

Unſer Speiſezimmer genoß die Ausſicht nach dem lebhafteſten Theile von Broadway — man glaubte oft im Zeitraume von wenigen Stunden die ganze Bevölkerung vorbeiziehen zu ſehen. Einem wackern Manne hatte ich hier manch' munteres Lachen zu danken. Der Leſer denke ſich eine lange mit Menſchen vollgepfropfte Straße, bei einem Thermometer-Stande von 98° (Fahrenh.) in der Sonne, und des Mittags ohne Schatten. In der Mitte dieſer bratenden Durchfahrt, ſtelle man ſich ein niederes vierrädriges Gefährt, genannt Jerſey-Wagen, mit einem hohen in Riemen hängenden Sitze vor, über dieſem Sitze eine ungeheuere Auerochſen-Decke den dicken Pelz außen und ein rothes Futter innen, auf den Boden des Wagens in ſchweren Falten herabfallend; auf der Auerochſenhaut ſitzt gerade im Centrum eine ungeheure, menſchliche Maſſe in eine dunkele Bauernjacke von ſelbſt gemachtem Zeuge gekleidet, mit Weſte und Beinkleidern von blauer Baumwolle; ſeinen Kürbiskopf mit einem breitkrämpigen Strohhut bedeckt, eine holländiſche Pfeife zwiſchen den Lippen, vor ſich ein kleines, hartmauliges, ſtörriſches Pferd mit beiden Händen bald rechts bald links gezerrt. Man mußte über einen hohen Hemdkragen die voll geblaſenen Backen ſehen, wie dieſer Menſch heiße Luft einzog und auswarf, gleich einem ſchnaubenden Meerſchweine; eine Halsbinde hatte er nicht, weil ihm der Hals fehlte, um ſie darauf zu binden. Aber in Ermangelung dieſes Artikels trug er ein kleines rothes Taſchentuch über die breiten Schultern geknüpft. Täglich fragte ich mich: wird er wohl wieder ſpazieren fahren, und ſo gewiß die ſchattenloſe Mittagsſtunde erſchien, erſchien mein unbekannter holländiſcher Feuerkönig mit beneidenswerther Gelaſſenheit ſeinen Wagen durch die Maſſe ſteuernd. — —

Theater.

Ich will die Leſer nicht mit einer Reihe von Theaterzetteln oder mit einem Tagebuche meiner theatraliſchen Laufbahn ermüden; aber eine kurze Mittheilung über mein Erſcheinen in jener Stadt ſey mir erlaubt; fällt etwas Luſtiges vor, ſo will ich es dem Leſer gern zum Beſten geben. Ebenſo will ich ein Bild von den einzelnen Auditorien entwerfen, die ich getroffen habe; denn nirgends ſtellen ſich die charakteriſtiſchen Merkmale eines Volkes klarer hervor, als im Theater, wo Alles ſich auf mehr demokratiſche Weiſe vermiſcht, als irgendwo, und Jedermann ſeinen Geſchmack nach ſeiner Art darzuthun das Recht hat.

Nicht ohne Grund ſah ich meiner erſten Nacht in New-York mit Beklemmung entgegen. Ich hatte ein reiches Einkommen aufgegeben, auf das ich nach der wachſenden Gunſt des Publicums lange hoffen durfte. Ich hatte mein Vaterland für kein anderes Engagement verlaſſen, als für zwölf Nächte in New-York, deren Einnahme durchaus vom Erfolge meiner Darſtellungen abhing, wie meine Engagements in andern Städten von meiner Aufnahme in dieſer abhängig waren.

Eine freundliche Seele verſicherte mir, man ſeye gegen jedes Drama, das ich mitbringe, ſchon vorhinweg eingenommen; eine Andere, ſie haben keinen Geſchmack an iriſchen Charakteren, oder, ſeit langer Zeit gewöhnt, von dem Darſteller meiner armen Landsleute einen Schelm mit einem ſchwarzen Auge und Bundſchuhen nicht zu trennen, ſey der Geſchmack des Publicums zu ſehr verdorben, um für ein ruhiges Bild unverzerrter Natur empfänglich zu ſeyn. Das war ſchmeichelhaft aber nicht angenehm. Zum Beginnen meiner Rollen am 28. Auguſt, waren: „Irish Ambassador“ (der iriſche Botſchafter) und: „Teddy the Tiler“ (Edward, der Dachdecker) angekündigt.

Bei der Eröffnung hat noch jeder Schauſpieler auch von der letzten Gattung ein volles Haus gefunden; es ſcheint ein Grundſatz der Gaſtfreundſchaft zu ſeyn, dem Bewerber um Ruhm und Ehre einen herzlichen Willkomm zu bieten und ein geneigtes Ohr zu leihen; man mag mich daher nicht für eigenliebig halten, wenn ich ſage, daß das Haus gedrängt voll war; vom Parterre bis zur Decke eine ununterbrochene Maſſe; auf dem Dress circle bemerkte ich keine zwanzig Frauen; lauter Männer, die eine Hitze, wie in dem ſchwarzen Loche von Calcutta ausſtanden. Ich beklagte die Abweſenheit der Damen, während ich mich darüber gefreut haben müßte, wäre ich nur weniger ſelbſtſüchtig.

Es kam der Augenblick, da man „Sir Patrick“ verkündete, und unter ſo herzlichen Begrüßungen, als ich je in meinem Leben empfangen hatte, machte ich meinen erſten Bückling vor dem Park-Auditorium. Ich ſah keine Röcke ausgezogen, keine Füße über der Brüſtung der Bogen, dieſe Zeiten ſind vorüber; ich konnte mir kein aufgeweckteres Publicum wünſchen. Am Ende des Stückes wurde ich gerufen und dankte dem Hauſe für dieſen Empfang. War die Aufführung auch nicht mit dem electriſchen, fortwährenden Gelächter und Beifall begleitet, woran ich mich in der Heimath gewöhnt hatte, ſo war mir doch die natürliche Verſicherung von der Einſicht und Achtſamkeit meiner neuen Clienten geworden und es durfte mir daher nicht ferner um den Erfolg bange ſeyn. Und in der That, in jeder Nacht verſtanden mich meine Zuhörer beſſer und ich fühlte, daß ich ſie feſter an mich ſchloß.

Das Park-Theater iſt, ſoviel ich beurtheilen konnte, nach Art des alten Lyceums in Hufeiſenform gebaut, hat drei Reihen Logen, es iſt hübſch und in jeder Beziehung ſo gut ausgeſtattet, als irgend ein Theater außer London. Das Orcheſter iſt gegenwärtig vortrefflich, es ſteht unter der Leitung eines ſehr geſchickten Mannes, Penſon, der früher Director in Dublin geweſen iſt. Ich konnte mit der Geſellſchaft ſehr zufrieden ſeyn, denn auch Amerika erzeugt ſeine Künſtler, ich nenne den Schauſpieler Plucide; er ſtammt von einer langen Reihe talentvoller Darſteller ab und beſitzt ein natürliches Talent, eine Reinheit und Einfachheit des Styls, wie ich ſie ſelten übertroffen fand; und dieſer Mann hat ſein Vaterland nie verlaſſen. Mrs. Whentley, welche alte Weiber gibt, iſt ebenfalls eine Eingeborene, eine unverkünſtelte, reizende Schauſpielerin, mit vollkommenem Verſtändniß alles deſſen, was ſie thut, und einem bewundernswürdigen humoriſtiſchen Muthwillen. Sie hat eine Tochter, ein ausgezeichnetes Talent, in allen Formen ein Ebenbild von Miß Fanny Kemble. Dieſe ausgenommen beſtand die ganze Geſellſchaft aus Engländern, von denen Manche früher eine ehrenwerthe Stellung bei den Londoner Bühnen eingenommen hatten. Es war mir viel von der Anordnung der amerikaniſchen Bühne geſagt worden, man hatte mir oft davon erzählt, wie ſchwierig die Stellung der Schauſpieler ſey; ich hatte alle Urſache zur Zufriedenheit. Während zweier Jahre war ich wiederholt in New-York engagirt, mein letztes Engagement war das bedeutendſte in dieſer Stadt, ob demnach das amerikaniſche Publicum kalt oder wankelmüthig zu nennen ſey, kommt mir zu beurtheilen nicht zu.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte verließ ich New-York; pünktlich zur beſtimmten Minute ging es vom Kai, und war der Tag auch kalt für dieſe Jahreszeit, ſo entzückte mich doch die kurze Fahrt durch den Hafen gegen Raritan Creek. Ungefähr auf dem halben Wege über dieſen Kanal, der Staten-Island von der Stadt trennt, genießt man die ſchönſte Ausſicht von New-York und ſeinen bedeutendſten Umgebungen.

Hinter uns erheben ſich die Höhen von Bronklyn, die ſich wellenförmig zu unſerer Linken nach der Durchfahrt des Narrows hinziehen, durch welche das Auge einen Schimmer der See von jenſeits auffaßt; dicht zu unſerer Rechten liegt die maleriſche, alte Stadt Jerſey und unmittelbar darüber das Dorf Hoboken, berühmt wegen ſeiner Tauben und Piſtolen-Schießen. Fern gegen Norden ragt das dunkle Vorgebirge der Paliſadoe: weit hervor, und bezeichnet den Lauf des Hudſon.

In der Mitte liegt die Stadt, als ſchwämme ſie tief im Buſen der Waſſer, von denen ſie eingeſchloſſen iſt. Sie iſt glücklicher in ihrem Ruheplatz, als die meiſten holländiſchen Städte und verdiente wohl den Namen Neu-Amſterdam, der ihr von ihren Gründern beigelegt wurde. Der Boden, den ſie bedeckt, war einſt in Berg und Thal getheilt, aber immer die Geſchäfte im Auge und ohne Sinn für den guten Geſchmack haben die verſammelten Väter des jungen Rom jeden Ameiſenhaufen glatt wegraſirt und ihren Erben ihre Liebe für zierliche Schönheits-Linie vermacht, denn dieſe ſetzen das Ebenungsſyſtem mit ſo würdiger Unverdroſſenheit fort, daß in Kurzem die ganze Inſel ſo flach als ein Tulpenbeet ausſehen wird.

In der Nähe von Bordentown erblickten wir das Wohnhaus des Exkönigs von Spanien; es ſcheint ſich keiner ſehr glücklichen Lage zu erfreuen, beherrſcht jedoch eine weite Ausſicht über den breiten Delaware, und bietet Raum genug, ſich frei darin zu bewegen, ſelbſt für Einen, der einſt einen königlichen Palaſt bewohnt hat.

Von hier bis Philadelphia wird der Delaware ein anſehnlicher, ſanfter Strom mit niedern Ufern, an denen Wieſen und Wälder abwechſeln. An dem Kai von Burlington, wo wir einen Augenblick Halt machten, gewahrte ich eine Gruppe ſchmucker junger weiblicher Perſonen, welche die Ankunft eines Befreundeten erwarteten; der belebte Ausdruck in ihrer Geſichtsbildung, die zarten Verhältniſſe und anmuthreichen Bewegungen ſprachen ſehr zu Gunſten der Mädchen von Penſylvanien.

Philadelphia.

Es war Nacht und ringsum ſehr dunkel, ehe wir zur Quäker-Stadt gelangten, ſo daß die langen Reihen von Lichtern, die ſich regelmäßig durchſchnitten und in der Ferne verloren, die Wirkung einer allgemeinen Beleuchtung hervorbrachten, und die Nähe einer weit ausgebreiteten, volkreichen Stadt bezeichneten.

Wir ſtiegen in einem trefflichen Gaſthofe, Manſion Houſe ab. Ich erhielt ein gutes Zimmer, und hätten die eingefleiſchten Teufel, die Musquitos, Frieden mit mir gemacht, ich würde eine Vergleichung mit dem Nabob von Carnatic verachtet haben. Aber ach! unſterbliche Götter, wie ſummten und brummten, wie biſſen und ziſchten ſie, und wie wüthete, ſchlug und ſchnappte und ſchwur ich, theils aus Furcht, theils aus Qual, weil ich keine Mittel zur Rache gegen einen Feind hatte, der mit ſchrecklicher Kühnheit zu Werke ging, deſſen Trompeten ſtets zum Angriffe blieſen.

Ich wollte lieber das Gebrüll der Löwen um meine Ruheſtätte vernehmen, als das abſcheuliche Geſumme dieſer kleinen hölliſchen Beſtien, und mein Urtheil mag gelten, da ich beides vernommen habe; das Letztere hielt mich durch fortwährende Furcht wach; aber war ich nur tüchtig ermüdet, ſo ſank ich nach ein paar Schauern und einigem Stutzen in tiefen Schlaf, wenn auch das Zähnekrachen und das Brüllen des Königs der Thiere nahe genug ertönte, um unſere erſchreckten Pferde mit ſchwerem gepreßtem Athem näher an die Wachfeuer zu treiben; dieſe Nachbarſchaft hatte zwar durchaus nichts Angenehmes, aber, ich ſchwöre, ſie iſt einem Ueberfalle hungriger Musquitos weit vorzuziehen.

Wer gerade von dem Lärmen und Getöſe, von den wechſelvollen Erſcheinungen von Broadway herkommt, für den hat der Anblick von Philadelphia im Allgemeinen etwas Trübſeliges; aber die Reinlichkeit, das bequeme, geſunde Ausſehen, die offenbare Wohlhabenheit ſprechen ſehr zu ſeinen Gunſten. Ein unaufhörliches Fortſchreiten der Unternehmungen gibt ſich überall kund; Hammer und Meißel dröhnen ohne Unterlaß zum Zeichen neuer Unternehmungen. Der Kreis, den der ſanguiniſche Geiſt des vorſichtigen Gründers als die Gränze künftiger Größe gezogen, iſt längſt überſprungen; der weiße Delaware auf der einen Seite und der Schuylkill auf der andern ſind nicht im Stande, die ehrgeizige Stadt zu dämmen.

Zur Zeit meines erſten Beſuches zeigten ſich eben die unermeßlichen Pfeiler einer neuen, indeſſen vollendeten Brücke in verſchiedenen Entfernungen über des edeln Fluſſes Oberfläche. Der Rauch von den Arbeiter-Feuern, der über dem Walde aufſtieg, und die zahlreichen Böte für den Dienſt, welche unter dem Felſen angebunden waren, über den hin eine Eiſenbahn nach der Brücke führen ſollte, geben ein äußerſt effectvolles Bild. Doch ich konnte mich nicht enthalten, mir die leichten aus einem Stamme gezimmerten Kähne der Delaware-Indianer vorzumalen, die ſich in einer nicht ſehr entfernten Periode unter demſelben Felſen ſchaukelten, wo jetzt eine Flotte ſchwer beladener Böte angebunden war; dieſelben Gedanken drängten ſich meinem Geiſte immer wieder auf, während ich über das wechſelvolle Bild dieſes ſonderbaren Landes hinwanderte, wo den friſchen Merkmalen eines Moccaſin der Tritt eines Baumeiſters und ſeiner Werkleute folgt, und die leichte Spur des rothen Mannes von der Eiſenbahn verwiſcht wird; kaum haben die Echo aufgehört des Indianers Jagdgeſchrei durch die Wälder zu wiederholen, ſo folgen die mächtigen Dampfmaſchinen mit ihrem Getöſe, vorwärts, nur immer vorwärts getrieben von den raſtloſen Verfolgern des vom Schickſale hinausgeſtoßenen Geſchlechtes.

Man wandere wohin man will, man nehme jede Richtung, die beſuchteſte oder die einſamſte, abgeſchloſſenſte, an allen Linien ſieht man ſeinen Pfad von Eiſenbahnen durchſchnitten. Jeder Staat, Nord, Süd, Weſt, ſtreckt ſeine Arme gierig aus, um ſeine Nachbaren in feſterer Umarmung zu umſchließen; und ich zweifle gar nicht, daß man in kurzer Zeit vom St. Lorenz auf der Küſte bis zum Golf von Mexico ſo leicht reiſen wird, als von Boſton nach Waſhington, eine Entfernung von vierhundert und fünfzig Meilen, welche heut zu Tage innerhalb vierzig Stunden zurückgelegt wird.

Außer dem großen Markte in Philadelphia, der ſeinen Namen der Linie verleiht, welche die Stadt theilt, und durch ihre ganze Breite läuft, gibt es noch einige andere bedeckte Märkte, auf denen im Ueberfluſſe die Sachen feil geboten werden, welche ringsum aufgehäuft den Beweis für den glücklichen Stand des Landbaus in der Nachbarſchaft liefern.

Viele von den beſten Marktleuten für Vegetabilien, Federvieh, Butter und dergleichen ſind Deutſche, die, obgleich emſig befliſſen, das Land mit ihrem Fleiße zu bereichern, doch mit ſeltſamer Feſtigkeit an den Gebräuchen und der Sprache ihres Vaterlandes hängen. Ihre Art und Weiſe zeichnet ſich noch immer ſo ſehr aus, iſt immer noch ſo leicht zu unterſcheiden, als bei der Erſcheinung ihrer Voreltern, da dieſe vor etwa achtzig Jahren landeten; denn die Colonie, von der ſie urſprünglich abſtammen, beſtand in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und obgleich viele von dieſen Leuten ſchon der dritten Generation angehören, ſprechen ſie noch kein Wort Engliſch. Sie haben deutſche

Behörden, einen Dolmetſcher bei den Gerichten, wenn ſie als Geſchworene handeln, deutſche Zeitung u. ſ. w. und ſind die hartnäckigſten, wenn auch nicht die eifrigſten Vertheidiger der Demokratie.

In Beziehung auf die Ereigniſſe der Zeit ſind ſie ſtets etwas zurück; will man ſie zur Zeit der Wahlen oder beſonderer Aufregung auf das Laufende bringen, ſo werden ſie dem, der ſich mit ihrer Unterweiſung bemüht, wohl antworten: „Bud why de teufel doesn't Vashington come down to the Nord and bud it all to rights?“ (warum den Teufel, kommt Waſhington nicht zum Norden herab, um Alles in Ordnung zu bringen?)

Die öffentlichen Gebäude ſind in einem edleren Styl erbaut, als in den übrigen Städten; in meinen Augen hatte das alte Statehouſe am meiſten Intereſſe, worin die „Unabhängigkeits-Erklärung“ unterzeichnet wurde. Die Staatskammer hat ſich ſeit dieſer Zeit wenig verändert; als ich ſie zum letzten Male beſuchte, enthielt ſie Modelle zu verſchiedenen öffentlichen Werken, unter anderen für eine heroiſche Statue, welche Waſhington, freilich etwas ſpät, errichtet werden ſoll, andere für das neue Colleg, das nach dem Willen des verſtorbenen S. Gerard errichtet wird und dazu dienen ſoll, ſeinen Namen und ſeine Reichthümer zu verewigen. Dieſer Mann, der nach ſeinem Tode mit ſo vielen Lobſprüchen überhäuft wurde, ſcheint, nach Allem, was ich von ſeinen Zeitgenoſſen erfahren konnte, zu Lebzeiten nichts weniger als einen achtungswerthen Charakter beſeſſen zu haben. Allgemein beſchreibt man ihn als hinterliſtig und ſtreitſüchtig in ſeinen Unternehmungen als Kaufmann, als gefühllos gegen ſeine Verwandten, als einen Bedrücker und Undankbaren gegen ſeine Untergebenen, als einen ſelbſtſüchtigen, kaltherzigen Mann; der nie von einem edleren Gefühle geleitet ſein ganzes langes Leben mit ſchlafloſer Energie einem Zwecke widmete — dem Geldzuſammenſcharren, und dieſes Geld verwendete er ſo viel als möglich ſo, daß es Andern ſo wenig als möglich Vortheil brachte, und ſterbend verfügte er darüber, um ſich einen großen Namen zu machen und zum Verdruſſe der Gemeinde, in der er ungeehrt gelebt hatte, und unbeweint ſtarb.

Theater.

Wallnut und Cheſtnut (Wallnuß und Kaſtanie) heißen die zwei in ſchönen Straßen mit denſelben Namen gelegenen Häuſer, in denen ich zuerſt auftrat. Beide Häuſer ſind geräumige, hübſche Gebäude mit marmornen Vorderſeiten, und weiten, geſchickt angelegten Ausgängen; ſie ſind nicht in irgend einen dunkeln Winkel gebaut, wie die meiſten von unſern Theatern, ſondern ſie ſtehen in den ſchönſten Straßen der Stadt und ſind von allen Seiten leicht zugänglich; innen hat man ſie ſehr einfach aber paſſend ausgeſchmückt, und ſehr reinlich und wohl erhalten; ich ziehe Cheſtnut als das kleinere vor, beſonders weil es ein Parterre hat, welches beinahe mit der Vorderſcene in gleicher Höhe ſteht, ſtatt tief hinabgeſenkt zu ſeyn, daß es gefüllt ausſieht, wie ein großer ſchwarzer, mit aufwärts gerichteten Geſichtern bedeckter Teich.

Eine volle Verſammlung bietet hier den Anblick einer ſo großen Anzahl hübſcher, reizender Weiber, als man nur irgendwo finden mag. Der männliche Theil iſt voll Achtung und Aufmerkſamkeit. Ich muß hier wieder, wenigſtens nach meiner Empfindung und Erfahrung, gegen die Anſchuldigung der Gefühlloſigkeit Einſprache thun, die den Einwohnern zur Laſt gelegt wird. Verſteht man unter Beifall ein fortwährendes Klatſchen mit den Händen oder ein Pochen mit den Stöcken, von zahlreichem Bravorufen unterbrochen, ſo will ich den Mangel an Theilnahme zugeſtehen; dürfen aber offenbare Aengſtlichkeit, um kein Wort und keinen Blick des darſtellenden Künſtlers zu verlieren, ein offenbares Abziehen des Geiſtes von Allem, was nicht zur Scene gehört, mit Darlegung unterſcheidender und wohl angebrachter Verwunderung als genügende Zeichen der Billigung betrachtet werden, dann hat der Schauſpieler keine Urſache ſich zu beklagen. Ein tragiſcher Schauſpieler, der nach Effecten haſcht, um uns eines Bühnenausdruckes zu bedienen, und darauf rechnet von lautem Geklatſche unterbrochen zu werden, ehe der Sinn des Satzes geſchloſſen iſt, oder ſich gewiſſer Pauſen bedient, um einen Schluß herbeizuführen, der mag bei dem Philadelphier Publicum einen ſchwierigen Standpunkt haben, weil ſie hier eben ſo wohl den Schriftſteller hören, als den Darſtellenden ſehen wollen. Für mich fand ich den beſten Lohn meiner Leiſtungen in wohlgefüllten Häuſern.

Von Philadelphia ging die Reiſe nach Boſton. Dieſe Stadt bietet einen kühnen, maleriſchen Charakter, mag man ſich ihr zu Land oder zur See nähern. Der hohe Dom ihres State-Houſe und die zahlreichen Spitzen und Thürme ihrer Kirchen, die ſich zwei bis dreihundert Fuß über die umgebende Fläche erheben, bringen auf das Auge einen größern Eindruck hervor, als New-York und Philadelphia.

Die Straßen der Stadt ſind meiſtens eng und unregelmäßig gebaut, ſie folgen den Krümmungen der erhabenen Berge, über welchen ſie ausgebreitet liegt, und gleichen mehr denen einer alt-engliſchen Landſtadt, als irgend einem Orte, den ich in Amerika geſehen habe.

Das vornehmſte Quartier iſt im Weſten um den Park oder Common, wie man ihn gewöhnlich nennt — ein gemeinſames, geſchmackvoll angelegtes Eigenthum der Bürger. An drei Seiten iſt der Park von ſchönen Straßen umſchloſſen mit wohlgebauten und in wahrhaft engliſchem Geiſte erhaltenen Häuſern, was die ängſtliche Reinlichkeit der Eingänge, Fluren und Fenſter betrifft. Die Engländer ſind ein Fenſter ſcheuendes Geſchlecht, und nirgends habe ich dieſen Gebrauch ſo feſt eingewurzelt gefunden als hier.

Hier, wie in den andern größeren Städten der vereinigten Staaten, brachte das ſchnelle Wachsthum einen beſondern Eindruck auf mich hervor, das ſich in der großen Anzahl friſch gebauter oder eben im Entſtehen begriffener Gebäude offenbarte.

Um das umliegende Land in irgend einer Richtung von der Halbinſel aus zu erreichen, welche die Stadt einnimmt, muß man über eine der großen Brücken gehen. Es gibt ſolche von ſehr ſeltſamem und in der That reizendem Anblicke. Bei Tage bieten ſie angenehme Spazierwege für Fußgänger und Reiter mit anmuthreichem Wechſel von Bildern; und wandelt man in dunkeler Nacht hinüber, wenn die endloſen Lampen-Zeilen ihre Strahlen von einem Mittelpunkte werfen, und durch Reflexe ſich vervielfältigen, dann iſt die Wirkung eine vollkommen magiſche. Die Sterne ſchimmern düſter im Vergleiche, und blickt man in das Waſſer hinab, ſo ſcheint es, als ſähe man einen andern glänzenderen Himmel unter ſeinen Füßen funkeln.

Etwa fünf Meilen von der Stadt liegen ein paar anmuthige Teiche, Jamaica und Freſhponds genannt, beide in natürlichem, anziehendem Wechſel von Gehölze, offenen Stellen und Wiesgründen begränzt. Bei dem letztgenannten Teiche, der eine Oberfläche von mehr als zweihundertundfünfzig Acres einnimmt, brachte ich einen Nachmittag während meines erſten Beſuches in dieſer Gegend zu. Wir ruderten umher, beſuchten jede Bucht des kleinen Sees, fingen unſere Fiſche zum Mittagbrode, und wurden im Gaſthauſe mit einem gutgebratenen Huhne und einem Glaſe Champagner mit Eis verſehen, würdig in ſolchem Getränke aufgelöst zu werden. Ich verliebte mich in dieſen Ort; einer meiner Freunde hatte bereits eine Stelle zum Bauen auserſehen, aber ach! ſelbſt das Paradies hatte Schlangen vor der Sendung des heiligen Patrik, und die reizenden Gebüſche und reichen Wieſen von Freſhpont ſcheinen der Lieblingsaufenthalt für die Entwickelung der ärgſten aller ägyptiſchen Plagen, für die Muſquitos zu ſeyn.

Im Winter iſt dieſer Ort von den Liebhabern des Ballſchlagens und Schlittſchuhlaufens ſehr ſtark beſucht; und von dieſem weiten Behälter nimmt man das durchſichtige Eis wahr, welches das Auge ergötzt und die Kehle des vom Staube ausgetrockneten Reiſenden in dieſem Lande erfriſcht. Indeſſen iſt des Eiſes lohnender Dienſt nicht auf dieſe Gränzen beſchränkt; denn große Ladungen davon werden im Frühjahre regelmäßig nach Havannah, Neu-Orleans, Mobile u. ſ. w. verſchifft, und — denn wo findet die Speculation ihre Gränzen — gerade in dieſem Jahre war ein Schiff von dreihundert Tonnen gefrorenen Waſſers von dieſem Teiche von Maſſachuſets nach Calcutta beſtimmt. Eis auf dem Ganges ſchwimmend! Wie wird der alte Gunga ſchauen und die Ohren ſchütteln, wenn er das erſte Kriſtall-Opfer in ſeinen Buſen gekräuſelt fühlt.

In Boſton und ſeinen Umgebungen gibt es eine Menge Stellen von hiſtoriſchem Intereſſe. Auf Hancok's Wharf wurde die Theepartie gegeben, welche Britannien zehn Millionen Gold koſtete und ein Viertheil des Erdballs von dem Reiche losriß. Die Linien der amerikaniſchen Armee ſind in ihrer ganzen Ausdehnung noch leicht aufzuſpüren. — Die Forts an den beiden Enden im Norden und Süden ſind noch erhalten. Quer über die Halbinſel gegen den Weſten der Landenge finden ſich die Spuren der britiſchen Armee und des breiten, tiefen Grabens, der, von der Fluth gefüllt, die Stadt in eine Inſel verwandelte und die Linien zu vertheidigen beſtimmt war; die Ueberreſte zeugen für die Sorgfalt und den Fleiß, womit man an der Vollendung arbeitete. Bunkers-hill und die Breeds, wo zuerſt dem britiſchen Heere Widerſtand geleiſtet wurde, werden von den Glockenthürmen und vielen Firſten der Stadt beherrſcht.

Wußten die Vertheidiger dieſer elenden Linien, daß ſie an dieſem Tage von ihren Verwandten beobachtet wurden, ſo trugen ſie wenigſtens beſondere Sorge, daß die Beobachter keine Urſache haben ſollten, über ihren Mangel an Männlichkeit zu erröthen. Unter der Bedeckung einer in Eile aufgeworfenen Bruſtwehr, von der keine Spur mehr übrig iſt, warfen dieſe muthigen Streiter mehre Angriffe eines geregelten, mit tüchtigen Offizieren verſehenen Heeres zurück, und nicht eher verließen ſie die Vertheidigungswerke, die allein durch ihren Muth Dienſte geleiſtet hatten, als bis das letzte Pulver verſchoſſen war. Der Erfolg bewies, wie wenig von ihren Schüſſen fehlgegangen waren; dieſe Leute kannten den Werth ihrer Munition, ſie waren treffliche Schützen, unter denen es zum Sprichwort geworden: „ſeinen Mann ſicher nehmen.“

Staatsgefängniſs.

Während meines Aufenthaltes beſuchte ich das Staatsgefängniß, das erſte, welches ich ſah, worin das Auburn-Syſtem befolgt wird; das heißt: abgeſonderte Schlafzellen, Stille und Arbeit in Abtheilungen. Es iſt ein ſchönes Gebäude mit beinahe vierhundert Zellen, innerhalb äußerer Wälle eingeſchloſſen, um welche Gallerien laufen, von denen aus man einen freien Blick in das Innere jeder Zelle hat, ohne die Strafgefangenen zu ſtören oder zu beläſtigen; das Ganze iſt mit einem ſehr feſten Dache verſehen, an dem auf paſſende Weiſe Oeffnungen für Luft und Licht angebracht ſind.

Ich ſah hier gegen zweihundert Verurtheilte mit verſchiedenen Gewerben beſchäftigt, die Einen bereiteten den Granit zum Bauen zu, die Andern verrichteten Schmiedearbeit, Andere verfertigten Schuhe, Bürſten u. dgl. Alle ſahen ſehr reinlich, wenn auch nicht ſehr geſund aus.

Ein einziger Aufſeher machte die Runde in jeder Abtheilung, und hielt die Menge in Bewegung, ohne daß ein Wort geſprochen wurde, das ſich nicht auf die vorliegende Arbeit bezog. Während er durch den Maurer-Schoppen ging, bemerkte ich zwei Menſchen, welche Fragen an den Aufſeher richteten, ſie brachten ihr Anliegen in wenigen Worten, aber mit freier ungezwungener Miene vor und erhielten ihren Beſcheid auf dieſelbe Weiſe.

Den Werth dieſes Syſtems als ein Abwendungsmittel gegen Verbrechen möchte ich bezweifeln, aber an und für ſich betrachtet hat mich noch kein philanthropiſcher Gegenſtand ſo ſehr als ein Beweis der Grundſätze wahren Wohlwollens ergriffen. Das heißt in wahrhaft chriſtlichem Sinne des Wortes Böſes mit Gutem vergelten: „züchtigen, wie der Vater züchtiget.“ Ein Verbrecher müßte unnatürlich verhärtet erſcheinen, würde er dieſen Ort nicht als ein beſſerer Menſch verlaſſen. Er mag verworfen, gemein, unwiſſend, mit keinem ehrlichen Berufe vertraut, roh an Geiſt, und mit geſchwächtem Körper hier ankommen, er wird Lehrer, Meiſter, Aerzte finden, mit denen ihn die Gemeinde verſorgt, deren Geſetze er verletzt hat. Sein Geiſt wird beſänftigt, ſeine Geſundheit wiederhergeſtellt, ſeine Unwiſſenheit erleuchtet; und wird er der Geſellſchaft wiedergegeben, ſo vermag er den Unterſchied zwiſchen dem Werthe des Mahles in Gegenſatz zu ſtellen, das er ſich ehrlich im Schweiße ſeines Angeſichtes erworben hat, und der bitteren Frucht des Müßigganges und Verbrechens. Als ein ſolches wird von den wohlwollenden Beförderern das Ergebniß des Gefängnißſyſtemes dieſes Landes betrachtet, welches überall ſeine Geſellſchaft freiwilliger Philanthropiſten hat, die darüber wachen und fortwährend auf Verbeſſerung denken.

Trement-Theater.

Dem großen Gaſthofe gegenüber, in welchem ich mich eingemiethet hatte, liegt das Trement-Theater, dem Aeußeren nach eines der eleganteſten im Lande. Als ich mein Gaſtſpiel vor einem vollen Hauſe begann, das übrigens wie in New-York hauptſächlich aus Männern beſtand, wurde mir ein herzlicher Willkomm zu Theil; aber das Publicum erſchien mir, wenn auch aufmerkſam, doch außerordentlich kalt; an dem erſten Abend bekümmerte mich das nicht viel, beſonders, weil man mir dennoch verſicherte, daß ich Anklang gefunden habe, aber im Verlaufe der Woche ſchien mir dieſe Kälte mehr zu- als abzunehmen, ſo daß ich nach Ablauf des erſten Engagements für ſechs Abende entſchieden die Erneuerung verweigerte; doch ging plötzlich den letzten Abend eine erſtaunlich glänzende Aenderung vor; eine prächtige Verſammlung von Damen ſchmückte die Logen; von Anfang bis zu Ende war die Luſt gleichſam electriſch; die guten Leute ſchienen ſich in Uebereinſtimmung ganz dem Scherze der Scene hinzugeben und lachten aus vollem Halſe. Von dieſem Augenblick an fand ich nie ein vergnügteres, aufgeregteres Publicum.

Es war ganz dem Charakter angemeſſen, den man den Neu-Engländern zuſchreibt, daß ſie die Neuigkeit, die man ihrem Urtheile unterwarf, zuerſt kalt und vollſtändig prüften, und daß ſie, einmal zufrieden geſtellt und angeſprochen, der Aeußerung ihrer Gefühle nicht ferner Schranken ſetzten.

Bei Gegenſtänden von ernſterem Gewichte haben ſie ſtets daſſelbe überlegte Urtheil und dieſelbe ſcheinbare kalte Aufnahme gezeigt; aber unter dieſem klugen Schleier, in den ſie das Aeußere hüllen, hegen ſie Gefühle, die des höchſten Grades von Aufregung und einer anhaltenden Begeiſterung fähig ſind.

Ich kann mit denen nicht übereinſtimmen, die den Yankee als ein ſeiner Natur nach kaltblütiges, ſelbſtſüchtiges Weſen bezeichnen. Sie haben die Ausübung einer feſten Selbſtbeobachtung und eines ſtrengen Einhaltens geſellſchaftlicher Formen ererbt, was ihrer Außenſeite einen froſtigen Zwang auferlegt, der jedoch nicht tief unter die Oberfläche geht.

Ein ſtark bevölkerter, undankbarer Boden hat ihren natürlichen Verſtand und ihren Unternehmungsgeiſt lebendig und thätig erhalten, während eine drückende Armuth ihre Klugheit zuweilen zwingt, in Verſchlagenheit herabzuſinken. Man betrachte aber ihre Geſchichte, als die einer Geſammtheit; ſie haben nie angeſtanden die großmüthigſten Opfer für das Gemeinwohl zu bringen. In ihrem Hausweſen ſind ſie als die zärtlichſten Gatten und nachſichtigſten Väter beinahe zum Sprichworte geworden; und in der Freundſchaft hat man ſie, wenn auch vernünftig vorſichtig, doch unerſchütterlich ſtandhaft und zuverläſſig erfunden.

Ich kann den Fremden von einer gewiſſen Empfindlichkeit wohl begreifen, wenn er ein Volk nicht liebt, deſſen ſonderbare Gebräuche ſo entſchieden hervorſpringen; aber ein Unpartheiiſcher kann unmöglich einige Zeit im Lande zubringen, oder irgend einen beſtimmten Umgang mit den Mitgliedern des Gemeindeverbandes haben, ohne ſie achten und bewundern zu lernen, trotz ihrer berechnenden Klugheit und den verſchiedenen Vorurtheilen, die ſich von einem jetzt noch ziemlich engherzigen und ſectenartigen Erziehungsſyſteme nicht trennen laſſen. So weit meine eigene Erfahrung beachtungswerth erſcheint, muß ich erklären, daß einige von den zuvorkommendſten, edelſten, gaſtlichſten Freunden, die ich in den vereinigten Staaten gefunden habe, Eingeborene von Neu-England geweſen ſind, oder wie man hier ſagt: „wirkliche Yankee's geboren und aufgewachſen im Angeſichte des State-Houſe von Boſton.“

Der Tag, an welchem ich mich zum erſten Male Baltimore näherte, möchte ſelbſt gegen die Verzweiflung als Zaubermittel gewirkt haben. Es war der zehnte November, die Luft elaſtiſch aber mild. Wir liefen inmitten einer Flotte von hundertfünfzig Segeln in den Hafen ein; darunter waren Schiffe aus allen Weltgegenden, von aller erdenklichen Ausrüſtung, von der zweimaſtigen Schaluppe an bis zu den größten Seeſchiffen, dem Clipper-Schooner von Baltimore mit ſeinen nach oben zugeſpitzten Maſten, und ſeinem ſymmetriſch gebauten Körper, der ſo elegant aus dem Waſſer aufſpringt, als ob ſich das Schiff mehr durch eine Reihe anmuthiger Wellen bewegen, als ſich ſeinen Pfad durch wilde Gewäſſer bahnen würde. — Das Auge war entzückt und das Herz gehoben beim Anblicke dieſer unzweideutigen Beweiſe zunehmenden Handels, der ſeine Thätigkeit gegen die Stadt hin entwickelte, die ſich ſtufenweiſe über der Oberfläche eines unregelmäßigen Berges ausbreitet. Mehre Dome von beträchtlicher Größe, eine oder zwei hohe Säulen nebſt verſchiedenen Thürmen und Glockenſtühlen, die ſich durch die natürliche Lage ſichtbar machen, verleihen Baltimore ein gewichtiges Anſehen und haben ihm den Titel: „Stadt der Monumente“ verſchafft.

Die Hauptſtraße hat viele Aehnlichkeit mit einer engliſchen Provinzialſtadt; die Gewölbe gleichen ganz den engliſchen. Von Neugierde und Laune, meinen regelmäßigen Ciceroni, geführt, wanderte ich umher. Ich wohnte dem Gottesdienſte in der Kathedrale bei, wo ich eine Meſſe trefflich ausführen hörte, denn im Chore befanden ſich mehre wirklich ausgezeichnete Stimmen. Das Innere der Kirche iſt gut, der Altar würdig geſchmückt, das Ganze möchte eine gewaltige Wirkung hervorbringen, wäre es nicht durch die Aufſtellung regelmäßiger Reihen außerordentlich bequemer, aber ſehr unkatholiſch ausſehender Kirchenſtühle verdorben.

Ich beſtieg die Waſhingtonſäule und ſah von ihrer Höhe einen Sonnenuntergang, der einen Dichter oder Maler wohl für die weite Reiſe über das atlantiſche Meer entſchädigt haben würde. Material und Arbeit haben ſich bei dieſer edeln Säule verbunden, um ein Werk zu liefern, ſo unvergänglich als der Ruhm des Mannes, dem ſie geweiht iſt, die Statue ſelbſt aber iſt ſchlecht, ohne Effect, trägt in keiner Beziehung eine Aehnlichkeit mit dem Originale, deſſen perſönliche Charakteriſtik für den Künſtler, doch ſchlagend und paſſend ſeyn mußte. Der umgekehrte Bienenſtock, welcher oben am Kapital angebracht iſt, um die Figur etwas höher zu heben, zeugt von ſchlechtem Geſchmacke und zieht von der Einfachheit der Säule ab, welche, ſowohl des Bienenſtocks als der Figur entkleidet, ein würdiger Gegenſtand zum Andenken an den Bürger Waſhington wäre, deſſen Charakter gerade die Einfachheit Glanz verlieh, mit der er glücklich vermiſcht war; dieſe Einfachheit iſt es auch, die, ſein Weſen mildernd und reinigend, ihn in den ſchwerſten Zeiten mehr geliebt als gefürchtet machte.

Temperance-House.

Nach Philadelphia zurückgekehrt, bemerkte ich ein Gebäude mit der Ueberſchrift: Temperance-House (Mäßigkeits-Haus). Drei Jahre lang hatte in dieſem Hauſe der Erbauer, ein ehrenwerther Bürger, mit ſeiner Gattin, einer Frau von vielem Verſtande und einer Schönheit, gewöhnt, die durch die Zeit nicht verloren gegangen war. Sie hatten lange eine angeſehene Bildungs-Anſtalt gehalten, ſich aber kurz vor dem Beginnen dieſer Geſchichte mit bedeutenden Mitteln von der Ausübung ihres anſtändigen Gewerbes zurückgezogen, dieſes Haus gebaut, das ſie, ſoweit ihre Nachbarn beurtheilen konnten, zufrieden und glücklich mit ihrem einzigen Kinde, einem hübſchen Mädchen von ſechszehn Jahren bewohnten. Von Allen, die Etwas von ihnen wußten, waren ſie offenbar geachtet und geſchätzt.

Während der Herr eines Abends im Garten vor dem Hauſe beſchäftigt war, hielt ein vorübergehender Reiſender vor ſeinem Zaune an und bat um eine Erfriſchung. Die Ausſprache des Fremden klang fremdartig; ſein Anblick und ſeine ganze Erſcheinung, obgleich äußerſt dürftig, trugen doch noch Spuren beſſerer Tage an ſich. Nach kurzem Befragen erſuchte Herr C. den ausgehungerten, abgemagerten Paſſagier einzutreten; und ſetzte ihm mit gaſtfreundlicher Eile ein erquickendes Mahl vor.

Die Geſchichte des Fremden nahm das freundliche Gemüth des Wirths ſo ſehr in Anſpruch, daß dem Acte allgemeiner Menſchenliebe die Einladung folgte, einige Tage als Gaſt in dem Hauſe zu bleiben, was auch dankbar angenommen wurde.

Senhor Mina, ſo hieß der Gaſt, war ein politiſch Verbannter, wie er ausſagte, er hatte an die amerikaniſche Regierung gerechte Geldforderungen und befand ſich auf dem Wege, dieſelben zu verfolgen; aber durch gänzlichen Mangel an Mitteln ſah er ſich dem Elend und Jammer preisgegeben, aus welcher unſeligen Lage ihn jetzt der von der Vorſicht beſchloſſene glückliche Wechſel riß. Daß er hieher gelangt war, kam davon her, daß er nicht im Stande war, die Fahrt am Bord des Dampfbootes zu bezahlen; woraus ein Streit mit dem Kapitain entſtand, der ihn der Abſicht zu betrügen beſchuldigte und ohne Weiteres an's Land ſetzte.

Der Senhor war unterrichtet, verſtändig, und was noch mehr bedeutet, intereſſant, hatte manches Land beſucht, und manches gefährliche Abenteuer auf Reiſen und in Kriegen beſtanden. Er war hier ein Soldat ohne Pfennig „im Lande der Braven," ein für die Freiheit Verbannter „in der Heimath der Freien." Er ſprach gut; und durch ſeine begeiſterten Reden für Gleichheit und Unabhängigkeit, — Worte, in denen ein Zauber für jedes amerikaniſche Ohr liegt — hatte er bald ſeinen ehrlichen Wirth ganz für ſich eingenommen. Er ſang, wie alle Spanier ſingen, und ſpielte die Guitarre, wie dieß nur die Spanier vermögen; und mit dieſen Waffen gewann er noch ſchneller Liebe bei ſeines Wirthes ſchwachem Weibe.

In dem kleinen zu Verbannung der langen Weile ſo glücklich zuſammengeſetzten Kreiſe floß die Zeit raſch dahin; auch fehlte es nicht an Arbeit, um einen Theil davon in Anſpruch zu nehmen, denn der Senhor ſandte viele Briefe ab; in Folge der eingeleiteten Correſpondenz ergab ſich bald die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt an den Sitz der Regierung zu begeben. Herr C. war nicht ſobald davon in Kenntniß geſetzt, als man bedeutende Mittel zu des Senhor Mina's Verfügung ſtellte, der ſich, begleitet von den beſten Wünſchen der ganzen Familie, auf kurze Zeit von Penſylvanien verabſchiedete.

Während der Abweſenheit des intereſſanten Fremden geſtaltete ſich in den Gewohnheiten und Verhältniſſen dieſes Hausweſens ein eben ſo raſcher Wechſel, als zur Zeit ſeiner erſten Erſcheinung. Frau C. wurde nach und nach verdrüßlich, unruhig und ängſtlich; ganz natürlich, denn ihren Gatten hatte plötzlich eine Krankheit befallen, und ihr einziges Kind mied ihre Geſellſchaft gefliſſentlich, um ſich in ſeine Kammer zu verſchließen und trübſelig auf den Feldern hinzuſchleichen, über die ſie kürzlich noch in der Fülle von Geſundheit und glücklicher Jugend hingehüpft war.

Die Folge ließ nicht lange auf ſich warten; der kranke Mann wurde täglich ſchlimmer und ſchwächer. In Aufmerkſamkeit und Pflichterfüllung am Bette des Gatten trieb es die Frau bis zur Eiferſucht; ſie miſchte ſeine Arzneien, bereitete die Speiſen und diejenigen Mittel, die man zu Linderung des Fiebers am paſſendſten hielt, das fortwährend an ihm zehrte. Seine Hand in die ihrige gelegt, bewachte ſie ſeinen langen, ſchmerzhaften Todeskampf und erhielt von des Sterbenden Lippen Segnung und dankbare Anerkennung ihrer unermüdeten Fürſorge.

So weit ging Alles gut und ohne Verdacht vorüber; denn wie ein betrübtes Weib lebte die Wittwe einen Monat lang zurückgezogen, und ohne ſich vor einem Menſchen ſehen zu laſſen; aber am Ende dieſer Periode wurde ſie zur großen Ueberraſchung der Nachbarſchaft von dem dankbaren Fremden Senhor Mina abermals zur Braut gemacht.

Jetzt begannen die Männer ihre Zungen loszulaſſen und ihre Köpfe zu ſchütteln; überall vernahm man Bemerkungen über die Beſchleunigung ihrer Heirath, argwöhniſche Aeußerungen liefen mit unter, und der Verdacht wurde bald ſo ſchrecklicher Natur, daß man ihn nicht mehr länger unterdrücken konnte.

Zuerſt forſchte man bei der Dienerſchaft nach, und ein Dienſtmädchen erinnerte ſich bald, einen Bodenſatz in den Ueberreſten einer Schüſſel mit Suppe bemerkt zu haben, welche ihre Herrin für den kranken Mann bereitet hatte; man habe die Ueberreſte dem Geflügel gegeben, das ſeit der Zeit ſich abgezehrt und geſtorben ſey.

Das aufgebrachte Volk verlangte eine geſetzliche Unterſuchung, wobei ſich ſo klare Beweiſe ergaben, daß die Ausgrabung des Körpers für nothwendig erachtet wurde; der Inhalt des Magens war noch in einem Zuſtande, daß die chemiſche Zergliederung vorgenommen werden konnte, und es ging daraus hervor, daß dem Geſtorbenen eine große Portion Arſenik beigebracht worden war.

Dem elenden Weibe war während dieſes Theils des Prozeſſes jeder Zuſammenhang mit dem gewiſſenloſen Senhor abgeſchnitten worden, der unter den Luſtbarkeiten von Waſhington ſeine Angelegenheiten, worin dieſe auch immer beſtehen mochten, emſig betrieb. In einer Nacht wurde er von einem Balle zurückkehrend verhaftet, nach dem Schauplatze ſeiner Undankbarkeit zurückgebracht und mit der Theilhaberin ſeines Verbrechens wegen Ermordung ſeines Wohlthäters vor Gericht geſtellt.

Die Schuld beider Theile, wurde, wie ich glaube, außer Zweifel geſetzt; aber es fand ſich ein geſetzliches Schlupfloch, durch welches das Weib der Todesſtrafe entgehen konnte und ſich zum Leben verdammen ließ. Der undankbare Gaſt wurde zum Strange verurtheilt; kurz vor ſeiner Hinrichtung legte er das volle Geſtändniß ab, zur Vergiftung ſeines argloſen Wirthes den Plan gefaßt und angetrieben zu haben, und ſtarb den Tod eines Mörders.

Ich habe hier eine Folgereihe von Abſcheulichkeiten kurz dargeſtellt, welche für einen Mord-liebenden Drei-Bände-Novelliſten hinreichend Stoff liefern würden; es bleibt mir übrigens noch etwas Schauderhaftes beizufügen: im Verlaufe des Prozeſſes wurde erhoben, und die Zeit beſtätigte den Umſtand, daß das arme Kind, die Tochter der Mörderin, ein Opfer der Begierde des Teufels Mina gefallen war.

Ueber das Schickſal des Mädchens und ihres Kindes konnte ich nichts Näheres erfahren; man wußte nur, daß ſie ſich nach einem entfernten Theile des Feſtlandes zurückgezogen hatte. Von der Mutter vermuthete man, daß ſie noch innerhalb der Mauern wohne, auf welchen durch ihre Schuld für immer der Fluch der Ehrloſigkeit haftete.

Man pflegt dem vorübergehenden Fremden dieſes Haus zu zeigen; als ich es ſah, war es kein unpaſſendes Denkmal für das Verbrechen der Eigenthümerin. Der Zaun war umgeſtürzt, die Vordergebäude waren zerfallen; die Platten vor dem Hauſe mit häßlichem Unkraute überwachſen; die Laden, die in ihrem Grün ſonſt wohl luſtig ausſchauen mochten, hingen jetzt zerbrochen und ſchmutzig an den Wänden. Daß das Gebäude noch bewohnt ſey, konnte man nur an einem Hunde und ein paar Stücken Federvieh bemerken, die ſich im Hofe ſonnten; und von dem Zweige eines verdorbenen Baumes, der neben dem zerfallenen Eingangsthore ſtand, hing ein verwittertes Schild, und darauf ſtand mit großen Buchſtaben die Inſchrift: Temperance-House.

Sonderbarer Wechſel — der Ort der gröbſten Sinnlichkeit und der Schauplatz des ſchändlichſten Mordes, den man in dem weiten Katalog der Verbrechen finden mag, in einen Tempel der Mäßigung verwandelt!

Biſchöfliche Kirche.

Eines Morgens beſuchte ich in New-York die biſchöfliche Kirche nächſt dem Parke; die Gräber von Montgomery und Emmett zogen mich hauptſächlich an. Die zu ihrem Andenken errichteten Monumente ſtehen außen dicht an der Straße. Eben als ich aus dem Thore trat, nachdem ich die Inſchrift auf dem Denkmale des Letzteren geleſen hatte, geſellte ſich ein Freund zu mir, der mir eine intereſſante Schilderung von dem letzten Zuſammentreffen der Brüder gab:

Thomas Emmett befand ſich auf ſeinem Wege nach den vereinigten Staaten, nach ſeiner Befreiung aus dem Fort George, in Rotterdam, und wartete zufällig vor dem Poſtbureau auf ſeine Briefe, da trat ein Mann aus der Menge und warf ſich unter fröhlichen Ausrufungen in ſeine Arme; es war ſein Bruder Robert, der, ſo eben von Paris angekommen, ſich in derſelben Abſicht an dieſe Stelle begeben hatte.

„Und woher kommſt Du?“ fragte Robert, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren.

„So eben dem armen Irland entkommen!“ entgegnete der ältere Bruder und fügte bei: „Und wohin gedenkſt Du Dich zu begeben?“

„Ich entkomme gerade nach dem armen Irland,“ war die Antwort.

Die Zuſammenkunft war ſehr kurz: Robert wollte kein Wort von Begleitung ſeiner Familie in die Verbannung hören. Er erklärte, es ſey ſein einziger Wunſch, entweder ſeinem Vaterlande Gerechtigkeit und Befreiung von Zwang und Verachtung oder ſich ein Grab zu verſchaffen, um ſeines Volkes Leiden und Erniedrigung vergeſſen zu können.

Die Brüder ſchieden, um ſich nie wieder zu ſehen. Robert fand bald das Loos, nach dem er ſtrebte, und ruht unter dem Boden, für den er, vielleicht von irrigen Begriffen geleitet, aber weder unbeweint und unbemitleidet, noch unbeſungen geſtorben.

Der Aeltere ſchlug einen klügeren Weg ein und landete mit Weib und Kindern in dieſer Stadt, unbekannt und mit keiner andern Empfehlung als ſeinen Unfällen; dieſe aber reichten zu, um ihm das Mitgefühl und die Achtung der Bürger zu verſchaffen, bei denen er Aufnahme ſuchte. Er weilte unter ihnen, wurde Einer der Ihrigen, und lebte um ſeine Kinder unter den Beſten und Geachtetſten des Landes ſtehen zu ſehen.

Thomas Addis Emmett ſtarb im Vollgenuß der Ehre; auf dem erhabenſten Theile von Broadway ſteht der zu ſeinem Gedächtniß errichtete Marmor-Obelisk und zeugt von den manchfaltigen Tugenden des iriſchen Flüchtlings, des verbannten Aufrührers oder des unglücklichen Patrioten. Von ſeiner Familie und ſeinen Verbündeten ſcheint er wahrhaft geliebt und von allen Menſchen als ein ehrenfeſter gerader Bürger und geſchickter Rathgeber angeſehen worden zu ſeyn; ſeine Beredſamkeit vor den Gerichtsſchranken gibt immer noch Stoff zu häufigen begeiſterten Lobpreiſungen.

* * *

Neujahrstag in New-York.

Mit unbewölktem Himmel und einer Sonne, ſo hellſtrahlend, als wir ſie nur an einem Mai-Morgen wünſchen könnten, begrüßt der erſte Tag des Jahres 1834 das Volk von New-York, und an keinem anderen Orte mag dieſer Tag herrlicheren Willkomm und fröhlicheren Muth finden.

Von früher Stunde iſt jede Thüre in New-York geöffnet, und alles Gute, was die Bewohner beſitzen, wird verſchwenderiſch zur Schau geſtellt. Nur die Gewölbe und Banken ſind geſchloſſen; an einem Orte der Erde ſieht Mammon an dieſem Tage ſeine Altäre verlaſſen. Alle Arten von Wagen werden zu gleicher Zeit in Thätigkeit geſetzt, und wer ſich auch nur einer Bekanntſchaft in der weiten Stadt erfreut, der geht hin und ſchüttelt mit herzlichem Glückwunſche die Hand.

Alle Familien-Zänkereien werden an dieſem Tage abgemacht, eingebildetes oder wirkliches Leid, das man ſich angethan, wird ausgeglichen und vergeben. Die erſten vierundzwanzig Stunden in New-York ſind der wahrhafte Trêve de Dieu, der Gottesfriede, während deſſen Feinde vom Streite ablaſſen, lange Getrennte wieder vereinigt, freundſchaftliche Verträge erneuert und feſter geſchloſſen werden; ſelbſt der Geiz, der jede Annäherung mehr ſcheut, als der Haſe, vergißt an dieſem Tage, ſeine Thüre zu verriegeln oder die Koſten zu berechnen, die ihm der Empfang eines Beſuches verurſachen könnte.

Darf ich aus meinem Verhältniſſe den Schluß ziehen, ſo wird der wohlwollende Einfluß des freundlichen Tages auch für den Fremden fühlbar. Frühe am Morgen trat ein Herr, deſſen Bekanntſchaft ich flüchtig gemacht hatte, mit einer älteren Perſon, die ich nie zuvor geſehen, in mein Zimmer. Der Unbekannte nannte ſeinen Namen und entſchuldigte ſich, daß er ſich die Freiheit nehme, auf dieſem Wege meine Bekanntſchaft zu machen, die er ſich, wie er beifügte, immer ſehr gewünſcht habe, und bat mich, mich mit der Sitte des Tages zu vereinigen, deſſen Vorrecht er ſich zu Nutze gemacht, und ihn zu einem Beſuche bei ſeiner Familie zu begleiten.

Ich bin der letzte Menſch auf der Welt, der ein ſolches Anerbieten abzulehnen vermocht hätte; und ſo ſetzten wir uns in einen Wagen und fuhren nach ſeinem Hauſe auf Broadway, wo ich, nachdem ich einer ſehr liebenswürdigen Dame, ſeiner Gattin, und einem niedlichen Mädchen, ſeiner Tochter vorgeſtellt war, an einem köſtlichen Frühſtücke Theil nahm, ein Glas Champagner trank, und als andere Beſuche anlangten, äußerſt zufrieden mit dem meinigen mich gegen die Geſellſchaft zum Abſchiede verbeugte.

Mein Wirth bat mich nun, einige andere Beſuche mit ihm zu machen, und erklärte mir auf dem Wege die Gebräuche, die im ganzen Staate an dieſem Tage ſtrenge beobachtet werden, und ſchrieb dieſe Sitte den früheren holländiſchen Coloniſten zu. Ueberall fand ich in Geſellſchaft meines neuen Freundes einen herzlichen Empfang und dieſelben verſchwenderiſchen Zubereitungen; aber von Frühſtücken konnte bei mir mit dem beſten Willen nicht mehr die Rede ſeyn. Nachdem wir eine beträchtliche Runde gemacht, meinte mein Gefährte, ich möchte vielleicht auf eigene Rechnung einige Beſuche zu machen haben; er verließ mich mit der Bitte, ſeinen Wagen ganz zu meiner Verfügung geſtellt zu betrachten.

Das war ſehr gütig, aber ich konnte zu dieſer Zeit nur zwei oder drei Familien, und als ich mir ſelbſt überlaſſen war, und jeden Wagen, der an mir vorüberrollte, mit luſtigen fremden Geſichtern gefüllt ſah, da verflog mein Muth und ich kehrte nach wenigen eiligen Beſuchen in mein Gaſthaus zurück, um über die wohlthätige Wirkung nachzudenken, die ſolch' liebreicher Sitte entſprieſſen mußte.

Abends war das Theater von einer freudigen Menge bis zum Erſticken voll, obgleich dieſe Jahreszeit der Bühne durchaus nicht günſtig iſt; aber an dieſem Tage, da kein Haus von ſeinen gewöhnlichen Freunden unbeſucht bleiben darf, bekam das Theater ſeinen vollen Theil von der Wohlthat dieſer ehrenwerthen Sitte.

Die holländiſchen und iriſchen Colonien in Penſylvanien.

In Penſylvanien gibt es zwei Colonien innerhalb der Staaten — Muſter, von beiden kann man wenige Meilen von Philadelphia finden — und dieſe boten mir eine unerſchöpfliche Quelle von Intereſſe und Unterhaltung. Sie beſtehen aus Niederländern und Irländern, die oft in nebeneinander liegenden Ortſchaften wohnen, ihre Gränzen aber ſo feſt abgeſchloſſen halten, als wäre die Mauer von China zwiſchen ihnen gezogen. Es gibt keine zwei Weſen von ſo widerſtrebender Natur; weder Zeit noch Handelsbedürfniſſe, die täglich unter einer zunehmenden Bevölkerung entſtehen, können die Aufhebung dieſes ſtillſchweigenden „Nichteinmiſchungs-Syſtemes veranlaſſen oder ſie duldſamer gegen einander ſtimmen. Man hat mir erzählt, Pat *) habe bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten ſeine Höflichkeit ſo weit getrieben, daß er ſeinem deutſchen Nachbar einen Beſuch abſtatte, um nachzufragen, „ob irgend ein Herr im Orte geneigt ſeyn möchte, ſich in einen Kampf einzulaſſen," aber dieſer Beweis des Wohlwollens ſcheint weder verſtanden noch erwidert worden zu ſeyn, und Mynheer war durch kein Mittel zu einem Zuſammentreffen mit „dem wilden Irländer" zu bewegen.

---

*) Pat, Abkürzung von Patrick — Bezeichnung für Irländer.

Es iſt ein ſonderbares Ding, beobachtet man die Reinheit, in der beide Stämme den Dialekt ihres Vaterlandes erhalten haben, und die Ungemiſchtheit der Sitten, Gebräuche, Vorurtheile, ja des ganzen Ausſehens, was noch Alles ſo friſch und in dem charakteriſtiſchen Zuſtande bewahrt geblieben iſt, wie es ihre Vorältern eingebracht; obgleich viele von ihnen im dritten Grade von den erſten Anbauern abſtammen. Unterſcheiden ſie ſich auch in allen andern Theilen, ſo iſt doch ihre Aehnlichkeit in dieſer Beziehung ſchlagend.

Unter den Deutſchen bezeichnete man mir Familien, deren Väter den Anfang des Unabhängigkeits-Krieges in Penſylvanien geſehen haben, die aber heut' zu Tage noch ſo wenig mit der Sprache, Ausdehnung, Verwaltung und Bevölkerung des Landes vertraut ſind, als der würdige Seelenhirte, der, beauftragt, ſeiner Heerde den Mangel an Lebensmitteln im amerikaniſchen Lager mitzutheilen, den Behörden verſicherte, er habe dieſes gethan und ſeiner Gemeinde den Stand der Angelegenheiten genau geſchildert.

„I said to them," wiederholte er engliſch: „Get op, min broders und mine sisters, und put dem paerd by die vagen, mit Brood und corn, mit schaap'-flesh und flesh of die groote bigs und osflesh; und alles be brepare to go op de vay mit oder goed mens to slaaply General Vashington, who was fighting die englishe Konig vor our peoples, und der lifes, und der liberdoes, op on dem banks, dise side of die Vester-Indies.

(Ich ſagte ihnen: Auf, meine Brüder und Schweſtern, ſpannt die Pferde an die Wagen mit Brod und Korn, mit Schaafsfleiſch, und Fleiſch von den großen Schweinen, und Ochſenfleiſch, und Alles ſey bereit zur Abfahrt mit andern guten Lebensmitteln, um General Waſhington zu unterſtützen, der gefochten hat gegen den engliſchen König für unſere Völker, und ihr Leben und ihre Freiheiten an den Ufern des Schuylkill, dieſſeits Weſt-Indien.)

In ſeinem Schweineſtalle von einer Reſidenz und ſeinem Palaſte von einer Scheune, in ſeinem Wagen, ſeinen Ochſen, ſeiner Pfeife, ſeiner Perſon und Geſichtsbildung, bleibt noch der Dritte in der Abſtammung ganz unverändert. Die Fälle, über die er als Geſchworener entſcheidet, vernimmt er durch das Mittel eines Dolmetſchers; er hat ſeine eigene Zeitung, die ihm ſeine Portion Politik in niederdeutſcher Sprache liefert und in dieſer Sprache werden auch die Acte der Staatsgeſetzgebung gedruckt, welche ſich auf irgend eine Weiſe auf die Section beziehen, die er bewohnt; das iſt Alles, was er von der Gemeinſchaft weiß oder zu wiſſen verlangt.

Ich darf verſichern, daß meine ehrlichen Landsleute eben ſo wenig verfälſcht ſind, als ihre kälteren Nachbarn; an die Stelle ihrer zerlumpten Röcke ſind allerdings hinreichende Kleider getreten und ein Stück feiner Tuch für Sonntage und Heiligentage, und ſtatt ihrer dünnen, mageren Mahle haben ſie jetzt Ueberfluß an gutem Fleiſch und Brod, aber bietet man ihnen Politiſches oder irgend einen anregenden Gegenſtand, ſo findet man ihre Gefühle noch ſo reizbar, ihre Gemüther noch ſo feurig, als ſtänden ſie noch an den Ufern des Suir oder Shannon.

Bei allen ländlichen Feiertagen kann man ſie leicht erkennen, mit ihrem ſchlenkernden Gange, dem Stocke in der Hand, an der unnachahmlichen Geſtalt und dem Aufſetzen des Hutes, an der Liebe der Männer für ſpitzige Kleider und dem vorherrſchenden Geſchmacke der Weiber für ſeidene Röcke und rothe Bänder.

Die angeborene Verſchiedenheit zwiſchen den beiden Völkern hebt ſich nie ſtärker hervor, als wenn man durch ihre Dörfer reitend ſich gelegentlich nach Etwas erkundigt. Man halte ſein Pferd bei einer Gruppe kleiner Holländer an, um nach dem Wege oder ſonſt Etwas zu fragen, ſo werden ſie entweder inſtinctmäßig davon laufen, oder ihre klugen Mütter werden ihnen zurufen, ſie ſollen ſogleich in die Thüre kommen; auf welchen Ruf ſie ſich wie aufgeſcheuchte Kaninchen zerſtreuen und den Fremden ſeinem Geſchicke überlaſſen.

Die wenigen Sätze holländiſch, die ich noch von meiner Erziehung unter den Vee boors am Cap behalten hatte, dienten mir als Paß zu ihrer Höflichkeit; ohne dieſe geiſtige Vollkommenheit gerathen alle Fremde in den Verdacht, Jriſchers zu ſeyn, und werden ſo des Haſſes und der Furcht theilhaftig, womit dieſe mäßige, feſte Generation ihre flüchtigeren, queckſilbernen Nachbarn betrachtet.

Anderer Seits begebe man ſich in ein irländiſches Dorf und ſehe zufällig, wie die jungen Burſchen aus der Schule ſtürzen, und ein Dutzend, wenn man ruft, wird in einem Augenblicke unter des Pferdes Füßen ſeyn, ſchnell in ſeinen Antworten, ſelbſt wenn ſie das nicht kennen, was man zu erfahren wünſcht, bereitwillig, Einem den Platz oder die Straße zu zeigen, gleichviel ob ſie Etwas davon wiſſen oder nicht. Wenn ich oft bei ſolcher Gelegenheit von den Alten eingeladen wurde, in ihre Hütten einzutreten, wenn ich ihren Accent hörte und mich in dieſer Umgebung ſah, ſo zweifelte ich, ob ich mich wirklich in einem Thale von Penſylvanien befinde.

Der Accent des iriſchen Amerikaners, der ausſchließlich auf dem Lande unter ſeinem eigenen Volke lebt, unterſcheidet ſich ſo wenig von dem des Coloniſten von einem Jahre, daß dieſes oft bei beſtrittenen Wahlen zu Täuſchungen und Plackereien Veranlaſſung gegeben hat; und nicht ſelten kommt es vor, daß ein Mann, deſſen Vater in den Vereinigten Staaten geboren iſt, nach ſeinem Bürgerrechte gefragt wird, und den Beweis eines dreijährigen Aufenthaltes führen muß.

Waſhington.

In Waſhington trat ich zuerſt im Februar auf. Das Theater ſah gar erbärmlich aus; es lag ſo unbequem und war ſo ſchwer zugänglich, wie ich nie eines in Amerika gefunden habe; indeſſen fand ich es jede Nacht mit ſehr vergnügten Zuſchauern gefüllt und in der That, es kann nichts Ergötzlicheres geben, als die ernſteſten Männer vom Senate über die Diplomatik des „Iriſchen Botſchafters“ lachen zu ſehen. Die Stücke waren ſchlecht ausgeſtattet, die Geſellſchaft der Hauptſtadt unwürdig. Ich wundere mich, daß es hier nicht mehr eingeborene Schauſpieler und Schaupielerinnen gibt, denn ich bin überzeugt, daß ſich eine Menge bedeutender Talente ſowohl für die Oper als für das Drama finden; die Mädchen bekommen im Allgemeinen eine gute Erziehung; ſie ſind hübſch, haben viel Ausdruck, natürliche leichte Geberden und ungemeine Nachahmungsgabe. Letzteres Talent trifft man außerordentlich häufig; und ich habe nicht eine, ſondern viele junge Frauen gefunden, welche die Eigenthümlichkeiten eines Schauſpielers oder einer Schauſpielerin, die ſich eben jetzt bei der Bühne bemerkbar machten, mit außerordentlicher Genauigkeit und humoriſtiſcher Auffaſſung nachzuahmen verſtanden.

Ich beſuchte Waſhington im Mai wieder und brachte hier drei oder vier Wochen ſehr angenehm zu. Zu meiner Freude ſah ich jetzt Pläne zu einem Theater, wie es die Würde dieſes Publicums fordert. Es mag wohl bereits gebaut ſeyn; denn die erforderlichen Summen waren damals ſchon unterzeichnet; das Unternehmen kann überdieß bei einem ſo entſchieden für das Theater eingenommenen Publicum nicht mißglücken, dem es obendrein an öffentlichen Vergnügungen für die vielen müßigen Leute gebricht, die ſich während der Sitzung umhertreiben, und oft keine andere Heimath haben, als das Gaſtzimmer in den Wirthshäuſern oder die Spieltiſche.

Einer meiner Lieblings-Ausflüge ging nach einem abgelegenen Orte in der Nähe, den ich zu beſchreiben verſuchen will, weil ich alle Reiſenden, die in dieſe Gegend kommen, gar zu gerne dahin zu führen wünſchte.

Ungefähr vier Meilen von der Stadt hat ein Gärtner mit Namen Pierce ſeine Wohnung auf der Spitze eines hohen und beinahe von allen Seiten abſchüſſigen Berges aufgeſchlagen, der unmittelbar von ähnlichen Höhen umgeben, aber von dieſen durch tiefe mit Waſſer gefüllte Schluchten getrennt iſt. Durch eine von dieſen läuft ein klarer, lebendiger Bach, auf den ein Forellenfiſcher ſtolz ſeyn würde, nur daß ſeine Ufer in dieſer Nachbarſchaft von

Weidenblumen, Kornelkirſchen, Laburnum und dergleichen bewacht ſind, deren blüthenreiche in einander verſchlungene Zweige das klare Waſſer beſchatten, und ſeine befloßten Einwohner vor der Lockſpeiſe der Angler ſchützen.

Durch eine Höhlung führt der Fußpfad, auf dem der zukünftige Reiſende, der die Gemälde der Natur liebt, eine von dieſen wunderbaren Scenen ſuchen wird, auf welche ſie ſo viele Sorgfalt verwendet hat.

Keine Brücke verbindet das kleine Beſitzthum mit der geſchäftigen Welt, von deren Anblick und Geräuſche es ſo vollkommen abgeſondert iſt, als das Thal des Raſſelas; aber wendet man ſich ſachte einen dicht beſchatteten Waldpfad hinab, ſo gelangt man plötzlich durch dieſes Laubdach zu der Fuhrt, auf deren entgegengeſetzter Seite etwas rechts das Thor liegt, durch welches man in den Garten tritt.

Man treibe nun ſein Pferd kühn durch den Strom, ſteige ab und öffne die einzige Schranke. Rechts über uns ſteht ein rohes, viereckiges, Steingebäude, das mit den anmuthreichen Bäumen und Gebüſchen durchaus nicht übereinſtimmt, von deren üppigem Grün es beſchattet wird. Dahin eile man, bis die natürliche Platform erreicht iſt, auf der das Haus liegt; der Anblick, den man auf dieſer Stelle genießt, wird uns für einen Ritt durch die abgeſchloſſene Waldgegend entſchädigen, deren Friſche und Wildheit uns bereits mächtig angeſprochen hat.

Auf der kleinen Platform iſt das Gras ſtets von einem für dieſe Gegend ſeltenen Grün. Unmittelbar vor dem Wohngebäude ſtehen vier oder fünf Bäume von der ſchönſten Gattung, die ihre Aeſte gegen den Eingang erſtrecken; und wenige Schritte davon, am Fuße einer ehrwürdigen Rüſter, breitet ſich ein Teppich mit Tauſendſchön und andern hübſchen Blumen aus, die in Farben prangen, auf deren Nachahmung für einer Prinzeſſin Divan ein perſiſcher Webeſtuhl ſtolz ſeyn dürfte.

Ein paar Gartenſtühle ſtehen da zur Bequemlichkeit der Beſuchenden, und während der Gärtner mir einen Strauß band, dachte ich an meines alten armen Freundes Kelly Ballade. „Hier muß das Gemüth den Frieden wohl finden, wenn der Friede zu finden iſt auf dieſer Erde.“

Die waldbewachſenen, wohlgerundeten Berge, welche den Garten umgeben, liegen in einer Entfernung von höchſtens einer halben Meile; innerhalb dieſer Reihe ſieht man nur zwei Häuſer, das eine, ein claſſiſch ausſehendes Gebäude unter dem Ueberhange des Berges wie eingeniſtet; das andere eine rohe ſteinerne Waſſermühle tief unten gegen Weſten, mit all' ihren pittoresken Beigaben, eine Vermehrung der ländlichen Schönheit der Scene und doch weit genug entfernt, um nicht ſtörend auf das Gefühl vollkommener Abgeſchloſſenheit zu wirken, ſollte ein ſolches Gefühl der Wunſch des Beſitzers des kleinen Gutes ſeyn.

Selbſt zu weit vorgerückter Jahreszeit bekommt man hier Blumen, die man ſich, wenn man nur immer gegen die Damen ſeiner Bekanntſchaft in den großen Städten Amerikas artig ſeyn will, nothwendig an Geſellſchaftsabenden verſchaffen muß — die Schönen ſind eiferſüchtig darauf bedacht, die ſeltenſten Blüthen aufzufinden.

Pierce iſt ein Mann von Verſtand, des Werthes ſeiner Beſitzung bewußt, und durchaus nicht taub für die Bewunderung ſeiner Beſucher. Ich kehrte immer hieher wieder und fand mich mehr und mehr vertraut und heimiſch an dem abgeſchloſſenen Orte, vielleicht einſt der Sommerlaube eines fürſtlichen Sagamore, jetzt dem Aufenthalte des Gärtners und Samenhändlers Pierce.

Ich hatte einſt die Ehre, eine Dame auf einer Fahrt zu begleiten, um einige Beſuche in der Gegend zu machen, und dieſe Fahrt war eine äußerſt angenehme. Einer von unſeren Beſuchen wurde für mich ein wahres Abenteuer, und verſchaffte mir eine Bekanntſchaft, wie man ſie in dieſen Tagen der verkehrten Regel-Detri ſelten trifft, wo die Menſchheit nach den Grundſätzen der alten holländiſchen Gärtnerei beſchnitten und aufgezogen wird, wo man keine Ueppigkeit geſtattet und alle Aufſchößlinge mit der Scheere des Wohlanſtandes abſchneidet, bis alle und jede Individualität zu Grunde gerichtet iſt.

Wir fuhren eine Zeit lang auf einem ſchlecht gepflegten Gute von nicht gewöhnlichem natürlichem Reize, und ſtiegen, ohne daß man uns bemerkte, an einem Hauſe ab, das ein erquicklich alterthümliches Ausſehen hatte. Drei Seiten des Gebäudes umgab eine Gallerie, bedeckt mit einer weit ausgebreiteten Veranda, während die Mauern dick mit Epheu, wie der Thurm an einer engliſchen Dorfkirche, bedeckt waren.

Wir ſtiegen auf die Gallerie, welche ein von entfernten Hügeln begränztes, weit ausgedehntes Thal beherrſchte, dem es nur an Waſſer gebrach, um die Ausſicht vollkommen zu machen. Nachdem wir einige Augenblicke hier verweilt, kam die Herrin des Ortes mit dem Karſte in der Hand, denn ſie hatte ihre Pflanzen ſelbſt beſorgt. Solch eine liebe alte Schäferin war mir ſeit langer Zeit nicht vorgekommen, poetiſch und begeiſtert wie ein Mädchen von neunzehn Jahren und dabei ländlich, einfach, von würdigem Ausſehen, an die unſchuldige Hirtenwelt des goldenen Zeitalters erinnernd.

Mit jedem Blumenbeete verband ſie eine Anekdote; ihre Geſchichte vom Epheu, an und für ſich ſchon intereſſant, ergötzte mich beſonders durch ihre naive Art zu erzählen.

Es ging daraus hervor, daß die Pflanzen zuerſt von Roscoe gepflanzt wurden, daß dieſer liebenswürdige und berühmte Mann die Schößlinge mit eigenen Händen ſammelte, und um ein Verſprechen zu erfüllen, ſie dann Jefferſon zur Verzierung von Monticello zuſandte.

Als der Träger dieſer Pflanzen ankam, fand er keine unmittelbare Gelegenheit ſie ſicher nach Virginien zu ſenden, und übergab ſie dem Haushalte der gegenwärtigen begeiſterten Beſitzerin, unter deren ſorgfältiger Pflege die Gabe der Freundſchaft blühte und heranwuchs, und ſich friſch erhalten wird, wie ihr eigener Geiſt und unverwelkt wie der Ruhm des erſten Gebers.

Ihr Blumenſtück bot eine Ueberſicht der Geſchichte und Gebräuche der hinübergegangenen Großen; hier waren Stöcke, welche George Waſhington eigenhändig gepflanzt hatte, Lilien, welche aus Zwiebeln wuchſen, die Thomas Jefferſon ſelbſt ausgegraben, nachdem Jeder die undankbaren Regierungs-Sorgen bei Seite geworfen, und jene einfachen glücklichen Geſchäfte wieder aufgenommen hatte, an denen ſich Beide ergötzten; und dieſe ihre Blumen blühen jetzt in Frieden und Schönheit neben einander, und ſind vielleicht, ſo vergänglich ſie ausſehen, dauerhafter verbunden, als die mächtige Union, über welche dieſe berühmten Blumenfreunde, mit ſo verſchiedenen Anſichten, präſidirten.

Die Waſſerfälle des Potamac.

Wir wollten die Waſſerfälle des Potamac betrachten. Unſer Weg führte längs dem Cheſapeake und Ohio-Canal hin, mittelſt deſſen der Potamac-Fluß mit dem Ohio unter Pittsburg verbunden werden ſoll: ein Rieſenwerk, wie man kein zweites kennt; wobei unter Anderem durch die Alleghany Berge ein Tunnel von mehr als vier Meilen in der Länge gebaut werden muß. Abgeſehen von dieſem Werke iſt die Gegend voll wechſelnder Reize. Zu unſerer Rechten liegt der Canal, deſſen Vollendung die Natur bedeutende Hinderniſſe entgegenſetzte; ein Wald mußte ausgerottet, über den Potamac eine Waſſerleitung von achtzehnhundert Fuß geführt werden; man hatte Lager von hartem Gneiß fadentief auszuhauen und Thäler aufzufüllen und Granitdämme aufzuführen, um einem Durchbruche des nahen Fluſſes vorzubeugen.

Dicht an unſerer Rechten läuft der Potamac, aber in ſeinem Charakter ſo ſehr geändert, daß der Fremde, der die labyrinthiſchen Wendungen dieſes mächtigen Fluſſes vom Capitol aus mit dem Auge verfolgt, und wegen ſeines trägen Laufes und der tiefen Einſchnitte eine Reihe von Seen zu ſehen geglaubt hatte, plötzlich an dieſen Punkt verſetzt, ihn nicht wieder zu erkennen vermöchte, Das Wetter war heiter, aber an der gefährlichſten Stelle des Weges, wo der Pfad nur über einen Steindamm ohne Bruſtwehr hinführte, auf der einen Seite den Canal mit den überhängenden Felſen, durch die er gebahnt iſt, und auf der andern eine abſchüſſige Tiefe von achtzehn Fuß, das Felſenbett des Fluſſes, ſahen wir uns plötzlich von einem Orkane oder andern Ausbruch der Elemente von der wildeſten Art bedroht. Eine Wolke fiel vor uns wie ein ſchwarzer Vorhang herab; über dem Vorhange brach ein ſchwarzgelbes Licht hervor und verlieh allen Dingen eine grelle Beleuchtung; einen heftig klagenden Ton, wie vom Winde, hörte man durch den ganzen Wald. Ein Blitz zuckte von der Wolke auf den Strom nieder. Redlich geſtanden, wäre uns der Ausbruch des Stürmes willkommen geweſen, denn wir brauchten nur ein ſolches Ereigniß, um die wilde Größe des Gemäldes vollkommen zu machen; aber zu unſerem Verdruſſe mußten wir uns mit einem Regenſchauer begnügen.

Wir hielten einen Augenblick an, um ein leichtes Mahl zu nehmen und trieben dann unſere Pferde mit der Begierde vorwärts, mit der man neuen Erſcheinungen zueilt, und lauſchten ungeduldig auf den entfernten Donner der Fälle. Wie es bei allen Hinderniſſen zu gehen pflegt, ſo fanden wir auch die vor uns in der Wirklichkeit minder bedeutend, als man ſie uns geſchildert hatte; die Hauptſchwierigkeit lag im raſchen Laufe des Fluſſes, der über einen ungleichen Boden hinſtrömt; doch nirgends erreichte das Waſſer die Schultern der Pferde. Wir ritten über ein dicht bewachſenes Inſelchen hin und plötzlich hatten wir den erwünſchten Anblick in all' ſeiner Größe.

Wir banden unſere Pferde an Bäume, und ſtiegen in das tiefe Becken hinab, in deſſen rauher Tiefe der Fluß zu jeder Jahreszeit Raum genug für ſeine Wuth findet. Unſerem Standpunkte gegenüber erhob ſich der ſchwarze Felſen ſenkrecht mehr als hundertundachtzig Fuß; über ſeiner Spitze ſchwankte ein Wäldchen von hohen Bäumen und anmuthig blühendem Buſchwerk. Der Länge nach vor uns ſtürzte ſich der Fluß von einer Schichte des Felſen, wovon drei ſchwere, quer durch die Linien des Stromes in ſcheinbar gleichen Entfernungen liegende Maſſen hoch hinaufragten, als hätte die Natur eine Brücke über dieſen furchtbaren Keſſel zu bauen beabſichtigt, und wäre dann, nachdem ſie dieſe Pfeiler errichtet, wieder von ihrem Plane abgeſtanden, zufrieden mit dieſem offenbaren Beweiſe ihrer Macht. Durch die Zwiſchenräume dieſer Pfeiler, wenn man ſie ſo nennen darf, trieb ſich das Waſſer mit unendlicher Gewalt in drei abgeſonderten Schaumſäulen; nachdem es manche furchtbar anzuſchauende Wirbel gebildet, wendete es ſich in raſchem Laufe unter einem kühnen hervorragenden Tafelfelſen ab, der uns feſten Fuß inmitten eines Getöſes faſſen ließ, das nothwendig alle Laute der Bewunderung verſtummen machte, da es durchaus unmöglich war, ſeine eigene oder eines andern Menſchen Stimme zu vernehmen.

Welche Acherons-Höhle war hier! Was hätte ich gegeben, Martin bei mir zu haben, den Pinſel in der Hand, den Blick nach dem mittleren der drei Felſen gerichtet. Welcher Thron für den Erzfeind des Menſchen möchte in ſeinen Händen daraus geworden ſeyn! Wie möchte ſeine Phantaſie den verlorenen Engel gebildet haben, der hier zu hoffnungsloſem Kampfe gerüſtet ſtände, in ſchwarzen Schauern unter den ſilbernen, ihn umwirbelnden Dünſten, während durch den wüthenden Strudel die unzähligen Höllenſchaaren in Schlachtordnung hinaufziehen!

Wir wanderten von Punkt zu Punkt, unfähig unſer Erſtaunen und Entzücken anders, als durch mehr komiſche, als verſtändliche Geberden auszudrücken. In die Tafelfelſen waren überall runde Becken von größerer oder kleinerer Ausdehnung eingegraben; wenn die Herbſt- und Frühjahr-Fluthen ſanken, ſo bleiben dieſe Teiche mit Hechten, Forellen und anderen Fiſchgattungen wohl gefüllt; der Waſſerſtand war zur Zeit außerordentlich niedrig; und eine lange anhaltende, frühe eingetretene Hitze hatte die Rechte der Freibürger dieſes Teiches dermaßen geſchmälert, daß unſere Nachbarſchaft, da ſie aller Mittel zum Rückzug oder Verbergen beraubt waren, großen Aufruhr und vieles Hin- und Herſchwänzeln unter ihnen hervorbrachte. Wir bedauerten die armen Gefangenen und traten den Heimweg nach Waſhington an.

Geſellſchaft.

Bald nach Tiſche, denn frühe Stunden ſind hier in der Mode, begab ich mich zu einem Balle, zu welchem alle Schönheiten der Stadt gebeten waren. Die Scene geſtaltete ſich ſchon ſo glänzend, als Licht und Leben und Jugend ſie machen konnten; die aus einer Harfe und vier anderen Inſtrumenten beſtehende Muſik war vortrefflich; die geſchmackvoll gekleideten Damen tanzten mit unendlicher Anmuth.

Die Tournure einer Amerikanerin iſt in der Regel gut; ſie zeichnet ſich im Tanze aus, und man ſieht, daß ſie mit Leib und Seele daran Antheil nimmt. In England fühlte ich mich nie zum Tanze hingezogen; in Frankreich und Amerika aber — ſo electriſch wirkt ungezwungene Luſt — konnte ich die Neigung innerhalb ſchicklicher Schranken nicht unterdrücken. — Um Mitternacht wurde das Nachteſſen verkündet, bei dem ich würdige Ordnung beobachtet fand. Nach dieſem verminderte ſich die Geſellſchaft ſehr ſchnell und um halb zwei Uhr war im Ballſaale Alles ſtill.

Ich beſuchte mehre große Geſellſchaften in Waſhington und muß hier, nach hinreichender Erfahrung, der Lächerlichkeit widerſprechen, welche von einigen Schriftſtellern dem Treiben in dieſer Stadt beigelegt worden iſt, denn ich meines Theils habe keine ſo durchaus linkiſche Weiber und ungeſchliffene Männer geſehen, wie ſie zur Beluſtigung von meinen Vorgängern geſchildert worden ſind. Die gewöhnlichen Gebräuche guter Geſellſchaft werden hier in vollem Maaße verſtanden und in Ausübung gebracht, und es ſtellt ſich in den Verſammlungen nicht mehr Lächerliches heraus, als bei denen in England; denn ich habe allgemein gefunden, daß Perſonen, welche kein anderes Recht auf Vorrang anzuſprechen hatten, als Geld und einen Sitz bei der Geſetzgebung, weislich Zuſammenkünfte vermieden, wo ſie weder darauf hoffen konnten, daß ſie Vergnügen genießen, noch, daß ſie zur Unterhaltung beitragen würden.

Es iſt ſehr wahr, daß viele von dieſen Gliedern, die alle durch einen Rang für die Geſellſchaft wählbar ſind, getroffen werden können, die eine rauhere Außenſeite in ihrem Benehmen zeigen, als die Herren innerhalb St. Stephens, aber ich ſtehe dafür, daß die Zuſammenkünfte letzterer Art jene an Beiſpielen von Rohheit, ſchlechter Erziehung und wirklicher Gemeinheit übertreffen. Denn es iſt charakteriſtiſch bei den Amerikanern, daß, wenn man ſie auch nicht nach den Geſetzen des Anſtandes abgeſchliffen, doch nie roh oder unhöflich finden wird; indem ſelbſt diejenigen, welche ſich von einer verhältnißmäßig unbedeutenden Lage zu einer höhern Stellung erhoben haben, wenn ſchon die Verfeinerung nicht als Beigabe dem Dienſtdiplome einverleibt werden kann, ſobald ſie emporgekommen, gewöhnlich mit der höheren Rangſtufe eine gewiſſe Förmlichkeit ſich aneignen, die ſie ſelbſt ſchützt, und Andere nicht beleidigen kann.

In Ermangelung von Leichtigkeit und Selbſtbeherrſchung, die man nur durch langen Umgang mit wohlerzogenen Perſonen erlangen kann, iſt dieß gewiß der vernünftigſte Weg, den man einſchlagen konnte, und jedenfalls ſteht dieſe Förmlichkeit weit über dem launenhaften Treiben und der affectirten Nachläſſigkeit, womit die Leute in unſerer Heimath ſchlechte Erziehung und angeborene Gemeinheit zu bemänteln ſuchen.

In all' dieſen Verſammlungen werden die Frauen, wie an andern Orten, mit großer Aufmerkſamkeit behandelt; und ich muß geſtehen, daß ich mehr ſchlechte Erziehung und ſelbſtſüchtige Rohheit in einem modiſchen Kreiſe in England wahrgenommen habe, als in irgend einer anſtändigen Geſellſchaft von Natchitoches bis Marblehead.

Die Privatgeſellſchaft in Waſhington iſt zwar beſchränkt, aber nirgends kann ſie mit mehr Annehmlichkeit verbunden ſeyn und mit weniger eitelm

Gepränge auf den Fremden ausgedehnt werden, als hier. Iſt man einmal einer Familie vorgeſtellt, ſo findet man das Haus ſtets für ſich geöffnet. Von zwölf bis zwei Uhr ſtatten die Bewohner Beſuche ab, oder nehmen ſolche an. Wird die Frage: „Sind die Damen zu Hauſe?“ innerhalb dieſer Stunden bejahend beantwortet, ſo tritt man ohne Umſtände ein, und bleibt ſo lange als man ſich unterhält, oder zur Unterhaltung beitragen will.

Beliebt es Einem, ſo macht man nach ſechs Uhr von Neuem Beſuche. Iſt die Familie zu Hauſe, ſo findet man die einzelnen Glieder in einer kleinen oder in mehren Gruppen nach Maaßgabe der vorhandenen Zahl, je nach Alter und Neigung verſammelt; man ſpricht von Politik, Mode und der chronique scandaleuse: oder, wenn der Abend heiter iſt — und welch' wundervolle Abende habe ich hier ſelbſt in früher Jahreszeit erlebt, — ſo geſellt man ſich auf den bedeckten Gallerien oder Balcons zuſammen, die ſich an der Hinterſeite der meiſten Häuſer hinziehen; und hier ſpielen Geſang, Scherz, ein Walzer, ein ſtilles Geſpräch, nicht eher bemerkt, als bis ſie vorüber gegangen ſind, Stunden des Lebens weg, deren man ſich nie ohne Vergnügen erinnern wird. Gegen eilf Uhr entfernen ſich die Gäſte, und um Mitternacht wird die Ruhe auf den Hauptſtraßen der Stadt kaum mehr von dem Schalle eines Fußtrittes unterbrochen; kein Ton dringt mehr an das Ohr, ausgenommen das kurze, ſcharfe Gekläffe herumſchweifender Hunde, die gegenſeitig ihr Jagdgebiet durchkreuzen, das jeder Theil ſo hartnäckig zu behaupten ſucht, als die Indianer ihre Prairien.

Zu dieſer Stunde pflegte ich oft von einer Geſellſchaft heimkehrend mein Morgenkleid und meine Pantoffeln anzuziehen, um von meinem Gaſthauſe nach dem Capitole zu wandern; und, wenn ich nun den kühnen Berg erklettert hatte, ſchaute ich hinab auf die ſchlummernde Stadt, und dachte über ihr zukünftiges Geſchick nach, bis ſich meine Phantaſien nach und nach auflöſten; dann kehrte ich ruhig zurück, und machte ſo eine Entfernung von drei Meilen, ohne einer einzigen Perſon begegnet zu ſeyn, oder den Klang einer menſchlichen Stimme vernommen zu haben.

Selbſt bei den regelmäßigen Bällen wird es um die erſte Morgenſtunde in den ſonſt mit Menſchen gefüllten Räumen äußerſt licht, und die glühendſten Freunde des Vergnügens überſchreiten die zweite ſelten um ein paar Minuten.

Dieſer trefflichen Gewohnheit zufolge, ſind die Damen, wenn auch ſchwach an Zahl, doch ſtets bereit und im Stande, wieder zu erſcheinen, denn am Morgen nach einem Balle erheben ſie ſich mit unermatteten Gliedern und elaſtiſch an Geiſt und Körper von ihrem Lager. Zum Heile meiner amerikaniſchen Freunde hoffe ich, es wird noch lange dauern, ehe man dieſe geſunden Stunden gegen diejenigen vertauſcht, welche in England zu den Unterhaltungen benützt werden; Stunden, welche die Roſen frühe auf ihrem üppigſten Boden, auf den Wangen von Britanniens Jungfrauen, verwelken machen, den Mehlthau über Junge und Geſunde ſenden und die Alten und Schwachen vollends vertrocknen.

Die Bevölkerung von Waſhington iſt der Mehrzahl nach eine wandernde, und während einer langen Sitzung kann man Muſter von allen Claſſen, von allen Theilen der Union, ob ſie vertreten werden oder nicht, hier finden. Indeſſen wohnen hier ſtets ein paar alte, ſüdliche Familien, die zuſammen mit den auswärtigen Miniſtern den Kern der bleibenden Geſellſchaft bilden, wo die Anmuth europäiſcher Sitten auf den freien, offenen Anſtand der ausgezeichneten Familien Amerikas gepfropft iſt.

* * *

Sehenswürdigkeiten von Waſhington.

Die Haupt-Sehenswürdigkeiten von Waſhington ſind, nach den geſetzgebenden Kammern, der Schiffshof, des Präſidenten Pallaſt, und die National-Ausſtellung nebſt der Patent-Kanzlei, welche Proben mechaniſcher Erfindungen enthält, und den Kanzleien für die Departements des Staates.

In dem letzteren war ein Zimmer, welches mich mehr anzog, als alles Uebrige zuſammengenommen; es enthielt eine Sammlung von Originalportraits der Ausgezeichnetſten unter den mit den Staaten verbündeten oder dieſen feindſelig gegenüberſtehenden Urbewohnern.

Es iſt dieß gewiß ein Gegenſtand würdig der Fürſorge der Regierung, ein Gegenſtand, der hoffentlich erhalten werden wird, denn in wenigen Jahren wird hier noch das einzige Andenken an die rothen Männer im Lande beſtehen. Etwas iſt man dem Gedächtniß dieſer wilden Krieger und Geſetzgeber ſchuldig; ein ſolcher Tribut dient dazu, ihnen eine Art poetiſcher Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und mehr ein Mitgefühl für ihr Geſchick zu erregen, als der Anblick betrunkener, ſchmutziger, entarteter Leute, die ich geſehen habe.

Hier ſehen ſie kühn und muthig aus, hier ſind ſie des Forſtes unzähmbare Kinder, die Herren der Seen und Flüſſe; einige ſind hübſch, mit kriegeriſcher Bekleidung ausgeſtattet; andere ſind unglücklicher Weiſe in halb indiſche, halb amerikaniſche Gewänder gehüllt, das erſcheint zwar grotesk, aber ſehr unpaſſend; vergleicht man dieſe mit dem Creek, den prächtigen Turban auf dem Haupte, oder mit dem befiederten und gemalten Winnebago, der, unter einem Waldbaume auf ſein Rohr ſich ſtützend und mit kühnem Antlitz auf den nahenden Tritt ſeines Feindes oder ſeiner Leute horchend, ausſieht, als wäre er nie geboren, einem Andern Dienſte zu leiſten oder einen Herrn anzuerkennen.

Wenige Häuptlinge ſind in der vollen Uniform des amerikaniſchen Heeres gemalt, aber ſie laſſen ſich dennoch keinen Augenblick mißkennen. Obgleich Red Jacket, der große Redner und Krieger, und einige andere Geſichter außerordentliche Aehnlichkeit mit dem provençalen Adel in Frankreich haben, ſo iſt der allgemeine Ausdruck doch ſtets charakteriſtiſch nach ihrer Natur; es liegt immer Kälte, Verſchlagenheit und Grauſamkeit darin. Anders verhält es ſich mit den Weibern, von denen ſich mehre Muſter hier befinden; ihre Züge ſind ſchön, ihr Ausdruck iſt wahrhaft weiblich und edel, und taubenartigere, lieblichere Augen gibt es in der Natur nicht.

Die Höflichkeit, wodurch ſich die Beamten von jedem Range in dieſem Lande auszeichnen, macht einen Beſuch an dieſem oder irgend einem andern Orte, nicht nur zu einer Sache des Vergnügens für den Fremden, ſondern dieſer zieht auch einen wirklichen Nutzen davon; denn ſelten kehrt man ohne eine Anekdote oder eine Belehrung zurück, die mit dem Gegenſtande, welchen man beſucht, im Zuſammenhange ſteht und auf eine verbindliche Weiſe gegeben wird. Es gibt hier keine unnöthige Weitläuftigkeit und Förmlichkeit; dem höchſten öffentlichen Diener bleibt es überlaſſen, ſich ſelbſt vor Aufdringlichkeiten zu ſchützen; für den Fremden ſind alle Orte, die man als öffentliches Eigenthum betrachtet, vollkommen zugänglich, ohne daß er ſeine Ehre, ſeine Geduld oder ſeine Börſe beſteuert ſieht.

Ich unterhielt mich länger mit Beſchauung der koſtbaren Geſchenke, welche von Zeit zu Zeit von ausländiſchen Potentaten an die ausgezeichneten öffentlichen Beamten Amerika's überſandt worden ſind und hier geſammelt liegen; da das Geſetz denen, welche ſie empfangen, nicht geſtattet, dieſelben zu behalten, obgleich es ſich dem Gebrauche fügt, der ſolche Zeichen des Beifalls unter den Großen Europa's zur Gewohnheit erhoben hat.

Ich mußte nothwendig lachen, als ich an die Verſchwendung dachte, womit in der für ſolche Höflichkeitsbezeugungen ſo fruchtbaren Periode von 1812 an alle dieſe Geſchenke unter den Miniſtern und Generalen, unter den Verträgeſchließern und Verträgebrechern ausgetauſcht worden ſind.

Ueber Nichts wunderte ich mich mehr beim erſten Anblick der Sache, als über die außerordentliche Gleichgültigkeit, womit die Amerikaner den unwürdigen Zuſtand ihrer Hauptſtadt betrachten, vergleicht man damit die

Großartigkeit, die Ausdehnung und die glückliche Lage ihres gemeinſamen Landes. Während jeder Sitzung ſind die Straßen, welche durch den Diſtrict von Columbia führen, unbenützbar; und es geht kaum eine ſolche Zeit vorüber, wo nicht ein Mitglied oder das andere durch Umwerfen mehr oder minder ſtark verletzt wird; die Regierung ſoll aber nur eine beſondere Ausgabe zu Verwendung auf dieſes ihr gemeinſchaftliche Eigenthum in das Budget aufnehmen, ſo werden ſich alle Partheien von allen Theilen der Union vereinigen, um den Zuſchuß zu verwerfen.

Während meines letzten Beſuches hörte ich ein ſonderbares Beiſpiel dieſer Eiferſucht des armen Columbia. Der große Weg oder die Hauptſtraße, welche von dem Präſidentenhauſe zum Capitol führt, war kürzlich nach Mac-Adamſchen Plänen vom Schlamme befreit worden, aber die blosgeſtellte Lage des Ortes und die Natur des dabei verwendeten Materials machte die Verbeſſerung unhaltbar; jeder Wind, der jetzt blies, erfüllte die Atmoſphäre mit dicken Staubwolken, ſo daß es an einem ſtürmiſchen Tage außer in geſchloſſenem Wagen auszufahren gefährlich wurde; denn wenn man des Zuhauſeſitzens überdrüſſig ſich hinauswagte, ſo wurde man von der Hitze erſtickt und mit Staub vom Winde zugedeckt, der ſonſt ſtatt dieſer achten Plage auf ſeinen Flügeln Geſundheit und Annehmlichkeit gebracht haben möchte.

Alles klagte, Alles litt; Mitglieder, Senatoren, der Präſident und das Cabinet, Alles bekam Staub in die Augen und zwar zu einer Periode, wo das Gemeinwohl erforderte, daß Alles ſehr hell ſehen ſollte. Indeſſen floß der Potamac klar und kalt an ihnen vorüber, und die claſſiſche Tiber konnte kaum von ihren Häuſern abgehalten werden. Die Römer würden ſich ihre Tiber bei ſolchen Gelegenheiten zu Nutzen gemacht haben, das taugliche Mittel bot ſich den halb erſtickten Senatoren von ſelbſt an. Um das Uebel zu entfernen, wurde die Summe von ein paar hundert Dollars in Verbindung mit der Tiber votirt, die hier in Anſpruch genommen werden ſollte. Die Bill wurde aber im Verlaufe verworfen; der Staub wirbelte fortwährend empor, das Volk rettete ſeine Dollars, ſeine Vertreter blieben blind und das Ufer der Tiber unangefochten.

Allerdings mag bei einem Volke, das auf ſein Land ſo ſtolz und beſorgt iſt, daß es in den Augen der Welt würdig erſcheine, der Mangel an allem äußerem Glanz als eine Sonderbarkeit betrachtet werden, allein die Sache iſt nach meiner Anſicht von einer andern Seite zu nehmen.

Die Mitglieder von Louiſiana oder Maine werden ſagen, ſie können ſich nicht genügend gegen ihre Conſtituenten verantworten, wenn ſie ihre Zuſtimmung zu Geldſummen für Ausſchmückung und Verſchönerung einer Stadt geben würden, die ſie wohl nie ſehen, und um deren wirklichen Beſtand ſie ſich nicht kümmern werden.

Der Mann vom großen weſtlichen Thale wird die Achſeln zucken, und zugeſtehen, es ſey allerdings ſonderbar, aber beifügen, die Idee des Fortbeſtandes von Waſhington, als Hauptſtadt der Union und Sitz der Geſammt-Regierung, ſey lächerlich, weil ſich dieſe ja offenbar nach dem Zuſtrom von Bevölkerung richten und weſtlich von den Alleghanies gelegen ſeyn müſſe.

Politiſche Charaktere.

Ich ging wiederholt in die Senats-Kammer und zur Repräſentanten-Halle, aber ich war nicht ſo glücklich, in der Letzteren eine Debatte zu hören oder irgend einen wichtigen Gegenſtand in der Berathung begriffen zu finden. Ich ſah mich übrigens nie ſehr von Reden angezogen, und die der amerikaniſchen Verſammlung ſind vollends mehr geeignet zum Leſen als zum Anhören.

Im Senate wohnte ich einer Debatte bei, an welcher die Herren Clay und Forſyth Theil nahmen; ich war überraſcht von der Kraft und dem Fluſſe der Rede des Einen, und dem edeln Tone und der Selbſtbeherrſchung des Andern. Henry Clay erinnerte mich ſtark an Brougham, wenn dieſer zufällig ſeinen milden Ton anſtimmte. Dieſelbe Leichtigkeit der Worte und glückliche Anwendung, dieſelbe kühne vertrauende Miene, als wäre er ſeiner Zuhörer und ſeiner ſelbſt verſichert, und überall ein Zug ſchlauen, ätzenden Humors, der ſich ſo ſcharf in Blick und Manieren ausdrückt, daß der Gegner wohl fühlen mochte, er müſſe auf ſeiner Hut ſeyn.

Herr Webſter, ein Anderer von den Donnerern des Senats, war bei der Gelegenheit, die ich hier berühre, wohl an ſeinem Platze, aber er erhob ſich nicht, was mir ſehr leid that, denn ich hatte ihn bereits in Boſton ſprechen hören, und erinnere mich nicht, daß je ein Redner tieferen Eindruck auf mich hervorgebracht hätte. Sein Kopf hat ganz antike Formen, ſeine Geſichtszüge ſind gemäßigt und regelmäßig, aber in ihrem Ausdrucke und in der Ruhe ſeiner tief liegenden ſchwarzen Augen herrſcht eine ſtarke Aehnlichkeit mit dem eingeborenen Indianer vor, an deſſen Blut der große Redner, wie ich glaube, nahe Verwandtſchaftsrechte anzuſprechen hat.

Van Buren's Aeußeres, dieſe kalte Höflichkeit, erſchien mir ſehr charakteriſtiſch für ſeine politiſche Natur; er ſpricht in einem ſehr ruhigen, aber überzeugenden Tone, mit einer ſanften, tiefen, aber durch die Klarheit ſeiner

Sprache und die gut gewählte Emphaſe ſehr wirkſamen Stimme. Als Vice-Präſident iſt dieſer Mann Sprecher des Senats, eine Stellung von äußerſter Wichtigkeit, denn dadurch iſt er öffentlich erklärter Director der Maaßregeln von General Jackſons Cabinet, und Erbe ſeiner Partei und Gewalt. Daß er den Stuhl mit ſo wenig Tadel unter Angriffen und Ausforderungen behauptete, welche zurückzuweiſen den größten Gleichmuth erforderte, ſcheint mir der ſtärkſte Beweis für ſein Wiſſen und die politiſche Klugheit, welche ihm ſeine Partei zuſchreibt, und wodurch er ſich auch unter ſeinen Bewund'rern den vertrauten Beinamen: „der kleine Zauberer“ erworben hat.

Die Damen bildeten indeſſen den Hauptanziehungspunkt in der Senatskammer. Sie nehmen eine Art Gallerie ein, welche um zwei Drittel des Saales läuft, horchen auf ihren Lieblingsredner, wo er nur immer im Treffen ſtehen mag, ſey es vor dem Präſidentenſtuhl kühn für das Gemeinwohl fechtend, oder unter einigen zierlichen, ſchüchtern ihre eigenen Intereſſen vertheidigenden Politikern, und vertheilen von hier aus ihren Beifall in wohlgefälligem Lächeln nach Maaßgabe der Beredſamkeit des Sprechers.

Nie war mehr Bewegung in den politiſchen Angelegenheiten, nie haben ſie einen für den Europäer erſchreckenderen Anblick angenommen, als während meines Aufenthalts in den vereinigten Staaten. Der Präſident hatte ſich eine neue Gewalt dadurch angeeignet, daß er auf ſeine eigene Verantwortlichkeit den Nationalſchatz aus der Bank der vereinigten Staaten entfernte, und ſo die Satzungen ihrer noch nicht erloſchenen Karte verletzte; der Credit der Allgemeinheit wurde dadurch für einige Zeit in Unordnung und das Land von einem Ende zum andern in Aufruhr gebracht. Während dieſer Schreckensperiode überſandte die eine Partie Einreden und Bitten um Wiederherſtellung, die andere Adreſſen, Lobſprüche und Glückwünſche.

Die Seeſtädte und alle andere handelnde Gemeinden überſtrömten die Hauptſtadt mit Deputationen, welche den Präſidenten baten, die Gelder wieder herauszugeben, und den Credit der Nation zu retten, bis ihre Beſtürmungen ſo häufig und perſönlich wurden, und zu ſolch' unwürdigen Streitigkeiten zwiſchen dem Haupte der Regierung und dieſen Abgeſandten führten, daß man ihnen die Thore des Pallaſtes förmlich verſchloß, und, wie die Whig-Journale ſich ausdrückten: „Zum erſten Male ſah die Republik die Thüren der oberſten Magiſtrate gegen die Abgeſandten verſchanzt, welche den Auftrag hatten, ſich über die Leiden des Volkes zu ergießen, Vorſtellungen gegen die getroffenen Maaßregeln zu machen und in ihrem Urheber ein Gefühl von ſeiner Tyrannei und Ungerechtigkeit zu erwecken.“

Im Senate und Congreſſe nahm dieſe Partei eine ſo heftige Sprache an, wie ſie das Ohr des Unterthanen einer Monarchie nur mit Schaudern vernehmen konnte; Webſter z. B. zog in einer neueren Rede eine Vergleichung zwiſchen Sylla und dem Präſidenten, oder Dictator der vereinigten Staaten, wie er ihn betitelte, die keineswegs zum Nachtheil des Römers ausſchlug; er zeigte, wie der Tyrann der Alten zuerſt durch die gemeinſte Schmeichelei den Pöbel aufwiegelte, um die einſchränkende Gewalt des Senats zu ſtürzen, wie er ſodann, als ſeinem geſetzloſen Willen kein Hinderniß mehr entgegen ſtand, ſich gegen ſeine unruhigen, unwiſſenden Verbündeten richtete und dieſe zu Tauſenden ſchlachtete, wodurch es ihm gelang, ihre und des Landes Freiheit niederzutreten. Hiezu fügte der Sprecher:

„Ich fürchte, Roms ſchlimmes Geſchick hängt über uns; ob das des Sylla unſerem Deſpoten vorbehalten iſt, weiß ich nicht. Sollte er aber am Ende von drei Jahren (Sylla's Ende) abtreten, ſo werden ihn das Geſchrei ſeines ſchuldigen Gewiſſens und der Fluch eines beleidigten Volkes raſtlos umhertreiben, und fürchterlicher quälen, als die Martern, von denen der römiſche Tyrann in ſeinen letzten Augenblicken heimgeſucht war.

Anderer Seits erſchöpfte ſich die Schmeichelei der Verwaltung in Lobpreiſung des Präſidenten; ſeine Eigenſchaften wurden als übermenſchlich geſchildert, ſein klares Wiſſen und ſeine Weitſichtigkeit als an Allwiſſenheit gränzend. Der Vicepräſident erklärt, daß er ſich für genug geehrt halte, daß man es wiſſe, er habe einen Platz unter ſeinen Räthen eingenommen. Mitglieder der Geſetzgebung von kräftigem Alter und hohem Charakter verfechten an ihren Plätzen im Hauſe ihr Vorrecht: „als wahre Soldaten von des Generals Verwaltung zu ſtehen,“ abgeſehen von der ſeltſamen Erklärung ein ſonderbarer Titel für einen Vertreter des Volkes.

Die Annahme des Verantwortlichkeit-Actes und ſeine Ausübung wird von dieſer Partei als entſcheidend für die Moral des Landes dargeſtellt, ohne welche die Freiheiten durch einen leicht zerreißbaren Faden gehalten würden, und Blut und ſaure Arbeit und Schätze der Vorfahren vergebens vergeudet wären; die Reinheit ihrer Inſtitutionen ſey durch dieſen Act geſichert und der Fortbeſtand der Wohlfahrt des Volkes für ewige Zeiten auf Marmor gegründet.

In jeder Geſellſchaft, an allen Orten, und zu allen Zeiten verſchlingt dieſer Gegenſtand jedes andere Intereſſe unter den Männern. Als ich einſt einen verſtändigen Freund in dem Vorgemach eines Geſellſchaftszimmers, welches mit einem ganzen Schwarme von Schönheiten gefüllt war, eine halbe Stunde lang über Angelegenheiten des Tages debattiren ſah, fragte ich ihn mitleidig, da er eben entkommen war, „ob er ſich nicht freuen werde, wenn die gegenwärtige Gährung vorübergegangen ſey, und das ewige Geſpenſt im Meere der Vergeſſenheit begraben liege?“

„Durchaus nicht,“ antwortete mein Freund; „denn es würde nur verſchwinden, um einem andern ſeine Stelle einzuräumen, das vielleicht nicht ganz ſo wichtig wäre, aber in Ermangelung eines beſſeren immer noch unſere Zeit und Geduld aufzehren würde.“

Ich bedauerte ſehr, daß keine Audienz Statt fand, während ich mich in Waſhington aufhielt, denn ich hätte ſonſt wohl die Freude erlebt, das ehrwürdige Haupt der vereinigten Staaten näher zu ſchauen, als dieß bei zwei- oder dreimaligem Vorübereilen auf dem Wege möglich war.

Sieht man den General zu Pferde, ſo erſcheint er als ein ſchön-ſoldatiſcher, gut erhaltener alter Herr, mit blaſſem Antlitz und einem kühnen, klaren, raſtlos ſuchenden Auge. Seine perſönlichen Freunde, von denen ich manche genau kennen gelernt habe, ſprechen mit großer Achtung von ihm und ſchildern ihn, in politiſcher Hinſicht, als einen Mann, deſſen reines Gemüth und redliche Abſichten in Allem, was das Vaterland betrifft, durchaus mit keinem haltbaren Grunde einem Tadel unterworfen werden können. Ohne Unterſchied des Ranges lebt er mit dieſen Freunden auf dem vertrauteſten Fuße. Befinden ſie ſich in ſeiner Nachbarſchaft, ſo beſuchen ſie ihn, wie ſie es ſtets gethan, ohne irgend eine Zunahme an Förmlichkeit zu finden; und bei ſeiner Cigarre plaudert der Präſident über die Begebenheiten, und empfängt die Meinungen des Tages mit aller Offenheit eines Unpartheiiſchen, ohne Geheimhaltung oder Zurückhaltung zu heucheln oder zu heiſchen.

Seine Unterhaltungsgabe ſchildert man als fließend, angenehm, edel und kräftig; ich habe das von einer Quelle, auf die ich mich verlaſſen kann; denn die Gattin und Schweſter eines engliſchen Offiziers von hohem Range, Frauen von außerordentlicher Feinheit des Geiſtes und der Sitten, ſagten mir, als ſie vom Präſidenten ſprachen, ſie haben ſelten einen Mann von mehr natürlichem Anſtand und würdigerer Haltung getroffen.

Pittsburg.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Boſton begab ich mich nach Pittsburg. Der erſte Beſuch, den ich von hier aus zu früher Stunde unternahm, galt den Ufern des Monongabela. Das Waſſer war zu dieſer Zeit niedrig, fünfzehn Fuß unter ſeinem höchſten Stande; der Punkt der Verbindung mit dem Alleghany liegt eine Strecke weit unter der Stadt. Die entgegengeſetzten Hügel, welche ſich kühn vom Rande des Waſſers erheben, ſchauten, bedeckt mit geſchwärzten Stumpfen und verbrannten Bäumen, mit dieſen Geſpenſtern des zertrümmerten Waldes, gar düſter und traurig aus. Der Nationalöconom möchte indeſſen hinreichend Troſt in den Wällen von Kohlenſtaub, den lärmenden Häuſern mit den niedrigen Dächern, und den hundert treibenden Maſchinen finden, deren Rauch an dem ſteilen Ufer aufſteigt. Um dieſen eiſernen Rieſen Platz zu machen, iſt der Wald gefällt, und um ſie mit Feuer zu verſehen, iſt der Berg in dieſer Richtung in ſeinem Mittelpunkt durchgraben worden.

Die Natur hat dieſen Ort mit Uferſtraßen ausgeſtattet, und das Volk ſcheint mit ihrer Arbeit ganz zufrieden, denn ſie hat dieſelben gelaſſen, wie ſie von ihr gemacht worden ſind. Ich zählte vierzehn Dampfböte, welche alle mit Einnehmen oder Ausladen von Frachten beſchäftigt waren; und Kiele von pittoresker, roher Bauart durchfurchten da und dort den Fluß; überall ſah man Beweiſe eines thätigen, erfolgreichen Handelsfleißes.

Von hier umkreiſ'te ich die Haupttheile der Stadt, wozu nicht viel Zeit erforderlich iſt, denn im Aeußeren bietet ſie Nichts, was den Vorübergehenden einen Augenblick aufzuhalten vermöchte; die Straßen ſind ſchmal, unregelmäßig gebaut und ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer ſo ſchmutzig, als ſie vom Rauche bergharziger Kohlen nur immer werden können, und obgleich feſt gebaut, entbehren ſie doch im Allgemeinen jeder äußeren Zierde.

Auf Geantshill, einem Ausläufer der nahen Berge, der ſich keck in das Herz des Delta hinaus erſtreckt, auf welchem die Stadt erbaut iſt, fand ich ein beinahe vollendetes gothiſches Gebäude, das mich durch ſeinen großartigen, geſchmackvollen Plan anzog. Ich trat ein und erkannte alsbald einen Ort für katholiſche Andacht. Von einem geſprächigen Männchen, das mich eine Zeit lang mit freundlichem Blicke beäugelt hatte, erfuhr ich, daß das Gebäude zur Kathedrale beſtimmt ſey; und nun ſteht es wohl als ein gefälliges Denkmal der Freigiebigkeit der Secten dieſer Stadt, denn es iſt durch freiwillige Beiträge der zahlreichen Congregationen des Ortes erbaut worden.

Es iſt eine dankbare Pflicht, ſolcher Beweiſe des Beſtehens wahrhaft chriſtlicher Mildthätigkeit Erwähnung zu thun; ſie verſöhnen Einen mit ſeinen Mitgeſchöpfen und dienen dazu, den barbariſchen Handlungen des blinden Religionseifers das Gegengewicht zu halten, welche immer noch zuweilen unſer Zeitalter beflecken und die Menſchheit entwürdigen.

Den ſteilen Abhang von Geantshill herabſteigend, begab ich mich in das Theater, welches im Schatten des Berges liegt. Dieſes Gebäude war noch kein Jahr alt und bot eine äußerſt niedlich geformte Innenſeite. Man hatte den Raum für etwa tauſend Perſonen berechnet. Aber obgleich es in ſeiner Anordnung als Muſter für größere Häuſer dienen könnte, ſo waren doch die Zierathen im Innern ſchon ganz vom Rauche entſtellt, der die Atmoſphäre Tag und Nacht erfüllt, und die Einwohner vollkommen von der Beſchuldigung freiſpricht, als ob ſie ſich mit Willen um die Reinlichkeit ihrer Wohnungen gar nicht kümmerten.

Ich fand den Unternehmer an ſeinem Poſten und alle Dinge ſo ziemlich in Ordnung. Am Abend war das Haus gefüllt, wie aber die Leute den Weg nach Hauſe machten, weiß ich nicht; ſelbſt die kleine Entfernung, welche ich an der Linie der Hauptſtraße zu durchwandern hatte, fand ich äußerſt gefahrvoll; loſes Pflaſter, Maurergerüſte, Schutt und Baumaterialien verſperrten das Trottoir an verſchiedenen Stellen, welche Gefährniſſe man nur dem Inſtincte nach vermeiden konnte, denn hier fand man weder künſtliches noch natürliches Licht.

Am andern Morgen vereinigte ſich einer meiner Freunde mit mir, ein Offizier des Cavalerie-Corps, das zu einer Expedition in die Prairien und die Jagdgründe der Nomaden-Stämme beſtimmt war, welche ſich über die noch wenig durchforſchten Gegenden zwiſchen dem Miſſiſſippi und den Rocky-Mountains hinziehen. Wir waren alte Reitkameraden und hatten die Niederungen weit und breit in Geſellſchaft ausgebeutet; gut beritten traten wir vom ſchönſten Wetter begünſtigt die Wanderung durch das neue Land an.

Sobald wir die lange Brücke über den Monongahela, einen trüben, ſchlammigen Fluß, hinter uns hatten, ſtiegen wir den Coalhill (Kohlenberg) hinan, einen Berg, der ſeinen Namen von der großen Maſſe Kohlen erhalten hat, welche er liefert; am Fuße deſſelben liegt eine Reihe geſchäftiger Werkſtätten und von allen Seiten ertönt das Getöſe der Dampfmaſchinen. Hier iſt auch eine im Werden begriffene Stadt, genannt Birmingham; aber ſie muß entweder den Berg überſpringen oder den Gängen folgend, durch welche die Bergleute bereits bis in den Mittelpunkt eingedrungen ſind, eine unterirdiſche Stadt werden, ehe ſie hoffen kann, nur als Vorſtadt ihres rieſigen Taufpathen zu gelten.

Die Erſteigung des Hügels war mit vieler Schwierigkeit verbunden, der Weg ging Knie tief durch ſchweren Sand, und als wir einem ſchmalen hervorragenden Rande folgen wollten, um dadurch dieſes Hinderniß auf einige Schritte zu vermeiden, ſo that meines Freundes Pferd einen falſchen Tritt, und rollte etwa fünfzehn Fuß einen jähen Abhang auf die nebenliegende Straße hinab zur unbegränzten Beluſtigung einer Gruppe von Bergleuten, welche wohl ein ſolches Ende unſeres Kletterns gemuthmaßt haben mochten. Mein Freund hatte ſich geſchickt oben auf dem Rande, in dem Augenblicke vom Sattel geſchwungen, als das Thier ausglitt, und da er ſich nicht verletzt, ſo fing er bald den verblüfften Klepper wieder, der halb begraben in einer Lavine von Schiefer und durch den Sturz gelöſten Kohlengerölles ruhig den Abhang betrachtete.

Als wir die Spitze des Coalhill erreicht hatten, lag der Plan der wachſenden Manufacturſtadt wie auf einer Karte ausgebreitet unter unſeren Füßen, und dabei ein weit ausgedehnter Landſtrich, und der Lauf der Flüſſe, die hier ſich vereinigen und von nun an den Namen Ohio oder River of Beauty (Schönheitsfluß) führen.

Der Lauf des Monongahela iſt nordweſtlich; und von Nordoſt ſpringt der klare, lebendige Alleghany hinein, wirft ſich ſeinen trüben Waſſern entgegen, und drückt die ſchwere Maſſe durch ſeine friſche Welle gegen das weſtliche Ufer zurück, von wo aus ſie neben einander ihren Lauf hinab nehmen; jeder behält aber ſeinen unterſcheidenden Charakter und ſeine Farbe noch auf eine beträchtliche Entfernung bei, dann werden ſie einige Meilen unter ihrem Vereinigungspunkte durch eine luſtig grüne Inſel getrennt, von der jeder die Hälfte umarmt, und wenn dieſes Hinderniß vorüber iſt, erneuern ſie ihre mürriſche Kameradſchaft wieder.

Die Stadt auf einem ſchmalen angeſchwemmten Delta, gerade am Verbindungspunkte zwiſchen den Flüſſen — an einer ſo reizenden Stelle, daß ich, als ich hinausſchaute, ſo ſehr ich die Gewerbſamkeit achte, doch den Wunſch nicht unterdrücken konnte, das Geſchick möchte dieſen Ort für einen minder ſchmutzigen Zweck aufbewahrt haben. Wächst die Stadt, ſo muß ſie nothwendig die ſteilen Anhöhen hinanſteigen, von denen ſie umgeben iſt, und ohne ſich phantaſtiſchen Träumereien hinzugeben, darf man ſich an dieſen, in einer nicht ſehr entfernten Periode, die öffentlichen Plätze und Gallerien einer wohlhabenden, für die öffentliche Wohlfahrt beſeelten Bevölkerung denken; während auf dem volkbedeckten Dreiecke unten der Klang der lärmenden Dampfmaſchine und der ſchwarze Rauch liegen, und auf den ſchmalen Streifen erhabenen Bodens, welche ſeine Flüſſe einfaſſen, Waarenhäuſer und Kaien für den Handel ſich erheben werden.

Nördlich von Alleghany erkennt man die Stadt deſſelben Namens, an einem oder zwei Häuſern, welche ſich durch ihre Lage ſichtbar machen; ſie iſt mit Pittsburg durch eine dem Anſcheine nach ſehr leichte aber feſte Brücke verbunden.

Von dem angränzenden Berge, wo wir zuerſt eine weite Ueberſicht über den Haufen künftiger Städte gewannen, richteten wir uns gegen Weſten, der Linie des Ohio folgend, und machten dann einen Abſtecher gegen Norden, und erfreuten uns vom Hochlande aus des ſtets wechſelnden Anblickes der Nachbarſchaft.

Im Allgemeinen erſcheint das Land hügeligt, dazwiſchen aber liegen reiche Thäler und Ströme mit klarem lebendigem Waſſer, überall gewahrt man Beweiſe eines unerſchöpflichen mineraliſchen Reichthums, weswegen dieſe Gegend von dem gewerbſamen Schwarme erwählt worden iſt, deſſen Feuer bei Tag und bei Nacht den Himmel erhellt.

Den Tag darauf ſchiffte ſich mein Freund an Bord eines Dampfbotes nach Louisville ein, um ſich nach dem Hauptquartiere ſeines Corps zu begeben. Der Freiſtaat geſtattet keine Sinecurgehalte für ſeine Soldaten; die meiſten von dieſen tapfern Leuten bringen die beſte Hälfte ihres Lebens an der Gränze zu, von Krankheiten heimgeſucht, entfernt von menſchlicher Geſellſchaft und Mitgefühl, ſchlecht bezahlt und ohne auf Dank rechnen zu dürfen, ohne ſich der Achtung der Gegenwart erfreuen und auf Ruhm in der Zukunft hoffen zu dürfen. Es gehört eine glühende Einbildungskraft und all' das Romantiſche dazu, womit die Poeſie das Schwert umkleidet hat, um den amerikaniſchen Soldaten in Friedenszeit bei ſeiner Fahne zu erhalten, denn bei nüchterner Betrachtung erſcheint ſeine Lage als die wenigſt beneidenswerthe, die man finden kann.

Ich unternahm an dieſem Tage einen einſamen Spazierritt am Monongahela aufwärts und beſuchte den Schauplatz von Bradocks Niederlage und Tod. Ich fand ihn ganz verzäunt und gut angebaut. Ein verſtändiger Pächter, der ſich hier aufhält, nahm es über ſich, auf eine Frage, die ich an ihn richtete, mir als Cicerone zu dienen. Die Oertlichkeiten lagen wie ein Buch vor ihm aufgeſchlagen; er erzählte mir, wo der Franzoſe lag; zeigte mir den Verſteck, aus dem die Briten hervorbrachen, um plötzlich wieder zurückgeſchlagen zu werden; wo ſie, nach ſeiner Legende, ſich wieder ſammelten und mit neuen Kräften vordrangen, um abermals und zum letzten Male überwältigt zu werden.

Ich begriff ſowohl die kleinſten Einzelnheiten der ganzen Geſchichte, als die Stellungen, welche Franzoſen, Engländer, Indianer und Virginier eingenommen hatten, ehe mein gutmüthiger Führer ganz befriedigt ſchien; ich ſah mich genöthigt, in Rückſicht auf meine Zeit und ſeine Geduld ihm etwas zu ſagen, und ihn mit vielem Danke zu verlaſſen, nachdem er zuvor in mich gedrungen war, mit ihm nach Hauſe zu gehen und Thee mit ſeinem Weibe oder einen Trunk mit ihm zu nehmen, was ich mir indeſſen auf eine zukünftige Gelegenheit vorbehielt.

Es war äußerſt unterhaltend an dieſem ſpäten Tage den Eifer zu beobachten, mit dem mein Führer das letzte Gefecht beſprach, worüber er, wie er mir ſagte, zwanzig verſchiedene Erzählungen geleſen hatte.

„Sünde und Schande iſt es geweſen,“ ſprach er, „und die Menſchen waren um ihr Leben betrogen, daß man ſie unter Bradocks Befehl geſtellt hat.“ Er beſchuldigte ihn, „er habe nicht mehr militäriſche Fähigkeiten beſeſſen, als eine Gans.“ „Was,“ ſprach er, „zwei britiſche Compagnien würden jede Kröte verſchlungen haben, hätte man ſie um ein Ende des Grabens herumgeführt, ſtatt ſie geradezu gegen die Mündungen der geladenen Kanonen gehen zu laſſen, die ſie nicht ſehen konnten, außer an dem Rauche aus dem langen Graſe.“

Dann nahm er den Hut ab, um ſich die Stirne zu wiſchen, und ſchlug damit aus Aerger über die britiſche Niederlage ſtark auf das Knie. Er hätte wohl noch lange fortgefahren, ſtrategiſche Kenntniſſe vor mir zu entwickeln, aber ich war ſo undankbar, ſeinen Anſichten das Ohr zu verſchließen und gab meinem Pferde die Sporen. Der Mann hätte das engliſche Heer vielleicht gerettet, wenn ihm damals ſchon bekannt geweſen wäre, was er jetzt wußte.

An einem andern Tage ritt ich zu dem Arſenal der vereinigten Staaten, einem ſchönen Gebäude, welches einige Acres Land einnimmt. Es hat eine reizende Lage an den Ufern des Alleghany, zwei Meilen außerhalb der Stadt, und iſt eine der beträchtlichſten Niederlagen für Waffen und Kriegsvorräthe im weſtlichen Lande.

Von hier verfolgte ich meinen Weg ein paar Meilen aufwärts am Fluſſe und gewahrte ein Boot, das an einer ruhigen Stelle das Ufer verließ, um nach der Nordſeite zu rudern. Ich rief dem Fährmann, der augenblicklich umkehrte, mich ſammt meinem Klepper einnahm und dann wieder unterſtützt von einem Paar kraushaariger Jungen, trefflichen Helfern, wie er ſie nannte, ſtromaufwärts ſchiffte. Der Fluß kam mir hier ungefähr ſo breit vor, als die Themſe bei Southwark; die ziemlich jähen, aber regelmäßigen Ufer waren mit üppigen Gruppen verſchiedenartiger Bäume und Waſſergeſträuche bewachſen. Auf der andern Seite gerieth ich an den Penſylvanien-Canal und folgte eine Meile weit der Linie, durch die er ſich der Stadt Alleghany nähert, bis ich zu einem rauhen, hohen Berge gelangte; ich fühlte mich verſucht, ihn zu beſteigen und nach vielem Klettern, Bücken und Rutſchen erreichte ich mein Ziel.

Die Ausſicht von der Spitze entſchädigte mich in reichem Maaße: zu meinen Füßen lag die werdende Stadt Alleghany auf einem ſchönen angeſchwemmten Plane, der ſo viel Raum bietet, daß man ein zweites Peking darauf bauen könnte, mit zwei Häfen, einen am Alleghany, den andern am Ohio. Ich verfolgte hier den Lauf des Canals zu der Waſſerleitung, auf der er ſich über den Fluß zieht. Zwei ſchöne Dampfböte mit Gallerien auf den Decks ſegelten gegen den Strom; — ſie ſahen beide aus, wie der alte Holzſchnitt von Noahs Arche, Häuſer auf Flöße gebaut, drei Stockwerke hoch, mit rings umlaufenden Balconen, bedeckt mit ſchiefen Dächern. Viele von dieſen maleriſch ausſehenden Schiffen arbeiteten ſich nach den Kaien hinauf, und dieſe Gegend gerade vor der geſchäftigen Stadt bot einen ſeltſamen Contraſt mit denen oberhalb und unterhalb derſelben, wo Alles ſtill und einſam war, als ob die leichte Pirogue des abenteuerlichen Reiſenden zum erſten Male ſchüchtern an den reichen Ufern hinglitte, das erſchreckte Waldthier nach den Bergen treibend, und den wachſamen Wilden herablockend.

Mein Rückweg war mit ſo vielen Mühſeligkeiten verbunden, daß ich zufriedener als je in das räucherige Pittsburg eintrat; die Scenerie, in der es gelegen iſt, bleibt freilich immer noch reizend trotz der Verheerungen der Bergleute, und des Schmutzes von Dampf und Holzkohlen, und all' den nützlichen Unbequemlichkeiten, die mit der Fabrication von Eiſen, Glas, Töpferwaaren und dergleichen verbunden ſind.

Was ich am meiſten beklagte, waren die Verheerungen, die man mit dem größten Leichtſinne, mit barbariſchem, durchaus nicht unterſcheidenden Eifer unter dem Bauholze vornahm. An manchem von den benachbarten Bergen konnte ich keinen Strauch mehr entdecken, und dachte, auch die andern, welche jetzt noch ihre reiche Waldumhüllung genöſſen, möchten ſich wohl nur noch einer kurzen Gnadenfriſt von Axt und Flamme erfreuen, da ſie gewiß bereits zur Zerſtörung bezeichnet und verurtheilt wären.

Jedermann arbeitet hier in der That nach eigenem Willen; und da jeder Eigenthümer nur darauf bedacht iſt, ſo viel als möglich Nutzen aus ſeinem Boden zu ziehen, ſo brennen und verheeren dieſe Leute auf allen Seiten und ſind nicht mit der Leiſtung ihres Bodens zufrieden, ſo lange ein einziger Baum lebt, um zu erzählen, wo der Wald einſt gerauſcht hat.

Sieht man die wohlumzäunten Felder, die bequemen Wohnungen, die feſten Werkſtätten, und den im Allgemeinen trefflichen Stand dieſer Höfe, ſo möchte man an der Geſchichte der Niederlaſſung dieſes weſtlichen Landes zweifeln, in Betracht, daß auf dieſen wohlgelichteten und gut gebauten Feldern, innerhalb Menſchengedenken, der Indianer umherirrte und der wilde Auerochſe weidete, und daß der erſte im Weſten des Alleghany geborene „Weiße Mann“ jetzt noch lebt.

Albany.

Albany iſt die Hauptſtadt des mächtigen Staates von New-York; ſie verſpricht in einer nicht ſehr entfernten Periode einen ihres Ranges würdigen Anblick zu gewähren. Die Stadt iſt über einem hohen ſteilen Hügel gebaut, der an ſeinem Fuße nur Raum für zwei oder drei Straßen bietet, und dieſer Raum wird hauptſächlich von Docks und verſchiedenen Canal-Baſſins eingenommen.

Der Hauptweg, eine regelmäßig gebaute, in großartigen Verhältniſſe angelegte Straße, ſteigt gerade am Hügel an und wird von einem gut ge haltenen öffentlichen Platze, oder, wie die Franzoſen ſagen würden, grande pla geſchloſſen, auf welchem das State-Houſe, die Cityhall und andere öffentliche Gebäude ſtehen. Durch die Natur des Grundes ragen dieſe Hauptgegenſtände kühn empor und bringen durch ihren Anblick auf das Auge eine mächtige Wirkung hervor; während man einzelne Bauten bemerkt, die auf architektoniſche Schönheit vollen Anſpruch zu machen haben.

Beinahe alle öffentlichen Gebäude haben hohe, wohl proportionirte Dome, und da dieſe gewöhnlich mit Zinn oder einem glänzenden Metalle gedeckt ſind, ſo verbreiten ſie einen lebhaften, maleriſchen Schimmer über die ganze Maſſe; und, in der That, von einiger Entfernung betrachtet gewinnt die Stadt mit all' dieſen Kuppeln und Domen, von der untergehenden Sonne beſtrahlt, ein wahrhaft orientaliſches Ausſehen. Man erinnert ſich unwillkührlich der Moſcheen und Minarets einer türkiſchen Hauptſtadt. Der ſchöne Marmor, den man nicht nur bei allen öffentlichen, ſondern auch bei ſehr vielen Privatgebäuden angewendet hat, erhöht die Wirkung, die ſie hauptſächlich ihrem Style und ihrer erhabenen Lage zu verdanken haben.

Albany war lange ausſchließlich holländiſch; und zu dieſer Zeit hielt es nicht gleichen Schritt mit den reißenden Fortſchritten des Landes im Allgemeinen; es muß ſich über die Ausbreitung der zahlreichen blühenden Städte gewundert haben, welche im Verlaufe von wenigen Jahren erſtanden, und es zu verdunkeln, wo nicht gänzlich zu vertilgen drohten. Seit Kurzem iſt aber regeres Leben eingetreten; die Einwohner ſind aus ihrer Lethargie erwacht, neue Coloniſten haben ſich von Sleepy-Hollow überſiedelt, und ihnen einen Theil ihrer Thätigkeit mitgetheilt; Albany beginnt ſeine Rechte auf das productive Land, von dem es unterſtützt wird, geltend zu machen, und den Handel in ſeinen Canal zu lenken. Ueberall wird gebaut; der Werth des Bodens hat ſich verdoppelt und verdreifacht, und ſollte der gegenwärtige Lauf der Dinge nicht auf ein unvorhergeſehenes Hemmniß ſtoßen, das die Betriebſamkeit des Volkes niederzubeugen vermöchte, ſo wird Albany in wenigen Jahren eine Bedeutung erhalten, die ſeinen Bürgern mehr Nutzen bringen wird, als der leere Titel: Hauptſtadt des Staates.

Eine Theater-Revolution.

Das Theater hier iſt ein hübſches Gebäude und ganz paſſend für ſeinen Zweck eingerichtet, aber wie ich glaube, ſchlechter unterſtützt, als irgend eines auf dieſem Continente. Man hatte mir gerathen, in dieſer Stadt nicht in meinem Berufe aufzutreten, aber da mich der würdige Unternehmer ſo ſehr beſtürmte, gab ich nach.

Am Abend, da mein Gaſtſpiel vor dem Publicum von Albany angekündigt war, ging ich zur gewöhnlichen Stunde nach dem Hauſe, kleidete mich an und war bereit; als ich aber eine halbe Stunde nach der Zeit, die man zum Beginnen feſtgeſtellt hatte, auf die Bühne trat, waren nicht zehn Perſonen im Saale. Der Director und ich hielten nun eine Berathung über den troſtloſen Stand unſerer Angelegenheiten. Er ſchrieb die ungewöhnliche Leerheit des Hauſes der ſchwülen, bedrohlichen Atmoſphäre zu, welche die benachbarten Städte Troy und Waterford abgehalten haben möchte, ihre Quote beizutragen, und gerade aus den Beiträgen dieſer Städte erwachſe ihm gewöhnlich ſeine Haupteinnahme. Nach langer Berathung willigte der Unternehmer ein, den wenigen Zuſchauern zu verkünden, daß „mit ihrer Erlaubniß“ die für heute beabſichtigte Vorſtellung auf übermorgen Abend verſchoben werden ſolle; da in Folge der außerordentlich kleinen Anzahl von Zuſchauern, dieſen wie den Schauſpielern die Aufführung verdrießlich werden müſſe.

Nichts in der Welt konnte von Seiten der Verſammelten mit mehr Ruhe aufgenommen werden; man vernahm nicht einen Hauch von Mißbilligung. Sie begaben ſich ſogleich hinweg; aber ich hatte nicht ſobald meine Wohnung erreicht, als ich durch die Mittheilung von einigen Herren, die indeſſen im Theater Eintritt verlangt hatten, vernahm, daß ſich eine bedeutende Aufregung zeige, und daß die Sache an den öffentlichen Orten in der Nachbarſchaft in ihren Einzelnheiten ſo dargeſtellt werde, daß es eine ſehr nachtheilige Wirkung für mein erſtes Auftreten hervorzubringen vermöchte.

Der anberaumte Abend erſchien; das Haus war mit Männern gefüllt, und überall zeigten ſich Vorboten eines heftigen Ausbruches; der Unternehmer ſchien erſchrocken, benahm ſich aber ſehr anſtändig; läugnete die Wahrheit der in dieſer Beziehung vorgebrachten Entſchuldigungen, welche man auf mich zu laden gedachte, und verſicherte, er ſey vollkommen vorbereitet, die Thatſachen ganz einfach dem Publicum vorzuſtellen, falls ich eine Unterbrechung zu erfahren hätte.

Man fand jetzt, daß ein oder zwei Schauſpieler, deren man für das Stück bedurfte, abweſend waren. Dieſe wackern Leute, die Hauptanſtifter, befanden ſich in der That dem Hauſe gegenüber, um bei dem erwarteten Angriffe auf einen Fremden und Einen von ihrem Gewerbe mitzuhelfen. Als man dieß dem Unternehmer hinterbrachte, ſagte er, er wiſſe es ſchon, und habe die Individuen mit Verabſchiedung bedroht, aber da ſie ſich darauf verlaſſen, die Sache werde zu meinem Nachtheile ausſchlagen, ſo zweifelten ſie nicht daran, derſelbe Geiſt würde ſie aufrecht halten, den ſie jetzt gegen mich lenkten.

Bei meiner Erſcheinung war das Getöſe wirklich betäubend; die freiwilligen Verfechter des Publicums hatten ſich wohl vorbereitet, und jede mögliche Erfindung, um die menſchliche Stimme thieriſch zu machen, kam zu voller Anwendung. In den Logen bemerkte ich wohlgekleidete Männer, die entweder neutral blickten, oder durch Zeichen deutlich zu machen ſuchten, man ſollte mich hören. Das lag aber außer der Frage, und nach langem, geduldigem Harren, „denn Geduld iſt eine nothwendige Eigenſchaft für unſern Stand,“ machte ich meine Verbeugung und zog mich zurück; da trat der Unternehmer, der an dem bewußten Abend die kleine Verſammlung entlaſſen hatte, vor, und, nachdem es ſtille geworden, erſuchte er das Publicum, mich anzuhören, und verſicherte, daß ich keine Beleidigung beabſichtigt habe.

Ich trat wieder vor und erhielt nach einiger Zeit die Erlaubniß zu ſagen, daß man mich keineswegs für den fraglichen Fall verantwortlich machen könne, den man ſo ſehr entſtellt habe, daß er nun dieſen heftigen Ausbruch ihres Unmuths veranlaßt habe; daß ich, hätte ich wirklich Beleidigung beabſichtigt, gewiß nicht zwei Tage gewartet haben würde, um mich dem Zorne derer auszuſetzen, die ich zu verletzen gedacht. Ich brachte weiter vor, daß ich, nach dem gemeinſchaftlichen Grundſatze, zu dem ſie ſich bekennen, wohl Anſpruch machen könne, gehört zu werden, weil die Geſinnung der Mehrzahl für mich ſey; und daß ich dieſer ehrenwerthen Mehrzahl wegen ſehr bedauern würde, wenn dieſe Unordnungen fortdauerten, denn dem Charakter der Gerechtigkeit und Gaſtfreundſchaft, den man ihrer Stadt zuſchreibe, würde dadurch mehr Eintrag geſchehen, als meinen Ausſichten.

Hienach fing der Lärmen mit erneuter Heftigkeit an; man hörte nicht ein Wort vom Stücke; aber ich beſtand darauf, die Darſtellung durchzuführen, entſchloſſen, das Publicum nicht ein zweites Mal zu entlaſſen.

Nachdem der Vorhang gefallen war, bat ich den Unternehmer, mich nicht wieder anzukündigen, denn obgleich ich wegen der vielen Leute, die ſich der Mißhandlung widerſetzt, einmal die Sache durchgeführt, ſo könne ich ſie doch nicht wieder dem Aergerniß einer ſolchen Reibung und mich einer abermaligen Verletzung ausſetzen.

Glücklicher Weiſe wurde ich indeſſen von dieſem Entſchluſſe durch das Verlangen vieler Herren vom Orte abgebracht, die mir verſicherten, der ganze

Auftritt ſey durch Geſchichten veranlaßt worden, welche ein Paar übelberüchtigte Schauſpieler mit Hülfe von Anſchlägen und aufwiegelnden Umlaufſchreiben zu verbreiten geſucht haben.

Durch dieſe Angelegenheit, die mich mit ernſthaften Verdrießlichkeiten bedrohte, gewann ich einen neuen Beweis für den freundlichen Sinn der Bewohner dieſes Landes, denn von allen Seiten fand ich Perſonen, welche Antheil an mir nahmen, obgleich ich den Ort ohne irgend eine Bekanntſchaft betreten hatte, und hätte ich nicht der Hülfe bedurft, ſo möchte ich ihn ohne Zweifel eben ſo verlaſſen haben; aber in dieſer Stunde der Trübſale legten ſich Leute, die aus dem Theater keine ihrer Hauptangelegenheiten machen, freiwillig in das Mittel, um einen verläumdeten Fremden vor Beleidigung zu ſchützen; und in Folge dieſer Dazwiſchenkunft konnte nichts wohlgeordneter ſeyn, als das Benehmen des Publicums bei meinem nächſten Auftreten.

Für die augenblickliche Plackerei, durch die ich am Ende Gelegenheit erhielt, manchen Freund zu gewinnen, entſchädigten mich vollends die zahlreichen Spazierritte um die Stadt. Die Straßen ſind die beſten im Lande, und die kleine Stadt Troy (Troja) mit ihrem Berge Ida wäre ſelbſt himmliſcher Beſucher würdig, welche ihre weniger ſchöne Vorgängerin mit ihrer Gegenwart beehrt haben. Weiter oben liegt Waterford, ein wohlgedeihender, ebenfalls reizend gelegener Ort, und nahe dabei der Fall der Cohoos, einer der ſchönſten Naturgegenſtände im Lande. In der That ein Morgenſpazierritt in dieſer Gegend, bietet eine Folgereihe von Anſichten, wie man ſie nirgends auf ſo gedrängtem Raume finden kann.

Buffalo.

Amerika iſt vielleicht in unſeren Tagen das einzige Land, wo man dieſe Embryo-Städte trifft, und ihren Wachsthum bemerkt, wie ſie ſich ſtufenweiſe vor unſern Augen entwickeln.

Vor wenigen Jahren war die jetzt ſo bevölkerte und gut gedeihende Gränze nur als „die Wildniß“ bekannt; und am Rande dieſer vom Erie-See beſpülten Wildniß hat ſich Buffalo erhoben. Die große Quelle von Vergnügen, welches man bei näherer Betrachtung dieſes und anderer Plätze ähnlichen Urſprungs empfindet, hat man in dem Gefühle zu ſuchen, daß ſie ihr Entſtehen der geſegneten Gewerbthätigkeit unſerer Mitgeſchöpfe verdanken, und daß wir in ihrem Wachsthume den glücklichen Fortbeſtand erblicken.

Dieſe Orte ſind nicht wie St. Petersburg durch den Gehorſam gegen den Befehl des Herrſchers entſtanden; man hat hier keine Marmorſtadt durch gezwungene Arbeit ausgeführt; dieſe niedrigen Städte von Amerika, die zuweilen noch ſo niedrig ſind, daß ſie ſich einen verächtlichen Blick von dem Weitgereisten zuziehen, weil ſie auf den Titel Stadt Anſpruch machen, ſind von einer geſunden, moraliſchen Atmoſphäre umgeben; ihre Kindheit iſt kräftig, verheißt eine lange Dauer und endliche Größe, die nur durch den Willen des Königs der Könige ihre Gränze finden wird.

Vom Dache des Adlers, eines bedeutenden Gaſthauſes, verſchaffte ich mir den Ueberblick über die weit ausgedehnte Geſtaltung von Buffalo; die vielen Straßen mit den jetzt noch dünn ausgeſäten Häuſern, erinnerten mich an die Schildwachen, die man aufgeſtellt hat, um die Occupation zu bezeichnen. Ich verfolgte den Lauf des großen Erie-Canals vom Nigara-Fluſſe bis zum See, deſſen geſchäftiger Hafen mit Dampfböten, Schooners und andern Handels-Fahrzeugen gefüllt war.

Nach Sonnenuntergang ſtiegen wir von unſerem hohen Obſervatorium herab, und folgten der Zeile der Hauptſtraße, um die durch den Jahrestag der amerikaniſchen Unabhängigkeit veranlaßten Freudenfeſte zu betrachten; darf man aber den politiſchen Körper von Buffalo durch ein Hundert munterer Jungen als vertreten erachten, die ſich auf einem Platze ungefähr in der Mitte der Hauptſtraße verſammelt hatten, ſo kann nichts mit der Dankbarkeit dieſer Stadt verglichen werden, denn dieſe Abgeordneten ſchlugen Trommeln, blieſen Pfeifen, brannten Racketen ab, und lärmten, bis die Luft von ihrem tollen Geſchrei wiederhallte.

Bei näherer Unterſuchung fanden wir, daß kein Ball, kein Mahl oder ſonſt eine Feſtlichkeit ſtattfand; man ſchrieb den Grund den heftigen politiſchen Zerwürfniſſen zu, welche zu dieſer Zeit die Gemeinde theilten und eine Stufe erreicht hatten, wie man ſich bei keinem Vorgange zu erinnern wußte.

Die Straße war hauptſächlich von einer Anzahl Indianer vom Seneca-Stamme halb in europäiſcher, halb in der Tracht der Eingebornen beſetzt. Dieſe Feiertaghalter ſchlenderten langſam in aller Luſt äußerſter Berauſchung umher, die Männer ſtets in Gruppen unter ſich und die Weiber des Stammes in weiten Zwiſchenräumen hinter ihnen her trabend.

Nichts kann ſtörender auf die Poeſie wirken, die man aus früheren Erinnerungen mit dieſer Race verbindet, als ein erſtes Zuſammentreffen mit den Ausgeworfenen, durch welche ſie an dieſen Gränzen vertreten iſt, mit dieſen Leuten, welche täglich tiefer ſinken, während alles Uebrige zu gedeihen ſcheint, welche mitten unter dem Ueberfluſſe dahinſterben, der jedes Jahr für Alle, nur für ſie nicht gedeiht.

Man darf ſie jezt als umgürtete Bäume betrachten, an deren kräftigem Stamme die Axt des Waldmannes nur leicht arbeitet, gegen deren Fall es aber kein Mittel mehr gibt; die Quellen des Lebens und der Geſundheit ſind verſtopft, über ihre verſchmachtenden Blätter geht die Sonne vergebens auf, fällt vergebens des Himmels Thau; noch eine Weile laſſen ſie ihre nackten Kronen im Winde wehen, und ſtrecken ihre dürren Glieder hinaus, als ob Leben darin wäre, dann ſtürzen ſie todesmatt nieder, und die unſcheinbaren Gerippe liegen über den Stämmen ihrer einſtigen Genoſſen, welche, in der Blüthe niedergeſchmettert, einem raſcheren aber gnädigeren Spruche unterlagen.

Der Niagara.

Um die Pferde zu tränken, hielten wir an einem Gaſthauſe an, welches auf dem Grund und Boden liegt, wo die Schlacht von Chippewa geſchlagen worden iſt. Es war eben der zwanzigſte Jahrestag, und da ich vom Bocke ſtieg, freute ich mich ſehr, als ich den Wirth und einen jungen lebhaften Wandersmann mit gegenſeitiger, der Sache würdiger Heftigkeit die Schlacht durchfechten ſah.

Von dieſem Hauſe kann man den durch den großen Fall verurſachten ewigen Nebel deutlich ſehen, wie er gleich einer Maſſe leichten Rauches ſich in Wellen erhebt oder zuweilen in ſpindelförmigen Säulen hoch über die Gipfel der Bäume emporſchießt, aber nicht ein Schall zeugte von ſeiner Nähe, obgleich die Entfernung nicht mehr als fünf Meilen betrug und der Tag klar und ruhig war. Ungefähr drei Meilen von da, als der Wagen langſam eine Anhöhe hinanfuhr, vernahm ich zum erſten Male die Stimme der Waſſer und machte meine Freunde auf den Klang aufmerkſam.

Ein ungeduldiger Mann ſollte nie in einer ſolchen Kutſche nach dem Niagara reiſen; eine Eiſenbahn kann kaum mit der Begierde gleichen Schritt halten und hier krochen wir ganz ſachte vier Meilen in der Stunde hin. Ich glaubte die lezten drei Meilen würden gar nicht mehr enden, und wünſchte oft innerlich, während ich des Teufels Zapfenſtreich auf dem Fußbrette des Kutſchbockes trommelte, ich hätte in Chippewa ein Pferd gekauft oder entlehnt und wäre allein und in der Stille zu dem Wunder galoppirt.

Endlich wurde das Gaſthaus ſichtbar, an welchem der Sturz ganz nahe lag, wie ich wußte.

„Jetzt, Herr, ſchauen Sie hinaus!“ ſprach der Treiber ganz ruhig.

Ich hätte mich bald beſtimmt, meine Augen zu ſchließen, oder den Kopf abzuwenden; aber ich glaube, dieß wäre mir rein unmöglich geweſen; denn ſelbſt jetzt noch, in dieſer ſpäten Zeit, da ich ſchreibe, finde ich, daß ſich meine Feder immer noch zu langſam bewegt, um mit den Erinnerungen der Ungeduld gleichen Schritt zu halten, die ich niederzuzeichnen ſuche.

Im Augenblicke, da wir den Fuß des Berges erreichten, der zu dem Gaſthofe hinauf führt, wurde der Sturz und der große hufeiſenförmige Fall über den geſunkenen Bäumen zu unſerer Rechten, beinahe in einer Höhe mit uns, ſichtbar. Ich habe Leute ſprechen hören, die ſich bei dem erſten Anblicke der erſtaunenswerthen Scene in ihren Erwartungen getäuſcht fühlten; durch welchen Prozeß ſie zu dieſem Schluſſe gelangten, vermag ich durchaus nicht zu enträthſeln, denn ſelbſt jetzt, nach dem Verlaufe von zwei Jahren, bin ich noch nicht im Stande, meine Gefühle zu beſchreiben; ich darf mich ihrer Leitung nicht überlaſſen, und weiß nur, daß meine wildeſten Phantaſien beim Anblicke dieſer Ehrfurcht gebietenden Wirklichkeit vergeſſen wegſchwanden.

Wenige Minuten, nachdem wir aus der Kutſche erlöst waren, befand ich mich mit meinen Gefährten auf dem Table-rock (Tafelfelſen). Wir waren bald mit dem Nöthigen von einem Manne ausgeſtattet, der hier wohnt, um den Perſonen zu dienen, welche unter den großen Fall zu bringen wünſchen, und uns verſicherte, daß man dieſe Neugierde ohne Unbequemlichkeit und Gefahr befriedigen könne, da waſſerdichte Kleider und ein erfahrener Führer zur Hand ſeyen. Das waſſerdichte Kleid, das man mir gab, fand ich durchnäßt; und als der Führer kam, ſah ich mich nicht wenig überraſcht, da der Burſche, nachdem er mir eine Zeit lang in das Geſicht geſtarrt, ausrief:

„Ei, ſchlag mich der — — — das können Euer Gnaden nicht ſeyn, der den ganzen weiten Weg von Hauſe gemacht hat.“

Es fand eine gegenſeitige Erklärung ſtatt; unſer Führer war ein Landsmann von mir, den ich einige Jahre vorher als Stallknecht bei einem gaſtlichen Freunde in Irland geſehen hatte; vorigen Sommer hatte er ſich zur Würde eines „Conductor,“ wie er ſich nannte, unter dem Waſſerfalle emporgeſchwungen.

Das war ein launiſcher Conductor. Seine Vorſichtsmaaßregeln und Verſicherungen müſſen ſehr beruhigend für den Furchtſamen oder den Nervenſchwachen geweſen ſeyn, wenn ein Solcher je den Verſuch gemacht hat.

Unnachahmlich waren ſeine Anweiſungen, als wir an den Punkt gelangten, wo der Nebel, unter den überhangenden Felſen eingeſchloſſen, es unmöglich macht, irgend einen Gegenſtand zu unterſcheiden, und wo der Luftzug ſo ungeſtüm wird, daß man einige Sekunden lang nicht mehr athmen kann.

„Jetzt, Euer Gnaden,“ ſchrie er mir in das Ohr, denn wir marſchirten in indiſcher Reihe, „liſpeln Sie dem nächſten Herrn zu, er ſoll Ihnen dicht folgen; und um Gottes Willen, halten Sie ſich hart am Felſen, bücken Sie die Köpfe und ſchließen Sie die Augen, ſonſt werden Sie nicht einen Zoll weit ſehen.“

Ich wiederholte die Anweiſung wörtlich, obgleich man bei dem ſchneidenden Winde kaum den Mund öffnen konnte.

„Jetzt, Euer Gnaden,“ rief er, indem er ſich niederkauerte, während er ſprach, „thun Sie, wie Sie mich thun ſehen; halten Sie den Athem an und rennen Sie wie die Teufel nach.“

Mit dem letzten Worte flog er wie ein Pfeil davon und war in einem Augenblicke aus dem Geſichte verloren. Ich wiederholte die Anweiſung dem Nächſten in der Reihe, und lief dem Führer in ſeiner Richtung nach.

Als ich über den ſchwierigeren Punkt gelangt war, ſtieß ich wieder auf meinen Landsmann, der uns am Rande der Krümmung erwartete, welche dieſer fallende Ocean beſchreibt; er faßte mich feſt bei der Hand, ſobald ich aus dem dichten Regenguſſe auftauchte und ſchrie mir in das Ohr:

„Schauen Sie hinauf, Herr, zu dem grünen See, der über uns rollt. Mord! wenn er jetzt gegen uns herabſtürzen würde.“

Hier konnten wir vollkommen leicht ſehen und athmen; und ſelbſt die poſſirlichen Geberden und ſonderbaren Bemerkungen meines poetiſchen Landsmannes vermochten die Scene nicht ganz ihrer ſchlagenden Größe zu berauben.

Ich drehte mich nun um den Führer, der auf den Zehen am Felſen ſtand, auf deſſen Leiſte wir traten, und gelangte unter ſeiner Leitung an den Gränzpunkt, über den hinaus keines Menſchen Fuß gekommen iſt. Ich ſaß einen Augenblick auf dem Termination-Stock (Gränzfelſen), folgte dann meinem Führer zurück zu den Gefährten, welche wie ich ſo ſchnell als möglich das Tageslicht wieder zu erreichen ſuchten.

„Iſt es nicht ſchön, Herr?“ begann der Conductor, ſobald wir uns gänzlich aus dem Nebel herausgearbeitet hatten. „Iſt es nicht ein ganz edler Augenblick? Hat die Welt irgendwo auf Größe Anſpruch zu machen, ſo iſt es wahrſcheinlich hier.“

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß wir Alle laut in dieſe Anſicht einſtimmten, aber unſer Conductor war noch nicht zu Ende mit uns: er mußte uns erſt einen Begriff von ſeinem Wiſſen geben.

„Wollen Sie wohl bemerken!“ ſprach er und zeigte mit einer Autoritätsmiene und einem Auge voll Weisheit auf den Fluß. „Werſen Sie nur eine Blick auf den Fall, und Sie werden ſehen, daß Shakeſpeare in ſeiner Beſchreibung ganz Unrecht gehabt hat.“

„Wie ſo, Pat?“ entgegnetete ich erſtaunt über die Autorität, mit der mein kritiſcher Freund ſeine Meinung ausſprach.

„Warum? Herr Shakeſpeare ſagt, hier ſeyen zwei Fälle, jetzt können Sie mit ihren eigenen Augen ſehen, daß hier nur ein Fluß und ein Fall iſt, und daß nur der Felsſtreifen zwei daraus macht.“

Ich gab die Wahrheit dieſes Satzes zu, und Pat fuhr ernſthaft fort:

„Ferner ſehen Sie nur hier, mein Herr, Shakeſpeare ſagt: „„der Wolkenbedeckte Thurm.““ Hätte er je ſich die Mühe genommen, das anzuſchauen, ſo müßte er beſſer geſehen haben; und wenn er kein Narr geweſen iſt, was gewiß nicht der Fall war, denn er iſt ein großer Dichter geweſen, ſo würde er wiſſen, daß die Wolken nie aufſteigen können, um den Thurm zu bedecken, weil dieſer über dem Fall ſteht, und der Strom immer herab ſchießt.“

Ich gab ihm wieder Recht, und entſchuldigte Shakeſpeares Ungereimtheit damit, daß er nie einen eigentlichen Führer gehabt habe, um ſich dieſe Sache erklären zu laſſen.

„Ich weiß nicht, wer ihm überhaupt den Platz gezeigt hat,“ entgegnete Pat; „aber ich glaube, er iſt gar nicht dageweſen, obgleich der Herr, der mir noch viel davon erzählte, ſchwört, er ſey dageweſen.“

Die letzte Bemerkung und die wichtige Miene, mit der ſie mein Landsmann vorbrachte, ſtellten meine Lachluſt, die bereits zu ſehr unter dem Zwange gelitten hatte, gar zu ſtark auf die Probe, und ich ſchüttete mich nun um d Wette mit meinem Gefährten aus, der ſchon ſeit einiger Zeit in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen war.

Wer je den Conductor auf dieſen Punkt der kritiſchen Geſchichte geführt hat ſich um die Beſuchenden wohl verdient gemacht, ſo lange dieſer Menſch bis bleibt, um ſein Wiſſen kund zu geben; ich bin überzeugt, ehe er im Niagar ertrunken oder von dem Whiskey verbrannt iſt, den er verlangt, wie er sag „um die Kälte aus dem Magen zu treiben,“ wird der gegenwärtige Beſitze dieſer literariſchen Seltenheit ſein Wiſſen dem Nachfolger teſtamentariſch hi terlaſſen, damit es in ſeiner Reinheit allen künftigen Beſuchen übergebe werden kann.

Am andern Morgen beſuchte ich zu früher Stunde den Termination-St wieder, verbat mir aber die Begleitung des Conductor. Ich wanderte z nächſt am Strome hinab und genoß ein erquickendes Bad in demſelben. V einem Freunde begleitet, ließ ich mich ſo nahe als möglich zu dem Falle w dern und führte hier alle die Dinge aus, welche von neugierigen und müßige

Leuten angegeben und ausgeführt worden ſind; aber in allen ihren Beobachtungen fand ich nicht das Gefühl, welches in mir eine lange, ruhige Anſchauung der ganzen Maſſe erregte, nicht von den Balconen des Gaſthauſes betrachtet, ſondern von einem felſigen Punkte oder Waldſchatten, wo Haus und Wall und Menſch und alle Kleinlichkeiten ausgeſchloſſen waren, und das Auge ruhig die wundervolle Scene betrachten und die begeiſterte Seele ihre Gedanken zu Ihm richten konnte, der dieſe ewige Fluth löste und unverletzt lenkt, wie den kleinſten Bach.

Man hätte nie ein Haus im Geſichtskreiſe des Falles dulden ſollen. Wie beneidete ich doch die Menſchen, welche zuerſt durch die kaum betretene Wildniß mit einem indianiſchen Führer wandernd den Niagara geſehen und an ſeinen Ufern geſchlafen haben, ohne ein anderes Dach als die ſchattigen Bäume, ohne einen andern Wecker, als den Schall der ſtürzenden Waſſer. Jetzt wird man von einer Glocke erweckt, die ich mit Nichts vergleichen kann, als mit einer Todtenglocke, und kaum kann man einen Ort finden, wohin nicht Sonnenſchirme und Proviantſäcke dringen. In mein Klaglied möchte ich auch den auf der Spitze des an den Fall gränzenden Felſen errichteten Thurm einſchließen, auf deſſen Gallerie ſtehend man in der That über dem Abgrunde hängt; nicht als ob der Thurm nicht einfach und vielleicht geſchmackvoll wäre, aber man fühlt, daß dieſer Ort keiner ſolchen Zugaben bedarf, die ſtatt Nutzen zu ſchaffen, denſelben zu einem bloßen Schauſtücke herabwürdigen.

Während meines Aufenthaltes ſah ich in der Nähe des Falles nur drei Eingeborne; aber dieſe bildeten in der That eine merkwürdige Gruppe. Als ich eines Morgens vor dem Frühſtücke eine Viertel-Meile unter den Fall ſpazierte, ſtieß ich plötzlich auf ein Weib, das an einem Baume lehnte und da Viele von den Tuſcaroras ein paar Worte Engliſch ſprechen, ſagte ich: „Good morning, good morning!“ (guten Morgen!) Nach einer leichten Beugung des Kopfes legte ſie ihre Finger auf den Mund, um den Gruß zu erwidern, und wandte ſich dann ein wenig ab, als wollte ſie jede weitere Gemeinſchaft vermeiden; die Neugierde überwog indeſſen den Anſtand in mir, und ein wenig bis zu einer Höhe mit dem ſchattigen Baume hinanſteigend, an welchem ſie lehnte, erblickte ich bald den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit.

Zuſammengekauert auf der Erde lag ein Indianer, Kopf und Schultern in eine Decke gehüllt; auf dieſer unbeweglichen Maſſe waren die Augen ruhig geheftet; an der entgegengeſetzten Seite des Baumes ſaß ein ſehr hübſcher Junge, der den Kopf nicht hob, um den Aufdringlichen anzuſchauen; an den Knaben ſchmiegte ſich ein halbſteifer Hund, ein rothhaariges, borſtiges Thier, mit dem unerſchrockenen, kalten, indianiſchen Blicke; da war kein Schwanzwedeln in freundlicher Anerkennung, wie bei einem gutmüthigen europäiſchen

Hunde bemerkbar, noch das warnende Knurren und Zähneblöcken, und verdächtige Umkreiſen des Fremden, wie man es ſo häufig bei den entarteten weißen Beſtien trifft; der Hund des rothen Mannes betrug ſich im Gegentheil auf eine Weiſe, die ſeinem Geſchlechte und dem Stamme Ehre macht, dem er ſich beigeſellt hat; ich glaube nicht, daß er ein einziges Mal das Auge hob, um mich anzuſchauen, und that er es, ſo war ſeine Bewegung ſo haushälteriſch berechnet, daß ich ſie nicht entdecken konnte.

Gegen den Baum geſtützt ſtand ein langes Rohr und darüber hing ein ſcharlachenes Wehrgehenk nebſt einer Jagdtaſche, reich mit blauen und weißen Perlen geſtickt; mit einem Streifen Leder war auch an dem Rohre eine lederne Scheide befeſtigt, durch welche ein paar Zoll von der breiten, glänzenden Klinge eines Meſſers vordrangen; ich konnte leicht begreifen, daß dieſe Dinge das Rüſtzeug des Mannes, und das Trio, welches ſo ruhig ſeinen Schlummer bewachte, ſein Weib, ſein Kind, und ſein Hund ſeyen.

Ich betrachtete mir die wilde Gruppe einige Minuten lang; und wahrlich es hätte ſich kein günſtigerer Schauplatz für dieſes Zuſammentreffen auffinden laſſen; der grasbewachſene Hügel, den die Familie einnahm, das reiche Laubwerk des Nußbaums, der ſie beſchattete; oben die waldigen Höhen, unten der tief ausgehöhlte Fluß; und dabei das Getöſe des Waſſerſturzes, welches bald wie ein nahender Donner rollte, bald ſich in eine ſanfte, fortwährende muſikaliſche Klage verlor, während entfernter die leichten, dunſtigen Maſſen des Falles, von der Morgenſonne in Silber-gewirkte Wolken verwandelt, ſtiegen und fielen. Oft habe ich unter anderen Wünſchen nach dem Maler-Talente geſeufzt, aber nie mehr, als in dieſem Augenblicke, da ich ſtill bald auf dieſe wechſelloſe Gruppe, bald auf die mächtigen Erſcheinungen der Natur umherblickte.

Nach einer langen Pauſe verſuchte ich eine neue Frage, deutete auf den zuſammengekauerten Mann und ſprach: „Man, — he sick?“ (Iſt der Mann krank?)

Das Weib heftete ihre ſchönen Augen auf mich, und da ſie meine Frage verſtand, winkte ſie ein paar Male und articulirte mit einer tiefen, muſikaliſchen Stimme: „Man sick, — whisky too much — make bad!“ (Mann krank — zuviel Branntwein — machen ſchlecht.)

Wieder ſenkte ſie das Haupt, und ihre Augen ruhten auf der bewegungsloſen Geſtalt vor ihr; der kleine Sprößling und der Hund verriethen indeſſen durch kein Zeichen, daß ſie die Gegenwart eines Dritten wüßten. Ich kehrte nun nach dem Gaſthauſe zurück, welches ich verlaſſen hatte, um den Sonnenaufgang am Waſſerfall, vom Bette des Fluſſes zu beobachten. Mein früher Aufbruch war in jeder Beziehung geſegnet; denn der Morgen war friſch, und für die Jahreszeit ungewöhnlich kühl, — weswegen über der nebeligen Tiefe, durch welche ſich der Fluß hinwälzte, ſich Brücken aus ſchönen Regenbogen zeigten, während um das Ganze zu krönen, kein entweihter Fuß, mit Ausnahme der erwähnten Gruppe, den Frieden des heiligen Platzes ſtörte.

Heimgekehrt ſuchte ich mein kleines Zimmer, deſſen Fenſter den großen Fall beherrſcht, warf mich auf mein Lager und ließ mit dankbarem Gefühle an meinem innern Geſichte all' die Schönheit von Himmel und Erde vorübergehen, an deren Anblick ich mich zu ergötzen das Glück genoſſen hatte.

Ammalet-Beg.

Eine Caucaſiſche Geſchichte.

Vorwort.

Der gegenwärtige kleine Roman iſt aus der Sammlung Marlinsky's entlehnt, die in ruſſiſcher Sprache erſchien und allgemeines Aufſehen erregte. Man findet hier eine genaue Schilderung der Sitten der am Caucaſus wohnenden Völkerſchaften, die bis jetzt, ſelbſt in Rußland, noch wenig bekannt ſind; deßhalb glaubten wir dieſes Gemälde in unſere Sammlung aufnehmen zu dürfen. Was den Roman ſelbſt betrifft, ſo überlaſſen wir ihn gern dem Urtheil der Leſer und wollen es nicht unternehmen ſeine Mängel hier zu entſchuldigen. Nur ſo viel erlauben wir uns noch beizufügen, daß alle darin erzählten Begebenheiten hiſtoriſchen Grund haben; daß Ammalet-Beg, ſo wie Sultan Akhmet Khan und der Oberſt V. wirklich lebten, und ſich in Verhältniſſen bewegten, die denen des Romans ziemlich gleich kamen und endlich daß Alles was ſich auf die Localität bezieht, die Beſchreibung der Gegenden und Sitten, mit gewiſſenhafter Treue wiedergegeben iſt.

Das Original iſt von einem Ruſſen in's Franzöſiſche und aus dieſer Sprache von uns in's Deutſche überſetzt worden; dieß bemerken wir für des Originals kundige Leſer, um etwaige Unrichtigkeiten damit ihrer Nachſicht zu empfehlen.

Erſtes Kapitel.

Sey langſam im Schimpf, und ſchnell in der Rache.
(Inſchrift eines circaſſiſchen Dolches)

Die Djouma.

Am Tage eines Djouma*), an einem ſchönen Frühlingsabend hatten ſich die Bewohner von Bouinaki, einem großen tatariſchen Dorfe des nördlichen Dugheſtan's, vereinigt, um ſich dem Vergnügen des Pferderennens und des Djignid-Spiels*) zu überlaſſen. Bouinaki iſt in zwei Theile getheilt und liegt amphitheatraliſch auf dem Abhange eines ſteilen Berges. Zur Linken und hinter der Straße, welche von Derbent nach Tarki führt, erhebt ſich allmählig die Gebirgskette des Caucaſus, deſſen Gipfel mit Wäldern bedeckt ſind, während zur Rechten fette Weiden mit kaum merklichem Abhange ſich bis zu dem Ufer des caſpiſchen Meeres herabſenken. Die Sonne näherte ſich ihrem Untergange, und die Dorfbewohner, herbeigelockt durch die kühle Luft und ihre Neugier, verließen ihre Saklis (Häuſer) und bildeten ſich in Schaaren zu beiden Seiten der Straße. Die Weiber, ohne Schleier, das Haupt mit Schawls in Geſtalt von Turbanen umwunden, trugen weite Toumane**) und über ihre ſeidenen Gewänder eine kurze Tunika, Arkhuluka genannt. Reihenweiſe ließen ſie ſich auf dem Raſen nieder, und folgten mit den Blicken ihren Kindern, welche vor ihnen ſpielten und ſcherzten. Die Männer bildeten ſtehend oder mit untergeſchlagenen Beinen einzelne Gruppen. Andere gingen auf und ab, und unterhielten ſich mit ihren Freunden. Die Greiſe rauchten aus kurzen hölzernen Pfeifen. Frohſinn herrſchte unter der verſammelten Menge; von allen Seiten ertönte das Geräuſch lebendiger Unterhaltung, das von Zeit zu Zeit durch den hellklingenden Hufſchlag der Renner und dem Ruf: Khatch, Khatch (aus dem Wege) der Reiter unterbrochen wurde, welche ſich zu den Spielen vorbereiteten.

---

*) Djouma (Freitag) heißt bei den Tataren der Tag, welcher, wie bei den Chriſten der Sonntag, der Ruhe gewidmet iſt. Die andern Tage der muſelmänniſchen Woche heißen: Sambi (Sonnabend); idchamba (Sonntag); douchamba (Montag); ſechamba (Dienſtag); ſterchamba (Mittwoch); pſanchamba (Donnerſtag).

Reizenderes gibt es nichts, als die Natur im Monat Mai in dieſen Gegenden. Tauſende blühender Roſen, welche aus den Felſenſpalten hervorwachſen, ſchmücken dieſe mit glänzenden Farben und erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Unaufhörlich ſchlägt die Nachtigall im Schatten der Gehölze. Mandelbäume mit ihren Silberblüthen mahnen durch ihre Formen an die Kuppeln indiſcher Pagoden. Aus der Mitte derſelben erheben ſich ſchlanke Stämme fruchttragender Bäume, und gleichen den Minarets der Moſcheen. Hie und da erblickt man dickſtämmige Eichen, die das Ausſehen alter Schildwache ſtehender Krieger haben, während gerade Pappeln aus dem dichten Geſträuche auftauchen und ihre Wipfel nur ungerne den brennenden Sonnenſtrahlen preis zu geben ſcheinen. Eine Menge Schaafe, deren Wolle mit röthlichten Flecken bezeichnet iſt, weiden auf der Wieſe. Büffel mit rückwärts gekrümmten Hörnern und ſtieren Blicken halten ſich ganze Stunden unbeweglich im Sumpfe in der Nähe der Quellen auf, während man die ſchönen Pferde des Landes mit fliegender Mähne frei auf den Bergen umherſchwärmen ſieht. Bilder dieſer Art bilden den Rahmen, in deſſen Mitte die meiſten tatariſchen Dörfer Dagheſtan's liegen. In dem Augenblicke jedoch, in welchem dieſe Geſchichte beginnt, erhielt das Gemalde von Bouinaki noch einen Zuwachs von Leben durch die zahlreiche Menge, welche die Anſtalten zu dem Feſte herbeizogen. Die Sonne goß ihr goldenes Licht über die düſtern Mauern der Sakli's mit ihren platten Dächern aus, und färbte ſie auf tauſendfach verſchiedene Art. In der Ferne erklimmten ſchnarrende Arabas*) die Berge, indem ſie bald ſich zeigten, bald wieder zwiſchen den weißen Steinen des Beerdigungsplatzes erſchienen, während ein Reiter, der denſelben im Galoppe vorauseilte, auf der Straße eine Staubwolke hinter ſich zurückließ. Die Gipfel der Berge begränzten den Horizont auf einer Seite; auf der andern verlor ſich der Blick in unermeßlicher Weite auf der blauen Oberfläche des Meeres. Die ganze Natur ſchien von Wärme und Thätigkeit belebt zu ſeyn.

---

*) Der Djignid iſt ähnlich dem Dierid der Türken, welcher darin beſteht, daß man in geſtrecktem Galopp eine Art von Wurfſpieß nach einem beſtimmten Ziele ſchleudert. Man findet dieſe Uebung beinahe im ganzen Orient verbreitet.

**) Toumane (Beinkleider): die der Männer heißen Halware. Obgleich der Schnitt dieſer Kleidung für beide Geſchlechter derſelbe iſt, ſo wäre es doch eine Beleidigung für einen Mann, wenn man ihm ſagen würde, er trage Toumanen, und ebenſo umgekehrt.

Plötzlich vernahm man von mehren Seiten den Ruf: „Er kommt, da iſt er!“ und eine allgemeine Bewegung durchſtrömte die Menge Die Reiter, von denen ein Theil abgeſeſſen war, während der andere Theil ſeine Pferde in der Ebene umher tummelte, vereinigten ſich wie auf ein gegebenes Zeichen, und eilten im Galoppe einer Truppe entgegen, welche von den Bergen herabkam. Es war Ammalet-Beg, der Neffe des Chamkhals**) von Tarki, der mit einem zahlreichen Gefolge nahte. Ammalet-Beg war nach perſiſcher Sitte mit einem ſchwarzen goldverbrämten Kaftan bekleidet, deſſen offene Aermel hinter den Schultern zurückflogen; um den Leib trug er einen prachtvollen indiſchen Schwal; ſeine ſcharlachrothen Chalwaren gingen in Stiefeln von gelbem Marokin mit hohen Abſätzen. An Waffen führte er einen langen Carabiner, Piſtolen und einen mit Gold und Silber verzierten Yatagan; der Griff deſſelben war mit Edelſteinen reich beſetzt. Der tatariſche Prinz war ein junger Mann von hohem Wuchſe und freiem, offenem Blicke. Seine dunkeln, ſchwarzen Haare wallten in reichen Locken unter der perſiſchen Mütze hervor; ein leichter Schnurrbart beſchattete die Oberlippe und den ſtolzen Blick mäßigte ein Ausdruck des Wohlwollens. Er ritt einen prachtvollen Fuchs, deſſen Lanzaden das ungeduldige Feuer verriethen. Gegen die gewöhnliche Sitte hatte er ſtatt der perſiſchen, bunten, ſeidenen Schabrake einen leichten cirkaſſiſchen Sattel, der auf beiden Seiten mit Malereien verziert war, und von dem breite Steigbügel von ſchwarzem mit Gold damaszirten Stahl aus

---

*) Wagen mit zwei Rädern, von dem einfachſten Bau. Da das Schmieren der Räder bei den Tataren nicht eingeführt iſt, ſo verrathen ſich ihre Bewegungen durch ein höchſt unangenehmes Gekreiſche, das man ſehr weit hört.

**) Kleine, ehemals unabhängige Fürſten der tatariſchen Stämme dieſes Landes. Die alten Chamkhals nannten ſich Anverwandte und Statthalter der Kalifen von Damaſk. Der letzte derſelben ſtarb auf der Rückkehr aus Rußland, und mit ihm erloſch die zwecklos gewordene Würde. Suleyman-Paſcha, ſein Sohn, erbte des Vaters Güter, die er nur als einfacher Privatmann beſitzt.

Khoraman herabdingen. Etwa zwanzig Noukers*), in reich beſetzten Kaftanen gekleidet, die Mütze ſtolz auf einem Ohr, die Fauſt der rechten Hand in die Seite geſtemmt, folgten ihm auf trefflichen Pferden im Galopp. Das Volk erhob ſich und neigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Beg**), indem es die rechte Hand an das Knie legte. Als er näher herankam, entſchlüpfte den Weibern ein Liſpeln des Beifalls. Am Ende der Rennbahn angelangt, machte Amalet-Beg Halt. Die Vornehmſten des Dorfes und die Greiſe bildeten, auf ihre Stäbe geſtützt, einen Kreis um ihn, und gaben ſich Mühe, ein Zeichen, oder ein freundliches Wort von ihm zu erhalten. Ammalet ſchien jedoch Niemand eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen, und erwiederte die Begrüßungen, mit denen er empfangen wurde, nur kurz und mit einem kalt-höflichen Weſen. Endlich gab er einen Wink mit der Hand: dieß war das Zeichen zum Beginn der Spiele.

Alsbald ſetzten ſich gegen zwanzig der feurigſten Reiter in geſtreckten Galopp, indem ſie ohne Ordnung verſchiedenen Richtungen folgten. Bald ſuchten ſie ihren Gefährten voraus zu eilen, bald denſelben durch Volten den Weg abzuſchneiden. Zuweilen hielten ſie ihre Pferde plötzlich an, und ſetzten ſie hierauf eben ſo ſchnell wieder in Lauf. Hierauf bewaffneten ſich die Reiter mit kurzen Stöcken, Djiguids genannt, warfen dieſe im Galopp ihren Gegnern zu, die ſie im Fluge aufzufangen ſuchten, oder ſie vom Boden aufgriffen, und ſie jenen eben ſo ſchnell wieder zurückſandten. Einige Reiter wurden mit ſolcher Gewalt getroffen, daß ſie die Bügel verloren, was unter den Zuſchauern unmäßiges Gelächter erregte, während den Siegern lautes Lob gezollt wurde. Zuweilen, wenn ein Pferd im heftigſten Laufe ſtolperte, war der dadurch herbeigeführte Stoß ſo heftig, daß der unglückliche Reiter aus ſeinen kurzen Bügeln weit über den Kopf des Renners hinausgeſchleudert wurde. Sofort begann das Zielſchießen mit dem Carabiner und der Piſtole.

Ammalet ſah dem Schauſpiele aus einiger Entfernung zu. Seine Noukers miſchten ſich, einer um den andern, unter die übrigen, ſo daß nur noch zwei ſich in ſeiner Nähe befanden. Der regungsloſe Beg ſchien ſie einige Zeit mit Ruhe zu betrachten, allein allmählig konnte man bemerken, wie ſich ſein Antlitz beim Anblicke dieſer kriegeriſchen Spiele, dem getreuen Abbild eines aſiatiſchen Kampfes, belebte. Das Intereſſe, welches er daran nahm, wuchs mit jedem Augenblicke. Er hob ſich in den Bügeln, und munterte die Reiter mit der Stimme und mit Gebärden auf; endlich als er ſah, wie ſein Lieblings-Nouker eine vor ihm in die Höhe geworfene Mütze mit einer Kugel fehlte, kochte das Blut in ſeinen Adern; er riß den Carabiner aus den Händen des Stallmeiſters, der ihm folgte, und ſprengte ſein Pferd mit Blitzesſchnelligkeit unter die Kämpfenden, welche unter dem Rufe: „Platz, Platz!“ in verſchiedenen Richtungen auseinanderſtiebten, gleich Regentropfen, welche ein ungeſtümer Wind jagt.

---

*) Nouker heißt im Allgemeinen ein Diener; insbeſondere bezeichnet dieſer Name einen Stallmeiſter, Waffenträger, was die alten Schotten Henchmann nannten. Der Nouker muß immer und allenthalben ſeinem Herrn folgen, ihn im Gefechte vertheidigen und ihm unter allen Umſtänden dienen. Bei Tiſche muß er mit ſeinen Händen das Fleiſch zerlegen.

**) Beg, ein anderer Ehrentitel der Tataren. Die Verwandtſchaft dieſes Wortes mit Bey iſt auffallend.

Etwa einen Werſt von dieſem Platze waren zehn Stangen in angemeſſener Entfernung von einander in dem Boden befeſtigt. Auf jeder derſelben befand ſich ein Kalpak. Ammalet-Beg eilte im ſchnellſten Laufe dahin, indem er ſeinen Carabiner über dem Haupte ſchwenkte. Nachdem er mit Blitzesſchnelle die erſten Stangen hinter ſich zurückgelaſſen hatte, erhob er ſich in den Bügeln, wendete ſich rückwärts und zielte. Der Schuß geht los, und der getroffene Kalpak fällt zu den Füßen des Pfahls. Sofort wirft er dem Pferde den Zügel auf den Hals, ohne deſſen Lauf zu mäßigen, ladet ſein Gewehr wieder, ſchießt den zweiten Kalpak, hierauf den dritten und ſofort, bis zum letzten herab. Donnernder Beifall ertönte von allen Seiten. Aber Ammalet, der mit gleicher Schnelligkeit zurückkehrt, wirft den Karabiner den ihm folgenden Nouker zu, zieht eine Piſtole aus ſeinem Gürtel, ſchießt und die Kugel reißt eines der Hufeiſen ſeines Renners ab. Pfeifend fliegt das Eiſen eine Strecke weit rückwärts. Hierauf ergreift Ammalet aufs Neue das wiedergeladene Gewehr aus der Hand ſeines Dieners, und befiehlt dieſem, ihm voranzueilen. Beide Roſſe eilen raſcher als der Gedanke an der erſtaunten Menge vorüber. Der vorausreitende Nouker nimmt ein Silberſtück und wirft es in die Luft. Noch ehe es zurückfällt, zielt Ammalet; in dieſem Augenblick gleitet ſein Pferd mit allen vier Füßen aus und ſtürzt in den Staub. Ein Schrei des Schreckens ertönt von allen Seiten; allein der kühne Reiter ſteht während des Sturzes feſt in den Bügeln, drückt los, und der von der Kugel getroffene Rubel wird mitten unter die Zuſchauer geſchleudert. Die Luft erzittert von dem Rufe: Iguid, Iguid! Allah, Wallah ga! (Welche Geſchicklichkeit, was für ein Kämpfer!)

Unterdeſſen hat Ammalet-Beg ſein Pferd raſch aufgeriſſen; er ſteigt ab, gibt die Zügel in die Hand ſeines Stallmeiſters (Djilabar) und miſcht ſich beſcheiden unter die Zuſchauer.

In dieſem Augenblick nähert ſich ihm ein junger Menſch von angenehmem Aeußern; es iſt ſein Jemdjek*) Namens Safir-Ali. Als Sohn eines unbemittelten Begs von Bounaiki, von munterem Sinne und ſanftem Charakter, war er mit Ammalet auferzogen worden, wodurch ſich zwiſchen Beiden ein inniges Verhältniß entſpann. Nachdem Safir-Ali abgeſeſſen war, näherte er ſich ſeinem Patron, und ſprach mit mißvergnügter Miene: „Der Nouker Mehmet hätte beinahe dein Pferd zu Grunde gerichtet; den alten Hengſt ohne Mähne[*]; er will ihn zwingen, über einen wenigſtens ſieben Schritte breiten Graben zu ſetzen, und“ . . . „Und das böſe Thier thut es nicht,“ unterbrach ihn Ammalet lebhaft. „Man führe es mir ſogleich vor.“ Und voll Ungeduld eilt er demſelben entgegen; ohne den Fuß in den Bügel zu ſetzen, ſchwingt er ſich leicht in den Sattel, und galoppirt an den erwähnten Graben, der eben ſo ſteil als tief war. Am Rande deſſelben angelangt, gibt er dem Pferde die Sporen und will es zum Setzen zwingen; aber das ermüdete Thier, das ſeinen Kräften nicht mehr traut, wendet ſich plötzlich rechts und nöthigt ſeinen Reiter mittelſt einer Volte auf denſelben Punkt zurückzukehren. Durch einige Hiebe der Nagaika[**] angefeuert, verſucht das Pferd eine neue Anſtrengung und baumt ſich; es verliert jedoch den Muth, und bleibt unbeweglich mit den Vorderfüßen auf dem Rande des Grabens ſtehen. Vergebens fleht Safir-Ali ſeinen Herrn, den alten Renner, deſſen Kräfte ſich in vielfachen Kämpfen erſchöpft hatten, nicht länger zu quälen. Ammalet-Beg, taub gegen alle Vorſtellungen, treibt ſein Pferd durch Zuruf und wiederholte Hiebe mit dem bloßen Säbel an und langt in geſtrecktem Galopp zum dritten Male am Rande des Grabens an; allein der unglückliche Renner, der den Sprung auch dießmal nicht wagt, hält zum dritten Male kurz an; jetzt gibt ihm ſein Herr, außer ſich vor Wuth, mit dem Gefäße ſeines Säbels einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß das Thier wie vom Blitze getroffen niederſtürzt und auf der Stelle endet.

---

*) Jemdjek, oder eigentlich emdjek heißt Milchbruder. Unter den Stämmen des Caucaſus wird dieſe Brüderſchaft für heiliger gehalten, als diejenige der Blutsverwandtſchaft. Die Mütter ſelbſt geben ſich Mühe, ſie in den Familien einzuführen. Man bringt das hiezu beſtimmte Kind einer Frau; ſie ſäugt es einige Zeit, und das Band iſt geſchloſſen. Es wird auf die ganze Lebenszeit für heilig und unauflöslich gehalten.

„Dieß alſo iſt der Lohn deiner langen Dienſte,“ ſagt Safir-Ali, indem er das zu ſeinen Füßen ausgeſtreckte Pferd mit theilnehmendem Blicke betrachtet. Ja, ruft Ammalet-Beg mit funkelnden Augen aus, ſo ſtraft man den Ungehorſam. Eingeſchüchtert durch die Aeußerungen ſeines Zornes, ſchwiegen die Umſtehenden, und zogen ſich aus ſeiner Nähe zurück. Das Rennen und das Spiel des dzjiguid dauerten fort.

Dieſe Uebungen wurden durch den Schall der Trommeln unterbrochen, der in der Nähe ertönte, und bald ſah man hinter den Hügeln die Spitzen von Bajonetten in der Abendſonne erglänzen. Es war dieß eine Compagnie des ruſſiſchen Kurinskiſchen Infanterie-Regiments, die zu einer Truppenabtheilung gehörte, welche man nach Akoucha entſendet hatte; dieſe Stadt befand ſich durch Schikh-Ali-Khan, den ehemaligen Herrſcher von Derbend, der jetzt abgeſetzt war, im Aufſtande. Die Compagnie deckte eine Zufuhr von Lebensmitteln, welche von Derbend auf dem Gebirgswege nach Akoucha ziehen ſollte. Der Hauptmann * * *, welcher ſie befehligte, marſchirte, begleitet von einem andern Offizier, zu Pferde an der Spitze ſeiner Truppen. In der Nähe der Rennbahn angelangt, machte die Abtheilung Halt, die Soldaten legten ihre Torniſter ab, ſtellten ihre Gewehre in Pyramiden, und raſteten einige Zeit, ohne jedoch Feuer anzumachen.

---

[*] Dieſe Race von Pferden iſt in Perſien ſehr hochgeſchätzt; ſie ſind von turcomaniſcher Abſtammung und heißen Teke.

[**] Eine kurze, dicke Peitſche, welche aus mehren ledernen Riemen geflochten iſt. Die Koſaken, Kalmuken und Tataren bedienen ſich derſelben ſtatt der Sporen. Der Name kommt offenbar von Nagai ab.

Das Erſcheinen ruſſiſcher Truppen war zu der Zeit, in welcher dieſe Geſchichte ſpielt (1819), nichts Neues für die Bewohner von Dagheſtan; immerhin aber war es ihnen ein höchſt unangenehmes Ereigniß. Gewohnt, die Ruſſen als mächtige und furchtbare Feinde zu betrachten, wagten ſie es nie, denſelben anders als im Verborgenen zu ſchaden; äußerlich bemühten ſie ſich, den Haß, den ſie gegen dieſelben hegten, unter dem Anſchein großer Ergebenheit und tiefer Unterwerfung zu verbergen. Bei dem Anblicke der Truppen-Abtheilung erhob ſich ein dumpfes Gemurmel unter der Menge. Die Weiber eilten, ſich auf allen Fußpfaden, welche nach dem Dorfe führten, zurückzuziehen, wobei ſie ſich jedoch nicht enthalten konnten, einige verſtohlene Blicke auf die neuen Ankömmlinge zu werfen. Die Männer betrachteten ſie gleichfalls, aber über die Schultern, indem ſie ſich in Gruppen zuſammenſtellten, um ſich über die Mittel zu berathen, welche etwa zu Vermeidung militäriſcher Einquartirung und der Stellung von Transportmitteln zu ergreifen wären. Nur eine Anzahl von Müßlingen und ein Haufen Kinder umgaben die Soldaten, welche, auf den Wieſengrund ausgeſtreckt, von der Anſtrengung eines langen Marſches ausruhten. Einige Kekhouden (Alte des Dorfes) und Tchaouche (niedere Polizeidiener) näherten ſich dem Hauptmann und grüßten ihn nach der üblichen Sitte: Khoch gialdy (ſeyd willkommen) und iakchimouſſen, taramouſſen ſen nemamouſſen (wie geht es? wie befindet ihr euch?), worauf bald die bei allen Aſiaten unausbleibliche Frage: Na Khaber? (Was gibt es Neues?) folgte.

„Nichts, als daß mein Pferd ein Eiſen verloren hat, und daher etwas hinkt,“ antwortete der Offizier in der Landesſprache. „Aber ſehe ich recht, ſo gewahre ich dort einen Hufſchmid,“ fuhr er fort, indem er ſich an einen vierſchrötigen Tataren wendete, der eben den Huf von Ammalet-Beg’s Pferd abfeilte, das er beſchlagen hatte.

„He, guter Freund, bringe mir die Sache in Ordnung; hier iſt das Eiſen, es bedarf nur einiger Nägel, ſo iſt die Geſchichte in einem Augenblicke abgemacht.“

Der Handwerksmann, deſſen Geſicht von dem Feuer und der Sonne geſchwärzt war, warf dem Hauptmann von unten herauf einen wilden Blick zu, fuhr mit der Hand über ſeinen dichten Schnurrbart, rückte die Araktſchim (eine Art griechiſcher Mütze) mit der ſein Kopf bedeckt war, tiefer in die Augen, und fuhr, ohne eine Antwort zu geben, fort, ſein Handwerkzeug, deſſen er ſich ſo eben bedient hatte, einzupacken.

„Haſt Du mich verſtanden, Wolfskopf?“ ſagte der Hauptmann.

„Ich verſtehe Euch ganz gut,“ erwiderte der Schmid. „Euer Pferd braucht ein Eiſen.“

„Und ich will, daß Du ihm dieſen Dienſt erweiſeſt,“ ſprach der Offizier, der bemerkte, daß der Tatar ihn mit Worten abzufinden ſuchte.

„Es iſt heute ein Feſttag; ich arbeite nicht.“

„Ich werde Dir deine Arbeit ſo gut bezahlen, als Du es verlangſt; aber merke Dir's, gutwillig oder gezwungen wirſt Du meinen Willen thun.“

„Der Willen Gottes geht vor dem der Menſchen. Allah ſelbſt hat verboten, am Tage djouma zu arbeiten. Man kann die Woche hindurch genug aus Intereſſe ſündigen. Aber am Feſttage iſt es etwas anderes, und ich mag, ſelbſt nicht um Geld, mein Verderben erkaufen und Kohlen auf meinem Haupte ſammeln.“

„Aber, Eiſenkopf, ſah ich Dich nicht eben arbeiten? und ſind nicht alle Pferde gleich? — Ueberdieß ſtammt das Meinige aus Eurem Lande; ſieh hier das Zeichen, es iſt aus Karabagh.“

„Allerdings iſt ein Pferd, wie das andere, aber nicht ſo verhält es ſich mit denen, die es reiten. Ammalet-Beg iſt mein Aga“ (mein Herr).

„Dieß will ſo viel ſagen, daß, wenn Du gewagt hätteſt, ihm nicht zu gehorchen, er Dir hätte die Ohren abſchneiden laſſen, und Du verweigerſt mir deine Dienſte, weil Du darauf zählſt, daß ich nicht auf gleiche Weiſe mit Dir verfahre. Ganz gut, mein Freund; allerdings werde ich Dir die Ohren nicht abſchneiden, aber wiſſe, daß auf deine orthodoxen Schultern eine tüchtige Tracht Hiebe mit der Naguika fallen ſoll, wenn Du noch länger den Widerſpenſtigen machſt; ich hoffe, Du haſt mich jetzt wohl verſtanden.“

„Obwohl ich Euch vollkommen verſtanden habe, werde ich doch immer daſſelbe antworten. Heute beſchlage ich Euer Pferd nicht; ich bin ein zu guter Muſelmann, um es zu thun.“

„Und ich ſage Dir, Du wirſt es beſchlagen; denn biſt Du ein guter Muſelmann, ſo bin ich ein guter Soldat, der etwas auf ſein Wort hält. Konnteſt Du einer Phantaſie Deines Begs wegen zu gefallen arbeiten, ſo magſt Du es auch für den Dienſt eines ruſſiſchen Offiziers thun. Darauf beſtehe ich. Soldaten, herbei!“

Unterdeſſen vermehrte ſich die Menge, welche um den Hufſchmid herſtand, immer mehr. Einige der Neugierigen drängten ſich herzu, um den erſten Platz zu erhalten, ohne eigentlich zu wiſſen, um was es ſich handle. Bald jedoch hörte man von mehren Seiten rufen: Das ſoll nicht ſeyn, es kann nicht ſeyn; heute iſt Feſttag; es iſt Sünde, zu arbeiten. Die Kühnſten, ſtolz auf ihre Zahl, drückten die Mützen in die Augen und griffen nach ihren in den Aermeln verborgenen Dolchen, während ſie in der Nähe des Hauptmanns laut ſagten: Arbeite nicht, Alekper, thue nichts für ihn. Das wäre ja ganz was

Neues; dieſe Ruſſen ſind thöricht genug, gegen den Propheten aufzutreten. Allein der Hauptmann, ein unerſchrockener Mann, der die Aſiaten wohl kannte, rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Zurück, Lumpenvolk,“ während er zu gleicher Zeit eine Piſtole aus ſeinem Gürtel zog: „dem Erſten, der ſich ein unverſchämtes Wort erlaubt, will ich den Mund mit einem Loth Blei ſchließen.“

Dieſe Drohung, unterſtützt durch die Bajonette einiger Soldaten, machte einen augenblicklichen Eindruck auf die Meuterer. Die minder Tapfern ergriffen die Flucht, die Kühnern ſchwiegen und ſenkten den Blick. Der fromme Hufſchmid ſelbſt, als er ſah, daß die Sache ernſt zu werden begann, ſah um ſich und murmelte: Nedjeleim (was iſt zu thun), ſtülpte die Aermel hinauf, nahm Zange und Hammer aus ſeinem Sacke, und machte ſich an die verlangte Arbeit, während er vor ſich hinbrummte: Ballub billah bittmy ebdom (es geſchieht gegen meinen Willen, aber ich muß). Dieſe ganze Scene fand ſtatt in Abweſenheit Ammalet-Begs, der, weil er jede unangenehme Berührung vermeiden wollte, unmittelbar nach der Ankunft der Ruſſen ſich zu Pferde geſetzt hatte, und im Galopp nach ſeiner auf der Höhe über dem Dorfe gelegenen Wohnung geeilt war.

Während dieß alles an dem einen Ende der Rennbahn vorfiel, gewahrte man einen Krieger zu Pferde, der ſich der ruſſiſchen Abtheilung näherte. Der Reiter, obgleich nur von mittlerem Wuchſe, ſchien von athletiſchem Körperbau. Nach der Sitte der circaſſiſchen Gebirgsbewohner gekleidet, trug er ein Panzer-Hemd, einen Helm von Stahl, und fünf gleich ausgerüſtete Diener folgten ihm. Der Häuptling ritt langſam an der Fronte der ruſſiſchen Gewehr-Pyramiden hinab, und betrachtete die ausruhenden Soldaten, als er, ſey es durch Zufall, oder mit Abſicht, an eine der Pyramiden ſtieß und ſie umwarf. Seine Diener, ſtatt auszuweichen, ritten über die zu Boden gefallenen Gewehre hinweg. Die Schildwache, welche ihnen ſchon von weitem zugerufen hatte, ſich nicht zu nähern, ergriff den Renner des Kriegers mit dem Panzer-Hemde am Zügel, befahl ihm zu halten, und fragte ihn, wer er ſey, während eine Gruppe von Soldaten, aufgebracht über das unverſchämte Benehmen der Muſelmänner, ſie mit allen Anzeichen des Zornes umgab.

„Du biſt alſo noch ein Recrute,“ ſagte der Reiter kaltblütig, indem er den Zügel ſeines Pferdes aus der Hand des Soldaten riß, „da Du den Sultan *) Akhmet-Khan von Awarien **) nicht kennſt. Mir dünkt, ich ließ euch im verfloſſenen Jahre bei Bachly ein Andenken zurück, das ihr nicht ſo bald hättet vergeſſen ſollen. Setze ihm das von meiner Seite auseinander,“ fügte er hinzu, indem er ſich gegen einen ſeiner Diener wendete. Der Awarier wiederholte die Worte ſeines Herrn auf ruſſiſch mit ziemlicher Geläufigkeit.

---

*) Der Titel Sultan wird von den meiſten Häuptlingen der aſiatiſchen Volksſtämme angenommen, wie z. B. von den Tataren, Kirgiſen ꝛc. ꝛc.

**) Dieſer Akhmet war ein Bruder Haſſan-Khans von Djimentai; er ward Khan von Awarien durch die Heirath mit der Wittwe des letzten Khans, die im Beſitze dieſes Fürſtenthums geblieben war.

„Es iſt Akhmet-Khan, Akhmet-Khan!“ riefen die Soldaten aus. „Haltet ihn an, ergreift ihn; er ſoll das Treffen bei Bachly *) theuer bezahlen! die Ruchloſen! alle unſere Verwundeten haben ſie niedergemacht!“

„Zurück, Unverſchämter!“ rief Sultan Akhmet dießmal auf gut ruſſiſch dem Soldaten zu, der ſich abermals des Zügels ſeines Pferdes bemächtigt hatte. Ich bin General in ruſſiſchem Dienſte.

„Du biſt ein Verräther,“ riefen mehre Stimmen. „Schleppt ihn nach Derbend vor den Oberſt. Wo iſt der Hauptmann? — — Nur in der Hölle ſollen mich ſolche Führer, wie ihr ſeyd, geleiten,“ ſagte Akhmed mit verächtlichem Lächeln; und in demſelben Augenblicke wendete er ſein Pferd auf den Hinterfüßen, und ſetzte es mittelſt eines Hiebes mit der Nagaika pfeilſchnell in Galopp. Die Noukers, welche den Blick auf ihren Herrn geheftet hatten, ſtießen einen Schrei aus und ſetzten ihm nach, wobei ſie einige Soldaten über den Haufen warfen. Nachdem ſich der Khan etwa hundert Schritte entfernt hatte, ſetzte er ſein Pferd wieder in Schritt und ritt langſam weiter, ohne eine Miene zu verändern. Die Gruppe der Tataren, welche ſich um den Hufſchmid verſammelt hatte, zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. „Was habt ihr für einen Streit, meine Freunde,“ fragte er die Nächſtſtehenden, indem er bei denſelben anhielt.

Sämmtliche Tataren erkannten den Khan und grüßten ihn ehrfurchtsvoll, indem ſie die Hand an die Stirne legten. Die Minderkühnen und friedlich Geſinnten erſchracken bei ſeinem Anblicke, weil ſie einen Aufſtand vorausſahen, wobei ſie zwiſchen die Ruſſen und den Khan, den erklärten Feind derſelben zu gerathen befürchteten. Andrer Seits ſammelten ſich alle unruhigen Köpfe, und alle diejenigen, welche den ruſſiſchen Namen verabſcheuten, um ihn mit lautem Freudengeſchrei. In einem Augenblicke war er von demjenigen, was vorgefallen war, in Kenntniß geſetzt.

„Gleicht ihr nicht wahrhaften Büffeln, daß ihr ruhig zuſchaut, wie man euern Bruder an den Pflug ſpannt,“ ſagte der Khan mit lauter Stimme. „Man beſchimpft eure Gebräuche, man tritt euern Glauben mit Füßen, ihr weinet gleich alten Weibern, ſtatt euch zu rächen, wie es Männern geziemt. Geht, ihr ſeyd feige Memmen.“

„Was können wir thun?“ riefen mehre Stimmen. „Die Ruſſen ſind die Stärkern; ſie haben Kanonen und Bajonette.“

---

*) In dem Treffen bei Bachly war eine [illegible] Mann ſtarke ruſſiſche Truppen-Abtheilung von [illegible] circaſſiſchen Gebirgsbewohnern verſchiedener Stämme eingeſchloſſen worden. Es befanden ſich Bewohner von Karakaidagh, Okoreta, Baulinan, Awarier und andere unter denſelben. Die Ruſſen ſchlugen ſich nicht ohne beträchtlichen Verluſt unter Begünſtigung der Nacht durch.

„Habt ihr nicht Gewehre und Dolche? Aber die Ruſſen ſind kühn, und ihr ſeyd ſchüchtern! Wie, die Säbel Dagheſtan's zittern vor einer ruſſiſchen Nagaika? — Ewige Schande über euch, Muſelmänner! — — Ihr zittert vor einem ruſſiſchen Kanonenſchuſſe, und fürchtet euch nicht vor den Vorwürfen eurer Brüder.... Der Firman einer ruſſiſchen Behörde iſt euch heiliger, als das Geſetz des Korans, und ihr habt größere Angſt vor Sibirien, als vor der Hölle. Handelten eure Väter, eure Voreltern unter ähnlichen Umſtänden auf ſolche Weiſe? — Sie zählten ihre Feinde nicht, ſie kümmerten ſich nicht darum, ob es ihrem Intereſſe zuträglich war, oder nicht, ſich der Gewalt zu widerſetzen; aber ſie kämpften muthvoll und ſtarben mit Ruhm. Und was iſt es denn, das euch ſo große Schrecken einflößt? — — Sind die Ruſſen aus Eiſen gegoſſen? — — Iſt es unmöglich, bis zu ihren Kanonen vorzudringen und ſie im Rücken anzufallen? Um ſich eines Scorpiones zu bemächtigen, muß man ihn nicht beim Schwanze anfaſſen?“ — Dieſe Rede wirkte mächtig auf die Menge, und reizte die Eigenliebe der Tataren lebhaft auf. Von allen Seiten erſcholl es: „Das iſt wahr! warum ſie ſchonen? Warum ihnen geſtatten, die Herren bei uns zu ſpielen? Laßt uns den Hufſchmid befreien, er ſoll nicht mehr arbeiten!“

Und ein zahlreicher Haufen drängte ſich um die Soldaten, in deren Mitte Alekper eben das Beſchläg des Pferdes des Hauptmannes zu beendigen im Begriffe war. Die Gemüther erhitzten ſich immer mehr. Akhmet-Khan, zufrieden, das Feuer des Aufruhres angefacht zu haben, wollte die Sache nicht weiter treiben, ehe er alle ſeine Maaßregeln getroffen haben würde; er ließ daher zwei ſeiner Diener bei den Tataren zurück, um ſie in der kriegeriſchen Stimmung zu erhalten, und verließ die Menge, indem er ſich im Galopp nach dem Outakh *) Ammalet-Begs begab.

„Mögeſt Du ſtets ſiegreich ſeyn“ — ſprach Akhmet-Khan zu Ammalet-Beg, der ihn an der Schwelle ſeines Einganges erwartete. Dieſe Worte, obwohl ſie der gewöhnliche Gruß aller Tſcherkaſſen ſind, wurden auf ſo ausdrucksvolle Weiſe ausgeſprochen, daß Ammalet, nachdem er den Khan umarmt hatte, ihn unwillkührlich fragte: „Was ſoll das heißen? — Iſt es Scherz, oder eine Vorausſetzung, mein würdiger Gaſt?“ —

„Dieß wird einzig von Dir abhängen,“ erwiderte Akhmet-Khan. „Biſt Du nicht der muthmaßliche Erbe des letzten Chamkal's **). Somit koſtet es Dir nichts, als daß Du den Säbel aus ſeiner Scheide zieheſt, um“ ....

---

*) Ein einfaches Haus heißt auf tatariſch eve. Outakh bezeichnet ein beträchtliches Gebäude, und Serai im Allgemeinen eine große Wohnung. Haram oder Haram-Khan den von den Frauen bewohnten Theil deſſelben.

**) Ammalet-Begs Vater war muthmaßlicher Erbe der Chamkal-Würde. Allein nachdem die Ruſſen ſich Dagheſtans bemächtigt hatten, entſetzten ſie ihn dieſer Würde, weil ſie ſeinen Geſinnungen nicht trauten.

„Um ihn nie wieder einzuſtecken.... Ich weiß es, Khan... aber es iſt ein trauriges Loos, das Du mir hier vorſchlägſt. Nein, ich ziehe vor, in ruhigem Beſitze meines Dorfes Beninaki zu bleiben, als mit einem leeren Titel gezwungen zu ſeyn, mich gleich einem Schakal im Gebirge zu verbergen.“

„Nicht ſo, Ammalet-Beg, ſondern gleich dem Löwen daraus hervorzugehen, um Dich auf Deine Feinde zu ſtürzen, ſie zu vernichten, und Dich endlich in dem alten Palaſte Deiner Väter auszuruhen.“ —

„Beſſer iſt es, ruhig zu ſchlafen, und nicht an dergleichen zu denken.“

„Und ſich zu verhindern, wenn es möglich iſt, auch nicht einmal im Traume die Herrſchaft zu ſehen, die man in der Wirklichkeit verloren. Es ſcheint, die Ruſſen füttern Dich mit Mohnſamen, und leſen Dir Mährchen vor, um Dich einzuſchläfern, während ſie die goldenen Früchte Deines Gartens pflücken.“

„Was vermag ich aber auszurichten mit den geringen Mitteln, welche mir zu Gebote ſtehen?“

„Die Mittel? — ſie liegen alle in Deinem Entſchluſſe. Sprich nur ein Wort, habe den Muth, zu wollen, und es wird Dir an Anhängern nicht fehlen. Aber horch!... man ſchlägt ſich in dem Dorfe... Hörſt Du die Schüſſe? — Sie ſollten Dir ein Zeichen des Sieges ſeyn.“

In dieſem Augenblicke trat Safir-Ali eiligſt und mit beſtürzter Miene ein.

Das Dorf iſt im Aufſtande, rief er aus; eine Hand voll Hitzköpfe hat die Ruſſen angegriffen; ſie haben ſich hinter Felſen gelegt, und plänkeln mit ihnen...

„Die Elenden,“ ſagte Ammalet-Beg,“ und griff nach ſeinem Gewehr. „Wie wagten ſie ſolches ohne mich zu thun? Geh, eile, Safir-Ali, bedrohe ſie mit meinem Zorn, und ſchieße den Erſten nieder, der ſich widerſetzt.“

„Ich habe bereits verſucht, ſie zu beruhigen, allein ſie weigern ſich, mich anzuhören, weil einige Leute aus dem Gefolge Akhmet-Khans ſie aufreizen und behaupten, er ſelbſt habe den Angriff auf die Ruſſen befohlen.“

„Wie, meine Leute haben dieß geſagt? fragte der Khan.“

„Und nicht auf bloße Worte haben ſie ſich beſchränkt; ſie gaben den Andern das Beiſpiel,“ erwiderte Safir-Ali.

In dieſem Falle bin ich wohl zufrieden mit ihnen; ſie haben ſich als Tapfere benommen.“

„Was haſt Du gethan, Akhmet-Khan?“ ſagte Ammalet mit unzufriedener Miene.

„Was Du längſt von ſelbſt hätteſt thun ſollen.“

„Was werden die Ruſſen ſagen, und wie ſoll ich mich vor ihnen rechtfertigen?“ —

„Wie Dich rechtfertigen? Mit Blei und Eiſen... Das Loos iſt geworfen, der Tanz hat begonnen. Friſch den Säbel in die Hand, und laß uns gegen die Ruſſen marſchiren.“

„Du wirſt nicht weit gehen,“ rief der Hauptmann, der ſich mit etwa zehn Soldaten durch die Tataren Bahn gebrochen hatte, bis zur Wohnung ihres Häuptlings. Dieſer, geſchreckt durch die Folgen eines Aufſtandes, als deſſen Anſtifter man ihn betrachten konnte, trat dem erzürnten Offizier mit Höflichkeit entgegen.

„Sey mit Freude empfangen,“ ſagte er zu ihm auf tatariſch.

„Ich weiß nicht, ob ich Dir große Freude machen werde. Das aber weiß ich, daß man uns hier nicht als Freunde behandelt. Deine Tataren haben es gewagt, auf meine Soldaten zu feuern, auf die Soldaten meines Souverains und des Deinigen, Ammalet-Beg.“

„Da hatten ſie großes Unrecht,“ ſagte Akhmet-Khan, indem er ſich mit verächtlicher Miene auf dem Divan ausſtreckte. „Sie hatten Unrecht, zu ſchießen; ſie hätten mit dem Säbel in der Hand über ſie herfallen ſollen.“

„Hier alſo finde ich Dich,“ rief der Offizier aus, indem er auf Akhmet einen Blick warf, in welchem ſich ſeine Entrüſtung ſpiegelte. „Ammalet-Beg, dieſer Mann iſt allein an allem Uebel Schuld. Ohne ihn, ohne dieſen übermüthigen Rebellen wäre kein Schuß gefallen zu Bouinaki. Und Du ſelbſt, Ammalet, biſt Du frei von jedem Vorwurfe? — Du nennſt Dich einen Freund der Ruſſen und gibſt ihrem größten Feinde Zuflucht. Im Namen des Ober-Generals fordere ich Dich auf, ihn mir auszuliefern.“

„Hauptmann,“ ſagte Ammalet-Beg, „ein Gaſt iſt uns ein geheiligtes Weſen. Verletzte ich in ſeiner Perſon die Geſetze der Gaſtfreundſchaft, ſo würde ich mein Gewiſſen mit einer ungeheuern Sünde belaſten, und mich mit ewiger Schande bedecken. Fordert ſolches nicht von mir; nehmt Rückſicht auf meine Bitte, und ehret unſre Geſetze.“

„Dagegen ſage ich Dir, ehre die ruſſiſchen Geſetze, und gedenke Deiner Pflicht. Du haſt dem Kaiſer Treue geſchworen; Dein Eid nöthigt Dich, ſeiner Gerechtigkeit einen Schuldigen auszuliefern und wäre es Dein Anverwandter, Dein Freund.“

„Herr Hauptmann, eher würde ich meinen eigenen Bruder ausliefern, als meinen Gaſt. Es ſteht Euch nicht zu, zu entſcheiden, welcher Art die Verpflichtungen ſind, welche mir mein Eid auferlegt. Als meinen Richter erkenne ich nur Gott, den Diwan und den Padiſchah (Kaiſer). Jenſeits meines Eigenthums überlaſſe ich dem Schickſal die Sorge für den Schutz des Khans; aber hier, unter meinem Dache iſt dieß meine Sache, meine heilige Pflicht, und ich werde ſie erfüllen.“

„So wirſt Du vor Deinem Richter die Folge verantworten, einen Verräther aufgenommen zu haben.“

Der Khan hatte während dieſer ganzen Scene, auf den Kiſſen ausgeſtreckt, ein verächtliches Stillſchweigen beobachtet, während er Wolken von Rauch aus ſeiner langen Pfeiſe blies. Bei dem Worte „Verräther“ belebte jedoch der Zorn ſein Antlitz; raſch erhob er ſich und auf den Hauptmann zu.

„Ein Verräther!“ rief er aus; „ſprich vielmehr, daß ich mich weigerte, an denen zum Verräther zu werden, denen ich allein Treu und Glauben ſchuldig bin. Es iſt wahr, euer Padiſchah hat mir einen Grad verliehen; euer Sardar (Obergeneral) hat mir geſchmeichelt, und ich bin treu geblieben, ſo lange man nichts Unmögliches und Erniedrigendes von mir verlangte. Allein bald forderte man mich auf, euern Truppen den Eingang in meine Berge zu öffnen, und ihnen den Bau feſter Forts zu geſtatten. Der niedrigſte der Menſchen wäre ich geweſen, hätte ich eingewilligt, auf ſolche Weiſe den Schweiß und das Blut meiner Brüder, der Awarier zu verkaufen. Und glaubſt Du, dieß wäre mir gelungen? — Nimmermehr! Tauſend Säbel hätten ihre Scheiden verlaſſen, Tauſend Dolche hätten ſich erhoben, den Verräther zu ſtrafen. Die Felſen wären über meinem Haupte zuſammengeſtürzt. Ich wies daher die Geſuche der Ruſſen zurück. Aber dennoch war ich zu jener Zeit noch nicht der Feind der Ruſſen. Und was war der Lohn meiner freundſchaftlichen Geſinnungen, der Rathſchläge, welche ich gab? . . . Einer eurer Generale hat es gewagt, mir als Preis für meinen Rath einen beſchimpfenden Brief zu ſchreiben. Aber ſeine Frechheit kam ihm theuer zu ſtehen; am Tage von Bachly bezahlten Ströme von Blut die wenigen Tropfen einer beſchimpfenden Tinte. Jenes Blut hat uns auf immer geſchieden.“

„Es ſchreit um Rache,“ rief der Hauptmann wüthend aus, und Du, nichtswürdiger Räuber, wirſt ihr nicht entgehen.“

„Noch weniger Du dieſem Stoße,“ erwiderte Akhmet-Khan, indem er ſeinen Dolch in die Bruſt des Hauptmanns ſenkte, der eben die Hand ausſtreckte, um den Khan zu greifen. Der Offizier fiel ſchwer verwundet nieder, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß.

„Was haſt Du gethan,“ rief Ammalet-Beg; „Du haſt mich zu Grunde gerichtet. Es iſt ein Ruſſe und mein Gaſt.“

„Es gibt Beſchimpfungen,“ erwiderte der Khan mit düſterer Miene, „welche ſelbſt die Privilegien der Gaſtfreundſchaft aufheben. Der Würfel iſt gefallen. Jetzt iſt es nicht mehr Zeit zu zögern. Laß Deine Thüren ſchließen, rufe Deine Leute herbei, und laß uns die Feinde zurückſchlagen.“

„Noch vor wenigen Augenblicken hatte ich deren keine. Jetzt iſt die Vertheidigung unmöglich. Es fehlt uns an Munition und meine Leute ſind zerſtreut.“

„Die Unſrigen fliehen nach allen Seiten,“ rief Safir-Ali verzweifelnd. „Die Ruſſen rücken eiligſt vor; ſie erklimmen den Berg; ſie ſind dicht bei uns!“ . . .

„Steht es ſo, Ammalet-Beg,“ ſagte der Khan, „ſo mußt Du mir folgen. Ich war auf dem Wege in das Land der Tſchetſchenzen, um ſie zum Aufſtande zu bewegen. Gott weiß, was kommen wird, aber für den Augenblick ſind wir dort in Sicherheit. In den Bergen fehlt es nicht am Brode. Biſt Du damit einverſtanden, ſo laß uns aufbrechen."

„Auf denn," ſagte Ammalet mit Entſchloſſenheit. „Zu Vorwürfen iſt jetzt keine Zeit. Mir bleibt nichts übrig als Flucht. Raſch ein Pferd, und ſechs Noukers, die mir folgen."

„Ich verlaſſe Dich nicht," rief Safir-Ali. „Ich bin Dein im Leben und im Tode."

„Nein, Safir-Ali, nicht alſo. Du bleibſt hier, um über mein Eigenthum zu wachen, auf daß nicht Freunde und Feinde es plündern. Bringe meiner Frau mein Lebewohl und geleite ſie zu dem Cham-Khal, ihrem Vater. Vergiß mich nicht, und ſomit auf Wiederſehen."

Kaum hatten ſie Zeit, aus dem einen Thore zu entkommen, als die Ruſſen zu dem andern hereindrangen.

* * *

Zweites Kapitel.

Der Rückzug über das Gebirge.

Die Strahlen der Mittagsſonne fielen ſenkrecht auf die Gipfel des Caucaſus. Der ſchneidende Ruf der Mollahs, welcher die Gläubigen zum Gebete verſammelt, pflanzte ſich von Minaret zu Minaret bis an das Ende des Thales fort, und weckte in einem Augenblicke das Echo des Felſen, worauf alles wieder in Schweigen und bewegungsloſe Stille zurücktrat.

Der Mollah Hadji-Suleyman, einer jener andächtigen Türken, welche von dem Diwan von Stambul jedes Jahr nach dem Caucaſus geſendet werden, um den wahren Glauben unter den Gebirgsbewohnern fortzupflanzen, und ſie zu gleicher Zeit in dem Haſſe gegen die Ruſſen zu beſtärken — Hadji-Suleyman hatte eben ſeine Waſchungen und das von dem Geſetze vorgeſchriebene erſte Gebet beendet, und ruhte auf der Gallerie aus, welche den oberen Theil des Minarets der Moſcheen umgibt. Seit wenigen Tagen zum erſten Mollah eines Dorfes im Lande der Tchetchenzen ernannt, lag der gute Muſelmann auf einer dreifachen Schichte weicher Kiſſen ausgeſtreckt, und entzog ſich von

Zeit zu Zeit der Betrachtung ſeines langen grauen Bartes und der dichten Rauchwolken, welche er ſeiner Pfeife entlockte, um einen neugierigen Blick nach den Bergen und dem engen Thale zu werfen, das ſich auf der Nordſeite unmittelbar zu ſeinen Füßen hinzog. Zur Linken gewahrte man die Gebirgskette, welche das Land der Tſchetſchenzen von dem der Awarier trennt. Hinter dieſer Kette heben ſich ſteile, mit ewigem Schnee bedeckte Piks himmelan. Die Sakli's des Dorfes, das auf ſteilem Abhang weitläuf erbaut war, ſenkten ſich terraſſenförmig bis zur Hälfte des Berges herab. Nur auf engen Fußpfaden konnte man zu dieſen Häuſern gelangen, die kleinen, natürlichen Feſtungen glichen, in welchen ein kühner Menſchenſchlag wohnte, deſſen Hauptbeſchäftigung Raub und Plünderung war. Tiefe Ruhe herrſchte ſowohl im Dorfe, als auf den umliegenden Bergen. Kein Menſch zeigte ſich in den engen, gekrümmten Straßen. Nur hie und da gewahrte man einige Schaafe, welche im Schatten der Felſen Kühlung ſuchten, und einige Büffel, welche in der Nähe von Quellen ſich in dem Schlamme zuſammen drängten, ſo daß kaum ihre Köpfe ſichtbar waren. Das Geſumſe der Inſekten und das eintönige Geſchrei der Grille unterbrachen allein das Schweigen der Natur. Hadji-Suleyman, gedeckt gegen die Sonne durch die weite Kuppel der Moſcheen, genoß der allgemeinen Ruhe, die ſo ganz mit der vorherrſchenden trägen Stimmung der Türken übereinſtimmte. Als er endlich ſeinen Blick gegen das Thal wendete, gewahrte er zwei Reiter, welche langſam von der entgegengeſetzten Seite heraufzogen. „Nephtali“, rief der Mollah, indem er ſich gegen das nächſtgelegene Sakli wandte, an deſſen Thüre ein geſatteltes Pferd angebunden war. Auf dieſen Ruf trat ein Tſchetſchenze von hohem Wuchſe hervor, deſſen ſchwarzer Bart mit beſonderer Sorgfalt geſchnitten, und deſſen Kopf mit einer dichten Mütze von Schaaffell bedeckt war. „Nephtali“, wiederholte der Mollah, „ich erblickte in der Ferne zwei Männer zu Pferde, welche ſich gegen uns bewegen, und die Abſicht zu haben ſcheinen, das Dorf zu umgehen.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Nephtali, „ſind es Armenier oder Juden, die keinen Führer bezahlen wollen .... Um ſo ſchlimmer für ſie, denn ſie werden den Hals brechen, auf dem engen Fußwege, der um das Dorf herumführt, und auf dem ſich ſelbſt wilde Ziegen und unſere beſten Reiter nur mit Vorſicht wagen.“

„Nicht doch Nephtali, du biſt im Irrthum. Ich war zweimal in Mecca und habe genug Armenier und Juden in meinem Leben geſehen .... aber dieſe Reiſenden gleichen weder den einen noch den andern. — Das ſcheinen mir Leute zu ſeyn, die auf Kreuzwegen Gold gegen Eiſen einwechſeln .. überdieß haben ſie kein Gepäcke in ihrem Gefolge. Steige herauf zu mir, Nephtali, deine Augen reichen weiter als die meinen, die durch das Alter geſchwächt ſind. In früherer Zeit vermochte ich auf einen Werſt die Knöpfe auf dem Gewande eines Ruſſen zu zählen, und nie verfehlte mein Geſchoß einen Ungläubigen

Aber heut zu Tage kann ich kaum einen Hammel unterſcheiden, den man mir geſchenkt hat."

Unterdeſſen hatte Nephtali den Thurm erſtiegen, und ſich neben den Mollah geſtellt, indem er ſeinen durchdringenden Blick auf die Reiſenden richtete.

„Die Mittagsſonne brennt heiß, und die Wege ſind ſchwierig", fuhr Suleyman fort, „gehe den Fremden entgegen und lade ſie zu mir, ſich und ihre Roſſe zu erfriſchen. Vielleicht erzählen ſie uns etwas neues, und überdieß iſt die Gaſtfreundſchaft eine Tugend, welche der Koran auf das dringendſte empfiehlt."

„Seit den älteſten Zeiten, und lange, ehe wir den Koran kannten, verließ kein Fremder in unſeren Bergen ein Dorf traurig oder hungernd, und ohne Lebensmittel, den Segen und einen Führer erhalten zu haben, der ſie geleite. Aber dieſe ſcheinen mir verdächtig, denn warum würden ſie ſonſt den Umgang rechtlicher Leute fliehen und das Dorf, ſelbſt auf Gefahr ihres Lebens, umgehen? —"

„Man ſollte glauben, es ſeyen Leute aus Eurem Lande," ſagte der alte Mollah, indem er aufmerkſam hinblickte und die Hand über die Augen hielt, als wolle er dieſe gegen die Sonne ſchützen. „Sie tragen tſchetſchenziſche Kleidung. Vielleicht kehren ſie von dem Streifzuge zurück, den Dein Vater mit einem Hundert ſeiner Freunde unternommen hat."

„Nein, Suleyman, ſie ſind nicht von den Unſern. Wären ſie ächte Gebirgsbewohner, warum ſollten ſie ihren Landsleuten ausweichen, um ihnen ihre Thaten zu erzählen, und die Beute zu zeigen, die ſie den Ruſſen abgenommen haben? Auch ſind es keine Abreken *), denn ihr Haupt iſt nicht mit dem Bachlyk **) bedeckt, den dieſes Volk trägt. Ueberhaupt beweiſt die Kleidung nichts. Und wer kann wiſſen, ob es nicht flüchtige Ruſſen, oder Ausreiſſer ſind? — Geſchah es nicht vor ganz kurzer Zeit, daß ein in den Aoul ***) vor Stambeth geflüchteter Koſake ſich davon machte, nachdem er den Wirth, der ihn aufnahm, getödtet und ſich ſeines Pferdes und ſeiner Waffen bemächtigt hatte? Denn der Teufel iſt zuweilen ſehr mächtig."

„Allerdings, beſonders bei ſolchen, Freund Nephtali, welche ſchwach im Glauben ſind. Aber, wenn ich mich nicht täuſche, ſo ſehe ich bei dem zweiten Reiter ſchwarze Haare unter dem Kolpack."

---

*) Die Folge wird zeigen, was dieſe Benennung bedeutet.

**) Der Bachlyk iſt eine Art von Mantel mit einer Kapuze, alles aus einem Stücke gefertigt. Der Stoff iſt aus Filz.

***) Aoul, Weiler.

„Ganz richtig, ich will darauf ſterben, daß es ein Ruſſe, oder was noch ſchlimmer, ein chaguidiſcher *) Tatar iſt. Warte, guter Freund, ich will Dir deine Zilſiar (Locken) bezahlen. Lebe wohl, Suleyman, in einer halben Stunde bin ich entweder mit den Fremden zurückgekehrt, oder einer von uns bleibt auf dem Platze, und dient den Geyern des Gebirges zur Nahrung.“

Nephtalie eilte die Treppen des Thurmes hinab, ergriff ſein Gewehr, ſchwang ſich in den Sattel und jagte im Galopp den ſteilen Abhang des Engpaſſes über Schluchten und Felſen hinab. Die Steine flogen unter den Hufen ſeines Pferdes auseinander, und der kühne Reiter verſchwand inmitten einer Staubwolke. Alla Akbar (Gott iſt groß)! ſagte Suleyman, indem er voll Ernſt ſeine Pfeife wieder in den Mund nahm.

Nephtali hatte die beiden Fremden bald erreicht. Mit Schaum und Schweiß bedeckt erklimmten ihre erſchöpften Renner mühſam den engen und ſteinigten Fußpfad, der mit Umgehung des Dorfes nach dem Kamm der umliegenden Berge führte. Der erſte der beiden Reiter trug das Panzerhemd der Gebirgsbewohner; der andere war in das einfache circaſſiſche Gewand gekleidet, ein prachtvoller perſiſcher Säbel hing an goldgewirkter Schnur an ſeiner Seite. Die linke Hand trug er in einer Schlinge. An dem Verbande bemerkte man Spuren von Blut. Nephtali, der ihnen folgte, konnte ihre Geſichter nicht ſehen, ſobald jedoch der Weg ſich etwas erweiterte, eilte er ihnen im Galopp voran, kehrte hierauf um, und ſtellte ſich dergeſtalt ihnen gegenüber, daß er die ganze Breite des Felſenpfades einnahm.

„Salam Aleykum,“ rief er ihnen zu, indem er ſeine Waffen mit kaum bemerklicher Bewegung in Bereitſchaft ſetzte.

Der vorderſte Reiter barg ſein Geſicht in ſeiner Burka **), ſo daß man nur ſeine gerunzelten Braunen und zwei funkelnde Augen gewahrte.

„Aleykum Salam,“ erwiderte er, indem er den Carabiner ergriff und feſt in die Bügel trat.

„Möge Allah Euch eine glückliche Reiſe gewähren!“ fuhr Nephtali fort, indem er alle Bewegungen ſeines Gegners mit Aufmerkſamkeit verfolgte, bereit, bei der geringſten feindſeligen Demonſtration Feuer zu geben.

„Und möge er Dir den guten Geiſt einflößen, uns ruhig unſeres Weges gehen zu laſſen,“ antwortete der Andere mit Ungeduld. „Sprich, guter Freund, was willſt Du von uns?“ —

---

*) Die Gebirgsbewohner des Caucaſus ſind Moslims von der ſunnitiſchen Sekte, während der größte Theil der Bewohner Daghestans Chaguiden oder, gleich den Perſern, Anhänger Ali's ſind. Dieſe beiden Sekten verabſcheuen ſich gegenſeitig. Die Daghestaner erkennt man leicht an ihren Haaren, welche unter den Mützen hervorwallen.

**) Burka heißt ein Mantel aus Kameelhaaren, der kurz und ohne Aermel gefertigt iſt. Dieſer Mantel, den man häufig bei den Tſcherkeſſen und Koſaken ſieht, ſchützt gegen Wind und Regen vollkommen.

„Ich biete Euch ein Aſyl zur Ruhe, ein brüderliches Mahl, Stallung und Futter für eure Pferde an. Zu allen Zeiten ward die Gaſtfreundſchaft unter meinem Dache geübt, denn der Dank der Fremden vermehrt die Heerden, und giebt den Waffen neue Schneide. Stets haben wir zu vermeiden geſucht, daß der Stachel des Vorwurfs uns treffe, und man nicht ſagen könne: Sie ließen Reiſende während der Hitze des Tages vorüberziehen und haben ſie weder erquickt noch geſpeiſt.“

„Wir danken dir für dein höfliches Anerbieten, allein es iſt nicht unſere Art, Andern zur Laſt zu fallen. Ueberdieß liegt uns mehr daran weiter zu ziehen, als der Ruhe zu pflegen.“

„So muß ich Euch ſagen, daß Ihr Eurem Untergange entgegen geht, wofern Ihr dieſen Weg fortſetzt, ohne Euch eines Führers zu bedienen.“

„Einen Führer!“ rief der Fremde aus, „einen Führer für mich, der nicht nur die Wege eurer Pfade, ſondern ſelbſt die ungangbarſten Pfade des Caucaſus kennt. Wiſſe, guter Freund, daß ich an Stellen war, wo weder die Schlange noch der Tiger hinkömmt, wo ſelbſt den Adler ſeine Flügel nicht hintragen; und darum erſuche ich Dich abermals, laß uns weiter ziehen. Wir befinden uns auf dem Wege Gottes und nicht an der Schwelle Deiner Thüre. Wir haben keine Zeit in unnützen Geſprächen zu verlieren.“

„Ich weiche keinen Schritt, ehe ich weiß, wer Ihr ſeyd und woher Ihr kommt.“

„Junger Thor, gib den Weg frei, oder Deine Mutter wird heute noch den Winden Deine zerſtreuten Gebeine ſtreitig machen! .... Danke dem Himmel, Nephtali, daß Dein Vater und ich früher das Brod mit einander brachen, daß wir mehr als einmal neben einander kämpften. Unwürdiger Sohn, Du lebſt im Müßiggange, durchſtreifſt die Berge und hältſt friedliche Reiſende auf ihrem Wege an, während in dieſem Augenblicke der Leichnam Deines Vaters auf ruſſiſchem Boden liegt, und die Weiber der Koſaken ſeine Waffen in dem Bazar ihrer Stanitzen *) verkaufen. Nephtali, geſtern ward Dein Vater jenſeits des Terek getödtet. Weißt Du jetzt, wer ich bin?“

„Sultan Akhmet-Khan!“ rief der junge Tſchetſchenze aus, indem er den Khan endlich an dem drohenden Feuer ſeines Blickes erkannte, und zugleich durch die jammervolle Kunde, welche er erfahren hatte, niedergeſchmettert wurde. Während er dieſe Worte ausſprach, verſagte ihm die Stimme, und von unſäglichem Schmerze ergriffen, ließ er ſein Haupt auf den Hals ſeines Pferdes ſinken.

„Ja, ich bin Akhmet-Khan! Aber präge Dir folgendes wohl in Dein Gedächtniß. Nephtali, wagſt Du irgend Jemand zu ſagen: Ich habe den Khan

---

*) Stanitzen heißen die Marktflecken im Lande der Koſaken.

von Awarien geſehen, ſo ſoll Dich meine Rache bis in das dritte Glied verfolgen.“

Die Reiſenden ſetzten ihren Weg fort. Die ſichtliche Unordnung ihres Anzuges verkündete, daß ſie eben aus einem Treffen kamen. Ihre Kleider trugen Spuren feindlichen Blutes. Ihre Schnurrbärte waren geſchwärzt von dem Zündkraute der Feuerwaffen. Schweigend zogen ſie ihres Weges, und jeder ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Akhmet-Khans ſtolzer Blick ſchien des Schickſals zu ſpotten, und ein verächtliches Lächeln zeigte ſich von Zeit zu Zeit auf ſeinen Lippen. Aber das bleiche Antlitz Ammalet-Beg's (denn er war der Andere) zeugte von großer Erſchöpfung der phyſiſchen Kräfte und einem brennenden moraliſchen Schmerze. Seine bald geſchloſſenen Augen hatten ihren gewöhnlichen Glanz verloren, und von Zeit zu Zeit preßte ihm der Schmerz ſeiner Wunde, die fortwährend durch den ungleichen Gang ſeines an die ſchwierigen Gebirgspfade nicht gewöhnten tatariſchen Roſſes gereizt wurde, einen dumpfen Seufzer aus. Gleichwohl war er der Erſte, welcher das Schweigen brach.

„Warum Akhmet,“ ſo ſprach er, „haſt Du das Anerbieten dieſer guten Leute ausgeſchlagen? Wir hätten wohl einige Stunden raſten und dann in der Kühle des Abends unſere Reiſe fortſetzen können.“

„Ammalet, Du urtheilſt wie ein junger Menſch, der in den Tag hinein ſpricht, und die wahre Lage der Dinge nicht kennt. Du biſt gewohnt, Deine Tataren zu befehlen, die Du gleich Sclaven behandelſt, und eben ſo glaubſt Du dieſe freien und ſtolzen Gebirgsbewohner behandeln zu können. Die eiſerne Hand des Schickſals laſtet auf uns; wir ſind geſchlagen und zur Flucht genöthigt; Hunderte von Tapfern, Deine Noukers und die meinen ſind im Kampfe mit den Ruſſen gefallen. Soll ſich nun Akhmet-Khan, den dieſe Tchetchenzen als das verheißende Geſtirn des Sieges zu betrachten gewohnt ſind, als Beſiegter, als Flüchtiger zeigen, ſoll ich ſelbſt der Bote meines Schimpfes ſeyn, ſoll ich als Bettler eine demüthige Gaſtfreundſchaft empfangen, und vielleicht ihre Vorwürfe über den Tod ihrer Männer, ihrer Brüder, die mir in dem unglücklichen Zuge folgten, mit anhören? Dadurch Ammalet-Beg, würde ich ihr Vertrauen auf immer verlieren. Die Zeit wird dieſe Eindrücke verwiſchen; ihre Thränen werden trocknen, und die Klagen werden dem Durſt nach Rache Platz machen. Dann ſollen ſie Sultan Akhmet-Khan wiederſehen, der ihnen die Rückkehr der Kämpfer und der Beute verkünden wird. Dann wird der Ruf zu den Waffen auf's Neue durch die Berge ſchallen, und unter meinen Befehlen werden ſich die Rächer mit erneuter Wuth auf das Gebiet der Ruſſen ſtürzen. Zeigte ich mich jetzt vor den Tchetchenzen, ſie vergäßen vielleicht im erſten Gefühle des Schmerzes, daß Gott nach ſeinem Willen den Sieg verleiht oder nimmt. Ein trotziges Wort dränge vielleicht an mein Ohr. Ein Schimpf, Akhmet-Khan angethan, wäſcht ſich nur mit Blut, und die Nothwendigkeit einer perſönlichen Rache müßte nur denjenigen ſchaden, welche ich meinen wahren Feinden, den Ruſſen, geſchworen habe. Die Klugheit gebot daher, jede Gelegenheit des Streites mit einem tapfern und kriegeriſchen Volke zu vermeiden, damit der Zauber nicht vernichtet werde, den ſie gewohnt ſind, zu verehren. Man macht ſich nichts aus dem Manne, wenn er ſchwach und machtlos anlangt, und jeder ſeine Kraft mit der ſeinigen meſſen kann. Ueberdieß bedarfſt Du eines tüchtigen Wundarztes, und Du findeſt nirgends einen geſchicktern, als bei mir. Morgen werden wir in meiner Heimath anlangen, und ſo lange darfſt Du weder die Geduld noch den Muth verlieren."

Ammalet-Beg dankte ihm freundlich, indem er nach aſiatiſcher Sitte die Hand auf Stirne und Herz legte. Er fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkungen, aber Leiden und Erſchöpfung ſiegten über ſeinen Verſtand. Unſere Reiſenden vermieden den Eingang der Dörfer und übernachteten in den Felſen; zur Nahrung diente ihnen eine Hand voll Reis in Honig gekocht, eine Nationalſpeiſe, mit welchen die Gebirgsbewohner ſtets auf ihren Zügen verſehen ſind. Mit Tagesanbruch ſetzten ſie ihre Reiſe fort. Nachdem ſie den Koiſou auf einer Brücke unweit des Weilers Achirtey überſchritten hatten, wandten ſie ſich ab von dem Laufe dieſes Fluſſes; eben ſo ließen ſie das Gebiet des Koiſou-Boulintſes und die kahlen Berge des Salatarna hinter ſich. Der Weg, den ſie einſchlugen, führte durch Wälder, über Abhänge und entlang von Abgründen, deren Tiefe ſchwindeln machte, und die Seele mit Schrecken erfüllte. Endlich begannen ſie die letzten Berge zu erſteigen, jenſeits welcher man gegen Khannzakh oder Awara, die Hauptſtadt des Khans dieſer Gegend, hinabſteigt. Die Vegetation verſchwand allmählig, nach Maaßgabe, als ſie ſich den nackten Felſengipfeln näherten, auf denen ewige Winde und Nebel herrſchen. Um dahin zu gelangen, mußten die Reiſenden zahlloſe Umwege machen, und oft beinahe ſenkrechte Abhänge hinaufklimmen. Das Pferd des Khans, gewohnt an Berge, ſchritt mit Vorſicht vorwärts, die Feſtigkeit jedes Steines prüfend, ehe es den Fuß darauf ſetzte; eben ſo benahm es ſich bergabwärts, und häufig rutſchte es auf dem Hintertheil über die ſteilſten Abhänge hinab. Ammalet-Begs prachtvoller Hengſt dagegen, aufgezogen in dem reichen Hügellande Dagheſtan, ſtolperte oft, erhitzte ſich ohne Zweck und erſchöpfte ſeine Kräfte nutzlos. Nicht gewöhnt an Mangel und Strapazen, vermochte er einen fortgeſetzten Marſch von zwei Tagen nicht auszuhalten, während deſſen er bald den brennenden Strahlen der Sonne, bald der Kälte der hochgelegenen Bergſpitzen ausgeſetzt war und keine andere Nahrung erhielt, als das aus den Felſen hervorwachſende Gras. Er athmete nur noch mühſam; ſeine Naſenlöcher waren entzündet. Dichter Schweiß rann von ſeinem Körper herab, und Schaum bedeckte ſein Gebiß.

„Allon-ga-ſchon-hour" (Gott ſey gelobt) rief Ammalet-Beg aus, nachdem er den letzten Gipfel erreicht hatte, an deſſen Fuße ſich das Land der Awarien ausbreitete; aber in demſelben Augenblicke ſtürzte ſein unglückliches Pferd, deſſen letzte Kraft erſchöpft war, unter ihm zuſammen; das Blut floß aus ſeinem Munde, und der letzte Athemzug ſprengte den Gurt des Sattels.

Der Khan eilte ſeinem Gefährten zu Hülfe. Mit Schrecken bemerkte er, daß der Verband der Wunde Ammalet-Begs durch den Sturz verſchoben worden war, und daß das Blut auf's Neue zu fließen begann. Der junge Mann ſchien ohne Gefühl für den phyſiſchen Schmerz; er beweinte ſeinen Lieblings-Renner. Seine Seelenkraft vermochte dieſem letzten Schlage nicht zu widerſtehen; der Schmerz, den ſo viele Urſachen in ſeiner Seele aufgehäuft hatten, brach ſich Bahn durch einen Thränenſtrom; ſo bringt ein einziger Tropfen ein angefülltes Gefäß zum Ueberfließen.

„Du wirſt mich nicht mehr tragen,“ ſprach er, „mit der Schnelligkeit der von dem Sturme entführten Feder; weder in der ſtäubenden Rennbahn, noch im Gefechte mitten im Kampfgemenge. So war es denn zum letzten Male, daß deine leichten Füße mich dem Eiſenhagel der ruſſiſchen Geſchütze entrückten! mit dir und durch dich erwarb ich mir den Namen eines kühnen Reiters; warum, du treuer Gefährte, ſoll ich jetzt deinen und meinen Ruhm überleben?“

Sein Haupt ſank gegen die Bruſt; lange Zeit ſchwieg er ſtille, während Akhmet-Khan ſich ſorgfältig bemühte, den Verband wieder auf die Wunde zu befeſtigen. Endlich erhob er ſich und ſprach mit entſchloſſenem Tone: „Laß mich, Sultan Akhmet-Khan; überlaß einen Unglücklichen ſeinem Schickſale. Der Weg iſt noch weit, und ich fühle die Abnahme meiner Kräfte. Bleibſt Du bei mir zurück, ſo wirſt Du gleichfalls zu Grunde gehen. Siehſt Du jenen Geyer, der über unſern Häuptern ſchwebt? — er ſcheint eine Ahnung von der Beute zu haben, die ſeiner wartet. Wozu auch gegen das Schickſal ankämpfen? Beſſer iſt es, todt von dem mächtigen Vogel der Berge verzehrt, als unter die Füße der Ungläubigen getreten zu werden. Lebe wohl, verweile nicht länger!“

„Schämſt Du Dich nicht, Ammalet-Beg,“ erwiderte Sultan Akhmet, „daß Du über einen Strohhalm, der auf Deinem Wege liegt, zu Boden fällſt? . . . Du biſt niedergedrückt, weil Du eine Wunde erhielteſt und Dein Pferd ſtürzte? . . . Und doch wirſt Du bald geheilt ſeyn, und noch früher ein anderes, beſſeres Pferd finden. Wer vermag zu ahnen, welche Zukunft uns Allah aufbewahrt? In der Blüthe des Alters iſt es Sünde zu verzweifeln. Setze Dich auf mein Pferd, ich will es am Zügel führen, und noch vor Einbruch der Nacht haben wir unſer Ziel erreicht. Auf! die Zeit iſt koſtbar.“

„Für mich gibt es keine Zeit mehr, Sultan Akhmet-Khan. Aus dem Grunde meiner Seele danke ich Dir für Deine brüderliche Sorge, aber ich will ſie länger nicht in Anſpruch nehmen. Du ſelbſt biſt außer Stande, einen ſo langen Weg zu Fuße zurückzulegen, nachdem Du ſchon ſo viele Strapazen ausgeſtanden haſt. Ich wiederhole Dir, überlaß mich meinem Geſchicke. Hier auf dieſer unzugänglichen Höhe laß mich ſterben. Was vermag das Leben mir noch zu bieten? — Meine Aeltern liegen in kühler Erde; meine Frau iſt fern von mir, ein Raub des Kummers; der Chamkahl, mein Schwiegervater und Oheim, befindet ſich zu Tarki, wo er vor den Ruſſen im Staube kriecht. Die Giaurs herrſchen in meinem Erbe, an dem Orte, wo ich geboren ward, und ich ſelbſt bin beſiegt und flüchtig. Ich will und kann nicht leben."

„Was Du hier ſagſt, hat keinen Sinn, mein lieber Ammalet-Beg, und nur daß Du in dieſem Augenblicke das Fieber haſt, kann Dich einigermaßen entſchuldigen. Wir ſind alle geboren, um unſere Väter zu überleben. — Iſt Deine Frau nicht mehr bei Dir, oder gefällt ſie Dir nicht mehr, ſo ſteht Dir das Recht zu, Dir noch drei andere auszuwählen. Was kümmert Dich das, was der Chamkhal, Dein Schwiegervater thut?... Und wenn Dir etwas an der Erbſchaft Deiner Vorfahren liegt, ſo iſt dieß nur ein Grund weiter, um am Leben zu bleiben, denn die Todten bedürfen weder des Sieges, noch der Macht. Dich an den Ruſſen zu rächen, iſt eine heilige Pflicht, und ſchon deßhalb mußt Du wieder geneſen. Es iſt wahr, wir ſind geſchlagen; allein ſo wechſelt das Loos des Kriegs: heute fällt der Würfel für unſere Feinde, morgen fällt er für uns. Das Schickſal vertheilt den Sieg nach ſeinem Willen; aber der Menſch gewinnt es durch Tapferkeit und Ausdauer. Daher faſſe Muth, mein Freund, Du biſt geſchwächt, und verwundet, ich aber beſitze hinreichende Kraft, und mein Körper iſt an Anſtrengung gewöhnt. Beſteige mein Pferd, laß uns unſern Weg fortſetzen, und ich ſtehe Dir dafür, wir werden die Ruſſen noch mehr als einmal ſchlagen."

Dieſe Worte wirkten mächtig auf den jungen Tataren; das Blut ſtieg ihm in's Geſicht, ſo daß die große Bläſſe, welche ſeine Züge bedeckte, einen Augenblick verſchwand. „Wohlan," rief er aus, „ich will leben für die Rache, für die offene oder geheime Rache. Glaube mir, Sultan Akhmet-Khan, nur zu dieſem Zwecke nehme ich Dein edles Anerbieten an. In Zukunft gehöre ich Dein; ich ſchwöre es bei dem Grabe meines Vaters. Leite alle meine Handlungen, lenke meinen Arm, und ſollte ich je, in Weichlichkeit verſunken, meines Schwures vergeſſen, ſo erinnere mich an dieſen Augenblick, an dieſe Felſen, die deſſen Zeugen waren; dann wird ſich Ammalet-Beg ermannen, und ſein Dolch wird mit der Schnelligkeit des Blitzes treffen."

Der Khan ſchloß den ungeſtümen jungen Mann in ſeine Arme und half ihm in den Sattel. „Jetzt," ſagte er, „finde ich in Dir das wahre Blut der Emire wieder, jenes reine, feurige Blut, das in unſern Adern fließt, ähnlich dem Erdharze der Felſen, das, lange Zeit ruhig, plötzlich ſich entzündet und durch ſeine Exploſion ungeheure Maſſen zuſammenſtürzt."

Mit der einen Hand unterſtützte der Khan ſeinen verwundeten Gefährten im Sattel, mit der andern faßte er den Zügel und leitete das Pferd vorſichtig den ſteilen und gefahrvollen Felſen hinab, auf dem ſie ſich befanden. Hie und da riſſen ſich Steine unter den Hufen des Pferdes los und ſtürzten mit Getöſe in den Abgrund. Zuweilen rutſchte das Pferd trotz aller Geſchicklichkeit die jähen Abhänge hinab und hielt ſich nur mit Mühe über dem Abgrunde; daher waren unſere Reiſenden auch nicht wenig erfreut, als ſie in jene Region gelangten, in welcher kärgliches Moos den bis dahin nackten Granit zu decken begann. Allmählig erſchienen zwiſchen den Felſenſpalten kriechende Pflanzen, welche ſich bald fächerartig erheben, bald flechtenartig weiterſpannen. Endlich gelangten ſie in einen dichten Wald, der anfangs aus Haſelſtauden, dann aus Eichen und wilden Kirſchbäumen, endlich weiter unten aus Platanen beſtand. Der Wechſel und Reichthum der Vegetation, das feierliche Schweigen, das mitten in dieſen majeſtätiſchen Wäldern herrſchte, brachte in der Seele eine unwillkührliche Sammlung hervor. Zuweilen ward der Blick mitten in den dunkeln Schatten der hundertjährigen Stämme, durch den Anblick einer offenen Stelle von tauſend duftenden Blumen überraſcht, welche der Fuß eines Menſchen noch nie betreten hatte. Der enge Pfad, dem die Reiſenden folgten, ſchien ſich oft in dem Dickicht des Waldes gänzlich zu verlieren und erſchien dann plötzlich wieder, indem er ſich um einen Felſenkamm herumſchlängelte, zu deſſen Füßen ein Waldſtrom brauſte, der bald mit Getöſe in den Abgrund ſtürzte, bald in einem von der Natur gebildeten ſteinigten Becken zu ſchlummern ſchien. Faſanen mit buntem, glänzendem Gefieder flogen von einem Buſche, auf den andern; Schwärme wilder Tauben ſchwebten bald unbeweglich, gleich einer Wolke in den Lüften, bald ſchwangen ſie ſich in dichten Reihen ſenkrecht in die Höhe. Die untergehende Sonne deckte dieſes magiſche Gemälde mit ihren purpurnen Tinten, und leichte Nebel begannen aus den tiefen Thälern aufzuſteigen. In dieſer ganzen Natur herrſchte eine Friſche, eine Lieblichkeit, von welchen der Bewohner der Ebene ſich keinen Begriff zu machen vermag. Schon näherten ſich unſere Reiſenden dem Dorfe Akokha, das nur durch einen Bergrücken von Khaunzakh getrennt iſt. Sie waren im Begriffe, denſelben zu erſteigen, als plötzlich ein Schuß an ihre Ohren ſchlug, welches Zeichen einer ſchlimmen Vorbedeutung tauſendfach von dem Echo dieſes Felſen wiedertönte. Ueberraſcht hielten ſie ſtille und horchten aufmerkſam; allein gleich darauf herrſchte das vorige Schweigen wieder. „Dieß ſind unſere Jäger,“ ſagte Akhmet-Khan, indem er den Schweiß von ſeiner Stirne wiſchte, „Sie denken wohl nicht an meine Ankunft und werden nicht wenig erſtaunen, mich in dieſem Aufzuge erſcheinen zu ſehen. Meine Rückkehr nach Khounzakh wird ſowohl Thränen des Schmerzes, als der Freude hervorrufen.“ Der Ausdruck eines tiefen Kummers zeigte ſich auf den ernſten Zügen des Khans: ſo ſehr iſt die Seele des Aſiaten zu gleicher Zeit empfänglich für den tiefſten Haß und die ſüßeſten Gefühle der Natur.

Ein zweiter Schuß weckte die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf's Neue; dieſem folgte ein dritter, und dann ein vierter. Bald entſpann ſich ein lebhaftes, wohl unterhaltenes Gewehrfeuer.

„Die Ruſſen ſind hier!“ rief Ammalet-Beg, indem er den Säbel aus ſeiner Scheide riß. Er ſetzte beide Abſätze dem Pferde in die Seiten, als wollte er den Kamm des Berges mit einem einzigen Sprunge überſchreiten, allein bald verließen ihn ſeine Kräfte, welche ſeinem Feuer nicht entſprachen, die Waffe entfiel ſeiner Hand auf den Boden, indem ſie einen ſilbernen Klang von ſich gab.

„Khan,“ fuhr Ammalet fort, indem er abſtieg, „nimm Dein Pferd zurück, und eile den Deinigen zu Hulfe. Dein bloßer Anblick wird mächtiger auf ſie wirken, als eine Verſtärkung von hundert Kriegern.“

Der Khan achtete nicht auf dieſe Worte; mit aufmerkſamem Ohre folgte er dem Pfeifen der Kugeln, das man jetzt hören konnte, als vermöge er die Schüſſe der Ruſſen von denen der Awarier zu unterſcheiden. „So müſſen ſie der Gemſe die Geſchwindigkeit und den Adlern von Khasbek *) die Flügel entlehnt haben! Wie und auf welche Weiſe konnten ſie dieſe unwegſamen Defileen zurücklegen?“ Dieſe Worte ſprach er mit gedämpfter Stimme vor ſich hin, den Leib gegen den Hals des Pferdes vorgebeugt, und einen Fuß in den Bügel geſetzt. „Lebe wohl, Ammalet-Beg,“ rief er endlich aus, als er bemerkte, daß das Feuer mit jedem Augenblicke heftiger ward. Ich will mit Schnelligkeit des Blitzes auf ſie fallen, und gleich dieſem mitten unter Ruinen, die ich um mich häufe, enden.“

In dieſem Augenblicke fiel eine Kugel zu den Füßen des Khans; er bückte ſich, hob ſie auf, und ein zufriedenes Lächeln verbreitete ſich über ſein Antlitz. Indem er den Fuß aus dem Bügel zurückzog, ſagte er gegen Amalet-Beg gewendet: Du kannſt jetzt wieder aufſitzen, mein Freund, und ſogleich ſoll ſich das ganze Geheimniß Dir enthüllen. Betrachte dieſe Kugel . . . der Ruſſen ihre ſind von Blei, und dieſe iſt von Kupfer; es iſt eine awariſche Kugel, eine theure Landsmännin von mir. Auch kommt ſie von der Südſeite, von welcher Richtung die Ruſſen unmöglich anlangen können.“

Bald hatten ſie den Gipfel des Berges erreicht, von welchem ihre Blicke zwei Dörfer entdeckten, deren Wohnungen an den entgegengeſetzten Rändern einer tiefen Schlucht erbaut waren. Von hier ging das Gewehrfeuer aus, das ſie vernommen hatten. Die Bewohner, gekauert hinter Hecken und Steine, ſchoſſen gegen einander. Man gewahrte eine Menge Weiber mitten unter den Kämpfenden; ſie ſtießen ein Jammergeſchrei aus, ſo oft einer der Ihrigen am Rande der Schlucht getroffen wurde und fiel. Ohne ſich durch

---

*) Der Khasbek iſt einer der höchſten Gipfel der mittlern Kette des Caucaſus; er iſt mit ewigem Schnee bedeckt und etwa 16—17,000 Fuß hoch.

das Pfeifen der umherfliegenden Kugeln ſchrecken zu laſſen, trugen ſie Steine herbei und bildeten eine Art von Barricade zum Schutze der Verwundeten aus denſelben. Freudenruf erſcholl von der einen Seite, ſobald ſie gewahrten, daß einer ihrer Schüſſe getroffen hatte, während auf der andern Seite der Ruf des Schmerzes von Seiten der Verwandten des unglücklichen Opfers antwortete. Ammalet-Beg betrachtete dieſes Treffen, das übrigens mehr Lärm machte, als es Schaden that, mit Aufmerkſamkeit und Erſtaunen. Endlich wendete er ſich an den Khan und bat dieſen um Aufklärung über die außerordentliche Scene.

„Was Du hier ſiehſt,“ ſagte dieſer, ohne die Augen von dem Schauſpiele abzuwenden, das er mit geheimer Freude zu betrachten ſchien, „was Du hier ſiehſt, iſt ein gewöhnliches Ereigniß in unſerem Lande. Dieſe Kämpfe nähren den kriegeriſchen Geiſt und die Gewohnheit des Waffenhandwerkes unter uns. Bei Euch endigen Privatſtreitigkeiten mit einem Dolchſtoße; hier zu Lande werden ſie zur Partheiſache für ganze Dörfer. Die unbedeutendſte Sache gibt oft die Veranlaſſung. Vielleicht ſchlagen ſich dieſe Leute gegenwärtig um eine geſtohlene Kuh, deren Zurückgabe verweigert wurde. Denn bei uns erröthet man nicht darüber, irgend einen Gegenſtand aus einem fremden Dorfe zu entwenden. Die Schande beſteht darin, auf der That ergriffen zu werden. Bewundere den Muth unſerer Weiber. Die Kugeln pfeifen um ſie her, ohne daß ſie darauf achten.... Würdige Frauen und Mütter von Tapferen..... Zwar wird es für niederträchtig gehalten, ein Weib zu verwunden; wer aber kann dafür ſtehen, welche Richtung eine Kugel nimmt?... Die Nacht, welche hereinbricht, hat inzwiſchen bereits dieſe momentanen Feinde getrennt. Auch für uns iſt es Zeit, meine Familie aufzuſuchen.“

Es brauchte den durchdringenden Blick und den feſten Schritt des Khans, um ohne Unfall von dem Gipfel des Berges den ſteilen Abhang hinab an die Ufer des Ourden zu gelangen. Ammalet-Beg konnte beinahe nichts mehr vor ſich unterſcheiden. Die Dunkelheit und ſeine große Schwäche machten den Schleier, der ſein Geſicht deckte, immer dichter. Alles ſchien ſich um ihn her zu drehen; und gleichſam nur wie im Traume gewahrte er, jenſeits einer letzten Höhe angelangt, die hohen Mauern der Wohnung des Khans und den Wachthurm, der dieſelbe flankirte, vor ſich. Unſichern Fußes ſtieg er im Hofe unter dem Freudengeſchrei der Noukers und zahlreichen Diener, die ihn umgaben, ab, und kaum hatte er die Schwelle des Gitterthores des Harems überſchritten, als Todesbläſſe ſein Geſicht überzog, und der junge Beg, erſchöpft durch den Blutverluſt, den Mangel an Nahrung und die Gemüthsbewegungen, welche er erlitten hatte, beſinnungslos auf den bunten Teppich niederſank, der den Boden des Saales deckte.

Drittes Kapitel.

Ammalet-Begs Liebe. Sitten der Awarier. Tigerjagd.

Als Ammalet-Beg wieder zur Beſinnung kam, begann der Tag anzubrechen. Allmählig fand er ſich in ſeinen Ideen zurecht; aber wegen ſeiner außerordentlichen Schwäche erſchien ihm Alles wie durch einen Schleier. Er empfand indeſſen keinen Schmerz; ja, die allgemeine Abſpannung ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Kräfte hatte ſogar etwas Angenehmes für ihn, indem dadurch alle verletzenden Gefühle abgeſtumpft wurden und ſich eine große Gleichgültigkeit einſtellte. In dieſem Augenblicke hätte er die Gewißheit ſeiner Herſtellung und diejenige ſeiner bevorſtehenden Auflöſung mit gleicher Seelenruhe aufgenommen. Er fühlte ſich außer Stande, ein Wort hervorzubringen, oder die geringſte Bewegung zu machen. Dieſer Zuſtand des Halbwachens und der Abgeſtumpftheit dauerte einige Zeit fort. Endlich um die Mittagsſtunde, nach dem Beſuche des Arztes und nachdem die ihn umgebenden Diener ſich zum Gebet zurückgezogen hatten, als ringsumher Stille herrſchte, die nur durch den fernher ertönenden Ruf der Mollahs unterbrochen ward, glaubte Ammalet Beg leichte Schritte zu vernehmen, welche ein kaum hörbares Geräuſch auf dem Fußteppiche hervorbrachten. Er ſchlug die ſchweren Augenlieder auf und gewahrte in unbeſtimmten Umriſſen ein junges Mädchen von hinreißender Schönheit, deren dunkelſchwarze Augen auf die ſeinigen geheftet waren. Ihr Gewand beſtand aus einer orangefarbigen Tunika, über derſelben trug ſie eine Arkhatoukha von Goldſtoff, geziert mit zwei Reihen emaillirter Knöpfe. Ihre ſchwarzen Haare fielen in zwei Zöpfe geflochten auf beiden Seiten über die Schultern herab. Das himmliſche Geſchöpf näherte ſich leiſe, neigte ſich über ihn und unterſuchte den Verband ſeiner Wunde, wobei ſie ihn mit einem ſo zärtlichen Ausdrucke betrachtete, daß ſein ganzes Weſen von einer ſüßen, innern Bewegung erzitterte. Er wollte ſie aufmerkſamer betrachten, allein ſeine Augen ſchloſſen ſich, wie mit Blei belaſtet, plötzlich wieder. Nur das leichte Rauſchen ihres ſeidenen Gewandes, ähnlich dem leichten Flügelſchlage eines Engels, vernahm er noch, und dann trat Alles wieder in tiefe Stille zurück. Als er ſpäter ſeine unbeſtimmten Ideen über dieſe herrliche Erſcheinung zu ſammeln und feſtzuhalten ſuchte, vermiſchte ſich die Erinnerung mit den durch das Fieber erzeugten irren Bildern, ſo daß, als er endlich zu ſich kam, er ſich ſeufzend ſagte: „Es war nur ein Traum!“

Es war jedoch kein Traum, es war Seltana, die Tochter Akhmet-Khans, ein reizendes Geſchöpf von ſechszehn Jahren. Bei den Volksſtämmen dieſer Berge geſtattet man dem unverheiratheten Theile des ſchönen Geſchlechtes, den orientaliſchen Sitten und dem Geſetze Muhameds zum Trotze, große Freiheiten. Akhmet-Khans Tochter genoß dieſe Unabhängigkeit insbeſondere in ſehr ausgedehntem Maaße; in ihr hatte ſich die ganze Liebe ihres Vaters concentrirt. Nur in ihrer Nähe fand er einige Zerſtreuung von ſeinen Arbeiten und den vielfachen Sorgen, die ihn umlagerten. Ihr allein gelang es zuweilen, ein Lächeln auf ſeine Lippen, den Frohſinn auf ſeine Stirne zu locken. Sey es, daß er beim Vorſitze der Ougden*) und der Alten des awariſchen Volkes über ernſte Gegenſtände der Politik ſich berieth, oder von ſeinem Richterſtuhl aus eine billige, aber ſtets ſchnelle, ſtrenge, und zuweilen grauſame Gerechtigkeit pflegte, oder daß er am häuslichen Herde umgeben von den Seinigen, den Erzählungen alter Waffenthaten zuhörte, oder einen neuen Zug ausſann, ſtets brachte der Anblick ſeiner Tochter, gleich dem Sonnenſtrahle nach einem Sturme, in ſeiner Seele ſanftere Gefühle hervor. Glücklich war der Unſelige, der ſeinen Zorn gereizt, oder der Schuldige, deſſen Urtheil er gefällt hatte, wenn in dieſem Augenblicke die reizende Seltana in ſeine Nähe kam. Häufig hatte der ſchon erhobene Dolch ſich bei ihrer Annäherung wieder geſenkt. Ihr war das Recht eingeräumt, allenthalben zu erſcheinen; Alles, ohne Ausnahme, war ihr geſtattet. Die Liebe ihres Vaters ſtellte ſie ſogar über die Sitten ihres Volkes und über die Beengung ihres geſelligen Standpunktes, denn um Nichts in der Welt hätte er ihr in irgend etwas entgegen ſeyn mögen. Jeder Argwohn gegen ſie war ſeinem Herzen fremd, und nie wäre ihm der Gedanke gekommen, als könne ſie ſich je gegen irgend eine der Forderungen ihres Ranges und ihres Geſchlechtes verfehlen. Auch eignete ſich Niemand aus der Umgebung des Khans dazu, der jungen Seltana ein Gefühl des Vorzuges einzuflößen. Ueberdieß hätte nach den Sitten dieſes Volkes jedes freiwillige Herabſteigen zu einem Manne niederen Standes ſelbſt der Tochter des letzten der Ougden einen unauslöſchlichen Flecken aufgedrückt, um wie viel mehr nicht die Tochter des Häuptlings des Volkes! Bis jetzt war noch keiner der von ihrem Vater aufgenommenen Gäſte mit ihr von gleichem Range geweſen; wenigſtens hatte keiner derſelben ſie nur im geringſten beunruhigt. Ohne Zweifel trug die ihrem Alter eigene kindliche Unſchuld und naive Sorgloſigkeit zu dieſer gänzlichen Gleichgültigkeit am meiſten bei. Allein die Stunde der Leidenſchaft, die bei den Frauen ihres Landes ſo heftig iſt, dieſe Stunde hatte beim Anblick Ammalet-Beg's für ſie geſchlagen. Die Umſtände, unter welchen er vor ihr erſchien, regten die Gefühle ihres Herzens auf eine ihr bis jetzt unbekannte Weiſe auf.

---

*) So heißt der höhere Adel bei den caucaſiſchen Völkern.

Als ſie bei der Rückkehr ihres Vaters ihm entgegenflog und ſich in ſeine Arme warf, machte der Anblick Ammalet-Begs, die männliche Schönheit ſeines Geſichts und deſſen Bläſſe lebhaften Eindruck auf ſie. In dem Augenblicke, als er bewußtlos zu ihren Füßen ſank, war ihre erſte Bewegung die des Schreckens; als jedoch ihr Vater ſie von allen den jungen Mann betreffenden Umſtänden näher in Kenntniß geſetzt und dieſe mit Lobeserhebungen über ſeine Tapferkeit und ſeinen Charakter begleitet, als ſie von dem Hekim (Arzte) erfahren hatte, daß ſein Zuſtand, ohne lebensgefährlich zu ſeyn, doch ſehr bedenklich erſcheine, da bemächtigte ſich das Gefühl eines zärtlicheren Intereſſes ihres Herzens. Die ganze Nacht hindurch ſtand das Bild des Verwundeten vor ihren Augen, und als ſie ſich mit den erſten Strahlen der Sonne erhob, nahm ſie zum erſten Male ihre Zuflucht zur Liſt, indem ſie, unter dem Vorwande, ihren Vater aufzuſuchen, das Zimmer des Kranken betrat. Um die Mittagsſtunde kehrte ſie zum zweiten Male dahin zurück. Das Gefühl einer unbezwinglichen Neugier zog ſie in ſeine Nähe, um ihn zu ſehen, bis ſie endlich dem zwar noch ſchwachen, aber ausdrucksvollen und zärtlichen Blicke Ammalet-Begs begegnete. Seine Augen ſchienen ihr zu ſagen: „Warum verbirgſt Du Dich vor mir, Seele meines Lebens?“ ſie ſchienen Geſundheit und Glück aus den ihrigen zu ſchöpfen. Was in ihr vorging, war ihr unbegreiflich. Mit jedem Augenblicke änderte ſich ihre Farbe; es kam ihr vor, als gehöre ſie der Erde nicht mehr an. Endlich entſchloß ſie ſich, ihn mit zitternder Stimme zu fragen, wie er ſich befinde. Nun ſtelle man ſich einen Tataren, einen Moslim vor, der gewohnt iſt, jedes an ein Weib gerichtete Wort als ein halbes Verbrechen zu betrachten, und von Frauen nichts als den Yachmak*) und die Augenbraunen zu ſehen; man denke ſich ferner einen jungen Mann von ſo feurigem Temperamente, wie Ammalet-Beg, und man wird ſich einen Begriff von den Gefühlen zu machen im Stande ſeyn, die er bei dem Anblicke und den ſanften Worten dieſes reizenden Weſens empfand, das der Zufall auf unbegreifliche Weiſe ihm zugeführt zu haben ſchien. Ein raſches, wollüſtiges Feuer durchdrang ſeine Adern und ließ ihn einen Augenblick ſeine größte Schwäche vergeſſen. „Ich fühle mich wohl,“ erwiderte er, „ſo wohl, daß ich gerne ſterben möchte.“

„Allah ſaklah ſyn“ (Gott erhalte Dich), ſagte ſie, „und mögeſt Du noch lange Jahre leben! Iſt Dir das Leben nicht theuer?“

„Es gibt ſo herrliche Augenblicke, Seltana! daß ſelbſt der Tod als ein Glück erſcheint, und ſollte ich noch hundert Jahre leben, ſo finde ich keinen Moment mehr, wie dieſen.“

---

*) Yachmak heißt der Schleier, der das Haupt und die Stirne der tatariſchen und türkiſchen Frauen bedeckt. Ein anderer Schleier deckt den untern Theil des Geſichts, ſo daß nur die Augen, und zum Athmen ein kleiner Theil der Naſe frei bleibt.

Seltana verſtand den Sinn dieſer Worte nicht, aber ſie Begriff den Ausdruck ſeiner Stimme und den Blick, der ſie begleitete. Sie erröthete über und über, machte ihm ein Zeichen, ſich zu beruhigen, und verſchwand.

Unter den Bewohnern dieſes Gebirgslandes gibt es, beſonders was die Wundarzneikunde anbelangt, ſehr geſchickte Empiriker; allein das wirkſamſte Mittel für die Heilung Ammalet-Begs war die häufige Anweſenheit der Tochter ſeines Wirthes. Abends ſchlief er mit dem Gedanken, ihr im Traume zu begegnen, ein; Morgens erwachte er in der ſüßeren Gewißheit, ſie in der Wirklichkeit zu ſehen. Jeden Tag fühlte er die Rückkehr ſeiner Kräfte, zu gleicher Zeit aber auch die Zunahme ſeiner Leidenſchaft für die ſchöne Seltana. Ammalet-Beg war vermählt; allein es war dieß, wie es beinahe immer bei den Orientalen der Fall iſt, nur eine Heirath der Convenienz und des Intereſſes. Er ſah ſeine Frau erſt in dem Augenblicke, in welchem beide vor dem Mollah erſchienen; ſpäter fand er nichts an ihr, was ihn anzuziehen, oder ſeine Unbeſtändigkeit zu feſſeln vermochte. In der Folge ward ſie blind, und dieſes traurige Ereigniß machte die Bande noch ſchlaffer, an denen das Herz keinen Antheil hatte. Hiezu kamen noch Mißverſtändniſſe, welche ſich zwiſchen ihm und dem Cham-Khal, ſeinem Oheim und Schwiegervater, erhoben, welcher Umſtand die beiden Gatten noch kälter gegen einander machte, ſo daß ſie am Ende nicht mehr unter einem Dache wohnten.

Darf man ſich wundern, wenn unter ſolchen Verhältniſſen ein ungeſtümer, feuriger junger Mann, gewohnt, ſich ſeinen Begierden zu überlaſſen, dem Reize einer neuen Leidenſchaft ſich hingab? . . . Obgleich Ammalet-Beg ſich in den Augenblicken, wo er ſich in der Nähe ſeiner Geliebten befand, vollkommen glücklich fühlte, ſo war er es doch nicht minder in jenen Momenten, wo er ihre Ankunft erwartete. Der leiſeſte Ton ihrer Stimme machte ihn beben; jeder ihrer Laute drang ihm wie ein Flammenſtrahl in die Seele. Allmählig bildete ſich ein inniges Verhältniß zwiſchen ihnen. Den größeren Theil der Zeit brachten ſie in Geſellſchaft mit einander zu. Der Khan machte häufige Reiſen in das Innere des Landes, theils um Privatgeſchäfte zu erledigen, theils um Zwiſte zu ſchlichten, welche ſich unter den Häuptlingen der Stämme erhoben hatten, oder um kriegeriſche Anſtalten zu treffen. Während dieſer Zeit wohnte ſein Gaſt in ſeinem Hauſe, wobei er der Pflege der Gemahlin des Khan's, einer ſanften Frau von ruhigem, ſtillem Charakter überlaſſen war. Sultan Akhmet-Khan hatte längſt die gegenſeitigen Gefühle ſeiner Tochter und des Begs bemerkt und freute ſich innigſt darüber; eine Verbindung mit dieſem Manne, der Rechte auf die Nachfolge des Chamkhals hatte, verſprach ihm tauſend Mittel, ſeiner Lieblingsneigung Genüge zu leiſten, die darin beſtand, den Ruſſen, die er verabſcheute, mit allen erdenklichen Mitteln zu ſchaden. Seine Frau, die häufig ganze Stunden lang mit der Führung der Haushaltung beſchäftigt war, ließ während dieſer Zeit Ammalet-

Beg in dem Harem bei ihrer Tochter, weil ſie gewohnt war, ihn als zur Familie gehörig zu betrachten. Seltana hatte, auf den Kiſſen des Divans ſitzend, zwei bis drei ihrer Geſpielinnen um ſich, die ſich mit Näharbeit beſchäftigten; in der Unterhaltung mit ihrem Freunde, der ihr die Ereigniſſe ſeines Lebens erzählte, bemerkte ſie die enteilende Zeit nicht.

Auf ſolche Weiſe brachte Ammalet-Beg zu den Füßen ſeiner reizenden Geliebten ſeine Tage zu, verloren in den Anblick ihrer ſchönen ſchwarzen Augen, oder gemeinſchaftlich mit ihr aus den gegen Norden gewendeten Fenſtern die pittoreske Anſicht der Berge oder die ſteilen Ufer des ſchäumenden Waldſtromes bewundernd, über welchem das Schloß des Khans gleichſam ſchwebend erbaut war.

In der Nähe dieſes Weſens, deſſen Reize durch ſeine Unſchuld unendlich erhöht wurden, vergaß Ammalet-Beg Alles; ſelbſt ſeine Wünſche verſtummten; er dachte weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft; der Wonne, die ihn beherrſchte, ſich hingebend, trank er mit langen Zügen aus dem Zauberbecher, ohne ihn einen Augenblick von den Lippen zu ſetzen. Auf ſolche Weiſe verfloß der Sommer.

Die Awarier ſind ein freies Volk. Unabhängig ſeit den älteſten Zeiten, unterwerfen ſie ſich nur mit größtem Widerwillen irgend einer Autorität. Jeder Awarier nennt ſich Ougden (edel); iſt er im Beſitz eines Yeſſir (Gefangener, Sclave), ſo wächſt ſein Stolz um Vieles. Die Awarier ſind tapfer und meiſt arm, daher haben ſie große Neigung zu Plünderung und Beute. Als geſchickte Schützen eignen ſie ſich ſehr zur Bildung einer trefflichen Infanterie; zu Pferde ſieht man ſie ſelten und nur bei ihren Streifzügen. Ihre Pferde ſind klein, aber ſehr kräftig und ſtark. Da ſie von den Lesgiern abſtammen, ſo hat ihre Sprache Aehnlichkeit mit der Sprache dieſes Volkes. Uebrigens theilt ſich dieſe in eine unendliche Menge von Dialecten. Ehemals bekannten ſie ſich zum Chriſtenthum, von dem ſie noch einige Gebräuche beibehalten haben, indem es kaum hundertundzwanzig Jahre her iſt, daß ſie zur Religion des Propheten übergegangen ſind. Daher ſind die Awarier auch ziemlich ſchlechte Moslims und machen ſich kein Gewiſſen daraus, gebrannte Waſſer und ſelbſt Wein zu trinken, beſonders eine Art gekochten Weines, den ſie ſelbſt bereiten und der Djana genannt wird. Die Treue, mit der ſie das gegebene Wort halten, iſt unter den Völkern des Caucaſus zum Sprichworte geworden. In ihrem Lande ſind ſie offen, ſanft, gaſtfrei und nehmen keinen Anſtand, ihre Weiber und Töchter zu zeigen. Ihr Gaſt iſt ihnen ein geheiligtes Weſen; ſie ſind ſtets bereit, ihn zu vertheidigen und einen ihm angethanen Schimpf bis in das zehnte Glied zu rächen.

Die heiligſte Pflicht iſt in ihren Augen die Rache, und der ehrenvollſte Ruf iſt ihnen der eines kühnen Räubers. Uebrigens iſt es meiſt die Noth, welche ſie zu dieſem Handwerke zwingt. Häufig überſchreiten ſie die hohen

Berge, welche ihr Land einſchließen, und gehen über den Fluß Alazan, wo ſie ſich um einen mäßigen Lohn den Arbeiten des Feldbaus unterziehen. In dieſer Gegend ſind ſie zuweilen mehre Tage lang ohne Arbeit, in dieſem Falle drängt ſie die Noth zur Vereinigung in kleine Trupps, worauf ſie gleich ausgehungerten Wölfen die umliegenden Dörfer überfallen, ſich des Viehes bemächtigen, Weiber rauben und Gefangene machen. In den meiſten Fällen unterliegen ſie jedoch in dem ungleichen Kampfe und decken das Feld mit ihren Leichen.

Ihre Einfälle in das ruſſiſche Gebiet ſind ſeltener geworden, ſeit der Unterwerfung der Akuchinzen, und mit Aslan, dem Khan der Khomiken, ein Verbündeter Rußlands, auf dieſer Seite den Eingang in die Defileen unterbrochen hat, welche in das Land der Awarier führen.

Trotz der Unabhängigkeit dieſes Volkes war das große Dorf Khounzakh oder Awar, das am öſtlichſten Ende des Landes liegt, ſeit undenklicher Zeit das Erbtheil der Khans von Awarien, und ihr Anſehen ſchreibt daſelbſt das Geſetz vor. Allein obgleich dem Khan das Recht zuſteht, durch ſeine Soldaten jeden Bewohner von Khounzakh, ja ſelbſt jeden Reiſenden, der ſein Land durchzieht, tödten zu laſſen, iſt es ihm doch nicht geſtattet, dieſem Volke die geringſte Steuer aufzulegen; er muß ſich mit dem Ertrage ſeiner Heerden und Felder begnügen, die er durch ſeine Sclaven, und die Gefangenen, welche er im Kriege gemacht hat, anbauen läßt. Gleichwohl ermächtigt ihn die Sitte, verſchiedene Naturaldienſte zu fordern, als z. B. eine beſtimmte Anzahl mit Ochſen oder Büffeln beſpannter Wagen, berittene Männer zur Weiterſchaffung ſeiner Befehle, und andern Leiſtungen ähnlicher Art. Es erregt ſogar kein Befremden, wenn er willkührlich ein Kind von einem oder dem andern Geſchlechte ſeinen Eltern wegnehmen läßt. Im Durchſchnitte ſind die Einwohner von Khounzakh wohlhabender, als ihre Landsleute in der Umgegend; ihre Wohnungen ſind reinlich und beſtehen meiſt aus zwei Stockwerken. Die Männer ſind groß und wohlgebaut; die Weiber ſchön; was großentheils von den vielen Georgierinnen herkommt, die man unter ihnen findet, und die ſie auf ihren Streifzügen geraubt haben. Die arabiſche Sprache wird von den Awariern cultivirt; daher bedienen ſich auch Leute von der Feder eines ganz eigenen pomphaften blumenreichen Styls. Die Wohnung des Khans iſt ſtets mit Gäſten und Bittſtellern angefüllt, welche nach aſiatiſcher Sitte nicht vor ihm zu erſcheinen wagen, ohne ihm irgend eine Gabe darzubringen, und wäre es auch nur ein Huhn, oder einige friſche Eier.

Die Diener oder Noukers des Khans, deren Macht hauptſächlich auf ihrer Zahl und ihrem Muthe beruht, füllen ſtets die Höfe und Zimmer der Wohnung; ſie tragen Piſtolen und einen langen Dolch in dem Gürtel. Alle Morgen erſcheinen die mit dem Khan näher bekannten Ouzden und zahlreichen tſchetſchenziſchen oder tatariſchen Reiſenden in der Wohnung des Khans, machen ihm ihre Aufwartung, und erfüllen dieſelbe Hoflichkeitsrückſicht gegen ſeine Gemahlin; hierauf bringen ſie den Reſt des Tages in abgeſonderten und beſonders zu dieſem Zwecke beſtimmten Zimmern mit Eſſen und Trinken zu. Auf gleiche Weiſe werden ſie auch in Abweſenheit des Khans behandelt.

Eines Tages erzählte ein Ougden, der gewöhnlich in dem Hauſe des Khans wohnte, eine Tagesneuigkeit, daß ein Tiger *) von ungewöhnlicher Größe ſich in der Umgegend gezeigt habe, und daß zwei der beſten Jäger Opfer ſeiner Wuth geworden ſeyen. „Dadurch wurden die übrigen," fuhr er fort, „dergeſtalt eingeſchüchtert, daß Niemand das Glück zum dritten Male herausfordern wollte."

„Ich will es verſuchen," rief Ammalet-Beg, voll Ungeduld, ſeinen Muth vor den Gebirgsbewohnern zu zeigen. „Alles, was ich verlange, iſt, daß man mich auf die Spur des wilden Thieres bringe." Der kräftige Awarier, welcher die Kunde erzählt hatte, maß den jungen Beg mit einem ungläubigen Blicke, und antwortete lächelnd: „Herr Ammalet, ein Tiger iſt ganz etwas anderes, als ein wilder Eber von Dagheſtan, und ſeine Spur führt häufig in den Tod."

„Glaubſt Du," erwiderte ſtolz der junge Mann, „Du werdeſt auf dem Pfade, der zu ihm führt, mich den Kopf umwenden, oder meine Hand zittern ſehen, indem ſie ihn trifft? — Ich verlange nicht, daß Du meine Gefahr theilen ſollſt; ich erſuche Dich nur, Zeuge des Kampfes zu ſeyn. Dabei hoffe ich Dir zu beweiſen, daß, wenn die Seele des Awariers eben ſo feſt iſt, als der Granit ſeiner Felſen, diejenige eines Bewohners von Dagheſtan ſo hart iſt, als der Stahl ſeiner Säbelklinge. Willſt Du Zeuge ſeyn?"

Der Awarier konnte ohne Schande nicht zurückweichen. Indem ſein Geſicht den Ausdruck des Frohſinns annahm, reichte er Ammalet-Beg die Hand, und ſagte: „Gern, es iſt unnöthig, die Unternehmung aufzuſchieben. Begeben wir uns in die Moſchee, um dort den üblichen Eid abzulegen, und laß uns dann die Reiſe antreten. Allah wird zwiſchen dem Tiger und uns entſcheiden. Entweder gibt ſeine Haut eine Schabrake für uns, oder wir werden ihm zum Fraße dienen. Laß uns ohne Zögern aufbrechen."

Die aſiatiſche Sitte geſtattet ſelbſt unter den ernſteſten Verhältniſſen nicht, Abſchied zu nehmen. Dieſes Recht ſteht ausſchließlich nur den nächſten Anverwandten zu, und nur der Zufall kann es fügen, daß ein Fremder hieran Antheil nehmen darf. Ammalet konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als er einen Blick auf das Gemach ſeiner geliebten Seltana warf; hierauf begab er ſich langſamen Schrittes nach der Moſchee. Hier fand er bereits die Aelteſten des Dorfes und eine Menge Neugieriger verſammelt. Nach den

---

*) Eigentliche Tiger gibt es im Caucaſus nicht; dagegen findet man Leoparden von der kleineren Gattung und Tigerkatzen daſelbſt, welche in den georgiſchen Provinzen ziemlich allgemein ſind. Ohne Zweifel war es eines dieſer Thiere, welches hier gemeint iſt.

uralten Gebräuchen des Landes mußten beide Kämpfer die Hand auf den Koran legen, und ſchwören, ſich nicht zu verlaſſen, weder im Kampfe, noch während der Verfolgung; ſich gegenſeitig mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen; wenn es ſeyn müſſe, Einer an der Seite des Andern zu ſterben und jedenfalls ohne das Fell des beſiegten Feindes nicht zurückzukehren. Im entgegengeſetzten Falle beſtimmte das Geſetz, daß derjenige von Beiden, welcher ſeinen Schwur brechen würde, als Verräther und Memme betrachtet und von dem Gipfel eines Felſens herabgeſtürzt werden ſollte. Nach beendigter Ceremonie umarmten ſich die neuen Gefährten; der Mollah übergab ihnen ihre Waffen, worauf ſie ſich unter dem Zurufe des Volkes in Marſch ſetzten. „Kehret nicht, oder beide zuſammen zurück,“ rief man ihnen von allen Seiten zu. „Wir werden ſiegen oder zu Grunde gehen,“ antworteten die Jäger.

Ein Tag, zwei Tage verſtrichen, ohne daß ſie zurückkamen. Vergebens ſpähten die Greiſe von ihren Dächern nach den Straßen, vergebens liefen die Kinder des Dorfes auf die nächſtgelegenen Hügel, um die Jäger zu entdecken. Niemand zeigte ſich. Nicht ein Haus war in Khounzakh, in welchem ſie nicht den Stoff zur Unterhaltung bildeten. Niemand intereſſirte ihr Schickſal ſo ausſchließlich, als die junge Seltana. Das unbedeutendſte Geräuſch machte ſie beben. Hörte ſie Tritte im Hofe oder auf der Treppe, ſo ſchwellte das Blut ihre Adern und ihr Herz pochte mit Heftigkeit. Das arme Mädchen ſprang alsdann plötzlich von ihrem Sitze auf, eilte an das Fenſter, und kehrte, zum zwanzigſten Mal in ihrer Erwartung getäuſcht, traurig und mit langſamen Schritten an ihre Arbeit zurück. Endlich verwandelte ſich ihre Unruhe in tödtliche Furcht. Sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr; ſie that hundert Mal wiederholte Fragen über die Natur und Wildheit des Tigers, über die Entfernung, auf welche er ſich gewöhnlich den Dörfern nähert; und indem ſie hiernach die zur Rückkehr nöthige Zeit berechnete, ſagte ſie ſich verzweifelnd: „Sie ſind umgekommen.“ Und ihr Haupt ſank auf den ſtürmiſchbewegten Buſen nieder, und bittere Thränen benetzten ihr reizendes Antlitz.

Am dritten Tage endlich rechtfertigte der Ausgang dieſe Beſorgniſſe. Ammalets Gefährte kam allein zurück, erſchöpft und nur mit Mühe ſich noch ſchleppend. Seine zerriſſenen Kleider trugen die ſichtbaren Spuren der Krallen des wilden Thieres; er ſelbſt, bleich und abgefallen, ſchien dem Hungertode nahe. Eine Menge Einwohner von jedem Alter ſammelten ſich alsbald um ihn. Er nahm zur Stärkung etwas Nahrung zu ſich, und begann hierauf ſeine Erzählung mit folgenden Worten:

„Noch an dem Tage unſerer Abreiſe von dem Dorfe entdeckten wir den Aufenthaltsort des Tigers, den wir mitten in einem ſo dichten Gebüſche ſchlafend antrafen, daß ich mich nicht erinnere, je ein ähnliches geſehen zu haben. Das Loos ſollte entſcheiden, wer von uns zuerſt Feuer geben ſolle; es fiel auf mich. Ich näherte mich leiſe und zielte beſtens; der Schuß traf; aber unglücklicher Weiſe ſchlief das Thier mit der Schnanze zwiſchen den Tatzen, ſo daß die Kugel durch einen derſelben fuhr und dann in dem Felle des Halſes ſtecken blieb. Der Tiger, durch den Knall und den Schmerz aufgeſchreckt, ſtieß ein fürchterliches Gebrüll aus und ſtürzte hierauf in zwei Sprüngen mit ſolcher Schnelligkeit auf mich los, daß ich nicht mehr Zeit fand, meinen Dolch zu ergreifen. Der heftigſte Stoß des Thieres warf mich nieder, ſo daß ich mich unter den Tatzen deſſelben befand. Von dieſem Augenblick an kann ich mich nur noch Ammalet-Beg's Schrei's und ſeines Schuſſes erinnern. Heftig erſchüttert durch meinen Fall und durch die Wuth des Tigers verlor ich das Bewußtſeyn.

In dieſem Zuſtande lag ich lange Zeit; denn als ich wieder zu mir kam, war Alles ruhig um mich her. Der Himmel war düſter und ein dichter Nebel löſte ſich in einen feinen Regen auf, der in kurzer Zeit meine Kleider durchnäßte. Mein mit Roſt überzogenes Gewehr lag neben mir; nicht weit davon fand ich Ammalet-Beg's Karabiner in mehrere Stücke zerbrochen. Die nächſten Steine waren mit Blut befleckt; die an verſchiedenen Stellen abgeknickten Zweige zeugten von der Flucht des Tigers. Ich ſchrie aus allen Kräften, ich rief meinem Gefährten . . . Keine Antwort. Lange Zeit wartete ich . . . Es zeigte ſich nichts. Zu wiederholten Malen unternahm ich es, das Thier aufzuſuchen, um das Blut meines Gefährten an ihm zu rächen, oder wenigſtens ſeine Ueberreſte aufzuſuchen, und neben denſelben zu ſterben, allein meine große Schwäche hinderte mich daran. Alles verließ mich zu gleicher Zeit, Ehre und Leben, und ich weinte bitterlich. Ich wollte den Tod in dieſer Einöde erwarten, allein ich vermochte den Qualen des Hungers nicht zu widerſtehen. Ich beſchloß daher, nach Khounzakh zurückzukehren. Dort will ich, ſo ſagte ich mir, das Loos meines unglücklichen Gefährten erzählen, und wenn ich ſterben ſoll, ſo wird es zum Wenigſten in der Mitte der Meinigen geſchehen. Gleich einer halb zertretenen Schlange ſchleppte ich mich hierher. Und jetzt, Ihr Freunde, überliefere ich Euch mein Haupt; entſcheidet mein Schickſal, je nachdem Allah Eure Herzen lenkt. Schenkt Ihr mir das Leben, ſo will ich Eure Gerechtigkeit, oder vielmehr Eure Gnade ſegnen. Wo nicht, ſo möge Euer Wille vollzogen werden. Allah akbar! (Gott iſt groß!), ich ſterbe unſchuldig. Was möglich war, habe ich gethan."

Nach dieſer Rede des Ougden erhob ſich ein dumpfes Gemurmel unter den Umſtehenden. Die Meinungen waren getheilt: Einige verdammten ihn geradezu; Andere bemühten ſich, ihn zu vertheidigen; Alle beklagten ihn. „Jeder ſucht ſein Leben zu retten," ſprachen die Einen; „wer kann dafür ſtehen, daß er ſich nicht aus dem Kampfe geflüchtet hat? — Kein Zeichen, keine Wunde bezeugt das Gegentheil . . . Und darüber, daß er ſeinen Gefährten nicht zu vertheidigen wußte, iſt kein Zweifel." „Nicht nur dieß," fügten Andere hinzu, „vielleicht hat er ihn ſogar abſichtlich verrathen . . Es iſt bekannt, daß ſie nicht die beſten Freunde waren.“ Einige Noukers aus dem Gefolge des Khans gingen noch weiter; ſie behaupteten, der Ouqden habe Ammalet-Beg aus Eiferſucht getödtet. „Wir haben öfters bemerkt, daß er in Liebe für die Tochter des Khans entbrannt war, und dieſe zog Ammalet-Beg vor.“

Sultan Akhmet-Khan, von dem Ereigniß in Kenntniß geſetzt, ſchwang ſich auf's Pferd und begab ſich unter das verſammelte Volk, in deſſen Mitte der Ouqden vergeblich ſein Benehmen zu rechtfertigen ſuchte. „Feigling,“ ſagte er zu ihm mit einem aus Kummer und Zorn gemiſchten Blicke, „Du haſt Schande über den awariſchen Namen gebracht. Jedem Tataren ſteht es hinfort frei, uns in's Geſicht zu ſagen, daß wir unſern Gaſt von einem wilden Thiere zerreißen ließen, weil wir ihn nicht zu vertheidigen vermochten. Aber ſeinen Tod werden wir wenigſtens zu rächen wiſſen. Du haſt auf den Koran geſchworen, deinen Gefährten im Augenblicke der Gefahr nicht zu verlaſſen, und falls er unterliegen ſollte, nicht ohne das Fell des Thieres zurückzukehren. Du haſt Deinen Eid gebrochen. An uns iſt es jetzt, den unſrigen zu halten. Ich gebe Dir drei Tage Friſt, um Dich auf den Tod vorzubereiten. Kehrt Ammalet-Beg innerhalb dieſer Zeit nicht zurück, ſo wirſt Du vom Gipfel des Felſen geſtürzt. Und Ihr, ſo wendete er ſich an ſeine Diener, ſteht mir mit Eurem Kopfe für den Gefangenen.“ Hierauf drückte er den Kalpak in die Augen, ſetzte ſein Pferd in Galopp und verſchwand. Dreißig Boten flogen nach allen Seiten, um Ammalet-Beg todt oder lebendig aufzufinden. Die caucaſiſchen Völker halten es für eine heilige Pflicht, ihren Anverwandten und Freunden die letzte Ehre zu erweiſen; ſie ſtürzen ſich, hierin den homeriſchen Helden ähnlich, in das dichteſte Kampfgewühl, um ſich ihrer Ueberreſte zu bemächtigen, die ſie mit ihren Körpern decken, indem ſie lieber ſelbſt umkommen, als daß ſie jene ihren Feinden überlaſſen.

Der unglückliche Ouqden ward abgeführt und in dem Stalle des Khans gefangen geſetzt, der bei den Awariern ſtatt des Gefängniſſes dient. Nachdem die Umſtehenden ſich noch einige Zeit über dieſes Ereigniß unterhalten hatten, trennten ſie ſich ohne zu murren, denn das Urtheil des Khans war ganz ihren alten Gebräuchen gemäß.

Dieſe Kunde gelangte zu Seltana's Ohren, und trotz aller Vorſicht, welche man anwandte, um ihren Eindruck zu ſchwächen, wirkte ſie ſchrecklich auf das liebende Herz des jungen Mädchens. Gleichwohl beherrſchte ſie ihr Aeußeres: ihr Antlitz druckte ſogar eine Ruhe aus, auf welche ihre Umgebung nicht gefaßt war; dieß war jedoch die Ruhe der Verzweiflung. Sie klagte nicht, ſie vergoß keine Thränen; aber auch kein Lächeln erſchien auf ihren Lippen, ihr Mund blieb ſtumm. Ihre Mutter ſprach mit ihr, ſie hörte es nicht. Aus der Pfeife ihres Vaters fielen Funken auf ihre Kleider und verbrannten ſie, ohne daß ſie es gewahrte. Auf ihren Spaziergängen ſchien ſie gefühllos gegen die Einwirkungen des Windes und des Regens; alle ihre phyſiſchen und moraliſchen Facultäten hatten ſich in dem einzigen Gefühle des Schmerzes concentrirt; aber kein Aeußeres Anzeichen verrieth deſſen Daſeyn, und ihre Züge blieben ruhig und ſtolz, wie gewöhnlich. Es lebten in Seltana zweierlei Weſen, welche ſich bekämpften: die Erbin des Khans von Awarien und das junge ſechszehnjährige Mädchen, das junge leidenſchaftliche Mädchen des Südens. Es war leicht vorauszuſehen, welches von beiden den Sieg davon tragen würde.

Unterdeſſen war die Unglückliche nahe daran, zu unterliegen unter der Laſt des Zwanges, den ſie ſich auferlegt hatte.

„Wie entſetzlich iſt es,“ ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „den Freund, das theuerſte Weſen, verloren zu haben, und ſich ſogar das traurige Recht verſagen zu müſſen, ſich dem Schmerze zu überlaſſen. Nur von übelwollenden und neugierigen Blicken bin ich hier umgeben, welche jede unwillkührliche Thräne ausſpähen, um ſich derſelben als einer Waffe des Spottes und der Bosheit gegen mich zu bedienen. Nein, länger vermag ich dieſen Zuſtand nicht zu ertragen; ich bedarf der Einſamkeit und Freiheit, um mich auszuweinen. Sekine, mit dieſen Worten wendete ſie ſich an ihre Lieblingsgeſpielin, komm, folge mir, ich will mich an den Ufern des Ougen ergehen.“

Weſtlich von Khounzakh, etwa eine drittels Agatch *) davon entfernt, liegen die Ruinen eines chriſtlichen Kloſters, ein zerſtörtes Monument der frühern Religion dieſes Volkes. Der fanatiſche Eifer der Moslims und ſogar der Zahn der Zeit ſchienen die ehrwürdige Kirche, welche auf einſamer Stelle erbaut war, verſchont zu haben. Ihr ſpitzer Dom war durch die Einwirkung der Jahrhunderte geſchwärzt. Ephen ſchlang ſich um die Kreuzſtöcke der engen Fenſter, und immergrünes Geſträuch wuchs aus den Mauerſpalten hervor. Ein weiches Mooslager überzog das Innere der Kirche; und ſelbſt zur Zeit der größten Hitze herrſchte erfriſchende Kühle in derſelben, die noch durch das Waſſer einer Quelle vermehrt wurde. Ein einziger Sonnenſtrahl drang durch das enge Fenſter, und beleuchtete einen Theil dieſer grünen Vegetation mit dem glänzendſten Lichte.

Nach dieſem abgelegenen Orte richtete Seltana ihre Schritte; in dieſer Einſamkeit hoffte ſie ſich zu erholen von den ermüdenden Fragen und Blicken der Neugierigen, die ſie unaufhörlich verfolgten.

Die rings herrſchende Ruhe und Stille nährten den Kummer, der ihr ganzes Weſen erfüllte, allein ſie ſtumpften auch die ſcharfe Spitze deſſelben ab. Unter dem Eindrucke dieſer Umgebungen, in dem ſanften Halbdunkel, das hier herrſchte, bei dem Murmeln der Quelle, fühlte ſie das allmählige Verſchwinden des Bleigewichts, das auf ihrem Herzen laſtete. Reichliche Thränen floſſen aus ihren Augen, und ihr Schmerz löſte ſich auf in Klagen.

---

*) So viel als ſieben Werſte.

Ihre Geſpielin hatte ſie verlaſſen, um Früchte zu pflücken, welche reichlich in der Nähe dieſer Ruinen wuchſen, Seltana konnte ſich daher mit voller Freiheit der Betrachtung der Naturſchönheiten und dem Ausſtrömen ihrer Gefühle überlaſſen.

Plötzlich ſtieß ſie, nachdem ſie das Haupt erhoben hatte, einen Schrei des Schreckens aus; vor ihr ſtand ein Mann in awariſcher Kleidung, deſſen zerriſſene Gewänder mit Blut und Koth überzogen waren; ein Tigerfell hing von ſeinen Schultern bis zur Erde hinab. . . . „Seltana ſagt Dir Dein Herz Nichts?“ — Nur eines raſchen Blickes bedarf ſie, um Ammalet-Beg zu erkennen; von einem unwiderſtehlichen Gefühle hingeriſſen, ſtürzt ſie an ſeine Bruſt, preßt ihn heftig an ſich, betrachtet einige Augenblicke ſeine hagern, aber dennoch theuren Züge, und kehrt dann erſt wieder in das Leben zurück. Die Beſtürzung, welche dieſe plötzliche Erſcheinung hervorbrachte, machte der ausgelaſſenſten Freude Platz, die ſich in ihren noch von Thränen benetzten Augen ſpiegelte. Konnte der feurige Ammalet-Beg ſich in einem ſolchen Augenblicke bezwingen? — Mit der Schnelligkeit einer Biene, die ſich auf eine Blume ſtürzt, hefteten ſich ſeine Lippen auf die Roſenlippen des jungen Mädchens. Ein ähnliches Entzücken hatte er noch nie empfunden. Dieſes unerwartete Zuſammentreffen hob ihn auf den Gipfel des Glücks. Ohne je ein Wort der Liebe gewechſelt zu haben, hatten dennoch beide Liebenden ſich nichts mehr zu ſagen.

„Du liebſt mich alſo, holder Engel,“ ſagte Ammalet-Beg, als Seltana, zu ſich ſelbſt kommend, ihr Angeſicht erröthend abwendete, und ſich ſanft aus ſeinen Armen loszumachen ſuchte.

„Allah bewahre mich davor!“ antwortete das naive Kind, indem ſie ihre langen Augenwimpern ſenkte; „Lieben iſt ein furchtbares Wort; noch iſt es kein Jahr, daß ich Zeuge eines ſchrecklichen Schauſpiels war. In einer der Straßen unſerer Stadt ſteinigte man ein junges Mädchen; entſetzt und von Abſcheu ergriffen entfloh ich, allein nirgends vermochte ich Ruhe zu finden. Jenes blutige Bild verfolgte mich lange, und noch jetzt glaube ich deſſen Jammergeſchrei und herzzerreißende Klagen zu hören. Als ich nach der Urſache eines ſo grauſamen Todes fragte, gab man mir zur Antwort: weil die Unglückliche der Liebe eines jungen Mannes ſich hingegeben hat.“

„Nein, meine Seltana, hier mußt Du im Irrthum ſeyn. Nicht weil ſie liebte, ward die Unglückliche auf ſolche Weiſe beſtraft; ohne Zweifel hat ſie die beſchworene Treue gebrochen, ohne Zweifel war ſie ihrem Geliebten untreu.“

„Die Treue brechen, untreu ſeyn! was bedeutet dieß, Ammalet-Beg? — ich verſtehe Dich nicht.“

„Der Himmel gebe, daß es immer ſo ſeyn möge, daß Dir ſtets jene falſche Kunſt Deines Geſchlechts unbekannt bleibe, daß Du nur mich liebeſt.“

„Wie könnte ich einen Andern mit ſolcher Liebe lieben, wie Dich? In dieſen traurigen Tagen habe ich es ſo innig gefühlt, daß Du Allein mir Alles biſt. . . . Wohl liebe ich meine beiden Brüder Nouhal und Sourkhai auch; wenn ich lange von ihnen getrennt war, machte es mich glücklich ſie wieder zu ſehen; in ihrer Abweſenheit bin ich jedoch ruhig, und weit entfernt, jene furchtbaren Qualen auszuſtehen, welche ich jetzt erlitt, während entfernt von Dir das Daſeyn mir unerträglich wird.“

„Und für Dich, du Heißgeliebte, für Dich, Stern meines Lebens, würde ich nicht nur dieſes Daſeyn, ſondern ſelbſt meine Seele, die Ausſicht auf die ewige Seligkeit aufopfern.“

Hier wurden die Liebenden durch herannahende Schritte unterbrochen. Es war Seltana's Geſpielin, welche zurückkam. Sie kehrten hierauf zuſammen nach Kounzakh zurück, wo das unverhoffte Erſcheinen Ammalet-Begs dem Khan wahrhafte Freude erregte. Der junge Mann erſtattete in aller Kürze Bericht über das, was ihm zugeſtoßen war.

„Sobald ich,“ erzählte er, „meinen Gefährten vor mir niederſtürzen ſah, gab ich Feuer auf den Tiger; die Kugel zerſchmetterte ihm die Kinnlade. Das Thier ſtieß ein ſchreckliches Gebrüll aus, wälzte ſich von einer Seite auf die andere und verſuchte mehre Sprünge gegen mich, denen ich jedoch geſchickt auszuweichen wußte. Ich ſuchte ihm mit einem Kolbenſchlag das Hirn zu zerſchmettern, allein das Gewehr zerbrach in meinen Händen: der Tiger, dem mit den Kräften auch der Muth ſchwand, zog ſich in das dichte Geſträuch zurück. Lange folgte ich den blutigen Spuren, die er hinter ſich zurückließ. Unterdeſſen neigte ſich der Tag; die Sonne war bereits untergegangen, als ich das wilde Thier endlich erreichte, und mit einem Dolchſtoß in die Kehle vollends tödtete.

Die Nacht mußte ich auf derſelben Stelle in dem Felſen zubringen, wobei ich den Himmel zur Decke, und Wölfe und Schakals zu Gefährten hatte. Am nächſten Morgen umgab mich rings ein dichter, mit Regen vermiſchter Nebel. Die Wolken drückten, Schwämmen gleich, all' ihr Waſſer auf mich aus. Nicht auf zehn Schritte vermochte ich zu ſehen. Da mir das Land unbekannt war, und ich mich nicht nach der Sonne orientiren konnte, ſo irrte ich in verſchiedenen Richtungen hin und her, ohne einen Ausgang zu finden. Ein Feldhuhn, das ich mit einem Piſtolenſchuſſe tödtete, diente mir zur Speiſe. Einige Früchte und dieſe Nahrung erhielten meine Kräfte für den Augenblick, allein es gelang mir nicht, mich aus dieſen Steinmaſſen herauszufinden. Den Tag über hörte ich nichts, als das Rauſchen der Waldbäche und den Flügelſchlag der Adler, welche mich umkreisten, und mich als eine ſichere Beute betrachteten. In der Nacht näherten ſich die Schakals bis auf wenige Schritte, und erfüllten die Luft mit ihrem klagenden Geheule. Am dritten Morgen zerriß endlich die glänzende Sonne den Nebel; voll Vertrauen machte ich mich auf, meine

Richtung nach Oſten nehmend. Bald hörte ich das Rufen menſchlicher Stimmen und einige Gewehrſchüſſe; es waren die Leute, welche man abgeſendet hatte, um mich aufzuſuchen. Nach einem Marſche von mehren Stunden langten wir, von Hitze erſchöpft, in der Nähe des Dorfes an; ich wollte meinen Durſt an der Quelle löſchen, welche am Fuße der alten Moſchee entſpringt; hier fand ich Seltana. Ich danke dem Himmel und Dir, mein würdiger Akhmet-Khan."

„Ja," erwiederte dieſer; „Dank dem Höchſten, und Ehre Dir, Du Tapferer. Aber Deine Heldenthat hätte beinahe Dir und Deinem Gefährten das Leben gekoſtet. Wäreſt Du einen Tag länger ausgeblieben, ſo hätte er einen Sprung thun müſſen, von dem er ſich nicht wieder erholt haben würde. Du biſt in jeder Beziehung zu rechter Zeit zurückgekehrt. Djembulat, ein tüchtiger Häuptling der kleinen Kabarda, will einen Einfall auf das Gebiet der Ruſſen unternehmen, und hat Dich eingeladen, an dem Zuge Theil zu nehmen. Dadurch öffnet ſich Dir ein Deines Muthes würdiges Feld. Du biſt den Ruſſen von dem letzten Gefechte her Genugthuung ſchuldig, und Dein Ruhm bedarf der Herſtellung. Uebrigens bleibt Dir nicht viel Zeit zur Vorbereitung, denn morgen mit Tagesanbruch mußt Du Dich auf den Weg machen."

Obwohl dieſe Kunde den armen Ammalet-Beg nicht wenig überraſchte, verbarg er dennoch ſeine Gefühle, nahm eine zufriedene Miene an, und erklärte, er nehme gern an dem Zuge Theil. Er fühlte wohl, daß der rühmliche Name eines tapfern Partheigängers ihm zum Gelingen ſeiner ſpätern Plane in Beziehung auf die Geliebte zum großen Vortheil gereichen müſſe.

Wer beſchreibt jedoch die Gefühle der unglücklichen Seltana, als ſie ſich auf ſo unerwartete Weiſe abermals einer noch gefahrvolleren Trennung ausgeſetzt ſah? — Sie erblaßte; ihr Haupt ſenkte ſich auf den Buſen hinab, gleich einer vom Nordwind getroffenen zarten Blume. Ihr erloſchener, auf Ammalet-Beg gehefteter Blick drückte die Qual ihrer Unruhe, das ſchreckliche Vorgefühl eines gewiſſen Unglücks aus.

„O Allah, rief ſie ſchmerzvoll aus, immer Einfälle, immer Todeskämpfe!... Wann wird endlich in unſern Bergen das Blut zu fließen aufhören?" . . .

„Nicht eher, als bis Du unſere Waldſtröme reine Milch führen, und das Zuckerrohr auf den eiſigen Gipfeln des Caucaſus wachſen ſehen wirſt," entgegnete der Khan mit bitterm Lächeln.

Viertes Kapitel.

Der Terek. Die Gränzlinie des Caucaſus. Einfall der Tſcherkeſſen.

Nichts gleicht den wilden Schönheiten des Terek in der engen Schlucht von Darcal. Hier kämpft er, gleich einem mächtigen Genius ohne Unterlaß gegen die Natur, die, wie er, ihre Kräfte von oben ſchöpft. Zuweilen gleicht er in ſeinem ſenkrechten Sturze zwiſchen zwei Felſen dem glänzenden Schwerte eines Rieſen, das den Berg in zwei Theile theilt. An andern Stellen wälzt er mit Wuth ſeine ſchwarzen, ſchäumenden Wogen über Felſenmaſſen von Granit, welche ſeit Jahrhunderten hier aufgehäuft liegen, und von denen er große Trümmer abreißt und mit hinwegſpült. Nun ſtelle man ſich einen Reiter vor, der ſich auf dem Marſche verſpätete, und von einer ſtürmiſchen Nacht überraſcht wurde, wie er langſam den engen Pfad hinaufklimmt, der über dem Abgrunde hängt, in welchem der Terek brauſt. Die Natur ſcheint alle ihre Schrecken zu ſeinem Entſetzen hier aufgehäuft zu haben. Unermeßliche Waſſermaſſen rauſchen zu ſeinen Füßen, während andere über ſeinem Haupte mit Getöſe von den Felſen herabſtürzen. Um ihre Gipfel hängen ſchwarze dichte Wolken, die ihn jeden Augenblick zu erdrücken drohen. Plötzlich erleuchtet ein heller Blitzſtrahl für einen Augenblick die Dunkelheit; der erſchreckte Reiſende gewahrt nichts als die durch den electriſchen Strahl zerriſſene düſtere Wolke; unter ſeinen Füßen den geöffneten Abgrund; zu ſeiner Seite ſenkrechte Felſen, welche ſich bis zum Himmel zu erheben ſcheinen; und vor ihm den Terek, der, mit ſprühendem Schaume bedeckt, von den Höhen des Engpaſſes herabſtürzt. Dieſer Blick zeigt ihm, raſch, wie der Gedanke, wie ſich die lärmenden Wogen des Waldſtromes drängen, an einander ſtoßen, und ſich mit dumpfem, ächzendem Getöſe in den Abgrund ſtürzen, gleich unreinen Geiſtern, welche das Schwert der Erzengel getroffen hat. Hierauf ſieht ſich der Reiſende abermals von Finſterniß umhüllt, und das laute Gebrüll des Donners ertönt, und wird von tauſend Echos wiederholt, ſo daß ſein Rollen dieſe uralten Straßen bis in ihre unterſten Grundlagen zu erſchüttern ſcheint. Zu dieſem betäubenden Lärm geſellt ſich noch das Toben des Windes, der bald bis zum wüthenden Orcan anwächſt, während der Regen in Strömen ſich ergießt. Und abermals durchzuckt der Blitz die Wolke, der Donner folgt auf den Blitz, ungeheure Steine rollen von allen Seiten herab, und ſtürzen mit dumpfem Getöſe in die Waſſer des Terek. Das ſcheue Pferd zittert und weicht zurück; ſeine vom Winde aufgewehte dichte Mähne, trifft den Reiter in's Geſicht, der entſetzt ein unwillkührliches Gebet herſtammelt.

Und nun andrerſeits, wie ſchön iſt der Anblick eben dieſer Schlucht, den Tag nach dem Sturme! Leichte Wolken, von einem friſchen Winde getrieben, ſchweben am Firmamente. Mitten durch dieſelben gewahrt man die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel eben ſo ſchnell, als ſie wieder verſchwinden. An dem azurblauen Himmel zacken ſich, vergoldet von den Strahlen der Sonne, die ſcharfen Formen der Felſen ab, die noch von der Feuchtigkeit erglänzen. Waldbäche und waſſerreiche Quellen ſtürzen von allen Seiten aus den Nebeln hervor, die bald im Thale ſich hinziehen, bald ſpiralförmig ſich erheben, gleich dem Rauche, der aus einem Camin aufſteigt, bald einen alten Thurm, der das Thal beherrſcht, gleich einem Turban umfaſſen. Durch alle dieſe Nebel ſieht man den Terek, wie er von Fels zu Felſen ſtürzt, und brauſend ſich um ſich ſelbſt dreht, als ſuche er einen Ort, um auszuruhen.

Es iſt bemerkenswerth, daß der Caucaſus keine beträchtlichen Waſſer-Anhäufungen enthält, in welchen ſich ſeine Berge, dieſe ungeheuern Rieſen der Natur, würdig ſpiegeln können. Man findet keinen See, der dieſen Namen verdient, und kein ſchiffbarer Fluß entſpringt auf dem Gebirge, auſſer dem Terek, der inmitten der ihn umſchließenden Maſſen nur wie ein Bach erſcheint. Bei Wladikaukas, wo er die Ebene betritt, ſcheint er der neuen Freiheit genießen zu wollen, indem er zahlreiche Krümmungen bildet, und die dem Berge entführten Trümmer rechts und links an das Ufer wirft. Weiter abwärts nimmt er ſeine Richtung nach Nordweſten; er iſt noch immer reißend, aber minder lärmend, gleich einem Krieger, der von ſeinen zahlreichen Thaten müde iſt. Endlich, nachdem er den von der kleinen Kabarda gebildeten Vorſprung umfloſſen hat, wendet er ſich, gleich einem andächtigen Moslim gegen Oſten, und fließt, ſeine Ufer befruchtend, bald über ein ſteinigtes Bett, bald über ſchlammigen Grund in der Richtung des Kisljar, wo er ſich in das Becken des caspiſchen Meeres ergießt. Innerhalb dieſer Strecke geſtattet er dem Schiffe die Fahrt auf ſeinen Gewäſſern, und treibt eine Menge Mühlen. Hier liegen, beſonders auf dem rechten Ufer zwiſchen waldigen Hügeln die Aoule (Dörfer) der Kabardiner zerſtreut, welche man häufig unter dem allgemeinen Namen der Tſcherkeſſen mit Letzteren, die jenſeits des Kubak, und mit den Tſchetſchenzen, die weiter unten in der Nähe des Meeres wohnen, verwechſelt. Die Kabardiner, welche man auch friedliche Tſcherkeſſen nennt, entſprechen dieſem Namen nicht; ſie ſind heimliche Diebe, welche, als ruſſiſche Unterthanen, die Vortheile einer civiliſirten Regierung genießen, ohne daß ſie die Gelegenheit verſäumen, ihren Theil an dem Raube in Anſpruch zu nehmen, welchen andere Volksſtämme von ihren Einfällen in die ruſſiſchen Gränzprovinzen zurückbringen. Da ſie nach allen Richtungen ſich frei bewegen dürfen, ſo halten ſie ihre Religionsgenoſſen in den Bergen ſtets auf dem Laufenden über die Truppenbewegungen und den Zuſtand der Fortificationen; nehmen ſie heimlich auf, wenn ſie ſich zu einem Einfalle vereinigen und verkaufen Munition an ſie, die ſie ſich von den Ruſſen zu verſchaffen wußten; dagegen beziehen ſie einen Theil der Beute, und kaufen den Reſt; endlich nehmen ſie zuweilen ſogar Theil an ſolchen Raubzügen. Häufig ſchwimmen fünf bis ſechs Individuen feindlicher Stämme über den Terek, verbreiten ſich in der Umgegend, geben ſich für Kabardiner aus, mit denen ſie gleiche Kleidung haben, und begehen beträchtliche Plünderungen. Eben ſo oft ereignet es ſich, daß die Kabardiner ſelbſt, unter dem Namen der andern, ſobald ſie ſich ſtark genug fühlen, Reiſende anfallen, Viehheerden hinwegtreiben, friedliche Einwohner tödten oder gefangen hinwegführen und ſie in entfernten Ländern verkaufen.

Es iſt klar, daß die Lage dieſes Volkes, zwiſchen zwei benachbarten und mächtigen Feinden, viel zur Entwicklung dieſer treuloſen Handlungsweiſe beiträgt. Da ſie nicht auf die Ruſſen zählen können, die zu weit auseinander liegen, um ſie zu rechter Zeit gegen die Gebirgsbewohner zu vertheidigen, wenn dieſe ſich mit der Schnelligkeit ihrer Lawinen auf ſie ſtürzen, ſo finden ſie ſich ſowohl aus Noth als aus Neigung veranlaßt, es insgeheim mit ihren Landsleuten zu halten, während ſie zu gleicher Zeit den Ruſſen, die ihnen Furcht einflößen, öffentlich ſchmeicheln.

Allerdings gibt es auch unter ihnen Leute, die Rußland aufrichtig ergeben ſind. Im Durchſchnitt darf man jedoch nicht auf die Treue von Menſchen rechnen, welche ihre Freunde aus den Bergen häufig verrathen, und ſtets bereit ſind, ſich den Einen oder den Andern anzuſchließen, je nachdem ſie Vortheile oder Strafloſigkeit zu erwarten haben. Es erhellt hieraus, daß dieſe Nation in tiefe Demoraliſation verfallen iſt, und die Eigenſchaften eines freien Volks verloren hat, während ſie auf der andern Seite von der Halbciviliſation nur die Laſter angenommen hat, welche ſtets dieſelbe begleiten. Mit dem Eide treiben ſie ihr Spiel, Verrath und Treuloſigkeit machen ſie ſich zum Ruhme, und die Gaſtfreundſchaft ſelbſt iſt bei ihnen nur eine Folge der Berechnung. Jeder unter ihnen iſt bereit, einem Ruſſen, und einige Stunden darauf einem Gebirgsbewohner zum Führer zu dienen, um den Erſten zu tödten und auszuplündern.

Am linken Ufer des Terek liegen die Staniţen*) der ſogenannten Linien-Koſaken, welche von den berühmten Zaporogern abſtammen; hie und da ſtößt man auch auf Dörfer, welche von gewöhnlichen Bauern bewohnt ſind. Im

---

*) So heißen die von den Koſaken bewohnten Marktflecken und Dörfer.

Aeußern unterſcheiden ſich dieſe Koſaken nur dadurch von den Tſcherkeſſen, daß ſie ſich den Kopf nicht abſcheeren. Im Uebrigen haben ſie dieſelbe Kleidung, dieſelben Waffen und Sitten. Ein Scharmützel zwiſchen ihnen und den Gebirgsbewohnern gewährt einen ganz eigenen Anblick; es beſteht aus lauter einzelnen Gefechten, wo jeder durch Muth, Stärke und Geſchicklichkeit mit ſeinem Gegner kämpft. Zwei Koſaken ſcheuen ſich nicht, es mit vier tſcherkeſſiſchen Reitern aufzunehmen. Bei gleicher Zahl bleiben die erſten ſtets im Vortheil. Die meiſten kennen die tatariſche Sprache, und ſtehen in freundſchaftlicher, ja ſelbſt in verwandtſchaftlicher Verbindung mit den Gebirgsbewohnern, indem ſie gegenſeitigen Weiberraub begehen, was ſie jedoch nicht abhält, am Tage des Gefechts als unverſöhnliche Feinde aufzutreten. Obgleich es den Koſaken ſtrenge verboten iſt, über den Terek zu ſetzen, überſchreiten ſie ihn doch häufig ſchwimmend, um Beute zu machen. Auf gleiche Weiſe verfahren auch die Gebirgsbewohner, indem ſie während der Nacht den Fluß mittelſt der Burduks (aufgeblaſener Schläuche) paſſiren. Jenſeits angelangt, bergen ſie ſich in Schiffe, oder an dem ſteilen Ufer; ſofort ſchleichen ſie durch das Gebüſche bis an die Straße heran, wo ſie den einſamen Reiſenden überfallen, oder die auf dem Felde arbeitenden Weiber rauben. Manche liegen ein bis zwei Tage zuſammengekauert in den Weingärten in der Nähe der Dörfer, wo ſie die günſtige Gelegenheit zu irgend einem Streiche abwarten. Daher verläßt auch der Linien-Koſake ſeine Wohnung nie, ohne ſeinen Dolch und das Gewehr auf der Schulter; auf ſolche Weiſe bewaffnet, beſorgt er ſeinen Feldbau.

Zu der Zeit, welche dem Anfange dieſer Geſchichte voranging, hatten häufige Einfälle der Gebirgsbewohner auf das linke Ufer der Terek Statt gefunden. Meiſt geſchah der Angriff jedoch nur auf die von Bauern bewohnten Dörfer; denn in den Stanitzen fanden ſie einen Widerſtand, der ihnen theuer zu ſtehen kam. Hauptſächlich war ihre Abſicht auf Hinwegtreibung der Tabounen*) gerichtet; ſie drangen zu dieſem Zwecke ziemlich tief in das innere Land ein, was häufig äußerſt blutige Auftritte mit den Koſaken und den Linientruppen verurſachte. Die tapferſten Uzden ſchloſſen ſich ſolchen Streifzügen an, um ſich durch ihren Muth einen Ruf zu ſchaffen, den ſie höher ſchätzten, als die Beute ſelbſt.

Im Frühling des Jahres 1819 ſammelten ſich die Kabardiner und Tſchetſchenzen, ermuthigt durch die kurze Abweſenheit des ruſſiſchen Obergenerals, in der Zahl von 1500 Mann, zu einem Streifzuge jenſeits des Terek, in der Abſicht ein Dorf zu plündern, ſich einer Heerde von Pferden zu bemächtigen und Gefangene hinwegzuführen. Der Chef dieſer Unternehmung war ein kleiner kabardiniſcher Prinz Namens Djembulat. Ammalet-Beg, der ſich mit einem Schreiben Sultan Akhmet-Khans zu ihm begeben hatte, ward mit offenen Armen aufgenommen. Es ward ihm zwar kein Kommando anvertraut, es iſt jedoch unter dieſen Volksſtämmen Sitte, durchaus keine regelmäßige Ordnung zu beobachten. Die perſönliche Tapferkeit und die Vorzüglichkeit des Pferdes eines Jeden beſtimmen den Rang, den er im Gefechte einzunehmen hat. Alle Dispoſitionen der Häuptlinge beſchränken ſich auf die Art und Weiſe, den Feind zu überfallen und den Angriff einzuleiten; da jeder für ſich handelt, ohne von irgend Jemand Befehle zu erhalten, ſo iſt alles Weitere dem Zufalle überlaſſen, der einzig über den Erfolg des Gefechtes entſcheidet.

---

*) Heerden von Pferden, welche das ganze Jahr hindurch auf der Weide leben und beinahe wild ſind.

Nachdem ſich Djembulat mit den angeſehenſten Kriegern der umliegenden Stämme in's Einverſtändniß geſetzt hatte, beſtimmte er den Ort der Verſammlung. Auf das gegebene Zeichen eilten ſofort unter dem Rufe: garni, garni! (zu den Waffen), der durch die Thäler hallte, von allen Seiten die tſchetſchenziſchen und kabardiniſchen Reiter herbei. Um jeden möglichen Verrath abzuſchneiden, war außer den Hauptführern keinem weder der Ort, wo Halt gemacht werden ſollte, noch der Uebergangspunkt bekannt. Die verſchiedenen Abtheilungen begaben ſich abgeſondert und auf verſchiedenen Pfaden in die Nähe eines Aouls der feindlichen Kabardiner, wo man ſich bis zum Einbruche der Nacht verborgen halten wollte.

Nach Sonnenuntergang war die ganze Truppe hier verſammelt. Die Kabardiner des Aouls empfingen ihre Landsleute mit großem Jubel. Allein Djembulat, der dieſen Aeußerungen nur wenig traute, umgab das Dorf mit einer Poſtenkette, und erklärte den Einwohnern, der erſte von ihnen, der Miene mache, zu den Ruſſen überzugehen, ſolle in Stücke gehauen werden. Die meiſten Ougden ſuchten Unterkunft in den Wohnungen ihrer Kounaks (Verbündeten, Verwandten); nur Djembulat, Ammalet-Beg und einige Hauptführer übernachteten an einem Feuer im Freien.

Djembulat, auf ſeiner Bourke ausgeſtreckt, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſann über den Angriffsplan nach. Ammalet-Begs Gedanken nahmen jedoch eine andere Richtung. Seine Phantaſie ſchweifte über die Berge nach Awarien; ein ſchmerzlicher Seufzer hob ſeine Bruſt, als er des theuern Weſens gedachte, das er dort zurückgelaſſen hatte... Aus dieſen Träumen weckte ihn ein melancholiſcher Geſang, begleitet von den Tönen einer mit Metallſeiten bezogenen Zither, welche in der Landesſprache Comus heißt. Es war ein Kabardiner, der ein altes Gebirgslied ſang, das wir hier in wörtlicher Ueberſetzung geben:

„Dichte Wolken hatten, gleich Adlerſchwingen, den Gipfel des Kasbek bedeckt*). Tapfere Ougden erklimmen den Berg, und ſuchen auf demſelben Schuß. Sie ſteigen und ſteigen immer fort.... die Unglücklichen! Geſchlagen von den Ruſſen fliehen ſie und der Feind verfolgt die blutige Spur, welche ſie hinter ſich zurücklaſſen.

---

*) Einer der höchſten Gipfel des mittleren Caucaſus, der mit ewigem Schnee bedeckt iſt.

„Dicht iſt er aufgerückt und berührt ſchon die Schweife ihrer Pferde, die Bajonette und Säbel ſind über ihren Häuptern gezückt, die mörderiſche Kartätſche ſchlägt gleich dem Hagel in ihre Glieder..... keine Rettung weder in dem Muthe, noch in den Waffen! Die Renner ſtürzen erſchöpft, und der Wald iſt ferne, der Wald, die natürliche Feſtung der Gebirgsbewohner. Die Herzen der Unſern dienen den Ruſſen zur Zielſcheibe. Der Mollah fällt auf die Knie und ſein feuriges Gebet ſteigt gleich einem raſchen Pfeile gen Himmel, und dringt bis zu dem Propheten: Il Allah! verlaß uns nicht.

„Und immer noch keine Rettung.... aber plötzlich hat der Himmel geſprochen, in der Ferne ſieht man das Schwanken der Bäume des Waldes... O Wunder! der Wald eilt, gleich einer Lawine, ihnen entgegen, immer tiefer ſenkt er ſich, immer tiefer.... Die Moslims ſind gerettet.... In dem Walde finden ſie ſichere Zuflucht!“

„Ja,“ ſagte Djembulat, „ſolche Dinge mochten ſich in früheren Zeiten ereignen, als unſere Väter noch ſtrenger dem Gebete oblagen, und der Himmel ſie daher auch häufiger erhörte. Heut zu Tage aber müſſen wir unſere Hoffnung in unſere Tapferkeit ſetzen, und wollen wir uns nicht mit ewiger Schande bedecken, ein Wunder nur in unſeren Säbelſcheiden ſuchen.“

„Höre, Ammalet-Beg,“ fuhr er fort, indem er die Hand an ſeinen Schnurrbart legte, „ich will dir nicht verbergen, daß es wahrſcheinlich ſehr hitzig hergehen wird. Ich erfahre ſo eben, daß der Oberſt K*** ſeine Truppen zuſammengezogen hat; wie ſtark dieſe ſind und wo ſie ſich befinden, habe ich nicht erfahren können.“

„Je mehr Ruſſen, deſto beſſer!“ antwortete Ammalet-Beg ruhig; „dann wird es um ſo weniger Fehlſchüſſe geben.“

„Aber es iſt auch um ſo ſchwerer, Beute zu machen!...“

„Was dieſen Punkt anbelangt, ſo lege ich nicht den geringſten Werth darauf. Nicht Beute iſt es, was ich ſuche, ſondern Ruhm und Rache.“

„Dieß ſind allerdings ſchöne Dinge, was jedoch den Ruhm betrifft, ſo hat nur derjenige Werth für mich, der goldene Eier legt. Wenn ich auch noch ſo ſchöne Heldenthaten vollbringe, und ich kehre mit leeren Händen zurück, ſo ſchäme ich mich, vor meiner Frau zu erſcheinen. Ueberdieß iſt der Winter nahe, man muß ſeine Vorräthe ſammeln, und die Ruſſen beſteuern, damit man ſeine Gäſte traktiren kann. Wähle Dir Deinen Poſten, Ammalet-Beg. Willſt Du mit den Plänklern vorausziehen, um Dich des Tabunn's zu bemächtigen? — Oder ziehſt Du vor, in meiner Nähe zu bleiben? — Ich halte mich mit den Abreken im Rückhalt auf. Iſt die Beute gemacht, ſo halten wir den Feind Schritt vor Schritt im Zügel, damit Zeit gewonnen wird, ſie in Sicherheit zu bringen.“

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mich da aufhalten werde, wo die Gefahr am größten iſt. Aber Djembulat, was verſtehſt Du unter den Abreken?“ —

„Dieß zu erklären, muß ich etwas weit ausholen. Es trifft ſich zuweilen, daß einige der kühnſten Krieger auf zwei bis drei Jahre das Gelübde ablegen, an keinem Vergnügen, an keiner Erholung theilzunehmen, in jedem Kampfe ihr Leben auszuſetzen, keinen Feind zu verſchonen, Niemand, auch einem Freunde, einem Bruder, nicht die leichteſte Beleidigung zu vergeben, bei jeder Gelegenheit, unbekümmert um Strafe und Rache, das Gut anderer zu rauben: daher hat man auch das Recht, jeden dieſer Leute zu tödten, wo man ihn findet. Diejenigen, welche dieſes Gelübde leiſten, nennt man Abreken. Es iſt gefährlich, ſie zu Nachbarn zu haben; ſobald man daher einen derſelben gewahrt, iſt es klug, den Karabiner und den Dolch bei der Hand zu haben. Am Tage des Gefechtes dagegen kann man auf dieſe Leute am ſicherſten zählen.“

„Aber welche Gründe, welche Vortheile mögen die Uzden veranlaſſen, ſo ſchwer auszuführende Verpflichtungen zu übernehmen?“

„Die einen thun es, um Beweiſe von Heldenmuth abzulegen, andere aus Noth, wieder andere nach großen Unglücksfällen, oder aus Lebensüberdruß. Siehſt Du dort jenen hochgewachſenen Kabardiner? — Er hat auf 5 Jahre das Gelübde der Abreken abgelegt, weil ſeine Geliebte an den Blattern geſtorben iſt. Seit jener Zeit iſt er ein wahrer Teufel geworden, und ich möchte lieber mit einem Tiger, als mit ihm zu thun haben. Dreimal ward er bereits in Kämpfen verwundet, die eine Folge der Rache ſeiner Thaten waren, und dennoch hat er ſich noch immer nicht beruhigt.“

„Welch' ſonderbarer Gebrauch! Wie kann aber ein Abreke nach ſolcher Lebensweiſe wieder zu einem geordneten Leben zurückkehren?“

„Ohne alle Schwierigkeit. Die Vergangenheit iſt dahin, als ob ſie nie ſtatt gefunden hätte. Seine Nachbarn ſind hocherfreut, wenn er ſeine Raubzeit aufgibt, und er wirft ſein Abrekenhandwerk ab, wie die Schlange ihre alte Haut, und wird wieder ſo ſanft, wie ein Lamm. — Doch die Nacht wird dunkler und der Nebel ſteigt aus den Gewäſſern des Terek auf. Es iſt Zeit, an unſere Unternehmung zu denken.“

Djembulat pfiff, worauf dieſes Zeichen aus allen Theilen des Lagers wiederholt ward; in einem Augenblicke war die ganze Truppe auf den Beinen; ſie war noch durch einige Uzden der benachbarten Dörfer verſtärkt worden. Nachdem die Führer ſich über den bequemſten Uebergangspunkt berathen hatten, rückte das ganze Korps in größtem Schweigen gegen das Ufer des Fluſſes vor. Ammalet-Beg ſtaunte über die Stille, welche nicht nur von der Mannſchaft, ſondern auch von den Pferden beobachtet wurde; nicht ein einziges wieherte, und es ſchien, als befürchteten ſie, beim Auftreten auf den Boden Lärm zu machen.

Bald langten ſie an dem Ufer des Terek an, der an dieſer Stelle durch eine vorſpringende Biegung eingeengt war. Das Waſſer war um dieſe Zeit nicht hoch genug, um die Furth unbrauchbar zu machen, gleichwohl ſetzte ein Theil der Mannſchaft weiter oben ſchwimmend über den Fluß, um für den Fall, daß man von den Koſaken beobachtet würde, über den wahrhaften Uebergangspunkt zu täuſchen. Zwei Krieger, welche ſich auf ihre Pferde verlaſſen konnten, ſetzten mit einem Sprunge in den Fluß. Die übrigen befeſtigten einen aufgeblaſenen Schlauch zwiſchen den Vorderfüßen ihrer Pferde, mehr oder weniger weit vom Strome hinabgeriſſen; ſtieg jeder Reiter an derjenigen Stelle, welche ihm die bequemſte ſchien, an's Land. Tiefe Dunkelheit und ein dichter Nebel deckten den ganzen Uebergang.

Es muß bemerkt werden, daß die ganze Linie des Terek, ſo weit ſie ſich an den Bergen hinzieht, durch eine ununterbrochene Poſtenkette, die unter ſich in Verbindung ſteht, bewacht wird. Auf jeder hervorragenden Höhe iſt ein Piket von Koſaken zu Pferde aufgeſtellt. Auf minder wichtigen Bergen iſt eine Lärmſtange aufgerichtet, welche man entzündet, ſobald es Lärm gibt. Neben dieſer Lärmſtange iſt das Pferd des Koſaken angebunden, und er ſelbſt ſteht als Schildwache dabei. Die Na[illegible] über ſind die Poſten verdoppelt.

Allein trotz dieſer Vorſichtsmaaßregeln ereignet es ſich zuweilen, daß es den Tſcherkeſſen gelingt, in kleine Trupps getheilt, und durch Nebel und Dunkelheit gedeckt, ſich durch dieſe Kette durchzuſchleichen, gleich wie das Waſſer durch die Löcher eines Siebes dringt. Auch dieſes Mal kam es ſo. Die **Gelude** (Führer), aus den Einwohnern des feindlichen Aouls ausgeſucht, und mit der örtlichen Beſchaffenheit vollkommen bekannt, leiteten jede der kleineren Abtheilungen, und umgingen die Höhen, auf welchen ſich die Poſten befanden, in größter Stille. Nur an zwei Stellen entſchloſſen ſich die Angreifenden, die Schildwachen aufzuheben, und ſich der dortigen Lärmſtangen zu bemächtigen. Djembulat begab ſich in Perſon gegen einen dieſer Punkte und befahl Ammalet-Beg, leiſe abzuſitzen, und auf der Erde kriechend den Poſten von hinten zu umgehen, ſo fort bis auf hundert zu zählen, und endlich auf den Stein ſeines Gewehrſchloſſes mehre Schläge zu thun. Dieſer Plan ward auf der Stelle ausgeführt.

Djembulat, der den Kopf an einer ſteilen Stelle des Ufers in die Höhe hob, gewahrte einen Koſaken, der neben ſeiner brennenden Lunte ſchlief, und ſein Pferd am Zügel hielt. Als er ein leichtes Geräuſch vernahm, wachte er auf und ſchaute unruhigen Blickes nach dem Fluſſe. Djembulat, der gleichen orden zu ſeyn befürchtete, warf ſeine Mütze in die Höhe, und legte ſich ter dem Abhange platt auf die Erde.

„Schau!“ ſagte der don'ſche Koſake zu ſich ſelbſt, „dieß ſind wilde Enten. eſe Thiere gleichen den Herren von Kiow; ſie haben Tag und Nacht keine uhe. Bald hört man ſie fliegen, bald ſchwimmen.“

In dieſem Augenblicke zogen glänzende Funken ſeine Aufmerkſamkeit nach r andern Seite.

„Sollten dieß etwa Wölfe ſeyn,“ ſagte er weiter; „man behauptet, daß ihre ugen in der Dunkelheit leuchten.“ Neue Funken, die er gewahrte, machten n Blut gerinnen, indem er ſich erinnerte, daß dieß eines der Zeichen ſey, ren ſich die Tſcherkeſſen bedienen, um in der Nacht die Richtung nicht zu rlieren. Dieſes kurze Zögern koſtete ihm das Leben, denn in demſelben ugenblicke pfiff die Klinge eines von kräftigem Arme geſchleuderten Dolches rch die Luft, und durchbohrt fiel der Koſake nieder, und ſtarb, ohne einen ut von ſich zu geben. Sein Kamerad, der neben ihm ſchlief, ward gleich- lls getödtet, und die Lärmſtange ausgeriſſen und in den Terek geworfen. f ein gegebenes Zeichen vereinigte ſich die ganze Truppe und rückte gegen s Dorf vor, dem der ganze Zug galt.

Der Ueberfall gelang vollkommen. Alle Einwohner, welche Widerſtand leiſten wagten, wurden niedergemacht, die übrigen entflohen oder verſteckten h. Außer der gewöhnlichen Beute fiel eine Menge Gefangener beiderlei ſchlechts in die Hände der Bergbewohner. Die Kabardiner drangen in die ohnungen des Dorfes ein, und bemächtigten ſich aller Gegenſtände, welche nen einigen Werth zu haben ſchienen; aber ſie ſteckten weder ein Haus in rand, noch beſchädigten ſie das Getreide und den Weinſtock. Denn es iſt rundſatz bei ſolchen Raubzügen, die Gaben Gottes und die Arbeit der Menen zu ſchonen, ein Grundſatz, der auch von den Heeren civiliſirter Völker folgt werden dürfte. In einer Stunde war für die Einwohner alles vorüber, ht aber für die Räuber, denn bereits war auf der ganzen Linie Lärm entnden. Ein Signal um das andere erglänzte gleich den Sternen am Morn durch den Nebel, und der Ruf zu den Waffen erſcholl von allen Seiten.

Unterdeſſen wurden einige beſonders geſchickte Reiter entſendet, um ſich s Tabun's zu bemächtigen, der in der Steppe weidete. Nachdem die Heerde gangen war, bemächtigten ſie ſich des Wächters, und warfen ſich ſofort t verhängtem Zügel unter lautem Rufe und häufigen Piſtolenſchüſſen auf e Pferde. Dieſe, von Schrecken ergriffen, entflohen geſtreckten Laufes nach m Fluſſe, wohin denſelben ein Tſcherkeſſe vorausgeeilt war, den man auf em trefflichen Renner abſichtlich hier gelaſſen hatte, um dem flüchtigen bun zum Führer zu dienen. Dieſer Tſcherkeſſe galoppirte der ganzen erde voraus, und lenkte ſie auf geſchickte Weiſe zwiſchen den noch ſtehenden oſten hindurch; hierauf, am Ufer des Terek angelangt, ſprengte er in die

Wogen hinab; der ganze Tabun folgte ohne Zögern nach, und deckte den Waſſerſpiegel mit einem weißlichen Schaume.

Unterdeſſen ließ der anbrechende Tag bereits die Gegenſtände unterſcheiden, und der ſich zerſtreuende Nebel ſtellte den Blicken ein prachtvolles und zugleich ſchreckliches Schauſpiel dar.

Man gewahrte zuvörderſt die Haupttruppe der Kabardiner, wie ſie ihre zahlreichen Gefangenen mit gebundenen Händen, theils auf dem Rücken der Pferde, theils an die Steigbügel befeſtigt, nach ſich zog. Die Drohungen der Räuber und ihr wildes Freudengeſchrei übertäubten die Klagen und den Jammerruf der unglücklichen Gefangenen. Mit Beute überladen, und durch die Viehheerden, welche ſie vor ſich hertrieben, in ihrem Marſche aufgehalten, zogen die Tſcherkeſſen nur langſam und in eine Staubwolke gehüllt dem Terek zu. Die Hauptführer, deren Panzerhemden und ſtählerne Helme in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten, jagten hin und her, und glichen leuchtenden Blitzen, die aus einer Wetterwolke hervorzucken. In der Ferne ſah man von allen Seiten die Linien-Koſaken herbeieilen, und ſchon ſaßen einige derſelben ab, und begannen, durch Geſträuche gedeckt, ein Plänklerfeuer mit den Tſcherkeſſen, welche die Nachhut bildeten.

Von beiden Seiten ward das Feuer immer lebhafter, und von Zeit zu Zeit ſah man einen der Tſcherkeſſen getroffen vom Pferde ſtürzen. Unterdeſſen war es den Vorderſten gelungen, einen Theil des geraubten Viehes über den Terek zu ſchaffen, als eine Staubwolke und Pferdegeraſſel die Annäherung eines ernſten Sturmes verkündigten. Eine Abtheilung von etwa 600 Gebirgsbewohnern unter Djembulat's und Ammalet-Begs Befehlen machte Front, um den bevorſtehenden Angriff abzuwehren, und den Ihrigen Zeit zum Uebergange über den Fluß zu verſchaffen. Mit wildem Geſchrei und ohne irgend eine Ordnung zu beobachten, ſtürzten ſie den Koſaken entgegen: aber alle Gewehre blieben an den Bandolieren hängen, und kein Säbel ward aus der Scheide gezogen; denn es iſt Sitte bei den Tſcherkeſſen, erſt im letzten Augenblicke zu den Waffen zu greifen. Als ſie noch 20 Schritte vom Feinde entfernt waren, ergriffen ſie ihre Karabiner, feuerten dieſe im ſchnellſten Laufe ab, warfen ſie ſofort über die Schulter zurück, und zogen die Säbel. Die Koſaken kehrten um, nachdem ſie mit einer vollen Ladung geantwortet hatten, und zerſtreuten ſich vor den Tſcherkeſſen, die, erhitzt durch die Verfolgung, ſich in ein Netz locken ließen, das ſie häufig ſelbſt ihren Feinden ſtellten. Die Koſaken hatten nämlich nur deßhalb die Flucht ergriffen, um ihre Gegner in einen Hinterhalt zu locken, der aus einem in dem Gebüſche verborgenen Bataillon des tapfern 42ſten Jägerregiments beſtand. Plötzlich erhoben ſich die Soldaten, und die überraſchten Tſcherkeſſen gewahrten mehre kleine Vierecke vor ſich, die aus der Erde hervorzuwachſen ſchienen. Die Bajonette ſenkten ſich, und ein wohlgenährtes Gliederfeuer begann von allen Seiten.

Vergebens ſtiegen die Tſcherkeſſen ab, und ſuchten ſich in ein kleines Gehölz zu flüchten, um von dort aus die Ruſſen zu umgehen; das Geſchütz, das mittlerweile ankam, entſchied das Treffen ſchleunigſt. Ein erfahrener Offizier, der Schrecken der Tſchetſchenzen, ein Mann, deſſen Tapferkeit ſie ſcheuten, und deſſen Biederkeit ſie dennoch häufig anzuerkennen gezwungen waren, der Oberſt K*** leitete die Bewegungen der Truppen, und der Erfolg konnte nicht länger zweifelhaft ſeyn. Einige wohlgerichtete Kugeln brachten Verwirrung in die Maſſe der Angreifer; ein Kartätſchenhagel führte ihre Flucht herbei. Die Niederlage war vollſtändig, und das Gemetzel gräßlich. Zwei Geſchütze wurden im Galopp auf dem Vorſprunge aufgefahren, in deſſen Nähe ſich die Tſcherkeſſen in den Fluß ſtürzten. Die Kartätſchenkugeln fuhren pfeifend über die ſchäumenden Wogen, und nach jedem Schuſſe ſah man einige Pferde nebſt ihren Reitern ertrinken. Es war jammervoll zu ſchauen, wie die Verwundeten ſich vergeblich an die Schweife und Zügel ihrer Renner anklammerten, und endlich verſanken. Andere ſuchten mit aller Anſtrengung das ſteile Ufer zu erreichen, allein ihre erſchöpften Arme vermochten das Gewicht ihres Körpers nicht mehr über dem Waſſer zu erhalten, der Strom riß ſie mit fort, und bald verſchwanden ſie unter den Wellen. Der Pulverdampf der Geſchütze zog ſich wirbelnd über die Waſſerfläche hin, die bereits ſich vom Blute zu röthen begann. Die Schneegipfel des Caucaſus, von welchen da und dort ſchwarze, dichte Wolken herabhingen, bildeten am Horizonte den Hintergrund dieſes Gemäldes.

Djembulat und Ammalet-Beg kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung; zwanzigmal zurückgewieſen, kehrten ſie eben ſo oft wieder zum Angriffe zurück, und ſo gelang es ihnen, mit etwa 200 der Ihrigen den Terek ſchwimmend zu hinterlegen. Jenſeits deſſelben ſtiegen ſie ab, kuppelten ihre Pferde *), und begannen ein lebhaftes Feuer nach dem entgegengeſetzten Ufer, um den Rückzug des Reſtes ihrer Leute zu decken. Auf ſolche Weiſe beſchäftigt, gewahrten ſie zu ſpät, daß eine Abtheilung Linien-Koſaken den Fluß weiter oben überſchritten hatte, und ſich anſchickte, ſie in Flanke und Rücken zu faſſen; bald ſahen ſie ſich von allen Seiten angegriffen; ihr Untergang war außer allem Zweifel.

„Djembulat,“ ſagte Ammalet-Beg, „es ſcheint, unſere letzte Stunde ſey gekommen.“

„Thue Du, was Du willſt, ich meines Theils ziehe den Tod durch eine Bleikugel dem ſchimpflichern durch den Strick vor.“

---

*) Die Tſcherkeſſen kuppeln ihre Pferde auf eine eigene Art, welche wohl in den europäiſchen Armeen nachgeahmt zu werden verdiente. Mittelſt des Zaumes befeſtigen ſie den Kopf des erſten Pferdes an den Schweif des dritten, den Kopf des zweiten an den Schweif des vierten Pferdes und ſo fort. Auf ſolche Weiſe können die Pferde ſich nicht trennen, und man braucht Niemand zur Aufſicht bei denſelben zurück zu laſſen.

„Wähneſt Du," antwortete dieſer, „meine Hände eignen ſich mehr zum Ketten tragen, als die Deinigen? ... Allah möge mich vor ſolcher Schande bewahren! Die Ruſſen können ſich meines Körpers bemächtigen, aber meine Seele wird immer unabhängig und frei ſeyn. Brüder und Waffengefährten," mit dieſen Worten wendete er ſich zu den wenigen Kriegern, die ihn noch umgaben, „das Glück läßt uns im Stich, aber unſere guten Klingen werden uns treu bleiben... Verkaufen wir den Giaurs unſer Leben theuer. Nicht dem bleibt der Sieg, der Herr des Schlachtfeldes iſt, ſondern dem, der ſeine Ehre zu bewahren verſteht, und die Ehre beſteht darin, daß man den Tod der Gefangenſchaft vorzieht!"

„Ja," riefen Alle aus, „laßt uns ſterben, laßt uns ruhmvoll fallen." Mit dieſen Worten ſtießen ſie ihren Pferden die Dolche in die Kehlen, damit ſie nicht in Feindes Hände kämen, ſtellten ſich hierauf hinter dieſer Art von Wall auf, und erwarteten, den Karabiner und den Säbel in der Hand, ſtolz ihre Feinde. Als die Koſaken einſahen, daß ſie auf verzweifelten Widerſtand ſtoßen würden, machten ſie einen Augenblick Halt, um ihre Glieder zu ſchließen, und den Angriff zu ordnen. Von Zeit zu Zeit ſchlug vom entgegengeſetzten Ufer eine Kugel in die Mitte dieſer Tapfern ein, oder eine unter ihnen ſpringende Granate überdeckte ſie mit Erde und Trümmern; ſie aber ſtimmten, gleichgültig und unbeweglich, mit mächtiger und ſchwermüthiger Stimme ihren Todtengeſang an, wobei ſie ſich ſtrophenweiſe gegenſeitig antworteten:

Todes-Hymne.

Ganzer Chor.

Ruhm uns Allen, Tod den Feinden! ...
Allah-hou, Allah-hou!

Erſter Halbchor.

„Weinet, Töchter des Aouls im Gebirge, weinet, und ehret unſer Andenken. Wir werden den Caucaſus nicht wieder ſehen. Wenn die letzten Schüſſe unſerer Waffen gefallen ſind, ſind wir nicht mehr!

Nicht unter dem ſanften Ton der Flöte werden wir entſchlummern, ſondern unter dem furchtbaren Rollen des feindlichen Donners. Und wer wird neben uns wachen? ... Etwa das ſchöne Mädchen mit den langen Flechten? — Nein, der Rabe mit dem ſchwarzen Gefieder und den ausgeſpannten Flügeln! Arme Kinder! Eure Väter können dießmal den althergebrachten Gebrauch nicht vollziehen. Von der den Ruſſen abgenommenen Beute bringen ſie Euch nichts nach Hauſe!

Zweiter Halbchor.

Weinet nicht, Töchter des Kaukaſus! Eure Schweſtern, die Huri's mit den ſchönen Augen, werden uns mit zärtlichen Blicken betrachten, und an den Ort der Seligkeit geleiten! Brüder, wenn Ihr den fröhlichen Becher leeret, gedenket unſerer und ſprecht: Sie haben den Tod der Schande vorgezogen!

Erſter Halbchor.

Im Frühling iſt der Waldbach brauſend und ſchön, aber ſein Lauf iſt kurz. Was iſt leuchtender, als das Feuer der Morgenröthe! aber wo iſt ſie jetzt? ... Theure Mutter, Stern meines Lebens, wenn Du Dich dieſen Abend ſchlafen legſt, löſche Dein Feuer frühzeitig aus. Strenge Deine Augen nicht an, mich auf der Straße zu ſuchen; harre meiner nicht, an der Schwelle Deiner Pforte ſitzend. Dein Sohn kehrt nicht zurück, um Dein Abendmahl mit Dir zu theilen. Suche ihn nicht, weder im Thale, noch auf den Felſen. Dein Sohn ſchläft. ... Die Erde der Steppe dient ihm zum Lager. .. Sein Herz iſt kalt, und ſein Säbel zerbrochen.

Zweiter Halbchor.

Weine nicht, o meine Mutter! Dein Sohn war Deiner würdig; ſein Herz, ermannt durch Deine Liebe, ſchlug ſtolz. Deine Milch kochte, in Löwenblut verwandelt, in ſeinen Adern. Nie hat er ſich gegen die Geſetze ſeines Landes verfehlt, und jetzt iſt er am Ende eines heißen Kampfes, getroffen von dem Engel Azräel, auf fremder Erde gefallen. ... Aber mein vergoſſenes Blut wird dem Vaterlande nützliche Früchte tragen, denn ich vermache meinen Kindern meinen Ruhm, und die Sorge meiner Rache meinen Brüdern.

Chor.

Brüder, an den Himmel noch eine Bitte, und dann ſtürzt Euch, den Säbel in der Fauſt, in den Kampf. Mögen, wenn es ſeyn muß, unſere Klingen zerſplittern, aber nur auf der Bruſt der Ruſſen, und dann laßt uns als Tapfere über einen Hügel von Leichen eine Bahn brechen.
Ruhm uns Allen, Tod den Feinden!
Allah-hou, Allah-hou!“

Von einem unwillkürlichen Gefühl der Ehrfurcht ergriffen, hörten die Koſaken und ruſſiſchen Soldaten dieſen wilden Todtengeſang ſchweigend an. Bald aber ward derſelbe übertäubt durch den allgemeinen Hurrahruf, der ſich von allen Seiten erhob *). Da erhoben ſich ſämmtliche Tſcherkeſſen zugleich, gaben die letzte Salve ihrer Feuerwaffen ab, zertrümmerten ſie dann am Boden, und ſtürzten ſich, mit dem Dolche in der Hand, auf ihre Feinde. Die Abreken hatten ſich, um im Kampfe nicht getrennt zu werden, mit ihren Gürteln an einander befeſtigt, und ſtürzten ſich auf ſolche Weiſe in das Handgemenge; es war fürchterlich. Alles fiel unter der Schärfe des Säbels, oder unter der Spitze des Bajonets. „Vorwärts, folge mir Ammalet-Beg,“ rief Djembulat. „Laß uns die Freiheit im Tode ſuchen!“ Aber Ammalet-Beg hörte ihn nicht mehr. Durch einen heftigen Kolbenſchlag von hinten auf den Kopf getroffen, war er zu Boden geſtürzt, mitten unter Leichen und im Blute, das denſelben überſchwemmte.

Fünftes Kapitel.

Correſpondenz. Der Sardar.

Brief des Oberſten V***. an ſeine Braut zu Smolensk.

Derbent, im October 1810.

Dein Brief, meine vielgeliebte Marie, hat zwei lange Monate, zwei Jahrhunderte gebraucht, bis er mir zukam. Wie ſchmerzlich iſt es für mich, nur in der Vergangenheit zu exiſtiren! Ich eile dem Koſaken, der mit der Correſpondenz anlangt, aus der Stadt entgegen. Mein Herz pocht heftig bei dem Anblicke eines Briefes; zitternd öffne ich das Siegel; mit Entzücken durchlaufe ich dieſe Zeilen, welche Deine mir ſo theure Hand geſchrieben, Deine ſchöne Seele, Dein liebendes Herz dictirt haben ... ich bin außer mir, mein Glück iſt vollkommen! Allein kaum habe ich Deinen Brief nicht mehr vor Augen, als ſich grauſame Gedanken meiner bemächtigten. Ich ſage mir dann: Alles, was ſie mir ſchreibt, iſt trefflich, aber es iſt doch nur Vergangenes, und wer ſteht mir für den gegenwärtigen Augenblick? Was geht jetzt vor? Befindet ſie ſich wohl, iſt ihr nichts Unangenehmes begegnet? Liebt ſie mich noch? — Wann wird endlich der glückliche Zeitpunkt erſcheinen, wo weder Zeit noch Raum uns trennen, wo unſere Liebe zur gegenſeitigen Mittheilung nicht mehr der Vermittelung der Poſt bedarf? Dann werde ich mir nicht mehr ſagen, daß dieſe Neigung, deren ſie mich ſo eben verſichert, vielleicht in dieſem Augenblicke aufgehört hat.

---

*) Hm, oura, heißt auf tatariſch: ſchlage, tritt! Ohne Zweifel iſt dieſes der Urſprung des Wortes Hourrah, das in dem ruſſiſchen Heere gebräuchlich iſt, und daher von der Zeit der mongoliſchen Herrſchaft herſtammt.

Vergebung, theure Freundin, Vergebung für dieſe düſtern Gedanken: ſie ſind die bittern Früchte der Abweſenheit. In der Nähe derjenigen, welche er liebt, glaubt der glückliche Liebende an alles.... entfernt von ihr, beherrſchen ihn tauſendfache Zweifel.

Du wünſcheſt, daß ich Dir mein Leben Tag für Tag, Stunde für Stunde ſchildere... Wie mühſam wäre dieſe Chronik aufzuſetzen, ſelbſt wenn ich den Muth dazu hätte! Schelmin, als ob Du nicht wüßteſt, daß, ohne Dich zu leben, für mich nicht leben heißt? — Warum alſo mich nöthigen, dieſe traurige und beſchwerliche Laufbahn noch einmal zu beginnen? Mein jetziges Leben iſt nichts anderes, als die Spur einer Kette, die ſich durch dürren Sand ſchleppt. Meine einzigen Hülfsquellen ſind die Pflichten meines Standes, die, wenn ſie mich auch nicht zu zerſtreuen vermögen, mir doch wenigſtens durch Strapazen meines Lebens Herr zu werden helfen. In ein Land verſetzt, das meiner Geſundheit ſchädlich iſt, finde ich auch nicht das Geringſte, was meine Intelligenz zu beſchäftigen vermöchte. Von allen meinen Cameraden verſteht mich keiner, und keiner ſympathiſirt mit mir, und was die Landesbewohner anbetrifft, ſo bin ich noch übler daran. Meine ganze Umgebung iſt ſo wild, ſo beſchränkt, daß mich Langeweile und unbezwingliche Schwermuth fortwährend unwillkührlich beherrſchen. Leichter läßt ſich ein Funken einem Stücke Eis entlocken, als eine intellectuelle Quelle aus meinem gegenwärtigen Leben!.. Gleichwohl iſt Dein Wunſch mir heilig; ich will daher in einem flüchtigen Umriß Dir die Ereigniſſe der letzten Woche ſchildern, die wenigſtens etwas mehr Wechſel darbot, als die früheren.

Ich glaube Dir bereits mitgetheilt zu haben, daß wir von unſerm Zuge in das Land Akoutſcha zurückgekehrt ſind, welche Unternehmung unſer Ober-General in Perſon geleitet hat, und deren Zweck vollkommen erreicht wurde. Schah-Ali-Khan hat ſich nach Perſien geflüchtet; unſere Truppen haben das empörte Land nach allen Richtungen durchzogen; mehre Dörfer, ſo wie auch große Vorräthe von Getraide und Futter wurden in Brand geſteckt. Als endlich der fallende Schnee in den Bergen die Inſurgenten nöthigte, von denſelben herabzuſteigen, boten ſie ihre Unterwerfung an, und ſtellten Geiſeln, worauf wir uns nach der Feſtung Bournaia *) zurückzogen. Von hier aus

---

*) Um die Bergbewohner im Zaum zu halten, ließ General Yermoleff während ſeines Oberbefehls mehre Forts erbauen, welchen er den Namen Bournaia (die Stürmiſche) Vnezapnaia (die Fruchtbare) ꝛc. gab.

wurden unſere Truppen in Winterquartiere verlegt, und mein Regiment bezog ſeine alten Cantonnirungen zu Derbent. Geſtern nahm der Obergeneral vor ſeinem Abmarſch zu einem neuen Zuge nach einem andern Theile des Landes, von uns Abſchied. Aus dieſem Grunde fand ſich Abends eine zahlreichere Geſellſchaft bei ihm ein, als gewöhnlich. General Yermoloff nahm den Thee in unſerem Zelte an. Wem ſind ſeine Züge, durch ſo zahlreiche Abbildungen vervielfacht, nicht bekannt? — Allein wie ähnlich dieſe auch ſeyn mögen, ſo iſt es doch unmöglich, ſich einen wahren Begriff davon zu machen, denn nie gab es eine Phyſionomie, deren Ausdruck ſolche Beweglichkeit hat. Alles in ihr zeugt von Größe. Betrachtet man dieſe coloſſalen Formen, dieſes antike Profil, dieſen edlen, durchdringenden Blick, ſo wird man unwillkührlich an jene Helden des alten Roms erinnert, welche deſſen Größe gründeten.

Das Studiren dieſes Mannes, in den verſchiedenen Lagen, in denen er ſich befand, iſt höchſt belehrend. Sein kaltes Blut in der Stunde des Gefechts iſt bewundernswerth. Zu Hauſe, am Tage einer Audienz, iſt er es nicht minder, durch die außerordentliche Feinheit ſeiner Sitten. Beſonders intereſſant iſt es, ihn zu beobachten, wenn er ſich mit den Aſiaten unterhält. Bald weiß er denſelben in dem ihnen eigenen orientaliſchen Style etwas Schmeichelhaftes zu ſagen; bald macht er mit einer einzigen Bemerkung alle ihre Ränke und ihre geſchickteſten Plane zu Schanden; vergeblich bemühen ſie ſich, ihm dieſelben zu verbergen, und ſie im Innerſten ihrer Seele zu verſchließen. Sein durchdringendes Auge entdeckt ihre geheimſten Gedanken, und erräth ihre lange zum Voraus entworfenen Plane. Offen und freundlich gegen die Offiziere, die er ſeine lieben Cameraden nennt, zeigt er größere Zurückhaltung gegen die Civilbeamten, welche verſchiedene Berufs-Verhältniſſe nach Georgien führen. Oft ſchon mußte ich lächeln, wenn ich die Haltung derjenigen beobachtete, die ſich in ihrem Gewiſſen nicht ganz rein fühlten; ſie wurden verwirrt und abwechſelnd roth und bleich, wenn er den durchdringenden, ernſten Blick auf ſie heftete. Man hätte glauben mögen, alle Erpreſſungen, deren ſie ſich je ſchuldig gemacht, ſeyen in dieſem Augenblicke mit all' den traurigen Folgen, welche eine unvermeidliche Entdeckung im Geleite hat, an ihrem innern Auge vorübergezogen. Auf der andern Seite verſteht Niemand beſſer, als er, mit dem erſten Blicke das Verdienſt zu unterſcheiden, es unter allen Verhältniſſen zu ehren, und die Tapferkeit mit einem einzigen Worte zu lohnen, mit einem jener electriſchen Worte, welche von Herzen kommen und unmittelbar zum Herzen dringen. Wahrlich, es iſt ein großes Glück, von einem Manne befehligt zu werden, den man eben ſo ſehr als Individuum lieben, wie als militairiſchen Befehlshaber und Adminiſtrator achten muß.

Wenn es daher intereſſant iſt, den General in ſeinem offiziellen Leben zu beobachten, ſo erſcheint es noch intereſſanter, ihn in ſeinem Privatkreiſe kennen zu lernen, in welchem er beinahe täglich die nach Geiſt, Kenntniſſen und

Tapferkeit ausgezeichnetſten Männer ſeines Hauptquartiers um ſich vereinigt. Kein Zwang, keine beengende Etikette legt dem Reize näherer Beziehungen Feſſeln an. Bei ſolchen Zuſammenkünften thut und ſpricht Jeder, was ihm gefällt. Auch wird Keiner zugelaſſen, von dem man den Mißbrauch dieſer Freiheit vorausſetzen könnte. Alexei Petrowitſch*) führt hier den Vorſitz wie ein liebenswürdiger Camerad unter Seinesgleichen, wie ein Vater mitten unter ſeinen Kindern; er ſcheut ſich nicht, in der Nähe beobachtet zu werden.

Wie geſagt, wir brachten den geſtrigen Abend in ſeiner Geſellſchaft zu. Während wir den Thee tranken, las einer ſeiner Adjudanten, wie es Sitte iſt, eine Abhandlung vor. Es war ein Kapitel aus Napoleons Memoiren, und zwar der merkwürdige italieniſche Feldzug, den General Yermoloff das epiſche Gedicht der Kriegskunſt nennt. Man bewunderte, urtheilte, discutirte. Alexei Petrowitſch's Bemerkungen waren treffend und voll Klarheit und Tiefe. Sofort kam die Reihe an die gymnaſtiſchen Uebungen. Das Rennen, der Zweikampf, der Sprung durch das Feuer folgten auf einander, und jeder hatte Gelegenheit, ſeine Kraft und Geſchicklichkeit zu zeigen. Der Abend war einer der Schönſten. Ueber uns, auf dem Gipfel eines Felſens hing das Fort Bournaia; weiter unten gewahrte man die Wohnung des Schamkhal's mit ihrer ganz orientaliſchen Architektur. Auf dem Rücken des Berges lagen die Häuſer und Gärten des Städtchens Tarki zerſtreut. Dann zeigten ſich die weißen Zelte unſeres Lagers; endlich in öſtlicher Richtung iſt die Ausſicht auf das weite caspiſche Meer begränzt. Bunt durcheinander bewegten ſich die ruſſiſchen Offiziere, tatariſche Begs, tſcherkeſſiſche Prinzen, Koſaken von verſchiedenen Corps und Bergbewohner von mannigfachen Stämmen. Die europäiſche Uniform, der aſiatiſche Kaftan, das Panzerhemd des Tſcherkeſſen ſah man hier neben einander, und durch dieſe Miſchung von Trachten ward die pittoreske Wirkung des von der untergehenden Sonne beleuchteten Gemäldes noch erhöht. Die kriegeriſche Muſik, die Geſänge der Soldaten erklangen weit hin in die Ferne. Das ganze wahrhaft magiſche Bild trug einen Charakter der Originalität, und einen reichen Wechſel der Farben und Reflexe, der die Einbildungskraft lebhaft aufregte.

Unſere Beluſtigungen wurden durch die Ankunft eines Koſaken-Offiziers unterbrochen, der dem Obergeneral einen Bericht des Oberſten K***, der an der Gränze ſtationirt war, überbrachte. Nachdem Alexei Petrowitſch Einſicht von dem Papiere genommen hatte, wendete er ſich zu uns und ſagte mit zufriedener Miene: „K*** hat den Gebirgsbewohnern eine tüchtige Lection gegeben. Dieſe Räuber haben einen Einfall auf unſerer Seite des Terek gemacht; man hat ihnen jedoch nicht nur die Beute und die Gefangenen abgenommen, ſondern alle ſind als Opfer ihrer verwegenen Unternehmung gefallen." Nachdem der Obergeneral den Eſſaoul *) über die nähern Umſtände befragt hatte, gab er Befehl, die Gefangenen vorzuführen. Da Einige derſelben verwundet waren, ſo ward ihnen die nöthige Hülfe geleiſtet. Die Uebrigen, fünf an der Zahl, wurden ihm vorgeführt.

---

*) Es iſt bekannt, daß man die Perſonen in Rußland mit dem Geſchlechtsnamen des Vaters nennt. Der des Generals Yermoloff iſt in dem ganzen Lande populär geworden.

Die Stirne des Generals verdunkelte ſich; ſeine Braunen zogen ſich zuſammen, und ſeine Augen ſchoſſen Blitze. „Elende, ſagte er zu den Ougden, drei Mal habt Ihr geſchworen, Euch der Plünderung zu enthalten, und eben ſo oft bracht ihr Euern Eid. Woran fehlt es Euch denn? — Habt Ihr nicht Heerden und Weideplätze in Menge? Gewährt man Euch nicht nöthigenfalls Vertheidigung und Schutz? — Allein dieß alles genügt Euch nicht. Ihr wollt gleich den Andern der Vortheile unſerer Regierung genießen, ohne weder auf das Räuberhandwerk zu verzichten, noch Euern Antheil auf die Beute im Stiche zu laſſen, und aus dieſem Grunde lockt Ihr die Tſcherkeſſen in unſere Dörfer, die Ihr gemeinſchaftlich mit dieſen plündert. Man hänge ſie auf," fuhr er mit ſtarker Stimme fort, „und zwar mit ihren eigenen Arkanen **). Sie mögen miteinander looſen; der Vierte ſey frei; er kehre zu den Seinigen zurück und ſage ihnen von meiner Seite, daß ich in kurzer Zeit ſelbſt kommen und ſie Wort halten und den Frieden beobachten lehren werde." Die Ougden wurden abgeführt. Nur ein Tatar blieb zurück, der ſeiner Kleidung nach ein Beg war, und nunmehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Er war ein junger Mann von 22 bis 23 Jahren, groß, gut gewachſen und ſchön, gleich dem Apollo von Belvedere. Als der General ſich ihm näherte, begrüßte er ihn, indem er den Kalpak vom Kopfe nahm; hierauf nahm er ſeine ruhige ſtolze Stellung wieder an; ſein Geſicht drückte unerſchütterliche Ergebung in ſein Schickſal aus.

Der Obergeneral heftete ſeinen durchdringenden, ſchrecklichen Blick auf ihn; allein der junge Mann ſenkte das Auge nicht, und verzog keine Miene. „Ammalet-Beg," ſagte endlich Alexei Petrowitſch, „haſt Du vergeſſen, daß Du ruſſiſcher Unterthan und folglich den ruſſiſchen Geſetzen unterworfen warſt?"

„Ich hätte mich deſſen erinnert," antwortete Ammalet, „wenn ich Schutz und Gewähr für meine Rechte gefunden hätte. Wäre dieß geſchehen, ſo ſtände ich jetzt nicht vor Euch."

„Undankbarer junger Mann," ſagte der General, „Dein Vater und Du, Ihr ſuchtet ſtets durch alle Euch zu Gebot ſtehenden Mittel uns zu ſchaden.

---

*) Eſſaoul heißt der erſte Offiziersgrad bei den Koſaken; er bedeutet etwa ſo viel als Fähnrich bei den regelmäßigen Truppen.

**) Arkan heißt ein langes Seil, das in einer Schlinge endigt, mittelſt welches die Tſcherkeſſen und Kirgiſen, gleich den Gauchos von Süd-Amerika ſich der wilden Pferde und ſelbſt der Menſchen bemächtigen. Mit großer Geſchicklichkeit und auf ziemlich beträchtliche Entfernungen wiſſen ſie dieſe Schlingen denſelben um den Hals zu werfen.

Hättet Ihr auf gleiche Weiſe gegen die perſiſche Regierung gehandelt, ſo wäre längſt ſchon keine Spur mehr von Euch und den Eurigen übrig. Aber unſer Monarch hat ſich großmüthig gegen Dich erwieſen, indem er Dir, ſtatt dem Tode, den Du verdienteſt, ein reiches Grundeigenthum ſchenkte. Und auf welche Weiſe haſt Du dieſe Gnade vergolten? — Durch Unzufriedenheit, heimliche Ränke und offene Empörung! Dabei bliebſt Du jedoch nicht ſtehen; unſerm grauſamſten Feinde gewährteſt Du Schutz und Zuflucht, Du ließeſt es geſchehen, daß er bei Dir und unter Deinen Augen einen ruſſiſchen Offizier verrätheriſcher Weiſe zu ermorden wagte. Hätteſt Du Dich jedoch trotz deſſen unterworfen, ſo würde ich Dich aus Rückſicht für Deine Jugend und für die Sitten Deines Landes begnadigt haben. Allein ſtatt deſſen haſt Du Dich in die Gebirge geflüchtet, um in Gemeinſchaft mit Sultan Akhmet-Khan auf unſern Gränzen ſchändlichen Raub zu begehen. Du wardſt beſiegt, und abermals haſt Du mit Djembulat neuen Raub begonnen. Du mußt das Loos kennen, das Deiner harret.“

„Ja,“ ſagte Ammalet-Beg kalt, „der Tod durch die Kugel.“

„Mit nichten,“ erwiderte der erzürnte General, „der Tod durch eine Kugel iſt zu ehrenvoll für einen Räuber. Man wird einen Araba mit ſeinen Aeſten in den Boden pflanzen, und Dich mit einem Zaume um den Hals daran aufknüpfen. Dieß iſt der wahre, Deiner würdige Lohn.“

„An der Art des Todes liegt mir nichts,“ verſetzte Ammalet-Beg, „woſern er nur ſchnell erfolgt. Ich bitte nur um eine Gnade: daß man mir die Verzögerung eines Gerichts erſpare; dieß hieße doppelten Tod erleiden, ſtatt dem einfachen.“

„Unverſchämter! Du haſt ihn tauſendfach verdient. Aber weil Du es verlangſt, ſo ſey es Dir gewährt. Ein Kriegsgericht ſoll ernannt werden,“ ſo wendete ſich der Obergeneral an den Chef ſeines Generalſtabs. „Der Thatbeſtand iſt klar; die Beweiſe ſind unumſtößlich. In *einer* Sitzung ſey die Sache entſchieden, und Alles bis zu meiner Abreiſe abgethan.“

Hierauf gab er einen Wink mit der Hand, und der Schuldige ward abgeführt.

Das Schickſal des jungen Mannes flößte allgemeine Theilnahme ein; wir Alle hatten um ſo mehr Mitleid mit ihm, als es unmöglich war, ihn zu retten; denn keiner von uns konnte ſich verhehlen, daß der doppelte Verrath ein Beiſpiel nothwendig machte. Ebenſo kannten wir auch die unerſchütterliche Feſtigkeit des Generals in Dingen dieſer Art, wenn ſie ſo klar vor Augen lagen, wie hier. Daher wagte Niemand zu Gunſten des Unglücklichen einzuſchreiten. Der Reſt des Abends verfloß ernſter als gewöhnlich, und man trennte ſich frühzeitig. Ich beſchloß jedoch gleichwohl, einen Verſuch zu wagen. Vielleicht, ſo ſagte ich mir, gelingt es Dir, ſeine Strafe etwas zu mildern. Einige Zeit darauf trat ich leiſe in das Zelt des Obergenerals. Ich fand ihn allein, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, und in tiefes Nachdenken verſenkt. Vor ihm lag ein angefangener Bericht, von ſeiner Hand geſchrieben und an den Kaiſer gerichtet. Alexei Petrowitſch kennt mich ſeit langer Zeit. Unſere Bekanntſchaft ſteigt zum Jahre 1813 in der Schlacht bei Culm hinauf. Seit jener Zeit hat er ſich ſtets wohlwollend gegen mich gezeigt, ſo daß mein jetziger Beſuch ihm nicht auffallen konnte. Sobald er mich wahrnahm, ſagte er mit ausdrucksvollem Lächeln: „Euſtach Iwanowitſch, ich merke wohl, Du kommſt um mein Herz zu überfallen. Sonſt, wenn Du mich beſuchſt, trittſt Du ein, als wollteſt Du eine Batterie ſtürmen, und dießmal näherſt Du Dich auf den Zehen, und ich höre Dich kaum. Das thuſt Du nicht ohne Grund; ich ſehe wohl, Du willſt Dich für Ammalet-Beg verwenden.“

„Sie haben es errathen, mein General,“ erwiderte ich, etwas überraſcht durch dieſen bariſchen Anfang, und ohne recht zu wiſſen, was ich ſagen ſollte.

„Wohlan, ſetze Dich her, und laß uns ein wenig über dieſen Gegenſtand ſprechen,“ ſagte Alexei Petrowitſch; und nach einem kurzen Schweigen begann er folgendermaßen:

„Ich weiß recht gut, daß man mich für einen hartherzigen Mann hält, der das Leben Anderer für Nichts achtet. Mehr als ein Eroberer hat ſich bemüht, ſeine ehrgeizigen Entwürfe unter dem Schleier der Milde zu verbergen, und während er unzählige Uebel über die Menſchheit brachte, ſeine Liebe für dieſelben voran zu ſtellen. Mir aber ward das Loos, einen geradezu entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Ich mußte durch die Furcht über dieſes halbbarbariſche Land zu herrſchen ſuchen. Ich trachtete dahin, durch den Schrecken meines Namens unſere Gränzen ſicherer, als durch Poſten und Forts zu ſchützen. Mein Wort ſollte den Aſiaten eben ſo unwandelbar erſcheinen, als das Verhängniß, welches ſie glauben. Dem Herzen eines Europäers kann man beikommen; man kann ihn durch Ueberzeugung, durch Güte zurückbringen, durch Milde entwaffnen, durch Wohlthaten gewinnen. Alle dieſe Dinge erſcheinen einem Aſiaten als unzweideutige Beweiſe von Schwäche, daher bin ich gerade aus Gründen der Menſchlichkeit häufig genöthigt, mich ſtrenge bis zur Grauſamkeit zu zeigen. Glaube mir, lieber Oberſt, Menſchen in halbciviliſirtem Zuſtande würdigen und verehren nur Eines, die Kraft, welche ſich mit Energie vereint. Nur die Furcht vor ſchrecklicher Strafe gewährt der Handvoll Ruſſen Sicherheit in dieſem Lande, und erhält die Tauſende von Moslims, welche es bewohnen, in Unterwerfung. Manche Menſchen, die mich in dieſem Augenblicke hören könnten, würden ſich ungläubig zeigen; denn ſie ſelbſt bergen ihre gehäſſigen Gefühle und ihre Plane perſönlicher Rache unter dem Vorwande der Nothwendigkeit. Mit heuchleriſcher Miene ſprechen ſie: Nur gar zu gerne möchte ich verzeihen, aber ſagt ſelbſt, iſt dieß möglich? — Ich rede nie auf ſolche Weiſe, und Niemand ſoll die Thräne in meinem Auge gewahr werden, wenn ich ein

Todesurtheil unterzeichne; aber mein Herz blutet nichts deſto weniger in's Geheim.“

Alexei Petrowitſch war lebhaft bewegt; um ſich zu beruhigen, ging er einigemal in dem Zelte auf und ab; hierauf ſetzte er ſich wieder, und fuhr fort:

„Bei all' dem ward mir die grauſame Pflicht, zu ſtrafen, noch nie ſo ſchwer, als dießmal. Hat man lange Zeit unter den Aſiaten gelebt, wie ich, ſo wird man durch die Erfahrung über Lavaters Syſtem enttäuſcht, und legt nicht mehr Werth auf eine einnehmende Phyſionomie, als auf ein Empfehlungsſchreiben. Und dennoch haben der Blick, die Haltung, die Feſtigkeit dieſes jungen Mannes, dieſes Ammalet-Beg einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Was auch die Pflicht mir ſeinetwegen befiehlt, ſo geſtehe ich, daß er mir inniges Mitleiden einflößt.“

„Wohl denn, mein General,“ erwiderte ich jetzt, „ſo glauben Sie an die Regungen ihres edelmüthigen Herzens; oft leiten dieſe ſicherer, als der Verſtand.“

„Unglücklicher Weiſe, lieber Freund, muß der Mann im Amte ſtets das Letztere und nicht ſein Herz zu Rathe ziehen. Ohne Zweifel kann ich Ammalet-Beg begnadigen, und dennoch muß ich ihn ſeinem Schickſale überlaſſen. Dagheſtan iſt angefüllt mit unſern Feinden. Vielfache Keime von Unruhe gähren dort auf allen Seiten, und ſind bereit, ſich bei dem erſten Winde, der von den Bergen weht, zu entwickeln. Sogar die Stadt Tarki iſt auf dem Punkte, ſich zu empören. Ein Beiſpiel der Strenge allein vermag alle dieſe Ränke abzuſchneiden, indem es den Tataren beweist, daß weder ein Privilegium des Ranges, noch der Geburt, den Schuldigen zu ſchützen vermag, und daß Alle vor dem Geſetze gleich ſind. Wenn ich Ammalet-Beg begnadige, ſo werden alle Freunde und Gegner Yermoloffs laut äußern, daß er vor der Furcht, dem Schamkhal zu mißfallen, zurückgebebt ſey.

Hierauf erwiderte ich, es ſcheine mir im Gegentheil, Rückſichten für dieſe mächtige Familie könnten nur von günſtiger Wirkung für dieſes Land ſeyn; der Schamkhal insbeſondere . . .

„Was den Schamkhal anbelangt,“ unterbrach mich der General, „ſo iſt er ein wahrhafter Aſiate, der im Herzen froh ſeyn wird, wenn er ſich von einem Prätendenten befreit ſieht. Uebrigens kümmere ich mich wenig darum, was dieſer ganzen Familie angenehm iſt, oder mißfällt.“

Da ich bemerkte, daß der Obergeneral erſchüttert ſchien, ſo drang ich lebhafter in ihn.

„Schlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab, ſagte ich ihm; ich werde gewiß dankbar dafür ſeyn. Ich werde für Drei dienen; ich will, wenn es ſeyn muß, dieſes Jahr auf den Urlaub verzichten, den Sie mir verſprochen haben. Aber ich beſchwöre Sie, verzeihen Sie Ammalet-Beg. Er iſt noch jung, und wird gewiß einen Rußland ergebenen Diener geben. Eine Wohlthat, ein Act der Gnade verfehlt nie ſeine Wirkung."

Alexei Petrowitſch ſchüttelte ungläubig das Haupt. „Ich habe ſchon viele Undankbare gemacht," ſagte er, „und ſo mag es noch einmal darum ſeyn; ich begnadige ihn, und nicht etwa blos halb, dieß iſt gegen meine Grundſätze. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, mich gut, wo nicht ſchwach zu zeigen. Aber behalten Sie wohl, was ich Ihnen ſage: Sie wollen dieſen Aſiaten umwandeln; trauen Sie ihm nicht allzuſehr, und hüten Sie ſich, daß Sie nicht eine Schlange in Ihrem Buſen erwärmen."

Ich war ſo erfreut über den unerwarteten Erfolg meiner Bemühungen, daß ich, nachdem ich dem General eiligſt meinen Dank ausgedrückt hatte, mich ſo ſchnell als möglich nach dem Zelte begab, in welchem Ammalet-Beg beim ſchwachen Schein einer Lampe von drei Soldaten bewacht wurde. Ich trat ein und fand den Gefangenen auf dem Boden liegend und in ſeine Burka gehüllt, die Augen voll Thränen, und dergeſtalt in Gedanken vertieft, daß er meine Annäherung gar nicht gewahrte. Es iſt ſo peinlich, in dieſem Alter von dem Leben ſcheiden zu müſſen! Um ſo lebhafter empfand ich das Glück, ihn aus dieſer grauſamen Lage ziehen zu dürfen, und ſeine Seele mit Freude zu erfüllen.

„Ammalet-Beg," ſo redete ich ihn an, „Gott iſt groß, und der Sardar edelmüthig. Er hat Dir das Leben geſchenkt."

Außer ſich ſtand der Verurtheilte ſchleunigſt auf, er wollte ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm. Plötzlich ſtieg ein Zweifel gleich einer Wolke in ihm auf, und bedeckte ſeine Züge.

„Das Leben!" rief er aus, „ich verſtehe; ich kenne dieſe Gnade. Das Leben . . . um es im finſtern Kerker ohne Licht und Luſt hinzubringen, oder in einen ewigen Winter, in eine nie endende Nacht verbannt zu werden; beraubt zu ſeyn, nicht nur der Freiheit, ſondern auch aller Annehmlichkeiten des Daſeyns, und ſelbſt der Möglichkeit, ſich in der Mutterſprache über ſeine Leiden beklagen und ſie frei ausſprechen zu können. Das nennt Ihr das Leben, und ihr preiſ't mir dieſe jeden Augenblick ſich erneuernde Qual als eine Großmuth ohne Gleichen!"

„Du biſt im Irrthum, Ammalet Beg," erwiderte ich ihm. „Du biſt vollſtändig und ohne Beſchränkung begnadigt. Du wirſt wieder ſeyn, was Du früher warſt: Herr Deines Eigenthums und Deiner Handlungen. Nimm hier Deinen Säbel zurück. Der Obergeneral iſt überzeugt, Du werdeſt ihn in Zukunft nur im Intereſſe der Ruſſen ziehen. Ich mache Dir nur eine Bedingung, die ich zugleich als feierliche Bitte an Dich richte: Bleibe bei mir, bis das Gerücht deines Abenteuers ſich etwas gelegt haben wird. Sey mein Freund, mein Bruder!"

Der junge Tatar ſtand betäubt. Thränen entrollten ſeinen Augen. „Ich bin beſiegt," rief er endlich aus. „Verzeihung, Oberſt, wenn ich Sie verkannte, wenn ich unedel von Ihnen und den Ruſſen im Allgemeinen dachte. In Zukunft will ich der treue Diener Ihres Kaiſers, der ergebenſte Freund von Ihnen und den Ihrigen ſeyn. Mein Herz und mein Säbel gehören Ihnen; verfügen Sie darüber. O mein Säbel," fuhr er fort, indem er ihn halb aus der Scheide zog und die koſtbare damaszirte Klinge betrachtete, „möchten meine Thränen die Blutſpuren der Ruſſen und den Naphta der Tataren *) wegzuwiſchen vermögen. Wie kann ich je für das koſtbare Geſchenk des Lebens und der Freiheit meinen Dank an den Tag legen!" . . .

„Ich bin überzeugt, theure Marie, daß Du mir für dieſe That einen Deiner ſüßeſten Küſſe bewahrſt. So oft ich in dem Falle war, eine gute Handlung zu begehen, habe ich mir geſagt: Marie wird ſie billigen, Marie wird mich um ſo mehr lieben. Wann aber wird dieß alles in Erfüllung gehen? Noch iſt das Schickſal uns nicht günſtig. Deine Trauer verlängert ſich, und mir hat der Obergeneral für den Augenblick den Urlaub beſtimmt abgeſchlagen, und ich kann ihm darob nicht zürnen, obgleich es mir äußerſt peinlich iſt. In Folge des letzten Feldzuges iſt mein Regiment nicht wenig desorganiſirt; auch habe ich noch andere Geſchäfte abzumachen, ich muß Caſernen bauen laſſen und einen Theil meiner Truppen coloniſiren. Wäre ich nur einen Monat abweſend, ſo ginge Alles verkehrt; ich bleibe daher; aber wie theuer kommt dieſes Opfer meinem Herzen zu ſtehen.

Es ſind jetzt drei Tage, daß wir uns in Derbent befinden. Ammalet-Beg wohnt bei mir. Er iſt wild, ſchweigend, traurig, aber nichts deſto weniger intereſſant. Er ſpricht gut ruſſiſch, und ich habe angefangen, ihn leſen zu lehren. Er zeigt außerordentliche Anlagen, und mit der Zeit hoffe ich, einen recht liebenswürdigen Tataren aus ihm zu machen.

(Der Reſt des Briefs iſt unſerm Gegenſtande fremd.)

Bruchſtück eines andern Briefs des Oberſten B°°° an ſeine Braut Marie B°°°, ſechs Monate ſpäter geſchrieben.

Derbent, April 1820.

Meine theure Freundin, Ammalet-Beg macht ſich nach und nach ganz zum Ruſſen. Gewöhnlich betrachten die Tataren der höheren Klaſſen den unmäßigen Gebrauch von Wein und Schweinefleiſch als den erſten Grad von Civiliſation. Ich habe einen andern Weg eingeſchlagen; ich laſſe die Gebräuche

---

*) Um die Klingen der perſiſchen Säbel anlaufen zu laſſen, und ſie gegen den Roſt zu ſchützen, werden ſie gewöhnlich dem Rauche ausgeſetzt, und hierauf mit einer Naphta-Schichte überzogen.

bei Seite und ſuche nur auf Ammalet-Begs Seele zu wirken. Ich übe ihn in Schlüſſen; ich beweiſe ihm das Schlimme ſeiner und das Gute unſerer Gebräuche, und mit Freuden nehme ich wahr, daß er Leſen und Schreiben mit Leidenſchaft treibt. Ich ſage mit Leidenſchaft, denn jeder Wunſch, ja ſelbſt jede Laune wird in ihm zur heftigen Leidenſchaft, ohne Gränze und ohne Zügel. Ein Europäer kann kaum begreifen, wie weit die Lebhaftigkeit, oder vielmehr die heftige Wuth der Neigungen in einem Aſiaten führt, der von Kindheit an gewohnt iſt, in ſeinen Begierden keine andere Gränzen zu kennen, als ſeinen Willen. Unſere Leidenſchaften gleichen, wenn ich ſo ſagen darf, denen der Hausthiere, oder in den höchſten Graden denen gezähmter wilder Thiere, welchen man die Klauen beſchnitten, und die man gewöhnt hat, auf dem Seile der Schicklichkeit zu tanzen. Aber im Oriente ſind dieſe Leidenſchaften frei und wild, wie die Löwen und Tiger jener Länder. Es iſt intereſſant, Ammalet-Beg zu beobachten, wie bei dem geringſten Streite oder Widerſpruche ſeine Züge ſich ändern, ſeine Augen feurig werden. Kaum hat er jedoch ſeine Hitze bemerkt, ſo wird er roth und bleich, und iſt nahe daran, Thränen zu vergießen. „Ich habe Unrecht,“ ſagt er dann, „vergib mir, Takſhorumdam (vernichte meinen Fehler), vergiß, was ich gethan habe, und daß Du mir verziehen haſt.“ Sein Herz iſt trefflich, aber der geringſte Funken, er komme nun aus dem Himmel oder aus der Hölle, iſt im Stande es zu entzünden. Die Natur hat ihn reichlich mit Allem ausgeſtattet, um ſowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht einen ausgezeichneten Mann aus ihm zu machen; allein die Vorurtheile ſeines Volkes und der Mangel an Cultur haben das Möglichſte gethan, dieſe koſtbaren Gaben zu vernichten. Seine Intelligenz bildet einen ſonderbaren Widerſpruch: eine unglaubliche Miſchung aller möglichen Inconſequenzen, die abgeſchmackteſten Ideen, neben den geſundeſten Anſichten. Oft faßt er die abſtrakteſten Notizen mit erſtaunenswerther Geiſteskraft auf, und gleich darauf ſtößt er mit gleicher Hartnäckigkeit die einfachſten und klarſten Wahrheiten zurück, und dieß nur aus dem Grunde, weil die erſtern ihm gänzlich neu waren, während er die andern ſchon durch den Schleier ſeiner erſten Ideen und Eindrücke wahrgenommen hatte. Aus allem dieſem ziehe ich den Schluß, daß es unendlich leichter iſt, ein neues Gebäude aufzuführen, als ein altes auszubeſſern.

Aber warum erſcheint unſer Ammalet-Beg ſtets traurig und befangen? In Allem, was nicht eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit oder lange Entwicklung erfordert, macht er raſche Fortſchritte. Sobald man jedoch, um zu einer Wahrheit zu gelangen, höher hinaufſteigen und langſam, ſtufenweiſe dieſelben erreichen muß, ſo gleicht ſein Geiſt einer Feuerwaffe, die zwar ſtark und gut trifft, deren Schußweite jedoch nicht groß iſt. Iſt aber wohl ſeine Intelligenz hievon die einzige Urſache? — Gibt es nicht vielleicht einen andern Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit auf ſo ausſchließliche Weiſe bemeiſtert? — Bei dreiundzwanzig Jahren iſt das nicht ſchwer zu errathen, von welcher Art dieſer Gegenſtand ſeyn könne. Zuweilen hört er aufmerkſam meinen Reden zu, und wenn ich dann eine Frage an ihn richte, ſo weiß er nichts zu antworten und ſcheint wie aus den Wolken zu fallen. Zuweilen finde ich ihn mit bitteren Zähren in den Augen; ich rede ihn an; er antwortet nicht, er hat mich nicht einmal gehört. In der verfloſſenen Nacht ſprach er im Schlafe. Die Worte Seltaret, Seltaret (Macht, Gewalt) entſchlüpften häufig ſeinen Lippen. Sollte der Ehrgeiz ihn auf ſolche Weiſe aufregen? — Doch nein, Ammalet-Beg's Seele iſt durch eine andere Leidenſchaft beherrſcht. Ich ſelbſt kann am wenigſten die Symptome dieſer Leidenſchaft verkennen, der ſchönſten und edelſten von allen: der Liebe. Ammalet-Beg liebt! . . . Ein Aſiate liebt! Dieß ſcheint mir eine ganz neue Erſcheinung. Ich werde es jedoch bald herausbringen. Die Freundſchaft hat, wie die Liebe, wenn auch nicht ihre Eiferſucht, doch ihre Neugier.

Sechstes Kapitel.

Erziehung eines Tataren. Die Wild-Schweinsjagd.

Auszüge aus Ammalet-Begs Tagebuch. Ueberſetzung aus dem Tatariſchen.

Habe ich bis daher geſchlafen, oder träume ich jetzt? — So bin ich denn in eine neue Welt eingetreten! es iſt die des Gedankens! Mit welchen Schönheiten iſt ſie erfüllt! Wie lange Zeit erſchien Alles in meiner Seele verwirrt und unbeſtimmt, wie in jener Milchſtraße, welche, wie man mir ſagt, aus Tauſend und wieder Tauſenden von Sternen beſtehen ſoll. Wenn ich mich allmählig aus dem dunkeln und dicken Nebel der Ungewißheit erhebe, kommt es mir vor, als erklimme ich den Berg des Wiſſens. Mit jedem neuen Schritte, den ich thue, erweitert ſich mein Geſichtskreis . . . meine Bruſt athmet freier, ich erhebe meinen Blick zur Sonne, ich blicke unter mich . . . Die Wolken bewegen ſich unter meinen Füßen . . . Verwünſchte Wolken!

Von der Erde verhindert ihr die Betrachtung des Himmels, und vom Himmel diejenige der Erde!

Ich erſtaune jetzt ſelbſt darüber, daß ich nie an die einfachen Fragen warum, und wie dachte. Das ganze Weltall mit ſeinem Guten und Böſen ſpiegelte ſich in meiner Seele, wie der Himmel in dem Waſſer des Meeres ab. Ich ſelbſt wußte jedoch nicht mehr davon, als dieſes Meer, oder als der Spiegel, der mein Bild zurückſtrahlt. Zwar enthielt mein Kopf mancherlei Dinge, aber alles befand ſich in Unordnung und Verwirrung, und keine geſunde Idee erwuchs aus dieſem Chaos. Der Falke weiß nicht, warum man ihn verkappt; das Pferd kennt eben ſo wenig den Nutzen der Eiſen, mit denen man ſeinen Huf beſchlägt. — Ich glich Beiden. Ich dachte nicht daran, mich zu fragen, warum die Natur hier Berge mit ewigem Schnee, dort Sand-Wüſten und unermeßliche Meere hat entſtehen laſſen. Ich fragte nie über die Urſachen des Wechſels der Jahreszeiten, noch über die Entſtehung der Stürme und Erdbeben. Und über die größte Schöpfung von allen Dingen, über den Menſchen, das unbegreifliche Weſen kam mir nie die Idee, deſſen geheimnißvolle Exiſtenz zu erforſchen. Noch befinde ich mich erſt an dem Eingang zu dem Tempel des Wiſſens! Aber ſchon die Decke des Buches reißt mich hin; wie wird es erſt ſeyn, wenn ich den geheimnißvollen Inhalt deſſelben zu entziffern im Stande ſeyn werde? — Aber B*** muntert mich nicht nur zum Lernen auf, er verſchafft mir auch die Mittel dazu. Er iſt für mich, was die Mutter für die junge Schwalbe, er lehrt mich, meine Flügel gebrauchen. Weder Höhe noch Weite erſchrecken mich. Der Tag wird einſt kommen, wo ich, gleich jenem Adler dort über mir, mich bis zu den Wolken erheben werde.

Aber werde ich darum glücklicher ſeyn? und bin ich das jetzt, ſeitdem ich durch die Bemühungen B***s zu denken angefangen habe? Früher bedurfte ich ſo wenig zum Glücke! Ein ſchönes Pferd, ſchöne Waffen beſchäftigten mich und ſtellten mich auf lange Zeit zufrieden. Jetzt aber, ſeit ich einſehen gelernt habe, um wie viel die Seele an Würde über dem Körper ſteht, und die Intelligenz über der Materie, fühle ich nur noch Mitleiden mit der Erinnerung an das, was ich ehemals über alles ſchätzte ... meine Geſchicklichkeit, ein Pferd zu zähmen, meine Gewandtheit in den Waffen! ... Welche Thorheit, ſeinen Ruhm, ſogar ſein Glück in Dinge zu ſetzen, wo der letzte dieſer rohen Noukers den Sieg über mich davon tragen kann, in Vorzüge, deren eine Wunde, ein unglücklicher Sturz mich auf immer berauben können! Was aber haben ſie mir an der Stelle dieſer Kinderklapper gegeben, deren ſie mich beraubten? — Eine Menge neuer Bedürfniſſe und Wünſche, die Allah ſelbſt kaum zu befriedigen im Stande iſt! .... Ich hielt mich für einen wichtigen Mann, denn ich war eine der erſten Perſonen in Dagheſtan .... und nun erfuhr ich, daß in dieſem Lande ſelbſt einſt Völker exiſtirt haben, berühmt durch ihre Einfachten und durch glorreiche Thaten, welche zu erreichen uns nie gelingen wird. Und wo ſind ſie jetzt dieſe Völker? ſie ſind dahin, ſie haben ſich mit dem Staube der Jahrhunderte vermiſcht, und ihr Andenken ſelbſt, iſt nicht bis auf uns gekommen . . . Und wir ſelbſt, was ſind wir, wir Tataren? ein kleines Volk, das einen Winkel dieſer Erde bewohnt, arme Barbaren, an denen die gebildeten Nationen Europas wenig Antheil nehmen, und um deren Heldenthaten ſie ſich noch weniger kümmern. Und bin ich ſelbſt denn etwas anderes, als meine unglücklichen Mitbürger? Und wenn dieß ſo wäre, was hilft es, einiges Aufſehen unter ihnen zu erregen, gleich dem ſchimmernden Glas mitten unter Inſekten? . . . Und hätten alle meine Anſtrengungen, all' mein Denken keinen andern Erfolg, als dieſe traurige Ueberzeugung?

Was hilft es mich, die Geſetze zu kennen, nach welchen die Welt regiert wird, wenn ich meiner eigenen Natur nicht gebieten, wenn ich mein eigenes Herz nicht beherrſchen kann? Ich weiß, wie man es macht, um den Ueberſchwemmungen des Meeres Schranken zu ſetzen, und kann den Lauf meiner Thränen nicht aufhalten. Ich habe gelernt, den Blitz von meinem Hauſe abzuleiten, und kann meine traurigen Gedanken nicht verſcheuchen . . . Je mehr neue Ideen ich mir erwerbe, je mehr Qualen ſammle ich mir für mein Herz . . . Was ich auch thue, mein Herz bleibt immer daſſelbe . . . ja, je mehr mein Geiſt ſich aufklärt, je lebhafter und quälender fühle ich die Schmerzen einer unglücklichen Liebe. Doch nein, ich bin ungerecht. Die Lectüre kürzt mir die Stunden der Sehnſucht ab, dieſe langen Stunden, lang wie die einer Winternacht.

Indem mich B . . . lehrte, meine flüchtigen Gedanken auf's Papier zu bringen, verſchaffte er mir eine unermeßliche Hülfe. Eines Tags werde ich ſie, ich werde Seltana wieder ſehen, und ihr dieſe Zeilen zeigen, dieſe Zeilen, die ihren Namen öfter enthalten, als der Koran den Namen Allahs . . . Sieh, werde ich zu ihr ſagen, ſieh hier das Tagebuch meines Herzens . . ſieh wie ich an dieſem Tag an dich dachte, wie in dieſer Nacht du mir im Traume erſchienſt. Du kannſt mit Hülfe dieſer Blätter meine Seufzer, meine Thränen zählen, wie man die Gebete an den Kugeln eines Roſenkranzes zählt. Du wirſt dann lächeln über manchen meiner Gedanken, und ſie werden uns Stoff bei unſeren langen Unterredungen geben! — Aber werde ich dann, geliebtes Mädchen, an die Vergangenheit denken können? — Nein, Alles wird vor meinen Augen verſchwinden, Alles, nur das Glück nicht, bei dir zu ſeyn, dich zu beſitzen. Die Gluth der Sonne wird dann durch meine Adern fließen, und ich werde, wie ſie, die Erde unter mir ſehen.

Ach, Seltana, wie gerne gebe ich all' mein Wiſſen, alle Schätze der Weisheit dafür hin, in Deinen Armen, die Welt, mich ſelbſt zu vergeſſen! . . .

Ich habe in meinen Büchern Geſchichten Liebender geleſen, ſie handeln von der Schönheit der Frauen und von der Treuloſigkeit der Männer; aber keine dieſer Frauen kann ſich mit meiner Seltana, mit dieſer Perle der Vollkommenheit vergleichen, und keiner dieſer Männer gleicht mir. Dieſe Liebenden ſind nicht ohne Geiſt, ich gebe es zu, aber wie kalt iſt ihre Liebe! . . . Sie gleicht dem Strahle des Mondes, wenn ihn das Eis zurückſtrahlt! Auch kann ich nicht glauben, daß man feurig lieben, und ſoviel über Liebe vernünfteln kann . . . Dieſe Fluth von Worten erinnert mich an die beſtellten Thränen der Klageweiber bei unſern Leichenbegängniſſen . . . Die Europäer gleichen Verſchwendern, die ihre Schätze dem Winde Preis geben; wir machen es beſſer: wir halten ſie werth, wir verbergen ſie in der Tiefe unſeres Herzens.

Zuweilen frage ich mich, was iſt Freundſchaft? Sicher habe ich an B . . ., einen Freund, einen aufrichtigen und mir ergebenen Freund, und ich, bin es auch ihm? . . Wie oft habe ich mir ſchon den Vorwurf gemacht, ſeine Freundſchaft nicht ſo zu erwiedern, wie ich ſollte! aber kann ich es? . . . in meinem Herzen findet ſich nur Platz für ein einziges Weſen, und dieſes Weſen iſt Seltana; es hat nur Raum für ein Gefühl, und dieſes Gefühl iſt die Liebe.

Nein, ich gebe mir vergebliche Mühe, ich mache keine Fortſchritte, ich fühle es . . . Ich leſe, aber meine Gedanken ſind abweſend. Der Oberſt ſpricht mit mir, aber der Zuſammenhang ſeiner Rede entgeht mir. Ich hatte gehofft die ſteile Leiter des Wiſſens zu erſteigen, aber hier ſtehe ich, an der unterſten Stufe . . . Ich werfe dieſe verſchiedenen Fäden untereinander, ſtatt ſie zu entwirren; ich werde ungeduldig, zerre, reiße, und Lappen nur bleiben mir in der Hand. Es war Selbſttäuſchung, als ich die Aufmunterungen des Oberſten für wirkliche Fortſchritte hielt. Aber was iſt es denn, was ſich fortwärend meinen Anſtrengungen entgegen ſetzt? iſt es die Schwäche meines Geiſtes? nein!.. ſie, die mein ganzes Glück und zugleich mein ganzes Unglück ausmacht, die Liebe iſt es. Immer, überall ſehe ich Seltana, und oft ſehe ich nichts als ſie . . . Es wäre Entheiligung, wollte ich ſie aus meinen Gedanken verbannen! . . Könnte ich es denn? . . . Wie kann man ſehen ohne Licht? Wie kann man hören ohne Luft, die den Ton weiter trägt? Und iſt Seltana mir nicht alles? iſt ſie nicht das Licht, das mich erleuchtet, die Luft, die ich athme, mein Leben, meine Seele? . . .

Meine Hand zittert, mein Herz ſchlägt heftig in meiner Bruſt, als wollte es hinaus aus ihr . . . . Wenn ich dieſe Zeilen mit meinem Blute ſchreiben würde, das Blut würde das Papier verbrennen. Seltana! Dein Bild folgt mir Tag und Nacht, ich mag ſchlafen oder wachen . . . Die Erinnerung an Deine Reize iſt mir gefährlicher noch, als ſelbſt dein Anblick es mir war. Der Gedanke, daß ich Dich nie beſitzen, daß ich Dich vielleicht ſelbſt nie wieder ſehen könnte, dieſer Gedanke bringt mich in tödtliche Verzweiflung. Mich ergreift zugleich die innigſte Rührung und eine furchtbare Wuth. Ich ſehe in Gedanken jeden Zug Deines reizenden Geſichtes, jede Stellung, jede Bewegung Deines anmuthigen Körpers! Das Andenken an Deine Stimme macht mein Herz klopfen, wie ein Ton die Saite erſchüttert, erſchüttert bis zum Zerſpringen. Und Dein Kuß, dieſer Feuerkuß, in welchem ich Deine Seele eingeſogen habe! Das Andenken an ihn führt zugleich Roſen und feurige Kohlen auf mein einſames Lager . . . Ich brenne, ich verzehre mich; meine trocknen Lippen dürſten nach Deinen Küſſen; meine Hand verlangt nach Deiner herrlichen Geſtalt! . . . Ach komm, ach komm zu mir, ich ſterbe vor Verlangen!“ . . .

Bemüht, Ammalet-Beg zu zerſtreuen, ſchlug ihm der Oberſt V . . . eine Wild-Schweins-Jagd vor, ein Lieblings-Vergnügen der vornehmen Reichen in Daghestan. Dieſer Einladung folgten ungefähr zwanzig Beg's, von einer zahlreichen Dienerſchaft begleitet, ungeduldig ihr Glück zu verſuchen, und zugleich ihre ſchönen Pferde, ihre prächtigen Waffen und ihre perſönliche Gewandtheit vor den andern zu zeigen. Die Kälte des Decembers hatte bereits angefangen die Spitzen der nahgelegenen Gebirge mit Schnee zu bedecken. Die Straßen von Derbent, hie und da mit einer Eiskruſte bedeckt, waren voll flüſſigen Kothes, der ſich über das niedrige Pflaſter ergoß. Das caſpiſche Meer brach ſich mit dumpfem Toſen an den Thürmen des Walles, deren Grund im Waſſer ſtand. Man hörte das Sauſen der Flügel zahlreicher Schaaren von Krappen und Staaren, die durch den Nebel flogen, und das klagende Geſchrei wilder Gänſe, die in langen Zügen über die Wälle der Stadt flogen. Die ganze Natur war traurig und düſter, und Alles, ſelbſt das unangenehme Geſchrei der, mit trocknem, zum Verkaufe beſtimmten Holze, beladenen Eſel, Alles ſchien die Abweſenheit der Sonne zu beklagen. Die alten Tataren ſaßen ſtillſchweigend in ihren Bazars, bis an die Augen in dicke Pelze eingehüllt.

Aber das iſt gerade das Wetter, wie es Jäger lieben. Kaum hatten die Mollahs von den Spitzen der Minarets herab zum Morgengebet gerufen, als eine zahlreiche Truppe, beſtehend aus dem Oberſten, einigen ſeiner Offiziere, aus Ammalet-Beg, einigen vornehmen Tataren und ihrem Gefolge, durch die Stadt zog, in welcher die Pferde im Kothe faſt ſchwimmen mußten. Nachdem ſie ſich nördlich gewendet hatten, paſſirten ſie das, ganz mit eiſernen Platten belegte Hauptthor, das deßhalb auch Kortthlar-Kapi genannt wird. Die Straße, welche von Derbent nach Tarki führt, bietet keine ſchöne Gegenden dar; man bemerkt nichts als ausgedehnte Begräbnißplätze, ſodann von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum Anpflanzungen von Krapp, und nur weiter unten, gegen das Meer zu, einige Weinberge. Links auf den Felſen erblickt man Keyſary, von alter Bauart, und nun in eine ruſſiſche Caſerne umgewandelt; endlich bemerkt man zu beiden Seiten der Straßen außerordentlich große Granit-Steine, die in maleriſcher Unordnung umher liegen, und durch die Gewalt des Waſſers von den angränzenden Bergen losgeriſſen wurden.

Indeſſen konnte man ſchon die hundertjährigen, mit Reif bedeckten Bäume aus dem Walde erkennen, wo die Jagd ſtatt finden ſollte. Auf jeder Werſt, welchen die Truppe zurücklegte, hatte ſich dieſelbe durch neue Jagdliebhaber unter den Beg's und Aga's der Umgegend vergrößert. Zur Linken wurde der Wald durch eine Kette von — mit Stöcken verſehener Tataren eingeſchloſſen, beſtimmt durch ihr Geſchrei das Wild auf — und den Jägern entgegen zu treiben, welche ſich, die Einen zu Pferd, die Anderen zu Fuß, in einer ähnlichen Kette in dem Dickicht des Waldes ausbreiteten. Die wilden Schweine ließen nicht lange auf ſich warten.

Die dichten Wälder von Dagheſtan, größtentheils aus Eichen beſtehend, werden durch zahlreiche Rudel dieſer Thiere verwüſtet, und obgleich die Tataren nach dem Geſetze des Propheten es für eine Sünde halten, ihr Fleiſch zu eſſen, ſo machen ſie doch gerne Jagd auf ſie, um ſich im Schießen zu üben, und zugleich ihren perſönlichen Muth zu erproben, denn die Verfolgung der wilden Schweine iſt oft mit wirklicher Gefahr verbunden und erfordert viele Gewandtheit und Geiſtesgegenwart. Die Kette der Jäger dehnte ſich weit aus. Die Unerſchrockenſten ſuchten die entfernteſten Plätze, theils um mit keinem Andern die Ehre des Erfolgs theilen zu müſſen, theils weil dieſe Thiere ſich eher gegen jene Seiten hinwenden, die am Wenigſten beſetzt ſind. Der Oberſt B . . . ſtellte ſich, im Vertrauen auf ſeine ungewöhliche Stärke und ſeinen richtigen Blick, entfernt von den Andern, in einer lichten Stelle auf, die ſich mitten in dem dichten Wald befand, und wo zahlreiche Rudel Schweine ſich zuſammengefunden hatten. Hier allein, an eine halbumgeſtürzte Eiche angelehnt, lauſchte er aufmerkſam und erwartete die Annäherung des Wildes. Zuweilen hörte er einen Schuß in einiger Entfernung fallen, zuweilen ſah er von Weitem ein wildes Schwein durch die Bäume fliehen. Endlich rauſchten die trocknen Baumblätter unter ſchweren und eiligen Schritten, und einige Augenblicke ſpäter erſchien vor ſeinen Augen ein Schwein von ungemeiner Größe, das mit der Geſchwindigkeit einer Kugel durch die lichte Stelle des Waldes eilte. B . . . legte an, gab Feuer, und das verwundete Schwein ſtand betroffen ſtille, aber dieſes unſchlüſſige Stocken währte nur einen Augenblick, und plötzlich warf ſich daſſelbe mit zu Berge ſtehenden Borſten, feurigem Auge und die mächtigen Hauer mit weißem Schaume bedeckt, in Wuth gegen den Ort, woher der Schuß gefallen. Mit Ruhe und Kaltblütigkeit wartete B . . ., bis ſich ſein Feind mehr noch genähert hätte; nun drückte er zum zweitenmale los . . . aber vergebens, das feuchte Pulver entzündete ſich nicht . . . Was ſollte er nun beginnen? Er hatte ſonſt keine Waffe, nicht einmal einen Dolch in ſeinem Gürtel, die Flucht war unmöglich, ſelbſt kein Baum war in ſeiner Nähe, auf den er hätte klettern können. Ein einziger ſtarker Zweig erhob ſich aus dem neben ihm ſtehenden, umgeſtürzten Stamme; er faßte ihn, als ein letztes Rettungsmittel. Kaum hatte er Zeit ſich durch dieſes Mittel ungefähr drei Fuß vom Boden zu erheben, als das anrennende wilde Schwein dem Baume mit ſeinen langen Hauern einen furchtbaren Stoß beibrachte. Der erſchütterte und unter ſeinem Gewicht ſich biegende Zweig kracht und droht zu brechen . . . umſonſt faßt B... die Rinde feſt und ſucht ſich weiter hinauf zu ſchwingen, die Hände glitſchen auf dem Reif aus, mit welchem derſelbe bedeckt iſt, und das Schwein will von ſeiner Beute nicht laſſen; mit verdoppelten Kräften ſtößt es gegen den Baum, und packt ihn mit ſeinen ſcharfen Zähnen, nur wenige Linien unter den Füßen des Jägers . . . B... fühlt ſeine Kräfte nachlaſſen, und ſieht den Augenblick kommen, wo er herunterfallen und ein Opfer der Wuth ſeines Feindes werden wird; vergebens ſchrie er in dieſer Einſamkeit um Hülfe . . . doch nein, ſein Hülferufen war nicht umſonſt . . . plötzlich ertönt der Hufſchlag eines Pferdes im Galopp, und Ammalet-Beg erſcheint wie der Blitz, den Sabel in der Hand. Beim Anblick dieſes neuen Gegners ſtürzte das wilde Schwein ihm entgegen, aber ein Seitenſprung des Pferdes machte ſeinen Anlauf unnütz, und mit einem einzigen Hieb ſtreckte Ammalet-Beg es zu ſeinen Füßen nieder.

B... eilte herbei, um ſeinem Befreier zu danken; doch dieſer fuhr in der Wuth fort auf das bereits lebloſe Thier einzuhauen. „Nein,“ ſagte er, indem er ſuchte, den Umarmungen des Oberſten ſich zu entziehen, „ich kann dieſen Dank nicht annehmen, den ich nicht verdient habe. Dieſes wilde Schwein hier, hat eben erſt einen meiner Freunde, den Beg von Tabaſſaran, vor meinen Augen ſchwer verletzt, im Augenblick, wo er, das Schwein verfehlend, den Fuß in den Bügel ſetzen wollte. All' mein Blut kochte, als ich das Blut meines Kameraden fließen ſah, und ich verfolgte deßhalb das Wild. Das Dickicht des Gehölzes hemmte den Lauf meines Pferdes, ich hatte ſelbſt die Spur des Wildes verloren, als ich Deine Stimme hörte, und der Himmel mir vergönnte, dieſes verfluchte Thier in dem Augenblicke einzuholen, wo es im Begriffe ſtand, ein zweites und edleres Opfer ſeiner Wuth, in Deiner Perſon, mein verehrter Wohlthäter, zu liefern.

— Jetzt, mein lieber Ammalet-Beg, mußt Du nicht mehr vom Vergangenen reden, wir ſind jetzt quitt miteinander. Es bleibt uns nur noch eine letzte Rache an unſerem Feinde hier, indem wir ihn auf unſere Tafel ſetzen. Ich hoffe, daß Du es nicht ablehnen wirſt, dieſes verbotene Fleiſch mit uns Dir ſchmecken zu laſſen? . . .

— Gewiß nicht, mein Oberſt, ich werde ſelbſt keinen Anſtand nehmen, es mit Champagner zu begießen. Mag es Muhammet auch mißfallen, ſo will ich doch lieber mein Herz mit mouſſirendem Wein als mit Waſſer erfriſchen, ſo klar und rechtgläubig dieſes auch ſeyn mag.

Die Jagd hatte ſich unterdeß auf eine andere Seite gewendet, und man hörte auf Entfernung das Geſchrei und den Schall der tatariſchen Tambours vermiſcht mit lebhaftem Schießen. Man brachte dem Oberſten ſein Pferd, der, nachdem er aufgeſeſſen, noch einen Blick auf das entzwei geſpaltene Schwein warf. „Ammalet-Beg," ſagte er, indem er ihn leicht auf die Schulter klopfte, „es iſt doch ein merkwürdiger Hieb, und ich mache Dir mein Kompliment darüber."

„Ich habe meine ganze Rache auf daſſelbe ausgeſchüttet," erwiederte dieſer, „und die Rache eines Aſiaten iſt immer furchtbar."

„Mein Freund," ſagte ihm der Oberſt mit Sanftmuth, „Du haſt ſehen können, wie ſich die Ruſſen, das heißt, die Chriſten rächen. Möchteſt Du dieſen Beiſpielen nachahmen!"

Und Beide ſetzten ſich in Galopp, um die Jagd wieder einzuholen.

Ammalet-Beg ſchien ſehr in Gedanken vertieft, er ſah bald rechts bald links, und antwortete kaum auf die Fragen des Oberſten, der neben ihm ritt. Dieſer ließ ihn in der Meinung, er ſeye als ein hitziger Jäger in weiterer Verfolgung der Jagd begriffen, vorausreiten und blieb hinter ihm. Endlich bemerkte Ammalet-Beg den Gegenſtand, den ſeine Augen ſeit einiger Zeit ſo ungeduldig geſucht hatten. Es war ſein alter Freund Saphir-Ali, der auf einem, mit Schaum bedeckten Pferde herbeieilte, die Kleider in Unordnung und mit Koth beſpritzt. „Salam aleykoum! — Aleykoum ſalam!" riefen Beide zugleich, indem ſie vom Pferde ſprangen und einander in die Arme eilten. „Du warſt alſo, ich ſehe es, unten, Du haſt ſie geſehen, haſt ſie geſprochen," ſagte Ammalet-Beg außer ſich, indem er ſein Oberkleid abnahm und es ſeinem Freunde hinreichte. „Ich leſe in Deinen Augen, daß Du mir gute Neuigkeiten bringſt; da nimm meine Tchaukha, ſie iſt noch ganz neu, ich ſchenke ſie Dir. Aber beeile Dich, ſprich! Wie geht es, befinden ſich Alle wohl, und liebt man mich noch wie ſonſt? *)"

„Laß mich einen Augenblick ausſchnaufen," ſagte Saphir-Ali; „Du richteſt ſo viele Fragen auf einmal an mich, und man hat mir aufgetragen, Dir ſo viele Dinge zu ſagen, daß ſich das Alles in meinem Kopfe zuſammendrängt, wie alte Weiber, die ſich drängen und ihre Pantoffeln an der Thüre der Moſchee verlieren. Indeſſen war ich, Deinem Wunſche gemäß, oder vielmehr flog ich nach Khounzakh. Sultan Akmet-Khan befindet ſich wohl, ich fand ihn in ſeinem Hauſe. Er hat mich in Beziehung auf Dich vernommen, hat den Kopf ernſthaft erhoben, als ich ihm meine Antworten gab, und mich zum Schluſſe beauftragt, Dich zu fragen, ob er Dir nicht einen ſeidenen Strang von Derbent zum Abhaſpeln ſchicken ſolle. Die Frau des Khan hat mich mit tchokhielamoum (tauſend Grüßen) beauftragt, welche ich Dir nebſt einer anſehnlichen Portion Honigkuchen bringen ſoll. Ich mußte ſie alle, ſchon beim

---

*) Es iſt bei den Tataren gebräuchlich, dem Ueberbringer einer guten Nachricht ſein Oberkleid zu ſchenken.

erſten Halt wegwerfen, es waren nur noch Broſamen und Stücke. Ihre Söhne Sourkhai-Khan, und Nautzul-Khan. . . .“

„Hol ſie und Dich der Teufel!... und Seltana?“

„Ah! jetzt kommen wir auf dieſen Punkt, ich wußte es wohl, daß Du mich darauf führen würdeſt. Seltana, mein lieber Freund, iſt immer noch ſo ſchön wie der Sternenhimmel; aber dieſen Himmel ſah ich nur einen Augenblick ſich entfärben, es war als ich von Dir ſprach. Sie ſprang mir faſt um den Hals, als ich ſie insgeheim vom Zweck meiner Sendung benachrichtigte. Ich ſagte ihr in der That viel Zärtliches von Dir, und zeigte ihr den Werth einer Kameel-Ladung, und das arme Mädchen vergoß während dieſer Zeit einen Strom von Thränen.“

„Theures, herrliches Mädchen!... Und was hat ſie Dir an mich aufgetragen, was hat ſie geſagt?“

„Frage lieber, was ſie nicht geſagt hat, wir werden dann bälder fertig. Sie verſichert, daß ſie ſeit Deiner Abreiſe keinen glücklichen Augenblick gehabt habe, weder im Traume, noch wachend, daß ihr der Schnee des Winters auf's Herz gefallen, und daß nur allein Dein Anblick wie die Frühlings-Sonne ihn zum Schmelzen bringen könne. Wenn ich Dir indeſſen Alles mit den nothwendigen Einzelnheiten ausrichten wollte, ſo kämen wir nicht bälder nach Derbent, als biß wir einen grauen Bart am Kinn hätten... Sie war auch ſo preſſirt, mich abreiſen zu ſehen, daß ſie mich ſo zu ſagen fortgejagt hat; ſo ſehr fürchtete ſie, Du könnteſt einen Augenblick länger an ihrer Liebe zweifeln.“

„Bezauberndes Mädchen!... ach Du weißt es nicht, ich ſelbſt wüßte es nicht zu ſagen, wie ſchmerzlich es meinem Herzen iſt, von Dir getrennt zu ſeyn.“

„Nun, ſie ſcheint nicht anders zu fühlen. Du ſeyeſt, ſagt ſie, völlig unſichtbar für ſie geworden, und ſie fragt, was Dich abhalten könne, ſie zu ſehen, und wär' es auch nur für einen Tag, für eine Stunde.“

„Ja, ſehen möchte ich ſie für einen Augenblick und dann ſterben.“

„Bah! Bah! Wenn Du ſie geſehen hätteſt, die Luſt zum Leben würde wieder rege werden... Es iſt wahr, ſie iſt ſtiller geworden, ernſthafter als ſonſt, was jedoch nicht verhindert, das Blut in den Adern kochen zu machen, wenn man ſie ſieht.“

„Haſt Du ihr die Gründe auseinander geſetzt, die mich abhalten, dem zu entſprechen, was ſie verlangt, und was ich ſelbſt ſo innig wünſche?...“

„O! davon habe ich ihr ſo viel erzählt, daß ſie mich für den erſten Poeten Sr. Hoheit des Schachs von Perſien halten könnte. Aber Seltana fing wieder an zu weinen, es glich einem Gebirgsſtrom nach einem ſtarken Regen.“

„Warum wollteſt Du ſie wieder ſo zur Verzweiflung bringen, Saphir-Ali? Weißt Du wohl, daß völlige Hoffnungsloſigkeit in dem Herzen einer Frau, oft auch das Grab der Liebe iſt?“

„Du ſagſt da ungereimtes Zeug, djanuym (meine Seele). Die Hoffnung Liebender iſt ein Knäul ohne Ende zum Abhaſpeln. Man zweifelt leicht bei kaltem Blute, aber wenn man liebt, glaubt man ſelbſt an jedes Trugbild. Was Seltana betrifft, ſo iſt ſie überzeugt, Du ſeyeſt fähig, das Grab zu verlaſſen, um ſie aufzuſuchen, und weit eher noch, als Deine Stadt Derbent.“

„Und was iſt denn Derbent anders für mich, als ein Grab? ... liegt darin der Unterſchied, daß ich mich hier ſterben fühle. Hier iſt in der That nur mein Leichnam, meine Seele iſt weit, weit von hier! ...“

„Du haſt wohl Recht, mein lieber Ammalet-Beg, ich glaube ſelbſt, daß ſie zuweilen ſpazieren geht... Und über was wollteſt Du Dich denn bei B. beklagen? Man behandelt Dich wie das Kind des Hauſes, man verhätſchelt Dich dort wie eine Geliebte. Es iſt wahr, Deine Seltana iſt recht artig, aber es gibt auch nicht viele B. in der Welt. Kannſt Du denn nicht zu Gunſten der Freundſchaft der Liebe einige Opfer bringen?“

„Und thue ich es denn nicht, Saphir-Ali; wenn Du wüßteſt, was es mich koſtet! ... Die Freundſchaft iſt ohne Zweifel eine ſchöne Sache, aber kann ſie je die Liebe erſetzen?“

„Wenigſtens kann man einigen Troſt bei ihr finden, und vielleicht auch wirkſamere Hülfe. Haſt Du von all' dem mit dem Oberſten geſprochen?“

„Es war mir unmöglich, mich dazu zu entſchließen; ſo oft ich auch auf dieſen Gegenſtand kommen wollte, erſtarben mir die Worte auf den Lippen. Der Oberſt hat ſo viel Verſtand, daß ich erröthen müßte, ihn mit meinen Narrheiten zu langweilen, und iſt zu gleicher Zeit ſo gut, daß ich fürchte, ſeine Nachſicht zu mißbrauchen. Es iſt wahr, er ſucht, wie es ſcheint, mir mehr Vertrauen einzuflößen, und durch ſeine Freimüthigkeit der meinigen entgegen zu kommen. Denke Dir nun, er liebt eine Frau, mit welcher er von Kindheit an erzogen wurde, und die er ſicher geheirathet hätte, wenn man ihn nicht während des Kriegs gegen die Firenques (Franzoſen) aus Irrthum auf die Liſte der Todten geſetzt hätte. Seine Geliebte weinte einige Zeit, und ging dann, wie es gebräuchlich iſt, eine andere Heirath ein. Nach beendigtem Kriege eilt er zu ihr, und findet ſie als die Frau eines Andern. Nun, glaubſt Du, daß er es auch gemacht habe, wie jeder von uns an ſeiner Stelle? — daß er dem Manne, der ihm ſeinen Schatz entwendet, den Dolch in die Bruſt geſtoßen, ſeine Geliebte ergriffen, und mit ihr bis an's Ende der Welt geflohen ſey, um ſie, und wäre es auch nur auf einen Augenblick, zu beſitzen? ... Nun ſieh, von all' dem geſchah nichts. Im Gegentheil, als er ſich überzeugt hatte, daß ſein Nebenbuhler ein achtbarer Mann ſeye, hatte er Kaltblütigkeit genug, ſich ihn zum Freunde zu machen, und ſo haben ſie zuſammengelebt, ohne daß Eines von Beiden, weder er noch ſie je gegen ihre Pflichten ſich verfehlt haben, und ohne daß das gute Einverſtändniß unter ihnen nur im Geringſten darunter gelitten hätte.“

„Wenn dieß alles wahr iſt, ſo iſt er ein erſtaunlicher Menſch und ſeltener Freund,“ ſagte Saphir-Ali mit Rührung, indem er ſeinen Zaum auf den Hals des Pferdes fallen ließ.

„Allerdings, aber auch welch' eiskalter Liebhaber! Allein das iſt noch nicht Alles. Damit nicht auf Koſten der neuen Eheleute Klatſchereien entſtehen, hat der Oberſt auf ſeine Bitte eine Anſtellung in dieſem Lande erlangt. Indeſſen iſt ſeither, glücklicher- oder unglücklicherweiſe für ihn, ſein Nebenbuhler und Freund geſtorben. Sollte man nun nicht glauben, er ſeye unverzüglich nach Rußland geeilt!... Keineswegs, er ließ ſich durch ſeinen Dienſt hier zurückhalten. Der kommandirende General ſprach einige Worte mit ihm, und verſicherte ihn, daß ſeine Anweſenheit noch ein Jahr lang unumgänglich nothwendig ſeye, und nun blieb er, und nährt ſeine Liebe mit Dinte und Papier. Jetzt frage ich Dich, kann ein ſolcher Menſch die Leidenſchaft begreifen, die mich verzehrt? Und dann herrſcht unter uns ein ſolcher Unterſchied des Alters und der Anſichten!... Wider meinen Willen hat er mir durch ſeine ſtrenge Klugheit Bewunderung eingeflößt, und dieß alles erkältet meine Freundſchaft und hält mein Vertrauen zurück.“

„Du biſt ein ſonderbarer Menſch, Ammalet-Beg! gerade deßhalb liebſt Du B. nicht, weil er einer von denen iſt, die Deine Freundſchaft am meiſten verdienen.“

„Wer ſagt Dir, daß ich ihn nicht liebe?... ihn, meinen Wohlthäter, meinen Führer, meinen Lehrer! und kann ich denn, während ich Seltana anbete, gegen irgend jemand kalt ſeyn? — O nein, gewiß nicht, ich liebe alle Menſchen, ich liebe die ganze Welt.“

„Dann trifft jeden nur ein kleiner Theil,“ ſagte Saphir-Ali.

„Und doch, verſichere ich Dich, wird er hinreichend groß ſeyn,“ ſagte Ammalet-Beg lachend. „Ich trage ſo viel Liebe in meiner Bruſt, um nicht nur die ganze Erde damit zu befruchten, ſondern ſie zu erſäufen.“

„Ah! ach! das kommt daher, wenn man die Frauenzimmer ohne Schleier ſieht; — dann hat man für nichts anders mehr Sinn. Du gleichſt den Nachtigallen im Thale von Ormus *), man muß Dich in einen Käfig ſetzen, um Dich ſingen zu machen.“

Unter ſolchen Scherzen verſchwanden die beiden Freunde im Dickicht des Waldes.

---

*) Das Thal von Ormus iſt der Garten Perſiens; außerdem eine ſteinigte und unfruchtbare Gegend. In dieſem Thale findet man im Frühling einen Ueberfluß von Roſen, und im Herbſte Früchte jeder Art. Seine Trauben ſind namentlich ſehr berühmt.

Siebentes Kapitel.

Bruchſtück eines Briefes des Oberſten V. an ſeine Verlobte.

Derbent im April.

Marie, theuerſte Seele meines Lebens, o könnteſt Du jetzt bei mir ſeyn, um die Reize einer ſchönen Frühlingsnacht mit mir in Dagheſtan zu genießen! Zu meinen Füßen liegt in einem dunkeln Grunde die Stadt Derbent, unbeweglich und ſchweigend, wie eine feſte Maſſe Lava, die ſich vom Caucaſus in's Meer ergoß. Ein ſanftes Lüftchen weht mir die Wohlgerüche blühender Mandelbäume zu; hinter mir, auf dem Berge, höre ich die Nachtigallen ſich locken, und Alles in der ganzen Natur athmet Liebe und Ruhe, und als ſchäme ſie ſich dieſer Gefühle, verhüllt ſie ſich in einen dünnen Nebelſchleier. Welch' eine Reihenfolge von bewundernswerthen und abwechſelnden Eindrücken bringen dieſe, vom Monde beleuchteten Nebeldünſte hervor, die alle Gegenſtände, wie mit einer Silber-Gaze bedecken. Mitten durch dieſelbe hört man mehr als man wahrnimmt die Wogen brauſen, ſich an den Felſen zur Seite brechen, und dann mit einem dumpfen Getöſe wieder zurückfallen. Die durch das Anprallen ſich zerſtäubenden Waſſertheilchen, welche ſich in die Lüfte erheben, ſcheinen bei dem zitternden Lichte die Maſten, Seegel und den Kiel eines phantaſtiſchen Schiffes zu bilden, das in einem Luftmeere ſegelt.... Doch jetzt zog eine Wolke am Monde vorüber und Alles iſt verſchwunden... Alles in der Natur iſt doch nur Täuſchung, und ich ſelbſt, bin ich etwas Anderes? Vielleicht werde auch ich bald verſchwinden!...

Ich kann Dir, meine Liebe, die zugleich ſüßen und traurigen Gefühle, welche das Brauſen und der Anblick des Meeres in mir hervorrufen, nicht wohl beſchreiben. Es führt meine Gedanken auf's Unendliche, Ewige, auf unſere Liebe. Zuweilen kommt es mir vor, als verlaſſe meine Seele den Körper, um ſich in's Unendliche zu ergießen und Alles mit einer gränzenloſen Liebe zu umfaſſen. In ſolchen Augenblicken lebe ich allein in der Empfindung und ſie verkündet mir, ich fühle es, eine ewige Fortdauer. Dieſes Gefühl iſt es, welches ſelbſt im Alltagsleben mir das Herz erwärmt, wenn es durch Sorgen erkalten will; welches mir die Nacht der Zweifel erhellt. Du wunderſt Dich ohne Zweifel, theure Marie, über dieſe düſtere Stimmung, welche ich

Dir in einem dunkeln und ſchwülſtigen Style ausdrücke... So bin ich nun zuweilen, ja ſeit einiger Zeit bin ich oft ſo.... Wohin wird das führen? ich weiß es ſelbſt nicht.... Ich kann nun einmal dem Eindruck nicht widerſtehen, welchen die, durch die Strahlen des Mondes erleuchtete Natur in mir hervorbringt. Dieſe Nebelgeſtalten, die ſich unbeſtimmt und unentſchieden zertheilen, erzeugen in mir ähnliche Gedanken, und Alles ſcheint mir ein anderes Ausſehen zu bekommen, faſt iſt es mir oft, als hätte ich mein Daſeyn verändert, und befände mich nicht mehr auf dieſer Erde... Verzeih', meine Geliebte, daß ich Dich ſo lange mit meinen närriſchen Träumereien unterhalte, Du kannſt daraus erſehen, wie ſehr ich auf Deine Liebe und Deine Nachſicht baue. Auch biſt Du das einzige Weſen auf dieſer Erde, der ich ſolche Gebilde meiner Phantaſie vertrauen möchte. Ich bin gewiß, daß Du dieſe Täuſchungen eines wunden Herzens zu würdigen weißt, und daß Du ſie, ſtatt dem ſtrengen Urtheile der Vernunft zu unterlegen, gleichfalls mit dem Herzen beurtheilſt. Doch genug jetzt hievon; im nächſten Monate wird überdieß Dein glücklicher Liebhaber im Stande ſeyn, Dir alle dunkeln Stellen ſeiner Briefe ſelbſt zu erklären. Ich kann nicht ohne Entzücken an den Augenblick denken, wo wir uns wiederſehen werden.... Alſo in der Mitte Juni's kommſt Du an die Gewäſſer des Caucaſus, und dieſe rieſenmäßige Schranke wird dann allein noch unſere Herzen, die ſich ſo ſehr zu vereinigen ſehnen, von einander trennen.... Wie nahe und wie entfernt werden wir dann von einander ſeyn! Warum müſſen ſich doch immer Schranken zwiſchen uns finden, und warum ſind unſere Körper unaufhörlich von einander getrennt, während unſere Seelen ſchon ſo lange Zeit vereinigt ſind?

Ammalet-Beg ſcheint immer düſter und mißtrauiſch. Ich habe nichts gegen ihn, aber ich weiß wie ſchwer es iſt, ſich von vorgefaßten Meinungen loszumachen, von Ideen, die man ſo zu ſagen bei der Geburt ſchon eingeſogen hat. Der barbariſche Deſpotismus in Perſien, welchem Aderbidjan ſo lange unterworfen war, hat die tatariſchen Völker des Caucaſus völlig demoraliſirt. Selbſt diejenigen Menſchen unter dieſen Völkern, welche man zu den Beſſern rechnen muß, tragen den Keim der niedrigſten Leidenſchaften in dem Grunde ihres Herzens; ſie haben die Gewohnheit angenommen, bei jeder Gelegenheit und ohne Gewiſſensbiſſe von den ſchändlichſten Mitteln Gebrauch zu machen. Und konnte es wohl unter einer Regierung anders ſeyn, wo die Willkühr der oberſten Gewalt ſich in eine Unzahl von einzelnen Willkühr-Herrſchaften zerſtückelt, wo die Juſtiz ſelbſt im Dunkeln und gleichſam im Ueberfall gehandhabt wird, wo es zum Princip geworden iſt, die Gewalt allein durch Erpreſſung zu offenbaren? „Thue mit mir was Du willſt, aber laß mich ebenſo mit meinen Untergebenen nach Willkühr verfahren:“ dieß iſt die Gedankenquelle, die Hauptregel aller aſiatiſchen Behörden. Daher kommt es, daß jeder zwiſchen zwei Feinde geſtellt iſt, einen hat er über ſich, unter deſſen Drucke er ſieht, einen unter ſich, der ſich gegen ihn empören kann; dieß iſt es, warum jeder ſeine Geſinnungen, wie ſein Geld verbirgt. Daher kommt es auch, daß jeder vor dem Höheren kriecht, um von ihm eine Gewalt zu erhalten, die er alsbald anwendet, um von den Reichen durch Unterdrückung und Verläumdung einige Beute zu erpreſſen. Das Intereſſe beherrſcht ſie in einem ſolchen Grade, daß ein Tatar nicht einen Schritt thun, nicht ein Wort ſprechen, nicht ein Glas Waſſer reichen wird, wenn er nicht auf einigen Lohn hoffen kann. Gegen Jedermann im höchſten Grade übermüthig, in einer hohen Stellung, iſt er mehr oder weniger kriechend gegen den, der mit mehr oder weniger Gewalt bekleidet, oder ſehr reich iſt, was bei ihm auf eins hinausläuft. Wenn ein Tatar Jemand braucht, ſo wird er weder die ausgeſuchteſten Schmeicheleien, noch Anerbietungen aller Art ſparen; ſein Haus, ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Seele ſelbſt bietet er an, wenn er einigen Nutzen davon hoffen oder ſich dadurch aus einer unangenehmen Lage herausziehen kann. Die zahlreichen Armenier in dieſem Lande geben, obgleich ſie Chriſten ſind, in Beziehung auf ihre Habgier den Tataren nichts nach, ja ſie übertreffen ſie wohl noch. Kann man ſich nach all' dieſem noch wundern, daß unſer Ammalet-Beg, obgleich er eine wahre Abneigung gegen alles Niedrige fühlte, die dem edlen Blute eigen iſt, aus dem er ſtammt, daß Ammalet-Beg dieſe dem Aſiaten angeborene Anlage zur Verſtellung, die ſie als eine Vertheidigungswaffe gegen ihre offenkundigen und verborgenen Feinde immer nöthig haben, auch beſitzt?... Die heiligſten Bande des Blutes werden bei dieſen Völkern nicht geachtet; hier iſt der Sohn der Sclave ſeines Vaters, der Bruder der Nebenbuhler ſeines Bruders. Keiner traut dem Andern, denn keiner iſt offenherzig gegen den Andern. Ihre Eiferſucht in Beziehung auf ihre Frauen, ihr Argwohn gegen ihre Angehörigen und alle die, welche ſie umgeben, in welchen ſie unaufhörlich Mitbewerber ſehen, deren geheime Machinationen ſie fürchten, läßt keine Freundſchaft aufkommen. Das Kind, auferzogen von einer Mutter, die Sclavin iſt, dem die Liebkoſungen eines Vaters nie zu Theil werden, deſſen Verſtand unentwickelt bleibt, und deſſen Erziehung ſich auf eine oberflächliche Kenntniß der arabiſchen Sprache beſchränkt, ein ſolches Kind gewöhnt ſich faſt von der Wiege an, nur an ſich zu denken, ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen, und Alles, ſelbſt vor ſeinen Spielgenoſſen geheim zu halten. Wenn es dann in die Jünglingsjahre tritt, wenn es anfängt, für ſich ſelbſt zu handeln, dann ſind ihm alle Thüren, alle Herzen verſchloſſen; die Frauen fliehen ihn, und für die Ehemänner wird er ein Gegenſtand des Argwohns; genöthigt zu niedrigen und unerlaubten Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um die Leidenſchaften zu befriedigen, die in ſeiner Seele entſtehen, muß er ſelbſt die unſchuldigſten Regungen der Natur durch den Aberglauben der muſelmänniſchen Religion für eine, mit dem Fluch verpönte Sünde halten. Und wenn zufällig und gleichſam gegen ſeinen Willen ein zarteres Gefühl, eine höhere

Idee in ſeinem Herzen entſteht, ſo muß er ſie ſorgfältig in ſich verſchließen; und fühlt er ſich bis zu Thränen ergriffen, ſo muß er ſie im Verborgenen weinen.

Alles dieſe ſage ich Dir, meine liebe Marie, um Ammalet-Beg wegen ſeines Mangels an Vertrauen zu mir, bei Dir zu entſchuldigen. Es ſind jetzt achtzehn Monate, daß wir zuſammen leben, und bis jetzt konnte er ſich nicht entſchließen, mir ſein Herz zu öffnen, obgleich es ihm nicht entgehen kann, daß nicht fruchtloſe Neugierde, ſondern wahres Intereſſe, die Frucht einer aufrichtigen Zuneigung, mich antreibt, ſeine Geheimniſſe kennen zu lernen. Dennoch hat er mir am Ende Alles geſagt, und zwar bei folgender Gelegenheit: Wir ritten geſtern außerhalb der Stadt mit einander ſpazieren, und nahmen unſere Richtung nach dem Engweg, der gegen das Gebirge weſtlich von Derbent führt. Wir ritten unmerklich weiter, kamen höher und höher, und befanden uns am Ende, faſt ohne es bemerkt zu haben, nahe an dem Dorfe Kelik, bei welchem man ſchon die berühmte Mauer bemerkt, die einſt erbaut wurde, um Perſien gegen die Einfälle der Völker zu vertheidigen, welche die Steppen im Norden des Caucaſus bewohnen. Nach einer alten Chronik von Derbent iſt der Erbauer ein Mann, Namens Jeſendar, was ohne Zweifel zu der Sage Veranlaſſung gab, daß ſich dieſelbe von Jskendar, das heißt von Alexander dem Großen herſchreibe, welcher jedoch nie in dieſe Gegenden kam. Nauſhirvan, ein Regent von Perſien, ließ dieſe Mauer wieder herſtellen, und ſtellte daſelbſt eine Wache auf. Seit jener Zeit wurde ſie mehrmals wieder reparirt, dann aber von Neuem den Einwirkungen der Zeit und der Natur Preis gegeben, wodurch ſie in Verfall gerieth, und nun eine üppige Vegetation darbietet. Nach einer, im Lande allgemein angenommenen Meinung erſtreckte ſich dieſe Mauer einſt vom caſpiſchen bis an's ſchwarze Meer, zog ſich über den Caucaſus, und hatte zu Thoren auf der einen Seite die, welche man die Eiſenthore von Derbent nennt, und im Mittelpunkte die von Darial. Dieſe Meinung, welche in Beziehung auf einige Partien dieſer Berge richtig iſt, iſt wenigſtens, wenn man ſie auf die ganze Strecke der Kette ausdehnt, ſehr zweifelhaft. Man überzeugt ſich durch ſichtbare Spuren von dem Beſtand dieſer Mauer an mehreren Orten des Caucaſus, von Derbent an bis an die Militärſtraße, und ſie finden ſich in dieſem ganzen Raume überall, ausgenommen in Abgründen und einigen tiefen Thälern; allein von dieſem Punkte an bis nach Mingrelien findet man keine Spuren ihrer Fortſetzung.

Ich unterſuchte mit einer lebhaften Neugierde dieſe hohe, häufig von ſehr großen Thürmen unterbrochene Mauer, ein rieſenhaftes Monument der Größe, welche einſt die deſpotiſche Macht der Herrſcher des Orients erreicht hatte, einer Größe, von welcher die furchtſamen Nachfolger ſo weit entfernt ſind, uns ein Bild zu geben. Alles, was man uns von dem Bau in Babylon, von den Ruinen in Perſepolis, von den Pyramiden in Egypten und von der Mauer in China erzählt, alles dieß beweiſt uns die Macht der Willkühr und der unermeßlichen Gewalt in dieſen alten Ländern. Weder die unmerklichen der mächtigen Wirkungen der Natur, noch ihre zeitweiſen Störungen konnten während vieler Jahrhunderte dieſe Arbeiten der menſchlichen Hand völlig umſtürzen!... Doch der Anblick dieſer Plätze hier erneuert in mir Erinnerungen, welche dem Herzen eines Ruſſen noch heiliger ſind... Hier ſchweifte meine Einbildung auf den Fußſtapfen Peter des Großen; ich vergegenwärtigte mir dieſen erſtaunenswerthen Mann, den Gründer mehr als den Reformator ſeines Reiches, neben dieſen Monumenten des alten, ſchon im Verfall begriffenen Aſiens, aus deſſen Mitte ſeine mächtige Hand Rußland herausriß, und es verjüngt und umgebildet in die Mitte Europa's ſchleuderte!.... Welch' einen mächtigen Anblick muß er von der Spitze des Caucaſus aus gehabt haben! Welche erhabene Gedanken müſſen ſeine Seele bewegt haben, indem er das Geſchick des Vaterlandes umfaßte, das unbegränzt iſt, gleich dem Gewäſſer des caſpiſchen Meeres, welches unter ſeinen Augen ſich ausbreitete. Sein zukünftiges, und wie wir gerne glauben, glückliches und ruhmvolles Geſchick, er hat es durch dreißigjährige, unglaubliche Arbeiten, durch häufige Nachtwachen gegründet, der Ruhm, nach welchem er ſtrebte, ſo hoch erhoben über den gemeinen Eroberer, ſein Ziel ſo ſchwer, daß nur allein er es erreichen konnte, war, über die Barbarei den Sieg davon zu tragen, und für kommende Jahrhunderte das Glück der Menſchheit in ſeinem ausgedehnten Reiche zu verbreiten. Welch' rieſenhafte Entwürfe! Derbent, Bakou, Aſtrabat waren die Ringe der Kette, welche den Caucaſus einſchließen und ihn zum Herrn davon machen, und durch die Bande des Handels Rußland an die reichen Länder Indiens knüpfen ſollten. Halbgott des Nordens, Du, den die Natur ausdrücklich erſchaffen zu haben ſchien, um durch die Unmöglichkeit, ſo viele Größe zu erreichen, die Menſchheit zur Verzweiflung zu bringen, Dein Schatten erhebt ſich vor mir in herrlicher Majeſtät. In Dir verehre ich die Gewalt des menſchlichen Geiſtes, ſo wie die wohlthätige Macht der Vorſehung, die zur geeigneten Zeit ſich übernatürlicher Mittel bedient, um ihre Zwecke zu erreichen!...[*] Mit dieſen ernſthaften Gedanken beſchäftigt, verfolgte ich langſam meinen Weg.

Die Mauer am Caucaſus iſt aus ſehr großen behauenen Steinen erbaut, welche durch einen beſondern Kitt befeſtigt ſind. Viele Schießlöcher ſind noch ganz, oder die durch den Wind herbeigeführten Saamenkörner, welche ſich in den kleinſten Zwiſchenräumen feſtſetzen, haben Pflanzen und ſelbſt Bäume hervorgebracht, deren Wurzeln die Steine auseinander treiben; dieß und die Wirkungen der Regen, vereinigt mit den Wirkungen der Atmoſphäre, führt nach und nach den Einſturz dieſer Bauten, trotz ihrer außerordentlichen Solidität herbei.

---

[*] Die Tataren dieſer Gegend bewahren noch eine große Verehrung für Peter den Großen. Das Zimmer, welches er in dem Hauſe des Khans, mitten in der Feſtung Derbent bewohnte, wurde lange Zeit in demſelben Zuſtande erhalten, in welchem es ſich damals befand. Aber die Ruſſen haben Alles umgeſtaltet, ohne ſelbſt das Fenſter zu verſchonen, von welchem aus Peter am liebſten die Ausſicht auf's Meer genoß. Er ließ zu Derbent einen Meier Lourkoula, einen Ungarn von Geburt, der neben andern Verbeſſerungen die Kultur der Weinberge und die Behandlung des Weines vervollkommnete. Jetzt trifft man in Derbent nicht einmal mehr ordentlichen Eſſig an.

Wir eilten einen Raum von ungefähr drei Werſten längs dieſer Mauer hin, und ſetzten, nachdem wir das Thor erreicht, über einen, ganz mit Moos bewachſenen und mit Geſträuch verſtopften Bogen. Kaum hatten wir auf der andern Seite zwanzig Schritte gemacht, als wir ganz nahe bei uns ſechs bewaffnete Gebirgsbewohner bemerkten, die allem Anſchein nach Straßenräuber waren, welche der unabhängigen Colonie Tabaſarantes angehörten. Sie lagen im Schatten, ihre Pferde weideten neben ihnen. Ihr Anblick ſetzte mich in Beſtürzung, und jetzt erſt fiel es mir ein, wie unklug es war, ohne Escorte ſo weit von Derbent ſich entfernt zu haben. Umzukehren, war auf dem ſchwierigen Wege, den wir zurückgelegt hatten, unmöglich; ſich in einen Kampf mit ſechs bis an die Zähne bewaffneten Männern einzulaſſen, ſchien auch nicht räthlich. Demungeachtet wollte ich nach meinen, am Sattelbogen angehängten Piſtolen greifen, allein Ammalet-Beg, welcher meine Bewegung bemerkte, hielt mich durch einen Blick davon ab, und ſagte mir leiſe, indem er mir zuvor kam: „Rühre Deine Waffen nicht an, ſonſt ſind wir verloren.“

Als die Räuber uns bemerkten, erhoben ſie ſich haſtig und ergriffen ihre Flinten; nur ein einziger unter ihnen, ein Lesghine, von hohem Wuchſe, rieſenhaften Formen, und deſſen Züge eine ungewöhnliche Kühnheit ankündigten, blieb ausgeſtreckt liegen, ohne ſich von der Stelle zu rühren; dann erhob er ganz ruhig den Kopf, und nachdem er uns mit einem Blicke gemeſſen, machte er mit der Hand ein Zeichen. Im Augenblick waren wir von allen Seiten eingeſchloſſen, und der einzige Ausweg, der vor uns blieb, war durch dieſen Menſchen beſetzt, der offenbar das Haupt der Bande war. „Wollen Sie gefälligſt abſteigen, meine würdigen Gäſte,“ ſagte er mit einem Lächeln; allein dieſes Lächeln drückte ganz deutlich aus, daß, wenn wir uns nicht beeilen würden, ſeiner Einladung Folge zu leiſten, er uns eine zweite Einladung durch den Lauf ſeines Gewehres zuſenden werde. Indeſſen zauderte ich, aber Ammalet-Beg ſprang ſchnell vom Pferde, und ging geraden Weges auf den Räuberhauptmann zu: „Guten Tag,“ ſagte er, „guten Tag, Herr Räuber-Hauptmann. Ich erwártete nicht Dich heute zu ſehen, denn ich dachte, daß der Teufel ſchon lange eine Suppe aus Deinem alten Fleiſche gemacht hätte.“

— „Doch nicht ſo ganz, wie Du ſiehſt, Herr Ammalet-Beg,“ erwiderte der Räuber. „Ich hoffe, vorher noch die Adler in der Gegend mit den Leichnamen der Ruſſen und Tataren, Deinen Landsleuten, zu ſättigen, die mehr in ihrem Beutel als im Kopfe haben.“

„Nun, wie gehen denn die Geſchäfte, Schemandan?“ fragte nachläſſig Ammalet-Beg.

„Schlecht; die Ruſſen halten gut Wache, und nur der Zufall erlaubt uns von Zeit zu Zeit heimlicher Weiſe einige ruſſiſche Soldaten am Kragen zu packen, und ſie im Gebirge zu verkaufen. Es iſt eine beſchwerliche Sache, Krapp oder auch rohe Seide mit ſich zu ſchleppen, denn ſeit einiger Zeit paſſiren nur ſehr wenige Zeuge, die aus Perſien kommen, hier vorbei. Wir hatten uns für heute ſchon faſt darin ergeben, jede Nachforſchung aufzugeben, und wollten heulen wie die hungrigen Wölfe, aber Gott ſey Dank, Allah hat Mitleiden mit uns, da er uns einen reichen tatariſchen Beg und einen tapfern ruſſiſchen Oberſten zuſendete.“

Der Muth verließ mich bei dieſen Worten, deren ganzes Gewicht ich fühlte.

„Beeile Dich nicht, den Falken in der Luft zu verkaufen, mein Freund,“ ſagte Ammalet-Beg; „warte vorher bis Du ihn auf der Hand haſt.“

Jetzt erhob ſich der Räuber, ergriff ſeine Flinte und warf einen durchdringenden Blick auf uns.

„Was ſoll das heißen, Herr Ammalet?“ entgegnete er: „denkt Ihr jetzt noch zu fliehen, oder wagt Ihr an eine Vertheidigung zu denken?“

— „Sey ruhig,“ erwiderte der Andere, „wir ſind nicht Narren genug, um es, zwei gegen ſechs aufzunehmen. Es iſt wahr, wir lieben unſer Geld, aber unſer Leben iſt uns doch noch theurer. Da wir indeſſen in Deine Hände gefallen ſind, ſo können wir nichts machen; es handelt ſich alſo nur darum, daß Du nicht ein gar zu unvernünftiges Löſegeld feſtſetzeſt. Du weißt wohl, daß ich weder Vater noch Mutter habe, und was den Oberſten hier anbetrifft, ſo iſt er ſchon lange allein auf der Welt, und hat weder Familie, noch ſonſt Verwandte.“

— „Gut denn: wenn Du keinen Vater mehr haſt, ſo haſt Du doch das Erbe Deines Vaters; wir wollen jetzt nicht über unſere Voraͤltern ſtreiten. Ueberdieß bin ich ein guter Mann, und will, in Ermangelung von Dukaten in Gold, es nicht ablehnen, den Werth an Schaafen oder ähnlichen Gegenſtänden anzunehmen. Was den Oberſten betrifft, ſo ſinge mir kein Liedchen vor, ich bitte Dich; ich weiß recht gut, daß nicht einer ſeiner Soldaten ſich beſinnen würde, den letzten Knopf von ſeiner Uniform herzugeben, um ihn zu befreien. Da man für den Oberſten Ch… ein Löſegeld von zehntauſend Beuteln *) zuſammen gebracht hat, ſo wird man für dieſen da noch mehr

---

*) Der Oberſte Ch… wurde durch die Offiziere des caucaſiſchen Armee-Corps losgekauft.

geben. Uebrigens werden wir ſehen, wir werden ſehen! Beſonders wenn Ihr liebe Brüder ſeyd... Ich bin kein Jude, und auch kein Menſchenfreſſer, Gott verzeihe mir."

— „Nun, das läßt ſich hören, Freund; trage Sorge uns gut zu behandeln, und ich ſchwöre und garantire es Dir auf meine Ehre, daß wir weder daran denken zu fliehen noch uns zu vertheidigen."

— — „Ich glaub' es Dir, ich glaub' es Dir; und ich bin erfreut, die Sache ohne Geſchrei abgemacht zu ſehen. Was Du ſchön und elegant geworden biſt, Ammalet-Beg! welch' ein Pferd! welche Waffen! es iſt wahrhaft prächtig! Zeige mir ein wenig Deinen Dolch, theurer Freund... wie reich die Scheide iſt!... Iſt es eine Arbeit von Koubatſchinet?..

— „Nein, von Kizliar," ſagte Ammalet-Beg, indem er ruhig das Gehenke von ſeinem Dolche losmachte; allein die Klinge iſt noch ſchöner... Schau her... ſie ſchneidet einen eiſernen Nagel entzwei, ſo leicht wie eine Kerze. Auf dieſer Seite befindet ſich der Name des Verfertigers; lies ſelbſt: „Ali-Ouſta-Kara-ni-Tchekoi."

Während dieſes Geſprächs wendete Ammalet-Beg die bloße Klinge des prächtigen Dolches vor den gierigen Augen des Lezghine hin und her, welcher verſuchen wollte, ob er die Inſchrift leſen könne, und ſich anſtrengte, ſie zu entziffern... aber plötzlich funkelte die Waffe wie der Blitz; Ammalet-Beg, den günſtigen Augenblick wahrnehmend, verſetzte Schemandan aus allen Kräften einen ſolch' heftigen Stoß auf den Kopf, daß das Eiſen bis auf die Zähne des Unterkiefers drang. Der Leichnam fiel ſchwerfällig auf's Gras. Ich unterſtützte alsbald meinen Gefährten, deſſen Bewegungen ich alle während der Zeit beobachtet hatte, und ſtreckte durch einen Piſtolenſchuß denjenigen der Räuber nieder, der mir zunächſt ſtand, und der mein Pferd am Zaume hielt; die Uebrigen, überraſcht von unſerem ungeſtümen Angriffe, ergriffen alsbald die Flucht, und es ſchien, als hätte der Tod ihres Hauptmanns alle Bande gelöſt, die ſie mit einander vereinigt hatten. Während nun Ammalet-Beg, nach dem Gebrauche der Aſiaten die Todten ihrer Waffen beraubte, und ihre verlaſſenen Pferde an den Zäumen zuſammen band, konnte ich mich nicht enthalten, ihm über ſeine Wortbrüchigkeit gegen den Räuber und ſeine falſchen Schwüre Vorwürfe zu machen. Er ſah mich erſtaunt an. „Ihr ſeyd ein eigener Menſch, Oberſt," ſagte er endlich. „Dieſer Böſewicht hat, ohne daß es in die Augen fiel, den Ruſſen unberechenbaren Schaden gebracht, ſowohl dadurch, daß er ihr Futter verbrannte, und ihre Pferde ſtahl, als auch dadurch, daß er einzelne Militairs mit ſich fortſchleppte. Und weißt Du wohl, daß er uns auf alle Arten gequält, daß er uns tauſendfachen Foltern unterworfen hätte, um uns zu zwingen, die allerkläglichſten Briefe an unſere Freunde zu ſchreiben, und dadurch ein größeres Löſegeld zu erhalten?"

„Dieß mag ſich alles ſo verhalten, Ammalet-Beg," antwortete ich ihm, „aber es bleibt doch ewig wahr, daß man in keinem Falle, und aus keinem Grunde ſein Wort brechen, und treulos handeln ſolle. Hätten wir uns nicht geradezu auf die Räuber werfen, und damit anfangen können, womit wir geendigt haben."

„Nein, Oberſt, nein, wir konnten es nicht," ſagte mein Gefährte. „Wenn ich mich nicht mit dem Räuberhauptmann in ein Geſpräch eingelaſſen hätte, um die Aufmerkſamkeit Aller abzulenken, ſie hätten uns bei der erſten Bewegung mit ihren Kugeln durchbohrt. Uebrigens kannte ich dieſes Lumpen-Geſindel vollkommen, und wußte wohl, daß ſie ſich nur unter den Augen ihres Hauptmanns ſchlagen, daher mußte man mit ihm zuerſt abſchließen."

Ich ſchwieg, war jedoch nicht überzeugt. Mein Herz konnte dieſe aſiatiſche Treuloſigkeit nicht billigen, obgleich ſie uns dießmal gerettet hatte. Wie kann man Menſchen vertrauen, denen ihre Schwüre für Nichts gelten? Wir wollten eben unſere Pferde wieder beſteigen, als wir klägliche Seufzer hörten; es war der Räuber, auf den ich geſchoſſen hatte, und der nur verwundet war. Wir traten wieder zu ihm; er ſtand auf und beſchwor uns, ihn nicht ein Raub der wilden Thiere werden zu laſſen. Wir eilten, dem Unglücklichen beizuſtehen, aber wie groß war das Erſtaunen Ammalet-Begs, als er in ihm einen der Noukers des Sultan Akhmet, Khan von Awarien, erkannte. Befragt, durch welchen Umſtand er ſich bei dieſer Räuberbande befinde, antwortete er: „Schaytan (Sutan) hat mich verführt. Der Khan hat mich in das nahe gelegene Dorf Kemek mit einem Brief an Ibrahim, den berühmten Hakim (Arzt) geſandt, um, ich weiß nicht welches Kraut zu holen, das, wie er ſagt, gegen alle Schaden und Krankheiten hilft. Zum Unglück begegnete ich auf meinem Wege Schemandan, den ich ein wenig kannte. Er ſprach mir zu, mich ihm anzuſchließen. Komm, ſagte er, komm ein wenig mit uns, wir wollen das Land durchziehen. Es iſt ein ſchöner Streich auszuführen; es wird ein reicher Armenier hier vorbei paſſiren, der ſich von Kouba nach Derbent begibt, und eine große Summe Geldes mit ſich führt. Ich konnte der Verführung nicht widerſtehen. O Allah! Allah! ich habe meinen Fehler theuer genug bezahlt."

„Man hat Dich nach einem Arzt geſandt?" fragte lebhaft Ammalet-Beg; „wer iſt denn krank in Eurem Hauſe?"

„Unſere arme Khaneum (Tochter des Khans) Seltaneta iſt auf den Tod krank; hier iſt der Brief, der ihre Krankheit auseinanderſetzt." Mit dieſen Worten überreichte er Ammalet-Beg eine kleine cylindriſche Büchſe von Silber, in welcher ſich eine Rolle Pergament befand. Der junge Mann wurde blaß wie der Tod; ſeine Augen verſchlangen ängſtlich das unſelige Schreiben, das er in ſeinen heftig zitternden Händen hielt ... und mit Unterbrechung las er die Worte: „Seit drei Tagen ißt und ſchläft ſie nicht ... ſie phantaſirt ... ihr Leben iſt in Gefahr ... rette ſie" ... — „Allmächtiger Gott!" ſchrie er endlich und ich ſtehe müßig hier, nur mit meinen Vergnügungen beſchäftigt, während die Seele meiner Seele jeden Augenblick dieſer Erde entſchwinden, und mich allein auf ihr, als einen unbeſeelten Leichnam zurücklaſſen kann. Ach! möchten alle ihre Leiden auf mein Haupt zurückfallen! O! könnte ich an ihrer Stelle in den Sarg liegen, und ihre theure Geſundheit ihr wiedergeben! Herrliches, angebetetes Mädchen! ... Du unterliegſt, Du ſtirbſt, o Roſe von Awarien! und das unerbittliche Schickſal hat Dich mit ſeinen eiſernen Krallen ergriffen! Oberſt!" ſchrie er endlich, indem er meine Hand mit einer Heftigkeit ohne Gleichen ergriff, „erfülle mir meine einzige, meine inſtändigſte Bitte, erlaube mir, ſie wenigſtens nur noch einmal wieder zu ſehen."

„Wen denn, mein lieber Freund?"

„Sie, meine angebetete Seltana, die Tochter des Sultans von Awarien, ſie, die ich mehr als mein Leben, mehr als meine Seele liebe... Sie iſt krank, ſie ſtirbt, ſie iſt vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon todt, während ich in unnützem Geſpräche die koſtbare Zeit verliere! Ihr letzter Blick wird nicht auf mich fallen, ich werde ihre letzten Seufzer nicht hören, nicht den kalten Todesſchweiß von ihrer Stirne abwiſchen. Ach! warum zerplatzt die Sonne nicht in tauſend Stücke, und fällt in feurigen Kohlen auf mein Haupt? Warum verſchlingen mich nicht die Abgründe der Erde?"

Schluchzend und vom Schmerz erſtickt, warf er ſich, ohne Thränen zu vergießen, an meine Bruſt, und außer Stande, ein Wort hervorzubringen.

Es war jetzt nicht der Augenblick, ihm ſeinen Mangel an Vertrauen zu mir vorzuwerfen, noch ihm auseinander zu ſetzen, daß es unpaſſend wäre, wenn er zu dem erklärten Feinde der Ruſſen ginge. Es gibt Lagen, in welchen alle untergeordneten Betrachtungen verſchwinden, und Ammalet-Beg befand ſich jetzt in einer ſolchen Lage. Ich entſchloß mich, ihn auf meine Gefahr und auf meine Verantwortung abreiſen zu laſſen. Wer aufrichtig und bald bewilligt oder gibt, gibt doppelt; das war immer mein Grundſatz. Ich ſchloß den betrübten jungen Mann in meine Arme, und unſere Thränen vermiſchten ſich. „Ammalet, mein Freund," ſagte ich, beeile Dich, dahin Dich zu begeben, wohin Dein Herz Dich ruft. Gott gebe, daß Du ihr die Geſundheit wieder bringeſt und daß Du die Ruhe des Herzens wieder erlangeſt. Glückliche Reiſe!"

„Leb' wohl, mein Wohlthäter, mein Freund," ſagte Ammalet-Beg tief gerührt, „leb' wohl, vielleicht auf immer! Ich werde nimmer wiederkehren, denn ich kann nicht leben, wenn Allah mir meine theure Seltana nimmt. Möge der Himmel Dich erhalten und ſegnen!"

Wir führten den verwundeten Räuber zu dem Arzte Ibrahim, er übergab Ammalet-Beg den Saft der verlangten Heilpflanze, und eine Stunde ſpäter galoppirte bereits derſelbe, von vier bewaffneten Dienern begleitet, auf der Straße nach Awarien.

So wäre denn das Geheimniß enthüllt. Er liebt ... dieß iſt ein Unglück; und ein noch größeres iſt es, daß er wieder geliebt wird. Ich ſehe hier Dein Erſtaunen, meine liebe Marie, ich höre Dich ausrufen: „Ein Unglück geliebt zu werden!“ ... Einen Augenblick Geduld, mein lieber Engel. Der Khan, Seltana's Vater, iſt der unverſöhnlichſte Feind der Ruſſen, und das um ſo mehr, ſeit er von unſerem Souverain mit Gunſtbezeigungen überhäuft wurde, die er mit Undank lohnte, indem er ſeine Schwüre brach. Hieraus folgt, daß Ammalet-Beg ſeine Tochter nicht heirathen kann, ausgenommen in dem Falle, wenn er ſich auf's Neue unſern Gegnern anſchließt, oder daß der Khan ſich unterwirft und Verzeihung erhält; die erſte Vorausſetzung wäre ein Unglück, und die zweite iſt ſehr unwahrſcheinlich. Wer kennt beſſer als ich die Schmerzen einer hoffnungsloſen Liebe! Welch' bittere Thränen habe ich auf meinem einſamen Lager vergoſſen! Wie oft habe ich den Tod gewünſcht, um endlich für mein armes Herz Ruhe zu finden! Nichts hätte daher meine Theilnahme an den Leiden des jungen Mannes mehr erregen können, den ich zudem aufrichtig liebe, und der das Unglück hat, zu lieben und geliebt zu werden, ohne Hoffnung ... wenigſtens ohne Glück. ... Ja, denn eine gegenſeitige Liebe iſt noch nicht hinlänglich, und ich kann nicht umhin zu denken, daß, wenn ſeine Neigung nicht erwiedert worden wäre, er nach und nach ſie vergeſſen hätte. „Und doch“ — ſagſt Du, „und ich glaube in dieſem Augenblicke Deine ſüße Stimme zu hören, ich glaube Dein anmuthiges Lächeln zu ſehen, — indeſſen können ſich die Umſtände für ſie ändern, wie ſie ſich bei uns geändert haben. Und ſoll denn das Unglück auf dieſer Erde allein das Privilegium haben, unveränderlich zu ſeyn?“ Ich behaupte nicht das Gegentheil, theure Freundin, indeſſen geſtehe ich Dir mit Kummer, daß ich daran zweifle; ich gehe noch weiter, und verhehle Dir nicht, daß ich für ſie und für uns unwillkührlich fürchte. Das Schickſal lächelt uns jetzt, und wir wiegen uns mit ſchönen Hoffnungen, aber das Schickſal gleicht dem Meere, und die Hoffnung den Sirenen; die Ruhe des erſten iſt gefährlich, und die Verheißungen der letztern ſind betrügeriſch. Alles ſcheint ſich zu unſerer Verbindung zu vereinigen; aber ſind wir ſchon mit einander verbunden? Ich weiß nicht, meine theure Freundin, warum bei den ſchönſten Träumen meines Glückes ein eiſiger Froſt mein Herz durchdringt, und die Hoffnung Dich wieder zu ſehen, mit jedem Tage mehr verſchwindet. Doch alles Dieß wird vorübergehen, Alles wird ſich in ein wolkenloſes Glück verwandeln, wenn ich endlich Deine liebe Hand an meine Lippen drücken, Dich an mein treues und ergebenes Herz ſchließen kann! . . . Nichts findet man näher zuſammen, als Glück und Leiden, und die Farben des Regenbogens erſcheinen nur um ſo glänzender auf den ſchwarzen Wolken des Zweifels! . . .

Achtes Kapitel.

Das junge ſterbende Mädchen. Die Verbannung.

Ammalet-Beg ritt zwei Pferde zu Tode, und ließ ſein ganzes Gefolge hinter ſich; auch war er ſchon am Abend des zweiten Tages nicht mehr weit von Khounzakh entfernt. Mit jedem Augenblicke fühlte er ſeine Ungeduld und zugleich ſeine tödtliche Unruhe zunehmen. Sein Herz pochte und ſein Blick trübte ſich, als er endlich die Spitzen der Thürme bemerkte, welche aus dem Wohnorte des Khans mitten aus Felſen hervorragten. „Was werde ich daſelbſt finden?" dachte er, „iſt es der Tod oder das Leben? . . ." Und alle ſeine Kräfte zuſammennehmend, beſchleunigte er noch den Schritt ſeines Renners.

Auf dem Wege vor ihm befand ſich ein von Kopf bis zu Fuß bewaffneter Ritter, und Ammalet-Beg wollte ihn gerade einholen, als er einen andern Krieger auf der Straße von Khounzakh beiden entgegen kommen ſah; kaum hatten dieſe beiden Menſchen ſich erkannt, als ſie auch alsbald vom Pferde ſprangen, ihre Säbel zogen, auf einander ſtürzten, und mit unbeſchreiblicher Wuth ſich in ein Gefecht mit einander einließen. Unſer Held, welchem ſie vollſtändig den ſchmalen Weg verſperrten, der hier durch die Felſen führt, betrachtete erſtaunt dieſen erbitterten Kampf; er dauerte nicht lange. Derjenige von ihnen, welchen Ammalet-Beg einzuholen im Begriffe war, fiel auf die Steine, welche er mit ſeinem Blute röthete, das aus ſeinem entzwei geſpaltenen Kopfe floß, während der Sieger, indem er kaltblütig die Klinge ſeines Säbels abtrocknete, ſich gegen Ammalet-Beg wendete. „Deine Ankunft," ſagte er, „iſt mir ſehr erwünſcht, und ich preiſe den Zufall glücklich, der Dich Zeuge unſeres Gefechtes ſeyn ließ. Gott ſelbſt hat auf dieſe Art den Tod meines Feindes herbeigeführt, und nun werden die Seinigen nicht mehr das

Recht haben, mich zu beſchuldigen, ihn treuloſerweiſe hinter einem Felſen getödtet zu haben, und können den Preis ſeines Blutes nicht von mir fordern."

„Und was war denn die Urſache eines ſo eingewurzelten Haſſes zwiſchen Euch?" fragte Ammalet-Beg, „was hat Dich veranlaſſen können, mit ſo viel Hitze eine ſo blutige Rache zu ſuchen?"

„Dieſer Menſch, welchen man Hanam-Zada nannte, und ich, wir hatten eines Tags einen Streit über die Theilung einer geraubten Heerde Schaafe, und als ich ſah, daß es unmöglich ſeye, uns zu verſtändigen, ſo tödtete ich alle, damit ſie Keinem zufielen... Von da an wagte er, in ſeinem Zorne beleidigende Reden über meine Frau zu führen. Es wäre beſſer für ihn geweſen, er hätte das Grab meines Vaters beſchimpft, oder ſich an der Ehre meiner Mutter vergriffen, als den Ruf meiner Frau anzutaſten! Ich warf mich auf ihn, den Dolch in der Hand; aber man riß uns aus einander, und wir kamen Beide überein, das erſtemal, wo wir uns begegnen würden, uns zu ſchlagen, und nun hat Gott zwiſchen uns gerichtet." „Beg," fuhr er fort, indem er unſern Helden betrachtete, „Du begibſt Dich ohne Zweifel nach Khounzakh, um dem Khan einen Beſuch zu machen?..."

Nachdem Ammalet ſein Pferd genöthigt hatte, über den Leichnam zu ſetzen, welcher quer über den Weg lag, antwortete er bejahend.

„Dann," erwiderte dieſer, „wählſt Du Dir einen ſchlechten Augenblick."

Bei dieſen Worten fühlte der junge Mann all' ſein Blut im Herzen ſtocken. „Iſt denn dem Hauſe des Khan's ein Unglück zugeſtoßen?" fragte er zitternd, indem er ſein Pferd anhielt, das er kurz zuvor mit ſeiner Nagaika angetrieben hatte, um ſeinen Lauf ſchnell fortzuſetzen.

„Nein," ſagte jener, „nur ſeine Tochter Seltana iſt ſehr krank geweſen, und jetzt....."

„Iſt ſie todt!" ſagte Ammalet-Beg, erblaſſend und mit zitternder Stimme.

„Es iſt wohl möglich; wenigſtens hörte ich, als ich vorhin an dem Hauſe des Khan's vorbeiritt, aus dem Innern deſſelben ein ſolches Concert von Weibergeſchrei und Seufzern, daß man hätte denken ſollen, die Ruſſen kämen, um Khounzakh im Sturme zu nehmen... Wenn Du unten ankommen wirſt, bitte ich Dich..."

Ammalet-Beg hörte jedoch nichts mehr; er flog wie ein Pfeil dahin, und verſchwand bald aus den Augen des überraſchten Ougden, eingehüllt in eine Staubwolke, in welcher man zahlreiche Funken bemerkte, die der Hufſchlag ſeines Renners erzeugte. Er ſprengte in geſtrecktem Galopp durch die engen und krummen Straßen der Stadt, ſprang mitten im Hofe vom Pferde, durcheilte ſchnell alle Gänge, ſtieß die Frauen und Diener, welche ihm in den Weg kamen, auf die Seite, drang in das Zimmer der Kranken, wo er ſich, ohne nur irgend jemand, weder den Vater noch deſſen Frau zu bemerken, todesblaß und außer ſich an das Bett ſtürzte, und faſt beſinnungslos auf die Knie nieder ließ.

Die unerwartete und laute Ankunft Ammalet-Beg's verwandelte die Unruhe der trauernden Anweſenden in ein düſteres Stillſchweigen. Seltana, welche ſchon mit dem Tode kämpfte, erwachte plötzlich aus der Schlafſucht, in welche ſie ein heftiges Fieber geworfen hatte. Ihre Wangen hatten eine unnatürliche Röthe, ihre Augen waren ſtarr, und ſeit einigen Stunden konnte ſie weder ſprechen, noch ſich bewegen, ihr Zuſtand glich dem eines Todten. Der Lärmen, der ſich in dem Zimmer erhob, das Gemurmel der Anweſenden, die tobenden Ausrufungen des troſtloſen jungen Mannes, ſchienen ihren Geiſt, der ſie ſchon zu verlaſſen im Begriffe war, wieder zurückzurufen; ſie erhob ſich plötzlich, und ihre Augen leuchteten in erneuertem Glanze... „Biſt Du es, biſt Du es?“ ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff... „Allah bereket (Gott ſey gelobt), jetzt bin ich zufrieden... ich bin glücklich!“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie auf ihr Lager zurückfiel. Ihr Mund ſchloß ſich wieder mit einem Lächeln, ihre Augenlieder fielen herab, und ihr früherer Zuſtand der Unempfindlichkeit trat wieder ein.

Der unglückliche Ammalet-Beg hörte weder auf die Fragen des Khan's, noch auf die Bemerkungen von deſſen Frau, nichts konnte ſeine Aufmerkſamkeit von der Kranken ablenken, noch ihn auf einen Augenblick aus ſeinem tiefen Schmerz herausreißen. Nur mit großer Mühe konnte man ihn dazu bringen, das Zimmer zu verlaſſen. Er blieb vor der Thüre, den Mund auf die Schwelle gedrückt, ſtieß herzzerreißende Seufzer aus, und flehte bald den Himmel um Hülfe, bald klagte er ihn an. Der Schmerz des feurigen jungen Mannes war zugleich rührend und ſchrecklich.

Indeſſen hatte die Erſcheinung Ammalet-Beg's den heilſamſten Einfluß auf die Kranke; was den Anſtrengungen der Aerzte der Gegend nicht gelang, ward durch dieſen zufälligen Umſtand bewerkſtelligt. Es war nothwendig, durch eine heftige Erſchütterung die übermäßig herabgeſtimmten Lebensgeiſter zu erwecken; außerdem war Seltana verloren, nicht durch die Wirkung ihrer Krankheit ſelbſt, welche ſchon im Abnehmen begriffen war, aber in Folge ihrer außerordentlichen Schwäche, gleich einer Lampe, die nicht durch den Wind, ſondern aus Mangel an Luft erliſcht. Die Kriſis hatte entſchieden, ihre Jugend ſiegte, und das Leben trat wieder in alle Organe der Kranken zurück. Nach einem langen und ruhigen Schlafe kam ſie mit neuen Kräften, mit friſchen Ideen zu ſich. „Ich fühle mich ſo wohl, meine Mutter,“ ſagte ſie, indem ſie zufrieden umherblickte. „Ich habe gut geruht, und Alles um mich her erſcheint mir jetzt heiter! Die Wände ſelbſt ſcheinen mir zuzulächeln. Ich glaube, ich war krank, recht krank; jetzt aber, dem Himmel ſey Dank, fühle ich mich nur noch ſchwach; doch das wird ſchnell vorübergehen, und ich fühle ſo zu ſagen die Geſundheit, gleichſam wie einen wohlthätigen Saft durch meine Adern dringen. Ich lag wie in einem langen und ſchweren Schlafe, und hatte entſetzliche Träume. Es war mir, als ſey ich in ein Meer ohne Ufer gefallen, deſſen Waſſer gefroren war; der Durſt verzehrte mich, und doch konnte ich ihn nicht ſtillen. In der Entfernung funkelte es, wie zwei Sterne mitten durch den Nebel und die Dunkelheit. Die Finſterniß vergrößerte ſich immer mehr; ich glaubte mit jedem Augenblicke tiefer zu ſinken, als ich mich plötzlich bei meinem Namen rufen hörte, und eine kräftige Hand fühlte, die mich aus der Tiefe des Eismeeres zog... Die Züge Ammalet-Beg's zogen wie ein Blitz an meinen Augen vorüber... Die beiden Sterne glänzten in übernatürlichem Glanze und verlöſchten ſodann... Alles trat dann wieder in Finſterniß. Dieß iſt Alles, was ich mich erinnern kann."

Den andern Tag war es Ammalet-Beg geſtattet, die Geneſende wieder zu ſehen; Sultan Akhmet-Khan hatte wohl bemerkt, daß es unmöglich ſeye, nur die geringſte Antwort von ihm zu erhalten, ſo lange er ſolcher Unruhe Preis gegeben war, er gab daher ſeinen dringenden Bitten nach. „Da ich jetzt wieder glücklich bin," ſagte er, „ſo will ich Dich nicht verhindern, es auch zu ſeyn." Und er führte den Gaſt in das Zimmer ſeiner Tochter. Seltana war hierauf vorbereitet, und dennoch fühlte ſie ſich lebhaft ergriffen, als ihre Augen denen Ammalets begegneten, dem Manne, den ſie ſo zärtlich liebte, und deſſen Rückkehr ſie ſo ſehnſuchtsvoll entgegen geſehen hatte. Lange Zeit konnten die beiden Liebenden kein Wort hervorbringen, aber ihre Blicke ſprachen deutlich. Aus ihren blaſſen Wangen ſahen ſie, welche Schmerzen, welche Unruhe ihr Herz in der langen Zeit gequält hatte. Es iſt kein Zweifel, die Friſche und das blühende Ausſehen der Geſundheit verſchönern eine Frau; aber um wie Vieles intereſſanter erſcheint die, welche man liebt, wenn ihre Wangen von Leiden erblaßt ſich zeigen, und wie ſtark dringt dieſer Anblick in das Innerſte der Seele! Welches eiſerne Herz könnte dem ſchmachtenden Auge widerſtehen, in welchem man, ohne einen Schein von Vorwurf, die ſüßen Worte lieſt: „Ich war glücklich in meinen Leiden, denn ich litt für Dich."

Ammalet-Beg vergoß einen Strom von Thränen, aber als er ſich endlich erinnerte, daß noch andere Zeugen dieſer Scene beiwohnten, raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, erhob das Haupt und ſagte mit zitternder Stimme: „Es iſt lange her, daß wir uns nicht geſehen haben, Seltana!"

„Ja," ſagte ſie, „und wir haben gefehlt, uns für immer zu trennen!"

„Für immer!" erwiderte Ammalet-Beg mit einem leichten Tone des Vorwurfs; „kannſt Du das denken? Gibt es nicht ein anderes Leben, wo man keine Leiden kennt, und wo man ſich nie von denen trennt, welche man geliebt hat. Wenn ich den Talisman meines Glücks verloren hätte, mit welcher Geringſchätzung hätte ich mich von der ſchweren und roſtigen Kette des Lebens befreit. Warum ſollte ich dann noch gegen das Schickſal kämpfen."

„In dieſem Falle ſollte ich bedauern, daß ich nicht geſterben bin,“ ſagte Seltana lächelnd, „Du gibſt mir ein ſolch' verführeriſches Bild von dieſer unbekannten Welt, daß man wünſchen muß, recht bald dahin zu kommen.“

„Ach! nein, lebe, lebe recht lange noch, lebe für das Glück, für.... für die Liebe,“ wollte Ammalet-Beg hinzuſetzen, aber er erröthete und ſchwieg.

Die Roſen der Geſundheit verbreiteten ſich nach und nach wieder auf den Wangen des jungen Mädchens, welches ſich durch die Gegenwart ihres Geliebten glücklich fühlte, und allmählig bekam Alles in der Familie wieder ſeinen gewohnten Gang. Der Khan unterhielt ſich fortwährend mit Ammalet-Beg über Kriege und Schlachten, und über die Organiſation der ruſſiſchen Truppen, während deſſen Frau ihn über den Anzug und die Gewohnheiten der dortigen Frauen mit Fragen quälte, und nicht ermangelte, Allah anzurufen, ſo oft die Rede darauf kam, daß ſie ohne Schleier ausgingen. Für die Langeweile, die er hiebei ausſtand, wurde er indeß durch die Geſellſchaft der theuern Seltana vollkommen entſchädigt; die geringſte Kleinigkeit, der unbedeutendſte Umſtand, bei welchem ſich ihre Gefühle begegneten, hatte Werth in ihren Augen, und es machte ihnen Freude ſie zu zergliedern, und ſie auf tauſend Arten zu prüfen. Die Liebe gleicht dem Midas, alten Angedenkens; wie er, verwandelt ſie Alles in Gold, was ſie berührt, und nur zu oft ſtirbt ſie wie er aus Mangel an Nahrung.

Aber in dem Maaße, als das junge Mädchen mehr und mehr erſtarkte, häuften ſich die Sorgen auf der Stirne ihres Geliebten. Oft hielt er, im lebhafteſten Geſpräche, mitten inne; ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, und ſchmerzliche Leiden ſchienen ſeine Bruſt zu zerreißen: oder ſein Blick zeigte eine plötzliche Wuth; er erhob ſich, wie außer ſich, faßte den Griff ſeines Dolches; dann fiel er wieder, wie durch eine unſichtbare Hand berührt, in eine Muthloſigkeit und in tiefe Träumerei, aus welcher ſelbſt die Liebkoſungen ſeiner Geliebten ihn kaum reißen konnten.

Als eines Tages die jungen Leute allein waren, fragte ihn Seltana, betroffen von der Traurigkeit ihres Freundes, indem ſie ihren Kopf auf ſeine Schultern lehnte: „Azir, azir (mein Geliebter) was haſt Du denn? woher kann Dein Kummer rühren? Biſt Du nicht glücklich in meiner Nähe?“

„Ach! verleumde den nicht, der Dich mehr als den Himmel ſelbſt liebt,“ erwiderte Ammalet-Beg: „aber nachdem ich alle Qualen der Abweſenheit erduldet habe, kann ich da ohne heftigen Schmerz an eine neue Trennung denken? Es wäre mir tauſendmal leichter das Leben, als Dich zu verlaſſen, Du theures Mädchen, mit den ſchwarzen Augen!“

„Wie kannſt Du hieran nur denken? . . . Du müßteſt nur ſelbſt wollen.“ . . .

„Häufe nicht durch grauſame Zweifel neue Qualen auf mein Haupt, meine Seltana; Du kennſt meine grauſame Lage nicht. Unbekannt mit den

Angelegenheiten dieſer Welt, daß Du bis jetzt nichts Anderes gewußt, als zu blühen wie eine Roſe und des Lebens Dich zu freuen, wie ein Schmetterling; glücklich und befreit von Sorgen wurden bis daher alle Deine Wünſche erfüllt. Aber ich, ich bin ein Mann; das Schickſal hat mir eine ſchwere Kette auferlegt, eine Kette, die ich nicht zerreißen kann, die der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; und ſie iſt es, die mich gegen meinen Willen, ach! mit widerſtrebendem Herzen nach Derbent zieht.“

„Pflicht! Dankbarkeit!“ ſagte ungläubig, mit trauriger Miene Seltana; „lauter ſchöne Worte, mit welchen Du die Begierde bemänteln willſt, uns zu verlaſſen. . . Hat die Liebe nicht ältere Rechte als die Freundſchaft? . . . Du wirſt doch nicht über das verfügen wollen, was Dir nicht gehört. . . . Ach! mein Freund, vergeſſe alle dieſe Sachen, vergiß Deinen B***, Deine Freunde die Ruſſen, und die ſchönen Frauen von Derbent! . . . Vergiß den Krieg und dieſen Ruhm, den man doch nur durch Morden erwirbt. Entſetzen erfüllt mich, wenn ich mich erinnere, daß ich Dein Blut fließen ſah; ich kann nicht ohne Schauder daran denken, daß jeder Tropfen dieſes Blutes, das Du ſo leichtfertig vergießeſt, einer Schweſter, einer Mutter, einer Geliebten unverſiegbare Thränen koſtet. Was fehlt Dir denn, um glücklich mit uns in unſern Bergen zu leben? Der Regen fällt nicht durch das Dach unſeres Hauſes; wir haben Reis im Ueberfluß für unſern Pilau; die Ställe meines Vaters ſind mit ſchönen Pferden angefüllt, ſeine Gemächer mit ſchönen Waffen, ſeine Käſten mit Reichthümern, und mein Herz mit Liebe für Dich. Nicht wahr, mein lieber Freund, Du reiſeſt nicht ab, Du bleibſt bei uns?“

„Nein, Seltana, ich kann, ich darf nicht hier bleiben. Mein Leben mit Dir hinzubringen, es bei Dir zu beſchließen, dieß iſt der einzige, der heißeſte Wunſch meines Herzens; aber ſeine Erfüllung hängt von dem Willen Deines Vaters ab. Heilige Bande feſſeln mich an die Ruſſen, und bis der Khan Frieden mit ihnen gemacht hat, iſt eine öffentliche Verbindung zwiſchen uns unmöglich . . . und nicht die Ruſſen ſind es, ſondern Dein Vater iſt's, von dem das Hinderniß kommt.“

„Ach! Du kennſt ihn wohl,“ ſagte traurig Seltana. „Du kennſt ſeine Geſinnungen, und ſeit einiger Zeit hat ſein Haß gegen die Ungläubigen noch zugenommen, und zwar auf einen ſolchen Grad, daß er kein Bedenken tragen würde, ihm Alles aufzuopfern, ſeine Tochter und ihren Freund; und auf Deinen Oberſt iſt es mehr noch, als auf die Andern abgeſehen.“

„Und ich habe ſchon mehr als einmal verſucht, mit ihm von meinen Wünſchen, von meinen Hoffnungen zu reden, aber immer war ſeine Antwort: Schwöre ein Feind der Ruſſen zu werden, und ich werde Dich erhören!“

„So bleibt uns denn nichts mehr zu ſagen übrig, als: Lebe wohl, Hoffnung!“

„Warum denn das, Seltana? Warum willſt Du nicht lieber ſagen: Lebe wohl, Gegend von Awarien?“

Das junge Mädchen heftete ihren Blick feſt auf ihn. „Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte ſie.

„Du würdeſt mich wohl verſtehen, wenn Du mich mehr liebteſt, als Deinen Vater, Deine Mutter, Dein Land, wenn Du mich liebteſt, wie ich Dich liebe.... Seltana, ich kann ohne Dich nicht leben.... Noch einmal, wenn Du mich aufrichtig liebſt, beweiſe es mir ... wir trennen uns nicht mehr ... fliehen wir.“ ...

„Fliehen! die Tochter des Khan! fliehen wie eine Verbrecherin, wie eine Sclavin! ... Das wäre abſcheulich, das wäre unerhört!“

„Wenn das Opfer von Deiner Seite auch groß iſt, es iſt doch nicht ſo groß wie meine Liebe zu Dir... Wenn Du tauſendmal von mir das Opfer meines Lebens verlangen würdeſt, ich würde es Dir eben ſo oft zu Füßen legen, ich würde es eben ſo leicht wegwerfen wie einen Kupfer-Paul *); ich würde ſelbſt meine Seele dem Schaytan überlaſſen, wenn Du es verlangteſt. Du erinnerſt mich, daß Du eine Tochter des Khans biſt; auch ich könnte Dir ſagen, daß mein Vater die Krone von Chamkhal trug, und daß mein Oheim ſie noch trägt; aber wenn ich mich Deiner werth halte, ſo iſt es keineswegs durch meine Geburt, ſondern durch mein Herz, welches Dir ſo ganz ergeben iſt. Wenn es ein Unrecht iſt, dem Schickſal und der Bosheit der Menſchen zum Trotz, ſein Glück zu ſuchen, ſo falle die Schande ganz auf mein Haupt.“

„Und der Zorn ... und die Rache meines Vaters!“ ...

„Im Verlauf der Zeit wird ſich dieſer Zorn ſelbſt verzehren. Iſt die Sache einmal abgemacht, ſo wird er ſeine Partdie ergreifen; unſere Liebkoſungen werden ſein Herz rühren, und er wird uns verzeihen.... Dann wird uns das Glück mit ſeinen Fittigen bedecken, und wir können mit Stolz ſagen: Wir haben uns ſelbſt es errungen.“

„Mein lieber Freund, ich habe wenig Erfahrung in den Dingen dieſer Welt, aber etwas iſt, das mir ſagt, daß man ſich das Glück nicht durch eine böſe Handlung erwirbt.... Warten wir einige Zeit, vielleicht lenkt Allah Alles zum Beſten, und unſere Vereinigung kommt zu Stande, ohne daß wir zum äußerſten Mittel greifen.“

„Seltana! es iſt Allah ſelbſt, der mir dieſen Gedanken eingab!.. Dieß iſt ohne Zweifel ſein Wille.... Ich beſchwöre Dich, habe Mitleid mit mir! Fliehen wir, wenn Du nicht willſt, daß der Sarg mich ſtatt des Hochzeit-Bettes aufnehmen ſoll. Höre: ich habe das heilige Verſprechen gegeben,

---

*) Kupfer-Paul bedeutet eine kleine Münze, ungefähr von dem Werthe eines Liards.

wieder nach Derbent zurückzukehren, und ich muß es erfüllen, ſchnell erfüllen; aber abzureiſen mit dem Gedanken, Dich nicht wieder zu ſehen, Dich vielleicht als die Frau eines Andern zu wiſſen, das iſt abſcheulich, das iſt tauſendmal ärger als der Tod. . . . Willige ein, mein Schickſal mit mir zu theilen, kannſt Du es nicht aus Liebe, ſo thue es aus Mitleiden! . . . Bringe mich nicht zur Verzweiflung, mache mich nicht wahnſinnig vor Schmerz. . . . Du weißt nicht, wie weit eine heftige Leidenſchaft führen kann, wenn ſie ſich betrogen ſieht; in meiner Wuth könnte ich am Ende Alles vergeſſen, die Rechte der Freundſchaft, wie die der Gaſtfreundſchaft; ich könnte die heiligſten Bande mit Füßen treten, mein Blut mit einem mir koſtbaren Blute vermiſchen; ja ich könnte durch meine Verbrechen die Menſchen zittern und die Engel weinen machen. . . . Seltana, bewahre mich vor ihrem Fluche, vor dem Deinigen, vor mir ſelbſt. . . . Meine Noukers ſind brav, meine Renner ſchnell wie der Wind; die Nacht iſt dunkel, fliehen wir; flüchten wir uns nach Rußland, in ein befreundetes Land, bis der Sturm ſich gelegt hat. Ich beſchwöre Dich darum zum letzten Male. . . . In Deinen Händen allein liegt mein Leben, mein Tod, mein Geſchick; ſag' Ja oder Nein." . . .

Eines Theils von der feurigen Beredtſamkeit ihres Geliebten, und von ihrem eigenen Herzen hingeriſſen, und andern Theils durch die Behutſamkeit eines jungen Mädchens zurückgehalten, ſo wie durch ihre Ideen, die Frucht ihrer Erziehung und der Gewohnheiten des Landes, ſchwankte Seltana unentſchieden, wie ein leichter Kork auf bewegten Wellen, hin und her.

Endlich ſtand ſie auf, und ſagte mit ſtolzer und entſchloſſener Miene, indem ſie ihre Thränen trocknete, die in ihren Augenliedern glänzten wie Thautropfen:

„Ammalet-Beg," ſagte ſie, „Du haſt genug geſagt, um meine Vernunft zu überraſchen und zu beſtechen; die Liebe wird mich nicht blind machen, ihr berauſchender Dunſt wird mich nicht ſo ſehr betäuben, daß er die Stimme meines Gewiſſens in mir erſtickt. Ich kann noch das Gute vom Böſen unterſcheiden, ich erkenne vollkommen, wie ſchändlich und undankbar es iſt, das väterliche Haus zu verlaſſen, die Herzen liebender Eltern mit Kummer zu erfüllen; ich weiß dieß Alles. So erkenne denn auch die Größe des Opfers, welches ich Dir bringe. . . . Ja, ich fliehe mit Dir, ich begleite Dich überall hin, ich bin Dein, auf ewig. Nicht Deine Gründe haben mich überzeugt, Dein Herz hat das meinige beſiegt. . . . Es gefiel Allah, daß ich Dir begegnete, daß ich Dich liebte; ſo ſey es denn nicht anders. Seyen wir verbunden, und wäre es durch Bande mit Dornen, wenn es nicht Roſenketten ſeyn können. Jetzt iſt Alles beendigt, und Dein Schickſal wird von nun an das meinige ſeyn."

Wer kann beſchreiben, was Ammalet-Beg bei dieſem gränzenloſen Beweiſe einer ſo zärtlichen und ergebenen Liebe empfand. Der Himmel ſchien ſich ihm zu öffnen, er fühlte ſich unüberſchwenglich glücklich. Einige Zeit lang äußerten ſich ſeine Gefühle durch Worte ohne Zuſammenhang, durch Ausrufungen der Dankbarkeit. . . . Als ſich endlich die beiden Liebenden ein wenig abgekühlt hatten, berathſchlagten ſie über die hauptſächlichſten Vorkehrungen, welche ſie zur Ausführung ihres Vorhabens treffen wollten. Es wurde beſchloſſen, Seltana ſolle vermittelſt zuſammengeknüpfter Tücher von ihrem Zimmer herabſteigen, bis an die Ufer des Ouzen. Ammalet-Beg ſollte am nämlichen Abend, unter dem Vorwande einer Falkenjagd von Kounzakh ſich entfernen, dann durch Umwege und bei eintretender Nacht, heimlich an die Mauern des Schloſſes zurückkehren, die Geliebte in ſeine Arme aufnehmen, ſie leiſe zu ſeinen Rennern führen, und dort einmal angelangt, fürchteten ſie Nichts und Niemand mehr.

Nachdem Ammalet-Beg den Noukers, welche ihn begleiteten, die nöthigen Befehle ertheilt, und Alles zur Flucht oder zum Gefecht vorbereitet hatte, folgten ſeine Augen mit Ungeduld der Sonne, welche, wie ein eiferſüchtiger Ehemann ihre Stelle und dieſen heißen Himmel nicht verlaſſen wollte, um in die eiskalten Gegenden hinter dem Caukaſus hinabzuſteigen. Welchen Raum mußte ſie noch durchlaufen! Es ſchien ihm, ein ganzes Jahrhundert trenne ihn noch von dem Augenblicke, wo er alle Wünſche erfüllt ſehen ſollte! . . . Hoffſt Du nicht zu viel, unkluger Jüngling? Wer ſteht Dir denn für den Erfolg? Wer bürgt Dir denn dafür, daß nicht alle Deine Schritte beobachtet, und Deine Worte belauſcht wurden? . . . Biſt Du denn ſo ſicher, daß mit dieſer Sonne, deren Niedergang Du kaum erwarten kannſt, nicht auch alle Deine Hoffnungen entſchwinden werden? . . .

Während des Mittageſſens, welches bei den Muſelmännern gewöhnlich gegen vier Uhr Nachmittags Statt findet, ſchien Sultan Akhmet-Khan mehr als gewöhnlich finſter und zerſtreut. Seine Augen ſchienen öfters Blitze unter den dicken Augenbraunen hervorzuſchleudern, und oft verweilten ſie auf ſeiner Tochter, oft auf ſeinem Gaſte; manchmal bekam ſein Geſicht den Ausdruck eines bittern Lächelns, und verwandelte ſich dann wieder in den unterdrückten Zornes. Seine Geſpräche waren kurz und ſchneidend, und alles dieß erzeugte Furcht und Sorgen in der Seele Seltanas, und Unruhe in der ihres Geliebten. Von der andern Seite, war die Gattin des Khans, gleichſam bekümmert von der Vorſtellung einer nahen Trennung, zärtlicher und liebreicher gegen ihre Tochter als gewöhnlich, und dieſe unverdiente Güte erpreßte dem jungen Mädchen Thränen der Reue. Ein Blick, den ſie verſtohlenerweiſe Ammalet-Beg zuwarf, erſchien ihm als ſchneidender Vorwurf.

Sobald die gebräuchlichen Abwaſchungen nach der Mahlzeit Statt gefunden hatten, begab ſich der Khan in den ausgedehnten Hof ſeines Hauſes, und forderte ſeinen Gaſt auf, ihm dahin zu folgen. Sie fanden daſelbſt geſattelte Pferde, und mehrere Diener, die ihrer warteten.

„Ammalet-Beg,“ ſagte der Khan, „man hat mir geſagt, Du habeſt eine Falkenjagd vor. Ich will Dir meine Falken zeigen, die ausgezeichnet ſind. Die Hitze iſt vorüber, es gibt einen herrlichen Abend, machen wir uns auf den Weg, bis auf die Nacht haben wir vielleicht ein paar Vögel gefangen.“

Was auch Ammalet-Beg bei dieſem Vorſchlage denken mochte, er konnte ihm nichts entgegen halten, und ſo machten ſie ſich zuſammen auf den Weg.

Der Khan und ſein Gaſt ritten einige Zeit neben einander, verſunken in tiefes Stillſchweigen und ihren Gedanken überlaſſen, als ſie zu ihrer Linken einen Awarier auf Felſen klettern ſahen, die unzugänglich ſchienen. Er trug einen, mit eiſernen Spitzen verſehenen Stock, welchen er feſt in die Spalten des Felſen einſtieß, wodurch er ſeine Schritte ſicherte und höher und höher ſtieg. An ſeinem Gürtel war eine, mit Waizenſaamen gefüllte Mütze befeſtigt, und eine lange Stutzbüchſe hing an ſeiner Schulter. Akhmet-Khan hielt an, zeigte ſeinem jungen Begleiter dieſen Mann, und ſagte zu ihm mit ernſter Miene: „Siehſt Du dieſen Greiſen, Ammalet-Beg; mit Gefahr ſeines Lebens erklettert er dieſen Felſen faſt bis auf den Gipfel, um daſelbſt einige Spuren Erde zu ſuchen, worin er ſeinen Waizen ſäe. Ebenſo kann er nur mit blutigem Schweiße die Frucht ärndten und ſie vor dem Raube der Vögel des Himmels und der wilden Thiere hüten. Es iſt dieß gewiß eine harte und beſchwerliche Exiſtenz . . . Wohlan denn! frage ihn einmal, ob er ſie mit einer andern, und die ſteilen Felſen, welche ihm dieſe armſelige Nahrung bieten, gegen eure fruchtbaren Felder, eure reichen Weiden der Ebene vertauſchen will? . . . Nein, wird er ſagen, ich ziehe mein Land vor, wie es auch ſey; da wo ich geboren bin, will ich auch ſterben. Hier bin ich frei; Niemand hat ein Recht, weder an meine Perſon, noch an mein Eigenthum. Dieſe dürren Berge, dieſe mit Eis bedeckten Gipfel, welche Dir ſo abſcheulich erſcheinen, ſie ſind die Bollwerke meiner Unabhängigkeit. . . Und wer ſind die Feinde dieſer mir ſo theuren Unabhängigkeit? Die Ruſſen ſind es, dieſelben Ruſſen, denen Du, Ammalet-Beg, Dich als Sclave ergeben haſt.“

„Khan! Du weißt wohl, daß ich nicht durch die Waffen, ſondern durch die Großmuth der Ruſſen überwunden wurde. Ich bin nicht ihr Sclave, ich bin ihr Gefährte, ihr Freund.“

„Hundertmal mehr Schande für Dich! . . . Sehen zu müſſen, daß der Erbe der Chamkhals die Ehre ſucht, die ſilberne Säbelquaſte tragen zu dürfen, hören zu müſſen, wie er ſich rühmt, der Schmarotzer eines ruſſiſchen Oberſten zu ſeyn!“ . . .

„Mäßig: Deine Ausdrücke, Sultan Akhmet . . . ich verdanke V*** Alles, ich verdanke ihm mehr als mein Leben. . . Eine innige Freundſchaft verbindet uns jetzt!“

„Und welche Bande können zwiſchen den Giaurs und uns beſtehen? Ihnen auf jede Art zu ſchaden, ſie auszurotten, wenn wir es können, und wenn wir nicht können, ſie zu betrügen, das ſchreibt uns der Koran vor, und das iſt die Pflicht eines jeden Rechtgläubigen.“

„Khan! laß Mahomet bei Seite, und ſuche nicht, mir mit Etwas Furcht einzujagen, was Du ſelbſt nicht glaubſt . . . Du biſt kein Mollah, und ich bin kein Fakir; ich habe über dieſe Sachen nachgedacht, und meine Gedanken über die Pflichten eines ehrlichen Mannes ſtehen feſt.“ . . .

„Wahrhaftig! Ammalet-Beg,“ ſagte der Khan mit bitterm Lächeln; „es iſt nur Schade, daß Du nicht darauf denkſt, dieſe ſchönen Grundſätze unter allen Umſtänden anzuwenden. Doch laſſen wir das. Willſt Du Dein Ohr einem Freunde leihen, dem Du einen elenden Giaur vorziehſt? Willſt Du hier bleiben und für immer bei uns wohnen?“

„Um den Preis dieſes Glückes, welches Du mir anbieteſt, würde ich gerne mein Leben geben; aber ich habe verſprochen zurückzukehren, und ich muß mein Wort halten.“

„Beſtimmt?“

„Ohne Zweifel!“

„Nun denn, je bälder, je beſſer. Höre mich: Wir beide kennen uns, und unter uns bedarf es keiner Winkelzüge und Schmeicheleien. Ich verberge Dir nicht, daß ich Dich ſtets zum Eidam gewünſcht habe, und daß es mich freute, als ich ſah, daß Dir meine Tochter zu gefallen ſchien. Deine Gefangenſchaft verhinderte die Ausführung meiner Plane, und Deine lange Abweſenheit, ſo wie die Veränderung, welche, wie man mir ſagte, mit Dir vorgegangen, betrübte mich lebhaft. Endlich biſt Du wiedergekehrt, und haſt Alles wieder im alten Zuſtande gefunden, aber Du haſt nicht mehr Dein altes Herz mit zurückgebracht. Ich hatte gehofft, Deine beſſeren Geſinnungen Dir in's Gedächtniß zurückzurufen, aber ich habe mich grauſam getäuſcht. Ich bedaure es, aber was läßt ſich machen? . . . Ich kann einen Diener der Ruſſen nicht zum Schwiegerſohn nehmen.“ . . .

„Höre mich, Akhmet-Khan.“ . . .

„Laß mich ausreden. Deine plötzliche Ankunft, die Verzweiflung, welche Du bei dem Anblick meiner kranken Tochter an den Tag gelegt haſt, haben Jedermann über Deine Gefühle und unſere gegenſeitigen Entwürfe aufgeklärt. In allen unſern Bergen ſpricht man nur von Deiner bevorſtehenden Heirath mit Seltana; jetzt, da die Bande zerriſſen ſind, iſt es nothwendig, daß dieſes Geſchwätz aufhöre. Die Ehre meiner Familie, die Ruhe meiner Tochter erfordern, daß Du uns gleich, auf der Stelle verläßt. Dieß iſt nothwendig, unumgänglich nothwendig. Ammalet-Beg, wir wollen als Freunde ſcheiden, aber wir werden uns nie wiederſehen, wenigſtens hier nicht, wenn wir uns nicht durch engere Bande verbinden können. Möge Allah Dein Herz lenken, und Dich als Den uns wieder zuführen, der Du ſeyn ſollſt. Bis dahin . . . Lebe wohl!“

Bei dieſen Worten wendete der Khan ſein Pferd, und ritt mit verhängten Zügeln, gefolgt von all' den Seinigen davon. Hätte ein plötzlicher Donnerſchlag den betäubten Ammalet-Beg auf's Haupt getroffen, er hätte ihn mehr nicht zu Boden ſchleudern, ihn mehr nicht zernichten können, als dieſe barſche Erklärung. Der Staub hatte ſich ſchon lange wieder gelegt, den die Pferde des Khans erhoben hatten, als Ammalet-Beg noch immer auf derſelben Stelle auf dem Hügel ſtand, gleich einer ſchwarzen Wolke auf den Purpurfarben der untergehenden Sonne.

◆

Neuntes Kapitel.

Ammalet-Beg im Lager der Ruſſen. Geheimniſsvolle Zuſammenkunft.

Um die Einwohner von Dagheſtan im Zaume zu halten, welche im Begriff waren, einen Aufſtand zu erregen, lagerte das vereinte Regiment des Oberſten B*** unweit eines Dorfes, Namens Kaſir-Koumyk. In dem Zelte Ammalet-Beg's, welches neben dem des Oberſten ſtand, lag Saphir-Ali nachläſſig auf einem Teppich, und trank eine Bouteille Champagner, ohne ſich um den Propheten und ſeine Verbote zu bekümmern. Neben ihm ſaß, blaß und mager Ammalet, den Kopf auf ein Polſter geſtützt, und rauchte ſeine Pfeife. Drei Monate waren bereits verfloſſen, ſeit er, gleich einem aus dem Paradies Verbannten, mit dem ruſſiſchen Detachement im Angeſichte dieſer Berge ſich befand, in welche ſein ganzes Herz ihn zog, wohin einzudringen ihm jedoch verboten war. Ein ſtarkes Mißvergnügen und eine düſtere Traurigkeit hatten ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt, und erzeugten in ſeinem, ſonſt ſo wohlwollenden und lebhaften Charakter Bitterkeit. Der Verbindung mit den Ruſſen hatte er ſein ganzes Glück geopfert, ihnen bürdete er die Schuld ſeines Kummers bei, er fühlte Abneigung gegen die ganze Nation ſowohl, als gegen die Einzelnen, ja er haßte ſich ſelbſt. Alle ſeine Bewegungen, jedes ſeiner Worte offenbarten dieſe Stimmung.

„Was iſt doch der Wein für eine herrliche Sache!“ ſagte Saphir-Ali, indem er ſein Glas leerte; „es iſt nicht anders möglich, es muß in Arabien, zur Zeit Mahomets, nur ſaure Trauben gegeben haben, ſonſt hätte der Prophet ſich nicht entſchließen können, den Rechtgläubigen den Rebenſaft zu verbieten. In der That, dieſer Wein iſt ſo ſüß, ſo angenehm, daß man glauben könnte, die Engel ſelbſt hätten ihn als Freudenthränen vom Himmel fallen laſſen . . . Auf! Ammalet-Beg, noch ein Glas, ich bitte Dich; dieß wird Dein Herz leichter machen als eine Seifenkugel. . . . Erinnerſt Du Dich, was der Dichter Hafiz ſagt?“ . . .

„Und ich, ich bitte Dich, laß mich zufrieden, Saphir-Ali, quäle mich nicht mit Albernheiten, ſey es unter dem Namen Saadi oder Hafiz.“

„Nun! wo liegt denn das Uebel? . . . Höre mich nur an, es wird Dich immer zerſtreuen. . . . Wenn Du mir lange Geſchichten von Deiner theuren Seltana erzählſt, horche ich nicht mit offenem Munde zu, wie ich es bei dieſem Zauberer thun würde, der Feuer verſchluckt, und ſich endloſe Bänder aus dem Halſe zieht. . . Jeder in der Reihe, — ſo iſt es billig . . . Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß Dich die Liebe Albernheiten ſagen läßt, mich aber der Wein. . . . Nun denn: auf die Geſundheit der Ruſſen!“

„Seit wann liebſt Du ſie denn ſo ſehr?“

„Und Du, ſeit wann liebſt Du ſie nicht mehr?“

„Seit ich angefangen habe, ſie beſſer kennen zu lernen, und meiner Treu! ich ſehe jetzt, daß ſie im Grunde nicht mehr taugen, als unſre Leute. Sie ſind eben ſo eigennützig, eben ſo gierig, eben ſo träge, als wir ſelbſt es ſind. Es iſt jetzt lange genug her, daß ſie dieſes Land regieren; nun! was haben ſie denn ſo Gutes gethan, bis jetzt? . . . Wo ſind die Geſetze, die nützlichen Anſtalten, die wir von ihnen erhalten? . . . Haben ſie uns irgend etwas gelehrt, haben ſie unſere Sitten verbeſſert? . . . B*** hat mir die Augen über die Fehler meiner Mitbürger geöffnet, aber dadurch habe ich auch zugleich gelernt, die ihrigen zu erkennen, und ich finde ſie jetzt um ſo weniger zu entſchuldigen, je mehr ſie uns in der Civiliſation überlegen ſind. Aber hier ſcheinen ſie ganz ihren Hauptzweck, eine wohlthätige Wirkſamkeit auszuüben, aus den Augen verloren zu haben: im Gegentheil, ſie überlaſſen ſich der Weichlichkeit, und verfallen in eine moraliſche Nichtigkeit, die ſelbſt der unſrigen nichts nachgibt.“

„Ich hoffe wenigſtens, daß Du Deinen Freund B*** von dieſer allgemeinen Verdammniß ausſchließeſt.“

„Allerdings, ihn und einige Andere noch; aber wie unbeträchtlich iſt auch ihre Zahl!“

„Die Engel im Himmel, ſagt man, laſſen ſich auch zählen! . . . und was B*** betrifft, der iſt ein wahrer Engel . . . er iſt ſo billig, ſo gut! . . .

Gibt es einen einzigen Tataren, der ihm Böſes nachſagt, oder einen ruſſiſchen Soldaten, der nicht ſein Leben für ihn ließe? … Abdaul-Hamid, Wein! … Auf das Wohl des B***!"

„Genug, genug! es iſt mir unmöglich, ich kann nicht mehr trinken, und wäre es auf die Geſundheit Mahomets ſelbſt!"

„Wenn Du nicht ein Herz haſt ſo ſchwarz, wie die Augen Deiner Seltana, ſo ſchlägſt Du es mir nicht ab, auf die Geſundheit des B*** zu trinken; und müßteſt Du Dir alle Jackhountes*) von Tarki, alle Imans**) und alle Chickhs der Welt auf den Hals laden."

„Ich trinke nicht mehr, ich hab' es geſagt."

„Höre, Ammalet-Beg, wenn Du es verlangen würdeſt, ich würde mich nicht bedenken, für den Teufel ſelbſt mein Blut abzuzapfen, und Du ſchlägſt es mir ab, ein einziges Glas Wein zu leeren, um mir eine Freude zu machen!"

„Ja, ich ſchlage es ab, weil ich keinen will, und aus dem Grunde will ich keinen, weil mein Blut gährt, wie ein Faß mit friſchgemachter Bouza***)."

„Sage was Du willſt, mein lieber Freund, es wäre nicht das Erſtemal, daß wir zuſammen getrunken, und unſer Blut ein wenig erhitzt hätten. … Geſtehe lieber, Du haſt es auf den Oberſten abgeſehen."

„Nun, wenn ich es denn ſagen ſoll, — ja."

„Und die Urſache?"

„O! ich habe mehr als eine. Schon ſeit einiger Zeit haben ſich die Tropfen der Bitterkeit mit der Süßigkeit unſerer Freundſchaft vermiſcht. Nichts iſt aber auch mehr gegen meine Natur, als ein lauer Freund! … Was ihn anbelangt, ſo iſt er mit Rathertheilen und moraliſchen Vorleſungen nicht geizig, handelt es ſich aber darum, etwas zu thun, was ihn ein wenig Mühe koſten würde, oder ihn einigen Unannehmlichkeiten ausſetzen könnte, dann iſt es etwas Anderes."

„Ich verſtehe; er hat es abgelehnt, Dich nach Awarien zurückreiſen zu laſſen."

„Ja, ſo iſt es, und könnteſt Du in meinem Herzen leſen, ſo würdeſt Du finden, in welch' hohem Grade grauſam mir dieſe Weigerung erſcheinen mußte. Lange Zeit ließ er mich dieſen Gedanken in mir herumtragen, aber meine inſtändigſten Bitten, meine dringendſten Vorſtellungen waren vergebens; und als hätte er ein Calian****) von Kriſtall zerbrochen, ebenſo plötzlich hat er alle meine Hoffnungen auf Glück in Staub verwandelt… Er muß jetzt wohl etwas milder für mich geſtimmt ſeyn, da er mich zu ſehen wünſcht; und ich kann nicht zu ihm, ich kann nicht zu meiner theuren Seltana fliegen!“

---

*) Die Bewohner von Tarki ſind Sunniten. Der Jakhounte iſt der erſte unter den Mollahs.

**) Iman heißt ſo viel als heilig, und Chikh Prophet.

***) Bouza nennt man ein gährendes Getränke, das dem Bier ziemlich nahe kommt.

****) Der Calian iſt ein in Perſien und im ganzen Orient allgemein übliches Geräthe zum Rauchen. Der Tabakrauch zieht ſich in demſelben durch's Waſſer und wird dadurch abgekühlt.

„Setze Dich ein wenig in ſeine Lage, Bruder, und frage Dich, ob Du an ſeiner Stelle nicht ebenſo gehandelt hätteſt?“

„Nein, gewiß nicht. An ſeinem Platze hätte ich ganz einfach geſagt: Ammalet-Beg, erwarte nichts von mir, ich kann Dir keinerlei Hülfe leiſten. Aber nicht einmal ſeinen Beiſtand verlange ich, Alles was ich will, iſt: meinen Planen kein Hinderniß in den Weg zu ſetzen. Aber nein; er ſtellt ſich vor mich, er verbirgt mir die Sonne der menſchlichen Glückſeligkeit, und ſagt mir dann kalt, dieß alles geſchehe zu meinem Beſten, für mein zukünftiges Glück. Iſt das nicht, als verſuchte er mich mittelſt eines einſchläfernden Getränkes zu vergiften?“

„Nein, mein Freund... und ſelbſt wenn es ſo wäre, ſo würde man das Schlafmittel Dir beibringen, wie man es bei einem Kranken thut, welchem man dadurch den Schmerz einer grauſamen aber nothwendigen Operation erſparen will. Du träumſt von nichts, Du, als von Deiner Leidenſchaft; B*** aber iſt genöthigt zu wachen, um Deine Ehre und die ſeinige unverſehrt zu erhalten, denn ihr Beide ſeyd von Leuten umgeben, die Euch nicht beſonders wohl wollen. Glaube mir; er wird Dich auf eine oder die andere Art am Ende heilen.“

„Verlang' ich denn geheilt zu werden?... Dieſes göttliche Uebel, die Liebe, iſt das einzige Band, welches mich noch an's Leben knüpft!... Mich von dieſer Liebe zu befreien, heißt mir das Herz aus der Bruſt reißen, dieſes Herz, das noch nicht gelernt hat, nach dem gleichförmigen Takte des Tambours zu ſchlagen!...“

In dieſem Augenblicke ſahen ſie einen unbekannten Tataren in's Zelt treten, welcher, nachdem er ſich mit einem mißtrauiſchen Blicke umg ſe hatte, vor Ammalet eine tiefe Verbeugung machte, dann ſeine Pantoffeln abnahm und vor ihn hinlegte. Dadurch gab er, nach den Sitten der Aſiaten zu erkennen, daß er um eine geheime Unterredung bitte. Ammalet-Beg machte ein Zeichen der Zuſtimmung, und ſie gingen mit einander aus dem Zelte. Die Nacht war finſter, die Lagerfeuer ausgelöſcht, und die Schildwachenkette war auf eine große Entfernung von ihnen ausgeſtellt. „Hier ſind wir allein,“ ſagte Ammalet-Beg zu dem Unbekannten; „wer biſt Du, und was willſt Du von mir?“

„Mein Name iſt Samid. Ich bin ein Einwohner von Derbent, von der Secte der Sunniten... Was mich aber hieher führt, ſo muß ich Dir ſagen, meine Sendung iſt für Dich allein wichtig... Der Adler liebt die Berge!“

Ammalet-Beg bebte, dieſe Worte machten einen Theil einer geheimen Sprache aus, zu welcher er den Schlüſſel hatte.

„Warum ſoll er ſie nicht lieben?“ antwortete er; „auf den Bergen weiden viele Lämmer für den Adler, und der Menſch ſelbſt findet daſelbſt Silber im Ueberfluß."

„Und der Krieger harten Stahl zu ſeinen Waffen."

Ammalet-Beg ergriff die Hand des Boten. „Wie befindet ſich Sultan Achmet Khan?" fragte er mit Haſt. „Welche Nachrichten bringſt Du mir von ihm? Haſt Du ſeine Familie geſehen?"

„Ich wurde nicht hieher geſendet, um auf Deine Fragen zu antworten, ſondern um eine an Dich zu ſtellen.... Willſt Du mir folgen?"

„Wohin? zu welchem Zweck?"

„Du weißt, wer mich ſendet, dieß ſollte Dir genügen; wenn Du kein Vertrauen zu dieſer Perſon haſt, dann kannſt Du auch mir nicht vertrauen. Mir iſt es gleichgültig, ſogar recht, denn ich finde meine Sicherheit dabei. Statt meinen Kopf zu risquiren, wenn ich hier ertappt werde, kann ich es wohl vorziehen, ruhig den Khan aufzuſuchen, um ihm zu ſagen, daß Ammalet-Beg die Erlaubniß nicht habe, das Lager zu verlaſſen."

Dieſe Worte erreichten ihren Zweck. Ammalet-Beg erröthete und rief ſogleich: „Saphir-Ali, komm her zu mir!" Erſchrocken trat Saphir-Ali aus dem Zelte und lief zu ſeinem Herrn. „Laß mir zwei Pferde bringen, geſattelt oder nicht, das iſt mir einerlei, und ſchicke zum Oberſten, und laß ihm ſagen, daß ich mich entfernt habe, um das Terrain außerhalb der Kette zu durchſuchen, und nachzuſehen, ob Niemand die Dunkelheit benützt habe, um durch die Poſten hereinzuſchleichen. Du bringſt mir meinen Säbel und mein Gewehr. Geh', eile ſo viel wie möglich."

In einem Augenblicke waren die Pferde vorgeführt. Der Tatar beſtieg das ſeinige, das in der Nähe angebunden war, und alle Drei eilten im Galopp fort. Bei der Vorpoſtenkette angekommen, gab Ammalet-Beg das Feldgeſchrei, dann wendeten ſie ſich bald links, und ſetzten ihren Weg an dem Ufer des reißenden Stromes Azine fort.

Saphir-Ali, welcher zu ſeinem großen Leidweſen ſeine Flaſche hatte verlaſſen müſſen, murmelte zwiſchen den Zähnen über die Dunkelheit, das Geſtrüppe und die Gräben, welchen ſie bei jedem Schritte begegneten; als er aber ſah, daß Niemand Notiz davon zu nehmen ſchien, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt die Unterhaltung zu eröffnen. „Die Peſt treffe dieſen Führer!" ſagte er: „Gott weiß, durch was für Wege und wohin er uns führt! Wenn er anders nicht uns zuletzt an die Lezginen um ein paar hundert Piaſter verkauft... Ich traue einem Menſchen, der ſchielt, nicht, und dieſer ſchielt furchtbar."

„Ich auch nicht, aber dem Schielenden nicht weniger als allen Andern. Dieſer übrigens iſt mir durch einen Freund zugeſchickt; er iſt unfähig, uns zu verrathen."

„Und wollte er es wagen, ſich ſo Etwas zu erlauben, ſo wäre das Erſte, was ich thun würde, ihn wie eine Melone entzwei zu hauen. He! Freund," rief Saphir-Ali dem Führer zu, „es ſcheint, es mache Dir Spaß, wenn wir die Kleider in Stücken gehen. Kannſt Du uns denn keinen breiteren Weg führen? Hältſt Du uns für Faſanen oder Füchſe.“

Der Führer hielt an. „Es iſt wahr,“ erwiederte er, „ich hätte einen ſolchen Weichling wie Du nicht ſo weit führen ſollen. Bleib' jetzt hier, um die Pferde zu hüten, während Ammalet-Beg und ich dahin gehen, wohin unſere Geſchäfte uns rufen.“

„Kannſt Du Dich entſchließen, mit dieſem — Straßenräuber, möcht' ich faſt ſagen, allein in das Gehölze zu gehen?“ fragte Saphir-Ali leiſe ſeinen Gebieter.

„Das will heißen, Du bekümmerſt Dich nicht viel darum, ohne mich hier zu bleiben,“ ſagte Ammalet-Beg, indem er vom Pferde ſtieg und ihm den Zaum in die Hände gab. „Es iſt indeſſen nicht anders und ich bitte Dich nur, Dich nicht gar zu ſehr zu langweilen, mein lieber Freund. Ich laſſe Dich ja in einer ſehr angenehmen Geſellſchaft hier, in der der Wölfe und der Schakals. Hörſt Du ſie ihren nächtlichen Geſang heulen?“

„Wenn ich nur Deinen Leib dieſen ſchönen Sängern nicht ſtreitig zu machen habe!“ antwortete Saphir-Ali.

Sie trennten ſich. Samid führte Ammalet-Beg durch ein enges Gehölze längs des Fluſſes, und nachdem ſie ungefähr eine halbe Werſte gegangen waren, ſtiegen ſie einen ſteilen Rand hinab, was ſie nur mit Gefahr thun konnten, indem ſie ſich an den Zweigen wilder Roſenſtöcke hielten, die hier im Ueberfluſſe wachſen. Nachdem ſie auf dieſe Art ihren Weg einige Zeit fortgeſetzt hatten, gelangten ſie zu dem Eingang einer Höhle in der Höhe des Waſſers und ausgehölt durch den Fall eines Gießbaches, der aber jetzt ausgetrocknet war. Schöne Tropfſteine von kriſtalliſirtem Salpeter hiengen längs den Mauern und glänzten wie Diamanten bei dem Scheine eines, mitten in der Höhle brennenden Feuers. Ammalet-Beg erkannte durch den dicken Rauch, der gegen das Gewölbe wirbelte, Sultan Akhmet-Khan, auf ſeiner Bourka liegend, das Gewehr zwiſchen den Knieen, die Haare ſeiner perſiſchen Mütze vom Winde bewegt, der durch die Spalten der Höhle drang. Höflich erhob er ſich, um die eifrige Begrüßung Ammalet-Beg's zu erwiedern.

„Ich bin ſehr erfreut, Dich zu ſehen,“ ſagte er zu ſeinem Gaſte, indem er gerührt ſeine Hand ergriff; „ich fürchte nicht, Dir ein Gefühl zu zeigen, das ich vielleicht in mir ſelbſt verſchließen ſollte. Doch nicht blos um Dich zu ſehen, habe ich mich durch tauſend Gefahren hieher gemacht, und Dich mitten in der Nacht geſtört. Setze Dich, Ammalet-Beg und laß uns ein wenig plaudern, ich habe Wichtiges mit Dir zu ſprechen.“

„Wichtig? auch für mich, Sultan Akhmet?...“

„Für alle Beide. Du weißt wohl, ich war mit Deinem Vater verbunden, und es war eine Zeit, wo ich auch Dich für meinen Freund hielt...“

„Warſt Du denn deſſen nicht gewiß, Khan?...“

„Nein, ich habe Unrecht, Du warſt es damals wahrhaftig, und wäreſt es immer geblieben, wenn ſich nicht dieſer ſcheinheilige W*** zwiſchen uns geſtellt hätte.“

„Khan, Du urtheilſt über ihn, ohne ihn zu kennen.“

„Ich kenne ihn nicht nur, ſondern Du ſollſt ihn auch bald kennen lernen. Doch ſprechen wir ein wenig von dem, was Seltana betrifft. Du weißt, ſie kann nicht ihr Lebenlang ein Mädchen bleiben, dieß wäre eine Schande für mein Haus, und ich ſage es Dir unverholen, es zeigen ſich ſchon Partien für ſie.“

Ammalet-Beg fühlte, wie ihm bei dieſen Worten das Blut im Herzen ſtockte, er konnte einige Zeit kein Wort hervorbringen. Endlich nahm er ſeine Kräfte zuſammen: „Und wo iſt der Kühne, der es wagt, ſich in die Schranken zu ſtellen,“ fragte er mit bebender Stimme.

„Es iſt Abdoul-Mouſſelim, der zweite Sohn des Chamkhal. Nach Dir iſt er Derjenige, dem ſein hoher Rang die meiſten Rechte auf die Hand meiner Tochter gibt...“

„Nach mir! nach mir! Bin ich denn ſchon todt? und iſt mein Andenken ſelbſt ſchon aus der Erinnerung meiner Freunde verwiſcht?“

„Nein, Ammalet-Beg, weder Dein Andenken, noch die Liebe, die ich ſtets für Dich gefühlt habe, ſind aus meinem Herzen entſchwunden... Aber ſey billig... vergiß auf einen Augenblick, daß Du hier in Deiner eigenen Sache entſcheideſt. Was können wir noch thun, was bleibt uns übrig? Du kannſt Dich von den Ruſſen nicht trennen, und ich, ich könnte mich nie mit ihnen ausſöhnen...“

„Ach! wenn Du nur wollteſt, wenn Du nur ein Wort, nur ein einziges Wort ſagen wollteſt, Alles wäre augenblicklich vergeſſen und verziehen... Ich ſtehe Dir mit meinem Kopfe, bei der Ehre meines Freundes W*** dafür, der mir mehr als einmal verſprochen hat, ſich für Dich zu verwenden. Bei Deinem eigenen Wohle, bei der Ruhe Deines Landes, bei unſerem beiderſeitigen Glücke beſchwöre ich Dich, willige in unſere Ausgleichung, und das Vergangene wird wie nicht geſchehen betrachtet, und Du trittſt wieder in alle Deine Rechte ein.“

„Junger, leichtgläubiger Menſch! — und Du wagſt es, alſo für die Handlungen Anderer einzuſtehen!... Du verbürgſt mir meine Sicherheit, meine Verzeihung!... biſt Du denn ſelbſt ſo ganz Deiner Freiheit, Deines Lebens verſichert?“

„Und wem ſoll denn mit meinem armen Leben gedient ſeyn? Wer verlangt meine Freiheit, mit der ich ſelbſt nichts anzufangen weiß?“

„Wer, Kind? Iſt es denn Dir nie in den Sinn gekommen, daß dem Chamkhal die Ruhe fehlen könnte, und daß es ihm ſchon manche ſchlafloſe

Nacht bereitet habe, Dich, den präſumptiven Erben, in der Gunſt der ruſſiſchen Regierung ſtehen zu ſehen.“

„Ich habe nie auf ſeine Freundſchaft gebaut, und nie ſeinen Haß gefürchtet.“

„Fürchte ihn nicht, aber verachte ihn auch nicht. Weißt Du wohl, daß er einen Expreſſen an Yermoloff geſendet hat, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, Dich als Verräther mit dem Tode zu beſtrafen. Der Chamkal hat Dich nie beſonders geliebt, aber ſeitdem Du ſeine blinde Tochter zurück gewieſen haſt, kennt ſein Haß keine Gränzen mehr.“

„Und was könnte er mir anhaben, ſo lange ich mich unter dem Schutze der Ruſſen und dem des Oberſten W*** befinde?...“

„Höre, Ammalet-Beg, ich will Dir eine kleine Geſchichte erzählen. Ein Hammel flüchtete ſich einſt, um dem Rachen der Wölfe zu entgehen, zu den Metzgern. Er wurde ſo gut genährt und behandelt, daß er ſein Loos glücklich pries. Du erräthſt das Uebrige; nach Verfluß von drei Tagen war er am Spieße. Es iſt Deine eigene Geſchichte, welche ich Dir erzähle!... Es iſt Zeit, Dir die Augen zu öffnen. Der, den Du als Deinen beſten Freund betrachteſt, iſt der Erſte Dich zu verrathen. Von allen Seiten biſt Du mit Fallen umſtellt, und mein Hauptzweck, weßwegen ich Dich zu ſprechen ſuchte, war, Dich zu warnen, auf Deiner Hut zu ſeyn. Es iſt dieß eine Pflicht, die ich erfüllen wollte. Indem man für ſeinen Sohn die Hand meiner Tochter begehrte, gab man mir von Seiten des Chamkhal zu verſtehen, daß es viel leichter für mich ſeye, durch ſeine Vermittlung, als durch die Deinige meinen Frieden mit den Ruſſen zu machen, da Du ſchwach und ohne Kredit ſeyeſt, und daß man Dich bald ganz, auf eine oder die andere Art bei Seite ſchaffen werde, dergeſtalt, daß Deine Anſprüche und Deine Rechte nicht mehr zu fürchten ſeyen. Dieß Alles machte mich bloß mißtrauiſch, aber ich habe ſeither noch viel mehr erfahren, als ich anfangs hätte denken können. Heute erſt iſt mir ein Diener des Chamkhal in die Hände gefallen, der von dieſem an W*** geſchickt wurde. Durch die Folter habe ich dieſem Menſchen das Geſtändniß erpreßt, daß er an den Oberſten abgeſchickt ſeye, um mit ihm zu unterhandeln, und daß der Chamkhal verſprochen habe, fünftauſend Dukaten in Gold zu geben, wenn man Dich aus dem Wege räume... Allein W*** ſchwankt noch... er möchte ſich darauf beſchränken, Dich Lebenslang nach Sibirien zu ſenden. Noch iſt die Sache unter ihnen nicht feſt ausgemacht; aber ſie ſind übereingekommen, wenn morgen das Detachement, zu welchem Du gehörſt, abgeht, in Deinem eigenen Hauſe zu Bouniaki zuſammen zu kommen, und dort werden ſie den Handel über Dein Blut abſchließen; dort wird man ſich damit beſchäftigen, die nöthigen Anzeigen gegen Dich vorzubereiten; dort wird Dir das Gift bereitet, indem man an Deiner Tafel ſpeist, dort wird man Deine Ketten ſchmieden, während man Dir goldene Berge verſpricht.“

Es hätte Mitleiden erregen müſſen, die Wirkung dieſer treuloſen Mittheilungen auf den nur zu leichtgläubigen jungen Mann zu beobachten. Jedes Wort des Khan drang wie ein ſcharfes Schwert in ſein Herz. Alle edlen und erhabenen Gefühle, die dieſes Herz enthielt, geriethen, gleich angezündetem Weingeiſt, in Flammen und verflüchteten ſich wie dieſer. Die aufbrauſenden und unordentlichen Leidenſchaften, welche B*** zu beſchwören verſtanden, und die er ſelbſt zu überwinden gelernt hatte, entfeſſelten ſich plötzlich, und bemächtigten ſich ſeines ganzen Weſens. Der Unglückliche fühlte ſich plötzlich umgewandelt; die neuen Ideen, die er ſich erworben, Alles, für was er Treu und Glauben hegte, entſchwand in dieſem unſeligen Augenblicke. Einige Zeit lang verſuchte er vergebens zu ſprechen, nur unartikulirte Töne entwanden ſich ſeiner Bruſt; endlich machte ſich ſeine Wuth durch einen Strom von Drohungen und Verwünſchungen Luft. „Rache! Rache!“ ſchrie er, „und Wehe den Heuchlern!“

„Das iſt endlich ein Wort, das Deiner würdig iſt,“ erwiederte der Khan, indem er ſich beſtrebte, die Freude zu verbergen, welche ihm der Erfolg ſeiner treuloſen Liſt einflößte; „lange genug biſt Du wie ein Wurm zu den Füßen der Ruſſen gekrochen; erhebe Dich jetzt, gleich dem Adler in die Wolken, um von einer, ihren Pfeilen unerreichbaren Höhe aus, Deine Feinde zu beobachten. Du mußt Verrath mit Verrath erwiedern, und ihre Treuloſigkeit mit dem Tode beſtrafen.“

„Ja, Tod und Verderben dem Chamkhal, dem Niederträchtigen, der ſich an meiner Freiheit vergreifen will. Tod dem Abdoul-Mouſſelim, der es wagt, ſeine ruchloſe Hand auf den Schatz meiner Seele zu legen.“

„Und was willſt Du mit dem Chamkhal, mit ihm und all' den Seinigen? Sie ſind kaum werth Deinen Zorn zu erregen... Ueberdieß ſind ſie in Tarki wenig beliebt, und wenn wir uns gegen ſie bewaffnen, ſo liefern die Einwohner ſelbſt ſie in unſere Hände. Nein, Ammalet-Beg, mehr in Deiner Nähe mußt Du Deine erſten Streiche führen, Du mußt damit anfangen, Deinen Hauptfeind zu tödten; Du mußt B*** tödten.“

„B***!“ ſagte Ammalet-Beg, indem er unwillkührlich zurückfuhr; „es iſt kein Zweifel, er hat mich verrathen, ich muß ihn haſſen... indeſſen er war mein Freund, er hat mich von einem ſchmachvollen Tode errettet!“

„Und jetzt will er Dich zu einem Leben verdammen, hundertmal ärger als der Tod ſelbſt... Eine ſchöne Freundſchaft iſt das wahrhaftig!... Ueberdieß haſt ja auch Du ihn vor den Hauern des wilden Schweins gerettet, ein würdiges Ende für einen der Schweine frißt... Du haſt Deine erſte Schuld bezahlt, jetzt haſt Du noch die zweite zu entrichten, indem Du ihn für den Antheil beſtrafſt, den er bei der gegen Dich angezettelten Meuterei genommen hat...“

„Ja, ich fühle es, es wäre mehr nicht als gerecht... aber was wird man von mir — was wird mein eigenes Gewiſſen mir ſagen?...“

„Ammalet-Beg, Du biſt ein Mann, und ſollteſt erröthen, ſo vor alten Weiber-Mährchen zu zittern... Kann Dein Gewiſſen Dich tadeln, Dich zu rächen, wenn Du Deine Ehre zu retten ſuchſt?... Höre; ich ſehe wohl, daß Du Dich ohne mich zu nichts entſchließen wirſt, nicht einmal Seltana zu heirathen, wenn man Dir auch die Mittel dazu gäbe. Ich will frei mit Dir ſprechen, und Dir die Sache vereinfachen. Wenn Du mein Schwiegerſohn werden willſt, ſo iſt der Tod des B*** die erſte Bedingung, die Du erfüllen mußt; nur um dieſen Preis ſey es Dir geſtattet, die zu beſitzen, welche Du liebſt. Nicht anders, als mit dem Kopfe des B*** in der Hand darfſt Du Dich vor mich ſtellen; das iſt das einzige Hochzeitsgeſchenk, welches ich von Dir annehmen werde. Nicht allein die Rache, ſondern die dringendſte Nothwendigkeit erheiſcht den Tod des Oberſten. Wenn er ſtirbt, ſo iſt Dagheſtan ohne Haupt; die Ruſſen werden, überraſcht, beſtürzt, nicht wiſſen, welche Partie ſie ergreifen ſollen; wir benützen dieß, um über ſie herzufallen, während ſie in ihren Winter-Kantonirungen zerſtreut liegen. Ich ſteige zu Pferd, ſetze mich an die Spitze von Zwanzigtauſend Awariern und Akouchentſer, und wir ſtürzen von den Bergen bei Tarki mit der Geſchwindigkeit einer Lawine auf ſie. Dann wird mich Ammalet-Beg als Chamthal von Dagheſtan, als ſeinen Freund, als ſeinen Schwiegervater umarmen!... Jetzt kennſt Du meine Plane, und Deine Beſtimmung. Wähle jetzt, auf der einen Seite ewige Verbannung, auf der andern Macht, Ruhm und Ehre. Ueberlege, denke nach, wenn Du willſt; aber wiſſe auch, daß wir nur als Freunde, als Verwandte, oder aber nur als Todtfeinde uns wiederſehen!...“

Der Khan verſchwand. Ammalet-Beg blieb lange Zeit auf derſelben Stelle, die Beute einer Fluth aufgeregter und grauſamer Leidenſchaften. Endlich kam Samid und bemerkte ihm, daß es Zeit ſeye, in's Lager zurück zu kehren. Maſchinenmäßig folgte er den Fußſtapfen ſeines Führers, ſtieg, ohne es zu bemerken, von der Höhe des Geſtades herab, fand ſeine Pferde, ſprang, ohne auf die vielfältigen Fragen Saphir-Ali's Antwort zu geben, in geſtrecktem Galopp davon, und kam richtig in ſeinem Zelte an. Hier bemächtigten ſich ſeiner alle Qualen der Hölle. Wenn die erſte Nacht des Unglücks grauſam, und ſchwer zu ertragen iſt, ſo erſcheint vielleicht die grauſamer noch, wo feindſelige Gedanken und blutige Plane das Herz beſtürmen.

Zehntes Kapitel.

Das Innere einer tatariſchen Hütte.

Letzte Bruchſtücke der Correſpondenz.

„Wirſt Du ſtill ſeyn, Schlange?" ſagte eine alte tatariſche Frau zu ihrem Enkel, der vor Tage erwacht war, und wegen eines Bedürfniſſes weinte; „ſchweige, ſag' ich Dir, oder ich werfe Dich zur Thüre hinaus."

Dieſe Frau war einſt Ammalet-Begs Amme. Das Sakle oder Haus, welches ſie bewohnte, lag in der Nähe der Wohnung des jungen Beg und war ein Geſchenk ſeiner Freigebigkeit. Es beſtand aus zwei artigen, weißgetünchten Zimmern, welche mit Binſenmatten belegt waren, die in der Sprache des Landes Haſſil genannt werden. Es hatte kein Fenſter, Luft und Licht kamen durch die offene Thüre, aber viele Niſchen, auf welchen mit Eiſenblech beſchlagene Kaſten ſtanden, und auf denen Kleidungsſtücke, Federbetten und Pelzwerk umher lagen. In der halben Höhe der Wände bemerkte man auf dem Geſimſe Schüſſeln von Porzellain zum Pilau, über denſelben Eiſenblech-Deckel, welche an Haken von Meſſingdraht hingen; endlich kleine, in der Mitte durchbohrte Teller, die daher auch mehr zur Zierde, als zum wirklichen Gebrauch zu ſeyn ſchienen. Das runzelige Geſicht der alten Frau zeigte eine Anlage zur Melancholie, vereint mit fortwährend üblem Humor, eine Frucht ihres einſamen und freudenloſen Lebens, wie ſich dieß bei faſt allen Frauen ihres Alters in dieſem Lande findet. Sie brummte, und zankte das Kind fortwährend unter ihrer Decke hervor: „Keß (ſchweig)!" ſchrie ſie endlich zornig, „ſchweig! oder ich übergebe Dich den Gaules (Teufeln). Hörſt Du wie ſie kratzen außen, und an die Thüre klopfen? Sie wollen Dich holen."

Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch. Der Regen, welcher in großen Tropfen auf das platte Dach des Hauſes fiel, und der Wind, der durch das Kamin pfiff, gaben eine würdige Begleitung zu der Stimme der alten Frau ab. Das Kind ſchwieg, öffnete ſeine großen Augen und hörte mit Unruhe zu. Es ließ ſich auch in der That einiger Lärmen außerhalb der Thüre vernehmen. Die Alte fing jetzt auch an ſich zu fürchten. Ihr anderer Gefährte, ein alter Hund mit langen und krauſen Haaren, erhob den Kopf, und fing zu heulen an.

Indeſſen verdoppelten ſich die Schläge an der Thüre, und wurden nach und nach heftiger. Endlich hörte man eine ſtarke und drohende Stimme die Worte rufen: Atch Kapiny, akhyryn akhyririſſi (mach doch einmal auf)!"

Die Alte erblaßte. „Allah bismillah!" ſagte ſie und betrachtete bald den Himmel, bald drohte ſie ihrem Hunde, bald ſuchte ſie das Kind zu beruhigen, welches in ein Weinen ausgebrochen war.

„Ruhig! garſtiges Thier, ruhig! ſag' ich. Wer iſt da? Biſt Du ein ehrlicher Mann, der mitten in der Nacht kommt, um eine arme alte Frau aufzuwecken? Biſt Du der Shaytan (Teufel), ſo geh' zu meiner Nachbarin der Kitſchina; ſie iſt von Deiner Bekanntſchaft, und ſie ſollte Dir ſchon lange in die Hölle gefolgt ſeyn. Biſt Du ein Tchaauch (Mann von der Polizei, Einnehmer), was, im Vorbeigehen geſagt, nicht viel mehr taugt, ſo kannſt Du gleichfalls wieder gehen. Mein Schwiegerſohn iſt nicht hier, er iſt Nouker bei Ammalet-Beg, und dieſer hat mich ſchon lange von militairiſcher Einquartirung freigeſprochen. Biſt Du einer von den ehrlichen Vagabonden, die das Land durchziehen, ſo geh' nur gleichfalls Deines Wegs, ich habe nichts, kein Ei, kein Stück Brod, das ich Dir geben könnte. Ueberhaupt ſollte ich meinen, daß ich, die Amme von Ammalet-Beg, dergleichen Zudringlichkeiten überhoben ſeyn dürfte."

„Wirſt Du endlich aufmachen, alter Drache?" rief ungeduldig die Stimme von außen. „Wenn Du noch einen Augenblick länger zauderſt, ſo ſoll nicht ein Brett von Deiner verfluchten Thüre übrig bleiben, das Dir zum Sarge dienen könnte!" Ein neuer Schlag folgte dieſer Aufforderung, und die Thüre zitterte heftig in den verroſteten Angeln.

„Tritt ein, tritt ein, ich bitte Dich," ſagte hierauf die Alte, indem ſie ſich erhob, und den Riegel mit zitternder Hand zurückſchob. Die Thüre öffnete ſich, und ein Mann trat ein, von mittlerer Größe, impoſanter, ſtrenger Geſichtsbildung und in tſcherkeſſiſche Tracht gekleidet. Das Waſſer lief ihm von ſeinem Bachlyk und von ſeiner weißen Bourka; er warf letztere ohne Umſtände auf das Bett der Wirthin, und machte den Bachlyk ab, der ihm die Hälfte des Geſichts bedeckte. Die alte Fatma, welche indeſſen ein Licht angezündet hatte, ſtand zitternd vor ihm, wie ihr Hund, der ſich in den Winkel drängte, den Schweif einzog, und nur von Zeit zu Zeit mit furchtſamer Stimme bellte; der kleine Knabe aber hatte ſich in die Tiefe eines Kamins verſteckt, in welchem ſeit vielen Jahren kein Feuer brannte.

„Nun, Fatma," ſagte der Unbekannte, „es ſcheint Du biſt hochmüthig geworden, da Du Deine alten Freunde nicht mehr kennen willſt."

Dieſe hatte ihn unterdeſſen aufmerkſam betrachtet, und erkannte die Züge des Sultans Akhmet-Khan, welcher in derſelben Nacht ſich von Kafir Koumyk nach Bouinaki begeben hatte. „Mächtiger Mahomet," ſagte ſie, indem ſie die Hände ehrfurchtsvoll auf der Bruſt kreuzte, „wie war es möglich, meinen alten Gebieter nicht zu erkennen! . . . Ich bin ganz blind geworden! Ach! meine armen Augen haben ſo viele Thränen über das Land Awarien, mein theures Vaterland vergoſſen. . . . Verzeihung, gnädiger Herr, Verzeihung einer alten Frau! . . .

„Aber, meine gute Fatma, Du kannſt noch nicht ſo alt ſeyn. . . . Hab' ich Dich nicht als junges Mädchen in Khounzakh gekannt? . . . Es iſt freilich ſeit jener Zeit her, wo ich noch Neſter ausnahm.“

„Ach! gnädiger Herr, man altert ſchnell, entfernt von ſeiner Heimath. Würde ich in unſern Bergen geblieben ſeyn, ich glaube, ich wäre noch ſo friſch und blühend, wie ein Api-Apfel, aber hier bin ich wie ein Haufen Schnee, der vom Berge in das Thal fiel. Aber willſt Du Dich nicht ſetzen, Khan, und mir ſagen, womit ich Dir etwas Angenehmes erweiſen kann. . . . Ach! wie kann ich einen ſolchen Mann würdig empfangen! . . .“

„Ich verlange nur eine Sache, das iſt, ein wenig guten Willen, meine Wünſche zu erfüllen.“

„Ich bin zu Deinen Dienſten, Khan . . . ſprich . . . befehle. . . .“

„Höre, Fatma, ich habe keine Zeit mit Worten zu verlieren. . . Ich will Dir ſagen, was mich hergeführt hat. . . . Hilf mir ein wenig mit Deiner Zunge, und ich gebe Dir etwas zum Beiſſen, damit Du in Deinen alten Tagen Staat machen kannſt. Gib Deine Einwilligung zu dem, was ich von Dir verlangen werde, und Du ſollſt zehn wohlgezählte Schaafe haben; und ich laß Dich von Kopf bis zu Fuß in Seide kleiden.“

„Zehn Schaafe und ein Kleid! . . . ein ſeidenes Kleid! . . . O! mein Aga, mein verehrter gnädiger Herr! wie ich keinen geſehen habe, ſeit dieſe verfluchten Tataren mich hieher gebracht und an einen Mann verheirathet haben, den ich nicht liebte. . . . Sprich, ſprich mein Gebieter, ich bin zu Allem bereit, ich laß mir ein Ohr abſchneiden, wenn es ſeyn muß.“

„Nein, Alte, Du brauchſt Dir Dein Ohr nicht abſchneiden zu laſſen, ich bin zufrieden, wenn Du es auf der Lauer haſt. Höre, um was es ſich handelt: Heute noch wirſt Du Ammalet-Beg mit einem ruſſiſchen Oberſt ankommen ſehen; der Chamkhal von Tarki ſeinerſeits wird gleichfalls hier eintreffen. Nun hat der Oberſt Mittel gefunden, Deinen jungen Beg zu bezaubern, den er bereits gelehrt hat, Schweinefleiſch zu eſſen, und den er zum Chriſten machen will, was Mahomet verhüte.“

Die Alte ſpuckte mehrmals um ſich und hob die Augen gen Himmel.

„Um nun dieß zu verhindern und Ammalet-Beg zu retten, muß man Mittel ſuchen, ihn mit dem Oberſten zu entzweien. Nun höre, was Du in dieſer Beziehung zu thun haſt. Wenn er hier ſeyn wird und Du findeſt einen günſtigen Augenblick, ſo wirf Dich ihm zu Füßen und heule aus allen Kräften. Thränen werden Dir bei Gelegenheit nicht fehlen, und Du wirſt nicht nöthig haben, ſie bei Deinen Nachbarn zu entlehnen; ſchwöre bei den großen Göttern, Du wolleſt die Wahrheit ſagen, und Deine Schwüre werden Dich auch nicht viel koſten, wenn Du bedenkſt, daß Dir jeder derſelben ein ſchönes Schaaf einträgt. Erkläre ihm dann endlich, daß Du eine Unterredung über ihn belauſcht habeſt, die zwiſchen dem Chamkhal und dem ruſſiſchen Oberſten Statt gefunden habe, daß ſich der Erſte lebhaft über die Zurückweiſung ſeiner Tochter beklagt habe, er werde damit endigen, ſich ſeines Fürſtenthums zu bemächtigen, daß er dann den ruſſiſchen Oberſt beſchworen habe, zu erlauben, Ammalet-Beg zu vergiften oder in einem Hinterhalt zu tödten, daß jedoch der Oberſt nur darein gewilligt habe, ihn nach Sibirien, tauſend Meilen von hier zu deportiren. Kurz, bringe dies Alles zurecht, und bediene ihn auf Deine Art. Du warſt ja früher berühmt in Erfindung von Erzählungen, ſorge auch dießmal dafür, Deinem Rufe Ehre zu machen, und ſtütze Dich namentlich auf den Umſtand, daß der Oberſt, wenn er auf Urlaub in ſein Vaterland geht, Ammalet-Beg mit ſich bis nach Georgiewsk*) führen, und ihn ſo von ſeinen Freunden und Dienern trennen wird, um ihn dann ohne Schwierigkeit in Feſſeln zu werfen, und zu allen Teufeln ſchicken zu können.“

Sultan Achmet theilte der Alten noch einige andere Einzelnheiten mit, welche ſie kennen mußte, um dieſer Verläumdung einigen Schein von Wahrheit zu geben, und unterwies ſie, wie ſie dieſe auf eine feine Art in die Unterredung einfließen laſſen könne. „Präge Dir Alles dieß gut in Dein Gedächtniß ein, Fatma,“ ſagte er, indem er ſeine Burka wieder umwarf. „Vergiß aber eben ſo wenig, daß ich es bin, für den Du zu handeln haſt.“

„Wallah billah! möge ich ſtatt Salz nur Aſche haben, möge ich vor Kummer und Schmerz ſterben, möge . . .“

„Laß Deine Schwüre, die für Nichts gut ſind, als nur in das Regiſter der Hölle eingetragen zu werden, und beſchäftige Dich damit, den Dienſt, den ich von Dir verlange, mit Genauigkeit zu vollbringen. Ich weiß, daß Ammalet-Beg ein großes Vertrauen zu Dir hat, und wenn Du zu ſeinem eigenen Beſten dieſe Sache angemeſſen einrichteſt, ſo wird er ſich bei mir niederlaſſen, er wird Dich ſelbſt mitnehmen, und Du wirſt unter meinem Schutze wie eine Prinzeſſin in Deinem eigenen Lande leben. Wiſſe aber auch, daß wenn Du, ſey es durch Zufall, oder aus Abſicht, mich verrathen, oder durch Dein Gewäſch die Sache verderben wirſt, ſo laſſe ich aus Deinem Fleiſch eine Kebaba**) für die Dämonen der Hölle bereiten.“

„Sey ruhig, Khan . . . ich werde ſchweigen, wie das Grab, und was Ammalet-Beg betrifft, ſo werfe ich mein Hemd über ihn***).“

---

*) Stadt und Feſtung der Ruſſen am Fuße des Caucaſus.

**) Kleine Stücke gebratenes Fleiſch.

***) Tatariſches Sprichwort, welches bezeichnet, ſeine Geſinnungen einem Andern mittheilen

„So iſt es recht, Alte, ſo iſt es recht! Thue Dein Möglichſtes! Und hier nimm ein goldenes Siegel, um es auf Deinen Mund zu drücken."

„Baſch-auſta, gueuz-auſta!" *) ſchrie die Alte, indem ſie gierig nach dem Goldſtück griff, das ihr der Khan hinhielt, und ihm die Hände küßte. Akhmet-Khan warf einen Blick der Verachtung auf ſie, und verließ das Haus, indem er die Worte für ſich hinmurmelte: „Alte Schlange! für ein Schaaf würdeſt Du Alles, den Körper Deiner Tochter, die Seele Deines Sohns, eben ſo gut wie das Geſchick Deines Säuglings verkaufen!" Er vergaß, daß es von ihm faſt eben ſo unwürdig war, dergleichen Geſchöpfe zu benützen; und zu was? Um ſeinen Freund durch treuloſe Liſt und niedrige Verläumdung zu betrügen, damit er in ſeine Anſichten eingehe, was auch daraus entſtehen, und wie ſehr auch ſeine Ruhe und ſein zukünftiges Wohl darunter leiden möge.

Letztes Bruchſtück der Correſpondenz des Oberſten B*** mit ſeiner Verlobten.

Aus dem Lager am Dorfe Kiaſar-Kuwmik, im Auguſt.

. . . Ammalet-Beg liebt mit einer Wuth, mit einem Wahnſinn, wovon man ſich keine Idee machen kann. Ich ſelbſt wäre nicht im Stande geweſen, mir eine Vorſtellung hievon zu machen, ſey es nun, weil kein aſiatiſches Blut in meinen Adern fließt, oder ſey es, daß Deine ſüßen Tugenden, theure Marie, die geläuterten Gefühle, welche Du einflößeſt, mäßigen. . . Du wirſt Dich wohl noch erinnern, wie wir Othello von Shakſpeare mit einander laſen? Nun ſieh, Othello allein kann Dir einen Begriff von den wahrhaft ſüdlichen Leidenſchaften unſeres Freundes geben. Zuweilen möchte ich ihn mit einem Strome vergleichen, deſſen tiefe und ſchäumende Waſſer einer tiefen Höhle entſtürzen; ein anderes Mal einer brennenden Quelle Naphta von Bakou. Wie ſchön iſt er alsdann? Seine Züge beleben ſich ſeltſam, ſeine Augen ſprühen Flammen, und obgleich ſich das bei ihm nicht zeigt, was wir mit dem Ausdrucke Ideal bezeichnen, ſo tragen doch ſeine irdiſchen Leidenſchaften das Gepräge eines erhabenen und zugleich ſchrecklichen Charakters. Ich ſelbſt, unwillkührlich ergriffen und hingeriſſen, empfange in meinen Armen dieſen, durch die Stärke ſeiner Gemüthsbewegungen erſchöpften Jüngling; nach und noch faßt er ſich, ſein Puls wird ruhiger, dann drückt er mir ſtillſchweigend mit niedergeſchlagenen und verſchämten Blicken die Hand, entfernt ſich langſam, und es iſt unmöglich, an einem ſolchen Tage noch ein Wort von ihm zu erhalten.

---

*) Gerne, von ganzem Herzen. Wörtlich genommen heißt es: auf mein Haupt, auf meine Augen.

Seit ſeiner Zurückkehr von Kounzakh iſt er nachdenkender, öfter noch als gewöhnlich, beſonders in dieſen letzten Tagen. Er ſucht mit eben ſo viel Sorgfalt die erhabenſten und edelſten Regungen, welche das menſchliche Herz bewegen können, zu verbergen, wie er die unverzeihlichſte Schwäche oder die verbrecheriſchſten Abſichten verbergen würde. Inſtändig bat er mich, noch einmal ihm zu erlauben nach Kounzakh zu gehen, um einige Zeit neben ſeiner ſchönen Geliebten zu verſeufzen; ich mußte es ihm abſchlagen, und zwar zu ſeinem eigenen Beſten, wie ich gleich darthun werde. Ich ſchrieb ſchon vor einiger Zeit in Beziehung auf meinen verliebten Freund an den General, und dieſer hat mich beauftragt, ihn in das Mineral-Bad mitzubringen, in welches der General ſich ſelbſt begeben wird. Er wird ihm eine Sendung bei Sultan Achmet Khan anvertrauen, von welcher er Vortheile für das allgemeine Beſte ſowohl, als für ſich ſelbſt ziehen kann. . . Ach wie ſehr wird mich ſein Glück erfreuen, denn ich will, daß er mir mehr als ſein Leben verdanke. . . . Ich werde ihn Dir dann vorſtellen, meine theure Marie, und ihm ſagen: daß ſein Glück Dein Werk ſey! . . . Und ſo iſt es auch, denn nur die Liebe zu Dir gibt mir die Kraft, welche ich anwende, um die ſeinige zu krönen.

Geſtern erhielt ich einen Boten vom commandirenden General; welch' ein großmüthiger Mann! er verſteht es, ſeinen guten Nachrichten Flügel zu leihen. Alles, meine Geliebte iſt nun beſchloſſen und vorbereitet. Ich gehe in's Bad; mein Regiment werde ich nur bis Derbent führen, dann zu Pferde und auf den Weg mich machen. Die Anſtrengung ſcheue ich nicht; ich werde nicht wiſſen was Schlafen heißt, bis ich in Deinen Armen ruhen kann. In der Zukunft werde ich nur Stärke bedürfen, um mein Glück, um *unſer* Glück zu ertragen, nicht wahr, meine Geliebte? Wenn ich hieran denke, ſo muß ich ſuchen, mein Herz zurückzuhalten, welches mir aus der Bruſt zu ſprengen droht. Vergangene Nacht war es mir lange nicht möglich zu ſchlafen. Eine Menge herrlicher Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopfe, der köſtliche Augenblick unſeres Wiederſehens malte ſich mir in tauſend verſchiedenen Geſtalten, und ich beſchäftigte mich unwillkührlich mit ſcheinbar leeren Sorgen voller Reiz. Ich dachte an die Details unſerer Verbindung, an die Hochzeitsgeſchenke, an Gegenſtände der Toilette, an tauſend Kleinigkeiten, an — was weiß ich alles? . . . Nicht wahr, meine Geliebte, Du kleideſt Dich in meine Lieblingsfarbe, grün?

Dieſe Träumereien entfernten, gleich lebhaftem Roſenduft, den Schlaf von mir. Endlich kam er, und war um ſo herrlicher; ich ſah Dich, ich ſah mich ſelbſt mitten in einem ſanften und glänzenden Lichte, gleich dem der Morgenröthe. Unſere unbeſtimmten Geſtalten ſchienen jeden Augenblick ſich zu verändern und ſchöner zu werden. Dieſe Träume gingen an mir vorüber wie die verſchiedenen Blumen einer Guirlande; oder vielmehr, ſie ſtanden in keiner Verbindung zu einander und glichen den Bildern des Kaleidoscops, und waren eben ſo verſchieden und unantaſtbar wie dieſe. Ich weiß nicht, warum ich deſſenungeachtet Morgens mit einer traurigen Stimmung erwachte. Den Tag über verſchwand ſie jedoch bis auf den Eindruck dieſer herrlichen Bilder. — Ich trat in das Zelt Ammalat-Begs . . . er ſchlief noch; ſein Geſicht war blaß und düſter, wahrſcheinlich iſt er gegen mich aufgebracht. . . . Gerne verzeih' ich ihm und genieße zum Voraus den Dank des feurigen Jünglings; ich gleiche dem Schickſal . . . ich bereite ihm Glück ohne ſein Wiſſen.

Heute nahm ich von dieſen Bergen, ohne Zweifel für immer, Abſchied. Gerne, ich muß es ſagen, verlaſſe ich Aſien, dieſen alten Boden, die Wiege des menſchlichen Geſchlechts, das ſelbſt ſeit jener Zeit ſtets in der Kindheit blieb. Dieſes Stehenbleiben der aſiatiſchen Civiliſation während einer ſo langen Reihe von Jahren iſt immer ein bemerkenswerther Umſtand, eine Beharrlichkeit, gegen welche weder die Zeit noch die Macht der politiſchen Ereigniſſe etwas vermochten. Der indiſche Bramine, der chineſiſche Mandarin, der perſiſche Beg, der Uzden des Caucaſus, ſie Alle haben noch ganz dieſelbe Phyſiognomie, die ſie ſchon vor zweitauſend Jahren hatten. Die Aſiaten gleichen der Natur ihres Landes, immer ſchön, aber ſelbſt in ihrer Schönheit unbeſeelt und gleichförmig. Das Schwert der fremden Eroberer hat nicht mehr Merkmale auf ihrem Charakter zurückgelaſſen, als wenn auf die Oberfläche des Waſſers hätten Eindrücke gemacht werden wollen, und die moraliſche Wirkung der Propheten und der Miſſionäre verſchiedener Länder haben ſie eben ſo wenig reformirt.

Dieſen Morgen beſtieg ich einen ziemlich hohen Berg links von Kaſr-Kaumyk, um den Anblick des, von den erſten Strahlen der Sonne beleuchteten Caucaſus zu haben. Der blaue Himmel ſchien das Gebirge mit Liebe zu umfaſſen. Ach könnte ich mich bis zu jenen Höhen erheben, die der Adler mit ſeinen Flügeln noch nicht berührt hat, wo ſelbſt die Blitze des Himmels nicht hinreichen, wo ſelbſt die Zeit, die mächtige Zeit keine Spuren ihres Daſeyns zurückgelaſſen hat. Die Zeit! was für Namen hat doch der Menſch erdacht, um einen ſo erſtaunlich kleinen Theil der Ewigkeit zu bezeichnen. Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten . . . für Gott iſt dieß nicht vorhanden, er kennt nicht geſtern, nicht morgen . . . für ihn iſt Alles ein heute, und dieſes Heute iſt unendlich! Werden wir dieß einſt begreifen? . . . Ja, ich glaube es, und unſere Sehnſucht ſelbſt iſt mir ein Beweis hiefür. . . . Wir werden erfahren, zu welchem Zwecke wir erſchaffen wurden und werden uns dem höchſten Weſen nähern. Dann werden wir uns Alle lieben, und der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig werden. . . . Ja die Seele muß aus dieſer Quelle des Ruhms und der Seligkeit ſchöpfen, aus welcher uns hier unten kaum einige Tropfen zufließen.

Auch ich werde eines Tages hieraus ſchöpfen, und dieſer Tag iſt nahe! denn was will das Leben, ſelbſt das längſte heißen? . . . Die unwillkührliche Furcht des Todes verſchwindet durch dieſe Hoffnung, wie der Schnee vor den Strahlen der Sonne! . . . Dieſe Hoffnung wird in Erfüllung gehen, ich bin deſſen gewiß.

Es iſt eigen, meine Geliebte, daß mich beim Anblick dieſer Berge, des Meeres und des Himmels ein zugleich trauriges und unerklärliches Gefühl ergreift, das mir das Herz abwechſelnd beengt und erweitert. Ich denke dann an Dich, doch Dein Bild ſcheint mich, wie in einem Traume, zu fliehen! Iſt dieß ein Vorſchmack der irdiſchen Seligkeit, die ich nur dem Namen nach kenne, oder eine unbeſtimmte Ahnung der ewigen Freuden? . . .

O meine ſüße, theure, engliſche Freundin! . . . ein einziger Deiner Blicke, und alle dieſe Täuſchungen verſchwinden augenblicklich! . . . Wie glücklich bin ich, jetzt mit Gewißheit ſagen zu können: „auf Wiederſehen!“

Eilftes Kapitel.

Innere Qualen.

Die Seele Ammalat-Begs war eine Beute der grauſamſten Gefühle. Die Amme hatte ihm, treu der von Akhmet-Khan erhaltenen Inſtruction, die verabredete Fabel mit allem Anſcheine der Wahrheit und Ergebenheit erzählt. Dieß fand am Abend ihrer Ankunft in Bouinaki ſtatt, wo der Chamkhal, aus Achtung vor dem Oberſten, ſich zu der Zuſammenkunft eingefunden hatte. Dieſer Umſtand, welcher die Erzählung der Alten zu beſtätigen ſchien, verſtärkte noch mehr das Gift in ſeinem Herzen. Er hätte ſich glücklich gefühlt, zweifeln zu können, aber ein ſchreckliches Licht ſchien ihm über ſeine theuerſten

Verhältniſſe aufzuklären, und ſie ihm als Täuſchungen darzuſtellen. In der Wuth hätte er augenblicklich mögen ſeine Rache in dem Blute der beiden Schuldigen ſättigen, aber ſie befanden ſich bei ihm, in ſeinem Hauſe, und die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft hielten ſeinen, bereits erhobenen Arm zurück. Die Strafe ſollte ſie ſpäter treffen, aber dieſe grauſamen Gedanken verließen keinen Augenblick ſeine Seele. Die Erinnerungen der Vergangenheit, die Befürchtungen der Zukunft, Haß und Liebe beſtürmten ſein Herz, erzeugten in ihm alle Qualen der Hölle, und brachten ihn in einen, dem Wahnſinne nahen Zuſtand. Das Grauſamſte für ihn war, daß er ſeine Gefühle ſorgfältig verbergen mußte, namentlich gegen den, der einſt ſein Freund war. So verſtrich ein ganzer Tag. Das Detachement hielt und lagerte nahe bei dem Dorfe Bougden, am Eingange eines Engweges, der in das Land Akuſcha führt, ein Engweg, welcher durch ein Thor zum Gebrauch der Bewohner des Dorfes geſchloſſen iſt.

Hier folgt, was Ammalet-Beg in der Stille der Nacht ſchrieb, indem er ſuchte, ſein, mit den ſchwärzeſten Gedanken erfülltes Herz auszuſchütten.

Letzter Auszug aus dem Tagebuche Ammalet-Begs.

. . . . . „Warum, grauſamer Akhmet, haſt Du meinem Herzen Licht gegeben? . . . Jetzt umgeben mich Verbrechen und Schrecken von allen Seiten! Auf der einen Seite ein Freund, ein Bruder, der ſeinen Bruder, ſeinen Freund verräth, . . . auf der andern ein Bruder, der ſeinen Bruder morden will! . . . denn Brüder waren wir!“ . . .

„Ich kann nicht ſchlafen . . . ich kann nicht anders denken. . . . Dieſer Gedanke ſteht unaufhörlich vor mir . . . ich bin gefeſſelt, wie ein an die Mauer geſchloſſener Verbrecher. Mir iſt es, als ſeye ich in einem Meere voll kochenden Blutes, und in einer abſcheulichen Finſterniß, nur von den Blitzen der Rache erleuchtet. . . . Meine Seele gleicht einem von Geiern und unreinen Geiſtern bewohnten Felſen, die daſelbſt ihre Opfer ausſpähen und die blutigen Reſte unter ſich theilen! . . . O! V***! . . . warum willſt Du mir treuloſer Weiſe das höchſte Gut, die Freiheit rauben? . . . mir, der Dich ſo ſehr geliebt hat?! . . . Iſt es recht, ſo im Dunkeln, wie ein Dieb zu ſchleichen, und die ſchwärzeſten Abſichten unter der Larve der Freundſchaft zu verbergen? Hätteſt Du einfach geſagt: „Ammalet-Beg, Du mußt mir Dein Leben opfern,“ ich hätte es Dir ohne Murren überlaſſen, ich hätte es Dir als wie der Sohn Ibrahim (Abrahams) als Opfer angeboten. . . . Ich hätte es Dir verziehen, hätteſt Du nur auf mein Leben es abgeſehen gehabt. Aber mich meiner Freiheit zu berauben, mich lebendig begraben zu wollen, damit ein Anderer ruhig mein Höchſtes, meine Geliebte, ſie, die ich anbete, beſitze! . . . Ha Verräther! . . . und Du athmeſt noch! . . . Von Zeit zu Zeit erſcheint mir Dein Bild, meine geliebte Seltana, aber in gräßlicher Geſtalt! . . . Warum bin ich nicht, wie ſonſt, glücklich, wenn ich an Dich denke? . . . man will uns trennen, man will Dich in die Arme eines Andern werfen, man will, daß mein Grab Dir als Hochzeitbett diene. . . . Aber nein, das ſoll nicht geſchehen. . . . Wenn es ſeyn muß, gehe ich durch ein Meer von Blut, um zu Dir zu gelangen. . . . Ja, Du wirſt mein ſeyn, ich ſchwöre es bei allen Mächten der Hölle. Aber Deine Gefährten allein werden unſerer Hochzeit nicht beiwohnen, nein, Raben und Geyer will ich dazu einladen . . . und ſie ſollen alle geſättigt werden! . . . Ich werde Dir ein ſehr reiches Geſchenk mitbringen! . . . Ich werde unter Dein Ohr ein blutiges Herz legen, ein Herz, welches ich einſt hoch achtete, höher ſelbſt als das Kiſſen, welches auf dem Throne des Padiſchahs von Perſien ſich befindet *).“

„Welch' ſonderbares Schickſal! für ein unſchuldiges, junges Mädchen werden Ströme Blutes fließen, für Dich, ſo ſanft, ſo natürlich, werden ſich Menſchen, ſonſt Freunde, wie wilde Tiger zerreißen! . . . Aber iſt es auch nur wegen Dir, wegen Dir allein?“ . . .

„B***, Du ſagſt mir zuweilen, es ſeye eine ſchändliche, und eines braven Mannes unwürdige Handlung, ſeinen Feind ohne Vertheidigung, gleichſam durch Ueberfall, und wenn er ſich ſicher meint, zu tödten. . . . Aber kann ich anders? . . . . Ueberdieß, verdienen Worte Glauben? . . . Schon ſeit lange haſt Du Deine Treuloſigkeit vorbereitet. Du haſt vermuthlich meinen Arm zum Voraus entwaffnen wollen, indem Du mich zu hintergehen, und meine Vernunft zu täuſchen ſuchteſt, . . . aber Du haſt Deine Rechnung falſch gemacht.“ . . .

„Ich habe mein Gewehr nicht umſonſt bei mir . . . Wie ſchön iſt ſein Lauf, wie ſchön iſt er ciſelirt. . . Dieſe Waffe habe ich von meinem Vater, der ſie von dem ſeinigen erhielt. Ich hörte viele Thaten erzählen, die mit dieſem Gewehre geſchehen, aber nie von einer verrätheriſchen, hinterliſtigen, wobei dieſes Gewehr gebraucht worden wäre, . . . immer im Gefecht, immer Stirne gegen Stirne . . . und jetzt! . . . Aber nein, was ſollen dieſe vergeblichen Bedenklichkeiten . . . Verrath gegen Verrath! . . . Und du, meine Hand, wirſt du nicht zittern, wenn ich ſo den Drücker losdrücke, wie ich es jetzt in dieſem Augenblicke thue? . . . Eine einzige Bewegung mit dem Finger, und Alles iſt vorbei!“ . . .

---

*) Dieſes ganz mit Diamanten und Perlen bedeckte Kiſſen iſt von unſchätzbarem Werthe.

„Eine einzige Ladung? . . . Wie leicht iſt dieſe Ladung, und doch, wie ſchwer wird jedes Körnlein Pulver, aus welchem ſie beſteht, in der Waage Allah's wiegen? . . . Auf welch' unermeßliche Entfernung wird dieſes armſelige Blei eine menſchliche Seele ſchleudern? . . . Verflucht ſey der, der dich erfunden, ſchwarzer Staub, der das Leben eines Helden in die Hände des Feigſten gibt, der die Macht gibt, den von Weitem zu treffen, der durch einen einzigen Blick vielleicht uns entwaffnen würde. Welch' unermeßliche Folgen können aus einem einzigen, ärmlichen Schuſſe entſtehen? . . . Er wird mich von Allem trennen, was auf mein vergangenes Leben Beziehung hat; aber er läßt mich ein neues, ein Leben voll Glück beginnen! . . . Mitten in den Bergen, an der Seite meiner theuren Seltana wird mein, jetzt welkes Herz ſich erfriſchen, und wie von Neuem erſtehen. Ich trenne mich von dem Orte, wo ich geboren, ich verlaſſe das Erbe meiner Väter; aber wie die Schwalbe werde ich mein Neſt auf fremder Erde bauen, und wie ſie, werde ich da mein Vaterland finden, wo der Frühling iſt; und hier werde ich, wie der Vogel ſeine Federn abwirft, weit von mir meine heißen Leiden, meine verzehrenden Sorgen wegwerfen!"

„Aber kann man ebenſo auch ſeiner Gewiſſensbiſſe ſich entledigen? . . . Der letzte der kriegeriſchen Gebirgsbewohner findet aus dem Handgemenge ſeinen Gaſt heraus, den, mit dem er das Brod der Freundſchaft gebrochen, er wendet ſein Pferd und ſchießt in die Luft, und ich will die Bruſt durchbohren, an der ich, wie an einer Bruderbruſt geruht habe? Dieſe Freundſchaft war, es iſt kein Zweifel, falſch, trügeriſch, aber hat ſie mich darum weniger beglückt? . . . Ach! warum kann ich mit den Thränen, die ich jetzt vergieße, meinen Zorn nicht löſchen, den Durſt nach Blut nicht ſtillen, der mich verzehrt, warum kann ich nicht ohne Verbrechen zum Beſitz meiner Seltana gelangen?" . . .

„Warum zaudert der Tag ſo lange anzubrechen? . . . ich fürchte ihn nicht, ich kann dem Blicke B***'s begegnen, ohne zu erblaſſen. Meine Seele wird durch Schwäche, durch Mitleiden in Verſuchung geſetzt . . . iſt es denn zum erſtenmale, daß meine Hand Blut vergießt? . . . Noch einmal Verrath gegen Verrath! . . . Ich bin entſchloſſen . . . ich wollte ſelbſt, der Augenblick wäre ſchon da!" . . .

Auf dieſe Art ſuchte Ammalet-Beg den Lauf ſeiner ſchwarzen Gedanken abzulenken, indem er ſie in unzuſammenhängenden Ausdrücken, welche den Sturm, der ihn bewegte, ſo deutlich malen, dem Papier vertraute. Aber vergebens bemühte er ſich die Stimme ſeines Gewiſſens zu erſticken, indem er ſich den Verrath, für deſſen Opfer er ſich hielt, in den ſchwärzeſten Farben malte; eine geheime Stimme ſagte ihm, daß das, was mehr als alles Andere ihn auf dieſen blutigen Weg dränge, ſeine raſende Liebe, das unbezähmte Verlangen ſeye, ſeine Geliebte zu beſitzen. Um ſich in ſeinem Beſchluſſe zu beſtärken, trank er eine große Menge Wein, und ſtürzte erhitzt und außer ſich, das Gewehr in der Hand, gegen das Zelt des Oberſten. Als er aber die beiden Schildwachen bemerkte, die vor demſelben ſtanden, hielt ihn das, bei den Sklaven immer mächtige Gefühl der Selbſterhaltung zurück, und er entſchloß ſich, ſeine Rache noch um einige Stunden zu verſchieben. Er kehrte in ſein Zelt zurück; da er nicht hoffen konnte, ſchlafen zu können, ergriff er Saphir-Ali, welcher tief ſchlief, am Arm und ſchüttelte ihn heftig:

„Wach' auf," ſchrie er, „wach' auf, Schläfer; die Morgenröthe iſt ſchon da."

Saphir-Ali erhob ſich mit unzufriedener Miene und antwortete gähnend:

„Ich ſehe nichts als die Röthe der Trunkenheit in Deinem Geſichte. Gute Nacht Ummalet-Beg."

„Steh' auf, ſage ich Dir . . . Die Todten ſelbſt verlaſſen ihre Särge, um ihren neuen Gefährten, den ich ihnen heute noch zuſenden werde, zu empfangen."

„Bin ich denn ein Todter? . . . Mögen ſie ſich erheben, wenn es ihnen Vergnügen macht . . . ich will ſchlafen." . . .

„Aber Du haſt doch keinen Abſcheu vor dem Trinken Giaur, und ich will, daß Du mit mir trinkeſt!" . . .

„Ah! das iſt etwas Anderes . . . So ſchenk denn ein, aber voll . . . Allah verdy!*) Du wirſt mich ſtets bereit finden, wenn ich trinken ſoll."

„Und Du mich, Rache an einem Verräther zu nehmen! . . . Stoß an, noch einmal. Auf die Geſundheit des Teufels, der aus den beſten Freunden Todfeinde zu machen verſteht."

„Gut denn, wenn Du es willſt, auf die Geſundheit des Teufels! . . . Er wird es übrigens brauchen können, denn er muß die Gelbſucht haben aus Verdruß, daß es ihm nicht gelingt, uns mit einander zu entzweien!" . . .

„Du haſt Recht, Du haſt Recht; die Menſchen brauchen den Teufel nicht, um ſich zu verabſcheuen . . . er miſcht ſich auch in Nichts; ich glaubte mich mit B*** enge verbunden . . . Aber höre: ich hoffe, daß Du mich nicht verlaſſen wirſt, wenn ſich zufällig etwas zutragen ſollte?" . . .

„Ich verſtehe eigentlich nicht, was Du ſagen willſt, Ummalet-Beg. Alles was ich weiß, iſt, daß wir dieſelbe Milch eingeſaugt haben, wie wir jetzt aus einer Flaſche trinken. . . . Ich werde Dir überall hin folgen, ſelbſt wenn Du, wie ein Geier Dein Neſt auf die Felſen von Kounzakh bauen wollteſt. . . Uebrigens rathe ich Dir" . . .

„Ich will keinen Rath, und keine Bemerkungen, Saphir-Ali, es iſt zu ſpät." . . .

„Ich weiß wohl, daß ein guter Rath bei Dir nichts fruchtet. . . . Auch iſt jetzt nicht der Augenblick, dieß iſt auch wahr; . . . jetzt iſt der Augenblick, zu ſchlafen." . . .

---

*) Allah verdy! Gott hat es gegeben, aber auch: auf Dein Wohl

„Schlafen, ſagſt Du, ich ſchlafen? . . . Nein, ich habe dem Schlaf Lebewohl geſagt, es iſt endlich Zeit, daß ich mich erhebe. Haſt Du mein Gewehr gut unterſucht, Saphir-Ali? . . . iſt der Stein gut, und hat das Blut das Pulver nicht feucht gemacht?“ . . .

„Was haſt Du denn, Ammalet-Beg, welch' ſchreckliches Geheimniß drückt Deine Bruſt? Dein Ausſehen iſt fürchterlich, und Deine Worte ſind noch ſchrecklicher!“ . . .

„Ja, und was nachfolgen wird, wird noch ärger ſeyn, als alles Andere... Nicht wahr, Saphir-Ali, meine Seltana iſt reizend? . . . Bemerke wohl, meine Seltana . . . Horch . . . welche Töne laſſen ſich hören? . . . Hörſt Du dieſe Töne? . . . ſind das wohl Hochzeitsgeſänge? . . . Nein, es ſind die Chakals, die ihre Beute verlangen. . . . Wartet nur noch ein wenig, ihr alle, wilden Thiere und Dämonen der Hölle, ich werde Euch ſättigen! . . . Wein her, noch mehr Wein. . . Das Blut wird dann auch kommen. . . . Schnell, ich mag nicht warten!“

Ueberwältigt von ſeinen Gemüthsbewegungen und vom genoſſenen Weine, fiel Ammalet-Beg wie beſinnungslos auf ſein Bett. Schaum floß aus ſeinem Munde und convulſiviſche Bewegungen ergriffen ſeine Glieder; er ſtieß Seufzer und unarticulirte Laute aus. Beſtürzt, entkleidete ihn Saphir-Ali, hüllte ihn warm ein, wachte mit Sorgfalt den Reſt der Nacht bei ihm, und ſuchte vergebens nach einer Auflöſung des Benehmens und der räthſelhaften Worte ſeines Milchbruders.

Zwölftes Kapitel.

Das Attentat.

Ehe ſich das Detachement Morgens in Marſch ſetzte, erſchien der Offizier des Dienſtes bei dem Oberſten V***, um ihm Rapport zu machen und ſeine Befehle einzuholen. Nachdem die Angelegenheiten des Dienſtes abgemacht waren, ſagte der Kapitain mit etwas befangener Miene: „Mein Oberſt, meine Pflicht erfordert, Ihnen einen wichtigen Umſtand mitzutheilen. Ein Soldat meiner Compagnie, der ſich geſtern auf Ordonnanz bei Ihnen befand, hat während unſeres Aufenthalts in Bouinaki eine Unterredung zwiſchen Ammalet-Beg und einer alten Frau angehört, die ſeine Amme geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieſer Soldat iſt ein Tatar von Kazan, und verſteht die Sprache der Einwohner dieſes Landes ziemlich gut. So viel wenigſtens hat er verſtanden, daß die Alte ſich Mühe gab, Ammalet-Beg glauben zu machen, der Chamkhal und Sie, mein Oberſt, hätten die Abſicht, ihn auf die Galeeren, oder einen ähnlichen Platz zu ſenden! . . . Ammalet-Beg ſpie Feuer und Flammen, als er dieß hörte, und erwiederte, daß ihm der Khan von Awarien dieß auch ſchon mitgetheilt habe, und ſchwur dann, daß Sie von ſeiner Hand fallen ſollten. Der Soldat wollte ſich indeſſen noch mehr Gewißheit verſchaffen, ehe er die Sache zur Anzeige bringe, und nahm ſich vor, alle Schritte Ammalet-Beg's genau zu beobachten. „Geſtern Abend," ſagte er, „hörte ich Ammalet-Beg mit einem tſcherkeſſiſchen Reiter ſprechen, der aus großer Entfernung hergekommen ſchien, und dem er beim Abſchied ſagte: „Melde dem Khan von mir aus, daß morgen nach Sonnenaufgang Alles geſchehen ſeyn werde. Er ſeinerſeits, ſoll alle ſeine Vorkehrungen treffen; wir würden uns ſehr bald wiederſehen."

„Iſt dieß Alles," fragte der Oberſt.

„Alles was ich Ihnen zu melden habe, ja; erlauben Sie jedoch hinzuzuſetzen, daß mir die Sache wichtig erſcheint, und viel zu denken gibt. Ich habe einen großen Theil meines Lebens unter Tataren zugebracht, und habe mich aus Erfahrung überzeugt, daß es ſehr unklug iſt, ſich auch auf den Beſten von ihnen zu verlaſſen. Der eigene Bruder ſelbſt ruht nicht immer mit Sicherheit an der Bruſt ſeines Bruders."

„Das kommt, mein lieber Kapitain, von dem Neide und der Eiferſucht, welche beſtändig die Leute dieſes Landes entzweien, welche Fehler ſich, wie ich glaube, von Kain bis auf unſere Tage fortgepflanzt haben. Aber dergleichen kann zwiſchen Ammalet-Beg und mir nicht Statt finden; wir haben keine Erbſchaft zu theilen; übrigens habe ich ihm nur Gutes erwieſen, und bin wirklich im Begriff, ihm für die Zukunft noch mehr zu erweiſen. Seyn Sie ruhig, Kapitain; ich ſchätze vollkommen den Eifer Ihres Soldaten, aber ich zweifle ein wenig an ſeiner Fertigkeit in der tatariſchen Sprache. Irgend eine Aehnlichkeit in den Ausdrücken wird ſeinen Irrthum erzeugt haben, und nachdem dieſer einmal Fuß gefaßt, ſo glaubte er in Allem nur Beweiſe hiefür zu ſehen. Auch bin ich keine ſo wichtige Perſon, daß ein Khan und ein Beg nöthig hätten, ſich gegen mich zu verſchwören. Ich kenne Ammalet-Beg ſehr gut; er iſt hitzig, heftig ſogar, aber er hat ein gutes Herz, und wäre nicht im Stande, auch nur auf einige Stunden einen Gedanken oder eine böſe Abſicht gegen mich zu verbergen."

„Trauen Sie nicht, mein Oberſt. Ammalet-Beg iſt nichts deſto weniger ein Aſiate, und das will genug ſagen. Es iſt mit dieſen Leuten nicht wie in unſerm Lande; hier verſteckt ſich Alles, die Seelen wie die Geſichter. Es gibt unter ihnen welche, wo man ſchwören möchte, ſie ſeyen die ehrlichſten Leute auf der Welt, aber haben Sie mit ihnen zu thun, und Sie werden einen Abgrund von Niederträchtigkeit, Verſtellung und Rohheit entdecken."

„Ich gebe zu, mein lieber Kapitain, daß Sie, nach dem, was Ihnen begegnet iſt, vollkommen Recht haben, ſo zu denken. Sultan Achmet-Khan hat ſich gegen Sie in Bouinaki wie ein feiger Meuchelmörder benommen, und gewiß werden Sie es Ihr Lebenlang nicht vergeſſen; ich aber, ich habe auch nicht den geringſten Grund, böſe Abſichten, welchen Namen ſie auch haben mögen, bei Ammalet-Beg zu vermuthen. Und dann, welchen Vortheil hätte er davon, mich zu tödten? ſeine ganze Zukunft, alle ſeine Hoffnungen beruhen auf mir. Er iſt allerdings ein wenig phantaſtiſch, ein wenig ſonderbar, aber er iſt kein Narr; und dann ſteht ja, wie Sie ſehen, die Sonne ſchon hoch, und ich befinde mich recht wohl. Ich danke Ihnen aufrichtig, Kapitain, für die Theilnahme, welche Sie an mir nehmen, aber ich bitte Sie, laſſen Sie Ihren Argwohn gegen Ammalet-Beg hier, und wenn auch die Freundſchaft, die mich an ihn feſſelt, nicht ſo alt iſt, wie die, welche ich für Sie fühle, ſo halte ich doch viel auf ihn und vertraue ihm gänzlich, das verſichere ich Sie."

Der Kapitain entfernte ſich kopfſchüttelnd. Einen Augenblick ſpäter hörte man die Tambours ſchlagen, und das Detachement ſetzte ſich in Marſch. Der Morgen war friſch und heiter. Der Weg ſchlängelte ſich über den Abhang grüner Berge, hie und da mit Geſträuch und Holz bewachſen. Die lange Linie der Bajonette glich einem Fluß von glänzendem Stahl, der ſich auf den Höhen ſchlängelte, und bald über den Abhang, bald in das Thälchen zu fließen ſchien. Der Nebel lag noch in der Tiefe, und Oberſt B*** konnte ſich nicht enthalten, häufig rückwärts zu blicken, um das fremdartige Schauſpiel zu betrachten, welches ſeine Truppe darbot, welche, ſo oft ſie ſich in eine tiefere Stelle bog, gleich der Armee Pharaons in ein Nebelmeer zu verſinken ſchien; dann ſah man wieder die glänzenden Spitzen der Bajonette aus den Nebelwolken auftauchen, dann nach und nach die Köpfe, dann die Schultern der Soldaten, die ſichtbar zu wachſen ſchienen, um dann von Neuem in der Tiefe des nächſten Thälchens zu verſchwinden.

Ammalet-Beg folgte blaß und düſter dem Detachement, an deſſen Queue er ſich befand, und ſchien mitten im Gedränge und des Lärmens Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt zu ſuchen. Indeſſen ſagte ihm der Oberſt, nachdem er ihn zu ſich gerufen, mit Güte: „Ich muß Dich zanken, Ammalet-Beg; Du fängſt an, die Vorſchriften Deines Lieblingsdichters Hafiz zu buchſtäblich zu befolgen. Vergiß nicht, daß der Wein zwar ein angenehmer Diener, aber auch ein ſchlimmer Herr iſt. Uebrigens werden, das Kopfweh und die allgemeine Unbehaglichkeit, die ſich in Deinen Zügen ausſpricht, ohne Zweifel mehr als meine Worte wirken. Du haſt, wie ich gehört habe, eine ſchlechte Nacht gehabt?"

„Eine abſcheuliche Nacht, Oberſt! Möchte ich nie mehr eine ähnliche erleben! ... Ich hatte gräßliche Träume!" ...

„Sieh, ſieh! mein Freund, die folgen, wenn man das Geſetz des Propheten übertritt; wahrſcheinlich hat Dich Dein Gewiſſen als Rechtgläubiger ſo gequält."

„Glücklich Derjenige, dem ſein Gewiſſen keine größere Uebelthaten verwirft!"

„Ohne Zweifel; aber Du weißt wohl, daß es im Grunde nichts Schwankenderes gibt, als das, was wir Gewiſſen nennen. Jedes Jahrhundert, jede Nation, jeder Grad der Civiliſation hatte hierüber verſchiedene Anſichten, und die Stimme des Ewigen, die unveränderliche Wahrheit wurde immer durch die Macht der Vorurtheile erſtickt. So war es zu allen Zeiten, und ſo iſt es noch. Was geſtern als das größte Verbrechen betrachtet wurde, wird vielleicht morgen als eine rühmliche That angeſehen; was auf dieſer Seite eines Fluſſes als gerecht und ehrenvoll erſcheint, kann auf dem jenſeitigen Ufer auf's Schaffot führen."

„Nichts deſto weniger ſcheint mir, daß Verrath und Scheinheiligkeit nie und nirgends für Tugenden gehalten wurden."

„Selbſt dieß iſt ein Gegenſtand des Streites. Gewöhnlich urtheilen die Menſchen nur nach dem Erfolge einer Handlung, und es gibt gewiſſenhafte Menſchen, die im beſten Glauben ſtehen, der Erfolg heilige die Mittel."

Ammalet-Beg wiederholte bei ſich dieſe Worte, die ſeine Rechtfertigung in ſich zu enthalten ſchienen, und die unrichtig ausgelegten Worte des Oberſten goſſen Oel in's Feuer. „Heuchler!" ſagte er zu ſich ſelbſt, „Deine Stunde wird bald ſchlagen."

Unterdeſſen ritt der unglückliche Oberſt, gleich einem unſchuldigen Opfer, das keine Ahnung von dem Loos hat, das ihm bevorſteht, friedlich an der Seite ſeines Mörders. Acht Werſten von Kinkert entfernt, ſahen ſie von der Spitze einer Anhöhe aus die ausgebreitete Ausdehnung des caſpiſchen Meeres. B*** verfiel in Träumereien. ... „Spiegel der Ewigkeit," ſagte er, „woher kommt es, daß Dein Anblick mich heute nicht erfreut? ... Du biſt gewiß ſchön, aber es iſt die Schönheit des Unendlichen, ſie gehört nicht dieſer Welt... Und gerade jetzt erinnert Nichts auf deiner Oberfläche an irdiſches Treiben, kein Fahrzeug, nicht ein einziges Segel; Alles iſt unermeßlich und einſam."

„Ja, Ammalet-Beg," fuhr er fort, „Alles langweilt mich, ermüdet mich. Ich bin dieſes, faſt immer ſtürmiſchen Meeres, ich bin Deines Landes müde, das durch zahlreiche Krankheiten heimgeſucht, und durch Menſchen bewohnt wird, ſchlimmer als alle dieſe Uebel zuſammen. Ich bin müde dieſes ewigen Krieges gegen unſichtbare Feinde, ich bin es ſelbſt mit meinem Zuſtande, und mit den Beziehungen zu meinen Kameraden, von denen ſo wenige mich recht verſtehen. Ich habe mit Eifer und Uneigennützigkeit meinem Fürſten, meinem Vaterlande und ſelbſt dieſem Lande gedient; ich habe, ein freiwillig Verbannter, Jahre vorüber gehen laſſen, entfernt von allen Annehmlichkeiten des Lebens, ohne Bücher, ohne irgend eine geiſtige Hülfsquelle, meinen Geiſt zur Unthätigkeit, mein Herz zur Einſamkeit verurtheilend, entfernt von Weſen, die mir theuer ſind. Und was war mein Dank?... Ich ſah meine Ideen verkannt, meine Schritte falſch ausgelegt, und meine Handlungen wie meine Geſinnungen verleumdet.... Ach wann wird der Augenblick kommen, wo ich mich in die Arme meiner Geliebten, meiner Gattin werfen kann; wo ich, nach meinen langen Arbeiten, unter dem Dache meiner Väter, an den fruchtbaren Ufern des Dniepers ruhen, wo ich, ein friedlicher Landmann und zärtlicher Familienvater, nichts mehr zu fürchten habe, als den Hagel für meine Erndte, gegen nichts mehr zu kämpfen, als gegen wilde Thiere, um meine Heerden zu vertheidigen. Mein Herz ſeufzt nach dieſem Glücke.... Und dennoch iſt es eigen! mein halbjähriger Urlaub iſt unterzeichnet, meine definitive Entlaſſung zugeſagt; in fünf Tagen werde ich in Georgiewsk in der Nähe meiner Geliebten ſeyn... und doch ſcheint es mir, als ſey ich durch irgend etwas Unermeßliches, durch die Wüſten Lybiens, durch ein Eismeer, durch die Schranken des Todes ſelbſt getrennt!...“ B*** ſchwieg, reichliche Thränen floſſen auf ſeine Wangen. Sein Pferd, das den lockern Zaum auf dem Hals ſpürte, ſteigerte ſeinen Schritt, und ſo kamen Ammalet-Beg und er beträchtlich dem Detachement voraus. Es ſchien, als wollte das Schickſal ſelbſt den unglücklichen B*** in die Hände ſeines Mörders liefern.

Indeſſen ſchlich ſich ein unwillkührliches Gefühl von Mitleiden in die Seele Ammalet-Beg's, gleich einem Sonnenſtrahl, der in das Dunkel einer Räuberhöhle dringt. Er war ergriffen von der Traurigkeit und den Thränen des Mannes, den er ſo lange Zeit geliebt hatte, und ſein Entſchluß fing an in ſeinem Herzen ſchwächer zu werden.... „Nein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „es iſt unmöglich, ſich bis auf dieſen Grad zu verſtellen!...“

Der Oberſt, welcher jetzt wieder aus ſeinen Träumereien erwachte, richtete ſich auf und ſagte zu ſeinem Freunde: „Haſt Du Deine Vorbereitungen getroffen, Ammalet-Beg?... Du weißt, daß ich Dich mit mir nehme....“

Unglückſelige Worte!... alle guten und edlen Gefühle, welche in der Seele Ammalet-Beg's erwachen wollten, waren plötzlich verſchwunden, und die Gedanken an Verrath und Verbannung ergriffen ihn lebhafter als je, und bemächtigten ſich ſeines ganzen Weſens. „Mit Dir,“ ſagte er bitterlächelnd, „mit Dir nach Rußland!... O! ohne Zweifel, wenn es Dir gelingt, ſelbſt dahin zu kommen!...“

Mit dieſen Worten ritt er im geſtreckten Galopp weg, um Zeit zu haben, ſeine Waffen zu rüſten, dann kehrte er zurück, indem er ihn immer enger umkreiſte. Dieſe heftige Bewegung ſchien ſeiner Wuth neue Nahrung zu geben. Er glaubte die Luft ſelbſt, welche er in Bewegung ſetzte, blaſe ihm in's Ohr: „tödte, tödte; hier iſt Dein Feind. Denk an Seltana!…“ Er riß ſein Gewehr von der Schulter, lud es, und warf ſich, indem er alle ſeine Wuth in dieſem entſcheidenden Augenblick zuſammennahm, gegen ſein Opfer.

Ohne den geringſten Verdacht hatte unterdeſſen B*** ſeinen Gefährten auf dieſe Art galoppiren ſehen, und glaubte, er wolle, nach der Gewohnheit der Aſiaten, wenn ſie auf der Reiſe ſind, ſein Pferd in den Bewegungen des Djiguid einüben. „Laß ſehen, Ammalet-Beg,“ rief er, „zeige Deine Geſchicklichkeit; wähle ein Ziel und ſchieße.“

„Welch' beſſeres könnte ich finden, als das Herz eines Feindes!“ ſchrie Ammalet-Beg, indem er ſich ihm näherte und auf zehn Schritte losfeuerte… Ohne einen Schrei zu thun fiel der Oberſt langſam vom Pferde. Das erſchrockene Pferd begann mit ſchnaubenden Naſenlöchern und ſträubender Mähne an ſeinem Reiter zu ſchnüffeln, deſſen Hände den Zaum nachließen, während das Pferd Ammalet-Beg's wie beſtürzt vor dem Körper ſtehen blieb. Ammalet-Beg ſprang ſchnell vom Pferde, und betrachtete, auf ſeine noch rauchende Flinte geſtützt mit feſtem Blicke das Geſicht des Oberſten, gleichſam um ſich zu verſichern, daß er ohne Schauer den Anblick dieſer ſtarren Augen, dieſes erlöſchenden Blicks, dieſes allmälig ſtockenden Blutes ertragen könne….

Es iſt unmöglich, ſeinen Seelenzuſtand in dieſem Augenblicke zu beſchreiben. Saphir-Ali, welcher nicht ſehr entfernt war, eilte nun herbei und hielt, indem er ſich neben dem unglücklichen B*** auf die Knie nieder ließ, ſein Ohr an deſſen Lippen… kein Athemzug… er legte die Hand auf ſein Herz… es ſchlug nicht mehr!… „er iſt todt!“ ſchrie Saphir-Ali mit Verzweiflung.

„Todt! ganz todt!“ ſagte endlich Ammalet-Beg, indem er wie aus einem Schlafe erwachte; „gut; ſo iſt mein Glück gegründet.“

„Dein Glück… das deinige, Brudermörder! Wenn Du es je findeſt, ſo ſollte man den Shaytan ſtatt Allah anbeten.“

„Saphir-Ali, vergiß nicht, daß Du mein Richter nicht ſeyn kannſt,“ ſagte Ammalet-Beg mit drohender Stimme, indem er wieder zu Pferde ſtieg. „Folge mir augenblicklich.“

„Deine Gewiſſensbiſſe allein werden Dir folgen; auf mich zähle nicht mehr.“

Dieſer unerwartete Vorwurf von Seiten eines Mannes, mit dem er ſeit ſeiner Kindheit ſo nahe verbunden war, erſchütterte Ammalet-Beg im Innerſten ſeiner Seele, und er antwortete nichts hierauf; nachdem er aber ſeinen Nonkers einen Engweg bezeichnet, der ſich vor ihnen öffnete, und er ſich überzeugt hatte, daß man ſchon zu ſeiner Verfolgung herbei eile, flog er wie ein Pfeil davon, und warf ſich in die Gebirge.

Durch den Schuß wurde indeſſen die Truppe allarmirt; die Offiziere und die Koſaken vom Don jagten nach dieſer Richtung, allein Alle kamen zu ſpät, ſie konnten den Mörder in ſeiner Flucht nicht mehr einholen. Nach wenigen

Minuten war der Gefallene von einer Gruppe Offiziers und Soldaten umringt. Beſtürzung, Mitleiden, Entrüſtung malte ſich auf ihren Geſichtern. Man ſah aufrichtige Thränen über die gebräunten Wangen, über die grauen Schnurrbärte dieſer alten Grenadiere fließen, die, auf ihre Gewehre gelehnt, in düſterem Stillſchweigen den Tod ihres vielgeliebten Chefs, ihres braven ſo treuloſerweiſe ermordeten Oberſten beweinten.

Dreizehntes Kapitel.

Entweihung des Grabes. — Ankunft zu Khounzakh.

Während ganzer drei Tage irrte Ammalet-Beg in den Bergen von Dagheſtan umher. In ſeiner Eigenſchaft als Muſelmann war er in den Dörfern, wo er anhielt, ſelbſt in denen, die dem ruſſiſchen Gouvernement unterworfen waren, vor jeder Verfolgung vollkommen ſicher; aber konnte er auch den Qualen ſeines Gewiſſens entrinnen?... Ungeachtet der Uebel, die der Oberſt nach ſeiner Meinung ihm hatte zufügen wollen, gelang es ihm doch nicht, die Stimme ſeines Herzens zu überhören, das die begangene That nicht billigen konnte; gegen ſeinen Willen trat ihm ſtets die Erinnerung an Alles, was er ſeinem alten Freunde verdankte, ſeine Sanftmuth, ſeine Güte vor die Seele, und das Bild des ſterbenden V*** verfolgte ihn unaufhörlich. Dieſer fortwährende Kampf mit ſich ſelbſt reizte und erbitterte ihn nur noch mehr. Das Verlangen des Khans, nicht anders als mit dem Kopf des Oberſten vor ihm zu erſcheinen, kam ihm jetzt in's Gedächtniß und bemächtigte ſich ſeiner ganz. Um dieſer neuen Qual zu entgehen, beſchloß er ſie zu endigen, da er es aber nicht wagte, den Noukers, die ihm folgten, ſeine Abſicht zu vertrauen, noch bei einem ſolchen Umſtande ſehr auf ihren Muth zählte, ſo entſchloß er ſich, ganz allein und auf dem geraden Wege, welcher hier über die Berge führt, nach Derbent ſich zu begeben.

Eine der dunkelſten Nächte hatte ihren ſchwarzen Schleier über die ganze Natur ausgebreitet, als Ammalet-Beg den Engweg durchzog, welcher hinter dem befeſtigten Orte Narym-Kale vorbeiführt. Er band ſein Pferd nahe an einen verfallenen Thurm, der noch von der alten Mauer des Caucaſus herſtammte, und welcher auf einem Hügel ſich befand, von welchem aus einſt der General Yermoloff, damals noch Artillerie-Lieutenant, die Stadt Derbent beſchoß. Ammalet-Beg, welcher den Ort genau kannte, wo man die öffentlichen Diener zu begraben pflegte, nahm ſeine Richtung geradewegs gegen den höher gelegenen Theil des ruſſiſchen Kirchhofs. Aber wie ſollte er in dieſer tiefen Finſterniß das Grab des unglücklichen B*** finden? Nicht ein einziger Stern glänzte am Firmament, dichte Nebel bedeckten die Berge, und ein kalter Wind ſchlug, gleich einem Nachtvogel mit ſeinen Flügeln, an die Bäume des Waldes. Ein unwillkührlicher Schauer faßte Ammalet-Beg mitten in dieſer Wohnung der Todten, deren Ruhe er auf ſolche Art zu ſtören wagte. Er lauſchte; er hörte nichts als das dumpfe Geſauſe des Meeres, deſſen Wogen in gemeſſener Bewegung an die Felſen am Ufer ſchlugen, und dann wieder auf ſich ſelbſt zurückfielen; ſodann das Anrufen der auf der Stadtmauer aufgeſtellten Schildwachen, deren „Werda“ (Slouchai) von Einem zum Andern ging und in die Ferne ſich verlor, und endlich das entfernte Geheul der Chakals; dann wurde wieder alles ſtille und vermengte ſich mit dem Toſen des Windes. Unwillkührlich erinnerte er ſich jetzt, wie oft er ſolche Nächte in freundlichem Geſpräche mit B*** durchwacht hatte... Wo aber war er jetzt in dieſem Augenblick?... und wer hatte ihn in das Grab geſtürzt?... Er ſelbſt, der Mörder, der jetzt in der Stille der Nacht ſein Opfer noch zu beſchimpfen im Begriff war, denn er war ja gekommen, um das Haupt von dem todten Körper zu trennen... Eine innere Stimme ſchien ihm zuzurufen: „Willſt Du die Gräber der Todten ſchänden, und den Wölfen und Chakals ihren Raub ſtreitig machen?“

„Schwachheit, nichts als Schwachheit!“ ſagte Ammalet-Beg zu ſich ſelbſt, indem er den kalten Schweiß von ſeiner Stirne trocknete. „Weg, weg von mir ihr phantaſtiſchen Bilder, ihr ſeyd nur leere Erzeugniſſe der Nacht und einer aufgeregten Einbildung. Soll ich mich fürchten, einem Todten den Kopf abzuſchneiden, da ich kein Bedenken getragen habe, ihn in der vollen Kraft ſeines Lebens zu tödten?... Was liegt denn dem Todten daran?... Mir aber iſt dieſer Gegenſtand von unſchätzbarem Werthe... Wohlan denn; die Todten fühlen es ja nicht!...“

Mit zitternder Hand ſchlug Ammalet-Beg Feuer, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, eine Handvoll trockenes Laub zum Brennen zu bringen. Mit Hülfe dieſer Helle ſuchte er das Grab; lockere Erde und ein großes ſchwarzes Kreuz bezeichneten ihm bald B***'s letzte Ruheſtätte. Er riß das Kreuz heraus, und gebrauchte es, die Erde auszugraben, bald kam er an ein noch nicht feſtes Gewölbe von Backſteinen, welches er ohne Schwierigkeit zerſtörte, und ſo fand er endlich den Sarg, deſſen Deckel er abriß. Das durch Ammalet-Beg aufgemachte Feuer warf einen ungleichen und bläulichen Schein um ſich. Hingebogen auf den graſſen Gegenſtand, betrachtete ihn der Mörder, bläſſer als der Leichnam ſelbſt, mit ſtarrem Auge, und konnte ſeinen Blick nicht mehr von ihm losmachen. Wie durch eine unwiderſtehliche Gewalt angefeſſelt, blieb er unbeweglich ſtehen, und vergaß die Urſache, die ihn hergeführt, obgleich ihn der Grabesgeruch und das Abſcheuliche des ganzen Anblicks mit Entſetzen erfüllte... Endlich nahm Ammalet-Beg all' ſeinen Muth zuſammen und begann ſeine ſchreckliche Arbeit; aber ſeine zitternde Hand verſagte ihm ihren Dienſt, und er konnte ſeinen Zweck nicht erreichen. Alle Leidenſchaften, die ihn zu dem Verbrechen getrieben, Stolz, Rache, Liebe, jetzt ſchwiegen ſie, und keine von ihnen befeuerte ſeinen Entſchluß. Am Ende jedoch gelang es ihm, mit weggewandten Augen, und kaum wiſſend was er that, den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Von Schauder und Abſcheu durchdrungen, warf ihn Ammalet-Beg in einen Sack, den er zu dieſem Zwecke in Bereitſchaft gehabt hatte, und nun eilte er das Grab zu verlaſſen. Als er aber, mit ſeiner ſchrecklichen Laſt beladen, den Rand des Grabes erreicht hatte, wich die Erde unter ſeinen Füßen, und er ſtürzte auf's Neue auf den Sarg, von Sand und Schutt bedeckt. Bis jetzt war er noch einigermaßen Herr über ſich geblieben, aber in dieſem Augenblicke verlor er den Kopf; er glaubte ſich von rächenden Flammen rings umgeben, und das Hohngelächter der Hölle zu hören. Außer ſich, und tiefe Seufzer ausſtoßend, entriß er ſich, ſo gut er konnte, dieſem ſchrecklichen Ort, und lief aus allen Kräften, ohne es zu wagen, einen Blick rückwärts zu werfen. Als er ſein Pferd wieder beſtiegen hatte, flog er wie ein Pfeil davon, und galoppirte den Reſt der Nacht durch über Schluchten und Felſen; ſo oft nur der Zweig eines Baumes ihn ſtreifte, glaubte er ſich durch die kalte Hand des Leichnams gepackt, und im Sauſen des Windes, im Geheul der Schakals wähnte er die Stimme ſeines alten Freundes zu hören, die ihm über das zweifache Verbrechen, das er an ihm begangen, Vorwürfe mache.

Ueberall, wohin er kam, begegnete Ammalet-Beg zahlreichen Truppen Gebirgsbewohner aus verſchiedenen Stämmen, die ſich beeilten, an die zu ihrer Vereinigung bezeichneten Oerter nahe an der ruſſiſchen Gränze zu gelangen, während ſich die Ouzdens, die Begs und die Fürſten zu Khounzakh verſammelten, um ſich mit Sultan Akhmet-Khan, dem Urheber und Anführer dieſer Schilderhebung, zu berathſchlagen, deren Zweck war, unverſehens den, mit einer Mauer verſehenen Flecken Tarki zu überfallen. Der Augenblick war zu einer ſolchen Unternehmung günſtig; die Erndte befand ſich bereits auf den Speichern, das Heu auf den Schobern, und die ruſſiſchen Truppen lagen, nachdem ſie ſich einiger Geißeln verſichert hatten, ruhig in ihren Winter-Kantonirungen. Der Tod des Oberſten W***, welche Neuigkeit ſich überall ſchnell verbreitet hatte, trug ſehr viel dazu bei, die Gebirgsbewohner zu ihrem Unternehmen zu ermuthigen. Sie ſammelten ſich heiter, indem ſie ſich von dem

Gefechten und der Beute unterhielten, welche ſie erwarteten, während der Urheber dieſer ganzen Bewegung mitten unter ihnen, unbemerkt, wie ein Schuldiger oder ein Fliehender, ſich befand, indem er die andern vermied und ſich ſelbſt zu entfliehen ſuchte. Am dritten Tage endlich kam er in Khounzakh an. Zitternd vor Ungeduld, und erſchöpft von der Anſtrengung, ſtieg er vom Pferde, und eilte, ſein ſchreckliches Siegeszeichen bei ſich tragend, die Treppe hinauf. Die erſten Zimmer waren mit Kriegern angefüllt, welche, mit ihren Panzerhemden bedeckt, kamen und gingen, oder auch an den Wänden herum lagen, und leiſe unter ſich plauderten. Allein ihre gerunzelten Augenbraunen, der finſtere Ausdruck ihrer Geſichter, Alles zeigte klar, daß ſchlimme Neuigkeiten in Khounzakh einzuholen ſeyen. Die Noukers liefen unruhig hin und her. Niemand richtete das Wort an Ammalet-Beg, Niemand begleitete ihn, es ſchien ſogar, als bemerke man ihn gar nicht. An der Thüre des Schlafzimmers des Khans ſaß Sourkhai-Khan, genannt Djinka, was ſo viel heißt, als ein natürlicher Sohn deſſelben, welcher bitterlich weinte.

„Was bedeutet dieß?" fragte Ammalet-Beg mit Unruhe. „Du, der Du Dein Leben lang keine Thränen vergoſſen haſt, Du weinſt..."

Ohne zu antworten wies Sourkhai mit der Hand nach der Thüre, und beſtürzt trat Ammalet-Beg über die Schwelle. Hier zeigte ſich ſeinen Blicken ein herzzerreißendes Schauſpiel; auf einer Matratze, mitten im Zimmer, lag Akhmet, welchen plötzlich eine hitzige Krankheit an die Pforten des Todes geführt hatte. Er fand ihn blaß, entſtellt, auf ſeinem Geſichte malte ſich ſchon der Tod und die weit aufgeriſſenen Augen ſchienen mit Schrecken der Annäherung des verhängnißvollen Augenblickes entgegen zu ſehen. Seine Bruſt hob ſich heftig, er röchelte ſchrecklich, kurz Alles kündigte den letzten Kampf an, bei welchem die Lebenskraft der Zerſtörung unterliegt... Die Organiſation gleicht dann einer Maſchine, deren Feder bereits gebrochen iſt, deren Räderwerk aber, obgleich ungleich, und ein Rad das andere hemmend, noch geht. Nur von Zeit zu Zeit traten, gleich Sternſchnuppen in einer dunklen Nacht, einige lichte Augenblicke vor ſeine Seele. Die Frau und die Tochter des Khans ſchluchzten, neben ſeinem Bette knieend; Nautſal, ſein älteſter Sohn, ſtand, das Geſicht mit den Händen bedeckt, in ſtummem Schmerze, unbeweglich neben ihnen. Einige Frauen und eine kleine Anzahl Diener weinten im Stillen, etwas entfernt von dem Krankenlager.

Doch dieß Alles machte nur einen ſchwachen Eindruck auf Ammalet-Beg und brachte ihn noch nicht recht zu ſich, ſo ſehr war er von einem einzigen Gedanken eingenommen. Feſten Schrittes näherte er ſich Akhmet-Khan und ſprach mit lauter Stimme: „Khan, ich grüße Dich... Ich bringe Dir ein Geſchenk, deſſen Anblick einen Todten erwecken würde. Laß Alles zu meiner Hochzeit vorbereiten, hier iſt der Preis, den Du für Seltane's Hand gefordert; hier iſt der Kopf des B***.“ Mit dieſen Worten warf er ihn zu den Füßen des Sterbenden.

Die Töne dieſer bekannten Stimme erweckten für einen Augenblick Achmet's Lebensgeiſter aus ihrem Todesſchlafe. Er erhob ſich mit Anſtrengung; kaum aber hatte er auf dieſen blutigen und entſtellten Kopf einen Blick geworfen, ſo ſagte er mit faſt unvernehmlicher Stimme: „Du magſt Dich ſelbſt daran weiden, Du, der Du es wagſt, einen ſolchen Gegenſtand einem Sterbenden vor die Augen zu bringen... Mir gebührt es jetzt, mich mit meinen Feinden zu verſöhnen, nicht aber... Ach ich brenne!... Waſſer, Waſſer!... Es iſt ſiedende Naphta, was ihr mir da reichet... Ammalet-Beg, ich verfluche Dich!...“ Dieſe Anſtrengung hatte den Reſt ſeiner Kräfte erſchöpft, und er fiel leblos auf ſein Lager zurück. Die Frau des Khans hatte einen Blick des Entſetzens und Abſcheues auf den ſchrecklichen Gegenſtand geworfen, der ſich ihren Blicken darbot, als ſie aber ſah, daß die grauſame Gemüthsbewegung das Ende ihres Gatten beſchleunigt hatte, machte ſich ihr Schmerz durch einen Anfall des heftigſten Zornes Luft: „Bote der Hölle,“ ſchrie mit Zorn-entflammten Augen dieſe ſonſt ſo ſanfte Frau, „genieße die Früchte Deiner Werke. Ohne Dich würde mein unglücklicher Gatte nie daran gedacht haben, das Land gegen die Ruſſen aufzuregen, und lebte jetzt ruhig und glücklich zu Hauſe, nur wegen Dir lief er in die Berge, wo er ſich die Krankheit holte, die ſeinen Tod herbeiführte... Und Du, blutdürſtiges Ungeheuer, Du haſt, ſtatt ihn zu beruhigen, ſtatt den erzürnten Himmel durch Fürbitten und Almoſen zu beſänftigen, meinem Manne den Reſt gegeben, indem Du ihm, wie einem Menſchenfreſſer, den Kopf eines Menſchen zum Verzehren hinbotſt... Und welchen Kopf? den Deines Wohlthäters, Deines beſten Freundes!“

„Ich erfüllte nur das beſtimmte Verlangen des Khans,“ ſagte Ammalet-Beg mit finſterer Miene.

„Verläumde das Andenken des Todten nicht, indem Du ihn mit einem Blute belaſteſt, das Du allein vergoſſen!“ ſchrie die Frau des Khans mit Heftigkeit. „Deinen Freund haſt Du feige ermordet, und nun kommſt Du, ſeinen Kopf in der Hand, von dem ſterbenden Vater ſeine Tochter zu verlangen, und Du haſt gehofft, von Menſchen einen Lohn zu erhalten, da Dich die göttliche Gerechtigkeit verfolgt!... Du gottloſer Menſch!... Nein, ich ſchwöre bei dem Grabe meines Vaters und den Schwertern meiner Söhne, Du ſollſt nie mein Eidam, nie mein Gaſt, nie mein Freund werden. Entferne Dich, geh' weg von hier, Unglücklicher! Ich habe Söhne, die Du vielleicht in der Umarmung ermorden würdeſt, eine Tochter, auf welche Du ein Auge werfen, und die Du mit einem einzigen Blicke vergiften könnteſt. Geh', ſchleppe Dein erbärmliches Leben in dem Gebirge dahin, geh' unterweiſe die

Tiger, ſich unter einander zu zerreißen, ſtreite Dich mit den Wölfen und den Chakals um ihren Raub. Entferne Dich, und vergeſſe niemals, daß meine Thüre ſtets einem Brudermörder verſchloſſen bleiben wird!..."

Ammalet-Beg blieb unbeweglich und wie vom Blitz gerührt. Alles was ihm ſein Gewiſſen undeutlich zugeflüſtert hatte, wurde ihm jetzt auf einmal auf eine ſolch' grauſame und unerwartete Art vorgeworfen!... Er wußte nicht, wohin er ſeine Blicke wenden ſollte... Vor ihm lag der Kopf ſeines Freundes, deſſen Blut ihn anzuklagen ſchien; hier der blaſſe und lebloſe Körper Akhmet's, deſſen Geſicht noch die Miene der Entrüſtung zeigte, dort begegnete er den drohenden Blicken der zürnenden Frau. Nur die, von Thränen überſchwemmten Augen Seltana's ſchienen ihm mitten unter dieſen grauſamen Gegenſtänden einen Zufluchtsort darzubieten. Er entſchloß ſich, ihr näher zu treten, und ſagte mit unſicherer Stimme zu ihr: „Seltana, um Dich zu erlangen, that ich Alles, was man mir jetzt vorwirft. Muß ich Dich verlieren, will es das Schickſal, ſo ſey es! Nur ein Wort aus Deinem Munde: Haſt auch Du gelernt, mich zu haſſen?"

Der Ton dieſer ſo geliebten Stimme drang Seltana in's Herz. Sie richtete ihre Augen auf ihn, in welchen ſich ein tiefer Schmerz ausdrückte, kaum aber hatte ſie Ammalet-Beg's ſchreckliche und entſtellte Geſichtszüge, ſeine Hände, ſeine mit Blut befleckten Kleider bemerkt, als ſie auch ihr Haupt wieder auf die Bruſt ſinken ließ. Doch ſchon nach einem kurzen Augenblick hatte ſie ihre Kräfte zuſammengefaßt und ſprach mit Feſtigkeit, indem ſie auf den Kopf des V*** und auf die Leiche ihres Vaters mit der Hand hinwies: „Ammalet-Beg, lebe wohl für immer! Ich beklage Dich aufrichtig, aber ich kann nicht die Deinige ſeyn!" Mit dieſen Worten verlor ſie ihr Bewußtſeyn.

Ammalet-Begs Blut kochte, und ſein natürlicher Stolz erwachte wieder in ſeiner ganzen Stärke.

„Alſo ſo werde ich hier empfangen," ſagte er, indem er einen Blick der Verachtung auf die beiden Frauen warf; „ſo erfüllt man heilige Verſprechungen! Jetzt ſehe ich klar. Ich habe nur Proben meiner Einfalt und meiner Geduld abgelegt, indem ich auf die Gefühle einer jungen Thörin baute, und die Faſeleien eines unſinnigen alten Weibes anhörte. Jetzt ſehe ich wohl, daß mit Sultan Akhmet-Khan Alles dahin iſt, die Ehre ſo gut, wie die Gaſtfreundſchaft."

Stolz entfernte er ſich mit dieſen Worten. Als er durch die Gemächer ſchritt, ſah er den Ouzden, die ihm im Wege ſtanden, wild in's Geſicht, indem er die Hand an den Griff ſeines Säbels legte, als wollte er ſie zum Gefecht herausfordern; Alle aber wichen ihm aus, ohne ihm ein Zeichen zu machen, oder nur ein Wort an ihn zu richten, und ſchienen ihn mehr zu fliehen als zu fürchten. Im Hofe angekommen, rief er ſeinen Leuten, ſtieß zu Pferde und ritt langſam und ſchweigend die verlaſſenen Straßen von Khounzakh hinab. Auf einige Entfernung von der Stadt hielt er an, um zum letztenmale einen Blick auf das Haus des Khans zu werfen, das in der jetzt eintretenden Finſterniß einen düſteren Anblick darbot, und hinter deſſen vergitterten Fenſtern ſich zahlreiche Lichter hin und her bewegten. Der Unglückliche!... auch nicht eine Qual ward ihm erſpart. Zu ſeinen Gewiſſensbiſſen, zu der tödtlichen Betrachtung, ein unnützes Verbrechen begangen zu haben, geſellten ſich noch die Qualen beleidigten Stolzes, und die Schmerzen betrogener Liebe, einer jetzt hoffnungsloſen Liebe. Sein Blick fiel auf das Harem, wo ſein Glück begonnen und geendigt hatte. „Und Du, Seltana, auch Du!“ mehr konnte er nicht ſagen, ein Berg von Blei ſchien ihm auf dem Herzen zu liegen. Er war ſehr unglücklich. Die Vergangenheit bot ihm nichts als gräßliche Erinnerungen, und die Zukunft die ſchwärzeſten Ausſichten dar!... Wo ſollte er ſein geächtetes Haupt verbergen?... wo neues Wohlwollen, wo ein neues Vaterland ſuchen?... Nicht mehr auf Liebe, Freundſchaft und Ruhm kann er ſeine Hoffnungen bauen, von jetzt an muß er ſeiner perſönlichen Sicherheit, und den niedrigen Sorgen des täglichen Unterhalts ſein Leben widmen. Seine Augen brannten; er hätte weinen mögen, aber gleich dem unbarmherzigen Reichen, der vergebens nach einem Tropfen Waſſer ſeufzt, ſeinen brennenden Durſt zu ſtillen, verſagte auch ihm der Himmel eine einzige Thräne, ſein gepreßtes Herz zu erleichtern.

Was war ſein ferneres Schickſal?... Wo brachte der unglückliche Mörder des W*** ſein ferneres Leben zu?... Niemand weiß es. Nach unbeſtimmten Sagen, die ſich in Dagheſtan verbreitet hatten, irrte er lange Zeit unter den Tchetchenzen umher, und hatte ſeine Geſundheit und ſeine ſo ſeltene Schönheit eingebüßt. Folgendes erzählte man ſich, ohne daß jedoch Jemand mit Sicherheit es hätte verbürgen können. Nach und nach ſprach man nicht mehr von ihm, obgleich das Andenken an ſeine That ſich in dem Lande lebendig erhielt. Bei den Muſelmännern wie bei den Ruſſen, und auch jetzt noch wird ſein Name nie ohne Tadel genannt.

Vierzehntes Kapitel.

Acht Jahre ſpäter.

Anapa, dieſer Waffenplatz der Räuber in dem Gebirge, dieſer Markt, wo ſchon ſo lange Zeit mit dem Schweiße und den Thränen chriſtlicher Sclaven Handel getrieben wurde, dieſer Heerd aller aufrühreriſchen Bewegungen der Völker des Caucaſus, Anapa ſah ſich im Jahre 1828 zu Land und zur See belagert. Die Kanonier-Schaluppen, die Bomben-Schiffe und alle ruſſiſchen Fahrzeuge, die ſich auf einen kleinen Kanonenſchuß nähern konnten, beſchoſſen die Werke auf dieſer Seite heftig.

Anapa iſt von einem ſumpfigen Fluß umgeben, welcher ſich, nachdem er ſich um die Außenwerke herumgeſchlängelt, auf der nördlichen Seite in's ſchwarze Meer ergießt. Nachdem die Landtruppen dieſen Fluß paſſirt hatten, begannen ſie ihre Werke gegen die Veſtung, wobei die Bruſtwehren dieſer Werke wegen der Beſchaffenheit des Bodens von Balken und Dielen gemacht wurden, zu welchen die angränzenden Wälder Holz im Ueberfluß darboten. Dieſe Werke rückten ſehr ſchnell vorwärts, und nach jeder Nacht konnte man bemerken, wie ſie ſich mehr und mehr den Wällen näherten. Viele Häuſer im Innern der Stadt geriethen durch die Bomben in Feuer, die von den Kugeln erſchütterten Mauern ſtürzten von allen Seiten ein, aber die, von einer zahlreichen Truppe Gebirgsbewohner unterſtützte türkiſche Garniſon vertheidigte ſich mit Nachdruck, machte häufige Ausfälle, und antwortete auf die wiederholt an ſie ergangenen Aufforderungen zur Uebergabe nur mit Kanonenſchüſſen. Zugleich wurden die Belagerer durch die Plänkler der Gebirgsbewohner ſehr beunruhigt, die, wie die Chakals durch den Geruch des Blutes und der Beute angezogen, ſich in großer Zahl von allen Seiten eingefunden hatten.

Um ſich vor ſolchen Neckereien zu ſichern, mußten die Ruſſen rückwärts Verſchanzungen anlegen, und dieſe doppelte Arbeit, welche unter dem Kanonenfeuer der Feſtung und unter fortwährendem Klein-Gewehrfeuer aus dem nahe gelegenen Walde auf einem ungleichen und ſumpfigen Boden vorgenommen werden mußte, verzögerte beträchtlich die Einnahme der Stadt.

Nachdem es endlich den Ruſſen gelungen war, einen tauglichen Platz zu wählen, wo ſie eine Batterie aufſtellen und Breſche ſchießen konnten, ſo war die Wirkung eben ſo ſchnell als ſchrecklich.

Auf den fünften Schuß waren die Schießlöcher der Mauern und die Bruſtwehren der Wälle zerſtört und umgeſtürzt, und die Kanonen demolirt. Die Kugeln, welche an die Verkleidung anſchlugen, verurſachten Splitter, welche die oberhalb der Breſche ſtehenden Vertheidiger tödteten und verwundeten. Demungeachtet widerſtanden die Steine durch ihre Solidität lang dem heftigſten Kanonenfeuer, und der durch die Trümmer gebildete Abſatz war noch zu ſteil, um einen Sturm zu erlauben.

Nach einem anhaltenden Feuer von mehren Stunden machte die Ermüdung der Artillerie einige Ruhe nöthig, und die Kanonade wurde auf der ganzen Ausdehnung der Linie, ſowohl zu Lande als zu Waſſer, nach und nach ſchwächer. Von Zeit zu Zeit bemerkte man auf den Mauern der Feſtung Kanonen aufblitzen,, und ſogleich nach den Schüſſen, deren Nachhall in den Bergen dem Rollen des Donners glich, flogen einige Kugeln mitten in die Arbeiten . . . Indeſſen trat endlich eine gänzliche Stille, ſowohl in der Stadt, als in den Laufgräben ein. Nicht ein Bajonet erſchien hinter Letzteren, nicht ein Turban wurde hinter den Schießſcharten bemerkt. Man hörte nichts mehr als die wohlklingende Stimme der Muezzins, welche die Muſelmänner zum Mittagsgebet riefen.

In dieſem Augenblicke ſah man einen Reiter auf einem Schimmel von der Spitze der Breſche, gerade gegenüber der Batterie, ſich an Seilen ſammt ſeinem Pferde herunterlaſſen. Als er den Boden erreicht hatte, ſetzte er über den halbangefüllten Graben, und indem er wie ein Pfeil gegen die Batterien hinflog, hatte er ſie ſchnell hinter ſich gelaſſen, und war bald im Walde verſchwunden, nur von einigen Kugeln verfolgt, welche ihm die Soldaten in der Eile nachſendeten, die auf ein ſolches Unternehmen nicht gefaßt waren, und hinter ihren Werken ruhig geſchlafen hatten. Alles dieß ging ſo ſchnell vor ſich, daß auch nicht Einer der Koſaken von der Tranſche-Wache nur Zeit hatte, den Reiter wahrzunehmen, und noch weniger ihn zu verfolgen; nur Ausrufungen des Erſtaunens und des Aergers konnten ſie hervorbringen. Durch eine ſehr lebhafte Kanonade, welche in dieſem Augenblicke von der Feſtung ausging, und die wahrſcheinlich in der Abſicht Statt hatte, dem kühnen Boten Zeit zu verſchaffen, das Gebirge zu gewinnen, entſtand indeſſen eine ſolche Bewegung unter den Truppen, daß dieſer Vorfall wieder vergeſſen war.

Gegen Abend hatte die Breſche-Batterie, welche fortwährend in Thätigkeit geblieben war, ihr Werk der Zerſtörung vollbracht. Die eingeſtürzte Mauer bildete eine Art Brücke für die Belagerer, und dieſe rüſteten ſich eben mit der Ungeduld des Muthes zu einem Sturme, als ein unerwarteter Angriff der Tſcherkeſſen, die, nachdem ſie unſere Poſten aufgehoben, ſich mit Blitzesſchnelle auf uns warfen, die Artillerie nöthigten, das Feuer der Verſchanzungen auf ſie zu richten. Einem allgemeinen Rufe von Allah! il Allah! mit welchem die Gebirgsbewohner von den Wällen von Anapa aus begrüßt wurden, folgte ein ſehr lebhaftes Artillerie- und Kleingewehr-Feuer.

Indeſſen hielten einige gut gerichtete Chargen von Kartätſchenſchüſſen den ungeſtümen Lauf der Reiter und der tſcherkeſſiſchen Infanteriſten auf, welche ſich mit dem Säbel in der Hand auf die Artilleriſten geſtürzt, und Unordnung in die vorher ſchon verwirrte Maſſe gebracht hatten. Mit den Schimpfworten: Giaur, Giaur! kehrten ſie ſchnell um und zogen ſich kämpfend, doch eilig, zurück. Im Augenblicke war die Ebene von ihren Todten und Verwundeten bedeckt, welch' letztere ſich noch zu retten ſuchten, mit aller Anſtrengung fortkrochen, und, wieder von Kugeln und Kartätſchen niedergeſchmettert wurden, während die Bäume des Gehölzes krachend, von den Kugeln und Haubitz-Granaten zerſplitterten.

Vom Beginne des Gefechtes an bis zu dem Augenblicke, wo alle Feinde das Schlachtfeld verlaſſen hatten, ſahen die Ruſſen nicht ohne Erſtaunen einen Tſcherkeſſen von hoher Geſtalt, auf einem Schimmel reitend, vor ſich, der getroffen, gegenüber von ihren Batterien langſam hin und her ritt.

Alle erkannten in ihm wieder denſelben Krieger, den man an dieſem Morgen hatte über die Laufgräben ſetzen ſehen, wahrſcheinlich um die Tſcherkeſſen zu einer Diverſion zu veranlaſſen, welche den Ausfall der Garniſon unterſtützen ſollte, der jedoch ohne Erfolg unternommen wurde. Kartätſchen pfiffen von allen Seiten um den unerſchrockenen Reiter, und wühlten die Erde um ihn her auf; ſein Pferd zeigte ſich ungeduldig, er ſelbſt aber ſchien die Batterien mit einer Kaltblütigkeit zu betrachten, als würden ihm aus ihren Mündungen nur Blumen zugeſendet.

Die Artilleriſten ballten die Fäuſte vor Unwillen, ſo viel Kühnheit unbeſtraft zu ſehen. Ein Schuß folgte dem andern, aber vergebens, der Reiter blieb, als wäre er durch ein Zaubermittel beſchützt, unverwundbar mitten unter dem Kugelregen, der gegen ihn gerichtet war.

„Schicke ihm eine Kugel,“ ſagte zu dem erſten Artilleriſten ein junger Offizier, der kaum erſt aus der Artillerieſchule getreten war, und der aufgebrachter als die andern über den geringen Erfolg des Feuers zu ſeyn ſchien. „Es verlohnt nicht der Mühe, nach einem Einzelnen mit Kartätſchen zu ſchießen; der Schuß mit Kartätſchen iſt auch ungewiß, aber eine Kugel findet immer ihren Mann. Ich habe noch nie eine ſolche Luſt gefühlt, recht genau zu ſchießen, als in dieſem Augenblicke, wo es ſich davon handelt, dieſen Prahlhans zu treffen.“ Indem er dieſes ſagte, zielte er ſcharf, indem er mit Genauigkeit den Augenblick berechnete, wo der feindliche Reiter ihm ins Viſir kommen würde, dann ſtellte er ſich rückwärts und commandirte „Feuer!“

Einige Augenblicke lang konnte man wegen des Rauches Nichts unterſcheiden; ſobald dieſer aber verſchwunden war, bemerkte man das erſchrockene Pferd, den blutigen Körper ſeines gefallenen Reiters mit ſich ſchleppend, deſſen Füße in den Steigbügeln hingen.

„Getroffen, getödtet!“ ſchrie man von allen Seiten in den Laufgräben, und der junge Offizier ſprang eilig von der Batterie, um das Reſultat ſeines Schuſſes zu ſehen, und, wenn es möglich wäre, Hülfe zu leiſten. Es gelang ihm bald, das Pferd des Tſcherkeſſen am Zaume zu ergreifen, das eben eine Wendung machte, indem es ſeinen Reiter immer noch nachſchleppte. Dem Unglücklichen war der Arm nahe an der Schulter mit fortgenommen, aber er athmete noch und ſeufzte vernehmlich. Von Mitleid ergriffen, rief der Offizier Soldaten herbei, denen er befahl, den Verwundeten mit Sorgfalt wegzutragen; dann ließ er den Chirurgen rufen, und er ſelbſt wollte der Operation und dem Verbande beiwohnen.

In der Stille der Nacht ſaß unſer junger Offizier neben ſeinem ſterbenden Gefangenen und betrachtete mit Theilnahme die Züge deſſelben bei dem Scheine einer im Zelte aufgehängten Laterne. Der Ausdruck moraliſcher Leiden auf ſeinen eingefallenen Wangen, die Falten ſeiner Stirne, die augenſcheinlich nicht die Zeit, ſondern die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften gefurcht hatte, und tiefe Narben entſtellten ſein Geſicht, deſſen Züge merkwürdig ſchön waren. Es lag in ſeinem ganzen Weſen ein Ausdruck, peinlicher als ihn der körperliche Schmerz erzeugte, und ſchrecklicher als die Annäherung des Todes ihn verurſacht, und unwillkührlich mußte der junge Offizier ſchaudern.

Der Gefangene ſtieß einen tiefen Seufzer aus, brachte die Hand, welche ihm blieb, mit Anſtrengung an die Stirne, und bediente ſich ihrer um ſeine ſchweren Augenlieder aufzuziehen, indem er einige unzuſammenhängende und undeutliche Worte murmelte. . . „Blut,“ ſagte er, ſeine Wunde betrachtend, „immer Blut . . . Warum hat man mir ſein Hemd angezogen? . . . Ich ſchwimme faſt ganz darin. . . Wie kalt iſt es jetzt, dieſes Blut, das mich früher brannte! . . . Ich glaube zu erſticken auf der Erde, aber wie kalt wird es nicht auch im Grabe ſeyn? . . . Wie iſt es doch ſo ſchrecklich, ein Leichnam zu werden! . . . Ich Unſinniger! ich ſuchte den Tod! . . . Ach! könnte ich wieder erſtehen . . . leben! . . . leben, nur einen Tag . . . nur eine Stunde! . . . Was iſt das? Was ſagſt Du? ich hätte Dich in's Grab geſtürzt? . . . jetzt ſey die Reihe an mir, den Tod kennen zu lernen? zu erfahren, was ſterben ſey?“ . . .

Eine convulſiviſche Bewegung unterbrach dieſes Delirium; ein ſchmerzlicher Seufzer löste ſich von der Bruſt des Verwundeten, er verfiel in jenen ſcheinbaren Zuſtand der Unempfindlichkeit, wo die Seele allein noch fühlt, und nur noch fühlt um zu leiden.

Der im Innern ſeiner Seele ergriffene Offizier erhob den Kopf des Unglücklichen und bemühte ſich, ihn zu ſich zu bringen, indem er ihm einige Tropfen Waſſer in's Geſicht ſpritzte und ihn an ſtarken Salzen riechen ließ.

Er öffnete allmählig die Augen, ſchüttelte mehrmals den Kopf, als ſuche er, ſich von dem Nebel zu befreien, den er vor den Augen hatte, und betrachtete dann den Offizier, deſſen Züge in dieſem Augenblicke von einem ſchwachen Lichte beleuchtet waren. Plötzlich, wie von einem electriſchen Schlage getroffen, ſtieß er einen durchdringenden Schrei aus, und erhob ſich von ſeinem Lager . . . ſeine Haare ſtanden zu Berge; ſeine convulſiviſch zitternde Hand ſchien einen entſetzlichen Gegenſtand zurückſtoßen zu wollen, und ein unausſprechlicher Schrecken malte ſich in ſeinem Geſichte . . . „Dein Name?“ ſchrie er endlich, indem er ſich an den Offizier wendete; wie iſt Dein Name? . . . Biſt Du wirklich dem Grabe erſtiegen?“ . . .

„Ich heiße B * * y!“ antwortete dieſer.

Dieſes Wort ſchien dem Gefangenen einen Stich mitten in's Herz zu geben; die Erſchütterung war ſo heftig, daß der an der Hauptader befindliche Verband plötzlich ſich löſte, und das Blut heftig herausſpritzte . . . Er machte einige convulſiviſche Bewegungen, ein leichtes Lächeln ſtellte ſich ein, und nach einer Minute erſtickte die kalte Hand des Todes den letzten Seufzer in der Bruſt des Verwundeten, und drückte auf ſeine Stirn das ſchreckliche Siegel des letzten Todeskampfes, des entſetzlichen Augenblickes, wo alle Reue eines langen Lebens ſich auf einen einzigen Punkt concentrirt, des furchtbaren Augenblickes, wo die Seele, indem ſie ſich ſchwer von ihren Banden löſt, zugleich die Schmerzen des Seyns und der Vernichtung, die Reue über die Vergangenheit und die Schrecken der Zukunft fühlt. Die entſtellten Züge des Leichnams hatten einen ſchrecklichen Ausdruck.

„Dieſer Unglückliche muß ſich einer ſchweren Schuld bewußt geweſen ſeyn,“ ſagte unwillkührlich ſchaudernd B*** zu dem, neben ihm befindlichen, Dollmetſcher.

„Ich denke es auch,“ antwortete dieſer, „und ich möchte faſt glauben, er war ein ruſſiſcher Renegat. Ich habe noch niemals unſere Sprache ſo rein ſprechen hören, wie von dieſem Gefangenen. Wir wollen doch ſeine Waffen unterſuchen, vielleicht tragen ſie ein Zeichen ſeiner Herkunft.“ Indem er dieß ſagte, nahm er den Dolch des Unbekannten, zog ihn aus der Scheide, näherte ſich dem Lichte, und las auf demſelben folgende Inſchrift: „Zögere zu beleidigen, aber eile Dich zu rächen.“

„Das iſt wahrlich der Sinnſpruch eines Räubers!“ ſagte B***; „mein armer Bruder Euſtach! Du wurdeſt auch das Opfer eines ſolchen Grundſatzes!“ . . . Die Augen des jungen Mannes füllten ſich mit Thränen . . . „Findet ſich ſonſt Nichts?“ fragte er.

„Hier, glaube ich, ſteht der Name des Eigenthümers.“

„Und wie heißt er?“

„Ammalet-Beg!“

Kleinere Genrebilder.

Rundjit Sing und die Sikhs *).

Rundjit Sing hat keinerlei Art von Unterricht erhalten. Er lieſt und ſchreibt keine Sprache. Allein durch die Gewohnheit, eine Menge Schriften in perſiſcher und indiſcher Sprache, in der des Penjab vorleſen zu hören, und die geringſten Details mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu verfolgen, verſteht er den größern Theil der Dinge, die ihm vorgelegt werden, ohne große Mühe. Iſt er daher auch außer Stande, das Verdienſt eines guten Styls zu würdigen, oder dasjenige zu dictiren, was er geſchrieben haben möchte, ſo macht er doch die Geſchäfte mit Schnelligkeit ab; er iſt ſtets bereit, beſtimmte Entſcheidungen über Memoiren und Reclamationen, welche man ihm vorlieſt, zu ertheilen, und erkennt gleich aus einer ihm vorgelegten Schrift, ob ſeine Abſichten richtig aufgefaßt wurden. Seine Privat-Secretaire ſind fortwährend um ihn; oft werden ſie in der Nacht aufgeweckt, um Befehle auszufertigen, welche eine plötzliche Erinnerung, oder die Laune des Maharadja in ihm aufregten. Sein Gedächtniß iſt vortrefflich; es hält ſowohl Dinge von Wichtigkeit, als unbedeutendere Details feſt. Sein Geiſt iſt immer thätig, ſeinem lebhaften, forſchenden Auge entgeht nichts. Sein Scharfſinn in Würdigung der Charaktere, in Erforſchung der Beweggründe der Handlungsweiſe Anderer, verſchafft ihm Macht und Einfluß über Alle, die ſich ihm nahen, und die er als Werkzeuge ſeiner ſo reißend angewachſenen Macht benützte. Er verbindet große Feinheit mit einer äußerſt lebhaften Einbildungskraft, und obgleich er den

---

*) Aus H. T. Prinſep's Werk: Urſprung und Fortſchritte der Sikhs im Penjab.

Zweck, den er beabſichtigt, nie aus den Augen verliert, ſo iſt ihm doch in der Unterhaltung eine gewiſſe Offenheit und anmuthige Unbefangenheit eigen. Seine Beobachtungen und Bemerkungen drückt er gewöhnlich in kurzen, klaren, unvollendeten Phraſen, in Geſtalt von Fragen aus. Immer aber ſind dieſe ſo treffend, daß ſie ſich dem Gedächtniß deſſen, an den ſie gerichtet waren, vermöge ihrer ſonderbaren Originalität tief einprägen. In der Verſtellung iſt er Meiſter; unter dem Scheine der größten Offenheit, und ſelbſt im vertrauten Umgange weiß er ſeine treuloſen Abſichten zu verfolgen. Auf dem Schlachtfelde hat er ſich ſtets perſönlich tapfer und entſchloſſen gezeigt. Dem Zufall überließ er nie etwas in ſeinen Planen. Gewandtheit, Geſchicklichkeit und ſelbſt Beſtechung zog er ſtets als Mittel des Erfolges den glänzenden Unternehmungen vor, welche Bewunderung erregen, oder Schrecken einſtößen. Sein Reichthum an Auskunftsmitteln iſt kaum glaublich, und nie, ſelbſt in den gefahrvollſten Lagen, war er über neue Hülfsmittel in Verlegenheit. Manche ſeiner Handlungen verrathen jedoch Laune und Wandelbarkeit ſeiner Abſichten, und nicht immer laſſen ſich die leitenden Beweggründe derſelben nachweiſen oder aufſuchen. In allen Lagen ſeines Lebens beweiſt ſein Benehmen, daß er intereſſirt, ſinnlich und den Ausſchweifungen höchſt ergeben iſt. In Verfolgung ſeiner ehrgeizigen oder Vergnügungs-Plane nimmt er keine Rückſicht, weder auf die Bande der Zuneigung, noch auf die der Freundſchaft und des Blutes. Er iſt von unmäßigem Geize beherrſcht; und ohne Mitleid und Erbarmen hat er Wittwen, Waiſen und Familien in's Unglück geſtürzt, welche Rechte auf ſeinen Schutz und ſeine Berückſichtigung hatten, und die er, wenn auch nur aus Politik, hätte anerkennen ſollen. In ſeiner Jugend war er verſchwenderiſch gegen ſeine Günſtlinge, und freigebig bei allen Gelegenheiten; allein im Alter hat ihn der Geiz beſchlichen, und die Gier, Schätze anzuhäufen, hat alle andern Leidenſchaften in ihm erſtickt; daher nähert ſich ihm auch Jedermann, und ſelbſt die Offiziere, welche bei ihm in Gunſt ſtehen, nur mit der Furcht, Opfer irgend einer Erpreſſung zu werden. In jüngern Jahren war ſeine körperliche Beſchaffenheit trefflich, heutzutage läßt er ſich aber häufig durch eine nervöſe Reizbarkeit, die Folge einer untergrabenen Geſundheit, hinreißen. Vom Zorn überwältigt, ſah man ihn ſo weit ſich herabwürdigen, daß er ſich thätlich an den Gegenſtänden ſeiner Wuth vergriff. Doch hat er ſich niemals Grauſamkeiten erlaubt, und nie hat je das Leben irgend eines Menſchen ſelbſt die ſchwerſten Beleidigungen gebüßt.

Rundjit Sing iſt von kleinem Wuchſe, und der Verluſt eines Auges durch die Blattern benimmt ihm etwas von ſeiner Würde, denn ſeine Phyſiognomie iſt voll Ausdruck und Leben; ſie wird noch verſchönert durch einen ſtattlichen weißen Bart, der bis auf ſeine Bruſt herabfällt. In ſeiner Jugend war er ſehr kräftig und thätig, heutzutage iſt er jedoch ſo geſchwächt, daß er, wenn er zu Pferde ſteigen will, zu einem ſonderbaren Mittel ſeine Zuflucht nehmen kuß. Ein Mann läßt ſich vor ihm auf die Knie nieder, worauf er ſich auf deſſen eine Schulter ſetzt. Soſort erhebt ſich der Mann mit ihm; das Pferd wird herbeigeführt, und Rundjit Sing ſetzt den rechten Fuß in den Steigbügel, faßt die Mähne und ſchwingt den linken Fuß über den Kopf des Mannes und über den Rücken des Pferdes, worauf er in den andern Steigbügel tritt. Seine Leidenſchaft für ſeine Pferde iſt ſehr groß. Stets ſind ſie, mit Kleinodien und reichen Schabraken bedeckt, um ihn, und werden von ihm geliebkoſet. Er ſelbſt iſt einfach in ſeinem Anzuge und in ſeinen Gewohnheiten. Seine Regierung beſteht in mächtigen Reizmitteln, die er ohne Mäßigung anwendet. Paraden und militairiſche Schauſpiele liebt er ſehr, und bringt den halben Tag damit zu, über die Truppen Heerſchau zu halten, Ausrüſtungs-Gegenſtände zu beſichtigen, oder über irgend ein Mittel zur Vermehrung der Macht ſeines Heeres nachzudenken. Auch ſcheint er es gerne zu ſehen, wenn ſeine Offiziere und Höflinge mit Edelſteinen und prachtvollen Gewändern geziert ſind, und man muß geſtehen, daß ſie hierin viel Geſchmack zeigen, denn der Pomp des Durbar's von Lahore iſt in der That merkwürdig.

Rundjit Sing iſt kein Frömmler; er hat bewieſen, daß er den Eifer und Fanatismus der Akali's und anderer religiöſer Secten zu bändigen weiß; gleichwohl unterwirft er ſich mit großer Gewiſſenhaftigkeit allen Gebräuchen des religiöſen Glaubens der Sikhs; alle Tage läßt er ſich den Granth durch die Gouron's vorleſen. Er iſt freundlich und freigebig gegen die Fakirs und gegen diejenigen, welche im Rufe der Heiligkeit ſtehen. Endlich iſt er überaus abergläubiſch, und gibt ſich ſonderbaren Einbildungen über ſein Schickſal hin. Ehe er etwas Wichtiges unternimmt, verſäumt er nie, ſeine Aſtrologen vorher zu Rathe zu ziehen.

Die merkwürdigſte Thatſache der Politik und inneren Regierung Rundjit Sings iſt der gänzliche Mangel irgend eines Syſtems und Prinzips in der Verwaltung. Seine Laufbahn iſt diejenige eines Uſurpators, der unaufhörlich um ſich greift, und ſich alles deſſen bemächtigt, was ſich in ſeiner Nähe befindet. Was er jedoch auf dieſe Weiſe gewonnen hat, wird nie einem Adminiſtrationsſyſteme unterworfen. Das Ganze iſt Pächtern anvertraut, mit voller Gewalt über das Leben und Eigenthum der produzirenden Claſſen, wobei Rundjit Sing ſich auf ſeine militairiſchen Streitkräfte verläßt, um die Rechnungen dieſer Pächter zu controlliren, und ſie zur Herausgabe jedes etwaigen unerlaubten Gewinnes zu zwingen. Nichts deſto weniger ſind ſeine Plackereien hauptſächlich gegen die alten Familien der Sikhs und gegen ſeine eigenen Offiziere gerichtet. Kaufleute und Reiſende werden beſchützt. Die Abgaben und Taxen, denen ſie ſich unterwerfen müſſen, ſind im Allgemeinen mäßig. Rundjit Sing hat zwar die Abſicht ausgeſprochen, den Handel mit einigen Artikeln, z. B. mit Shawls, Salz ꝛc. ausſchließlich für ſich zu behalten, gleichwohl darf man annehmen, daß der größere Theil ſeiner Reichthümer von Erpreſſungen oder andern unlauteren Quellen herrührt.

Bis jetzt hat Rundjit Sing dem Penjab weder eine Verfaſſung, noch eine beſtimmte Regierungsform gegeben. Es beſteht in dieſem Lande weder ein geſchriebenes, noch ein mündliches Geſetz, noch ein Gerichtshof. Der Gourou-Mata, oder ehemalige Rath der Sikhs hat aufgehört, wie alle andere Inſtitutionen, welche vor der jetzigen Regierung beſtanden. Die letzte Verſammlung dieſes Rathes fand ſtatt, als Holkar, von der engliſchen Armee verfolgt, ſich in das Penjab warf. Es handelte ſich damals darum, einen Beſchluß über die Partei zu faſſen, welche die Sikhs als Nation unter jenen Umſtänden ergreifen ſollten. Rundjit Sing, obgleich zu jener Zeit der einflußreichſte Häuptling, weigerte ſich, die Obergewalt der Verſammlung anzuerkennen, indem er behauptete, die Frage gehe die geſammte Nation an, und konne nur durch allgemeine Abſtimmung entſchieden werden. Heutzutage ſcheint die Regierung eine rein despotiſche zu ſeyn. Das ſtehende Heer, ſtets zum activen Dienſt bereit, gegen die Pflichtvergeſſenen und Bedrücker, bildet die einzige Feder in der Maſchine der Verwaltung. Dieſes allein füllt den Schatz, controllirt die Handlungen der öffentlichen Beamten, welchen große Gewalt eingeräumt iſt, und regiert jede Volksclaſſe. Der perſönliche Einfluß und die Befehle des Staats-Oberhaupts ſind das einzige Band der Disciplin und Anhänglichkeit der Truppen. Demnach iſt die ganze Gewalt und Autorität in den Händen eines Individuums concentrirt, den das Glück und eigene Talente an die Spitze des Staates geſtellt haben. Tritt dieſes einſt von dem Schauplatze ab, und findet ſich nicht ein Anderes, das deſſen Stelle mit gleicher Energie und gleicher Gewalt über die kleinen Fürſten des Landes ausfüllt, was ſich von dem Charakter Kharak Sings nicht erwarten läßt: ſo muß nothwendig Alles in Verwirrung gerathen.

Die Territorial Beſitzungen Rundjit Sings begreifen gegenwärtig den ganzen Theil des Penjab, der zwiſchen dem Indus und dem Satledj liegt. Auch Cachemir und das ganze Gebirgsland bis zur Schneekette, ja ſelbſt Ladk jenſeits des Himalaya gehört ſein; denn obgleich einige Rajas jener Gegenden ſich in ihrer Regierung behauptet haben, ſo wurden ſie doch in den Zuſtand von Unterthanen verſetzt, ſie zahlen einen ihren Einnahmen angemeſſenen Tribut, und ſtellen, wenn es verlangt wird, ihre Contingente zu dem Heere von Lahore. Außer dem eben bezeichneten Landſtriche beſitzt Rundjit Sing noch gegen fünfundvierzig Talouks, theils eigen, theils gemeinſchaftlich miteinander, an der engliſchen Seite des Satledj. Weſtlich vom Indus beſitzt er Kheirabad, Akona und Peſhaver, Darra-Gazzi-Khan, welches an den Nabob von Bahavolpur, und Parra-Jsmael-Khan, welches an Hasfiz-Ahmed-Khan von Mankera verpachtet iſt. Ueberdieß erhebt er Tribut von den beloutchiſchen Häuptlingen von Tonk und Sagur im Süden.

Hauptmann Murray schlägt die Gesammt-Einkünfte und den erhobenen Tribut aller dieser Besitzungen jährlich an	Zu: 12,403,000 Rupien *)
Die Zölle des Penjab tragen Rundjit Sing ein . .	1,000,000 —
Der Moharana, oder die Stempel-Gebühr der seinem Siegel unterworfenen Papiere beträgt	577,000 —
Alles dieß zusammen bildet den Khalsa oder die directen Einkünfte im Betrage von	14,881,500 Rupien.
Derselbe Offizier schlägt die Einkünfte der Djagirs oder Lehen, welche den alten Familien der Sikhs überlassen sind, und der Etablissements, welche nicht in dem Khalsa begriffen sind, an, zu:	10,928,000 Rupien.
Demnach betragen sämmtliche Einkünfte des der Herrschaft Rundjit Sing's unterworfenen Landes die Gesammt-Summe von	25,800,500 Rupien.

General Allard ist der Ansicht, diese Schätzung sey weit unter ihrem wahren Werthe. Er gibt die Einkünfte des Staates Lahor zu etwa fünf Cror Rupien, oder zu 125,000,000 Franken an.

Obige Ziffer von 25,800,500 Rupien kommt derjenigen nahe, welche in den Büchern der mogolischen Regierung als das Produkt des Souba's von Lahor aufgezeichnet ist. Wenn man bedenkt, daß Cachemir und das Gebiet südlich vom Satledj dabei inbegriffen ist, so läßt sich aus der Uebereinstimmung der Totalsumme zu Gunsten der Genauigkeit der Angaben Murray's schließen, denn unmöglich kann das Land unter den Sikhs eben so viel eintragen, als zur Zeit der friedlichen Tage des mogolischen Reiches.

Rundjit Sing hat seit einigen Jahren einen Schatz angehäuft, und das Fort Govindgarh, das von ihm in einer vortheilhaften Lage erbaut wurde, ist der Hauptpunkt seiner Depots. Hauptmann Murray, der möglichst genaue Nachrichten eingezogen hat, die jedoch immer nur unvollständig seyn können, schlägt den Werth der von Rundjit Sing aufgehäuften Reichthümer, sowohl in gemünztem Gelde, als in Kleinodien, Pferden und Elephanten auf nicht weniger als zehn Cror Rupien oder zehn Millionen Pfund Sterling (250,000,000 Franken) an. Andere Personen schätzen jenen Werth ungleich höher; allein diese Berechnungen ruhen nur auf unsicheren Annahmen, und werden in der Regel allzu sehr übertrieben.

---

*) Die Rupie ist 2 fr. 50 Cent. nach franz. Gelde. Ein Lak Rupien ist gleich 100,000 Rupien oder 250,000 Franken. Der Cror Rupien ist gleich 100 Lakh oder 25,000,000 Franken.

Derſelbe Offizier hat uns einige Angaben über die Stärke des Heeres von Lahor mitgetheilt; ſeine Autorität iſt die beſte, welcher wir daher folgen.

1. **Regelmäßige Truppen.**

Reiterei, disciplinirt durch den General Allard und ſpecielle Waffengattungen, auf Koſten des Staates beritten gemacht, Ghorchars und Achas *)	12,811 Mann,	
Infanterie; disciplinirte Bataillone, Nadjibs und dreſſirte Truppen unter der Oberaufſicht des Maha-Radja	14,941 Mann,	
Geſammtzahl der regelmäßigen Truppen		27,752 M.
Garniſonstruppen mit Inbegriff derjenigen, welche in Cachemir verwendet ſind. Reiterei	3,000 Mann.	
Infanterie, verſchieden ausgerüſtet und bewaffnet		26,950 —
Contingente der Serdars, im ebenen Lande meiſt aus Reiterei, im Gebirgsland aus Infanterie beſtehend		27,312 —
Geſammtzahl des Heeres, Infanterie und Reiterei		82,014 M.

Rundjit Sing's Artillerie beſteht aus 376 Kanonen **) und 370 Wallbüchſen, welche entweder auf Kameelen, oder auf leichten, ihren Calibern angemeſſenen Wagen transportirt werden. Es gibt kein beſonderes organiſirtes Artillerie-Corps, wie in den europäiſchen Heeren. Eine Darogha befindet ſich an der Spitze eines großen Etabliſſements, das, wenn Rundjit Sing Anſtalten zu einer Belagerung trifft, wenigſtens 4—5000 Mann begreift. In Friedenszeit, oder wenn man ſich nicht zu großen Operationen rüſtet, wird dieſe Zahl bedeutend reducirt. Einige Cavallerie-Corps und alle Infanterie-Bataillone haben Artillerie-Compagnien bei ſich, die ihnen zugetheilt ſind; die Zahl der Kanoniere ſteht im Verhältniſſe zu der Stärke der verſchiedenen Corps. Die Djinſi oder die ſchwere Artillerie bildet allein ein von dem übrigen Heere getrenntes Corps.

Dieſe ganze Macht, nebſt ſämmtlichen Hülfsquellen ſind das Werk des Maha-Radja. Sein Vater hinterließ ihm nichts als ein ſikh'ſches Reiter-Corps, das nur um wenig ſtärker war, als diejenigen ſeiner Nachbaren; und jetzt ſind dieſe alle ſeine Unterthanen. Rundjit Sing hat bei der Schaffung ſeiner Militair-Macht ganz beſonders jene ſeltene Thätigkeit, jene Aufmerkſamkeit, welche ſich um die Details bekümmert, jene Ausdauer in Verfolgung ſeiner Plane entwickelt, welche Peter den Großen in ſo hohem Grade auszeichneten. Im Vergleiche mit Allem, was man von Fürſten hört, welche ſich aus eigenen Mitteln auf eine hohe Stufe der Macht geſchwungen haben, verdient Rundjit Sing eine Stelle unter denjenigen, welche die ehrenwertheſten Mittel zur Erreichung ihres Zweckes anwandten. Seine Laufbahn ward durch keine blutige Hinrichtung oder durch einige jener Handlungen bezeichnet, welche das Andenken der meiſten Begründer von Dynaſtien entweihen. Es fehlt ihm jener Geiſt der Verallgemeinerung, welcher die Dinge auf beſtimmte Grundſätze zurückführt, und ein Syſtem zu begreifen und anzunehmen lehrt. Dieſer Fehler der Intelligenz, der von einem Mangel der Erziehung und des öfteren Umgangs mit Menſchen von Geiſt herrührt, iſt zugleich der größte Fehler ſeines Charakters, und wird Urſache ſeyn, daß die Regierung Rundjit Sing's, welche auf gänzlich unvollkommene Formen und Inſtitutionen baſirt iſt, ſich in ihrer ganzen Blöße zeigen wird, wenn derjenige, der die Maſchine bis jetzt geleitet hat, einmal von dem Schauplatze abgetreten iſt. Aber hat Rundjit Sing nicht das Mögliche geleiſtet, indem er in einer Geſellſchaft ſikh'ſcher Banditen, dem Abſchaume der ackerbautreibenden Volksclaſſe, die Verzweiflung und Elend zum Diebshandwerke trieb, die Elemente zu einem neuen Staate zu finden wußte? Wer irgend einige Erziehung erhalten hatte, war noch vor der Geburt Rundjit Sing's aus dem Penjab verſchwunden. Das natürliche Reſultat der Vereinigung der Autorität in ſeiner Perſon war die Bildung eines Hofes, an dem einſt mit der Zeit die Wiſſenſchaft und der gute Geſchmack, ſollten ſie auch erſt von den Nachbar-Ländern dahin gebracht werden, wieder erſcheinen können, wenn der Luxus und die Gewohnheiten des Friedens an die Stelle der fortwährenden Thätigkeit des Krieges und der militairiſchen Unternehmungen getreten ſeyn werden.

---

*) Nach General Allard 10.000 Mann.

**) Hundert vollſtändig ausgerüſtete Feldgeſchütze. Der Reſt wird zur Vertheidigung feſter Plätze verwendet.

Wer Rundjit Sing einmal den Ruhm des Begründers eines Reiches und einer Dynaſtie zugeſteht, wird auch zugeben, daß er trotz der geringen Ausdehnung ſeines Reiches den Vergleich mit andern Eroberern aushalten könne. Die Verhältniſſe ſeiner Lage und die engliſche Macht, welche von ſeiner Seite anzugreifen Thorheit geweſen wäre, einerſeits; das fanatiſche Volk der Muhamedaner von Afghaniſtan andrerſeits, ſind Schranken, welche er nicht überſchreiten konnte, und die ihm jede Hoffnung benehmen mußten, die Herrſchaft der Sikh's über die gegenwärtigen Gränzen auszudehnen. Allein das Uebergewicht, das er jetzt ſchon über die Afghanen zu gewinnen wußte, und die Geſchicklichkeit, mit der er unter mancherlei Verhältniſſen die tapfern und bigotten Muſelmänner mit der Regierung einer feindlichen, ja ſogar verachteten Secte auszuſöhnen wußte, ſichern den Ruhm ſeiner Regierung und Politik nur um ſo mehr.

Den Engländern gegenüber hat er in ſeinem Benehmen einen nicht geringern Scharfſinn bewieſen. Stets beſorgt, jeden Bruch zu vermeiden, wußte er aus dem Zeitpunkte ſelbſt Vortheil zu ziehen, in welchem die engliſche Regierung ihm den Satledj als Gränze verſchrieb, indem er den ganzen Landſtrich zwiſchen dieſem Fluß und der Jumna, der damals den Sikh's angehörte, und den ſie als ihr rechtmäßiges und ſicheres Eigenthum betrachteten, ſeinen Geſetzen unterwarf.

Es bleibt uns nunmehr noch übrig, unſern Leſern einige nähere Umſtände über die Sitten und Gebräuche dieſer Secte mitzutheilen, damit ſie im Stande ſeyen, den Charakter des Volkes und die Züge zu würdigen, durch welche es ſich von den andern Völkern Hindoſtans unterſcheidet. Dieſe Aufgabe hat Hauptmann Murray gelöst, indem derſelbe in einem Anhange zu dem an Lord W. Bentink eingereichten Memoire das Reſultat ſeiner Beobachtungen während eines mehr als achtzehnjährigen Aufenthaltes unter den Sikh's niedergelegt hat, innerhalb welcher Zeit er in häufige Berührung mit den Individuen aller Claſſen kam, und ſich in der Nothwendigkeit befand, ſich genau zu unterrichten, um als Schiedsrichter bei ihren Zwiſten aufzutreten. Die Bemerkungen des Hauptmanns Murray, ſo wie die Thatſachen, welche er geſammelt hat, enthalten eine Menge koſtbarer Notizen. Wir theilen ſie hier wörtlich mit.

Leſen und Schreiben ſind Kenntniſſe, welche bei den Sikh's nur wenig verbreitet ſind. Beinahe ausſchließlich in dem Beſitze dieſer Kunſt ſind die Hindus und die muſelmänniſchen Moutſaddis oder Schreiber, deren ganzes Wiſſen ſich auf etwas Perſiſch beſchränkt, um die Rechnungen und Correſpondenz der Serdars (Häuptlinge) führen zu können. Das Gourmoukha, oder die Schriftſprache des Penjab iſt nur einer kleinen Zahl von Sikh's bekannt. Im Allgemeinen haben ſie eine Art von Widerwillen vor der perſiſchen und arabiſchen Sprache, die hauptſächlich von den Begriffen und Vorurtheilen herrührt, die ſie von Kindheit auf gegen Alles einſaugen, was in der geringſten Beziehung zu der Religion und Erziehung der Muſelmänner ſteht.

Geſchäfte werden mittelſt mündlicher Zeugniſſe und wörtlicher Zuſagen abgemacht. Die Rechtswiſſenſchaft beſteht nur in der Erinnerung der Greiſe irgend eines Ortes. Die alten Gebräuche erhalten ſich durch Tradition. Lüge, Betrug und Meineid ſind die natürlichen Folgen dieſer Art, die Geſchäfte zu leiten. Geld, Furcht, Intereſſe ſind eben ſo viele Mittel, einen Eid zu erhalten, einen Bürgerkrieg zu entzünden, die Entdeckung eines Verbrechers zu verhindern, oder ihn vor der Strafe zu ſchützen. Unter gewiſſen Umſtänden kann ein Angeklagter ein Dibb oder Gottesgericht verlangen: er muß ſeine Finger in ſiedendes Oel tauchen, oder eine weißglühende Pflugſchaar 10 Toiſen weit in den Händen tragen, wobei er ſeine Gegner auffordert, ſich der Waſſerprobe zu unterwerfen; kommt er mit heiler Haut davon, ſo iſt ſeine Unſchuld dargethan und wird öffentlich anerkannt.

Die Zauberei und die Magie (Djadou und Mout) haben den größten Einfluß auf das Benehmen und die Handlungen ſowohl der Häuptlinge, als der übrigen Bewohner der Sikh'ſchen Staaten. Ein plötzliches Erkranken, Blutſpeien, oder ein Uebelbefinden, wovon der Indier ſich keinen richtigen Begriff zu machen vermag, werden meiſtens der Bosheit eines Gliedes der Familie zugeſchrieben, das gegen den Kranken übel geſtimmt iſt. Ein Bild aus Wachs, oder irgend einem andern Stoffe, Schnüre von gewiſſen Farben, menſchliche Gebeine, welche man in der Wohnung oder an der Perſon eines verdächtigen Individuums entdeckt, ſind unwiderſprechliche Beweiſe des Verbrechens und der Bosheit *).

Gute und ſchlimme Vorzeichen **), glückliche und unglückliche Tage, beſonders paſſende Stunden des Tages und der Nacht, um eine Reiſe anzutreten, oder nach Hauſe zurückzukehren, werden von den Sikh's und den andern Bewohnern des Penjabs jedesmal gewiſſenhaft beobachtet, ſo oft ſie ein wichtiges Geſchäft unternehmen, oder ſich dem Laufe des gewöhnlichen Lebens überlaſſen. Vor einem Feldzuge ***), nach einem feierlichen Beſuche bei einem entfernten Freunde oder einer Pilgerſchaft muß der *Mahourat*, oder der günſtige Augenblick der Abreiſe oder der Rückkehr durch einen *Pandit* vorhergeſagt werden; der Pandit wird hiebei durch die Djomers oder Winde, je nach der Richtung, von welcher ſie wehen, geleitet. Um unglückliche Folgen zu vermeiden, welche auf unheilvolle Vorzeichen, oder ſchlimme Träume ſich ereignen könnten, iſt Almoſengeben das beſte Mittel, das bei ſolchen Gelegenheiten von reichen Leuten im Allgemeinen angewendet wird. Dieſer Aberglauben und hundert andere Vorurtheile haben ſich bei den feierlichſten Staatsgeſchäften eingeſchlichen.

---

*) „Die unſchuldige Flamme," ſagt Gibbon, „welche ein Wachsbild allmählig verzehrte, konnte vielleicht eine mächtige und verderbliche Kraft aus der geſchreckten Einbildungskraft derjenigen Perſon ziehen, welche man durch dieſes Bild vorzuſtellen ſuchte." Einer der Gründe des Radja Diawant Sing von Nabah, wegen deren er ſeinen älteſten Sohn enterben wollte, war, weil er ſich mit einem gewiſſen Bhai Dighanon in bösartige Zauberkünſte eingelaſſen hatte, welche die Geſundheit ſeines Vaters untergraben ſollten. Der Serdar Bhou Singh von Roupour brachte eine ähnliche Klage gegen ſeinen Oheim Darva Singh vor, und dennoch hatten dieſe Männer einen ungleich gebildeteren Geiſt, als ihre Nachbarn. Ratan Kounwar, Wittwe Mehtab Singh's, des Hauptes von Thaneſar, hatte ein armes krankes Kind adoptirt, dem ſie ſich außerordentlich ergeben zeigte und dem ſie dereinſt ihre Güter zu vererben hoffte. Dieſes Kind ſtarb im Jahr 1828 und Ratan Kounwar erhob im Uebermaaße ihres Schmerzes eine förmliche Klage gegen ihren Neffen Diamera Sing, den ſie beſchuldigte, durch Zauberei den Tod des Kindes bewirkt zu haben. Sie konnte keine anderen Beweiſe vorbringen, als einige Kleider und einen angeblichen Befehl, ihren Sohn bis in den Tod zu verfolgen. Die Klage wurde als abgeſchmackt beſeitigt, und Ratan Kounwar tröſtete ſich, indem ſie ein anderes Kind adoptirte. Im September 1829 hing ein Thanadar den Rani von Thaneſar, einen der Zauberei verdächtigen Brahmanen, auf; die Rani ſprach den Thanadar von aller Verantwortung frei.

**) Zur rechten Seite den Ruf eines Rebhuhns hören, wenn man eine Stadt betritt; Kraniche, welche von der Linken zur Rechten fliegen, — einer entſchleierten Perſon begegnen, — einer Elſter beim Eingang in ein Dorf oder eine Stadt; einem Hunde, der den Kopf und die Ohren bewegt, wenn man ein Haus verläßt; — einer Leiche oder einem Brahmanen begegnen; — in der Nacht einen weiblichen Schakal heulen hören; — Nieſen beim Ausgang oder der Heimkehr ꝛc. ſind eben ſo viele ſchlimme Vorzeichen. Geſchieht das Gegentheil, ſo bedeutet es Glück. Ein reicher indiſcher Kaufmann kam von Amritſar, um mich in Geſchäften zu ſprechen; er ſtarb zu Loudiana an der Cholera. Seine Diener verſicherten mich alles Ernſtes, alle Mittel wären wirkungslos geweſen, weil der Kranke bei ſeinem Einzuge in die Stadt einem Menſchen von der Kaſte Goudiar mit entblößtem Kopfe begegnet ſey.

***) Diebe, welche im Jahr 1819 mir vorgeführt wurden, hatten (ohne Zweifel, um die übeln Vorzeichen zu beſchwören) zwei Stücke gefärbter Mouſſelins zurückgelaſſen, weil ſie.

Wenn Rundjit Singh eine wichtige Unternehmung vor hat, ſo läßt er gewöhnlich auf den *Granth Sohil* (das heilige Buch der Sikh's) zwei Zettel legen, auf deren einem das Verſprechen eines glücklichen Erfolgs, auf dem andern der eines ungünſtigen Ausgangs geſchrieben ſteht *). Ein Kind wählt zwiſchen beiden, und welchen Zettel es auch zurückbringt, ſo iſt Seine Hoheit damit ſo zufrieden, als ob er vom Himmel unmittelbar die Antwort erhalten hätte. Die Kenntniß dieſes Aberglaubens iſt nützlich und ſogar nothwendig. Unter verſchiedenen Formen leitet derſelbe im Oriente die Meinungen, die öffentlichen und Privat-Angelegenheiten aller Stände der Geſellſchaft vom Deſpoten bis zum Taglöhner, vom Soldaten auf dem Schlachtfelde bis zum Verbrecher auf dem Schaffotte herab. Für öffentliche Beamten wäre es wahre Pflicht, ſich das Vertrauen und die Neigung der Häuptlinge und des Volkes des eroberten Landes durch Nachgiebigkeit gegen dieſe Sonderbarkeiten und Vorurtheile zu erwerben. Bei Leitung der Angelegenheiten iſt dieſe Kenntniß von größtem Nutzen, um das Volk zu gewinnen und auf daſſelbe zu wirken. Um nicht gegen dieſe Meinungen anzuſtoßen, muß man in allen vorkommenden Fällen mit großer Umſicht, Zartheit und Beurtheilungskraft zu Werke gehen. Gelingt dieß jedoch, ſo iſt es leicht, durch gute Behandlung und eine gewiſſe geſchickte Ueberredungsgabe, den unwiſſenden Menſchen aus ſeinen Irrthümern und alten Gebräuchen zu ziehen, und ihm die Vortheile einleuch-

---

als ſie Karnal verließen, wo der Diebſtahl begangen wurde, einen Schakal zu ihrer Rechten heulen hörten. Die *Deſia ſcul*, oder ſchlimmen Tage ſind der Samſtag und Montag, bei Oſtwind; der Sonntag und Freitag, bei Weſtwind; der Dienſtag und Mittwoch bei Nordwind; der Donnerſtag bei Südwind. Weht der Wind von der entgegengeſetzten Seite, ſo ſind es glückliche Tage oder *ſubha ding*.

*) Als die Diviſion von Sirhing, die ganz aus Sepoy's beſtand, im Jahre 1814 unter dem Kommando Sir David Ochterlony's gegen die Gourkha's marſchiren mußte, verlangte Raud Singh, der accreditirte Agent Rundjit Singh's, der erſte Marſch ſolle an einem Tage des Gharrah geſchehen. Man entgegnete ihm, dieß ſey zu frühe; allein er beſtand darauf, daß man wenigſtens das Gepäcke und einige Mannſchaft an dieſem Tage in Bewegung ſetze. Man entſprach ſeinem Wunſche, und die beſtändigen Erfolge, welche dieſe Diviſion in allen ihren Operationen erhielt, wurde weit mehr der glücklichen Wahl der günſtigen Stunde, als der Klugheit und Tapferkeit des Kommandanten, ſeiner Offiziere und Soldaten beigemeſſen.

tend vor Augen zu ſtellen, welche aus den intellectuellen Fortſchritten und den Wohlthaten der Wiſſenſchaft und der Moral erwachſen.

In den Sikh'ſchen Staaten iſt die bürgerliche und Kriminal-Gerichtspflege dem Serdar oder Oberhaupte zugeſchieden. Vergehen gegen Perſonen können wie im Mittelalter durch Geld gebüßt werden. Die Geldſtrafen ſind durch kein Geſetz beſtimmt; in den meiſten Fällen richten ſie ſich verhältnißmäßig nach den Mitteln des Verurtheilten, deſſen Vermögen eingezogen und deſſen Familie eingekerkert wird, um ihn zur Zahlung zu zwingen. Dieſe Geldſtrafen machen einen Theil der Einkünfte des Serdan's aus, und ſind eine fruchtbare Quelle des Reichthums für ſeine Beamten, die oft zu den grauſamſten Mitteln ſchreiten, um unter dem Vorwande angeblicher oder wirklicher Vergehen Geſtändniſſe und Geld zu erpreſſen. Derjenige, welcher ſeinen Prozeß gewinnt, zahlt ein Shoumarona oder Dankgeſchenk; der Verurtheilte erlegt die Strafe oder ein Djarimana. Mit Geld läßt ſich die Juſtiz beſchwichtigen, aber der Arme vermag keine Gerechtigkeit zu erhalten. Derjenige hat die meiſten Ausſichten auf einen glücklichen Ausgang, welcher die beträchtlichſten Geſchenke macht. Im Falle das Recht klar und unwiderſprechlich iſt, zieht man die Sache in die Länge, um die Geſchenke zu vermehren. Alle Offiziere und Beamten in den Diſtrikten folgen dem Beiſpiele des Serdans, bis ſie endlich in ein Bora oder Gefängniß geworfen und genöthigt werden, einen Theil ihres Raubes herauszugeben. Haben ſie die Habgier ihres Vorgeſetzten befriedigt, ſo treten ſie ihr altes Amt wieder an, nachdem ſie einen Schawl als Zeichen der wiedergekehrten Gunſt erhalten haben. Die Todesſtrafe findet ſelten ſtatt. Unverbeſſerliche Verbrecher werden mit dem Verluſt einer Hand, der Naſe oder der Ohren beſtraft. Uebrigens kommt auch dieſe Verſtümmelung ſelten vor, denn ſo oft ein Schuldiger die Mittel beſitzt, zu bezahlen, oder eine hinreichende Caution zu ſtellen, ſo büßt er die größten Verbrechen durch Geld.

Wird ein Daka (Diebſtahl mit Einbruch) oder ein Kazzaki*) (Straßenraub) begangen, ſo wendet man ſich, um Gerechtigkeit zu erhalten, an den Serdan, in deſſen Bezirk das Verbrechen begangen wurde. Wird ſie verweigert, ſo nimmt der Serdan, deſſen Unterthan beraubt worden iſt, ſeine Zuflucht zu dem Wiedervergeltungsrechte; er treibt einige hundert Stücke Vieh hinweg, oder rächt ſich auf andere Weiſe. Dieſe ſummariſche Methode, ſich für alle mit erſchwerenden Umſtänden begleiteten Diebſtähle zu entſchädigen, iſt unvermeidlich in einem Lande, wo kleine Häuptlinge, ihre Beamten und Zemindars ohne zu erröthen den Dieben Schutz gewähren, und an dem Gewinne ihrer ſtrafbaren Induſtrie Theil nehmen.

---

*) Ein arabiſches oder türkiſches Wort; nach dem Dialekt des Penjab heißt es dharei.

Iſt ein Diebſtahl erwieſen, durch ein Maharkhai (Eingeſtändniß eines der Diebe) oder durch Vorzeigung eines Mouddo (Antheil des geſtohlenen Gegenſtandes), ſo muß der Kläger vorerſt den Tchaharam (oder vierten Theil des Werthes des geſtohlenen Gegenſtandes) als Ehrenſold für den Serdan oder für ſeinen Thanedar bezahlen, ehe er ſeinen Verluſt erſetzt erhält. Ueberdieß ſtipulirt der Mahor-Khai (Dieb, welcher eingeſteht) für ſeine Angabe, daß jede weitere Unterſuchung gegen ihn eingeſtellt werden muß, und ihm von ſeinem Antheil an dem Diebſtahl nichts abgenommen werden darf. Dieſen Antheil müſſen die übrigen Diebe zu gleichen Theilen erſetzen.

Bei einem Viehdiebſtahl iſt es hergebrachte Sitte, daß, wenn die Souraghkadj oder Fußtapfen gegen den Eingang eines Dorfes führen, die Zenindars dieſes Dorfes nachweiſen dürfen, daß dieſe Fußtapfen wieder aus ihren Gränzen hinausführten. Es ſteht ihnen frei, das Dorf durchſuchen zu laſſen, oder den Werth des geſtohlenen Viehes zu bezahlen *).

Die Erbſchafts-Geſetze hinſichtlich des Grundeigenthums ſind in dem Lande der Sikh's theils willkührlich, theils von den Gebräuchen, Intereſſen und Vorurtheilen der Familien abhängig, ſo daß es nicht möglich iſt, dieſelben auf feſte Grundſätze zurückzuführen. Bei den Mandjhis gelten andere Geſetze, als bei den Malwa Sikhs oder Singhs. Die erſtern werden ſo genannt von dem zwiſchen dem Ravi und dem Biah gelegenen Lande, von wo ſie zur Eroberung des Penjabs und der Provinz Sirhind ausgiengen, in welchen ſie ſich vermöge ihres kriegeriſchen Charakters bald feſtſetzten. Die Radjas von Patiala, Djhind und Nuba und der Bhai von Kheithal werden Oberhäupter der Mulwa's genannt. Die drei erſtern waren Abkömmlinge von Phoul, der Tchoudari eines Dorfes in der Nähe von Ballenda war; von dieſen nennt man ſie zuweilen mit dem Collectiv-Namen Phoulkians. Ein Vorfahre des Bhai's von Keithal, der einem ſikh'ſchen Gourou einige Dienſte erwieſen hatte, erhielt den Titel eines Bhai oder Bruders, als Beweis einer beſondern Auszeichnung.

Die Erbſchaft von Grund- und beweglichem Eigenthum geſchieht bei den Mandjhi-Singhs nach der Art Bhaikand oder Tchoundaband. Erſtere beſteht in der gleichen Vertheilung des Bodens, der Lehen und der beweglichen Gegenſtände unter die Söhne. Unter gewiſſen Verhältniſſen erhält der alteſte Sohn einen doppelten Antheil, wie dieß auch im moſaiſchen Geſetze vorgeſchrieben iſt. Der Tchoundaband beſteht in einer gleichen Theilung unter den Müttern für die Knaben, welche ſie geboren haben **).

---

*) Hume ſagt von den Angel-Sachſen: Wenn ein Mann die Fußtapfen des ihm geraubten Viehes bis in das Eigenthum eines Andern verfolgen konnte, ſo mußte dieſer letztere beweiſen, daß dieſe Spuren wieder aus ſeinem Eigenthum hinausführten, oder den Werth des geraubten Viehes bezahlen.

**) Die Anwendung des Tchoundaband gründet ſich auf das indiſche Geſetz. Menu ſagt: „Sind mehre Söhne von verſchiedenen Müttern, aber von einem Vater da, ſind ſie der Zahl

Bei dem Tode eines Mandjhi Singh, der keine Kinder männlichen Geſchlechts hinterläßt, haben ſeine Brüder oder Neffen Anſpruch auf die Erbſchaft, in Gemeinſchaft mit ſeiner Wittwe oder ſeinen Wittwen. Nach den Saſtras (wofern man dieſe als Vorſchrift für das öffentliche Eigenthum und die Domänen der Oberhäupter betrachten kann) haben die Anſprüche der Wittwen den Vorzug *). Die Sikh's haben jedoch, um nicht das Geſetz offen zu verletzen, den Gebrauch Karawa oder Tſchadar-dala angenommen, der in allen Familien, ausgenommen die Bhai's, beobachtet wird. Der älteſte der Brüder gibt der Wittwe des Verſtorbenen ein weißes Kleid und den Hith oder Ring: dadurch wird ſie ſeine Frau.

Dieſer Gebrauch iſt gemäß dem indiſchen und jüdiſchen Geſetze, und zugleich ein Schutzmittel gegen die Unfügigkeit der Frauen. Wollte man freilich die Wünſche der Wittwe berückſichtigen, ſo würde ſie den Beſitz der Macht und die Reize der Freiheit dem Zwange vorziehen, ihre Rechte einem Schwager zu opfern, und eine ſeiner Frauen zu werden. Allein der Mangel an Beſcheidenheit und Ehrgefühl, welcher dem Charakter der indiſchen Frauen eigen iſt, hat die Männer zu der Nothwendigkeit gezwungen, einen Gebrauch zu adoptiren, dem in den meiſten Fällen ihr Gefühl widerſtrebt.

Sind weder Brüder noch Neffen da, ſo iſt es in den meiſten Fällen Sitte, das geſammte Vermögen unter die Wittwen der Mandjhis Singhs zu vertheilen.

Wittwen dürfen keine Kinder annehmen; die weibliche Linie iſt von allen Succeſſionen ausgeſchloſſen. Durch dieſes Geſetz wird vermieden, daß das Vermögen nicht an eine fremde Familie übergehe.

Die Nachtheile und Mißbräuche, welche bei den Familien der Mandjhis aus der unendlichen Theilbarkeit des Eigenthums hervorgehen, die noch durch den gemeinſchaftlichen Beſitz ſchwieriger gemacht wird, ſind auffallende, mit jedem Tage drückender werdende Uebel, denen nicht ſo leicht abzuhelfen ſeyn dürfte.

Bei den Malwa Singh's beſteht das Recht der Erſtgeburt; den jüngern Söhnen werden Djagirs oder Parzellen von Grundeigenthum zu ihrem Unterhalte angewieſen. Auf dieſe Weiſe wird den Nachtheilen begegnet, welche die Geſetze oder die Sitte bei den Familien der Mandjhis eingeführt haben.

---

und dem Range nach gleich, ſo muß das Vermögen, gemäß den Brihaſpati, unter die Mütter getheilt werden.“ Sind gleich viel Söhne und von gleichem Range, von einem Vater, aber von verſchiedenen Müttern da, ſo wird das Erbe nach dem Geſetze unter die Mütter vertheilt.

*) In Bengalen und dem größern Theile der Provinzen, welche die Saſtras beobachten, ausgenommen Mithila, iſt die Wittwe von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, und erhält nur eine Penſion.

Die Malwa Singh's, mit Ausnahme der Bhai's, haben den Gebrauch des Karawa angenommen, wodurch ſie den Erbſtreitigkeiten zwiſchen den Brüdern, Neffen und Wittwen des Verſtorbenen zuvorkommen.

Die Bhai's von Keithal haben zwar den Karawa angenommen, nehmen jedoch keine Rückſicht auf die Reclamation der Wittwen; die Rechte gehen auf die Brüder oder Neffen der ohne männliche Kinder geſtorbenen Oberhäupter über. Die Wittwen der Bhai's erhalten einen Djagir für ihren Unterhalt.

Die mohametaniſchen Familien in den Sikh'ſchen Staaten, welche glücklich genug waren, ihr Vermögen und einen Schatten von Macht zu erhalten, verwerfen die Verordnungen ihres Geſetzgebers und richten ſich nach beſondern Gebräuchen. Die Erbſchaft des Grundeigenthums folgte den indiſchen und mohametaniſchen Geſetzen, ſo wie dieſe in dem Shara und Metakſhara enthalten ſind.

Nachdem das von den Sikh's eroberte Land auf ſolche Weiſe getheilt ward, wie es noch jetzt beſteht, ward die erſte Eintheilung in Bezirke, wie ſie von den Kaiſern von Delhi angeordnet war, und wie ſie in den Kanoungos oder Geſetzbüchern ſich aufgezeichnet fand, gänzlich aufgehoben; es erhoben ſich heftige Zwiſte hinſichtlich der Gränzen jedes Dorfes, und des unangebauten Bodens. Die Ackerbau treibende Klaſſe begann den Streit, der in den meiſten Fällen zum Ergreifen der Waffen und zum Blutvergießen führte, ehe die Parteien vernommen, und der Streit durch die benachbarten Zemindars geſchlichtet werden konnte, welche mit Abgrenzung des Bodens beauftragt waren und den feierlichen Eid der Unparteilichkeit geleiſtet hatten *).

Jede der Parteien ernannte eine gleiche Zahl von Schiedsrichtern oder Mounſifs, meiſt einen, oft auch zwei bis drei. Dieſe zogen die Sache ganze Monate hindurch in die Länge, denn ſie waren von den Parteien unterhalten und beſoldet, von ihren Vorgeſetzten Freunden und Verwandten geſchmeichelt oder bedroht, von dem Parteigeiſte und der Furcht beherrſcht, und rechtfertigten gewiſſermaaßen das unter ihnen verbreitete Sprüchwort: pentch men parmeſar. Meiſtens nahm man, um die Zwiſtigkeiten auszugleichen, zu einem der fünf folgenden Auskunftsmittel ſeine Zuflucht: 1) Gleiche Vertheilung des ſtreitigen Territoriums. 2) Die Kommiſſion beauftragte das älteſte und ehrwürdigſte Mitglied, die Grenzen zu ziehen, mit dem Verſprechen, ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. 3) Eine Hälfte der Demarkationslinie ward durch die Schiedsrichter der einen Partei, die zweite Hälfte durch die der andern gezogen. 4) Die Kommiſſion unterwarf ſich in letzter Inſtanz

---

*) Der den Schiedsrichtern abverlangte Eid war für einen Hindu der Ganga-Jlab, der Tcheur, oder bei der Haut der heiligen Kühe, oder bei dem Haupte ſeines Sohnes. Die Mohametaner leiſteten den Eid auf den Coran, oder auf das Haupt ihres Sohnes. Der letztere ward als der bindendere betrachtet.

einem Greiſe der Nachbarſchaft, deſſen Lokalkenntniſſe und Erfahrung am meiſten Vertrauen einflößten. 6) Zuweilen überließ die Kommiſſion die Theilung der Weisheit einer der beiden Parteien, deren Rechtlichkeit und guter Ruf bekannt waren.

Zwiſtigkeiten hinſichtlich der Grenzen der Dörfer ſind ſehr häufig und führen oft zu ſchwierigen Verwicklungen zwiſchen den Häuptlingen und Bauern der angrenzenden Diſtrikte. Das Recht auf das geringſte Stückchen Land wird mit einem Eigenſinne beſtritten, der in gar keinem Verhältniſſe zu dem Werthe des ſtreitigen Gegenſtandes ſteht. Die Häuptlinge und ihre Unterthanen ſind nichts weniger als gewiſſenhaft hinſichtlich der Gerechtigkeit und Legitimität ihrer Sache. Nach den Begriffen, welche die Sikh's von der Juſtiz haben, reicht es hin, daß eine Reklamation eingereicht werde, um einige Ausſicht auf Erfolg zu erhalten. Ueberdieß haben ſie nichts zu verlieren bei dem Urtheile von Schiedsrichtern, welche kein anderes Intereſſe haben, als ihren Ausſpruch nach den Wünſchen und Bedürfniſſen Derjenigen einzurichten, von welchen ſie gewählt wurden.

Findet bei einem dieſer Grenzſtreite ein Todtſchlag ſtatt, ſo wird er häufig durch die Zemindars mit einer Heirath oder mit Entrichtung einer Summe von 150 — 200 Rupien oder endlich mit Abtretung von 125 Bigahs Land gebüßt. Im Allgemeinen greifen ſie jedoch zum Wiedervergeltungsrecht, und der Khoun-baha oder Blutpreis erſcheint eine ungenügende Buße, beſonders wenn durch das Verbrechen eine Mutter ihres Lieblingsſohnes, oder eine Frau und ihre Kinder der Stütze des Mannes beraubt worden iſt.

Reklamationen hinſichtlich angeſchwemmter Inſeln und Bänken an Flüſſen, zwiſchen zwei Wohnſitzen werden nach einem Herkommen, genannt Katchmatch oder Kiehti banna, entſchieden. Dieſer Gebrauch ſcheidet das Land dem Eigenthümer des Ufers zu, auf welchem ſich die Anſchwemmung gebildet, und von welchem das Waſſer ſich entfernt hat. Bildet ſich eine Inſel mitten in dem Fluſſe, und iſt das Waſſer rings umher tief genug, um Schiffe zu tragen, ſo gehört ſie den Eigenthümern der beiden Ufer. Dieſer Gebrauch iſt nicht nur bei den Sikh's, ſondern überhaupt in ganz Indien eingeführt. Entſchiedene Feindſchaft zweier Häuptlinge hält ſie nur ſelten ab, ſich einem Gebrauche zu unterwerfen, von welchem jeder einen Vortheil erwartet. Die Ströme und Flüſſe ſind in Indien ſo häufigen Veränderungen unterworfen, daß eine Regenzeit wieder einbringt und noch mehr dazu, was man in der verfloſſenen verloren hat. Eben ſo verurſacht auch die Hitze im Sommer, wo die Flüſſe austrocknen, nicht minder häufige Veränderungen in dem Eigenthume.

Die oft mißbrauchte Sitte des Privilegiums der Zemindars, den Lauf der Gewäſſer zu ſtauen, und in künſtliche Kouls abzuleiten, oder Einſchnitt zu machen, unter dem Vorwande ihr Land zu bewäſſern, erzeugt blutige Streitigkeiten. Das gewöhnliche Reſultat iſt in der Regel ein Vergleich, der für alle Parteien den Genuß der Geſchenke der Natur regelt. Zuweilen kommen bei angränzenden Gütern die Parteien überein, das Waſſer ſtunden- oder tageweiſe, oder nach dem Volumen mit einander zu theilen. Oft nimmt die eine Partei zwei Drittel, die andere ein Drittel in Anſpruch, je nach dem Bedürfniſſe. Die Grundeigenthümer, deren Land an die Berge gränzt, wo die Gewäſſer ihre Quellen haben, reclamiren einen größern Theil des Waſſers, das ſie mittelſt einer Menge geſchickt gezogener Gräben über ihr Erdreich verbreiten. Diejenigen, welche weiter entfernt von den Quellen, und in trockenen Gegenden wohnen, dringen darauf, daß das Waſſer nicht in ſeinem natürlichen Bette geſtört werde, weil es in dieſem Falle zur Bewäſſerung ihres trockenen Landes hinreichen würde.

Es iſt eine bis jetzt noch nicht entſchiedene Frage, bis zu welchem Punkte ein Gutsbeſitzer das Recht hat, einen natürlichen Waſſerlauf zu hemmen, und ſich, zum Schaden ſeiner Nachbarn, den ausſchließlichen Vortheil deſſelben zuzueignen.

Am billigſten möchte es ſeyn, das Waſſer, ſo weit es die Umſtände erlauben, zu theilen, d. h. wenn die höher wohnenden Güterbeſitzer ihr weſentliches Bedürfniß befriedigt hatten, das Waſſer in ſein natürliches Bett zu leiten und den weiter unten wohnenden Gutsbeſitzern zuzuſenden, damit dieſe daſſelbe, theils zur Bewäſſerung ihres Bodens, theils zum Verbrauch für ihre Heerden verwenden. Die Waldbäche ſind des Sommers wenigſtens einen Monat lang ausgetrocknet, während die Flüſſe, welche vom Himalaya herabfließen, unausgeſetzt durch den ſchmelzenden Schnee genährt werden. In Ländern, welche von dieſen Flüſſen nicht berührt werden, iſt der Waſſermangel zuweilen ſo groß, daß ſelbſt Einwohner, welche ſich ganz in der Nähe jener Waldbäche aufhalten, oft nicht genug Waſſer finden, als zu den erſten Bedürfniſſen des Lebens nöthig iſt, während die weiter unten wohnenden unaufhörlich über das gänzliche Verſchwinden des Waſſers klagen.

Nach der Regenzeit werden Schleuſen erbaut, um das Waſſer in gleiches Niveau mit dem Boden zu bringen und die Bewäſſerung zu erleichtern. Unterließe man dieſe nützliche Maaßregel, ſo würde man bald große Räume ſehen, die zum Anbau nicht mehr ſich eigneten. Die Dörfer würden zum Schaden ihrer Eigenthümer entvölkert, die Zemindars in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden. Um dem Unglück vorzubeugen, das aus Waſſermangel in trockenen Landſtrichen entſteht, erſetzt man die Schleuſen durch hydrauliſche Räder von äußerſt einfacher Conſtruction; mittelſt dieſer wird das Waſſer zu einer Höhe hinaufgetrieben, daß es ſich leicht in die Wäſſerungs-Gräben vertheilen läßt. Die Scharras oder Schöpf-Eimer von Leder, welche durch Ochſen in Bewegung geſetzt werden, ſind allgemein eingeführt, um das Waſſer aus den Brunnen herauf zu ſchaffen, und leiſten treffliche Dienſte. Alle dieſe Mittel erſetzen jedoch den Nutzen und die Vortheile mit Schleuſen verſehener Behälter nur unvollſtändig, beſonders wenn es ſich darum handelt, das Waſſer einige Meilen weit zu leiten. Jeder Koul oder Wäſſerungsgraben iſt eine Art von Kanal im Kleinen.

Die Kinder werden ſchon in früher Jugend verſprochen. Die Heiraths-Verträge werden von den Aeltern oder nahen Anverwandten geſchloſſen, wobei ſich dieſe mehr von Geldſpeculationen und unlautern Beweggründen, als von dem Wohl ihrer Kinder leiten laſſen. Schwierigkeiten bei Ehe-Verlöbniſſen finden ſehr häufig ſtatt, und nur allzu oft werden in allen Claſſen der Geſellſchaft Ehe-Verſprechungen (Nata oder Nisbat) gebrochen. Bald führt eine der contrahirenden Parteien wirkliche oder eingebildete Krankheiten, und körperliche Gebrechen als hinreichenden Grund auf, den geſchloſſenen Vertrag aufzuheben. Bald iſt es ein Flecken, der auf der Familie haftet, oder die Entdeckung, daß das junge Mädchen zwei, drei, bis vier Familien verſprochen war, von denen ihre Verwandten Geld, Kleinodien und Gegenſtände des Schmucks zu erpreſſen wußten. Sind beide Parteien Unterthanen eines Serdars, ſo erſcheinen ſie vor ihm, worauf er entweder ſelbſt oder durch ſeine Beamten den Streit ſchlichtet, oder die Parteien vor ein Pentſchayt ſchickt, deſſen Mitglieder derſelben Standesclaſſe angehören, wie die Parteien. Wohnen Kläger und Beklagte in verſchiedenen Jurisdictions-Bezirken, und verweigert einer der Serdare die in ſolchen Fällen übliche Genugthuung, oder verwirft er die Entſcheidung der Pendchyats, ſo ſchreitet die verletzte Partei zur Selbſt-Entſchädigung (Gaha); ſie nimmt das bewegliche Eigenthum, die Heerden des Gegners und behält ſie ſo lange, bis die Genugthuung erfolgt iſt. Meiſtens rächt ſich die andere Partei, und ſomit erwachſen aus dieſem verderblichen Syſtem eine Menge Frevel und ernſtliche Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit *).

Der Fall ereignet ſich häufig, daß ein Vater oder Vormund verurtheilt wird, weil er ſeine Tochter oder Mündel an einen Mann verheirathete, obſchon er ſie vorher mit einem Andern verlobt hatte. Der Serdar oder das Pentchyat entſcheidet in dieſem Falle meiſtens, daß dem Kläger das Recht zuſteht, ſich eine andere Frau aus derſelben Familie zu wählen; oder, wenn ſich keine findet, daß die Verwandten oder Vormünder diejenige, über welche ſie pflicht-

---

*) Es ward eine Klage gegen den Staat Patiala von einem Unterthanen des Radia von Nabah eingereicht, der den Preis eines zu 15 Rupien angeſchlagenen Ochſen reklamirte. Allein die Ausübung der Selbſtentſchädigung hatte die Geſammtſumme bis auf 900 Rupien geſteigert. Zwiſchen denſelben Staaten und unter gleichen Umſtänden erhob ſich eine Reclamation um einen Gegenſtand im Werthe von 1 Rupie in einigen Jahren zu einer Summe von 1500 Rupien.

widrig verfügt haben, zu erſetzen ſuchen müſſen; oder als letztes Mittel, zu welchem die verletzte Partei nur ungern greift, daß das von Letzterer ausgegebene Geld mit den Zinſen zurückgegeben werden ſoll.

In den Familien der Djats *), ſo wie in einigen niedern Claſſen des Penjabs ermächtigt die Sitte einen Bruder, die Wittwe ſeines Bruders zu heirathen, mittelſt Anwendung des Karawah oder Schadardalna. Die aus dieſer Ehe hervorgehenden Kinder ſind legitim, und zur Erbſchaft beweglicher und unbeweglicher Güter fähig **). Die Wittwe hat die Wahl zwiſchen dem ältern und jüngern Bruder. Das letztere Bündniß wird im Allgemeinen vorgezogen und für ſchicklicher gehalten. Will die Wittwe ſich von dem Vergnügen der Welt zurückziehen, und in dem Hauſe ihres Schmerzes keuſch bleiben, ſo ſteht es ihr frei, dieß zu thun. Es muß übrigens bemerkt werden, daß ein ſolcher Entſchluß ſelten vorkommt, beſonders von Seiten junger Frauen, und daß man bei einer Nation, die wegen ihrer leichten Sitten und geringer Moral bekannt iſt, keinen großen Werth darauf legt.

In Ermanglung überlebender Brüder, ordnet der Sitte gemäß, die Familie ihres Schwiegervaters das Loos der Wittwe; denn von dem Augenblicke, in welchem ſie das älterliche Haus verlaſſen hat, wird ſie als das Eigenthum eines Andern betrachtet und hört auf, einen freien Willen zu haben. Wo die Heirathen auf ſo rohe Weiſe geſchloſſen werden, darf man ſich nicht wundern, wenn die ſchwache Bande und niedern Obliegenheiten, welche eine Frau an ihren Mann feſſeln, ihr keine aufrichtige Neigung einflößen. Jeden Tag erſcheinen Frauen vor dem Serdar oder ſeinen Beamten, wegen Verletzung der ehelichen Treue, oder weil ſie ſich durch die Flucht der Reclamation eines Vaters oder einer Schwiegermutter entzogen. Wenn ſie ſich auf das Gebiet eines fremden Serdars begeben, ſo hält es oft ſehr ſchwer, ihre Auslieferung zu erhalten. Freilich führen die Forderungen eines Pentchants, oder das noch wirkſamere Gewicht der Selbſt-Entſchädigung, wenigſtens die gewünſchte Wirkung herbei, und in dieſem Falle iſt die Unglückliche, wofern ſie nicht in einem Anfalle von Verzweiflung, Opium nimmt, oder ſich in einen Brunnen ſtürzt, in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich einem barbariſchen Geſetze zu unterwerfen, das ſie bei der nächſten Gelegenheit abermals überſchreitet. Ehrgefühl und Schaam ſind den Djats*) und den niedern Claſſen unbekannte Empfindungen. Sie ſtellen thätige Unterſuchungen an, um ihrer entflohenen Weiber wieder habhaft zu werden, ſie verfolgen dieſelbe ſo lange, als ſie noch etwas dabei zu gewinnen hoffen; ſie ſtreiten ſich ſogar um die Entſchädigung, die ihnen gebührt, wegen der Kinder, die mittelſt Ehebruchs in ihr Haus gekommen ſind; ſo wie ſie ſich die zeitweiſe Abweſenheit ihrer Frauen, und die Unkoſten bezahlen laſſen, welche die Aufführung derſelben veranlaßt.

---

*) Zwiſchen den Familien der ſikh'ſchen Djats und denen von Alouwala und Ramgarh beſtehen keine Heirathen, indem die letzten Kalals und Thokas (Diener und Zimmerleute) ſind, und ſomit einer niedern Rangclaſſe angehören.

**) Der jetzige Radja von Nabah, Djawant Sing und ſechs Serdare von Singhpur ſind auf dieſe Weiſe verheirathet. Rundjit Sing ging noch weiter: er heirathete mittelſt Karawah eine mit ſeinem Vater Maha Sing verlobte Frau und ferner Deia Kounwar und Ratan Kounwar, die Wittwe Sehas Singh's, ſeines Oheims von mütterlicher Seite.

Schuldner und Bankerutmacher, welche ſich ihren Gläubigern durch die Flucht entziehen, finden Schutz in den benachbarten Staaten. Ihre Auslieferung wird nur ſelten verlangt, und geſchieht dieß auch, ſo wird derſelben doch niemals entſprochen. Man verſpricht, den Schuldner, wenn er Mittel beſitzt, zur Bezahlung anzuhalten, und ſeine Rechnungen durchzuſehen, um ausfindig zu machen, was er ſchuldig iſt. Es geſchieht nicht ſelten, daß eine Deputation aus den angeſehenſten Einwohnern einer Stadt oder eines Dorfes, aus welchem ſich ein Schuldner von ſeinen Gläubigern geflüchtet hat, ſich zu dem Serdar begibt, von welchem der Flüchtige aufgenommen wurde, und mit dieſem einen Vergleich abſchließt, wegen der perſönlichen Sicherheit des Schuldners und ſeiner Rückkehr in den Schooß ſeiner Familie, wofern er etwa dahin zurück zu kehren verlangt.

In den ſikh'ſchen Staaten gibt es keine zur Unterſtützung der Armen beſtimmte Auflage. Der größere Theil der Fakirs gehört zu einem Pant oder einer Secte, und jede Secte hat ihre Tempel, die durch die Eigenthümer der Dörfer (Oudons und Pouras genannt) dotirt ſind, und durch Gläubige, mittelſt Gaben in natura oder in Geld unterhalten werden. In größern Städten ſind durch die Serdare und reicheren Einwohner Hoſpitäler gegründet worden. Man nennt ſie Sada Nirs und alle Fremden werden eine gewiſſe Anzahl von Tagen hindurch unentgeldlich darin verpflegt. Jeder indiſche Tempel hat ſeinen Mahant, oder Vorſteher, dem mehre Tchelas oder Akolythen untergeordnet ſind, welche das Land, Städte und Dörfer durchſtreifen und Almoſen ſammeln, was ihre Haupt-Erwerbsquelle iſt. Uebrigens theilen ſie ihre Vorräthe gern mit andern Fremden oder Reiſenden, welche an ihre Pforte pochen, und in dem Thakour Dwara Unterkunft verlangen.

Die Muſelmänner mit ihren Pirzades erwerben ihren Unterhalt durch ihre Mourids oder Schüler, von denen ſie alle ihre Niaz oder Gaben empfangen, die dieſe aufzutreiben vermögen. Seit dem Verfall der Muſelmänner und der Erhebung der Sikh's haben die Pirzadas wenigſtens die

---

*) Der alte Serdar Tara Singh Gheiba ſagte oft, daß ein Djat, der wegen irgend eines Verbrechens die Naſe verloren habe, ſich nichts daraus mache, in der Gegend zu bleiben, wo er dieſe Strafe erlitt. Er wollte damit ausſprechen, wie ganz unzugänglich die Djats dem Gefühle der Schande ſeyen.

Hälfte ihrer Dotationen in den Dörfern verloren. Gleichwohl beſitzen ſie noch einen Theil der Ländereien, die ihnen von den Kaiſern von Delhi verliehen worden ſind. Ihr Einkommen und die Gaben der Gläubigen ſind ſo unbedeutend, daß ſie denjenigen Familien, welche den Dienſt in den heiligen Gebäuden verſehen, kein anſtändiges Auskommen mehr gewähren.

In jedem Dorfe beſtehen außer den beſtimmten Abgaben für den Schmied, den Zimmermann, den Wäſcher und Gaſſenkehrer noch beſondere Malha's oder außerordentliche Ausgaben, welche die Bauern zu tragen haben, und die für die Fakirs und wandernden Bettler beſtimmt ſind. Die Peutch oder Orts-Vorſteher, welche den Malha einzuziehen haben, erheben denſelben zweimal des Jahres in Geld. Hiebei finden von Seiten der Pentch mannigfache Unterſchleife ſtatt. Die indiſchen und muhammedaniſchen Fakirs haben ihre beſonderen Wohnungen in den Dörfern, zu welchen einige Stücke Landes gehören, die ſie von den Zemindars als Geſchenke erhalten, welche Letztere überhaupt vielfach für die heiligen Brüderſchaften ſorgen, um deren Segen zu erhalten.

Die Djinſi oder Erndte wird berechnet nach dem Kan (der Schätzung) oder dem Batai (der Probe nach der Ausdehnung des Bodens). Es gehört große Geſchicklichkeit und Uebung dazu, um das Maaß des Getreides zu ſchätzen, das auf einem Felde wächſt. Der Batai iſt eine mühſame und drückende Operation; ſie erfordert die Hülfe von Beamten, welche die verſchiedenen Getreide-Schober beaufſichtigen, die man auf dem Lande findet. Häufig tragen die Bauern während der Nacht dieſelben hinweg; auch Stürme und Regen beſchädigen ſie oft, ehe man Zeit findet, ſie in den Scheunen unterzubringen. Manche Serdare nehmen die Hälfte der Erndte, Andere zwei Fünftheile, wieder Andere, deren Zahl jedoch klein iſt, ein Viertel. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Mohn, ſo wie alle Ländereien, welche mit dem Namen Zabti bezeichnet werden, ſind beſtimmten Abgaben unterworfen, die in Geld erhoben werden.

In den ſikh'ſchen Staaten iſt das Land von Seiten der Städte oder Dörfer in Pattis, Tavafs, oder in Stücke zwiſchen den Peutch und Zemindars abgetheilt, welche dem Sirkar oder Fiscal verantwortlich ſind. In einigen Gegenden, wo es keinen beſondern Serdar gibt, wird der Boden nach der Zahl der Halſaris oder Pflüge geſchätzt. Finden ſich in einem Dorfe fünfundzwanzig Pflüge, ſo wird das Land unter die Aſamis oder verheiratheten Leute zu gleichen Theilen vertheilt. Im Durchſchnitte beſitzen die Pentch's ſelbſt einiges Grundeigenthum, und erhalten fünf Procent von den eingezogenen Steuern, als Beſoldung.

Das Syſtem des Kan oder Batai eignet ſich für die ackerbautreibenden Gemeinden und für die Serdars, welche ihre Soldaten alle Halbjahre in natura bezahlen. Nur ein kleiner Theil des Soldes wird in Geld entrichtet. Man nennt denſelben Posbaki (Unterhalt). Mit den ökonomiſchen Gebräuchen ſteht dieſes Syſtem im Einklang. Für ein groſses, ausgedehntes Reich würde daſſelbe jedoch nicht paſſen *).

Die Haupturſachen der Unterdrückung des Volkes ſind erſtens die Plackereien der Sirai-Djama, oder außerordentlichen Auflagen, welche in jedem Dorfe unter einer Menge von Namen in Gelde erhoben werden; zweitens die unmenſchliche Sitte des Karbegar oder die umſonſt verlangten Frohnen von den Bauern; drittens die Gewaltthätigkeiten, welchen das ganze Volk von Seiten der Soldaten ausgeſetzt iſt, welche in verſchanzten Forts und Thürmen durch das ganze Land verbreitet ſind.

Alle Serdare, ſie ſeyen groß oder klein, üben das Recht aus, den Handel zu beſteuern; es iſt dieß ein durch den Gebrauch eingeführtes Recht. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß dieſe Steuer, obwohl ſie ſich alle zehn bis zwanzig Meilen erneuert, nur unbedeutend iſt. Ein Herkommen, das man Hounda bara nennt, iſt unter dem Handelsſtande verbreitet. Ein Kaufmann vertraut die Führung ſeiner Caravane einem Nanakpoutra an, der ſich anheiſchig macht, ſie gegen eine gewiſſe Summe von Djaghadri nach Amritſar, der Niederlage der ſikh'ſchen Staaten, zu geleiten. Die Nanakpoutras genießen in Folge der Ehrerbietung, welche ſich an ihre Perſonen, als Nachkommen Nanaks, des Stifters der ſikh'ſchen Secte, knüpft, einer gewiſſen Befreiung von Abgaben und ſind weniger, als Andere, den Plackereien der Douanen ausgeſetzt. Es kann auch ein Bima oder Verſicherungs-Vertrag mit den nondariſchen Kaufleuten für ganz Indien geſchloſſen werden. Ein Serdar, der ſich gegen die Handelsleute Plackereien erlaubt, läuft Gefahr, einen Theil ſeiner Einkünfte zu verlieren. Die Handelsſtraße würde ſogleich abgeändert und durch den Bezirk eines andern Serdars geführt werden.

Die Frauen der Sikh's beſteigen den Scheiterhaufen mit dem Leichnam ihrer Männer nicht. Eine einzige Ausnahme fand ſtatt im Jahre 1805 in der Stadt Bouriah beim Tode des Serdars Rai Singh. Die Wittwe opferte ſich freiwillig und verweigerte die Annahme des ihr ausgeſetzten Witthums. Gleichwohl beſtehen keine Geſetze gegen die Suttis; ſie werden ſtets als freiwillige Opfer betrachtet, und ſowohl die öffentlichen Beamten als ihre Freunde und Bekannten wenden Alles an, ſie von dieſem traurigen Entſchluſſe abzubringen. Es iſt weder Neigung noch Pflichtgefühl, welche dieſen Selbſtmord herbeiführen; und doch wären dieſe allein im Stande, ihn zu entſchuldigen

---

*) So oft Rundjit Singh von ſeinen Offizieren beſtürmt wurde, an der Stelle des Pachtſyſtems dasjenige des Kan und des Botai einzuführen, antwortete er, er könne ſeine Zeit und Aufmerkſamkeit nicht darauf verwenden, das Getreide nach den Scheunen bringen zu laſſen.

und dem Aberglauben einen edeln Anſtrich zu verleihen. In den meiſten Fällen iſt es nicht nur die Favoritin, ſondern alle Frauen, welche ſich zu Opfern auf den Scheiterhaufen ihrer Männer darbieten. Doch muß bemerkt werden, daß die Einwilligung des Opfers dieſem meiſtens in einem Augenblicke der Verwirrung und des Uebermaaßes im Schmerze entriſſen wird. Alsbald verſammelt ſich das Volk um das Haus des Schlachtopfers; Geſchrei und Lärm ſteigen immer höher und gönnen der Ueberlegung keinen Raum mehr. Ehre, Furcht, Aberglauben vereinigen ſich, um das Opfer in ſeinem unheilvollen Entſchluſſe zu beſtärken, der eben ſo übereilt ausgeführt wird, als er gefaßt wurde *).

Ueber die in neuerer Zeit unternommenen Reiſen um die Erde.

Das neunzehnte Jahrhundert hat nicht Verzicht geleiſtet auf jene großen Entdeckungen, welche für alle Zweige menſchlichen Wiſſens ſo nützlich waren und auf die Geſchichte der Schiffahrt des verfloſſenen Jahrhunderts einen ſo ſchönen Glanz warfen. Mit merkwürdigem Scharfſinn verſtanden es die gleichzeitigen Schiffahrer, aus der Vervollkommnung der exacten Wiſſenſchaften Nutzen zu ziehen. Blieb auch in der großen Lotterie unbekannter Länder nur noch eine kleine Zahl glücklicher Looſe übrig, ſo gelang es ihnen doch, die Lücken auszufüllen, welche zwiſchen bereits entdeckten Punkten noch beſtanden, die bisher noch unbeſtimmte Lage ſolcher Länder näher zu bezeichnen, und jene Punkte, welche für die Schiffahrt die wichtigſten waren, mit mathemati-

---

*) Als im Jahr 1826 Ambola in die Hände der Compagnie fiel, faßte die junge Frau eines Brahminen, untröſtlich über den Verluſt ihres Gatten in fremdem Lande, den Entſchluß, ſich in vollem Schmucke zu verbrennen. Das Volk ſtrömte haufenweiſe herbei in größter Ueberſpannung. Der Mounſchi, der Thanadar und der Saukadar, drei Hindus der erſten Claſſen nahmen es über ſich, das Opfer zu vereiteln. Ich war damals abweſend. Sie zerſtreuten das Volk und nöthigten die Wittwe, die Antwort auf eine an mich abgeſchickte Depeſche abzuwarten. Die Drohung, die Anſtifter zu verfolgen und einzuſperren, und eine monatliche Penſion von drei Rupien retteten das Opfer. Sie lebt noch jetzt im Schooße ihrer Familie, geehrt als eine Satti, wodurch die allgemein verbreitete Meinung widerlegt wird, als folge Schande und Verachtung der Wortbrüchigkeit. Bei dem Tode des Rabia's von Bataspar im Jahre 1824 und Rahon's im Jahre 1827 fand ſich keine Satti. Dieſe Sitte iſt abgekommen, ſeit die ſikh'ſchen Staaten unter engliſchem Schutze ſtehen.

ſcher Schärfe zu beſtimmen. Unſerem Zeitalter war die Ehre vorbehalten, die früheren Entdeckungen näher auszukundſchaften.

Rußland, von dem man es kaum hätte erwarten ſollen, iſt zuerſt in dieſe ehrenvolle Bahn eingetreten. Seit dem Jahre 1804 führte Kruſenſtern die Flagge der Zaaren um die Erde. Zwar hatte ſeine Reiſe allerdings mehr einen politiſchen als wiſſenſchaftlichen Zweck; allein ſein Zögling Kotzebue, der den Rurik befehligte, verfolgte dieſelbe Bahn und ward, glücklicher als ſein Vorgänger, durch die Entdeckung einiger neuen Inſeln für ſeinen Eifer und ſeine Ausdauer belohnt. — Der Krieg zwiſchen England und Frankreich hatte die Anſtrengungen dieſes letzteren Landes gelähmt. Der Frieden von 1814 geſtattete den Franzoſen, ihre militäriſche Thatkraft zum Dienſte der friedlichen Eroberungen der Wiſſenſchaft zu verwenden. Vom Jahre 1819 bis 1833 ſah man die franzöſiſche Flagge unter Freycinet, Duperry und Dumont d'Urville auf der Reiſe um die Erde, wobei ſie den wohlbegründeten Ruf eines Lapeyrouſe und Entrecaſteaux glänzend aufrecht erhielt. — Die Arbeiten mehrer fremden Schiffahrer gehören gleichfalls dieſer für die franzöſiſche Marine ſo ehrenvollen Periode an. Die ruſſiſchen Expeditionen unter Billinghauſen und Kotzebue vermehrten unſere ausgebreiteten Kenntniſſe über das große Weltmeer durch mehre Entdeckungen, wie z. B. diejenigen des gefährlichen Archipels und des Archipels der Carolinen. Einige minder wichtige Inſeln wurden in denſelben Gewäſſern von amerikaniſchen Schiffahrern entdeckt, welche das Intereſſe des Handels mehr als das der Wiſſenſchaft jenen Weg um die Erde führte. Hievon macht die amerikaniſche Fregatte Potamak unter dem Commodore Downes mit Recht eine ehrenvolle Ausnahme, wegen deſſen gelehrten Beobachtungen und hydrographiſchen Arbeiten.

Während dieſer Zeit legten unſere Schiffahrer eine Vorliebe für ſpezielle Richtungen an den Tag. Die Küſten von Afrika, die arctiſchen Meere, die verſchiedenen Archipele des Südmeeres reizten ihre Aufmerkſamkeit. Doctor Wilſon's Reiſe um die Erde bietet ein großes Intereſſe dar, wegen der Sorgfalt, mit welcher er alle Küſten Auſtraliens und insbeſondere die Niederlaſſung am Swan-River unterſucht hat. Wenn ein anderer engliſcher Weltumſegler, Lieutenant Bolman, die Geographie auch nicht mit neuen Ländern bereichert hat, ſo beſchrieb er dagegen die afrikaniſchen Küſten, die Inſel Ceylon, die Küſte Coromandel, Calcutta und Auſtralien und einige Archipele des großen Weltmeeres mit einer Genauigkeit, die um ſo mehr in Erſtaunen ſetzt, da Lieutenant Bolman blind iſt.

Die Reiſe um die Erde des preußiſchen Schiffes Prinzeſſin Louiſe hat, obwohl in einer commerziellen Abſicht unternommen, dennoch in Folge der Arbeiten des Doctors Meyer, des Arztes, Naturforſchers und Geſchichtſchreibers der Expedition, eine reichliche Erndte neuer Thatſachen in Bezug auf Naturgeſchichte und Geologie gegeben. Die Beſchreibung dieſer erſt vor Kurzem bekannt gemachten Reiſe verdient unſere Aufmerkſamkeit.

Im Allgemeinen ſtellen ſich Thatſachen, welche von Reiſenden verſchiedener Nationen bei ſo entfernten Expeditionen beobachtet werden, unter verſchiedenen Farben dar. Es iſt nicht mehr daſſelbe Criterium, daſſelbe Anſchauungsvermögen, welche wirken. Der engliſche Reiſende beobachtet nicht wie der deutſche; was dem Einen entgeht, wird von dem Andern glänzend herausgehoben. Man glaubt ſich in eine neue Welt verſetzt, wenn man dieſe verſchiedenen Berichte durchlieſt. Unſere Leſer werden dieſelbe Bemerkung zu machen Gelegenheit haben, bei dem Abriſſe, welchen wir von der Reiſe des Doctors Meyer mittheilen.

„Am 28ſten Juli 1830 Abends um 9 Uhr verließen wir Berlin, begleitet von den zärtlichen Wünſchen unſerer Anverwandten, Bekannten und Freunde. Der Gedanke, alle Regionen der Erde zu ſehen, welche an das ſchöne Eden erinnern, die ſteilen Gipfel der Cordilleren und ihre rauchenden Krater zu erklimmen, die unſchuldigen und einfachen Völker des ſtillen Oceans zu beſuchen, und ſogar in das unermeßliche Reich der Chineſen einzudringen, hatte für uns den größten Reiz. Alle dieſe Ideen und reichen Hoffnungen bemächtigen ſich der Einbildungskraft, ſo daß man erſt im Augenblicke des Scheidens und des letzten Lebewohls den Schmerz fühlt, vermöge des langen Zwiſchenraumes die Bande des Blutes, der Freundſchaft und Zärtlichkeit gewiſſermaßen zu löſen, welche zuſammen den Begriff des Vaterlandes bilden. In ſolchen herben Augenblicken regen ſich traurige Vorgefühle im Herzen, welche ſich nicht leicht beſchwichtigen laſſen. Wir alle verließen unſern heimathlichen Heerd, und in Folge eines widrigen Zufalls fügte es ſich, daß wir auch nicht Einen Brief während der langen Dauer unſerer Reiſe erhielten. Und doch, welche drohenden Unruhen hätten nicht während der Abweſenheit Europa beinahe umgekehrt.“

Die ſentimale Traurigkeit der deutſchen Schiffahrer war kein günſtiges Vorzeichen; ihre Reiſe ward gleich im Anfange unterbrochen. Die Prinzeſſin Louiſe mußte neun Tage lang nördlich vom Kanal von Calais verweilen, und erſt nach manchen Gefahren jenſeits des ſtürmiſchen und treuloſen Kanals war es dem Doctor Meyer vergönnt, wie allen Schiffahrern ſeiner Schule vor und nach ihm, die vulkaniſchen Spitzen der canariſchen Inſeln zu begrüßen. Anfangs fiel ihm die beträchtliche Menge von Sternſchnuppen auf, welche man unter dieſen Breitegraden ſieht, und die häufig einen ungeheuren cometenartigen Schweif haben. Später machte Doctor Meyer eine merkwürdige Beobachtung an dieſen Körpern. Während er zu Pferde an den Abhängen der Cordilleren hinzog, verſichert er, eine Sternſchnuppe geſehen zu haben, welche ſich mit ſolcher Schnelligkeit der Ebene des Horizontes näherte, daß es ſchien, als ſteige ſie aus dem dunkeln Grunde der entfernten

Berge auf. — Nachdem Doctor Meyer die Gewäſſer von Teneriffa verlaſſen hatte, fand er das Schiff durch jene Maſſen von Seegras, welche auf der Meeresfläche ſchwimmen, und die ſchon von den Matroſen des Columbus mit Erſtaunen wahrgenommen worden waren, umgeben und gleichſam in ſeiner Bahn aufgehalten. Dieſes Gras diente einer Menge ſonderbarer Thiere zum Aufenthalt und zur Nahrung, unter andern auch einer Art von Phyſalia, deren Arme oder Fühlfäden eine Blaſen ziehende, heftige Wirkung auf der Haut des Menſchen hervorbringen. Doctor Meyer erzählt in dieſer Beziehung folgende ſonderbare Anekdote:

„Während der erſten Reiſe der Prinzeſſin Louiſe ſah die Mannſchaft in der Nähe des Aequators einen dieſer Phyſalien von größter Schönheit, die ſich am Rande des Schiffes bewegte. Unverzüglich wirft ſich ein muthiger, entſchloſſener junger Matroſe in die See, um das Thier zu fangen. Allein dieſes ſetzt ſich in Vertheidungsſtand und umfaßt den nackten Körper ſeines Angreifers mit ſeinen langen Saugewerkzeugen, welche eine Ausdehnung von wenigſtens drei Fuß hatten. Der Matroſe ward vom heftigſten Schrecken ergriffen und rief um Hülfe. Noch im Waſſer fühlte er den brennenden Schmerz, den die giftigen Saugewarzen des Thieres auf ſeinen ganzen Körper hervorbrachten, und kaum hatte er Kraft genug, um das Schiff zu erreichen. An Bord gebracht, riß man den Phyſalia los, der ſich feſtgeſaugt hatte, und rieb die entzündeten Theile ein; allein der Schmerz und die Entzündung nahmen in einem ſolchen Grade zu, daß er in ein Fieber mit Irrereden verfiel und mehre Tage in Todesgefahr ſchwebte."

Nach Maaßgabe, als unſer Reiſender ſich den heißen Breitegraden näherte, zeigte ſich das Meer immer bevölkerter. Ganze Haufen Delphinen umſchwärmten das Schiff, und ſelbſt die Luft ward durch eine Menge fliegender Fiſche belebt. Von allen dieſen Geſchöpfen ſetzte keines die Offiziere der Expedition mehr in Erſtaunen, als jener ſonderbare Fiſch, deſſen Exiſtenz und Inſtinct von den Naturforſchern lange Zeit in Zweifel gezogen wurde, und der gleichwohl den großen Haifiſchen als Pilot und Lieferant zu dienen ſcheint. „Der Pilot ſchwimmt gewöhnlich dem Haifiſch voraus. Wir beobachteten drei unbezweifelbare Beiſpiele dieſer Thatſache. Wenn ſich ein Haifiſch unſerm Bord näherte, ſo hielt ſich der Pilot ſtets in der Nähe ſeines Rachens, oder er begab ſich unter eine ſeiner Bruſtfloſſen. Häufig gewahrten wir, daß der Pilot mit Schnelligkeit rechts oder links ſchoß, gleichſam als ob er auf Entdeckungen ausginge, worauf er treulich wieder zu dem Haifiſche zurückkehrte. Eines Tages warfen wir, um uns von der Wahrheit dieſer Beobachtung noch mehr zu überzeugen, eine Angel aus, an dem ein dickes Stück Speck befeſtigt war. Etwa zwanzig Klafter von dem Schiffe befand ſich ein Haifiſch. Mit Blitzesſchnelle ſchoß der Pilot auf die Lockſpeiſe los; er ſchien ſogar daran zu verſuchen und kehrte hierauf zu dem Haifiſche zurück, deſſen Rachen er zu wiederholten Malen umſchwamm, während er das Waſſer mit ſeinem Schwanze peitſchte, als wollte er ſeinem Gebieter das Mahl, das ihn erwartete, verkündigen. Unmittelbar darauf ſetzte der Haifiſch ſeine ſchwere Maſſe unter der Leitung des Piloten in Bewegung, und in wenigen Minuten war der Speck nebſt der Angel verſchlungen. Ein anderes Mal bemerkten wir einen Piloten, der dem Kiele unſeres Schiffes mehre Tage lang folgte. Die Matroſen verſicherten uns, es ſey dieß ein Pilote, der ſeinen Haifiſch verloren habe, und einen andern aufſuche. Später, in den chineſiſchen Gewäſſern gelang es uns, einen ſchönen Haifiſch zu fangen, der von zwei Piloten begleitet war, die ihn nicht verließen."

Dieſen merkwürdigen Beobachtungen aus der Naturgeſchichte folgt das glänzende Gemälde der Anſicht der braſilianiſchen Küſten. „Unſer Schiff ankerte in der Bucht von Rio-Janeiro, allein die Entfernung und Nebel verdeckten uns das Ufer. Während der Nacht ward der Wind ſtärker, unſer Schiff konnte ſich dem Lande mehr nähern und der Stadt gegenüber legen. Die lange Nacht ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Nur mit Mühe konnten wir uns entſchließen, uns bis zum Morgen zu gedulden. Endlich brach der Tag an, aber zu unſerm Leidweſen zeigte ſich an der Küſte ein dichter Nebelſchleier; über denſelben ragte jedoch der Kamm der Gebirge hervor, die mit einem friſchen Grün bedeckt waren. Nach Maaßgabe als der Nebel allmählig verſchwand, zeigten ſich unſern Blicken unzählige lachende Landſchaften, bis endlich das ganze Land klar und lebendig vor uns lag. Die Bucht, in deren Hintergrunde die Hauptſtadt von Braſilien erbaut iſt, bildet einen Circus, der von hohen, mit dichtem Laubwerk bedeckten Bergen eingeſchloſſen iſt. An manchen Stellen tauchen aus den grünlichen Gewäſſern Gruppen kleiner Inſeln auf, deren Hügel mit hohen Palmen bedeckt ſind, während den Hintergrund dieſes prächtigen Amphitheaters die Stadt einnimmt, die ſich über eine Stunde weit ausdehnt. Die unzähligen Kirchen dieſer Stadt, ihre Spitzen und Thürme, prachtvolle Klöſter, erbaut auf den Bergabhängen, deren weiße Farbe lebhaft gegen den dunkelgrünen Teppich der Pflanzen des Aequators abſticht, machen den Anblick von Rio zu einem der ſchönſten Geſichtspunkte der Welt.

Unglücklicher Weiſe war der Sclavenmarkt der erſte Ort, welchen wir beſuchten. Mehre hundert gänzlich nackte Neger waren hier in dunklen und ungeſunden Boutiken auf einander gedrängt. Den meiſten waren die Köpfe geſchoren. In langen Reihen ſaßen ſie auf kleinen Bänken oder auf dem Boden. Die ſchlechte Nahrung, welche ſie an Bord erhalten, und die Entbehrungen aller Art, denen ſie unterworfen ſind, ſetzen ſie den ſchrecklichſten Krankheiten aus. Der Scorbut hat die Glaſur ihrer Zähne beinahe ganz hinweggeriſſen, und ihre ſchwarze glänzende Haut bedeckt ſich mit ſchwammigen Auswüchſen und beißenden Geſchwüren. Der gänzliche Mangel aller Haare, das hagere und jämmerliche Ausſehen ihres Geſichtes gaben dieſen armen Weſen einen zurückſtoßenden Anblick. Da jedoch der Käufer höchlich dabei intereſſirt iſt, daß ſie nicht traurig und niedergedrückt ausſehen, ſo gibt man ihnen gewöhnlich aufregende Getränke, ehe man ſie auf den Markt bringt. Häufig gehen die Eigenthümer ſolcher Sclavenboutiken dem Fremden auf die zuvorkommendſte Art entgegen, drücken ihm die Hände und preiſen ihm die Güte und Friſche ihrer Waare. Sofort laſſen ſie die Neger aufſtehen und nöthigen ſie, mit der Peitſche in der Hand, ihre Formen und ihre Gelenkigkeit zu zeigen. Wenn jedoch dieſe ekelhaften Verkäufer von Menſchenfleiſch entdecken, daß nur Neugier den Fremden herbeigelockt hat, ſo gibt es keine Art von Schimpfwörtern, die ſie ſich nicht erlauben, beſonders gegen die Engländer, von denen ſie behaupten, ſie miſchen ſich in ihre Geſchäfte, um ſie um ihren erlaubten Gewinn zu betrügen.

Mit Anbruch der Morgenröthe und den ganzen Tag hindurch begegnet man Tauſenden von Sclaven, welche in der Stadt umherirren und Arbeit ſuchen. Am Hafen, in den Straßen kann man nicht einen Schritt thun, ohne von denſelben angeſprochen zu werden. Dieſe Schwarzen ſind genöthigt, ſich ſelbſt zu erhalten und ihrem Herrn jeden Abend eine gewiſſe Summe nach Hauſe zu bringen; kommen ſie ohne dieſe Summe, ſo erwartet ſie die Peitſche; gewinnen ſie dagegen mehr, als die feſtgeſetzte Summe, ſo gehört der Ueberſchuß ihnen. Während unſeres Aufenthaltes zu Rio ſahen wir manche Sclaven, welche ihren Herrn täglich einen preußiſchen Thaler überbrachten. Viele Herren ſenden ihre Sclaven zur Arbeit in die benachbarten Steinbrüche und Bergwerke. Andere und zwar die meiſten ſchicken ſie auf den Inſektenfang; dieß iſt auch der Grund, warum die ſchönſten Inſekten zu Rio ſo wohlfeil erkauft werden. Die Gewinnſucht hat ſich jedoch auch noch andere Quellen eröffnet. Häufig zieht man die Negerinnen in derſelben Abſicht auf, wie bei uns die Stuten, um nämlich aus ihrer Fruchtbarkeit Nutzen zu ziehen. Eine ſchwangere Negerin wird um fünfzig Piaſter (250 Fr.) theuerer verkauft, als im gewöhnlichen Zuſtande. Unmittelbar nach der Geburt entreißt man ihr das Kind, um es zu verkaufen. Sogar die Milch der Negerinnen bildet noch einen Handelsartikel.

Nachdem die Prinzeſſin Louiſe ſich einige Zeit in Braſilien aufgehalten hatte, umſegelte ſie das Cap Horn nicht ohne große Mühe. Doctor Meyer benützte dieſe Verzögerung, um mitten auf einem gefahrvollen Meere mehre merkwürdige Beobachtungen anzuſtellen über die Delphinen und den Albatros, jenen berühmten Vogel, deſſen Geſchlecht die europäiſche Habgier beinahe vernichtet hat. „Eines Tages,“ erzählt der Doctor, „harpunirten wir einen ſchönen Delphin, der zwar ſtark blutete, uns aber dennoch entſchlüpfte. Gleich darauf ſahen wir einen ganzen Schwarm von Delphinen über ihren verwundeten Gefährten herſtürzen. Was war wohl die Urſache dieſer Erſcheinung? — Stritten ſie ſich um das Blut deſſelben, oder kamen ſie ihm zu Hülfe? — Die Entwicklung dieſes Schauſpiels zeigte ſich bald; in wenigen Augenblicken war der verwundete Delphin, von denen, die ihn umgaben, in Stücken zerriſſen. In den Cordilleren hatten wir Gelegenheit über die Albatros eine ähnliche Beobachtung anzuſtellen.“

Es war nicht nöthig, nach den Anden zu reiſen, um ſich von dieſer Thatſache zu überzeugen. Die Raben in Altengland, und ohne Zweifel auch diejenigen aus des Doctors Vaterlande, machen ſich kein Gewiſſen daraus, über einen unglücklichen verwundeten Kameraden herzufallen. Den Albatros anlangend, ſo erhielt der Doctor einen ſehr überzeugenden Beweis von deſſen Gefräßigkeit. In der magellanſchen Meerenge ward einem derſelben der Magen geöffnet, in welchem ſich der Kopf und der Hals eines andern Albatros fand. Wir kehren zum Berichte unſeres Reiſenden zurück.

„Sobald man das Cap umſchifft hat, ſo wird das Meer ruhiger; die ungeſtümen Winde legen ſich, und die Schiffe laufen weniger Gefahr. In der Bucht von Valparaiſo ſcheint es, als habe das Meer ſeine Natur geändert; der Wellenſchlag iſt langſam und gleichförmig, der Himmel rein und der Zug der Luft kaum fühlbar. Nur gegen Mittag rauſchen die Gewäſſer der Bucht auf, während ſie in der Nähe des Schiffes ruhig und durchſichtig bleiben. Abends regt ſich kein Lüftchen, Alles ſcheint in tiefſter Ruhe zu ſchlummern; aber bald weht ein ſehr friſcher Wind von den Gipfeln der Cordilleren herab und belebt die hinwelkenden Kräfte des Menſchen wieder. Nichts kommt der Schönheit einer Sommernacht zu Valparaiſo gleich. Die Ruhe der Natur wird nur noch durch das Geräuſch der Wogen, welche an die Ufer plätſchern, unterbrochen, welches das Echo in der Ferne wiederholt.“

„Um dieſe köſtliche Zeit verlaſſen die Einwohner ihre Häuſer ſchaarenweiſe, um die friſche balſamiſche Luft zu genießen. In langen Reihen bewegen ſie ſich über die Unebenheiten des Ufers, während die lärmende Muſik der fremden Kriegsſchiffe weithin über die Gewäſſer der Rhede erſchallt. Allenthalben herrſcht Leben und Bewegung. Die Märkte ſind mit köſtlichen Früchten und Vorräthen bedeckt, und auf den öffentlichen Plätzen findet ſich das Volk haufenweiſe ein und ſchlägt ſeine Zelte auf, um darunter zu ruhen. Nach Mitternacht erhebt ſich ein ſtärkerer Wind. Leichtes Gewölk wird dichter, ſo daß es bis zu Tagesanbruch den ganzen Himmel verdeckt. Ein dichter Nebel ſchwebt über dem Horizonte und fällt gegen 7 Uhr als ein Duft wieder, der die Wirkung eines ſtarken Regens vertritt. Während dieſer Zeit iſt die Bucht vollkommen ruhig; ſie trägt jene Kryſtallfarbe, welche man in den nördlichen Meeren ſo ſelten gewahrt. Um dieſe Stunde ſtechen eine Menge Schifferbarken in See, die nur mit der Leine fiſchen. Sobald der Nebel gefallen iſt, verſchwinden alle Wolken, welche bisher den Himmel einhüllten; die Sonne erhebt ſich, und bald wird die Luft brennend heiß. Bei Sonnenuntergang erſcheint der ſüdliche Wind auf's Neue, und auf ſolche Weiſe erfüllt ſich periodiſch der Kreis dieſer Erſcheinungen, welche die Luft der heißen Zone mäßigen.

Chili ſcheint das Lieblingsland der Erdbeben zu ſeyn. In dem Diſtrikte von Valparaiſo wiederholen ſich kleine Erdbeben regelmäßig alle 3 Wochen *). Dann gibt es einen allgemeinen Aufſtand; die Einwohner verlaſſen ihre Häuſer und rufen mit kläglicher Stimme: „Miſericordia, Miſericordia, el temblor!" In dem Partido de Copiapo ſind Erdbeben ſo häufig, daß ſie als ganz gewöhnliche Ereigniſſe betrachtet werden. Die Einwohner ſcheinen ſich ganz vertraut mit dieſer ſchrecklichen Geißel gemacht zu haben und bleiben die ganze Nacht hindurch ruhig zu Hauſe, während ihre Häuſer wanken und die Bäume ſich nach allen Richtungen beugen.

Der Anblick der großen Naturerſcheinungen und der üppigen Vegetation der Tropenländer hielten den Doctor nicht ab, zahlreiche Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche zu machen, die er mit Feinheit auffaßt und wieder erzählt. Ehe wir ihm zur Schilderung des geſelligen Tons von St. Jago folgen, einer Stadt, die wenigſtens 60,000 Seelen zähle, wollen wir ei kleines Gemälde mittheilen, wie es ſich ihm auf der Straße nach der Haupt ſtadt darbot. „Am Fuße des Berges Cueſta del Prado erhebt ſich das Poſt haus, wo wir anhielten. Wir fanden daſelbſt eine zahlreiche Familie, welch uns empfing, als wären wir alte Freunde. Die jungen Damen hatten ihr ſchönen Kleider nach der neueſten chileſiſchen Mode an und trugen als Kopf putz ungeheure ſeidene Tücher. Nachläßig rauchten ſie ihre Cigarren un ſchlürften hierauf mit ſilbernen Röhren einen Aufguß von Mate (Thee au Paraguay). Eine derſelben lag auf einem Bette, genau in der Stellung, wi die büßende Magdalena, nur ſchien ſie uns ungleich ſchöner, als alle Magda lenen Raphaels. In dem Saal, in welchen wir geführt wurden, befande ſich vier große Betten, auf welchen Männer und Frauen lagen und von ihre Strapatzen auszuruhen ſchienen, obgleich ſie den ganzen Tag über nichts ge beitet hatten. Im ganzen Saale befand ſich nicht ein einziger Stuhl, u ſich zu ſetzen. Die Magdalena bemerkte dieß und lud uns ein, auf ihre Bette auszuruhen. Rauchen iſt hier das Lieblings-Vergnügen, und mitt durch dieſe ächte Atmoſphäre entſchlüpfen den Damen ihre Witzworte u Ausfälle. Um ſich auf unſere Koſten luſtig zu machen, ließ das ſchöne Mä chen, neben dem wir Platz genommen hatten, ein kleines Thier aus d Falten ihrer Bettdecke hervorſchlüpfen; es war ein Cuy (lepus minimus), e

---

*) In dem Kriegsgerichte, das ſich den 19. October 1836 zu Portsmouth vereini um den Kapitain Sigmour der Fregatte Challenger zu richten, welche an der Küſte Chili Schiffbruch erlitt, wurden einige Notizen des Kapitain Fitzroy verleſen, aus wel erhellt, daß in Folge des Erdbebens im Februar 1835 die Strömung von der Inſel bis gegen Concepcion ſich nahmhaft verändert, daß die Inſel St. Maria um 10 engl Fuß ſich erhoben hat.

ganz kleiner Hüte von der niedlichſten Geſtalt. Wir wollten ihn auf der Stelle kaufen, aber ſeine ſchöne Herrin ließ ſich durch kein Gebot bewegen. Auch bei einigen andern Gelegenheiten ſuchten wir ſolche kleine Privatlieblinge künſtlich an uns zu bringen, aber nie gaben die Damen ihre Zuſtimmung, uns dieſelben abzutreten.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die reiſenden Engländer, welche dieſes Land beſuchten, häufig dieſes liebenswürdige Volk in ihren Tagebüchern auf eine empörende Art dargeſtellt haben. Jene Reiſenden gefielen ſich darin, ihren Haß gegen die Frauen zu erſchöpfen, ſie haben ſogar manche hie und da namentlich bezeichnet, welche Unbeſonnenheit den ſpäter Kommenden theuer zu ſtehen kam. Schon verſchwindet die Sitte, Fremde in die Familien aufzunehmen, allmählig. Die Damen von Chili haben einen wahren Abſcheu vor dem ſteifen Weſen und dem gebieteriſchen Tone engliſcher Beſucher, die ihrerſeits wieder die Offenheit und das Gehenlaſſen der erſtern nicht begreifen können. So ſtellt ſich z. B. der Engländer vor, daß eine Dame, welche ihm Blumen anbietet, ihm beinahe eine Erklärung mache, während dieß zu Chili nichts als eine einfache Höflichkeit iſt, die als Einleitung zur Unterhaltung nach gutem Tone nie fehlen darf.“

Man ſieht, daß der Doctor Meyer ſich den Sitten der Länder, welche er beſuchte, anzuſchmiegen weiß, und daß er weit entfernt iſt von der Anmaaßung, ſie zu reformiren. Gebe Gott, daß ſeine Beobachtungen unſeren Reiſenden von einigem Nutzen ſeyn mögen! Einſtweilen begleiten wir ihn nach Santjago.

„Die Damen von Santjago ſtehen früh auf und begeben ſich hierauf in großer Toilette, d. h. in ſchwarzen Atlaskleidern und blonden Mantillen, in die Meſſe. Ihre Zofen folgen ihnen mit reichen Schemeln nach, damit das Pflaſter der Kirchen die zarten Knie ihrer ſchönen Herrinnen nicht ermüde. Nach dem Gottesdienſte kehren ſie nach Hauſe zurück und nehmen entweder Caffee, Chokolade oder chineſiſchen Thee; der Mate iſt aus allen guten Häuſern verbannt. Die Männer bekümmern ſich nicht viel um ihre religiöſen Pflichten; während ihre Frauen beten, ſieht man ſie nachläßig auf den öffentlichen Plätzen und Märkten umherſpazieren. Nach dem Frühſtücke ſtatten die Damen ihre Beſuche zu Wagen ab; dieſe ſind kleine zweiräderige Cabrioletten, mit Füllungen von Kryſtall, und gezogen von zwei Pferden, auf deren einem der Kutſcher reitet. Es wäre gegen alle Sitte, wenn ſich ein Herr in dieſen Equipagen neben den Damen zeigte. Nach Maaßgabe, als die Hitze des Tages zunimmt, verſchwindet das Leben und die Thätigkeit. Man ſpeiſt gewöhnlich um zwei Uhr zu Mittag, und nach der Mahlzeit feſſelt die Sieſta, welche bis ſechs Uhr dauert, alle Einwohner an das Bett. Während dieſes Zeitraumes herrſcht tiefes Schweigen in den gleichförmigen Straßen von Santjago. Alle Läden werden geſchloſſen. Man begegnet keiner Seele außer einigen neugierigen Fremden, oder Soldaten, welche auf die Wache ziehen.

Es bedürfte nichts geringeres, als eines Erdbebens, um die Bewohner von Santjago aus der tiefen Lethargie zu reißen, in welche die unerträgliche Hitze, oder vielmehr ihre Gewohnheiten ſie begraben haben. In Folge eines eigenen Zufalls zeigte ſich dieſes ſchreckliche Weckungsmittel einmal während unſeres Aufenthaltes gegen Nachmittags um drei Uhr. Von allen Seiten erſcholl der Ruf: Miſericordia! un temblor, un temblor. Die geängſteten Einwohner ſtürzten aus ihren Häuſern, theils gar nicht, theils höchſt komiſch bekleidet, denn die Erdſtöße hatten ſie mitten in ihrem Schlummer überraſcht. — So bald die Hitze nachläßt, werden die Läden wieder geöffnet, die Kaufleute ſtellen ihre Waaren aus, und die Plätze bedecken ſich mit Arbeitern.

Bei Sonnenuntergang erſchallen die Glocken, als Zeichen zum Gebet. Alle Häupter entblößen ſich, die Männer zu Fuße oder zu Pferde, die Damen in ihren Wägen, machen plötzlich wie vom Schlage gerührt Halt und knieen nieder, um während der Dauer eines Augenblicks ihre gemeinſchaftlichen Gedanken zum Himmel zu erheben. Während dieſes kurzen und pittoresken Gebetes erſchallt der harmoniſche Klang der Glocken bis zu dem Augenblick, wo die Stunde ausſchlägt, worauf die lebendige Maſſe ſich wieder in Bewegung ſetzt. Der Lärm der Menge ſcheint ſich zu verdoppeln, als wolle ſie die verlorne Zeit wieder einholen, und von allen Seiten begrüßen ſich die Spaziergänger laut mit den Worten: Buenas noches! buenas noches!

Beſuche werden von 10 Uhr Abends bis Mitternacht abgeſtattet. Nie- wird man namentlich eingeladen; iſt man aber einmal in einem Hauſe vorgeſtellt, ſo hat man eben dadurch die Erlaubniß, wieder zu kommen. In den Geſellſchaften ſind die Damen ſtets mit großer Sorgfalt angekleidet; ſie tragen natürliche Blumen in den Haaren. Die Unterhaltung iſt lebhaft und glänzt hauptſächlich durch Epigramme und eine Menge zweideutiger Scherzreden. Muſik, Geſang und Tanz ſind jedoch die Hauptbeluſtigungen der Abendgeſellſchaften zu Santjago. Man vereinigt ſich in denſelben wahrhaft, um ſich z unterhalten, und nicht um zu eſſen und zu trinken, wie in Europa, wo häufi die Tafel mit ihren Freuden den Hauptwitz der Feſte bildet. In Chili werde in den Abendgeſellſchaften nur eingemachte Früchte (dulces) angeboten. I den größern Häuſern werden die Dulces auf kryſtallenen Unterſchalen präſentirt. In andern Häuſern wird nur ein großes Gefäß angeboten, aus welche ſich jeder nach Gefallen nimmt. Häufig bietet man den Damen Blumen a welche auf der Stelle mit vielem Geſchmacke ſehr hübſche Sträuße dara binden und dieſe unter die Herren vertheilen. Gewöhnlich bleiben die Dame auf ihren Sitzen und beſchäftigen ſich mit dem graziöſen Spiel ihrer Fäche worin ſie es zu einer Eleganz und Vollkommenheit gebracht haben, wov man bei uns in Europa kaum einen Begriff hat. Es ſcheint, daß die Han habung des Fächers von der zarteſten Kindheit an die Hauptſache der Erz hung des ſchönen Geſchlechtes in Santjago bildet.“

Man ſieht aus dieſen umſtändlichen Details, daß der Doctor Meyen ſich nicht ausſchließlich mit der Naturgeſchichte beſchäftigte, und daß er ſtets als wahrer Philoſoph zu beobachten verſtand. Ehe wir den wiſſenſchaftlichen Theil ſeiner Reiſe wieder aufnehmen, wollen wir noch eines ſeiner Sittengemälde und die hieran geknüpfte Kritik mittheilen, aus welcher auch die Bewohner der großen Städte der alten Welt einigen Nutzen ziehen könnten.

„Ich habe die Bemerkung gemacht," ſagt er, „daß der Luxus die vorherrſchende Leidenſchaft der Frauen in Südamerika iſt. Man kann ſich in Europa keine Vorſtellung von den thörichten Ausgaben machen, zu welchen die Koketterie ſie hinreißt. Weder durch die bewegliche Laune des Geſchmacks, noch durch das Gefühl der Eleganz, weder durch den Wechſel der Kleidungen, noch durch die plötzliche Aenderung der Moden werden die Ausgaben der Damen zu St. Jago zu ſolcher Höhe geſteigert. Ihre Kleidung iſt gewiſſermaßen unveränderlich, ſie hat immer denſelben Schnitt, immer dieſelben Farben. Der Reichthum der Stoffe, die allzuhäufige Erneuerung der Ausſtattung, der Mangel an Ordnung, und vor allem eine unbegreifliche Verſchwendung ſind die Haupturſachen dieſer zweckloſen Ausgaben. Die Frauen von Chili, ſelbſt diejenigen der Mittelklaſſe tragen nie andere Strümpfe und Schuhe, als von Seide. Ihre Kirchentoilette beſteht aus einer Miſchung von Spitzen, von Atlas und von Seide. Sie befeſtigen ihre Haare mit großen Schildkrot-Kämmen, aus den berühmteſten Fabriken Frankreichs und Englands, von denen ſie manchmal aus Eitelkeit zwei bis drei aufſtecken. Selbſt im Innern ihrer Wohnungen ſieht man ſie ſtets mit den reichſten Stoffen Europa's und China's gekleidet. Aus dieſem Grunde unterblieben manche Verbindungen, welche in jeder andern Beziehung glücklich ausgefallen wären. Es iſt dieſer ungemeſſene Aufwand eine tiefe Wunde, welche allmählig das Wohl des Staates untergräbt und jeden Tag weiter um ſich greift. Wollte ich hier der vertraulichen Mittheilungen erwähnen, welche mir von manchen ehrwürdigen Familienvätern gemacht wurden, ſo würden meine Beobachtungen ohne Zweifel großes Gewicht erhalten. Ich ziehe jedoch vor, dieſelben zu verſchweigen. Um dem Uebel abzuhelfen, müßte man darauf denken, gute Mädchenſchulen zu errichten, wie ſie in Europa beſtehen, aber nicht wie das Inſtitut Mora zu Santjago, welches weit entfernt, den Hang der jungen Damen zum Luxus zu bekämpfen, im Gegentheil denſelben zu wecken und zu beleben ſcheint."

Der erſte Berg, welchen Doctor Meyen beſtieg, war der Vulkan von Maipu, der jede Nacht eine unermeßliche Helle von ſich gibt, ohne daß man bis jetzt die Urſache davon entdecken konnte. Wahrſcheinlich liegt ſie in dem weißglühenden Zuſtande des entflammten Kraters. Nach Santjago beſuchte der Doctor Capiapo, einen reizenden Aufenthalt, an den die Natur ihre Schätze verſchwendet hat, doch iſt die Stadt nicht vor Erdbeben geſchützt, ſie ſind

Erdbeben ſo häufig daſelbſt, daß ein neues Haus kaum die Dauer von einem Monate hat. Nach der Abreiſe aus Chili durchzog der Doctor mehre Theile von Peru. Im Allgemeinen ſtieß er auf große Schwierigkeiten, um genaue Nachrichten über die metallhaltigen Regionen einzuziehen. So viel ſcheint gewiß, daß das Erzeugniß aller peruaniſchen Minen ſeit der Unabhängigkeit des amerikaniſchen Feſtlandes beträchtlich abgenommen hat. Das Vertrauen fehlt, und ſobald dieſes ſich zurückzieht, folgen die Capitalien von ſelbſt nach. Die einzige Mine, welche man zu Puno ausbeutet, hat einen Engländer zum Pächter. Uebrigens iſt Puno wegen des Reichthums ſeiner Erzadern beinahe eben ſo berühmt, als Potoſi.

Während der Beſteigung der Anden hatte Doctor Meyer viel von einer unerträglichen Mattigkeit zu leiden, welches alle Reiſenden in dieſen hochgelegenen Gegenden befällt. „Wir wurden,“ ſo erzählt er, „von einem brennenden Durſte geplagt, den nichts zu löſchen vermochte; einige Stücke einer Waſſermelone waren unſere einzige Nahrung, bei der wir uns noch am beſten befanden, während unſere Führer Knoblauch aßen, den ſie mit Branntwein anfeuchteten, wobei ſie behaupteten, dieß ſey das einzige Mittel gegen das oben angezeigte Leiden. Wir ſtiegen lange Zeit bergan und hatten beinahe den Gipfel des Vulkans von Arequipa erreicht; ſchon unterſchieden wir deutlich die höchſten Felſen, als wir plötzlich von dem Sorocco ergriffen wurden. Ein nervöſes Fieber, deſſen Stärke ſich fortwährend vermehrte, verzehrte uns. Die Beengung unſerer Bruſt ward mit jedem Augenblicke heftiger. Dieſe Symptome endigten ſich mit einem plötzlichen Anfall von Ohnmacht und Betäubung, mit Erbrechen und Naſenbluten. Längere Zeit lagen wir auf der Erde unter dem Einfluſſe dieſer unangenehmen Empfindung. Die Ruhe verſchaffte uns jedoch Erleichterung, worauf wir langſam den Berg wieder hinabſtiegen.“

Zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung bedienten ſich die Indier dieſes Einfluſſes der hochgelegenen Punkte mit Erfolg, um ſich von ihren Feinden zu befreien. Garcilaſo de la Vega berichtet, daß Diego de Almagro, als er an der Spitze ſeiner Truppen gegen Chili marſchirte, abſichtlich von ſeinen Führern nach den Hochebenen von Tacora geleitet wurde, wo er in kurzer Zeit durch den ſchädlichen Einfluß des Windes und des Sorocco's, 10,000 verbündete Indier, 180 Spanier und eine Menge Pferde verlor. In dieſer ſchrecklichen Lage machten ſich die Soldaten einen Wall aus den Leichnamen ihrer Kameraden, um ſich gegen den mörderiſchen Hauch des Sturmes zu ſchützen.

Den Eindruck, welchen der Anblick der peruaniſchen Anden auf den Doctor Meyen machte, beſchreibt er folgendermaßen:

„Zuvörderſt entdeckten wir den großen Pampa, eine rauhe Küſtenkette, welche den höhern Bergen des Innern zum Wiederlager dient. Der Pampa iſt nichts anderes, als eine koloſſale Anhäufung von Sand, auf welchem weder Pflanzen noch Thiere zu exiſtiren vermögen. Allein wie einförmig dieſe ſandige

Einöde uns auch erſchien, ſo flößten uns doch wenige Gegenſtände während des ganzen Verlaufes unſerer Reiſe ein ſolches Intereſſe ein. Sobald wir die obere Hochebene der Pampa's erreicht hatten, welche etwa 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt, entdeckten wir im Oſten die ganze Kette der Cordilleren, deren höchſte Pic's mit leichten, weißen Wolken verſchleiert erſchienen. Nach Maaßgabe, als der Tag vorrückte, ſtrahlte von den Spitzen der Berge ein goldener Reflex hernieder, und ihr ewiger Schnee nahm eine Roſenfarbe an, während unſere aus Reitern beſtehende Caravane in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Als die Sonne am Horizonte erſchien, beleuchtete ſich der weſtliche Abhang der großen Pampa, auf der wir uns befanden, plötzlich, und große Maſſen von Duſt, welche einem Meere glichen, und die wir für eine unermeßliche See hielten, benetzten den Fuß der Cordilleren, deren höchſte Spitze bis in die transparenten Regionen des Himmels ſich erheben. Die Spiegelung war ſo außerordentlich, daß es uns ſchien, als nähere ſich das Meer, und die Spitzen der Berge ſtrahlten aus ſeinen Gewäſſern wieder. Bald jedoch machte die höher ſteigende Sonne alle dieſe Scheinbilder verſchwinden. Die Nebelmaſſen erhoben ſich mit ihr, der Fuß der Berge ward frei, und ihr Gipfel hüllte ſich in Wolken, bis endlich die große Kette der Cordilleren ihre düſtern und zuſammenhängenden Maſſen unſerem Auge darbot.

Es gibt nichts Majeſtätiſcheres und zugleich Traurigeres, als der Anblick der großen Pampa, einer unermeßlichen Wüſte von Sandhügeln, die ſich auf ſehr große Strecken ausdehnen. Merkwürdig iſt dabei, daß ſich die Sand- oder Quarzkörner gleichförmig in kegelartige leichte hohe Aufwürfe von etwa 25 Schritten Grundfläche vereinigen. Wir durchzogen dieſe Einöde bei Nacht, oder Morgens ſehr frühe, um den zurückprallenden Sonnenſtrahlen zu entgehen. Um dieſe Zeit herrſcht hier vollkommene Ruhe, ſpäter jedoch, wenn die Erde erhitzt iſt und eine kalte Luft von den Bergen herabkommt, erhebt ſich ein ziemlich ſtarker Wind und wird den Reiſenden läſtig. In welcher Epoche haben ſich alle dieſe Sandhügel gebildet? Ohne Zweifel iſt dieß das Werk von Jahrhunderten; auffallend iſt es jedoch, daß keiner der ſpaniſchen Schriftſteller etwas darüber ſagt. Zwar ſpricht General Miller in ſeinen Memoiren von Staubwirbeln, welche die Pampa's mit großer Schnelligkeit durchziehen; allein dieſe Wirbel haben durchaus keine Beziehung zu den Quarzhaufen, von welchen wir oben ſprachen."

Doctor Meyer und ſeine Gefährten beſtiegen ihr Schiff wieder zu Islay, einem Hafen der Provinz Arequipa, der im Jahr 1827 eröffnet wurde, und ſegelten hierauf nach Callao, wo die prächtige Rhede ganz mit Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffen bedeckt war. Der Doctor beſuchte die Hauptſtadt Lima, wo er die öffentlichen Anſtalten in Folge der häufigen Revolutionen in größtem Verfalle fand. Die Verbannung des Herrn Rivero, Directors der peruaniſchen Minen, ſcheint von dem nachtheiligſten Einfluſſe auf die Wiſſenſchaften und die öffentlichen Sammlungen geweſen zu ſeyn. Man behauptete ſogar, ein Kapitain von der kaufmänniſchen Marine ſey kürzlich mit der Regierung von Peru wegen des Ankaufs der öffentlichen Bibliothek von Lima in Maſſe ſo ziemlich übereingekommen. Glücklicher Weiſe ging der Kauf, wegen einer der hundert politiſchen Umwälzungen, welche in dieſen jungen Staaten ſo häufig ſind, wieder zurück.

Am 21. Mai lichtete die Prinzeſſin Louiſe die Anker und nahm ihre Richtung nach den Sandwichs-Inſeln. Die Lootſen von Callao hatten bereits das Schiff verlaſſen, als man die Schaluppe einer Fregatte der vereinten Staaten mit einem Flüchtling anlangen ſah, der Allen unerwartet kam. Es war der General Miller, ehemaliger Oberbefehlshaber des peruaniſchen Heeres, der mit der Adminiſtration des Vice-Präſidenten La Fuenta geſtürzt ward, und ſich nach den Sandwich-Inſeln bringen laſſen wollte, um weiter von ſeinen politiſchen Feinden entfernt zu ſeyn. Das deutſche Schiff beeilte ſich, ihm dieſen Dienſt zu erweiſen, und am 24. Juni befand ſich die Expedition dem Berge Mouna-Roa, dem großen Vulcan der Inſel Owhyee, gegenüber.

„Kaum hatten wir vor der Stadt Honoruru, der Hauptſtadt dieſes Archipels, geankert, als mehre Kaufleute zu uns an Bord kamen, um uns gleich alten Bekannten zu begrüßen. Kurz darauf erhielten wir einen Beſuch von Kualgini, dem Gouverneur der Inſel Wohou, der für gut gefunden hatte, ſich den Namen John Adams beizulegen. Wir erſtaunten nicht wenig über den rieſenhaften Wuchs und das häßliche Geſicht dieſes Mannes; die Dicke ſeines Körpers beläſtigt ihn ſo ſehr, daß es ihm unmöglich iſt, einen Augenblick aufrecht zu ſtehen; entweder muß er ſich ſetzen, oder irgendwo anlehnen. Wir mußten ihn mit Seilen an Bord heraufwinden. Auf dem Verdeck angelangt, betrachtete er Alles mit der gleichgültigſten Miene und war beinahe nicht zum Sprechen zu bringen. Sein ungeheures dickes Geſicht, die rothe Haut, die vorſpringenden Lippen, die breite Naſe, die blutrünſtigen Augen machten ſeinen Anblick zu einem wahrhaft ſcheußlichen.

Wir hatten bereits länger, als eine Stunde geankert. Die Viſitation, die Kaufleute und der Gouverneur waren zurückgekehrt; aber jene zahlreichen mit Früchten und Lebensmitteln beladenen Pirogen, welche ehemals neu angelangte Schiffe umſchwärmten, erſchienen noch immer nicht. Nur eine einzige Barke mit zwei Indianern zeigte ſich in einiger Entfernung. Erſt nach öfterem Zurufe näherte ſie ſich. Die Indianer hatten Cocosnüſſe und Melonen an Bord und boten ſie uns zum Kaufe an. Wie groß war jedoch unſer Erſtaunen, als ſie hartnäckig auf der Forderung von drei Piaſtern für drei Melonen und ſieben Cocosnüſſe beharrten und das Gebot von zwei Dritteln dieſer übermäßigen Summe geradezu von der Hand wieſen. Noch hatten wir das Land nicht betreten, noch war uns nichts bekannt von dem Treiben der Miſſionaire, welche dieſe Inſeln beherrſchen; aber ſchon aus dieſem unerhörten Preiſe der

Lebensmittel konnten wir den Schluß ziehen, daß ſich die Angelegenheiten auf den Sandwich-Inſeln bedeutend verſchlimmert hatten. Jetzt war leider keine Rede mehr davon, ihre Produkte gegen Eiſen oder Glaswaaren einzutauſchen; Geld, gutes ſpaniſches Silbergeld, war das einzige, den armen Inſulanern erlaubte Tauſchmittel.

Die gegenwärtigen Sitten der Bewohner der Sandwichs-Inſeln, die Gebräuche und Etiquette des Hofes, und insbeſondere der Einfluß auf das geſellige Leben, welchen die Miſſionaire bei dieſem Volke ausüben, Alles dieß gibt dem Verfaſſer Stoff zu ſehr intereſſanten Gemälden, von denen wir einige hier im Auszuge mittheilen.

„Unſer erſter Ausgang war dem Beſuch der Stadt Honoruru gewidmet. Von dort gelang es uns, durch Vermittlung eines ſpaniſchen Kaufmanns, dem berühmten Miſſionair Bingham vorgeſtellt zu werden. Indem wir uns ſeiner Wohnung näherten, waren wir Zeugen eines Schauſpiels, das unſere Achtung für die Miſſionaire um vieles verminderte; wir gewahrten nämlich zwei ihrer Frauen in einem leichten, von Menſchen gezogenen Wagen. Vielleicht finden es mehre Leſer nicht ganz paſſend, daß ich einige Züge aus dem Privatleben der Miſſionäre hier zur Sprache bringe, allein ſolche Thatſachen ſcheinen mir wichtig, weil ſie dazu dienen, ihren Charakter kennen zu lernen. Die Miſſionaire der Südſee-Inſeln dürfen nicht mehr als einfache Privatleute betrachtet werden. Ihre Handlungsweiſe hat die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt erregt, die ſie für die Folgen derſelben verantwortlich erachtet. Meiner Anſicht nach haben ſie den moraliſchen Zuſtand und die Wohlfahrt ihrer Inſulaner eher erſchüttert, als befeſtigt. Sie haben die Gaſtfreundſchaft, die ſchönſte Tugend dieſer Naturkinder, verdrängt, und ihre Unbefangenheit, ſo wie den ſorgloſen Frohſinn durch ſtrenge Gewohnheiten und eine Religion erſetzt, von der jene ſich keinen richtigen Begriff zu machen im Stande ſind. Als wir bei Herrn Bingham eintraten, bemerkten wir in ihm ſogleich den ſtolzen Geiſtlichen, der, voll von dem Gefühle ſeiner Macht, ſogar die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit außer Augen ſetzt. Doch war er ſo artig, uns zu erlauben, Alles in Augenſchein zu nehmen, und der Wundarzt der Miſſion erbot ſich, uns zu begleiten; wir hielten es jedoch für angemeſſen, dieſes Anerbieten auszuſchlagen, indem wir es vorzogen, in vollkommener Freiheit den Einfluß der von den Miſſionairen in's Leben gerufenen Einrichtungen zu beobachten.

Kauike-Aouli, der junge König der Sandwich-Inſeln, kam am Abende unſerer Ankunft in ſeine gewöhnliche Reſidenz zurück, und befragte Hrn. Bingham auf der Stelle, wie er ſich zu benehmen habe. General Miller ward noch vor uns dem Prinzen vorgeſtellt, der ſich ſehr eifrig bei ihm erkundigte, welche Geſchenke wir ihm mitbrächten, und hauptſächlich, ob ſich ein Säbel darunter befinde. Von Herrn Bingham zurückgekehrt, ſchickte der König einen ſeiner Diener zu uns, um uns zu benachrichtigen, daß er bereit ſey, den Brief des

Königs von Preußen aus unſeren Händen in Empfang zu nehmen. Kapitain Wendt und ich begaben uns ſogleich in den Palaſt Sr. Majeſtät, in Begleitung eines nordamerikaniſchen Kaufmanns, der das Amt eines Dolmetſchers verſah. In einem großen offenen Raume vor dem Palaſte des Königs bemerkten wir zwei hübſche kleine indianiſche Häuſer; es war dieß die Wohnung der verwittweten Königin Kaakaumana, der letzten noch lebenden der Frauen Tamameah's. Vor einem der Thore des Palaſtes ſtanden der König Kauike-Aouli, die verwittwete Königin, und die vier Wittwen Riho-Rihos, des Vaters des regierenden Königs, der zu London ſtarb.

Kauike-Aouli, der jetzt Tamameah III. heißt, iſt etwa ſiebzehn Jahre alt; er iſt von mittlerem Wuchſe; ſein von den Blattern furchtbar entſtelltes Geſicht, iſt dermaßen von kupfrigen Stellen aufgedunſen, was vom Uebermaaße genoſſener geiſtiger Getränke herrührt, daß es ſchwer iſt, ſich ein häßlicheres Bild vorzuſtellen. Weder ſein Alter, noch ſeine Haltung und ſein Aeußeres verkündigen den Erben jenes kühnen Charakters, der ſeinen Vater ſo berühmt machte. Er trug ein weißes Hemd und weiße Beinkleider, eine bunte Weſte und einen weißen Strohhut, den er vor uns abnahm, und in welchen er das Schreiben des Königs von Preußen legte, das Capitain Wendt ihm überreichte. Er blieb ſtehen während der ganzen Audienz. Obgleich er etwas engliſch ſpricht, bediente er ſich doch beſtändig eines Dolmetſchers. Die erſte Frage, die er an uns richtete, war die, ob wir die für ihn beſtimmten Geſchenke bei uns hätten; als er erfuhr, daß wir auch einige für die Königin, ſeine Gemahlin, mitbrächten, rief er aus: „Es iſt Zeit, daß ich mich verheirathe, weil mein Freund, der König von Preußen mir es räth!" Zugleich empfahl er uns die größte Discretion über die Beſtimmung der Geſchenke, aus Furcht, ſie möchten den Neid der Damen ſeines Hofes rege machen. Während meiner Unterhaltung bat mich Einer aus dem Gefolge, ich möchte ihm meinen großen, aus Schaafwolle gefertigten peruaniſchen Hut aufzuſetzen erlauben; er ſchmückte ſich damit, was das Gelächter der ganzen Verſammlung in hohem Grade, beſonders von Seiten einiger Frauen von rieſenhaftem Wuchſe, erregte, welche auf Matten lagen und ſehr begierig ſchienen, uns zu betrachten. Hierauf wurden wir der verwittweten Königin Kaakaumana vorgeſtellt. Dieſe Fürſtin war dergeſtalt in einen chineſiſchen Schleier eingehüllt, daß wir Mühe hatten, ihre Züge zu entdecken. Anfangs hielten wir ſie für ein lebloſes Götzenbild, ſie zog uns jedoch aus dieſem Irrthum, indem ſie ſich ſelbſt mit den Worten vorſtellte: Meine Königin, meine Königin! Vielleicht wollte ſie damit ſagen, daß ſie die legitime Königin, und Kauike nur ihr Schwiegerſohn ſey. Damit endigte ſich unſere erſte Vorſtellung, und man kam überein, daß die Ueberreichung der Geſchenke erſt am folgenden Tage in dem Palaſte des Königs ſtatthaben ſollte.

Am 25. Juni ließen wir die Kiſten an's Land bringen, welche die Gaben des Königs von Preußen enthielten. Die Truppen präſentirten das Gewehr vor uns, und wir mußten durch zwei Reihen eingeborner Soldaten ziehen, welche gleich engliſchen Matroſen gekleidet waren. Wir fanden alle Staatsbeamten in einem großen Saale verſammelt, wo ſie unbeweglich, gleich Bildſäulen an den Wänden ſtanden. Alle auf Oahu wohnenden fremden Kaufleute wohnten der Ceremonie bei. Der König empfing uns ſitzend auf einer Bank; an ſeiner Seite befand ſich John Adams, der Gouverneur. Beide waren nach europäiſcher Art auf die poſſierlichſte Weiſe gekleidet.

Der Palaſt des Königs iſt nach Art der indianiſchen Hütten gebaut, nur iſt er viel größer; im Vergleich mit der Wohnung der Miſſionaire zu Honorura iſt er nur eine einfache Scheune. Der Palaſt iſt 140 Fuß lang; ein Raum von 120 Fuß bildet ein einziges Gemach, in deſſen Mitte ſich einige Pfeiler erheben, um das Dach zu tragen. Dieſe Pfeiler beſtehen aus Palmenſtämmen, welche mit langem Rohr bedeckt und mit hohem Farrenkraut verziert ſind. Die Rückſeite des Saales iſt durch große Vorhänge geſchloſſen, welche verſchiedene kleine Zimmer bergen, in denen eine Menge über einander gelegter ſehr feiner Matten ein weiches Lager bilden. Zwei Bildniſſe, das eine von der zu London geſtorbenen Königin, das andere von dem jetzigen König, ſind in dem großen Saale aufgehängt; auch ein Gemälde des verſammelten Congreſſes zu Washington befindet ſich daſelbſt. Sobald wir in den Saal eingetreten waren, erſchienen die Damen. Die Königin Wittwe trat mit gemeſſenem Schritte und wenig Würde auf; ihr folgten die Schwägerinnen des Königs, die Wittwen von Riho-Riho, die Prinzeſſinnen Kinau, Kekau-Ruohi und Kekau-Onohi; endlich die Wittwe des erſten Miniſters Raraimoku, der ſich den Namen William Pitt beygelegt hatte. Bei ihrem Eintritte boten uns die Damen die Hand zum Kuſſe; die alte Königin benahm ſich überhaupt mit vieler Schicklichkeit. Alle trugen große ſeidene Gewänder, die hoch hinauf gingen, und die man auf der Inſel Miſſions-Kleider nennt; ſie trugen ferner Schuhe und ſeidene Strümpfe und in ihren gelockten Haaren glänzten die prachtvollen Blumen Edwarſia oder Chryſophylla, die erſt kürzlich von Otaheiti eingeführt worden waren.

Sobald die Damen ſich niedergelaſſen hatten, befahl der König, man ſolle die Geſchenke herbei bringen, die Kapitain Wendt und ich dergeſtalt ausgepackt und gelegt hatten, daß ſie die größtmöglichſte Wirkung hervor brachten. Bei dem Anblicke ihrer großen Zahl zeigte die Verſammlung ein lebhaftes Erſtaunen; nur der König betrachtete ſie, ohne ſich zu erheben, mit ſolcher Kälte, daß wir ſogleich merkten, ſie ſey einſtudirt. Die kleinen in Eiſen gegoſſenen Statuen Friedrichs II., des Kaiſers Alexander, Napoleons und Blüchers, erregten große Bewunderung, und der König ließ ſich dieſelben bringen. Eine vollſtändige Militair-Uniform, wohl verſehen mit Stickereien und Federn, und vor Allem ein glänzender Säbel ſchien ihm am meiſten zu gefallen.

Wir legten den prachtvollen Sattel, den wir mitgebracht hatten, auf ein Pferd, wo er allgemeinen lauten Beifall fand; was jedoch dem Hofe noch mehr zu ſchmeicheln ſchien, waren die beiden wohlgetroffenen Bildniſſe des Königs von Preußen und Blüchers, um die wir gebeten wurden. Mit gleicher Neugier empfingen ſie die Sammlung der Uniformen des preußiſchen Heeres. Unter lauten Ausrufungen der Freude gingen dieſe von Hand zu Hand. Unter den für die Gemahlin des Königs beſtimmten Geſchenken befand ſich ein hübſcher mit Blumen geſchmückter Hut nach der neueſten Mode. Sobald dieſes Kleinod ausgepackt war, entriß es uns die junge Königin Kinau, welche, ungeachtet ihres Rieſenwuchſes, für hübſch gelten kann; mit Coketterie ſetzte ſie den Hut auf und empfing die Complimente ſämmtlicher Mitglieder der Verſammlung. Die Halsbänder in nachgemachten Steinen ſchienen auch ganz nach dem Geſchmacke der Prinzeſſin zu ſeyn, indem ſie uns auf der Stelle bat, ihre Reize damit zu ſchmücken. Hierdurch kamen wir nicht wenig in Verlegenheit, weil die Weite der Halsbänder in gar keinem Verhältniſſe zu den üppigen Formen der Prinzeſſin ſtand. Endlich gelang es uns dennoch, ſie zu befeſtigen. Der König wollte auch nicht zurückbleiben; er legte die preußiſche Uniform an, allein kaum war der Anzug beendet, als er ausrief: „Da kommen die Miſſionaire!“ und alsdann begann die arme Majeſtät ſich eiligſt auszukleiden. Als er bemerkte, daß ſeine Schweſter ſich einiger Garnituren gefärbter Steine bemächtigt hatte, ſagte er in rauhem Tone zu ihr: „Dieſe Kleinodien ſind nicht für Dich beſtimmt,“ worauf die unglückliche Prinzeſſin ſie nicht ohne Seufzen zurückgab. Das ſchöne damascirte Tafelzeug, die Seidenſtoffe, die Gewänder und Mode-Artikel behielt der König alle für ſich und wollte trotz der begehrlichen Blicke der Damen durchaus nichts davon abtreten. Die alte Königin ward beinahe ohnmächtig aus Neid. Zwei Mädchen aus ihrem Gefolge mußten ihr mit Fächern Luft zuwehen, was ſie jedoch nicht abhielt, ſich eine Metall-Harmonika anzueignen und auf derſelben ſogleich eine Probe ihres muſikaliſchen Talentes abzulegen. Sobald wir unſere ſämmtlichen Geſchenke übergeben hatten, beeilten wir uns um ſomehr, uns zu verabſchieden, da man nach einer vierſtündigen Dauer der Ceremonie während einer drückenden Hitze uns nicht die geringſten Erfriſchungen hatte reichen laſſen. Der König ließ uns ſagen, die Miſſionaire hätten ihm dieſe Artigkeit verboten.

Unſere Geſchenke ſchienen den größten Eindruck auf den König und ſein Gefolge zu machen, obgleich Alle eine große Gleichgültigkeit affectirten, in Folge der Rolle, welche die Miſſionaire ihnen einſtudirt hatten. Der König verſicherte uns, es ſey ſchimpflich für ihn, daß er dem Könige von Preußen nur einen Mantel von Federn geſendet, und dafür ſo viele koſtbare Gegenſtände empfangen habe. Die Urſache dieſes Austauſches verdient erwähnt zu werden. Bei dem erſten Aufenthalte der Prinzeſſin Louiſe zu Honoruru entbrannte König Kauike, nachdem er die Thaten der Preußen gegen Napoleon erfahren hatte, in lebhafter Begeiſterung für den Fürſten Blücher und legte ein heftiges Verlangen an den Tag, deſſen Bildniß zu erhalten. In dieſer Abſicht bot er dem Könige von Preußen einen Feder-Mantel von glänzenden Farben dar, welches Geſchenk durch die Ueberſendung all' der ſchönen Dinge erwidert wurde, welche wir Sr. Majeſtät von Sandwich überbrachten.

Die Gelehrten der Prinzeſſin Louiſe und insbeſondere der Doctor Meyen beſchränkten ſich auf dieſe offiziellen Audienzen; ſie durchſtreiften die Inſel, ſtudirten die merkwürdigſten Lagen und Erzeugniſſe derſelben, maßen die Höhe der Berge und ſtellten mehre meteorologiſchen Beobachtungen an. Während dieſer verſchiedenen Arbeiten hatten ſie Gelegenheit, einige von den tauſend Sonderbarkeiten der von den Miſſionairen auf den Sandwich-Inſeln eingeführten politiſchen Einrichtungen kennen zu lernen, von denen wir nur ein Beiſpiel anführen: Der Doctor und ſeine Gefährten waren eines Sonntag-Morgens zum Botaniſiren ausgegangen. Von einem plötzlichen Regen überfallen, ſahen ſie ſich genöthigt, eine Zuflucht gegen das Wetter zu ſuchen. Von Anſtrengung erſchöpft, verlangten ſie von den Inſulanern, die ſie aufgenommen hatten, ein warmes Frühſtück. „Der Gebrauch warmer Nahrungsmittel iſt uns am Sonntage unterſagt,“ antworteten treuherzig die Inſulaner. Der Doctor fand es höchſt lächerlich, den Menſchen der Wohlthaten der Natur zu berauben, ließ ſich Holz herbeiſchaffen, und bereitete ſich ſeinen Kaffee auf gewöhnliche Weiſe. Sobald die Indianer das Feuer kniſtern hörten, ſtießen ſie ein Freudengeſchrei aus, nährten das Feuer, ſo gut ſie konnten, und bekümmerten ſich nicht weiter um das Interdict der Miſſionaire, ja ſie tadelten ſogar laut das Verbot derſelben, das ſie zwang, am Sonntag kalt zu ſpeiſen. Uebrigens iſt auf allen Sandwich-Inſeln die Haltung des Sonntags ſtrenge angeordnet. Man zwingt die Bewohner, dem Gottesdienſte zweimal anzuwohnen. Bis zu Sonnenuntergang ſind alle Vergnügungen unterſagt, ebenſo auch jeder Spaziergang zu Fuß oder zu Pferde. Das Sonderbarſte iſt jedoch, daß dieſe Verordnungen auch auf Fremde ausgedehnt werden. Während das preußiſche Schiff hier vor Anker lag, verlangte der Kapitain Wendt eines Tages von der Regierung die Erlaubniß, ſich ſeinen Gefährten, welche botaniſirten, anſchließen zu dürfen, und wie geſchickt er es auch angriff, die Erlaubniß ward ihm beſtimmt verweigert.

Nach Maaßgabe, als die Civiliſation ſich auf den Sandwichs-Inſeln verbreitet hat, iſt die alte Gaſtfreundſchaft der Indianer immer mehr verſchwunden. Kein Zeichen der Zuvorkommenheit von Seiten der Bewohner iſt mehr ſichtbar. Der König ſelbſt machte weder dem Kapitain, noch dem Doctor Meyen, noch den Offizieren der Expedition irgend ein Geſchenk. Indeſſen hielt es der Kapitain Wendt für ſeine Pflicht, den König Kauike und ſeinen Hof an Bord ſeines Schiffes einzuladen. Das Auffallendſte war bei dieſer Gelegenheit, daß der König ſich von mehren Dienern, welche nach Landesart bereitete Speiſen trugen, begleiten ließ, nicht etwa, um die Gäſte daran Theil nehmen zu laſſen, ſondern zu ſeinem eigenen Gebrauche. Der König erſchien in der preußiſchen Uniform, jedoch ohne den Säbel, den Federbuſch und die Sporen, gegen welche profanen Gegenſtände die Miſſionaire nachdrücklich proteſtirt hatten. So oft eine neue Speiſe aufgetragen wurde, verfolgten ſie dieſelbe mit den Augen, baten ihre Nachbaren um ihre Zubereitung und aßen dann, bis nichts mehr übrig war. Von dem Weine und den gebrannten Waſſern genoſſen ſie nur mäßig, obwohl ſie beide gut zu führen verſtanden.

Die Beobachtungen der Gelehrten des preußiſchen Schiffes hinſichtlich der natürlichen Erzeugniſſe des Archipels der Sandwich-Inſeln ſind ſehr mannigfaltig, und enthalten mehre für die phyſiſche Geographie wichtige Reſultate. Es ſcheint, die Botaniker der Expedition brauchten ſich nur zu bücken, um neue Species aufzuleſen. Es iſt auffallend, daß die Natur bei der Vertheilung ihrer Geſchöpfe ſich ſo zu ſagen an gewiſſe Localitäten gebunden und ſich ſelbſt gewiſſe Gränzen vorgeſchrieben hat. So wimmeln z. B. Braſiliens Wälder von häßlichen Amphibien und von unzähligen Inſectenarten, während auf Oahu, ſo wie auf den andern Inſeln dieſes Archipels die Inſecten äußerſt ſelten ſind. „Vergebens unterſuchten wir beide Seiten der Blätter, vergebens ſchüttelten wir die Zweige der Bäume mit größter Heftigkeit, kein Inſect fiel herab, nur Schnecken fanden wir von ſchöner grüner Farbe in groſſer Menge, allein ſobald ſie ſtarben, verloren ſie dieſe Farbe, ein Beweis, daß ſie nur von der grünen Subſtanz der Blätter herrührt.“

Doctor Meyer verließ dieſe Gegenden erſt, nachdem er die ſchönen Beſitzungen eines Spaniers und ehemaligen Miniſters Tamaneah's I., Don Franciſco de Paulo Marini beſucht hatte, den man als den Wilhelm Penn dieſes Archipels betrachten kann. Ohne eine glänzende Erziehung erhalten zu haben, aber mit einem offenen Herzen begabt, führte dieſer nützliche Bürger auf den Sandwichs-Inſeln die vortheilhafteſten Pflanzen aller Welttheile ein. Er war der Erſte, der den Palmbaum von Guatimala, die Caffeeſtaude, Limonen, Orangen, Tamarinden, Ananas und die ſchöne Purpurtraube hieher verpflanzt hatte. Die Indigopflanze ward durch Herrn Ferrière nach Sandwich gebracht. Auffallend iſt es, daß die Miſſionaire ſich dem allzu häufigen Anbau des Indigos, des Zuckers und Kaffees widerſetzt haben. Doctor Meyer ſchreibt dieſes Benehmen der Unwiſſenheit, ihrer mangelhaften Erziehung und ihren geringen Kenntniſſen über die wahren Grundſätze der politiſchen Oeconomie zu. Sie hätten ein Beiſpiel nehmen können an dem Spanier Marini, der ſeinen eigenen Vortheil nicht vergaß, während er den Inſulanern weſentliche Dienſte leiſtete. Doctor Meyer ſchildert die ſchlechte Adminiſtration und den übeln Einfluß der Miſſionaire offen. Er ſchöpft ſogar aus der ſcandalöſen

Chronik der Sandwichs-Inſeln und erwähnt ſehr erſchwerende Gerüchte, welche auf ihre Rechnung im Umlauf ſind, wobei er ſeine Philippica mit folgenden Worten ſchließt: „Da dieſe Inſulaner mit den glücklichſten Anlagen begabt, und noch ſehr wenig civiliſirt ſind, ſo ſtehen ihre Gemüther allen Eindrücken offen. Ehemals ließen ſie ſich von ihren Prieſtern auf den Altären ihrer Götzen ſchlachten, heutzutage laſſen ſie ſich bis auf den Tod geißeln, um die unbedeutendſte Lüge zu büßen. Möchten doch alle Lügen, welche die Miſſionaire ihnen aufgehängt haben, eines Tages mit minderer Strenge beſtraft, und alle Fehler, die ſie ohne üble Abſicht begingen, ihnen gänzlich vergeben werden.“

Es ſcheint, daß die Miſſionaire zur Zeit der Anweſenheit der Prinzeſſin Louiſe, obwohl ihre Wohnungen denen der Einwohner, ja ſelbſt denen der K. Familie überlegen waren, ſich ein neues Haus aus Stein erbauten, ein Luxus, den man auf der Inſel nicht kannte. Ihre Häuſer haben gefirnißte Parketböden und ſchöne Möbeln; ſie ſind mit hübſchen Gemälden verziert und haben ſogar elegante Flügel für die Damen.

„Wer verſchaffte den Miſſionairen,“ ſo fragt Doctor Meyer, „die äußerſt arm auf der Inſel anlangten, die nöthigen Mittel, um ſich alle dieſe Annehmlichkeiten eines bequemen Lebens anzuſchaffen? — Ich will ſchweigen von den Summen, welche, wie die Sage geht, von jenen Herrn geſammelt und nach den vereinten Staaten geſchickt worden ſeyn ſollen; nur das läßt ſich folgern, daß jene Summen von dem Volke erpreßt wurden, zu deſſen Unterrichtung und Bekehrung die Miſſionaire abgeſchickt wurden.“

Es ſcheint indeſſen, daß das theocratiſche Joch, welches auf den Sandwich-Inſeln laſtete, durch den im Juni 1832 erfolgten Tod der verwittweten Königin Kaahumana einen ſtarken Stoß erlitten habe. Sobald ſie die Augen geſchloſſen hatte, verſchwand die puritaniſche Strenge, der König ward unter dem Namen Tamameah III. gekrönt, und in dieſer Eigenſchaft von der engliſchen Regierung anerkannt. Dieſer Fürſt beeilte ſich, den größern Theil der koſtſpieligen Geſetze der alten devoten Königin aufzuheben; er gab den Inſulanern ihre alte Spiele und Lieblings-Beluſtigungen wieder zurück; er rieth allen ſeinen Unterthanen, die Kirche zu beſuchen, gab ihnen das Beiſpiel, aber er zwang Niemand dazu: endlich wurde von der Regierung dem Volke erlaubt, am Sonntag, wie an andern Tagen, Warmes zu eſſen. Tamameah III. hat ſich als ein philoſophiſcher König benommen.

Das preußiſche Schiff verließ die Sandwich-Inſeln am 22. Juli 1832, um die Philippinen und Canton zu beſuchen. Vielleicht werden wir in der Folge auf die Reiſe-Skizzen des Doctors Meyer über die Civiliſation und die Natur des weiten chineſiſchen Reiches zurückkommen.

Miſſionairreiſe nach der Nordoſtküſte von China.

Die Londoner Miſſionair-Geſellſchaft beſchloß den Verſuch zu machen, das Chriſtenthum und die heilige Schrift auf der Küſte von China zu verbreiten, und verwandte zu dieſem Zwecke Herrn Medhurſt, der die letzten achtzehn Jahre ſeines Lebens der chineſiſchen Miſſion in Batavia und an andern Orten im indiſchen Archipelagus gewidmet und ſich Kenntniſſe von verſchiedenen Dialekten der chineſiſchen Sprache erworben hatte. Dieſer ehrenwerthe Mann langte demnach am letzten Juni in Canton an, konnte aber kein Schiff für ſeine Zwecke bekommen, bis er endlich im Auguſt die amerikaniſche Brigg Huron auf drei Monate miethete. Es war dieß ein Schiff von 211 Tonnen, mit einer Equipage von zwölf Mann, bewaffnet mit zwei Kanonen. Einige Säcke Reis wurden an Bord genommen, um ſie zu verkaufen oder nicht zu verkaufen; die Ladung beſtand aber aus 20,000 Bänden Büchern über theologiſche Gegenſtände; einige Abſchriften der Bibel mit einbegriffen. Herr Medhurſt nahm einen Amerikaner (einen Miſſionair, wie wir glauben) Namens Stevens mit ſich, der dem Chineſe-Repoſitory eine Abſchrift ſeines Reiſetagebuches geliefert hat, wovon Folgendes den Hauptinhalt bildet.

Das Fahrzeug ſegelte am 16. Auguſt von Cum-ſing-moon ab, umſchiffte vierzehn Tage, nachdem es aus der Lima-Straße gekommen war, die öſtliche Spitze des Shan-tung-Vorgebirges, welche 37° 25′ nördl. Br. 122° 45′ öſtl. Länge liegt, und ging in dem trefflichen Hafen von Wei-hai-wei 37° 30′ nördl. Br. 122° 12′ öſtl. L. vor Anker, an welchem Orte das Werk beginnen ſollte. Man erblickte weder ein Segel, noch irgend eine Bewegung, nur einige geladene Böte ſah man von der Inſel Lew-kung-tarn (welche den Hafen im Norden und Nordoſten beſchirmt) gegen die Stadt Wei-hae abſenden. Um allen Verdacht abzuwenden, der durch die Erſcheinung eines auswärtigen Schiffes erregt worden ſeyn möchte, landeten die Miſſionaire in einem Dorfe auf der Inſel. Die meiſten Leute flohen vom Ufer; nur einige von den älteſten und kühnſten blieben, und luden Herrn Medhurſt, als ſie ſich von ihm in ihrer Sprache anreden hörten, mit ſeinem Gefährten in ein Haus ein, weil eben ein ſtarker Regen fiel. Als man ihnen den Grund des Beſuches genannt hatte, nahmen ſie vorſichtig eine oder zwei Abſchriften der Bücher an, wobei ſie vorgaben, wenige von den armen Leuten könnten leſen. Das Haus war wie die andern von Granit gebaut und mit Schilf gedeckt; es hatte weder Eſtrich noch Sitze, ein Bett ausgenommen, neben welchem ſich die

Feuerſtelle befand. Bald war es mit Menſchen gefüllt, die ſich in keiner Beziehung unhöflich benahmen.

Am Nachmittage des nächſten Tages (den 12. September) kam ein Boot zur Brigg mit drei Schiffsoffizieren und ihrem Gefolge, um Herrn Medhurſt um ſeinen Namen, ſein Land und die Abſicht ſeiner Reiſe zu befragen. Er theilte ihnen mit, er ſey gekommen Bücher zu vertheilen, welche die Religion Jeſu lehrten, mündliche Belehrung über das Chriſtenthum zu geben und den Kranken Heilmittel zu bieten. Sie fragten nach den Büchern, nahmen eine bedeutende Anzahl davon mit, und ſagten, der oberſte Beamte von Weih-hae ſey nur durch das ſchlechte Wetter abgehalten worden, ſeine Aufwartung zu machen.

Als die Witterung am folgenden Tage freundlich wurde, ſo ſchickte ſich die Geſellſchaft zu einem zweiten Beſuche an der Küſte an. Man verſah ſich mit einer Anzahl von Büchern und dem Arzneikaſten, und wandte ſich weſtlich nach einem entfernten Dorfe, das man für Wei-hae hielt. Man gab Bücher an Bord der Junken *), an denen man vorüberkam, und landete inmitten einer Volksmenge, unter welche man alsbald Bücher zu vertheilen begann. Ein Offizier, der die Geſellſchaft begrüßt hatte, ſo lange ſie ſich im Boote befand, ſuchte nun ihr Fortſchreiten zu verhindern, zuerſt durch Bitten, dann dadurch, daß er Herrn Medhurſt an den Armen ergriff. Man drang indeſſen vor, bis man zu dem Dorfe gelangte, wo der Oberoffizier (welcher einſtweilen zum Beſuche nach der Brigg abgegangen war), nachdem er von ſeinem Junk an das Land geſtiegen, die Angekommenen empfing. Er trug einen blauen Knopf und war ein Tſang-tſeang oder Unter-Oberſter. Einer ſeiner Lieutenants, der Hauptſprecher, fragte mit aufgebrachter Miene und zorniger Haltung, woher man komme und was man für ein Geſchäft habe. Herr Medhurſt antwortete, er ſey ein Engländer und in der Abſicht gekommen, durch Vertheilung von Büchern und Arzneien Gutes zu wirken. Der Offizier verlangte nun, ſie ſollen an Bord eines Junks gehen, wo man mit ihnen über den Gegenſtand verhandeln wolle, Herr Medhurſt beſtand vorerſt aber auf einem Spaziergange durch die Stadt. Die Offiziere ſtellten ſich hierauf vor die Geſellſchaft und behaupteten, die Geſetze des himmliſchen Reiches verböten Fremden, daſſelbe zu betreten. Herr Medhurſt bemerkte dagegen, dieſe Geſetze können ſich nur auf Feinde beziehen, und nicht auf ihn und ſeine Gefährten, die in guter Abſicht gekommen ſeyen; er ſchlage ihnen deshalb vor, die Sache bei einer Kanne Thee näher zu erörtern. Der Oberoffizier aber trug, gegen den Rath des Lieutenants, darauf an, man möge ſich in den zunächſtliegenden Tempel begeben, wohin ſich ſofort die ganze Verſammlung verfügte. Als man aber den Tempel erreicht hatte und Herr Medhurſt und ſeine Gefährten keinen

---

*) Kleine chineſiſche Schiffe.

Menſchen trafen, der ihnen ein Hinderniß entgegenſetzte, ſo beſchloſſen ſie jetzt hier nicht ſtille zu ſtehen, ſondern wanderten über Berg und Thal vorwärts, bis ſie am Ende eine Anhöhe erreichten, welche eine weite Ausſicht über das Land und den Meerbuſen von Chih-le bot. Dann kehrten ſie zum Tempel zurück, wo die Offiziere ihrer harrten. Es war ein reinlicher, der Himmelskönigin geweihter Bau. Die Offiziere empfingen die Geſellſchaft ſtehend und boten Herrn Medhurſt den oberſten Platz an. Man brachte Thee herbei, der Zweck des Beſuches wurde abermals erörtert und hiezu eine kurze Auseinanderſetzung der Hauptlehren der heiligen Schrift gegeben. Die Offiziere gingen mit aller Artigkeit zu Werke; ſie ſagten, ſie ſeyen von der freundlichen Geſinnung der Beſuchenden verſichert; aber ihren Befehlen zufolge könnten ſie keinen Umgang mit dem Volke geſtatten; aus keinem anderen Grunde widerſetzten ſie ſich der Vertheilung der Bücher, die ſie geleſen, denn wenn ſie ſich in manchen Beziehungen von ihren eigenen claſſiſchen Werken unterſcheiden möchten, ſo enthielten ſie doch vieles Gute. Sie boten Unterſtützung an Mundvorrath an, was man aber ablehnte. Herr Medhurſt erklärte, er ſey nicht zum Handel gekommen, welchen man, wie er wohl wiſſe, auf Canton beſchränkt habe, und wenn die Regierung wirklich ſo thöricht ſeyn könnte, gute Menſchen von einer Unterredung mit ihren Mitgeſchöpfen abhalten zu wollen, ſo hielten wir es gegen alle ſolche Verbote für Pflicht, eher Gott als den Menſchen Folge zu leiſten. Auf dieſe Erklärung erhielt man einige höfliche Redensarten zur Antwort, wonach ſich die Verhandlung ſchloß.

Die Volksmenge hatte nun beträchtlich zugenommen; ſobald man wieder zum Geſtade gelangt war, beſchloß man einige Bücher unter das Volk zu vertheilen. Man brachte einen Korb voll aus dem Boot, ein Offizier aber befahl ihn wieder zurückzunehmen; man hatte denſelben indeſſen nicht ſobald geöffnet, als ſich das Volk darüber herſtürzte und gegen die Polizeiverordnung ſich der Bücher bemächtigte.

Am Nachmittag deſſelben Tages landete man mit einem neuen Büchervorrath an der Inſel Lew-kung-taou, wo man auf kein weiteres Hinderniß ſtieß. Man ruderte wieder über den Meerbuſen, legte abermals am Feſtlande an, begab ſich nach einem Dorfe, wanderte von Haus zu Haus, vertheilte Bücher und ließ ſich in vertrauliche Geſpräche mit den Bewohnern ein. Schüchtern entfernten ſich die Weiber; zuweilen aber mußten ſie ſich auch auf Befehl der Männer in das Innere der Wohnungen oder auf die Felder begeben.

Baumgruppen bezeichneten die Dörfer in Schan-tung. Viele Berge waren angebaut, und beinahe alle mit grünem Raſen bedeckt. Die Dörfer liegen in den fruchtbaren Thälern zwiſchen den Hügeln dieſes ſehr bergigen Landes. Die Häuſer ſtehen nie allein, ſondern ſie ſind in Klumpen von 25 bis 100 zuſammengebaut.

Durch die günſtige Stimmung des Volkes ermuthigt, beſchloſſen die Miſſionaire die Südſeite des Hafens zu beſuchen, wo ſie zahlreiche Dörfer unterſcheiden konnten. Begleitet von einem einzigen Matroſen, welcher die Bücher tragen mußte, landeten ſie an einer kleinen Anhöhe, auf welcher ein Wachthurm ſtand, und begaben ſich geraden Wegs nach dem nächſtgelegenen Dorfe. An einer öffentlichen Dreſchtenne begegneten ſie einer bedeutenden Anzahl von Menſchen, den Schulmeiſter an der Spitze, denen ſie ihre Sendung verkündeten und Bücher übergaben, welche auch gerne angenommen wurden. Wie ſie über die Hügel nach andern Dörfern wanderten, wurden ſie von den emſig mit dem Ackerbau beſchäftigten Landleuten freundlich begrüßt und auf die rechten Wege geführt. Bald war der Vorrath erſchöpft, und man mußte nach dem Boote ſenden, um noch eine Anzahl kommen zu laſſen. In dieſen zwei Tagen vertheilte man 1000 Bände von je hundert Seiten. An einigen Orten nahm man ſie mit argwöhniſchen Blicken an; an andern zeigten die Leute eine ſolche Begierde danach, daß ſie die regelmäßige Vertheilung nicht abwarten wollten. „Zuweilen,“ ſagt das Tagebuch, „fanden wir ſie ganz heißhungrig nach Büchern, zuweilen fürchteten ſie ſich, überhaupt nur eines anzunehmen. In einem von den Dörfern entſprang die Gier des Volkes nach Büchern nicht aus der Werthſchätzung derſelben, inſoferne ſich die Wahl einzig nach den Farben der Decken beſtimmte.“

Während der Abweſenheit der Miſſionaire beſuchten die Brigg zwei Junken mit vielen Soldaten, da ſie aber aus einer Charte, die Herr Medhurſt am Bord gelaſſen hatte, erſahen, daß er ſich nach der Küſte begeben hatte, ſo begnügten ſich die Offiziere, die ſich überhaupt ſehr freundlich benahmen, Alles auf dem Schiffe zu unterſuchen und einige Bücher mitzunehmen.

Am 18ten lichteten ſie die Anker und gelangten nach zwei Tagen in den weiten Meerbuſen von Ke-ſhan-ſo, ungefähr ſiebenundvierzig Meilen weſtlich von Wei-hae. Dieſer Meerbuſen wird im Nordweſten von dem hohen, kühn emporragenden Vorgebirge Zeu-oo-taou im Nordoſten von der Kung-kung-taou-Inſelgruppe gebildet, und dehnt ſich auch einige Meilen ſüdlich in das Feſtland aus, er leitet ſeinen Namen von dem an der Weſtſeite gelegenen Dorfe gleichen Namens her, welches durch ſeinen Standpunkt an einem offenen Hafen, den viele Junken auf ihrem Wege nach dem Norden berühren müſſen, ein gewerbreicher Ort geworden iſt. Die von Roß bearbeitete Hafenkarte iſt gut ausgeführt, nur daß die öſtliche Sandbank, wie er ſie gezeichnet hat, ſich nicht genug von der Inſel ausdehnt. Auf der ganzen Küſte des weit ausgebreiteten Meerbuſens erblickte man Dörfer mit weiß gemauerten Häuſern unter Baumgruppen, während das Ende der Stadt Ke-ſhan ſich im Hintergrunde einer andern mehr weſtlich gelegenen Bai zeigte.

Als ſie hier, wie an andern Orten durch die Städte wandern wollten, widerſetzte ſich das Volk, das zwar die Bücher mit Vergnügen annahm, den

Miſſionairen oder den Eintritt in die Dörfer verwehrte. Einer ſagte, Fremden ſey der Eintritt in das Land durch die Geſetze verboten; ein anderer Mann, ein älterer aus einem der Dörfer, prägte ſeinen Dorfgenoſſen den Glauben ein, die Fremden ſeyen gekommen, von dem Lande Beſitz zu ergreifen, weshalb nur Wenige ein Buch anzunehmen wagten. Hierauf beſchloß die Geſellſchaft ſich ſchleunig nach Ke-ſchan-ſo zu begeben. Sie landeten inmitten eines Volkshaufens, der, als er die Abſicht ihres Beſuches vernahm und die Bücher erblickte, den Matroſen, welcher ſie trug, mit verletzender Rohheit niederwarf und ſich der Bände mit Gewalt bemächtigte. Die Behörden eilten zur Vermittelung herbei und verordneten, ergrimmt über den Aufſtand, die Baſtonade für die Schuldigen; zwei oder drei arme Schelme wurden ergriffen und zur Beſtrafung herbeigezogen, da trat Herr Medhurſt hinzu und bat im artigſten Tone, man möchte ihnen vergeben; der Offizier dagegen wünſchte ganz kalt, Herr Medhurſt möge ſich um ſeine Geſchäfte bekümmern; dieſer aber meinte, es ſey ſein Geſchäft, ſich in das Mittel zu ſchlagen, denn er habe die unſchuldige Veranlaſſung zu dieſem Aufſtande gegeben und müſſe die Beſtrafung dieſer Leute als eine abſichtliche Beleidigung ſeiner Perſon betrachten. Die Offiziere verſprachen endlich die Leute zu entlaſſen, wenn er abreiſen würde; als Herr Medhurſt aber einen kräftigen Ton anſtimmte und ihnen erklärte, er werde ſich nicht eher von der Stelle bewegen, als bis er die Leute freigelaſſen ſehe, ſo wurden die Officiere artiger und willfahrten im Augenblicke. Dieſe Nachgiebigkeit, die man in der Regel der Furcht zuſchreibt, iſt doch mehr als eine Folge der Höflichkeit anzuſehen.

Am andern Tage landeten ſie an der Weſtſeite der Bai und wanderten durch alle Dörfer dieſer Landſchaft; wenn ſie ſich auch nicht gerade einer unfreundlichen Behandlung ausgeſetzt ſahen, ſo konnte es ihnen doch nicht entgehen, daß man ſie überall mit Argwohn betrachte. Beim Eintritte in ein Dorf wurden ſie von zwei Aeltern mit den Worten angeſprochen: „Wir haben Euere Bücher geſehen; wir hegen kein Verlangen darnach und können ſie auch nicht billigen, wir haben genug an den Lehren unſeres Weiſen, die hoch über den fremden Lehren ſtehen, die Ihr uns bringen könnt; wir brauchen Euere Bücher nicht; da iſt der Weg — geht.“

Bei ihrer Rückkehr bemerkten ſie zum erſten Male einen Kriegsjunk, der von Weſten um das Vorgebirge Zeu-ho-taou ſegelte.

Während die Miſſionaire ſich am folgenden Tage an der Küſte befanden, um die Dörfer zu beſuchen, welche um die Bai herlagen, erſchienen mehre Offiziere mit beträchtlichem Gefolge auf der Brigg, benahmen ſich ſehr artig und ließen eine Karte zurück, auf der ſie bemerkten, „ſie haben dem Schiffsaufſeher ihre Aufwartung machen und ihn einladen wollen, den General des Diſtrikts in Ke-ſchan-ſo am nächſten Tage zu beſuchen, um die Angelegenheiten auf angemeſſene Weiſe zu ordnen." Am 21. September leiſteten die Miſſionaire dieſer Einladung Folge.

An dem Gedränge und Getöſe mußte man beim Landen gewahr werden, daß es kein gewöhnlicher Tag war. Unter dem Vorwande, einige Offiziere ſeyen noch nicht angekommen, verſuchte man es; die Reiſenden im Regen zurückzuhalten; als ſich Herr Medhurſt aber über dieſe Unart gegen Gäſte beſchwerte, führte man ſie in das Zollhaus und ſetzte ihnen bequeme Staatsſtühle. Da Herr Medhurſt während der Zeit, daß man ſie auf den großen General hier warten ließ, einige Menſchen vom Fuh-keen Volke unter dem ungeheuren Haufen neugieriger Zuſchauer entdeckte, redete er ſie in ihrer eigenen Sprache an, was ihnen eben ſo ſehr gefiel, als es den Offizieren mißfiel, weil ſie Nichts davon verſtanden. Einige Stunden vergingen, ehe die Audienz gehörig angeordnet war; die Erörterungen über die Ceremonien dauerten nicht lange; als man den Miſſionairen ſagte, es ſey gebräuchlich, beim Erſcheinen vor ſolch' erhabenen Perſonen „den Kopf aufzuſtoßen", ſchnitt Herr Medhurſt den Handel durch die Erklärung kurz ab, daß ſie ſich ein ſolches Niederwerfen für ein höheres Weſen allein vorbehalten hätten, und daß ſie ihre Ehrfurcht auf nationale Weiſe ſo kund geben würden, wie es ſich in Gegenwart von Perſonen hohen Rangs gezieme. Herolde und Reiter eröffneten den Zug, der ſie zum Audienzſaale geleitete, und zwei hübſche Offiziere führten ſie in die Halle ein. Wir laſſen jetzt das Tagebuch ſprechen:

„Niemand trat mit uns ein, aber auf dem gepflaſterten Wege zum Tempel waren auf jeder Seite fünf und zwanzig unbewaffnete Soldaten im Halbkreiſe aufgeſtellt — ohne Vergleich die ſchönſten Soldaten, die ich je in China geſehen habe — von einem wahren Grenadiermaaße und zur Verwunderung ſchmuck in ihren Uniformen. Vor den Gottheiten ſaßen zwei Offiziere, die, wie wir uns näherten, die regungsloſeſte Starrheit der Glieder, Muskeln und Augen beobachteten, und weder rechts noch links ſchauten. Sobald wir die Schwelle ihnen gegenüber betraten, nahmen wir unſere Hüte ab und begrüßten ſie mit achtungsvoller Verbeugung. Sie erwiederten den Gruß, indem ſie die vereinigten Hände langſam bis zur Höhe des Kinns erhoben und den Kopf leicht neigten. Einer von den Dienern, von denen ſechs oder acht auf jeder Seite aufgeſtellt waren, bot uns Sitze an. Der im Grade niederer ſtehende Offizier nahm den Sitz rechts ein; er war der Che-foo von Tang-chow-foo, und trug einen blauen Kryſtallknopf. Seine Dienerſchaft war gut gekleidet. Der Offizier, welcher linker Hand ſaß, wurde Chow und ein Thung-chin oder Militär-General genannt; er trug einen rothen Knopf vom höchſten Range, und war mit einer Pfauenfeder und einer Perlenſchnur geſchmückt. Seine Diener ſprachen nur mit gebeugtem Knie zu ihm. Der Che-foo war der Hauptſprecher, er ſtellte ſeine Fragen wie ein geſetzkundiger Unterſuchungsrichter. Seine Anfragen waren gerade an Herrn Medhurſt gerichtet und befragen vor Allem deſſen Vaterland und die Abſicht ſeiner Reiſe an dieſen Ort. Dabei blieb der Che-foo nicht ſtehen; in einem ſchwer verſtändlichen Shangtung-Dialekte, der durch ſein raſches Sprechen und ſeine Kehllaute durchaus nicht an Deutlichkeit gewann, dehnte er ſeine Forſchungen auf alle möglichen Gegenſtände aus. Folgende Bemerkungen über dieſe Zuſammenkunft ſind den Worten des Herrn Medhurſt entnommen: „Seine Frage, wer dieſer Jeſus wäre, und was man unter dem Worte Chriſt verſtände, das er in unſern Büchern finde, gab mir Gelegenheit, ihm das Evangelium unſeres Heilandes zu erklären. Darauf entgegnete der General mit ſeiner rauhen Stimme: „Wie! Ihr kommt alſo nach China, um das Volk zum Guten zu ermahnen? Glaubt man vielleicht, in China gebe es keine guten Menſchen?“ „Allerdings“ erwiederte ich, „gibt es bis auf einen gewiſſen Grad gute Menſchen, ſie ſind aber nicht alle ſo, Allen aber iſt Jeſu Seligmachung fremd geblieben.“ „Wir haben Confucius“, ſprach der Che-foo, „und ſeine Lehren, die uns ſo lange Zeit genügten; wir bedürfen keiner anderen Weiſen.“ „Confucius“, erwiederte ich, „lehrte allerdings Sittlichkeit und die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens, aber er offenbarte Nichts über Göttliches und Ewiges und that Nichts für die Seligmachung des Menſchengeſchlechtes; darum war ein anderer Lehrer und ein Heiland, wie man ihn der Welt geboten hat, durchaus nicht überflüſſig.“ „Euerer Meinung nach kann das gut ſeyn, unſerer nach iſt es vom Uebel; dieſe Lehren zielen bloß auf das Verderbniß des Volkes ab, darum kann ihre Verbreitung durchaus nicht geſtattet werden. Wir brauchen und wollen Euere Bücher nicht, und ihr ſolltet nicht wider das Geſetz von Ort zu Ort gehen, um ſie auszutheilen.“ „Welches Geſetz, wenn ich bitten darf?“ entgegnete ich. „Ich habe die Geſetze der gegenwärtigen Regierung geleſen, erinnere mich aber keiner Stelle gegen Austheilung von guten Büchern?“ „Das Geſetz gegen Verbreitung verderblicher Lehren.“ Nun ſprachen ſie ſo ſchnell und eifrig durch einander, daß ich ihnen das Wort überlaſſen mußte. Der Che-foo fragte endlich wieder, ob das Schiff mir gehöre, was das Privilegium gekoſtet habe, ob das Geld mein eigenes ſey, oder ob es die Regierung geſpendet habe?“ Ich bedeutete ihm, das Geld ſey von einer Geſellſchaft chriſtlicher Privaten in meiner Heimath zuſammengeſchoſſen worden; dieſe Geſellſchaft ſende aber das Evangelium nicht allein nach China, ſondern wie es das Gebot des Erlöſers heiſche, auch nach manchen andern Theilen der Welt. Dann fragten ſie, wo die Bücher gemacht worden ſeyen, und wo ich das Chineſiſche gelernt habe. Ich antwortete, viele ſeyen unter meiner Aufſicht in Batavia gemacht worden, wo ich die Sprache unter den chineſiſchen Auswanderern erlernt habe. Sie erkundigten ſich ſodann nach der Anzahl dieſer Auswanderer, nach den Provinzen, aus denen ſie gekommen und ob ſie alle in fremden Ländern römiſch-katholiſch würden. Hierauf entgegnete ich, ſie behalten in der Regel ihre Religion bei; Römiſch-katholiſche kenne ich nur wenige. Nun unterbrach der alte General das Geſpräch mit dem Ultimatum: er rathe mir, ſobald als möglich in mein Vaterland zurückzukehren, und denen, die mich geſandt haben, zu ſagen, alle Mühe ſey vergebens und das Geld nur hinausgeworfen, würde man ferner verſuchen, Bücher in China einzuführen, denn außer ein paar Landſtrichen auf der Küſte wolle und könne ſie Niemand annehmen; es ſeyen zwar Befehle da, Fremde artig und freigebig zu behandeln, keineswegs aber ihnen den Aufenthalt und die Verbreitung ihrer Meinungen zu geſtatten. Sie hätten deßhalb für ein beträchtliches Geſchenk geſorgt, mit dem wir hoffentlich zufrieden abreiſen könnten; wir ſollten aber keinen andern Theil der Küſte berühren, wir möchten ſonſt keine ſo gute Behandlung zu erfahren haben, und die daraus entſpringenden nachtheiligen Folgen hätten wir uns ſelbſt zuzuſchreiben; daß ſie uns freundlich behandelt, ſollten wir durch Vermeidung jedes Ortes in Schan-tung lohnen. Ich dankte ihnen für ihre Gaſtfreundlichkeit, da ich aber bemerkte, daß ſie eine Wohlthätermiene annehmen wollten, ſagte ich ihnen, es könne durchaus nicht von Annahme eines Geſchenkes ohne Gegengeſchenk die Rede ſeyn. Das würde nie zugegeben werden, meinten ſie.

Unter Anderem erkundigten ſie ſich, aus welchem Lande Herr Stevens ſey, und als ich ihnen Neu-England nannte, ſo richtete der Che-foo eine weitere Reihe von Fragen an mich: „Wie“, ſprach er, „gibt es ſo gut ein Neu- als ein Alt-England.“ „Ja, wie es auch eine alte und eine neue Welt gibt.“ Ich erzählte nun die Entdeckung Amerika's durch Columbus und die Coloniſirung eines Theils davon durch Engländer. „Unter welcher Regierung ſteht dieſes neue Land und wer iſt der König?“ Da erſtaunten ſie nun nicht wenig, als ich ihnen erklärte, das Land habe keinen König, ſondern zwei große wählbare Verſammlungen, und einen ebenfalls vom Volke erwählten Präſidenten, des Volkes Wünſche werden bei allen Dingen, welche die Regierung betreffen, zu Rathe gezogen; der Präſident müſſe nach vier Jahren wieder gewählt oder ein neuer an ſeine Stelle berufen werden, worauf der Abtretende in den Privatſtand zurückkehre. Sie fragten nun, was aus dem Präſidenten werde, und ob er nicht, wenn er von ſeinem Amte abgetreten ſey, ſeine Macht benütze, um Aufſtand zu erregen und eine Partei zu ſeinen Gunſten zu bilden. Ueber alle dieſe Neuigkeiten zeigten ſie ſich fortwährend im höchſten Maaße erſtaunt. Es war ihnen unfaßlich, wie ein Alt-Engländer mit Herrn Stevens, einem Neu-Engländer, ſich ſo gut vertragen konnte; aus dieſer Veranlaſſung erörterte ich die Aehnlichkeitspunkte zwiſchen beiden Nationen und die Uebereinſtimmung unſerer Anſichten und Gefühle. Außer dieſen und ähnlichen Gegenſtänden berührte der Che-foo auch die Aufnahme oder vielmehr Verweiſung der Geſandtſchaft des Lord Amherſt, wobei er uns darthun zu wollen ſchien, welch' geringen Werth der Kaiſer auf fremde Einmiſchung lege. Er ſpielte auch auf die Herren Lindſay, Gutzlaff und Gordon an, und ſchien, ſo weil man aus chineſiſchen Erzählungen ſich belehren konnte, gut mit dieſen Expeditionen bekannt. Es war bereits dunkel geworden, als wir uns unter denſelben Ceremonien, unter denen wir eingetreten, wieder entfernten. Beim Abſchiede machte ſich zwar keine Unfreundlichkeit, eben ſo wenig aber auch eine Herzlichkeit bemerkbar.

Die Geſellſchaft berathſchlagte nun, ob es vernünftiger wäre, weiter nach Weſten zu reiſen, oder um das Vorgebirge von Schan-tung zurückzukehren. Verſchiedene Rückſichten, namentlich die, daß man ſich der Gefahr eines Nordoſtwindes ausſetzen könnte, ſprachen für das Letztere; und da man überdieß vermuthen mußte, daß der Entwickelung einer ferneren Thätigkeit in der Nachbarſchaft unüberſteigbare Hinderniſſe entgegen geſetzt werden würden, ſo ging man von dem erſten Plane, ſich nach Tangchow-foo zu begeben, ab, und kehrte nach Wei-hae zurück. Am 23ſten umſchiffte ſie das Vorgebirge und ſegelte nun in geringer Entfernung vom Geſtade auf der öſtlichen Seite des Landes an der Küſte hin. Es zeigten ſich bei dieſer Fahrt mehre geräumige Baien, an deren Ufern zahlreiche Dorfſchaften zerſtreut lagen. Die Geſellſchaft landete in Tſing-hae-war, einem ummauerten Orte von einiger Bedeutung. Stadt und Vertheidigungswerke zerfallen indeſſen in Trümmer, wie dieß überhaupt die Küſte von Schan-tung entlang der Fall iſt. Ueberall ſieht man auf den Bergen halb zertrümmerte Warten, der Mauern beraubte Forts, lange Reihen verwitterter Feſtungswerke, welche viele Morgen Land in ſich ſchließen; manche von dieſen werden zum Feldbau benützt, manche umfaſſen ein kleines Dörfchen, den elenden Ueberreſt einer Feſte, von der man ſonſt vielleicht den Feinden des Landes Widerſtand leiſtete? Hier theilten die Miſſionaire wieder Bücher aus und wollten eine Wanderung in das Innere unternehmen, aber ſie wurden auf beleidigende Weiſe von einem Offiziere zu Pferde zurückgewieſen, der das Volk vor jeder Gemeinſchaft mit ihnen warnte. Sie mußten ſich auf ihr Boot flüchten, und eine tiefere, mehr landeinwärts gelegene Bai zu gewinnen ſuchen, wo ſie der Verfolgung entgingen und einen ganzen Tag ungeſtört unter den Dorfbewohnern zubringen konnten. Die Leute benahmen ſich, wenn auch freundlich, doch ſtets ſehr vorſichtig und zurückhaltend und nahmen nur wenige Bücher an. Viele hatten nie Fremde geſehen, kannten England nicht einmal dem Namen nach und wußten daher auch nicht, was ſie aus den Büchergeſchenken aus den Händen ſolch' fremdartig ausſehender Männer machen ſollten. Das Volk ſchien, wie an andern Orten ſo auch hier, in voller Thätigkeit. Die Einen pflügten, die Andern ärnteten, wieder Andere trugen Dünger hinaus, während ein Theil mit dem Einheimſen beſchäftigt war; auf den Dreſchtennen wurde abgezählt, Reis, Hirſe geſchwungen, geſiebt, verpackt, und Mais oder indianiſch Korn getrocknet. Zuweilen wandten ſich die Leute kaum von ihrem Geſchäfte ab, um die Fremden anzuſchauen. In ihrer Pflugbeſpannung entwickelten ſie alle möglichen Combinationen.

Bald waren eine Kuh und ein Eſel, bald eine Kuh, ein Ochſe und ein Eſel, oder eine Kuh und zwei Eſel oder vier Eſel zuſammengejocht. Die Weiber hatten zwar alle ſchmale kleine Füße, ſie ſahen aber durch ganz Shan-tung blaß und kränklich aus, was mit dem geſunden kräftigen Bau der Männer in ſtarkem Widerſpruche ſtand. Sie arbeiteten nicht viel weniger als die Männer, benahmen ſich minder ſchüchtern, dennoch aber fühlte man ſich durch ihre Häßlichkeit und ſchlechte Kleidung zurückgeſtoßen. Zuweilen bemerkte man wohl junge Frauen, welche in buntſeidene Kleider gehüllt auf Eſeln ritten, die mit einem den ganzen Rücken des Thieres einnehmenden Sacke bedeckt waren. Stets führte ein Mann den Eſel bei der Hand.

Die folgenden zwei Tage brachten die Reiſenden auf dem Schiffe zu. Am 10ten begaben ſie ſich wieder in das Land und wanderten in den Dörfern umher. Die Furcht vor irgend einer Gemeinſchaft mit den Miſſionairen ſchien immer mehr zuzunehmen. Zwei verkleidete Polizeibeamte folgten ihnen nach und beunruhigten die Leute durch Worte und Zeichen dergeſtalt, daß ſie ſich meiſtens Bücher anzunehmen weigerten. In ein paar Dörfern nahm kein Menſch ein Buch an. Am folgenden Tage ſegelten ſie zwanzig Meilen weſtlich und gingen in einem mit ſchönem Land umgebenen Hafen vor Anker, von wo aus ſie zur Stadt gelangen zu können glaubten. Nachmittags verließen ſie das Schiff zu dieſem Ende, fanden indeſſen keine Stadt, ſondern nur einige große Dörfer. In einem derſelben hatte ſich bereits ein Volkshaufen geſammelt, als ein junger gut gekleideter Mann hinzutrat und ſich mit Geſchrei und heftigen Geberden in die Sache miſchte. Herr Medhurſt fragte ihn, ob er ein Buch haben wolle. „Nein," rief er, „ich kann nicht leſen." „Gut, wenn Du nicht leſen kannſt, ſo bin ich nicht daran ſchuldig, aber Andere können leſen; biſt Du ſo unwiſſend oder albern, ſo ſollen Andere Deiner Tölpelhaftigkeit wegen nicht leiden." Das Volk weidete ſich an ſeiner Verlegenheit und nahm die Bücher um ſo lieber an. Herr Medhurſt wurde nun in das Schulhaus eingeladen; die Leute wünſchten etwas Näheres über die Anzahl der Schiffe an der Küſte zu erfahren, weil ſie von einem ſehr großen Schiffe an der Nordſeite mit 200 Mann am Bord gehört hatten. Die Miſſionaire wanderten noch durch mehre Dörfer, fanden aber keine Stadt, und erfuhren am Ende, daß Har-yang-heen noch dreißig Meilen entfernt liege.

Bei der Rückkehr zum Schiffe fanden wir unſer Boot auf dem Trockenen, weil beinahe alles Waſſer aus der Bai zurückgewichen war. In der Zeit, bis die Fluth wieder eintrat, beſuchten wir das Fort. Es war aus Backſteinen etwa fünfzig Fuß im Gevierte erbaut, nirgends aber erblickte man einen Soldaten, eine Kanone, eine Thüre oder ſonſtiges Geräthe, und die nackten Mauern zerfielen in Trümmer. Wir ſtiegen wieder zur See herab und unterſuchten die Felſen am Fuße des Berges. Nie habe ich ſo deutliche Spuren einer Natur-Erſchütterung geſehen, wie hier. Die urſprünglichen Schichten ſind aufgebrochen und in allen möglichen Geſtalten gedreht und gewunden, die Spalten ſind mit einer dunkeln Steinart, wie es ſcheint, Baſalt, angefüllt, welche durch gewaltſame Anſtrengung von unten in flüſſigem Zuſtande empor geſtoßen ſich einen gekrümmten Weg durch die obenliegende Urgebirgsmaſſe gebahnt zu haben ſcheint. Als wir uns zum Rückzuge anſchickten, ſahen wir einen Offizier raſch auf uns zureiten und hörten von einem alten Chineſen, der uns begleitete, es ſey der Gouverneur des Fort mit ſeiner Garniſon, der uns beſuchen wolle. Er ritt auf einem kleinen, aber hübſchen Pferde; hinter ihm kamen ein Soldat und ein anderer Nachzügler, welche zuſammen die ganze Garniſon bildeten! Er ſtieg ab und ließ ſich in ein ernſthaftes Geſpräch ein, wobei er uns Verſchiedenes über die Unſicherheit des Hafens vorſpiegelte, in welchem unſer Schiff lag.

„Dieß war unſer letzter Ausflug nach den ungaſtlichen Küſten von Shan-tung; die Ungaſtlichkeit der Bewohner hatten wir bereits durch Sagen kennen gelernt, unſere eigene Erfahrung diente zur Beſtätigung. Die Leute benahmen ſich argwöhniſch und zurückhaltend, einer Feindſeligkeit oder Verrätherei machten ſie ſich aber nicht gerade ſchuldig. In ihrem Betragen gegen Fremde unterſcheiden ſie ſich weſentlich von der leichten Herzlichkeit ihrer ſüdlicheren, verſchlagenern Landsleute. In dieſer Provinz liegt der Geburtsort ihres verehrten Weiſen, des Confucius; die Menſchen aus allen Klaſſen ſprechen den reinſten Hofdialekt, der ärmſte Bettler übertrifft hier den Schüler aus dem Süden an Eleganz der Ausſprache. Die Anzahl derer, welche zu leſen verſtanden, war viel geringer, als ich zuvor geglaubt hatte; wir ſahen nicht ein Weib, das leſen konnte, und nur wenige von den armen Landleuten in den Dörfern waren im Stande, eine Zeile verſtändlich zu leſen. Die Städte, welche man auf den alten Karten verzeichnet ſieht, fanden wir noch in ganz unverbeſſertem Zuſtande. Lebensbequemlichkeiten darf man hier nicht ſuchen; die Häuſer ſind in der Regel aus feſtem Granit gebaut, aber in den Wohnungen der ärmeren Klaſſen trifft man weder Tiſche, noch Stühle, noch andere Geräthſchaften. Jeder Mann hatte jedoch ſeine Pfeiſe, und beinahe bei allen Familien bemerkten wir eine gewiſſe Gattung Thee. Bei dem elenden, ſchmutzigen, kränklichen Ausſehen der Weiber vermochten wir uns eines unüberwindlichen Gefühls von Mitleid über das harte hülfloſe Geſchick dieſer Menſchen nicht zu erwehren.“

Nachdem die Miſſionäre drei Wochen an der Küſte von Shan-tung zugebracht hatten, ſtachen ſie am 1. Oktober wieder in die See, um Shang-hay zu beſuchen. „Die ſüdliche Küſte von Shan-tung unterſcheidet ſich nicht im mindeſten von der nördlichen; Berge und Thäler folgen ſich fortwährend in regelmäßigem Wechſel. Auf dieſer Seite fanden wir keinen bedeutenden Ort; wären wir einige Meilen mehr gegen Weſten geſegelt, ſo würden wir wohl Keaou-chow, der Beſchreibung nach eine Haupthandelsſtadt dieſer Provinz, geſehen haben. Die Küſte gegen Süden iſt den Fremden mehre Grade weit gänzlich unbekannt; um daher die unſichern Gränzen der Sandbänke des großen Gelben Fluſſes und des Yang-tſze-keäng zu vermeiden, hielten wir uns öſtlich in einer Entfernung von 30 Meilen vom Lande.“

Den 8ten Morgens mußten wir, von einem Nordoſt-Sturme in die Mündung des Woo-ſung Fluſſes getrieben, zwiſchen zwei Forts vor Anker gehen. „Alsbald gab man uns eine Salve, obgleich der Zuſtand des auf dem weſtlichen Ufer gelegenen Forts ſo erbärmlich war, daß ich glaubte, jeder Schuß müſſe die baufälligen Mauern vollends umſtürzen. Starke Regengüſſe hatten dieſes Fort unterhöhlt, und beinahe die Hälfte davon lag bereits auf dem Boden. Das Waſſer des Fluſſes war faſt ſo trübe, als das des Miſſiſſipi, nur hatte es eine dunkele gelbe Farbe, welche das Kupfer an unſerem Schiffe dermaßen überzog, daß das Anſchlagen der Wellen die Farbe bis zu unſerer Rückkehr nach Lintin nicht mehr wegbringen konnte.“ Das Tagebuch gibt nun folgende Erzählung von dem Beſuche an dieſem Orte.

„Im höchſten Maaße überraſchend war der Kontraſt zwiſchen der Provinz, die wir ſo eben verlaſſen hatten, und den reichen Gefilden von Keäng-ſoo. Ueberall erblickte man Bäume und Laubwerk im Ueberfluſſe, und der Boden ſchien die Anbauer verſchwenderiſch mit ſeinen Gaben zu lohnen. Von dem berühmten Markte für den Handel der Eingeborenen ſahen wir verhältnißmäßig nur wenig, die Ungunſt der Witterung und andere unabwendbare Ereigniſſe verbargen die Erſcheinungen der Handelsthätigkeit vor unſeren Blicken. Der heftige Sturm hinderte alle Schiffe ein- und auszulaufen, und eine zahlreiche Flotte wartete, mehr als eine Meile weit über uns angereiht, auf beſſer Wetter, um in die See zu gehen. Trotz dem Ungeſtüm der Atmosphäre beſchloſſen wir Nachmittags zu landen, um mit dem Volke in Gemeinſchaft zu treten, ehe die Nachricht von unſerem Erſcheinen irgend einen Widerſtand hervorrufen würde. Eine Volksmenge erwartete unſere Ankunft bei der Stadt Woo-ſung. Die Behörden luden uns in ein Haus ein, da wir uns aber hauptſächlich mit dem Volke in Verbindung ſetzen wollten, ſo lehnten wir die Einladung ab, bis Herr Medhurſt mittelſt einiger Fuhkäenmänner, die ſich ſtets zu Bewillkommung Fremder geneigt zeigen, und durch Austheilung von Büchern ein gutes Einverſtändniß mit der Menge gegründet hatte. Hierauf erſt beſuchten wir die Offiziere in einem Tempel, wo man uns die gewöhnlichen Fragen vorlegte, ohne im geringſten Widerſtand oder Mißbelieben kund zu geben. Der Regen hatte die Straßen dieſer von Natur ſchmutzigen Stadt ungangbar gemacht, weßhalb wir den Rückweg antraten. Das Gedränge am Boote hatte indeſſen bedeutend zugenommen; Jeder ſuchte ein Buch zu erhaſchen, ſtieß, drückte und griff nach dem, was er erwiſchen konnte; dieſe Eigenthums-Verletzung brachte die Offiziere in Harniſch; ſie ließen zwei lärmende Burſche verhaften, um ſie mit dem Bambus zu beſtrafen. Als dieß Herr

Medhurſt ſah, bat er, man möchte ihnen vergeben. Der Offizier antwortete, ſolche Roheit gegen uns, die wir nur um Gutes zu thun gekommen, ſey ganz unverzeihlich, aus Achtung für Herrn Medhurſt's Fürbitte wolle er ſie jedoch frei laſſen. Das geſchah dann; die armen Burſche liefen vergnügt weg, und das Volk ſchenkte uns ſeinen vollen Beifall. Obgleich der Sturm nicht nachgelaſſen hatte, beſtiegen wir doch am andern Morgen das große Boot, um den Fluß aufwärts nach Shang-hay zu fahren. Kaum bewegte ſich ein Boot auf dem Strome; keiner von den zahlreichen Junks ſchien uns zu bemerken und Niemand widerſetzte ſich unſerer Fahrt. Der Woo-ſung iſt ein ſchöner Fluß, der in beinahe gleicher Breite von mehr als einer halben Meile und in einer Tiefe von acht bis drei Faden hinſtrömt. Beide Ufer bilden gut bebaute, ſehr bevölkerte Ebenen. Die Entfernung der Stadt von der Mündung des Fluſſes ſchätzte man auf fünfzehn bis zwanzig Meilen; von Wind und Fluth getrieben, gelangten wir in drei Stunden dahin. Ein Wald von unzähligen Maſten bezeichnete uns ſowohl die Nähe der Stadt, als die Wichtigkeit ihres Handels. Die Zahl der den Eingeborenen zugehörenden Schiffe in Canton beträgt ſelbſt in der beſten Jahreszeit nie die Hälfte der jetzt vor Shang-hay liegenden. Vor dem Tempel der Himmelskönigin, wo die Herren Lindſay und Gutzlaff bewirthet worden waren, begrüßte uns eine luſtige Volksmenge von der Küſte, den Junks und Böten. Herr Medhurſt theilte wie gewöhnlich, ſobald er das Ufer betreten, ſeine Bücher aus, aber ſchon nach ein paar Augenblicken hörte man das Geräuſche nahender Offiziere, deren Diener, um den Weg zu ſäubern, das Volk rechts und links unbarmherzig mit ſtarken Bambusprügeln bearbeiteten. Die Offiziere hießen uns freundlich willkommen und luden uns in den Tempel ein. Wir mußten uns durch einen ungeheuern Haufen drängen, der ſich zur Beſchauung der theatraliſchen Ceremonien und fremdartigen Erſcheinungen verſammelt hatte, und ließen uns ſofort in einem abgeſonderten Gemache mit mehren Offizieren nieder. Nach einer kurzen Unterredung reichte man uns Thee und Kuchen. Die Offiziere wünſchten unſere Bücher zu ſehen, nahmen für ſich nicht wenige davon, verlangten aber, wir ſollten ſolche unter dem Volke nicht eher austheilen, als bis der Regen nachgelaſſen hätte. Ich begriff ihre Abſicht und begab mich, während Herr Medhurſt die Offiziere in der Halle durch Geſpräche zurückhielt, begleitet von mehren Polizeibeamten und Offizieren von niederem Grade nach dem Boote. Nun brach ich eine Kiſte mit Büchern auf, blieb im Boote ſtehen und händigte ſie einzeln den Leuten ein, welche ſich am Ufer drängten. Von Stelle zu Stelle fortfahrend vermochte ich dieſe Maaßregel glücklich durchzuführen, bis die Kiſte geleert war. Jetzt flehten die Offiziere mit aufgehobenen Händen, keine weitere Kiſte mehr zu vertheilen; da ich aber eine ſolche Menſchenmenge ſich verſammeln ſah, daß von fünfzigen nicht einer ein Buch bekommen konnte, und überdieß auf keine fernere Gelegenheit mehr hoffen durfte, ſo mußte ich unerbittlich bleiben und die letzte Kiſte erbrechen. Bald wurde aber das Drücken gegen das Boot ſo ſtark, daß ich mich am Ende genöthigt ſah, die Bücher auf das Gerathewohl über ihre Köpfe hin in die aufgehobenen Hände zu werfen, bis tauſend Bände unter die Tauſende von Shang-hay vertheilt waren.

Herr Medhurſt blieb unterdeſſen im Tempel. Die Offiziere ſprachen von den Herren Gutzlaff und Lindſay und fragten, wo ſie ſich jetzt befänden. Da vernahm er außen ein ſtarkes Geräuſch durch die Ankunft des Che-heen veranlaßt, zu welchem ihn alsbald ein paar Offiziere geleiteten. „Ich traf ihn," erzählt Herr Medhurſt, „in einem anſtoßenden Gemache ſitzend; um ihn her ſtanden mehre Offiziere; ſobald ich mich nach der Begrüßung ihm gegenüber geſetzt hatte, ſchrien dieſe: Steh auf, ſteh auf! und der Che-heen gab mir, ganz außer Faſſung gebracht, durch Zeichen zu verſtehen, ich ſollte mich an ſeine Seite ſtellen. Ich fragte, ob es mir nicht erlaubt ſey, während der Unterredung zu ſitzen, und als man das verneinte, ſtand ich ſogleich auf und verließ das Zimmer. Mehre Offiziere folgten und ſuchten mich eine halbe Stunde lang durch alle möglichen Gründe zur Rückkehr zu bewegen, aber ich gab nicht nach, weil ich wußte, daß mehre private Ausländer in dieſer Stadt mit Offizieren von höherem Range, als dieſer Che-heen, zuſammengekommen waren, ohne zum Stehen genöthigt geweſen zu ſeyn. — — Nach einer Stunde zog ſich der Offizier zurück (heißt es in dem Berichte, der hier einen Sprung macht), ohne eine Audienz zu verbürgen. Nun wurden die zurückbleibenden Offiziere vertraulicher und verſprachen uns die Vorräthe zu verſchaffen, von denen wir ihnen eine Liſte einhändigten. Nach dieſen Vorgängen verſuchten wir in die Stadt zu kommen, aber die militäriſchen Beamten und Lictoren ſetzten uns einen ſo beſtimmten Widerſtand entgegen, daß jedes weitere Vordringen, ohne Gewalt zu gebrauchen, unmöglich ſchien. Ließen wir aber vom Verſuche ab, ſo hatten wir es nur zu bereuen, denn die Offiziere wurden durch unſer Nachgeben durchaus nicht geſchmeidiger. Gegen unſeren früheren Plan ſchickten wir uns nach einem haſtig eingenommenen Mahl zur Rückkehr nach unſerer Brigg an, weil wir unſere Wirthe nicht im mindeſten zu einem herzlicheren, freundlichern Benehmen geneigt fanden. Auf dem Werft aber ſtießen wir auf einen Gegenſtand, der uns keinen Zweifel mehr über die Geſinnung der Offiziere gegen unſeren Plan übrig ließ. Man hatte auf unſern Weg einen halb mit lockerem Stroh gefüllten und mit Ueberreſten zerriſſener Bücher bedeckten Korb geſtellt. Durch dieſe augenſcheinliche Mißachtung verletzt, befahl Herr Medhurſt die verſchiedenen Vorräthe aus dem Boote zu ſchaffen, womit man daſſelbe zum Geſchenke vollgepfropft hatte; während dieß bewerkſtelligt wurde, ergriff einer von den Polizeibeamten eine Fackel und legte ſie an das Stroh. Man wollte dem Publikum die Verachtung kund geben, die man für unſere Bücher hege; ich hielt es daher für das Beſte, die Geſchenke des Kaiſers auf eine eben ſo verächtliche Weiſe zu behandeln und warf ein paar Stücke in den lodernden Korb; dieß wiederholte ich, bis der arme Polizeimann lärmend abzog. Bei dieſer Gelegenheit ergab ſich ein charakteriſtiſches Beiſpiel von der Geneigtheit der Chineſen, ſich auf geſchickte Weiſe aus der Schlinge zu ziehen. Als Herr Medhurſt ſich bei dem Oberoffiziere beklagte, ſagte dieſer: „Mein Herr, dieſe Bücher ſind im Tumulte zerriſſen worden, und damit Niemand darauf trete — denn wir halten es für eine Sünde, auf geſchriebenes Papier zu treten — habe ich den Befehl ertheilt, dieſelben zu verbrennen.“ Unglücklicher Weiſe aber hatte Herr Medhurſt mit eigenen Ohren gehört, wie derſelbe Offizier befohlen, man ſolle Bücher zerreißen, um ſie hernach zu verbrennen. So verließen wir die Stadt und erreichten Huran um zehn Uhr des Nachts, nachdem wir fünf Stunden lang gerudert und vergebens am Bord zweier Junks nach Wohnungen gefragt hatten.“

Während der Sturm in den zwei folgenden Tagen unabläſſig brauſte, beſuchten wir die Junken im Fluſſe, die ſich auf hunderte beliefen. Dann kehrten wir nach Woo-ſung zurück und machten alle nothwendigen Einkäufe und zwar mit Genehmigung der Offiziere, obgleich man überall einen Befehl angeklebt hatte, dem zu Folge aller Handel mit den Barbaren unterſagt war. Die Miſſionaire beſuchten auch die beiden Forts, wo die Soldaten ihre Geſchenke an Büchern mit freudigem Danke empfiengen. Die langen Kanonen liegen noch auf den Plattformen bei den Forts, wie zur Zeit, da Lindſay ſie geſehen, aber man feuerte keine von dieſen bei den Salven ab. Obgleich die Anzahl der Zelte für die Soldaten an der Küſte zunahm, ſo erſchien doch bis zum 10ten kein Kriegsfahrzeug, an welchem Tage ein Junk mit der Admiralsflagge nebſt fünf und zwanzig Segeln von Kriegsſchiffen aller Art von Tſungming kam. Wie ein Junk an der Brigg vorüberſegelte, hielt er nahe an den Wind und gab je eine oder zwei Salven. Die Soldaten waren mit langen Speeren oder Schwertern, oder mit kurzen Speeren und einem Schilde, oder mit alten Musketen oder gar nicht bewaffnet.

Am andern Morgen kam ein Offizier mit einem Kryſtallknopfe, vom General abgeſandt, wie er ſagte, auf unſere Brigg, um ſeine Aufwartung zu machen. Tſaon (ſo hieß er) erklärte, er habe die Bücher geſehen und finde ihren Inhalt ſehr gut. Er gab uns zu verſtehen, Lindſay habe ihm ein Fernglas und ein Stück feines Tuch geſchenkt, all' dergleichen Andeutungen gingen unberückſichtigt an den Ohren ſeiner Zuhörer vorüber.

Um nicht bemerkt zu werden, brachen die Miſſionaire am 13ten vor Tagesanbruch nach der Inſel Tſung-ming auf; aber ein ſtarker Weſtwind und die Ebbe trieben ihr Schiff bis zwei Meilen öſtlich vom Woo-ſung Fluſſe zurück, wo ſie einen halben Tag vergnüglich unter den zahlreichen Dörfern zubrachten. Jedermann benahm ſich freundlich. Alle verlangten Bücher. Auf dem fruchtbaren Felde gewahrte man reiche Reisärnten und reifende Baumwolle. Die Weiber waren viel weniger ſchüchtern und viel hübſcher, als die von Shan-tung. Bei jedem Hauſe erblickte man ein paar Gräber, welche entweder die Lebenden einſt aufzunehmen beſtimmt waren, oder die Ueberreſte der vorangegangenen Verwandten enthielten. Iſt das Fleiſch ganz abgezehrt, ſo werden die Gebeine in reihenweiſe aufgeſtellte Urnen niedergelegt. Die Sprache, die man hier ſpricht, iſt ein unreiner Hofdialect; Herr Medhurſt aber wußte wohl damit umzugehen, denn ſeine Leichtigkeit im Sprechen war ſo groß, daß, während das Volk in Shan-tung, welches die reine Nationalſprache ſpricht, auf ihn als einen der Seinigen Anſpruch machte, die Bewohner von Fuh-keen es ſich nicht nehmen ließen, er ſey ihr Landsmann. An allen Orten forſchte man nach Opium, und die feinen Tuchgewänder der Reiſenden zogen allgemein die Aufmerkſamkeit auf ſich; aber nur in dieſem Hafen kam es zu einem Handelsanerbieten; hier ſchienen die Leute ein beſonderes Verlangen danach zu tragen. Am 12. Okt. ſegelten die Miſſionaire, ſobald ſie ihre Brigg wieder erreicht hatten, nach Kin-tang ab.

Am 13ten gelangten ſie zum NW.Ende des Hafens von Kin-tang (30° N. Breite, 122° O. Länge) und erhielten am folgenden Morgen Beſuch von den Kapitänen verſchiedener in der Nähe der Brigg vor Anker liegender Kriegsböte, welche ihrem Zuſammentreffen mit dem Volke kein Hinderniß in den Weg legten. Einen der ergötzlichſten Tage während der ganzen Reiſe brachten ſie auf der Inſel Kin-tang zu; hier fühlte man ſich unter freundlichen Geſichtern alles Zwanges entbunden, und das zuvorkommende Weſen der Bewohner erhöhte die Schönheit dieſer romantiſchen Inſel. Von ihren Höhen genoß man die Ausſicht über den Ningpo (Takeä) Fluß, die Stadt Chin-hav und die zahlreichen Inſeln in der Chuſan-Gruppe.

Bei einer Wanderung nach dem Ningpo hatte man nur Plackereien zu erwarten, deßhalb ſegelten die Reiſenden am andern Morgen nach der Inſel Poo-to, welche zur öſtlichen Chuſan-Gruppe gehört. Eine Flotte von Kriegsſchiffen, an die ſich andere von Kin-tang und Groß-Chuſan anſchloſſen, folgte der Brigg bis zum Abende, die Miſſionaire hielten einen Tag an, beſuchten die Stadt und viele andere Dörfer am Großen Chuſan, wo ſich das Volk bereitwillig zeigte, Bücher anzunehmen. Am andern Morgen (18. Okt.) kamen ſie wohlbehalten durch eine ſchlimme Durchfahrt von nur drei und ein viertel Faden bei halb Fluth, welche zwiſchen der Südoſt-Spitze von Chuſan und einem eine Viertelsmeile entfernt liegenden Felſen durchführt, und gingen eine halbe Meile von der Südweſt-Küſte von Poo-to vor Anker. Die kaiſerliche Flotte folgte immer noch nach, ohne jedoch irgend einen Widerſtand zu leiſten. Die Miſſionaire wanderten den Tag hindurch über die felſigen Berge und ſchattigen Thäler von Poo-to. Sie trafen Tempel und Prieſter in Maſſe;

die ärmeren Prieſter arbeiteten mit ihren Dienern auf dem Felde. Die Thäler ſind nicht ſehr durch den Ackerbau in Anſpruch genommen, und die Hügel bleiben ganz unberührt, wenn nicht zuweilen zwiſchen den Felſen ein Buddhiſten-Tempel gebaut wird.

Bei unſerer Rückkehr zur Brigg fanden wir den Commodore der chineſiſchen Flotte und einen Kapitain, die ihre Aufwartung machen wollten. Der Oberoffizier war ein Yew-keih, und trug einen blauen Knopf; er war ein freundlicher, gutmüthiger Mann, der wenig ſprach und nichts that. Der Kapitain trug einen Kryſtall-Knopf, war ſehr lebhaft, zuvorkommend und geſprächig. Auf unſere Frage, warum ſie uns immer nachfolgten, antwortete er, ſie wollten uns nur den Weg durch dieſe ſchwierigen Durchfahrten weiſen, hätten aber das Unglück, immer hinter unſerem Schiffe zu bleiben. Unſere Beſuche nahmen die Einladung zu einem Mahle bei uns an, und als ſie etwas heimiſcher wurden, beklagten ſie ohne Rückhalt die unpolitiſchen Beſchränkungen ihrer Regierung, welche eine für beide Länder wohlthätige Ausdehnung des Handels verhinderten. Mit Vergnügen hörten wir die Aeußerungen dieſer chineſiſchen Offiziere, die aus Verſtand oder Gefälligkeit viele mit unſern Wünſchen im Einklang ſtehende Anſichten entwickelten.

Am andern Morgen (20. October) ſteuerten ſie gegen Oſten, bis ſie ſich jenſeits der zahlreichen Inſeln und Felſen um Poo-to befanden, und legten am 26. vor der größten von der Nan-jeih- (Lam-yet) Inſeln an, vor Ding-Hwa-Pro, wo ſie ſofort landeten und Bücher austheilten. Am 27. gingen ſie abermals unter Segel, wobei ſie ſich weit von der Küſte hielten, während ſie an Tſeuen-chow (Chin-chew) und Heä-mun (Amoy) vorüberkamen, und ankerten dann in dem ſchönen Hafen von Tung-ſchan (Tang-ſod). Die Brigg lag ſo, daß man ſie von der Stadt Tung-ſchan nicht ſehen konnte und Niemand ihre Annäherung gewahr wurde, bis die Miſſionaire am Ufer bei den Vorſtädten landeten. Aber ſchon nach fünf Minuten hatten ſich Hunderte verſammelt, und nach einer halben Stunde waren mehre hundert Bände ausgetheilt. Ein weiterer Ausflug am andern Tage zehrte den Ueberreſt der Bücher vollends auf. Die Stadt Tung-ſchan iſt nicht ſehr groß, ſelbſt die Vorſtädte mit eingeſchloſſen. Eine weit ausgedehnte Mauer und Thürme umſchließen ein großes Feld auf der Höhe eines felſigen Berges, aber der umgürtete Raum iſt nicht halb mit Wohnungen gefüllt. Verſchiedene Kaufmannsjunks lagen an der Nordſeite der Stadt vor Anker, und im Verlaufe eines Tages langten mehre Kriegsjunks von Nan-yuou (Manwa) an.

Am nächſten Tage ſegelten ſie durch den weſtlichen Eingang zum Hafen ab und gelangten, ſich außerhalb haltend, am 31. October nach einer Abweſenheit von zwei Monaten und fünf Tagen nach Lintin zurück.

Dieſe Reiſe ſcheint bei Hofe ſehr großes Mißfallen erregt und ein großes Edict veranlaßt zu haben, welches auswärtigen Schiffen in die Gewäſſer einer Provinz einzulaufen und in der Abſicht, auf unſinnige Weiſe Zweifel und Verwirrung anzuregen, Bücher auszutheilen auf das Strengſte verbietet.

(S. die Miſcellen).

Lima.

Man reiſet von Callao nach Lima, welches zwei Stunden davon entfernt liegt, auf einer guten Straße, welche man den patriotiſchen Bemühungen des Don Ambroſio O'higgins, Marquis d'Oſorno, verdankt, der aber leider vor ihrer Beendigung ſtarb. Nach ſeinem Plane ſollte dieſe Straße zugleich einen von Weiden beſchatteten Spaziergang bilden, an beiden Seiten mit fließendem Waſſer verſehen und mit Steinbänken beſetzt. Zur Rechten erblickt man die Ruinen eines alten Dorfes, welches vor Entdeckung Süd-Amerika's erbaut wurde. Man erblickt noch einige alte Mauern von Thon, zwei Fuß dick und ſechs Fuß hoch; links liegt die Stadt Bella-Viſta, von welcher das Kirchſpiel von Callao abhängig iſt, und die ein Spital für kranke Seeleute beſitzt. Auf halbem Wege zeigt ſich eine hübſche Capelle mit einem kleinen Kloſter, Unſerer lieben Frau vom Karmel geweiht, und daneben eine Pulperia (Schenke), die unbeſtritten das beſuchteſte dieſer beiden Inſtitute iſt. Wenn man ſich der Stadt nähert, wird der Boden beſſer. Man erblickt große Küchengärten, ſo wie auch Klee- und Maisfelder, und unter den Mauern von Lima liegen große Obſtbaumpflanzungen, welche die Canäle, die der Rimac mit Waſſer verſieht, bewäſſern. Das Eingangsthor zeigt einen ſchönen dreifachen Bogen aus Ziegeln, mit Pfeilern von Stein. Das ſpaniſche Wappen ruht noch auf dem Thore, jedoch halb zertrümmert.

Beim Eintritt in die Stadt ſieht ſich der Reiſende unangenehm überraſcht von dem Contraſte, den das Innere mit einem grandioſen Aeußern bildet. Er befindet ſich in einer langen und ſchmutzigen Straße, die von niedrigen Häuſern gebildet und von kleinen Läden eingefaßt wird, deren Waaren auf Tiſchen ausgelegt ſind. Die Fenſter ſind ohne Glasſcheiben. Eine Volksmenge von allen Farben, vom ſchwarzen Afrikaner bis zu dem rothbackigen Biscayer, treibt ſich in den Straßen umher. In einigen Theilen der

Stadt ſieht man jedoch eine kleine Anzahl von Magazinen, wo franzöſiſche Seiden- und Gold-Waaren neben den Hervorbringungen britiſcher Induſtrie glänzen; überall ſieht man franzöſiſche und engliſche Moden vermiſcht; nur die ſchönen Limennas haben ihr eigenthümliches Coſtume. Alle Straßen zeigen übrigens die charakteriſtiſche Bewegung einer großen Stadt. Wenn aber eine Prozeſſion oder irgend ein anderes Schauſpiel die verſchiedenen Claſſen der Einwohner auf einem Punkt verſammelt, ſo macht dieſes den ſeltſamſten Eindruck. Prieſter in reichen Meßgewändern, Franciscaner, Dominikaner und Benediktiner, Männer, die wie Nonnen gekleidet ſind, im ſchwarzen Schleier und mit Masken vor dem Geſichte, welche kleine Figuren von der heiligen Jungfrau in Wachs verkaufen; Frauen von allen Ständen, bald in Shawl und Hut, bald in der Saya und dem Manto von ſchwarzer Seide, welche das Geſicht verdecken, aber die Formen des Körpers ſehen laſſen; Weiße und Mulatten, Indianer von Ekel erregendem Anſehen, die keine Spur mehr von ihren liebenswürdigen Voreltern an ſich tragen, den freundlichen Kindern der Sonne; Maulthiere und Eſel, welche die Zambos aus dem Hafen herauf treiben; Bauern und Bäuerinnen zu Pferde, Wagen auf ſpaniſche Art bemalt; Reiter von allen Nationen, Offiziere in glänzender Uniform zu Pferde und zu Fuß, welche bemüht ſind, die Augen der ſchönen Limennas auf ſich zu ziehen; Eis- und Chica-Verkäufer, die ſich überall herum treiben; endlich Bettler, welche im Namen der heiligen Jungfrau und aller Heiligen mitleidige Chriſtenſeelen anflehen — alle dieſe verſchiedenartigen und maleriſchen Gruppen bieten für den Europäer ein eben ſo anziehendes als neues Schauſpiel.

Lima wurde von Francisco Pizarro den 6. Januar 1535 gegründet und erhielt von ihm den Namen Ciudad de los Reyes, das heißt Stadt der Könige oder Magier, zum Gedächtniß an den Tag ſeiner Gründung. Die Stadt liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, die ſich ſanft nach dem ſtillen Ocean ſenkt. Die große Anden-Kette liegt ungefähr zwanzig Stunden davon; aber Zweige derſelben reichen bis auf drei Viertelſtunden vor die Stadt und bilden ein Amphitheater, welches Lima einſchließt. Dieſe Sierra's, welche ſich von 1200 bis 2850 Fuß erheben, ſchützen die Stadt vor den Nord- und Oſt-Winden. Sie breitet ſich auf dem linken Ufer des Rimac aus, der aus dem Gebirge kommt und ſich in's Meer ergießt, nachdem er einen Theil der Stadt durchſtrömt. Eine Brücke verbindet die Vorſtadt San Lazaro, die von der ärmern Claſſe bewohnt wird, mit der eigentlichen Stadt.

Die Straßen von Lima ſind alle rechtwinklig angelegt und mit kleinen Steinen bepflaſtert, welche das Gehen ſehr ermüdend machen. Die Straßen bilden 187 Quadras und ſind faſt alle 25 Fuß breit und von einem kleinen Bache bewäſſert. Die Stadt erſtreckt ſich auf zwei Meilen von Oſt nach Weſt und hat eine Meile und ein Viertel in der Breite von der Brücke zu der Mauer, die mit Baſtionen und einer ſchönen Promenade verſehen iſt. An dem Südweſtende der Stadt befindet ſich eine kleine Citadelle, Santa Catalina, worin die Artillerie, die Caſernen und ein militairiſches Depot. Die Plaza oder der Hauptplatz liegt 500 Fuß über dem Meere. Hier ſteht die ſchöngebaute Cathedrale. Die ungeheuern Summen, welche hier verſchwendet worden ſind, erinnern an den Reichthum der Stadt, welche vormals eine ihrer Straßen bei der Ankunft eines neuen Vice-Königs mit Silber-Barren pflaſtern ließ. Die Baluſtraden um den Chor-Altar, ſo wie die Pfeifen der Orgel ſind von Silber. Nördlich auf demſelben Platze ſteht der Cabildo oder das Stadthaus im chineſiſchen Geſchmack. Die Südſeite nimmt eine Reihe Privathäuſer ein, vor denen ſich eine Gallerie befindet, unter welchen Tuchhändler und andere Kaufleute ihre Waaren feil halten. Dieſer Platz dient zugleich als Hauptmarkt, und zu jeder Stunde des Tages findet man hier ein lebhaftes Gedränge, das beſonders von einer großen Menge von Waſſerträgern hervorgebracht wird, die hier ihren Bedarf aus einer ſchönen Fontaine holen, welche im Jahr 1653 errichtet wurde.

Die Kirche San Pedro iſt wegen ihrer Bauart bemerkenswerth. Auch beſuchen die Reiſenden die kleine Kirche, welche Pizarro erbaute und die bis jetzt von dem Erdbeben verſchont geblieben iſt. Die zahlreichen Klöſter beſitzen große Reichthümer. Die Kirche von Santo Domingo, die nahe an der Plaza liegt, iſt ſehr prächtig, und ihr Thurm iſt der höchſte der Stadt. Das Kloſter der Franciscaner iſt zwar nicht ſo prächtig, aber dennoch imposanter. Es nimmt den größten Theil der Stadt ein und bildet faſt ſelbſt eine kleine. Man bemerkt hier die Capelle del Milagro (des Wunders), wo man eine Madonna ſieht, welche ſich während des Erdbebens von 1630 in bittender Stellung nach dem Hauptaltar gewendet haben ſoll und ſo die Stadt vor gänzlicher Zerſtörung beſchützte. Außerdem verdient noch der überaus prächtige erzbiſchöfliche Palaſt Erwähnung; die Münze iſt in dem Palaſte befindlich, den die Inquiſition inne hatte, als ſie noch in Peru beſtand. Das vormalige Jeſuitenkloſter iſt in ein Findelhaus umgewandelt. Auf dem rechten Ufer des Fluſſes iſt eine öffentliche Promenade, genannt el Paſeo del Agua, an deſſen Ende ſich der Circus für die Stiergefechte befindet. Auch das Pantheon wird gewöhnlich von den Fremden beſichtigt, welches für einen Theil der Einwohner als Begräbnißplatz dient. Es iſt von Mauern umgeben, welche Blenden enthalten, worin die Todten eingemauert werden. In der Mitte ſteht ein mit einem Dache bedeckter Altar, um die Seelenmeſſen zu leſen. Auch Frauenklöſter giebt es hier, barmherzige Schweſtern und Caſas de ejercicio, wohin junge Damen ſich zwei bis drei Wochen zurückziehen, um ſich ungeſtört einer außerordentlichen Andacht hinzugeben. Auch fehlt es nicht an Klöſtern, die ſich mit der Erziehung beſchäftigen.

In einem ſchönen Gebäude, das große Säle und eine treffliche Bibliothek enthält, befindet ſich die Univerſität, die älteſte in der neuen Welt, da ſie bereits 1551 gegründet würde. Da die Spanier, welche nach Lima geſchickt wurden, immer von höherer Bildung waren, als die, welche man nach Buenos-Ayres, nach Chili oder Neu-Granada ſchickte, ſo wurden dort die Wiſſenſchaften immer mehr als anderwärts gepflegt. Einige in Lima erſchienene Werke ſind von großem Werthe, und wenn die Einwohner nicht unterrichtet ſind, ſo liegt die Urſache nicht darin, daß ihnen die Mittel hiezu fehlen.

Die Bevölkerung von Lima wird auf 60—70,000 Seelen angenommen, doch iſt dieſe Berechnung von den Epochen, wo man ſie anſtellte, ſtets abhängig.

Vor einigen Jahren wurde befohlen, die Kirchthürme nur von Holz und gemalter Leinwand zu bauen, um die Unglücksfälle zu verhüten, welche die in dieſem Theile von Peru ſo häufigen Erdbeben veranlaſſen. Das Volk pflegte bei ſolchen Ereigniſſen in die Kirchen zu fliehen und kam dort in Maſſe um. In neuerer Zeit baut man die Thürme aus einer Art von Thonerde, die mit der Zeit die Härte des Steines gewinnt. Aus demſelben Grunde haben die Häuſer ſelten mehr als ein Erdgeſchoß, und wo ſie ein oberes Stockwerk haben, iſt dieſes mit einem Balkon geziert. Alle ſind von an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut und ſchließen einen Hof und Garten ein. Die Mauer des Hofes und die Eingangsthüre ſind mit ſchönen Gemälden verziert. Die Zimmer ſind reich mit Gold und Silber decorirt und parkettirt. Eine Eſtrade oder langer Divan nimmt die eine Seite des Gemaches ein, die zugleich mit einem Teppich belegt iſt. Die Dächer ſämmtlicher Häuſer ſind flach. Da es hier nie regnet, ſo beſtehen ſie nur aus Latten und Erde. Man beſetzt ſie aber mit Blumen und Geſträuchen in Töpfen. Das Seltſamſte, was uns in Lima zu allererſt in die Augen fällt, iſt das Coſtume, welches die Damen auf der Straße tragen. Man glaubt ſich nach Conſtantinopel oder irgend einer andern muhammedaniſchen Stadt verſetzt. Die Limennas ſind ſehr ſchön; ihr Geſicht iſt voll, welches der unzweideutigſte Beweis blühender Geſundheit in einem heißen Clima iſt; ihre Füße ſind von unbeſchreiblicher Zartheit und Kleine. Am liebſten zeigen ſie ſich in ihrem Promenaden-Coſtume, der Saya und dem Manto. Die Saya iſt ein anliegender Rock von einem ſehr feinen halbſeidenen Zeuge, entweder ſchwarz, braun oder grün, der ſie vom Halſe bis zu den Füßen bedeckt. Eine Schnalle hält dieſes Gewand am Gürtel zuſammen, und es zeichnet den Bau der Glieder noch reizender und beſtimmter als die feuchten Drapperien der Bildhauer. Viele Damen tragen ihre Saya ſo enge, daß ſie nicht im Stande ſind, über den kleinſten Straßenbach zu ſchreiten. Der Manto iſt ein Stück von ſchwarzem Zeuge, welches mitten auf dem Körper befeſtigt iſt, dann über den Kopf genommen wird und auf das Geſicht hernieder fällt, das davon ganz verdeckt wird und nur ein Auge ſehen läßt. Es ſcheint faſt unmöglich, eine Dame in dieſem Coſtume zu erkennen, aber die Gewohnheit kommt dabei den Leuten zu Hülfe.

Dieß iſt die Straßen-Toilette aller Claſſen mit Ausnahme der Sclavinnen. Während des Sommers tragen die Damen unter der Saya und dem Manto nur ein geſticktes Hemd und ein Halstuch. In dieſem Coſtume nennt man ſie Tapadas.

Der Gebrauch, ſolche Schleier zu tragen, oder tapada zu gehen, hat vor langer Zeit ſchon die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Geſetzgeber auf ſich gezogen, welche dadurch die Moral gefährdet ſahen. Durch vier Staatsgeſetze (1580 bis 1630) wurde dieſes Schleiertragen verboten. Aber Alles war umſonſt, und nur die Kirche konnte es dahin bringen, daß die Damen bei der Charfreitags-Proceſſion ohne Schleier erſchienen. Uebrigens haben ſie gute Gründe für ihren Gebrauch, die Sonne bräunt ihre Geſichtsfarbe, und ſie können nicht ungekannt Kranke beſuchen und Wohlthaten üben.

Im Innern bedecken ſich die Limennas nie den Kopf und laſſen ihr Haar in einer langen Flechte niederfallen. Sie tragen alsdann ein einfaches Kleid, von weißem oder farbigem Mouſſelin, das einen Theil der Bruſt bloß läßt, und begnügen ſich, einen Shawl nachläſſig über die Schultern zu hängen. Sie empfangen die Fremden mit einer verführeriſchen Anmuth und ſind gut und gefällig; würden ſie hiezu die Vorzüge einer weniger vernachläſſigten Erziehung geſellen, ſo könnten ſie die Zierde einer jeden aufgeklärten Geſellſchaft werden und zu ihrem Fortſchritte beitragen. Allein alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind in Lima faſt gänzlich unbekannt. Man kennt dort nicht die Tertulias, die in Buenos-Ayres ſo unterhaltend ſind; auch hat man Mühe, die Elemente eines europäiſchen Balls zu erkennen, wo die Limennas keinen Anſtand nehmen, ſich mit ihren Schleiern zu zeigen. Oft verlaſſen ſie den Ball zwiſchen einem Tanze und dem andern, und die Herren müſſen ihre Tänzerinnen ſuchen, die in einem finſtern Winkel ſich dem Vergnügen hingeben, eine Cigarre zu rauchen. Beide Geſchlechter aller Stände rauchen. Beim Erwachen ſteckt man eine Cigarre in den Mund und ſchläft damit ein, und ſeit der Revolution mußte der Protector einen Befehl erlaſſen, um das Rauchen im Theater zu verbieten.

Das Spiel wird in Lima übermäßig geliebt, ſowohl von Männern als Frauen; die reichſten Familien richten ſich oft damit zu Grunde. Das Erſte, was jungen Mädchen gelehrt wird, bevor ſie in die Welt treten, iſt das Kartenſpiel. Alle Reiſenden kommen darin überein, ſelbſt die vornehmſten Häuſer, wie offene Spielbanken zu bezeichnen.

Man muß die ſchweren Irrthümer, worin die Frauen von Lima ſich befinden, dem gänzlichen Mangel an Erziehung zuſchreiben; denn ſie entbehren keineswegs der guten Eigenſchaften, die ſich leicht in Tugenden verwandeln ließen. Um ihr Hausweſen nehmen ſie ſich niemals an; ſie überlaſſen die Sorge dafür einem vertrauten Sclaven oder Major-domo.

Mein Verweilen in dem Hauſe einer vornehmen Familie hat mich in den Stand geſetzt, einige Notizen zu ſammeln über die Art und Weiſe, wie die reiche Bürgerclaſſe ihren Tag hinbringt. Nach dem Frühſtück, welches unveränderlich aus einer Taſſe Chocolade mit Brod beſteht, worauf eine reichliche Libation Waſſer folgt, geht die Familie in die Meſſe. Eine Sclavin trägt den Teppich nach, worauf die Damen während des Amtes knieen; denn in der Kirche gibt es weder Bänke noch Stühle. Nach der Meſſe iſt es gebräuchlich, in ein Bad zu fahren, welches etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt iſt, und wohin eine ſchöne Alameda (Promenade) längs den Ufern des Rimac führt. Im Sommer kommen hier viele Damen zuſammen, welche den Männern erlauben, mit ihnen an der Thüre zu ſprechen, während ſie im Bade ſitzen. Gegen Mittag verſammelt ſich die Familie in der Sala (Geſellſchaftszimmer), um die Beſuche zu empfangen. Die Herren nehmen den Hut ab, grüßen jedes Glied der Familie beſonders und ſetzen ſich auf Sopha's, die an der einen Seite des Gemaches befindlich ſind. Die Damen werden von den Damen des Hauſes umarmt. Dieſe letzteren haben ſtets ein Körbchen mit Blumen oder Zuckerwerk bei ſich, wovon ſie ihren Gäſten anbieten. Zugleich überſchütten ſie ſich und ihre Freunden mit wohlriechendem Waſſer. Gegen zwei Uhr beurlauben ſich die Beſuche; die Eßglocke ertönt, und die Thüren des Hauſes werden geſchloſſen. Jetzt laufen die Sclavinnen in die Pulperias, um Salz, Butter, Gewürze und Weineſſig zu holen. Von allem dieſem iſt nichts im Hauſe, und man denkt erſt daran, ſich dieſe Dinge zu verſchaffen, wenn man ſie nöthig braucht.

Die Mahlzeit beſteht aus einer Menge kleiner Schüſſeln, worunter nur zwei nachhaltige, der Chupe (eine Miſchung von Fiſchen, Eiern, Käſe und Erdäpfeln) und die Olla con garbanzo (die man in Peru Puchero nennt); ſie beſteht aus Ochſenfleiſch und Speck mit Reiß, Kohl, Erbſen, ſüßen Erdäpfeln, und Gurken zuſammengekocht. Das Ganze iſt ſtark gewürzt. Nach geendeter Mahlzeit fahren die Damen nach der Alameda, dort fahren ſie ein oder zweimal auf- und ab und reihen ſich dann zur Seite, um die Spaziergänger zu betrachten und die Begrüßungen der Reiter in Empfang zu nehmen, welche auf ihren ſchönen Pferden paradiren. Etwas ſpäter begibt man ſich nach der Brücke, um dort des friſchen Luftzugs von dem Meere zu genießen, und das ſtille Thal von Lima zu bewundern, welches von einer Seite der Ocean, von der andern die rieſenhaften Cordilleren begränzen. Dieß iſt einer der maleriſchſten Effecte beim Mondſchein. Auf dem Heimwege hält man auf der Plaza ſtill, um ſich zu erfriſchen. Man trinkt Eiswaſſer, oder ißt Früchte, welche von reinlich gekleideten Negerinnen feil gehalten werden. Es gehört zum guten Ton, hier ein Stündchen zu plaudern und zu lachen; aber Alles geht ſehr ehrbar dabei zu.

Während die Familie ſich ſo außerhalb des Hauſes vergnügt, vergnügt ſich die Dienerſchaft in demſelben. Guitarre und Harfe müſſen herbei; man tanzt, man ſingt und ſpielt Blindekuh. Die Neger in Lima ſind von Natur Muſiker, die Negerinnen ſingen größtentheils richtig und mit Geſchmack; Liebesliedern geben ſie den Vorzug. Die Sclaven ſind in Lima ſehr glücklich. Jedes Haus hat ihrer ſo viele, daß ſie faſt nichts zu thun haben. Die Männer ſtehen während der Mahlzeit hinter ihrer Herrſchaft, und die Weiber nähen. Die Art und Weiſe, wie die Spanier ihre Sclaven behandeln, gereicht ihrem Charakter zur größten Ehre und ſticht gegen die Art ab, wie die Portugieſen mit den ihrigen umgehen. Ich habe während meines Aufenthalts in Peru und Buenos-Ayres keinen Sclaven züchtigen ſehen, während in Rio-Janeiro, ſo wie in ganz Braſilien, das geringſte Verſehen Peitſchenhiebe nach ſich führt.

Wenn die Familie Abends zu Hauſe bleibt, um Beſuche zu empfangen, ſo hält ſie eine eben ſolche Sitzung wie am Morgen bei einer einzigen Kerze in einem ungeheuren Saale. Karten, Schachſpiel und leichte Muſik ſind die Hauptvergnügungen in Lima. Hiezu kommen noch Stiergefechte. Das Amphitheater (Circo de toros) liegt mitten auf der Alameda auf dem halben Wege zu dem Bade. Der große Circus kann 10,000 Zuſchauer beherbergen. Zur Zeit der Eroberung konnten dieſe blutigen Schauſpiele mit jenen in Sevilla wetteifern, die bekanntlich die berühmteſten ſind; aber im Jahr 1822 wurden ſie von San-Martin abgeſchafft, wie dieſes ſchon früher von den Regierungen zu Buenos-Ayres, Rio-Janeiro und Chili geſchehen war. Als Bolivar nach Lima kam, wurden ſie jedoch wieder eingeführt, weil dieſer Held ein leidenſchaftlicher Liebhaber derſelben war. Die Limennos ſind zu jeder nützlichen Beſchäftigung unfähig. Sobald ſie ihre Cigarre rauchen können, ſcheinen alle ihre Bedürfniſſe befriedigt zu ſeyn. Wenn ſie Unglück haben, ſo überlaſſen ſie ſich der Verzweiflung und allen Schreckniſſen der Armuth, weil ſie eben ſowohl der nöthigen Energie entbehren, den Schlag des Schickſals zu pariren, als der Seelenſtärke, ihn zu ertragen. Es iſt faſt unglaublich, daß bei der beträchtlichen Einwohnerzahl und dem ausgedehnten Handel von Lima nur zwei bis drei peruaniſche Magazine dort angetroffen werden. Der ganze Handel befindet ſich in den Händen der Fremden. Begegnet man in den Straßen von Lima einem Menſchen mit einem langen Ueberrocke, der eng an den Leib ſchließt, mit einer Papier-Cigarre in dem Munde und einem kleinen Hut auf dem Kopfe, ſo kann man ihn, ohne ſich zu täuſchen, für einen Limenno halten. Im Hauſe ziehen ſie den Oberrock aus, den ſie im Winter und Sommer auf der Straße tragen. Sie haben übrigens die alten Moden nicht aufgegeben und tragen geſtickte Kleider, ſeidene Strümpfe und dicke Stöcke mit goldenen Knöpfen. Ihr Mangel an phyſiſcher und moraliſcher Energie muß zwei Urſachen zugeſchrieben werden: dem Mangel an Bildung und dem

Clima. Peruaner, die in Europa gebildet wurden, zeigten dieſelben Fähigkeiten, wie andere civiliſirte Menſchen, und mehrere Geiſtliche, die außerhalb des Landes ſtudirten, entfalten großen Eifer und Thätigkeit. Die ſpaniſche Politik hat ſich immer der Verbreitung der Aufklärung unter den weltlichen Einwohnern Südamerikas entgegengeſetzt, aber dieſer Obſcurantenſinn mußte in Peru mehr um ſich greifen, als in andern Ländern, weil er hier noch vom Clima befördert wurde; nicht etwa daß ein hoher Grad von Hitze das Nervenſyſtem zu ſehr reize und die Maſchine unfähig mache, denn der Thermometer erhebt ſich ſelten über 82° Fahrenheit; aber es finden ſich in der Atmoſphäre ſchwächende Theile, welche zu allen Jahreszeiten der Natur ihre Energie rauben.

Die Bevölkerung von Lima beſteht aus Weißen, Meſtizos, Schwarzen und Mulatten. Die Weißen ſtammen in gerader Linie von den erſten Eroberern des Landes ab, und zu dieſer Claſſe gehören die reichſten und angeſehenſten Familien in Lima; die ſpaniſchen Einwanderer betrachten jedoch die Weißen als unter ihnen ſtehend und ſelbſt die Kinder, die von ſpaniſchen Eltern in Amerika geboren werden, werden von ihnen ſo angeſehen, als hätten ſie ihren Rang in der Geſellſchaft verloren. Die Meſtizos ſind Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten. Man bezeichnet ſie im Allgemeinen mit den Benennungen Commerciantes und Arteſanos; ſie ſind höflich und fleißig und bilden den nützlichſten und beträchtlichſten Theil der Einwohnerſchaft. Man findet unter ihnen Schneider, Schuhmacher, Goldſchmiede, Cigarren- und Chokolade-Fabrikanten. Die Schwarzen und Mulatten ſind Sclaven oder treiben die beſchwerlichſten Handthierungen. Afrikaniſche Schwarze ſind in Lima ſelten und ſehr theuer. Die Mulatten ſind ſehr ſchöne Leute, ſtark, aber träge, weil ſie ihren Lebenswandel leicht verdienen. Sie ſtehen in dem Rufe, arge Diebe zu ſeyn, und beſuchen Wirthshäuſer (Chinganas), wo ſie ſich den geräuſchvollſten Vergnügungen überlaſſen. Sie ſpielen Guitarre und das Tambourin ſehr geſchickt und führen ſchlüpfrige Tänze auf, denen oftmals dem Scheine nach ſehr achtungswerthe Damen beiwohnen.

Spuren des Urvolkes werden erſt drei Stunden von der Hauptſtadt angetroffen. Es ſind dieß Indianer in dem Flecken Chorillo, die vom Fiſchfange leben und ſich von Fiſchen, Mais und Zucker ernähren. Sie ſind über allen Ausdruck ſchmutzig und eckelhaft, haben kleine Augen, breite Plattnaſe, hervorſtehende Backenknochen, ſchwarze ſtruppige Haare und eine kupfrige Geſichtsfarbe. Sollte man es wohl glauben, daß die ihrer Schönheit wegen gerühmten Sonnenjungfrauen derſelben Race angehörten, oder ſollte man nicht eher geneigt ſeyn, was man von ihrer Schönheit erzählt, für Uebertreibung zu halten.

Der Revolution zum Trotze, die überall große Veränderungen in dem Geiſtigen hervorgebracht hat, ſind die Einwohner von Lima, mehr als die andern Amerikaner ihrem Aberglauben treu geblieben. Die Stadt hat eine Art von ſprichwörtlicher Berühmtheit hinſichtlich ihres Hanges zur Verſchwendung erlangt. Man nennt ſie den Himmel der Frauen, das Fegfeuer der Männer und die Hölle der Eſel. Faſt alle Reiſende haben die Limennas der tiefſten Verworfenheit und der frechſten Coquetterie angeklagt. Allein finden die Frauen nicht zum Theil ihre Rechtfertigung in ihrer vollſtändigen Unwiſſenheit? Dann wird auch eine große Schuld auf die Mönche geſchoben. Was die Weltgeiſtlichen betrifft, ſo finden ſich viele aufgeklärte Männer darunter, deren Frömmigkeit und ſtrenger Wandel als Beiſpiel dienen könnte. Die Limennas ſind ſehr eitel und lieben den äußeren Glanz über Alles. Beſonders zeigt ſich dieſer Hang bei den geiſtlichen Prozeſſionen. Ich ſah einen ganzen Blumenregen von allen Balkonen auf den Heiligen fallen, und wie das Volk ſich um dieſe Blumen, wie um Reliquien ſchlug. Auch die letzte Oelung gibt Veranlaſſung zu beſonderem Aufwande. Gehört der Kranke einem hohen Range an, ſo wird ihm das Hochwürdigſte in einem reichen Wagen mit vier Pferden gebracht, dem eine Prozeſſion mit Kerzen und Fackeln folgt, welche von Soldaten zur Aufrechthaltung der Ordnung begleitet wird. Die Begräbniſſe ſind nicht minder glänzend; allein die Gottesäcker hauchen beſtändig beſtialiſche Dünſte aus, weil man ſich damit begnügt, den Körper nur gleichſam zu verſcharren. Bei der untern Claſſe herrſcht der Gebrauch, die Leichen der Kinder neben eine Kirche zu legen, um die Koſten eines Begräbniſſes zu erſparen. Hier bleiben ſie liegen, bis der Leichenwagen, der deßhalb die Runde bei allen Kirchen macht, vorüberfährt und ſie aufnimmt; da nie der Urſache des Todes nachgeforſcht wird, ſo darf man wohl beſorgen, daß in einer ſo unmoraliſchen Stadt wie Lima Kindermord nichts Seltenes ſey. Das ewige Glockenläuten iſt betäubend: es könnte melodiſcher klingen, wenn man ſich die Mühe nähme, die Glocken zu reguliren, da in dem Erze viel Silber iſt. San-Martin hatte auch hier Verbeſſerungen im Sinne, allein ſie wurden unterdrückt, weil man ſie für irreligiös hielt.

Das Clima von Lima iſt eins der beſten auf der Erde. Die Sonnenhitze wird durch beſtändige Wolken gemildert, die man jedoch wegen der Höhe der Gebirge nicht wahrnimmt. Während der Wintermonate, oder vom Mai bis November, herrſchen feuchte Nebel (Garuas), welche ſich in den andern Jahreszeiten nur bei dem Mondwechſel einſtellen. Dieſe Nebel kommen mit dem Morgenwinde, der aus Weſten bläſt und werden im Sommer durch die Sonnenwärme bis Mittag vertrieben. Im Winter bleibt die Sonne oftmals mehre Tage von ihnen verfinſtert. Ein eigenthümliches Phänomen iſt es, daß in der benachbarten Sierra heftige Regengüſſe und Gewitter herrſchen, während in dem Thale des Rimac nur dieſen feuchten Nebeln die Fruchtbarkeit des Bodens zu befördern überlaſſen bleibt. Dieſe Eigenthümlichkeit gehört jedoch

Nieder-Peru an, wo die Cordilleren-Kette ſich dem Ocean nähert. Im Norden, wo die Entfernung der Berge von dem Meere beträchtlicher iſt, finden häufige Regen Statt, während die Nebel ſehr ſelten ſind. Deßhalb iſt das Thal des Rimac mit den verſchiedenſten Bäumen und Pflanzen angefüllt, wie ich mich bei meinen Ausflügen in der Gegend überzeugte. Zucker, Reiß, Tabak, ſüße Erdäpfel (Batatas oder Camotes) und Cacao wachſen in den heißeſten Strichen; Wein und Quinoa in kälteren; die Papa amarilla oder gelbe Kartoffel gedeiht gut in der Sierra, etwa dreißig Stunden von der Hauptſtadt. Die Ebenen ſind mit Luzernklee (Alfalfa), Caſſave (Yuca) und Bohnen (Frijoles) angefüllt, wovon die ärmeren Claſſen ſich ernähren; auch Oliven werden gebaut, aber ihr Oel iſt mit dem europäiſchen nicht zu vergleichen. Aepfel und Birnen ſind in geringer Menge vorhanden; Pfirſiche, Aprikoſen, ſehr groſe Quitten, Feigen, Granaten, verſchiedene Arten von Melonen, worunter Waſſermelonen (Sandia's) von ſehr gutem Geſchmacke, finden ſich häufig. Der Bananenbaum (Bicuri), der Brodbaum, der 1769 von Tahiti hieher verpflanzt wurde, die Lucuma, deren Frucht ſo groß wie eine Orange iſt, die Palta, ein groſer und ſchöner Baum, und viele andere noch zieren die Gegend. Allein die merkwürdigſte aller tropiſchen Früchte, ſüß und ſauer zugleich iſt die Chirimoya, welche die Geſtalt eines Herzes hat und in Lima bis drei Pfunde wiegt. In den Wäldern von Huanoco findet man deren, die fünfzehn, zwanzig und mehr Pfunde wiegen. Bei dem großen Luxus, der mit Blumen getrieben wird, iſt es kein Wunder, daß man ſich viel mit ihrer Cultur beſchäftigt. Es iſt auffallend, daß die meiſten Blumen um Lima gelb ſind, während ſie in den Gebirgen weiß ausſehen. Dieſes hat zu dem Sprichworte Veranlaſſung gegeben: Oro en la costa, plata en la siera (Gold auf der Küſte, Silber in den Bergen). Unter den Blumen iſt der Floripodio (Datura) anzuführen, der wie Lilien riecht, aber Kopfſchmerzen verurſacht; der Suche mit glockenförmigen Blüthen und der Aroma (Accacia), der ſeinen Namen ſeines Wohlgeruches wegen mit Recht verdient.

Zwar iſt Lima den fürchterlichen Orkanen nicht ausgeſetzt, deſto mehr aber den Erdbeben. Man ſpürt ſie in jedem Jahre zur Zeit, wo die Nebel der Sonnenhitze weichen. Sie finden gewöhnlich zwei oder drei Stunden nach Sonnenuntergang oder kurz vor ihrem Aufgange Statt. Ihre Richtung iſt von Süden nach Norden. Das Erdbeben von 1678 war in Lima und der Umgegend beſonders heftig, die Feldfrüchte wurden alle vernichtet, und die Erde brachte mehre Jahre lang nichts hervor.

Auf die groſen Erdbeben von 1687 und 1746 folgten heftige Regen, und nach dem fürchterlichen Erdbeben von 1806 wurden viele Straßen in Lima längere Zeit überſchwemmt. Während der Monate März und April und zu Anfang des Herbſtes gibt es intermittirende Fieber (Tercianas); außerdem iſt die Stadt aber den Epidemien nicht unterworfen. Wer hier die Fünfzig erreicht hat, gelangt gewöhnlich bis zu achtzig, weshalb man Lima das Paradies der Greiſe genannt hat. Catarrhe und Bruſtkrankheiten ſind jedoch nicht ſelten.

Feldzüge und Kreuzfahrten in den Staaten Venezuela und Neu-Granada.

Vom Oberſt *** *).

— — Freyre, der neue Präſident von Chili, beabſichtigte zu jener Zeit eine Expedition nach Chiloe. Er ſandte die Independencia nach Talcahuano, um einige Recruten an Bord zu nehmen, die man in der Provinz Concepcion verſammelt hatte. Obgleich wir von dieſem Hafen in Valparaiſo in vierundzwanzig Stunden angelangt waren, ſo brauchten wir doch damals nicht weniger als fünf Tage zu derſelben Ueberfahrt.

Die Eingeborenen nennen dieſen Hafen gewöhnlich Penco. So hieß ehemals die Stadt, welche im Jahre 1750 durch ein Erdbeben zerſtört wurde; den Boden, auf dem ſie ſtand, verſchlangen ungeheuere Fluthen. Der alte von Ulloa beſchriebene Hafen, auf den dieſer Schriftſteller in ſeiner Araucana von Ercilla oft anſpielt, beſteht nicht mehr als Hafen, und eine unter dem Waſſer verborgene Felſenkette, die an einigen Stellen bei Eintritt der Ebbe ſichtbar wird, nimmt den Platz ein, wo alle ſpaniſchen Schiffe vor Anker legten, die Cap Horn zu umſegeln pflegten. Dieſe Schiffe bedurften nach ihrer Größe mindeſtens vier Faden Waſſer, um in den Hafen einlaufen zu können. Der Grund der See hat ſich aber ſo bedeutend erhoben, daß er an der Mündung der Penco-Vejo eine anderthalb Meilen lange Sandbank bildet.

Die Stadt Talcahuano liegt am ſüdöſtlichen Ende der Bai, die durch die fruchtbare, aber unbewohnte Inſel Quiriquina beinahe vom Meere getrennt iſt.

---

*) Dieſes Fragment iſt einer noch nicht gedruckten höchſt intereſſanten Reiſebeſchreibung entnommen, die man der Feder eines engliſchen Officiers verdankt, der ſehr viel zum Triumphe der Heere der Eingeborenen in Südamerika beitrug.

Die nördliche Einfahrt in die Bai iſt gegen den Ocean offen; die See wird darum auch im Winter, wenn die Nordwinde herrſchen, zu Zeiten ſehr bewegt; indeſſen gehen hier ſelten Schiffe verloren, weil ſie ſich bei der geringſten Anzeige von herannahender ſchlechter Witterung ſeitwärts unter dem Winde von Quiriquina halten, wo ſie ſich vollkommen in Sicherheit befinden. Der Ankerplatz in der Nähe der Stadt wird von einem, nur durch ein halb Dutzend Kanonen vertheidigten, Fort beherrſcht. Die Stadt ſelbſt beſteht aus einigen hundert hölzernen Häuſern, die alle nebſt der Kirche bedeutender Ausbeſſerung bedürfen.

Die Einwohner von Talcahuano ſind viel ärmer und ſchlechter gekleidet als die Einwohner von Santiago und Valparaiſo. Sie nähren ſich hauptſächlich von Fiſchen und Chorras. Durch letzteres Wort bezeichnet man eine Art von Muſchelthieren, die man nur dort und in Chiloe trifft, hier aber viel kleiner. Sie ſind an der Küſte ſehr geſchätzt und bilden für die Stadt einen der wichtigſten Handelszweige der Ausfuhr. Auch verſendet man von Talcahuano Bretter und Zimmerholz, Weizen und vortrefflichen Wein von den Ufern des Rio-Clavo, wo Lord Cochrane Ländereien beſaß. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens ſind die Bewohner in der Nachbarſchaft ſo arm, daß ſich die meiſten ſtets geneigt zeigen, ihre Kinder zu verkaufen oder zu verſchenken. Kinder von acht bis zehn Jahren werden öffentlich für drei bis vier Dollars verkauft. Die Sclaverei iſt zwar in Chili verboten, die Regierung ergreift aber keine Maaßregeln gegen dieſen Handel, wahrſcheinlich in Betracht, daß den Kindern ein Vortheil entſprießt, wenn ſie den Händen ihrer Eltern entzogen werden, die ſelbſt Mühe genug haben, ihre perſönlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, und zu unwiſſend und ſorglos ſind, ihre Sprößlinge zu unterrichten. Die Perſonen, welche die Kinder kaufen, bringen ihnen wenigſtens die Pflichten der Hausgenoſſenſchaft bei, und wenn ſie groß werden, können ſie ſich ſtets die Freiheit wieder verſchaffen, denn ſie dürfen ſich nur an den Alcalden wenden, ſollten ſie mit ihren Herren unzufrieden ſeyn.

Venancio, der berühmte Araucano-Führer, befand ſich eben mit einer Abtheilung ſeiner Krieger in Talcahuano, als wir ankamen. Seine Nation hatte kürzlich Geſchenke von Chili erhalten und ſtand jetzt in friedlichem Verhältniſſe zu dieſem Staate; das war aber nur eine temporäre Ruhe, die jeden Augenblick von den Araucanos ſelbſt geſtört werden konnte, die ſich ſehr ſinnreich in Auffindung von Vorwänden zeigten, den jüngſt geſchloſſenen Waffenſtillſtand zu brechen.

Die Araucanos ſind von den Spaniern unterworfen worden, obgleich viele ihnen benachbarte, ſonſt mächtige Stämme beinahe gänzlich vertilgt wurden. Alle ſind Krieger vom Augenblicke an, da ſie eine Lanze halten können, und leben, wie die Tataren, vom Fleiſche ihrer Pferde, obgleich ſie in ihren weiten Savannen zahlreiche Viehheerden beſitzen. Durch dicke, dichte

Haare gegen Sonne und Regen geſchützt, reiten ſie ohne Kopfbedeckung aus. Alle tragen einen ſchmalen Streifen Band, den ſie gerade über den Augbraunen um das Haupt binden, damit ihre langen Haare nicht über die Augen fallen können. Ihre Kleidung beſteht bloß aus einem viereckigen Stücke blauer Boy's, welches ihre Hüften umſchließt und bis zu den Knien herabfällt, und einem Poncho von grobem ſchwarzen Zeuge. Dieſen Poncho wickeln ſie um den Körper, wenn ſie ſich zum Kampfe rüſten, um ſich damit gegen den Angriff ſcharfer Gewehre zu ſchützen. Der Stock, an den ſie das Eiſen ihrer Lanzen befeſtigen, iſt nicht weniger als vierzehn Fuß lang. Sie formen ihn aus Coliniholz-Stangen, welche in den Ebenen von Arauco wachſen. Im Verhältniß zu ſeiner Länge iſt er ſehr dünn, aber ſo ſtark und elaſtiſch, daß ſie nicht ſelten in der Schlacht einen Reiter auf der Spitze ihrer Lanzen aus dem Sattel heben.

Der Boique, ein Baum, der die Cortex Winterlana liefert, findet ſich in den meiſten Wäldern im Innern dieſer Provinz. Die Araucanos betrachten ihn als heilig und tragen Zweige davon an Feſttagen und bei gewiſſen, dieſer Nation eigenthümlichen Ceremonien, in der Hand. Solche Zweige ſieht man auch als Zeichen der Freundſchaft in ihren Händen, wenn ſie zu einer Zuſammenkunft einladen, oder wenn ſie Fremde beſuchen, gerade wie die Bewohner der polyneſiſchen Inſeln Wegerich-Blätter tragen. Dieſer Baum wächſt bis zu einer Höhe von vierzig und fünfzig Fuß; er treibt weiße wohlriechende Blüthen, und ſeine Blätter gleichen denen des gewöhnlichen Lorbeerbaumes.

Bei großen Mahlen trinken ſie ein beträchtliches Quantum Chicha, ein Getränk, deſſen Hauptbeſtandtheil, Mais, der einzige Gegenſtand ihres Landbaues iſt. Die alten Weiber des Stammes bereiten den Trank, indem ſie Mais zermalmen, den ſie ſofort in einen kahnförmigen Trog legen; dann fügen ſie Waſſer und Wurzeln bei und laſſen das Ganze zuſammen gähren. Ehe zum Mahle geſchritten wird, das nothwendig Trunkenheit zur Folge haben muß, übergeben die Männer freiwillig ihre Lanzen und Meſſer den Weibern, die dieſe Waffen in den Wäldern verbergen, weil ſie ihre Neigung zum Streite wohl kennen, wenn ihre Köpfe einmal durch Trinken erhitzt ſind. Zuweilen miſchen ſie das Blut ihrer Pferde in den Trank und glauben hiedurch übernatürliche Kraft und Behendigkeit zu erlangen.

Als Venancio die Neugierde bemerkte, mit der wir Sitten und Gebräuche ſeiner Nation beobachteten, ſo hieß er ſeine Leute ein Scheingefecht zu Pferde mit ſtumpfen Lanzen ausführen. In ihren Manövers zeigte ſich durchaus keine Regelmäßigkeit; ſie handelten Alle getrennt; aber die Geſchicklichkeit, die ſie an den Tag legten, ſowohl im Pariren als Ausweichen, wobei ſie beinahe unter dem Bauche ihrer Pferde verſchwanden, und dann wieder auf dem Sattel erſchienen, war in der That bewunderungswürdig. Einige von ihnen hatten den Zaum an die Zügel gebunden und lenkten auf dieſe Weiſe ihre Pferde, wobei ſie dann beide Hände zu Führung der Lanze frei hatten.

Kapitän Wilkinſon, der von der chiliſchen Regierung den Befehl erhalten, Venancio mit vieler Auszeichnung zu behandeln, wahrſcheinlich weil die Araucanos ein im Punkte der Etikette ſehr kitzelige Raſſe ſind, lud nach dieſen Uebungen den Häuptling an Bord ein.

Venancio erſchien begleitet von ſeinen zwei Söhnen und einigen Kaziken von niedrigerem Range. Venancio's Converſation war ſehr belebt; er bezeugte ſeine Zufriedenheit mit dem, was er ſah, eben ſo ſein jüngerer Sohn, der im Collegium von Santiago erzogen worden war und äußerſt beſcheiden und unterrichtet ſchien. Der ältere Sohn von Venancio und die Kaziken gaben auf Nichts Achtung, als auf das eingeſalzene Fleiſch und den Wein von Penco, den wir ihnen reichen ließen. Sie wandten ſich durch ihren Dolmetſch, einen bei ihnen anſäßigen Europäer, nur an uns, um ihr Regalo und das übliche Geſchenk zu fordern. Wir gaben ihnen Allen farbige Tücher, die ſie, Venancio und ſeinen jüngeren Sohn ausgenommen, welche beide ziemlich ſtattliche Uniformen und aufgeſtülpte Hüte trugen, um den Kopf wickelten. Bei dieſen und andern Gelegenheiten bemerkten wir, daß ſie es im Gebrauche hatten, durch Geberden und Bewegungen große Verachtung für die Geſchenke auszudrücken, wie ſchön und koſtbar ſie auch ſeyen und wie ſehr ſie ihnen ſonſt auch gefallen mochten. Dieſe Verachtung war aber, wie uns der Dolmetſch verſicherte, bloß erheuchelt, und ſollte den Fremden ihre Unabhängigkeit darthun und ihnen einen hohen Begriff von dem Reichthume der Nation beibringen.

Die Araucanos rühmen ſich allerdings, ihr Land enthalte Minen von beſonders glänzendem und reinem Golde. Wären dieſe Minen ausgebeutet worden, ſo möchten ſie productiv genug geweſen ſeyn, um zwei Münzſtätten, eine in Valdivia und eine andere in Ozornos zu erfordern. Als aber die Araucanos zu ihrer Unzufriedenheit bemerkten, daß die Fremden, durch die Producte des Bodens angezogen, ihnen zuſtrömten, verſtopften ſie ihre Minen, und verboten bei Todesſtrafe, dieſelben wieder zu öffnen.

Der alte Häuptling ſagte uns in Gegenwart ſeiner Söhne, er habe den jüngeren von beiden zu ſeinem Nachfolger, als Oberhaupt des Stammes gewählt; er tauge viel beſſer für dieſen Poſten als ſein Bruder, weil er eine gute Erziehung genoſſen, während dieſer Nichts wiſſe und die Chicha ſo ſehr liebe, als er ſie nur ſelbſt lieben könne. Als Venancio das Schiff verließ, wurde er mit fünf Kanonenſchüſſen begrüßt, was ihm große Freude zu gewähren ſchien. Die Bedeckung, welche er am Ufer gelaſſen, beantwortete unſere Höflichkeit mit wildem Freudengeſchrei.

Die von uns erwarteten Rekruten trafen von Concepcion und mehren anderen benachbarten Orten ein. Obgleich ſie als Freiwillige bezeichnet waren, entging uns doch nicht, daß man ſie durch eine Abtheilung Cavallerie hatte, an die Küſte bringen laſſen, und daß Viele von ihnen an einander gebunden waren, damit ſie nicht durchgehen konnten; es wurde uns am Ende klar, daß wir nur Ausreißer, aus den Gefängniſſen entſprungene Verbrecher und Vagabunden aller Art erhalten hatten. Die Meiſten waren ganz nackt und Alle halb verhungert und krank. Dabei befand ſich auch ein Dutzend Waiſenkinder, welche der Gouverneur Benevente an Bord geſandt hatte, um ſie nach Valparaiſo führen, auf den verſchiedenen Schiffen vertheilen oder Privaten als Diener übergeben zu laſſen. Es ſchifften ſich ungefähr vier hundert ſolcher Leute im ſchmutzigſten Zuſtande ein. Man mußte ſie nothwendig mittelſt ſpaniſcher Wände aus dichtem Linnenzeug, die man quer über an das Zimmerwerk in der Wohnung der Matroſen nagelte, von der Schiffsmannſchaft trennen; aber trotz dieſer Vorſicht brachen die Pocken und ein Fieber aus, das man im Lande Chavalongo nannte, und theilten ſich bald auch unſeren Leuten mit. Unglücklicher Weiſe verzögerte ein Nordwind in Talcahuano unſere Abreiſe um drei oder vier Tage, und die Ueberfahrt wurde ſodann wegen der Wechſelwinde im höchſten Grade ermüdend. Daher rührte es, daß bei unſerer Ankunft Mehre geſtorben waren, und eine große Anzahl von ihnen ſogleich nach dem Hoſpitale gebracht werden mußte. Alle Kinder am Bord unſeres Schiffes wurden von den Pocken ergriffen, und mehr als die Hälfte ſtarb. Wir verloren ebenfalls Einige von unſerer Mannſchaft durch das Chavalongo, und zu unſerem großen Schmerze erkrankte ſelbſt Kapitän Wilkinſon am Tage unſerer Ankunft und verſchied in ſechs und dreißig Stunden.

Die Independencia wurde bald darauf unter dem Befehl des Kapitän Delano nach Coquimbo geſchickt. Sie führte den Kapitän Forſter dahin, dem man das Kommando über das Geſchwader mit mehren anderen Offizieren übertragen, welche den Befehl erhielten, ſich mit dem Lautaro zu vereinen, der wie der Montezuma dort beigelegt hatte. Es iſt dieß ein ſicherer Hafen, nicht ganz eine Meile von der Stadt Serena, der Hauptſtadt der Provinz Coquimbo, entfernt. In den letzten Jahren hat die Stadt durch die große Menge von Fremden Bedeutung erhalten, welche ſich der dort befindlichen Silber- und Kupfer-Minen wegen nach dieſem Theile von Chili begaben.

Nachdem der Lautaro und die Independencia die Truppen an Bord genommen, die in Coquimbo bereit ſtanden, gingen ſie nach Talcahuano unter Segel, wo Freyre mit dem Reſte ſeiner Armee wartete. Dann ſtießen die Corvetten Voltaire und Chacabuco nebſt der Brigg Galvarino und fünf Transportſchiffen zu uns. Nach Verlauf einiger Tage, deren wir um Waſſer und Mundvorrath einzunehmen und zu paſſender Vertheilung der verſchiedenen Corps auf die Kriegs- und Transportſchiffe bedurften, ſegelten wir nach Valdivia, wo wir von der Garniſon Verſtärkung bekommen ſollten, ehe wir Chiloe angriffen.

Sobald Freyre bei der Spitze von Huachucucui angelangt war, verſammelte er einen Kriegsrath um ſich, wie er es bei jeder wichtigen Gelegenheit zu thun pflegte. Nachdem er den Rath einiger alten Offiziere vernommen, beſchloß er, man ſolle am Hafen von San Carlos vorbeiſegeln und ſich durch die Farellones von Carelmapu nach Chacao begeben. Dieſem Zaudern muß man den ſchlechten Erfolg der Expedition zuſchreiben, denn der Gouverneur Quintanilla beſtätigte ſelbſt, als er ſich in dem darauf folgenden Feldzuge ergab, daß er im Augenblicke kapitulirt hätte, wären die Schiffe in den Hafen von San Carlos eingelaufen. Die Einwohner von San Carlos waren ſo ſehr von Chiloes unvermeidlichem Falle überzeugt, daß ſie ihr koſtbarſtes Eigenthum ſelbſt zur Zeit noch in die Wälder flüchteten, da wir bereits durch die Farellones paſſirt und in einer Meerenge, genannt los Remolenos, vor Anker gegangen waren. Der Spitze Carelmapu gegenüber kam ein Offizier der Fly, die in San Carlos beigelegt hatte, an Bord des Lautaro, um den Präſidenten beſonders zu bitten, er möchte Befehl ertheilen, daß man alles der engliſchen Nation gehörende Eigenthum ſchütze.

Nachdem es das Feuer der Batterie del Caronel ausgeſtanden, kam das Geſchwader nach Chacao, von wo die Einwohner von Chiloe bei unſerer Annäherung entflohen, nachdem ſie alle im Hafen befindlichen Fahrzeuge verbrannt hatten. Die Armee landete und verharrte einige Zeit in unbegreiflicher Unthätigkeit. Indeſſen hatte ſich Quintanilla von der erſten Ueberraſchung erholt, entwickelte die größte Thätigkeit, um die Miliz und die Indianer von den verſchiedenen Inſeln herbeizuſchaffen, auf denen ſie zerſtreut waren, die einzelnen Vertheidigungspunkte zu befeſtigen, und den Marſch unſerer Armee von Chacao nach San Carlos unmöglich zu machen.

Während wir vor Chacao beilegten, wurde die Corvette Voltaire auf die hohe See getrieben, und da ſie mit aller Anſtrengung auf ihren Ankerplatz zurückkehren wollte, ſtieß ſie auf eine Sandbank und ging total zu Grunde. Offiziere und Mannſchaft retteten ſich durch Schwimmen, jedoch ohne Etwas mit ſich nehmen zu können.

Nun verſuchte es die Armee, San Carlos auf Wegen in Krümmungen zu erreichen, aber ſie fiel in mehre Hinterhalte, die ſie wegen Mangels an Kenntniß des Landes nicht vermeiden konnte, verlor viele Leute, und ſah ſich am Ende genöthigt, ſich nach Chacao zurückzuſchlagen, nachdem ſie zwei erfolgloſe Angriffe unternommen hatte.

Das ganze Geſchwader ſegelte zu den Remolenos zurück, wo Freyre einige Zeit unſchlüſſig war, ob er nach San Carlos unter Segel gehen, wie er es von Anfang hätte thun müſſen, oder fechtend ſich zurückziehen ſollte. Da ihn endlich ein weiterer Zufall der Hülfe ſeines mächtigſten Schiffes beraubte, ſo beſchloß er ſogleich nach Chili heimzukehren.

Als die Regierung über Land erfuhr, daß man ſpaniſche von Europa nach Kap Horn ſteuernde Schiffe ſignaliſirt habe, ſo ertheilte ſie dem Admiral

Blanco den Befehl mit dem O'Higgins, der Independencia, dem Chacabuco und Montezuma abzuſegeln, um ſich mit dem peruaniſchen Geſchwader unter dem Befehle des Admiral Martin Guiſe zu vereinigen und dieſen bei der Blokade der Puertos Intermedios zu unterſtützen, die ſich noch im Beſitze der Royaliſten befanden.

Ein ſpaniſches Geſchwader, beſtehend aus der Aſia von 64 Kanonen, einer Fregatte von 44 Kanonen und dem Aquiles von 20, legte einige Tage, nachdem die letzte Expedition von Chili den Archipel verlaſſen, im Hafen von San Carlos vor Anker. Hier ließen ſie die nothwendigen Ausbeſſerungen vornehmen, weil ihnen die Häfen des Rio de la Plata nicht mehr offen ſtanden. Die Spanier nahmen ihre Zuflucht zur Preſſe, um ſich mit einigen eingebornen Matroſen zu rekrutiren; deſſelben Mittels bedienten ſie ſich, ſo lange ſie gegen die Küſte von Peru vorrückten, ſo oft ſie in einem Hafen anhielten. Auf der Höhe von Arica trafen ſie den Montezuma, aber dieſer hatte es ſeinem ſchnellen Courſe zu verdanken, daß er entkam, denn in der Bai von Mollendo war er beinahe ganz von Feinden umzingelt. Den andern Tag machten die Spanier auf drei andere chiliſche Schiffe Jagd, da ſich Admiral Blanco nicht mit ihnen in ein Gefecht einlaſſen wollte. Sie rückten ſodann gegen Callao vor, wo ſie Guiſe allein mit ſeiner Fregatte, der Prueba, fanden. Sobald ſie ſich ihm näherten, griff er das ſpaniſche Schiff und die nachfolgende Fregatte auf das lebhafteſte an. Nach einem Kampfe von mehren Stunden zogen ſich dieſe beiden Schiffe unter die Batterien der Forts von San Lorenzo zurück.

Der ſpaniſche Commodore ſah bald ein, daß, wenn ſich General Rodil auch noch in den Schlöſſern von Callao zu halten vermöchte, die Sache Spaniens in Südamerika dennoch verloren ſey, und daß die von ihm befehligten Schiffe nicht mehr lang an einer Küſte zu verweilen im Stande ſeyen, wo man ſich weder Mundvorrath noch Munition verſchaffen konnte. Er beſchloß durch Manilla nach Europa zurückzukehren, da er es nicht für geeignet hielt, abermals Kap Horn zu umſegeln, ohne ſich auf ſeiner Fahrt auf einen befreundeten Hafen verlaſſen zu dürfen, in den er ſich im Falle ernſtlicher Beſchädigung zurückziehen könnte.

Wir haben oben angeführt, daß mehre Eingeborene der Küſte von den Spaniern gezwungen worden ſeyen, in ihren Dienſt zu treten; Rodil vermehrte die bereits beträchtliche Zahl dieſer unfreiwilligen Matroſen, als die Schiffe in Callao anhielten, indem er alle Patrioten-Seeleute, die ſich als Gefangene in den Caſematten ſeiner Häfen befanden, an Bord bringen ließ. Dieſen Leuten gefiel es gar nicht nach Spanien zu ſchiffen, denn die Reiſe galt ihnen gleich einer Verbannung. Sie beſchloſſen, ſich bei nächſter Gelegenheit gegen die Spanier aufzulehnen und einen verzweifelten Verſuch zu wagen, um ſich der Schiffe zu bemächtigen. Bald erſchien die erwünſchte Gelegenheit bei einer Landung, die an einer kleinen Inſel ſtattfand, welche man auf der Fahrt nach Manilla berührte. In Abweſenheit der Fregatte erhoben ſie ſich gemeinſchaftlich am Bord der Aſia und des Aquile und ergriffen die Waffen, welche die Spanier unkluger Weiſe in Pyramiden aufgeſtellt hatten; ſchnell waren ſie Meiſter der Schiffe. Darf man den Aufrührern glauben, ſo haben ſie nur wenige Spanier getödtet, weil die Mehrzahl derſelben an das Land geſtiegen war. Sie nahmen nur eine geringe Anzahl von Spaniern mit ſich, deren ſie ſich zum Manövriren bedienten. Die Aſia wurde den Mexicanern in Acapulco übergeben, da der größte Theil ihrer Mannſchaft aus Huachinangos oder Creolen der Küſte beſtand; und der Aquile, deſſen neuer Commandant, ſo wie die Matroſen der Mehrzahl nach Chelos waren, hißte die chiliſche Flagge auf und ſegelte nach Valparaiſo. Den Befehl über letzteres Schiff erhielt Kapitän Wooſter, der den Lantaro verließ, um ſich mit allen ſeinen Offizieren an Bord dieſer Priſe zu begeben. Da Rodil nun nicht mehr länger anſtund, zu kapituliren, ſo erforderten die Forts von Callao kein Blokade-Geſchwader mehr.

Während dieſer Zeit war die royaliſtiſche Armee von den colombiſchen Truppen unter dem Befehle von Sucre vollends aus Ober-Peru getrieben worden. Bolivar richtete nun ſeine Aufmerkſamkeit auf den Archipel von Chiloe, wo ſich die Spanier noch immer hielten. Zur Zeit ſeiner erſten Erſcheinung auf der politiſchen Laufbahn hatte Bolivar erklärt, daß er den Degen nicht in die Scheide ſtecken werde, ſo lange ein Spanier zwiſchen Californien und Cap Horn unter Waffen ſtehe; den Colombiern wollte er den Ruhm laſſen, die letzten Unterdrücker aus dem Lande vertrieben zu haben. Das weite Gebiet bot Colombien überdieß treffliche Häfen für die aus dem Oſten kommenden Schiffe. Er beſchloß ſofort eine Expeditions-Armee abzuſenden, um Chiloe anzugreifen, und übergab den Oberbefehl dem Ex-Director von Chili, O'Higgins in der Vorausſetzung, daß General Quintanilla geneigter ſeyn werde, ſich einem alten, in hohem militairiſchem Anſehen ſtehenden Krieger, wie O'Higgins zu übergeben, als einem andern in Süd-Amerika minder bekannten Chef.

Die Regierung von Chili, die General Bolivar's Unternehmungen längſt mit neidiſchen Augen betrachtete, erſchrack nicht wenig über die Zurüſtungen, welche die Republik jeder Möglichkeit, Chiloe zu nehmen, beraubten. Man gab den neuen Eroberungsplan als den höchſten Grad von Ungerechtigkeit an, denn dieſe Provinz bildete zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft einen Theil der Staaten der Präſidentſchaft Chili. In aller Eile bemannte die Regierung eine aus dem O'Higgins, dem Lantaro, der Independencia, dem Chacabuco, dem Aquiles und dem Galvarino beſtehende Flotte mit mehren Transportſchiffen. Abermals pflanzte General Blanco ſeine Flagge am Bord des O'Higgins auf, und Freyre übernahm den Befehl über die Streitkräfte zu Lande, welche aus fünf Regimentern Infanterie und einigen

Feldſtücken beiſtanden. Die Leitung der Angelegenheiten wurde auf's Neue einer aus drei ausgezeichneten Bürgern zuſammengeſetzten Junta übergeben.

Nachdem man in Valdivia gelandet, wo ſich das erſte dort in Garniſon befindliche Regiment mit der Expedition verband, ſegelten die Schiffe nach Chiloe und warfen in der Bahia Ingleza zwiſchen Huachucucui und dem Schloſſe Agui Anker; der Feind hatte die den Ankerplatz beherrſchende Batterie verlaſſen, und in die Luft geſprengt. Da die Bai, wo unſere Schiffe vor Anker lagen, ſich gerade unter den Kanonen des Forts Bavacura befand, ſo ſandte man in der Nacht eine Abtheilung Cazadores um Agui, denen es gelang, ſich Huachucucuis zu bemächtigen, und ſeine Kanonen zu vernageln. Unverweilt ſchiffte ſich der übrige Theil des Heeres aus und erhielt Befehl, von einem Gehölze bedeckt, ſich in Marſch zu ſetzen, während ſich das Geſchwader einen Weg durch die Batterien und Kanoniere Schaluppen bahnen und der Stadt San Carlos gegenüber vor Anker legen würde. Der Lautaro ſollte als bewaffnetes Transportſchiff agiren; er erhielt Befehl in der Bahia Ingleza zu bleiben, ſeine meiſten Kanonen hatte man in den unterſten Schiffsraum gebracht, um den am Bord befindlichen Truppen mehr Bequemlichkeit zu verſchaffen. Da es der Admiral nicht für geeignet hielt, den O'Higgins früher in die Bai einlaufen zu laſſen, als bis man ihre Batterien zum Schweigen gebracht hätte, ſo ließ er ſeine Flagge auf dem Aquile aufſtecken.

Frühe am andern Morgen lichteten die vier Schiffe die Anker, welche Befehl erhalten hatten, in den Hafen einzulaufen, und griffen die Batterien und Schaluppen im Vorüberſegeln an. Obgleich heftig gefeuert wurde, und unſere Transportſchiffe unter den Kanonen des Forts ankerten, ſo war der Schaden doch nicht beträchtlich,. Der Aquile, der im Treffen dem Fort Agui am Nächſten gekommen war und die Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf ſich zog, weil er die Admiralsflagge trug, war am meiſten der Beſchädigung ausgeſetzt. Die Schaluppen des Feindes zogen ſich ſodann in den Hafen von San Carlos zurück, um ſich in den Schutz der Batterien zu begeben. Bei dieſer Bewegung aber nahmen wir eine derſelben, wobei wir außer Lieutenant Hortley keinen Mann verloren. Die Batterien, welche ſich noch hielten, waren Agui, Campo Santo, el Carmen und Puquilegui, außer einem mit ſechs Kanonen bewaffneten Fort, unfern vom Landungsplatze. Das Heer ſchiffte ſich in der Nacht ein; die Schiffe ſegelten mit Preßwind bis auf Schußweite vom entgegenſetzten Ufer; die Truppen wurden abermals an das Land geſetzt und rüſteten ſich, Quintanilla in ſeiner Stellung anzugreifen.

Freyre fand es indeſſen ſehr ſchwierig die Truppen fortzubringen, weil die Kanonier-Schaluppen des Feindes das flache Ufer beſtrichen, über welches die Truppen nothwendig ziehen mußten. Der Admiral forderte nur Freiwillige auf, und bald ſtellte ſich eine hinreichende Anzahl von den verſchiedenen

Schiffs-Mannſchaften der Flotte. Kapitain Bell vom Lautaro, der nicht unthätig in der Bahia Ingleza bleiben wollte, während die andern Schiffe im Treffen begriffen waren, folgte dieſen in den Hafen und erhielt den Befehl über die zum Entern commandirte Abtheilung. Das Unternehmen war nichts weniger als leicht, denn dieſe Barken, welche meiſtens Kanonen führten, hatten innerhalb des Hafendamms von San Carlos geankert und waren überdieß durch das Feuer von vier Kanonen und mehr als zweihundert am Ufer in Schlachtordnung aufgeſtellte Mann Infanterie geſchützt. Indeſſen gelang es den Schiffen unſeres Geſchwaders, ſich ihnen, ohne entdeckt zu werden, vor Tagesanbruch zu nahen und ſechs unter beſtändigem heftigem Feuer wegzunehmen. Ein einziges von dieſen Fahrzeugen gewann, von einem Morgen-Nebel begünſtigt, den Eſtero de Pudeto, wo es endlich von einem der unſrigen erreicht wurde. Nachdem wir die Barken in Sicherheit gebracht hatten, drehten wir ſie gegen Pugnilequi, ein am Ufer gelegenes Fort, welches der Annäherung der Patrioten-Armee ein ſtarkes Hinderniß entgegenſetzte.

Das Wetter war an dieſem merkwürdigen Tage ſehr klar und freundlich, ein Umſtand, der von den Chileſen beſonders beachtet wurde, die auch den Ausbruch eines der Haupt-Vulcane des Landes, genannt Pico del Villarica, der eben beſonders mächtig flammte, als ein glückliches Vorzeichen anſahen. Die Huazos am Bord des Aquile deuteten während des Gefechtes wiederholt mit dem Finger darauf und riefen ſich zu: Tahita Cordillera, entſcheide zwiſchen ihren Kindern und den Unterdrückern.

Als Freyre den glücklichen Ausgang unſeres Angriffs auf die feindlichen Kanonier-Schaluppen vernahm, griff er die ſpaniſche Armee, deren Streitkräfte in einem Gehölze und auf den Höhen unſerem Geſchwader gegenüber vertheilt waren, lebhaft an. Nachdem wir als Schauſpieler ſo warm betheiligt geweſen, konnten wir jetzt als Zuſchauer von den Maſten und Takelwerken unſerer Schiffe die Operationen der beiden Land-Armeen ſo genau beobachten, als ſtellte man ſie uns in einem Panorama dar.

Als endlich Puguilegui zum Schweigen gebracht war, marſchirte das vierte Regiment eilig das Ufer entlang in der Richtung der Stadt San Carlos, und warf den rechten Flügel der Spanier, die ihre Stellung verlaſſen und fechtend ſich auf der Straße von Caſter zurückziehen mußten. Nachdem ſich die Patrioten-Armee der Stadt San Carlos bemächtigt hatte, wurden die Forts an dieſer Seite verlaſſen. Am andern Tage zog Aqui die ſpaniſche Fahne ein, und die chiliſchen Farben flatterten zwiſchen Californien und Cap Horn. Quintanilla capitulirte zwei Tage ſpäter und überließ den Archipel den Händen der Patrioten. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Familie am Bord des O'Higgins ein, und begab ſich nach Valparaiſo, wo man ihm den Aufenthalt geſtattete, bis er Gelegenheit finden würde, nach Spanien zurückzukehren.

Zur ſelben Zeit ſchickte Buenos-Ayres, das den Titel „ſilberne Republik,“ auf den Rio de la Plata oder Silberſtrom anſpielend, angenommen hatte, einen Abgeordneten nach Chili, um einige Schiffe zu kaufen, welche zur Vertheidigung gegen den Kaiſer von Braſilien beſtimmt werden ſollten, der die Mündung dieſes Fluſſes blokirte. Die Regierung von Chili verkaufte den O'Higgins, die Independencia, und den Chacabuco um ſehr hohe Preiſe, ſo alt dieſe Schiffe auch waren. Der Agent von Buenos-Ayres ſtellte Offiziere und Matroſen für die drei Schiffe unter ſehr günſtigen Bedingungen an. Er gab auch bedeutende Summen aus, um die Schiffe mit Kupfer beſchlagen und das Segelwerk ausbeſſern zu laſſen, ehe man Cap Horn umſchiffte. Man ſprach damals nur von der Freigebigkeit der Regierung von Buenos-Ayres, und Straßen und Kaffeehäuſer am Hafen waren mit Offizieren in glänzenden Uniformen der Republik Argentina angefüllt, die kaum die Abfahrt erwarten zu können ſchienen. Kapitain Cobbett ließ als Commodore ein breites Wimpel am Bord des O'Higgin's wehen, der mit einer zahlreichen Mannſchaft ausgerüſtet war, worunter ſich viele Engländer befanden. Auf allen dieſen Schiffen war mehr als das erforderliche Contingent, da mehre Freiwillige die Erlaubniß erhalten hatten, ſich als Ueberzählige in der Abſicht nach Buenos-Ayres zu begeben, die Mannſchaft auf den Schiffen des Admirals zu ergänzen, die ſich durchaus nicht in completem Zuſtande befand.

Als das kleine Geſchwader in der Breite von Valdivia ſegelte, litt es, vom Sturme überfallen, gewaltigen Schaden, die Independencia beſonders ſo bedeutend, daß ſie nach Valparaiſo zurückkehren mußte und für unfähig erklärt wurde, ſich ferner in See zu halten. Die O'Higgins hatte damals mehr als 600 Mann an Bord, und als ihn die Independencia verließ, begann er bereits leck zu werden. Freilich war es ein altes Schiff von Tannenholz, das ſeine Zeit gelaufen hatte. Kapitain George vom Gacabuco, der allein in Buenos-Ayres ankam, bemerkte es noch auf der Höhe von Cap Horn. — Hier wurde es von einem heftigen Windſtoße angefallen. Seither hat man nichts mehr vom O'Higgins erfahren, wahrſcheinlich iſt er mit Mann und Maus untergegangen.

Hatte nun Chili auch ſeine Unabhängigkeit wieder erlangt, ſo war doch die innere Ruhe nichts weniger als befeſtigt. Ein Abenteurer, Pincheira, trat in der Provinz Concepcion an die Stelle des berüchtigten Benavides, den man in Santiago im Jahr 1822 hingerichtet hatte. Als einer ſeiner Brüder auf Befehl der Regierung von Chili hingerichtet worden war, ſo ſchwur er einen feierlichen Eid, dem Lande, ſo viel in ſeiner Macht ſtände, Uebles anzuthun und nicht von der Verfolgung abzuſtehen, bis er entweder auf dem Präſidenten-Stuhle dieſes Staates ſitzen, oder an den Banquillo auf dem Platze von Santiago gebunden ſeyn würde. Leicht vermochte er Landſtreicher und Ausreiſſer um ſich zu ſammeln; und nachdem er die Araucanos vollends auf ſeine

Seite gebracht, die kein Bedenken trugen, die Kräfte irgend eines Häuptlings zu vermehren, wenn ſie nur das Vergnügen haben könnten, Krieg zu führen, kettete er ſeine Bande um ſo feſter an ſich, als er ihr bei jeder Gelegenheit zu plündern geſtattete, und ſie Alle an Zügelloſigkeit übertraf. Auf dieſe Weiſe führte er ſeine Züge gegen Pachthöfe und unvertheidigte Dörfer in der Provinz Concepcion aus. Manchmal trieb er ſeine Keckheit ſo weit, daß er kleine Garniſonen überrumpelte und ſich auf dieſe Art Waffen, Munition und einige Recruten verſchaffte.

Täglich übten Pincheira und ſeine Banditen beiſpielloſe Grauſamkeiten aus. Stets ermordete er alle männlichen Einwohner der Dörfer und ſchonte nur Weiber und Kinder, die er den Indianern als Sclaven gab. Vergebens ſchickte die Regierung mehrmals Truppen gegen ihn. Waren dieſe Truppen nicht zahlreich, ſo fürchtete er ſich nicht, mit ihnen handgemein zu werden, und dann ſchlug er ſie auch in die Flucht; waren ſie ihm dagegen an Kräften ſehr überlegen, ſo wußte er, nicht von Gepäcke beläſtigt, leicht auszuweichen, indem er ſich nach den Ebenen zurückzog oder in den Höhlen der Cordilleren verbarg, wo ſeine Verfolgung unnütz und gefährlich wurde. Seine Guerilla ward nach gerade der Schrecken Chili's, und ſein wildes Verfahren bei der Einnahme der Stadt Mendoza, die er vierundzwanzig Stunden der Plünderung preisgab, zeigte hinreichend, welchen Ausſchweifungen er ſich in Santiago überlaſſen würde, gelänge es ihm je in dieſe Stadt einzudringen.

Mit dieſem Bande wurden folgende artiſtiſche Beilagen gegeben:

1) Ein reicher Muhammedaner. (Engliſcher Stahlſtich.)

„In Tanjore trafen wir einen reichen Muhammedaner, der uns die größte Aufmerkſamkeit erzeigte und uns eine durchaus edle Gaſtfreundſchaft angedeihen ließ. Unſern erſten Beſuch ſtatteten wir ihm Nachmittags ab, als er ſo eben ſeine Sieſte beendigt hatte und in der Gallerie ſeiner Wohnung ſeinen Schuſha rauchte. Er ſaß auf einem reichen Teppich, unter einem prächtigen Baldachin. Zwei Sclaven ſtanden ihm zur Seite, von denen der Eine ihm mit Hülfe eines Chatta's oder Sonnenſchirms von Palmblättern Schatten gewährte, indeß der Andere mit dem Schweife eines Yak ihm die Mücken und Muskits abwehrte.“

(Oriental Annual.)

2) **Das Bildniß Mehmed-Ali's, Vicekönigs von Aegypten.**

Wir werden im dritten Bande dieſes Werks, eine Beſchreibung Aegyptens und Schilderung ſeiner jetzigen Zuſtände, nach Caſſavens und Browners hiezu liefern.

3) **Der Hufeiſenfall des Niagara.**

Zu Bowers Bildern aus Nordamerika.

4) **Ein Suttee.**

Die vorbereitende Feierlichkeit am heiligen Fluſſe, die dem Verbrennen einer hindoſtaniſchen Wittwe vorausgeht. (S. Atlas 1. Bd. S. 21 u. f.)

5) **Der Montmorency-Waſſerfall und ſein Kegel bei Quebec.**

Wenn der St. Lorenzſtrom zu frieren beginnt, ſo bildet ſich unter ſeinem Fall ein Kegel, der während des Winters ſtets zunimmt. Die Höhe wechſelt nach der Jahreszeit, oft 130 Fuß und mehr. Die Seite des Kegels, welche dem Fall zugekehrt iſt, ſcheint mit Stalactiten bedeckt zu ſeyn, welche Formationen der Sturz der Gewäſſe auf dem Eiſe bildet. Die Einwohner von Quebec bedienen ſich dieſes Kegels zu Unterhaltung: ſie rutſchen in ſogenannten Carrioles und Tandems darauf herunte und ein ſolches Feſt wird durch unſere Platte verſinnlicht.

Miſcellen.

Haifiſchfang.

Der Haifiſch iſt der Feind des Matroſen, der ihm die Feindſchaft ehrlich zurückbezahlt, und wahrlich, er hat Urſache dazu. Wenn der Schiffsjunge das Fleiſch oder den Stockfiſch, welche das tägliche Mahl der Mannſchaft ausmachen, in ein Netz thut, um es in's fließende Waſſer zu ſenken, damit die Salztheile daraus entfernt werden, zieht ein hungriger Haifiſch vorbei, und bringt den Jungen zur Verzweiflung: ſein graues Auge heftet ſich auf das Netz, ſein breites Maul verſchluckt es ganz, und das Tau hängt ſchlaff in's Waſſer. Der Schiffsjunge zieht es traurig empor, es iſt glatt abgeſchnitten und das Mittagsbrod der Mannſchaft ſchwimmt bereits in andern Gewäſſern.

Wenn ein reinlicher Matroſe ſich den Schlaf abbricht, um zum morgenden Sonntag ſeine Leinwandhoſe und ſein rothes Hemde zu waſchen, befeſtigt er es mit einem feſten Knoten an ein Tau, und ſenkt es in die Wellen, deren weißer Schaum es durchdringt; dann legt er ſich in ſeine Hängematte, um ein Paar Stunden zu ſchlafen, und denkt beim Erwachen ſeine Kleidungsſtücke rein zu finden. Aber Meiſter Haifiſch? Der Matroſe ſchläft, der Haifiſch ſchwimmt vorüber; keine Hoſe mehr, kein Hemd, Alles war bereits gewaſchen, es war eine ſehr reinliche Mahlzeit.

Und wer zweifelt nun noch, daß der Haifiſch der Todfeind des Matroſen ſey? Außer dieſen Thatſachen, die für den armen Teufel von Matroſen dadurch noch bedeutender werden, daß ſie ihn des Mahles und der Kleider berauben, ſind noch am Bord eines jeden Schiffes traurige Ueberlieferungen im Schwunge von Freunden und Verwandten, die Glied für Glied in dem ſchrecklichen Rachen des Thieres ihren Tod gefunden haben. Und wenn er nun ſelbſt, der arme Matroſe, bleich und leidend vor Krankheit, an einem ſchönen Tage auf das Verdeck geht, um Luft zu ſchöpfen, und ſich über die Bruſtwehr lehnt, um in das ſchöne blaue Waſſer zu blicken, wird er nicht den gräßlichen Haifiſch wahrnehmen, deſſen gräuliche Maſſe von der Durchſichtigkeit des Waſſers Colorit empfängt, wie er ſich um das Schiff bewegt und die Oberfläche mit ſeinen Floſſen ſchlägt, als freute er ſich, daß ihm der Tod bald einen Körper hinabwerfen werde? Er verläßt nicht mehr das Schiff, er folgt ihm mehre Tage. Der arme Teufel, deſſen Körper mit der Krankheit kämpft, kann ſich in ſeiner Hängematte des Gedankens nicht erwehren, der Haifiſch iſt da, immer da. Und wer zweifelte nun noch, daß er ihm alle möglichen Martern angedeihen laſſen wird, wenn er durch Liſt Meiſter dieſes furchtbaren Feindes wird, dieſes Feindes, der den armen Matroſen nicht nur beraubt, ſondern ihn ſogar zu verſchlingen droht. Das iſt ein Haß, von Geburt an, der ſich auf Generationen forterbt, das iſt ein Blutmandat, das Einer von Beiden früher oder ſpäter vollziehen muß, das iſt eine ewige Blutrache.

Auch wird der ſtarke Haken, womit man gewöhnlich den Haifiſch fängt, ſtets glänzend und ſcharf unterhalten, um auf den erſten Wink bereit zu ſeyn. Der Bootsmann trägt Sorge dafür, und ſein Eifer iſt nicht zu beſchreiben, wenn man ihn verlangt.

Es iſt ein Feſt auf dem Schiffe, wenn Meiſter Haifiſch es ſich einfallen läßt, in den Gewäſſern eines Schiffes zu ſtreifen. Der Matroſe, der ihn zuerſt erblickt, benachrichtigt davon ſogleich ſeine Kameraden. „Ein Haifiſch, ein Haifiſch!“ erſchallt auf allen Seiten des Schiffes, als wär' es ein Feuerruf. Der Bootsmann verſchwindet auf einen Augenblick, um gleich wieder mit einem großen Eiſenhaken zu erſcheinen, woran eine mehre Fuß lange Kette hängt; der arme Offizier, der von der tropiſchen Sonne ermattet einige Augenblicke Ruhe in ſeiner Hängematte ſuchte, kann kein Auge ſchließen, und muß ſich den Andern zugeſellen; die Paſſagiere verlaſſen ihre ewige Damen-Parthie, und die Matroſen ſtürzen Alle nach dem Hintertheil des Schiffes; es iſt eine Emeute im Kleinen. Aber mitten in dieſem Getümmel hört man nach Speck ſchreien, und der Koch iſt auch ſchon in die Vorrathskammer hinabgeſtiegen, um mit aufgeſchürztem Aermel in dem Pökelfaſſe nach einem Biſſen zu wühlen, der im Stande wäre, den Appetit des Ungeheuers zu erwecken. Endlich hat er es gefunden: der Speck wird an dem furchtbaren Haken befeſtigt; ein Tau, deſſen Stärke von Allen unterſucht wurde, wird an die kleine Kette geknüpft, und der Köder dann mit ſolchem Lärm in's Meer geworfen, damit die Aufmerkſamkeit des Haifiſches erregt werde. Und wirklich nähert er ſich, indem er das Waſſer mit ſeiner ſpitzigen Floſſe ſchlägt. Der Haifiſch ſchwimmt geſchwinde, und die Matroſen zittern vor Ungeduld.

Alles iſt auf dem Hackbord gruppirt, Offiziere, Paſſagiere und Matroſen richten ihre Blicke auf das heranſchwimmende Thier. Der Speck wird mehrmals aus dem Waſſer gehoben und mit Geräuſch wieder hineingeworfen; das Thier ſteuert darauf hin, und die Erwartung iſt auf das Höchſte geſpannt. Noch iſt er einige Fuß davon, er umſchwimmt den Köder, er taucht unter, als wollte er ihn von Unten beſichtigen, er ſchwimmt noch einmal näher und ſcheint ihn zu beriechen. — Das iſt vortrefflicher Speck, ſieh nur zu! ſchreit ihm der Koch zu; beiß an, beiß an! — Der Zahnſtocher ſitzt daran feſt! ſetzt ein Matroſe hinzu, der mit dem Bootsmann das Tau hält, um den nöthigen Ruck zu geben, wenn das Thier anbeißen ſollte. Der Haifiſch reibt das äußerſte Ende ſeines Kopfes an dem Speck, dann ſchwimmt er ein wenig zurück, kehrt langſam um, und halb auf dem Rücken liegend öffnet er einen Rachen, vor deſſen Anblick die Schiffsjungen und Paſſagiere erbleichen; Speck, Haken, ein Fuß von der Kette verſchwinden zwiſchen den Kiefern des Haifiſches; die Matroſen geben dem Taue einen heftigen Ruck, damit die Spitze der Rieſenangel in den Gaumen des Ungeheuers tiefer eindringe; das Tau wird ſtraff, und das Thier fängt an, ſich heftiger zu bewegen.

Nun bricht die Freude los und macht ſich Luft durch Siegsgeſchrei, ſpöttiſche Epigramme und ſchmähliche Beleidigungen gegen den Haifiſch; das Meer ſchäumt rings umher, und die Heftigkeit ſeiner Bewegungen treibt das Inſtrument immer tiefer in ſeine Kinnladen. Der Haifiſch macht ungeheure Sätze und beſchreibt Kreiſe, denen nur die Kürze des Taues Schranken ſetzt; plötzlich taucht er mit Schnelligkeit unter; aber das ſichere Tau hält ihn auf und verwundet ihn ſtärker; er ſteigt wieder zur Oberfläche und kämpft immer; es ſcheint, als wolle er die Feſtigkeit der Bande erproben, die ihn an den Tod ketten. Nun aber werden die Zuckungen minder heftig; er bleibt länger an der Oberfläche, und rollt ein ſterbendes Auge, das ein blutrother Schimmer nur auf Augenblicke noch belebt. Die freudigen Matroſen betrachten, weit über Bord liegend, das Nachlaſſen der Kräfte ihres Feindes; die Matroſenſpäße fehlen dabei nicht. Welche Beſchimpfung für einen Haifiſch von zehn Fuß Länge!

Dies aber iſt nur der erſte Akt des Drama's; das Thier hat noch nicht alle Launen ertragen, die man ihm aufſpart; zuerſt ziehen zehn Schiffleute das Tau aus dem Waſſer empor; wenn er dieſes ſpürt, ſo fangen ſeine Sprünge von Neuem an; er will ſich an das Meer anklammern; ſein Schweif ſchlägt das Waſſer und der Schaum ſpritzt bis nach den Neugierigen hin; vergebene Mühe! Bald hat er ſeinen Stützpunkt verloren; ſeine Zuckungen ühren auf, ſein Körper dehnt ſich aus. Manchmal noch ergreift ihn ein Krampf, ſein Schweif ſchlägt die Luft, ein Schauer bewegt ſeine Kinnlade, die feſt am Haken hängt; aber er wird ruhiger, die letzten Convulſionen ſetzen aus. Einige Matroſen werden wieder zu ihrer Arbeit geſchickt; der Haifiſch ſoll einige Zeit hängen bleiben. Einer ſeiner geſchworenen Feinde gießt ihm nun einen Eimer Waſſer in den Rachen; das Thier bewegt ſich ein wenig, und wirft einen drohenden Blick nach dem entfliehenden Matroſen; allein dieß iſt eine Großſprecherei des Haifiſches, die nun keine Folgen mehr haben kann.

Eine Stunde iſt verfloſſen; er bewegt ſich nicht mehr, und man hat ihm Schlingen um den Körper geworfen. Mit unſäglicher Mühe und Vorſicht wird der Haifiſch jetzt an Bord gezogen. Aber glaubt Ihr wohl, daß er todt ſey? Sobald er auf dem Verdecke liegt, fängt er wieder an, ſich zu winden; ſein Schweif ſchlägt das Verdeck mit einer Heftigkeit, die Alles zertrümmern würde, was ihr erreichbar wäre; man zieht ihn beim Kopfe nach der Mitte des Schiffes; auf dem Wege ergießt er einen Streifen ſchwarzes Blut, den ſein nachziehender Schweif rings umher ſpritzt; Alle hatten ſich entfernt; ein einziger Schlag mit dieſem Schweife würde noch jetzt ein Glied zerbrechen. Beim Kopfe iſt die Gefahr ebenſo groß; die Zähne haken ſich in ein Tau-Ende, welches im Wege lag, und zermalmen es zu Werg. Kühne Matroſen klettern auf das Dachwerk, die Paſſagiere poſtiren ſich in die Schaluppe, welche das Verdeck beherrſcht.

Aber der Schiffszimmermann hat indeß ſein Beil geſchliffen, und nähert ſich der Gruppe, die nach und nach wieder das Thier umgibt; dieſe wichtige Perſon wirft einige verächtliche Scherze dem Haifiſche hin, hebt das Beil und der Schweif iſt vom Körper getrennt.

Jetzt iſt keine Gefahr mehr für die Beine der Neugierigen, die Paſſagiere ſteigen aus der Schaluppe, und wagen ſich auf den blutbefleckten Schauplatz des Gerichtes. Spaßvögel nähern ſich dem Kopfe und ſtecken von Weitem einige Stücke Holz in den Rachen; Andere quälen die erloſchenen Augen des Ungeheuers; eine Bewegung der Kinnlade jagt ſie in die Flucht. Ein alter Matroſe, der ſich darauf verſteht, ſetzt ſich rittlings auf den Haifiſch, ſtößt ihm das lange Meſſer in den Bauch, und ſchlitzt ihn von oben bis unten auf. Die Muskeln zucken, das Thier beißt ſeine Zähne in ein Stück Holz, das man ihm zwiſchen die Kiefern geſteckt hat; der Koch fordert ſeinen Speck zurück, um die Suppen-Ration damit zu verſchönern, welche für die Mannſchaft im Keſſel ſiedet.

Der Augenblick der lärmenden Luſt, den der Fang eines Haifiſches verurſacht, iſt nun vorüber; jetzt aber kommen die ſtilleren Freuden an die Reihe. Jeder Theil der innern Anatomie des Ungeheuers wird von dem Opferprieſter herausgenommen und den Matroſen gezeigt. Die Offiziere mögen die Zuſchauer wegjagen, ſo viel ſie wollen, ſie kommen doch ſtets von einer andern Seite wieder. Das Leben des Seemanns iſt ſo einförmig, daß er jede Zerſtreuung, die ihm der Zufall bringt, freudig entgegennimmt.

Hat man einen Haifiſch gefangen, ſo will der Matroſe vor Allem wiſſen, was das Thier gegeſſen hat. Derjenige, der mit nackten Armen und auseinander geſpreizten Beinen die Eingeweide des Thieres unterſucht, bringt auch Alles zum Vorſchein, womit es ſich ſeit vier und zwanzig Stunden genährt hatte. Gewöhnlich ſind es Ueberbleibſel kleiner Fiſche, Stücke alter Leinwand und Tau-Ende, welche die Schiffe auf der Reiſe über Bord werfen, oft hat das Thier nichts bei ſich. Wir fanden auf unſerer Reiſe nach Indien in einem durch uns gefangenen Haifiſch die Nachtmütze unſeres alten Doctors, welche ein Tau ihm vom Kopf in's Meer geworfen hatte. Sie war gar nicht beſchädigt; das Thier hatte ſie nicht verdauen können, und der Doctor trägt ſie wahrſcheinlich noch heute.

(Aus „l'Abordage" von Jules Lecomte.)

Calcutta.

Der Verfaſſer eines Artikels über die Erziehung der Eingebornen drückt ſich im Calcutta-Courier folgendermaßen aus: „Was iſt der Grund des Mangels an Fortſchritt, woher rührt dieſes Stehenbleiben in der Lage Indiens? Was kann es anders ſeyn, als die verhältnißmäßige Unempfänglichkeit und Trägheit und der dieſes Volk charakteriſirende gänzliche Mangel an Unternehmungsgeiſt. Woher rührt aber dieſe Gleichgültigkeit? Bietet ſie ſich kund, wo ſich eine ſichere und unmittelbare Ausſicht auf Gewinn vor ihrem Begriffsvermögen eröffnet? Das wird Niemand behaupten wollen. Die beklagenswerthe Unthätigkeit entſpringt am Ende und dem größern Theile nach daraus, daß die Leute die Vortheile nicht einſehen, welche ſie erringen müßten, würden ſie die Unternehmung in andere, als die gewöhnten Canäle leiten. Und wie kommt es, daß ihnen ſolche Einſicht abgeht? Lange, tief eingewurzelte Gewohnheit, Vorurtheil, Unwiſſenheit (die zum Theil mit dem phyſiſchen Charakter des Volkes im Zuſammenhang ſtehen mag, mehr aber noch der Natur und den Wirkungen der Religion, zu der ſie ſich bekennen, und den daraus hervorgehenden bürgerlichen Inſtitutionen zuzuſchreiben iſt) haben die Verſtandeskräfte der Nation dergeſtalt geſchwächt, und den angeborenen Geiſt in einem ſolchen Maaße abgeſtumpft, daß ſie nicht im Stande iſt, richtige philoſophiſche Anſichten zu gewinnen, das Wahre in den Wiſſenſchaften aufzufinden, und, was natürlich hieraus folgt, ſich Kenntniſſe von den einfachſten und wirkſamſten Prozeſſen in der Mechanik und in andern Künſten zu erwerben. Mittlerweile gebrach es auch gänzlich an Umgang mit erleuchteten Fremden, und ſo war es bis in der neueſten Zeit unmöglich, werthvolle Kenntniſſe, zu denen die Keime ſich nach langer Erfahrung im Lande ſelbſt nicht zeigten, aus dem Auslande einzuführen. Bei dieſer Auseinanderſetzung werden wir zuletzt auf die Unwiſſenheit des Volkes zurückgeführt, welche die Bewohner unfähig macht, jene Mittel zur Verbeſſerung ihrer Lage und zur Erhöhung des Nationalwohlſtandes zu faſſen und zu benützen, die ſie unter andern Bedingungen raſch ergreifen und zu ihrem Vortheile verwenden möchten. Worin beſtehen die dem Volke noch unbekannten Hebel, welche mächtig auf den Fortſchritt der Civiliſirung Indiens wirken müßten? Welche Hinderniſſe ſtellen ſich entgegen, daß ſie nicht mit dieſen Hebeln bekannt werden, und davon Gebrauch machen? Dieſe Fragen würden Stoff zu einer weitläufigen Erörterung bieten. Einſtweilen möge eine kurze theilweiſe Beantwortung genügen.

„Kenntniß der wiſſenſchaftlichen Grundſätze und ihrer Anwendung auf die Künſte iſt der Haupthebel für den Fortſchritt in dieſem Lande. Die Erwägung der Mittel, durch welche ſolche Kenntniſſe in das Eigenthum des Volkes übergehen könnten, ſteht in enger Verbindung mit dem allgemeinen Erziehungsweſen. Die Abfaſſung von Büchern in den vaterländiſchen Sprachen über die Grundſätze der verſchiedenen, auf die Lebenszwecke anwendbaren, Wiſſenſchaften und über die Ausübung der die größtmögliche Ausdehnung zulaſſenden Künſte wäre ein wichtiges Mittel, die erforderliche Belehrung zu verbreiten; wichtiger aber noch, ja durchaus weſentlich zur Erreichung des hier vorgeſteckten Zieles (nämlich ein Verlangen nach Kenntniß erprobter Methoden in den Künſten und ihrer Anwendung zu wecken), iſt die Anſtellung praktiſcher Profeſſoren in jeder bedeutenden Stadt von Hindoſtan. Dieſe Profeſſoren hätten die einſichtsvollſten Künſtler und beſonders junge Leute in der Theorie und Praxis der einfachſten und wirkſamſten Prozeſſe nach ihren verſchiedenen Gewerbszweigen zu unterrichten. Niemand, beſonders aber nicht ein Volk in der Lage der Hindu's und anderer Bewohner dieſes Landes, wird bedeutende Neuerungen ohne die Hoffnung, ja die klare Ausſicht auf unmittelbaren Gewinn vornehmen. Die oben genannte Maaßregel aber würde ihnen der handgreiflichen und materiellen Vortheile darthun, welche aus den Fortſchritten in den Kenntniſſen entſpringen, würde ſie auf dieſe Weiſe zu ihrer Erwerbung herbeiziehen, und ſo ohne Zweifel zur Haupttriebfeder der Civiliſirung der Nation werden.“ —

Preſſe und Geſellſchaft in Calcutta.

Der Verfaſſer einer Reihe von Briefen über indiſche Angelegenheiten, welche in dem Hurkaru erſchienen ſind, entwirft folgendes Gemälde von der Preſſe und dem Publicum von Calcutta:

Die Bewohner von Calcutta, welche, wie die Inſaſſen des fabelhaften Schloſſes der Vergeßlichkeit, unter dem Einfluſſe ihrer alten Täuſchung, in eingebildeter Sicherheit ruhen, mögen fortwährend träumen, und die Früchte ihrer Träume in der Sphäre ausſtreuen, in der ſie ſich bewegen; glücklicher Weiſe aber verbreitet ſich das nicht ſo weit über das europäiſche Publicum in Indien, als ſie ſich wohl denken mögen. So lange die Preſſe auf Calcutta beſchränkt war, ſahen ſie ſich im Stande, Anmaßungen kund zu geben, von denen ſie annehmen durften, man ſchwiege ſich ihnen, weil Niemand die Mittel beſaß, ein Wort dagegen zu ſprechen, und ein einzelner Beſucher aus dem Innern von den zuſammengerotteten Mitgliedern in der Stadt ſelbſt übertäubt wurde. Die Gründung der Preſſe in den Provinzen hat die Autorität des Standard von Calcutta in Beziehung auf indiſche Angelegenheiten gebrochen, und obgleich er in der Selbſtſchätzung noch ſo hoch ſtehen mag, als je, ſo haben doch Thatſachen und Meinungen aus beſſeren Quellen die Höhe ſeiner Anmaßungen herabgeſtimmt, und ſeinen Ton bei einigen weſentlichen Punkten verändert. Die Strenge, mit der er von ſeinen Moſuſſil-Zeitgenoſſen angegriffen worden iſt, hat auf ſeiner Seite eine Reizbarkeit und Empfindlichkeit hervorgerufen, der man, obgleich meiner Anſicht nach ohne genügenden Grund, hätte zuvorkommen können. Das Albernſte dabei war, daß man ſich Eigenſchaften anmaßte, für welche gar keine Grundlage vorhanden iſt. Hätten die Einwohner von Calcutta einen Augenblick nachgedacht, ſo könnten ſie nicht geglaubt haben, es ſeyen ihnen durch den Inſtinct Kenntniſſe von den Angelegenheiten Indiens zu Theil geworden, denen, die Wenigen im Dienſte Verwendeten, durch Geſchäfts-Routine einigermaßen Unterrichteten ausgenommen, kaum ein Menſch in Calcutta die geringſte Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Wer in einer Geſellſchaft in Calcutta irgend einen Theil der indiſchen Angelegenheiten als Gegenſtand des Geſprächs vorbrächte, den würde man für einen unerträglichen Plauderer halten; alle Literatur, alle Belehrung über indiſche Gegenſtände wird als trocken und geſchmacklos verworfen, auch können die Menſchen, welche während ihrer Laufbahn in Indien ihre Zeit in Calcutta zugebracht haben, unmöglich eine tiefer gegründete ſolide Anſicht über dergleichen beſitzen. Es iſt kein zu hartes Urtheil, wenn man von der Mehrzahl der Einwohner von Calcutta behauptet, die Ankunft einer friſchen Ladung feiner Yorkſhirer Schinken, hermetiſch verſchloſſener Salmen, oder Himbeeren-Latwerge; ein Streit zwiſchen zwei Theaterſängern und die daraus entſtehende Verſchiebung einer Oper würde daſelbſt größere Aufregung hervorbringen, als der Aufſtand eines halben Dutzends der weſtlichen Provinzen. Ich berufe mich auf die Zeugſchaft derer, welche ſich im Jahre 1819 in Calcutta befanden, ob das übertrieben iſt oder nicht. Zu dieſer Zeit war die Anzahl der Muſiker von Gewerbe gerade hinreichend, um ein gutes Concert herauszubringen, wenn Alle übereinſtimmten; aber die zwei Hauptkünſtler ſtritten ſich wegen der Theilung des Nutzens, weigerten ſich, ihre Kräfte zu vereinigen, und vereitelten ſo jede Aufführung eines Concertes. Das Publicum von Calcutta, ſtatt irgend eine Begünſtigung abzulehnen, bis ſich die Streitenden verſtändigt haben würden, wodurch dieſe Leute in einer Woche zur Einſicht gekommen ſeyn möchten, bildete zwei Parteien zu Gunſten ſeiner reſpectiven Helden. Richter vom oberſten Gerichtshofe, Richter vom Sudder, Rathsmitglieder, Secretaire und beinahe die ganze Geſellſchaft verfochten die Sache auf beiden Seiten; ſelbſt die Gattin des General-Gouverneurs blieb nicht müßige Zuſchauerin; die kleinlichen, pöbelhaften Geiger-Zänkereien ſchienen all' der Zornmüthigkeit Luft zu machen, welche die Atmoſphäre von Calcutta in beſonders hohem Grade erzeugen ſoll; und kaum konnte man ein Haus betreten, ohne der Wuth und dem Groll irgend eines Parteigängers der ſtreitenden Nebenbuhler zu begegnen. Und bei all' dem Ungeſtüm, bei all' der Lebhaftigkeit in Punkten, wobei bloß Unterhaltung und Vergnügen betheiligt ſind, herrſcht Kälte und Herzloſigkeit in der Geſellſchaft von Calcutta; überall zeigt ſich eine eitele Pomphaftigkeit, Glanz und Würde nach den Begriffen eines Emporkömmlings (beſonders unter den Beamten und ihren Frauen), verbunden mit einem Widerwillen gegen alle Anſtrengung, wenn der Nutzen nicht unmittelbar daraus entſpringt. Bei der Apathie, welche unter den Engländern in Calcutta herrſcht, kann, zum Beiſpiel, nur mit größter Mühe eine Anſtalt gegründet oder erhalten werden. Selbſt um Neuigkeiten aus England kümmert man ſich wirklich ſehr wenig; die Aufmerkſamkeit der Mehrzahl ſcheint ſich beinahe ausſchließlich mit den eigenen täglichen kleinen Annehmlichkeiten zu beſchäftigen; nur ein Ball oder ein Gaſtmahl bringt eine Aufregung hervor. Die Bemerkungen eines gelehrten Schriftſtellers über den geſellſchaftlichen Zuſtand von Paris vor der Revolution laſſen ſich mit geringer Veränderung ſehr gut auf dieſe Leute anwenden. „Sie tanzten und ſangen dem Kaiſer, ſie tanzten und ſangen dem König Ludwig, und würden dem König Satan getanzt und geſungen haben, hätte er ihnen ein Feſt oder ein Schauſpiel gegeben;“ ſo werden die Calcutter ſich ſchmücken und ſchmauſen zu Ehren des Gouverneurs Bentinck, ſo werden ſie ſich ſchmücken und ſchmauſen zu Ehren des Gouverneurs Metcalfe, und ſie würden ſich ſchmücken und ſchmauſen zu Ehren des Gouverneurs Satan, wenn er ihnen ein Gaſtmahl oder einen Ball geben, oder präcis ſieben Uhr, um das Auditorium nicht warten zu laſſen, „das Theater mit ſeiner Gegenwart beehren“ wollte.

Der Stein der Weiſen.

Der Fluß Soan, der die Militärſtraße von Calcutta nach Benares durchſchneidet, iſt wegen ſeiner Kieſelſteine berühmt. Während der Regenjahreszeit iſt der Strom volle drei Meilen breit; während der übrigen Zeit des Jahres aber bleibt der größere Theil ſeines Bettes trocken und mit Maſſen von Triebſand bedeckt. Die Abergläubiſchen behaupten, der Stein der Weiſen liege irgendwo in dem Bette des Fluſſes; dieſer Glaube gründet ſich auf folgende Thatſache. In den Tagen, da Saſſeram und Rotas Ghur blühende Orte waren, ſetzte ein Häuptling (ich mein Shere Shah) mit ſeinem ganzen Troſſe auf der Reiſe nach Bengalen über den Soan, und als er an das öſtliche Ufer gelangte, entdeckte man, daß eine um den Fuß eines Elephanten gebundene Kette ſtatt aus Eiſen, aus reinem Golde beſtand. Die Weiſen, über dieſe Erſcheinung zur Deutung aufgefordert, befragten den Mahout, und da dieſer behauptete, er habe die Kette nicht um des Thieres Fuß gebunden, ſo erklärten ſie einſtimmig, es habe eine Verwandlung dadurch ſtattgefunden, daß der „Paras Puthur“ mit dem Elephanten in Berührung gekommen ſey, während dieſer durch den Strom ging. Eine ſolche Gelegenheit, ſich des lang erſehnten Talisman zu verſichern, durfte man nicht unbenützt vorübergehen laſſen. Augenblicklich wurde ein Befehl ertheilt, jede Perſon im Lager ſolle einen Haufen Kieſelſteine aus dem Flußbette ſammeln. Da Gold die Triebfeder war, ſo verbanden ſich Edle und Gemeine mit gleichem Eifer zu dieſem Geſchäfte. Das Volk ordnete ſich zunächſt zu den Sammlungen am Ufer hin, wobei Jeder ein Stück Eiſen in der Hand hatte, mit dem er jeden Kieſelſtein berührte. Zeigte ſich der erwartete Erfolg nicht, ſo warf man den Kieſelſtein als nutzlos in das Waſſer. So gingen ſie an das Werk, berührten und warfen weg; und dieſe Scene dauerte mehrere Tage. Am Ende wurden die Leute müde und ſorglos, und die Operation ging nun in dem Verhältniße von dreizehn Meilen in der Stunde vor ſich. Fortuna ſoll blind ſeyn, und unglücklicher Weiſe ſtolperte ſie hier auf einen armen Grasſchnitter, dem der verlangte Gegenſtand der Nachſuchung in die Hände fiel. Sein Eiſenſtück kam nicht ſo bald in Berührung damit, als das ſchlechte Metall in Gold verwandelt war! Da ſich dieſer Menſch aber ſo ſehr an die Berührungs- und Wegwerfungs-Bewegung gewöhnt hatte, ſo theilte der wahre Kieſelſtein das Geſchick ſeiner Vorgänger und — ging in das Waſſer zurück. Bald erhob ſich das Geſchrei, der „Parus Puthur“ ſey gefunden worden, aber, gleich des Schiffsjungen Theekeſſel in der Tiefe des Meeres, war er nicht verloren — der Grasſchnitter wußte, wo er lag — und das iſt genug. Als der Häuptling den Vorgang erfuhr, ließ er, wüthend über die Täuſchung, den unglücklichen Grasſchnitter an Händen und Füßen binden und ſeiner Albernheit wegen in den Fluß werfen. Manch' fruchtloſer Verſuch wurde angeſtellt, um den verſchlungenen Gegenſtand wieder aufzuſuchen — da Einem aber das Glück ſelten zwei Mal in vier und zwanzig Stunden beſucht, ſo fand man ihn nicht wieder — dort bleibt der „Parus,“ dort wird er immer bleiben, wofern ihn nicht derſelbe Grasſchnitter wieder findet, der ihn zuerſt gefunden hat.

Uebergang eines Braminen zur chriſtlichen Religion.

An einem Sonntage im November 1835 wurde ein Bramin von dem ehrwürdigen Herrn Robert Carver in Gegenwart vieler Damen und Herren und anderer Hindus getauft, in der That ein ſeltenes Ereigniß! Die Bekehrung dieſes Braminen bewerkſtelligte ein Katechiſt der Wesleyan-Geſellſchaft. Der Bramin und drei Andere ſeines Glaubens reiſten von einem Dorfe in Travancore, genannt Trevandrum, ab, um nach Caſhee (Benares) zu pilgern. Sie hatten nicht ſo bald Travancore verlaſſen, und ihre Reiſe angetreten, als ihnen der Katechiſt in den Weg kam, der nun predigte und mit den Wanderern ſich unterhielt. Aus Neugierde hörten dieſe Leute den Katechiſten an, welcher ihnen, nachdem die Unterredung zu Ende war, einen Theil des Evangeliums mit der Beſtimmung übergab, ſie möchten damit machen, was ſie für gut fänden. Nachdem ſie drei oder vier Tage mit einander gewandert waren, wurde der Eine krank und ſtarb. Bei dieſer Kataſtrophe beſchloſſen ſie, mit mehr Eifer nach dem Orte ihrer Pilgerfahrt fortzuſchreiten, und Einer zeigte große Begierde, die chriſtliche Religion kennen zu lernen, weshalb er die beiden Andern überredete, das Buch zu leſen, das ſie bei ſich hatten; aber ſie verſpotteten ihn wegen ſeines Wahnſinns und zogen allein ihres Weges. Dieſer Mann kam vor einigen Monaten in Madras an, ließ ſich von Herrn Carver belehren, zögerte ſofort nicht länger, ein Chriſt zu werden, und wurde getauft. So verhält es ſich mit der Geſchichte dieſer Bekehrung. Man muß über das Benehmen dieſes Braminen erſtaunen, dem die chriſtliche Religion im Verlaufe weniger Monate theurer geworden iſt, als ſeine eigene.

Die Gefängniſſe von Bengalen.

James Hutchinson, der Arzt der bengaliſchen Niederlaſſung und Secretair des medicinischen Rathes in Fort William, hat im vorigen Jahre einen ſehr intereſſanten und menſchenfreundlichen Bericht über die medicinische Behandlung und den Geſundheitszuſtand der Gefängniſſe auf den, zu den Forts William und Agra gehörigen, Ländereien abgefaßt, auf welchen der Directoren-Hof der oſtindiſchen Compagnie in London, wie auf die meiſten Beſchwerden, keine Rückſicht nehmen zu können glaubte. Der erſte Punkt, der ſich aus dieſem Berichte ergibt, iſt die furchtbare Ausdehnung der Sterblichkeit der Gefangenen in einigen Kerkern während des Jahres 1833; den Procenten nach beträgt dieſelbe für Dinagepore 59³/₅, Sherghotter 26¹/₈, Bancorah 24¹/₈, Midnapore 21¹/₂. Die Anzahl der Gefangenen und die Anzahl der Todten betrug in jedem dieſer Kerker:

	Gefangene	Todte
In Dinagepore . . .	339	202
„ Sherghotter . . .	503	131
„ Bancorah . . .	539	130
„ Midnapore . . .	726	156

Geſammtſumme 2107 Gefangene, von denen 619 ſtarben.

Es ſind in dieſen vier Gefängniſſen von hundert Gefangenen nicht weniger als dreißig geſtorben. Die Mehrzahl von den 261 Opfern, welche in den Kerkern von Sherghotter und Bancorah umkamen, waren keine Verbrecher, ſondern Staatsgefangene, die man zum Widerſtande getrieben hatte; in ganz Indien werden in der That eine Menge Gefangene einzig und allein in die Kerker geſchleppt, weil ſie ihre eigenen Rechte vertheidigen, welche zu beſchützen der elend lahme Gang der Civil-Juſtiz zu ſchwach iſt.“ Die Stationen von Bancorah und Sherghotter werden gewöhnlich als ungeſund für die Europäer betrachtet; aber die große Sterblichkeit, welche ſich in dieſen Kerkern zeigt, rührt hauptſächlich von der Zahl von Gefangenen her, die von den bergigen Gegenden von Chotah Nagpore und dem umliegenden Lande während der Feldzüge gegen die Coles dahin gebracht worden ſind; denn unter dieſem unglücklichen Volke ergab ſich eine ſtarke Neigung zu Krankheiten mit raſchem, zerſtörendem Verlaufe. Das Jahr 1833 war nichts Beſonderes in Beziehung auf die Sterblichkeit der Gefangenen, ſondern es glich den übrigen Jahren.

Die zwei bengaliſchen Präſidentſchaften enthalten 81 Gefängniß-Stationen, in welchen Gefängniſſen die geringſte Anzahl der Gefangenen 39,658, und die der Zugelaſſenen in die Krankenhäuſer der Gefängniſſe 12,239 betrug: an gewöhnlichen Krankheiten ſtarben 2,028, an der Cholera 585, was eine Summe von 2,613, folglich mehr als 6¹/₂ Procent ausmacht. Die Gefängniſſe der niederen Provinzen enthielten viel weniger als eine Hälfte dieſer Gefangenen, aber in den Gefängniß-Hoſpitälern wurden hier nicht weniger als 5,150 Kranke zugelaſſen, von denen 1,486 ſtarben; das beträgt mehr als 9¹/₃ Procent. In demſelben Jahre betrug die Sterblichkeit der bengaliſchen Armee bei 12,000 Mann europäiſchen Truppen 5¹/₂ Procent, und bei 90,000 Mann eingeborenen Truppen kaum mehr als ein Procent.

Oberſter Gerichtshof von Bombay.

Unter dem Präſidium des Ober-Richters. — Verhandlung den 30. September 1836. — Anklage der Tödtung in einem Duell. — Gebräuche des Landes.

Einer der ſonderbarſten Umſtände bei dieſem Prozeſſe beſtand darin, daß arme Teufel vor eine engliſch-indiſche Jury als Zeugen eingeführt wurden, die wenig Begriffe von der Rechtspflege haben, und denen es ſchwer fällt, nicht zu lügen, denn das thun ſie vom erſten Januar an bis zum letzten December. Wenn ſie ſich indeſſen einen ſolchen lapsus linguae haben zu Schulden kommen laſſen, ſo ſchickt man ſie in's Gefängniß, nachdem ſie vorher tüchtig geſtriegelt worden. Es wäre ſchwer, die Beſtürzung, die Furcht und alle die andern Gemüthsbewegungen zu beſchreiben, die ſich auf ihren Geſichtern ausdrücken, und das iſt eigentlich das Drolligſte bei der ganzen Sache. Man denke ſich Menſchen, halb nackt, von kupferfarbigem Ausſehen, und die in einer Art Kaſten ſitzen, zu deſſen Füßen ſich ein dicker Dollmetſcher befindet. Bei jeder Frage laſſen ſie ihre großen, ſchwarzen Augen auf die Richter, auf die Geſchwornen, auf das Auditorium laufen, und wenn dann ihr Blick auf den Dollmetſcher fällt, der ihnen faſt wie ein bösartiges Thier erſcheint, ſo ſuchen ſie in ſeinem Geſichte zu leſen, welche Antwort ſie geben ſollen. Dieß Alles findet bei einer Hitze von fünf und dreißig Graden ſtatt. Man ſchwenkt einen großen hölzernen Fächer oberhalb den Köpfen der Richter, der Geſchwornen und der Herren Advokaten; das übrige Auditorium kann nach Herzensluſt ſchwitzen.

Bei dem vorliegenden Prozeſſe handelt es ſich weder von einem Morde, noch von einem Diebſtahle, ſondern von einer Ehrenſache; die Gerichtshöfe in Indien hatten ſchon lange den Entſchluß angekündigt, ſich den Duellen zu widerſetzen und die Duellanten vor Gericht zu ziehen. Die ganze Welt ſah jedoch den Erfolg voraus.

Am letzten Juni fand nun im Cantonnement Poona, Gouvernement von Bombay, ein beklagenswerthes Ereigniß ſtatt. Der Regimentsarzt Malcolmſon vom 19. Regiment überraſchte Abends ſeine junge Frau, zwar nicht in einer verbrecheriſchen Unterhaltung, wie die Engländer ſich ausdrücken, aber doch in einem verdächtigen Tête à Tête mit dem Capitaine Urquhardt, Brigade-Major *) in demſelben Regiment. In Folge eines lebhaften Wortwechſels fand den andern Tag ein Duell ſtatt. Man ſchlug ſich auf Piſtolen; die beiden Gegner gaben auf ein verabredetes Zeichen zu gleicher Zeit Feuer; der Capitaine Urquhardt blieb, in's Herz getroffen, todt auf dem Platze; der Regimentsarzt wurde in die Hand verwundet.

In Folge dieſer Begebenheit wurde dieſer, als des Mordes angeklagt, vor den oberſten Gerichtshof von Bombay geführt; der Major Stalker, der Lieutenant Mac-Donnel und der Doctor James Don, Ober-Arzt (ein ſehr geachteter Mann), waren als Mitſchuldige angeklagt, ſey es, daß ſie Zeugen bei dem Duell waren, oder weil ſie kein Mittel gefunden hatten, das traurige Reſultat abzuwenden.

Die Verhandlung hatte unter dem Präſidium des Ober-Richters ſtatt; er hatte als Aſſeſſor den Richter Awdry; das Auditorium beſtand größtentheils aus Militärs von der Garniſon von Bombay und vom Lager von Poona.

Die Debatten dauerten faſt einen vollen Tag; ſie wurden Morgens 10 Uhr eröffnet.

---

*) Die engliſchen Regimenter beſtehen aus Brigaden. Ein Capitain, unter dem Namen Brigade-Major, verſieht die Dienſte unſerer Bataillons-Commandanten.

Der Regimentsarzt John-Porter Malcolmſon, der Major Foſter Stalker, der Lieutenant James Mac-Donnel wurden vor die Schranke geführt, und ihnen Stühle gegeben. Die Erſtern waren in Uniform, der Letztere hatte einen blauen Militär-Ueberrock an.

Der Actuar des Gerichtshofes verlas die, ſehr ſummariſch abgefaßte Anklage-Acte.

Die Angeklagten erklärten ſich für nicht ſchuldig, und verzichteten ſomit auf jede Einrede bei der Vertheidigung.

Die zwölf Geſchwornen nahmen Platz und ſchwuren den Eid.

Der Advokat Roper war mit der Vertheidigung der vier Angeklagten beauftragt.

Kein Advokat hatte ſich für die Erben des Getödteten gefunden, die jedoch die Wünſche zu erkennen gegeben hatten, den Civil-Weg einzuſchlagen. Dieſer Umſtand erregte Erſtaunen bei dem Gerichtshof.

Die vorgeladenen Zeugen waren größtentheils Hindus aus der dienenden Klaſſe. Sie gaben ihre Ausſagen vermittelſt des Dollmetſchers ab, wie ſie im Weſentlichen hier folgen, da ſie ganz geeignet ſind, die Gebräuche des Landes daraus kennen zu lernen.

Jtoo Sewjee: „Ich bin ein Hamaul (Träger des Palankins) in Dienſten des Doctors Don; es iſt dies der Herr hier im blauen Ueberrock. Es war vor ungefähr zwei und einem halben Monat, ſehr früh Morgens, der Tag war kaum angebrochen, als ich in dem Garten, außerhalb des Cantonnements, nahe bei dem Bungalow (Barake oder Wohnung), des Herrn Doctors war. Ein Herr, deſſen Namen ich nicht weiß, und den ich auch nicht wieder erkennen würde, wenn ich ihn ſehen ſollte, rief mich. Ein anderer Herr, der auf dem Pferde meines Gebieters ritt, ſprang herbei und rief: Einen Palankin! einen Palankin! einen Palankin!

„Nun glaubte ich, mein Herr, der früh das Haus verlaſſen hatte, um einen Spazierritt zu machen, ſey vom Pferde gefallen. Bringe ſchnell einen Palankin, ſagte der Unbekannte. Ich gehorchte; drei meiner Kameraden, Hamauls wie ich, halfen mir den Palankin tragen. Man führte uns auf einige Entfernung von dem Garten auf einen unbebauten, mit wilden Kräutern bewachſenen Platz; hier ſahen wir einen Menſchen auf der Erde ausgeſtreckt. Der Doctor Don und ein anderer Herr legten dieſen Menſchen auf den Palankin, und man befahl uns, ihn in ein Bungalow zu tragen, wo früher der Saheb Stalker (Herr Stalker) gewohnt hatte. Man legte den Menſchen in ein Zimmer, und wir gingen."

Rama Bajeeba, Gobos Ramojee und Bemo Limbojee, die drei andern Hamauls, oder Palankin-Träger, gaben daſſelbe an. Der Menſch, den ſie getragen, war ſchon völlig todt.

Jmaun-Chan Mahomed: „Ich bin ein Muſſaul (ein Muſelmann) in Dienſten des Herrn Don. Mein Herr iſt gewohnt, Morgens um vier, fünf, ſpäteſtens aber um ſechs Uhr auszugehen; er ſtieg am 18. Juli um fünf ein halb Uhr zu Pferde, nachdem die Kanone der Diana das Zeichen des Sonnenaufgangs gegeben hatte. Um ſechs ein halb Uhr kam der Major Stalker auf dem Pferde meines Herrn zurück und verlangte einen Palankin. Die vier Hamauls folgten ihm. Der Garten meines Herrn iſt ganz nahe an der Gegend, wo die militäriſchen Uebungen ſtattfinden."

Nurjee Witteiee: „Ich ſtand in Dienſten bei dem verſtorbenen Capitän [illegible] zu Poona als Ramojee (Stallknecht). Ich ſah ihn zum letzten Mal vor zwei und einem halben Monat gegen vier Uhr Morgens. Während ich meine Pferde beſorgte, kam Herr Stalker, um meinen Herrn abzuholen, der ſich alsbald ankleidete; ſie tranken Thee zuſammen und fuhren dann Beide in dem Garee (Tilbury) des Herrn Stalker ab. Seit dieſer Zeit ſah ich meinen armen Saheb (Herrn) nicht wieder."

Neobana Khundoo: „Ich bin der Gorawalla (Reitknecht) des Doctors Malcolmſon; ich beſorge das Pferd das er gewöhnlich reitet. Er begibt ſich regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend in's Hoſpital. Samſtags den 18. Juli entfernte er ſich, ehe der Kanonenſchuß von der Diana gefallen war. Bald nachher kam ein Bedienter des Herrn Mac-

Donnel, und ſagte mir, mein Herr verlange ſein Pferd. Ich ſattelte es, und führte es an das Bungalow des Herrn Mac-Donnel. Dieſe Herren ritten mit einander weg; ich folgte ihnen, ſo wie der Reitknecht des Herrn Mac-Donnel. Wir kamen an das äußere Thor, das ſogenannte Apollo-Thor. Hier fanden wir Herrn Urquhardt und den Major Stalker in einem Garee (Tilbury). Sie hatten einen Garawalla zu Pferd bei ſich. Ich ſehe hier drei dieſer Herren wieder; was den andern betrifft, den ich unter dem Namen Saheb (Herr) Urquhardt kannte, ſo ſehe ich ihn nicht, und das hat ſeine gute Urſache .... Die vier Herren ſtiegen ab, und der Garawalla und ich erwarteten ſie mit vieler Unruhe, denn wir merkten wohl, daß etwas Schlimmes im Spiele ſey. Nach einer, vielleicht auch nach anderthalb Stunden kehrten ſie wieder zurück, aber es waren ihrer nur noch drei. Mein Herr blutete an der Hand; er hatte keine Handſchuhe an; das Blut floß von der flachen Hand, wo ſich die Wunde befand. Mein Herr, der Doctor Malcolmſon, ſtieg wieder zu Pferd, und ich folgte ihm. Die andern Herren verfolgten ihren Weg, ich aber bemerkte in meiner Unruhe nicht, wer von denſelben fehlte."

Shaik-Peer-Mohamed: „Ich bin der Ramoſee (Stallknecht) des Doctors Malcolmſon; ich ſah ihn am Tage des unglücklichen Ereigniſſes gegen vier Uhr Morgens das Haus verlaſſen. Er war gewohnt, jeden Morgen einen Spazierritt zu machen, deshalb fiel es mir auch an jenem Morgen nicht auf, ihn wegreiten zu ſehen."

Herr Robert St. John, Lieutenant in der Armee von Bombay: „Da ich mich im Monat Juli im Lager zu Poona befand, ſo kannte ich den Capitain Alexander Urquhardt. Den 16. Juli gegen ſechs Uhr Morgens ernannte mich der Oberſt Wiltſhire an der Stelle des, im Duell gebliebenen, Herrn Urquhardt zum Brigade-Major, und befahl mir unter Anderm, für deſſen Papiere und Effecten Sorge zu tragen. Ich trat in ein Schlafzimmer, wo man den Leichnam des Gefallenen auf ein Bett gelegt hatte. Ich legte überall Siegel an; in dem Zimmer ſah ich mehre Degen und zwei Paar Piſtolen in Etuis. Ich verſchloß Alles in eine leere Schublade in einem Schreibtiſch. Seither wurde das Siegel abgenommen, um das Paar Piſtolen, welche gegenwärtig dem Gerichtshofe vor Augen liegen, und die alsbald durch eine niedergeſetzte Commiſſion gerichtlich unterſucht worden waren, herauszunehmen."

Gunneſh Huree: „Ich war Camatee (Jokey) bei Herrn Urquhardt. Am Tage ſeines Todes, gegen fünf Uhr Morgens, half ich ihn ſich ankleiden; dann ſah ich ihn mit Major Stalker das Garee beſteigen. Man brachte meinen unglücklichen Saheb todt zurück. Man holte den Herrn Mac-Adam, General-Arzt, aber es war keine Hülfe mehr möglich; der Leichnam wurde auf ein Bett gelegt. Man ſtellte Schildwachen um die Wohnung, um den Eintritt Neugieriger abzuhalten."

Shaik-Amed: „Ich war Muſſaul, d. h. muſelmänniſcher Diener des Capitäns Urquhardt im Augenblicke ſeines Todes. Um vier Uhr Morgens kam Major Stalker, ihn in ſeinem Garee abzuholen. Sie tranken Thee mit einander und fuhren dann, begleitet von Pacha, dem Reitknecht meines Herrn, ab. Im Augenblicke des Wegfahrens rief mich noch der Ramoſee (Stallknecht) meines Herrn zu ſich, um mir zu ſagen, daß ich ein Frühſtück *für vier Perſonen* richten ſolle ...."

Dieſe Angabe machte auf den Gerichtshof und auf das Auditorium einen peinlichen Eindruck. Es ſchien aus derſelben hervorzugehen, daß Herr Urquhardt gehofft hatte, die Sache friedlich auszugleichen, und mit Malcolmſon und den Zeugen wieder zurückzukehren, um die gehoffte Verſöhnung mit dem Glaſe Wein in der Hand zu beſiegeln.

Bis jetzt konnte man weder aus der Anklage-Akte, die ſich nach dem engliſchen Gebrauche auf eine einfache Klagſchrift beſchränkt, noch aus der mündlichen Verhandlung die eigentliche Urſache des Streites, der einen ſolch' traurigen Ausgang zur Folge hatte, erſehen. Erſt die nachfolgenden Zeugen verbreiteten ſich über dieſe Einzelnheiten, die noch weit mehr enthüllt werden müſſen, wenn das Einſchreiten der Civil-Perſonen eine widerſprechende Debatte herbeigeführt hätte.

Schaik-Hoſein: „Ich bin der Intendant des Doctors Malcolmſon. In den erſten Tagen des Monats Juli bemerkte ich nichts Ungewöhnliches in ſeinem Benehmen. Freitag den 17ten Juli gegen ſechs ein halb Uhr Abends, während der Saheb (Herr) im Dienſte des Hoſpitals abweſend war, kam Herr Urquhardt, und hielt ſich ungefähr zehn Schritte von der Wohnung entfernt. Meine Saheb (Gebieterin), die Frau des Doctors Malcolmſon, entfernte ſich einige Schritte aus dem Bungalow. Herr Urquhardt drückte ihr zärtlich die Hand, und dann entfernten ſie ſich weiter mit einander. Der Saheb (Herr Malcolmſon) kam ein wenig früher als gewöhnlich nach Haus, und als er erfahren hatte, daß Beide ſich mit einander entfernt hätten, lief er ihnen nach. Nun vernahm ich einen lebhaften Wortwechſel und ſah, daß der Kapitain und Herr Urquhardt ſich tüchtige Fauſtſchläge gaben. Der Streit ſchien nachzulaſſen, als ſie ſich ein Paar Worte in's Ohr geſagt hatten. Der Capitän Urquhardt rief: „Zu mir, Cipayes!" Alle Cipayes (indiſche Soldaten) die in der Nähe waren, liefen herbei; Herr Urquhardt ſagte: „Ich brauche nicht ſo viele Leute, einer oder zwei, die mich in meine Wohnung begleiten, ſind hinlänglich." Er entfernte ſich mit zwei Soldaten, die ihm als Escorte dienten. Es regnete ein wenig, die Nacht war dunkel, und ſo konnte ich nicht mehr gut ſehen, was weiter vorging. Ich weiß nur, daß nach der Ankunft des Capitäns die Saheb (meine Gebieterin) zuerſt das Haus verließ, und der Capitän ihr die Hand drückte, es iſt mir, als ſehe ich dies noch; der Saheb kam unvermuthet und ſchien mir ſehr übler Laune. Die Streitigkeit fand nur auf eine kurze Entfernung vom Hauſe ſtatt."

Herr Royer, der Advokat der Angeklagten, erklärte, er halte es nicht für nöthig, zu Gunſten ſeiner Clienten Zeugen aufzufordern, da die bereits gehörten Zeugen ſchon ſo viel Licht über die Sache verbreitet hätten, daß weder er noch ſeine Clienten noch etwas beizufügen hätten; die Jury werde ſich vollkommen überzeugt haben, daß es ſich von einer Ehrenſache und nicht von einem Morde handle.

Der Gerichts-Aſſeſſor Andry war im Begriff, das Reſumee der Verhandlung zu geben; die Geſchwornen gaben jedoch die Erklärung ab, daß dies nicht nöthig ſey, da ihre Meinung bereits feſt ſtehe.

Nachdem der Gerichts-Actuar die Artikel der Anklage-Akte nochmals verleſen hatte, antwortete die Jury auf jeden einzelnen beſonders mit: „not guilty" (nicht ſchuldig).

Der Richter Andry bemerkte noch Folgendes: „Ich halte es für meine Pflicht, hier noch beſonders zu erklären, daß in Folge der Zeugen-Ausſagen auch nicht ein Schein von Schuld auf den Doctor Don fällt. Es iſt erwieſen, daß er ſeiner Gewohnheit gemäß ſich in ſeinen Garten begab, und ſo nur durch Zufall auf dem Schauplatz der Begebenheit erſchien. Die Beweiſe einer Theilnahme an dem unglücklichen Duell, wie ſie aus den Umſtänden hervorgehen, erheben ſich gegen die drei andern Angeklagten; da jedoch die Jury denſelben Urtheilsſpruch auch über ſie ausſprach, ſo kann ihre Ehre nicht mehr angetaſtet werden."

Der Ober-Richter wendete ſich mit den Worten gegen die Angeklagten: „Meine Herren, Sie ſind Ihrer Schuld entledigt."

Die vier Angeklagten begrüßten den Gerichtshof und die Geſchwornen, und entfernten ſich ſodann unter den Glückwünſchungen ihrer Freunde.

Indigo-Bau.

Aus ſorgfältigen Nachforſchungen erfährt man, daß keine Neigung zur Ausdehnung des Anbaus von Indigo in Oſtindien ſich zeigt; die Fortſchritte beſchränken ſich auf Faktoreien, welche den Indigo mit dem niedrigſten Koſtenaufwand erzeugen können. Man hört von keinen größeren Kapitalien, die auf die Cultur dieſes Artikels verwendet worden wären; man erfährt im Gegentheil, daß zur Zeit viele Pflanzer nicht im Stande ſind, Unterſtützung zu finden, um ihre Faktoreien fortzuführen, wo nun immer die Koſten den gewöhnlichen Ertrag zu überſteigen ſcheinen.

Opium-Cultur.

Auszug aus einem Briefe von Tirhoot vom 7ten December:

Mit dem Opium ſind wir jetzt mancherlei Plackereien ausgeſetzt, denn W. ſendet ſeine Leute zu allen Aſſamiern, damit ſie Klagen einreichen mögen, und einige von unſern armen Aſſamiern, deren Ländereien wir in den letzten zwei Monaten bearbeitet, denen wir zu dieſem Ende Vorſchüſſe gemacht haben, führen Klagen gegen uns. Dieſe Reibung des Opium- mit dem Indigo-Handel iſt ein Gegenſtand, der die ernſtliche Aufmerkſamkeit der Regierung verdient. Genauen Nachrichten zufolge beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen den Strafen, welche denjenigen treffen, der ſeine Verbindlichkeit in Beziehung auf die Opiumcultur verletzt, und denjenigen, der ſich im Indigobau Vergehen zu Schulden kommen läßt. Der letztere kann vom Civilhofe zur Schadloshaltung verurtheilt werden, der erſtere wird als Verbrecher behandelt. Ein ſolch' mächtiger Unterſchied ſollte offenbar nicht ſtattfinden.

Edict des Kaiſers von China gegen auswärtige Bücher.

Wir geben hier die Ueberſetzung eines Edictes, welches vom ehemaligen Gouverneur Loo bekannt gemacht wurde. Der Kaiſer muß allerdings über die Erſcheinung des Chineſiſchen Magazines in nicht geringes Erſtaunen gerathen ſeyn, denn ein von einem Europäer in chineſiſcher Sprache geſchriebenes, durch einen Eingebornen mittelſt chineſiſcher Preſſen gedrucktes, von dem Verfaſſer bekannt gemachtes, zur Kenntniß der hohen Staatsbeamten und ſelbſt S. K. M. gebrachtes Buch — iſt doch in der That ein in der Geſchichte der Literatur und in der Geſchichte von China unerhörtes Ereigniß.

„An die Woo-tun-quen, How-qua und die übrigen Hong-Kaufleute, zu ihrer Belehrung, vom Gouverneur und Foo-yuen, welcher am 21ſten Tag des 6ten Mondes des 13ten Jahres von Taou-kwang eine ihm von den Großoffizieren des Militärrathes zugekommene Depeſche im Rathe eröffnete, worin es heißt, ſie haben am erſten Tage des 6ten Mondes im 13ten Jahre von Taou-kwang folgendes kaiſerliche Edict erhalten:

„„Po-ſhen (Foo-yuen von Fuh-Keen) und die Andern haben der Kanzlei des Militärrathes ein auswärtiges Buch von auswärtigen Engländern überreicht, welches wir zur Durch ſicht vorgelegt worden iſt. Ich der Kaiſer habe ein Blatt nach dem andern ſorgfältig umgeſchlagen und beſchaut. Auf dem Titel ſteht das Datum: Taou-kwang, Keă-woo (der Name des 61ſten Jahres des chineſiſchen Cyklus, 1834); es iſt in den Sommermonaten datirt und mit einem Privatſiegel verſehen. Das Buch enthält Fragen von den fünf Claſſikern. Gewiß hat es kein auswärtiger Fremder gedruckt. Die beſagte Nation beſucht Canton in Handels-Angelegenheiten; im Innern muß es Verräther geben, welche (das Buch) zugleich drucken und in Umlauf bringen: das iſt ſehr verwerflich. Wie kann dieſes Buch, das im vorigen Jahre gedruckt worden iſt, in dieſem Frühling von der beſagten Nation ſchon bis in die Provinz Fuh-kĕen verbreitet worden ſeyn? Dieſe Sache muß ſehr genau unterſucht werden, es kann nicht ſchwierig ſeyn, die Thatſachen zu ergründen. Ich befehle dem genannten Gouverneur und Foo-yuen (von Fuh-kĕen) und den Andern, ſogleich geheime Nachforſchungen anzuſtellen. Die Krämer, welche auswärtige Bücher gedruckt haben, ſollen verhaftet, den Behörden übergeben, und genau befragt werden, wer ihnen das Buch zu drucken gegeben habe. Thatſachen und betreffende Perſonen müſſen auf das Stärkſte unterſucht und an das Licht gezogen werden, die geringſte Ausflucht oder Scheinauslegung wäre die ſchwerſte und boshafteſte Verletzung. Dieſes Edict ſoll Loo und Kee (dem Gouverneur und Foo-yuen von Canton) mitgetheilt und ebenfalls an Pang (den Hoppo) zu ſeiner Belehrung geſendet werden. Ich ertheile den Befehl, Beiden die Bände auswärtiger Bücher zugleich zu ſchicken (vom Militärrath an die oben genannten Offiziere von Canton). Zur Nachachtung.“ “

Dieſen kaiſerlichen Erlaß haben wir empfangen und eine Depeſche zu Bekanntmachung der erwähnten Umſtände geſchrieben:

„Ich (Loo der Gouverneur von Canton) habe unterſucht und finde, daß der Gouverneur von Fuh-kĕen und Che-keang eine Urkunde ausgeſtellt hat, wonach Ausländer auswärtige Bücher in der Provinz Fuh-kĕen vertheilt haben. Wie der Gouverneur und Foo-yuen befürchten, das benannte Schiff ſey in die Provinz Canton eingedrungen; wir haben den Sze-Beamten (dem Schatzmeiſter und Richter) befohlen, ſie ſollen Unterſuchungen anſtellen, ob auswärtige Bücher in Canton vertheilt worden ſeyen. Später erhielten wir das kaiſerliche Willensedict, welches die Nachforſchungen unter den Krämern befiehlt, um des Druckers habhaft zu werden; bereits haben wir ehrfurchtsvoll den Befehlen Folge geleiſtet und die Unterſuchung anſtellen laſſen. Ehrfurchtsvoll haben wir die vorgängigen Vorſchriften und auch die zwei Bände auswärtiger Bücher empfangen. Wir, der Gouverneur und Foo-yuen, haben ſie einer äußerſt ſorgfältigen Betrachtung unterworfen, und es ſtellt ſich klar heraus, daß es chineſiſch gedruckte Bücher ſind; nach dem Aeußern, der Façon, dem Papier, dem Titelblatte ſind ſie gerade ausgeſtattet, wie Geſchichtsbücher, Geſangbücher und dergl., die man auf den Straßen verkauft. Canton iſt der Ort, welchen auswärtige Engländer in Handelsangelegenheiten beſuchen; ohne Zweifel gibt es Verräther im Volke, die ſich verbinden (mit Ausländern) und drucken (ihre Bücher). Wir haben auch den zwei Sze-Beamten, dem Schatzmeiſter und Criminalrichter, Auftrag gegeben, ſogleich den Kwang-chow-foo und die zwei Heens von Pwan-yu und Nan-hae zur Nachforſchung in der Provinzialſtadt, innen und außen, und in Macao und an andern Orten zu veranlaſſen, und überdieß allen Hauptbeamten geheime Befehle zu ertheilen, daß ſie ſchnell und insgeheim die Thatſachen durch Unterſuchung an das Licht zu bringen ſuchen ſollen. Die Krämer, welche auswärtige Bücher gedruckt haben, ſollen ergriffen und der ſtrengſten Unterſuchung vor den Obrigkeiten unterworfen werden, um dadurch den Mann, welcher dieſe auswärtigen Bücher verfaßt und dem Krämer zum Drucke übergeben hat, und Zeit und Druckort zu entdecken; alle dieſe Umſtände müſſen durch die Folter erhoben werden; denn die Wahrheit muß an den Tag kommen. Befinden ſich die Preſſen noch im Lande, ſo ſoll man ſich derſelben augenblicklich bemächtigen und ſie an uns abſenden, damit wir ſie perſönlich einſehen und (dem Kaiſer) überſenden können. So leiſten wir ehrfurchtsvoll dem kaiſerlichen Willensedict Gehorſam, welches uns mit der Unterſuchung in dieſer wichtigen Angelegenheit beauftragt. Die genannten Foo- und Hëen-Beamten haben die Umſtände genau zu berathen, zu prüfen und zu erforſchen. Haben ſich die Diſtricts-Beamten eines fehlerhaften Verfahrens bei der Nachſuchung ſchuldig gemacht, ſo mögen ſie um einige Nachſicht flehen, wenn ſie nur das verbrecheriſche Drucker-Subject verfolgen und ergreifen; umgehen und vernachläſſigen ſie aber ihre Pflicht, ſind ſie ſorglos und unachtſam bei ihrer Aufgabe, und die Verbrecher werden von andern Perſonen ergriffen, ſo mögen die genannten Foo- und Hëen-Beamten die Folgen dieſes ſchweren Vergehens fürchten. Dabei muß nothwendig die äußerſte Geheimhaltung beobachtet werden, damit ſich die Verräther nicht durch Verbreitung der Sache in den Stand geſetzt ſehen, ſich in entfernten Orten zu verbergen, und damit ſtatt ihrer nicht Schuldloſe in die Sache verwickelt werden.

In Folge dieſer mir, dem Hoppo, ſchleunig und insgeheim zugekommenen Befehle zur Unterſuchung habe ich nach Empfang geheime Boten zum Nachforſchen abgeſchickt, und ferner geheime Befehle an die genannten Hong-Kaufleute erlaſſen, wonach ſie zu gehorchen und nach angeſtellter Unterſuchung mir mittelſt Petition über den Befund zu berichten haben; ſo gehorche ich ehrfurchtsvoll dem kaiſerlichen Willensedict. Die genannten Hong-Kaufleute mögen ſich keiner Pflichtverletzung ſchuldig machen. Specieller Erlaß.

Taou-Kwang, 15tes Jahr 6ter Monat 28ſter Tag (23ſter Juli 1835).

Chineſiſche Nachweiſung über Ceylon.

In dem Wan-heen-t'hung-kaou, oder der literariſchen Encyklopädie von Ma-twan-lin, einem chineſiſchen Schriftſteller des dreizehnten Jahrhunderts, iſt eine Nachweiſung über Sze-tſze-kwo, „Königreich der Söhne der Löwen," oder Ceylon, enthalten, deren Ueberſetzung wir einem geſchickten Sinologiſten in Frankreich zu verdanken haben.

Es iſt angeführt, der Name Sze-tſze, „Söhne der Löwen," ſey eine Ueberſetzung des Sanſcrit und der Pali-Namen der Inſel Ceylon, Sinhala, „Aufenthalt der Löwen oder Sinhaladwipa, Inſel der Löwen," woraus die verſchiedenen Veränderungen gebildet worden ſind, wie Sieladiba von Kosmas Indikopleuſtes, Serandives von Ammianus Marcellinus; Serandib von den arabiſchen Schriftſtellern. Genauer muß der chineſiſche Ausdruck von Sinhabahu „Abkömmlinge von Löwen" überſetzt werden.

Das Königreich der Löwenſöhne war von der Zeit der öſtlichen Tſins an (nach Chr. 317 — 420) bekannt; es iſt nicht weit von Teen-choo (Indien) entfernt, und liegt in der Mitte der weſtlichen See. Seine Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt ungefähr 2000 Meilen. Es erzeugt eine Menge ſeltener und koſtbarer Artikel, die den Einwohnern bedeutende Vortheile abwerfen. Winter und Sommer unterſcheiden ſich hier nicht. Die fünf Getreidearten werden ausgeſät, ohne daß man dabei die vorgeſchriebenen, abgegränzten Jahreszeiten zu beobachten hat.

Dieſes Königreich war in ehemaligen Zeiten nicht von Menſchen bewohnt; nur böſe und gute Geiſter (Geiſter im Allgemeinen) hielten ſich dort auf; Drachen und große Schlangen hauſten auch daſelbſt *). Ohne ihre Geſtalten zu erblicken, trieben die Kaufleute anderer Königreiche Tauſchhandel mit ihnen; ſie konnten nur ſeltene, werthvolle, glänzende Artikel (wie Perlen und Diamanten) für die Güter geben, welche ſie empfingen. Das Volk anderer

---

*) Dies ſtimmt ganz mit den mythiſchen Sagen von dieſem Lande überein, welche daſſelbe als ehemals von Dämonen bewohnt angeben.

Königreiche [illegible] von dem Ueberfluſſe dieſes Landes und beſchloß einen Angriff. Einige brachen jede Verbindung mit der Inſel ab, vereinigten ſich mit den Entwürfen der großen Königreiche und ſahen ſich dadurch in den Stand geſetzt, die Geiſter und Löwen zu vertreiben; hievon rührt der Name Inſel der Löwen her.

Die Sitten und Gebräuche in dieſem Königreiche waren dieſelben, wie die der Po-lo-men (oder Brahmens). Die Einwohner gehorchten den Geſetzen von Fuh (Buddha) nicht. In den Jahren E-he von Wan-te (n. Chr. 397 — 418) kamen zum erſten Mal Geſandte, um eine Statue, 4⅕ Fuß hoch und mit fünf verſchiedenen Farben bemalt, anzubieten. Die Geſtalt war nur rauh behauen und glich nicht entfernt dem Werke eines Künſtlers. Während der Tſin und Sung Herrſchaften war ſie in der Halle der Gebäuden von Kang-wa aufgeſtellt.

Im fünften Jahre Yuen-kea von Wan-te der Sungs (n. Chr. 428) ſandte der König dieſer Inſel, genannt Cha-che Mo-ho-nan *), Geſandte, um Tribut anzubieten. Im erſten Jahre Ta-tung von Woo-te, von der Leang-Dynaſtie, ſandten ſpätere Könige, mit Namen Kea-ſih und Kea-le-ho-le-nih, Geſandte, um Tribut anzubieten. Im dritten Jahre Thung-chung der Tangs (n. Chr. 670) brachte ein Geſandter deſſelben Königreichs Tribut. Im Anfange des Jahres Teen-paou ſandte Che-le-ſhee-kea zum zweiten Male einen Geſandten mit Tribut, welcher in Schnüren großer, ſchöner Perlen, in werthvollem, goldenem Halsgeſchmeide, Elephantenzähnen und feiner, weißer Wolle beſtand.

Auſtralaſia.

Neu-Süd-Wales.

Die Expedition in das Innere.

Major Mitchel hat über den Erfolg ſeiner Expedition zu Erforſchung des Darling-Fluſſes einen Bericht abgefaßt, welchen wir im Auszuge hier mittheilen:

Der Major iſt nach ſeiner Angabe den 7ten April auf einer unbekannten Straße von Buree aufgebrochen, um auf dem Hochlande zwiſchen den Flüſſen Lachlan und Macquarie fortzuwandern. Hierdurch hoffte er, weniger über Flüſſe ſetzen zu müſſen, die Gefahr der Fluthen zu vermeiden, und ſeine trigonometriſchen Meſſungen ſo weit als möglich ausdehnen zu können. Von Buree aus erreichte er den Darling in der Nähe der New-Years-Creek (Neu-Jahrs-Kreek), wobei er das Land ſo günſtig fand, daß er nie eine Schleife abzuladen, oder ſich einen Weg durch das Buſchwerk zu bahnen, oder eine Nacht ohne Waſſer zuzubringen brauchte. Zur Rechten waren die Waſſer des Bogan, und zur Linken eine verbundene Kette von Anhöhen, von denen New-Years-Range den Schluß bildete.

Ein ſchweres Mißgeſchick traf die Expedition durch den Verluſt des Herrn Cunningham, des Botanikers der Colonie, welcher die Geſellſchaft am 17ten verließ. Nach langem Suchen entdeckte man die Spur ſeines Pferdes, und endlich auch dieſes ſelbſt todt auf der Erde ausgeſtreckt, den Sattel noch auf dem Rücken und den Zaum im Maul. Die Spuren des Vermißten verloren ſich in der Nähe eines friſchen Lagers von Eingebornen, wo man noch ein kleines Stück von ſeinem Rockſchooße und einige Stücke von einer ihm zugehörenden Karte vorfand, ohne etwas Näheres über das Geſchick des Unglücklichen erfahren zu können.

---

*) Das war ohne Zweifel Maha Nama, oder Manam Raja, der nach dem Mahawanſo, oder der Geſchichte der Könige von Ceylon, von 4[illegible] n. Chr. bis 4[illegible] regierte.

„Das innere Land,“ ſagt Major Mitchel, „trafen wir durch übermäßige Dürre dergeſtalt ausgebrannt, daß der von Kapitän Sturt erwähnte große Sumpf unter Oxleys Tafelland ganz ausgetrocknet lag und nur wenige Teiche in dem Fluſſe Bogan geblieben waren. Drei hundert Meilen unter New-Years-Creek tranken wir kein anderes Waſſer mehr, als das des Darling.“ An dieſem Fluſſe angelangt, ließ ſich der Major durch das günſtige Ausſehen der nächſten Umgebung zu dem Verſuche verleiten, die Reiſe auf Böten fortzuſetzen, aber der vielen ſeichten und felſigten Stellen wegen mußte er bald wieder von dieſem Plane abſtehen.

„Wie das Vieh ſchwächer wurde, fand man das Land beim Hinabſteigen zum Marſche viel ſchwieriger und unbequemer. Die hauptſächlich aus kahler Erde beſtehenden Flächen waren zu locker, um Wurzeln feſtzuhalten, und doch dicht genug, um tiefe Spalten zu öffnen, durch welche zu reiten es nicht immer ſehr räthlich ſchien. Unwegſame Höhlen (bedeckt mit Polygonum junceum) begränzten den Fluß in ſolcher Ausdehnung, daß wir uns ſelten innerhalb einer Meile davon, und oft nicht einmal innerhalb drei Meilen davon lagern konnten. Und doch bot uns der Fluß das einzige Waſſer in der ganzen Gegend, und ſein Ufer das einzige Gras für unſer Vieh. So mochte ich ungefähr drei hundert Meilen gereiſt ſeyn, als mich die Schwäche der Ochſen und der zuſammengeſchmolzene Mundvorrath zum Entſchluß brachte, nur mit einem Theile der Geſellſchaft die Wanderung raſcher fortzuſetzen, und das Vieh einſtweilen zur Heimreiſe Kräfte ſammeln zu laſſen. Aber die Bewegungen einiger in der Nähe gelagerten Stämme brachten mich von meinem Vorſatze ab; ich hätte die Zurückbleibenden offenbar Gefahren ausgeſetzt. Die Eingebornen wurden immer unruhiger; es blieb keine Hoffnung, ſie friedlich zu ſtimmen. Je mehr wir ſie in ihren wirklichen Bedürfniſſen zu unterſtützen ſuchten, deſto mehr zeigten ſie eine Gier nach Dingen, die ihnen völlig nutzlos waren, deſto mehr ſchienen ſie auf unſer Verderben zu ſinnen. Sie ergoſſen ihren Grimm in ſonderbaren Ceremonien, ſchwenkten zum Beiſpiel grüne Zweige in der Luft und warfen ſie ſofort mit wüthenden Geberden gegen uns in das Feuer; jagten mit den Fußzehen Staub nach uns auf und ſpuckten nach unſeren Leuten. Der Angriffe überdrüſſig und im höchſten Maaße gereizt, tödteten wir zwei von den heftigſten Beleidigern und ſchoßen einen Dritten (den Führer) durch das Gemächt.“

Die Reiſenden zogen ſich nun zurück, und da die Schleifen einen Weg gebahnt hatten, auf welchem das Vieh leichter fortkommen konnte, erreichten ſie ſchon am 10ten Auguſt ihre vorige Niederlage (ungefähr 12 Meilen unter der Verbindung von New-Years-Creek).

„Das innere Land, weſtlich vom Darling, bietet einen Wechſel von vereinzelt ſtehenden Berggruppen und niedern Hügeln, die ſich von einander in beſondern Theilen abſcheiden und Inſeln nicht unähnlich ſind, obgleich dem allgemeinen Anblicke nach ſich kein Zeichen ſichtbar macht, woraus auf früheres Vorhandenſeyn von Waſſer zu ſchließen wäre. Von zwei abgeſonderten Bergen, die je zwölf Meilen weſtlich vom Darling und von jedem andern Berge etwa ſiebenzig Meilen entfernt lagen, erfreute ich mich einer ausgebreiteten Ausſicht über das Land, aber von keiner dieſer Anhöhen konnte ich irgend einen Rauch oder etwas wie einen Baum gewahr werden, weil die ganze Gegend mit dichtem Geſträuche bedeckt war, wobei ſich zwar offene Zwiſchenräume zeigten, auf denen aber ebenfalls kleineres Buſchwerk zerſtreut lag. Während der jetzt eben verfloſſenen vier Wintermonate war kein Regen und kein Thau gefallen, und heiß und ſengend hatten die Winde von Weſten und Nord-Weſten über einen Landſtrich hergeweht, in dem keine Feuchtigkeit mehr zurückblieb.“

In einem Laufe von drei hundert Meilen nahm der Darling nicht einen einzigen Fluß oder Bach aus Teichen auf. Die Ausdehnung der Ebenen an ſeinen Ufern und die Tiefe und abſorbirende Eigenſchaft des Bodens waren ſo bedeutend, daß viele von den Waſſern der Hochfluthen hierdurch zurückgehalten zu werden ſchienen. Dieſe abſorbirenden Ebenen erſtrecken ſich in der Regel auf fünf Meilen auf jeder Seite des Fluſſes; die Gränzen derſelben bilden etwa noch drei weitere Meilen zurückgehende Hügel von rothem Sandſteine. Dieſe Hügel beſtehen in der Regel aus Urſandſtein; an ihrem Fuße ſind wellenförmige Schichten von angeſchwemmtem Kies gelagert. Von den hier mehr zuſammenhängenden Hochgründen fließen Bäche, welche in den Ebenen verſchlungen zu werden ſcheinen, aus den Teichen abwärts. Die ſchon erwähnte Gattung von Geſträuchen bedeckt auf beiden Seiten zurück vom Darling die erſte Region des Hochgrundes; deßhalb waren der Charakter, die Züge und die Richtung der Thäler von den Höhen in der Nähe dieſes Fluſſes nicht wohl ſichtbar. Der Hauptlauf des Darling, ſo weit ich ihn erforſcht habe, geht nach Weſt-Süd-Weſt.

Vom Fort Bourke (145° 52′ 12″ Oeſt. L. 30° 7′ 4″ S. Br.) ſetzte ich meine Unterſuchungen über den Darling durch Meſſungen und Breitebeobachtungen bis zum Ziele meiner Reiſe (32° 24′ 20″) fort, und ſtelle die Länge dieſes Punktes in Folge dieſer Unterſuchung auf 142° 24′ 26″ öſtl.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, die weſtlichſte der beiden Kreken, über welche Kapitän Sturt bei ſeiner Reiſe jenſeits des Macquarin gelangte, ſey der Bogan, ſandte ich, begierig, auch den Urſprung der anderen, genannt Duck-Creek, zu erfahren, Herrn Larmer auf Nachforſchungen aus, welcher dieſelbe aufwärts bis zu einer großen Lache am Ende des Fluſſes verfolgte, von dem andere Canäle und Lachen ebenfalls in dieſe Kreke führen. Herr Larmer fand in der Duck-Creek ausgedehnte Behälter mit Waſſer, aber das Bett des Macquarin war an der Stelle trocken, welche er berührte.

Die Bevölkerung von Vandiemensland

beſteht aus 40,000 Seelen. Acht Journale werden dort herausgegeben: die Gazette, der Courrier, der Tasmanien, der Times, der wahre Coloniſt, der Morgenſtern, der Launceston Advertiſer und die Chronik von Cornwall. Ein Drittheil dieſer Bevölkerung beſteht aus Gefangenen.

In Neu-Süd-Wales, mit 70.000 Einwohnern, kommen ſieben Journale heraus: die Regierungszeitung, die Sidney-Zeitung, der Herald, der Auſtralien, der Moniteur, das Handelsjournal und der Coloniſt. Faſt alle dieſe Blätter erſcheinen zwei Mal die Woche. Die Abonnenten ſind auf dem Lande häufiger, als in der Stadt.

Ausflug des St. Andreas Tunila auf den Vulkan St. Martin.

(Provinz Vera-Cruz).

18. Mai 1844.

Wir reisten mit Tagesanbruch ab. Der Fußpfad, dem wir folgten, verlor ſich bald in die Urwälder, die wir bis zu dem Gipfel des Vulkans nicht mehr verließen. Es gehört große Geduld dazu, dieſe faſt ungebahnten Wege zu Pferd zurückzulegen; ungeheure, halbverfaulte Baumſtämme verſperren oft den Weg, und man riskirt, den Kopf an den Zweigen einzuſtoßen.

Der Anblick einer tropiſchen Waldung iſt gewiß eines der impoſanteſten Schauſpiele, welche die Natur darbietet. Es gehört eine ſehr lange Gewohnheit oder eine außerordentliche Abſpannung dazu, einen ſolchen Wald gleichgültig zu durchwandern. Ein Menſch, der ſich aus den Vorſtädten von Paris ſozuſagen mit einem Schlag mitten in dieſe rieſenmäßige Vegetation verſetzt ſieht, gleicht einem Vogel, der dem Käfig entflohen iſt, und ſich nicht ſogleich in ſeine unerwartete Freiheit finden kann.

Schweigend, und Einer hinter dem Andern, ſetzten wir unſern Weg fort. Von Zeit zu Zeit hörte ich fremde, mir unbekannte Töne. Das Geſchrei einer Taube, ähnlich dem Brüllen eines Ochſen, aber tiefer und ſchwächer; den Geſang einer Art Amſel, gleich dem metalliſchen Ton einer Vogel-Orgel; die Stimme eines, das Bellen des Hundes nachahmenden Spechts, und die Schnabelſchläge des, unter dem Namen Holzhauer bekannten Spechtes, erinnerten an die Hammerſchläge des Arbeiters, und dies iſt ſo ziemlich Alles, was von Zeit zu Zeit die Stille dieſer Einſamkeit unterbricht.

Der Wald, durch den wir wanderten, wächst auf einem, früher durch unterirdiſche Feuer durchwühlten Boden. Verkalkte Steine ragen hier und da mit ihrer ſchwarzen Oberfläche aus unzugänglichen Parthien dorniger und niedriger Pflanzen hervor. In den tiefer liegenden Gründen bedecken den Boden Anhäufungen von Sand von den Trümmern derſelben Steine, deſſen eckig geformte Körner zu der Vermuthung führen, daß dies nicht ein Werk der Zeit, ſondern heftiger Exploſionen ſey.

Nach drei Stunden eines angeſtrengten Marſches gelangten wir an eine lichte Stelle, welche ſich am Fuße des Spitzberges St. Martin ausbreitet. Sie ſtrotzt von verkalkten Felſen und iſt mit Kräutern bewachſen. Wir ließen hier unſere Pferde graſen und unſer Gepäck, nachdem wir uns mit etwas Rindfleiſch und Branntwein geſtärkt hatten, zurück, und ſchickten uns an, den Berg hinaufzuklettern.

Der Indianer, welcher uns als Führer diente, ſchritt voran, und wir folgten. Wir hatten geglaubt, uns am Fuße des Berges zu befinden, aber wir hatten noch drei Viertelſtunden zurückzulegen, ehe wir dahin gelangten. Dieſer Weg ſchien uns, ungeachtet einer ununterbrochenen Reihe kleiner Hügel, über die wir gehen mußten, ziemlich leicht. Nichts benimmt die Müdigkeit nach einem langen Ritte mehr, als eine Wanderung zu Fuß. Bald aber verlor ſich der kleine Fußweg, dem wir folgten, gänzlich, und wir mußten jetzt den Berg mit allen Hinderniſſen des Waldes erklettern. Oefters waren wir genöthigt, Halt zu machen, der Athem fehlte uns, und der Schweiß floß in Strömen. Ohne ſich um die Andern zu bekümmern, ſchritt unſer Indianer immer vorwärts, indem er mit ſeinem Stock die Zweige abſchlug, die uns im Wege ſtanden. Ich folgte ihm zunächſt, und dachte dabei an Mephiſtopheles, wie er Fauſt zum Hexenfeſt führt. Die Natur des Harzgebirges iſt ohne Zweifel verſchieden von der, in welcher wir uns befanden, aber ſie kann nicht düſterer und erhabener ſeyn.

Von Müdigkeit erſchöpft, gequetſcht und zerriſſen, kamen wir an der Gegend an, wo der Wald aufhört, und der oben erwähnte Sand beginnt, der den ganzen Gipfel des Vulkans, und theilweiſe ſeine Seiten bedeckt. Ueber einen ziemlich kurzen Rand gelangten wir bis an ſeine mittägliche Spitze, von wo aus wir in den Krater ſahen, und das Reſultat unſerer angeſtrengten Unternehmung genießen konnten.

Der letzte Ausbruch hatte nach Humboldt den 2. März 1793 ſtatt. Er muß nach dem, was wir ſahen, ſchrecklich geweſen ſeyn *). Der Krater kann in ſeinem größten Durchmeſſer

---

*) Bei ſeinem letzten Ausbruche, der ſehr ſtark war, und den 2. März 1793 ſtatt hatte, bedeckte deſſen Aſche die Dächer der Häuſer zu Oajaca, Vera-Cruz und Perote. In letzterem Orte, welcher in gerader Linie 57 Stunden von dem Vulkan entfernt liegt, glich das unterirdiſche Getöſe der ſtärkſten Kanonade.

Humboldt, Politiſche Verſuche über Neu-Spanien.

eine Viertelſtunde haben. Die Verwirrung iſt außerordentlich, ſie iſt ein wahres Bild des Chaos; ungeheure Felſen ſind unordentlich auf einander gehäuft, und Stücke Erde, ſenkrecht abgeſchnitten auf 400 Fuß Höhe, zeigen die Wirkung einer furchtbaren Exploſion; drei Kegel, welche man im Innern des Kraters bemerkt, ſcheinen zuletzt in dieſer unermeßlichen Werkſtätte der Natur in Thätigkeit geweſen zu ſeyn. Einer von unſerer Truppe ſtieg in den Krater hinab; er fand es zum Erſticken durch die Hydro-Chlor-Säure, welche durch die Spalten dringt, die ſich unten an dieſen Kegeln befinden, und aus welchen eine Hitze ausſtrömt, ſtark genug, Waſſer dabei zu kochen. Dieſes Gas iſt augenſcheinlich ein Product der Zerſetzung des Meerwaſſers.

Der Berg St. Martin iſt der höchſte im ganzen Umkreis der zahlreichen Gebirge *). Die Luft auf demſelben iſt ziemlich kalt, doch nur ehe die Sonne eingewirkt hat, die wahrhaft brennend iſt, vermuthlich in Folge der ſchwarzen Farbe des Berges, welche die Sonnenhitze ſchnell einſaugt. Wenn ſich Wolken gegen uns richteten, ſo war die Hitze ſchrecklich, denn ſie hielten den Wind von uns ab; aber wenn ſie uns umhüllten, und wenn ſie vorüber waren, empfanden wir eine ziemlich lebhafte Kälte.

Wir ſahen das Meer auf zwei Stunden gegen Norden, und eine Stunde gegen Süden den See Catemaco mit ſeinem ungeheuern Umhang von Waldungen. Alle angränzenden Berge ſind ausgebrannte Vulkane, man weiß jedoch nicht, von welcher Epoche. Mehre ſchwache Pflanzen und einige Moosarten wachſen noch auf dem Gipfel des Berges auf dem ſüdlichen Abhang, und eine unermeßliche Menge Inſecten, hauptſächlich Wanzen, ziehen zahlreiche Schaaren einer kleinen Art Schwalben an, und dieß ſind auch die einzigen lebenden Weſen, die ich bemerkt habe.

Wir nahmen einen andern Rückweg; die Auswürfe des Vulkans, dieſer ſchwarze Sand, der nichts anders zu ſeyn ſcheint, als kleine Fragmente verkalkter Steine, verbreiten ſich gegen Oſten faſt bis an den Fuß des Berges, und bilden einen ſehr ſteilen Abhang, auf welchem noch keine Vegetation wurzeln konnte. Die Steine, welche wir vom Gipfel ſchleuderten, rollten auf dieſem Abhang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit fort, und erreichten am Ende ihres Laufes eine Geſchwindigkeit, wenigſtens ſo groß wie die einer Haubitzgranate, ſo daß wir noch hörten, als wir ſie nicht mehr ſahen, wie ſie die Bäume, die ſie am Ende ihres Laufes erreichten, zerſchmetterten. Dieſen Weg wählten wir, und wir hatten Urſache, uns deßhalb Glück zu wünſchen. Wir ſtiegen ſehr ſchnell und ohne die mindeſte Anſtrengung hinab. Wir ſanken bis an das Knie in den Sand, wodurch die Müdigkeit, die ſonſt mit dem Hinabſteigen verbunden iſt, vermindert wurde.

An der lichten Stelle fanden wir unſere Pferde und unſer Gepäck wieder, und wir begegneten, gegen unſere Erwartung, weder Tigern noch Hirſchen. Die Einwohner hatten uns verſichert, daß es deren hinlänglich in dieſen Waldungen gebe, und ſo hatten wir uns darauf gefaßt gemacht.

Bei dieſer Excurſion war ich nahe daran, zweimal das Leben zu verlieren. Der [illegible] an meinem Pferde ſprang, ich fiel ſehr heftig an einer Stelle, wo ich meinen Kopf hätte an den Steinen zerſchmettern können. Als ich ſpäter den Berg hinunter kletterte, ſpannte ſich, ohne daß ich es bemerkte, mein Gewehr, indem ich mich nur eines Stockes bediente, ein anderer Zweig ſtreifte den Spanner, und der Schuß ging mir hart am Ohre vorbei. Halleluja!

Henri Durand

---

*) Nach den von uns vorgenommenen Barometer-Meſſungen beträgt deſſen Höhe [illegible] Meter über die Meeresfläche.

Der Muſſelin von Smyrna.

Die Stadt Smyrna in Kleinaſien, welche an dem, nach ihr benannten Meerbuſen liegt, gehörte vor den Reformen des regierenden Kaiſers zu der Apanage einer der Sultaninnen, einer der legitimen Frauen Sr. Hoheit. Hieraus darf man jedoch nicht ſchließen, daß alle Einkünfte aus dieſer bedeutenden Stadt in die Kaſſe der Prinzeſſin floſſen, um damit die Phantaſien und Launen ihrer Toilette zu befriedigen. Nichts weniger; ſie hatte keine Anſprüche an die regelmäßigen und fortlaufenden Abgaben. Die Zölle, die Grundabgaben, der Karaich (Kopfſteuer) u. ſ. w. wurden auf Rechnung des Fiscus und durch deſſen Diener erhoben.

Die Anſprüche der Sultanin beſchränkten ſich auf die zufälligen Einnahmen der ſtädtiſchen Verwaltung, wie Weggelder, Polizeiſtrafen ꝛc. ꝛc., und unter letztern machte das, was man die Geldpreſſung nennt, d. h. die Strafen für wahre oder angebliche Störung der öffentlichen Ruhe, den beträchtlichſten Theil aus. Die Sultanin ernannte einen Bevollmächtigten, der ihre Rechte wahrte, und welcher den Titel Muſſelin führte, was gleichbedeutend mit der Benennung Statthalter iſt. Dadurch wurde derſelbe zugleich Gouverneur von Smyrna, in welcher Eigenſchaft er auch Pächter der Prinzeſſin war, denn ein ſeit vielen Jahren regelmäßiger und ſtets auch vorausbezahlter Pacht ließ ihr den Mehr- oder Minderertrag ihrer Apanage gleichgültig erſcheinen.

Die doppelte Eigenſchaft eines Muſſelins und Pächters wurde in der Regel auf zwei Jahre verliehen. Drei Monate vor Ablauf des Pachtes wurde derſelbe in Aufſtreich gegeben, und dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Derjenige, dem er gerichtlich zuerkannt wurde, entrichtete ſogleich den Betrag von einem Jahre ſeines Pachtes, und durch dieſe einzige Handlung war er in ſeine Würde eingeſetzt. Er beſchäftigte ſich jetzt mit ſeiner Einrichtung; er ernannte Räthe, eine Art Aſſeſſoren für den juridiſchen Theil ſeines Amtes, Vertandis, eine Art Garde du Corps, von denen er höchſtens vier halten durfte, und endlich eine Polizeiwache von ungefähr 50 Mann. Hatte er ſeine nöthigen Vorkehrungen getroffen, ſo ſchiffte er ſich mit ſeinem Gefolge ein, und berechnete ſeine Ankunft in ſeiner zukünftigen Reſidenz dergeſtalt, daß er genau auf die Minute daſelbſt eintreffen konnte, wo die Gewalt ſeines Vorgängers ihr Ende erreichte.

Dieſer würde auch keine Stunde früher von ſeinem Platze gewichen ſeyn, noch ſeine Functionen eine Sekunde über den Termin fortgeſetzt haben.

Das Schiff, welches beſtimmt war, den Muſſelin, deſſen Verwaltung zu Ende ging, nach Konſtantinopel zurückzubringen, lag am Fuße der Reſidenz, ganz zum Abſegeln bereit, vor Anker. Dieſer Offizier ſtürzte im Augenblicke auf daſſelbe, wo ſeine Macht ein Ende nahm. Hätte man ihn, nach dieſem Moment, noch zu Lande angetroffen, ſo wäre er ſchon dem Gerichtszwang ſeines Nachfolgers unterworfen geweſen, welcher unter dem nichtigſten Vorwande leicht damit hätte beginnen können, die neu erworbenen Rechte ſeiner Stellung auf ihn anzuwenden, und ſo alsbald Nutzen aus ſeinem Pachte zu ziehen.

Der neue Gouverneur bezeichnete ſein erſtes Auftreten immer durch die Erneuerung aller Geſetze und Polizei-Verordnungen. Auf den gröbſten Uebertretungen beruhte künftig ſein Gewinn und das Wiedereingehen ſeiner Gelder. Auf dieſem Wege mußte derſelbe ſich alsbald den Betrag des bereits vorausbezahlten Jahrespachtes, die Unkoſten ſeiner Einſetzung und die bedeutenden Zinſen zu verſchaffen ſuchen, die er für die erſten Vorſchüſſe an die Darleiher zu bezahlen hatte. Sodann mußte er für die Ausgaben, welche ſeine Stellung erforderte, für den Lohn und die Unterhaltung ſeines untergebenen Perſonals Sorge tragen, und endlich dahin ſtreben, ſich für die Zukunft Vermögen zu erwerben.

Zwei Quellen ſtanden ihm zu Erreichung dieſer Zwecke offen. Die einen waren beſtimmt: dieß waren das Verkaufsrecht für einige Handwerke; der Preis der Plätze für den Detailhandel auf den Märkten und offenen Straßen; eine von Marktſchreiern und öffentlichen Häuſern und andern Anſtalten erhobene Steuer, wie ſie eben der ſpeculative Geiſt des Fiscus erfinden konnte. Steuereinzieher und oft auch kleine Pächter waren im Beſitze dieſer Einzüge, die der neu Angekommene gewöhnlich in ihren Verrichtungen beſtätigte. Die unbeſtimmten Einnahmen waren ſolche, die von Gelderpreſſungen herrühreten. Hier war man weder an Geſetze noch an Regeln gebunden, noch konnte man den Recurs gegen Ungerechtigkeit oder gegen übertriebene Anforderungen ergreifen. Die Ergebniſſe waren auch ſo bedeutend, daß der Muſſelim Niemand die Beſorgung dieſer Dienſte übertrug. Das Geſchäft der ihm Untergeordneten beſchränkte ſich darauf, ihm Wege zu eröffnen, wo dergleichen Erpreſſungen möglich wurden; er ſelbſt ſetzte ſodann die Taxe an, und der Einzug geſchah dann augenblicklich unter ſeinen Augen, oft ſelbſt durch ihn eigenhändig. Dieſe unbeſtimmten Einnahmen, und die angewandten Mittel, ſie ſich zu verſchaffen, weichen ſo ſehr von den Steuererhebungen und den Strafen in civiliſirten Ländern ab, daß es der Mühe lohnt, das Verfahren hierbei kennen zu lernen.

Der Gouverneur ordnete am Tage ſeiner Einſetzung den Dienſt der Polizeiwache, er theilte ſie in Rotten zu fünf Mann für die tägliche Runde, und zu zehn Mann für die Nachtpatrouillen. Sie waren fortwährend in Bewegung; ſobald die eine zurückkam, ging wieder eine andere ab. Alles, was Beziehung auf die öffentliche Ordnung hatte, gehörte in ihr Bereich; ſie arretirten jeden Angeklagten oder eines Vergehens Verdächtigen, und führten ihn in die Wohnung des Gouverneurs; Berauſchte, ſolche, die auf öffentlicher Straße Streit oder Händel hatten, die ſich bei einbrechender Nacht verſpäteten u. ſ. w. veranlaßten die meiſten Arretirungen.

Die Angeſchuldigten wurden nach ihrer Ankunft ohne Unterſchied des Standes in eine Art Keller eingeſchloſſen, der keinen andern Ausweg darbot, als die Eingangsthüre, und nur durch ein viereckiges, oben an dieſer Thüre angebrachtes, Loch einiges Licht erhielt. Sowohl zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern, als auch um jeder Entweichung vorzubeugen, bekam jeder bei ſeinem Eintritte ein Halsband von Eiſen, durch welches eine an die Mauer befeſtigte Kette lief, deren anderes Ende durch ein an der Thür bemerkliches Loch ging, und welche außerhalb befeſtigt war. Dieſelbe war durch einen Balken von 18 Zoll Höhe und 8 — 10 Zoll Breite in ihrer ganzen Ausdehnung getheilt, welcher in zwei Theile geſägt und durch ſtarke eiſerne Schienen wieder verbunden war. Der untere Theil des Balkens war an den Boden befeſtigt, der obere Theil war beweglich und erhob ſich, um jedem Gefangenen Raum zu laſſen, eines ſeiner Beine in die, zu dieſem Zwecke gemachten, Einſchnitte zu legen. Hierauf wurden die beiden Theile durch ein Vorlegſchloß, von welchem der Gefangenwärter den Schlüſſel bei ſich führte, geſchloſſen. Dieſe Einrichtung, von welcher man ſeit Kurzem auch ſchon in einigen Theilen Europa's Gebrauch gemacht hat, wird in der Türkei Tomruk genannt. Ein Verhafteter wurde, ohne auch nur gehört zu werden, gleich nach ſeinem Eintritte in dieſes Gefängniß an die Kette geſchloſſen, und ſogleich nach Sonnenuntergang in eben erwähnten Tomruk eingezwängt.

Gleich nach dem Morgengebet empfing der Muſſelim ſeine Patrouillen-Rapporte, und hielt ſeine Gerichtsſitzungen. Sein Gerichtszimmer war eine Art Saal im Erdgeſchoße; hier ſaß oder lag er vielmehr auf Teppichen und Polſtern, mit welchen der Vorſprung eines Balkons ausgelegt war, von welchem aus er ſehen konnte, was außerhalb vorging, und, die Pfeife im Munde und eine Taſſe Caffee in der Hand, die Berichte anhörte, welche ihm über die Ereigniſſe der letzten vier und zwanzig Stunden abgeſtattet wurden. Um ihn, und ihm zur Seite ſaßen in angemeſſener Entfernung ſeine Officieren; hinter ihm ſtand ſeine Wache. Im Hofe, gegen den Balken zu, hielten zwei Mann eine lange hölzerne Stange, an welcher ſich Schleifen von Stricken befanden, um die nackten Beine der durch die Patrouillen Verhafteten daran zu befeſtigen, und zwar dergeſtalt, daß die Fußſohlen in die Höhe gerichtet waren. Zur Seite dieſer Vorrichtung ſah man zwei mit Waſſer angefüllte Behälter, in welchen die Strafinſtrumente eingeweicht wurden. Vier Mann, welche ſchon zum Voraus mit Stecken verſehen waren, mußten auf das gegebene Zeichen die Schläge austheilen.

Sobald dieſe Zurüſtungen getroffen waren, ſo wurde Einer nach dem Andern der Verhafteten herbeigeholt. Vor dem Muſſelin wurde nun ein ſolcher mit dem Rücken auf die Erde gelegt, ſeine Beine wurden an die Schleifen der hölzernen Stange gebunden, ſo daß die Fußſohlen ſich in einer Lage befanden, wie ſie in der Türkei gebräuchlich iſt, wenn die Strafe der Fußſohlenſtreiche angewendet wird.

Bis zu dieſem Augenblicke wurde kein Wort geſprochen. Jetzt erſt ſtattete der Patrouillenführer über das Vergehen des Verhafteten Rapport ab. Worin es auch beſtanden haben mochte — auf ein, vom Balkon aus gegebenes, Zeichen fingen die Henker an, taktmäßig zuzuſchlagen, und dieſe Execution wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Geſchrei des Opfers und durch die Worte: Amman effendi! (Gnade, Herr!)

Nach einigen Streichen liſpelte der Patrouillenführer dem Verhafteten in's Ohr: „Nun haſt du noch nicht genug? ſollen wir fortfahren? willſt du nichts anbieten?“ — „Ach, ich bin arm, ich will fünf Piaſter geben.“

„Was! fünf Piaſter?“ — Und die Schläge fielen von Neuem.

Die Anerbietungen wurden vergrößert, bis ſie eine Summe erreichten, die, nach den unter der Hand eingezogenen Erkundigungen, dem Vermögen des Individuums angemeſſen ſchien. Man führte ihn jetzt in's Gefängniß zurück, und erlaubte ihm, ſeine Verwandten von den Umſtänden zu benachrichtigen, damit dieſe den Preis des Löſegeldes bezahlten. Sobald dies entrichtet war, wurde er frei. Ein Laſtträger nahm ihn auf ſeine Schultern, und brachte ihn in ſeine Wohnung.

Indeſſen folgte der nächſte Verhaftete, mit dem es ganz auf dieſelbe Weiſe gehalten wurde. Um ſich, wenn man verhaftet war, dieſer Behandlung zu entziehen, mußten Freunde oder Verwandte den Handel vor der Stunde der Gerichtsſitzung abgeſchloſſen haben. Da Stockſchläge als ein Reizmittel angewendet wurden, um das erwünſchte Löſegeld zu erhalten, ſo vermied man ſie, wenn man daſſelbe freiwillig zollte.

Dieſes Verfahren erneuerte ſich jeden Morgen, und der Ausübung dieſer beſondern Induſtrie verdankten die Pächter der Apanage ihre ergiebige Ernte. Zuweilen ereigneten ſich jedoch Fälle, wo ſich dieſe Art von Regierung in ihrer ganzen Abſcheulichkeit offenbarte, wie der nachſtehende klägliche Fall dies darthun wird. Ehe deſſelben jedoch Erwähnung geſchieht, iſt es der Mühe werth, hier das ſonderbare Mittel anzuführen, welches man bei den ſo grauſam mißhandelten Fußſohlen augenblicklich anzuwenden pflegte.

Sobald der Verhaftete von den Banden losgelaſſen worden war, an welche ſeine Füße gebunden waren, ſo nöthigten ihn zwei Mann, die ihn unter den Armen ergriffen, im Laufe wieder in ſein Gefängniß zurückzukehren. So ſchmerzlich auch dieſer Gang war, ſo geſchah es doch aus Menſchlichkeit, daß man ihn dazu zwang, indem die Meinung vorherrſchte, daß dadurch die Circulation des Blutes wieder hergeſtellt werde. Seine Unglücksgefährten hatten unterdeſſen in einer Art Backtrog ein Gemiſch von grauem Salz und rohen Zwiebeln bereitet, und dies war der Umſchlag, den man ihm auf ſeine Fußſohlen legte, indem man ſie mit Stücken von Hemden umwand, die jeder ſeiner Unglücksgefährten mit der größten Bereitwilligkeit dazu lieferte. Man kann hier nicht bezeugen, daß dieſes Mittel von unfehlbarer Wirkung war, ſo viel iſt jedoch gewiß, daß es ſeit undenklichen Zeiten angewendet wurde, und daß es eine beruhigende und betäubende Wirkung hervorzubringen ſchien.

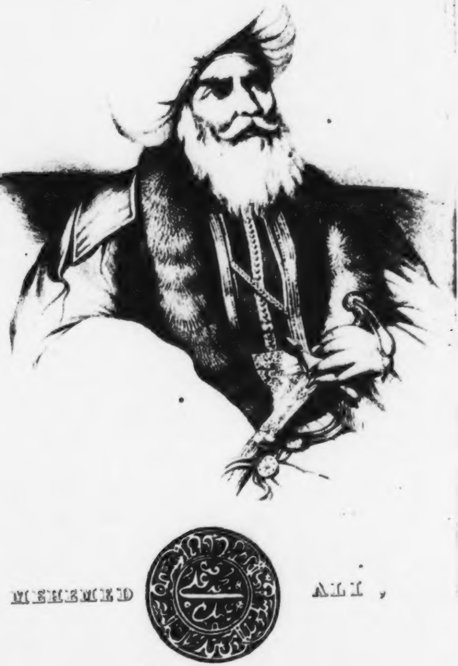
Der nachfolgende Fall, deſſen wir noch Erwähnung zu thun haben, iſt in allen ſeinen Theilen ſchrecklich.

Eines Tages, die Reihe dieſer ſonderbaren täglichen Negotiationen ſchien ſchon erſchöpft, ſchien man einen Mann von ehrwürdigem Anſehen vergeſſen zu haben, welchen die Nachtwache herbeigeholt hatte. In eine düſtere Traurigkeit verfallen, hätte ſeine Unbeweglichkeit den Gedanken veranlaſſen können, daß er mit etwas ganz Anderem beſchäftigt ſey, als was um ihn her vorging, als die Wache kam, ihn abzuholen. Ach! man hatte nur zu ſehr an ihn gedacht. Nur um Zeit zu gewinnen, neue Kräfte zu ſammeln, hatten die Henker ſeine Beſtrafung aufgeſchoben.

Kaum iſt er hinausgebracht, als man in dem Gefängniß Schläge fallen hört; man zählte deren bis auf dreihundert, indeſſen der Unglückliche ließ keine Klage vernehmen. Plötzlich hört der Lärmen auf, und das Opfer wird wieder in den Kerker zurückgebracht. Zwei Stunden ſpäter wird er wieder abgeholt, und erhält wieder dreihundert Streiche, worauf man ihn auf's Neue zurückbringt. Der Zuſtand war ſchrecklich. Die zärtlichſte Sorgfalt konnte ihm kein Wort entreißen, er ſchien vernichtet. Man glaubte die Strafe beendigt, als man ihn einige Stunden ſpäter noch einmal hinausſchleppte, und diesmal wurde die Doſis bis auf vierhundert Streiche geſteigert. Jetzt vernahm man Weinen, Schreien und Seufzer. Es war ſeine Familie, die angekommen war, und der man den Unglücklichen faſt entſeelt zurückſtellte.

Ein kriegsgefangener Franzoſe, der zur Armee von Aegypten gehörte, und Zeuge dieſer ſchrecklichen Scene war, erfuhr den andern Tag durch den Dolmetſcher des engliſchen Conſulats die Urſache dieſer furchtbaren Execution, und die Verhältniſſe desjenigen, der ihr unterworfen war. Derſelbe war ein Armeniſcher Banquier und von einem ſeiner Feinde bezüchtigt, eine Werkſtätte zur Falſchmünzerei errichtet zu haben. Er erklärte alsbald dieſe Beſchuldigung für unwahr. Nach den erſten dreihundert Streichen hatte er, vom Schmerz überwunden, und um ſich einige Ruhe zu verſchaffen, einen Ort als Werkſtätte bezeichnet, wo man jedoch nichts fand. Wie man geſehen hat, wurde er einer neuen Züchtigung unterworfen. Nach weiteren dreihundert Streichen machte er aus demſelben Grunde eine neue Entdeckung, aber man fand wieder nichts. Man ertheilte ihm zum dritten Male Schläge, und würde vielleicht damit fortgefahren haben, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht hätte, wenn nicht ſeine Familie dazu gekommen wäre, wo er gerade den tauſendſten Streich erhalten hatte. Der ſchändliche Angeber, welcher ihn todt glaubte, ließ deſſen Familie in dem Augenblicke davon benachrichtigen, wo er, über den abſcheulichen Erfolg erfreut, die Flucht ergriff, um ſich der doppelten Rache zu entziehen, welche er von den Geſetzen und der mit Recht gegen ihn empörten Familie des Mißhandelten zu fürchten hatte.

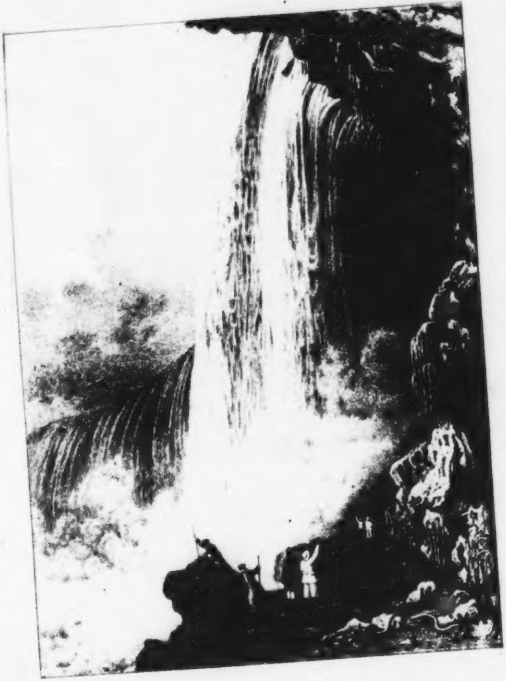
Wie groß muß nicht in den Augen der Menſchlichkeit der Souverän erſcheinen, welcher durch ſeine Reformen dieſer ſo verhaßten Verwaltung ein Ziel geſetzt hat. Es iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt, daß der türkiſche Kaiſer nicht allein das Recht über Leben und Tod, welches eine große Anzahl Beamten in ſeinen Staaten ausübten, ſondern auch die Tortur abgeſchafft hat. Ludwig **XVI.** hob die peinliche Frage auf, und nicht genug Stimmen konnten dieſe großmüthige Maaßregel rühmen. Es waren indeſſen nur rechtmäßige und verpflichtete Richter, welche ſie hatten anwenden dürfen. Im Orient war kein Tyrann zu klein, um nicht die furchtbarſte Folter ganz nach ſeiner Laune anzubefehlen. In der Türkei kann nun unter der jetzigen Regierung kein Todesurtheil mehr ohne Genehmigung des Kaiſers vollzogen werden. Welche Fortſchritte auf dem Wege der Civiliſation!



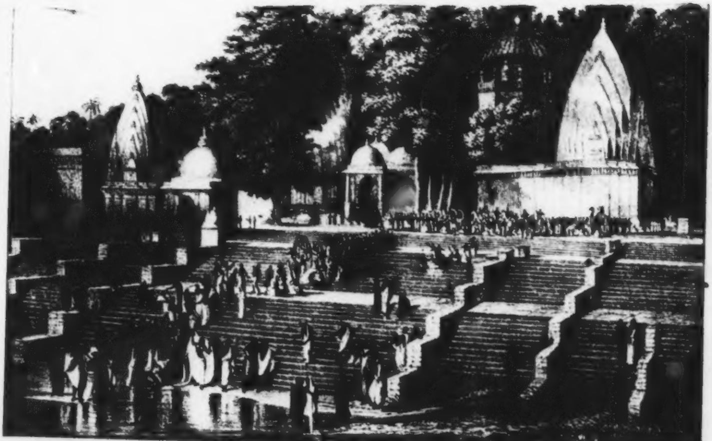
MEHEMED ALI,

Vicekönig von Egypten.

Uni[illegible]Bl.
München



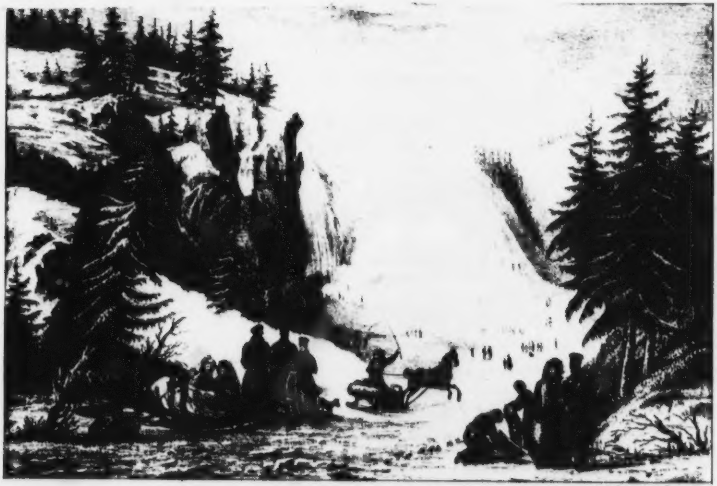
Univ. Bibl.
München



EIN SUTTEE

Vorbereitung zum [illegible] einer Hindu-Wittwe.

Urh... bl.
München



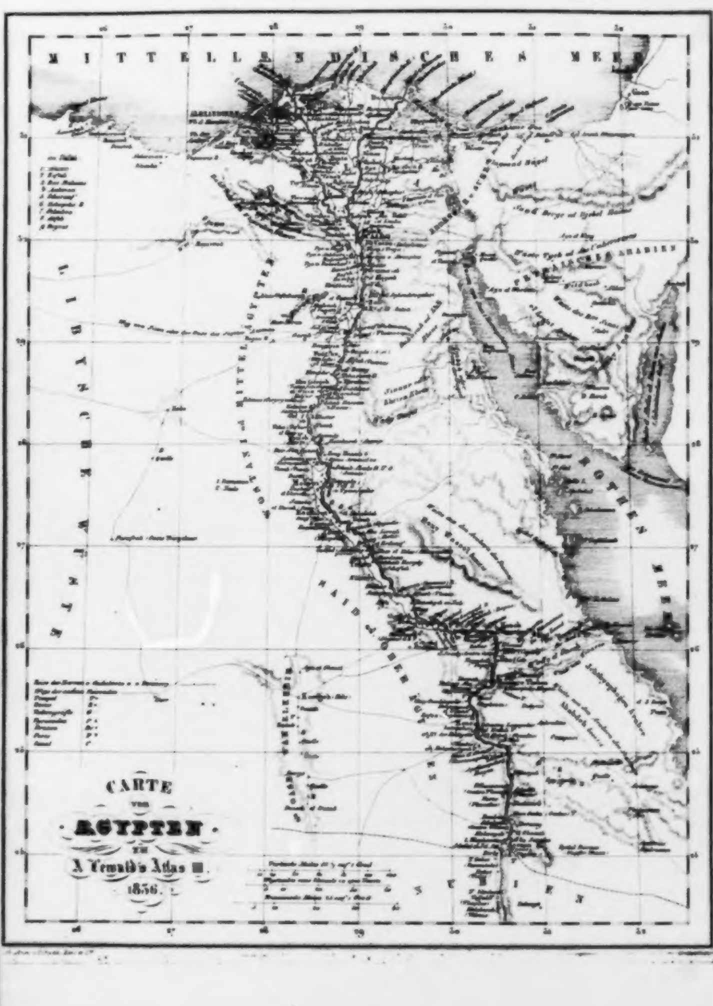
Montmorency Waſſerfall und Kegel bei Quebec

Atlas.

1836.

Dritter Band.

Univ. Bibl.
München


MITTELLÄNDISCHES MEER
LIBYSCHE WÜSTE
PETRÄISCHES ARABIEN
ROTHES MEER
MITTEL AEGYPTEN
SAID o. OBER AEGYPTEN
NUBIEN
CARTE
von
AEGYPTEN
zu
A. Ewald's Atlas
1836.

Atlas

zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

Auguſt Lewald.

1836.

Dritter Band.

Mit einer Karte und drei Lithographieen.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

A B
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalts-Verzeichniſs.

Seite.

Egypten von 1829 — 1830 3
Bilder aus America 111
Nahant 113
Taunton 115
Newport. — Rhode-Island 117
Virginien 120
Charleston 126
Columbus 129
Reiſe durch die Creek-Nation 132
Mobile 138
New-Orleans 144
Der Neger-Markt in New-Orleans 145
Reiſe nach Buenos-Ayres und Porto-Alegre von 1830 — 1834 153
1. Der Rio de la Plata 155
2. Montevideo 160
3. Die Banda-Oriental oder die Republik von Uruguay 161
4. Chronologiſche Ueberſicht der in der Banda-Oriental ſtattgehabten Ereigniſſe, von ihrer Entdeckung bis zum Jahr 1834 169
5. Abreiſe von Montevideo. Ein Pampero. — Ankunft auf der Rhede von Buenos-Ayres. — Aeußerer Anblick dieſer Stadt 174
6. Buenos-Ayres. Beſchreibung der Stadt. — Ihre öffentliche und Privat-Gebäude. — Ihre Bevölkerung 179
7. Buenos-Ayres. La Boca. — Barracas. — Die Pampas 188
8. " " Polizei. — Regierung 194
9. " " Geiſtiger Zuſtand. — Sitten. — Gebräuche 202
10. " " Induſtrie. — Handel. — Schifffahrt 210
11. Chronologiſche Ueberſicht der zu Buenos-Ayres ſtattgehabten Ereigniſſe, von ſeiner Gründung bis zum Jahre 1835 216
12. Uruguay. Die Inſel Martin Garcia. — Die Colonie del Sacramento. — Las Vacas. — Las Higueritas. — Las Viboras. — Santo-Domingo-Soriano. — El Uruguay-Chu. — El Rincon de-las-Gallinas 221

Seite.
14. **Uruguay. Paysandu.** — Calera de Barquin. — El Salto 226
15. **Abreiſe von Salto.** Fortſetzung der Forſchungen. — El Puerto. — Belem. — Santa Roſa oder Bella Union. — Braſilianiſche Gränze. — Itaquy. — Hafen von San-Borja 235
16. **Das Innere von Sao Pedro.** San-Borja. — Die ehemaligen Miſſionen. — Abreiſe nach dem Innern. — Gualacara. — Alegrete. — Der Boqueron von Santiago. — Cima da Serra. — Der Jaguary. — Der Toropy. — Der Jbicu-Miri. — Santa Maria da Serra. — Sao-Martinho. — Caſſa-Pava. — Ankunft in Jacuy 258
17. **Das Innere von Sao-Pedro.** Der Jacuy. — Die Cachoeira. — Der Botucarahy. — Die Cruz-Alta. — Rio-Pardo. — Der Jacuy bis nach Porto-Alegre 270
18. **Porto-Alegre.** Phyſiſche und geographiſche Beſchreibung 280
19. **Umgegend von Porto-Alegre. Die Provinz im Allgemeinen.** Capello do Viamon. — Die deutſche Colonie Saõ-Leopoldo. — La Lagoa dos Patos. — Rio Grande oder Saõ Pedro. — Saõ Joſé. — Saõ-Francisco de Paula. — Von der Provinz im Allgemeinen 290
Anmerkungen 300
Kleinere Genrebilder 308

Reiſe

nach

Buenos-Ayres und Porto-Alegre

von

1830 - 1834.

Von

Arſène Iſabelle.

Aegypten

von

1829 - 1836.

(Nach Ed. de Caldavène und J. de Breuvery.)

Erſte Abtheilung.

Vorwort.

Seit fünfzehn Jahren bewegen Fragen von der höchſten Wichtigkeit den Orient. Seit dem Tage, wo die griechiſche Revolution anfing, den ottomanniſchen Boden zu erſchüttern, ſcheint die Türkei in einen Vulkan verwandelt zu ſeyn, deſſen raſch auf einander folgende Ausbrüche dem Sultan nicht mehr erlauben, ſich in den Lüſten eines mäßigen und unbeſorgten Lebens zu wiegen. Der Unbeweglichkeit der Verſumpfung, worin dieſes ungeheure Reich ſeit Jahrhunderten ſchmachtete, folgte die Erregung, der Neuerungsgeiſt und tauſend verſchiedene Intereſſen, die ſich in jedem Sinne durchkreuzen.

Griechenlands Emancipation, die militäriſchen und induſtriellen Schöpfungen Mehemed Ali's in Aegypten, ſeine Inſurrectionen, die Aufhebung der Janitſcharen in den ottomanniſchen Staaten, die Bildung regulärer Truppen, welche jener, von dem Herrſcher wie von dem Volke gleich verabſcheuten, Miliz ſubſtituirt wurden, die erſten Handlungen nach einem fieberhaften Erwachen, als unmittelbare Reſultate der griechiſchen Revolution, endlich dieſes Griechenland ſelbſt, das man frei und glücklich zu machen wähnte, indem man es dem muſelmanniſchen Joche entriß, und das jetzt vergebens ſich den Schreckniſſen des Bürgerkrieges zu entziehen ſucht, mitten unter Regierungsverſuchen, von denen noch keiner dem Geheimniß der Landesſitten entſprach; dies ſind die Elemente eines lebensvollen Drama's, deſſen complicirte Handlung ſich jeden Tag mit einer unglaublichen Rapidität entwickelt. Ueber dem Theater dieſes Drama's ſchwebt Rußland, zitternd, daß die Civiliſation ihm ſeine Beute entziehen werde, und alle ſeine Kräfte vorbereitend, um mit einem Schlage das Reich der Sultane und die Keime jener wachſenden Civiliſation zu vernichten.

Mitten unter dieſer Bewegung, welche die europäiſche Politik zwingt, nach dem Orient die Blicke zu richten und in dem Moment, wo man endlich wahrzunehmen glauben darf, daß die Begebenheiten, welche die Zukunft der muſelmanniſchen Völkerſchaften intereſſiren, unſere theuerſten Intereſſen berühren, erweitert ſich auch der Kreis der Beobachtung für den Reiſenden. Er darf ſich nicht mehr wie ſonſt beſchränken, Materialien für die Wiſſenſchaft zu ſammeln, deren eigentlichen Werth nur allein der Gelehrte zu würdigen weiß. Und war er darauf beſchränkt, bei den Beſchreibungen von Städten und Monumenten mehr oder weniger in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger zu treten, ſo iſt es jetzt ein größerer Anlauf, den er zu nehmen hat.

Zu dem Gemälde der antiken Gebräuche des Orients muß er die hinzufügen, welche die Gebräuche darſtellen, die der Orient jeden Tag von uns entlehnt; zu der Geſchichte einer zuſammenfallenden Civiliſation wird ſich die einer neuen geſellen, welche ſich auf Trümmern erhebt; der Prüfung jener Fragen, welche die Intereſſen der muſelmänniſchen Nationen berühren, wird er die hinzufügen müſſen, welche ſich auf die Intereſſen ſeines eigenen Landes beziehen. Kurz, das Studium des Orients, von dem politiſchen Standpunkt betrachtet, iſt vielleicht das Studium, welches jetzt von Seiten des Beobachters die ſtrengſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt.

Dieſes iſt die Ueberzeugung, welche bei der Redaction der nachſtehenden Arbeit den Vorſitz führte.

Das Werk, das wir hier dem Publikum übergeben, darf nicht bloß als eine Reiſebeſchreibung betrachtet werden, ſondern als das Reſultat der während eines Aufenthalts von ſechs Jahren in Aegypten und der Türkei angeſtellten Beobachtungen.

Unſere erſten Unterſuchungen geſchahen vom Jahre 1829 bis 1833. Seit dieſer Zeit haben wir, bald vereint, bald getrennt, dieſelben Gegenden beſucht und unſere erſten Angaben berichtigt und verbeſſert, neue Belege geſammelt und durch die Geſchichte der während der folgenden drei Jahre ſtatt gefundenen Ereigniſſe das Gemälde des jetzigen Zuſtandes des Orients vervollſtändigt.

An vielen Orten ſind die Werke der Reiſenden und die Memoiren jener Gelehrten, die dem Orient ein beſonderes Studium gewidmet haben, uns von Nutzen geweſen; den größten Vortheil aber zogen wir von den Perſonen, die uns Notizen und Nachrichten an Ort und Stelle ertheilten, wozu ein langer Aufenthalt im Lande ſie befähigte. Wir nehmen ihr Zeugniß in Anſpruch, daß, wenn gleich unſere Arbeit nicht Alles Intereſſante des vorliegenden Stoffes ganz erſchöpft hat, wir doch nie mit Bewußtſein etwas ausgelaſſen oder übertrieben haben, und daß eine treue Zeichnung der Menſchen und Sachen ſtets unſer alleiniger Zweck geweſen iſt.

Das Werk, welches die Herren de Cadalvène und de Breuvery auf obige Weiſe bevorworten, erſcheint in Paris in vier Bänden, die wir unſern Leſern mittheilen werden. Wir geben hiemit die erſte, vor Kurzem erſchienene Abtheilung in einem Auszuge.

Aegypten und Nubien.

Erſtes Kapitel.

Wir hatten mehre Monate darauf verwendet, die Inſeln des griechiſchen Archipelagus zu beſuchen, und warteten in Tancho (Kos) eine Gelegenheit ab, um nach Aegypten uns einzuſchiffen, als am 16. November 1829 ein Schiff auf der benachbarten Küſte Anatoliens in dem Hafen von Budruhm ſignaliſirt wurde. Am folgenden Tage ſegelten wir nach Alexandrien ab, wo wir nach einer Fahrt von acht bis zehn Tagen, der gewöhnlichen Zeit, welche zu dieſer Reiſe erforderlich iſt, einzutreffen gedachten; allein wir hatten unſere Rechnung ganz falſch gemacht, denn wir vergaßen, die widrigen Zufälle in Anſchlag zu bringen.

Nachdem wir uns länger als eine Woche auf dem Meere umher getrieben, ſahen wir uns durch einen Sturm genöthigt, in den nur zwei Stunden von Budruhm entfernten Hafen von Peteſſe uns zu flüchten. Von Kreta's Küſten an jene von Caramanien geſchleudert, wurden wir gezwungen, bald auf der Rhede von Marmorizza, bald in dem Hafen des kleinen Eilandes Karko, unſerm Rhodus, eine Zuflucht zu ſuchen, und verzweifelten ſchon, jemals am Ziele unſerer Reiſe anzulangen, als wir endlich am 24. Jänner 1830, durch einen leichten Nordwind begünſtigt, der die ganze Nacht hindurch geweht hatte, mit anbrechendem Tage Land vor uns ſahen.

So wie wir näher kamen, erhoben ſich nach und nach über den Meeresſpiegel die Säule des Pompejus, die kleinen Berge der Veſten, der Pallaſt des Paſcha, die Maſten der Fahrzeuge, und endlich Aegyptens flache und ſandreiche Küſte.

Die Lootſen hatten unſere Signale wahrgenommen, bald wurde ihr Boot an die Seite unſeres Schiffes angeholt, deſſen Lauf ſie mitten zwiſchen den zahlreichen Felſenriffen leiteten, welche den Eingang des alten Hafens vertheidigen. Vor einigen Jahren noch, wären wir nur in den neuen Hafen zugelaſſen worden, ein Ankerplatz, der allen Winden ausgeſetzt iſt, und deſſen Grund in ſchlechtem Zuſtande ſich befindet. Der alte Hafen war ausſchließlich den muſelmanniſchen Fahrzeugen vorbehalten; erſt im Jahre 1813 hat ihn Mehemed Ali den Schiffen aller Nationen geöffnet.

Schwarzbraune Geſichter, ungewöhnliche Trachten, und die rauhen Gurgellaute unſerer Lootſen verkündeten uns bereits eine Bevölkerung, welche ganz verſchieden von jener war, die wir bis jetzt im Morgenlande angetroffen hatten. Aber die wunderliche Form der Gebäude, welche den Hafen umgeben, der ſeltſame Anblick des ſandigen Geſtades, mit ſeinen hier und da in Gruppen zerſtreuten Palmbäumen, dieſe zwiſchen der Wüſte und dem Meere einſam liegende Stadt, mit ihren weißen, in Terraſſen auslaufenden Häuſern, mit den Spitzen ihrer Minarete, die auf dem reinſten Azur des Himmels ſich hervor heben; das Alles deutete bald uns an, daß wir in einer neuen Natur uns befänden.

Nicht losreißen konnten wir die Blicke von den zahlloſen Fahrzeugen, welche der Fluthen Oberfläche durchfurchten, von den Gruppen arabiſcher, türkiſcher, griechiſcher und europäiſcher Geſtalten, welche auf den Quai's ſich drängten. Bei dem Schauſpiele dieſer regſamen, in der Türkei ſo ungewöhnlichen Thätigkeit glaubten wir uns in einen europäiſchen Hafen verſetzt, mitten unter ein Volk, das durch ſeine Betriebſamkeit und ſeinen Handelsverkehr ſich glücklich fühle. Kaum ſtiegen wir aber an's Land, ſo war auch die Täuſchung verſchwunden.

Eine franzöſiſche Fregatte, die Conſtanze, von Herrn von Kergriſt befehligt, bewachte damals in dem Hafen von Alexandrien ein Schiff des Dey von Algier. Nachdem die algieriſchen Matroſen alle ihre Erwerbsquellen erſchöpft hatten, um ihr Daſeyn zu friſten, verkauften ſie das Eiſenwerk des Schiffes, oder ſuchten dadurch etwas Geld zu verdienen, daß ſie mit ihren Böten den Kauffartheiſchiffen Dienſte leiſteten. Ein ſolches feindliches Boot war es, das an's Geſtade uns brachte.

Noch hatten wir den Fuß nicht auf die Erde geſetzt, als ſchon einige Dutzend unglückliche, in Lumpen gehüllte Laſtträger um unſer Gepäck ſich zankten, noch armſeligere Eſelstreiber verſperrten den Quai mit ihren Thieren, die ſie uns anzubieten ſich abmühten. Neugierige Gaffer und zudringliche Bettler mehrten das Gewirr, und machten das Ausſchiffen faſt zur Unmöglichkeit. Nun kam ein Sergeant vom benachbarten Wachpoſten herbei, nothdürftig mit einigen Fetzen einer rothen Uniform bedeckt, und theilte mit ſeinem Curbach*) rechts und links die kräftigſten Hiebe aus, wodurch es ihm faſt gelang, den Platz zu ſäubern. Die rüſtigſten Kämpfer hatten endlich unſerer Koffer mit Gewalt ſich bemächtigt, und ſchleppten ſie vor uns her; und bald trafen wir ſelbſt, auf Eſeln reitend den Weg nach einem der beiden erbärmlichen Gaſthöfe an, die den europäiſchen Reiſenden geöffnet ſind.

---

*) Eine Peitſche, die aus einem einzigen Riemen von Nilpferd- oder Elephantenhaut beſteht.

Aus Erde und Stroh gebaute Häuſer, enge und übelriechende Bazars, auf denen eine armſelige Volksmaſſe ſich drängt und umhertreibt, ſchmutzige, ſchlangenähnlich ſich krümmende Straßen, die von hungrigen Windhunden wimmeln, und von Kameelen verſperrt werden, welche entweder Holz oder Waſſer in großen ledernen Schläuchen tragen, das war der erſte Anblick, welchen die Stadt uns gewährte, die Alexander gegründet hat.

Die einzigen Monumente, welche das moderne Alexandrien noch aufzuweiſen hat, ſind Okels *) von neuzeitlicher Bauart, einige wenig bemerkenswerthe Moſcheen, das Zeughaus und der Pallaſt des Paſcha. Ein ſchwerfälliges, zur Vertheidigung der Stadt ſich wenig eignendes Schloß hat den bewundernswerthen Leuchtthurm erſetzt, den man dem Genie eines Soſtrates **) verdankte, und nichts bezeichnet mehr in der heutigen Stadt die Stelle eines antiken Gebäudes.

Uebrigens darf man in Mehemed Ali's Alexandrien weder die geringſte Spur noch ſelbſt die Stelle ſuchen, auf welcher einſt das Alexandrien der Ptolemäer prangte; dieſes erhob ſich auf der Landenge, welche die Inſel Pharos mit dem Feſtlande verbindet, und die beiden Häfen trennt. Aegyptens Seehauptſtadt, deren Bevölkerung ſich gegenwärtig kaum auf 80,000 Seelen beläuft, nimmt einen neuen Boden ein.

Außerhalb des Weichbildes der heutigen Stadt, bezeichnet die Stelle, auf welcher einſt jene der Khalifen ſtand, ein weiter Raum, von neuerdings erbauten Mauern umgeben, die ein breiter Graben ſchützt, welcher von einigen Veſten vertheidigt wird, die ohne Zuſammenhang und ohne Einſicht da aufgerichtet ſind. Die Khalifen-Stadt ſelbſt war theilweiſe auf den Trümmern der Alexanders-Stadt erbaut, deren Ueberreſte ſich weit darüber hinaus dehnen.

Vereinzelt erheben ſich mitten aus den Ruinen des antiken Alexandriens nur zwei Denkmähler, die dem Zahn der Zeit getrotzt; das eine iſt die Säule des Pompejus, und das andere einer der Obelisken aus roſenfarbigem Granite, die unter dem Namen der Nadeln Cleopatra's bekannt ſind, und neben welchem der zweite Obelisk umgeſtürzt im Staube liegt.

Unfern der Mauern der alten Stadt dehnt ſich der See Mariut aus, der Mareotis der Alten. Dieſer See, der heut zu Tage faſt ausgetrocknet iſt, ſteht mit dem Meere nicht in Verbindung. Das Nilwaſſer, das zur Zeit ſeines Anſchwellens durch den Canal Alexandriens zurück geleitet wird, war das einzige, welches ihm Nahrung gab. Schon ſeit langer Zeit hatten Dämme, die ſo errichtet waren, daß ſie das Canalwaſſer verhinderten, in den See ſich zu verlaufen, dieſen in reichbebaute Felder verwandelt, als am 13. April 1801 die Engländer, in der Abſicht das von ihnen belagerte Alexandrien zugleich des Waſſers und aller Hülfsquellen zu berauben, die Dämme des Canals durchbrachen, und dadurch bewirkten, daß die ſalzigen Fluthen des Sees Madie in das Becken des Sees Mariut drangen. Eine ungeheure Strecke Landes nebſt 150 Dorfſchaften wurden in Folge dieſer Ueberſchwemmung unter Waſſer geſetzt. Nur mit großem Koſtenaufwande, und vermittelſt eines auf Pfählen ruhenden Mauerwerkes gelang es einem gewiſſen Djanid-Effendi, den Canaldamm wieder herzuſtellen, und der See Mariut begann von neuem zu vertrocknen *).

---

*) In Alexandrien nennt man Okels jene Gebäude, die man in der Türkei unter dem Namen Khans kennt. Es ſind gewöhnlich weite, vierſeitige Bauten, die um einen viereckigen Hof ſich erheben, und in jedem Stockwerke mit einer Galerie verſehen ſind.

**) Vor einigen Jahren wurde in der Nähe dieſes Schloſſes ein Lazareth errichtet, das Aegypten ſchon mehr als einmal vor den Verheerungen der Peſt bewahrt hat.

In die Felſen, die jener ſchmalen Erdzunge zur Grundlage dienen, welche zwiſchen dem See und dem Meere ſich befindet, ſind die berühmten Catacomben gegraben. Einige unterirdiſche Gräber, die zum Theil von armen Fellahs bewohnt werden, und in welche man nur mühſam auf dem Bauche kriechend gelangen kann, ſind alles, was von dieſem frommen Begräbnißorte noch übrig blieb. Unweit von da findet man in einem von dem Meere faſt bedeckten Felſen einige in denſelben gehauene Höhlungen, welche den ſtolzen Namen der Bäder Cleopatra's führen, und an jene allbekannte Königin erinnern, mit welcher das Geſchlecht der Ptolemäer zu Grabe ging.

Einzeln ſtehende Gebäude in neuem Geſchmacke, Gärten und arabiſche Grabmäler nehmen einen Theil des Weichbildes der ſarazeniſchen Stadt ein. Das erſte muſelmanniſche Bauwerk, welches hier auf die antiken Gebäude folgte, war eine der Barmherzigkeit gewidmete Moſchee. Sie wurde von Amru an derſelben Stelle aufgeführt, wo dieſer Feldherr das Blutvergießen einzuſtellen befahl, als er unter Osmans Khalifat, in Folge des von dem Verſchnittenen Manuel geleiteten Aufſtandes der Griechen, Alexandria zerſtörte. Verſchwunden iſt jetzt die Moſchee der Barmherzigkeit, jenes Denkmal der Milde, welches die Barbarei ſeiner Gründer auf den von ihnen aufgehäuften Trümmern errichtet hatte; und vergebens ſucht man heut zu Tage ſeine Spur auf dieſem vielfach durchwühlten und mit Ruinen aller Zeitalter bedeckten Boden.

Hier und da trifft der Wanderer eine Granitſäule, ein reich gearbeitetes Capital und umgeſtürzte oder halbvergrabene Ueberreſte mannichfaltiger Art; ſtellenweiſe auch wohl die Oeffnung geräumiger Ciſternen, der einzigen Ueberbleibſel vorzeitlicher Pracht.

Einige hundert niedrige und dunkle Erdhütten, die mitten unter ungeheuern Trümmerhaufen daſtehen, oder vielmehr von denſelben verborgen werden, geben

---

*) Auch Elfi-Bey entzog im Jahre 1807 der Stadt Alexandrien das Waſſer, in dem er bei Damanhur die Dämme durchſchnitt. Vor Elfi-Bey und den Engländern hatte Diocletian deſſelben Mittels ſich bedient, um Alexandrien zu überwältigen, welches die Nothwendigkeit, aus dem Nil ſeinen Waſſerbedarf zu beziehen, ſtets außer Stand ſetzen wird, gegen ein Heer ſich zu halten, das die Felder inne hat.

einer Bevölkerung Obdach, deren Elend die Gränzen der Möglichkeit zu überſchreiten ſchien, weil uns das Schauſpiel der neuen ägyptiſchen Civiliſation noch all' zu fremdartig anſprach. Aeltern und Kinder liegen in dieſen verpeſteten Schlupfwinkeln bunt gemiſcht mit Hunden, Kühen und Ziegen, in denen gleichfalls das Elend ihrer unglücklichen Beſitzer ſich unverkennbar ausprägt. Kaum vermochten wir unſeres Gleichen in dieſen Menſchen zu erkennen, die der Mangel abgezehrt und die Dienſtbarkeit mit ihrem Stempel bezeichnet hat; in dieſen halbnackten, hohläugigen, engbrüſtigen Kindern, mit dick aufgetriebenem Bauche, deren Mund und Augen ein zahlloſer Fliegenſchwarm umlagert, den ſie zu verjagen weder Kraft noch Luſt haben; in dieſen Weibern, deren lange, zerſetzte Röcke von blauer Farbe kaum nothdürftig die abgemagerten Glieder bedecken, während der ſchwarze Schleier über dem Geſichte das Trauer verkündende Abbild unſerer büßenden Orden darſtellt.

Man kann ſich unmöglich eine Vorſtellung von dem Elende machen, in welchem die Volksſtämme der Eingebornen ſchmachten; denn wehe dem Armen, der das Unglück hat, Aegyptier zu ſeyn, und in Aegypten zu leben! Freiheit, Vorrechte und Zügelloſigkeit ſind ausſchließlich dem Türken und Europäer beſchieden, wogegen die Araber und die Schwarzen in völlig rechtloſem Zuſtande ſich befinden; jene beſitzen die Macht, das Erbtheil der letztern iſt Verachtung.

Es iſt ein ſeltſames Land dieſes Aegypten, wo die Natur und die Menſchen gewetteifert zu haben ſcheinen, die auffallendſten Contraſte zuſammen zu häufen. Hier findet man neben dem üppigſten und mannigfaltigſten Pflanzenwachsthum die afrikaniſche Wüſte, mit ihrer düſtern Unfruchtbarkeit; neben Denkmälern, die den Jahrhunderten getrotzt haben, kaum erſtandene Palläſte, die mit dem Einſturze drohen; mitten unter der Fülle des Ueberfluſſes, auf der Erde fruchtbarſtem Boden, in Lumpen gehüllte Fellahs, die vor Hunger verſchmachten; ein ganzes Volk, das widerſtandslos unter das drückendſte Joch ſich krümmt, und ſeine letzte Kraft hinopfert, um die Prachtliebe einer Handvoll Fremdlinge zu befriedigen, die es auf das grauſamſte unterdrücken.

Ich habe ſo eben von den Vorrechten der Europäer geſprochen; in Aegypten, ſo wie in dem ganzen übrigen ottomanniſchen Reiche, ſtehen ſie nur unter ihren eigenen Geſetzen, und haben durchaus keine Plackereien von den Local-Behörden zu befürchten. Die Polizei darf keine Hausſuchungen bei ihnen vornehmen, und ihre Wohnungen ſind wahre Zufluchtsſtätten, in welche ihr zu dringen verboten iſt.

Jede Macht hat in Alexandrien Conſuln, denen es obliegt, dieſe Vorrechte zu handhaben und in Schutz zu nehmen, wenn die türkiſchen Beamten ſie je vergeſſen oder nicht anerkennen ſollten. Der Europäer miſcht ſich daher nicht unter die Stämme der Eingeborenen; er beugt ſich nicht mit ihnen unter das Joch der Zwingherrſchaft, ſondern er behält unter dieſem fremden Himmelsſtriche ſeine Nationalität, ſeine Geſetze und ſein eigenthümliches Gepräge bei. Das civiliſirte Europa findet unter den in Aegypten angeſiedelten Franken ſeine Gebräuche, ſeine Trachten und ſeine öffentlichen Feſte wieder; ſo werden z. B. in

Alexandrien oft glänzende Bälle gegeben, wo die minder geſchmackvollen als reichen Coſtüme der dort heimiſchen Damen von dem eleganten und einfachen Anzuge der Europäerinnen auf eine merkwürdige Weiſe abſtechen.'

Haben aber auch unſere Kleidertrachten und öffentlichen Feſte in das Land der Pharaonen ſich einzubürgern begonnen, ſo konnten doch unſere Wiſſenſchaften und unſere Literatur bis jetzt noch keine tiefe Wurzeln daſelbſt ſchlagen, und man findet gegenwärtig vielleicht nicht eine einzige Bibliothek in jenem Alexandrien, wo es einſt ſechs ganzer Monate bedurfte, bis durch Backöfen und öffentliche Bäder eine Bücherſammlung vernichtet worden war, welche Jahrhunderte dort aufgeſtapelt hatten.

Das einzige literariſche Erzeugniß, das der Erwähnung verdient, iſt der ägyptiſche Moniteur, eine franzöſiſche Zeitſchrift, die nach dem ſyriſchen Feldzuge gegründet wurde, um dem Einfluſſe des ottomaniſchen Moniteurs, den der Sultan kurz vorher zu Conſtantinopel in's Leben gerufen, das Gleichgewicht zu halten; allein die Waffe, welche der Vice-König ſich dadurch in die Hand gegeben, ſetzt ihn gegenwärtig in Verlegenheit, und das geringe Intereſſe, das er für jenes Blatt an den Tag legt, ſcheint demſelben keine lange Exiſtenz zu verheißen.

Der Schutz, den Mehemed Ali den Griechen angedeihen ließ, hat deren in den letzten Jahren eine ziemlich große Menge nach Aegypten gelockt, denn ſie waren gewiß, auf dieſe Weiſe den Verfolgungen zu entgehen, die ſie ſeit der Revolution von 1821 in allen übrigen Theilen des ottomanniſchen Reiches zu befürchten hatten.

Nubier, meiſtens Negerſklaven, einige Juden und Armenier, bilden nebſt den Arabern, Türken, Kopten, Franken und Griechen, die Bevölkerung Alexandriens, und vervollſtändigen das Gemälde der in Religion, Sitten, Gebräuchen und Sprache von einander abweichenden Menſchenracen, die, theils durch das Intereſſe des Handels vereinigt, theils durch die Gewalt zuſammengedrängt und niedergehalten, von einer und derſelben Ringmauer umſchloſſen werden.

Obgleich Cairo für die eigentliche Hauptſtadt Aegyptens gilt, und der Mittelpunkt der Regierung ſeinen Sitz darin hat, ſo iſt doch Alexandrien, wenigſtens während acht Monate des Jahres, die Reſidenz des Vice-Königs. Die Marine und der Handel, dieſe zwei mächtigen Hebel ſeiner Macht, welche in Alexandrien ſich concentriren, erheiſchen ſeinerſeits die thätigſte und unausgeſetzteſte Aufſicht. Die adminiſtrativen Angelegenheiten, deren Sitz Cairo iſt, mögen wohl mit minderer Gefährde einigen Aufſchub leiden; auch kann der Paſcha vermittelſt der Telegraphen-Linie, die zwiſchen beiden Städten errichtet iſt, mehrere Male des Tages Sorge dafür tragen.

Das Syſtem, welches Mehemed Ali angenommen hat, iſt ein Gemiſch von orientaliſchem Deſpotismus und Europa's kleinlicher Ordnungsliebe; es complicirt daher bis in's Unendliche die ſonſt ſo einfachen Triebräder der morgenländiſchen Regierungen; nichts deſto weniger fällt aber immer noch die ganze Laſt der Geſchäfte ausſchließlich auf das Oberhaupt des Staates zurück. Man kann in der

That nicht ſagen, welcher außerordentlichen Hilfsmittel der Vice-König ſich bedient, damit er die nöthige Zeit finde, um wirkſam über Alles zu wachen, täglich zahlloſe Mittheilungen zu erhalten, und ſeine Befehle auf jedem Hauptpunkte kund zu geben. Seines hohen Alters ungeachtet, hat ihn weder das Feuer noch die Thätigkeit der Jugend verlaſſen; und ſo ſieht man denn, wie er mit anbrechendem Tage aus ſeinem Harem ſich entfernt, an jeden Punkt des Hafens ſich begibt, ſeine Flotte beſichtigt, und dann nach dem Arſenale geht, wo er die laufenden Geſchäfte abmacht, und theils den Conſuln, theils den europäiſchen Kaufleuten, theils den erſten Beamten der Staatsverwaltung Audienz ertheilt.

Dieſe ermüdende Rolle ſpielt Mehemed Ali mit einer Leichtigkeit, die man in Europa nicht kennt; deßwegen läßt ſich aber doch nicht in Abrede ſtellen, daß mit einem ſolchen Syſteme nichts Dauerndes ſich gründen läßt. Das ganze Regierungsgebäude ruht auf dem Haupte eines einzigen Menſchen, und muß daher nothwendig an demſelben Tage zuſammen ſtürzen, wo der Tod die mächtige Hand lähmen wird, die dem Ganzen Leben und Bewegung zu geben wußte.

Das Arſenal iſt die Lieblings-Reſidenz des Vice-Königs; von allen ſeinen Schöpfungen iſt es aber auch diejenige, bei welcher er ſeine ungeheure Beharrlichkeit und Willenskraft im höchſten Grade entwickelt hat, weil er der feſten Ueberzeugung war, aus ihr werde er in der Folge das Hauptelement ſeiner Macht zu ſchöpfen vermögen.

Durch ſeine Flotte hoffte der Paſcha hauptſächlich Vortheile über die Türken zu erringen; deßwegen widmete er auch ſchon in der erſten Zeit der Marine ſeine ganze Thätigkeit. Sie zählt gegenwärtig (im Mai 1835) folgende Fahrzeuge:

Auf der See:

1 Schiff von 130 Kanonen,
1 „ „ 110 „
4 „ „ 100 „
1 „ „ 80 „
4 Fregatten von 60 „
7 „ „ 48 „
4 Corvetten von 22-24 „
3 Briggs „ 20 „
4 „ „ 16-18 „
2 Dampfſchiffe, die in England gebaut wurden,
28 Transportſchiffe.

Im Bau begriffen ſind:

2 Schiffe von 100 Kanonen,
1 „ „ 80 „
1 Corvette von 600 Tonnen Ladungsfähigkeit.
1 Kutter.

Bedenkt man, daß die ägyptiſche Marine zu Navarino ungeheure Verluſte erlitten hat; daß Aegyptens Küſtenland eine ſehr geringe Ausdehnung und außer

Alexandrien keinen Kriegshafen hat; daß dieſer Hafen von einer Reihe von Felſenriffen umgürtet iſt, über welche die Fahrzeuge ohne Lichterſchiffe nicht ſetzen können, ſo erſtaunt man mit Recht über dieſe große Seemacht.

Gegen 12,000 Seeleute mögen ſich an Bord der Flotte befinden, von welcher mehre Schiffe beſtändig beſchäftigt ſind, zur Uebung der Mannſchaft außerhalb des Hafens zu laviren. Sobald die zur Marine beſtimmten Leute in Alexandrien eingetroffen ſind, ätzt man ihnen auf den äußern Theil der Hand einen Anker, um ſie leichter wieder zu erkennen, wenn ſie deſertiren ſollten; dann ſchifft man ſie ein, um ſie zu den Manœuvres mit den Segeln und zur Bedienung der Kanonen zu bilden, was ſie in kurzer Zeit mit vieler Gewandtheit und Pünktlichkeit ausführen lernen.

Der höchſte Rang iſt der eines Capudan-Paſcha oder Admirals; dieſer Offizier hat zwei Lieutenants, den Vice-Admiral und den Contre-Admiral. Nach dieſen zwei Graden kommt der Bin-Baſchi, oder Schiffs-Capitän, der Sagh-col-agaſſi, oder Fregatten-Capitän, und der Sol-col-agaſſi, oder Corvetten-Kapitän. Die Klaſſe der Lieutenants (Juz-baſchi) und der Hochbootsmänner (Effendi) iſt ſehr zahlreich. Die Grade unterſcheiden ſich durch eine mehr oder minder reiche Decoration, die einen Anker vorſtellt, und auf der linken Bruſt getragen wird.

Osman-Nureddin-Paſcha, des Vice-Königs Liebling, war ſeit dem Tode Jsmail-Gibraltar's Admiral der ägyptiſchen Flotte. Die Deſertion dieſes Militär-Beamten*), der in Aegypten allgemein als ein Mann von großen Geiſtesfähigkeiten bekannt war, ließ einen Augenblick befürchten, der Dienſt möchte unter ſeiner Abweſenheit leiden; allein die Reformen, zu denen dieſes Ereigniß Veranlaſſung gab, haben im Gegentheil namhafte Verbeſſerungen zur Folge gehabt, und man darf behaupten, daß die ägyptiſche Marine nie auf eine ſo befriedigende Weiſe organiſirt war, als gerade nach jenem Zeitpunkte.

Nach Osman-Nureddin-Paſcha's Deſertion wurde Mutuch-Paſcha an die Spitze der ägyptiſchen Seemacht geſtellt; er iſt der Sohn eines Bey's der Mameluken, der bei der Ermordung dieſer Miliz umkam.

Man ſtelle ſich einen Mann von etwa 60 Jahren vor, von ungeheurer Wohlbeleibtheit, mit einem übermäßig dicken Kopfe, ganz kleinen, ausdrucksloſen Augen, olivengrüner Hautfarbe, mächtig langem Silberbarte, und einer Geſichtsbildung, auf welcher ein unerſchütterlicher Ernſt ſich ausprägt, und man hat das Portrait des neuen ägyptiſchen Admirals. Seit ſeiner Kindheit hat er in der

---

*) Osman-Paſcha deſertirte gegen das Ende des Jahres 1833, während einer Expedition nach Candia. Blutige Strafgerichte, deren Werkzeug zu ſeyn man ihn gezwungen hatte, waren der Beweggrund oder wenigſtens doch der Vorwand ſeiner Deſertion. Er verließ die Flotte mit einer Brigg, die ihn nach Metelin führte, und die er ſpäter dem Vice-Könige nebſt einem Schreiben zurückſendete, worin er ihm Aufſchluß über ſein Benehmen gab. Die Pforte nahm den Flüchtling mit Auszeichnung auf, und ſchon war er zu dem wichtigen Poſten eines Barut-khane-emini (General-Intendant der Pulverfabrik) ernannt worden, als er in Conſtantinopel, nach einem Aufenthalte von einigen Monaten, an der Peſt ſtarb.

Marine gedient, wenn es erlaubt iſt, dieſen Namen den Schiffen, oder vielmehr den erbärmlichen Fahrzeugen zu geben, aus denen dieſelbe lange Zeit ausſchließlich beſtand. Mutuch-Paſcha iſt übrigens ein ſanftmüthiger, friedfertiger Mann, der Verſtand genug hat, den guten Rath des ausgezeichneten Mannes zu befolgen, der ihm als Vice-Admiral beigegeben wurde, nämlich des Herrn Beſſon, eines Offiziers der franzöſiſchen Marine, deſſen Talenten und Bemühungen, nach jenen des Herrn von Ceriſy, die ägyptiſche Marine den unglaublichen Grad von Vollkommenheit verdankt, den ſie gegenwärtig erreicht hat.

Um ſich mit einem einzigen Blicke einen richtigen Begriff von Aegyptens Streitkräften machen zu können, will ich hier auf die Ueberſicht der Seemacht jene der Landmacht folgen laſſen, deren Organiſation mit demſelben Nachdruck betrieben wurde, und daher nicht minder ſtaunenswerthe Reſultate aufzuweiſen hat.

Die regelmäßigen Truppen beſtehen aus:

24	Linien-Infanterie-Regimentern, zu 4 Bataillonen, von 800 Mann, zuſammen	70,400
2	Garde-Infanterie-Regimentern	6,400
1	Infanterie-Regimente, das in Syrien gebildet wird	3,200
12	Cavallerie-Regimentern, zu 6 Schwadronen, von 140 Mann	10,080
1	Garde-Cavallerie-Regimente	840
1	Cavallerie-Regimente, das in Syrien gebildet wird	840
2	Artillerie-Regimentern zu Fuß	3,000
2	Regimentern reitender Artillerie	3,000
3	Bataillonen Veteranen	2,400
	Im Ganzen	101,000.

Dieſe Ueberſicht gibt den effectiven Stand auf 101,000 Mann an, in der Vorausſetzung, daß die Cadres vollzählig ſind, was ſich, der ſchlechten Führung der Controlen wegen, nicht unterſuchen läßt; allein die Schwierigkeit der Rekrutirungen, der Mangel an jungen Männern, welcher mit jedem Tage fühlbarer wird, und die Leichtigkeit, mit der die Oberſten, im Einverſtändniſſe mit ihren verantwortlichen Offizieren, eine größere Anzahl von Leuten auf den Liſten figuriren laſſen können, als wirklich unter den Fahnen ſich befinden, berechtigen zu dem Glauben, daß, eines in das andere gerechnet, jedes Bataillon nicht über 600 Mann effectiv hat.

Ferner muß bemerkt werden, daß die Regimenter von Mecca und Kordofal, die durch große Wüſten von Aegypten getrennt, und theils durch ihre Kämpfe mit den Wechabiten und den Negern, theils durch das ungeſunde Klima beſtändigen Verluſten ausgeſetzt ſind, nicht wohl für complet angenommen werden dürfen, obgleich ſie ſchon mehr als einmal ergänzt wurden, und gegenwärtig größtentheils aus Schwarzen beſtehen.

Nach dem wahrſcheinlichſten Anſchlage muß daher die reguläre Infanterie und Cavallerie zu 60000 Mann angenommen werden, davon ſind jedoch noch die zahlreichen Kranken abzuziehen, mit denen die Militär-Hoſpitäler beſtändig vollgeſtopft ſind.

Außer dem disciplinirten Heere hat Mehemed Ali noch irreguläre Infanterie und Cavallerie in ſeinem Dienſte, die aus Albaneſern und Candioten beſteht. Ferner hat er mehren Beduinen-Stämmen einige in der Nähe des Nils gelegene Ländereien überlaſſen, wofür ſie weder Abgaben, noch Gefälle bezahlen; dagegen iſt jeder Scheik verpflichtet, bei der erſten Requiſition eine beſtimmte Anzahl berittener und equipirter Männer zu ſtellen, denen alsdann ſogleich ein monatlicher Sold verabreicht wird.

Die im letzten Kriege gemachte Erfahrung hat bewieſen, daß dieſe Hilfstruppen ſich auf keine andere Weiſe mit Nutzen verwenden laſſen, als um dem Heere den Weg zu bahnen, oder einem überwundenen Feinde nachzuſetzen. Als zu Konieh die Schlacht ſich eben entſponnen hatte, entflohen zwei Corps von den Beduinen, erſchreckt durch den Donner des Geſchützes, drei Tagereiſen weit von dem Kampfplatze, und verbreiteten überall die Nachricht, Ibrahim Paſcha ſey getödtet und das Heer vernichtet worden.

Dieſe unregelmäßigen Truppen, das unterſte Element der ägyptiſchen Streitkräfte, laſſen ſich alſo anſchlagen:

Fußvolk	3500	Mann
Reiterei	7600	„
Beduinen als Hilfstruppen . .	12000	„
Im Ganzen	23100	Mann.

Da Alexandrien Aegyptens einziger Seeplatz iſt, ſo werden dahin nothwendig faſt alle Waaren geliefert, welche durch den Vice-König in den Handel kommen. Eine oberſte Verwaltungsbehörde wacht über die Effectuirung der Verkäufe, welche mit den europäiſchen Kaufleuten abgeſchloſſen werden. Die Leitung dieſer Verwaltung, vielleicht der wichtigſten von allen, in einem Lande, wo der Fürſt ſich das Handels-Monopol vorbehalten hat, befindet ſich in den Händen des Boghos-Bey, Miniſter des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten.

Unter den Männern, die ſich an Mehemed Ali's Schickſal angeſchloſſen haben, gibt es wenige, die ihm ſo wirkſame und wichtige Dienſte geleiſtet hätten, als Boghos-Bey. Boghos-Juſſuf, ein von Smyrna gebürtiger Armenier, betrieb in ſeiner Jugend verſchiedene Handelszweige mit ſchlechtem Erfolge. Als er zur Zeit des franzöſiſchen Einfalls nach Aegypten kam, trat er als Dolmetſcher in des Paſcha's Dienſte, und zeichnete ſich durch ſeine Talente und ſeinen eifrigen Fleiß auf dieſem ſchwierigen Poſten aus. Der Schmiegſamkeit ſeines Charakters ungeachtet, fiel er bei ſeinem Gebieter in Ungnade, der, wie man verſichert, bereits Befehl ertheilt hatte, ihn in den Nil zu werfen. Durch die Vermittlung des Herrn von Roſetti, General-Conſul von Toskana, deſſen Einfluß damals bei dem Paſcha ſehr bedeutend war, rettete Boghos ſein Leben, trat bald darauf ſeine Stelle als Dollmetſcher wieder an, und wußte ſeit jener Zeit ſein Anſehen ſtets zu vermehren.

Niemand verſteht beſſer als Boghos die Kunſt, Geſchäfts-Angelegenheiten in die Länge zu ziehen, wenn es in ſeinem Intereſſe liegt, ſie nicht zu beendigen. Er iſt gewandt genug, niemand vor den Kopf zu ſtoßen, keinem Menſchen zu widerſprechen, nichts zuzuſagen, ohne aber deßhalb jemals geradezu etwas abzuſchlagen; dabei empfängt er jedermann mit der größten Artigkeit, und ſein Benehmen iſt ſtets ausnehmend höflich und freundlich. Er hat zwar mehr natürlichen Verſtand als Kenntniſſe, mehr Geſchäfts-Routine als weit umfaſſende adminiſtrative Einſichten, mehr Feinheit als eigentliches Talent; allein er iſt ein unermüdlicher Arbeiter, hat richtige Anſichten, und iſt dem Vice-Könige, dem er ſein Glück verdankt, mit Leib und Seele ergeben; auch läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß er ihm bei vielen Veranlaſſungen von großem Nutzen war. Boghos-Yuſſuf-Bey iſt gegenwärtig Mehemed Ali's erſter Miniſter, und vermag außerordentlich viel über ihn. Es iſt zu bedauern, daß die Furcht, ſeinen Gebieter ſich abgeneigt zu machen, wenn er den Lieblings-Ideen deſſelben beharrlichen Widerſtand entgegenſetzte, ihn mehr als einmal ſchon gehindert hat, jenem auf eine nachdrücklichere und gewiſſenhaftere Weiſe guten Rath zu ertheilen.

Alle Erzeugniſſe, welche die ägyptiſche Regierung in den Handel bringt, werden entweder gegen baare Zahlung oder auf Zeit verkauft; eine Ausnahme hiervon macht jedoch die Baumwolle, über welche die europäiſchen Kaufleute im Voraus Contracte abſchließen, und wofür ſie die Gelder vor dem Empfang der Waare einſenden müſſen. So wie die Baumwolle von den Erzeugungsorten eintrifft, wird ſie in eine allgemeine Niederlage (Chuma) gebracht *), wo man jedem Intereſſenten ſolche nach und nach im Verhältniſſe zu der ihm zukommenden Quantität abliefert. Einige Kaufleute, welche der Paſcha beſonders begünſtigt, leiſten ihre Zahlungen theilweiſe in europäiſchen Waaren, wie z. B. in Waffen und Kriegsbedarf, woran ſie ungeheuer gewinnen, und welche die Regierung um ungleich billigere Preiſe bekommen könnte, wenn der Handelsverkehr frei wäre. Man kann, ein Jahr in das andere gerechnet, Aegyptens Einfuhr auf zwei und fünfzig Millionen Franken und ſeine Ausfuhr auf fünfzig Millionen ſchätzen.

Seit einigen Jahren hat der Vice-König ein Handelstribunal errichtet, das aus zwei Europäern und ſieben Eingebornen beſteht, und über die zwiſchen Kaufleuten des Inlandes, oder zwiſchen dieſen und europäiſchen Kaufleuten ſich erhebenden Streitigkeiten zu entſcheiden hat. Die Vorzüge dieſer übrigens wohl berechneten Anſtalt verſchwinden unglücklicherweiſe durch die den Richtern auferlegte Verbindlichkeit, ihre Entſcheidungen dem bereits erwähnten oberſten Rathe,

---

*) Die Transportkoſten, welche der Vice-König zur Herbeiſchaffung der Baumwolle, des Indigo, der eßbaren Gegenſtände u. ſ. w. aufwenden muß, werden durch einen Nutzen von vierzig Procent mehr als gedeckt. Dieſe verſchafft er ſich durch die Art und Weiſe, wie die Agenten der Regierung die verſchiedenen Erzeugniſſe wiegen und meſſen, wenn der Landmann ſie ihnen abliefert.

oder auch dem Vice-Könige ſelbſt zu unterwerfen, der ſie nicht ſelten caſſirt, wenn ſein Intereſſe dadurch gefährdet wird.

In einem Lande, wo die Verwaltung ſo unregelmäßig iſt, wie in Aegypten, begreift man leicht, wie ſchwierig es wird, die Einnahmen und Ausgaben, ſelbſt auch nur annähernd, zu ſchätzen. Indeſſen kann man doch ohne Uebertreibung die Einkünfte Mehemed Ali's zu hundert Millionen Franken für Aegypten und Arabien annehmen. Allein dieſe Summe reicht nicht einmal für die Ausgaben hin, welche zur Entwicklung der Land- und Seemacht erforderlich ſind, wovon ich weiter oben eine Ueberſicht mitgetheilt habe, und die einer Macht vom erſten Range anzugehören ſcheinen könnte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird Syrien auf mehre Jahre hinaus keine bedeutende Einkünfte abwerfen. In dieſem von kriegeriſchen Völkerſtämmen bewohnten und von Gebirgen durchſchnittenen Lande, wo die Einwohner eine Zufluchtsſtätte gegen die Tyrannei finden, brechen ſo häufig theilweiſe Aufſtände aus, daß militäriſche Expeditionen nothwendig werden, die ſtets läſtig ſind, und die Unterhaltung einer bedeutenden Occupations-Armee erfordern.

In den nächſten vierzehn Tagen ſollte ein zu Alexandrien erbautes Schiff von hundert zwanzig Kanonen vom Stapel gelaſſen werden. In Aegypten war es natürlich ein bemerkenswerthes Ereigniß, zum erſtenmal ein Fahrzeug von ſolcher Größe in's Meer ſetzen zu ſehen; es gab daher Veranlaſſung zu öffentlichen Luſtbarkeiten, welche den Glanz dieſes Schauſpiels erhöhen, und das Andenken an ſeine Feier bezeichnen ſollten. Da uns jedoch die ſchon ſehr vorgerückte Jahreszeit befürchten ließ, wir möchten gerade die drückendſte Hitze in Nubien antreffen, ſo beſchloſſen wir, noch vor dieſer Feierlichkeit abzureiſen, und verließen Alexandrien am 8. Februar.

Eine Geſellſchaft griechiſcher und armeniſcher Kaufleute ſchloß ſich uns an; und gegen Abend brach unſere kleine, auf Eſeln reitende Karavane nach Roſette auf. In Aegypten bedient man ſich gewöhnlich der Eſel; ſie haben in dieſem Lande eine in unſerem Himmelsſtriche unbekannte Stärke und Gewandtheit, und legen oft mit unglaublicher Schnelligkeit die mühſamſten Wege zurück. In kurzer Zeit entſchwanden unſern Augen die letzten Spuren der antiken Stadt, und die durch den Sieg des Auguſtus über Antonius berühmt gewordene Vorſtadt Nicopolis. Mit großer Behendigkeit ſchritten unſere Thiere vorwärts, des tiefen Sandes ungeachtet, aus welchem die Erdzunge gebildet iſt, die zwiſchen dem Meere und dem See Madie ſich ausdehnt. Wir gingen auf Abukir los, und konnten bald von dem durch unſere Krieger verherrlichten Schlachtfelde ſeine nur allzu berüchtigte Rhede entdecken, die einen den Winden und Wogen preisgegebenen, weiten Halbzirkel bildet. Gegenwärtig befindet ſich zu Abukir nur ein ſchlecht vertheidigtes Schloß, in welches der Vice-König kurz zuvor einige Perſonen von hohem Range wegen Veruntreuungen hatte einſperren laſſen.

Nachdem wir noch einige Zeit unſern Weg längs des Meeresſtrandes fortgeſetzt hatten, gelangten wir an den kleinen Arm, der es mit dem See verbindet, und über welchen man in Schiffen zu ſetzen genöthigt iſt. Die Nacht war herein gebrochen; es fiel ein ſtarker, eiskalter Thau, der unſre Kleider ganz durchnäßte. Während man unſer Gepäck hinüber ſchaffte, was mit Hilfe eines Bakſchich (Trinkgeldes) ziemlich ſchnell von Statten ging, zündeten wir einige Feuer an, und konnten uns bald wieder auf den Weg machen, indem wir beſtändig der Erdzunge entlang ritten, die zwiſchen dem See und dem Meere ſich ausdehnt. Myriaden großer Krabben durchkreuzten die Straße, und erſchreckten unſere Eſel dergeſtalt, daß wir ſie kaum zu halten vermochten. Kurz vor Sonnen-Aufgang erreichten wir eine lange Sandfläche, auf welcher ſich in großen Zwiſchenräumen Thürme erheben, um die Straße zu bezeichnen, und den Reiſenden ein Obdach zu gewähren. Nach einem höchſt mühſamen, achtzehnſtündigen Marſche trafen wir endlich in Roſette (Rachid) ein.

Zweites Kapitel.

Roſette, welches, zwei Stunden vom Meere entfernt, von einem Nachkommen des Khalifen Harun-Raſchid erbaut ward, erlangte durch die Verſandung des Canals von Alexandrien eine Bedeutſamkeit, die es verloren hat, ſeitdem Mehemed Ali den Mahmudie ausgraben ließ, und ſeitdem es nicht mehr der einzige Ort iſt, durch welchen die Waaren transportirt werden müſſen, welche nach Cairo hinaufgehen, oder von Said und Nubien eintreffen. Die in dieſer Stadt etablirten Comptoire wurden nach Alexandrien verlegt, und die Zahl der daſelbſt wohnenden Europäer iſt gegenwärtig ſehr gering. Selbſt die einheimiſche Bevölkerung hat bedeutend abgenommen, und beträgt jetzt nicht einmal zwölf tauſend Seelen.

Mit den Handelsvortheilen, die Roſette früher darbot, verſchwand auch die Fröhlichkeit und das Wohlleben, die ihm ein belebteres Anſehen gaben, als man gewöhnlich an den ägyptiſchen Städten wahrzunehmen Gelegenheit hat. Seine Umgebungen haben aber deßhalb immer noch nicht den lachenden Anblick verloren, der eine beſondere Eigenthümlichkeit des Delta zu ſein ſcheint. Beſonders ſind ſeine Gärten bemerkenswerth, in ſo fern nämlich einige mit Bogenlauben umgebene, oder von Bananen- und Acacien-Gruppen beſchattete Kioſk's hinreichend ſind, um den Namen Garten geräumigen Grasplätzen zu geben, die von kleinen Bächen bewäſſert werden, und auf denen regellos und ohne Pflege europäiſche und afrikaniſche Obſtbäume durcheinander wachſen.

In geringer Entfernung von Roſette befindet ſich Abu-Mandurs Tekie, in einer höchſt maleriſchen Lage und auf einer kleinen Anhöhe, von wo die Ausſicht weit über die Meeresfläche ſich ausdehnt. Dieſes Kloſter bewohnen einige Derwiſche, denen es obliegt, einen prachtvollen Springbrunnen, die fromme Stiftung eines Muſulmans zu unterhalten. Dieſe gemeinnützigen, im Oriente ſo zahlreichen Anſtalten ſind die Frucht des dort herrſchenden religiöſen Sinnes, und faſt jede verdankt ihr Entſtehen einem Privatmanne. Der großmüthige Gründer des erwähnten Springbrunnens hat ſich um ſo gerechtere Anſprüche auf allgemeine Anerkennung erworben, als das Trinkwaſſer in Roſette ſehr ſchlecht iſt.

Da die See ſeit einigen Tagen ſehr hoch ging, ſo konnten wir nicht über den Boghaz (die Mündung) ſetzen, und fuhren daher bis nach Fuah auf dem Arme hinauf, den man Bolbitine nennt. Fuah, das gegenwärtig zu einer ziemlich unbedeutenden Stadt herabgeſunken iſt, hatte ſich bis zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts eines Wohlſtandes zu erfreuen, den es hauptſächlich dem Umſtande verdankte, daß die Mündung des Canals von Alexandrien in ſeiner Nähe liegt. Die Vortheile, welche Fuah's Lage darbietet, haben den Vice-König bewogen, eine Baumwolleſpinnerei und eine Fabrik anzulegen, in welcher Feß oder Mützen verfertigt werden, die jenen von Tunis nachgeahmt ſind. Dieſe Mützen webt man aus ſpaniſcher Wolle, die von mogrebiniſchen Arbeitern zugerichtet wird, welche man von Tunis kommen ließ; die Qualität derſelben iſt nicht geringer als jene der in letztgenannter Stadt fabricirten, und nur in Beziehung auf die Farbe ſtehen ſie dieſen nach. Man verfertigt in Fuah täglich gegen zwölf Dutzend Mützen. Dieſe Manufactur, die bereits zu großer Bedeutſamkeit ſich aufgeſchwungen hat, dürfte mit der Zeit jenen von Tunis namhaften Eintrag thun; denn die Erzeugniſſe dieſer letztern werden, wenn gleich vorzüglicher an Güte, ſchwerlich die Concurrenz beſtehen können, da der Arbeitslohn in Aegypten ungleich billiger iſt, und die Abſatzorte ganz in der Nähe ſich befinden.

Der Canal Mahmudie, deſſen Mündung Fuah gegenüber liegt, hat die Beſtimmung, dem Handelsverkehre eine direkte Straße zwiſchen dem Nil und Alexandrien zu eröffnen. Dieſer Canal, deſſen Name ſich von dem Sultan Mahmud herſchreibt, hat eine Länge von 15 Stunden. Hundert tauſend Fellah's beiderlei Geſchlechts haben denſelben in achtzehn Monaten gegraben, indem ſie die Erde mit ihren Händen aufkratzen, und ſolche in Körben wegtragen mußten. Mehr als zwanzig tauſend Arbeiter verloren, dahingerafft von dem Hunger, der Anſtrengung oder den Krankheiten, ihr Leben während dieſer Beſchäftigung; die Ufer des Canals decken ihre Gebeine. Nur beim höchſten Waſſerſtande und für Fahrzeuge von geringer Laſt iſt der Mahmudie fahrbar. Durch den ſchlecht gewählten Ort ſeiner Ausmündung verſchwinden größtentheils die Vortheile, die man von demſelben erwarten konnte. Der Schlamm, den das Nilwaſſer da anſchwemmt, verſtopft jedes Jahr ſeinen Eingang; und die zur jährlichen Reinigung deſſelben in Europa erbauten Maſchinen haben kein anderes Reſultat gehabt, als die Regierung in bedeutende Unkoſten zu ſetzen. Durch ein beſſeres Schleuſenſyſtem wäre es jedoch leicht, dieſen Canal das ganze Jahr hindurch ſchiffbar zu erhalten; allein eines Theils wird die Regierung durch die politiſchen Ereigniſſe ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie den materiellen Verbeſſerungen, welche ſich vornehmen ließen, nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenkt, und andern Theils tritt auch demſelben der Schlendrian und die Betrügerei der Angeſtellten ſtörend in den Weg, da dieſe ihren Vortheil darin finden, ein Syſtem aufrecht zu erhalten, welches ſie auf Unkoſten des Volkes bereichert. Um dieſen jährlichen Verſandungen zu begegnen, hat man kürzlich den Eingang des Canals durch eine maſſive Mauer geſchloſſen, in der man blos einige durch Thüren verſchließbare Oeffnungen anbrachte, durch welche man das Waſſer zuſtrömen läßt, ſo oft man es nöthig findet. Vermittelſt dieſer neuen Einrichtung wird das Waſſer das ganze Jahr hindurch in ſolcher Höhe erhalten, daß die Schiffahrt niemals unterbrochen iſt. Zu dieſem Zwecke ſchöpfen große hydrauliſche Räder, ſo oft der niedre Waſſerſtand des Fluſſes es erfordert, eine beliebige Quantität Waſſers in die Höhe.

Am Tage nach unſerer Zurückkunft in Roſette mietheten wir, da der Wind ſich endlich gelegt hatte, eine Djerme (ein großes, dreimaſtiges Fahrzeug ohne Verdeck), nahmen einige arabiſche Familien an Bord, und gingen nach Damiette unter Segel. Man ſollte denken, daß man auf dieſer Fahrt, bei der man ſich nicht einmal eines Seecompaſſes bedient, großen Gefahren ausgeſezt ſey; allein man weiß doch nur von wenigen Unfällen zu erzählen, die aus dieſem Mangel nautiſcher Kenntniſſe entſtanden wären. Wir wurden von einem günſtigen Winde raſch vorwärts getrieben; obgleich uns aber unſer Weg beſtändig längs der Küſte hinführte, von der wir nur drei bis vier Meilen entfernt waren, ſo hatte ſich unſer Reis (Schiffspatron) doch beinahe in einem Meerbuſen verirrt, den er für den Boghaz von Damiette hielt. Glücklicherweiſe wurde er noch zu rechter Zeit ſeinen Irrthum gewahr; indeſſen mußten wir doch eine geraume Zeit lang laviren, denn während dieſes falſchen Manoeuvres hatte ſich ein widriger Wind erhoben.

Gegen vier Uhr des Abends erkannten wir endlich den rechten Boghaz, in welchem während der ſchlimmen Jahreszeit, der Seichtigkeit des Fluſſes wegen, die Schiffbrüche ſo häufig ſind. Hält die Windſtille die ganze Nacht an, ſo können die Djermes vor 10 oder 11 Uhr des Morgens nicht auslaufen; denn da erhebt ſich erſt der günſtige Wind, und erzeugt eine Art von Flut, welche die Ueberfahrt geſtattet. Das Waſſer in Damiette iſt ſo ſeicht, daß die Kauffahrteiſchiffe, welche Reis in Damiette holen, ſich außerhalb vor Anker legen müſſen, wohin ihnen kleine Barken ihre Ladung zuführen. Die große Menge Sandes, welche der Nil mit ſich führt, ſezt ſich durch die Bewegung der Meereswogen an ſeiner Mündung feſt, und bildet dort eine gefährliche Sandbank; der Verluſt, den dieſelbe jedes Jahr verurſacht, wird auf bedeutende Summen geſchäzt. Ein einziger ſchmaler Durchgang, den die Strömung mitten im Sande gebildet hat, geſtattet den Barken oder anderen leichten Fahrzeugen, den Fluß hinaufzufahren; doch darf man dieſes nur bei ſchönem Wetter und mit großer Vorſicht wagen.

Wir durchſchnitten mit vollen Segeln die von der Strömung zurückgeſchleuderten Wogen. Tiefes Schweigen herrſchte am Bord der Djerme. Der Reis befand ſich am Steuerruder, und folgte aufmerkſam der Richtung, welche einer der Seeleute ihm angab, der auf dem Vordertheile ſtand, und mit einer langen Stange ſondirte. Jezt begannen wir die beiden Ufer des Fluſſes zu unterſcheiden.

die mit Dörfern und Palmbäumen überſät ſind. Da verkündete uns ein Freudengeſchrei, in welches Allah's und ſeines Propheten Namen ſich miſchten, daß die Gefahr überſtanden ſey. Alsbald beeilte ſich jeder unſerer Paſſagiere, Waſſer aus dem Nile zu trinken; Einige tauchten ihre Arme und Beine in daſſelbe, und Alle ſchienen dadurch gleichſam neu geboren zu werden, denn das Vaterland des Aegyptiers iſt der Nil, und der Fellah, der von ſeinen wohlthätigen Fluten ſich entfernt, glaubt, das einzige Band verloren zu haben, das in ſeinem Elende ihn noch an's Leben feſſelte.

Wir hatten die beiden Veſten paſſirt, welche den Eingang des Boghaz vertheidigen. Nachdem wir uns ziemlich lange an einem Zoll-Bureau aufgehalten wo unſere Djerme aufs ſtrengſte unterſucht wurde, ſahen wir uns genöthigt, abermals bei dem Dorfe Lesbe zu halten, das auf der Stelle des alten, ſarazeniſchen Damiette gelegen iſt, welches durch die Khalifen zerſtört wurde, und eine nicht unverdiente Berühmtheit durch die Erbitterung erlangt hat, mit der die Kreuzfahrer ſeinen Beſitz den Muſulmannen ſtreitig machten.

Nachdem wir noch über eine Stunde lang geſegelt waren, langten wir an dem modernen Damiette an, welches dem Beſchauer an dem öſtlichen Ufer in einem Halbzirkel ſich darſtellt. Man erblickt hier hohe, in elegantem Style gebaute Häuſer, die mit Terraſſen bedeckt ſind, auf denen ſich dem friſchen Nordwinde zugängliche Belvedere's befinden; zahlreiche Barken, welche die Wellen des Nils durchfurchen; eine gewerbſame Bevölkerung, die geſchäftig auf den Quai's ſich hin und her drängt; immer grünende Reisfelder, in üppigem Wachsthume prangende Gärten, wo die Orange, die Dattel und die Maulbeerfeige ſchweſterlich neben einander wachſen, ein Himmel, deſſen Klarheit nicht das kleinſte Wölkchen trübt, aber unter welchem die Hitze doch faſt nie einen höhern Grad erreicht, als im mittäglichen Frankreich; dieß iſt das bezaubernde Schauſpiel, welches Damiette mit ſeinen Umgebungen dem Wanderer darbietet, der von der Seeſeite herkommt.

Verſchwunden iſt aber der Zauber, ſobald er in das Innere der Stadt dringt, denn hier ſchreitet er durch enge und krumme Straßen, die von Haufen ſchmutziger Hunde wimmeln; bald ſieht er ſich mitten unter Häuſern aus Stroh und Erde, die den Einſturz drohen, und endlich findet er blos einen türkiſchen Wohnſitz, mit ſeiner Entſittlichung und ſeinem ſcheußlichen Elende. Herr von Armandy, ehemaliger Conſul in Mekka, und bekannt durch ſeine zahlreichen Reiſen nach Perſien und Arabien, war damals franzöſiſcher Conſul in Damiette. Von unſerer Ankunft im Voraus unterrichtet, hatte er die Gefälligkeit, uns eine Wohnung bei ſich anzubieten, und überhäufte uns mit unzähligen Beweiſen der zuvorkommendſten Gaſtfreundſchaft. Das Haus, welches er bewohnte, befand ſich am Ufer des Nils, und hatte eine wahrhaft reizende Lage. Ibrahim Bey, des Vice-Königs Neffe, war deßhalb auch aufmerkſam darauf geworden, und hatte ſich von dem Eigenthümer die Erlaubniß erbeten, das Erdgeſchoß auf einige Tage beziehen zu dürfen. Allein es vergingen Monate und der läſtige Miethsmann dachte nicht daran, es zu verlaſſen. Der arme Rajah wagte es jedoch nicht, dem unwillkommenen

Gaſte den Abſchied zu geben, weil er bei Mehemed Ali ihm ſchaden konnte. Er begnügte ſich damit, ſeine Klagen bei uns laut werden zu laſſen. „Wohl hatte mein Vater mir vorausgeſagt, ſprach er, daß dieſes Haus mir ein Unglück zuziehen werde. Verwünſcht ſey tauſendmal der Tag, an welchem mir der unſelige Gedanke kam, mit ſolcher Pracht es aufzuführen! Ach, warum hab ich den Rath meines Vaters nicht befolgt!“

Auf einem unſerer Spaziergänge begegneten wir dieſem Ibrahim Bey*), der ſich auf ſeine europäiſche Civiliſation ſehr viel einbildete. Als wir an ihm vorüber kamen, ſagte er uns daher auch auf türkiſch einige Artigkeiten, und begleitete ſie mit dem franzöſiſchen Gruße: bon jour, Messieurs! den er vollkommen gut ausſprach. Vielleicht war das ſein ganzer Reichthum an franzöſiſchen Wörtern; indeſſen hatte er ſich doch an gute Lehrer gewendet, um dieſen Gruß zu lernen, und machte es beſſer als Abbas Paſcha, Mehemed Ali's Enkel, der bei einem armen Seis (einem arabiſchen Stallknechte) italieniſche Sprachſtunde nahm, und als er ſich einſt mit einem europäiſchen Conſul unterhielt, dieſem in der Meinung, er mache ihm ein Compliment, mit vieler Artigkeit ſagte: bon giorno, porco!

In Damiette war man damit beſchäftigt, in aller Eile einige neue Befeſtigungswerke anzulegen; eine zuverläßige Vorbedeutung des Bruches, der damals zwiſchen dem Vice-König und dem Paſcha von Saint-Jean-d'Acre im Werke war. Die Beſatzung beſtand aus 8000 Mann, die auf einer geräumigen Ebene vor der ungeheuern, kürzlich erſt am Ufer des Nils erbauten Kaſerne dreimal des Tags in den Waffen geübt wurden. Um den Soldaten die Unannehmlichkeiten des Staubes zu erſparen, mußten hundert Fellah's täglich zweimal dieſen Platz begießen; verſteht ſich aber unentgeldlich; und wehe dem, der es gewagt hätte, ſich dieſer Arbeit zu entziehen! denn fünf und zwanzig Stockſchläge auf den Rücken wären die unausbleibliche Strafe ſeiner Nachläßigkeit geweſen.

Nicht weit von Damiette erhebt ſich ein moderner Friedhof, der ſowohl durch ſeine Einfachheit, als durch die Eleganz ſeiner Monumente ſich auszeichnet. Dieſe Grabmäler, unter denen die Gebeine reicher Muhammedaner ruhen, ſind kleine, viereckige, von Backſteinen aufgeführte Gebäude, auf denen ſich ein Stockwerk befindet. In dem untern Theile liegt die ſterbliche Hülle des Verblichenen, und der obere Theil bildet ein kleines Gemach, in welchem zu gewiſſen Zeiten des Jahres ſeine Verwandte mehre Tage zubringen, und ihren Schmerz ſeinem Andenken zollen.

Dem Handel mit Reis, der faſt ausſchließlich in Damiette getrieben wird verdankt dieſe Stadt noch immer eine gewiſſe Wichtigkeit. Durch die unausgeſetzten Verbindungen mit Syrien, welches ihn zum Austauſche ſeiner Tabake ſendet, erhält ſie ſich in ziemlichem Wohlſtande. Die Bevölkerung überſteigt jedoch nicht zwanzig tauſend Seelen. Die Luft iſt in Damiette viel geſünder, als es ſich erwarten läßt, wenn man die Reisfelder erblickt, die es auf mehre Stunden umgeben; und in ganz Aegypten gibt es keine Stadt, in welcher eine angenehmere Temperatur zu finden wäre.

---

*) Es iſt derſelbe, der ſeitdem unter dem Namen Kutſchuk-Ibrahim-Paſcha (d. h. der kleine Ibrahim-Paſcha) den Feldzug von Syrien mitgemacht hat.

Der See Menzale, der nur eine halbe Stunde davon entfernt liegt, iſt äußerſt fiſchreich, und außerdem durch die große Anzahl von Vögeln berühmt, auf die an ſeinen Ufern Jagd gemacht wird. Der merkwürdigſte derſelben iſt der Flamingo, aus deſſen Zunge man gegenwärtig Oel preßt, anſtatt ſie zu ſpeiſen, wie die alten Römer thaten, denen dieſe Zungen ein ſehr leckeres Gericht waren. Unter den römiſchen Kaiſern zahlte Aegypten einen Theil ſeines Tributs in Flamingo-Zungen. Das Waſſer des See's Menzale hat einen minder unangenehmen Salzgeſchmack als das Meerwaſſer. Der Reis, den man an ſeinen Ufern baut, ſteht in ſehr vortheilhaftem Rufe, was ohne Zweifel daher kommt, daß der Boden mit Salz geſchwängert iſt, welches man überall auf ſeiner Oberfläche ſich anſetzen ſieht.

Die Ergiebigkeit des Reiſes beträgt in dem Delta oft das Achtzigfache. Man konnte das jährliche Erzeugniß in Damiette auf funfzigtauſend Ardebs *) anſchlagen; allein das täglich wachſende Elend der Fellah's, der Mangel an Händen, und endlich die Schwierigkeit, wegen der Abnahme des Hornviehs, die Felder zu bebauen, haben nach und nach die Aernte ſehr geſchmälert, die in den letzten Jahren kaum fünf und zwanzig tauſend Ardebs erreichte. Die Regierung, die übrigens ſämmtlichen Grund und Boden beſitzt, den ſie an die Fellah's verpachtet, hat ein gewiſſes Quantum Land feſtgeſetzt, auf welchem Reis gebaut werden darf, und zwar, um dem Anbau der Baumwolle keinen Eintrag zu thun, die ihr ungleich größern Gewinn abwirft.

Drittes Kapitel.

Die Regierung hatte die Barken in Requiſition geſetzt, und wir mußten zu dem Beiſtande des Herrn von Armandy unſere Zuflucht nehmen, um uns eine Daadieh **) zu verſchaffen. Bald führte ein günſtiger Wind uns weit von Damiette weg. Unſere Barke glitt ſo friedlich über den Meeresſpiegel dahin, daß wir mit aller Muße des Delta's liebliche Ebenen bewundern konnten, wo die Natur ein ſo kräftiges und wechſelreiches Wachsthum entfaltet. Um die Wette reifen und gedeihen da von allen Seiten das Korn, die Gerſte, der Reis, die Hirſe, der Mais, der Hanf, der Flachs, die Baumwolle, der Saffran, der Indigo, das Zuckerrohr und eine Menge von Küchengewächſen. Am Rande der Gewäſſer prangen Weiden verſchiedener Gattungen; auf den Feldern, wo auch der große Maulbeerfeigenbaum ſeine prächtigen Schatten entfaltet, wachſen Dattel-, Gummi-, Bruſtbeer- und Orangen-Bäume, ſo wie Bananen, Acacien und hundert verſchiedene Baumgattungen.

---

*) Der Ardeb iſt beiläufig [illegible] eines Hektoliter.

**) Eine große Barke mit einem Verdeck, die zwei dreieckige Segel führt.

Seit einigen Jahren hat der Anbau des Indigo in dem Delta eine außerordentliche Ausdehnung erlangt. In den meiſten Landſtrecken wird dieſe Pflanze, deren Blätter ſich ſehr ſchön entwickeln, und mit Färbeſtoff reichlich verſehen ſind, oft ſiebenmal jährlich abgeſchnitten. Erſt ſeit Kurzem ſind zehn Fabriken für die Zubereitung des Indigo errichtet worden, und werden von Indianern geleitet, die man nach Aegypten berufen hat, um den Arabern darin Unterricht zu geben. Die jährliche Aernte kann auf 125,000 Kilogramme geſchätzt werden, wovon der ſechste Theil zum Verbrauch im Lande ſelbſt zurückbehalten wird. Unter allen Gegenſtänden, welche vom Auslande eingeführt wurden, iſt der Indigo am beſten gerathen. Cochenille und Caffee ſind ganz fehlgeſchlagen, und der Vice-König verzichtet eben ſo gut darauf, als auf die Bäume, welche Pfahlwurzeln treiben, deren Pflege der ägyptiſche Boden durchaus nicht zu geſtatten ſcheint.

Man hat die Zucht der Seidenwürmer nicht vernachläßigt; ſie wurde mehr als 500 aus Syrien gekommenen Arabern anvertraut; und im Jahre 1833 wurden 15000 Kilogramme Seide gewonnen. Man ſchätzt die Zahl der in Aegypten gepflanzten Maulbeerbäume auf drei Millionen.

Der Flachsbau wurde der Baumwolle zum Opfer gebracht, und die jährliche Produktion deſſelben, die noch vor nicht langer Zeit 100,000 Kilogramme betrug, iſt auf den zwanzigſten Theil zuſammengeſchmolzen, welchen der Vice-König für den Bedarf ſeiner Fabriken behält. Eben ſo wird auch die ganze Hanfärnte zum Dienſte der Marine verwendet.

Seine Hauptaufmerkſamkeit richtet der Vice-König auf die Baumwolle, die man dort Jumel oder Maho nennt; und dieſes reiche Produkt bildet unſtreitig den wichtigſten Theil ſeiner Einkünfte. Bekanntlich war ein Herr Jumel der erſte, der im Jahre 1821 auf die Vortheile aufmerkſam machte, die man aus dieſer Pflanze ziehen könne, von welcher einige Exemplare unbeachtet in dem Garten eines Türken zu Cairo ſtanden, der Maho hieß. Der Paſcha benützte mit Freuden dieſe Mittheilung, und die erſten Anpflanzungen, die im Jahre 1821 einen Ertrag von 947 Centnern geliefert hatten, wurden ſo vermehrt, daß der Ertrag ſchon im Jahre 1823 faſt bis auf 150,000 Centner ſtieg. Seit jener Zeit hat jedoch die Baumwollenärnte merklich abgenommen; ſie betrug 1833 nur noch 60,000 Centner, was wohl der Expedition nach Syrien, mehr aber noch der Entvölkerung Aegyptens zuzuſchreiben iſt. Später, im Jahre 1826, hat man eine neue Gattung langhaariger Baumwolle (sea-island) gepflanzt, allein ſie iſt auf den europäiſchen Märkten ungleich weniger geſucht, als die Jumel.

Das zum Ausfuhrhandel ſo vortheilhaft gelegene Delta iſt mehr als irgend eine andere ägyptiſche Provinz das Opfer des Monopols Mehemed Ali's geworden.

der zur Betreibung ſeiner Handelsgeſchäfte oft Erzeugniſſe wegnimmt, die zu den nothwendigſten Lebens-Bedürfniſſen gehören; und ſo ſind denn, durch eine ſeltſame Laune des Schickſals, gerade die Bewohner dieſes reichſten und fruchtbarſten Landſtriches vielleicht die allerunglücklichſten. Das Brod, von welchem ſich damals die Fellah's nährten, beſtand aus einem Fünftel Bohnen, aus zwei Fünftel Leinſamen, wovon man das Oel ausgepreßt hatte, und aus zwei Fünftel Baumwolleſaamen. Dieſe unzureichende und ungeſunde Nahrung decimirte die Bevölkerung. Nackte, bleiche, gekrümmte Kinder, mit aufgeſchwollenem Leibe, den überall Geſchwüre bedeckten, und die am Halſe eine Menge von Amuletten trugen, ſchleppten ſich in dem leidendſten Zuſtande am Ufer des Fluſſes dahin, um unſer Mitleid anzuflehen, während ihre Mutter Waſſerkrüge füllten, deren Gewicht ſie faſt unterlagen.

Die Nilſchiffahrt iſt außerordentlich gefährlich, eines Theils wegen der Menge und Beweglichkeit der Sandbänke, mit denen ſein Bett überſät iſt, als auch wegen der ungeheuer großen Segel, die in gar keinem Verhältniſſe zu der Größe der Fahrzeuge ſtehen, wodurch dieſe bei dem geringſten Windſtoße dem Umſchlagen ausgeſetzt ſind.

Der vielfachen Krümmungen des Fluſſes wegen kann der nämliche Wind den Reiſenden nicht lange günſtig ſein; unſere Schiffsmannſchaft war daher auch oft genöthigt, unſer Fahrzeug am Seile fortzuziehen. Mit unglaublichem Muthe und Eifer ſtürzten ſich unſere Araber in das damals ſehr kalte Waſſer, um unſere Daabieh flott zu machen, ſo oft ſie auf einer Sandbank ſaß, und nach dem andern Ufer ſie zu leiten, wo ſie wieder anfingen, unter dem cadenzirten Rufe Eleſſa! ſie fortzuziehen; dieß iſt nämlich das eintönige, faſt unveränderliche Lied der Seeleute aller dieſer Länder.

Das ganze rechte Ufer iſt mit Gräbern von Santon's (türkiſchen Mönchen) überſät; es ſind eine Art wunderthätiger Kapellen, in denen die meiſten körperlichen Gebrechen der Menſchen völlige Geneſung erlangen ſollen.

Wir waren an Fareskur vorüber gekommen, wo der letzte Sultan Ayubite in Gegenwart des von den Sarazenen gefangen genommenen heiligen Ludwigs und ſeiner Ritter, ſein Leben opfern mußte. Bald entfaltete ſich unſern Blicken das freundliche Manſurah, deſſen Ebenen mit indianiſchem Hirſen und Indigo prangen, und deſſen Häuſer in höchſt maleriſchen Gruppen beiſammen ſtehen. Nicht weit von dem Bazar-el-Kadim, wo man die Oberhäupter der franzöſiſchen Kreuzfahrer gefangen hielt, und wo der heilige Ludwig durch die Uebergabe von Damiette Frieden ſchloß, hat man eine Baumwolle-Manufaktur errichtet.

Vor einigen Jahren war Manſurah die wichtigſte Stadt der Phatmetiſchen Linie. Semenhud, das an ſeine Stelle trat, und deſſen Bevölkerung, wie jene von Manſurah auf drei bis vier tauſend Seelen geſchätzt werden kann, bildet den Hafen von Tantah, der Centralſtadt des Delta's, wo zu Ehren des Santons Seid-Ahmed-el-Bedawy jährlich ein großes Feſt begangen wird. Dieſe religiöſe

Feier gibt wegen des großen Zuſammenfluſſes von Pilgern zu einer Meſſe Veranlaſſung; dieſe dauert faſt acht Tage, während welcher Tantah der Sammelplatz von Frömmlern, Kaufleuten, Poſſenreißern und Tänzern iſt, die von mehr als 100 Stunden im Umkreiſe herbeiſtrömen. Eine ganze Woche lang herrſcht daſelbſt ein Lärm und ein Gewühl, womit nichts Aehnliches in Europa ſich vergleichen läßt. Tantah vermag die Menge der Gäſte nicht zu faſſen, für die man deßhalb auf allen Seiten Zelte aufſchlägt. Hier ſitzen Muſelmannen, und ſagen Gebete aus dem Koran her; dort ſtehen einige hundert Beſeſſene in einem dichten Halbkreiſe beiſammen, machen nach dem Takte die ſeltſamſten Sprünge, und rufen aus der Tiefe der erſchöpften Bruſt, in hohlem, klangloſem Tone, ihr tauſendfach wiederholtes Allah! Um dieſe Gruppen treiben ſich Muſikanten und luſtige Dirnen herum; zahlreiche Almé's tanzen nach dem Klange des Tambourins; und das belebte Schauſpiel vervollſtändigen Ringſpiele, Schaukeln und hundert andere Unterhaltungen mannigfaltiger Art. Dieſes Gemiſch profaner Vergnügungen und frömmelnder Andachtsübungen, macht in Verbindung mit den ſeltſamen Geſichtern und der mannigfaltigen Kleidertracht, die Meſſe von Tantah zu einem der merkwürdigſten Schauſpiele des Orients. Man hat uns dort folgendes Abenteuer erzählt, das erſt vor Kurzem ſich ereignet hatte.

Ein in Aegypten geborner europäiſcher Kaufmann, der vor einigen Jahren in morgenländiſcher Tracht auf dieſer Meſſe ſich befand, wurde, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, von der Polizei verhaftet, und hielt ſich, auf ſeine Eigenſchaft als Franke ſich berufend, für berechtigt, den Vorgeſetzten der Wache zu ſchlagen. Als er vor den Nazir geführt wurde, konnte er ſich, weil er keinen Paß bei ſich hatte, über dieſe Eigenſchaft nicht ausweiſen; auch ſchien der Umſtand dagegen zu ſprechen, daß ihm die Landesſprache ſehr geläufig war. Alles Proteſtirens ungeachtet, erhielt er daher hundert Streiche mit dem Curbach auf den Rücken. Sobald er nach Alexandrien zurückgekehrt war, beklagte er ſich bei ſeinem Konſul über dieſe Behandlung; und der letztere machte ſo nachdrückliche Vorſtellungen, daß der Nazir verurtheilt wurde, dieſelbe Anzahl von Streichen zu erhalten, die er dem Franken hatte austheilen laſſen; allein der Mann ſtand bei dem Vice-Könige in großem Anſehen, und wirkte ſich demnach die Vergünſtigung aus, ſeinen Khaznadar (Schatzmeiſter) an ſeiner Stelle ſchicken zu dürfen. Dieſer, auf ſolche Weiſe vom Nazir bevollmächtigte Beamte empfing die hundert Streiche in Gegenwart des Konſuls und des geprügelten Kaufmanns, die beide dieſe Subſtitution ſich gefallen ließen.

Je weiter wir reiſten, deſto zahlreicher wurden die Dattelbäume und deſto ſorgfältigere Pflege ſah man ihnen an. Die Staatsverwaltung Mehemed-Ali's richtet ihr Hauptaugenmerk auf dieſe koſtbaren Bäume, deren Zahl in Aegypten ſich auf beinahe 15 Millionen beläuft. Es gibt wohl kein Produkt, welches verhältnißmäßig der Regierung ſo viel einträgt, und einen beſſern Begriff geben kann, wie weit man es in dieſem unglücklichen Lande in der Kunſt gebracht hat, das Volk auszuſaugen.

Per Akrem zahlt der Boden, auf welchem ſich Dattelbäume befinden, eine Grundſteuer. Außerdem muß für jeden Dattelbaum eine Abgabe von 2 bis 2 ½ Piaſtern entrichtet werden. Für die Frucht ſelbſt wird ebenfalls eine Abgabe bezahlt, und zwar für das Recht, ſie zu verkaufen. Ferner werden Abgaben bezahlt: von den Stämmen, an denen die Früchte hängen, und woraus man den Liff macht, eine Art von Werg, deſſen man ſich im Bade bedient; von den Zweigen, die man zur Verfertigung der Kafaß (Stühle und Käfige) gebraucht; von dem faſerigen Gewebe des obern Stammendes; von den äußern Zweigen und von den Blättern, aus denen Körbe verfertigt werden. Endlich haben die Fabrikanten von Liff, Kafaß, Seilen und Körben noch eine beſondere Abgabe zu entrichten.

Von einem lebhaften Winde fortgetrieben, hatten wir kaum Zeit, dieſe Ufer aufmerkſam zu betrachten, die in ſo üppiger Vegetation prangen, und an Erinnerungen aus allen Epochen der Geſchichte ſo reich ſind. Wir hatten uns kaum in das Dorf Mit-Arun begeben, das durch die Menge von Gaunern berüchtigt iſt, die man dort antrifft, und ließen gerade den geringen Mundvorrath, den wir uns dort verſchaffen konnten, an Bord unſeres Fahrzeugs bringen, als eine Lehmhütte, neben welcher wir uns befanden, plötzlich zuſammenſtürzte. Wir hatten kaum noch ſo viel Zeit, uns zu entfernen. Minder glücklich als wir, wurde ein armes Kind, das in unſerer Nähe ſaß, von den Trümmern erſchlagen. Nach dem hohen Waſſer ſind ſolche Unfälle nicht ſelten. Die Fluthen höhlen das Fundament dieſer elenden Wohnſtätten aus, die alsdann durch die Sonnenhitze Riſſe bekommen, und kurze Zeit nachher zerfallen.

Unſer Reis wünſchte in Keliub, ſeiner Vaterſtadt, Halt zu machen; und wir benützten dieſe Gelegenheit, um die Stadt zu beſehen; es befinden ſich nicht nur Manufakturen und Spinnereien in derſelben, ſondern ſie wird auch der Viehmärkte wegen, die jede Woche daſelbſt Statt finden, ſtark beſucht. Nachdem wir ziemlich lange durch die engen, dumpfigen Straßen geſchritten waren, die in dieſem Punkte jenen aller ägyptiſchen Städte gleichen, und mit ganzen Haufen von Schutt und Unrath überſät ſind, beſuchten wir den Memur, der uns auf die freundſchaftlichſte Weiſe empfing. Während er uns Aufſchluß über die ſeiner Verwaltung anvertraute Provinz gab, wurden vier Männer vor ihn geführt, die man, als des Meuchelmords verdächtig, eben verhaftet hatte. Man ſchickte die Unglücklichen ſofort zu dem Kiahia (Generalſecretär) um verhört zu werden; dieſer erſchien nach Verlauf einer Viertelſtunde, und verſicherte, ſie ſeyen bei ihren Antworten ſo verlegen geweſen, daß er nicht zweifle, in ihnen die Mörder des einige Tage zuvor umgebrachten Effendi's gefunden zu haben.

„Ganz gut, ſprach der Memur, ſo fraget durch den Telegraphen in Cairo an, was ich mit den Burſchen anfangen ſoll.“ Die Antwort blieb nicht lange aus, und lautete: „Da ihre Schuld erwieſen iſt, ſo müſſen ſie hingerichtet werden.“

Es war gerade Markttag; wir ſtanden übrigens auf dem Punkte, nach Cairo abzureiſen, und es freute den Memur ſehr, daß wir die Art, wie er die Juſtiz in ſeiner Provinz pflege, dort anrühmen könnten. Es wurde Befehl ertheilt, die Unglücklichen noch an demſelben Tage aufzuknüpfen; und da uns die Langſamkeit unſeres Schiffspatrons nicht geſtattete, vor anbrechender Nacht unter Segel zu gehen, ſo wohnten wir der Hinrichtung bei.

Man ſchleppte die vier Delinquenten aus einem Magazine hervor, in welches man ſie, in Ermanglung eines Gefängniſſes, eingeſperrt hatte, und führte ſie nach einem kleinen Platze, der von dem Hauſe des Memurs nicht weit entfernt war. Die Kaufleute, welche ſich da befanden, blieben zuſammen gekauert in der Nähe ihrer Buden ſitzen, und ſahen mit der größten Gleichgültigkeit dieſe Unglücklichen vorbeigehen, die von ſechs Soldaten und einem Sergeanten geführt wurden. Jedermann ſetzte ruhig ſeine Geſchäfte fort, und ohne das Jammergeſchrei der Weiber und Kinder, die einen Gatten, einen Vater, ihre einzige Stütze, auf den Richtplatz begleiteten, hätte man glauben ſollen, es trage ſich durchaus nichts Ungewöhnliches zu.

An jeder der vier Ecken des Platzes hatte man einen Galgen errichtet. Die Soldaten begehrten Stricke von den Nachbarn; allein das war ein Luxus-Gegenſtand, den Niemand beſaß. Da kaufte der Sergeant eine Schnur, welche die Soldaten zu einem Stricke flochten. Mehrere Umſtehende waren ſo gefällig, ihnen bei dieſer Arbeit zu helfen, welcher die armen Sünder ganz ruhig zuſahen, und ohne daß ſie daran gedacht hätten, die Flucht zu ergreifen, was ihnen gar nicht ſchwer geworden wäre, denn man hatte ihnen die Hände ſehr locker auf den Rücken gebunden, und niemand achtete ihrer. Als der verhängnißvolle Augenblick gekommen war, ſollte der jüngſte unter ihnen zuerſt gehängt werden.

„Dummer Kerl! rief einer der Soldaten ſeinem Kameraden zu, der dem Delinquenten den Strick zuerſt um den Hals werfen wollte, ſo macht man es nicht; es iſt viel beſſer, wenn man den Strick vorher an den Galgen befeſtigt.“

Hierauf ließ er ſich von einem der Zuſchauer eine Leiter bringen, und ſchickte ſich an, den Verurtheilten aus der Welt zu ſchaffen, den ein anderer Soldat um den Leib faßte, und hinauf ſchob. Der arme Teufel leiſtete nicht den geringſten Widerſtand, und gab bald nachher den Geiſt auf, nachdem er ausgerufen hatte: er ſey unſchuldig.

Drei dieſer Unglücklichen waren bereits expedirt; da kam die Reihe an den letzten, einen Greis mit ſilberweißem Barte, den ſeine Frau und ſeine Kinder umringten, und der auf ihr Schluchzen und Jammern bloß von Zeit zu Zeit mit der feierlichen Verſicherung ſeiner Unſchuld erwiderte.

„Höre Ali! ſprach der Sergeant zu einem ſeiner Soldaten, du könnteſt doch wohl zum Memur gehen, und ihn um Gnade für dieſen armen Alten bitten; vielleicht läßt er ſich erweichen ..... verſuch's einmal.“

Nachläßig warf der Soldat ſeine Flinte auf die Schulter, und begab ſich ganz gemächlich zum Gouverneur, um ſeines Auftrags ſich zu entledigen. Unterdeſſen unterhielt ſich der Verurtheilte ſehr ruhig mit ſeinen Angehörigen. Nach einigen Minuten kam der Soldat zurück. Als die Weiber ihn erblickten, leuchtete ein Hoffnungsſtrahl auf ihrem Antlitz; allein das Jammern und Wehklagen wurde bald noch ſtärker als zuvor, denn der Memur hatte das Begnadigungsgeſuch abgeſchlagen.

„Es iſt Schade, ſprach der Sergeant, denn der Alte ſcheint ein ehrlicher Mann zu ſeyn; allein ſeine letzte Stunde iſt nun einmal gekommen.“ Und bei dieſen Worten warf er ſelbſt den verhängnißvollen Strick um den Hals des Verurtheilten, der mit bewundernswerther Ergebung ſein Weib und ſeine Kinder umarmte, und unter dem Ausrufe ſtarb: „Allah iſt groß!“

Die kleine Anzahl Neugieriger, welche dieſes traurige Schauſpiel herbeigelockt hatte, verlor ſich hierauf langſam in die benachbarten Kaffeehäuſer, und wir vernahmen bald nichts mehr als die Töne der muſikaliſchen Inſtrumente der Alme's.

Mit erneuter Kraft erhob ſich gegen Abend der Nordwind, und wir erreichten in wenigen Stunden die Spitze des Delta's, welche die Araber Bathn-el-Baghar (den Kuhbauch) nennen. Hier iſt der Fluß außerordentlich breit; ſein prachtvoller Anblick, und die Menge von Fahrzeugen, die nach allen Richtungen ſich durchkreuzen, erhöhen noch die Schönheit dieſes Schauſpiels.

Auf dieſer Stelle wollte einſt Bonaparte Aegyptens Hauptſtadt gründen; hier wird auch in dieſem Augenblicke das Sperrwerk des Nils ausgeführt. Dieſe Arbeit, welche unter der Leitung des Herrn Linant, eines Franzoſen, ſteht, wird es möglich machen, die Ueberſchwemmungen zu regeln; auch vermehrt ſich dadurch gewiß die Anzahl der culturfähigen Landſtrecken. Theils um die Verbindungen zu erleichtern, theils um eine größere Zahl von Feddans beſtändig bewäſſern zu können, ſoll von der Spitze des Delta's bis gegen Taminke hin ein breiter Canal mit mehren Seitenarmen gegraben werden. Zwölftauſend Fellahs ſind den Feldarbeiten entzogen, und am Bathn-el-Baghar verſammelt worden, um dieſes große Unternehmen in's Werk zu ſetzen, das ſie wenigſtens auf ſieben Jahre beſchäftigen dürfte. Dieſer Canal iſt für Aegypten allerdings ein Werk von höchſter Wichtigkeit; allein da der Mangel an ſchaffenden Händen auf eine ſo klägliche Weiſe fühlbar wird, ſo begreift man nicht, warum Mehemed Ali nicht vorgezogen hat, die Ausführung deſſelben ſeinen Soldaten zu übertragen, die er dadurch nach und nach an gemeinnützige Arbeiten gewöhnt haben würde.

Der Wind erhob ſich unterdeſſen, und ſchwieriger wurde mit jedem Augenblicke unſere Fahrt. Eine Menge Baumwollenballen, die der Strom mit ſich fortriß, verkündete uns, daß einige Tjermes des Paſcha in Folge des Sturmes umgeſchlagen ſeyn mußten. Endlich ſahen wir auf der einen Seite die Pyramiden am Horizonte ſich erheben, und erblickten auf der andern den Berg Mokattam und die Citadelle von Cairo; öſtlich und weſtlich aber die doppelte Gebirgskette, die, einer Mauer gleich, das Thal Aegyptens einſchließt, und bis nach Philä, ja noch viel weiter, ſich erſtreckt. Als wir bei Embabeh vorüber kamen, begrüßten wir das Schlachtfeld der Pyramiden, welchem gegenüber der prachtvolle Pallaſt

Schubra am öſtlichen Ufer ſich erhebt. Hierauf erreichten wir die Vorſtadt Bulak, wo wir nach viertägiger Fahrt an's Land ſtiegen.

Bulak, welches bei der Belagerung von Cairo von den Franzoſen in Brand geſteckt wurde, iſt von dieſer Hauptſtadt nur durch eine kleine Ebene getrennt, und zählt kaum zehntauſend Seelen. Für alle Fahrzeuge, die vom Delta herkommen, iſt es der Hafen von Cairo, ſo wie Alt-Cairo es für die von Saïd oder Nubien kommenden iſt.

Die erſte Station der zwiſchen Cairo und Alexandrien errichteten Telegraphenlinie befindet ſich auf der Feſtung dieſer Vorſtadt. Es bedarf nicht weniger als 35 Minuten, um Nachrichten aus Alexandrien in Cairo zu erhalten; auch werden die Signale ſelten mit Pünktlichkeit gemacht. So ſollte der Telegraph vor einigen Monaten dem Vice-Könige Nachricht von dem Brande der Fregatte Djaferia geben, er meldete aber ſtatt deſſen, der Kapitain dieſer Fregatte ſey in's Meer gefallen. Solche Unrichtigkeiten kommen häufig vor.

In Bulak befindet ſich eine Buchdruckerei, in welcher der Paſcha ſchon mehre arabiſche, türkiſche und perſiſche Bücher drucken ließ, die für ziemlich correct gelten. Unter dem Titel Ukara-Maſrie (d. h. ägyptiſche Ereigniſſe) wird dort auch eine arabiſche Zeitſchrift gedruckt; allein dieſes Blatt, welches die Regierung herausgibt, iſt durchaus ohne alles Intereſſe.

Habgierige Zollbeamte unterſuchten jetzt unſer Gepäck, und verrichteten dieſes Geſchäft auf die brutalſte Weiſe. Nicht ſelten erlauben ſie ſich, ſogar Weiber unbarmherzig durchzuprügeln, wenn ſie eine Schmuggelei entdecken, die kaum den Werth einiger Para's betrifft. Die Zollgefälle ſind an Griechen und Armenier verpachtet, die, vermittelſt einiger Beutel mehr, dieſen Pacht den Händen einer Geſellſchaft entriſſen, welcher ihn der Vice-König früher zugeſtanden hatte. Für das Zollbureau von Alexandrien zahlen ſie 6750 Beutel (gegen eine halbe Million Gulden) und für jene von Cairo und Damiette 8500 Beutel; eine ungeheure Summe für ein Land, in welchem ſeit einigen Jahren der Einfuhrhandel ſo bedeutend abgenommen hat; die Pächter müſſen daher auch zu jeder Art von Raub und Erpreſſung ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie ihre Verbindlichkeit gegen die Regierung erfüllen, und noch einigen Gewinn erübrigen wollen. Die Zollſtätte von Cairo hat den Pächtern in vier Jahren (von 1831 bis 1834) im Durchſchnitt jährlich gegen 41,000 türkiſche Piaſter rein abgeworfen.

Als dieſe Viſitation vorüber war, verließen wir Bulak, und ſchlugen den Weg nach der Hauptſtadt ein, welche die Araber El-Maſr, auch Myſr und Myſſir nennen, ein Name, den man allen ägyptiſchen Hauptſtädten gibt, und den das reiche Memphis lange Zeit hindurch trug. Sie iſt von den Ufern des Nils kaum eine Viertelſtunde entfernt. Nicht weit von Bulak erblicken wir die Vorrathskammern, die gemeinhin Fruchtſpeicher Joſeph's heißen. Es ſind große, viereckige Höfe, deren 15 Fuß hohe Mauern aus rohen Backſteinen beſtehen. In dieſen Höfen befinden ſich ungeheuer hohe Haufen von Korn, Gerſte

Binſen u. dergl. Es befinden ſich deren ſieben da; ſie ſind mit hölzernen Schlöſſern verſehen, auf welche das aus Nilſchlamm geformte Siegel des Divans gedrückt wird.

Gleich beim Eintritt in die Stadt kömmt man über den Platz Ezbekieh, den merkwürdigſten von Cairo der ungefähr ſo groß iſt, als das Innere des Marsfeldes zu Paris. Wenn der Nil ſeinen höchſten Stand erreicht hat, ſo ſteht dieſer Platz ganz unter Waſſer, und in Jahrgängen, wo die Gewäſſer ſehr hoch ſteigen, durchkreuzen leichte Barken dieſes weite Becken, in welchem einige Monate ſpäter die Spaziergänger unter alten Maulbeerfeigenbäumen der Kühlung genießen. Auf dieſem Platze befand ſich der Generalſtab Bonaparte's. Das Haus, welches der Sieger der Pyramiden bewohnte, ſteht zwar noch, iſt aber dem Einſturze nahe, und man denkt nicht daran, es aufzubeſſern.

Eine Fantaſia zog gerade über den genannten Platz, als wir daſelbſt ankamen. Dieſes Wort bezeichnet ſehr treffend die wunderliche, eigenſinnige und aufgeweckte Einbildungskraft der Araber. Eine Fantaſia iſt nämlich ein feſtlicher Zug, der dieſes Mal aus dem Doppelgefolge einer Hochzeit und einer Beſchneidung beſtand. Die junge Verlobte, die ein auf allen Seiten tief herabhängender Schleier den Blicken der Neugierigen gänzlich entzog, ſchritt unter einer Art von Baldachin, der mit allerlei Flitterwerk, dem Sinnbilde Hymens im Orient, verziert war. Geführt von einigen Matronen, und begleitet von ihren ſämmtlichen Verwandten oder Freunden, näherte ſie ſich langſamen Schrittes der Wohnung ihres zukünftigen Gatten, wo dieſer zum erſten Mal ſie ſehen ſollte. In einiger Entfernung davon ritt auf einem ſchönen Zelter ein liebliches Kind, mit aller Anmuth ſeines Alters geſchmückt, und bedeckt mit prachtvollen Kleidern, die es wohlgefällig beſchaute, die Schmerzen nicht ahnend, welche die bevorſtehende Operation ihm verurſachen ſollte.

Jedem dieſer Feſtzüge ging ein Trupp von Muſikanten voraus, welche die Luft mit einer lärmenden Muſik erfüllten, deren ſchneidende Klänge von mißtönigen Tambourinen begleitet wurden. Man muß in der That von der Natur mit arabiſchen Ohren begabt ſeyn, um dieſe burleske Harmonie ertragen zu können, die noch durch das Freudengeſchrei eines ganzen Trupps Weiber verſchlimmert wird, welche man zu dieſem Zwecke bezahlt.

Nachdem wir durch einige enge und krumme Straßen gekommen waren, gelangten wir in das Stadtviertel der Franken (El-Muski), und kehrten in einem italiäniſchen Gaſthofe ein, dem einzigen in Cairo, wo wir einige Europäer beiſammen fanden. In dieſer Hauptſtadt ſind die Franken bei weitem nicht ſo zahlreich als in Alexandrien. Sie beſtehen meiſtens nur aus Perſonen, die im Dienſte des Paſcha ſind, und unter denen ſich beſonders viele Italiäner befinden, die entweder eine wegen politiſcher Vergehen über ſie verhängte Strafe, oder irgend ein unangenehmes Abenteuer, oder endlich die Hoffnung auf ein beſſeres Schickſal nach Aegypten gelockt hat.

Da das wahre Talent denn doch meiſtens in ſeinem Vaterlande ein Unterkommen findet, ſo hat das zur Folge, daß die große Mehrheit der in Cairo lebenden Europäer kaum die Gränze der Mittelmäßigkeit erreicht, und daß, bis auf einige ehrenvolle Ausnahmen, die edelſte Beſchäftigung dadurch zu einem mehr oder minder ſchlecht betriebenen Handwerke wird. Es gibt vielleicht nicht eine einzige Stadt auf dem ganzen Erdenrunde, wo das Sittenverderbniß größer iſt, wo man ſich weniger um die Moralität der Individuen bekümmert, und wo Biederſinn und Uneigennützigkeit geringeren Werth haben.

Masr-el-Kaherah (die ſiegreiche Hauptſtadt) woraus durch Verketzerung unſer Cairo entſtanden iſt, nahm die Bevölkerung von Alt-Cairo auf, als dieſe von Amru auf den Trümmern einer römiſchen Niederlaſſung erbaute Stadt durch dem Vezir Chawar den Flammen geopfert worden war.

Von jenem Augenblicke ſchwang ſich Cairo zu einer gewiſſen Wichtigkeit empor; aber erſt Sultan Selah-Eddin (das Schwert der Religion) bekannter unter dem Namen Saladin, vergrößerte es ſo ungemein, und verſchönerte es auf jede Weiſe. Auf den Befehl dieſes aufgeklärten Fürſten, der in der Geſchichte der Kreuzzüge eine ſo große Rolle geſpielt hat, wurde Cairo mit Mauern umgeben; Moſcheen mit kühn gewölbten Kuppeln und ſchlanken Minareten, geſchmackvolle Bäder und prächtige Hoſpitäler erhoben ſich auf mehren Punkten der ägyptiſchen Hauptſtadt; man errichtete eine furchtbare Veſte, um gegen den Ueberfall der Franzoſen ſie zu ſchützen, die unter Amaury, König von Jeruſalem, heranrückten.

Zwiſchen Aſien und Afrika gelegen, erfreute ſich Cairo, als Centralpunkt der damals bekannten Welt, mehre Jahrhunderte hindurch des Handelsmonopols welches ihm, ſo wie Alexandrien, als Erbtheil zugefallen war; und keines geringeren Ereigniſſes als der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung bedurfte es, um ſeinen blühenden Wohlſtand zu vernichten, dem freilich die Unwiſſenheit und der Fanatismus ſeiner Beherrſcher ſchon den erſten Stoß verſetzt hatten.

Unter den mamelukiſchen Sultanen befand ſich dieſe Stadt auf ihrem höchſten Glanzpunkte; aber raſch gerieth ſie wieder in Verfall, nachdem Sultan Selim I. ſie erobert hatte, und Aegypten mit dem ottomaniſchen Reiche vereinigt worden war.

Durch das Unheil, welches der Einfall der Franzoſen im Jahre 1798 erzeugt und zur Folge gehabt hat, ſo wie durch das gegenwärtig von dem Vice-Könige angenommene Monopolſyſtem iſt Cairo zu einem bloßen Tranſitplatze herabgeſunken; deßhalb herrſcht auch das ſchrecklichſte Elend in dieſer ungeheuren Stadt, deren Bevölkerung ſich heute noch auf 200,000 Seelen beläuft.

Die Zahl der Kopten iſt auf etwa 10,000 zuſammengeſchmolzen; ſie ſind die einzigen Ueberreſte jenes Gemiſches von Aegyptiern, Perſern und Griechen, beſonders von letzteren, die ſeit Alexander und den Lagiden ſo lange Aegypten beſeſſen haben. Auf immer von dem Erbtheile ihrer Väter ausgeſchloſſen, fanden ſie eine Zuflucht in der türkiſchen Staatsverwaltung, bei welcher ſie unter dem

Titel Malem (Schreiber) angeſtellt ſind. Sie bekennen ſich zum Chriſtenthum nach dem Schisma des Eutiches, und nähren bittern Haß gegen alle übrigen Chriſten. An ihren Geſichtszügen und an ihrer gelblichen Hautfarbe erkennt man ohne Mühe das Gepräge der alten ägyptiſchen Phyſiognomien, die wir auf Denkmählern antreffen.

In allen unſern europäiſchen Hauptſtädten gibt es durchaus nichts, was im Stande wäre, einen anſchaulichen Begriff von einer türkiſchen Stadt, beſonders aber von Cairo zu geben. Man glaubt ſich in ein wahres Labyrinth verſetzt, wenn man dieſe krummen, von Unrath ſtrotzenden Straßen, ohne Namen und ohne Pflaſter, durchſtreift, wo Fetzen von Matten den Sonnenſtrahlen den Zugang verwehren, und die von einer doppelten Reihe von Palläſten, Moſcheen und Häuſern eingeſchloſſen ſind, welche letztere zwar ein ſchönes Ausſehen haben, aber unregelmäßig gebaut ſind, und mitten unter einer Menge Trümmer und verfallener Gebäude ſich befinden.

Hier trifft man Krüppel, die ihre Ekel erregenden Wunden vor dem Wanderer zur Schau tragen, und ſein Mitleid anflehen; dort reitet mit wichtiger Miene ein Mann vorbei, den ein Trupp Sklaven begleitet, die unbarmherzig auf alles losſchlagen, was dem Weiterſchreiten ihres Gebieters hinderlich wird; da liegt ein Santon mit langen, ſchmutzigen Haaren, und im Zuſtand völliger Blöße, nachläſſig an der Pforte einer Moſchee ausgeſtreckt, und nimmt gleichgültig die Gaben der Frauen in Empfang, die in einer frommen Berührung ſeines Körpers ein Mittel gegen ihre Unfruchtbarkeit zu finden hoffen; hier ſcheinen ein Paar Individuen ſich einander in den Haaren zu liegen, während ſie doch nur einen Handel mit einander abſchließen; dabei vernimmt man überall den unaufhörlichen Lärm rauher, dem ungewohnten Ohre hartklingender Worte, ſo wie die fürchterlichſten Flüche und häufig geräuſchvollen Hader, der auf nahes Blutvergießen zu deuten ſcheint; und mitten unter dieſen Lauten und Bildern erblickt man unter zwanzig Perſonen einen Blinden, und unter zwanzig Sehenden kaum einen, der ganz geſunde Augen hat. — Dieß iſt das Gemälde, welches bei dem Anblicke Cairo's dem Wanderer ſich darſtellt.

Nichts trägt übrigens in dieſer großen Stadt das Gepräge fürſtlicher Pracht; da ſieht man keine Moſcheen, keine Hoſpitäler, kurz nicht eine einzige gemeinnützige Anſtalt, die des Herrſchers Namen trüge. Kaum bezeichnen einige Springbrunnen, die auf den Gräbern der Mitglieder ſeiner Familie ſtehen, ſo wie einige Palläſte, die nach dem Muſter der conſtantinopolitaniſchen für ihn und ſeine Angehörigen gebaut wurden, auf eine kurze Spanne Zeit Mehemed Ali's Größe. Dieſe gebrechlichen, mit großem Koſtenaufwande errichteten, und von Innen wie von Außen mit Malereien verzierten Bauten beginnen ſchon mit den Trümmern ſich zu vermählen, die von allen Seiten ſich aufthürmen; und doch ſind ſie die einzigen Denkmäler, mit welchen die Türken dieſe Stadt beſchenkt haben, welche die Araber die Mutter der Welt zu nennen belieben! Als die Mameluken noch im Wohlſtande waren, wußten ſie die Gunſt des Glückes auf eine beſſere Weiſe zu benutzen; und noch heute weilt das Auge mit Vergnügen auf mehren Denkmälern, die ſie errichtet haben.

Ein Theil der Stadt Cairo iſt in Quartiere eingetheilt, eine Benennung, die man einer gewiſſen Anzahl von Sackgaſſen gegeben hat, die zwar in einander gehen, aber mit dem übrigen Theile der Stadt nur durch einen einzigen Ausgang in Verbindung ſtehen. Hier und da trennen Plätze, die mit Ruinen angefüllt ſind, dieſe unförmlichen Häuſergruppen, zwiſchen denen man ohne Abſcheu nicht zu wandeln vermag; denn das Fieber und die Peſt ſcheinen dieſe übelriechenden Aufenthaltsorte zu bewohnen. Am Ausgang eines jeden Quartiers befindet ſich ein Thor, das jeden Abend verſchloſſen wird, und es die ganze Nacht hindurch von den übrigen Stadttheilen iſolirt. Meiſtens iſt die Wache an dieſen Thoren den Barabranen oder Barbarinen anvertraut, die ihrer Treue wegen im ganzen Lande vortheilhaft bekannt ſind.

Man zählt zu Cairo 240 größere Straßen, 25,000 bewohnte Häuſer, 46 Kreuzſtraßen, 58 Quartiere, 22 Bazar's, 300 öffentliche Ciſternen, 140 Schulen, 1170 Caffeehäuſer und 65 öffentliche Badeanſtalten.

Die Bewohner deſſelben Quartiers gehören meiſtens nur einer einzigen Nation an; ſo haben die Kopten, die Juden u. ſ. w. ihre eigenen Quartiere, die ſie allein bewohnen. Die Regierung wählt in jedem Quartier einen Vorgeſetzten (Cheik-el-Hara), der die Pflicht hat, den verſchiedenen Behörden Bericht über das zu erſtatten, was etwa in dem Bereiche ſeines Bezirkes Ruheſtörendes und Ordnungswidriges vorfällt. Auch iſt dieſer Vorgeſetzte dafür verantwortlich, daß die Bewohner ſeines Quartiers die Kopfſteuer pünktlich bezahlen.

Die allgemeine Polizei der Stadt iſt gegenwärtig der Militärbehörde übertragen, und wird unter den Befehlen des Platz-Commandanten gehandhabt. Dieſer Commandant hat den Zabit-Bey (Polizei-Commiſſär) unter ſich, welcher ſpeciell beauftragt iſt, die nächtlichen Patrouillen machen zu laſſen, Händel zu ſchlichten, die Ruheſtörer zu verhaften, und das Spionirweſen zu leiten, welches an allen öffentlichen Orten in unaufhörlicher Thätigkeit iſt.

Vor dieſer neuen Organiſation hatte der Waly oder Aga der Polizei die unmittelbare Aufſicht über die Diebe, die liederlichen Dirnen, die Tänzer, Taſchenſpieler, Marktſchreier, Poſſenreißer u. ſ. w.; allein dieſe Stelle iſt eingegangen, und der jährliche Tribut, den dieſe verſchiedenen Klaſſen von Individuen bezahlten, wurde in einen Pacht verwandelt, den gegenwärtig ein gewiſſer Antun-Thoma übernommen hat. Er zahlt der Regierung jährlich für dieſen Gegenſtand 4000 Beutel.

Die Marktpolizei gehört zu den unmittelbaren Amtsverrichtungen des Mohteſſeb oder Vorgeſetzten der Lebensmittel. Tag für Tag ſieht man dieſen in Begleitung einiger Satelliten, die eine Wage vor ihm hertragen, die volkreichſten Quartiere der Stadt durchziehen. Jeder Eßwaarenhändler, der ſich einen Betrug am Gewichte erlaubt, oder ſich eines von der Regierung nicht unterſuchten Gewichtes bedient, oder ſeine Waare höher als um die feſtgeſetzte Taxe verkauft, erhält unverzüglich mehre Stockſtreiche, deren Zahl beim nächſten Betretungsfalle ſteigt. Dieſer Municipal-Beamte hat auch den Verkaufspreis des Gemüſes und Obſtes, je nach der Ergiebigkeit der Aernte feſtzuſetzen.

Der religiöſen Duldung, die in Aegypten gegenwärtig größer iſt, als in irgend einem Lande des Orients, hat man es zu danken, daß die Europäer alle Moſcheen beſuchen dürfen. Die merkwürdigſten in Cairo ſind die von Sultan Haſſan und El-Ahſar (die Blumen-Moſchee). Die kühne Wölbung der Kuppeln, die geſchmackvolle Zierlichkeit der Minarete, die mit einer doppelten Reihe von Gallerien geſchmückt ſind, von welchen herab die Muezzins die Rechtgläubigen zum Gebete rufen, machen dieſe Denkmäler zu den ſchönſten Vorbildern arabiſcher Baukunſt.

Am äußerſten Ende des Mokattan erhebt ſich auf einem durch ein enges Thal von dem übrigen Theile des Gebirges getrennten Felſen die Citadelle, welche die Stadt beherrſcht. Es vertheidigen dieſe Citadelle 30 Stück ſchweres Geſchütz, welche gegen die Stadt gerichtet ſind, und zehn Mörſer auf der Seite des Mokattam. Alle Jahre wird ſie friſch verproviantirt. Sie ſelbſt beherrſcht der Gipfel dieſes Berges, auf welchem Mehemed Ali eine kleine Veſte errichten ließ, die dieſem Uebelſtande theilweiſe abhilft. Zu der Citadelle führen zwei Stiegen, die in den Felſen gehauen ſind. Auf ihren Mauern, von denen einſt ein Mameluck bei Gelegenheit des unter dieſer kriegeriſchen Miliz angerichteten Blutbades ſich hinabzuſtürzen den Muth hatte, erblickt man die Gräber der Khalifen, ein weiter, aber verſchloſſener Friedhof, wo die Gebeine der Gründer eines ehemals mächtigen Reiches ruhen, und deſſen Mauſoleen in ſandiger Ferne ſich verlieren.

Der Palaſt des Paſcha nimmt gegenwärtig einen beträchtlichen Theil des innern Raumes der Citadelle ein. Eine Moſchee, die mit prachtvollen Säulen von roſenfarbigem Granite geziert iſt, welche einſt Saladin's Divan ſchmückten, erhebt ſich auf den Trümmern jenes berühmten Saales, wo die Sultane Ajubites Gericht hielten; und in Cairo's Citadelle wird künftig nur noch der Joſephsbrunnen (Juſſuf war nämlich Saladin's Vorname) an den Namen ihres Gründers erinnern. Dieſer Brunnen iſt viereckig, und ſeine ganze Tiefe beträgt 280 Fuß. Er beſteht aus zwei Theilen, die ſich nicht in derſelben vertikalen Linie befinden. Am untern Ende des erſten Theiles, der eine Tiefe von beinahe 200 Fuß hat, iſt ein Hebwerk und ein Behälter angebracht, aus welchem das Waſſer durch ein zweites Hebwerk bis zur obern Brunnenöffnung gehoben wird.

In der Citadelle befinden ſich die Stuckgießerei und die Waffen- und Maſchinenfabrik, welche letztere unter der Leitung des Herrn Gallaway, eines Engländers, ſteht. Daſelbſt werden des Jahrs beiläufig 80 Kanonen, 9000 Flinten und gegen 8000 Sabel verfertigt.

In einer Buchdruckerei, die man als eine Hilfsanſtalt jener von Bulak betrachten kann, werden von Zeit zu Zeit einige Bände Gedichte oder Aufſätze geſchichtlichen Inhalts zu Tag gefördert, allein es ergeht dieſen Erzeugniſſen gerade wie jenen, welche zu Bulak erſcheinen; kaum haben ſie nämlich die Preſſe verlaſſen, ſo werden ſie in Magazinen aufgeſchichtet, wo ſie vermodern, denn es fällt niemanden ein, ſie zu kaufen, noch weniger ſie zu leſen, weil ſie auf keine Weiſe dem Geiſte des Volkes entſprechen und nicht im Geringſten dem Lande angemeſſen ſind, welches durch ihren Inhalt unterrichtet und aufgeklärt werden ſoll.

Die neueſte induſtrielle Anſtalt der Citadelle iſt die Münzſtätte, wo zur Prägung der Khairies oder Neunpiaſter-Stücke im Durchſchnitt jährlich gegen 400,000 Gold-Drachmen (im Werthe von $10\,^{1}/_{3}$ Franken) verbraucht werden. Der Gewinn der Regierung läßt ſich auf etwa 30 Procent anſchlagen. Die ſtufenweiſe Verſchlechterung aller türkiſchen Münzen, beſonders aber der Para's, hat den Vice-König genöthigt, auf die Fabrikation dieſer kleinen Münze zu verzichten, die noch vor wenigen Jahren einer der beliebteſten Handelszweige Aegyptens war. Um wie viel dieſe Münzen ſchlechter geworden ſind, läßt ſich daraus ſehr leicht abnehmen, daß im Jahre 1772, unter der Regierung Ali-Bey's, 90 Para's einen ſpaniſchen Piaſter betrugen; bei der Ankunft der franzöſiſchen Armee gab man 150 Para's für denſelben, und jetzt gilt er 800 Para's!

Viertes Kapitel.

So lange ſich der Vice-König in Alexandrien aufhält, bildet zu Cairo ein königlicher geheimer Rath die oberſte Staatsbehörde; er hat die Ober-Aufſicht über die Civil- und Militär-Verwaltung. Es muß demſelben auch Alles vorgelegt werden, was in ärztlicher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht das Schulweſen betrifft; allein da dieſes Collegium aus unwiſſenden und eigennützigen Türken zuſammengeſetzt iſt, deren einziges Verdienſt meiſtens nur darin beſteht, den Vice-König nach Aegypten begleitet zu haben, ſo kann es dem Lande keinen großen Nutzen gewähren. Es iſt kaum zu ſagen, welche Hinderniſſe bei jeder Gelegenheit den Verbeſſerungen in den Weg gelegt werden, welche die dem Intereſſe Mehemed Ali's aufrichtig ergebenen Europäer in Vorſchlag bringen; und man darf behaupten, daß dieſe Einrichtung, von der man günſtigere Reſultate zu erwarten berechtigt war, größtentheils nur nachtheilige Folgen hat. In den Amtsbereich des königlichen Rathes gehören hauptſächlich die Inſtructionen, welche den Agenten in den Provinzen ertheilt werden müſſen. Um nun die Wichtigkeit und Ausdehnung derſelben verſtändlich zu machen, iſt es unumgänglich nöthig, über die neue Organiſation, die Mehemed Ali in Aegypten eingeführt hat, hier einige Worte zu ſagen.

Das Nilthal iſt in fünf Haupt-Gouvernements, und dieſe in Provinzen, Departemente und Cantone, abgetheilt worden, deren Bevölkerung, nach möglichſt genauen Berechnungen, alſo zuſammengeſetzt iſt:

Türken			15,000
Fellah's (Arabiſche Bauern)			1,800,000
Kopten			145,000
Nubier			7,000
Mamelukken			4,000
Franzöſiſche Mamelukken			15
Arabiſche Beduinen:			
	16 Hirtenſtämme	50,000	200,000
	31 Nomadenſtämme	150,000	
Griechen und Syrier			8,000
Armenier			1,300
Juden			2,500
Neger	Weiber	12,000	18,000
	Männer	5,000	
Europäer			5,000
		Im Ganzen	2,213,015

Die Mudirs oder General-Gouverneure erhalten ihre Befehle entweder vom Vice-Könige oder vom königlichen Rathe. Sie haben die unmittelbare Oberaufſicht über die Memurs oder Vorgeſetzte der Provinzen ihres Gouvernements, in welchem ſie von Zeit zu Zeit Inſpectionsreiſen machen, um ſich zu überzeugen, ob ihre Inſtructionen pünktlich vollzogen werden.

Unter den Mudirs ſteht in jedem Gouvernement ein kleines Corps regelmäßiger Cavallerie und Infanterie, das die Polizei ausübt, und es ſind den Mudirs Adjutanten beigegeben, die ihre Befehle den Chefs jener Miliz zu überbringen haben. Außerdem gibt es noch Djornaldji, oder türkiſche Angeſtellte, welche die Provinzen durchſtreichen, und Tag für Tag Bericht erſtatten müſſen über Alles, was vorgeht, beſonders aber über die Feldarbeiten.

Dem Memur ſind im Grunde dieſelben Functionen übertragen, wie dem Mudir, nur daß jener für die einzelnen Fälle mit dem Nazir, oder Departements-Commandanten in nähere und häufigere Berührung kommt. Ihm liegt ob, jedem Dorfe die Anzahl von Feddans anzugeben, die, je nach der Eigenthümlichkeit des Bodens, zur Cultur dieſer oder jener Pflanze beſtimmt iſt: ferner hat er die pünktliche Erhebung der Abgaben zu beaufſichtigen, und Sorge dafür zu tragen, daß nach der Aernte die für die Regierung beſtimmten Erzeugniſſe in die Magazine gebracht werden. Endlich iſt es Sache des Memur, über die Verbreitung der Kuhpocken zu wachen, und die Befehle, die ihm der Kriegsminiſter in Beziehung auf die Militär-Conſcription ertheilt, auf's ſtrengſte vollziehen zu laſſen.

Die Amtsverrichtungen des Nazir in dem ihm anvertrauten Departemente ſind dieſelben, wie jene des Memur, unter welchem er ſteht. Er gibt den Fellah's Empfangſcheine über die Feldprodukte, die er von ihnen erhält; beſonders iſt er mit der Aufſicht über die Vermeſſung der Grundſtücke und mit der Vertheilung der Anpflanzungen beauftragt. Er correſpondirt mit dem königlichen Rathe, dem er ein Tagebuch ſeiner Verrichtungen einzuſenden hat; er macht ihn auf die vorzunehmenden Aenderungen aufmerkſam, und ſchlägt Verbeſſerungen vor. Die Entſcheidung des königlichen Rathes über alle dieſe Gegenſtände wird dann dem Vice-Könige vorgelegt, der ſie entweder genehmigt, oder verwirft, oder modificirt.

Jedem Nazir ſchickt man Ingenieure zu, um hauptſächlich die Nivellirung des Bodens vorzunehmen, und Zeit und Ort zu beſtimmen, wo bei der eintretenden Ueberſchwemmung vorzugsweiſe der Durchſtich der Dämme ſtatt finden ſoll.

Unmittelbar nach dem Nazir, und zwar in demſelben Amtsbereiche, kommt der Cantonſchef (Hakem-el-khot oder Kachef), der die Vollziehung der Befehle jenes Beamten im Einzelnen zu beaufſichtigen hat.

In dieſer Hierarchie der Staatsgewalt waren noch vor Kurzem alle Aemter ausſchließlich in den Händen der Türken; durch einen ganz neuen Beſchluß (von 1834) ſind ſie jedoch Arabern übertragen worden, und nur die Funktionen der Mudirs den Türken verblieben.

Dieſe Reform, deren wohlthätiger Einfluß für die Folgezeit unberechenbar iſt, hat dennoch für den Augenblick die armen Fellah's noch unglücklicher gemacht, als ſie zur Zeit der Türken waren; und unverkennbar üben die neuen Vorgeſetzten eine Autorität über ihre Landsleute aus, die noch deſpotiſcher und unerträglicher erſcheint, als jene der Ausländer.

Sonſt erhielt der Kaimakam (Subſtitut) von dem Nazir ſeines Departements die Befehle, welche dieſem von dem Kachef zukamen. Jedes Dorf von einiger Bedeutung war der oft ſehr willkührlichen Inſpection dieſes Beamten unterworfen, der aus den Fellah's gewählt worden war, und die untergeordneten Angeſtellten in der Ausübung ſeiner Funktionen zu ſchützen hatte. Ferner mußte er die Einwohner durch alle erdenkliche Mittel zur Bezahlung ihrer Steuern zwingen. Allein ſeit den erſten Monaten des Jahres 1834 hat man die Amtsverrichtungen des Kaimakam abgeſchafft, und mit jenen des Scheikh-el-beled vereinigt, ein Titel, der ſich ſo ziemlich genau mit Schultheiß überſetzen läßt. Für Alles, was die einzelnen Angelegenheiten eines Ortes betrifft, hat man ſich an dieſen Beamten zu wenden. Ueberdieß iſt er beauftragt, Zänkereien zu ſchlichten, ſo wie Proceſſe und Streitigkeiten im Wege der Güte beizulegen. Aber er brandſchatzt in den meiſten Fällen die ſtreitenden Parteien, und wird auf ſolche Weiſe ſelbſt ein Werkzeug der Unterdrückung für die unglücklichen Fellah's, die von den tauſend Tyrannen, unter deren Herrſchaft ſie ſtehen, unaufhörlich erniedrigt und ausgeplündert werden.

Vor einigen Jahren noch war das Rechnungsweſen eines jeden Departements einem Kopten anvertraut, den man unter den Angeſehenſten ſeines Volksſtammes wählte. Dieſer unter der Aufſicht des Nazir ſtehende Beamte, der in der Regel ſelbſt wieder dieſen letztern heimlich zu beaufſichtigen hatte, war der Vorgeſetzte aller Schreiber des Cantons, die er anſtellen und abſetzen konnte, wie es ihm beliebte. Daher fand er unter ihnen auch nicht ſelten heimtückiſche Angeber; und war dieſe Stelle auch einerſeits einträglich, ſo ſetzte ſie den, der ſie bekleidete, dagegen doch mancher Gefahr aus. Die neue Reform hat die übermäßige Zahl dieſer Beamten vermindert, und in dem Hauptorte eines jeden Gouvernements das Rechnungsweſen unter die Aufſicht und Verantwortlichkeit der Mudir's geſtellt.

In jedem Dorfe befindet ſich als Einwohner ein koptiſcher oder arabiſcher Saraf (Bankier). Er führt ein Verzeichniß über die Abgaben und erhebt von den Fellah's den Betrag derſelben. Der Scheikh-el-beled und der Maſſah (Feldmeſſer) müſſen ihm in ſeinen Amtsverrichtungen behülflich ſeyn. Treibt dieſer Beamte Unterſchleife, ſo iſt der Nazir, der ihn ernannt hat, dafür verantwortlich. So wie die Gelder eingehen, ſendet ſie der Einnehmer einem verrechnenden Agenten, der in dem Hauptorte des betreffenden Gouvernements ſeinen Wohnſitz hat. Um den ſonſt ſehr häufigen Erpreſſungen vorzubeugen, müſſen gegenwärtig alle dieſe Angeſtellten, bevor ſie in Amt und Würde treten, einen zuverläſſigen Bürgen ſtellen.

Der Schahed iſt gleichſam der Bevollmächtigte des Cadi. Da er in Angelegenheiten von geringer Erheblichkeit die Juſtiz zu verwalten hat, ſo verſieht er auch die Stelle eines Notars, und fertigt öffentliche Akte aus, wie z. B. Heiraths- und andere Verträge. Iſt es dem Scheikh-el-beled nicht gelungen, die Zwiſtigkeiten der Fellah's gütlich beizulegen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu dem Richterſtuhle des Schahed; und dieſer thut zuweilen ſeinen Ausſpruch, wenn er kaum noch das Faktum vernommen hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſich für ſeine ſämmtlichen Amtsverrichtungen theuer genug bezahlen läßt. Die Zeit der unentgeldlichen Richterſprüche (Ilam) iſt vorüber, und die Gerichtsſchreibereien ſind heut zu Tage in Aegypten nicht minder einträglich als in unſerm Europa.

Die Miniſter ſind von Rechts wegen Mitglieder des königlichen Rathes, in welchem meiſtens einer derſelben den Vorſitz führt. Man würde ſich übrigens einen ganz falſchen Begriff von den ägyptiſchen Miniſterien machen, wenn man glaubte, ſie ſeyen nach Art der europäiſchen organiſirt. Die Miniſter ſind hier zu Lande eigentlich nur Bureau-Chefs; ihr amtlicher Wirkungskreis iſt nicht einmal auf eine beſtimmte Weiſe feſtgeſetzt; und kaum ſteht es in ihrer freien Willkühr, auch nur die geringſten Aemter zu beſetzen. Die unerheblichſten Operationen bedürfen der Sanction des Vice-Königs, und ohne dieſelbe kann ſelbſt der königliche Rath über nichts entſcheiden.

Das Miniſterium, oder richtiger geſagt: die Verwaltung der Finanzen iſt zwei Khaznadars (Schatzmeiſtern) anvertraut, nämlich dem Djehadir (für das Militär) und dem Mirir (für das Civilweſen). Dieſe beiden türkiſchen Beamten ſind für alle Geld-Operationen verantwortlich. Keine ſchriftliche Ausfertigung, keine Anweiſung wird für giltig angenommen, wenn ſie nicht mit ihrem Viſa verſehen iſt; daſſelbe beſteht in der Aufdrückung ihres Siegels, was bei dem Orientalen der Namensunterſchrift gleichkommt. Die Zahlungen fließen entweder in klingender Münze oder in Anweiſungen, die von einem der Khaznadars ausgeſtellt werden, in den Schatz (Khaznie). Dieſe Anweiſungen ſind einem Agio unterworfen, das je nach den politiſchen und comerciellen Verhältniſſen wechſelt. Während des Krieges in Syrien discontirte man ſie zu 25 bis 30 Procent; gegenwärtig würde dieſes unter 7 Procent äußerſt ſchwer ſeyn. Die Zeit der Einlöſung derſelben hängt von der Regierung ab, die ſolche nur dann an Zahlungsſtatt für Waaren annimmt, wenn dieſes vorher mit dem Käufer ausgemacht wurde.

Um die complicirte Arbeit der Finanzverwaltung zu erleichtern, hat man ſolche unter drei türkiſche Effendi's vertheilt, die an der Spitze der Abtheilung ſtehen, welche die Anweiſungen betrifft; ferner unter drei Kopten, die als Bureau-Chefs das Rechnungsweſen leiten. Alle koptiſche und damascenische Schreiber, die unter ihren Befehlen angeſtellt ſind, haben die doppelte Buchhaltung gelernt, wie ſie in Europa eingeführt iſt, und bedienen ſich derſelben nicht nur bei allem, was den öffentlichen Schatz betrifft, ſondern auch für die Verrechnungen der verſchiedenen ägyptiſchen Verwaltungszweige. Uebrigens wird, dieſer Verbeſſerungen ungeachtet, ſowohl in dem Departement der Finanzen, als auch in jedem andern, auf unrechtliche Weiſe außerordentlich viel verſchleudert, wodurch ſich einige Einzelne ſchimpfliche Reichthümer ſammeln, während die Noth des Volkes immer höher geſteigert wird.

Der einzige höhere Beamte des Paſcha, deſſen Verrichtungen in der That von einiger Erheblichkeit ſind, iſt der Kriegsminiſter. Seinen Händen iſt die Adminiſtration der Armee und die Oberaufſicht über alle militäriſche Operationen anvertraut, und obgleich ohne die vorläufige Ermächtigung Mehemed Ali's nicht das Geringſte geſchieht, ſo läßt ſich doch der ungeheure Einfluß dieſes Miniſters keineswegs in Abrede ſtellen, denn ſelten verweigert ſein Gebieter ſeine Genehmigung irgend einer von ihm vorgeſchlagenen Reform oder Abänderung. Dieſer Zweig der Staatsverwaltung iſt übrigens der vorzüglichſte in Aegypten, und wenn ſich auch gleich noch manche Verbeſſerung darin vornehmen ließe, ſo kann man doch ſagen, daß er in gedeihlichem Fortſchreiten begriffen iſt.

In numeriſcher Hinſicht habe ich mich bereits über die Armee ausgeſprochen, und will daher hier noch einige nähere Umſtände anführen, die mir zur Verſtändigung deſſen nöthig ſcheinen, was ich über dieſen Gegenſtand ſagen möchte.

Bei jedem Regimente iſt ein europäiſcher Exerciermeiſter (Taalimdji) und ein europäiſcher Wundarzt angeſtellt, ohne jedoch bei der Armee einen beſtimmten Rang einzunehmen, was die Religionsverſchiedenheit bisher noch nie geſtattet hat. Deßhalb kann man ſie auch im Grunde nur als Civil-Angeſtellte betrachten, deren Beförderung ſich auf eine Erhöhung des Soldes beſchränkt, wenn man mit ihren Dienſten zufrieden iſt. Das Gehalt der Exerciermeiſter beträgt 3000 bis 4000 Franken. Schickt man ſie nach Kordofal oder nach Sennaar, ſo erhalten ſie bis zu 6000 Franken; ja ſogar 8000 Franken, wenn ſie das Heer nach

Arabien begleiten. Alle bekommen außerdem ungefähr 250 Franken des Jahres als Entſchädigung für ihre Equipirung.

Die unpaſſende Lage, in welche dieſe Männer verſetzt ſind, die, ohne einen Rang in der Armee einzunehmen, ſich täglich genöthigt ſehen, über die Inſtruction der höheren Offiziere zu wachen, ſetzt ſie unaufhörlichen Neckereien aus; der ewigen Schwierigkeiten müde, die man ihnen bei ihrem Dienſte macht, haben daher auch faſt alle Exerciermeiſter von einigem perſönlichen Verdienſte ein Land verlaſſen, wo ſie immer nur mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatten. Im Dienſte des Vice-Königs befinden ſich gegenwärtig faſt nur noch Italiäner, die wegen politiſcher Meinungen aus ihrem Vaterlande verbannt wurden, und aus Mangel an andern Erwerbsmitteln die Demüthigungen erdulden müſſen, mit denen man ſie überhäuft.

Die Adminiſtration der Armee befindet ſich in den Händen der Corps-Chefs. Dieſe laſſen die Rationen austheilen, und treffen die nöthigen Verfügungen zur Herbeiſchaffung der Lebensmittel. Der Kriegsminiſter iſt der gemeinſchaftliche Centralpunkt, mit welchem ſämmtliche Corps in unmittelbarer Berührung ſtehen. In jedem Regimente hat er einen Major zum Bevollmächtigten, der für ſeine Verrechnungen ſorgen muß, und in jedem Bataillon befindet ſich ein koptiſcher Schreiber, der die nöthigen Verzeichniſſe führt. In dieſem Verwaltungszweige wird auf die unverſchämteſte Weiſe geplündert. Der Oberſt, der meiſtens nicht leſen kann, drückt ſein Siegel auf alle ſchriftlichen Ausfertigungen, und muß ſeiner Unwiſſenheit wegen alles ohne Unterſuchung für richtig annehmen. Die Oberſten der entfernt liegenden Regimenter verſäumen übrigens faſt nie, mit großer Habgier eine Unordnung zu benützen, die jede Controle ihres adminiſtrativen Wirkens ſchlechterdings unmöglich macht. Man hat den Gebrechen dieſer Verrechnungen bis jetzt nur ſehr unvollſtändig abzuhelfen geſucht, und die Mittel ſolche zu ahnden, haben ſich bis jetzt darauf beſchränkt, daß man einige Oberſten, die der ſchimpflichſten Veruntreuung überwieſen waren, abgeſetzt und in die Veſte von Abukir verbannt hat.

Alle Infanterie-Regimenter haben gleiche Uniform. Im Winter beſteht ſie aus langen Beinkleidern von rothem Wollenzeuge, die an den Lenden in viele Falten gelegt ſind, und an den Knieen eng anſchließen, ferner aus einer Jacke von demſelben Stoffe, die ein lederner Gürtel zuſammenhält. Seit dem ſyriſchen Feldzuge erhält jeder Soldat überdieß einen Rock von braunem oder ſchwarzem Tuche. Im Sommer werden ſie in weißes Leinenzeug gekleidet. Die ſämmtliche Cavallerie iſt blau uniformirt.

Dieſe Uniformen ſind ſehr ſchlecht gemacht, und man ſieht ſie meiſtens in zerfetztem Zuſtande. Schuhe, die, der orientaliſchen Sitte zufolge, größtentheils als Pantoffeln am Fuße ſchlottern, vervollſtändigen dieſe armſelige Tracht. Eine rothe Plattmütze (Feß oder Tarbuſch) iſt die einzige Kopfbedeckung aller Militärperſonen und ſämmtlicher in der Armee dienenden Europäer.

Die Soldaten haben zwar franzöſiſche Bewaffnung, allein ſie befindet ſich in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Urſprünglich wurden die Waffen faſt ausſchließlich aus Lütticher oder deutſchen Fabriken bezogen; jetzt aber reicht die in der Citadelle von Cairo errichtete Waffenfabrik für die Bedürfniſſe des Heeres aus. Auch das Wollenzeug und die Mützen werden in den Manufakturen des Paſcha verfertigt, indeſſen koſten, wegen der ſchlechten Leitung dieſer Anſtalten, die Erzeugniſſe derſelben beinahe noch einmal ſo viel, als wenn der Handelsſtand ſie lieferte.

Ibrahim-Paſcha begann erſt ſeit ſeiner Rückkehr aus Morea die Bildung ſeiner Cavallerie. Da bei dieſer Waffengattung die ſtrenge Ordnung ein minder weſentliches Erforderniß iſt, als bei jeder andern, und die Orientalen den wilden, ungezügelten Muth des Einzelnen einem regelmäßig zuſammenwirkenden Ganzen vorziehen, ſo hatte man früher nicht daran gedacht, die Reiterei auf den europäiſchen Fuß zu ſetzen. Die Organiſirung einer regulären Cavallerie bot übrigens in Aegypten große Schwierigkeiten dar. In dem Nilthale fehlt es an Pferden; und man ſah ſich anfänglich genöthigt, den von Nedjd gekommenen Officieren die von ihnen mitgebrachten Race-Pferde zu nehmen. Später ließ man Pferde aus Syrien, Caramanien und Rumelien kommen. Endlich kaufte man den Beduinen einen Theil ihrer Stuten ab; dadurch gewann man den doppelten Vortheil, daß dieſer Volksſtamm weniger furchtbar wurde, ſobald er unberitten war, und daß die Bildung der Stutereien künftig weniger Schwierigkeit findet; ja man darf ſogar die glänzendſten Reſultate davon erwarten, wenn man ſich mit dieſen nützlichen Anſtalten ernſtlich beſchäftigt. Ein kaum erſt erſchienener Beſchluß Mehemed Ali's ermächtigt Herrn Harmont, Director der Thierarzneiſchule zu Chubra, eine Stuterei zu bilden, die 800 Pferde faſſen kann. Außer den Schoppen, Muſterſtällen, zwei bedeckten Reitbahnen u. ſ. w. ſollen für dieſe Anſtalt noch 100 Feddans zum Anbau der verſchiedenen, für die Pferde des Harras erforderlichen Futterkräuter verwendet werden. Dieſe Einrichtung wird um ſo größeren Nutzen gewähren, als die Türken von der Pflege und Wartung der Pferde gar nichts verſtehen, und bei der Zucht völlig regellos verfahren. Die ſchöne Race der mameluckiſchen Pferde, die man durch aſiatiſche Hengſte und ägyptiſche Stuten gewonnen hatte, iſt deßhalb auch beinahe gänzlich verſchwunden. Selbſt die Race der inländiſchen Pferde (Masrie) iſt ſchlecht, ſchwach, häßlich, zu jedem Dienſte untauglich geworden, und nimmt noch täglich ab.

Was die Artillerie betrifft, ſo wurde ſie lange Zeit hindurch ſo ſehr vernachläßigt, daß ſie nach dem Feldzuge in Morea kaum mehr dem Namen nach beſtand. Aus dieſem Corps nahm man die nöthige Mannſchaft, um die Infanterie-Bataillone zu ergänzen, welche Marſchordre erhielten; dergeſtalt, daß endlich das einzige Regiment dieſer Waffengattung, welches Mehemed Ali beſaß, faſt täglich zerſtückelt wurde, und beſtändig neue Rekruten bilden mußte. Bei einer im Jahre 1828 Statt gefundenen Aushebung wurden demſelben ſogar Knaben von 12 Jahren einverleibt. Von Herrn Seguera, einem ſpaniſchen Oberſten, trefflich unterſtützt, hat nun Ibrahim-Paſcha dieſer Waffengattung das Vorrecht wieder verliehen, welches ihr eigentlich gebührt, nämlich ihre Rekruten unter den ſchönſten und talentvollſten Soldaten der ganzen Armee auszuwählen.

Sowohl die Land- als auch die Seeſoldaten der ägyptiſchen Armee werden aus den Fellah's oder Bauern rekrutirt. Die Bewohner der Wüſte Arabiens würden ſich, wegen ihrer kriegeriſchen Sitten, und ihres gegen Anſtrengungen abgehärteten Körpers, zu vortrefflichen Soldaten eignen; allein ihr unabhängiger Sinn und das freie Leben, an welches ſie gewöhnt ſind, geſtatten nicht, daß man ſie unter die Fahnen regelmäßiger Armee-Corps reihe; auch hat der Vice-König dieſes niemals verſucht. Die Aushebungen gehen äußerſt ſchnell von Statten. Die Regierung ertheilt allen Mudirs, und dieſe wieder allen Scheikh's-el-beled den Befehl, in einer feſtgeſetzten Friſt eine gewiſſe Anzahl Conſcribirter zu liefern. Da ſtürzen ſich alsbald die irregulairen, im Dienſte eines jeden Gouverneurs ſtehenden Arnauten unverſehens über die Dorfſchaften her. Bei ihrer Annäherung ergreifen ſämmtliche Bewohner die Flucht. Die Unglücklichen, denen es nicht gelingt, zu entkommen, werden ohne Unterſchied des Alters und der Herkunft ergriffen, und nach dem Hauptorte der Provinz gebracht. Hier unterſucht ſie ein Wundarzt, worauf man die als dienſtuntauglich befundenen ſogleich wieder zurückſchickt, die übrigen aber mit auf den Rücken gebundenen Händen, je nach der Waffengattung, für welche ſie beſtimmt ſind, nach Cairo oder nach Alexandrien ſchleppt.

Die Männer, welche darauf bedacht waren, europäiſche Neuerungen in der Türkei einzuführen, haben den Fehler begangen, ſolche ohne Vorbereitung und auf eine barſche Weiſe an die Stelle der im Lande beſtehenden Einrichtungen zu ſetzen. Anſtatt dieſen Neuerungen eine ſolide Unterlage zu geben, indem man ſie auf die alten Gebräuche gepfropft, und dieſe nach und nach modificirt hätte, hat man die Landesſitte ungeſtüm über den Haufen geworfen; dieſe neue Einrichtungen ſtellten ſich dem Lande dadurch feindlich gegenüber, und fanden in den Vorurtheilen des Volkes eine Oppoſition, die ſelbſt die unumſchränkteſte Zwingherrſchaft kaum zu meiſtern vermag. Dieſer Mangel an tiefer Einſicht und an Geduld in der Ausführung wird beſonders in der Organiſation des Militairſyſtem's auf die kläglichſte Weiſe fühlbar.

Mehemed Ali wollte eine Armee beſitzen, und mußte folglich Menſchen haben; da ließ er ſie gewaltſam ergreifen, gleich wie man die wilden Pferde der amerikaniſchen Pampa's mit dem Lazzo fängt. Die Gewalt war das einzige Element ſeiner Organiſation. Selbſt heute noch iſt man dabei ſtehen geblieben, weil die Gewalt zum Ziele führte, und der Erfolg das Mittel gerechtfertigt hat. Dagegen hat aber auch nur die Art der Rekrutirungen den Fellah's einen bleibenden Abſcheu gegen das Waffengewerbe eingeflößt; ſo zwar, daß eine einzige Niederlage des Heeres vielleicht hinreichend wäre, die Auflöſung deſſelben, und mit ihr den Sturz der Macht des Vice-Königs herbeizuführen.

Als man eine Armee ſchuf, hätte man bei ihrer Organiſirung die Sitten und die religiöſen Anſichten des Volkes einigermaßen berückſichtigen müſſen. Das

Fatalitäts-Princip lag ſonnenklar zu Tage; warum hat man es nicht als ein zweckdienliches Mittel benützt? Warum hat man die Art der Rekrutirung den religiöſen Begriffen der Fellah's nicht angepaßt? Hätte man gleich im Anfang in jedem Dorfe durch das Loos einen Mann auf hundert genommen, ſo wäre die geheime Abneigung aus dem Wege geräumt, und der offenkundigen Oppoſition ein Damm entgegengeſetzt werden. Der durch das Loos bezeichnete Mann würde geſenkten Hauptes den Willen des Allmächtigen verehrt haben, und hätte ſich freiwillig, ohne Wächter, ohne Feſſeln unter die Fahnen geſtellt. Mit Beibehaltung derſelben Methode hätte man ſpäter die Zahl der Milizpflichtigen erhöhen, und ſo zum ungeheuern Vortheile der moraliſchen Gewalt der Regierung den Fanatismus nützen können, der, ſobald man ihm zu nahe tritt, mit der hartnäckigſten Kraft gegen das abſcheuliche Mittel ankämpft, ſich durch ein Treibjagen Menſchen zu verſchaffen.

Nur die Türken können es weiter als bis zum Lieutenant bringen; und man darf behaupten, daß gerade in dieſem Umſtande die größte Schwierigkeit liegt, eine gute Armee in Aegypten zu bilden. Welchen regen Trieb, welchen Wetteifer kann man von Soldaten erwarten, die mit Gewalt zu den Fahnen geſchleppt werden, deren Dienſtzeit unbeſtimmt iſt, und deren unwandelbare Laufbahn ihnen gar keine Ausſicht auf künftige Verbeſſerung ihrer Lage bietet? Genügt es aber von der andern Seite, ein Türke zu ſeyn, um höhere Grade zu erlangen, wie können dann die Officiere noch den Wunſch hegen, wiſſenſchaftliche Fortſchritte zu machen? Welchen Einfluß vermögen ſie wohl auf die Soldaten auszuüben, denen ſie mit Verachtung begegnen, weil dieſe einer niederern Kaſte angehören, und von denen ſie zum Lohne dafür mit aller Stärke der Leidenſchaft gehaßt werden, die nur immer im Herzen eines Inländers angefacht werden kann, der ſich durch einen Fremdling aller ſeiner Rechte beraubt ſieht.

Mamelukken, die noch nie des Vice-Königs Serail verlaſſen hatten, wurden plötzlich aus dem Stegreife zu Oberſten ernannt; und ſeitdem erblickt man ſie, mit Gold verbrämt, und von Diamanten ſtrahlend, Soldaten commandiren, die in Lumpen einhergehen, und denen ſie im Schooße ihres bittern Elendes den troſtloſen Contraſt des zügelloſeſten Luxus vor die Augen führen. Indeſſen ſcheint die Race dieſer Türken, denen das Land zum Opfer gebracht wird, in Aegypten ſtark im Abnehmen begriffen zu ſeyn. Weckt nicht irgend ein mächtiger Stoß Arabiens Völker aus ihrer Schlafſucht, ſo dürfen ſie allerdings noch einige Zeit in dieſem Zuſtande von Paſſivität verbleiben, dem unvernünftigen Thiere gleich, welchem man die Luft, die es athmet und die dürftige Nahrung läßt, damit es nicht vor Hunger ſterbe; aber bei der leiſeſten Erſchütterung werden ſie ihre alte Thatkraft wieder finden, und ihre Menſchenwürde von neuem zu behaupten wiſſen.

Der ſyriſche Krieg iſt der geiſtigen Entwicklung in dieſer Hinſicht bereits auf überraſchende Weiſe förderlich geworden. Der ägyptiſche Soldat hat, durch den Sieg veredelt, endlich begriffen, er ſey mehr als eine Maſchine; er hat es gewagt, ſich zu beklagen, daß man ſeinen Oberbefehlshaber nicht belohne für die Siege von Homs und von Konieh; er hat begriffen, wie ſchimpflich der Helotismus ſey, der auf ihm laſte, und hat zum erſten Mal zu lautem Murren ſich ermannt.

Es beſteht keine geſetzliche Verfügung, nach welcher die Beförderungen vorgenommen würden, ſondern alle ſind bloße Ergebniſſe der Vergünſtigung. Indeſſen hat man doch in der letzten Zeit die Chefs nur aus denjenigen gewählt, die mehre untere Rangſtufen durchlaufen, und bereits einige Jahre gedient hatten.

Dem oberſten Kriegsrathe ſteht ausſchließlich die Befugniß zu, über Vergehen und Anwendung der Strafe einen Ausſpruch zu thun. Uebrigens hat man in Aegypten nicht einmal einen Begriff von der Würde eines Officiers; denn kein Rang ſchützt ihn, eben ſo wenig als den gemeinen Soldaten, gegen die Baſtonnade. Da der Sold nicht im richtigen Verhältniſſe zu den verſchiedenen Rangſtufen ſteht, ſo iſt das Benehmen eines Untergebenen gegen einen Vorgeſetzten mehr knechtiſch als ehrfurchtsvoll. Hier iſt der Hauptmann der Bediente des Bataillon-Chefs und der Gebieter des Unterlieutenants; daher ſieht man denn auch täglich Officiere die Pfeife ihres Commandanten anzünden, und ihm ſelbſt ſowohl als ſeinen Gäſten den Caffee auftragen.

Ich habe oben erwähnt, daß der Sold der höheren Officiere in dem ſchreiendſten Mißverhältniſſe zu jenem der Subaltern-Officiere ſtehe. Durch eine Ueberſicht in Zahlen wird die Richtigkeit dieſer Behauptung noch augenſcheinlicher werden. Der Sold der Paſcha's oder Diviſions-Generale iſt unbeſtimmt; indeſſen kann man ihn doch im Allgemeinen auf 100,000 Franken ſchätzen, ohne die Rationen an Naturalien mit zu rechnen, deren Quantität mit den Rangſtufen ſteigt.

	Piaſter	Franken
Der Mir-liwa (Generalmajor) erhält	150,000,	45,000
= Mir-alai (Oberſt)	100,000,	30,000
= Kaimakam (Oberſtlieutenant)	36,000,	10,800
= Bin-bachi (Bataillons-Chef)	30,000,	9,000
= Sagh-kol-agaſſi (Flügeladjudant) . .	15,000,	4,500
= Juz-bachi (Hauptmann)	6,000,	1,800
= Mulazim (Lieutenant)	3,600,	1,080
= Mulazimi-ſani (Unterlieutenant)	3,000,	900
= Tchaouch (Sergeant)	300,	90
= On-bachi (Korporal)	240,	72
= Nefer (gemeine Soldat)	180,	54
= türkiſche verrechnende Beamte	10,800,	3,240
= koptiſche = = ...	9,000,	2,700

Man begreift allerdings, daß urſprünglich die Nothwendigkeit dieſe ungleiche Vertheilung gewiſſermaßen geboten hat. In der That war es für den guten Erfolg der von Mehemed Ali beabſichtigten Abänderungen ſchlechterdings erforderlich, daß der Impuls dazu von den einflußreichſten Männern gegeben werde; dieſe mußten folglich ein Intereſſe dabei haben, die neue Ordnung der Dinge

Wurzel faſſen zu ſehen, und gegen die Angriffe der großen Maſſe ſie zu vertheidigen. Gegenwärtig aber, wo das Syſtem des Vice-Königs auf einer feſten Grundlage ruht, wo die Vollziehung ſeiner Befehle von keiner Seite mehr eine ernſtliche Oppoſition zu befürchten hat, wäre es endlich an der Zeit, daß er dieſe künftig nutzloſen Mißbräuche abſchaffte, ſeiner verſchwenderiſchen Freigebigkeit gegen die Großen ein Ziel ſetzte, und dagegen vor allem die Lage ſeiner Soldaten und Angeſtellten verbeſſerte, die von allem entblößt ſind, und deren armſeliger Sold nicht einmal pünktlich bezahlt wird. Während des ſyriſchen Feldzuges war derſelbe um 27 Monate im Rückſtande!

Dem Kriegsminiſter iſt auch die Leitung der neuen Schulen anvertraut, zu deren General-Inſpector Soliman-Paſcha (der Franzoſe A. Seves) vor kurzem erſt ernannt wurde. Die wichtigſte dieſer Schulen, weil ſie allen übrigen Zöglinge liefert, iſt jene von Kasr-el-Ain, wo 1200 Kinder von ſechs bis zehn Jahren das Türkiſche und Arabiſche leſen und ſchreiben lernen. Wenn dieſer Unterricht beendigt iſt, werden ſie in die Special-Schulen geſchickt.

In der Schule zu Abu-Zabel befinden ſich 215 Zöglinge, die in der Medizin und Chirurgie unterrichtet werden. Herr Hamont, der bei der Schule von Alfort angeſtellt war, hat ſeit 1829 nach dem Vorbilde derſelben eine Thierarzneiſchule gegründet, in welcher 120 Zöglinge beſchreibende Anatomie, operative Arzneiwiſſenſchaft, Botanik und franzöſiſche Sprache lernen. Es iſt allerdings eine ſehr glückliche Idee, mit der Zucht und Erhaltung der Hämmel, Ochſen, Kameele u. ſ. w. ſich zu beſchäftigen; allein eine wichtigere Sorge ſollte die Aufmerkſamkeit der Regierung in Anſpruch nehmen, nämlich das Verbot, das Fleiſch kranker Thiere zu verkaufen. Wenn z. B. ein Büffel, ein Kameel oder irgend ein anderes Vieh, das oft ſogar an einer anſteckenden Krankheit leidet, auf dem Punkte iſt zu verſcheiden, ſo verkauft man ſein Fleiſch, und zwingt die Fellah's es zu kaufen. Daher kommen denn die häufigen Seuchen, mit denen die Bevölkerung heimgeſucht wird. Die urſprüngliche Urſache dieſes ſchädlichen Mißbrauchs muß dem Umſtande zugeſchrieben werden, daß man den Verkauf des Fleiſches verpachtet. Auf den Märkten von Cairo ſieht man nur das erbärmlichſte Vieh; die Conſumenten müſſen es aber kaufen, denn ſie haben keine andere Wahl; und es iſt betrübend zu ſehen, wie arme, zuſammengekauerte und mit Myriaden Fliegen bedeckte Fellah's ſich um einige Brocken übel riechenden, ja faſt in Fäulniß übergegangenen Fleiſches zanken. Schon oft hat Herr Hamont den Vice-König auf dieſe Mißbräuche aufmerkſam gemacht, und dieſer Abhilfe verſprochen, allein umſonſt, ſie beſtehen nach wie vor.

Die Direktoren der beiden vorerwähnten Schulen haben ſich vergebens bemüht, es dahin zu bringen, daß die Schüler ſolche nicht eher verlaſſen dürfen, als bis die zu ihrer vollſtändigen Erziehung erforderliche Zeit vorüber iſt. Kaum geſteht man ihnen drei bis vier Jahre zu, um das Franzöſiſche zu lernen, und ihren mediziniſchen Curſus zu machen. Iſt jene Zeit verfloſſen, ſo nimmt die Regierung keine Rückſicht auf den Grad ihrer Fortſchritte, ſondern eilt, die

Früchte des Unterrichts zu genießen, den ſie dieſen jungen Arabern ertheilen ließ, und ſchickt ſie daher zu den Regimentern, wo ſie begreiflicherweiſe oft mehr Unheil als Gutes ſtiften. Die Generalſtabsſchule, welche Oberſt Gaudin 1827 gegründet hat, verſprach die günſtigſten Reſultate, die ſich jedoch gegenwärtig keineswegs mehr erwarten laſſen. Es ging ihr nämlich wie ſo vielen andern Schöpfungen; ſie konnte keine Früchte mehr tragen, weil die Laune des Gebieters aufgehört hat, ihr mit jenem feſten Willen unter die Arme zu greifen, ohne welchen in Aegypten alles zu Grunde geht. Es ſcheint ein trauriges Verhängniß über jeder Neuerung Mehemed Ali's zu walten, weil ſie alle ſchon bei ihrem Entſtehen den Keim der Zerſtörung in ſich tragen, der ſie faſt noch in der Wiege aufreibt. Dieſe Nachahmung unſerer Einrichtungen trägt das unverkennbare Gepräge des Unvollendeten und Unvollſtändigen an ſich, woraus überall die alte Barbarei hervorleuchtet, die den glücklichen Erfolg dieſer aus dem Stegreife gegriffenen Reformen natürlich höchſt unwahrſcheinlich macht. Nun haben aber dieſe Reformen nicht nur gegen Fanatismus und Vorurtheile zu kämpfen, ſondern ſie müſſen auch noch die Eiferſucht der Eingeborenen wie der Europäer, ja ſogar die Unwiſſenheit des Paſcha ſelbſt beſiegen, dem man faſt täglich vorſagen und begreiflich machen muß, daß die Gründung einer Schule ihm nicht weniger Nutzen bringt als die Erbauung eines Schiffes oder die Bildung eines neuen Regimentes.

Gegen hundert Officiere von 20 bis 25 Jahren, denen größtentheils ſogar die erſten Elemente der Rechenkunſt fremd ſind, wohnen den Collegien bei, die über Geometrie und Befeſtigungskunſt geleſen werden, und wovon ſie nicht das Geringſte verſtehen. Das hindert aber doch nicht, daß man ſie nach Verlauf von zwei Jahren zu Lehrern ernennt, und die Europäer, welche dieſes Amt verſahen, fortſchickt.

Bei dieſer heilloſen Unordnung ſieht man allerdings nicht ohne großes Erſtaunen, daß doch wenigſtens eine geiſtige Beſchäftigung erſprießliche Früchte trägt, nämlich die von Herrn König beſorgte Ueberſetzung der franzöſiſchen Ordonnanzen und Dienſtvorſchriften. Dieſer junge franzöſiſche Orientaliſt, dem die verdiente Auszeichnung zu Theil ward, von Mehemed Ali zum Hofmeiſter ſeines Sohnes Said-Bey ernannt zu werden, kam im Jahre 1822 nach Aegypten, um in der arabiſchen Sprache ſich zu vervollkommnen, und hat dieſe ſo ſchwierige als undankbare Aufgabe auf das Befriedigendſte gelöſ't. Seine Ueberſetzungen werden gedruckt, und in den Armee-Corps ausgetheilt, wo ſie mit der Zeit wohl einigen Nutzen ſtiften dürften.

Die Leitung der Cavallerieſchule zu Gizeh iſt gleichfalls einem Franzoſen, dem Herrn Varin, einem ausgezeichneten Officiere unſeres Heeres, anvertraut. Sie zählt 225 Zöglinge, und verſpricht, inſofern ſie fortwährend aufgemuntert wird, unterrichtete und aufgeklärte Officiere zu liefern. Sie gehört zu den Anſtalten, von denen der Vice-König am meiſten berechtigt iſt, erfreuliche Reſultate zu erwarten.

Zu Turah, in der Nähe von Cairo, befindet ſich die von dem ſpaniſchen Oberſten Seguerra gegründete und geleitete Artillerieſchule. Dreihundert Zöglinge genießen da den ſorgfältigſten Unterricht, und man darf einigen namhaften Verbeſſerungen in dieſer vom Vice-Könige nur allzulange vernachläßigten Waffengattung entgegenſehen.

Ich halte es für überflüſſig, von den in verſchiedenen Quartieren Cairos beſtehenden Schulen zu reden, in welchen Kriegsbaukunſt, Chemie, Staatswirthſchaft ꝛc. gelehrt wird, weil ſie unter ſo ſchlechter Leitung ſtehen, daß ſich durchaus nichts Erfreuliches davon erwarten läßt. Was die polytechniſche Schule betrifft, die vor kurzem erſt in Bulak gegründet worden iſt, ſo geht ihre wahrhaft lächerliche Einrichtung ſchon daraus hervor, daß die jungen Araber, die in dieſelbe aufgenommen worden ſind, und kaum ihre Mutterſprache leſen können, in drei Jahren das Türkiſche, das Perſiſche, das Franzöſiſche, die Naturlehre, die Chemie, die Mineralogie, das Zeichnen, die Cosmographie u. ſ. w. lernen, und es dabei in der Mathematik noch ſo weit bringen ſollen, als man es in unſern Schulen nach dreijährigem Studium bringt.

Cairo iſt nicht nur der Wohnſitz der vornehmſten Beamten der Civil- und Militair-Adminiſtration, ſondern auch der Mittelpunkt der induſtriellen Regſamkeit, welche Mehemed Ali's närriſche Vorliebe für das Fabrikweſen ſeit einigen Jahren in Aegypten hervorgerufen hat. Die erſte Fabrikanſtalt fällt in das Jahr 1816; und ungeachtet die wenigſten ein befriedigendes Reſultat geliefert haben, ſo hat man deren ſeit dem doch immer wieder neue errichtet, die, da ihre Gründung übereilt, und ohne Kenntniß der Oertlichkeit und der Bedürfniſſe vorgenommen worden war, eben ſo leichtſinnig aufgegeben wurden, als man ſie geſchaffen hatte.

Man zählt gegenwärtig in Aegypten 30 Baumwollen-Manufacturen, welche, ein Jahr in's andere gerechnet, 1,200,000 Stück Baumwollenzeug liefern, an deren jedem die Regierung 6 Piaſter gewinnt.

Die Leinenzeug-Manufacturen lieferten eine Million Stück ſchmaler und 30,000 Stück breiter Waare; der Gewinn muß jedoch nicht bedeutend geweſen ſeyn, weil der Vice-König neulich den Entſchluß gefaßt hat, das Monopol derſelben aufzugeben. Dieſe Maßregel, die man Mehemed Ali's philantropiſchen Geſinnungen zuſchreiben wollte, hat dem Fellah keinen Nutzen gebracht, denn die Regierung, in deren Abſicht es durchaus nicht liegt, irgend etwas zu verlieren, hat die ſtrengſten Befehle gegeben, den Flachsbau zu Gunſten der Baumwolle einzuſchränken.

Man hat in Europa ſo viel Aufhebens von den in Aegypten eingeführten induſtriellen Neuerungen gemacht, daß es mir von Intereſſe ſcheint, einige dieſer Anſtalten näher zu beleuchten.

Die vorzüglichſte Manufactur befindet ſich in Bulak, und iſt unter dem Namen Malta bekannt, weil die meiſten Arbeiter, die man urſprünglich darin beſchäftigte, Malteſer waren. Mit Hilfe von 11 Treträdern, die durch ein

Geſpann von 8 Ochſen in Bewegung geſetzt werden, kommen daſelbſt 10 mechaniſche Stühle in Thätigkeit. Zweihundert zum Weben des Baumwollengarns beſtimmte Stühle, die durch eine aus Frankreich gekommene Feuerſpritze in Bewegung geſetzt werden, verfertigen Batiſt, Cambrik und Mouſſelin. Man druckt daſelbſt jährlich über eine Million Stück Kattun; der Druck derſelben iſt aber im Allgemeinen unvollkommen und die Farben ſind nichts weniger als haltbar.

Tiſchlerwerkſtätten, eine Maſchinengießerei und eine Formſchneiderei, kurz was zu dieſer Fabrikation gehört, iſt mit der Malta verbunden, und man bildet daſelbſt die Arbeiter, deren Beruf es iſt, die Maſchinen ſämmtlicher Manufacturen Aegyptens, ſo gut ſie es eben verſtehen, zu repariren. In dieſer von Herrn Jumel gegründeten Anſtalt hat die europäiſche Induſtrie die meiſten Verzweigungen.

Nicht weit von der Malta befindet ſich eine Tuchfabrik. Im Jahre 1818 hatte man mehre Verſuche gemacht, die jedoch der gehegten Erwartung nicht entſprachen; und das Project wurde aufgegeben. Als man nach zwei Jahren wieder darauf zurückkam, wäre ſie beinahe zum zweiten Male geſcheitert; allein der Paſcha, der kurz zuvor eine regulaire Armee in's Leben gerufen hatte, wollte ſie um jeden Preis in ägyptiſches Tuch kleiden. Da kamen neue Arbeiter aus Languedoc an; man legte Hand an's Werk, es wurden hundert Webſtühle eingerichtet, und Wolle von Minieh, Djirgeh und Fayum, Aegyptens beſte Sorten, abwechſelnd zu Geweben verwendet, die, obgleich ſchlecht, für die Kleidung der Soldaten dennoch gut genug befunden wurden. Dieſer Eifer ließ jedoch bald nach. Durch den Tod einiger europäiſchen Angeſtellten und den Ueberdruß einiger anderen nahm die Arbeit nach und nach ab; und gegenwärtig werden des Jahrs höchſtens 1000 Stück fabricirt.

Die zu Damanhur errichtete Manufactur verfertigt Manteltuch für die Armee, das zwar grob aber dennoch dauerhaft iſt. Man kann annehmen, daß in dieſer Stadt jährlich 120,000 Ellen dieſer Tücher fabricirt werden. Die ägyptiſche Wolle eignet ſich übrigens nicht ſehr zu ſchönen Geweben. Der ſalpeterige Staub, von welchem ſie durchdrungen iſt, macht ſie ſpröde und trocken, und ehe man ſie weben kann, gibt ſie über $^{1}/_{3}$ Abgang; man muß ſie daher auch mit der tuneſiſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen miſchen, die man mit großem Koſtenaufwande kommen läßt.

Die Seide-Manufacturen konnten dem ſpeculativen und unternehmenden Geiſte Mehemed Ali's nicht entgehen. Im Jahre 1819 wurde in Cairo, in der Nähe des Platzes Birket-el-Fil, eine ſolche etablirt. Man ließ von Conſtantinopel Armenier kommen, die ſich darauf verſtanden, Gewebe aus Seide und aus Seide mit Gold zu machen, wie ſie häufig in jener Hauptſtadt und in Indien verfertigt werden. Die erſten Verſuche fielen befriedigend aus; und dieſe ganz nach dem Geſchmack des Landes eingerichtete Fabrik nahm gleich nach ihrem Entſtehen einen Aufſchwung, der ſelbſt jetzt noch nicht abgenommen hat. 160 Webſtühle werden daſelbſt zur Seide-, Gold- und Baumwollenweberei verwendet.

Im Jahre 1833 wurden 70,000 Kilogramms Seide verarbeitet. Die Zeuge ſind ziemlich glatt und die Zeichnungen geſchmackvoll; ſelbſt den Farben mangelt es nicht an Glanz, wohl aber an Haltbarkeit.

Die Papierfabrik hat kein Glück gemacht, und iſt gegenwärtig eingegangen.

Der Fabrik chemiſcher Produkte, die Herrn Hayme, einem Franzoſen, anvertraut iſt, wurde ein beſſeres Loos zu Theil; ſie liefert den verſchiedenen Manufacturen des Vice-Königs die denſelben erforderlichen Farbeſtoffe.

Dieß iſt ungefähr der Zuſtand, in welchem ſich die Fabriken ausländiſcher Induſtrie-Erzeugniſſe in Aegypten befinden. Man kann annehmen, daß die Baumwolleſpinnereien gegen drei tauſend Stühle beſitzen, die an jedem Wintertage 2300 Rottels (von beiläufig 87 Pfund) Garn, und an jedem Sommertage beinahe das Doppelte liefern. Die Webſtühle, deren 1500 ſind, liefern im Winter täglich 2,145 Ellen, und im Sommer 4,075. Dieſe Erzeugniſſe könnten wenigſtens noch um ein Fünftheil vermehrt werden, wenn die Werkmeiſter die Arbeiter beſſer beaufſichtigten, beſonders aber wenn man ſie pünktlicher bezahlte; allein dieſe Unglücklichen, deren Zahl man auf 35,000 angibt, erhalten zuweilen ein ganzes Jahr lang keinen Lohn; daher haben ſie auch gar kein Ehrgefühl, und bekümmern ſich wenig um eine Beſchäftigung, von deren Reſultaten ſie in keinem Falle ein beſſeres Loos zu erwarten haben. Von der andern Seite verurſacht der Ankauf der Stühle der Regierung bedeutende Ausgaben. Durch die außerordentliche Trockenheit der Luft wirft ſich ſelbſt das dürrſte Holz, und man kann es nur dadurch einige Zeit lang in gutem Stande erhalten, wenn man unter den Stühlen beſtändig mit Waſſer gefüllte Gefäße ſtehen läßt. Der feine Staub, womit die Atmoſphäre meiſtens geſchwängert iſt, ſetzt ſich in das Räderwerk feſt, nützt das Metall ab, und gibt bald den Maſchinen eine ſchwankende Bewegung, wenn ſie auch noch ſo genau gearbeitet ſind. Die inländiſchen Arbeiter ſind durchaus nicht im Stande, einen ſolchen Schaden zu repariren, und will die Regierung ihre Fabriken nicht ſtocken ſehen, ſo muß ſie unaufhörlich aus Europa neue Maſchinen kommen laſſen, die oft zu Grund gehen, ehe ſie verwendet wurden, wenn es an einem Arbeiter fehlt, der ſie aufzuſtellen und in Gang zu bringen verſtünde. Was die Dampfmaſchinen betrifft, ſo iſt man ſchlechterdings genöthigt, da es im Lande ſelbſt keine Brennmaterialien gibt, mit ungeheuern Koſten Steinkohlen aus Europa kommen zu laſſen; und da ereignet ſich dann nicht ſelten, daß die Arbeit zeitweiſe eingeſtellt werden muß, wenn widrige Winde die Ankunft der Schiffe verzögern, auf denen dieſer Brennſtoff ſich befindet.

Zu den Schwierigkeiten, die das Klima erzeugt, geſellt ſich noch die Nachläſſigkeit der von dem Vice-Könige angeſtellten Aufſeher und ihr natürlicher Hang zu Entwendungen, ſo wie ferner der Nachtheil, daß man ohne viele Umſtände ſelbſt diejenigen Manufactur-Arbeiter zu Soldaten wegnimmt, denen man mit vieler Mühe ihre Beſchäftigung begreiflich gemacht hat, wodurch natürlich dieſen Anſtalten ein empfindlicher Schaden erwächſt. Mehemed-Ali begreift dieſes gar wohl; auch hat der gute Rath aufgeklärter Männer ihn ſchon hinlänglich aufmerkſam darauf gemacht; allein dieſe Fabriken ſind für ihn nichts weiter als Schauſpielhäuſer, die er von Zeit zu Zeit zu ſeiner Erholung beſucht. Kommt er dahin, ſo drehen ſich freilich alle Räder, und alle Maſchinen ſind in der ſchönſten Bewegung; dadurch wird ziemlich viel Lärm verurſacht, und das unterhält ihn. Auch ausgezeichnete Männer haben ihre ſchwachen Seiten!

Wer den feſten Willen hat, ſich durch eigenes Anſchauen von der Wahrheit alles deſſen zu überzeugen, was ſeit einigen Jahren über die bewundernswerthen Fortſchritte Aegyptens in der Civiliſation, ſo wie im Bereiche der Künſte und des Gewerbfleißes geſchrieben worden iſt, der wird ohne Mühe erkennen, wie ſehr man ſich getäuſcht hat, wenn man den allgemeinen Zuſtand des Landes nach einigen vereinzelten Anſtalten beurtheilt, die für die große Volksmaſſe nur eine Steigerung ihres Elendes zur Folge haben. Mehemed-Ali hat für Aegypten allerdings viel gethan; allein man kann ſich nicht verhehlen, daß er von unſerm Induſtrieweſen nur das bei ſich einheimiſch machte, was ihn zu bereichern vermochte, und daß er von unſerer Civiliſation nichts weiter entlehnte, als was ihn in den Stand ſetzte, den Kampf gegen den Sultan zu beſtehen. Seine Schöpfung kann daher auch nicht von Dauer ſeyn, wenn er nicht endlich einmal ernſtlich darauf Bedacht nimmt, das Schickſal der Völker erträglicher zu machen, die ſeiner Herrſchaft untergeben ſind. Die bis jetzt eingeführten Verbeſſerungen ſind nur erkünſtelt, und müſſen ſo lange für ephemere Erſcheinungen angeſehen werden, als es dem Paſcha nicht gelingt, ſein Volk für ihr Gedeihen zu intereſſiren. Sie ſind eine vergoldete Hülle, die ärmliche Lumpen deckt, durch welche jedoch ſelbſt ein nicht geübtes Auge ſowohl die Wunden, welche ſie verbirgt, als auch alle Keime einer unvermeidlichen Zerſtörung erblickt.

Fünftes Kapitel.

Herr Clot, der Gründer des Militär-Hoſpitals und der Arzneiſchule von Abu-Zabel, hatte einen Tag zu einer öffentlichen Prüfung feſtgeſetzt, nach welcher die beſten ägyptiſchen Zöglinge den Doktorstitel erhalten ſollten. Der große Paſcha (ſo wird nämlich Mehemed Ali in Aegypten allgemein genannt) und mehre höhere Beamte von Cairo ſollten dieſer Prüfung beiwohnen, zu der wir als Reiſende ebenfalls eingeladen wurden.

Wir reiſ'ten am beſtimmten Tage nebſt andern dazu gebetenen Perſonen nach Abu-Zabel ab. Unſere kleine Karavane ließ Kubbeh, den gewöhnlichen Verſammlungsort der nach Mekka ſich begebenden Caravanen ſeitwärts liegen, und zog durch das Dorf Matarieh, wovon vor einigen Jahren die eine Hälfte zerſtört wurde. Dieſelbe war ausſchließlich von lüderlichen Dirnen bewohnt, die da ihren Sitz aufgeſchlagen hatten, weil ſich das Lager in der Nähe befand, in welchem anſteckende Krankheiten bald die fürchterlichſten Verheerungen anrichteten. Um die Fortſchritte des Uebels zu hemmen, gab der Paſcha Befehl, das ganze Quartier der Erde gleich zu machen, und die Bewohnerinnen nach Ober-Aegypten zu verbannen. Umſonſt erbot ſich der Chef dieſer ſonderbaren Colonie, 300 Beutel (beiläufig 36,000 Gulden) für die Erhaltung ſeiner Privilegien zu bezahlen. Die Regierung ſteckte zwar das Geld ein, ließ aber nichts deſto weniger den Befehl des Paſcha buchſtäblich vollziehen.

Bald konnten wir den Obeliſk begrüßen, der, 26 Jahrhunderten Trotz bietend, allein noch die Stelle bezeichnet, wo das alte Heliopolis ſtand. 800 Jahre vor Chriſti Geburt wurde dieſer Obeliſk von dem Pharaonen Oſortſen I. erbaut. Vier andere Obeliſken zierten einſt die Stadt Heliopolis. Zwei derſelben ſind weggebracht worden, der eine nach Rom, der andere nach Conſtantinopel; die beiden anderen, die man noch jetzt in Alexandrien ſieht, ſind daſelbſt unter dem Namen Nadeln der Cleopatra bekannt. Selbſt die Trümmer der Stadt Heliopolis ſind verſchwunden, und die Pflugſchaar des Landmanns zieht jetzt ihre Furchen durch den Boden, der einſt den berühmten Sonnentempel trug, den Herodot als ein Muſterbild ägyptiſcher Denkmäler beſchreibt.

Wir befanden uns auf jenen Feldern, wo das Waffenglück ſo oft Aegyptens Schickſale entſchied, und wo jeder neue Eroberer ſeine neue Beſitznahme durch einen Sieg beurkunden mußte. Wie viele große Waffenthaten verherrlichen nicht dieſe Gefilde, wo die Namen Kleber und Saladin in demſelben Strahlenkranze des Ruhmes ſich verflechten.

Die militäriſchen Erinnerungen ſind jedoch bei weitem nicht die einzigen, die an dieſe berühmte Ebene ſich knüpfen, deren geſchichtliche Wichtigkeit zum Theil von mythologiſchen und religiöſen Ueberlieferungen ſich herſchreibt. In Heliopolis war es, wo der wieder erſtandene Phönix die Aſche ſeines Vaters auf dem Altar der Sonne hinterließ. In dem Tempel des On (Heliopolis heißt Sonnenſtadt) verwaltete Putiphar das Amt einer Sonnenprieſterinn. — Auf derſelben Stelle ſieht man jetzt noch mitten in einem Garten einen uralten Maulbeerfeigenbaum, den Sprößling desjenigen, unter welchem die heilige Jungfrau geruht haben ſoll, als es ihr auf ihrer Flucht gelang, den Weltheiland dem Blutbade zu entziehen, welches Herodes angeordnet hatte. Ueber der Quelle, in welcher ſie die Windeln des göttlichen Kindes wuſch, ſteht, in der Nähe mehrer Häuſer des Dorfes, eine kleine Moſchee, und iſt ein Gegenſtand der Verehrung für Chriſten und Muhammedaner.

Ein Palmenwäldchen begränzte die rechte Seite der Straße, die uns nach Kanka führte, wo 1828 der Vice-König ſein Feldlager aufgeſchlagen hatte. Endlich kamen wir nach Abu-Zabel, einem kleinen Dorfe, dem die Lehranſtalt des Doctor Clot gegenwärtig einige Wichtigkeit verliehen hat.

Die Prüfung wurde auf Befehl des Vice-Königs verſchoben, weil er derſelben nicht beiwohnen konnte; wir benützten jedoch dieſe Gelegenheit, um das

Hoſpital und die Schule zu beſuchen, worin einige junge Studenten uns überall herumführten.

Das Hoſpital von Abu-Zabel iſt ein weitläuftiges Gebäude mit vier Vorderſeiten; ein ſchöner, mit Bäumen beſetzter Platz trennt es von der Wohnung der Profeſſoren. Jeder der vier Flügel bildet eine doppelte Reihe von Sälen, die durch einen Gang geſchieden ſind. Drei dieſer Flügel ſind in acht ſolche Säle abgetheilt, deren jeder fünfzig Bettſtellen enthält. Der letzte Flügel iſt theils für die kranken Offiziere beſtimmt, theils enthält er einen geräumigen Lehrſaal, der mehr als 200 Zöglinge faſſen kann, ſo wie endlich eine Steindruckerei, in welcher junge Araber beſtändig beſchäftigt ſind, Ueberſetzungen der beſten mediziniſchen Werke und anatomiſche Tafeln zu drucken, wobei ſie im Allgemeinen große Pünktlichkeit zeigen.

Mitten im botaniſchen Garten, der den innern Raum des Hoſpitals einnimmt, erhebt ſich ein viereckiges Gebäude, in welchem ſich ein Muſeum, ein anatomiſches Theater, ein Laboratorium, eine Apotheke, eine Bücherſammlung und Bäder ſich befinden.

Im Allgemeinen werden die Kranken, ſofern ſie es nur ſelbſt wollen, in Abu-Zabel ziemlich gut behandelt; allein die Vorurtheile der Fellah's gegen die europäiſche Heilmethode ſind ſo groß, daß man nur allzu oft genöthigt iſt, Zwangsmittel gegen ſie anzuwenden, damit ſie nicht davon laufen. So mußte man unter anderm das Hoſpitalgebäude mit einer hohen Mauer umgeben, und doch ſtellt ſich in den Sälen dem Auge bei jedem Schritte das empörende Schauſpiel von Kranken dar, die an ihr Bett gekettet ſind.

Anfangs wollte man in Abu-Zabel nichts weiter als ein Hoſpital errichten; Doctor Clot fühlte jedoch bald das Bedürfniß, eine Arzneiſchule damit zu verbinden, und arabiſche Aerzte zu bilden; der Vice-König nahm dieſe Neuerung beifällig auf, und verhieß ihr ſeinen beſondern Schutz.

Das erſte Hinderniß, welches man bei der Gründung dieſer Anſtalt zu beſeitigen hatte, war jenes der Sprache. Man mußte nicht nur den Profeſſoren, die mit der Landesſprache unbekannt waren, Mittel an die Hand geben, den Zöglingen, die keine andere gelernt hatten, ſich verſtändlich zu machen, ſondern auch eine eigene arabiſche Kunſtſprache erfinden. Herr Clot beſiegte dieſe Schwierigkeit mit Hilfe von Ueberſetzern, die ſelbſt die erſten Zöglinge waren, welche man in der Heilkunde unterrichtete. Allein dieſe Schwierigkeit war nicht die einzige; eine weit bedenklichere ſtellte ſich noch in den Weg; es war die Einführung der anatomiſchen Studien, welcher die Grundſätze des Islamismus auf das beſtimmteſte ſich widerſetzten. Doctor Clot hatte über dieſen Gegenſtand lange Conferenzen mit den Oberhäuptern des Cultus, bei denen er endlich eine ſtillſchweigende Ermächtigung dazu auswirkte, jedoch unter der Anempfehlung des beſcheidenſten Gebrauches. Der Widerwille der Zöglinge wurde nach und nach überwunden.

Seit einiger Zeit hat man in den Lehrplan auch noch einen Hebammen-Unterricht aufgenommen, den zwölf Weiber aus Abyſſinien und Sennaar genießen. Bei unſerer Rückkehr von Abu-Zabel verweilten wir einige Augenblicke in dem kleinen Dorfe Djyhad-Abad (Kriegsdorf), welches man auf der Stelle, die der Groß-Vezier während der Schlacht von Heliopolis einnahm, wegen der daſelbſt errichteten Generalſtabsſchule gegründet hat. Dieſe Schule, deren urſprüngliche Einrichtung bedeutende Summen gekoſtet hat, bot uns das kläglichſte Schauſpiel dar. Gegen hundert Offiziere von 20 bis 25 Jahren, welche nur die Furcht vor dem Stocke vermögen kann, den Unterrichtsſtunden regelmäßig beizuwohnen, entſchädigten ſich dadurch für dieſen Zwang, daß ſie, ihre Pfeife rauchend, mit einander plauderten, und dabei ihrem Profeſſor den Rücken zukehrten, der, ſo gut als es gehen wollte, und gleichſam nur, um ſich keinen Vorwurf machen zu müſſen, ein Collegium uber Kriegsbaukunſt las, das niemand anhören wollte.

Die Vorbereitungen zu unſerer Abreiſe nach Ober-Aegypten ſchritten raſch vorwärts, und obſchon wir nur eine halbe Stunde von Alt-Cairo entfernt waren, ſo hatten wir doch dieſe erſte muſelmanniſche Hauptſtadt Aegyptens noch nicht beſucht.

Die Straße, welche dahin führt, ging damals noch von Cairo aus über ungeheure Schutthügel, die Ibrahim-Paſcha gegenwärtig nach und nach abtragen läßt, um prachtvolle Pflanzungen da anzulegen. Dieſe künſtlichen Hügel, welche aus den Trümmern der Erdhütten Cairo's entſtanden ſind, häuften ſich ſeit Jahrhunderten um die Stadt an, und wurden zum Sammelplatze alles möglichen Unraths. Schon hatte Sultan Soliman II. eine jährliche Summe von 632,891 Medin's ausgeſetzt, um dieſe Trümmerhaufen nach den Mündungen des Nils zu ſchaffen, und dort ins Meer zu werfen; allein man hatte dieſen Geldern nach und nach ihre urſprüngliche Beſtimmung entzogen, bis endlich die hohe Pforte befahl, ſie in ihren Schatz fließen zu laſſen. Jenſeits dieſer Hügel erblickt man auf der Stelle, wo ehemals die Maierei Ibrahim-Bey's, eines der letzten Oberhäupter der Mamelukken, ſtand, den ſchönen, für Ibrahim-Paſcha neugebauten Palaſt, ſo wie die Schule von Kasr-el-Ain, in welche die Chriſten und ſelbſt die Europäer ihre Kinder unterbringen dürfen, die daſelbſt arabiſch leſen und ſchreiben lernen.

Dieſe Schule war die erſte derartige Schöpfung des Paſcha; und der Widerwille der Eingebornen gegen die Benützung dieſer Wohlthat war ſo groß, daß er im Anfang nur dadurch einige Zöglinge dort zuſammenbringen konnte, daß er nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch ihre Familien unentgeldlich verköſtigte. Selbſt heute noch unterhält der Vice-König die Zöglinge auf ſeine Koſten, und gibt ſogar jedem einen monatlichen Sold von 20 Piaſtern. Sind die Studien vollendet, ſo werden die Schüler von geſundem Körperbau in die Specialſchulen vertheilt, ohne daß man auf ihren Geſchmack oder ihre Anlagen nur im geringſten Rückſicht nimmt. Die übrigen werden ihren Eltern zurückgeſchickt.

Die Bibliothek dieſer Schule enthält, anſtatt morgenländiſcher Handſchriften, einige hundert franzöſiſche und italieniſche, prachtvoll eingebundene Bücher. Man findet da unter andern: die Verbrechen der ottomanniſchen Kaiſer, mehre Ausgaben der heiligen Schrift, den Anti-Koran oder entſchleierten Muhammedanismus, und noch viele ähnliche Werke, die einen richtigen Begriff von dem Verſtande und den Einſichten derjenigen geben, welche die Wahl dieſer Bücher zu treffen hatten.

Unweit von dieſer Schule gelangt man auf einer Brücke über den Canal, der durch Cairo fließt, und nachdem man an einer Waſſerleitung vorbeigegangen iſt, die der Citadelle von Cairo das vermittelſt eines Hebwerks in die Höhe gehobene Nilwaſſer zuführt, kommt man an die erſten Häuſer von Maſr-Foſtat, von den Europäern gewöhnlich Alt-Cairo genannt.

Dieſe Stadt, deren maleriſche Lage an den Ufern des Nils in jeder Beziehung jener von Cairo vorzuziehen iſt, verdankt ihr Entſtehen einem jener Ereigniſſe, die man mit Vergnügen in den blutigen Annalen der erſten Jahre des Jſlamismus findet.

Während Amru die Feſtung Babylon belagerte, hatte eine Taube ihr Neſt auf ſein Zelt gebaut. Als der Eroberer weiter zog, um Alexandriens ſich zu bemächtigen, wollte er die Taube nicht ſtören. Er ließ daher ſein Zelt (Foſtat) aufgeſchlagen und gründete bei ſeiner Rückkehr, im Umkreiſe, die Hauptſtadt des eroberten Landes.

Bald ſchwang ſie ſich zu einem hohen Grade von Wohlſtand empor; ſie deckte mit ihren Gebäuden einen bedeutenden Flächenraum, und dehnte ſich bis an die Gränzen des heutigen Cairo aus, von welchem ein Quartier (jenes nämlich von Tolun) eine der Vorſtädte von Foſtat war. Maſr-Foſtat, auch Abulfeda genannt, blieb Aegyptens Hauptſtadt, bis zu dem Zeitpunkte, wo Ibn-Tolun nördlich von ihren Mauern die Vorſtadt Kataiah erbaute; er zog ſich mit ſeinem Heere dahin zurück, und gründete daſelbſt den berühmten Tempel, der ſeinen Namen trägt.

Die Erbauung Cairo's, welche der Khalif Moez, der erſte der fathimitiſchen Fürſten, im Jahre 359 der Hedſchra begann, hatte Foſtat's Wichtigkeit bereits ſtark in den Schatten geſtellt, als dieſes im Jahre 564 von dem Vezir Chauar den Flammen preisgegeben wurde, weil er es den Kreuzrittern nicht in die Hände wollte fallen laſſen. Die Stadt brannte 53 Tage lang, und hat von jenem Augenblicke alle Vortheile verloren, welche ihre Lage und ihr Handelsverkehr, im Vergleiche mit ihrer Nebenbuhlerinn, ihr zu ſichern ſchienen.

Die Einwohner flüchteten ſich nach Cairo; und ſie wird gegenwärtig nur noch als eine Vorſtadt dieſes letztern betrachtet. Foſtat's Bevölkerung beläuft ſich gegenwärtig auf etwa 3000 Seelen.

Die Moſchee Amru's iſt das einzige arabiſche Denkmal von einiger Erheblichkeit, welches man in Alt-Cairo antrifft. Dieſer Tempel bildet ein großes, längliches, mit Gallerien umgebenes Viereck. Zu ſeiner Errichtung hat man zwar die reichſten Bauſtoffe verwendet, allein es fehlt ihm an Geſchmack und Symetrie. Prachtvolle antike Säulen tragen die Gallerien; ſie ſind jedoch von ungleicher Größe, und ihre Kapitälchen, die der Zufall ausgewählt hat, ſind größtentheils nicht jene, die für ſie beſtimmt waren; das Ganze des Gebäudes hat aber dennoch ein imponirendes Anſehen. Es zerfällt gegenwärtig in Trümmer, und nur an Freitagen werden Gebete darin gehalten. Selbſt die Muhammedaner haben dieſe Moſchee beinahe verlaſſen; und knüpfte ſich nicht ſo manche Tradition an dieſelbe, ſo würde ſie bald niemand mehr beſuchen.

Am Feſte des Propheten und am Vorabende des Bairam begibt ſich der Paſcha jedes Jahr mit großem Pompe zur Verrichtung des Gebetes nach dieſer Moſchee, als der erſten, welche die Muſelmannen, nachdem ſie die Griechen beſiegt hatten, in Aegypten zu Allah's Dienſt einweihten.

In Alt-Cairo bildet das Quartier der Kopten am äußerſten Ende der Stadt einen beſondern Raum, der von hohen Mauern umgeben, und durch Thore geſchloſſen iſt. Dieſe Mauern, die man zu verſchiedenen Epochen ausgebeſſert hat, ſind die Ueberreſte einer antiken Feſtung, vielleicht das Schloß von Babylon, oder das Schloß des Lichtes, in deſſen Nähe, wie Abulfeda erzählt, die Stadt Foſtat gegründet ward. Auf der Südſeite dieſes Quartiers bemerkt man eine Pforte von doriſcher Ordnung, die unverkennbare Spuren römiſcher Bauart trägt. Dieſe Pforte, auf deren zwei Seiten ein runder Thurm ſteht, iſt bis zu ihrer Bogenründung zugemauert und verſchüttet; es befand ſich ein Giebel darauf, unter welchem man noch die Spuren einer leider nicht zu entziffernden Inſchrift erblickt. In der koptiſchen Kirche befindet ſich eine kleine, unterirdiſche Kapelle, wohin, der Tradition zufolge, die Jungfrau Maria auf ihrer Flucht nach Aegypten ſich einige Tage lang zurückzog, und die außer den Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, kein anderes Intereſſe darbietet.

Alt-Cairo gegenüber liegt die Inſel Rudah; ſie iſt nur durch einen Arm des Fluſſes davon getrennt, der jedes Jahr mehre Monate lang gänzlich vertrocknet. Auf dieſe Inſel hatte ſich Makaukas, des Heraclius Statthalter in Aegypten, geflüchtet, nachdem er die Feſtung Babylon verlaſſen hatte; und von hier aus ſchickte er zur Anknüpfung von Unterhandlungen Deputirte in Amru's Lager. Der muſelmanniſche Eroberer errichtete ſpäter auf Rudah Schiffswerfte. Endlich verlieh Sultan Nedjin-eddin, derſelbe, der während des Kreuzzugs des heiligen Ludwig zu Manſurah ſtarb, der Inſel einige Bedeutung, indem er, um den Nilſtrom zu beherrſchen, an ihrer ſüdlichen Spitze eine Feſtung erbaute, die zum Theil noch gegenwärtig exiſtirt.

In den Ueberreſten dieſer Veſte befindet ſich der ehemals ſo berühmte Mekias oder Nilmeſſer, der gegenwärtig faſt ganz unbeachtet und verfallen iſt. Die Kuppel, welche ihn deckte, iſt eingeſtürzt, und nur die iſolirte Säule ſteht noch mitten in einem unterirdiſchen Becken, in welches durch unterirdiſche Canäle das Nilwaſſer geleitet wird. Wir bemühten uns vergebens, unter der Menge verworrener Striche, womit dieſe Säule bedeckt iſt, einige regelmäßige Abtheilungen herauszufinden, und die Ausrufer, welche jeden Tag den Waſſerſtand des Fluſſes bekannt machen müſſen, können gewiß nur durch lange Gewohnheit ſich darauf orientiren. Uebrigens verfährt die Regierung bei dieſen Bekanntmachungen ſo wenig gewiſſenhaft, daß die Benützung des Mekias dadurch ſo ziemlich überflüſſig wird; denn man gibt den Waſſerſtand nur in ſolchen Jahren genau nach demſelben an, wo das Anſchwellen des Nils über ſeinen niedrigſten Stand der Production am günſtigſten iſt. Der Jahrgang iſt gut, wenn in Cairo der Fluß 24 Fuß über den niedrigſten Waſſerſtand ſteigt; er iſt ſchlecht, wenn das Waſſer entweder 21 Fuß nicht erreicht, oder über 27 ſich erhebt.

Die Hut und Pflege des Nilmeſſers ſind ein erbliches Vorrecht, welches ein Scheikh genießt, der ein Nachkömmling von jenem iſt, den Sultan Selim einſt damit beauftragt hatte. Der Mekias gehört gegenwärtig zu dem Diſtricte der Pulverfabrik des Paſcha, die auf den Trümmern jener erbaut wurde, welche die Franzoſen in Rudah errichtet hatten.

Dieſe Fabrik liefert ziemlich gutes Munitionspulver und etwas Jagdpulver, das zwar dem aus den europäiſchen Fabriken weit nachſteht, aber doch brauchbar iſt. Das jährliche Erzeugniß dieſer Pulvermühle, ſo wie jener von Turah beträgt beiläufig 40,000 Centner.

Noch vor einigen Jahren bot der größte Theil der Inſel Rudah unter dem Schatten mächtiger Maulbeerfeigenbäume einen der angenehmſten Spaziergänge in Cairo's Umgegend dar. Ibrahim-Paſcha hat ſich denſelben jedoch zugeeignet, um nach einem europäiſchen Vorbilde Gärten daſelbſt anzulegen.

Wir benützten unſern Aufenthalt in Alt-Cairo dazu, in Geſellſchaft einiger andern Reiſenden die Pyramiden zu beſuchen. Gegen Abend ſetzten wir über den Fluß, und verließen, auf Eſeln reitend, Gizeh, um die Nacht am Fuße der großen Pyramiden zuzubringen.

Zwei Stunden weit vom Nil ſetzten wir mit ziemlich großer Mühe über einen ſchlammigen Canal, in welchem einige unſerer Eſel beinahe ſtecken geblieben wären. Nach einer halben Stunde hatten wir die Gränze des angebauten Landes und den Fuß der Kette von Kalkfelſen erreicht, auf welcher die Pyramiden ruhen. In die Seiten dieſer Felſen ſind mehre, urſprünglich zu Begräbnißplätzen beſtimmte Aushöhlungen angebracht worden, und wir blieben die Nacht in einer dieſer Felſenhallen. Einige Araber aus einem benachbarten Weiler brachten uns Milch und wir vergaßen bald unter den traulichen Geſprächen des Abendeſſens die ſchauerliche Beſtimmung unſeres zeitlichen Wohnſitzes; wir tranken in der fröhlichſten Stimmung auf das Andenken der Pharaonen, und brachten die Geſundheit des Paſcha aus, deſſen vortrefflicher Polizei wir es zu danken hatten, daß wir dieſe Grabſtätten bewundern konnten, ohne von den Beduinen irgend etwas befürchten zu müſſen. Ein franzöſiſcher Mameluck, der uns begleitet hatte, war der einzige, der die Zeit der Einfälle der Beduinen zurückwünſchte; er nannte ſie die gute Zeit, und hätte gerne die Mamelukkenherrſchaft wieder hergeſtellt geſehen, wenn gleich der fernere Beſuch der Pyramiden dadurch unmöglich werden ſollte. Der gute Mann wollte durchaus nicht begreifen, daß die Vernichtung der Mamelukken für Mehemed Ali nothwendig und für Aegypten erſprießlich geweſen ſey. Doch das war ſehr verzeihlich, denn er ſah ſich, nachdem er in ziemlich glänzenden Verhältniſſen gelebt, nun auf einen unbedeutenden monatlichen Sold von 280 Piaſtern reducirt, welches der Paſcha den ehemaligen franzöſiſchen Mamelukken ausgeſetzt hat, und mußte, um leben zu können, den Reiſenden zum Führer dienen.

Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, ſo befanden wir uns ſchon am Fuße der großen Pyramide, und ſtiegen ohne beſondere Schwierigkeit die 203 ungleichen Staffeln hinan, die man von der Baſis bis zu der Spitze zählt, welche letztere früher noch um einige Fuß höher war. Die verticale Höhe der Pyramide beträgt gegenwärtig 428 Fuß, und mußte ehemals 449 betragen haben. Als wir nun vor Anbruch der Morgenröthe auf dem flachen Raum uns befanden, der durch das Abtragen des oberſten Geſteins ſich gebildet hat, konnten wir mit aller Gemächlichkeit das prachtvolle Schauſpiel genießen, welches beim Aufgang der Sonne das ungeheure Panorama bietet, das dem Auge von allen Seiten ſich darſtellt.

Auf der Gränze des angebauten Landes uns befindend, entfalteten ſich unſern ſtaunenden Blicken von der einen Seite die ägyptiſchen Gefilde, im üppigſten Pflanzenſchmucke prangend, während auf der entgegengeſetzten Seite, bis auf eine unabſehbare Ferne, die Sandflächen der Wüſte ſich ausbreiteten, die gegen Weſten durch die ungleichen Gipfel der lybiſchen Gebirgskette begränzt ſind.

Am rechten Ufer des Fluſſes erglänzten im azurblauen Firmamente des Mokattam's lichte Kalkfelſen, während Cairo's zahlloſe Minarete nach und nach mit des Tages erſtem Schimmer ſich färbten. In endloſer Ferne dehnten ſich gegen Norden des Delta's fruchtbare Gefilde aus, durch welche der Nil majeſtätiſch ſeine Wogen dahin wälzte, die im Feuer der aufſteigenden Sonne funkelten. Rings um die gigantiſchen Maſſen der Pyramiden, und zu unſern Füßen in wilder Unordnung die Trümmer der Tempel und Grabmäler des alten Aegyptens, im Süden von den ungeheuren Catacomben und Sakkara's fernen Pyramiden begränzt.

Vom Gipfel des rieſenhafteſten aller Monumente, die des Menſchen Hand jemals geſchaffen, umfaſſen wir mit einem einzigen Blicke die weiten Einöden der Wüſte und Aegyptens fruchtbares Thal, das mit ſo vielem Rechte der Sammelplatz alles menſchlichen Ruhmes genannt wird.

Unſer Auge ſchwebte über der Hauptſtadt der Araber und über den Trümmern der Pharaonen-Reſidenz; über den Schlachtfeldern, die ein Cäſar und ein Bonaparte verherrlichte, und über dem Fluſſe, in deſſen Fluten mit der Zeiten Wechſel bald Seſoſtris und Alexander, bald Cambyſes und Saladin ihrer Krieger brennenden Durſt ſtillten.

Gefeſſelt von dem Zauber dieſes bewundernswerthen Rundgemäldes, und in die großartigen Erinnerungen verſunken, die an dieſe in ſo mancher Hinſicht berühmten Gefilde ſich knüpfen, verweilten wir lange in ſchweigendem Anſchauen, und vermochten erſt nach mehren Stunden mit innigem Bedauern von dem Gipfel der großen Pyramide uns loszureißen.

Man kann ſie von allen Seiten erſteigen, da ſie ihrer äußern Bekleidung faſt gänzlich beraubt iſt, und ihr liegendes Geſtein eine Art von Treppe bildet, die zwar nicht bequem iſt, aber doch ein gefahrloſes Hinanſteigen geſtattet. Auch das Herabſteigen iſt nicht gefährlich, erfordert aber doch eine Vorſicht, die durch mehre Unfälle geboten wird, welche ſelbſt in der jüngſten Zeit ſich ereignet haben. So wurde 1832 ein reiſender Engländer zerſchmettert, der von der Spitze der Pyramide herabrollte.

Kleine Hügel, die aus den Trümmern des Anwurfs und aus dem Jahrhunderte lang angehäuften Sande ſich gebildet haben, umlagern den Fuß aller vier Seiten der Pyramide. Auf dem Gipfel des nördlich gelegenen dieſer Hügel, ungefähr 40 Fuß über der Baſis der Pyramide, befindet ſich der Eingang. Etwa 30 Araber erwarteten uns daſelbſt. Sie zündeten, als wir uns näherten, Fackeln an; und kaum hatten wir den Fuß auf den ſchmalen, vor dem Eingang befindlichen Söller geſetzt, als zwei oder drei unſerer Führer, die uns gleichſam als ihre Beute betrachteten, ſich unſerer bemächtigten, und durch einen erſtickenden Staub uns mit ſich fortzogen in den ſchmalen und ſtark abſchüſſigen Durchgang, der in den Mittelpunkt der Pyramide führt. Das Innere dieſes Monumentes iſt ſchon ſo oft beſchrieben worden, daß ich nicht geſonnen bin, umſtändlichere Erwähnung von ſeinen Gallerien zu thun, ſo wie von ſeinen übereinanderſtehenden Gemächern, zu deren höchſtem man nur mit vieler Mühe gelangt. Ungeheure Steine von roſenfarbigem Granite, mit denen das Hauptgemach und ein Theil der Verbindungsgänge bekleidet ſind, beurkunden, welche Sorgfalt man ſelbſt auf die einzelnen Theile dieſes berühmten Bauwerkes verwendete, die doch auf immer jedem Auge verborgen bleiben ſollten.

Unter den zahlreichen Pyramiden, die man auf der Hochfläche errichtet hat, welche die Ebene von Gizeh beherrſcht, gebührt blos den drei größten, etwa 300 Schritte von einander entfernten, ihrer coloſſalen Dimenſionen wegen, die beſondere Aufmerkſamkeit des Wanderers. Das Aeußere der zweiten, die an Größe der erſten wenig nachſteht, iſt ganz daſſelbe; und obgleich ſie in ihrer innern Einrichtung von jener abweicht, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß derſelben der gleiche Zweck zum Grunde lag, nämlich: die Gemächer, welche das Monument einſchließt, auf immer allen Nachforſchungen zu entziehen. Wie in der großen Pyramide, ſieht man hier ſehr ſchmale Verbindungsgänge, ſteil aufſteigende Treppen, und horizontale, meiſtens aus breiten und polirten Granitblöcken geformte Gallerien, die zu einem großen Saale führen, den man das Königsgemach nennt. Hier ſteht ein Sarcophag aus Granit, der gar keine Verzierungen hat, und deſſen Deckel zertrümmert iſt. Im Innern der Pyramiden bemerkt man eine ziemlich ſeltſame Erſcheinung; überall nämlich, wo die Gallerien nicht aus Granit beſtehen, hat ſich an den Kalkſtein, der ſie bildet, eine glatte, harte Kruſte von Meerſalz angeſetzt, die an vielen Stellen über einen halben Zoll dick iſt.

Als wir nach Cairo zurückkamen, war das Fahrzeug, welches wir für unſere Reiſe nach Nubien gemiethet hatten, in Bereitſchaft; und wir machten ſofort am folgenden Tage einen Verſuch damit, indem wir einige Stunden weit den Nil hinauffuhren um die Steinbrüche des Mokattam zu beſehen.

Dieſer kleine Ausflug hatte zwiefaches Intereſſe für uns. Ein Jäger, dem wir Hyänenfelle abgekauft hatten, verſprach uns nämlich, er wolle uns an einen Ort führen, wo wir mehre dieſer Thiere antreffen würden; allein, wie es in ſolchen Fällen häufig zu gehen pflegt, wir fanden, als wir an Ort und Stelle waren, auch nicht eine Spur von Hyänen, und mußten uns daher auf den Beſuch der Steinbrüche beſchränken.

Welche ungeheure Arbeiten mußten nicht vorgenommen werden, um die vorerwähnten Grabmäler zu errichten. Man machte tiefe Aushöhlungen in die Eingeweide des Berges; man trug ungeheure Felſen ab; man legte weite Säle und große unterirdiſche Räume an, die an der Gränze des angebauten Landes beginnen, und in einer Ausdehnung von mehr als 25 Stunden weit in die Wüſte ſich erſtrecken, den ſteilen Felſenwänden eines jeden Thales folgend. Man hat nämlich ohne allen Zweifel aus der Gebirgskette des Mokattam den größten Theil der Bauſtoffe genommen, aus welchen die Pyramiden gebildet ſind, und in dieſem Punkte ſtimmt das Zeugniß der alten Schriftſteller mit jenem aller neueren Beobachter vollkommen überein.

Herr Champollion hat in den Steinbrüchen des Mokattams Inſchriften entdeckt, die augenſcheinlich beweiſen, daß ſie von den Pharaonen, den Perſern, den Lagiden und den Römern gerade ſo gut ausgebeutet wurden, wie dieſes heute noch von den Arabern geſchieht.

Der Paſcha, den ein ziemlich bedeutender Ausflug nach dem Delta ſeit einiger Zeit von Cairo entfernt gehalten hatte, kam gerade in dem Augenblicke daſelbſt an, wo wir uns zur Abreiſe anſchickten. Der franzöſiſche Conſul, Herr Mimaut, der uns mit der liebenswürdigſten Artigkeit aufgenommen hatte, machte uns das verbindliche Anerbieten, uns dem Paſcha vorzuſtellen, und der Beſuch wurde auf den folgenden Tag feſtgeſetzt. Herr Mimaut, ein Mann von Geiſt und vielſeitigen Kenntniſſen, war ſo eben zum General-Conſul ernannt worden; und aus der ungetheilten Freude, mit welcher dieſe Nachricht von den in Aegypten anſäſſigen Franzoſen aufgenommen wurde, war leicht zu erſehen, wie ſehr ſie die Verdienſte des ausgezeichneten Mannes zu würdigen wußten, der ihr Intereſſe zu vertheidigen hat.

Am nächſtfolgenden Abende begaben wir uns nach der Citadelle. Nachdem wir durch mehre Höfe gekommen waren, in denen wir Soldaten, Bettler und Eßwaarenhändler antrafen, und wo nichts auf das Innere einer Feſtung oder auf die Nähe einer fürſtlichen Wohnung deutete, langten wir am Pallaſte an.

Eine große Marmorſtiege führt zu einem weiten Saale, der die Geſtalt eines Kreuzes hat. Hier fanden wir mehr als 100 Muhammedaner zum Gebete verſammelt. Da gibt es keinen Unterſchied der Stände, und jeder hat freien Zutritt, ohne daß er über ſeine Geburt, ſeinen Rang und ſeinen Reichthum ſich auszuweiſen braucht; nur muß er ein Rechtgläubiger ſeyn. Auf einem erhöhten Platze ſtand der Imam, den Tekbir herſagend, und neigte bald das Haupt und den Körper, bald berührte er den Boden mit ſeiner Stirn; die Anweſenden aber wiederholten das Gebet mit leiſer Stimme, und ahmten jede ſeiner Bewegungen getreulich nach. An der Pforte eines der kleineren Säle, die an den vier Enden des großen Saales ſich befinden, ſtand eine Schildwache, und hier hielt Mehemed Ali ſich auf. Bei unſerm Eintreten ging er in großen Schritten auf und ab, und unterhielt ſich mit ſeinem Miniſter Boghos-Bey, der in der ehrfurchtsvollſten Haltung vor ihm ſtand. Als er uns erblickte, lud er uns durch ein Zeichen ein, uns zu ſetzen, und nahm ſelbſt in dem Mesned (der Ecke) ſeines Divans Platz. Es iſt dieſes nämlich der Ehrenſitz.

Drei ungeheure Kerzen, die auf ſilbernen, faſt 3 Fuß hohen Leuchtern ſich befanden, verbreiteten ihr düſteres Licht in dem Gemache, deſſen weiße Kalkwände keine andere Verzierung hatten, als einige ſchlechte Malereien, und zwei in Rahmen gefaßte Zeichnungen der beiden erſten Schiffe, welche in Aegypten gebaut wurden. Die übrigen Mobilien beſtanden aus einem ſcharlachrothen Divan und einem großen, runden Tiſche, auf welchem ein Candelaber ſtand.

Mehemed Ali iſt ein Greis von kleiner Statur; ſeine lebhaften, durchdringenden Augen und der weiße Bart, der über die Bruſt herabwallt, veredeln einigermaßen das ziemlich gemeine Gepräge ſeiner offenen, meiſtens heitern Geſichtszüge. Obgleich der Paſcha ſeinen Truppen die neue, im ganzen Reiche angenommene Kleidertracht ſelbſt vorſchrieb, ſo hat er doch ſonderbarer Weiſe mit ſeiner eigenen faſt keine Veränderung vorgenommen. Des Abends trägt er gewöhnlich die lange Kleidung der Mamelukken, und ſein Haupt decken beſtändig die Falten eines breiten Turbans von weißer Farbe, den er nach Art der Albaneſer aufſetzt. Mit vielem natürlichem Verſtande begabt, geſellt er zu dem zuvorkommendſten Benehmen einen großen Enthuſiasmus für europäiſche Neuerungen, und beſitzt in hohem Grade die Kunſt, ſeine Zuhörer zu feſſeln, und denen, die ihn umgeben, ſeine eigenen Anſichten beizubringen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche Gelegenheit hatten, perſönlich mit ihm bekannt zu werden, ihn bei den Europäern in ein ſo vortheilhaftes Licht geſtellt haben.

Wir waren ſehr begierig, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, in welchem, wie wir hofften, der Wiederherſteller Aegyptens, ſich uns kund geben werde; allein die Unterredung drehte ſich beinahe nur um Handelsgegenſtände, und wir ſahen uns faſt unerfreulich getäuſcht, als wir da nur den Kaufmann und Speculanten entdeckten, wo wir den Eroberer und Geſetzgeber zu finden dachten.

Nachdem er uns mit ſichtbarem Intereſſe über unſere Reiſe durch Griechenland befragt hatte, beſonders aber über Budruhm (das alte Halykarnaſſus, an der Küſte Kleinaſiens, wo für den Sultan Schiffe gebaut werden), ſo wie über die Hülfsmittel, die dieſer Hafen zur Errichtung eines Arſenals darbieten könne, kam der Vice-König auf Aegypten zu ſprechen, deſſen Bevölkerung er auf nicht weniger als 4 Millionen Fellahs ſchätzte, indem er ſeine Berechnung auf die Anzahl von Individuen ſtützte, die auf der Liſte derjenigen ſtehe, welche Perſonalſteuer zu zahlen hätten; er fügte hinzu, dieſe Liſte weiſe eine Maſſe von 870,000 waffenfähigen Männern nach. Hierauf unterhielt er ſich lange über ſeine Baumwolle mit uns. „Mit dieſem reichen Producte, ſprach er, will ich künftig mich ganz beſonders beſchäftigen; und in 2 bis 3 Jahren hoffe ich, mit Gottes Hülfe, eine Million Centner zu ärnten. Wer weiß, ob es mir nicht gelingt, ſelbſt Amerika den Vorrang abzugewinnen, über welches mir ſchon die Nähe der Abſatzquellen ſo bedeutende Vortheile gewährt."

So übertrieben dieſes auch im erſten Augenblicke ſcheinen mag, ſo iſt es doch keine bloße Prahlerei in dem Munde des Gebieters von Aegypten. Wenn die zehn Millionen Feddans, die zur Zeit der Eroberung Selim's I. in ſchönſtem Flor ſtanden, gegenwärtig noch von Menſchenhänden bebaut würden, und wenn dieſe ungeheure landwirthſchaftliche Regſamkeit unter dem Impulſe einer ſo unermüdlichen Thatkraft wie jene Mehemed Ali's noch ſtatt fände, ſo läßt ſich allerdings nicht bezweifeln, daß dieſes gelobte Land der amerikaniſchen Baumwolle einen tödtlichen Streich verſetzen würde. Und was wäre dazu erforderlich? Ein wohlberechnetes Bewäſſerungsſyſtem, wodurch die Hoffnung des Landmanns künftig nicht mehr von den Launen des Nils abhängig wäre, und eine adminiſtrative Reform die zwar den von Natur trägen Fellah zur Arbeit zwänge, ihn aber zugleich von der Willkühr der fürſtlichen Schatzkammer und der Raubgier ihrer Agenten befreite. Dieſe Hinderniſſe ſind nicht unüberſteiglich, und Mehemed Ali hat deren ſchon bedenklichere überwunden; aber ſein Wille, der in der Ausführung ſo kräftig ſich zeigt, vermag nichts auszurichten gegen den heißen Drang nach ſchnellem Ruhme und ſchrankenloſer Macht, um derentwillen der Paſcha ungeſtüm der Zukunft vorgreift, und Aegyptens Hülfsquellen ſammt und ſonders erſchöpft.

Alexander der Große iſt des Vice-Königs Lieblingsheld. Als er erfahren hatte, es ſey ein Auszug aus den Werken der Geſchichtſchreiber dieſes Eroberers erſchienen, ließ er ſich denſelben von Frankreich kommen. Wir waren gerade gegenwärtig, als man ihm dieſes Buch überbrachte; es war eine mit goldenen Arabesken verzierte Prachtausgabe.

„Wie viel Zeit braucht ihr, um mir eine Ueberſetzung dieſes Buches zu liefern?" fragte er einen ſeiner Dollmetſcher.

„Sechs Monate," war die Antwort.

„Das iſt viel zu lang!" verſetzte lebhaft der Paſcha, zog alsbald ein Meſſer aus ſeiner Taſche, und ſchnitt den reich verzierten Band in drei Theile.

„Auf dieſe Weiſe, fuhr er fort, könnt ihr euch zu drei an die Arbeit machen; ich muß die Ueberſetzung in zwei Monaten haben.“

„Auch ich, ſprach jetzt Mehemed Ali, ſich zu uns wendend, will, daß die Ereigniſſe, an denen mein Leben ſo reich iſt, den Menſchen erzählt werden. Ich diktire meinem Kiatib (Secretair) täglich einen Theil meiner Geſchichte; und es iſt zum Verwundern, wie oft eine Thatſache an die andere mich erinnert, und wie eine Menge von Umſtänden, die ich vergeſſen hatte, ſich dann meinem Gedächtniſſe wieder darſtellen. — Bewundern Sie, meine Herren, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, wie unerforſchlich der Allwiſſende in ſeinen Planen iſt. Man hat mir erzählt, Alexander und Ptolemäus ſeyen in Macedonien geboren; auch ich bin ein Macedonier. Unſer Vaterland mußte demnach Aegypten drei Herrſcher geben; allein meine Macht dehnt ſich unter dieſem Himmelsſtriche viel weiter aus als die ihrige; und ich hoffe, mit Hilfe des Himmels, es einſt noch heraus zu bringen, ob die Pharaonen, wie Ihr Champollion glaubt, wirklich bis an die Quellen des von Gott geſegneten Nils gekommen ſind.“

Unſere Unterhaltung währte über eine Stunde; immer belebter waren des Paſcha's Züge geworden, und es gewährte uns einen unbeſchreiblichen Genuß, dieſem außerordentlichen Manne zuzuhören, der ſich ſo ganz ſeinem natürlichen Hange zur Geſprächigkeit und zur Neugierde hingab, und in deſſen Unterhaltung mehr als einmal Züge naiver Unwiſſenheit mit den feinen Bemerkungen eines durchdringenden Verſtandes wechſelten.

Nachdem man uns den Caffee in Zarfs gereicht hatte, die mit Diamanten verziert waren, erhob ſich der Vice-König, und wir verabſchiedeten uns, indem wir ihm von unſerer bevorſtehenden Abreiſe nach Nubien unterrichteten.

„Reiſen Sie glücklich, ſprach er; durchwandern Sie furchtlos alle Theile dieſes Landes; Sie werden überall Schutz und Hülfe finden.“

Sechstes Kapitel.

Nach langen Verzögerungen, die leider bei einer Reiſe im Morgenlande nicht zu vermeiden ſind, verließen wir endlich am 28. Februar den Hafen von Bulak. Raſch fuhren wir bald an Alt-Cairo vorüber, wo wir uns nicht länger verweilten als gerade nöthig war, um auf dem Zollamte den Tezkere abzugeben, mit dem man uns verſehen hatte, und der uns jeder Viſitation überheben ſollte. Mit den höheren Zollbeamten kamen wir ganz gut zurecht; aber einer von den Zollwächtern, dem dieſe unentgeldliche Ausnahme nicht in den Kopf wollte, machte den Verſuch, uns dafür zu brandſchatzen. Kaum waren wir vom Geſtade abgeſtoßen, ſo gab er uns durch ein Zeichen zu verſtehen, daß wir halten ſollten. Als er nun ſah, daß ſeine Signale uns nicht verhinderten, weiter zu ſegeln, warf er ſich wüthend in eine kleine Barke, und ſetzte uns nach, indem er fürchterliche Drohungen ausſtieß. Die Kaltblütigkeit, die wir den Ausdrücken ſeines Zornes entgegenſetzten, hatte ſeinen Grimm auf den höchſten Grad geſteigert; und obgleich der ziemlich ſtark ſich erhebende Wind ſein ſchwaches Fahrzeug der Gefahr des Umſchlagens ausſetzte, konnten wir uns noch lange an dem wuthentbrannten Toben dieſes Menſchen ergötzen, von welchem uns endlich der ſchnellere Lauf unſeres Fahrzeuges befreite.

Jetzt begannen wir mit größerer Aufmerkſamkeit, als uns die Zeit bis dahin geſtattet hatte die materiellen Hülfsmittel und das Perſonal unſerer Expedition zu muſtern. Unſer langes, ſchmales, ſchlankes mit zwei ungeheuern lateiniſchen Segeln verſehenes Fahrzeug hatte uns ſo eben eine Probe abgelegt, daß es ein guter Schnellſegler ſey. Auf dem Hintertheile hatte man ein Gemach errichtet, das groß genug war, um zwei Matratzen neben einander aufzunehmen, und hoch genug, um bequem darin ſitzen zu können. In dieſem Gemache brachten wir, umgeben von unſern Büchern, Waffen und werthvollſten Effekten, die Nacht und den größten Theil des Tages zu.

Vor dieſer Kammer war ein Zelt aus Matten und Palmzweigen aufgeſchlagen; es diente uns abwechſelnd zum Speiſeſaal, unſerem Mahmud aber und den zwei Bedienten, die wir ihm als Gehilfen beigegeben hatten, zum Schlafzimmer. Die Küche endlich, die unter freiem Himmel am Fuße des großen Maſtes angebracht war, bildete die Scheidelinie zwiſchen unſerer Wohnung und jener unſerer zehn Matroſen, welche das Vordertheil inne hatten.

Wir waren in Cairo darauf bedacht geweſen, uns mit Zwieback, Reis, Zucker u. ſ. w. zu verſehen, und fanden faſt immer Mittel uns Fleiſch, Milch und ſonſtige, zum täglichen Lebensunterhalte erforderliche Gegenſtände zu verſchaffen.

So lange die Sonne am Himmelszelte ſtand, ſchifften wir entweder mit Hülfe unſerer Segel, wenn der Wind nämlich günſtig war, oder indem unſere Leute längs des Ufers uns am Seile zogen. Mit eintretender Nacht hielten wir in der Nähe irgend eines Dorfes an, und das Fahrzeug blieb bis zum kommenden Morgen an einem in der Erde befeſtigten Pfahle angebunden.

Dieß war ungefähr unſer Aufzug und unſere Art zu reiſen. Faſt alle Reiſende, die den Nil hinauf fahren, pflegen es ebenſo zu halten.

Schon am Tage nach unſerer Abfahrt hatten wir die Pyramiden von Gizeh und jene von Sakkara hinter uns. Die von Dachur verſchwanden gerade am Horizonte, als wir, am Dorfe El-Guttury eintrafen, von welchem eine Stunde weſtlich die ſonderbare Pyramide El-Keddab (die Falſche) ſich erhebt, die durch ihre ſpitzigere Form und ihre ganz beſondere Bauart von allen übrigen ſich weſentlich unterſcheidet. Dieſe Pyramide ſtellt keine mit einem einzigen Anwurfe überzogene Steinmaſſe dar; ſondern ſie wurde urſprünglich nach kleinen Dimenſionen erbaut, und erhielt dann nach und nach mehre äußere Hüllen, von denen jede, ſo wie man die über ihr befindliche wegnimmt, ganz vollkommen und für ſich beſtehend gebaut iſt. Die Steine, welche die Maſſe dieſer Hüllen bilden, ſind grob zugehauen und nur durch Erde mit einander verbunden, während der Mörtelanwurf eine ſorgfältig gearbeitete Oberfläche darſtellt. Vier Hüllen der erwähnten Pyramide ſind gegenwärtig dem Boden gleichgemacht, und jeden Tag arbeitet man an der Abtragung der übrigen, deren Bauſtoffe man zu andern Zwecken verwendet. Der obere Theil des Monumentes iſt verſchwunden, aber in unverſehrtem Zuſtande mußte es größer geweſen ſeyn als die Pyramiden von Sakkara.

Durch den periodiſchen Wechſel, den Aegyptens äußere Geſtaltung erleidet, erklärt ſich zur Genüge die Verſchiedenheit, welche man an den Beſchreibungen wahrnimmt, die von Reiſenden bisher geliefert worden ſind; und um dieſes Land recht kennen zu lernen, muß man allerdings Zeuge der verſchiedenartigen Metamorphoſen geweſen ſeyn, denen es, je nach dem Einfluſſe der Jahreszeiten, unterworfen iſt. Während unſerer Wintermonate ſcheint die Natur dieſem Himmelsſtriche die geſammte Fülle ihrer Vegetation zugedacht zu haben, denn ganz Aegypten ſtellt dann, von Roſette bis nach Aſſuan, nur das Bild einer herrlichen Wieſe dar, die mit Gruppen der üppigſten Palmbäume überſät iſt. Einige Monate ſpäter verändert ſich die Landſchaft; auf die grünenden Wieſen folgen die goldenen Saatfelder; auf dieſe aber ein nackter, dürrer, ausgebrannter, mit tiefen Riſſen durchzogener Boden. Die Sonnenhitze hat Alles verſengt, und auf den jüngſt noch ſo lachenden Gefilden finden einzelne Heerden von Büffeln und Kameelen, unter der Leitung armſeliger Fellah's, kaum mehr ihr ſpärliches Futter; wenige Tage noch, und verſchwunden ſind von dem in Staub verwandelten Boden die letzten Spuren ſegensreichen Wachsthums. Aber über Aegypten wacht der Genius des Nils, und bald überfluthet ſein Bett der alte Fluß, mit ſeinem belebenden Waſſer des ganzen Landes Oberfläche deckend. Jetzt iſt Aegypten keine ſtauberfüllte Ebene mehr, ſondern ein ungeheurer See, aus deſſen Spiegel tauſende von Inſeln hervorragen, die durch ein Netz von Kunſtſtraßen mit einander verbunden ſind. Um einige Wochen iſt es noch zu thun, und der See iſt zum Sumpfe geworden, deſſen Stelle bald wieder angebaute Felder einnehmen.

Mitten unter dieſen Umſtaltungen, denen Aegypten jedes Jahr unterworfen iſt, charakteriſirt ſein Ausſehen ein einziger bleibender Zug; es ſind die anmuthigen Dattelbäume, deren zierliche Laubfächer dem Reiſenden beſtändigen Schatten gewähren, mag er nun von den friſchen Wieſengründen kommen oder unter der Sonne brennenden Strahlen nackte und dürre Gefilde durchwandert haben.

In Aegypten iſt der Anblick der Nilufer zwar beſtändig lachend, aber er ermüdet bald durch ſeine ſteife Einförmigkeit. Ueberall erblickt das Auge wechſelloſe Auen, deren Hintergrund die Berge und die Wüſte bilden; hier und da wohl einzelne Gruppen von Palmbäumen, die auf die Nähe eines Dorfes deuten, gleichwie in Griechenland der Roſenlorbeerbaum die Bäche und Flüſſe verkündet; endlich in großen Zwiſchenräumen die Gebirgskette der libyſchen Wüſte, oder jene der Berge des rothen Meeres, die mit ihren ſenkrechten Felſenwänden des Fluſſes Lauf beherrſchen. Uebrigens kann man meiſtens nur auf einem Spaziergange an dem Ufer dieſes Schauſpiel genießen, denn bei kleinem Waſſer hemmt das Geſtade, das in ſteiler Richtung 12 bis 15 Fuß hoch ſich erhebt, dem Schiffenden jede Ausſicht. Oft ereignet es ſich dann, daß des Ufers ſandiges Erdreich, zerſpalten von der Sonnenhitze, oder von dem Waſſer unterhöhlt, plötzlich, ja zuweilen in bedeutenden Maſſen, zuſammenſtürzt. Dieſe Einſtürze, die zur Zeit des herannahenden Anſchwellens der Gewäſſer häufiger ſich zutragen, machen die Schifffahrt ſehr gefährlich; und nicht ſelten ſieht man Fahrzeuge zu Grunde gehen, die von dieſen Erdlawinen verſchlungen wurden.

Anſtatt der hohlen Räder, die man im Delta anwendet, um das Waſſer des Nils zu heben, deſſen höher werdende Ufer den Gebrauch derſelben jenſeits Cairo nicht mehr geſtatten, bedient man ſich der Treträder, über welche eine lange, mit Schiffskrügen beſetzte Kette geht, und die durch Ochſen in Bewegung geſetzt werden. Vermittelſt dieſer Art von Schöpfbrunnen, die man Sakirs nennt, bewäſſert man oft weit entlegene Grundſtücke.

Stellenweiſe ſieht man auch auf der ſteilen Böſchung des Ufers drei oder vier übereinander befindliche, mit Schwengeln verſehene Maſchinen, deren jede von einem Fellah in Bewegung geſetzt wird, und womit man von Stockwerk zu Stockwerk das Nilwaſſer in die Höhe hebt, das dann durch Rinnen auf die benachbarten Felder vertheilt wird. Unglücklicher Weiſe verſteht man im Allgemeinen ſo wenig aus dieſer an ſich ziemlich ſinnreichen Vorrichtung den gehörigen Nutzen zu ziehen, daß ein großer Theil des alſo heraufgeſchöpften Waſſers für den Ackerbau verloren geht. Man kann annehmen, daß der Gebrauch dieſer Maſchinen, ſo unvollkommen ſie auch ſind, den Flächenraum des angebauten Landes um ein Fünftheil vergrößert haben. Und was iſt im Grunde ein ſo beſchränktes Hilfsmittel, gegen das Bewäſſerungs-Syſtem, welches ſo leicht in Aegypten ſich einführen ließe? Auf dieſem raſtlos ſchaffenden Boden ſieht man ſo zu ſagen jeden Monat die Saat mit der Aernte wechſeln; das Korn folgt auf den Indigo, die Bohne auf den Dura, die Gerſte auf die Baumwolle. Der Landmann hat für ſeine Aernte weder die Kälte noch die Gewitter, weder Dürre noch allzuvielen Regen zu befürchten. Der Nil allein nimmt ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Durch die Höhe dieſes Fluſſes wird das Schickſal des Landes, die Hungersnoth oder der Ueberfluß eines ganzen Jahrgangs bedingt; denn nur von ihm hängt die Bewäſſerung der Ländereien ab, und bewäſſern heißt in Aegypten ſo viel als das Feld bauen. Auf den Grundſtücken, die vollkommen unter Waſſer ſtehen, nimmt man faſt nie eine Feldarbeit vor. Das ganze Geſchäft beſteht darin, die feuchte Erde einzuſäen, ſobald das Waſſer davon abgelaufen iſt. Will man außer der Zeit der Ueberſchwemmungen ein Feld beſtellen, ſo füllt man die Riſſe aus, die durch das Vertrocknen entſtanden ſind, und gräbt es ein einziges Mal um. In den ſeltenen Fällen, wo man Dünger anwendet, bedient man ſich zu dieſem Zwecke entweder des Taubenkothes oder der mit Salpeter geſchwängerten Erde, die man aus den großen Schutthaufen nimmt.

Am fünften März erreichten wir Beny-Suef, mit ſeinen zierlichen Minareten, deren Umriſſe auf eine ſehr maleriſche Weiſe von dem dichten Laubwerke abſtehen, das ſie umgibt. Ein äußerſt merkwürdiger, aber faſt verfallener Khan erhebt ſich einige Schritte weit von dem Fluſſe, in der Nähe einer Baumwollenſpinnerei des Vice-Königs. Das letzt genannte Gebäude hat ein ſehr ſchönes Anſehen und das Innere iſt zweckmäßig eingerichtet. Durch acht Ochſen wird eine Menge von Maſchinen in Bewegung geſetzt, die man aus Europa kommen ließ, aus denen man aber in Beny-Suef keinen größern Nutzen zu ziehen weiß, als in allen übrigen Fabriken. Nicht an Ausführungsmitteln gebricht es in Aegypten, wohl aber an dem nöthigen Sinn für Ordnung und Erhaltung. Da die Maſchinen theils nicht mehr recht im Gange, theils ohne Sachkenntniß ausgebeſſert worden ſind, ſo ſieht man ihnen an, daß ſie in kurzer Zeit ganz unbrauchbar ſeyn werden.

Die Baumwolle wird ſchlecht vorbereitet; der Faden bricht leicht; er muß jeden Augenblick angeknüpft werden, und das knotige, ungleiche Garn, das daraus entſteht, kann ſelbſt zu mittelfeinen Arbeiten nicht gebraucht werden. Kaum hat es die erforderliche Güte für die groben Gewebe von ganz geringem Werthe, zu deren Verfertigung es beſtimmt iſt.

Beny-Suef (Ptolemaidon) iſt die Hauptſtadt des Diſtrictes, der ſeinen Namen führt, und ſelbſt heut zu Tage nicht unwichtig, obgleich ſein Handel faſt ganz in Verfall gerieth. Seine Bevölkerung, die etwa 6000 Seelen betragen mag, führt ein elendes Pflanzenleben, und ſeine Fabriken wollener Decken und Teppiche, die ſonſt eines ſo vortheilhaften Rufes genoſſen, ſind vernichtet.

Gleich allen ägyptiſchen Städten, iſt Beny-Suef von ungeheuern Erd- und Schutthügeln umgeben, und gleichſam zwiſchen denſelben vergraben. Dieſe Stadt, ſo wie Beny-Neize, verdanken ihre Namen, wie die Einwohner behaupten, einem Gefechte mit dem blanken Säbel und mit der Lanze, das in ihrer Nähe Statt fand. Beny-Suef heißt nämlich die Kinder der Säbel und Beny-Neize die Kinder der Lanzen. Da die erſtere an der Mündung eines der Arme des Joſephs-Canals liegt, ſo wurde ſie zur Zeit des franzöſiſchen Heereszuges der Waffenplatz des Generals Deſaix während ſeines Feldzugs in Ober-Aegypten. Dieſer Lage wegen iſt ſie auch der nothwendige Stapelplatz aller Waaren von Fayum, und erfreut ſich deßhalb noch eines kleinen Ueberreſtes ihrer ehemaligen commerciellen Thätigkeit. Von allen Canälen Aegyptens iſt der Joſephs-Canal der einzige, zu deſſen ſorgfältiger Unterhaltung die Regierung ſich gezwungen ſieht, weil durch ihn allein die Provinz Fayum das zu ihrer Conſumation erforderliche Nilwaſſer erhält.

Fayum iſt eine von Aegyptens Ebene gänzlich getrennte Oaſis; ſie ſteht blos vermittelſt eines engen Thales mit dieſer in Verkehr, und hat eine ſo iſolirte Lage, daß die Muſelmannen ein volles Jahr lang, nachdem ſie das ganze Land beſetzt hatten, von ſeiner Exiſtenz nicht einmal etwas wußten.

Fayum verdankt, als eine Schöpfung der menſchlichen Betriebſamkeit, dem durch Menſchenhand herbeigeführten Nilwaſſer den großen Vortheil, daß ſeine Sandſteppen in fruchtbare Felder verwandelt wurden. Die prachtvollen Monumente, die König Moeris, zum Andenken an ſeinen Triumph über die Wüſte errichtete, ſind verſchwunden, allein die größte ſeiner Wohlthaten exiſtirt noch, denn unter dem Namen Birket-Kerun empfängt der See Moeris jedes Jahr den erforderlichen Vorrath an Nilwaſſer, den er dann nach der ganzen Provinz ſendet, um ſie zu befruchten.

Fayum iſt jener Theil von Aegypten, in welchem ſeit langer Zeit die Olivenbäume mit der größten Sorgfalt gepflegt werden, und ihr Erzeugniß bildet einen Haupterwerbszweig dieſer Provinz.

Die Bewohner des Dorfes Fidimin zeigen dem Wanderer mit wahrer Ehrfurcht einen uralten Olivenbaum, der, nach ihrer Behauptung, der Stammvater aller in Aegypten befindlichen iſt, und deſſen Alter ſie auf tauſend Jahre angeben. Dieſer Baum, der im Durchſchnitt jährlich 381 Oka's (480 Kilogramme) Oliven liefert, iſt für die Einwohner eine Art von Fetiſch geworden; ſie glauben, er ſey von einem Genius belebt, und würden es daher für eine frevelhafte Entweihung halten, wenn man einen Zweig davon abſchneiden, oder ihm ſelbſt nur einen Stockſtreich verſetzen wollte. Von Zeit zu Zeit heften ſie Haarbüſchel, kleine Lappen Zeug oder Amuletten an denſelben, auf denen magiſche Zeichen oder Worte ſtehen; und je nach den Ceremonien, womit ſie dieſen Act begleiten, ſoll er das Schickſal ihnen günſtig ſtimmen, oder ihre Feinde mit irgend einem Unfall heimſuchen. Der Olivenbaum von Fidimin iſt übrigens keineswegs der einzige Baum in Aegypten, der abergläubiſch verehrt wird; ſo könnte ich unter denen, welche gleicher Ehre ſich erfreuen, einen alten Maulbeerfeigenbaum anführen, der für die koptiſchen Chriſten von Alt-Cairo ein Gegenſtand beſonderer Verehrung iſt, und gleichfalls mit ähnlichen Opfergaben behängt wird.

Um die Verbreitung der Olivenbäume in Aegypten zu beſchleunigen, hat der Vice-König den vornehmſten Angeſtellten der Regierung verſprochen, ihnen große ſteuerfreie Ländereien unter der Bedingung zu geben, daß zwei Drittheile derſelben mit Olivenbäumen bepflanzt würden, und dieſe Aufmunterung, die bereits große Anpflanzungen zur Folge gehabt hat, wird unfehlbar in der nächſten Zukunft die erſprießlichſten Reſultate herbeiführen.

Der Boden iſt ſo fruchtbar, daß der Baum ſchon im dritten Jahre Früchte trägt, und im ſiebenten reichlichen Ertrag abwirft. Man kann annehmen, daß es gegenwärtig in Aegypten 320,000 Olivenbäume gibt, von denen etwa 80,000 mehr als mittelmäßigen Ertrag liefern.

Fayum iſt der Landſtrich, in welchem die zur Deſtillation des Roſenwaſſers beſtimmten Roſenſträuche angebaut werden. Von der Hälfte des Februars an pflückt man die Roſen jeden Morgen vor Sonnenaufgang, während ſie noch mit Thau bedeckt ſind, und thut ſie unmittelbar nachher in den Deſtillirkolben, damit ſie nicht durch längeres Liegen vertrocknen oder in Gährung gerathen. Man kann den jährlichen Ertrag an Roſenblättern auf 400 Centner ſchätzen, woraus 40,000 Rottels Roſenwaſſer von verſchiedener Qualität gewonnen werden. Dieſer einträgliche Induſtriezweig iſt gleichfalls monopolirt worden. Niemand darf gegenwärtig Roſen deſtilliren, und diejenigen, welche ſie anbauen, müſſen ſie der Regierung zu niedrigen Preiſen verkaufen. Ein mit Roſenſtöcken bepflanzter Feddan koſtet ſechszig Piaſter an Steuer und Bebauungskoſten. Er liefert, nach Abzug des Gewichtsabgangs, drei Centner Roſen, die dreihundert Flaſchen oder Rottels Roſenwaſſer geben. Der Rottel Roſenwaſſer erſter Qualität koſtet 7 Piaſter, zweiter Qualität 5 Piaſter und dritter Qualität 3 Piaſter. Roſen-Eſſenz wird in Aegypten nicht fabricirt.

Folgendes iſt ungefähr der jährliche Ertrag an Getreidepflanzen:

75,000 Ardeba's (ein Gewicht von 325 Pfund) Korn;
90,000 „ Gerſte, wozu noch gerechnet werden müſſen:
18,000 „ welche die Fellahs unterſchlagen, theils zu ihrer eigenen Nahrung, theils um ſolche heimlich zu verkaufen.

Die Südwinde, welche gewöhnlich während der Wintermonate herrſchen, und die häufigen Sandbänke, auf welche unſer Fahrzeug ſtieß, verzögerten unſere Reiſe bedeutend. Um uns die Zeit zu verkürzen, ließen wir uns an's Land ſetzen, und brachten täglich mehre Stunden auf der Jagd zu, die in jenen Gegenden ſehr ergiebig iſt. Wir trafen da in großer Menge Holztauben, Turteltauben, Gänſe, Enten, eine Art von Kibitzen und ſehr viele Waſſervögel. Auch ſchoſſen wir zuweilen Rebhühner aus der Wüſte, die kleiner als die europäiſchen ſind, und Kata genannt werden (Linnee's Tetrao alkata). Obſchon wir ihnen die Haut abzogen, ſo war ihr Fleiſch doch ſo hart, daß wir auf dieſes Geflügel verzichten mußten.

Wir durchreiſten damals jenen Theil von Aegypten, der an Monumenten der ärmſte iſt; auch die Landſchaft bietet eine große Einförmigkeit dar, die nur ſtellenweiſe durch die Geſtaltung der Felſenmaſſen der Arabiſchen Gebirgskette unterbrochen wird, deren ſeltſame Formen zertrümmerten Thürmen gleichen; auch erhebt ſich auf den Gipfeln der Berge hier und da das Grabmal eines ägyptiſchen Mönchs, und unſer Schiffsvolk ermangelte dann niemals, ein andächtiges Gebet herzuſagen.

Siebentes Kapitel.

Der Gipfel des Berges Djebel-Abu-Feddah, der das rechte Nilufer beherrſcht, bezeichnet die Nähe von Manfalut, von dem er nur einige Stunden entfernt iſt. Bis hierher hatten wir eine ſehr glückliche Fahrt; als wir jedoch unter dem Berge uns befanden, neigte ein plötzlicher Stoßwind unſer Fahrzeug ſo ſehr auf die Seite, daß es ſich zur Hälfte mit Waſſer füllte. Eiligſt nahmen unſere Matroſen die Segel ein, als während dieſes Manoeuvers ein zweiter Stoßwind uns faßte, und einen unſerer Leute, der oben an der großen Rah beſchäftigt war, mit ſich fortriß. Wir hielten ihn für verloren, er hatte jedoch glücklicher Weiſe Geiſtesgegenwart genug, ſich an einem Tau, das er gerade in der Hand hatte, feſtzuhalten, und nachdem er ſo einige Augenblicke über dem Abgrunde baumelte, gelang es ihm, die Rah wieder zu packen, und ohne Unfall an Bord zu kommen.

Wir prieſen uns ſehr glücklich, einer Gefahr ohne Schaden entronnen zu ſeyn, die jedes Jahr an der eben erwähnten Stelle den Verluſt zahlreicher Fahrzeuge zur Folge hat. Jetzt beeilten wir uns, durch Rudern das entgegengeſetzte Ufer zu erreichen, wo wir Zeit und Muße hatten, das Waſſer aus unſerm Fahrzeuge zu ſchaffen, und unſern Proviant an der Sonne zu trocknen.

Alme's begrüßten uns bei unſerer Ankunft in Manfaluk. Sobald ſie unſer Fahrzeug erblickten, liefen ſie an den Strand, und gaben uns, von einer Muſik begleitet, die nicht viel beſſer als jene unſerer Leute war, das Schauſpiel ihrer ziemlich unanſtändigen Tänze zum Beſten. Die Alme's, deren Urſprung ſich in die Nebel der grauen Vorzeit verliert, haben ſich während aller Revolutionen des Morgenlandes zu erhalten gewußt; ſie widerſtanden ſogar den ſtrengen Geſetzen, die bei den Muſelmannen in Betreff des ſchönen Geſchlechtes herrſchen; und in Aegypten wäre ein Feſt, möge es nun ein chriſtliches oder ein muſelmänniſches ſeyn, höchſt unvollſtändig, wenn die Alme's dabei fehlten. Man theilt ſie in Sängerinnen und Tänzerinnen. Die erſteren lernen zugleich mit den Regeln des Geſangs die Dichtkunſt, und improviſiren zuweilen höchſt merkwürdige Lieder. Die ausgezeichnetſten dieſer Alme's beſuchen öfter die Harem, wo man ſie theuer bezahlt, die anderen werden entweder in Privathäuſer beſtellt, oder führen ihre Tänze in den Straßen auf, oder durchziehen endlich die Dörfer; und jeder Reiſende wird faſt ohne Ausnahme mit dem Tanz und Geſang dieſer nomadiſchen Künſtlerinnen empfangen.

Manfalut (Mandalot) bildet gegen Süden die Gränze von Mittel-Aegypten, welches bei den Alten unter dem Namen Heptanomides bekannt war, und, wie dieſe Benennung andeutet, aus 7 Nomes oder Präfecturen beſtand. Die Straßen dieſer Stadt ſind eng und krumm, ihre Häuſer ſchlecht gebaut, ihre Bazar's erbärmlich. Die Bevölkerung mag ſich auf 5000 Seelen belaufen, unter denen ſich 200 koptiſche Familien, nebſt einem Biſchof dieſes Glaubens, befinden. Die Häuſer jener Bewohner, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, unterſcheiden ſich durch einige Sprüche aus dem Koran, die das Bild der heiligen Kabe umgeben, welches über der Thüre grün oder roth angemalt iſt.

Das am linken Ufer des Fluſſes gelegene Manfalut nimmt jedes Jahr an Wichtigkeit ab. Der Nil hat mit der Veränderung ſeines Bettes das hohe und leicht zerbröckelnde Erdreich ausgehöhlt, auf welchem ſeine Lehmhäuſer ruhten, von denen mehr als ein Drittheil durch die Ueberſchwemmung von 1829 weggeſpült wurde. Der minder hohe Waſſerſtand der ſpäteren Jahrgänge hat zwar keine ſo große Verheerungen angerichtet, allein die Fundamente vieler Häuſer ſind in einer Höhe von 30 Fuß über dem Fluſſe ganz bloß gelegt, und werden in kurzer Zeit gleichfalls weggeſchwemmt werden. Es läßt ſich ohne Mühe erkennen, daß der Nil, gegenüber von Manfalut, ehemals den Fuß der arabiſchen Gebirgskette beſpülte, und daß er ſich von der über eine halbe Stunde breiten, urbaren Landſtrecke, die gegenwärtig an dieſem Ufer ſich ausdehnt, in ſeiner allmähligen Richtung gegen Weſten entfernt hat. Dieſes in neuerer Zeit angeſchwemmte Erdreich läßt ſich in Aegypten an ſeiner geringen Erhöhung über der Fläche der niedern Gewäſſer leicht unterſcheiden, und wird im Laufe der Zeiten ſeine weitere Erhöhung nur den allmähligen Lagen von Schlamm verdanken, die der Nil dort abſetzt, ſo oft er anſchwillt.

In Manfalut entſchloſſen wir uns zum erſten Mal, die muſelmanniſche Tracht anzulegen, was unſern Leuten großes Vergnügen gewährte, beſonders aber Mahmud, deſſen Eigenliebe durch unſere knappanliegende und oft ſehr nachläßige Kleidung ſich beleidigt fühlte. Wir hatten alle Urſache, zu dieſem Entſchluſſe uns Glück zu wünſchen, denn unſer neues Coſtüm machte weit mehr Effect als unſer Dollmetſcher erwartet hatte. Ueberall, ſowohl auf Spaziergängen als in den Städten, beeilten ſich die Fellahs abzuſteigen, wenn ſie beritten waren, und machten ehrfurchtsvoll Platz, um Selim-Effendi und Iſmail-Effendi vorbeiziehen zu laſſen; dieſe Namen hatten nämlich unſere Matroſen mir und meinem Reiſegefährten anſtatt der unſrigen gegeben, die ſie nur mit großer Mühe ausſprechen konnten. An die Stelle der ermüdenden und zudringlichen Neugierde, die uns in unſrer europäiſchen Tracht verfolgt hatte, trat nun die demüthigſte Ehrfurcht und vollkommenſte Unterwürfigkeit. Sogar die Hunde, dieſe in den kleinſten Dörfern des Orients eben ſo zahlreichen als läſtigen Gäſte, die früher unſer ausländiſches Coſtüm verfolgt und angebellt hatten, ſchienen nun ihre Huldigungen mit jenen aller menſchlichen Bewohner zu vereinigen.

Unſer Reis benachrichtigte uns, es befinde ſich bei dem Nazir ein franzöſiſcher Arzt, und wir ſäumten nicht uns dahin zu begeben. Wer lange Zeit von ſeinem Vaterlande abweſend war, wer ſchon gefühlt hat, wie traurig die Abgeſchiedenheit für den Reiſenden iſt, der den Umgang mit ſeinen Landsleuten lange entbehren mußte, der wird leicht begreifen, welches Vergnügen das Zuſammentreffen mit Herrn Chedufaut uns gewährte.

Dieſer Landsmann, der als Arzt bei dem Heere Mehemed Ali's angeſtellt iſt, war in Conſcriptions-Angelegenheiten nach Manfalut gekommen, und bildete ganz allein die Reviſionsbehörde. Urſprünglich wurde die zum Militairdienſte ausgehobene Mannſchaft nach Cairo geführt; und hier erſt nahm man die Reviſion und die Reformen vor. Herr Chedufaut war, nach ſeiner Verſicherung der erſte, der den Paſcha von der Nothwendigkeit überzeugte, nach jedem Departement einen europäiſchen Arzt mit dem Auftrage zu ſenden, jedes dienſtuntaugliche Individuum augenblicklich zu entlaſſen, um den unglücklichen Fellahs eine weite und mühevolle Reiſe, der Regierung aber einen bedeutenden Koſtenaufwand zu erſparen.

Nur das Alter und bedeutende Gebrechen können vom Militairdienſte frei machen. Daß jemand verheirathet iſt, oder eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, gibt keinen Entſchuldigungsgrund ab; und es hat ſich ſchon der Fall ereignet, daß bei einer und derſelben Rekrutenaushebung ſechs verheirathete Brüder, die mehr als 30 Perſonen hülflos zurückließen, für milizpflichtig erklärt, und alle 6 dem Schooße ihrer Familien entriſſen wurden.

Die Fellahs haben eine ſolche Vorliebe für die Scholle, auf der ſie geboren wurden, daß ſie ihre elenden Lehmhütten, in denen ſie faſt vor Hunger verſchmachten, dem Soldatenſtande und dem Verſprechen vorziehen, gut gekleidet und gut genährt zu werden; ja ihr Abſcheu gegen die neue militäriſche Organiſation geht ſelbſt ſo weit, daß ſie ſich häufig die Zähne des Oberkiefers ausbrechen und ungelöſchten Kalk in die Augen gießen, um ſich von der Conſcription frei zu machen, weil ſie ſogar die Blindheit vorziehen, ein Uebel, welches in Aegypten eine ſo gewöhnliche Erſcheinung iſt, daß ſie ſich gleichſam damit vertraut gemacht haben. Vergebens hat man ſchon mehre Individuen hingerichtet, die einer ſolchen freiwilligen Verſtümmelung überwieſen worden waren, denn man bedient ſich noch immer dieſer Befreiungsmittel.

Damals wurde gerade das Rekrutirungsgeſchäft in der Gegend von Manfalut vorgenommen, und das Innere dieſer Stadt bot einen wahrhaft herzzerreißenden Anblick dar. Die Frauen der Unglücklichen, die man zum Militairdienſte ausgehoben hatte, durchzogen den ganzen Tag wie Verzweifelnde die Straßen; ihr Geſicht und ihre Kleider waren mit Koth bedeckt, ſie rauften ſich die Haare aus, zerſchlugen ſich die Bruſt, und erhoben zugleich ein durchdringendes Jammergeſchrei. Auf ihre Freundinnen ſich ſtützend, die ebenfalls laut wehklagten, blieben ſie vor den Häuſern ſtehen, wo einige mit ihnen bekannten Frauen wohnten; dieſe geſellten ſich dann dienſtfertig zu ihnen, und ſtimmten ſo alle mit einander die jämmerlichſten Klagelieder an. Unterdeſſen war der Augenblick des Abmarſches herangekommen.

Jetzt ſchleppte man gegen 300 Rekruten, deren je zwei an einander gefeſſelt waren, aus dem Gefängniſſe hervor; bald hatten die Stöcke der Wachen ſie gezwungen, ſich in Reih und Glied zu ſtellen, und die Caravane ſetzte ſich nach dem Fluſſe in Bewegung. Es läßt ſich dieſer traurige Marſch nicht beſſer vergleichen als mit einem Zuge verurtheilter Verbrecher, die nach den Galeeren abgeführt werden. Ein tiefes Schweigen und eine bewundernswerthe Ergebung war das Einzige, was dieſe Armſeligen der barbariſchen Behandlung, die man ſich gegen ſie erlaubte, entgegenſetzten. Die Frauen ſtürzten ſich ihnen nach, ſtießen ein furchtbares Geheul aus, erſchöpften ſich in Verwünſchungen gegen den Paſcha, und warfen ſich wüthend über die Wachen her, um noch einmal diejenigen zu umarmen, die ſie nicht mehr wiederſehen ſollten. Fühllos mitten unter dieſem Tumulte, ließen die Anführer der Eskorte mit wichtiger Miene unterdeſſen ihre Leute defiliren, und ſchienen nicht einmal wahrzunehmen, was um ſie vorging. Bald hatte man das Ufer des Nils erreicht, und während man die Rekruten in die Fahrzeuge packte, um ſie nach Cairo zu führen, ſtellte das Geſtade eine Scene der Verwirrung und der Verzweiflung dar, die ſich nicht wohl beſchreiben läßt. Endlich ſtachen die Fahrzeuge in die See. Während nun die meiſten der Frauen, ganz außer ſich, den wahrhaft unſinnigen Ausbrüchen ihres Schmerzes ſich überließen, rotteten ſich andere, mit kräftigerm Muthe begabt, zuſammen, um längs des Nilufers dem traurigen Zuge zu Fuß zu folgen. Mit ihren Kindern beladen, brachen ſie ganz allein, ohne Hülfe, ohne Lebensmittel auf; und viele von ihnen ſtarben ſchon unterwegs vor Hunger und Ermüdung. Auf ſolche Weiſe ziehen die Weiber jedesmal den Rekruten-Abtheilungen in das Lager nach, wohin man ihre Männer bringt, und ſchlagen in der Nähe Erdhütten auf, wo ſie von dem Wenigen leben, was der Soldat von ſeiner Ration ſich abzudarben vermag. Jedes Feldlager des Vice-Königs iſt ſo von einem andern, noch viel zahlreichern umgeben, wo Weiber und Kinder hauſen, und wo das Elend und ſeine Folge, die Sittenloſigkeit, bald das ſcheußlichſte Bild der Entartung darſtellen.

Empört über das entſetzliche Schauſpiel, welches wir vor Augen hatten, erſtaunten wir, wie man in Europa eine ſolche Herrſchaft civiliſirt nennen, und über ihre ephemere Dauer ſo mächtig ſich täuſchen könne. Wie mag Europa in der That an die Stetigkeit dieſer alles verſchlingenden Staatsverwaltung glauben, die jeden Keim der allgemeinen Wohlfahrt ſchon in ſeiner Entwicklung erſtickt, und das Erzeugniß eines ganzen Jahres in einer einzigen Woche vergeudet! Freilich ſind die Fellahs gegenwärtig allzuſehr bis zum Thiere herabgeſunken, als daß Mehemed Ali für den Augenblick einen ernſtlichen Aufſtand zu befürchten hätte; zu dem fehlt es ihnen auch an Waffen; allein die Dörfer werden entvölkert, und dürrer Sand lagert ſich jährlich mehr und mehr auf das ergiebige Ackerland, das kurz zuvor noch reichen Segen ſpendete. Indem der Vice-König dem Boden die letzten Arme entzieht, die ihm zu deſſen Pflege noch blieben, und mit der Flinte ſie bewaffnet, muß er fühlen, daß dieſer Boden dagegen auch ihm ſeine Gaben bald verweigern wird. Mit jedem Jahre nehmen Aegyptens Erzeugniſſe ab; denn was vermögen wohl die Weiber, die Greiſe und die Kinder auszurichten, die allein zum Anbau des Landes noch übrig bleiben? Was kann man beſonders unter einer Regierung von ihnen erwarten, die der Früchte ihrer mühevollen Arbeit ſie beraubt, und mitten unter der Aernte, die der Staat für ſich allein einſammelt, zum Hungertode ſie verdammt? Wahrlich, ſo lange man dieſem ſelbſtſüchtigen, nimmerſatten Syſteme huldigt, ſo lange der Herrſcher darauf beſteht, ohne Rückſicht auf ſein Volk, alle Hülfsquellen des Landes nur zu ſeinem Privat-Intereſſe auszuſaugen, ſo lange kann das Werk der Civiliſation Aegyptens unmöglich fortſchreiten, und die Fürſten, deren unkluge Politik in den Aegyptiern eine Nation und in den Verträgen mit ihrer Regierung ein dauerhaftes Bündniß zu erblicken wähnt, werden allzuſpät ſich überzeugen, daß ſie auf Sand gebaut, und ihre Hoffnung auf ein Gebäude geſetzt haben, deſſen

Grundfeſten aufgelockert ſind, und deſſen Einſturz jeder Tag unvermeidlich beſchleunigen hilft.

Achtes Kapitel.

Wir verließen Manfalut gegen Abend, und ſetzten über den Fluß, um die Grotte von Samun zu beſehen, eine ungeheure Niederlage von Mumien, die ſelbſt den Eingebornen wenig bekannt, und bis jezt auf keiner Landkarte angegeben iſt.

Als wir in El-Mahabdeh, einem eine halbe Stunde vom Fluſſe und drei Stunden weiter als Manfalut gelegenen Dorfe, angekommen waren, begaben wir uns zu dem Kachef, der uns mit außerordentlicher Höflichkeit aufnahm, und ſogleich darauf bedacht war, einen Führer zu unſerem Ausfluge uns zu verſchaffen. Man bezeichnete uns einen Fellah der ſchon einigemal in der Grotte von Samun geweſen, als den einzigen, der im Stande ſey, in dieſem Labyrinthe uns zu leiten. Unglücklicher Weiſe hatte man ihn aber kurz zuvor in's Gefängniß geworfen, in welchem er bleiben ſollte, bis er den Miri vollkommen entrichtet haben werde. Auf unſere dringende Bitte erlaubte ihm zwar der Kachef uns zu begleiten, jedoch nur unter der Bedingung, daß er bei ſeiner Zurückkunft wieder eingeſteckt werde, und ihm die Vergütung, die er von uns erhalte, überlaſſen müſſe, jedoch nicht auf Abſchlag ſeiner Schuld, ſondern, wie wir ſpäter erfuhren, zum Privatvortheile des Kachefs. Da es dieſem nämlich frei ſtand, ſeinen Gefangenen zu verwenden wie es ihm beliebte, ſo hatte er ihn uns geliehen, und ſo war es demnach nicht ungerecht daß jener die Früchte ſeiner Gefälligkeit ärntete.

Das Dorf El-Mahabdeh liegt etwas mehr als eine Viertelſtunde von der arabiſchen Gebirgskette, und die Niederungen, welche den größten Theil dieſes Flächenraumes einnehmen, ſind mit Hülfe einiger Dämme in Teiche verwandelt worden, welche faſt das ganze Jahr hindurch Waſſer haben. Der Berg, welchen wir beſtiegen, iſt durchaus unfruchtbar; wir brachten mehr als eine Stunde damit zu, am Fuße ſenkrechter Felſen hinanzuklimmen, die uns zu großen Umwegen zwangen. Als wir auf ſeiner obern Fläche anlangten, mußten wir unſere Richtung eben ſo lang nordöſtlich nehmen, bis wir an ein horizontales Loch von unregelmäßiger Form kamen; dieß iſt die Oeffnung der Grotte.

Der äußerſt harte Kalkſtein, aus welchem die Grundmaſſe des Berges beſteht, enthält, in dieſem ganzen Theile der Gebirgskette, Haufen von ſchwärzlichen, vollkommen ſphäriſchen Kieſelſteinen von 20 bis 60 Centimeters im Durchmeſſer, die, nach und nach von den Seiten des Felſens ſich ablöſend, in ziemlich großer Anzahl bis auf den Grund der Schluchten rollten, und wie ungeheuer große Kanonenkugeln ausſehen. Auf der Hochfläche des Berges findet man am Boden hier und da zerſtreut, auch wohl in mehr oder minder großen Haufen beiſammen liegend, ſehr ſchöne, durchſichtige Cryſtalle von rhomboidaliſcher Form; ſie gleichen vollkommen dem isländiſchen Feldſpath, haben wie dieſer doppelte Strahlenbrechung, und funkeln herrlich in der Sonne. Je weiter man ſich vom Fluſſe entfernt, deſto größer iſt die Anzahl dieſer Cryſtalle, die man antrifft.

Nichts verräth den Eingang der Grotte von Samun, welche von der Hand der Natur bis in's Herz des Felſens gegraben ward, und deren Eingang man mit wenigen Steinen verſtopfen könnte. Die Oeffnung, die man im Felſen antrifft, hat eine ſenkrechte Tiefe von etwa 10 bis 11 Fuß. Iſt man auf dem Grunde dieſer Art von Brunnen angelangt, ſo entdeckt man eine natürliche Höhle, die in eine verworrene Menge von Gemächern und Gängen abgetheilt iſt, welche meiſtens ſehr niedrig ſind, und nach allen Richtungen ſo wie in jeder Höhe ſich kreuzen. Will man weiter vordringen, ſo muß man ſich völlig entkleiden, weil man ſonſt Gefahr liefe, an irgend einer ſpitzigen Felſenzacke hängen zu bleiben, während man von Gang zu Gang mühſam auf dem Bauche fortkriecht. So gelangt man durch eine Reihe regelloſer Räume, die mehr oder minder hoch und geräumig, und durch Wände von Tropfſtein getrennt ſind, wie man ſie in der Grotte von Anti-Paros antrifft. Dieſe ehemals glänzenden Stalactiten ſind jetzt mit einer dicken Kruſte fetten Rußes überzogen, was ſchon hinlänglich auf den Gedanken hinführen würde, dieſe Grotte ſey der Heerd eines großes Brandes geweſen, wenn nicht die Haufen verkalkter Knochen, über die man ſich fortſchleppt, ein ebenſo überzeugender Beweis davon wären, als die räucherige Luft, die man noch jetzt dort einathmet, und der Geſtank, den die zahlloſen Fledermäuſe verbreiten, welche dieſen finſtern Aufenthaltsort bewohnen.

Die Landesſage, die mit dieſen Ueberreſten vollkommen übereinſtimmt, ſetzt es außer Zweifel, daß in der Grotte von Samun Feuer angelegt wurde; mag es nun das Ergebniß der Unbeſonnenheit oder böſer Abſicht ſeyn, ſo läßt ſich nicht beſtreiten, daß es mehre Jahre lang darin fortgeglommen haben muß.

Jenem Brande verdankt man es, daß man gegenwärtig in dieſe weite Catacomben dringen kann; und um noch weiter zu gelangen, bedürfte es in der That eines neuen Brandes; denn wenn man eine Viertelſtunde weit gewandert iſt, folgen auf die verkohlten Gebeine erſt halbverzehrte, dann immer beſſer erhaltene Mumien, ſo wie man weiter vorwärts ſchreitet.

Einen traurigen und ſeltſamen Anblick gewähren dieſe vom Feuer verunſtalteten Trümmer, dieſe calcinirten Leichname, die entweder der Fuß des Wanderers vollends in Staub verwandelt, oder deren fleiſchloſe Glieder und zerfetzte Leichentücher über dem Haupte deſſelben ſchweben, weil ſie an irgend einer Unebenheit des Felſens hängen blieben. Man fährt erſchrocken zuſammen, wenn man die Flamme der Fackeln dieſen mit Harz getränkten Tüchern ſich nähern ſieht, und dabei bedenkt, daß ein einziger Funke hinreichend wäre, um augenblicklich einen neuen Brand hervorzurufen, deſſen Opfer unfehlbar der Unbeſonnene ſeyn würde, der ihn angefacht hätte. Entdeckt man endlich im Hintergrunde einer engen Gallerie, die keinen Ausgang hat, die Leichname einiger Menſchen, welche entweder Habgier oder Bedürfniß, eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen, in dieſen traurigen Aufenthaltsort führten, und die, weil ſie den Rückweg nicht mehr finden konnten, unter den Qualen des Hungers und der Verzweiflung dort ihren Geiſt aufgaben, ſo wird man von unwillkührlichem Schauder ergriffen; denn der Gedanke an die zahlloſen Krümmungen, durch die man bereits gekommen iſt, und in denen man ſich ebenfalls noch verirren könnte, geſellt ſich zu der Vorſtellung von dieſer fürchterlichen Todesart. Es kommt dem Beſucher dann vor, als laſteten dieſe Leichengewölbe mit ihrem ganzen Gewichte auf ihm, ja als ſchieden ſie ihn von der lebendigen Natur; und er fühlt ſich nicht eher befreit von dieſer bangen Beklemmung, als bis er den erſten Schimmer des Tageslichts von Weitem durch die Oeffnung der Höhle hereindringen ſieht.

Faſt alle Ueberreſte lebender Weſen, die man in Samun antrifft, ſind Mumien von Menſchen und von Crocodillen; doch findet man auch einige andere, wie z. B. Gebeine verſchiedener Thiere, unter denen Cuvier Wirbelbeine von Haifiſchen entdeckt hat, obſchon man nicht begreifen kann, in welcher Epoche oder durch welche Kette von Ereigniſſen die Ueberreſte dieſer ungeheuren Fiſche in einer unterirdiſchen Grotte begraben worden ſeyn ſollten, die mehr als 100 Stunden vom mittelländiſchen Meere entfernt liegt.

Die menſchlichen Mumien befinden ſich in regelmäßigen Lagen, die abwechſelnd kreuzweiſe über einander geordnet ſind. Sie ſind ſorgfältig mit Leinenzeug und Binden umwickelt, jedoch ohne Malerei und ohne Sarg. Einigen hat man auf die Stirn, die Bruſt, die Füße und die Hände kleine goldene Blätter geklebt.

Was die Crocodille betrifft, ſo ſind die größten (man trifft deren ſogar von etwa 40 Fuß Länge) ebenfalls einzeln, und zwar mit einer ſolchen Menge von Leinwand umwickelt, daß man mehre Schiffe damit beladen könnte, während man von den kleinern fünfzehn bis zwanzig in längliche Ballen gepackt hat, die aus Blättern und Zweigen von Palmbäumen gemacht ſind. Endlich befinden ſich in ſolchen Ballen die kleinſten, ja ſogar Crocodilleneier, und zwar mit einer Art von Harz zu einer ganzen Maſſe zuſammengeklebt, unter welche Dattelkerne, dann eine unbekannte Fruchtgattung, Blätter von Maulbeerfeigen, Schlangen von jeder Größe, Fröſche, Eidechſen und endlich mindeſtens eben ſo viele Schwalben als Crocodilleneier gemiſcht ſind.

Die Zahl dieſer Mumien iſt gar nicht zu berechnen; die Säle ſind ganz damit angefüllt, und man kann nur mit der größten Mühe durch den ſchmalen Raum hindurchkriechen, der zwiſchen dem Gewölbe und dieſen ungeheuren Haufen von Leichnamen übrig iſt, welche endlich das Weiterſchreiten ganz unmöglich machen. Man darf die Zahl der Mumien, die gegenwärtig noch ſichtbar ſind, ohne Uebertreibung auf mehre hundert tauſende ſetzen; und bei dem Brande dieſer Grotte, deren Gränzen ſich nicht einmal mit einiger Wahrſcheinlichkeit angeben laſſen, müſſen noch weit mehr Mumien zu Grunde gegangen ſeyn. Der Theil, welcher ſich gegenwärtig durchſchreiten läßt, mag eine halbe Stunde tief ſeyn.

Als wir nach dem Dorfe zurückkehrten, erzählten uns unſere Führer die Geſchichte des Urſprungs der Grotte, und jene der Unglücklichen, deren Leichname wir dort angetroffen hatten.

„Schon vor ſehr langer Zeit, ſprachen ſie, kam ein ausgezeichneter mograbiniſcher Magier mit ſieben Kameelen in's Land, und beredete ſechs Fellah's, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen, um einen ihm bekannten Schatz zu holen, indem er verſprach, jedem von ihnen ein mit Gold beladenes Kameel zu überlaſſen, und mit dem ſiebenten ſich zu begnügen. Er führte ſeine Gefährten hierauf in die Wüſte, und machte an der Stelle Halt, wo ſich gegenwärtig der Eingang der Höhle befindet. Nun zwang er durch ſeine Zauberkünſte den Felſen, ſich zu öffnen, und ſchickte die armen Fellah's in das unterirdiſche Gewölbe, um Gold daraus hervorzuholen. Schon waren ſechs Kameele damit beladen; als die Fellah's aber dahin zurückkehrten, um die Tracht des ſiebenten zu holen, ließ der abſcheuliche Magier durch ſeine Kunſt einen großen Brand unter ihren Füßen entſtehen, wodurch ſie ihr Leben einbüßten, und er den Schatz ganz allein mit ſich fortnehmen konnte.“

„Seit jener Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört; vier Jahre lang quoll aber aus der Grotte eine dicke Rauchſäule hervor, die bis zu den Wolken ſich erhob; und als man endlich hineindringen konnte, fand man nichts mehr als die ausgetrockneten Leichname der unglücklichen Opfer ſeiner böſen Zauberkünſte.“

Nach dieſem Ausfluge beeilten wir uns den Fluß wieder zu erreichen, um den günſtigen Wind zu benützen, mit deſſen Hülfe wir noch in derſelben Nacht bis zu dem Dorfe El-Hamrah gelangten, welches Syut, dem alten Lycopolis, zum Hafen dient. Bemerkenswerth iſt in dieſem Dorfe ein ſehr großes erſt neu erbautes Magazin der Regierung, das die Beſtimmung hat, die Erzeugniſſe Ober-Aegyptens aufzunehmen, welche dann nach Cairo oder Alexandrien verſendet werden, um die Lieferungen damit zu vollziehen, zu welchen der Vice-König in ſeinen Handelsgeſchäften ſich verbindlich gemacht hat.

Syut, die Hauptſtadt von Said oder Ober-Aegypten, iſt nach Cairo und Alexandrien die wichtigſte der ägyptiſchen Städte, hat aber doch ſeit der Vernichtung der Mamelukken bedeutend verloren. Damals war ſie der gewöhnliche Aufenthalt der unzufriedenen oder von Cairo vertriebenen Bey's, denen ſie, ihrer Lage zufolge, eine ſichere Zufluchtſtätte gegen ihre glücklichen Nebenbuhler gewährte. Sie liegt am Fuße der lybiſchen Gebirge und eine halbe Stunde vom Nil entfernt, mit welchem ſie durch einen Damm verbunden iſt, der ſelbſt bei dem höchſten Waſſerſtande trocken bleibt. Von weitem gewährt Syut einen angenehmen und mannigfaltigen Anblick; in ſeinen Umgebungen befinden ſich zahlreiche Gärten, und ſeine Felder prangen in der üppigſten Fruchtbarkeit.

Das Weichbild von Syut ſchmücken Straßen, die breiter und reinlicher ſind, als jene, welche man gewöhnlich in den ägyptiſchen Städten antrifft, öffentliche Plätze, Bazars, eine Baumwolle-Manufaktur, der Palaſt des Gouverneurs, vor allem aber zwei prächtige Moſcheen. Mitten in der Stadt erhebt ſich ein öffentliches

Bad von merkwürdiger Schönheit; es wurde auf Koſten des Deſterdar-Bey erbaut, und die Granitſäulen, die ſein Inneres zieren, ſind von Denderah herbeigebracht worden. Der Ertrag dieſes Bades wird zur Unterhaltung einer Moſchee verwendet, die der Deſterdar gleichfalls erbauen ließ, und welche an daſſelbe ſtößt.

Es iſt um ſo mehr zu verwundern, daß die meiſten Moſcheen, in Aegypten ſowohl als im Morgenlande, in ſo verfallenem Zuſtande ſind, als ihre Stifter faſt immer, wie der Deſterdar, die Vorſicht gebraucht hatten, neben denſelben entweder ein Bad, oder einen Bazar, oder irgend eine andere einträgliche Anſtalt zu errichten, deren Ertrag zur Erhaltung der Moſchee verwendet werden ſollte; allein die Unrechtlichkeit der Adminiſtratoren oder die Erpreſſungen der Beherrſcher waren ſo groß, daß ſelten der Ertrag dieſer frommen Stiftungen nicht unterſchlagen oder zu andern Zwecken verwendet ward; daher trifft man auch auf drei Moſcheen, die älter als 100 Jahre ſind, gewöhnlich wenigſtens zwei an, die in Trümmern liegen oder mit dem Einſturze drohen.

Syut's Handel hat bedeutend abgenommen, ſeitdem durch das von dem Vice-König ausgeübte Monopol die Vortheile verſchwunden ſind, welche die Caravanen von Dar-Fur bei einer Reiſe nach Aegypten fanden, wohin ſie mehr als einmal im Jahre kamen; wogegen ſie jetzt meiſtens nach den Barbareſken-Staaten ziehen. Indeſſen unterhält dieſe Stadt doch immer noch einige Handelsverbindungen mit den ſüdlichen Gegenden und beſonders mit den dem Vice-Könige unterworfenen Provinzen Kordofal und Sennaar. Die muſelmanniſchen, ſo wie die chriſtlichen Bewohner Syut's treiben faſt ohne Ausnahme irgend ein induſtrielles Gewerbe, und man kann die Bevölkerung auf mehr als 20,000 Seelen ſchätzen.

Herr Maſſari, ein neapolitaniſcher Arzt, in Dienſten des Cherif-Bey, Mudir des Gouvernement Syut, nahm uns mit der zuvorkommendſten Höflichkeit auf. Wir brachten ihm von Stancho Nachrichten von der Familie ſeiner Gattin, welcher er, in Rückſicht auf dieſe Veranlaſſung, uns vorzuſtellen die Güte hatte. Wir waren ihm um ſo dankbarer für dieſe Gunſt, als der Doktor, ein langjähriger Bewohner Aegyptens, es in dieſem Punkte mit der orientaliſchen Sitte hielt, und wir unter allen Reiſenden unſerer Bekanntſchaft die einzigen waren, die ſich einer ſo ſchmeichelhaften Ausnahme zu erfreuen hatten.

Madame Maſſari trug das geſchmackvolle Coſtume der arabiſchen Damen, welchem ihre Jugend und Schönheit einen erhöhten Reiz verlieh. Auf dem Haupte hatte ſie einen Feß, um welchen ein Tſchewre (Tuch) von roſenfarbigem, mit Gold geſticktem und elegant gewundenem Krepp einen leichten Turban bildete; ihre ſchönen, ſchwarzen Haare lagen an der Stirn glatt an, und fielen in zahlreichen Locken auf die Schultern herab. Weite, lange Beinkleider von broſchirtem Mouſſeline, die an den Knöcheln in feinen Falten ſich anſchloſſen, nahmen ſich allerliebſt unter einem engen, aber ſehr langen Rocke aus, der vornen offen und an beiden Seiten bis über das Knie aufgeſchlitzt war; zwiſchen dem knapp anliegenden, bis zum halben Vorderarme offenen Aermeln, deren unteres Ende faſt bis auf die Erde herabhängt, konnte man jene eines weiten ſeidenen Hemdes erblicken.

Der Rock war bis unter den Buſen viereckig ausgeſchnitten, dieſen aber verbarg auf eine ziemlich cokette Weiſe ein goldgeſticktes weißes Halstuch von Mouſſeline; rothe, ebenfalls mit Gold geſtickte Pantoffeln umſchloſſen ein Paar niedliche, nackte Füßchen; und ein nachläßig um die Lenden geknüpfter Shawl vollendete ihren morgenländiſchen Anzug. Dieſes zierliche Coſtume, das eine gewiſſe verführeriſche Hingebung noch reizender macht, gefällt am meiſten an Frauen, die wie Madame Maſſari, die europäiſche Grazie mit orientaliſcher Nachläßigkeit zu verſchmelzen wiſſen.

Obſchon Herr Maſſari nicht im Dienſte des Vice-Königs ſtand, ſo hatte ihn doch ſein Chef, der Cherif-Bey, mit der Viſitation der Milizpflichtigen von Syut beauftragt. Wir begleiteten Herrn Maſſari auf ſeiner Inſpection als Aerzte, denn im Orient hält man jeden Europäer für einen Arzt, deſſen Stand und Gewerbe man nicht kennt.

In der Mitte eines geräumigen Hofes erhob ſich ein Gebäude, das, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, ein Magazin, aber ſeit der Aushebung der neuen Rekruten zum Gefängniſſe umgewandelt worden war. In dieſes finſtere Magazin hatte man die unglücklichen Conſcribirten eingeſperrt; und man führte nun einen nach dem andern heraus; ein Theil derſelben war völlig nackt, ein anderer nur mit einigen Lumpen bedeckt. Unter denen, die unſere Aufmerkſamkeit am meiſten feſſelten, befand ſich ein ſchöner junger Mann mit athletiſchen Formen, der ſich zwei Zähne ausgeriſſen, und den rechten Daumen zu verſtümmeln geſucht hatte, da dieſer aber ſeine Muskelkraft nicht ganz verloren hatte, ſo wurde der junge Mann für dienſttauglich erklärt, und erhielt, zur Strafe, daß er ſich verſtümmeln wollte, einſtweilen 50 Stockſchläge auf den Rücken.

Nach beendigter Unterſuchung entließ man diejenigen, die, allzu bedeutender Gebrechen wegen, ſchlechterdings untauglich zum Dienſte waren, und jagte ſie mit Peitſchenhieben davon. Die andern koppelte man paarweiſe zuſammen, indem man ihnen Handſchellen anlegte, die aus zwei Stücken Holz gemacht, und durch große, ſorgfältig umgenietete Nägel mit einander verbunden waren. So wurden die Unglücklichen wieder eingeſperrt, um ſpäter unter ſicherer Escorte nach Cairo oder Alexandrien abgeführt zu werden.

Ein Bataillons-Chef, der die 800 Mann commandirte, aus denen die Beſatzung von Sout beſtand, war nebſt uns bei dieſer Viſitation anweſend. Man führte einen Ausreißer vor ihn, deſſen ſich die Beduinen kurz zuvor bemächtigt hatten. Auf die Frage, warum er ſein Regiment verlaſſen, ob es ihm an irgend etwas gefehlt, oder ob er eine ungerechte Strafe erduldet, erwiederte er kaltblütig: „Nein, aber es war vom Schickſal beſchloſſen, daß ich deſertiren ſollte.“ — „Du wußteſt ja doch, daß man dir 300 Streiche mit dem Curbach geben würde, und daß es dir unmöglich ſey zu entwiſchen.“ — „Es war vom Schickſal beſchloſſen. Allah iſt groß!“ Mehr konnte man ſchlechterdings nicht aus ihm herausbringen.

Im Morgenlande wird die Juſtiz ſummariſch verwaltet; der Profoß wurde daher augenblicklich herbeigerufen. Er war ein alter Soldat von der Garniſon, bekannt durch ſeine Gewandtheit in ſolchen Expeditionen; auch hatte ſich ſeine Unpartheilichkeit niemals zu Gunſten irgend eines Individuums verläugnet; und ſo befand er ſich denn im Beſitze der Befugniß, ſeine Geſchicklichkeit auf dem Rücken ſeiner Kameraden auszuüben, bis vielleicht auch an ihn die Reihe kam, geprügelt zu werden. Bewaffnet mit dem peinlichen Inſtrumente trat er nun vor, und bei dem Anblick deſſelben durchzuckte ein fürchterlicher Blitz die Augen des unglücklichen Deſerteurs; ſein Geſicht zog ſich krampfhaft zuſammen, nahm aber gleich wieder ſeinen gewöhnlichen Ausdruck an. Schweigend beugte er das Haupt, zog ſeine Kleider aus, und legte ſich mit dem flachen Bauch auf die Erde. Als der erſte Streich des Kurbachs auf ſeinen Rücken fiel, vernahm man einen Schmerzenslaut, aber das war auch alles. Der Patient biß auf den Aermel ſeines Rockes, und hätten nicht ſeine Hände einen Anhaltspunkt zu ſuchen geſchienen, und ſeine Füße unwillkührlich auf den Boden geſchlagen, ſo würde ihn jedermann für eine Leiche gehalten haben. Der Profoß zählte die Streiche mit lauter Stimme; wir aber legten eine Fürbitte bei dem Offizier ein, der uns zu Liebe die Gefälligkeit hatte, die Anzahl der Streiche auf 100 herabzuſetzen. Wir gingen nicht eher weg, bis dieſe aufgezählt waren, weil wir gewiß ſeyn wollten, daß ſie nicht etwa nachher noch vermehrt würden.

In Aegypten iſt gewöhnlich die Baſtonade die einzige Strafe der Deſerteurs; nur wird die Anzahl der Streiche erhöht, ſo oft man ſie wieder einfängt, und an ihr Armee-Corps abliefert; bei einigen iſt dieſes ſogar zehnmal der Fall geweſen. Im Anfange hatte man den Verſuch gemacht, die Individuen im Wiederbetretungsfalle zu erſchießen; allein man mußte ſich überzeugen, daß durch dieſes gewaltthätige Mittel den Deſertionen keineswegs geſteuert wurde; deßhalb iſt man auch davon zurück gekommen. Als man einen Soldaten, der ſchon viermal von ſeinem Regimente entwichen war, mit der Todesſtrafe bedrohte, erwiederte er: „Was kann man mir thun? mich umbringen? deſto beſſer; ſo bekomm' ich keine Prügel mehr, und alles hat ein Ende. Allah iſt barmherzig!"

Der Caravanen von Sennaar, beſonders aber jener von Cordofal wegen, die jährlich einige Mal nach Syut kommen, hat man daſelbſt einen ziemlich bedeutenden Sklavenmarkt errichtet. Die unglücklichen Sklaven werden hier auf einem großen Platze halb nackt im Kreiſe zum Verkauf ausgeſtellt: ihre mit Oel eingeſchmierten Körper glänzen wie polirtes Ebenholz; ſie ſind, je nach den Herren, denen ſie gehören, wie ein Quantum Waaren, gruppenweiſe in Looſe abgetheilt. Wir ſahen hier mit Verwunderung, wie die Kaufliebhaber ſie unterſuchten; dem Einen hoben ſie nachläßig die Oberlippe in die Höhe, um ſeine Zähne und ſeine Zunge zu betrachten; dem Andern zogen ſie mit den Fingern die Augendeckel aus einander, berochen ihm die Ohren oder bogen ihm die Arme, und ſchmollten entweder zufrieden nach dieſer empörenden Unterſuchung, oder ſchüttelten mißvergnügt den Kopf. Während die Armſeligen aufſtehen, ſich bücken, auf und abgehen, huſten und ihre Glieder ausrecken mußten, ſahen ſie uns lächelnd an, und ſchienen keineswegs ärgerlich darüber zu ſeyn, ſich wie Thiere dem Verkauf ausgeſetzt zu ſehen. Man wird von einem betrübenden Gefühl ergriffen, wenn man bedenkt, welche Leiden dieſe Unglücklichen erdulden mußten, bis ſie zu ſolcher Fühlloſigkeit, zu dieſer letzten Stufe der Entwürdigung herabſanken.

Nach den muſelmanniſchen Geſetzen berechtigen drei Fehler den Käufer eines Sklaven, den Handel wieder rückgängig zu machen, nämlich wenn er ſchnarcht (Chekkher), wenn er ein Nachtwandler iſt (Madjnun), und wenn er in's Bett piſt (El-Bowl). Dieſe Fehler müſſen jedoch in den drei erſten Tagen nach dem Kaufe und der Bezahlung angezeigt werden. Hat der Sklavenhändler (Djellab) den Käufer wegen unredlicher Abſicht in Verdacht, ſo kann er verlangen, daß der Sklave nach einem dritten Hauſe gebracht werde, um dort drei Tage lang die Probe zu beſtehen.

Folgende Ueberſicht gibt die gewöhnlichen Preiſe der Sklaven im Innern Afrika's, ſo wie zu Syut und Cairo an:

	Im Innern.	In Syut.
	Piaſter.	Piaſter.
Talati, Kinder beiderlei Geſchlechts, welche drei Spannen hoch ſind, von dem Knöchel bis an das Ohr gemeſſen	von 80 bis 100	von 150 bis 200
Ruba'i, Kinder von 4 Spannen Höhe . . .	„ 100 „ 150	„ 300 „ 400
Khomaſſi, Kinder von 5 Spannen Höhe . . .	„ 150 „ 200	„ 500 „ 600
Sedaſſi, Kinder von 6 Spannen Höhe . . .	„ 250 „ 400	Knaben von 700 bis 800 Mädchen 900
Amrat, Knaben von 15 bis 20 Jahren . . .	„ 150 „ 250	von 400 bis 500
Tafben, Mädchen von 12 bis 14 Jahren . . .	„ 600 „ 800	„ 1000 „ 1200
Naet, Mädchen von 15 bis 17 Jahren . . .	„ 500 „ 700	„ 900 „ 1000
Kaffer, Frauen von 18 bis 25 Jahren . . .	„ 300 „ 400	„ 600 „ 700
Umm-Bekir, Frauen, die ein Kind gehabt haben	„ 250 „ 300	„ 500 „ 600
Umm-Tane, Frauen, die 2 Kinder gehabt haben	„ 150 „ 200	„ 400 „ 500
Uſta, Frauen, die das Hausweſen verſtehen . .		„ 1000 „ 1500
Murda, Säugammen	„ 250 „ 300	„ 900 „ 1000

Die letztern werden von den Sklavenhändlern wenig beachtet, weil ſie mehr eſſen, und ihr Zuſtand größere Sorgfalt erfordert.

Das Zuſammenſtrömen der Caravanen hat die Zahl der liederlichen Dirnen in Syut noch mehr erhöht, als in den übrigen Städten Aegyptens. Mehrere kupferfarbige Schönheiten aus Abyſſinien, welche durch ihre regelmäßigen Züge und durch das Ebenmaß ihrer Formen ſich auszeichneten, gingen, mit reichen Kleidern angethan, ohne Schleier, und Hals und Kopf mit mehreren Reihen von Zechinen geziert, in der Stadt ſpazieren. Die meiſten derſelben ſind Sklavinnen, und gehören Sklavenhändlern, die ſie ihrer ungeſtörten Freiheit genießen laſſen, wogegen ihnen dieſe Geſchöpfe monatlich einen beſtimmten Antheil an dem Ertrage ihres verworfenen Gewerbes bezahlen müſſen.

Dieſe Weiber bewohnen ein abgeſondertes Quartier. Sie werden in die Regiſter der Staatsverwaltung eingetragen, und die Kopfſteuer, welche die Regierung von ihnen und den Sclavenhändlern erhebt, denen ſie gehören, iſt nicht unbeträchtlich. In Syut ſchätzt man dieſelbe auf etwa 40,000 Piaſter.

Die Buhlerinnen haben in Syut, ſo wie in ganz Aegypten eine eigene Organiſation und beſondere Vorſchriften. Sie ſind, wie alle, die ein gewiſſes Gewerbe treiben, zu einer Corporation vereinigt, und erkennen einen Vorgeſetzten an, dem ſie Gehorſam leiſten. Dieſer Vorgeſetzte verwaltet ihre Angelegenheiten zum größtmöglichen Nutzen der Gemeinſchaft, und ſchickt ſie, oft in ganzen Abtheilungen, nach den bedeutendſten Flecken der Provinz auf Abenteuer aus, beſonders nach jenen, in denen Cantons-Feſte gefeiert werden.

Zwei Begräbnißplätze lehnen ſich an die Thore von Syut; der eine, der alte Friedhof, nimmt in weiter Ausdehnung den Abhang eines Berges der libyſchen Gebirgskette ein; der andere füllt den Flächenraum zwiſchen der Stadt und dem Berge aus.

Setzt man über einen breiten, aus dem Nil hergeleiteten Kanal, der die Ebene befruchtet, ſo kommt man jenſeits einiger Gärten an eine lange Doppelreihe von Maulbeerfeigenbäumen, die zu den Gräbern der Mamelucken führt. Jedes dieſer Begräbniſſe umgibt eine 4 bis 5 Fuß hohe Mauer von rohen Backſteinen, welche oben ausgezahnt iſt. In der Mitte dieſes eingemauerten Raumes erhebt ſich ein kleines, viereckiges Gebäude, über welchem eine Kuppel ſich wölbt, und deſſen Beſtimmung iſt, die Gräber zu bedecken. Man zählt hier über 100 ſolcher Kuppeln, die auf das ſorgfältigſte mit blendend weißer Kalkfarbe angeſtrichen ſind.

Gelangt man an den Fuß des Berges, ſo trifft man die erſten Gräber des alten Friedhofs an, der vermittelſt Aushöhlungen in das Geſtein gebildet iſt, die in Stockwerken bis zu ſeiner äußerſten Höhe ſich erheben. Dieſe Todtengewölbe, die faſt alle ſehr verfallen, und eben ſo roh, als unregelmäßig gearbeitet ſind, dienten tiefer unten gelegenen Sälen zum Eingang, zu welchen man durch abſchüſſige Gänge hinabſtieg, die aber gegenwärtig größtentheils verſchüttet ſind.

In den ganzen Berg hat man ſolche Todtengrüfte gegraben, von denen mehrere ſehr geräumig ſind, und nicht ſelten mit den an ſie ſtoßenden in Verbindung ſtehen. Die chriſtlichen Wahrzeichen, die man in mehren antrifft, beweiſen, daß ſie den Einſiedlern der erſten Jahrhunderte zur Wohnſtätte gedient haben.

Als wir das merkwürdigſte dieſer unterirdiſchen Gewölbe beſuchten, jenes nämlich, welches ſich beſonders durch ſeine regelmäßige Arbeit und eine außerordentliche Menge von Hieroglyphen auszeichnete, fanden wir es mit Taglöhnern angefüllt, die, ohne Rückſicht auf die prachtvollen Malereien, mit denen die Wände bedeckt ſind, einen Steinbruch daraus machten. Die Agenten des Cherif-Bey waren gerade beſchäftigt, ein Gemälde zu zerſtören, das ein Opferfeſt darſtellte, mit vielen, auf azurblauem Grunde zerſtreuten Sternen umgeben, und mit eben ſo reichen, als geſchmackvollen Verzierungen verſehen war.

Die Gräber von Syut ſind ſo oft umgewühlt worden, daß man gegenwärtig vielleicht nicht im Stande wäre, auch nur einen einzigen unverſehrten Leichnam aufzufinden. Die Mumien von Menſchen, Hunden, Chakals oder Vögeln, die man dort beſtattete, ſind an den Abhängen des Berges herabgerollt, vermiſcht mit der Erde und den Steinſplittern, die durch das Ausbeuten der Felſenmaſſen entſtanden. Mitten unter dieſen Schutthaufen findet man jetzt ihre Trümmer; indeſſen waren dieſe Mumien ſo ſorgfältig verwahrt und zubereitet, daß man ungeachtet der Verſtümmelungen überall noch die kunſtreiche Hand der Menſchen, und faſt nirgendwo den Zahn der Zeit zu erkennen vermag.

In Zawyet-el-Deir, unweit Syut, werden die Verſchnittenen ihrer Mannheit beraubt, und man kann dieſen empörenden Handel als die einzige induſtrielle Hülfsquelle dieſes Fleckens betrachten, der beinahe blos von Chriſten bewohnt iſt. Die koptiſchen Prieſter, ſo wie die übrigen Einwohner, beſchäftigen ſich gemeinſchaftlich mit dieſer Operation, die mit ſo großer Geſchicklichkeit vorgenommen wird, daß, wie man verſichert, auf 100 Unglückliche, welche ſie erleiden müſſen, kaum ſechſe ſterben. In der Regel nimmt man Negerknaben von 8 bis 9 Jahren dazu, die von den Caravanen dorthin gebracht werden; den Herbſt hält man für die am beſten ſich dazu eignende Jahreszeit. Von dieſer barbariſchen Induſtrie bezieht der Paſcha ſeine Abgabe in Natur; von 300 Verſchnittenen, die jährlich daſelbſt operirt werden, nimmt er nämlich als Abgabe deren 80, die theils zu ſeinem Dienſte beſtimmt ſind, theils dem Sultan und den Großen des ottomaniſchen Reiches von ihm zum Geſchenke gemacht werden.

Djirgeh, wohin wir am 20. März kamen, war eben ſo wie Syut ein Sammelplatz für die unzufriedenen Mameluken, die ſich nach Sayd geflüchtet hatten. Dieſe Stadt hat unter der Herrſchaft der Türken und Araber die Spuren ihres chriſtlichen Urſprungs nicht verloren, und man trifft da noch koptiſche Kirchen an, deren Schutzpatron der heilige Georg iſt, deſſen Namen ſie führt. Djirgeh iſt zwar außerordentlich geſunken, beſitzt aber doch einen weitläuftigen Bazar, ſo wie einige ziemlich geſchmackvolle Häuſer und 8 ſchöne Moſcheen. Die mit Gärten umgebene Stadt nimmt am linken Nilufer eine ziemlich hohe Ebene ein; allein der Fluß, deſſen Lauf hier ſeine Richtung immer mehr und mehr gegen Weſten nimmt, hat bereits, wie zu Manfalut, das Erdreich mit ſich fortgeriſſen, auf welchem die letzten Häuſer ſtanden; und es ſteht bei jeder Ueberſchwemmung zu befürchten, daß immer wieder ein Theil der Stadt fortgeſchwemmt werde.

Vier Stunden weit ſüdlich von Djirgeh, aber nur 2 Stunden von dem Ufer des Nils entfernt, erhebt ſich am Fuße der libyſchen Gebirgskette der Flecken Madfuneh (die begrabene Stadt), gerade auf der Stelle, wo das alte Abydos ſtand. Dieſes letztere iſt eine der ägyptiſchen Städte, deren Zerſtörung in die älteſten Zeiten fällt; und als Strabo lebte, war ſie ſchon zu einem gewöhnlichen Dorfe herabgeſunken; nichts deſto weniger ſind aber die wichtigen Ausgrabungen, die man ſeit einigen Jahren daſelbſt vorgenommen hat, mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt worden. Man hat aus den Catacomben von Abydos eine Menge von Gegenſtänden jeder Form und jedes Stoffes hervorgezogen, die zu dem verſchiedenen Gebrauche des bürgerlichen und religiöſen, ſowohl öffentlichen als Privatlebens dienten, und mit denen die europäiſchen Kunſtſammlungen bereichert wurden. Noch jetzt ſieht man in Abydos die Ueberreſte eines Tempels und eines Palaſtes, die vom Sande verſchüttet wurden. An dem erſtern, der aus blendend weißem Kalkſteine erbaut war, konnte man noch einige Fragmente von Säulen bewundern, auf welchen ſich, ſo wie auf ſeinen Mauern, höchſt merkwürdig gemalte und ausgearbeitete Hieroglyphen befinden. Der größtentheils aus Sandſtein erbaute Palaſt iſt ſo verfallen, und von Sand verſchüttet, daß man den ganzen Plan deſſelben nicht wohl zu erkennen vermag. Seine Erbauung ſteigt, nach Champollions Behauptung, bis zu der Regierung Menephta's V., dem erſten Pharaonen der achtzehnten Dynaſtie, hinauf; die Verſchiedenheit in der Arbeit und im Style, die man an ſeinen einzelnen Theilen bemerkt, laſſen jedoch mit Recht vermuthen, daß mehrere jüngern Urſprungs ſind.

Einige Säle dieſes Monumentes haben hohe Bogenwölbungen, und zeugen von einer eben ſo ſeltenen, als ſeltſamen Anordnung. Die Wölbung iſt nämlich nicht wie bei unſern Gebäuden durch Zuſammenfugung einzelner Steine, ſondern durch zwei ungeheure, horizontal gelegte Felſenblöcke hervorgebracht, welche man nach dieſer Form ausgehauen hat. Dieſe beiden Gebäude ſind über eine Viertelſtunde weit von einander entfernt, und dieſer Raum iſt mit alten Grabmälern bedeckt, wovon die einen auf ebener Erde ſtehen, die andern aber in mehr oder minder tiefen Brunnen, in deren Wänden einige Oeffnungen nach Sälen verſchiedener Größe führen, wo die Mumien niedergelegt wurden; nur ein kleiner Theil dieſer aus Backſtein erbauten und mit Hieroglyphen verſehenen Grabmäler erhebt ſich über der Fläche des Bodens. Auf den Mauern eines dieſer letztern iſt die berühmte chronologiſche Tafel der Pharaonen von der ſiebenzehnten Dynaſtie eingegraben. Trotz der Vorſicht, welche die Reiſenden gebrauchen, dieſe Tafel, wenn ſie ſolche unterſucht haben, wieder mit Sand zu bedecken, hat ſie leider ſeit einigen Jahren bedeutend Noth gelitten; und die unterſte Lage der Mauerwand, in welche ſie eingegraben iſt, mußte, wie ſo viele Denkmäler, welche der Unverſtand täglich verſchlingt, in den nahe dabei befindlichen Kalkofen wandern.

Die meiſten in den Gräbern von Abydos gefundenen Mumien waren in Sarcophagen von weichem Stein oder gebrannter Erde eingeſchloſſen, von denen man zahlreiche Trümmer zerſtreut umher liegen findet. Dieſe nicht ſehr dicken Sarcophage ſind am untern Theile viereckig, am obern Theile aber nach der Geſtalt des Kopfes und der Schultern geformt; oft findet man das Geſicht und die Hände erhaben darauf ausgehauen, wie auf den hölzernen Särgen.

Das Dorf Madfuneh, welches ganz in der Nähe der Ruinen liegt, und deſſen Bevölkerung 600 Seelen betragen mag, iſt eines der wichtigſten und minder elenden der ganzen Gegend. Die Ausgaben, welche die Ausgrabungsluſtigen dort gemacht haben, haben ihm, wenn auch nicht gerade Wohlſtand verliehen, doch wenigſtens ſeinem Elend eine nicht ſo abſchreckende Außenſeite gegeben, als die der benachbarten Dörfer iſt. Am Fuße der Anhöhe, auf welcher es liegt, fließt der Seitencanal des Nils, der von Farchut an beſtändig dem Fuße der libyſchen Gebirgskette folgt, und in gewiſſen Entfernungen durch querlaufende Canäle mit dem Fluſſe in Verbindung ſteht, in welchen ſich ſein Waſſer erſt unterhalb Terraneh ergießt. Dieſer auch heute noch gute Dienſte leiſtende Canal würde für Aegyptens Ackerbau von der höchſten Wichtigkeit ſeyn, wenn er nicht an mehren Stellen, beſonders zu Abydos, ſo ſehr verſchüttet wäre, daß man nur mit Mühe ſeinen Lauf zu unterſcheiden vermag.

Wir waren kaum wieder unter Segel gegangen, als wir, und zwar zum erſten Mal, auf einer kleinen Sandinſel mitten im Nil Crocodille gewahr wurden. Unterhalb Djirgeh trifft man gewöhnlich dieſe reißenden Thiere nicht mehr an; allein man hat doch Beiſpiele, daß bei den großen Ueberſchwemmungen deren ſogar im Delta getödtet worden ſind. Die Crocodille entfernen ſich nie mehr als einige Schritte weit vom Fluſſe; ſie halten ſich am liebſten auf dem ſandigen Strande, beſonders aber an den Sandinſeln auf, wo ſie weniger Gefahr laufen, überfallen zu werden, und beim geringſten Geräuſche ſo weit entfliehen, daß es ſehr ſchwer iſt, ihnen bis auf Schußweite nahe zu kommen. Man ſieht deren in den heißeſten Stunden des Tages gewöhnlich 5 oder 6, wohl auch noch mehr, auf den kleinen Inſeln beiſammen liegen, die der Nil bildet, und wo ſie ſich mit Wohlbehagen den brennenden Strahlen der Sonne ausſetzen.

Unter den verſchiedenen Vogelgattungen, die dann um ſie herflattern, gibt es eine, welche die Araber ihres Schrei's wegen Zag-Zag (Charadrius niloticus) nennen, und die, wenn man ihnen glauben darf, mit den Crocodillen in ſehr freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtehen. Nach ihrer Behauptung benachrichtigen nämlich die Zag-Zags die Crocodille durch ihr Geſchrei von der Annäherung eines Feindes, und dafür haben dieſe die Gefälligkeit ihnen zu erlauben, daß ſie ſogar in ihrem Rachen, den ſie im Schlafe offen ſtehen laſſen, die Fliegen wegfangen, welche an ihrem Geifer hängen bleiben.

Je mehr wir uns von Djirgeh entfernten, deſto mehr Palmbäume trafen wir an, deren gabelförmiger Stamm mit den ſchlank gewachſenen Dattelbäumen angenehm contraſtirte. Einige Mimoſen mit ihren gelben wohlriechenden Blumen miſchten ſich unter dieſe Gruppen, und brachten, zierliche Blüthenbüſche bildend, einige Abwechslung in die Landſchaft.

Die weiß angeſtrichenen Mauern einer Baumwollemanufactur und die ſchlanken Spitzen der Minarete, welche über die großen Bäume ſich erheben, von denen das alte Neapolis, jetzt Keneh, umgeben iſt, verkünden dieſe Stadt ſchon von ferne. Sie nimmt in ganz Sayd den erſten Rang nach Sout ein, iſt mit einiger Eleganz gebaut, und hat weite Bazars. Zur Zeit des niedern Waſſerſtandes liegt ſie in bedeutender Entfernung von dem Fluſſe, an welchem ſie urſprünglich erbaut ward. Allein der Nil nimmt jedes Jahr ſeinen Lauf mehr weſtlich von einer Keneh gegenüber liegenden Inſel. Ein früher in ihrer Nähe befindlicher Arm verſchlammt ſich bei jeder Anſchwellung mehr und mehr, und iſt gegenwärtig den größten Theil des Jahres hindurch ganz trocken.

Durch den Umſtand, daß Keneh am Eingang eines jener Thäler liegt, die vom Nil an gegen das rothe Meer ſich ausdehnen, iſt es die natürliche Handelsniederlage zwiſchen Cairo und Djedda geworden, ſo wie der Vereinigungspunkt der Pilger und Kaufleute aus der Berberei, die ſich auf der Straße von Koſſeïr nach Mekka begeben. Keneh iſt in Aegypten berühmt durch ſeine Fabrik von Gefäßen, die man Bardaks oder Gules nennt, und die aus einer ſchönen, poröſen Thonerde gemacht werden. Dieſe nicht gebrannten, ſondern nur an der Sonne ausgetrockneten Gefäße haben die Eigenſchaft, wenn man ſie der Zugluft ausſetzt, ſchnell das darin befindliche Waſſer abzukühlen, das theilweiſe durchſickert. Der Schlamm, den das faſt immer trübe Nilwaſſer abſetzt, verſtopft zwar bald die Poren der Bardaks, und beraubt ſie dadurch der erwähnten Eigenſchaft; allein ſie ſind ſo wohlfeil, daß man oft damit wechſeln kann.

Etwas oberhalb Keneh, am entgegengeſetzten Nilufer, und in der Mitte einer ungeheuren Ebene, die gegenwärtig faſt unbebaut iſt, erheben ſich große Schutthaufen, welche die Stelle bezeichnen, auf der das alte Tentyris ſtand, deſſen Ruinen dem Wanderer noch jetzt den Anblick eines der merkwürdigſten und am beſten erhaltenen Tempel Aegyptens darbieten. Dieſes von dem Ufer über eine halbe Stunde entfernte Monument wird beinahe ganz von den daſſelbe umgebenden Schutthaufen verſteckt, und man erblickt in der Ferne nur einen einzelnen Porticus, der vor demſelben ſteht, ſo wie die Trümmer eines kleinen viereckigen Gebäudes, das etwa hundert Schritte nördlich davon entfernt iſt.

Rechts von jenem Porticus befindet ſich ein kleiner, unregelmäßig da ſtehender Tempel, in welchem man ohne Mühe Strabo's Typhonium erkennt; er iſt beinahe ganz verſchüttet, und gleichſam unter den Trümmermaſſen begraben. Das ſchreckliche Geſicht des Typhon bildet die Kapitälchen der Säulen, und die ſcheußliche Geſtalt dieſes Ungeheuers ſieht man auf allen Mauern abgebildet. Dieſer Tempel beſteht aus zwei Sälen und einer äußern Gallerie, deren ſämmtliche Säulen mit Hieroglyphen bedeckt ſind.

Nicht weit von da erhebt ſich das merkwürdige Gebäude, welchem Denderah ſeinen ausgebreiteten Ruf verdankt. Die impoſante Vorderſeite dieſes Tempels iſt mit zahlloſen hieroglyphiſchen Bildnereien bedeckt, unter denen man die Legenden der Kaiſer Tiberius, Caligula, Claudius und Nero unterſcheidet. Das beinahe noch unverſehrte Gebäude beſteht aus zwei Theilen, deren erſter höher als der andere iſt, und außer dem Naos drei Hauptſäle nebſt einigen kleinern enthält. Den Naos tragen 24 rieſige Säulen, deren Kapitälchen auf ihren vier Seiten mit Götterköpfen geſchmückt ſind. Ueber denſelben befindet ſich ein kleiner, viereckiger Tempel, auf dem die Architrave ruhen, welche die Steinplatten des Plafonds tragen. Die Malereien, mit denen dieſe Kapitälchen verziert ſind, haben von ihrer Friſche durchaus nichts verloren, und obgleich ſie, einzeln betrachtet, nicht ſehr geſchmackvoll ſind, ſo bringen ſie doch alle im Ganzen eine ſchöne und majeſtätiſche Wirkung hervor.

Eine ſanft ſich erhebende Steige führt zu dem Gipfel des Gebäudes. Durch dieſen an einigen Stellen beſchädigten Giebel gelangt man jetzt in die mäßig großen Gemächer, welche den ganzen hintern Theil des Tempels einnehmen. Der berühmte Thierkreis, der zu ſo vielen widerſprechenden Diſſertationen Veranlaſſung gegeben, diente einem dieſer Gemächer zum Plafond, und die Plafonds mehrerer anſtoßenden Gemächer ſind gleichfalls mit ähnlichen Thierkreiſen geſchmückt.

Auf dem Karnieß des Naos lieſt man eine griechiſche Inſchrift, die zu erkennen gibt, daß dieſer Tempel, unter der Regierung des Tiberius Cäſar, der Göttin Hathor (Aphrodite oder Venus) geweiht war; allein aus der Stelle, welche dieſe Inſchrift einnimmt, ſieht man leicht, daß ſie nicht zur Zeit der Ausſchmückung des Gebäudes, ſondern ſpäter daſelbſt eingegraben wurde. In den älteſten Theilen des Tempels befinden ſich die coloſſalen Bildniſſe Cleopatra's und ihres Sohnes Cäſario; aber die Aufſtellung mehrerer anderer ſcheint nicht weiter als bis zur Regierung Antonius und Trajan's hinaufzuſteigen.

Der kleine Flecken Denderah, den man in einiger Entfernung vom Tempel erblickt, iſt durch ſeine Fabriken von Roſenkränzen berühmt, die aus roth bemalten Dum-Kerren gemacht ſind, und einen nicht unwichtigen Handelszweig mit Kordofal und dem Innern Afrika's bilden.

Eine Menge von Einſiedlern kam, von frommem Feuereifer angetrieben, und gelockt durch die Wunderthaten, die das Leben des heiligen Paulus und des heiligen Antonius auszeichnen, in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums nach dieſer Gegend, um die von jenen beiden Eremiten bewohnte Einſamkeit zu bevölkern. Es iſt jedoch in dieſem Lande der Buße nicht eine Spur ihres Aufenthaltes mehr geblieben: und vergebens würde man jetzt in der Umgegend von Tentyris die Ueberreſte der zahlreichen Klöſter ſuchen, die der heilige Pacomus daſelbſt geſtiftet hat.

Nachdem wir die Ruinen von Denderah unterſucht hatten, benützten wir die wenigen Stunden des Tages, die uns noch übrig blieben, zur Fortſetzung unſerer Reiſe.

Schon begann die Nacht ihren Schleier herabzuſenken, als wir mit unſerm Fahrzeuge an dem Strande von Koſt (das alte Coptos) anlegten, welches etwa ſechs Stunden von Keneh entfernt iſt. Gleich dieſer Stadt iſt Koſt an dem Eingang eines Thales erbaut, das gegen die öſtliche Wüſte ſich ausdehnt. Wenn auch ſchon der Urſprung von Coptos ſehr alt zu ſeyn ſcheint, ſo iſt doch erſt in der Geſchichte der Ptolemäer die Rede von demſelben. Dieſe Stadt war damals eine Haupt-Waarenniederlage für den indiſchen Handel. Erbaut in der ſchönſten Blüthezeit, welche Strabo erlebte, begann Coptos gegen das elfte Jahrhundert an Wohlſtand abzunehmen, und war gegen das Ende des vierzehnten in gänzlichen Verfall gerathen. Jetzt iſt es nur noch ein Weiler, um welchen auf dem Sande, mitten unter alten Backſteingrundlagen, umgeſtürzte Blöcke oder Säulen von Granit, Trümmer von verfallenen Klöſtern oder von Kirchen, die ſich in Moſcheen verwandelt haben, zerſtreut umher liegen, im Laufe der Zeiten über einander ſtürzend, als ſtumme Zeugen der verſchiedenen Civiliſations-Epochen, die in dieſem Vaterlande der Künſte auf einander folgten, und gegenwärtig der endloſen Wüſte ihre Stelle eingeräumt haben.

Neuntes Kapitel.

Wir benützten einen günſtigen Wind, um ſchnell nach Theben zu gelangen, indem wir uns für den Rückweg den projectirten Ausflug nach den Ruinen von Kus (Appolinopolis-Parva) vorbehielten. Ungeachtet einiger Sandbänke, die von Zeit zu Zeit den Lauf unſeres Fahrzeuges hemmten, glitt es doch raſch vorwärts zwiſchen den zwei grünenden Teppichen, die den geſegneten Fluß begränzen. Plötzlich erblickten wir hoch über den Palmbaumgruppen die Umriſſe der rieſigen Maſſen der Monumente von Karnac. Eine Viertelſtunde ſpäter ſtiegen wir in der Nähe eines großen Maulbeerfeigenbaums an's Land, deſſen hundertjähriger Schatten an dem Geſtade von Gurnah dem Wanderer ſeinen Schutz leiht. Vor uns breitete ſich die ungeheure Ebene aus, welche einſt Aegyptens antike Hauptſtadt mit ihren zahlloſen Gebäuden deckte, und an manchen Stellen erheben ſich noch auf beiden Ufern ihre rieſenhaften Trümmer.

Kaum hatten wir den Fuß ans Land geſetzt, als mehrere Araber von Gurnah uns Eſel zuführten, die uns nach ihrem Dorfe tragen ſollten. Wir erreichten bald die Gränze des anbebauten Landes. Hier erhebt ſich, von verfallenen Lehmhütten umgeben, ein kleines Gebäude, deſſen elegante Bauart auf keine Weiſe an jene der Tempel mahnt, die dem ägyptiſchen Gottesdienſte geweiht waren. Augenſcheinlich mußte es ehemals ein Palaſt geweſen ſeyn, auf deſſen zerſtreuten Trümmern man Königsnamen lieſt, die den letzten Pharaonen der achtzehnten Dynaſtie oder den erſten der neunzehnten angehören. Ein Säulengang bildet die Vorderſeite, und führt durch drei Pforten in mehre Säle, von denen ein ziemlich geräumiger durch Säulen von ſchönem Style geſtützt wird. Unförmliche Trümmer, die vor dieſem Monumente liegen, und unter denen man Steine von ſehr bedeutendem Umfang bemerkt, begründen die Vermuthung, daß es ehemals an andere Bauten ſich anſchloß.

Jenſeits des Palaſtes beginnt die Wüſte; die Ebene, die ſich nach und nach über die Oberfläche der Ueberſchwemmungen erhebt, iſt, ſo wie der Abhang des benachbarten Berges, ganz mit antiken Grabmälern überſät.

Man kann ſich keinen Begriff von dem wunderlichen Anblick dieſes durchwühlten Erdreichs machen, in welches man unzählige Brunnen gegraben hat. Bald öffnen ſie ſich unter den Füßen des Wanderers, bald ſind ſie verdeckt oder mit Erd- und Schutthaufen angefüllt. Ueberall liegen, bunt auf einander gehäuft, zerbrochene Särge, einzelne Glieder und verſtümmelte Körper, die entweder die Habſucht oder die Neugierde dem Todesſchlummer entriß. Dieſe alten Begräbniſſe ſind ſo oft ausgewühlt, ausgegraben und wieder verſchüttet worden, daß man jetzt unmöglich mehr wiſſen kann, ob die Ausgrabung eines Brunnens zu einem dankbaren Reſultate führen würde. Dieſe Brunnen ſtehen mit mehrſtöckigen Gallerien oder Seitengemächern in Verbindung; und hier werden am häufigſten noch Alterthümer gefunden. Aeußerſt ſelten entdeckt man ein völlig unverſehrtes Grab; da jedoch die erſten Räuber ausſchließlich nach edlen Metallen gruben, ſo läßt ſich immer noch hoffen, intereſſante Gegenſtände aufzufinden. Der Kalkſtein, in welchen dieſe Abgründe gegraben ſind, hat ſich ungleich unter dem Meißel zerſplittert; und die Araber bedienen ſich gegenwärtig der Unebenheiten ihrer Wandungen, um die Erde, womit ſie angefüllt ſind, oder die Monumente, welche ſie entdecken, wegzubringen, und zwar nicht mit Hilfe von Seilen, ſondern blos vermittelſt Körben, die ſie ſich von Hand zu Hand reichen.

Die wichtigſten dieſer Begräbniſſe waren in den Abhang des Berges gehauen, den man von weitem für ein mit regelmäßigen Fenſtern verſehenes Gebäude anſieht. Einige Säle gingen den Brunnen vorher, durch welche man in weite Gallerien und in unterirdiſche, auf ungeheuern Strecken ſich ausdehnende Gemächer gelangte, in denen die Mumien tauſendweiſe liegen. Die meiſten dieſer Gräber wurden bei dem feindlichen Heereszuge des Königs Cambyſes geöffnet, den die Geſchichte anklagt, die Wohnungen der Todten entweiht zu haben, während er jene der Lebendigen in Brand ſteckte. Der rohe Ingrimm dieſes Eroberers hat den Monumenten Aegyptens weit mehr Schaden zugefügt, als die Zeit in 20 Jahrhunderten anzurichten im Stande geweſen wäre. Dieſe Gräber ſind gegenwärtig faſt alle verfallen, und von der Stukaturarbeit, ſo wie von den Malereien entblößt, mit denen ſie bekleidet waren. Indeſſen findet man in einigen noch hier und da Spuren von Hieroglyphen, die jedoch gemalt und nicht von erhabener Arbeit ſind; die letztere ſcheint ein ausſchließliches Vorrecht der Könige und Prieſter geweſen zu ſeyn; denn wenn auch das Einbalſamiren dem Volke ſeine urſprüngliche Einfachheit erhielt, ſo ſah man ſie doch alle geſellſchaftlichen Rangſtufen berückſichtigen, und um lebloſe Gegenſtände Verzierungen ſammeln, mit denen entweder die Zärtlichkeit oder die Eitelkeit in die Wette ſie überlud. Da die reichen Privatleute genöthigt waren, mit gemalten Hieroglyphen ſich zu begnügen; ſo wußten ſie ſich durch die Vollkommenheit der Ausarbeitung dafür zu entſchädigen; und oft ſtellen ihre Grabſtätten Malereien dar, deren Ausführung in ihrer Art den ſchönſten ausgehauenen Hieroglyphen durchaus nicht nachſteht.

Roth, Gelb, Grün, Schwarz und zweierlei Blau ſind faſt die einzigen Farben, welche die Aegyptier bei ihren Grabmälern, ſo wie bei den meiſten ihrer Monumente verwendeten. Einige ſeltene Beiſpiele beweiſen jedoch, daß ſie deren auch andere, und ebenſo die Kunſt der Farbenmiſchung kannten, und daß der Gebrauch einer ſo kleinen Zahl von Tinten bei ihnen das Reſultat eines Syſtems und nicht der Unkunde war.

Nur zwei Häuſer erheben ſich gegenwärtig auf dem Begräbnißplatze von Gurnah; ſie ſind beide von den Europäern erbaut worden, die zu Theben ſich aufhielten, um die Ruinen deſſelben zu unterſuchen. Bei unſerer Durchreiſe war das eine von einem Griechen bewohnt, der mit Alterthümern handelte, das andere von einem türkiſchen Khawaß, der den Auftrag hatte, für Rechnung Ibrahim-Paſcha's Nachgrabungen anſtellen zu laſſen.

Die modernen Bewohner dieſer Gegend haben ihren Wohnſitz mitten unter den antiken Grabmälern aufgeſchlagen. Oft dienen denſelben dieſe Höhlen zur Zuflucht gegen die Plackereien der Behörden, oft zu Vorrathskammern, um einen Theil des Getreides darin zu verbergen, welches ſie der Habgier der Staatsverwaltung zu entziehen wußten, ſo wie ſie ihren Vorältern zum Schlupfwinkel dienten, um die Früchte ihrer Räubereien darin aufzubewahren. Schon ſeit langer Zeit ſind die Bewohner dieſes Diſtrictes als die größten Diebe und als die unruhigſten Köpfe in ganz Aegypten verſchrieen. Sie haben daher auch häufige Angriffe auszuhalten; und ihre Anzahl, die ſich noch in der Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf mehr als 4000 belief, iſt gegenwärtig auf 400 zuſammengeſchmolzen. Dieſe neuen Troglodyten rühmen ſich, bei unſerm Feldzuge in Aegypten die letzten geweſen zu ſeyn, welche ſich den Franzoſen unterwarfen; dieſe konnten in der That nur dadurch Meiſter über ſie werden, daß ſie Feuer in ihre Schlupfwinkel warfen, wo dann mehre derſelben erſticken mußten. Noch nicht ſo lange, im Jahre 1824 nämlich, hatten ſie, durch einen fantaſtiſchen Scheikh dazu aufgereizt, gegen Mehemed Ali's Autorität ſich aufgelehnt, der jedoch bald die Empörer zu Paaren zu treiben wußte; und die Entwicklung dieſes Trauerſpieles war, daß die Köpfe von 50 Häuptlingen in Ibrahim Paſcha's Gegenwart, der von Cairo gekommen war, um den Aufſtand zu unterdrücken unter dem Schwerdte des Henkers fielen.

Während der letzten Jahre beſchränkte ſich die induſtrielle Thätigkeit der Einwohner von Gurnah lediglich auf das Aufſuchen von Alterthümern, die ſie den Reiſenden verkauften. Dieſer kleine Handel hatte mehr als die Gewalt dazu beigetragen, ihren urſprünglichen Charakter zu ſänftigen wenn nicht ſogar völlig umzugeſtalten. Da wurde ihnen aber nun vor kurzem dieſer kleine Erwerbszweig von Ibrahim-Paſcha entzogen, der ſich das Monopol aller Ausgrabungen in ganz Aegypten zugeeignet hat.

Nahe bei den Ruinen eines weiten, mit einer Mauer aus rohen Backſteinen umſchloſſenen Raumes, vor welchem ſich eine von einem der Lagiden aus demſelben Bauſtoffe errichtete Pforte befindet, trifft man die Trümmer eines Tempels an, der dem Ammon-Ra, der großen Gottheit Thebens, von Amenenthe, dem Pharaonen der 18. Dynaſtie und Regenten während der Minderjährigkeit Thotmoſis III., geweiht war. Unfern von da öffnet ſich das weiteſte wie das ſchönſte der Grabmäler von Gurnah, El-Aſſaſſif, die große Panſköte der Alten, die zur Grabſtätte der Prieſter beſtimmt, und von dem Hierogrammatiſten und Propheten Petamenoph, einem der höchſten Würdeträger des Prieſterſtandes, geſtiftet ward. Dieſe ungeheure Aushöhlung, deren breite Gallerien weit in das Innere des Berges dringen, gehört der glorreichſten Epoche ägyptiſcher Kunſt an. Nichts kömmt der bewundernswerthen Vollendung der Hieroglyphen gleich, welche, in erhabener Arbeit auf einem Roſagrunde ſich befindend, deſſen Farbenfriſche ſelbſt die Zeit nicht zu erbleichen vermochte, dieſe Freiſtätte des Todes zieren.

Zahlloſe Schwärme von Fledermäuſen haben ſchon ſeit Jahrhunderten von dieſem unterirdiſchen Bauwerke Beſitz genommen, und machen ihn den Chakals und Hyänen ſtreitig. Der geheiligte Vorhof und die Bildſäulen der Götter ſind beſudelt mit ihren Excrementen, deren übelriechende Ausdünſtungen die Luft, die man in dieſen Todtenhallen athmet, in hohem Grade mephitiſch gemacht haben. Von Zeit zu Zeit wird der Wanderer von einem ungeheuern Schwarm dieſer Thiere angefallen, die über die Fackeln ſich herwerfen, und ſie auslöſchen, während ſie durch die Bewegung ihrer Flügel ein Geräuſch hervorbringen, das dem fernen Donner gleicht.

Von Gurnah lenkten wir unſere Schritte nach dem Thale der Königsgräber. Nach Strabo's topographiſcher Beſchreibung kann man dieſe Gräber nirgends wo anders als in dem Thale von Biban-el-Moluk ſuchen. Zwei Wege führen dahin; der eine zieht ſich auf einem langen Umwege nördlich bis zum Eingang des Thales; der andere, ungleich kürzere, aber ſehr ſteile führt in gerader Richtung über den ſchmalen Kamm des Berges, der es von der Ebene von Gurnah ſcheidet. Von dem Höhepunkte dieſes Fußpfades hat man die vollſtändigſte Ausſicht auf ſämmtliche Monumente Thebens. An dem libyſchen Ufer liegt zu den Füßen des Beſchauers El-Aſſaſſif; etwas weiter Gurnah mit ſeinen zahlloſen Todtengewölben, ſeinen Pallaſttrümmern, und ſeinem Boden, der ein anſchaulich Bild des Chaos darſtellt. Dann kömmt Ramſeion, mit den Wundern ſeiner Baukunſt und den Ueberbleibſeln ſeines rieſigen Coloſſes. Am Fuße des Berges liegt der kleine Tempel der Göttin Hathor, kaum aus den ihn umgebenden Schutthaufen hervorſchauend. Weiter entfernt, und einzeln in der Ebene daſtehend, erheben ſich, Thürmen gleich, Memnons Bildſäulen, hinter welchen ſich auf einem Hintergrunde ſteiler Felſenmaſſen die Umriſſe von Medinet-Abu, mit ſeinen Pforten, ſeinen Tempeln und ſeinen Königswohnungen, dem Auge darſtellen. Am Horizonte dehnt ſich endlich das weite Hippodrom aus, welches ehemals Triumphbögen umgaben, und wo die alten Aegyptier mit gymnaſtiſchen Uebungen ſich erluſtigten, und Wettrennen zu Pferd und zu Wagen hielten. Es nahm einen Flächenraum von mehr als 800,000 Fuß ein. Dieſer ungeheure Circus ſtellt jetzt in ſeiner Zerſtörung das Bild einer Kette regelmäßiger Hügel dar, die gegenwärtig angebaut ſind.

Gegen Süden entfaltet auf dem arabiſchen Ufer, dicht an des Fluſſes Rand, das ſtolze Luxor ſeine breiten Thore, ſeine geſchmackvollen Obeliſken und ſeine zierlichen Säulengänge, die hoch über die elenden Erdhütten der Fellahs ſich erheben. Dem Beſchauer gegenüber erſcheint das großartige Karnac, mit ſeinen Sphynx-Reihen, ſeinen Säulenwäldern und ſeinen Trümmerbergen, jenſeits deren man am Horizonte die Ueberbleibſel von Med-Amud erblickt, deren Erdhäuſer zum Theil von einem Palmbaumwalde verdeckt werden. Fügt man dazu noch die fernen Gebirge der thebaiſchen Wüſte und dieſe endlich ſelbſt, wie ſie von allen Seiten das wundervolle Gemälde umrahmt, in deſſen Mitte der Nil ſeine majeſtätiſchen Wogen dahin wälzt, ſo hat man einen Begriff von dem Anblicke Thebens, von dieſem Schauſpiele, das einzig in der Welt genannt werden kann, und einen unbeſchreiblichen Zauber über die gefeſſelte Einbildungskraft ausgießt.

Die große Reihe von Sphynxen, die ſich von dem Pallaſte von Karnac nach dem Nil hinzieht, ſcheint bis zum libyſchen Ufer fortgeſetzt worden zu ſeyn. Man findet zwar an demſelben jetzt keine Spur dieſer Statuen mehr, aber man unterſcheidet noch eine geebnete Linie, die mit kleinen, gleichweit vertheilten Hügeln beſetzt, und von anderer Farbe iſt als der Boden, der ſie umgibt. Dieſe Linie, an deren Ende Belzoni die Trümmer eines kleinen Tempels, nebſt einigen andern Ruinen entdeckte, läuft gerade an dem Punkte aus, wo der Berg, zwiſchen der Ebene und dem Thale der Königsgräber eingeengt, nur von geringer Dicke iſt. Man darf daher vielleicht annehmen, daß ein unterirdiſcher Gang an dieſe Stelle durch denſelben führte, der die Beſtimmung hatte, die ſterbliche Hülle der Beherrſcher Aegyptens nach ihrer letzten Ruheſtätte zu bringen.

Bald entfaltete ſich unter unſern Schritten das enge Thal der Königsgräber, welches durch zwei Reihen von weißlichen Felſen gebildet wird, deren oberer Theil beinahe ſenkrecht, und deren Fuß mit Geröll umlagert iſt unter welchem der Eingang zu dieſen Todtenhallen mehre Jahrhunderte lang begraben lag.

Von 40 Gräbern, deren Herodot erwähnt, hat man bis jetzt nur 16 entdeckt, die, nach Champollion, den Pharaonen der 18., 19. und 20. diospolitaniſchen oder thebaiſchen Dynaſtie angehören. - Vielleicht iſt es jedoch nicht ganz erwieſen, daß man die übrigen dieſer Gräber gerade in dem erwähnten Thale zu ſuchen hat.

Bei der Wahl des Platzes, den man dieſen Grabſtätten angewieſen, iſt weder die Ordnung der Dynaſtie noch jene der Thronfolge beobachtet worden. Jeder Fürſt hat die ſeinige da graben laſſen, wo es ihm am geeignetſten ſchien; ſo geſchah es denn zuweilen ſogar, daß man den Arbeiten eine falche Richtung gab, wodurch ſie, ſtatt in das Innere des Berges ſich zu vertiefen, an andere, ältere Grabmäler ſtießen, oder daß, um dieſes zu vermeiden, die Arbeiter ſich genöthigt ſahen, von der anfänglich gewählten Richtung abzugehen.

Jede dieſer Todtenwohnungen iſt verſchieden, in Rückſicht auf Plan, Größe und Anzahl der Gemächer. Meiſtens führt eine ziemlich hohe, an der Seite des

Berges angebrachte Pforte in eine lange Gallerie, die nach dem Innern des Berges ihre Richtung nimmt, und durch mehr oder minder zahlreiche Säle geht, welche mit reichen Bildereien gezierte Pfeiler tragen. Hierauf gelangt man in den Hauptſaal, der geräumiger als die übrigen iſt; die Aegyptier hatten ihm den Beinamen vergoldet gegeben, und hier ruhte die Mumie des Königs in einem ungeheuern Sarcophage von Granit. Jeder Pfeiler, jede Mauerwand, jeder Plafond der königlichen Grabſtätten iſt mit hieroglyphiſchen Figuren bedeckt, die faſt alle in friſcher Farbenpracht prangen. Den unglaublichen Luxus, den man hier entfaltete, haben alle mit einander gemein. Die Summen, welche dieſe Todtenhallen gekoſtet haben müſſen, ſind gar nicht zu berechnen, und ihre großartige Pracht war durch keine andere Gränze bedingt, als durch jene der Macht und Regierungsdauer des Fürſten, deſſen Gebeine ſie aufzunehmen beſtimmt waren. So wie er den Thron beſtieg wurden ſie begonnen; und dann vergrößerte und ſchmückte man ſie unaufhörlich bis zu ſeinem Tode aus. Wenigſtens muß man das vorausſetzen; wenn man dieſe Grabſtätten beſucht, von denen einige nur aus 2 bis 3 Sälen beſtehen, wogegen andere deren eine ganze Menge enthalten; dabei haben aber alle das Charakteriſtiſche mit einander gemein, daß die zuletzt gefertigten Bildnereien faſt immer unvollendet ſind, als wenn irgend einer unvorhergeſehenen Urſache wegen, die Arbeit plötzlich hatte eingeſtellt werden müſſen. Uebrigens erkennt man leicht, daß dieſe Todtenhallen mit vielen ſich vollkommen gleichenden Verzierungen ausgeſchmückt ſind, und mit wenigen Ausnahmen in allen angetroffen werden.

Starb ein König von Aegypten, ſo wurde bekanntlich ſein Lebenslauf unterſucht, und ehe man ihm die Ehre der feierlichen Beſtattung zuerkannte, hatte Jeder das Recht, deſſen ſterbliche Ueberreſte vor ſtrengen Richtern anzuklagen. Dieſer Gerichtshof ſollte das Bild desjenigen darſtellen, der über den Wolken thronte, und wo 42 göttliche Richter, unter dem Vorſitze des Oſiris, über das fernere Schickſal der Seele des Monarchen entſchieden. Auf jedem Grabmal iſt daher der König mit dem Scepter in der Hand abgebildet, wie er vor dem ſitzenden Gotte Phre ſteht, der ihm das Zeichen der Unſterblichkeit darreicht; über dem Haupte des Pharaonen aber iſt eine Litanei zu ſeiner Ehre, und ſein negatives Bekenntniß eingegraben. Dieſes Bekenntniß beſteht nämlich aus einer langen Aufzählung der Fehler und Verbrechen, die er zu vermeiden wußte, und wodurch er ſich denn der ewigen Glückſeligkeit würdig machte.

Das Grabmal des Ramſes-Mai-Amun, Nachfolgers von Rhamerri, deſſelben, deſſen ungeheuren Pallaſt man in Medinet-Abu ſieht, iſt lange Zeit für das größte und prachtvollſte aller jener gehalten worden, die ſich in dem Thale von Biban-el-Moluk befinden. Beſonders intereſſant iſt dieſes Grabmal durch eine Reihe von Cabinetten, auf deren Wänden mit großer Sorgfalt die Mobilien, muſikaliſchen Inſtrumente, Kleidungsſtücke, Haus- und Ackergeräthſchaften, Waffen, Feldzeichen, und überhaupt alle Gegenſtände abgebildet ſind, deren die alten Aegyptier ſich bedienten. Auch ſieht man daſelbſt ein ſymboliſches Gemälde, auf welchem das ägyptiſche Jahr in drei Jahreszeiten abgetheilt iſt, nämlich die der Ueberſchwemmung, die der Ausſaat und die Aerndte ſo wie hundert andere Gegenſtände, die ſich auf die Künſte und Wiſſenſchaften, auf die Religion oder endlich auf die Gebräuche dieſes Volkes beziehen, das, wie es ſcheint, alles was auf ſeine Exiſtenz ſich bezog, bis in die kleinſten Einzelnheiten verewigen wollte.

Das erwähnte Grabmal muß jedoch gegenwärtig den oberſten Rang jenen des Königs Uſirei I. einräumen, welches, ſowohl was das friſche Ausſehen der Gemälde, als auch die vollendete Arbeit betrifft, alle ſeine Nebenbuhler weit hinter ſich läßt. Dieſe bewundernswerthe Grabſtätte wurde auf's neue im Jahre 1819 von dem unermüdlichen Belzoni entdeckt, der hier, ſo wie in der zweiten Pyramide von Gizeh, ſich überzeugen konnte, daß Andere vor ihm hineingedrungen ſeyen. Man beſchuldigt ebenfalls Cambyſes die meiſten dieſer Gräber, beſonders aber das eben erwähnte, entweiht zu haben. Ptolemäus Philometor, der Theben zum zweitenmal verheerte, und Cornelius Gallus, erſter römiſcher Präfect in Aegypten (28 Jahre vor Chriſtus) haben deren Zerſtörung vollendet.

Am äußerſten Ende der Gallerie und der Treppen, die überall mit Malereien von königlicher Pracht bedeckt ſind, und zum Sarge Uſirei's führten, hatte man einen breiten und tiefen Brunnen gegraben, der die doppelte Beſtimmung hatte, den Eingang der Säle zu maskiren, die an denſelben ſtießen, und das von Außen zuſtrömende Waſſer aufzunehmen, welches außerdem in das Innere hätte dringen, und ſolches beſchädigen können. Die Pforte, die man jenſeits dieſes Brunnens angebracht hatte, war zugemauert, und die Mauer mit denſelben Malereien bedeckt, wie die benachbarte Felſenwand; allein die Habgier der Soldaten des Cambyſes ließ ſich durch dieſe Liſt nicht täuſchen; und als Balzoni hineinkam, fand er das Holzwerk und die aus den Faſern des Palmbaums gemachten Stricke, deren die Perſer ſich bedient hatten, um über den Bronnen wegzuſetzen, und durch die von ihnen eingeriſſene Wand weiter vorwärts zu dringen. Obſchon nun mehre der folgenden Säle ähnliche Schwierigkeiten darboten, ſo waren doch überall die geheimſten Gemächer entdeckt, und die darin enthaltenen Reichthümer entwendet worden.

Die meiſten Reiſenden wollten ihre Namen auf die Nachwelt übertragen, und haben ſie deßhalb auf die Wände von Livan-el-Mokul eingeſchrieben, die auf ſolche Weiſe jezt eine große Sammlung von Inſcriptionen in allen Sprachen, ſo wie aller Epochen geworden ſind. Mehre haben in paleographiſcher Hinſicht einiges Intereſſe. So findet man z. B. den Namen eines engliſchen Offiziers, der ſich nach Indien auf ſeinen Poſten begiebt, ſeltſamer Weiſe zuſammengeſtellt mit dem Namen eines römiſchen Centurio, der in gleicher Abſicht nach Elephantina reiſte; ferner den Namen eines heiligen chriſtlichen Biſchofs, der die Gläubigen von Syene oder Latopolis beſuchte, neben jenem eines perſiſchen oder mogrebiniſchen Scheikh, unter welchem ſich einige Sprüche aus dem Koran befinden, oder den der Name eines unſerer alten repuplikaniſchen Soldaten halb bedeckt, der ihn mit einer Kohle an die Wand ſchrieb.

Dem Pallaſte des Ramſes, der im Anfang Memnonium, ſpäter Grabmal des

Osymandias hieß, gebührt vielleicht der Reinheit ſeines Styles wegen, der erſte Rang unter Thebens Denkmälern. Die Pylonen, die vor demſelben ſtehen, und auf denen man noch mehre Schlachtengemälde entdeckt, die ſich auf die Eroberungen Ramſes des Großen beziehen, ſind gegenwärtig beinahe ganz verfallen; und das Nilwaſſer welches jährlich zur Zeit der Ueberſchwemmung ihre Grundlage untergräbt, wird ſie bald ganz in Ruinen verwandelt haben. Der vordere Theil des Gebäudes iſt am wenigſten gut erhalten. Unter ſeinen Trümmern bemerkt man die Ueberbleibſel des Coloſſes von Ramſes, das bewundernswertheſte Kunſtwerk, das je die Hand eines Bildners geſchaffen hat. Die königlichen Legenden, die auf den Oberarm dieſer ungeheuren Bildſäule eingegraben ſind, geſtatten keinen Zweifel mehr über den wahren Namen des Fürſten, den ſie vorſtellte. Der ſitzend abgebildete Monarch war nebſt ſeinem Throne aus einem einzigen roſenfarbigen Granitblocke von wunderbarer Schönheit geformt, der eine ſolche Härte hatte, daß man gegenwärtig kleine Bruchſtücke deſſelben nach Cairo bringt, wo ſie die Araber anſtatt Diamanten zum Glasſchneiden verwenden. Die Verhältniſſe der Bildſäule ſind ſo gigantiſch, daß man ſich ziemlich entfernt von derſelben ſtellen muß, um ihre Formen im Ganzen überſchauen zu können. Der ganze Coloß hatte, obgleich ſitzend dargeſtellt, nicht weniger als 35 Fuß Höhe, das Fußgeſtell nicht mitgerechnet, welches gleichfalls aus einem einzigen Steinblock beſteht, der 6 Fuß hoch und etwa 33 lang iſt; die Entfernung von einer Schulter zur andern beträgt mehr als 21 Fuß. Die Bildſäule iſt jetzt in mehre Stücke zerſchlagen, auf denen man noch die Spuren der Meißel entdeckt, die zu ſeiner Verſtümmlung gedient haben, und deren langſame und mühſelige Wirkung die unglaubliche Beharrlichkeit beurkundet, mit der man bei dieſem Akt der Zerſtörung verfuhr.

Ein weiter Saal, der am beſten erhaltene in Ramſes Pallaſt, kann als eines der vollkommenſten Muſter ägyptiſcher Baukunſt angeſehen werden. Der Plafond wird von zwei Säulenreihen getragen, deren noch ganz unverſehrte Kapitälchen Lotus-Blumen vorſtellen, und von bewundernswerther Arbeit ſind. Eine ganz mit Gold überzogene Thüre führte zum letzten Saale, der jedoch beinahe ganz zerſtört iſt. Hier bewahrte man ehedeſſen den berühmten aſtronomiſchen Kreis aus maſſivem Golde, und die für immer verloren gegangene Bibliothek auf, welche die ſinnige Innſchrift trug: Seelenarznei.

In der Ebene erblickt man von weitem die zwei colloſſalen Statuen, von Sandſtein, welche die Eingebornen Tamah und Chamah nennen. Die erſte, nordwärts gelegene iſt am meiſten verfallen; der obere Theil dieſer Figur, der im Jahre 27 vor Chriſtus durch ein Erdbeben zertrümmert wurde, iſt unter der Regierung des Septimus Severus in fünf ungeheuern Steinlagen wieder hergeſtellt worden. Der untere Theil beſteht aus einem einzigen, ziemlich gut erhaltenen Felſenblock. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dieſes jene Bildſäule des Memnon war, die beim erſten Strahle der Sonne im Anfang ganz leiſe, bald aber, ſo wie das Geſtirn des Tages am Horizont aufging, ſo ſchmetternde Töne wie die einer Trompete von ſich gab. Dieſe Tradition hat ſich durch alle Zeiten erhalten, und die Araber geben gewöhnlich noch jetzt dieſem Coloſſe den Namen El-Selamat (d. h. der guten Tag wünſcht), obſchon er ſchon längſt verſtummt iſt. Eine Menge von Inſchriften beurkundet, daß zahlreiche Zeugen Memnons Stimme gehört, daß er deutlich mit ihnen geſprochen habe. Die meiſten ſchreiben ſich von der Regierung Hadrians her, und Sabina, die Gemahlin dieſes Kaiſers, ſowie die ſie begleitenden Edelfrauen, befinden ſich unter der Zahl der Beſucher, deren Namen in dieſe Bildſäule gegraben ſind.

Die beiden Gedächtnißbildſäulen ſind die einzigen, welche die gänzliche Zerſtörung des Amenophion überlebt haben; es war dieſes einer der geräumigſten Palläſte von Theben, deſſen ungeheure Trümmer unter dem Nilſchlamm begraben liegen. Die Bildſäulen ſind gegen Oſten gekehrt, und ungefähr von gleicher Dimenſion. Ihre Geſichtszüge ſind gegenwärtig kaum mehr zu unterſcheiden; der Steinblock, der ihnen zur Grundlage dient, iſt mit Hieroglyphen bedeckt. Auf der hintern Seitenfläche dieſer Grundlagen befinden ſich, auf jeder Seite der Beine der Coloſſe, in dem leeren Raum zwiſchen denſelben, fünfzehn Fuß hohe Figuren, an deren Inſchriften man die eine für die Mutter und die andere für die königliche Gemahlin Amenotphs III., (des achten Pharaonen der achtzehnten Dynaſtie) erkennt, den die Griechen Amenophis-Memnon nannten, und der 1680 vor Chriſtus regierte.

Eine ununterbrochene Reihe von Säulentrümmern, verſtümmelten Bildſäulen und Bruchſtücken jeder Gattung führt bis zu den Ruinen von Medinet-Abu, einem jetzt ganz menſchenleeren Dorfe, das unweit der lybiſchen Gebirgskette auf den Trümmern der Stadt Pappa erbaut ward, welche letztere ſelbſt an der Stelle von drei Gebäuden des alten Thebens ſtand. Die in den Höfen, unter den Säulenhallen, ja bis unter die Plattform der Monumente aufgehäuften Erdhütten haben, allmählig in Ruinen ſich verwandelnd, ungeheuere Schutthaufen gebildet.

Iſt man über die Propyläen Antonin's, Hadrian's und der Ptolemäer, dann über ein Gebäude von Nectanebe, und ein anderes des Aethiopiers Caharaka, endlich über ein kleines Monument Thotmoſis III. hinausgekommen, ſo gelangt man an den ungeheuern Pallaſt des Ramſes-Mai-Amun, eines der merkwürdigſten Denkmäler Aegyptens. Durch zwei Pforten tritt man in einen geräumigen Hof, der, ſo wie die Teraſſen ſeiner Seitengallerien, die von Cariatiden getragen werden, faſt ganz mit Trümmerm angefüllt iſt. Hier entfaltet ſich dem Auge die urſprüngliche Kunſt Aegyptens in ihrer ganzen Majeſtät. Eine hohe Pforte von roſenfarbigem Granit öffnet ſich im Hintergrunde dieſes Hofes, und führt in einen andern, der jenen an Pracht und Größe noch übertrifft. Um die vier Seiten läuft eine Gallerie, die von viereckigen Pfeilern getragen wird; die im Hintergrund befindliche iſt eine doppelte, und mit einer zweifachen Reihe rieſenhafter Säulen geſchmückt. Die Mauer, die Decke, die Pfeiler, die Säulen, Alles iſt mit gemalten Hieroglyphen bedeckt, denen ſelbſt eine Reihe von Jahrhunderten ihre Farbenfriſche nicht zu nehmen vermochte. Man ſieht hier ganze Schlachten vorgeſtellt, überwundene und geopferte Feinde, den Triumphzug eines ägyptiſchen Monarchen, und in geringerer Entfernung von dem Siegeswagen, in welchem er ſich befindet, ganze Haufen von Füßen und Händen. Die Zahl 2885, die neben dieſen Trophäen eingegraben iſt, bezeichnet ſonder Zweifel die Menge der gefallenen Opfer.

Man findet auf den Mauern dieſes Pallaſtes die Spuren aller verſchiedenen Religionen, die in Aegypten geherrſcht haben. Die Geiſtlichen, welche an dieſem Orte auf die Prieſter des Ammon folgten, nahmen Aergerniß an der Unziemlichkeit einiger daſelbſt abgebildeten Gegenſtände, und wollten die nackten Figuren verſchleiern; ſie ließen daher einen elenden Schmierer kommen, der die armen Gottheiten in armſelige Draperien hüllte. Die Helden und Götter des alten Aegyptens wurden entſtellt, traveſtirt, und in Märtyrer und chriſtliche Heilige verwandelt; mehre Pfeiler wurden umgeſtürzt, und mußten dem Schiffe einer Kirche weichen, die man in jenen Räumen errichtete. Die ſpäter dahin gekommenen Muſelmänner gaben ihnen abermals eine andere Beſtimmung; die Kirche wurde zur Moſchee, die man mit Sprüchen aus dem Koran ſchmückte, welche auf die ägyptiſchen und chriſtlichen Sinnbilder geſetzt wurden.

Wir verließen bereits die Ruinen von Medinet-Abu, als unſere Führer uns wieder zurück gehen ließen, um einen, ihrer Behauptung zufolge, weit bewundernswerthern Stein zu ſehen, als Alles was uns bis daher vorgekommen ſey. Es war einer der langen Steinblöcke, welche die Stelle von Balken erſetzend, die Plafonds der Gallerien trugen. Der fragliche Stein war in der Gegend ſeines einen Endes zerbrochen, und ſteckte mit dem andern noch in der entgegengeſetzten Mauer, ſo daß er beinahe ſeine wagerechte Lage beibehalten hatte. Unſere Araber konnten nicht müde werden, dieſen Stein zu bewundern, und verſicherten uns mit wichtiger Miene, er ſey an gar nichts befeſtigt, ſondern ſchwebe, in Folge eines fortwährenden Wunders, frei in der Luft. „Es ſind ſchon viele Jahrhunderte, erzählten ſie uns, als einmal ein Santon hier im Gebete verſunken lag, während ein furchtbares Erdbeben ausbrach, das dieſe ungeheure Steinmaſſe zerſchlug, die auf ſein Haupt herabzuſtürzen drohte; allein der heilige Mann hatte über Alles eine ſolche Gewalt, daß er ihr befahl, ſich nicht von der Stelle zu rühren; und ſeit jener Zeit ſchwebt der Stein ganz frei, zum ewigen Wahrzeichen des Gehorſams gegen des Santons Befehl.“

Ich habe bis jetzt die merkwürdigſten Trümmer ägyptiſcher Größe beſchrieben die auf dem linken Nilufer ſich befinden. Andere Wunder ſtellen ſich dem Wanderer auf dem entgegengeſetzten Ufer dar. Eine Viertelſtunde vom Fluſſe entfernt, und in der Nähe eines Dorfes, das aus etwa 100 Hütten beſteht, liegen die gigantiſchen Ruinen von Karnac, eine wirre Anhäufung von Säulengängen, Paläſten, Tempeln aus allen Zeitaltern, von jeder Größe, und auf das unregelmäßigſte zuſammengeſtellt. Die einen verſchmelzen noch zierlich die anmuthsvollen Formen ihrer Bauart mit den Gruppen von Palmbäumen, die ſie umgeben, die andern drohen mit dem Einſturze oder ſind ihrer völligen Zerſtörung nahe.

Ueberall erblickt das Auge die koſtbarſten Bauſtoffe zertrümmert und von einander abgelöſt; bald erheben ſie ſich wie Berge, bald bedecken ſie den Boden mit zerſchlagenen Obeliſken, entſtellten Coloſſen, oder verſtümmelten Säulen und Altären, die theils unter dem Sande, theils unter den Erdhütten der Araber halb begraben liege.n An den Spuren gewaltſamer Zerſtörung, auf die man in Karnac überall ſtößt, erkennt man unſchwer, daß die nagende Zeit weniger als Menſchenhände zu dem Verfall ſo vieler Meiſterwerke beigetragen hat. Tief betrübt über das Schauſpiel einer ſo ungeheuern Verheerung, ſchwankt der Geiſt hier ungewiß zwiſchen Bedauern und Bewunderung, zwiſchen Unwillen und Enthuſiasmus.

Dieſe Monumente umgab eine hohe, faſt eine halbe Stunde auf jeder Seite lange, viereckige Mauer aus rohen Backſteinen, von welcher noch einige Spuren übrig geblieben ſind. Das merkwürdigſte Denkmal liegt dem Fluſſe gegenüber; es iſt ein Pallaſt, ſo coloſſal als vielleicht je des Menſchen Hand einen aufgeführt haben mag. Vor ihm erheben ſich zwei rieſige Pforten, die den Eingang eines weiten Hofes ſchmücken, der mit reich verzierten Säulenhallen umgeben iſt.

Eine lange Colonnade führt zu einem Portal, das zwiſchen zwei Coloſſen von 20 Fuß Höhe ſich öffnet, und den Eingang eines ungeheuern Saales bildet. Hundert ſechs und dreißig noch unverſehrte Säulen, die mehr als 36 Fuß im Umfang haben, und von denen einige ſogar achtzig Fuß hoch ſind, tragen die mächtigen Steine, aus denen der Plafond dieſes Saales zuſammengeſetzt iſt. Die Kapitälchen mehrer dieſer Säulen haben einen Durchmeſſer von 68 Fuß, ſo daß 100 Menſchen bequem auf jedem derſelben ſtehen könnten. Bei dem Anblicke dieſes gigantiſchen Bauwerkes wagt man entweder nicht, ſeinen eigenen Augen zu trauen, oder man iſt verſucht, an die abergläubiſchen Sagen der Araber, und an die frühere Exiſtenz eines Rieſengeſchlechtes zu glauben.

Jenſeits dieſes Saales erheben ſich abermals hohe Pforten; und alsdann entdeckt man die Ueberreſte von ſechs Obeliſken. Sie ſind aus roſenfarbigem Granite. Der eine, das größte Monument dieſer Gattung, iſt 100 Fuß hoch; die Höhe von zwei anderen beträgt gegen 77 Fuß. Nur einer dieſer letztern ſteht noch aufrecht; der zweite iſt ohne Zweifel durch daſſelbe Erdbeben umgeſtürzt worden, welches 27 Jahre vor Chriſti Geburt die Bildſäule des Memnon verſtümmelte. Dann kömmt ein Saal, der ganz aus großen Blöcken von Roſengranit erbaut iſt, ein Meiſterwerk von Pracht und Aufwand, das dem Ptolemäus Alexander ſein Daſeyn verdankt; dann ein ſehr großes Heiligthum aus einem einzigen Stein; dann weite Säulenhallen wo die antiken Malereien durch Figuren von Heiligen und Madonnen ſchimmern, welche die Chriſten an deren Stelle geſetzt haben, dann . . . . . doch die Furcht, den Leſer zu ermüden, zwingt mich, eine vielleicht ſchon allzulange Aufzählung hier zu ſchließen, obgleich ich kaum erſt ein einziges der Monumente von Karnac in flüchtigen Umriſſen zu beſchreiben begonnen habe.

Es iſt unnöthig, der Menge von Hieroglyphen und der Friſche der Malereien, womit dieſe Monumente bedeckt ſind, wiederholt zu erwähnen. Indeſſen verdienen doch einige Bas-Reliefs, der wichtigen Gegenſtände wegen, welche ſie darſtellen, beſonders angeführt zu werden. Hier ſieht man die Schlachten und Siege Menephtah's I., Ramſes des Großen und Seſonchis, der zu den Füßen der Götter die Oberhäupter von mehr als 30 unterworfenen Völkerſchaften ſchleppt, deren Namen über denſelben ſtehen. Unter dieſen Namen hat Champollion folgende Inſchrift ganz ausgeſchrieben gefunden: Judaha malek, d. h. das Königreich der Juden oder Judäa; eine in archäologiſcher, hiſtoriſcher und religiöſer Hinſicht wichtige Entdeckung.

Von den hohen Pforten des großen Palaſtes herab kann das Auge am beſten die ſämmtlichen Gebäude von Karnac überſchauen, unter denen ſich beſonders, zwiſchen ganzen Bergen von Trümmern, ein kleines der Iſis geweihtes Monument, und ein ungeheures Gebäude aus den Zeiten der Ptolemäer auszeichnen; das letztere kündigt ſich durch drei Reihen von Pylonen an, und iſt von dem großen Palaſte durch ein weites Waſſerbecken getrennt, das der Nil ſelbſt jetzt noch jedes Jahr anfüllt. Endlich unterſcheidet man drei Tempel mit voranſtehenden Sieges-Pforten, vor welchen ungeheure, mit Sphynxen beſetzte Zugänge ſich ausdehnen. Der nach Luxor führende mußte aus mehr als 600 dieſer Bildſäulen beſtehen und die Höhe, in der ſie aufgeſtellt waren, läßt vermuthen, daß vor Alters dieſer Zugang, in welchem man zur Zeit des niedern Waſſerſtandes zu luſtwandeln pflegte, bei der eintretenden Ueberſchwemmung ein Canal wurde.

In dem Augenblicke, wo wir uns von Karnac entfernten, eilte der bei unſerer Ankunft zufällig abweſende Kachef hinter uns drein, und bat uns freundlich, wieder umzukehren, um den Caffee bei ihm einzunehmen. Man hatte uns jedoch zeitig vor dieſer Einladung gewarnt; wir ließen uns daher von dem dringenden Erſuchen dieſes Mannes nicht bewegen, der auf Unkoſten der Reiſenden einen ganz eigenthümlichen Induſtriezweig betreibt. Der ehrliche Kachef, der wegen mehrer Plackereien, die er ſich gegen Europäer erlaubt hatte, Stockſchläge erhalten, und mit dem Verluſte ſeiner Stelle bedroht worden war, verzichtete deßhalb keineswegs auf ſeine Gelderpreſſungen; nur hielt er es ſeitdem für klüger, zur Erreichung ſeines Zweckes etwas höflichere Formen zu wählen. Kam ein Reiſender in Theben an, ſo verſäumte der Kachef nicht, ihn ſogleich willkommen heißen zu laſſen, und ihm ein kleines Geſchenk, wie z. B. einen Hammel oder einige Hühner, zu ſenden; dann beſuchte er ihn täglich in deſſen Fahrzeug, und wich nicht eher von der Stelle, bis es ihm durch ſeine Zudringlichkeit gelungen war, irgend ein Geſchenk zu erhalten, und ſo ohne Gefahr, im Namen der Gaſtfreundſchaft eine bedeutendere Abgabe davon zu erheben, als ihm früher ſeine Erpreſſungen eintrugen. Am Ende wird jedoch auch die feinſte Liſt bekannt; und ſo hatte denn die kleine Speculation des Kachef, auf die man ſpäter die Reiſenden im Voraus aufmerkſam zu machen pflegte, zu unſerer Zeit bei weitem keinen ſo günſtigen Erfolg mehr. Man wies ſeine Geſchenke zurück, man wich ſeinen Höflichkeiten aus, und der arme Mann, der nun auf die vereinzelte Beute beſchränkt war, die ihm von Zeit zu Zeit ein unerfahrner Reiſender eintrug, ſah mit jedem Tage den Ertrag ſeiner unſchuldigen Plackereien abnehmen.

Ruinen aus alter Zeit beurkunden, daß Luxor, ehedeſſen wie heute, Thebens Hafen war. Wenige Schritte vom Fluſſe entfernt erheben ſich zwei mächtige Thore, die, nebſt einem Säulengange von ungeheurer Dimenſion, einigen hundert andern Säulen und einer Menge von Gemächern, die gegenwärtigen Reſte des Pallaſtes ausmachen, den Amenotph III., einer der Pharaonen der achtzehnten Dynaſtie, einſt erſtehen hieß.

Dieſes bewundernswerthe Gebäude, an welches Menephtah I., Ramſes der Große, Sabacon, Alexanders des Großen Sohn, Ptolemäus Philopator, und ſo viele andere Herrſcher ihre Namen geheftet haben, iſt gegenwärtig mit Sand und Trümmern verſchüttet. Um ſeine Ruinen ſind Lehmhäuſer gebaut worden, auf denen ſich ziemlich hohe Taubenſchläge befinden; es ſind dieſer Häuſer etwa 200, und aus ihnen beſteht das Dorf Luxor. Die Bewohner der benachbarten Dörfer kommen da wöchentlich einmal zuſammen, um ihre Waaren gegen einander auszutauſchen.

Vor den erwähnten Thoren ſtanden, neben zwei halbvergrabenen Coloſſen, die beiden prachtvollen Obelisken, die Seſoſtri's errichten ließ, um den Pallaſt des Ramſes damit zu ſchmücken, und deren einer ſeit kurzem Frankreichs Kunſtplätze bereichern hilft. Die Hieroglyphen, welche dieſe aus einem einzigen Steine geformten Denkmäler zieren, ſind auf das vollendetſte gearbeitet; wären ſie bloß vertieft eingehauen, ſo würden ſie etwas zu wünſchen übrig gelaſſen haben; wären ſie ganz erhaben, ſo würden ſie den Unbilden von Menſchenhänden und den Beſchädigungen durch Wind und Wetter ausgeſezt geweſen ſeyn, auch hätten dieſe hervorſpringenden Bildnereien den geradlinigen Umriſſen der Obelisken Eintrag thun können; man verfiel daher auf den Gedanken, beide Manieren mit einander zu vereinigen; die Stelle, in welcher die Figuren ſich befinden, iſt nämlich vertieft, aber in dieſer Vertiefung ſind die Figuren ſelbſt erhaben.

Darauf beſchränken ſich Thebens neuzeitliche Ueberreſte, nichts ſonſt iſt von dieſer ſtolzen Stadt geblieben, die einſt durch jedes ihrer hundert Thore an einem einzigen Tage 10,000 Krieger hinausſendete; von dieſem Hauptſitze alterthümlicher Civiliſation, der ſorgfältig die Traditionen der Wiſſenſchaften bewahrte, welche unverſehrt unter dem Schatten des Sanctuariums ruhten. Nichts hat dieſen Glanz, dieſen Reichthum, dieſe ſtolze Pracht überlebt, als ihr Name und ein Haufe zertrümmerter Steine. An die Stelle jener großartigen Gebäude, die kaum die zahlloſe Menge zu faſſen vermochten, welche geſchäftig ſich dahin drängte, iſt die lautloſe Wüſte getreten; Sandhaufen und armſelige Hütten decken die Trümmer des unvergänglichen Granits, dem einſt die geſchickteſten Künſtlerhände bewundernswerthes Leben einhauchten. Verſchwunden iſt ſogar die Spur jener unzähligen Kanäle, die des Reichthums Füllhorn über die ganze Gegend ausgoßen. Nur der Nil, nimmer alternd unter der Laſt der Jahrhunderte, wälzt noch heute ſeine ſegensreichen Fluthen durch die Auen, die er ſelbſt hervorgezaubert; ſtets groß und wundervoll, wie in der Glanzperiode der Pharaonen, befruchtet er die Keime im Schooſe der Gefilde, welche chaotiſch überſät ſind mit den unförmlichen Trümmerhügeln eingeſtürzter Palläſte, umgeriſſener Säulen und aufgewühlter Fundamente, die mit Sockeln, Kapitälchen, Urnen, Altären und verſtümmelten Göttergliedmaßen in buntem Gewirre durch einander liegen!

Zehntes Kapitel.

Ueber eine Woche war verfloſſen, und wir hatten kaum Zeit gehabt, die Ruinen von Theben zu durchwandern. Die vorrückende Jahreszeit gebot jedoch Eile, und hieß uns, die noch beabſichtigten Forſchungen bis zu unſerer Rückkehr aus Nubien verſchieben. Wir beſchäftigten uns daher mit den Vorbereitungen zu unſerer Reiſe; da wurde dieſe aber durch die Ankunft dreier andern Fahrzeuge noch um einige Tage verzögert. Es befanden ſich dadurch nicht weniger als vier Barken hier beiſammen, die mit Reiſenden verſchiedener Nationen angefüllt waren; eine unerhörte Erſcheinung in den thebaïſchen Annalen! Eines dieſer Fahrzeuge, auf welchem die engliſche Flagge wehte, führte uns zwei Freunde zu, die Herren G. Robinſon und W. Maltaß; in dem zweiten, das unter amerikaniſcher Flagge ſegelte, befanden ſich Herr Brodford, Vice-Conſul der vereinigten Staaten zu Lyon, und Herr W. Holt-Yates, ein Arzt aus London; die letzte endlich, die mit dem Banner des Propheten geſchmückt war, hatte Madame Ida St. Elme, bekannter unter dem Namen La Contemporaine (die Zeitgenoſſin) und ihren Adoptiv-Sohn am Bord.

Da wir mit den Ruinen von Theben ſchon bekannt waren, ſo machten wir uns ein Vergnügen daraus, den neuen Ankömmlingen ſie zu zeigen; und am folgenden Tage feierten wir in der fröhlichſten Stimmung auf dem Grabe des großen Ramſes-Maï-Amun, durch ein Gaſtmahl, das ſo glänzend war, als unſer Mundvorrath es nur immer geſtattete, unſer unerwartetes Zuſammentreffen unter dieſem fremden Himmelsſtriche. Nur die Zeitgenoſſin fand nicht für gut, nach dem Stell-dich-ein ſich zu begeben. Madame St. Elme betrachtete mitleidig alle dieſe Haufen alter Steine, die, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, weder zu ihrem Verſtande noch zu ihrem Herzen ſprachen, und über die ſie in Büchern hinlängliche Nachweiſungen zu finden meinte, um in ihren Schriften derſelben zu erwähnen; ſie fand daher ganz überflüſſig, ſich auf einem perſönlichen Beſuche durch weite Ausflüge in der brennenden Sonnenhitze zu ermüden. Sie ſchien ausſchließlich mit dem Supplement-Honorar von 10,000 Franken beſchäftigt zu ſeyn, welches ihr, wie ſie verſicherte, von ihrem Verleger verſprochen worden ſey, wenn ſie nur bis zu den Pyramiden ſich bemühen wolle: demnach hoffe ſie, ihre Reiſe nach Theben werde ihr mindeſtens noch 10,000 Franken mehr eintragen. Sie entſchuldigte ſich mit einer leichten Quetſchung oberhalb des Knie's, daß ſie unſerer muntern Caravane ſich nicht anſchließen könne; und da ſie wahrſcheinlich befürchtete, wir möchten die Richtigkeit dieſes Abhaltungsgrundes bezweifeln, ſo mußten wir durchaus mit eigenen Augen den verhängnißvollen blauen Fleck betrachten, der den unumſtößlichen Beweis lieferte, daß ſie irgendwo ſich angeſtoßen habe.

Die Nachricht, welche ſeit einigen Tagen ſich verbreitet hatte, daß die Peſt in Eſne ſchreckliche Verheerungen anrichte, beſtimmte Madame St. Elme, ihrer Reiſe ein Ziel zu ſetzen, und augenblicklich nach Cairo zurückzukehren, während wir nach dem Waſſerfall ſegelten.

Ein leichter Wind, der uns raſch an Erment (dem alten Hermonthis) vorüberführte, legte ſich bald wieder, und nöthigte uns, an's Land zu ſteigen. Wir benutzten dieſe Verzögerung, um auf die zahlreichen Schwärme von Tauben und Turteltauben Jagd zu machen, die längs des Nilufers auf den Pappelbäumen zu ſitzen pflegen. Seit einer kleinen Weile hatten wir vor uns eine ungeheure Maſſe erblickt, die in der Höhe des Waſſerſpiegels auf einer Sandbank lag, und welche wir bald nachher für ein Crocodill erkannten; ſeine Länge betrug nicht viel weniger als 40 Fuß. Einige Fellah's, die auf uns zuliefen, meldeten uns, dieſes Crocodill ſey der furchtbare Sultan-el-Timſah (der Crocodillkönig), von dem man ſchon ſeit langer Zeit wiſſe, daß er in dieſen Gewäſſern ſich aufhalte, und zahlreiche Opfer verſchlungen habe. Da dieſes ungeheure Thier in tiefem Schlaf verſunken war, ſo hofften wir, ihm auf Schußweite uns nähern zu können; allein es erwachte bald durch das Geſchrei der Vögel, die es umflatterten; und wir ſahen nun, wie es ſich aufrichtete, und ſchwerfällig in den Fluß tauchte, deſſen Waſſer bei dem Fall dieſer unſchierigen Maſſe ſchäumend in die Höhe ſpritzte.

Während unſere Matroſen unſer Fahrzeug mitten durch Sandbänke mühſam am Seile fortzogen, ſtellte ſich unſern Blicken plötzlich ein Schauſpiel dar, auf welches ſelbſt die Summe von Elend, von welchem wir in Aegypten bereits Zeugen geweſen waren, uns noch nicht vorbereitet hatte. In einer Ausdehnung von mehren Stunden war die noch rauchende Saat von dem Feuer verheert worden; nicht ein einziger Bewohner ließ ſich auf dem Felde blicken, und die am Rande des Fluſſes befindlichen Schöpfbrunnen ſtanden verlaſſen da. Als wir am Eingang des Dorfes anlangten, hörten wir von weitem ein verworrenes Geſchrei; und hier erfuhren wir dann die Urſache der allgemeinen Betrübniß. Es wurden in dieſem Diſtrikt gerade Rekruten ausgehoben; die mit dieſem Geſchäfte beauftragten Arnauten beſetzten ſchon die benachbarten Weiler der Wüſte, und machten die Flucht zur Unmöglichkeit; noch wenige Stunden, und ſie ſollten herankommen, um die unglücklichen Einwohner von dem heimiſchen Heerde zu reißen. Entſchloſſen, ſich zu vertheidigen, hatten dieſe in der Verzweiflung ihre Aernte in Brand geſteckt, ſich dann mit Lanzen, Stöcken, Steinen und einigen verroſteten Flinten am Eingange ihres Dorfes aufgeſtellt, und den feſten Vorſatz gefaßt, eher zu ſterben, als Soldaten zu werden. Unterdeſſen erhoben die Weiber ein Wuthgeſchrei, rauften ſich die Haare aus, beſudelten mit Koth ihre Kleider und ihre Geſichter, und erhöhten dadurch nicht nur das Peinliche dieſes Auftritts, ſondern bildeten auch einen ſchrecklichen Contraſt mit der fürchterlichen Ruhe, zu welcher ihre Väter und Männer ſich zwangen.

Niemals hatte das Bild der Verzweiflung mit ſo grellen Farben ſich uns dargeſtellt; und wie groß mußte ſie in der That nicht ſeyn, bis ſie dieſe Unglücklichen ſo weit brachte, daß ſie ſogar mit eigenen Händen die Hoffnung auf ihre Aernte zertrümmerten. Allein, wie ich ſchon bemerkt habe, welches Intereſſe kann der ägyptiſche Fellah dabei haben, ob ſie geſegnet iſt oder nicht? Fällt ſie gut aus, ſo muß er nicht allein ſeinen Zehnten, ſondern auch jenen aller Ortſchaften ſeines Diſtrictes entrichten, die damit noch im Rückſtand geblieben waren; brachte aber ſein Feld nichts hervor, ſo zwingt man ſeine Nachbarn, für ihn einzuſtehen. So kommt es denn, daß der unglückliche Landbewohner, dem Gewichte der Abgaben unterliegend, die er niemals vollkommen entrichten kann, einen Erwerbszweig vernachläßigt, deſſen Früchte er gewiß iſt, nicht genießen zu dürfen. Wie oft geſchah es nicht, daß wir um keinen Preis Eier, Milch, Hühner u. dgl. kaufen konnten, weil der gerade anweſende Bevollmächtigte des Vice-Königs ſich augenblicklich das Geld zugeeignet haben würde, welches wir dafür bezahlt hätten; weßhalb die Einwohner lieber ſelbſt die wenigen Eßwaaren verzehrten, mit denen ſie verſehen waren; und gelingt es auch zuweilen dieſen Armſeligen, die Habgier der Staatsverwaltung zu täuſchen, und ſo viel Geldmittel zuſammenzubringen, daß ſie ſich irgend ein unentbehrliches Kleidungsſtück dafür anſchaffen können, ſo müſſen ſie erwarten, daß man es ihnen mit Gewalt wieder abnimmt, oder ihnen wenigſtens Stockprügel gibt, daß ſie es gewagt haben, ihr Geld zu etwas anderem als zur Bezahlung des Miri zu verwenden.

Als im Jahre 1829 eine Seuche ſehr viel Geflügel weggerafft hatte, verbot ein Firman des Vice-Königs bei ſchwerer Strafe, Eier zu eſſen; und die Scheik's-el-beled wurden angewieſen, täglich alle Eier einzuſammeln, und ſie nach den verſchiedenen Anſtalten zu bringen, wo die Kunſt ſie ausbrütet. Solche Anſtalten befinden ſich in mehren Städten Ober- und Unter-Aegyptens; ſie beſtehen aus einem Saale, deſſen innerer Raum mit Backöfen umgeben iſt, die über dem Boden ſtehen. Unter jedem derſelben iſt eine kleine Kammer angebracht, die mit denſelben durch ein Loch in Verbindung geſetzt iſt, um welches eine Miſchung von Natron und Hammelskoth angezündet wird. Das langſame Verbrennen dieſes Gemiſches unterhält in der darunter befindlichen kleinen Kammer, in welche die Eier gelegt werden, eine hinlängliche Wärme, um ſie auszubrüten. Eine Oeffnung, die in den mittlern Saal geht, geſtattet den kleinen Hühnern, dieſe Art von Schwitzkaſten zu verlaſſen, nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind. In einigen dieſer Anſtalten können mehre tauſend Eier zugleich ausgebrütet werden.

Man würde kaum glauben, wie es möglich iſt, auf die oben erwähnte, befremdliche Weiſe das Recht des Eigenthums auszudehnen, wenn nicht die perſönliche Freiheit ſelbſt mit ſo roher Gewalt verletzt würde. Schrieb doch ſogar um dieſelbe Zeit ein anderer Firman jedem heirathsfähigen Fellah vor, unverzüglich eine Frau zu nehmen. Der Zuwiderhandelnde ſollte mit 100 Stockſtreichen gezüchtigt werden; ein wunderliches Mittel gegen die Abneigung dieſer Unglücklichen, ſich eine Gefährtin ihres elenden Daſeins zu wählen. Und doch gedachte Mehemed Ali's civiliſirte Regierung, mit Hülfe dieſes neuen Mittels die beſorglichen Fortſchritte der Entvölkerung zu hemmen.

Man hatte uns nicht getäuſcht; ein mörderiſcher Typhus, dem man die unpaſſende Benennung Peſt gegeben, raffte unbarmherzig die Bewohner von Kéne dahin; er war die Folge einer Hungersnoth, die ſeit mehren Monaten die Provinz heimſuchte. Es ſtarben täglich über 30 Einwohner, und ihre Zahl, die bereits um mehr als ein Drittheil abgenommen hatte, belief ſich kaum mehr auf 6000.

Ibrahim-Aga, Memur der Provinz Kéne, hatte ſich in einer großen Barke davon gemacht, in welcher wir ihn, Quarantaine haltend, fanden; allein das geſchah auf gut türkiſche Manier, d. h. es war den Bewohnern unter Androhung der ſchwerſten Strafen verboten, ſowohl der Barke des Gouverneurs, als auch einigen Zelten ſich zu nahen, die ſeine Leute unweit davon am Ufer aufgeſchlagen hatten; während dieſen dagegen erlaubt war, in die Stadt zu gehen, wann es ihnen beliebte, ihre Freunde oder Verwandte zu beſuchen, und ſich neuen Mundvorrath zu holen.

Der Memur, der von unſerer Ankunft im Voraus benachrichtigt worden war, ließ uns ſeinen Gruß entbieten, und ſendete uns einige Hammel zum Geſchenke. Wir ſäumten nicht, ihm unſern Dank dafür abzuſtatten, und zugleich eine Kiſte Wein zu überbringen, die uns Doktor Maſſari von Syut für ihn mitgegeben hatte. Ibrahim Aga, der uns, trotz unſerer türkiſchen Tracht als Europäer behandeln wollte, geſtattete nicht, daß wir uns auf dem Divan niederließen, der die Hälfte ſeines kleinen Gemaches einnahm. Dieſem gegenüber ſtanden einige ſchlechte Stühle, auf denen wir Platz nehmen mußten, während er ſelbſt ſich auf einen großen Armſeſſel von ächt gothiſcher Form ſetzte. Nachdem er ſeinen Malem herbeigerufen, und ihm befohlen, den Brief vorzuleſen, den Doktor Maſſari an ihn geſchrieben, weil er weder leſen noch ſchreiben konnte, ſprach er zu uns: „Wundert euch nicht, meine Freunde, daß ich euch nicht mit Tabak und Caffee aufwarte; auch wir ſind jetzt Franken und civiliſirte Leute; und um euch einen Beweis davon zu geben, will ich euch zu Tiſche laden, und verſuchen, wie ich mit den Gabeln und Meſſern zurecht komme, die mir mein vortrefflicher Freund, der Arzt von Syut, durch euch überſendet. Ich weiß wohl, daß, um fränkiſche Muſſafirs (Gäſte) würdig zu empfangen, eine der Hauptbedingungen iſt, daß man ihnen Wein vorſetze; ich hoffe, ihr ſollt mit dem meinigen zufrieden ſeyn, er kommt aus Frankreich.“

Während wir beſchäftigt waren, ihm Neuigkeiten aus Cairo zu erzählen, hatten ſeine Leute die Tafel in Bereitſchaft geſetzt und ſie vor uns geſtellt. Jeder bekam zwar eine Gabel und ein Meſſer, allein Ibrahim Aga's Civiliſation erſtreckte ſich nicht bis auf den Luxus der Teller, und jeder Gaſt mußte folglich nach Belieben aus der Schüſſel den Brocken holen, der ihm am beſten behagte. Es war poſſierlich zu ſehen, in welche Verlegenheit der Mamur mit ſeinen Beinen gerieth, die er nirgendswo unterzubringen wußte, weil ſie der unbequemen Stellung ungewohnt waren, zu welcher der Armſeſſel ihres Herrn ſie nöthigte. Indeſſen wagte er es doch nicht, ſeinen Sitz zu verlaſſen, weil er ihn als das charakteriſtiſche Sinnbild der wahren Civiliſation betrachtete; unruhig warf er ſich darauf hin und her, faßte ſein Meſſer bald an dem Hefte, bald an der Klinge; und ermangelte, wenn er mit Hülfe ſeiner Gabel ein Stück Fleiſch aus der Schüſſel gefiſcht hatte, niemals, es mit den Fingern davon abzunehmen, und ſo in den Mund zu ſchieben. Ein einziges, mächtig großes Trinkglas, das man ſich einander in der Runde herumreichte, enthielt den ausgezeichnet ſchlechten Wein, den unſer Gaſtfreund, unter dem Namen Bordeaux, mit bewunderniswerthem Enthuſiasmus hinunterſchlürfte.

Endlich, als das Mahl beendigt war, brachte man uns Pfeifen und Caffee; ein beglückender Augenblick für unſern Wirth! Die peinliche Entbehrung, die er ſich ſeit mehren Stunden auferlegte, hatte ſeine Liebe zur Civiliſation erſtickt, und er bat uns jetzt um Erlaubniß, ſeinen Seſſel zu verlaſſen; und auf ſeinem Divan Platz zu nehmen.

Gegen Abend nahmen wir Abſchied von Ibrahim-Aga, der noch die Gefälligkeit hatte, zu einer Crocodilljagd uns einzuladen, auf die er in einigen Tagen ausgehen wollte; allein es erhob ſich ein günſtiger Wind, und die vorgerückte Jahreszeit drängte uns. Wir gingen daher nach Edfu unter Segel, ohne uns bei den Ruinen von Elythia (El-Kab) aufzuhalten.

Edfu (das alte Hatfuh, oder das Apollinopolis magna der Griechen) zählt kaum 2000 Einwohner, deren einziger Induſtriezweig in der Verfertigung einiger Töpferwaaren und blauer Zeuge beſteht. Es iſt die letzte Stadt, in der man Kopten antrifft, dieſe alten Kinder Aegyptens, die ſeit den erſten Tagen unſerer Zeitrechnung Chriſten wurden, und ihrem Glauben nach ſo viel hundertjährigen Verfolgungen treu blieben. Lange bevor wir daſelbſt ankamen, erblickten wir ſeine Pforten, die größten in ganz Aegypten. Endlich ließen wir unſer Fahrzeug an dem der Stadt am nächſten gelegenen Punkte halten; ſie iſt etwas weniger als eine Viertelſtunde Wegs vom Nil entfernt, ſteht auf einem Theil der ungeheuern Schutthügel, womit der große Tempel umgeben iſt, ſo wie auf der Plattform des Tempels ſelbſt, und gewährt von weitem einen höchſt maleriſchen Anblick. Der Tempel von Edfu ſteht zwar, hinſichtlich ſeiner Dimenſionen, den Bauwerken von Karnac nach, und iſt minder gut erhalten, als jener von Denderah; auch iſt er viel ſpäter gebaut worden, allein er nimmt nichts deſto weniger unter Aegyptens Monumenten eine ausgezeichnete Stelle ein.

Wir waren eben im Begriffe, Edfu zu verlaſſen, als Geſänge, oder beſſer geſagt, ein cadencirtes Geſchrei unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Nicht lange nachher begegneten wir einem Haufen Weiber, die in regelloſen Gruppen um die Thüre einer Hütte ſtanden. Die meiſten waren mit Lanzen, Flinten oder

Ackergeräthen bewaffnet; eine in der Mitte befindliche, die einige andere mit Gewalt zurückzuhalten ſich beſtrebten, zerraufte ſich die Haare, wälzte ſich auf der Erde, und ſtreute Staub auf ihren Kopf und auf ihre Kleider. Von Zeit zu Zeit beruhigte ſie ſich etwas; dann erhoben die umſtehenden Frauen die Arme über ihre Häupter, und ſtießen, heftig mit dem Körper ſich bewegend, alle mit einander nach dem Takte jenes dumpfe Geſchrei aus, das wir zuvor vernommen hatten. Hierauf begann die erſte, gleichſam um die übrigen ausſchnaufen zu laſſen, ihre Jammerſcene wieder. Dieſe Frau war, wie wir erfuhren, die Wittwe eines jungen Mannes, dem man gerade die letzte Ehre erweiſen wollte, und ihre Freundinnen hatten, um dem Verſtorbenen ihre Achtung zu bezeugen, zu dem Trauerzuge die Waffen und Werkzeuge mitgebracht, durch deren gewandte Handhabung er ſich ausgezeichnet hatte, oder wenigſtens ausgezeichnet haben ſollte. Bald kam ein Haufen von Männern dazu, von denen die erſten einen offenen Sarg auf den Schultern trugen; der Leichnam wurde hineingelegt, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Männer ſchritten voran, während ſie Sprüche aus dem Koran herſagten; und nach jedem Spruche ſtießen die Weiber ein durchdringendes Geſchrei aus. Von Zeit zu Zeit wurde Halt gemacht; und ſo lange dieſe Pauſe dauerte, ſangen die letzteren wieder wie früher, indem ſie zugleich auf den Beinen ſich hin und her wiegten, und die Arme hoch über dem Kopfe hielten, bis der Zug abermals weiter ging. Als er auf dem Begräbnißplatze angekommen war, wurde die Leiche in die Gruft geſenkt, und mit der Erde zugedeckt, oder vielmehr mit Staub, unter welchen mehre damit beauftragte Waſſerträger nach und nach Waſſer aus ihren Schläuchen miſchten, um eine feſte Maſſe daraus zu bilden, damit die Schakals und Hyänen nicht im Stande ſeyen, den Leichnam des Nachts wieder herauszuſcharren.

Man beendigte gerade die Beſtattung einer Leiche, als jene eintraf, die wir begleitet hatten; und kaum war dieſe begraben, als eine dritte und dann noch eine vierte ankam; ſo daß wir uns überzeugten, es herrſche in Edfu eine außergewöhnliche Sterblichkeit, was uns zugleich an den Typhus von Esne erinnerte.

Die Sitten der Araber von Saïd ſind von jenen der Araber aus Unter-Aegypten wenig verſchieden; ſie ſind eben ſo munter, eben ſo ſorglos, und haben nicht weniger Hang zum Stehlen. Man erzählt ſich Züge von ihnen, welche beweiſen, daß ſie die Feinheit und Verwegenheit zu einem unglaublichen Grade von Vollkommenheit gebracht haben. So iſt es zum Beiſpiel nichts ſeltenes, daß ſie den Barken nachſchwimmen, in denen ſich einige wohlhabende Paſſagiere befinden, die ſie des Nachts mit einer Gewandtheit ausplündern, welche ſogar unſern europäiſchen Beutelſchneidern Ehre machen würde. Uebrigens ſind ſie gutmüthig, dienſtfertig und verſtändig, verbinden mit einem gewiſſen Unabhängigkeitsſinn eine unüberwindliche Geduld, und ertragen nicht nur mit bewundernswerther Ergebung, ſondern auch ohne den leiſeſten Jammerton die entſetzlichſten Schmerzen. Gegen eine mäßige Entſchädigung leiſten ſie die mühevollſten Dienſte. Ihre Weiber, die durch bemerkenswerthe Formen und eine unglaubliche Grazie in allen ihren

Bewegungen ſich auszeichnen, ſind noch immer mit den Vorurtheilen befangen, welche die Eiferſucht der Männer begründet hat. Sie verſchleiern ſich ſorgfältig das Geſicht, und ſehen jene als ehrlos an, welche dieſen uralten Gebrauch nicht ſtreng befolgt; ihre Stimme iſt ſchwach und heiſer, ob ſie gleich von rüſtiger Körperbeſchaffenheit ſind; ſie beſchäftigen ſich ausſchließlich mit der Sorge für das Hausweſen, und ſind im Allgemeinen träge, ſchmutzig und eigennützig.

Etwas über Edfu hinaus wird das Nilthal enger, und bei Dſebel-Selſeleh (der Berg der Kette) begränzen ſehr hohe Sandſteinfelſen beide Ufer des Fluſſes.

Bald entſchwand unſern Augen Kum-Ombu (Ombos), das ſeine zahlreichen architektoniſchen Wunder jenſeits einer ſchattigen, lachenden Inſel ausbreitet. Am folgenden Tage, es war der erſte April, nachdem wir an einer Menge von Klippen vorübergekommen waren, erreichten wir den ſchönen Hafen von Aſſuan, und ſomit die Gränze Aegyptens. So wie man demſelben näher kömmt, verändert ſich die Landſchaft ganz und gar; ſtatt der ägyptiſchen Kalkgebirge, erblickt man jetzt Granitmaſſen, deren düſtere Farben der Landſchaft ein ganz anderes Ausſehen verleihen; dieſe Granitblöcke findet man überall, mitten im Fluſſe, an ſeinen Ufern und im Innern des Landes, bald ganze Berge bildend, bald als iſolirte Felſen ſich erhebend, bald in wunderlichen Formen auf einander gethürmt. Unter welcher Form ſie aber auch ſich darſtellen, ſo kann man gewiß ſeyn, das Gepräge der ägyptiſchen Herrſchaft an denſelben zu entdecken, entweder dadurch, daß ſie als Steinbrüche benützt wurden, oder, zu Monumenten geſtaltet, mit hieroglyphiſchen Inſchriften bedeckt ſind, und ſo die Huldigungen auf die Nachwelt übertrugen, welche ſowohl Könige als Privatleute den Landesgöttern darbrachten.

Auf das antike Suan der Pharaonen, auf das blühende Syene der Griechen, iſt ein aus Erde gebauter Flecken gefolgt, der nicht wohl den Namen Stadt verdient, und worin eine armſelige Bevölkerung von 3 bis 4000 Seelen vegetirt, die aus einem Gemiſch von Fellah's, Ababdeh's, Barabrah's, Albaneſern, kurz von allen jenen Volksſtämmen beſteht, welche durch den Krieg abwechſelnd dahin gekommen ſind.

Das heutige Aſſuan, das unter der Regierung Sultan Selim's I. erbaut wurde, erhebt ſich auf dem ſanften Abhange eines mit Dattelbäumen bepflanzten Bergrückens. Kömmt man vom Fluſſe aus dahin, ſo ſchließt man aus den mehrſtöckigen Häuſern, zwiſchen denen ſich Gruppen von Bäumen und Geſträuchen befinden, von weitem auf einen gewiſſen Wohlſtand. Je mehr man ſich aber nähert, deſto mehr verſchwindet dieſer trügeriſche Schein, und man erblickt nur noch in ihrer ſcheußlichen Wirklichkeit armſelige Wohnſtätten, die zwiſchen ungeheuern Schutthaufen ihrem Einſturze entgegeneilen. Südlich von der Stadt bedeckt das Aſſuan der Sarazenen den Rücken eines hohen Hügels mit den Trümmern ſeiner verfallenen Wohnungen, unter denen man heute noch Spuren römiſcher Mauern und Thürme entdeckt.

Dadurch daß Syene an der Gränze von Aegypten und Nubien liegt, iſt es von jeher eine Feſtung erſten Ranges geweſen. Als die Römer es ſo wie das ganze Land unterwarfen, hörte es während kurzer Zeit auf, Aegyptens Bollwerk zu ſeyn, weil die in die Städte des untern Nubiens gelegten Beſatzungen des Reiches Gränzen gegen Süden zurückgeſchoben hatten; Diocletian ließ jedoch dieſe Beſatzungen wieder eingehen, weil ſie zu ſchwach waren, um den Angriffen der Feinde zu widerſtehen, und verlieh auf ſolche Weiſe der Stadt Syene ihre frühere Wichtigkeit wieder.

Bald trug auch das Chriſtenthum zu Syene's Berühmtheit bei, indem es der Sitz eines Bisthums von hohem Rufe ward. Es erhoben ſich in ſeinem Weichbilde zahlreiche Kirchen und Klöſter, von denen man gegenwärtig kaum mehr einige Trümmer ſieht; und in dieſer Stadt, wo einſt die Religion in ihrem höchſten Glanze ſtrahlte, iſt heute vielleicht nicht ein einziger Chriſt mehr anzutreffen!

Als ſie unter römiſcher Herrſchaft ſtand, wurde ſie gegen das Jahr 806 verlaſſen, in Folge einer furchtbaren Peſt, die 20.000 ihrer Einwohner dahingerafft hatte. Die große Zahl der Schlachtopfer läßt auf die damalige Wichtigkeit dieſes feſten Platzes ſchließen, deſſen Handel gegenwärtig ſo tief geſunken iſt, daß die Caravanen von Nubien es oft nicht einmal der Mühe werth halten, darin zu übernachten.

Unter der Herrſchaft der Khalifen wurde das aus ſeiner Aſche erſtandene Aſſuan abermals, wie in der alten Zeit, der Hauptort einer blühenden Provinz, der Aufenthalt einer zahlreichen Heeresabtheilung, die den Einfällen der Nubier ſich widerſetzen mußte, und endlich der Punkt, von welchem die nach Aethiopien entſendeten Expeditionen ausgingen. Unter den Unglücksfällen welche, zur Zeit des Erlöſchens der Dynaſtie der Fatimiſten, über Aegypten hereinbrachen, hatte beſonders Aſſuan zu leiden. Es wurde von den Truppen entblößt, die ſeine Mauern vertheidigen ſollten; die Nachkömmlinge des Kenz, ein kriegeriſcher Volksſtamm, der kurz zuvor in Unter-Nubien ſich angeſiedelt hatte, nahmen es mehre mal ein, bis es endlich dieſen von den Hauarah's wieder entriſſen ward; und ſo wurde Aſſuan bald ein Trümmerhaufe, der einige Zeit hindurch ganz verlaſſen ſtand, und neben welchem endlich der gegenwärtige Flecken ſich erhob.

Die Cataſtrophen, deren Schauplatz Syene ſo oft und in ſo verſchiedenen Epochen war, haben die Gebäude, die es ſchmückten, faſt ganz zu Ruinen umgeſtaltet. Die Trümmer eines mehremal wieder ausgebeſſerten Hafendammes, und jene eines kleinen, verſchütteten Tempels, der den Schutzgöttern des Waſſerfalls, Knuphis und Sate, geweiht war, ſind, nebſt den in die Felſen gegrabenen hieroglyphiſchen Inſchriften, die einzigen Spuren älterer Vorzeit, die man gegenwärtig dort antrifft.

Ein kleiner, ſchmaler Kanal, durch den man in der Jahreszeit des niedern Waſſerſtandes waten kann, trennt Aſſuan von der Inſel Elephantine, welche die

Eingebornen Djezirel-el-Zaher (die blüthenreiche Inſel) nennen. Die Monumente, die man noch zur Zeit des franzöſiſchen Heereszuges auf Elephantine bewundern konnte, und namentlich die beiden Tempel Amenopht's III., ſind verſchwunden, und kaum entdeckt man noch ihre Stelle mitten unter den Trümmern der hundertfältig entweihten Grabſtätten, die den ganzen ſüdlichen Theil der Inſel einnehmen.

Die geheiligten Orte, in denen einſt zur Ehre der Gottheiten Oſiris und Knuphis Wolken von Weihrauch emporſtiegen, ſind in Kalk verwandelt worden, mit welchem man die Caſernen überpinſelte, worin des Vice-Königs erſte reguläre Truppen lagen.

Einige Trümmer des von Strabo beſchriebenen Nilmeſſers ſind noch, vermiſcht mit den Ueberreſten eines Quai's, anzutreffen, der ohne Zweifel erbaut worden war, um den ſüdlichen Theil der Inſel gegen die Wirbel des Nils zu ſchützen, und zwar an den Stellen, wo ſolches nicht durch die Granitfelſen geſchieht, die einen großen Theil jener Seite umgeben.

Unter vielen Bruchſtücken von gebrannter Erde findet man auf Elephantine auch mit Schriftzügen bedeckte Scherben, welche beweiſen, daß das Scherbengericht nicht der einzige Zweck war, zu welchem man ſie verwendete. Der Zerbrechlichkeit des Papyrus wegen, nahm man ohne Zweifel ſeine Zuflucht zu dieſen Stucken zerbrochener Töpfergeſchirre, die, wie begreiflich, um Spottpreiſe zu haben waren. Auf den meiſten derſelben findet man Schriftzüge, die den demotiſchen ähnlich ſind; auf vielen andern ſieht man dagegen griechiſche Buchſtaben; und mit Hülfe dieſer letztern hat man ſich überzeugt, daß dieſe merkwürdigen Bruchſtucke dazu dienten, Empfangſcheine über erhaltene Lebensmittel auszuſtellen; manche derſelben ſind ſo gut erhalten, daß man ohne Mühe den Namen und Titel des Angeſtellten entziffern kann, der dieſe in Briefform aufgeſetzten Empfangſcheine ausſtellte. Der Empfänger nennt ſich zuerſt darin, richtet darauf einen Gruß an den Bezahlenden, und erklärt, ſeinen Sold und ſeine Ration erhalten zu haben; da jedoch viele Soldaten nicht ſchreiben konnten, ſo unterzeichnete dieſe Erklärung häufig ein Anderer; am Schluſſe befindet ſich das Datum.

Der größte Theil der Inſel Elephantine iſt mit Dattelbäumen und angebauten Feldern bedeckt; es wohnen da etwa 30 Familien, die ſämmtlich zu dem Volksſtamme der Barabrah's gehören. Nackte, obgleich ſchon erwachſene Kinder beiderlei Geſchlechts verfolgten uns mit einer äußerſt naiven Zutraulichkeit, indem ſie einen Bakhchich verlangten, und uns einige Bruchſtucke von Alterthümern, Früchte und Bambuskörbe brachten, die ſie ſehr geſchickt zu flechten wiſſen.

Auf unſerm Rückwege nach Aſſuan begegneten wir Männern, die, mit Lanzen und Flinten bewaffnet, nach allen Richtungen davon eilten; auch Weiber durchliefen die Straßen, ein durchdringendes Geſchrei erhebend; die ganze Stadt war in Verwirrung. Die Veranlaſſung zu dieſem Tumulte gab ein junger Beduine aus dem Stamme der Ababdeh's; er hatte nach der Wüſte die Flucht ergriffen, nachdem er einen Fleiſcher, bei welchem er als Gehülfe ſtand, mit einem Meſſerſtiche ermordet; es war dem Thäter bereits gelungen, vom Schauplatze ſeines Verbrechens zu entrinnen, als man die blutige That entdeckte, die den ſonſt ſo friedlichen Flecken in Aufruhr ſetzte. Durch das Geſchrei des Volkes von der Gefahr benachrichtigt, in welcher er ſchwebte, verdoppelte er ſeine Schritte; die Fellah's aber, ungeduldig, Rache für das gefallene Opfer zu nehmen, und entrüſtet, daß ihre Beute ihnen entſchlüpfen ſollte, verfolgten den Mörder mitten unter einem Haufen von Ababdeh's, die ſich an ihre Schritte hingen, um das bedrohte Mitglied ihres Stammes zu vertheidigen. Der Sohn des erſtochenen Fleiſchers ſchwang ſeinen Yatagan in der Luft, und entflammte die Wuth ſeiner Freunde, die ihn umringten, ihre Verwünſchungen mit ſeinem Geſchrei vermiſchend. „Ja, das iſt das Blut meines Vaters, rief er außer ſich; bei dieſem Blute ſchwöre ich, daß ich dieſen ſchändlichen Beduinen das Herz aus der verruchten Bruſt reißen, und meinen Hunden zum Fraße vorwerfen will!"

Zum Glück für den Mörder war die Nacht hereingebrochen, noch ehe man ihn gefunden; und ſo wurde der blutige Kampf vermieden, den ſeine Verhaftnehmung unfehlbar hervorgerufen hätte. Iſt aber einmal der Rache Gluth im Buſen des Arabers angefacht worden, ſo läßt ſie nicht ſo leicht ſich löſchen; und hat man des Mörders nach einiger Zeit nicht habhaft werden können, ſo muß ſein Verbrechen in dem Blute ſeines nächſten Anverwandten abgewaſchen werden, der dann ſterbend ſeiner Familie wieder eine neue Rache zur Pflicht macht; ſo pflanzt der Haß ſich endlos fort, und ſteigert ſich mit der Zahl der Opfer, die ihm fallen.

Jenſeits von Elephantine beginnen die Waſſerfälle (Chellal) des Nils, die jedoch gegenwärtig keineswegs mehr den pomphaften Beſchreibungen entſprechen, welche uns die alten Schriftſteller davon überlaſſen haben; ja man kann ſich kaum des Argwohns erwehren, daß bei weitem mehr Liebe zum Wunderbaren als Achtung vor der Wahrheit in jenen Ueberlieferungen aus der Vorzeit liegt, nach denen der Nil von ſo ungemeiner Höhe ſich herabſtürzen ſollte, daß die Umwohner von dem Getöſe taub wurden. Die Benennung Waſſerfall, die man ſeinen ſchneller dahinſtrömenden Fluthen gegeben, da wo ſie ſchäumend zwiſchen Felſen toſen, klingt wahrhaft lächerlich, wenn man an die rieſenhaften Waſſerfälle denkt, von denen die Reiſenden erzählen, welche die neue Welt beſucht haben, oder auch nur an die Mehrzahl derjenigen die man in unſern europäiſchen Gebirgen findet. Und doch waren wir gerade in der Jahreszeit dahin gekommen, die wegen des niedern Waſſerſtandes am meiſten dazu geeignet iſt, dieſelben gehörig zu würdigen. Der Waſſerfall von Aſſuan, oder der erſte Waſſerfall, nimmt zwiſchen den Inſeln Elephantine und Philä eine Strecke von etwa 5 Meilen ein. Ungeheure Granitfelſen, welche die Natur mitten in den Fluß geworfen hat, verſperren nebſt einigen kleinen Inſeln das Bett des Nils, und theilen es in mehre eingeengte

Kanäle. Etliche dieſer Inſeln, die jetzt öde ſind, waren einſt bewohnt, und auf Eſchel, einer derſelben (die Bachus-Inſel der Alten) befanden ſich Spuren eines kleinen Tempels, den Herr Rüppell 1818 entdeckt hat. Dieſe Felſen ſetzen dem Laufe des Fluſſes ein Hinderniß entgegen, über welches er mit Ungeſtüm ſich wälzt, und dadurch eine Reihe kleiner Caſcaden erzeugt, von denen die bedeutendſten kaum 18 Fuß Höhe haben. Zur Zeit des niedern Waſſerſtandes können die Barken den Waſſerfall nicht anders hinauffahren, als daß ſie ſich durch Menſchenhände am Seile fortziehen laſſen. Man kann alsdann die Geſammthöhe des Waſſerſturzes auf funfzig bis etliche und ſechzig Fuß ſchätzen, während er zur Zeit der Ueberſchwemmung, wo die meiſten jener Felſen unter Waſſer ſtehen, faſt ganz verſchwindet, und die Kraft des Windes gewöhnlich hinreicht, um darüber hinweg zu kommen.

◆

Bilder aus Amerika.

Nahant.

Keck und wild ragt das kleine Gebiet der felſigen Halbinſel in die mächtige Bai von Maſſachuſetts hinaus, und beherrſcht die Anſicht in ihrer ganzen Ausdehnung vom Cap Cod bis zum Cap Anne, ſammt den zahlloſen, längs der Küſte zerſtreuten Inſelchen, Städten und Dörfern, während ſich gegenüber der atlantiſche Ocean weithin ausbreitet. Welch herrlicher Genuß für eines Malers oder Dichters Auge, auf der Gallerie dieſes Hauſes über dem Felſen zu ſitzen und den aufgehenden Mond zu betrachten, wie er ſeine goldene Brücke ferne vom Ende des Horizonts ſchlägt, bis er zuletzt am Geſtade zur Ruhe zu gehen ſcheint.

Weder im Oſten, noch am mittelländiſchen Meere habe ich etwas geſehen, was an Farbenpracht dieſem Himmel am Abend, was ihm an Tiefe bei der Nacht gliche. Rings umher bis zum Rande der Felſen liegen im Style der ſüdlichen Hütten erbaute, mit Gallerien und tief darüber hängenden Traufen verſehene Wohnungen, auf denen das Auge gerne ruht, wenn der Mond ihre Schatten über das unfruchtbare Felsgeſtein hinwirft.

Zwei von den Punkten, die ſich vom Lande und von der See her am meiſten ſichtbar machen, hat man zu Gebäuden auserſehen, welche ihrer Verwendung nach claſſiſche Formen am beſten zuließen. Unter dem Dache eines auf der öſtlichen Spitze des hohen Vorgebirges erbauten Minerva-Tempels findet man die Billardtafel des Gaſthauſes, und weiter unten, wo das kleine Gebäude eine Reihe von Bädern enthält, tritt man durch eine doriſche Säulenhalle ein. Die einzelnen Verhältniſſe dieſer Bauten zeugen von einem guten Geſchmacke; der keuſche, kühle Mond kleidet ſie in die Anmuth und Schönheit und bei ſeinem Schimmer braucht die Phantaſie ſich nicht gewaltig anzuſtrengen, um das bemalte Fichtenholz, aus dem ſie gezimmert ſind, in pariſchen Marmor zu verwandeln. Ein zweites Leucadien eignet ſich der Felſen trefflich zu einem Sprunge für ein liebeſieches Herz, aber heut zu Tage gibt es keine Sappho mehr und das Vorgebirge von Nahant wird wohl unbeſungen bleiben.

Zwiſchen einer nördlicher gelegenen, kleinen, abſchüſſigen Inſel und dem Feſtlande hat man mehr als einmal die Serpint *) par excellance geſehen, wie ſie mit einem gehörnten, funfzig Fuß über die Wellen emporgeſtreckten Kopfe und einem Barte an den Ohren ſo lang, als ein Kometenſchweif, raſch wie ein Dampfboot hinſchoß.

Ich habe dieſe Geſchichte von manch glaubwürdigem oder leichtglaubigem Zeugen vernommen; iſt Serpint nach Fiſchen lüſtern, ſo hat ſie ſich allerdings nicht die ſchlimmſte Reſidenz gewählt; denn an dieſer Inſel gibt es alle Sorten im Ueberfluſſe, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, denn ich ſelbſt habe manch ſchönes Fiſchlein aus dem Waſſer gezogen, und alle Arten mit meinen eigenen Augen erblickt, obgleich ſich die Serpint nicht in meiner Nähe ſehen ließ.

Hier ſind die Nächte in der That köſtlich, ſo kühl und ruhig und die Luft iſt dabei ſo ſanft wie Sammet, aber den Tag über iſt man, weil es durchaus an Schatten gebricht, in das Haus gebannt, wenn auch der Seewind ſein Möglichſtes thut; oder man muß ſich außerhalb der Bai von Boſton vom Lande entfernt halten. Letzteres war meine Gewohnheit; während die armen Leute an der Küſte ſich erbärmlich röſten ließen, um Stockfiſche zu fangen, die ſie hernach in einer Art Suppe, genannt Chawder, verzehrten, lag ich behaglich am Bord der Sylphe, einer trefflichen Schooner-Yacht.

Eine meiner angenehmſten Fahrten machte ich auf dem bewaffneten, für den Dienſt der vereinigten Staaten beſtimmten Schooner Hamilton. Wir liefen an der Küſte bis Portsmouth hin, und brachten bei unſerer Rückkehr eine Nacht in dem eng geſchloſſenen Hafen von Marblehead zu, in welchen während des letzten Krieges ein Paar von unſern Kreuzern eine amerikaniſche Fregatte gejagt haben. Hier landeten wir, um die Gegend zu betrachten; die Luft war einigermaßen von Fiſchgerüchen geſchwängert, ſcheint aber demungeachtet, nach dem kräftigen, röthlichen Ausſehen der Bewohner, außerordentlich geſund zu ſein. Man glaubt ſich hier in eine der franzöſiſchen Fiſcherſtädte der Normandie verſetzt; der Ort ſelbſt aber mit ſeinem alterthümlichen Ausſehen ſoll urſprünglich von einer Fiſcher-Colonie aus Guernſey **) bewohnt geweſen ſeyn, deren Nachkommen noch manche Sitte von den Inſeln und viele von den in der Volksmundart daſelbſt üblichen Worten beibehalten haben. Die Bevölkerung zeichnet ſich eben ſo ſehr durch ihre Gewerbsthätigkeit, als durch das ſummariſche Verfahren aufwomit hier örtliche, das Gemeinwohl betreffende Regierungs-Angelegenheiten rechtlich behandelt werden. Ein Fall lebte noch ſo friſch im Gedächtniſſe, daß man uns denſelben wiederholt erzählte. Ein Bewohner der Stadt kehrte mit Fracht von den Banks (Ufern) zurück, und ſegelte an einem Schiffe vorüber, das eben unterzuſinken im Begriffe ſtand. Der Städter zeigte ſich blind gegen die wiederholten Angſtſignale; wider alle Erwartung aber gelang es der krüppelhaften Barke, die man bereits aufgegeben hatte, den Hafen zu erreichen und alsbald wurde das Benehmen des hartherzigen Schiffpatrons bekannt gemacht. Man ergriff ihn auf der Stelle, zählte ihm ein oder zwei Dutzend wohl geſalzene auf, beſchmierte ihn mit Theer, bedeckte ihn ſodann mit Federn, band ihn an den Gränzſtein der Markung und hing ihm eine Tafel um den Hals, auf welcher Verbrechen und Urtheilsſpruch in wohlgeſetzten Reimen bezeichnet waren.

---

*) Eine fabelhafte Seeſchlange.

**) Brittiſche Inſel, nordöſtlich von Jerſey, im Kanal an der franzöſiſchen Küſte.

Iſt das nicht ein treffliches Beiſpiel zu Beleuchtung der „poetiſchen Gerechtigkeit.“

Es war bereits die Dämmerung eingetreten, als wir an das Ufer ſtiegen, darum fühlte ich mich anfangs nicht wenig von den zahlreich ohne alle männliche Begleitung umherſchlendernden oder in Gruppen beiſammenſtehenden, hübſchen, reinlich gekleideten Frauen überraſcht; bald erinnerte ich mich aber, daß die Ehemänner, Liebhaber und Söhne der Gemeinde ſich in dieſer Jahreszeit meiſten Theils auf ihren Schiffen zum Fiſchfang nach Newfoundland begeben und unter zehn bis zwölf Wochen nicht zurückkehren.

Gewiß macht es der Mäßigung dieſer *Bürgerinnen* alle Ehre, daß ſie zu dieſer Zeit die oberſte Gewalt nicht an ſich reißen, denn durch die Ueberzahl läge es in ihren Händen, Unterwürfigkeit zu erzwingen, wären die zurückbleibenden Haushüter tollkühn genug, Widerſtand leiſten zu wollen.

* * *

Taunton.

Von Newport, welches ich von Boſton aus beſuchte, brachen wir frühe auf, frühſtückten in einem guten Wirthshaus an der Landſtraße und erreichten um Mittagszeit die Stadt Taunton, wo wir Halt machten, um die drückendſte Sonnenhitze vorübergehen zu laſſen und zu Mittag zu ſpeiſen. Bei einem Spaziergange in der kleinen, durch ihre Baumwollenmanufacturen berühmten Stadt erkannten wir in den wohlgekleideten Menſchen, den hübſchen, reinlich gehaltenen Häuſern, und in dem geräuſchvollen Leben auf den Straßen die untrüglichen Beweiſe von Wohlhabenheit. Die Militärwuth, welche ſich im ganzen Lande äußert, gab ſich auch hier wirklich auf eine ſehr beluſtigende Weiſe unter einer Claſſe kund, auf welche ſich dieſelbe beſchränken ſollte.

Während wir im Schatten vor unſerem Gaſthauſe ſtanden, verkündete das Wirbeln der Trommeln ein kriegeriſches Ereigniß, was zu dieſer Jahreszeit in den nördlichen Staaten, wo Soldatenſpielen eine der beliebteſten Unterhaltungen iſt, zur Tagesordnung gehört. Kapitän B—n fragte einen in der Nähe ſtehenden Mann, welches Freiwilligen-Corps heute paradiren würde: „Why, J dont rightly, now; but J guess it may be the Taunton Juvenile Democratic Lancers. (Ich weiß nicht gewiß, aber ich glaube, es werden die „Tauntoner jugendlichen demokratiſchen Lanzenträger ſeyn.)

Ganz erſtaunt ſchaute ich den Mann an, und beſann mich, ob es bei dem Titel, den er dem muthigen Corps beilegte, nicht etwa auf einen Scherz abgeſehen ſeyn möchte, aber er blieb ernſthaft, und die Kriegerſchaar zog mit raſſelnden Trommeln und fliegenden Fahnen auf den Platz. Der Obriſt war ein lebhafter kleiner Junge von etwa zwölf Jahren mit einer Phantaſie-Uniformsjacke und weiten leinenen Koſackenbeinkleidern; ſein Regiment ſtellte ſich zu vierzig Mann in Reih und Glied; alle trugen volle Uniform; die meiſten waren ungefähr in des Obriſten Alter, einige Cornets vielleicht etwas jünger, wie dieſes nach ihrem Range ſeyn mußte; ſie waren mit Lanzen bewaffnet, und mit dem hochherzigen Motto: Ruhm, Tod, Freiheit, Volksherrſchaft geſchmückt. Die Haltung dieſes Corps bei ſeinen Bewegungen zu Fuß erregte ſchon unſere Bewunderung, und zu Pferd muß es vollends eine ſo hohe Wirkſamkeit bewähren, als irgend eine Freiwilligen-Lanciers-Reiterei der Vereinigten Staaten.

Wir ließen die demokratiſche Armee ſamt ihren Manoeuvres im Stiche, und trafen eben Anſtalt, die Hauptmanufacturen zu beſuchen, als ein Mann in das Zimmer trat, und nach freundlicher Begrüßung äußerte, er habe mich auf der Straße erblickt, und wolle nur fragen, ob er mir und meinen Freunden nicht die einzigen Merkwürdigkeiten der Stadt, die Manufacturen, zeigen dürfte.

Solche Acte der Höflichkeit ſind in allen Theilen der Vereinigten Staaten etwas ganz Gewöhnliches; wir waren jeder Mühe überhoben, und begaben uns mit unſerm artigen Führer nach der bedeutendſten Niederlage des Ortes.

Die Zeichnungen auf den bunten Baumwollenzeugen und die Farben fand ich ſehr hübſch, das Gewebe aber ſchien mir bei keinem von den Stoffen ſo vollendet, wie ich es in den Manufakturſtädten meiner Heimath geſehen hatte; einer von den Eigenthümern ſagte mir, ſie ſchicken große Maſſen von ſolchen Gütern nach Indien und Süd-Amerika; der mindere Gewinn des Manufacturiſten beſtand nach ſeiner Angabe im Arbeitslohne; wirklich ſchienen mir die Arbeiterinnen nach ihrem friſchen Ausſehen und ſchmucken Anzuge ſehr gut bezahlt; eine Vergleichung zwiſchen den Mädchen, die man in England verwendet, und denen in Taunton fällt offenbar zu Gunſten der Letzteren aus.

Newport. — Rhode-Island.

Vom Lande aus betrachtet macht Newport durchaus keinen ſo günſtigen Eindruck, als von dem prächtigen Hafen, den die Stadt beherrſcht. Newport beſteht aus einer langen Zeile geſchloſſen gebauter, enger Straßen, die parallel mit dem Waſſer am Fuße eines ſteilen Hügels hinlaufen; das Pflaſter iſt ſchlecht erhalten und der Boden ſo trocken, daß der geringſte Landwind den untern Theil der Stadt mit undurchſichtigen Staubwolken füllt.

Vor der Revolution war Newport eine Stadt von Bedeutung und ſo lange die Sklaven-Einfuhr einen Theil des Handels bildete, nahm es, von einem leicht zugänglichen Hafen begünſtigt, eine gewichtige Stellung unter den Gewerbeſtädten der Oſtküſte ein, aber mit dem Verbote dieſes Handels ſank ſein Wohlſtand. Da es kein Land hinter ſich beſaß, das ihm Ausfuhrartikel zur Erhaltung ſeines Glückes geboten hätte. ſo ſah es ſich bald von der Handelsgemeinſchaft ausgeſchloſſen, und Providence, obgleich einige dreißig Meilen weiter am Fluſſe aufwärts gelegen, riß ſeinen Handel auf der Achſe vollends an ſich. Indeſſen müßte demungeachtet eine Eiſenbahn von Boſton durch die wohlhabenden Manufacturdiſtricte dieſem Platze das Uebergewicht verleihen, das ihm bis jetzt nur die Schwierigkeit des Waarentransportes auf Wagen entzogen hat.

Der Fremde erquickt ſich an dem herrlichen Clima der rings von tiefen Gewäſſern umgebenen Stadt, und das iſt ein Punkt, der weder durch ein Decret des Congreſſes geändert, noch auf Befehl des Handelsgerichtes aufgehoben werden kann.

Wollte man nach engliſchen Plänen zu Werke gehen und kleine ſaubere Hütten bauen und zum Gebrauche der hier befindlichen Familien einrichten, ſo würden dieſe Familien natürlicher Weiſe die Archen verlaſſen, in denen ſie jetzt zuſammengeſchaart liegen und je nach ihrer Art und Weiſe leben, wie dieß alle vernünftigen Geſchöpfe thun; dann könnte ich mir aber auch keinen reizenderen, mit größeren Vortheilen verbundenen Aufenthaltsort denken.

Die Umgebung erinnerte mich im Allgemeinen an die Lothians *); während mir bei meinen Spazierritten auf den ſchmalen Pfaden, wo durch die hohen Hecken am Rande die See und das felſige Geſtade durchſchimmerten, manche Punkte aufſtießen, die gar wohl eine Vergleichung mit einzelnen Theilen des Edens unſerer Weſtküſte der Inſel Wight aushielten.

Der Hafen von Newport hat eine weite Ausdehnung, iſt leicht zugänglich und vor allen Winden geſchützt; durch die großen Vortheile, welche er für den Fall eines Krieges darbieten würde, muß er am Ende die Hauptniederlage dieſer Staaten werden. Die Regierung ſcheint die Nothwendigkeit, dieſe treffliche Station bei guter Zeit durchaus ſicher zu ſtellen, wohl zu begreifen, denn ſie läßt eben jetzt eine Reihe mächtiger Schutzwerke aufführen, mittelſt derer, ſobald ſie vollendet ſind, der Hafen jedem Angriffe Trotz zu bieten vermag.

Der große Stein des Anſtoßes — Geldmangel — hat bis jetzt die Anlegung eines Dockyard erſter Größe (Magazin für alle Arten von Schiffsmaterialien) verhindert, nach Vollendung der Vertheidigungswerke ſoll aber auch damit begonnen werden. Seit dem Hinſcheiden des muthigen Perry hat der Ort eine Schiffsſtation zu bilden aufgehört; während ſeiner letzten Lebensjahre nahm Perry hier eine beinahe nur im Namen beſtehende Befehlshaberſtelle ein.

Ich beſuchte den Ort, wo Perry unter einem einfachen Granit-Obelisk begraben liegt. Nur wenige Helden mögen in ihrem Leben ſo allgemein geliebt geweſen ſeyn als der Conqueror of the Lakes (der Eroberer der Seen). Eine glänzende Laufbahn, Jugend und außerordentliche Schönheit machten ihn zum Idol des Volkes; ſeine edle Sinnesart und gewinnende Manieren zur Luſt ſeiner Freunde. Nie hörte ich den Namen dieſes Offiziers ohne Lobpreiſung, nie ohne Klage über ſeinen frühen Tod nennen.

Während ich mich hier aufhielt, theilte man mir mit, ein Dampfboot wolle an einem gewiſſen Tage einen Ausflug nach Block-Island unternehmen. Ich beſchloß, die Fahrt mitzumachen, einmal weil es mir wünſchenswerth ſchien, Abwechſelung in das Todtſchlagen meiner Zeit zu bringen, und dann weil ich wußte, daß unſer Geſchwader während des Krieges dieſen wilden, nicht einmal mit einem Hafen verſehenen Platz zu behaupten verſucht hatte.

Mit voller Fracht an Lebensmitteln verließ das Dampfboot die Stadt Providence beim erſten Morgenſchimmer, und hielt ſodann eine Stunde lang in Newporte an, um mehre Rekruten aufzunehmen, zu denen auch ich zu gehören die Ehre hatte.

Wir hatten nicht ſo bald den Hafen verlaſſen, als uns ein friſcher Wind die Wellen ſo heftig entgegentrieb, daß man auf allen Seiten bald nur elendiglich kranke Leute erblickte, was einen ſehr unangenehmen Einfluß auf die zierlichen Hauben und Hüte der hübſchen Providencialinnen ausübte. Nie habe ich eine

---

*) Lothians iſt der Geſammtname der ſchottiſchen Ebenen: Edinburgh oder Mittellothian, Linlithgow oder Weſtlothian und Haddingtown oder Oſtlothian.

Vergnügens-Partie in einem jammervolleren Zuſtande geſehen, als die unſere, da wir vor den ungaſtlichen Küſten von Block-Island anlangten.

Ehe wir uns einigermaßen erholen konnten, umgaben die Böte der Inſelbewohner unſer Schiff, und erboten ſich, uns gegen einen Viertels-Dollar für den Kopf nach ihrem Gebiete zu bringen.

Alsbald ruderten wir nach dem Lande und trafen hier einige Menſchen, die ſich im Aeußern durch nichts von den Fiſchern des Feſtlandes unterſchieden, dagegen vor unſeren Augen eine ausgeſprochene unter ſolch einfachem Volke ſeltene, unverſchämte Geldgier an den Tag legten. Knaben von ſiebenzehn und achtzehn Jahren, deren man ſich nur mit größter Mühe erwehren konnte, ſchämten ſich nicht, die vorübergehenden Fremden um einen Cent anzubetteln.

Der Anblick der Inſel, auf der ich in Geſellſchaft der übrigen Reiſeabenteurer umherwanderte, hatte im Allgemeinen etwas ſehr Eintöniges; auf der ganzen Oberfläche bietet ſich dem Auge nirgends eire beträchtliche Erhöhung; ringsum See ohne einen einzigen Hafen oder ein im mindeſten anziehendes Dorf; da und dort ſteht man ein halb Dutzend, ohne alle Sorgfalt, ohne die geringſte Verzierung an Thür und Fenſter erbaute Hütten; man erblickt nicht das kleinſte Bäumchen, obgleich ſie hier ganz gut gedeihen müßten; mit einem Worte eine reizloſere, unintereſſantere Inſel habe ich nie beſucht.

Zu Gunſten der Bewohner will ich wohl glauben, daß wir bei unſerem Beſuche nicht der beſten Exemplare von der vereinzelnten Gemeinde anſichtig geworden ſind; denn die Leute, die uns begleiteten, hatten ein gefräßiges, betrügeriſches Ausſehen, und wahrhaft ekelhafte Manieren; in allen unſeren kleinen Verhandlungen zeigten ſie ein ſchmutziges, habgieriges Weſen, wie man es bei einem Volke, das ſo außer der Welt liegt und keinen Mangel leidet, nicht erwarten ſollte: ihre Inſel bringt Korn und Vegetabilien anderer Art in Hülle und Fülle hervor, die See an ihren Küſten iſt berühmt wegen ihres Ueberfluſſes an wohlſchmeckenden Fiſchen; die Habſucht muß folglich als unerklärbar betrachtet werden. Meine americaniſchen Reiſegefährten waren über die ſonderbare Aufnahme und die ſchaamloſe Schauſtellung von Armuth die man auf dem Feſtlande nie trifft, im höchſten Maaße erſtaunt. Ich habe zwei Jahre in America zugebracht, und der Ort, wo ich von einem einheimiſchen Bettler beläſtigt worden bin, iſt die Inſel geweſen.

Bei der Rückkehr waren wir vor dem Winde, und ſo gieng die Reiſe raſch von ſtatten, aber das Rollen des Schiffes veranlaßte ein da capo der Morgenſcene und das kam mir bei dem engen Raume durchaus nicht angenehm vor. So vollendete ich meinen erſten Verſuch einer „Dampfboot-Excurſion“ deren Reize man täglich in den Zeitungen nach allem möglichem nur nicht nach der Natur ausgemalt findet; wer einmal ein thöricht Ding thut, verdient Entſchuldigung, und daß ich dieſe Thorheit nicht zum zweiten male begehe, dafür kann ich ſtehen.

Virginien.

Ich begab mich in Baltimore Abends an Bord eines Dampfbootes, um bis Petersburg in Virginien zu reiſen. Als ich am andern Morgen frühe auf das Verdeck trat, bemerkte ich, daß wir das alte Fort Point Camfort bereits hinter uns hatten. Fort Calhoun, ein Werk, auf das man unermeßliche Summen verwendet hat, iſt noch nicht vollendet; die große Schwierigkeit ſcheint in der lockeren Beſchaffenheit des Bodens zu liegen, auf welchem man die Werke erbaut; zur Erhöhung der Oberfläche des Walles hat man allein vier tauſend Kubik-Yards Sand gebraucht und man berechnet, daß zur Zeit, da dieſer Platz eine Garniſon aufzunehmen im Stande iſt, ein hundert tauſend Tonnen Steine aufgebraucht ſein werden.

Wir ſegelten den Eliſabeth-Fluß aufwärts, der durch die Geſchichte des kühnen Raleigh ſo berühmt geworden iſt, und erreichten Norfolk Morgens acht Uhr; ein Theil unſerer lebendigen Fracht wurde hier ſchleunig nach dem Virginier Dampfboote für Charleston übergebracht, während ſich ein anderer Theil, zu dem ich gehörte nach dem für Richmond, die Hauptſtadt von Virginien, beſtimmten Dampfſchiffe bringen ließ. In weniger als einer Stunde ſegelten wir bereits wieder durch den wohlgeſchloſſenen Hafen von Norfolk zurück, kreuzten von hier den Eliſabethen Fluß, und ließen nach Verlauf von ein paar Stunden in den prächtigen Strom ein, der jetzt nach ſeinem letzten Beherrſcher der Powhaten heißt, mehr aber unter dem Namen James-Fluß bekannt iſt.

Auf den ſüdlichen Ufern erheben ſich fortlaufende Reihen von Flügeln, die auf ihren Gipfeln mit Waldbäumen von ungemeiner Schönheit bekrönt ſind; die Jahreszeit hatte die Wälder in das üppige Laubwerk gekleidet, dem trotz allen Anpreiſungen von Dichtern und Malern, nach meiner Anſicht noch nie volle Gerechtigkeit widerfahren iſt. Scott und Turner, dieſe begeiſterten Naturſchilderer, wären die Männer dazu geweſen; doch auch America wird wohl in wenigen Jahren unter ſeinen Söhnen würdige Federn und Pinſeln finden, denen es zuſteht, die Schönheiten dieſer weiten Ländereien in prangenden Bildern vor der alten Welt zur Bewunderung auszuſtellen.

Wir langten über der urſprünglichen, auf der „Old Dominion“ gelegenen, Stadt an, wo einige Paſſagiere am Ufer landen wollten das jetzt beinahe ſo wild ausſah, als zur Zeit, da es der kühne Kapitän Smith zuerſt betrat. Wenige Yards von dem Landungsplatze ſtand die erſte chriſtliche Kirche, die man auf dieſem mächtigen Feſtlande erbaut hatte; leider wird an dieſem denkwürdigen Altar Gottes Wort nicht mehr verkündet; ein zerfallener viereckiger Thurm aus Backſteinen bezeichnet allein noch die Stelle, wo Stadt und Kirche geſtanden haben; und auch dieſes intereſſante Denkmal wird vollends verſchwinden, wenn nicht bei Zeiten ein hochherzigerer Geiſt über ſeiner Erhaltung wacht. Hier findet ſich einer von den wenigen Gegenſtänden in den vereinigten Staaten, die man mit dem Ausdrucke pittoresk bezeichnen kann; in meiner Fantaſie traten mit dem Monumente alle Erinnerungen an die muthigen Gründer in Verbindung, und mit dem innigſten Antheil hieng mein Auge ſo lange an dem Punkte, als ich ihn im Geſichte behalten konnte.

Die niedere, ungeſunde Lage der Stadt mag wohl die gänzliche Verödung verurſacht haben. Eliſabeth Towe, ihre nächſte Nachbarin und ehemalige Nebenbuhlerin ſoll, wie man mir ſagt, mit raſchen Schritten einem ähnlichen Zuſtande entgegen gehen.

Man ſieht noch jezt auf beiden Seiten an den Ufern des Fluſſes Wohngebäude zerſtreut liegen, welche in alten Zeiten von den wohlhabenden Anſiedlern der „Old Dominion“ erbaut worden ſind, deren Andenken die edelſte Liberalität und die offenſte Gaſtfreundſchaft ehrend auszeichnet. Dieſe Häuſer haben eine gewaltige Aehnlichkeit mit den engliſchen Edelmannswohnungen aus dem vorigen Jahrhundert; ſie ſind in der Regel in weiten Gevierten aus Backſtein gebaut, an ihre Seiten ſchlieſſen ſich niedrige unverhältnißmäßige Flügel an; alle ſind mit gaſtlichen, aber mehr für die Zahl und den freien Zutritt der Beſuche als nach dem Raume der Häuſer berechneten Treppengängen verſehen; an den ſteilen, von vielen Kaminen überragten Dächern läuft gewöhnlich eine glänzende Baluſtrade hin und der ehrwürdige Anblick dieſer Gebäude zeugt im Allgemeinen von verſtändigem Haushalte und Ueberfluß.

Ein paar von dieſen Häuſern ſtehen auf offenem, weiten Boden, deſſen Raſen ſich bis in den anmuthig hinſtrömenden Fluß hinabziehen und mit den angränzenden ſtattlichen Baumgruppen Abhänge von ungemeiner natürlicher Schönheit bilden, das Ganze ſieht ſo ſchwermüthig und verlaſſen aus, als wollte es ſagen, „die beſten Tage ſind dahin geſchwunden.“

Unter den beſtehenden Geſetzen der vereinigten Staaten darf man die Rückkehr dieſer Tage nicht erwarten; Güter, wie die ſo eben berührten, können ſich nicht in dem günſtigen Stande bei den Familien erhalten, deren Beſitzungen, wenn auch urſprünglich weit ausgedehnt, bei dem Hinſcheiden jedes Erben immer wieder in Theile zerſchlagen werden, bis am Ende „das Herrenhaus und die ſchmutzigen Aecker,“ durch die Finger des virginiſchen Eigenthümers geſchlupft ſind, Familien-Ehre und Familien-Gemälde allein noch von aller Herrlichkeit übrig bleiben.

Ich verließ den Pocahontas bei Citi-point (Stadtſpitze.) Woher dieſer Name rührt, weiß ich nicht, denn hier iſt weder eine Stadt noch eine Spitze zu ſehen; nur ein paar Häuſer und ein ſchöner natürlicher Kai machen ſich ſichtbar; vor letzterem lagen ein paar tüchtige Schiffe, um Tabak und Baumwolle aufzunehmen.

Während ich unter dem Getümmel beim Ausladen der Bagage, dem Landen der Paſſagiere und den rollenden Packwagen wartete, wurde ich Zeuge einer

Hochzeitverſammlung, die mich als ein treffliches Beiſpiel der Sklaverei in der Old-Dominion im höchſten Maaße ergötzte.

Aus einer großen Hütte, in deren Nähe wir an das Ufer geſetzt wurden, zog ein Schwarm von Schönheiten aller Farben vom tiefſten Agat bis zur friſchen Bernſteinfärbung. Die meiſten waren weiß gekleidet, viele hatten buntfarbige Schärpen, und alle trugen geſchmackvoll geordnete Sträuße und Kränze von den ſchönſten Blumen. Ich hatte nicht ſo bald erfahren, daß es eine Hochzeit-Geſellſchaft ſei, als ich einen fleiſchigen, drollig ausſehenden kleinen weiblichen Teufel, mit einer Haut wie neu Kupfer, Zähnen wie Perlen und Augen ſchwarz wie „Kilkenny's Kohle“ erblickte, der den Mittelpunkt des vielfarbigen Kreiſes bildete und in den glänzend ſchwarzen Haaren einen Kranz von den perlartigen Wachsbeeren trug.

Die ganze, aus lauter Sklaven beſtehende Geſellſchaft war ſo luſtig, wie ich nie eine ähnliche unter dem weißen Volke geſehen; ihre Ketten waren bei dieſer Gelegenheit buchſtäblich unter Roſen verborgen; einen Tag wenigſtens durften ſie glücklich ſein, und wer am Ende unter den Freieſten kann mit Gewißheit ſagen, was ihm der folgende Morgen bringen wird!

Zum erſten Male erblickte ich Sklaven, welche für den Ackerbau beſtimmt waren und freute mich nicht wenig, daß ſich mir gerade die ſchönere Seite einer Lage zeigte, die für das Gemüth eines Menſchenfreundes in jedem Lande peinigend genug wird, ohne daß es der Uebertreibungen politiſcher Wortmacherei oder des fanatiſchen Geſchreis bigotter Sectionen bedarf, die einen Vernichtungs-Kreuzzug gegen Menſchen predigen, bei denen die Sklaven die einzige Erbſchaft bilden, während dieſe Kreuzprediger aus ſelbſtſüchtigen Zwecken täglich neue Pläne erſinnen, wie ſie den Geiſt derer, welche durch Schwachheit und Leichtgläubigkeit ihre Beute werden, mehr noch unter das Sklavenjoch bringen könnten.

Es giebt in unſeren Tagen wenige Eigenthümer, die mehr zu beklagen ſind, als die großen Pflanzer von Virginien und von den beiden Carolinas; ſie ſind ſo geiſtig gebildete und edel denkende Männer, als man irgendwo finden mag, aber ſie liegen gewaltig niedergebeugt vom Drucke der Umſtände, die, ohne daß die Pflanzer ein Gewicht dagegenzuſetzen vermögen, jedes Jahr unſeliger zu werden drohen, wenn nicht ein Wunder dazwiſchen tritt, und die zerſtörenden Urſachen zernichtet. Des Sklaven Eigenthum, wegen deſſen vererbten Beſitzes man ſie läſtert, wird in manchen Fällen zur Bürde. Ihre ſüdlicheren Nebenbuhler können wohlfeiler, und bei einem friſcheren Boden größere Getraidemaſſen produciren und auf dem Markte theuerer verkaufen, während die Virginier bei einer Sklaven-Bevölkerung nicht auf den Wechſelfall hoffen dürfen, je Manufacturiſten zu werden.

Von City Point brachte uns eine Kutſche mit trefflichen Pferden, die vierzehn Meilen in nicht ganz zwei Stunden, zu der geſchäftigen kleinen Stadt Petersburg; hier ließ ich bei einer Theekanne und einem guten virginiſchen Kohlenfeuer die Reiſe der letzten Tage an mir vorübergehen, die mir ſo viele Gegenſtände der Bewunderung und des Nachdenkens geboten hatten. Ich rauchte meine

Cigarre, gieng frühzeitig zu Bette, ſchlief bald ein und träumte in verworrenen Bildern, von Kapitän Smith, dem Pocahontas, der Königin Eliſabeth, Lord Cornwallis, Sir Walter Raleigh und Sir George Cockburn.

„Hier bin ich nun," ſprach ich beim Erwachen zu mir ſelbſt; „hier in Virginien am Schauplatze ſo vieler Leiden, ſo vieler hochherzigen Thaten, in Raleighs Eldorado, am Zufluchtsort des Cavalier, an Georg Waſhington's Geburtsſtätte."

Nachdem ich die kleine Stadt durchwandert hatte, begab ich mich an das Ufer des Apotamar, von welchem Fluße man Kapitän Smith an das Land gebracht hatte, ehe man ihn, pour amuser le roi, verbrennen wollte.

Die Fluth ſtrömt gerade oberhalb der Stadt hin; ich ſetzte mich auf den ſchwellenden Raſen am Ufer und ſprach: „hieher brachten die Canoes der Krieger von Powhatan ihren gefürchtetſten und folglich auch geachtetſten Feind, um ihn den Tod des hochgeehrten Braven ſterben zu laſſen, oder vielmehr, um in heimathlicheren Ausdrücken zu ſprechen, um ihn ſo vielen Qualen auszuſetzen, als die ſinnreichſte Grauſamkeit zu erfinden vermochte, und ihn mit dieſen Qualen ſo lange zu peinigen, als es die Natur des Gefangenen zu ertragen im Stande wäre.

Ich wandte mein Geſicht von den Schaluppen, Lichtern und Schooners ab, welche in geringer Entfernung vor mir lagen und verſchloß meine Ohren gegen das Geſchrei der geſchäftigen Kärner und Kaimeiſter, und das Getöſe der Dampfmaſchinen, und überſah mit dem geiſtigen Auge die Gruppe, welche die Fantaſie bereitwillig in Farben heraufbeſchwor, die, wenn auch nicht ſo nahe, doch ſo glühend, als die hingeſchwundene Wirklichkeit ſeyn mochten.

Die waldbekrönten Abhänge ſtiegen vor mir auf; ſchmale Wiesgürtel zogen ſich mitten durch; den Fluß entlang glitten pfeilgeſchwinde die leichten Canoes; wie ſie die waldige Bucht berühren, bricht der lang verhaltene Siegesjubel in begeiſtertem, wildem Geſchrei aus; die Einſamkeit iſt erwacht, die ſchlummernden Dörfer haben ſich erhoben, und von jedem Hügel hallt der wohlbekannte indiſche Triumphgeſang wieder, während das aufgeſchreckte Thier zitternd von ſeinem Verſtecke ſpringt, und der kühne Panther ſich ſchmiegend und beugend ſein verborgenſtes Lager aufſucht.

Der abentheuerliche Kapitän, dem Gefahr zur täglichen Koſt geworden war, der das Wort Furcht nie gekannt hatte, wird jetzt losgebunden und an das Geſtade geführt; mit feſtem Schritte, mit ungebleichter Wange ſchreitet er zwiſchen den Männern hin, die ihn gefangen genommen, und wirft ſtolze, verachtende Blicke auf Geſtalten und Geſichter, die den Teufel ſelbſt in Furcht gejagt haben möchten; denn furchtbar iſt der Indier anzuſchauen, bedeckt mit Farb- und Federſchmuck und all' ſeiner fantaſtiſchen, kriegeriſchen Ausſtattung.

Die nächſte Scene zeigt den verſammelten Rath und die lange Verhandlung; der Krieger Erzählungen über weite, geheime Märſche, fortwährenden Mangel an Lebensmitteln, ängſtliches Lauern, bis zum Augenblicke, da Pale-Pace (Bleichgeſicht) ſicher gemacht war, und ihn die Indianer unter wüthendem Kriegsgeſchrei überfielen und beſiegten. Jetzt wird das Gemetzel beſchrieben, nach welchem die Niederlaſſung ein dampfendes Todtenhaus bleibt, und der beſte Kämpfer gefangen weggeführt wird, um, als letztes und glänzendes Opfer der indiſchen Rache dem Triumphe die Krone aufzuſetzen.

Die Schlußverwandlung ſtellt den zugerüſteten Pfahl dar, an welchen von einer ſtaunenden Menge umgeben, der unerſchütterte Gefangene im Kreiſe ungeſtümer Krieger ſteht, und Weiber ſind dabei, liebwerthe Weiber, deren Engelherzen keine barbariſche und durch die Zeit geheiligte Sitte gänzlich gegen das zarte Mitgefühl abhärten kann, das zugleich ihre höchſte Luſt und ihren gefährlichen Fallſtrick bildet.

Unter dem wilden Haufen ſteht ein Weib, das den Helden lange bewundernd und bemitleidend anſchaut, bis die Natur, ſtärker, als die Bande, welche des Landes Sitte auferlegt, jeder Rückſicht Trotz bietend, das Wort des indiſchen Mädchens mit unwiderſtehlicher Ueberredungsgabe bewaffnet, und eine neue Saite in ihres Königs und Herrn rauher Bruſt berührt; dem Gefangenen, der alle Hoffnung verloren hatte, iſt Leben und Freiheit erhalten und der Name von Pocahontas hat ſich den unerlöſchlichen Dank einer Nation errungen; nie hat die Natur Schöneres gewirkt, als da ſie die Gewalt lang eingewurzelter Vorurtheile beſiegte; nie hat das Mitleiden einen herrlicheren Sieg davon getragen, als da es, eines Weibes Stimme beſeelend, einen ſo gefürchteten und geachteten Gefangenen vom Feuer der indiſchen Krieger errettete.

Ich hatte an dieſem Orte das Vergnügen einen Abend mit einem Abkömmlinge dieſer Prinzeſſin zuzubringen, die durch ihre mitleidige Natur berühmter geworden iſt, als wenn ihre Väter das Diadem der Cäſaren getragen hätten. Es war dieſes die dritte Frau, die ich in Geſellſchaft traf und ſich derſelben ehrenvollen Abſtammung rühmen hörte; alle waren nach Geſichtsbildung und Sitte edele, des königlichen Geſchlechtes würdige Frauen; eine von ihnen, die ſich kürzlich mit einem wackeren Manne im Norden verheirathet hat, trägt auf merkwürdige Weiſe die Züge von indiſchem Blute an ſich, und verbindet mit ungewöhnlicher indiſcher Schönheit einfache, anmuthige Manieren, und eine originelle wohlthuende Friſche und Wärme der Gefühle.

Auf einem ſteilen, eine halbe Meile von dem Gaſthauſe gelegenen, nach Südoſten auslaufenden Hügel, liegen die Trümmer einer gut gebauten Kirche, und dabei ein großer Friedhof, den die ehemaligen Einwohner von Petersburg dicht beſetzt halten; zahlreiche Gräber von ehrwürdigem Ausſehen verleihen dem Orte den Charakter eines Altlandes *); von der hohen Mauer, die ſich rings um den Friedhof zieht, ſieht man die Sonne prachtvoll niederſteigen.

Es war ein Zufall, der mich zuerſt zu dieſem Orte führte, nachher aber ſpazierte ich jeden Abend in ſtiller Stunde unter den Gräbern umher. Bald

---

*) Old-country, Altland, iſt ein Ausdruck, welchen der Engländer im Gegenſatz zu New-country gebraucht, wie wir Alte Welt und Neue Welt.

entdeckte ich, daß der größere Theil dieſer wohlgeformten Todtenwohnungen, Europäern, und jene hauptſächlich Iren und Schotten zugeſchrieben wurde; nur ſehr wenige hatten das mittlere Lebensalter erreicht; die Mehrzahl waren junge Männer, unternehmende Abenteuerer, die ſich, um ihr Glück zu ſichern, hieher begeben und dafür das Grab gefunden hatten, in dem ſich am Ende alle Bedürfniſſe und Wünſche auflöſen.

Auf vielen von dieſen Gräbern waren Beweiſe adeliger Geburt aufgeführt; im Lande der Freiheit mochten ſolche Erinnerungen unterdrückt oder vergeſſen worden ſein; ſtärker aber als der Tod ſchienen ſie das Grab überlebt zu haben. Mit größter Sorgfalt ſieht man hier Helm, Wappen und Motto einer alten ſchottiſchen Familie eingegraben, von der die jüngeren Zweige nichts Anderes geerbt haben mögen, als das Anrecht auf den Adelstitel, und die Freiheit, dieſen hinzutragen, wohin ſie wollten.

Wie glücklich war doch der franzöſiſche Edelmann, welcher der Sage nach auf ſein gutes Schwert verzichtend, ausſegelte, um Glücksgüter zu ſuchen, und zurückkehren durfte, um es wieder zu fordern, ehe die Zeit die glänzende Klinge mit Roſt überzogen hatte. Wie viele junge Herzen haben, als ſie das Vaterland verließen, in der Ausſicht auf eine eben ſo glückliche Rückkehr hoch aufgeſchlagen, und wie mußten ſie veröden und verdorren, zum Jammer einer getäuſchten Hoffnung verurtheilt, welche jeder Bruſt ein zehrendes Siechthum bringt, bis Sorge und Clima allem Ringen und Kämpfen ein Ziel ſetzen, und der Glückſuchende im fremden Grabe zu Staub und Aſche wird.

Unter den Wechſelfällen, die jeder Tag hier erzeugt, wird dieſe zertrümmerte Kirche wohl unentheiligt bleiben, und die Bewohner, die in dem eingeſchloſſenen Raume ſchlummern, mögen ungeſtört ruhen. Jedem Reiſenden aber, der einen Abend in Petersburg zubringt, rathe ich, die Sonne über der weſtlichen Mauer des Friedhofes untergehen zu ſehen, und hat er das waldige Thal unten geſchaut, wie es ſich in einen See von lebendigem Gold verwandelte, und dann die Schatten ſich ſachte hereinſchleichen, bis der glänzende Saum am Horizonte verſchwunden iſt, und der dunkle Wald wieder alles Land bedeckt, iſt er, wie ich es ſo oft geweſen, Zeuge dieſer Herrlichkeit geworden, dann wird er mir unfehlbar Dank für meine Entdeckung zollen.

Ich beſuchte das kleine Städtchen zu einer Zeit, da die Cholera überall furchtbare Verheerung anrichtete; man hätte glauben ſollen, es muſſe dadurch eine große Niedergeſchlagenheit unter der Gemeinde entſtehen. Nichtsdeſtoweniger gefielen mir die Lage des Ortes und die Geſchäftigkeit, welche die Bewohner trotz dem gräßlichen Unglück von dem ſie ſich heimgeſucht ſahen, zu beleben ſchien. Was ich in einem kurzen Aufenthalte von fünf Tagen bemerken konnte, deutete auf wachſenden Wohlſtand hin.

An dieſem Orte und in der Nachbarſchaft deſſelben ſah und hörte ich viel von Sklaverei; die Opfer ſelbſt, wie man ſie nennt, ſcheinen eine luſtige, muntere Race zu ſein; ich wunderte mich, daß man in vielen Fällen ihre Beſitzer für den leidenden Theil hielt, manche ſind allerdings wegen dieſes ſogenannten Beſizthumes nicht zu beneiden, denn ſie mußten oft um nur eine nüzliche Hand zu haben, eine Menge unnüze Menſchen füttern.

Charleston.

Von Petersburg begab ich mich nach New-York zurück und von hier ſchiffte ich mich nach Charleſton in Süd-Carolina ein, wo ich am 25. November anlangte. Wenige Tage nach meiner Ankunft beſuchte ich das Theater, eine Art von Scheune; das urſprünglich zu dieſem Zwecke errichtete Gebäude iſt in eine Anatomieſchule verwandelt worden; und hiedurch das Aufſchneiden an der Tagesordnung geblieben, nur daß es nicht mehr auf die Dichter beſchränkt, ſondern auf Subjecte aller Art ausgedehnt iſt.

Die Vegetation ſcheint noch im Fortſchreiten begriffen; Orangenbäume blühen, das Gras ſieht grün aus, und nur der Wald hat ſein beſcheidenes braunes Winterkleid angezogen.

In dieſer Jahreszeit iſt Charleſton ungemein verödet; die meiſten Pflanzer befinden ſich mit ihren Familien auf dem Lande und die übrigen rüſten ſich, ihnen zu folgen; die Stadt iſt verlaſſen bis zum Monat Februar, wo das Wettrennen den ganzen Staat verſammelt; dann aber iſt es vier oder fünf Wochen lang der geſelligſte lebhafteſte Ort; nach dieſer Periode kehren die Landfamilien noch einmal zu ihren Pflanzungen zurück, wo ſie ohne Gefahr bis in die zweite Woche des April bleiben können; nach dieſem Datum läßt ſich die Wahl zwiſchen Land und Stadt in Shakeſpeare's Worte zuſammenfaſſen: „Geh und lebe, oder bleibe und ſterbe.“ Denn Bleiben bringt den ſichern Tod, wenn die Malaria einmal ihre Thätigkeit entwickelt. Sonſt pflegte man wohl die Wintercampagne bis in die Mitte Juni auszudehnen, aber in den lezten Jahren hat man die Zeit nach und nach abgekürzt, und jezt wird der 15. April als der lezte ſichere Tag betrachtet.

Die Spazierwege durch den Wald, welche auf jeder Seite von der Hauptſtraße nach den Flüſſen Cooper und Aſhley führen, ſind zwar etwas eben, aber doch ſehr ergözlich. Pflanzen und Blumen von ſeltener Schönheit wuchern in üppigem

Wechſel empor; die wilde Rebe und andere Schlinggewächſe ziehen ſich von Baum zu Baum. Mit trunkenem Auge wandert der Fremde während dieſer gelinden Tage unter den majeſtätiſchen Eichen, Ahorn und hohen Pinien umher. Meine Spazierritte waren oft ſehr einſam; dann aber gerade genoß ich die ſchönen, geſunden Waldpfade am meiſten; doch nur wenige Monate ſpäter würde eine Nacht unter dem Schatten dieſer Bäume zu ſchlafen, den Tod ſo ſicher herbeiführen, als hätte man ſich unter die Zweige des giftigen Upas gelegt.

Wenn ich an einem ſchönen Decembertage ſorglos hinſchlenderte und die Sonne in breiten Lichtwellen über der Waſſerfläche ſchweben ſah und die Atmoſphäre vor mir glühte, als wäre ein goldgewobener Schleier über den Wald gezogen, da konnte ich den unheilvollen Wechſel nicht begreifen. Und doch iſt es ſo; nach Sonnenuntergang bleiben nur die Aufſeher auf den Pflanzungen; welche Gefahr mit dieſem Bleiben verbunden iſt, das zeigen die häufigen Todesfälle und die Leichenbläſſe der Ueberlebenden.

Dem Neger allein ſcheint dieſe Luft zuträglich; das beweiſ't der lebhafte Blick dieſer dickköpfigen kleinen Teufel. Der Contraſt zwiſchen dieſen Kindern der Sonne und den ausgearteten Sprößlingen der Männer vom Norden iſt hier im höchſten Maaße auffallend; es wurde mir zuweilen ſehr trübe um das Herz, wenn ich das krankhafte Ausſehen der Kinder eines Wirthes an der Landſtraße von der weißen Race gewahr wurde, wie ſie mit blaſſer pergamentartiger Geſichtsfarbe und glanzloſen Augen als wahrhafte Embleme der Malaria vor ihrer Eltern Haus ſaßen, und weder Luſt noch Kraft zu ſpielen hatten, wie ſie dieſem Alter natürlich und der Geſundheit zuträglich ſind, während man die Abkömmlinge ihrer Sklaven munter um ſie her ſpielen und ſpringen ſah. Ohne die unwürdige Lage zu verkennen, in der die letztern ihr Leben zubringen, rief ich doch zuweilen unwillkührlich aus: „das muß hier das beneidenswertheſte Loos ſeyn!“

Dieſes Gemälde läßt ſich indeſſen nicht auf den wohlhabenden Theil der Grundeigenthümer anwenden, welche entweder jedes Jahr nach dem Norden wandern, oder ihren Aufenthalt auf dem trockenen, ſandigen Boden der Pine-Barrens nehmen, wo ſie Geſundheit und Lebensfriſche einathmen, während tiefer unten in geringer Entfernung Siechthum und der Tod umherſchleichen. Ich ſah mich im Gegentheil oft überraſcht, Kinder unter dieſer Claſſe zu finden, deren elaſtiſche Formen und kräftige Glieder ſelbſt in Britanniens geſunder Luft bemerkenswerth geblieben wären; und die Bevölkerung von Charleſton, der Hauptſtadt dieſes Tod bringenden Landes ſieht im Ganzen genommen ſo friſch aus, hat ſo viele ſtarke, geſunde alte Leute aufzuweiſen, als irgend eine von den nördlichen Städten dieſes Continents; über dieſe Erſcheinung war ich um ſo mehr überraſcht, als ich gerade ein entgegengeſetztes Factum erwartet hatte.

Die Stadt Charleſton ſieht alterthümlicher aus, als jede andere, die ich in den vereinigten Staaten beſucht habe; die Engländer mögen ſie in demſelben Zuſtande verlaſſen haben, in dem ſie ſich jetzt noch befindet; keines von den bedeutenderen Häuſern ſcheint einer neueren Zeit anzugehören; ebenſo verhält es ſich mit den Kirchen, dem Wachhauſe und ähnlichen Gebäuden.

Offenbar hat die Einwohnerſchaft geſchlafen, während ihre beharrlichen Brüder im Norden, um mich eines bei ihnen üblichen Ausdruckes zu bedienen, „unaufhörlich köpflings vordrangen.“ Dieſe Verſchiedenheit läßt ſich auf zweierlei Art deuten: einmal muß viel dem Clima zugeſchrieben werden, das die Arbeitsmonate auf ungefähr ſechs beſchränkt, und dann fand die Revolution hier eine Art von ariſtokratiſcher Verbrüderung wohlhabender Einwohner; denen das Erzeugniß ihrer Güter bedeutende Mittel lieferte, deren Geſchäftsgebrauch ſich jedoch innerhalb der Gränze periodiſcher Niederlaſſungen mit ihren Factoren und Dienſtleuten hielt. Durch die Revolution und die daraus hervorgehenden Wechſelfälle erwachte der Geiſt, und Jeden, der den Mangel an Erbgut durch den Arbeitstrieb erſetzen mußte, belebte frohe Hoffnung, und die bevölkerten Theile dieſer Staaten geſtalteten ſich gleich einem, mit einem thätigen, Erwerb ſuchenden Schwarme gedrängt angefüllten Bienenkorbe und der Träge wie der Müßiggänger waren ausgeſtoßen, ehe ſie ſich ihrer veränderten Lage bewußt wurden, oder die Fluth toſen hörten, die ſich ringsum gegen ſie anſtürmte.

Nach Aufhebung des Erſtgeburtsrechtes waren die Ländereien der Theilung und Unterabtheilung ausgeſetzt, bis ſich die wachſenden Familien der urſprünglichen Eigenthümer außer Stand ſahen, ferner mit irgend einer Ausſicht auf Gewinn Pflanzer zu bleiben. In ſolchen Fällen verkaufte man das Eigenthum, und vertheilte den Erlös nach dem Geſetze oder nach dem Willen des Erblaſſers: und ſo gingen die Ländereien in andere Hände über; die Familienglieder des nicht wohlhabenden Pflanzers aber zogen ſich mit beſchränkten Mitteln in irgend eine Stadt zurück, um daſelbſt ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen nachzuhängen; wenige Fälle ausgenommen dachten dieſe Leute nicht daran, ihre Thätigkeit auf den Handel, die einzige Quelle bei der veränderten Lage der Dinge zu wenden, und gerade in die Hände derer, welche den Handel emſig betrieben, waren Heimath und Erbgut ihrer Väter übergegangen.

Verhältnißmäßig ſind jetzt nur wenige von den alten Familien wohlhabend, dieſe haben aber zum Glücke die unausbleibliche Wirkung der beſtehenden Geſetze und des gegenwärtigen geſellſchaftlichen Zuſtandes, und die Nothwendigkeit eingeſehen, ihre Kinder mit den Mitteln auszuſtatten, um die ſchlimmſten Folgen abhalten zu können. Wohlweislich ſetzt man jetzt die Söhne der beſten Familien im Süden in die Comptoirs der großen Handelsſtädte, oder erzieht ſie, wie glänzend ihre Ausſichten auch ſeyn mögen, zu einem nützlichen Berufe, der in dieſem Lande bei geregelter Geſchäftsthätigkeit ſtets, wenn auch nicht gerade Wohlhabenheit, doch ein anſtändiges Auskommen ſichern wird.

Wahrhaft bemitleidenswerth iſt die Lage vieler ſolcher Leute im Süden, die, ſich nie zu einer ſo lobenswerthen Laufbahn heranziehen laſſen wollten. Wie manchen ganz geſcheit ausſehenden Burſchen ſieht man da im unſeligſten Müßiggange umherſchlendern; leicht kann man in ihm den Sohn vornehmer Eltern unterſcheiden; ſein Geſicht iſt ausdrucklos, aber ſeine Kleider ſind koſtbar und er trägt ſtets ſchlecht gewählte Luxusartikel am Leibe, dabei beſitzt er weder Mittel noch Thatkraft genug, ſich den männlichen Beluſtigungen hinzugeben, welche gewiſſermaaßen mit dem Müßiggange der europäiſchen Jugend verſöhnen, dieſe zu beſtimmten Jahreszeiten wenigſtens dem Haſchen nach rein ſinnlichen Genüſſen entziehen, und das für das Allgemeine angenehm, wenn auch nicht nützlich, machen, was hier nach dem deutlichen Zeugniß der ſorgloſen Mienen und verwitterten Geſtalten, wie ſie die Mehrzahl dieſer unglücklichen Erbmüßiggänger umherträgt, wahrhaft ekelhaft wird.

Nirgends kenne ich eine bemitleidenswerthere Claſſe von Menſchen, als dieſe, welche in einem Lande lebt, wo der Müßiggänger weder Mitfühlende, noch Verbündete findet, von denen er Aufmunterung und eines vernünftigen Weſens würdige Unterhaltung erwarten darf; indeſſen iſt dieſe Claſſe durchaus nicht zahlreich und muß nothwendig immer mehr zuſammenſchmelzen; man darf ihre Glieder als moraliſche Gränzſteine betrachten, welche ſich nur noch erhalten, um den Weiſen und Würdigen vor einer Laufbahn zu warnen, auf der die Hoffnungen dieſer Unvernünftigen ſo ſchmählich zu Grunde gegangen ſind.

Die jungen Damen ſcheinen dieſelben einfachen naiven leichten Manieren zu beſitzen, welche ihre Landsmänninnen im Norden charakteriſiren, wo man die Töchter vorzüglich erzieht, und in allen geſelligen weiblichen Pflichten zu unterweiſen bemüht iſt, die unſer Leben erheitern und verſchönern. Beim erſten Anblicke mag es dem Fremden ſonderbar vorkommen, daß ſie bei ihren Vorzügen keinen größern Einfluß auf die Jugend des andern Geſchlechtes ausüben, das mag aber von dem Umſtande herrühren, daß man ſie verheirathet, ehe ſie in ihrem Urtheile über die Welt hinreichend gereift ſind, um die beſtehenden Mißbräuche einzuſehen und ſich ihrer Gewalt bewußt zu werden, dieſem Mißbrauche Einhalt zu thun. Da ſie ſehr jung in die Ehe treten, ſo verlaſſen ſie die Geſellſchaft meiſtens in einem Augenblicke wieder, wo ihr einflußreiches Beiſpiel derſelben die erſprießlichſten Dienſte leiſten könnte.

Columbus.

Um vier Uhr Morgens erreichten wir die Stadt Columbus am Fluſſe Cattahoochee, der Alabama von Georgien trennt.

Wir machten einen Tag und eine Nacht Halt; dieſe Zeit benützte ich in Geſellſchaft meiner zwei Reiſe-Gefährten, den Choctaw-Indianer-Stamm zu beſuchen, dem ein kleines Eigenthum weſtlich vom Fluſſe zugehört.

Wir verſchafften uns drei kräftige Pferde und gelangten frühe am Morgen über die ſtattliche Brücke, welche dicht an den Fällen über den reiſſenden Strom gewölbt iſt. Auf der Alabama-Seite fanden wir ein am Waldes-Saum zerſtreut liegendes Dorf, das den eben nicht ſehr anziehenden Namen Sodom führt; wenige von ſeinen Freiſaßen waren ſchon auf den Beinen; Ausgeſtoßene der benachbarten Staaten bilden die Mehrzahl der Einwohnerſchaft. Falſche Spieler und andere Leute dieſer Art finden hier durch die Menge der Angeſiedelten und durch die Nähe eines wenig bevölkerten Landſtriches Schutz und ſicheren Aufenthalt. Dieſe kühnen, durch das Geſetz aus der Geſellſchaft vertriebenen Menſchen, kommen zuweilen in Columbus zuſammen, um ſich einen Abend der Luſt und Freude hinzugeben, wobei ſie, Alle bewaffnet, mit Gewalt über die trennende Brücke dringen; die Verhaftsbefehle des Marſchalls ſind zu ſolchen Zeiten natürlich ſuſpendirt, denn um eine Verhaftung vorzunehmen, müßte er eine größere Truppe haben, als unter ſeinen Befehlen ſteht. Läßt man die Geſellſchaft ruhig ziehen, ſo begibt ſie ſich in das nächſte Wirthshaus, trinkt tüchtig, macht dann die Einkäufe für die Damen der Colonie, bezahlt ſogleich, ſammelt ſofort die einzeln Herumſchweifenden wieder zum großen Haufen, und zieht ſich friedlich nach ihrem Gebiete zurück. Von der Lage dieſer Nachbar-Gemeinde und den Verbrechen, welche von ihren Gliedern vollführt worden ſind, ſprach man in der Stadt mit einem aus Abſcheu und Furcht gemiſchten Gefühle.

Im Walde holten wir einen Mann ein, der ein rauhhaariges Pony ritt; auf meine Frage, welchen Weg wir einſchlagen ſollten, um zu den indianiſchen Niederlaſſungen zu gelangen, erbot er ſich, einige Stunden mit uns zu reiten; das war ein glückliches Zuſammentreffen, denn unſer freiwilliger Führer ſchien ſehr vertraut mit den zahlloſen Wendungen der gekrümmten Fußpfade, die ſich von einer Wohnſtätte zur andern ziehen.

Dem größeren Theile nach befand ſich dieſes arme Volk in einer äußerſt dürftigen Lage; die meiſten Familien lebten in höchſt gebrechlichen und unbequemen Wigwams aus Rinde von grünen Zweigen; von Hausgeräthe war außer einem elenden Keſſel nicht das Geringſte zu bemerken. Nur wenige hatten ſich ein kleines Haus aus Holz gebaut, darin eine oder zwei Stuben zur Noth eingerichtet, und ein Stückchen Land urbar gemacht; wir hielten bei einer Gruppe von vier ſolchen kleinen Wohnungen an; eine hübſche Neger-Dienſtmagd röſtete hier eben Speck und bereitete Kuchen aus Weizenmehl zum Abendbrod für ihren Herrn, der, wie ſie ſagte, auf die Jagd gegangen war. Innerhalb der hölzernen Hütten ſaßen die Frauen, nach Art der Damen in alten Zeiten während der Abweſenheit ihrer treuen Ritter emſig mit Annähen von Knöpfen an Moccaſins oder Verzieren von Waidtaſchen beſchäftigt. Unſer Führer ſprach dieſe Frauen mit rauhem Tone an, aber es gelang ihm nicht, ihnen eine ermuthigendere Antwort zu entlocken, als ein gewiſſes „Ugh! ugh!“, dem nicht einmal ein Blick zum Geleite diente. Das Negermädchen aber hatte ſich die Schweigſamkeit des Stammes noch nicht zu eigen gemacht; willig ließ ſie ſich in ein Geplauder ein, und erklärte uns, was in dem Keſſel enthalten war, deſſen lieblicher Geruch unſere Aufmerkſamkeit nicht wenig in Anſpruch nahm. Sie ſagte, es ſey blos indiſches Korn, ſtark aber langſam gekocht, und nur mit ein wenig Salz gewürzt, wobei ſie uns verſicherte, die Indianer ziehen dieſes einfache Gericht allen andern Leckerbiſſen vor. Ich dagegen ſprach mich entſchieden zu Gunſten der dünnen geröſteten Speckſchnitten, und der niedlichen, kleinen, in Aſche gebackenen Kuchen aus; auf die Einladung der gutmüthigen Köchin, die mit wahrhaft indiſcher Gaſtfreundſchaft wiederholte, es ſeyen hinreichend Speiſen vorhanden, ließen wir uns die ungewohnte Koſt gar wohl ſchmecken.

Auf der Rückkehr begegneten wir verſchiedenen Gliedern dieſes Stammes, die den Tag in Columbus zugebracht hatten; die Einen gingen zu Fuß, die Andern waren zu Pferde, Alle aber mehr oder minder begeiſtert; nur Wenige von den Weibern ſahen gut aus, zu ihrer Ehre aber ſey es geſagt, ſie waren durchgängig nüchtern. Als wir nach dem Dorfe Sodom zurückkehrten, verkündete der Lärmen der Trinkgelage, daß die Orgien hier wieder begonnen hatten. Der Regen hatte bis jetzt ausgeſetzt, nun aber ſtellte er ſich mit einer Heftigkeit wieder ein, die uns nicht das Beſte zu weiſſagen ſchien; wir ſpornten unſere Pferde über die Brücke, und befanden uns bald in Georgien unter Dach und Fach.

Trotz der anhaltenden Schauer machte ich Nachmittags einen Spaziergang in dieſer gewerbthätigen Gränzſtadt; die Magazine waren gut ausgeſtattet, die Waarenhäuſer wohl gefüllt mit Baumwolle, und in allen Quartieren ſtieß man auf Gruppen benachbarter Pflanzer, welche theils Käufer für ihre Erzeugniſſe ſuchten, theils die nothwendigen Einkäufe für ihre Familien machten.

Zahlreiche Abtheilungen Indianer — Creeks und Choctaws — ſtreiften von Ort zu Ort. Die meiſten waren betrunken, oder ſuchten es ſo ſchleunig als möglich zu werden. Bei jeder Geſellſchaft von Eingebornen bemerkte ich einen männlichen Neger, den Sclaven von einem der Anweſenden; in der Regel waren dieſe Burſche auf europäiſche Weiſe gut gekleidet, ſahen viel geſcheiter aus, als ihre Herren und übten auf dieſe einen offenbar von höherem Wiſſen herrührenden Einfluß aus; die Neger ſchienen der That nach die Herren, und die rothen Männer die Sclaven.

Die Flußſeite der Stadt entlang gewahrte ich in einer wild ſchönen Lage mehre Wohnungen im beſſern Style. Nirgends habe ich in den ſüdlichen Ländereien einen Ort geſehen, der mehr den Wohlſtand zu fördern verſpricht, nirgends aber auch einen, der eines würdigen Beſitzthumes, der perſönlichen Sicherheit, eines vernünftigen Lebensgenuſſes und der Handhabung der Geſetze ſo ſehr entbehrt, als dieſer. Blutige Händel ſollen hier ſehr häufig, Beſtrafungen aber ſehr ſelten vorkommen; wird auch eine Unterſuchung eingeleitet, ſo folgt doch die Freiſprechung, und die Hinrichtung eines weißen Mannes iſt gänzlich unerhört.

Trotz dieſer Geſetzloſigkeit läuft der Reiſende nicht die geringſte Gefahr; Räubereien oder Mord des Plünderns wegen geſchehen nicht; die Roheſten von dieſen Gränzbewohnern ſind im Gegentheile ſehr höflich gegen Fremde: aber

Müßiggang, heißes Blut und Reizmittel veranlaſſen häufig beim Spiele oder bei politiſchen Verhandlungen rohes Gezänke, und da die Parteien ſtets bewaffnet gehen, ſo nimmt ein ſolches Zuſammentreffen in der Regel ein ſchlimmes Ende für Einen oder den Andern von den Streitenden.

Bei der raſch zunehmenden Bevölkerung verlieren ſich jedoch die wilden Geiſter; die Einen werden gute Bürger, die Andern nehmen Reißaus vor dem Sturmſchritte der Civiliſation; ihre Gewalt verliert ſich immer mehr und jährlich ſieht man auch ganze Horden Befreiung von Zwang auf dem mexicaniſchen Gebiete ſuchen, wo eine Miſchung mit dieſem wilden Blute noch ſeltſame Ereigniſſe herbeiführen wird.

Reiſe durch die Creek-Nation.

Kurz vor Mitternacht nahm ich mit meinen beiden New-Yorker Reiſe-Gefährten einen Sitz in der Poſtchaiſe nach Montgomery am Alabama-Fluſſe ein. Wir hatten den Wagen allein beſetzt, und wollten uns eben wegen dieſes günſtigen Zufalles Glück wünſchen, als wir dem Kutſcher den Befehl ertheilen hörten, in Coborn anzuhalten, um einen Gentleman und ſeine Lady mitzunehmen.

Bei unſerer Abfahrt war es pechfinſter, und der Regen floß in Strömen; nach ein paar Minuten rumpelten wir unter dem vermengten Getöſe unſeres Räderwerks, des Regens und der Waſſerfälle die Brücke entlang; die Fluth war in den letzten zehn Stunden beinahe um zwanzig Fuß geſtiegen, und furchtbar brauſten die Wellen unter uns.

An einem der erſten Häuſer in dem abſcheulichen Gränzdorfe hielt die Kutſche an; unſere Ladung wurde durch ein Paar Koffer vermehrt; eine Dame ſchob ſich in den Wagen, der ihr Beſchützer folgte; die äußeren Verhältniſſe der beiden Ankömmlinge ließen ſich nur errathen, und über ihr Inneres erhielten wir auch nicht gerade Aufſchluß, da von beiden Seiten keine Sylbe gewechſelt wurde. Nach einigen Minuten ging es vorwärts tief in den Wald hin.

Bei Tages-Anbruch erreichten wir Fort Mitchell, wo ſonſt eine bedeutende Garniſon gelegen hatte; jetzt aber iſt dieſer Poſten aufgegeben. Ein unerwarteter Wechſel harrte unſer an dieſem Orte, wir mußten unſere erträglich warme

Kutſche gegen eine andere vertauſchen, welche von dem in der Nacht gefallenen Regen gänzlich durchnäßt war. Der Kutſcher wollte unſer Gepäcke befeſtigen, da er aber nur einen einzigen Gehülfen hatte, ſo mußten wir ſelbſt Hand anlegen und für die Unterbringung unſerer Koffer Sorge tragen. Der Tag hatte ſich jetzt aus den Federn gemacht; mit großer Freude begrüßten wir den Himmel, der uns bei weitem freundlichere Blicke, als in den vorigen Tagen ſandte.

Ich kletterte auf den Bock zum Kutſcher, an deſſen Seite ich mich ſo lange als möglich halten wollte. Fünf Stunden fuhren wir durch einen Fichtenwald fort, der ſich auf ſandigen Boden ohne alles niedere Geſträuche hinzog; die hohen Bäume ſtanden überall ſo weit aus einander, daß Reiter ohne alle Schwierigkeit nach allen Richtungen hätten durchgaloppiren können; unſer Kutſcher war ein lebhafter, geſcheiter, junger Burſche, ſtets richtete er eine freundliche Frage oder einen höflichen Gruß an jeden vorübergehenden Indianer; wir begegneten indeſſen nicht ſehr vielen, die meiſten ſchienen uns kaum zu bemerken und entgegneten unſern Gruß höchſtens mit einer Sylbe.

Die Gegend hatte im Ganzen eine unbedeutend wellenförmige Bildung; zuweilen aber war der Boden doch ſtark abſchüſſig, der Wagen ging tief im Sande und hing bald vorwärts, bald auf die eine, bald auf die andere Seite; das kummerte den Kutſcher wenig, der eine erſtaunliche Kälte und Entſchloſſenheit im Lenken der Pferde entwickelte.

Wir hielten an einer einſam gelegenen Taverne an, um zu frühſtücken; die Inhaber derſelben, Amerikaner, nahmen uns freundlich auf; die Dame des Hauſes war in einem Grade liebenswürdig und geſprächig, wie man es in dieſen Gegenden eben nicht alle Tage findet. Nach ihrer Ausſage waren die Mittel äußerſt beſchränkt, über die ſie zu Herbeiſchaffung der gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe zu gebieten hatte; in Columbus ſey nur vom Schlächter Fleiſch zu bekommen; ſich einen Vorrath an Federvieh anſchaffen zu wollen, wäre wahrhaft lächerlich, weil die Indianer in dieſer Gegend unabänderlich Alles ſtehlen, was ſie erreichen können.

Ich wünſchte ihr Glück wegen der letzten Regierungs-Verordnung, durch welche ſich ihr die Ausſicht biete, von dieſen ſchlimmen Nachbarn demnächſt befreit zu werden; die Dame aber meinte, der Tag der Abreiſe ſcheine ihr noch ziemlich entfernt, denn bis jetzt ſeyen die Anerbietungen noch nicht von mehr als von fünfhundert benützt worden, die Mehrzahl der Zurückbleibenden aber habe ihre Güter an Spekulanten verkauft und den Erlös für die Ländereien verſchleudert, ohne nur daran zu denken, eine Kornähre zu pflanzen, oder den geringſten Vorrath für den Winter zu beſtellen; eine ſolche Unvorſichtigkeit ſey bei den Eingebornen charakteriſtiſch, unmöglich aber könne man ihr ſteuern, ohne die Betheiligten ihrer Selbſtſtändigkeit zu berauben. Nach ihrer Verſicherung litten jetzt viele von dem unglücklichen Volke den äußerſten Mangel, und Tauſende ſtürzten ſich in dieſelbe Lage, wo ſie, ohne Unterſtützung der Regierung, entweder ſtehlen oder verhungern mußten.

Dieſes arme Paar hatte, wie ſie mir erzählte, in den letzten ſieben Jahren unter dem indiſchen Volke gewohnt; es ſchienen anſtändige, fleißige Leute, an ihrer Wohnung jedoch konnte man keine Zeichen wachſenden Wohlſtandes gewahr werden. Die Zwiſchenräume zwiſchen den Balken waren nicht ausgefüllt und Wind und Regen hatten freien Einzug. Wahrſcheinlich hofften ſie ſich ein gutes Stück Land bei den unvorſichtigen Verkäufen der Indier zu erwerben; ſie ſagten, ihr Wohnort ſei angenehm und, Frühjahr und Herbſt ausgenommen, erträglich geſund; nach den matten Augen zu urtheilen, ſtellten dieſe Leute ihre Anforderungen an Geſundheit eben nicht beſonders hoch.

Nach dem Frühſtücke erſchien der Kutſcher mit der Bitte, wir möchten an den Stall hinab kommen, und uns ſo gut als möglich auf dem Bock einrichten. In der Meinung, das beziehe ſich auf mich, fragte ich, ob die Chaiſe bereit ſey, aber der Mann gab mir die Verſicherung, es handle ſich nicht um weitere Benützung der Chaiſe, nach dem Befehle des Agenten müſſe der Bock von hier aus genommen werden; wer Luſt habe, könne mitfahren, wer nicht wolle, möge zurückbleiben.

So drollig uns die Zumuthung erſchien, ſo wollte doch Jeder den Bock verſuchen. Ich war in der That begierig, dieſe neue Art von Reiſe-Anſtalten in der Nähe zu beſichtigen; die Maſchine, aus rauhen Brettern gearbeitet, acht Fuß lang, drei Fuß weit mit zwei Fuß tiefen Seiten ſtand bereits eingeſpannt vor der Thüre; der Bock war an eine einfache Kutſchen-Achſe mit Deichſel u. ſ. w. befeſtigt. Unſer Gepäcke füllte das Fuhrwerk gänzlich aus; uns ſelbſt erlaubte man nach des Kutſchers Ausdruck „unſere vier Viertel ſo ſchnell als möglich“ hinten im Gefährte zu fixiren. Von Leuten, die ihr gutes Geld für eine Landkutſchenfahrt bezahlen, würde eine ſolche Fixirung in jedem andren Theile der Welt für eine Unmöglichkeit erachtet worden ſeyn; hier aber wußten wir wohl, daß jede Abhülfe gänzlich außer der Frage liege, und daß wir nur zwiſchen dem Bock und dem Wald zu wählen hatten. Indeſſen machten wir von dem Privilegium der Reiſenden Gebrauch, ſchimpften laut und verfluchten alle ſpitzbübiſchen, wortbrüchigen Agenten und lachten dann über unſern fruchtloſen Aerger, den der Kutſcher mit ſtoiſchem Gleichmuthe ertrug. Es brauchte lange, bis wir uns nur ſo weit eingeniſtet hatten, daß wir nicht Gefahr liefen, durch die Bewegung der Maſchine in die Luft geſchleudert, oder vom loſen Gepäcke gequetſcht zu werden, ſo wenig hatte man Sorge für die Bequemlichkeit getragen.

Während des Wechſelns war unſere Gefährtin mit ihrem Herrn vorwärtsgegangen; auch für dieſe mußte noch Raum bleiben. Die Sonne ſchien glänzend und hell; wir freuten uns, daß unſere Leiden ſich wenigſtens nicht durch Regengüſſe vermehrten. Wir armen kurzſichtigen Thoren! Es iſt eine wahre Segnung des Himmels, daß die Freuden der Gegenwart nicht durch die Kenntniß künftiger Uebel umwölkt werden können. Die Peitſche knallte. „Füße und Zähne feſt angehalten;“ rief der Kutſcher; die letzteren ließen ſich nur durch Zuſammenpreſſen in den Kinnbacken halten. Wie wir aber die Füße ordnen wollten, warfen wir mit der erſten Bewegung einen Koffer, einen Nachtſack und die Haubenſchachtel unſerer ſchönen Gefährtin unter einander. Die letztere ſeufzte zerquetſcht unter dem Koffer, und ihr Inhalt flog zerſtreut auf den Weg. Dem Auge des Ungeweihten ausgeſetzt lag das ganze Arſenal der Toilette dieſer Schönen von Sodom. Wir fiſchten eine Spitzenhaube auf, ditto eine Haube von Battiſt; ſechs Liebesbriefe von ſechs verſchiedenen Händen an die Dame gerichtet, eine Biſambüchſe und verſchiedene andere Artikel, die ſich nicht beſchreiben laſſen; ferner einen Dolch mit elfenbeinenem Hefte von furchtbarer Geſtalt und ſpitzig wie eine Nadel. Die zertrümmerte Haubenſchachtel ließen wir auf der Straße liegen und machten ein Bündel aus den genannten Gegenſtänden. Da ich vermuthen mußte, die Billets ſeyen nicht gerade für das Auge des Herrn Obriſten beſtimmt, wie der Kutſcher unſern Gefährten betitelte, ſo wickelte ich dieſelben vorſichtig in der Battiſthaube ein.

Als wir das Paar wieder eingeholt hatten, gaben wir uns alle mögliche Mühe, wenigſtens das Mädchen ſicher unterzubringen; die Arme verdiente auch wohl unſere Sorgfalt durch den liebevollen, zufriedenen Geiſt, den ſie unter den gefahrvollen Umſtänden an den Tag legte, unter denen auch der kühnſte Muth gebrochen ſeyn würde.

Unſere Lage war in der That peinigend, wo nur immer der Weg ein raſcheres Fahren zuließ; zum Glücke ging es in der Regel nur im Schritte; denn es war eine wahre Erquickung bei dieſer Gelegenheit den Schneckengang durch den Sand hinzuſchleichen, weil man ſich auf ſeinem Sitze halten konnte, ohne jede Muskel anſtrengen zu müſſen.

Gegen Abend überzog ſich der Himmel mit gewitterſchweren Wolken: drohende Symptome verkündeten den nahen Ausbruch; endlich öffnete ſich der Himmel und der ſtrömende Regen kämpfte die drückende Hitze nieder. Die bis jetzt an den ſüdlichen Horizont gebannten Wolken ſenkten ſich auf den Wald, und vermehrten die Dunkelheit; immer noch ging es nur im Schneckenſchritte vorwärts; als wir zu einem Sumpfe gelangt waren, den wir ohne Licht nach des Kutſchers Ausſage nicht hätten paſſiren können, fanden wir glücklicher Weiſe eine Abtheilung Indianer davor gelagert.

Von dieſen Leuten bekamen wir nicht nur treffliche Fackeln, ſondern einer von den Männern bot ſich ſogar freiwillig an, einen Bündel vorauszutragen, und uns als Führer zu dienen; über dieſe Höflichkeit gerieth zwar des guten Burſchen Weib in ungemeine Wuth, er aber lachte über ihre tollen Geberden und ſchritt voran. Jedes von uns nahm einen breiten Spahn in die Hand, und ſo marſchirten wir vor dem Bocke über eine Brücke, die mir ſo ſchwankend und ſchlüpferig vorkam, als das einzelne Haar, welches zu Mahomets Himmel führt; ſie war ungefähr eine viertel Meile lang, nirgends durch Schranken und Mauern geſchützt, während überall dicht verwachſenes Geſträuche darüber herein hing, durch welches ſich der Sumpf hinzog.

Meine Gefährten aus New-York und ich waren weit vor dem Bock vorausgegangen, auf dem halben Wege aber erloſchen unſere Fackeln, wir mußten uns wieder zu dem Fuhrwerke halten, und das war gut, denn alle Augenblicke fiel ein Stück vom Wagen herunter, und wären wir nicht in der Nähe geweſen, ſo möchten wir nur mit Verluſt der ganzen Habe über die Brücke gekommen ſein.

Das ſchwere Fackelnbündel, welches unſer Creekführer hoch in der Luft trug warf ein ſo ſonderbar flammendes Licht auf die Gegenſtände um uns her, daß ich über der intereſſanten Scene unſere äußerſt unbequeme Lage gänzlich vergaß.

Der Leſer denke ſich eine in ein dunkelgelbes, kaum bis an die Knie reichendes Hemd gekleidete Geſtalt mit nackten Beinen; einen Gürtel von Scharlach-Wampum um die Lenden, einen karmoſin und dunkelblauen Shawl turbanartig um den Kopf gewunden, ſtruppige ſchwarze, unter dem Turban über Geſicht und Hals herabfallende Haarlocken; die eine Hälfte einer ſolchen Geſtalt ſtelle ſich der Leſer von einer ſtarken Flamme beleuchtet vor und dazu den flüchtigen Tritt, die kalten ſonnverbrannten Geſichtszüge, das funkelnde Auge und die ausgeſtreckten muskeligen Arme, während die andere Hälfte indeß in tief dunklen Schatten gehüllt bleibt. Dicht hinter dieſer Geſtalt bewegen ſich, kaum durch die dicken Rauchwolken ſichtbar, die ſchnaubenden Zugpferde, über das Ganze ziſchen in kurzen Zwiſchenräumen rothe, lebhafte Blitze, bald in breiten Maſſen niederſtürzend, als wäre eine elektriſche Wolke geborſten, bald im Zickzack ſich herabſchlängelnd, oder durch die ſchlanken Fichten und Cypreſſen durchſchießend, indeß ſich der raſche Hufſchlag der Roſſe eine Zeitlang laut dröhnend auf dem lockeren, hohlen Gebälke hören ließ, und dann wieder von dem Brüllen des nahen Donners gänzlich übertönt wurde.

Ich habe nie eine Scene geſehen, die ſich ſo lebhaft in meinem Gedächtniſſe erhalten hätte; die wilde Einſamkeit des Gehölzes, das Brauſen des Sturmes ſammt den maleriſchen Zuthaten, durch welche die ganze Scene Bewegung erhielt, feſſelten die Aufmerkſamkeit an ein Schauſpiel, das ich nie vergeſſen werde.

Sobald wir den Sumpf im Rücken hatten, nahmen wir wieder unſere Plätze auf dem Bocke ein; unſer freundlicher Führer leuchtete immer noch vor; in einer halben Stunde erreichten wir das Bretterhaus, das der ehrenwerthe Landfuhr-Agent bewohnte, deſſen weiſen Anordnungen wir den Wagenwechſel und das daraus entſtandene Ungemach zu verdanken hatten; hier wartete unſerer indeſſen ein erquickliches aus Thee, Fleiſchſchnitten, Geflügel und warmen Broden aller Art beſtehendes Mahl.

Als ich vom Bock herabgeſprungen war, griff ich nach der Cognacflaſche, die der Geſellſchaft ſehr erſprießliche Dienſte geleiſtet hatte, und reichte ſie unſerem indiſchen Führer, dieſer aber wollte nicht einmal koſten, lächelte und ſprach, nach der Stirne deutend, ein halb Dutzend Worte, die ein Nebenſtehender von derſelben Nation erklärte: „der Branntwein ſei ſchädlich, mache Kopfweh,“ meinte der Creek.

Im Allgemeinen gab ich das zu, bedeutete aber dem Indianer alten Branntwein mediciniſch gebraucht dürfte er als eine Ausnahme betrachten; darüber lachte der Creek, wollte aber dennoch keinen Verſuch machen. Während unſeres

Geſprächs nahm er den roth und blauen Shawl vom Kopfe, preßte das Waſſer ſ gut als möglich aus, ordnete dann den Turban wieder mit größter Sorgfalt, und ſchickte ſich zur Rückkehr an; gegen die Gabe, die wir ihm reichten, hatte er weniger einzuwenden, als gegen den Cognac. Dieſer Menſch mit ſeinem offenen Weſen, ſeinem gedrängten Körperbau, war einer von den wenigen gut ausſehenden Ureinwohnern, die mir auf meinen Wanderungen vorgekommen ſind. Als er ſich vom Hauſe entfernte, fragte ich ihn, ob er keine Fackel mitnehmen wolle, um ſich auf dem Heimweg damit zu leuchten. Er lachte und meinte „Er ſei kein Wagen, und dürfe nicht in den Sumpf zu fallen fürchten.“

Wir erfuhren hier, daß die Landkutſche, welche zuletzt vor uns abgefahren, von der Brücke, die wir zu paſſiren hatten, in den Sumpf gefallen ſei, und noch dort liege; zum Glücke war eben kein Paſſagier darin; unſer neuer Kutſcher fügte die tröſtliche Verſicherung bei, er könne die Kutſche nicht durchzubringen hoffen, wolle es aber verſuchen, weil er einmal die Verpflichtung übernommen habe. Wir waren Alle ſo müde, daß wir ſehr gern hier geblieben wären, aber man konnte uns keine Schlafſtelle geben, und bis die nächſte Kutſche vorüberkam, gebrach es an jeglichem Mittel, uns nach Montgomery zu ſchaffen; es blieb uns keine Wahl, wir mußten die Reiſe auf gut Glück fortſetzen.

Von dieſer Stunde, von Mitternacht an bis Tagesanbruch marſchirten wir meiſtens zu Fuße; der Kutſcher weigerte ſich mehre Male fortzufahren, bis auch das arme Mädchen ausgeſtiegen war, weil er, wie er uns verſicherte, einer jungen Dame Leben nicht auf das Spiel ſetzen wolle, ſo hart es ihr auch ſcheinen möge, in finſterer Nacht Knie tief ſich durch die ſchlammige Straße arbeiten zu müſſen.

Nach manchfaltigen Anſtrengungen hatten wir die Kutſche endlich durch alle Gefahren durchgeſchleppt und langten um ſechs Uhr Morgens in Montgomery an. Hier fanden wir nur eine erbärmliche Schenke, in der man nichts Anderes, als Branntwein haben konnte; wir waren daher ſehr erfreut, als wir erfuhren, es gehe ein Dampfboot in ein paar Stunden den Alabama abwärts nach Mobile ab; wir leiſteten deshalb auf die Landkutſche Verzicht, verließen eilig die Mördergrube von einem Gaſthauſe und begaben uns an Bord der Carolina.

Ich war ſo müde, daß ich hier nichts als einen ſchmutzigen Fluß ſah, deſſen Ufer mit Baumwollen-Ballen bedeckt waren, welche zur Fortſchaffung bereit lagen. Ich konnte kaum die Augen offen halten, bis ich mein Frühſtück genommen hatte; man wies mir eine reinliche Kajüte an, die Welt und ihre Sorgen ſchwanden hin, ich erwachte erſt am Mittag des folgenden Tages wieder, nun aber friſch wie ein Fiſch im Waſſer, und hungrig, wie ein Straus. Mehre Male hatte man mich zu wecken verſucht; ich hatte geantwortet, aber fortgeſchlafen, wie man mir erzählte; feierlich aber muß ich gegen alles Bewußtſein während dieſer vier und zwanz Stunden proteſtiren. Ich fand beim Erwachen, daß ich beſſer geſchlafen hatte, als das Boot gefahren war; denn wir hatten uns erſt fünfzig Meilen vom Ankerplatze entfernt; das Schiff mußte nach ſeinen Verträgen an jeder Pflanzung anhalten, um Fracht einzunehmen; dadurch entſtanden häufige Zögerungen.

Vier Tage und vier Nächte reiſten wir den Alabama abwärts, die Fahrt wäre angenehm geweſen, hätten nicht am Ende die aufgehäuften Baumwollenballen alle Räume auf dem Schiffe verſperrt. Unſere Paſſagiere, beinahe hundert Seelen an der Zahl beſtanden hauptſächlich aus Pflanzern, welche ihre Baumwolle mit ſich an Bord genommen hatten; es waren Leute von rauhen Sitten, aber voll Verſtand und ſtets guter Dinge; um ihrer eigenen Geſundheit willen hätte ich freilich wohl gewünſcht, es möchte beim Schenktiſche nicht ſo lebhaft zugegangen ſein; aber hierhin richteten ſich unabläſſig ihre Wanderungen. Wenn auch nicht gerade Trunkenheit ſich kund gab, ſo muß doch ein ſolcher Verbrauch von geiſtigen Getränken und ſtarkem Tabak der Geſundheit nachtheilig werden und am Ende dem Frohſinn Eintrag thun. Manche litten an Unverdaulichkeit, ließen ſich aber durchaus nicht überzeugen, daß ihre Lebensweiſe, ebenſowohl als das Clima die Urſache ihres Uebels ſein könne.

Die ganze bebaute Linie des Fluſſes entlang ſind die Baumwollen-Pflanzungen über alle Begriffe reich; Felder von Quadratmeilen hatte man kurz zuvor erſt abgeleſen, und doch waren ſie bereits wieder vom Nachwuchſe ſchneeweiß. Bei den meiſten wäre es wohl der Mühe werth geweſen, eine Nachleſe zu halten, hätte man ſich nur die dazu erforderlichen Hände verſchaffen können; auf jeder Seite ſieht man neue Lichtungen in gedeihlichem Fortſchritte begriffen, und in kommenden Jahren wird ſich vorausſichtlich das Erzeugniß noch mehren, weil die hohen Preiſe, die man in dieſem Jahre gewinnt, zu neuen Unternehmungen anfeuern.

In Clairborne, einer vom Fluſſe wenigſtens drei hundert Fuß aufragenden Anhöhe nahmen wir den letzten Ballen Baumwolle ein, welcher auf der Carolina gelagert werden konnte; in der Mitte des Schiffes lief das Waſſer über Bord. Wir hatten mit tauſend Ballen Baumwolle in der Dunkelheit noch eine Reiſe von hundert fünfzig Meilen zurückzulegen; wenn die Zeit des Schlafengehens anrückte, gab es das dunkeſte Gewirre in der Kajüte; an Mundvorrath hatten wir indeſſen Ueberfluß, und die ganze Geſellſchaft ertrug das beſchiedene Loos mit chriſtlicher Geduld.

Nachdem wir ſeit Chriſttag fünf hundert Meilen den Alabama abwärts zurückgelegt hatten, langten wir am 30. December in Mobile an.

Mobile.

Dieſe kleine Stadt gehörte zu den intereſſanteſten Orten, welche ich ſüdlich vom Potomac beſuchte. Der erſte Eindruck war äußerſt günſtig; ich fand alte Freunde, die mich herzlich willkommen hießen, eine geiſtreiche Geſellſchaft, einen wohleingerichteten Gaſthof und das Clima behagte mir ungemein. Bevölkerung und Handel nehmen in Mobile in einem Maaße zu, wie dieſes in gegenwärtigem Augenblicke nicht leicht an einer andern Stelle der vereinigten Staaten der Fall ſein wird. Wie ſich der Zuſtand des Handels erhöht, läßt ſich nach Folgendem ermeſſen: Im Jahr 1830 betrug der Totalwerth der Einfuhr in den Hafen von Mobile 1,044,135 Dollars, der Werth der Ausfuhr 1,994,255 Dollars. Im J. 1834 hat man den Werth der Einfuhr auf 3,088,811 Dollars, den der Ausfuhr in demſelben Jahre auf 6,270,197 Dollars angeſchlagen. Es kann nicht übertrieben erſcheinen, nimmt man für das laufende Jahr eine Zunahme im Betrag von einem Drittel an, die ſich, wenn der Friede fortdauert, in jedem Jahre erhöhen muß, denn durch den Einfluß der Pflanzer am Alabama geht das Lichtungswerk der Rohrgründe mit unerhörter Geſchwindigkeit vor ſich, und die bis jetzt noch im Beſitze der Ureinwohner gebliebenen Ländereien cultivirt man, wo eine Stelle von den Indianern verlaſſen wird, ſogleich auf das ſorfältigſte. Eine Eiſenbahn wird jetzt angelegt, von der der Proſpect während meiner Anweſenheit erſchienen war; ſie wird in dem Tenneſſee-Thale beginnen, an irgend einem ſchiffbaren Punkte des Hafens von Mobile auslaufen, und auf dieſe Weiſe Nord- und Süd-Alabama verbinden. Beim erſten Blicke auf die Karte der vereinigten Staaten muß der unermeßliche Vortheil in das Auge ſpringen, den eine ſolche Verbindungslinie der Stadt bringt, indem ſie an dieſem Punkte nicht nur den Handel von Nord-Alabama, und dem Tenneſſee-Thale, ſondern auch von einigen der fruchtbarſten Theile von Kentucky, Virginien, Nord-Carolina, Georgien und Miſſiſſipi concentrirt.

Die enorme, ſcheinbar übertriebene Erhöhung der Baumwollenernte in dieſem Alabama-Staate rührt nicht allein von der ungemeinen Fruchtbarkeit des jährlich zum Anbau verwendeten jungfräulichen Bodens, ſondern auch von der beiſpielloſen Zunahme der Bevölkerung her. Gerade in dieſem Jahre ſind nach einer genauen Berechnung nicht weniger als fünf und zwanzig tauſend Sklaven von den älteren Staaten am atlantiſchen Meere in dieſes Land gebracht worden; im nächſten Jahre wird ſich der Betrag noch vermehren, weil ſich noch viele tauſend Morgen Aecker vom fruchtbarſten Lande in der Union zum Verkauf in den Händen der Regierung befinden, der dieſe Ländereien im Tauſche von den Creek und Cherokee Stämmen überlaſſen worden ſind.

Die Haupturſache der Auswanderung aus den atlantiſchen Staaten liegt in den großen Vortheilen, welche dem Pflanzer eine bei weitem höhere Fruchtbarkeit des Bodens als Lockſpeiſe aus der Ferne bietet. In Süd-Carolina und in den meiſten Theilen von Georgien wird eine mittlere Ernte einen Ballen Baumwolle im Gewichte von 310 Pfund für jeden bei der Pflanzung verwendeten Arbeiter abwerfen; in Alabama dagegen erhält man durch jeden bei der Pflanzung verwendeten Sklaven vier oder fünf Ballen von 410 Pfund Gewicht; ja ich habe Pflanzer geſprochen, welche Ländereien am Ende des Fluſſes beſitzen, dieſe ſagten mir, ihre Ernte betrage jährlich zehn Ballen Baumwolle von jedem ausgewachſenen Arbeiter. Bringt man in Anſchlag, daß in dieſem Jahre der preis für ein Pfund Baumwolle zwiſchen ſechs und neun Pence (18 bis 27 Kreuzer rhein.) geſchwankt hat, ſo laſſen ſich die enormen Einnahmen von einzelnen ſolchen Pflanzern leicht berechnen, welche von 400 bis 3000 Ballen jeden von 410 Pfund Gewicht jährlich machen.

Männer dieſer Claſſe ſind meine Gefährten bei meinen letzten Dampfboot-Fahrten geweſen, denn zu dieſer Jahreszeit ruhen ſie von ihren Arbeiten aus und halten ihre Zuſammenkünfte; es ſind leicht umgängliche Leute, deren Verhältniſſe und Gebräuche gewiß eine aufmerkſamere Beobachtung verdienen, da ſie die größere Maſſe der jetzigen Bewohner dieſes mächtigen Landſtriches bilden, und von ihnen eine zukünftige Bevölkerung von wohl hundert Millionen Seelen, Sprache, Sitten und Geſetze ererben wird.

Die ſüdlichen Pflanzer denken wir uns immer als indolente, träge, prachtliebende, verſchwenderiſche Leute; und doch ſind dieſe Merkmale nichts weniger als charakteriſtiſch für die Männer, welche Sümpfe und Wald durch ihre Willenskraft ſich unterthan gemacht haben; die ſüdlichen Pflanzer zeichnen ſich durch Standhaftigkeit, unermüdlichen Eifer und einen gewiſſen Unternehmungsgeiſt aus; der Verſchwender würde bei ihnen die allgemeine Verachtung auf ſich ziehen; der Arbeitſame dagegen iſt geehrt; ja man iſt ſtolz darauf, ſich mit ſeinen Familien fortwährend Entbehrungen aufzulegen, wenn ſich längſt die Nothwendigkeit der Entbehrung gehoben hat. Sie ſind ſparſam, ohne ſchmutzig oder karg zu ſein, ſie lieben das Geld, ohne ſich des Geizes ſchuldig zu machen. Es iſt in der That ein ſeltſames Geſchlecht, das von der Vorſehung beſonders auserkoren ſcheint, das große Werk durchzuführen, die Wildniß zu lichten, und mit herculiſcher Kraft, mit raſtloſer Ausdauer, mit einem durch keine Ausdehnung des Beſitzes zu ſättigenden Erwerbungsgeiſt den Grund zum Wohlſtande dieſer reichen Landſchaft zu legen.

Die meiſten Leute arbeiten, um nach Ablauf einer gewiſſen Periode auf den Früchten ihrer Anſtrengung auszuruhen; Abenteuerer in ungeſunden Gegenden, ſuchen Vermögen zuſammenzuraffen, um ſo bald als möglich dem ſchädlichen Aufenthalte zu entfliehen, und ſich für ausgeſtandene Gefahren und Entbehrungen durch ein genußreiches Leben in ſpäteren Tagen zu entſchädigen. Anders verhält es ſich mit den Pflanzern dieſer ſüdweſtlichen Region; wäre die Natur dieſer Leute auf gewöhnliche Art geformt, ſo könnten dieſe Staaten immerhin lange Zeit als Glücksgruben von nachfolgenden Abenteuerern ausgebeutet werden, aber ſie würden nie große Länder, mächtige Gebiete und die Heimath von Millionen noch ungeborener freier Menſchen.

Aus dem Boden ziehen dieſe Pflanzer ihren Wohlſtand, um ihn dem Boden mit dem Schweiße ihres Angeſichtes wiederzugeben, deſſen Spuren ſich auf jedem Neubruche finden. Nicht glänzende Gebäude, nicht Putz, nicht koſtbare Tafelſervice, nicht verfeinerte Küche bilden ihren Stolz; ſie leben in einfachen hölzernen Häuſern, tragen rauhe Kleider und genießen gewöhnliche Koſt. Ihr Stolz iſt es einen Morgen weiter Rohrbruch angepflanzt, dem Fluß einen Fuß breit Land abgedrungen, eine Fläche von tauſend Bäumen im Walde gelichtet, der Familie ein paar Sklaven mehr oder ein Blutpferd in den Stall gebracht zu haben.

Für ſolche Zwecke arbeiten ſie Jahr aus Jahr ein. Blinde Vollſtrecker in der Hand des Allmächtigen, verrichten ſie ihr ganzes Leben hindurch das ſauere Tagewerk, um der großen Sache der Civiliſation den Weg zu bahnen, ohne auf irgend einen perſönlichen Vortheil hoffen zu dürfen.

Unwiſſenheit iſt nicht die Urſache, warum ſie ihre einfache Lebensart fortſetzen; die meiſten Pflanzer beſuchen die nördlichen Staaten und Neu-Orleans von Zeit zu Zeit; bei ihrem Vermögen und in Betracht der bei dem Kaufmannsſtande herrſchenden Nothwendigkeit, Andere für ſich günſtig zu ſtimmen, werden ſie ſich von üppigen Gaſtgeboten nie ausſchließen; aber nehmen ſie auch Antheil, ſo werden ſie darum doch nicht verſucht, den Luxus nachzuahmen; ſie ziehen gewöhnliche Getränke den koſtbarſten Weinen vor, vermeiden alles Gepränge, verwerfen eine verſchwenderiſche Lebensweiſe und kehren zu ihren Bretterhäuſern und Rohrbrüchen zurück, um ihre Luſt in der Arbeit zu ſuchen.

In der Ungebundenheit einer ſolchen Lebensweiſe muß ein großer Reiz liegen, denn ich habe viele Frauen kennen gelernt, die, im Norden geboren, eine gute Erziehung erhalten hatten und an alle Annehmlichkeiten der Geſellſchaft gewöhnt worden waren, mir aber dennoch verſicherten, in der Einſamkeit ihrer Pflanzungen fühlten ſie ſich glücklicher, als an den Geburtsſtätten in ihrer Heimath.

Eine Schattenſeite in dieſen Gränzländern, welche noch lange beſtehen wird, wenn nicht die Stadtbürger die Geſetze ſelbſt handhaben, und ſich eines ſummariſchen Verfahrens bedienen, liegt in der Duldung gewiſſer müßiggängeriſcher Burſche, die hier ihr Leben hinbringen. Es wundert mich indeſſen, daß es nur ſo wenige Leute dieſer Gattung giebt, und daß in einem Lande ſo ſelten Verbrechen vorkommen, wo ſich ſo leicht Gelegenheit zum Entwiſchen bietet, und von den Geſetzen ſo viel Rückſicht für die perſönliche Freiheit genommen wird.

Ein paar Anekdoten mögen dem Leſer genaueren Aufſchluß über den wahren Zuſtand der Dinge geben, als ein Band voll weitſchweifiger Raiſonnements.

Während ich in der letzten Nacht auf der Bühne in Mobile ſpielte, vernahm ich ein leichtes Getöſe in den obern Logen; man drängte ſich gegen einen Punkt; ich hörte ein kurzes Gezänke; dann war Alles wieder ſtill. Die Damen in den Logen des erſten Rangs hatten ſich nicht auf ihren Sitzen gerührt, und auf dem überfüllten Parterre war nur eine unbedeutende Senſation bemerkbar; das Ganze ging in ſo kurzer Zeit vorüber, als ich gebraucht habe, um es zu erzählen.

Nach der Vorſtellung begleitete ich eine Geſellſchaft von Damen zu der Wohnung eines Freundes, der uns zum Abendbrode gebeten hatte. Hier erfuhr ich gelegentlich auf eine Frage, daß während der kurzen Balgerei ein Bürger von einem trunkenen Schurken Namens M'Crew durch einen Meſſerſtich ermordet worden war. Der Mörder war nach der That ganz ruhig in Begleitung ſeines Bruders die Treppe hinabgegangen. Dieſe Burſche wohnten auf dem Lande, waren als Friedensſtörer in der Stadt bekannt, und ſelten ſah man ſie hier erſcheinen, ohne daß ihr Beſuch blutige Folgen nach ſich zog.

Am andern Morgen erkundigte ich mich nach dem Reſultate; die Tödtung wurde als unvorſätzlicher Todtſchlag im Streite behandelt, und der Verbrecher, der ſich freiwillig vor der Behörde geſtellt hatte, gegen Bürgſchaft entlaſſen. Das wäre ein Fall geweſen, wo das Lynch-Geſetz eine äußerſt wohlthätige Anwendung gefunden haben möchte; die Bürger hätten die beiden Schurken feſtnehmen und an den Thoren zur Abſchreckung aufhängen ſollen.

Kein Monat war ſeit dieſer Zeit vergangen, ſo ermordeten dieſe Teufel das Kind eines Pflanzers auf die grauſamſte Weiſe, aus Rache wegen einer wirklichen oder eingebildeten Beleidigung, und entflohen nach Texas, da ſie ſchwere Verantwortung befürchten mußten.

Jetzt betrachtete der Staat ihr Weſen nicht mehr mit derſelben Gleichgültigkeit; er ſetzte einen großen Preis aus, und traf alle Maßregeln zu Entdeckung der Mörder. Der Schlupfwinkel des einen Bruders wurde auf mexicaniſchem Gebiete aufgeſpürt; wahrhaft romantiſch ſind die einzelnen Begebenheiten, wie man ihn überfiel und gefangen nahm, während er ſich unter den Comanche-Indianern aufhielt. Die Mörder (oder wenigſtens einer von ihnen) harren auf ihr Urtheil.

Meine nächſte Erzählung ſtimmt ſo wenig mit dem Geiſte des Jahres 1835 überein, daß ſie viel wahrer erſcheinen müßte, wäre ſie vom beſtrittenen Lande anno Domini 1535 datirt. Der Held des Kampfes, den ich zum Beſten geben werde, iſt ein ſchönes Muſter von einem alten Irländer, das mir oft zu Geſichte gekommen iſt; er heißt Robert Singleton und wohnt in dieſem Staate in der Grafſchaft Baldwin.

Herr Singleton hatte einem Herrn Engliſh vier oder fünf Sklaven geliehen, welche er nach einer beſtimmten Zeit dem Vertrage gemäß zurückforderte und auf ſein Gut mit ſich nahm; darüber entſtand ein Streit, den die Söhne des Herrn Engliſh auf eine eigene Art zu ſchlichten bemüht waren.

In Begleitung von dreien ihrer weißen Nachbarn und drei Sklaven ihres Vaters begaben ſich die beiden Brüder Engliſh nach der Pflanzung des Herrn Singleton, da ſie ihn aber nicht fanden, umgaben ſie das Haus, und machten nach einem Widerſtande von Seiten der Sklaven, der einem derſelben das Leben koſtete, diejenigen zu Gefangenen, deren Beſitz ſie gefordert hatten.

Ein Weib war beim erſten Angriffe entflohen; dieſes ſuchte ſeinen Herrn auf und erzählte ihm das Geſchehene. Herr Singleton, der ſeinen älteſten Sohn bei ſich hatte, ſetzte ſeinem Pferde die Sporen ein und eilte an den Ort, wo er dem Feinde den Rückweg abzuſchneiden hoffen durfte.

Frühe am andern Morgen kamen die Singletons an eine Brücke, welche die Engliſh's zu paſſiren hatten; da ſie nirgends eine friſche Spur gewahr werden konnten, entſchloſſen ſie ſich, Halt zu machen, und kaum hatten ſie eine halbe Stunde gewartet, ſo wurden ſie auch ihrer Gegenpartei anſichtig.

Man forderte eine Unterredung. Der Vater Singleton erklärte aber mit kurzen Worten, er werde keinen Menſchen eher über die Brücke ziehen laſſen, als bis man ihm die Sklaven zurück gegeben habe.

Der ältere Bruder, W. Engliſh, bat die Singleton, ſie möchten nicht feuern, da man ihnen die Neger ausliefern wolle; zu gleicher Zeit ſtieg die Abtheilung vom Pferde; doch als Singleton ſich umwandte, um ſeinem Sohne zuzurufen, er ſolle feſt ſtehen bleiben, erhielt er einen Schuß in die linke Schulter, bei einem zweiten Schuſſe ſah er ſeinen Sohn todt zu ſeinen Füßen niederſtürzen. Nun ſchlug auch er an und ſchoß David Engliſh durch die Hirnſchale; im ſelben Augenblicke wollte W. Engliſh auf ihn abdrücken, aber das Gewehr verſagte; abermals rief dieſer Singleton zu, er ſolle nicht ſchießen, aber dießmal vergebens; er ergriff ſeines Sohnes geladene Flinte und ſchoß ſeinen Gegner nieder, während dieſer ſich bückte, um ſeines todten Bruders Büchſe aufzuheben.

Noch einmal wurde auf Seiten der Engliſh gefeuert und Singleton bekam eine zweite Kugel in die Hüfte. Dann flohen die Angreifer und der alte Pflanzer blieb, den todten Sohn, einen Jüngling von den beſten Sitten, zu ſeinen Füßen, als Sieger auf dem Schlachtfelde.

Trotz ſeiner Wunden ſammelte Herr Singleton ſeine Neger, ging eine halbe Meile weit bis zur Stelle zurück, wo er ſeine Pferde gelaſſen hatte, ſtieg auf und ritt nach Hauſe. Einige Zeit fürchtete man, es möchte der kalte Brand entſtehen; aber endlich genaß der alte Ritter vollkommen, und als ich Mobile verließ, erfreute er ſich längſt wieder einer dauerhaften Geſundheit.

Dieſe Geſchichte wurde mit allen Einzelnheiten in einem Journale mitgetheilt, die Redaktion fand es aber nicht der Mühe werth, den kürzeſten moraliſchen Commentar dazu zu geben.

Während meines Aufenthaltes in Mobile gab das Freiwilligen-Corps der Stadt einen Ball zum Andenken an Waſhingtons Geburtstag. Auch ich wurde mit einem Billet beehrt, und hatte ſo die ſchönſte Gelegenheit, mir die Leute in der Nähe zu betrachten.

Die ganze Demokratie von Mobile, wer immer auf dieſen mehr nach Charakter und Benehmen, als nach Vermögen und Beruf anwendbaren Titel Anſpruch zu machen hatte, war verſammelt. Selten habe ich eine geſchmackvoller gekleidete Geſellſchaft geſehen, nie ein artigeres Benehmen wahrgenommen, und doch ging es vollkommen demokratiſch zu.

Die Kaufmannsfrau, deren franzöſiſches Ballkleid hundert und fünfzig Dollars gekoſtet haben mochte, ſah man mit dem Modiſten tanzen, der es ihr gemacht; während der Handelsherr dem Weibe ſeines Zettelmeiſters die Hand reichte und des reichen Pflanzers Tochter ihres Bruders Schneider zuhüpfte, welcher ſich mit einer nicht wohl beſchreibbaren Uniform eigener Compoſition aufgeputzt hatte. Ueberall ſtrahlte die ungezwungenſte Heiterkeit, und bei all' dieſer Miſchung ſind keine übeln Folgen, keine ungeeigneten, aus ſolchen öffentlichen

Gelegenheiten entſpringende Familiaritäten zu befürchten, denn Jedes zieht ſich nach dem Feſte freiwillig in die ihm durch Geburt oder Beruf zugewieſenen Schranken zurück.

New-Orleans.

Ungemeſſene Hoffnungen haben ſich in New-Orleans realiſirt; welche Erwartungen die Phantaſie auch erzeugen mag, ſie können ſich in dieſer Hauptſtadt der Gewäſſer, in dieſer Stadt sui generis verwirklichen. Politiſche und commercielle Geſundheit ſind die Grundpfeiler des Rieſenwerkes, in welchem die Lebensthätigkeit des Erdballes ſeine Schätze anhäuft.

Daß in einer ſolchen Stadt, wo ſich Fremde aus allen Welttheilen verſammeln, wo die Menſchen herbeikommen aus allen Winkeln, die ein Schifflein zu befrachten im Stande ſind, wo die Betriebſamkeit ihre goldenen Früchte als lockende Schilder über alle Erdſtriche hinſtreckt, ſchlechtes Volk zu finden iſt, wie in allen großen Städten, wird man ganz natürlich finden; aber die Zahl derer, die ſich in New-Orleans umher treiben, um zu ernten, ohne zu ſäen, iſt nicht bedeutender als ſonſtwo, und die Gefahren eines nächtlichen Spazierganges in New-Orleans, die man mir im Norden mit ſo grellen Farben geſchildert hat, gehören wenigſtens meiner Erfahrung nach in das Gebiet des Fabelhaften.

Der Fremde mag einmal zu ſeiner Beluſtigung die Spieltiſche beſuchen, die ſich hier in großer Anzahl vorfinden; er mag die Maskenbälle oder andere Tanzunterhaltungen für Weiße und Farbige, wie ſie in jeder Nacht vorkommen, beſichtigen; er mag die niederen Schenkzimmer *) beſuchen, oder einen Blick in die der erſten Hotels werfen, wo die Schranke einen Halbkreis von vierzig Fuß bildet, und die Einnahme für Schnaps täglich mehr als dreihundert Dollars beträgt, während man nur der Reihe nach zu einem Glaſe gelangen kann; er beſuche dergleichen Inſtitute, und wird, wenn er allein an dieſen Quellen ſeine Belehrung ſchöpft, zu Schlüſſen veranlaßt werden, die auf die moraliſche Lage von New-Orleans allerdings durchaus kein günſtiges Licht werfen.

---

*) Im Engliſchen Bar-rooms, Schrankenzimmer genannt, weil das Getränk über eine Schranke verabreicht wird.

Die geſchäftige, in dieſen Anſtalten verſammelte Menge beſteht indeſſen aus Ausländern, oder, wie man es hier nennt, aus vorübergehender Bevölkerung, die ſich zu gewiſſen Jahreszeiten auf mehr als vierzig tauſend Perſonen belauft, und der Mehrzahl nach keine andere Heimath hat, als das Schenkzimmer irgend eines öffentlichen Hauſes, und keine andere Wohnſtätte, als ein Schlafzimmer, das nach Glück und Umſtänden von drei bis zwanzig Menſchen gemeinſchaftlich benützt wird.

In dieſer Verſammlung finden ſich Menſchen von allen Theilen der Union; da ſind: der ruhige Yankee, der ſich ganz vorſichtig mit geringen Mitteln und großen Plänen ſeinen Weg zum Glücke ſucht; der luſtige Virginier, der nach einem neuen Unterkommen im reichen Miſſiſſippi oder Alabama-Lande trachtet; der raſch emporkommende Pflanzer von Louiſiana, mit vollen Säckeln erſparten Geldes, entſchloſſen, ſeinen Feiertag auf eigene Weiſe zu genießen und nur zur frohen Laune zu bringen, wenn er einen guten Handel abgeſchloſſen, oder ſeinen Sklaven-Vorrath vermehrt hat; die halbciviliſirten Gränzbewohner von den Ufern des Gazoo oder den Prairien von Texas, die ihre erſten Producte der Induſtrie in Sumpf und Wald hieher gebracht haben, um New-Orleans zu ſehen, Verbindungen zu ſchließen, und ſich Credit für neue Operationen zu verſchaffen.

So zahlreich dieſe Claſſen ſind, ſo leicht laſſen ſie ſich von demjenigen unterſcheiden, der ſie in Thätigkeit geſehen, und den charakteriſtiſchen Merkmalen einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hat.

Den ſchlauen, beobachtenden Yankee mit ſeinen ſchmalen, feſt zuſammengepreßten Lippen, mit der gallichten Geſichtsfarbe und ängſtlichen Miene kann man aus Hunderten erkennen, wie er, die Ohren auf Alles um ſich her geſpitzt, von Stelle zu Stelle ſchleicht, und jede Gruppe belauert.

Der Virginier, hoch von Natur, mit mageren biegſamen Formen und leichter Geberdung, mit offenem Blicke und ſorgloſem humoriſtiſchem Ausdrucke, ſpricht ſchnell, ſchwört mit lauter Stimme, hat einnehmende Sitten und ein ungezwungenes Betragen, und verleiht ſich das Anſehen, als gäbe es kein beſſeres Land, als Old Dominion und keinen beſſern Mann, als den Sohn dieſes Landes.

Der Kentuck-Pächter, deſſen charakteriſtiſche Merkmale ſich in allen Uferſtaaten des Miſſiſſippi finden, der am Ende mit dem Buck-eye (Bockauge) vom Ohio den Anwohnern der tauſend Ströme Ton und Sitte geben wird — mit ſtrengerer Außenſeite und rauherem Gepräge, als es für den Pionier des größten Theils vom Continente ſich geziemt, beſitzt jetzt als einzige Entſchädigung für ſeine Arbeit eine rohe Unabhängigkeit, und das Bewußtſeyn, daß der Wohlſtand ſich mehr und mehr erhöhe, dem ſich ſeine Thatkraft fortwährend weiht. Er iſt viereckig gebaut und von feſtem Teige geknetet; ſeine Geſichtsfarbe iſt, obgleich von Sonne und Sturm broncirt, doch immer ſehr klar; ſeine Manieren ſind bäuriſch, aber nicht roh; ungemeine Selbſtbeherrſchung erhält ihm den Gleichmuth unter allen Wechſelfällen. Er iſt geſellig, heiter, aber ein ſcharfer Beobachter; der erſte Eindruck entſcheidet, ob er Einem ſein Vertrauen zuwenden oder entziehen will; voll Güte und Zuvorkommenheit gegen Diejenigen, welche er liebt, benimmt er ſich zurückſtoßend und heftig gegen Alle, die er geringſchätzt.

Der Creole von Louiſiana bildet ein anderes Specimen, welches man hier trifft, obgleich er ſich ſelten unter die zuerſt aufgeführten Claſſen miſcht. Stets trägt er das Gepräge der belle France an ſich; er läßt ſich durchaus nicht verkennen, denn er zeigt alle die wechſelnden Eigenſchaften ſeines Urſtammes von dem liebenswürdigen Benehmen und der geſelligen Bonhomie des wohlerzogenen Franzoſen, bis zur übermüthigen Brusquerie und Aufſchneiderei des Helden der Estaminets.

Was wird das Reſultat einer Amalgamirung aller dieſer Claſſen unter einer Beimiſchung noch viel heterogenerer Beſtandtheile ſeyn, unter einer Beimiſchung, vor der dieſe Claſſen in der Ahnung ſchon zurückſchaudern, ohne ſie verhindern zu können. Die Zeit iſt der beſte Emancipator; die Philanthropie hat ihre Triumphe zur ſelben Periode gefeiert, da das Intereſſe ſich mit ihren Dictaten zu vereinigen im Stande war; der Sklave wurde in einen gedungenen Arbeiter verwandelt, wenn er als Sklave weniger Vortheil zu bringen begann. Und dieſe Emancipation wird ſo gewiß ſtattfinden, als die Sonne auf Louiſiana ſcheint; und die Niederungen am Miſſiſſippi werden noch von einem freien, kräftigen, auf einem fruchtbareren und minder ungeſunden Boden geborenen Geſchlechte bewohnt werden, bis ſie einſt mit den Thälern am Ganges und Nil, wenn nicht an Glanz der Kunſtwerke, doch in feſteren, dauerhafteren Beſitzthümern, in Erziehung, Wiſſen und Freiheit rivaliſiren können. Die Vermehrung der Bodenerzeugniſſe, die Verminderung des Gewinns aus der Sklavenarbeit müſſen der Vermiſchung und Entfeſſelung in die Hände arbeiten, und jene moraliſchen Güter ſchaffen, welche der Demokratie allein zur feſten Grundlage dienen können.

Eines der größten jetzt im Werden begriffenen Werke iſt der Canal, der den Pontchartrain-See mit der Stadt verbinden ſoll. Im Monat Februar war er bis innerhalb drei Meilen zum See vollendet. Ich beſuchte den Ort öfter, wo man die Grabarbeiten vornahm.

Den Zuſtand Irlands hat man oft einer eingebornen Trägheit ſeiner Bevölkerung zugeſchrieben; ich möchte die weiſen Männer mit ihrem kalten Urtheile hieher verſetzen, daß ſie die Hunderte von hübſchen Burſchen ſehen könnten, wie ſie hier unter einer ſelbſt zur Winterszeit unnatürlich drückenden Sonne, in einem peſtilenziſchen Sumpfe arbeiten, deſſen übel riechende Ausdünſtungen kaum ein paar Augenblicke auszuhalten ſind, wie ſie unter Baumſtumpfen bis um die Mitte des Leibes in ſchwarzem Kothe ſtehen, um die mittelſt mächtiger Dampfmaſchinen ausgepumpten Räume vom Schlamme zu befreien, wobei dieſe armen Leute in Bretterhäuſern wohnen, die auf den gefällten Bäumen im Sumpfe ſelbſt erbaut durch die Ritzen der Bodenbretter das ſtagnirende Waſſer und durch die offenen Seitenwandungen, Sonne und Wind, Schnee und Regen durchlaſſen, und die Bewohner jedem Wechſel der Temperatur ausſetzen. Von allen Annehmlichkeiten der Civiliſation ausgeſchloſſen, häufig der Gnade eines hartherzigen Contrahenten

anheimgeſtellt, der ſeinen Vortheil mit ihrem Blutſchweiße erpreßt, erd
dieſe Leute alle ihre Qualen für eine ſchmale Koſt, die ihnen das Leben fri
ohne ſich durch Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft aufrecht halten zu könne
nur durch den ſchwachen Faden an das Daſein gebunden, daß, wenn dieſe Arb
vollendet iſt, eine ähnliche ſie vor dem Hungertode ſchützen werde.

So habe ich die Arbeiter hier gefunden, die ſich überdieß noch artig bena
men, mit freundlichen Worten dem Fremden entgegneten, der ſie um ihre La
befragte, und ſtets einen Scherz über ihre häusliche Einrichtung in Bereitſch
hatten, obwohl das zuweilen etwas unheimlich klang.

Bei ſolchen Werken werden in der Regel Irländer auf dieſem Feſtlande v
wendet; die Sterblichkeit unter ihnen iſt enorm, mit einiger Nachſicht von Sei
Derer, welche ſie zur Arbeit verwenden, könnte dieſer Sterblichkeit wohl Einh
gethan werden. Zur Zeit, da ich ſie bei ihren Geſchäften ſah, wohnten ſie ni
beſſer, als das Vieh auf dem Felde; die Contrahenten ſcheinen dieſer Unglückliche
nur zu gedenken, wenn ſie ſich beſinnen, wie ſie in kürzeſter Zeit die grö
Summe von Arbeit ihnen erpreſſen könnten. Unter den Geſellſchaften, wel
dieſe Arbeiter an ſich ziehen, muß ſich nach und nach ein beſſerer Geiſt bild
die Nothwendigkeit hiezu iſt vorhanden, denn bei der Fruchtbarkeit des Lan
aus dem man die Arbeiter nimmt, würde die Ergänzung in Kurzem nicht gl
chen Schritt mit dem Bedürfniſſe halten, und mit Sklaven-Arbeit ließe ſich da
Fehlende nicht erſetzen, da dieſelbe viel zu koſtſpielig iſt. Ein guter Sklave koſt
zur Zeit zwei hundert Pfund Sterling; hätte man ein Tauſend in einem Jah
beim Schlamm-Ausgraben an eine Canal-Linie anzuſtellen, ſo möchten ſi
ſchwerlich Unternehmer finden, die ſo beträchtliche Summen auf einmal aufzu
geben Luſt hätten.

Abgeſehen vom Intereſſe erſcheint es als ein Gebot der chriſtlichen Liebe un
Gerechtigkeit, dieſe Leute mit beſſeren Quartieren zu verſehen, und ärztliche Hülf
bei der Hand zu halten; vor Allem aber ſollte das fluchwürdige Mittel, ſie z
ſtärkerer Arbeit durch den Genuß von Branntwein anzufeuern, gänzlich unter
ſagt ſein.

Iſt der Charakter dieſer Armen im Allgemeinen auch roh und unwiſſend
ſo ſind ſie doch beſſeren Eindrücken nicht entfremdet; ſie wiſſen wohl zwiſchen
freundlicher, väterlicher Fürſorge ihrer Wohlthäter und dem hartherzigen Wucher
vertrage zu unterſcheiden, der den letzten Skrupel Fleiſch einfordert, für den be
zahlt wird.

Der einzige Beiſtand und Troſt dieſer Leute iſt jetzt der Prieſter; kommt der Diener Gottes zuweilen in ihre Nähe, ſo erinnern ſie ſich, daß ſie von Ihresgleichen nicht vergeſſen ſind, und auch dieſer Troſt könnte ihnen vollends entzogen werden, denn unglücklicher Weiſe gibt es nur wenige dergleichen Männer, die ihrem frommen Berufe gewiſſenhaft obliegen, weil Arbeit und climatiſche Verhältniſſe ſelbſt den Stärkſten bald zur Pflichterfüllung unfähig machen. Wer dem Gottesdienſte in Wald und Sumpf folgt, muß den Stolz des Fleiſches von ſich geworfen haben, denn hier geht man dem Märtyrer-Geſchicke entgegen, ohne ſich eine Märtyrer-Krone zu erringen.

Das düſtere Gemälde, das ich von der Lage der Arbeiter an dieſem Canale entworfen habe, mag übertrieben erſcheinen, aber ich kann im Gegentheil beſchwören, daß ich einzelne Leiden, die von Hitze, Kälte und Krankheit herrühren, übergangen habe, weil ſie ſelbſt in der Erinnerung mein Herz zu ſchmerzlich berühren.

Der Canal wird aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſelbſt wenn er vollendet iſt, nie zu dem bezeichneten Zwecke benützt werden; indeſſen wird er als große Waſſerableitung dienen, und um ſo mehr an örtlicher Bedeutung gewinnen, als er alles Waſſer aus den umliegenden Sümpfen aufzunehmen beſtimmt iſt. Durch Ausführung dieſer Maßregel muß New-Orleans ſo geſund werden, als irgend eine Stadt ſüdlich von Potomac.

Das Polizeiweſen ſcheint an dieſem Orte beſſer zu ſeyn, als in den nördlichen Städten, denn von Lärmen und Störungen auf den Straßen weiß man nichts, und nach 10 Uhr Abends herrſcht überall Stille und Ruhe, den Levee, einen langen Uferdamm und Stapelplatz ausgenommen, wo die Arbeit zu dieſer Jahreszeit (März) Tag und Nacht fortwährt.

Der Levee-Markt in New-Orleans.

Es iſt äußerſt unterhaltend, zu früher Morgenſtunde auf dem weiten Levee-Marktplatze umherzuſchlendern, und das wechſelreiche Volksgemälde zu betrachten, das ſich hier in bunteren Farben vor dem Blicke enthüllt, als in irgend einem Hafen der Welt.

Hier ſieht man den ſpaniſchen Creolen in Mantel und Mütze mit ſchlauen Redensarten ſein mäßiges Geſchäft ſchließen; hinter ihm geht ein halb nackter Sklave. Zuweilen anhaltend, zuweilen nach dieſer oder jener Seite kurz ablenkend folgt der Spur des Creolen Frankreichs lebhafte Tochter, ihr Marktſklave führt einen fantaſtiſch à la hussarde gekleideten Knaben an der Hand, mit dieſem erhält ſie ein Geplauder in ſtetem Feuer, das nur zuweilen durch Grüße an vorübergehende Freunde oder durch Winken und Zulächeln gegen Entferntere unterbrochen wird. Weiterhin erblickt man je drei bis vier Seeleute, wie ſie in Begleitung ihrer Köche und Proviantmeiſter um Früchte und Vegetabilien feilſchen. Hier ſieht man den ſtierenden Trotzteufel Jack von Alt-England; den reinlichen, feiertäglich ausſehenden, wohl gekleideten Seemann von Marſeilles mit breiten goldenen, unter dem Rande ſeines hochköpfigen, glänzenden Hutes vorſchimmernden Ohrringen. Dieſem zunächſt gewahrt man ein Paar kurz gebauter, leichtgliederiger, ſonnverbrannter Burſche mit unruhigen Blicken heimlich vorüberſchleichen; der Eine trägt ein rothes Hemd und einen breitkrämpigen Panama-Hut, der Andere eine weiße Blouſe, eine ſcharlachene, um die Hüfte gelegte Binde, eine Montero-Mütze und weiße Segeltuchſchuhe an den nackten Beinen.

Dieſe Burſche möchte man auf hoher See leicht für Freibeuter halten; hier aber weiß man, daß ſie zu einem von den vielen leichten Schoonern gehören, die von Havannah und von den verſchiedenen Häfen den mexicaniſchen Golf entlang ausfahren, und zu einem ehrlichen Geſchäfte beſtimmt ſind, aber ausſehen, als wären ſie nicht geeignet, eine Ladung einzunehmen.

Außen am Markte ſieht man eine Bande von zwanzig bis dreißig Indianern, in dem ſchweren, pittoresken Putze, den ſie ſo gerne zur Schau tragen; die Männer ſind halb oder ganz betrunken, greifen im Vorübergehen mit ihren ſchmutzigen Fingern in die Körbe der Negermädchen, und ſtammeln eine Frage, auf die ihnen eine höchſt einſylbige Antwort, oder ein Blick voll Verachtung zu Theil wird, bei dem man ganz fühlt, wie gräßlich es ſeyn muß, ſo tief geſunken zu ſeyn, um ſich ſolche Behandlung gefallen laſſen zu müſſen. Die Weiber befinden ſich nie in dieſem Zuſtande; man ſieht ſie mit einer Ladung Zündholz auf dem Rücken umherſchleichen, oder, wenn ſie ihre Waare losgeſchlagen haben, auf den Abſätzen hocken, ihre Perlen zählen oder mit den Fingern die Haare durchwühlen, die ſchön ſeyn würden, wären ſie reinlich gehalten.

Auf dieſem Markte ſieht man ebenfalls Fiſche, Fleiſch, Geflügel und Feldfrüchte aller Zonen feil bieten. Im Monate Februar hatten wir hier Erbſen, Lattich, verſchiedene Gattungen von Bohnen, Kohl, Sellerie, Pinienäpfel, Bananen, Orangen, Limonien, Citronen, ſüße Kartoffeln und Eßwaaren anderer Art, die mir dem Namen nach unbekannt waren.

Der Ochſe kommt dem im Norden an Güte nicht gleich, er wird zwar ebenfalls auf den beſten Weiden, auf denen am Ohio und Kentucky gezogen, aber bei einer Reiſe von tauſend bis zwölf hundert Meilen auf einem überladenen Dampfboote vernachläßigt und ſchlecht gefüttert.

Das creoliſche Schaaf iſt ſo gut als die beſten im Lande; es iſt dünnbeinig, zart und ſehr fett. Der große Nachtheil für den Kochkünſtler beſteht darin, daß er das Fleiſch nicht lange genug aufbewahren kann, um es ganz ſaftig werden zu laſſen; bei dieſem Clima folgt die Fäulniß unmittelbar auf den Tod; der Menſch wird hier begraben und der Schöps verzehrt, ohne daß man wartet, bis der eine oder der andere kalt geworden iſt.

Die Place d'Armes in der Nähe des Marktes iſt ein weiter viereckiger Platz mit einer in der Mitte durch Querbalken verſchloſſenen Arena; in dieſem Raume, wo ſich die Indianer in der Regel verſammeln, findet man meiſtens ein paar Gruppen von ganz ſonderbarem Ausſehen. Während Einige bei ihrer Toilette mit gierigen Blicken Haarwild verfolgen, miſchen die Andern rothe oder weiße Farbe, um ſich Naſe, Wange oder Auge damit zu ſchminken, wie es der Geſchmack und Gebrauch heiſcht.

Ob dieſe Zeichnungen nur nach Laune angebracht, nach Belieben aufgetragen oder weggewiſcht, oder ob ſie einem gebieteriſchen Gebrauche zu Folge getragen werden, konnte ich nicht genau erfahren. Bei einer kleinen Choctaw Schönen, mit der ich durch eine gewiſſe Augenliebelei mehre Tage in Verbindung ſtand, bemerkte ich — und das möchte allerdings auf einen beſtimmten Sinn der Malerei deuten — daß ſie eines Morgens meinen Geſchmack durch einen unternehmenden Streifen von weißer Farbe über jedes ihrer glänzenden Augen in Anſpruch nahm, an andern mein Herz mit einem karmoſinrothen Halbmond verwundete, und am dritten mich vollends durch eine volle Ladung tödtete, indem die rechte Wange eine feuerrothe, die linke eine ſchwarze Kugel auf mich abſchoß.

Seines ewig ſchmutzigen Ueberzuges entkleidet gewinnt das Coſtüme dieſer Leute nicht nur ein glänzendes, ſondern zuweilen auch ein ſehr gefälliges Ausſehen; aus ſchimmernden Farben, Franſen, Neſteln, Straußen-, Papageien- und Thierfedern beſtehen die Stoffe, welche der natürliche Geſchmack des Geſchlechts, und der dem indiſchen Weibe angeborne Putzſinn zu Ausſchmückung der körperlichen Reize verwenden.

Bis hieher folgten wir Power gewiſſenhaft, nun aber geht er von den Bildern wieder zu ſeinem Reiſe-Journale über; es iſt unmöglich ſeine flüchtigen, raſtloſen Hin- und Herzügen alle mitzumachen, wir geben unſeren Leſern dafür noch die „Allgemeinen Eindrücke“ welche America und ſeine Bewohner auf unſern Reiſenden hervorgebracht haben.

Ueber kein Land hat man verſchiedenartigere Anſichten ausſprechen hören, als gerade über America. Man muß dieſe Verſchiedenheit nicht der Individualität der Reiſenden ſondern dem unendlich raſchen Wechſel der Verhältniſſe zuſchreiben. Die Veränderungen ſind in einem Umfange und in ſo kurzen Friſten vor ſich gegangen, daß ſelbſt England mit all' ſeinem Wohlſtande, ſeiner Induſtrie und ſeinem Unternehmungsgeiſte ſo gewaltige Umwälzungen kaum zu begreifen vermag. Hiedurch ſind die Widerſprüche in den Thatſachen und Meinungen entſtanden, wie ſie von raſch ſich folgenden Reiſenden angegeben und aufgeſtellt wurden, deren Wahrheitsliebe und Urtheilsfähigkeit durchaus nicht in Abrede gezogen werden kann.

Die That eilt der Speculation weit voraus; hat man den Nutzen einer Verbeſſerung begriffen, ſo wird ſie ausgeführt, ehe der opponirende Theoretiker ihre

Unausführbarkeit genügend dargethan hat; der Traum von Heute iſt die Wirklichkeit von Morgen.

Ich fühle die Schwierigkeit, die Eindrücke, wie ich ſie täglich durch den ungewöhnlichen Geiſt des Fortſchreitens empfing, welcher Menſchen und Sachen in dieſem Lande anfeuert, zu beſchreiben, ohne für einen Reiſenden zu gelten, der ſeine Leſer mit Hyperbeln zu unterhalten ſich erlaubt. America iſt der große Bienenſtock ohne Drohnen, das Feld, wo Jeder einen Platz für ſeinen Pflug findet, wo jede Hand „hält oder treibt.“

Wohin ich auch wanderte, und ſo oft ich auch zu einer Stelle zurückkehrte, ſprangen mir der unendliche Wechſel, die Bewegung mit ihren unzähligen Folgen überraſchend in das Auge.

Ich erwähne nur einiger Fälle:

Meine erſte Reiſe zwiſchen New-York und Philadelphia machte ich auf dem Dampfboote und der Eiſenbahn; die Wagen, welche auf den letzteren liefen, brauchten zu dem fünf und dreißig Meilen langen Wege fünf und eine halbe Stunde. Im Oktober deſſelben Jahres machte ich denſelben Weg auf einer Locomotive in zwei Stunden. Als ich zuerſt Boſton beſuchte, brauchte ich auf dem Dampfboote bis Providence und von da bis Boſton mit der Landkutſche vier und zwanzig Stunden, dieſelbe Entfernung legt man jetzt in fünfzehn Stunden zurück, weil im letzten Frühjahre eine Eiſenbahn zwiſchen Providence und Boſton in Thätigkeit geſetzt worden iſt.

Im Jahre 1831 konnte der Reiſende nur eine äußerſt unebene Straße von Philadelphia nach Pittsburg benützen. Jetzt legt man ein Drittel des Weges auf einer Eiſenbahn zurück, begiebt ſich dann in ein Canalboot und wird mittelſt einer Reihe unvergleichlich ſtarker, vortheilhaft gebauter Schleuſen über die Alleghany-Berge geſchleppt.

Im Jahre 1833 brauchte man zur Reiſe von Auguſta in Georgien nach New-York eilf oder zwölf Tage; jetzt braucht man drei. Zeit und Raum werden in der That in dieſem Land durch Dampf und Eiſenbahnen vernichtet. Ein Reiſender, der im Jahre 1837 den Süd-Weſten beſucht, d. h. den Weg von Savannah nach New-Orleans macht, und ſich meines Buches erinnert, wird die Erzählung von den Beſchwerden meiner Reiſe ſehr beluſtigend finden, denn aller Wahrſcheinlichkeit nach wird er die Strecke in fünf Tagen zurücklegen, zu der ich unter unſäglichen Mühſeligkeiten und Unbequemlichkeiten, ja ich möchte ſagen unter Gefährdung meines Lebens, oder wenigſtens meiner Knochen, gerade achtzehn Tage gebraucht habe.

In ſolchen und ähnlichen Umwälzungen beſtehen die Wunder dieſes Landes, welche die Neugierde reizen, das Intereſſe aneifern, und jegliche Mühe des nur mit einem Grane Verſtand und Beobachtungsgabe ausgeſtatteten Reiſenden reichlich vergelten; dieſe mächtigen Reſultate, ihre Urſachen, ihre unmittelbaren oder wahrſcheinlichen Wirkungen werden ſein geiſtiges Auge unwiderſtehlich an ſich ben, ſelbſt wenn philoſophiſche Betrachtungen nicht ganz in den Bereich ſeiner wöhnlichen Thätigkeit gehören.

Nach ſehr genauen Wahrnehmungen darf ich wohl behaupten, daß in conven- neller Beziehung die gute Geſellſchaft in den vereinigten Staaten den beſten Weiſen in den Provinzen von England gleich kommt. Da es hier keinen Hof giebt und das Geſchäftsleben alle Kräfte in Anſpruch nimmt, ſo kann keine Claſſe jene ruhige Anmuth, jene Leichtigkeit im Umgange gewinnen, wie ſie ſich die feine und hohe Welt in Europa durch Ausbildung, Beiſpiel und Weltkenntniß erwirbt; dagegen wird man auch nicht durch die falſchen Anmaaßungen des ausſchließlichen, edeln Anſtands geplagt, welche ſich namentlich unter denjenigen Europäern ſo häufig zeigen, die erſt durch Glücksfälle zu ihrem jetzigen Range und dadurch zur Möglichkeit, beſſere Beiſpiele im geſellſchaftlichen Tone nachzuah- men, gelangt ſind.

Die größere Maſſe der Americaner iſt in ihrem Betragen natürlich und darum gerade ſelten gemein. Laſſen ſich friſche Geiſtigkeit und gänzliche Befreiung von Argwohn und all' den widrigen Schildwachen, welche die Eiferſucht rings um die Gegenſtände ihrer Sorge aufſtellt, als Beweiſe tiefen Gefühles und wahrer Bildung betrachten, dann ſind die Männer Americas zu einem Punkte der Civiliſation gelangt, der eben ſo wohl ihnen als ihren Frauen zur Ehre gereicht, denn der Umgang in den Familien iſt wahrlich von jedem Zwange entbunden. Der Fremde der einmal in ein Haus eingeführt iſt, findet dieſes zu jeder Zeit für ſich offen; er mag kommen, ſo oft er will, ſein häufiges Erſcheinen wird weder Erſtaunen noch Verdacht erregen.

Gaſtfreundſchaft übt man in America mit einer Liberalität, welche an Verſchwendung gränzt; das Verdienſt hiebei erhöht ſich um ſo mehr, als in Ermangelung guter Dienſtboten der Frau, ſelbſt bei den beſt eingerichteten Haushaltungen, die Mühſeligkeiten der Bewirthung zur Laſt fallen. Die Damen ſind hier ſtets ihre eigenen Haushälterinnen, und doch erfreut ſich der Fremde nirgends eines wärmeren Empfanges, und doch zeigt ſich nirgends eine ſo liebevolle Bereitwilligkeit, für ſeine Unterhaltung nach Kräften Sorge zu tragen, als hier.

Auch dem Verfolgten, mag das Mißgeſchick oder der Deſpotismus ihn aus der Heimath vertrieben haben, wird die Hand zum Willkomm geboten und edeles Mitgefühl zur Ermuthigung geſpendet. Der Verbannte findet hier einen ſichern Aufenthalt, kein Argwohn erbittert ihm ſein Leben, mag ihn die Noth oder freie Wahl bewogen haben, ſein Vaterland zu verlaſſen.

Ehre dem Lande, das dem Fremden freie und gleiche Theilnahme an ſeinen liebſten Gütern geſtattet! Geſegnet ſeien die Inſtitutionen, die dem Talente ein freies Feld ſeiner Thätigkeit bieten, wo redlicher Ehrgeiz keine andere Gränze kennt, als die eines Geſetzes, welches ſeine Segnungen über Alle gleichmäßig verbreitet.

Reiſe

nach

Buenos-Ayres und Porto-Alegre

von

1830-1834.

Erſte Abtheilung.

Von

Arſène Iſabelle.

1.

Der Rio de la Plata.

Wie viele Individuen von allen Nationen ließen ſich ſchon durch dieſen pomphaften Namen: Silberſtrom täuſchen! Wie viele bildeten ſich thörichter Weiſe ein, man dürfe ſich nur bücken, um gemünztes Silber haufenweiſe aus demſelben heraufzuholen. Man erzählt ſich ſcherzweiſe in dieſer Beziehung, daß ein Fremder, der im Augenblicke des Landens zufälliger Weiſe einen Quadrupel fand, denſelben verächtlich mit dem Fuße zurückgeſtoßen habe, weil, wie er ſagte, ihm noch Zeit genug bleibe, um Gold aufzuleſen. Der arme Teufel hat ſpäter Blut und Waſſer geſchwitzt, um ſich den Werth ſeines Fundes zu verdienen.

Der täuſchende Name La Plata ward dem Strom, den wir beſuchen, in Folge irgend eines Irrthums gegeben, denn ſie wurde weder in dem Fluſſe, noch in ſeinen Seitengewäſſern auch nur ein Körnchen Silber oder Gold gefunden, und es ſcheint beinahe, als hätten die erſten Eroberer, um ſich über ihre getäuſchte Hoffnung zu tröſten, ihrerſeits die Abenteurer, welche ihnen folgten, zu gleichem Irrthum verleiten wollen.

Geographie.

Die Serra dos vertentes, welche unter verſchiedenen Localnamen einerſeits die weſtliche Kette des braſiliſchen Gebirgsſyſtems, andererſeits die Sierras von Cochabamba und von Santa Cruz bilden, die eine Verlängerung der Oſt-

Cordilleren des peruaniſchen Gebirgsſyſtems ſind, bezeichnen die eigentliche Waſſerſcheide des ſüdlichen America's, indem ſie das unermeßliche Gebiet des Maranhon oder Amazonen-Stroms von demjenigen des La Plata ſcheiden, welche beide die größten bekannten Ströme ſind.

Der La Plata wird von dem Amazonenſtrom nur durch die Waſſermaſſe und die Länge ſeines Laufes, nicht aber in der Breite übertroffen. Beide fallen von demſelben Gebirge ab, beide ſind die würdigen Söhne der rieſenhaften Cordilleren oder Anden und der hohen Gebirge Braſiliens; beide ſind die Behälter jener zahlloſen Flüſſe, welche ſich zwiſchen Peru, Bolivia und Braſilien nach verſchiedenen Richtungen ergießen*).

Der Paranafluß, welcher die Gewäſſer von Paraguay und eine Menge Flüſſe und Bäche während ſeines langen Laufes aufnimmt, und der Uruguay, der unter demſelben Breitengrade (27°) öſtlich fließt, und in welchen gleichfalls unzählige Gewäſſer münden, bilden eine merkwürdige Verzweigung von ſchiffbaren Canälen, und vereinigen ſich endlich unter dem Namen des Rio de la Plata. Von dem Vereinigungspunkte dieſer großen Waſſermaſſe an dehnt ſich derſelbe majeſtätiſch bis zum Meere aus, wobei er mehr den Anblick eines tiefen Meerbuſens als eines Fluſſes gewährt, indem ſeine Breite zwiſchen den Kapen Santa Maria und San Antonio gegen 40 Seemeilen beträgt, während er an der engſten Stelle, 70 Stunden von der Mündung, beinahe Buenos Ayres gegenüber, noch 10 Stunden breit iſt. Die Kape Santa Maria und San Antonio ſind die nördlichen und ſüdlichen Grenzen, welche die Geographen dem Rio de la Plata geben, weil der Einfluß der Ebbe und Fluth nicht bis hierher reicht, und man hier überhaupt keines der Kennzeichen findet, welche dem Meere eigen ſind. Die praktiſchen Piloten dagegen geben dem Fluſſe die Spitzen von Santa Lucie und Las Piedras zur Grenze, welche ebenfalls oberhalb Montevideo liegen, weil unterhalb dieſer beiden Punkte das Waſſer nicht mehr trinkbar iſt, und hier auch die Gefahr beginnt.

Hydrographie.

Der großen Breite des Rio de la Plata ſteht ſeine geringe Tiefe entgegen, wodurch Fahrzeuge, welche ohne Lootſen den Fluß hinaufſchiffen, ſehr leicht in Verlegenheit gerathen. Für Schiffe, welche tiefer, als 8 Fuß im Waſſer gehen, gibt es nur zwei Canäle: der eine folgt der nördlichen, der andere der ſüdlichen Küſte. Abgeſehen davon, daß die Regierung von Buenos Ayres nun Wegweiſer hat fertigen und an die Schiffscapitäne austheilen laſſen, beſteht ſeit den letzten Jahren auch noch eine Geſellſchaft von Lootſen zu Buenos Ayres und zu Montevideo, deren Zweck dahin geht, allen Bedürfniſſen von den Capen Santa Maria und San Antonio bis zu der Rhede von Buenos Ayres zu genügen.

---

*) Ausgenommen ſind hiervon die großen Flüſſe, welche im Norden von Nieder-Peru, von Columbia und Guyana fließen, da dieſe anderen Gebirgsſyſtemen angehören, welche mit dem La Plata nichts gemein haben.

Hinſichtlich der Vorſichtsmaßregeln für die Einfahrt in den La Plata und die ganze Fahrt den Strom hinauf, iſt man den Offizieren der Gabarre l'Emulation großen Dank ſchuldig, indem dieſe in den Jahren 1831 und 1832 die beiderſeitigen Küſten mit großer Sorgfalt unterſucht und vortreffliche Karten davon entworfen haben.

Geſchichte.

Chriſtoph Columbus, der ſeinem Jahrhundert in der Kenntniß der Aſtronomie und der Schiffahrt voraus war, entdeckte die neue Welt*). Fernando Cortez eroberte Mexico. Pizzarro hatte den Amerikanern den ſpaniſchen Namen durch die unerhörten Grauſamkeiten, welche er im Namen des Evangeliums verübte, noch nicht verhaßt gemacht. Alvarez Cabral, ein portugieſiſcher Seefahrer, hatte durch einen glücklichen Zufall**) Braſilien, das ſchönſte Land Amerika's, entdeckt, als Juan Diaz de Solis, ein Caſtilier, im Jahr 1515 an einen unermeßlichen Strom gelangte, welchen die Urbewohner Paranaguazu nannten. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß dieſer Strom kein Meerbuſen ſey, änderte er den Namen, und gab ihm den ſeinigen Rio de Solis***).

Nachdem der unglückliche Schiffahrer auf dem linken Ufer des Fluſſes an der Stelle, wo Maldorado gegründet wurde, gelandet hatte, lockten ihn die wilden Marrua's, ein auf ſeine Unabhängigkeit eiferſüchtiges Jagdvolk, in das Innere des Landes, und brachten ihn und ſeine Mannſchaft auf ſchreckliche Weiſe ums Leben. Sein Bruder, der mit dem Reſte der Mannſchaft am Bord des Schiffes geblieben war, ließ ſich dermaßen ſchrecken, daß er, ohne weiter in das Land einzudringen, nach Spanien zurückkehrte. Elf Jahre verfloſſen, ehe man neue Entdeckungen an dieſem Punkte Amerika's zu unternehmen wagte. Der Zufall führte im Jahr 1526 die Spanier abermals dahin.

Der Venetianer Sebaſtian Cabot, welcher im Jahr 1496 für England Terra nova entdeckt hatte, und gewahr geworden war, daß England mit ſeinen innern Angelegenheiten zu ſehr beſchäftigt ſey, um an Niederlaſſungen in der neuen Welt zu denken, begab ſich nach Caſtilien, wo er in Folge ſeines Rufes an die Spitze einer glänzenden Expedition geſtellt wurde. Die Victoria, jenes berühmte Schiff, das zuerſt die Reiſe um die Welt gemacht hatte, und allein von dem Geſchwader Magellan's nach Europa zurückgekehrt war, hatte eine Menge Specereien aus Oſtindien zurückgebracht. Der Gewinn, der aus ihrem Verkaufe erfolgte, veranlaßte eine neue Ausrüſtung, deren Leitung Cabot anvertraut ward. Er ſchlug denſelben Weg ein, den er das erſtemal gemacht hatte, und gelangte zu der Inſel Santa Catharina, von wo er ſich nach dem kleinen Hafen Patos (27° ſüdlicher Breite) an der Küſte von Braſilien begab. Hier traf er mit Diego Garzia zuſammen, der von Coruna aus gleichfalls von dem ſpaniſchen Hofe auf Entdeckungen ausgeſendet worden war. Zwei ſpaniſche Deſerteurs von dem Corps Solis traf er auch hier an. In der Umgegend fanden ſich noch fünfzehn ſpaniſche Ausreißer von dem Corps des Don Rodriguez d'Acana, das nach Oſtindien beſtimmt war. Von dieſen Leuten erfuhr Cabot, daß ſich in dem Rio de Solis große Reichthümer an Gold und Silber befänden. Dieß beſtimmte ihn, denſelben zu befahren. Er fand jedoch von Seiten ſeiner Gefährten ſo großen Widerſtand, daß er ſich genöthigt ſah, die Haupt-Widerſacher auf der Inſel Santa Catharina zurückzulaſſen. Endlich, nachdem er eine Galiote hatte bauen laſſen, ſegelte er ab, den Rio la Plata hinauf, und ankerte an der Stelle, wo ſpäter Buenos Ayres gegründet wurde. Es war dieß an der Mündung eines Baches, dem er den Namen San Lazaro gab, und der heut zu Tage San Juan heißt. Cabot war nicht wenig erſtaunt, hier einen der Gefährten de Solis zu finden, den einzigen, der dem Gemetzel entkommen war.

---

*) Indem er in der Nacht des 11. Octobers 1492 an einer der Lucay'ſchen Inſeln landete, welcher er den Namen San Salvador gab.

**) Im Jahre 1500. Er ſegelte über das Cap der guten Hoffnung nach Oſtindien. Stürme warfen ihn an die Küſte Braſiliens.

***) Schon im Jahr 1508 war er hier, allein er zweifelte, ob das Waſſer ein Strom ſey.

In dieſem kleinen Hafen ließ Cabot ſeine zwei großen Schiffe nebſt 30 Mann und 12 Soldaten zurück, um ſeine Habe, die er in einem mit Palliſaden umgebenen Boote niedergelegt hatte, zu vertheidigen. Er ſelbſt ſegelte mit der Galiote und einer Caravelle ab, in der Abſicht, ſeine Entdeckungen fortzuſetzen, wobei er den Zurückbleibenden den Befehl ertheilte, in der Umgegend einen beſſern Hafen aufzuſuchen.

Cabot folgte hierauf dem Laufe des Parana bis zu 27° 27' 30'' der Breite und 89° der Länge, wobei er häufig Halt machte, um ſich Verbündete unter den Nebeguas, den Carracaros, und den Timbus zu gewinnen, welche ſämmtlich dem Stamme der Guarangis angehörten. Dieſe Indier trugen kleine Gold- und Silberplättchen in den Ohren, welche die Spanier gegen andere Kleinigkeiten eintauſchten.

Sofort lief Cabot in den Paraguay ein, um einen indiſchen Stamm aufzuſuchen, der jene Gold- und Silberplättchen an die oben genannten Volksſtämme verkauft haben ſollte. Als er bis zur Mündung des Rio Bermejo gelangt war, ſendete er eine Brigantine mit 30 Mann weiter hinauf; dieſe begegneten einigen Indiern vom Stamme der Agalier, welche die Spanier glauben machten, ſie beſäßen viel Gold und Silber in ihren Wohnungen, und ſeyen bereit, daſſelbe gegen andere Dinge auszutauſchen. Die Spanier, 15 an der Zahl, folgten den Indiern, und wurden von dieſen meuchlings umgebracht.

Dieſer Unfall und die Nachricht, daß einige Fahrzeuge in den Rio de Solis eingedrungen ſeyen, beſtimmten Cabot, den Rückzug anzutreten. Bald ſtieß er auf Diego Garcia, den er im Hafen von Patos zurückgelaſſen hatte, und der jetzt den Parana herauffuhr, indem er dieſelben Rechte der Eroberung zu haben behauptete. Nach Ausgleichung dieſer Streitigkeiten beſchloßen ſie, bis zu dem von Cabot erbauten Fort del Eſpiritu-Santo hinabzufahren, dort einige leichte Fahrzeuge zu bauen, und hierauf die Entdeckungsfahrt fortzuſetzen. Allein der Widerſtand der Eingebornen (ſie hatten den größten Theil der am San Lazzaro zurückgelaſſenen Spanier niedergemacht) bewies Cabot, daß, um ſich hier feſtzuſetzen, er anderer Mittel bedürfe, als diejenigen, über welche er verfügen konnte. Daher ſegelte er im Jahr 1530 nach Spanien zurück, um ſich dieſe Mittel zu verſchaffen, wobei er Sorge trug, ſich mit kleinen Gold- und Silberplättchen zu verſehen, welche er von den Guaranis eingetauſcht hatte, um ſie Seiner Majeſtät zu Füßen zu legen. Aus dieſem Grunde gab man dieſem ganzen Landſtriche den pomphaften Namen Rio de la Plata. Dadurch raubte man dem unglücklichen Solis ſelbſt die Ehre der Entdeckung, indem man dem Fluſſe, der anfangs ſeinen Namen trug, einen andern trügeriſchen Namen beilegte; nur ein Bach, an deſſen Ufer das Gemetzel Statt hatte, führt noch heut zu Tage den Namen Arroyo de Solis.

Die Ufer des Platofluſſes erheben ſich nicht ſehr hoch. In der geologiſchen Claſſification gehört ihr Terrain der Unoiſchen und Dilnoiſchen Periode an, beſonders der ſüdliche Theil oder die Provinz Buenos Ayres, die eine unermeßliche Niederung bildet, welche aus Schlamm, Sand und Lehm beſteht, und bis zu den Gränzen von Patagonien von einem Kalktuff bedeckt iſt.

Der Boden der Banda Oriental, ſo wie derjenige von Rio Grande-do-Sul ſcheint der Urzeit anzugehören, aber in den verſchiedenen Epochen einige Aenderung erlitten zu haben, wie man im Verlaufe meiner Beleuchtungen finden wird.

Für den Anblick giebt es nichts traurigeres, als dieſe ſandigen Ufer, ohne Bäume, ohne Grün, deren unermeßlicher Horizont nirgends dem ermüdeten Auge einen Ruhepunkt gönnt!

Ein Eindruck der Niedergeſchlagenheit bemächtigte ſich meiner, als ich dieſe trübſelige Landſchaft entdeckte, die ich in Gedanken mit allen Reizen einer lachenden, fruchtbaren Natur ausgeſchmückt hatte. Auf der Stelle hätte ich zurückkehren mögen, ſo grauſam war ich enttäuſcht.

Es giebt nur wenige Fremde beſonders Franzoſen und Italiener, welche, wenn ſie ohne ſichere Nachrichten über dieſes Land, zum erſten Male nach Buenos Ayres kommen, nicht die Thorheit beklagt haben, daß ſie gerade dieſes Land ſo vielen andern glücklichern vorzogen. Erſt allmählig, und wenn man tiefer in das Innere eingedrungen iſt, gewöhnt man ſich an dieſe unbebauten Flächen, an dieſe endloſen Wüſten, Pampas genannt.

2.

Montevideo.

Es war in der Nacht des 28. Februars, als wir auf der Rhede von Montevideo Anker warfen. Eine franzöſiſche Fregatte lag etwa einen Kanonenſchuß weit von uns. Allein die Dunkelheit war ſo groß, daß man nur ihre Laternen gewahrte, die uns ſicherer leiteten, als diejenige des Cerro.

Voll Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages, um dieſen Amerikaniſchen Boden zu unterſuchen, die reine Luft dieſes heitern Himmels zu athmen, die elektriſchen Ausſtrömungen dieſes unabhängigen Landes zu genießen, und endlich die Sonne der Freiheit über dieſen gaſtfreundlichen Ufern aufgehen zu ſehen.

Sonderbar; am folgenden Tage hatte ich nicht mehr ſo große Eile. Meine Begeiſterung hatte bedeutend nachgelaſſen. War ich nicht Franzoſe? — Als ich nach ungewöhnlich langem Schlafe das Deck beſtieg, ſah ich mich von Möwen, Waſſerſchneidern, Seeſchwalben und andern plattfüßigen Schreivögeln, welche ſich um das Schiff in unzähliger Menge vereinigten, umgeben, ſo daß ich von ihrem heiſern Geſchrei ganz betäubt wurde. Erſt nachdem ich ein Dutzend Schüſſe gethan und einige Möwen erlegt hatte, um welche ſich ſofort die anderen ſammelten, konnte ich zu mir ſelbſt kommen und frei beobachten. Auf der weſtlichen Spitze eines Hügels, der in Geſtalt einer Erdzunge etwas weit hervorſpringt, entdeckte ich die kleine Stadt **Montevideo**, die mit ihren weißen Häuſern, ihren zikzakförmigen Feſtungswerken, ihren Belvedere's, ihren beiden Thürmen von gemaltem Fayence, und ihrem hölzernen Hafendamm einer ſcharfen Ellipſe gleicht, welche die Neigung des Terrains vollkommen einzuſehen geſtattet.

Der Stadt gegenüber, im Weſten und dicht am Rande des Fluſſes liegt der Cerro, ein Hügel, der ſich in coniſcher Geſtalt mit leichter Anſteigung von ſeiner Grundfläche bis zu 150 Meter über den Meeresſpiegel erhebt; auf ſeinem Gipfel liegt ein kleines Fort, welches von einer Laterne überragt wird *).

In der Mitte zwiſchen der Stadt und dem Cerro öffnet ſich eine Bucht in ovaler Form, die ſich zwei Stunden landeinwärts zieht, und in deren Hintergrunde man über mehrere Inſeln [illegible]. Sanddünen und einige zerſtreute Wohnungen gewahrt.

---

*) Wegen dieſes Cerro ward der Name San Felipe, welchen die Stadt früher führte, in Montevideo verwandelt, deſſen Etymologie folgende iſt: Monte, Berg; vi, ich ſah; deo abgekürzt von de lejos, von weitem.

Nichts verkündete uns, daß wir uns in einem Fluſſe befanden; die vollkommen offene Rhede gab ganz das Bild des Meeres, das an dieſer Stelle häufig ſehr unruhig iſt.

Der Anblick von Montevideo iſt, je nach der Jahreszeit, in welcher man ankommt, heiter oder traurig. Unglücklicherweiſe langte ich am Ende des Sommers an, um welche Zeit die Sonne, nachdem ſie beinahe ſenkrecht über dieſen Zonen ſtand, alle Vegetation verbrannt, und der Landſchaft, der es an Bäumen und Schatten fehlt, einen ernſten wilden Charakter verliehen hatte. Der Cerro, den ein dichtes Gras bedeckte, hatte eine graue Färbung angenommen, welche die Stadt noch trauriger machte; die zuſammenhängenden Ebenen, die er beherrſchte, waren ausgedörrt; den hie und da umherſiehenden abgemagerten Heerden boten ſie nur ein ſchlecht nährendes Futter. Nur die Gärten, welche eine fremde Vegetation zierte, zeigten eine minder verwelkte Natur, und nicht ſo düſtere Farben. Einige Pfirſichbäume, einige Pappeln boten in Vereinigung mit dem hier einheimiſchen Ombu *) meinem verödeten, niedergeſchlagenen Blicke, der den wechſelnden Boden der reichen Normandie vermißte, einen Ruhepunkt. Welch' ein Unterſchied! Statt wohlgepflanzter Baumgärten, ſtatt jener ſchönen Maierhöfe, welche fünffache Reihen von Buchen, Eichen und Ulmen umgeben, ſtatt jener goldenen Saaten und herrlich prangenden Wieſen, ſah ich nichts vor mir, als einen dürren gleichförmigen Boden, ohne allen Anbau. Im Herbſte, im Winter und zu Anfang des Frühjahrs, wenn dieſe Ebenen durch zahlreiche Regen ihre Friſche wieder erhalten haben, gewinnt das Land einen andern Anblick; es verwandelt ſich alsdann in unermeßliche grünende Wieſen, auf denen zahlreiche Heerden ein nahrhaftes Futter finden. Der befruchtete Boden belohnt die Mühe des Bauern mit dem hundertfachen Ertrage. Um dieſe Zeit ſieht man zwiſchen Montevideo und Maldorado unermeßliche Felder mit Mais, Reis und Getraide bebaut, wodurch bei dieſem mäßigen Volke bis herüber nach Buenos Ayres Ueberfluß verbreitet wird.

Man hüte ſich daher, ſelbſt wenn die Sonne Alles verbrannt zu haben ſcheint, allzuſchnell ein ungünſtiges Urtheil über dieſes Land zu fällen. Zwei Monate reichen hin, um eine unglaubliche Aenderung hervorzubringen. Dringt man ſelbſt zur Zeit der größten Hitze einige Stunden in das Innere des Landes ein, ſo wird man bald durch herrliche Ausſichten überraſcht, welche unvermuthet an das Vaterland erinnern.

Nachmittags ſtieg ich mit dem Capitän an's Land. Je mehr ich mich näherte, deſto beſſer unterſchied ich die amphitheatraliſche Geſtalt der Stadt, und diejenige ihrer Häuſer und Gebäude; die Dürre des Bodens ſchien abzunehmen; ich glaubte mich nach Syrien oder Paläſtina verſetzt; die viereckige Geſtalt der Häuſer, welche auf Terraſſen (Azoten) ſtehen, und nur ein Stockwerk haben, ihre blendende Weiße, die pyramidaliſche Form einiger Belvedere's, die ſonderbare Geſtalt der

---

*) Eine Art von Ficus, der in dieſen Ebenen einheimiſch iſt.

Thürme der Kirche de la Matriz, deren kleinere Dome mit farbigem Fayence gedeckt ſind, die Feſtungswerke, auf deren Wällen einige afrikaniſche Soldaten und Creolen mit ihrer olivenbraunen Geſichtsfarbe ſichtbar waren, alles dieß brachte eine eigene Illuſion hervor; es fehlten nur noch Cedern, Palmen und Granatbäume, um eine Stadt aus der Gegend des Libanon oder des Jordans darzuſtellen.

Ich langte an dem Ausladeplatze an, und warf einen Blick auf die kreisförmige Bucht, welche den eigentlichen Hafen bildet. Man zeigte mir einige Sandbänke und an verſchiedenen Orten eingeſchlagene Ankerpfähle, welche die Gerippe von Schiffen bezeichneten, die hier unlängſt zu Grunde gegangen waren. Der Hafen von Montevideo ſcheint um ſo dringendere hydrauliſche Arbeiten nöthig zu haben, als er ſich mehr und mehr mit Sand und Schlamm füllt, welche die Strömung hierher führt. Ueberdieß iſt er dem ſchlechten Winde ausgeſetzt, der nicht nur das Meer aufregt, ſondern auch die Schiffe von ihren Ankern reißt, ſie gegen einander, ja ſogar gegen die Küſte wirft, wie dieß ſchon öfters, und namentlich am 28. September 1826 der Fall war, wo mehr als hundert Schiffe beſchädigt wurden, und mehrere im Hafen ſelbſt in Trümmer gingen. Da der Grund aus weichem Schlamm beſteht, ſo halten die Anker nicht feſt, und die Taue verfaulen in kurzer Zeit. Es bedarf ſtarker eiſerner Ketten und mit Kupfer beſchlagener Schiffe, um mit Sicherheit auf der Rhede und in dem Hafen von Montevideo vor Anker zu bleiben, und ſelbſt bei dieſen Vorſichtsmaßregeln iſt noch große Wachſamkeit nöthig; denn wenn der Pampero (Weſt- und Südweſt-Wind) ſich erhebt, gibt es keinen Schutz gegen ihn, und es iſt nicht einmal möglich, den Hafen ſchnell genug zu verlaſſen. Es iſt zu bedauern, daß man keinen Hafen bei der Mündung des Fluſſes Santa Lucia, etwas weſtlich vom Cerro, angelegt hat. Fahrzeuge von gewöhnlicher Größe wären hier gegen alle Winde geſchützt.

Montevideo liegt auf einer kleinen Halbinſel, welche auf allen Seiten, ausgenommen gegen Oſten, wo ſich die Citadelle befindet, von dem Fluſſe umgeben iſt. Es iſt Schade, daß in Folge eines Artikels des mit Braſilien abgeſchloſſenen Vertrages alle dieſe Feſtungswerke, welche ſo große Summen gekoſtet haben, geſchleift werden müſſen.

Die Anlage der Stadt iſt ſehr regelmäßig und in Quadras (Vierecke) getheilt. Die Straßen ſind geradlinigt, mit Trottoirs verſehen, und ſchneiden ſich unter rechten Winkeln; unglücklicher Weiſe ſind ſie nicht gepflaſtert, wodurch ſie ſowohl zur Zeit des Regens, als der Trockenheit höchſt unangenehm werden. Staubwolken beſchmutzen das Innere der Wohnungen, und die Cloaken, beſonders in den untern Theilen der Stadt, dünſten abſcheuliche Gerüche aus.

Alle Häuſer ſind aus Backſteinen erbaut und ſehr nieder. Einige in neuerer Zeit erbaute Häuſer haben mehre Stockwerke, und dürfen ſich mit den ſchönſten europäiſchen Gebäuden meſſen. Die Dächer bilden Terraſſen, weil dieſe Form die Wohnungen ſehr friſch erhält; überdieß gewähren ſie den weiteren Vortheil, daß ſie in den Hundstagen den Familien Abends zum erquickenden Aufenthalte dienen; auch wird dadurch das Haus gewiſſermaßen zu einer kleinen Feſtung, von der herab der Muth und die Vaterlandsliebe der Frauen die Bürger häufig in Abwerfung des fremden Joches oder in Abwehrung der Wilden unterſtützt haben. Die Engländer erinnern ſich wohl, was eine Azotea zur Vertheidigung des häuslichen Heerdes werth iſt.

Im Ganzen genommen iſt die Stadt Montevideo, was ihren phyſiſchen Anblick betrifft, nicht unangenehm. Betrachtet man ferner die leichten und liebenswürdigen Manieren der Einwohner, die, gleich den Argentinern, viel Geiſt und ein vortheilhaftes Aeußere beſitzen, ſo überzeugt man ſich leicht, daß ein Aufenthalt in dieſer Stadt mannigfache wirkliche Reize darbietet. Dieß iſt, meiner Meinung nach, mehr als hinreichend, um Handelsleute einzuladen, ſich auf dieſem Punkte zu fixiren, der außer den genannten Vortheilen auch noch äußerſt günſtig für den Handel gelegen iſt. Ein ſehr geſundes Clima und eine aufgeklärte, Fremden wohlwollende Regierung, welche Handel und Induſtrie begünſtigt: Was könnte man mehr verlangen? Man bringe geeignete Waaren, Kapitalien und induſtrielle Arme hieher, und man wird ſehen, daß man das Glück nicht umſonſt verſucht hat.

Wenige Städte Amerika's haben ſo viel gelitten, als Montevideo ſeit ſeiner Gründung im Jahr 1724. Sein Handel und ſeine Bevölkerung haben es ſchmerzlich empfunden; allein die kluge Adminiſtration des Herrn Vasquez, welche an diejenige des Herrn Rivadavia zu Buenos Ayres in einer andern Zeit erinnert, ſucht die drückenden Uebel auszugleichen, welche die Fremden, und insbeſondere die Kapitaliſten von einem Punkte entfernt halten, der ihrer Aufmerkſamkeit würdig iſt.

Montevideo iſt die Hauptſtadt des Departements gleiches Namens und der öſtlichen Republik des Uruguay*), ihre Bevölkerung beträgt 15000 Seelen, früher betrug ſie 20000. Hier befindet ſich der Sitz der Regierung, die aus der geſetzgebenden, executiven und richterlichen Gewalt beſteht.

Der Gouverneur führt den Titel eines Präſidenten. Es beſteht eine Kammer der Senatoren und eine zweite der Abgeordneten.

---

*) Aſtronomiſche Lage: weſtliche Länge von Paris 58° 35' 25". Breite: 34° 54' 8". Sie iſt 30 Stunden vom Cap Santa Maria und 40 Stunden von Buenos Ayres entfernt.

3.

Die Banda-Oriental oder die Republik von Uruguay.

Die Banda Oriental iſt von der Natur auf eine Weiſe begünſtigt, als hätte ſie ſich hier in ihrer ganzen Fruchtbarkeit zeigen wollen; nicht minder wichtig iſt ſie hinſichtlich ihrer geographiſchen Lage an der Mündung des Rio de la Plata.

Ihre aſtronomiſche Lage fällt zwiſchen den 55° und 61° weſtlicher Länge vom Pariſer Meridian und zwiſchen den 30° und 35° ſüdlicher Breite. Gegen Norden grenzt ſie an die Provinz Rio grande do Sol oder San Pedro, welche zum Kaiſerthum Braſilien gehört; öſtlich gleichfalls an die Provinz Rio grande und an das neutrale Gebiet zwiſchen dem See Merim und dem atlantiſchen Meere, und an dieſes Meer; ſüdlich an das atlantiſche Meer und den Rio de la Plata; weſtlich an den Uruguay, der dieſen Staat von den Provinzen Entre Rios und Corrientes trennt, welche zu der Conföderation des Rio de la Plata gehören.

Dieſe Grenzen haben ſich oft verändert, und waren der Gegenſtand langer Streitigkeiten zwiſchen den Spaniern und den Portugieſen. Heut zu Tage werden ſie im Norden durch den Rio Guarey, von dem Zufluſſe des Uruguay und im Oſten durch den Rio Gaguaron beſtimmt, der ſich in den See Merim ergießt. Durch dieſe Begrenzung erhält die Republik beinahe die Form eines Quadrats; ihr Flächeninhalt wird auf 12000 Stunden (20 auf 1°) geſchätzt. Ihre Einwohnerzahl, die man nicht genau kennt, wurde im Jahr 1826 zu 70000 angegeben, und auch jetzt darf ſie nicht höher angenommen werden; denn wenn ſie ſich auch einerſeits in den letzten Jahren durch eine weiſe Adminiſtration etwas vermehrt hat, ſo muß andrerſeits in Betracht gezogen werden, daß ſie während des letzten verheerenden Krieges mit Braſilien bedeutend abgenommen hat. Auf die Quadratſtunde kommen etwa 7 — 8 Einwohner.

In dieſem glücklichen Lande verzweigen ſich die Ströme und Flüſſe auf eine ſo vortheilhafte Weiſe, daß der Transport zu Waſſer von den entlegenſten Theilen des Landes nach der Hauptſtadt bewerkſtelligt werden kann, was kein geringer Vortheil in einem Lande iſt, wo die Straßen kaum fahrbar, und die Fahrzeuge ſchlecht gebaut ſind, und wo der Mangel an Brücken und häufige Ueberſchwemmungen alle Communicationen zu Lande oft plötzlich unterbrechen. Außer dem Uruguay, der zweimal ſo breit iſt, als die Seine, und einer leichten Schiffahrt bis zum Salto, iſt dieſes für Ackerbau und Handel ſo begünſtigte Land noch von folgenden Flüſſen durchſchnitten: 1) von dem Rio Negro, einem Fluſſe zweiten Ranges, wenn man ihn mit dem Uruguay vergleicht; 2) von dem Rio Santa Lucia; 3) von dem Cebollati; 4) dem Daiman; 5) dem Arapey, welche der dritten Ordnung angehören; 6) von dem Yi; 7) von dem Yagaron; 8) von dem Olivar; 9) von dem Pardo; 10) von dem Queguay; 11) von dem Cuarey; 12) von dem Tacuarembo, welche vom vierten Range ſind.

In dieſe größeren Flüſſe münden noch mehr als 200 Bäche, von denen mehre für flache Barken oder Pirogoen ſchiffbar ſind. Zwar iſt die Schiffahrt auf den größern Flüſſen noch hie und da durch einige Hinderniſſe gehemmt, allein mit einiger Induſtrie würden dieſe leicht beſeitigt werden können. So kann z. B. der Uruguay, der ſich durch ſeine große Waſſermaſſe auszeichnet, nicht weiter Thal aufwärts, als auf 60 Meilen von ſeiner Mündung befahren werden, wegen eines unbedeutenden Waſſerfalles, el Salto genannt. Ein kleiner Canal würde hinreichen, ihn noch 300 Stunden weiter aufwärts für gewöhnliche Dampfſchiffe oder für Fahrzeuge von 50 Tonnen Laſt fahrbar zu machen. Ein Dampfſchiff könnte Barken von 200 Tonnen Laſt bis zu den Miſſionen an's Schlepptau nehmen, bis auf 20 Stunden von Paraguay in der Nachbarſchaft der Yerbalen, wo ſich große Mais-Aernten befinden. Ein gewerbfleißiges Volk hätte dieſe leichten Schwierigkeiten längſt überwunden; allein bereits jetzt kann ein ſehr lebhafter Handel auf dem Rio Negro, dem Santa Lucia und dem Cebollati betrieben werden; letzterer Fluß, der auf den Hügeln der Barriga Negra (im Diſtricte von Concepcion oder Minas) entſpringt, durchfließt von Weſten nach Oſten den ſüdöſtlichen Theil dieſes Staates und ergießt ſich in die Lagunen von Merim, von wo aus leicht eine Verbindung mit der großen Laguna oder dem See dos Patos mittelſt des Rio Sao Gonzalvo hergeſtellt werden könnte, der an der neuen braſiliſchen Stadt Sao Francisco de Paola vorüberfließt.

Der Boden der Banda Oriental iſt von zahlreichen Hügeln durchſchnitten, welche keine beträchtliche Höhe haben. Die Sierra do Mar, welche die öſtliche Kette des braſiliſchen Gebirgsſyſtems bildet, beginnt beim ſechzehnten Grade ſüdlicher Breite, und endigt, nachdem ſie die Provinz Rio grande do Sol von Oſten nach Weſten durchſchnitten hat, in dem Rincon de la Cruz, an der Mündung des Ybicuy, ohne die Banda Oriental in ihrer ganzen Länge zu durchſchneiden, wie es die geographiſchen Karten irrigerweiſe anzeigen, die alle von einander copirt ſind. Sie ſendet nach der Banda Oriental, ſo wie nach den oberen Miſſionen nur wenige Ausläufer, welche ſich mit einander verzweigen und allmählig flacher werden. Wohl zieht ſich von Oſten nach Südoſten eine fortlaufende Kette nach der Grenze von Braſilien hin, es iſt dieß jedoch nur ein ſtarker Hügel, Cuchilla grande genannt, der mir nicht mit der Sierra do Mar zuſammenzuhängen ſcheint. Auf gleiche Weiſe dürfte es ſich mit den Hügeln des Südweſtens, Aſperezas de Mahama genannt, verhalten.

Ich habe das Innere der Banda Oriental nicht hinreichend bereiſ't, um mich auf beſtimmte Weiſe ausſprechen zu können; nach demjenigen jedoch, was ich im

Innern der Provinz Rio grande beobachtet habe, kann ich vernunftgemäß annehmen, daß durchaus kein Zuſammenhang zwiſchen der Kette der Barriga Negra und der Cuchilla grande mit der Sierra do Mar beſteht. Was mich in meiner Anſicht (oder, wenn man will, in meinem Irrthum) beſtärkt, iſt der geologiſche Beſtand der Hügel des Südens und Oſtens der Banda Oriental, der gänzlich von demjenigen Theile der Serra verſchieden iſt, welchen ich durchreiſ't habe. Statt Sandſtein aller Art, den ich dort ſelbſt auf den höchſten Punkten fand, war ich erſtaunt, hier, auf gleicher Höhe mit dem Meere, Granitfelſen von rein cryſtalliniſcher Formation zu finden, die mehr oder minder durch Zerſtückelung und Zerſetzung gelitten haben. Dieſe Zerſetzung hat auf dem Wege des Niederſchlages und der Agglomeration Felſen von anderer Beſchaffenheit hervorgebracht, die aber immer dem Urgebirge angehören, das die Baſis der Schichten neuerer Formation zu ſeyn ſcheint. Ich fand, wie man in der Folge ſehen wird, dieſelben Felſen mit demſelben Charakter der Zerſtückelung, der Zerſetzung und der Aggregation in der Nähe von Porto-Alègre, deſſen Boden eine auffallende Analogie mit demjenigen von Montevideo darbietet.

Außer den Hügelketten, von welchen hier die Rede war, gibt es noch eine Menge iſolirter Berge, welche das Landſchaftsgemälde, das zwiſchen Hügeln, Wieſen, Bächen und Wäldern wechſelt, noch pittoresker machen.

Auf dem ganzen Territorium der Republik iſt das Clima ſehr gemäßigt; die Feuchtigkeit, eine Folge der zahlreichen Gewäſſer, ſo wie der Nord- und Nordoſt-Winde, welche über die ſumpfigen Strecken hinſtreichen, wird durch die von Südweſten kommenden, ſtets trockenen Landwinde, welche man Pamperos nennt, weil ſie die Pampas durchſtreichen*), ſo wie auch durch die Nähe des Meeres gemildert. Die Temperatur iſt eine der trefflichſten, welche ich kenne. Die geringe Zunahme der Bevölkerung in dem neuen Staate darf man daher keineswegs der ungeſunden Luft, oder den dem Lande eigenen Krankheiten zuſchreiben, ſondern nur rein politiſchen Urſachen. Sie rühren von dem Kriege mit Spanien her, der in dieſem Lande heftiger war, als in jedem andern der vereinten Staaten; ferner von dem Bürgerkriege und der Anarchie, welche fremde Nachbarn während der Revolution gegen Spanien ſtets zu ſchüren bemüht waren, endlich von der portugieſiſchen und braſiliſchen Herrſchaft, die allgemein von den Einwohnern verabſcheut war, und ihre Auswanderung nach andern Provinzen zur Folge hatte.

Montevideo wurde vor etwas länger als einem Jahrhundert durch eine von Buenos Ayres abgeſendete Colonie bevölkert. Das umliegende Gebiet ward von einer Menge wilder Indianer, welche den Namen Charucas führten, bewohnt. Lange Zeit mußte man ihnen den Boden ſtreitig machen, bis es endlich gelang, ſie nebſt den Minuanen und Guaranis gegen Norden zurückzudrängen, wo die letzten Reſte dieſer barbariſchen Stämme kürzlich vernichtet worden ſind, ſo daß die Republik jetzt vor jedem Einfalle der Indianer geſichert iſt.

---

*) So nennt man die großen, niedern und zuſammenhängenden Ebenen im Süden und Weſten von Buenos Ayres.

Die neuen Anſiedler fanden das Land mit Heerden von Rindvieh und Pferden bedeckt, die ſich ſeit der Ankunft der erſten Eroberer erſtaunlich vermehrt hatten. Da der Boden ſelbſt auf den Bergen fette Waiden darbot, ſo widmeten ſich die Einwohner ausſchließlich der Sorge für ihre Heerden. Fortwährend blieben dieſe der Hauptzweig des Handels im Lande, der ſich auf die Bereitung des Leders, auf Einſalzen des Fleiſches und auf Gewinnung von Unſchlitt beſchränkte. Montevideo allein hat 33 Häuſer, in welchen das Einſalzen vorgenommen wird, in deren jedem 100 Stücke täglich geſchlachtet wurden, ohne daß deßhalb die Zahl der Heerden ſich zu vermindern ſchien, da die Wiedererzeugung durch eine Menge natürlicher Umſtände begünſtigt ward. Das Land hat Ueberfluß an Waiden, und keine derſelben bleibt unbenützt; ſie ſind von guter Beſchaffenheit, obwohl das Bedürfniß von Salz an manchen Orten fühlbar wird, und werden durch eine Menge Bäche und Quellen bewäſſert. Bei jedem Schritte ſtößt der Reiſende auf reine geſunde Gewäſſer, deren Quellen meiſt von einem dichten Gehölze umſchloſſen ſind, das ihnen Schatten verleiht.

Die weiten Einöden, welche das Gebiet der neuen Republik bilden, machten unter dem Namen Banda Oriental einen Theil des Vice-Königreiches von Buenos Ayres aus. Nachdem dieſes Land 9 Jahre lang durch den grauſamen **Artigas** regiert worden war, der Buenos Ayres angriff, Entre Rios überfiel, Santa Fé zum Aufſtand brachte, die Indier des Grand-Chaco bewaffnete, und die Miſſionen von Uruguay durch unerhörte Barbareien verheerte, ward daſſelbe von den Portugieſen erobert, und Braſilien mit dem Titel Provincia Ciſplatina einverleibt. Getrennt von dieſem Reiche durch einen Artikel des 1828 zwiſchen Buenos Ayres und Braſilien abgeſchloſſenen Friedens-Vertrags ward es für unabhängig erklärt und nahm den Titel Republica Oriental del Uruguay an. Nach der neueſten Organiſation wird das ganze Gebiet der Republik in 9 Departements getheilt, welche die Namen ihrer Hauptorte führen. Dieſe Departements ſind: **Montevideo**, das 5 Abgeordnete zur Kammer der Deputirten ſtellt. **Canalones**, das vier ſtellt; **San Joſé**, drei; **Colonia**, drei; **Soriano**, drei; **Payſandu**, drei; **Cerro Largo**, zwei; **Maldorado**, vier; **Entre Rios**, **Yi** und **Negro**, zwei.* Ueberdieß ſtellt jedes Departement einen Senator.

Der Staat hat drei Städte: Montevideo, La Colonia und Maldorado; ferner 15 Villas oder Flecken: Guadalupe, San Juan Bautiſta, San Joſé, La Florida, El Roſario, San Salvador; Santo Domingo Soriano, Mercedes, Payſandu, Bella (das zerſtört iſt), Melo, Rocha, San Carlo, Minas und San Pedro. Endlich 8 Dörfer oder Weiler: Piedras, Pando, Porongos, Real de San Carlos, Vivoras, El Carmelo, El Salto und Santa Tereſa. Im Ganzen 26 bewohnte Orte, ohne die Eſtancia's oder großen Maiereien, welche auf große Entfernungen von einander liegen und in deren Nähe ſich ſtets einige aus Erde erbaute, mit Rohr bedeckte Hütten befinden, um die mit den Ackerbau-Arbeiten beſchäftigten Familien aufzunehmen.

---

*) Das man nicht mit der Provinz dieſes Namens verwechſeln darf.

Die Regierung unterhält in jedem der 26 Orte eine Elementar-Schule nach der Methode des wechſelſeitigen Unterrichts; überdieß beſteht wohl eine gleiche Anzahl von Schulen, welche durch öffentliche Etabliſſements oder durch Privaten unterhalten werden.

Am 9., 16., 23. und 30. jeden Monats gehen regelmäßige Couriere von der Hauptſtadt nach den verſchiedenen Punkten des Innern ab.

Da der geſellige Zuſtand in der Republik Uruguay derſelbe iſt, wie in Rio de la Plata, ſo verweiſe ich meine Leſer auf die Beſchreibung von Buenos Ayres, wo die Sitten, Gebräuche und der Charakter der aus den heterogenſten Maſſen beſtehenden Einwohner näher dargeſtellt werden ſollen.

„Von der Induſtrie, den Künſten und dem Handel der neuen Bewohner America's reden,“ ſagt der gelehrte Balbi, „heißt von der Induſtrie, den Künſten und dem Handel Europa's und ſeiner Bewohner reden, welche ſich ſeit drei Jahrhunderten von einem Ende der neuen Welt bis zum andern angeſiedelt haben.“ Spanier, Portugieſen, Engländer, Franzoſen, Italiener und Deutſche haben ihre Induſtrie dorthin verpflanzt, und mit mehr oder minderm Vortheil allmählig modificirt, je nach dem Charakter der herrſchenden Nation, und dem Schutze, welchen die Regierung ihnen gewährte. Unglücklicherweiſe hat die fehlerhafte Art, mit welcher man bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Handel betrieb, Europa und Amerika der unermeßlichen Vortheile beraubt, die ſie aus demſelben hätten ziehen können, wenn man ihm die Freiheit bewilligt haben würde, deren es in der Folge genoß. Die Banda Oriental wäre ſchnell auf den Gipfel des Wohlſtandes gelangt, wenn Spanien, das ſeine eigenen Intereſſen verkannte, nicht dem induſtriellen und commerciellen Aufſchwung, welchen die erſten Coloniſten demſelben verſchafft hatten, Feſſeln angelegt hätte. Die Beſchränkungen Spaniens thaten der Auswanderung Einhalt; deſſen enge Politik entfernte ſtets diejenigen, welche keine Spanier waren, während die unaufhörlichen Streitigkeiten mit Portugal die Induſtrie vollends lähmten. Da die Viehzucht den größten Nutzen zu gewähren ſchien, ohne große Mühe zu machen, ſo widmeten die Bewohner ſich derſelben zum Nachtheile des Ackerbaues, den ſie gänzlich vernachläßigten. Und doch bedurfte der Boden nur fleißiger Arme zur Bebauung, da er, ſelbſt ohne Cultur, reichlichen Ertrag an Getraide, Früchten und Gemüſen gab. Alle Erzeugniſſe Europa's und den größten Theil derjenigen der Tropenländer hätte er hervorgebracht, allein die ſpaniſchen Coloniſten fragten ſich: wozu ſo viele Arbeit: was ſollen wir mit dem Ueberfluſſe thun, da die Beſchränkungen des Colonial-Syſtems den Tauſchhandel mit dem Auslande verbieten? Sie wendeten ſich daher derjenigen Induſtrie zu, welche ihnen die bequemſte war, und hatten Recht. Dieſe Induſtrie war von der Beſchaffenheit, daß ſie die Ideen der

Unabhängigkeit in ihnen erzeugte; dieſe keimten und wurden größer, und Spanien ward damit geſtraft, womit es geſündigt hatte.

Das Syſtem des Galvez, der im Jahr 1778 die Handelsfreiheit der dreizehn Haupthäfen Spaniens *) und des ſpaniſchen America's proclamirte, machte den Handel von La Plata lebhaft. Allein erſt nach 1810, als die Häfen ſich allen Nationen öffneten, als den Individuen jedes Glaubensbekenntniſſes die freie Ausübung ihrer Induſtrie zugeſtanden wurde, nahm dieſes Land einen wahrhaft gedeihlichen Aufſchwung. Ohne die bürgerlichen Unruhen und jenen verderblichen Krieg mit Braſilien hätte ſich die Banda Oriental mit Recht den Namen des Phöniziens der neuen Welt beilegen können, ſo wie Buenos Ayres deſſen Carthago geweſen wäre.

Die definitive Conſtitution der neuen Republik, die Liebe zur Ordnung und das Bedürfniß der Ruhe, das ſich unter den aufgeklärten Claſſen zeigt, das Aufhören der Zwiſte, die iſolirte, durchaus neutrale Lage dieſes kleinen Staates ſind eben ſo viele moraliſche Bürgſchaften für den Kapitaliſten, den Kaufmann und den Gewerbsmann, welche ihren Wohlſtand zum Nutzen eines Landes zu heben ſuchen, das Undank nicht zur Deviſe gewählt zu haben ſcheint.

4.

Chronologiſche Ueberſicht

der in der Banda Oriental ſtatt gehabten Ereigniſſe, von ihrer Entdeckung bis zum Jahr 1834. **)

1508. — Erſte Entdeckung des Rio de la Plata durch Juan Dias de Solis, der den Fluß für einen Meerbuſen hält.

1515. — Zweite Entdeckung durch denſelben; dießmal gibt er, beſſer unterrichtet, ſeinen eigenen Namen dem Parana Guazu, wie der Fluß von den Guarani-Indianern genannt wurde. Solis wird von den Charruas ermordet.

---

*) Bis dahin waren es nur die Städte Sevilla und Cadiz, welche eine ſehr beſchränkte Zahl Schiffe nach den Colonien ſenden durften. Der Handel von La Plata lag in den Händen einiger privilegirter Kaufleute von Peru.

**) Hinſichtlich der Details der Entdeckung und Eroberung ſehe man: Funes Ensayo de la historia civil del Paraguay, Tucuman y Buenos Ayres. Felix de Azara, Voyages dans l'Amerique meridionale. Raynal histoire philosophique des deux Indes.

1526. — Sebaſtian Cabot oder Caboto dringt nach Solis in den neu entdeckten Fluß ein. Er gründet die erſte ſpaniſche Niederlaſſung an der Mündung des Baches San Juan in der Urguay. — Vier Jahre ſpäter zerſtören die Charrua's das von ihm erbaute Fort, vertreiben die Spanier, und bleiben Herren ihres Landes.

1530. — Cabot kehrt mit einigen den Guaranis abgekauften Gold- und Silberplättchen nach Spanien zurück, und überreicht dieſe ſeinem Monarchen, dem er vorſchlägt, den allzubeſcheidenen Namen Rio de Solis, mit dem pomphaften Rio la Plata zu vertauſchen.

1566. — Die Spanier gründen das erſte Dorf in dem von dem unerſchrockenen Charruas bewohnten Lande, an den Ufern des Uruguay, bei der Mündung des Rio Negro, und geben ihm den Namen Santo Domingo Soriano.

1679. — Die Portugieſen, welche den Rio de la Plata als ihre natürliche Grenze gegen Süden betrachten, und überdieß ſehr eiferſüchtig auf die Entdeckungen der Spanier ſind, gründen die Stadt Colonia del Sacramento, gegenüber von Buenos Ayres, auf Befehl des portugieſiſchen Gouverneurs von Rio Janeiro.

1726. — Gründung von Montevideo. Die Nothwendigkeit, die Charruas zurückzudrängen, welche das ganze weite Gebiet zwiſchen dem Uruguay, dem Rio Negro, den Bergen von San Ignacio, die See und den La Plata beſetzt hatten, ferner die gebieteriſche Pflicht, dem Schleichhandel Einhalt zu thun, durch welchen Fremde den Handel von Buenos Ayres zu Grunde richteten, veranlaßte die Spanier, im Jahr 1724 einige Truppen hieher zu ſenden, die bald mit den Portugieſen, bald mit den Charruas, und ſelbſt mit den Franzoſen zu kämpfen hatten, welche heimlich hier Leder aufkauften. Zwei Jahre ſpäter ſchiffte Bruno de Zabula, Gouverneur von Buenos Ayres, 20 Familien nach der Banda Oriental, durch deren Mithülfe die neue Stadt San Felipe oder Montevideo gegründet wurde.

1731. — Schlacht zwiſchen den Charruas und den Minuanen einerſeits, und den Truppen von Buenos Ayres und Montevideo unter Zabole's Befehl, andererſeits. Letzterer wird beſiegt und genöthigt, die Vermittlung von Paraguay anzuflehen, dem es durch eine Friedensbotſchaft gelingt, die Wuth der Indier zu beſänftigen, worauf 1732 ein definitiver Vertrag zwiſchen denſelben und den Spaniern zu Stande kommt.

1757. — Das ſpaniſche Cabinet erhebt Montevideo zum Rang einer Hauptſtadt der Provinz oder der Regierung. — In demſelben Jahre greifen die Minuanen, welche den Raum zwiſchen dem Rio-Negro und den Miſſionen inne halten, wieder zu den Waffen, und fallen die ſpaniſchen Beſitzungen an. In dieſem Kriege gab Andonaegui, der Gouverneur von Buenos-Ayres, den nur allzupünktlich befolgten grauſamen Befehl, alle Indier über 12 Jahren zu erwürgen, weil, wie er ſagte, die Waſſertaufe dieſer Wilden die Bluttaufe ſey.

1763. — Gründung der Stadt San Carlos, unweit Maldonado.

1786. — Gründung der Stadt Maldonado.

1804. — Grundſteinlegung des Municipalität-Pallaſtes zu Montevideo, genannt Cabildo.

1806. — (12. Auguſt.) Eine Expedition Freiwilliger unter dem Befehl des franzöſiſchen Generals Liniers landet in der Nähe von Buenos Ayres; mit ihrer Hülfe gelingt es den Einwohnern, den engliſchen General Beresford und ſeine Truppen gefangen zu nehmen.

— — (28. Oktober.) Der engliſche Commodore Popham beſchießt Montevideo von der Seeſeite und wird zurückgewieſen.

1807. — (Januar.) Die Engländer greifen unter dem Commodore Popham Maldonado und San Carlos an, und erobern beide Städte nach dem heftigſten Widerſtande; während der General Sir Samuel Almuty Montevideo belagert, und die ſpaniſche Beſatzung bei einem Ausfalle ſchlägt.

— — (3. Februar.) Die Engländer nehmen Montevideo mit Sturm; ſie räumen es im Juli, und geben es in Folge der zu Buenos-Ayres durch den General Whitelocke geſchloſſenen Capitulation den Spaniern zurück.

1808. — Der Liberalismus des Gouverneurs Elio, der zuerſt es wagte, dem Vice-König von Buenos Ayres den Gehorſam zu verweigern, läßt die Bewegungen vorausſehen, welche zwei Jahre ſpäter das Land beunruhigen.

1810. — (25. Mai.) Der erſte Freiheitsruf ertönt von einer Handvoll edeldenkender Menſchen in der Stadt Buenos Ayres, und wird bald durch den ganzen amerikaniſchen Continent wiederholt.

1811. — (28. Februar.) Die öſtlichen Patrioten bemächtigen ſich des Fleckens Mercedem, wo der erſte Freiheitsruf wiederholt wurde.

— — (26. April.) Treffen bei dem Dorfe San Joſé, gewonnen von den Patrioten gegen die Royaliſten.

— — (18. Mai.) Die Patrioten unter dem unerſchrockenen Artigas bringen den Royaliſten in dem Dorfe Las Piedras eine Niederlage bei.

1812. — (20. Januar.) Das Gebiet von Montevideo wird durch ein portugiſiſches Heer von 4000 Mann unter dem General Don Carlos Federico Lecon, der den Spaniern zu Hülfe geſendet iſt, überſchwemmt. Im Monat Mai räumt derſelbe jedoch in Folge eines Waffenſtillſtandes das Land wieder.

— — (31. Oktober.) Sieg bei Cerrito, erfochten von dem patriotiſchen General Rondeau über die Royaliſten. Montevideo wird mit Sturm genommen, und ſchließt ſich der Republik der vereinigten Staaten des Rio de la Plata, als Hauptſtadt der Provinz Banda Oriental an.

1814. — (17. Mai.) Das vor Montevideo ſtationirte ſpaniſche Geſchwader wird durch dasjenige von Buenos Ayres unter dem engliſchen Admiral Brown, der damals im Dienſte der Patrioten ſtand, geſchlagen.

— — (23. Juni.) Die Truppen der argentiniſchen Republik unter dem General Don Carlos Alvear, beſetzen Montevideo.

1815. — (23. Februar.) Die Truppen von Buenos Ayres räumen Montevideo, das von den Gegnern wieder beſetzt wird.

1816. — Die Portugieſen überſchwemmen die von innern Unruhen zerrüttete Banda Oriental, unter dem Vorwande, das Land zu beruhigen.

1817. — Das portugieſiſche Heer, ſtatt dieſen Zweck zu erfüllen, bemächtigt ſich Montevideo's, worauf der Cabildo die Einwohner, ſo wie auch die Bewohner der Umgegend auffordert, mit den Portugieſen oder Braſiliern unter folgenden Bedingungen einen Frieden zu ſchließen, der auch zu Stande kommt: die Beſatzung der Provinz ſoll nur proviſoriſch ſeyn; die portugieſiſchen Truppen ſollen die Local-Behörden ſtets anerkennen.

1820. — (September.) Artigas, der durch ſeine Grauſamkeit nur allzuberühmte Patriotenchef, wird durch ſeinen Untergebenen Ramirez geſchlagen, und zur Flucht nach Paraguay genöthigt, wo ihn der Dictator Francia als gefangen zurückhält.

1821. — Der portugieſiſche General läßt Montevideo verproviantiren, erklärt die Banda Oriental für vereinigt mit Braſilien unter dem Namen Provinzia Ciſplatina.

1825. — (19. April.) Don Juan Antonio Lavaleja ſegelt mit 32 gleichgeſinnten Männern von Buenos Ayres ab, und landet am Ufer der Banda Oriental, in der Abſicht, den vaterländiſchen Boden von der Herrſchaft der Fremden zu befreien. Auf ihren erſten Ruf entbrennt die nationale Vaterlandsliebe, und die Unternehmung wird mit Erfolg gekrönt.

— — (14. Juni.) Eine proviſoriſche Regierung der Banda Oriental ſetzt ſich in der Villa Florida feſt. Am 20. Auguſt organiſirt ſich der erſte geſetzgebende Körper, oder die Kammer der Abgeordneten, welche alle früheren Verträge mit Portugal und Braſilien für null und nichtig, ſich ſelbſt aber für frei und unabhängig erklärt, mit der Machtvollkommenheit, diejenigen Regierungsformen anzunehmen, welche ihr die geeignetſten ſcheinen.

— — (7. September.) Die Abgeordneten-Kammer ſchafft den Sclavenhandel für immer ab, und erklärt alle diejenigen, welche in dem Banda Oriental geboren werden, für frei, ohne Ausnahme der Abſtammung.

— — (24. September.) Sieg bei Rincon de las Gallinas, erfochten durch den patriotiſchen General Fructuoſo Rivera, über die braſiliſchen Streitkräfte.

— — (Dezember.) Don Pedro I., Kaiſer von Braſilien, erklärt der argentiniſchen Republik den Krieg.

1825. — (31. Dezember.) Der Patrioten-Oberſt Olivera greift die in dem Dorfe Santa Tereſa conzentrirten braſiliſchen Truppen an, und ſchlägt ſie.

1826. — (5. Februar.) Der Admiral Brown greift die Colonia del Sacramento an, welche von den Braſiliern beſetzt iſt.

— — (8. Februar.) Der Oberſt Don Manuel Oribe greift den gleichfalls von den Braſiliern beſetzten Cerro an.

— — (11. April.) Treffen des Admiral Brown mit der Kaiſerlichen Fregatte Niteroy, gegenüber dem Hafen von Montevideo.

1827. — (9. Februar.) Seeſieg, erfochten von dem Admiral Brown bei der Inſel Joncal, unweit der Mündung des Uruguay.

— — (20. Februar.) Entſcheidender Sieg des Generals Don Carlos Alvear, Befehlshaber der National-Armee der argentiniſchen Republik, über die vereinten Streitkräfte der Braſilier, bei Jtuzaingo.

1828. — (1. Januar.) Der Thurm der Inſel Flores wird beleuchtet *).

— — (21. April.) Der General Fructuoſo Rivera nimmt den Braſiliern die Miſſionen am Uruguay ab.

— — (27. Auguſt.) Zu Rio Janeiro werden die Friedens-Präliminarien zwiſchen der Argentiniſchen Republik und dem Kaiſerreich Braſilien unterzeichnet.

— — (4. Oktober.) Ratification und Auswechslung dieſer Verträge zu Montevideo, woraus hervorgeht, daß die Banda Oriental einen abgeſonderten Staat unter dem Namen Republik des Uraguay bilden wird.

— — (24. November.) Die conſtituirende Verſammlung des neuen Staates vereinigt ſich in dem Flecken San Joſe.

— — (1. Dezember.) Der General D. Joſe Rondeau wird zum Gouverneur und proviſoriſchen General-Capitaine des öſtlichen Staates ernannt, und Don Joaquim Suarez als ſein Stellvertreter bezeichnet.

— — (22. Dezember.) General Don Joſe Rondeau ergreift die Zügel der Regierung des neuen Staates Banda Oriental.

1829. — (23. April.) Die braſiliſchen Truppen räumen Montevideo.

— — (1. Mai.) Die Regierung der Republik hält ihren feierlichen Einzug in die Hauptſtadt.

— — (10. September.) Die Conſtitution der Republik Uruguay wird durch die conſtituirende Verſammlung ſanctionirt.

1830. — (17. April.) Da General J. Rondeau ſeine Entlaſſung nimmt, ſo wird Don Juan Antonio Lavalleja zum interimiſtiſchen Gouverneur und General-Capitain ernannt.

— — (26. Mai.) Die Conſtitution des öſtlichen Staates von Uruguay wird von dem braſiliſchen Hofe und der argentiniſchen Republik anerkannt.

---

*) Der Thurm ward 1819 begonnen. Im Jahre 1826 wurde die bis dahin eingeſtellte Arbeit wieder aufgenommen.

1830. — (18. Juli.) Die Conſtitution wird feierlich beſchworen.

— — (22. Oktober.) Die Kammern der Senatoren und der Abgeordneten werden beeidigt.

— — (24. Oktober.) Der General Don Fructuoſo Rivera wird zum Präſidenten der Republik ernannt, welche jetzt definitiver conſtituirt iſt.

1832 u. 1833. Der ungemeſſene Ehrgeiz des Generals Lavalleja, aufgeregt durch einige Braſilier der Provinz Rio Grande, läßt einen Augenblick die Erneuerung der Greuel des Bürgerkriegs befürchten, allein der Einfluß des Präſidenten Rivera auf die Einwohner des Landes, ſo wie die weiſen Maaßregeln des Polizei-Direktors zu Montevideo vereiteln alle Verſuche Lavalleja's, der, ſeiner Güter beraubt, und aus der Republik verwieſen, ſich genöthigt ſieht, ſeine ehrgeizigen Plane aufzugeben, und von dem Boden verbannt zu leben, zu deſſen Unabhängigkeit er ſo viel beigetragen hat.

5.

Abreiſe von Montevideo.

Ein Pampero. — Ankunft auf der Rhede von Buenos Ayres. — Aeußerer Anblick dieſer Stadt.

Der größere Theil meiner Reiſe-Gefährten, dem daran gelegen war, nach Buenos Ayres zu kommen, verließ die Herminia, welche ſich einige Tage zu Montevideo aufhielt, und benützte die Abfahrt eines der Paketbote, welche die regelmäßige Verbindung zwiſchen dieſer Stadt und Buenos Ayres herſtellen; ich, meines Theils, zog vor, noch einige Tage zu bleiben, und mit Muße Nachrichten über das Land einzuziehen. Allein in dem Augenblicke, als ich in einer Fonda (Gaſthaus) eintrat, um eine Wohnung zu miethen, erfuhr ich, daß wir noch an demſelben Abend abſegeln würden. Der Bote, welcher mir den plötzlichen Entſchluß des Kapitains überbrachte, ließ ſich in eine Unterhaltung mit mir ein, und erkundigte ſich nach dem Zwecke meiner Reiſe, nach meinem Plane, und nach den Waaren, welche ich bei mir hatte. Nachdem ich ihm mit möglichſter

Zurückhaltung, jedoch ohne die Höflichkeit zu verletzen, geantwortet hatte, rief er aus: Wie ſehr beklage ich Sie, mein Herr, daß Sie in ein ſolches Land gekommen ſind! Jeden Tag werden Fremde ermordert und beraubt, ja ſelbſt in ihren Wohnungen angefallen. — Unſere Conſuln werden nicht geachtet, ſie vermögen nichts. Es gibt keine Sicherheit für uns! Dauert dieſer Zuſtand noch einige Zeit, ſo hört aller Handel nach dieſem Lande auf. Wenn ich Ihnen einen freundſchaftlichen Rath geben darf, ſo gehen Sie nicht weiter, bleiben Sie in Montevideo. Von hier aus iſt es wenigſtens möglich, zu entkommen; es langen zuweilen Kriegsſchiffe hier an, auf welche man ſich bei den häufigen Aufſtänden flüchten kann. In Buenos Ayres dagegen darf man nach Sonnenuntergang ſich nicht mehr auf die Straße wagen. Sie ſetzen ſich der größten Gefahr aus!

Ich reiſe nach Mendoza, erwiderte ich, und folglich muß ich mich nach Buenos Ayres begeben. „Sie reiſen nach Mendoza, Sie erſchrecken mich! Wen kennen Sie zu Mendoza?“ Ich nannte ihm meinen Freund Anatole von Ch . . . . y. „Es thut mir leid, mein Herr, Sie zu betrüben! allein Ihr Freund Ch . . . . y ward auf Befehl des wilden Quiroga erſchoſſen, der in den Provinzen von Cuyo deſpotiſch herrſcht. Auch muß ich Ihnen ſagen, daß er geneigt iſt, alle Franzoſen auf gleiche Weiſe zu behandeln.“

Mit dieſen Worten verließ mich der dienſtfertige Landsmann. Was ſollte aus mir werden in einem ſolchen Lande, wo das Leben eines Menſchen keinen größeren Werth hat, als das einer Fliege. Was nun anfangen, und wen um Rath fragen? —

In dieſem Augenblicke traten ein Dutzend Franzoſen in die Fonda. Ein deutſcher Oberſt, der ſie begleitete, beruhigte mich, indem er mich beſtimmt verſicherte, daß es meinem Freunde Anatole gelungen ſey, aus dem Kerker zu entkommen. Auch über die Gefahren, welche Fremden in Buenos Ayres und im Innern drohen, gelang es ihm, mich zu beruhigen, indem er die weiſe Bemerkung machte, daß derjenige, welcher ſich nur mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftige, ſelten beunruhigt werde, in welchem Lande er ſich auch aufhalte. Der alte Oberſt hatte Erfahrung; er diente dem Lande ſeit einer Reihe von Jahren, und war häufig Zeuge des unklugen Benehmens der Fremden, beſonders der Franzoſen, welchen großentheils die Sucht eigen iſt, andere leiten zu wollen, und das Feuer der Zwietracht eher zu ſchüren, als zu dämpfen.

Ohne Zögern begab ich mich an Bord der Herminia; die Anker wurden gelichtet, und el pratico (der Lootſe) übernahm es, uns glücklich nach Buenos Ayres zu bringen.

Während eines großen Theiles der Nacht war uns der Wind günſtig. Er blies kräftig aus Nordweſt, ſo daß wir am folgenden Tag bei guter Zeit auf der Rhede von Buenos Ayres anzulangen hofften. Allein gegen Morgen ließ der Pilot alle Segel einziehen, die Taue bereit halten, und die Anker zum Auswerfen fertig machen. Kaum waren dieſe Anſtalten getroffen, als der Pampero

(Südweſtwind) plötzlich mit ſolcher Heftigkeit begann, daß der Pilot außer Faſſung gerieth. Das Schiff krachte furchtbar, und ward von der Strömung mit fortgeriſſen. Das Steuer gehorchte nicht mehr; es war keine Zeit zu verlieren; ein Anker wurde ausgeworfen, allein er hielt nicht; ein zweiter an der großen Kette gab ein beſſeres Reſultat. Das Schiff machte Halt.

Man kann ſich keine Vorſtellung machen, mit welchem plötzlichen Ungeſtüm der Pampero ſich erhebt und wüthet. Der Orkan der Antillen und der Sturmwind der Wüſte Sahara ſind in ihm vereinigt. Glücklicher Weiſe erhebt er ſich nicht immer in ſeiner vollen Gewalt; dem Veſuv nicht unähnlich, läßt er den Bewohnern der La Plata eher Zeit, den angerichteten Schaden auszubeſſern; kaum aber geben ſie ſich, gleich den Bewohnern der Campagnen von Neapel, der alten Sicherheit wieder hin, ſo erhebt er ſich wüthender als je. Die Einwohner von Buenos Ayres und Montevideo bewahren die Erinnerung an furchtbare Stürme. Ich war nie Zeuge eines Pampero-Orkans, obwohl der Südweſtwind während meines Aufenthaltes zu Buenos Ayres häufig blies; was ich jedoch beobachtet habe, reichte vollkommen hin, mir ein Bild ſeiner verheerenden Wirkung zu geben. Oft ſah ich, wie ſich um die heitere Mittagszeit eine durchſichtige Wolke erhob, welche, gleich einem unermeßlichen Schleier, der Sonne ein bleifarbiges Ausſehen gab, ſich ſofort plötzlich über den Horizont verbreitete, und die Atmoſphäre dergeſtalt verdunkelte, daß es unmöglich war, die nächſten Gegenſtände zu unterſcheiden; dieß war der Vorbote des Sturmes. Jedermann eilte nach Hauſe, die Thüren und Fenſter wurden hermetiſch geſchloſſen, ein Licht angezündet, und ſofort geduldig die Wirkung des Pampero abgewartet. Die Wolke platzte und löste ſich in einzelne Wirbel auf, welche ſtatt des Regens nur einen weißlichen Staub, ähnlich der Aſche eines Vulcans, fallen ließen. Die Terraſſen, die Mauern und Straßen waren mehrere Zoll hoch damit angefüllt.

Für diejenigen, welche noch eine Unterkunft finden, hat der Pampero keine andere Unannehmlichkeit, als daß ſämmtliches Weißzeug des Hauſes neu gewaſchen werden muß, denn dieſer Staubregen findet trotz aller Vorſichtsmaßregeln Mittel, einzudringen. Uebler daran ſind diejenigen Perſonen, welche in der Nähe einer Lagune oder eines Fluſſes auf dem Felde geblieben ſind. Meiſt geſchieht es, daß ſie auf der eiligen Heimkehr in das Waſſer ſtürzen. Wenn der Pampero zum Orkan anwächst, ſo reißen die auf der Rhede liegenden Schiffe ihre Anker los, und ſtoßen mit großer Gewalt gegen einander; bei der Dunkelheit iſt es beinahe unmöglich, einem Schiffbruche zu entgehen.

Der Pampero, von welchem wir überfallen wurden, hatte nicht den Charakter eines Orkans; gleichwohl flößte er uns große Beſorgniß ein, da wir uns in dem Kanal befanden, welchen die Bänke Orlitz und Jebrio bilden; hätten unſere Anker nicht gehalten, ſo wären wir auf die Bank Chico geworfen worden. Glücklicherweiſe hielten ſie feſt, und der Pampero konnte ungeſtört drei Tage lang blaſen.

Wir befanden uns gerade gegenüber von Enſerada de Barragan. Dieſer Ort iſt ein Hafen, oder vielmehr, wie der Namen anzeigt, eine tiefe Bucht, 10 Stunden öſtlich von Buenos Ayres, auf dem rechten Ufer des La Plata. Hier hielten ſich die Schiffe des Königs von Spanien auf, ſo lange Montevideo und Maldonado noch nicht bevölkert waren. Dieſer Hafen iſt ſicher und der Ankergrund gut. Er wird gebildet durch den Bach von Santiago, der vom Innern herabkommt und ihn durchfließt; die Einfahrt iſt jedoch enge, und Kriegsſchiffe vermögen denſelben nicht zu paſſiren, dieſe müſſen daher in der Nähe des Canals Anker werfen. Schiffe, welche wichtige Ausbeſſerungen vornehmen, oder eine Ladung Maulthiere einnehmen wollen, begeben ſich nach Enſerada. Man findet hier ein Dorf, das aus einigen Hütten oder ranchos und aus 3—4 Häuſern beſteht. Von den indolenten Leuten, welche daſſelbe bewohnen, läßt ſich keine materielle Hülfeleiſtung erwarten, doch kann man darauf zählen, von den Frauen auf das Gaſtfreundlichſte aufgenommen zu werden.

Nachdem der Pampero ſich endlich gelegt hatte, ſetzten wir unſern Weg fort. Am 5. Mai langten wir auf der großen Rhede von Buenos Ayres an. Nun entwickelte dieſe Stadt ihre Linie von Gebäuden vor unſerm Blicke. Ich gewahre 18 Kirchthürme, und die Dome und Spitzen ſeiner Klöſter, die aus dem Waſſer aufzutauchen ſcheinen. Die Gebäude wachſen; ich ſehe die Terraſſen ſeiner viereckigen Häuſer; die Stadt dehnt ſich immer weiter rechts und links aus; bald zeigt ſich die Feſtung; die kleinen Häuſer der Boca; die Pavillons oder Quinta's des Retiro und der Recolita; der Wald von Maſten der Schiffe auf der kleinen Rhede.

Die große Rhede iſt vier Stunden von Buenos Ayres entfernt; ſie kann nicht überſchritten werden, ohne die Erlaubniß des Kaziken; ſo heißt nämlich ein Kauffahrteiſchiff, das die Braſilier im letzten Kriege mit der Republik ausrüſteten; der Marſchall Brown bemächtigte ſich deſſelben und jetzt dient es als Ponton oder Staatsgefängniß, und iſt zugleich mit der Hafenpolizei beauftragt; es befindet ſich übrigens in einem ſehr hinfälligen Zuſtande.

Zwei im Dienſte der Republik ſtehende ausländiſche Offiziere begaben ſich an Bord der Herminia, um unſere Papiere und unſern Geſundheitszuſtand zu unterſuchen. Da an uns Gottlob nichts auszuſetzen war, ſo ward uns Licentia ertheilt, nach der kleinen Rhede zu ſegeln.

Der äußere Anblick von Buenos Ayres ergötzte mich ſehr; ich lobte mich über meinen Entſchluß; und in der That wird man, wenn man Montevideo berührt hat, durch den Anblick von Buenos Ayres angenehm überraſcht. Alles verkündet eine Handelsſtadt, eine Hauptſtadt, die eines beſſern Looſes würdig wäre; die etwas erhöhte Lage dieſer amerikaniſchen Stadt, die in der Ebene am Ufer der ſteil abfallenden Küſte liegt; die vielen öffentlichen Gebäude, welche in einer Linie ſich durch die ganze etwa drei Viertelſtunden lange Stadt hinziehen; das Fort, das ſich in der Mitte erhebt, und nicht weit davon ein Gebäude von mauriſcher Architectur, das ſonderbar von den zahlreichen Kirchen und Klöſtern abſticht; eine zahlloſe Menge von Karren, welche am Ufer aufgeſtellt ſind; eine

Schaar Wäſcherinnen, welche das Geſtade bedecken, und den grünen Wieſengrund, der ſich gegen Norden hinzieht, mit Linnen verzieren; die Maſten von tauſend kleinen Fahrzeugen, welche gegen Süden in der Boca vor Anker liegen; endlich die am Abhang der Küſte zerſtreut liegenden Häuſer, alles dieß zuſammen, nebſt der Bewegung auf der kleinen Rhede, iſt wohl geeignet, die Idee eines wichtigen Platzes, einer großen Stadt anzuregen.

Eines mißfiel mir übrigens ſehr: die Nothwendigkeit, auf einem Karren an's Land gebracht zu werden. Es gereicht Buenos Ayres, dem einzigen Hafen der argentiniſchen Republik, wo Fremde mit Sicherheit Handel treiben können, zur Schande, daß dieſe Fremden gleich bei ihrer Ankunft in unmittelbare Berührung mit der gröbſten und unverſchämteſten Volksclaſſe von Buenos Ayres gerathen. Es iſt ſchmerzlich, den Schimpfnamen Gringo, Carcaman, Godo und Carrazeno dieſer Carretilleros (Kärrner) ausgeſetzt zu ſeyn, welche ſie an den Fremden verſchwenden, der ihre Sprache nicht kennt, und ſich ihren übertriebenen Forderungen widerſetzt. Gibt es etwas Lächerlicheres, Unangenehmeres und Barbariſcheres, als auf ſolche Weiſe auf einem Karren mit zwei Rädern von der Größe unſerer Mühlräder, erbärmlich zuſammengeſchüttelt, anzulangen, während der Carretillero durch ſeine Geſänge und ſein heiſeres Geſchrei den armen Reiſenden betäubt. Ein Hafendamm würde dieſem Uebelſtande, den alle Fremden lebhaft fühlen, leicht abhelfen. Ehemals gab es einen ſolchen Damm; allein ein ſtarkes Anſchwellen des Fluſſes und die durch einen heftigen Wind vermehrte Gewalt der Strömung haben ihn gänzlich zu Grunde gerichtet; ſtatt ihn wieder aufzubauen, hat Jeder ſo viele Steine hinweggeführt, als er bedurfte.

Es blieb mir nichts übrig, als eine halbe Viertelſtunde auf der unedlen Carretilla zurückzulegen; ich ſtieg an der Stelle ans Land, welche den Namen el Muelo führt, ſie heißt auch Alameda (Pappelallee), obwohl man nichts anderes als den hier einheimiſchen Ombu ſieht. Wir werden auf dieſe Alameda zurückkommen, wo Sommers jeden Abend die ſchöne Welt ſpazieren geht.

6.

Buenos-Ayres.

Beſchreibung der Stadt. — Ihre öffentlichen und Privat-Gebäude. — Ihre Bevölkerung.

Die Form der Stadt Buenos Ayres iſt ein Rechteck von ¾ Stunden Länge und ½ Stunden Breite, das in 360 Cuadras oder Häuſer-Quadraten getheilt iſt, welche 61 *Calle's* oder rechtwinkige Straßen zwiſchen ſich laſſen. Die *Cuadra* iſt auf jeder Seite 400 Fuß (150 Vares) lang; 16 Cuadra's bilden ein Cuartel oder Viertel. Im Ganzen zählt man 29 Viertel, welche mit der Zeit 464 Cuadras bilden ſollen. Alle Straßen correſpondiren mit den vier Hauptrichtungen, und ſind mit Trottoirs verſehen, welche durch hölzerne Pfähle geſchützt werden. Es erhellt hieraus, daß Zirkel und Richtſcheit bei der Anlage der Straßen von Buenos Ayres vorgeherrſcht haben. Man zählt 10 öffentliche Plätze, von denen der beträchtlichſte Plaza de la Victoria heißt. Die Hauptgebäude ſind: el fuerto el cabildo, 14 Kirchen, 2 Hoſpitäler, die Univerſität, der Saal der Abgeordneten, das Handelstribunal, el Coliſeo, La Recoba, das proviſoriſche Theater, das Vauxhall, el Parque, das Cuartel del Retiro (Kaſerne).

Wir werden alle dieſe Gebäude der Reihe nach näher beſchreiben.

Der erſte öffentliche Platz, den man auf dem Wege von der Alameda nach der Mitte der Stadt trifft, iſt der *Platz des 25. May*. Dieſen Namen hat er, weil ſich hier die Bürger verſammelten, welche an jenem denkwürdigen Tage des Jahres 1810 den Ruf der Freiheit ertönen zu laſſen wagten. Auf der einen Seite liegt das Fort, auf der andern die Recoba, die dieſe von dem Platze de la Victoria trennt.

Das Fort oder el fuerte beſteht aus mehreren großen Gebäuden, die von einer dicken Mauer umgeben ſind. Ein Wall, auf welchem Geſchütze ſtehen, beherrſcht das Ganze; um dieſen her zieht ſich ein Graben, den man mittelſt einer Zugbrücke überſchreitet. Alle der executiven Gewalt angehörige Adminiſtrationen ſind hier vereinigt. Der Gouverneur wohnt jedoch nicht daſelbſt. Das ziemlich feſte Fort beherrſcht die kleine Rhede und die Mitte der Stadt.

Die Recoba iſt ein Gebäude von mauriſcher Architectur, das gegenüber dem Fort einen Triumphbogen bildet, und auf jeder Seite eine offene Gallerie mit Arcaden hat; auf dieſen Gallerien befindet ſich eine Terraſſe, die mit einer Bruſtlehne umgeben und mit großen lakirten Vaſen verziert iſt. Die in der Mitte mit Marmor gepflaſterten Gallerien ſind von Kaufleuten in Beſchlag genommen, welche Stoffe und Kleidungsſtücke an das Landvolk verkaufen, was einen ſeltſamen Anblick gewährt. Rechts von der Recoba und in dem Winkel der Calle de la Paz ſteht das Coliſeo oder Theater, welches nicht ausgebaut wurde; ein Theil deſſelben iſt von einem Franzoſen zum Kaffeehauſe eingerichtet. Sofort gelangen wir auf den Platz Victoria, wo wir den Piramen begrüßen; es iſt dieß eine Art Obelisk oder vierſeitige Pyramide von 80 Fuß Höhe, die ſich mitten auf dem Platze erhebt, und von einem eiſernen Gitter umgeben iſt. Hier verſammeln ſich am Jahrestage der Unabhängigkeit ſämmtliche Knaben der Stadt, und ſingen die patriotiſche Hymne*). Am 25. Mai und am 9. Juli wird die Pyramide und der ganze Platz mit Inſchriften, Symbolen, Trophäen, Guirlanden und Fahnen geſchmückt, zur Erinnerung an die glücklichen Ereigniſſe, welche America's Ungbhängigkeit herbeigeführt haben. Oeffentliche Gebäude und Privathäuſer werden illuminirt. Spiele aller Art, Pferderennen, wobei die alten Tourniere der Sarazenen nachgeahmt werden, Feuerwerke, Revue über die Linientruppen und die Milizen zu Pferde und zu Fuße, Muſikchöre, ausgeführt von den Muſikern der Regimenter ſteigern drei Tage lang den allgemeinen Taumel und die Neugierde der zahlreichen Fremden, die auf den Platz Victoria ſtrömen, um dieſes Feſt zu ſehen, und die reizenden Porteras zu bewundern, welche amphitheatraliſch vor dem Cubildo aufgeſtellt ſind.

Der Platz Victoria iſt jedoch nicht nur zur Feier bürgerlicher Feſte beſtimmt, er dient zugleich zum Schauplatze und Forum, auf welchem der Ehrgeiz einiger Tribunen dem verſammelten Volke das Schauſpiel eines ernſten Drama's bereitet. Bei dem geringſten Zeichen eines Aufſtandes verſammelt ſich unter dem Porticus des Cubildo das Lumpenvolk der Carretilleros, der Carniceros (Fleiſcher), der Aguateros (Waſſerträger), und der Conpatridos. Nimmt der Aufſtand den Charakter einer Empörung an, ſo wachſet der kühne Haufen immer mehr, bis die Polizei (wofern ſie nicht als Mitſchuldige auftritt) oder die Regierung die Linientruppen oder ein Negerregiment ausrücken läßt, worauf ſich die Aufrührer nach allen Richtungen zerſtreuen, die Stadt eiligſt verlaſſen und ſich auf das Land flüchten, wo ſie alle Pferde ſtehlen, deren ſie habhaft werden können, und ſich mit den Gauchos vereinigen, welche ſich unverzüglich in die Montonera (eine Art von Landes-Guerillas) organiſiren, bis ein Führer von hinreichendem Einfluß ſie vereinigt, worauf, wenn ſie zahlreich genug ſind, die Stadt in Belagerungsſtand erklärt wird. Buenos Ayres befindet ſich alsdann wirklich in einer mißlichen Lage, denn die Einwohner leben hauptſächlich von Fleiſch; Brod wird für Nichts geachtet, und iſt auch viel theurer als Fleiſch. Befindet ſich daher das Landvolk im Aufſtande, ſo hat die Stadt keine Lebensmittel mehr; ſie muß deshalb der Gewalt nachgeben. Die Gauchos oder Landbewohner ſind für Buenos Ayres, was die Tartaren für China oder die Beduinen für Algier. Ein

---

*) Componirt von Don Vincente Lopez, einem der ausgezeichnetſten Mitglieder der richterlichen Gewalt.

Häuptling der Gauchos hat über Lavallée's Partei den Sieg davon getragen, und auch in der Folge werden die Gaucho's die Stadt dominiren, bis man den Plan Rivadavias regelmäßig befolgt, der darin beſteht, die Ausländer hinreichend zu begünſtigen, um ſie zu Anlegung von Colonien auf dem Lande zu veranlaſſen: das Beiſpiel ihrer Induſtrie, ihrer Moralität, die Familienbande, welche ſich allmählig knüpfen werden, die Abſchaffung einiger halbwilder Gebräuche, würden dann die Sitten der Gauchos nach und nach mildern, und ſie den Begriff der Freiheit richtiger würdigen lehren.

Hat das Landvolk über die Partei der Stadt geſiegt, ſo wird dieſe plötzlich von Gauchos, Indiern und den Milizen der Vorſtädte überſchwemmt, die ſich, die Lanze, den Säbel, den Carabiner in der Hand, unter wildem Geheule durch alle Straßen ergießen, ſo daß der erſt kürzlich angelangte Fremde von Entſetzen ergriffen wird. Der größere Theil eilt auf den Platz Victoria, gegenüber dem Cabildo, und auf den Platz des 25. Mais, dem Fort gegenüber. Jetzt naht der Augenblick der Entwickelung. Je nachdem die Leidenſchaften der Mitſpielenden geleitet worden ſind, nimmt das Drama entweder einen tragiſchen oder komiſchen Ausgang. Man kann ſich alsdann keinen ſonderbarern Anblick denken. Auf der einen Seite ſieht man die Zünfte der Carniceros oder Abaſtecadores (Fleiſcher) die Ehrenwache der ſiegreichen Tribunen, mit ihren Scharlachjacken, weißen Beinkleidern, runden Hüten nebſt himmelblauer Kokarde, mit ihren Lanzen und kleinen ſchwarz und rothen Fahnen, auf denen ein Todtenkopf abgebildet iſt und als Motto: Federacion o Muerte! ſteht; auf der andern Seite ſieht man die undiſciplinirten Horden der Pampas-Indianer, halb nackt, mit fliegenden Haaren, und kupferfarbiger Haut, und ohne Sattel auf ihren von dem ſchnellen Marſche erſchöpften Pferden reiten. Zur Seite ſtehen denſelben die lärmenden Truppen der Gauchos, die zu ihrem Vergnügen Schellen, die an dem Kopfe und Halſe ihrer Pferde hängen, ertönen laſſen, und ihre langen Lanzen ſchwingen, an denen ein Fähnchen oder rothe und blaue Binden, das Zeichen der Federacion, befeſtigt ſind. Solche Bänder tragen ſie auf dem ſpitzen Hute, an den Armen, an den Ohren, und ſogar an dem Schweiſe ihrer Pferde. Dort ſtehen die Milizen in blauen Wämſern, weißen Beinkleidern und mit nackten Füßen, und tragen ihr ſchlechtes Gewehr auf linkiſche Weiſe. Und mitten unter dieſem ſeltſamen Gemiſche von Coſtümen, wobei die rothe, blaue und grüne Farbe vorherrſchen, gewahrt man das Regiment der Defenſores, das ganz aus Negern beſteht, und allein uniformirt und diſciplinirt iſt, und deren Geſichter ſonderbar abſtechen von den mannigfachen Racen, deren urſprüngliche Züge nicht mehr zu erkennen ſind. Einen ſolchen Anblick gewährt der Platz Victoria am Tage eines Aufſtandes, und oft auch am Tage eines Feſtes. In dem letztern Falle herrſcht freilich weniger Verwirrung; einige regelmäßige Truppen, alte Veteranen, Trümmer der National-Armee ſind aufgeſtellt, und tragen dazu bei, den Fremden zu beruhigen.

Der Cabildo iſt gegen die Recoba gewendet und nimmt die Weſtſeite des Platzes ein. Auch dieſes Gebäude iſt von mauriſcher Architectur, aber einfacher, und etwa 280 Fuß lang. Es zeigt zwei Reihen Arcaden, eine über der andern; die untere bildet einen Porticus, wo man ſich vereinigt, um Geſchäfte abzumachen; im erſten Stockwerk gelangt man mittelſt einer Gallerie in mehrere hohe geräumige Säle; ein eiſerner Balcon ſchmückt die Vorderſeite; in der Mitte des Gebäudes erhebt ſich ein viereckiger Thurm, der mit runden Ziegeln gedeckt iſt.

Der Cabildo, welcher unter der ſpaniſchen Herrſchaft zum Rathhauſe diente, hat in der erſten Zeit der Unabhängigkeit von Buenos Ayres eine große Rolle geſpielt. Die vornehmſten oder einflußreichſten Bürger verſammelten ſich hier, um ſich zu berathen. Die Glocke des Thurmes gab das Zeichen, worauf das Volk ſchaarenweiſe auf den Platz Victoria ſtürzte; von dem oben erwähnten Balcone herab wird es angeredet, und entweder zum Aufſtande aufgereizt, oder ſeine Gährung gedämpft. In dieſem nämlichen Gebäude wurde am 19. Mai 1810 die allgemeine Verſammlung der Bürger der Stadt unter dem Namen Cabildo abierto (in Permanenz) zuſammenberufen, und der letzte Vice-König Don Balthazar Hidalgo de Cisneros y La-Torre am 25. deſſelben Monats abgeſetzt, und durch eine Junta von 9 Perſonen, lauter Creolen, erſetzt. Mit dieſem Zeitpunkte begannen die Unabhängigkeitskriege und der innere Kampf, der theilweiſe noch fortdauert. Es wurden die Häupter der Regierung ernannt; ſie erhielten den Titel Director, Präſident, Gouverneur, blieben jedoch nicht lange im Amte. Zuweilen ernannte man ihrer drei an einem Tage. Der Cabildo mußte ſich häufig einmiſchen und ſich der Gewalt bemächtigen, um den Streit der Ehrgeizigen zu erſticken.

Heutzutage hat der Cabildo ſeine Beſtimmung verändert, und iſt der Sitz der richterlichen Gewalt, man glaube aber ja nicht, daß die Gerechtigkeit hier herrſche! . . . Alle Tribunale, der oberſte Gerichtshof (La Camera de Juſticia) ſind hier vereinigt. Zu ebener Erde befinden ſich die Notare, die Gerichtsdiener, die öffentlichen Schreiber und das Hauptgefängniß (La Carcel). An den Audienztagen ſind die Gallerien, der Balcon und der Porticus fortwährend mit Leuten aus den niedern Volksclaſſen angefüllt, welche die Neugier aus der Stadt und vom Lande herbeilockt.

Während der heiligen Woche wird unter dem Porticus von Cabildo ein Chriſtus in der Stellung eines Quadrupeds, mit einem ungeheuren Kreuze belaſtet, ausgeſtellt, mit einem Stricke um den Hals, den die Andächtigen küſſen, wobei ſie zugleich ihre Opfergaben darbringen. Nicht weit davon ſteht eine Kanzel, von welcher herab ein Laie die Leidensgeſchichte nach ſeiner Art predigt, während an der Ecke einer der angrenzenden Straßen das Volk einen ungeheuern Judas auf die unanſtändigſte Weiſe unter dem Rufe: „Viva la federacion!“ verbrennt.

Unter demſelben Porticus ſah ich im Jahr 1838 einen der lächerlichſten und auffallendſten Urtheilsſprüche bei einem Volke, das ſich republikaniſcher Grundſätze rühmt, vollziehen. Ein franzöſiſcher Kaufmann hatte ein republikaniſches Werk, auf deſſen Titel ich mich nicht mehr erinnere, nebſt den Werken Voltaire's, Diderot's, Volney's, Dupin's, Raynal's, Courrier's ꝛc. eingeführt. Man bemächtigte ſich dieſer Bücher, verhaftete den Kaufmann, und erließ einen der Inquiſition würdigen Spruch, kraft deſſen alle Werke auf dem öffentlichen Platze gegenüber dem Cubildo verbrannt werden ſollten, während der Nachrichter (e Verdugo) das Urtheil mit lauter und vernehmlicher Stimme ableſen mußte.

Die Sentenz ward in Gegenwart des aufgeklärteſten Theiles der Bewohner von Buenos Ayres vollzogen. Alles blieb ſtumm, man wagte kaum, ſich anzuſehen, denn man wähnte ſich unter dem Meſſer der heiligen Inquiſition . . . Ich möchte dem Herrn von La Mennais nicht rathen, den Cubildo zu beſuchen.

Links von dieſem Gebäude, auf der Nordſeite des Platzes und in dem Winkel einer Straße ſteht die Cathedrale, die jedoch nicht vollendet iſt. Seit dem Anfange des Krieges mit Braſilien wurde die Arbeit an der Vorderſeite unterbrochen. Der mit Säulen gezierte Periſtyl dieſer Kirche ward unter der Leitung eines franzöſiſchen Architecten gebaut, welchen Herr von Rivadaria hatte kommen laſſen. Ein ziemlich weiter Dom erhebt ſich über das Gebäude. Das Innere iſt einfach; der Altar zeichnet ſich jedoch durch die Kühnheit ſeines Baues und die Leichtigkeit ſeiner Verzierungen aus; er erhebt ſich mitten in dem Schiffe der Kirche, und über ihm wölbt ſich die Kuppel des Doms. Das Hochamt wird mit Muſik und in Gegenwart des Biſchofs und des Kirchen-Senats gehalten.

So lange die Regierung von Buenos Ayres mit der von Paraguay vereinigt war, beſtand nur ein einziges Bisthum, deſſen Sitz zu Aſſumption war. Als aber die Bevölkerung zunahm, fühlte man die Nothwendigkeit, ein zweites, zu errichten, worauf König Philipp III. von Spanien von dem Papſte Paul V. die Gründungsbulle dieſes Bisthums verlangte und im Jahr 1620 erhielt. Von jener Zeit bis 1810 folgten ſich 18 Biſchöfe. Nach dem Tode des letztern ward die Kirche durch einen Kirchen-Senat geleitet, bis man im Jahr 1831 einen neuen Biſchof ernannte. Man muß der americaniſchen Geiſtlichkeit die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie mit der politiſchen Unabhängigkeit gleichen Schritt hielt, und daß ſie, wie auch beſonders die Geiſtlichkeit von Buenos Ayres, durch ihre Einſichten und die Reinheit ihrer Moral ſich einen hohen Ruf erworben hat, den ſie auch zu behaupten entſchloſſen ſcheint, indem ſie ſich dem Einfluſſe des römiſchen Stuhles zu entziehen ſucht.

Auf der Südſeite des Platzes hat man eine Gallerie mit Arcaden nach dem Muſter der Recoba begonnen; ſie ſoll fortgeſetzt werden, wodurch der Platz nicht wenig gewinnen wird. In der Nähe des Cubildo befindet ſich endlich die Central-Adminiſtration der Polizei, vor welcher man ſtets eine Anzahl Celadores (Landgensd'armen) findet, von denen jedoch nicht viel Rühmliches zu melden iſt.

Nunmehr wenden wir uns durch die Calle de la Recoquiſta; ſie führt dieſen Namen, weil in dieſer Straße die Engländer bei ihrem erſten Verſuche gefangen genommen wurden. Sie beginnt bei der Recoba und führt in ſüdlicher Richtung bis an den Rand der Küſte, welcher die Ebenen der Boca, von Barracas, Quilmes, Paſſo und Burgos beherrſcht.

Nachdem wir die erſte Cuadra zurückgelegt haben, ſtoßen wir auf die Kirche und das Kloſter San Francisco; die Kirche iſt merkwürdig wegen des Reichthums ihrer Verzierungen, der zwei farbigen Porzellanthürme und wegen eines neu hergeſtellten Domes. Das Kloſter zeichnet ſich dadurch aus, daß es das einzige Mannskloſter iſt, das die Reformen des weiſen Rivadaria überlebte, deſſen Eifer für die Verbeſſerung der Sitten und die Fortſchritte der Civiliſation nur durch den Oſtracismus belohnt wurde, der ihn traf.

Hinter dem Kloſter, in der Straße der Bibliotheka, finden wir, immer noch am Rande der Küſte, die Univerſität. Sie iſt im Jahre 1820, als Rivadaria Miniſter des Innern war, geſtiftet worden. Seiner Verwaltung verdankt man die Errichtung einer Primärſchule in jedem Landdiſtrikt; die Errichtung von 20 ſolchen Schulen in der Hauptſtadt; die Aufforderung an Privaten zur Errichtung von Schulen für den Unterricht beider Geſchlechter; die Gründung einer Handelsſchule zu Buenos Ayres, und eine Menge anderer, die Aufklärung befördernder Inſtitutionen, die jedoch nach ſeinem Sturze größtentheils wieder eingingen. Auch die Univerſität ward nach einem neuen Plane organiſirt, und gleicht jetzt ſo ziemlich der alten Univerſität in Frankreich.

Neben der Univerſität ſteht die Normalſchule. Das Aeußere dieſer Gebäude hat nichts Bemerkenswerthes; das Innere iſt jedoch zweckmäßig eingetheilt, und faßt eine ziemlich große Anzahl von Zöglingen. Jedes Jahr werden zu verſchiedenen Zeitpunkten in dem Hofe der Univerſität in Gegenwart des Gouverneurs, der Miniſter und der erſten Behörden, an die Schulen beiderlei Geſchlechts Preiſe ausgetheilt.

Unter den Privat-Schulen verdienen folgende Erwähnung: die Handelsſchule, geleitet durch Rafael Merrielle; die Handels-Academie in der Straße Potoſi; die argentiniſche Academie, Straße Maipu; die Academie der vereinten Staaten; das argentiniſche Gymnaſium; das argentiniſche Lyceum, und das Fräuleinſtift der Madame du Harme und ihrer Tochter.

Der Univerſität gegenüber liegt das Findelhaus, wo eine leicht zu öffnende Pforte zu jeder Tages- oder Nachtſtunde die Frucht einer ſchwachen Stunde niederzulegen geſtattet. Die neugebornen Kinder werden hier mit großer Sorgfalt behandelt; daher iſt auch der Kindsmord zu Buenos Ayres etwas ſehr ſeltenes.

Verfolgt man die Straße Reconquiſta weiter, ſo gelangt man zu der Kirche Santo-Domingo, die noch heutzutage von den Kugeln durchlöchert iſt, welche man den hieher geflüchteten Engländern zuſandte, bis ſie ſich endlich ergaben.

Am 27. Juni 1806 bemächtigten ſich die Engländer, 1800 Mann ſtark, unter dem General Beresford, der Stadt Buenos Ayres und des Forts durch Liſt. Bald gewahrte man ihre Treuloſigkeit, und das Volk entrüſtete ſich darüber; allein es befand ſich damals in einem Zuſtande gänzlicher Unmacht. Gleichwohl geſchah das kaum Glaubliche. Ein Fremder, ein Franzoſe, der General Liniers, in ſpaniſchem Dienſte, kommt mit einer Handvoll Leute auf der Rhede von Buenos Ayres an, ſtellt ſich an die Spitze des Volks, begeiſtert es durch ſeine

Reden und bringt es dahin, daß dieſes indolente Volk das Fort angreift und mit Sturm nimmt. Die Engländer wurden gefangen und in das Innere, nach Cordova geſendet. Dieß geſchah am 12. Auguſt 1806. Am 3. Juli des nächſten Jahres, als man am wenigſten an die Engländer dachte, langen dieſe, 12000 Mann ſtark, unter dem General Whitelocke an, landen bei Encerada, marſchiren nach Buenos Ayres, und ſchicken ſich an, die Stadt zu durchziehen, um ſich des Forts zu bemächtigen. Allein die Zeiten hatten ſich geändert. Das Beiſpiel des Generals Liniers hatte das Volk elektriſirt, und auf ſeine Unabhängigkeit eiferſüchtig gemacht. Er hatte Soldaten gebildet, welche den Mangel an Disciplin durch Kühnheit und Liſt erſetzten. Man zog den größtmöglichen Nutzen aus den mit Terraſſen bedeckten Häuſern, ſo wie aus der Länge und parallelen Lage der Straßen. General Liniers übernahm die Vertheidigung der Stadt und leitete dieſe mit großer Geſchicklichkeit.

Die Engländer hatten mehr als eine Stunde mitten durch alle dieſe kleinen Feſtungen zurückzulegen, ehe ſie an das Fort gelangten. Bei etwas größerer Umſicht und Zahl würden ſie ſich begnügt haben, die Stadt zu belagern, ſich der Umgegend zu bemächtigen, und einige hochgelegene Gebäude zu beſetzen. Sie glaubten jedoch, es bedürfe nur eines Hurrahrufes, um alle dieſe Barfüßer über den Haufen zu werfen.

Man verwehrte den Engländern den Eingang nicht. In drei Colonnen drangen ſie ziemlich tief in die Stadt ein. Stille herrſchte in den Straßen; ſie konnten glauben, ihre Ankunft verbreite Beſtürzung. Plötzlich bedecken ſich die Häuſer mit Bewohnern; die ganze Bevölkerung zeigt ſich über den Häuptern der Engländer. Weiber, Kinder, Greiſe, Diener, Alles eilte herbei zur Vertheidigung des vaterländiſchen Heerdes. Es regnete Geſchoße, Steine und Ziegel von den Häuſern, ſiedendes Waſſer, Aſche aus den Oefen, alles wurde benützt. Um ſich einen Begriff von dem Verluſte der Engländer zu machen, reicht es hin, zu wiſſen, daß, als ſie bei der Kirche Santo Domingo ankamen, wo ſie ſich verbarricadirten, ihre Zahl auf 12 — 1800 Mann herabgeſchmolzen war.

Die Kirche Santo Domingo gehörte zu einem Kloſter der Dominikaner, das durch Rivadaria aufgehoben wurde. Der untere Stock wurde von ihm zu Lehrſälen über Chemie und Phyſik, der obere zu einem Muſeum der Naturgeſchichte beſtimmt. Die Gründung dieſer Anſtalt fällt in das Jahr 1826. Bis jetzt iſt das Muſeum nur ein Curioſitäten-Kabinet; doch hat es ſchon einiges wiſſenſchaftliche Intereſſe, und dient der Stadt zur Zierde.

Gegenüber der Kirche Santo Domingo, immer noch in der Straße Reconquiſta, gewahrt man ein Haus von beſcheidenem Ausſehen; einige kleine Käfige hängen an einem Balcon, der ein halbes Dutzend Blumenſtöcke trägt. Hier befinden wir uns vor dem Hauſe eines hohen Verbannten. Aus dieſer halbverfallenen Pforte ſah man im vorigen Jahre einen ehrwürdigen Greis, entbrannt in heftiger Liebe für ſein Vaterland, das ihn nicht verſtand, langſam herausſchreiten, um nach dem Strande zu gehen, wo ein fremdes Schiff, die Herminia, daſſelbe, welches mich hieher gebracht hatte, ihm die gaſtfreundliche Aufnahme geſtattete, welche ſein undankbares Vaterland ihm verſagte.

Geht man nun 1½ Quadra weiter hinab gegen den Fluß, ſo kommt man an die Douane, deren Mauern von dem Waſſer beſpült werden, wenn die Fluth ſteigt. Nicht etwa um das Gebäude zu ſehen, begaben wir uns hieher, denn es gibt nichts Häßlicheres; ſondern um dem trefflichen Don Lavalló, dem General-Collecteur und wohlwollenden Freunde aller fremden und einheimiſchen Kaufleuten unſern Beſuch abzuſtatten. — Die Unbeſtechlichkeit dieſes Beamten, ſeine aufgeklärte und uneigennützige Vaterlandsliebe, haben ihm die Achtung aller Parteien erworben, welche während der politiſchen Stürme nach einander die Oberhand gewannen. Da die Zollgebühren den größern Theil der Staats-Einnahmen bilden, ſo liegt der Regierung viel daran, daß dieſe ohne Unterſchleif erhoben werden und möglichſt viel eintragen. Deſſen ungeachtet hat Don Lavalló ſich ſtets jeder dem Kaufmann beläſtigenden Maaßregel muthig widerſetzt. Auf ſolche Weiſe wußte er die Forderungen des Fiscus mit dem Schutze, den Handel und Induſtrie verlangen, zu vereinigen. Es gereicht mir zum Vergnügen, den Zollbeamten von Buenos Ayres die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß ſie den Kaufmann höchſt verbindlich behandeln, und daß die Unterſuchungen und Erhebungen geſchehen, ohne daß man ſich im Geringſten über irgend eine Chicane beklagen kann. Man findet hier keine jener unmoraliſchen Maaßregeln, welche mit ſo großer Strenge in unſern civiliſirten europäiſchen Staaten ausgeübt werden.

Indem wir unſern Spaziergang fortſetzen, gelangen wir an das Quartel de los Negros (Kaſerne der Neger), welche unter dem Namen das Batallon de Defenſores de Buenos Ayres in ein Miliz-Corps vereinigt ſind. Nach den Trümmern der National-Armee, welche in drei Corps unter dem Namen der Jäger des Rio de la Plata, der Argentiniſchen Garde und der Patrizier zu Pferde die Linien-Truppen formiren, ſind die aus Negern und Mulatten beſtehenden Defenſores von Buenos Ayres ohne Widerſpruch das beſtorganiſirte Milizcorps, das vermöge ſeiner Diſciplin am meiſten zur Sicherheit der Stadt beiträgt. Es beſteht aus 1200 meiſt freien Leuten, der größere Theil der Offiziere iſt aus ihren Reihen hervorgegangen, und die Freigebigkeit des Oberſten Don Felix Alzava hat es mit einer trefflichen Muſik unter der Leitung eines deutſchen Kapellmeiſters dotirt.

Die Republik verdankt den Negern viel. Sie haben vielleicht mehr zur Unabhängigkeit des Landes beigetragen, als die Creolen ſelbſt, welche, nach den eigenen Ausſagen ihrer Mitbürger, mehr Pintores (Windbeutel) als tapfer ſind. Die Neger haben für die Freiheit ihr Blut in Strömen mit Begeiſterung vergoſſen, ſo daß die Freilaſſung, welche man ihnen gleich in den erſten Tagen der Unabhängigkeit auf dem Boden der Republik bewilligte, nur die Abtragung einer heiligen Schuld war. Die aus Negern oder Mulatten beſtehenden Corps lieferten ſtets die beſte Infanterie der argentiniſchen Republik. Denn ſo ſehr die

Landbewohner, Gauchos genannt, kühn, unerſchrocken und unüberwindlich zu Pferde ſind, eben ſo feig benehmen ſie ſich im Kampfe zu Fuße. Was ich hier mit Beſtimmtheit verſichere, mag denjenigen auffallend erſcheinen, welche nur die unter der Peitſche der Portugieſen erniedrigten Neger, oder diejenigen unſerer Pflanzer der Antillen kennen. Man muß jedoch zur Schande jener Pflanzer wiſſen, daß der größere Theil der Sclaven in dieſem Theile der ehemaligen ſpaniſchen Beſitzungen ſtirbt, ohne einen einzigen Peitſchenhieb erhalten zu haben; daß man ſie ſtets mit Güte behandelte, daß man ſie bei der Arbeit nie quälte, ihnen nie zu viel auferlegte, und ſie im Alter nie verließ; die Frauen ihrer Herrn pflegten ſie während ihrer Krankheit; Niemand hinderte ſie, ſich mit Indianern oder freien Frauen zu verheirathen, um ihren Kindern den gleichen Vortheil zu verſchaffen. Sie wurden eben ſo gut und ſelbſt noch beſſer bekleidet, als die weißen Armen, auch ward ihnen gute Nahrung gereicht. Daher hatten ſich auch die Spanier nie über ihre Sclaven zu beklagen, und häufig ereignete es ſich, daß dieſe die ihnen angebotene Freiheit ausſchlugen, und ſie erſt nach dem Tode ihrer Herrn annahmen. Wie hätten Sclaven, welche mit ſo viel Menſchlichkeit behandelt wurden, nicht gemeinſchaftliche Sache mit ihrem Herrn machen ſollen, als der Augenblick zu Abwerfung des Joches des Mutterlandes gekommen war? — Aus freien Stücken eilten ſie zu den Waffen, und betrachteten die amerikaniſche Sache als ihre eigene. Ich war Zeuge ihrer Begeiſterung und ihrer Freude bei dem Worte: Patria! denn das Vaterland war nicht undankbar gegen ſie. Der einzige Unterſchied, der bis jetzt noch zwiſchen den Negern und den ſpaniſchen Creolen beſteht, und den ein eingewurzeltes Vorurtheil aufrecht erhält, der jedoch auch bald verſchwinden wird, beſteht darin, daß ſie kein öffentliches Amt bekleiden können. Wir werden ſpäter auf dieſen Gegenſtand wieder zurückkommen, und beeilen uns jetzt an die Reſidenza, das letzte Gebäude der Straße de la Reconquiſta, zu gelangen.

Die Reſidenza war früher ein Kloſter; man hat es jetzt in ein Männerſpital verwandelt. Während des Krieges mit Braſilien diente es auch zur Geſchütze-Gießerei. Die Kirche mit ihrem Dom und die Gebäude, von denen ſie umgeben iſt, beherrſchen, da dieſer Punkt der höchſte iſt, die ganze Stadt.

Das Hoſpital de la Reſidenza, ſo wie auch das Frauen-Hoſpital, das in der Mitte der Stadt, in der Straße La Eſmeralda liegt, entſprechen den übrigen Inſtitutionen nicht, vermöge welcher Buenos Ayres zu den wichtigſten und civiliſirteſten Städten America's gezählt wird. Die innere Organiſation dieſer beiden Spitäler erfordert ſchleunige Abänderungen, denn ſelbſt das Leben der Kranken iſt wegen der Baufälligkeit der Reſidenza, von der ein Theil im Jahr 1833 eingeſtürzt iſt, bedroht.

Wir wenden unſer Auge ab von dieſen Maſſen rother Ziegel, von dieſen einförmigen viereckigen Gebäuden, um es auf das Land zu richten; wir nehmen Platz neben dieſen langen Cactus, welche beſcheidene Wohnungen einſchließen, und betrachten von hier aus die unermeßliche Ebene, welche uns bis zum Meere und ſelbſt bis Patagonien zu ſchauen geſtatten würde, wenn nicht der Horizont ſeine duftigen Schleier vorzöge.

* * *

7.

Buenos Ayres.

La Boca. — Barracas. — Die Pampas.

Wir befinden uns jetzt am Südende der Stadt, an der Stelle, wo das Plateau, auf welchem ſie erbaut iſt, ſich am höchſten über den Fluß und die unter ſich hinziehenden endloſen Ebenen erhebt. Die Küſte oder das kleine Geſtade, welches dem Plateau und der Stadt zur Böſchung dient, wendet ſich hier rückwärts, um ſich gegen Weſten zu verlängern. Am Rande des Plateaus liegen Landhäuſer, welche man Quintas nennt, deren Gärten mit europäiſcher Vegetation prangen. Mit Vergnügen gewahrt man hier die Obſtbäume unſerer Gärten, unſere Küchengewächſe, überſchattet an einigen Stellen von herrlichen Oliven- und Pommeranzenbäumen, deren goldenen Früchte ſchon von weitem unter Granatblüthen, oder den violetten Früchten des Feigenbaumes hervorblicken. Und um die Gegenſätze noch zu vermehren, umgiebt eine vollkommen tropiſche Vegetation den größern Theil dieſer ausgedehnten Gärten, wie auch das kleinere Beſitzthum. Die ſtacheligte Fackeldiſtel mit ihren hohen Stielen und gelb- und blaßrothen Blüthen dient den meiſten Gärten und Höfen der Stadt als Einfaſſung, während die Quintas und kleinen Maiereien auf dem Lande von breiten Gräben umzogen und mit den breitblättrigen ſtechenden Aloe's bepflanzt ſind. In einem Lande, das den Ueberfällen der Indianer und Gauchos ausgeſetzt iſt, muß man dieſe Art von Umzäunungen allen Mauern weit vorziehen.

Zur Linken gewahrt man ein hübſches Haus, von den Franzoſen zu Buenos Ayres das Schloß genannt, das dem franzöſiſchen Exconſul, Herrn Mandeville gehört. — Am äußerſten Ende jener Savanen, jener von Weiden eingefaßten Wieſen, jenes Sumpfbodens, welchen der Rio de la Plata überſchwemmt und unzugänglich macht, erhebt ſich ein Wald mit Flaggen geſchmückter Maſten;

dort liegt der kleine Hafen, Boca del Rio chuelo genannt, wo beinahe alle Fahrzeuge anlegen, welche nach Parana und Uruguay ſchiffen. Hier herrſcht außerordentliche Handelsthätigkeit, und dennoch giebt es keinen unbequemeren, unzugänglicheren Ort. Herr Duportail, ein Franzoſe, ließ das einzige Haus erbauen, welches man dort gewahrt, und hat es mit Genehmigung der Regierung übernommen, auf ſeine Koſten eine Chauſſee anzulegen, welche, wenn ſie zu Stande kommt, den Transport und die Verbindungen mit der Stadt ungemein erleichtern wird.

Zur Rechten gegen Süden liegt das hübſche Dorf Barracas, das dieſen Namen von der großen Menge öffentlicher und Privat-Magazine hat, welche an dem Fluſſe La Boca und entlang der ſchönen Straße, die über denſelben führt, erbaut ſind. Es erhebt ſich in einer weiten ſandigen Ebene, iſt gegen Ueberſchwemmungen geſchützt, und dient an Feſttagen der ſchönen Welt zu Zuſammenkünften. Die Damen begeben ſich in Wagen oder auch zu Fuße dahin, während zahlreiche Reiter ihre Kunſt neben ihnen entwickeln. Hier finden auch häufige Pferde-Rennen ſtatt, bei welchen große Wetten gemacht werden. Man ſieht hübſche Landhäuſer (Quintas), auf denen reiche Familien einen Theil des Sommers zubringen, und wo man ſtets gerne geſehen iſt, wofern man im Hauſe Zutritt erhalten hat, was für Solche nicht ſchwer iſt, welche ſich zu benehmen wiſſen und Spaniſch verſtehen.

Etwa drei Stunden hinter Barracas gewahrt man die Hütten des Dorfes Quilmes. Den Zwiſchenraum füllen Anpflanzungen von Weiden, wilden Pfirſichbäumen (Duraznales) und ländliche Wohnungen auf angenehme Weiſe. Weiter hinaus in einer Entfernung von 10 Stunden gegen Süden und Weſten begegnet man noch hie und da Spuren der Civiliſation und Bäumen, die einigen Schatten gewähren. Jenſeits dieſer Grenze findet man nichts als ebene Wüſten bis zum Fuße der Anden, wenn man ſich gegen Chile wendet, oder bis zum Rio Colorado, wenn man die Richtung gegen Patagonien einſchlägt. Von Strecke zu Strecke gewahrt man elende Hütten, um welche tiefes Schweigen herrſcht, ſo daß man erſchrickt, wenn ſich ein menſchliches Antlitz in denſelben zeigt. Keine Spur von Anbau, kein Baum, kein Geſträuch zeigt ſich mehr; nur ein unermeßlicher, öder und trauriger Horizont dehnt ſich aus, den hie und da zufällig ein vorübereilender Strauß, oder ein Gauche, der ſeine Heerden zuſammentreibt, oder ein Einfall der Indianer belebt. Hier beginnen die Pampa's *).

Wir kehren wieder in das Innere der Stadt zurück, und befinden uns vor der Kammer der Deputirten. Sie liegt drei Cuadras von dem Platze Victoria, in der Ecke der Straße del Peru und de la Bibliotheca. Es iſt dieß das ſchönſte Gebäude von Buenos Ayres, und nimmt beinahe eine Cuadra ein. Die Architectur iſt ziemlich einfach, zeichnet ſich jedoch durch ihren modernen, europäiſchen

---

*) Das Wort Pampas ſtammt von dem Quichua (der Sprache der Incas) und bedeutet Boden, ebener Boden, große Ebene, Savane.

Styl aus. Die Vorderſeite beſteht aus behauenen Steinen; die Fenſter ſind, wie an allen ſpaniſchen Häuſern mit Balconen verſehen. Im erſten Stockwerke dieſes großen Gebäudes hat man den Saal der Abgeordneten, die öffentliche Bibliothek, das Handelstribunal, das topographiſche Bureau, das Stempelamt, die Impf-Anſtalt, und ſeitwärts das Cuartel de los civicos, oder die Kaſerne der patriziſchen Infanterie vereinigt; letztere beſteht aus einem Regimente activer und einem Regimente paſſiver Miliz. Dieſe Truppen, eine Art National-Garden, ſind ſchlecht disciplinirt, ohne Uniformen und ohne alle Haltung.

Der Saal der Abgeordneten iſt ſehr klein, aber gut gebaut. Die Sitzungen ſind öffentlich, die Deputirten ſprechen ſitzend, obwohl ſich eine Tribune im Saale befindet. Die Stadt ſtellt 15 Abgeordnete, und das in 13 Sectionen abgetheilte Land ſtellt 23, im Ganzen alſo 38 Abgeordnete, bei einer Bevölkerung von 180,000 Seelen, die Ausländer mit eingerechnet. Die Einwohnerzahl von Buenos Ayres mag 90,000 Seelen betragen, worunter etwa 30,000 Ausländer ſind, und zwar: 8000 Engländer, 5000 Franzoſen, 6000 Italiener, 3000 Deutſche, 4000 europäiſche Spanier und Portugieſen; den Reſt bilden Nord-Amerikaner, Braſilier rc. Auf dem Lande mögen etwa 15,000 Ausländer leben. Dennoch bleiben 60,000 Eingeborne für die Stadt, und 75,000 für das Land, woraus erhellt, daß ein Mißverhältniß in der Zahl der von beiden gewählten Abgeordneten beſteht. Da die Gauchos beinahe die doppelte Zahl ſtellen, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn das Land auf dem Wege der Civiliſation Rückſchritte macht.

Die Bibliothek iſt auch noch eine von den vielen Inſtitutionen des einſichtsvollen Rivadaria. Urſprünglich ward ſie von einem Mönche der Stadt vermacht; damals enthielt ſie jedoch nur einige Tauſend Scharteken in Folio, nebſt einer ziemlich großen Anzahl lateiniſcher und ſpaniſcher Manuſcripte, welche von Theologie und Medizin handelten. Von 1820 — 1828 hat ſie ſich mit Werken der Geſchichte, der Rechtspflege, der Moral, der Naturkunde, der ſchönen Literatur, der Reiſen rc. bereichert; heutzutage zählt ſie 20,000 Bände, welche in 5 Sälen aufgeſtellt ſind. Die franzöſiſchen Werke bilden mehr als die Hälfte. Dem Publikum iſt die Bibliothek außer an Sonn- und Feſttagen die ganze Woche geöffnet. Die Leichtigkiet, mit welcher man hier die Zeitungen von Buenos Ayres leſen kann, hat eine Art von Leſe-Cabinet aus dieſer Anſtalt gemacht.

Die Literatur iſt zu Buenos Ayres ſehr vernachläßigt, ſeit der erleuchteten Regierung Rivadarias eine zum Jeſuitismus ſich hinneigende gefolgt iſt. Es fehlt jedoch nicht an Mitteln ſich zu unterrichten; denn außer der öffentlichen Bibliothek beſtehen noch 6 Buchhandlungen und ein von Herrn Duportail geleitetes Leſe-Cabinet. Ueberdieß findet man in dem argentiniſchen und in dem engliſchen Saale die meiſten europäiſchen und amerikaniſchen Blätter; allein die Beſchränkungen der Preßfreiheit durch die Gouverneure con facultades extraordinarias, deren Gewalt einer Dictatur gleich kam, haben alle Männer aus dem Lande entfernt, deren unabhängiger Geiſt ſich der Herrſchaft der Gewiſſens-Inquiſition, wie ſie ein Anachorene, Maza und Medrano einführten, nicht unterwerfen wollte.

Man zählt in Buenos Ayres ſechs Druckereien; allein im Jahr 1831 erſchienen nur noch 5 — 6 Journale von den 17, welche im Jahr 1826 gedruckt wurden; und von dieſen 6 Journalen ſind noch überdieß drei in dem Solde einer obſcuren Regierung. Außer den gewöhnlichen Druckereien giebt es auch 2 Lithographien, von denen die bedeutendere unter der Leitung der Herren Bucle u. Comp. ſteht. Dieſe ſchöne Kunſt hat durch die Sorgfalt des Herrn Bucle, ſo wie auch des Generals Don Thomas Guido, Miniſter des Kriegs und des Auswärtigen im Jahr 1831, beträchtliche Fortſchritte in Buenos Ayres gemacht. Mehrere für das Land wichtige Arbeiten wurden von Herrn Bucle unternommen; unter andern eine topographiſche Karte der Provinz Buenos Ayres in ſehr großem Maaßſtabe, eine vollſtändige Sammlung der Zeichen des Viehs*); eine geographiſche Karte der vereinten Staaten und ein Werk über die Kleidung und die Gebräuche der Bewohner von Buenos Ayres, welche hinſichtlich der ſchönen, richtigen Ausführung nichts zu wünſchen übrig laſſen.

Buenos Ayres hat nur ein Mannskloſter, dagegen aber drei Frauenklöſter, und ſtatt dieſe aufzuheben, hat die Regierung in ihrem Religions-Eifer ſogar ein neues zu erbauen befohlen, das den Namen Casa de los Santos ejercicios (Haus der heiligen Uebungen) erhalten ſoll. Dieſe Uebungen ſind jedoch ſehr ſcandalöſer Art.

Oeffentliche Vergnügungs-Orte giebt es nur wenige. Das Vauxhall oder den Parque Argentino würde man gerne beſuchen, da ſich daſelbſt ein kleines Theater und ein Circus im Freien befinden, allein es iſt etwas zu weit von der Mitte der Stadt entfernt, als daß man es wagen könnte, ſich hier bis zum Abende zu verſpäten. Gleichwohl zieht man dieſen Ort im Sommer, wenn ein Ball auf Subſcription hier gehalten wird, jedem andern vor.

Zwei andere Gärten ziehen die Spaziergänger gleichfalls an, der de la Esmeralda, wo man gut bedient wird, und der minderbeſuchte Garten del Retiro. Letzterer iſt ein großer Platz am äußerſten nördlichen Ende der Stadt, in deſſen Mitte ſich ehemals ein weiter zu Stiergefechten beſtimmter Circus befand. Rivadaria ließ ihn ſchleifen, nachdem er dem Volke begreiflich gemacht hatte, daß nur die Barbarei der Spanier Gefallen finden könne an ſolchen Vergnügungen. Dieſe Maaßregel fand keinen Widerſtand; man beſuchte die Opern, das Luſtſpiel, die Kunſtreiter, die Conzerte mit gleicher Vorliebe, als es auf einmal der Regierung von 1832 einfiel, die Stiergefechte wieder in's Leben zu rufen. Man verlegte den Schauplatz nach Barracas; das erſtemal drängte ſich das Volk heran wegen der

---

*) Jeder Eigenthümer von Vieh (Estanciero genannt) muß ein beſonderes Abzeichen haben, das ſeinem Vieh auf den Hinterſchenkel eingebrannt wird. Ein Abdruck davon wird auf der General-Polizei aufbewahrt und einregiſtrirt.

Neuheit. Allein allmählig zog ſich der anſtändige Theil der Geſellſchaft zurück, und das Volk that der barbariſchen Sitte ihr Recht an.

Heutzutage findet man ſich jeden Sonntag zur Zeit des Zapfenſtreiches auf dem Platz del Retiro ein, um die Muſik des Quartels (der Kaſerne) anzuhören, welche patriotiſche Stücke und Symphonien mit bewundernswerthem Zuſammenwirken ausführt.

Die ziemlich geräumigen Kaffeehäuſer ſind in ſchlechtem Zuſtande. Silberzeug ſieht man nie daſelbſt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſelbſt Lichter Abends von den Gäſten regelmäßig entwendet werden.

Was läßt ſich von dem Theater ſagen? — Fremde gehen nur hin, um die Portenas (eingeborene Damen) zu ſehen; dieß verlohnt ſich jedoch wohl der Mühe, um das troſtloſe Spiel der ſpaniſchen Schauſpieler zu vergeſſen. Von Zeit zu Zeit trifft ſich der glückliche Zufall, daß einige nach Chile oder Bolivia reiſende Sänger oder Tänzer hier landen, und dem heroico pueblo von Buenos Ayres einige Vorſtellungen geben. Der Saal, glücklicher Weiſe nur ein proviſoriſcher, iſt höchſt unbequem, häßlich und ſchlecht erhalten, und beſteht nur aus einer einzigen breiten Gallerie. Angenehm iſt es, hier, wie in allen americaniſchen Theatern, auf dem Parket nummerirte Plätze zu finden. Alles geht in dem Schauſpielhauſe mit der größten Dezenz zu. Nur ein ſonderbarer Gebrauch beſteht, der übrigens auch ſein Gutes hat. Alle Damen, welche ohne männliche Begleitung kommen, oder keine Loge miethen wollen, haben einen abgeſonderten Platz, wo den Herrn der Eintritt verboten iſt; dadurch ſind ſie gegen jede Zudringlichkeit geſchützt. Die Mannigfaltigkeit ihrer Kleidung, die Kokellerie, mit welcher ſie ihren Fächer bewegen, gewähren von den Sitzen des Parkets aus einen überaus reizenden Anblick. Offene Logen, mit Ausnahme derjenigen des Gouverneurs, welche verſchloſſen iſt, füllen den vordern Theil der Gallerie; ſie ſind mit ſehr ſchönen Frauen angefüllt, von jener ernſten, vollkommenen, regelmäßigen Schönheit, welche an Andaluſien, Griechenland und Italien erinnern. Sieht man dieſe herrlichen Geſtalten, mit dem ſchneeweißen Halſe, den tiefſchwarzen Haaren, den langen Wimpern, die ein ſchmachtendes Auge bedecken, ſo wird man anfangs verſucht, auf eine trockene höfliche Kälte zu ſchließen; ſobald es jedoch gelingt, durch Liebenswürdigkeit und geiſtreiche Unterhaltung ſie von dem cermoniellen Tone zu befreien, ſo legen ſie das theatraliſche Weſen, das ſie öffentlich zur Schau tragen, ab, und geben ſich einem freiern, ungebundeneren Tone hin. Ihre Unterhaltung belebt ſich, das lebhafte und anmuthige Spiel des Fächers begleitet die boshaften Ausfälle, mit denen ſie abſichtlich die Unterhaltung unterbrechen. Die Portenas ſind wahrhafte Schönheiten, ſie ſprechen weniger zu den Sinnen, als zu der Seele. Ihre Bewegungen ſind wollüſtig, ohne der Würde zu ermangeln, welche ſie zu behaupten wiſſen, beſonders wenn ſie ſich beobachtet ſehen. Es giebt nichts impoſanteres als die Haltung einer Portenas bei öffentlichen Vergnügungen. Anfangs flößt ihr Aeußeres Ehrfurcht ein, bald aber unterjocht ſie unwillkürlich; dazu trägt der Kopfputz und die Art, ihn zu tragen, weſentlich bei.

Die Bevölkerung von Buenos Ayres iſt höchſt verſchiedenartig. Um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen, muß man die Fremden der europäiſchen Nationen ganz ausſcheiden; dann bleiben die eigentlichen Eingebornen übrig, da die altſpaniſchen Anſiedler in Folge ihrer Emancipaton zu Amerikanern geworden ſind. Was die noch unabhängig oder vermiſcht mit den Argentinern lebenden Indianer anbelangt, ſo nennen wir ſie Urbewohner. Um die Sache klar zu machen, theilen wir nun die Eingebornen in zwei Klaſſen, nämlich in Weiße und Farbige. Unter den letztern unterſcheiden ſich die aus Afrika gekommenen Neger von reinem Blute, welche ſich in dem neuen Vaterlande mit einander vermiſcht haben; die Mulatten und Pardos, welche von der Verbindung eines Afrikaners mit einem Weißen oder Indianer, und die Meſtizen, welche aus der Vermiſchung eines Indianers mit einem Weißen abſtammen. Die Namen Mulatte und Meſtize haben, wie Azura bemerkt, keine Beziehung auf die Farbe, wie man etwa glauben könnte, ſondern nur auf die Natur der vermiſchten Raçen.

Die Weißen ſtammen aus Europa ab; ſo lange ſie ſich, wie die Neger, nur unter ſich verbanden, blieb ihr Blut rein, ja ihre Haut ſcheint ſogar an Weiße und Zartheit zugenommen zu haben; es fanden jedoch Verbindungen zwiſchen Weißen und Meſtizen, zwiſchen Meſtizen und Mulatten ſtatt, wodurch eine unzählbare Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Hautfarben entſtanden iſt; doch herrſcht immer das Weiße vor, wenn keine Salto-Atrás, das heißt rückwärtige Vermiſchangen ſtatt gefunden haben. Es iſt kaum möglich, die Combinationen zu verfolgen, aus denen jeder Mulatte oder Meſtize hervorgegangen iſt. Auch genügt es zu wiſſen, daß die einen ſich durch die Vermiſchung verbeſſern, und daß mit der Zeit die europäiſche Raçe die Oberhand gewinnt über die amerikaniſche. Es iſt Thatſache, daß die Meſtizen in dem Wuchſe, in der Zierlichkeit ihrer Formen und ſelbſt in der Weiße ihrer Haut den europäiſchen Spaniern überlegen ſind. Derſelbe Fall findet bei den Mulatten im erſten Grade ſtatt, deren Intelligenz nicht nur den Negern, ſondern auch den weißen Creolen überlegen iſt.

Die Meſtizen leben meiſt zerſtreut auf dem Lande; ſie bilden zum größern Theil den Volksſtamm, welchen man Gauchos nennt. Die Neger, Mulatten und Pardos dienen gleichfalls auf dem Lande als Hirten, Taglöhner (Peones) oder Bedienten, doch hält ſich die Mehrzahl derſelben in der Stadt, und vorzugsweiſe in Buenos Ayres auf, wo ſie alle Künſte und Handwerker theils als Geſellen, theils als Meiſter treiben, und zur Landes-Vertheidigung in Regimenter getheilt ſind.

Alte, durch die Geiſtlichkeit geheiligte Vorurtheile machen die Weißen noch immer zu Herren des Landes. Die Spanier halten ſich noch immer den Negern und Farbigen gegenüber für eine höhere Klaſſe, obwohl unter dieſen Spaniern, ſelbſt vor ihrer Emancipation, ſtets die vollkommenſte Gleichheit ohne alle

Unterſcheidung zwiſchen Adel und Volke geherrſcht hat. Weder Lehen noch Majorale waren ihnen bekannt. Der einzige, und zwar perſonelle Unterſchied, welcher beſtand, knüpfte ſich an die Ausübung öffentlicher Aemter, an großes Vermögen, oder an den Ruf großer Talente und Tugenden. Allein eben dieſer Grundſatz der Gleichheit hatte die Folge, daß in den Städten kein Weißer einem andern dienen wollte, und daß ſelbſt der Vicekönig keinen ſpaniſchen Kutſcher oder Lakayen finden konnte. Aus dieſem Grunde bediente ſich Jedermann der Neger, der Farbigen, oder der Indianer; und ſelbſt jetzt noch, obwohl die Republik die Abſchaffung der Sclaverei proclamirt, und eine vollkommene Gleichheit vor dem Geſetze anerkannt hat, ſieht man die Häuſer der Weißen, reich oder arm, mit Criados oder Bedienten überfüllt, welche die Frauen ſogar der Mühe überheben, ihre Kinder zu erziehen. Die Weißen, Männer wie Frauen, gewohnt, nichts zu thun, und nur an ihr Vergnügen zu denken, erſparen ſich häufig ſogar die Anſtrengung des Nachdenkens. Wie ihr fruchtbarer Boden Früchte trägt ohne Anbauung, ſo ſchmeicheln ſich dieſe glücklichen Bewohner deſſelben, durch die Einbildungskraft alles zu wiſſen und alles zu werden, worin ſie den von Fr. v. Stael ſo trefflich geſchilderten Italienern nicht unähnlich ſind. Daher rühren jene Apathie, welche man an ihnen bemerkt, jene Abneigung gegen alle ernſte Lectüre, und jene unzählbaren Hinderniſſe der Verfaſſung des Landes, welche eine unvermeidliche Folge der geringen Fortſchritte in den politiſchen Wiſſenſchaften ſind.

8.

Buenos Ayres.

Polizei — Regierung.

Zu der Zeit, als ich zu Buenos Ayres anlangte, war die Polizei ziemlich gut eingerichtet; nur hatte die Regierung einige Maaßregeln angeordnet, welche für den Fremden läſtig waren, ohne für die Sicherheit der Stadt und ihre Einwohner etwas beizutragen. Mancher glaubt z. B. er könne, wenn er an der Alameda landet, ſich unmittelbar nach Hauſe, oder zu ſeinen Bekannten, oder nach der Fonda begeben und dort ausruhen? Keineswegs! Die Freiheit ſchließt die

Vorſichtsmaaßregeln nicht aus, ſie mögen nun gut oder ſchlecht ſeyn. Man muß erſtens ſich auf die Comendancia de Marina begeben und den Paß unterzeichnen laſſen; zweitens nach der Caſa central de Policia gehen, und dieſen Paß gegen eine Papelata vertauſchen; drittens bei dem betreffenden Conſul ſich einſchreiben laſſen, und ihm einen andern Papelata oder Geleitsbrief abkaufen; viertens bei dem Alcaden des Stadtviertels, in welchem man wohnt, ſeine Adreſſe und die des Hausbeſitzers abgeben; fünftens endlich den Commiſſär der Section aufſuchen, um ihn zu begrüßen. Angenommen, man habe alle dieſe Beamten angetroffen, ſo braucht man wenigſtens zwei Stunden Zeit dazu. Ueberraſcht den armen Reiſenden vollends die Stunde der Sieſta auf der Straße, ſo läuft er Gefahr, eine Strafe von 50 Piaſtern zahlen zu müſſen.

Die Polizei-Direction iſt dem Miniſterium untergeordnet, übt jedoch eine ziemlich unabhängige Rechtspflege aus. Dieſer Poſten iſt für das Land von großer Wichtigkeit. Der Polizei-Director wohnt in der Caſa Central, welche, wie wir geſehen haben, neben dem Cabildo liegt. Seine Aufſicht erſtreckt ſich über die andern ſubalternen Commiſſäre der Stadt und des Landes. Die 20 Viertel der Stadt Buenos Ayres bilden vier Sectionen, deren jeder ein hier anſäßiger Commiſſär vorgeſetzt iſt. Ueberdieß beſtehen noch fünf weitere Commiſſäre zur Beaufſichtigung der Märkte und eine Art von Polizeidiener, welche die Celadores oder Alguazils, Gensdarmen zu Gehülfen haben. Die letztern ſind beritten, aber ohne Uniform, und tragen nur einen Reiterſäbel als Waffe. Dieſe Celadores ſtehen auch unter den Befehlen der Friedensrichter, und den Alcaden de Barrio, oder des Viertels.

Jeden Abend mußte eine gewiſſe Anzahl Bürger oder Fremder in jedem Viertel patrouilliren; diejenigen, welche, wie ich, ſich nicht beeilten, ſich Gringo und Carcaman ſchelten zu laſſen, bezahlten monatlich 4 Piaſter Papiergeld an den Alcaden, der es ſofort mit Freuden übernahm, den Stellvertreter herbeizuſchaffen. In neuerer Zeit hat man die engliſche Sitte der Nachtwächter eingeführt, nachdem man ſich von der Unzuverläßigkeit der Celadores überzeugt hatte.

Die Regierung von Buenos Ayres iſt, gleich der der ſogenannten Union, eine repreſentativ-republicaniſche. Wie die der Banda Oriental beſteht ſie aus drei combinirten Gewalten: der geſetzgebenden, der executiven und der richterlichen; aber von dieſen drei Körpern darf in dieſem Augenblicke nur der executive als eine Gewalt betrachtet werden. Hier giebt es keine Senatoren, wie zu Montevideo; äußerer Anſchein und Form ſind mehr demokratiſch; allein vermöge des Einfluſſes der jeſuitiſchen Parthei, wovon früher die Rede war, iſt dieſe Regierung eigentlich oligarchiſch mit einer Hinneigung zur Dictatur. Um ihre Lage richtig zu würdigen, muß man zu den frühern Ereigniſſen hinaufſteigen, welche dieſes Reſultat herbeigeführt haben.

Man weiß bereits, daß die Provinzen des Rio de la Plata anfänglich von Paraguay, und nicht, wie Manche behaupteten, von Peru, abhiengen. Seit dem Jahr 1820 bildete man zwei abgeſonderte Regierungen daraus, und Buenos

Ayres, das ſeither durch die Stellvertreter der Adelantados regiert worden war, erhielt ſeine beſondern Gouverneure. Im Jahr 1776 ward ein Vicekönig daſelbſt aufgeſtellt, und die königliche Audienza, beſtehend aus einem Regenten, fünf Auditoren und zwei Regierungs-Commiſſären wieder eingeführt. Ueberdieß befand ſich hier ein Commiſſär der heiligen Inquiſition. Ober-Peru (heutzutage Bolivia), bildete einen Theil dieſes Vice-Königthums, und ſelbſt Paraguay war bis zum Jahr 1810 davon abhängig, in welchem die Unabhängigkeit proclamirt wurde, wobei Paraguay ſich weigerte, dem Bunde der Provinzen beizutreten, und einen abgeſonderten Staat zu bilden. Das alte Vice-Königthum Buenos Ayres nahm ſofort den Titel: Vereinte Provinzen des Rio de la Plata, oder Süd-America's an. Innerer Zwiſt erſchütterte häufig die neue Republik. Gleich im Anfange ward ſie in zwei Partheien getheilt, deren Erbitterung bis auf den heutigen Tag im Zunehmen begriffen iſt. Es iſt dieß der Kampf der Aufklärung mit der Unwiſſenheit und dem demagogiſchen Ehrgeize der Gauchos-Häuptlinge. Die Männer, welche ihr Blut für die Unabhängigkeit des Landes in Strömen vergoſſen, deren Einſichten und beſondere Studien zu der erſten politiſchen Organiſation ſo mächtig beigetragen hatten, glaubten nicht ohne Grund Rechte auf die Regierung des Vaterlandes zu haben, aus welchem ſie eine große Nation zu machen beabſichtigten. Um dieſes Ziel zu erreichen, war es nothwendig, alle Provinzen unter einer Central-Regierung, Congreß genannt, zu vereinigen.

Dieß iſt die Regierungsform der vereinten nordamericaniſchen Staaten. Die Bemühungen des tugendhaften Rivadaria haben unabläßig nach dieſem Ziele geſtrebt, das er einen Augenblick erreicht hatte, von dem jedoch der Krieg mit Braſilien ihn wieder entfernte. Die Anhänger dieſes Syſtems wurden Unitarier genannt. Diejenigen dagegen, welche nichts für ihr Vaterland thaten, welche ihre Unwiſſenheit unfähig machte, die edlen Abſichten aufgeklärter Männer zu begreifen, blieben unter dem Einfluſſe der Mönche, der Jeſuiten und aller derer, welche ein Intereſſe bei Schürung der Anarchie hatten. Man ſtellte ihnen vor, das Vaterland werde unterjocht; Fremde rauben ihnen die Früchte ihres Schweißes und Blutes, endlich man ſuche die Einwanderungen zu begünſtigen, um die Gauchos zu vertilgen. Von dieſem Augenblicke an erſchien das Syſtem der Unitarier den Gauchos als ein Greuel; die Coryphäen dieſer unwiſſenden Parthei überredeten ihre Landsleute ohne Mühe, daß es vorzuziehen ſey, wenn jede Provinz ſich auf unabhängige Weiſe ſelbſt regiere, und daß nur für gemeinſchaftliche Intereſſen und die auswärtigen Verhältniſſe eine Verbindung nöthig ſey, etwa wie die in der Schweiz. Dieſe Parthei nannte ſich Föderaliſten; ihre Häupter waren Artigas, Ramirez, Lopez, der wilde Quiroga, von Chile gebürtig, der erſt neuerlich ermordet wurde, endlich der General Roſas, der ausgezeichnete Gaucho und Held der Föderation.

Die Herrſchaft der Union, der Anfang des Gedeihens der argentiniſchen Republik, begann 1821 und endigte 1827 mit dem Zurücktritt Rivadarias. Dieſer geſchickte Geſetzgeber führte ſein Vaterland mit Rieſenſchritten während der kurzen

Zeit ſeiner Verwaltung vorwärts, theils als Miniſter, theils als Präſident des Congreſſes, den er in's Leben gerufen hatte, indem er die fähigſten Bürger in denſelben wählte. Unbeſchränkte Preßfreiheit ward von ihm eingeführt, und der Grundſatz der ökonomiſchen Politik aufgeſtellt: **Schulden mit Genauigkeit abtragen, heißt große Mittel zum Reichthum erwerben.**

Zu dieſem Ende gründete er die Nationalbank, kraft eines Geſetzes des allgemeinen Congreſſes vom 28. Januar 1826. Dieſes Inſtitut, das beſtimmt war, die glücklichſten Reſultate herbeizuführen, hat in der Wirklichkeit das Verderben der Capitaliſten beſchleunigt, und in Folge deſſen ſchwer wieder gut zu machendes Uebel verurſacht. Die Partei der Unwiſſenheit, welche die Erfolge des Syſtems der Unitarier unter der Leitung eines ſo geſchickten Oberhauptes mit neidiſchen Augen betrachtete, überredete die leichtgläubigen Bewohner der Provinzen, die Errichtung einer Bank habe keinen andern Zweck, als die Einführung des Papiergeldes ſtatt Silber, um die Ausländer zu begünſtigen, welche ſich mittelſt deſſen der Reichthümer des Landes bemächtigen würden. Die Provinzen Mendoza, San Juan, Entre Rios und Montevideo, welche bereits beſondere Kaſſen errichtet hatten, beeilten ſich, ihre Fonds zurückzuziehen, und bald fiel das Papiergeld, das anfangs gleichen Werth mit Gold und Silber gehabt hatte, weil es kein Vertrauen mehr einflößte, ſo ſchnell, daß es endlich 700 vom 100 verlor. Heutzutage gilt ein ſchwerer Piaſter oder Patagon, der anfangs einem Papierpiaſter gleich war, deren 7 ½; eine Unze oder ein Quadrupel, der im Jahr 1825 gleich 17 ſchweren oder Papierpiaſtern war, gilt im Jahr 1835 120 Papierpiaſter![*)]

Als Rivadavia ſah, daß die niedrigen Ränke der Föderaliſten den Credit der Bank, den die Capitaliſten ihm bewilligt hatten, zu untergraben ſtrebten, ward es ihm klar, daß er künftig nichts mehr zur Organiſation des Landes beitragen könne; er nahm ſeine Entlaſſung, zog ſich nach Europa zurück, und die föderaliſtiſche Partei triumphirte. General Dorrego, einer der Coryphäen jener Partei, ward an ſeine Stelle zum Gouverneur von Buenos Ayres ernannt. So blieben die Dinge bis zum Frieden mit Braſilien im Jahr 1828. Als darauf die National-Armee nach Hauſe zurückkehrte, und mit ihr die wärmſten Anhänger der Union, verſuchten es die unitariſchen Chefs, die Föderaliſten von dem uſurpirten Poſten zu vertreiben. Auf ſolche Weiſe entſpann ſich der blutige Kampf, der am 1. December 1828 begann und im Jahr 1832 mit der Zerſtörung und politiſchen Ermordung der tapferſten Offiziere des Heeres endete. Die Revolution des 1. Decembers hatte zu Buenos Ayres ſtatt; General Dorrego ward ergriffen und durch den Oberſten Lavallé, der ſich an die Spitze des Aufſtandes geſetzt hatte, erſchoſſen[**)].

[*)] Das anfängliche Capital der Bank belief ſich auf 10 Millionen ſchwerer Piaſter. Heutzutage beträgt es kaum noch 5 Millionen. Die Bank hat 15,283,540 Piaſter in Billets, und 410,357 Piaſter in Kupfer im Umlauf. Die Regierung iſt ihr mehr als 20 Millionen Piaſter an Capital und Zinſen ſchuldig.

[**)] Dieſer politiſche Mord ward allgemein als unnütz anerkannt. Man konnte Dorrego mit einer diplomatiſchen Sendung nach den vereinten Staaten oder nach Europa ſchicken, was er gerne [illegible] hätte.

die Milizen vom Lande unter Roſas, der die Rolle eines Proconſuls ſpielte, wurden fortwährend durch Lavallé geſchlagen, ſo daß die Föderaliſten ſich genöthigt ſahen, mit ihm eine Uebereinkunft zu ſchließen, die zwar ſowohl für Lavallé, als für die Partei der Union ehrenvoll war, die jedoch die Partei der Föderaliſten oder vielmehr Roſas auf niederträchtige Weiſe brach. Lavallé, ſeine Leute und die ehrenwertheſten Anhänger der Union waren ſo glücklich, ſich nach der Banda Oriental zu flüchten, und ſich der Rache des Volkes zu entziehen, das nur allzuleicht zum Verbrechen aufzureizen iſt. Am 8. December 1829 ward Roſas zum Gouverneur und General-Capitän der Provinz Buenos Ayres erwählt.

Während auf ſolche Weiſe die unitariſche Partei zu Buenos Ayres den Streichen einer treuloſen Intrigue erlag, reorganiſirte der General Paz, unterſtützt durch die tapferſten Bewohner der Provinzen, die National-Armee, und concentrirte ſeine Streitkräfte zu Cordova, in der Abſicht, von hier aus Buenos Ayres anzugreifen. Schon war der wilde Quiroga geſchlagen und genöthigt worden, ſich zu Roſas zurückzuziehen; ſchon hatten 10 Provinzen ihr Contingent geſtellt; die National-Armee brannte vor Verlangen, gegen die Föderaliſten zu marſchiren; allein dieſe ergriffen die Initiative. Lopez, jener Mächtige, der ſeine erſten Waffen gegen Artigas und Ramirez getragen hatte, und damals Gouverneur von Santa Fé war, ergriff die Partei der Föderation; er veranlaßte die Gouverneure von Corrientes und Entre-Rios, ſeinem Beiſpiele zu folgen, worauf alle drei ſich mit Roſas vereinigten, dem ſich auch Quiroga aus Rache anſchloß.

Ihre Armee war bald ausgerüſtet; ſie beſtand aus Gauchos und aus Indianern; da dieſe ſtets zum Marſche bereit ſind, wofern ſie nur Pferde haben, ſo brauchten ſie nicht erſt ihre Streitkräfte zu concentriren. Quiroga bildete mit einem Linien-Regiment zu Pferde, das der Regierung von Buenos Ayres treu geblieben war, die Vorhut. An den Ufern des Rio Cuarto und des Rio Tercero angelangt, vereinigte er ſich mit den Truppen von Santa Fé und begann den kleinen Krieg.

Während die Streitkräfte von Buenos Ayres, etwa 5000 Mann ſtark, meiſt Milizen von der Stadt und dem Lande, unter dem General Don Ramon Balcarcé, vorrückten, trugen ſich ſeltſame Dinge bei der National-Armee zu.

In Folge eines unerhörten Zufalls hatte ſich General Paz, der oberſte Chef der unitariſchen Macht, ohne andere Begleitung, als die zweier Subaltern-Offiziere von dem Hauptquartier entfernt, in der Abſicht, insgeheim die Vorpoſten zu viſitiren. Plötzlich befand er ſich einer Abtheilung Gauchos und Indianer von Quirogas Partei gegenüber. Anfangs ſie für Milizen ſeines eigenen Heeres haltend, eilte er auf ſie zu; er ward jedoch von jenen erkannt in dem Augenblicke, wo es ſehr ſchwer war, ſich durch die Flucht zu retten. General Paz ritt ein vortreffliches Pferd; er ergriff den einzigen Ausweg und eilte mit verhängtem Zügel davon. Von den Gauchos hätte ihn ohne Zweifel keiner erreicht; allein es befanden ſich Indianer unter denſelben; der Indianer aber weiß ſein Pferd mit ſolcher Geſchicklichkeit zu behandeln, daß er die Kräfte ſeines intelligenten Thiers verdoppelt. Ein Indianer ſtürzte ihm zur Verfolgung nach, mit ſeinen Kugeln und ſeinem Lazo bewaffnet, und ehe eine Viertelſtunde verfloß, war der unglückliche General gefangen *).

Paz erwartete, erſchoſſen zu werden, allein Lopez dachte edel genug, ihn zu retten; er ward als Gefangener nach Santa Fé geſchickt, wo er ſich noch jetzt auf ſein Ehrenwort befindet.

Als dieſe traurige Nachricht im Hauptquartier anlangte, verbreitete ſie Schrecken und Beſtürzung. Sie drang trotz aller Mühe, ſie geheim zu halten, bald zu den Ohren der Armee; eine allgemeine Demoraliſation war die Folge davon. Die Generale ſtritten ſich um das Recht des Oberbefehls. Die Bande der Diſciplin löſ'ten ſich dergeſtalt, daß die entmuthigten Milizen ausrießen: ein Theil derſelben ſchloß ſich an Lopez und Quiroga an, der Reſt kehrte in ſeine Heimath zurück.

Die alten Soldaten folgten dem Oberſten Lamadrid, einem der älteſten und tapferſten Offiziere der National-Armee. Als dieſer neue Chef das Mißverſtändniß unter ſeinen Collegen gewahrte, hielt er es für unmöglich, den vereinten Angriffen der Generale Balcarcé, Lopez und Quiroga zu widerſtehen; er wich in die Provinz Tucuman, 300 Stunden nordweſtlich von Buenos Ayres, zurück. Hier ſammelte er den Reſt ſeiner Streitkräfte in einem von Natur feſten Punkte, Ciodadella genannt, und erwartete die Föderaliſten. Da dieſe keinen Feind mehr vor ſich hatten, hielten ſie ihren triumphirenden Einzug in Cordova, einer der älteſten und wichtigſten Städte dieſer Provinzen. Auf ſolche Weiſe ſiegten die Truppen von Buenos Ayres, ohne einen Schuß zu thun.

Quiroga war indeſſen noch nicht zufrieden; er wollte, wie er ſich ausdrückte, die Unitarier bis auf den letzten Mann vertilgen. Seine Partei, verſtärkt durch den Abfall der National-Armee, nahm mit jedem Tage zu. Denn der Geiſt des Volkes dieſes Landes (wie manches andern) iſt von der Beſchaffenheit, daß es ſich dem Sieger anſchließt, er ſey, wer er wolle. Quiroga ſetzte daher ſeinen Marſch nach Tucuman fort, indem er ſein Heer unterwegs organiſirte. Zu Ende des Jahres 1831 traf er dort ein, worauf der Kampf ſogleich begann.

Die National-Armee, herabgeſchmolzen auf 3000 Mann, beſtand größtentheils aus Linien-Infanterie unter verſchiedenen Führern; aus einem Corps Reiterei, unter einem Namens Lopez und aus Artillerie, befehligt von Anatole von Ch.....v. Der erſte Stoß war ſchrecklich. Das Geſchütz, das die Infanterie unterſtützte, richtete ein fürchterliches Blutbad in den Reihen Quiroga's an.

---

*) Außer dem Lazo, deſſen Beſchreibung weiter unten folgen wird, ſind die Gauchos und Indianer ſtets mit den Bolas verſehen. Es ſind dieß 2 — 3 Kugeln, welche durch eben ſo viele lederne Riemen zu einer gemeinſchaftlichen Axe verbunden ſind. Eine halten ſie in der Hand, während ſie die andere im Galopp über ihrem Kopfe ſchwingen, bis der günſtige Augenblick gekommen iſt, um den verfolgten Gegenſtand zu erreichen. Mit Kraft geſchleudert, winden ſich die Kugeln vermöge ihrer Rotation um die Beine des Menſchen oder Thiers, und hindern dieſen an jeder weiteren Bewegung. Dieſe Waffe, eine Erfindung der Indianer, dient ihnen auch im Handgemenge, um ihrem Gegner den Schädel einzuſchlagen.

Dreimal bemächtigte ſich dieſer der Stellung der Unitarier, und eben ſo oft ward er durch die Artillerie wieder zurückgeſchlagen. Die Föderaliſten begannen zu weichen. Der Augenblick zur Verwendung der Reſerve-Reiterei war gekommen. Allein Lopez, hiezu befehligt, wendete ſich zur Flucht auf das Gebiet von Bolivia und gab den Kern der argentiniſchen Krieger einem rachedurſtigen Sieger preis. Als die übrigen Führer dieſen Abfall gewahrten, dachte jeder nur an die Rettung des eignen Lebens, und entzog ſich durch die Flucht auf den Boden von Bolivia. Anatole von Ch.....y vertheidigte ſich bis zum letzten Augenblicke, und fiel, bedeckt mit Wunden, nebſt vielen tapfern Subaltern-Offizieren — die Stabs-Offiziere hatten ſich alle geflüchtet — in die Hände des Siegers.

Während General Balcarcé gegen Cordova marſchirte, benutzte Roſas ſeine Zeit zu Buenos Ayres; er ließ Deputirte ſeine Wahl erneuern, unterſagte den Unitariern die Abſtimmung und vertrieb ſie. Sofort ließ er ſich von den gewonnenen Geſetzgebern eine außerordentliche Gewalt ertheilen, um das Land unter den obwaltenden ſchwierigen Umſtänden zu regieren. Er erhielt alles, was er wünſchte. Zuvörderſt riß er das nieder, was Rivadavia erbaut hatte; er vertrieb alle Verdächtige, gleichviel ob Einheimiſche oder Fremde; die er erſchießen laſſen wollte, ſandte er in das Innere. Die Freiheit der Preſſe unterdrückte er; den Biſchof Medrano ſetzte er wieder ein, trotz des Widerſtrebens des geiſtlichen Senats; er umgab ſich mit ſolchen Männern, welche retrograde Anſichten hegten; und gebrauchte Mörder und Miſſethäter zu Emiſſären. Alle Mittel ſchienen ihm gut, um ſich Geld zu verſchaffen, das er zu Befriedigung der Habſucht ſeiner getreuen Verbündeten Lopez und Quiroga verwendete. Es wurde viel Staatseigenthum verkauft, ſelbſt die Geſchütze und Mörſer aus dem Arſenal blieben nicht verſchont. Durch ſolche Maßregeln hat ſich die Staatsſchuld beträchtlich vermehrt, die Kapitaliſten ſind verſchwunden oder wurden zu Grunde gerichtet. Die Zügel der Regierung wurden dergeſtalt verwickelt, daß Niemand die Verantwortlichkeit derſelben auf ſich nehmen will.

Auf ſolche Weiſe hat ſich der General Roſas zum Mann der Nothwendigkeit gemacht, zum einzigen, der das Land zu regieren im Stande iſt, weil er die Gewalt in Händen hat. Und nun frage ich, ob man ſeine Regierung nicht mit Recht eine obſcure nennen kann?

Eines muß indeſſen zugegeben werden, daß nämlich Roſas in phyſiſcher Beziehung nicht ſo viel Uebles gethan hat, als er, mit ſo furchtbarer außerordentlicher Gewalt ausgerüſtet, hätte thun können. Dieß war jedoch weniger die Wirkung eines guten Gemüths, als vielmehr einer argliſtigen Politik. Längſt ſchon hat man ſeinen Ehrgeiz hinter der Maske einer falſchen Uneigennützigkeit entdeckt. Sein Amt ging geſetzlich im December 1832 zu Ende; allein ſeine Anhänger, welche in der Kammer der Deputirten die Ueberzahl bilden, ſuchten ihn wieder zu wählen, wiewohl dießmal ohne außerordentliche Gewalt, weil die Urſache hiezu verſchwunden war. Einige Deputirte zeigten hiebei größere Kraft, als man erwartet hatte. Roſas konnte ſeinen Aerger nicht verbergen. Er wies das neue Amt, welches man ihm antrug, dreimal zurück; als Hauptgrund gab er an, ein Hirte, wie er, dem die nöthigen Kenntniſſe fehlen, um die Angelegenheiten des Staates gut zu leiten, müſſe auf das Land zurückkehren, woher er gekommen. Er nahm Gott zum Zeugen ſeines geringen Ehrgeizes; überdieß bedürfe ſeine Geſundheit der durch ſeine dem Vaterland geleiſteten Dienſte wohl erworbenen Ruhe. Zu ſeinem Nachfolger ſchlug er den General Don Ramon Balcarce vor, von welchem man wußte, daß er ihm blindlings ergeben war, weshalb man ihn auch ſcherzweiſe den Capataz*) von Roſas nannte.

Statt ſich auf ſeine Eſtancios zurückzuziehen, nahm Roſas, um die Waffen in der Hand zu behalten, einen Krieg gegen die Indianer zum Vorwande, der kein anderes Reſultat hatte, als dieſen die Schwäche der Argentiner zu beweiſen. Er lagerte an den Ufern des Rio Colorado in Patagonien, und brachte dort den Winter 1833 mit Erlaſſung von Proclamationen an ſeine Soldaten, und mit Streifzügen gegen die Indianer zu, die ſeiner ſpotteten, und kehrte erſt zurück, als er Balcarce's Uebergang zur ſchismatiſchen Partei der Föderaliſten erfuhr. Seine Abſicht war, denſelben zu züchtigen, allein Balcarce hatte nebſt ſeinen Mitſchuldigen die Flucht ergriffen.

Man bot ſofort Roſas aufs Neue die Regierung an, die er abermals zurückwies. In der Deputirten-Kammer ward ihm ein prachtvoller goldner Degen mit Diamanten votirt, wegen ſeiner glänzenden Reſultate in Patagonien! Man ging noch weiter, und bot ihm eine ziemlich große Inſel an der Mündung des Rio Colorado als Eigenthum für ſich und ſeine Nachkommen an. Allein Roſas, der bereits ein unermeßliches Vermögen beſitzt, verlangte ſtatt deſſen ein Terrain von 60 Quadratſtunden in demjenigen Theile der Provinz, den er bezeichnen würde. Mit einem Worte, Roſas iſt noch immer Herr des Landes. Rivadavia, den der einzige Vorwurf trifft, daß er ſein Vaterland vor dem Jünglingsalter männlich machen wollte, hatte die Abſicht, Buenos Ayres zu einem neuen Athen zu erheben. Roſas, ein Mann von rohen Sitten und ohne Erziehung, wollte ein Lacedämon daraus machen. Allein ſeine Anhänger werden Buenos Ayres nur in eine ſpaniſche Stadt verwandeln.

---

*) Capataz iſt eine Art von Oberknecht. Auf allen Etabliſſements der Stadt und des Landes gibt es Capataze, welche den Arbeitern vorſtehen.

9.

Buenos = Ayres.

Geſelliger Zuſtand. — Sitten. — Gebräuche.

Ueber die Gauchos oder die Bewohner des Landes werde ich nur wenig ſagen: ſie laſſen ſich in mancher Hinſicht mit den Beduinen von Algier, mit den Sertanejos von Braſilien und ſelbſt mit den Zambos von Columbia vergleichen. Die Beſchreibung ihrer Sitten würde zu weit führen; ich verweiſe daher meine Leſer auf den letzten Theil meiner Reiſe nach der Banda Oriental und dem Rio grande, wo ich bei Gelegenheit der Gauchos jener Gegenden ſie mit denen von Buenos Ayres vergleichen werde. Dabei werde ich auch der Art erwähnen, wie man auf dem Lande lebt, wie man zu Lande oder zu Waſſer reiſ't; ebenſo wird von den Erzeugniſſen der Natur und der Kunſt und andern Merkwürdigkeiten die Rede ſeyn.

Aus dem ſiebenten Kapitel hat man bereits erſehen, aus welchen Elementen die Bevölkerung dieſes Landes beſteht; trotz des vielen Zufluſſes von Engländern, Italienern, Deutſchen und Franzoſen folgt man in den Städten immer noch mehr oder weniger den ſpaniſchen Gebräuchen, mehr vermöge der Gewalt der Gewohnheit, als aus Sympathie. Wer auf dem Lande lebt, wohnt abgeſondert auf den Weiden und Höfen, welche man Eſtancias nennt, oder in den nur wenig bevölkerten Flecken und Dörfern.

Die ſtaunenswerthe Vermehrung der europäiſchen Pferde und des Rindviehs, theils im häuslichen, theils im wilden Zuſtande in dieſen unermeßlichen Ebenen*) und der beinahe ausſchließliche Gebrauch des Fleiſches als Nahrungsmittel mußten nothwendig einen directen und bleibenden Einfluß auf den Character, die Gebräuche und Neigungen dieſer Völker ausüben, und ihnen eine Art von Originalität verleihen, die ſie ohne Zweifel noch lange beibehalten werden, wofern man ſich nicht entſchließt, die Plane Rivadavias zur innern Coloniſirung und Schiffbarmachung der Flüſſe wieder aufzunehmen. Die große Leichtigkeit, beinahe ohne alle Arbeit zu leben, ſich aus dem Ertrag einer Ochſenhaut zu kleiden, und das unſtete herumſchweifende Leben nähren den Geiſt der Inſubordination und ſind in ihren Augen die nothwendige Bedingung der Unabhängigkeit, aber mehr einer wilden, als einer vernünftig berechneten, welche allmählig zum Wohlſtand und zur Civiliſation zu führen beſtimmt iſt.

---

*) Die Pferde vermehrten ſich in den Pampas ſo außerordentlich, daß im Jahre [illegible], alſo [illegible] Jahre nach der erſten Gründung von Buenos Ayres, die Araucanos bereits mehrere Schwadronen Reiterei in ihrem Heere hatten.

Dieſe Gewohnheit phyſiſcher Freiheit macht, daß keine monarchiſche Regierung ſich bei dieſen Völkern behaupten könnte, und daß überhaupt eine regelmäßige Organiſation nur langſam daſelbſt eingeführt werden wird; denn der Begriff des Gehorſams bei den Gauchos hängt mehr zuſammen mit dem der Wilden, welche inſtinktmäßig demjenigen ihres Stammes folgen, der den Andern durch außergewöhnliche phyſiſche Fähigkeiten zu imponiren verſteht. Daher gehorchen auch die Gauchos dem General Roſas oder jedem Andern blindlings, der den Lazo, das Bolas u[illegible] den Cuchillo (eine Art Dolch) mit der Geſchicklichkeit eines Pampa-Indi[illegible] zu handhaben weiß. Hierauf darf ſich jedoch die Geſchicklichkeit eines Häupt[illegible] nicht beſchränken; denn ſonſt würde es ihm an Nebenbuhlern nicht fehlen; [illegible] muß der beſte Reiter ſeyn. Ohne Sattel, ohne Zügel muß er jedes wilde, ungezähmte Pferd, das ihm vorgeführt wird, reiten können; er muß im Galopp auf das Pferd und herabzuſteigen verſtehen; er darf ſich nicht ſcheuen, einen Abhang, ſey er auch noch ſo ſteil, zu Pferde im Carrière hinabzuſprengen.

Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß die Gauchos der Provinzen Buenos Ayres, Banda Oriental, Entre Rios, Santa Fé und Cordova, welche in unermeßlichen Einöden entfernt von den Weibern leben, die roheſten und wildeſten ſind, während die friedlichen Hirten von Tucuman und des ebnen Landes, welche in kleinen Stämmen zuſammen leben, vor dem verheerenden Kriege und ſelbſt jetzt noch, die ſchuldloſen Sitten des alten Arcadiens darbieten.

Wir gehen nunmehr zu einer genauen Schilderung der Sitten und Gebräuche von Buenos Ayres über.

Als ich in dieſer Stadt ankam, ſtieg ich in der Fonda de France (hôtel de France) ab, wo ich eine Menge Landsleute antraf. Ich ſtaunte über die nackten, wenig möblirten Zimmer und über den darin herrſchenden Mangel an Reinlichkeit. Wie war mir erſt zu Muthe, als ich während der Nacht durch Myriaden von Flöhen und Wanzen in meinem Bett von Gurten überſchwemmt ward, die mich faſt aufzehrten. Um die Zeit des Mittageſſens erſchienen 25—30 Franzoſen bei Tiſche; Fleiſchſpeiſen aller Art bedeckten denſelben. Dieſer Anblick benahm mir den Appetit gänzlich. Ungeheure Stücke Ochſenfleiſch ſtanden auf der Mitte der Tafel; zur Seite ſah man Coteletten, gebratenes und gehacktes Fleiſch. Als ich mein Erſtaunen über dieſe Menge von Fleiſch ausſprach (es mochten etwa 75 Pfund auf der Tafel ſtehen), ſo erfuhr ich, der Arroba, etwa 25 Pfund, koſte gegenwärtig einen Papierpiaſter oder etwa 15 Sous; ich müſſe mich, wenn ich nicht faſten wolle, zu derſelben Nahrung entſchließen, wie alle Uebrigen, denn Gemüſe werde nicht gezogen, die Fiſche taugen nichts und das Brod ſey ſehr theuer. In der That wurde zu dem vielen Fleiſche nur ein Brod gegeben, das nicht größer war als ein kleiner Apfel.

Als ich mich über die Unreinlichkeit dieſer Fonda beklagte, obgleich ſie von einer, an einen Spanier verheiratheten Franzöſin gehalten ward, erwiderte man mir, dieß ſey das beſte Gaſthaus nach dem des Engländers Smith, bei dem ſehr hohe Preiſe beſtanden *).

Den erſten Tag meines Aufenthalts zu Buenos Ayres verwendete ich zur Auspackung meiner Gewehre, Piſtolen, Jagdmeſſer und meiner Munition, und zu Inſtandſetzung derſelben. Ich traf dieſe Vorſichtsmaßregeln nicht ohne Urſache; denn ſchon in der nächſten Nacht gab es einen Aufſtand, veranlaßt durch die bevorſtehende Ankunft Quiroga's, der einer Niederlage im Innern nur durch ein Wunder entkommen war. Der unterſte Pöbel, aufgereizt, vielleicht bezahlt von den Föderaliſten, durchzog die Stadt, warf die Fenſter der Unitarier ein, und ließ drohendes Geſchrei, als: mueram los unitarios, mueram los Franceces! hören. Der letztere Ruf intereſſirte uns mehr, als alles Uebrige. Wir hatten denſelben unſerm Conſul, dem Herrn Mandeville, deſſen Benehmen alle Franzoſen in der Stadt und auf dem Lande compromittirt hatte, und dem Herrn von Verancourt zu verdanken, der erſt kürzlich während der Nacht mittelſt Ueberfalls die einzigen Kriegsſchiffe der Republik verbrannt hatte. Es war dieß eine der zahlreichen Ungeſchicklichkeiten unſeres Conſuls, daß er den Commandanten der Station auf ſo brutale Weiſe in einem Augenblicke handeln ließ, in welchem die Argentiner mit Recht wegen unſerer Einmiſchung in ihre Angelegenheiten mit gewaffneter Hand auf's Aeußerſte aufgebracht waren, ſtatt daß er durch kluges und ſchonendes Benehmen die Wuth des Volkes hätte zu dämpfen ſuchen ſollen. Ohne das kluge Verfahren der föderaliſtiſchen Häupter (mit Freuden laſſe ich ihnen dieſe Gerechtigkeit widerfahren) wären die Franzoſen vielleicht in ihren eigenen Wohnungen, und ihr Conſul zuerſt ermordet worden. Bei Quiroga's, unſeres erklärten Feindes, Ankunft ſteigerte ſich die Aufregung des Pöbels, ſo daß wir offen beſchimpft wurden. Da man jedoch auf ſolche feindſelige Demonſtrationen gefaßt war, ſo hielten ſich die nächſten Nachbarn bereit, einander zu Hülfe zu kommen. Alle in der Fonda wohnenden Franzoſen waren gut bewaffnet. Auf den erſten Lärm eilten ſie auf die Azotea (Teraſſe), wo ſie ſich auf einer kräftigen Defenſive zu halten beſchloſſen. Ich befand mich in einem zweiten Hofe, wo ich nichts von dem vernahm, was im Hauſe vorging. Am andern Tage erfuhr ich, man habe es nicht für nöthig erachtet, mich aufzuwecken, da der Pöbel ſich darauf beſchränkte, zu ſchreien, und rechts und links von der Fonda die Fenſter einzuwerfen, ohne dieſe zu berühren. Die kriegeriſche Haltung der Gäſte hatte ihnen imponirt. Tags darauf begab ich mich zu dem Conſul und drückte ihm meine Beſorgniß aus. Im Falle eines ernſtlichen Aufſtandes, erwiderte er, mußten ſich die Franzoſen um ſeine Flagge ſammeln und ſich vertheidigen. Er bedachte jedoch nicht, ob es nur möglich geweſen wäre, ſich zu ſammeln! Man wäre ermordet worden, ehe man drei Cuadra's zurückgelegt hätte. Glücklicherweiſe ergriff die Polizei nachdruckliche Maßregeln und der Aufſtand beſchränkte ſich auf Schimpfreden.

---

*) Seither ſind neue Fonda's und auch einige Reſtaurationen errichtet worden, in welchen man — eine natürliche Folge der Rivalität — beſſer und wohlfeiler bedient wird.

Die Gleichgültigkeit des Herrn Mandeville hatte mich einigermaßen beruhigt Ich ſah ein, daß man ſich an dergleichen Aufſtände gewöhnen, und ſich darauf gefaßt machen müſſe, in der Stadt einen Meſſerſtich zu erhalten und auf dem Lande, gleich einem Stiere, mit dem Bolas gefangen zu werden. Entſchloſſen mich den Sitten des Landes zu fügen, überließ ich mich nun meinem guten Stern, und begann die Stadt nach allen Richtungen zu durchſtreichen.

Der Anblick im Innern derſelben ändert ſich dreimal des Tags; ſo ſehr ſie Morgens und Abends belebt iſt, ſo traurig und verödet erſcheint ſie zur Zeit der Sieſta, d. h. zur Zeit der großen Hitze von 2—5 Uhr. Während dieſer Ruhezeit iſt alles verſchloſſen; die Geſchäfte werden eingeſtellt; die öffentlichen Plätze ſind verlaſſen; in den Straßen ſieht man nur noch Changadores (Taglöhner und Laſtträger), welche auf den Veredas (Trottoirs) ausgeſtreckt liegen, und ſchlafen, bis die Geſchäfte wieder ihren Anfang nehmen.

Um dieſe Zeit der Lethargie iſt die Stadt Buenos Ayres nichts weniger als anziehend. Todesſtille herrſcht ringsum, und alles Leben iſt verſchwunden. In den ſchönſten Vierteln ſieht man nichts, als die geſchloſſenen Thüren der Tiendas*), die mit ihren engen vergitterten Fenſterladen eben ſo vielen Narrenlogen gleichen. Häufig ragen die Gitter ſo weit hervor, daß auf den Trottoirs nicht zwei Perſonen neben einander gehen können. Die alten Häuſer ſehen mit ihren ſtarken Eiſengittern und wenigen Fenſtern aus, wie Gefängniſſe. Unter Rivadavia's Verwaltung wurden die Hauptſtraßen nivellirt und gepflaſtert, beſonders diejenigen, welche zu dem Platze Victoria führen. Entfernt man ſich jedoch von dieſem Centralpunkte nach den Vierteln Reſidencia, Concepcion, Monſerrat, Lorea, San Nicolas und Las Catilinas, ſo blickt man von den ſteilen Trottoirs mit Ekel in die Straßen oder vielmehr in tiefe, kothige, zur Regenzeit ungangbare Gräben, welche bei trockener Witterung tiefe Fächer bilden, die theils mit Staub, theils mit Ochſen- und Pferdsköpfen, ja ſelbſt mit ganzen Thiergerippen gefüllt ſind. Zuweilen ſtößt man auf den Cadaver eines in Fäulniß übergegangenen Thieres**). Cercos de Tuna***), weite Corralones†), und einige niedere Häuſer bilden ganze Cuadra's, an deren Ecken man gewöhnlich eine Pulperia, eine Art von Schoppen ſieht, an deren Eingang mehre Gauchos-Pferde angebunden ſind, während deren Eigenthümer heimlich Karten ſpielen, indeß die Celadores ihre Sieſta halten; denn das Kartenſpiel, Monte genannt, iſt ſtreng verboten, weil ſie es mit ſolcher Leidenſchaft treiben, daß ſie oft ihr Hemde verſpielen; ſelten läuft das Spiel ohne Streit ab; der Streit wird dann auf der Stelle mit dem langen Meſſer, das ſie ſtets bei ſich führen, entſchieden. Man benütze dieſe Beſchäftigung der Gauchos, um unbemerkt vorüber zu gehen, wenn man nicht mit den groben Schimpfnamen Gringo, Carcaman oder Cujetilla begrüßt werden will.

---

*) Boutiquen oder vielmehr Magazine, gefüllt mit allen Arten von Erzeugniſſen der Induſtrie und der Kunſt. Almacen heißt ein Spezerei-Laden, in welchem auch Lebensmittel en Gros verkauft werden.

**) Es iſt ein großer Beweis von der Geſundheit der Luft in dieſer Gegend, daß nie peſtartige Krankheiten hier zum Ausbruche kommen, worüber man ſich bei dem Anblicke ſo vieler verweſender animaliſcher Theile mit Recht verwundert.

***) Ein mit Cactus-Diſteln umſchloſſener Raum.

†) Große Höfe.

Jetzt wacht die Stadt aus ihrer Lethargie auf! Die Changadores ſtehen auf ihren Poſten, an den Straßenecken; die Läden und Thüren der Tiendras öffnen ſich wieder. Die einheimiſchen Karren (Carretillas) mit ihren verwünſchten Concurrenten, den kleinen engliſchen Wägen ſetzen ſich in Bewegung. Zahlreiche Commis und Geſchäfts-Agenten bedecken die Straße theils zu Fuß, meiſtens jedoch zu Pferde. Die Küſte bedeckt ſich mit Fahrzeugen, die ſich nach allen Richtungen kreuzen; nur die Menge von hohen Carretillas folgt einer Richtung, nämlich von der Douane zu den Ballandras*).

Nach zweiſtündiger Thätigkeit und ernſter Beſchäftigung folgen freudigere, angenehmere, mehr mit unſern Sitten übereinſtimmende Scenen, und nehmen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, bis die Serenas uns benachrichtigen, daß es Zeit iſt, nach Hauſe zu kehren.

Vorher begeben wir uns an die Ecke der Straße von Peru und la Victoria, eine Cuadra von dem Platze, um die intereſſanteſten Scenen des Abends zu beobachten. In dem Augenblicke, wo man die Stadt zu beleuchten beginnt, hört der Lärm allmählig auf. Die Carretillas und andere Fahrzeuge werden an ihren Ort gebracht; die Changadores, meiſt aus robuſten Negern, aus Patagoniern und Mulatten beſtehend, haben ſich in die entlegenen Viertel zu ihren Familien zurückgezogen; die Gauchos in ihren Rancho**). Alles, was dem Anblicke eines eben angekommenen Europäers auffallen könnte, iſt verſchwunden, um der anſtändigen und civiliſirten Bevölkerung Platz zu machen, die nur den Untergang der Sonne erwartete, um ſich zu zeigen. Eine lange Proceſſion ſchöner Porteras beginnt ſofort. Dort bewegt ſich eine ununterbrochene Reihe von zwanzig Damen langſam und nach der abgemeſſenen Bewegung des Fächers, es iſt dieß eine einzige Familie, und glücklicher Weiſe ſieht man nur den weiblichen Theil, denn wenn die Männer nicht auf einer andern Seite ihren Spaziergang machten, ſo wäre es nicht mehr möglich, durchzukommen; wir zählen 12 mannbare, reizende Töchter; die Mutter iſt noch jung und buena mozza; drei Tanten, etwas neidiſch auf ihre Nichten, jedem Vorübergehenden entgegenlächelnd und mehr als einen bedeutungsvollen Blick ausſendend; eine Großmutter, noch ziemlich rüſtig und bizarra; endlich drei Criadas, Mulattinnen oder Negerinnen, welche mehr als einem Caballero***), den ſie begünſtigt haben, verſtohlen zulächeln. Die ganze

---

*) Ballandras nennt man eine Art von Krahnen, mit deren Hülfe das Aus- und Einladen großer Schiffe geſchieht; die Carretillas können ſich mittelſt ihrer großen Räder denſelben nähern, ohne die Waaren naß zu machen.

**) Eine Art Hütte, deren Beſchreibung weiter unten folgen wird.

***) Wörtlich heißt Caballero Ritter, Edelmann; es wird jedoch in dem Sinn von Monſieur gegen jeden anſtändigen Mann gebraucht. Selbſt das Volk hat ſich dieſen Ausdruck angeeignet, [illegible]

Familie begibt ſich in jene reiche Tienda, wo ſchon ſo viele Damen aus- und eingegangen ſind, ohne etwas zu kaufen. Die ſchönſten Stoffe von Paris, Lyon, London und Mancheſter müſſen aufgelegt und auseinandergebreitet werden; die Mozos de Tiendas überbieten ſich in Höflichkeit und kleinen Aufmerkſamkeiten, um den Wünſchen der reizenden Senoritas entgegenzukommen. Dabei verlieren ſie jedoch die Criadas nicht aus den Augen; denn es ereignet ſich zuweilen, daß manche nicht ſehr gewiſſenhafte Porteras den Augenblick benutzen, wo der Andrang zu groß wird, und die Commis nicht wiſſen, wohin ſie ihre Blicke richten ſollen, um ihren Dienerinnen einige Stücke reichen Stoffes oder ſonſt einen Gegenſtand, den ſie gerne haben möchten, in die Hände zu ſpielen.

Die Zahl der Spaziergänger vermehrt ſich. Die Luft iſt in fortwährender Schwingung, vermöge der galanten Reden, welche auf angenehme Weiſe zu unſerm Ohr dringen. Dort erſcheint eine neue Gruppe, und in deren Mitte ein herrliches Weib, voll ſtolzer und majeſtätiſcher Würde, deſſen Haupt mit Roſen geſchmückt iſt; glaubt man nicht, es nahe Calypſo in der Mitte ihrer Nymphen? — Es iſt die ſchöne Mariquita, genannt la estrella del sur! Eine Schaar junger Leute umgibt ſie und huldigt ihr. Jedem antwortet ſie mit Leichtigkeit und reizendem Anſtande, indem ſie ihn bei Namen nennt. Das Gedränge wird immer größer, denn Mariquita erobert alle Herzen . . . Fremde oder Porteros, alle bewerben ſich um die Ehre, von ihr bemerkt zu werden. Man ſagt ihr Complimente über die Grazie, welche ſie bei der letzten Tertulia (Tanz-Unterhaltung) entwickelt hat, indem ſie einen Cielito und die Montonera*) tanzte. Mit Hülfe ihrer Mutter, ihrer Couſinen, ihrer Tanten und Criadas gelingt es Mariquita, ſich von der Schaar ihrer Anbeter loszumachen; ſie richtet ihren Weg gegen die Alameda. Der Beſchreibung nach wird der Leſer ſie für ein Wunder von Schönheit halten. Allein in der Alameda angelangt, verſchwindet ſie zwiſchen 20, 50, 100 Porteras, von denen eine reizender iſt, als die andere. Hinſichtlich der Wahrheit meiner Ausſage berufe ich mich auf alle diejenigen, welche längere Zeit ſich in Buenos Ayres aufgehalten haben, und ſie werden zugeben, daß es keine verführeriſcheren Frauen gibt. Nur etwa diejenigen von Montevideo können in ganz Amerika mit ihnen verglichen werden. Um ihren bezaubernden Typus aufzufinden, müßte man nach Andaluſien; Italien, Griechenland, Georgien oder Circaſſien gehen. Das einzige, was ihnen fehlt, um ſelbſt die flatterhaften Franzoſen zu feſſeln, iſt Inſtruction und einige geſellige Tugenden, von denen ſie jedoch unter der gegenwärtigen Regierung und in der jetzigen Zeit keine Idee bekommen konnten, weshalb ſie auch zu entſchuldigen ſind.

Die Alameda, wo ich bei meiner Ankunft landete, iſt im Sommer Abends, und an den Feſttagen Nachmittags, das ganze Jahr hindurch der Verſammlungs-

---

ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als ich hörte, wie ſogar Neger ſich gegenſeitig Caballeros nennen. Die Höflichkeitsformen ſind bei dem niedern Volke ganz dieſelben, wie in der vornehmen Welt.

*) Eine Art von Menuet, wobei die Tänzerin mit den Fingern die Caſtagnetten nachahmt. Dieſer Tanz iſt im höchſten Grade hinreißend.

ort der ſchönen Welt. Die eigentliche Alameda iſt nicht ſehr ausgedehnt; bei meiner Ankunft umfaßte ſie nur eine Cuadra; ſeither ward ſie um das Doppelte vergrößert; ein Weg führt weit hinaus entlang dem Ufer, man nennt ihn den Bajo. Dieſer Ort iſt höchſt angenehm wegen der Friſche und Reinheit der Luft und der verſchiedenen Gegenſtände, welche die Perſpective bilden; dem gegenüber befindet ſich die Rhede, die mit einer Menge Schiffe von allen Flaggen bedeckt iſt. Der Landungsplatz iſt angefüllt mit Schaluppen, langen leichten Pirogen und einer Menge landesüblicher Karren mit ihren grotesken Führern. Den ziemlich breiten Raum zwiſchen dem Wege und dem Fluſſe deckt ein immer grüner Raſen. An dem Geſtade ziehen ſich kleine Wohnungen, Werfte und Gärten hin. Der Süden wird durch einen fernen Horizont begrenzt, wobei das Auge auf den Weidenwäldern der Boca ruht. Gegen Norden ſieht man, dem Cuartel und den Quintas des Retiro gegenüber, die zahlreichen und ſonderbaren Karren aus Tucuman, Salto, Cordova und Mendoza; ſie ſtehen alle in einer Linie, während ihre Nomaden-Familien gegenüber dem Coſtiller oder dem Motuhambre*) phlegmatiſch auf dem Boden liegen, indem ſie jene mittelſt eines ſchief in die Erde geſteckten Spießes an einem Feuer braten.

Zu dieſem Hintergrunde des Gemäldes tragen noch eine Menge eingeborner Spaziergänger und fremder Cosmopoliten, in eleganten Wagen, zu Pferde oder zu Fuße bei, um es zu beleben. Die Spazierenden zu Pferde kommen gewöhnlich von der Seite des Waldes herab; nachdem ſie ihre Geſchicklichkeit hinlänglich gezeigt haben, begeben ſie ſich entlang dem Geſtade nach dem Retiro, um die ſchöne Muſik des Cuartels anzuhören, oder ſie verlängern ihren Ritt bis zu dem alten Kloſter de la Recolita (heutzutage der Begräbnißplatz), eine Stunde weiter nördlich, worauf ſie an den Quintas vorbei wieder auf den Platz del Retiro zurückkehren und ſofort den Weg durch die Straße La Florida, die Chauſſee d'Antin von Buenos Ayres, einſchlagen, wo die Eitelkeit der Reiter ſich abermals geſchmeichelt ſieht durch den Anblick einer Menge von Porteras, welche die Fenſter beſetzt haben, um die rückkehrenden Spaziergänger zu beobachten.

Die Gaſtfreundſchaft iſt eine Tugend, die von allen Argentinern ausgeübt wird; es gab eine Zeit, wo man ſich zu Buenos Ayres um den neu angekommenen Fremden ſtritt. Von dem Augenblicke, wo er ſeinen Aufenthalt in dieſem oder jenem Hauſe gewählt hatte, konnte er ſich als Mitglied der Familie betrachten, und als ſolches mit voller Freiheit handeln. Heutzutage iſt man hierin etwas zurückhaltender, außer wenn man mit guten Empfehlungen verſehen ankommt. Die Fremden haben ſich jedoch dieſe Aenderung ſelbſt zuzuſchreiben; beſonders in den letzten Jahren wurden von ihnen die heiligen Geſetze der Gaſtfreundſchaft misbraucht. Gleichwohl darf man auch jetzt noch darauf zählen, in allen Häuſern der Stadt mit Wohlwollen und Güte aufgenommen zu werden, welchem Stande man auch angehöre; es genügt, ſich mit Anſtand zu betragen, um allenthalben eingeführt zu werden.

---

*) Stücke von Fleiſch, welche die Gauchos ſehr lieben, und von denen, ſo wie auch von den Karren weiter unten die Rede ſeyn wird.

Um einen Begriff davon zu geben, auf welche Weiſe noch jetzt die Gaſtfreundſchaft in der Stadt und auf dem Lande ausgeübt wird, trotz des übeln Benehmens einer großen Zahl Fremder, will ich mittheilen, was mir im erſten Jahre meines Aufenthaltes zu Buenos Ayres begegnete. Ich hoffe, man werde mir in Betracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes verzeihen, daß ich von mir rede.

Zu der Zeit, als die Gährung der Gemüther in Folge der Niederlage Quirogas den höchſten Punkt erreicht hatte, faßte ich den Entſchluß, drei Tage mit meinem Inſtruktor auf dem Dorfe Quilmés zuzubringen, in der Abſicht zu jagen und das Land zu durchſtreifen. Alle Perſonen, mit welchen ich darüber ſprach, warnten mich vor der Unklugheit, welche ich zu begehen im Begriffe war. Selbſt Herr Fauſtino Lezica, welchem ich empfohlen war, rieth mir von der Ausführung meines Vorhabens ab. Ich nahm jedoch auf alle dieſe Einwendungen keine Rückſicht, ſo ſehr lag es mir an, meine Sammlung von Vögeln zu vervollſtändigen. Eines Morgens reiſ'te ich mit Gamblin zu Fuße ab; wir waren beide bis an die Zähne bewaffnet, und feſt entſchloſſen, uns im Falle eines Angriffs kräftig zu vertheidigen. Außer unſern Doppelflinten hatten jeder von uns noch ein Paar Piſtolen und ein Jagdmeſſer an der Seite. Ich hatte von der Polizei die Erlaubniß erhalten, mich auf dieſe Weiſe zu bewaffnen.

Wir hinterlegten Barracas und die Saladeros*), worauf wir in dem weiten Sumpflande jagten, das ſich unterhalb der Hügel von Quilmés ausdehnt, ohne auf irgend eine Art beunruhigt zu werden. Nachdem wir den ganzen Tag während einer erſtickenden Hitze gejagt hatten, machten wir uns Abends nach dem Dorfe auf, um daſelbſt, wo wir ein Wirthshaus zu finden hofften, ein Nachtlager zu ſuchen. Ich ſelbſt verſtand damals noch kein Wort ſpaniſch. Gamblin, der im Jahr 1823 den Feldzug in Spanien mitgemacht hatte, war aus der Erinnerung einiger üblichen Redensarten mächtig. Wir ſchritten herzhaft vorwärts, und erkundigten uns nach einer Poſada (Gaſthaus). An unſerem ganzen Aufzuge war leicht wahrzunehmen, daß wir neu angekommene Fremde waren. Ein wackerer eingeborener Pulpero**) erbarmte ſich unſerer Verlegenheit, und gab uns ein Zeichen, näher zu treten. „Es giebt keine Poſada hier, ſagte er, wollt ihr jedoch mit einem ſchlechten Lager vorlieb nehmen, ſo verfügt über mein Haus, es ſteht zu euren Befehlen.“ Sofort bot er uns als Zeichen der Freundſchaft eine Papier-Cigarre dar, und ſtellte uns ſeiner Familie vor. Seine Frau war braun, ſeine Kinder aber weiß und von regelmäßigen Geſichtszügen; ſeine älteſte Tochter, ein Mädchen von 11 Jahren, erſchien in unſern Augen als eine Schönheit. Wir wurden mit Wohlwollen und rührender Zuvorkommenheit aufgenommen.

---

*) Schlachthäuſer, wo das Vieh getödtet, die Häute getrocknet und das Fleiſch eingeſalzen wird.

**) Eigenthümer einer Pulperia, jener Art von Schoppen, deren ich bereits erwähnte. Auf dem Lande findet man in dieſen Boutiquen einen Spezereiladen und tauſend Kleinigkeiten zum Gebrauche der Gauchos.

Mit einem Worte, wir blieben 8 Tage und 8 Nächte bei dem guten Pulpero, ohne daß er zu bewegen war, eine andere Belohnung bei unſerer Abreiſe anzunehmen, als den Werth des Brodes und Weines, welche wir während unſeres Aufenthalts in nicht geringem Maaße genoſſen hatten.

Ein zweites Beiſpiel der Gaſtfreundſchaft mag die Stadt liefern. Ich hatte in der Calle de las Piedras, wo ich wohnte, eine angeſehene Familie zu Nachbarn, welche mich ihrer Freundſchaft würdigte, ſo daß ſie mir ernſtlich zürnte, wenn ich 8 Tage ausblieb, ohne ſie zu beſuchen. Ich ward krank, und zwar ſo gefährlich, daß man einige Zeit an meinem Aufkommen zweifelte. Zwei Monate lang, während welcher Zeit ich das Bett hüten mußte, hatte Senora Dona Romana H . . . . . die große Güte, mich zu pflegen, als ob ich ihr eigenes Kind geweſen wäre, und Tag und Nacht um mich zu bleiben. Ihre Töchter, ihre Schweſter beſuchten mich häufig, um mich zu zerſtreuen, und als ich mit ihrer und des Arztes Hülfe wieder hergeſtellt war, erhielt ich jeden Tag Speiſen und Backereien aller Art, welche jene Damen zubereitet hatten.

Nach dieſer Abſchweifung folgen wir dem Zuge der Spaziergänger. Hört ihr die ſcharfen Klänge der mit 12 Metall-Saiten bezogenen Guitarre? — Hört ihr das unmäßige Lachen, den eintönigen Geſang, der dem Ableiern von Pſalmen nicht unähnlich iſt, während er durch andere Geſänge in einem ſehr raſchen Tempo unterbrochen wird? — All' dieſe Töne, dieſe barbariſche Fröhlichkeit, ertönt aus der nächſten Pulperia, wo ein Compadrito (luſtiger Kamerad) die Guitarre kratzt, und ſeine Neger oder Meſtizen einen unſittlichen Tanz, media cana genannt, ausführen läßt, wobei er ſich häufig durch das Hinunterſtürzen eines Glaſes Wachholder-Branntweins, oder Taña unterbricht. Habt ihr Luſt, eure Cigarren in dieſer Pulperia anzuzünden, ſo dürft ihr darauf zählen, daß einer der Anweſenden euch mit den Worten anredet: Patron, erwirkt mir die Gunſt, ein Glas zu trinken; und ſchlagt es ihm ja nicht ab. Ihr würdet übel angeſehen werden, wenn ein falſcher Stolz euch abhielte, dem Geſuche zu entſprechen.

In jenem niedern Hauſe, mit den zwei vergitterten Fenſtern, die von innen durch Vorhänge verſchloſſen ſind, ſo daß kein Lichtſtrahl herausdringt, iſt Tertulia. Das Haus ſieht von Außen traurig und unbedeutend aus. Gleichwohl iſt es bequem eingetheilt und reich möblirt.

Die meiſten Häuſer der Stadt haben drei Höfe, zuweilen ſogar vier, und überdieß einen Garten. Der erſte Hof heißt patio primero; es iſt der Ehrenhof, gut gepflaſtert, häufig ſogar mit Marmor; der zweite patio segundo, iſt der Hof der Dienerſchaft, auch noch gepflaſtert, aber weniger rein gehalten; endlich der dritte, Corral, oder Park, iſt für die Pferde, das Geflügel ꝛc. beſtimmt. Häufig trifft es ſich, daß die Pferde den Ehrenhof überſchreiten müſſen, um in den Corral zu gelangen, wo ſie Tag und Nacht im Freien bleiben. Die Zimmer ſind viereckig um die Höfe her angelegt. Der Saal iſt geräumig, ſtets länger als breit, und ſehr hoch; er iſt mit einigen Dutzend nordamerikaniſcher Stühle, einem engliſchen Forte-Piano, engliſchen Tapeten, einem Roßhaar-Sopha, mehren Spiel-

und Conſol-Tiſchen, auf denen prachtvolle Vaſen mit künſtlichen Blumen und ſilberplattirte Leuchter ſtehen, geziert. Die Schlafzimmer der Herrſchaft, welche durchaus nicht, wie in Braſilien, England und der Türkei, ein unzugängliches Heiligthum ſind, verſperrt ein ungeheures hohes Bett von 7 Quadratfuß, das mit ſeidenen Vorhängen verziert iſt; zuweilen ſteht es, gleich einem Katafalke, mitten im Zimmer, meiſt jedoch an einer der Seiten; man findet ferner in dem Schlafzimmer ein Sopha, einen eleganten Lowed, einen Schreibtiſch, auf welchem eine kleine Bibliothek ſteht, und americaniſche Stühle. Die Zimmer der Dienerſchaft und der Kinder ſind ſehr einfach: Vier weiße Wände, ein Catre oder Feldbett, bedeckt mit einer Ochſenhaut, zwei gewöhnliche Stühle, ein kleiner Tiſch und ein Gefäß mit Waſſer bilden die ganze Einrichtung. Von dieſer Beſchaffenheit iſt das Innere eines wohlhabenden Hauſes. Die Häuſer der mittleren Klaſſe und der Armen ſind natürlicherweiſe minder elegant. Auf gleiche Weiſe eingetheilt ind die Wände, nur weiß angeſtrichen; aber in dem Saale findet man dennoch 3, 4 — 6 Dutzend Stühle, einen Sopha, kleine Tiſche, Blumenvaſen und Leuchter, nur alles einfacher, und eben ſo das Paradebett, in welchem man ſelten ſchläft, ndem man das Feldbett vorzieht, auf welches man ſich ganz angekleidet hinwirft. Dadurch wird weniger Mühe verurſacht, man hat nicht nöthig das Bett zu ma- hen. Eine Familie, die heutzutage kein Forte-Piano beſitzt, muß ſehr arm ſeyn. Die Damen von Buenos Ayres und Montevideo ſind in muſikaliſcher Hinſicht eben ſo gut organiſirt als die Italienerinnen; allein ſie geben ſich nicht dieſelbe Mühe die Noten zu ſtudiren. Es reicht für ſie hin, ein Lied, einen Tanz, oder ſelbſt eine Ouverture ein bis zweimal zu hören, um ſie entweder auf der Gui- arre oder dem Pianoforte mit größter Genauigkeit zu wiederholen. Sie lieben die italieniſche und franzöſiſche Muſik, allein ein unwiderſtehlicher Hang macht, daß ſie die traurigen peruaniſchen Geſänge, die ſpaniſchen Boleros und die volksthümlichen Cielitos vorziehen, welche nicht ohne Reiz ſind. Es giebt nichts hin- eißenderes als wenn eine Portera der andern im Vertrauen ſagt; „este triste se eleva el alma!“

Wir beſuchen die Tertulia. Sammelt euch! Verliert die Faſſung nicht beim Anblick dieſes Schwarmes verführeriſcher Frauen. Verſchafft ihnen nicht den Ge- uß nach dem ſie vor Allem ſtreben: den, ein fremdes Herz zu bezaubern. Man wird euch den Maté *), den unvermeidlichen Maté darreichen, um eure Verlegenheit und die Fröhlichkeit der Damen noch zu vermehren. Es iſt keine

---

*) Der Maté iſt ein warmes Getränk, das für Süd-America daſſelbe iſt, was der Thee oder Kaffee für Europa. Er wird wie der Thee mittelſt eines Aufguſſes über ein pulveriſirtes Blatt eines Baumes in Paraguay bereitet, das im Handel unter dem Namen des Krautes von Paraguay (herba del Paraguay, del Brasil oder auch kurzweg herba) bekannt iſt. Man bringt ein paar Finger voll mit Zucker in eine kleine Flaſche mit engem Halſe, gießt ſiedendes Waſſer darauf, und zieht ihn, ſtatt ihn in Taſſen zu gießen, mittelſt einer metallenen Röhre von 8 — 10 Zoll Länge, die unten mit einem Sieber verſehen iſt, heraus. Dieſe Röhre heißt Bombilla. Der Maté wird zu jeder Stunde genoſſen; ſobald ein Beſuch kommt, bringt ihn eine kleine Negerin der Dame des Hauſes, die ihn den anweſenden Perſonen nach einander darreicht. Die Eingebornen können dieſes Getränk nicht entbehren, das ziemlich angenehm ſchmeckt, obwohl es einem im Anfange widerſteht.

leichte Sache, das erſtemal den Mató zu trinken, ohne ſich die Zunge zu verbrennen. Seht, wie die Damen ſich bemühen, ihr Lachen zu verbergen, indem ſie den glänzenden Fächer vor das Geſicht halten. Glücklicherweiſe wird jetzt der Ball mit einem Menuet eröffnet. Dieſer Tanz paßt ganz zu der edlen Haltung und eleganten Einfachheit der Porteras. Männer und Frauen, von Kindheit auf an dieſen ernſten abgemeſſenen Tanz gewöhnt, finden dabei Gelegenheit, den natürlichen Anſtand, der ihnen eigen iſt, zu entwickeln. Man muß ihre eleganten Formen, ihre ſchönen Verhältniſſe, ihre Leichtigkeit und ihre ſtolze Haltung haben, um zu wagen, in einem Menuet aufzutreten. Wie häufig geſchieht es daher auch, daß Fremde, die an nichts weniger, als an ihrem Anſtande zweifeln, ſich auf der Tertulia lächerlich machen. Außer dem Menuet, der allgemein eingeführt iſt, wird noch die Montonera, der Cielito, der ſpaniſche und der franzöſiſche Contretanz getanzt. Der letztere wird in der höheren Geſellſchaft allmählig allgemein; doch zieht man ihm mit Recht die contradanza espagnola vor, denn in dieſer können ſich alle Mittel der weiblichen Coquetterie entwickeln, ohne den Anſtand zu verletzen und ohne daß Jemand etwas übles dabei findet, außer die Eiferſüchtigen; allein dieſen wird überhaupt übel mitgeſpielt von den Porteras.

Mit Ausnahme des Kammes, der immer derſelbe bleibt, ahmen die Damen von Buenos Ayres und Montevideo die franzöſiſchen Moden nach. In beiden Städten giebt es eine ziemlich große Anzahl von Putzarbeiterinnen und Nätherinnen dieſer Nation, und die Pariſer Mode-Journale cirkuliren in allen Zimmern der Porteras; dabei wählen ſie jedoch Farben und Deſſeins aus, welche ihrem Geſchmacke und Charakter mehr zuſagen. Die Männer, welche ſehr gut gewachſen ſind, und wie die Damen eine ſehr anſtändige Haltung haben, folgen zugleich den franzöſiſchen und engliſchen Moden. Von beiden Nationen giebt es hier eine Menge ſehr geſchickter Schneider, Schuſter und Friſeure, welche gute Geſchäfte machen.

10.

Buenos Ayres.

Induſtrie. — Handel. — Schifffahrt.

Man weiß bereits, mit welchem Zweige der Induſtrie ſich die Landbewohner vorzugsweiſe gerne beſchäftigen: mit der Zucht und Vermehrung des Viehs, wel
dieſe ihrerſeits nur wenig Arbeit erfordern. Der Ackerbau ſteht nur in

Banda Oriental und an einigen Orten der Provinz Buenos Ayres, nicht weit von der Hauptſtadt, in Anſehen. Er verdient jedoch wegen der Unvollkommenheit der Ackerbauwerkzeuge, dieſen Namen kaum. Der Pflug von Buenos Ayres, reja genannt, iſt nichts anderes, als ein langer, hölzerner Pfahl, der hakenförmig zurückgekrümmt iſt, und mittelſt zweier an das vordere Ende geſpannter Ochſen den Boden höchſt ungleich aufreißt. Es war eine Zeit, in welcher der Boden, troz des mangelhaften Anbaues nicht nur Getreide genug für den Verbrauch des Landes erzeugte, ſondern es wurde ſelbſt nach Braſilien und Iſle de France und Bourbon ausgeführt. Heutzutage bezieht Buenos Ayres einen großen Theil des Waizens, den es verbraucht, aus Chile und den vereinten Staaten; und da man die Ausſaat vernachläßigt hat, ſo iſt der wenige Waizen, den man erndtet, dergeſtalt ausgeartet, daß er nur ſchwarzes Brod liefert. Selbſt der Anbau des Mais iſt vernachläßigt worden. Die Banda Oriental liefert einen Theil des Verbrauches für Buenos Ayres.

Da es der jezigen Regierung bis jezt noch nicht gelungen iſt, die längſt hier anſäßige große Zahl induſtriöſer Europäer aus der Stadt zu vertreiben, ſo giebt es noch einige Künſte und Handwerker, welche gedeihen, und dem Handel etwas Leben verleihen. Dieſe ſind: Unſchlitt-Gießerei, Seifen-Fabriken, Fabriken von Lichtern, Chocolade, Nudeln, Gerba, Fabriken von Kutſchen, von einheimiſchen und auswärtigen Sätteln, von Kiſten und Koffern, Kämme von Schildkrot und von Horn. Die Bäcker, Flaſchner, Hutmacher, Kunſtſchreiner, Goldarbeiter, Färber, Juweliere, Konditoren kommen leicht fort; auch ſind zwei neue Lohgerbereien angelegt worden. Alle dieſe Künſte und Handwerker tragen dem Schatze ſtarke Summen für Patente ein, und beſchäftigen eine Menge Hände, ſowohl fremde als einheimiſche.

Die Seife von Buenos Ayres iſt von ganz beſonderer Beſchaffenheit; ſie wird entweder aus reinem Talg, oder aus dem Rückſtande beim Auslaſſen desſelben, oder aus einer Miſchung von beiden nach willkührlichen Verhältniſſen gefertigt. Je nach dieſen Verhältniſſen iſt ſie ſchwarz oder röthlicht. Merkwürdig iſt hiebei, daß man, um die Seife hart zu machen, die Lauge von Potaſche anwendet. Man ſtaunt anfänglich, daß die Potaſche hier ganz anders wirkt, als in Europa; dieß erklärt ſich jedoch daraus, daß die hier erwähnte Aſche noch ein anderes Salz enthält, das bei der Verbindung mit Potaſche die Seife eben ſo gut hart macht, als die Soda. Ich glaube nicht, daß man bis jezt die Natur dieſes beſondern Kalis erforſcht hat. Die erwähnte Aſche iſt das Produkt der Verbrennung zweier Pflanzen, die ſich in der Provinz Buenos Ayres, Santa Fé und Entre-Rios, und beſonders an den Ufern des Parana ſehr häufig finden, und unter dem Namen Guionoa und Guy colorado im Lande bekannt ſind. Zur Zeit der Erndte wird ein ziemlich ausgedehnter Handel damit getrieben. Die Orte, woher dieſelben in größter Zahl bezogen werden, ſind San Pedro und San Nicolas in der Provinz Buenos Ayres und Bajada auf Santa Fé.

Dieſe Seife wird ſeit langer Zeit zu Buenos Ayres und Santa Fé gefertigt. In neueſter Zeit ſind weſentliche Verbeſſerungen in der Bereitungsart derſelben durch Don Domingo Rodriguez, einem europäiſchen Spanier, eingeführt worden, dem es gelungen iſt, eine Fabrik auf europäiſchen Fuß einzurichten. Sein Beiſpiel fand Nachahmung, und dieſer Gewerbszweig iſt jetzt einer der intereſſanteſten und ergiebigſten in Buenos Ayres. Mittelſt dieſer Seife kann die Wäſche am Ufer des Fluſſes kalt gewaſchen werden, ohne daß man Lauge dazu nöthig hat. Nur für ſehr feine Wäſche: als Mouſſelin, Gaze, Spitzen, wendet man die weiße Seife aus Marſeille und Spanien an*).

Das Kraut Maté kommt in Ballen aus Paraguay, aus den Miſſionen oder aus Braſilien; es muß vorher beſonders bereitet werden, ehe es zum Getränke verwendet werden kann. Die Bereitungsart beſteht im Trocknen, in zweimaliger Gährung und in der Pulveriſirung. Das Maté aus Paraguay iſt bei weitem das beſte.

Ein anderer dem Lande eigenthümlicher Induſtrie-Zweig, der jedoch meiſt von Ausländern betrieben wird, weil er große Kapitalien erfordert, iſt derjenige der Saladeras oder der Etabliſſements, in welchen das Fleiſch und die Häute eingeſalzen werden. In Braſilien heißen dieſelben Charqueadas. Das geſalzene Fleiſch, welches aus dieſen Etabliſſements hervorgeht, heißt auf ſpaniſch tabajo und auf portugieſiſch charque**). Es wird nach Braſilien, Havannah und nach den Inſeln des Cap-Verde ausgeführt, und bildet einen ſehr lebhaften Handelszweig. Nicht alle Häute werden eingeſalzen. Der größere Theil wird an der Sonne getrocknet, indem man ſie mittelſt zahlreicher Pfähle über dem Boden ausſpannt. Von der Art, wie dieß geſchieht, hängt die Qualität ab. Manche Käufer ſuchen die Häute mehr in die Länge, andere, mehr in die Breite gezogen. Die getrockneten Häute werden in großen Magazinen, Barracas genannt, aufgeſchichtet; ihre Erhaltung erfordert große Sorgfalt. Sie müſſen häufig geklopft, bezeichnet, und in Chlor kalt getaucht werden. Der Aufſeher über dieſe Magazine, Barraquero genannt, ſpeculirt häufig auch für ſich. Zu günſtiger Zeit kauft er die Landesprodukte, als Ochſen- und Pferde-Häute, die Haare, den Talg, die Hörner, die Schaafwolle und die Felle von Fiſchottern ꝛc. ꝛc. ein. Seine Bude iſt mit einem öffentlichen Gewichte verſehen, das von Zeit zu Zeit durch Inſpectoren viſitirt wird. Auch dieſer Induſtriezweig iſt ſehr ergiebig. In neueſter Zeit hat man neue Preſſen zum Verpacken der Haare, der Wolle und der Häute eingeführt, wodurch der Umfang dieſer Gegenſtände ſehr vermindert wird. Es wäre wünſchenswerth, daß dieſe Verbeſſerung auch zu Rio Grande und Porto Allegre eingeführt würde.

---

*) Alle Wäſcherinnen zu Buenos Ayres ſind genöthigt, da es nicht viele Brunnen in der Stadt giebt, ſich an das Ufer des Fluſſes zu begeben und dort zu waſchen. Die meiſten ſind Negerinnen, welche des Morgens mit ihrem Bündel Wäſche auf dem Kopfe, eine Pfeife oder Cigarre in dem Munde, und ein Geſchirr zum Warmhalten des Maté in der Hand, hinausziehen.

**) Charque kommt von dem portugieſiſchen Worte Xarquear her, was ſo viel als das Trocknen der Fleiſchſtücke an der Sonne bedeutet. Nach Herr v. Orbegen ſtammt Charque von der Sprache der Incas ab, wo es gedörrtes Fleiſch, und auch figürlich eine ſehr magere Perſon bedeutet.

Der Handel von Buenos Ayres und der umliegenden Provinzen hat ſeit dem Kriege mit Braſilien bedeutend gelitten. Die Haupt-Kapitaliſten, welche im Jahre 1820 durch die Verſprechungen einer Schutz gewährenden Regierung angezogen wurden, mußten ihre großen Entwürfe zu ackerbaulichen oder induſtriellen Einrichtungen, zur innern Schiffahrt oder zu mercantiliſchen Speculationen von der Zeit an aufgeben, wo die Partheiwuth ſich auf's Neue entfeſſelte, wo gehäſſige Leidenſchaften und Privat-Intereſſen an die Stelle der Vaterlandsliebe und des öffentlichen Rechtes traten. Ein Theil derſelben nahm ſeine Kapitalien in friedlichere Länder mit; andere wurden gänzlich zu Grunde gerichtet, und riſſen eine Menge unglücklicher Handwerksleute in ihren Untergang hinein. Manche leben von den Trümmern ihres Vermögens und warten, bis eine definitive Organiſation ihnen geſtattet, irgend eine dem Lande nützliche Operation mit einiger Sicherheit des Erfolgs auszuführen. Allein dieſes Land verkennt ſeine Intereſſen, indem es hartnäckig ein Syſtem der Iſolirung verfolgt, das allen Handel und alle Induſtrie lähmt.

Und dennoch vereinigt kein Land ſo viele Elemente der Wohlfarth als die argentiniſche Republik, wenn ſie in eine Nation vereinigt wäre. Das unermeßliche Gebiet ſeiner 14 Provinzen*) eignet ſich eben ſowohl zum Bau der tropiſchen Producte, als derjenigen der fraglichen Departements; natürliche Canäle, welche ſich bis ins Unendliche verzweigen, ſichern leichtere und minder koſtſpielige Communicationen, als zu Lande, bis zu den entlegenſten Punkten der Republik; die außerordentliche Fortpflanzung des Viehes iſt eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums. Ueberdieß hat das ſtolze Buenos Ayres den unermeßlichen Vortheil, daß es nicht nur den unweiten Provinzen, ſondern ganz Paraguay, Patagonien und ſelbſt dem reichen und wohlhabenden Bolivia als Haupt-Niederlage dienen kann, wenn der Entwurf der Schiffbarmachung und Coloniſirung der Flüſſe Vermejo und Pilcomayo ausgeführt würde.

In dieſem Augenblicke beſchäftigt die Schiffahrt der großen Flüſſe Parana und Uraguay mehr als tauſend Schiffer. In der gegenwärtigen Lage der Dinge würden zwei Dampfſchiffe hinreichen, um eine große Veränderung hervorzubringen, indem dadurch die Verbindungen mit der Banda-Oriental, Entre-Rios, Santa Fé und Corrientes beſchleunigt würden. Welcher Umſchwung ſteht dem Handel in Paraguay bevor, wenn Doctor Francia ſtirbt! So viel ſich aus der Erzählung ſolcher Perſonen entnehmen ließ, welche dem Deſpotismus dieſes Dictators entkamen, ſo iſt nach ihm Niemand fähig, daſſelbe Regierungsſyſtem zu verfolgen. Wahrſcheinlich wird Paraguay einige Zeit lang der Anarchie preisgegeben werden, bis irgend ein Ehrgeiziger den Sieg über ſeine Nebenbuhler davon trägt. Sobald es jedoch freien Handel mit dem Auslande treiben kann, werden ſeine Bewohner einſehen, welchen Vortheil ſie aus ihrem ſeither durch die Launen eines Deſpoten unbenützt gebliebenen Reichthümern ziehen können, und diejenigen Fremden gerne bei ſich aufnehmen, welche am meiſten mit ihrem ſanften, menſchlichen, gaſtfreundlichen und offenen Charakter übereinſtimmen. Sie werden ihren fruchtbaren Boden gerne anbauen laſſen, deſſen gewöhnlichſte und ergiebigſte Producte weiße und Nankin-Baumwolle, Zucker, Reis, Manios, Bauholz und Tiſchlerholz, eben ſo gut und ſchön, als das aus Braſilien, verſchiedene Gattungen Mais, das Kraut Maté ſind, das von allen Völkern des La Plata, Chile's und Peru's mit Leidenſchaft geſucht wird. Auch Vieh muß im Ueberfluß vorhanden ſeyn, ſeit der Dictator die Ausfuhr der Häute verboten hat. Dabei zähle ich weder Indigo und Cacao, noch die Cochenille und die Vanille, welche mit gleichem Erfolge, wie zu Mexiko gebaut werden können. Gewiß ſind alle dieſe Produkte mehr werth, als die Ausbeutung der Minen von Mexico, Peru und Braſilien.

---

*) Die Provinz Jujay hat ſich von der Conföderation getrennt.

* * *

11.

Chronologiſche Ueberſicht

der zu Buenos Ayres ſtatt gehabten Ereigniſſe, von ſeiner Gründung bis zum Jahre 1835.

1535. — (2. Februar.) Erſte Gründung von Buenos Ayres durch Don Pedro de Mendoza.

1536. — (2. Februar.) Aſſomption, auf dem linken Ufer des Paraguay, wird gegründet durch Juan de Ayolas, Mendoza's Lieutenant. Sie war die Hauptſtadt des ſpaniſchen Reiches in dieſer Gegend, bis im Jahr 1620 eine andere Regierung und ein anderes Bisthum zu Buenos Ayres errichtet wurde.

1559. — Buenos Ayres wird durch die Pampas-Indianer oder Querandis zerſtört.

1580. — Juan Garay begiebt ſich von Paraguay auf die alte Stelle von Buenos Ayres, und gründet dieſe Stadt, auf den Trümmern der alten, auf's Neue, indem er am Dreifaltigkeitstage 60 Spanier daſelbſt einſetzte. Bald darauf wird Garray von den Minuan-Indianern getödtet.

1618. — (8. September.) Der ſpaniſche Hof bewilligt den Bewohnern des La Plata-Stromes die Erlaubniß, jährlich zwei Schiffe auszurüſten, deren jedes nicht über 100 Tonnen führen darf.

1620. — Zu Buenos Ayres wird eine Regierung und ein Bisthum, unabhängig von Paraguay, errichtet.

1776. — Aufſtellung eines Vice-Königs und einer königlichen Audienz zu Buenos Ayres; es beſteht dieſe aus einem Regenten, 3 Auditoren, 2 Regierungscommiſſären und einem Inquiſitionstribunal. Die Provinzen von Ober-Peru (heutzutage Bolivia) und Paraguay werden dem Vice-Königthum untergeordnet. Von 1620—1776 hatte Buenos Ayres dreißig verſchiedene Gouverneure.

1806. — (29. Juni.) Die Engländer, 1800 Mann ſtark, unter dem General Beresford, nehmen Buenos Ayres durch Ueberfall.

— — (12. Auguſt.) Liniers, franzöſiſcher General in ſpaniſchem Dienſte, unterſtützt von einigen Freiwilligen aus der Banda Oriental, ſtellt ſich an die Spitze des Volks von Buenos Ayres, und nimmt Beresford mit ſeinen Truppen gefangen.

1807. — (5. Juli.) 12000 Engländer unter dem General Whitelock machen einen neuen Verſuch auf Buenos Ayres, der jedoch gänzlich mislingt; ſie werden genöthigt, zu capituliren, und das Gebiet von Buenos Ayres und von Montevideo zu räumen.

1808. — (Auguſt.) Die Kunde von der Abdankung Carls IV. zu Gunſten ſeines Sohnes gelangt nach Buenos Ayres, und erregt großes Aufſehen.

— — (13. Auguſt.) Ein Geſandter Napoleons langt mit Depeſchen der neuen ſpaniſchen Regierung an; auf Befehl des Vice-Königs Liniers wird er genöthigt, ſich ſogleich wieder einzuſchiffen.

— — (21. Auguſt.) Dem König Ferdinand VII. wird der Eid der Treue geleiſtet, bald jedoch haben mehre Bewegungen zu Gunſten der Errichtung von Junta's nach dem Beiſpiele von Sevilla ſtatt.

1809. — Die Central-Junta von Sevilla ſetzt Liniers ab, und ernennt Cisneros an ſeine Stelle.

1810. — (19. Mai.) Auf die Nachricht, daß ganz Spanien von den Franzoſen beſetzt iſt, verliert Cisneros den Kopf, und ſchlägt eine Art von National-Verſammlung vor.

— — (25. Mai.) Erſter Anſtoß zu Buenos Ayres, zu Gunſten der americaniſchen Unabhängigkeit. Der Cabildo (Municipalrath) beruft die allgemeine Verſammlung der Bürger der Stadt zuſammen. Der Vice-König wird abgeſetzt und durch eine Junta von 9 Creolen erſetzt. Von 1776 bis 1810 hatte Buenos Ayres 13 Vice-Könige.

— — (October). Die Junta von Buenos Ayres ſendet den General Belgrano mit 1000 Mann ab, um den Gouverneur von Paraguay abzuſetzen. Belgrano wird geſchlagen und zum Abzuge gezwungen.

1810. — (21. October.) Sieg bei Cotagayta, erfochten durch den Patrioten-General Antonio Balcarcé über die Spanier.

— — (7. November.) Treffen bei Tupiza, gewonnen von General Balcarce über die Royaliſten.

1811. — (14. Mai.) Unter den Creolen von Paraguay verbreiten ſich die Grundſätze der Unabhängigkeit; ſie ſetzen ihren Gouverneur ab, und befreien ſich von der ſpaniſchen Herrſchaft, ohne gleichwohl gemeinſchaftliche Sache mit den vereinten Provinzen des Rio de la Plata zu machen.

1812. — (24. September.) Sieg in der Provinz Tucuman, erfochten durch den General Belgrano über die Royaliſten.

1813. — (20. Februar.) Sieg bei Salto, erfochten von dem General Belgrano über die Royaliſten.

1814. — (23. Juni.) Der General Don Carlos Alvear beſezt Montevideo mit Truppen der Republik.

1816. — (9. Juli.) Der zu Tucuman vereinigte Congreß proclamirt die Unabhängigkeit der Provinzen des Rio de la Plata.

1817. — (1. Februar.) Sieg bei Chacabuco, erfochten von dem argentiniſchen General San Martin über die Spanier in Chile.

— — (5. Mai.) Treffen bei Penco, gewonnen von den Patrioten unter dem General O'Higgins.

— — (6. December.) Tulcahuaro wird von dem Patrioten-General Gregorio de Las Heras mit Sturm genommen.

1818. — (6. April.) Sieg bei Mapiù, gewonnen von dem General San Martin über die Spanier.

1820. — Vollkommene Anarchie in den vereinten Staaten, theilweiſe veranlaßt durch den Plan des franzöſiſchen Hofes, den Prinzen von Lucca zum Könige dieſes Landes einzuſetzen.

1821. — (19. Juli.) Einnahme von Lima durch den argentiniſchen General San Martin.

— — (Juli.) Organiſation einer Provinzial-Adminiſtrations-Behörde. Die Grundzüge eines republikaniſchen Repräſentativ-Syſtems werden entworfen. Das Syſtem der Union erhält den Vorzug. Man beſchäftigt ſich mit der Bildung eines General-Congreſſes, deſſen Sitz zu Buenos Ayres ſeyn ſoll.

— — Die Regierung von Buenos Ayres erklärt feierlich, daß ſie keine diplomatiſche oder commercielle Mittheilung von Seiten eines Unterhändlers annehmen werde, der mit gewaffneter Hand, oder ohne die von dem Völkerrechte vorgeſchriebenen Formen auftrete.

1823. — (December.) Die vereinten nordamerikaniſchen Staaten erkennen die Unabhängigkeit der argentiniſchen Republik an. Ein bevollmächtigter Miniſter wird von ihnen nach Buenos Ayres geſchickt und mit großem Jubel aufgenommen.

1824. — (9. December.) Schlacht bei Ayacucho, gewonnen von dem Peruaniſchen General Sucre.

— — Inſtallation des National-Congreſſes zu Buenos Ayres.

1825. — Schlacht bei Janin, gewonnen von dem colombiſchen General Bolivar, welche das Schickſal von America entſcheidet.

— — Das obere Peru trennt ſich von den Provinzen des Rio de la Plata, um unter dem Namen Republik von Bolivar (ſpäter Bolivia) einen unabhängigen Staat zu bilden.

— — (2. Februar.) Ein Freundſchafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag wird zwiſchen der argentiniſchen Republik und England abgeſchloſſen, das die Unabhängigkeit des erſten Staates anerkennt.

— — (2. October.) Der National-Congreß der Provinzen des Rio de la Plata decretirt feierlich, daß das Recht der freien Religions-Ausübung auf dem Gebiete der Republik unverletzlich iſt.

— — (December.) Don Pedro I., Kaiſer von Braſilien, erklärt der argentiniſchen Republik den Krieg.

1826. — (28. Januar.) Die National-Regierung errichtet kraft eines Geſetzes des Congreſſes eine Nationalbank der vereinten Staaten des Rio de la Plata.

— — (8. Februar.) Der Bürger Bernardio Rivadaria wird durch den National-Congreß zum Präſidenten der Republik ernannt.

— — (11. Juli.) Seetreffen, geliefert der kaiſerlichen Flotte auf der Rhede von Buenos Ayres durch den Admiral Brown mit ſehr untergeordneten Streitkräften.

1827. — (20. Februar.) Sieg bei Ituzaingo, erfochten durch den General Alvear über die Braſilier.

— — (7. Juli.) Der tugendhafte Rivadaria nimmt ſeine Entlaſſung und verbannt ſich freiwillig. Der National-Congreß wird aufgelöſ't. Das Föderativ-Syſtem gewinnt die Oberhand.

1828. — (27. Auguſt.) Man unterzeichnet zu Rio Janeiro die Friedens-Präliminarien zwiſchen der ſiegreichen argentiniſchen Republik und Braſilien.

— — (4. October.) Der Präliminar-Friedens-Vertrag zwiſchen der Republik und Braſilien wird zu Montevideo ratificirt.

— — (1. Debember.) Revolution des Oberſten Juan Lavallé zu Buenos Ayres zu Gunſten des Unions-Syſtems.

1829. — Lavallé ſchlieſt eine für ſich und ſeine Partei ehrenvolle Uebereinkunft. Die Föderaliſten brechen den Vertrag. Lavallé geht mit ſeinen Anhängern in die Verbannung. Anarchie in der Republik. General Roſas, Chef der Landbewohner, wird zum Gouverneur von Buenos Ayres ernannt.

1830. — Bürgerkrieg in allen Provinzen. Buenos Ayres, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes verbinden ſich zur Vertheidigung des Föderativ-

Syſtems, zehn andere Provinzen für das Unions-Syſtem. General Roſas wird mit außerordentlicher Gewalt ausgerüſtet*).

1831. — General Paz, Ober-Commandant der zu Cordova vereinten National-Armee, wird bei einer Recognoſcirung gefangen; die demoraliſirte und durch Ausreißen geſchwächte Armee zieht ſich unter dem Oberſten Lamadrid nach Tucuman zurück. General Quiroga greift ihn an. Quiroga ſiegt und mit ihm die Partei der Föderaliſten.

1832. — Die Indianer der Pampas, die Aucaes, Huilichen, Tehuelchen und Ranquelen benützen die innern Unruhen der Argentiner, und verwüſten mehre Provinzen.

1833. — Buenos Ayres, Cordova und Mendoza verbinden ſich zum Kriege gegen die Indianer. General Roſas rückt mit der Diviſion des linken Flügels bis zum Rio Negro in Patagonien vor. Er überwintert daſelbſt und liefert einige unbedeutende Gefechte; da jedoch die andern Generale unthätig bleiben, ſo hat die Expedition kein anderes Reſultat, als daß ſie die Indianer noch kühner macht**).

— — Revolution des Ramon Balcarcé, Hauptes der ſchismatiſchen Partei. Roſas kommt eilig zurück, und thut den Fortſchritten derſelben Einhalt. Roſas bleibt an der Spitze des Landvolkes.

1834. — Man will Roſas zum Gouverneur der Provinz Buenos Ayres ernennen; er verweigert es feierlich. Nichtsdeſtoweniger wird er als Chef der Regierung, und nebſt den Generalen Lopez und Quiroga als die Stütze der föderaliſtiſchen Partei betrachtet.

1835. — Quiroga wird in der Umgegend von Cordova ermordet. Roſas wird zum Staatsoberhaupte ernannt. Die Conföderation verliert eine ihrer Provinzen, Jujuy, welche ſich unabhängig erklärt. Salto, Tucuman und Santiago-del-Eſtero ſchließen ein Bündniß mit Buenos Ayres.

---

*) Um dieſe Zeit ließ dieſer ehrgeizige Chef durch einen gebildeten, ausländiſchen Schriftſteller ſeine Biographie, nebſt der von Quiroga und Lopez, ſchreiben, einzig in der Abſicht, um dieſelben durch ſeine Conſuln den verſchiedenen fremden Regierungen zuzuſtellen.

**) Es ſollen ihrer nicht über [illegible] ſeyn. Sie ſind mit Schleudern, Lanzen, Säbeln und Kugeln bewaffnet. Ihre große Schnelligkeit und Gewandtheit zu Pferde ſetzt ſie in den Stand, ungeſtraft häufige Räubereien an Vieh, Weibern und Kindern auszuüben. Der berüchtigte Pincheira, ein [illegible] Wilden gewordener Spanier, ward 1833 durch die Chileſen getödtet.

13.

Uruguay.

Die Inſel Martin-Garcia. — Die Colonie del Sacramento. — Las Vacas. — Las Huigeritas. — Las Viveras. — Santo-Domingo-Soriano. — El Qualeguay-Chu. — El Rincon de-las-Gallinas.

Im September 1833 ſchickte ich mich an, Porto-Alegre zu beſuchen, indem ich den Uruguay hinauf ging, einen Theil der ehemaligen Miſſionen und die Provinz San Pedro durchwanderte.

Herr Edouard Rouel von Angouleme, einer meiner Theilhaber an dem Geſchäfte, welches ich zu Buenos Ayres errichtet hatte, und Eugen Gamblin, den ich von Frankreich mitgebracht, hatten die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Ein Handwerksmann aus der Provence und ein Deutſcher wünſchten uns bis zu den Miſſionen Geſellſchaft zu leiſten.

Nachdem ich von dem Kriegsminiſter und dem Chef der Polizei die erforderliche Erlaubniß erhalten, mich mit den Waffen und dem Schießbedarfe zu verſehen, deren ich nöthig hatte, ſchifften wir uns am 25. auf der National-Balandra Iſabella ein. Es war gegen 11 Uhr des Morgens; wir hatten friſchen Südwind und legten faſt drei Stunden Wegs in einer Stunde Zeit zurück. Um 2 Uhr des Nachmittags erblickten wir die Inſel Martin-Garcia, und um 4 Uhr las Vacas.

Die Inſel Martin-Garcia iſt eine Feſtung, oder vielmehr ein von der Natur befeſtigter Punkt, der zu Buenos Ayres gehört; er deckt die Einfahrt in den Uruguay und in den Parana. Er liegt zwiſchen Colonia und las Vacas, etwa zehn Stunden von dieſen beiden Punkten entfernt. Betrachtet man dieſe Inſel in einer Entfernung von drei bis vier Stunden von der Nordweſt-Seite, ſo ſtellt ſie ſich als ein ſchwärzliches Gewölbe dar, das über die Waſſerfläche ſich erhebt. Für die Naturforſcher hat dieſes Eiland großes Intereſſe, theils wegen der Beſchaffenheit ſeines Urbodens, theils wegen der mannigfaltigen Inſekten und Pflanzen, die man daſelbſt antrifft.

Um die, im Jahr 1679 durch einen Gouverneur von Rio-Janeiro gegründete Colonia del Sacramento ſtritten ſich ſehr oft die Spanier, die Portugieſen, die Engländer und die Braſilianer, der Wichtigkeit ihrer Lage wegen. Endlich blieb ſie jedoch im Beſitze des öſtlichen Staates; ſie iſt eine der drei Städte dieſer Republik.

Es wird da kein bedeutender Handel getrieben, weil ihr Hafen klein, gegen die gefährlichſten Winde, nämlich die von Südweſt und die von Südoſt, ſchlecht geſchützt iſt, und man nur mit großer Schwierigkeit einlaufen kann, indem das Waſſer des Plata-Fluſſes auf dieſer Seite eine heftige Strömung hat.

Colonia befindet ſich gerade gegenüber von Buenos Ayres. Zwiſchen dieſer Stadt und dem Dorfe las Vacas fließt der San Juan, an deſſen Mündung die Leute Sebaſtian Cabots ſich niederließen.

Las Vacas iſt ein ziemlich trauriges, an dem Ufer eines kleinen, gleichnamigen Flüßchens, in einiger Entfernung von der Küſte gelegenes Dorf. Das Innere der Ranchos, aus denen es beſteht, entſpricht vollkommen der armſeligen Vorſtellung, die man ſich nach ihrem äußeren Anſehen davon macht. Indeſſen iſt dieſer Ort dennoch berühmt durch den Ueberfluß an Brennholz, welches er Buenos-Ayres liefert, und durch die Unterſtützungen, welche dieſer großen Stadt während der verſchiedenen Belagerungen, die ſie von der Landſeite auszuhalten hatte, daraus zufloßen.

Nachdem wir an den kleinen Inſeln Las dos Hermanas und del Juncal vorbeigekommen waren, trafen wir in Punta Gorda ein, wo der Uruguay beginnt. Der Schleier der Nacht hatte ſich faſt herabgeſenkt; der Strom war ruhig geworden, und ein ſchwacher Südwind ſchwoll nachläßig die Segel unſeres Fahrzeuges; wir hatten daher Zeit genug, den waldigen Rand des linken Ufers des Uruguay beim Dämmerlichte zu unterſuchen. Die Erhöhung des Geſtades, ſo wie eine Reihe tief ausgerundeter kleiner Buchten, die ihm das Ausſehen geben, als wenn es feſtonirt wäre, bilden, vereint mit den bewaldeten Abhängen, ziemlich abwechſelnde Anſichten.

Der Uruguay entſpringt unter dem 28. Grade ſüdlicher Breite auf den gegen Sonnenuntergang gelegenen Bergen, und nicht weit von der Inſel Santa Catarina. Sein Lauf iſt raſch, und wird durch Waſſerfälle und Felſenriffe gehemmt. Sein Waſſer, in welches eine Menge kleinerer Flüſſe ſtrömt, iſt als vortrefflich und leicht abführend bekannt, beſonders jenes, das der Rio-Negro ihm liefert. Vom Ende des Monats Juli bis zum Anfange des Novembers tritt gewöhnlich ſein höchſter Waſſerſtand ein. An ſeiner eigentlichen Mündung, die ſich zwiſchen der kleinen Inſel Juncal und dem Weiler las Higueritas, auf der Höhe von Punta Gorda befindet, mag der Uruguay eine Stunde breit ſeyn. Gegenüber von las Higueritas warf unſer Schiffspatron gegen 8 Uhr des Abends die Anker aus. Bei der Dunkelheit der Nacht und dem Scheine der Lichter, die in einigen auf der Küſte zerſtreuten Wohnungen brannten, vermutheten wir, dieſer Ort müſſe eine gewiſſe Wichtigkeit oder mindeſtens etwas Anziehendes haben; allein als wir am folgenden Morgen erwachten, fanden wir uns in hohem Grade getäuſcht. Anſtatt einer entzückenden Lage, wie unſere ausſchweifende Einbildungskraft ſich dieſelbe geträumt hatte, erblickten wir nur eine ſandige Landſtrecke und einen Hügel von Thonerde, an deſſen Abhang etwa zwanzig Ranchos oder Hütten erbaut waren, deren armſeliges Ausſehen durch verkrüppelte Bäume und Geſträuche noch erhöht wurde.

Seiner Lage wegen wird dieſer Weiler jedoch ſpäter an Ausdehnung zunehmen. Das Zollbureau, welches ſich früher in las Vacas befand, wurde unlängſt dahin verlegt, weil man dieſen Ort zur Beaufſichtigung der Schifffahrt geeigneter fand, denn hier endigen die Mündungen des Parana, und man muß ſowohl beim Hinauf- als beim Hinabfahren nothwendig an dieſer Zollſtätte vorbeikommen. Eine Kanone von grobem Kaliber, die ohne Unterlage auf der Erde liegt, hat die Beſtimmung, der orientaliſchen Flagge die gebührende Achtung zu verſchaffen. Dieſer Ort iſt ungefähr ſechs Stunden von las Vacas entfernt. Die Landſpitze von Chaparro befindet ſich eine Stunde weiter nördlich.

Am 26. war ich genöthigt, an's Land zu gehen, um unſere Päſſe viſiren zu laſſen. Die Zollbeamten empfingen mich ſehr höflich, beſonders aber der Zolleinnehmer, der den Ausländern gewogen zu ſein ſchien.

Mit Ausnahme der Zollbeamten, die wahre Caballeros ſind, und drei oder vier Familien, iſt die kleine Bevölkerung von las Higueritas eigentlich nur Räubergeſindel; und wehe dem, den die Nacht in dieſem alten Sitze der Charruas überraſcht!

Um 10 Uhr Morgens gingen wir bei ſtarkem Südwinde von neuem unter Segel. Wir kamen an dem Dorfe las Viboras vorbei, das zwei Stunden nördlich von las Higueritas und eine Meile nördlich vom Strande in einer Niederung liegt. Dieſer Ort iſt wegen ſeiner vortrefflichen Reitpferde berühmt: er hat eine ſehr kleine Bevölkerung; man erblickt eine Kapelle darin, um welche ein Dutzend Ranchos gereiht ſind. Wir erblickten hierauf el Arenal, eine große, ſandige Bai, vier Stunden von las Higueritas, wo die Küſtenfahrer Eſpinillo-Holz zu fällen pflegen, um es nach Buenos Ayres und nach Montevideo zu bringen. Hierauf kamen wir an den Zuſammenfluß des Rio Negro, zehn Stunden von las Higueritas.

An dieſer Stelle hat der Uruguay ſtarke Strömung und über drei Stunden in der Breite; die Schiffer verdoppeln daher auch ihre Aufmerkſamkeit. Das Waſſer des Rio Negro (ſchwarzer Fluß), welches abführende Eigenſchaften hat, vielleicht wegen der Menge von Saſſeparille, die an ſeinen Ufern wächſt, bildet auf eine ganze Stunde weit eine merkwürdige Scheidelinie. Etwas vor dieſer Linie iſt das Felſenbett, in welchem der Rio Negro zu fließen ſcheint, ganz ſenkrecht und ſehr tief. Die Einmündung dieſes Fluſſes, der, in Vergleichung mit dem Uruguay, zum zweiten Range gehört, hat zwei Arme, die durch weit ſich ausdehnende Inſeln getrennt ſind. An ſeinem linken Ufer trifft man die kleinen Flecken Mercedes und Santa Domingo Soriano; der letztere wurde im Jahr 1566 gegründet, auf dem Gebiete der Chanas-Indianer, einem Stamme der Charruas, anderthalb Meilen von der Stelle, auf der er ſich gegenwärtig befindet. Die Verpflanzung fand im Jahre 1701 ſtatt. In Capilla de Mercedes, welches weiter landeinwärts liegt, erſcholl der erſte Freiheitsruf aus dem Munde der Orientaliſten, im Angeſichte der hölliſchen Inſignien des ſpaniſchen Inquiſitorial-Deſpotismus Auf dem Rio Negro wird ſowohl mit Buenos Ayres, als mit Montevideo ein ſehr lebhafter Küſtenhandel getrieben.

Auf dem rechten Ufer des Rio Negro beginnt der Rincon de las Gallinas, eine ungeheure Landſtrecke, die zu den fruchtbarſten der Banda Oriental gehört. Unter Rincon verſteht man jede zwiſchen zwei Flüſſen oder zwiſchen Sümpfen oder auch durch die Krümmungen eines Fluſſes eingeſchloſſene Landſtrecke; es iſt eigentlich eine Halbinſel. Ein Rincon kann deren wieder mehre kleinere in ſich faſſen. Der eben erwähnte wurde in mehre Eſtancias abgetheilt, die man verſchiedenen Privatleuten in Pacht gab; ſeine Oberfläche wird auf 80 Quadratſtunden geſchätzt. Gegen Norden und gegen Weſten ſchließt der Uruguay und gegen Oſten und Süden der Rio Negro dieſen Rincon ein, und bildet ſo aus dieſer ſchönen Strecke eine Halbinſel, deren Landenge ſich leicht durch einen Canal oder durch Befeſtigungswerke ſchließen läßt. Während der Unabhängigkeitskriege hatte er deßhalb auch als Citadelle gedient.

An der Stelle, wo der Uruguay einen Winkel bildet, befindet ſich ein Vorgebirge, dem man den Namen Punta de Tray-Ventos gegeben hat; es liegt gerade dem Fluſſe Gualeguay-Chu gegenüber, der ſich auf dem rechten Ufer des Uruguay, in der Provinz Entre-Rios, in denſelben ergießt. Einige Meilen von der Einmündung dieſes Fluſſes vierten Rangs iſt der gleichnamige Weiler gelegen, wo faſt eben ſo viel Handel getrieben wird als in Bajada, an dem linken Ufer des Parana. Von der Punta de Tray-Ventos bis zum Arſenal, vier Stunden von las Higueritas, hat der Uruguay die außerordentliche Breite von vier Stunden, die ſowohl durch das Niedrigerwerden der Ufer in Entre-Rios, als auch durch die Verbindung mit dem Rio Negro entſteht.

Als gegen Abend Windſtille eingetreten war, und wir durch die Gewalt der Strömung vom Striche abfielen, mußten wir die Anker auswerfen, bis der Wind ſich wieder erheben werde. Wir legten uns in geringer Entfernung vor der erſten Inſel des Uruguay vor Anker, die den Namen des oben erwähnten Vorgebirges führt. So brachten wir die Nacht des 26. und den 27. zu. Nach Tiſch jagten wir in einer angenehmen Gegend des Rincon, wo der Pflanzenwuchs ſehr reich und mannigfaltig iſt. Entzückt blieben wir vor einer Menge von Bäumen, verſchiedenen Geſträuchen und blühenden Gewächſen ſtehen, die mit Winden und allerlei Schmarotzer-Pflanzen mit einer gewiſſen bezaubernden Harmonie geſchmückt waren. Eine große Menge von Eſpinillos war da in faſt regelmäßigen Zwiſchenräumen mitten unter dichtem Graſe aufgewachſen, ſo daß das Ganze große Aehnlichkeit mit einem Baumgute in der Normandie hatte; um die Täuſchung vollſtändig zu machen, fehlten nur die Aepfel an den Eſpinillos, die hinſichtlich ihrer Form den Apfelbäumen ziemlich ähnlich ſehen. Man glaube nicht, daß dieſer reizende Aufenthalt verödet ſey, im Gegentheile, wir ſtörten in hohem Grade die Ruhe ſeiner zahlreichen und furchtſamen Bewohner, wie z. B. der Nandu (der amerikaniſche Strauß), der Venados (eine Gattung von

Hirſchen), die in kleinen Heerden beiſammen waren und in den hohen Gräſern ſich verbargen; dann der Carpinchos, eine Gattung von Amphibien, die wir ſpäter am Rande der Flüſſe und Seen häufig antrafen; außerdem ſind die Geſträuche und Bäume mit zahlreichen Raubvögeln, Sperlingen und Baumläufern bevölkert. Plötzlich ſtand ein Strauß vor uns auf, und betrachtete uns; allein ehe wir noch Zeit gehabt hatten, unſere Gewehre zu laden, war er ſchon auf eine halbe Meile weit davongelaufen. Unſer Fang beſchränkte ſich auf einen gekrönten Tangara, einen Sperber und einen weißen Reiher mit ſchwarzer Haube. Wir hatten uns vergebens bemüht, die Venados zu überraſchen.

Um 7 Uhr Abends kehrten wir an Bord zurück, und kurze Zeit nachher ſegelte der Schiffspatron weiter, da ein günſtiger Wind ſich erhoben hatte. Unſere Reiſe ging nicht ſchnell von ſtatten; wir fuhren die ganze Nacht und den folgenden Tag zwiſchen den zahlreichen Inſeln des Uruguay langſam dahin.

Wer Braſiliens ſtaunenswerthe Vegetation nicht geſehen hat, den wird die des Uruguay, welche jener des Parana gleicht, ſicher überraſchen. Alle dieſe Inſeln ſind ſo dicht mit verſchiedenartigen Bäumen, Dornengeſträuchen und rankenden Pflanzen bewachſen, daß man nur mit dem Beile oder dem Meſſer in der Hand hineinzudringen vermag. Unſere Blicke ergötzten ſich unaufhörlich an der Abwechslung der Baumgattungen, an dem Contraſte des Laubes und der Blumen. Der Palmbaum, mit ſeinen langen, blaugrünen, federbuſchartig gebogenen Blättern, erhob ſich zierlich über die Weiden- und Lorbeerbäume, die Talas, die Higuerones und die Timbos; dieſe aber ſtreckten ihre Häupter über den Espinillo empor, der mit ſeinen gelben, wohlriechenden Blümchen überſäet war; über die Seibos, mit den ſchönen, glänzendrothen, einblättrigen Blumen; über den allerliebſten Plumerito (kleiner Federbuſch), deſſen Blumen gar keine Blätter haben, ſondern blos aus langen, lebhaft rothen Staubfäden beſtehen, die ſteifen, ſenkrecht ſtehenden Borſten gleichen. All das gewährt den herrlichſten Anblick, und erfüllt zugleich mit ſanftem, balſamiſchem Wohlgeruch die Luft auf dieſen einſamen Eilanden, deren friedliche Stille nur durch das Girren der in zahlreicher Menge hier lebenden, furchtſamen und zahlreichen Turteltauben unterbrochen wird, oder durch die Schwärme von kleinen Papageien, welche da zu gebieten ſcheinen, weil überall das Echo von ihren gellenden Tönen wiederhallt. Man ſtelle ſich das reinſte Blau des Himmels und eine durchſichtige Atmoſphäre vor, kaum merklich bewegt von dem ätheriſchen Spiele der Zephire, die, gerade beſchäftigt, einige goldene Wölkchen am Firmamente wegzublaſen, die Spiegelfläche der Wellen nicht mehr in Falten legen, und ihr ſo geſtatten, das treue Bild der üppig bewachſenen Eilande, unſeres Schiffes, ſeiner Segel und Taue, ja ſogar des Reihers, der darüber hinflog, wiederzugeben; dann kann man ſich einen Begriff machen von dem köſtlichen Genuſſe, der uns zu Theil ward, von dem unbeſchreiblichen Wohlbehagen, welches wir auf dieſem ruhigen Strome empfanden, der ſo majeſtätiſch zwiſchen ſeinen Ufern dahin floß, die er nur zu befruchten ſcheint, damit er ſelbſt ſich ſchmücke, und ſeine Reize verberge vor den Blicken der Uneingeweihten.

Als gegen Abend die Windſtille einen noch höhern Grad erreichte, ließ der Patron unſer Fahrzeug von dem Boote an's Schlepptau nehmen. Man ruderte beim Schein des Mondes gegen zwei Stunden Wegs weit, und fuhr ſo nahe als möglich längs der Bäume, um die Strömung zu vermeiden. Endlich erhob ſich aber der Wind mit neuer Kraft, und wir flogen nun vor der Eſtancia **Almagro** vorbei, die auf einem ſteilen Kalkfelſen liegt. Es war der einzige jähe Abhang, den ich von Rincon de las Gallinas an bemerkt hatte, deſſen hoch gelegener Boden in ſeinem nördlichen Theile ſehr ſteinig, und in ſeinem ſüdlichen lehmig iſt. In der Nacht des 28. Septembers warfen wir vor Payſandu die Anker aus.

14.

Uruguay.

Payſandu. — Calera de Barquin. — El Salto.

Auf der ſüdweſtlichen Seite, vom Fluſſe aus geſehen, bietet Payſandu keinen beſonders ſchönen Anblick dar. Es liegt am Abhang eines Hügels, der, wie alle ſeine Nachbarn, völlig baumlos iſt; auch wird es durch eine meilenlange Sandebene von dem linken Ufer getrennt; und ſo bekommt die Ausſicht etwas Einförmiges, in Vergleichung mit den übrigen Gegenden des Uruguay, von ſeiner Mündung bis hieher. Das Auge gewöhnt ſich jedoch endlich daran, und wenn man durch die Stadt ſchreitet (man kann ihr ſchon dieſen Namen geben), erkennt man, daß ſie doch nicht ſo unvortheilhaft gelegen iſt, als es im Anfang den Anſchein hat, beſonders wegen der Ueberſchwemmungen des Uruguay. Iſt man übrigens einmal auf dem Gipfel des Hügels angelangt, ſo genießt man eine weite Ausſicht, die durch eine abwechſelnde Geſtaltung des Bodens und die Flußinſeln ein ziemlich maleriſches Anſehen gewinnt. Die Landſeite dagegen, im Oſten, iſt höchſt traurig wegen ihrer kahlen Beſchaffenheit und des gänzlichen Mangels an Cultur.

Der Uruguay iſt hier zwiſchen 180 bis 200 Klafter breit. In dem ſogenannten Hafen lagen damals nur acht Fahrzeuge, mit Einſchluß der zwei Kriegs-

Goeletten, welche dem öſtlichen Staate gehören; gewöhnlich findet man jedoch daſelbſt eine bedeutende Anzahl kleiner Schiffe, denn dieſer Ort treibt ſtarken Handel, und iſt gleichſam der Hauptmarkt der verſchiedenen Völkerſchaften des Uruguay, oder des weſtlichen Theiles der Banda Oriental.

Wir mußten an Bord einer der Kriegs-Goeletten ſteigen, um unſere Päſſe unterſuchen zu laſſen; bei welcher Gelegenheit ich bemerkte, daß dieſe Fahrzeuge in gutem Zuſtande ſeyen. Der Commandant benahm ſich ſehr höflich gegen uns, was mir eine gute Vorbedeutung unſeres Empfangs auf dem Lande zu ſeyn ſchien.

Dadurch, daß wir die verſchiedenen Briefe abgaben, mit deren Beſorgung man uns beauftragt hatte, waren wir bald nach allen Richtungen in der ganzen Stadt herum gekommen; und nach Verlauf von wenigen Stunden konnte ich mir einen richtigen Begriff von ihrer heutigen Bedeutſamkeit, ſo wie von derjenigen machen, deren ſie in der Zukunft noch fähig ſeyn dürfte.

Noch vor vier bis fünf Jahren war Payſandu, eben ſo wie las Higueritas, nichts weiter als ein Weiler mit etwa zwölf zerſtreuten Ranchos. Im Jahre 1833 hatte es bereits 400 ſolcher Ranchos oder Hütten, gegen 30 Häuſer von Backſteinen, ziemlich gut gebaut, und mit Azotas (terraſſenförmigen Dächern) verſehen, regelmäßige Straßen, Trottoirs, Straßen-Laternen, und, die nächſten Umgebungen mit inbegriffen, nahe an 5000 Einwohner. Die Straßen laufen, wie in Buenos Ayres und Montevideo, auf die vier Hauptpunkte aus. Die Cuadras ſind kleiner als in Buenos Ayres, was zweckmäßiger für das Eigenthum erſcheint; ſie haben nur 100 Varas auf jeder Seite, und ſind in vier Sitios abgetheilt. Noch vor Kurzem trat die Regierung Jedermann unentgeldlich Grundſtücke ab, jetzt aber, wo die im Weichbilde der Stadt befindlichen alle vertheilt ſind, könnte man unter 200 harten Piaſtern auch nicht einen Sitio bekommen.

Die Bevölkerung iſt fortwährend im Zunehmen, und der Zufluß von Fremden bedeutend, beſonders ſeit dem kläglichen Stand der Dinge in Buenos Ayres, und der definitiven Conſtituirung dieſes kleinen Freiſtaates. Man war hier ſo verſtändig, zu begreifen, daß man die Beſuche der Ausländer und den Zuwachs arbeitſamer Hände begünſtigen muß. Ich ſelbſt war Zeuge, daß die Fremden weder von den Einwohnern, noch von den Local-Behörden die geringſte Beläſtigung zu erdulden haben. Wer irgend einem induſtriellen Geſchäftszweige ſich widmen will, dem wird nicht nur kein Hinderniß in den Weg gelegt, ſondern die Behörden ſind ihm ſogar behülflich, und muntern ihn dazu auf.

Es befindet ſich hier ein Militär-Commandant für das Departement, der zugleich Chef der Polizei iſt. Die Commandantſchaft, die Polizei, das Steuer-Bureau und die Alcadia (Bürgermeiſterei) befinden ſich in einem einzigen Hauſe.

Der Polizei-Chef ſchickte ſich gerade an, mit einer Abtheilung Soldaten auszuziehen, um die wenigen Charruas-Indianer zu verfolgen und auszurotten, die in dieſen Gegenden noch übrig geblieben ſind, und, das Räuberhandwerk treibend, von Zeit zu Zeit die Eſtancias und die Reiſenden ausplünderten. Ich habe ſeit dem erfahren, daß man es dahin gebracht hat, das Land gänzlich von ihnen zu ſäubern. Dieſe ſtolzen Ureinwohner haben ihr Geburtsland Schritt für Schritt gegen die Eindringlinge vertheidigt, die mit bewaffneter Hand in daſſelbe fielen. Im Jahre 1834 exiſtirten deren kaum mehr als 40, zu denen ſich die in den Bürgerkriegen comprommittirten Gauchos geſellt hatten. Alle begingen gemeinſchaftlich die verwegenſten Räubereien.

Bei meiner Anweſenheit in Payſandu war der Handel in ziemlich blühendem Zuſtande. Es hatten ſich etwa 60 Franzoſen da niedergelaſſen, aber es kamen und gingen deren noch weit mehr ab und zu, die in Landes-Producten Geſchäfte machten. Dieſe Producte ſind dieſelben wie in Buenos Ayres. Italiener befanden ſich noch in größerer Anzahl da; allein ſie richteten den Verkehr durch Schacher- und Schleichhandel zu Grund, den ſie mit vieler Leichtigkeit betrieben, weil ſie alle Seeleute ſind.

Von Monumenten war noch nichts zu ſehen als die Kirche; allein es lohnt ſich wahrlich der Mühe nicht, deshalb einen Schritt zu thun. Ich beſtieg den Gipfel des Hügels, kam an Ort und Stelle an, und erblickte einen Rancho, eine armſelige Hütte, deren einzelne Theile kaum zuſammenhielten, und deren Inneres vier nackte Wände darſtellte! Das Dach ruhte ſehr unbehaglich auf ſechs mit angeſtrichenen Brettern bekleideten Pfählen, und der im Hintergrunde angebrachte Altar hatte ein jämmerliches Ausſehen. Das an die Kirche ſtoßende Pfarrhaus war dagegen ein ganz ſtattliches, ſolides Gebäude, mit bequemer Einrichtung, Terraſſe, Belvedere 2c. Nicht weit von der Kirche befand ſich eine Elementar-Schule, wo nach den Grundſätzen des gegenſeitigen Unterrichts unentgeldlich gelehrt wurde. Andere in der Stadt vertheilte kleine Privatſchulen beruhten auf denſelben Grundſätzen. Die Eltern werden gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken.

Payſandu iſt der Hauptort des einen der drei Departemente des Freiſtaates; er ſendet drei Deputirte und einen Senator zur Ständekammer. Man gab ihm noch den Namen Villa (Flecken), obgleich er ſeines Handels wegen von ungleich größerer Wichtigkeit iſt als Colonia und Maldonado.

Nachdem wir bei Herrn Donguy, einem erſt ſeit Kurzem in Payſanda anſäſſigen Landsmanne, eine Wohnung gefunden hatten, ließen wir am 2. Oktober unſer ſämmtliches Gepäck an's Land bringen, und richteten uns häuslich ein, ſo erträglich es ſich nur immer thun ließ; ich ſage erträglich, denn in Payſandu, wo es noch kein Gaſthaus gab, waren Betten ein ſeltener Luxus-Gegenſtand. Zum Glück hatte Jeder von uns einen recado (dort gebräuchliche Gattung von Sätteln), der zugleich als Bett dient. Ein recado beſteht aus folgenden Gegenſtänden: 1) aus zwei gergas oder Stücken Wollezeug, von der Größe einer kleinen Decke, die vierfach zuſammengefaltet auf den Rücken des Pferdes gelegt werden; 2) aus einer carona, d. h. einem 4 Fuß langen und 2½ Fuß breiten Stück gegerbten Leders, das mit vielen, vermittelſt eines Hammers eingeſchlagenen Zeichnungen verziert iſt, und über die gergas gelegt wird; 3) aus dem recado, einer Art von Saumſattel, deſſen Seiten mit façonirtem Leder (wie die carona) beſetzt ſind; 4) aus der cincha, einer ſehr breiten Ledergurte; ſie geht unter dem Bauche des Pferdes durch, aber nicht, wie bei uns, nahe an den Vorderbeinen, ſondern in der Mitte des Bauches, der lange Riemen der cincha wird vermittelſt zweier ſtarken Ringe von Eiſen oder Kupfer ſo feſt als möglich zuſammengezogen; 5) aus einem pellon; dieß iſt ein mit der Wolle gegerbtes, blau gefärbtes Hammelsfell, oder ein gegerbtes, façonirtes Kalbsfell; 6) aus einem sobre-pellon, ebenfalls ein gegerbtes Fell, aber kürzer, ohne Haare, oft ausgeſchnitten, zuweilen mit Seide geſtickt; 7) aus einer sobre-cincha, d. h. einer mehr oder weniger feinen wollenen Bauchgurte, die den pellon und sopre-pellon feſthält.

Es handelte ſich nun darum, aus dieſen verſchiedenen Requiſiten ein Bett zu organiſiren. Vor Allem breitet man die carona auf der Erde aus; gewöhnlich, und namentlich auf dem Lande, hat man eine zweite carona aus ungegerbtem Leder, deren man ſich bedient, damit jene von dem Schweiße des Pferdes keine Flecken bekomme; darüber legt man den pellon und den sobre-pellon; der recado verſieht die Stelle eines Kopfkiſſens; die gergas erſetzen die Leintücher und mit ſeinem poncho deckt man ſich zu. Der letztere iſt ein eben ſo unentbehrliches Kleidungsſtück als alles Uebrige, wenn man in der Ebene reiſ't, denn er ſchützt zu gleicher Zeit gegen den Regen, den Staub, die Hitze und die Kälte. Er beſteht aus einem Stück Wolle- und Baumwollezeug, zuweilen aus einem Gemiſch von beiden, am häufigſten aber aus Wollezeug, das breite, bunte Streifen hat. Seine Breite beträgt 7, ſeine Länge 12 Spannen; in der Mitte iſt eine fußbreite Oeffnung angebracht; um den Kopf durchzuſtecken. Er gleicht demnach dem Meßgewande eines Prieſters, und wird meiſtens mit einem andern, himmelblauen, grünen oder ſcharlachrothen Stoffe gefuttert. Es gibt auch viele ponchos aus Tuch mit ſtehendem Kragen; allein das iſt nur eine Tracht für Wohlhabende; das Volk (plebe) trägt ordinäre, im Inland fabricirte ponchos. Will man übrigens von den Gauchos gerne geſehen, und als Freund behandelt werden, ſo muß man zu dem poncho die chirisca, die calzoncillos, die Stiefeln von potro und die ungeheuren Sporen geſellen. Die chirisca iſt gleichfalls ein Stück Wollezeug, aber immer nur von rother, blauer oder grüner Farbe, das um die Lenden geſchlagen wird, und, einer Tunica ähnlich, bis über die Kniee herabfällt; über den Hüften befeſtigt man es vermittelſt eines ledernen Gürtels, in welchen man, auf dem Rücken, ein großes, mit einer Scheide verſehenes Dolchmeſſer ſteckt. Die Verlobten und die Verliebten (enamorados) machen ſich eine chirisca aus dem Shawl ihrer Schönen. So ſieht man ſie oft, mit der Zitter in der Hand, vor der Thüre der Geliebten ſtehen, wo ſie gereimte Verſe ſingen, die ſie nach der Melodie irgend eines geiſtlichen Liedes improviſiren. Der calzoncillo iſt ein weites Paar Unterbeinkleider von weißer Farbe, mit Franzen oder Stickereien an den untern Theilen. Die Stiefeln von potro ſind aus der ungegerbten Haut zweier Pferdsbeine gemacht, und zwar ſo, daß die Zehen nicht bedeckt werden. Die Krümmung des Beines bildet die Ferſe des Stiefels. Manche, beſonders in Entre-Rios, laſſen ſich Stiefeln aus dem Felle wilder Katzen machen. Es iſt nichts Seltenes, daß ein Gaucho ein Füllen (potro) bloß in der Abſicht umbringt, Stiefeln aus ſeinen Beinen zu bekommen. Mit ſeinem ſtets vortrefflich geſchliffenen Meſſer ſchabt er die Haare ab, und reibt, ſelbſt während er im Trabe reitet, ſeine Stiefeln mit den Händen ſo lange, bis ſie weich und zart genug ſind. Mit einer ſolchen Fußbekleidung, die übrigens für weite Touren zu Pferd ganz geeignet iſt, können dieſe Leute unmöglich große Märſche zu Fuß machen, und ſind daher, wie ich ſchon bemerkt habe, die erbärmlichſten Fußgänger von der Welt; aber auf dem Pferde ſtellen ſie ihren Mann.

In der Banda Oriental beſteht die Kopfbedeckung eines Gaucho aus einem runden Hute, mit breitem, flachen Rande; in Buenos Ayres dagegen aus einem ganz kleinen, hohen ſchmalrandigen Hute, der über einem weißen, unter dem Kinn zugeknüpften Sacktuche, auf einer Seite ſitzt, und durch ein ſchwarzes Band feſtgehalten wird, weil er den Kopf faſt nur berührt. In der Banda Oriental ſowohl als in Buenos Ayres, tragen aber auch viele Gauchos rothe phrygiſche grün gefütterte und am obern Ende mit dreifarbigen Bandern geſchmückte Mützen. Die jaqueta, eine kleine, kurze Jacke, den Matroſenjacken ähnlich, iſt blau, roth oder grun, ſie mag von Tuch ſeyn oder nicht. Die Partei des Roſas in Buenos Ayres hatte im Jahre 1834 folgendes höchſt maleriſche Coſtüme angenommen: Grüne Jacke, rothe Weſte, weiße Beinkleider und runden Hut mit blau und weißer Cocarde.

Meine werthen Leſer kennen nun das Coſtüme eines Gaucho. Mein Anzug, als ich zu Paysandu landete, war folgender: kaſtanienbraune Jacke, weiße Weſte, himmelblaue chiripa, weißen calzoncillo mit Franzen, unter langen Beinkleidern von blauem Tuche, und einem nachläßig über die linke Schulter geworfenen engliſchen poncho; endlich den papiernen cigarrito im Munde, auf dem Rücken das Meſſer, im Gürtel meiner chiripa ſteckend, und den Hut medio lao . . . . wahrlich, ich ſah aus wie ein ehrlicher Straßenräuber. Man hatte mir gerathen, ſo an's Land zu ſteigen, um kein Aufſehen bei den Gauchos zu erregen, die zu dem kriegeriſchen Aufzuge, den wir ſpäter bei der Jagd entwickelten, gar leicht hätten ſchief ſehen dürfen. Nachdem der erſte Eindruck gemacht war, legte ich jedoch theilweiſe meine Jagdkleider wieder an; nur war zu Pferde der poncho ein unumgängliches Erforderniß. Dieſer Wechſel der Trachten und täglichen Gewohnheiten koſtete mich übrigens keine große Ueberwindung, denn ich richte mich gerne nach fremden Gebräuchen, ſo lächerlich ſie mir im Anfang auch vorkommen mögen. In dieſer Hinſicht ſetze ich mich gänzlich über die thörichten Vorurtheile hinaus, die meine theuren Landsleute ſo ziemlich allgemein vermögen, Alles zu tadeln, was nicht im Einklang mit ihren eigenen Gewohnheiten ſteht, und die Localverhältniſſe nicht in Anſchlag zu bringen, welche dieſe oder jene Lebensweiſe oft gebieteriſch erheiſchen. Uebrigens muß man nicht die Gebräuche eines Volkes bekritteln, ſondern die Irrthümer und Abwege Derjenigen, welche es übel leiten.

Im ſüdweſtlichen Theile der Stadt jagten wir am 3., einem bewaldeten Fluſſe entlang, an deſſen Rande ſich mehrere Backſteinbrennereien, chacras (angebaute Maierhöfe) und ein saladero befanden. Am 4. nahmen wir unſere Richtung nördlich, und an den folgenden Tagen nach der ſandigen und waldigen Ebene, die am Fuße des Hügels ſich ausdehnt. Wir hatten nämlich die Abſicht, die ganze Umgegend zu erforſchen, und ſo viele Vögelgattungen als nur immer möglich aufzutreiben, weil uns das am meiſten intereſſirte. Unterwegs unterſuchte ich die geologiſche Geſtaltung des Bodens, und nahm Muſter davon zu mir. In den erſten Tagen waren wir mit unſerer Jagd keineswegs zufrieden; dann aber entſchädigte uns ein plötzliches, ganz ungewöhnliches Anſchwellen des Uruguay, indem es die Vögel zwang, die überſchwemmten Inſeln zu verlaſſen, und auf das feſte Land ſich zu flüchten. Und ſo tröſteten wir uns denn auch, daß wir uns nicht nach der Eſtancia eines Landsmannes, des Herrn Sacriſte, begeben konnten; weil dieſes Austreten des Fluſſes alle Niederungen unter Waſſer geſetzt hatte. Am achten Tage unſerer Jagd kehrten wir mit 60 Stück zurück, unter denen ſich 42 Colibri's von zwei Arten befanden, die einzigen, welche man in dieſer Gegend antrifft, nämlich den ſehr häufigen grünvergoldeten, und den ziemlich ſeltenen amethyſt-topasfarbigen.

Die Spanier nennen die Colibri's pica flores. Es gibt deren bis zum 35ſten Grade ſüdlicher Breite, was mit Buffon's Anſicht nicht übereinſtimmt, welcher glaubte, daß dieſe allerliebſten Dünnſchnäbler bloß unter der heißen Zone lebten, und nur mit der Sonne ſich davon entfernten. Die beiden vorerwähnten Arten findet man das ganze Jahr hindurch in Payſandu, Montevideo und Buenos Ayres. Der grünvergoldete iſt in ſo großer Menge vorhanden, daß wir deren in wenigen Tagen, und ohne von den Wohnungen uns weit zu entfernen, hundert und zwanzig tödteten.

Die Guarani's und ſelbſt die Gauchos erſtaunten höchlich, als ſie uns auf 40 — 50 Schritte ein ſo kleines Vögelchen tödten ſahen, das, in der trichterförmigen Blumenkrone einer Winde ſitzend, oft nicht größer als eine Hummel zu ſeyn ſchien! Es iſt nichts unterhaltender und angenehmer zu ſehen, als dieſe prachtvollen Thierchen, mit ihrem Metallglanze, wenn ſie, mitten im raſcheſten Fluge plötzlich einhaltend, gleichſam unbeweglich vor einer Blume ſchweben, unglaublich ſchnell mit ihren Flügelchen ſchlagen, ihre kleine, einem Schmetterlingsrüſſel ähnliche Zunge in den Kelch ſenken, und mit dem ganzen Körper eine ſenkrechte Stellung annehmen, als habe man ſie am Schnabel aufgehängt. Ihr lebhafter Flügelſchlag, und die große Elaſticität ihrer Schwungfedern, brachten ein dumpfes Geſummen hervor, und nur dadurch verriethen ſie ihre Anweſenheit, denn bei ihrer außerordentlichen Beweglichkeit entſchwanden ſie häufig unſern Blicken. Es unterhielt uns auch nicht wenig, zu beobachten, wie ſie mit Muth und Erbitterung hundertmal größere Vögel angriffen, wenn dieſe ſich zufällig ihren Neſtern näherten; dem plumpen corrancho waren ſie am meiſten feind.

Bei dem Poſtverwalter, Don Thomas Greig, fand ich Gelegenheit, ſehr ſchöne weiße und violette Cryſtalliſationen von durchſichtigem Quarz zu ſehen, die aus dem Innern der Banda Oriental gebracht worden waren. Wenn man die äußere Kruſte dieſer kleinen Maſſen betrachtet, ſo ſollte man in der That nicht meinen, daß ſie ſo ſchöne Cryſtalle enthalten könnten; denn ſie iſt ſchwärzlich, glanzlos und uneben; und nur wenn man dieſe mehr oder minder großen Stücke zerſchlägt, kann man ihren Inhalt entdecken.

Am 20. Oktober ſchifften wir uns auf einer andern Balandra von etwa 50 Tonnen ein. Bei ſchönem Wetter und Südwind gingen wir um 8 Uhr des Morgens unter Segel. Kurze Zeit nachher lichtete auch eine braſilianiſche Goelette die Anker, um nach derſelben Beſtimmung, nämlich nach dem Salto, abzuſegeln.

Von der Nordweſtſeite aus geſehen, iſt Payſandu minder unfreundlich als von der Südweſtſeite oder vom Ankerplatze, da die Häuſer nicht ſo vereinzelt erſcheinen. Gegen das Ende des Tages trat Windſtille ein; wir banden unſer Fahrzeug an Weidenbäume, auf der Küſte von Entre-Rios, etwa 10 Stunden von Sunda, in einem ſandigen Boden.

Am 21. war das Wetter heiter, aber ebenfalls windſtill. Wir gingen an's Land, um zu jagen. Nachdem wir zwiſchen Sandbänken hindurchgekommen waren, ſtießen wir auf lange Lagunen oder Teiche, deren Ränder von Stelzenläufern und plattfüßigen Vögeln wimmelten, die aber ſo ſcheu waren, daß ſie in zahlreichen Schwärmen über die Schußweite hinaus flogen. Um ſich ihnen zu nähern, mußte man die Liſt zu Hülfe nehmen. Während wir unſere Jägerkunſtgriffe anwendeten, um die Strauße, Reiher und Enten zu überrumpeln, gab unſer Schiffspatron das Zeichen zur Rückkehr an Bord. Das kam uns ziemlich ungelegen, denn unſer Jagdeifer hatte uns weit in's Land hineingeführt, und wir hofften, ſchöne Vögelgattungen anzutreffen, wogegen wir uns jetzt mit Enten und Tauben begnügen mußten, die wir, in Ermanglung beſſerer Beute, ſchoſſen.

Der Wind wehte, obgleich ſchwach, immer noch aus Süden. Wir fuhren anfangs ſehr langſam, und ſo nahe an den Bäumen dahin, daß ihre Zweige den Schiffs-Manœuvers faſt hinderlich wurden. Später erhob ſich der Wind; wir erreichten ſchnell das ehemalige Dorf San Joſe, welches die Portugieſen während der Beſetzung der Banda Oriental verwüſteten; dann Calera de Baraquin, auf der Küſte von Entre-Rios, jenem Dorfe beinahe gegenüber. Die ganze Küſte von Calera (Kalkofen) bildet gegen zwei Meilen weit ſteile Abhänge, in denen man rauhe, etwas gypshaltige, mit weißem Thon und Sand vermiſchte Kalkfelſen erkennt.

Ziemlich lachend iſt die Landſchaft von Calera; und es ließe ſich ein recht nettes Städtchen daraus machen, deſſen Lage für den Handel ganz paſſend wäre. Da es an der Spitze eines Winkels liegt, den der Uruguay hier bildet, etwa 18 Stunden von Salto und 12 von Payſandu, ſo hätte es auch den Vorzug, die Wälder von Yatai's-Palmen und Carondals, welche Calera von zwei

Seiten umgränzen, ſo wie andere zum Häuſerbau ſich eignende Bäume in ſeiner Nähe zu haben. Der Yatais iſt eine niedere Palmengattung mit dickem Stamme; ſo auch der Carondais, aus deſſen ausgehöhltem Stamme man Dachziegel macht. Calera befindet ſich überdieß auf einer kleinen Hochebene, dicht am Fluſſe, im Hintergrunde einer Bucht; man würde daher friſche, reine Luft und eine ſchöne Ausſicht da haben. Ein bewaldeter Fluß, der in dem Palmenwalde ſelbſt entſpringt, würde die Schönheit der Lage nicht nur erhöhen, ſondern auch der Errichtung von Talgſiedereien, Gerbereien, Saladeros ꝛc. förderlich ſeyn.

Was die Vegetation dieſes Ortes betrifft, ſo iſt es bemerkenswerth, daß man zwei bis drei Stunden oberhalb und unterhalb Calera eine Menge von Palmbäumen antrifft, während an der öſtlichen Küſte nicht ein einziger zu ſehen iſt. Dieſe Eigenthümlichkeit gi[illegible]em ganzen Laufe des Uruguay, denn von ſeiner Mündung bis zu den Miſſionen beobachtet man denſelben Contraſt. Dieſe mit anderen Gattungen vermiſchten Bäume gewähren zwar einen ſchönen Anblick, geben der Gegend aber auch ein wildes Ausſehen, weil ſie ſowohl nordöſtlich von Calera, als in der ganzen Länge der Ausbiegung des Uruguay, einzeln auf einer hohen, ſandigen Strecke vertheilt ſind. Man glaubt nach Afrika's dürren Wüſten verſetzt zu ſeyn. Der ganze, ſandige Abhang, auf welchem die Palmen ausſchließlich wachſen, hat großen Reichthum an eiſenhaltigen Mineralquellen.

Wenn man ungünſtigen Wind hat, ſo iſt es ſchwer, den Winkel hinauf zu fahren, den der Uruguay hier bildet. Da nun der Wind ſich völlig gelegt, oder vielmehr die jähen Abhänge der Banda Oriental uns denſelben entzogen hatten, ſo mußten wir uns dazu entſchließen, das Schiff vermittelſt eines an den Bäumen feſtgemachten Taues ſtromaufwärts ziehen zu laſſen; allein dieſes Hülfsmittels ungeachtet, vermochten die Matroſen die Gewalt des Stromes nicht zu überwältigen. Da entſchloß ſich der Schiffspatron, am rechten Ufer abermals anzulegen, und einen günſtigen Wind abzuwarten. Am 22. war uns derſelbe immer noch entgegen; zwar hatten wir ſchönes Wetter, allein die Hitze war drückend und gewitterverkündend. Wir gingen zu fünf an's Land, jedoch mit unſern ſämmtlichen Waffen verſehen, weil wir befürchten mußten, nicht nur den Jaguars, ſondern auch herumſtreifenden Gauchos zu begegnen, deren man in dieſer Jahreszeit ſehr häufig antrifft. Unſere Vorſicht war aber glücklicherweiſe überflüſſig.

Das Ufer iſt mit ſchön und dichtbelaubten Bäumen verſchiedener Gattungen beſetzt, die einen herrlichen Anblick gewähren; ſie wachſen ſchnell und kräftig empor, da ſie faſt immer vom Fluſſe beſpült werden. Iſt man jedoch einmal über dieſen grünen dichtverzweigten Gürtel hinausgekommen, ſo ſieht man ſonderbarerweiſe im Innern des flachen, ſandigen Landes, nichts mehr als vereinzelte, oder in Gruppen von drei bis vier beiſammenſtehende Palmbäume, die den Trümmern von Hallen gleichen, deren Säulen allein noch der Zeit getrotzt haben. Das Pflanzenwachsthum hat etwas Auffallendes in dieſer Gegend. Wir fanden nur wenige Vögel und keine Säugethiere mit Ausnahme eines Hirſchkalbes, das einer unſerer Reiſegefährten zufällig ſchoß. Indeſſen entdeckten wir doch die Fährten von Jaguars und Straußen. Einige Raubvögel, unter denen ſich rothe Sumpfweihen und Reiher mit ſchwarzer Haube befanden, ſchwebten, ohne einen Laut von ſich zu geben, über einem weiten Felde, das man am vorhergehenden Abende abgebrannt hatte, und von welchem noch Rauch aufſtieg; einzelne, kleinere und größere Papagaye flogen ſchreiend über unſern Köpfen dahin, und Spechte mit vergoldeten Flügeln lauerten auf den erhitzten Stämmen der Palmbäume, bis die Inſekten hervorkamen, die des Brandes wegen in dieſe einzigen Schlupfwinkel ſich verkrochen hatten. Wir ſchoſſen mehrere dieſer Vogelgattungen, worunter auch eine Droſſelart, und am Ufer des Fluſſes eine ſehr ſchöne, türkiſchblaue Elſter mit gelbem Bauche und himmelblauen Augenbraunen.

Am 23. war das Wetter wieder ſchön geworden. Ein leichter, unſtäter Südwind trieb uns den ganzen Tag weiter. Wir kamen vor Herridero, einer Eſtancia mit einem Kalkofen, vorbei, die acht Stunden ſüdlich von Salto an einer Stelle liegt, wo das eingeengte Flußbett, das hier eine ſtarke Strömung erzeugt, nicht mehr als 60 — 70 Klafter Breite hat. Der Kalk, den man hier bereitet, ſcheint ziemlich gut zu ſeyn.

Eine Meile weiter kamen wir an der Einmündung des Dayman vorbei. In dem Bette dieſes von Oſten herfließenden Fluſſes vierten Rangs findet man prachtvolle, verſchiedenfarbige Cryſtalliſationen von durchſichtigem Quarz.

Als der Tag ſich neigte, und es abermals vollkommen windſtill geworden war, halfen wir unverdroſſen unſern Matroſen das Fahrzeug von Baum zu Baum bis zu dem Saladero del Corralito ziehen.

Am 24. begaben wir uns beim Aufgang der Sonne an's Land. Nachdem wir die Umgegend des Saladero erforſcht hatten, machten wir dem Eigenthümer, einem europäiſchen Spanier, der ziemlich gut franzöſiſch ſprach, einen Beſuch. Er nahm uns mit liebenswürdiger Höflichkeit gaſtfreundlich auf. Anſtatt nach dem Frühſtücke uns wieder einzuſchiffen, faßten wir den Entſchluß, uns zu Lande mitten durch die Felder nach dem Salto zu begeben, in der Hoffnung, auf dem Wege irgend etwas Merkwürdiges anzutreffen. Jagend legten wir ſo vier Stunden, aber vergebens, zurück; wir fanden ſehr wenige Vögel, und lauter Arten, die in Buenos Ayres ganz alltäglich ſind. Indeſſen ſchoſſen wir doch zwei ſchöne Arten von Ziegenmelkern, und einen allerliebſten rothen und grauen Dickſchnabel. Auch ſahen wir eine Menge Blindſchleichen, und die ungeheuer große Eidechſe, welche die Guaranis Teyu nennen.

Da der Uruguay wieder anzuſchwellen begonnen hatte, ſo ermüdeten wir uns ſehr durch die Umwe[illegible] die das Austreten der zahlreichen Flüſſe und der Banados oder überſchwemmten Strecken nothwendig machten. Dieſer geſammte Landſtrich bietet, ſo wie die ganze Banda Oriental, beim Ueberblicke in die Ferne nur campos quebrados dar, das heißt, Landſtrecken, die häufig von kleinen Thälern, Hügeln und Erhöhungen ohne beſtimmte Richtungen durchſchnitten ſind. Nur längs der Flüſſe und Bäche trifft man Bäume in großer Anzahl an; da jene aber hier ſehr häufig ſind, ſo entſteht große Fruchtbarkeit daraus, und man findet alles, was zur Viehzucht wünſchenswerth ſeyn kann.

Einige weiß angeſtrichene Häuſer, in deren Fenſterſcheiben das röthliche Licht der untergehenden Sonne ſich ſpiegelte, verkündigten uns den Salto. Anſtatt uns aufzuheitern, ſtimmte uns dieſer Anblick ziemlich traurig. Wir hatten, ich weiß eigentlich ſelbſt nicht aus welchem Grunde, uns vorgeſtellt, daß wir beim weiteren Vordringen immer ſchönere Lagen und reizendere Landſchaften antreffen würden. Es ging uns jedoch, wie es dem Menſchen überhaupt auf dem dürren und verworrenen Lebenspfade zu gehen pflegt. Von Enttäuſchung zu Enttäuſchung wandert er dahin, bis endlich das Grab ſich ihm gähnend öffnet!

Der Salto iſt ein Dorf und nicht halb ſo bedeutend, als Payſandu. Es liegt auf einer iſolirten Anhöhe, weßhalb es, wenn der Uruguay austritt, eine Halbinſel bildet. Der Boden iſt öde, mit Kieſelgeröll oder Geſchiebe bedeckt, unter dem ſich zahlloſe Bruchſtücke von weichem Geſtein befinden. Dieſer Boden iſt ſo durchwühlt, und es haben ſich da ſo viele Steine jeder Größe aufgehäuft, daß man einen Trümmerhaufen zu erblicken glaubt. Die übrigen umliegenden Hügel bieten ganz denſelben Anblick dar. Faſt alle dieſe Steine oder Felſenbruchſtücke ſind nur eine Zuſammenballung von Sand, Kies und Geſchiebe, die durch einen thonhaltigen Kalkkitt locker zuſammengehalten werden. Die Baſis dieſer Hügel ſcheint hauptſächlich aus gelbem Thon, vermiſcht mit etwas Kalkmergel, zu beſtehen. Auch gibt es da ganze Bänke von grobkörnigem Sandſtein.

Im Salto fanden wir bei unſerer Ankunft nicht mehr als fünf mit Terraſſen gedeckte Häuſer; die übrigen Wohnungen waren gut gebaute, meiſtens von außen weiß angeſtrichene Ranchos oder Hütten; ſelbſt die Kirche war, wie jene zu Sandu nichts weiter als ein Rancho; nur hatte man neben dem Eingange eine Art von Glockenthurm, in Geſtalt eines Portals errichtet, worin zwei Glocken von mittelmäßiger Größe hingen. Die Straßen ſind, wie überall in der Banda Oriental, genau nach der Linie gebaut, mit Trottoirs verſehen, und treffen auf den vier Hauptpunkten zuſammen. Obſchon die Cuadras noch lange nicht mit Häuſern angefüllt ſind, ſo gibt doch die Regelmäßigkeit der Anlage dieſem Dorfe das Anſehen einer kleinen Stadt. Straßenlaternen fanden wir noch nicht darin; es ſollten aber nächſtens deren angebracht werden.

Auf jeder Seite des Dorfes, gegen Norden und gegen Süden, fließt ein bewaldeter Bach in einem tiefen Thale bis in den Uruguay. Während der Strom im Wachſen iſt, wird die ſüdliche Seite ſehr häufig unter Waſſer geſetzt, ſo daß die Goeletten und andere Fahrzeuge herankommen können; iſt aber der Waſſerſtand nieder und der Uruguay in ſein Bett zurückgetreten, worin er zwei Drittheile des Jahres bleibt, ſo müſſen die von unten heraufkommenden Fahrzeuge im Saladero del corralito anhalten, um dort ein- und auszuladen, was für die Kaufleute äußerſt koſtſpielig iſt.

Der Salto, das heißt der Waſſerfall, befindet ſich dem Dorfe nicht gegenüber, ſondern iſt gegen zwei Stunden nördlich davon entfernt; man nennt das den *Salto chico*. Drei Stunden von dieſem, ebenfalls nördlich, befindet ſich ein noch größerer, der *Salto grande* heißt. Von dem erſten hat das Dorf ſeinen Namen erhalten. Dieſe beiden Salto's, die man nur an der raſcheren Strömung erkennt, wenn der Fluß ſehr hoch iſt, liegen während neun Monaten des Jahres bloß, und machen die Schiffahrt in dieſer Gegend unmöglich. Am Salto iſt der Uruguay hundert zwanzig bis hundert dreißig Klafter breit. Die Fahrzeuge, welche von oben herabkommen, bleiben acht Stunden weit vom Dorfe in einer kleinen Bucht, die man *el puerto* (den Hafen) nennt, einer Inſelgruppe gegenüber, der man den Namen *islas del herrero* gegeben hat. Vom *puerto* begibt man ſich zu Land, und zwar zu Pferd oder in kleinen Wagen, nach dem Dorfe, allein man muß in dieſem Falle fünfzehn Stunden anſtatt acht zurücklegen, wegen des Umwegs, welchen man zu machen hat, um die *banados* oder Sümpfe zu vermeiden. Iſt man einmal über dieſe beiden Salto's hinausgekommen, ſo bleibt der Uruguay, obſchon er an vielen Stellen ſehr reißend iſt, für große Piroguen und platte Fahrzeuge bis zu der Höhe von Paraguay ſchiffbar, d. h. auf mehr als 150 Stunden von ſeiner Vereinigung mit dem Parana. Eine betriebſame Nation, wie jene der Nordamerikaner z. B., hätte die unerheblichen Schwierigkeiten, welche die Schiffahrt auf dem Uruguay hemmen, ſchon längſt aus dem Wege geräumt, und dieſen ſchönen Strom mit einigen Dampfſchiffen befahren, um die Vermehrung der Seelenzahl und den Abſatz der landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe zu erleichtern. Aber daran iſt nicht zu denken; die Leute verlieren ihre Zeit mit nutzloſen Zwiſtigkeiten und blutigem Zank; und die unthätige Gleichgiltigkeit der Bewohner iſt ſo groß, daß ſie nicht einmal begreifen, wie man dieſe Gegend beleben könnte, die ihnen nur beſtimmt zu ſeyn ſcheint, Pferde und Hornvieh zu ernähren. Iſt der Handelsverkehr mit Paraguay einmal frei, und haben die Miſſionen eine ſtärkere Bevölkerung, ſo läßt ſich in der That viel aus dieſer Strecke machen; denn für den Waaren-Transport iſt die Fahrt auf dem Uruguay der Straße im Innern vorzuziehen.

Die Behörden des Salto beſtehen aus einem Militär-Commandanten, der zugleich Chef der Polizei iſt, einem Hafen-Commandanten, einem Friedensrichter, einem Alcade und einem Zolleinnehmer; es wird auch da auf Koſten der Regierung eine Elementarſchule für den gegenſeitigen Unterricht unterhalten.

Da es in dem Salto eben ſo wenig Gaſthäuſer gibt, als in den übrigen Colonien am Uruguay oder im Innern, ſo wären wir in nicht geringer Verlegenheit geweſen, hätte nicht Herr Anton Thevy, ein Anſiedler aus der franzöſiſchen Schweiz, die große Gefälligkeit gehabt, uns drei Tage lang bei ſich aufzunehmen und zu beherbergen; wir mußten nämlich ſo lange einen günſtigen Wind abwarten um bis zu den Miſſionen den Strom hinaufzufahren. Herr Thevy übte in der That allzugroße Gaſtfreundſchaft gegen uns; denn wir waren alle fünf durch die Entbehrungen der Reiſe ſo ausgehungert, und ſetzten ſeiner Küche dergeſtalt zu, daß ich in nicht geringe Verlegenheit gerieth; deſſen ungeachtet wollte er durchaus keine Art von Vergütung annehmen. Dieſe Uneigennützigkeit, die uns mit Recht im Erſtaunen ſetzte, lag übrigens ſo ſehr in der Natur des Herrn Thedy, und er benahm ſich dabei mit ſo wohlwollender Artigkeit, daß er in jeder Hinſicht den ſchmeichelhaften Beinamen Franzoſenvater verdient, den nicht nur im Salto, ſondern auch auf eine große Strecke in der Runde unſere armen, von ihrem Vaterlande getrennten Landsleute ihm gaben.

Am Tage unſerer Ankunft führte uns bei Herrn Thedy der Zufall mit einem alten Seemann aus Honfleur, Namens Victor, zuſammen, der im Begriffe ſtand, nach der ehemaligen Miſſion von San-Borja abzureiſen. Nach meiner Anſicht konnten wir keine günſtigere Gelegenheit finden; wir beeilten uns daher, Plätze auf ſeinem Schiffe auszumachen, aus Furcht, allzulange im Salto verweilen zu müſſen. Das Fahrzeug dieſes Seemanns, das höchſtens zwei Tonnen faſſen konnte, war flach, ohne Verdeck, und in jeder Hinſicht höchſt unbequem eingerichtet, da unſer Gepäck es ganz anfullte, und beim Regenwetter blos unſere Proviſionen Schutz finden konnten. Eine ſchöne Ausſicht für eine Reiſe von funf Wochen in der Regenzeit! Zwar hatte unſer Landsmann, ein alter entarteter Seewolf, ſich anheiſchig gemacht, die achtzig und ſo viele Stunden vom Salto bis nach San Borja in vierzehn Tagen zurückzulegen, und im Fall es regnen ſollte, ein Zelt aus Häuten aufzuſchlagen; man wird jedoch ſpäter ſehen, wie er Wort gehalten hat.

In Erwartung eines günſtigen Windes, begaben wir uns wieder auf die Jagd, aber blos, um uns die Zeit zu verkürzen; denn im Salto erwartet den Naturforſcher keine große Ausbeute, es müßte denn Kieſelgeröll, foſſiles Holz und Cryſtalliſationen von Quarz-Amethyſt in Prismen ſeyn, die man in großer Menge aus dem Innern bringt, um Geſchenke damit zu machen. Holz- und Turteltauben gab es in ſo bedeutender Anzahl, daß wir in weniger als zwei Stunden eine volle Ladung hatten.

Im Hofe des Herrn Thedy unterhielten wir uns damit, einen zahmen Cariama zu betrachten. Dieſer, zum Geſchlechte der Stelzenläufer gerechnete Vogel iſt friedfertig und ziemlich furchtſam, aber ſehr neugierig und gefräßig. Er beſuchte alle Zimmer, und ging zuweilen auch auf die Straße. Seine Höhe betrug dritthalb Fuß, ſein Schnabel glich jenem der Hühner, Hals und Haltung ſchien er vom Strauße zu haben, die Augenlider waren nackt, die Augen ſehr groß, das Gefieder wollig, die Farbe weiß, grau und ſchwarz gemiſcht. Herr Thedy hielt noch andere merkwürdige Thiere, und hatte eine kleine Mineralien-Sammlung, unter welcher ſich prächtige Amethyſte, unächte Topaſe und weiße Cryſtalle nebſt Flußgeſchiebe aus dem Uruguay befanden, die ſo abgerundet waren, daß ſie Früchten glichen.

* * *

15.

Abreiſe von Salto.

Fortſetzung der Forſchungen. — El Puerto. — Belem. — Santa Roſa oder Bella-Union. — Braſilianiſche Gränze. — Itaquy. — Hafen von San-Borja.

Sonntag den 27. October, um 4 Uhr des Nachmittags, fand unſer Seewolf von Honfleur für gut, uns einzuſchiffen. Kaum waren wir eine halbe Stunde weit gefahren, als ein heftiger Sturm ſich erhob, und ein Pampero-Windſtoß unſer Fahrzeug wie einen Kreiſel drehte. Unſer Patron wollte durchaus nicht nach dem Salto zurückkehren, weil er, wie er ſich äußerte, auf der See niemals irgendwo eingelaufen ſey. Ein ſtarker Stoßwind zerriß jedoch unſer einziges Segel von Baumwollenzeug; und ſo mußte er denn, er mochte wollen oder nicht, an einer kleinen Inſel landen, die ſich durch das Austreten des Uruguay gebildet hatte. Es iſt kaum zu ſagen, was wir auf dieſer unſeligen Inſel auszuſtehen hatten, wo nicht ein einziges Stück trockenes Holz anzutreffen war. Gerade als wir ankamen, fing es an zu regnen, und hörte erſt am andern Tage gegen 12 Uhr auf. Ich habe bereits erwähnt, daß am Bord kein Obdach ſich befand, ja daß man ſich nicht einmal niederlegen konnte. Wir hatten auf die Häute gerechnet, die der Patron für Nothfälle hätte mitnehmen ſollen; allein er hatte deren kaum ſo Viele auf das Schiff gebracht, als nöthig waren, um unſer Gepäck und unſern Mundvorrath zu ſchützen. Wir mußten uns alſo bequemen, nicht nur das Nachteſſen zu entbehren, ſondern auch unter dem etwas feuchten Himmelsgewölbe zu ſchlafen. Am folgenden Tag ſahen wir wie Schiffbrüchige aus; denn wir waren hungrig wie die Wölfe und zitterten vor Kälte, daß uns die Zähne klapperten. Sobald ſich der Sturm gelegt hatte, brachte uns der Patron von da weg und führte uns in die Nähe eines Saladero. Raſch ſprangen wir barfüßig an's Land, und liefen durch Sümpfe auf einen Rancho zu, wo wir um gaſtliche Aufnahme baten, die uns auch gewährt wurde. Unſere Gaſtfreunde waren arme Canarier, die ſchon ſeit langer Zeit, ſo wie viele Andere, ſich da angeſiedelt hatten, um die Wüſten zu bevölkern, und die Eingebornen zu erſetzen. Ihre Wohnung beſtand, wie jene aller Gauchos, aus einer Erdhütte, mit Schilfrohr vermiſcht und mit einem Strohdache gedeckt; kurz, die Bauart ſchien, ihrer Einfachheit wegen, aus dem goldenen Zeitalter herzurühren. Die Hütte enthielt zwei geſonderte Räume, nämlich ein Schlafzimmer und ein Empfangszimmer, das zugleich als Küche diente. Die einzigen Mobilien des Zimmers waren ein Bett, d. h. vier in die Erde geſteckte Pfähle, welche eine Schilfrohrmatte (zuweilen ſieht man an deren Stelle auch ein Geflecht von ledernen Riemen) trugen, worauf ſtatt einer Matratze eine prächtige, nicht gegerbte Ochſenhaut lag, einige andere auf der Erde ausgebreitete Häute (die Schlafſtellen der Kinder), dann Bolas und Lazos (die unentbehrlichen Waffen des Gaucho), und endlich an den Wänden aufgehängte Pferdegeſchirre. Das Empfangszimmer ſchmückten folgende Gegenſtände: eine zweite auf ſechs Pfählen ruhende Schilfrohrmatte, die den Damen des Hauſes zum Sopha diente, zwei Ochſenköpfe, welche Lehnſeſſel vorſtellten, ein Fäßchen Waſſer, ein Fleiſchkeſſel von Gußeiſen, zwei bis drei Kalebaſſen, welche die Stelle von Gefäßen vertraten, eine tiefe, hölzerne Schüſſel, und ein Bratſpieß, der vor dem in der Mitte der Küche befindlichen Heerde ſenkrecht aufgeſtellt war. Ich muß hier hinzufügen, daß bei den wohlhabenden Gauchos häufig neben der Hauptwohnung, in einer Entfernung von 8 — 10 Fuß, eine zweite, der erſten ähnliche Hütte ſteht, die ihnen zur Küche, zur Speiſekammer und zum Geflügelhofe dient. Rauchfänge findet man nirgendswo; der Heerd iſt immer in der Mitte, und der Rauch zieht ſich hinaus, wo er eine Oeffnung findet. Der Unrath der Hausthiere, die Ausdünſtungen des aufgehängten Fleiſches, oder der ausgebreiteten Häute bewirken einen fortwährenden, unerträglichen Geſtank, und Myriaden von Inſekten ſummen unaufhörlich umher, während ganze Schwärme von Droſſeln, braſilianiſchen Falken und Urubu-Geiern um die Ueberreſte der wiederkäuenden und einhufigen Thiere ſich ſtreiten, deren Gebeine entweder, wie in Catacomben aufgehäuft ſind, oder wie auf einem Schlachtfelde zerſtreut umherliegen.

Während wir unſere Kleider am rauchigen Heerde trockneten, beklagten ſich die guten Leute über die ſchlechten Zeiten und über die endloſen Zwiſtigkeiten der Parteien in dieſen unglücklichen Provinzen; ſie wollten nämlich damit die ehrgeizigen Plane bezeichnen, welche Lavalleja in der Banda Oriental, und Manuel Roſas in Buenos Ayres ſchmiedeten. In einem Ochſenhorne reichten ſie uns zugleich Milch dar, die gerade von der Kuh kam. Wir nahmen ſie mit Vergnügen an, und boten ihnen dagegen etwas Cana, den wir noch übrig hatten. Es iſt dieſes ein geiſtiges Getränk, das mit dem Arak viele Aehnlichkeit hat. Sie waren gerade im Begriffe, uns einen friſchen Braten (asado) zuzubereiten, als der Patron uns die Weiſung zur Rückkehr zugehen ließ.

Den das Ufer begränzenden Weidenbäumen hatten wir es zu verdanken, daß wir an dieſem Tage den Salto-chico ohne viele Mühe paſſirten. Gegen Abend machten wir an der Küſte von Entre Rios Halt, um das Abendeſſen zu bereiten, und die Nacht da zuzubringen. Dießmal hatte es keine Noth mit dem Bivouakiren, und wir waren fröhlichen Muthes, denn wir fanden trockenes Holz in Menge, und machten ein ungeheures Freudenfeuer, theils um uns noch vollends zu trocknen, theils um während der Nacht gegen jeden läſtigen Beſuch der ehrlichen Jaguars und anderer liebenswürdigen Nachbarn uns ſicher zu ſtellen. Nachdem wir an dem *asado* (Braten) uns erlabt, den *queso de* Goya (runden, ſehr trockenen und geſalzenen Käſe, der beſonders in der Colonie Goya gemacht wird) gekoſtet, von dem Manikmehle geſpeiſt, und unſern Magen durch einen *traguito* der brennenden Caña geſtärkt hatten, organiſirten wir ganz behaglich unſere *recados* im Heu, am Fuße einer Carondai-Palme, und erholten uns durch einen ruhigen Schlaf von den Anſtrengungen und Unbequemlichkeiten der vorhergehenden Nacht. Soll nicht der Arme das Leben von dieſem Geſichtspunkte betrachten?

Am folgenden Tage, den 29., hatten wir guten Wind und ſchönes Wetter. In wenigen Augenblicken war alles auf den Beinen; ſchnell waren die *recados* zuſammengepackt und die Gewehre geputzt. Will man ſich nicht großer Gefahr ausſetzen, ſo muß man das letztere jeden Tag thun, beſonders wenn man Percuſſionsgewehre hat. Den Gauchos, die ihre Waffen nicht ſehr reinlich halten, begegnet es häufig, daß ihre Piſtolen ihnen verſagen, ſie haben daher jetzt auch kein Vertrauen mehr zu den Percuſſions-Gewehren. Wir begaben uns an Bord, und ſchlürften unſern *Maté* noch vor der Morgenröthe. Dieſer herzſtärkende Trank ſollte uns bis zur Zeit des Mittageſſens genügen. Die Mäßigkeit iſt eine Tugend, die nothgedrungen unter den ſpaniſchen Americanern einheimiſch wurde; ſie halten täglich nur zwei Mahlzeiten, aber ſie trinken alle Augenblicke *Maté*.

Bis zum Salto-grande hatten wir eine ganz gute Fahrt. Hier mußten wir verweilen, um günſtigen Wind abzuwarten, weil der Strom zu reißend war, als daß wir hätten hoffen können, deſſelben Meiſter zu werden. Uebrigens befanden wir uns auf dem rechten Ufer, und hier gibt es keine Bäume, an deren Zweigen man ſich feſthalten könnte, um über dieſe ſchwierige Stelle hinauszukommen. Wir lagerten da drei Tage, und brachten unſere Zeit mit Jagen, Fiſchen und Erforſchung der Gegend zu.

Wir befanden uns in einem Wäldchen, das einige große Bäume beherrſchen, auf einem ſandigen, mit Flußkieſeln überſäten Boden; unſere nördliche Gränze bildete ein Felſen von weichem, ſehr ſchieferigem Sandſtein, und hoch genug, um ein Vorgebirge vorzuſtellen; gegen Weſten lagen Hügel, mit Geſchiebe bedeckt, wie jene des Dorfes del Salto; gegen Oſten floß der Uruguay, der mit der Geſchwindigkeit des Windes ganze Schwärme von Seeraben mit ſich fortführte, und gegen Süden war ein kleiner Fluß, in welchem wir Schildkröten fiſchten, aus denen wir eine vortreffliche Fleiſchbrühe bereiteten. Unſere Matroſen waren zwei guaraniſche Indianer und ſehr gute Fiſcher; ſie fiengen häufig eine in großer Anzahl überall ſich aufhaltende Fiſchgattung, die man ihrer Farbe wegen *dorado* (vergoldet) nennt; es waren darunter ſehr anſehnliche, denn ſie hatten 2—3 Fuß Länge, und wogen nahe an 20 Pfund; dann fanden wir auch eine Menge kleiner Gattungen, von denen die unerſättlichen Seeraben beſtändig angelockt wurden.

Der Uruguay mag an dieſer Stelle eine Meile breit ſeyn. Auf eine halbe Stunde weit iſt ſein rechtes Ufer mit Felſen aus weichem, ſchieferigem Sandſtein begränzt. Es befinden ſich daſelbſt drei Hauptmaſſen, an welche Hügel ſtoßen, die durch tiefe, ſumpfige, und bewaldete Thäler getrennt ſind. Dieſe drei Sandſteinmaſſen bilden eben ſo viele Felſenſpitzen, über und zwiſchen denen das Waſſer furchtbar reißend ſtrömt. Ein mit Weiden bedecktes Inſelchen ſteht gerade in der Mitte des Fluſſes, der erſten Spitze ſtromaufwärts gegenüber; eine etwas größere Inſel liegt hinter der neuen Spitze; dann kommen drei lange Inſeln. Dieſe Eilande, deren Baſis aus Flözgebirge beſteht, d. h. aus ſandartigen Stoffen, die durch den Bodenſatz, den Wellenſchlag und das Gewicht des Waſſers zu einem compacten Körper ſich gebildet haben, engen das Bett des Uruguay ein und drängen ſeine Fluten nach zahlreichen Felſenſtücken, von denen einige ſehr große, während des niedern Waſſerſtandes, 25 — 30 Fuß Höhe haben. Es iſt leicht zu begreifen, daß die Strömung, nach Maßgabe der Neigung des Bettes, ſowie der durch die Felſenmaſſen entſtehenden Hemmniſſe und Stürze, zunehmen muß, ſo daß die Durchfahrt unmöglich wird, wenn der Strom auf ſein natürliches Bett beſchränkt iſt. Des außerordentlich hohen Waſſerſtandes von 1833 ungeachtet (wir fuhren über die höchſten Felſen und Bäume hinweg), bedurfte es eines ſtarken Windes, der Ruder und der Anſtrengung rüſtiger Arme, um den Salto-grande zu paſſiren. Die ſchwierigſte und gefährlichſte Stelle iſt unſtreitig an den drei Spitzen des eben erwähnten Vorgebirges, iſt man aber auch da glücklich durchgekommen, ſo darf man deßhalb noch keineswegs ohne Sorge ſeyn. Noch 6 Meilen weit, bis zu den Inſeln del Herrero oder del Puerto, iſt der Strom immer ſehr reißend, und ſelbſt mit dem ſtärkſten Winde könnte man ſich nicht in der Mitte deſſelben erhalten, ſondern man muß zu den Baumzweigen ſeine Zuflucht nehmen, und ſich an einen um den andern feſtklammern, bis man über die gefährlichſten Stellen hinweg iſt. Der Waſſerfall ſcheint bei gewöhnlichem Stande nicht ſehr merklich zu ſeyn, aber es fehlt an Waſſer, um darüber zu kommen, und viele Felſen erheben ſich bedeutend über die Oberfläche deſſelben.

Nur mit vieler Mühe und nach großen Widerwärtigkeiten gelang uns am 2. November die Durchfahrt. Um 5 Uhr des Morgens verließen wir die dritte Spitze, brauchten 6 Stunden, um durchzukommen, und langten gegen 11 Uhr vor einer Eſtancia an, die etwa eine Stunde weit von der erſten Spitze am Salto-grande auf dem linken Ufer lag. Wir eilten, uns dort zu erwärmen, denn wir hatten abermals eine regneriſche Nacht unter freiem Himmel zugebracht, ohne andern Schutz, als unſere ponchos und xergas. Der Eſtanciero (Eigenthümer) war ein ſehr reicher und gaſtfreundlicher Guarani-Indianer. Er ließ uns zum Frühſtück einen trefflichen asao und ganz friſche Milch vorſetzen, und gab uns außerdem noch zwei Arrobas (50 Pfund) friſches Fleiſch auf den Weg.

Als wir ihn verlaſſen hatten, ſahen wir auf dem Felde Schwärme von Holz- und Turteltauben, viele Venados (Hirſche), Tinamus (Feldhühner) und Nandus (Strauße).

Am 3. kamen wir am Puerto (Hafen) vorbei, und bemühten uns vergebens zu entziffern, wie er wohl zu dieſem Namen gekommen ſeyn mochte; denn wir erblickten nur ein niederes, ſumpfiges Geſtade und einen wenig betretenen Weg, der zum Dorfe Salto führte. In der Nähe des Puerto ſtand eine einzige verödete

Hütte, in die vor Kurzem der Blitz geſchlagen, und eine indiſche Familie mit Entſetzen erfüllt hatte, indem ein junges Mädchen von 12 Jahren dadurch umkam, deſſen beſcheidenes Grabmal man noch ſah. Man zeigte mir einige, ſich ſelbſt überlaſſene Pferde, die jeden Abend herbeikamen, um die Nacht in der Nähe der Wohnung zuzubringen, wo jüngſt noch ſchuldloſe Hände ſie geliebkoſ't hatten. Es preßte mir das Herz zuſammen, ſie ſo traurig mit geſenktem Kopfe an dem Grabeshügel ihrer jungen Gebieterin verweilen zu ſehen. Es ſchien, als ob ſie ganz allein in dieſer Wüſte geblieben ſeyen, um ſie zu beweinen, und dem an dieſem Grabe vorbeikommenden Wanderer ein Beiſpiel von Treue und Erkenntlichkeit zu geben, welche die Natur ihnen einflößte.

Hier hören die reißenden Strömungen auf, und es beginnen die überſchwemmten Niederungen, über welche man ſchiffen kann, wenn der Strom auf eine Strecke von mehren Meilen ausgetreten iſt. Den Schiffern gewährt dieß eine große Erleichterung, weil ſie ſo zu jeder Zeit, entweder mit Hülfe der Ruder oder des Schilfrohrs, fahren können; während man im Bette des Uruguay immer eines günſtigen und ſehr ſtarken Windes bedarf, um ſtromaufwärts zu fahren. Große Fahrzeuge haben ſchon drei, ja ſogar 6 Monate gebraucht, um von dem Puerto nach San-Borja zu gelangen, das weniger als 100 Stunden vom Salto entfernt iſt. Auf den Banados braucht man gewöhnlich drei bis vier Wochen; allein wegen der Umwege verlängert ſich die Fahrt immer um ein Drittheil. Wer nicht ein entſchiedener Freund der Natur und ein leidenſchaftlicher Bewunderer ihrer Werke iſt, für den muß dieſe Reiſe höchſt ermüdend und einförmig ſeyn; denn man hat Entbehrungen aller Art zu gewärtigen, und darf ſich glücklich ſchätzen, wenn man ſein Gepäck, ſeine Waaren oder ſeine Sammlungen unverſehrt erhalten kann; denn es fehlt überall an Schutz und Obdach, ſo daß man, aller Sorgfalt ungeachtet, ſie ſelten vor der Näſſe verwahren kann, und ſie zuweilen abladen muß, um die Durchfahrt des Schiffes an ſchwierigen Stellen zu erleichtern. Selbſt für einen Naturforſcher bietet die Erforſchung der Ufer des Uruguay bis jenſeits des Salto hinauf wenig Intereſſe und beſonders zur Zeit ſeines Austritts zahlreiche Schwierigkeiten dar, die durch die Entdeckungen keineswegs aufgewogen werden. Der Parana iſt in dieſer Beziehung ergiebiger, und ergötzt das Auge weit mehr durch die Mannigfaltigkeit der Anſichten. Vom Salto bis Itaquy ſieht man dagegen an beiden Seiten des Uruguay nur eine ziemlich ſchmale Einfaſſung von Bäumen, die an ſich zwar nicht einförmig, deren Gattungen aber den ganzen Lauf des Fluſſes entlang dieſelben ſind, als z. B. Eſpinillos, Weiden, Palmen und viele dornige Geſträuche, von denen einige, wie die Mimoſa, wunderſchöne Blüthen tragen; dann eine Menge Lianen und Schmarotzerpflanzen, die ſich überall hinaufranken, und mit Blumen von allen Farben bis zu den Wipfeln der dichtbelaubteſten Bäume prangen. So lange man im Bette des Stromes dahinſchifft, genießt man dieſes Schauſpiel, das allerdings ſeinen eigenthümlichen Reiz hat; verfolgt man aber die Savanen oder überſchwemmten Strecken, ſo kann das Auge kaum einen Ruhepunkt finden, wenn es über weite, niedrige Felder ſchwebt, die von Bäumen entblößt ſind, und wo nur dichtes, von der Sonne verſengtes, und an manchen Stellen mannshohes Gras aufſchießt. Dieſes bezieht ſich beſonders auf das linke Ufer oder die Banda Oriental und auf die braſilianiſchen Miſſionen; denn das rechte Ufer oder Entre-Rios und Corrientes hat im Allgemeinen höheres Land und abwechſelndere Vegetation; man erblickt da von Zeit zu Zeit ein Gehölz und bewaldete Hügel, auf denen die zierlichen Palmen mit ihren kugelförmig gewölbten Blättern eine Hauptrolle ſpielen; dann trifft man auch Eſtancia's und ländliche Maierhöfe, die das Auge ergötzen, und dem Wanderer, der oft über ſeine Abgeſchiedenheit in dieſen weiten Einöden erſchrickt, eine tröſtliche Erſcheinung ſind. Theils um unſer Abendeſſen zu bereiten, theils um die Nacht zuzubringen, verweilten wir in einem halb überſchwemmten Pajonal, wo wir bis über die Knie im Waſſer ſchreiten mußten, bevor wir eine trockene Stelle erreichten. Wir fanden da einige Stücke Holz, mit denen wir ein gutes Feuer anmachen konnten, um uns zu trocknen, und vor dem Beſuche der Tiger ſicher zu ſtellen. Mitten in der Nacht wurde ich von Eugen Gamblin aus dem Schlafe gerüttelt. Meine erſte Bewegung war, nach meiner Flinte zu greifen, die mit Kugeln geladen war, und immer unter meinem Poncho lag; denn wir hatten die ſchrecklichen Jaguar's zu befürchten; doch dieſesmal handelte es ſich von etwas Anderem — das Waſſer hatte unſer Bivouak erreicht! Der Strom trat immer weiter aus; wir mußten ſchnell eine beſſere Lagerſtelle aufſuchen. Das Feuer war erloſchen und die Nacht ſehr dunkel; wir konnten nicht mehr einſchlafen, einmal wegen der Näſſe, und dann auch, weil wir beſtändig auf unſerer Hut ſeyn mußten.

Es koſtete uns keine Ueberwindung, noch vor der Morgenröthe auf den Beinen zu ſeyn. Das Feuer wurde wieder angemacht; wir nahmen den Mató cimarron, d. h. ohne Zucker, und ſegelten bei einem leichten Südoſtwinde weiter, der mit der aufgehenden Sonne ſich wieder legte. Es war zum Erſticken heiß. — Nur wer ſich recht lebhaft vorzuſtellen vermag, wie es Leuten zu Muthe ſeyn muß, die bald dem Gräuel der Stürme, bald der eiſigen Feuchtigkeit der Nächte, bald den brennendſten Strahlen der Sonne ausgeſetzt ſind, kann ſich einen Begriff von unſerer Lage machen. Indeſſen durften wir uns nicht darüber beklagen, denn dieſes Leben war das Ergebniß unſerer freien Wahl; allein wie ſteht es um den armen Teufel, der nothgedrungen ſein Berufsgeſchäft daraus macht? Wie ſehr ſind die unglücklichen Franzoſen zu beklagen, die das Mißgeſchick zwingt, bei den dünngeſäten Bewohnern dieſer Wüſten einige Erzeugniſſe unſerer Manufacturen feil zu bieten, die oft ſo theuer, ſo unzweckmäßig, ſo überflüſſig ſind, daß ihre Beſitzer, nachdem ſie die Einwohner inſtändig gebeten haben, ihnen ſolche für ein geringes Geld abzunehmen, ſich ſogar aller Hoffnung beraubt ſehen, einſt in ihr Vaterland zurückzukehren.

Wir hielten frühzeitig in einer ziemlich ſchönen Gegend an, tief in einer Bucht, die durch den Einfluß des Arapey gebildet wird. Dieſer entſpringt weit im Innern der Banda Oriental. Wir trafen hier zwei Ranchos, einen Backofen, eine ramada und gut erhaltene Küchengewächſe ganz verlaſſen an. Eine ramada beſteht aus 4 oder 6 Pfählen von 6 – 8 Fuß Länge, über welche in horizontaler Richtung Baumäſte oder in zwei Stücke geſpaltene Palmſtämme gelegt ſind. Unſer Patron erzählte uns, dieſer Ort ſey das Eigenthum von Guarani-Indianern aus den obern Miſſionen geweſen, welche die Regierung vor Kurzem gezwungen habe, ſich zu entfernen, weil ſie häufige Räubereien verübt hätten, obſchon die Reiſenden mit herzlicher Gaſtfreundſchaft von ihnen aufgenommen worden ſeyen. Dieſer Punkt, der etwa 12 Stunden vom Salto entfernt liegt, iſt einer der geeignetſten zur Errichtung einer Eſtancia oder eines Dorfes, denn es fehlt nicht an Holz, die Weideplätze ſind von guter Beſchaffenheit, die Felder fruchtbar, und die Nähe der ſchiffbaren Flüſſe Uruguay und Arapey gewährt entſchiedene Vortheile. Der letztere, zum dritten Rang gehörende, der von großen Piroguen bis tief in das Innere befahren werden kann, würde den Waſſer-Transport der Producte dieſer Gegend erleichtern. Gegenüber, auf dem rechten Ufer des Uruguay, erblickt man die Capilla de San Gregorio.

Es befand ſich um die Ranchos herum eine große Menge Kalebaſſen und Kürbiſſe, zum Theil grün, zum Theil dürr; dann Bruchſtücke von foſſilen Holzſtämmen, und einige ſchöne Maſſen von ſchwachblau gefärbten Quarz-Cryſtallen, welche die Indianer ohne Zweifel aus dem Innern mitgebracht hatten.

Hier beginnt eine Reihe zerſtreuter Wohnungen, Weiler und Dörfer, die von den Guarani-Indianern bevölkert wurden, welche man während des Krieges mit den Portugieſen und Braſiliern aus den Pueblos der Miſſionen nahm. Die Maßregel war zweckmäßig, der Plan gut ausgedacht, denn vom Arapey bis an die braſilianiſche Gränze legt man kaum 8 Stunden zurück, ohne einen Weiler oder mindeſtens einige Hütten anzutreffen; unglücklicherweiſe aber haben dieſe Indianer gar keine Betriebſamkeit, ſind von Natur zur Faulheit geneigt, und blieben ſich zu ſehr ſelbſt überlaſſen. Mit Unmuth ſahen die Braſilianer, wie täglich die Bevölkerung des Gebiets abnahm, nach welchem ſie lüſtern waren; ſie bearbeiteten daher die Guarani's ſo lange, bis dieſe die erklärten Feinde der Bewohner der Banda Oriental wurden. Jetzt vereinigten ſich dieſe anfänglich ſo lenkſamen Indianer mit den ſtolzen Charruas, geſellten ſich verbrecheriſche Gauchos zu, und plünderten und verheerten gemeinſchaftlich alle Eſtancia's, ſo wie die Wohnſtätten im Innern, um die geſtohlenen Thiere und Häute den Portugieſen und Braſilianern zu verkaufen, die ein ſolches Mittel, ſich zu bereichern, ſehr bequem fanden, während zugleich der Haß befriedigt wurde, den ſie gegen die von ihnen immer noch Spanier genannten Bewohner nährten. Auch bedienten ſich die Parteimänner dieſer Guarani's und Charruas als Werkzeuge, um Schrecken und Verwirrung in der Republik zu verbreiten; die Regierung mußte eine energiſche Maßregel ergreifen, um das Eigenthum der Bürger ſicher zu ſtellen, und Ordnung im Freiſtaate zu handhaben. Sie ſandte daher Truppen aus, welche alle dieſe indianiſchen Pflanzvölker nebſt den in den Gebirgen der nördlichen Gränze verſteckten Ueberreſten der Charruas vernichteten. Ein Theil kehrte nach den ehemaligen Miſſionen zurück, ein anderer wurde gefangen nach der Hauptſtadt geführt, wo man die Weiber und Kinder in Privathäuſern vertheilte, die Männer aber dem Heere einverleibte. Seit jener Epoche, die nicht älter iſt, als das Jahr 1833, liegt die ganze Landſtrecke, die vom Salto bis nach Braſilien ſich ausdehnt, ganz menſchenleer und verödet da, und wollte man ſtändige Niederlaſſungen daſelbſt gründen, die nur von irgend einiger Bedeutung wären, ſo müßte man Colonien organiſiren, welche aus betriebſamen Ausländern beſtünden, und von geſchickten Männern beaufſichtigt, aufgemuntert und geleitet würden.

An dieſem verlaſſenen Orte brachten wir die Nacht zu. Ein komiſcher Streich, den uns der Zufall hier ſpielte, gab uns viel zu lachen. Während wir nämlich zu Fuß unſern Weg fortſetzten, entdeckten wir etwa zwei Stunden von da ein Randu-Neſt, d. h. einen großen Haufen von mehr als 60 Eiern, über denen ein männlicher Randu brütete. Ich habe bereits erwähnt, daß unter Randu der americaniſche Strauß zu verſtehen iſt, der dem africaniſchen an Größe bedeutend nachſteht, und überdieß ſich dadurch von letzterem unterſcheidet, daß er drei Zehen anſtatt zwei hat. Erfreut über dieſen guten Fang, theilten wir ihn begierig unter uns, und verwahrten die Beute in unſern Kleider- und Waidtaſchen und in Sacktüchern. Unſer Provencer, der weniger genügſam war, als wir, zog ſeine Beinkleider aus, und bediente ſich ihrer ſtatt eines Sackes, damit er deren deſto mehr fortbringen könne. So ſchritten wir denn mit unſerm Schatze in der fröhlichſten Stimmung durch die hohen Gräſer, das Schilfrohr und die ſchlammigen Sümpfe. Als wir jedoch an's Fahrzeug kamen, fiel Einer von uns in's Waſſer; ſeine Eier zerbrachen, und ſiehe da — ſie waren ausgebrütet! Nur unſerm Provencer lächelte das Glück; denn die ſeinigen hatten ſich unterwegs in ſeinen Sammetbeinkleidern zu einem ſtattlichen Eierkuchen metamorphoſirt.

Am 6. kamen wir an dem verwüſteten Dorfe Belen vorbei, und machten da Halt, um das Mittagmahl einzunehmen. Dieſes Dorf liegt zwar mehr als eine Meile vom Bette des Uruguay auf einer Anhöhe; allein in Folge der Ueberſchwemmung befand es ſich jetzt mit dem Waſſerſpiegel in gleicher Linie. Wir beſuchten die verfallenen Ranchos deſſelben; zwanzig ſtanden noch, mit Inbegriff der Kirche, die gleichfalls nichts weiter als eine Hütte war. Belen liegt gegen 20 Stunden vom Salto, auf einem ziemlich günſtigen Punkte für den Ackerbau und den Handel auf dem Uruguay.

Am 8. machten wir, um zu übernachten, in einem Orte Halt, der la Chacra del padre heißt, weil er dem Pfarrer von Santa-Roſa oder Bella-Union gehörte, von wo wir nur noch 3 Stunden entfernt waren. Wir brachten unſere Recados und unſere Waffen nach dem verlaſſenen Rancho, und richteten uns da eben ſo fröhlichen Muthes ein, als wäre es der beſte Gaſthof, denn wir wurden es nachgerade müde, die Nacht unter freiem Himmel in den Pajonales zuzubringen. Vor der Thüre machten wir ein großes Feuer an, ſowohl um die Moskitos zu vertreiben, als auch um uns zu trocknen, denn unſere Kleider waren ganz durchnäßt.

Jn dem Rancho fand ich zufällig einen ſehr ſchönen Dämmerungsfalter und einen Nachtfalter: dann einige Neſter des grün vergoldeten, allerliebſten Colibri die an einem Schilfrohrhalme oder an einem dünnen ledernen Riemen am rauchigen Dache hingen; endlich Schildkäfer (Sturmhauben) von zwei Arten, die ſich in ſolcher Menge vorfanden, daß man ſie mit Ameiſenhaufen hätte verwechſeln können. Kurz zuvor, ehe wir an dieſer alten Chacra ankamen, hatten wir zahlreiche und mannigfaltige Waſſervögel geſehen, aber mitten unter ſo unzugänglichen Sümpfen, daß wir ihnen unmöglich hätten nahe genug kommen können. Sie lebten alle im beſten Einverſtändniſſe mit einander, ohne auf irgend eine Weiſe in dieſen ungeheuern Sümpfen geſtört zu werden, wo man keine andern Bäume als Seibos mit purpurnen Blüthen, und einige Mimoſas mit violetten Staubfäden erblickt.

Jn dieſen Gewäſſern liegt eine große Jnſel, welcher die Seeleute den Namen Jſla de las Garzas (Jnſel der Reiher) beigelegt haben, weil ſie mit einer Menge von weißen Reihern bedeckt iſt, die auf den dort wachſenden, hohen Bäumen niſten. Zur Brunſtzeit ſieht dieſes Eiland ganz weiß aus, ſo ungeheuer iſt die Anzahl der genannten Vögel.

Am 9. langten wir vor dem verlaſſenen Dorfe Santa-Roſa oder Bella Union an. Es ſtanden nur noch etwa 40 Ranchos aufrecht; im Jahre 1832 ſcheinen deren aber noch mehr als 200 vorhanden geweſen zu ſeyn; auch mag dieſer Ort wohl eine größere Bevölkerung und bedeutendern Handelsverkehr gehabt haben als der Salto; denn es war ein Zoll-Bureau da, ein Hafen-Commandant, und ein militäriſcher, zugleich mit der Polizei beauftragter Commandant. Es war die Gränz-Bevölkerung der Banda Oriental gegen die braſilianiſchen Miſſionen hin, die nur zwei Stunden davon entfernt ſind.

Bald erreichten wir jetzt den braſilianiſchen Boden und bemerkten mit Vergnügen eine namhafte Veränderung in der äußern Geſtaltung des Landes; wir ſahen grüne Felder, auf denen Bäume vertheilt waren, zahlreiche Heerden auf den Abhängen der Hügel und in den Ebenen; eine Menge Hirſche und Strauße, kurz einen Anſtrich von Leben und Cultur, der mit den Wüſten, durch die wir bisher gewandert waren, einen auffallenden Contraſt bildete. Die Braſilianer ſind zwar weder betriebſamer, noch emſiger, als die Bewohner der Banda-Oriental und der argentiniſchen Republik, allein bei und nach dem Occupations-Kriege haben ſich die Eſtancia's anſehnlich vermehrt, und ein großer Theil der zahmen Hausthiere, welche die Gauchos während dieſer Kämpfe geraubt hatten, bevölkerte die braſilianiſchen Waideplätze. Auch iſt man darauf bedacht, die Felder öfters abzubrennen, wodurch das Gras wieder kräftiger aufſchießt, und der Boden ungleich fruchtbarer wird; denn die Aſche enthält viel Salz, welches zugleich die ſchädlichen Thiere, als: kriechendes Ungeziefer, Heuſchrecken und Ameiſen vertilgt, die ſich während der heißen Jahreszeit überall außerordentlich vermehren.

Die Nacht des 9. brachten wir am Saume eines Gehölzes am Ufer des Arroyo del Tigre (Tigerfluß) zu. Hier ſtießen vier bewaffnete Braſilianer zu und die ſich mit einer langen Pirogue nach einem nicht weit entfernten Orte begaben. Im Salto ſah ich zum erſten Mal dieſe Piroguen, die große Aehnlichkeit mit Wallfiſchbooten haben, und aus einem ausgehöhlten Baumſtamme beſtehen, deſſen ſehr leichtes und zähes Holz ſich zu dieſem Gebrauche vorzüglich eignet. Sie gaben uns mit dem beſten Willen ein Stück friſches Fleiſch, deſſen wir ſehr bedürftig waren, denn unſer Vorrath, den wir in einem Stück Leder auf einander gelegt hatten, bevor er recht ausgetrocknet war, begann bereits, des unaufhörlichen Regenwetters wegen, in Fäulniß überzugehen. Mit Ausnahme einiger Tauben, Kibitzen und Hirſche, wenn wir deren habhaft werden konnten, ſpeiſ'ten wir gewöhnlich nur von dieſem ſchlechten, ſtark geſalzenen Fleiſche, welches gebraten oder gehackt wurde; und dazu verzehrten wir Maniokmehl anſtatt Brod. Die Braſilianer ſagten uns alsbald, daß wir auf dem braſiliſchen Boden weder von Menſchen noch von Thieren das Geringſte zu befürchten hätten; es verhalte ſich da ganz anders, wie in dem Lande, aus welchem wir ſo eben gekommen ſeyen. Sie erzählten uns zugleich von mehren Räubereien, die ſeit Kurzem verübt worden, und verſicherten, wir dürften uns ſehr glücklich ſchätzen, von den umherſchweifenden Indianern, die ſich an den Ufern des Uruguay herumtrieben, um die Reiſenden auszuplündern, nicht angegriffen worden zu ſeyn.

Ich werde mich nicht lange bei den Entbehrungen und dem Elende aufhalten, das wir während einer Fahrt von fünf Wochen auf einem großen, ausgetretenen Strome, in einem faſt verödeten Lande, dem Ungemach einer regneriſchen und ſtürmiſchen Jahreszeit ausgeſetzt, zu erdulden hatten. So regnete es z. B. vom 10. bis 18. unaufhörlich; dann erhob ſich plötzlich ein ſo heftiger Wind, daß wir bis in die Mitte des Stromes fortgeriſſen wurden, und unſer Steuerruder bedeutenden Schaden nahm; hätte ich nicht Werkzeuge bei mir gehabt, ſo wäre es uns unmöglich geweſen, es wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen. Erſt nachdem wir zwei Tage unter einem durchlöcherten Zelte zugebracht hatten, das aus dem einzigen Baumwolle-Segel unſeres Fahrzeuges gemacht war, ſahen wir die Sonne wieder am Himmelszelte leuchten; allein ſie hatte ein ſo blaſſes Ausſehen, wie ein Kranker, der ſo eben dem Grabe entronnen iſt. Deſſen ungeachtet belebte ſie uns mit freudiger Hoffnung auf beſſere Tage; ihre Erſcheinung richtete unſern Muth wieder auf, der dadurch ſehr niedergeſchlagen worden war, daß wir unſer Gepäck und unſere Sammlungen, ſo wie verſchiedene Gegenſtände, die wir für Herrn Bonpland beſtimmten, mit gänzlichem Verderben bedroht ſahen.

Als die Sonne nach und nach wieder ihre Kraft erlangte, und mit ihren belebenden Strahlen unſere durchnäßten Kleider durchdrang und erwärmte, da heiterten ſich unſere finſter gewordenen Geſichter allmählig wieder auf. Wie unentbehrlich iſt doch die Sonne in dieſen weiten Einöden, wo man ſo große Strecken durchwandert, ohne auf ſeinem Wege auch nur eine einzige Hütte zu finden, um gegen die Gewitter oder gegen den kalten Pampero ſich zu ſchützen. Gegen die Sonnenhitze, ſie mag auch noch ſo drückend ſeyn, kann man ſich immer einigermaßen verwahren, allein regnet es auch nur einige Tage hier, ſo entſtehen ſogleich Ueberſchwemmungen, und es werden große Verheerungen angerichtet. Ueberſchreitet in dieſen niederen Gegenden die Regenzeit das gewöhnliche Maaß, ſo verbreitet ſie allgemeine Beſtürzung unter den Bewohnern der Städte und Dörfer; durch das Anſchwellen der Flüſſe ſind die Verbindungen ſehr erſchwert; der Boden wird ſchlammig, die Fuhrwerke bleiben ſtecken, oder ihre ungeheuern Räder, die nur ſehr ſchwerfällig um eine hölzerne Achſe ſich drehen, brauchen ganze Monate, um einen Weg von 30—40 Stunden zurückzulegen. Durch die ſchlecht verwahrten, mit Binſen und Schilfrohr gedeckten Wohnungen rinnt das Waſſer in den innern Raum, Niemand verläßt ſeine 4 Pfähle; aller Handel ſtockt; kurz alles iſt traurig und geht zu Grunde; ſelbſt die Thiere werden ſchweigſam und niedergeſchlagen, wenn es häufig regnet.

Am 14. kamen wir vor dem Weiler Santa Anna vorbei; es iſt der erſte braſilianiſche Wohnſitz, wenn man den Uruguay hinauffährt. Das ungeheure Anſchwellen des Stromes hatte manche Verheerungen in dieſem etwa aus 12 Hütten beſtehenden Weiler angerichtet, mehre waren von dem Waſſer davongeführt worden, und die übrigen einem gleichen Schickſale nahe; die armen Bewohner hatten ſich auf einer kleinen Anhöhe gelagert, das Ende dieſer Sündfluth ängſtlich erwartend.

Wer ſollte wohl glauben, daß man bei einer Reiſe auf einem Fluſſe der Hungersnoth und dem größten Elende ausgeſetzt ſeyn könne? und doch begegnet dieſes nur allzu oft denjenigen, die nicht, wie wir, mit Waffen und Schießbedarf verſehen ſind. Portugieſen, die wir in einer Pirogue vorbeifahren ſahen, und die ebenfalls den Uruguay hinabfuhren, hatten drei ganze Tage ohne Speiſe zugebracht; wir gaben ihnen unſern übrigen Vorrath von halbverfaultem, dürrem Fleiſche, und leiſteten ihnen dadurch, wie ſie uns verſicherten, einen ausgezeichneten Dienſt. Sie waren wüthend über den heiligen Antonius, weil er gegen ihre dringenden Bitten und ihre Gelübde taub geblieben. Wir ſelbſt waren auf ſehr kleine Rationen beſchränkt, und nahmen nur zweimal des Tags ein beſcheidenes Mahl zu uns; dieſe vortrefflichen Mahlzeiten beſtanden nämlich aus einem Miſchmaſch von dürrem Fleiſche und Maniokmehl, das vermittelſt Rindsfett und Flußwaſſer in einem Fleiſchtopfe mit einander vermählt wurde. Um den brennenden Durſt zu ſtillen, der nach dieſem braſilianiſchen Schmauſe unſere Eingeweide durchwühlte, zapften wir reichlich unſer großes Faß, nämlich den Uruguay, an. Unſere Jagd war auch nicht immer ergiebig, denn die Hirſche und Strauße ließen ſich nicht zu nahe kommen, und was die Tinamus und Kibitzen betraf, ſo war ihr Fleiſch ſo trocken und geſchmacklos, daß wir, da es uns an Salz gebrach, noch lieber von unſerem angefaulten Dürrfleiſch ſpeiſten.

Am 18. November, als wir eben einen ſchönen Sonnen-Aufgang bewunderten, ſprach unſer Schiffspatron, indem er uns in der Ferne einen ſehr hohen Palmbaum zeigte, den einzigen, den wir bis jetzt an dem öſtlichen Ufer erblickt hatten: „Bald ſind Sie am Ziele ihrer Leiden; denn hier iſt die Eſtancia von San-

Marcos, die von dem Dorfe Jtaquy nur etwa 10 Stunden entfernt liegt.“ Jetzt wurde mit verdoppelten Kräften gerudert, um vor Einbrechen der Nacht noch dahin zu kommen, denn wir hatten beſtändig widrigen Wind; und es war bei dem außerordentlichen Anſchwellen des Uruguay ſehr ſchwer, die Strömung zu überwältigen. Gegen Mittag ſtieg ich mit Herrn Stouel an's Land, um uns jagend nach der Eſtancia zu begeben; wir beſtiegen zuerſt einige ziemlich hohe Hügel, die mit Kieſelgeröll und Quarzgeſchiebe bedeckt waren; hierauf mußten wir durch Sümpfe ſchreiten, in denen wir eine Menge Stelzenläufer, Strauße, Hirſche u. ſ. w. erblickten. Es war ſchon finſtere Nacht, als wir an der Eſtancia ankamen, die auf einer Anhöhe lag, welche die ganze umliegende Landſtrecke beherrſchte. Die Eſtancieros (Beſitzer der Eſtancia's) halten ſehr viel auf eine ſolche Lage, weil ſie zu unruhigen Zeiten, wo man Viehdiebſtähle zu beſorgen hat, leicht über ihr Eigenthum wachen können, ohne ſich zu entfernen. Sobald Herr Stouel und ich an's Land geſtiegen waren, hatte man uns bemerkt, obgleich dieſes 3 Stunden weit von der Wohnung geſchah; und da der Eſtanciero nicht wußte, wer wir ſeyen, ſo ſchickte er alsbald zwei Peones ab, um alle im Felde zerſtreuten Pferde zuſammenzutreiben, und in den Corral (Park) zu führen.

Die Baſis dieſer vereinzelten, bis zu ihrem Gipfel mit Geſchiebe bedeckten Hügel, beſteht aus blutrothem Sandſtein; er iſt ziemlich gut geformt, eignet ſich zum Schleifſtein, und läßt ſich vortreflich zum Bepflaſtern der Trottoirs, Häuſer u. ſ. w. verwenden. Man war gerade mit Ausführung einer Ringmauer um den Corral beſchäftigt, und bediente ſich hiezu dieſes Sandſteines, der in 4 — 5 Fuß lange und 6 — 8 Zoll dicke Stücke zugehauen war. Ich ſchloß daraus, daß dieſes Sandſteinlager aufgeſchichtet ſein mußte.

In der Eſtancia San Marcos wurden wir ſehr gut aufgenommen; der braſilianiſche Beſitzer derſelben gab uns ein glänzendes Gaſtmahl, das mit vortrefflichem Oporto-Wein gewürzt war; freilich hatte er, da er uns für Kaufleute hielt, die Hoffnung genährt, irgend ein gutes Geſchäft mit uns abzumachen; und er war daher nicht wenig überraſcht, als er erfuhr, daß wir apanhadores de bichinhos ſeyen. Aber gleichviel, wir brachten nun einmal 8 Tage da zu, um uns zu erholen und mit Mundvorrath zu verſehen. Er bedauerte hauptſächlich, daß wir keinen Tabak, keine-Yerba, keinen Zucker, und kein Papier zu verkaufen hätten, weil das Austreten der Flüſſe ihn verhindert habe, ſich wieder mit dieſen Gegenſtänden in Allegrete zu verſehen, einer kleinen 10 Stunden oſtſüdöſtlich von da entfernten Gränzſtadt.

Am 21. brachten wir die Nacht 2 Stunden weiter nördlich, in einem großen pajonal (mit hohem Graſe bewachſenen Felde) zu.

Ein friſcher Südoſtwind trieb uns endlich am 22. raſch vorwärts; wir kamen am Einfluſſe des Ybicuy-quazu vorbei, der ehemaligen nördlichen Gränze der Banda Oriental, 9 Stunden ſüdlich von Jtaquy. Es iſt ein Fluß zweiten Rangs. Hierauf kamen wir an die Eſtancia Santa-Maria, fünf Stunden von Jtaquy, und an jene, welche Trinidade genannt werden, und 4 Stunden davon entfernt ſind. Es ſind der letzteren nämlich 8, und ſie bilden einen Weiler. Wir kamen ſehr nahe daran vorbei, und nahmen unſer Nachtquartier etwas weiter, dem Pueblo (Flecken) Cruz gegenüber, einer kleinen Colonie von Guarani-Indianern und einigen amerikaniſchen Spaniern, an der Küſte von Corrientes, zwei Stunden ſüdlich von Itaquy.

Am 23. November trafen wir in Itaquy ein. Der Anblick dieſes Dorfes ſtimmte uns noch trauriger als jener des Salto. Der Uruguay hatte es ganz unter Waſſer geſetzt, und die wenigen Einwohner waren kaum erſt dahin zurückgekehrt, nachdem ſie acht Tage auf einem benachbarten Hügel bivouaquirt hatten. Etwa 20 ſchlecht gebaute, regellos vertheilte, ſehr nahe an einander ſtehende Ranchos, ein ſandiger, auf der weſtlichen Seite von Eidechſen und Blindſchleichen wimmelnder, auf der öſtlichen ſchlammiger und dürrer Boden, das iſt der Anblick, welchen Itaquy im Jahre des Heils 1833 darbietet. Es befindet ſich da ein Militär-Commandant, der unter jenem von San. Borja ſteht, ein Friedensrichter u. ſ. w.

Wir brachten noch drei volle Tage in Itaquy zu, um ein anderes Fahrzeug zu nehmen, weil es unſer alter Seewolf von Honfleur alſo beſchloſſen hatte. Eigentlich war uns das ſehr lieb, denn der Charakter dieſes Mannes hatte ſich unterwegs von einer ſolchen Seite gezeigt, daß er uns zur Laſt geworden war. Uebrigens gewannen wir auch bei unſerem neuen platten Fahrzeuge; denn es war mit einem leichten Dache aus Schilfrohr und ausgeſpanntem Leder gedeckt.

Wir campirten, bis wir weiter reiſen konnten, unter einem Zelte am Rande des Waſſers, und jagten unterdeſſen in der Umgegend, um die Zeit nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen; wir fanden aber nichts als Droſſeln mit gelbem Kopfe und Bauche, und ſehr große, himmelblaue Königsfiſcher, die ſich ſogar auf die Dächer der Ranchos ſetzten.

Man kann kaum glauben, wie ſeltſam es den Bewohnern von Itaquy, und überhaupt allen Braſilianern, denen wir begegneten, vorkam, uns mit ſo vielem Gepäck und einer ſolchen Menge in ihren Augen unnützer Dinge beladen zu ſehen, d. h. mit ſo vielen frioleiras (Kindereien, Kleinigkeiten), barboletas (Schmetterlingen), bichinhos (Inſekten), capim (Heu), pedrinhos (Steinchen) ꝛc. Dieſe Gegenſtände gaben Veranlaſſung zu merkwürdigen Geſprächen mit ihnen und zu ſonderbaren Muthmaßungen von ihrer Seite. Einige glaubten, ich ſey ein Biſchof, der das Reich der Jeſuiten in den Miſſionen wiederherſtellen wolle; Andere behaupteten, wir ſeyen Spione, welche die franzöſiſche Regierung ausgeſendet habe, um das Land auszukundſchaften, und Bericht darüber zu erſtatten; wieder andere, ſehr ſcharfſinnige Köpfe hielten uns für feile Emiſſäre Don Pedro's I.; aber den Meiſten zufolge, waren wir — Narren.

Am 25. ſetzten wir unſern Weg nach San Borja fort, dieſesmal jedoch im Bette des Uruguay, der in 8 Tagen ſchon um mehr als 20 Fuß gefallen war. Unſer Fahrzeug war geräumig und bedeckt, wir brauchten daher nicht mehr täglich auf ſumpfigem Boden die Nacht zuzubringen; dann konnten wir in der That auch eines beſchaulichen Lebens genießen, das uns zur Bewunderung Gelegenheit gab, denn die Strecke von 30 Stunden, die von der erſten Miſſion uns trennte, iſt längs des Uruguay ganz überſät mit prachtvollen Wäldern, wo bei jedem Schritte ein wahrer Luxus von Vegetation ſich entfaltet. Wir hatten aber auch die Freude, eine ziemlich reichliche Erndte einzuthun.

Am erſten Dezember langten wir in dem Hafen von San Borja an. Es befanden ſich in demſelben zwei Schiffe mit Verdecken, und etwa ein halbes Dutzend platte Fahrzeuge oder Chalanas; ein Schiff von 50 Tonnen lag auf dem Werfte; es ſollte als Goelette ausgerüſtet werden, um die Fahrt auf dem Uruguay bis nach dem Salto zu machen. Der porto oder passo iſt nichts weiter als eine ziemlich ſteile, mitten im Walde angebrachte, lichte Stelle, die zum Aus- und Einſchiffen von Waaren wenig Bequemlichkeit darbietet. Der Boden beſteht aus gelbem Thon und Schlammerde, folglich aus angeſlößtem Lande.

Der Flecken San Borja liegt über eine Stunde von dem Hafen. Wenn man auf krummen und ſchlammigen Wegen durch das am linken Ufer befindliche Gehölz gekommen iſt, trifft man einige Ranchos an; es ſind jene do Porto. Obgleich die Hitze unausſtehlich war, begaben wir uns zu Fuß nach dem Flecken; die Bewohner erſtaunten nicht wenig hierüber, da ſie, wie jene der Banda Oriental und der argentiniſchen Republik, nicht gewohnt ſind, auch nur einen Schritt zu Fuß zu thun. Wir gingen über eine Strecke, die weder Bäume, noch Geſträuche, noch ſonſtiges Grün hatte, denn das Gras (eine Art von citronenartig riechender Quecke) war ſchon gelb und verdorrt. Bald erblickten wir den viereckigen Kirchthurm. So wie der Boden höher anſtieg, entdeckten wir vor uns Gebüſche, Orangen-Haine, chacaras (ländliche, mit Gärten und Geſträuch umgebene Wohnungen), um die man Gräben gezogen hatte, deren Ränder Ananas-Gewächſe (incavuata) mit blutrothen Blättern, und ſchönen, ährenförmigen Blumen begränzten; in der Entfernung aber, gegen Oſten, Gehölze von geringem Umfange, und in Zwiſchenräumen angelegt. Als wir uns umkehrten, bemerkten wir, daß wir uns weit über dem Spiegel des Uruguay befanden, deſſen Schlangenlauf hier durch dichte, prachtvolle Waldungen theilweiſe verdeckt war; der thon- und eiſenhaltige Boden erhebt ſich ſanft bis nach San Borja.

16.

Das Innere von Sao-Pedro.

San-Borja. — Die ehemaligen Miſſionen. — Abreiſe nach dem Innern. — Guaïaraca. — Alegrete. — Der Boqueron von Santiago. — Cima da Serra. — Der Jaguary. — Der Toropy. — Der Ibicu-Miri. — Santa Maria da Serra. — Sao-Martiuſo. — Caſſa, Pava. — Ankunft in Itaquy.

„Wie! ſind das Ihre merkwürdigen Miſſionen? Dieſe unnachahmlichen, rieſenhaften, großartigen Gebäude, dieſe bewundernswerthen Anlagen, dieſe pueblos endlich, die Sie uns ſo außerordentlich rühmten? — — — Nun ſo hol' Sie der T . . . . . ſammt den Jeſuiten!"

Alſo kanzelten mich meine treuen Reiſe-Gefährten herunter, entrüſtet, daß ich ihnen, auf die Autorität von Charlevoix, Funes und ein Paar alten ſpaniſchen Chronikſchreibern geſtützt, eine nichts weniger als getreue, aber ſehr pomphafte Schilderung von den Miſſionen des Uruguay gemacht hatte. Ich war kaum im Stande, ſie zu beſänftigen.

Da die Miſſionen des Uruguay, mit geringen Abweichungen, alle nach einem und demſelben Plane gebaut ſind, ſo genügt es, eine derſelben zu beſchreiben, um ſich von den anderen einen Begriff zu machen. Auf drei Seiten eines Platzes, der etwa 500 Fuß in der Länge und 400 in der Breite hat, ſtehen Erdgeſchoße aus Thon und Zimmerholz, die ſo abgetheilt ſind, daß ſie ungefähr gleiche Wohnungen bilden. Ein Ziegeldach deckt dieſelben, und ragt weit genug darüber hinaus, daß dadurch im ganzen Umkreiſe des Platzes eine Art von Periſtyl oder offener Gallerie entſteht, die in gewiſſen Zwiſchenräumen von viereckigen, aus Quaderſteinen beſtehenden Pfeilern geſtützt wird. Auf der Nordſeite dieſes Platzes ſteht die Kirche, die in Betreff des Luxus der Verzierungen und Einzelnheiten im Innern, wahrhaft ein Schauſpielhaus genannt werden kann. Von außen iſt nichts Merkwürdiges an ihr zu ſehen, denn man erblickt bloß vier Mauern aus behauenen Steinen, über denen ſich ein Ziegeldach und ein kleiner, viereckiger, inwendig mit einer Kuppel verſehener Thurm befindet. Nur das Portal zeichnet ſich vor allem Uebrigen aus, weil es, unter der Leitung der Jeſuiten, von Indianern ſehr künſtlich gearbeitet wurde, und man bei ſeiner Erbauung, ſo wie bei jener der ſämmtlichen Wohnungen, auch nicht das geringſte

Stückchen Eiſen verwendet hat. Eine von Säulen aus hartem Holze getragene Vorhalle iſt an der Vorderſeite der Kirche angebracht, zu der man vermittelſt einer aus einigen Stufen beſtehenden, viereckigen Freitreppe gelangt.

In einer Vertiefung, links von der Kirche, befand ſich das Collegium, hinter welchem ein herrlicher, mit Orangen-, Citronen- und Feigenbäumen, ſo wie mit einer Menge inländiſcher Gewächſe bepflanzter Garten ſich ausdehnte, den, ſeiner ganzen Länge nach, eine ſteinerne Mauer umſchloß. Das Collegium war, wie man ſich leicht denken kann, recht bequem und behaglich eingerichtet, und ſehr ſolid gebaut. In Verbindung mit demſelben ſtand, ihm zur Seite, ein Verpflegungshaus; dann kamen öffentliche Werkſtätten, Magazine, Küchen ꝛc. ꝛc.

Die Eingänge in den Platz ſind auf dem nördlichen und auf dem ſüdlichen Ende deſſelben angebracht. Er gleicht in der That einer Caſerne, um welche ſich ohne Ordnung Ranchos, Chacras und einige ziemlich nette und reinliche Häuschen reihen. Die Behörden und die angeſehenen Kaufleute haben die alten Wohnungen der Indianer eingenommen; der Militär-Commandant reſidirt im Collegium; das Verpflegungshaus, die Magazine und die Werkſtätten liegen in Trümmern; und anſtatt daß man dafür Sorge trüge, ſie wieder herzuſtellen, nimmt man die Materialien weg, und verwendet ſie zu neuen Bauten. Der katholiſche Gottesdienſt wird in einer Kapelle gehalten, die an die Seitengallerien des Platzes ſtößt. Während unſeres Aufenthaltes im Lande wurde der Pfarrer von San-Borja, der ſich unklug benommen hatte, daraus verjagt. Bei den braſilianiſchen Geiſtlichen findet man große Sittenloſigkeit; ich ſelbſt bin an verſchiedenen Orten Zeuge mehrerer ärgerlichen Auftritte geweſen. Die braſilianiſchen Geſetzgeber waren ernſtlich darauf bedacht, die Prieſterehe einzuführen, und die Ohrenbeicht abzuſchaffen; und beides ſcheint in der That dringendes Bedürfniß geworden zu ſeyn.

Wir nahmen im Anfang Anſtand, die Kirche zu beſuchen, weil man ſich mit jedem Augenblick erwartete, der Giebel derſelben werde einſtürzen. So oft der Wind geht, löſen ſich vom Dache mächtige Balken ab und erſchüttern, indem ſie geräuſchvoll herunter ſtürzen, die Ueberreſte dieſes antiken Gebäudes, deſſen Form ein längliches Viereck ohne Glockenthurm iſt; nur beim Eingang in den Chor über der Chorbühne, erhob ſich die bereits erwähnte Kuppel aus Zimmerholz, die mit ziemlich ſchönen Gemälden geziert war. Zwei Reihen von Säulen toscaniſcher Ordnung, aus hartem Holze, unterſtützten die Kuppel in der Mitte, und bildeten das Kirchenſchiff. Die Verzierungen ſind weggenommen worden; es waren nur noch zwei Seitenaltäre vorhanden; allein wir entdeckten einen großen Theil der Zierrathen des Chor's durcheinander aufgehäuft in zwei Seitengemächern, die vormals Sacriſteien waren. Die Vergoldungen ſahen noch ſehr gut erhalten aus; die Jeſuiten hatten weder daran, noch an den Gemälden und Bildern geſpart. Dieſe Aufhäufung von Kapitälchen, Giebeln, gewundenen, geriffelten oder glatten Säulen; dieſe Gemälde, dieſe mit ſehr feiner Vergoldung, merkwürdigen Malereien und zierlicher Bildhauerarbeit überladenen Verzierungen;

dieſe Heiligenbilder von jeder Größe, von allen Mönchsorden, einſt beſtimmt, eine impoſante Rolle zu ſpielen, mitten unter einem Volke leichtgläubiger Neubekehrter; das Alles machte gerade den Eindruck auf uns, als ſtünden wir vor einem Theatermagazin. Ich ſeufzte mitleidig auf, wenn ich an die elende Lage von Chriſten dachte, deren Schickſal durch ein tridentiſches Concilium beſtimmt wurde; das Mitleid machte aber bald der Entrüſtung Platz, als ich Heilige von natürlicher Größe ſah, deren bewegliche Augen beſtimmt waren, Blut zu weinen; während man an andern Heiligen eine Vorrichtung getroffen hatte, damit ſie mit dem Kopfe oder mit der Hand irgend etwas bejahen oder verneinen konnten! „Thun denn die Götzendiener etwas Schlimmeres?“ fragten mich hier meine Gefährten.

Die Miſſionen von San Borja wurden im Jahre 1690 von einer Colonie des Pflanzvolkes Santo-Tome geſtiftet; denn die ſehr kluge Taktik der frommen Väter beſtand immer darin, eine gewiſſe Anzahl Bewohner eines alten indianiſchen Fleckens zum Kern der neuen Bevölkerung auszuwählen; dadurch wurden die Wilden dahin gelockt, aber weniger durch die Wohlthaten des Chriſtenthums, die ſie nicht zu faſſen vermochten, als durch die Ausſicht, daſelbſt eine Zufluchtsſtätte gegen die nachſichtsloſe Strenge der Spanier, beſonders aber gegen die Grauſamkeit der Portugieſen zu finden, von denen ſie mit Hunden in die Bergwerke gehetzt wurden, wo ſie elendiglich umkamen, nachdem ſie jedoch vorher getauft worden waren.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die theokratiſche Regierung der Jeſuiten. Man muß dabei nicht aus den Augen verlieren, daß ſie eine Muſterregierung war, wie die heilige Corporation ſie gar zu gern in Europa eingeführt hätte. Die Miſſionen von Paraguay beſtanden aus 30 Flecken oder pueblos, die alſo vertheilt waren: ſieben befanden ſich am linken Ufer des Uruguay, und gehören gegenwärtig zu Braſilien; fünfzehn lagen zwiſchen dem Uruguay und dem Parana, in dem nordöſtlichen Theile der Provinz Corrientes; ſie exiſtiren zwar nicht mehr, man ſieht aber noch die Trümmer derſelben. Ihre Zerſtörung wurde ſowohl von den Braſilianern in dem Kriege der Artigas, als auch von den Indianern ſelbſt, während ihres Aufſtandes, und zuletzt von den Paraguay's bei Gelegenheit ihres Rückzuges bewerkſtelligt, dann aber von den Bewohnern der Banda Oriental vollendet. Acht Miſſionen endlich befinden ſich am rechten Ufer des Parana, folglich in dem eigentlichen Paraguay, und beſtehen immer noch. Die ſieben Miſſionen auf dem linken Ufer des Uruguay waren alſo vertheilt: San Borja lag eine Stunde vom Uruguay und 3 Stunden ſüdlich vom Fluſſe Camacua; San Nikolas am rechten Ufer des Piratini, etwa 3 Stunden von ſeinem Zuſammenfluſſe mit dem Uruguay; San Luis, San Miguel, San Lorenzo und San Juan zwiſchen den Flüſſen Piratini und Yiui, endlich Santo Angel in den Yerbales (Wälder, wo der Strauch wächſt, den man uneigentlich Miſſionskraut und Paraguaykraut nennt) an dem rechten Ufer des Yiui; San Miguel war die Hauptſtadt der Miſſionen des Uruguay.

Die acht Miſſionen, welche noch in Paraguay exiſtiren, obſchon die Jeſuiten von ihnen, ſo wie von allen übrigen, ſeit dem Jahre 1768 vertrieben worden ſind, können nichts deſto weniger einen ſchwachen Begriff von dem berüchtigten Gebäude jener ſchlauen Väter geben. Was auch der Dekan Funes (ein Zögling der gelehrten Corporation) immer ſagen mag, der apoſtoliſche Eifer hat ſicher den geringſten Theil an allen dieſen Unternehmungen gehabt. Die Jeſuiten, welche tiefe Denker, Männer von Talent, und lange Zeit hindurch die ausſchließlichen Beſitzer wiſſenſchaftlicher Schätze waren, bedurften keines großen Nachdenkens und keiner angeſtrengten Beobachtnng, um gleich nach den erſten Verſuchen wahrzunehmen, daß der Menſch ſchlechterdings wenigſtens ſchon auf der unterſten Stufe der Civiliſation ſtehen muß, um nur begreifen zu können, wovon die Rede iſt, wenn man von Religion mit ihm ſpricht, und namentlich von einer Religion, die eine ſolche Menge von Dogmen hat. Man darf auch nicht annehmen, daß die nur allzuberühmten Miſſionen der Jeſuiten durch die Verkündigung des Evangeliums gebildet worden ſey; dieſe fanden im Gegentheil ſchon mehre große, von den Eroberern gegründete Anſtalten, die ſie nur an einen andern Ort verlegten. Sie hatten daher mit bereits überwundenen, niedergeſchlagenen, unterjochten, und zur Race der Guaranis gehörenden Indianern zu thun, deren Stämme, die noch jetzt in den nördlichen Gebirgen von Paraguay als Wilde leben, ſo wenig unternehmend ſind, daß ſie ſelten einen Schaden anrichten. Wir haben bereits geſehen, welches einfachen Mittels die Jeſuiten ſich bedienten, um ein neues Pflanzenvolk zu bilden; Thatſache iſt es indeſſen, daß ſie nebenbei auch Liſt und Gewalt anwendeten, um die Anzahl der Neubekehrten zu vermehren.

Dieſe Miſſionen, ſagt Herr Rengger, in dem intereſſanten Werke: Essai historique sur la révolution du Paraguay, haben jedoch den Vorzug gehabt, die Indianer zu beſchützen; anſtatt ſie aber auf die Bahn der Civiliſation zu bringen, damit dereinſt Chriſten aus ihnen werden könnten, machten die Jeſuiten nur Automaten aus ihnen, deren ſie ſich zu ihrem Privatvortheile bedienten.

Die mühſamſten Arbeiten wurden beim Klange der Flöte und des Tambourin's verrichtet. In der That, ſehr poetiſch! Man ſtelle ſich 30,000 Indianer vor, die tagtäglich beim Klange der Flöte in Gegenwart der guten Väter arbeiteten, welche ihre Zeit mit Nichtsthun zubrachten! Man bedenke, wie ſie aus den weitentfernten Steinbrüchen mühſam Quaderſteine von bedeutender Größe herbeiſchleppten, aus welchen den ehrwürdigen Vätern geräumige und bequeme Wohnungen erbaut werden ſollten; wie ſie ungeheure Balken, Säulen von mächtigem Umfange, auf den Schultern daher brachten; wie ſie unberechenbare Reichthümer, das Erzeugniß der Eſtancia's und der Anpflanzungen von Maté, Baumwolle, Tabak, Reis, Zuckerrohr, Getreide u. ſ. w. jeden Tag für die Gemeinde nach den öffentlichen Magazinen trugen; und das alles im Takte, nach dem Klange der Flöte und des Tambourins. — Das nenne ich die Bibel verſtehen.

Säume ja nicht, geneigter Leſer, dein Vermögen in die gemeinſchaftliche Kaſſe der Herren Jeſuiten zu legen, um, wie die Guaranis, ein gemeinſchaftliches Hemd, gemeinſchaftliche Unterhoſen, gemeinſchaftliche Ration zu bekommen, und dein ganzes Leben lang barfuß zu gehen! Willſt du dir jedoch am beſten rathen laſſen, ſo beſorge deine Angelegenheiten ſelbſt, und gedenke des Grundlehrſatzes der Volksfreiheit in den vereinigten Staaten von Amerika: „Die Vorſehung — ſo lautet er — hat jedem Individuum ſo viel Verſtand gegeben, als er nöthig hat, um in Angelegenheiten, die ihn ausſchließlich betreffen, ſich ſelbſt rathen und leiten zu können.“ Das iſt die große Maxime, auf welcher die bürgerliche und politiſche Geſellſchaft des amerikaniſchen Continents beruht. Der Familienvater wendet ſie bei ſeinen Kindern an, der Herr bei ſeinen Dienſtboten, die Gemeinde bei ihren Mitgliedern, die Provinz bei den Gemeinden, der Staat bei den Provinzen und die Union bei den Staaten. Dehnt man dieſe Maxime auf die Geſammtheit der Nation aus, ſo iſt ſie der höchſte Ausdruck der Volks-Souverainetät.

Wir brachten zwei Monate in den Miſſionen zu, und gingen häufig von San Borja nach dem Piratini hin und her, an deſſen Einfluß der vortreffliche Herr Bonpland ein Einſiedlerleben führte. Der ehemalige Intendant der Kaiſerin Joſephine, der berühmte Reiſende, nahm uns mit wahrhaft väterlicher Güte auf, und bemühte ſich, ſo viel nur immer in ſeinen Kräften ſtand, zum guten Erfolge unſerer Jagden und unſerer zoologiſchen Sammlungen beizutragen. Als wir San Borja verließen, ſchickte ſich Herr Bonpland an, nach der Provinz Corrientes ſich zu begeben, von wo er alsdann Buenos Ayres bereiſen wollte.

Die ganze Gegend um den Piratini iſt gebirgig; die Weideplätze eignen ſich ſehr gut zum Aufziehen von Pferden, Mauleſeln und wolletragenden Thieren. Mit der benachbarten Provinz St. Paul findet hier ein bedeutender Mauleſelhandel ſtatt. Die Baſis der Abhänge ſchien mir aus rothem, quarzigem Sandſtein zu beſtehen. Man ſieht eine Menge von Wäldern, die jedoch keine große Ausdehnung haben; man nennt ſie *capoes* oder *matos*, in Corrientes aber *islas*.

Am 4. Februar 1834 nahmen wir Abſchied von den Herren Ingres und Cerini, weil wir eine Caravane oder einen Zug von Karren benützen wollten, die nach Rio-Pardo zurückkehrten. Dieſe Caravane beſtand aus ſieben Karren, jeder mit 8 Ochſen beſpannt; drei dieſer Fuhrwerke waren gedeckt; vor denſelben wurden 30 Ochſen und 8 Pferde zum Umſpannen hergetrieben. Außer meinen beiden Reiſe-Gefährten und mir, zählte das Perſonal den *tropero* oder *capatas* (Aufſeher, Conducteur) und vier *arreadores*, unter denen ſich zwei Neger und ein Indianer befanden; der *capataz* und ein *arreador* waren Braſilianer. Wir reiſ'ten bald zu Pferd, bald zu Fuß, bald auf den Karren.

Am Abende des 10. gelangten wir an das linke Ufer des Guaracaca; dieſer kleine Fluß läuft über ein Bett von rothem Sandſtein; er entſpringt nicht weit von da im Gebirge, und fällt, nachdem er eine Menge Bäche aufgenommen, nordweſtlich in den Camacua; ſein Waſſer war dazumal nur einige Zoll tief; beim geringſten Regen ſchwillt er jedoch bedeutend, tritt in die umliegenden Ebenen aus, und wird reißend. Nach meiner Berechnung hatten wir 14 — 15 Stunden ſüdöſtlich von San Borja zurückgelegt. Dieſe Gegend iſt gebirgig, und wechſelt häufig mit tiefen Thälern und ſteilen Bergrücken ab. Der Boden beſteht aus Sandſtein, der mit etwas Pflanzenerde bedeckt iſt. An dieſem Fluſſe beginnt die Serra, eine Gebirgskette, die zu der Serra do Mar gehört.

Am 11., um 3 Uhr des Nachmittags, fingen wir an, einen Hügel zu beſteigen, deſſen Höhe 60 Klafter betragen mochte. Die Ausſicht war hier ſehr mannigfaltig; man konnte nördlich und weſtlich eine Strecke Landes von wenigſtens 10 Stunden überſehen; auch entdeckten wir wieder viele kleine aber dichte Wälder an feuchten Stellen, und am ſüdlichen Abhang der Hügel.

Etwa 20 Stunden ſüdlich vom Guaïarça liegt Alegrete, eine kleine Gränzſtadt zwiſchen der Provinz Rio Grande und der Banda Oriental, am rechten Ufer des Guarapuytao, eines Flüßchens, das ſich nördlich in den Ybicuy ergießt. Dieſes ganz neugebaute Städtchen ruht auf felſigen Hügeln, die mit nahrhaften Weideplätzen geſchmückt ſind; das Hornvieh und die Mauleſel, die man daſelbſt zieht, werden ſehr gerühmt. Der Handel iſt lebhaft. Einige Stunden davon befinden ſich in ſüdlicher Richtung mehrere metallreiche Berge; einer derſelben enthält eine leicht auszubeutende Goldmine.

Am Abend des 13. trafen wir in einer Gegend der Cima da Serra ein, die den Namen Boqueron de Santiago führt, und ungefähr 13 Stunden ſüdöſtlich vom Guaïaraça entfernt iſt. Drei oder vier Chacaras und Eſtancias am Eingang eines waldigen Thales, durch welches ein klarer Bach rieſelte, und ziemlich viel Vieh, das auf wellenförmigen Ebenen weidete, bildeten eine recht belebte kleine Landſchaft. Wir ſahen Anpflanzungen von Mais, Maniok, Tabak, ſchwarzen Bohnen und anderen Gemüſen; zahlreiche Papageien mit violettem Halſe und Bauche, ſowie eine andere ſchöne Gattung, von blaßgrüner Farbe, mit lebhaft rothen Schultern und Schenkeln, die truppweiſe beiſammen leben; mehre Sperberarten, grünvergoldete Colibri's, ſchwarze Droſſeln und Catharten (amerikaniſche Geier). Es gab keine andere Vögel an dieſem Orte, wo wir, der Ausbeſſerung gebrochener Achſen wegen, 4 Tage verweilten.

Am 17. gelangten wir in den Theil der Cima da Serra, der am meiſten durchwühlt und wild iſt, aber auch die meiſten maleriſchen Anſichten hat. Uralte Wälder, in denen der rieſige Timba-Uva vorherrſcht, aus deſſen ausgehöhltem Stamme die größten Piroguen gemacht werden; ein Bach, der reines, durchſichtiges Waſſer führt; Hütten armer Moradores (Einwohner), die vereinzelt in der Tiefe eines breiten Thales ſtanden, wo einige Kühe und Schafe weideten; ſteile Felſen, die den Wanderer zu zerſchmettern drohten; friſch abgebrannte Felder auf den Abhängen, über denen ſchweigend Aura-Geier ſchwebten, und daneben wieder andere, mit hohen, goldſtängelichen Grasarten bedeckt, die gleichfalls beſtimmt waren, die Beute der Flammen zu werden; das Alles bildete die Haupt-

Partieen eines großen Gemäldes, deſſen äußerſte Umriſſe das Auge kaum zu erfaſſen vermochte.

Die Felſen beſtehen ſämmtlich aus Sandſtein verſchiedener Arten; am häufigſten darunter iſt der weiche, quarzige, von röthlicher und gelblicher Farbe, ſo wie noch eine andere, glänzende, von feinerem Korne und größerer Härte. Ich fand kleine Hügel, die, wie in der Gegend von San Borja, bloß aus rothem, eiſenhaltigem Thone beſtanden, aber keine Cryſtalliſationen. Wir verweilten uns an einem Bache, welcher zwiſchen Felſen aus maſſivem Sandſtein auf einem Grunde floß, der aus einem blutrothen, zellenförmigen, dem Eiſen-Hydrate ziemlich ähnlichen Stoffe beſtand, aber ſo hart war, daß ich auch nicht ein einziges Stückchen davon loszumachen vermochte. Ich war verſucht, ihn für Lava zu halten, obſchon wir in der Umgebung keine Spuren von Vulcanen entdecken konnten.

Am 18. ſtiegen wir in ein tiefes, ſandiges, mit einem ſehr großen, dichten Gehölze umgebenes Thal hinab; in der Höhe lagen überall ungeheure Sandſteinblöcke, die wie Gebäude, welche mit dem Einſturz drohen, über dem Thale hingen. Während der Nacht war eine andere Caravane zu uns geſtoßen; ſo daß die Echo's dieſer Berge lärmend von dem wilden Geſchrei der Arreadores wiederhallten, die beſtändig durch Zuruf und Geberden ihre Ochſen antrieben, noch mehr aber von dem nicht zu beſchreibenden Knarren der hölzernen Achſen, die ſich durch die Reibung erhitzten. Ich fand hier zahlreiche Triften, mit ſehr dichtem Graſe bewachſen; allein es war geſchmacklos und hatte wenig Nahrungsſtoff, ſo daß die Bewohner dieſer Berge genöthigt ſind, ihrem Vieh 4 — 5 Mal des Jahres Salz zu geben, damit es Luſt bekomme, von dieſem Graſe zu freſſen. Das Vieh iſt daher auch ſehr begierig nach Salz. Unterwegs näherten ſich mehrere Kühe und Ochſen unſeren Karren, folgten ihnen eine große Strecke weit, und beleckten ſie von allen Seiten, um uns dadurch zu verſtehen zu geben, wie gern ſie Salz freſſen möchten. Wenn ihnen die Moradores der Serra welches gegeben haben, ſo pflegen ſie gewiſſe alkaliſche Pflanzen zu verbrennen, und laſſen ſie die Aſche derſelben freſſen; das führt ſie ab und macht ſie fett. In Buenos Ayres habe ich ſogar Gauchos geſehen, die ſich dieſes Mittels zum Purgiren bedienten; ſie beſtreuten gebratenes Fleiſch mit der erwähnten Aſche, verzehrten es ſo, und tranken hierauf eine große Quantität Waſſer.

Dieſer Theil der Serra iſt nicht reich an Bewohnern. Diejenigen, welche man da antrifft, ſind arme, emſige, aber keineswegs betriebſame Leute, da man ihnen mitten in Wäldern, oder in deren Nähe unentgeldlich Land angewieſen hat; ſie führen da mit ihren Familien gleichſam ein Pflanzerleben, und haben keine andere Hülfe als die ſchaffende Natur und ein angenehmes, geſundes Clima. Sie bauen in der geeigneten Jahreszeit etwas Mais, Maniok, Bohnen und Paſteken. Ihre Viehzucht iſt nicht von Bedeutung, weil es ihnen zu ſchwer wird, ſich das zur Nahrung der Thiere erforderliche Salz zu verſchaffen. Dieſer Nachtheil, der aus der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Triften entſteht, erſtreckt ſich auf das ganze Hochland Braſiliens, ſo wie auf einen Theil der Banda Oriental; in dieſer letzteren Provinz wird jedoch nur auf der Serra, und beſonders zwiſchen dem Jaguary und der Guaïaraça das Bedürfniß nach Salz in hohem Grade fühlbar; denn in den andern Gegenden befindet ſich eine ſchlammige, ſalpeterige Thonerde, die man Barro nennt, und welche das Vieh mit derſelben Begierde frißt wie das Salz. Hätte man hinreichende Mittel, um entweder auf dem Uruguay und Ybicuy, oder über Porto-Alegre und auf dem Yacuy Salz kommen zu laſſen, ſo wäre es nicht ſchwer, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, und dann könnte man zur Zucht des Hornviehs, beſonders aber der Mauleſel, ſehr vortheilhafte Anſtalten in dieſen Gebirgen gründen.

Iſt man dem Thale zwei Stunden weit in öſtlicher Richtung gefolgt, ſo wendet ſich die Straße, abermals über Berge führend, ſüdlich; alsdann gelangt man wieder auf eine Hochebene, und die Geſtaltung des Landes verändert ſich gänzlich. Fünf bis ſechs Stunden weit ſteigt man nun beſtändig bis an den Fluß Yaguary-Guazu hinab. Hier ſieht man keine Kieſel mehr auf dem Boden, ſondern nur feinen Sand, der an vielen Stellen ſo weiß wie Schnee, an anderen aber roth ausſieht. Beim Herabſteigen kamen wir durch den Weiler San Francisco, wo ſich ehemals eine Kapelle und eine kleine, von den Miſſionen ausgegangene Colonie von Guaranis befand. Jetzt beſteht er nur noch aus 10 — 12 Hütten und 3 oder 4 aus Holz gezimmerten, und mit rothen Ziegeln gedeckten Häuſern. Es begannen jedoch neue povoadores (Gründer) ſich da anzuſiedeln, und das Land zu bebauen. Dieſer Ort liegt ſehr vortheilhaft auf einer kleinen Hochebene; die Miſſionsſtraße geht durch denſelben, auch beherrſcht er eine große Landſtrecke, und iſt mit Wäldern, Bächen und Triften umgeben. Er wird daher in kurzer Zeit der Marktplatz der Weiler und Eſtancias der Serra der Miſſionen werden.

Eine Stunde von dem Weiler San Francisco ſetzten wir über einen kleinen Fluß, der Yaguary-Miri (kleiner Yaguary) heißt; er fließt über weißen Sand, und tritt beim geringſten Regen aus; da er aber äußerſt wenig Tiefe hat, ſo kann man ihn zu jeder Zeit durchwaten.

Am 19. hatten wir die Serra zu unſerer Linken. Nachdem wir häufig auf und ab geſtiegen waren, und einzelne, mit düſtern Wäldern bedeckte Hügel umgangen hatten, gelangten wir an das rechte Ufer des Yaguary-Guazu (großer Yaguary), ein Fluß dritten Rangs, deſſen Umgebungen prachtvoll ſind; er entſpringt im nordöſtlichen Theile der Serra, und ergießt ſich nach vielen Krümmungen ſüdweſtlich in den Ybicuy-Guazu.

Der Yaguary hatte ſehr niederen Waſſerſtand, was ein großes Glück für uns war, denn wir hätten ſonſt große Schwierigkeit gehabt, ohne Unfall über denſelben zu ſetzen. Er fließt an dieſer Stelle über ein Bett von Sand und Geſchiebe; die Ufer, welche eine 20 Fuß hohe Abdachung haben, beſtehen aus weißem, grobkörnigen Sande; das linke Ufer ſcheint eine wahre Düne zu ſeyn, ſo ſehr hat ſich der Sand dort angehäuft. Ungeachtet der ſteilen Abdachung ſeiner Ufer trat dieſer Fluß vor Kurzem 4 — 5 Fuß hoch über ſein natürliches Bett in die benachbarten Ebenen aus.

Der Furt gegenuber, ungefähr eine Viertelſtunde entfernt, erhebt ſich ein auf der grünen Ebene einzeln daſtehender Berg über hundert Klafter hoch, und erſcheint wie eine ungeheure Feſtung, die man errichtet hätte, um den Durchgang zu vertheidigen, und die Ebene zu ſchützen. Er hat ganz die Geſtalt eines Katafalks; der Gipfel mag etwa 60 Klafter Länge auf 10 Klafter Breite haben, während der Rücken ſich nördlich und ſüdlich zu beiden Seiten bedeutend ausdehnt. Die gegen Weſten ſchauende Seite iſt regellos bewaldet, und läßt grüne, lichte Stellen hindurchblicken. Die gegen den Gipfel hin nackt zu Tag liegende Steinmaſſe bildet ein Karnies, das die ganze Länge einnimmt, und oben mit einem immer grünen Raſenteppich bedeckt iſt. Auf der öſtlichen Seite ſteht ein dichter Wald. Von dem Rücken und Fuße dieſes ſchönen Berges gehen ſtrahlenförmig Bäche und Quellen aus, die von hohen Bäumen beſchattet werden. Die meiſten dieſer Bäche ergießen ſich in den Yaguary, nachdem ſie durch die Ebene ſich geſchlängelt haben. Dieſer Fluß, der von Nordoſt bis Sudoſt alle dieſe Wieſengründe umſchließt, erhöht nicht wenig die Schönheit der Landſchaft. Etwas weiter, gegen Sudoſt, ſtellt ein anderer iſolirter Berg, von gleicher Höhe wie der Katafalk, das Bild eines Kegels dar, der ſich geſenkt hat; er iſt bis an den Gipfel ſo dicht bewaldet, daß er ganz ſchwärz ausſieht. Auf dem linken Ufer des Yaguary ſtand damals eine Eſtancia mit einer Venda; auf dem rechten Ufer, aber in einiger Entfernung vom Fluſſe, und auf einem andern Hügel, ebenfalls eine Eſtancia, mit rothen, an Ort und Stelle ſelbſt fabricirten Ziegeln gedeckt.

Als wir den Boqueron verließen, hatten wir 5 Stunden nordöſtlich, 4½ Stunden ſüdöſtlich, und 4 Stunden öſtlich zurückgelegt, ſolglich im Ganzen beiläufig 13½ Stunden vom Boqueron de Santiago bis zum Paſſo des Yaguary-[redacted]

Man trifft in dieſer Gegend viele rothe Brüllaffen oder Heuler an, welche die Braſilianer Bugios nennen. Sie klettern truppweiſe auf die Wipfel der großen Bäume, beſonders der Cedern, und ſtoßen bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, aber auch unter Tag, zumal wenn es bald regnet, ein fürchterliches Geheul aus, welches, wie das Heulen des Windes, allmählig zunimmt, und plötzlich einer kurzen Stille Platz macht, oder einem Grunzen, das mit jenem einer Heerde Schweine große Aehnlichkeit hat. Wir tödteten ein altes, ſehr bartiges, faſt ganz rothes Männchen; das Weibchen, welches wir bloß verwundeten, war von weißlicher Farbe, wie jenes des ſchwarzen Heulers; die Farbe eines jungen, noch nicht zwei Jahre alten Männchens ſpielte vom Weißen in's Rothbraune. Wir trafen deren viele in alten großen Gehölzen bis Porto-Alegre auf dem 30. Breitegrade an; und ich kann mit Beſtimmtheit behaupten, daß es deren ſudlich von Caſſa-pava, unter dem 31. Parallelkreiſe gibt, was der Anſicht eines beruhmten Reiſenden widerſpricht, welcher glaubt, daß in dem ſüdlichen Theile des neuen Continents der 27te Grad die geographiſche Gränze der Affen ſey.

Selbſt zwiſchen Rio-Pardo und Porto-Alegre habe ich Affen geſehen, obſchon im Winter die Kälte dort bedeutend iſt. Einer meiner Freunde hat einen lebendigen im Monat Juni nach Buenos Ayres gebracht. Auch die contis ſind in der erwähnten Gegend zahlreich. In Porto-Alegre verkaufen die Neger die ſehr ſchönen Felle derſelben, ſo wie der Bugios um eine Kleinigkeit.

Eſtancias und Chacaras giebt es in dieſer Gegend in Menge. Der Boden beſteht aus gelbem und rothem Thon, der Glimmertheilchen enthält. Auch vielen poröſen Sandſtein entdeckte ich, den man ganz gut zum Filtriren gebrauchen könnte; allein die Bewohner dieſes von der Natur ſo ſehr begünſtigten Landes haben eine ſolche Arbeit nicht nöthig, da man in jedem Gehölze, in jedem Thale einen Bach oder eine cryſtallhelle Quelle antrifft, die durch ihre Friſche und Durchſichtigkeit zum Trinken einladet.

Am 21. war der Himmel trüb; anfangs hatten wir Nordwind, dann Nordweſtwind; gegen Mittag Weſtwind; er wehte ſehr ſtark. Die Hitze wurde zum Erſticken ſchwül. Es zog ſich im Süden ein Gewitter zuſammen, welches raſch gegen Norden über der Serra heraufſtieg, wo es gegen 5 Uhr des Abends ſich entlud. Bei dieſer Gelegenheit ergoß ſich der Regen in Strömen; wir bewunderten, auf welche auffallende Weiſe die ſtark verdichteten Wolken wie Rauchſäulen zwiſchen den Spitzen der Berge und der darauf befindlichen Wälder hindurchzogen.

Wir kamen durch den Weiler San Vicente. Seine Bevölkerung beſtand aus etwa 20 Familien von Guarani-Indianern, die ſich unter der Leitung eines braſilianiſchen Lieutenants befanden, welcher den Befehlen des Commandanten von Sao-Borja gehorcht. Es iſt eigentlich nur eine Eſtancia, die gleichſam durch ein Wunder in den Händen der Guaranis geblieben iſt. Dieſe gehörte zu der Miſſion von San Miguel. Graswuchs und Kräuter ſind beſſer als in der Serra. Vom Yaguary an werden ſie nicht ſo hoch, haben aber mehr Nahrungsſtoff, und ſcheinen ſchmackhafter zu ſeyn. Es finden ſich da wahrſcheinlich horreiros, denn das Vieh gedeiht ohne Hülfe des Salzes. Der Boden iſt ſehr ſandig und wellenförmig; die minderſtämmigen Bäume ſind vom Fuße bis zum Wipfel von Flechten, flechtenartigem Mooſe und Schmarotzerpflanzen umrankt.

Zwiſchen Sao-Vicente und dem Toropoy traf ich auf den Hügeln zahlreiche foſſile Trümmer organiſcher Körper aus dem Pflanzenreiche an. Es waren Stämme kieſelartiger Bäume, dicotyledones, von 3 — 4 Fuß Länge. Die Straße war damit, ſo wie mit Sandſteinen und Geſchieben von ſchwarzen Kieſeln gepflaſtert. Ich hätte gern einige Ausgrabungen gemacht, denn es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Hügel großentheils aus ſolchen Trümmern gebildet ſind, und daß man thieriſche Gebeine darin finden müßte. Ich nahm mehre ſchöne Bruchſtücke dieſes Holzes mit; man trifft deſſen in einem Umkreiſe von mehr als 40 Stunden an. — Gegen Ende des Tages kamen wir an das rechte Ufer des Toropy, eines Fluſſes vierten Ranges (ſtets im Vergleiche mit dem Uruguay); es fiel ein ſtarker Regen, und lärmend durchrollte der Donner die Serra, die wir auf 4 — 5 Stunden zu unſerer Linken hatten. Da wir mit Recht befürchteten, dieſe Gewitterregen möchten den Fluß raſch anſchwellen, ſo riethen wir dem Tropero, den Uebergang zu verſuchen; er entſchloß ſich auch dazu, obgleich wir mit tiefer Finſterniß bedroht waren.

Die Ueberfahrt über den Toropy iſt jederzeit ſehr ſchwierig, beſonders aber, wenn es geregnet hat. Auf der Weſtſeite ſchreitet man durch ein düſteres Gehölz, das von tiefen und ſchlammigen Ableitungsgräben durchzogen iſt. Der Grund des Bettes beſteht aus Sand, unter welchem ſich ſtellenweiſe Geſchiebe befindet; das linke, um 12 — 15 Fuß höhere Ufer iſt aus einer Lehmbank und Sand gebildet; zur Regenzeit wird es daher ſehr ſchlüpferig und eine wahre Klippe für Züge von Karren. Nur mit unglaublicher Noth und Mühe gelang uns der Uebergang; man mußte acht Paar Ochſen anſpannen, und obſchon ſie ſich ungeheuer anſtrengten, ſo wurde doch ein Karren im Hinauffahren umgeworfen; ein anderer blieb ſehr lange ſtecken, und erſt ſpät in der Nacht konnte man ihn endlich durch eine vermehrte Anzahl von Ochſen, und durch Ausgraben um die Räder herum, von der Stelle bringen. Es regnete die ganze Nacht hindurch; wir befanden uns im erbärmlichſten Zuſtande, und zum Uebermaße des Unglücks konnten wir ſchlechterdings kein Feuer anmachen. Es iſt in der That keine leichte Aufgabe, einen dieſer Karren wieder aufzurichten. Erſt muß man die Häute, die Roßhaare oder andere Waaren, mit denen er bepackt iſt, abladen; dann am äußerſten Ende des toldo (leichtes, bogenförmiges, ſehr hohes Dach, womit ſie gedeckt ſind) Seile feſtmachen; hierauf eine Menge Ochſen daran ſpannen; und man iſt ſelten auf's erſtemal ſo glücklich, ſeinen Zweck zu erreichen.

Am folgenden Tage ſtieg ich in das Bett des Toropy hinab, und fand eine große Menge foſſilen Holzes verſchiedenartiger Gattungen; mehr als die Hälfte der Geſchiebe war von dieſer Beſchaffenheit. Wir hatten vom Yaguary bis zum Toropy neun Stunden gemacht, erſt nordöſtlich, dann öſtlich, dann oſtſüdöſtlich bei dem Uebergang über den letztgenannten Fluß.

Den 22., Morgens eilf Uhr, machten wir uns wieder auf den Weg, um den Ybicuy zu erreichen, der von obenerwähnter Stelle nur zwei Stunden entfernt iſt. Wir mußten eine niedrig gelegene, ſehr ſumpfige Ebene durchziehen, die von Waſſervögeln wimmelte. Ich habe nirgendswo ſo viele und ſo mancherlei Vögel beiſammen getroffen; vorzüglich aber waren es Ibis, Reiher, Kraniche, Waſſerhühner, große Waſſerſtelzen, Waſſerſchnepfen, Kibitzen, Enten ꝛc. Beſonders ſchön ſind die Reiher, die man Sonnenflöten nennt; in den Miſſionen, wo man ſie ſehr häufig antrifft, hatte ich Zeit, ſie zu beobachten; wir ſahen ſie da jeden Morgen auf einem dürren Baume ſitzen, wo ſie mit ſenkrecht ausgeſtrecktem Halſe in die Sonne ſchauten, und ein gedehntes, ſanftes, ſchwermüthiges Pfeifen hören ließen, das denſelben Effect machte, als wenn man auf einer Flöte den nämlichen Ton mehremal hinter einander bläst.

Wir jagten auf dem ganzen Wege, mitten unter Schlupfhäfen, Lagunen und Binſen. Wir ſchoſſen eine Aura-Catharte, und drei bleifarbige mandurrias (Tantale albicollis, Lin.). Dieſe letzteren werden in den Miſſionen und im

Innern dieſer Provinz ſehr häufig angetroffen. Man hört ſie Morgens und Abends auf weite Entfernungen. Als ich an den Ufern des Tamacua jagte, ſah ich ſie des Morgens aus den Wäldern weit in die Ebenen fliegen, und des Abends nach derſelben Stelle zurückkehren, wobei ſie faſt immer den nämlichen Weg machten.

Ehe man den Ibicuy erreicht, ſtößt man auf mehre ſchlimme Stellen; unter anderen auf ein Gewäſſer, das, ſeiner Tiefe wegen, füglich für einen Fluß gelten könnte. Der Ibicuy iſt hier ein Fluß vom vierten Rang; er kommt aus Nordoſt, wo er mitten in der Serra entſpringt. Nachdem er 12 — 15 Stunden weit mit der Bergkette parallel gelaufen iſt, nimmt er ſüdweſtliche Richtung, um mit dem Uruguay ſich zu vereinigen, und empfängt bedeutenden Zuwachs durch viele kleine Gewäſſer. Darf ich den an Ort und Stelle ſelbſt eingezogenen Erkundigungen Glauben ſchenken, ſo wird dieſer Fluß mit Unrecht durch das Wort mini oder miri (d. h. klein) bezeichnet; denn man verſichert, er ſey derſelbe, der ſich direct in den Uruguay ergießt, nachdem er den Topory, den Jaguary und unzählige kleinere Flüſſe, ſowohl von Norden, als von Süden her, aufgenommen. Das kann auch keineswegs auffallend erſcheinen, denn auf allen Landkarten iſt die Gebirgskette (die Serra) als nach Süden, zwiſchen dem Jacuy und dem Ibicuy-miri ſich hinziehend angegeben, während ſie im Gegentheil den öſtlichen und weſtlichen Windſtrichen bis jenſeits des Jaguary folgt. Die Karten bedürfen demnach einer weſentlichen Berichtigung.

Bei niedrigem Waſſerſtand iſt der Uebergang über den Ibicuy ſehr leicht zu bewerkſtelligen, weil ſeine aus bloßem Sande, ohne Beimiſchung von Geſchiebe oder Steinen irgend einer Art beſtehenden Ufer mit geringer Mühe überſtiegen werden. Der am Abende zuvor gefallene Regen hatte ihn ſchon ſo angeſchwellt, daß wir unſer Gepäck abladen und auf den Toldo unſeres Karrens legen mußten; ein Glück war es für uns, daß wir unſere Sammlungen in blechernen Kiſten verwahrt hatten, denn ſonſt würden ſie ſehr Noth gelitten haben, da das Waſſer zwei Fuß hoch in den Karren drang. Die Ochſen mußten ſchwimmen. Am folgenden Tage hätten wir nicht mehr hinüber kommen können, weil ſich zum Transporte der Waaren keine Pirogue da befand, folglich wären wir genöthigt geweſen, das Fallen des Waſſers abzuwarten. Wir hatten in ſüdlicher Richtung 2½ Stunden in Sümpfen zurücklegen müſſen.

Der 23. wurde zum Trocknen des während der Ueberfahrt durchnäßten Leders und zum Carnear (Fleiſchpöckeln) verwendet. Zwei Büchſenſchüſſe vom Paſſo lag auf einem von Oſt nach Südweſt ſich ausdehnenden Hügel eine Eſtancia. Immer beſſer wird hier die Beſchaffenheit der Triſten; ſie ſind äußerſt nahrhaft; das Vieh wird ſchnell fett, da vom Toropy kein Mangel an Salz mehr fühlbar iſt. Die Vegetation bietet wenig Abwechslung dar, allein man findet ſchöne Gräſer mit zahlreichen, ſcheibenartigen Synanthareen von blauer Farbe, gelben Nachtſchatten und blauen Verbenaceen, die in dem üppigen Grün der Wieſen zerſtreut ſind.

An Fiſchen iſt Ueberfluß im Ybicuy, ſo wie in allen Flüſſen und Bächen, über welche wir ſetzten.

Man ſieht häufig Heerden von Ochſen und Kühen vorbeiziehen, welche nach den Charqueadas, in der Gegend von Rio-Pardo, getrieben werden. Während der zwei Tage, die wir da zubrachten, ſahen wir nicht weniger als 1200 Kühe. Es iſt merkwürdig, dieſe Uebergänge zu betrachten. Das Gepäck der Arreadores (Führer) wird in ein Leder gethan, deſſen aufgeſtülpte Ränder ein kleines, ſehr gut auf dem Waſſer ſchwimmendes Schiffchen bilden. Ein ſchwimmender Indianer leitet es an einem Seile, das er in der Hand hält. Auf dieſe Weiſe ſahen wir einen und denſelben Indianer achtmal über den Fluß ſetzen, ohne daß er ausruhte, oder ermüdet zu ſeyn ſchien; und doch betrug die Breite mindeſtens 15 Klafter. Die übrigen Peones ſetzten ohne Sattel auf ihren Pferden über; ſie gebrauchten die Vorſicht, ſich längs der Seiten des Pferdes hingleiten zu laſſen; nun hielten ſie ſich mit der rechten Hand an der Mähne feſt, während ſie mit der andern ſchwammen, und das Pferd durch Schläge an den Kopf lenkten. Iſt der Uebergang, entweder in Folge des außerordentlich hohen Waſſerſtandes, oder einer allzuheftigen Strömung wegen ſchwierig, und verſteht der Mann das Schwimmen nicht genug, um es wagen zu dürfen: ſo ſetzt er ſich nebſt einem Theile des Gepäckes in das Leder; das Seil wird an dem Schweife eines Pferdes feſtgebunden, und ſo fährt er hinüber, jedoch nicht ohne Gefahr; denn wenn das Pferd nicht gut ſchwimmt oder unlenkſam oder ermüdet iſt, ſo ſteht zu befürchten, daß das Lederſchiffchen ſich entweder mit Waſſer füllt, oder ſammt dem Pferde in den Strom geriſſen wird. Auf ſolche Weiſe verunglückte Dr. Friedrich Sillow mit zweien ſeiner Reiſegefährten, während er in der Provinz St. Paul über einen groſen, ausgetretenen Fluß ſetzte.

Die Umgebungen des Toropy und des Ybicuy ſind bei weitem nicht ſo angenehm als jene des Yaguary und des Yacuy; ich halte ſie auch nicht für ſehr geſund. Die Gebirge der Serra, die mit dichten Wäldern bedeckt ſind, welche man nordweſtlich von Toropy und nordöſtlich von Ybicuy entdeckt, bieten indeſſen doch einen impoſanten Anblick dar. Die ganze Landſtrecke, welche unter dieſen Bergen, das heißt öſtlich, ſüdöſtlich und ſüdweſtlich ſich ausdehnt, beſteht aus niedrigen, ſumpfigen Ebenen, die ſich in kleine, mit vortrefflichen Triſten geſchmückte Hügel endigen.

Der Boden iſt angeflößtes Land, das aus Sand, Lehmerde, Quarzgeſchieben, foſſilem Holze und verſchiedenfarbigem Thon beſteht. Kalk iſt, wenigſtens auf der Oberfläche, nicht zu ſehen.

Den 24. tödteten wir im Ybicuy einen 7 Fuß langen Jacare (Kaimann). Sie werden in allen dieſen Flüſſen, ja ſelbſt in den Lagunen, häufig angetroffen; einige haben 15 Fuß Länge; dieſe bringen Kühe, Pferde und Mauleſel um, welche ſie in den Grund des Waſſers hinabziehen, indem ſie ſolche an der Schnauze feſthalten; ſie verzehren ihr Fleiſch nicht eher, als bis die Glieder, in Folge der Fäulniß, ſich von einander abzulöſen beginnen.

Am 25. hatten wir ſchönes, aber ſtürmiſches Wetter; es wehte ein brennend heißer Nordwind. Der Reaumur'ſche Thermometer ſtand um 1 Uhr auf 29½° und in der Sonne auf 46⅔°. Unterwegs hatten wir um 4 Uhr des Morgens Nordoſtwind. Wir verfolgten das linke Ufer des Ybicuy gegen 5 Stunden weit in der ſumpfigen Ebene. Dieſer Weg iſt abſcheulich; es durchſchneiden ihn zahlreiche Pfützen und tiefe ſchlammige Gräben. Mehremal mußten wir die Karren abladen, um über ausgetretene Flüſſe zu ſetzen, welche 5—6 Fuß tief waren. Tritt der Ybicuy aus ſeinem Bette, ſo überſchwemmt er dieſe ganze Ebene; dann ſchlägt man eine andere Straße ein, die oſtſüdöſtlich über Hügel führt, aber ungleich länger iſt. Wir brauchten 7 Stunden Zeit, um 3 Stunden Wegs in dieſen Sümpfen zurückzulegen.

Ein Gewitter, das ſich öſtlich gebildet hatte, zog um 5 Uhr des Abends gegen Norden hin auf, und brach dann los. Am ſtärkſten fiel der Regen in der Serra; der dort concentrirten Hitze wegen verdunſtete er jedoch augenblicklich; und wir ſahen bald, wie dichte Wolken von der Erde ſich erhoben, und einige hundert Fuß hoch über den Wäldern ſchwebten. Gegen 9 Uhr des Abends fing ein Südwind ziemlich heftig zu wehen an; er zerſtäubte alle dieſe Gewölke, und die Atmoſphäre war wieder rein und klar.

Den 26. war das Wetter ſchön; der Wind, der Morgens aus Nordoſt blies, ſchlug gegen Mittag um und kam aus Norden. Hierauf wurde die Hitze unerträglich; der Himmel überzog ſich von Neuem mit dichtem Gewölke, und es bildete ſich in Kurzem abermals ein Gewitter, das gegen 8 Uhr des Abends ſich entlud, aber nicht lange anhielt. Wir hatten, wie am vorigen Abende, ſtarken Südoſtwind.

Wenn man die ſumpfigen Ufer des Ybicuy fünf Stunden weit nordöſtlich verfolgt hat, wendet ſich die Straße gegen Oſten, über amphitheatraliſch vertheilte Hügel anſteigend, bis zu einer Eſtancia, wo die Reiſenden gewöhnlich Halt machen.

In den meiſten Eſtancias oder Fazendas befindet ſich ein offener Rancho, in welchem man keine anderen Geräthſchaften als ein Fäßchen oder einen Krug voll Waſſer, ein Ochſenhorn, ein Paar Bänke und, wenn's hoch kommt, ein Feldbett mit Gurten aus ungegerbten Lederriemen antrifft. Das nennen die Braſilianer ein **Wirthshaus** (casa dos hospedes). Der Reiſende, ſey er zu Pferd oder zu Fuß, nähert ſich der Hauptwohnung, aber immer nur bis an die Umzäunung, welche ſie umgibt, und ruft: Oh! de casa! oder noch häufiger blos: Christo! Hierauf erſcheint der Beſitzer oder ein Capataz, und ſpricht: pode V. Mced. apear (Sie können eintreten mein Herr) oder auch nur ganz kurz: pode entrar (nur herein). Die Braſilianer der Provinz Rio-Grande ſind bei weitem nicht ſo höflich als die Bewohner der Banda Oriental, beſonders auf der Straße der Miſſionen nach Porto-Alegre. Nun führt man den Reiſenden nach der casa dos hospedes, und hier wird er von einem Negerſclaven oder von einem Indianer bedient, kommt aber mit der Familie des Hauseigenthümers in keine weitere Berührung.

Hier beginnen die Wälder, die Anhöhen, die ſchönen Landſchaften und die ausgedehnten Fernſichten wieder, auch trifft man viele Hütten auf dem Wege an.

Unſere tägliche Art zu reiſen war folgende: Mit Tages-Anbruch, und ſobald man die auf dem Felde zerſtreuten Ochſen und Pferde ſämmtlich hatte zuſammentreiben können, machten wir uns auf den Weg, und marſchirten bis gegen 11 Uhr oder auch Mittag. Dann wählten wir eine Stelle in der Nähe einer Quelle, eines Baches, eines Sumpfes oder eines Gehölzes, um zu campiren. Die Karren der Caravane wurden in der Fronte durch eine Linie aufgeſtellt; die Ochſen ließ man frei umherlaufen, und hierauf bereitete man das Mittagsmahl. Es beſtand aus einem Stück assado, mit trocknem Maniokmehl, oder aus einem guisado, der mit Schmalz und eingeweichtem Mehl in einem Fleiſchkeſſel gekocht wurde. Nach dem Eſſen legte man ſich unter einen Karren in den Schatten, bis die drückendſte Hitze vorüber war. Dieſen Zeitpunkt benützte ich gewöhnlich, um nach Inſecten oder Vögeln zu jagen, und die unterwegs geſammelten Pflanzen zu trocknen. Gegen 3 oder 4 Uhr trieb man die Ochſen und Pferde wieder zuſammen, die alle ihre beſonderen Namen hatten; die zum Arbeiten beſtimmten wurden eingeſpannt, und dann ſetzte man den Marſch bis acht oder neun Uhr des Abends wieder fort, um ſich hierauf von Neuem zu lagern und das Nachteſſen zu bereiten. Wir ſpeiſ'ten da gewöhnlich feijoes pretos (ſchwarze Bohnen) mit einem Stück charque gekocht und in der Pfanne mit Mehl beſtreut. Die ganze Geſellſchaft aß aus einer Schüſſel; während des Eſſens tranken wir niemals; war aber das Mahl beendigt, ſo brachte ein Neger ein chifre (Horn) voll Waſſer, und man trank in der Reihe herum. Wer während des Eſſens aufgeſtanden wäre, um nach einem Trunke zu gehen, hätte beim Wiederkommen ſicher nichts mehr gefunden, denn ſelbſt die Raubthiere können nicht gefräßiger ſeyn, als die Braſilianer do campo. Bisweilen regalirten wir den Tropero mit einem Stückchen Käſe oder mit einem Schluck cachaça; dann waren wir die beſten Freunde und er ließ es nicht an Beweiſen ſeiner wohlwollenden Geſinnungen fehlen, die in gewiſſen geräuſchvollen Aeußerungen ſeines ſtark beſchäftigten Magens beſtanden. Uebrigens iſt dieſes eine ſelbſt in der guten Geſellſchaft allgemein angenommene Sitte und die nothwendige Begleitung des Spiels mit dem Zahnſtocher, oder in deſſen Ermanglung mit der Spitze des Facao (Meſſerdolches).

Am 27. kamen wir durch den Weiler Porterinha; er hat ſeinen Namen von der Thüre einer ehemaligen Eſtancia aus den Zeiten der Jeſuiten, und man ſieht noch einige Spuren derſelben. Die armſeligen Wohnungen dieſes Weilers ſtehen nicht in Gruppen beiſammen, ſondern ſind weit von einander zerſtreut, wie in den meiſten Dörfern und Diſtricten dieſer Gegend. Von hier aus ſieht man in der Entfernung die Kapelle Santa Maria da Serra, die auf dem untern Theile des ſüdlichen Abhangs der Serra liegt; ſie mag in öſtlicher Richtung etwa

6 Stunden entfernt ſeyn. Der Boden beſteht hier gleichfalls aus Thon; auch findet man überall foſſiles Holz und zahlreiche Waldungen.

Den 28. bedeckter Himmel; Nordoſtwind; milde Temperatur; unterbrochener Regen.

Wir hatten Gelegenheit, bewundernswerthe Wirkungen von Ausdünſtungen über der Serra zu beobachten, die in einer Entfernung von 3 — 4 Stunden zu unſerer Linken lag. Sämmtliche Berge der Serra do Mar oder Serra Geral ſind auf ihrer ſüdlichen und öſtlichen Seite mit dichten Wäldern bedeckt. Es ſcheint, daß nach einer drückenden Schwüle von mehren Tagen dieſe Wälder ſich bedeutend erhitzen, denn wir machten die Bemerkung, daß die vor Kurzem gefallenen Gewitterregen ſich unmittelbar verdunſteten, indem ſie ſich wie ein Gaze-Vorhang einer Theater-Decoration erhoben. Dieſe Dünſte verdichten ſich bald zu dicken Wolken über den Häuptern der Berge, und bilden ſchöne Regenbogen, wenn die Temperatur kalt iſt; fährt aber die Hitze fort, die Luft zu verdünnen, und liegen die brennenden Strahlen der Sonne auf dieſem Dunſtgewölke, ſo löſt es ſich abermals und zwar in Staubregen auf, fällt in daſſelbe Gebirge zurück, bildet Ströme und zahlreiche Bäche, und trägt zum ſchnellen Austreten der Gewäſſer bei. Dauern nun der Regen und die Kälte mehre Tage, ſo wird die Ueberſchwemmung ſehr bedeutend, und hält lange an, weil faſt alle Hügel und Berge dieſes Landes aus Thonerde und quarzigem Sandſtein beſtehen, worin ſich weite Behälter befinden, in denen das Waſſer durch zahlloſe, trichterförmige Zugänge (die man oft auf der Oberfläche des Bodens wahrnehmen kann) ſich anſammelt, und dann nach allen Seiten durchſintert, um die Quellen zu ernähren. Ich habe viele dieſer natürlichen Ciſternen geſehen, die durch theilweiſe Bergſtürze zu Tag gelegt worden waren; ſie enthielten ganz reines, cryſtallhelles Waſſer, das durch ſeine Kühle zum Trinken einlud. Selbſt der kleinſte Hügel hat wenigſtens eine Quelle; daher ſind auch die meiſten Thäler ſumpfig oder ſchlammig, und erzeugen jene Eſtivos und Banados, die den Wanderer zur Verzweiflung bringen, den Eſtancieros der Provinz Rio-Grande und der Banda Oriental dagegen zum Troſt und Glück gereichen, weil ſie ihre Waideplätze gegen die Dürre ſchützen, mit welcher jene im Süden von la Plata ſo häufig heimgeſucht ſind.

Wir näherten uns immer mehr der Serra, die, parallel mit unſerem Marſche, uns zur Linken blieb, das heißt bald öſtlich, bald nordöſtlich. Die Wege waren ſchlecht; der ſeit 2 Tagen unaufhörlich herabſtrömende Regen hatte ſie aufgeweicht und ziemlich tiefe Pfützen zurückgelaſſen. Eine Stunde von Santa-Maria blieb in einem Walde einer unſerer Karren ſtecken.

Den erſten März beſtiegen wir einen Hügel, um den Flecken Santa-Maria da Serra zu durchſchreiten; wir befanden uns damals gerade am Fuße der Serra, die gleichſam eine große, finſtere Mauer bildet, und die intereſſante Provinz Rio grande do Sul in zwei ſo ziemlich gleiche Theile, den nördlichen und den ſüdlichen ſcheidet.

Die Lage des vorerwähnten Fleckens iſt angenehm, die Umgegend reizend und ziemlich ſtark bevölkert. Die Bauart der Häuſer iſt einfach, allein es thut dem Auge wohl, daß die weiße Farbe der Mauerwände durch ein roſenfärbiges, unten etwas auswärts gebogenes und hervorſpringendes Dach gehoben wird. Die Häuſer beſtehen aus Zimmerholz mit einem Bewurfe von Thonerde; der Flecken hat mehre Straßen und eine höchſt einfache Kapelle. Die Bevölkerung mag ſich auf 1000 bis 1200 Seelen belaufen. Faſt an jedem Hauſe befindet ſich ein kleiner Garten mit einem Gehölze von Orangenbäumen, was kühlenden Schatten gewährt und die Schönheit der Landſchaft ungemein erhöht. Man nimmt unter dieſer Central-Bevölkerung der Provinz eine ungewöhnliche Regſamkeit wahr. Santa-Maria iſt der Marktplatz der umliegenden Weiler. Auch hat er den Vorzug, auf der Straße der Herbales und der Miſſionen zu liegen, und in der Nähe eines andern Gebirgsfleckens zu ſeyn, der Sao-Martincho genannt wird, und ungefähr 3 Stunden nordweſtlich von da auf der Cima da Serra liegt.

Fünf Stunden ſüdlich von Santa Maria ſieht man eine Goldmine in voller Benutzung, die äußerſt ergiebig ſeyn ſoll. Man findet das gediegene Gold als zerſtreute Körner in einem Geſtein, das man zerſchlägt, um ſie zu gewinnen. Dieſe Mine iſt erſt ſeit Kurzem entdeckt worden; ein Eſtanciero, der Beſitzer des Bodens, ließ täglich ſein Vieh über dem Golde weiden, ohne daß er die geringſte Vermuthung davon gehabt hätte, als auf einmal ein Individuum (hum diabo) ihn mit ſeinen Reichthümern bekannt machte.

Zwanzig Stunden weiter ſüdlich, nahe bei der kleinen Stadt Caſſa-Pava, findet man ebenfalls Goldminen, welche benutzt werden: dieſe verurſachen ungleich weniger Mühe, denn der Fluß Canacua, der ſich in den See dos Patos ergießt, löſ't das Gold ab, und führt es nebſt dem Sand und Kieſe ſeines Bettes mit ſich fort. In dieſer Provinz befand ſich eine Menge goldhaltiger Bäche und Landſtrecken, allein die Art, das Gold zu waſchen, taugt nichts, und der Goldſtaub, den man daraus gewinnt, wirft für den Beſitzer der Neger, die zu dieſer Arbeit verwendet werden, keinen großen Gewinn ab; es geht ohnehin ſchon ein großer Theil davon verloren, den man nicht ſehen kann. Mit geeigneten Maſchinen würde man dieſem Nachtheile jedoch begegnen können.

Als wir durch Santa Maria da Serra kamen, bemerkte ich mitten auf der Straße Stücke von foſſilen Baumſtämmen, die auf eine Länge von 2—3 Fuß 6 Fuß im Umfange hatten. Es lagen deren acht zerſtreut am Boden und die Einwohner ſahen ſie für gewöhnliche Steine an. Etwa eine Meile weiter trafen wir wieder welche, aber in kleineren Bruchſtücken an, und ich nahm einige Muſter davon mit. Das Erdreich, auf welchem ſie lagen, beſtand aus eiſenhaltigem, ſtark mit Sand vermiſchtem Thon, aber außer dieſen Trümmern des Pflanzenreiches ſah ich keine andern Steine daſelbſt. An demſelben Orte, ſüdlich vom Flecken, befinden ſich mehre iſolirte, ziemlich hohe Hügel, auf deren einem ich viele mehr oder minder große Steinblöcke wahrnahm, die durch die Reibung des Waſſers merklich abgerundet waren.

Wir hatten jezt von dem Ibicuy bis nach Santa-Maria gegen 16 Stunden nordöſtlich und öſtlich zurückgelegt. Nun ſezten wir unſern Weg oſtſüdöſtlich wieder fort. Am 2. wanderten wir zwiſchen Wäldern, die von nahrhaften Triften durchſchnitten waren. Wir ſahen da vieles Hornvieh, aber wenige Wohnungen; kleine und große Papageie, Pfefferfreſſer mit rothen Bäuchen, und Kaninchen. Was das Pflanzenreich betrifft, ſo fanden wir, mit Ausnahme der Forſtbäume, wenig Abwechslung unter den Phanerogamen, aber einen großen Reichthum an Kryptogamen.

Als wir einen ſteilen Abhang hinabfuhren, wurde der ſchwere Karren, auf welchem ſich unſer Gepäck befand, umgeworfen, und fiel in ein Loch; es fehlte wenig, ſo hätte mein lieber Reiſegefährte Nouel bei dieſer Gelegenheit das Leben verloren; nur mit großer Mühe ſchafften wir ihn unter den Kiſten hervor, deren Gewicht durch die Muſter von foſſilem Holze vermehrt worden war.

Die Straße macht hier ſo viele Krümmungen, wegen der Geſtaltung des Bodens, der entweder von tiefen Thälern durchſchnitten oder mit Waldungen bedeckt iſt, durch deren Mitte man den Weg (picada) geführt hat. Die Serra befand ſich immer noch auf unſerer Linken, in einer Entfernung, die zwiſchen 2 und 5 Stunden abwechſelte. Der Boden iſt thonſandig. Mineralien ſind ſelten.

Am 5. hielten wir 2 Stunden von Jacuy ſtill, am Saume eines großen Gehölzes, durch welches ein Bach fließt, und wo wir Mittag machten. Zum erſten Mal entdeckte ich hier gelbe Früchte von der Größe und Geſtalt einer kleinen Birne, die wie Himbeeren ſchmeckten. Der Strauch, an welchem ſie wachſen, iſt hier unter dem Namen arnça bekannt, und wird in allen nicht ſehr hoch liegenden Wäldern der Provinz in Menge angetroffen. Dieſe Frucht hat das Eigenthümliche, daß ſie einem niemals übel bekommt, wenn man auch noch ſo viel davon ißt. Man pflegt ſie auch einzumachen.

Im Augenblicke, wo wir uns wieder auf den Weg machten, brach uns eine neue Achſe, und wir konnten erſt am folgenden Tage um 5 Uhr des Abends an das rechte Ufer des Jacuy gelangen. Wir hatten in 6 Tagen nur 13 — 14 Stunden zurückgelegt, zweimal umgeworfen, drei Achſen zerbrochen, und waren ſtecken geblieben; und das alles, um von Santa Maria da Serra nach Paſſo do Jacuy zu kommen.

17.

Das Innere von Sao-Pedro.

Der Jacuy. — Die Cacheira. — Der Butucarahy. — Die Cruz-Alta. — Rio-Pardo. — Der Jacuy bis nach Porto-Alegre.

Als wir an dem Jacuy ankamen, war er auf ſeinem niedrigſten Standpunkte, hatte aber doch noch in der Mitte ſeines Bettes über 10 Fuß Tiefe; ſeine Ufer haben eine Abdachung von 20 Fuß. Das Hinabfahren am rechten Ufer, und das Hinauffahren am linken ſind für die Karren ſehr ſchwierig. Die Umgebung iſt ſehr ſchön, und gibt der des Jaguary wenig nach. Gegen Weſten, gegen Norden und gegen Nordoſten iſt er von halbbewachſenen Hügeln umgeben, und fließt zwiſchen herrlich grünen Wieſen, die durch zahlreiche Bäche bewäſſert, und durch blühende Geſträuche beſchattet werden, um welche unaufhörlich mehre Arten von Colibri's flattern, die ſich mit den prachtvollſten Staubflüglern um den balſamiſchen Nektar zanken, den die Blumenkelche in reicher Fülle in ſich ſchließen.

Der Lauf dieſes Fluſſes zweiten Rangs nimmt in dieſer Gegend ſeine Richtung von Weſt nach Oſt; er iſt reißend, und macht viele Krümmungen; platte Fahrzeuge können ihn aber doch ziemlich weit hinauf befahren. Von Norden zwiſchen der Serra herkommend, macht er zuerſt mehre Winkel nach Weſt und nach Oſt, dann nimmt er ſeine beſtimmte Richtung nach Südoſt durch dichte Wälder und ſumpfige Gründe bis nach Porto-Alegre, indem er durch die Städte Cacheira und Rio-Pardo, ſo wie durch die Dörfer Santo-Amaro, Fregueſia-Nova und die Charqueadas fließt. In ſeinem Laufe hat er nördlich die Gewäſſer des Butucarahy, des Rio-Pardo und des Tacuary-Guazu, ſüdlich aber einer Menge von Bächen aufgenommen, bis er endlich ſelbſt dazu beiträgt, den Rio grande zu bilden. An der Stelle, wo wir über denſelben ſetzten, iſt er beiläufig 60 Klafter breit. Der Boden beſteht aus gelbem, mit Sand gemiſchtem Thon, und es gibt hier weder Geſchiebe, noch foſſile Trümmer; in ſeinem Bette findet man nur leberbraunen Hornfels, der ſtark mit Hornblende gemiſcht, und ſehr leicht zu ſchwarzem Glaſe ſchmelzbar iſt.

Der Paſſo des Jacuy iſt ſehr beſucht; man ſieht da ein beſtändiges Treiben von Karren, Pferden, Mauleſeln, Ochſen, Reiſenden und Waaren, die auf dem Fluſſe ſich kreuzen. Es wäre ein reichlicher Stoff für einen Karrikaturenzeichner oder für die Feder eines geiſtreichen Schriftſtellers, weil ſich dem Auge des aufmerkſamen Beobachters ſo viele groteske Scenen darſtellen. Das Koſtume oder

der Aufzug der in- und ausländiſchen Reiſenden; das Gemiſch von ſchwarzen, weißen, ſchwarzbräunen, kupfer- und olivenfarbigen Geſichtern; die ſchwimmenden Indianer oder Metis, welche eine Heerde Thiere begleiten; hier einige, die der Strom mit ſich fortreißt, dort andere, welche ungeheure Anſtrengungen machen, um ihre Ochſen zuſammenzutreiben oder die Karren zu verhindern, daß ſie unterſinken; die langen und ſchmalen, aus einem einzigen Baumſtamme gemachten Piroguen, die ſo ſchnell wie der Wind mit ihren Paſſagieren vorübergleiten, welche die Furcht umzuſchlagen gleichſam in Bildſäulen verwandelt hat; dieſe ungeheuren, mit Ochſenhäuten beladenen, halb in's Waſſer ſich ſenkenden Fuhrwerke, die nur durch eine leichte Pirogue oder auch blos durch ein in ihrem Innern angebrachtes Faß über denſelben erhalten werden; das Geſpann von 6 rüſtigen Ochſen, die der Arreador mit nervigem Arm und mit wahrer Stentorſtimme lenkt; das Alles ſind nur die leichten Umriſſe eines ſehr belebten Gemäldes, wohl werth, die Aufmerkſamkeit des Beobachters zu feſſeln; aber oft wird er von der heitern Stimmung, in die ein groteſker Auftritt ihn verſetzt hat, zu Furcht und Schmerz übergehen müſſen, die ein tragiſcher Vorfall weckt. Nur allzu häufig ereignen ſich Unglücksfälle bei dieſen Uebergängen über reißende Flüſſe; denn entweder wird ein Menſch von den Thieren ſchwer verletzt, die er ſchwimmend zuſammenzutreiben ſich bemüht, oder es ertrinkt einer in einem Karren, welcher umſchlägt u. dgl. Was die Thiere betrifft, ſo iſt es ein ſeltener Fall, daß nicht einige von dem Strome mit fortgeriſſen werden, oder unter den Karren erſaufen.

Wir bewerkſtelligten unſern Uebergang ohne irgend ein widriges Ereigniß, Dank ſey es der langen Erfahrung unſeres Tropero. Hierauf lagerten wir uns eine Viertelſtunde vom linken Ufer, um eine Kuh zu ſchlachten und Charque zu machen.

Es iſt Schade, daß alle dieſe ſchöne Niederungen des Jacuy und der übrigen Flüſſe ſo häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind; denn dieſes ſtellt nicht nur ihrem Anbau ein bis jetzt unüberſteigliches Hinderniß entgegen, ſondern zwingt auch die Uferbewohner, welche Viehzucht treiben, zum Erwerb einer größeren Strecke Landes, damit ſie zur Zeit der Ueberſchwemmungen ihr Vieh auf die Anhöhen flüchten können. Dieſer Uebelſtand iſt ſowohl dem Fortſchreiten des Ackerbaues als auch der Vermehrung der Bewohnerzahl hinderlich. Da außerdem die Eſtancieros eine gewiſſe Ehre darein ſetzen, zahlreiche Heerden, als z. B. von 5000, 10,000, ja ſogar 30,000 Stück Vieh zu beſitzen, ſo iſt die natürliche Folge davon, daß ſie ſo viel Land als möglich ſich zuzueignen ſuchen; es iſt daher auch nichts Seltenes, beſonders in den Miſſionen und in dem an die Banda Oriental gränzenden Theile, Eſtancias zu ſehen; die eine Ausdehnung von 10, 20, 30, ja oft noch mehr Stunden haben! Und gelingt es ihnen nicht, von der Regierung die Conceſſion zu ſolchen weitläufigen Beſitzungen zu erlangen, ſo kaufen ſie von ihren mittelloſen Nachbarn die umliegenden Grundſtücke, und befreien ſich ſo von aller läſtigen Concurrenz. Es iſt leicht zu begreifen, daß dieſe Vertheilung einer ausgedehnten Landſtrecke unter den Mitgliedern einer einzigen Familie dem

Anwachſen der Bevölkerung weſentlich hinderlich ſeyn muß. Man wird vielleicht einwenden, daß dieſe großen Beſitzungen durch die Vermehrung der Familien ſich nothwendig zerſplittern müſſen; allein wie vieler Jahrhunderte wird es nicht bedürfen, um die Provinz Rio-Grande, die ungefähr 18,000 □ Stunden groß iſt, und nach 200 Jahren, während deren ſie beſteht, erſt 160,000 Seelen hat, ſo zu bevölkern, wie z. B. eine Provinz der vereinigten Staaten.

Die braſilianiſche Regierung wollte gewiſſermaßen dieſem bedenklichen Uebelſtande, um nicht zu ſagen **Mißbrauche**, dadurch abhelfen, daß ſie ein Geſetz erließ, welches verordnet, daß einem und demſelben Individuum auf einmal nur zum Erwerb von höchſtens einer Seſmaria die Conceſſion ertheilt werden ſoll; unter der Seſmaria iſt ein Stück unbebautes Land von 3 □ Stunden zu verſtehen. Es ſcheint jedoch, daß die Vorſchrift dieſes Geſetzes nicht ſtreng beobachtet wird. Wie ſoll man übrigens die großen Grundeigenthümer, welche Ländereien erworben haben und noch erwerben, ohne die ſchreiendſte Ungerechtigkeit ihrer Rechte berauben?

Aus allen dieſen Gründen werden ſehr viele ſchöne Gegenden und fruchtbare, zum Anbau von Feldfrüchten, Baumwolle, Zucker, Kaffee oder Maniok geeignete Strecken noch lange Zeit hindurch keine andere Einwohner beſitzen, als Ochſen, Schaafe, Mauleſel und Pferde.

Das Wenige, was in den Chacaras, in den Fazendas oder in den Umgebungen der Eſtancias gebaut wird, beſteht in Maniok, Mais, Bohnen, Reis und einigen Gemüſen, und zwar gerade nur ſo viel, als die Familien in ihrer Haushaltung gebrauchen, und ohne daß ſie ſich viele Mühe damit geben. Der Garten oder das angebaute Feld iſt gewöhnlich in einem Gehölze angelegt, damit das Vieh ihn nicht verheeren könne. Um dieſen Zweck zu erreichen, begnügt man ſich, große Bäume in der Mitte des Waldes zu fällen, den Fuß derſelben abzubrennen, um die Wurzeln zu zerſtören, und alsdann die Erde leicht aufzuwühlen; die Natur, dieſe gütige und umſichtige Mutter, thut hierauf das Uebrige. Sowohl in der Provinz Rio grande, als auch in allen übrigen Provinzen des reichen und fruchtbaren Braſiliens beſchränkt ſich der Ackerbau auf die eben erwähnte Arbeit. Indeſſen habe ich doch auch Ausnahmen angetroffen, allein ſie ſind ſelten, und finden nur bei Europäern ſtatt. Das Vieh thut zwar dieſen Umzäunungen wenig Schaden; dagegen richten aber die Vögel, und beſonders die Papagaie, ſo wie die Affen und andere Thiere, Verheerungen an, gegen die es ſehr ſchwer iſt, geeignete Vorkehrungen zu treffen; übrigens kümmert man ſich wenig darum.

Am 12. erblickten wir Cacheira von der über demſelben befindlichen Anhöhe aus, über welche die Straße der Miſſionen führt. Es iſt eine kleine, nette, vor Kurzem erſt gegründete Stadt, die am linken Ufer des Jacuy, nicht weit von ſeinem Zuſammenfluſſe mit dem Butucarahy, auf einem Hügel liegt. Die äußerlich weiß angeſtrichenen Häuſer ſind aus Stein und Backſteinen, und mit rothen Dachziegeln gedeckt. Die Kirche iſt ſo einfach, daß ſie das Ausſehen eines großen Hauſes hat.

Die Lage von Cacheira iſt recht freundlich und zum Tauſchhandel ganz geeignet, weil die Nähe des Jacuy den Einwohnern geſtattet, zu Waſſer Verbindungen mit der Hauptſtadt der Provinz zu unterhalten; auch iſt Rio-Pardo nur 8 Stunden zu Land davon entfernt. Elegante Gondeln gehen und kommen beſtändig von Porto-Alegre über Rio-Pardo bis nach Cacheira. Es war ſtark die Rede davon, nächſtens von der Stadt Sao-Pedro (oder Rio grande) bis zu dieſem Städtchen eine Dampfſchifffahrt zu errichten.

Die Steine, mit denen die Häuſer in Cacheira gebaut werden, kommen aus einem Steinbruche, der ſich auf dem höchſten Theile der Hügel befindet, über welche die Miſſions-Straße ſich hinzieht. Es iſt ein grobkörniger, thonhaltiger Quarzſandſtein, welcher große Fragmente von röthlicher Bolarerde enthält. Es ſcheint, daß es in der Umgegend auch Brüche von Kalkſtein gibt, woraus man den zum Bauen nöthigen Kalk gewinnt.

Die meiſten hohen Hügel, welche Cacheira umgeben, ſind mit Kieſelgeröll und grobem Kieſe bedeckt, weniger bewaldet als jene von Santa Maria, gegen Norden ziemlich hoch und etwas ſteil, gegen Süden aber niedrig und wellenförmig.

Gegen 11 Uhr des Morgens kamen wir an den Paſſo do Butucarahy. Da dieſer Fluß von dem am 8. und 9. gefallenen Regen ſchon ſehr angeſchwollen war, und wir uns genöthigt ſahen, die Karren abzuladen, ſo lagerten wir uns bis zum folgenden Tage an ſeinem rechten Ufer. Seitdem wir den Jacuy verlaſſen, hatten wir 7 — 8 Stunden öſtlich zurückgelegt.

Der Butucarahy iſt ein Fluß vierten Rangs, ziemlich tief und reißend; er entſpringt nördlich jenſeits der Serra, und richtet ſeinen Lauf in zahlreichen Krümmungen nach Süden, um unweit Cacheira mit dem Jacuy ſich zu vereinigen. Das rechte Ufer des Paſſo bildet ein Hügel aus ſandiger Thonerde, mit Kieſelgeſchiebe, Kalk und foſſilem Holze gemiſcht. Das linke Ufer iſt eine ſumpfige Ebene von etwa 2 Stunden im Umfange, die gleichſam die Form eines ovalen, von Hügeln umringten Beckens hat. Der Grund dieſes Beckens beſteht aus Schlamm und Sand.

Der Uebergang über den Butucarahy iſt noch belebter, als jener über den Jacuy, weil alle Karavanen, die ſich von Rio-Pardo nach dem Innern der Provinz begeben, über dieſen Fluß ſetzen müſſen. Während der Nacht war das Waſſer um 1 ½ Fuß gefallen, und noch immer im Sinken begriffen. Der reißenden Strömung wegen dauert das Austreten nicht lange, und das Waſſer fällt zuweilen ſo tief, daß man den Uebergang zu Fuß bewerkſtelligen kann.

Ich habe bereits erwähnt, wie langſam das Ueberſetzen über die Flüſſe dieſer Provinz von Statten geht, und mit welcher Gefahr es verbunden iſt. Auffallend erſcheint es, daß man in einem Lande, wo es ſo viele Wälder gibt, bis jetzt noch nicht auf den Gedanken verfiel, Flöße oder fliegende Brücken zu bauen, ſo daß man mit beladenen Karren überſetzen könnte. Dieſe Einrichtung würde nichts weiter als den Arbeitslohn koſten, und das Ueberſetzen würde viel ſchneller vor ſich gehen, weil man blos am entgegengeſetzten Ufer einen Haſpel oder eine Schiffswinde anzubringen brauchte, um das Floß hinüberzuziehen. Eine etwas bedeutende Ueberfahrtsgebühr könnte den Unternehmer reichlich dafür entſchädigen, und Jedermann würde ſeine Rechnung dabei finden. Allein die Trägheit und die Gleichgültigkeit der Eingebornen werden jeder nützlichen Neuerung ein beſtändiges Hinderniß entgegenſetzen; es müßten daher Ausländer das Beiſpiel dazu geben; dann würden aber ſicher die Eingebornen ſich beklagen, man beeinträchtige die Induſtrie der Creolen! denn man muß wiſſen, daß die Braſilianer nicht minder eiferſüchtig auf Fremde ſind, als die Bewohner der argentiniſchen Republik. Indeſſen ſpreche ich hier nur von beſchränkten Menſchen, und beſonders von den Bauern, denn in ganz Südamerica gibt es nur wenige Leute von Bildung, welche einen Ausländer nicht gut empfingen, und ihn mit der großmüthigſten Gaſtfreundſchaft behandelten. Ganz anders verhält es ſich jedoch außerhalb der Städte, wo die Summe der Erziehung darin beſteht, daß man die jungen Leute lehrt, wie ſie mit Gewandtheit Thiere in Schlingen fangen, ein Pferd bändigen und es zierlich reiten ſollen. Dieſe halb wilden Menſchen ſind ſogar ärgerlich darüber, wenn Ausländer ſie nöthigen, aus dem Kreiſe ihrer rauhen, ländlichen Lebensweiſe herauszutreten, um auf der Bahn der Civiliſation voranzuſchreiten, oder mindeſtens einen Verſuch zur Erreichung dieſes Zweckes zu machen. Uebrigens merkt man ihnen den mißtrauiſchen, ſcheuen Geiſt der Portugieſen an, die ihre Colonieen ſo lange allen fremden Nationen verſchloſſen hatten. Ueber dieſen Gegenſtand fanden zwiſchen mir und den Eſtancieros manche wirklich merkwürdige Geſpräche ſtatt. Am Paſſo do Butucarahy trafen wir mit einem jungen Braſilianer aus Rio Janeiro zuſammen. Es war ein junger Mann von guter Erziehung und einnehmenden Manieren, der franzöſiſch und ſpaniſch ſprach, und ſich auf der Reiſe befand, um ſein Vaterland kennen zu lernen. Er geſtand uns offen, er fühle ſich eben ſo fremd, als wir, in dieſen noch in Barbarei verſunkenen Gegenden. Er folgte einer Caravane bis nach San-Borja, von wo er ſich nach den andern Miſſionen am linken Ufer des Uruguay begeben wollte. Wir wünſchten ihm viel Vergnügen.

Nordöſtlich vom Paſſo, in einer Entfernung von 4—5 Stunden, liegt ein waldiger Berg, der den Namen Serra do Butucarahy führt; an ſeiner Baſis dehnt er ſich öſtlich und weſtlich etwas aus, bildet gleichſam eine kleine Kette hoher, von der Serra grande unabhängiger Berge, und befindet ſich übrigens in paralleler Richtung mit dieſer. Von weitem geſehen (man entdeckt ihn vom Paſſo aus) ſcheint er nur eine hohe Bergſpitze zu ſeyn; wenn man ſich ihm jedoch nähert, ſo bemerkt man, daß der mittlere Hügel in eine ziemlich große Plattform ſich endigt. Ich bin ſehr geneigt, dieſen Berg für einen Vulkan zu halten, weil die Bewohner des Ortes mir verſichert haben, ſie hätten in ſeinem Innern ſchon ſtarkes Getöſe vernommen; ſie behaupten ferner, es befinde ſich auf ſeinem Gipfel ein See, deſſen Waſſer, in Folge des Durchſinterns oder des

Auſtretens, theilweiſe Bergſtürze erzeuge, welche die Steinmaſſen blos legten, die den Kern deſſelben zu bilden ſcheinen; ſeiner Nacktheit wegen iſt auch in der That der obere Theil unzugänglich geworden. Da das Waſſer ſich in die Felſenritzen ſetzt, ſo löſt es nach ſtarken Gewitterregen, oder auch zur Zeit des Froſtes Bruchſtücke davon ab, die mit großem Getöſe herabſtürzen; auch zieht ſeine anſehnliche Höhe oder vielmehr ſeine iſolirte Lage den Blitz an, ſo daß die Gewitter häufig in dieſen Berg ſchlagen.

Die Serra do Butucarahy enthält eine große Menge Goldes, und iſt reich an Edelſteinen; noch vor nicht langer Zeit wurde ſie mit großem Vortheile ausgebeutet und es war bereits eine ziemliche Menge von Wohnungen in der Runde herum erbaut worden; allein man ſah ſich bald genöthigt, die Arbeiten einzuſtellen, der bedeutenden Erdſtürze wegen, durch welche mehre Bergleute das Leben verloren. Die Landleute glauben ſteif und feſt, ſie ſey bezaubert, denn ſie behaupten, ſobald man darin zu arbeiten verſuche, höre man ein furchtbares Getöſe, worauf das Erdreich nebſt mächtigen Felsſtücken einzuſtürzen beginne, und wehe dann dem Unvorſichtigen, der ſich nicht ſchnell genug entferne! Auch ſcheint es, daß ein gewiſſer Stamm von Indianern, welche Menſchenfreſſer ſind, und noch gegenwärtig in den Wäldern der Serra grande wohnen, nicht zugeben wollen, daß man darin arbeite; und ihre häufigen Einfälle haben Jenen, die der Durſt nach Geld dorthin lockte, auf lange Zeit alle Luſt benommen.

Man hat mir erzählt, daß, noch ehe dieſe Mine bekannt geweſen ſey, ein unbekannter Ausländer durch das Auswaſchen der Erde dieſes Berges in weniger als einem Monate, ohne irgend eine Hülfe, mehr als hundert Pfund Gold gewonnen, und ſich dann unmittelbar nach Europa eingeſchifft habe. Ich bezweifle die Richtigkeit jener Angabe um ſo weniger, als man in derſelben Provinz mehre Beiſpiele ähnlicher Entdeckungen kennt; es gibt verſchiedene Eſtancia's, durch welche goldhaltige Bäche fließen; in anderen trifft man deſſen im Sande ſeichter Lagunen oder unter dichtem Graſe an; allein die Beſitzer mögen ſich ſelbſt für ihre eigene Rechnung mit der Gewinnung dieſes Metalls nicht befaſſen, weil ſie fürchten, ihrer ungeheuern Ländereien dadurch verluſtig zu werden. Man nannte mir aber doch einer außerordentlich reichen Eſtanciero, von dem man vermuthet, daß er heimlich Gold auswaſchen laſſe, obgleich, nach ſeiner Behauptung, ſeine zahlreichen Heerden allein die enormen Ausgaben decken, welche er macht.

Wir verließen am 11. zwiſchen 12 und 1 Uhr den Paſſo do Butucarahy. Die Hitze war unerträglich geworden. Unſere Reiſe ging in nordöſtlicher Richtung vor ſich, obſchon Rio Pardo ſüdöſtlich liegen blieb, und ſich in letztgenannter Richtung eine andere Straße befand; es ſcheint jedoch, daß ſie für Pferde nicht gangbar iſt.

Nachdem wir eine halbe Stunde weit unſeren Weg in der Niederung verfolgt hatten, kamen wir wieder auf Hügel und in Gehölze. Wir ſahen hier eine Menge Farrenkräuter, unter andern eine baumartige Gattung, die eine Höhe von 15 — 20 Fuß erreicht, und ihre Blätter palmenähnlich ausbreitet. Ueberall rankten ſich die Schmarotzerpflanzen um die kräftigen Bäume dieſer Wälder, die jedoch keine Urwaldungen zu ſeyn ſcheinen. Als wir am Saume eines Gehölzes vorbei kamen, bemerkte ich eine Menge Blätter von Winden, deren Fleiſch von den Ameiſen ganz verzehrt worden war; man ſah nur noch die Rippen und Fibern ihres Gewebes, aber ganz vollkommen erhalten. Ich bewunderte auch mehre rieſenhafte Lianen, die ſich ſpiralförmig um ſehr gerade, mit dreifarbigen Flechten gezierte Bäume gewunden hatten; ferner fielen mir Gruppen von Bäumen auf, die, in ihrer Jugend ganz dicht beiſammen ſtehend, ſich zu einem Bündel vereinigt hatten, und nun einen einzigen, dicken hohen Stamm bildeten, der wie eine geriffelte Säule ausſah.

Je mehr man ſich Rio-Pardo nähert, deſto zahlreicher werden die Wohnungen; die Chacaras ſind ſorgfältiger angebaut, und von Orangen- und Citronengehölzen beſchattet.

Am 15. kamen wir durch Cruz-Alta (das hohe Kreuz). Es iſt ein ziemlich bevölkerter Weiler, 3½ Stunden von Rio-Pardo. Hier brach ein Rad an einem unſerer Karren. In Cruz-Alta findet man einen Weg, der nach der Serra do Butucarahy führt. Ich war in der Nähe des Jacuy mit einem ſehr artigen und zuvorkommenden Braſilianer zuſammengetroffen, der mir einige Zeilen an den Friedensrichter des Diſtrictes Butucarahy mitgegeben hatte, im Falle ich für gut finden ſollte, mich da zu verweilen. Er hatte mir bei dieſer Gelegenheit verſichert, ich würde dort alle Gattungen von Thieren vereinigt finden, die ſich in der ganzen Provinz aufhalten, beſonders aber den ſchwarzen Jaguar, der eine eigene, für ſich beſtehende Gattung und nicht eine Spielart iſt, wie man bisher geglaubt hat. Ich unterſuchte in Cruz-Alta eine ſehr breite und mehr als 50 Fuß tiefe Schlucht, in der ich überall nur röthliche Thonerde mit Sand vermiſcht fand, der ihr ziemlich große Haltbarkeit gab. Dieſe Schlucht hat ſich durch den Einſturz der Decke eine der natürlichen Ciſternen gebildet, deren ich weiter oben bereits erwähnt habe.

Am 16. campirten wir eine Stunde von Rio-Pardo. Sowie wir dieſer Stadt näher kamen, bemerkten wir mit großem Vergnügen, daß das Land ungleich ſorgfältiger angebaut, und die Chacaras ſehr angenehm gelegen waren.

Nach Rio-Pardo gelangt man von der Seite der Miſſionen über eine Reihe von Hügeln und Bergen, die es verbergen, bis man ſich ganz nahe davor befindet. Dann ſteigt man einen ſteilen Abhang hinab, und kommt über eine ungefähr eine Viertelſtunde große, niedrig gelegene Ebene, an welche eine Brücke ſtößt.

Rio-Pardo liegt theils auf dem Gipfel, theils auf dem Abhange einer Gruppe kleiner Berge, die zu einer Hügelkette gehören, welche von Norden nach Süden ſich ausdehnt, und, mehr und mehr ſich abdachend, am linken Ufer des Jacuy ſich verliert, und zwar gerade an der Mündung des Fluſſes, deſſen Namen die Stadt führt. Rio-Pardo iſt demnach durch den Lauf dieſer beiden Flüſſe dergeſtalt eingeſchloſſen, daß es eine Halbinſel bildet; denn der Rio-Pardo begränzt es nordweſtlich, weſtlich und ſüdweſtlich, und der Jacuy ſüdlich, ſüdöſtlich, öſtlich und nordöſtlich.

Betrachtet man die Stadt von den weſtlichen Anhöhen aus, ſo erblickt man Häuſer von einem Stockwerk (wohlverſtanden über dem Erdgeſchoß), die geſchmackvoll gebaut, von außen weiß angeſtrichen, und mit runden rothen Ziegeln gedeckt ſind, man ſieht Kirchen auf den höchſten Punkten, mit Orangen-, Bananen- und Cocos-Bäumen bepflanzte Gärten, und ſorgfältig unterhaltene Chacaras und Fazendas. Auf der rechten Seite der Stadt, immer noch von den weſtlichen Anhöhen betrachtet, entdeckt man drei Hügel, die durch Bäume und Geſträuche (Quaſſias und Mimoſas) von einander getrennt ſind; die Geſträuche tragen ſehr ſchöne Blüthen, und ſchließen grüne Triften ein. Auf der linken Seite befinden ſich höhere und waldigere Hügel, auf denen man einige Luſthäuſer (Quintas) wahrnimmt. Ich muß hier bemerken, daß man in Braſilien unter Quinta ein einzelnes Luſt- oder Landhaus, unter Chacara einen kleinen Maierhof mit Küchengarten, unter Fazenda eine Wohnung mit einer Anpflanzung von Baumwolle oder Caffee, ja ſelbſt mit Heerden, und unter Engenho eine Zucker-Raffinerie verſteht. Am Fuße der eben erwähnten Hügel fließt der Rio-Pardo, ein Fluß vierten Rangs, deſſen Ufer dicht bewaldet ſind; über denſelben führt eine hölzerne Brücke, die auf ſteinernen Pfeilern ruht. Zwiſchen dem Fluſſe und dem Beſchauer bildet eine grüne Ebene einen Halbzirkel von einer halben Stunde im Umfange; ſie iſt mit mehr oder minder hohen Hügeln umgeben, die gegen Nordweſt und Südweſt hin ſich öffnen, und dem Rio-Pardo den Durchgang geſtatten.

Alle dieſe Hügel ſind bewaldet, beſonders von der Nord- und Nordweſtſeite, wo man anſehnliche Waldungen erblickt, die ſich auf eine Entfernung von 8 — 10 Stunden bis an den Fuß der Serra ausdehnen. Der weſtliche und ſüdliche Theil iſt mit Chacaras und Fazendas beſetzt. Ich ging durch eine dieſer Fazendas, die ſehr gut unterhalten war; Baumwolle, Maniok, Reis, Taback, Mais und ſelbſt Gemüſe wurden da im Großen gebaut.

Der Boden aller um Rio-Pardo gelegenen Hügel iſt thonartig. Dieſe Thonerde erſcheint mehr oder weniger compact und ſteinig, und hat verſchiedene Farben, die herrſchende jedoch iſt ein dunkles Roſa. Ueber den Rio-Pardo führt, wie geſagt, eine hölzerne Brücke, die aber nicht breiter iſt als ein Fuhrwerk; ſie wird von Pfeilern getragen, welche vier Fuß dick ſind, und ſechs gegen dreißig Fuß hohe Bögen bilden. Gefangene aus der argentiniſchen Republik und aus der Banda Oriental haben im Jahre 1825 oder 1826 dieſe Brücke gebaut; allein ſie wird nicht von langer Dauer ſeyn, denn die dazu verwendeten Steine können vermöge ihrer Beſchaffenheit den großen Ueberſchwemmungen des Fluſſes unmöglich widerſtehen; die eine ſchiefe Fläche bildenden Mauern an den beiden Ufern, ſo wie die Bruſtwehren haben durch die Gewalt der Strömung ſchon Riſſe bekommen. Im Jahre 1833 ſtand das Waſſer ſchon mehr als zehn Fuß hoch über der Brücke. Die Einwohner, die an Brücken gar nicht gewöhnt ſind, glauben indeſſen doch, ein merkwürdiges Denkmal an ihr zu beſitzen, das mehren Jahrhunderten Trotz bieten könne. Mit der Brücke von Rio-Pardo verhält es ſich wie mit dem Pyramen von Buenos-Ayres.

Sowie man an der Brücke ankommt, iſt die Stadt dem Auge entſchwunden, denn ſie wird von einem Hügel verdeckt, den man beſteigen muß, bevor man in das Innere derſelben gelangt. Nun gewährt ſie einen ſchönen Anblick, und die Bewohner ſind da in ſo lebhafter Thätigkeit, daß man ſich alsbald einen ſehr vortheilhaften Begriff von ihrer Lage macht; die angeſehenſten Kaufleute wohnen nämlich gerade am Eingang, an der Weſtſeite. Es iſt dieſes die neue Stadt. Auf den erſten Anblick ſollte man glauben, Rio-Pardo ſey noch im Entſtehen, weil man hier ſo viele neue Bauten findet; ſchreitet man aber ſüdöſtlich, d. h. auf der Seite des Hafens weiter vor, ſo erkennt man ſogleich an den niedrigen, rauchigen, noch mit eiſernem Gitterwerk verſehenen Häuſern, daß ſie alt iſt. Rio-Pardo ſteht in der That ſchon ſeit mehr als 200 Jahren; ich glaube, daß die Jeſuiten ein Collegium darin hatten. Sie war urſprünglich ſchlecht gebaut und lag, der großen Unebenheiten des Bodens wegen, auf einer ſehr unbequemen Stelle; dieſem Uebelſtande ſucht man jedoch dadurch abzuhelfen, daß man die Straßen gegen Norden und Nordweſten ausdehnt, weil dieſe Punkte die höchſten und am leichteſten zu ebnen ſind.

Die neuen Häuſer haben ein Stockwerk, ſind ſehr hoch, viereckig und im obern Stocke mit vielen Fenſtern verſehen; im Erdgeſchoß, das zu Waarenlagern und Kramläden beſtimmt iſt, ſind dagegen nur hohe und ſchmale Thüren angebracht. Die alten Häuſer hatten Schiebfenſter, mit ungeheuren Jalouſieen verſehen, die neuen aber haben elegante, gewölbte Fenſter mit zwei Flügeln und großen, verſchieden geformten Scheiben. Die neuen Straßen ſind mit bequemen Trottoirs verſehen. Es befinden ſich da drei Kirchen, die nach dem Plane aller braſilianiſchen Gotteshäuſer gebaut ſind, d. h. höchſt einfach. Die ganz aus Backſteinen aufgeführte Hauptkirche war äußerlich noch nicht ganz vollendet.

Rio-Pardo zählt 5000—6000 Einwohner; nach der Anzahl der Häuſer könnten deren weit mehr darin Platz finden, allein es bewohnt in der Regel nur eine einzige Familie ein Haus, was der Stadt eine große Ausdehnung gibt. Der Handel iſt ziemlich blühend, weil ſie die Hauptniederlage der nördlich und weſtlich gelegenen Städte und Dörfer iſt; von hier aus gehen unaufhörlich zahlreiche Züge von Mauleſeln und Karren nach allen Punkten des Innern ab. Der Verkehr mit Porto-Alegre geht ſehr ſchnell von Statten, der Transport ſchwerer Waarengattungen wird auf Schiffen von 20—50 Tonnen bewerkſtelligt, die mit einem Verdeck verſehen ſind. Die leichten, wenig Raum einnehmenden Waaren, ſo wie die Reiſenden werden in großen, als Gondeln ausgerüſteten Piroguen weiter befördert. Dieſe äußerſt eleganten Piroguen beſtehen aus einem einzigen, ausgehöhlten Baumſtamme, ſie ſind 35—40 Fuß lang und 3 ½—4 Fuß breit; einige haben ſogar 60 Fuß Länge und 6—7 Fuß Breite. Ihre Form iſt zierlich und bequem; ein flaches Dach, welches die Hälfte des Hintertheils dieſer Fahrzeuge einnimmt, ſchützt gegen den Regen und die Sonnenſtrahlen. Dieſes Dach, an welchem kleine Vorhänge von Leinenzeug hängen, wird von eiſernen oder kupfernen Stangen getragen; das Ganze iſt mit lebhaften Farben angeſtrichen und ſieht ſehr reinlich aus. Einige dieſer Gondeln haben noch außer dem erwähnten Dache auf dem Hintertheile ein feſtonirtes Zelt, das bis nach dem Vordertheile ſich ausdehnt. Unaufhörlich gehen und kommen ſolche Fahrzeuge, und man darf um ſo ſicherer darauf zählen, daß man ſchnell darin weiter gebracht wird, als bei ungünſtigem Winde vier bis ſechs halbnackte Neger Tag und Nacht unausgeſetzt rudern müſſen. Am 19. März ſchifften wir uns auf einer dieſer Gondeln ein, wo es uns ein wenig behaglicher zu Muthe war, als in den Chalanas auf dem Uruguay.

Vom Jacuy, ſowie vom Rio-Pardo aus ſieht man, der Anhöhen wegen, nichts von der Stadt. Was man hier den Hafen nennt, entſpricht dieſer Benennung nicht im Geringſten; denn da das linke Ufer des Jacuy an dieſer Stelle ſehr ſteil, thonartig und folglich beim Regenwetter ſchlüpferig iſt, ſo hat das Ein- und Ausſchiffen der Reiſenden und Waaren große Unbequemlichkeiten. Hat der Rio-Pardo Waſſer genug, ſo fahren die mit Waaren beladenen Schiffe an der Brücke an.

Zwei bis drei Stunden weit wendet ſich der Jacuy häufig von Südoſt nach Nordoſt; ſeine Ufer ſind niedrig, und beſtehen aus angeſchwemmten Erdreiche; der Fluß tritt ſehr oft aus.

Fünf Stunden von Rio-Pardo befindet ſich auf dem linken Ufer des Jacuy ein kleiner Steinbruch, in welchem man groben, ſchwärzlichen Kalkſtein gewinnt, woraus ziemlich guter Kalk gebrannt wird. Auf dem entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes findet ſich ein harter, grauer, löcheriger Bruchſtein, mit welchem man die Trottoirs und Höfe von Rio-Pardo zu pflaſtern pflegt; er hat jedoch oft ſo geringe Conſiſtenz, daß ſich, wenn es regnet, beim Darübergehen kleine Theilchen davon ablöſen.

Gegen Ende des Tages machten wir in dem Dorfe Santo-Amaro, auf halbem Wege zwiſchen Porto-Alegre und Rio-Pardo Halt; ehemals wurde ſtarker Handel da getrieben; allein die Bewohner verarmen nach und nach gänzlich, und doch liegt es ſehr angenehm auf hohen Hügeln, welche das linke Ufer des Jacuy begränzen. Es befindet ſich da eine ziemlich ſchöne Kirche und einige gut gebaute Privathäuſer.

Freguſia-Nova, ein am Einfluſſe des Tacuary-Guaza gelegenes Dorf, ließen wir zu unſerer Linken liegen, und kamen an den Charqueadas vorbei. Man hat in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde eine Menge Anſtalten nach Art der Saladeros von Buenos Ayres gegründet; ſie befinden ſich in einem weit beſſeren Zuſtande; auch hat man Fettſiedereien damit verbunden. Ich gebrauche abſichtlich den Ausdruck Fett, weil der Talg in Fäſſern oder Häuten klein geſtoßen, und auf ſolche Weiſe nach den verſchiedenen Häfen Braſiliens verſendet wird. Ich ſah in einer Charqueada ſehr ſchöne, ſolid gebaute und durch Gärten verſchönerte Häuſer; unter andern fiel mir eines auf, das ſo geräumig war, daß es einem öffentlichen Gebäude glich. An der Art, wie dieſe Anſtalten unterhalten werden, und an der Thätigkeit, die daſelbſt herrſcht, ſieht man wohl, daß ſie in gedeihlichem Fortſchreiten begriffen ſind. Es lagen damals fünf Schiffe in Ladung, die von 30 — 80 Tonnen faſſen konnten.

Bei der außerordentlichen Ueberſchwemmung, die gegen Ende des Jahres 1833 in der ganzen Provinz ſtatt fand, wurde die Charqueada unter Waſſer geſetzt, was einen großen Verluſt zur Folge hatte. Ein ſolches Ereigniß hatte ſich jedoch ſeit langer Zeit nicht zugetragen; der Boden iſt übrigens hier etwas höher als in der Umgegend.

Der Jacuy macht viele Krümmungen, indem er ſich von Oſten nach Norden wendet; ſein Lauf wird von langen Inſeln aus weißem Sande gehemmt, die ſo niedrig ſind, daß ſie kaum die Oberfläche des Waſſers erreichen. Schlanke, nicht ſehr hohe, von Schmarotzerpflanzen, flechtenartigen Mooſen u. dgl. umrankte Bäume bedeckſen ſeine Ufer. Oeſtlich von der Charqueada werden die Bäume etwas höher und dicker.

Am 20. gegen 11 Uhr erhob ſich ein ſtarker Weſtnordweſtwind. Wir kamen gegen Mittag in Porto-Alegre an. Wir hatten 30 portugieſiſche Wegſtunden in 20 Stunden Zeit zurückgelegt, allein der Wind war uns nur 6 Stunden lang günſtig geweſen. Man erblickt Porto-Alegre in einer Entfernung von einigen Stunden; hier ſcheint es, als ſtünde zu beiden Seiten dieſer Stadt ein iſolirter hoher Hügel; und doch iſt jeder mehr als eine Stunde weit davon entfernt. Der Jacuy theilt ſich in zwei Arme, deren einer nordöſtlich, der andere ſüdöſtlich fließt. Unſer Gondelführer wählte den letzteren als den kürzeſten. Der Raum zwiſchen beiden Armen iſt mit Eilanden angefüllt, die ſo wie die Ufer angebaut und bewohnt ſind.

* * *

18.

Porto-Alegre.

Phyſiſche und geographiſche Beſchreibung.

Wir ſind in die kleine Hauptſtadt einer großen Provinz Braſiliens entrückt, und ungefähr 200 Stunden von dem glühenden Brennpunkt der Civiliſation entfernt. Ihre Lichtſtrahlen treffen uns hier nur durch Reflexion; einige Trabanten übernahmen die Sorge, ſie ſo gleichmäßig zu verbreiten, wie ihre Intelligenz es erlaubt. Welch ein Himmel und wie maleriſche Landſchaften! Der Himmel iſt der Italiens; Landſchaften und Vegetation die der Provence. Wir ſind in Porto-Alegre. Stimmen wir unſere poetiſche Entzückung ein wenig herab und verſuchen wir auf gewöhnliche Weiſe die pittoreſke Anſicht einer braſilianiſchen Stadt zu beſchreiben, deren gewiß glücklich gewählter Name dennoch weit davon entfernt iſt, uns einen Begriff davon zu geben.

Am äußerſten Rande eines Hügels, der von Weſten ſich hinabzieht, unter der dreißigſten Parallele ſüdlicher Breite und der vier und fünfzigſten Parallele weſtlicher Länge des Pariſer Meridians, erhebt ſich auf dem Abhange einer Anhöhe von ungefähr 60 Metres die kleine Stadt Porto-Alegre in amphitheatraliſcher Erhöhung. Ihre roſenfarbenen und wenig hervorſpringenden und nicht hohen Dächer trennen ſich von einander in angenehmen Wellenlinien, und krönen weiße oder gelbe Häuſer von einfacher und anmuthiger Architektur.

Fünf Bäche bringen den Tribut ihrer befruchtenden Fluthen herbei, vereinigen ſich, den Rio grande do Sul zu bilden, und bewäſſern der Stadt gegenüber, ein weites Becken, beſtreut mit zahlreichen, waldigen und mit Villen geſchmückten Inſeln. Hinter der Stadt oder hinter dem Abhang beſchreibt eine Hügelkette von ungefähr 200 Mètres Höhe einen Halbkreis, wendet ſich ſüdwärts, zieht ſich an dem Fluß in einer Entfernung von 8 — 9 Stunden hin. Zwiſchen dieſer Hügelreihe und der Stadt dehnt ſich eine niedrige ununterbrochene Ebene von 3 bis 4 Stunden im Umkreis aus; ſüdlich wird ſie von der Gebirgskette eingeſchloſſen, öſtlich und nördlich von den Hügeln, weſtlich vom Rio grande, der, ſtolz auf die Maſſe ſeiner Fluthen, ſeinen Lauf majeſtätiſch ſüdwärts richtet, und quer durch conglomerate Felſen den Lagoa dos Patos bildet, wovon ich ſpäter reden werde.

Die Lage der Stadt iſt ferner in der Mitte zweier großen Buchten, welche durch den Hügel, worauf die Stadt erbaut iſt, getrennt ſind; der eine erſtreckt ſich nordwärts, bildet die Rhede und den Hafen, der andere ſüdwärts; auf ihr ſind die Fluthen ſchon theilweiſe zurückgetreten, und es befindet ſich dort ſchon gleichſam eine Vorſtadt, verſchönert durch Gärten, Wieſen, Werkſtätten u. ſ. w. Man ſieht, es wäre ſehr leicht, eine Inſel aus Porto-Alegre zu bilden, wenn man den Hügel oſtwärts durchſchnitte, und einen Verbindungs-Canal mit einem Bach eröffnete, der ſich durch die Ebene ſchlängelt.

Wollt Ihr einen ſeltenen Anblick genießen, ſo begebt Euch auf den Hauptpunkt, den höchſten Gipfel des Hügels; dort ſeht Ihr ſo nordwärts (das wie Ihr wißt die Mittagsrichtung der ſüdlichen Hämiſphäre iſt), unter Euren Füßen die Stadt, die ſich in einer Seitenfläche ausbreitet; Ihr ſeht die Rhede mit Schiffen bedeckt; die Inſeln und den gebogenen Lauf der fünf Flüſſe, die ſich wie die auseinander ſtehenden Finger einer offenen Hand ausdehnen; Luſthäuſer im Halbkreis am ſchattigen Ufer der Bai; die baumreichen Thäler, welche in paralleler Richtung ſich zu den nordöſtlichen

Hügeln erſtrecken; die Vargem, oder die Ebene hinter der Stadt mit ihren Gärten, ihren Pflanzungen von Orangenbäumen, Bananen, Palmen und Cactus, umgeben von dichten, faſt immer blühenden Hecken, von gelben, rothen, violettfarbenen oder weißen Mimoſen; endlich jenſeits dieſer ſüdlichen, die Ausſicht ſo angenehm ſchließenden Ebene, niedliche Landhäuſer (quintas chacaras, facendas), die ſchön gebaut auf dem Abhange der Hügel liegen.

Wählt man, um dieſes herrliche Panorama zu genießen, einen der ſchönen und in jener Zone ſo gewöhnlichen heiteren Tage, ein windſtilles, ruhiges Wetter, die Stunde, wo der Zephyr zur Sieſta einladet, den Augenblick, wo Becken und Fluß den Anſchein eines ungeheuren Spiegels zeigt, ſo erblickt man ein höchſt pittoreskes und belebtes Panorama. Alles, was man ſah, verſchönert ſich im Zurückſtrahlen, die Inſeln mit den Heerden, die Häuſer mit den Pflanzungen der heißen Zone, die Segelſchiffe und die Maſſe eleganter Gondeln, die mit bunten Flaggen geſchmückt, die fünf zuſammenfließenden Ströme durchfurchen. Wendet Ihr endlich Euren Blick nach Norden, ſo ſchaut Ihr, wenn Ihr nicht kurzſichtig ſeyd, in einer Entfernung von 15 Stunden die Bergkette, die durch eine Nebelatmoſphäre gleichſam mit weiblicher Coquetterie, als wolle ſie Neugier erwecken, ſich umſchleiert.

Nicht allein eine gute Ausſicht genießt man in Porto Allegre, ſondern auch eine gute Geſundheit; kein Clima eignet ſich beſſer für Europäer. Dort findet ſich nicht die erſtickende Hitze der Praia von Rio Janeiro, die Nachtkühle oder Polvadera von Buenos Ayres; die Luft iſt rein, geſund, gewürzhaft duftend, und das Clima gemäßigt. Auch machen Aerzte dort kein Glück, eben ſo wenig wie Apotheker, die zum Gewerbe der Parfumeurs ſich haben herablaſſen müſſen.

Wie wir ſchon ſagten, ſind die Häuſer, obgleich einfach gebaut, doch nicht ohne Eleganz; beſonders gilt dies von den kürzlich errichteten Gebäuden. Sie beſtehen aus gehauenem Sandſtein, dann Backſtein, haben in der Regel nur ein Stockwerk, aber von ziemlicher Höhe, ſind gewöhnlich viereckiger Form, und im erſten Stock von zahlreichen Fenſtern durchbrochen, während im Erdgeſchoß ſich nur die Thüren befinden. Letztere ſind 15 bis 18 Fuß hoch, eng und zahlreich. Auch die Fenſter ſind ſehr hoch, gewöhnlich doppelt, gewölbt, mit großen Gläſern, die in Rauten, in Vierecken, in Sechs- und Acht-Ecken eingerahmt werden. Ein eiſerner, ſchön ausgeſchnittener, oft vergoldeter Balcon nimmt die ganze Vorderſeite des Hauſes ein, von Entfernung zu Entfernung überragen ihn leichte Bogen, um zur Zeit der Sonnengluth ein guirlandenartig ausgeſchnittenes Zelt zu tragen. Das mit runden Ziegeln bedeckte Dach ragt gebogen mit dem Rande weit hervor und hält nach Art der chineſiſchen ein ausgehauenes Fries. Dieſer hervorſpringende Theil des Daches iſt roth angeſtrichen und ſticht auf angenehme Weiſe gegen das Geſims des weiß angeſtrichenen Frieſes ab.

Die älteren Häuſer ſind von niedrigem Bau, haben Schiebfenſter, und Gitterthüren; ſeitdem aber Don Pedro I. an einem Tage übler Laune alle Rotulas von Rio Janeiro niederreißen ließ, verſchwinden ſie allmählig in den übrigen

Städten des Reichs. Nichts iſt unangenehmer wie dieſe Rotulas. Man denke ſich eine lange Straße mit Rotulas an beiden Seiten, die gleichſam zur Bepflanzung, zur Brüſtung, zum bedeckten Wege dienen (ſogar die Balcons waren damit verſehen!), und den unbeholfenen ſchönen Damen (ſo denkt man ſie ſich wenigſtens) Schutz gegen die Sonne gewähren. Geht Ihr vorüber, ſo hört Ihr Letztere auf Eure Koſten kichern, und könnt Euch nicht einmal durch einen Blick der Bewunderung oder Verachtung rächen! — Ihr glaubt in der Straße allein zu ſeyn, denn ungeachtet Eurer Philantropie könnt Ihr doch nicht denken, daß ſtumpfſinnige, thierähnliche Neger, die unter Ziegen und Böcken ſich in den Straßen herumtreiben, eine Geſellſchaft bilden; Ihr glaubt alſo ganz allein zu ſeyn, wenn Ihr alle Häuſer in der Straße auf jene Weiſe verammelt ſeht; plötzlich aber öffnet ſich eine ungeheure Rotula; ein rohes Gelächter ſchallt hervor, dann wird die Rotula ſchnell wieder verſchloſſen, als brächtet Ihr die Cholera. — Sprecht auf keine Weiſe von Unſchicklichkeit; ärgert Euch eben ſo wenig; man würde Euch ohne Umſtände auslachen, denn dies glückliche Clima äußert auf die Milz einen erheiternden Einfluß. — Geht ſchnell vorüber, flucht nur im Stillen der Barbarei der Portugieſen, welche ihre Frauen in dieſe Art Harem einſchlieſſen und ſie dadurch zu ſo unwiſſenden lächerlichen Geſchöpfen machen, daß der Anblick eines Fremden für ſie die Figur eines chineſiſchen Schattenſpiels, einer Phantasmagorie iſt! So war Rio Janeiro vor Don Pedro, und ſo ſind noch viele kleinere Städte im Innern.

Man muß jedoch eingeſtehen, daß man zu Porto-Alegre nicht mehr überall dieſelben Myſtificationen erduldet; die Portugieſen und Braſilianer ſind dort zwar nicht weniger eiferſüchtig wie in Rio, Bahia, Fernambuco und an andern Orten, allein ihre Eiferſucht zeigt ſich nicht mehr auf ſo verletzende Weiſe. Die Nachbarſchaft der Caſtilianer (ſo nennt man dort die Einwohner der Plata-Provinzen) trägt viel dazu bei, jene türkiſchen Sitten zu mildern. Die Zeit liegt nicht mehr fern, wo die Frauen dieſes intereſſanten Theils von Braſilien, dieſelbe Freiheit erlangen werden, in deren Beſitz die Damen von Montevideo und Buenos Ayres ſich ſchon jetzt befinden; allein dieſer glückliche Zeitpunkt iſt noch nicht erſchienen, und bis dahin tragen ſie noch immer das Joch ihrer langweiligen Männer, ich möchte ſagen, ihrer häuslichen Tyrannen. Wachſam wie Argus, begnügen ſich dieſe nicht mit der ſchmählichen Unwiſſenheit, worin ſie ihre Frauen erhalten, ſondern verſchließen ſie außerdem, gleich Sclaven der Ehe, in ihr entfernteſtes Zimmer. — Es iſt ſehr ſchwierig, in dieß geheimnißvolle Heiligthum zu dringen, die Strenge des Gatten läßt nur dann ein wenig nach, wenn ein Fremder, nachdem er einige Zeit in der Stadt verweilte, durch ſein gutes Benehmen beweiſt, daß er in die Familie des Braſilianers, dem er empfohlen ward, eingeführt werden kann. Dann wird das Heiligthum ihm erſchloſſen, allein er darf dieſe ausgezeichnete Gunſt nur mit der größten Zurückhaltung und Vorſicht benützen. Eine Cataſtrophe voll Unglück trifft jeglichen, der das Zutrauen eines braſilianiſchen Argus verrathen ſollte. Prügel wären die geringſte Strafe.

Der argwöhniſche und bis zum Uebermaß eiferſüchtige Charakter der Braſilianer bewirkt alſo die Iſolirung, wozu ihre Frauen noch einige Zeit verurtheilt zu ſeyn ſcheinen. Ich kannte muntere, ſchöne, lebhafte, ſelbſt anmuthige, die Nichts lieber wünſchten, als auf der Promenade in Geſellſchaft zu erſcheinen, und durch ihre Gegenwart die Männergeſellſchaften zu beleben und zu verſchönern, die ich oft traurig und geſchmacklos, beinahe eckelhaft fand. O Voltaire! O Legouvé! O Frau von Staël! Warum können Eure beredten Antworten auf die eben ſo ungerechten wie beißenden Angriffe eines Juvenal und Boileau nicht von allen Braſilianerinnen geleſen werden! Sie würden wenigſtens ein gerechtes Gefühl der Eigenliebe und edlen Würde erlangen, welches ihren Werth ihnen offenbarte, und ihr Mund würde dann gewiß nicht ſtumm bleiben, wenn die ſchwerfälligen Sophiſten des gothiſchen Portugals ſich herausnehmen, ihnen Grundſätze einflößen zu wollen, welche die ganze civiliſirte Welt verwirft*).

Porto-Alegre iſt eine noch ſehr junge Stadt, denn ſie ward vor 60 Jahren gegründet. Kurz vor dieſer Zeit war die Stelle, worauf ſie erbaut iſt, von dunklen Wäldern, den Schlupfwinkeln der Jaguars; Tamanduars, Cuguars und Kaimans bedeckt. Gegenwärtig iſt ſie die Hauptſtadt der Provinz Rio-Grande-do Sul oder San Pedro. Sie hat ungefähr 12000 Einwohner, allein 15000 Menſchen ſind faſt immer gegenwärtig wegen der Fremden, die von allen Seiten herbeiſtrömen, um auf beſtimmte Zeit dort Handel zu treiben. Beſonders ſeit den letzten Jahren hat ſie ſich ſchnell vergrößert, und vermehrt ſich noch immer; ich wunderte mich nicht wenig, als man mir ſagte, ſeit zwei Jahren baue man hier täglich ein Haus.

Die Stadt iſt ſo regelmäßig gebaut, wie dies der ungleiche Abhang eines, beſonders am Gipfel etwas ſteilen Hügels erlaubt. Außerdem iſt man täglich damit beſchäftigt, das Terrain zu nivelliren und die Straßen abzuſtecken; letztere haben Trottoire, und ſind nach den vier Hauptpunkten gerichtet. Die Straßen gegen Norden und Süden ſind wegen ihrer Steilheit nicht bequem für die Bewohner; diejenigen, welche mit der Richtung des Hügels parallel laufen, ſind die ſchönſten; beſonders zwei ſind bemerkenswerth durch die Zahl ihrer ſchönen Häuſer. In der einen, am unterſten Ende der Stadt befinden ſich die Haupthandlungshäuſer und Waarenlager; die andere liegt auf dem Plateau des Hügels; hier iſt das Haus der Provinzialregierung, der Schatz und die Hauptkirche, durch ihre Einfachheit bemerkenswerthe Gebäude. Dort trifft ſich auch die ſchöne Welt an bürgerlichen oder religiöſen Feſten, dort genießt man die Kühle der Nacht und die entzückende Ausſicht, von der ich einen Begriff zu geben ſuchte.

Am Ufer des Fluſſes liegt das Zollhaus, ein viereckiges, feſtes und für den Handel vortheilhaft eingerichtetes Gebäude. Von dem Thore deſſelben nach dem Hafendamme zu erſtreckt ſich ein hölzerner, auf ſteinerne Pfeiler geſtützter Hafendamm bis an das Baſſin, woraus der Fluß entſpringt; am äußerſten Ende des

---

*) Voltaire ſagt: Die Geſellſchaft iſt von den Frauen abhängig. Alle Völker, die das Unglück haben, ſie einzuſchließen, ſind ungeſellig.

Dammes ſteht ein Schuppen mit Krahnen, wo die Schiffe landen, um ihre Waaren aus- oder einzuladen. Die Laſten, ſo ſchwer ſie auch ſind, werden von Negern in den Hof des Zollhauſes getragen, um dort durchſucht zu werden; von da tragen ſie andere Neger (denn die afrikaniſche Race verſieht in Braſilien das Amt der Pferde oder Maulthiere) zu ihrer Beſtimmung. Später werde ich Gelegenheit haben ein Wort über das Schickſal der Sclaven in der Provinz Rio-Grande zu ſagen. Reiſende, welche Zeugen der unerbittlichen Barbarei franzöſiſcher und engliſcher Coloniſten waren, konnten das Joch der Sclaven in Braſilien erträglich finden; allein ich, der ich freie induſtriöſe Neger, von denen Weiße lebten, in der Argentiniſchen Republik und der Banda Oriental ſah, nehme mir die Freiheit, ihr Schickſal auch in Braſilien beklagenswerth zu finden, und die Infamie der Europäer zu enthüllen, welche ſich nicht ſchämen, die Immoralität ſo weit zu treiben, daß ſie mit Menſchenfleiſch handeln. — Ehrwürdiger Abbé de Pradt! du hätteſt, wie ich, geſeufzt, hätteſt du die betrübenden Scenen geſehen, deren Zeuge ich war, allein dann hätte dein Unwille, deine Klage, wie der Blitz unter Männern ertönt, die es wagen, ſich civiliſirt zu nennen, während die meinigen ein Echo vielleicht nur in der Seele weniger gefühlvoller aber gleich mir unbekannter Menſchen finden.

Die Erziehung iſt in der Provinz Rio-Grande ſehr vernachläßigt; man erkennt dieß auf der Stelle. Die jungen Leute, welche zum Gerichts-, zum Prieſterſtande und zur Medizin beſtimmt ſind, werden auf die Univerſität Saõ Paulo geſchickt. Zu Porto-Alegre gab es bei meiner Durchreiſe nur Elementarſchulen; ein junger europäiſcher Portugieſe und ein junger Belgier hatten damals ſo eben eine höhere Primärſchule errichtet; wie ich hoffe, wird ihr Eifer Neigung zum Wiſſen bewirken, die nur zu allgemein durch zügelloſe Leidenſchaft zum Spiel und zur Ausſchweifung unterdrückt wird.

Fünf bis ſechs rein politiſche Journale werden hier herausgegeben; die Einwohner von Porto-Alegre, ſo wie die der anderen Städte des Reichs theilen ſich in zwei Partien, die der Caramurus, die Anhänger und Vertheidiger der monarchiſchen Regierung*) und die der Farrupilhas oder Ohnehoſen**), Anhänger der republikaniſchen Regierung. Letztere ſind wie überall, die zahlreichſten; allein ſie kennen ihre Kraft nicht. Die Majorität der Braſilianer ſcheint übrigens überall für die Republik zu ſeyn. Unglücklicher Weiſe herrſcht unter ihnen die größte Unordnung. Die einen wollen die Form der Einheit, die Andern ein Föderativ-Syſtem; der Egoismus, der rechtmäßige Sohn der Unwiſſenheit und kleinlichen Leidenſchaft erſetzt den Patriotismus. Die Provinz Rio Grande, die der Anderen entbehren kann, und dieſen dagegen ſehr nützlich iſt, wünſcht die Föderation, d. h. eine beinahe vollſtändige Iſolirung; die anderen ſchreien dagegen, ſo daß man zum Einverſtändniß nicht kommen kann. Dieſe Schwierigkeit über die Form in's Reine zu kommen, wird vielleicht die Zeit der Bewegung noch weit hinausſchieben, und Anarchie wahrſcheinlich unter den braſilianiſchen Truppen bewirken. Auch iſt wie bei der Republik Rio de la Plata zu befürchten, daß die Iſolirung vorgezogen wird, und daß wir 18 Republiken anſtatt einer erhalten. Allein darin liegt noch nicht das Hauptübel. Dieß liegt in der Anarchie, in welche Völker fortgeriſſen werden können, deren politiſche Erziehung noch keinen hohen Standpunkt erreicht hat. Man darf den Grund dieſer Uneinigkeit nur in der groben Unwiſſenheit ſuchen, wodurch die kurzſichtige Politik Portugals den Keim edler Gefühle zu erdrücken ſuchte, die oft ungeachtet der geringen Ausbildung bei den Braſilianern ſich zeigen.

---

*) Die europäiſchen Portugieſen ſind in Braſilien wegen ihres Widerſtandes gegen den fortſchreitenden Gang der Völker verhaßt. Man nennt ſie pes de plumbo (Bleifüße) und ſie nennen dagegen die Braſilianer pes de cabra (Ziegenfüße).

**) Dieſen Namen haben ſich die Patrioten ſelbſt gegeben.

Zu Porto-Alegre befindet ſich noch kein Theater, denn man darf dieſen Namen nicht einem alten, halb unterirdiſchen Magazine geben (Thalia würde erröthen), wo man von Zeit zu Zeit bürgerliche Comödien aufführt. Man war im Begriff, ein Theater, welches, wie man mir ſagte, ſehr ſchön ſeyn wird, zu bauen; es iſt nur zu bedauern, daß man dazu die Höhe einer Straße wählte, die an regneriſchen Tagen einen wahren Waſſerfall bildet.

Es thut mir leid, wiederholen zu müſſen, allein die Wahrheit darf ich nicht verſchweigen, die Braſilianerinnen dieſer Provinz ſind weder ſchön noch anmuthig. Vergeblich beladen und überladen ſie ſich mit Edelſteinen, mit Flittern, mit Blumen und mit anderem Tand; Alles dieß belebt weder ihren Teint, noch verleiht es Ausdruck ihrem Blick, noch ertheilt es ihnen jene Freiheit der Bewegung, welche ſogleich bei den Portenas*) ſo verführeriſch erſcheint. Vergeblich bemüht man ſich auf ihrem Antlitz den Zuſtand ihrer Seele zu leſen, jenes verkündet Nichts, nicht einmal Aufrichtigkeit. Sie erſcheinen öffentlich wie Automaten, denn dazu haben ſie die Portugieſen gemacht. Man ſagt, ſie wären feurig in der Liebe, leidenſchaftlich bis zum Uebermaß, aber nur für ſich ſelbſt. — Sie ſuchen ſich begierig zu entſchädigen.

Ihr Prachtanzug beſteht in einem mit Gold oder Silberplatten beſetzten, oder geſtickten Kleide von weißem Atlas; Schuhe und Handſchuhe ſind von Atlas, mit Edelſteinen geſchmückt; der Kopfputz beſteht aus Haarflechten mit künſtlichen Blumen. Der gewöhnliche Anzug iſt davon verſchieden; obgleich die Frauen ſich hauptſächlich nach franzöſiſcher Mode kleiden, lieben ſie vor Allem die grellen Farben und bizarren Muſter. Da ſie ſehr ſparſam ſind, und hauptſächlich im Hauſe leben, gehen ſie mit ihren Kleidungsſtücken ſehr ſorgſam um; und die Modehändler machen deshalb kein größeres Glück, wie die Apotheker. Ein Hut dauert eine Ewigkeit. Beſonders machen die Moden, die bei uns vor ſechs Jahren im Gange waren, in Braſilien Glück. Ich ſah jene ungeheuren Stroh- und Seidenhüte, überladen mit Bandſchleifen; Mäntel à l'Ecossaise oder à la Dame blanche, rothe Röcke und andere Monſtruoſitäten der Art.

Auch die Männer folgen der Mode von Paris; gewöhnlich iſt ihre Geſichtsbildung ſchöner, als die der Frauen, obgleich ein Fehler, eine ſehr lange und ſpitze Naſe, ihnen Allen gemeinſchaftlich iſt. Dieß iſt eine leichte Modification der portugieſiſchen dicken und fleiſchigen Naſe. Kenner der Geſichtsbildung wiſſen ſchon, was das bedeutet.

---

*) Frauen von Buenos Ayres.

Die Kirchen ſind ſehr einfach, und werden wenig beſucht. Betſchweſtern (bontas) und Freudenmädchen tragen nur noch den ſchwarzen Anzug mit der portugieſiſchen Mantilla, das kirchliche Coſtüme, das *früher* vorgeſchrieben war. Man wird mich ſchon verſtehen, wenn ich *früher* ſage. Ich meine jene ſchönen Tage der heiligen Inquiſition, wo man nicht allein der Dolmetſcher bedurfte, um zu Gott zu beten, ſondern ſogar eines beſondern Anzugs. Als wenn Gott, welcher Adam und Eva nackt wie Würmer erſchuf, ſich um den Anzug der armen Menſchen kümmerte. Findet ſich wenig Luxus in den Kirchen, ſo hat man ihn dagegen in den Proceſſionen beibehalten. Das Feſt do espiritu Santo wird mit Pomp gefeiert. Es iſt noch eben ſo wie zur Zeit des Conciliums zu Trient. Die Balcone werden mit reichen Tapeten geſtickter Seide und goldenen Franzen behängt; die blauen Brüderſchaften folgen auf die rothen, dieſe auf die weißen, dieſe auf die grünen u. ſ. w.; jegliche trägt reich geſchmückte Heiligenſchreine, und nach 8 Tagen verkauft man öffentlich neben der Kirche Roſenkränze, Skabuliere, gebratene Hühner, Paſteten, Liköre ꝛc. — Rom lebe hoch!!

Auf ſehr ſonderbare Weiſe reiſen die Frauen in Braſilien wie in der ganzen Provinz. Sie tragen kein Bedenken mit auseinandergeſpreizten Beinen wie Männer zu reiten, und legen deshalb unter ihre Kleider weite Unterhoſen an; außerdem kleiden ſie ſich in einen langen Ueberrock, eine Art Amazonenkleid, gewöhnlich von Indienne mit breiten Streifen oder Blumen, bisweilen von blauem Tuch. Auf dem Kopfe tragen ſie einen ungeheuren Hut von Taffent, Filz oder Biber, mit mehreren ſchwarzen Straußfedern. So eingemummt gleichen ſie unſern hohen und mächtigen Damen vom alten Landadel. Man glaube nur nicht, dieſe Braſilianerinnen vom Lande wären ohne alle natürliche Würde; im Gegentheil, ob ſie gleich nie ihre estancia chacara oder fezenda, ihre Kühe, Baumwollen-Plantagen oder feijons verließen, um ſich zur benachbarten kleinen Stadt zu begeben, ob ſie ſich gleich außerdem in der größten Unwiſſenheit befinden, haben ſie dennoch im höchſten Grade ihre kleine Eitelkeit, ihre Empfindlichkeit, ihre ſtolzen Mienen.

Wenn ſie ſich auf eine Reiſe begeben, entweder zur Stadt, oder zu einer Nachbarin, was jedoch ſelten ſich erreignet, zeigen ſie bedeutenden Luxus im Geſchirr ihres Pferdes. Zaum und Kopfriemen, Sporen, Steigbügel, (letztere in Form eines Rauchfaſſes) ſind mit maſſivem Silber bedeckt. Eine Frau muß ſehr arm ſeyn, um wenigſtens nicht an den Cabeceiras (den Kopfriemen), den estrebos (Steigbügel) und den esporas (Sporen) Silber zu haben. Die Männer zeigen keinen geringeren Luxus. Bei ihren Pferden ſind die Schwanz-, Bauch-, Halsriemen, ſo wie das übrige Geſchirr mit Silberplatten bedeckt. In der Hand tragen ſie, wie die Argentiner, eine kleine Reitpeitſche, deren kurzer Griff von maſſivem Silber iſt. Der Griff und die Scheide ihres Dolchs ſind ebenfalls von

Silber. Der Anzug der Landleute iſt reicher wie das Coſtüme der Gauchos von Argentina und Banda Oriental; er beſteht in ſtarken Stiefeln, weiten Beinkleidern von himmelblauem Sammet, einem Jäckchen von blauem Tuch, einem weiten Tuchmantel und einem Hut mit breiten an den Seiten aufgeſchlagenen Rändern, der durch eine Schnur mit zwei Eicheln am Ende unter dem Kinn feſtgebunden wird. Viele tragen im Sommer Jäckchen von farbiger Indienne, und die Vornehmeren einen Ueberrock von dieſem Zeug nach Art eines Schlafrocks. Auf einer Reiſe ſind Alle mit einem langen Degen, wie in den Zeiten der Eroberung und mit einem Paar Piſtolen bewaffnet, die in einem Gürtel hängen, welcher eine kleine Patrontaſche trägt.

Die Namen der fünf Flüſſe, die vor Porto-Alegre zuſammen fließen, um dort den Rio Grande zu bilden, ſind: Jacuy, Cay, Rio dos Sinos, Gavatay, und Riacho (Bach). Der erſtere, weſtliche, iſt der Hauptfluß, und bildet gleichſam den Daumen der offenen Hand. Der letztere, nordöſtliche, bildet gleichſam den kleinen Finger, und iſt der einzige, welcher für größere Schiffe nicht zugänglich iſt.

Der Handel iſt zu Porto-Alegre ſehr thätig. Auf der Rhede ſah ich ſtets ungefähr 50 fremde und braſilianiſche Schiffe, außerdem noch eine Anzahl Piroguen jeglicher Größe und Chalanai, die zum Transport der Waaren auf den fünf Flüſſen beſtimmt ſind, welche die Communication mit dem Innern ſo ſehr erleichtern.

Der Jacuy hauptſächlich wird fortwährend von leichten Segelſchiffen und eleganten Gondeln durchfurcht. Dieſe bringen unzählige Producte Europa's, Nordamerica's und der braſilianiſchen Provinzen nach Rio Prado und Cacheira, zwei kleinen Städten, die allen Anſchein haben, ſich zu vermehren. Die erſtere kann hauptſächlich für das Entrepot der nördlichen Provinzen gelten. Europäiſche Schiffe unter 200 Tonnen, die nicht über 10 Fuß im Waſſer gehen, können bis Porto-Alegre kommen.

Die meiſten Schiffe, die in Porto-Alegre landen, ſind nordamerikaniſche, braſilianiſche, italieniſche und einige engliſche. Von Zeit zu Zeit kömmt auch wohl ein Schiff aus Marſeille oder Bordeaux, allein dieſe machen ſelten gute Geſchäfte, weil die Ladungen und Handelsartikel ſchlecht ſind, oder für's Land ſich nicht eignen.

Hier, wie überall in den früheren ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien, ſind die Neger die Leute de officio, d. h. die induſtriöſen, arbeitenden, welche am meiſten ihre Geiſteskräfte anſtrengen, die aber unglücklicher Weiſe Sclaven und ſchwarz ſind. Deshalb gelten ſie für das Vieh ſchändlicher Uſurpatoren mit dem Namen Menſchen. — Und dennoch ſichert dies Vieh Lebensunterhalt und Lebensgenüſſe den Müſſiggängern, ihren Herrn. — Jene Herrn behandeln ihre Sclaven härter, wie wir mit den Hunden umgehen. Man beginnt mit Ohrfeigen. Kommen die Neger nicht im Augenblick, ſo erhalten ſie zwei oder drei Ohrfeigen von der zarten Hand ihrer ſchönen Herrinn, oder einen groben

Fauſtſchlag; einen Fußtritt von ihrem rohen Herrn; wollen ſie ſich rechtfertigen, ſo werden ſie an den erſten beſten Pfahl gebunden, und dann kömmt Herr und Herrin herbei, um mit großer Herzensfreude die Sclaven, deren einziges Verbrechen oft nur darin beſtand, daß ſie die Einfälle ihrer Gebieter nicht ſogleich erriethen, bis auf's Blut peitſchen zu ſehn. Der unglückliche Neger mag ſich noch glücklich ſchätzen, wenn ſein Herr oder ſeine Herrinn nicht ſelbſt einen Strick, eine Peitſche, einen Stock, eine Eiſenſtange ergreift, und in roher Wuth den Leib des armen Sclaven ſchlägt, bis aus ſeiner in Fetzen zerriſſenen Haut das Blut des beinahe entſeelten Körpers hervorrieſelt! — Denn gewöhnlich trägt man den Neger, wenn er bewußtlos geworden, fort, um mit Salz und ſpaniſchem Pfeffer ſeine Wunden zu verbinden, und bekümmert ſich dann um ihn nur mit der Sorgfalt, die man auf ein Thier verwendet, welches an einer Wunde leidet, und welches man gegen Würmer ſchützen will. Wahrlich der Verband iſt nicht weniger grauſam, wie das Peitſchen. — Solche Greuel ſah ich im Jahre 1831! — Ich ſah noch mehr! — Es giebt Herren, welche die Grauſamkeit ſo weit treiben, daß ſie Einſchnitte in die Wangen, die Schultern, die Schenkel ihrer Sclaven machen, um ſpaniſchen Pfeffer hineinzuſtreuen. Andere ſogar morden die Neger, und werfen ſie, wie Hunde, in eine Schlucht; erkundigt ſich dann Jemand, über die Abweſenheit des Sclaven erſtaunt, nach ſeinem Schickſal, ſo erwiedert man kalt: „er iſt todt“ (O filho dap . . . . . . Murio), und erwähnt ſeiner nie wieder. Zwar giebt es ſtrenge Geſetze für dieſe Art von Verbrechen, allein, wie Herr von Balzac bemerkt: „die Geſetze hemmen nie die Unternehmungen der Mächtigen und Reichen, ſondern treffen nur die Geringen, welche am meiſten des Schutzes bedürfen.“

Täglich kann man in Porto-Alegre von 7 bis 8 Uhr Morgens einem blutigen Drama zuſchauen. Begiebt man ſich an den Strand, ſo ſieht man ſeitwärts vom Arſenal, der Kirche gegenüber, neben dem Kreuz des Erlöſers eine dicke Säule von Holz, und am Fuße eine formloſe Maſſe, ein Geſchöpf, das dem Thierreich ſicherlich angehört, das man aber nicht mehr unter die Klaſſe der Bimanen und Bipeden rechnen zu dürfen glaubt.... Dies iſt ein Neger!.... Ein Neger verurtheilt zu 200, 500, 1000 oder 6000 Peitſchenhieben! — Geht vorüber! Entfernt Euch von dieſer furchtbaren Scene! Der Unglückliche hat nur noch verſtümmelte Glieder, die man kaum unter den blutigen Lappen ſeiner verwelkten Haut erkennt. Und jetzt äußere man noch Erſtaunen, wenn die Neger ſich gegen die Weißen empören!! — Man bemerkte, daß die Geſetzgeber neuerer Colonien, wenn ſie den Negerhandel vertheidigen wollen, dieſelben Sophismen anwenden, welche ſie bekämpfen, wenn die Türken die Sclaverei der gefangenen Weißen rechtfertigen. Allein alle dieſe Sophismen werden durch ihre Abgeſchmacktheit in Nichts zuſammenfallen; die Ariſtokratie der Haut wird wie jede andere Ariſtokratie untergehn. Geduld!

* * *

19.

Umgegend von Porto-Alegre. Die Provinz im Allgemeinen.

Capella do Viamon. — Die deutſche Colonie Saõ Leopoldo. — La Lagoa dos Patos. — Rio Grande oder Sao Pedro. — Saõ Joſé. — Saõ Francisco de Paula. — Von der Provinz im Allgemeinen.

Das Dorf Viamon*), drei Stunden ſüdöſtlich von Porto-Alegre gelegen, war die Hauptſtadt der Provinz, als Porto-Alegre noch gar Nichts oder ganz unbedeutend war. Anfänglich war die Stadt Rio Grande der Sitz der Capitaneria; ſie blieb im Beſitze dieſes Vorzugs bis 1763, in welchem Jahre man den Sitz der Regierung nach Capella do Viamon einem mehr im Mittelpunkte gelegenen Ort, übertrug. Porto-Alegre iſt erſt ſeit 40 Jahren zur Hauptſtadt erhoben. Damals war Viamon ein ziemlich ausgedehntes Städtchen; gegenwärtig iſt es nur ein Dorf, denn es wird von den Einwohnern wegen der Schwierigkeit der Communicationswege verlaſſen. Man zählt nicht mehr wie 300 im ganzen Diſtrikt. Es liegt in mitten einer Berggruppe, welche das Land in ziemlicher Ausdehnung beherrſcht. Man gelangt dahin auf drei verſchiedenen Straßen, wobei man eine Reihe von ziemlich hohen Hügeln, mit wenigem Walde, paſſirt. Der Boden, beſtehend aus röthlichem Thon, iſt mit Felsblöcken bedeckt, welche durch Strömungen abgerundet, bizarre Geſtalten bilden. Die hauptſächlichſte Induſtrie beſteht in Töpferarbeit, in Ziegelbrennen und dem Bau der Mandioca.

Meine Excurſionen gingen über Boa Viſta und Barrucaba hinaus. Erſteres iſt eine Eſtancia, die dem Grafen Rio Pardo, einem ehemaligen Kämmerer, General und Miniſter Don Pedro's gehört, der ſich ſeit der Abreiſe des Kaiſers hieher zurückgezogen hat. Er beſitzt eine Gerberei, die ein Franzoſe leitet. Ich hatte Gelegenheit, den Grafen zu ſprechen, und bemerkte mit Vergnügen, daß man mich hinſichtlich ſeines wohlwollenden und liebenswürdigen Characters nicht getäuſcht hatte. Er iſt ein eingeroſteter Ariſtokrat, oder, wie er ſelbſt in gutem Franzöſiſch ſagte, ein aristocrate enrouillé; allein er trägt ſein Schickſal als Philoſoph.

---

*) Man gab dem Orte Capella den Beinamen Viamon, weil man von der Höhe, worauf es liegt, die fünf Flüſſe wie eine Hand erblickt. Vi-a-mão, ich ſah die Hand.

und ergab ſich in Alles, was geſchah; nur den Meſſias erwartete er im Stillen*); allein jetzt wird er mit einer gewiſſen jüdiſchen Secte ſagen müſſen: „Verflucht ſeyen Alle, die die Zeiten der Ankunft des Meſſias berechnen."

Das ganze Land, welches ſich gegen den Oſten der Hügel von Viamori und den Norden der Lagoa dos Patos hinausdehnt, iſt gänzlich flach in der Höhe des Meeres mit Ausnahme einiger kleinen Hügel ohne beſtimmte Richtung. Wahrſcheinlich iſt noch kein Jahrhundert verfloſſen, ſeitdem die Fluthen ſich von der ſumpfigen Ebene entfernten.

II.

Um mich zur deutſchen Colonie zu begeben, fuhr ich den Rio dos Senos (Fluß der Glocken) hinauf, einen Fluß vierten Ranges, von ziemlicher Tiefe, aber von ſo ſehr gekrümmtem Lauf, daß die Entfernung von Porto-Alegre nach Saó Leopoldo, welche zu Lande nur 7 Stunden beträgt, ungefähr bis auf 20 Stunden zu Waſſer ſich ausdehnt. Dieſer Strom, ſo wie alle Nebenflüſſe des Rio Grande, fließt in ſandigem und ſchlammigem Bette. Die Ufer ſind ſo niedrig, daß ſie unaufhörlich als verſunken erſcheinen. Hier und da ſind ſie zwar bebaut und bewohnt; allein die Häuſer ſind auf Pfählen oder auf hölzernen Gerüſten von 5 bis 6 Fuß Höhe errichtet. Das Dach dieſer kleinen Wohnungen verleiht ihnen das Anſehn eines chineſiſchen Sommerhauſes, weil es ſich in elliptiſchen Bogen erhebt.

Das deutſche Fahrzeug, das ich beſtiegen hatte, hielt, nachdem man die ganze Nacht gerudert, an einem Landungsplatz, mit Namen Tres portos, wo lichte Stellen im Walde ſich befanden. Hier waren wir ſchon in der deutſchen Colonie. Die Entfernung von hier bis Saó Leopoldo beträgt nur zwei Stunden, wenn man zu Fuß geht, während man den ganzen Tag zu Schiffe bleiben muß, um an dem wirklichen Hafen zu landen. Wir zogen es vor zu gehen, während wir jagten, und waren es müde im Schiff die fauligen Ausdünſtungen einzuathmen, welche ſechs Ammen und eine Menge von Kindern verurſachten, die Orangen, Bananen und andere ſchmackhafte Früchte aßen, denn in Braſilien wird man bald dieſer Leckereien müde.

Wir durchzogen ein ſchönes, hügeliches, waldiges, mit Wieſen, deutſchen Bauernhäuſern und bebauten Feldern bedecktes Land, welches durch eine Menge von Bächen bewäſſert ward. Wir erſtiegen ziemlich hohe mit dichten Wäldern bedeckte Abhänge, in denen Fahrwege ſich überall kreuzten, und nach allen Punkten der Colonie ſich richteten. Nachdem wir endlich oft auf und abgeſtiegen waren, erblickten wir an der Wendung eines bedeckten Weges das Dorf Saó Leopoldo, das in der Mitte einer niedrigen Ebene von zwei Stunden im Umfange liegt. Wir glaubten nach Deutſchland verſetzt zu ſeyn. Ich konnte ein Gefühl der Bewunderung beim Anblick dieſer Colonie nicht unterdrücken, denn ſogleich bemerkte ich den Contraſt zwiſchen dieſer ſo ſorgfältig angebauten Gegend, dieſer ſo mühſam auf den Hügeln gebahnten Wege, dieſer Bauernhöfe, umgeben mit tiefen Gräben oder grünenden Hecken, der Thätigkeit dieſer Bauern und Handwerker, welche für das Gedeihen des allgemeinen Wohlſtandes zu wetteifern ſchienen, und zwiſchen der vollkommenen Vernachläßigung des Grundbeſitzes der Braſilianer, des elenden Zuſtandes ihrer Straßen, ihrer verfallenen Strohhütten, endlich des gänzlichen Mangels an Induſtrie, und jener Neigung zum Verſchleudern und Zerſtören, welches bei ihnen eben ſo ein Characterzug iſt, wie bei den Argentinern. Meine Bewunderung ward noch dadurch vermehrt, daß ich beinahe in einer tropiſchen Gegend ein nördliches Volk erblickte, welches ſeine Gewohnheiten und Sitten, ſein thätiges Leben bewahrt hatte, und eine Generation erzeugte, welche gewiß eines Tages die Geſtalt des Landes ändern wird.

---

*) Im Juni 1834 hoffen die Caramurus Don Pedro in Braſilien landen zu ſehn, ſobald er mit Portugal fertig wäre.

Das Dorf Saõ Leopoldo, oder auch die feitoria genannt, liegt in einer niedrigen Ebene, am Ufer des Fluſſes Rio dos Sinos, 7 Stunden nördlich von Porto-Alegre. Südlich, öſtlich und weſtlich wird die Ebene von waldigen Hügeln beherrſcht. Zehn Stunden nordwärts zieht ſich die große Bergkette Serra do mai hin, und richtet ſich weſtlich. Auch über dieſe Gebirge haben die Deutſchen treffliche Landſtraßen, nach Ueberwindung außerordentlicher Schwierigkeiten, gebahnt. Unabhängig von der Hauptkette ſind noch einige vereinzelte Erhöhungen vorhanden, die ſich im Süden und im Mittelpunkte der Colonie ſelbſt befinden.

Man hat den öffentlichen Geſundheitszuſtand nicht genug berückſichtigt, als man die Stadt an einer ſumpfigen Stelle gründete, die bei dem ſchwächſten Regen ſo überſchwemmt wird, daß die Straßen nicht gangbar bleiben. Man hatte ohne Zweifel ganz allein Handelsvortheile im Auge, die ſich aus der Nähe des Fluſſes ergeben. Uebrigens beweiſ't dies, daß die Deutſchen durch kein Hinderniß ſich abſchrecken laſſen, und daß das Wort unmöglich in ihrer Sprache der Wirklichkeit eben ſo wenig entſpricht, wie in der unſern. Außerdem waren ſie täglich damit beſchäftigt, das Terrain zu erhöhen, Moräſte auszutrocknen, und die Gewäſſer, welche letztere bilden, abzuleiten.

Damals beſtand Saõ Leopoldo aus ungefähr 150 gezimmerten oder aus Ziegelſteinen gebauten Häuſern mit einer Bevölkerung von 1000 Seelen, die ſich im fortſchreitenden Verhältniſſe vermehren wird, denn das Dorf war erſt vor 8 Jahren gegründet. Hauptſächlich wird es von deutſchen Handwerkern, Zimmerleuten, Schmieden, Wagnern, Schuſtern, Schneidern, Klempnern u. ſ. w., ferner von Schenkwirthen, Kleinhändlern, ſowohl Deutſchen wie Fremden bewohnt; auch befanden ſich dort einige franzöſiſche Kaufleute, die ſehr gute Geſchäfte machten.

Die deutſche Colonie, in deren Dorfe ſich ſchon der Hauptmarkt befindet, beſitzt bis jetzt nur ein Terrain von 15 Quadratmeilen, allein ſie kann ſich nördlich, jenſeits der Serra ausbreiten, weil ihr keine andere Grenzen, als die der Provinz gezogen ſind.

Der größte Theil der deutſchen Coloniſten beſteht aus Bauern. Man ertheilt ihnen, einen größeren oder kleineren Theil des Terrains mitten im Walde unter der Bedingung, daß ſie dieſen niederhauen und die Stelle bebauen. Finden ſich Weideplätze in der Nähe ihres Eigenthums, ſo laſſen ſie einen Theil derſelben unbebaut, um Kühe zu ziehn, und um Butter und Käſe zu bereiten, die ſie in Porto-Alegre verkaufen.

Andere Deutſche, welche Kapitalien beſaßen, gründeten mehr oder weniger wichtige Anſtalten, Branntweinbrennereien, Gerbereien, Sagemühlen, Ziegelbrennereien, Töpferwerkſtätten u. ſ. w. Zucker- und Manioca-, Mehl-Fabriken erwarben der Colonie ſchon ein beträchtliches Einkommen, wozu der Ertrag der Handelsverbindung, welche die Thätigkeit der Deutſchen mit Porto-Alegre unterhält, noch hinzukömmt. Am Dienſtag jeder Woche werden die Eßwaaren und andere Producte der kleinen Republik nach Porto-Alegre gebracht.

Viele Braſilianer folgten ihrem Intereſſe mehr, wie ihrer Neigung, welche bei ihnen Eiferſucht gegen den Wohlſtand der Fremden erweckt, und ließen ſich in der Colonie nieder, nachdem ſie zu hohem Preiſe das den Deutſchen zugeſtandene Terrain von dieſen erkauft hatten, welches dieſe in der Hoffnung, anderswo noch größere Colonien anzulegen, gern ihnen abtraten. Zuletzt werden die Braſilianer, wann ſie jene durch den Fleiß Anderer überwundenen Schwierigkeiten bemerken, dieſe nachahmen oder der Nationalſtolz wird ſie zu gleichem Verfahren anſpornen. Eine Geſellſchaft Actionäre bildete ſich ſchon zum Bau einer Brücke über den Rio dos Sinos; es war ſchon davon die Rede öffentliche Gebäude zu errichten, neue Straßen anzulegen, ein Dampfſchiff zu bauen, kurz Arbeiten zur Beförderung des Handels und der Induſtrie, der wahren Quellen des Reichthums zu unternehmen.

Im Dorfe befindet ſich eine Kapelle für den katholiſchen Gottesdienſt; eine halbe Stunde weiter ſüdöſtlich auf einem Weiler, mit dem Namen La Factoria (die Factorei, weil man Neger dort fruher verkaufte) eine andere Kapelle für Proteſtanten.

Die Beamten ſind Braſilianer; ſie beſtehen aus einem Friedensrichter, der einmal wöchentlich Audienz giebt und einem Militär-Commandanten.

Alle Naturforſcher müſſen dieſe deutſche Colonie beſuchen; man findet dort alle Producte der Provinz im organiſchen Reiche, ſchöne Vögel, ſeltene Inſekten, ſonderbare ſäugende Thiere, koſtbare Pflanzen. Alles vereinigt ſich dort, die Bewunderung der Neugierigen zu erwecken. Zahlreiche in den Wäldern gebahnte Wege geſtatten dem Jäger die Umgegend von Saõ Leopoldo zu durcheilen, ohne durch Hitze gequält zu werden. Er wird im Gegentheil den kuhlen Schatten dicht belaubter und ſeltener Bäume genießen.

Faſt alle, den Botanikern noch nicht genau bekannte Bäume haben ihre beſondere Eigenſchaft; einige ſogar ſind von großem Nutzen!

Der Boden der Colonie, von hohen und ſteilen Anhöhen, von ſumpfigen Thälern und Ebenen durchſchnitten, iſt thonartig auf den Höhen; ſandig in den

Thälern. Die benützten Steinbrüche liefern ein zartes Korn, anwendbar zum Bau der Häuſer. Wie es ſcheint, findet ſich Kalkſtein in den Wäldern; man entdeckte aber noch keinen Steinbruch der Art, welcher benutzbar wäre.

III.

Der bei Porto-Alegre gebildete Rio Grande fließt in einem Bett von der Breite dreier bis auf eine halbe Stunde. Hügel in Kegelform, die bis zum Gipfel, beſonders an der ſüdlichen Seite bewaldet ſind, ſchließen ihn ein. Bevor man in die Lagoa fährt, iſt das Bett kaum eine halbe Stunde breit. Die Piloten verdoppeln dann ihre Aufmerkſamkeit, denn man muß ſo nahe bei Felſen vorbeifahren, daß man oft das Schiff durch ſtarke Bambusſtäbe davon abhalten muß. Dann öffnet ſich ein weites Becken, genannt Lagoa dos Patos. Dieſer See, vom Ocean durch eine Landzunge oder durch Dünen getrennt, bildet gleichſam ein kleines Mittelmeer, von 40 Stunden Länge und verſchiedener Breite. Die Hügelkette endet bei der Einfahrt in den See; ſie dehnt ſich oſt- und weſtwärts zwar noch ein wenig aus, ſenkt ſich aber beträchtlich, bis ſie ſich auf der Landzunge in Sandhügel verliert, welche kaum die oft ſtürmiſchen Fluthen der ungeheuren Lagune zurückzuhalten vermögen. Ufer und Grund ſind von reinem Sand, der ſich auch mehre Stunden weit auf das Land hin erſtreckt. Wahrſcheinlich liegt die Zeit noch nicht fern, wo die Fluthen des Sees die niedrigen Ebenen von Viamor bedeckten.

Der See iſt bequem für Schiffe, die nicht über 10 Fuß im Waſſer gehn, zu befahren. Bisweilen erſcheinen hier auch Fahrzeuge von 200 Tonnen; dieſe müſſen aber die hohe Fluth erwarten, um gutes Fahrwaſſer zu erhalten.

Der Name des Sees ſoll von der ungeheuren Menge Schwimmvögel*) ſtammen, welche man dort erblickte; die allgemeinſte Meinung ſeines Urſprungs iſt aber folgende:

„Die Jeſuiten beſaßen nach Uruguay hin und auf verſchiedenen Punkten im Innern bedeutende Niederlaſſungen zu einer Zeit, wo die portugieſiſche Regierung dieſen Theil Braſiliens noch nicht coloniſirt hatte. Die ehrwürdigen Väter aber fanden, daß ſie eines Seehafens ſehr bedurften, ſowohl um ihre Communikation mit Europa zu erleichtern; als auch um einen Ausweg für die reichen Producte ihrer Miſſionen zu erlangen. Sie baten deshalb ſehr demüthig den mächtigen König von Portugal, ihnen für immer dieſe pequenina lagoa (kleinen See) zur Entenzucht abzutreten. Ihre Bitte ward gewährt; allein einige Jahre ſpäter ließ der König die Orte unterſuchen und erkannte nicht ohne Aerger den Betrug der heiligen Väter. Die portugieſiſche Regierung war aber nicht willens von den liſtigen Prieſtern ſich betrügen zu laſſen; ſie nahm ihnen ihre Rechte auf die Lagoa, die dennoch den Namen beibehielt, welchen die heilige Geſellſchaft ihr ertheilt hatte.“

---

*) Enten.

IV.

Drei Stunden von der Mündung des Rio Grande, 60 von Porto-Alegre, liegt der Haupthafen der Provinz, bekannt unter dem Namen Rio Grande. Zwei Städte ſind unter dieſem Namen, womit man in Europa den Gedanken an leichtes Leder verknüpft, vereinigt. Sie werden durch den Fluß von einander getrennt, deſſen Breite hier ungefähr 7 Viertelſtunden beträgt. Der Theil auf dem linken Ufer heißt Saõ José, der auf dem rechten Saõ Pedro.

Die Lage beider Städte iſt nicht allein höchſt elend und traurig, ſondern auch in jeglicher Hinſicht unerträglich. Nur der Reiz des Gewinns, Deportation oder Intereſſe können Menſchen dazu bewegen hier zu wohnen. Hier tritt man weit und breit nur auf Sand. Beide Stadttheile liegen nämlich mitten unter Dünen, und der geringſte Pampero erhebt eine Art von Lawinen, welche die Straßen verſchütten, und niedrige Häuſer ſogar bisweilen begraben.

Die Stadt treibt aber bedeutenden Handel, beſonders der Theil auf dem rechten Ufer, weil dort die europäiſchen Schiffe wegen des Abſatzes in den Landſtrichen an den Grenzen der Banda Oriental gewöhnlich landen. Man bemerkt bald aus dem Reichthum der Einwohner, daß die Geſchäfte vortheilhaft ausfallen. Es giebt in der Stadt Einwohner von ungeheurem Reichthum, welche geräumige Häuſer und Magazine erbauen ließen. Dieſe koſten um ſo mehr, da man die Materialien aus Porto-Alegre oder andern entfernten Punkten im Innern muß herbeiſchaffen laſſen. Hauptſächlich beruht der Wohlſtand von Saõ-Pedro auf dem Aſſociationsgeiſt ſeiner Kaufleute, welche einen großen Theil ihres Vermögens auf Gegenſtände des allgemeinen Nutzens verwenden, ſowohl um den fremden Handel herbeizuziehn, als auch um durch wichtige Arbeiten die Nachtheile einer ſo unangenehmen wie unbequemen Lage auszugleichen. Eine andere Geſellſchaft von Actionären hat das Ausgraben eines Kanals durch koſtbare Dampfmaſchinen übernommen, damit Schiffe von 200 Tonnen an einem bequemen Kai ein- und ausladen können. Vor der Beendigung dieſer Arbeiten, die mit großen Verluſten für die Geſellſchaft verknüpft waren, landeten die Schiffe in Saõ-José, wodurch die Eigenthümer und Capitäne zu bedeutenden Ausgaben veranlaßt wurden, um die Koſten des Ausladens und des Transportes zu decken.

Eine andere Urſache des fortſchreitenden Wohlſtandes von Rio Grande liegt in der Nähe von Saõ-Franciſco da Paula, einer ganz neuen, ungefähr 9 Stunden nordöſtlich gelegenen Stadt, womit die Communication durch ein täglich abfahrendes und zurückkehrendes Dampfſchiff für Waaren und Paſſagiere erleichtert iſt. Außerdem fahren Schnellſegler und andere Fahrzeuge täglich nach dieſem Ort, wie auch nach Porto-Alegre.

Ein geräumiges Zollhaus iſt ſchon vollendet; Kais ſind angelegt; ein Theater iſt vor Kurzem gebaut; man arbeitet an einem Stadthauſe, und alle dieſe Bauten ſind auf Koſten der Kaufleute unternommen.

Beide Städte enthalten ungefähr 6000 Einwohner. Der Stadttheil auf dem linken Ufer hat vier Hauptſtraßen, mit Trottoirs in der Richtung von Norden und Süden. An der einen Seite führen dieſe zum Fluß, an der andern zu den Sandhügeln, in deren Mitte Quellen von Trinkwaſſer entſpringen.

In dem Stadttheil des rechten Ufers erſtrecken ſich ungepflaſterte mit Trottoirs verſehene Straßen von Oſten nach Weſten, damit die Stadt ſo ſehr wie möglich gegen das Eindringen des Sandes geſichert wird. Man ſieht außerhalb der Stadt mit Bedauern, wie die Dünen dieſelbe, gleich einem zweiten Herculanum, zu begraben drohen. Man wollte Bauwerke anlegen, um an dieſer Seite das Eindringen des Sandes zu verhindern, allein das beſte Mittel wäre nach meiner Meinung, dort Bäume zu pflanzen, die im ſandigen Boden gedeihen. Oeffentliche und Privatgebäude ſind in Styl und Form, wie in Porto-Alegre. Man ſieht prächtige Häuſer von drei Stockwerken mit ausgehauenen Façaden. Zu Saõ Pedro befinden ſich zwei Druckereien, zwei politiſche Journale und eine kleine, hauptſächlich aus franzöſiſchen Büchern beſtehende Bibliothek. Von fremden Sprachen wird die franzöſiſche, wie in ganz Braſilien und den Provinzen von la Plata vorzugsweiſe gelernt.

V.

Saõ Francesco da Paula iſt eine kleine Stadt, die erſt ſeit 10 Jahren beſteht, und in der Thätigkeit ihrer Einwohner, der Wichtigkeit ihres Handels und der bedeutenden Anzahl der täglich dort errichteten Gebäude mit Porto-Alegre ſchon wetteifert. Sie liegt am linken Ufer des Rio Saõ Gonzalvo, 1½ Stunden von der Mündung dieſes Fluſſes in den Lagoa dos Patos, zwiſchen zwei Bächen Pelotas und Pelado. Die Lage des Städchens iſt angenehm, denn es iſt auf einem Hügel erbaut, der eine fruchtbare, angebaute, von Bächen mit baumreichen Ufern durchſchnittene Gegend beherrſcht. Die Straßen ſind geradlinig und mit breiten Trottoirs verſehen; man bemerkt ſogleich, daß derſelbe Wetteifer, wie in Rio grande, für Vergrößerung und Verſchönerung der Stadt, ſo wie für jegliche Unternehmung herrſcht, welche den Handel befördert und Fremde herbeizieht. Im vergangenen Jahre befand ſich dort nur eine Druckerei, allein mehre politiſche Journale wurden damals ſchon herausgegeben. Die Bevölkerung belief ſich auf 8000 Seelen.

In wenig Jahren wird Saõ Francesco da Paula die zweite und vielleicht die den meiſten Handel treibende Stadt der Provinz ſeyn, denn der ganze ſüdliche Theil bis la Plata, und ſogar die nordöſtliche Gränze der Banda Oriental verſieht ſich hier mit Vorräthen, während dies für den Norden in Porto-Alegre der Fall iſt; allein letzterer Theil der Provinz, obgleich bevölkerter, iſt nicht ſo reich, weil die Eſtancias, wegen des ſchlechten Zuſtandes der Waideplätze, der zahlreichen Wälder und des ungleichen Bodens nicht in derſelben Menge vorhanden ſind.

Zu den Bedingungen des Wohlſtandes für Saõ Francesco da Paula kommt noch der unſchätzbare Vortheil der Lage am Fluß San Gonzalvo, welcher den See Merim mit dem See dos Patos verbindet, und dadurch den Waſſertransport der Produkte dieſer Gegend, des neutralen Gebiets und der ſüdöſtlichen Banda

Oriental geſtattet. Außerdem haben die mit Charqueadas oder Saladeros bedeckten Ufer des Fluſſes die Grundeigenthümer in hohem Grade bereichert. Dieſe wollen jetzt auf ihre Koſten einen Canal, welcher tiefer wie der Fluß ſeyn wird (denn der Punkt, wo die Schiffe einlaufen, hat Sandbänke) graben laſſen, ſo daß Seeſchiffe direct nach Saõ Francesco fahren können.

Ein Dampfſchiff geht zwiſchen Saõ Francesco da Paula und Rio grande täglich hin und her. Man wollte ein zweites für die Schiffahrt nach Porto-Alegre bauen.

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf die Provinz im Allgemeinen.

VI.

Die Provinz Rio grande führt den Beinamen do Sul (des Südens), um ſie von der Provinz Braſiliens Rio grande del Norte zu unterſcheiden. Die Braſilianer nennen ſie gewöhnlich ganz kurz Saõ Pedro. Nördlich gränzt ſie an die Provinz Saõ Paulo, weſtlich an Paraguay und Corrientes, eine Provinz der argentiniſchen Conföderation, ſüdlich an die Banda Oriental und das neutrale Gebiet, weſtlich an den Ocean und die kleine Provinz Santa Catharina. Ihr Gebiet von 15000 Quadratmeilen iſt in fünf Comarcas oder Arrondiſſements und dieſe wieder in elf Diſtricte eingetheilt. In jeder Comarca befindet ſich eine Camara (Munizipalität) und ein Ouvidos oder Oydos, ein Richter zweiter Inſtanz, von welchem man an die höheren Gerichtshöfe von Bahia und Rio-Janeiro appellirt. Die Friedensrichter beſorgen die Polizei.

Die Totalbevölkerung beſtand 1831 aus 160,000 Einwohnern. Die Deutſchen bildeten ein Zehntel derſelben, übrigens begreift man unter dem Namen Deutſche die Auswanderer aller Nationen. Wie ſchwach aber auch die Zahl der deutſchen Bevölkerung in Vergleich mit der braſilianiſchen ſeyn mag, ſo iſt ihr moraliſcher Einfluß deſto größer; denn ihr Beiſpiel wird früher oder ſpäter den apathiſchen Character der Braſilianer zur Thätigkeit anſpornen. Schon jetzt haben die Deutſchen alles ausgeführt, was man von ihnen erwarten konnte. Durch die Verbeſſerungen, die ſie in der Bodenkultur und in der Induſtrie bewirkten, hat ſich der Zuſtand dieſer großen Provinz ſo ſehr verändert, daß ſie jetzt Allen nicht mehr kenntlich iſt, welche ſie vor dem Kriege Braſiliens mit der argentiniſchen Republik durchreiſ'ten. Die Provinz iſt für Braſilien gegenwärtig unentbehrlich, denn ſie verſieht das Reich mit Leder, Talg, Fleiſch, mit Pferden, Maulthieren, mit Mais und ſogar mit Korn, während ſie im Nothfall der andern nicht bedürfte, weil der Anbau der Mandioca, des Reiſes, Zuckers, der Baumwolle u. ſ. w. für den Verbrauch genügt.

Wenige Gegenden der Erde ſind ſo ſehr von Bächen bewäſſert und befruchtet wie die Provinz Saõ Pedro; die Banda Oriental allein kann mit ihr verglichen werden. Das Clima iſt geſund, gemäßigt und das Land für die Coloniſation der Europäer in höchſtem Grade geeignet. Die Früchte der Aequatorialgegenden gedeihen dort eben ſo gut wie die der gemäßigten Zonen; man aerntet in der deutſchen Colonie neben Bananen und Cocosnüſſen die Quitten, Aepfel, Birnen, Orangen und die ſaftigen Pfirſchen des alten Continents. Die Weinpflanzungen gedeihen ebenfalls in der deutſchen Colonie, und eines Tages wird dieſe glückliche Provinz ohne Zweifel ausgezeichneten Wein nach den andern Häfen Braſiliens ausführen können. Auch der Thee würde durch reichen Ertrag alle Verſuche, in dieſer Parallele ihn anzubauen, vergüten, weil der Boden weniger hoch liegt, als in Saõ Paulo *). Der Thee Südamerikas (Paraguay-Thee) wird nach den oberen Miſſionen in beträchtlicher Menge ausgeführt, ſeitdem der Dictator von Paraguay die Handels-Verbindungen mit ſeinem Lande unterſagte. — Ferner bemerkte ich, daß die zahlreichen Nopalcactus-Pflanzen der ſandigen Ebenen von Ramon u. ſ. w. mit Wald-Cochenille bedeckt waren. Auch dieſe könnte man benützen; Fremde müßten aber hierin, wie überall, den Anfang machen.

Im nördlichen Theile der Provinz findet man eine Menge Medicinalpflanzen von erprobter Wirkſamkeit. Herr Bonpland bemerkte mehre, die er mit Erfolg anwandte. Die Braſilianer kennen, wie die Guaranis, die Eigenſchaften der Meiſten, und bedienen ſich ihrer gewöhnlich, ohne den Arzt um Rath zu fragen, welches wegen der weiten Entfernung von den Städten ſehr ſchwierig ſeyn würde.

Die Produkte der Handelsausfuhr ſind beinahe dieſelben, wie in Montevideo und Buenos Ayres; man gewinnt aber außerdem noch Goldſtaub, Maniocmehl, Zuckerbranntwein, Ebenholz u. ſ. w. Arme und Capitalien ſind allein erforderlich, alle dieſe Artikel mit gehörigem Vortheil auszubeuten. Arbeitſame Handwerker können einer guten Aufnahme ſicher ſeyn, wenn ſie nur Verſtand und einiges Capital beſitzen; in letzterem Fall haben ſie eine glänzende Zukunft vor ſich. Die Auswanderer verlaſſen Europa zwar häufig mit den Ideen der Ordnung, Arbeit, Oeconomie, werden aber zu häufig beim bloßen Anblick der Schwierigkeiten zurückgeſchreckt, die aus der Sprache, den Gewohnheiten, den Vorurtheilen, der Unkenntniß der Werthbeſtimmungen, der Geſetzgebung, den Polizeimaßregeln, als ganz nothwendig hervorgehen, wozu noch der Spott kommt, womit ein kürzlich ausgeſchiffter Fremder verfolgt wird. Allein alle dieſe ſehr natürlichen Hinderniſſe haben ihre beſtimmte Zeit; nach zwei oder drei Jahren kann ein Mann von Verſtand die Sprache erlernt, und an die Sitten des Landes ſich gewöhnt haben; dann kann er reichen Erſatz für ſeine verlorene Mühe und die erſten Opfer hoffen.

Die Provinz Saõ Pedro verdient es, von den Capitaliſten und von Allen berückſichtigt zu werden, die durch ungünſtiges Geſchick zur Auswanderung gezwungen werden. Ihre Zukunft wird glänzend werden, und wenn die Plane der Dampfſchifffahrt auf den Hauptflüſſen zur Wirklichkeit werden, muß die Bevölkerung ſchnell anwachſen. Die braſilianiſche Regierung ſcheint außerdem feſt

---

*) Der Anbau des chineſiſchen Thees macht in Braſilien bedeutende Fortſchritte. Außer der Aernte im botaniſchen Garten von Rio pflanzt man ihn in den Provinzen Minas, Saõ Paulo und Catharina. In Saõ Paulo iſt der Anbau beſonders beträchtlich; man ärntete 1838 mehr als 100 Arrobas (1878 Kilogr.).

entſchloſſen zu ſeyn, jede Art fremder oder nationaler Aſſociation zu begünſtigen, welche Handelsunternehmungen, Coloniſation und Vermehrung der Induſtrie bezwecken ſollte.

Was den Charakter der Einwohner von Rio grande betrifft, ſo hat ſich dieſer natürlich nach ihrer Hauptbeſchäftigung gebildet; er iſt chevaleresk, wie der Charakter der Bewohner der Banda Oriental und Saõ Paulo; durch ihre lang dauernden Kämpfe mit den Argentinern ſind ſie kriegeriſch geworden, und gaben häufig Beweiſe von Muth, wenn ſie zufällig von erfahrenen Generalen geführt wurden. Außer den Bewohnern von Saõ Paulo ſind ſie die beſten Reiter in Braſilien. Zugleich ſind ſie Freunde freier Inſtitutionen und für die Sache der Völker begeiſtert. Gaſtfreundſchaft iſt bei den Meiſten eine großmüthig ausgeübte Tugend.

Anmerkungen.

Joſé Artigas, deſſen ganzes Leben nur aus einer Reihe von Schändlichkeiten beſtand, war die hauptſächlichſte Urſache des Unglücks, welches die Provinzen des Rio de la Plata traf. Entſproſſen aus einer geachteten Familie von Montevideo, verbrachte er ſeine Jugend unter Räubern und Schleichhändlern. Die ſpaniſche Regierung ernannte ihn, um dieſe Banden zu vernichten, zum Lieutenant bei einem Jäger-Regiment, und als ſolcher verfolgte er ſeine alten Cameraden. Während der Revolution ſchlug er ſich zur Partei der Patrioten, zeichnete ſich im Kriege gegen die Spanier und bei der Belagerung von Montevideo aus. Zum Oberhaupt der Banda Oriental erwählt, entzündete er das verheerende Feuer des Bürgerkriegs. Er griff Buenos Ayres an, fiel in die Provinz Entre Rios ein, brachte Santa Fé zum Aufſtand, bewaffnete die wilden Indianer von Gran Chaco und brachte Paraguay durch unerhörte Grauſamkeiten zur Verzweiflung. Seine Fahnen boten der Hefe des Menſchengeſchlechts einen Zufluchtsort. Räuber, Diebe, Mörder, Piraten, Deſerteure waren ihm willkommen. Der Marſch ſeiner Truppen ward ſtets mit einem Blutbad und mit Verzweiflung begleitet. Er reizte die Braſilianer, die ſchon lange einen Krieg wünſchten; endlich bewirkten die 9 Jahre ſeiner Regierung den vollkommenen Ruin der früher ſo blühenden Banda Oriental, die Verheerung der andern Provinzen und die Demoraliſation eines Volkes. Dazu kommen noch die entfernter liegenden Folgen dieſer unheilvollen Regierung, wie der Krieg zwiſchen Braſilien und Buenos Ayres. Uebrigens muß man, um der Wahrheit willen, hinzufügen, daß Artigas, wäre er ſich allein ſelbſt überlaſſen geblieben, die Grauſamkeit nie ſo weit getrieben haben würde, allein ihn umgaben Verbrecher, von denen er theilweiſe abhängig war. Der größte Böſewicht von Allen war ein Mönch Monterola, welcher bei ihm das Amt eines Privatſecretärs verſah, und jegliches Gefühl der Menſchlichkeit in ſich erſtickt hatte. Was ſoll man aber von Menſchen ſagen, die, ruhige Zuſchauer, von fern her dieſe Unruhen nährten, um ihre Habſucht zu befriedigen. Kaufleute von Buenos Ayres, engliſche, franzöſiſche, amerikaniſche, haben bei dieſen unheilvollen Ereigniſſen thätig mitgewirkt, indem ſie Artigas mit Waffen und Munition verſahen. Sie ſammelten Schätze durch den Untergang von mehr als 20,000 Familien!

Gegen Mitte des Jahres 1820 marſchirte einer von den Unter-Befehlshabern des Artigas, mit Namen Ramirez, der jedoch nicht weniger durch Verbrechen berüchtigt geworden war, gegen ſeinen Feldherrn mit 600 Mann der tapferſten Cavallerie, er ſchlug ihn in mehreren Gefechten, und zwang ihn endlich, mit den Trümmern ſeines Heeres ſich in die verheerten Miſſionen zurückzuziehen, worauf er ſich der Regierung bemächtigte.

Artigas, mit 1000 Mann, erſchien im September 1820 am linken Ufer des Parana, der Miſſion Itapua gegenüber, welches von einem Poſten der Truppen des Dictators beſetzt war, und bat dieſen um einen Zufluchtsort für ſich und ſeine Leute. Der Dictator ſandte eine Cavallerie-Escadron mit dem Befehl ab, den Flüchtlingen den Uebergang über den Fluß unter der Bedingung zu erlauben, daß immer nur eine beſtimmte Anzahl paſſirte. Artigas that dieß zuerſt, und ein Theil der Seinigen folgte ihm; die Indianer aber aus den zerſtörten Miſſionen zogen es vor, ſich unter den Ruinen wieder anzuſiedeln. Hierauf ward der General in die Hauptſtadt geführt, und ſeine Truppen im Lande zerſtreut. Mehre derſelben konnten ſich an die Arbeit nicht gewöhnen, und kehrten zu ihrer früheren Lebensart, zum Raube, zurück, wurden aber bald ergriffen und erſchoſſen. Artigas ward auf Befehl des Dictators zuerſt in ein Kloſter, und dann in das Dorf Curuguaty, 70 Stunden nordöſtlich von Aſſompcion, gebracht, von wo er nur zu den Portugieſen fliehen konnte, eine Flucht, die wegen ſeiner früheren Grauſamkeiten gegen dieſe Nation in keiner Weiſe zu beſorgen war. Der Dictator ließ ihm ein Haus und Ländereien anweiſen, und ſeinen ehemaligen Sold als Lieutenant, 32 Piaſter monatlich, ihm zahlen; außerdem befahl er dem Commandanten des Kreiſes, den Flüchtling mit allem Nothwendigen zu verſehen und mit der höchſten Achtung zu behandeln. Seitdem wollte Artigas, wie es ſcheint, die Verbrechen, die er verübte, wenigſtens theilweiſe ſühnen. Als Greis von 68 Jahren bebaute er ſelbſt ſein Gut, und ward den Armen von Curutuguay ein Vater; er vertheilte unter dieſe den größten Theil ſeiner Aernte, verbrauchte für ſie ſeinen Sold, und erwies den Kranken alle Hülfe, die ihm zu Gebote ſtand. Der Dictator dagegen wollte, wie er ſelbſt ſich äußerte, die Rechte der Gaſtfreundſchaft achten, welche von allen Einwohnern Paraguay's geübt wird.

Die Braſilianer vom Lande trinken nur beim Eſſen. Ein Gaſt ſchöpft nach der Mahlzeit Waſſer in ein Horn aus einem Faß oder einer Quelle in der Nähe; zuerſt trinkt er ſelbſt und übergiebt es dann einem Andern. Sind Sklaven oder Bedienten gegenwärtig, ſo füllen dieſe das Horn.

Die Soldaten von la Plata, Rio grande und Sao Paulo ſind ſowohl Cavalleriſten, wie Infanteriſten, d. h. Cavallerie kann als Infanterie und umgekehrt gebraucht werden. Iſt aber Cavallerie in Infanterie umgewandelt, ſo hat ſie aufgehört, furchtbar zu ſeyn, denn dieſe Männer, welche ihr Pferd mit ſolcher Gewandtheit leiten, und zu Pferde jeglicher Gefahr zu trotzen vermögen, können ſich an das Marſchiren nicht gewöhnen, und werden zu Fuß die erbärmlichſten Soldaten.

Die Cavallerie-Soldaten erhalten nicht, wie in Europa, ein Reitpferd, welches durch oft wiederholte Manöver gelehrig wird. In dieſen ungeheuren Ebenen, die von Pferden wimmeln, iſt den Reitern weniger daran gelegen, und die Geſchicklichkeit des Soldaten (gineto) hat ein Pferd, ſo unzähmbar es auch ſeyn mag, bald zum Manöver dreſſirt. Einem Cavallerie-Corps ſtehen zwei Heerden von Pferden zur Verfügung; auf dem einen wird geritten, und das andere iſt für die Relais beſtimmt, und wird voraus getrieben.

Wenn die Soldaten Pferde wechſeln ſollen, ſammelt man die zerſtreuten ein, und umgiebt ſie im Kreiſe. Soldaten treten näher mit einem Lazo (einer Schlinge) in der Hand; Officiere bezeichnen die Pferde, welche gefangen werden ſollen, und erſtere ergreifen dann, Zaum und Gebiß tragend, das bezeichnete Pferd. Iſt der General guter Laune, ſo läßt er die Soldaten wählen. Das Pferd iſt oft von ſchwer zu zähmender Natur und verurſacht Unordnung in den Reihen; allein der Soldat galopirt auf ihm ſo lange, bis es müde iſt, führt es zurück, läßt es manövriren, und hört damit nicht eher auf, als bis es ſich ruhig leiten läßt.

Alle Pferde, wenn auch die Heerde noch ſo zahlreich iſt, führen einen beſonderen Namen; und ob ſich gleich viele zu gleichen ſcheinen, genügt dem Gaucho eine leichte Verſchiedenheit der Haare, Flecken, beſtimmte Stellungen, ein beſonderer Blick, um ſein Pferd unter 20 andern erkennen und bezeichnen zu können. Er wird es ſogar in der Entfernung einer Stunde erkennen, und wenn ein Reiter am Horizont auftaucht, wird er ſagen, dieſes iſt ein Fremder, und jener iſt mein Landsmann.

Die Induſtrie der Thiere ſcheint im Verhältniß mit der Faulheit und Nachläßigkeit der Menſchen zu ſteigen. So bilden im ſüdlichen America, während die Menſchen in unerträglicher Apathie ſtill ſitzen, Myriaden von Bienen, Ameiſen, Inſecten jeder Art, ausgedehnte Wohnungen, welche durch die ſonderbare Form des Baus, durch Größe und Feſtigkeit Bewunderung verdienen. Als ich zum erſten Mal die ungeheuren Ebenen mit Thon-Hügeln von 2 bis 10 Fuß Höhe erblickte, glaubte ich mich in einem Lager von Indiern zu befinden. Es war aber nur eine Republik von Ameiſen.

Wie oft bewunderte ich die Ordnung, Regelmäßigkeit und Induſtrie dieſer Schöpfungsatome, die wie wir ebenfalls verurtheilt zu ſeyn ſcheinen: „Ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichts zu eſſen." Wer kann gleichgültig einen Ameiſenhaufen erblicken, wie er oft von weit entfernten Orten eßbare Stoffe herbeiträgt, welche die Wintervorräthe der zahlreichen Familie bilden ſollen. Wie viel Harmonie liegt in dieſer langen Proceſſion organiſirter Klümpchen, die auf einem durch Geſträuch, über Steine u. ſ. w. von ihnen gebahnten Wege, die Blätter einer Roſe, Stücke von Baumblättern, zehnmal größer, wie ſie ſelbſt, tragen und mit bewunderungswürdiger Ordnung im Centralreiche niederlegen, um von Neuem wieder anzufangen.

Kleinere Genrebilder.

1.

Das Innere des ſüdlichen Afrika's.

Die wenigen Kenntniſſe, welche man noch immer über das Innere des ſüdlichen Afrika's beſitzt, ſo wie der Wunſch, Alles zu benützen, was ein neues Licht über dieſen intereſſanten Gegenſtand werfen kann, veranlaſſen uns, aus der — eben erſt in London erſchienenen Reiſebeſchreibung des Herrn Andrew Steedmann, welche einige neue Einzelnheiten über die Gegenden und die Völker, welche daſſelbe bewohnen, enthält, einen kleinen Auszug zu geben.

Nach dieſem Reiſenden erſtreckt ſich die Kafferei von dem Keiskamma an, ein Fluß, welcher ſie von der Colonie des Caps der guten Hoffnung ſcheidet, bis an einen Punkt, nahe an der Bucht von Lagoa, welcher noch nicht ganz genau beſtimmt iſt. Man kennt die Ausdehnung dieſes Landes gegen die innern Gegenden nicht, aber man nimmt an, daß ſeine weſtliche Gränzen bis an jene Gegend gehen, wo der Orange-Fluß entſpringt, und bis an den Fluß Mapula.

Der erſtere durchſchneidet einen großen Theil des Landes und fällt dann in den atlantiſchen Ocean; der Mapula verliert ſich in der Bucht von Lagoa.

Die Kafferei wird von vier großen Nationen bewohnt, welche einerlei Urſprung haben. Dieſe Thatſache wird durch die genealogiſchen Tabellen ihrer Häuptlinge beſtätigt, welche bis auf ſechzehn Generationen zurückgehen.

Die Gränzen jeder dieſer vier Diſtricte ſind zwar nicht ganz genau feſtgeſetzt, die folgende Eintheilung nähert ſich jedoch am meiſten der Wahrheit.

Zuerſt iſt der Stamm Amakoſa anzuführen, welcher ſich von der Colonie des Caps bis an den Fluß Baſchi erſtreckt. Sein „Umkumkani" oder Häuptling führt den Namen Hinza. Die Häuptlinge zweiten Ranges dieſes Stammes ſind der Sohn des verſtorbenen Islambia, die Söhne des Gaika, Pato, Kama, Congo, Enu, Dutſchani, Botuman und Pheudis. Die Bevölkerung iſt hundert und fünfzigtauſend Seelen ſtark, unter welchen fünf und zwanzigtauſend erwachſene Männer; unter dieſer Zahl ſind ſechzehntauſend Krieger gerechnet; wenn es ſich aber von einer Unternehmung handelt, die ihnen gefällt, ſo verſammeln ſie ſich in Menge unter den Fahnen der Häuptlinge, und dies vermehrt die Streitmacht beträchtlich.

Nach einer uralten Sage ſtammt der erſte ihrer vornehmſten Häuptlinge aus einer Höhle, welche mit dem Namen U'Dalwe bezeichnet wird; Dala heißt ſo viel als Schöpfer, und Uka Dalwa bezeichnet Geſchöpf. Es beſteht auch der Glaube, dieſe Höhle befinde ſich in Oſten, wo die Sonne jeden Morgen aufgehe, um die Welt zu erwärmen und zu erleuchten.

Der zweite Stamm iſt der von Amatembu; die Bewohner deſſelben ſind unter dem Namen Tambukis bekannt. Sie wohnen in der Nähe des Fluſſes Baſchi, und ihr Land erſtreckt ſich vom Innern an bis an die Küſte von Natal. Vuſani, ihr Umkumkani, ſtarb im Jahre 1830. Mageva und Tabo ſind die vornehmſten der untergeordneten Häuptlinge dieſes Stammes, und da ſie ſich enge mit Hinza verbunden haben, ſo iſt die Macht Amatembu's von geringer Bedeutung.

Der dritte Stamm nennt ſich Amaponda; man kennt deſſen Bewohner unter dem Namen der Mambukis. Das Gebiet dieſes Stammes erſtreckt ſich von dem Fluſſe Baſchi an bis an den Umikafla, ungefähr dreißig Meilen über den Fluß St. Johann oder Zimvubo.

Der Umkumkani nennt ſich Faku. Die ausgezeichnetſten Häuptlinge zweiter Claſſe ſind: Umnaſi, Djali, Cabazella, Kanda, Cetani und Dapa. Letzterer iſt der Sohn einer engliſchen Dame, welche in dieſen Gegenden Schiffbruch litt. Der Häuptling Faku iſt ſehr mächtig; er iſt ein Mann von Talent, und macht ſich bei den Nachbarn gefürchtet.

Den vierten und letzten Stamm bilden die Amazulah's oder Zulah's, ſie bewohnen die Gegend am Hafen Natal, und das Küſtenland zwiſchen dem Fluß Umſimvubo und der Bucht von Lagoa; ſie erſtreckt ſich im Innern bis an den Urſprung des Orange-Fluſſes, in der Nachbarſchaft des Gebiets von Betſchuana.

Dieſer Stamm iſt in zwei Bezirke abgetheilt; einer ſteht unter dem Häuptling Dingaan, Nachfolger des Tſchaka, welcher in der Umgegend von Natal reſidirt, der andere wird von Matacapla beherrſcht, welcher weit im Innern ſeinen Sitz hat.

Es ſcheint, daß man große Fortſchritte in den Entdeckungen des Innern jenſeits des Vorgebirgs der guten Hoffnung gemacht hat, indeſſen bleibt immer noch im Mittelpunkte ein Durchmeſſer von fünfzigtauſend Quadratmeilen zu unterſuchen. Dieſer Kreis, welcher eine ovale Form hat, ſoll drei große Quellen des Orange-Fluſſes, auch Gariep genannt, einſchließen. Dieſe Quellen ſind der Caledon, der Fluß Mottino gegen Oſten, und der Fluß Donkin gegen Mitternacht. Der Mittelpunkt dieſes Ovals liegt im [illegible] 30' der Breite, und im [illegible] 30' der Länge; dieſes ausgedehnte Gebiet muß von Südweſt nach Nordoſt, d. h. in der Länge des Ovals über zweihundert vierzig, und in der Breite von Norden gegen Süden ungefähr hundert Meilen enthalten.

Einige Bauern aus der Colonie kamen je zuweilen bis in dieſes Gebiet. Ein gewiſſer Gert Cloete, aus dem Bezirke Kennet, ſchildert daſſelbe als ein prächtiges Land, reich an Wild, mit herrlichen Wäldern, und mehrern anſehnlichen Flüſſen. Man ſieht daſelbſt Spuren von Wohnungen, welche von einem einſichtsvollen Volke herrühren müſſen, bei welchem die Boden-Cultur ſchon einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreicht haben mußte. Die Wohnungen waren durch ſtarke ſteinerne Mauern geſchützt, deren Spuren noch ſichtbar ſind. Aber von dieſem Punkte an bis zu den von den Pflanzern des Caps und den Portugieſen gemachten Entdeckungen findet man auf den Karten eine weiße Linie, die ſich über das ganze feſte Land hinzieht, und die Völker, von welchen man annimmt, daß ſie dort wohnen, kennen weder Handel noch Wiſſenſchaften, noch wiſſen ſie etwas von Menſchenliebe oder Religion.

Nach einigen Sagen werden dieſe Gegenden durch mißgeſtaltete Thiere und durch Menſchen bewohnt, ſchrecklicher noch als dieſe abſcheulichen Geſchöpfe, aber es iſt bekannt, daß alle Wilden die Gewohnheit haben, die angränzenden Völkerſchaften herabzuſetzen. Andere behaupten, dieſes Land ſeye ſehr bevölkert, es enthalte beträchtliche Städte, ausgebreitete Seen und unermeßliche Wälder. Eine Expedition unter der Direction des Doctors Smith iſt im Begriff, vom Cap abzugehen, um dieſe unbekannten Gegenden zu unterſuchen, und man verſpricht ſich ſehr ſchöne Reſultate hievon *).

Die Beſchreibungen der Sitten und des Landes dieſer wilden Kaffern ſind neu und originell. Wir ſehen aus Steedman's Reiſebeſchreibung, wie ſehr dieſes Volk noch in Barbarei verſunken iſt.

Einer der Häuptlinge von der zweiten Claſſe hatte eine alte und ſchwächliche Mutter. Er befahl, ſie in den Wald zu führen und ſie dort niederzumetzeln, weil ſie, wie er ſagte, ſich und andern zur Laſt ſeye. Man ergriff dieſe arme Frau und ſchleppte ſie in den Wald. Ihre Klagen und ihre

---

*) Dieſe Expedition iſt bereits abgegangen. Die neueſten, nach England gekommenen Nachrichten ſind vom 10. Juni 1835, Kraal von Maſelikatſe, unter dem 25° 24' der Breite und dem 27° 42' der Länge, datirt. Der Doctor Smith und ſeine Begleitung wurden durch den Häuptling an dem Fluſſe Molopo ſehr gut empfangen und in ſeine Wohnung geführt. Am 12ten wollten ſie, nachdem ſie von ihren ſchwarzen Freunden bewirthet worden waren, den Urſprung des Fluſſes Limpoo und die angränzende Gegend unterſuchen, und ſie werden, nach ihrer Zurückkunft von dieſer Unternehmung, wenn es möglich iſt, bis zum großen See im Norden vordringen.

Bitten erweichten die Menſchen, welche mit der Ermordung beauftragt waren; ſie ſetzten ſie unter der Bedingung in Freiheit, daß ſie ſich im Walde verborgen halte, und nicht mehr im Dorfe erſcheine.

Indeſſen kam ſie doch wieder zurück, und zu ſeiner größten Entrüſtung erfuhr ihr Sohn, daß ſeine Befehle nicht vollführt worden ſeyen; er fuhr ſeine Diener hart an und beſchloß, den Plan, ſich ſeiner Mutter zu entledigen, in ſeiner Gegenwart ausführen zu laſſen. Er begab ſich ſofort, begleitet von ſeinem Gefolge und von dem beſtimmten Opfer, in den Wald, wo er dieſes an einen Baum binden ließ, und befahl, daß ſeine Mutter bis zu ihrem Tode hier angebunden bleiben ſolle. Umſonſt bat die unglückliche Mutter um etwas Nahrung, umſonſt flehte ſie um ein wenig Waſſer, um ihren brennenden Durſt zu löſchen. Der unnatürliche Sohn blieb unbeweglich, und als ihre Schmerzenstöne immer heftiger an ſein Ohr drangen, begnügte er ſich, ihr von weitem zuzurufen: „Nein, nein Mutter! du haſt lange genug gelebt; jetzt mußt du ſterben.“ Die ganze Nacht ertönte der Wald von ihren Seufzern, in die ſich das abſcheuliche Geheul der Hyänen miſchte. Den andern Morgen wurde die Unglückliche todt gefunden.

In den Wäldern der Kafferei leben eine unzählige Menge wilder Thiere: Löwen, Elephanten, Rhinozeroſſe, Hyänen; man begegnet daſelbſt häufig Antilopen, Giraffen, Zebras u. ſ. w. Die Bewohner machen beſtändig Jagd auf ſie. Auch Geyer findet man daſelbſt in großer Menge, wie denn überhaupt die Wälder mit Vögeln von allen Arten, und von dem ſchönſten Gefieder voll ſind.

„Wir trafen in dieſen Wäldern,“ ſagt der Reiſende, „den Goldkukuk, welcher vielleicht der ſchönſte Vogel Afrika's iſt; die ſchöne Haubendroſſel, welche fortwährend ihr durchdringendes und monotones Geſchrei vernehmen läßt, ebenſo die Spottvogel, wie ſie die Hottentotten nennen, die von Zweig zu Zweig fliegt, indem ſie den Geſang der andern Vögel ſo gut nachahmt, daß man ſie das Echo der Wälder nennen könnte. Man begegnet auch dem „Honigſucher“ oder Warner, der dem Wanderer ſchäckernd voranfliegt. Oft begegnet es ſich, daß dieſer Vogel den Reiſenden an einen ausgehöhlten Baum leitet, deſſen Stamm mit Honig angefüllt iſt. Oft hält er auch plötzlich vor der Höhle eines Löwen oder eines Tigers an, woher er den Namen „Warner“ erhalten hat. Einer meiner Freunde, welcher auf die Entdeckung von Honig ausging, folgte einem dieſer Vögel; angekommen an dem Fuße eines Baumes, auf welchen ſich der Warner geſetzt hatte, bemerkte er gerade vor ſich einen Leoparden, der glücklicherweiſe für meinen Freund, durch dieſe plötzliche Erſcheinung beſtürzt, ſich in das Dickicht des Waldes verkroch.

„Als wir einſt im Walde ſpazieren gingen, hielt einer unſerer Leute an einem Baume an, wo er einige Tage vorher einen Leoparden überraſcht und in Schrecken geſetzt hatte, als derſelbe gerade ſeine Nägel an der Baumrinde ſchärfte, wie es alle zum Katzengeſchlechte gehörigen Thiere machen. Dieſer Baum trug noch die Spuren von der Kraft, mit welcher dieſes Thier ſeine Klauen eingedrückt hatte, und die friſchen Spuren eines neuen Ganges dieſer Art ließen uns vermuthen, daß dieſer Leopard ſich noch in dem umliegenden Gehölze befinde.

„Indem wir unſern Weg durch dieſe friſchen Schattenpartien fortſetzten, gelangten wir in ein liebliches, von den Bergen Kaha und Dunay eingeſchloſſenes Thal. Bäume von einer außerordentlichen Dicke und Höhe zieren daſſelbe, ihre Gipfel ſcheinen die Spitzen der benachbarten Berge zu erreichen; viele umgeriſſene und zerſtreut liegende Baumſtämme beweiſen die Kraft der Stürme, denen dieſes Thal ausgeſetzt iſt.

„Holzhauer waren beſchäftigt, Bäume zu fällen und Holz zu ſammeln, die Schläge ihrer ſchweren Aexte hallten weithin, und ihr Ton war ganz geeignet, eine melancholiſche Stimmung zu erwecken.

„Ich bemerkte mehre Neſter von Golddroſſeln, die an den Zweigen hängen. Nur mit großer Mühe gelang es mir, einige derſelben mir zu verſchaffen. Der Bau dieſer Neſter iſt höchſt ſonderbar und beweiſt die Sorgfalt, welche dieſe Vögel anwenden, um ihre Jungen vor Schlangen und Affen zu bewahren, deren es hier ſehr viele gibt. Damit ihren Neſtern nicht ſo leicht beigekommen werden kann, hängen ſie dieſelben gewöhnlich oberhalb eines Fluſſes oder eines Abgrundes auf; die Oeffnung des Neſtes befindet ſich unten, und ſie führt in das Innere, welches kugelförmig und durch eine zwölf bis fünfzehn Zoll lange Röhre dem Horn eines Widders gleicht. Das Ganze iſt ſorgfältig mit Flechten, von einer langen und zarten Pflanze gemacht, umwunden, und man muß den Inſtinkt und das Talent des kleinen Baumeiſters bewundern, der ein ſolches Meiſterſtück verfertigt.“

Was die wilden Thiere betrifft, ſo beſitzen dieſe eine beiſpielloſe Kühnheit, beſonders die Wölfe, die öfters bis in die Wohnungen dringen, und dort Kinder herausholen, die ſie dann in den Wäldern zerreißen.

Eine Begebenheit, welche einem achtjährigen Mädchen zuſtieß, verdient erwähnt zu werden:

Dieſes junge Mädchen lag in der Hütte ihrer Eltern auf dem Boden und ſchlief feſt. Vier Wölfe drangen in dieſelbe; einer ergriff ſie am Kopfe, der zweite an einer Schulter, und die beiden andern faßten jeder eines ihrer Beine. Durch das Geſchrei des unglücklichen Mädchens herbeigelockt, eilten die Nachbarn ſchleunigſt zur Hülfe, aber ſie fanden daſſelbe ſchon ſchrecklich verſtümmelt. Einige Tage lang wendete man alle, dieſem Volke bekannte, Mittel an, um dem Kinde Erleichterung zu verſchaffen, da man aber keine Möglichkeit der Heilung ſah, und der Zuſtand deſſelben immer nur ſchrecklicher wurde, ſowohl wegen der Hitze, als auch wegen der unzähligen Menge Mücken, welche ſich auf ſie ſetzten, ſo ließ man ihr die Wahl, hier auf der Stelle todtgeſchlagen oder in den Wald gebracht zu werden, um allda von ſelbſt zu ſterben oder von den wilden Thieren zerriſſen zu werden. Die arme Kleine, welche von der Station der Miſſionäre ſchon ſprechen gehört hatte, wählte die Ausſetzung in den Wald; die Menſchlichkeit der Miſſionäre war in der Gegend ſchon bekannt, und das arme Kind ſah wohl, daß es nicht mehr auf die Liebe deſſen rechnen konnte, den es Vater nannte, noch ſonſt auf irgend Jemands Beiſtand aus dem Stamme. Der Entfernung von mehren Meilen ungeachtet, die das Mädchen von den Miſſionären trennten, gelang es ihr doch, alle Hinderniſſe zu überwinden, und ſie erreichte, nachdem ſie mehrere Berge überklettert hatte, deren Etabliſſement.

Ihr Anblick war abſcheulich; ſie war ganz nackt, und mit vierzehn tiefen Wunden bedeckt, von welchen die gräßlichſte ſich am Kopfe befand, denn einer der Wölfe hatte ſie am Geſicht gepackt, ihr das Fleiſch bis an das Ohr weg- und zugleich die Haut, welche die Hirnſchale bedeckt, abgeriſſen. Durch die angeſtrengteſte Sorgfalt wurde ſie glücklich wieder hergeſtellt, aber hartnäckig verweigerte ſie es, zu denen wieder zurückzukehren, die ſie mit ſo vieler Grauſamkeit behandelt hatten.

Die natürliche Wildheit der Kaffern wird noch durch ihren Glauben an Zauberei vermehrt, und die Häuptlinge benutzen denſelben zu Ausübung ihrer Tyrannei. Ein Miſſionär, Namens Chalmers, war nach ſeiner Erzählung dreimal Zeuge von der Art, wie ſie in dieſer Beziehung handeln.

Die der Zauberei angeklagte Perſon wird gewöhnlich mit bis zum Rothglühen erhitzten Steinen gepeinigt, oder auch erdroſſelt. Der Leichnam wird ſodann in eine Schlucht geworfen, um den Wölfen zum Raub zu dienen. Oft erſtreckt ſich ſogar ihre Rache auf die nächſten Verwandten, der unglücklichen Opfer ihrer wahnſinnigen Wuth.

Bei dieſen Völkern wird eine Heirath als eine ſehr wichtige Angelegenheit behandelt. Alle Einwohner des Dorfes, in welchem die Verlobten wohnen, haben das Recht, die beabſichtigte Verbindung zu billigen oder laut zu tadeln.

Die Freunde der Verlobten führen ſie in die Wohnung des Bräutigams, in welcher ſich alle Verwandte verſammelt befinden, und das arme Mädchen iſt in dieſer Verſammlung den unzarteſten und gröbſten Urtheilen ausgeſetzt. Der Eine ſchreit: „Welch abſcheuliche Beine tragen dieſen mißgeſtalteten Körper! Wie ſind ſie ſo ſchief und krumm!“ Ein Anderer tadelt die Arme, die nach ſeiner Meinung zu mager und überhaupt ſchlecht geformt ſind, und nachdem das arme Kind auf dieſe Art gequält und gedemüthigt iſt, führt man ſie mit großem Gefolge um das Dorf herum, womit ſich die Ceremonie endigt.

Während dieſes Zuges iſt die Neuvermählte den Unarten der Menge ausgeſetzt; bald iſt es ein altes Weib, das ihr ein entmuthigendes Bild von den Uebeln entwirft, die ſie in ihrer Ehe erwarten, bald kommt eine andere, um ſich über die körperlichen Fehler oder Gebrechen, die ſie vielleicht hat, luſtig zu machen, und welche die andern Weiber gegen ſie aufhetzt, die ſie mit Beleidigungen und Spöttereien überſchütten.

Nimmt ein Mann zwei Frauen auf einmal, ſo findet dieſelbe Ceremonie für jede beſonders Statt, und zwar unmittelbar nach einander.

Der Preis einer Frau wird nach dem Rang feſtgeſetzt. Im Stamme der Amakoſa's kauft man ſie gewöhnlich für zehn Stück Rindvieh; allein im Innern zahlt man bei weitem nicht ſo viel für ſie.

Die Kaffern haben, wie bekannt, die ſonderbare Gewohnheit, ihre Hände mit Kuhmiſt zu waſchen. Dieſes Volk iſt überhaupt ſehr ſchmutzig; ein Kaffer muß durch Zufall in das Waſſer fallen, wenn er ſich baden ſoll; auch ſind ſie mit Ungeziefer bedeckt.

Bei ſchönem Wetter breiten die Kaffern ihre Kleider auf dem Boden aus, und machen dann Jagd auf ihre Läuſe. Zuweilen leiſten ſich zwei Perſonen gegenſeitig dieſen Dienſt; in dieſem Falle ſtellen ſie die gefangenen Thierchen gewiſſenhaft dem Eigenthümer zu; dieſer Gebrauch hat ſeinen

Urſprung in dem, unter den Kaffern herrſchenden Glauben, daß die Inſekten, welche ſich vom menſchlichen Blute nähren, und die durch einen Dritten getödtet werden, dieſem, wenn er ſeinen Raub bewahrt, eine übernatürliche Gewalt über die Perſon verſchaffen, der das Ungeziefer angehört hat, und zwar ganz allein durch den Beſitz von dem Wenigen ſeines Blutes.

Denſelben Glauben haben ſie auch in Betreff des Blutes, welches von einer Aderlaß herrührt, ein Mittel, das bei den Kaffern ſehr häufig angewendet wird. Sobald man dem Patienten die beabſichtigte Menge Blutes herausgelaſſen hat, ſo beeilt man ſich, daſſelbe an einen abgelegenen Ort zu ſchütten. Denſelben Aberglauben haben ſie in Betreff ihrer Haare und abgeſchnittenen Nägel.

In dem Stamme der Amaponda's findet man dreierlei Arten Aerzte: die Amatiras, oder Zauberdoctoren; die Abanaß-bamvula, oder ſympathetiſchen Aerzte, und die Aitas, oder Aerzte mit Hülfe der Medicin. Letztere kennen ſehr viele koſtbare Wurzeln, die ſie innerlich und äußerlich anwenden, und die oft eine ſehr große Kraft haben.

Die Kaffern haben eine ſehr große Verehrung für ihre Häuptlinge, beſonders ſeit einer derſelben, Namens Tſchaka, ermordet wurde, und wobei ſich ein Umſtand ereignete, der ihre abergläubige Einbildung erregte.

Nachdem das Verbrechen vollführt war, wurde der Leichnam der Gefräßigkeit der Wölfe preis gegeben; aber wie groß war ihr Erſtaunen den andern Tag, als ſie den Körper unberührt fanden! Alsbald wurden ſie vom Schrecke ergriffen, ſie verbargen ſich, und aus Furcht, der Geiſt des Häuptlings möchte erſcheinen, um ſie zu beunruhigen, ſchloſſen ſich alle Bewohner der Gegend einige Zeit lang ſorgfältig ein. Seit dieſer Zeit halten die Kaffern einen Häuptling für eine ſo heilige Perſon, von der ſie glauben, daß ſelbſt die Wölfe es nicht wagen, ſich an ihn zu machen.

Das Wort „Satan“ gebrauchen die Kaffern, um ein bösartiges Weſen damit zu bezeichnen; ſie behaupten, daß dieſes Wort nicht bei ihnen eingeführt worden ſeye, es ſeye, wie ſie ſich ausdrücken, „ein ewiges Wort,“ das heißt, ein Wort, deſſen ſie ſich ſeit undenklichen Zeiten bedienen. Dem Häuptling der Amapondas wurde unlängſt ein Sohn geboren, der in Folge des Ranges ſeiner Mutter zu ſeinem Nachfolger beſtimmt iſt. Es herrſcht ein Gebrauch, deſſen Urſprung ſich in die Nacht der Jahrhunderte verliert, und der bei den Amapondas und bei den Amatempas beobachtet wird; nach dieſem Gebrauche hat ein Häuptling zweiter Claſſe die Ehre, umgebracht zu werden, um ſeine Hirnſchale zu einem Gefäß zu benützen, in welchem beſondere Wurzeln abgekocht werden, mit deren Abſud man den jungen Erben wäſcht. Man ſchreibt dieſer feierlichen Handlung die Kraft zu, das Erlöſchen der Familie der Fakos auf immer zu verhindern.

Dießmal war es der Häuptling Umiwenzil, den das Schickſal zum Opfer beſtimmte; aber unter dem Vorwande, daß die Aſtrologen, die ihn als ſolches bezeichneten, in ihren Berechnungen ſich geirrt hätten, floh er mit ſeinen Heerden, und ſetzte ſich in dem Gebirge feſt, wo er ſich mit mehren gefürchteten Stämmen vereinigte, feſt entſchloſſen, ſein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen.

Seit dieſer Zeit leben alle kleinen Häuptlinge in Unruhe, da ſie wiſſen, daß, wie es auch kommen möge, einer von ihnen, im Intereſſe der Erhaltung des Geſchlechts ihres großen Häuptlings Fako, deſſen Sohn zum Opfer gebracht werden muß.

Alle dieſe Grauſamkeiten ſind beklagenswerth; man hofft jedoch, daß die Fortſchritte der chriſtlichen Religion in dieſen barbariſchen Gegenden die Sitten dieſer, im ſo grauſamem Aberglauben befangenen, Geſchöpfe mildern werde.

V.

Zehn Jahre auf dem Cap der guten Hoffnung.

M. Moodie, Lieutenant bei der engliſchen Armee wurde im Jahre 1819 auf halben Sold geſetzt. Ein Theil ſeiner aus Schottland ſtammenden Familie war auf das Cap ausgewandert, um ihrem heruntergekommenen Vermögen wieder aufzuhelfen. Ohne Hülfsmittel, ohne Erbtheil und ohne alle Ausſicht auf militäriſche Beförderung, verließ dieſer junge Officier ſein Vaterland, um zu ſeinem Bruder zu gehen, der ſich in der Umgegend der Capſtadt niedergelaſſen hatte. Bei ſeiner Zurückkunft nach England, nach einem zehnjährigen Aufenthalte auf dieſer Colonie, machte M. Moodie die Reſultate ſeiner Beobachtungen öffentlich bekannt, wovon wir diejenigen Auszüge geben wollen, die uns als die intereſſanteſten erſcheinen.

Mehre Umſtände vereinigen ſich, um das mittägliche Afrika zu einem der geſundeſten Länder zu machen, die nur auf der Welt zu finden ſind. Die beiden herrſchenden Winde, der von S.O. und der von N.W., welche über einen großen Theil des Meeres wehen, mildern die Hitze des Sommers, verſcheuchen den Inſektenſchwarm und bewahren das Land vor Krankheiten, welche durch die Fäulniß der Pflanzen entſtehen könnten. Die Krankheiten, an welchen die Einwohner leiden, ſind in der Regel nicht gefährlich, und die meiſten entſtehen durch Exceſſe im Eſſen und durch Mangel an Bewegung. Am merkwürdigſten iſt jedoch die außerordentliche Trockenheit des Climas auf dem Cap. Ein großer Theil des Landes kann bloß aus Mangel an Feuchtigkeit keinerlei Getreidearten erzeugen, ſobald man aber dieſem Mangel durch künſtliche Wäſſerung abhilft, ſo iſt die Fruchtbarkeit ſo groß, daß man auf achtzig bis hundertfachen Ertrag rechnen darf. Gegenwärtig iſt es für die Colonie günſtiger, Schaafe zu halten, als Getreide anzubauen. Prüft man die Karte, ſo wird man finden, daß alle Länder, welche unter demſelben Breitengrade liegen, in demſelben Falle ſich befinden, vorausgeſetzt, daß die Flüſſe, welche ſie bewäſſern, ihren Lauf nicht durch Gegenden nehmen, die dem Einfluſſe der tropiſchen Regen ausgeſetzt ſind. Da dieß jedoch bei denen Flüſſen nicht der Fall iſt, welche das äußerſte mittägliche Afrika bewäſſern, ſo findet auch in dieſer Gegend, die ihrer geographiſchen Lage angemeſſene Trockenheit ſtatt.

Die Lage der Capſtadt iſt herrlich und impoſant. Sie iſt auf einem ſpitzig zulaufenden Terrain erbaut, von welchem man das Meer überblickt, während der Tafelberg ſich im Hintergrunde zu einer Höhe von 3500 Fuß trotzig erhebt. Am Fuße des Berges befinden ſich zahlreiche Anpflanzungen von Silberpappeln (silver tree) und beträchtliche Weinberge, welche mit hübſchen, von gebleichtem Stroh bedeckten Hütten geziert ſind und von Weinreben beſchattet werden. Die mit großer Regelmäßigkeit gebauten Straßen, welche ſich in rechten Winkeln abſchneiden, und die Häuſer mit ihren terraſſenförmigen Dächern machen, daß die Capſtadt einen ſehr angenehmen Anblick gewährt; ſobald man aber in das Innere kommt, ſo wird das Auge durch die plumpen Gypsverzierungen beleidigt, mit welchen die Außenſeiten der Häuſer überladen ſind, und die ein Ausſehen haben, als wären ſie von Pfefferkuchen erbaut. Das Cap der guten Hoffnung, an welchem alle Schiffe anhalten, die Reiſen nach Indien, Amerika und Auſtralien machen, gewinnt täglich an Wichtigkeit. Die Bevölkerung der Capſtadt betrug im Jahr 1825 18,668 Seelen; im Jahr 1831 zählte man mehr als 20,000; und die damalige Volkszählung ergab als Zahl der Geſammtbevölkerung der Colonie eine Anzahl von 177,000 Seelen, worunter 35,000 Sclaven. Unter den Pflanzern europäiſchen Urſprungs ſind viele, die von franzöſiſchen Proteſtanten abſtammen. Sie hatten ſich zur Zeit der Widerrufung des Edicts von Nantes im ſogenannten franzöſiſchen Quartier (de fransche hoek) angeſiedelt. Sie waren es, die in dieſem Lande den Weinbau eingeführt haben. Obgleich man bei ihnen die Sprache und die Sitten ihres Landes nicht mehr findet, die ſie durch die Vermiſchung mit den Holländern verloren haben, ſo haben ſie doch einige phyſiſche Eigenſchaften beibehalten, die ſie von den andern Pflanzern unterſcheiden. Sie ſind weniger phlegmatiſch, ihre Phyſiognomie iſt ausdrucksvoller; ihre Augen haben mehr Feuer, und ihre Züge mehr Annehmlichkeit.

Wollte man nach dem äußern Wohlſtande urtheilen, in dem die meiſten Einwohner leben, ſo würde man ſich einen ganz falſchen Begriff von dem wirklichen Reichthume der Colonie machen; die ackerbauende Bevölkerung iſt gedrückt, und der Anbau vermehrt ſich nicht. Die Weingärtner in der Umgegend der Capſtadt erfreuen ſich keines Wohlſtandes, und der Weinhandel hat in Folge der Verminderung der Eingangszölle für die europäiſchen Weine, ſo wie durch die geringere Qualität der Capweine abgenommen.

Die Anzahl der, in den letzten Jahren in dem Hafen ein- und ausgelaufenen Schiffe iſt aus folgendem zu erſehen: Im Jahr 1831 liefen mehr als 200 Schiffe in den Hafen ein, und 211 liefen aus. Die Einfuhr betrug 338,000 Pfund Sterling, ungefähr 4,300,000 fl., und die Ausfuhr 213,000 Pfund, über 2,600,000 fl. In letzterer Summe ſind die Capweine mit 149,000 Pfund Sterling, ungefähr 1,850,000 fl., mit begriffen, alſo mehr als die Hälfte. Der Werth des Getreides, welches ausgeführt wurde, betrug 25,000 Pfund Sterling (gegen 300,000 fl.).

Nach der Capſtadt ſind die bedeutendſten Städte der Colonie: Stellenboſch und Zwellendam, Hauptörter zweier ackerbauenden, ziemlich blühenden Diſtricte. Als ich mich nach dem Sitze meines Bruders begab, der ſich in der Nachbarſchaft von Zwellendam befindet, erſchien mir der Boden im Allgemeinen ſandig und dürre, demungeachtet aber überall mit Gebüſch und üppigem Heidekraut bedeckt, das eine Höhe von mehren Fuß erreichte. Mit jedem Schritte, den wir weiter kamen, ſchien das Land beſſer zu werden, und bald gewann es das Anſehen, daß es nur eines größern Reichthums von Waſſer bedürfe, um es zum fruchtbarſten Lande zu machen. Während wir durch die Engwege der Berge zogen, begegneten wir mehren ſchwer mit Korn, Butter und Geflügel beladenen Karren, die auf den Markt in der Capſtadt fuhren. Die Langſamkeit, mit welcher dieſe Karren ihren Weg zurücklegen, würde einem engliſchen Landmanne unfaßlich erſcheinen; ſie werden durch zwölf Ochſen gezogen, und brauchen oft zwölf bis vierzehn Tage, um ſiebenzig Stunden zu machen. Uebrigens verdient der Bau dieſer Wagen Bewunderung, beſonders in Beziehung auf ihre Solidität, durch die es möglich wird, über die furchtbaren Tafelfelſen wegzufahren, die man in den Wegen findet, welche über Abgründe und Bergſchluchten führen.

Man findet auf den Straßen keine Herberge; Perſonen, welche reiſen, benützen auch immer die Gaſtfreundſchaft, mit welcher die Pächter ihnen entgegenkommen, ohne auch nur die geringſte Entſchädigung dafür anzunehmen. Im reichlichen Beſitze alles deſſen, was ſie bedürfen, betrachten ſich die Pächter durch die Neuigkeiten hinlänglich bezahlt, die der Fremde gegen ihre Gaſtfreundſchaft eintauſcht. Die Sitten und Gewohnheiten der Holländer gleichen ſich von einem Ende der Colonie bis an das andere vollkommen, und ſie weichen nicht gerne davon ab, auch muß ein Reiſender ſeine Zeit ſo berechnen, daß er auf demjenigen Pachthof, wo er zu Mittag ſpeiſen will, noch Vormittags ankommt. Sobald ſein Pferd abgeſattelt iſt, wird für ihn gedeckt, er ſetzt ſich uneingeladen an den Tiſch, bedient ſich ſelbſt, und wählt ſich aus, was ihm gefällt. Wollte er Umſtände machen, oder die Damen bedienen, ſo würde man dieß nur lächerlich finden. Hauptſächlich muß er ſich hüten, zu ſpät in dem Pachthofe einzutreffen; man würde ihm nichts anbieten, denn man geht von der Vorausſetzung aus, daß er Sorge getragen hätte, zur rechten Zeit zu kommen, wenn es ſeine Abſicht war, da zu eſſen.

Die innere Einrichtung bei den Anſtalten der mähriſchen Brüder iſt zu bekannt, um über dieſen Gegenſtand ins Einzelne einzugehen, ich beſchränke mich daher auch auf die Bemerkung, daß, obgleich die Brüder eine völlige Gütergemeinſchaft unter ſich ſtattfinden laſſen, ſie doch nicht verlangen, daß die Hottentotten, denen ſie Unterricht ertheilen, ihrem Beiſpiele folgen. Sie begreifen wohl, daß dieſe geſellſchaftliche Anordnung der Art iſt, daß nicht alle Menſchen ſich ihr unterwerfen können, und man muß in der That zugeben, daß wenn ſie ſchon den civiliſirten Geſellſchaften wenig zuſagt, ſie noch weniger geeignet iſt, die eingeſchlummerte Energie einer wilden, unwiſſenden und trägen Nation zu erwecken. Auf der andern Seite begehen die mähriſchen Brüder einen großen Irrthum, deſſen Folgen ſie nicht alle berechnet zu haben ſcheinen. Sie nöthigen die Hottentotten, welche zu ihrer Anſtalt gehören, alles Geld, das ſie ſich erwerben, bei ihnen zu hinterlegen, und verſehen ſie dagegen mit allen den Gegenſtänden, die ſie zur Nahrung und Kleidung bedürfen. Durch dieſes Mittel verhindern ſie dieſelben allerdings, ihr Geld für geiſtige Getränke auszugeben, ein Fehler, zu welchem ſie nur zu ſehr geneigt ſind, aber ſie halten ſie dagegen auch unter einer fortwährenden Vormundſchaft, unterdrücken dadurch jeden Wetteifer, und beſchränken alle Fortſchritte ihrer Induſtrie. Dieſem iſt hauptſächlich die Entkräftung zuzuſchreiben, an der alle Anſtalten der mähriſchen Miſſionäre ſichtbar leiden.

Von der Mutteranſtalt in Deutſchland erhalten die Brüder ihre Frauen, und es ſcheint, daß die in Europa Sorge tragen, die ſchönſten für ſich zu behalten. Unter den Schweſtern, die ich zu Gnadenthal ſah, war die eine hinkend, die andere einäugig, und die dritte, mit Rückſicht auf das Alter ihres Mannes, ziemlich bejahrt. Indeſſen ſind die Ehen ſehr glücklich, und beſonders die Frauen ſcheinen hocherfreut, einer lebenslänglichen Eheloſigkeit entgangen zu ſeyn.

Das Pachtgut, welches mein Bruder inne hat, und welches den Namen führt Groot vader's Boſch (Großvatersbuſch) liegt zwanzig Meilen von Zwellendam, dem Hauptort des Diſtrictes dieſes Namens, und ganz nahe an dem Bezirk von Zuure Brak, der aus einem Theil jener Gegenden beſteht, den die Europäer den vertriebenen Hottentotten abgenommen und ſich vorbehalten haben. Die Ausdehnung dieſes Bezirks war früher beträchtlicher als jetzt. Hier verſammelte ſich eine große Anzahl Individuen jenes unglücklichen Stammes unter der precären Autorität eines Oberhauptes, welches als Zeichen ſeiner Würde einen langen Stock mit kupfernem Knopfe trug. Dieſe Hottentotten führen ein ſehr trauriges Leben, indem ſie ihre Nahrung von der Jagd und von der Milch ihrer Kühe beziehen; einige unter ihnen bauen einige Quadratſchuhe Boden an. Es iſt unmöglich, ſich von dem Elend und der Unreinlichkeit, die unter ihnen herrſchen, einen Begriff zu machen. Die Frauen haben keine andere Bedeckung, als ein zerlumptes Unterröckchen und ein Stück von einem alten Sack oder Schaaffell, das ſie ſammt der Wolle über die Schultern werfen. Die Männer ſind ein wenig beſſer verſehen; abgeſehen von einer, aus Schaaffellen gemachten, zuſammengenähten Decke, mit welcher umhüllt ſie ſich zu Boden legen und die ihnen ſtatt eines Bettes dient, tragen ſie geflickte Jacken und Beinkleider von Fellen, welche ſie mit einem Gürtel um die Lenden befeſtigen, den ſie, wenn ſie Hunger haben, feſter zuſammenziehen. Ihre Nahrung iſt abſcheulich. Wenn ſie nichts Beſſeres haben, begnügen ſie ſich mit einem Stück geröſteter Ochſenhaut und mit einer Sumpfpflanze, deren Geſchmack nicht unangenehm iſt, die aber auch faſt gar nichts Nahrhaftes enthält.

Der Garten meines Bruders, welcher am Ende einer Bergſchlucht lag, bezog von dem, hinter ihm liegenden Berge das nöthige Waſſer zu ſeiner Bewäſſerung. Das Hellgrün der Citronen- und Pomeranzenbäume contraſtirte in demſelben mit dem dunkeln Laube der Kaſtanienbäume. Mein Bruder hatte dieſes Gut von einem holländiſchen Pflanzer um etwas über 7000 fl. gekauft. Außer einem herrlichen Baumgarten enthielt daſſelbe einen großen Weinberg, aus welchem er ſieben bis acht Stückfaß ziemlich mittelmäßigen Wein und ungefähr ein Stückfaß Branntwein bezog. Das Wohnhaus, obgleich nur aus Thonerde erbaut, war faſt ſchon ein Jahrhundert alt. Die Beſitzer dieſer Meierhöfe haben keinen ungeſtörten Augenblick, ſie ſitzen am Ausgang einer ihrer Hausfluren, während der andere ihrem Geſinde als Durchgang dient, das auch unaufhörlich hin- und hergeht. Da dieſe fehlerhafte Eintheilung den Gewohnheiten meines Bruders keineswegs entſprach, ſo ließ er eine Scheidewand aufrichten, welche die Hausflur in zwei Theile ſcheidete, wodurch er dieſer unangenehmen Berührung vorbeugte. Er hatte auch zum großen Erſtaunen ſeiner Nachbarn ein franzöſiſches Kamin in ſein Geſellſchaftszimmer bauen laſſen. Die Pflanzer hängen ſo ſehr an ihren alten Gewohnheiten, daß, obgleich die Winternächte oft empfindlich kalt ſind, ſie doch faſt nie zu dieſem Auskunftsmittel ſchreiten. Mehr als einmal ſah ich ſie auch in ihren großen Hausfluren, die allen Winden offen ſtehen, vor Kälte ſchnattern, und oft waren ſie genöthigt, nur um ſich zu erwärmen, ſich vor acht Uhr Abends ſchlafen zu legen.

Der Hauptreichthum des Landes beſteht aus Schaafheerden. Die Art, wie man ſich dabei benimmt, um die Kühe zu melken, iſt ziemlich ſonderbar. Dieſe Thiere, welche wie eingeſchloſſen werden, ſind ſehr wild, man kann ſich ihnen nicht leicht nähern, und nur dann erſt Milch von ihnen bekommen, wenn die Kälber vorher einige Minuten lang an ihnen geſaugt haben; ſie geben auch nur wenig, aber eine vorzüglich gute Milch. Obgleich die Kühe ſehr wild ſind, ſo ſind es doch die Stiere im Vergleich mit den europäiſchen weit weniger. Der Preis der Kühe iſt nach der Race verſchieden, und man kauft eine um 14—28 fl. In einem gut gehaltenen Meierhofe kann man jährlich von hundert Kühen ſiebenzig bis achtzig Kälber bekommen, ohne den Ertrag aus der Butter zu rechnen, die man für 12—18 kr. das Pfund verkauft. Die Güterbeſitzer oder Pächter von Zwellendam ziehen auch viele Pferde auf, um ſie ſodann in der Capſtadt auf den Markt zu bringen, aber dieſe Thiere ſind einer ſonderbaren Krankheit unterworfen, die eine große Anzahl derſelben wegrafft, und die man einer krankhaften Beſchaffenheit der Lunge zuſchreibt. Die langgeſchwänzten Schaafe des Caps ſind von ſehr untergeordneter Beſchaffenheit, und haben Haare ſtatt Wolle.

Die Tugenden ſowohl als die Laſter der, auf dem Cap wohnenden Holländer ſind auf den erſten Blick weniger auffallend, als die der Engländer, welche dieſe Colonie bewohnen. Sie hängen außerordentlich an ihren Gewohnheiten und nehmen die der Engländer nicht an, auch die Sprache ihrer neuen Herren findet nur in ſo weit Eingang, als ſie derſelben gerade zu ihrem Intereſſe bedürfen. Gegen die Perſonen ihrer Familie ſind ſie großmüthig, ſie unterſtützen ſie im Unglück und verſchaffen ihnen Gelegenheit, ſich fortzubringen, wenn ſie fleißig ſind; auf der andern Seite hat aber auch die despotiſche Regierung der Colonie feige und niedrige Geſinnungen bei ihnen erzeugt und ſie zum Betruge geneigt gemacht. Die ſonderbare Einförmigkeit des Charakters der ganzen holländiſchen Bevölkerung der Colonie, deren ich bereits Erwähnung that, zeigte ſich mir in allen Verhältniſſen und Beziehungen, in welche ich mit ihnen kam. Dieſer Charakter bietet eine ungewöhnliche Miſchung von Einfalt und Argliſt und von Trotz und Unterwürfigkeit dar. Liſt iſt in den Augen der Pflanzer die höchſte Eigenſchaft und der deutlichſte Beweis eines vorzüglichen Talentes, und wenn es ihnen durch dieſes Mittel gelingt, einen leichten Vortheil über einen Nachbar zu erlangen, ſo nehmen ſie gar keinen Anſtand, ſich deſſen öffentlich zu rühmen, überzeugt, daß ſie dadurch nur an Achtung bei ihren Mitbürgern gewinnen. Es iſt unmöglich, mit mehr Anſchein von Aufrichtigkeit zu lügen und zu betrügen; ihre phlegmatiſche Unempfindlichkeit und die äußere Einfachheit ihres Benehmens tragen hiezu gleichfalls ſehr viel bei. Jedesmal, wenn ſie irgend eine Kleinigkeit um einen ungeheuren Preis verkaufen, ſo ſuchen ſie den Käufer zu überzeugen, daß die beſondere Freundſchaft, die ſie für ihn hegen, ſie allein beſtimmen konnte, ſo wohlfeilen Preiſes die Sache zu geben; indeſſen zeigen ſie, trotz ihrer Gewandtheit, wenig Talent, und bedienen ſich faſt immer derſelben Liſt, wenn ſie es mit Fremden zu thun haben, auch iſt es nicht ſchwer, ihre Prellereien zu vereiteln. Während meines Aufenthaltes hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, ihre kleinen Liſten kennen zu lernen. Es verging faſt kein Tag, daß nicht irgend ein Sclave oder Hottentot einen Brief an meinen Bruder von irgend einer Frau aus der Nachbarſchaft überbrachte, die ihm ein Geſchenk ſchickte: Blumen, ein halbes Dutzend Eier und dergleichen, und ihn dagegen bat, ihr durch den Ueberbringer irgend einen Gegenſtand dagegen zukommen zu laſſen, deſſen Werth die erhaltene Kleinigkeit um das ſechsfache überſtieg: einige Flaſchen Eſſig, ein Halstuch von hübſcher Farbe, oder eine gewiſſe Menge Thee und Zucker.

Die Männer leben in vollkommener Abhängigkeit von ihren Frauen, und würden es nicht wagen, ſich ohne ihre Einwilligung auch nur in das geringſte Geſchäft einzulaſſen. Sind die Männer eigennützig, ſo ſind es die Frauen noch weit mehr. Der Hauptzweck bei der Erziehung der Kinder ſcheint auch zu ſeyn, ihnen ähnliche Geſinnungen einzuflößen. Oft hörte ich einen Vater ſich rühmen, daß ſein Sohn einen gemachten Mann geprellt habe.

Die holländiſchen Pflanzer ſind groß, haben breite Schultern und ſtarke Glieder, aber ihre Muskeln ſind ſchlaff, und ſie haben viele Anlage zum Fettwerden, ſelbſt in der Jugend. Dieſe Anlage findet ſich ſo allgemein bei ihnen, daß ſie der Meinung ſind, ſie ſey ein nothwendiges Erforderniß zur vollkommenen Geſundheit, und iſt es in ihren Augen ein weſentlicher Theil der Schönheit. Wenn ein Holländer von einer ſchönen Frau ſpricht, ſo verfehlt er gewiß nicht, dabei zu bemerken, ſie ſeye „dick en vet“ (dick und fett). Von allen denen, die ich ſah, war in dieſer Beziehung einer unſerer Nachbarn, Namens Martin Botha, der merkwürdigſte. Schon ſeit mehreren Jahren konnte der Unglückliche ſich nicht mehr in ein Bett legen, er konnte nur ſitzend, den Kopf auf den Tiſch aufgelehnt, ſchlafen, und auch dieſer Schlaf dauerte nie länger, als immer nur einige Minuten. Ein ungeheurer Fettſack hing ihm unter dem Kinn, und das Fleiſch, welches ſeine Fußknöchel bedeckte, reichte bis auf ſeine Schuhe. Dabei war er ein großer Freſſer; bei ſeinem Mittageſſen aß er mehrere Pfund Hammelfleiſch und trank hierauf eine ganze Flaſche Branntwein, ohne den geringſten Nachtheil davon zu fühlen. Als ich ſeine Bekanntſchaft machte, fing er an, ſich ein wenig über ſeine außerordentliche Corpulenz zu beunruhigen. Eines Tags kam er in einem Karren, von ſeinen zwei Söhnen begleitet, bei meinem Bruder an. Nachdem er ſich einige Augenblicke erholt, und ein Glas Branntwein getrunken hatte, ſagte er uns, er ſey waſſerſüchtig, und komme nun zu uns, um ſich durch einen unſerer ſchottiſchen Zimmerleute einen Sarg machen zu laſſen, da er nicht mehr lange zu leben habe, und ſo dick ſey, daß er keinen für ſeine Taille paſſenden bei ſeinen Nachbarn finden würde. Bei dieſer Aeußerung des alten Botha bemerkte einer ſeiner Söhne mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt: „Da habt ihr vollkommen Recht, mein Vater.“ — Ich muß hier bemerken, daß alle Landleute auf dem Cap die Gewohnheit haben, ſich ihre Särge noch bei Lebzeiten anzuſchaffen, und daß ſie dieſelben oft um den Einkaufspreis einander abtreten. Martin legte ſich nieder, um ein Maß von ſich nehmen zu laſſen, und beſtellte einen recht dauerhaften und weiten Sarg, weil er, wie er ſagte, allem Anſcheine nach, nach ſeinem Tode ſehr anlaufen werde.

Eines Tags trat ich in das Haus eines armen Bauern, bei dem ich gewöhnlich einſprach, wenn ich mich auf die Gazellenjagd begab, ich fand ihn ernſter als gewöhnlich, und überraſcht, ſeine Frau nicht bei ihm zu ſehen, fragte ich ihn: „Wie befindet ſich eure Vrouw?" — „Sie iſt todt," erwiederte Johan Nieuwkerk, mit einem Seufzer, der halb aus dem Magen und halb aus dem Herzen kam. Ja Mynheer Moodie, jetzt ſind es vierzehn Tage, daß ſie todt iſt, und mir ein Haus voll Kinder hinterließ... Zwei ſchöne Sattelpferde ſind mir auch gefallen. Ach ja, ja! ſo geht es. Heute hat man etwas, morgen hat man es nicht mehr, und all' eure Mühe war umſonſt."

Obgleich alle Sclaven eine große Aehnlichkeit in ihrem Charakter haben, der aus dem Zuſtande der Erniedrigung entſpringt, in dem ſie ihr Leben hinſchleppen, ſo zeigen doch die des mittäglichen Afrika's merkwürdige Schattirungen, je nachdem ſie einem Stamme angehören. Die Malayen entwickeln noch die meiſte Intelligenz. Sie ſtammen von einem Volke, bei welchem die Civiliſation große Fortſchritte gemacht hat, ſie ſind fleißig, mäßig, ausdauernd und kräftig. Sie zeigen eine große Anhänglichkeit an diejenigen ihrer Gebieter, welche ſie gut behandeln, aber nie vergeſſen ſie Ungerechtigkeiten oder Beſchimpfungen. Ihre rachſüchtige Gemüthsart, die Ueberlegenheit ihres Verſtandes, ihre tiefe Verſtellung verurſachen den Pflanzern einen abergläubiſchen Schrecken, die eine Menge ſchrecklicher Geſchichten von den Wirkungen ihres Zornes erzählen, wenn er durch Eiferſucht oder Rache erweckt wird. Sie kennen ziemlich gut die natürlichen Eigenſchaften der Pflanzen, und man benützt weit öfter ihre Kenntniſſe in der Medicin, als die der europäiſchen Aerzte. Die Holländer, und hauptſächlich die untern Claſſen ſind überzeugt, daß ſie im Stande ſind, ein Gift in der Art zu bereiten, daß es die Geſundheit zerſtöre und den Tod nicht früher herbeiführe, als nach Verfluß einer gewiſſen Anzahl von Monaten oder ſelbſt Jahren. Ohne dieſen Erzählungen einen blinden Glauben zu ſchenken, iſt es doch nicht möglich, ſie ganz zu verwerfen, und dem Zeugniſſe ſo vieler Beiſpiele, welche man anführt, zu widerſprechen.

Während ich in dem Diſtricte Zwellendam wohnte, bemerkte ich einen Malay'ſchen Sclaven, der die Schaafe ſeines Herrn hütete, und eine große Geſchwulſt gerade auf dem Magen hatte. Er war dabei ſehr mager und hatte ein ungeſundes Ausſehen. Da ich nie etwas Aehnliches noch geſehen hatte, ſo fragte ich ihn, welcher Urſache er wohl den Zuſtand zuſchreibe, in welchem er ſich befinde, und er erzählte mir, daß, als er in der Capſtadt war, er ſich in ein Verhältniß mit der Frau eines andern Malayen eingelaſſen habe, und daß dieſer ſich durch Beibringen von Gift an ihm gerächt habe. Er ſetzte hinzu, daß die Geſchwulſt nach und nach immer größer geworden, und er, da er die Urſache ſeiner Krankheit vermuthet, Allem aufgeboten habe, um den Zorn ſeines Kameraden zu beſänftigen. Es gelang ihm, und dieſer gab ihm Mittel, welche ein weiteres Wachsthum der Geſchwulſt verhinderten, aber ſie nicht ganz zertheilen konnten. Viele engliſche Arbeiter in der Capſtadt leben mit Malay'ſchen Mädchen, welche oft ſehr ſchön ſind, aber von ſolch übermäßiger Eiferſucht, daß man es allgemein für ſehr gefährlich hält, ihren Zorn zu erregen, und man hat mich verſichert, daß ſie häufig ihre Liebhaber eben ſo behandeln, wie obenerwähnter Malaye eine Behandlung erlitt. In dieſem Fall kann man nichts Beſſeres thun, als augenblicklich ihren Grimm beſchwichtigen, um wenigſtens ſein Leben zu retten. Dieſe jungen Mädchen ſind in der Regel treu, vorausgeſetzt, daß ihre Liebhaber nicht den Ort verlaſſen, außerdem machen ſie ſich kein Gewiſſen daraus, ſich in neue Bekanntſchaften einzulaſſen. Zuweilen ereignet es ſich, daß es Malay'ſchen Sclaven gelingt, ihre Freiheit zu kaufen, und dann erwerben ſie ſich ziemlich großen Reichthum. Alle ſind Mahomedaner, bilden, wie die Juden in Europa, eine getrennte Geſellſchaft, und geben auch vorzugsweiſe nur den Arbeitern ihrer Religion Beſchäftigung.

Nach den Malay'ſchen Sclaven kommen die Neger von der weſtlichen Seite Afrika's; dieſe ſind aber ganz dumme und auf tiefer Stufe ſtehende Geſchöpfe; es wird auch als die größte Beſchimpfung, die ein holländiſcher Pflanzer Jemand zufügen kann, angeſehen, wenn er zu ihm ſagt: zo dom als een Mozambiker (ſo dumm wie ein Neger aus Mozambik).

Es ſcheint, daß zur Zeit der erſten Anſiedlung auf dem Cap die Hottentotten einen, der am meiſten barbariſchen Stämme ausmachten. Indeſſen darf man den Erzählungen der erſten Reiſenden kein allzugroßes Vertrauen ſchenken, denn ſie ſcheinen ſelbſt in hohem Grade leichtgläubig geweſen zu ſeyn. Sie haben ſo viel von den ſchmutzigen und ekelhaften Gewohnheiten der Hottentotten geſprochen, daß in Folge dieſer Uebereinſtimmung die civiliſirten Nationen ſie als eine auf dem letzten Grade der Erniedrigung ſtehende Race angeſehen haben. Einige Reiſende haben die Hottentotten in ihren Reiſebeſchreibungen als eine phlegmatiſche und völlig gefühlloſe Nation geſchildert; dies iſt ein großer Irrthum. Sie haben lebhafte Empfindungen, aber nur von kurzer Dauer; ihr Charakter trägt das Gepräge einer großen Schwäche, aber ſie haben ſehr richtige Ideen über die

Außendinge. Ihr Urtheil iſt keineswegs zu verachten. Es fehlt ihnen nicht an Liſt, wenn man ihr Mißtrauen erregt, aber gewöhnlich ſind ſie rechtlich, aufrichtig und zutraulich; ſie ſtehlen lieber, als daß ſie betrügen. Die Eigenheiten des Charakters und der Manieren machen ſich ihnen ſchnell bemerklich, aber ſie verſtehen es nicht, aus ihren Beobachtungen Schlüſſe zu ziehen. Sie ſind ganz unfähig, den verſchiedenen Werth der Zahlen feſtzuſetzen. Unter zwölf Hottentotten habe ich immer nur einen oder zwei gefunden, die im Stande geweſen wären, bis auf zwanzig zu zählen, und ich kannte einen, der nicht dumm war, der es jedoch ablehnte, für zehn Reichsthaler in meine Dienſte zu treten, weil ihm ein Holländer deren fünf angeboten hatte. Die Hottentotten ſind hauptſächlich auch wegen ihrer Unbeſtändigkeit merkwürdig. Oft begegnet es ihnen, daß ſie einen Ort, wo ſie Monate lang gut behandelt wurden, verlaſſen, um ſich an einen andern hinzuwenden, wo ſie voraus überzeugt ſind, daß ſie es daſelbſt viel ſchlechter finden werden. Fragt man ſie, warum ſie denn nicht bleiben wollen, ſo iſt ihre gewöhnliche Antwort: „Almagtig! mynheer, ik heb hier gewoont vone een heelen jaar!“ (Guter Gott! mein Herr, es iſt ja ſchon ein ganzes Jahr, daß ich hier bin).

Die Hottentotten ſind gegen ihre Freunde ſehr großmüthig; ſie theilen mit ihnen, was ſie haben, auch bleiben ſie immer arm, und können nichts auf die Seite bringen. Sie leben unter ſich, wie eine große Familie, vereinigt durch das Band gemeinſchaftlicher Beſchimpfungen, Gefühle und gegenſeitiger Intereſſen. Dieſe Vereinigung macht ihr Glück aus, und dieß iſt ein Troſt, deſſen ſie die Tyrannei niemals wird berauben können. Der Diebſtahl iſt ſelten unter ihnen, und man kann ihnen alles anvertrauen, ausgenommen ſtarke Getränke; dieß wäre eine Verſuchung, der ſie nicht widerſtehen könnten. Der liebenswürdigſte Zug ihres Charakters iſt die Aufrichtigkeit. Wenn ein Hottentot von einem Gerichte verhört wird, ſo ſagt er Alles, was er weiß, ſelbſt wenn ſein Bekenntniß ſeine Verurtheilung und Beſtrafung herbeiführen würde.

Ich muß auch noch ihrer Laſter erwähnen. Obgleich ſie nicht fähig ſind, ein Rachegefühl in ſich zu bewahren, ſo ſind ſie doch heftig und auf die geringſte Reizung überlaſſen ſie ſich einer wilden Grauſamkeit gegen ihre Frauen und ihre Kinder. Die Männer treiben es bei ihren Streitigkeiten ſelten bis zu Schlägen, aber die unglückliche Frau iſt in allen Fällen der Sündenbock, ſie mag nun Urſache gegeben haben oder nicht. Ihr Mann ſchlägt ſie, tritt ſie mit Füßen, und behandelt ſie auf eine Art, die ihren Tod herbeiführen würde, wenn ſie zarter wäre. Die Frau ihrerſeits vertheidigt ſich, ſo gut ſie kann; ſie kratzt ihren Mann, beißt ihn, reißt ihm die Haare aus, und wenn ſie erſchöpft von der Anſtrengung zu Boden ſinkt, ſo fährt ſie fort, einen Strom von Beſchimpfungen gegen ihn auszuſpeien. Meiſtens gibt zu ſolchen ſchrecklichen Scenen Trunkenheit Veranlaſſung.

Es wird vielleicht ſonderbar erſcheinen, es iſt aber deßhalb nicht weniger wahr, daß die Hottentottinnen den aus Europa gekommenen Pflanzern außerordentlich gefallen. Aber auch ſie ihrerſeits geben den Weißen einen großen Vorzug, und wenn ſie einmal mit einem derſelben gelebt haben, ſo ſind ſie ſo ſtolz auf dieſe Verbindung, daß ſie nichts mehr von ihren Landsleuten hören wollen. Die Züge dieſer Frauen ſtimmen nicht mit den Begriffen von Schönheit überein, wie man ſie in Europa hat; aber ihre Augen haben viel Ausdruck, und ſie haben eine Lebhaftigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, die nicht ohne Reize iſt. Die Hottentotten ſind klein und ſchlank, und ich erinnere mich nicht, einen einzigen dicken Mann unter ihnen geſehen zu haben, obgleich die Anlage zum Dickwerden ſich bei den Frauen nicht ſelten findet. Die von Holländern und Hottentottinnen erzeugten Kinder vereinigen die Fehler dieſer beiden Nationen.

Die Hottentotten lieben die Muſik ſehr. Oft hörte ich mit außerordentlichem Vergnügen die wilden und melancholiſchen Weiſen des „Gorah“ und des „Ramki“; da ſaß ich dann an ſchönen Abenden auf dem „Stoep“ oder Außentreppe von meines Bruders Hauſe, und ſah die Sonne an einem wolkenloſen Himmel hinter dem Berge untergehen, der unſer maleriſches Thal begränzte, und deſſen Umriſſe ſtark bezeichnet waren. Es iſt unmöglich, ſich von dem Gefühl der Stille und der Ruhe einen Begriff zu machen, das man an einem ſchönen Sommer-Abende in dieſem Clima empfindet. Der blendende Glanz der Sonne hat ſich gemildert, die Luft iſt mit den herrlichen Schmetterlingen angefüllt, die man „Laternenträger“ nennt, und der Geſang der Baumgrillen ertönt ohne Unterlaß von allen Seiten. Zu dieſer Stunde hörten wir unſere Hottentotten, welche ſich in die Hütte des Geſindes zurückgezogen hatten, ihr „Gorah“ ſpielen, ein Inſtrument, deſſen Ton auf einige Entfernung dem des Horns gleicht. Dieſes Inſtrument iſt ſo beſchaffen: Man ſtreckt ein Stück gedrehten Schafdarm über einen dünnen, ungefähr drei Fuß langen Stock, wie über einen Geigenbogen. An das eine Ende wird die Saite einfach befeſtigt, aber am andern iſt ſie an ein Stück von einer abgeplatteten Feder angemacht, die ungefähr einen Zoll lang und oval geſchnitten iſt, ſo daß ſie in die Oeffnung der Lippen paßt. Dieſe Feder iſt ſodann mit einem Bindfaden an das entgegengeſpitzte Ende des Stockes dergeſtalt befeſtigt, daß ſie mit dem Darme dieſelbe Richtung hat, und die abgeplattete Seite auswärts ſteht. Um dieſes Inſtrument zu ſpielen, nimmt man das Ende der Feder zwiſchen die Lippen, und bläſ't auf eine eigene Art, indem man den Stock in einer horizontalen Lage erhält. Der „Ramki“ iſt eine Art Guitarre mit ſechs Saiten, von beträchtlicher Größe, auf welcher man die Octave ſpielen kann, indem man mit dem Kinn leicht die Mitte der Saite berührt. Die Hottentottinnen haben eine von Natur ſehr angenehme Stimme, die der Männer iſt es weniger. Wenn zuweilen in Gegenwart der Hottentottinnen, die zu dem Geſinde meines Bruders gehörten, eine Melodie auf der Flöte geſpielt wurde, die ihnen gefiel, ſo hörte ich ſie oft zu meinem großen Erſtaunen, mit einem Accompagnement von ihrer eigenen Compoſition einige Tage ſpäter in der Nachbarſchaft ſingen, das faſt immer ſehr gut dazu paßte. Oft hörte ich ganze Hottentotten-Familien, und unter dieſen Kinder von ſieben bis acht Jahren, ein Lied oder einen religiöſen Lobgeſang ſingen, bei welchem jedes ſeine Stimme hatte, und nie konnte ich einen Mißklang bemerken. Ein alter deutſcher Offizier, der früher in holländiſchen Dienſten ſtand, erzählte mir, daß er einſt auf einem der Etabliſſements der Miſſionaire die rührende Melodie von Gluk auf ſeiner Violine geſpielt habe: „Eurydice hab' ich verloren“; Hottentottinnen, welche gegenwärtig geweſen, hätten mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört, und ſeyen ſelbſt bis zu Thränen gerührt geweſen. Zwei Tage nachher ſey dieſe, für ungeübte Ohren ſchwer zu faſſende Arie im ganzen Diſtricte mehrſtimmig geſungen worden.

Nicht den Europäern, wie man gewöhnlich glaubt, verdanken die Hottentotten die Kenntniß berauſchender Getränke. Schon ſeit langer Zeit verſtehen ſie es, ein ſolches aus einer Pflanze zu bereiten, die auf dem ausgebrannteſten Boden im Innern der Colonie wächſ't. Dieſe Pflanze heißt, ebenſo wie das Getränke, das man aus ihr zieht, Karl. Man nimmt die Wurzel, die man ſorgfältig an der Sonne trocknet, und die man ſodann zwiſchen zwei Steinen zu einem Pulver zermalmt, das die Hottentotten in einem Sack aufbewahren, den ſie in ihren Hütten aufhängen. Wenn ſie dann in den Wäldern Honig finden, ſo verdünnen ſie ihn mit einer beträchtlichen Portion warmen Waſſers und ſchütten es in einen, mit dicker Leinwand bedeckten Kübel. Nun ſchütten ſie ein wenig von dieſem Pulver hinzu, das die Eigenſchaft hat, das Getränke in Gährung zu bringen; dieſe Gährung entſteht ſo ſchnell, daß ich oft um acht oder neun Uhr Abends die Operation beginnen ſah, und lange vor Tages Anbruch waren ſie ſchon total betrunken, und ſchlugen ihre Frauen auf Leib und Leben. Merkwürdig iſt es, daß man dieſes Pulver mehrmal benützen kann. Wenn das Getränke fertig iſt, zieht man es ab, und das Pulver das ſich geſezt hat, wird wieder in den Sack gethan, um ſpäter wieder gebraucht zu werden. Ich habe mir ſehr viele Mühe gegeben, die Pflanze in ihrem natürlichen Zuſtande zu ſehen, aber die Hottentotten, die ſie kennen, und nicht allen iſt ſie bekannt, machen ein großes Geheimniß daraus, und wollten ſie mir nie zeigen. Ein Botaniker verſicherte mich, dieſe Pflanze ſey eine Art von den „mesembryanthemum“ (Geſchlecht der Hottentottenfeigen), aber ich ſtehe nicht für die Richtigkeit dieſer Behauptung.

Die Hottentotten kennen, ſo gut wie die Malayen, die mediciniſchen Eigenſchaften der im Lande wachſenden Pflanzen. Wenn ſie krank ſind, machen ſie alle möglichen Verſuche, um ſich Hülfe zu verſchaffen, und oft gelingt es ihnen, dadurch nützliche Entdeckungen zu machen. Einer meiner Diener, der ſich in einem erbärmlichen Geſundheits-Zuſtande befand, ließ ſich, nachdem er von einem europäiſchen Arzte ohne Erfolg behandelt worden war, durch eine Hottentottin heilen. Ihnen verdankt man die Bekanntſchaft mit den Heilkräften der Diosma capensis (ein Heidekraut, deſſen Blätter ſchweißtreibend ſind), des Arctopus echinatus (ſtachelichter Bärenfuß) der Gunnera perpensa und anderer Pflanzen. Oft ziehen ſie auch das Gift aus den giftigſten Schlangen und verſchlucken es, indem ſie nur darauf bedacht ſind, daß es die Zähne und das Zahnfleiſch nicht berührt; ſie behaupten, dieſes Gift ſey ein Verwahrungsmittel, das ſie vor den Biſſen der Schlangen ſchütze, oder wenigſtens das Gift, wenn ſie gebiſſen werden, unwirkſam mache. Ich hatte keine Gelegenheit, die Kraft dieſes Gegengiftes kennen zu lernen, aber ſo viel iſt gewiß, daß die Holländer eben ſo gut wie die Hottentotten ihm dieſe Kraft zuſchreiben.

Die Hottentotten ſind ſehr abergläubiſch, aber ihr Glaube hat nichts Trauriges oder Abſchreckendes. Sie ſprechen manchmal von Erſcheinungen, aber ſie fürchten ſich nicht davor; ſie glauben an Zauberei und Amulete. Sie glauben ferner auch an die Exiſtenz gewiſſer fremder Thiere, welche noch nie von den engliſchen Einwohnern der Colonie geſehen werden konnten. Ein ſolches iſt unter andern der „Daſſie“ oder die Kaninchen-Schlange, welche nach ihrer Behauptung den Körper einer ſehr kurzen und ſehr dicken Schlange, und den haarigen Kopf eines Kaninchens hat, aber ſo ſchrecklich ausſieht, daß derjenige, der ſie erblickt, dergeſtalt von Schrecken ergriffen wird, daß er dieſem Baſiliskenblick nicht mehr entfliehen kann.

Mein Bruder beſchäftigte auf ſeinem Gute drei oder vier Schottländer und fünf oder ſechs Hottentotten mit ihren Familien. Die Hottentotten ſind auf den Pachthöfen dieſer Colonie durchaus unentbehrlich, um die Ochſen und Melkkühe zu treiben, welche die neu angekommenen Europäer nicht zu führen verſtehen. Es gibt kein Volk, das geeigneter wäre als die Hottentotten, eine ſchwere und anhaltende Arbeit zu verrichten, aber ſie ſind ausnehmend träge. Es wäre mir unmöglich zu ſagen, wie viel ich durch ihre Trägheit ausgeſtanden habe. Wenn ich mich nur auf einen Augenblick entfernte, ſo ließen ſie ſogleich alle Arbeit ruhen.

Nachdem ich fünf Jahre unausgeſetzt auf dem Gute meines Bruders zugebracht hatte, erwartete ich nur eine günſtige Gelegenheit, um einen Ausflug in das Land der Kaffern zu machen. Der Geiſtliche und der Schulmeiſter von Uitenhage, beide Schottländer, wünſchten gleich mir die Kafferei zu beſuchen, und die Etabliſſements, welche die Miſſionäre daſelbſt errichtet hatten, einzuſehen; ich traf Anſtalt ſie zu begleiten. Ich werde kurz dasjenige anführen, was mir bei dieſer Reiſe am Merkwürdigſten ſchien. Wir reiſ'ten zu Pferde von Groote-Valley ab, und nachdem wir ſechs Meilen durch den Wald gemacht hatten, indem wir immer den Fußſtapfen der Elephanten folgten, gelangten wir an die offene, auf der andern Seite gelegene Gegend, von wo aus wir unſere Reiſe nach Grahamstown, Jognesdeiſt und an den Fluß der Buſchmänner fortſetzten. Wir blieben zwei Tage zu Grahamstown bei unſern Freunden, reiſ'ten dann wieder Morgens in aller Frühe nach Hermans-Craal über den ſogenannten Fiſchfluß ab, ein Fluß, den wir noch zu rechter Zeit paſſirten, denn kaum waren wir auf dem andern Ufer angelangt, ſo ſchwoll er durch einen Regen, der im Innern des Landes gefallen war, ſo beträchtlich an, daß man mehre Tage lang denſelben nicht paſſiren konnte. Wir brachten dieſe Nacht in dem befeſtigten Orte Wiltshire, auf dem „Kriegskamm" zu, welcher die Grenze der Colonie und des Kafferlandes bildet.

Von Tages-Anbruch an ſahen wir zahlreiche ſchwarze Gruppen außerhalb des Orts; (es war Markttag), die einen trugen getrocknete Ochſenhäute, Elephantenzähne, Sagajen oder leichte Wurfſpieße, die andern Körbe, Matten und dergl., welche ſie bei den engliſchen Kaufleuten gegen Glas oder Metallkugeln, ſtarken Meſſingdraht, den die Kaffern nach Art der Bracelets tragen, gegen verbrannte Lumpen zum Feuerſchlagen, gegen Meſſer und dergleichen Gegenſtände eintauſchen. Es iſt verboten, ſtarke Getränke an ſie zu verkaufen. Der leichte und außerordentlich edle Anſtand der Kaffern überraſchte uns; ſie haben im Allgemeinen nur ein Stück ovalgeſchnittener Ochſenhaut zur Bekleidung, welche ſie am häufigſten über ihre Schultern werfen, aber ihre Formen ſind elegant, und ihre Haltung iſt ſo einnehmend, daß man ſie für eine Nation von Edelleuten halten könnte. Reſpectvoll, ohne Kriecherei, und äußerſt behutſam, beleidigen ſie nie Jemand, weder mit Worten noch mit Thaten, und was merkwürdig iſt, die letzten des Stammes unterſcheiden ſich hierin ſehr wenig von ihren Häuptlingen. Es muß auch bemerkt werden, daß die Güter unter ihnen viel gleichmäßiger vertheilt ſind, als bei den civiliſirten Geſellſchaften. Darf man nach ihrer Luſtigkeit ſchließen, ſo ſind die Kaffern ſehr glücklich. Die Frauen ſind nicht ſo ſchön wie die Männer, was wahrſcheinlich daher rührt, daß jenen die beſchwerlichſten Arbeiten obliegen. Die Vielweiberei iſt bei den Kaffern gebräuchlich, aber nur die Reichen, d. h. ſolche, die zahlreiche Heerden beſitzen, machen Gebrauch davon. Sie kaufen die Frauen von ihren Eltern um einige Stück Rindvieh. Es ſcheint jedoch, daß dieſer Gebrauch noch nicht ſehr lange bei ihnen ſtattfindet, und erſt in Folge blutiger Kriege eingeführt wurde, bei welchen eine große Anzahl Männer blieb, und nach dem Frieden die Zahl der Weiber die der Männer weit überwog. Uebrigens ſind dieſe Frauen mehr die Dienerinnen als die Gattinnen ihrer Männer, die ſie übrigens mit Sanftmuth behandeln, und welche auch mit ihrem Looſe zufrieden zu ſeyn ſcheinen.

Die Kaffern glauben an ein höchſtes Weſen, aber ihre Begriffe von einem zukünftigen Leben ſind ſehr ſchwankend. Gewöhnlich ſchwören ſie bei der Seele ihres Vaters oder ihres Häuptlings. Zuweilen beten ſie auch, wenn ſie krank ſind. Sie wenden die Beſchneidung bei ihren Knaben in einem Alter von zwölf bis vierzehn Jahren an, aber ſie verbinden mit dieſer Handlung keine religiöſe Idee, und kennen auch deren Urſprung nicht. Sie haben wie die Juden und Mahomedaner einen außerordentlichen Abſcheu vor dem Genuſſe des Schweinfleiſches, von dem ſie nie eſſen. Man behauptet auch, ſie hätten einen Widerwillen gegen alle Arten von Fiſchen.

Ihre Regierungsform iſt einfach und ihren Gewohnheiten ganz angemeſſen. Ihre Häuptlinge folgen ſich nach dem Erbrecht, aber ſie ſind keineswegs unumſchränkt. Sie ergreifen keine wichtige Maßregel ohne das Gutachten und die Beiſtimmung ihrer Räthe. Dieſe Räthe ſind immer unter geordnete oder untergebene Häuptlinge, welche die verſchiedenen Unterabtheilungen des Stammes befehligen. Die ganze Bevölkerung des Landes der Kaffern iſt in „Kraals“ oder Weiler eingetheilt, von denen jeder zehn bis zwanzig Familien enthält, die in getrennten Hütten wohnen. An der Spitze jedes „Kraals“ ſteht ein Häuptling oder Rath, der eine Art patriarchaliſcher Autorität über das Volk ausübt, ihre Zwiſte ſchlichtet, und den großen Verſammlungen oder „Parlamenten“ des Stammes beiwohnt. Der Häuptling wird, kraft einer geſetzlichen Dichtung, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, als der urſprüngliche Eigenthümer aller Güter und aller Heerden in ſeinem Bezirke angeſehen. Dieſes angebliche Recht, und einige andere Gebräuche der Kaffern ſcheinen anzuzeigen, daß ſie von einer Nation abſtammen, bei welcher eine ſchon ſehr ausgebildete Regierungs-Verfaſſung eingeführt war.

Die Kaffern glauben an die Zauberei. Wenn einer von ihnen von einer Krankheit befallen wird, die den Mitteln nicht weicht, welche ihre Aerzte ihnen verſchreiben, ſo verſäumen ſie nie, dieß der Bosheit eines ihrer Nachbarn zuzuſchreiben. Dieſer ſchreckliche Aberglaube wird durch den Häuptling ſorgfältig genährt, der bei der Verurtheilung des Schuldigen nur gewinnen kann; dieſer wird gewöhnlich zum Tode verurtheilt, und ſeine Heerden werden in zwei gleiche Theile getheilt, wovon den einen Theil die beleidigte Partie als Entſchädigung erhält, der andere aber zum Vortheil des Häuptlings confiscirt wird. Unter dieſen Häuptlingen gibt es welche, die, um ſich ein größeres Anſehen zu geben, behaupten, es ſtehe in ihrer Macht, nach langer Trockenheit wieder regnen zu laſſen. Trifft es ein, ſo iſt ihr Ruf gegründet und man nennt ſie „Regenmacher“, mißlingt es, ſo ſind die Sünden des Volks daran ſchuld. Die Sprache der Kaffern iſt ſanft und reich. Dagegen haben ſie nicht das natürliche Talent für die Muſik, welches die Hottentotten auszeichnet; ihre Melodien ſind zu gleichförmig, und ſind nur aus drei oder vier Noten geſetzt, die bis zum Ekel repetirt werden.

Die Zeit erlaubte uns nicht, dem Markte beizuwohnen, wir reiſ'ten gleich nach dem Frühſtücke nach Lovedale (Liebesthal) ab, eine Station der Schottiſchen Miſſionäre in der Kafferei. Sobald wir unſern Fuß auf dieſes Gebiet ſetzten, befanden wir uns mitten in einer Scene voll Intereſſe und Leben. Die Natur-Menſchen, welchen wir begegneten, näherten ſich uns und drückten uns herzlich die Hand, aber ohne Anmaßung und ohne Familiarität. Sie zeigten durch ihr ganzes Betragen deutlich, daß ſie uns, als ſich überlegen, betrachteten, aber in Betracht ihrer Eigenſchaft als freie Männer, glaubten ſie auch das Recht zu haben, wie gleich zu gleich ſich gegen uns zu benehmen. Die Kaffern, welche ich ſah, waren im Allgemeinen wahre Modelle für Bildhauer, ihre Proportionen hatten ein vollkommenes Gleichmaaß. Ihre Beine hauptſächlich ſind bewunderungswürdig ſchön gerundet, muskulös und doch nicht eckig; ihre Manieren ſind gefällig, ernſt, und voll Würde; ihr Oberkörper iſt ſehr ſchön gebaut, doch im Vergleich mit den Beinen, ein wenig rahn. Ihre Züge gleichen nicht denen der Neger, obgleich ihre Farbe faſt eben ſo ſchwarz iſt. Ihre Arme ſind bemerkenswerther durch ihre Zierlichkeit als durch ihre Muſculatur, und ſie ſind im Ganzen weniger kräftig als die Europäer. Die Stärke des Kaffers liegt in ſeinen Beinen; nicht durch ſchnelles Laufen, ſondern durch große Fußreiſen, die er ohne Ermüdung erträgt, beweiſ't er dieß. Wenn wir uns einem Kraal näherten, ſo kam uns zuverläſſig der Häuptling, von einem ſeiner Diener begleitet, entgegen, der einen Topf geſtandener Milch trug, die er uns anbot. Die Kaffern trinken niemals Milch, ehe ſie geronnen iſt. Ihre Haupt-Nahrungsmittel ſind: Hirſen, Mais, Bohnen, Kürbiſſe, und geſtandene Milch. Sie ſind zu ökonomiſch, um ihr Vieh zu ſchlachten, ſie eſſen nie Fleiſch, als bei großen Veranlaſſungen, wenn ſie z. B. eine Frau nehmen, oder wenn die jungen Leute das männliche Oberkleid erhalten.

Lovedale liegt in einem maleriſchen Thale, wo ſich Stammpflanzen zwiſchen Strauchpflanzen erheben, die von großen Felſen umgeben ſind. Die Wohnungen der Miſſionäre beſtehen aus kleinen, um ein Viereck erbauten Hütten, die mit einander in Verbindung ſtehen. Sie haben ziemlich hübſche Gärten, und ſcheinen ein ſehr angenehmes Leben zu führen, denn ſie beſitzen nicht nur alles was zum Leben erforderlich iſt, ſondern auch noch Einiges mehr. Zwei dieſer Miſſionäre waren verheirathet, und ſie hatten zwei junge Handwerksleute bei ſich, die ihnen halfen, die Kaffern in ihren Schulen zu unterrichten. Jede Familie hat ihre beſondere Wohnung, aber ſie verſammeln ſich jeden Abend, ſey es in der Kirche oder im Schulzimmer, wo einer der Geiſtlichen eine Predigt hält, deren Inhalt den Kaffern durch einen Dolmetſcher verſtändlich gemacht wird. M. R...., bei welchem wir wohnten, war ein Mann voll Geiſt und Einſicht, und er erzählte mir eine Menge höchſt ſonderbarer Eigenheiten von den Kaffern.

Ihr Urtheil iſt ſchnell und richtig. Sehr verſchieden von den Hottentotten, glauben ſie nur das, wovon ſie ihre Vernunft überzeugt hat; folgendes Beiſpiel mag dieß beweiſen: Einer der Miſſionaire gab ſich lange Zeit alle erdenkliche Mühe, einen Häuptling zu bekehren, der durchaus nicht glauben wollte, was er nicht begreifen konnte. Unglücklicherweiſe ſuchte der Prediger, durch die Strenge der presbyterianiſchen Lehre eingenommen, weniger die Liebe zu Gott zu erwecken, als Furcht vor dem Teufel zu erregen, welcher, nach ſeiner Behauptung, ſtets auf der Lauer ſtehe, um Gottes gütige Abſichten für die Menſchen zu vereiteln, deren Herz er verhärte, und deren Geiſt er mit böſen Gedanken erfülle. Nachdem der Kaffer dieſe Rede mit der höchſten Aufmerkſamkeit angehört hatte, ſagte er: „Du verſicherſt mich, daß dein Gott gut und allmächtig ſeye, und behaupteſt ferner, daß der Teufel uns abhalte, uns zu deiner Religion zu bekehren. Da ſcheint es mir doch, du könnteſt dir viele Mühe erſparen, wenn du vorerſt Gott bitten würdeſt, den Teufel zu bekehren, mit uns würdeſt du dann bald fertig werden.“

Die Kaffern, wie überhaupt alle Stämme im Innern des Landes, lieben leidenſchaftlich den Tabak. Sie tragen Tabaksdoſen, aus kleinen Kürbiſſen verfertigt, um den Hals, aber ſie ſind dabei mäßig und ſelbſt geizig. Obgleich ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen, die Pflanzer zu beſtehlen, ſo ſind ſie doch ſehr treu, wenn man ihnen Vertrauen beweiſ't. Ihre Gaſtfreundſchaft gegen Fremde hat keine Gränzen. Die Sitten beider Geſchlechter ſind keuſch und beſcheiden, und die Untreue der Frauen iſt bei ihnen ziemlich ſelten.

Nachdem wir zwei Tage zu Lovedale zugebracht hatten, reiſ'ten wir ab, um eine andere ſchottiſche Miſſion, zwölf Meilen weiter entfernt, und am Fuße des Berges Tſchumis gelegen, in Augenſchein zu nehmen; wir blieben daſelbſt vier und zwanzig Stunden, und begaben uns ſodann auf das Etabliſſement der Miſſionsgeſellſchaft von London an den Ufern des Büffelfluſſes. Wir ſahen auch den „Kraal“ von Gaika, von welchem der Reiſende Barrow ſchon vor mehren Jahren ein ſehr günſtiges Bild entwarf; aber dieſer Häuptling iſt gegenwärtig allgemein verachtet. Es iſt bekannt, daß er die Gewohnheit hat, Fremden ſeine Frauen für Branntwein auszuliefern. Uebrigens iſt derſelbe ein mit großen Talenten begabter, äußerſt liſtiger Mann. Er iſt es, der faſt alles Vieh ſtiehlt, das den Pflanzern verloren geht, und er findet immer Mittel, die Schuld auf irgend einen benachbarten Stamm zu werfen. Auch iſt er dafür bekannt, daß er Fragen, welche man an ihn richtet, nie beſtimmt und geradezu beantwortet. Alle Kaffernhäuptlinge ſtammen von demſelben Ahnherrn ab und ihre perſönliche Autorität iſt um ſo vieles größer, je näher ſie ihre Verwandtſchaft von Hinza ableiten können, der als der höchſte Häuptling betrachtet wird.

Die Gazellen und andere Arten von Wild ſind ſeit einiger Zeit außerordentlich ſelten in der Kafferei geworden. Die häufigen Jagd-Parthien haben alles zerſtört. Wenn ein Häuptling Luſt zu jagen hat, ſo läßt er ſeine Unterthanen benachrichtigen, ſich an einem Orte zu verſammeln, den er ihnen bezeichnet. Sie zerſtreuen ſich hierauf auf dem Felde, und bilden einen ausgedehnten Kreis, den ſie nach und nach immer enger ſchließen, ſo daß das Wild ſich bei einander auf einem ganz kleinen Raume befindet, wo der Häuptling es mit Sagaien (Wurfſpießen) erlegt. Ich habe dieß wegen der Aehnlichkeit mit den Gebräuchen civiliſirter Länder hier angeführt.

Die Kaffern haben einen außerordentlichen Abſcheu vor todten Körpern. Wenn einer der Bewohner des Kraals am Verſcheiden iſt, ſo graben ſie auf einige Entfernung von ihren Wohnungen ein Loch in die Erde, und in dieſes legen ſie den Kranken, nebſt einigen Nahrungsmitteln, wo er dann liegen bleibt, bis er ſtirbt, oder die Hyänen ihn zerreißen. Ereignet es ſich aber, daß einer von ihnen in ſeiner Hütte ſtirbt, ſo verlaſſen ſie den Kraal augenblicklich und für immer. Stirbt ein Häuptling eines natürlichen Todes, ſo wird er gewöhnlich in dem Gehäge beerdigt, in welchem die Schaafe bei Nacht gehalten werden; wird er aber im Krieg getödtet, ſo bedeckt man den Leichnam mit einem kleinen Steinhaufen, um ihn gegen wilde Thiere zu ſchützen. Wahrſcheinlich wurden die celtiſchen Hügel, welche man in manchen Gegenden Europa's ſo häufig antrifft, auch aus dieſer Urſache urſprünglich errichtet.

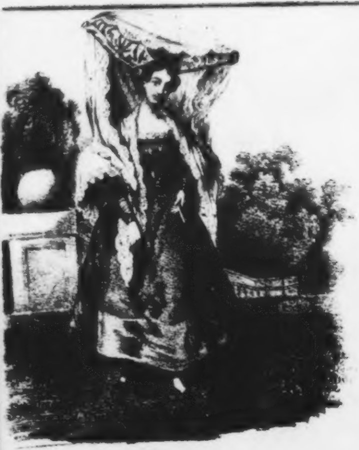
Ich hatte im Verlauf meiner Reiſe, ſo wie während meines Aufenthalts auf dem Cap mannigfache Gelegenheit, das Syſtem zu prüfen, welches die Miſſionaire befolgen, um die Hottentotten und Kaffern zu bekehren, und ich bin überzeugt, daß dieſes Syſtem durchaus falſch iſt. Ihre Bemühungen haben auch keinen großen Erfolg. Immer ernſt und traurig haben ihre Predigten zunächſt nur die Wirkung, den Völkern, die ſie zu bekehren ſuchen, ihre natürliche Heiterkeit zu benehmen. Unglücklicherweiſe hat auch jede Secte ein beſonderes Dogma, und ihr Haupt-Beſtreben iſt, dieſes ihr Dogma denen einzuprägen, welchen ſie Unterricht ertheilen, und wobei ſie oft die wichtigſten Lehren, welche die allgemeine Grundlage aller chriſtlichen Glaubens-Bekenntniſſe ſind, vernachläſſigen. Faſt alle bei den Kaffern ſich befindenden Miſſionaire ſind Diſſenters, deren Geiſt durch die ſtrengen Vorurtheile, und durch den fanatiſchen Eifer, wodurch ſich ihre verſchiedenen Secten auszeichnen, befangen iſt.

* * *

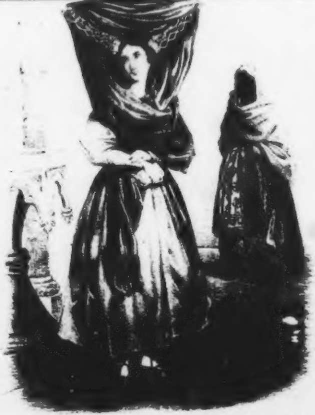
Dieſem dritten Bande des Atlas ſind beigegeben:

1) Eine Karte von Aegypten, zu dem Werke von Caldavène und Breuvery.
2) und 3) Portenas (eingeborne Damen von Buenos-Ayres), auf dem Gange zur Kirche und auf dem Spaziergange begriffen, in ihrem eigenthümlichen Kopfputze. Zu der Reiſe von Arſène Iſabelle.
4) und 5) Coſtume einiger Einwohner aus Mittel- und Südamerika. (Auf einem Blatte.)

* * *



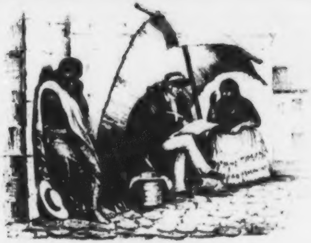
Porteña.



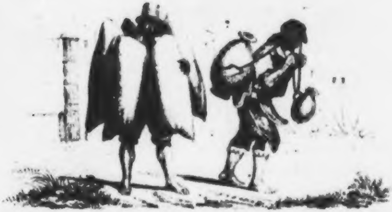
[illegible]

Porteña

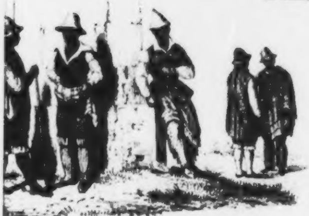
[illegible]



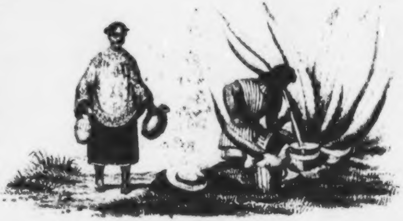
Bettler Öffentlicher Schreiber
in Mexico.



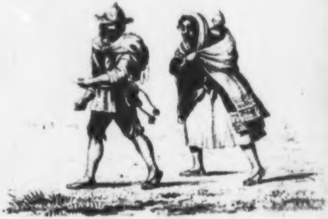
Schlauchhändler Wasserträger.
in Mexico



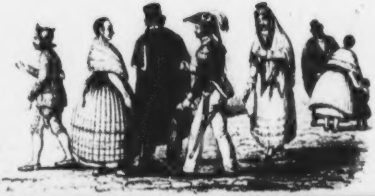
Chilenen.

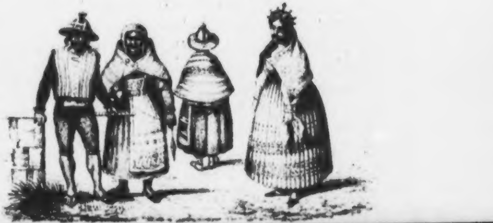


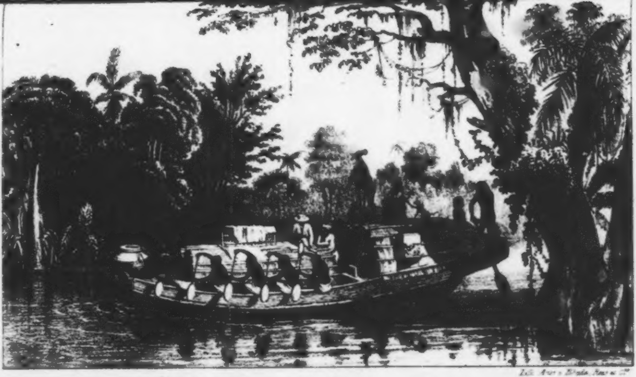
Indianische Diener in Mexico.



Indianer aus der Gegend von Peten







Lith. Anst. v. Rhode, [illegible]

Reise des Kapitæn Smyth auf dem Amazonen Fluſse.

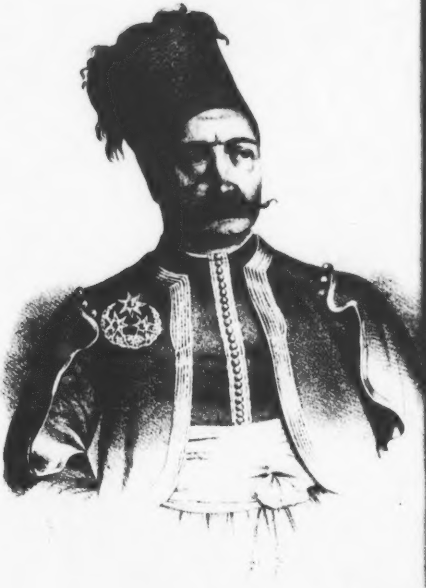
Univ.-Bibl.
München

ATLAS.

1836.

Vierter Band.

Univ. ·bl.
München



SOLIMAN PACHA.

(A. Seve)

Atlas.

Zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

Auguſt Lewald.

1836.

Vierter Band.

Mit einem Bildniſſe des Soliman-Paſcha, und vier Abbildungen
zur Reiſe nach Kurdiſtan.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

Universitäts-
München
Bibliothek

***Claudius James Rich,* Esqre**

Reſidenten der indiſchen Compagnie in Bagdad,

Reiſe

nach

Kurdiſtan und dem alten Ninive,

nebſt dem

Bericht einer Reiſe den Tigris entlang nach Bagdad,

und

eines Beſuchs von Schiras und Perſepolis.

Einleitende Bemerkungen

über

das Leben des Verfaſſers.

Claudius James Rich wurde den 28. März 1787 bei Dijon in Burgund geboren, und kam noch als Kind nach Briſtol, wo er unter der Aufſicht ſeiner Eltern die erſten Jahre verlebte.

Schon in ſeiner früheſten Jugend entdeckte man an ihm ausgezeichnete Fähigkeiten; das Griechiſche und Lateiniſche lernte er von einem Verwandten, und aus unermüdlicher Wißbegierde machte er ſich blos mit Hülfe von Büchern mit mehren neueren Sprachen bekannt. In ſeinem achten oder neunten Jahre ſah er in einer Bibliothek zu Briſtol einige arabiſche Manuſcripte, und die Begierde ergriff ihn, die arabiſche Sprache zu erlernen, was am meiſten dazu beigetragen haben mag, daß er ſich vorzüglich dem Studium der orientaliſchen Sprachen widmete, welcher Umſtand auch ſeinem ganzen Leben die beſtimmte Richtung gab. Mit Hilfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs, die er von einem Freunde entlehnt hatte, lernte er dieſe ſchwere Sprache nicht nur ſchreiben und leſen, ſondern auch ſprechen. Auf gleiche Weiſe hatte er ſchon in ſeinem 15ten Jahre ohne weitere Hilfsmittel nicht unbedeutende Fortſchritte in mehren orientaliſchen Sprachen gemacht.

Um dieſe Zeit traf er auf einem Spaziergang nach Kingsdown bei Briſtol einen Türken, den er, um ſich von der Richtigkeit ſeiner Ausſprache zu überzeugen, in deſſen Landesſprache anredete. Der Türke, freudig überraſcht durch dieſe unerwartete Anrede, ſagte ihm, er ſey ein Kaufmann, gegenwärtig aber durch einen kürzlich an der iriſchen Küſte erlittenen Schiffbruch in bedrängten Umſtänden. Außer dem Vergnügen, hier ſeine Studien mit Erfolg gekrönt zu ſehen, hatte Rich die Freude, zum Aufkommen des Kaufmanns beizutragen.

Unter dieſen Verhältniſſen mußte ſowohl ihm als Andern Indien als der paſſendſte Schauplatz für ſein künftiges Wirken erſcheinen; als ein Freund, der für ihn ſorgte, im Jahre 1803 ihm eine Cadettenſtelle bei der indiſchen Compagnie auswirkte, wovon er ihn in Kenntniß ſetzte. Bei dieſer Nachricht rief Rich entzückt aus: „Laſt mich nun nach Indien gehen, um dort mein Leben zu beſchließen!“ Er eilte nach London, begab ſich nach dem Haus der Compagnie, um dort das Nothwendigſte für ſeinen neuen Beruf in Ordnung zu bringen. In einem Empfehlungsſchreiben, das einer ſeiner Freunde an den berühmten Robert Hall zu dieſer Zeit richtete, heißt es unter Anderm: „Er (Rich) iſt ein vorzüglicher junger Mann; beinahe ohne alle Hilfe hat er ſich mit einer Menge Sprachen, hauptſächlich mit den orientaliſchen bekannt gemacht. Außer Griechiſch, Lateiniſch und mehren neuern Sprachen verſteht er vollkommen das Hebräiſche, Chaldäiſche, Perſiſche und Arabiſche, und ſelbſt das Chineſiſche iſt ihm nicht fremd, das er ſchon in ſeinem 11ten Jahre zu entziffern begonnen hat.“

Auf dem India-Hauſe ſah er den wegen ſeiner Kenntniß der orientaliſchen Sprachen ſo berühmten Wilkins, und dieſer empfahl ihn den Directoren als einen Jüngling von ſo ausgezeichneten Talenten, daß ſie nichts als Ehre an ihrem Schützling erleben könnten. Auf dieſe Empfehlung hin wurde Rich ſogleich eine Secretärſtelle in Bombay unter den höflichſten Formen angeboten und ſein militäriſcher Beruf in einen bürgerlichen umgewandelt. Um ſeine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache vollkommen zu machen, traf es ſich, daß er dem Generalconſul Lock in Aegypten als Secretär beigegeben wurde und dieſe Stellung ihm Zeit genug verſprach, ſeinen Wunſch, der ihn allein nach Indien zog, ſich ausſchließlich auf die Landesſprachen zu legen, erfüllt zu ſehen.

Zu Anfang des Jahres 1804 ſchiffte er ſich auf einem Hindoſtaniſchen Kauffahrteiſchiffe ein, um im Mittelmeere mit dem Conſul Cock zuſammenzutreffen; allein das Schiff ging in der Bay von Roſas in Flammen auf, und er kam mit dem Schiffsvolk an die Küſte von Catalonien. Durch die Unterſtüzung eines Quäkers aus Briſtol gelang es ihm, nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Italien, nach Malta zu kommen. Unter allen Ländern, die er beſuchte, ſprach ihn Italien am meiſten an, und noch in ſpätern Jahren erinnerte er ſich mit Vergnügen ſeines dortigen Aufenthalts, der ihm Gelegenheit gegeben, ſich im Italieniſchen und beſonders auch in der Muſik zu vervollkommnen. Sein Freund Cock war indeſſen in Malta geſtorben und Rich erhielt ſofort die Erlaubniß, diejenigen Reiſen zu machen, die ihm als die paſſendſten erſcheinen würden, wobei ihm der berühmte Wilkins die beſten Rathſchläge ertheilte. Von Malta ging er nach Conſtantinopel, nachdem er unterwegs mehre griechiſche Inſeln beſucht hatte. Eines Tags gewahrte man in der Ferne ein verdächtig ausſehendes Schiff auf das engliſche zuſteuern; man hielt es natürlich für einen Piraten und alle Zurüſtungen zu einem verzweifelten Kampfe wurden getroffen; allein als es näher kam, zeigte es ſich, daß es ein türkiſcher Kauffahrer war. Rich begab ſich mit noch Einigen an Bord deſſelben, und nach wenigen Augenblicken ſtand der Kaufmann vor ihm, den er in Briſtol unterſtüzt hatte.

Rich blieb einige Zeit in Conſtantinopel, und wendete ſich von da nach Smyrna, wo er ſich, um ſich die Feinheiten und den Geiſt der Sprache vollends anzueignen, entſchloß, mit den Schülern ſeines Alters die Schule zu beſuchen. In dieſer Zeit machte er mehre intereſſante Reiſen in Kleinaſien, und da er auf einige Zeit dem Oberſt Miſſet, ägyptiſchem Generalconſul, beigegeben wurde, reiste er über Cypern nach Alexandrien. Auch während dieſes Aufenthalts in Aegypten legte er ſich auf das Studium der arabiſchen Sprache und ihrer verſchiedenen Dialekte, während er ſich zugleich in der Reitkunſt und dem Säbel- und Lanzen-Fechten, das die Mameluken ſo furchtbar macht, unterrichten ließ. Als ein Mann, der mit einem männlichen Charakter die feinſten und liebenswürdigſten Sitten verband, erwarb er ſich die Achtung und Zuneigung des Oberſt Miſſet und aller ſeiner Kameraden, und nur ungern ſahen ſie ihn, nachdem der Zweck ſeiner Reiſe erfüllt war, ſcheiden. Er entſchloß ſich, von hier zu Land nach dem perſiſchen Meerbuſen zu gehen, und durchreiste in Geſellſchaft eines Mameluken einen großen Theil von Syrien und Paläſtina. Im Vertrauen auf ſeine vollkommene Kenntniß der türkiſchen Sprache und Sitten faßte er den Entſchluß, nach Damaskus zu gehen, während dort die vielen Wallfahrer auf ihrem Wege nach Mekka verſammelt wären, und mit ihnen die große Moſchee zu beſuchen: ein damals für einen Chriſten ſehr gefährliches Unternehmen. Von Aleppo ging er über Mardin und Bagdad nach Buſſora, wo er ſich nach Bombay einſchiffte und im September 1807 landete. Kurze Zeit hierauf wurde es dringend nothwendig, einen Reſidenten nach Bagdad zu ſchicken, und Rich wurde einſtimmig zu dieſem Poſten auserſehen. Vor ſeiner Abreiſe vermählte er ſich mit der älteſten Tochter des Sir James Mackintosh. Seinen Aufenthalt nahm er in Bagdad, das, als der Sitz des Paſcha's, der geeignetſte Platz war, die Verhältniſſe des Paſchaliks zu überſehen, und in jener ereignißreichen Periode Europa's politiſchen Horizont beobachten zu können, wodurch es ihm möglich war, von jedem etwaigen Angriff gegen die brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien ſich am eheſten Kunde zu verſchaffen. Auch hier erwarben ihm ſein Verſtand, ſeine geſunden politiſchen Anſichten, ſeine vollkommene Kenntniß des Volkscharakters und ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit die größte Achtung nicht nur bei der Regierung, ſondern auch die bei dem Volke. Wie überhaupt in den türkiſchen Provinzen, ſo kam auch hier im Gefolge von beſtändigen Revolutionen die Regierung immer wieder in neue Hände. Bei dergleichen Gelegenheiten zeigte ſich Rich's edler Charakter im ſchönſten Lichte, indem er ſich der Unglücklichen annahm und viele Schlachtopfer rettete, die ohne ihn einem ſichern Tode entgegengegangen wären.

So verlebte er ſechs Jahre in Bagdad ohne europäiſche Geſellſchaft, außer der ſeiner Frau und des ihm beigegebenen Hine. Seine freie Zeit widmete er der Wiſſenſchaft; er ſammelte Materialien zu einer Geſchichte und Statiſtik des Paſchaliks von Bagdad, unterſuchte alle antiquariſchen Ueberreſte, und legte eine Sammlung orientaliſcher Handſchriften an, und eine zweite von Medaillen, Münzen, geſchnittenen Steinen, die in der Gegend von Babylon, Ninive, Kteſiphon und Bagdad gefunden wurden. Auch machte er eine Reiſe nach Babylon, um die Ruinen dieſer Stadt zu beſichtigen, und die Frucht ſeiner Beobachtungen war eine Schrift, die unter dem Titel: „Bemerkungen über die Ruinen von Babylon,“ zu Wien im Druck erſchien, und die er nach einer zweiten Reiſe dorthin verbeſſert herausgab.

Zu Ende des Jahres 1813 verließ Rich wegen ſeiner ſchlechten Geſundheitsumſtände Bagdad und reiſte in Geſellſchaft ſeiner Frau nach Conſtantinopel, wo er bis zum Frühjahr 1814 blieb. Verhältniſſe mancherlei Art beſtimmten ihn, ſeine Reiſe nach Bulgarien, die Walachei und Ungarn nach Wien, und von da nach Paris auszudehnen, das gerade von den fremden Mächten occupirt war. Hier machte er die Bekanntſchaft der ausgezeichnetſten Männer, die damals in dieſer Hauptſtadt ſich befanden, bis Napoleons Rückkehr wieder Alle verjagte.

Den Rückweg nach Bagdad trat er über die Schweiz, Mailand und Venedig an, wo er ſich nur ungern von Italien trennen konnte. Bei der weitern Reiſe über Trieſt, Corfu und den Archipel nach Conſtantinopel landete er an mehren Inſeln, ſo wie an der kleinaſiatiſchen Küſte, um die Lage des alten Troja auszuforſchen. Von Conſtantinopel kehrte er durch Kleinaſien nach Bagdad zurück, und zwar, um die geographiſche Lage der verſchiedenen Länder beſſer kennen zu lernen, auf einem ihm neuen Wege.

Im Jahr 1820 nöthigte ihn ſeine Geſundheit, Bagdad zu verlaſſen, und er entſchloß ſich zu einer Reiſe nach Kurdiſtan, deren Früchte in nachſtehender Reiſebeſchreibung niedergelegt ſind. Hierauf wollte er nach Bombay zurückkehren, wo ihm eine hohe Stelle zugeſagt war, als ein hinterliſtiger und gewaltſamer Angriff auf die Reſidentſchaft von Seiten des Paſcha's geſchah. Rich wandte ihn glücklich durch Waffengewalt ab, und ging, bis ihm hinlängliche Genugthuung angeboten wurde, nach Buſſora. Seinen dortigen Aufenthalt, bis Verhaltungsmaßregeln von der Regierung ankamen, verwandte er zu einer Reiſe nach Schiras, von wo aus er die Ruinen von Perſepolis, das Grab des Cyrus und andere Ueberreſte des Alterthums beſuchte. Mittlerweile brach die Cholera morbus in Schiras aus, und zwar mit ſolcher Wuth, daß von einer Bevölkerung von 40,000 Seelen über 6000 Einwohner in wenigen Tagen weggerafft wurden. Der Fürſt mit ſeiner ganzen Familie und alle höhern Stände verließen die Stadt, während Rich ſtandhaft ſich weigerte, Schiras zu verlaſſen, und fortwährend bemüht war, die Beſtürzung zu beſchwichtigen und den Kranken und Sterbenden Hilfe zu leiſten. Wegen dieſer menſchenfreundlichen Bemühungen von der ganzen Einwohnerſchaft gleich einem Schutzengel verehrt, verlebte er längere Zeit daſelbſt, bis er endlich ſelbſt das Opfer jener gefürchteten Krankheit wurde, der er bisher vergebens Schranken zu ſetzen geſucht hatte. Am 4. Oktober, als er das Bad verließ, zeigten ſich die Symptome der Krankheit, und am folgenden Morgen verſchied er, von jeder ärztlichen Hülfe und aller Pflege entblößt. In Jehan-Numa, einem der königlichen Gärten, den er gerade bewohnte, wurde er begraben und ein Denkmal ſeinem Gedächtniß errichtet.

Die folgende Beſchreibung, merkwürdig durch das neue Licht, welches dieſelbe auf die geographiſchen Verhältniſſe Kurdiſtans und den Charakter ſeiner Bewohner wirft, iſt nach dem Tode des Verfaſſers von ſeiner Gemalin aus ſeinem Tagebuch zuſammengeſtellt und in Druck gegeben worden, da er durch den Tod verhindert wurde, die Herausgabe ſelbſt zu beſorgen.

Erſtes Kapitel.

Bagdad, 16. April 1820.

Um der außerordentlichen Hitze, die während des Sommers in Bagdad herrſcht, auszuweichen, entſchloß ich mich dieſes Jahr zu einer Reiſe in die Gebirge von Kurdiſtan, wo wir das Klima ganz anders als zu Bagdad treffen ſollten *). Da Kurdiſtan ein in Europa wenig bekanntes Land iſt und ich dort viele Eingeborne zu Freunden hatte, durch die mir mehr als eine dringende Einladung zu einem Beſuche zu Theil wurde, ſo war mir dieß eine erwünſchte Gelegenheit, meinem unwiderſtehlichen Drange, der mich in fremde Länder trieb, nachzugeben.

Ich war noch unentſchloſſen, ob ich bei dieſer Reiſe meinen offiziellen Charakter beibehalten ſollte; hiedurch wäre meine Frau in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt worden, ſich in eine bedeckte Sänfte einzuſchließen, und ich weibliche Sclaven ſo wie den ganzen Prunk eines Harems **) mit mir zu führen. Um ihr nun das Unbehagliche ihrer Lage ſo viel möglich zu erleichtern, ließ ich ein Reitpferd in Bereitſchaft halten, das ſie jedesmal beſteigen konnte, ſo oft wir gewiß waren, weniger beobachtet zu werden. Eben ſo war es, in Betreff des öffentlichen Auftretens, nothwendig, viele Officiere und Diener der Reſidentſchaft mitzunehmen; Andere ſuchten um die Erlaubniß nach, uns begleiten zu dürfen: ſo daß wir ſchon eine anſehnliche Geſellſchaft bildeten; und ſelbſt die Koſten für die Anwerbung von einzelnen Soldaten zu unſerer Bedeckung, wurden dadurch erſpart, daß ich fünf und zwanzig Sepoys und ihren Anführer mit bekam, die das Gouvernement zu Bombay dem Reſidenten als Leibwache beigegeben hatte. Es waren lauter tüchtige und ergebene Leute, und alle ſchienen auf den bevorſtehenden Marſch ſich ſehr zu freuen.

---

*) Die vor ungefähr fünf Monaten hier herrſchende Hitze wird ſchwerlich ihresgleichen auf der Welt haben. Einen Begriff hievon mag der Umſtand geben, daß die Eingebornen vom April bis zum October, während der Tageshitze gezwungen ſind, in Gewölben unter der Erde ihre Zuflucht zu ſuchen, und bei Nacht auf den Dächern der Häuſer zu ſchlafen, und daß die Zimmer in den Häuſern während dieſer Zeit nicht zu bewohnen ſind. Der Thermometer ſteigt gewöhnlich bis 115° im Schatten einer Verandah; ich ſelbſt habe ihn während der Mittagshitze bis auf 120° ſteigen ſehen, und des Nachts bis 110°, wenn wir gerade einen brennend heißen, Schwefeldünſte mit ſich führenden, Wind hatten. D. Herausg.

**) Harem iſt der weibliche Theil in der Familie des Türken, und wird gebraucht, um, was den muhamedaniſchen Sitten entgegen wäre, ein direktes Ausſprechen der Weiber- und Töchter-Namen zu vermeiden; eben ſo heißt Harem der Theil des Hauſes, wo die Wohnungen der Weiber ſind. Der Türke iſt hierin ſo gewiſſenhaft, daß er nie von ſeinen weiblichen Angehörigen perſönlich ſprechen wird, und wenn er im Falle iſt, ihrer erwähnen zu müſſen, lieber ſagt: „Mein Haus iſt krank," oder „Mein Haus läßt das Eurige grüßen." D. Herausg.

Der Paſcha that Alles, was in ſeiner Gewalt ſtand, uns in unſerer vorhabenden Reiſe zu unterſtützen; wir erhielten Fermans, Befehle und Briefe für die Reiſe durch ſein Land, ſo wie dringende Empfehlungsſchreiben an den Paſcha und die Häuptlinge in Kurdiſtan.

Das verfallene Dorf Dokhala, das ungefähr 21 Meilen nördlich von Bagdad liegt, wurde als Sammelplatz für den Harem, das Gepäcke, die Soldaten und den ganzen übrigen Theil der Geſellſchaft beſtimmt.

Erſt ſpät am Tage verließ ich Bagdad, durch die vielen Beſuchenden hingehalten, die mir Glück zur Reiſe wünſchten. Der hiedurch verurſachte Aufenthalt war jedoch deßhalb von keiner Bedeutung, da ich für den erſten Tagmarſch blos 5 Meilen beſtimmt hatte, bis zu dem Landhauſe meines alten gaſtfreundſchaftlichen Bekannten Hagi Abdulla Bey, der mich erſucht hatte, in ſeinem Haus mein erſtes Nachtquartier zu nehmen.

Ich ſtieg bald nach fünf Uhr Nachmittags zu Pferde, und erreichte zwiſchen 6 und 7 Uhr das Landhaus, wo ich auf's herzlichſte empfangen und mit einem glänzenden nach türkiſcher Sitte zubereiteten Mahle bewirthet wurde. Einen gleichen Empfang fand meine Frau von ihrer Freundin Salka Katun, einer der Wittwen von Suleiman Paſcha, der über 30 Jahre Statthalter in Bagdad war, und im Jahre 1801 ſtarb. Er war aus Georgien und Sclave ſeiner Amtsvorfahren, aber ein Mann mit mehr als gewöhnlichen Eigenſchaften, brachte er es durch ſeinen thätigen und unternehmenden Geiſt dahin, daß er die einzelnen Stämme unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, und ſich auch gegen Auſſen in Achtung zu ſetzen wußte. Ackerbau und Handel wurden durch ihn gehoben und Bagdad kam unter ſeiner väterlichen und gerechten Regierung in den blühendſten Zuſtand. Er hinterließ drei Söhne, die ebenfalls vom Volke ſowohl als ſeinen Nachfolgern im Paſchalik geliebt und geachtet wurden; die zwei noch lebenden und ihre Mutter genießen eines hinlänglichen Reichthums und aller Unabhängigkeit, die bei einem Volke möglich iſt, das mit mißtrauiſchen Augen von dem Gouvernement überwacht wird, beſonders ſeitdem ein anderer Sohn des frühern Paſcha ſich in der That furchtbar gemacht, und auch endlich das Paſchalik an ſich gebracht hatte. Er blieb jedoch nur kurz im Beſitze dieſer Würde und wurde von ſeinem eigenen Schwager Daud vertrieben, der ihn ſodann umbringen ließ, und nun ſelbſt die Beſtätigung der Nachfolge von der Pforte erhielt.

Den andern Tag nahm ich Abſchied von Hagi Abdulla Bey, und verließ das Landhaus Morgens 6 Uhr. Der Weg führte durch eine einförmige Gegend, und um 1 Uhr Mittags gelangte ich zu unſerem Lagerplatz in dem Dorfe Dokhala, den ich bereits in gehörigen Stand geſetzt fand. Daß eine ſo zahlreiche Reiſegeſellſchaft in einem Dorfe alle Bequemlichkeit finden werde, war natürlich nicht zu erwarten. Ich war daher genöthigt, mich mit Zelten zu verſehen, und hatte eine Anzahl arabiſcher Zeltſpanner mitgenommen, die in jedem Nachtquartier die Zelte aufzuſchlagen und abzubrechen hatten. Sie führten 15—16 Zelte mit, was freilich für eine Truppe von etwa ſechzig Perſonen nicht zu viel war. Der Tag ging vollends mit den Zubereitungen zur Reiſe hin, und es war eine Noth und Verwirrung, bis Jeder für ſich und ſeine Effecten die nöthige Lagerſtätte gefunden hatte. Die Nacht hindurch hatten wir Sturm und Regen, dem die armen Maulthiertreiber, die Zeltſpanner und die Thiere, für welche die Zelte nicht zureichten, ausgeſetzt bleiben mußten.

Den 18. April beſtiegen Herr Bellino *) und ich, mit einigen Leichtberittenen von der Geſellſchaft, Morgens 6 Uhr die Pferde, ehe noch die Hauptmaſſe zum Aufbruch fertig war; ich war froh, der Verwirrung und dem Lärmen entgehen zu können, der durch das Wiehern der Roſſe, das Läuten der Glocken an den Maulthieren und das Hundegebell, welches Alles eine morgenländiſche Caravane auszeichnet, hervorgebracht wurde.

Meine Frau folgte in einiger Entfernung in ihrer Sänfte, begleitet von ihrer weiblichen Dienerſchaft, die in Kajavahs, einer Art Wiegen, ſaßen, welche auf jeder Seite von Maulthieren getragen, und einem Reiter begleitet wurden.

Die türkiſche Sitte erlaubte uns nicht, zuſammen zu reiſen, und wir hielten gleichfalls unſer Gefolge an, hierin ihren eigenen Begriffen von Schicklichkeit und ihren beſonderen Gebräuchen nachzukommen. Ich ſelbſt habe es mir zum Grundſatze gemacht, mich immer nach den Sitten des Volkes, bei dem ich gerade meinen Aufenthalt hatte, in ſoweit es ſich mit meinem Gewiſſen und meiner Ehre vertrug, zu richten. Der Türke hält ungemein viel auf Ceremonien, er will dieſe durchaus beachtet wiſſen; wer dieſe verachtet, den hält er für roh und unwiſſend, und für einen Menſchen ohne alle Bildung. Vor Allem aber findet er es bei Weibern höchſt anſtößig, ſich ſehen oder hören zu laſſen, und ich bin überzeugt, daß ein Türke, der dieſen Abſcheu überwindet, ſeine beſten Gefühle verloren hat; wenigſtens war dieß bei allen Denen der Fall, die ich geſehen habe; ſo wie ich beſtimmt glaube, daß die achtungsvolle und freundſchaftliche Aufnahme

---

*) Bellino, ein Deutſcher von Rottenburg bei Tübingen in Schwaben, den Rich in Wien, wo er ſeiner Studien wegen ſich aufhielt, kennen lernte. Seine Vorliebe für orientaliſche Litteratur und ſeine Begierde den Orient zu ſehen, veranlaßten ihn, durch H. v. Hammer, Rich's Freund, dieſen um die Erlaubniß zu bitten, ihn auf der Rückreiſe nach Bagdad begleiten zu dürfen, und Rich war erfreut, daß ſich ihm die Gelegenheit darbot, ihn zu ſeinem Privatſecretär wählen zu können. Er war ein äußerſt liebenswürdiger und gebildeter junger Mann, und beſaß ganz den Enthuſiasmus, die Beharrlichkeit und Naivität ſeiner Landsleute, und dabei eine außerordentliche Lernbegierde. Seine Lieblingsſtudien, Grammatik und Sprachen, betrieb er mit unermüdetem Eifer und einer wirklich deutſchen Ausdauer. D. Ueberſetzer.

die uns allgemein bei den Muhamedanern zu Theil wurde, größtentheils ihren Grund darin hatte, daß wir uns hüteten, in dergleichen Dingen Anſtoß zu geben, oder ihr Gefühl zu beleidigen, indem wir harmloſe Vorurtheile verachteten, die einmal von ihnen ſanctionirt ſind.

Der moraſtige Boden fiel uns während dieſes Tagmarſches ſehr beſchwerlich. zwiſchen 8 und 9 Uhr machten wir Halt, um etwas Kaffee einzunehmen; der Platz heißt Mukſen Pauk, und liegt an einem Seitenkanal des Khalis *). Unſer Nachtquartier erreichten wir Nachts 11 Uhr, es war das Bette eines alten Kanals. Der viele Regen, der von Nachmittag an die Nacht hindurch in Strömen herabſtürzte, hatte die Zelte ſo ſchwer gemacht, daß das Aufſchlagen und Anbinden derſelben unmöglich ward; überdies war die Gegend ſo überſchwemmt, daß wir an eine Fortſetzung unſerer Reiſe für dieſen Tag nicht denken konnten. Der Grund des ehmaligen Kanals, auf dem wir die Nacht zubrachten, war voll von Scorpionen; unſer Hufſchmid, der ſich eine warme Ecke zur Lagerſtatt erſehen wollte, fand allein vier; viele andere wurden um die Zelte herum gefunden. Gewöhnlich trifft man ſie auf den Anhöhen und Bergen in dieſer Gegend; ſo iſt ein Berg bei Schehraben, der ganz von ihnen wimmelt.

Erſt am 21. war es uns möglich, unſer Standquartier, in dem uns der heftige, mit Sturm und Gewitter begleitete Regen eingeſchloſſen hielt, zu verlaſſen. Während der Nacht war der ganze Horizont hell erleuchtet, und die ſtarken Donnerſchläge machten uns um unſere Lage etwas beſorgt, bis ſich gegen Morgen das Gewitter in einen leichten Regenſchauer auflöſte. Wir hatten 10—15 Bauern bei uns, die uns als Pionniere dienten, die Wege ausbeſſern und die ſchwierigen Stellen für die Sänften gangbar machen mußten. Wir hatten einen beſchwerlichen Marſch, den größten Theil des Wegs durch Waſſer und Sumpf, bis wir um 10 Uhr zu Tſchubuh ankamen, wo wir Halt machten. Eine der weitern Unannehmlichkeiten bei den Reiſen in größerer Geſellſchaft iſt hier, daß die Landbewohner alle nur etwas tauglichen Vorräthe verbergen, aus Furcht, man möchte ihnen dieſe mit Gewalt entreißen, beſonders wenn ſie unter der Reiſegeſellſchaft Offiziere des Gouvernements erblicken.

Abends bedeckte ſich der Himmel mit Wolken; ein Wetterleuchten zeigte ſich nach Sonnenuntergang gegen Norden und Nordweſt, und eine leichte Briſe wehte bald von dort her, verwandelte ſich aber nach und nach in den heftigſten Südoſtwind. Der Horizont wurde rabenſchwarz ringsherum, das Wetterleuchten wiederholte ſich auf allen Seiten in ſeltſamen Phaſen, die mir immer im Gedächtniß bleiben werden; der Donner aber war weit entfernt. Im Weſten war der Horizont ſo durchaus finſter, jene völlige Abweſenheit des Lichtes, wie ſie Lord Byron in ſeinem fürchterlichen Drama „die erlöſchende Sonne“ ſchildert. Nur durch die ſchnellaufblitzenden Lichter konnten wir das ſchreckliche Dunkel erkennen, in welchem das Wetterleuchten am ſtärkſten war; Feuerſtröme ſchienen ſich von dort her auf

---

*) Khalis, ein Canal, der den Dialah mit dem Tigris verbindet.

ie Erde zu ergießen. Der Blitz zeigte bei jedem Strahl eine indiſche Schildwache uf ſeine Muskete gelehnt, ein Zelt mit einer Gruppe von Maulthiertreibern der ein paar Reiſende, die in der Ferne durch die Wüſte zogen. Einem Dichter äre dieſe Scene von unvergleichlichem Werthe geweſen, uns aber ängſtigte der edanke, daß bei dem Ausbruch eines ſo furchtbaren Gewitters unſere leichten nd beſchädigten Zelte wohl nur wenig Schutz zu gewähren im Stande ſeyn möchten. Nach einiger Zeit brach endlich das Gewitter ſüdweſtlich von uns aus, nd wir erhielten nur einen geringen Regenſchauer, der ungefähr drei Stunden nhielt, ſich in einen wäſſerigen Nebel auflöſte, während des Morgens aber ſich ieder zu einem anhaltenden kalten Regen geſtaltete, der uns keine Hoffnung gab, ieſen Tag weiter gehen zu können.

Den nächſten Tag brachen wir frühzeitig auf. Bei Tſchubuk ſahen wir aſſen von Ruinen, waren aber gezwungen, uns von unſerm Wege ab gegen n Dialafluß zu ziehen, weil das viele Waſſer und der Moraſt, den die letzten egen herbeigeführt hatten, uns nicht durchkommen ließen. Der Gebirgszug des aros, der ſich bis zum Tauk erſtreckte, bildete die äußerſte Gränze unſers eſichtskreiſes, als wir das Dorf Toiſchubuk verließen, das ziemlich tief liegt.

Gegen 9 Uhr kamen wir zu Delli Abbas an. Die dortige Karawanſerei t nun gänzlich zerſtört und verlaſſen; wir lagerten uns nun zwiſchen dieſer und em Kanale Kalis, über den eine Brücke mit zwei Bogen führt. Die Land- ute ſagten uns, daß es ſchon acht Tage lang bei ihnen geregnet habe, und daß e ganze Gegend unter Waſſer geſetzt ſey. In der Nacht vom Dienſtag auf den ittwoch waren hier drei feurige Kugeln oder Meteore in der Richtung gegen eſten geſehen worden, die ihren Lauf mit großer Geſchwindigkeit gegen die amrin-Hügel nahmen. In der That war die Luft in den letzten Tagen ganz mit lectricität angefüllt.

Den 21. April. Wir konnten den directen Weg über die Hamrin-Hügel nicht nſchlagen, indem die ganze zwiſchen Kihnan und Delli-Abbas liegende Fläche nter Waſſer geſetzt war, und auf der Linken ein Sumpf, Albu Feraſch genannt, h bis gegen Doltova erſtreckte. Wir wandten uns daher zu dem Paſſe, durch den r ſchon bei einer frühern Reiſe gekommen waren; Morgens 6 Uhr wurde auf- brochen, und durch Waſſer und Moraſt kamen wir zu dem Paſſe, den wir nach ner Stunde erreicht hatten. Um 8 Uhr kamen wir über die Straße von Buradan, e ſich zur Rechten hinzieht; dieſem Dorfe wollten wir uns anfangs zuwenden, lein wir wurden benachrichtigt, daß der Narinfluß wegen der vielen Regen nicht paſſiren ſey. Gegen 9 Uhr waren wir über die Berge gelangt, und indem ſie uns inken blieben, erreichten wir gegen 10 Uhr die Brücke über den Narinfluß. ie Steigung des Waſſers hatte ungefähr zehn Fuß betragen, er war aber jetzt bei- he gänzlich in ſein Bette zurückgekehrt. Auf dieſem Wege hatten wir den Narin- uß balder erreicht, als wenn wir die gerade Richtung eingeſchlagen hätten, indem r ſo den ſchlammigen und ſalpetrigen Grund vermieden, den wir zur Rechten gen ließen.

Nach ungefähr 20 Minuten kamen wir zu Karatapeh an. Die Sänfte war um 6 Uhr Morgens abgegangen und traf um halb 3 Uhr ein. Sie hatten demnach viel länger gebraucht, indem ſie auf dem zwar geraden aber ſehr moraſtigen Wege von dem Narinfluſſe her kamen, ſtatt daß wir gerade dieſen Weg vermieden hatten. An dem ſüdlichen Ende des Dorfes, nahe vor unſerm Lagerplatze, iſt ein ſteiler Hügel, auf dem ein kleiner Begräbnißplatz ſich befindet. Das Volk nennt ihn Namazkalan Tepöh, oder den Berg des Gebets, weil er der Muſella oder der Ort iſt, wo ſie ihre Gebete an dem Bairamsfeſte verrichten. Ich ſtieg hinauf, um einige Punkte mit dem Kompaß zu beſtimmen, und bemerkte bald, daß es ein künſtlich aufgeworfener Hügel war. Dies beſtätigte auch Aga Seyd, mein perſiſcher Secretär, der, indem er ſich umſah, eine Urne mit Knochen entdeckte, wie man ſie zu Seleucia und Babylon findet. Bei weiterer Beſichtigung entdeckten wir mehre; ſie waren aber ſo zerbrechlich, daß wir ſie nur in Stücken hervorſcharren konnten. Sie befanden ſich unter der Erde, und der ganze Hügel ſchien damit angefüllt. Es muß, meiner Anſicht nach, ein Dakma, oder ein Ort geweſen ſeyn, wo die Feueranbeter in Perſien ihre Leichname ausſtellten. Man ſagte uns, es werden hie und da ſilberne Zierrathen ausgegraben, es war aber zufällig nichts dergleichen da, um es uns zu zeigen. Die oberſte Reihe des Hügels erhebt ſich ungefähr 15—16 Fuß vom Boden.

Den andern Tag um 5 Uhr Morgens gingen wir über die Sandhügel, auf deren weſtlichem Abhange Kara-tepeh liegt. Der Abhang in ein enges Thal war außerordentlich ſteil, ſo wie der Hügel ſehr abſchüſſig war, über den wir nach der Tſchemen-Brücke ziehen mußten, bei der wir um 7 Uhr anlangten. Um 9 Uhr mußten wir über einen breiten Gießbach ſetzen, und nachdem wir eine ſteile Anhöhe erſtiegen hatten, machten wir Halt, um Kaffee einzunehmen. Nach kurzem Aufenthalt brachen wir auf, und kamen um 11 Uhr in Kifri an.

Der Zabit (das Oberhaupt des Dorfes) kam mir mit fünfzehn Mann bis zu dem Strome entgegen, wir verfehlten einander aber in den Hügeln. Ich war überraſcht, in Kifri eine Judengemeinde, die ihre Synagoge hatte, anzutreffen. Das Volk ißt hier häufig die Wurzel einer Pflanze, die überall in Menge vorkommt. Die Wurzel hat Aehnlichkeit mit der Zwiebel, und wird Chezedum genannt; ſie wird ſchwach gebraten und hat den Geſchmack der Kaſtanie.

Den 26. April. Geſtern Abend hörte ich zufällig einiger Ruinen erwähnen, die Kara Oglan heißen, welche ich zu beſuchen mich entſchloß. Heute Morgen machten wir uns auf den Weg, von einem Haufen Bauern begleitet, die mit Pickeln und Schaufeln bewaffnet waren, und verweilten bei vier Stunden an dem Orte, nachdem wir ihn vielfach durchſucht und durchgraben hatten. Ich gebe hier eine kurze Beſchreibung unſerer Entdeckungen.

Ungefähr eine halbe Meile ſüdöſtlich von Kifri, in dem Bette des Stromes, finden ſich einige Spuren niederer Wälle und Grundmauern, die durch den Regen bloßgelegt ſind. Einer der Wälle zeigte ein Stück Gipsmörtel mit Verzierungen.

Ich bemühte mich, mehre Theile der Ruinen ausgraben zu laſſen, um über Zweck und Alter derſelben etwas ausmitteln zu können. Wir kamen beim Graben auf ein enges Gemach, oder beſſer, auf Reſte eines ſolchen ungefähr vier Fuß über der Grundmauer; das Gemach hatte eine Thüre zum Eingang, war ziemlich klein, ungefähr zwölf Fuß im Quadrat; die Mauern ſind von ungeheuern Steinen, mit Gipsmörtel angeworfen, auf dem Verzierungen in Feldern angebracht ſind. Wir nahmen mehre Stücke ab, auf denen Blumen und Arabesken waren, die Umriſſe mit ſchwarzer Farbe, das Innere mit grellem Roth gemalt, die Grundfarbe bildete der Mörtel; die Farben hatten ſich noch friſch erhalten. Einige Stücke Holzkohle wurden ebenfalls gefunden. Dieſes, und noch einen Theil eines Gemaches, gruben wir ganz aus; ſie ſchienen eine Fortſetzung von Zellen zu bilden, und wir entdeckten noch die Spuren von fünf bis ſechs andern, die in gerader Linie ſich aneinander reihten. Die Nordſeite iſt mit runden niederen Strebepfeilern unterſtützt.

Oeſtlich von hier, am Fuß der Hügel, auf dem Ufer des Fluſſes, liegt eine ziemlich breite und hohe Erdmaſſe, von einer viereckigen Form, aus der eine Anzahl irdener Krüge ausgegraben wurde, von denen man mir einige brachte. Sie waren ziemlich roh gearbeitet und glichen vollkommen denen, die man zu Babylon und Selonia findet. Ich beſitze auch eine kleine irdene Lampe, die hier gefunden wurde. Gold- und Silbermünzen werden ebenfalls häufig hier aufgefunden, welche aber die Landleute alsbald einſchmelzen, und ich mußte daher um ſo mehr bedauern, kein Stück erhalten zu haben, als ich hierdurch ſicherer, als aus der Bauart, auf das Alter der Ruinen hätte ſchließen können; die irdenen Gefäße oder Aſchenurnen beſtimmten mich indeß, ihr Alter in die Zeit der Saſſaniten zu ſetzen. Auf der Spitze des Hügels ſind Spuren von Bauwerken, ebenſo dem ganzen Fuß des Hügels entlang; auch auf der von Kifri entfernteſten Seite des Berges finden ſich ſolche Spuren, hauptſächlich viele viereckige Grundmauern, gleich denen von Kaſr Schirin und Haruſch Kerek, obgleich ſie nicht ſo hoch über dem Boden hervorſtehn, als dieſe. Die Ausdehnung der Ruinen mag in der Länge eine Meile betragen, in der Breite ungefähr eine Viertelmeile. Wir gruben an verſchiedenen Orten, fanden aber nichts. Einige Spuren von Gebäuden finden ſich ferner auf dem weſtlichen Ufer des Fluſſes; in der Diagonale gegen Kifri hin ſind Ruinen von bedeutendem Umfange in dem Fluſſe ſelbſt, die von den Fluthen nach und nach umgeſtürzt worden ſind; man hält ſie hier für einen Damm, um den Fluß zu ſchwellen, nach meiner Anſicht aber ſcheinen ſie einen Theil der Stadtmauern gebildet zu haben. Der Styl iſt ganz derſelbe, wie bei den andern Ruinen. Die Mauern ſind aus rohen Steinen aufgeführt, die mit Kalkmörtel feſt unter einander verbunden ſind. Es iſt augenſcheinlich, und wird durch die Ueberreſte die ſich im Flußbette ſelbſt finden, bewieſen, daß der Fluß zu der Zeit, da die Stadt noch ſtand, einen andern Lauf gehabt haben müſſe, und daß er wahrſcheinlicher Weiſe zur Bewäſſerung der Felder eingedämmt und hierher geleitet wurde.

Die Eingebornen ſchreiben dieſe Bauten den Ghiaurs oder den Ungläubigen zu. Was es für eine Stadt geweſen ſeyn mag, iſt ſchwer zu beſtimmen, da wir über das Reich der Saſſaniten wenig Näheres wiſſen. Ich zweifle, ob es ein Punkt auf der Operationslinie iſt, welche die Römer auf der Gränze des Reichs zogen, durch die allein wir einige Kenntniß von demſelben erhielten. Weiter unten im Fluſſe, gegen Nordweſt, fanden wir einige Höhlen im Felſen, die man Ghiaur-Häuſer heißt. Bellino hatte ſchon in den Hügeln einige ähnliche geſehen, etwa zwei Meilen vom ſüdlichen Ende der Ruinen entfernt. Er fand dort in den Felſen gehauene Grabgewölbe mit niedrigen Thüren, und innen drei Lager für Leichname, die aber ſchmal und kaum fünf Fuß lang gemacht waren. Dieſe Höhlen gleichen in der Anlage den Achämeniſchen Grabhöhlen zu Nakſchi Ruſtum, aber es waren weder geſchriebene noch in den Stein gehauene Inſchriften zu entdecken. Weiter hinabwärts, ungefähr drei Meilen von den Ruinen, ſind auf der Spitze eines Hügels Spuren von Gebäuden zu ſehen, welche das Volk Kiz Kalaſſi oder das Mädchenſchloß nannte: hier werden Urnen mit Knochen und Aſche gefunden, ſonſt hat der Platz nichts Merkwürdiges. Oniki Imaum iſt nicht weit von hier gelegen.

Als wir zurückkehrten, fanden wir einen Mann von Mahmud Paſcha,*) der uns erwartete, und wirklich war geſtern Abend ein anderer Bote hierher geſchickt worden, um zu ſehen, ob wir angekommen, und welchen Weg wir zu machen entſchloſſen wären. Beide machten ſich nun dieſen Morgen noch auf den Weg nach Sulimania, von wo aus ein Mehmandar uns bis Kara Haſſan entgegen kommen ſollte, da wir, um die Sänften leichter fortzuſchaffen, uns entſchloſſen hatten, dieſen Weg zu machen.

Wir fanden nur wenige Dattelbäume zu Kifri; die Dattel ſoll hier weniger, zu Tuhkurmatten aber ſehr gut gedeihen. Seit wir hier ſind, hat das Waſſer eine nicht unbeträchtliche Maſſe vom Ufer weggeſchwemmt.

Den 27. April. Dieſen Morgen ritten wir aus, um die Ruinen von Eſki Kifri zu ſehen, das ſüdweſtlich von Kifri, zwei Stunden Wegs in der Ebene liegt. Ich hatte immer geglaubt, daß hier die Stelle ſey, wo die Stadt ehemals ſtand; allein ich finde nun, daß ſie immer auf demſelben Punkte war, und daß dieſe Ruinen aus der Zeit der Ghiaurs herrühren. Auf dem Wege dahin ſahen wir mehre Mühlen, die kleinen Thürmen ähnlich, in den Gärten von Kifri ſtehen und mit Waſſergräben umgeben ſind. Nahe gegen Eſki Kifri hin liegt ein ungeheurer künſtlicher Steinhügel, wie das Mujelis, eine der Ruinen von Babylon, mit beinahe ſenkrechten Seiten, ausgenommen, wo der Regen Höhlungen und Furchen gebildet hat. Durch eine der Ruinen kam neulich ein kleines Gewölbe zum Vorſchein: es iſt von gebrannten Ziegeln gemauert, und enthielt eine Anzahl Graburnen, in denen Goldmünzen gefunden wurden; ich konnte leider nichts von dieſen Gegenſtänden erhalten, und das Gewölbe war beinahe ſchon mit

---

*) Paſcha von Sulimania.

Schutt und Steinen, die nachgefallen oder hineingeſchwemmt waren, angefüllt. Die Länge des Hügels iſt von Norden nach Süden 180 Fuß, in der Breite ſind es etwas weniger, die Höhe mißt 57 Fuß. Wir gruben in einer der Ruinen weiter, und fanden eine ungeheure Anzahl Menſchenknochen und Scherben von Aſchenkrügen, die alle innen einen ſchwarzen Firniß hatten, die Töpferarbeit daran war aber plump und geſchmacklos; andere waren beſſer; die am ſorgfältigſten gearbeiteten waren mit Thierfiguren verziert, die mit runden Rahmen umgeben waren. Von dieſen nahmen wir alles, was wir finden konnten, mit, konnten aber keine ganze Urne bekommen, obgleich ſolche beſonders nach heftigem Regen häufig gefunden werden. Der Boden beſtand, ſoweit wir dieſen vermittelſt der Kluft unterſuchen konnten, aus dunkler, ſchmieriger Erde, Scherben von Urnen und Menſchenknochen. Auf der Mitte des Hügels iſt ein kleiner Begräbnißplatz der Araber, und der Muſelmann vermiſcht nun ſeine Aſche mit der des feueranbetenden Perſers; denn unbezweifelt war es ein Ausſtellungsort für die Leichen, während der Herrſchaft der Saſſaniten, was ſchon die Form der Urnen bewies.

Nördlich von hier erſcheinen in bedeutender Ausdehnung eine Menge kleinerer Steindämme, die auf das Daſeyn einer ehmals bedeutenden Stadt ſchließen laſſen. Auf dem Wege nach Gruſa, nachdem wir eine Viertelſtunde geritten, gelangten wir zu einigen Mauerreſten, welche der früheren Stadtmauer anzugehören ſchienen, obgleich ſie von dem Volke für Dämme zur Abhaltung des Waſſers bei den Ueberſchwemmungen des Kifri gehalten werden. Ihre Höhe beträgt nur noch acht Fuß, die Ausdehnung erreicht gegen 300 Ellen; das Mauerwerk beſteht aus runden Steinen mit kleinen Vertiefungen an der äußern Seite. Die Mauer iſt unbeſtreitbar von gleichem Alter, wie die Ruinen von Kaſri Schirwin und Hauch-Kerit. Weiter nördlich, gegen Kifri hin, jenſeits des Walls findet man keine Ruinen mehr. Um 11 Uhr kamen wir endlich wieder in Kifri an.

Ich hatte den Befehl gegeben, mir Münzen oder andere Alterthümer zu überbringen, wenn man ſolche von dem Landvolke erhalten könnte. Ich erhielt heute drei Münzen und einen kleinen geſchnittenen Stein; allein weit entfernt, über das Alter der Ruinen einiges Licht zu verbreiten, ſchienen ſie beinahe mit Vorſatz beſtimmt, Einen zu verwirren; die eine war Arſacidiſch, die andere Saſſanitiſch, die dritte Koptiſch; der geſchnittene Stein ſtellte eine römiſche Victoria dar. Ungefähr 11 (engl.) Meilen von Kifri iſt bei dem Orte Oniki Imam ein ähnlicher künſtlicher Hügel, wie ſie ſo häufig hier vorkommen; gegenüber von ihm, in den Gypshügeln, finden ſich Naphtaquellen. Eine kleine Quelle war vor einem Jahre wenige Minuten weſtlich von Kifri entdeckt worden. Der Bauer, welcher ſie entdeckte, wurde von der türkiſchen Obrigkeit ergriffen und erhielt mehrmals die Baſtonade, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, daß er vor der Anzeige an die Obrigkeit Naphtha verkauft habe. In Folge dieſer grauſamen Behandlung, die er ſeiner unglücklichen Entdeckung zu verdanken hatte, war er genöthigt, mit ſeiner Familie nach Perſien auszuwandern, wo er das Leben erträglicher findet.

Tags darauf, nachdem wir von Kifri aufgebrochen waren, kamen wir über ſteile Hügel, die von den Kifri-Hügeln auslaufen und ſich an die anſchließen, über die wir geſtern zogen; das einzige Hinderniß in unſerm Marſche brachte uns der Kifrifluß, der ſich ſelbſt einen Eingang in das Thal Tſchemen geöffnet hatte. Wir verließen hierauf die Hügel, und gelangten in die Ebene von Bezal, welche ſich allmählig gegen das Thal Tſchemen von den Kifrihügeln an hinabſenkt und ziemlich angebaut iſt.

Am Kuru-Tſchai, einem breiten Fluſſe, trafen wir ein Lager von Bejat-Turcomannen. Haſſan, oder wie er auch genannt wird, Kerkuſch-Bey, der Häuptling des Stammes, kam herbei und lud mich zum Eſſen ein. Er war ein ſtattlicher, blühender Mann mit ſchönem weißen Barte, von vielem Verſtande und ſo feinem Benehmen, als hätte er ſein ganzes Leben an einem orientaliſchen Hofe hingebracht. Er erzählte mir, daß die Bejats dieſen Diſtrikt vom Sultan zum Geſchenk erhalten hätten, und daß ſie der türkiſchen Regierung nichts zu zahlen, ſondern blos dem Paſcha von Bagdad in dem Falle, wenn dieſer ſelbſt ins Feld zöge, zu unterſtützen hätten.

Er ſagte, daß bei dem Einfalle, den Nadir Schah in dieſe Gegend gemacht habe, die Bejats zu dem großen Stamme von Khoroſan ins Innere geſchleppt worden ſeyen, und daß die hier übrigen Bejats beinahe alle zur Familie ihres Oberhauptes gehören. Doch, ſetzte er hinzu, ſeyen ſie im Falle der Noth immer noch im Stande tauſend Reiter zu ſtellen. Sie haben auch noch Araber und einige vernichtete Stämme unter ſich aufgenommen. Ihre Pferde werden ſehr geſchätzt.

Der Bey war um die Lage des großen Stammes der Bejats in Khoroſan ſehr beſorgt, allein darüber konnte er mir nichts ſagen, wann dieſer Theil ſeines Stammes zuerſt in die Gegend kam. Wäre er ein Araber geweſen, er hätte ſeine Geſchichte und Genealogie genauer gewußt.

Ich nahm Abſchied von dem Bey, erfreut über ſein zuvorkommendes Betragen, und wir brachen auf. Unſer Weg führte durch meiſt angebautes Land, es war größtentheils Gerſte, die theilweiſe bereits eingeerntet wurde. Die Schnitter brachten uns einige Garben herbei, welche ſie vor meinem Pferde auf den Weg legten, mit dem Ausrufe: „Mögen Eure Feinde daſſelbe thun“, und erwarteten einige Perres zum Geſchenk. Im Oriente wird Einem Alles dargeboten, wenn man ein Geſchenk dafür zu erhalten glaubt.

Um halb 9 Uhr kamen wir nach Kizzel-Karaba, einer Ruine am Wege, bald darauf zu einer andern, die ſichtbar mit zu der Stadt gehörte, von der Kizzel Karabe einen Theil bildete; eine Stunde darauf erreichten wir ein großes aber verlaſſenes Dorf der Bejats, indem die Einwohner um dieſe Jahreszeit auf dem Felde ſind, theils wegen des Ungeziefers in den Wohnungen, theils um die Ernte einzuſammeln. Ueberall herum ſahen wir deßhalb Lagerplätze auf dem Felde.

Wir hatten nun die Hamrinberge aus dem Geſichte verloren, die uns bisher auf unſerm Wege begleitet hatten, und erblickten gegen Nordweſt Tuzkhurmatten. Ehe wir es erreichten, mußten wir über einen Strom ſetzen, der ein außerordentlich breites Bett hatte, deſſen Waſſer aber kaum an die Steigbügel reichte, ungeachtet er durch die letzten Regen noch angeſchwollen war. Er heißt Ak-Su und kommt von Ibrahim Khanjra herab. Wir ſahen nach einigen Stunden das Dorf Benijah, das an der jetzigen Poſtſtraße von Bagdad nach Tauk liegt.

Nachdem wir noch über einen Fluß geſetzt waren, ſchlug ich mein Schemſia auf *) und ſchickte einen Boten nach Tuzkhurmatten, um dort meine Ankunft anzumelden. Bald darauf erſchien der Statthalter und Verwalter Omar Bey, der die Stadt als Eigenthum von ſeinem Vater geerbt hat. Wir ritten durch Gärten, die von Dattelbäumen, Orangebäumen, Limonien-, Feigen-, Granat- und Oelbäumen angefüllt waren, und von allen Seiten die Stadt umgaben, und erhielten eine ſehr angenehme Wohnung im Hauſe des Omar-Bey, welches für eine Reſidenz auf dem Lande wirklich prachtvoll eingerichtet war. Die übrigen Häuſer ſind meiſt aus Lehm gebaut. Die Einwohner ſind Türken, meiſtens Ismaeliten oder Tſcheragh Sondermes **). Tuzkhurmatten liegt zunächſt an den Gipshügeln von Kifri, und gerade weſtlich von dem Eingange, durch welchen der Akaſufluß in die Ebene eintritt. Bei dieſem Eingange findet man eine Naphtha- und Salzquelle; beſſer ſüdlich in den Hügeln iſt eine andere, die aber keine Salztheile enthält.

Ich erhob mich andern Tags frühe, um die Merkwürdigkeiten der Umgegend zu ſehen. Die Naphthaquelle, die man an dem Durchgang, den der Fluß durch die Hügel bildet, antrifft, iſt ungefähr eine Meile ſüdöſtlich von der Stadt, und da ſie in dem Bette des Fluſſes liegt, iſt ſie oft überfluthet und unbrauchbar gemacht, was vorigen Sommer während der großen Hitze der Fall war. Die Grube der Quelle iſt ungefähr fünfzehn Fuß tief, und die Höhe des Waſſers zehn Fuß, auf der Oberfläche ſchwimmt das dunkle Naphthaöhl, während kleine Luftblaſen beſtändig auf der Oberfläche erſcheinen. Man ſchöpft die obenſchwimmende Naphtha von dem Waſſer in einer Rinne ab, welche dieſelbe in einer Reihe länglicher kleiner Abtheilungen vertheilt, die man in den Sand gegraben hat, wo man ſie kryſtalliſiren läßt; wenn das Salz wirklich gut iſt, muß es ein feines, weißes, glänzendes Korn haben, ohne alle Beimiſchung von Bitterkeit. Große Quantitäten davon werden nach Kurdiſtan ausgeführt, und über 20,000 Piaſter werden dafür bezahlt, in die ſich die Familie des früheren Defterdar ***) theilt. Das Naphtha gehört dem Dorfe als Eigenthum. Ungefähr zwei Krüge, deren jeder ſechs Oka *) enthält, können in 24 Stunden von der Quelle abgeſchöpft werden; jedes Jahr wird die Quelle gereinigt, wobei das ganze Dorf hinauszieht; Lebensmittel werden unter die Armen vertheilt und Schafe zum Opfer geſchlachtet unter dem Schalle von Pauken und Schallmeien, um einen reichlichen Erguß der Quelle zu erflehen, eine Ceremonie, die aller Wahrſcheinlichkeit nach ihren Urſprung im frommen Alterthum hat. Die bedeutendſten Naphthaquellen ſind in den Hügeln gelegen, eine ziemliche Entfernung ſüdlich von hier gegen Kifri zu. Es ſind ihrer fünf bis ſechs an der Zahl, und viel ergiebiger als die hieſige Quelle, allein es werden keine Salze darin gefunden. In der That iſt zu vermuthen, daß in dieſer ganzen Hügelkette die Naphtha überall vorkomme; nahe bei der Naphthaquelle in den Hügeln findet ſich Alaun und Kreide von einem feinen weißen und feſten Korne; allein die Eingebornen benützen es nicht. Eine Erde kommt hier vor, die man dazu gebraucht, manchen Gerichten einen ſauern Geſchmack zu geben, ohne Zweifel iſt ſie vitriolhaltig; auch Schwefel wird gefunden und von den Landleuten zur Heilung des Viehs ſowie der Menſchen angewendet.

---

*) Schemſia, ein kleines leichtes Zelt, das ſchnell aufgeſchlagen werden kann. Die vornehmern Türken nehmen es auf Tagreiſen oder kleinen Ausflügen mit; da ſie gewöhnlich bei den Flüſſen [illegible], um auszuruhen und ihren Kaffee zu trinken, was meiſtens um Mittag geſchieht, ſo wird das Schemſia aufgeſchlagen. (Der Herausgeber.)

**) Dieſe Secte lebt zerſtreut auf türkiſchem und perſiſchem Gebiete; ihre Religion iſt wenig bekannt, und ſie werden an den verſchiedenen Orten oft ganz verſchieden benannt. Sie ſind ſehr ſcheu und ungeſellig, wahrſcheinlich aus Furcht, den Verfolgungsgeiſt ihrer Herren zu wecken.

***) Schatzmeiſter der Pforte und der Vater von Omar-Bey.

Auf der Höhe des Hügels ſtehen die halbzerfallenen Mauern eines alten Schloſſes, deſſen Alter ſchwer zu beſtimmen iſt; ich glaube, es iſt aus der Zeit der Saſſaniten. An ſeinem Fuße iſt eine kleine Höhle, in welcher man eine Naphthaquelle findet. Die Kuppe war mit großen ſchweren Gypsblöcken überwölbt geweſen, und iſt allem Anſchein nach ein Werk von hohem Alter.

Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß bei der großen Naphthaquelle ein hölzerner Balken gerade über dem Waſſer in beiden Seiten der Grube eingerammt iſt; dieſer Balken, ſagt man, ſey aus der erſten Zeit der Ghiaurs, und durch die Kraft des Naphthaöles erhalten worden.

Von einer andern Höhe um die Stadt herum ſahen wir in der Ferne die Hamrinberge ungefähr in neun Stunden Entfernung gegen Weſten. Ebenſo ſahen wir, wie der Karatepeh oder Zengabad in ſeinem Zuge an die Hamrinberge ſtreicht, und nur in mehr öſtlicher Richtung ſich hinzieht.

Von Tuzkhurmatten bis Ibrahim Kenjee ſind es neun Stunden; von Kifri nach Ibrahim Kenjee eben ſo viel, aber der Weg iſt ebener und bequemer. Es iſt in Tuzkhurmatten ein Poſthaus mit 80 Pferden; die Bevölkerung iſt zu ungefähr 5000 Seelen angenommen. Der Ak-Su oder Khurmatten-Fluß entſpringt in Kurdiſtan, bei Ali Dellai, und Ibrahim Kenjee in ſeinem Laufe berührend, gelangt er nach Tozkormetteh. Die Mühlen hier zu Lande haben alle einen kleinen niedern Thurm, worin ein Wächter ſich aufhält, um auf die Diebe Acht zu haben, da alle Plätze auf der Gränze gegen Kurdiſtan den Einfällen von Räubern dieſer Nation ausgeſetzt ſind.

---

*) Ein Oka enthält ungefähr zwei und ein halbes engliſches Röttel.

Zweites Kapitel.

Den erſten Mai verließen wir Tuzkhurmatten. Wir hatten die Gipshügel dicht zu unſerer Rechten; zu unſerer Linken eine ſanftabhängige Ebene, die aber gegen die Hamrinberge zu in einem ſteilen Abhange endigt; dieſe Berge ſahen wir deutlich in der Ferne. Sie ſcheinen hier eine Krummung zu machen und öſtlich auszubiegen; der uns am nächſten liegende Punkt war ausgezackt und gleich einem in Vertheidigungsſtand geſetzten Walle. Der Adhaym ſtrömt eine halbe Stunde unterhalb dieſes Punktes durch die Berge, und wieder unterhalb dieſem liegt Demir Kapi, ein früher ſtark befeſtigter Paß, bei dem ein großes eiſernes Gitter angebracht iſt. Oberhalb dem eingekerbten oder gezähnten Punkte in der Bergreihe ſcheint ſich dieſe wieder weſtlich zurückzuziehen.

Die Gipslager ſcheinen hier begränzt zu ſeyn; ich glaube aber, daß es nicht wirklich der Fall iſt, ſondern daß ſie blos von einem ſchwachen Sandſteinlager überdeckt ſind, das hier und da zu Tage ausgeht, und ſich weſtwärts zu ziehen ſcheint.

Unſer Weg zog ſich längs dieſer Sandſteinhügel, die uns zur rechten Hand blieben, hin. Bald wurden die Minarets von Tauk ſichtbar. Ich ging einen kleinen Hügel hinan, der in der Reihe der Sandſteinhügel zur Rechten lag, und hatte das Glück, zu gleicher Zeit Tauk und Tuzkhurmatten zu erblicken, am äußerſten Ende des nördlichen und ſüdlichen Horizonts. Von hier aus ſah ich, wie der Gipshügelzug an ſeiner nördlichen Gränze plötzlich unterbrochen iſt, der weſtliche Saum ſendet die Reihe der Sandhügel aus, längs denen unſer Weg ſich hinzog. Dieſe ziehen ſich öſtlich aufwärts, und das dazwiſchen liegende Becken iſt mit den Trümmern der Sandſteinhügel erfüllt, und von den Strömen und Regenbächen, die ihren Weg nach den Flüſſen ſuchen, ausgehöhlt und durchfurcht. Eine kurze Strecke von hier trafen wir auf ein Karez, das erſte, das uns auf unſerm Wege vorkam. Es iſt dies eine unter der Erde fortlaufende Rinne, die eine Quelle von den Hügeln herab in die Ebene zur Bewäſſerung der Felder führt, mit Schachten und Brunnnen in Zwiſchenräumen, die ihre Richtung erkennen laſſen. Zehn Minuten weiter iſt wieder ein breiter Strom, deſſen Bett ſich aber nur bei plötzlichen Regengüſſen füllt; er wird als die Mitte des Wegs zwiſchen Tauk und Tuzkhurmatten angenommen. Unſer Weg führte von hier aus über ein unebenes und wellenförmiges Terrain, und bald darauf erreichten wir den gefürchteten Tauk Tſchaiſtrom, der in Kurdiſtan entſpringt, bei Hara Haſſan vorüberfließt und dort zur Bewäſſerung der verſchiedenen Dörfer in viele kleine Arme getheilt worden iſt. Im Sommer wird ſein meiſtes Waſſer zum bewäſſern gebraucht; zu dieſer Zeit und im Herbſte hat er kaum die Tiefe von einigen Fuß, aber zur Zeit der heftigen Regengüſſe, im Winter und Frühjahre, wird er zu einem furchtbaren Strome; er füllt dann ſein ganzes Bette aus, das nahe zu eine halbe Meile breit iſt; mit Ungeſtüm ſtürzen ſeine Fluthen daher, die

Felſenſtücke mit ſich fortwälzen und tiefe Abgründe bilden, wodurch der Uebergang höchſt gefährlich, ja oft unmöglich wird. Die Ueberſchwemmungen kommen oft ſo ſchnell, daß mitten in dem Uebergange die Reiſenden plötzlich überfallen werden, und ertrinken oder nur mit Mühe gerettet werden können. Die Ueberſchwemmung in der letzten Zeit muß ſehr bedeutend geweſen ſeyn, und man ſah eine Menge Leichname von Menſchen und Thieren daherſchwimmen. Diesmal fanden wir den Uebergang nicht ſchwierig, und der Zabit kam uns unter Begleitung von Pauken und Trompeten mit 50 Mann entgegen, um uns und unſer Gepäcke überſetzen zu helfen.

Der Uebergang über das ganze Flußbett währte etwa 10 Minuten. Wir verließen ſodann den Zabit und ſeine Begleitung, die nun die Sänften der Weiber überſetzten, und nachdem wir im Schatten der Schemſia etwas Kaffee getrunken, machten wir uns wieder auf den Weg; wir kamen nach einer Stunde oder ungefähr nach zwei Meilen *) rechts bei einem alten Minaret vorbei, an dem wir die wundervollen Ziegelarbeiten bewunderten, und das aus der Zeit der Kalifen zu ſeyn ſchien, ſowie an einigen Zivarets oder Wallfahrtsorten, die einſt einen bedeutenden Umfang haben mußten, aber nun zu einem elenden Dorfe geworden ſind. Es findet ſich ein Poſthaus mit 60 Pferden daſelbſt.

Bevor wir noch an dem Tſchawireme angelangt waren, ſahen wir zur Linken in einer Entfernung von zwei Meilen das Dorf Ali Serai. Eine Meile rechts von uns, auf dem rechten Ufer des Tſchai, liegt der Wallfahrtsort Zeen al Abedien, der hauptſächlich von Augenkranken ſtark beſucht wird.

Durch ein Unwohlſeyn war ich nicht ſehr aufgelegt, den Weg fortzuſetzen, und hoffte kaum, daß wir das Ziel unſerer Tagereiſe, das noch ſieben Stunden entfernt war, erreichen würden. Wir gelangten dennoch ſchon in fünf Stunden an, und ich wurde von einer Deputation empfangen, die aus den Aelteſten des Ortes beſtand, unter ihnen ſah ich viele ſchöne alte Männer.

Mein Mehmandar, Muhammed Aga, beſtand immer darauf, mir beim Aufſteigen den Steigbügel zu halten, ungeachtet ich dies nie zugeben wollte. Er ſagte, dies ſey der Dienſt, den er bei Mahmud Paſcha zu verrichten habe, und er ſehe jetzt in mir einen zweiten Mahmud Paſcha. Er war der Offizier, der letztes Jahr die Abtheilung kommandirte, welche dieſes Dorf einnahm, als Mahmud Paſcha mit dem Sohne des Königs von Perſien, dem Schabdez von Kermanſchah, gegen die Türken im Bündniß war; und die armen Dorfbewohner bemühten ſich nun ängſtlich, ſeine Gunſt zu erwerben, auf den Fall, daß er einen zweiten Beſuch bei ihnen machen würde. Viele kamen und

---

*) Im Durchſchnitt machten wir drei und eine Viertelmeile in einer Stunde, häufig bei einem ſtarken Marſche, aber gegen das Ende des Tagmarſches liefen die Pferde in der Stunde vier und eine halbe Meile weit. Die Stunden, welche die Karawanen machen, und nach denen hier zu Lande gerechnet wird, ſind drei Meilen auf eine Stunde. Eine Stunde zu Pferd, wird zu drei eine halbe Meile gerechnet.

küßten ihm die Hände, aber in dem Augenblick, wo er ſich umgewendet hatte, riefen ſie auch: „der ſoll ſein Augenlicht verlieren, der Burſche, der uns ſo ausgezogen hat.

Wir hatten von einigen Ruinen, die in der Nachbarſchaft zu ſehen waren, gehört, und entſchloſſen uns, den nächſten Morgen hierzu zu verwenden. Wir fanden, daß es das Minaret war, von dem ich ſchon erwähnte, und die Ueberreſte eines Erdwalls, deſſen mit Backſteinen gemauerte Verkleidung weggebrochen war. Wir gingen durch einen engen Thorweg, der aber eine wundervolle Maurerarbeit hatte, in dem Geſchmack des Tekieh, der Moſtanzeria *) und die ſchönſten Ueberbleibſel aus der Zeit der Kalifen von Bagdad. Dieſe Ruinen ſind von Olivier genannt worden, aber unbegreiflicher Weiſe verlegt er dieſelben nach Tuzkhurmatten. Dies konnte zu dem Verdachte veranlaſſen, daß ſein Reiſebericht, oder wenigſtens dieſer Theil deſſelben, aus dem Gedächtniſſe niedergeſchrieben ſey. Er gibt zwar zu, daß er die Alterthümer nicht näher beſchrieben habe, bei der Anführung im Allgemeinen aber hätte er doch über die Lage ſich keiner Irrthümer ſchuldig machen ſollen. Doch muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich in ſeinem Tagebuche bis jetzt ſehr wenig Irrthümer entdeckt habe, und daß namentlich der Charakter der verſchiedenen Gegenden jedesmal naturgetreu aufgefaßt und gegeben iſt.

Am Ende des Dorfes, auf unſerm Wege, kamen wir an einem kleinen Imaum **) vorüber, deſſen tannenzapfenartig geformte Thurmſpitze, der dem auf dem Grabe von Zobeide ***) in Bagdad gleicht, das aber keineswegs weder in der Anlage noch der Pracht der Ausführung mit dieſem verglichen werden kann. Die Dorfbewohner ſagten uns von Ruinen einer Kirche, die ganz in der Nähe ſeyn ſollen, in welcher die Chaldäer einen Biſchofsſitz gehabt haben ſollen Wir ſahen die Ruinen dieſer vermeintlichen Kirche ungefähr eine und eine halbe Meile rechts liegen, und ich bin froh, keine Zeit mit einem Ritte dahin verloren zu haben, indem ich nichts Bemerkenswerthes durch mein Fernglas entdecken konnte.

Die Gegend iſt überall mit Wermuth, Origanum und einer Menge von Pflanzen bewachſen, die ich, da ich kein Botaniker bin, leider nicht zu nennen wußte. Der Wermuth erfüllte die Luft mit einem angenehmen, erfriſchenden Geruch. Unſer Weg ging nördlich dem Fuße der Hügel zu. Die Hamrinen erſchienen in der Ferne zur Linken. Gegen 7 Uhr kamen wir an das kleine unanſehnliche Dorf Zumeila, was auf arabiſch „ein kleines winziges Ding" heißt, deſſen Name alſo nicht beſſer gewählt werden konnte. Bald darauf erhob ſich unſer Weg, und wir gelangten auf die Hügelkette, welche ſich nordweſtlich gegen das Dorf Matom hinzieht, von dem ſie den Namen erhält. Sie ziehen ſich von hier aus bis Tazikhurmattu, wo ſie bald nachher allmählig verſchwinden.

---

*) Moſtanzeria, eine [illegible] des [illegible], ein Derwiſchkloſter vom Orden [illegible], am Ufer des Tigris, weſtlich von der Stadt Bagdad gelegen.

**) Ein Gebäude, das einem Imaum oder mohammedaniſchen Heiligen geweiht iſt.

***) Die berühmte Gemahlin des Harun al Raſchid.

Ich bin nun froh, daß ich dieſen Weg gewählt hatte, obgleich er drei bis vier Tagereiſen weiter iſt, als der über Ibrahim Khanjen; ich hatte auf dieſem Wege viel mehr Gelegenheit, mir einen allgemeinen Begriff der Gegend anzueignen.

Der zweite oder öſtliche Zweig der Kifrihügel, der vielmehr den eigentlichen Stamm bildet, zieht ſich bei Kerkuk und Altun Kiupri vorüber, von da wendet er ſich unterhalb Arbil dem Tigris zu, und heißt hier der Karetibukgah. Dieſer öſtliche Zweig enthielt Gips und Naphtha. Die weſtlichen oder Matorahügel ſind bloßer Sandſtein und Sandſteingewölbe, und gleichen den Hamrinhügeln in jeder Beziehung vollkommen. Durch den Paß von Jumeila gelangten wir in dieſe Hügelkette; wir ritten an Felſen vorüber, die in ganz ſenkrechter Linie gelagert waren; als ob ſie gewaltſam in dieſe Lage gebracht worden wären; auf dieſe folgen andere, die in ganz horizontale Schichten ſich lagern, von demſelben feſten Sandſtein, von dem ungeheure Blöcke ſich losgeriſſen haben und ringsherum aufgethürmt daliegen; wieder andere liegen in ganz verworrenen Schichten, ſo daß das Ganze vollkommen einem in Trümmer gegangenen Berge gleicht. Nun folgten Steinmaſſen, die in geneigten Schichten lagerten, und auffallend iſt es, daß es derſelbe Neigungswinkel war, wie bei den Hamrinhügeln; die Schichten ſenken ſich öſtlich unter einem Winkel von 60° von den hinterſten oder 30° von der horizontalen Linie gerechnet. Wir begegneten hier einer kleinen Kurdiſchen Karawane, die Myrthe in Säcken führte, welche einen lieblichen Geruch verbreitete; ſie wird, glaube ich, in den Färbereien verbraucht.

Bald gelangten wir in die Ebene von Leilan, deren ganze Grundfläche mit Gerſte bebaut war, die ausnehmend ſchön ſtand; ein Theil fing ſchon an ſich gelb zu färben. Nach einigen Stunden kamen wir in Leilan an; es iſt dies ein kleines Dorf und Eigenthum des Abdullah Effendi, des frühern Aufſehers von Imam Kazem *), eines alten Bekannten von mir. Er war voriges Jahr von den Perſern und Kurden völlig ausgeplündert worden, die alles verbrannten, was ſie nicht mit ſich nehmen konnten, um den türkiſchen Truppen alle Lebensmittel zu entziehen. Ich glaube, in der ganzen Türkei bewahren die Landleute ihr Korn in Höhlen und Gruben nahe vom Orte auf, die, wenn ſie mit Erde bedeckt und dem Boden gleich gemacht werden, nicht ſo leicht zu entdecken ſind, ſelbſt von den eingebornen Truppen nicht, wenn ſie nicht gerade den Ort genau wiſſen.

Von der Terraſſe des Hauſes, in dem wir einquartirt waren, hatte ich das Glück, Kerkuk ſehen zu können, welchen Ort ich einige Zeit lang bemüht war

---

*) Abu Hanifa, ein berühmter mohamedaniſcher Schriftgelehrter, mit dem Beinamen Kazem, der Gefeierte, iſt an dieſem Orte begraben, ungefähr drei Meilen nördlich oberhalb Bagdad.

mit dem Teleſcopen-Kompaß zu beſtimmen. Als Hauptpunkt nahm ich den Schloßhügel an; die tiefer gelegene Stadt ſieht man nur theilweiſe mit dem Fernrohre.

Ich ſuchte ſodann über die Entfernung dieſes Ortes mir beſtimmte Auskunft zu verſchaffen, ſoweit dies hier möglich war. Meinem Auge nach hielt ich den Ort in gerader Linie ungefähr zwölf Meilen von hier entfernt. Abdullah Effendi, der den Weg öfters gemacht hat, ſagte, daß eine Karawane mit Maulthieren 3½ Stunde, ein gewöhnlicher Reiter 3 Stunden und ein ſchnelles Pferd 2½ Stunde nöthig hätten, um den Weg zurückzulegen. Dies würde eine Entfernung von 10 Meilen ſeyn. Durch die genaue Beobachtung während der Nacht gelang es mir Gewißheit über die wahre Lage von Kerkuk zu verſchaffen, das nach meinem frühern Tagebuch und dem Reiſebericht des Hrn. Robert Ker Porter zu ſchließen, in unſern Karten bisher zu weit weſtlich angenommen worden war. Die Richtung des Schloßhügels iſt nördlich 24° gegen Weſten.

Die Gegend zwiſchen Leilan und Kerkuk iſt vollkommen eben, mit Ausnahme einiger künſtlichen Hügel. In einigen Dörfern bemerkt man Dattelpalmen, aber wenige oder keine Gärten. Die Ebene iſt weſtlich von den Matarahügeln begränzt, öſtlich von der Hügelkette, über die wir dieſen Morgen gelangt waren.

Das Dorf Leilan trägt jährlich ungefähr 25,000 Piaſter nach dem Münzfuß in Bagdad. Wie alle die andern Dörfer an der kurdiſchen Gränze, iſt auch dieſes vieler Noth ausgeſetzt, und wird öfters bei den Einfällen der Kurden ganz zerſtört. Alle Einwohner hoffen, daß meine gegenwärtige Reiſe nach Kurdiſtan ſie vor einem Einfalle vorher ſichern werde, wenigſtens bis ſie ihre Ernte eingebracht hätten.

Von den vielen durch die Ebene fließenden kleinen Bächen und Flüſſen iſt der Leilan der beträchtlichſte; er entſpringt in den obgenannten Hügeln und nimmt viele kleine Gewäſſer in ſich auf. An allen dieſen Flüßchen, beſonders am Leilan, liegen eine Menge Dörfer, die von Gärten mit Fruchtbäumen und Roſenſtöcken umgeben ſind, was ihnen zu dieſer Jahreszeit ein äußerſt reizendes Ausſehen gibt. Die unterſte Schichte der Hügel iſt Sandſtein, der hier und da offen daliegt und in ſeinen Lagen denſelben Neigungswinkel hat, wie der Sandſtein in den Hügeln von Matara. Ueber ihm liegt ein Conglomerat von Geröll und Erde, was durch Verwitterung einen guten Fruchtboden gibt. Dieſer Strich heißt das Banner oder der Diſtrikt von Kara-Haſſan, und iſt allein von dem Paſcha von Bagdad abhängig. Er trägt jährlich ungefähr 85,000 Piaſter; ſeine Länge beträgt ungefähr ſechs Stunden. Der letzte Krieg und die beſtändigen Einfälle der Kurden haben dieſen Diſtrikt größtentheils entvölkert, und ihn ſomit beinahe unfruchtbar gemacht. Wir ſahen einige Gartenfelder, allein außerdem iſt die Gegend größtentheils mit wilder Gerſte, Fuchsſchwanz und zahlloſem Unkraut bedeckt; außerdem wächſt hier Mirthe, Timian und Pfeffermünz. Die höher gelegenen Plätze und die Rücken der Hügel würden ſich trefflich zu Schafweiden eignen, und die Thäler ausgezeichnete Viehweiden geben. Als wir auf der Hochebene ankamen, die von dem flachen Lande ſich zu einer Höhe von 300 Fuß erhebt, überraſchte uns der auffallende Unterſchied, den wir in dem Charakter der Gegend gewahr wurden. Wir waren nun auf dem Punkte angelangt, wo wir das traurige Gewäſſer hinter uns hatten, und wir glaubten uns neugeboren. Meine fieberhafte Aengſtlichkeit und Niedergeſchlagenheit verließen mich bei jedem Schritte mehr und mehr, gleich den Wolken einer ſtürmiſchen Nacht, und eine friſche Munterkeit lebte in mir auf. Meine Frau, die ſchon längere Zeit ſehr leidend war, genas ſchon bei dem erſten Nachtlager auffallend ſchnell wieder, und mehre Kranke in der Geſellſchaft erklärten, daß ſich ſchon nach einigen Stunden während unſeres Ritts über die Hügel ihr Unwohlſeyn verloren habe. Nach einiger Zeit kamen wir in ein Thal, durch das ſich ein kleiner Fluß zieht, der zwiſchen den Hügeln hin ſeinen Lauf nach dem Geilan nimmt, und plötzlich bot ſich unſern Blicken ein Schauſpiel dar, das uns zur Verwunderung hinriß. Bei einer Brücke, welche zu einer kleinen Mühle führt, erblickten wir eine Felſengruppe vor einem Wald von Pappeln, Weiden, Feigen und Roſenbäumen umgeben, welche letztere alle in voller Blüthe ſtanden. Der Hain wimmelte von Nachtigallen, welche ihren lieblichen Sang in das Gemurmel des Fluſſes miſchten.

Meine Türken wollten dieſes Thal nicht verlaſſen, ohne vorher das Vergnügen, hier eine Taſſe Kaffe zu trinken, genoſſen zu haben, ich hatte keinen Grund, ihrem Wunſche entgegen zu ſeyn. Wir verlebten eine entzückende Stunde an dieſem Orte, der Huſſein Islam heißt, und brachen dann nach dem Lager des Juſſuf Aga auf, das eine halbe Stunde von hier in dem Geilanthale liegt.

Juſſuf Aga, der gegenwärtige Statthalter in dem Diſtrikt von Kara Haſſan, ein alter Freund von mir, iſt derſelbe, welcher mit den Firmans und Vollmachten von Daud Paſcha in unſer Lager kam, während des Kriegs, den Saed Paſcha mit ſeinem Bruder Daud führte, und der mit der Entthronung des erſtern endete. Juſſuf Aga hält ſich gegenwärtig in dieſer Gegend auf, um ſich nach Waiden für ſein Vieh umzuſehen. Er hatte zu unſerem Empfang alle möglichen Anſtalten getroffen, und wir wurden auf's Freundſchaftlichſte aufgenommen. Wir ſchlugen unſere Zelte in einiger Entfernung an der Gränze des Geilanthales auf, in der Nähe eines kleinen Haines, der Ort war entzückend, und in dem Thale entdeckten wir eine in England einheimiſche Roſe, deren Anblick uns mehr freute, als alle Schönheiten des Orients.

Nachdem ich eine Einladung von Muſa Aga, dem Statthalter von Kerkuk, der auf meine Einkehr, wie es ſchien, große Vorbereitungen getroffen hatte, aus dem Grunde hatte ablehnen müſſen, weil Kerkuk nicht in der Richtung unſeres Weges lag, zogen wir uns nördlich am Geilan hinauf, über den wir, um den Weg abzukürzen, bei Gelegenheit ſetzten. Das enge und vielfach geſchlängelte Thal wurde bei unſerem weitern Fortſchreiten immer reizender; Maulbeer-, Granaten- und andere fruchttragende Bäume waren mit Roſenbüſchen in bunten Gruppen gemiſcht, eine Menge tributbarer Bäche führen ihre Waſſer dem Schooße des Hauptfluſſes zu. Bei drei Meilen weit ziehen ſich Pflanzungen in dem Thale hin, und auf dem Abhang der Hügel bemerkten wir viele Weinberge. Die Luft war mit dem Dufte des wilden Thymians, des Wermuths und der vielen Roſen ganz erfüllt.

Nach einigen Stunden verließen wir das Thal und wandten uns in nordweſtlicher Richtung den Hügeln zu. Dieſe Hügel bilden die Waſſerſcheide gegen Kurdiſtan, ſo wie die Gränze zwiſchen der Statthalterſchaft von Kara-Haſſan und der von Sulimania in Kurdiſtan, und bald hatten wir unſern erſten Lagerplatz auf dieſem Gebiete erreicht. Zu unſerer Rechten auf einer Anhöhe ſtand ein kleines Gebäude, ein Ziaret oder Wallfahrtort, Mekam oder Kidder Elias *) genannt, das bei den Kurden weit berühmt iſt, und in deſſen Nähe ſich Jeder ſelbſt zu jagen ſcheut. Von hier ſtiegen wir einen ſteilen Abhang hinab gegen Tſchemtſchemal, einen hohen künſtlichen Hügel, der dem Diſtrikte, in dem er liegt, den Namen ertheilt. Am höchſten erſcheint der Hügel auf ſeiner öſtlichen Seite, wo er beinahe ſenkrecht in einer Höhe von 100 Fuß ſich erhebt. Wir ſcharrten einige Bruchſtücke von ſeinen Töpferarbeiten hervor, eben ſo einen breiten gehauenen Stein, konnten aber nichts finden, was für ſein Alter beſtimmend geweſen wäre. Auf der Spitze des Hügels genoßen wir eine ſchöne Ausſicht auf die Gebirge von Kurdiſtan, vom Kiugſanjak bis zum ſüdlichſten Punkte, dem Segirmeh.

Die Ebene ſteigt gegen den Hügel hin unmerklich an, und an ſeinem Fuße fließt der Tſchemtſchemal vorüber, jenſeits des Fluſſes liegen die Bazian-Hügel, durch welche die Päſſe von Legmireh und Derbent gehen; der letztere liegt gerade vor uns, hinter ihm erhebt ſich der Berg Pir Omar Gudrun, der einen Theil einer höhern, dem Anſcheine nach kahlen und felſigten Bergkette bildet. Gudrun iſt die höchſte Bergſpitze in dieſer Gegend, und ſoll einen Glätſcher haben, der ganz Kurdiſtan mit Eis verſieht; wir nahmen wirklich Schnee in einigen Klüften wahr.

Ich will verſuchen, hier eine allgemeine Ueberſicht über den Theil der kurdiſchen Gebirge zu geben, wie ſie ſich vom Tſchemtſchemal aus dem Auge darbieten.

Die Linie, welche uns zunächſt liegt, und ſich von Norden gegen Südoſt hinzieht, heißt die Bazian-Hügelreihe. Nördlich von dem Paſſe von Derbent machen die Berge eine plötzliche Krümmung gegen Weſten, wo ſie das Gebirge von Kalkalan bilden, und das Paſchalik von Kiuy Sanjak ſüdlich begränzen. Auf der Südſeite des Paſſes von Derbent zieht ſich das Gebirge in gerader Linie fort. Hier iſt ein zweiter Paß von Derbent, auch Baſſerra genannt; unterhalb deſſelben nimmt die Bergkette den Namen Karadagh an, zieht ſich in derſelben Richtung fort und bedeckt ſich mit ſchönen Waldungen. In dieſem Theile des

---

*) Oder Ruheplatz des Propheten Elias. Die Mohamedaner glauben, der Prophet Elias ſey nicht geſtorben, ſondern lebe noch auf Erden, um auf die Erſcheinung Chriſti zu warten. Sie nennen ihn Kidder oder den Immergrünen, weil ſie ihm ein ewiges Leben zuſchreiben, bei dem er nie altere, und daß er in einer paradieſiſchen Gegend führe, die ſelbſt von dem Himmel an Schönheit kaum übertroffen werde.

Gebirgs befindet ſich der vierte Durchgang von den Ebenen von Aſſyrien nach Kurdiſtan.

Abdurrahman Paſcha, der frühere Statthalter von Sulimania befeſtigte alle dieſe Päſſe, als er mit dem Gedanken umging, Kurdiſtan unabhängig zu machen, allein nach ſeiner Niederlage durch Kutſchuk Soliman Paſcha von Bagdad, wurden die Werke wieder zerſtört. Gerade ſüdlich vom Paſſe von Baſterra laufen die Zengheneh-Hügel von dem Karadaghgebirge aus, und ziehen ſich in weſtlicher Richtung fort; Dörfer konnten wir von dem Tſchemtſchemal-Hügel keine erblicken, da dieſe alle in den kleinen Flußthälern liegen. Die Einwohner halten ſich gegenwärtig alle auf dem freien Felde in kleinen Lagerplätzen unter Zelten auf, theils um die Heerden zu hüten, theils um die Erndte abzuwarten. Nirgends findet man in Kurdiſtan beim Feldbau künſtliche Wäſſerung, und dem Regen bleibt es überlaſſen, das Wachsthum der Feldfrüchte zu befördern.

Wir ſchlugen bei unſerem Aufbruche von hier die Richtung gegen Nord-Oſt ein, um auf die Straße von Kerkuk zu gelangen. Es gibt zwar einen nähern Weg von Tſchuntſchemal nach Derbent, der nur drei Stunden weit entfernt, aber um ſo beſchwerlicher iſt. Der Grund wurde immer mehr durchfurcht und uneben, je weiter wir vorrückten, und die Erde hatte eine ganz dunkelrothe, von weitem geſehen, beinahe vollkommene Lackfarbe.

Nach etwa vier Stunden kamen wir bei dem Paſſe von Derbent an, zu dem man jetzt ſchon mit Schwierigkeit, im Winter aber nur mit Mühe gelangt. Gerade am Eingange in den Paß ſteht eine Ruine mit einer Plattform, mit Ueberreſten kleiner gewölbter Zellen und einigen Ciſternen; ſie ſcheint dem Zeitalter der Saſſaniten anzugehören.

Der Paß von Derbent wird von bloßen Felſenreihen oder natürlichen Mauern gebildet, die ſo verſchoben ſind, daß ſie keinen Eingang erkennen laſſen, und indem ſie ſich allmählig ſenken, nur einen engen Durchgang gewähren. Abdurrahman Paſcha, deſſen ich ſchon erwähnt habe, befeſtigte dieſen ſchon von Natur feſten Punkt mit Mauern und Fallgittern und drei oder vier Kanonen, und Suliman Paſcha hätte ſich vergebens bemüht, den Paß zu gewinnen, wenn nicht ein kurdiſcher Häuptling, Mahomed Bey, ein Sohn von Kaled Paſcha, der mit den Türken vereinigt war, eine Abtheilung Türken und kurdiſcher Hilfstruppen auf einem nur wenigen Kurden bekannten Pfade, der für unwegſam gehalten und deßhalb unbeſetzt gelaſſen war, über den Berg geführt hätte; ſo ſah ſich Abdurrahman Paſcha eingeſchloſſen, ſeine Kanonen auf ſeine eigenen Leute gerichtet, und deßhalb zum Rückzug gezwungen. Die Mauern wurden von dem Paſcha von Bagdad zerſtört, der nun gegen Sulimania vorrückte.

Als wir den Paß hinter uns hatten, öffnete ſich das Thal wieder allmählig und wir zogen durch ſeine vielfachen Krümmungen vorwärts, die Bazeanhügel zur Linken, und das Gudrun-Gebirge gerade vor uns, bis zum Dorfe Deraezin, das in einem weiten Nebenthale liegt. Um dieſes Dorf herum lagen Plantagen von Reis, Baumwolle, Seſam und Tabak; unzählige Bäche fließen von den

Hügeln in das Thal herab, das ſie bewäſſern. Auf dem Hügel wird Wein gebaut.

Wir veränderten hier unſere Richtung und gingen von Dergezin aus quer durch das Thal den öſtlichen Hügeln zu, an deren Fuß wir in kurzer Zeit anlangten. Gleich hinter dem Dorfe mußten wir über einen breiten Fluß ſetzen, der durch eine enge Felsſchlucht fließt und einen kleinen Waſſerfall bildet. Die Schlucht wird das Höllenthal genannt. Das Dorf Lazian oder Layan ließen wir zur Rechten liegen, und erreichten bald darauf die Straße nach Sulimania. Das Dorf Bazian, der Hauptort des Diſtrikts, wie alle bisherigen Kurdiſchen Dörfer, klein und unbedeutend, liegt nordweſtlich von uns am Fuße der Hügel, ungefähr 2 Stunden entfernt.

Das Thal von Sulimania, in das wir kurz darauf gelangten, iſt eine ſchöne, bei acht Meilen breite Ebene, der nur ein Wald fehlt, um ſie vollkommen heißen zu können.

Die Stadt Sulimania erblickten wir in der Ferne am Fuße der Hügelkette, von denen das Gudrun-Gebirge einen Theil bildet. Unſer Nachtquartier ſchlugen wir in der Nähe eines künſtlichen Hügels auf, Kerelpeſch Tepeh oder der kahle Berg genannt. Dieſe Hügel ſcheinen als Denkmäler für die Eroberungszüge früherer Könige, vielleicht des Xerxes oder Darius Hiſtaspes aufgeworfen worden zu ſeyn.

Dieſer Theil von Kurdiſtan, welcher gegen Weſten von den Bazean- und Karadaph-Bergen, und öſtlich von dem Gudrungebirge eingeſchloſſen iſt, hat mehre Thäler, deren gemeinſchaftlichen Ausgang der Paß von Derbent bildet. Dieſe Thäler werden von niedern Hügelreihen, die von den obgenannten Gebirgszügen Ausläufer bilden, begränzt; das erſte Thal iſt das von Dergezin, das im Weſten die Bazianberge hat, auf dieſes folgt das Thal von Sulimania, welches durch eine niedrigere Bergreihe von den erſten geſchieden wird. Das Thal von Dergezin iſt durch noch niedrigere Hügel wiederum in zwei Thalgründe geſchieden; eben ſo läuft bei Sulimania ein Hügelzug aus und bildet ein Thal zwiſchen dem von Sulimania und den Gudrun-Bergen. Gegen Süden hat die Ebene von Sulimania die Schneegebirge von Aroman zur Gränze, die einen Theil des Taurus oder Zagros ausmachen.,

Der gerade über Sulimania liegende Theil des Gudrun-Gebirges heißt Azmir, auf der Oſtſeite deſſelben liegt Karatſcholan, die alte Hauptſtadt der Provinz, in dem Diſtrikte von Cherizur. Oeſtlich vom Gudrungebirge iſt Mergapa, ein Dorf in einer angenehmen Gegend von Hügeln umgeben, und gegen ſechs Stunden von der Stadt Sulimania entfernt, das uns als Sommeraufenthalt ſehr empfohlen wurde.

Wir nahmen unſere Richtung dem Gudrungebirge zu, ſchlugen aber, um die Moräſte, die in den niedergelegenen Thalgegenden ſich finden ſollten, zu vermeiden, unſern Weg querfeld ein. Nach einigen Stunden, nachdem wir über viele vom Gudrun auslaufende Hügel, ſo wie über eine Menge kleiner, zum Wäſſern gebrauchter Bäche, hätten ſetzen müſſen, kamen wir über den Tchaktchakfluß, einen breiten, jedoch ſeichten Fluß, der vom Gubrungebirge herabkommt; bald darauf erreichten wir die Quelle Sertchinar, welche zunächſt am Wege liegt und in mehr als fünfzig kleinen Springquellen aus der Erde ſprudelt, wobei ſie ein ſtarkes, aber durchaus nicht unangenehmes Murmeln hören läßt. Sie bildet ſogleich einen anſehnlichen Fluß, der durch den Diſtrikt von Tſchemen Tangern, der ſich durch ſeine Reisplantagen auszeichnet, in die Diala fließt, deren ſtärkſter Nebenfluß er iſt. Bei ſeinem weitern Fortſchreiten im Thale von Sulimania wird er das Eigenthum eines Mannes Yunus Beg, der ihn vom jetzigen Paſcha zum Geſchenk erhalten hat. Die von ihm bewäſſerten Felder liefern einen jährlichen Ertrag von mehr als funfzig tauſend Piaſtern, und eine Menge Reis, Baumwolle, Seſam und Tabak werden mit Hilfe ſeines Waſſers gebaut.

In Vereinigung mit den Wünſchen des Paſcha's ſchlugen wir unſer Lager auf dem linken Ufer des Sertchinar auf, um die Vorbereitungen zu unſerem Einzuge in die Hauptſtadt zu treffen. Bald kamen von dem Paſcha eine Maſſe verſchiedener Vorräthe für uns und unſere Begleitung im Lager an, hierauf gelangte ein kurdiſcher Officier des Paſcha's, Omor Aga, bei uns an, der während unſeres Aufenthalts in Kurdiſtan unſern Begleiter machen ſollte. Nach Allem, was ich früher in Bagdad ſowohl als auf unſerer bisherigen Reiſe von den vornehmern Ständen in Kurdiſtan geſehen hatte, mußte ich nur günſtige Urtheile über ihr Benehmen und ihre Gaſtfreundſchaft fällen.

Den Nachmittag benutzte ich dazu, mich in der Nachbarſchaft etwas umzuſehen. Rings um das Bette des Sertchinar finden ſich bei jedem Schritte Quellen, und wo ich den Boden aufgrub, kam Waſſer hervor. Das Flußbett iſt voll mit Waſſerkreſſe, und der Fluß ſelbſt enthält eine Menge Fiſche, worunter, nach der Ausſage der Fiſcher, Forellen waren, die zwar in Menge vorhanden, aber zu ſcheu ſeyn ſollen, um ſich mit Angeln fangen zu laſſen.

Der Sertchinar iſt vom Tchaktchak nur durch eine kleine Anhöhe getrennt, auf der ein Begräbnißplatz ſteht, der vor nicht ſehr langer Zeit noch benützt worden zu ſeyn ſcheint. Drei oder vier große Bäume zieren die Anhöhe, und zu meiner nicht geringen Freude ſah ich, daß es Eichen waren, zwar nicht die in England einheimiſchen, aber dennoch ſchöne Bäume, die manche angenehme Erinnerungen in mir hervorriefen. Die Blätter fand ich weniger eingeſchnitten, glatter und von dunklerem Grün als die bei uns vorkommenden, auch war es nicht die Zwergeiche. Man ſagte uns, daß es früher eine Menge ſolcher Eichen um Sulimania herum gegeben habe, die alle zum Bau der Häuſer nach und nach gehauen worden ſeyen.

Wir kamen Nachmittags noch zur letzten Station unmittelbar vor Sulimania, und zu unſerer Verwunderung blieben wir von dem Andrange der Menge verſchont; da die Kurden als ein neugieriges Volk bekannt ſind, und nur wenige Europäer bis jetzt hier geſehen worden waren, ſo erſtaunten wir, außer einigen vornehmen Kurden, die uns ihren Beſuch abſtatteten, keine Seele hier zu ſehen, und konnten nur glauben, daß ein beſonderer Befehl des Paſcha der Grund hievon ſey.

Bald erſchien Mahmood Madraſſ bei mir im Zelte, der erſte Miniſter des Paſcha von Sulimania, ein in Kurdiſtan berühmter Mann, den ich oft in Bagdad hatte nennen hören. Er kam im Auftrage ſeines Herrn, zu melden, daß dieſer mir den erſten Beſuch abſtatten werde, um mich in ſeinem Lande willkommen zu heißen. Daß mir eine ſolche Ehre zu Theil würde, hätte ich nicht gedacht, und es galt mir als ein hinlänglicher Beweis ſeiner edlen und gaſtfreundlichen Geſinnungen; ich hatte ſogar nicht darauf gerechnet, einen Gegenbeſuch von ihm zu erhalten, einen erſten Beſuch aber von ihm am wenigſten erwartet.

Gleich nach dem Nachmittagsgebet wurde mir gemeldet, der Paſcha nahe ſich. Die Gruppe hatte ein poſſierliches und wildes Anſehen zugleich; der Paſcha allein, eine kleine magere Figur, ſaß zu Pferd, und war doch beinahe unſichtbar in dem Haufen der ihn begleitenden koloſſalen Kurden, die in alle Regenbogenfarben gekleidet erſchienen, hauptſächlich aber in Hellroth, Gelb und Scharlachroth, das am ſchreiendſten an den Quaſten und Franzen ihrer Hauptbedeckung angebracht war. Ihr Zug bewegte ſich ſtillſchweigend heran, und nur die Tritte waren von weitem hörbar. Als meine Schildwache ſalutirte, erwiederte der Paſcha den Gruß, indem er mit würdiger Haltung die Hand auf die Bruſt legte. Als ich zu ſeinem Empfange vor mein Zelt heraus trat, und von ihm erblickt wurde, ſtieg er vom Pferde, ergriff meine beiden Hände und führte mich ſo wieder in das Zelt zurück, wo wir uns Jeder auf einen Teppich niederſetzten. Mit vieler Ceremonie hieß er mich in Kurdiſtan willkommen, verſicherte mich wiederholt, daß ich das ganze Land als mein Eigenthum betrachten ſolle, überhäufte mich mit derartigen weiteren V[illegible]ungsformeln, wie ſie im Oriente gebräuchlich ſind. Ich richtete ihm ſodann [illegible] Grüße und Empfehlungen, die der Paſcha von Bagdad mir an ihn aufgetragen hatte, aus, und da dieſe äußerſt freundſchaftlich und verbindend waren, ſprach ich ſie laut vor ſeiner ganzen Begleitung, was ihn ſehr zu befriedigen ſchien. Unſer Geſpräch ging nun auf den Zuſtand des Landes über; er ſtellte mir ſeine ſchwierige Stellung vor, in die ihn die Statthalterſchaft über ein Land verſetze, das auf der Gränze zweier eiferſüchtiger Staaten gelegen ſey, von denen der eine ihn mit fortwährenden Contributionen quäle, während der andere, ſeine rechtmäßige Herrſchaft, die Pforte, ihm befehle, dem perſiſchen Throne durchaus jede Dienſtleiſtung zu verweigern, und doch thue die Pforte nie einen Schritt, gegen dieſe gewaltſamen Eingriffe Perſiens einzuſchreiten. In beſcheidenen Ausdrücken erwähnte er der Folgen, welche dieſer zwitterartige Zuſtand für die Wohlfahrt des Landes nach ſich ziehen würde, verſicherte mich aber zugleich ſeiner vollkommenen Treue und Anhänglichkeit an den Paſcha von Bagdad. Nur mit einem etwas vernünftigen Verfahren und einer gewandten Benützung der Religionsbegriffe der Kurden, welche die perſiſche Secte verabſcheuen, könnte man dieſes Land, das die feſteſten Grenzplätze inne hat, ſich vollkommen treu und ergeben machen, das in zweifelhaften Fällen gewiß im Stande wäre, zu Gunſten derjenigen Macht die Entſcheidung zu geben, zu deren Unterſtützung ſie ſich für verpflichtet halten würden. So aber legt es der Paſcha von Bagdad beſtändig darauf an, gegen den Paſcha von Kurdiſtan zu intriguiren, während der Schazedeh von Kermanſchah dieß gegen Beide thut, und auf dieſe Weiſe fällt der mittelbare Nachtheil auf die Pforte zurück, die ſich alle drei Partheien zum gemeinſchaftlichen Feinde macht.

Nachdem während unſeres Geſprächs der gewöhnliche Kallian geraucht war, wurde Sorbet, Räucherwerk und Roſenwaſſer gebracht, worauf ſich der Paſcha auf die gleiche Weiſe, wie er gekommen war, wieder verabſchiedete. Mahmud Paſcha hat nichts Ausgezeichnetes in ſeinem Aeußern; ſein offenes und natürliches Benehmen hingegen laſſen auf einen milden und würdigen Charakter ſchließen.

Der Paſcha verband mit ſeinem Beſuche ein werthvolles Geſchenk an Schafen, und es ſchien überhaupt, als wolle er uns während unſeres Aufenthalts in ſeinem Lande keinen Mangel empfinden laſſen.

Drittes Kapitel.

Den 10. Mai hielten wir unſern Einzug in die Stadt und wurden von dem Paſcha feierlich empfangen. Eine halbe Stunde vorher kam Osman Bey, von dem ich ſchon Vieles gehört hatte, der jüngere Bruder des Paſcha, und begleitet von allen Gliedern des Paſcha's, zu Pferde, und einer zahlloſen Menge von Fußgängern, in unſer Lager, um uns in die Stadt zu begleiten. Osman Bey ritt ein wundervolles arabiſches Pferd, welches er von den Anazi-Arabern gekauft und das ihm 3000 Piaſter gekoſtet haben ſoll.

Die Erſcheinung des Osman Bey ſetzte mich in Erſtaunen; er hatte keine zu koloſſale, aber ſchöne und regelmäßige Figur; ſeine Geſichtszüge waren äußerſt ſchön geformt, ſein dunkler gelockter Bart, ſeine ſchwarzen Augen und gewölbten Brauen und ſeine dunkle und dabei weiche Haut gaben ihm ein wahrhaft impoſantes Ausſehen; dennoch war er noch ſehr jung. Im Reiten und allen kriegeriſchen Uebungen ſoll er alle ſeine Landsleute übertreffen, eben ſo bekannt iſt ſeine Großmuth und Tapferkeit; auf der andern Seite aber ſoll ſein moraliſcher Lebenswandel weniger ſtreng und ſeinem Charakter etwas Herriſches beigemiſcht ſeyn. Ich bemerkte, wie ſehr er ſich es angelegen ſeyn ließ, die Schönheit ſeiner Figur zu zeigen. Der Geſchmack, den er in ſeinem Anzuge bewies, war auffallend: ſein Kleid war von indiſchem Goldſtoff; auf dem Kopfe trug er einen koſtbaren Kaſchemir-Shwal mit goldenen Zotteln, die unordentlich herabhingen; ſein Mantel oder Ueberkleid war von venetianiſch rother Farbe mit reichen Goldſocken oder Buckeln beſetzt. Osman Bey iſt 39, ſein Bruder, der Paſcha 35 Jahre alt. Während unſerer Unterhaltung ſah er öfters auf ſeine Uhr, und es ſchien, als befürchtete er, den Augenblick vorüber gehen zu laſſen, den man zu unſerem Aufbruch beſtimmt hatte. In Kurzem ſetzte ſich unſer Zug in folgender Ordnung in Marſch: Voraus trat ein Anführer, ihm folgten meine Trompeter und Standardenträger; hierauf kamen drei ungeſattelte Roſſe, von meinem Stallmeiſter geführt; auf dieſe meine Tſchauſch oder Laufer, und nach ihnen der Zug der Sepoy mit ihrer Trommel und Pfeife. Hierauf folgte unſere Geſellſchaft. Voraus ritt ich, völlig bewaffnet, im Sattel zwei Piſtolenhalfter, an meiner Seite Streitaxt und Schild, hinter mir ritten Bellino und Doctor Merando, ſodann Osman Bey auf ſeinem ſchönen arabiſchen Pferde, an der Spitze von 300 Kurden zu Fuß; auf den Bey und ſein Gefolge kamen die Glieder des Raths; mein Schatzmeiſter und meine Intendanten ſchloßen den Zug; ich hätte nicht geglaubt, daß die Stadt ſo viele Menſchen faſſen würde, als wir unſern Zug umgeben ſahen, und doch kam nicht die geringſte Unordnung dabei vor.

Endlich gelangten wir durch einen niedrigen und engen Eingang in dem Palaſte an; der Eingang war nicht an der vordern Fronte angebracht, ſondern wir mußten vorher rings herum gehen, um zu ihm zu gelangen. Auf einigen kleinen Treppen kamen wir in den Audienzſaal, der, wenn er beſſer erhalten geweſen wäre, einen prachtvollen Raum abgegeben hätte. Der Paſcha kam mir bis an die Thüre entgegen, und führte mich auf einen Stuhl, der am obern Ende des Saales ſtand; die Glieder des Raths, an deren Spitze Osman Bey, ſaßen auf breiten Polſtern auf der entgegengeſetzten Seite und meine Geſellſchaft ſtand mit den Officieren des Paſcha's in bunten Gruppen gemiſcht an den Wänden des Saals umher. Nachdem die gewöhnlichen Begrüßungsformeln ausgeſprochen waren, bemerkte der Paſcha, daß ich die Größe und Pracht des Saales bewunderte, und erzählte mir nun, daß ſein Vater der Erbauer des Palaſtes geweſen, und daß der erhöhte Platz, auf dem er ſtehe, einer der alten von Menſchenhand aufgeworfenen Hügel ſey, wie ſie ſo häufig in der Gegend vorkommen; wirklich gewährt er eine entzückende Ausſicht. Nachdem wir noch über viele Staatsangelegenheiten geſprochen hatten, und mir der Paſcha über die Abſtammung und Verzweigung der kurdiſchen Stämme manche Notizen an die Hand gegeben hatte, verabſchiedeten wir uns wieder. An dem äußern Thore ſtanden einige ſchöne geſattelte Pferde, die für mich zum Geſchenk beſtimmt waren; hierauf gingen wir zu dem Hauſe, das der Paſcha für uns zur Wohnung hatte zurüſten laſſen; es war ganz nahe bei dem Palaſt und ging auf einen kleinen Platz hinaus; es ſchien zwar ſehr geräumig, ſah aber baufällig und ſchmutzig aus. In dieſem Zuſtande war es von einem der erſten Beamten bewohnt geweſen, und nun zu unſerem Empfange ausgeräumt worden. Da mein Widerwille, Beſitz davon zu nehmen, meiner Begleitung, wie es ſchien, aufgefallen war, ſo ſchickte der Paſcha einen ſeiner Officiere zu mir, mit der Weiſung, meinen Schatzmeiſter in die Stadt zu ſenden, und mich durch ihn nach einer andern Wohnung umzuſehen, die mir dann ſogleich eingeräumt werden ſollte. Dieß gab ich natürlich um ſo weniger zu, als ich mir zum Grundſatz gemacht hatte, keine Störung und Unzufriedenheit unter den Einwohnern zu veranlaſſen, und wir bequemten uns nun, ſo gut es ging, in dem baufälligen Hauſe. Es war auf die gleiche Weiſe, wie alle Häuſer der beſſern Art in Sulimania gebaut: im Viereck gebaute Mauern mit einem Stockwerk und einer 3 Fuß hohen Grundmauer; die Mauern aus Ziegelſteinen aufgeführt, der Boden eine Miſchung von Lehm und kurzgeſchnittenem Stroh. Das Dach iſt flach und die Sparren ſind mit einer Rohr- und Lehm-Bekleidung überdeckt. Das Haus ſteht innerhalb einer hohen und breiten Ringmauer, die durch eine dicke Mauer in zwei Höfe getheilt iſt, eben ſo wie ſich das Haus in zwei getrennte Hälften theilt, deren eine die Wohnungen der Frauen enthält, die andere Divankaneh heißt, und die Zimmer für die Männer in ſich faßt. Dieſe zwei abgeſonderten Räume haben durchaus keine Verbindung im Hauſe ſelbſt unter ſich, ſondern um von einer Abtheilung in die andere zu kommen, muß man vor die Ringmauer hinaus und durch den entgegengeſetzten Eingang derſelben ins Haus gelangen. Der Raum in beiden Höfen iſt mit Gras bewachſen und mit Weiden, Pappeln, Maulbeerbäumen und Roſenbüſchen angepflanzt und zu kleinen Bosqueten vereinigt. Ein kleiner Bach läuft gewöhnlich durch jedes Haus und wird durch eine Waſſerleitung von den Bergen in die Stadt herabgeführt. Die Eintheilung des innern Raums der Häuſer iſt nach keinem feſten Plan beſtimmt; in jedem der zwei getrennten Räume befindet ſich ein Talar, das gemeinſchaftliche Empfang- und Schlaf-Zimmer im Sommer, das auf der vordern Seite frei und nur mit Gitterwerk verſehen iſt.

In dem für die männlichen Glieder der Familie beſtimmten Theile des Hauſes iſt eine geräumige dunkle Halle, um gegen die Sommerhitze Schutz zu gewähren; allein die hauptſächlichſte Plage hier wie in jedem andern Theile des Hauſes ſind die Flöhe und mehr noch die Scorpionen, die in der hieſigen Stadt beſonders zahlreich und giftig ſeyn ſollen, ſo wie die Tauſendfüße, die man aber weniger fürchtet.

Die gewöhnlichen Häuſer ſind meiſtens niedrige Schoppen, wodurch die Stadt mehr einem ſchlechten arabiſchen Dorfe gleich ſieht; hier findet man keine getrennte Räume für Männer und Weiber; beide Geſchlechter gehen aus und ein und die Frauen verrichten ihre häuslichen Arbeiten unverſchleiert. Dennoch enthält dieſe unanſehnliche Stadt fünf Kans, zwei ſchöne Moſcheen und ein wohleingerichtetes Bad. Die Bevölkerung von Sulimania wird nach dem Urtheile der unterrichtetſten Kurden auf 10,000 Seelen geſchätzt, die Beamten und das Hofgeſinde der hier reſidirenden Prinzen mit eingerechnet. Der Haupterwerbzweig iſt der Landbau.

Die Anhänglichkeit der kurdiſchen Stämme an ihre Häuptlinge iſt in der That bemerkenswerth. In Bagdad ſieht man ſie oft mit ihren Häuptern in der Verbannung das tiefſte Elend und Mißgeſchick ohne Murren ertragen. Leute, die zu Hauſe ein gutgerüſtetes Pferd und einen Sklaven beſaßen, erblickt man in

Lumpen gehüllt, und als Waſſerträger ihren Taglohn verdienen, um ihre Herren damit zu unterſtützen. Als der Bruder des Abdurahmen, Paſcha in Bagdad, ſtarb, ſtand zufällig einer ſeiner Kurden auf der Teraſſe oder Plattform des Hauſes. Bei der Kunde ſeines Todes rief er aus: „Wenn der Bey geſtorben iſt, was ſoll ich noch länger leben,“ und ſtürzte ſich augenblicklich von der Zinne herab. Eine Verbannung in Bagdad iſt das fürchterlichſte Schreckbild, und ſelbſt ihre Treue iſt oft nicht im Stande, dieſe Probe zu beſtehen. Armuth und Elend gilt ihnen für Nichts gegen den ſchrecklichen Gedanken an die brennenden arabiſchen Wüſten. Kaled Paſcha erzählte mir, nach ſeiner Vertreibung von der Statthalterſchaft von Kiuy Sanjiak ſeyen ſeine Stammesangehörigen mit ihren ſilbergeſtickten Sätteln und Zäumen zu ihm gekommen, haben dieſelben ihm zu Füßen gelegt und erklärt, ſie ſeyen Alle entſchloſſen, ihm nach Bagdad ins Exil zu folgen, allein dieſen Putz hätten ſie jetzt nicht mehr nöthig, er möchte Alles von ihnen als Geſchenk annehmen und für ſich in Geld verwandeln.

Ich erhielt hier die Beſtätigung meiner frühern Anſicht, daß der Bauernſtand in Kurdiſtan mit den Stämmen in gar keiner Beziehung ſtehe, die ſich nie oder nur ganz ſelten mit dem Ackerbau beſchäftigen; während auf der andern Seite der Bauernſtand keine Waffen führen darf. Die den Stämmen angehörigen Kurden heißen ſich Sipah's oder ſtreitbare Kurden; die Landleute hingegen haben keinen beſondern Namen und heißen im Allgemeinen Rajahs oder Kiuyli, ſie ſind nach der Meinung der Stämme blos vorhanden, für den Unterhalt der erſten zu ſorgen und denſelben Sklavendienſte zu leiſten.

Durch Mahmud Masraf ward ich hier Zeuge eines beſondern Schauſpieles, eines Feldhühnerkampfes, was in Kurdiſtan als Volksbeluſtigung ſehr beliebt iſt. Masraf, der ein leidenſchaftlicher Jäger iſt, hörte, daß ich nie ein ſolches Schauſpiel mit angeſehen, und ſchien erfreut, mir ſeine Kampfhahnen, die wirklich eine ziemliche Parthie ausmachen, zeigen zu können. Er kam ſelbſt in Begleitung ſeiner vier Söhne zu mir, die, was ich bei den Türken noch nie geſehen hatte, nicht den geringſten Anſtand nahmen, ſich in Gegenwart ihres Vaters niederzuſetzen und ihre Pfeife zu rauchen. Während wir nun eine Taſſe Kaffee zu uns nahmen, ließ ſich die Annäherung der Armee, wie der Alte ſeine Feldhühner nannte, ſchon in ziemlicher Entfernung hören, und bald darauf erſchienen einige derbe Geſtalten, die auf ihrem Rücken nicht weniger als 39 Käfige trugen, in deren jedem ein Kampfhahn ſich befand. Die Käfige wurden in einen Kreis geſtellt, um den die Zuſchauer rings herum ſtanden, und nun öffnete einer der Umſtehenden die Thüre eines Käfigs, aus dem ein Hahn herauslief, ſich zuerſt mißtrauiſch einige Male umwandte, und hierauf trotzig ſeinen Gegner zu ſuchen ſchien. Bald wurde ein zweiter geöffnet und der Kampf begann. Ich bewunderte die große Fertigkeit, mit der ſie ſich im Nacken zu packen ſuchten. War es einem Hahne gelungen, ſeinem Gegner auf dieſe Art beizukommen, ſo hielt er ihn gleich einem Hunde mit dem Schnabel feſt, und ſchleppte ihn wohl dreimal im Kreiſe herum; oft ergriff der eine die Flucht und ſprang über den Kreis hinaus;

dieſer wurde dann vor drei Monaten nicht mehr zum Kampfe zugelaſſen. Jeder hatte ſeinen eigenen Namen und ſie waren ſo zahm, daß ſie ſich leicht in die Hand nehmen ließen, und wenn ein Zweikampf zu Ende war, von ſelbſt wieder in ihr Käfig zurückkehrten. Die Kurden ſehen mit vielem Intereſſe zu; als jedoch für mich die Neuheit des Schauſpiels vorüber war, erſchien mir doch das Ganze ziemlich kindiſch. Die Kurden ſind leidenſchaftliche Liebhaber von Pferderennen, Hahnenkämpfen, Widder- und Hunde-Gefechten, bei denen eben ſo wie in England oft bedeutende Wetten vorkommen.

Das Bad, das ich nun ebenfalls beſuchte, fand ich ſo ſchön gebaut, und ſo gut eingerichtet und bedient, wie ich noch nie eines in der Türkei getroffen hatte, ausgenommen die Bäder zu Cairo, Damascus und Conſtantinopel, und ſogar dieſe mußten dem hieſigen Bade in einzelnen Einrichtungen nachſtehen. Es war reich mit Arbeiten von Stucco und gemalten Arabesken geziert, und enthielt große Baſſins mit Springbrunnen. Der Bau wurde auf Koſten des jetzigen Paſcha, durch perſiſche Künſtler aufgeführt, und ſoll eine genaue Nachbildung des neuen Bades zu Kermandhah ſeyn; nach demſelben Plane wurde ein ähnliches in dem Harem des Paſcha gebaut. Ein Muhamedaner trägt willig zum Bau eines Bades bei; es gilt ihm dieß für ein Werk der Wohlthätigkeit. Selbſt feindliche Armeen würden ſich daher nie eine Entheiligung ſolcher Oerter beikommen laſſen.

Denſelben Tag ging ich noch zu Osman Bey, um ihm einen Gegenbeſuch zu erſtatten. Ich erſtaunte über die Pracht und Menge ſeiner Dienerſchaft; ſonſt war ſeine Wohnung beinahe wie die unſrige, nur daß ſie beſſer eingerichtet war, und auf höheren Grundmauern ſtand. Er richtete dießmal eine Menge Fragen an mich, weßwegen er ſich auch entſchuldigte, indem er ſagte: „Es iſt dieß vielleicht unſchicklich von mir, allein bedenkt, was für ein ſeltſames Ding es für einen Kurden iſt, mit einem Engländer eine Unterredung zu haben, und wie wichtig es ihm ſeyn muß, von Dieſem über Dinge unterrichtet zu werden, die er auf keine andere Weiſe kennen zu lernen im Stande iſt. Beſonders wißbegierig war er, über den Zuſtand von England, Frankreich und Rußland etwas zu erfahren, über die Regierungsform, die Gebräuche am Hofe, über die Bildung und Einrichtung des Kriegsweſens, wobei er alle ſeine Fragen mit vielem Verſtand und möglichſter Einſicht zu ſtellen wußte. Beſonders intereſſirte ihn, etwas von der Schlacht bei Waterloo zu erfahren, von der er durch die Perſer wahrſcheinlich etwas gehört hatte; Bonaparte nannte er im Allgemeinen nur den Kaiſer. Er ging ſodann auf China über, wo er beinahe dieſelben Fragen an mich richtete, wie Abdullah Paſcha bei einem frühern Beſuche, was mich in meiner Meinung beſtärkte, ſie möchten über dieſen Gegenſtand und die Unterredung mit mir darüber ſich vorher beſprochen haben. Er fragte mich, ob noch keine Fremden nach China gereiſt ſeyen, und ſchien darüber erſtaunt, als ich ihm ſagte, daß eine Geſandtſchaft unſerer Regierung kürzlich dort geweſen ſey. Ueber das brittiſche Indien ſprach er mit vieler Vorſicht, er meinte, wenn eine Macht ſo große Armeen beſitze, wie dieß bei uns der Fall ſey, ſo finde er es natürlich, daß dieſe auch benutzt werden, und daß wir deßhalb unſere Eroberungspläne immer mehr ausdehnen würden. Ich ſah ſogleich, auf welche Schlüſſe er noch kommen würde, und bemerkte ihm, daß unſere große Armee durchaus nicht vom Willen des Regenten abhängig ſey, und nur zur Vertheidigung und Abwehrung fremder Angriffe diene, daß wir jetzt ſchon zu viele Beſitzungen hätten, und dieſelben nur deßhalb nicht aufgeben könnten, weil ſie ſonſt in die Hände anderer Mächte fallen würden. — Nichts ſchien ihm mehr Freude zu machen, als wie er hörte, daß es auch bei uns Stämme oder Stände gebe; als ich ihm von den ſchottiſchen Regimentern mit ihrer Nationaltracht und eigenen Officieren erzählte, ſchien er ſehr erfreut, wunderte ſich aber, daß der regierende Stamm engliſch und meiſtens Stadtvolk ſey, unter dem ſogar gute Soldaten zu finden ſeyen. Ich mußte ihm weiter noch von der Entdeckung und dem Zuſtande der neuen Welt erzählen. Als er von der Verfaſſung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten hörte, rief er aus: „Dieß iſt ja gerade wie in Koſchnav*), wo jedes Dorf ſein eigenes Oberhaupt hat, und wo ſie Alle ſich verſammeln, um gemeinſchaftlich über das allgemeine Wohl ſich zu berathen.“

Er ſprach noch Vieles mit mir über den Zuſtand von Kurdiſtan. „Mein Vaterland,“ ſagte er, „iſt in einer ſchlimmen Lage. Gehorchen wir den Türken, ſo ſind wir fortwährenden Plackereien und Verhöhnungen von ihrer Seite ausgeſetzt; leiſten wir den Perſern Gehorſam, ſo quälen uns dieſe unaufhörlich mit Contributionen.“ Dennoch ſchien er, wie die meiſten Kurden, ſich entſchiedener für Perſien auszuſprechen. Beim Abſchiede verſicherte er mich wiederholt, er wünſche nur, daß unſere Freundſchaft recht innig ſeyn möge, er wenigſtens betrachte mich jetzt ſchon als ſeinen Stammgenoſſen.

Bei meiner Rückkunft ſah ich einer andern Volksbeluſtigung, einem Hundegefecht zu, und konnte hier das lebhafte Intereſſe bemerken, das die Kurden bei dergleichen Nationalſpielen an den Tag legen. Ihr Jauchzen, ihr Anhetzen und ihr Halloh übertönte laut das Gebell und Geſchrei der Hunde. Einer der Hunde gehörte meinem Freunde Mahmud Matraf, der von einem äußerſt ſtarken Hunde in Kiuy Sanjak gehört hatte, und nun denſelben kommen ließ, um ihn mit einem Hunde kämpfen zu laſſen, der hier bisher für den ſtärkſten gegolten hat.

---

*) Die Stämme von Koſchnav, drei an der Zahl, heißen Meer Mahmalli, Mir Yuſuf und Pezderi. Die zwei erſteren leben ſchon ſeit langer Zeit in Fehde mit einander; Bebbeh Paſcha weiß dieß ſchlau zu benutzen, der, indem er fortwährend ihren innern Zwiſtigkeiten Nahrung zu geben weiß, ſeinen Einfluß immer feſter begründet. Ein kleiner Strom trennt die Stämme unter ſich, ſie beſitzen eine gemeinſchaftliche Moſchee, in der ſie ſich jeden Freitag verſammeln, hernach aber ſich häufig in ihre Heimath über den Fluß begeben und von dort auf einander zu ſchießen anfangen. Einmal begannen die Feindſeligkeiten ſogar in der Moſchee, und etliche Dreißig blieben auf dem Platze. In ihrer Kleidung gleichen ſie viel den Kurden von Amadia, ihre Sprache iſt eine Miſchung des Bebbeh- und Bakinan-Dialektes; daſſelbe gilt auch bei den Rewandiz-Kurden. Die Koſchnav, ſo wie die Rewandiz haben keinen Bauernſtand. Um einen Begriff von ihrer Rohheit zu geben, wiederhole ich hier, was der Paſcha mir neulich von einem Oberhaupt der Koſchnav erzählte. Dieſem flog einſt eine Fliege auf's Auge und beunruhigte ihn; nachdem er mehrmals verſucht, ſie zu verjagen, und die Fliege immer wiederkehrte, gerieth er in ſolche Wuth, daß er ſeinen Kanzar oder Dolch ergriff, ſich damit in's Auge ſtieß, und ſo ſich ſelbſt blendete.

Bei einem Beſuche, den mir der Paſcha dieſer Tage gab, kam ich in der Unterhaltung auf die Kuhpockenimpfung mit ihm zu ſprechen, und machte ihm den Vorſchlag, dieſe in ſeinem Lande, wo die natürlichen Blattern bisher die größten Verheerungen angerichtet hatten, einzuführen, was er mit vieler Wärme ergriff. Ich verſprach ihm, deßhalb ſogleich nach Bagdad zu ſchreiben, und den Impfſtoff holen zu laſſen.

Die Kurden ſind das einzige mir bekannte Volk im Orient, wo ſpät in der Nacht zu Bette gegangen und ſpät aufgeſtanden wird. Die beſſere Claſſe in Sulimania geht allgemein erſt um zwei oder drei Uhr in der Nacht zu Bette, das man vor neun Uhr Morgens nicht verläßt. Um dieſe Zeit werden dann die Beſuche gegeben. Nach der Abenddämmerung ſuchen ſich die Bekannten in ihren Häuſern auf, und die Unterhaltung wird unter Geſprächen, Rauchen und Muſik fortgeführt; auf dieſe Art werden oft zwei bis drei Beſuche vor Schlafengehen gemacht. Auch vor Sonnenuntergang bilden ſich Klubbs oder Geſellſchaften; vor dem Hauſe von Mahmud Madraf, das vor einem freien Platze gelegen iſt. Bekannte und Freunde unterhalten ſich hier in gemeinſchaftlichen Geſprächen; Waffen und Pferde werden gezeigt und Wetten über die Feldhühner- und Hundegefechte eingegangen. Im Allgemeinen erſchienen mir die Kurden als ein äußerſt geſelliges Volk, das durchaus alle ſteifen Förmlichkeiten meidet, und nie habe ich einen Kurden ein verläumdendes und beleidigendes Wort über einen Andern ausſprechen hören, ſo verſchieden auch ihre Partei und ihr gegenſeitiges Intereſſe ſeyn mochten.

Bei dem nächſten Beſuche des Paſcha bot ſich mir die Gelegenheit dar, mich eines Auftrags zu entledigen, der mir durch einen Freund dringend anempfohlen worden war; einem Spekulanten in Bagdad, der in den Gebirgen von Kurdiſtan Bauholz fällen ließ, wurde eine beträchtliche Menge von den Kurden geraubt. Auf meine Vorſtellungen hin befahl nun der Paſcha die Zurückgabe des Bauholzes; im Falle dieß nicht geſchehen, ſollte eine gleiche Quantität gefällt und zur Verfügung des rechtmäßigen Eigenthümers geſtellt werden. Dieſer mein Auftrag machte mich auf dieſe Weiſe mit dem Verfahren beim Holzfällen bekannt.

Das Bauholz, zu welchem der Tſchimarbaum oder die orientaliſche Platane gebraucht wird, fällt man in dem Gränzgebirge zwiſchen Sinna und dem türkiſchen Kurdiſtan, hauptſächlich in den Diſtrikten von Juanru und Delli Havar, einem Waldthale im Gebirge von Hallabjee. Die Wälder ſind zwar allgemeines Eigenthum im Orient, allein die Stammes-Oberhäupter können hier dem Spekulanten ſo viele Schwierigkeiten in den Weg legen, daß dieſe meiſt nur durch reichliche Geſchenke freie Hand in ihrem Geſchäfte bekommen. Das Holz wird gefällt, behauen und dann zum Trocknen liegen gelaſſen; ein oder zwei Jahre nachher, zur Zeit, wenn die Flüſſe hoch gehen, wird es zur nächſten Station gebracht und dem Dialafluß zugeflößt, während Leute an den Ufern aufgeſtellt ſind, um es im richtigen Laufe zu erhalten. Wenn es die Diala erreicht hat, wird es ſeinem Schickſale überlaſſen, bis es an der Brücke zwiſchen Bagdad und Tauk Kesra anlangt, wo es ſodann von den hiezu aufgeſtellten Leuten herausgezogen wird; freilich geht auf dieſem Wege ein großer Theil verloren, allein bei den hohen Holzpreiſen in Bagdad darf man immer auf einen anſehnlichen Gewinn rechnen. Auch Maulbeer- und Nußbaum-Holz wird in Kurdiſtan gefällt, aber blos aus den Gärten verkauft. Die Pappeln kommen von Jezira und Amadia, Weidenholz vom Euphrat oberhalb Ana.

Die Wälder werden bereits immer lichter in Sinna, da das Holz zu jeder Zeit überall ohne Unterſchied gefällt werden darf, und an manchen Orten, wo gerade Holz gehauen wird, nicht ein Baum ſtehen bleibt. In der neueſten Zeit hat ein Mann, der ſich mit Gießerei, Form- und Schmiedearbeiten beſchäftigt, ſehr viel zur Ausrottung der Bauholz-Wälder beigetragen, indem er zu ſeinem Gebrauche nur Kohlen von Platanen verwendet.

Das Volk, das in dieſen Gebirgen wohnt und gewöhnlich zum Holzfällen gebraucht wird, ſoll ſich noch auf der niederſten Stufe der Kultur und in einem völligen Zuſtande der Barbarei befinden. Sie ſtehen dem Namen nach unter der Herrſchaft des Wali von Sinna, leben aber eigentlich in völliger Unabhängigkeit, ſie treiben keinen Ackerbau und nähren ſich einzig von den Erzeugniſſen des Waldes. Was bei dieſen wilden Stämmen auffällt, iſt, daß die Weiber einen nicht geringen Einfluß beſitzen ſollen, vermöge deſſen ſie oft die grimmigſten Streitigkeiten unter den Männern zu ſchlichten wiſſen, welche ſonſt nur durch Blutvergießen beendigt werden können; denn gleich allen wilden Völkern ſind auch dieſe Stämme außerordentlich reizbar und rachſüchtig, und ein Menſchenleben gilt ihnen nichts. Männer und Weiber leben, ohne den geringſten Grad von Zärtlichkeit zu kennen, unter einander, und den Holzhändler aus Bagdad glaubten ſie durch nichts mehr verhöhnen zu können, als wenn ſie ihm unaufhörlich zuriefen: „Wie heißt Eure Frau? Wie geht es ihr? u. ſ. w." Alles, was ich durch dieſen Mann in Bagdad erfahren hatte, wurde mir hier von vielen Kurden beſtätigt, die dieſe wilden Gebirgsbewohner ſelbſt geſehen hatten.

Den 18. Mai befand ſich unter der anweſenden Geſellſchaft auch Kai Kosru Bey in unſerem Quartiere. Der Stamm Tſchiaf, deſſen Haupt er iſt, bewohnt die höchſten Gebirge auf der Gränze gegen das Gebiet des Wali von Sinna. Es iſt ein wohlgeſtaltetes und tapferes Volk, das aber ſogar von den Kurden für außerordentlich unciviliſirt und barbariſch gehalten wird; ihr Dialekt, der von dem der Bebbeh-Kurden weſentlich abweicht, ſo wie ihre ganze Erſcheinung iſt ſo auffallend, daß man ſie aus allen andern Stämmen erkennt; ſie ſind als die beſten Soldaten unter den Kurden bekannt, und bilden ein Heer von 2000 bewaffneten Reitern und 4000 Musqueten-Trägern, das der Bey dem Paſcha von Sulimania im Falle eines Krieges zuführt. Vermöge des Ruhmes, den ihnen ihre Tapferkeit und Stärke verſchafft hat, haben ſie immer eine Menge Flüchtige aus andern Stämmen, ſo wie Ueberreſte vernichteter Stämme unter ſich, wie die Feileys und Kilhore. Stirbt ihr Oberhaupt und hinterläßt einen unmündigen Sohn, ſo wird ſtatt dieſem ein Bruder oder Oheim des Verſtorbenen zum Bey gewählt. Der Stamm hat keine feſten Wohnplätze, und alle leben das ganze Jahr über in Zelten. Im Sommer hauſen ſie auf dem hohen Gebirge von Hagi Achmed, an der Gränze von Seima, im Herbſte leben ſie zerſtreut in dem Diſtrikte von Scherizur und im Winter in Schirvaney an dem Dialafluſſe.

Der Winter iſt hier im Allgemeinen oft ſehr ſtreng, hauptſächlich, wenn die heftigen Oſtwinde vorherrſchen. Dann bedeckt der Schnee oft zwei Monate lang den Boden, wie es vorigen Winter mehr als zwanzigmal geſchnieen haben ſoll, ehe Thauwetter eintrat. Im Sommer iſt das Klima ſehr angenehm, und nur der Oſtwind macht hie und da eine Unterbrechung, der oft acht bis zehn Tage lang mit Heftigkeit zu wehen anhält, und im Sommer eine in gleichem Grade drückende und beſchwerliche Hitze, wie die Kälte im Winter, verurſacht; der Diſtrikt von Scherizur *), wo ſehr viel Reis erzeugt wird, iſt als der heißeſte und ungeſundeſte Theil von Kurdiſtan bekannt. Flöhe und Musquitos ſind hier eine förmliche Landplage, und die letztern in ſolcher Menge vorhanden, daß man ſelbſt zur Tageszeit, wo ſie ſonſt überall ruhiger ſind, ungeheure Schwärme in der Luft erblicken kann.

Ein alter ehrwürdiger Kurde beſuchte mich dieſer Tage, der gerade von einer Reiſe nach Mekka zurückgekommen war. Alle Kurden, welche die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben, tragen einen weißen Turban; in den letzten drei Jahren ſind allein von der Provinz Sulimania aus über 2000 Kurden dahin gewallfahrtet.

Bei einem Gange nach dem Meidan, wo ich die ganz gewöhnliche Geſellſchaft beiſammen fand, hörte ich Mahmud Maſraf von der Gründung der Stadt Sulimania ſprechen. Der Statthalter über das ſüdliche Kurdiſtan, Ibrahim Paſcha, ein Verwandter des jetzigen Statthalters von Sulimania war vor zwei und dreißig Jahren der Gründer der Stadt, indem er, vielleicht um ſich einen Namen zu verſchaffen, oder der Jagd wegen, die er in der Gegend des jetzigen Sulimania vorzüglicher fand, ſeine Reſidenz von Karatſcholan, das jenſeits der Azmir-

---

*) Die Provinz Scherizur erſtreckt ſich bis zum Fuße des Avroman-Gebirges. Ihre Hauptſtadt iſt Kulambar, oder wie die Türken ſie nennen, Gulambar, die Einwohnerſchaft muß ſich aber jeden Sommer an einen nördlich gelegenen Ort, nach Schemall, am Fuße der Avromanberge, zurückziehen. Von Sulimania nach Arbet ſind es 10 Stunden, hier iſt die Gränze von Scherizur; von Arbet nach Gulambar an die entgegengeſetzte Gränze ſind es 8 Stunden. In Arbet grub Abdurraman Paſcha eine große Menge von Backſteinen, jedoch ohne Inſchriften, ſo wie eine Anzahl von Münzen aus, von denen mir einige verſprochen wurden; zu Gulambar fand er zwei Kanonen im Schutte begraben. Der Diſtrikt von Scherizur iſt außerordentlich reich an Alterthümern, wie die aufgeworfenen Hügel von Gevra Kalaa, und die unterirdiſchen Waſſerleitungen, von denen noch viele brauchbar ſind; auch Graburnen werden an vielen Orten gefunden. Arbet iſt der Hauptort, an dem die Alterthümer in Menge vorhanden ſind. Es iſt ein künſtlicher Hügel hier zu ſehen, ſo wie unverkennbare Spuren einer beträchtlichen Stadt hier vorkommen. Ich vermuthete hier die Stelle der alten Stadt Scherizur, aber alle Kurden ſprechen ſich einſtimmig darüber aus, daß es nie eine Stadt Scherizur gegeben habe, und dies immer der Name der Provinz geweſen ſey. Der Diſtrikt ſteht nicht blos unter einem Statthalter, ſondern iſt in mehre Diſtrikte getheilt.

Hügel liegt, hieher verlegte. Dem Paſcha von Bagdad, Suliman Paſcha, dem Vater des unglücklichen Saed Paſcha zu Ehren, nannte er die Stadt Sulimania. Es ſtand ein alter aufgeworfener Hügel *) hier, der durch den Grundbau des Palaſtes, den Abdurraman hier erbauen ließ, theilweiſe abgegraben iſt.

Sulimania liegt in dem Diſtrikte von Sertſchinar. Nach den genaueſten Nachrichten, die ich mir verſchaffen konnte, enthielt die Stadt 2000 Häuſer, worin Muhamedaner, 130 worin Juden, und 9 worin chaldäiſche Chriſten wohnen, dieſe letztern haben eine kleine Kirche. Ferner hat die Stadt ſechs Karawanſereien, fünf Bäder, von denen aber blos eines bemerkenswerth iſt, ſo wie unter ihren fünf Moſcheen auch nur eine erwähnt werden kann.

Bei einer Unterhaltung über die Merkwürdigkeiten von Kurdiſtan hörte ich von der Hochebene Takti Suliman ſprechen, welche der höchſte Punkt in dem Sinna-Gebirge ſeyn ſoll. In dem Gebirge finden ſich merkwürdige Höhlen oder unterirdiſche Städte, wie ſie die Kurden nannten. Die merkwürdigſte ſoll ſich zwiſchen Karadagh und Ibrahim Kangi finden, und heißt Dillo. Der Eingang ſoll ziemlich ſchmal, innen aber der Weg bedeutend breiter ſeyn, und ſo viel Verzweigungen und Windungen haben, daß man ſich nur mit großer Vorſicht hineinwagen dürfe, indem ſchon viele Menſchen in den Höhlen verirrt und umgekommen ſeyen. Die Wege münden ſich theilweiſe in größere Höhlen aus, die man Häuſer nennt. Ungefähr fünfzig Perſonen waren vor Kurzem in den Höhlen, und wanderten mit Naphtadhl-Lampen mehre Stunden lang in ihnen herum, ohne irgendwo ein Ende oder einen Ausgang zu finden. Die Kurden nennen den Ort die alte Stadt des Dſchian ben Dſchian **)) des Fürſten der Geiſter. Der Berg, in dem ſich die Höhlen finden, ſoll Schwefel, Naphtha, Alaun, Salz, und eine Quelle mit gelbem Sauerwaſſer enthalten.

Was ich außer dem bisher Geſagten über den Ackerbau in Kurdiſtan im Allgemeinen erfahren konnte, gebe ich hier in Folgendem: Weizen und Gerſte werden abwechſelnd auf demſelben Boden gebaut. Der gewöhnliche Ertrag einer Ernte iſt hier das Fünf- bis Zehnfache; ein fünfzehnfacher Ertrag gehört ſchon zu den ſeltenern Ernten. Das letzte Jahr war die Ernte ſchlecht ausgefallen und hatte kaum den doppelten Ertrag geliefert. Weizen und Gerſte werden meiſt ohne künſtliche Wäſſerung gebaut; eine andere Kornart hingegen, Bahora genannt, wird blos in wäſſerungsfähigen Boden geſät. In den auf den Ebenen gelegenen Feldern wird der Boden jedes Jahr ohne brach zu liegen bebaut, und nur der Fruchtwechſel zwiſchen Gerſte und Weizen findet ſtatt. In den hüglichen Gegenden läßt man das Land nach dem Anbau wieder ein Jahr brach liegen. Baumwolle wird nie zwei Jahre nach einander auf demſelben Grunde gepflanzt, ſondern gewöhnlich folgt Tabak. Die hier vorkommende Baumwolle iſt die einjährige und erfordert im Allgemeinen einen Boden, der gewäſſert werden kann, doch iſt in manchen Gegenden ihr Wachsthum blos vom Regen abhängig gemacht, indem, außer bei dem Wein und Tabak, nirgends Dünger angewendet wird. Reis wird hauptſächlich in dem Diſtrikte von Scherizur gebaut, wo er mit andern Fruchtarten wechſelt. Hanf- und Flachsbau iſt in Kurdiſtan noch nicht eingeführt. Omar Aga ſagte mir, er habe ein kleines Stück Feld dieſes Jahr mit Flachs eingeſät, wozu er den Samen aus Egypten habe kommen laſſen. Von den übrigen Getreidearten ſind hier Mais, Hirſe, Linſen und einige andere Hülſenfrüchte gebräuchlich.

---

*) Um den Hügel herum ſtand ein Dorf, Mellikindi, oder das Dorf der indiſchen Könige genannt. Der Paſcha erzählte mir, daß beim Ausgraben des Hügels viele Urnen mit Knochenreſten in demſelben, ſo wie eine Inſchrift entdeckt worden ſey, die man aber, da man ſie nicht leſen konnte, wieder weggeworfen habe; er ſelbſt habe vor nicht langer Zeit, als er, einiger Ausbeſſerungen halber, habe graben laſſen, Urnen mit Knochen, ſo wie einige Münzen in einer ziemlichen Tiefe entdeckt.

**) Dſchian ben Dſchian war nach den Begriffen der Muhamedaner, vor der Erſchaffung des Menſchen, der Herr der Erde, und ſoll die egyptiſchen Pyramiden erbaut haben. Er herrſchte über ein Geſchlecht, das, dem Koran zufolge, aus Feuer erſchaffen war, und das deshalb dem Menſchen, der nur aus Erde gebildet worden, den Gehorſam verweigerte. Dieſes Geſchlecht ſoll 2000 Jahre lang, bis zur Erſchaffung Adams die Erde bewohnt haben, und in Folge ſeines Ungehorſams in entfernte und abgelegene Theile der Erde vertrieben worden ſeyn, die man die Berge von Kaf heißt, wo ſie für ihren Ungehorſam büßen müſſen.

Orangen- oder Limonienbäume kommen wegen der oft ſtrengen Winterkälte nicht fort. Der Paſcha hatte einige Orangen- und Citronenbäume für ſeinen neuen Garten aus Bagdad holen laſſen, allein im nächſten Winter erfroren ſie alle. Die Ricinus- oder Caſtorölpflanze ſieht man überall im Lande angebaut, theils in beſondern Feldern, theils mit Baumwolle vermiſcht.

Der Ramazan oder die große Faſtenzeit hatte den 11. Juni begonnen, und ſeit dieſer Zeit bin ich beinahe die ganze Nacht auf, um Beſuche anzunehmen, da die Muhamedaner während der Faſten buchſtäblich den Tag zur Nacht machen, den Tag über ſchlafen und religiöſe Uebungen halten, Nachts hingegen eſſen und Geſellſchaft ſuchen.

Es lebt hier ein berühmter muhamedaniſcher Heiliger, mit Namen Scheik Kaled, die Kurden halten es aber für eine Sünde, ihn anders als Hazret i Meilana oder den Allein Heiligen zu nennen, und halten ſeinen Ausſpruch für Eingebungen des Himmels. Er iſt aus dem Stamme Dſchiaf und ein Derwiſch von den Nakſchibendi, welche ihre Schule zu Delhi, unter der Leitung des berühmten Sofi Sultan Abdullah, haben; er hat mehr als 12,000 Schüler in den verſchiedenen Theilen der Türkei und Arabiens. In Kurdiſtan wird er allgemein als Heiliger verehrt, und Manche ſtellen ihn ſelbſt dem Propheten zur Seite. Osman Bey, der wie der Paſcha und alle vornehmern Kurden, zur Zahl ſeiner Schüler gehört, verſicherte mir, daß er von ihnen wenigſtens dem großen Heiligen, Scheik Abdul Kader, gleichgeſtellt werde.

Bei einem meiner letzten Beſuche bei Omar Aga erfuhr ich von ihm vieles über die Naturerzeugniſſe von Kurdiſtan. Der Hauptmarkt für alle Produkte iſt in Kerkuk, die Vorräthe werden aber nicht von den Kurden zu Markte gebracht, ſondern die Einwohner von Kerkuk kaufen die Produkte an Ort und Stelle ſelbſt, indem ſie den Landleuten Vorſchüſſe auf ihren Reis, Honig u. ſ. w. geben. Eine ungeheure Menge des feinſten Honigs wird jährlich in Kurdiſtan erzeugt; die Bienenkörbe ſind gewöhnlich aus Koth verfertigt.

Galläpfel kommen ebenfalls in großer Menge vor, hauptſächlich in den Zwergeichenwäldern von Karadug. Sie werden gewöhnlich nach Kerkuk und von dort nach Muſul verführt.

Der Baum, welcher das arabiſche Gummi erzeugt, wächst wild in den Gebirgen. Er hat eine rothe Blüthe und wird Ghirun genannt.

Manna findet man an der Zwergeiche, obgleich noch andere Gewächſe daſſelbe hervorbringen ſollen, jedoch weniger reichlich und gut, als dieſe. Es wird mit den Blättern des Baums eingeſammelt, getrocknet und auf Tüchern ausgedroſchen. Auf den Markt wird es ſo in Klumpen geführt, mit Blättern und andern fremdartigen Beſtandtheilen vermiſcht, von denen es durch Abkochen getrennt werden muß. Eine andere Art Manna wird an Felſen und Steinen gefunden, das ganz rein, von weißer Farbe und weit geſchätzter iſt, als das Manna von den Bäumen. Die Zeit ſeiner Ernte fällt auf das Ende des Juni, und wenn zu dieſer Zeit eine kühlere Nacht eintritt, ſagen die Kurden es regne Manna, indem man nach einer ſolchen Nacht immer die größte Menge deſſelben findet.

Unter den in Kurdiſtan herrſchenden Familien iſt die von Badinan, deren Wohnſitz Amadia*) iſt, die berühmteſte, und wird ſogar einigermaßen für heilig gehalten; ihr Alter führt man bis in die Zeiten der Kalifen zurück, allein dem früheren Namen dieſes Geſchlechtes zufolge, würde ſein Urſprung in noch entferntere Zeiten fallen.

Niemand darf ſich derſelben Schüſſel oder Pfeife bedienen, die das Haupt der Familie benützt, ſelbſt der Pfeifenträger nicht, um ſie anzuzünden und ſie ſeinem Herrn brennend zu übergeben. Seine Perſon wird für ſo heilig gehalten, daß ſelbſt in der hitzigſten Schlacht die feindlichen Stämme bei ſeiner Annäherung die Waffen fallen laſſen würden. In der neueſten Zeit hat er weniger Gewalt über die wilden und kriegeriſchen Stämme ſeines Volks, und ſelbſt die Einkünfte ſeines eigenen Landes erhält er nicht regelmäßig. Hat er für eine außerordentliche Gelegenheit Geld nöthig, ſo beſteigt er ſein Maulthier und reitet bei den verſchiedenen Stammhäuptern ſeines Landes herum, von deren jedem er eine Nacht bewirthet, und beim Abſchied mit einem freiwilligen Betrag unterſtützt wird.

Der Fürſt beobachtet genau die Gebräuche der letzten Abaſſidiſchen Kalifen. Er iſt immer allein. Ein Diener trägt ihm das Eſſen auf und verläßt ihn wieder bis zum Ende der Mahlzeit. Hierauf erſcheint ein anderer Beamter, der das Eſſen wegträgt, ihm das Waſchbecken vorhält, und nachdem er ihm eine Pfeife gereicht, wieder weggeht. Die Kleidung des Paſcha iſt ſehr ſchön, meiſtens in dem Geſchmack von Moſul, einen Kaſchmirſchwahl auf dem Kopfe, um eine rothe hinten herabhängende Mütze geſchlungen. Wenn er einen Diwan hält, ſo tritt ſein erſter Kiaja oder Miniſter zuerſt ein, grüßt ihn mit nach perſiſcher Sitte vorwärts gebeugtem Körper und ſetzt ſich ſodann in ehrfurchtsvoller Entfernung nieder. Auf ihn folgt der Häuptling des Meruriſtammes und nimmt ſeinen Platz an der Seite des Miniſters, ſodann die übrigen Stammesoberhäupter genau nach der Rangſtufe der verſchiedenen Stämme. Pfeifen werden auf Befehl des Paſchas hereingetragen. Nur ein einziger Diener darf eintreten, um die Pfeifen zu vertheilen, und wenn der Paſcha die Aufhebung des Diwan wünſcht, ſo geſchieht dies, indem er Kaffee verlangt. Der Kawaji oder Kaffeeſchenk blickt nun durch ein Gitterfenſter, um ſich von der Zahl der Anweſenden zu unterrichten, füllt genau ſo viele Taſſen mit Kaffee und reicht ſie in der Ordnung herum, worauf ſich dann Alle entfernen, außer wenn der Paſcha den Einen oder Andern zurückbleiben heißt. Kurz, die Hoheit eines Badinenfürſten verlangt, ſich ſoviel wie möglich unſichtbar und unzugänglich zu machen.

---

*) Amadia heißt bei den Eingebornen Ebhadan, oder Elieden. Die Stadt liegt auf einem Berge und enthält ungefähr 1000 muhametaniſche, 300 jüdiſche und 20 neſtorianiſche Häuſer, ſowie einige jacobitiſche und armeniſche Familien. Wenn ich nicht irre, ſo war Zoroaſter aus der Gegend von Amadia.

Das Oberhaupt des Bebbehſtammes hingegen muß ſich bei jeder Gelegenheit öffentlich zeigen, und wird nur höchſt ſelten eine Stunde allein zubringen. Einige Fürſten des Badinengeſchlechts, wie der Vater des jetzigen, ſind, ſo oft ſie ſich öffentlich zeigen müſſen, immer verſchleiert, um jedem Ungeweihten ihren Anblick zu entziehen. Daſſelbe thaten, wie uns Benjamin von Tudela berichtet, die ſpäteren Kalifen von Bagdad.

Wenn der Paſcha auf die Jagd geht, ſo vertauſcht er ſeine Kleidung in einem Jagdſchlößchen bei Amadia gegen die gewöhnliche Kleidung der Bergbewohner. Durch Wald und Klüfte wird nun auf die wilden Ziegen Jagd gemacht, die aber erſt nach dem vierten Jahre geſchoſſen werden. Ihr Alter erkennt ein geübtes Auge, auch auf eine ziemlich weite Entfernung, leicht an den Hörnern. Dieſe und die Feldhühnerjagd, die man mit Schlingen, Beizen oder Feuergewehren betreibt, iſt beinahe das Einzige Vergnügen, das man ſich in Amadia machen kann, indem die Gegend zu bergig iſt, um Pferde halten zu können. Die Luft iſt heiß und ungeſund während des Sommers, und in dieſer Zeit ziehen ſich alle Einwohner auf einen höher gelegenen Punkt, etwa 2½ Stunde von der Stadt entfernt, in ihre Sommerquartiere zurück. Sie müſſen aber um dieſe Zeit ſehr auf der Hut ſeyn, indem ſie beſtändig von den Einfällen der unabhängigen chriſtlichen Chaldäerſtämme bedroht ſind, die von den Muhamedanern allgemein gefürchtet werden.

Außer dem genannten Geſchlechte von Badinan finden ſich noch viele berühmte und mächtige Familien in Kurdiſtan. Die Boattan, die den Diſtrikt gleiches Namens beherrſchen, und deren Reſidenz Jezira iſt, das aber in neuerer Zeit ſehr geſunken ſeyn ſoll; das Geſchlecht Soran, eine alte, und einſt die mächtigſte Familie in Kurdiſtan, das ſie einſt ganz als Eigenthum beſaß. Ihre Hauptſtadt war Harir, das noch viele Denkmale aufweiſt, an dem ein weit edlerer Styl, als an irgend einem andern Orte in Kurdiſtan, nicht zu verkennen iſt.

Die Bebbeh waren Lehensmänner unter dem Geſchlechte Soran; ihre frühere Hauptſtadt Dariſchmann iſt jetzt ein elendes Dorf von etwa 18 Häuſern; die Familie hat ebenfalls in der neuern Zeit viel an Macht verloren; außer mehren Provinzen gehörte ihnen auch Sinna, das jetzt unter perſiſcher Herrſchaft iſt.

Nach langer Berathung hatten wir uns endlich entſchloſſen, den Diſtrikt von Kizzelſchdi zu unſerm Sommeraufenthalt zu wählen, und da die Hitze in Sulimania bereits anfing drückend zu werden, rüſteten wir uns zur Abreiſe. Einen ganzen Tag brachte ich damit zu, von dem Paſcha Oſman und Suliman Bey und meinen andern Freunden Abſchied zu nehmen, und nur ungern verließ ich einen Ort, an dem wir eine Theilnahme und Gaſtfreundſchaft gefunden hatten, die wir als Fremde nie erwarten konnten.

Viertes Kapitel.

Den 17. Juli verließen wir Sulimania wieder, und nahmen die Richtung gegen die kahle und felſige Hügelkette, die Sulimania öſtlich begrenzt, auf dem Wege von Giozeh, auf welchem wir den Paß gleiches Namens bald erreicht hatten. Der Giozeh-Paß iſt der ſüdlichſte Punkt, der den Durchgang nach Sulimania durch die Felſenhügel geſtattet; zunächſt an ihm liegt gegen Norden der Azmir, und ſendet eine Straße gegen die Stadt, oder vielmehr in direkter Linie gegen die alte Stadt Karatſcholan; noch weiter nördlich liegt der Gavian-Paß.

In dem ausgetrockneten Bette eines Stromes, ſodann auf einem felſigen und abſchüſſigen Pfade, gingen wir die ſteile Abdachung der Hügel hinan, und erreichten nach einer Stunde die Spitze, auf der wir, wie auf dem ganzen Wege aufwärts, Sandſteinlager fanden, und wo wir eine herrliche Ausſicht gewahrten. Vor uns war die Ebene (um mich im Gegenſatz zu dem Gebirge ſo auszudrücken, obgleich keine ebene Stelle in der ganzen Gegend iſt) von Serotſchick und Scheribazar, öſtlich von hohen Gebirgen begränzt, hinter welchen die Sonne gerade heraufſtieg. Nördlicher, im Diſtrikte von Scheribazar, wird die Ebene hügeliger, obſchon die ganze Fläche von unzähligen Hügeln, Thälern und Waſſerrinnen erfüllt iſt, die durch die Bäche aus der Hügelkette oft zu beträchtlicher Tiefe ausgeſchwemmt ſind. Oeſtlich vor uns erblickten wir eine Unzahl Zwergeichenwäldchen, und die Abwechslung zwiſchen Wald und angebautem Lande gewährte einen lieblichen Anblick. Auf einem meiſt unebenen und gekrümmten Wege ging unſer Marſch vorwärts, an dem Dorfe Benawilli vorüber, das eine ſchöne Quelle mit einem Karpfenteiche, von hohen Platanen und Pappeln umſchattet, hat, und zu dem Diſtrikte von Serotſchick gehört, bis zum Dorfe Gerradi, das wir zu unſerm Nachtquartier beſtimmt hatten, und wo wir unſere Zelte bereits aufgeſchlagen fanden; unſer Tagmarſch war durch den Paß von Giozehnteres beſchwerlich geweſen, aber außer dem Stürzen von ein Paar Maulthieren hatte ſich eben kein Unfall ereignet. Das Dorf Gerradi liegt in einem keſſelförmigen Thale und ganz in einem Walde von Wallnußbäumen, Weiden und Pappeln verſteckt. Von allen Seiten quellen aus den Abhängen Bäche hervor. Schon auf unſerm Wege hierher trafen wir, je näher wir dem Dorfe kamen, immer mehr Quellen. Die großen ſchattigen Bäume, das Murmeln der Bäche und der Geſang der verſchiedenen Droſſeln gab der Gegend einen eigenen Reiz. Die meiſten beſſern Früchte in Sulimania werden von hier und der Gegend dahin gebracht, und ſchon während der Tagreiſe kamen wir fortwährend an Weinbergen und Tabaksfeldern vorbei.

Auf die in Sulimania gemachten Erkundigungen hatten wir erfahren, daß wir größtentheils ein bergiges und rauhes Terrain durchziehen müßten, wo es oft unmöglich ſey, zwei Pferde neben einander zu führen, und hatten uns deßhalb entſchloſſen, die Sänften für unſere weibliche Begleitung zurückzulaſſen, und dieſe zu Pferde mitzunehmen; meine Frau hatte von Osman Bey ein ſchönes Pferd zum Geſchenk erhalten, das ſie mit bewundernswürdiger Sicherheit über die gefährlichſten Stellen wegtrug.

In dieſem Dorfe hörten wir zum erſtenmale das Gekirre von Turteltauben in Kurdiſtan, ſowie wir hier den erſten prachtvollen Oelbaum erblickten. Die Nacht war äußerſt ſchön und kühl, und doch war uns der Schlaf nicht gegönnt, da uns kurz nach Mitternacht ein entſetzlicher Lärm weckte, den unſere Leute, die, wie alle Eingebornen, jedes Geſchäft mit unnöthigem Geſchrei begleiten zu müſſen glaubten, beim Zuſammenpacken und Aufladen verurſachten. Selbſt die Thiere ſcheinen hier dieſe Gewohnheit zu kennen, indem ſie den Lärmen ihrer Herren ſo lange mit Wiehern, Schreien und Stampfen begleiteten, bis nach einigen Stunden Alles aufgeladen und zum Aufbruch gerüſtet war.

Nachdem wir die Anhöhe, welche das kleine Thal begränzt, erſtiegen hatten, wendeten wir uns der öſtlichen Hügel- oder Bergkette zu, welcher letztere Name für ihre nicht unbeträchtliche Höhe paſſender iſt. Dieſe Berge gehen von den Girzeh- oder Azmirhügeln aus, laufen in einem Bogen gerade vor uns herum und bilden auf der linken eine ähnliche Kette. Genau zu unſerer Linken hatten wir in einer Entfernung von etwa vier Meilen den hohen Berg Serür, der einen abgeſonderten Ausläufer von dieſer Kette bildet. Abdurraman Paſcha war ſehr geneigt, die Hauptſtadt, ſtatt nach Sulimania, an dieſen Ort zu verlegen, der ſeiner natürlichen Lage wegen einen ſehr feſten Platz abgegeben hätte, allein die Schwierigkeit, die Stadt mit Waſſer zu verſorgen, ſchreckte ihn von ſeinem Vorhaben ab. Auf den Bergen trafen wir viel Kreide in verſchiedenen Schichten, ſo wie Quarz an. Die Lagen ſenken ſich alle öſtlich, und der weſtliche Abhang aller dieſer Hügel und Berge iſt um vieles ſteiler.

Unſer Weg führte uns in nordöſtlicher Richtung gegen den Tenguzefluß, über den wir ſetzten, und der nur einige Yards Breite und etwa einen Fuß Tiefe hat, der aber, ſeinem weiten und tiefen Bette nach zu ſchließen, wenn er anſchwillt, zu einem beträchtlichen Strome werden muß. Er fließt in nördlicher Richtung ohne Zweifel dem Kupri oder Altunfluſſe zu, der das ganze Flußgebiet in dieſem

Theile von Kurdiſtan in ſich vereinigt. Von den Ufern des Fluſſes führte uns ein ſteiler und beſchwerlicher Weg auf die Höhe; der Fluß blieb uns zur Rechten, und wir ſahen, wie er ſich hier den Durchgang durch das Gebirge gewaltſam eröffnet hat. Das Herabſteigen war weniger mühſam, und wir kamen auf einem allmählich ſich ſenkenden Pfade in die Ebene herab; durch Hügelreihen, die mit Zwergeichenwäldern gekrönt waren, führte uns der Weg von hier in mehr ſüdlicher Richtung nach dem Dorfe Doladreiz, auf Kurdiſch „das lange Dorf“ genannt.

Dieſes Dorf, das wir zum Nachtquartier beſtimmten, iſt ganz umgeben von Weiden, Feigenbäumen und Weinpflanzungen; auf den Hügeln fanden wir das Korn noch nicht eingeheimſt. Parallel mit unſerm Wege konnten wir unfern die hohen Berge von Kazhaf oder Kurri-Kazhaf zur Rechten erblicken. Hier und dort erheben die Berge ihre kahlen Scheitel, und die ganze Tagreiſe über genoſſen wir durch die Abwechslung der Berge und Thäler herrliche Landſchaftsſcenen; doch trug im Allgemeinen der Charakter der Gegend weniger Schroffes und Abgeriſſenes, und die wellenförmigen Erhebungen und Senkungen waren es mehr, die der Landſchaft den Reiz verliehen.

Kurz nach unſerm Aufbruche des andern Tags waren wir aus dem kleinen Thale, in welchem unſer Nachtquartier lag, herausgetreten. Die Hauptrichtung unſers Wegs war ſüdöſtlich; allein um das Bergſteigen zu vermeiden, wanden wir uns immer um die Hügel herum, durch Wäldchen von Eichen, die hier einen beträchtlichen Umfang hatten, mit Sumachbäumen, Sycamoren und wilden Reben gemiſcht. Bald hatten wir eine ſteile Höhe vor uns, und trotz des guten Weges, der hinaufführte, hatten wir doch bisher eine ſo abſchüſſige Bergwand noch nicht erglimmt; von unten ſchien ſie uns ganz ſenkrecht aufzuſteigen. Der Kazhafberg erhob hier ſein kahles Haupt hoch über alle andern empor, und gegen Nordweſt zeigte der alte Gudrun ſeine felſigen Kuppen in der Ferne. Durch einen dicken Eichenwald führte uns ein ſchöner Weg im Zickzack wieder abwärts. Die Ausſicht in die Ebene war ausnehmend reizend, eine Menge Hügel, mit Eichenwäldchen bedeckt, lagen zerſtreut in ihr, im Hintergrund die Gebirge von Perſien, die ſich in maleriſchen Conturen am Horizont abſchnitten. Mitten durch die Ebene ſchlängelt ſich der Fluß Kizzelſchdi, der weiter unten in ein Thal einmündet, von da nördlich durch den Diſtrikt von Siwel läuft und dem Kiupri-Su-Fluſſe zufließt, mit welchem er ſich vereinigt. Seine Quelle iſt am Fuße der perſiſchen Gebirge, die des Kuipri bei Saſan. In ungefähr einer Stunde fanden wir uns am Fuße einer in nördlicher Richtung ſich hinziehenden Bergkette; hier theilt ſich der Weg, der eine links in nordöſtlicher Richtung führt nach Biſtan, dem Hauptorte im Diſtrikte von Kizzelſchdi, der andere ſüdlich nach Ahmed Kulwan, dem zu unſerm Sommeraufenthalt beſtimmten Orte.

An dem Fuße des Berges kamen uns die zwei Söhne von Kalad Bey an der Spitze von ungefähr 200 gut berittenen und bewaffneten Reitern entgegen. Ihre Kopfbedeckung war ein Tchauſch, mit Silber geſtickt und mit kleinen Zotteln behängt, als Auszeichnung für den Rang eines Statthalters, da Kizzelſchdi eine unter türkiſcher Herrſchaft ſtehende Sanſchdiak oder Statthalterſchaft iſt. Bei dem Zuſammentreffen mit unſerer Geſellſchaft entſtand ein Tumult und ein Lärmen, den nur derjenige begreifen kann, der ſchon einmal einem öffentlichen Einzug in eine türkiſche Stadt beigewohnt hat. Die Pferde zeigen im Allgemeinen wenig Gaſtfreundſchaftlichkeit, und die unſrigen ſchienen über das Zuſammentreffen mit denen des Bei ganz erzürnt. Die kurdiſchen Pferde ſind ohnehin ſtolz und feurig, und ſo entſtand ein ſeltſames Schauſpiel, wie die Pferde durch Wiehern, Stampfen, Ausſchlagen und Beißen ihren Unwillen über dies Zuſammentreffen kund thaten.

Der junge Bey verſuchte, mir über meine Ankunft in Perſien Glück zu wünſchen, allein es war ihm bei dem Lärmen nicht möglich, ſich verſtändlich zu machen, und wir begrüßten uns einſtweilen ſtillſchweigend durch Geberden. Wir ritten nun in ſüdlicher Richtung an dem Fuße der Berge hin, die hier in ſchönen Gruppen amphitheatraliſch auslaufen. Nach einigen Stunden kamen wir auf unſerm Lagerplatze am Fuße der Berge an, ungefähr eine halbe Meile nordöſtlich von Ahmed Kulwan.

Unſere Wohnung, die Khaled Bey für uns hatte einrichten laſſen, ſtand auf einer Anhöhe über einer herrlichen Quelle und beſtand aus einer Zahl von Tſchardak oder Hütten; durch zwei derſelben lief ein kleiner Bach, der ein Baſſin oder Hauz bildete. Das Ganze war von einer ſchönen geflochtenen Hecke umgeben, und nach der Landesſitte in einen Harem und Divan Kaneh abgetheilt. Auf beiden Seiten erblickten wir Kornfelder; Alles war gerade mit der Ernte beſchäftigt und wir hörten in der Ferne die Schnittergeſänge und Mährchen in kurdiſchen Verſen ſingen.

Der jüngere Sohn des Bey, mit fünf oder ſechs Edelleuten ſeines Diſtrikts, nahm Abſchied von uns, um nach Biſtan zurückzukehren. Der ältere, Muhamed Bey, blieb mit einer Anzahl ſeiner Begleiter zu unſerm Schutze bei uns zurück; Nachts ſah ich ihn ſogar ſelbſt auf die Wache gehen, um ſich von unſerer Sicherheit zu überzeugen. Der Platz iſt nämlich von den räuberiſchen Einfällen der benachbarten Stämme fortwährend bedroht.

Auf einem öſtlich von uns gelegenen Hügel, auf dem entgegengeſetzten Ufer des Kizzelſchdi, ſind die Ruinen eines Schloſſes, das man Kiz Kalaſſi oder das Mädchenſchloß nennt, und das ohne Zweifel ſaſſanitiſchen Urſprungs iſt. Nahe vor unſerm Lagerplatze ſtand eine Gruppe von Pappeln, mit den größten Bäumen dieſer Art, die ich jemals geſehen. Einer von ihnen hatte ſechszehn Fuß im Umfang und eine entſprechende majeſtätiſche Größe; zwei oder drei lagen niedergeworfen in maleriſchen Gruppen auf der Erde; der vor zwei Jahren gefallene viele Schnee ſoll ſie geſtürzt haben.

Fünf Meilen öſtlich von Achmed Kulwan zeigt man noch die Stelle, wo zwölf vom Babbeh-Stamme einſt ein perſiſches Lager überfallen und über tauſend Perſer in die Flucht geſchlagen haben. Dies geſchah zur Zeit des Sultan Schah

Huſſein; Suliman Bebbeh war damals Herr von Kurdiſtan, und an dem gleichen Tage gewann er einen Sieg über ein türkiſches Heer.

In Achmed Kulwan ſah ich einem Spiele zu, das einzig in ſeiner Art und nur für die ſtarken Körper der Kurden geeignet war. Ein Mann ſaß auf dem Boden und hatte an einen ſeiner Füße ein Seil gebunden, das einige andere in den Händen hatten, und womit ſie ihn über den rauhen, ſteinigen Grund gleich einer Schiffswinde hinzurollen ſuchten. Um dies zu verhüten, ſtand ein Mann neben ihm mit einem Seile in der Hand, das an einem andern Theile ſeines Körpers angebunden war, und wenn er einen der Angreifenden erreichen konnte, ohne ſein Seil fahren zu laſſen, ſo wurde dieſer auf die Erde geſezt und nun ſtatt des Vorigen hin und her gerollt. Das ganze Schauſpiel ging mit entſetzlichem Lärmen, Schreien und Rennen vor ſich.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen entſchloß ich mich, Achmed Kulwan zu verlaſſen, hauptſächlich aus dem Grunde, weil der Sohn des Bey ſich nicht hatte bereden laſſen, mit ſeiner Begleitung wieder abzuziehen. Ich hielt es nun für das Zweckmäßigſte, nach Beeſtan aufzubrechen, oder wie es im Perſiſchen heißt, nach Bediſtan, den Ort der Weiden; es iſt dies der gegenwärtige Hauptort des Diſtriktes, wo der Bey ſeine Wohnung hat, und wo wir hoffen durften, ihn weniger zu beunruhigen. Wir wendeten uns nun den öſtlich gelegenen Hügeln zu, und erreichten hierauf nördlich von Achmed Kulwan den Kizzeldſchdifluß der ſich hier einen Durchgang durch die Berge erzwingt. Etwas ſüdlich von dieſer Stelle iſt auf dem linken Flußufer ein hoher einzeln ſtehender Fels, auf welchem man die Ruinen eines anſcheinend ſehr alten Schloſſes erblickt, das man das Schloß von Kizzeldſchdi nennt. Dicht daneben liegt das Dorf gleichen Namens, das, ehe die Reſidenz nach Beeſtan verlegt wurde, der Hauptort im Diſtrikte geweſen war. Im Allgemeinen gilt hier die Bemerkung, daß die meiſten kurdiſchen Dörfer in verſteckten Winkeln oder engen Thalſchluchten liegen, ohne Zweifel, um vor den das Land durchziehenden feindlichen Truppen ſo viel wie möglich unentdeckt zu bleiben. Dies iſt jedoch ſehr oft fruchtlos, und der Diſtrikt von Kizzelſchdi, der als Grenzprovinz feindlichen Einfällen und Plackereien am meiſten ausgeſezt iſt, wurde in den lezten zwanzig Jahren mehr als einmal durch die Perſer in eine Wüſte verwandelt; ja die Kurden ſelbſt, wenn es feindliche Stämme ſind, ſchonen das Eigenthum ihrer Landsleute eben ſo wenig als die Fremden. Siwell, das mehr im Innern und außerhalb der gefährlichen Gränzlinie liegt, genießt einer ungeſtörteren Sicherheit, und daher auch eines größern Wohlſtandes.

Von hier kamen wir in eine Ebene und gelangten quer durch dieſelbe an eine Hügelkette, die einen öſtlichen Auslaufer der Berge bildet, die uns in die Ebene herabgeführt hatten. Jenſeits dieſer Hügelreihe fließt in einem reizenden Thale der Beeſtanfluß, und eine ähnliche Hügelkette begränzt das entgegengeſetzte Flußufer. Der Beeſtan, auch Tattan genannt von einem an ſeinen Ufern liegenden Dorfe, nimmt hier ſeinen Lauf durch die Berge und fließt mit den Flüſſen Karalſcholan und Kizzeldſchi unterhalb Karatſcholan zuſammen, worauf der vereinigte Strom in den Kiupri-See fällt.

Das Dorf Beeſtan, das wir bald erreicht hatten, hat ungefähr 80 Häuſer, und etwa ein Drittheil Juden unter ſeinen Einwohnern; es liegt eng zuſammengebaut dicht am Fuße eines einzeln ſtehenden Felſens, der ungefähr eine Höhe von 200 Fuß hat, und dem Dorfe, indem er daſſelbe von dem Flußthale trennt, eine enge und ungeſunde Lage bereitet. Südlich zur Rechten erheben ſich die Hügel zu einer anſehnlichen Höhe; ſie ſind, wie alle hier herum befindliche, Kalkhügel mit Eiſenerden durchzogen. Gegen Oſten iſt das Thal mehr offen, und die Ausſicht wird in der Ferne von Bergen begränzt, deren dieſſeitiger Abhang zum Diſtricte von Teratul in Kurdiſtan gehört; die entgegengeſetzte Seite bildet einen Theil des Diſtrikts von Sakiz, und gehört zu der perſiſchen Statthalterſchaft von Sinna.

Wir fanden in dem Dorfe bereits zu unſerer Aufnahme Hütten eingerichtet, und zwar gegenüber von der Wohnung des Bey, in dem höchſten Theile des Dorfes; dieſer hatte uns die urſprünglich für ihn zum Sommeraufenthalt gebauten Hütten abgetreten und eine geringere Wohnung bezogen, und wir wollten deßhalb, ſo gern wir außerhalb des Dorfes geblieben wären, dem Bey keine weitere Störung verurſachen.

Während einer Unterhaltung mit dem Bey verſicherte mich dieſer, die Zahl der zu den Stämmen gehörigen Kurden ſey in keinem Verhältniß gegen die Ackerbau treibenden Einwohner, die gerade die fünffache Zahl ausmachen. Die herumziehenden Stämme rechnet er zu ungefähr 10,000 Familien, im Durchſchnitt zu ſieben Seelen gerechnet, was nach ſeiner Meinung eine ziemlich genaue Schätzung gibt. Die in feſten Wohnungen anſäßigen Stämme, wie die Kirmandſchi, die Nuredin und Schinkis ſchätzte er zu ungefähr einem Drittheil oder zu etwa 3000 Familien. Nur zu bald wurde uns klar, welch ſchlimmen Tauſch wir mit unſerm jetzigen Aufenthaltsorte gegen das geſunde und reizende Achmed Kulwan gemacht hatten; denn bald nach unſerer Ankunft wurde plötzlich beinahe die Hälfte unſerer Geſellſchaft, worunter auch ich, von einem bösartigen nervöſen Fieber befallen; nur wenige blieben ganz verſchont, und mit jedem Tage nahm die Krankheit zu, und bei der ungeſunden Lage des Ortes konnte ich kaum auf die Geneſung der vielen Kranken hoffen. Ich entſchloß mich deßhalb, die Sepoys mit den Kranken und dem überflüßigen Gepäcke nach Sulimania zurückzuſchicken, und mit einer geringen Begleitung ein benachbartes geſünder gelegenes Dorf aufzuſuchen, bis wir im Stande ſeyn würden, unſere Reiſe fortzuſetzen. Zum Glück blieben meine Frau, ſowie Herr Bellino, vom Fieber gänzlich verſchont.

Auf dieſem Zuge begegneten wir vielen kleinen Lagern, welche die Tſchiaf-Kurden bis zu ihrer Rückkehr nach Scherizur hier bewohnten, und ich mußte bedauern, das maleriſche Schauſpiel, das die vielen zerſtreuten Sommerlager gewährten, nicht gehörig genießen zu können. Zelte und Gepäcke waren niedlich auf Ochſen geladen; dieſe Benutzung des Rindviehs zum Laſttragen ſcheint überhaupt bei den Kurden gewöhnlich zu ſeyn, denn ſelbſt bei den Riſchwan-Kurden im Kleinaſien bemerkte ich denſelben Gebrauch, ſowie mich überhaupt noch Manches, das ich hier ſah, an dieſe Völkerſchaft erinnerte. Weiber und Männer, die mir als ein durchgehends kräftiger Menſchenſchlag erſchienen, gingen alle zu Fuß. Die Weiber tragen ein blaues Hemde und Pumphoſen, und eine kleine Mütze auf dem Kopfe, von dem die Haare ungeflochten herabhängen. Ihr Ueberkleid, Tſcharokia genannt, iſt eine Art blau und weiß gewürfelter Mantel, ungefähr wie die Kleidung der ſchottiſchen Hochländer. Dieſer Mantel iſt ein nothwendiger Beſtandtheil der kurdiſchen Weiberkleidung, und die höhere Klaſſe unterſcheidet ſich blos dadurch, daß der Mantel bei ihnen von roth und gelber Farbe iſt.

Die Männerkleidung beſteht aus einem um die Lenden gegürteten langen Kleide, leichten Hoſen, geſtrickten wollenen Strümpfen und einem kegelförmig zugeſpitzten Filzhute. Alle ſind mit einem Säbel und leichten Dolche bewaffnet, viele tragen Piſtolen im Gürtel, die Reiter aber führen alle Lanzen. Wir ſahen eine Frau, die ihrem Aeußern nach von bedeutendem Range zu ſeyn ſchien. Sie ritt auf einem Pferde, deſſen Zaum und Zeug mit einer Menge Schellen und Troddeln behangen war, und das eine reich geſtickte, mit Franzen verzierte Schabracke trug; ein Joch Ochſen trug ihr Gepäcke, auf dem ein Diener ſaß, und ein wohlbewaffneter Reiter folgte hinten nach. Nirgends erblickten wir bei den Weibern einen Schleier, und ſelbſt die bei den Arabern um den untern Theil des Geſichts geſchlungene Leinwand fehlte bei ihnen.

Das Dorf Pindſchwin, wo wir uns einige Tage aufhielten, iſt ein ziemlich anſehnlicher Ort, in einem engen Thale von Hügeln umgeben, ſüdlich von der Ebene, durch die der Fluß Kizzeldſchdi fließt; obgleich zum Diſtrikte von Kizzeldſchd gehörig, iſt es, ſowie ein anderes benachbartes, Eigenthum des Fetoulla Aga deſſen Haus wir in Sulimania zur Wohnung hatten, und mag jährlich ungefähr 15,000 Piaſter eintragen, welche geringe Summe ſich nur durch den äußerſt vernachläſſigten Zuſtand des Landbaues erklären läßt. Wir ſahen hier das Korn noch ganz grün auf den Feldern ſtehen, und in den vielen Gärten und Weinbergen, die das Dorf umgeben, fanden wir kaum einige reife Früchte. Die Einwohner ſind meiſt Fuhrleute, die mit ihren Maulthieren bis nach Sinna und Hamadan kommen.

Die Sonnenhöhe des Sirius, der, wie viele Sterne, in Kurdiſtan ſeine eigene Benennung hat, und Gillaweiſch heißt, die ungefähr auf den 10. Auguſt fällt, bezeichnet hier den Anfang der größten Hitze. Die Nächte ſind alsdann immer noch kühl, allein die Hitze während des Tags iſt oft unerträglich.

Während einer der letzten Nächte bemerkten wir in der angränzenden Ebene viele Zelte, die den Gillali-, Kilore- und noch einigen andern Stämmen gehörten und von dem Dſchiafſtamme durchaus verſchieden ſeyn ſollen, und die jetzt vom Gebirge herabkamen. Alle dieſe Stämme bezahlen dem Vali von Sinna für die Weideplätze, die ſie während des Sommers auf ſeinem Gebiete beſuchen, einen jährlichen Tribut. Die Dſchiaf-Kurden allein geben ihm jährlich die Summe von 400 Tomans, und überdies eine Anzahl Pferde und Schafe.

Die äußere Lage des niedern Volkes in Pindſchwin iſt gegen die ganze Gegend auffallend vortheilhafter. Die Häuſer ſind alle von geflochtenen Umzäunungen umgeben und haben ein weit beſſeres und reinlicheres Ausſehen, als die gewöhnlichen Bauernhäuſer in Kurdiſtan. Es finden ſich viele Juden hier, die mit Galläpfeln, Häuten u. ſ. w. nach Sinna und Hamadan Handel treiben. Die in den Dörfern lebenden Juden treiben meiſt das Färberhandwerk. Pindſchwin iſt überdies der Sammelplatz der meiſten wandernden Stämme; Karawanen kommen von hier bis Hamada in acht, nach Seima in vier Tagen.

Ich mußte hier meine Unkenntniß der Naturgeſchichte um ſo mehr bedauern, als für dieſe in Kurdiſtan vieles Intereſſante zu ſchöpfen wäre. Ich führe hier nur den Zirgelbaum, die giftigen Nachtſchatten, die Ciſtenroſe, die hier noch in voller Blüthe ſteht, den Sumachbaum an. Von Vögeln ſahen wir hier, außer den vielen Rothbrüſtchen, eine ſehr ſchöne Art Baumläufer von rother und grauer Farbe, Turteltauben mit einer Farbenpracht, die ich bisher noch nie geſehen, eine Menge Wachteln und das rothbeinige Feldhuhn, das ebenfalls außerordentlich zahlreich vorkommt.

Fünftes Kapitel.

Den 20. Auguſt verließen wir unſer bisheriges Standquartier, nachdem das nöthige Laſtvieh zur Fortſchaffung unſerer bewaffneten Begleiter, der Kranken und des Gepäckes angekommen war, und unſer Marſch ging nun gegen die Grenze von Sinna, wo ich meine Geſundheit herzuſtellen hoffte, und gegen das Gebirge Zagros, mit ſeinem unbekannten Paſſe von Garran, das ich nun bald kennen lernen ſollte; ein weiterer Grund, der mich dahin führte, war die genaue Beſtimmung der geographiſchen Lage der verſchiedenen Orte, hauptſächlich der Hauptſtadt des perſiſchen Kurdiſtan.

Um die am Fuße des Zagros liegende Ebene kennen zu lernen, gingen wir durch dieſe, und nicht den nähern Weg über die Hügel, der um etwas kürzer iſt. Der Weg durch die Ebene geht längs des Kizzeldſchifluſſes ſüdlich am Abhange der Hügel hin; dieſe ſind bis an den Fuß mit ſchönen Wäldern bedeckt, und ihre Form iſt oft vollkommener Kegel, bei mehren mit kahlem Plateau, wo wir die Lager einzelner Stämme erblicken konnten, die gerade auf ihren Zügen begriffen waren.

Die Gränze von Perſien bezeichnet eine kleine hölzerne Brücke über ein Flüßchen, das in den Kizzeldſchi fällt, gewöhnlich aber ausgetrocknet iſt. Bald verſchwindet der Kizzeldſchi zur Rechten hinter einer Hügelreihe, bei der die Ebene ſich ſüdlich wendet. Auf einer kleinen Anhöhe erblickten wir den kleinen, deſſen See Zeribar; den ſüdlichen Horizont begränzte das ſteile Felſengebirge von Aroman, über welches man blos auf Fußpfaden gelangen kann. Die linke Seite des See's war von bergigen Wäldern begränzt; auf der rechten dehnte ſich eine Ebene aus, die augenſcheinlich nicht den Grund des See's gebildet hatte, der nun zu einer Länge von drei, und zu einer Breite von zwei Meilen zurückgetreten iſt. Noch jetzt iſt die ganze Ebene, ausgenommen zur Linken, ringsherum auf eine Meile ein mit Schilf überwachſener Moraſt, in dem es von Federvieh wimmelt. Des Winters iſt er ganz überfroren, und Omar Aga, unſer Mehmendar oder von Staatswegen mitgegebener Begleiter, verſicherte mich, daß er oft darauf gejagt habe, da ſich eine Unzahl Lotuspflanzen in ihm finde. Das Volk in der Umgegend glaubt allgemein, der See ſey einſt eine Stadt geweſen, und auf Gottes Geheiß durch ein Erdbeben untergegangen.

Bald gelangten wir zu den Zelten von Kai Kosru Bey, dem Anführer des Dſchiafſtammes, der uns mit einigen Begleitern entgegenkam; dieſe hatten Federn und Reiherbüſche auf ihren Turbans und ritten wunderſchöne Pferde, deren Decken mit einer Menge gelber wollener Troddeln überhängt waren. Das ſchönſte Pferd jedoch war das des Bey ſelbſt, und ich erinnere mich nicht, in Jahren ein gleiches geſehen zu haben. Der Bey ſah ganz anders aus, als wie ich ihn in Sulimania geſehen; er war mit einem prächtigen türkiſchen Ueberrock mit Goldtreſſen bekleidet und hatte in der That eine majeſtätiſche Figur. Die Zelte des Bey waren wie gewöhnlich von dunkler Farbe, mit breiten und hohen Matten umgeben; ein Zelt von Baumwolle wurde zum Empfangzimmer für mich aufgeſchlagen, ein ſogenanntes Tſchauſch oder Sommerhaus, zu meiner und meiner Frau Bequemlichkeit eingerichtet, und die Weiber von Kosru Bey bemühten ſich, ihr dieſelbe Aufnahme zu Theil werden zu laſſen, mit der mich der Bey erfreute.

Auf einem ſüdlich von uns gelegenen Hügel ſteht ein Schloß, Meriwan, das jetzt in Ruinen liegt und meiner Meinung nach aus der Herrſchaft der Saſſaniten herſtammt. Auf dem Gipfel eines andern Hügels, der die Südſeite eines etwa drei Meilen breiten Thales begränzt, das öſtlich gegen den Zagros hinläuft, ſind die Trümmer zweier gleichfalls ſaſſanitiſchen Schlöſſer, ungefähr drei Meilen von unſerm Quartiere entfernt.

Die felſigen Abhänge des Aromangebirges erſchienen uns gerade ſüdlich gegenüber und erſtreckten ſich weſtlich bis Scherizur, deſſen Ebene von uns durch die Hügelreihe getrennt iſt, welche von Achmed Kulwan bis Pindſchwin und zu dem See herabkommen. Zwiſchen dem Aroman und Zagros iſt ein unebenes, tiefes Thal, durch welches die gerade Straße von Kermanſchah nach Sulimania führt, und die der Schamianweg heißt. Durch dieſes Thal fließt ein kleiner Fluß von Garran herab, und fällt in die Diala. Die hohe und ſteile Kette des Zagros iſt mit kurzen Unterbrechungen von Surena und Ardbuda aus ſichtbar, welches letztere ich ſogar für einen Theil des Zagros halte. Hadſchi Achmed, der

Theil des Zagros, den der Stamm Dſchiaf gewöhnlich während des Sommers bewohnt, liegt nordöſtlich von hier, der Paß Garran etwas mehr öſtlich.

Den Abend brachte ich mit Kai Koſru Bey zu; einige **Mullas** ſangen uns in perſiſcher Sprache Lieder vor; indiſche Gaukler erſchienen, und mit dieſen ein völlig nacktes, aber ſonſt wohlgebildetes Weib, das epileptiſch und früher wahnſinnig war, und in dieſem Zuſtande ſich ihrer Kleider entledigt und ins Gebirge geflüchtet hatte, wo ſie mehre Jahre im Zuſtande völliger Wildheit zubrachte. Sie wurde zuletzt wieder zurückgebracht und ihr Wahnſinn iſt jetzt geheilt, allein ſie läßt ſich nie bereden, eine Kleidung anzulegen. Von Zeit zu Zeit beſucht ſie Sulimania, wo ſie in dieſem Zuſtande ſich auf den Straßen zeigt.

Des andern Tages nahmen wir Abſchied von unſerm gaſtfreundlichen Bey und rückten in dem Thale vor, das ſüdlich durch die Meriwanhügel, nördlich durch die Hügelreihe von Ziribar begrenzt wird und ſeine Richtung nordöſtlich nimmt. Gegen ſeinen Ausgang hin überſtiegen wir einige kleinere Hügel, und kamen nach einigen Stunden zu Gweizakwera, einem kleinen Dorfe in einer engen Schlucht, an. In dem Thale wurde einſt die Schlacht geliefert, in der Suliman Paſcha, damals Kiaga von Bagdad, mit dem größten Theile ſeines Heeres gefangen genommen wurde, als er in dem tollkühnen Kriege, den Ali Paſcha von Bagdad gegen Perſien unternommen, dieſen unterſtützt hatte. Die Häuſer, oder beſſer Hütten, in Gweizakwera ſind alle mit einer Art roher Binſengeflechte bedeckt. Der Schilf wird oben an eine gerade Stange gebunden und hängt ohne Ordnung herab, was den hohen Dächern ein ſchlechtes Ausſehen gibt. Wir waren in einer etwas beſſern Wohnung, welche, wie es ſchien, zu einer Moſchee diente. Alle Häuſer waren durch eine Einzäunung von Flechtwerk umgeben, und ſo gegenſeitig von einander getrennt. Im Allgemeinen iſt es ein elendes Dorf, obſchon eines der vornehmern Häupter des Diſtrikts, Scheik Kirim, hier ſeine Wohnung hat. Er war ein ſchöner, wohlgeſtalteter Mann, und was mich wunderte, er trug nicht die perſiſche, ſondern die Kleidung des Bebbeh-Stammes; bei ihm ließ ich auch zwei meiner Leute, die Krankheits halber nicht mehr fortkommen konnten.

Als wir des andern Morgens aufbrachen, hatten wir ein hügeliges, dabei aber ziemlich offenes Land vor uns, bis wir nach einigen Stunden an den Eingang eines gewundenen Thales kamen, der durch zwei Felſen von ſtaunenerregender Höhe gebildet wird, die ihre kahlen Scheitel hoch über die Eichenwälder erhoben, welche die Thalabhänge bedeckten. Der kleine Fluß Aſerabad oder Garran ſtrömt aus dieſer Thalmündung hervor, und wir ſahen eine niedliche Brücke von drei Bogen über denſelben, welche Aman Ullakhan, der gegenwärtige Wali von Sinna, erbaut hatte.

Das Terrain hatte ſich ſeit unſerm Abmarſch aus dem Dorfe nur wenig erhoben, jetzt aber wurde die Neigung merklich; wir hatten den Aſerabad ungefähr eine Meile lang zur Linken, und aus der nicht unbedeutenden Erhebung des

Bodens läßt ſich leicht auf die Schnelle ſeines Laufes ſchließen. Das Thal war außerordentlich ſchön, der Weg führte uns fortwährend durch Wälder, die mit Eichen, Ahorn, wilden Birnbäumen, Weinſtöcken und orientaliſchen Platanen erfüllt waren, und die Berge bis zur Spitze bedeckten; längs des Weges ſtanden Schlehen, Hagedorn und die rieſenhafte wilde Roſe. Ich begegnete hier einer ſtarken Abtheilung Chiaskurden, die gerade auf ihrem Zuge in die Ebene von Siridar begriffen waren, und ihre Familien und Schafe mit ſich führten. Das Rindvieh diente zum Tragen des Gepäcks; die Kinder wurden in Windeln von den Weibern auf dem Rücken getragen, oder wenn ſie etwas größer waren, zu dreien zuſammengebunden und auf den Rücken eines Ochſen geſetzt. Einige abenteuerlich ausſehende Weiber, die als Wahrſagerinnen und Zauberinnen mit den andern Weibern daherzogen, fielen uns beſonders auf, und ſie ſchienen überhaupt hier ziemlich in Achtung zu ſtehen. Die Männer ſchlenderten, mit einer Keule in der Hand einher, an der Seite trug jeder einen Säbel und einen Dolch. Einige trieben Schafe vor ſich her, wiederum andere das Rindvieh und die Pferde, die Vornehmern waren beritten; die hauptſächlichſte Laſt aber lag auf den Weibern, die für alle Bedürfniſſe der Familien, für Eſſen, Beſorgung der Kinder, des Viehes und Gepäckes in Anſpruch genommen waren.

Durch ein ſchönes, geſchlängeltes Thal führte uns der Weg zu einem ſteilen Abhang, auf deſſen Spitze wir ungefähr nach einer halben Stunde anlangten. Der Berg beſtand ganz aus Kalkfelſen, und oben ſahen wir vor uns die hohen und kahlen Spitzen der umliegenden Gebirge. Beim Herabſteigen bemerkten wir, wie die Wälder immer lichter wurden und bloß aus Zwergeichen beſtanden. Die Gebirgsabhänge rings herum waren alle kahl, und bis an die äußerſte Gränze des Horizontes konnten wir Nichts bemerken, als die braune Farbe der kahlen Hügel und Berge, und wir wurden durch den auffallenden Contraſt, den dieſer Anblick gegen die eben durchwanderte Gegend bildete, überraſcht. Nach ungefähr anderthalb Stunden kamen wir am Fuße des Paſſes an, und machten hier Halt, um unſer Frühſtück einzunehmen. Dieſer Paß des Zagros heißt nach dem Namen eines Heiligen Garran, obgleich, wie man mich verſicherte, kein ſolcher muhamedaniſcher Name vorkommt. Der Paß, der von Ardbaba nach Banna führt, ſoll viel leichter zu paſſiren ſeyn; dieſer Eingang nach Perſien hat durchaus nichts Annehmliches; Alles erſcheint ringsherum kahl und von der Sonne verbrannt, und bis zu den Gränzen Indiens ſoll kein Wald mehr zu finden ſeyn.

Von hier an ſtiegen wir nun immer aufwärts; der Weg wand ſich durch hohe, nackte Hügel, die aus Steingerölle beſtanden, mit rother Erde überdeckt, und nirgends gewahrten wir eine Spur menſchlichen Anbaues. Nach einer Stunde erreichten wir einen kleinen Fluß, Namens Kaker-Bekria, der weſtlich ſeine Richtung gegen Schamian nimmt, und von hier dem Dialafluß zuſtrömt. Wir überſchritten ihn zweimal und ließen ihn ſodann zur Rechten liegen. Von hier aus durchzogen wir ein enges Thal mit beſtändigen Krümmungen, und kamen endlich in einem elenden Dorfe, Dſchenawera, an, das noch zu Meriwan, dem größten Diſtrikt von Sinnar, gehört. Der Bauernſtand von Guran erſchien uns viel ärmlicher, als der im türkiſchen Kurdiſtan.

Sechstes Kapitel.

Am Morgen des 23. Auguſt, um 6 Uhr, machten wir uns auf die Reiſe. Die Richtung war anfänglich, bis wir die hohe Straße erreichten, S. 3° W.; die allgemeine Richtung war jeden Tag S. 8° W.; aber die Straße wand ſich durch die wellenförmigen Krümmungen enger Thäler, und zuweilen über die Hügel, welche dieſelben trennen; im Allgemeinen ſchienen wir mehr bergan zu ſteigen, als abwärts zu gehen.

Die Gegend hatte denſelben unfreundlichen Charakter, wie geſtern. An einigen Stellen bemerkten wir, daß das Waſſer zum Behufe des Landbaues in kleinen irdenen Rinnen herbeigeführt wurde. Omar Aga ſagt von dieſem Boden, daß er zu arm ſey, um ohne künſtliche Bewäſſerung des Anbaues fähig zu ſeyn. Der Winter iſt hier ſehr rauh, und der Schnee liegt ſehr tief und lange. Später kamen wir an einem hart auf unſerer linken Seite gelegenen künſtlichen Berg mit flacher Spitze vorbei, ähnlich dem Tſchemtſchemal. Er liegt in einem engen Thale an dem Fuße eines Hügels. Die Eingebornen nennen ihn Kalaa, oder Kaſtell, obgleich es ſchwerlich je ein ſolches geweſen ſeyn mag, da es von den benachbarten Hügeln ſogar mit Steinen hätte angegriffen werden können. Nachdem wir beinahe den ganzen Weg von Krawera an bergauf geſtiegen waren, ſo ſenkte ſich jetzt die Straße auf eine Viertelſtunde Wegs, und wir kamen um 8 Uhr an dem Fuße des Abhanges an. Indeſſen ſtiegen wir ſogleich wieder einen ſehr ſteilen Berg hinan, erreichten deſſen Gipfel um halb 9 Uhr, und genoſſen hier einer ſchönen Ausſicht auf das Gebirge Zagros.

Wir kamen an den Zelten, die den Bewohnern des Dorfes Gerruder gehören, welches in einem engen Thale liegt, an. Das Dorf ſelbſt liegt ungefähr eine Meile entfernt, weiter links über den Bergen. Die Bauern von Gerrudes campiren jeden Sommer an dieſem Platze. Sie hatten ſo eben ihre Frucht geſchnitten und droſchen ſie jetzt mittelſt Ochſen und Maulthieren.

Hier erhielt ich ſchon einen Boten von Sulimania; derſelbe hatte dieſen Platz erſt vor drei Tagen verlaſſen, obgleich er zu Fuß reiſte. Ich tauchte den Thermometer in eine nahe Quelle und war erſtaunt, als ich 61° Wärme fand.

Unter dem Stroh fand ich ein großes, vier Zoll langes Inſekt von der Heuſchreckengattung. Es hatte keine Flügel, aber von ſeinem Schwanz aus ging eine Art von Schwert. Es beißt ziemlich heftig, thut jedoch dem Ackerbau keinen

Schaden. Die Kurden nennen es Schirakulla oder die Löwen-Heuſchrecke. Hier fanden wir auch einen Maulwurf, der auf kurdiſch Mouſcha Kiura oder blinde Maus genannt wird.

Den 24. Auguſt. Vor ungefähr 15 Tagen hatten einige Dſchiafs Streit mit einigen Leuten aus der Gegend, und verwundeten einen derſelben ſehr ſtark mit dem Säbel. Heute Nacht gingen drei Dſchiafs mit Rindvieh vorbei; ſogleich verſammelten ſich ſechs oder ſieben Reiter aus dem Dorfe, fielen über ſie her und nahmen ihnen das Vieh mit fort. Kaum hatte Omar Aga davon gehört, als er ſogleich vier ſeiner Reiter nachſchickte, die in ungefähr einer halben Stunde mit dem wiedereroberten Vieh und zwei Gefangenen zurückkehrten. In der Nacht kamen die Kameraden der Gefangenen und legten die Sache bei. Die Leute wurden freigegeben, aber das Vieh kam wieder an ſeine rechtmäßigen Beſitzer.

Um halb 5 Uhr machten wir uns wieder auf die Reiſe; die Morgenluft war ſehr ſcharf. Bald nachdem wir das Dorf verlaſſen hatten, ſtiegen wir einen ziemlich hohen und ſteilen Hügel hinan. Unſere Straße wand ſich den ganzen Tag durch enge Thäler zwiſchen Schieferbergen; ein kleiner Fluß, deſſen Lauf öſtlich iſt, fließt durch das Thal gegen Garo, und fällt in die Diala. Er ſchlängelt ſich durch ein Bett von Schilf und Weiden, deren Grün einen ſchönen Kontraſt gegen das verbrannte Ausſehen der Schieferhügel macht. Wir ſahen auch viele Büſche mit wilden Roſen und einen Baum, der in Perſien Sindſched, im Kurdiſchen Sindshoo genannt wird, und eine der rothen Bruſtbeere ähnliche kleine Frucht trägt.

Um 8 Uhr lagerten wir uns an den Ufern des Fluſſes, um uns zu erfriſchen, und nach einem kurzen Halt ſetzten wir unſere Reiſe fort und erreichten bald das große, aber ſchmutzige Dorf Doweiſa, welches aus elenden Hütten mit flachen Dächern beſteht, die an die kahlen Wände jener Schieferhügel gebaut ſind. Es gibt hier indeſſen viele Gärten und Weingärten in den Thälern und an einigen benachbarten Bergen, welche dieſem Platze ein ſchöneres Anſehen geben, als jeder, den wir geſehen, ſeit wir Garran verlaſſen hatten. Die höhere Klaſſe des Volks trägt ſich perſiſch, und dieſer Mode folgen die Weiber durchgängig.

Unſere Station war heute drei Stunden zwanzig Minuten entfernt, und war von Norden nach Weſten gerichtet; doch beobachtete ich den Compaß nicht häufig genug. Doweiſa, wo wir heute Halt machten, iſt in dem Diſtrict von Khusnabaud, in dem auch die Hauptſtadt der Provinz Sinna, ungefähr drei Farſakhs entfernt, liegt (Farſakhs = 3½ engl. Meilen).

In der letzten Nacht kam einer der Secretäre des Walis von Sinna in dem Dorfe an. Es ſcheint, als ob der Wali, welcher jetzt auf einer Reiſe in ſeine nördlichen Provinzen begriffen iſt, von unſerer Ankunft in ſeinem Lande gehört habe, denn er hatte nach Sinna den Befehl geſchickt, mich in ſeinen Palaſt zu logiren, und mich mit denſelben Ehrenbezeigungen, wie ihn ſelbſt, zu empfangen. Sein zweiter Sohn, der nur dem Namen nach Gouverneur der Stadt iſt, bereitete ſich deßhalb vor, mir an der Spitze aller ſeiner Truppen entgegen zu gehen, was ich aber gerade zu vermeiden ſuchte; ich lehnte deßhalb dieſe beabſichtigte Ehrenbezeugung ab. Die Befehle des Khans waren indeſſen zu beſtimmt, und er iſt nicht der Mann, der, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, den geringſten Ungehorſam duldet. Ich hatte deßhalb große Schwierigkeit, dieſe Ceremonie zu vermeiden, und entging derſelben nur dadurch, daß ich ausdrücklich erklärte, ſogleich wieder dahin zu gehen, wo ich hergekommen ſeye, wenn ſie auf ihrem Vorſatze beharrten. Ich verſprach auch dem Khan, meine Gründe zu ſagen. Am Ende kam ich mit dem Vertrage davon, daß zwei oder drei der vornehmſten Leute mich an dem Garten des Vali's empfangen ſollten, wo ich für's Erſte eine Wohnung zu beziehen gedachte. Der Mirza brachte von Mahommed Khan, dem kleinen Fürſten, einen Brief mit, und ein Geſchenk von ſechs mit Früchten und einem mit Eis beladenem Maulthier.

Dieſe Sache hielt mich längere Zeit auf, und erſt ſpäter konnte ich mich in der Gegend umſehen. Die Gegend war immer noch dieſelbe, jedoch etwas mehr offen; in einigen Thälern bemerkten wir ſogar Obſt- und Weingärten und wenige kleine Dörfer. Die bisher ganz ebene Gegend fiel nach und nach, als wir uns der Stadt näherten, hinter dieſer fing ſie wieder an zu ſteigen, und nach mehren Hügeln und Brücken endigte ſie ſich in den hohen Rücken der Vazir-Khani-Hügel, welche von Norden nach Süden laufen. Ueber dieſen Gebirgszug, der jedoch von nicht großer Länge iſt, führen die Straßen nach Hamadan und Tſcheran.

Wir reiſten nur ſehr langſam, namentlich den letzten Theil der Straße, indem ich mich äußerſt unwohl fühlte, und von meinem alten Uebel, dem Schwindel im Kopfe, gequält war.

Sinna gewährt mit ſeinem caſtellartigen Palaſt auf einer Anhöhe, an deren Fuß einige gutausſehende Gebäude ſtehen, einen überraſchenderen Anblick, als ich Anfangs vermuthete. Als wir näher gegen die Stadt kamen, wendeten wir uns rechts gegen den Garten des Kosravabad, der etwas weniger als eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, an dem Fuße eines Abhanges liegt, der ſich bis gegen die Stadt zieht. Auf eine gewiſſe Entfernung glich er einer Pappel-Plantage, weil der Garten keinen andern Wall noch Schutz hatte, als dieſe rund um denſelben ſehr enge gepflanzten Bäume. Wir kamen endlich an dem Thore des Gartens an, und waren ſehr überraſcht durch das Schauſpiel, das uns erwartete. Wir wurden durch eine Allee von ſehr ſchönen und hohen Pappeln zu einem prachtvollen Gartenhaus geführt, vor deſſen Front und hinter welchem ſchöne viereckige Becken voll Springbrunnen waren. Alle dieſe Springbrunnen ſpielten, und rund um die Seiten der Becken waren Bosquets mit ſchönen fruchttragenden und wohlriechenden Geſträuchen angelegt. Der Pavillon war hoch und elegant gemalt und vergoldet in perſiſchem Geſchmack. In demſelben war eine Menge der ſchönſten Früchte, die ſehr verführeriſch ausgelegt waren, und wir hatten von hier aus durch die Hauptallee eine prächtige Ausſicht auf den Garten, der in der That bezaubernd iſt. Der Garten wurde von dem jetzigen Vali Aman ullah Khan vor ungefähr 11 Jahren angelegt, und dieſer gab ihm auch zu Ehren ſeines Vaters Khosru Khan, des lezten Vali, den Namen Khosruabad. Es iſt dieß ein Stück Land von 600 ghez ſchahi ins Gevierte, welches in Vierecke von Pappelalleen getheilt iſt, mit einer großen Hauptallee. Dieſe Abtheilungen waren angefüllt mit ſchönen Fruchtbäumen aller Arten, die unter dieſem Clima fortkamen, und die Nachbarſchaft des Gartenhauſes ſo wie der Hauptallee war mit Blumen und blühenden Geſträuchen bepflanzt.

An dem Gartenthore wurde ich von Mirza Faraj Ullah, dem Oheim des kleinen Prinzen, der wirklich in Sinna iſt, empfangen; ferner von Inayet ullah Bey, einem der vornehmſten Männer der Stadt und noch einigen, deren Namen ich mich nimmer erinnere.

Nachmittags erhielt ich einen beſondern Courier von dem Vali ſelbſt, der mich erſuchen ließ, nachdem ich mich genug in Sinna aufgehalten habe, nach Sulimania auf der Straße zurückzukehren, auf der er wirklich war; da ich keine Abneigung dagegen hatte, und noch manche neue und intereſſante Stellen dort zu ſehen hoffte, ſo verſprach ich ſeinem Wunſche zu willfahren.

Da ich bisher, ſogar im Orient, keinen ſo ſchönen Garten und Pavillon geſehen hatte, ſo war ich äußerſt erfreut hierüber. Sie ſind, wie alle Kunſtwerke dieſer Art, eine Nachahmung des Tſcharbagh zu Iſpahan und anderer ſolcher Plätze des Zeitalters der Soffiveeh'ſchen Dynaſtie.

Während wir von Hunger ganz erſchöpft waren, wurde ein glänzendes Frühſtück oder eigentlich ein ſehr ſolides Mittageſſen aufgetragen; um 10 Uhr Nachts wurde wieder ein ähnliches Mahl ſervirt, wobei Jeder ſeine beſondere Schüſſel bekam.

Die Männer, welche bei uns waren (alle von dem Guran-Geſchlecht) ſprachen unter ſich ſelbſt die guran-kurdiſche Sprache, und mit uns in der perſiſchen. Sie waren alle in perſiſcher Tracht, was ihnen aber übel läßt. Sie ſind auf keinen Fall ſo offenherzig und männlich wie meine Freunde, die Bebbehs. Die perſiſchen Sitten und Trachten gereichen ihnen gewiß nicht zum Vortheile; aber ich konnte deutlich bemerken, wie ſie in dieſer Hinſicht von den übrigen Völkern des kurdiſchen Stammes darum angeſehen werden; ſie ſcheinen ſo etwas Kriechendes und Hinterliſtiges an ſich zu haben, was Omar Aga damit ſagen will, wenn er ſagt: „Sie ſind keine Männer vom Stamm." Ich muß geſtehen, dieſer bildet einen auffallenden Contraſt gegen dieſelben;, mit ſeinem militäriſchen Anſtand, ſeinem feinen und ungezwungenen Benehmen, ſeinen fliegenden Kleidern und vielfarbigem Turban, den er kühn auf ſeine ſchöne männliche Stirne ſetzt, gleicht er einem Fürſten unter ihnen. Ich fand, daß er hier ſehr gut bekannt war und von Allen hochgeachtet wurde.

Die Perſer ſind in einer Beziehung auf keinen Fall ſo höflich als die Türken — nämlich: ſie überlaſſen uns keinen Augenblick uns ſelbſt. Ein Türke kann Jemand in ſein Haus eingeladen und bewillkommt haben, und man wird ihn nicht zu ſehen bekommen, bis man dieß ausdrücklich verlangt; dieß iſt hauptſächlich auch bei den Frauen der Fall

Die Perſer dagegen ſind Tag und Nacht um uns her gekauert; es iſt gar nicht möglich, ihrer los zu werden, und es iſt ganz umſonſt, ſeine Zeit aus dieſem Grunde außerhalb der Stadt zubringen zu wollen. Meine Frau kann nicht aus ihrem Zimmer gehen, um einen Spaziergang in dem Garten zu machen. Ich dachte, wir könnten derſelben eher los werden, wenn wir in der Stadt wären, und da ſie die Zimmer, die in dem Palaſt für uns eingerichtet worden waren, für ſich zu gebrauchen wünſchten, ſo ging ich in ihren Vorſchlag ein, und verließ dieſen Morgen den Garten. Nachdem wir den Abhang, an dem der Garten gelegen iſt, und einen ſchmutzigen Waſſergraben umritten hatten, kamen wir in wenigen Minuten an den aus Lehm gebauten äußern Wall der Stadt; von hier mußten wir einen rauhen und ſteinigen Pfad hinanſteigen, um das Thor des Palaſtes zu erreichen, wo wir die Wache ausgerückt fanden, um uns zu empfangen. Dieſe Wache beſteht aus ungefähr 100 Arami's oder Füſilieren (von Aroman), welche das Vorrecht haben, den Palaſt zu bewachen. Es waren ſehr wild ausſehende Kerls (aber nicht von der Geſichtsbildung des Stammes), ſie trugen grobe weiße wollene Kleider, die in etwas den perſiſchen Schnitt hatten. Auf den Köpfen trugen ſie ſchwarze ſpitzzulaufende Filzhüte, deren unteres Ende in ſchmale Streifen auslief, ſo daß das Ganze einer großen Spinne nicht unähnlich war; ſie lehnten ſich träge auf ihre langen gezogenen Gewehre und ſtarrten uns an, als wir vorübergingen.

Wir wurden durch einen Hof nach einem an einer Teraſſe gelegenen ſchönen Zimmer geführt, von wo aus die ganze Stadt überſehen werden konnte; bald darauf kam der kleine Khan, um uns zu ſehen. Er iſt ein ſchöner kleiner Knabe von 9 bis 10 Jahren, der aber bei dieſer Gelegenheit eine Feſtigkeit und eine Würde des Benehmens an den Tag legte, die weit über ſein Alter gingen.

Inayet ullah Bey, welcher um ſeine Mütze einen Shawl in der Hofmode geflochten hatte, machte den Sprecher und Ceremonienmeiſter.

Mirza Farad ullah ſtand bei ſeinem Neffen, und Jeder, der in das Zimmer kam, Diener und alle Andere grüßten den kleinen Prinzen dadurch, daß ſie ſich auf eine höchſt ungraziöſe Weiſe vor ihm drängten; er würdigte ſie jedoch keiner Beachtung.

Kaffee, Scherbet und Schüſſeln mit Confect wurden gereicht. Der kleine Khan bot mir mit eigener Hand Kaffee und Scherbet an. Ich bemerkte, daß alle Perſer unmäßig viel Zuckerwerk eſſen. Keine Unterhaltung von Intereſſe wollte ſich anſpinnen. Nach verſchiedenen übertriebenen Complimenten, und nachdem ſich der Khan verabſchiedet hatte, gingen wir wieder aus dem Palaſte.

Ein neuer Pavillon wird eben an dem Ende jener Teraſſe gebaut, die in der Nähe des Einganges iſt; derſelbe heißt Khosruawia, zu Ehren des älteſten noch lebenden Sohnes, Khosru Khan; jedoch hat er dieſen Namen kürzlich in Mahommed Ali verwandelt. Das Zimmer, das mir zum Gebrauch angewieſen worden, war der ehemalige Audienzſaal, der von Khosru Khan vor 47 Jahren gebaut wurde. Die Malerei und Vergoldung, die ehemals ſehr ſchön geweſen ſeyn mögen, können nicht mehr aufgefriſcht werden. Es iſt bis zur Höhe von ungefähr 4 Fuß mit Alabaſter getäfelt und mit Blumen bemalt. In den obern Zimmern ſind Gemälde, welche die Schlacht von Kalderan vorſtellen; die zwiſchen Tamerlan und Bajazet; Portraits einiger Könige von Perſien von dem Stamme Seſſiviveh; der jetzige König von Perſien mit ſeinem verkehrten Bart; ein anderes Gemälde ſtellt Alexander den Großen vor, bei dem eine Wache, in die perſiſche Tracht gekleidet, und mit dem Geſicht einer coquetten Dame, liegt. Es iſt indeſſen ſonderbar, warum ihre Tradition ſagt, daß er ein bartloſer reizender junger Mann geweſen ſey.

Wendet man ſich auf der Teraſſe um eine mit Blumen und Büſchen bewachſene Ecke, ſo erblickt man ſogleich den neuen Audienzſaal, der vor ungefähr vier Jahren von Aman ullah khan erbaut wurde. Dieſer prächtige Saal iſt größer, als der zu dieſem Zwecke beſtimmt geweſene Talar; er iſt von vorne mit ſchön gemalten Fenſtern verſehen; das Getäfel iſt aus halbdurchſichtigem, auf die prachtvollſte Art gemaltem und vergoldetem Marmor oder Alabaſter gearbeitet. Die Treppen ſind von demſelben Alabaſter, welcher mit vieler Mühe an einem Hügel an der Straße nach Samadan gebrochen wird.

Der Eindruck, den dieſes wirklich prachtvolle Gemach hervorbrachte, wurde gänzlich aufgehoben, als wir die obern Zimmer ſahen, die mit einer Art großer, geſchmacklos nach Art der Meilenzeiger angebrachter Wandgemälde eingenommen ſind, welche den König Salomo und die Königin von Saba, die Schlacht von Deli und den Akt vorſtellen ſollen, wo Nadir Schah dem Mogul die Krone zurückgibt; dieſe und andere Kunſtwerke der Art füllen dieſe Räume; doch das ſchlechteſte von allen ſind einige aufrechte Figuren, von denen ſie ſagen: es ſeyen die Portraits des Kaiſers von Rußland, des Prinzen von Wales, des General-Gouverneurs von Indien, des Königs von Spanien, des Kaiſers von Deutſchland und Bonaparte's, der in der einen Hand ein Bajonet, in der andern ein Gewehr trägt. Alle dieſe Produkte des Pinſels waren jedoch die ſchrecklichſten Schmierereien ohne die entfernteſte Aehnlichkeit weder der Perſon, noch des Coſtüms. Eine Ausnahme jedoch ſoll der Kaiſer von Rußland machen, der getroffen ſeyn ſoll. Seine irländiſche Majeſtät iſt eine ſchreckliche Figur mit ſcheußlichem Bart und mit Juwelen wie Pfundſteine überdeckt.

Auf beiden Seiten der Halle ſind zwei kleine prachtvoll verzierte Gallerieen, die bela khoneh genannt werden; die Wände haben einen Glanz von Gold und prächtigen Farben. Der Alabaſter, welcher dieſelben einfaßt, iſt ſo koſtbar als ſchön, und wären dieſelben, anſtatt der vorhin geſagten Schmierereien, mit Gemälden von Rubens, deren Reichthum und Pracht mit dem übrigen harmoniren würde, oder in Ermanglung dieſer, da ſie nicht leicht zu haben ſind, mit Gobelin-Tapeten bedeckt, — ſo könnte ſich das Zimmer in jedem Theile von Europa ſehen laſſen. Weiterhin, in einem andern Hof, befindet ſich ein kleines Zimmer oder Cabinet, deſſen Wände mit Spiegelglas überzogen ſind, und welches auf die ſonderbarſte Art mit Caraffen, Taſſen, Gläſern, Flaſchen und Punſchbomien verziert iſt. — Dieß ſcheint den Perſern die größte Freude zu machen; ſie grinſten und ſchauten, ob ich nicht Zeichen der Verwunderung von mir gebe, als ſie mir dieſe Merkwürdigkeiten zeigten. Noch weiter hin, in einem andern Hof, iſt eine kleine hübſche Bet-Kapelle und manche andere noch nicht vollendete Gebäude, bei deren einem ein engliſches gebogenes Fenſter über die Plattform geſprengt wird. Dieſer Palaſt wird ſehr ſchön werden, doch finden ſich noch immer Abgeſchmacktheiten von der perſiſchen Bauart: nämlich große Dunkelheit, ſchmale und ſchmutzige Gänge, halsbrechende Treppen u. ſ. w.

Ich vergaß es, eines Gemäldes zu erwähnen, das die Schlacht von Meriwan vorſtellen ſollte. Die ausgezeichnetſten und hervortretenden Perſonen ſind die Guran's und Aman ullah, vor den der Gefangene Soliman Riahya gebracht wird. Zufälligerweiſe aber waren weder die Guran's noch die Perſer bei dieſer Affaire, die in 10 Minuten vorüber war, ſondern der Kyahia ergab ſich an den Paſcha Abdurraman.

Aman ullah Khan theilt mit allen Perſern die Wuth zu bauen. Dieſer Liebhaberei kann er indeſſen ſehr leicht Genüge leiſten, indem er die Handwerksleute zwingt, unentgeltlich für ihn zu arbeiten; ſie erhalten dagegen gewiße Privilegien, z. B. ſie dürfen zu ihrem Fuhrwerk das Vieh von den Bauern nehmen, wenn ſich Gelegenheit darbietet; ſie ſind von der Aufnahme und Bewirthung öffentlicher Gäſte und der Regierungs-Beamten frei, ſie finden Schutz gegen die Gläubiger; ſolche und andere ähnliche Vergünſtigungen erhalten dieſelben ſtatt der Zahlung.

Eine ſehr ſchöne Moſchee, einige Bäder, Caravanſereien, ein großer, jedoch ſehr ſchlecht eingerichteter Bazar und andere Werke beweiſen ſeinen Geſchmack und ſeine Tyrannei. Der Reiſende bewundert die Pracht bei Aman ullah Khan, aber der Bürger und der Bauer ſeufzt, wenn er dieſer Gebäude gedenkt.

Der Palaſt iſt auf einem hohen Berg gelegen, der die ganze Stadt überragt, und iſt mit einem Lehmwall umgeben, der jedoch in ſehr ſchlechter Beſchaffenheit iſt. An dem Fuße dieſes Hügels liegt die Stadt, die ebenfalls von einer Mauer umgeben iſt. Aman ullah Khan hat in den wenigen Jahren die Stadt ſehr vergrößert. Einige von Ziegelſteinen gebaute Häuſer, die von der Teraſſe geſehen werden konnten, ſahen recht gut aus; die übrigen Häuſer ſind, wie die von Sulimania, aus Lehm gebaut. Die Stadt iſt überall von höherem Terrain umgeben, und liegt an einem Abhang, der ſich von da nach einem mit Gärten und Weingärten bedeckten Thale hinzieht, ſo daß die Straßen alle auf und ab gehen. Von dem Thale aus ſteigt der Boden wieder zu unterbrochenen Hügeln, welche endlich in den vorhin erwähnten Bazir Khan auslaufen.

Im Frühjahr und Winter iſt es nicht ungewöhnlich, daß Fieber graſſiren. Sie waren dieſes Jahr häufiger und anſteckender als ſonſt: auch hat man in ganz Perſien und Kurdiſtan eine merkliche Verminderung des Waſſers wahrgenommen. Das Schloß und die höher gelegenen Gegenden um Sinna ſollen der Geſundheit ſehr zuträglich ſeyn.

Ermüdet kehrte ich in mein Zimmer zurück, wo ich erfreut war, ein reichliches Frühſtück oder eigentlich Mittageſſen zu finden, worauf ich in dem Talar zu bleiben beſchloß; als ich hinaufging, kamen einige der vornehmſten Einwohner, um mich zu beſuchen, und in der Dämmerung des Abends kam auch meine Frau aus dem Garten. Das Mittagseſſen wurde nie vor 10 Uhr Abends gebracht, und ich verſtehe die Perſer nicht, die dennoch jedesmal viel ſpäter kamen.

Sinna, welches früher an einem ſüdlich von der jetzigen Stadt gelegenen, flachen Berge ſtand, wurde vor 175 Jahren von einem Vorfahren des Aman ullah Khan erbaut; ſie enthält nun ungefähr 4000 oder 5000 Familien; hievon bekennen ſich etwa 200 zur jüdiſchen Religion; 50 Familien haben den chaldäiſch-katholiſchen Ritus, dieſe ſtehen unter dem Patriarchen von Diarbekir und haben eine Kirche und einen Prieſter; ſie ſind Alle Handwerker oder Kaufleute. Die muhammedaniſchen Einwohner ſind Alle Sunniten von der Schafi-Sekte.

Wir kamen in einem ſehr traurigen Zeitpunkte nach Sinna, da in der ganzen Stadt die größte Betrübniß über folgende Geſchichte verbreitet war. Des Vali's älteſter Sohn, Mahommed Huſſein Khan, deſſen Mutter eine Frau von niederem Range, die Tochter eines Wechslers, war, wurde aus dieſem Grunde zu Gunſten des jüngern Sohnes von der Erbfolge ausgeſchloſſen, deſſen Mutter der vornehmſten Familie nach der des Vali's angehörte; überdieß war derſelbe der Liebling des Vaters.

In einigen Streitigkeiten, die die Brüder hatten, zeigte der Vater merklich, wie ſehr er den jüngern Sohn vorziehe. Mahommed Huſſein Khan wurde dadurch beleidigt und erzürnt; einige hinterliſtige und falſche Leute benutzten dieſe Stimmung, um die Zwietracht aufzuregen; ſie verſprachen ihm Hülfe und überredeten ihn zuletzt, aus der Stadt zu ziehen, was er auch vor wenigen Monaten that, und zwar an der Spitze einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Anhängern, bei denen er ſehr beliebt war. Er ſchlug die Straße ein zwiſchen den Gebieten von Bagdad und Kermanſchah, und plünderte auf ſeinem Wege einige Stämme, die unter ſeines Vaters Regierung ſtanden und in den Ebenen von Bagdad und Khanakeen ihre Heerden weideten. Der Vali, nachdem er die Erlaubniß des Schahs von Perſien hiezu eingeholt hatte, verfolgte ſeinen Sohn an der Spitze eines Kriegsheers. Er ſtieß endlich in dem Gebiete von Kermanſchah auf deſſen Heer. Eine Schlacht entſpann ſich, in der von beiden Seiten mit ungewöhnlicher Bitterkeit gefochten wurde. Der Vali hatte den ſtrengſten Befehl gegeben, daß Niemand auf ſeinen Sohn ſchießen oder ihn auf andere Art verwunden ſolle; aber in der Verwirrung erhielt der junge Mann eine Wunde, an der er kurz nach ſeiner Ankunft in Sinna, wohin man ihn nach dem Treffen brachte, ſtarb. Der Vali war außerordentlich betrübt. Er ließ eine große Anzahl der Anhänger ſeines Sohnes auf dem Platz enthaupten, und nach ſeiner Ankunft in Sinna ließ er ferner hundert angeſehene Perſonen hinrichten. Vierhundert weitere Perſonen konnten kaum nach Kermanſchah entfliehen; der Vali machte ihre Wittwen und Familien zu Bettlern, zerſtörte ihre Häuſer und confiscirte ihr Eigenthum.

Sein zweiter Sohn Mahommed Ali oder Khosru Khan, welcher ſein Nachfolger wird, iſt ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren. Er hat nun von dem Schah das Patent der Erbfolge erhalten, und iſt mit einer der Töchter deſſelben verſprochen. Die Hochzeit ſoll im künftigen Nooroz zu Tieheraan mit großem Glanz gefeiert werden. Unterdeſſen preßt der Vali ſeine Unterthanen um das nöthige Geld zu den Ausgaben herbeizuſchaffen, welche, wenn man die Geſchenke, die dem Schah gegeben werden müſſen, hinzurechnet, ungeheuer ſeyn werden. Der Vali hat acht Söhne im Ganzen.

Aman Ulla Khan, der Vali von Sinna, iſt 47 Jahre alt, und ſoll der perſiſchen Höflichkeit, Gewandtheit und Staatsklugheit vollkommen Meiſter ſeyn. Die Perſer ſelbſt ſagen, er überliſte ſie Alle; und alle ſtimmen darin überein, daß ſeine Verſchlagenheit und Verſtellungskunſt aller Vorſicht Trotz biete; ſeine Manieren ſollen ſo einſchmeichelnd, und ſein Takt ſo vollkommen und unfehlbar ſeyn, daß er eines Jeden Gunſt gewinnen könne; aber er hat immer einen eigennützigen Zweck im Auge, und bei ihm kann kein Vertrauen wurzeln. Er iſt grauſam und habſüchtig, wie die Mehrzahl der perſiſchen Regenten; die Provinzen zittern, wenn ſie ſeinen Namen hören. Er lebt glänzend in ſeinem Beſitzthum, und ſoll ein ungeheures Vermögen erworben haben. Der größere Theil deſſelben wurde im Handel gewonnen, und ſein Geld iſt in den Händen manches Kaufmanns, der es ihm umzutreiben hat. Er beſitzt mehr als 50,000 Schaafe, welche er unter den verſchiedenen Stämmen vertheilt, die dafür ſorgen und den Accord eingehen müſſen: daß, wenn er nach denſelben frage, immer dieſe Anzahl vorhanden ſeyn müſſe; das iſt: daß keines alt, keines krank, und keines vom Wolf zerriſſen werden dürfe. Er iſt Theilhaber an dem Geſchäfte jedes Kaufmanns und jedes Handwerkers in ſeinem Gebiete; oder vielmehr er iſt der Alleinhändler. Ich bedurfte einer neuen Kiſte zu meinem Sextanten; aber aller Wald und ſogar der Zimmermann gehörten dem Vali, ſo daß ich genöthigt war, erſt die Erlaubniß von Mirz Ferray einzuholen. Das nämliche war der Fall, als ich einer grün ſeidenen Schnur für meine Piſtolen bedurfte. Ich wünſchte den Ovareß *) zu ſprechen, ob er mir etwas Wein geben könne. Dieſer wendete ſich an einen Chriſten, welcher ſagte, er dürfe keinen Durſt haben, als wenn er Befehl dazu bekomme, da der Vali jede Flaſche in ſeinem Hauſe kenne. Alle Theilhaber an den Geſchäften des Vali müſſen Sorge tragen, daß ſein Gewinnſt nie zu klein ausfalle, ſie mögen dann Unglück haben oder nicht.

Der Vali iſt alſo wirklich auf einer Reiſe durch ſeine Diſtrikte. Die Einwohner von Sakit wollten ihm 600 Taman's ſchicken, wenn er ihre Stadt nicht beſuchen wolle. Er antwortete ihnen, daß er ſowohl kommen, als auch 100 Taman's mitnehmen werde. Ich habe ein Dutzend Anekdoten dieſer Art gehört. Vor einiger Zeit gingen vier der angeſehenſten Männer von Sinna, um ſich dem Schah von Perſien zu Füßen zu werfen, ſich über die Tyrannei des Vali zu beklagen, und um den Schutz Seiner Majeſtät anzuflehen. Der Schah ſendete die

---

*) Einer der Secretaire, der bei der Reſidentſchaft in Bagdad angeſtellt war.

Leute an ſeinen Sohn, Mahommed Ali Mirza, von dem der Vali ſie zu kaufen ſuchte. Ein Handel wurde alſo eröffnet, in Folge deſſen der Vali dem Fürſten 2000 Toman's mehr gab, wenn er ihnen zu Kermanſchah die Augen ausſtechen laſſen, und ſie ihm dann ſenden wolle.

Dieſer Vergleich wurde eingegangen und die Unglücklichen wurden geblendet und als Gefangene nach Sinna gebracht.

Die Khans, welche mich zu beſuchen kamen, waren: Schir Mahommed Khan, ein Bruder des Vali, ferner Suban Verdi Khan, ein Oheim deſſelben, und Ahmed Khan, ſein Neffe; ſie waren alle in Hofkleidern, und hatten ein äußerſt anſtändiges Anſehen; ſie ſprachen von dem Alter ihrer Familie, von der ſie behaupten, daß es ſchon vor 700 Jahren Fürſten von Sinna gegeben habe. Der Name der Familie iſt Mamu, und ſie iſt in der That ſehr alt; aber da ſie von der Guran- oder Bauern-Kaſte ſind, ſo werden ſie von den Clans-Männern nicht ſehr geachtet; ſie ſagten mir, daß Ardelan anfänglich der Name einer berühmten Perſon ihrer Familie geweſen ſey, und daß ſeit dieſer Zeit die Regenten dieſer Länder den Namen Vali von Sinna Ardelan führen, da die Fürſten von Sulimania den Namen Mirimiran von Baban hatten. Einige glaubten, daß Ardelan nur der Name einer Beſitzung geweſen ſey, aber ſie verſicherten mich, daß dieß ein Irrthum ſey. Einer der Khan's bemerkte, als ich einige ihrer Häuſer lobte, daß ſie ihr ganzes Vermögen in ihre Häuſer ſtecken, aber daß die Bebbehs ihr ganzes Beſitzthum in Geld und leicht zu transportirende Effekten verwandeln, um in drohenden Zeitumſtänden, in Kriegen oder bei der Abſetzung ihres Chefs ſogleich fliehen zu können. Omar Aga erwiederte ſogleich: „Ja, ihr ſteckt euer Geld in eure Häuſer, weil es euch gleichgültig iſt, wer euer Regent iſt, ihr ſeyd zufrieden, wenn ihr da bleiben könnt, wo ihr einmal ſeyd. Wir ſind ſtets bereit, unſerm Oberhaupt überall hin zu folgen, durch Elend, Beſchwerlichkeiten und Gefahren, und wir halten unſer Vermögen für ihn bereit, wenn er im Unglück und in der Noth iſt." Dieß war zwar prahleriſch, aber dennoch vollkommen wahr, wie ich durch mehre Anekdoten beweiſen konnte. Wenn Amanullah Khan abgeſetzt werden würde, ſo würde ihm kein Menſch folgen, als einige Knechte, denen er Bezahlung geben würde.

Aber wenn Mahmood, Paſcha von Sulimania, abgeſetzt werden würde, ſo würden ſogleich alle ſeine Untergebenen ihre Heimath verlaſſen, um ihm zu folgen; ſie würden ihm alles Geld geben, was ſie beſaßen, und würden ſogar im Taglohn arbeiten, um durch ihren kleinen Verdienſt etwas zu ſeiner Unterſtützung und zu ſeiner Bequemlichkeit beizutragen. Es gibt nichts Auffallenderes, als der Unterſchied zwiſchen dem Geiſte der Clans-Männer und dem der Guran's; dieſe ſind ein furchtſames und herzloſes Geſchlecht, das in jeder Beziehung ſchlechter, diebiſcher und betrügeriſcher iſt, als die Perſer.

28. Auguſt. Dieſen Abend mußten die Serbazes oder regelmäßigen Truppen die Revue vor mir paſſiren. Der Vali hat ungefähr 300 derſelben, welche er vor einem Jahre auf die Art Abbas Mirza's aushob, welcher ihm eine Art von

einem ruſſiſchen Officier, der ſie dreſſiren ſollte, eine Pfeiſe und Trommel, und einige ruſſiſche Soldaten ſchickte. Die Dreſſur geſchieht auf engliſche Art, und es war ſonderbar, die perſiſchen Trommler und Pfeifer den brittiſchen Grenadiermarſch ſpielen zu hören. Der Officier und die Beſten der Serbazes gehen nun mit dem Vali, und nur hundert Mann, wie ſie ſagen, Rekruten, bleiben zurück; ſie glichen vollkommen Fallſtaff's Heer; ſie trugen die gewöhnliche perſiſche Kappe und den langen perſiſchen Rock, ferner weiße leinene Unterhoſen, was ſehr ſchlecht und unförmlich ausſah. Offenbar wurde in dieſer kurzen Zeit zu viel mit denſelben verſucht; ſie hatten gute engliſche Muſketen, die der Vali von dem Schah erkaufte, der einen Handel damit treibt, indem er dieſelben in Indien kauft und zu einem erhöhten Preiſe an ſeine Söhne und Unterthanen wieder abgibt. Das Commando wurde von einem Ruſſen gegeben, und der Bataillons-Commandant ſtand dabei mit einem Schäferſtock in der Hand, den er gelegenheitlich um die Köpfe und Schenkel ſeiner Leute legte. Er trug keine Uniform, ſondern die gewöhnliche perſiſche Tracht.

Das Gebiet von Sinna iſt in ſieben Boluks oder Provinzen eingetheilt, nämlich in Dſchuanen Aroman, Merican, Banna, Sakiz (an der Tabrizſtraße), Haſſanabad (in der Sinna liegt), und Jeſinabad an der Hamadanſtraße. Jede dieſer Provinzen zerfällt wieder in vier oder fünf Mahalls oder kleinere Diſtrikte. Zwei der obenerwähnten Provinzen, Aroman und Banna ſtanden lange Zeit hindurch unter der Regierung der Familie des Vali, obgleich das Oberhaupt immer gewählt wurde; ich ſchloß daraus, daß dieſe Diſtrikte einmal unabhängig geweſen ſeyn mochten, und nun durch Vertrag dem Vali von Sinna unterworfen ſeyen. Die andern Provinzen ſind von einem durch den Vali ernannten Oberhaupt regiert. Dſchuanen ſteht unter einem der Söhne des Vali. — Heute ſahen wir das in der That ſehr ſchöne Privatzimmer des Vali. Daſſelbe war durchaus mit Gemälden geſchmückt; eines derſelben war das Portrait einer Sklavin, welches von dem Schah Abbas dem Großen einem der Vorfahren des Vali zum Geſchenk gemacht wurde. Wir traten in das Zimmer ein, noch ehe es zu unſerer Aufnahme vorbereitet war, und da es eben erſt geöffnet worden war, ſo ſtrömte uns ein Geruch von geiſtigen Getränken entgegen; wir ſahen in den Niſchen Flaſchen und Caraffen-Futterale, was hinlänglich erwies, daß der Khan eben nicht der gewiſſenhafteſte Muſelmann war, und daß dieſes Zimmer ſeinen heimlichen Freuden geweiht ſeye.

Durch einige Beweiſe von perſiſcher Habſucht, die ich unter dieſem Volke zu bemerken Gelegenheit hatte, veranlaßt, urtheilte ich, daß es beſſer ſeyn werde, nicht in das Lager des Vali zu gehen, wie ich verſprochen hatte. Ich theilte ihnen daher meinen Entſchluß mit, dieſen Abend auf der direkten Straße nach Sulimania zu meiner Wirthin zuruckkehren zu wollen. Dieß erregte, wie ich vorher dachte, Gegenvorſtellungen, die jedoch fruchtlos blieben. Ich ſah es, wie ſie ſich ganz bleich anſahen; und nachdem ſie es vergeblich verſucht hatten, meinen Entſchluß zu ändern, zogen ſie ſich alle in das Zimmer Omar Aga's zurück, wo ein

Rath gehalten und dann mehre Deputationen zu mir geſchickt wurden, um mich zu bitten, zu dem Wali zu gehen; ich blieb jedoch ſtandhaft bei meinem Vorſatze.

Ich fing an zu fürchten, daß die Aufmerkſamkeit des Khans vielleicht einen beträchtlichern Erſatz verlangen könnte, als ich zu geben vermöchte, und dieß beſtimmte mich zu dieſem Entſchluß. Omar Aga kam mehremale, dann der Seid, dann Ovannes; aber alle ohne Erfolg. Zuletzt kam der ganze Rath an die Thüre meines Zimmers, wo ich ſaß, bat und flehte, daß ich ſie anhören möchte; ſie erinnerten mich an des Khans rachſüchtigen Charakter; ſie ſtellten mir vor, daß ſie durch nichts den Khan überzeugen könnten, daß ich nicht beleidigt worden ſey, was die plötzliche Aenderung meines Entſchluſſes hätte veranlaſſen können; kurz, ſie unterließen keine Vorſtellung, um mich anders zu beſtimmen.

Ich dachte, ihr Kummer über dieſe Sache ſey blos geheuchelt, wenigſtens glaubte ich nicht, daß er in ſo hohem Grade natürlich ſeyn könnte. Ich begann indeſſen, hierauf nachgiebiger zu werden, und ſchickte nach ihnen, um den Vertrag vorzuſchlagen, daß ich meinen perſiſchen Secretaire in das Lager ſchicken wolle, um mich zu entſchuldigen, daß ich nicht ſelbſt komme, und um dem Wali meine Zufriedenheit mit der Aufnahme und ihrem Betragen, zu bezeugen. Ich erfuhr, daß ſie in Thränen ſeyen, und daß mein Vorſchlag ihnen nur geringes Vergnügen gewähre. Später verſuchten ſie noch einmal, durch eine gute Vorbedeutung dazu ermuthigt, einen andern Vorſchlag. Mittlerweile fing ich an zu überlegen, daß dieſer Eifer doch nicht aus Heuchelei hervorgehen könne, und ich erinnerte mich einiger Geſchichten von der Unverſöhnlichkeit und Grauſamkeit des Wali's, hauptſächlich auf die inſtändige Bitte Mahommed Reſchid Bey's; ich fürchtete, daß dieſe armen Leute durch meinen Entſchluß in Verlegenheit kommen könnten. Ich beſchloß daher, ihrem Wunſche zu willfahren, auf die Gefahr hin, daß es zu meinem Nachtheil gereiche. Als ſie an das Thor kamen, um als eine letzte Gunſt wenigſtens das zu erbitten, daß ich meine Abreiſe um einen Tag verſchieben möchte, bis ſie ihren Herrn mit der Aenderung meines Plans bekannt gemacht hätten, ſo fanden ſie mich zu viel mehr bereit, als ſie zu erbitten wagten; ich ſagte, daß ich, um ihnen einen Gefallen zu thun, zu dem Khan gehen werde. Ihre Freude bei dieſer plötzlichen Aenderung meines Willens bewies hinlänglich, daß ihre vorige Beſtürzung nicht geheuchelt war.

Siebentes Kapitel.

Den 30. Auguſt, mit Tagesanbruch trat ich meine Reiſe an. Als ich an den äußern Hof kam, traf ich Mirza ullah Feray, welcher zu mir herauf ſprengte, mich bei der Hand nahm, und ſeinen Dank dafür ausdrückte, daß ich ihren inſtändigen Bitten willfahren hätte, was ſie, wie er ſagte, von einem großen Kummer befreie. Er begleitete mich zur Stadt hinaus. Mein Mehmandar iſt Abdullah Bey, der Sohn des Inayet ullah Bey, welcher ausdrücklich zu dieſem Zwecke zu dem Vali geſchickt wurde. Wir gingen zuerſt durch das Schloßthor, und dann durch das der Stadtmauern, welche mich an die von Buſſora erinnern und gleich ihnen aus Lehm erbaut ſind. Ich fand nun, daß die eigentliche Stadt nur mit einer Mauer, die des befeſtigten Palaſtes ausgenommen, umgeben war, und daß Alles außerhalb derſelben zur Vorſtadt gehört, welche nicht unbedeutend iſt. Endlich verließen wir die Stadt. Abdullah Bey ſagte mir nun den wahren Grund ihrer geſtrigen Betrübniß. Er ſagte, daß ich mir nur ein ſchwaches und unvollkommenes Bild von dem argwöhniſchen und rachſüchtigen Charakter des Vali machen könne; daß, wenn er von der Aenderung meines anfänglichen Entſchluſſes gehört hätte, er ſo geſchloſſen hätte: — „Hier iſt ein Mann, den ſowohl ich als meine Nachbarn umſonſt eingeladen hatten; jetzt hat er ſich, nach ſeinem eigenen Ausſpruch, vorgenommen, mich auf ſeinem Wege zu beſuchen. Von dieſem Beſuche wurde geſprochen worden ſeyn, und er hätte mir Ehre gemacht; vielleicht hätte er Geſchäfte mit mir gemacht, oder mir ſogar etwas mitgetheilt. Dieſe Leute in Sinna wiſſen dieß; ſie haben ihn vorſätzlich beleidigt, und ſchicken ihn fort, ohne mich geſehen zu haben; ſie gönnen mir dieß nicht; ſie haben vielleicht eine Verſchwörung gegen mich. Sie können ſich leicht denken, fuhr der junge Mann fort, daß eine ſolche Schlußfolge von böſen Folgen für uns ſeyn konnte.

Abdullah Bey belehrte mich, daß der Winter in Sinna viel härter iſt, als in Sulimania, ſo wie auch der Sommer bedeutend kühler. Gleich nachdem wir die Stadt verlaſſen hatten, mußten wir bergan ſteigen, und den ganzen Marſch hindurch fuhr die Straße fort, ſanft anzuſteigen. Die Gegend war offen und ziemlich gut bebaut. Die Spitzen und Gipfel der Hügel ſind zerriſſen und felſigt, was ihnen das Anſehen von Ruinen gibt. Einige Zeit lang führte unſer Weg durch das Bett eines Stromes. Bald ſahen wir zu unſerer Linken das große Dorf Seru Kamiſch mit ſeinen Weingärten, und bald darauf fingen wir an, die Höhen des Allah u koro hinauf zu ſteigen, deſſen Gipfel wir endlich auf einem ſanft anſteigenden Wege erreichten. Dieſer Berg verbindet die Kette des Bazir khani, und lauft von dem Zagros-Gebirge aus, das wir über alle parallel laufenden Gebirgszüge zu unſerer Linken hervorragen ſahen; vor uns lagen Hügel, eben ſo zu unſerer rechten Seite. Nordöſtlich von uns waren in einiger Entfernung die Ebenen von Van Leilak, mit den Gipfeln einiger hohen Berggipfel. Unſer Weg führte uns einige Zeit den Bergabhang entlang, und ſpäter begann der Weg ſanft abzufallen. Dieſes Gebirge lauft nordöſtlich. Vor Mittag erreichten wir noch das große, aber ſchmutzige Dorf Bavenko, welches in einem Thale an dem Fuße des Abhanges liegt. Es iſt in der Provinz, oder Baluk, Haſſanabad, und hier erreichten wir die Tabriz-Straße. Unſere Hauptrichtung ging nördlich, und unſere Reiſe war ſehr angenehm; ausgenommen anderthalb Stunden lang, wo wir über einige ſehr beſchwerliche rauhe und enge Pfade, welche entlang der jähen Abhänge des Gebirges führten. Meine Frau verließ die Stadt dieſen Morgen in der Dämmerung zu Pferde, und kam nur eine Stunde vor uns an, weil ſie einen weitern Weg gemacht hatte. Unſere Reiſe wurde für heute auf vier Farſakhs feſtgeſetzt.

Den 31. Auguſt um 5 Uhr Morgens machten wir uns wieder auf die Reiſe. Nachdem wir uns durch ein ſehr tiefes Thal hindurchgewunden hatten, fing die Gegend wieder an, offener zu werden. Die Gipfel der Berge waren noch immer felſigt, und an der Straße bemerkten wir Schiefer, einigen Gyps und nur ſehr wenig Salpeter.

Die Gegend hat keinen beſondern Reiz; die Cultur iſt arm und ſpärlich. Ban Leilak, ein der Herrſchaft Sinna unterworfener Diſtrikt, liegt öſtlich von uns, und ſieht aus, wie eine in mehre Hügel gebrochene Ebene, mit einer Reihe von größeren Bergen, welche durch ſie laufen. Dieſer Diſtrikt ſoll auch während der heißen Jahreszeit ſehr kühl ſeyn. Unſere Straße ging ganz wellenförmig, und hatte eine Haupt-Richtung nach Norden. Die Luft war ſehr angenehm und erinnerte uns an das Clima von Bagdad im Monate Dezember. Wir kamen an einem flachen künſtlichen Berge vorüber, der von Nadir Schah aufgeworfen wurde, um ſein Zelt auf denſelben zu ſtellen. Er hielt ſich hier wegen der vorzüglichen Luft vierzig Tage auf, während ſeines Feldzugs gegen den Paſcha von Bagdad, Topal Osman. Kurz darauf kamen wir an den Zelten der Bewohner des Dorfes Gulaneh an, welche, wie die von Berudir, während der warmen Jahreszeit hier campiren. Die Zelte lagen hart an der Straße, und nicht weit von einem Hügel, der Tauſhan Tepeh genannt wird, wegen der großen Menge Haſen, die ſich hier jeden Winter aufhalten. Die Perſer bedienen ſich bei der Haſenjagd nicht der Falken, wie dieß bei den Türken der Fall iſt, ſondern ſie jagen dieſelben mit Windhunden.

Wir fanden hier eines der Zelte des Wali's, welches für uns aufgeſchlagen worden und mit koſtbaren Teppichen ausgelegt war. Omar Aga bezog deßhalb das Zelt, das ich mitgebracht hatte, und Abdullah Bey hatte ſein eigenes.

Die Kurden ſind ſo große Politiker als die Engländer. Omar Aga und Abdullah Bey ſprachen auf dem ganzen Tagmarſch nur von Politik.

Wir ſahen jetzt ein, daß wir, um den Wali zu erreichen, aller Wahrſcheinlichkeit nach ſo weit zu gehen hatten, als nach Banna; davon wurde mir anfänglich nichts geſagt, weil man fürchtete, daß ich durch die große Entfernung wieder abgeſchreckt werde. Banna liegt nur eine oder zwei Tagreiſen von unſerm Weg entfernt, und da die Reiſe mir die Gelegenheit verſprach, viel Neues und Intereſſantes in dieſem Theile von Kurdiſtan ſehen zu können, ſo bedauerte ich dieſe Abſchweifung keineswegs. Ein Beſuch der Höhlen von Kereftoo hätte uns beinahe einige Tage länger aufgehalten, was ich jedoch nicht zu thun beabſichtigte, obgleich alle meine Leute am Fieber krank lagen. Wir bildeten einen vollkommenen wandelnden Spital.

Den 1. September. Heute nahm unſere Reiſe eine nordweſtliche Richtung gegen den hügelichten Landſtrich zu unſerer Linken. Wir hatten anfangs jähe Berge und Abhänge hinauf und hinabzuſteigen, während welcher Zeit die Reiſe ſehr langſam vor ſich ging; bald darauf aber wurde der Weg wieder gut. Dieſen Morgen kamen wir auf einem ſehr beſchwerlichen Abhang an den Fluß Kizzel Ozan, der einige geographiſche Bedeutung hat. Die Quelle iſt etwa zwei Farſahks von uns entfernt, und liegt in den Abbas-Bey-Bergen. Er läuft öſtlich, und geht von da nach Meiandoab. Ich betrachtete dieſen Fluß mit demſelben Intereſſe, mit dem man jeden größeren und berühmten Strom, der gleichſam noch in ſeiner Kindheit ſteht, betrachtet. Er hielt nur etwa einen Fuß tief Waſſer; dieß iſt jedoch außergewöhnlich, und nur eine Folge der jetzigen ungewöhnlich heißen Jahreszeit. Er geht gewöhnlich bis an die Steigbügel, und kann häufig einige Tage lang, beſonders im Frühling, nicht durchwatet werden. Der Vali beabſichtigt eine Brücke über denſelben zu bauen.

Unmittelbar nachdem wir den Fluß überſchritten hatten, ſtieg der Weg wieder bergan, und wir gingen über einen ſehr zerriſſenen Strich Landes, der das nämliche kahle und elende Anſehen hatte, wie vorhin. Die Gegend iſt größtentheils uncultivirt, und gewöhnlich die Sommerweide der Heerden von Sulimania. Aus einigen Spuren auf dieſen Feldern hatte ich Gelegenheit, die Art und Weiſe ihrer Lagerung zu ſehen. Ich fand, daß dieß immer in einem Kreiſe geſchah, in deſſen Mitte ſie ihre Heerden haben. Dieß iſt in der That nothwendig zur Vertheidigung, da ſie gewöhnlich mit den Bewohnern der Gegenden, durch welche ſie ihr Weg führt, nicht im beſten Vernehmen ſtehen, weil ihre Räubereien ſie zu ſehr unwillkommenen Gäſten machen.

Wir ſind nun augenſcheinlich auf einer bedeutenden Höhe über der See. Die ganze Gegend ſcheint eine von Hohlwegen durchſchnittene Ebene zu ſeyn. Sie iſt ſehr fruchtbar an Riwaz, wilder Rhabarber, der hier in vorzüglicher Güte, hauptſächlich an ſteinigen Stellen, wächſt. Dieſes Kraut, das in ganz Kurdiſtan und den meiſten Theilen von Perſien wild wächſt, wird ſehr geſucht zur Bereitung des Sorbets, und iſt, wie ich glaube, der Garten-Rhabarber, aus dem wir in England Torten machen. Wir gingen durch ein Thal, welches ſich nach und nach zu einer felſigten Kluft verengte, in der ſich ſehr viel friſches Regenwaſſer geſammelt hatte; ein Beweis, daß es die vergangene Nacht hier geregnet haben mußte. Als wir das Ende der Kluft erreicht hatten, gelangten wir an das große Dorf Kellekowa in dem Diſtrikt von Halelu. Große Heuſchober waren hier zum Winter-Verbrauch angehäuft. Die Einwohner ſchnitten eben das Korn. Der Winter ſoll in dieſer ganzen Gegend ſehr kalt ſeyn. Die Luft war angenehm kühl, und wir mochten den ganzen Tag geritten ſeyn, ohne daß wir einmal von der Sonne beläſtigt worden wären. Die Zeit dieſes Sommerlagers iſt nächſtens vorüber, und die Bauern ſind im Begriff, wieder in das Dorf zurückzukehren.

Es finden ſich hier eine Menge blühende Nelken und weiße Crocus, welche alle an und ſogar auf der Straße wachſen. Als wir um einige Wurzeln baten, um ſie nach Bagdad mitzunehmen, brachten uns die Bauern eine Menge verſchiedenartiger Zwiebel. Die ganze Gegend iſt, wie ſie ſagen, im Frühjahr mit Blumen bedeckt.

Den 2. September. Obgleich es dieſe Nacht ſehr kalt war, wurde ich doch beinahe von den Sandfliegen zerfleiſcht, welche mich die ganze Nacht keinen Augenblick ruhen ließen. Die Luft war dieſen Morgen ſo ſcharf, daß ich wieder große Freude an meiner Schaafsfell-Jacke bekam. Die Straße nach Sakiz und Tabriz läuft in nördlicher Richtung in dem Thale; unſer Weg aber ging über die Hügel, die dieſes Thal bildeten, auf dem wir den ganzen Tag fortgingen.

Ein Bauer, welcher mit uns ging, ſagte zu Omar Aga, nachdem er ſich zuvor umgeſehen, ob kein Perſer um den Weg ſeye, der es hören könnte: „Gott ſegne den Kermanj*)! „Und liebſt du die Männer von Sinna,“ fragte Omar Aga. „Gottes Fluch über Alle,“ antwortete der Mann. „Still, wenn ſie es hörten, was würde über dich kommen?“ — „Sie können mich nicht ſchlechter behandeln, als ſie es wirklich thun,“ war die Antwort des armen Bauern.

Die Gegend ſteigt von dem Augenblick ſehr merklich an, wo wir das Zelt-Dorf verlaſſen hatten. Wir befanden uns auf einem Plateau, das von felſigen Berggipfeln und Reihen von Hügeln umgeben war. Einer dieſer Hügel zu unſerer Linken läuft bis nach Hadshi Ahmed, welches ungefähr vier Farſakhs entfernt, jedoch unſerm Auge entzogen iſt. Der Winter iſt hier außerordentlich kalt, und die Straßen werden alsdann durch den tiefen Schnee unpraktikabel. Wir ſahen Spuren von einem erſt kürzlich und ſehr heftig gefallenen Sturm-Regen, was in dieſem Zeitpunkt eine gewöhnliche Erſcheinung iſt; der Regen fängt gewöhnlich zu Anfang Octobers an, worauf dann ſehr bald der Schnee fällt. Die ganze Gegend iſt wild und uncultivirt. Wir kamen durch einen ſehr langen und ſteilen Abhang, in ein enges Thal, das ſich zwiſchen den Hügeln durchwindet, und in welchem wir den übrigen Theil des Marſches zurücklegten. Zuletzt kamen wir an einigen elend ausſehenden Dörfern und einigen Stellen von Cultur vorbei. Die Frucht wurde eben eingeärndtet. Wir ſahen einige verbuttete Baumwollen-Pflanzen und eine kleine Ricinus-Pflanze, die aber auch ganz verkümmert war.

Meine Frau, welche ſich des Morgens gewöhnlich vor mir auf den Weg macht, reiſte heute ſehr langſam; und als wir ſie erreicht hatten, ſo machten wir an einer kleinen Quelle Halt, um es ihr möglich zu machen, wieder einen Vorſprung zu bekommen. Gegen Mittag erreichten wir endlich das Dorf Surmuri, in dem Diſtrikt Khorkhura. Hoch oben auf der entgegengeſetzten Seite bemerkten wir ein kleines viereckiges Fort, in das die Bauern ſich gewöhnlich zu ihrer Sicherheit zurückziehen bei den Einfällen der Bulbaſſis. Dieſe Einfälle haben ſich indeſſen bedeutend vermindert oder ganz aufgehört, da die Macht und der kriegeriſche Geiſt dieſer Nation ſowohl von den Türken als von den Perſern gebrochen wurde.

---

*) Der Name des Paſcha's von Sulimania, zu deſſen Herrſchaft Omar Aga gehörte.

In dieſem Thale war es unausſtehlich heiß, ſobald der Wind einen Augenblick aufhörte. Während des heutigen Tagmarſches bemerkte ich mehr Gyps als gewöhnlich; Schiefer ſo viel als früher, und einigen Salpeter und Kalk. Ich glaube an einigen der Felſen Granit geſehen zu haben, kann dieß jedoch nicht ſicher behaupten.

Die meiſten Männer in dieſer Gegend tragen die türkiſch-kurdiſche Tracht, wenigere die perſiſche. Die Frauen aber tragen ſich alle nach perſiſcher Mode.

Den 3. September um 6 Uhr Morgens ſetzten wir unſere Reiſe wieder fort, und fuhren fort, uns in einem langſamen Schritte durch das Thal zu winden, bis dahin, wo wir die Hügel erreichten, die auf der Südſeite das Thal ſchließen. Der übrige Theil der Reiſe wurde in einem luſtigen Tempo gemacht; wir hatten jedoch während des heutigen Marſches nichts als immer Windungen. Auf dem Hügel angelangt, fanden wir einige wilde Birnbäume von beträchtlicher Größe, welche nach der elenden und kahlen Gegend, die wir von Sinna bis hieher durchreiſt hatten, einen ſehr angenehmen Anblick gewährten, überdieß ſahen wir einen wilden Roſenbuſch, wie ich, außer in Gärten, noch keinen geſehen hatte, ſo wie auch eine verkümmerte Weide.

Nach einem kurzen Marſch durch enge Felſenthäler und labyrinthiſch verſchlungene Klüfte, gelangten wir an das Dorf Kara Bokra. Einige Pappeln und Fruchtbäume machen den Platz freundlich; aber das Dorf iſt, wie gewöhnlich, ſehr ſchmutzig. Auf der entgegengeſetzten Seite des Thales ſind die Ueberbleibſel eines Forts, welches ebenfalls als Zufluchtsort gegen die Bulbaſis erbaut wurde.

Wir ſahen heute ein oder zwei elende Dörfer, aber im Allgemeinen war die Gegend äußerſt wild. Wir hörten hier Berichte über das geſetzloſe Betragen der Dſchaf's, welche über den ganzen Diſtrikt weiden, aber die ſchlechte Regierung des Wali trägt eben ſo viel zur Verheerung des Landes bei, als die Einfälle der wilden Clans. — Wir waren Anfangs der Anſicht, heute noch weiter zu gehen, um morgen Banna erreichen zu können, aber da die Straße ſehr bergig und beſchwerlich war, ſo beſchloß ich, für heute in Kara Bokra Halt zu machen, um ſo mehr, als ich es nicht wagen wollte, mit meinen armen kranken Leuten einen langen Marſch zu machen. Der Tag war ſehr heiß in dieſem engen eingeſchloſſenen Thale. Sakiz, die Hauptſtadt dieſes Diſtrikts, liegt nördlich von uns, und iſt auf der ſehr ſchlechten Straße ſechs Stunden entfernt, auf einer etwas beſſern etwa ſieben. Es liegt auf der andern Seite der Khodru-Khan-Gebirge.

Den 4. September. Wir verließen das Dorf Kara Bokra dieſen Morgen, und ſobald wir das Thal verlaſſen hatten, erhob ſich der Hügel, der deſſen Nordſeite bildet, gegen das Fort, das wir in kurzer Zeit auf einem zwar ſteilen, jedoch nicht eben ſchlechten Wege erreichten. Wir wendeten alsdann um die vielen Hügel. Es halten ſich Bären in denſelben auf; ſie ſind aber alle von der gewöhnlichen braunen Art.

Wir kamen jedoch bald wieder in ein ſehr enges und felſiges Thal, oder vielmehr in einen Hohlweg, in dem wir zu unſerm großen Kummer, den übrigen

Theil der Reiſe zurücklegen mußten; der Weg ging immer auf und ab, zwiſchen den jähen Abhängen zerbröckelter Schieferwände. Der Pfad war ſehr eng und abſchüſſig, in der That, er war eigentlich nichts weiter als ein Weg für die Schaafe, mit einem ungeheuern Abgrund zu unſerer Linken. Die Kurden ſelbſt gaben zu, daß dieß der beſchwerlichſte Weg ſeye, den ſie je gemacht hätten, und anfangs bei einer ſchwierigen Paſſage waren ſie abgeſeſſen. Omar Aga's Pferd fiel einmal mit ſeinem Reiter an dem äußerſten Rande des Abgrundes; er ſprang jedoch ſogleich ſehr gewandt ab, ohne die Zügel zu verlaſſen; ohne dieß wären Mann und Pferd verloren geweſen. Mir ſchwindelte ſo ungeheuer, daß ich genöthigt war, von dem Fuße des Berges an bis zu dem Ende des Marſches zu gehen; — gewiß eine harte Anſtrengung auch für einen geſunden und des Gehens gewohnten Mann. Die Hitze war kaum zu ertragen, und die Augen hatten auch nicht einen ſchönen Anblick zum Lohn.

Wir ſahen auf unſerem Wege den Berg Kelli khan und den Zagros oder wenigſtens einen Theil deſſelben. Bald nachdem wir den Fuß des Berges erreicht hatten, erreichten wir ein kleines, elendes Dorf, Hadſhi Mahommed. Von hier an ritt ich ein wenig, und wir gelangten auf einem in der That halsbrechenden Abhang in das Dorf Soota. Hier ruhten wir, und erfriſchten uns mit einer Taſſe Kaffee. Wir glaubten, daß die Beſchwerden dieſes Tages jetzt zu Ende ſeyn würden, aber wir fanden nachher, daß wir das Schlimmſte erſt noch zu erwarten hatten. Nachdem wir wieder aufgebrochen waren, und den kleinen Fluß überſchritten hatten, der den Thalgrund einnimmt, erreichten wir das Dorf Seifatola, oder den bittern Apfel, wo wir abermals hielten, um zu ruhen. Eine Art von Prieſter oder ein Mann des Geſetzes, welcher der Eigenthümer des Dorfes zu ſeyn ſchien, kam herbei und brachte uns ein reichliches Mahl von Honig, friſchem Butter, Yoghurt, auf eine beſondere Art zubereitete Milch, Gurken und Butter-Milch.

Omar Aga und der Bey fielen mit ungeheurem Heißhunger über dieſe ländlichen Delikateſſen her. Ich war äußerſt erhitzt, und konnte deßhalb nur ein Paar Löffel voll Buttermilch zu mir nehmen.

Wir ſetzten bald unſern beſchwerlichen Weg fort. Die Korkhura, welche in dem Thalgrund dahinfließt, iſt mit Weidenbäumen eingefaßt, und nun kamen wir an einige Stellen, die mit verkümmerten Eichen und Pappelbäumen, ſo wie mit ungeheuern Büſchen wilder Roſen bewachſen waren.

Die ungeheure Hitze und der beſchwerliche Marſch erſchöpften mich ſo ſehr, daß ich genöthigt war, an dem Strom unter den Weidenbäumen zu ruhen; die Fiſche, die ſich in ſehr großer Anzahl hier finden, ſind ganz zahm, da die Einwohner in dieſer Gegend ſie nicht gerne eſſen. Nach anderthalb Stunden ſtiegen wir wieder auf, oder ich möchte vielmehr ſagen: marſchirten wir wieder weiter; denn ich konnte wegen der vielen Abgründe keinen Gebrauch von meinem Pferde machen, indem dieß bei meinem eingenommenen Kopfe gefährlich hätte werden können. Endlich erreichten wir, jedoch ganz erſchöpft, das Dorf Mik. Hier erwartete mich eine fernere Unannehmlichkeit. Meine Frau hatte mit unſerem Gepäcke, anſtatt ſich rechts zu wenden und in Mick zu halten, den Weg nach Savenderch eingeſchlagen, einem Dorfe, das in dem Thale liegt. Ich konnte nicht weiter, eben ſo wenig, als ich ihr nach einer ſolchen Tagreiſe zumuthen konnte, zurückzukehren, um ſich mit uns zu vereinigen.

Da ich immer noch hoffte, ſie werde noch kommen, ſo wartete ich mit dem Mittageſſen, und verlor bei dieſer Gelegenheit gänzlich den Appetit; auch bekam ich bald darauf einen leichten Anfall von Fieber. Ich konnte keine friſche Wäſche wechſeln, obgleich alle meine Kleider durchnäßt waren. In dieſer Noth war Omar Aga äußerſt gütig und gefällig, und der arme Hadſchi Gaſſim, einer meiner Diener, trug die größte Sorge für mich, und ſaß die ganze Nacht an meinem Bette. Dieß war das erſtemal ſeit vielen Jahren, daß dieſer Dienſt von einem Fremden oder Diener verſehen wurde, und ich konnte mir etwa nur einbilden, daß ich nicht eben ſo gut gepflegt worden wäre.

Mick liegt in dem Diſtrikt von Sakiz, der an dem kleinen Strom beginnt, den wir geſehen haben, ehe wir Leiſalala erreicht hatten. Der Honig iſt in allen dieſen Gegenden wirklich köſtlich; was ſeinen Grund in der ungeheuern Menge von Blumen und wohlriechender Kräuter hat, die hier wachſen. So müde ich auch war, wollte ich dennoch in dem nahegelegenen Garten, der ebenfalls ganz mit Blumen und aromatiſchen Gewächſen bepflanzt war, einen Bienenſtock ſehen. In dem Garten iſt ein kleines Haus, oder vielmehr eine Hütte von Flechtwerk, auf deren vorderer Seite irdene oder eigentlich aus gehärtetem Lehm verfertigte Kübel ſtehen, die auf der einen Seite offen ſind, oben oder an der Seite aber nur eine kleine Oeffnung haben. Wenn die Einwohner den Honig haben wollen, ſo öffnen ſie die entgegengeſetzte Seite der Hütte, zünden ein leichtes Strohfeuer an, worauf die Bienen ſogleich durch die ſchmale Oeffnung die freie Luft gewinnen und ihren Honig dem Eigenthümer überlaſſen. Derſelbe nahm einen Stock heraus und zeigte mir, wie die Bienen eben an mehren Honigzellen arbeiteten. Sie waren ſo vertieft in ihre Arbeit, daß ſie den ungebetenen Gaſt nicht verletzten.

Wir hörten heute das Gekrähe einer unzähligen Menge Rebhühner, deren es jedoch in Aroman noch viel mehr geben ſoll. Hunderte werden von Jagdgeſellſchaften gefangen, die ſich auf entgegengeſetzten Hügeln aufſtellen, und ſobald ſie kommen, in dieſer Richtung ein Geſchrei erheben, wodurch der Flug erſchreckt wird. Die Vögel werden zuletzt verwirrt und betäubt, und fallen in das Thal ein, wo ſie ſehr leicht gefangen werden. Abdullah Bey verſicherte mich, daß einmal bei einer ſolchen Jagd, die er in Aroman mit dem Vali mitmachte, mehr als hundert Rebhühner gefangen worden ſeyen.

Rothwildpret verſchiedener Art findet ſich hier; die wilde Ziege, und ich glaube das Elenthier (das ſie den Berg-Ochſen, ſo wie das Reh-, das Berg-Schaaf nennen) ſind hier ſehr häufig. Sie werden im Winter gejagt. In der Provinz Joſendabad werden Antilopen gefunden.

Den 5. September. Die ganze Nacht über war ich ſehr krank, und des

Morgens entſtand die Frage, ob es möglich ſey, die Reiſe fortzuſetzen oder nicht. Ich war entſchloſſen, den Verſuch zu machen; wir verließen daher Mick, und erſtiegen auf ſehr abſchüſſigem Pfade einen Hügel, um deſſen Spitze wir uns wendeten, um an die Stelle zu kommen, wo der Weg nach dem Dorfe Bayendereh führt. Hier fühlte ich mich jedoch ſo ſehr ſchwach, daß ich nicht weiter gehen konnte. Als ich verſuchte, mich niederzuſetzen, wurde ich ohnmächtig und fiel zuſammen; glücklicherweiſe ſtand Kurd Oglou, der erſte Diener, hinter mir, welcher mich in ſeinen Armen auffing.

Ich beſchloß nun, oder eigentlich meine Schwäche beſchloß für mich, nicht weiter zu gehen, als bis in das Dorf Bayendereh, wo Mrs. Rich die vergangene Nacht zugebracht hatte. Ein böſes Verhängniß ſcheint mich indeſſen zu verfolgen, und durch ein Mißverſtändniß hatte meine Frau einen andern Weg eingeſchlagen.

Als Omar Aga, der weiter geritten war, dieß erfuhr, ſchickte er ſogleich einen Reiter vorwärts, um die Geſellſchaft zu veranlaſſen, in dem nächſten Dorfe Halt zu machen; er kam wieder zurück, um mich von den getroffenen Anordnungen zu benachrichtigen. Ich ging deßhalb, oder vielmehr ich wurde von Kurd Oglou und dem Hufſchmied den Abhang hinuntergeführt, und ruhte alsdann unter einer Weide am Ufer eines ziemlich bedeutenden Flüßchens. Hier wurde Kaffee gemacht, der mich wieder ſtärkte, und der freundliche Omar Aga beſtand darauf, daß ich ein paar Löffel voll von dem kurdiſchen Univerſalmittel, Airan oder Buttermilch, zu mir nehmen ſolle, die er mir von Bayendereh zu verſchaffen wußte. Dieß erfriſchte mich in der That ſo bedeutend, daß ich in kurzer Zeit den Reſt des Weges vollends machen konnte; da überdieß der Weg glücklicherweiſe ziemlich gut war.

In einem erträglichen Schritte gingen wir durch ein Thal, das zwar voll Krümmungen, jedoch viel offener war, und erreichten ohne bedeutend bergauf geſtiegen zu ſeyn, die Höhe eines ſehr ſteilen Abhangs, vielleicht des ſteilſten, den wir bis jetzt auf unſerer Reiſe angetroffen hatten; dieſer Abhang iſt eine halbe Stunde lang und heißt Kelleh Balin. Sowohl Omar Aga, als Abdallah Bey, ſtimmen darin überein, daß dies ein Paß des Zagros-Gebirges ſey. Dieſe zwei Gebirge bilden hier ein Thal, das bis nach Banna reicht. Beide ſind mit der Zwergeiche bewaldet. An dem Fuße des Abhanges angekommen, führte uns der Weg durch ein ſchönes Gehege von Zwergeichen, Eichen, Weiden und Pappeln. Wir erreichten bald Surene, ein kleines Dorf, das in einem von zwei Zweigen des Zagros-Gebirges gebildeten Thale liegt, wo wir endlich Mrs. Rich einholten, die mich durch ein Frühſtück erfreute, das ſie mir bereitet hatte, und das mir um ſo mehr ſchmeckte, als ich ſeit dem vorgeſtrigen Mittageſſen nichts mehr genoſſen hatte. Von dem Vali, der in Banna iſt, erhielt ich hier eine ganze Ladung vorzüglicher Früchte und einen höflichen Brief.

Den 8. September. Dieſen Morgen um 6 Uhr verließen wir Surene und ſetzten die Reiſe in einem ſehr lieblichen Thale weiter. Zu unſerer Rechten ließen wir das Dorf Bjae oder Bzhae. Die Berge und das Thal bekamen bald eine ſüdliche Richtung. Wir ſahen ſonſt die drei ſo oft erwähnten Punkte, und kurz darauf öffnete ſich ein Paß durch das Gebirge, der nach Kizzelze führt; hierauf traten die Berge wieder zurück, und bald erreichten wir unſere Station Ahmedavad, das die Kurden Ahmehdabad ausſprechen, in der Gegend von Banna an. Es iſt ein ſchöner Ort, der in den Ardbaba-Hügeln liegt, welche ein ſüdlicher oder weſtlicher Theil des Zaaros-Gebirges ſind; von hier aus kann man in zehn Minuten nach Banna reiten. Es finden ſich Weinberge und eine ſchöne Terraſſe, auf der der Sultan von Banna zuweilen ſein Zelt aufſchlagen läßt, um ſich hier zu ergötzen. Neben einer kühlen Quelle ſtand ein ausgezeichnet ſchöner Weidenbaum, in der That der ſchönſte und größte, den ich je geſehen habe; der Wali hatte zu unſerer Aufnahme ein paar Zelte aufſchlagen laſſen, und wir trafen hier ſeinen Haushofmeiſter und ſeinen Koch, welche uns zu bedienen hatten.

Nachmittags kam ein Sohn des Khans, Huſſein Khauli Khan, um mich hier zu begrüßen und willkommen zu heißen; er war begleitet von dem Vezier und drei andern Miniſtern oder Mitgliedern des Raths; einer derſelben, ein alter Mann, den ſie, wenn ich nicht irre, Mirza Abdul Kerim nannten, war der Hauptſprecher. Der kleine Khan war ein ſchöner Knabe von ungefähr zwölf Jahren. Sein Betragen glich dem ſeines Bruders in Sinna, jedoch zeigte er mehr Lebhaftigkeit und Verſtand. Er benahm ſich mit ſehr viel Anſtand, machte ſeine Complimente mit perſiſcher Grazie und bemühte ſich, eine Unterhaltung anzuſpinnen, indem er fragte, wie weit es von England ſey, wie es mir in Kurdiſtan gefalle u. ſ. w. Der übrige Theil des Geſprächs wurde durch den alten Mann geführt, und da daſſelbe größtentheils in perſiſchen Complimenten beſtand, ſo iſt es nicht werth, dieſelben anzuführen.

Dieſen Abend erhielt ich von dem Khan ein großes Geſchenk von Früchten, einige Pfirſiche von Meiandaov, welche, obgleich nicht ſehr ſchön, dennoch annehmbar waren, als die erſten in dieſem Jahre. Bei dieſer Gelegenheit erinnerte ich mich ſehr ſtark an die Sculpturen von Perſepolis.

Der, welcher den Zug eröffnete, trug einen Stab; ihm folgte eine lange Reihe von Dienern, von denen jeder einen kleinen Theil trug; das Geſchenk war ſo als viel möglich vertheilt, um ihm ein größeres Anſehn zu geben. Der Khan beſteht darauf, daß unſer Frühſtück und Mittageſſen in ſeiner eigenen Küche bereitet werden ſolle. Es wird zwar im perſiſchen Geſchmack gemacht, aber ich glaube auf jeden Fall beſſer, als in Sinna, und hier konnten wir doch die Zeit ſo wählen, wie ſie für unſere Bequemlichkeit am angemeſſenſten war.

Achtes Kapitel.

Den 3. September. Dieſer Morgen wurde zum Beſuche des Vali beſtimmt. Er verſprach es, mich wegen der großen Hitze frühzeitig empfangen zu wollen, aber es wurde dennoch halb 11 Uhr, bis man kam, um mir zu ſagen, daß er bereit ſey. Wir ritten hierauf in die Stadt und wurden bei unſerm Eintritt daſelbſt von Mirza Inayet ullah und einer Abtheilung zu Pferde empfangen, wodurch die Hitze bedeutend vermehrt und wir mit Staub überzogen wurden. Als wir den Hügel des Schloſſes hinaufritten, kamen wir durch eine Straße, welche von räuberiſch ausſehendem Geſindel aus der Gegend von Sakiz und andern naheliegenden Diſtrikten gebildet war. Die Serbazes oder regelmäßigen Truppen, welche uns mit präſentirtem Gewehr empfingen, ſahen nicht beſſer aus, als diejenigen, welche wir in Sinna geſehen hatten; es waren etwa 150 Mann. Das Kaſtell oder der Palaſt, oder wie man es heißen will, iſt ein unſcheinbares Werk. Der Khan ſaß hier in einem gewöhnlichen Kleide, umgeben von einer großen Menge Melonen. Er ſtand auf, um mich zu empfangen, und gab Mrs. Bell und mir die Hand. Ich hatte mich ſehr getäuſcht in dem Bilde, das ich mir von ſeinen Manieren und von ſeinem Ausſehen machte. Ich erwartete die Würde und erzwungene Artigkeit eines Daud Paſcha (der Paſcha von Bagdad), und fand ſtatt deſſen einen einfachen, rohen Perſer, ohne alle Würde; ſeine Unterhaltung war eben ſo unintereſſant und beſtand durchaus in abgeriſſenen Fragen und kurzen Bemerkungen. Er hat mehr als gewöhnliche Größe, ein kurzes, dickes Geſicht, ins Graue ſpielenden Bart und buſchige, ſchwarze Augenbraunen, die ſtraff und zuſammengezogen dem obern Theile ſeines Geſichtes einen unfreundlichen Charakter gaben. Ich bemerke hier, daß ich noch keinen ſchönen oder edeln Perſer geſehen hatte; in der That, ihre Kleidung kann ihnen vor allem nicht günſtig ſeyn; rohe, abſtoßende Sitten, eine ſchreiende Stimme, iſt wirklich Mode, um die Männer von Rang und den Hof nachzuahmen. Ich möchte die Perſer wilde Stutzer nennen.

Bei dem Khan ſaßen Mirza Khan, der Befehlshaber von Serdeſht, der wirklich bei dem Vali auf Beſuch war, der Sultan von Sakiz, ein Liebling des Khans, und der Sultan von Banna. Omar Aga ſetzte ſich zu denſelben und benahm ſich viel freier und ungezwungener als dieſe. Er ſaß wie ein Fürſt unter ihnen.

Die zwei Söhne des Khans ſtanden weiter entfernt, an der Spitze einer Abtheilung bewaffneter Diener. Der Lieblingsſohn, Muhammed Ali Khan, welcher an dem kommenden Feſte des Nuruz mit der Tochter des Königs von Perſien vermählt werden ſoll, iſt ein roher, ſonneverbrannter Knabe, der ſeinem Vater gleicht, was bei keinem der übrigen Kinder der Fall iſt. Der Vali hatte einen ſchwarzen Caſchmir Shawl an, ſonſt war er ganz einfach gekleidet; er hatte weder ſchöne Waffen noch ſonſtiges Flitterwerk an ſich. Ein Fernglas, wie es auf Schiffen gebraucht wird, ein alter lakirter Stock mit einem ſilbernen Knopf und ein Etuis, welches eine gewöhnliche Uhr, zwei oder drei mit Silber gezierte Siegel und eine Birmingham-Opiumbüchſe enthielt, war alles, was ſeinen Gaha oder Thron ſchmückte. Er redete türkiſch mit mir, welche Sprache jetzt Mode iſt; aber wie ich ſchon geſagt habe, ich erinnere mich nicht, etwas des Aufzeichnens werthes gehört zu haben. Er machte nichts als kurze Fragen, und hatte die üble Gewohnheit, die gleichgültigſten Dinge entweder ſelbſt zu wiederholen, oder ſie noch einmal ſagen zu laſſen. Er fragte, wie alt ich ſey; ich antwortete ihm: 33 Jahre. Er ſagte in türkiſcher Sprache, daß er mich für einen Vierziger gehalten hätte, meinem Ausſehen nach zu urtheilen. Er befragte mich über meine Krankheit, mit einer Menge mediciniſcher Ausdrücke des Orients, mit denen er ganz genau bekannt zu ſeyn ſcheint. Von Malcolm ſprach er in ſchwülſtigen Worten, und ſagte mir, daß ihm dieſer einige ſchöne Geſchenke gebracht habe. Er fragte, was der engliſche Reſident in Bagdad zu thun habe, und hierauf, was ich für einen Gehalt habe. Ungefähr 30 Melonen wurden vor ihn hingeſtellt; er zog ein kleines Birmingham-Meſſer aus der Taſche und verſuchte ſie alle.

Gefäße mit Konfekt wurden ſpäter aufgetragen. Ich mußte mit ihm aus derſelben Schüſſel eſſen; er brach Stücke von dem Zuckerwerk ab und gab ſie mir. Er fragte viel über Bonaparte; unter anderm, ob er Caravanſereien baue, und ſagte, daß er einen ſehr großen Namen habe. Ich blieb ungefähr zwei Stunden bei ihm, worauf ich mich verabſchiedete; er ſtand auf, erwiederte den Gruß und verſprach, mich bald beſuchen zu wollen. Er befragte mich noch beſonders über ſein Volk; ob ich mit der Behandlung in Sinna zufrieden geweſen ſey, und ob mir Niemand etwas zu leid gethan habe. Aus ſeinem plötzlichen Stirnrunzeln und dem Schrecken, mit dem die Diener bei deſſen Erſcheinen ihn anſahen, hätte ich ſchließen können, wenn ich es noch nicht gewußt hätte, daß er ein furchtbarer Herrſcher ſeyn müſſe. In der That, ich hörte von allen Seiten, daß er ein höchſt räuberiſcher, rachſüchtiger und grauſamer Mann ſey. An jedem Tage wird zu Banna die Baſtonnade gegeben, und große Summen Geldes werden erpreßt. Eine Rebellion, die den vergangenen Winter hier ausgebrochen war, ſoll der Grund dieſer grauſamen Strenge ſeyn.

Banna iſt ein kleines ſchmutziges Neſt, das kaum den Namen einer Stadt verdient. Es iſt nicht beſſer, als viele Dörfer, durch die wir gekommen ſind, und nur um ein Geringes größer. Das Amaret oder Kaſtell ſteht auf einem kleinen, künſtlichen Berg. Banna iſt eigentlich der Name des Diſtrikts, Berazeh iſt der Name der Stadt; doch iſt dieſer nicht gebräuchlich. Sehr viele Juden wohnen hier.

Den 8. September. Muſa, der Khan von Serdeſht, kam dieſen Morgen um mich zu beſuchen. Er ſprach viel von den Engländern, die ſich zu Tabriz aufhalten. Die Art, mit der Jedermann in Perſien von unſern Landsleuten ſpricht, muß jeden Engländer erfreuen.

Abends kam der Wali, um meinen Beſuch zu erwiedern. Die Serbazes gingen voraus, und hinter ihm folgte eine beträchtliche Abtheilung zu Pferde. Die Proceſſion war nicht ſo glänzend, als dies bei den Türken der Fall geweſen wäre. Es liegt etwas Niedriges und traurig ausſehendes in der perſiſchen Tracht, hauptſächlich aber iſt dies der Fall, wenn das Volk ſich in Maſſe zeigt. Der Khan war beſſer gekleidet, als geſtern. Er wurde an der Zeltthüre von den Serbazes mit präſentirtem Gewehr empfangen; die Trommler und Pfeifer ſpielten das „God save the King." Der Khan von Serdeſht und die Sultane von Banna und Sakiz begleiteten ihn. Er zeigte mir verſchiedene Waffen, fragte mich, ob ſie engliſches oder franzöſiſches Fabrikat ſeyen, welchen Werth ſie haben u. ſ. w. Er erzählte mir, daß ihm der König von Perſien drei Feldſtücke verſprochen habe, ſowie auch einige Artilleriſten, um ſeine eigenen Leute dreſſiren zu können. „Und ich ſelbſt werde es lernen, Sie werden es ſehen; — ich werde ſo ein guter Artilleriſt werden, als ein Engländer; — das werde ich. — Du kennſt die Mauern des Schloſſes von Sinna? Hier will ich ein Geſchütz aufgepflanzt haben, und werde einige junge Ochſen und Schafe am gegenüberliegenden Hügel aufſtellen laſſen. Du wirſt ſehen, wie viel ich jeden Tag tödten werde." Er wurde nun ganz herzlich; die Unterhaltung war zwar nicht ſehr intereſſant in Bezug auf Belehrung, aber deſto ungezwungener. Er wendete ſich gegen den Khan Muſa, und ſagte in kurdiſcher Sprache: „Walla, dieſer Mann gefällt mir." Hierauf wendete er ſich an mich, und ſagte: „Willſt Du mein Bruder ſeyn? Es iſt gut, einen ſolchen zum Freund zu haben, wie mich; ich bin ein reicher Mann."

Nun wurde meiner Bibliothek erwähnt. Omar Aga ergriff geſchickt dieſe Gelegenheit, um den Wali wiſſen zu laſſen, daß ich der berühmten Geſchichte von Kurdiſtan, Tarikh al Akrad, entbehre. Er war in ſehr gutem Humor. „Entbehrt ihr wirklich das Werk Tarikh al Akrad? Walla, ihr ſollt es haben." Dieſes Buch hatte ich ſchon ſeit vielen Jahren geſucht, und ich würde, um daſſelbe zu erhalten, eine nochmalige Reiſe nach Sinna unternommen haben.

Später kam er augenſcheinlich in eine religiöſe Stimmung. Er betete immer, und ſagte, daß er die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen beabſichtige. Auf einmal fragte er nach der Zeit; und nachdem man ſie ihm geſagt hatte, nahm er eine kleine Opiumpille und eine Zuckerpflaume darauf. Ich brachte ihm hier meinen Wunſch vor, morgen abzureiſen. Er bat mich jedoch, noch den nächſten Tag zu bleiben. Er kam heute Abend um 4 Uhr und blieb bis zur Dämmerung, wo er auf eine ſehr herzliche Art Abſchied von mir nahm. Er ritt ein großes, ſchweres Pferd, deſſen Packſattel mit Sammt überzogen war. Seine Dienerſchaft hielt plötzlich, wenn er ſich ſchnell herumdrehte oder zu einem derſelben ſprach.

Den 9. September. Dieſen Morgen ging ich zum Wali, um Abſchied von ihm zu nehmen. Ich ſagte ihm, daß er eine Zeit beſtimmen möge, wo er keine Geſchäfte habe, indem es mir ganz gleichgültig wäre, wann ich zu ihm gehe; er verſprach, mich dies wiſſen zu laſſen. Dieſen ganzen Morgen war er beſchäftigt, Abrechnungen mit Banna in Ordnung zu bringen. Er ließ drei der angeſehenſten

Männer dieſer Gegend die Augen ausſtechen, und ſchickte deren Weiber und Töchter mit noch mehr angeſehenen Perſonen nach Sinna. Wir ſahen den langen Zug von Frauen, die über die Ebene ritten und von einigen Leuten des Khans, die unter den Frauen ritten, begleitet waren. Dies war die Beſchäftigung dieſes Morgens, der jedoch glücklicherweiſe erſt um 11 Uhr beginnt. Jemehr wir von dem Vali hörten, eine deſto größere Abneigung bekam ich vor dieſem Ungeheuer. Nachmittags ritt er aus, um ein Dorf zu ſehen, das er kürzlich weggenommen hatte. Ehe er ausging, ſchickte er, um mir ſagen zu laſſen, daß unvermeidliche Geſchäfte ihn den ganzen Tag aufgehalten hätten, daß er aber morgen Abſchied von mir nehmen wolle, wenn er eine andere Richtung der Straße einſchlagen ſollte, als ich. Dieſe Ausſicht auf einen verſpäteten Marſch war mir ſehr unangenehm, ich ſchickte daher zu demſelben, um mich zu entſchuldigen, er war aber ſchon fort, und kam erſt ſpät in der Nacht wieder zurück.

Um 11 Uhr ungefähr ging ich zu Bette, und ich hatte noch nicht lange darin gelegen, als der Feraſh Baſchi (erſter Zeltſchläger) kam, um mir zu ſagen, daß er Befehl habe, meine Zelte ſogleich abzubrechen. Ich war erſtaunt über dieſe plötzliche Unhöflichkeit, und weder ich noch Omar Aga, der kam, um mir daſſelbe zu ſagen, wußten was jetzt zu thun ſey. Nur dies war ich entſchloſſen, die Zelte nicht abbrechen zu laſſen, und nur der Uebermacht zu weichen; ich bat Omar Aga, ſo ſpät als es war, in die Stadt zu dem Vali zu reiten und um eine Auseinanderſetzung dieſer außerordentlichen Anordnung zu bitten. Er war damit einverſtanden und ſchickte mir nach einer halben Stunde ſeinen Läufer, Fakih Kader, mit der Nachricht, daß alles ein Irrthum ſey, daß die Mirzas ihn gebeten haben, bei dem Khan nicht zu klagen, und daß der Feraſh Baſchi in der größten Beſtürzung ſey, und ſage, daß ihm die Augen ausgeſtochen werden, wenn es der Vali erfahre.

Omar Aga benachrichtigte mich ferner, daß er aus dieſen Gründen den Vali nicht geſehen habe, und daß er in der Stadt warten wolle, um morgen früh die Maulthiere, die man ohne die beſondern Befehle des Vali, der ſie uns verſchaffe, nicht erhalten könnte, herausſchicken zu können, um unſere Reiſe zu beginnen. Die Sache wurde verſchwiegen, und da ich mir denken konnte, daß keine überlegte Beleidigung beabſichtigt worden ſey, ſchloß ich, daß das Ganze wahrſcheinlich daher komme, daß der Vali in dem Zuſtande des Rauſches, da er nicht nur Opium, ſondern auch den Saft der Traube genießt, den Befehl dazu gegeben habe. Dieſe unangenehme Geſchichte hielt mich bis Morgens 2 Uhr wach.

Wir ſtanden mit der Sonne auf; aber noch immer erſchienen keine Maulthiere. Omar Aga, welcher eben aus der Stadt zurückgekommen war, ſagte mir, daß dieſelben wirklich kommen, daß aber neun derſelben einer Caravane weggenommen worden ſeyen, die von Bagdad durch Banna nach Georgien gehe, und welche ich geſtern von doppelten Abgaben und andern Erpreſſungen befreit hatte, die ihr die Leute des Khans aufzulegen beabſichtigten.

Das gewöhnliche Frühſtück wurde aufgetragen, und nach demſelben wollte mich der Khan ſehen, um Abſchied zu nehmen. Ich war erzürnt und ſagte, daß ich die Maulthiere der Karawane nicht haben wolle, daß ſie dem Eigenthümer zurückgegeben werden ſollen, was auch geſchah; daß ich ſelbſt die Reiſe antreten werde, aber mein Gepäck hier zurücklaſſen wolle, und daß ich auf keinen Fall den Vali ſehen wolle. Abdullah Bey und mehre andere von des Khans Leuten ritten ſogleich im Galopp nach der Stadt. Der Vakil Kharj beeilte ſich, das Frühſtück zu ſerviren, und hoffte, mich dabei zu beſänftigen, obgleich ich ihm nicht böſe war, denn er war ſehr höflich und aufmerkſam. Omar Aga brachte eben drei oder vier Packpferde, die er in der Stadt zuſammengebracht hatte, um die nöthigſten und wichtigſten Gegenſtände aufzuladen. Meine Packſättel und der Sextant waren mir das Wichtigſte, was ich mitzunehmen gedachte und deßwegen aufladen ließ. Wir traten die Reiſe an, und wurden von einem Vertrauten Omar Agas begleitet; dieſer war mit einer Flinte bewaffnet und auf eine groteske Weiſe mit meinem breiten Säbel geſchmückt; das breite buffellederne Säbelgehänge mit ſeiner glänzenden Plattirung war um ſeine Schulter geſchlungen. Er war Commandant der Abtheilung, die uns begleitete, und würde ſich an der Spitze einer Banditen-Horde gut ausgenommen haben.

Ungefähr eine Stunde nachdem der eine Theil der Geſellſchaft abgegangen war, kam Abdullah Bey in vollem Galopp, um mir zu ſagen, daß der Vali eben aufgeſtanden ſey, und gehört habe, daß ich wegen Mangels an Laſtthieren in Verlegenheit ſey; er habe deßhalb ſein eigenes Pferd zu dieſem Zwecke hergegeben; er ſey außerordentlich bekümmert, daß mir etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſey, und er laſſe mich bitten, da mich mein Weg doch durch die Stadt führe, eine Taſſe Caffee mit ihm zu trinken und zum Zeichen meiner Zufriedenheit dieſes Reiſepferd anzunehmen. Es war mir ſehr angenehm, daß die Sachen ſo gütlich beendigt wurden, und nachdem ich unter die Leute Geld vertheilt hatte, (jedoch nicht hinlänglich, denn dieß wäre unmöglich geweſen) die mich wie Harpyen belagerten, ritt ich nach der Stadt, um von dem Vali Abſchied zu nehmen.

Der Khan empfing mich, wie gewöhnlich, ſehr höflich und ſogar freundlich. Ein kleines Opernglas lag vor ihm; er ſagte mir, daß es ein Geſchenk von dem erſten Miniſter des Schachs ſey; er verlangte, daß ich durch daſſelbe ſehe und fragte nach deſſen Werth. Er wunderte ſich darüber, daß es nicht eben ſo vergrößere, als ein größeres, und meinte, der Mühe nach zu urtheilen, mit der es gemacht worden ſey, ſollte es ſo ſtark ſeyn, als ein Fernrohr. Der Sultan von Banna, Naorullah Sultan, beſuchte den Khan ebenfalls. Der Vali ſagte von ihm, er ſey ein guter Knabe! (Dieſer gute Knabe hatte einen ſteifen ſchwarzen Bart von ungefähr einem Fuß Länge, und ſchien der Schrecken ſeiner Lobredner zu ſeyn.) Der Khan verlangte zu wiſſen, welches Geſchenk er mir ſchicken ſolle. Ich ſagte ihm, daß mir das Buch, welches er mir verſprochen habe, das angenehmſte Geſchenk ſey. Er verſicherte, daß ich es haben ſolle, und ſagte, daß er niemals eine Lüge geſagt habe, und daß er zwei Exemplare von dieſem Werke beſitze, daß er ſie aber noch nicht verglichen, und eines derſelben unfehlbar durch einen Expreſſen an mich ſchicken wolle, dem ich dagegen Schießpulver mitgeben ſolle. Er fragte mich nachher noch einmal, was er mir ſchicken ſolle, und da er ſo ſehr in mich drang, ſo ſagte ich, daß ich ihm ſehr dankbar ſeyn werde, wenn er mir je einmal ein Buch ſchicke, das für mich intereſſant wäre. Dieß war ihm jedoch nicht genug: er verlangte, daß ich ihm ein ſolches Buch benennen ſolle. Ich erwiederte ihm, daß ich zu Hauſe nachſehen wolle, welche Bücher ich entbehre, und verſprach, ihn dieſelben wiſſen zu laſſen. Er ſagte, er wolle einen Vertrag mit mir abſchließen; nämlich er wolle mir ſchreiben, was er bedürfe, und ich ſolle daſſelbe thun. Nach einem Aufenthalt von etwa einer Stunde nahm ich Abſchied. Er ſtand auf, ſchüttelte mir die Hand, machte viele Complimente und drang in mich, ihm zu ſagen, ob ich zufrieden ſey mit ihm. Er verläßt heute Banna und kehrt von hier nach Sinna zurück, zu der größten Freude der armen Bewohner jenes Platzes.

Noch vor Mittag verließen wir Banna, und erreichten das Dorf Swearwea, wo wir hielten. Ich war der Anſicht, daß wir für den erſten Tag weit genug gegangen ſeyen, da wir ſpät abgingen, und außerdem die Mehrzahl unſerer Leute einen Feiertag hatten. Abdullah Bey beabſichtigte Anfangs, uns ſo weit zu begleiten, aber er glaubte, uns jezt nützlicher ſeyn zu können, wenn er hier bliebe um unſer zurückgelaſſenes Gepäcke zu befördern und die arme Caravane, die ich beſchützt hatte, geſund und wohlbehalten weiter zu ſchicken. Ich nahm deßhalb zu Banna Abſchied von ihm, und er iſt die einzige Perſon in Banna, die ich vermiſſe. Er iſt ein ſchöner, gefälliger und munterer junger Mann.

In der lezten Nacht (11. Sept.) nahmen einige Diebe, die unter uns waren, zwei ſilberne Pferdegeſchirre und einige verſilberte Waffen mit. Sobald ich hiervon Nachricht hatte, ſendete ich einige Leute zu Amanullah Khan, um ihm dieſe Räuberei anzuzeigen und um ihn zu bitten, zur Entdeckung der Diebe mitzuwirken und Wiederersatz zu verſchaffen.

Heute erreichten wir das Dorf Kweizgeh. Unſere Straße war beinahe durchaus eben und gut bewachſen, hauptſächlich mit der Zwergeiche und dem wilden Birnbaum. Wir waren noch immer auf dem Boden von Banna, welcher, wie ich ſagen hörte, ſehr fruchtbar von Dieben ſeyn ſoll. Da unſer Zugvieh ziemlich mittelmäßig war, ſo konnten wir heute nicht weiter gehen, als bis in dieſes Dorf, um ſo mehr, als zwiſchen Banna und Merweh, in dem Lande unſerer Freunde, der Bebbehs, kein anderes Dorf mehr gefunden wird.

Ahmed Bey, der Befehlshaber des Dorfes, war ein Menſch, deſſen Aeußeres eben nicht ſehr einnehmend war, und welcher aufgelegt ſchien, uns Unannehmlichkeiten zu machen. In der That, wir fanden dieſe Vermuthung ſehr bald gerechtfertigt; dieſen Morgen wollte er uns nicht mit Zugvieh verſehen und eben ſo wenig wollte er dulden, das beizubehalten, was wir an Thieren mitgebracht hatten, indem er ſagte, daß er vom Sultan von Banna Befehl dazu habe; wir befanden uns deßhalb in einer ſehr unangenehmen Lage. Aman ullah Khan war nicht hier, und die einzige Autorität, die wir als Hülfe gegen die Unverſchämtheit dieſes Mannes anriefen, ſchien eher ihm als uns helfen zu wollen.

Das Dorf konnte etwa 30—40 Musketiere enthalten, und war feſt gelegen. Unſere Partie dagegen, klein in ſich ſelbſt und Alles zu Pferde, war durch die Krankheit ſo ſehr geſchwächt, daß wir uns nicht ſelbſt helfen konnten. Nun fing es an, mich zu reuen, die Sepoys nach Sulimania zurückgeſchickt zu haben, da ihr bloßes Erſcheinen die Sache bald in Richtigkeit gebracht hätte. Omar Aga und ich berathſchlagten, was in dieſer widerwärtigen Lage zu thun ſey, und wir beſchloſſen endlich, unſer Gepäcke und unſere Zelte hier zu laſſen und über die Gränze auf das Gebiet der Bebbehs zu gehen, wo wir dann eine Abtheilung Bewaffneter abſchicken könnten, um unſer Gepäck wieder abzuholen. Meine Frau ſetzte die Reiſe weiter fort, während Omar Aga und ich zur Beſorgung der Kranken zurückblieben, und den Vorſatz faßten, jedem Angriff, der auf uns gemacht werden ſollte, vereint zu widerſtehen. Ahmed Bey ſchien jedoch unſern Beſchluß nicht zu achten, denn er kam bald mit der Nachricht, daß er uns ſo viele Eſel verſchaffen wolle, als wir bedürfen.

Ein Vertrag wurde gemacht; nach großen Bedenklichkeiten und Zeitverluſt, nach vielem Fluchen und Schwören von der andern Seite und nach vielem Drohen von der unſern, wurden endlich die Thiere zuſammengebracht. Wir luden das Gepäcke auf, ſowie die Kranken, und begannen nun unſere Reiſe. Aus dem allgemeinen Betragen dieſes Volks, und aus einigen Aeußerungen, die ſie bei unſerm Abmarſch fallen ließen, vermuthete Omar Aga, daß wir auf der Straße angegriffen werden ſollten. Wir beſchloſſen daher, uns auf das Aeußerſte zu vertheidigen, und ich war überzeugt, daß wir ihnen im freien Felde gewachſen ſeyn würden, da wir alle gut beritten und bewaffnet waren. Wir nahmen daher das Gepäcke, die Kranken und Hülfloſen in die Mitte, und hielten feſt an dieſelben, bis wir ſie über der Gränze ſicher glaubten.

Aman ullah Khan ſchien es jedoch für klüger zu halten, uns durch ſein Gebiet ungehindert paſſiren zu laſſen, denn wir ſahen weder ihn noch einen ſeiner Leute.

Nach einem Marſche durch einige Wälder von Zwergeichen, wilden Birnbäumen und einem dem Hagedorn ähnlichen Baume mit wohlſchmeckender Frucht, erreichten wir die Gränze des Abhanges, auf dem man in das Gebiet von Bebbeh tritt. Hier zeigte ſich unſern Blicken eine wundervolle Ausſicht. Die Straße führt auf einmal in ein tiefes und enges Thal, welches das Auge nicht ergründen kann; auf der entgegengeſetzten Seite ſtieg das Terrain zu einer Höhe, die ſogar den Punkt überragte, auf dem wir ſtanden; dieſe Höhe iſt durch zwei Gipfel gekrönt, deren einer äußerſt ſonderbar geſtaltet war, und den wir ſchon bei Swearwea bemerkt hatten. Der Anblick der Gegend war zum Entzücken. Die Gegend war ſehr reich bewaldet, mit vielen Dörfern und cultivirten Stellen, dabei ſo grün wie Smaragd und gewährte die pittoreskeſten Anſichten. Die Linie und Form der Gebirge war auf die ſchönſte Art unterbrochen. Der Abhang, den wir eben hinabſtiegen, hatte eine Länge von zwei Stunden, und geht, mit weniger Unterbrechung, durch ſchöne Wälder. Die Straße war, obgleich ziemlich ſteil, wenigſtens nicht ſchlechter, als man in einer ſolchen bergigen Gegend erwarten kann. Wir erreichten den Fuß des Abhanges und überſchritten das Berrozeh oder Banna-Waſſer, welches ſich hier mit einigen Gebirgsſtrömen vereint hat. Dieſer Strom trennt Perſien von der Türkei.

Ich war herzlich erfreut, das Land des Zwiſtes und der Spitzbuben mit dem wahrer Gaſtfreundlichkeit vertauſcht zu haben, und hier fühlte ich mich wie zu Hauſe.

Wir erreichten das Dorf Merwa, in dem Diſtrikte von Alan. Hier wurden wir von den eigentlichen Kurden bewillkommt und hofften einige Bequemlichkeit zu genießen. Das Dorf iſt ſehr ſchön an der Seite des Berges gelegen, hat nur geringe Erhöhung über den Fluß, auf deſſen entgegengeſetztem Ufer das Alan-Gebirge hinlief. Daſelbſt iſt auch die Stadt Bertaoſh ſichtbar; ſie liegt in nordweſtlicher Richtung drei Stunden entfernt, und zwar nicht wegen der Entfernung beider Punkte, ſondern wegen der ſchlechten Straße.

Eine große Menge Tabak wird in der Gegend von Merwa gebaut; die Einwohner waren eben beſchäftigt, die Blätter auf Pfählen und Schnüren zu dörren. Ich verſuchte denſelben, und fand ihn ziemlich erträglich. Maaſh, eine Art Wicke, der in dieſer Gegend in Ueberfluß gebaut wird, bildet ſehr ſchöne grüne Stellen an den Bergen. Der wilde Weinſtock beſonders wächst hier ſehr üppig, und bildet die geſchmackvollſten Gewinde zwiſchen den Bäumen.

Den 13. Septbr. Heute erreichten wir das ſchöne Dorf Deira, das in einem Wald der ſchönſten Wallnußbäume, die ich je ſah, eingeſchloſſen iſt. Gärten, Weinpflanzungen umgeben das ganze Dorf, an jedem vortheilhaften Punkte des Berges. Die Weinſtöcke, die ſich häufig an den Bäumen hinaufwinden und von einem Baum zu dem andern reichen, bilden auch hier Feſtons und Drapperien. Eine Menge von Quellen entſpringen dem Boden und glitſchern über die Wurzeln der Bäume, wo ſie unzählig viele kleine Waſſerfälle bilden. Man hörte hier nichts als das Murmeln des Waſſers. Ich vermochte es nicht, dieſen reizenden Platz zu verlaſſen, ohne deſſen Lieblichkeit mit Muße zu genießen. Omar Aga und ich, wir ſetzten uns deßhalb unter den Schatten eines Wallnußbaumes an dem Rande eines kleinen Baches, während die Bauern ein ländliches Mahl von Honig, friſcher Butter, Buttermilch, Pfirſichen und Weintrauben vor uns aufſtellten.

Wir verweilten hier einige Zeit, und verließen dieſe liebliche Stelle ungern. Nach einer halben Stunde erreichten wir den höchſten Punkt des Weges. Unzählige Quellen entſpringen dem Boden. Dieſe laufen auf einer Seite in nördlicher Richtung nach dem Berozeh-Waſſer, während andere ein paar Schritte weiter über dem Gipfel in ſüdlicher Richtung hinabfließen und ſich mit dem Chinekilwaſſer verbinden. Es war kein Baum hier zu ſehen, jedoch war der ſtets gewäſſerte Boden ſehr ſchön grün. Dieſe Stelle wird Hazir Kanian, oder die tauſend Quellen genannt,

Von hier aus führte die Straße durch nackte und felſige, oft ſehr beſchwerliche Stellen und durch ſchöne, grüne Pflanzungen und Wälder. Dörfer und Gewäſſer geben der Gegend Lebhaftigkeit und Abwechslung.

Bald darauf verlor mein Pferd ein Eiſen, und ich wagte es nicht, mit einem ſolch werthvollen Thiere auf dieſer ſteinigen Straße den Weg fortzuſetzen, ohne dem Schaden abgeholfen zu haben. Unglücklicherweiſe hatten wir unſerm Hufſchmid Urlaub gegeben, der um ſeine Geliebte zu beſuchen, die in dem nächſten Dorfe wohnte, mit einem guten Pferde verſehen und gehörig herausgeputzt dahin abgegangen war. Omar Aga ſchaffte jedoch das nöthige Werkzeug herbei und vollzog jenes Geſchäft ſelbſt, indem er ſagte: „er würde keinen halben Kreuzer für einen Soldaten geben, der ſein eigenes Pferd nicht ſelbſt beſchlagen könne.“ — Dieſer Umſtand hielt uns einige Zeit auf, und ſo kamen wir erſt nach 2 Uhr Nachmittags in dem Dorfe Kenarao an, welches in dem Diſtrikte Siwell liegt.

Den 14. Septbr. Einige Diener Omar Aga's, die von Sulimania kamen, erreichten die vergangene Nacht denſelben. Er ſagte mir, daß er in allem ungefähr 40 im Dienſt habe, und daß außer drei oder vier alle Clans-Männer ſeyen. Er fügte hinzu, daß er niemals Leute aus dem Bürger- oder Bauernſtand in Dienſt nehmen werde. „Sie werden nie ſehr anhänglich, und eben ſo wenig bleiben ſie bei Euch, wenn Beſchwerlichkeiten über ſie kommen. Der Clans-Mann, oder der Mann von Stamm, dagegen, wenn er auch nicht aus Euerm eigenen Stamm iſt, bekommt eine warme Anhänglichkeit an Euch, und dann können weder Hunger noch Durſt, weder Armuth noch Beſchwerden oder Gefahren ihn angreifen oder gar von Euch trennen.“ Ich war erfreut, von Omar Aga's Leuten zu hören, daß die in Sulimania zurückgelaſſenen Leute wieder hergeſtellt ſeyen.

Die Richtung unſers heutigen Marſches war ſüdlich; wir ſtiegen durch ein Thal zu dem Fuße des Serſt hinab und kamen endlich an dem Ufer des Fluſſes Siwell an; dieſer läuft zuerſt an dem Fuße jenes Berges hin und vereinigt ſich zu Mawrett mit dem Fluſſe Karatſchplak. An der Stelle, wo wir ihn überſchritten, ging das Waſſer nur einige Schritte weit bis an die Steigbügel, und dann wurde es ſeichter. Er iſt ungefähr zwölf oder fünfzehn Yards breit; das Bett deſſelben iſt jedoch viel breiter. Im Winter iſt der Fluß ſehr häufig nicht zu durchwaten und wird dann mittelſt Kellels oder Holzflößen überſchritten.

Wir ſtiegen in die Ebene von Scheribazar hinab, und bald erkannten wir unſern alten Freund, den Berg Gudrun, ſowie die nackten und regelmäßigen Siozheh-Hügel, die ſich wie ein Wall ſo weit als das Auge reicht, ausbreiten. Wir kamen nun in die Gegenden, wo der Sandſtein und die Conglomerat-Formation vorherrſcht; die Wälder wurden nun ſeltener und meiſtens unſcheinbar, ausgenommen an einzelnen Stellen. Wir ſtiegen in das tiefe Thal oder eigentlich in die Schlucht, die durch den Fluß Karatſcholan gebildet iſt, und kamen an die Stelle, wo die alte Stadt gleichen Namens, die ehemalige Hauptſtadt dieſes Theils von Kurdiſtan, gelegen war. Die Stadt lag in tiefer Schlucht; überhaupt ſcheinen die Kurden bei Anlegung ihrer Städte und Dörfer ſolche tiefe und enge Stellen vorgezogen zu haben. Es fanden ſich keine Ueberbleibſel der Stadt; nur einige elende Bauernhütten ſtanden auf dem Platze. In Sulimanava oder Suliman Abad, einem Garten der nun im Verfall iſt, ließen wir uns nieder. Derſelbe wurde von Suliman Beddeh, dem berühmten Vorfahren der Familie Beddeh angelegt. Dieſes Thal iſt ſehr berühmt durch die ſchönen Früchte, namentlich Weintrauben und Waſſermelonen, die in demſelben wachſen. Alle Früchte von Sulimania kommen von dieſem Platze.

Den 15. Septbr. Um 6 Uhr des Morgens ſetzten wir unſere Reiſe fort; die ganze Reiſegeſellſchaft war in der beſten Laune bei der Ausſicht, Sulimania in wenigen Stunden erreichen zu können. Ich hatte das Gefühl eines Mannes, der nach einer langen Abweſenheit in das eigene Haus zurückkehrt; und in der That, die Gaſtfreundlichkeit und Güte, mit der man mich in Sulimania behandelte, mußten in mir das Gefühl hervorbringen, als ob ich in der Heimath wäre. Nachdem wir das tiefe und dumpfige Thal des Karatſchalanfluſſes verlaſſen hatten, ſtieg unſer übriger Weg ganz ſanft an; nur einmal wurde er durch einen tiefen Hohlweg durchſchnitten, der durch einen jetzt trockenen Strom gebildet wird; die Erde, der verwitterte Sandſtein, waren untergraben und zerriſſen, und in abwechſelnd verwirrten oder zerſtörten Haufen herabgeſchlüpft.

Nachdem wir den Fuß des Berges Azmir erreicht hatten, ſtieg die ziemlich gute Straße im Zickzack auf den zunächſt gelegenen Hügel, den wir gleich darauf wieder hinabſtiegen. Der erſte Theil dieſes Weges war nicht ſchlecht; aber bald darauf führte uns derſelbe auf kurze Zeit an dem Rande eines Abgrundes vorbei, an einer Stelle wurde er ganz ungangbar, indem ein Felsſtück ganz in denſelben hereinragte; wir waren genöthigt, daſſelbe zu überſteigen. Jeder ſaß ab und überließ es ſeinem Thier, den Weg ſelbſt zu machen, was ſie ſehr langſam, überlegt und ſorgſam thaten. Dieſes Hinderniß war bald überſtiegen; wir gelangten in die Ebene von Sulimania, welche Stadt wir um 3 Uhr erreichten. Um 10 Uhr kamen wir bei unſern Zelten in dem Garten des Paſchas an.

Ich habe alſo, Gott ſey Dank, eine Reiſe beendigt, welche, obgleich ſie durch die Krankheit meiner Leute einigermaßen unangenehm gemacht wurde, dennoch weniger Beſchwerlichkeiten darbot, als man Anfangs glauben konnte, wenn man an das heftige Fieber dachte, dem wir ausgeſetzt waren; wenn man die ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit und die Furchtſamkeit der Eingebornen erwog, welche den größten Theil meines Gefolges ausmachten. Die Reiſe war reich an Abenſteuern, und lehrte mich einen ſehr merkwürdigen und intereſſanten Theil von Kurdiſtan kennen. Die Straßen, die ich verfolgte, hingen oft von den Umſtänden oder von der augenblicklichen Eingebung ab; glücklicherweiſe aber führten ſie immer durch Punkte, wo ich Gelegenheit hatte, den Hauptcharakter der Gegend kennen zu lernen.

Neuntes Kapitel.

Den 23. Septbr. Bei meiner Ankunft wurde ich ſehr betrübt, als ich hörte, daß alle Anſtrengungen, die Einimpfung der Pocken einzuführen, vergeblich ſeyen, und daß man dieß nur der Unwiſſenheit oder dem Vorurtheil deſſen zu verdanken hatte, der die Ausführung unternahm. Die Materie war augenſcheinlich unächt, der Ausbruch unvollkommen, und alle durch ihn geimpften Kinder, mit Ausnahme weniger, bekamen die Kinderblattern. Der zweite Sohn Osman Bey's, ein liebenswürdiges Kind von 1½ Jahren, war unter der Zahl dieſer Kinder, und ſtarb geſtern.

Ich beſuchte dieſen Morgen den Paſcha und Osman Bey, um ihnen mein Beileid zu bezeugen. Den erſtern fand ich ſehr bewegt; er unterdrückte nur mit Mühe die Thränen, antwortete auf meinen Gruß mit erſtickter Stimme und kehrte zwei oder dreimal mit großer Zärtlichkeit zu ſeinem kleinen, armen Neffen zurück. Nach und nach kamen wir auf andere Gegenſtände zu ſprechen, und das Alte, nämlich die Alterthümer dieſer Gegend, wurde hervorgeſucht. Meine Fragen über die muthmaßliche Lage der alten Stadt Scherizur machten manchen Kurden über dieſe Sache nachdenken. Der Paſcha war heute der Meinung, daß dieſelbe zu Kiz Kalaſſi, nahe bei Biſtanzaos, in der Provinz Scherizur, ungefähr zwei Stunden von Arbel und drei von Sulimania gelegen haben müſſen, indem dort noch ſehr ausgebreitete Ruinen oder vielmehr Spuren von Ruinen ſeyen. Das Volk hier in der Gegend behauptet, daß Kiz Kalaſſi von Alexander dem Großen für eine indiſche Prinzeſſin erbauet ſeyn ſolle, welche dieſer von ſeiner Unternehmung nach Indien mitgebracht haben ſolle, und welcher, als ſie krank geworden war, ihre Aerzte riethen, ſich an einem Platze niederzulaſſen, deſſen Clima dem ihrer Heimath gleiche. Zu dieſem Zwecke wurde die Ebene von Scherizur ausgewählt. Haſſn Pehrede und Gera Kalaa, oder das große Kaſtell, ſind fernere Ruinen in dieſem Diſtrikte, ebenſo auch Dezkerra. Kurz, der Diſtrikt von Scherizur, ſowie alle dieſe Theile tragen Spuren von großem Alterthume, jedoch auch nichts Merkwürdigeres, als eben die Ruinen.

In geringer Entfernung von Sulimania liegt Hazar Mird, ein Platz, der, wie die Sage ſpricht, von den Feueranbetern ſehr lange gegen die Einfälle der erſten Muhamedaner gehalten wurde, und wo ein bedeutendes Gefecht vorgefallen ſeyn ſoll. Entlang aller dieſer Hügelſpitzen ſollen Spuren von Befeſtigung zu ſehen ſeyn.

Ich nahm mir vor, Scherizur zu beſuchen, ſobald das Wetter kühler werde.

Heute hatte ich ein ſchlagendes Beiſpiel von der Schwierigkeit, ſich von den Einwohnern des Orients richtige Nachrichten zu verſchaffen; ſogar bei Leuten, die als ſehr unterrichtet und intelligent bekannt ſind, iſt dieß der Fall. Ich hatte ferner einen weitern Beweis von der Art, mit der ſelbſt die aufmerkſamſten Reiſenden öfters unſchuldigerweiſe die größten Fehler begehen. Der Paſcha belehrte mich einmal ganz ausdrücklich, daß der Name ſeines Stammes Kermandſchi ſey. Heute ſagte er nun, daß dieß nicht der Fall, ſondern daß Kermandſkli der Gemeinname für alle Bebbeh-Kurden, und daß der Name ſeines beſondern Stammes Bebbeh ſey. Weder er noch irgend Jemand konnte mir die Bedeutung des Wortes Kermandſchi ſagen, und eben ſo wenig, woher der Name abgeleitet werde.

Nachdem ich den Paſcha verlaſſen hatte, ging ich zu Osman Bey, der meine Beileidsbezeugung über den Tod ſeines Sohnes in den gewöhnlichen kurzen und trockenen Sätzen beantwortete. — „Es iſt der Wille Gottes, wir können nicht helfen; Gott beſchütze den Paſcha und dich!" In kurzer Zeit begann er zu plaudern und zu lachen, wie gewöhnlich; er ſchaute nach den Pferden und brachte dann verſchiedene Stücke Marmor mit, um die Art herauszuſuchen, die er zu den Verzierungen ſeines neuen Kioſk anwenden wolle; er machte mir die Bemerkung, daß es Marmor von Karadagh ſey.

Alles Volk von Sulimania beklagt ſich über den ungewöhnlichen Einfluß des Scherki oder Oſtwindes, welcher dieſes Jahr dieſe Jahreszeit unerträglich heiß und erſchlaffend macht. Sie hatten ſeit Anfang des Sommers noch keine drei Tage gehabt, an denen dieſer Wind nicht gegangen wäre. Seit wir von den Bergen zurückgekehrt ſind, hat er uns viel Unbequemlichkeit gemacht, und er iſt wirklich immer noch ſehr erſchlaffend, obgleich er ſeine ungewöhnlich große Hitze verloren hat. Ich habe während der vergangenen paar Tage die eigenthümliche Natur dieſes Luftſtromes beobachtet. Er blies meiſtens als Orkan in einem heftigen Strome über Sulimania, während ein Paar Hundert Yards über unſern Zelten die Luft nur leicht bewegt war; ich habe ſogar geſehen, daß er rund um mein Zelt ſehr heftig war, während dieſes ſelbſt in der vollkommenſten Ruhe und Unbeweglichkeit blieb. Die folgende Nacht, während ein ſehr ſtarker Oſtwind ſtrich, hatte Aga Minas, der über die Ebene in die entgegengeſetzten Berge ging, ebenfalls Gelegenheit, dieſe Bemerkung zu machen. Sobald er den Fluß Tangeros überſchritt, verließ ihn der Wind, welcher, als Aga Minas zurückkehrte, auf derſelben Stelle wieder anfing.

Dieſer Tage beſuchte mich mein Freund Omar Aga, und das Geſpräch drehte ſich um ſeine Geſchichte und ſeine kürzliche Verfolgung; er erzählte mir, daß vier oder fünf ſeiner vornehmſten Leute mit ihm ins Gefängniß geworfen worden ſeyen. Daſſelbe ſey finſter und feucht geweſen, und dazu der ſtrengſte Winter. Jeden Tag habe man einen oder zwei ſeiner Leute genommen und auf's grauſamſte mit der Baſtonade beſtraft, um ſie zum Geſtändniß zu bringen, wo das Geld und die Habſeligkeiten ihres Herrn ſich befinden. Sogar zweimal an einem Tage habe man an denſelben die Baſtonade angewendet, und doch habe keiner das geringſte Murren von ſich hören laſſen oder ein Geſtändniß abgelegt. Eines Tages ſogar benachrichtigten ihn ſeine Unglücksgefährten, daß ſie einen Plan zur Flucht vermittelſt Erbrechung der eiſernen Gitter entworfen hätten, worauf ſie dann alle das Schwert ergreifen und ihren Herrn nach Kerkuk entführen wollten. Allein er widerſetzte ſich auf's Beſtimmteſte ihrem Vorſchlag. Während der Gefangenſchaft verhungerten ſeine Leute beinahe, erduldeten jedoch trotz allen Mangels mit Muth und Standhaftigkeit ihre Leiden. Jetzt theilen alle ſeine Stammesangehörige das Ihrige mit ihm, ertragen Hunger und verrichten die niedrigſten Dienſte, um ihm ſeine Lage zu erleichtern, mit einer Geduld und Ausdauer, als ob ſie nie in einer beſſern Lage gelebt hätten. Der Paſcha, obgleich er ihm noch gewogen iſt, war doch ſo ſchwach, in Folge der Einflüſterung von Osman Bey, der ſein Feind iſt, ihn ſo übel zu behandeln, und jetzt hat Omar Bey, überzeugt, daß der Paſcha ihm ſeine Achtung ſchenkt, vollkommen Genugthuung, und vielleicht aus Liebe zu Abdurraman, des Paſchas Vater, hat er ſich nie entſchließen können, ihn zu verlaſſen. Als ich mich in Vorwürfen über die Schwachheiten des Paſchas ergoß, entgegnete mir Omar mit leiſer, aber ernſter Stimme: Wahrlich, ich verſichere Euch, er iſt im Allgemeinen nicht ſo ſchlimm, und nur gegen mich hat er ſo gehandelt. Omar Aga lebt gegenwärtig in der größten Armuth, die er einzig der Feindſchaft von Osman Bey zu verdanken hat, und dennoch hat er bei der innigen Freundſchaft, die ſeit einigen Monden zwiſchen uns beſteht, nie den leiſeſten Wunſch geäußert, ein Geſchenk von mir zu erhalten, welchen ſelbſt der reichſte Türke offen gegen mich ausgeſprochen haben würde.

Da ich den andern Tag einen Tataren nach Conſtantinopel abſchicken mußte, und dieſer Ort, der Markt für alle Luxus- und ſonſtige Artikel iſt, ſo fragte ich ihn, womit ich ihn wohl erfreuen könnte, allein er ſchenkte meinen Worten kein Gehör und gab dem Geſpräch ſogleich eine andere Wendung, während ein anderer Anweſender ſich von mir eine Pfeifenſpitze von Bernſtein ausbat. Mit einem Worte, Omar Aga iſt der einzige Muſelmann, den ich während meinen vielen Reiſen und Bekanntſchaften im Orient gefunden, der mit Recht den Namen eines Ehrenmannes verdient. Nach einigen Tagen erhielt ich wieder ein Paket von Bombay, um es nach Conſtantinopel abzuſchicken. Der Tatar, der es mir brachte, iſt derſelbe, welcher unter des Said Paſchas Kriegsunruhen das kühne Wagſtück beſtanden hat, über Amadia und Van den Weg nach Conſtantinopel zu machen. Ich hatte eine lange Unterredung mit ihm über dieſen Weg, den vor ihm noch kein Türke gewagt hat. In Ankoa erhielt er auf die Empfehlung des Statthalters von Arbil einen chaldäiſchen Dolmetſcher, um durch die wilden chaldäiſchen Stämme von Dſchulamerk durchzukommen. Von Erbil wandte er ſich nach Akra oder Baskor, das zwei ſtarke Tagereiſen von dort entfernt iſt. Sein Weg war noch ziemlich leidlich, bis er gegen das Gebirge und die Feſtung von Akra kam. Von hier bis Amadia hatte er wiederum zwei Tagereiſen, jede von zwölf Stunden, immer über ſchroffe und faſt unwegſame Gebirge *).

In Amadia verſuchte der Statthalter Sebir Paſcha, ihn von dieſem gefährlichen Unternehmen abzubringen, jedoch der Tatar blieb ſtandhaft. Der Paſcha ertheilte ihm hierauf verſchiedene Rathſchläge, unter Anderem Alles, was er erhalte, ſogleich zu bezahlen, und ſich ja in jedes Hinderniß, das ſich ihm in Weg ſtelle, willig zu fügen, denn bei dem geringſten Widerſtand, den er blicken laſſe, drohe ihm von dem wilden rachſüchtigen Volke Verderben und Tod. Seine weitere Reiſe war eine fortlaufende Reihe von Gefahren. Er wurde ſeines Geldes und ſeiner Waffen beraubt; man erklärte ihm, daß man blos wegen der Empfehlungsſchreiben von Sebir Paſcha ihm das Leben geſchenkt habe, bis er nach vierzehn Tagen endlich in Van ankam, nachdem er zuvor 21 Stunden zu Julamerk **) im Kerker zugebracht hatte.

Die Provinz Hakkari iſt eine der wildeſten und ſchauerlichſten Gebirgsgegenden auf dem Wege nach Van, und großentheils mit dichten Wäldern bedeckt. Die Berge ſind ſo hoch und ſteil, daß öfters nach einem Marſch von vier bis fünf Stunden das Dorf, von dem man ausgegangen, beinahe ſenkrecht unter Einem liegt. Ungefähr fünfzig Stunden von Amadia kam er in ein großes Dorf, das beinahe eine Stunde im Umfang hat. Es war dieß der Wohnplatz eines chriſtlichen Stammes. Die Hütten waren alle von Holz erbaut, und die Einwohner ſchilderte er als die wildeſten, die er auf ſeiner Reiſe geſehen hatte. Die Männer trugen hier Strohhüte, die nach Art der europäiſchen aus Reisſtroh geflochten waren. Der Anbau von Waizen oder Gerſte iſt hier völlig unbekannt; es wird blos Reis gebaut, aus dem ſie ihr Brod backen. Die Körpergröße und Stärke der Einwohner fiel ihm beſonders auf. Zu ſeiner Nahrung konnte der Tatar einige Wallnüſſe, Honig und Weißbrod erhalten, das aber halb aus Kehricht, Stroh und Aſche beſtand. Auch ſah er die den Teufel anbetenden Yezids in bedeutender Anzahl; den Fürſten von Hakkari bekam er nicht zu Geſichte, welcher überhaupt wenig Gewalt über ſeine Unterthanen zu beſitzen ſcheint, vielleicht deßwegen hauptſächlich, weil das Volk aus ganz beſondern Stämmen beſteht; einen eigenen Bauernſtand, der von den Stämmen geſchieden iſt, gibt es nicht, weder in Amadia noch Hakkari: ein Beweis vielleicht, daß in dieſen Provinzen der Stammſitz der kurdiſchen und chaldäiſchen Völkerſchaften zu ſuchen iſt, während die Exiſtenz der Taſchik- oder Tat-Raçe in Niederkurdiſtan dafür ſpricht, daß es ein erobertes Land iſt. Endlich gelangte der Tatar zu ſeiner nicht geringen Freude in Van an, obgleich auch dieſer Ort nach ſeiner Ausſage nicht den geringſten Anſtrich von Cultur hatte, und Derwiſch-Paſcha verſicherte ihn, er habe noch nie einen Fremden von den Bergen herabkommen ſehen.

---

*) Um auf dieſem Wege Kleinaſien zu erreichen, mußte er gerade durch den wildeſten und unzugänglichſten Theil des Chaldäergebiets reiſen. Die chaldäiſchen Stämme ſind wahrſcheinlich die einzigen Chriſten im Orient, welche ihre Unabhängigkeit von den Muhamedanern bis auf dieſe Zeit erhalten, und ſich dieſen wahrhaft furchtbar gemacht haben. Die folgenden Bemerkungen über dieſes merkwürdige Volk ſind aus einem andern Tagebuch Rich's, worin es heißt: Die wildeſten und unabhängigſten Stämme von Julamerk oder Hakkari ſind vier Chaldäerſtämme, welche ſich zum Neſtorianismus bekennen, aber im Zuſtande einer völligen Barbarei leben. Die Männer zeichnen ſich alle durch ihre Rohheit, Kraft und Tapferkeit aus, ſie bewohnen die Gegend zwiſchen Amadia und Julamerk, und geben dem Fürſten von Hakkari zwar einige Abgaben, allein nur gelegentlich als Geſchenk, wenn er ſie darum bittet, nie aber erkennen ſie es für Schuldigkeit.

**) Julamerk iſt die Hauptſtadt der kurdiſchen Provinz Hakkari; in ihr liegt auch Kotſchannes, die Reſidenz des chaldäiſchen Patriarchen, der zugleich Commandant einer Diviſion iſt, wenn Krieg zwiſchen dem Fürſten von Hakkari und Perſien geführt wird, an deſſen Grenzen, zwiſchen Julamerk und Salmas, des letztern Hauptſtadt liegt. Der Patriarch ſoll das Schwert gut zu führen wiſſen, und ein ausgezeichneter Schütze ſeyn. Auch iſt er anerkannt einer der berüchtigtſten Räuber ſeines Stammes. In der Nähe von Julamerk ſoll eine Silbermine nebſt Bleigruben ſich finden, die dem Fürſten von Hakkari gehören, ausgenommen an einem Tage des Jahrs am Feſt des heiligen Georg, an welchem ein neſtorianiſches Kloſter die Ausbeute als Eigenthum anſprechen darf. Das Kloſter liegt drei Tagreiſen von Julamerk mitten in dem wilden Stamm der Tſchulak.

Ich gebe hier eine ziemlich ausführliche Beſchreibung der verſchiedenen Stämme, die unter der Herrſchaft des Paſcha's von Sulimania und Kurdiſtan wohnen. Ein Theil der Stämme hat feſte Wohnſitze in abgegränzten Diſtrikten; zu dieſen gehören die Sekkir, die Hureddin im Diſtrikt von Pizder. Dieſe zwei Stämme bewohnen ungefähr hundert Dörfer, und können etwa 2000 Mann mit Musketen bewaffnen. Die Schenkis und Hellalis werden für zwei ganz reine Stämme gehalten, weniger die Siwell, die nicht ganz unvermiſcht geblieben ſeyn ſollen, ſich jedoch immer noch von einer Vermiſchung mit dem Bauernſtand rein gehalten haben. Von den wandernden Stämmen iſt der Stamm Dſchiaf der größte. Der eigentliche Dſchiafſtamm beſteht zwar aus nicht mehr als 600 Familien; allein unter ſeinem Schutze ſind die Ueberbleibſel aller Stämme von Loriſtan und dem perſiſchen Kurdiſtan, über 1000 Familien, was die eigentliche Stärke des Stammes ausmacht. Der Stamm hat ungefähr 1000 Mann Fußgänger und 300 Reiter, jedoch blos zur eigenen Vertheidigung, indem für den Dienſt des Paſcha's keine ſo große Truppenzahl verlangt werden kann. Der ganze Stamm bezahlt an die Statthalterſchaft einen jährlichen Tribut von nur vierzig Beutel, manchmal noch weniger, während die andern Stämme im Verhältniß zu dieſem ungleich mehr Abgaben bezahlen müſſen. Von den übrigen Stämmen nenne ich noch Scheik Ismael, Kelhore, Kelogawani, Tileko, Zengeneh u. ſ. w., die alle von dem Dſchiafſtamme unabhängig ſind, obgleich viele zum Stamme gehörige Familien unter ſeinem Schutze ſtehen.

Ich erfuhr, daß hier eine Hochzeit in einem Hauſe in der Vorſtadt gefeiert werde, und entſchloß mich, zuzuſehen. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, legte ich mit einem unſerer Begleiter einen Shawl als Turban um den Kopf und wir verhüllten unſere Kleidung mit einem dunkeln arabiſchen Mantel. Wir warteten bis zum Einbruch der Nacht, und machten uns ſodann auf den Weg; auf dem

Platze angelangt, fanden wir ein gewöhnliches Haus, auf deſſen nicht mehr als ſechs Schuhe über dem Boden befindlichen Dache wir uns zu der bereits verſammelten Menge von Zuſchauern ſetzten. Der Hofraum, in welchem das Schauſpiel Statt hatte, war mit einer Menge Kurden von jedem Alter und Stand angefüllt, von den Vornehmen an, mit dem mit farbigen Tröddeln behangenen Kopfputz, bis zu den ſchmutzigen Halbwilden in einem Schaafpelzmantel. Viele derſelben hatten ſich gegenſeitig bei der Hand angefaßt, und waren in einem Tanz begriffen, den man Tſchoki heißt, der einen unten offenen Kreis bildete, und beinahe den ganzen Hofraum einnahm. Das Tanzen beſtand in einem Hin- und Herbewegen der Füße und des Kopfes, indem ſie nach dem Takte bald den einen, bald den andern Fuß vorſetzten, und dabei von Zeit zu Zeit tüchtig ſtampften oder ihre Freude durch ein wildes Geſchrei zu erkennen gaben. Die Nichttanzenden ſaßen auf dem Dache des Hauſes, das den Hof auf vier Seiten einſchloß. Mehre ſaßen in der Mitte des Reigens, unter ihnen ein Pfeifer und Trommler. Die Scene war von drei Fackeln erhellt, geduldig ließen die Anweſenden Funken und Aſche auf ſich herabfallen. Das Tanzen hatte bereits eine Stunde gedauert, als wir auf dem Platze ankamen, worauf er noch eine halbe Stunde währte, bis die Muſik aufhörte und der Platz neuen Tänzern geräumt wurde. In der Zwiſchenzeit erſchien ein ſtämmiger Kurde auf dem Platz und unterhielt die Geſellſchaft mit Sprüngen und Poſſen. Die Muſik begann ſofort wieder die nämliche Weiſe und etwa dreißig Mädchen führten den Reigen auf; alle waren geſchmackvoll gekleidet in bunten geſtreiften Röcken, über und über mit goldenen Spangen geſchmückt, ohne eine Spur von einem Schleier. Dieſer Tanz, der ungefähr eine halbe Stunde dauerte, hatte mich wahrhaft entzückt. Die Muſik verſtummte und die Mädchen begaben ſich insgeſammt nach Haus, von Kopf bis zu Fuß in einen Schleier gehüllt, was mir als eine überflüſſige Vorſicht erſchien, indem ſie wohl ſchwerlich in den Straßen von Sulimania ſo viele Leute begegneten, als auf dem Tanzplatze anweſend waren. Die Weiber von Kurdiſtan haben im Allgemeinen eine beſſere Lage, als die türkiſchen, d. h. ſie haben dieſelben Rechte, wie die Männer, welche die ſklaviſche Unterwerfung der türkiſchen Weiber verachten; doch erlauben ſich bei ihnen hin und wieder ihre mächtigen und herriſchen Fürſten Freiheiten, die in der Türkei nicht vorkommen. Hat einer von ihnen Neigung zu einem Mädchen, ſo geſchieht es oft, daß er die Eltern zur Heirath zwingt; die Religionsbegriffe erlauben nämlich nicht, auf eine andere Weiſe in den Beſitz derſelben ſich zu ſetzen. Hat er einige Zeit mit ihr gelebt, ſo läßt er ſich wieder von ihr ſcheiden und gibt ſie einem ſeiner Diener zur Ehe. Kriegsgefangene Weiber werden geſetzmäßig ebenfalls als Sklavinnen in den Harem aufgenommen.

Die kurdiſchen Weiber lieben den Tanz leidenſchaftlich; ſobald man hört, es gebe eine Hochzeit, kommen ſie, um ihre Dienſte anzubieten, und bringen kleine Geſchenke, um dadurch die Erlaubniß zum Tanze herauszuwirken. Bei dieſer Gelegenheit gehen Alle ohne Schleier, mag die Zahl der Anweſenden auch noch ſo groß ſeyn. Alle orientaliſchen Tänze haben denſelben Charakter, und wie es ſcheint, ihren Urſprung in dem fernſten Alterthum. Der Tſchopi iſt mit dem griechiſchen Sirto oder Romeka verwandt, der jedoch weniger Leben und Abwechslung hat.

Die Kleidung der Weiber in Kurdiſtan beſteht im Allgemeinen aus den weiten türkiſchen Hoſen und einem Hemde, das ein Gürtel mit zwei breiten goldenen oder ſilbernen Schnallen feſthält; dann kommt der Rock, der gleich dem Männerrock gefertigt, an dem Halſe zugeknöpft, von da an aber offen iſt, ſo daß Hemd und Gürtel ſichtbar ſind. Gemacht iſt er aus verſchiedenartig geſtreiftem türkiſchen Goldſtoffe, je nach der Jahreszeit oder dem Stande deſſen, der ihn trägt. Sodann kommt das Unterkleid oder der Mantel, der gewöhnlich von Seide iſt, und vollkommen dem Rocke gleicht, ausgenommen, daß er weitere Aermel hat, die blos bis zu den Ellenbogen reichen. Im Winter wird dieſer Mantel mit einem dickeren wollenen vertauſcht. Auch die Tſcharokia mit den ſogenannten tatariſchen Streifen wird im Winter getragen; es iſt dieß eine Art Mantel ohne Aermel, der über der Bruſt zuſammengeheftet wird und bis auf die Ferſen herabfällt. Bei feierlichen Gelegenheiten wird der Mantel mit dem Beniſch vertauſcht, einem von den Türken oder Perſern entlehnten Kleide, das noch geſchätzter iſt als die Tſcharokia. Pelz wird im Winter nicht getragen, ſondern eher eines der genannten Kleidungsſtücke doppelt angezogen. Von dem Kopfputz läßt ſich keine genaue Beſchreibung geben; im Allgemeinen iſt es ein geſtreiftes Sacktuch oder Shawl von jeder Regenbogenfarbe, der um den Kopf gewunden und über der Stirne künſtlich geknüpft wird, ſo daß er eine oft zwei Schuh hohe Mitra bildet; das Ende des Shawls hängt oft bis auf die Knöchel herab. Die, welche es aufwenden können, verzieren ihren Kopfputz vorn mit Goldfäden oder breiten Goldborden. Von beiden Seiten des Turbans hängt eine Korallenſchnur herab; unter dem Turban fängt ein breiter Mouſſelinſchleier an, der vorn offen iſt, und über der Bruſt zuſammengeheftet wird; hinten fällt er frei herab. Die Weiber niederer Stände in der Stadt ſuchen ſich ſtets wie die Vornehmeren zu kleiden. Die Landleute tragen Hemd und Hoſen von blauem Baumwollenzeug und ſtatt des koſtbaren Gürtels haben ſie einen Riemen. Die Tſcharokia iſt ein dunkelblauer Zeug, am Rande weiß geſtreift, und wird über der Bruſt zugeknöpft. Die Kopfbedeckung iſt eine kleine Mütze. Die Kleidung der vornehmeren Kurden gleicht den türkiſchen ziemlich auffallend, und nur der Kopfputz iſt es, der dem Türken eigenthümlich iſt. Manchmal hat er Streifen von allen Farben, und iſt oft noch mit Gold- und Silber-Draht umwunden. Er wird auf den Kopf geſetzt, daß er die Stirne frei läßt; überdieß hängen Quaſten ohne Zahl und von den bunteſten Farben am Turban herab, was den Kurden, beſonders beim Reiten, ein ungemein wildes Ausſehen gibt. Das gemeine Volk trägt Bundſchuhe, wie man ſie in Europa hat; ſie ſind entweder von ſchwarzer oder gelber Farbe und mit Franzen behängt; wollene Schuhe, wie man ſie in Perſien ſteht, werden nur ſelten getragen. Das Bauernvolk oder die ärmern Stammesangehörigen tragen den gewöhnlichen Antari, einen Rock von grobem Kaſch, der auf der Bruſt offen iſt, und mit einem ledernen Gürtel zuſammengehalten wird; vom Gürtel an iſt der Stoff in der Breite nicht mehr zuſammengenäht, und hängt in vier Stücken herab; die Farbe iſt gewöhnlich braun oder weiß; Aermel und Bruſt ſind mit buntfarbigen Streifen beſetzt. Der Turban iſt von grobem dunkelrothem Zeug mit blauen Streifen. Der Kandſchiar oder Dolch iſt allen Ständen gemein. Die Dſchiafs und andere Stämme tragen außerdem eine kleine hölzerne Keule, die oben mit eiſernen Nägeln beſchlagen iſt. Dieß und ein Säbel ſammt einem leichten Schilde, der über die Schultern gehängt wird, iſt die gewöhnliche Bewaffnung eines kurdiſchen Fußſoldaten; bei den Reitern kommen noch eine Lanze und ein Paar Piſtolen hinzu, und wer ſich immer welchen verſchaffen kann, trägt in Kriegszeiten einen Ringpanzer und eine ſtählerne Sturmhaube. Das Fußvolk hat gewöhnlich noch eine lange Büchſe, an der eine Gabel angebracht iſt, um ſie aufſtellen zu können. Der Stamm der Schinkis liefert das meiſte Fußvolk und die beſten Schützen; die Dſchiafs können zwar die gleiche Anzahl ſtellen, allein ſie werden nicht außer ihrem Lande, oder bei einer Sache, die ſie nicht perſönlich berührt, verwendet.

Zehntes Kapitel.

Am Morgen des 7. Oktobers, als ich den Paſcha beſuchte, bemerkte ich ſeine Unruhe und Niedergeſchlagenheit, und erfuhr von ihm, daß ſein älteſter Sohn, Abdurraman Bey, ein Knabe von ſieben Jahren, vor drei Tagen nach Kermanſchah als Geiſel geſchickt worden ſey, und daß ſein zweiter Sohn, ein wunderſchönes Kind, von den Blattern befallen worden; Osman Bey hatte ihm außerdem von jeher viel Verdruß gemacht. In ruhigeren Augenblicken erzählte mir der Paſcha folgende Einzelnheiten über ſeine Perſon und Familie. Babo Suliman war der jüngſte von zwölf Söhnen, ſein Vater hieß Mir Suliman; Babo Suliman hieß der Sohn, weil er nach des Vaters Tod geboren wurde. Mir Suliman eroberte ſich dieſe ganze Gegend von den Türken und Perſern, was allerdings nicht ohne große Anſtrengungen und nach verſchiedenen Glückswechſeln möglich war. Zuletzt wurde er von den vereinigten Türken und Perſern aus Niederkurdiſtan verjagt, und flüchtete in das feſte Schloß von Kewandiz, das auf einem hohen Berge im Zagros-Gebirge liegt, woſelbſt er ſein Weib und ſeine Familie ließ, und ſich nach Conſtantinopel begab. Hier erwarb er ſich die Gunſt des Sultans, der ihn zum Paſcha von drei Roßſchweifen machte. Er wurde ſofort Statthalter in Baba-Dag, wo er ſtarb. Dieſer Theil von Kurdiſtan blieb ſeither in den Händen der Türken als ein zur Provinz Scherizur gehöriger Diſtrikt.

Nach einigen Tagen ſtarb der kleine Ahmed Bey, nachdem viele Verſuche gemacht worden, ihn zu retten, die alle an der Hartnäckigkeit des Vaters, der durchaus keine Arznei anwenden ließ, ſcheiterten. Auffallend fand ich bei dieſer Gelegenheit wieder den Unterſchied zwiſchen den Sitten der Kurden und Türken, letztere würden ſich weit weniger aus einem ſolchen Falle gemacht haben, während ein Kurde aufopfernde Liebe zu ſeiner Familie an den Tag legt.

Ich hatte mich entſchloſſen, eine kleine Reiſe nach Scherizur zu unternehmen, um dieſen Theil von Kurdiſtan, der wegen ſeiner Alterthümer der intereſſanteſte iſt, genauer kennen zu lernen; verſchob es wegen der Krankheit des jungen Ahmed, und jetzt iſt es zu ſpät, da wir uns zu unſerer Reiſe nach Moſſul rüſten mußten. —

Der Handel von Sulimania iſt im Allgemeinen nicht ſehr ausgedehnt, und mit Hilfe von Karawanen wird mit folgenden Städten Verkehr getrieben: Tabriz; nach dieſem Platze geht gewöhnlich jeden Monat eine Karawane, die rohes Silber, Seidenſtoffe u. ſ. w. bringt. Das rohe Silber wird meiſt nach Bagdad verführt, die Stoffe in Kurdiſtan verwendet. Auf dem Rückweg von Sulimania beſteht die Ladung meiſt aus Datteln, Kaffee und anderen von Bagdad verſendeten Artikeln. Erzerum, wohin wenigſtens einmal im Jahr eine Karawane von Sulimania abgeht; ſie führt dorthin dieſelben Produkte, wie nach Tabriz, und bringt Eiſenſtangen, Kupfer und Maulthiere zurück. Mit dieſen Thieren wird hier ein ſehr bedeutender Handel getrieben, und die beſten Maulthiere, die man hier zu Lande ſieht, kommen von Erzerum, Hamadan und Sinna; jeden Monat wenigſtens kommt eine kleine Karawane von dieſen Orten, die getrocknete Früchte, Honig und Stahl bringt. Kerkuk; zwiſchen dieſer Stadt und Sulimania beſteht ein fortwährender Verkehr. Die von dorther eingeführten Artikel ſind Stiefel, Schuhe und Zeugkleider; die Rückfracht beſteht aus Honig, Galläpfeln, Hülſenfrüchten, Reis, Baumwolle, Rindvieh und Schaafen; überhaupt iſt Kerkuk der Hauptmarkt für die Erzeugniſſe Kurdiſtans. Muſul; auch mit dieſem Orte findet ein lebhafter Verkehr ſtatt; die eingeführten Artikel ſind Schuhe, Stiefel, Turbantücher, Zitze und gedruckte Baumwollenzeuge, welche Stoffe von Damascus und Diarbekir kommen. Bagdad; auch mit dieſer Stadt ſteht Kurdiſtan in beſtändiger Handelsverbindung; die Einfuhrartikel von Bagdad ſind Kaffee, Datteln, indiſche und europäiſche Stoffe, endlich Tuch; die Ausfuhrartikel ſind Hülſenfrüchte, Tabak, Käſe, Sumach, Gummiarabicum, Talk und gewöhnliche Seife.

Was das geiſtige Treiben betrifft, ſo fand ich bei den Kurden mehr Empfänglichkeit für höhere Bildung, als irgendwo ſonſt bei den Türken. Der Türke thut ſich viel auf ſein überlegenes Wiſſen zu gut, und übergeht und verachtet das, was er nicht verſteht, während der Kurde in ſeine Fähigkeiten zu wenig Vertrauen ſetzt. Die conſtantinopolitaniſche Preſſe hat für die Aufklärung des Volks beinahe noch Nichts gethan; nur wenige gute Bücher ſind daſelbſt erſchienen, und dieſe wurden weder verlangt, noch benutzt, und die einzigen dort erſchienenen Bücher, die etwas mehr geachtet ſind, ſind die Wörterbücher. Abbas Mirza iſt gegenwärtig im Begriff, eine Preſſe in Tabriz einzurichten, und ich bin begierig, ob hier für die Perſer mehr geſchieht, als in Conſtantinopel für die Türken. Die Perſer haben meiſtens viel größere natürliche Fähigkeiten, als die Türken, und wäre Conſtantinopel ihre Hauptſtadt, würden ſie ſchon längſt mit den europäiſchen Völkern auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen. Die muhamedaniſche Religion ſteht jeder Aufklärung feindlich entgegen, und der Islam iſt durchaus die Religion, welche die Fortſchritte der Cultur hemmt und Irrthümer und verkehrte Anſichten begünſtigt. Muhamed hat ſich mit Allem befaßt, und was er berührte, vergiftet. Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſchichte und Sitten. Alles hat er unter das Joch der Religion gebracht, und die Möglichkeit abgeſchnitten, daß neue und richtige Anſichten über dieſe Gegenſtände Eingang finden können. Ein Türke ſpottet über Alles, was in der Geſchichte nicht mit den Ausſprüchen Muhameds in Einklang ſteht. Ich ſprach einſt von Arian's Geſchichte Alexanders des Großen. Omar Aga, der immer eine ungemeine Wißbegierde in ſolchen Dingen an den Tag legte, war begierig, dieſe alte Urkunde zu hören. Unter Anderem kam ich auf einen Punkt, der mit einem Ausſpruch Muhameds ſich nicht vereinigen ließ, und nun behauptete einer der Anweſenden, der ein Schinki-Kurde war, wenn die Geſchichte auch ſo alt ſey, als Alexander ſelbſt, ſo könne ſie doch nicht wahr ſeyn, weil ihr Prophet ſie anders erklärt habe. Viele Muhamedaner glauben, Alexander der Große ſey ein Prophet geweſen; Andere blos ein Held. Die Kurden machen, wenn ſie mit einander ſprechen, nicht das Geſchrei und den Lärmen, wie die Perſer, und nur einzelne Worte werden manchmal ſchreiend ausgeſprochen. Wenn ein Kurde einem andern zurufen will, ſo ſchreit er mit gellender Stimme: Hoſamako! welches letztere Wort Muhamed bedeutet. Der Andere erwiedert auf ähnliche Weiſe. Die Schäfer ſprechen auf dieſe Weiſe mit einander von Hügel zu Hügel. Der Kurde geht ſelten einen Weg in gerader Richtung fort, oder bewegt ſich ruhig vorwärts; ohne alle weitere Veranlaſſung hört man ſie oft plötzlich einen gellenden Schrei ausſtoßen, ihre Pferde in geſtreckten Galopp ſetzen und wieder zurückkehren, ſelbſt wenn ſie auf einem längern Marſche begriffen ſind. Die Kurden ſind verwegene, aber ungebildete Reiter; ſie ſetzen über jedes Hinderniß hinweg und tummeln ihre Pferde mit außerordentlicher Geſchwindigkeit, aber ohne alle Kunſt. Es geſchieht bei ihnen Alles durch rohe Kraft und durch Stöße, und nicht einmal das Aufzäumen der Pferde verſtehen ſie. Beinahe alle ihre Pferde werfen, ſelbſt wenn ſie von arabiſcher Abkunft ſind, eigenſinnig und ſcheu; ein Kurde zieht aber ſogar ein derartiges fehlerhaftes Pferd vor, wenn es r Hauer hat, und glaubt, es zeige ſich hierin die Geſchicklichkeit und Kühnheit s Reiters. Die Araber dagegen ſind feine und ruhige Reiter. Nach einem raber kann man immer ein Pferd mit Vergnügen reiten, zur Noth auch nach nem Türken, aber nie nach einem Kurden; dennoch tragen ſie viele Sorgfalt r ihre Pferde, und ich ſah mehr als einen vornehmen Kurden, der ſein Pferd genhändig putzte. Vielleicht füttern ſie ihre Pferde zu gut, und halten ſie zu rm, weßhalb dieſelben nicht ſo ausdauernd ſind, als ſich unter einem ſolchen olk und Himmelsſtrich erwarten ließe. Es iſt unter ihnen zur Mode geworden, abiſche Pferde zu beſitzen, und ſie geben ungeheure Summen oft für ganz wöhnliche Pferde aus; dieß iſt zum Theil Schuld, daß die reine kurdiſche Raçe ltener geworden iſt, obgleich dieſe immer ein ſchönes, feuriges und zum leichten eiterdienſt taugliches Pferd geliefert hat. — Die Kurden beſitzen eine ungemeine ertigkeit im Ausſpioniren feindlicher Heere; ſie wagen ſich oft mitten in das indliche Lager, ja ſogar bis in das Zelt des Feldherrn. In dem Kriege gegen n Paſcha von Bagdad wurde das Unternehmen bedeutend dadurch erleichtert, ß immer eine bedeutende Anzahl kurdiſcher Hülfstruppen im türkiſchen Heere h befand. Abdullah Paſcha erzählte mir, daß, als einmal ſein Bruder Abdurman Paſcha einen Kurden in das Lager des Paſcha von Bagdad geſchickt habe, eſer, außer Stands, Alles auszukundſchaften, was er wünſchte, in dem Lager s Paſcha einen Mann ergriffen und vor Abdurraman geſchleppt habe, damit eſer ihn um das Weitere befragen könnte. Die Kurden ſind insgeſammt ſehr uſikaliſch, und die meiſten ihrer Melodien und Lieder haben einen melanchoſchen Charakter, und nur wenige tragen das Gepräge eines leidenſchaftlichen euers; vielfach wurde ich an den Geſang der venetianiſchen Gondolieri erinnert.

Nirgends habe ich ſo viele ſchöne ältere Perſonen geſehen, und trotz des uhen und der Körperausbildung feindlichen Clima's findet man in Kurdiſtan eiſt hohe und kräftig ausſehende Geſtalten; die Kinder beſonders ſehen reinlich d geſund aus, hauptſächlich im Vergleich gegen die Kinder von Bagdad, welche n durchaus ungeſundes Ausſehen haben, mit aufgedunſenem Körper und gelbem, laffem Fleiſch.

Beſonders auffallend iſt der Unterſchied in der Geſichtsbildung bei den zu n Stämmen und dem Bauernſtand gehörenden Kurden. Die Letztern haben ne weit ſanftere und regelmäßigere Bildung, und viele Geſichter haben noch nz griechiſche Formen; bei den Stammesangehörigen ſieht man markirtere Züge it hervorſtehender Stirne und ſtarren, tief liegenden Augen, die gewöhnlich ne hellgraue oder blaue Farbe haben; überdieß erkennt man ſie an ihrem freien, ſſenen Betragen, und ſchon beim erſten Anblick erkennt man in ihnen die Herren s Landes.

Ich mußte nun an die Abreiſe nach Muſul denken, und verabſchiedete mich n dem Paſcha und meinen übrigen Freunden. Mahmud Paſcha iſt ein wahrhaft renhafter Mann; mehr als bei einer Gelegenheit mußte ich ſein einfaches und feſtes Benehmen, ſeine Religioſität und ſein tiefes Gefühl bewundern; jetzt hat ihn freilich der Tod ſeines Sohnes ſehr erſchüttert, und er ſagte mir im Vertrauen, er wünſche von ſeiner Statthalterſchaft abzutreten. Uebrigens beſitzt er mehr die Tugenden eines Privatmannes, als eines Fürſten, und für Kurdiſtan eignete ſich manchmal ein ſtrengerer Herrſcher beſſer. Für ſeine Stellung iſt er zu mild, und ſetzt auf die Andern zu viel, auf ſich ſelbſt zu wenig Vertrauen. Perſönlich tapfer im Felde, hat er nicht den erforderlichen Muth im bürgerlichen Leben.

Ich verlaſſe Kurdiſtan nur ungerne, gegen mein Erwarten fand ich daſelbſt ein Volk, wie ich noch keines im Orient getroffen; ich habe hier Freundſchaften geſchloſſen, und überall kam man mir mit einer Offenheit, Freundlichkeit und unbegrenzten Gaſtfreundſchaft entgegen, deren ich mich ſchwerlich mehr auf meiner künftigen Pilgerfahrt zu erfreuen haben dürfte, und bis zu meinem Tode wird das Andenken an dieſen meinen Aufenthalt in Kurdiſtan in mir fortleben.

Aegypten und Nubien

von

1829 – 1836.

Nach

Ed. de Cadalvène und ***S. de Breuvery.***

II.

Aegypten und Nubien.

Eilftes Kapitel *).

Da der Nazir von Aſſuan bei unſerer Durchreiſe gerade entfernt war, ließen wir unſere Firman's ſeinem Unterbeamten (Vekil) überreichen, damit dieſer die nothwendigen Befehle ertheilte, unſere Fahrzeuge den Waſſerfall hinaufziehen zu laſſen. Nach einigen Schwierigkeiten, die ein Türke, Mahmud Effendi, den wir ſchon in Theben angetroffen hatten, und der ziemlich geläufig franzöſiſch ſprach, ſchnell beſeitigte, ſchloſſen wir den Handel ab, und ließen unſer Gepäck auf Kameele laden, um es zu Lande nach Philä transportiren zu laſſen. Wir ſelbſt beſtiegen Eſel, um unſer Gepäck zu geleiten, während ungefähr hundert Nubier die Fahrzeuge ins Schlepptau nahmen.

Zwei Straßen führen von Aſſuan nach Philä. An mehren Orten bemerkt man die Spuren der antiken Straße, welche in gerader Linie die Wüſte durchſchnitt. Sie zieht ſich durch die Granitbrüche, von wo die Aegypter die ungeheuern Blöcke holten, welche in ihren Bauwerken ſo reichlich ſich vorfinden. Dieſe Steinbrüche haben eine Ausdehnung von mehr als einer Quadratmeile, und überall bemerkt man die Spuren der antiken Arbeiten. Man tritt ſtets auf abgemeißelte Granitſtückchen; die Felswände ſind ſcharf oder grob ausgehauen; man ſieht noch die Spuren der Keile, welche die Blöcke ausſprengten **). Die Schärfen der von den

---

*) S. Atlas. III.

**) Die Aegypter ſcheinen auf dieſelbe Weiſe die Steinbrüche bearbeitet zu haben, wie man jetzt hin und wieder Mühlſteine bricht: Man gräbt um den Block, den man ablöſen will, eine ſchmale Rinne, bohrt Löcher in dieſe, und treibt hölzerne, am Feuer getrocknete Keile hinein; dann feuchtet man mehre Male die Keile an, welche dadurch anſchwellen, den Stein in regelmäßiger Linie abſprengen und von der Maſſe des Felſens löſen.

Aegyptern bearbeiteten Felsblöcke bewahren noch jetzt nach tauſend Jahren alle Friſche ihrer Roſenfarbe, während die daran ſtoßenden Theile in der Urwelt eine gerundete Form und dunkelbraune Färbung erhielten, ſo daß man auf die unermeßliche Reihe von Jahrtauſenden ſchließen darf, welche dazu erfordert wurden, durch Einwirkung der Luft ihnen die ſchwärzliche Oberfläche zu verleihen. Ungeheure Bänke von grauem und ſchwarzem Granit, ebenfalls mit den Spuren der Bearbeitung, grenzen an die Bänke des roſafarbenen, womit ſie zwar nur eine Maſſe bilden, wo aber die Trennung der Farben mit außerordentlicher Genauigkeit abgeſchnitten iſt. Ungeheure Säulen und Becken, unvollendete Werke, liegen noch unter den Brüchen. Das bemerkenswertheſte Stück dieſer Art iſt ein ſchräg gehauener und halb im Sande begrabener Obelisk, deſſen ſichtbarer Theil zwanzig Metres Länge beträgt.

Originell maleriſch wird die Gegend durch mehre Santon-Gräber und die Trümmer einiger Moſcheen, welche die benachbarten Höhen krönen. Auch ſieht man noch auf derſelben Straße eine Säule mit lateiniſcher Inſchrift, welche beweiſt, daß die Römer dieſe Steinbrüche ebenfalls benutzten.

Die zweite Straße von Philä iſt länger als die erſte, denn ſie folgt den Krümmungen des Fluſſes. Neben ihr ſieht man Steine mit kufiſchen Inſchriften, Grabmähler der Krieger eines Feldherrn Omar's, der Aſſuan eroberte und zerſtörte, nachdem der größte Theil ſeines Heeres im Feldzuge zu Grunde gegangen war. Dann ſieht man hin und wieder muhamedaniſche Gebäude und die Spuren der Mauer, welche im Mittelalter Nubien von Aegypten trennte. Den Fluß erreichten wir wieder bei El Schella, einem kleinen mit Dattelpalmen umgebenen Dorf. Wahrſcheinlich iſt dieß das El-Kair der arabiſchen Geſchichtſchreiber, der letzte muhamedaniſche Flecken, wo eine Garniſon zur Bewachung des Paſſes von Nubien unterhalten wurde.

Bald erblickten wir die Inſel Philä und das maleriſche Dorf, von dem ſie eingefaßt iſt. Wir lagerten uns bei den nubiſchen Hütten, welche der Inſel gegenüber liegen, und genoßen mit Muſe ihren herrlichen Anblick.

Nördlich war die Ausſicht durch eine Krümmung des unter Felſen verſchwindenden Nils begrenzt, während unſer Blick den Lauf des Fluſſes nach Süden, der unter Felſen ſich hinſchlängelt, verfolgte. Weſtlich ziehen dieſe Felſen nach der Inſel Snem ſich hin, wo man unter ungeheuren Granitblöcken die zierlichen Ruinen eines Tempels erblickt. Eine ſandige Ebene dehnt ſich nach Oſten aus, von wo Pyramiden von Felsſteinen, die den Einſturz drohen, hier und da ſich erheben. Die merkwürdigſte iſt ein Haufe übereinandergelegter Steinblöcke mit einem ungeheuern Block, worauf zwei Hieroglyphentafeln gegraben ſind, auf dem Gipfel. Die Alten nannten ſie Abaton, die Araber: das Bett der Pharaonen.

Mitten in der dürren Landſchaft bilden die ruhigen Fluthen des Nils einen ſchönen See, aus dem glänzend von Grün und Friſche die zauberhafte Inſel mit ihren Palmen und Tempeln ſich erhebt. Jeglicher Reiz, den die Einbildungskraft erſchaffen kann, eine heilige, zum Genuß der Prieſter erwählte Inſel zu ſchmücken, wird vom Anblick Philä's übertroffen. Nichts kann den Effekt dieſer majeſtätiſchen Pylonen, der blendend weißen Colonnaden unter Baumgruppen wiedergeben. Der Reiz wird noch durch den Contraſt der dürren Umgebung erhöht.

Weil dicht vor Philä die Klippen des Nils aufhören, erwarteten wir hier unſere Fahrzeuge. Ein nubiſcher Kahn führte uns nach der größten und ſteilſten Nilinſel, nach Snem, hinüber. Sie war lange vor Philä dem Cultus geweiht, und Volksgedränge füllte die Tempelhöfe, als ihre glückliche Nebenbuhlerin noch ein Inſelchen ohne Namen war, allein Philä's Heiligthum zog bald allein die Volksmenge herbei, und Snem's Tempel wurden vergeſſen, als Philä ein heiliger Ort ward, welcher bis auf Juſtinian dem Chriſtenthume widerſtand.

Gleich darauf landeten wir in Philä, der heiligen Inſel. Nach Strabo ſoll eine Stadt hier geſtanden haben, allein die Inſel iſt ſehr klein, und die Tempel können keinen Raum den Wohnungen der Menſchen zurückgelaſſen haben. Sie entſtand aus Granitklippen, wo die Fluthen des Nils Schlamm anſchwemmten. Um ſie nicht dem Schickſal der Inſelchen auszuſetzen, welche der Nil jährlich bildet und wieder zerſtört, hat man überall, wo der Fels die Fluthen nicht abhielt, Steindämme gemauert. Aegypter, Griechen, Römer und Araber haben, wie man dieß leicht erkennt, daran ausgebeſſert. Gegenwärtig ſtehen dort nur fünf oder ſechs Hütten nubiſcher Familien, die jährlich herüberkommen, um ſich mit einigen Ziegen zur Zeit des niedern Waſſerſtandes dort niederzulaſſen, um am öſtlichen Ufer Durrah und Gemüſe im Schlamme, den der Fluß zurückgelaſſen, anzubauen.

Unter den Monumenten, welche den Boden von Philä bedecken, bemerkt man Gebäude der Pharaonen, Ptolomäer und Römer. Beſonders zwei verdienen Aufmerkſamkeit. Das erſtere beſteht aus einem kleinen unvollendeten Tempel an dem öſtlichen Ufer, deſſen gegenwärtig faſt gänzlich eingeſunkene Decke von Säulen, die zur Hälfte in die Mauer hineingebaut ſind, getragen wird. Durch die Eleganz der Säulen und die ſchönen Verhältniſſe der Friſche, wird dieſer Tempel eines der ſchönſten Denkmale der ägyptiſchen Architektur in der letzten Zeit.

Die Façade des großen Tempels iſt nach Süden gerichtet. Da er zu verſchiedenen Epochen gebaut ward, iſt ſein Plan unregelmäßig, allein dieſer Mangel an Regelmäßigkeit fällt beim flüchtigen Anblick nicht in die Augen. Zwei Gallerieen mit ſechzig Säulen führen zu prächtigen mit Hieroglyphen geſchmückten Pylonen. Ein Periſtyl führt zu zwei andern, zwiſchen denen die Thüre ſich befindet, die in den Pronaos leitet. Alles was man dort erblickt, Säulen, Wände, Decken, iſt mit Skulpturen, die durch friſche Farben geſchmückt ſind, bedeckt. So vermag dieſer erſte Saal des Tempels einen Begriff von dem Anblick zu geben, den Aegyptens Tempel zur Zeit ihres Glanzes darboten. Einige Kreuze, hin und wieder übertünchte Mauern und zahlreiche Inſchriften bezeugen, daß Chriſten in ſpäterer Zeit die profanen Bilder eines entſchwundenen Cultus den Augen der Gläubigen verbergen wollten. Auch ſieht man verſtümmelte Hieroglyphenſteine und andere Materialien, die zu neueren Bauten fortgeſchafft wurden. So ſchien dieſelben Steine zweimal als Monumente; wie viel Jahrhunderte muß man aber hinaufſteigen, um die Quellen der Civiliſation, die ſie formte, aufzufinden.

Bis nach Philä verfolgten die Krieger unſerer italieniſchen Armee die Mamelukken, denen Deſaix keinen Augenblick Ruhe vergönnt hatte. Sie wollten den Ort, der auf's Neue durch ihren Sieg berühmt ward, nicht verlaſſen, ohne die Erfolge ihrer Waffen in den Stein zu graben. Die innere Seite des Thors der großen Pylonen hatte keine Hieroglyphen erhalten, und erſcheint wie eine abſichtlich von den Ptolemäern freigelaſſene Seite, für die Helden der Zukunft, welche durch Ruhm das Recht erhielten, ſie zu füllen. Dies Recht eroberten unſere Schaaren nach zwanzig Jahrhunderten, und der große Pylon verkündet der Nachwelt die Siege der ägyptiſchen Armee mit den Namen der Generäle. Auf einer Wand der Tempelteraſſe ſtehen die Namen der Gelehrten von der ägyptiſchen Commiſſion.

Der Ruf unſrer Leute verkündete und die Ankunft unſrer Fahrzeuge. Sieben Stunden lang waren ſie durch die Klippen hinaufgezogen. Auch rühmte Jeglicher ſeine Dienſte, ſeine Arbeit, und verlangte ein Geſchenk. Nachdem wir hierauf zur Abreiſe uns bereitet, und einen nubiſchen Piloten gemiethet hatten, wollten wir noch einmal die Trümmer von Philä bewundern. Der Mond ſtrahlte am reinen Himmel, und warf Effekte einer entzückenden Poeſie über die Landſchaft. Auf einem Pylon ſitzend betrachteten wir die ſchönen Ruinen, denen der ſchönſte Gegenſatz von Licht und Schatten ein neues Daſeyn zu verleihen ſchien. Einſt bewunderten wir in der Stadt der Cäſaren die Effekte des Mondlichts unter den Arcaden des Colyſäums; allein in Rom wird man ſtets durch den aufſteigenden Rauch, durch das Gemiſch der Stadt und den Schall der Glocken an ein Etwas erinnert, welches den Trümmern, die man bewundernd anſchaut, folgte. In Philä iſt Alles ernſt und unbeweglich unter den Trümmern der Pharaonen. Durch das Schweigen der Wüſte wird das Schweigen noch feierlicher, welches in dieſen Hallen auf die heiligen Hymnen der Iſis folgte. Man vernimmt nur den Schall der Waſſerfälle in der Ferne.

Mit Mühe konnten wir uns dieſem erhabenen Anblick entreißen, um zu unſern Kähnen zurückzukehren.

Hinter Philä iſt das Flußbett einige Stunden weit ohne Inſeln und Klippen. Die Granitfelſen nähern ſich, und laſſen am Ufer nur einen grünenden Streifen von der Breite einer halben Stunde, voll Dörfer, Palmen, Zuckerrohr und Durrah. Wir ſahen eine neue Bevölkerung, die Barabrahs, einen Volksſtamm, gemiſcht aus dem Blute aller Eroberer dieſer Gegend.

Die Barabrahs oder Kenus, die man zuerſt hinter Elephantine antrifft, bilden eine Nation für ſich. Sitten, Sprache, Geſichtszüge unterſcheiden ſie von den Arabern der Wüſte, von den Fellahs und den Nubiern. Sie bewohnen die Ufer zwiſchen dem erſten und zweiten Waſſerfall, und einen Theil der weſtlichen Wüſte. Die Araber, die auf einigen Theilen Nieder-Nubiens ſich befinden, vermiſchen ſich nicht mit ihnen, und verachten ſie. Die Barabrahs ſind beinahe ſchwarz, allein kleine Lippen, feine Naſen, geringelte, aber nicht wollige Haare, ſtellen ſie der arabiſchen Raçe näher, wie den Negern. Sie eſſen Eidechſen, Schlangen, Crocodilfleiſch und Eier, welche Araber mit Schauder verſchmähen. Auch ſind ihre Gewohnheiten bei Verheirathungen von denen ihrer Nachbarn verſchieden: der Mann kauft ſeine Braut vom Vater, und dieſer gibt ſeiner Tochter einen Theil des Kaufgeldes als Mitgift zurück. Die Kinder beider Geſchlechter ſind nackt bis zur Mannbarkeit; die Männer tragen, wie die Fellah's, ein blaues Hemd; die Weiber umhüllen ſich außerdem mit einem weiten großentheil blauen Tuch, verhüllen nicht, wie Muhamedaner, ihr Geſicht, und laſſen die Haare wachſen. Die Bevölkerung beträgt 38,000 bis 40,000 Einwohner.

Ein großer Theil verläßt in ihrer Jugend die Heimath, um nach Aegypten zu reiſen, und den Türken, beſonders aber den Franken zu dienen, welche ſie den Arabern, wegen des Rufs ihrer Rechtlichkeit, vorziehen, und ſie gewöhnlich als Thürhüter oder Stallknechte gebrauchen. Sobald ſie eine kleine Summe erſpart haben, kehren ſie zu ihren Familien zurück, um die Früchte ihrer Arbeit zu verzehren; dann erneuern ſie ihre Reiſe, bis Alter und Schwäche ſie in ihrem Vaterland zurückhält. Die Exiſtenzmittel der Zurückbleibenden ſind ſehr beſchränkt und beſtehen allein im Anbau der ſchmalen aber fruchtbaren Flußufer. Außerdem gewinnen ſie aus Kurkur Salz und Acacia-Kohlen, die ſie nach Cairo ſchicken. Endlich liefert die Wüſte ihnen Sennes-Blätter.

Ihre Sprache iſt ſanft und ohne die Kehllaute der Araber; allein ihr ganzer geiſtiger Reichthum beſteht in ungefähr zwanzig Geſängen; beim Rechnen müſſen ſie ſich des Arabiſchen bedienen. Sie ſind von Natur weder hartnäckig noch grauſam, und ihre Laſter ſind nur Folgen des anarchiſchen Zuſtandes, worin ſie lange lebten. Alle, die nach Aegypten kommen, ſind für die Künſte der Civiliſation leicht zu bilden. Treue, Anhänglichkeit, leichter Muth und Sanftmuth ſind ihre allgemeinen Charakterzeichen; allein die Sclaverei hat die guten Anlagen bei der Maſſe verdorben; Furcht iſt das einzige Gefühl, das auf ſie wirkt, und die Sicherheit der Reiſenden verbürgt.

Zur Zeit der Römer war Nieder-Nubien in zwei Theile geſchieden, von denen nur einer ihnen huldigte. Dieſer Theil war von Griechen und Aegyptern bewohnt und durch römiſche Garniſonen vertheidigt. Der obere Theil gehorchte äthiopiſchen Fürſten. Im vierten Jahrhundert wurden die Blemyer, die Bedjah's der Araber, ein Volk der Wüſte zwiſchen dem Meer und dem Nil, den Aegyptern und Griechen furchtbar, und unter Diocletian räumten die römiſchen Garniſonen das Land. Die Regierung von Unterägypten mußte ihnen Tribut zahlen. Im ſechsten Jahrhundert unterwarf ſie der König von Nubien.

Nachdem der Islamismus Aegypten beſiegt hatte, konnten die Muhamedaner noch lange nicht in das chriſtliche Nubien vordringen. Der obere Theil war eine Art von neutralem Gebiet, und die in die Wüſte verdrängten Blemyer waren den Kalifen noch lange furchtbar, welche wegen Räubereien und wegen der Goldminen der Wüſte ſie bekämpften. Endlich wurden jene im neunten Jahrhundert unterworfen.

Bald darauf erſchienen neue Eroberer, ein kriegeriſcher arabiſcher Stamm von Yemen (die Kenus, welche die Bewohner anfangs bekämpften, ſich aber ſpäter mit ihnen verſchmolzen und ein Reich bis nach Kurkur hin gründeten). Die Macht der Kenus hatte ungefähr 1381 den höchſten Gipfel erreicht. Sie griffen Aſſuan an und zerſtörten die Stadt, und öffneten ſich dadurch das Said. Als aber die Unordnung, welche dem Erlöſchen der Fatimiden folgte, in Aegypten aufgehört hatte, ward Aſſuan von der Regierung dieſes Landes wieder erbaut und die Kenus zurückgetrieben. Ihre Nachbarſchaft ſetzte die Aegypter nur einigen Räubereien aus, als der Sultan Selim Aegypten den baharitiſchen Mameluken entriß und das beſtehende Verhältniß noch einmal umänderte.

Der ottomanniſche Eroberer fand bald Gelegenheit zum Kriege in einem Streite zwiſchen den Arabern Gabroeh und Djowabere. Die Erſteren zu ſchwach, den Fremden zu widerſtehen, hatten die Hülfe der Türken ſich erbeten. Sultan Selim ſendete ihnen ein Hülfscorps von Albaneſen und Bosniaken; wie es aber oft zu geſchehen pflegt, war die Vertreibung der beiden kämpfenden Parteien und die Beſetzung der Flußufer durch dieſelben Hülfstruppen, welche unvorſichtig herbeigerufen waren, den Streit zu ſchlichten, die baldige Folge.

Die hauptſächlichſten Niederlaſſungen dieſer neuen Ankömmlinge waren Derr, Ibrim und die Inſel Says, von wo aus ihre Führer das Land unter dem Titel Kaſchefs regierten. Dieſe wurden vom Sultan Selim als unumſchränkte Herren des Landes eingeſetzt, wofür ſie ſpäter nur einen Tribut bezahlten. Die Würde dieſer Fremden ward erblich und pflanzte ſich bis auf unſere Zeit fort.

Dieß war der Zuſtand Unternubiens, als die vorübergehende Eroberung der Mameluken im Jahr 1812, und bald darauf der Angriff Mehemet Ali's den Einwohnern neue Laſten aufbürdeten und die frühere Herrſchaft der Kaſchefs ſie bedauern ließen, deren Tyrannei in Vergleich mit den gegenwärtigen ſyſtematiſchen Bedrückungen, ihnen als mild erſcheint. Uebrigens haben die Barabrahs noch einige Privilegien beim Bezahlen der Abgaben ſich erhalten; allein die ſtets wachſenden Bedürfniſſe des Vicekönigs werden ſie nicht lange im Genuß derſelben laſſen. Der Aufenthalt zu Cairo, der früher Allen freiſtand, iſt ihnen ſchon jetzt nur in dem Falle erlaubt, wenn ſie einen Herrn, der ſie in Dienſte nimmt, nachweiſen können, und man hat angefangen, eine Kopfſteuer von zehn Piaſtern von ihnen zu erheben. Bis jetzt weigerten ſie ſich auch hartnäckig, in die Armee einzutreten, und die Regierung hat auch noch keine ſtrengen Maßregeln ergriffen, ſie dazu zu zwingen. Doch dieß wird bald ſtattfinden, wenn die Rekrutirungs-Geſetze ſtets mit derſelben Strenge ausgeführt werden. Die Einkünfte des Vicekönigs in dieſer Gegend beſtehen jährlich in 40,000 Piaſtern, allein durch Beſoldung der Truppen und der Kaſchefs werden zwei Drittel der Summe verbraucht.

Nach kurzer Schiffahrt gelangten wir zum Tempel Debut. Die Façade deſſelben iſt nach dem Fluß hin gebaut. Drei einzeln ſtehende Thore befinden ſich vor derſelben; von denen das erſtere in einen weiten von Mauern umſchloſſenen Raum führte, deren Spuren man noch bemerkt. Der Tempel beſteht aus drei großen und mehren kleinen Seitenſälen; ſüdlich findet ſich noch ein anderes Gebäude. Ein Saal iſt ſehr alt, allein unter Auguſt und Tiber ſind Nebenſäle gebaut.

Bei dem Zuſtande des Verfalls im Innern kann man in der Mauer noch geheime Eingänge bemerken, die offenbar dazu dienten, profanen Augen den frommen Betrug der Prieſter zu entziehen, welche Orakel ertheilen mußten.

Fünf Stunden hinter Debut erblickten wir die Ruinen von Gartaſ. Auf einem Sandſteinhügel erhebt ſich ein kleiner zierlicher Tempel, welcher dem kleinern von Philä beinah vollkommen gleich iſt. Er iſt kleiner und ſchlechter erhalten, allein ſchöner in den Verzierungen und Capitälern. Dann kommt man nach einer Viertelſtunde zu einer in die Wand eines Felſens gehauenen Thüre, aus römiſcher Zeit mit zwei Säulen unter einer davon getragenen Felsplatte. Sie führt zu einer niſchenartigen Höhle, welche als Heiligthum berühmt geweſen ſeyn muß, denn der ganze Fels iſt mit römiſchen und griechiſchen Inſchriften von Wallfahrern bedeckt, welche ihre Namen mit den Opfern, die ſie brachten, dort eingruben. Dann folgt eine dicke, große Mauer von kleinen Steinen, allein bekleidet mit großen Blöcken; ſie beginnt vom Ufer des Nils und dehnt ſich zwei Meilen weit in der Wüſte aus.

Jemehr man ſich von Philä entfernt, deſto mehr weicht der Granit, welcher Anfangs die ganze Felsmaſſe allein bildete, allmählich dem Sandſtein und verſchwindet zuletzt gänzlich.

Zwei Stunden hinter Gartaſ gelangten wir nach Taffa, wo das für den Ackerbau brauchbare Ufer nur eine Viertelmeile an Breite beträgt. Jenes Dorf erhebt ſich maleriſch unter Ruinen und Dattelbäumen. Die Einwohner nennen ſich Ulad-el-Naſra, Söhne des Nazareners, und halten ſich für Abkömmlinge der Chriſten von Taphos, welche nach der Eroberung des Landes durch die Anhänger des Islamismus zur Annahme deſſelben gezwungen wurden.

Nubien, zwiſchen Aegypten und Abyſſinien gelegen, welche beide zugleich nach Conſtantin zum Chriſtenthum durch S. Frumentius bekehrt wurden, erhielt erſt in ſpäterer Zeit das Licht unſerer Religion. Das ſüdwärts aus Aegypten gedrängte Heidenthum und die immerwährenden Kriege der nubiſchen Könige mit den Abyſſiniern verſchloſſen Nubien den Apoſteln des neuen Glaubens auf längere Zeit. Nach Eutychius von Alexandrien nahmen die Nubier erſt damals das Chriſtenthum an, als die Araber Aegypten eroberten, wahrſcheinlich iſt es aber zu Juſtinian's Zeiten zu ihnen gedrungen.

Drei Jahrhunderte lang blühete das Chriſtenthum in Niedernubien, mußte aber bald der Religion der Sieger weichen. Der letzte chriſtliche König regierte 1080; zwar herrſchten Chriſten 1280 noch in Dongola, allein ſchon drei Jahrhunderte vor dieſer Zeit hatten die Kenus die chriſtliche Religion im größten Theile

Niedernubiens vertilgt, und die immerwährenden Feldzüge der ägyptiſchen Muhamedaner gegen Dongola hatten die chriſtliche Religion ſo ſehr herabgebracht, daß die Biſchöfe ſelbſt dem muhamedaniſchen Cultus Tempel bauen mußten. Die Ackerbau treibenden Nubier gingen allmählich zum Islamismus über. Nur wenige in der Wüſte umherirrende Stämme blieben Chriſten, und endlich erlag das Chriſtenthum auch bei dieſen.

Die Alterthümer von Teffah beſtehen in Tempeltrümmern und Gebäuden von geſchmackloſem Styl, welche wahrſcheinlich als Klöſter dienten.

In geringer Entfernung hinter dem Dorfe kommt der Granit auf's Neue wieder zum Vorſchein und die Felſen werden ſo eng, daß kein Durchgang am Ufer des Fluſſes möglich iſt. Der Nil iſt voll von Klippen, ſo daß die Schifffahrt gefährlich wird. Die Einſamkeit der Gegend, die ungeheuern in den Nil von der Natur geſchleuderten Blöcke verleihen der Landſchaft einen maleriſchen, eigenthümlichen Charakter. Die Ruinen einer Erdfeſtung auf einem Berge und eines Schloſſes auf einer kleinen Inſel bezeugen jedoch, daß dieß Land einſt militäriſche Wichtigkeit beſaß.

Das Dorf El Kalabſcheh beſteht aus ungefähr 60 Erdhütten auf den Trümmern eines der größten Tempel Nubiens. Dieſer Ort ſteht auf dem Boden des alten Talmis. Bis 1818 regierte er ſich ſelbſt und zahlte dem Divan von Cairo nur Tribut. Seine Einwohner, 400 an der Zahl, gelten für die boshafteſten von ganz Nieder-Nubien. „Ihr lebtet keine Stunde," ſagte uns einer derſelben, welcher zum Führer bei unſern Nachforſchungen uns diente, „und gewiß ließen wir Euch nicht die Schätze, die Ihr aus unſerm Lande holt, forttragen, müßten wir nicht den Zorn des großen Paſcha fürchten. Aber jetzt ſind wir nicht mehr frei, und dürfen uns nicht mehr Recht verſchaffen; Gott weiß, ob einſt eine beſſere Zeit kommt."

Die allen Völker des Orients gemeinſame Vorſtellung, als durchſuchten die europäiſchen Reiſenden antike Ruinen nur deßhalb, um Schätze zu entdecken, wird bei den Einwohnern von El-Kalabſcheh noch dadurch beſtätigt, daß man 1816 unter den Trümmern des großen Tempels eine goldne Lampe mit dem Stück einer goldenen Kette entdeckte. Dieſes koſtbare Denkmal des Alterthums ward von Ibrahim Paſcha in Beſchlag genommen, in Cairo eingeſchmolzen und in Münze verwandelt.

Der große Tempel ſteht auf dem linken Ufer nichtweit vom Nil. Dieß nach ungeheuern Dimenſionen errichtete Gebäude ſteht auf einem Sandſteinfelſen, der früher auf eine Seite ſich hinüberneigte, aber gegenwärtig dadurch nivellirt iſt, daß ein Theil der Steine, welche zu ſeinem und dem Bau der Tempel dienten, die ihm vorhergingen, dort gebrochen wurde. Denn dieß unter Auguſt, Nero, Caligula erbaute Monument ward auf den Trümmern eines andern aus der Zeit der Ptolomäer errichtet, deſſen Grundlage die Ruinen eines dritten Tempels, welcher bis in die Herrſchaft Amenophis des Zweiten hinaufreichte, bildeten. Eine breite Terraſſe und ein bis an den Fluß reichender Steindamm fällt vor den

Pylonen in die Augen, hinter denen der Pronaos ſich ausdehnt. Die Mauern dieſes Perſtyls umringen den Tempel. Die Dichtigkeit erlaubte, eine Menge kleiner Zellen dort anzubringen, welche ohne Zweifel den Prieſtern zur Wohnung dienten. Das Innere des Tempels beſteht aus einem unten von zwölf Säulen getragenen Saal mit drei andern von geringerm Umfang. Schöne Treppen führen in die Pylonen und auf die Giebel des Gebäudes; ſie beſtehen aus ungeheuern Steinen, die balkenartig von einer Mauer zur andern reichen, und theilweiſe einſtürzten. In der Dicke der Mauern bemerkt man zahlreiche geheime Durchgänge für die Prieſter, und auf dem Giebel ein mit Hieroglyphen höchſt ſorgfältig ausgeſchmücktes Kabinet, das wahrſcheinlich dem Oberprieſter zur Wohnung oder den Eingeweihten zum Heiligthum diente.

Eine zweite und eine dritte von den Pylonen ausgehende Ringmauer umgeben das Gebäude mit dreifacher Umſchließung, deren Thüren man gegenwärtig beinahe überall verfolgen kann. Die Säulencapitäler und die Hieroglyphen, die jedoch in geringerer Zahl ſich vorfinden, weil mehre Theile nicht ganz vollendet ſind, zeugen von feiner und ſorgfältiger Arbeit. Bemerkenswerth iſt auch die Erhaltung der Gemählde an den Stellen, wo ſie durch andere Gemälde aus chriſtlicher Zeit nicht verdrängt wurden, womit man die Wände ſchmückte, als der Tempel zur Kirche umgewandelt ward. Unglücklicherweiſe entſpricht der Styl des Gebäudes und die Verzierungen nicht mehr dem Reichthum dieſer Arbeit; der große Tempel von El-Kalabicheh bietet ein Beiſpiel der Periode, wo die ägyptiſche Kunſt den letzten Grad ihres Verfalls erreicht hatte.

Die Ruinen dieſes ungeheuern Gebäudes ſind nicht die einzigen Ueberbleibſel der Pracht des alten Talmis. In der Entfernung einer Viertelmeile trifft man im Innern des Landes ein unter dem Namen Beit el Ualy (Haus der Gerechtigkeit) im Lande bekanntes Gebäude. Es iſt ein in den Felſen gehauener Saal, aus der Regierung Rhamſes des Großen, weniger bemerkbar durch ſeinen Umfang, als durch die Schönheit der Basreliefs auf den Felswänden, welche ſenkrecht ausgehauen ſind, den Urtempel (Pronaos) zu bilden. Dieſe Basreliefs zeigen auf einer Seite die Völker Aſiens, auf der andern die Völker Aethiopiens, wie ſie Opfer bringen, unter denen man Affen, Leoparde, Löwen, Strauße, eine Giraffe, Elephantenzähne u. ſ. w. erkennt.

Der Berg, welcher den großen Tempel beherrſcht, iſt mit den Trümmern einer großen von trockenen Steinen erbauten Feſtung und neueren Gräbern bedeckt, welche aus wenigen mit Erde gemiſchten Sandſteinſtücken errichtet ſind. An andern Stellen ſieht man den Boden aufgewühlt, um alte Gräber zu ſuchen. Ueberall erblickt man eine ungeheure Maſſe von Töpferſcherben, ein ſicheres Zeichen, daß einſt eine große Stadt auf demſelben Orte ſtand, der gegenwärtig nur einen ſchwärzlichen, von Erde entblößten unfruchtbaren Felſen bietet. Die meiſten Töpfergeſchirre ſind von griechiſcher Arbeit.

Das alte Talmis bewahrte noch lange nach den Ptolomäern ſeine frühere Wichtigkeit, die es erſt nach Vertreibung der Blemyer verlor. Vor dem Sturz des Heidenthums genoß die Stadt den Ruf eines Heiligthums, und heißt „heilig" in dem Edikt des Strategen von Ombos, 248 nach Chriſto. Sie war der religiöſe Hauptort der Blemmyer, welche beſondere Wichtigkeit Allem, was mit dem Cultus zuſammenhing, ertheilt zu haben ſcheinen. Der Geſchichtſchreiber Priſcus erwähnt einen Traktat zwiſchen dem Kaiſer Maximin und dem Oberhaupte der Blemmyer, worin ſtipulirt war, daß die Blemmyer von Philä das Bild der Iſis jährlich holen konnten. Unter Juſtinian ward der Cultus der Iſis in Philä unterdrückt, allein von den Blemmyern nicht aufgegeben, denn eine 50 Jahre jüngere Inſchrift des Chriſten Silco im Tempel von Talmis bezeugt deſſen Siege über die Blemmyer, welche „Götzendiener" genannt werden.

Zwölftes Kapitel.

Der Nil, eine ſchmale Ebene und die Wüſte, bisweilen nur der Nil und die Wüſte, elende Dörfer auf ärmlichem Boden, reiche Spuren antiker Zeit, Alles dieß bildet eine immerwährend wechſelnde Landſchaft zwiſchen dem erſten und zweiten Waſſerfall. Ruinen bieten ſich allein der Beſchreibung des Reiſenden, denn eine ärmliche und dünne Bevölkerung findet hier kaum ihre Subſiſtenzmittel. Ein Reiſetagebuch muß ſich auf die Aufzählung der Monumente beſchränken, womit die Pharaonen das Land ſchmückten.

Hinter El-Kaladſcheh iſt der Streifen bebauten Landes bis zum Waſſerfall Abu-Hor ſehr ſchmal. Letzterer iſt nicht bedeutender als der einige Stunden rückwärts liegende, den wir durchſchifften. Der durch Felſen eingezwängte und von Klippen durchſchnittene Fluß bildet zur Zeit des niedern Waſſerſtandes nur einen ſchmalen, für Schiffe nicht gefährlichen Kanal am arabiſchen Ufer, der einſt von einem arabiſchen, jetzt zertrümmerten Schloſſe beherrſcht wurde. Unterhalb Abu-Hor weicht der Sandſtein aufs Neue dem Granit. Dieſer bildet die ganze Bergmaſſe, welche einen einförmigen, düſtern Anblick gewährt. Ungeheure Felsblöcke unterbrechen häufig den ſchmalen, bebauten Landſtreifen am Ufer; von Entfernung zu Entfernung erblickt man antike Dämme aus rohem Stein, welche die Gewalt des Stromes aufzuhalten beſtimmt ſind, damit die hohe Fluth die wenige Erde nicht fortſchwemmt, die den Eingebornen den Durra, wovon ſie leben, liefert.

Hinter Abu-Hor erweitert ſich das Thal; die Bewohner, induſtriöſer wie ihre Nachbarn, befruchten ein ziemlich ausgedehntes Terrain durch Sakies, ſteinerne, feſt gebaute Thürme, welche durch kleine unterirdiſche Kanäle Waſſer erhalten. Die Erdhütten, welche man unter Dattelpalmen und Durs erblickt, womit die ganze Ebene beſäet iſt, ſind eleganter als im übrigen Nubien. Nachdem wir zwei Stunden hinter den Trümmern von Abu-Hor zurückgelegt hatten, erblickten wir am linken Ufer den kleinen Tempel von Dandur, der auf ſchräg ſich neigendem Boden gebaut und mit der Rückſeite an die Felſen des Berges gelehnt iſt. Der Architekt benutzte gewandt dieſe Beſchaffenheit des Bodens, um die Eleganz des Gebäudes zu erhöhen. Ein Steindamm in etwas concaver Linie trägt den Erdwall, auf dem in maleriſcher Lage der Tempel und Propylon ſich erhebt.

Das ſchöne Gebäude, welches über die Zeit Auguſt's nicht hinauszugehn ſcheint, bietet eines der trefflichſten Denkmäler der ägyptiſchen Baukunſt aus dieſer Zeit. Unglücklicherweiſe iſt es in den Verzierungen unvollendet. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß in der Tiefe des dritten Saales hinter der an den Felſen ſich lehnenden Mauer ein kleines Kabinet ohne ſichtbaren Eingang gebaut iſt. Es findet ſich dort nur ein kleines Luftloch, welches aber zu eng iſt, als daß man hindurchkommen könnte. Ohne Zweifel ließen die Prieſter das Orakel des Oſiris, dem der Tempel geweiht war, ſprechen; allein das Mittel, wie ſie dieß ausführten, war ſo geſchickt angelegt, daß es gegenwärtig unmöglich iſt, es zu entdecken. Unter dem Tempel iſt in der Felswand eine kleine Höhlung mit Stukkaturarbeit. Sie ſcheint älter wie jener, und war durch den Ruf ihres Heiligthums vielleicht die Veranlaſſung ſeiner Erbauung.

Nicht weit vom Tempel liegen einige elende Hütten, und dieſen gegenüber dehnt ſich das Dorf Dandur auf dem entgegengeſetzten Ufer aus. Wir ließen in der Hoffnung, Ruinen zu entdecken, uns überſetzen, und betraten endlich, um auszuruhen, nach ziemlich langem Herumſchweifen eine Hütte, wo unſre Diener Kaffee bereitet hatten. Bald bildeten ſich um uns zahlreiche Gruppen; als aber unſere Beſucher bemerkten, daß wir ihre Porträts zeichneten, ſiegte abergläubiſcher Schrecken über ihre Neugier, und wir ſahen, wie ſie ſich allmählich entfernten. Zwei oder drei Führer, wie die andern, blieben zurück, und das Verſprechen eines Bakhſchih überredete ſie endlich, ſich ſkizziren zu laſſen.

Der Doctor Holt Yates wünſchte lebhaft, die Köpfe einiger Barabrahs genau zu meſſen, um beſtimmen zu können, zu welcher Menſchenrace das kleine Volk wegen ſeiner phyſiologiſchen Charakterzeichen zu rechnen wäre. Durch unſern Erfolg ermuthigt, hielt er den Augenblick für günſtig, und machte unſern Modellen den Vorſchlag, ihren Kopf ſeinen Bemerkungen zu leihen. Die erſte Antwort war eine förmliche Verweigerung, allein nach langer Unterhandlung beſiegte der Doctor durch das Verſprechen der Summe eines ſtarken Piaſters (5 Fr.) den Widerwillen eines jungen Mannes. Durch die Ausſicht eines ſolchen Schatzes verführt, allein über die Folgen der magiſchen Operation noch lange nicht beruhigt, nahm der arme Teufel den Turban vom Kopf, murmelte einige fromme Gebete und überlieferte ſeinen Kopf dem Beobachter.

Die Sonderbarkeit dieſes Auftritts hatte eine ziemliche Anzahl Neugieriger herbeigeführt, welche in der Runde kauernd mit unruhigem Schweigen das Reſultat der Maßregeln des Doctors erwarteten. Es war Zeit, daß dieſe beendet wurden, denn die Kräfte des jungen Mannes hatten ihr Ende erreicht, und ſeit einigen Augenblicken zitterte er convulſiviſch. Beſchämt über ſeine Schwäche, und nur mit Mühe ſich haltend, ſtand er endlich auf und ſuchte den auf ihn gehefteten Blicken ſich zu entziehen, als ein Greis mit langem Barte, der ſich unter den Zuſchauern befand, ſeine Unruhe noch vermehrte. „Ungläubiger Hund," rief er ihm zu, „denkſt du, wir ließen dich jetzt unſere Wohnungen betreten, beſchmutzt wie du biſt durch die Berührungen jener Teufel? Siehſt du nicht, daß du durch die Kraft des Zaubers, den ſie über dein Haupt warfen, dich in der Gewalt jener Chriſten befindeſt? Zurück, Ungläubiger!" — Zurück Ungläubiger, riefen Alle, ſich tumultuariſch erhebend. „Fluch über den Zauberer," begann der Greis auf's Neue. Kaum hatten wir Zeit, unſere Säbel zu ziehen und uns in den Stand zu ſetzen, gegen die zwar waffenloſen, aber durch ihren Fanatismus vielleicht gefährlichen Angreifer uns zu vertheidigen.

Zuerſt gaben wir der Forderung des Greiſes nach und überlieferten ihm die Schnur, womit der Kopf gemeſſen war; jener zerriß ſie triumphirend, und ſeine Unverſchämtheit ward noch vermehrt, als die Ankunft eines Sergeanten und zweier ägyptiſchen Soldaten die Lage der Dinge änderte. Kurbachhiebe regneten auf die Schultern der Angreifenden, und in wenigen Minuten waren ſie, mit Ausnahme des Alten, verſchwunden, den die Soldaten nicht zu ſchlagen wagten, und der fortwährend Verwünſchungen gegen uns ausſtieß.

Ihr ſeht es, ſagte der Sergeant, nur mit Mühe kann die Gewalt des großen Paſcha, unſers Herrn, hier erhalten werden, allein Gott ſey gelobt, ich weiß den Franken, die er beſchützt, Achtung zu verſchaffen, und ich hoffe, Ihr werdet es nicht unterlaſſen dieß anzuerkennen. Wir drückten ihm und ſeinen Leuten einige Piaſter in die Hand, und ſchickten uns zur Abreiſe an, denn ungeachtet der wohlwollenden Abſichten unſerer Beſchützer hatten ſich die Eingebornen in großer Maſſe verſammelt, und ihr Murren, ſowie einige Steinwürfe, begleitete uns bis an das Fahrzeug.

Drei Stunden jenſeits Dandur trifft man an den Gränzen der eine halbe Meile breiten Ebene von Gantur einen Tempel von höchſtem Intereſſe. Obgleich nicht weit vom Fluſſe, ſteht er dennoch mehre Meter über den Spiegel des hohen Waſſerſtandes. Man ſteigt eine breite Treppe mit Statuen und einer Sandſtein-Sphinx hinan, die aber jetzt zertrümmert ſind; dann betritt man eine Steinplatte, worauf die Trümmer von drei Seiten des Pronaos liegen; die vierte Seite bildet der ſcharf ausgehauene Fels. Eine breite ſteinerne Thür führt in den Hauptſaal. Sechs an viereckige Pilaſter ſich lehnende und auf Sockeln ruhende Koloſſe tragen die Decke; an den Seitenwänden ſind vier große Vierecke mit Basreliefs eingegraben. Vier kleine Seitenzimmer vervollſtändigen das Gebäude, welches von Rhamſes dem Großen, deſſen Namenszeichen ſich häufig vorfindet, errichtet ward. Der Styl der Koloſſe iſt ſchwerfällig, allein die Hieroglyphen und Basreliefs ſind trefflich ausgeführt.

Die Perſer ruinirten das Gebäude, wie die meiſten Tempel zwiſchen dem erſten und zweiten Waſſerfall. An den Mauern ſieht man noch die Spuren des Rauchs. Trotz allen Verſtümmelungen bleibt der Tempel dennoch ein majeſtätiſches Werk ägyptiſcher Kunſt, welche vielleicht durch die Strenge ihres Styls und den äußern majeſtätiſchen Charakter ihrer Architektur vor allen andern hervorragt.

Nicht weit vom Tempel ſtehen Gräber muhamedaniſcher Heiligen, mit Kuppeln und einem kleinen mit Binſenmatten belegten Saal, wo die Gläubigen beteten. In einem, das wir betraten, war das Grab des Heiligen zwei Fuß über den Boden erhoben, mit karmoiſinrothem Damaſt und gelben Treſſen bedeckt. Ueber dem Cenotaph ſchwebt an vier vom Gewölbe herabhängenden Schnüren eine Art Thronhimmel von leichtem, rothgeſticktem Seidenſtoff. In einem Winkel hing die grüne Fahne der Hadſchi (Pilger) mit zwei Kugeln von weißem Eiſen an der Spitze. Zahlreiche Koranverſe in rother Schrift auf der weißen Mauer, und die am Gewölbe gemachten Mauerſchichten der Ziegel beſchloſſen die Ausſchmückung des Gebäudes, vor dem die Eingebornen beſondere Achtung zu hegen ſchienen. Dergleichen Heiligengräber werden in Nubien beſonders verehrt; ſelten zieht eine Karavane vorüber, ohne Geſchenke dort niederzulegen, die ein Fakir des Gebäudes einſammelt.

Auf dem Berge, der den Tempel von Kircheh beherrſcht, liegen die Trümmer einer Erdfeſtung und am umbriſchen Ufer die eines ſteinernen Forts. Letzteres umgeben die Trümmer von Contra-Tzutzis, wenn Kircheh das antike Tzutzis iſt, wie Einige glauben. Dieſe Eintheilung der antiken Städte in zwei vom Fluß geſchiedene Theile iſt übrigens in Niedernubien allgemein. Wahrſcheinlich zwang der ärmliche Ertrag des Ackerbaues die Einwohner, ſich ſo zu theilen. Selten findet man ein antikes Monument ohne andere Trümmer auf dem entgegengeſetzten Ufer zu bemerken.

Die Gegend, welche man hinter Kircheh durchreiſt, iſt gegenwärtig beinahe ganz verlaſſen. Sie ward von den Mameluken 1812 verheert, welche jenſeits der Waſſerfälle gegen die Rache Mehemet Ali's und die ſie verfolgenden Truppen Schutz ſuchten. Die Einwohner, welche dieſer zweifachen Invaſion nicht unterlagen, waren genöthigt, durch Auswanderung der ſie bedrohenden Hungersnoth ſich zu entziehen. Sie zogen nach Aegypten in die Dörfer zwiſchen Aſſuan und Eſne, wo die Blattern, welche von zu Zeit das Land verwüſten, ihre Bevölkerung decimirten. Vor einigen Jahren ſah eine kleine Anzahl von Familien nach ſo viel Wechſelfällen ihr Geburtsland wieder und begann auf's Neue einen Theil des Bodens zu bebauen, welchen der Nil jährlich befruchtet.

Der Boden iſt über dem Waſſerſpiegel nur wenig erhaben; die Ueberſchwemmung, die ihn erreicht, macht mehre ziemlich ausgedehnte Ebenen zum Anbau fähig. Zahlreiche Sakins, am Ufer gebaut und größtentheils mit Matten bedeckt, um Rinderheerden und Hirten vor der Sonnengluth zu ſchützen, bezeugen, daß die Einwohner dieſe günſtige Beſchaffenheit des Bodens zu benutzen wiſſen.

Der Diſtrikt Uady Kuſtamneh folgt auf den von Uady Kircheh. Dort findet man fruchtbaren Boden faſt nur auf dem öſtlichen Ufer. Am weſtlichen erhebt ſich der Boden der Ebene, obgleich er von den Bergen ziemlich entfernt iſt, über das Niveau des hohen Waſſerſtandes, und am Rande des Ufers ſtehen nur einige Palmen. Eine Meile weſtlich vom Nil ſenkt ſich das Terrain und bildet ein Thal, wo zahlreiche, nicht tiefe Sakies eine ſchöne Vegetation verſchaffen. Dies Thal, deſſen grünende Linie ſich anmuthig unter goldgelbem Sand hinzieht, iſt mehre Stunden lang und ſcheint ein altes Flußbett zu ſeyn. Auf dem unfruchtbaren Sandſtreifen, der es vom Nil trennt, erhebt ſich, von Trümmern umgeben, der Tempel von Dekkeh, das alte Pſelcis der Griechen und Pſelk der Pharaonen; die Façade deſſelben iſt elegant und zieht beſonders deshalb den Blick auf ſich, weil es durchaus erhalten iſt, mit Ausnahme der heiligen Ringmauer. Bemerkenswerth iſt die Iſolirung des Pronaos vom übrigen Gebäude, welcher durch einen engen, mit zwei Seitenthüren durchbrochenen Gang davon getrennt iſt. Dieſer Saal diente ſpäter auch zur Kirche, und Heiligenbilder ſind deshalb dort mit Hieroglyphen untermiſcht.

Die Zerſtörung von Pſelcis ſcheint in eine nicht ſehr alte Zeit hinaufzureichen, und mehre Gräber mit häufigen Inſchriften unter den Trümmern ſcheinen anzudeuten, daß die Stadt in der erſten Zeit des Islamismus noch bewohnt war.

Dekkeh gegenüber liegt das Dorf Kobban, wo wir die Trümmer des alten Anti-Pſelcis wiedererkannten, die mit einer Mauer von rohen Ziegelſteinen noch umgeben ſind.

Nach einer Stunde erreichten wir das Dorf Allaki, welches am äußerſten Punkte der Bergkette deſſelben Namens liegt, die ſich durch die Wüſte oſtwärts bis an's rothe Meer hindurchzieht. In ihr befanden ſich die Goldminen, welche bis zum zwölften Jahrhundert der Wüſte zwiſchen dem Nil und dem rothen Meer ſo hohe Wichtigkeit verliehen. Dieß Land, ſagt Makrizy, enthält Minen von Amethyſten, Asbeſt, Silber, Kupfer, Blei, Smaragden, Magnetſtein, Schwefelkies und Gold. Das letztere Metall wird allein gewonnen und es iſt deſto reiner, je höher der Boden liegt, in dem man es findet.

Im Alterthum unterhandelten die Pharaonen häufig mit den Blemmyern, die Minen zu benutzen. Die Griechen befolgten dieſelbe Politik. Man ſieht, ſagt Makrizy, in den Bergwerken noch ihre Spuren. Mehre befanden ſich noch dort, als die Muſelmänner Aegypten eroberten. Auch dieſe verbündeten ſich mit den Blemmyern, von denen ein Theil den Islamismus annahm. Ungeachtet dieſer Gemeinſchaft des religiöſen Glaubens, dauerte die Freundſchaft jedoch nicht lange. Die Blemmyer (Bedjahs) machten mehre Einfälle in Aegypten, bis ſie endlich im neunten Jahrhundert tributär und die Minen dadurch den Kalifen eröffnet wurden.

Einige Jahre ſpäter ließ ſich ein Araber aus Medina, Abu-Abd-el-Rahman-el-Omary, der in Foſtat die Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, durch die Leichtigkeit, womit die Aegypter zu den Minen gelangten, herbeigezogen, in Aſſuan nieder. Er erwarb ſich Einfluß bei einigen benachbarten Stämmen, ſchlug ſeinen Wohnſitz in der Wüſte auf und bearbeitete mehre Minen. Der Erfolg ſeines Verſuchs zog eine Menge Gefährten ihm herbei und er ward das Haupt zahlreicher Stämme. Bald war ſein Einfluß ſchon ſo bedeutend, daß er die Könige Nubiens, die ihn ungerechter Weiſe angegriffen hatten, mit gleichen Kräften bekämpfen konnte. Später geſchlagen, brachte ihn das Kriegsglück in die Nähe von Aſſuan. Hier erregte er die Befürchtungen des Kaliſen, welcher dem Gouverneur von Aſſuan befahl gegen Al-Omary zu marſchiren. Al-Omary, nachdem er vergeblich gegen dieſen ungerechten Angriff proteſtirt und ſich für den gehorſamſten, treueſten Unterthan des Kaliſen erklärt hatte, ſchlug, zum Kampf gezwungen, die ägyptiſchen Truppen, drang bis nach Edfu vor und kehrte dann zurück, ſeine Minen auszubeuten. Damals war die Wüſte ſo bevölkert, daß 60,000 Laſtthiere benutzt werden mußten, die nothwendigen Lebensmittel von Aſſuan herüberzubringen, ohne die Vorräthe mitzurechnen, welche von Arabien zu Waſſer heruntergeſchafft wurden.

Streitigkeiten unter den Stämmen vernichteten dieß ephemere Reich der Minenarbeiter in der Wüſte am rothen Meer, welches der Geiſt eines einzigen Mannes erſchaffen hatte. Al-Omary fiel in einem Hinterhalte, den ihm ein feindlicher Scheik legte, und ſein Haupt ward durch zwei Sclaven zu den Füßen des Kaliſen niedergelegt.

Hierauf vereinten ſich die Kenus mit den Blemmyern, die Minen auszubeuten. Allein dieſe mußten bald darauf aufgegeben ſeyn, denn von da an erwähnt ſie kein Geſchichtſchreiber.

Als Mehemet Ali durch die Eroberung von Nubien und Sennaar Beherrſcher der Wüſte ward, wo die Minen ſich befinden, machte er 1831 einige Verſuche ſie von Neuem zu entdecken. Herr Linant, ein Franzoſe, gegenwärtig wegen bedeutender Dienſte zum Bey ernannt, erhielt den Auftrag, die Verſuche zu leiten, und brachte einige Proben, deren Analyſe folgendes Reſultat gibt:

Quarz	884
Eiſen	112
Glimmer und Gold . . .	4
	1000.

Das Gold betrug kaum mehr als ein Hundertauſendtheilchen des Totalgewichts. Durch den geringen Erfolg dieſes erſten Verſuchs entmuthigt, gab der Paſcha Befehl, die Erforſchung aufzugeben, welche, mit Beharrlichkeit verfolgt, vielleicht günſtige Reſultate geliefert hätte. Jenſeits von Allaki theilen mehre Inſeln den Lauf des Fluſſes. Am öſtlichen Ufer ſteht man unbedeutende Trümmer.

Kaum hatten wir den Diſtrikt Hady Mekkarah erreicht, ſo bemerkten wir die Trümmer von zwei Tempeln, die faſt ganz verfallen waren. Hier fand gerade das Gegentheil von dem ſtatt, was bei den meiſten Tempeln Aegyptens zu geſchehen pflegt, welche von Sand verſchlungen ſind oder unter Schutt verſchwinden. Dieſe dagegen ſind deßhalb verfallen, weil der Boden ſich ſo ſehr auflockert, daß die Grundlage an einzelnen Theilen um mehr als zwei Metres bloßliegt. Der

Styl des Tempels, welcher noch am meiſten erhalten iſt, beweiſt hauptſächlich durch eine Wendeltreppe, daß ſeine Erbauung nicht über die Zeit der letzten Ptolomäer hinausreicht und wahrſcheinlich von den Römern ausging. Zahlreiche Inſchriften, welche mit der Zeit der römiſchen Eroberung zuſammenfallen, bedecken die Mauern und beziehen ſich auf die Anbetung der Iſis und der Serapis, Gottheiten, denen der Tempel geweiht war. Die Anbetenden ſind faſt ſämmtlich Römer, unter denen man Offiziere und Soldaten der Cohorten bemerkt, welche das Land jenſeits Syene beſetzt hielten.

Meharrakah (Hiero-Sycamicos) iſt die letzte von den römiſchen Itinerarien erwähnte Stadt. Wie es ſcheint, iſt ſie auch die letzte, welche die Legionen des Herrſchervolks beſetzt hielten, oder wo ſie Spuren ihres Marſches zurückließen; denn mit Ausnahme eines Tempels zu Ibrim, findet man hinter Meharrakah keine Monumente mit dem Stempel der römiſchen Architektur.

Bevor wir nach Uady Narallab gelangten, bemerkten wir neben den Reſten ſorgfältig ausgeführter Gebäude die Trümmer mehrer Kirchen, traurige und ſtumme Zeugen einer erloſchenen Religion und einer untergegangenen Bevölkerung. Dann wird der fruchtbare Theil des Ufers immer mehr beengt. Die mit Sand bedeckten Berge des weſtlichen werden immer erdiger und ſind vom Fluſſe oft nur durch den Raum einiger Toiſen getrennt, worauf zahlreiche Akazienbäume und einige Dattelpalmen wachſen.

Zwiſchen Uady Narallab und Uady Medyk benetzt der Nil auf beiden Ufern den Fuß der Berge. Dürrer Sand und Felſen von röthlichem Sandſtein ſind beinahe die einzigen Gegenſtände, die dem ermüdeten Auge des Reiſenden ſich bieten. Keine Spur von Grün oder Leben erſcheint in dieſer wüſten Gegend; nur ungeheure Schaaren von Kranichen und Störchen erhoben ſich von den Sandinſeln, die der Nil offen ließ, und ſchwebten lange in der Luft umher.

Eine Stunde hinter Uady Medyk beginnt Uady Sebuah (Thal der Löwen), ohne Zweifel nach Sphinxen vor einem antiken Tempel ſo benannt, welche die Eingebornen für Löwen hielten. Eine Gallerie von Statuen und Sphinxen, die theilweiſe im Sand begraben oder verſtümmelt ſind, geht dem Gebäude voran. Dieß beſteht aus großen grob geſchnittenen Steinen; die Hieroglyphen ſind erbärmlich. Sieht man dieſen unvollkommenen Bau mit barbariſchen Sculpturen, ſo möchte man die Erbauung des Tempels in die Kindheit der Kunſt verlegen, und dennoch fällt er in die Zeit des Seſoſtris, als Aegypten ſeinen höchſten Glanzpunkt erreichte. Vier Koloſſe am Eingang, welche dieſen Fürſten darſtellen, und die königlichen an verſchiedenen Orten eingegrabenen Legenden entfernen hierüber allen Zweifel. Man muß ſich wundern, daß eine Zeit, worin ſo erhabene Monumente errichtet wurden, der Nachwelt ein ſo mittelmäßiges Werk hinterließ.

Der Tempel war, wie die meiſten zwiſchen dem erſten und zweiten Waſſerfall, den Göttern Phrehu und Phtha geweiht. Zahlreiche Töpferſcherben, die man am Ufer trifft, bezeugen, daß eine wichtige Stadt einſt hier ſtand. Wenig neuere Trümmer ſieht man unter den Ruinen; nur auf dem entgegengeſetzten Ufer liegt ein beträchtliches Dorf, ebenfalls mit dem Namen Sebua. Dieß Dorf, der gewöhnliche Vereinigungspunkt der von Berber kommenden Caravanen, verdankt ſeine Wichtigkeit dem dadurch bewirkten Verkehr. Die Einwohner dieſes Diſtrikts, ſowie des benachbarten Uady el Arab, ſind Araber El-Legat, gebürtig aus Hedgaz, und Abkömmlinge eines Stammes, deſſen Hauptwohnort ſich in der Gegend des Berges Sinai befindet. Dieſe beiden Thäler bilden ſüdwärts die Gränze des Landes der Barabrah's, und der hierauf bis Uady Halfah ſich hinziehende Diſtrikt iſt von einem aus Barabrah's und Nuba's zuſammengeſetztem Volke bewohnt.

In einiger Entfernung von Sebua hielt ein Vorfall, der ernſte Folgen hätte nach ſich ziehen können, unſere Reiſe einige Stunden auf. Herr Bradfort, an den Geſtaden des Orinoco geboren, hatte mit der Muttermilch jene Vorſtellung einer gebietenden Ueberlegenheit eingeſogen, welche die weißen Afrikaner gegen die Schwarzen und Farbigen hegen. Als nun der Reis des Fahrzeuges ſich ihm zu gehorchen weigerte, gebrauchte Herr Bradfort das Mittel, dem in Aegypten gewöhnlich Alles weicht; er ſtürzte mit dem Stock in der Hand auf ihn zu. Der geſchlagene Barabrah ſtieß ein Wuthgeſchrei aus und rief ſeine Matroſen zu Hülfe. Dieſe ergriffen ſogleich unſern Reiſegefährten, gegen den ſie blutige Repreſſalien zu üben ſich anſchickten. Glücklicherweiſe genügte die kluge Mäßigung des Dr. Yates und die Annäherung unſers als Bedeckung nachkommenden Fahrzeuges, um der meuteriſchen Mannſchaft Achtung einzuflößen und die Ruhe wieder herzuſtellen. Herr Bradford verſprach, ſeine Klagen bei der Regierung nicht anzubringen, wenn wir nach Aſſuan zurückgekehrt wären, und unter dieſer Bedingung ward die Ordnung wieder hergeſtellt.

Die ſchlimmſte Folge dieſes Vorfalls war der Umſtand, daß unſern Matroſen dadurch gezeigt war, wie die Ueberlegenheit, welche ihren Vorſtellungen zufolge von den Europäern unzertrennlich iſt, vor der Uebermacht verſchwinden kann. Sie merkten, wie ſehr wir in dieſen wilden Gegenden ihrer Willkür ausgeſetzt waren, und ſeitdem erfuhren wir von ihnen unaufhörlichen Widerſtand, den unheilvollen Vorläufer einer Empörung, deſſen Opfer wir in der Folge beinahe geworden wären.

Ungeachtet der Verzögerung, welche dieſer Streit veranlaßte, gelangten wir vor Einbruch der Nacht nach Korosko, den Ort, wohin die von Sennaar direkt kommenden Caravanen ihre Reiſe richten. Dieſe durchziehen die Wüſte zwiſchen Abu Hammed und Korosko in einem Marſche von neun Tagen, welcher wegen des Waſſermangels und der Natur des Bodens für den mühſamſten in dieſen Gegenden gehalten wird.

Von Korosko an macht der Fluß eine beträchtliche Beugung und fließt nordoſtwärts und weſtwärts in einem Saume von zehn bis fünfzehn Meilen, worauf er eine ſüdöſtliche Richtung bis Uady Halfah einſchlägt. Dieſe Beugung des Nils iſt ein Unglück für die Uferbewohner; da die Barken die Nord- und Nordoſtwinde, die einzigen, welche in dieſer Gegend wehen, nicht benutzen können, müſſen die Uferbewohner, ſobald die Barken näher kommen, ihre Arbeiten verlaſſen und ſie umſonſt in's Schlepptau nehmen. So löſen ſie ſich von Sakie zu Sakie bis Derr ab, wo man die Segel wieder anwenden kann.

Hinter Korosko erweitert ſich die Ebene, und die Gegend iſt ſorgfältiger angebaut. Sobald der Waſſerſtand des Nils ſinkt, ſäen die Eingebornen Waſſermelonen, Bohnen und andere Pflanzen, die in dem kurzen Zeitraum weniger Wochen gereift ſind. Je weiter man kommt, deſto zahlreicher werden die Dörfer; eine Menge von Sakies erleichtert die Schiffahrt, weil die Relais dadurch häufiger werden. Am Ufer bilden Datteln und Akazien lieblich grünende Gebüſche, die ſich immer mehren, je näher man dem Flecken Amada kommt, wo der libyſche Sand einen reichen Alluvialboden bedeckte, deſſen Oberfläche gegenwärtig über dem Niveau des höchſten Waſſerſtandes liegt.

Wir hatten oft Gelegenheit, in Nubien dergleichen Boden zu bemerken, welcher offenbar durch Schlammlagen gebildet ward, allein gegenwärtig bei weitem höher liegt, als das Niveau des höchſten Waſſerſtandes. Die Verminderung des letzteren, die wir hinter Aſſuan nicht bemerkten, hat offenbar in der immerwährenden heftigen Strömung, welche durch die zahlreichen Felſen der Kataracten bewirkt wird, ihren Grund.

Nicht weit von Amada liegt ein antiker, halb vom Sande verſchütteter Tempel, bedeckt von großen Steinplatten. Der Pronaos wird von zwölf großen viereckigen und vier Pfeilern mit zwanzig Seiten gehalten, welche die letzte Reihe bilden. In der Form dieſer letzten vier Pfeiler erkannten wir den Typus der urſprünglichen doriſchen Säule der Griechen; dieſe Vermuthung wird noch dadurch beſtätigt, daß man die Pfeiler dieſer Form nur in der älteſten Architektur Aegyptens antrifft, welche in die claſſiſche Zeit ihrer Kunſt fällt. Ein unterirdiſches Gebäude von Beny-Haſan und dieſer Tempel ſind die beiden merkwürdigſten Beiſpiele. Unter einem auf den Pronaos folgenden engen Vorhaus öffnen ſich die Thüren zum Heiligthum und den beiden Seitenſälen, wovon jeder ein kleines Gemach außerdem beſitzt. Dieſer Bau iſt verſchieden von dem, welchen wir bisher antrafen, und wird hinter Amada noch häufig angetroffen. Enge Lichtlöcher ſind in die Mauer gebrochen und die Hieroglyphen ſehr ſchön ausgeführt. Zum Theil erſetzten letztere Heiligenbilder und ein Chriſtusbild im Hintergrunde des Hauptſaals; die Chriſten zerbrachen auch einige Felsplatten auf dem Dache des Pronaos, um eine Art Glockenthurm von Ziegeln in koniſcher Form nach Art der Kuppeln der Heiligengräber zu bauen.

Der Tempel von Amada noch faſt gänzlich erhalten, gehört zu den wenigen, welche der Zerſtörung durch das verheerende Heer des Cambyſes entgingen. Die Pharaonen Thotmoſis III. (Möris) und Amenotoph II. erbauten ihn dem Gott Phre. Es war Nacht, als wir die Höhe von Derr erreichten. Der Nil ſcheint vor dieſem Orte, von dem er zur Zeit des niedrigen Waſſerſtandes einige Minuten entfernt iſt, ſeinen Lauf verändert zu haben. Er ſtrebt fortwährend ſich der libyſchen Bergkette zu nähern.

Derr, die Hauptſtadt von Niedernubien beſteht nur aus einem engen Flecken von Erdhütten unter Dattelgebüſch, einem Haus von Ziegeln, worin der Kaſchef wohnt, und einer Moſchee, der erſten, die wir in Nubien antrafen. Sie enthält nur 1800 Einwohner. Sogleich, nachdem wir gelandet, machten wir dem Kaſchef unſre Aufwartung. Als wir ankamen, hatte er ſechs arme Teufel, die wir nachher für ſeine Bedienten erkannten, gerade prügeln laſſen. Mahmud, der uns vorangegangen war, benachrichtigte uns von der Urſache.

Der Kaſchef hatte am Tage vorher ein Löſegeld von Arabern erpreßt, die eine kleine mit Tamarinden verſehene und nach Aegypten beſtimmte Caravane, geleiteten. Sechzig Piaſter, die er Mittel gefunden hatte, von dieſen armen Leuten zu erpreſſen, empfing eine hölzerne Kiſte, allein unglücklicher Weiſe für ihn hatte Jemand, dem ſeine Stellung nicht erlaubte, das Eigenthum Anderer ſich ungeſtraft anzueignen, für zweckmäßig gehalten, den Koffer in der Nacht zu öffnen und die ſechzig Piaſter (18 Fr.) herauszunehmen. Der Kaſchef, voll Wuth, um die Frucht ſeiner Erpreſſung ſich geprellt zu ſehen, ließ ſeine Domeſtiken prügeln, jedoch ohne den Schuldigen zu entdecken. Sehr unzufrieden über den ſchlechten Erfolg dieſer Operation, ließ er ſich bei unſrer Ankunft auf ſeinem Divan nieder, und wies uns unſern Platz auf einem Geflecht von Dattelzweigen an, das mit den Ueberbleibſeln eines Teppichs bedeckt war.

„Ihr wißt gewiß ſchon mein Unglück, ſagte er uns nach einigen Complimenten der Bewillkommung. Eine beträchtliche Summe ward mir vergangene Nacht geſtohlen. Einer von meinen Leuten kann allein ſie entwendet haben, und ungeachtet der angewandten Züchtigung kann ich den Schuldigen nicht entdecken.“ Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, fügte er hinzu: „Ihr Franken kennt die Zauberkunſt; könnt ihr mir nicht ein Mittel angeben?“

Das Lächeln, womit wir die Frage beantworteten, bewies ihm, daß er von uns Nichts erwarten durfte. „Ich weiß wohl, begann er auf's Neue, daß ihr euern Zauber nur für euch ſelbſt anwendet, um die in den Ruinen verborgenen Schätze zu erlangen. Glücklicher Weiſe ließ ich einige Scheiks rufen, die eben ſo viel verſtehen, wie ihr, und die mich zufrieden ſtellen können. Ach! (brummte er zwiſchen den Zähnen) warum vergaß ich Federn und Corallenkörner in die Kiſte zu legen, um das Auge des Neiders zu entfernen?“

Ungeachtet ſeiner Betrübniß hatte der Scheik Kaffe und Pfeifen für uns hereintragen laſſen. Wir rauchten ruhig, während er den Blick unaufhörlich, die Ankunft der Scheiks erwartend, auf den Eingang ſeines Hauſes richtete.

Dieſe gewichtigen Männer traten endlich herein, und kauerten, ohne ein Wort zu ſagen, in einen Winkel des Saals. Der Eine, ein Greis mit langem Barte, trug eine Derwiſch-Mütze; er war in einige Lumpen gekleidet; eine Löwenhaut hing über ſeine Schultern; an der Hand hielt er eine halbe Lanze; der Andere, ein Mann in den beſten Jahren, war gänzlich nackt; ſein langes Haar hing verwirrt über ſeine Schultern. Sein ganzes Geräth beſtand nur in einem Roſenkranz von dicken Körnern und einer Kokosſchale mit einem Henkel von Bindfaden, die er wie einen Korb in der Hand hielt, und die beſtimmt war, die Almoſen der Glaubigen zu empfangen.

Nach einigen Minuten der Erwartung ſprach der alte Scheik mit feierlicher Stimme den Gruß Selam-aleckum, den der Kaſchef in demſelben Tone ihm zurückgab. — „Mein Vater! Ein Hund (Gottes Fluch treffe ſein Haupt) hat mir dieſe Nacht eine Summe aus einer Kiſte geſtohlen; Ihr, die Ihr die geheimen Dinge kennt, ſagt mir, wer der Dieb iſt, damit ich die Freude habe, ihn unter Stockhieben ſterben zu ſehen.“ — „Mein Sohn, der Weiſe übereilt nichts, und ruft vor Allem den Namen Gottes an. Ich werde mich ſammeln, und laß den Koffer bringen.

Dieß Beweis-Stück ward ſogleich herbeigebracht, es war eine große Kiſte von weißem Holz, mit einem hölzernen Schloß, wie man dergleichen in Aegypten findet.

Der Scheik hatte ſeine Fattha (Gebet) beendet. Er unterſuchte die Kiſte lange Zeit mit ernſter Aufmerkſamkeit, ohne irgend eine Spur des Aufbrechens zu bemerken. Er richtete hierauf forſchende Blicke auf die daneben Stehenden, und nachdem er auch uns mit verachtender Neugier angeſehen, wahrſcheinlich um den Eindruck zu erforſchen, den dieſe Vorbereitungen auf uns machen würden, ſagte er: Bringt mir eine mit Waſſer gefüllte Schaale.

Eine ziemliche Menſchenmenge war allmälich in den Saal getreten, um den Ausgang dieſer Art von Gottesurtheil zu ſehen. Die Diener beſonders betrachteten ängſtlich die Bewegungen des Scheik, der, nachdem er einige unverſtändliche Worte auszuſprechen, Jedem, welcher beargwohnt wurde, befohlen hatte, ins Waſſer zu ſehen. Sey es, daß der Schuldige ſich nicht unter ihnen fand, oder daß er an das Poſſenſpiel nicht glaubte; Alle blickten ruhig hinein und Keiner zeigte die geringſte Bewegung, woran der arme Zauberer den Dieb zu erkennen gerechnet hatte.

Komiſch war der Aerger des alten Scheik, der den Himmel wegen des geringen Erfolgs ſeiner Operation anzuklagen ſchien, und heftig einige Gebete murmelte, die er mit ſonderbaren Verdrehungen und Geſten begleitete.

Die Unzufriedenheit der Zuſchauer ward ſichtbar, und Jeglicher warf dem unglücklichen Zauberer unheilvolle Blicke zu. Allein dieſer kam noch nicht außer Faſſung. Alle Angeklagten hatten die Probe beſtanden; ſie ward wiederholt, aber diesmal gab ihr Geſicht noch viel weniger ein Zeichen, das die Entdeckung der Wahrheit hoffen ließ. Der Kaſchef, den die Feierlichkeit der Zubereitungen anfangs überzeugt hatten, ſeine Piaſter wieder zu bekommen, richtete einen fragenden Blick auf das Auge des Scheik, das von Muthloſigkeit ein wenig zeugte. Der Unwille der Zuſchauer fing an, in Murren auszubrechen. „Gott ſey gelobt, rief eine Stimme aus ihrer Mitte, es wird nicht geſagt werden, daß wir den Tag begannen, um das Gelingen des Zaubers zu ſehen.“ — „Man ergreife dies Thier, rief der Kaſchef wüthend, und gebe ihm zwanzig Schläge mit dem Kurbach.“

„Halt ein! rief der zweite Scheik aufſtehend, welcher bisher ein regungsloſer

Zuſchauer geblieben war, der aber jezt einſah, der Augenblick, ſeine Rolle als Gevatter zu ſpielen, ſey gekommen. Halt ein! die Worte dieſes Mannes erleuchten mich! Bruder, Ihr hörtet, Gott iſt mächtig! Er wollte uns ſtrafen, weil wir uns mit menſchlichen Intereſſen in der Stunde des Gebets beſchäftigten. Kommt zur Moſchee, wir beten, und können ein ander Mal das Licht des Himmels anrufen, damit er uns den Frevler, der das Gut des Kaſchef's geſtohlen hat, entdecke. — Gott iſt groß, ſeine Beſchlüſſe ſind undurchdringlich, fiel der Andere ein, aber ſeine Gerechtigkeit iſt ſtreng und ſein Wille iſt unabänderlich. Hierauf erhob er ſich voll Würde, durchſchritt die Menſchenmenge, die ſich öffnete, ihn durchzulaſſen, und ging mit ſeinem Gefährten, einige Gebete murmelnd, heraus.

„Nun, was haltet ihr von dem Allem? fragte der Kaſchef nach einem Augenblick des Schweigens; ihr habt es ja gehört, die Beſchluſſe Gottes ſind undurchdringlich. — Ja, das weiß ich; aber die Scheiks ſind nur Tölpel mit ihrem Bauch voll Waſſer; ich habe ein Mittel, das mehr helfen wird. Ich laſſe meine Bedienten ins Gefängniß werfen und alle Tage ſo lange prügeln, bis ich mein Geld wieder habe.“ Vergeblich ſuchten wir dem Kaſchef von dieſem Syſtem, die Gerechtigkeit zu vertheilen, abzurathen, und zeigten ihm, wie viele Unſchuldige er foltern müßte. „Ihr Franken, ſagte er, kennt nicht die zweckmäßigen Methoden, ihr entdeckt einen Dieb nicht in zehn Jahren, und ich werde den meinigen ganz gewiß in zwei Tagen haben.“

Wir empfahlen uns dem Kaſchef, der von der Wirkſamkeit ſeines Verfahrens ſo feſt überzeugt war, daß wir Mahmud auftrugen, unter die armen Bedienten ſechzig Piaſter zu vertheilen, damit ſie, die Summe zuſammenſchießend, ihren Herrn befriedigen könnten.

Derr iſt der erſte Punkt Nubiens, wo man auf dem rechten Ufer ein Monument von Bedeutung antrifft. Hierüber muß man ſich um ſo mehr wundern, da es wegen der Ausdehnung des Flußthals für den Ackerbau günſtiger iſt. Am linken Ufer wird oft der Fuß der Berge vom Fluß beſpült, und die im Winter fortwährend wehenden Nordwinde bedecken das wenige zum Ackerbau geeignete Land mit Sand.

Der Tempel, dem Gott Phre geweiht, iſt aus der Zeit des Seſoſtris und in den Felſen gegraben. Er iſt faſt ganz zertrümmert. Hin und wieder bemerkt man mittelmäßige Basreliefs von Schlachten. An der andern Seite des Weges ſieht man chriſtliche Gräber. Obgleich der Name Derr (Kloſter) chriſtlichen Urſprung andeutet, ſo beweiſt das beſchriebene Speos, daß hier im Alterthum eine Stadt ſtand. Letronne glaubt hier das alte Phönicon, eine der vier Hauptſtädte der Blemmyer zu erkennen. Da aber die antiken Itinerarien über Meharrakah nicht hinausgehen, ſo kann man den Werth dieſer Conjektur nicht genau beſtimmen. Die jezigen Einwohner ſtammen größtentheils von den Bosniaken ab, welche nach Sultan Selim Herren des Landes blieben.

Durrah, Dokn (eine Art Hirſe), Gerſte, Henneh, Tabak, Baumwolle, Ricin, Erbſen und Bohnen ſind neben den Datteln die Produkte des Diſtrikts Derr, ſo wie des ganzen Landes zwiſchen den erſten Waſſerfällen. Die Einwohner halten Kameele, Ochſen, Hämmel, Ziegen und Geflügel. Durrah, Doku, ſaure Milch und Bohnen bilden hauptſächlich ihre Nahrung. Sie eſſen orientaliſche Speiſe und dann und wann Kameelfleiſch und geröſtete Heuſchrecken. Tabakrauchen iſt bei ihnen ungewöhnlich; ſie kauen ihn dagegen in Leinwand gewickelt mit einem Stück Natrum. Die hauptſächlichſte Ausfuhr beſteht in Datteln.

Die Befruchtung iſt die einzige Arbeit, welche die Kultur der Datteln erfordert. Sie geſchieht im Monat März oder April, wenn die Blüthe des Baumes ſich vollkommen entwickelt hat. Ein Mann klimmt alsdann auf einem Strick die weibliche Palme hinan, indem er ſich mit den Schenkeln an dem Strick hält und mit den Füßen gegen den Baum ſtemmt. Indem er ſo die Hände frei hat, befeſtigt er männliche Blüthen an die verwelkten weiblichen, und thut dies ſo lange, bis alle weiblichen Blüthen nach Verhältniß ihrer Blüthe befruchtet ſind. Es genügt eine männliche Palme zur Befruchtung von funfzig weiblichen, und man erhält auf derſelben Bodenfläche einen mehr als doppelten Ertrag, wie der Fall wäre, wenn die Natur ſich ſelbſt überlaſſen bliebe.

In Derr mußte der Reiſende Norden zurückkehren, nachdem ihn der Kaſchef jener Zeit mit tauſend Plackereien gequält hatte. Glücklicher wie er, konnten wir unſere Reiſe ungeſtört fortſetzen, und ſahen bald die Ebenen von Uady Ibrym, eines volkreichen Diſtriktes, deſſen Einwohner eine große Menge Baumwolle bauen, welche vor der Einführung der Baumwolle Maho in Aegypten ſehr geſchätzt wurde.

Das Bedürfniß, unſere Vorräthe zu erneuen, zwang uns, bei dem Dorfe Guetteh zu landen. Wir bemerkten dort einige Höhlentempel von kleinen Dimenſionen. Bald darauf erblickten wir das Schloß Ibrym. Es liegt auf einem Sandſteinfelſen, der ſich ungefähr zweihundert Fuß über dem Spiegel des Fluſſes erhebt. Zwei in den Felſen gehauene Pfade führen zur Feſtung hinan. Vor der Erfindung des Pulvers muß ihre Lage furchtbar geweſen ſeyn; man braucht aber jetzt nur einige Kanonen auf die benachbarten Höhen, welche ſie beherrſchen, aufzuſtellen.

Ibrym, das antike Primis oder Premnis kommt zum erſtenmal unter August in der Geſchichte vor. Als die Aethiopier die Abweſenheit des Aelius Gallus auf ſeinem Feldzuge nach Arabien benutzten, um in Thebais einzufallen, marſchirte Petronius mit 10,000 Mann gegen ihr dreimal ſtärkeres Heer, und zwang ſie bis nach Pſelcis (Dekkeh), wo ſie ſich verſchanzten, ſich zurückzuziehen. Auch hieraus vertrieben und gänzlich geſchlagen, flüchteten ſie ſich nach Premnis, einer durch die Lage ſtarken Feſtung, wie Strabo ſagt. Petronius nahm auch dieſe mit Sturm ein, marſchirte bis Napata, zerſtörte dieſe Stadt bis auf den Grund, kehrte nach Premnis zurück, deſſen Befeſtigungen er vermehrte, und wo er eine Beſatzung zurückließ. Petronius war ſiegreich nach Alexandrien zurückgekehrt, als eine Königin der Aethiopier die Beſatzung angriff, allein zur rechten Zeit davon in Kenntniß geſetzt, eilte er der Feſtung zu Hülfe, entſetzte ſie, und vermehrte ihre Vertheidigungsmittel.

Im Mittelalter nahm Ibrym anfangs als Biſchofſitz und militäriſche Stellung den höchſten Rang unter den Städten Nieder-Nubiens ein. Sie diente den Königen von Dongolah als Grenzfeſtung, und beſchützte ihr Gebiet gegen die Blemmyer. Im zehnten Jahrhundert nahmen es die Muhamedaner, und führten die Einwohner in die Sklaverei. Allein die Könige Nubiens eroberten es wieder, und die Stadt ward auf's Neue bevölkert. Im zwölften Jahrhundert ſandte Sultan Salah-ed-Din ſeinen Bruder Schems-ed-Doulan mit einem Heere gegen Ibrym; dieſer nahm und plünderte die Stadt. Man ſah damals, wie der Geſchichtſchreiber Nubiens erzählt, eine der Jungfrau Maria geweihte Kirche; ſie war mit einer Kuppel bedeckt, worauf ein Kreuz ſtand. Schems-ed-Dulan verbrannte das Kreuz, ließ den Biſchof foltern, und die Muſelmänner von der Kuppel zum Gebet rufen; dann ſchenkte er die Stadt einem ſeiner Generale; doch dieſer ertrank bald darauf im Nil, ſeine Truppen verließen die Stadt, und die Nubier nahmen ſie wieder in Beſitz. Ibrym theilte hierauf das Schickſal des übrigen Nubiens, bis die Bosniaken des Sultan Selim ſie eroberten. Dieſe erhielten ſich dort unter einem erblichen Aga und Cadi bis auf unſere Tage unabhängig von den Kaſchefs, welche 300 Jahre Nieder-Nubien beherrſchten.

Seit 1812 iſt die Feſtung verlaſſen und aufgegeben. Damals hielten die aus Aegypten vertriebenen Mamelukken eine Belagerung gegen die Truppen Mehemet Ali's dort aus, und belagerten bald darauf ihrerſeits denſelben Ibrahim-Bey, der ſie daraus vertrieben hatte. Während beider Belagerungen wurden die Mauern der Feſtung mit den Häuſern der Stadt faſt gänzlich zerſtört. Um das Unglück der Stadt auf die höchſte Spitze zu treiben, erwürgten die Mamelukken, zum Rückzuge gezwungen, den Aga, und erhoben vom Diſtrikt eine Contribution von 1200 Ochſen, einer Menge Ziegen und Schaafe, und mehr als 100.000 Piaſtern. Durch dieſe Erpreſſungen erſchöpft, verließen die letzten Einwohner Ibrym's die Gräber ihrer Väter, und flüchteten, dem Hungertode zu entgehen, nach Derr.

Der Anblick der verödeten Stadt ſteht gegenwärtig nur zu ſehr mit dieſen hiſtoriſchen Erinnerungen in Einklang; gebleichte Knochen, verroſtete Waffentrümmer ſind die einzigen Spuren der Bewohner; das düſtere Schweigen der Einſamkeit wird nur durch das Geheul des Schakal, der unter den Trümmern ſeine Zuflucht ſuchte, unterbrochen.

In der Mitte der Ruinen bemerkt man die einer Kirche. Dies war offenbar die von Schems-ed-Doulan zerſtörte Kathedrale, welche bis ins ſechste oder ſiebente Jahrhundert des Chriſtenthums hinaufzureichen ſcheint. Einige noch aufrechtſtehende Bogen ſind von ſchöner Wölbung, und der Geſammtplan iſt trefflich angelegt. Das Material, woraus die Kirche gebaut wurde, beſteht in roſafarbenem Sandſtein, deſſen ſtarkes Colorit mit den Ziegeltrümmern, die ihn umgeben, einen auffallenden Contraſt bildet.

An den nördlichen und ſüdlichen Enden der Stadt bemerkt man die Spuren antiker Denkmale. Das eine beſteht aus einem halb verfallenen Pylon, welcher den Eingang in eine Ringmauer bildete; das andere iſt eine Mauer, welche einen Erdwall hält; ſie ſcheinen der letzten Periode ägyptiſcher Kunſt oder der römiſchen Zeit anzugehören.

Auf den nahen Höhen ſieht man nur chriſtliche Ruinen und einige Heiligengräber. Von der Höhe des Schloſſes genießt man eine ausgedehnte Ausſicht über die Wüſte und den Fluß. Der zweifache, grüne Streifen an den Ufern contraſtirt maleriſch mit der weſtlichen dürren Wüſte und den öſtlichen kahlen Felſen.

Von günſtigem Winde getrieben, ſahen wir die Diſtrikte Uady Ermineh, Forkendi und Ferek verſchwinden. Als wir bei einer Hütte des letzteren vorüberfuhren, bemächtigten ſich unſere Matroſen einiger Stücke dort aufgehäuften Holzes, welches ſie in die Barke, ungeachtet des Geſchrei's der Einwohner, trugen, welche übrigens an dergleichen Vorfälle ſchon gewöhnt waren. Wir fuhren darauf ungeſtört weiter, bis auf der Höhe vom Grabe des Scheik Abd-el-Rahim ein plötzlicher Windſtoß von Süden her, ohne daß der Himmel ſich bewölkte, auf uns einbrach, und unſer Hauptſiegel zerriß. Hätte der Reis nicht ſchnell das andere eingezogen, ſo wären wir ohne Zweifel umgeſchlagen. Während wir damit beſchäftigt waren, ſo gut wie es ging, dieſe Unordnung wieder auszugleichen, ließ ein Matroſe ſich einfallen, zu bemerken, der Windſtoß ſey eine Strafe des Heiligen für den vor einigen Stunden begangenen Holzdiebſtahl. Bei dieſen Worten, deſſen Gerechtigkeit Jeder bewunderte, fielen alle über die Holzſtücke her, warfen dieſe unter Verwünſchungen in den Fluß, riefen die Fürſprache des glücklichen Abd-el Rahim, ſeine Verzeihung und die Verzeihung Gottes und des Propheten an. Nachdem ſie auf ſolche Weiſe, wodurch freilich der arme Nubier ſein Holz nicht wiedererhielt, ihr Gewiſſen beſchwichtigt, gaben ſie uns die Verſicherung, das ungünſtige Wetter werde aufhören; und wirklich, da die erſte Heftigkeit des Windſtoßes ſchon vorüber war, konnten wir ohne andern Vorfall unſere Reiſe bis nach Ebſambul fortſetzen, über die Erzählung von den vielen Wundern der Heiligen entzückt.

Der Mangel an Vegetation auf dem linken Ufer und die Nähe der Felſen, deren Fuß oft vom Fluß beſpült wird, ſchien uns jede Hoffnung zu benehmen, als würden wir auf dem öden, unfruchtbaren Geſtade irgend eine Spur von Menſchenwohnungen antreffen, als plötzlich die Wunder ägyptiſcher Architektur mit aller ihnen eigenthümlicher Größe und Pracht inmitten der über den Nil emporragenden Felſen, unſerm erſtaunten Blick ſich boten.

Zwei Tempel ſind hier in den Felſen von Ebſambul gegraben. Der eine von der Gemahlin des Seſoſtris der Göttin Hathor geweiht, iſt dem Fluß zugewendet. Sechs Coloſſe von 35 Fuß ſchmücken dies Monument; ſie ſtellen Seſoſtris und ſeine Gemahlin Nofreh-Ari dar, mit ihren Kindern zu ihren Füßen. Das Monument erhält durch dieſe Porträts ein beſonderes Intereſſe. Sechs Pfeiler mit Iſisköpfen als Capitäler, ähnlich denen im Pronaos von Denderah, halten die Decke des erſten Saals; alle Wände ſind mit ſchönen Hieroglyphen geſchmückt.

Unglücklicher Weiſe haben dieſe viel gelitten, und ihre Farben ſind unter einer dichten Schicht von Ruß verſchwunden, denn die Einwohner von Balgane und der anderen benachbarten Dörfer zündeten hier Feuer an, wenn ſie genöthigt waren, ſich hier vor den Einfällen der Beduinen aus der Wüſte im Süden von Speos zu flüchten.

Dieſen Räubereien der Beduinen iſt auch die Unfruchtbarkeit und Oede des zum Ackerbau geeigneten Bodens am linken Ufer von Dokkeh bis zur Inſel Argo zuzuſchreiben. Die Söhne der Wüſte machten nämlich jährliche Raubzüge, durcheilten die Ufer des Fluſſes mit ungefähr 150 Pferden und eben ſo viel Dromedaren, plünderten die Gegend, und flohen mit ihrer Beute. Wie es ſcheint, ſo beunruhigten die Libier der Wüſte von jeher die Bewohner des weſtlichen Ufers, denn man lieſt auf einer Hieroglyphen-Tafel nicht weit vom Tempel:

Der königliche Sohn Aethiopiens ſprach: „Dein Vater Amon-Ra beſchenkte dich Ramſes mit dauerhaftem und reinem Leben; er ſchenke dir lange Tage, die Welt zu beherrſchen und die Libier auf immer zu bezähmen.“

In der Nähe des beſchriebenen Speos liegt eines der merkwürdigſten Monumente der alten Kunſt Aegyptens, der große Tempel von Ebſambul. Die Ufer des Nils bieten wörtlich nichts damit zu Vergleichendes dar. Burkard bemerkte ihn zuerſt, konnte aber nicht hineindringen. Belzoni war der erſte, der ihn betrat.

Man denke ſich auf der Seite eines ſcharf ausgehauenen Tempels eine Façade von 40 Metres Länge und 30 an Höhe, geſchmückt mit vier ſitzenden Coloſſen von 20 Metres, und man hat eine ſchwache Vorſtellung von dem erhabenen Anblick des Tempels. Eine Horizontallinie trefflicher Hieroglyphen mit einem Karnies von 22 kauernden Affen, der ſymboliſchen Geſtalt des Phre, vervollſtändigen dies prächtige, noch faſt unbeſchädigt erhaltene Frontiſpiz. Nur einige Affenfiguren ſind durch das Einſturzen eines Felſens beſchädigt.

Die Phyſionomie der Coloſſe iſt jugendlich; ungeachtet der ſyſtematiſchen Unbeweglichkeit in ägyptiſcher Sculptur, nähern ſie ſich den griechiſchen Modellen, und das ganze der ungeheuern Statuen, ſogar ihre ſymmetriſche grade Stellung gibt den Ausdruck einer unausſprechlichen Majeſtät. Die vier Coloſſe ſind Bilder des Seſoſtris, deſſen Züge auch in den Kariatiden des Innern dargeſtellt ſind.

Der Sand der Wüſte allmälich von den Winden herbeigetrieben, bildet auf der Seite des Berges tiefen Schutt, welcher, den innern Theil der drei Coloſſe einhüllend, den Zugang gänzlich ausfüllte. Wir wurden gezwungen, ſelbſt das Beiſpiel zu geben und zuerſt an der Wegräumung des Sandes zu arbeiten, um unſere Leute zu ermuthigen, denen Furcht vor Schlangen zum Beweggrund oder Vorwand diente, die Arbeit zu verweigern.

Nach einigen Stunden entdeckten wir den Karnies der Thüre, und bald war die Oeffnung groß genug, um mit Fackeln verſehen in den düſtern Raum zu ſchlüpfen.

Das Innere entſpricht der großartigen Façade. Vier auf einander folgende

Säle von 80 Mètres Tiefe bilden mit zehn Seitengemächern die ungeheure Höhlung. Der erſte Saal wird durch eine doppelte Reihe von acht Pilaſtern, woran Statuen von 10 Mètres ſich lehnen, gehalten. Obgleich wir ſchon lange mit der Majeſtät ägyptiſcher Tempel vertraut waren, ſtanden wir ſtumm vor Bewunderung, als wir die ungeheuern Kariatiden erblickten, welche dem Monument einen Ausdruck unausſprechlicher Größe verleihen und dort als ſchweigende und ewige Wächter hingeſtellt zu ſeyn ſcheinen, um die Sterblichen an die Andacht und Ehrfurcht zu erinnern, die man empfinden ſoll, wenn man die Wohnung der Götter betritt.

Alle Wände ſind mit feiner Stuckatur-Arbeit bekleidet und mit Hieroglyphen bedeckt, die nur mit denen der ſchönſten Monumente von Theben vergleichbar ſind. Nur der Glanz der Gemälde iſt ein wenig vermindert. Hauptſächlich beſtehen ſie aus Schlachten. Der ägyptiſche König belagert eine Feſtung, oder wirft ſeine Feinde nieder; ſein Heer dringt in Schlachtordnung gegen die Nubier oder Neger vor, und beide Theile beginnen den Kampf. In einiger Entfernung ſitzt der ſiegreiche Pharao auf einem Triumphwagen, von Gefangenen gezogen, die er den Göttern darbringt.

So vereinte ſich die Begeiſterung des Vaterlands-Ruhmes, Liebe mit der Gewalt religiöſer Ideen, um die Aegypter an einen Cultus zu feſſeln, in deſſen Heiligthümern ſie neben den Bildern der Götter, die Darſtellung der Forts fanden, die ſie dem Feinde genommen, der Feinde, die ſie unterworfen, der Fürſten, deren Gefahren und Siege ſie theilten. Keine Architektur beſitzt Monumente, welche es mehr als die ägyptiſchen vermochten, die Erinnerung an Waffenthaten dem Gemüthe einzuprägen und zu nationaliſiren. Sie wurden in jenen Tempeln gleichſam als unſterblich an das Daſeyn der Götter geknüpft.

Im Hintergrunde des Saales ſitzen vier Coloſſe, die Götter Amen-Ra, Phre, Phthah und der König Seſoſtris. Vor ihnen liegt ein würfelförmiger Stein ohne Schmuck, wahrſcheinlich ein Altar. Ohne Zweifel machten hier, wohin der Blick der Uneingeweihten nie reichte, die Prieſter ſich zu Dollmetſchern der Götter und gaben Orakel, denen dies geheimnißvolle Dunkel noch einen tieferen Eindruck des Schreckens und der Achtung ertheilte. Könnte ein Zauber doch jetzt einen alten Aegypter in dieſelben Räume zurückrufen, wo ſein Glaube unerſchüttert, ſeine Frömmigkeit ſo naiv war, wie würde er ſtaunen, erblickte er den heiligen Boden, den er ſo oft mit ſeiner Stirne berührte, von profanen Füßen betreten; erblickte er dies Heiligthum, wohin ſelbſt ſein Gedanke nie drang, von neugierigen Fremden durchſucht, denen die Erinnerung an den heiligen Cultus des Phthah nur ein verächtliches Lächeln entreißt.

Die beſchriebenen, von Seſoſtris gegründeten oder vielmehr in den Felſen gegrabenen Tempel gehören der letzten Zeit der urſprünglichen ägyptiſchen Kunſt an, wo ſie ihren höchſten Punkt erreichte, und dann nur abnehmen konnte. Die alten Monumente der Pharaonen jener Zeit, wo Aegypten die Wohlthat ſeiner Geſetze im Frieden genoß, und noch nicht nach Vergrößerungen ſtrebte, ſind je älter, um ſo ſchöner; dieſe erſte Periode währt bis auf Seſoſtris, welcher weithin die Grenzen ſeines Reichs erobernd ausdehnte. Während der Regierung dieſes Königs beginnt für Aegypten eine Zeit kriegeriſchen Ruhmes, worin die Künſte ſich nicht weiter fortbildeten und ſtationär wurden. Bald bedroheten die von Seſoſtris gedemüthigten Völker die Exiſtenz des ägyptiſchen Reichs. Die Pharaonen, zur Vertheidigung gezwungen, hatten keine Zeit, durch Erbauung neuer Monumente die Kunſt zu befördern. Endlich kam Cambyſes mit den verheerenden Horden, vernichtete jenes durch die Eroberungen Sabaco's, des äthiopiſchen Königs, ſchon geſchwächte Reich, und ſtürzte die ägyptiſchen Tempel zugleich mit den Inſtitutionen. Alexander entriß Aegypten der brutalen Tyrannei der Perſer; allein ob auch der Cultus blieb, ward griechiſcher Geiſt auf alle Theile der geſelligen Ordnung gepropft. Die Kunſt ward wieder glänzend, allein es war nicht mehr die alte. Eine fremde Eleganz veränderte den Typus der Strenge, und dieſe verſchwand gänzlich unter den Cäſaren.

Wir wollten weiter ſegeln, als ungefähr zwanzig Einwohner des Dorfes Ebſambul herbeieilten, und von uns einen Backſchiſch unter dem Vorwande forderten, ſie beſäßen allein das Recht, den Eingang der Tempel vom Schutt zu reinigen. Wir weigerten uns, die Geſetzlichkeit der Forderung anzuerkennen, als aber ihre Forderung den Ton der Bitte annahm, und da ihr Elend zu ihren Gunſten ſprach, gaben wir ihnen einige Piaſter, die uns tauſend Segnungen einbrachten.

Bald gelangten wir zum Schloß Abdeh, das übrigens noch mehr zertrümmert iſt, wie das von Ibrym. Der Felſen, worauf er ſteht, iſt von einigen Höhlengebäuden durchbrochen. Etwas weiter liegt ein größerer Höhlentempel, geweiht dem Gott Thot, die Chriſten haben aber die Hieroglyphen mit einer Kalkſchicht bedeckt, und Geſtalten darauf gemalt, unter denen man Chriſtus und den Patron der Tapfern, St. Georg erblickt. In einiger Entfernung liegt ſüdlich ein anderer, der ägyptiſchen Veſta, Anukis, geweihter Tempel.

Die Ebene erweitert ſich immer mehr, beſonders auf dem rechten Ufer. Unter Gebüſch von Dattelpalmen, Dums und Acacienbäumen ſahen wir zahlreiche Hütten, untermiſcht mit Durrah und Baumwollen-Feldern. Sie lagen dicht bei einander und bezeugten durch ihre gegenſeitige Nähe, daß wir einen reichern Boden betreten würden, wie wir ſeit Aſſuan fanden. Gegen Abend zeigten ſich einige Granitfelſen im Fluß, als Vorläufer des zweiten Waſſerfalls, und verkündeten die Nähe von Uady Halfah. Unſer Reis wollte aber in der Nacht nicht ſchiffen, aus Furcht vor Klippen, und wir konnten erſt am folgenden Tage den Ort erreichen, den letzten, welchen die den Nil hinaufſchiffenden Reiſenden vor dem zweiten Waſſerfall antreffen.

Uady Halfah (Thal der Binſen), iſt nach den Binſen benannt, welche in den benachbarten Ebenen wachſen, und welche man vor der ägyptiſchen Invaſion einſammelte, um treffliche Matten zu flechten, deren Fabrikation im Lande eine bedeutende Anzahl von Bewohnern beſchäftigte. Das Monopol unterdrückte auch dieſe kleine Induſtrie, die Mehemet Ali in Beſchlag zu nehmen würdigte. Der Handel von Wady Halfah beſchränkt ſich gegenwärtig nur auf einige Datteln und ein wenig Nitrum, das die Araber in der Wüſte des linken Ufers verſammeln und nach Aſſuan bringen. Auch die von Kordofal hieherkommenden Sklaven-Caravanen geben Gelegenheit zu einigem Tauſchhandel. Eine Compagnie von hundert Mann regelmäßiger Truppen bildet die Garniſon des Fleckens, und iſt dazu beſtimmt, die Beduinen, welche von Zeit zu Zeit Contributionen von den Einwohnern erheben wollen, im Zaume zu halten. Die Bevölkerung des Ortes beſteht nur aus fünfhundert Einwohnern.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Barke des Landes, leichter zu leiten, wie unſer Fahrzeug, führte uns von Wady Halfah an den Fuß des zwei Stunden entfernten Waſſerfalls. Wir kamen zuerſt bei vier ziemlich großen Inſeln vorüber, die einige Spuren des frühern Anbaues noch jetzt zeigen. Die letzte derſelben iſt von den Trümmern einer alten Stadt mit deren Ringmauern aus Ziegeln bedeckt. Von dort an beginnen die Klippen, dieſe vervielfältigen ſich ſo ſehr, daß ſie das Bett des Fluſſes verſtopfen, der ſich in eine Menge ſchäumender und unter den Felſen emporbrauſender Strömungen verwandelt.

Kein Anblick iſt düſterer und majeſtätiſcher, wie der jener Baſaltfelſen *), welche ſchwarz und durch die Reibung der Fluthen geglättet emporragen. Der Reiſende, in einem zerbrechlichen Boot über Abgründe geſchaukelt, erblickt nur die Fluth und die zerriſſenen Felſen, welche ſeinen Blick von allen Seiten beſchränken und ihn von der ganzen Natur zu trennen ſcheinen.

Mitten unter den Caſcaden in einer Ausdehnung von zehn Meilen bemerkt man unter dem Brauſen der Fluth, die mit Schnelligkeit entflieht oder in reißenden Wirbeln zurückkehrt, mehre Hauptfälle, wo das Waſſer mit ungeheurem Ungeſtüm 10 oder 18 Metres hinabrauſcht, ohne jedoch zu fallen. Vielleicht entfernt man ſich nicht ſehr von der Wahrheit, wenn man die ganze Abdachung des Fluſſes auf dieſer Klippenbank nur auf 30 bis 40 Mètres anſchlägt.

Den zweiten Waſſerfall konnten die Fahrzeuge früher nicht paſſiren, und auch jetzt iſt dies während des niederen Waſſerſtandes unmöglich. Gegenwärtig kann man jedoch, ob auch mit großer Gefahr, in zwei Monaten des Jahres den

---

*) Wir gebrauchen dieſen Namen, welchen die Alterthumsforſcher dem Steine gaben, ob dieſer gleich nicht vulkaniſchen Urſprungs iſt.

Fluß hier hinauffahren, indem man ins Schlepptau von Menſchen genommen wird. Mehemed Ali hatte nämlich während ſeines Sohnes Ismael Feldzug nach Sennar, die dazu nothwendigen Arbeiten ausführen laſſen.

Der Fall von Uady Halfah iſt der beträchtlichſte von denen, die man mit dem Namen des zweiten Katarakts bezeichnet. Die anderen erſtrecken ſich ſüdwärts auf einem Raume von ungefähr dreißig Stunden. Dieſe Fälle werden durch geringere oder größere Zwiſchenräume von einander getrennt, wo der Nil ſeinen gewöhnlichen Lauf wieder annimmt.

Eine Reihe von Sandſteinhügeln, deren röthliche Farbe mit dem Schwarz der glänzenden Baſaltmaſſen im Fluß contraſtirt, begrenzt auf dem linken Ufer den Catarrakt. Der Felſen Heſys, welcher die Kette ſchließt, erhebt ſich mehr wie 100 Mètres ſchroff über den Waſſerſpiegel, und beherrſcht das ganze Land im Umkreiſe *). Auf dem Gipfel eröffnet ſich dem Blick ein Gemälde, wo die afrikaniſche Natur alle ihr eigenthümliche Majeſtät und Wildheit entfaltet zu haben ſcheint.

Zu ſeinen Füßen erblickt man den Nil, wie er in tauſend Kanälen brauſend ſich zerſplittert. Unzählige Felſen, weiß von Schaum, oder wie Thürme ſich ſchroff erhebend, auf dem Gipfel von einigen Acacien mit gleichſam ausgeſchnittenem Laub gekrönt, oder nur eine ſchwarze, verbrannte, bisweilen von goldgelbem Sand bedeckte Fläche bietend, zerreißen überall den Spiegel des Fluſſes. Endlich wird der Horizont von Bergen begrenzt, welche wie die Hügel des linken Ufers ein Bild der vollkommenſten Unfruchtbarkeit zeigen.

Am entgegengeſetzten Ufer erblickt man dichtes Acacienlaub, jenſeits deſſelben dehnt ſich die unendliche Wüſte aus, und wird nördlich durch die Dattelpalmen von Uady Halfah begrenzt. Einige Gazellen beleben allein dies wilde Gemälde, wenn ſie aus dem Fluſſe trinken. Mauerſtücke, Trümmer einer nubiſchen Feſtung des Mittelalters, bezeugen allein, daß der Menſch in dieſer öden Gegend einſt wohnte.

Am 11. April ſetzten wir über den Fluß, die Trümmer des antiken Beheni zu ſehen. Der Boden iſt mit Topfſcherben bedeckt, allein nur antike, gänzlich zerſtörte Tempel ſind noch in ihren Spuren zu bemerken. Ein großes Kloſter ſtand im Mittelalter nahe bei der Stadt, allein die Zeit hat es vernichtet.

Der Nazir von Aſſuan, Mehemed Aga, war wenige Tage vor uns in Uady Halfah angelangt. Wir fanden dieſen Offizier unter dem Schatten von Palmbäumen ſitzend, und von Albaneſern, Arabern und Nubiern umgeben, deren mannigfacher Anzug einen maleriſchen Anblick bot. Mehemed Aga ſchlichtete die Streitigkeiten zwiſchen den Uferbewohnern des Fluſſes und den Arabern der Wüſte, die nur mit Widerſtreben auf ihre alte Gewohnheit, dann und wann an

---

*) Eine große Anzahl von Reiſenden gruben ihre Namen in dieſen Felſen, welcher gegenwärtig den Reiſen der Touriſten von Aegypten zum Endpunkt dient; mehre Inſchriften reichen bis auf die Zeit der Pharaonen hinauf.

den Ufern des Nils zu rauben, verzichten. Der Nazir empfing uns ſehr freundſchaftlich und beeilte ſich, uns mit den zur Fortſetzung unſrer Reiſe nothwendigen Mitteln zu verſehen. Auf ſeinen Befehl ward ein Zelt aus den Magazinen der Regierung zu unſerer Verfügung geſtellt, und Dromedare von Arabern uns überliefert, um uns nach Dongolah zu demſelben Preiſe, wie Couriere des Vicekönigs zu führen. Wir empfahlen die Mannſchaft unſerer Fahrzeuge, die bis zur Rückkehr auf uns warten ſollte, dem Wohlwollen Mehemed Aga's, und am Abend war Alles zur Abreiſe bereit.

Die letzte Karavane von Kordofal hatte bei ihrer Durchreiſe einige Sklaven beiderlei Geſchlechts in Wady Halfah zurückgelaſſen, welche durch die Mühſeligkeiten der Reiſe ſo geſchwächt waren, daß ſie ohne Lebensgefahr nicht nach Aegypten gebracht werden konnten. Herr Holt Yates wünſchte einen zu kaufen, um ihn in England erziehen zu laſſen; wir beeilten uns, deßhalb der Einladung des Kaufmanns, der ſie beſaß, zu folgen, und begaben uns in ſeine Wohnung. Die Weiber füllten den erſten Saal, wenn man einen kleinen von Strohverſchlag umgebenen Raum ſo nennen darf. Wir ſahen ſieben oder acht auf der Erde liegen, die Einen ganz nackt, die Anderen mit Leinwand-Lumpen bedeckt. Als ſie uns erblickten, drängten ſie ſich nah an einander und betrachteten uns mit Blicken des Staunens und der Furcht.

Hierauf betraten wir ein dunkles, ſtinkendes Gemach, wo die Männer eingeſchloſſen waren. Ein ſechsjähriger Knabe mit zierlicher Körperform zog die Aufmerkſamkeit des Herrn Holt-Yates auf ſich, und der Handel ward bald um 100 Franken geſchloſſen.

Nachdem man das Kind in unſerer Gegenwart gewaſchen und ſeine Geſundheit verbürgt hatte, machten wir Anſtalten, ihn fortzuführen. Er ahnete wahrſcheinlich nicht das glückliche Schickſal, das ihn erwartete, ergriff die Hand eines jeden ſeiner Gefährten, drückte ſie an ſeinen Mund und an ſeine Stirn und ſagte ihnen einige Worte. Dieß war ohne Zweifel ſein Abſchied, der Abſchied eines Sklaven, das letzte und rührende Wort, das er an befreundete Ohren, zwiſchen der Erinnerung des Geburtslandes und einer unbekannten Zukunft richtete.

Am nächſten Tage verließen uns unſere Reiſegefährten, die nicht weiter wollten, um nach Cairo zurückzukehren. Obgleich unſere Bekanntſchaft noch neu war, hatte die freimüthigſte Vertraulichkeit ſtattgefunden, und wir konnten uns ohne wahrhaften Schmerz nicht trennen. Die Ungewißheit unſres Schickſals auf unſerer weiten Reiſe vermehrte noch den Schmerz des Lebewohls, und es war, als hätten wir geahnet, wir würden Einen von ihnen nicht wiederſehen. Ein trauriges Vorgefühl, das ſich nur zu bald verwirklichte.

Unſer Blick folgte noch dem Fahrzeuge unſrer Freunde in der Ferne, als die Ankunft der Dromedare unſeren Gedanken eine andere Richtung gab.

Nicht ohne Unruhe beſtiegen wir dieſe Thiere, deren Höhe und ungewohnter Gang gefährlichen Sturz uns befürchten ließ. Ein hoher Sattel, worin der Höcker des Dromedars gleichſam eingefaßt iſt, und welcher von zwei, unter dem

Bauch und der Bruſt gezogenen Riemen gehalten wird, dient dem Reiter als Sitz, um auf dem Hals des Thieres mit gekreuzten Beinen ſich niederzulaſſen, ein Strick von Pferdehaaren an einem Ring, der in den Naſenlöchern des Thieres ſitzt, befeſtigt, dient als Zaum.

Auf einen rauhen Kehllaut unſrer Führer knieeten die Dromedare nieder, und nachdem wir uns ſo gut es ging, auf den Sattel geſetzt hatten, mußten wir die drei ſtarken Stöße von vorn nach hinten aushalten, welche die Thiere, wenn ſie aufſtehen, ihre Reiter empfinden laſſen. Wir konnten uns nur mit Mühe dabei im Sattel halten. Ungeachtet dieſes ſo wenig ermuthigenden Anfangs wurden wir bald an dieſe Art zu reiſen gewohnt und der Gang der Thiere ſchien uns ſogar angenehm *).

Sieben Tagemärſche trennten uns von Neu-Dongolah; der Weg, den wir einſchlugen, entfernte uns nur dann vom Fluß, ſo oft wir den Umweg ſeiner Biegungen vermeiden wollten. Die Straße durchzieht drei Provinzen, deren Grenzen die Natur ſelbſt gezogen zu haben ſchien. Die erſte Dar oder Batn-el-Hadjar erſtreckt ſich wie Uady Halfah bis Dal, und beträgt die ganze Länge des Katarakts. Sie beſteht aus zertrümmerten Felſen und Sand; nur in größern Entfernungen ſieht man Dattelpalmen und einigen bebauten Boden. Burkhard, der 1813 das Land durchreiſte, ſchätzt die Zahl der Einwohner nur auf 200. Dieſe Nubier, arm, furchtſam, zahlreichen Plackereien ausgeſetzt, leben in vereinzelten Familien an den Ufern des Fluſſes oder auf den ſteilen Inſeln. Sie bauen auf dem zurückbleibenden Flußſchlamm ein wenig Durrah und Wolfsbohnen, die mit Ziegenmilch und einigen Fiſchen ihre ganze Nahrung bilden. Nur zwei oder drei Mal verlaſſen ſie den Ort ihrer Verborgenheit; ſie ſind beinahe wild, und leben in der tiefſten Unkenntniß der übrigen Welt. Der Mangel jeglicher Einförmigkeit in ihren Zügen deutet an, daß ſie ein Gemiſch aus mehren Raçen ſind; der herrſchende Typus iſt aber der arabiſche.

Einſt war aber dieſe Provinz höchſt wichtig. Als Grenze zweier Königreiche diente ſie blutigen Kämpfen oft zum Schauplatz, und zahlreiche Trümmer befeſtigter Plätze bezeugen die Wichtigkeit, welche alle Herrſcher Aegyptens und Aethiopiens von der Zeit der Pharaonen bis auf die Kalifen ihnen ertheilten.

Südlich liegt das Land Sokkot (Dar-Sokkot), durch das Gebirge Doche vom Lande Mahas (Dar-Mahas) getrennt, welches ſich bis an den dritten Katarakt hinzieht. Dieſe beiden Provinzen gleichen Nieder-Nubien und bieten an den Nil-Ufern einen ſchmalen fruchtbaren Streifen, der in Dongolah ſich bisweilen auf eine Stunde erweitert.

---

*) Der Unterſchied zwiſchen Kameel und Dromedar beſteht darin, daß die Araber das Kameel mit einem Höcker Dſchemel Kameel nennen, wenn die kräftige Beſchaffenheit ſeiner Formen es zum Laſttragen geeignet macht; daſſelbe Thier nennen ſie aber Hadichin (Dromedar), wenn ſein ſchnellerer Gang es zum Reiten geſchickt macht. Das Kameel mit zwei Höckern iſt im größten Theil des Orients unbekannt. Wir ſelbſt ſahen es nur zweimal. Es iſt aus Turkiſtan gebürtig, ſoll ſich in Perſien finden, und wegen ſeiner Langſamkeit nur zum Laſttragen geeignet ſeyn.

Die Grundlage der ganzen Gegend beſteht aus roſafarbenem Granit, worauf mehre Lagen eines oft ſchwärzlichen und eiſenhaltigen Sandſteins ruhen. Aus dieſem Stein beſtehen größtentheils die Gebirge. Bisweilen ſieht man ganze Schieferebenen von ſchmutzigem Blau mit bizarren Streifen weißen Quarzes durchfurcht. In den Thälern ſammelt ſich glänzend gelber Sand. Wenige Bezirke enthalten Erde mit Ausnahme der Ufer des Fluſſes. Ueberall, wo man dieſe findet, iſt man ſicher, in geringer Tiefe beim Nachgraben Lagen von Seeſalz anzutreffen.

Nach vier Stunden hielten wir zuerſt an Trümmern von Hütten. In einer wohnte einſam ein armer Nubier, welcher vom Ertrage weniger eingeſammelter trockener Kräuter lebte, die er an die Karawanen als Kameelnahrung verkaufte.

Unſere kleine Schaar beſtand nur aus fünf Dromedaren. Zwei Araber dienten uns als Führer, und wir brauchten keine Eskorte zu nehmen, weil dieſer Theil der Wüſte nach Vernichtung einer Araber-Bande, welche lange Zeit die Communikationswege abgeſchnitten hatte, durchaus ſicher und ruhig iſt.

Der Scheikh Neghed hatte nämlich, da ihm nur die Wahl blieb zwiſchen bewaffnetem Widerſtand und Unterwerfung unter eine Plackerei des Gouverneurs von Uady Halfah, gewagt, mit 200 Mann ſich zu empören. Die Natur des Landes begünſtigte ihn aber ſo ſehr, daß er ſich zwei Jahre lang gegen die Aegypter halten konnte. Hierauf ward er mit einem Theil der Seinigen gefangen genommen und getödtet. Nur ſeine Tochter, welche an der Spitze der Truppen durch ihre Tapferkeit geglänzt hatte, erfuhr keine üble Behandlung, und ward ſogleich in Freiheit geſetzt.

Man muß über den zweiten Waſſerfall hinaus, um einen Begriff der Gegenden zu erhalten, welche das Innere Afrika's bietet. Bis dahin ſieht man gewiſſermaßen immer nur Aegypter, Bewohner, an denen der natürliche Stempel mit jedem Tage mehr verwiſcht wird, um den ungeſtalteten Verſuchen einer baſtardartigen Civiliſation zu weichen. Hinter Uady Halfah wechſelt die Scene. Man findet ſich in der Mitte von Bevölkerungen, welche die Berührung mit Europäern noch nicht entſtellte, deren Laſter und Tugenden, wie früher, ihnen noch immer eigenthümlich ſind. Man ſieht den Menſchen mit den urſprünglichen Zügen, mit dem freien und rohen Gange. Unter Dattel-Palmen, den zierlichen aber einförmigen Schmuck der Nilufer Aegyptens, miſchen ſich neue Bäume. Die Gummiacacien, mit elegantem Wuchs und ſpitzenförmigen Blättern, die Dumpalme mit nackten Zweigen und fächerartigen Kronen, das breite friſche Laub des Seidenbaumes und eine Menge von Bäumen, die in Aegypten nirgends ſich finden, veranlaſſen Abwechſelung der Ausſicht. Jenſeits des zweiten Waſſerfalles erblickt man ſtets ein von Palmen beſchattetes und von reichen Aerndten bedecktes Thal; entfernt man ſich aber nur um einige Stunden vom befruchtenden Nil, ſo wechſelt, entfärbt ſich Alles. Keine Spur des Ackerbaues, einer Wohnung, überall, an den Seiten, vorn und hinten, dehnt ſich vor dem Blick ein dürrer, von der Gluth der brennenden Sonne verzehrter Boden aus. Kein gebahnter Weg, keine

Meilenſteine zeigen dem Wandrer den Pfad; nach der Zahl der Tagmärſche muß man die Entfernungen berechnen. Nur weniges dürres Geſträuch und wenige Brunnen in langen Zwiſchenräumen dienen als Merkmale des Weges. Keine Spuren von Menſchen. Nur hin und wieder kleine Steinhaufen in Pyramiden-Form, die den Reiſenden das Grab eines Unglücklichen bezeichnen, der dem Tod auf ſeiner Reiſe unterlag, und der von ihrer Frömmigkeit einige zum Heil ſeiner Seele nützliche Steine ſich erbittet.

Je weiter man vordringt, deſto unruhiger ſucht der Blick in der Ferne einige weniger öde Gegenden, allein vergeblich durchſtreift er den glühenden Horizont. Ueberall ſchaut er nur das Bild einer ewigen Unfruchtbarkeit. Allein man ſuche ier nicht die unendlichen Sandebenen, die der Einbildungskraft eines Europäers as einzige Bild der Wüſte bietet. Bald findet man ungeheure Steinhaufen, welche die Vegetation auf ewig verließ; bald erblickt man Gebirge mit ſchroffen Abhängen, eine ungeſtaltete Agglomeration von Felſen ohne Erde, auf dem Gipfel mit einer horizontalen Sandſteinlage bedeckt, deren oberer Theil faſt immer eine ebene Fläche bietet. Hin und wieder trifft man vereinzelte Blöcke, die Trümmer zerbrochener Gebirge, hinter denen ſich Sanddünen anſammeln.

Inmitten dieſer öden Natur und nach einem Wege von acht bis zehn Stunden, wenn die Sonnenſtrahlen ſchwer auf Euer Haupt ſinken, ſchlägt man das Zelt auf, und bereitet ein ärmliches Mahl. Von der Welt geſchieden, erwartet man in den Armen des Schlummers die Kühle des Abends, wo man die Reiſe aufs Neue beginnt.

Sobald die Sonne niederſank, beſtiegen wir unſere Dromedare. Bald ward der Himmel mit Sternen beſät. Nur das langgedehnte Geheul der Schakals, das in der Ferne ertönte, und der düſtere Ruf der Raubvögel unterbrach in langen Zwiſchenräumen das Schweigen der Nacht. Einer unſerer Führer ſang ein Dongola-Lied, es mit der Kiſirka *) begleitend. In den Straßen von Cairo hätte dieß ſchwache Inſtrument mit ſeinen düſteren und kaum ſchallenden Noten unſre Aufmerkſamkeit in dem Geräuſch einer volkreichen Stadt gewiß nicht auf ſich gezogen; allein in der Einſamkeit der Wüſte entzückten dieſe einförmigen Töne, von noch einförmigerem Geſang begleitet, unſer Ohr, erweckten unbeſtimmte Erinnerung und verſenkten uns in ſüße Träumerei.

Die Morgenröthe brach an; der Himmel glänzte in Purpurfarbe; unſer Auge konnte die Gegenſtände unterſcheiden; hin und wieder ſahen wir kleine Striche bebauten Landes, welche die Induſtrie der Nubier dem Sande der Wüſte entriß, und wo einzeln ſtehende Hütten unſern Blick trafen. Plötzlich lenkten die ſonderbaren Bewegungen der Dromedare unſre Aufmerkſamkeit von dieſem Schauſpiel ab. Die letzten rannten plötzlich herbei, drängten ſich an die vorderen; Alle zitterten und gaben Zeichen eines heftigen Schreckens. Als unſre Führer vergeblich verſucht hatten, ſie dahin zu bringen, daß ſie auf die Knie niederkauerten, ent-

---

*) Eine Art Leier.

ſchloſſen wir uns, auf den Boden herabzugleiten, um uns gegen die wilden Thiere zu vertheidigen, deren Annäherung dieſer plötzliche Schrecken uns verkündete. Zwei ungeheure Hyänen erſchienen wirklich in geringer Entfernung, allein wenige Flintenſchüſſe genügten, ſie zu ſchrecken und zu verſcheuchen.

Ali beendete ſeinen Geſang; die Hitze erſtickte ſeine Stimme. Die am Horizont aufſteigende Sonne entzündete die Atmoſphäre. Schon lange verkündete uns der ferne Lärm der Waſſerfälle und der ſchnellere Lauf unſerer durſtenden Dromedare die Nähe des Nils, als wir uns aufs Neue wieder an ſeinen Ufern, einigen befeſtigten Inſeln gegenüber befanden. Bei Samneh, dem alten Taſtia konnten wir ausruhen.

Ein breiter an den Seiten mit Mauern bekleideter Graben umgibt die Hügel, worauf die Stadt ſtand. Große Erdmauern und die Trümmer antiker Wohnungen umgeben einen kleinen Tempel mit den primitiv doriſchen Säulen, deren Styl Aegypten den Griechen überlieferte. Das Innere bildet einen Saal mit den Namenszügen der Pharaonen aus der ſiebenzehnten und achtzehnten Dynaſtie. Auf dem arabiſchen Ufer liegt Samneh gegenüber ein anderer Tempel, den wir aber nicht beſuchen konnten, da der Nil unmöglich hier zu paſſiren war.

Ein Khawaß des Paſcha erreichte uns dicht bei Samneh. Er ſuchte einen Malem, der ſich am vorhergehenden Tage verirrt hatte, und mit ihm zu einer Karavane gehörte. Durch die Hitze der Jagd hingeriſſen, hatte der unglückliche koptiſche Schreiber einige Gazellen zu weit verfolgt und war verſchwunden.

Am 11ten verweilten wir in dem Flecken Takht-el-Keniſch mit den Trümmern einer nubiſchen Stadt des Mittelalters ohne Spuren des Alterthums. Als wir am nächſten Tage wieder die Reiſe begannen, begegneten wir einer Karavane von ungefähr hundert Sklaven, die nach Aegypten ihren Weg richtete. Die halbnackten Weiber drängten ſich kauernd um die Feuer, welche angezündet waren, um die Nacht bei ihnen zuzubringen, während ungefähr zwanzig Kinder herumliefen, um Eſel wieder einzufangen, welche ſchmutziges Intereſſe unter dem Schein der Menſchlichkeit den Sklaven bewilligt, welche durch Krankheit oder Ermüdung außer Stand geſetzt werden, den Gefährten ihres Unglücks zu folgen. Dafür verlangen denn auch die Deſellabs, daß ihre Sklaven ihnen den Namen Vater (abu) ertheilen, während ſie nicht beſſer für dieſe ſorgen, wie für die Waaren, die ſie bei ihrer Rückkehr heimführen, d. h. nur ſo viel als erforderlich iſt, um ſie vortheilhaft verkaufen zu können. Sonſt überlaſſen ſie dieſe Sklaven ihrem Schickſal. In dem Augenblick war der Führer überall, um die Abreiſe zu betreiben, und vertheilte Kurbach-Hiebe an Alle, welche ſich nach ſeiner Meinung nicht genug beeilten. Einige ſattelten Kameele, welche Andere mit Ballen von Sennes und Tamarinden beluden. Bald ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Wir ſahen dieſe Unglücklichen düſter und ſchweigend vorüberziehen, in das Gefühl ihres Elends verſenkt. Nach wenigen Schritten erblickten wir zwei mit ein wenig Sand bedeckte Leichen, ein Mahl für die wilden Thiere der Wüſte, welche auf dem Wege der Sklaven-Karavanen ſtets ſicher ſind, ihre Nahrung zu finden *).

Eine ziemlich hohe Mauer von Ziegeln mit Schießſcharten und zwei Thürmen, nach Art der Pylonen, verkündete uns den Flecken Sakie-el-Abd (Sakie des Sclaven), einen der Hauptorte des Diſtrikts Sokkot. Dieſe Art Feſtungen, die Wohnung der alten Beherrſcher des Landes, finden ſich überall in dieſem Theile Nubiens. Ihre Architektur ward offenbar den ägyptiſchen Pylonen nachgeahmt, und von fern gleichen ſie ſo ſehr den ägyptiſchen Tempeln, daß wir täglich durch ſie getäuſcht wurden, und daß die Illuſion nur dann verſchwand, wenn wir dicht vor ihnen ſtanden.

Sakie-el-Abd war von Einwohnern beinahe verödet, als wir anlangten. Sie waren vor einigen Tagen größtentheils in die Wüſte geflohen, um der Abgabenerhebung zu entgehen, die ſie außer Stande waren zu bezahlen. Die Flüchtlinge kehren häufig nach wenigen Monaten zurück, wenn ſie ſonſt nicht mehr beunruhigt zu werden fürchten, allein mehre ergreifen das nomadiſche Leben und die Dörfer entvölkern ſich immer mehr mit jedem Jahre.

Da die Einwohner abweſend waren, nahmen wir einige Betten aus den Häuſern und trugen ſie, um die weißen Ameiſen und die Scorpionen zu vermeiden, welche zu Tauſenden ihre Schlupfwinkel verlaſſen, an die Ufer des Fluſſes. Dieſe Betten (Engareb) ſind in ganz Nubien gebräuchlich. Sie beſtehen aus einem hölzernen Geſtell mit vier Füßen, worauf man Lederriemen von einem kürzlich getödteten Thiere ausſpannt. Dieſe Riemen werden von den Eingebornen angewendet, ſo oft ſie Bande von großer Feſtigkeit gebrauchen; z. B. die verſchiedenen Stücke der zackigen Räder in den Sakies werden damit zuſammengefügt. Wir ſelbſt verſchloſſen mehre Monate lang einen jungen Tieger in einem Käfig, deſſen hölzerne Gitterſtangen damit zuſammengebunden waren, und die der Tiger nicht zerreißen konnte.

Die Spannungskraft dieſer Lederbanden beim Austrocknen iſt ſo groß, daß die alten Einwohner dieſe als Werkzeug einer furchtbaren Todesſtrafe gebrauchten. Man lieſt in der Geſchichte Nubiens, daß ein Neffe des Königs David, welcher vom Sultan Aegyptens auf den Thron von Dongolah geſetzt, aber von ſeinem Nebenbuhler beſiegt und gefangen wurde, im Jahr 1810 an einen Pfahl gebunden der Sonne ausgeſetzt ward, nachdem man ſeinen Körper mit den Riemen aus der Haut eines kürzlich geſchlachteten Stiers umſchlungen hatte. Der Unglückliche ſtarb, nachdem die austrocknenden Riemen ſeine Glieder zerbrochen hatten.

Der größte Theil der Wohnungen des Landes beſteht aus Matten von Durrah-Stroh, die um vier große Pfähle gelehnt ſind, während eine andere Strohmatte horizontal liegend das Dach bildet. Zwei oder drei andere Matten bilden die

---

*) Die Dſchellabs (Sclavenhändler) verkürzen ihren Weg ſo viel wie möglich durch die Wüſte, den ſie dem Waſſertransport vorziehn, weil die Waare alsdann weniger Koſten verurſacht, indem die Verluſte an Todten, die Transportkoſten bei weitem beſſern.

innern Gemächer dieſer elenden Wohnungen, welche nur in einem Lande bewohnbar ſind, wo man weder Regen noch Winter kennt. Dieſe Bauart, von der man Beiſpiele antrifft, ſobald man über den zweiten Waſſerfall hinaus gekommen iſt, wird deſto häufiger, je weiter man ſüdwärts vordringt. Vor jeder Wohnung erhebt ſich eine Art Eſtrade; dort ſtehen ungeheure Geſchirre aus Lehm mit gehacktem Stroh, wo man Korn, Baumwolle u. ſ. w. aufbewahrt. Die Frauen verfertigen dieſe Geſchirre, welche an der Sonne getrocknet, bald ſo ſehr ſich verhärten, daß ſie die Vorräthe vor Inſekten und Mäuſen ſichern.

Der Schrecken hatte zwar alle Einwohner vertrieben, allein gegen Abend brachte uns eine alte Frau Datteln, Durrahmehl und Milch in einem Korbe von dichtem Geflecht. Aus dem Mehl bereitete ſie einige Kuchen nach Art des Landes. Ein Stein mit breiter Fläche ward in's Feuer gelegt; die Alte goß ein Gemiſch von Waſſer und Mehl darauf und bildete ſo Kuchen, dünn wie ein Kartenblatt, welche der Stein im Augenblick getocknet hatte. Dieß iſt das einzige in Nubien bekannte Brod, allein ſehr unverdaulich, und nur der längere Genuß konnte uns daran gewöhnen.

Kaum hatten wir Sakie-el-Abd verlaſſen, als wir unter dem Palmgebüſch am Ufer des Nils den Tempel von Sedenga in geringer Entfernung erblickten. Er beſteht jetzt nur aus einem Ruinenhaufen, in welchem ſich nur eine Säule mit dem Kapital eines Weiberkopfes mit Schakalohren erhebt. Bald darauf ſieht man eine verſtümmelte Granitſtatue und dann die Trümmer einer nubiſchen Stadt mit einer Kirche, wo der Altar und zwei Säulen aus den Ruinen des Tempels angebracht waren.

Eine Stunde hinter Sedenga zieht ſich die Straße über die ziemlich hohe Hügelreihe Tſchebel-Doſch, welche Sokkot von Matas trennt. Ein vom Nil am Fuß benetzter Granitfelſen ſchließt plötzlich die Hügelkette im Oſten. In dieſen Felſen iſt eine Begräbnißgrotte gegraben, die ſpäter bewohnt war.

Schöne fruchtbare Felder und dichter Palmenwald füllen den Raum zwiſchen Soſeh und dem Flecken Gorguia, wo wir auf einem großen Kai, ähnlich dem von El-Kalabſcheh in der Nähe der Ruinen des alten Tempels Phur, hielten, welcher der beträchtlichſte in ganz Nubien iſt.

Das Gebäude liegt 500 Fuß vom Nil entfernt, gegen welchen die Façade gerichtet iſt. Die Ringmauer iſt zertrümmert; vier verſtümmelte Sphinxe von Granit bezeichnen die Stelle des Eingangs, welcher auf Stufen zu dem Thore des Tempels führte. Die zwei Pylonen ſind gegenwärtig halb verfallen. Das Innere beſtand aus drei weiten Sälen von zwanzig Säulen gehalten, wovon aber nur zehn noch ſtehen. Es iſt mit Schutt gefüllt. Der Bau ruhte auf einem Grunde von Ziegeln. Dieſer Umſtand bewirkte den Einſturz der Mauern und Säulen, während diejenigen, welche noch aufrecht ſtehen, ſo vollkommen erhalten ſind, als wären ſie erſt geſtern vollendet. Das lange Reiben des Sandes der Wüſte, welchen der Wind herbeitrieb, untergrub allmälich die Grundlage des Tempels, ſo daß der äußere Theil einſtürzte; dieß vermochte aber nichts gegen den Theil des Monuments, welcher gegenwärtig noch ſteht, weil der Schutt ihm eine neue Grundlage bildete, ſo daß die Trümmer den noch erhaltenen Theil beſchützen. Ein Erdbeben oder die Hand der Menſchen hatte Alles auf einmal umgeſtürzt und zerſtört.

Das Denkmal kann der ägyptiſchen Geſchichte koſtbaren Stoff liefern. Jede Säule iſt nämlich am Fuß von den Geſtalten Gefangener umgeben. Ihre Hände ſind hinter dem Rücken gebunden und ihre Körper durch eine Inſchrift halb verborgen, worin die Namen der von Seſoſtris eroberten Provinzen und Städte aufgezeichnet ſind, denn auch die Gründung dieſes Tempels, wo Alles die höchſte Vollkommenheit der ägyptiſchen Kunſt bezeugt, fällt in die Herrſchaft des Seſoſtris, dieſe an großen Thaten ſo reiche Regierung. Noch jetzt herrſcht in den Verhältniſſen des Gebäudes ſo viel Harmonie, der Zufall hat die Trümmer ſo maleriſch zuſammengeworfen, die zerbrochenen Schafte, Capitäler, Frieſe, zeigen eine ſo originelle Zuſammenſtellung, daß dieſer antike Tempel, obgleich noch ſo ſehr zertrümmert, noch immer dem Reiſenden einen Ruf des Staunens und der Bewunderung entreißt.

Hinter Gorguia verläßt die Straße den Fluß, um eine Beugung zu vermeiden. Nach einem vierzehnſtündigen Marſche durch die Wüſte kamen wir wieder an das Flußufer bei Faka-Bint, einem kleinen Dorfe in ſchöner Gegend, deſſen Einwohner uns dienſtfertig einige Vorräthe anboten.

Eine Moſchee von Lehm und ein zur Aufnahme Reiſender beſtimmtes Haus erhebt ſich neben den Hütten der Einwohner. Dieſe beiden Gebäude wurden vor einigen Jahren durch den Memur von Dongolah angelegt. Vergeblich ſuchten wir den Namen dieſes wohlthätigen Beamten auf den Wänden; ſeine Beſcheidenheit begnügte ſich mit der Jahrzahl der Erbauung. Eine Familie, welche gewiſſe Privilegien beſitzt, iſt mit der Erhaltung dieſer wohlthätigen Anſtalt und mit der Aufſicht über zwei Strohhütten beauftragt, die wir in der Wüſte antrafen, und wo zum Bedürfniß der Reiſenden einige Krüge mit Waſſer fortwährend ſtehen.

Neben dieſen einſam ſtehenden Hütten befinden ſich einige nubiſche Gräber, die erſten dieſer Art, welche wir antrafen. Zwei niedrige Steine liegen am untern und obern Ende des Grabes, deſſen Oberfläche mit einer Art Moſaik aus weißen, regelmäßig zuſammengefügten Kieſeln bedeckt iſt.

Bei den Nubiern miſcht ſich ſonderbarer Aberglaube, eine Tradition der antiken Zeit, mit den religiöſen Gebräuchen des Islamismus. Bei dem Tode eines Verwandten laſſen die Nubier die weißen Kieſel, welche ſein Grab bedecken ſollen, in deſſen Haus bringen; mit einigen Fakys begeben ſie ſich dort hin und benetzen die Steine unter Gebeten zu verſchiedenenmalen, um ſie zu reinigen. Obgleich dieſer Gebrauch im Koran nicht vorgeſchrieben iſt, betrachten ſie ihn als verdienſtliche Handlung, überzeugt, daß die Seele des Verſtorbenen, wenn ſie ihr Grab beſucht, ſich freut, um der Kieſelſteine als Körner des Roſenkranzes beim Gebet ſich zu bedienen.

Am Haupte des Verſtorbenen werden zwei Geſchirre, eins voll Waſſer, ein anderes voll Korn aufgeſtellt, um auch die Vögel zu zwingen, ſein Andenken zu ſegnen. Die Verwandten erneuern von Zeit zu Zeit dieſe Vorräthe und pflanzen dann Palmzweige um das Grab, um es gleichſam zu ſchützen. Finden ſie die Geſchirre leer, ſo hat die Familie kein Unglück zu befürchten, iſt im Gegentheil das Korn unberührt, oder das Geſchirr umgeſtürzt, dann droht ein unheilvolles Ereigniß.

Auf unſern Jagdzügen bei Fakir-Bint ſtießen wir plötzlich auf einen Panther, der eine Gazelle zerriß. Das wilde Thier ſprang uns entgegen, als wollte es uns angreifen, dann aber floh es ſchnell und verſchwand. Er war das einzige Exemplar der Gattung, das wir in der Nähe betrachten konnten. Nach den häufigen Spuren der Klauen im Sande, müſſen dergleichen Begegnungen aber nicht ſelten in der Gegend ſeyn, allein die Sicherheit der Eingebornen bezeugt, daß ſie eben nicht gefährlich ſind.

Am 18. begannen wir Diſtrikte zu durchziehen, deren immer mehr ſich ausdehnende Strecken bebauten Landes uns die Nähe der Ebene von Dongola verkündete. Jenſeits dieſer Strecken iſt ſelbſt die Wüſte weniger unfruchtbar; dünn geſäete Akazien bilden von Entfernung zu Entfernung kleine grünende Oaſen, von unzähligen Turteltauben bevölkert, wo Gazellen und andere Antilopenarten im Schatten ruheten, welche wir in Heerden fliehen ſahen. Die Dörfer wurden zahlreicher; überall begann eine freundlichere Natur auf die dürren Felſen und den brennenden Sand der Wüſte zu folgen.

Die Inſel Benneh iſt reich an Vegetation und Land. Sie liegt dem Dorfe deſſelben Namens gegenüber, welches Akazien- und Palmengebüſch umgibt. Dort ſchlugen wir unſer Zelt neben Webern auf, die an groben Baumwollentüchern, der einzigen Induſtrie des Landes, ohne andere Werkzeuge arbeiteten, als in die Erde gepflanzte Pfähle. Gold- und blaufarbene Cuymanguas, ſcharlachrothe Cardinäle, Bengalis und Bienenwölfe mit blauem Kopf flatterten ohne Furcht um uns und die Hütten herum.

Weiber, ihre Kindern auf den Hüften tragend, boten uns Milch in Körben, während die Männer ſich um uns verſammelten und uns alle Dienſte, deren wir bedürfen konnten, zu erweiſen ſuchten. Dieſe faſt gänzlich nackten Weiber bedeckten ihr Geſicht mit einem Tuch, denn die Schaam eines nubiſchen Weibes beſteht in der Verbergung ihrer Geſichtszüge, die ſie allein von andern Frauen unterſcheiden.

Dieſe Aufnahme ſtand mit der Art, wie wir in andern Dörfern empfangen wurden, in zu offenbarem Contraſt, als daß dieß uns nicht beſonders hätte auffallen ſollen. Dennoch ſind die Einwohner überall auf gleiche Weiſe gaſtfrei, allein man hielt uns für Türken und Schrecken eilte uns voran, während wir in Benneh Gelegenheit gefunden hatten, uns als Europäer zu erkennen zu geben. Unaufhörlichen Erpreſſungen ausgeſetzt, vermeiden die Nubier das Zuſammentreffen mit Fremden weißer Haut. Sie befürchten eine harte Behandlung, denn ſelten geſchieht es, daß ein Türke, nachdem er ſich aller Vorräthe, die er braucht, ohne zu bezahlen, bemächtigt, auch noch die Eingebornen, die ſie ihm lieferten, nicht mißhandelt.

Während des Tages war die Hitze erdrückend geweſen. Der Thermometer ſtand unter unſerm Zelt am Ufer des Fluſſes und unter dem Schatten der Bäume auf 38° R. Gegen Abend erhob ſich aber ein ſo friſcher Nordwind, daß wir wirkliche Kälte empfanden und uns wieder auf den Weg machten.

Mitten in der Nacht gelangten wir zu einem Lager von Araberfamilien, welches ſchon von fern die Feuer in einem Akazienholze uns verkündeten. Friedlich und gaſtfrei empfangen dieſe Araber zu jeglicher Stunde des Tages oder der Nacht den Fremden, der an ihrem Heerde erſcheint, ohne ihn zu fragen, von wo er kommt, noch wohin er will, und zeigen ſich ſtets bereit, ihr karges Mahl mit ihm zu theilen.

Beim Geräuſch unſerer Dromedare gab uns ein Greis des Stammes nach nubiſchem Gebrauch den Gruß des Wohlwollens und der Freundſchaft, welcher darin beſteht, daß man ſich mehre Male die rechte Hand berührt, ſie auf die Bruſt drückt und die Worte ſpricht: Befindet Ihr Euch wohl? Gott beſchütze Euch! Dann kommen ähnliche bis zum Ueberdruß wiederholte Complimente.

Während wir von unſern Thieren ſtiegen, zündete man ein großes Feuer an, um das wir uns lagerten. Bald brachte man uns mit einigen Kräutern Milch, Datteln und eine Schüſſel Aſſida, einen Teig aus Erbſen, Bamiehs *), Durrah-Mehl, Zwiebeln und Pfeffer, gekocht in Waſſer. Dieß wird dadurch zum Kochen gebracht, daß man heiße Kieſelſteine in das hölzerne Gefäß wirft, welches die Maſſe enthält. Dieß ſonderbare Gericht ſchien die hauptſächlichſte Nahrung unſerer Wirthe zu ſeyn.

Wir fanden es aber ſo ſchlecht, daß wir bald darauf verzichteten, allein unſere Leute und zwei Araber, die uns in der Hoffnung, an unſern Vorräthen Antheil zu nehmen, ſeit Fakis-Birt begleiteten, übernahmen es gern, die ungeheuere Quantität Ragout aufzueſſen.

Der Scheikh, nachdem er ſich geweigert, an unſerm Mahle Theil zu nehmen, um uns dieß ganz zu überlaſſen, kehrte, als wir es beendet, zu den Seinigen zurück, die ſich in geringer Entfernung unter einem Baume niedergelaſſen hatten. Beim Schein der Flamme bemerkten wir ſeine ſtarrenden Haare, ſeinen weißen Bart und den Mantel von Ziegenfell, mit dem er ſich bedeckte, um gegen den reichlich fallenden Thau ſich zu ſichern. Die Familie, um das Feuer kauernd, hörte neugierig die Erzählung des Greiſes, der ihnen die Neuigkeiten von Uady-Halfah, welche er ſelbſt von unſern Leuten gehört hatte, wiederholte, denn Uady Halfah iſt ſchon für ſie ein fernes Land. Einige Kameel- und Kuhköpfe erſchienen im Schatten unter den Zweigen und gaben der Gruppe einen um ſo mehr origi-

---

*) Hibiscus esculentus

nellen und maleriſchen Charakter, welcher durch die abwechſelnd weiße und röthliche Beleuchtung noch mehr gehoben ward.

Ein ungeheurer Akazienbaum, worauf Hühner ſich wiegten, bildete den Mittelpunkt in der Wohnung unſerer Wirthe. An ſeinen Zweigen hingen Schläuche voll Korn und Datteln, lange zweiſchneidige Säbel, Schilde, Lanzen, Zeugſtoffe, Körbe und tauſend andere Gegenſtände. Kameelſättel und ein Haufe dorniger Zweige bildeten eine Art Umzäunung und trennten den Aufenthalt von einer zweiten Anhäufung von Zweigen, worin eine Ziegenheerde eingeſchloſſen war.

Wir ſprachen den Wunſch aus, das Innere dieſer patriarchaliſchen Wohnung mehr in der Nähe zu ſehen. Die Frauen flohen, als wir näher kamen, nur die ältern kamen allmählich wieder zum Vorſchein, allein ungeachtet aller Bitten unſers Mahmud weigerten die jüngern ſich hartnäckig, zum Vorſchein zu kommen.

Dieſe Araber wohnen den größten Theil des Jahres an den Ufern des Nils, die ſie nur auf einige Wochen verlaſſen, um die Dattelnernte in der Oaſe Elgab zu halten.

Die ganze Nacht hindurch wurden wir durch das immerwährende Bellen der Hunde wach gehalten, welches die in dieſer Gegend häufigen wilden Thiere entfernt hielt. Mit Vergnügen hörten wir den Lärm, den unſere Ohren nicht mehr gewöhnt waren, denn von Aſſuan, und beſonders vom zweiten Catarakt an, ſind Hunde wie Katzen in Nubien außerordentlich ſelten.

Wir waren nur noch zwei Stunden von Dongolah entfernt. Am 19. April beſtiegen wir unſere Dromedare auf's Neue, nachdem wir unſern Wirthen Zeugniſſe unſerer Dankbarkeit für die erwieſene Gaſtfreundſchaft zurückgelaſſen hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Ebene, welche wir durchzogen, war mit hohem Gras und Geſträuch bedeckt. Es zeigten ſich zahlreiche Heerden von Büffeln, Ziegen, Kameelen, auf deren Rücken Reiher von außerordentlicher Weiße vertraulich ſich ſchaukelten. Von Entfernung zu Entfernung lagen Strohhütten, von Akazien beſchattet. Bald erweckte der Schall der Trommeln und die im Sonnenlicht funkelnden Bajonette ägyptiſcher Soldaten die Erinnerung an unſere Heimath. Wir befanden uns vor Maraka, der neuen Hauptſtadt Dongolah's.

Unſere kleine Caravane hielt dicht vor der Stadt im Schatten eines Akazienbaums. Kaum hatten wir unſer Zelt aufgeſchlagen, als eine große Menge von Eingebornen herbeieilte. Wir hielten uns für die Urſache ihres Dienſteifers und wollten ſchon danken, als wir die Urſache erfuhren. Der Baum, wo wir hielten, diente gewöhnlich als Galgen, und nur die Neugier, einer Hinrichtung zuzuſchauen, hatte ſo viele Leute herbeigezogen. Von unſerm Verſehen in Kenntniß geſetzt, ſchlugen wir in einiger Entfernung unſer Zelt auf und die Menſchenmenge zerſtreute ſich.

Maraka, von den Eingebornen auch Urdy genannt, liegt ungefähr 600 Fuß vom Flußbett entfernt. Zur Zeit der Ueberſchwemmung dringt das Waſſer bis vor die Thore, kann aber die Gräben nicht ganz ausfüllen. Beim Einfall der Mameluken war es nur ein unbedeutender Flecken, begann aber damals, zur Hauptſtadt der Provinz erhoben, ſich täglich zu vergrößern und erhielt den Namen Dongolah.

Die Stadt beſteht aus zwei Theilen. Der eine iſt allein von den Beamten der Regierung und den Truppen bewohnt und befeſtigt. Die Werke beſtehen aus einer Lehmmauer, einem Graben, ſechs Baſtionen oder vielmehr ſechs dicken Thürmen von Lehm und hölzernen Thoren, und werden von zwölf Kanonen vertheidigt. Dieſe elenden Werke genügen gegen die Eingebornen und wurden 1819 in ſechs Wochen erbaut. Die Feſtung könnte 3000 Einwohner enthalten, beſitzt aber jetzt nur die Hälfte. Alle Häuſer gehören der Regierung.

Das Haus des Bey, mit einem ziemlich ausgedehnten Garten, nimmt einen Theil der Ringmauer ein. Ein anderer dient als Waffenplatz und zu Truppenmanövern, allein durch die täglich ſich mehrenden Aushöhlungen iſt er unbrauchbar geworden, denn man holt dort mit unbegreiflicher Sorgloſigkeit den zu den benachbarten Gebäuden nothwendigen Lehm. Eben ſo ſorglos führt man die Arbeiten aus, reißt ein Haus nieder, ein anderes zu errichten, und verläßt auch dieß. Kein allgemeiner Plan; ſo daß man unmöglich die Zeit vorherſehen kann, wann dieſe Reihe von Einreiſungen und Bauten aufhören wird.

Einige Schritte ſüdlich von der Feſtung liegt eine von Mauern nicht umſchloſſene Häuſergruppe. Hier befinden ſich mit dem Bazar größtentheils die Wohnungen der Eingebornen, deren Zahl man auf 1500 ſchätzen kann. Eine gleiche Zahl iſt in den Strohhütten auf dem Felde, jedoch in der Nähe der Stadt zerſtreut. Dieſe Häuſer beſtehen aus einem hölzernen, mit Stroh oder Durrahſtengeln bedecktem Flechtwerk und laſſen ſich leicht transportiren.

Nachdem wir einige Stunden ausgeruht, überbrachten wir den Herren Germain und Ziſſomo die Briefe, die man uns in Cairo für ſie eingehändigt hatte. Der Eine iſt Arzt, der Andere Lehrer bei den regelmäßigen Truppen. Die Herren empfingen uns mit Herzlichkeit und wollten nicht zugeben, daß wir anderswo, als in ihrem Hauſe wohnen ſollten. Jeder hatte ein ſehr bequemes Haus ſich bauen laſſen, wo ſie in der größten Eingezogenheit lebten und die ihnen übrig bleibende Zeit der Bebauung eines kleinen Gartens widmeten. So hatten ſie ſich in Dongolah eine ziemlich angenehme Exiſtenz geſchaffen.

Herr Germain ſtellte uns dem Mudir der Provinz, Mahmud Bey, vor, den wir majeſtätiſch auf einem Sopha ſitzend und aus einer prächtigen Pfeife rauchend antrafen. Er war ein dicker Türke von ungefähr 40 Jahren, eine ruhige apathiſche Geſtalt, die keine Bewegung auf dem Sopha machen konnte, ohne zu keuchen, als litte er an Schmerzen. Um ſeinen Kopf war ein Mekka-Tuch gewunden, ein Abzeichen, welches Mehemet Ali allen Kriegern bewilligte, die den Feldzug von Hedjaz mitmachten.

Mahmud Bey, gegenwärtig Major, hatte den arabiſchen Feldzug als Oberſt mitgemacht, ward aber abgeſetzt, weil man ihn anklagte, den Verluſt einiger Compagnien durch Nachläſſigkeit bewirkt zu haben, welche von den Wechabiten faſt unter ſeinen Augen niedergemacht wurden. Erſt vor Kurzem war es ihm gelungen, den Grad eines Majors und mit ihm das Gouvernement von Dongolah zu erhalten, d. h. das ganze Land von Uady Halfah bis über Merawy an beiden Ufern.

Die milde und wohlwollende Verwaltung Mahmud Beys hatte ihm die Zuneigung der Einwohner gewonnen. Seit ſeiner Ankunft hatte ſich die Anzahl bebauter Felder beträchtlich vermehrt, denn er hatte auf dem von der Ueberſchwemmung nicht erreichten Boden Brunnen graben und zahlreiche Sakies über denſelben bauen laſſen. Dieſe Brunnen, deren Tiefe vier oder fünf Metres gewöhnlich nicht überſteigt, liefern ein reichliches, zwar etwas ſalziges, aber zum Bewäſſern der Felder ſehr brauchbares Waſſer, und je mehr die Bevölkerung wächſt, wird eine deſto größere Ausdehnung des Bodens, welcher zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilt ſchien, für den Ackerbau gewonnen werden.

Auch machte der Mudir von Dongolah eine Ausnahme von den türkiſchen Beamten, da er Leſen und Schreiben konnte. Er iſt im Stande, die Rechnungen ſeiner Malems ſelbſt durchzuſehen, während die übrigen Beamten ihr Siegel unter Documente ſetzen müſſen, deren Inhalt ſie nicht kennen. Dieſe Unwiſſenheit iſt eine der hauptſächlichſten Urſachen der Unordnung, die in allen Zweigen der Verwaltung herrſcht. Die Gouverneure, welche die Abgaben erheben und ſelbſt controliren müſſen, betrügen ihre Regierung über die Einkünfte der Douane, die Zahl der Sclaven und Kameele, welche ihre Provinz durchziehen, der Sakies und Dattelpalmen u. ſ. w.; allein dieſer Unterſchleif iſt noch nichts im Vergleich mit den Betrügereien der Malems, welche durch die Unwiſſenheit ihrer Herren geſchützt, ungeſtraft unter ihrer Aegide ſtehlen und Rechnungen von ihnen als richtig angeben laſſen, die dieſe außer Stande ſind nachzuſehen. Deßhalb findet ſich in den Rechnungen oft ein ungeheures Deficit, welches die Gouverneure durch den Ertrag ihrer Erpreſſungen wieder ausgleichen, wenn ſie dieſe nicht ſchon ſelbſt verſchwendet haben, und die ſie mit ihrer Abſetzung oder ihrem Kopf bezahlen, wenn ſie nicht Geld genug beſitzen, das Deficit zu decken.

Wir trafen bei dem Mudir einen Nazir von Kordofal, der ſich in dieſer ſchwierigen Lage befand. So langſam wie möglich begab er ſich nach Cairo, wohin er citirt war, ſich über ein Deficit von 9000 Beuteln (1,200,000 fl.) zu rechtfertigen, das man in ſeinen Rechnungen bemerkt hatte. Nach dem, was er ſagte, war ſein Sekretär der einzige Schuldige; auch verſprach er ſich, ihn bei ſeiner

Rückkehr hängen zu laſſen, wenn er ſelbſt das Glück hätte, ſich aus der Angelegenheit herauszuhelfen.

Mahmud Bey, nachdem er unſere Firmans nachgeſehen hatte, bot uns ſeine Dienſte und ſeinen Schutz bei den Kaſchefs ſeines Gouvernements an. Er unterhielt ſich mit uns lange über die von ihm ausgeführten Verbeſſerungen, und die Lobſprüche, die wir ihm deßhalb ertheilten, ſchienen ihm ſehr zu ſchmeicheln. Sein Garten, den er ſo gut wie es möglich war, auf europäiſche Weiſe hatte einrichten laſſen, ward größtentheils für den Anbau ägyptiſcher und anderer Pflanzen benutzt, die er aus dem Innern Africas hatte herbringen laſſen, und die er im Lande zu acclimatiſiren ſuchte. Wir bemerkten hier ein kürzlich aus Kordofal eingeführtes Abegali, welches die Araber Marackh *) nennen. Der Wuchs dieſes Baumes iſt ſchnell und ſein Laub dem des Pfriemenkrauts ähnlich; ſeine Frucht, von der Größe einer Haſelnuß, enthält eine Mandel, deren Anfangs ſehr bitterer Geſchmack in zuckerähnliche Süße ſich verwandelt, wenn man beim Kauen Waſſer trinkt. Deßhalb wird ſie von den Eingebornen wie Zucker gebraucht. Man baute in dem Garten des Beys auch mit Erfolg die Arachis hypogaea, **) deren Knollen eine große Menge Oel enthalten. Sie war aus Dar-Fur kürzlich eingebracht und wir hörten ſeitdem, daß man ihren Anbau in Aegypten dem Vicekönig vorſchlug, um ihr Oel bei der Seifenfabrication zu gebrauchen. Allein dieſer Vorſchlag iſt noch nicht zur Ausführung gekommen.

Mahmud Bey hatte den glücklichen Gedanken, eine Schaar von Jägern zu bilden und auf ſeine Koſten zu unterhalten. Dieſe müſſen ſich ſogleich auf den Ort begeben, wo ein wildes Thier ſignaliſirt iſt. Bei unſerer Ankunft verfolgten ſie einige Nilpferde, welche unter Argo einige Ernten vernichtet hatten. Dieſe Amphibien, ſeit einigen Jahren ſeltener, waren nach der großen Ueberſchwemmung von 1828 häufiger geworden. Der Bey hielt ſich auch mehrere lebende Thiere, allein dieſe Menagerie, die man in jenem Lande mit ſeltenen Gattungen leicht bevölkern könnte, war ſchlecht gewählt und nicht zahlreich. Wir bemerkten zwei Löwen von Sennaar ohne Mähnen, einen Mufflon von unglaublicher Kraft und Geſchwindigkeit, ein africaniſches Murmelthier und zwei in derſelben Jagd gefangene Giraffen. Dieſe zierlichen, ſchönen Thiere waren unzertrennlich, und das eine that nie einen Schritt ohne das andere.

Man zeigte uns auch drei Krokodille von 15 — 18 Fuß Länge, wenige Tage vorher waren ſie mit Lanzenſtichen von den Jägern des Bey getödtet, der ſie ſo gut wie es ging hatte ausſtopfen laſſen. Er wollte ſie nach Cairo ſchicken, und dieſe Amphibien werden wahrſcheinlich dazu dienen, die Thore der Citadelle auszuſchmücken, wo ſchon mehre Trophäen der Art ausgehängt ſind.

Mahmud Bey ſchenkte uns drei prächtige Hämmel von einer in Europa beinahe unbekannten Größe, deren ſtarke Wolle aber faſt ſo hart war, wie Haare. Sie ſind bemerkenswerth wegen ihres ſpitzen Kopfes, der übrigens ein den Ochſen, Pferden und Ziegen des Landes gewöhnlicher Typus iſt. Die Ochſen ſind noch bemerkenswerther durch die Bildung ihres ſehr hohen Rückgrades, den man auch in allen ägyptiſchen Denkmählern vorfindet, wo das heilige Thier, das man ſo häufig in den Hieroglyphen antrifft, dargeſtellt wurde.

---

*) Wahrſcheinlich moringa arabica.

**) Der Anbau dieſer Pflanze wird ſeit einigen Jahren mit Erfolg im Süden Frankreichs betrieben.

Die ſchöne Raçe der Dongolah-Pferde, in Aegypten einſt ſo berühmt, iſt in den letzten Kriegen beinah ausgeſtorben. Zu unſerer Zeit waren nur noch zwei Exemplare im Lande. Ihr Wuchs iſt höher, wie dies bei der arabiſchen Raçe gewöhnlich der Fall iſt, und die Formen erinnerten uns an die Pferde der Normandie. Man verſicherte uns, ſie wären in Berber gewöhnlicher.

Alle Einwohner von Dongolah ſind Muhamedaner; allein der gänzliche Mangel der Moſcheen bezeugt, daß ſie ihre Religion nicht mit großer Andacht ausüben. Selten findet man einen Dongolany, der nach Mekka pilgerte. Gewöhnlich vernachläſſigen ſie die im Koran vorgeſchriebenen Abwaſchungen und Gebete und feiern keine andere Feſte, als den Ramazan. In jedem Dorf befindet ſich ein Faky, d. h. ein Mann, der Leſen und Schreiben kann und die Geſetze des Islamismus von Grund aus kennt. Frei von aller Handarbeit, wird er von den Einwohnern ernährt und unterrichtet die Knaben im Leſen und Schreiben und in der Religion. Die hauptſächlichſte Beſchäftigung dieſes Faky beſteht darin, auf Papier- oder Hautbänder magiſche Formeln und Sentenzen zu ſchreiben, welche die Einwohner ſehr hoch ſchätzen, an ihrem Körper tragen oder an den Hals ihrer Pferde als Talisman binden.

Die Einwohner von Dongolah treiben mit Geſchicklichkeit einen kleinen Handel von europäiſchen und ägyptiſchen Waaren, die ſie mit einem Gewinne von mehr als hundert Procent gegen die Waaren der Karavanen von Darfur, Sennaar und Kodofal austauſchen. Die Wohlhabenderen ſind Sclavenhändler und holen ſelbſt ihre Sklaven weither aus dem Innern Africas. Zwei Jahre dauert gewöhnlich ihre Reiſe; ſie bringen auch Goldſtaub und einige andere Handels-Artikel mit zurück. Obgleich mehre dieſer Kaufleute eine große Anzahl von Sclaven beſitzen, ſo können dennoch nur Wenige ein behagliches Leben genießen, ſeitdem der Handel des Gummi-Arabicum vom Paſcha als Monopol in Beſchlag genommen iſt, und er durch den lebhaften Verkehr, welchen das Tranſit dieſer Waare in Dongolah bewirkte, für immer entfernt wurde.

Wahrhaftigkeit im Verkehr iſt eine den Einwohnern von Dongolah unbekannte Tugend; und ſelten halten ſie ohne Widerrede einen geſchloſſenen Handel. Gewöhnlich verlangen ſie, ſobald ſie eine Waare überliefern, einen höhern Preis, wie verabredet war. Oft ſogar verkauft die Frau in Abweſenheit des Mannes Gegenſtände geringerer Wichtigkeit und empfängt das Geld; dann kommt der Mann hinzu, will den Handel nicht anerkennen und das Geld nicht herausgeben. Glücklicherweiſe vermag unter der gegenwärtigen Regierung der Kurtnih bei Allen Einigkeit zu bewirken, und es gibt wenig Beiſpiele, wo er dieſe Wirkung verfehlte.

Zwei von einander ſtreng geſchiedene Racen bilden die Bevölkerung; die Dongolany, Abkömmlinge der alten Aethiopier und Araber. Obgleich erſtere ſich mit allen Stämmen, die ſie unterjochten, vermiſchten, kann man bei aufmerkſamerer Beobachtung der Züge wieder erkennen, welche die Monumente Aegyptens uns zeigen. Ein ovales Geſicht, eine ſchöne am Ende etwas runde Naſe, leicht geſchwollene Lippen, dünner Bart, lebhafte Augen, krauſe aber nicht wollige Haare, ein mittlerer ſchöner Wuchs, eine kupferfarbene Haut bilden den Körper des wahren Dongolane.

Die Araber bewahrten die charakteriſtiſchen Züge ihrer Vorfahren. Sie zeichnen ſich aus durch eine hervorſpringende Stirn, eine ſchön gebildete Naſe, einen Mund mit zierlichem Verhältniß, dünne Lippen, lebhafte, tiefliegende Augen, dichten Bart, glatte Haare und hellere Hautfarbe. Sie leben von den Dongolany's getrennt, die ſie wie die Barabrah's verachten. Wie man behauptet, hauchen die beiden letzteren einen beſonderen Geruch aus, wie die Neger, jedoch in geringerem Grade. Wir hatten nie Gelegenheit, dieß zu bemerken, allein man darf es glauben, wenn die Krokodille, wie ſie ſelbſt behaupten, ſie anzugreifen vorziehn, ſobald ſie mit Weißen im Fluſſe ſchwimmen.

Ein kurzes leinenes Hemd mit weiten Aermeln, Beinkleider oder ein Tuch um die Schenkel gewunden, bilden ihre Kleidung. Am rechten Arm tragen ſie gewöhnlich Amulette in kleinen Lederbeuteln, Zähne, oder auch ein kleines gehöhltes Horn mit Krokodil-Moſchus oder anderer ſtarkriechender Apothekerwaare. An ihrem linken Arm iſt ein zweiſchneidiger Dolch, deſſen ſie ſich auch als Meſſer bedienen, befeſtigt. Einige tragen auch einen zweiten Dolch über dem Knie, um den Feind niederzuſtoßen, der ſich des erſtern ſollte bemächtigt haben. Ehemals trugen ſie auch einen Schild von Hippopotamus oder Krokodillenhaut und Lanzen, deren Eiſen drei Fuß lang war, allein der Vicekönig hat auch in Dongolah verboten Waffen zu tragen, und der Befehl wird gewöhnlich ausgeführt.

Die Schönheit der Frauen iſt bemerkenswerth. Ueberall ſieht man ſchöne, große Mädchen mit ſchlankem Wuchs, ſchwarzen, ſanften Augen, einfachen, zierlichen Stellungen, und die Haare geflochten wie am Hofe der Pharaonen. In dieſen ſo lächelnden, naiven Zügen, in dem ſo ſchlanken und anmuthigen Körperbau am Buſen, deſſen Form ſo rein iſt, daß die Jahre ſie nur langſam, gleichſam mit Widerſtreben, entſtellen, erkennt man ſogleich das Modell der alten Künſtler Aegyptens, das ſie ſo oft und ſo glücklich erreichten.

Das dichte Haar der Frauen wird künſtlich geflochten und mit Ambra, Corallen, Carneolen geſchmückt. Einige hängen einen ſilbernen Ring hinein, der über ihre Stirn fällt. Beide Geſchlechter tragen in den Haaren eine lange hölzerne oder Metallnadel, welche dieſe zuſammenhält. Sie löſen die Haare nur einmal im Jahr, denn das Ordnen eines ſolchen Kopfputzes aus einer unendlichen Menge kleiner Flechten von gleicher Länge und kunſtvoller Verwindung dauert mehre Tage. Bei den Frauen hängen dieſe Flechten ein wenig über den mit einigen Reihen von Glaskorallen geſchmückten Hals; oft auch fügen ſie zu dieſem Schmuck dicke Muſchelreihen an Gazellriemen und Amulette, wie die Männer ſie tragen, hinzu. Bei den meiſten ſind Naſe, Ohren und ſelbſt die Lippen mit Löchern durchſtochen, worin ſie kleine ſilberne Ringe tragen. Die Reichſten tragen Armbänder von demſelben Metall und auch Ringe um die Knöchel. Die Andern erſetzen dieſe durch Ringe von Elfenbein, Horn oder gefärbtem Glas, welches ſie aus den Glashütten erhalten, die ſeit der antiken Zeit im Thale Hebron, ſüdlich von Jeruſalem ſich befinden. Als Verſchönerungsmittel brauchen ſie Henneh, womit ſie ſich die hohle Hand und die Nägel roth färben; Augenwimpern und Lippen färben ſie ſchwarz.

Die Mädchen tragen um die Schenkel einen Schurz von Gazellenhaut in Riemen zerſchnitten und mit kleinen einſchaligen Muſcheln, dem Symbol ihrer Keuſchheit, geſchmückt. Dieß iſt ihr einziges Kleid. Nach ihrer Verehelichung vertauſchen ſie es mit einem Tuchſtück, das ſie um die Hüften wickeln, und welches nicht über das Knie hinausreicht. Andere wickeln ſich ein Stück Tuch um die Schultern, und bedienen ſich deſſen als Schleier, wenn ein Fremder naht, oder um ſich vor der Sonnengluth zu ſchützen.

Uebrigens würde man ſich täuſchen, ſollte man glauben, dieſe uns ſo auffallende Nacktheit bewirke eine Verderbtheit der Sitten. Daſſelbe, was unſer Gefühl beleidigt, verhindert bei den nubiſchen Weibern auf keine Weiſe die Schaam, welche von der unſrigen zwar verſchieden, aber dennoch wirklich und nur relativ iſt. Die gänzlich nackte Nubierin erſcheint vor Männern ohne Verlegenheit und Furcht, denn ſie iſt gegen Gewalt eben ſo ſehr geſchützt, wie die übrigen tief verhüllten Weiber des Orients.

Man verheirathet die Mädchen zu zehn oder eilf Jahren, oder vielmehr die Mütter verkaufen ſie bald für Geld, bald für Vieh und Hausgeräth. Erſteres behält die Mutter, letzteres dient als Mitgift. Bei Scheidungen behalten die Frauen ihre Kinder bis zum Alter von ſieben Jahren. Alsdann nimmt der Vater die Knaben und die Töchter bleiben Eigenthum der Mutter.

Beide Geſchlechter reiben ſich mit einer Pomade von Butter oder Hammelfett, Ricinusöl und einigen aromatiſchen Kräutern die Haut, welche dadurch glänzend und an den nackten Gliedern gegen den Stich der Muskitos und des Ungeziefers geſchützt wird. Nur beim Tode eines Verwandten wird die Einreibung als Zeichen der Trauer unterlaſſen. Als Schmuck führt man auf der Bruſt, den Wangen und Schultern der Kinder Scarificationen aus, deren Spur unauslöſchlich bleibt. Dieſer Gebrauch iſt in Nubien und ſogar in Sennaar allgemein. Wir bemerkten mehre Negerſklavinnen, deren Schultern mit einigen Reihen kleiner Fleiſchklümpchen geſchmückt waren, ohne daß wir erfahren konnten, wie ſie dieſe ſo hervorragenden Narben erhielten.

Männer und Weiber haben außerdem auf dem Rücken und an andern Theilen des Körpers zahlreiche Narben. Die Mütter nämlich pflegen Einſchnitte auf dem Rücken ihrer Kinder zu machen, ſobald ungewöhnliches Geſchrei eine Krankheit befürchten läßt, oder man pflegt auf einem Theil, welcher Schmerzen empfindet, Blutungen mit einem Raſiermeſſer durch Einſchnitte nach allen Richtungen zu bewirken. Oft auch legt man an den kranken Körpertheil im Feuer erhitzte Steine oder glühendes Eiſen.

Die Nubierinnen pflegen ſich wie die arabiſchen und coptiſchen Weiber zu tattowiren, und zwar an jedem Theile des Körpers. Die muhamedaniſchen Frauen miſchen Halbmonde und Sterne unter die übrigen Figuren, die ſie wählen; die coptiſchen das Zeichen des Kreuzes.

Die Nubierinnen gehen gewöhnlich ohne Fußbekleidung, ſo daß ihre Füße auf furchtbare Weiſe ſtets durch den brennenden Sand aufgeſprungen ſind. Nur wenige tragen Sandalen von Leder, deſſen geſchnittene Enden als Bänder dienen, oder aus geflochtenen Palmblättern, wie man ſie auf den ägyptiſchen Gräbern noch findet.

Um den Kopf gegen die Sonnengluth zu ſchützen, tragen ſie häufig als Kopfbedeckung eine niedergebogene Strohmatte, deren Winkel über beide Ohren hängen, oder ſie ſchützen ihr Geſicht durch einen großen runden Hut aus Palmblättern. Er läuft ſpitz zu, wird unter dem Kinn zugebunden und ruht oben auf einem Cylinder, der ebenfalls von Palmblättern geflochten, ihn acht bis zehn Zoll über den Kopf erhebt.

Die Dongolany ſind ceremoniöſer wie irgend ein Volk des Orients, und ein ſonderbares Schauſpiel wird geboten, wenn zwei Freunde, die ſich lange nicht ſahen, einander treffen. Nachdem ſie den Selam ſich gegeben, ſtellen ſie ſich einander gegenüber und legen die linke Hand auf die rechte Schulter ihres Freundes, verbeugen ſich, drucken ſich die rechte Hand, legen dieſe an's Herz, den Mund und die Stirn, und erkundigen ſich dabei nach Allem, was ſie intereſſiren kann, nach den Kindern, dem Vieh, dem Hauſe, nach allen Kleinigkeiten. Nach orientaliſchem Gebrauch wird die Frau nie in den langen Aufzählungen erwähnt, die oft länger wie eine Viertelſtunde dauern. Ihre Nachbarn, die Araber Schakyeh, ſind bei weitem laconiſcher, und machen ſich mit einem Worte zwanzigmal, hundertmal daſſelbe Compliment „Seyd zwanzigmal willkommen“ „Hundertmal guten Tag!“

In Dongolah bemerkten wir zuerſt die in dieſer Gegend gewöhnliche barbariſche Sitte der Infibulation der Frauen. Man kann ſich dieſen ſonderbaren Gebrauch, der nur aus der zügelloſeſten Eiferſucht entſtehen konnte, nur dadurch erklären, daß die Frauen, wie die Märchen, in Dongolah die größte Freiheit genießen und ſo oft es ihnen gefällt ausgehen und ſich zeigen.

So ſchmerzhaft die Operation auch iſt, viele Frauen müſſen ſie mehre Male erleiden. Selten tritt ein Nubier eine lange Reiſe an, ohne durch dieſes Mittel der Tugend ſeiner Ehehälfte ſich zu verſichern. Von Wady Halfah bis Merawy iſt ſie allgemein; auch bei den Arabern Schakyeh, die Ackerbau treiben, aber nicht bei den beduiniſchen Arabern, deren Frauen ſehr keuſch ſeyn ſollen.

Das Clima von Dongolah iſt ausgezeichnet; es regnet ſelten und nur im September und November. Im März, Juni und Juli iſt die Hitze am ſtärkſten. Das Wachſen des Nils führt von Abyſſinien alsdann eine wohlthätige Kühle herbei. Das Land iſt ſehr geſund. Die Fieber, welche zur Regenzeit in Sennaar und Kordofal Verwüſtungen anrichten, ſind in Dongolah weder langdauernd noch gefährlich, und die Blattern, die grauſamſte Geißel der ſüdlichen Gegenden, herrſchen hier nur ſelten. Die Peſt dringt von Aegypten niemals auch in das übrige Nubien; Dyſenterie und Ophthalmie ſind nicht allgemein, und jene Kinderkrankheiten, an denen faſt jedes Kind in Aegypten leidet, ſind gänzlich unbekannt. Anſtatt der abgezehrten, zwerghaften Geſchöpfe mit dickem Bauch und abgemagerten Gliedern, deren Anblick Euch in Aegypten betrübt, trefft Ihr in Dongolah nur Kinder voll Kraft und Geſundheit, die Syphilis iſt die einzige Geißel, welche das Land verheert; ſie iſt aber weniger allgemein und gefährlich, wie in Aegypten, man heilt ſie mit einer aus Kordofal kommenden Erde, welche die Einwohner mit Waſſer erweicht einnehmen; wie man ſagt, zeigt das Mittel gewöhnlich günſtigen Erfolg *).

Das ärztliche Verfahren der Eingebornen beſchränkt ſich, wie wir ſchon ſagten, faſt nur auf Narification und Anwendung glühenden Eiſens auf alle Theile des Körpers, hauptſächlich auf den Magen, verbunden mit Diät. Aerzte und Chirurgen gibt es nicht; die Nubier ſetzen ihr Vertrauen nur auf die Erfahrung eines Verwandten oder Freundes.

Im Allgemeinen hält man zwei Ernten. Die erſte Saat findet im September unmittelbar nach der Ueberſchwemmung, und die Ernte im Januar ſtatt. Dann folgt ſogleich eine neue Saat, und die zweite Ernte iſt im Mai gereift. Seit der Eroberung durch die Aegypter hat eine große Anzahl neuer Produkte den Reichthum des Landes vermehrt. Man gewinnt Baumwolle, Safran, Opium, Indigo; auch machte man einige Verſuche mit Zuckerrohr, die aber erfolglos blieben, allein bei größerer Sorfalt ebenfalls gelingen könnten. Am Ufer pflanzt man Bohnen, die der Bewäſſerung nicht bedürfen, und bei jeder Sakie iſt ein Theil des Bodens zur Anpflanzung von Baumwolle, Bamiehs, Zwiebeln und Tabak beſtimmt. Die wichtigſten Produkte beſtehen in Korn und Datteln, ein Theil der letzteren wird gegenwärtig zur Fabrikation des Branntweins gebraucht. Mehre

---

*) Die Analyſe dieſer Erde ward von der Académie de médecine der Unterſuchung der Herren Pelletier und Soubeiran übergeben, und zeigte, daß die im Waſſer aufgelöſten Stoffe aus Sulfat, Carbonat, Soda und etwas Meerſalz beſtehen. Dieſe Stoffe bilden ungefähr vier Fünftheile des Totalgewichts. Die Erde iſt ein Alluvialboden des alten Terrains (Quarz und Gold), welche die Soda nur durch eine ſpätere Bewegung von Waſſer mit aufgelöſter Soda erhalten konnte.

Einwohner genießen dieſen im Uebermaß, ohne jedoch davon ſehr zu leiden. Wir ſehen, wie Einige zwei Flaſchen hinter einander tranken, ohne davon berauſcht zu werden. Ihr Lieblingsgetränk iſt Bilbel, eine Art dicken und ſauern Biers aus Durrah, den ſie einige Tage in naſſen Sand an den Ufern des Nils eingraben. Sobald die Keime eine Länge von drei bis ſechs Zoll erlangt haben, zerreiben ſie die Maſſe und laſſen dieſe im Waſſer gähren. Der ſäuerliche Geſchmack des Bilbel ſchien uns ſehr unangenehm, allein die Einwohner ſind darauf ſehr gierig, eben ſo wie auf die Merſe, ein etwas gegohrnes Getränk, welches wenig vom erſtern verſchieden iſt, aber ſich nicht ſo lange aufbewahren läßt.

Während der erſten Jahre der ägyptiſchen Eroberung bewahrte die Provinz Dongolah einigen Wohlſtand, denn der Vicekönig verſchonte ſie aus Furcht, der neue und noch nicht befeſtigte Beſitz könnte ihm entgehen, allein läſtige Abgaben erdrückten das Land, und gegenwärtig herrſcht hier das äußerſte Elend. Aus Mangel an Futter können die Ackerbauer weder Schaafe noch Pferde ernähren. Sie haben keine anderen Laſtthiere, als Ochſen und Eſel von elendem Ausſehn, und die wenigen Kameele, die man im Lande ſieht, ſind von untergeordneter Art. Allein die Natur ſcheint den Bewohnern wenigſtens eine reichliche Nahrung geſichert zu haben, denn die Hinderniſſe der Waſſerfälle und Wüſten ſind für die Communicationswege ſo groß, daß die Lebensmittel in Cairo wegen des Transports zu viel koſten würden, als daß man ſie je dorthin bringen ſollte. Die Einwohner ſind aber von heiterem Temperament, ungeachtet ihres Elends; bei Dattelbranntwein und Bilbel vergeſſen ſie es leicht. Man hält ſie für leichtſinnig, ſie ſind aber weder rachſüchtig noch fanatiſch, noch diebiſch.

Die Kopfſteuer iſt in Nubien noch unbekannt, und die Einwohner waren bis jetzt vom Militärdienſt frei. Die Gouverneure verlangen zwar von Zeit zu Zeit außerordentliche Steuern, allein dieſe werden nur nach Sakies und Dattelpalmen entrichtet. Erſtere zahlen 22 ſtarke Piaſter (115), letztere von 15 Paras bis auf 1 Piaſter (12 bis auf 38 Cent.) nach ihrem Alter, d. h. nach ihrem Ertrag, der gewöhnlich ſehr beträchtlich iſt, denn unter dieſer Breite tragen die Bäume nach dem zweiten Jahr, während ſie in Aegypten ſechs oder ſieben Jahre durchaus keine Früchte tragen.

Die Abgaben wurden in den Provinzen jenſeits des erſten Waſſerfalls von jeher nach Sakies berechnet und vertheilt. Man nahm aber ſo wenig Rückſicht auf das Vermögen des Eigenthümers, wie auf die Ausdehnung des bewäſſerten Bodens, allein ſeit der ägyptiſchen Eroberung iſt dieß Syſtem bedeutend modifizirt. Man behielt die Vertheilung nach Sakies bei, allein der Boden ward gemeſſen und jedem Sakie eine beſtimmte Ausdehnung zugetheilt. Der Ueberſchuß diente zur Gründung neuer Sakies, und man zwang die Einwohner, dort neue zu bauen, und damit die geringe Anzahl der Bewohner kein Vorwand ſeyn könnte, dieſem auszuweichen, ward befohlen, daß eine Sakie nur von vier erwachſenen Männern bedient werden ſolle; der Ueberſchuß ward mit Gewalt auf den Boden gebracht, wo es an Ackerbauern noch mangelte. Dieß neue Syſtem vermehrte die Zahl der Sakies in Dongolah um ein Fünftheil. Wir brauchen wohl nicht zu erinnern, daß man weder die verſchiedene Fruchtbarkeit des Bodens, noch den Umſtand dabei berückſichtigte, daß viele zum Ackerbau geeigneten Ebenen viel zu hoch liegen, um nur durch eine Sakie befruchtet zu werden, ſo daß zwei erforderlich ſind, von denen die eine unter der andern ſteht. Ihre Anzahl von Uady Halfah bis Merawy beträgt 7000, und die Bevölkerung 150,000 Seelen. In den Provinzen Mahas und Sokkot, die keiner künſtlichen Bewäſſerung bedürfen, wird jede Ausdehnung des Bodens mit 200 Dattelpalmen abgeſchätzt, als wäre ſie mit einer Sakie bewäſſert.

Außer der Beiſteuer in Geld muß jede Sakie einen gewiſſen Betrag an Schaafen, Hühnern, Butter, Tabak, Baumwolle, Heu, Lederſchläuchen u. ſ. w. liefern. Dieſe Maßregeln ſind zu erdrückend, als daß die Regierung ſich eine lange Dauer verſprechen könnte. Die Beſetzung der Aegypter ſcheint um ſo mehr nur temporär, da die Einkünfte der Provinz dem Schatze nichts einbringen.

Die Steuern werden in Naturalien und in groben Baumwollentüchern erhoben, die man im Lande verfertigt, welche den Truppen als Bekleidung dienen und ebenfalls nach Aegypten geſendet werden. Die Regierung treibt auch damit Handel, ſie nimmt das Stück Tuch zu acht Piaſtern an und bezahlt damit die Beamten zum Preiſe von zehn. Außer dem wirklichen Verluſt, den die Eingebornen durch dieſe Art betrüglichen Handels erleiden, denn ihre Auflagen werden dadurch um ein Fünftheil faktiſch vermehrt, kommt noch die ſchlimme Folge hinzu, daß die Circulation des Geldes dadurch faſt gänzlich entfernt wird, deſſen Seltenheit ein gewichtiges Hinderniß für den Wohlſtand der Eingebornen bietet.

Durch dieſe außerordentliche Seltenheit des Geldes iſt der Preis aller nothwendigſten Bedürfniſſe tief geſunken. In Dongolah kauft man zu vier Paras (drei Centimen) ſo viel ausgezeichnetes Brod, daß dieß zur Ernährung von fünf Perſonen an einem Tage genügt. Ein anderes Hinderniß für den Handel iſt die geringe Gewöhnung der Eingebornen an das circulirende Geld. Hierdurch werden ſie ſehr mißtrauiſch und wollen die Münzſorten, deren Gepräge ihnen nicht genau bekannt iſt, deßhalb nicht annehmen. Die alten türkiſchen Piaſter werden den neuen ägyptiſchen vorgezogen, die ſie größtentheils zurückweiſen. Unter den europäiſchen Geldarten ſind die ſchweren ſpaniſchen Piaſter mit dem Bilde Carl's IV. und den vier I *) beinahe die einzigen im Cours. Goldmünzen nehmen ſie nur dann, wenn ſie ſich dadurch, daß ſie dieſe im Feuer glühend machen, von der Güte des Gepräges überzeugt haben. Wird die Farbe des Goldes dadurch nicht verändert, ſo nehmen ſie es ohne Bedenklichkeit an. Uebrigens iſt das Gold ſehr ſelten, und nur durch Zufall findet man mitunter im Cours eine ſpaniſche

---

*) Man nennt ſie Abu-arba (vier) wegen jener Chiffre IV.

Dublone oder holländiſche und venetianiſche Dukaten. Die Cairichs, eine ägyptiſche Münze, werden nirgends angenommen.

Eine andere Urſache der Seltenheit des Geldes liegt in der Nachläſſigkeit der Regierung beim Bezahlen der Truppen, deren Aufenthalt dem Lande dadurch zur drückenden Laſt wird. Bei unſerer Durchreiſe hatte das Bataillon in Dongolah länger als zwei Jahre keinen Sold erhalten. Die Soldaten murrten laut, und die Einwohner drohten mit einem Aufſtande, wenn dieſer Zuſtand der Dinge noch länger fortdauern ſollte. Der Bey, auf unerfüllte Verſprechungen unaufhörlich beſchränkt, hatte endlich Maaßregeln ergreifen müſſen, um einer Bewegung vorzubeugen. Mehre Offiziere, welche Schulden gemacht hatten, erhielten Stockſchläge und die Gläubiger ebenfalls, um ihnen die Luſt zu benehmen, noch mehre Forderungen einzureichen. Dies Verſöhnungsmittel bewirkte das Aufhören aller Klagen, und Mahmud Bey rühmte uns mit naiver Selbſtgefälligkeit die Ordnung und das gute Betragen ſeiner Offiziere.

Im Bataillon von Dongolah werden größtentheils die männlichen Sklaven eingereiht, die auf Befehl des Paſcha's gemacht oder gekauft, und für das Heer beſtimmt werden; ſie werden nach Aegypten geſchickt, nachdem ſie bis auf einen gewiſſen Grad exercirt und dadurch fähig geworden ſind, einen nützlichen Theil der verſchiedenen Regimenter zu bilden.

Dieſe fortwährende Miſchung mit halbwilden Sklaven, vielleicht auch noch mehr die Abgeſchiedenheit vom übrigen Heere, nahm dieſen Soldaten alles Gefühl von Würde. Oft konnten wir kaum ein Lachen unterdrücken, wenn wir ſahen, wie die beiden Schildwachen vor dem Divan des Bey ihre Flinten in eine Ecke des Saales ſtellten, um den Kaffee aufzutragen, oder um einen Auftrag auszurichten, und wie ſie dann bei ihrer Rückkehr achtungsvoll den Saum der Kleider ihres Herrn küßten, bevor ſie ihr Gewehr wieder aufnahmen.

Wir hatten anfangs die Abſicht, unſere Reiſe von Dongolah aus durch die Wüſte am rechten Ufer fortzuſetzen, allein zwei Couriere des Bey's waren auf dem Wege verſchwunden, und eine zahlreiche Caravane hatte ſich genöthigt geſehen, mehre Kameele den Löwen zu überlaſſen; deßhalb verzichteten wir auf die Ausführung unſeres Vorſatzes, welche der Bey außerdem uns unmöglich gemacht hatte. „Ihr ſeyd, ſagte er, von meinem glorreichen Herrn Mehemed Ali, deſſen Tage der Himmel erhalten möge, an mich empfohlen, und es iſt deßhalb meine Pflicht, euch nach meinem beſten Vermögen zu beſchützen. Ich werde euch alſo eine Barke übergeben laſſen, damit ihr keinen Aufenthalt erleidet, allein die letzten Vorfälle zwingen mich, euch für den Weg zu Lande Führer zu verſagen.“

Es blieb uns alſo keine Wahl. Wir ſuchten uns eine Barke zu verſchaffen, die vom Capitän des Hafens uns vermiethet ward, denn vom zweiten bis zum vierten Waſſerfall, und wahrſcheinlich auch noch weiter, befinden ſich am Nil keine Fahrzeuge von Privatleuten; alle gehören dem Vicekönig, und auf einem Raume von mehr als 180 Stunden beträgt ihre Zahl nicht mehr als ſechzig. Dieſe Barken ſtehen aber dennoch dem Handel zur Verfügung; die Gouverneure vermiethen ſie oft zum Waarentransport an Privatleute. Die Nubier paſſiren gewöhnlich den Fluß auf Baumſtämmen; oft auch halten ſie ſich am Schwanz eines Kameels oder Büffels, den ſie voranzuſchwimmen zwingen; oder ſie helfen ſich mit einem Bündel Binſen, einem halb mit Luft angeblaſenen Schlauch, zwei leeren an einander gebundenen Kürbiſſen. Mit den Beinen umſchließen ſie dieſe Art Floß, halten mit der einen Hand das Ende deſſelben an die Bruſt, und ſchwimmen mit der andern.

Am 23. April verließen wir Dongolah, und unſere Barke begann unter der Leitung des Reis Selim den Fluß hinaufzuſegeln.

Die nubiſchen Barken ſind ohne Zimmerblöcke gebaut und beſtehen nur aus vier bis fünf Zoll dicken Brettern von unregelmäßiger Form, welche Nägel auf rohe Weiſe zuſammenhalten. Faſern von Palmblättern, in die Fugen mit Gewalt getrieben, dienen ohne Theer zum Calfatern. Sie haben kein Verdeck und nur vorn und hinten eine Art Gemach aus einem Geflecht von Palmzweigen. Sie haben ein einziges viereckiges hohes Segel, das ſich von ſelbſt dreht. Man kann den Wind nicht vollkommen damit auffangen; ſie ſegeln deßhalb langſam, ſchlagen aber auch nicht um. Alle unſere Leute waren Barabrahs, und zwei ſchifften zum erſten Mal. Sie waren in den Dienſt Mahmud Bey's für Arbeiten aller Art getreten, und erhielten monatlich 10 Piaſter (3 Fr.) nebſt einem Darm von Turrah, welches die Regierung anſtatt des Geldes als Abgabe hatte annehmen müſſen. Unter allen Aemtern ziehen die Barabrahs das des Schiffers vor, denn vom Stock und vom Auge ihres Herrn entfernt, finden ſie alsdann Mittel, ihren elenden Sold dadurch zu vermehren, daß ſie die Eingebornen, welche einiges Gepäck haben, überſetzen, wofür ſie Lebensmittel oder Korn erhalten. Um ſolch ein Daſeyn ſich zu gewinnen, waren unſere Leute aus ihren Dörfern jenſeits des zweiten Katarakts geflohen, um ſich in Dongolah niederzulaſſen, und ungeachtet ihrer Klagen konnten wir uns überzeugen, daß ihr Schickſal weit glücklicher war, als in ihrem Vaterlande.

Die zahlreichen Nakies an beiden Ufern des Fluſſes bezeugen, wie ſorgfältig der Ackerbau in Dongolah betrieben wird; mehre dieſer Maſchinen ſind mit Matten umgeben, um ſie vor dem Winde zu ſchützen, welcher das Waſſer der Krüge durch Bewegung der Stricke verſchüttet. Man iſt auch gezwungen, den Theil des Bodens, worauf das Waſſer fallen kann, um ſein Einſtürzen zu verhindern, ebenfalls mit Matten zu verſehen, denn jenes iſt faſt immer für den Ackerbau das größte Hinderniß auf dem ſandigen Terrain.

Bald befanden wir uns Hannah und dem Palmwalde gegenüber, der den Ort umgibt. Die Hitze war erſtickend und um ſo unerträglicher, da wir uns gegen die Sonnengluth nur durch ein ſehr niedriges Zelt ſchützen konnten, welches wir in unſerer Barke aufſchlugen, und welches aus Mangel an friſcher Luft einer Schwitzſtube glich.

Glücklicher Weiſe waren wir ſchon gewohnt, Entbehrungen und Mühſeligkeiten, das Leben und die Nahrung der Eingebornen zu ertragen. Dieſer Gewohnheil, verbunden mit ſtrenger Diät, hatten wir ohne Zweifel den Umſtand zu verdanken, daß die Gluth des Clima's, welche ſchon ſo viele Reiſende dahinraffte, uns verſchonte.

Mehre Barken mit Sklaven, welche von Sennaar nach Dongolah gebracht wurden, um den Truppen einverleibt zu werden, fuhren an uns vorüber. Dieſe Unglücklichen, nackt und an einander gedrängt, ſchienen durch Ermüdung und Elend dem Tode nahe, während einige albaneſiſche Soldaten, am Vorder- und Hintertheile niederkauernd, mit vollkommener Gleichgültigkeit Tabak rauchten.

Nicht weit davon ſahen wir mehre auf dem Waſſer ſchwimmende Leichen, die wir begraben ließen. Wir ſchloßen daraus, daß die Crocodile in dieſer Gegend nicht häufig ſeyn müſſen, was wir ſchon bei der Keckheit vermuthen konnten, womit die Eingebornen durch den Fluß ſchwimmen. Sobald der Wind ſchwach ward oder uns entgegenwehete, unterließen es unſere Barabrahs niemals, Einwohner herbeizuholen, die dann die Barke ins Schlepptau nehmen mußten. Nichts kommt der Faulheit und Anmaßung dieſer Leute gleich, welche von der Regierung ſtets bei allen Plackereien, die ſie unter dem Vorwande des Dienſtes den Nubiern auferlegen, geſchützt werden. Sie ſpazierten den ganzen Tag am Ufer herum, während die Einwohner am Strick zogen, und ſcheuten ſich oft nicht einmal, mit dem Kurbach in die Hütten der Unglücklichen zu dringen, deren ganzer Widerſtand ſich darauf beſchränkte, daß ſie ſich einen Augenblick verſteckten. Sobald aber unſere Matroſen droheten, ihre Frauen fortzuführen, kamen ſie ſchnell zum Vorſchein und boten uns oft ſogar einige mitgebrachte Lebensmittel an, wobei ſie um die einzige Gnade, nicht geprügelt zu werden, baten.

Wir kamen bei der Inſel Guerlot vorüber, wo der Nil nach Oſten hin eine Beugung bildet. Von da an werden die Dörfer ſeltener, und unſere Schiffer mußten zu ihrem Aerger rudern, als wir plötzlich beim Umwenden um einen Felſen dicht vor uns einen Kahn mit ungefähr zwölf Eingebornen, die ſich überſetzen ließen, erblickten. Sogleich ſuchten die Nubier uns auszuweichen und das Ufer, um zu fliehen, zu erreichen, allein unſer Reis, ſchneller als der Blitz, ſprang in den Fluß, ſchwamm auf den Kahn zu, und befahl den Nubiern, unſern Strick zu ziehen, indem er, um den tyranniſchen Befehl zu rechtfertigen, hinzufügte, in unſerer Barke befänden ſich zwei Kuriere der Regierung. Dieſe Behauptung, durch unſre weiße Farbe beſtätigt, da die Nubier uns für Türken hielten, überwand die Unſchlüſſigkeit dieſer armen Leute, die ihr Gepäck und ihr Fahrzeug im Stich ließen, um uns bis zum nächſten Dorf ins Schlepptau zu nehmen.

Weite Wüſten dehnen ſich nach Weſten hin aus, und an einigen niedrigen Inſeln, wo wir vorbeifuhren, zeigten ſich keine Spuren der Cultur. Zahlreiche Schwärme von Pelicanen, Gänſen, Kranichen und Enten flogen, wie wir näher kamen, davon, und belebten mit ihrem Geſchrei die verlaſſene Gegend. Die Hitze war am Tage erſtickend, und des Abends konnten wir uns kaum gegen Kälte ſchützen. Der Thermometer ſtand von 12 bis 3 Uhr auf 36 bis 38° R. im Schatten, auf 16° am Abend, und das Queckſilber ſank noch mehr in der Nacht.

Bald kamen wir nach Schabatut auf dem linken Ufer, wo man noch ein ziemlich großes Haus von Lehmſteinen ſieht. Es gehörte einem der drei Schaikeh-Fürſten, welche beim Feldzuge des Ismail Paſcha ſich dem neuen Herrn unterwarfen. Sein Sohn Melek Achmed erhielt als Belohnung ein untergeordnetes Amt in Sennâar. Hier ſahen wir zuerſt die hölzernen Kopfkiſſen, die man häufig unter dem Kopfe der ägyptiſchen Mumien antrifft. Sie beſtehen aus einem kleinen Unterſatz mit einem Stiel von 5 Zoll Höhe, an deſſen Ende ein halbmondförmiges Brett befeſtigt iſt, worauf der Kopf der Mumie liegt. Dieß einfache Geräth, welches europäiſche Weichlichkeit nur mit Verachtung betrachten würde, iſt bei den Einwohnern dieſes Landes allgemein. Ihre Bretter gleichen denen der Barabrahs; ſie fügen nur noch ein fettiges Hammelfell als Unterlage hinzu, und decken ſich dann mit ihren Kleidern, die am höchſten geſchätzt werden, ſobald ſie durch Fett geſchmeidig geworden ſind.

Obgleich der Waſſerſtand ſehr niedrig war, fuhren wir ohne Unglück durch den Waſſerfall oder vielmehr die Strömungen bei Basleyn, einem Flecken, deſſen Umgegend ziemlich angebaut iſt. Dann folgen die Wege Abd-Uba, und hierauf die Steinwüſte El-Keleh. Bei den Flecken Kokokol und Olok ſieht man wieder bebaute Felder. Letzteren nennt Herr Cailliaud El-Gaw, ein Wort, das beiläufig geſagt, ſich weder in arabiſcher, noch nubiſcher Euphonie findet. Wir können hiebei jedoch nicht unterlaſſen, der außerordentlichen Genauigkeit dieſes Reiſenden bei allen ſonſtigen Erwähnungen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Das Verdienſt des Herrn Cailliaud iſt um ſo größer, je ſchwieriger man genaue Angaben in einem Lande machen kann, wo es unter den zerſtreuten Strohhütten auf bebautem Boden beinahe unmöglich iſt, zu beſtimmen, wo ein Ort anfängt und aufhört. „Mein Kopf iſt nicht groß genug, um allen euren Fragen zu genügen,“ erwiederte unſer Reis, wenn wir ihn damit drängten. Um einen Begriff von der Schwierigkeit bei Angabe der kleinen Entfernungen zu geben, genügt der Umſtand, daß die Eingebornen kein Mittel beſitzen, die Zeit in Stunden, Minuten ꝛc. einzutheilen, daß ſie nur, wie die Araber, die Dauer des Tages nach der Höhe des Sonnenſtandes meſſen.

Fünfzehntes Kapitel.

Am 22. April erreichten wir Dongolah-el-Aguz. Die Stadt, auf einem Felſen von 500 Fuß Länge erbaut, iſt zur Hälfte im Sande der Wüſte begraben, der ſie von drei Seiten her umringt. Man ſteigt auf einem langen, ſandigen und ſteilen Weg hinan. Dongolah, die Hauptſtadt eines mächtigen Reichs im

Mittelalter, heißt gegenwärtig El-Aguz (die alte), und beſteht beinahe nur aus Trümmerhaufen.

Der Urſprung des Königreichs Dongolah ſcheint in die Zeit zu fallen, wo das Chriſtenthum nach Nubien drang; ſeine Grenzen kennt man nicht, man weiß nur, daß die Regierung theocratiſch war, und daß dreizehn Vicekönige und zugleich Prieſter die Provinzen unter einem Oberherrn regierten. Der heilige Stand der nubiſchen Vicekönige verhinderte aber nicht, daß ſie auch an Kriegen Theil nahmen; ſobald aber einer von ihnen einen Feind ſelbſt erlegt hatte, durfte er die Meſſe nicht leſen, und der Gottesdienſt war während ſeiner Regierung in der Provinz unterbrochen.

Ihre Liturgie war griechiſch, und wie die Abyſſinier, erkannten ſie die kirchliche Obergewalt des Patriarchen von Alexandrien an, deßhalb blieben ſie auch bei der jakobitiſchen Ketzerei.

Unter dem Kalifen Omar ward der erſte Krieg der Muhamedaner gegen Dongolah geführt. Dieſer blieb ohne Erfolg, allein 651 belagerte der Emir von Aegypten dieſe Stadt, und zwang ihren Fürſten zum Tribut. Dieſer hieß Bakt, beſtand in 400 Sklaven, nachher in 300 und einer Giraffe. Der Emir von Aegypten verlangte auch für die Muhamedaner freie Religionsübung und baute in der Vorſtadt eine Moſchee, deren Erhaltung der König verbürgte. Der Emir verſprach dagegen als Austauſch für den Bakt das Korn zu ſchicken, deſſen Dongolah bedurfte, und überſandte zugleich prächtige Geſchenke.

Dieſer jährliche Austauſch erhielt ſich, und die Freigebigkeit der Kalifen fügte noch jährlich neue Geſchenke zu den Gegengeſchenken des Bakt hinzu, ſo daß dieſe dem Werth des Tributs bald gleichkamen.

Als die Nubier unter dem König Zacharias einſt den Tribut nicht zahlen konnten, ſchickte dieſer Fürſt ſeinen Sohn zum Kalifen Motaſem nach Bagdad, um eine Verminderung der Auflage zu erlangen. Der Prinz ward mit großen Ehren empfangen, und erhielt die Herabſetzung des Tributs auf drei Jahre.

Als der Gouverneur von Aegypten Abd-el-Melik ſpäter den Patriarchen von Alexandrien ins Gefängniß werfen ließ, ward das gute Einverſtändniß unterbrochen. Der König von Dongolah ſandte nach Cairo einen Geſandten, um die Freilaſſung des Patriarchen zu verlangen, allein Abd-el-Melik ließ auch dieſen ins Gefängniß werfen.

Hierauf drang der König von Nubien mit 100,000 Mann in Aegypten ein, verwüſtete das Land, drang bis Cairo vor, und entſchloß ſich nicht eher zum Rückzug, als bis der in Freiheit geſetzte Patriarch ihn ſelbſt darum bat.

Im zehnten Jahrhundert machten die Nubier einige Einfälle in Unterägypten. In Folge eines derſelben ſchickte der Emir von Aegypten eine Geſandtſchaft nach Dongolah, um die Bezahlung des Bakt zu fordern und den König einzuladen, ſich zum Islam zu bekehren. Es entſtand hierauf eine lange Diſputation zwiſchen den chriſtlichen und muhamedaniſchen Prieſtern, und der König von Dongolah lud den Emir ein, ſich als Chriſt taufen zu laſſen. Dieſe burleske Controverſe blieb natürlich ohne Folgen.

Die Nubier griffen Aegypten 1173 aufs Neue an. Salah-Ed-Din ſandte ihnen ſeinen Bruder entgegen, der, wie wir ſchon erwähnten, Ibrym eroberte. Zwei Jahre darauf empörte ſich der Gouverneur von Aſſuan und rief die Nubier zu Hülfe. Auch dieſer Angriff ward zurückgeſchlagen, allein 1176 belagerte König David Aſſuan aufs Neue.

Der Sultan Aegyptens, durch dieſe immerwährenden Angriffe gereizt, beſchloß endlich, ſie für immer zu beendigen. Er ſandte gegen David ein Heer, welches bis Dongolah das Land verwüſtete, und die Macht der Könige von Nubien zuerſt untergrub. Bald ſank ſie durch Familienſtreitigkeiten gänzlich. Ein Neffe des Königs David, Schekendah, welcher viele Anhänger im Lande beſaß, bat den Sultan gegen ſeinen Oheim um Hülfe. Dieſer benutzte die Gelegenheit, ſich zum Oberherrn zu machen, und ſchickte ein zahlreiches Heer gegen Nubien. Ein Gouverneur fiel ab, Dongolah ward genommen und geplündert, die Kirche Sus (Jeſus) zerſtört. Schekendah beſtieg den Thron ſeines Onkels, und trat den Muhamedanern die Hälfte ſeiner Einkünfte ab. Die Sultane von Aegypten wurden Gebieter von Nieder-Nubien, und blieben Oberherrn von Dongolah, obgleich die Nubier einige Verſuche machten, das Joch abzuſchütteln.

Der erſte fand 1288 ſtatt. Schemamun wollte den ägyptiſchen Tribut nicht länger zahlen, allein die Truppen des Sultans ſchlugen ihn vor Dongolah, und ſetzten einen Andern ein. Nach dem Abmarſch der Aegypter bemächtigte ſich der abgeſetzte Fürſt aufs Neue der Regierung, allein ein zweiter Feldzug vertrieb ihn zum zweiten Mal. Jede Uneinigkeit der Nubier entſchieden hierauf die Muhamedaner durch neue Feldzüge, und gründeten ihre Oberherrſchaft immer feſter.

Die in Nieder-Nubien herrſchenden Söhne von Kenz erſchienen hierauf 1323 auf der Bühne, und nahmen Theil an den Angelegenheiten Dongolah's. Durch Mißvergnügte begünſtigt, nahmen ſie die Stadt, und beſchloßen, ſie zu behalten.

Die Nubier merkten den Fehler, den ſie durch Herbeirufung ſo gefährlicher Hülfstruppen begangen. Sie nahmen Zuflucht zum Verrath und die Häupter der Araber bezahlten mit ihrem Leben die Eroberung. Wie der Sohn Mehemet-Ali's nach fünf Jahrhunderten, wurden ſie bei einem Feſte verbrannt.

Dieſer Meuchelmord vertrieb aber die Araber nicht, und hatte nur zur Folge, daß die Feuersbrunſt die Wichtigkeit der Stadt auf immer vernichtete. Die nubiſchen Rebellen mußten fliehen, um ſich zu ihrem König nach Daw, einer feſten Stadt zwiſchen Dongolah und Aſſuan zu retten.

Bald belagerten die Araber auch dort die Trümmer des nubiſchen Heers. Die Hülfe des Sultans von Aegypten rettete zwar den Platz, allein die Zerſtörung von Dongolah verhinderte die Wiedereinſetzung des Königs auf den Thron ſeiner Vorfahren, und Daw ward die Hauptſtadt des neuen auf den Trümmern Nubiens errichteten Reiches.

Das Ende dieſes wankenden Königreichs iſt unbekannt; es beſtand aber noch 1529.

Nach einem Jahrhundert nahmen die Bosniaken Nieder-Nubien in Beſitz, während die Könige von Sennaar auf den ſüdlichen Theil des Reichs ihre Herrſchaft ausdehnten. Seitdem war die Provinz Dongolah in mehre von Sennaar abhängige Lehen eingetheilt, und die Meleks erhielten ihre Inveſtitur von den Tungis, den Oberherren dieſes Landes. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts vernichteten die Schakyeh-Araber den Einfluß der Tungi-Dynaſtie, ſetzten die Meleks nach Gutdünken ein und ab, und erhoben Erpreſſungen ohne Hinderniß.

Als die aus Aegypten vertriebenen Mamelukken ſich nach Dongolah zogen, empfingen ſie die Einwohner mit Freude; durch dieſe neuen Oberhäupter gegen die Schakyehs geführt, befreiten ſie das Land von dieſen unruhigen Herrſchern. Als Preis ihrer Dienſte verlangten die Mamelukken nur eine mäßige Abgabe, ließen die alten Meleks im Beſitz ihrer Lehen, und fielen als Herrſcher den Eingebornen nicht zur Laſt.

Beim Anrücken des ägyptiſchen Heers 1820 zogen ſich die ſchwachen Trümmer der Mamelukken nach Darfur zurück, und ſeitdem iſt Dongolah der unterdrückenden Herrſchaft und den ſyſtematiſchen Erpreſſungen der Stellvertreter Mehemed Ali's ausgeſetzt.

Die Lage Dongolah's auf einem hohen von dürrem Sand umgebenen Felſen macht es zum feſteſten Punkt der Gegend. Lehmmauern von 25 Fuß Höhe mit ziemlich guten noch vor zwanzig Jahren erhaltenen Thürmen, machten die Stadt zur wichtigen Feſtung, und boten den Einwohnern Schutz gegen die Raubzüge ihrer Nachbarn, der Schakyeh-Araber. Die Dongolawy, ermüdet von dieſen immerwährenden Feindſeligkeiten, welche ihren ſanften und an den Ackerbau gewöhnten Sitten widerſtrebten, wanderten allmählich nach Norden und ſogar nach Kordofal und Darfu aus. Gegenwärtig bewohnen die Trümmer von Dongolah nur 150 oder 200 elende Einwohner, welche kaum ihren Unterhalt vom Boden gewinnen.

Der von Mauern eingeſchloſſene Raum iſt von Häuſern gefüllt, die gegenwärtig verlaſſen, aber mit einer Feſtigkeit aufgeführt ſind, wie man ſie ſelten in dieſen Gegenden antrifft. Mitten unter Ruinen erkennt man noch den alten Palaſt der Herrſcher an Größe und Form, welche letztere den alt ägyptiſchen Pylonen gleicht. Ein altes, jetzt in eine Moſchee verwandeltes Kloſter iſt der einzige Ort, wo man noch antike Fragmente findet.

Dongolah-el-Aguz gegenüber iſt der Boden fruchtbarer und angebauter. Man ſieht in der Ebene kleine Acacienwälder hinter den bebauten Feldern und zahlreiche Dum- und Dattel-Palmen.

Nachdem wir bei der volkreichen Inſel Ammur vorbeigefahren waren, erreichten wir die Inſel Tangoß, wo uns eine Waſſerſtrömung zwang, eine Stunde anzuhalten. Dieſe drei Stunden lange Inſel iſt eine der reichſten Nubiens. Sie iſt mit zahlreichen von Gärten umgebenen Weilern bedeckt, das Feld fruchtbar und ſorgfältig angebaut. Die Durrah-Stengel werden hier 12 Fuß hoch, und ihre ein Fuß lange Aehren enthalten an 300 Körner.

Im Allgemeinen ziehen die Eingebornen die Bewohnung der Inſeln der Bebauung der Nilufer vor, denn dort ſind ſie gegen feindliche Angriffe mehr geſchützt, und weniger dem Nachtheil ausgeſetzt, daß der Sand der Wüſte in ihre Felder dringt und ihre Aerndte vernichtet. Auch ſahen wir in Dangos eine größere Anzahl Sklaven, wie gewöhnlich das ſichere Zeichen eines größeren Wohlſtandes. Dieſe Sklaven werden ſehr jung gekauft und mit ſo viel Milde behandelt, als gehörten ſie durch Bande des Bluts mit zur Familie. Sobald ſie herangewachſen ſind, helfen ſie ihren Herren bei Bebauung der Felder. Oft ſogar theilen ſie mit den Kindern des Herrn die Erbſchaft; ſtirbt der Herr ohne Kinder, ſo werden ſie oft als alleinige Erben anerkannt, ob auch zahlreiche Seitenverwandte ſich vorfinden mögen. Größtentheils ſind es Schelluk-Neger, die man leicht am Mangel ihrer zwei Schneidezähne erkennt, die ſie nach einem religiöſen Grundſatz ſich aus der obern Kinnlade zu reißen pflegen.

Im Augenblick, wo wir uns einſchiffen wollten, ſahen wir das merkwürdige Schauſpiel einer Crocodilljagd. Ein Crocodill von mehr als 10 Fuß Länge war durch eine Angel gefangen. Die Eingebornen betreiben häufig dieſe Jagd, und gebrauchen dabei einen kleinen Stab von 7 oder 8 Fuß Länge mit eiſernen Spitzen. In der Mitte hängt dieſer an einem Strick, an deſſen Ende ſie einige leere Kürbißflaſchen befeſtigen, die als Boje dienen. Die günſtigſte Jahrszeit für dieſe Jagd iſt der Winter, wenn die Crocodille am flachen Ufer in der Sonne ſchlafen, oder das Frühjahr, wenn das Weibchen die im Uferlande eingeſcharrten Eier bewacht.

An den Ufern des Nils befeſtigt man an den Orten, welche dieſe Amphibien hauptſächlich beſuchen, jene Stricke mit Fleiſch als Köder. Das Crocodill verſchlingt gierig den Köder, flieht in den Fluß, und nimmt den Strick und die Boje mit ſich, welche ſeine Spur bezeichnet. Wenn die Jäger den Strick anziehen, legt ſich der Strick quer in die Eingeweide des Thiers, dringt hinein, und wird ſo zum Mittel, wodurch man das Thier ans Ufer zieht. Wenn man es dann lange genug ermüdet hat, tödtet man es mit Lanzenſtichen. Diesmal beſchleunigten wir den Ausgang des Kampfes; ſo oft das Ungeheuer auf der Oberfläche des Waſſers zum Vorſchein kam, ſandten wir ihm einige Kugeln, die dazu beitrugen, es zu ſchwächen.

Bisweilen gebraucht der Jäger keinen Köder, ſondern verbirgt ſich, nachdem er den Ort beobachtet, wo das Thier am Ufer zu ruhen pflegt, hinter einem Sandhaufen unter dem Winde; ſobald es eingeſchlafen iſt, ſchleudert er in das Crocodill eine Harpune, worauf das Thier verwundet in den Fluß flieht, und einen langen daran befeſtigten Strick mit einer Boje mit ſich nimmt. Dieſe Jagd wird auf dieſelbe Weiſe wie die erſtere beendet.

Aus der Crocodillhaut werden Schilde und Sandalen verfertigt; ſein Fleiſch, das wir koſten wollten, iſt zäh und hat einen ekelhaften Fiſch- und Thrangeſchmack. Die Nubahs eſſen daſſelbe wie die Barabrahs, ſo wie auch Schlangen, Kamäleone, Heuſchrecken, Land-Eidechſen und Tupinambis, große amphibiſche Eidechſen, die aber keinen Schaden anrichten. Die Eingebornen betreiben die Jagd hauptſächlich wegen einer Art Moſchus, der ſich in den vier Drüſen der unteren Kinnlade beim Crocodill befindet, und womit ſie ſich parfümiren. Auch ſchneiden ſie die Zeugungstheile des Thieres ſorgfältig aus, um ſie zu trocknen, denn dieſe ſollen ein ſtarkes Aphrodiſiacum bilden.

Bei Tangos ändert ſich der Lauf des Nils; mehre Stunden lang ſtrömt er von Oſten nach Weſten. Das linke Ufer iſt in dieſem Raume das reichſte und fruchtbarſte. Einige Stunden von Debbeh hat ſich der Fluß ſein Bett in einer Art Puddingſtein gegraben, der faſt ganz aus Onyx beſteht, welchen ein kalkartiger Kitt verband. Gruppen dieſer ſonderbaren Agglomerationen, von denen einige drei Metres hoch ſind, begrenzen mehre Stunden lang beide Ufer, und zeigen die mannigfaltigſten Formen. Der Onyx iſt im Lande beſonders von Moriakah an ſehr gemein. Wir hatten Gelegenheit, mehre koſtbare Stücke der Art aufzuleſen, welche unſere Kameeltreiber abſichtlich bei unſerer Rückkehr mitzunehmen vergaßen, um ihre Dromedare zu erleichtern.

Bei Anbruch des Tages kamen wir nach Debbeh, einem Flecken auf dem linken Ufer nicht weit vom Fluß, deſſen Bevölkerung ungefähr aus 2000 Einwohnern beſteht. Debbeh verdankt ſeine Wichtigkeit der Lage am Winkel der großen Nilbeugung nach Oſten, wodurch es der Verſammlungs-Punkt für die Karavanen von Kordofal wurde.

Dieſe Provinz iſt von Debbeh vierzehn Tagereiſen entfernt. Vier Tagemärſche führen an die Quelle Semrveh, und nach vier anderen Tagemärſchen, auf denen man kein Waſſer antrifft, gelangt man an bewohnte und mit Bäumen bewachſene Berge. In der Regenzeit, d. h. vom Mai bis zum Ende Septembers, iſt das Waſſer in dieſer Wüſte weniger ſelten; man findet dann ſogar einige kleine Seen und Vegetation, allein die Leichtigkeit, womit man ſie dann durchzieht, ſetzt die Reiſenden andern Gefahren von Seiten der Neger von Dar-Fur aus, die ſich bisweilen in Haufen vereinigen, die Karavanen zu plündern.

Kordofal trug faſt immer ein fremdes Joch; denn es lag zwiſchen zwei mächtigen Königreichen Dar-Fur und Sennaár, und war zu ſchwach, ſeine Unabhängigkeit zu behaupten. Alle Traditionen ſtellen das Land als den Schauplatz und den Kreis blutiger Kämpfe der benachbarten Könige dar.

Die älteſten Dokumente gehen aber nicht höher als vierhundert Jahre hinauf. Damals gehörte das Land den Königen von Dar-Fur, welche Götzendiener waren. 1116 gelang es einem Araber vom Stamme Koreiſch, einem direkten Abkömmling vom Oheim des Propheten, mit einigen Nomadenſtämmen Dar-Fur und Kordofal zu erobern, und den Islam als herrſchend einzuführen. Nach andern Traditionen wäre Kordofal ſchon früher für den Islam gewonnen, und von Dar-Fur losgeriſſen. 1474 eroberte der erſte Sultan von Sennaar, aus dem

Geſchlecht der Tungis das Land, indem er die Streitigkeiten der arabiſchen Nomadenſtämme in der Ebene und der Bergbewohner, welche den größern Theil der Einwohner bildeten, benutzte.

Bald jedoch erneuerten die Fürſten von Dar-Fur ihre Anſprüche auf das Land. Ibrahim-el-Delil, von den arabiſchen Stämmen Ghedejat und Tumam unterſtützt, drang in Kordofal ein, und nahm die Hauptſtadt beinahe ohne Schwertſtreich. Dieſer Triumph war jedoch von kurzer Dauer. Die beiden mächtigen Stämme, welche dem Sultan geholfen hatten, das Land zu erobern, machten ſich unter einander die Herrſchaft ſtreitig. Hiedurch begünſtigt, gewann der Sultan von Sennaar die Gedejaten für die Rechte der Tungis, und eroberte durch ihre Hülfe das Land 1559. Die Gedejaten wurden feierlich von ihm als Scheiks der Berge eingeſetzt, und einer ihrer Anführer erhielt die Obergewalt.

Thronſtreitigkeiten und Bürgerkriege in Dar-Fur hinderten lange, daß die Fürſten dieſes Landes ihre Herrſchaft ausdehnen konnten. Ein aus Dar-Fur vertriebener Fürſt ſuchte in Kordofal, von Arabern unterſtützt, ein Reich zu erwerben, ward aber geſchlagen, getödtet und ſein Kopf dem Sultan von Sennaar geſchickt. Dieß Ereigniß befeſtigte die Herrſchaft der Tungis in Kordofal auf ein Jahrhundert, bis Maſſa, ein von ſeinem Bruder entthronter König von Dar-Fur 1700 an der Spitze einiger Stämme in die Provinz eindrang. Mißvergnügte verbündeten ſich mit ihm, und in kurzer Zeit war er Herr des Landes. Allein nach fünf Jahren beſtieg er den Thron von Dar-Fur aufs Neue, und die Tungis, von den Gedejaten, die ihnen treu geblieben waren, unterſtützt, benutzten ſeine Abweſenheit, um Kordofal wieder zu erobern.

Thronſtreitigkeiten in Dar-Fur führten vertriebene Prinzen in die Provinz mit einigen arabiſchen Stämmen. Der Gouverneur ging ihnen entgegen, überraſchte ſie und trieb ſie im Gefecht zuerſt zurück, allein ein paniſcher Schrecken verbreitete ſich plötzlich in ſeinem Heer, er ward geſchlagen und er ſelbſt fiel in der Schlacht. Die vertriebenen Prinzen nahmen die Provinz in Beſitz.

Hierauf ward Kordofal der Punkt, von wo der aus Dar-Fur vertriebene Fürſt Angriffe in dieß Land machte. Es begann ein langer und blutiger Bürgerkrieg, der bald in Dar-Fur, bald in Kordofal geführt ward, und worin der Fürſt in Kordofal ſich lange Zeit furchtbar erhielt, und die Provinz behauptete; allein zuletzt wurden die Häupter der vertriebenen Partei der Meſſabaites beſiegt und getödtet, die ſiegende Familie und Partei der Kondſchoras behauptete ſeit 1801 nach ungeheurem und langdauerndem Blutvergießen die Herrſchaft über Dar-Fur und Kordofal.

Der letzte Statthalter war dort der Magdum (Verſchnittene) Moſſallem welcher 1801 den letzten Verſuch eines vertriebenen Prinzen, in ſein Vaterland zurückzukehren vereitelt hatte. Dieſer Moſſallem beherrſchte die Provinz zwanzig Jahre lang in Ruhe; und befeſtigte die Herrſchaft der Kondſcheras um ſo mehr, da auch zwei feindliche Araberſtämme ſich ihm unterwarfen, als 1821 Boten aus Nieder-Nubien die Annäherung der Türken verkündeten.

Dieſe Boten überbrachten dem Magdum die Nachricht, ein gewiſſer Ismaël Paſcha, Sohn des Paſcha von Aegypten, werde Sennaar angreifen, und ſein Defterdar, Muhamed Bey ſey ſchon in Dongolah, um nach Kordofal zu marſchieren. Moſſallem wollte an die Nachricht nicht glauben; er konnte ſich nicht denken, daß die Türken die Eroberung eines Landes, welches von dem ihrigen ſo weit entfernt wäre, beabſichtigten; außerdem hielt er es für unmöglich, daß ein zahlreiches Heer durch die Sandwüſte zwiſchen Dongolah und Kordofal dringen könne; ſo ergriff er keine Maaßregeln, dem Angriff zu begegnen. Als er nun bemerkte, daß dieſe Gerüchte Auswanderungen veranlaßten, ließ er ein Edikt bekannt machen, welches die Auswanderer, ſo wie Alle, die von den Türken ſprachen, zum Tode verurtheilte.

Kaum war aber ein Monat verfloſſen, als ein Courier von Dongolah kam, und dem Magdum einen Brief Mehemed-Bey's überbrachte. „Ich komme nicht zu Euch,“ ſchrieb der Defterdar, „um Krieg zu führen. Mehemed-Ali-Paſcha, mein Herr, ſendet mich, den Tribut im Namen des Herrſchers der Gläubigen zu fordern, den ihm alle muhamedaniſchen Fürſten zu zahlen verpflichtet ſind. Erfüllt Ihr die gerechte Forderung, ſo ziehe ich mich zurück, nach Empfang des Tributs; wo nicht, bin ich gezwungen, ihn mit den Waffen in der Hand mir zu holen. Wählt!“

Beim Empfang dieſes Briefs verſammelte der Magdum beſtürzt ſeine Meleks, um ſich über den zu ergreifenden Entſchluß zu berathen. Die Berathung war lang und tumultuariſch. Die Einen ſchlugen vor, die Abgabe zu verweigern und den Feind feſten Fußes zu erwarten; die Klügeren riethen, ohne dem Defterdar zu antworten, ſich in Marſch zu ſetzen, um die Türken an den Grenzen der Wüſte anzugreifen, wenn ſie durch die Mühſeligkeiten des Marſches erſchöpft wären. „Die Forderung eines Tributs,“ ſprach der Melek Ibrahim-Ualad-Uir, „iſt nur ein Vorwand, um ſo leichter in unſer Land zu dringen. Wir müſſen uns Alle bereit halten, den Türken zu widerſtehen, allein ich mache den Vorſchlag, zuerſt einen Courier nach Dar-Fur zu ſchicken, um Verhaltungsbefehle einzuholen.“

Dieſer Vorſchlag ward angenommen; ein Courier ward zum Sultan Muhamed-Fodel abgeſandt, um ihn von der Gefahr in Kenntniß zu ſetzen. Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Sie lautete: „Siegen oder ſterben.“

Der Abgeordnete des Defterdars ward in die Verſammlung des Rathes geführt. Magdum überhäufte ihn mit Beleidigungen, und erklärte ihm zuletzt: „Kehre zu deinem Herrn zurück, und fordere ihn auf, ſeine Waffen zu bereiten. Unſere Lanzen ſind bereit.“

Der ägyptiſche General hatte die Antwort erwartet. Der Vicekönig hatte ihm aber ausdrücklich befohlen, die Waffen nicht eher zu gebrauchen, als bis alle Unterhandlungsmittel vereitelt wären. Er entſchloß ſich deßhalb, einen zweiten Boten zum Magdum zu ſenden, um die Vorſchläge zu erneuern und eine Unterredung vorzuſchlagen, allein zugleich rückte er nach Debbeh vor, um ſich für jedes Ereigniß bereit zu halten, und feierte dort das Bairam-Feſt.

Bei ſeiner Rückkehr überreichte der Courier dem Bey einen Brief Magdum's, welcher nur, wie er ſich ausdrückte, mit den Waffen in der Hand unterhandeln wollte. Der Defterdar vernahm die Nachricht voll Freude, denn er wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ſeine Vorſchläge zurückgewieſen würden. Sogleich traf er ſeine Anordnungen, und ſandte einen Boten auf einem Dromedar aus, um den Weg der Wüſte bis Dſchebel-el-Haraza zu recognosciren. Nach einigen Tagen hatte dieſer beim Einbruch der Nacht die Recognoscirung vollendet, er drang bis Dſchebel-el-Haraza vor, und kehrte wieder um, nachdem er den Ort genau beobachtet, ohne in das Dorf zu reiten. Er war aber von Einwohnern deſſelben geſehen worden, und dieſe eilten zum Scheikh des Berges Abd-el-Hadi, um ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Der Scheikh hielt ihn anfangs für einen Sklavenhändler, der nach Dar-Fur reiſte; allein erſtaunt, daß jener die gewöhnliche Straße nicht verfolgte, ſchickte er Leute aus, um ſeine Spur zu beobachten. Als man ihm nun berichtete, die Schritte des Dromedars wären auf Semryeh gerichtet, zweifelte er nicht länger, jener ſey ein Agent des Defterdar's, und reiſ'te ſogleich nach Obeyed, um den Magdum davon in Kenntniß zu ſetzen.

Mehemed-Bey erwartete unterdeſſen, um ſeinen Marſch zu beginnen, die Rückkehr ſeines Abgeordneten. Sobald er nun von dieſem erfuhr, die Wüſte ſey zugänglich, und zu Semryeh ſey genug Waſſer, traf er Vorbereitungen zum Abmarſch. Die Ankunft Ismail Paſcha's ließ ihn befürchten, dieſer Prinz werde den Oberbefehl über das Heer übernehmen. Er beſchleunigte deßhalb ſeinen Abmarſch, und kam nach vier Tagen in Semryeh an. Nachdem er ſich hier mit Waſſer verſehen, marſchirte er auf Dſchebel-el-Haraza. Da auf der Hälfte dieſes Marſches Durſt und Mühſeligkeiten ſeine Geſundheit angriffen, ließ er ſich in einer Sänfte zwiſchen zwei Kameelen tragen, und reiſte mit zwanzig Mann dem übrigen Heer voraus.

Abd-el-Hadi wollte ſeine Leute zum Recognosciren ausſenden; im Augenblick, wo dieſe gehen wollten, erſchien aber der Defterdar, und ließ ſich in ſeinem Hauſe nieder. Der Scheikh ſchickte hierauf in aller Eile einen Courier zum Magdum mit der Nachricht, der Bey ſey in elendem Zuſtande ſo eben angekommen; die Truppen, an Waſſermangel leidend, ſeyen aber zurückgeblieben, und jetzt ſey der günſtige Augenblick, den türkiſchen General, bevor er Zeit hätte, ſich mit ſeiner Armee zu vereinigen, gefangen zu nehmen.

Der Defterdar, dem Abd-el-Hadi die äußerſte Ergebenheit, ſobald er erſchien, gezeigt hatte, war weit davon entfernt, dieſen Verrath zu argwöhnen. Um beim Scheikh die nothwendigen Erkundigungen einzuziehen, hatte er dieſen ſogar mit Gunſtbezeugungen und Geſchenken überhäuft. Da erſchien der Courier, und überbrachte Abd-el-Hadi einen Brief Magdum's, worin der Eunuch ihm antwortete: „Seines Raths bedürfe er nicht, und erwarte die Türken.“

Mehemed Bey war bereits vier Tage in El-Haraza, als ſeine Truppen ankamen. Der Scheikh ſchickte ſogleich einen neuen Emiſſär an Moſallem, um ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Wäre der Magdum ſogleich abmarſchirt, um die durch einen langen mühſamen Marſch geſchwächten Türken anzugreifen, ſo hätte er ohne Zweifel ihr Heer vernichtet; allein voll Vertrauen auf ſeine Hülfsmittel ließ er dem Scheikh dieſelbe grobe Antwort ertheilen, und fügte hinzu, „er ſtelle Alles den Beſchlüſſen der Vorſehung anheim."

Abd-el-Hadi, in der Hoffnung, der Magdum werde ſich endlich zum Vorrücken entſchließen, hatte Nichts vernachläßigt, den Defterdar in El-Haraza zurückzuhalten. Nach Ankunft der ägyptiſchen Truppen und beim Anblick der Feuerwaffen und Munition ſah er aber ein, die Kondſcharas würden den Angriff nicht aufhalten können. In Erwägung des Schickſals, das ihn erwarten mußte, wenn der Defterdar ſeinen Verrath erführe, ſuchte er ſein Heil in der Flucht, und rettete ſich in die Gebirge.

Mehemed Bey, als er ſeine Entfernung erfuhr, war überzeugt, der Scheikh werde den Magdum von ſeiner Ankunft benachrichtigen, er ſandte eine Dromedar-Abtheilung deßhalb zu ſeiner Verfolgung ab, und trat ſogleich mit allen Truppen den Marſch an. In Kagemar hielt er einige Tage an, ohne vom Scheikh etwas erfahren zu können, und rückte dann bis Guernayeh vor.

Der Magdum, von der Ankunft des Defterdar's in Kenntniß geſetzt, ſah endlich ein, es ſey Zeit, ſich zum Kampfe vorzubereiten. Er vereinigte alle Meleks, die Scheikhs der Dörfer und Stämme, die in Ebeyed wohnenden Dongolavy, welche mit Harniſchen, Waffen und Pferden verſehen waren, und rückte an ihrer Spitze am 15. Auguſt gegen Abend aus. An demſelben Tage verließ Mehemed Bey Dſchebel-el-Guernay, da er darauf verzichtete, den Aufenthalt Abd-el-Hadi's zu entdecken.

Am nächſten Morgen kam Moſallem nach Bara, und ſchlug ſein Lager in einem Thal am Fuße dieſes Dorfes auf. Der Defterdar hatte unterdeſſen eine Viertelſtunde nördlich von Bara ſich ebenfalls gelagert. Er ſchickte einige Mogrebbim's zum Recognosciren aus, und dieſe ſetzten ihn von der Nähe der Kondſcharas und ihrer nachtheiligen Stellung in Kenntniß. Sogleich ſtieg er zu Pferde, und ſtellte ſeine 4000 Mann Infanterie, Cavallerie mit 10 Kanonen in Schlachtordnung.

Sobald die Kondſcharas die Aegypter auf den Höhen erblickten, verkündeten ſie es dem Moſſallem, der in dem Augenblick bei Tiſche ſaß, und Datteln unter ſeine Meleks vertheilte. „Der Augenblick," ſprach der Eunuch, „iſt gekommen; kann ich mich auf Euch verlaſſen?" — „Wir aßen mit Euch den Zucker," erwiederte der Melek Ualid-Uir, „wir werden mit Euch den bittern Trank trinken."

Im Augenblick, wo das Gefecht begann, meldeten dem Magdum einige Einwohner von Bara, die den Defterdar bei ſeiner Ankunft in Guernayeh geſehen hatten, der Bey laſſe ſich in einer Sänfte tragen, und riethen ihm, ſeinen Hauptangriff auf den Punkt zu richten, wo er dieſe ſehen ſollte.

Die Mogrebbim begannen das Gefecht, während der Bey noch im Hintertreffen mit ſeiner Infanterie und einem Theil ſeiner Cavallerie ſich befand, und einige Kanonen vorrücken ließ. Die Kondſcharas erwiederten den Angriff mit einer heftigen Cavalleriecharge, wodurch die Mogrebbim, von der Zahl erdrückt, überwältigt wurden. Eine Kanone, die aus Mangel an Munition unbrauchbar wurde, ging verloren; der Feind hieb die Kanoniere und einige Detaſchements, die ſie vertheidigen wollten, nieder.

Die Türken geriethen in Unordnung, als der Defterdar wüthend mit der Infanterie vordrang; er ſelbſt feuerte ſeine Soldaten zum Kampf an, und ſchlug die Säumenden mit ſeiner Streitaxt; die Cavallerie folgte mit zwei Kanonen. Die Kondſcharas, kühn geworden durch den erſten Erfolg, gingen ihm ſtolz entgegen, indem ſie ihre Wurfſpieße ſchwangen, und ſich mit den Schilden deckten. Der furchtbare Donner der Artillerie, den ſie zum erſtenmal vernahmen, ſchlug ihren Muth nicht nieder; die Frauen ſelbſt nahmen am Gefecht Theil, indem ſie ihre Männer durch Geſchrei ermuthigten. Als ſie bis auf Flintenſchußweite nahe waren, bedeckte das wohlgenährte Feuer der Türken die Ebene mit ihren Leichen. Die eroberte Kanone ward wiedergenommen und auf ſie gerichtet; ſie zeigte tiefe Einſchnitte von den Säbelhieben der Kondſchara's, die ſie auf dieſe Weiſe zu vernichten verſucht hatten.

Dieſe Unglücklichen, mit den Wirkungen der Artillerie unbekannt, und von unſichtbaren Waffen getroffen, legten den Finger auf ihre Wunden und ſtarben, ohne zu wiſſen, weßhalb. Endlich erkannten ſie, daß ihre Schuppenpanzer, ihre Helme und Schilde gegen die Kugeln eben ſo ohnmächtig waren, wie ihre Talismane, die ſie für unfehlbar gehalten hatten. Sie überließen dem Sieger das Schlachtfeld, und ihre Flucht ward vollkommen. Der Magdum, von den Seinigen verlaſſen, floh ſelbſt, um ſich mit einigen Meleks zu vereinigen, welche die Cavallerie zu durchbrechen ſuchten. Einer derſelben, Ibrahim-Ualad-Uir, erinnerte ſich der Nachricht, welche Araber von Bara dem Magdum überbracht hatten; er ſtürzte deßhalb mit einigen der Seinigen auf eine Sänfte, die zwiſchen zwei Kameelen hing. Eilf ſeiner Söhne waren geblieben; Durſt nach Rache und die Hoffnung, den Führer der Feinde zu tödten, ſpornten ihn zu einem letzten Verſuch an; er ſtürzt vor, und haut mit ſeinem Säbel der Perſon in der Sänfte den Kopf ab: allein anſtatt des Hauptes von Mehemed Bey, rollt zu ſeinen Füßen der Kopf einer jungen Araberin: die nach der Landesſitte durch das Schlagen von Pauken die Mogrebbim, unter denen ſich ihr Mann befand, zum Kampf anfeuerte. Ualad-Uir, als er zu ſpät ſein Verſehen erkannte, wollte fliehen, die Seinigen zu erreichen, ſah aber, umringt, er müſſe ſterben, und ſtürzte ſich voll Verzweiflung auf ein Reitergeſchwader, welches Haſſan-Bey-Kupruſly führte. Ein Mogrebbim ſchoß dicht vor ſeinem Geſicht ſeine Piſtole ab, während die Truppen Haſſan's, welche die Ehre der Gefangennehmung dieſes Anführers ſich erwerben wollten, ihn mit einem Kugelregen überſchütteten. Ualad-

Uir, von mehren Kugeln getroffen, ſtürzte vom Pferde, Haſſan Bey hieb ihm ſelbſt den Kopf ab, und legte ihn zu den Füßen des Deſterdar's nieder.

Der Leichnam Magdum's ward nicht gefunden, aber das Gerücht ſeines Todes verbreitete ſich ſchnell und vollendete die Niederlage der Seinen. Während die Türken die Beute vom Schlachtfelde auflaſen und die Ohren den Todten und Verwundeten abſchnitten, verfolgten die Mogrebbim die Flüchtlinge bis über Meleh hinaus, und tödteten eine bedeutende Zahl. Der Deſterdar endlich rückte in Meleh ein, ſchlug ſein Zelt bei einem Brunnen auf, und ließ durch einige Kanonenſchüſſe ſeine Truppen zurückrufen, welche durch Luſt nach Beute ſich zu weit vom Schlachtfelde entfernt hatten. Mehr als 3000 Paar Ohren wurden dem Bey überbracht, der für jedes Paar die verſprochenen 20 Piaſter zahlte (8 Fr.). Gegen 1500 Kondſcharas, und unter ihnen eine große Anzahl von Meleks, blieben im Gefecht. Einer dieſer Meleks, am Schenkel verwundet, lag unter den Todten; in der Erwartung, die Türken würden ihn tödten, wenn ſie ſähen, daß er noch lebe; er hatte den Muth, ſich die Ohren abſchneiden zu laſſen, ohne ein Lebenszeichen zu geben, und rettete ſich am folgenden Tage, als der Deſterdar weiter gerückt war.

Teima-Ualad-el-Sultan, aus der früher vertriebenen Königsfamilie von Dar-Fur, den Meſſabaates, Beſir bei Moſallem, ergriff die Flucht, ſobald er deſſen Tod erfuhr, und flüchtete mit zwanzig Meleks, die, wie er, dem Gemetzel entgangen waren.

Sobald die Nachricht von des Magdum Niederlage nach Ebeyed gelangt war, wo man den Donner der Kanonen vernommen hatte, begannen die Ghedejat-Araber und die Dongolany, die dort wohnten, die Wohnungen der Kondſchara's unter dem Vorwande zu plündern, es ſey beſſer, die Beute ſelbſt zu erwerben, als ſie dem Feinde zu überlaſſen.

Der Deſterdar war indeſſen ungeachtet ſeines Sieges noch weit von dem Glauben entfernt, er ſey Herr des Landes. Er erwartete noch viele Hinderniſſe, und ſeine Beſorgniß ward durch ein von den Eingebornen verbreitetes Gerücht, die Meleks würden mit der ganzen waffenfähigen Bevölkerung bald zurückkehren, noch vermehrt. Als aber nach drei Tagen noch kein Feind erſchien, entſchloß er ſich, bei einem Kaufmann aus Mekka, Hadſchi-Ambar, der in Ebeyed allgemein geachtet war, Erkundigungen einzuziehen. Nach einigen Tagen war der Bote ſchon zurückgekehrt. Hadſchi-Ambar meldete dem Bey, nach der Schlacht von Bara gebe es nicht länger ein Heer der Kondſchara's. Er fügte hinzu: wenn der Deſterdar noch einiges Eigenthum des Magdum und der Meleks verfinden wolle, müſſe er eilen, denn die Dongolany und Ghedejat-Araber hätten beinahe ſchon Alles geplündert.

Hierauf ſetzte ſich der Deſterdar in Marſch. Von ſeiner Ankunft benachrichtigt, verſteckten ſich mehre der Plünderer, andere folgten keck dem Hadſchi-Ambar, um dem Bey entgegen zu gehen. Die Einwohner von Ebeyed waren weit davon entfernt, die Kondſchara's zu lieben, allein ſie betrachteten ihre Herrſchaft wegen der früheren häufigen und blutigen Siege, wie einen Coloß, der jeglicher menſchlichen Bemühung zu widerſtehen vermöchte. Erſchreckt über den Sturz der Macht, und beſorgt, von den ſiegreichen Fremdlingen ermordet zu werden, verließ eine große Zahl der Bewohner die Stadt.

Dumpfe Beſtürzung herrſchte in Obeyd, als die Türken am 19. September in das alte Lager der Kondſchara's einrückten. Haſſan-Bey war mit den unregelmäßigen Truppen vorausgeeilt. Er durchzog die Stadt, umringte ſie mit Soldaten, und beſetzte den Palaſt des Magdum. Kaum war dieß geſchehen, ſo rückte der Defterdar ſelbſt ein. Die Scheikh's wurden ſogleich herbeiberufen, und erhielten Befehl, das Volk zu beruhigen. Hadſchi-Ambar ward zum Scheikh-el-Kebir (Großen Scheikh) ernannt, und erhielt einen Ehrenkaftan und einen Kaſchemir. Ein öffentlicher Ausrufer verkündete überall, Niemand ſolle beunruhigt werden, und die Beſorgniſſe der Einwohner fingen an zu verſchwinden.

Die vornehmſten Scheikhs wurden am 22. September zuſammenberufen, und der Bey befahl ihnen, alle Güter der Meleks auszuliefern. Auf ihre Antwort: „Dieß ſey ihnen wegen der Plünderung nach der Schlacht bei Bara unmöglich," ließ der Defterdar ſogleich bekannt machen, Alle, welche Eigenthum der Kondſchara's beſäßen, ſollten dieſes in die Hände des Hadſchi-Ambar niederlegen, oder ſie würden im Gegentheil nach drei Tagen als Rebellen betrachtet, und mit äußerſter Strenge beſtraft werden.

Hadſchi-Ambar ſetzte ſich am folgenden Tage, dem Befehle des Bey's gemäß, unter einen Baum vor der Stadt, um das Gut in Empfang zu nehmen, das die Plünderer ihm ausliefern wollten; allein der ganze Tag verfloß, und es war ihm nichts eingehändigt, als wenige Sachen ohne Werth. Am Abend legte er dieſe dem Bey zu Füßen, der ihn fragte, ob das die Reichthümer der Kondſchara's wären. Der Scheikh erwiederte, die koſtbarſten Sachen fehlten; allein die Plünderer ſchienen nicht geneigt zu ſeyn, ſie herauszugeben. — „Ich werde ſie ſchon dazu zwingen, antwortete zornig der Bey. Ich weiß, daß der Magdum und ſeine Meleks ungeheure Abgaben im Lande erheben; ſie beſaßen große Schätze, ich werde ſie entdecken."

Die Scheikhs wurden am 28ſten auf's Neue zuſammenberufen. Der Defterdar machte ihnen Vorwürfe über den geringen Beiſtand, den ſie dem Hadſchi-Ambar leiſteten und fragte, worin die hauptſächlichſten Reichthümer der beſiegten Stadt beſtänden. Als ſie erwiederten, es wären hauptſächlich Sklaven, befahl der Bey, dieſe ſogleich zu ergreifen. Da der Bey hierauf ſah, daß ſeine Befehle nur langſam ausgeführt wurden, ſtieg er ſelbſt mit einem Detaſchement Mogrebbim zu Pferde, und während die Einen in die Hütten drangen, die Sklaven herauszuholen, ergriffen die Anderen jene Sklaven, um ſie in das Quartier der Kondſcharas zu führen. Die Türken ergriffen übrigens ohne Unterſchied Herren wie Sklaven, da Alle gleich ſchwarz in der Haut waren. Sklaven von einiger Kupferfarbe wurden im Gegentheil für Freie gehalten und geachtet. In wenig Augenblicken herrſchte die furchtbarſte Verwirrung in der Stadt. Das Quartier der Kondſchara's ward mit Sklaven jeden Alters und Geſchlechtes gefüllt, und beinahe wäre die ganze Stadt in die Sklaverei geführt worden. Alle Koſtbarkeiten von den Häuſern der Scheikhs wurden ebenfalls in Beſchlag genommen, und in den Palaſt des Bey's niedergelegt.

Zurückforderungen wurden von allen Seiten erhoben, aber Niemand ward angehört. Die Koſtbarkeiten wurden im Kazneh (Schatz) niedergelegt und die Sklaven für die Regierung verkauft, oder anſtatt des Soldes den Soldaten überliefert. Truppenabtheilungen durchzogen die Dörfer im Innern, um Contributionen an Sklaven und Geld zu erheben. Die Stadt Ebeyed mußte 10,000 Talaris (35,000 Fr.) zahlen.

Nach aller dieſer Verwirrung glaubte der Scheikh Abd-el-Hadi die Beweiſe ſeines Verraths wären verſchwunden, und erſchien wieder in Ebeyed; allein der Brief, den er dem Magdum geſchrieben, um ihn von der Ankunft der Türken zu benachrichtigen, worin er ihm rieth, ſo ſchnell als möglich anzugreifen, war in die Hände des Bey gerathen. Abd-el-Hadi ward deßhalb verhaftet und verurtheilt, gepfählt zu werden. Allein auf die Bitten ſeines Freundes Hadſchi-Ambar ward die Strafe in eine ſechsjährige Haft in den Ställen des Defterdar verwandelt. Verurtheilt, das Loos der Pferde zu theilen, und an die Krippe mit einem Halfter angebunden, erhielt er während der zwei erſten Tage keine andere Nahrung als die Gerſte und das Stroh ſeiner Genoſſen an der Krippe. Hierauf erhielten ſeine Kinder die Erlaubniß, ihm andere Nahrung zu bringen, allein der übrige Theil des Urtheils ward ſtrenge ausgeführt.

Während dieß in Kordofal ſich ereignete, war Teima der Meſſabany und die 22 Meleks in Dar-Fur angelangt. Der Sultan klagte ſie dort wüthend der Feigheit an, und ließ ſie ins Gefängniß werfen. Nachdem er hierauf ihre Güter eingezogen, befahl er, ſie niederzuhauen. Nur Teima fand Mittel, ſeine Wächter zu gewinnen und zu entfliehen. Nachdem er einige Zeit umhergeirrt war, entſchloß er ſich, die Gnade des Defterdar's anzuflehen, der ihm auch erlaubte, in Kordofal zu wohnen.

Mehemed-Ali hat den Vorſatz, den Einfluß dieſes letzten Sprößlings der in Dar-Fur vom Thron geſtürzten Familie bei den Eingebornen zu benutzen, um bis an die Goldminen von Schabun vorzudringen, und gab deßhalb Befehl, ihn gut zu behandeln. Die Ereigniſſe in Syrien haben dem Vicekönig bis jetzt noch nicht erlaubt, an dieſen wichtigen Feldzug ernſtlich zu denken. Er ſoll jedoch noch nicht darauf verzichtet haben. Der Prinz jener gefallenen Familie der Meſſabaaten vertreibt ſich unterdeſſen die Zeit mit einem Handel von Eunuchen, die er mit eigener Hand macht, und nach Aegypten zum Verkauf ſchickt, bis ihn Mehemed Ali's Politik aufs Neue auf den Schauplatz der Ereigniſſe ſchleudern wird.

Bald nach der Eroberung des Vicekönigs wollte Muhamed-Fadel, Sultan von Dar-Fur, noch einen Verſuch machen, Kordofal ſich wieder zu unterwerfen. Er ſammelte ein zahlreiches Heer unter dem Befehl von ungefähr 61 Meleks.

Eine andere Heeresabtheilung marſchirte unter dem Befehl ſeines Onkels und Neffen, Emir-Ahmed, und unter dieſem ſtanden die erſten Perſonen des Königreichs. Allein die Meleks, als ſie in Abu Arad angelangt waren, bildeten ein Complot, ihre Führer zu verrathen und ſie den Türken zu überliefern. Der Sultan erfuhr dieß jedoch bei Zeiten, und gab dem Heere Befehl, anzuhalten.

Der Deſterdar, von dieſen Bewegungen in Kenntniß geſetzt, rückte gegen die Kondſcharas vor, deren Vorhut bei ſeiner Annäherung die Flucht ergriff, und ſeitdem blieben die Aegypter im ungeſtörten Beſitz der Provinz.

Kordofal erlitt bald das Schickſal aller dem Vicekönig unterworfenen Länder. Nicht allein erdrückte er es mit den willkührlichen Abgaben, ſondern behielt ſich auch ausſchließlich das Recht vor, mit den freien Negern Handel zu treiben. Elend herrſcht hier eben ſo ſehr wie in Aegypten.

Um jeden Widerſtand zu unterdrücken, haben die Türken kleine Corps an verſchiedenen Orten echelonnirt, und an der Stelle des alten Ebeyed, das bei der Eroberung des Deſterdar's zerſtört ward, ein verſchanztes Lager aufgeſchlagen. Jetzt führen noch drei Ortſchaften den Namen Ebeyed. Uady-Nugel, ein Flecken der Dongolane, El-Orta und Uady-Safieh; letzteres Dorf iſt ausſchließlich von Negern bewohnt, die der Magdum hieher verpflanzte. Alle drei haben zuſammen ungefähr 4000 Einwohner.

Das Hauptprodukt Kordofal's iſt das Gummi-Arabicum. Man gewinnt es durch Einſchnitte in einige Acacien-Arten, die man zuerſt in Dongolah antrifft. Wir bemerkten hauptſächlich zwei. Die erſtere mit röthlichen Zweigen und rother Blume, iſt die Mimosa habbas; dieſe Art iſt weniger wohlriechend, als die mit gelber Blume, auffallend durch die haarigen Hülſenfrüchte; die andere Art, ſeltener als dieſe, hat violette Blumen, und ebenfalls haarige Hülſenfrüchte; ſie iſt bemerkenswerth durch die Eigenſchaft der Empfindung, die ſie in hohem Grade beſitzt. Die Einwohner ſchreiben dieſe ſonderbare Eigenthümlichkeit der Zauberei zu, und berühren nie den Baum, ohne einige Worte der Beſchwörung ausgeſprochen zu haben.

Dieſe Bäume geben in Dongolah nur einen ſehr geringen Ertrag braunen Gummi's von ſchlechter Beſchaffenheit, wegen der Trockenheit des Bodens, ſo daß man es nicht einſammelt. In Kordofal dagegen, wo es ſehr häufig regnet, iſt das Gummi ausgezeichnet, und man ärndtet beinahe 5000 Centner.

Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß der Vicekönig das Monopol dieſes Produkts in Beſchlag genommen hat. Aus beſonderer Gunſt war jedoch ein Theil des Privilegiums einem Franzoſen, Herrn Vaiſſieres abgetreten, um ihn für die ausgezeichneten Dienſte zu belohnen, die ihm dieſer Offizier im Kriege gegen die Wechabiten erwieſen hatte; allein die Zeit iſt jetzt verlaufen, und Mehemed-Ali der einzige Beſitzer dieſes Handels, den Herr Vaiſſières vergeblich für eine Million Piaſter zu pachten ſich anbot, eine Summe, die vielleicht größer iſt, als der Ertrag, den der Vicekönig ſelbſt erhält, bei der Unordnung ſeiner Verwaltung.

Man erndtet in Kordofal auch Weihrauch, allein die Araber, welche ihn für die Regierung einſammeln, leſen ihn, wegen des elenden Soldes, den ſie erhalten, nicht eher auf, als bis er auf den Boden gefloſſen iſt, deßhalb iſt er auch von geringem Werth.

Die Produkte der Provinz beſtehen ferner jährlich in 800 Kameelladungen von Tamarinden und 80 Centnern Elephantenzähne, von denen der Vicekönig den Centner mit 300 Piaſtern kauft und zu 1400 verkauft, und in einer bedeutenden Menge Straußenfedern, von denen ungefähr ein Pfund (Rotle) weißer, dreimal ſo viel werth iſt als ein Pfund ſchwarzer *).

Außerdem liefert Kordofal dem Vicekönig beinahe 3000 Sklaven. In dieſer Gegend, wie in Sennaar, verkaufen die Aeltern, um zu leben, ihre eigenen Kinder, oder überlaſſen ſie der Regierung zum Bezahlen der Abgaben. In Zeiten der Hungersnoth, die in dieſen Gebirgen häufig genug wüthet, verkaufen ſie ſich oft ſogar ſelbſt für wenige Nahrung. Die übrigen Sklaven werden auf den Jagden gewonnen, wohin die Truppen des Vicekönigs in den von Nubah Negern bewohnten Gegenden jährlich ausziehen. Alle, die ſich nicht retten können, werden zu Sklaven gemacht und nach Cairo geführt, allein zwei Drittel dieſer Unglücklichen kommen gewöhnlich um's Leben, bevor ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreichen. Man rechnet, daß von 50,000 Sklaven, welche die Türken ihrem Geburtsland entriſſen, nach zehn Jahren nur noch 5000 leben.

Der Sultan von Dar-Fur zieht jährlich ſelbſt auf dieſe Sclavenjagd aus, um ſeinen Handel mit Aegypten zu erhalten. Auf einer dieſer Jagden behauptet Sultan Teima, an die Quellen des Nils in einem Feldzuge von drei Monaten ſtets in ſüdlicher Richtung gelangt zu ſeyn.

Der Sultan Teima, den wir ſpäter Gelegenheit hatten in Cairo kennen zu lernen, und dem wir theilweiſe die oben angeführten Einzelnheiten über die letzte Geſchichte Kordofals verdanken, hatte für Herrn König, einen gelehrten franzöſiſchen Orientaliſten, eine ſonderbare Skizze einer Charte von Dar-Fur und der Nilquellen übergeben. Wir fügten zu dieſem Werk das Fac-simile dieſer Skizze hinzu und begleiteten es, wenn wir uns dieſes Ausdruckes bedienen dürfen, mit einer faſt wörtlichen Ueberſetzung, indem wir die etwas *naiven* Zeichnungen des africaniſchen Prinzen durch geographiſche Formen erſetzten, die den europäiſchen Augen vertrauter ſind.

Dieß iſt die einzige Veränderung, die wir uns bei der Arbeit der künſtlichen Geographie erlaubten, von der man geſtehen muß, daß die Geodäſie nicht vollkommen mit den Angaben Burkhard's, Browne's ꝛc. übereinſtimmt. Wir glaubten dennoch es treu wiedergeben zu müſſen; größere Kenner mögen die Schwierigkeiten ausgleichen, welche die Arbeit des Prinzen von Dar-Fur bietet. Wir glauben, daß jenes Dokument, wie wir es gaben, nicht allein merkwürdig als etwas Seltenes bleibt, ſondern auch vielleicht wiſſenſchaftliches Intereſſe erregen kann.

---

*) Die Federn des männlichen Straußes ſind koſtbarer, wie die des weiblichen. Die Araber bewahren ſie in der Haut des Thieres auf. Jeder Strauß gibt ungefähr drei Pfund ſchwarze und ein halbes Pfund weiße Federn.

Sechszehntes Kapitel.

Omer Aga, Kaſchef von Debbeh, ſandte, ſobald er von unſerer Ankunft benachrichtigt war, uns ſeinen Malem entgegen, um uns zu empfangen. Der Empfehlungsbrief von Mahmud Bey verſchaffte uns eine ſchmeichelhafte Aufnahme. Voll Eifer, uns zu beweiſen, daß er eben ſo wenig, wie ſeine Kollegen, der neuen Civiliſation fremd ſey, ließ er einem Jeden von uns ein Glas Dattelbranntwein reichen, den wir zu ſeinem Erſtaunen kaum koſten wollten. Zum Glück für uns zeigte ſich die Gewohnheit des Türken bei ihm bald als überwiegend, und Pfeifen mit Kaffee gewannen die Oberhand.

Omer Aga war bei unſerer Ankunft mit der Abfaſſung einer Depeſche beſchäftigt, die er für Mahmud Bey über den Tod eines Soldaten entwarf, welcher allein in ein Dorf geſendet um das Eintreiben der Abgaben zu beſchleunigen, von den Einwohnern ermordet worden war. Wir glaubten hierüber unſer Bedauern ausdrücken zu müſſen, das er mit einem Lächeln auf den Lippen anhörte. Er dachte nämlich da weiter nichts, als an die Beute, die er durch die Expedition erhalten würde, welche den Tod des Unglücklichen rächen ſollte. „Einſt", ſagte er mit wahrhaft entzückter Miene, „lagerte ich mit einer Compagnie an einem Dorf der Bicharys. Dieſe Hunde von Beduinen griffen uns, wie ſie das zu thun pflegen, in der Nacht an, und tödteten ſechs Mann. Allein nach einigen Tagen rächten wir uns auf glänzende Weiſe, und ich bekam in der Angelegenheit einen Gewinn von mehr als 500 Piaſtern."

Wir verſuchten den einzigen Grund, den ein Mann von ſolchem Charakter verſtehen konnte, dem Omer Aga begreiflich zu machen, indem wir ihn auf das Deficit aufmerkſam machten, das bei Einziehung der Abgaben ſich nach Ermordung der Einwohner eines Dorfes für ihn ſich ergeben müſſe. „Bah!" gab er uns zur Antwort, „die Lebenden zahlen für die Todten; auch ſind dieſe Fellahs wie Gras, jemehr man es mäht, deſto ſchneller wächst es wieder heran.

Während wir uns mit dem Kaſchef unterhielten, kam ein junger, frei herumgehender Leopard in's Zimmer und fing, uns betrachtend, an zu brüllen. Omer

Aga nahm ihn auf den Arm und liebkoſte ihn, obgleich ſein Gebrüll ſich verdoppelte. Er forderte uns auf, daſſelbe zu thun, und verſicherte, das Thier beſitze außerordentliche Sanftmuth, die wir aber keine Luſt hatten zu erproben. Dann ließ er Hammeleingeweide kommen, worüber der Leopard ſogleich herfiel und ſie in die Ecken des Zimmers mit einer Grazie ſchleppte, die der Kaſchef nicht unterlaſſen konnte zu bewundern. Unſere Schiffer beendeten dieß ekelhafte Schauſpiel; ſie brachten uns einige Krokodilleier, die ſie im Sande gefunden, mit andern von durchaus ſphäriſcher Geſtalt und von der Größe der Taubeneier; wie man uns ſagte, waren es die einer großen Waſſereidechſe. Wegen der unbeſtimmten Erkundigungen, die wir über dieß Thier einziehen konnten, vermochten wir nicht zu beſtimmen, ob es die Eier des Nil-Tupinambis oder des geſternten afrikaniſchen Tupinambis waren, den man ohne Zweifel auch in dieſer Gegend antrifft. Das Krokodillei, etwas größer als das einer Gans, iſt in der Mitte weniger geſchwollen, wie andere, und an den Enden durchaus gleichgeſtaltet. Darf man den Eingebornen Glauben beimeſſen, ſo legt ſie das Krokodillenweibchen an vier oder fünf nicht weit von einander entfernten Orten, ordnet ſie ſorgfältig und bedeckt ſie mit Sand. Jede ſo bedeckte Lage enthält gewöhnlich 13 Eier. Sobald ſie aufgegangen ſind, führt die Mutter, welche den Augenblick erlauert, wo ihre Nachkommenſchaft aus dem Sande hervorkriecht, ihre Jungen in den Nil. Alsdann ſind die jungen Krokodille den größten Gefahren ausgeſetzt, beſonders von Seite der männlichen Krokodille, die ſie aus Gefräßigkeit, oder wie einige Naturforſcher meinen, aus Eiferſucht verſchlingen. Die großen Schwimmvögel, einige Fiſche und die Tapinambis freſſen ebenfalls die jungen Krokodille, woraus ſich die geringe Menge dieſer Thiere in der Gegend erklären läßt.

Als wir Dobbeh verließen, ſahen wir zum erſtenmal den Himmel mit Wolken bedeckt, allein der Wind trieb ſie bald nach Süden, und die frühere Heiterkeit des Himmels trat wieder ein.

Durch die Richtung des Nils, welcher hinter Debbeh nach Nordoſten fließt, ſind die Nordwinde, welche hier allein im Sommer wehen, der Schiffahrt hinderlich, deßhalb iſt das Schiffziehen nirgends ſo regelmäßig organiſirt wie hier. Die Scheikhs müſſen auf die genaue Befolgung der Befehle des Vicekönigs in dieſer Hinſicht wachen. Die Uferbewohner bilden von einer Sakie zur andern eine Art von Relais, die wegen der Bevölkerung und Bebauung des Diſtrikts nicht weit von einander entfernt ſind. Nähern ſich die Uferbewohner dem Ziele ihrer Beſtimmung, ſo laſſen ſie ein lang gedehntes, lautes Gekreiſch vernehmen; Andere eilen ſogleich herbei, ſo daß die Fahrzeuge ſelten aufgehalten werden.

Unſere Barabrahs baten uns, einige Stunden in Abdum anzuhalten, um die Durrah, die ſie als Taim in Dongolah erhalten hatten, in Mehl zu verwandeln. Die Weiber des Dorfes mußten dieſe etwas mühſame Operation ausführen. Sie zerquetſchten hierbei die Körner zwiſchen zwei Steinen, während ihre Männer ſich mit unſern Schiffern unterhielten. Mit Erſtaunen ſahen wir auch, daß die Weiber in dieſem Theile Nubiens den größten Theil der Arbeiten auf dem Felde übernehmen, im Gegenſatz von Aegypten, wo ihre einzige Beſchäftigung darin beſteht, die Wäſche im Fluß zu waſchen und das für den Haushalt nothwendige Waſſer in Krügen zu ſchöpfen. Wir ſahen ſie mit der Durrahärnte beſchäftigt, die zweimal jährlich in Nubien geſchieht; jede einzelne Ernte wird auch zweimal ausgeführt. Zum erſtenmal ſchneidet man nur die Aehren ab; iſt das Stroh durchaus trocken, ſo wird auch dieſes herausgeriſſen. Hierdurch wird es unverdorben erhalten; würde es mit den Aehren zugleich abgeſchnitten, ſo würden die Füße der Thiere, welche das Dreſchen ausführen, es zerquetſchen. Dieſelbe Art zu ernten hatten die alten Aegypter; man kann das in den Gemälden der Gräber von Gurrah und Eleithia ſehen. In einigen andern Diſtrikten ſahen wir, wie Aehre und Stengel zugleich abgeſchnitten, und dann von Weibern mit Stöcken ausgedroſchen wurden; allein dieſer Gebrauch iſt nicht allgemein.

Wir fuhren bei der Inſel Gnenatteh vorüber, deren Oberfläche beinahe ganz mit Trümmern bedeckt iſt, und von wo bei hohem Waſſerſtande das Holz in die unteren Diſtrikte ausgeführt wird. Allmählich verengte ſich der angebaute Strich am Flußufer. Dennoch erhoben ſich in kurzen Zwiſchenräumen auf der Wüſte Geſträuchegruppen von ſchöner Vegetation, ſo daß Oaſen die traurige Einförmigkeit jener unterbrechen. Nördlich erheben ſich Sandſteinberge am rechten Ufer. Bald zeigte ſich uns Deſſar mit ſeinen zerfallenen Mauern, mit Thürmen an den Ecken und von Schießſcharten durchbrochen. Die Mauern dieſer auf hohem Felſen gelegenen Feſtung ſind von großen Steinen, dem jetzigen Gebrauch entgegen, erbaut und deuten dadurch auf antiken Urſprung. Mitten unter den Trümmern erhebt ſich eine Granitſäule und beſtätigt, mit einem Kreuz auf dem Kapital geſchmückt, dieſe Meinung, denn in Nubien vermiſchen ſich die Spuren der chriſtlichen Religion mit dem Cultus des Oſiris und müſſen ſchon für Antiken gelten.

Das Schloß Hettareh, am linken Ufer etwas hinter Deſſur, war ebenfalls aus Steinen erbaut, aber ſpäter mit Lehm ausgebeſſert. Einige dicke Thürme ſind an den Ecken des Vierecks, in deſſen Mitte ſich ein Thürmchen in der Geſtalt eines Pylon erhebt. Das den Fluß beherrſchende Schloß liegt am Ende einer Hügelreihe, die ſüdweſtlich in die Wüſte dringt. Ein Schakyeh Melek vertheidigte ſich lange Zeit hier tapfer gegen die Mamelukken und dann gegen Ismail Paſcha. Beträchtliche Trümmer von Lehmſteinen umringen die jetzt aufgegebene Feſtung. Man könnte ſie leicht wieder in Vertheidigungsſtand ſetzen.

Günſtiger Wind führte uns in einigen Stunden nach Ambukon, wo der Kaſchef Mehemet Aga, bekannter unter dem Namen Deli Mehemet (Mehemet der Verrückte) kommandirt. Ein Courier Mahmud Beys, der den Tag vorher den Ort paſſirte, hatte ihn von unſerer Ankunft in Kenntniß geſetzt. Sobald die franzöſiſche Flagge, die auf unſerer Barke wehte, ſignaliſirt war, ſandte er uns Pferde, und wir ritten zu ſeiner Wohnung.

Der Kaſchef bewohnte ein großes, halb verfallenes Haus aus Lehmſteinen, das aber durch einen Wall gegen Ueberrumpelung geſichert war. Die Wohnung umringten ebenfalls Erdhäuſer von düſterem Ausſehen, wie man dergleichen im Lande findet. Unglücklicherweiſe können dieſe nicht lange dauern, denn ſie werden von einer ungeheuern Menge Ratten unterminirt, welche in ſolcher Zahl die Oberfläche des Bodens überſchwemmen, daß die Einwohner auf die Hoffnung, ſie ausrotten zu können, verzichteten, und erwarten, daß die Ueberſchwemmung ſie von dieſen unbequemen Gäſten erlöſen wird, welche um ſo ſchwieriger zu bekämpfen ſind, da die zahlreichen, den Boden durchfurchenden Spalten ihnen ſichere Zufluchtsorte bieten, aus denen nur die Fluthen ſie vertreiben können.

Nahe beim Dorfe Ambukon ſteht eine ziemliche Menge Santongräber von coniſcher Form, die im Lande ſehr gewöhnlich ſind. Von Weitem ſehen ſie aus wie unſere Kornmühlen. Das Innere dieſer Kegel enthält außer dem Grabe des Heiligen auch noch die Grabſtätte einiger Glieder ſeiner Familie; alle gleichen den Gräbern der Nubier.

Unter Allen, die uns im Orient bei ſich aufnahmen, hat Niemand eine ſo offene und großmüthige Gaſtfreundſchaft gegen uns geübt, wie Deli-Mehemet. Dieſer treffliche Mann erwartete uns auf ſeinem Divan. Seyd willkommen, lieben Freunde, rief er uns zu, ſobald er uns erblickte. Gott und dem Paſcha, dem mein Kopf gehört, ſey Dank, ich befinde mich hier in angenehmer Lage, und die Fremden, welche mein Gebieter mir empfiehlt, ſind für mich Brüder. Befehlt, mein Haus iſt das Eure.

Das Geſpräch kam bald auf die Merkwürdigkeiten des Landes, und der Kaſchef hatte uns nach einander einige Pantherfelle, Straußeneier und Curbachs von beſonderer Güte gezeigt, die er aus Scherdy hatte kommen laſſen, und deren Schönheit wir bewunderten. Ein ſchöner Affe aus dem Geſchlecht der Kallitrichen, der um uns herumſprang, ſetzte ſich auf unſre Schulter. „Er freut ſich“, ſagte der Kaſchef, „weil er ſieht, daß er ſeinem neuen Herrn gefällt.“ Dann wandte er ſich zu einem ſeiner Leute mit den Worten: Geh, und trag dies Alles in die Barke meiner Freunde.

Vergebens ſuchten wir die Geſchenke abzulehnen. „Geh“, ſagte er zu ſeinem Sclaven, „und vollführe ſchnell meine Befehle; und Ihr meine Brüder“, wendete er ſich zu uns, mit Zuneigung uns die Hand drückend, „Ihr werdet mir gewiß nicht den Schmerz verurſachen, abzuſchlagen, was ich mit ſo vielem Vergnügen Euch anbiete.“

Die großmüthige Freundſchaft Deli-Mehemets brachte uns in ſolche Verlegenheit, daß wir keinen Wunſch zu äußern, und nicht einmal eine Frage wagten, die dergleichen hätte argwöhnen laſſen. Es war uns aber viel daran gelegen, Nachrichten über die Thiere der Wüſten zu erhalten. Der Kaſchef ließ ſogleich einen Scheikh vom Stamme der Gararveh kommen, einen der gewandteſten Jäger des Landes, denſelben, welcher die vor einigen Jahren nach Europa gebrachten Giraffen einfing *). Der Scheikh machte ſich verbindlich, mit mehren Leuten ſich

---

*) Die erſte von Levaillant vor einem halben Jahrhundert nach Europa gebrachte Giraffe machte ſolches Aufſehen, als wäre das Thier gänzlich unbekannt geweſen. Man muß ſich um ſo

in die Wüſte zu begeben und alle Thiere, die er fangen könne, lebend oder todt uns zu überbringen *).

Seli Mehemet bot uns Pferde an, um ſelbſt dieſer Jagd zu folgen, und nach einigem Bedenken beſchloſſen wir, den Scheikh zu begleiten.

Wir verließen Ambukon gegen Abend. Unſere kleine Caravane beſtand aus dem Scheikh und vier Jägern mit Lanzen und Säbeln, auf trefflichen, an dergleichen Rennen gewöhnten Pferden. Fünf andere Araber folgten mit Kameelweibchen, die mit Geräthen und beſonders mit Waſſerſchläuchen beladen waren.

Gegen Mitternacht hielten wir an. Unſere Leute, nachdem ſie in der Schnelle ein einfaches Mahl bereitet, zogen aus einem kleinen Sack die Kaffeekanne, Taſſen und gemahlenen Kaffee, ſo daß Jeder, bevor er zum Schlaf ſich niederlegte, eine Taſſe trinken konnte. Beim Anbruch der Morgenröthe beſtiegen wir unſere Pferde, und unſere Jäger drangen vor, die Spuren des Wildes zu ſuchen. Der Tag verging in ermüdendem Rennen, die Luft war durchaus windſtill und die Hitze erdrückend. Der Scheikh aber war mit dieſem Wetter außerordentlich zufrieden, denn er hielt es für das günſtigſte, das Wild zu ermüden und zu überwältigen weil es durch die Sonnengluth ſchon erdrückt ſeyn müſſe.

Die Wüſte, die wir durchritten, iſt nicht ſo öde und traurig, wie die zwiſchen Wady Halfah und Dongolah. Inmitten der Thäler, die dicht auf einander folgten, verliehen der Tamaria, die Acacie, der Hegleg (Balanites aegyptiaca), die Nebkebé (Zizyphus spina Christi) und ein wenig Grün der Gegend einige Abwechſelung. Auch iſt die Erde oft mit duftendem Graſe bedeckt, welches die Araber Hamareib nennen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang zeigte uns der Führer der Caravane die Spuren einer Giraffe, die mit ihren Jungen eine ſüdweſtliche Richtung eingeſchlagen hatte. Bald darauf bemerkten wir in anderer Richtung die Spuren noch friſcher, und unſere Araber verſicherten uns, die Giraffen hätten einige Stunden vorher hier gehen müſſen. Bei dieſer Nachricht vergaßen wir die Mühſeligkeiten des Tages und folgten im ſtarken Trott dem friſchen Eindruck der Spuren. Bald waren wir beim Einbruch der Nacht einem kleinen Akaziengehölz nahe, wo der Scheikh beſchloß, die Caravane halten zu laſſen.

Sobald der Tag anbrach, ſtiegen wir wieder zu Pferde, und unſere Araber zerſtreuten ſich rechts und links, um die Giraffen einzuſchließen, die ſie in dem kleinen Akaziengehölz vermutheten. Bald hörten die Thiere ungeachtet der Stille, womit wir näher kamen, den Schall unſerer Schritte, und wir ſahen, wie ſie die

---

mehr darüber wundern, daß dieß Thier gänzlich vergeſſen war, da ein lebendes Exemplar ſich unter den Geſchenken befand, die der Sultan von Aegypten an Lorenzo von Medicis 1487 ſandte. Auch mehre ältere Reiſende, beſonders der Herr Daramont, franzöſiſcher Geſandter bei Soliman II., welcher ſie in Cairo ſah, haben ſie ſehr genau beſchrieben.

*) Im Diſtrikt von Ambukon werden die Giraffen ſeltner, ſeitdem die Aegypter ſie häufig jagen. Auf dem Wege von Debbeh nach Obeyed ſind ſie häufiger.

Bäume verließen, um über die Wüſte zu fliehen. Die Jäger ſetzten ihre Pferde ſogleich in Galopp unter lautem Geſchrei. Zuerſt gewannen die Giraffen einen ziemlichen Vorſprung, allein nach einer halben Stunde verkleinerten ſich ihre Sprünge. Die jüngſte, welche nur einige Monate alt zu ſeyn ſchien, war bald erreicht. Zwei Araber warfen ihr mit vieler Gewandtheit einen Mantel über den Kopf, und während ſie, geblendet durch dieſen Lazo von neuer Art, ſich loszumachen ſuchte, ſprangen unſere Araber vom Pferde, banden ihr die Beine und ſetzten dann die Verfolgung der Mutter fort. Bald kamen die Kameelweibchen herbei; ihre Führer ſuchten ſie zu melken und die Milch der Giraffe zum trinken zu geben; hierauf banden ſie ihr die Füße zuſammen und legten ſie auf ein Kameel, das ſogleich nach Ambukon zurückkehrte.

Als dieſe Anſtalten beendet waren, fingen wir wieder an, den Spuren der Jäger zu folgen und erreichten ſie wieder nach vierſtündigem Ritt. Da ſie die große Giraffe nicht wie die erſtere fangen konnten, entſchloſſen ſie ſich, dieſe mit Lanzenſtichen zu tödten. Hierauf ward das erlegte Wild zerſchnitten und auf die Kameele geladen, um es auf dem Bazar von Ambukon zu verkaufen. Ein Stück von dieſem Fleiſch ließen wir für uns röſten; es war ſchwarz, zähe und dem Kameelfleiſch durchaus an Geſchmack ähnlich.

Durch dieſen erſten Erfolg ermuthigt, wollten die Araber die Jagd fortſetzen, allein wir widerſetzten uns dieſem Vorhaben und entſchieden ſie durch eine kleine Entſchädigung zur Rückkehr nach Ambukon. Als aber Einer von ihnen uns ſagte, bei der Verfolgung der Giraffen habe er die Spuren von Straußen entdeckt, entſchloſſen wir uns, ein waldiges Thal zu durchforſchen, das von unſerer Straße nicht weit entfernt lag.

Bald darauf begannen zwei Strauße, und ſogleich noch drei andere vor uns zu fliehen. Die Hitze und Windſtille begünſtigten dieſe Jagd, welche beim Wehen des Windes unmöglich wird, denn der Strauß fängt dann den Wind mit ſeinen Flügeln auf und flieht mit ſolcher Schnelle, daß die beſten Pferde ihn nicht erreichen können. Unglücklicherweiſe konnten die unſern, ſchon ermüdet, nicht ſchnell genug laufen, und waren von Zeit zu Zeit genöthigt anzuhalten, um Athem zu ſchöpfen und zu trinken. Sobald die Strauße bemerkten, daß wir anhielten, lauerten ſie wieder, und begannen wieder zu laufen, ſobald ſie ſahen, daß wir ſie wieder verfolgten. Endlich nach zwei Stunden war einer zurückgeblieben; wir erreichten ihn und der Scheikh hieb ihm mit dem Säbel den Kopf ab. Einige Baumzweige wurden ſogleich angezündet; das Fett des Straußes ward von unſern Leuten geſchmolzen und in der Halshaut des Thieres aufbewahrt. Die Araber eſſen gern das zarte Fleiſch des Vogels, deſſen Fett zu Ragouts und bisweilen auch als Linderungsſalbe gebraucht wird.

Auf unſerer Heimkehr ſahen wir auch zwei Straußenneſter, wovon jedes ungefähr 20 Eier enthielt, und mit einem kleinen Kreis von Sand umringt war. In dem einen waren mehre Eier zerbrochen. Unſere Araber behaupteten, dieß ſey durch Raubvögel geſchehen, und verſicherten uns, ſie hätten oft geſehen, wie

Geier über Straußenneſtern aufſtiegen und große Steine hineinfallen ließen um die Eier zu zerbrechen, die ihnen alsdann zur Nahrung dienen. Die Sonnenwärme genügt, die Eier auszubrüten. Von dem Neſt entfernt ſich die Mutter nur ſelten und ſchützt ihre Jungen gegen die Thiere, welche ihnen bei der Geburt gefährlich ſind. Können die Jungen laufen, ſo beſchützt ſie der männliche Strauß bis ſie ſtark genug ſind, ſich ſelbſt zu vertheidigen.

Die Araber jagen auch zu Pferde, mit Lanze und Säbel, Leoparde, Luchſe und einige andere reißende Thiere. Dieſe Thiere fürchten die Hitze des von der Sonnengluth erwärmten Sandes und fliehen, verfolgt, um Schatten zu ſuchen, von einem Baum zum andern, bis ſie dem Durſt und der Müdigkeit erliegen. Affen, Mufflons, Stachelſchweine und einige Antilopenarten werden mit Windhunden aus Dar-Fur gejagt; allein dieſe Jagd hat wenig Erfolg, denn die Affen retten ſich auf Bäume, die Mufflons auf ungangbare Felſen und die Stachelſchweine in ihre Erdlöcher. Die Hunde ſind auch ſehr ſelten. In Nubien kann nur die Raçe der Windſpiele von Dar-Fur leben, denn alle aus Aegypten eingeführten Jagdhunde ſterben nach kurzer Zeit an einer Leberkrankheit. Hyänen, und hauptſächlich die gefleckten, werden in Schlingen gefangen, welche aus elaſtiſchen, mit Sand bedeckten Körben beſtehen, woran kleine Stricke mit Stöcken gebunden werden. Die Pfote der Hyäne bleibt im Korbe ſtecken, welchen das Thier mitnimmt. Sobald es aber fliehen will, werden ihm die Stöcke hinderlich und die Jäger nehmen es mit Leichtigkeit gefangen. Auf die Löwenjagd gehen die Araber ſeltener aus, denn einige Menſchen und mehre Pferde fallen gewöhnlich als Opfer.

In der Nacht des dritten Tages ſchliefen wir unter dem gaſtlichen Dach Deli-Mehemets, wo unſere junge Giraffe ſchon vorher angelangt war.

Nur mit Mühe konnten wir uns am nächſten Abend den Freundſchaftsbeweiſen Deli-Mehemets entziehen, der uns durchaus einige Tage in ſeinem Hauſe zurückhalten wollte. Als wir zu unſerer Barke zurückkehrten, ſchickten wir ihm einige Piſtolen mit Pumpenſtöcken, die er mit unausſprechlicher Freude empfing. Er kannte dieſe Waffen nur vom Hörenſagen, und das Geſchenk war ihm deßhalb von höchſtem Werth. Auch erhielten wir bald als Gegengeſchenk zwei Hammel und Lebensmittel aller Art, worunter ſich ein Fiſch befand, deſſen Namen wir nicht erfahren konnten, und deſſen ſafranfarbenes Fleiſch eine köſtliche Speiſe bot.

Im Augenblick wo wir abſegeln wollten, kam unſer Mahmud, der ſchon ſeit einiger Zeit kränkelte und deßhalb während unſerer Jagd in Ambukon hatte bleiben müſſen, herbei, und ſagte uns im Geheimen, ein Schakyeh-Araber, ein furchtbarer Bandenchef zur Zeit der Eroberung Ismails, der gegenwärtig von der ägyptiſchen Regierung beunruhigt werde, bäte uns, ihn bis Hannek mitzunehmen. Schon die Menſchlichkeit verbot uns, dieß ihm zu verweigern; wir gewährten ihm ſeine Bitte aber mit um ſo größerem Vergnügen, da wir von ihm einige Einzelnheiten über die Kämpfe Mehemet Ali's mit den Schakyehs zu vernehmen hofften. Auf ein Zeichen unſers Dollmetſchers kam der arme Araber aus einem Dorngeſträuch hervor, wo er ſich, unſere Antwort erwartend, niedergeduckt hatte.

Er war ein Mann von weniger als 40 Jahren, bemerkenswerth durch den wilden Ausdruck ſeiner magern Geſichtszüge. Ein braunes, abgetragenes Hemd bedeckte kaum ſeine nervigen Glieder; ſeine Arme, deren Kraft er mit Vergnügen zu zeigen ſchien, waren nackt. Das ungewiſſe Lächeln ſeiner dünnen Lippen, ein ſeiner Raçe eigenthümlicher Zug, war beinahe convulſiviſch und zeigte ſeine weißen ſpitzen Zähne, ähnlich denen eines reißenden Thiers. Ein brennendes, halb verſchleiertes Auge gaben dieſer africaniſchen Phyſiognomie den Ausdruck tiefer Verſtellung und unbändigen Stolzes. Wir baten ihn, ſich neben uns zu ſetzen; er that dieß ohne zu antworten, als hätte er uns nicht verſtanden. Wir hatten aber bald Urſache zu beſorgen, unſere Gefälligkeit könnte ihm nachtheilig werden.

Wir ſpannten die Segel auf, als Deli-Mehemet ſelbſt an das Ufer eilte, um, wie er ſagte, uns wegen des prächtigen Geſchenks zu danken, uns Lebewohl zu ſagen und die Abſchiedspfeife zu rauchen. Er führte zugleich einen ſeiner Leute mit ſich, uns zu begleiten und darauf zu achten, daß die Uferbewohner, die unſer Fahrzeug ins Schlepptau nehmen ſollten, uns nirgends aufhielten.

Die Gegenwart des Schakyeh, den er Anfangs nicht bemerkte, ſchien ihn zu verwundern. Er warf ihm einen fragenden Blick zu und ſah uns hierauf an, als wünſchte er die Urſache unſers Schutzes zu wiſſen; dann wartete er einige Augenblicke und rauchte ruhig die Pfeife, die ihm Mahmud reichte. Als er aber ſah, daß der Araber hartnäckig in derſelben Stellung blieb, nahm er ſeine Pfeifenſpitze langſam aus dem Munde und ſprach ernſt ein „Selam Aleikum“ aus, das der Araber eben ſo ernſt mit »Aleikum Selam« erwiederte. Vielleicht hatte der Kaſchef keine beſonderen Inſtruktionen hinſichtlich des Schakyeh, oder deſſen Aufenthalt in unſerer Barke war für ihn Anſpruch auf Unverletzbarkeit; kurz, die ganze Zuſammenkunft, deren Folgen wir Anfangs fürchteten, beſchränkte ſich auf dieſen Gruß.

Der Kaſchef verließ uns bald, allein der Mann, den er uns zurückließ, erfüllte ſo eifrig ſeinen Auftrag, daß wir die ganze Nacht glücklich weiter ſchifften und am nächſten Tage uns in Korti, einem frühern Biſchofſitz Nubiens, befanden, der gegenwärtig als ein unbedeutender Flecken den Diſtrikt Ambukol begränzt. Eine dicke Steinmauer, die bis an den Rand des Ufers ſich erſtreckt, bezeichnet in Korti die Gränze von Dongolah und des Landes der Schakyeh, welche ungefähr vor einem Jahrhundert bis dorthin zurückgedrängt wurden. Vor dieſer Zeit reichte die Provinz der Schakyeh nicht über die Gebirge von Degga hinaus.

Von den nubiſchen Völkern ſetzten allein die Schakyeh der ägyptiſchen Eroberung einen ernſten Widerſtand entgegen. Sitten, kriegeriſche Gewohnheiten, ihr hoher Wuchs, ihre weniger braune Haut und der arabiſche Schnitt ihres Geſichts, laſſen ſie leicht von den nubiſchen Raçen unterſcheiden. Ihre ſchönen und muthigen Frauen ſollen verdorbene Sitten haben.

Die Gaſtfreundſchaft der Schakyeh iſt berühmt; nie erlitt ein Fremder, der

Salz und Brod mit ihnen theilte, eine Beleidigung. Man hält ſie jedoch für betrügeriſch, für mehr eigennützig wie eiferſüchtig, für abergläubiſch und für nachläſſig in der Beobachtung der Gebräuche des Iſlam. Ungeachtet der Knechtſchaft, welche ſie nach der ägyptiſchen Eroberung erdulden, hat ihr kriegeriſcher Charakter ſich nicht verändert, und die Erinnerung an die Grauſamkeit, womit die Invaſion begleitet war, entreißt ihnen noch immer Thränen. Die Hoffnung auf Rache in naher oder entfernter Zeit mildert für dieſe Männer den Schmerz der verlornen Freiheit, und ihre Liebe zur Unabhängigkeit erwartet vielleicht nur eine günſtige Gelegenheit, um auf's Neue ſich zu zeigen. Sie ſuchen ſich noch täglich durch kriegeriſche Geſänge zu erhitzen, die ſie an die Zeit ihres Ruhmes erinnern.

Früher bewaffneten ſie ſich mit einem länglichen Schild von Elephanten- oder Hippopotamushaut, mit einem langen, geraden, zweiſchneidigen Schwert und drei oder vier Lanzen, deren ſie ſich als Wurfgeſchoſſe bedienten, und die ſie ziemlich weit mit außerordentlicher Gewandtheit fortſchleuderten. Einige trugen auch Bogen und Pfeile, die ſie mit Schlangengift und dem Safte einiger Pflanzenarten vergifteten. Allein dieſe Waffen ſind gegenwärtig ſehr ſelten geworden. Luntenflinten, die einige Oberhäupter von Dſchedda aus erhielten, ſind ebenfalls faſt ganz verſchwunden.

Der Unterricht iſt bei den Schakyehs allgemeiner als in den benachbarten Provinzen. Deßhalb kommen junge Leute aus Dongolah, Berber und ſelbſt aus den entfernteſten Provinzen häufig hierher und wenden ſich an einen Faky, der ihre Erziehung übernimmt. In mehren Dörfern gibt es öffentliche Schulen, wo die Kinder die Grundſätze der Religion, Leſen, Schreiben und Rechnen lernen.

Die Schakyeh ſprechen hauptſächlich arabiſch, allein ſie haben auch ihre beſondere Sprache, die ſich von der Mundart der Dongolawy und der Einwohner von Makaß durchaus unterſcheidet. Dieſe Sprachen ſind ſanft, aber nicht wohlklingend, und die meiſten Nubier ſprechen ſie alle. Daher rührt die ungeheure Schwierigkeit, ein Wörterbuch der einzelnen zu verfertigen, denn die Nubier entlehnen die Wörter für Gegenſtände, die ſie bezeichnen wollen, aus allen dieſen Sprachen ohne Unterſchied und ohne diejenige anzugeben, die ſie im Augenblick des Sprechens benutzen.

Der Handel mit Sennaar bringt unter die Schakyeh wieder einigen Wohlſtand hervor, nachdem der frühere durch den Angriff der Aegypter gänzlich verſchwunden war. Weizen und Durrah werden von ihnen in bedeutender Menge nach Dſchedda über Schakin, einem Hafen des rothen Meeres, der zwölf Tagereiſen von ihrer Gränze entfernt liegt, ausgeführt.

Die Schakyeh, reich an Vieh und andern Produkten, bildeten einſt eine kleine von drei Meleks regierte Republik. Dieſe reſidirten in Korte, Hanneck und Merauy, und hatten mehre Scheikhs unter ihrem Befehl. Die Bevölkerung beſtand aus zwei durchaus geſchiedenen Racen. Die der Nubah wohnte an den Flußufern und trieb Ackerbau; ſie wurden von der andern, den Schakyeh-Arabern, verachtet, und in einer Art Sclaverei gehalten. Dieſe wohnten großentheils in der Wüſte und führten ein Beduinenleben. Sie ſtammen von einem arabiſchen Beduinenſtamm, der aus Hedſchaz nach Nubien auswanderte und in der Gegend von Scherdy ſich niederließ.

Dieſe Araber erkannten lange Zeit die Oberherrſchaft des Königs von Sennaar an. Allein als dieß Königreich gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zergliedert ward, machten ſich die drei Meleks, welche zuſammen 3000 Reiter und 12,000 Infanteriſten bewaffnet in's Feld ſtellen konnten, unabhängig. Sie waren mitunter gegen einander feindlich, gaben aber ſtets ihre eigenen Streitigkeiten auf und vereinigten ſich, ſobald ein gemeinſchaftlicher Feind ſie bedrohte.

Dieſe Einigkeit, ihre anerkannte Tapferkeit, ihr kriegeriſcher, unruhiger Charakter, die Zahl ihrer Pferde, machten die Schakyeh ihren Nachbarn furchtbar. Weithin ſandten ſie Banden aus, die Caravanen zu plündern; die Provinzen Berber, Dongolah, Dar-el-Hadſchar mußten unaufhörlich unter ihren Angriffen leiden, und der ihnen vorangehende Schrecken ward ſo groß, daß mehre wichtige Ortſchaften der Gegend von ihren Einwohnern verlaſſen wurden.

Als die Trümmer der Mamelukken, welche dem Gemetzel von Cairo entgangen waren, 1812 eine Zuflucht in Dongolah ſuchten und Marakah zum Hauptort erwählten, trugen die Schakyeh, welche gewiſſermaßen Herren des Landes waren, kein Bedenken, dieſe unbequemen und gefährlichen Gäſte anzugreifen. Allein ungeachtet ihrer Tapferkeit und ihrer Gewandtheit als Cavalleriſten wurden ſie oft beſiegt, und vielleicht hätten ſie ſich unter das Joch der Mamelukken beugen müſſen, wenn der Marſch der ägyptiſchen Truppen unter Ismail Paſcha ſie nicht genöthigt hätte, einen Augenblick ſich mit den alten Gegnern zu vereinen, um dieſem neuen Angriff, der ſie beide bedrohete, zu widerſtehn.

Dießmal konnte das Schickſal des Kampfes nicht lange zweifelhaft bleiben; die Feuerwaffen mußten Feinde überwinden, die nur Muth und Lanzen ihnen entgegenſtellen konnten. Das Heer der Schakyeh, überraſcht, von der Artillerie niedergeſchmettert, zerſprengt, ſo oft es mit dem ägyptiſchen zuſammentraf, mußte überall weichen. Der Sohn des Vicekönigs ward überall von den benachbarten Bevölkerungen, die von den Schakyehs ſo viel hatten leiden müſſen, als Befreier mit Enthuſiasmus aufgenommen; dieſe hatten wirklich von Seite des Siegers keine ſo erdrückende Tyrannei zu befürchten, wie ſie ſo lange von den Schakyehs hatten dulden müſſen.

Ismail, als er das Land unterworfen hatte, verlangte die Auslieferung der Waffen und Pferde, auf welchen letzteren hauptſächlich die Kraft der Schakyehs beruhte. Er zwang ſie auch, auf ihre kriegeriſchen Gewohnheiten zu verzichten und Ackerbau zu treiben.

Die eroberten Provinzen wurden von Aegypten in Gouvernements und Diſtrikte eingetheilt und Mudirs und Kaſchefs anvertraut. Dieſe Beamten können nur aus dem Heere und unter Türken gewählt werden. Die Mudirs haben unter ihrem unmittelbaren Befehl ein Truppencorps, das ſtark genug iſt, einen Aufſtand ſogleich zu unterdrücken. Die Kaſchefs haben nur ſo viel Soldaten in ihrer Nähe, als erforderlich ſind, die Polizei des Landes zu beſorgen, den Ackerbau zu beaufſichtigen und die Abgaben einzutreiben.

Die Meleks, welche ſo klug waren beim Herannahen der Aegypter ſich zu unterwerfen, erhielten als Belohnung eine Art Aufſicht über den früher ihnen unterworfenen Diſtrikt. Sie üben das Amt eines Richters für gewöhnliche Fälle und erheben die Abgaben unter Aufſicht des Mudir, der ſie nach Belieben abſetzen kann. Einige erhielten Aemter in andern eroberten Provinzen. Diejenigen, welche den Aegyptern zu widerſtehen verſuchten und ſo glücklich waren ihren Kopf zu retten, ſind gänzlich zu Grunde gerichtet und den unbedeutendſten ihrer ehemaligen Unterthanen gleich geſtellt. Ihr Einfluß auf die Bevölkerung iſt aber noch unvermindert und es erleidet keinen Zweifel, daß ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit das Volk, welches unter dem jetzigen Joche knirſcht, leicht zum Aufſtande bringen. Der Tod Mehemet Ali's wird vielleicht das Signal dieſer Revolution, die wahrſcheinlich auf längere Zeit den Europäern dieſe bis jetzt noch ſo wenig bekannten Gegenden verſchließen wird.

Die Hälfte des Tages war verfloſſen, ohne daß unſer neuer Reiſegefährte ein einziges Wort ausſprach. Kaum entriſſen ihm unſere Fragen einige kurze Antworten. Er kauerte zuſammen bis auf die Ferſen, neigte das Haupt auf die Bruſt, ſchloß die Augen, als ſey er tief in Nachdenken verſunken, und drehte nachläſſig zwiſchen den Fingern einen Roſenkranz, der eine ganze Nacht auf der heiligen Kabeh in Mekka gelegen hatte.

Als wir über Korti hinaus waren, und nachdem der Mann, den Deli-Mehemet uns mitgegeben hatte, verſchwunden war, ward Scheikh Muſſad, denn ſo hieß unſer Gaſt, allmälich geſprächiger. Wir nahten uns dem Berge Degga, der im Lande durch den Sieg Ismail Paſchas über die vereinten Streitkräfte der Schakyeh berühmt geworden iſt. Steinhaufen, die einſt die Gränze der Provinz bezeichneten, ſind jetzt ein Denkmal des Schlachtfeldes. Nahe dabei erblickt man die Trümmer eines Dorfes mit dem Namen des Berges.

Beim Anblick der ſtummen Einſamkeit der Trümmer floß dem armen Muſſad eine Thräne die Wangen herab. Unter den brennenden Hütten waren ſeine Frau und ſeine Kinder vor ſeinen eigenen Augen geſtorben. „Hier“, rief er aus, „hat die Hand Gottes die Schakyeh ſchwer getroffen!“ Allmälich wurden wir vertraut und erhielten von ihm Nachrichten über jenes Gefecht, den einzigen ernſtlichen Kampf, welchen das ägyptiſche Heer zu beſtehen hatte.

Die Schakyeh in Korti geſchlagen, vereinten alle ihre Streitkräfte in Degga, um die Aegypter nach Dongolah zurückzutreiben; ſie begannen das Gefecht mit Schleudern, dann ſtürzten ſie ſich mit mehren Lanzen bewaffnet auf den Feind, den ſie bald durch einen Regen von Wurfgeſchoſſen zum Weichen zwangen. Die ägyptiſche Artillerie begann zu feuern und die Schakyeh rückten, durch ihre Scheikhs angefeuert, die ihnen verſprochen hatten, durch Talismane ſie unverwundbar zu machen, muthig vorwärts, wie ſehr auch das Kartätſchenfeuer ſie niedermähte.

Das Blutbad ward furchtbar. Die Frauen veranlaßten zuerſt die Niederlage. Nach der Landesſitte befanden ſie ſich in geringer Entfernung vom Schlachtfelde, um durch ihr Geſchrei die Männer zu ermuthigen. Plötzlich ergriff ſie paniſcher Schrecken; ſie ſtürzten ſich unter ihre Männer, drängten ſie zur Flucht und ſuchten ſie mit ſich fortzureißen.

Nach drei Stunden erbitterten Kampfes zogen die Schakyeh ſich in das Dorf Degga zurück, und ein neuer Kampf begann ſogleich. Die Aegypter, nachdem ſie die erſten Häuſer genommen, zündeten es an, und ſogleich ſtand das ganze Dorf n Flammen. Mehr als tauſend Araber jeglichen Alters und Geſchlechts ſtarben n den Flammen. Eine gleiche Zahl fiel auf der Flucht unter den Säbeln der Cavallerie, die ſie von allen Seiten umringte. Einer kleinen Zahl gelang es, die Wüſte zu erreichen. Mehre Verwundete ſchleppten ſich auf die rauchenden Trümmer, um unter den Leichen ihrer Freunde zu ſterben.

Am nächſten Tage ſtürzten ſich die Aegypter auf die Leichen, um ihnen die Ohren abzuſchneiden, da Ismail ihnen 25 türkiſche Piaſter (8 Fr.) für jedes Paar verſprochen hatte. Selbſt die Gefangenen mußten die Verſtümmelung erleiden. „Gott iſt groß", ſetzte Muſſad hinzu, „was vom Schickſal beſchloſſen war, iſt geſchehen. Der Herr der Welt, der König der Könige, handelt ſtets gerecht."

Einige Tage nach der Schlacht fiel die Tochter des Melek Ziber in die Gewalt Ismails. Der ägyptiſche Prinz, weit davon entfernt, die geringſte Beleidigung gegen ſie ſich zu erlauben, ſchickte ſie mit Geſchenken ihrem Vater zurück; dieſe berechnete Großmuth blieb nicht ohne Wirkung. Melek Ziber unterwarf ſich dem Paſcha, und andere Oberhäupter folgten ſeinem Beiſpiel. Unter ihnen befand ſich Nair, der Melek von Scherdy, bekannter unter dem Namen Nemr (Tiger), den ihm ſeine Unerſchrockenheit erwarb. Er erſchien an der Spitze von 300 Mann, unterwarf ſich und küßte die Hand des Siegers.

Nach einigen Monaten vertheilte Ismail, deſſen ſiegreiche Waffen bis über Sennaar hinaus keinen Widerſtand gefunden hatten, ſein Heer in den eroberten Provinzen und war im Begriff nach Aegypten zurückzukehren. Die Ankunft des jungen Paſcha veranlaßte in Scherdy Feſte, woran die ganze Bevölkerung Theil nahm. Alles ſchien eine ruhige Zukunft zu verbürgen, als jener Melek, von dem Ismail die Bezahlung von 20,000 ſpaniſchen Piaſtern (110,000 Fr.) und 2000 Sclaven binnen fünf Tagen verlangte, um einen Aufſchub bat. Der ägyptiſche Prinz ſchlug ihm mit der Pfeife in's Geſicht und ſchwur, ihn pfählen zu laſſen, wenn er die Forderung nicht pünktlich vollführe.

Dieſe Beleidigung entſchied Ismail's Schickſal. Nemr verbiß ſeine Wuth und kam noch einige Tage lang zu Ismail, *die Hand zu küſſen, die er bald abzuhauen hoffte.* Er dachte nur an Rache. Der Melek Muſſaat, der lange Zeit den Aufforderungen des Nemr zum Aufſtande widerſtanden war, vereinte ſich mit ihm, den Schlag vorzubereiten.

Die Gelegenheit zeigte ſich ſchneller, wie ſie hoffen durften. Auf des Melek Einladung verließ Iſmail ſein Fahrzeug und begab ſich in die Stadt, wo Alles bereit war ihn zu empfangen, wie der Melek ihm die Verſicherung gab. Unter dem Vorwande, Futter für die Pferde des Paſchas einzuſammeln, hatte man eine große Menge trockener Durrahſtengel um das palaſtähnliche für ihn errichtete Haus angehäuft. Iſmail, unbekannt mit der drohenden Gefahr, wollte ſeine Abreiſe durch ein Feſt feiern. Während er, von wenigen Wachen beſchützt, ohne Furcht den Freuden der Tafel ſich hingab, verſammelte ſich eine Menge Weiber und Männer um ſeine Wohnung. Reichlich unter die Soldaten vertheilter Bilbil hatte dieſe außer Stand geſetzt, über die Sicherheit ihres Herrn zu wachen, als plötzlich die ägyptiſchen Truppen auf ein Signal von allen Seiten angegriffen wurden. Auf den Palaſt des Paſcha richtete ſich hauptſächlich die Wuth der Angreifenden. Iſmail vernahm das Geſchrei ſeiner erwürgten Mamelukken; er ſchloß ſich, Hülfe erwartend, in ſeinen Divan ein und vertheidigte ſich muthig. Hierauf ergriff Nemr einen Feuerbrand und zündete den Palaſt an. Das Volk ſtieß wüthend ein Freudengeſchrei aus, als es den erſten Schein der Flammen erblickte; Männer, Weiber, Kinder häufen brennbare Stoffe um den Palaſt an, um ſeine Zerſtörung zu beſchleunigen. Die Aegypter, berauſcht, ſuchen vergeblich durch die Flammen zu dringen, der Palaſt iſt bald nur ein ungeheurer Scheiterhaufen, der über dem halb verbrannten Leib des Prinzen zuſammenſtürzt.

Zugleich brach der Aufſtand auf dem entgegengeſetzten Ufer in Metamma aus, wo Melek Muſſa, der Onkel unſers Schakyeh, das übrige Gefolge Iſmail's niederhieb. Nur wenige Türken, die ſich in das Haus des Faky Neva retteten, entgingen dem Blutbade.

Iſmail's entſtellter Leichnam ward von einem Kaufmann mit Geld ausgelöſt und nach Aegypten gebracht. Sein Arzt, der durch Grauſamkeit bei den Einwohnern beſonders verhaßt geworden war, ward gefangen genommen und hatte Urſache zu bedauern, daß er dem Schickſal ſeines Herrn entgangen war. Zuerſt riß man ihm alle Zähne aus, die als Präſervative gegen Krankheiten ſorgfältig in ledernen Beutelchen aufbewahrt wurden. Dann mußte er dieſelbe Todesſtrafe erleiden, wozu er früher ſo viele Unglückliche verurtheilt hatte. — Er ward gepfählt.

Bei der Nachricht dieſes Unglücks eilte der Defterdar Mehemet Bey, welcher durch Grauſamkeit ſchon berüchtigt war, von Kordofal herbei, um den Tod ſeines Schwagers zu rächen. Dieß Ungeheuer verſprach den Manen Iſmails 20,000 Köpfe, und opferte eine noch größere Zahl. Nemr führte zahlreiche Schaaren und hatte vielleicht das kleine Heer des Defterdars in einzelnen Gefechten aufreiben können, allein er hatte die Unvorſichtigkeit, eine Schlacht in offenem Felde zu liefern. Seine undiſciplinirten Maſſen ohne Feuerwaffen konnten den türkiſchen Truppen nicht widerſtehen, und Nemr ward beim erſten Zuſammentreffen total geſchlagen.

Der Sieg des Defterdar war das Signal zum Morden, das er ſelbſt leitete. Weiber, Kinder, Greiſe fanden keine Gnade. Todesſtrafen aller Art wurden erſonnen und länger als einen Monat trugen Henker Tod und Verzweiflung von Kordofal bis nach Scherdy. Die Bevölkerung dieſer Stadt, beim Herannahen der Aegypter von Schrecken ergriffen, war in die Gebirge geflohen. Als der Defterdar keine Opfer, die er würgen konnte, vorfand, ließ er einen Aman (Amneſtie) ausrufen, und die Ausgewanderten kehrten allmälich zurück. Die Ruhe fing ſchon an wieder zurückzukehren, als Mehemet Bey eines Tages im Rücken von einem Wurfſpieße verwundet ward, da er in das Haus des Faky Reya gerade eintreten wollte, um ihm für das Aſyl zu danken, das er den türkiſchen Soldaten gewährt hatte. Da brach ſeine ganze natürliche Wildheit wieder aus; ſogleich verſammelte er die Truppen und gab Befehl zur allgemeinen Plünderung. Ungeachtet ſeiner Unſchuld und der geleiſteten Dienſte ward der Faky Reya vor ſeiner Thür gepfählt; alle Männer, die man ergreifen konnte, wurden ermordet oder verſtümmelt. Die Frauen dießmal verſchont, wurden nach Cairo geführt, nachdem ſie durch glühendes Eiſen das Zeichen der Sclaverei auf ihren Arm erhalten hatten. Nicht einmal die durch Schönheit ausgezeichneten Töchter der Meleks wurden verſchont.

Mehemet Ali, zu ſpät von dieſem barbariſchen Verfahren benachrichtigt, befahl, den Sclavenzug nach Scherdy zurückzubringen, und gab die Reſte der unglücklichen Bevölkerung ihrem Geburtslande zurück. Er ließ ſogar einige Geldſummen unter ſie austheilen, eine traurige Entſchädigung für das Unglück, das ſie erduldet hatten.

Dieſe unerhörten Grauſamkeiten, ſchloß Muſſad ſeine Erzählung, ſollten vielleicht in Kurzem auf ihren Urheber zurückfallen, als der Sultan von Aegypten den Defterdar zurückrief. Gott iſt groß und ihm gehört die Zukunft; er wird uns beſchützen, denn die Böſen wird er beſtrafen, und furchtbar iſt ſeine Gerechtigkeit.

Wir waren in Hannek angekommen, ohne von Muſſad das geringſte über ſein Leben und über den Antheil hören zu können, den er an den Ereigniſſen genommen hatte. Während unſere Leute nach Lebensmitteln ausgingen, ſagte er uns Lebewohl, dankte uns für einige Kleinigkeiten, die wir ihn beinahe hatten zwingen müſſen anzunehmen, und entfernte ſich, uns ſegnend.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein günſtiger Wind führte uns über die Inſel El-Tel-Berab hinaus, die durch Fruchtbarkeit und Anbau bemerkenswerth iſt. Ihr Anblick iſt um ſo angenehmer, da die Ufer des Fluſſes durch ſteile Felſen beinahe bis an das

Waſſer eingeengt ſind. Korn, Durrah und Baltgin ſind die Hauptprodukte des Diſtrikts, wo man auch ein wenig Tabak, Gerſte, Baumwolle und Ricinus ärntet, mit deſſen Oel die Eingebornen ſich die Haut und die Haare einreiben.

In der Nacht fuhren wir bei Merany oder Meraneh vorüber und landeten mit Sonnenaufgang auf dem rechten Ufer bei Barkal, einem elenden Flecken, in deſſen Nähe die Trümmer des antiken Napata liegen.

Der Geſundheitszuſtand unſers Mahmud, der uns ſeit einigen Tagen beunruhigte, bewirkte, daß wir ihm eine Hütte mietheten, wo er ſich einige Tage ausruhen konnte. Dann fuhren wir zwei Stunden lang den Nil herunter nach Nur, einem Flecken von ungefähr 400 Einwohnern mit Häuſern von einem Gemiſch aus Lehm und gehacktem Stroh, wovon einige die Kegelform haben, um dem ſeit einigen Jahren in der Gegend häufigen Regen zu widerſtehen.

Eine halbe Stunde von Nur erheben ſich mitten in unbebauter Ebene die Pyramiden von El-Bellal. Ihre Zahl muß früher 40 betragen haben. Allein kaum 15 ſind noch ſo erhalten, daß man auf ihre frühere Wichtigkeit ſchließen kann. Einige haben mehr als die Hälfte ihrer Bekleidung verloren. Von den ägyptiſchen ſind ſie nur durch ihre ſpitze Form verſchieden. Die Materialien beſtehen aus Sandſtein und einem groben, eiſenhaltigen Puddingſtein. Sie ſind nur mit Lehm verbunden. Der Kern einiger Pyramiden beſteht aus Erde, die mit einer Steinlage bedeckt ſind. Der größte und merkwürdigſte dieſer von Menſchenhand geſchaffenen Berge, obgleich ſelbſt zertrümmert, hat die urſprüngliche Höhe bewahrt. Die Seiten der Baſis betragen 150 Metres, die Höhe 34. Sie iſt nach oben zu in drei Theile geſchieden, und ihre Geſtalt iſt die von drei abgehauenen Pyramiden, die über einander und einzeln auf einem Sockel von 30 Centimeters Höhe ruhen. An der Baſis der beiden oberen Pyramiden entſteht dadurch eine Gallerie, von ungefähr 1¼ Metres breit. Bei dem ruinirten Zuſtande der Pyramide ſieht man, daß dieſer Bau einer andern Pyramide von geraden Seiten zur Hülle diente, deren Bekleidung man noch hin und wieder unberührt und aus ſchön gehauenem Sandſtein erblickt.

Keine Spur veranlaßt die Vermuthung, daß man aus Habſucht je dieſe Pyramide öffnete. Wahrſcheinlich blieb ſie unberührt, als man die daneben liegenden durchſuchte und zerſtörte, weil man in jenen nichts vorfand. Der vollkommene Mangel an Trümmern in der Gegend erlaubt nicht zu glauben, daß eine Stadt hier jemals ſtand, wo wahrſcheinlich die Nekropolis von Napata zu ſuchen iſt. Man weiß wirklich, daß die Wohnung der Todten von den Städten der Lebenden durch den Nil oder wenigſtens durch einen Kanal aus religiöſem Grunde getrennt wird. Man mußte faſt immer über Waſſer fahren, wollte man zur Nekropolis gelangen, die hauptſächlich gegen Weſten, als der Gegend gebaut war, wo die Sonne untergeht und die Finſterniß beginnt. Dieſe Reiſe über den Fluß war das Bild der durch die Luft ziehenden Seele, um zum Ort der Ruhe zu gelangen.

Bei unſerer Rückkehr nach Barkal fanden wir unſern Dollmetſcher Mahmud in einem Zuſtande, der wirklich unſere Beſorgniß erregte. Während wir Nur beſuchten, war er in Delirien gefallen, die ſich allerdings gelegt hatten, allein er erklärte uns jetzt ſeinen förmlichen und feſten Entſchluß nach Aegypten zurückzukehren. Unſre Verlegenheit war groß, denn wir verſtanden die Sprache noch nicht zur Genüge, um uns allein in dieſe ferngelegenen Gegenden wagen zu dürfen; auch neigte ſich unſer Geldvorrath zu Ende, und wir hatten in Debbeh erfahren, daß der Malem von Scherdy, an den wir einen Creditbrief hatten, wegen Unterſchleif auf Befehl des Mudir gehängt war. Hiezu kam noch unſere eigene Erſchöpfung durch Mühſeligkeiten, die Nähe der Regenzeit und der ſie begleitenden mörderiſchen Fieber; Alles beſtimmte unſern Entſchluß, unſre Reiſe nicht weiter fortzuſetzen. Wir beſchloſſen deßhalb, wenn auch mit Widerſtreben, nachdem wir die Ruinen von Napata beſucht, unſere Rückkehr zu beginnen.

Eine Viertelſtunde vom Nil erhebt ſich an der Grenze der Wüſte der Sandſteinfelſen Barkal, deſſen Gipfel, wie bei allen Bergen des Landes, eine ebene Fläche bietet. Nur von Norden her iſt er zugänglich, an den anderen Seiten ſcheinen ſeine abgebrochenen Abhänge, durch tauſend Spalten zerriſſen, die zahlloſen Raubvögeln zum Aſyl dienen, die Ebene zu bedrohen. Südlich am Fuß des Berges liegen die Ruinen. Oeſtlich dehnen ſich die Pyramiden aus, hinter welchen man noch vor wenig Jahren in den Felſen gehauene Grabhöhlen fand, die gegenwärtig faſt ganz mit Sand gefüllt ſind.

Die Pyramiden ſind achtzehn an der Zahl und in Gruppen getheilt. Die höchſte, deren Baſis 29 Metres lang iſt, liegt halb in Trümmern. Sie iſt im Bau der von Sakkarah ähnlich und ſcheint ſehr alt, während die anderen einer neuern Zeit angehören; dieſe ſind durch die Kleinheit ihrer Verhältniſſe und beſonders durch ihre ſpitzigere Form von den ägyptiſchen verſchieden. Ihr unterer Theil iſt ſtufenartig, mit Ausnahme der Ecken, ausgehauen. Drei Metres vom Gipfel endet dieſer Bau. Die Bekleidung bildet alsdann nur eine grade Seite, und die Ecken ſind in runde Stäbe, wie auch die Ecken der kleinen Plattform, womit die Pyramide ſchließt, ausgehauen. Auf dieſer Plattform befindet ſich in der Mitte ein Loch, wahrſcheinlich dazu beſtimmt, den metallenen Stiel zu tragen, worauf irgend ein Schmuck der Pyramide eingeheftet war.

An der ſüdlichen Seite einer jeden Pyramide befindet ſich ein kleines Gemach mit Hieroglyphen und Inſchriften in äthiopiſchen Charakteren. Zwei davon ſind gewölbt, ſo daß man auf neueren Urſprung ſchließen darf, denn Gewölbe waren bekanntlich den Aegyptern unbekannt. Beim erſten Anblick ſcheint es, als ob ſie den Eingang zu den Pyramiden gebildet hätten, und man habe von dort aus weiter in das Innere dringen können; auch ſind die Wände in mehren offenbar in dieſer Abſicht zerſtört; das einzige Reſultat, das ſich daraus aber ergab, war der Anblick der eben ſo ſorgfältig wie die äuſſeren Seiten bearbeiteten Bekleidung.

Wahrſcheinlich dienten ſie zum Begräbniß der äthiopiſchen Könige, und unter ihnen mag ſich eine Höhlung befinden, worin die Leichen niedergelegt ſind.

Von den Pyramiden an zeigen ſich andere Trümmer am Ufer des Nils. Zuerſt ſieht man die Spuren einer Mauer, dann folgen Trümmer mit zahlreichen antiken irdenen Töpferſcherben, womit auch die ganze Umgegend bedeckt iſt; dann trifft man auf die Trümmer eines ungeheuern Gebäudes, das ein Palaſt geweſen zu ſeyn ſcheint; große Mauern, Berge von Steinen, und die impoſanten Ruinen von vier Pylonen bezeugen die Wichtigkeit des Baues, deſſen Ganzes aus zwei Ringmauern beſtand. In der erſten ſteht nur noch eine ſchöne Säule aufrecht, von unzähligen Ruinen umgeben. Zwei halb verfallene Pylonen, mit Treppen im Innern, erheben ſich zwiſchen den beiden Ringmauern. Am Fuße derſelben ſieht man die Baſis einer Statue mit dem Namenszuge des Königs Taharaka, des erſten Pharao der äthiopiſchen Dynaſtie, welcher in Aegypten einfiel, und nach einigen Traditionen das ganze nördliche Afrika bis zu den Säulen des Herkules erobert haben ſoll. Nach Champollion bildete dieſer Fürſt die fünfundzwanzigſte Dynaſtie des Manetho im achten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung.

Der Haupttheil des Gebäudes endet ſich ebenfalls mit zwei Pylonen, die dem Berge gegenüber liegen; bei ihnen ſieht man noch die Trümmer von zwei Löwen aus roſarothem Granit; zwei andere beſſer erhaltene wurden kürzlich fortgebracht, konnten aber wegen des niederen Waſſerſtandes über den zweiten Waſſerfall nicht hinausgeſchafft werden. Man mußte ſie für den Augenblick in Dar-el-Hadſchar zurücklaſſen, wo wir ſpäter Gelegenheit haben werden, ſie zu ſehen.

Hinter dieſem Gebäude liegen Tempeltrümmer und andere ſo ſehr ungeſtaltene Ruinen, daß man ihre Beſtimmung nicht erkennen kann. Hierauf kommt man zum Typhonium, dem Monumente, welches am beſten erhalten iſt. Es iſt zum Theil in den Felſen gegraben. Acht Säulen ſtehen noch mitten unter dem Schutt des Pronaos. Die ſcheußliche Statue Typhon's dient einer zum Kapital. Die anderen haben Kapitäler von beſonderer Form mit Iſisköpfen, die eine Tempelfaçade halten. Im erſten Saale des Höhlentempels ſteht nur noch ein Pfeiler, woran die Statue des Typhon ſich lehnt, deren Haupt mit Federn, mit Lotusblumen und mit dem Namenszuge des Königs Taharaka geſchmückt iſt. Dann kommt das innerſte noch wohl erhaltene Gemach, mit Hieroglyphen von ausgezeichnetem Styl bedeckt.

Napata wird erſt von den Geſchichtsſchreibern zur Zeit des Auguſt erwähnt. Von den älteren Hiſtorikern und Geographen wird die Stadt nicht genannt, nicht einmal von Herodot, der doch über Meroe, die Hauptſtadt, genaue Angaben im zweiten Buche hat. Ihre Exiſtenz wird bis zum Ende des Jahrhunderts, welches unſrer Zeitrechnung vorgeht, nirgends angeführt, und dennoch bezeugt ihre damalige Wichtigkeit, ſo wie auch mehre Monumente, ihre ältere Gründung.

Strabo, Plinius, Dio Caſſius und einige Andere erwähnen Napata. Aus ihren Berichten erhellt, daß die Stadt den Römern bis zu der Zeit unbekannt war, als Petronius, der Präfekt Aegyptens unter Auguſt, in Aethiopien einrückte, die Ehre des römiſchen Namens zu rächen. Die Aethiopier waren nämlich in dem Gebiet des römiſchen Reiches eingedrungen, hatten es verheert und die Statuen des Kaiſers umgeſtürzt.

Petronius, als er, nach Strabo's Bericht, die Aethiopier in drei Schlachten beſiegt hatte, drang gegen Napata vor, der Hauptſtadt der Königin Candacia *), welche der Sohn der Fürſtin vertheidigte. Als dieſer Prinz vergeblich zu unterhandeln verſucht hatte, verließ er die Stadt, die der römiſche General von Grund aus zerſtörte.

Wie es ſcheint, hat Napata ſeitdem ſich aus ſeinen Ruinen nicht wieder erhoben. Plinius, der die Erzählung des Strabo beſtätigt, fügt hinzu, daß nach einem halben Jahrhundert vom Nero ausgeſchickte Kundſchafter Aethiopien durchreiſten, und daß Napata damals nur eine Stadt von geringer Wichtigkeit war, während Meroë als Hauptſtadt beſtand. Vielleicht kann man durch Plinius Bericht die Verſchiedenheit der Angaben des Herodot und Strabo ausgleichen, ſo daß Meroë in der älteſten Zeit blühend und reich, zu Auguſtus Zeit den Rang und Titel der Hauptſtadt an Napata abtrat, und beide nach Zerſtörung der Stadt durch die Römer wieder annahm.

Eine lange Zeit ſtreitige Frage beſchäftigt noch immer die Gelehrten. Erhielten die Aegypter von den Aethiopiern die Kenntniß der Künſte, oder kamen dieſe von Aegypten nach Aethiopien? Die Aehnlichkeit des Styls, welche gleichen Urſprung bei beiden offenbar andeutet, ſpricht für die eine wie für die andere Vermuthung. Die Anſicht der Pyramiden von Nur und einiger von Barkal erlaubt keinen Zweifel, daß ihre Erbauung in das höchſte Alterthum hinaufreicht. Dieß iſt noch offenbarer bei den Pyramiden von Meroe, ein Punkt, von dem eine der älteſten hiſtoriſchen, aber geheimnißvollen Entwickelungen ausging. Aethiopien war ſeit der älteſten Zeit mit Monumenten geſchmückt, und obgleich Architektur und Skulptur tief unter den ägyptiſchen Tempeln ſteht, und deßhalb für eine Verfälſchung des ägyptiſchen Styls gehalten wurde, ſcheint es uns gerechter, in letzterem einen Fortſchritt auf der äthiopiſchen Grundlage zu finden, eine Vervollkommnung des urſprünglichen Styls, den Aegypten den ſüdlicheren Gegenden entlehnte.

Unter den äthiopiſchen Monumenten findet man weder den ägyptiſchen ſchönen Styl, noch den des Verfalls der eleganten Werke der Zeiten des Pſammetich, oder die gröberen der perſiſchen Dynaſtieen ſtehen mit den Werken Aethiopiens eben ſo wenig in Verbindung, wie die Produktionen der ptolomäiſchen und römiſchen Zeit. Der äthiopiſche Styl iſt ein beſonderer, den man weder für eine Copie, noch für eine Verfälſchung des ägyptiſchen halten darf.

Dieſe Bemerkungen, worauf man durch die ſorgfältige Unterſuchung der Monumente geleitet wird, beſtätigt der geologiſche Charakter des Landes. Je

---

*) Nach Plinius war dieß der Name der Frauen, welche das Land in mehren Generationen beherrſchten. Euſebius und St. Chryſoſtomus erzählten ebenfalls, daß Frauen noch zu ihrer Zeit in Aethiopien regierten.

weiter man nach Süden vordringt, jemehr zeigt der Boden den urſprünglichen Charakter, und deutet an, daß Oberäthiopien von Nieder-Nubien und Aegypten Einwohner empfangen mußte. Nie erwarteten die äthiopiſchen Hochgegenden, von jährlichem Regen benetzt, den Lauf der periodiſchen Ueberſchwemmungen, um ſich zu befruchten; ihre Ebenen bedurften nie des vom Fluß herbeigeführten Schlammes, um ſich über den Meeresſpiegel zu erheben und bewohnbar zu werden. Dort lebte ohne Zweifel eine Bevölkerung, bevor das langſame Wirken der Zeit Aegypten, die Schöpfung des Nils, bildete, welcher in ſeinem Laufe den Gang der Civiliſation anzudeuten ſcheint.

Die religiöſen Symbole der Aegypter, die Geſtalten ihrer Tempel, gehören größtentheils Aethiopien an. Der Cynocephalus und andere Affen, Schlangen, Giraffen, Strauße und der Gott Apis ſelbſt zeigen in ihrem Typus äthiopiſchen Urſprung. Endlich waren Weihrauch, Myrrhen, wohlriechende Hölzer, ſo wie die meiſten beim Cultus gebrauchten Gegenſtände Produkte Aethiopiens.

Die äthiopiſche Civiliſation war ohne Zweifel unvollkommen, ihre Kunſt war roh. Aegyptens ſchöner Himmel und ſeine mannigfachen durch die geographiſche Lage bedingten Verhältniſſe waren erforderlich, die Entwickelung beider zu befördern und zu beſchließen; allein dennoch bleibt es wahrſcheinlich, daß die Aegypter den urſprünglichen Typus ihrer Kunſt und Religion von ihren ſüdlichen Nachbarn entlehnten.

Wir ſehen alsdann wie in ſpäterer Zeit dieſelbe Civiliſation, mit vollkommener Kunſt den Fluß wieder hinaufſteigt, und als fremd in die Gegend zurückkehren, von wo ſie entſproſſen war. Eine Menge Monumente von Nieder-Nubien, von Barkal und ſelbſt von Meroë, die offenbar jünger ſind, als die Monumente von Thebä, beweiſen dieſe Reaktion; allein ein ungeheurer Zeitraum muß zwiſchen dem Urſprung und dieſer Wiedergeburt der äthiopiſchen Kunſt liegen, und hierin fallen die Denkmale, welche die Kunſt Aegyptens der Bewunderung aller künftigen Zeiten hinterließ.

Nachdem wir die Ruinen durchirrt hatten, ſuchten wir um Mittag Schutz gegen die Sonnengluth im Typhonium. Dort hatten auch vielleicht die Beſiegten Schutz gegen die Schwerter der Römer geſucht; das Siegsgeſchrei der Legionsſoldaten mochte ertönt haben, wo jetzt das tiefſte Schweigen herrſcht. Auf den reichen Trümmern ſitzend, ſannen wir über das Schickſal der Fürſten, die dieſe prächtigen Gebäude errichteten. Gewiß waren ſie reich und mächtig, und hofften ihre Namen der Nachwelt dadurch zu überliefern, und dennoch verſchwand ihr Leben ohne eine Spur des Namens zu hinterlaſſen.

Jeden Abend, wenn wir zu unſerem Fahrzeug zurückkehrten, erblickten wir am Ufer eine betende nubiſche Familie. Das Haupt derſelben, ein achtzigjähriger Greis, deſſen weißer Bart majeſtätiſch über die Bruſt ſank, ſtand nach Oſten gewendet. Hinter ihm ſtellten ſich ſeine Kinder in zwei Reihen auf; in der einen befanden ſich ſeine ſieben Söhne und in der andern eine beinahe doppelte Zahl von Enkeln. Alle wiederholten in ernſter andächtiger Stellung mit geſenktem

Haupt und über die Bruſt gekreuzten Armen bald laut das Gebet, welches das Haupt der Familie mit lauter Stimme ſprach, oder ſie ſanken mit ihm auf die Knie und berührten den Boden mit der Stirne.

Wir wurden durch dieſen häuslichen Gottesdienſt tief gerührt, denn er ward mit einer Würde und Einfalt ausgeführt, die man in unſeren civiliſirten Gegenden vergeblich ſuchen würde. „In ſolchem Augenblicke,“ ſagte uns zu Cairo ein Türke, der unſer Freund war, „könnte man einen Säbel über dem Haupte eines Gläubigen zücken, und er würde ſich nicht umwenden, ihn aufzuhalten, denn der Schöpfer iſt größer wie das Geſchöpf, und Gott ſorgt für ſeine Diener.“

Am 9. Mai gaben wir unſeren Leuten den Befehl zur Abreiſe, nachdem wir vom Berge Barkal aus einen letzten und traurigen Blick auf die Gegend geworfen hatten, die wir nicht durchreiſen durften. Die Sonne war aufgegangen, als wir nach Merany kamen, einem Flecken von zerſtreuten Häuſern zwiſchen der Wüſte und dem bebauten Lande. Der Name Merany hat einige Reiſende auf die unrichtige Vermuthung gebracht, die Ruinen von Dſchebel-Barkal wären die des alten Meroë, allein des Plinius Zeugniß erlaubt keinen Zweifel, und die Analogie des Wortes beweiſt weiter nichts, als daß in dieſen Gegenden eine unbeſtimmte Erinnerung von dem blühenden Reich zurückblieb, deſſen Hauptſtadt Napata vielleicht auf einige Zeit wurde.

Wir wurden in Merany erwartet, wo unſere Ankunft, ſo wie auch unſer Aufenthalt in Barkal ſignaliſirt war. Die Einwohner, von der Idee der Schätze eingenommen, welche die Franken nach ihrer Meinung in den Ruinen ſuchen, hatten nicht unterlaſſen, uns eine beſondere Geſchicklichkeit in der Hexerei zuzuſchreiben. Kaum ward unſere Ankunft bekannt, ſo eilte auch ſchon eine Anzahl Kranker oder vorgeblich Kranker herbei, um uns um Rath zu fragen, und bat uns, Arzneimittel, aber hauptſächlich Talismane zu geben; eine Operation, die ſich auf einige Striche auf einem Papierſtuckchen beſchränkte, welches ſie als Koſtbarkeit mit ſich nahmen. Die Bereitwilligkeit, womit wir dieſe Bitte erfüllten, brachte uns tauſend Segensſprüche ein. Wir konnten jedoch ein Lächeln nicht unterdrücken, als wir unſere Talismane mit Würde austheilend, dieſe größtentheils ſtarken und großen Männer, welche das untrügliche Mittel haben wollten, ſtets geſund zu bleiben, neben armen Teufeln erblickten, die abgemagert, verwelkt, mit Geſchwüren bedeckt und vom Fieber verzehrt waren.

Der Ex-Melek von Merany, deſſen Widerſtand gegen Mehemed-Ali ihn ſeiner Güter beraubt hat, und der gegenwärtig Pferdeknecht in demſelben Orte iſt, wo noch vor Kurzem ſein Wille das höchſte Gebot war, kam ebenfalls, uns um Rath zu fragen. Seit einigen Jahren litt er an einer chroniſchen Ophthalmie, und wollte durchaus den Einfluß kennen, den ein kleiner antiker Sperber von Laſurſtein, welchen er ſeit einigen Monaten als Amulet am Halſe getragen hatte, auf ſeine Krankheit üben konnte.

Auf dieſe lange Proceſſion wirklicher oder eingebildeter Kranker folgten Zigeunerinnen (Tſchinguianäh) mit kupferfarbener Haut, die unſeren Matroſen vorſchlugen, ihnen wahrzuſagen. Ihre ganze magiſche Wiſſenſchaft beſtand darin, daß ſie ſieben Muſcheln in die Luft warfen, und nach der Art, wie ſie niederfielen, Glück oder Unglück vorherſagten. Dieſe Operation mußte auch ſiebenmal wiederholt werden, denn die myſteriöſe Idee, welche die Alten mit der Zahl 7 verknüpften, findet ſich noch in manchem modernen Aberglauben. So ſahen wir an den Grenzen Aethiopiens dieſe Nomaden-Stämme, die überall fremd und verachtet durch ein ſonderbares Geſchick verurtheilt ſind, auf der Oberfläche der alten Continente umherzuirren.

Der Kaſchef von Merawe, Juſſuf Aga, ließ uns bewillkommnen über unſere Ankunft. Als wir ihn beſuchten, ſaß er, von einigen alten Scheikh's des Landes umgeben, auf ſeinem Divan. „Nun," ſagte uns einer derſelben, indem er den Bart ſtrich, und uns mit neidiſchen Blicken anſah, „Ihr habt alſo auch aus den in Barkal vergrabenen Schätzen mit vollen Händen geſchöpft." Das laute Gelächter, womit wir dieſe Anrede begleiteten, ſchien ihn durchaus nicht zu verwundern. „Ich weiß wohl, fuhr er fort, was ihr mir antworten werdet, daß ihr nur herkommt, um Steine zu ſehen, aber wir laſſen uns durch dergleichen Ausflüchte nicht anführen, und wiſſen wohl, daß eure alten Bücher euch den Ort angeben, wo die Schätze vergraben ſind, und daß eure Zauberei euch Mittel an die Hand gibt, ſich ihrer zu bemächtigen.

Vergeblich verſuchten wir ihm dieß auszureden. Jene Völker wollen nicht glauben, daß man ſo weit herkömmt, um antike Ruinen zu ſehen. Dieß Vorurtheil iſt die hauptſächlichſte Urſache aller Hinderniſſe, die der Reiſende im Orient bei jedem Schritt antrifft. Noch lange wird es den Unterſuchungen der Reiſenden im Wege ſtehen; Furcht vor ſtrenger Strafe kann es für den Augenblick aus dem Wege räumen, allein nur eine aufgeklärte Regierung könnte es auf die Länge entfernen.

Juſſuf Kaſchef bewohnte den alten Palaſt des Melek. Mitten im Divanſaale erhob ſich ein viereckiger Altar von ſchwarzem Granit, der einſt dem Melek als Thron diente, und worauf mit außerordentlicher Reinheit der Namenszug Ortaſen's I., eines Pharaonen der ſiebenzehnten Dynaſtie eingegraben iſt. Im Hofe ſah man eine ſitzende Statue von grauem Granit, welche, wie der Altar, aus den Ruinen von Barkal hergeholt war.

Unter den Fenſtern des Divan war der Bazar, und in einiger Entfernung ſtand ein Galgen, den uns der Kaſchef mit beſonderem Vergnügen zeigte. Mit einem Lächeln auf den Lippen erzählte er uns, wie er vor einigen Tagen das Vergnügen hatte, einen Mörder daran hängen zu laſſen. Der Bruder des Gemordeten hatte nämlich das Dyeh *) nicht annehmen wollen, und der Mörder mußte

---

*) Wenn bei einem Streit unter Arabern Blut vergoſſen wird, ſo kann das Blut bei der Familie des Gemordeten vom Mörder erkauft werden. Dieſe Kaufſumme heißt Dyeh; ſie macht der Rache der Verwandten und der gerichtlichen Verfolgung ein Ende, wenn ſie angenommen wird, daher das arabiſche Sprichwort: Fürchte dich nicht, das Blut zu vergießen, das du kaufen kannſt.

deßhalb die Strafe ſeines Verbrechens erleiden. Dieſe Hinrichtung ſchien in den Augen des Kaſchef's ſeine Gewalt noch mehr erhöht zu haben, und er nahm bei der Erzählung die wichtige Miene eines Strohjunkers aus dem Mittelalter an, wenn er endlich Gelegenheit gefunden hatte, das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit auszuüben, das ein Jahrhundert lang auf ſeiner Familie als Sinekur geruht hatte.

Als wir Juſſuf Aga verließen, bot er uns zum Geſchenk einen ſchönen Strauß an, den wir aber ausſchlagen mußten, weil wir ihn wegen ſeiner Dicke nicht mitnehmen konnten. Bevor wir weiter ſegelten, wollten wir noch den Bazar beſuchen. Es ward grade Markt gehalten, und das Gedränge war beträchtlich. Die Kaufleute ſaßen unter einer Art Halle, die durch Pfähle, mit Matten bedeckt, gebildet war, und rauchten, bei ihren Waaren niederkauernd, ruhig ihre Pfeifen. Einige ägyptiſche Soldaten gingen hin und her, und ſchlugen ſehr ernſt mit dem Kurbach die Neugierigen, die den Bazar nutzlos füllten und den Käufern hinderlich waren. Jede Waare hatte ihren beſtimmten Platz; Durrah, Weizen, Mais, Erbſen, Hülſenfrüchte, Eier, Butter, Henneh, die Nägel roth, Antimonium, die Wimpern und Brauen ſchwarz zu färben; etwas weiter hin lagen Gewürz-Waaren aller Art. Gem *), Salz, das die Araber aus der nahen Wüſte herbeibringen; Roſenkränze von Mekkah, roh bearbeitete Eiſenſtücke, die in Dar-Fur als Geld dienen, abyſſiniſcher Kaffee, Kerkadan (sida musica), deſſen die Eingebornen als Kaffee ſich bedienen, Muſcheln und roh bearbeitete Silberſtückchen, welche zum Putz der Frauen beſtimmt ſind. Am äußerſten Ende des Marktes waren in offenem Raume Ochſen, Eſel, Kameele, mit Sklaven beiden Geſchlechtes zum Verkauf ausgeſtellt. Dieſe Unglücklichen kauerten auf der Erde nieder, und erwarteten, wie die Thiere der brennenden Sonnengluth ausgeſetzt, die Kaufluſtigen.

Als wir weiter ſegeln wollten, brachten uns mehre Soldaten Briefe für ihre Familien in Aegypten. Mahmud, dem die Hoffnung, Cairo wiederzuſehen, neue Kräfte zu verleihen ſchien, verſprach dem Einen ſeiner Mutter, dem Andern ſeiner Frau Nachricht zu überbringen. Wir waren ſchon weit entfernt, als die Blicke der unglücklichen Verbannten uns noch immer folgten.

Bald ſahen wir Hannek, einen Flecken, der vor Mehemeds Eroberung 2000 Einwohner zählte, allein gegenwärtig kaum 200 enthält. Dort ſahen wir Frauen, die wie die ägyptiſchen, Waſſer aus dem Fluß in Krüge ſchöpften, die ſie oft fünf auf einmal mit beſonderer Zierlichkeit trugen. Einige Andere, mit der Arbeit der Erndte beſchäftigt, trugen ihre Kinder in einer Matte aus Palmblättern, ohne daß dieſe koſtbare Laſt ihren Bewegungen hinderlich zu ſeyn ſchien.

Wir wollten Hannek nicht verlaſſen, ohne unſern Freund Muſſad wieder

---

*) Dieß Salz iſt mit einer ſo großen Menge Erde vermiſcht, daß die Eingebornen, um es zu löſen, es mit Waſſer miſchen müſſen, welches letztere ihnen dann als Würze dient, ſobald die Erde auf den Boden des Gefäßes niedergeſunken iſt. Das Salz der Wüſte bei Dongolah iſt aber ſehr rein.

zu ſehen, erfuhren aber, daß er vom Kaſchef, der ihn im Verdacht hatte, Unruhen erregen zu wollen, bedroht, am Tage vorher verſchwunden, und zu den Biſcharys-Arabern geflohen war.

Wir waren im Begriff, uns einzuſchiffen, als Geſchrei in einem Hauſe unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein Araber hatte ſeine Frau verſtoßen, und eine andere genommen; allein bald darauf die Scheidung bereut, und wollte jetzt ſeine erſte Frau ſich wieder holen. Dieſe war damit einverſtanden geweſen, hatte aber als Repreſſalien nach der Sitte des Landes ſich einen andern Mann genommen, während der erſte die Förmlichkeiten ſeiner zweiten Scheidung beſorgte. Der feſtgeſetzte Termin war gekommen, allein die verſtoßene Gattin wollte jetzt den Interims-Gemahl, womit ſie ſehr zufrieden war, nicht verlaſſen, ſo daß der leichtſinnige Gatte von zwei Frauen nicht eine erhielt. Die Abweſenheit ſeines glücklicheren Nebenbuhlers benutzend, war er verſtohlen in das Haus ſeiner ehemaligen Frau gedrungen, und bat dieſe, ſein Schickſal zu bemitleiden, allein ſie hatte einige Freundinnen zu Hülfe gerufen, und warf ihn unter dem Gelächter aller Anweſenden zum Hauſe hinaus.

Dieſſeits Hannek zeigen zerſtörte oder verlaſſene Wohnungen und eine Menge gebleichter Gebeine die Spuren der ſiegreichen Armee des Vicekönigs. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſen Trümmern von geſtern und den alten Monumenten! Zu oft waren Scenen des Blutvergießens und der Zerſtörung auch mit dem Untergang der alten Städte verbunden, allein die Spuren der gewaltſamen Verheerung verwiſchen ſich allmälich, und die Bilder einer poetiſchen Vergangenheit bleiben zurück. Erblickt man aber dieſe zertrümmerten Wohnungen und unbegrabenen Gebeine, ſo werden traurige Erinnerungen erweckt, das Herz wird unwillkührlich beengt, und das düſtere Gefühl, das dem Reiſenden ſich aufdrängt, wird durch nichts gemildert und ausgeglichen.

Am 10. Mai vermehrte der erſtickende Hauch des Khamſin die Hitze. Die Luft war mit brennendem Sand gefüllt, der das Athmen verhinderte, und an die Haut ſich heftend, ſie austrocknete. Am Nachmittage bedeckte ſich der Himmel mit Wolken, und zum erſtenmal nach langer Zeit fielen einige Regentropfen, welche von den Eingebornen mit Freudengeſchrei begrüßt wurden. Dieſer ſchwache Gußregen beendete den Orkan, und der Himmel zeigte wieder ſeine gewöhnliche Heiterkeit.

Als wir bei den Trümmern des Dorfes Degga vorüberfuhren, hielten unſere Barabrahs das Fahrzeug an, um dem Scheikh Abd-el-Rahman, der in dieſen Gegenden ſehr berühmt iſt, eine Ziege zu opfern. Das Grab dieſes Heiligen liegt auf einem Hügel, nicht weit vom Fluß. Der jüngſte Matroſe mußte hingehen, um die Eingeweide des Thieres dort niederzulegen, während die andern beteten. Auch wir wollten unſern Tribut dem Scheikh bezahlen, und befahlen, einen Hammel zu opfern, deſſen Herz und Eingeweide die Barabrahs roh verſchlangen.

Zu unſerem Leidweſen vernahmen wir in Ambukol den Tod unſrer jungen Giraffe und die Abweſenheit unſeres Freundes Deli-Mehemed. Er war am Tage vorher nach Debbeh gereiſt, um einen Transport von Kameelen, die für den Paſcha beſtimmt waren, und nach Kordofal abgingen, zu begleiten. Wir ſegelten ſogleich weiter, ihn zu erreichen, waren aber in Debbeh nicht glücklicher, das er in der Abſicht, uns zu empfangen, verlaſſen hatte.

In der Gegend von Handak fiel uns die ſtete Abwechſelung von Dörfern, Palmbäumen und bebauten Feldern am Ufer auf. Jenſeits dieſes fruchtbaren Strichs erſcheint aber plötzlich die Wüſte mit ihrer furchtbaren Dürre. Dieſer plötzliche Uebergang von grenzenloſer Fruchtbarkeit zum vollkommenſten Gegenſatz iſt in den Gefilden unſeres Welttheils unbekannt. Selbſt wenn dieſe unfruchtbar ſind, zeigen ſie doch einige Spuren der Vegetation. Schmarotzerpflanzen beſäen ſie wenigſtens mit Grün und Blumen, allein unter Afrika's brennendem Klima kann nur der Menſch durch Bewäſſerung die Produkte des bebauten Bodens der verzehrenden Gewalt der Sonnengluth entreißen. Alles Uebrige iſt dürr und einſam. Auch vermögen alle Bemühungen der Einwohner den brennenden Sand der Wüſte nicht aufzuhalten, der langſam vorrückt und mit jedem Jahre einen Theil ihrer Felder verſchlingt, um ihn zu ewiger Unfruchtbarkeit zu verurtheilen, ſo daß man die Zeit vorherſehen kann, wo er nach langem und regelmäßigem Vorrücken auch den ſchmalen Streifen verſchlungen haben wird, der am Ufer ſich hinzieht. Allerdings rückt der Sand nur langſam vorwärts; ſobald aber irgend eine Cataſtrophe die Bevölkerung vermindert, und dadurch die Arbeit an einem Punkte unterbricht, wandelt die Zerſtörung mit Rieſenſchritten, und ſelten kann ein Dorf wieder bewohnt werden, wenn es mehre Jahre hindurch verlaſſen blieb.

Kurz vor Tetteh erheben ſich mitten im Dorf Terguir die weiten Trümmer des Palaſtes eines früheren Melek. Dort hat die Wüſte Alles überſchwemmt; nur am rechten Ufer neigt ſich ein dichter grüner Streifen von Acacien und Tamarix über die Fluthen. Dieß undurchdringliche Netz von Grün bildet einen Damm gegen den Sand, der hinter den Bäumen ſich aufhäuft, ſie halten das ganze Gewicht des Sandes, und bieten das ſonderbare Schauſpiel des letzten Kampfes der Vegetation mit der Wüſte. Auf einigen Punkten hat der Sand dieß letzte Hinderniß überwunden; er hat die Bäume verſchlungen, und ſtürzt über ihrem Gipfel in den Fluß hinein.

Der Wind ward ſchwächer, und unſere Leute, welche die Uferbewohner nur zwingen konnten, beim Hinauffahren das Fahrzeug ins Schlepptau zu nehmen, weigerten ſich, während der Nacht, zu rudern. Sie widerſtanden aber nicht dem Verſprechen eines Baſchkih, und mit Sonnenaufgang befanden wir uns vor der Feſtung Neudongolah.

Achtzehntes Kapitel.

Kaum hatten wir den Hafen von Dongolah erreicht, als zwei Abgeſandte von Abu-Bekr-Uad-Muſſa, eines der reichſten Kaufleute der Stadt, den wir bei unſerer Durchreiſe hatten kennen lernen, auf uns zukamen, um uns zu ihrem Herrn zu führen, der uns zu ſeiner Hochzeit am nächſten Tage einlud. Der größte Theil des Tages verging in den Beſuchen der Hausfreunde, welche unſerem Wirth über die Verbindung und die Ankunft der Fremden Glück wünſchten, welches leztere bei allen feierlichen Gelegenheiten für eine gute Vorbedeutung gehalten wird. Man brachte Jedem ein Glas Dattelbranntwein und den Gorduk. Dieß iſt eine Pfeife aus Hammelknochen, die ungefähr zwei Drachmen Tabak enthält, und in der Geſellſchaft herumging, denn Jeder, nachdem er einige Züge gethan, reichte ſie ſeinem Nachbar.

Uad-Muſſa befahl hierauf zwei Sklaven, uns mit Delkeh einzureiben, um uns von der Ermüdung nach der Reiſe wieder zu ſtärken. Wir traten zu dem Zweck in ein nahes Gemach, wo eine Gluthpfanne brannte. Nachdem wir die Kleider abgelegt, bedeckten uns die Sklaven mit einem Stück Tuch, welches, um uns höher zu ehren, geſchmeidig und glänzend, d. h. voll Fett, ausgewählt war. Sobald die Transpiration begonnen hatte, wurden wir geknetet, gerieben und ſorgfältig mit einem gegohrnen Teig von verſchiedenen wohlriechenden Eſſenzen eingerieben. Nach Beendigung dieſer erſten Operation brachte ein Sklave eine Kürbißflaſche mit Hether, wohlriechendem Gewürznelken- und Sandelöhl, womit man uns ebenfalls einrieb. Hierauf begaben wir uns wieder zur lärmenden Geſellſchaft, die mit Geſang das Glück unſeres neuvermählten Wirthes feierte.

Freudengeſchrei begrüßte die Ankunft des Mittageſſens. Der erſte Gang ward in geflochtenen Strohſchüſſeln auf den Boden geſezt. Er beſtand aus Datteln, einer Art ſaurem Käſe, und Waſſermelonen, wobei große Quantitäten von Branntwein und Meroße aufgetragen wurden. Alle Gäſte nahmen Plaz; der erſte Theil des Gaſtmahls dauerte eine halbe Stunde, während welcher uns die Höflichkeit unſrer Nachbarn belagerte, die ſich eine Pflicht, oder vielmehr ein boshaftes Vergnügen daraus machten, große Stücke Melonen und Käſe vor uns aufzuhäufen. Um ſie uns vom Halſe zu ſchaffen, boten wir ihnen alle Augenblicke Branntwein an, denn wir hofften ſie dadurch bald außer Stand zu ſetzen, ſich um uns zu bekümmern, allein unſer Vorſaz war nicht ſo leicht auszuführen, und wir konnten uns erſt gegen Ende der Mahlzeit von ihrer unangenehmen Aufmerkſamkeit befreien.

Der zweite Gang ward ebenfalls in Schüſſeln von geflochtenem Stroh aufgetragen, und beſtand aus halbgebratenem Fleiſch, Ragouts und Reis-Pillau. Jede dieſer Schüſſeln ward allein hereingebracht, und außerordentlich langſam und würdevoll, wie dieß bei feierlichen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, gegeſſen, ſo daß dieß Mahl mehre Stunden dauerte. Uad-Muſſa unterließ nicht, um uns zu ehren, von Zeit zu Zeit mehre Finger voll Pillau zu nehmen, die er in der Hand rollte, um ſie uns anzubieten, und wir hätten gegen alle Geſetze des Anſtandes und der Artigkeit gehandelt, hätten wir nicht geſchienen, ſie mit Vergnügen zu eſſen.

Nach der Mahlzeit begann Muſik und Tanz. Der Loti, der nubiſche Balletmeiſter trat mit einigen jungen Weibern herein, die nur den Rahal trugen. Jener Mann, mit dem Haarputz und den Kleidern eines Weibes, affektirte weibliche Manieren und Stimme, und begann Geſänge zu improviſiren, worin die Tugenden des jungen Ehemanns geprieſen waren, und worin auch wir nicht vergeſſen wurden. Die Muſik der Nubier befindet ſich noch in der Kindheit, allein ihre Melodieen ſind ſanft und lebhaft. Ihre Inſtrumente klingen allein ſehr unangenehm, machen aber zuſammen Effekt. Der Loti ſpielte auf einer Art Leier, die aus einem hohlen, mit durchlöcherter Thierhaut beſpannten Holz beſtand. An den Enden ragten Stöcke hervor, woran ein Querholz befeſtigt war, auf dem die Saiten von Thierſehnen ausgeſpannt waren. Die Hand des Loti hielt einen loſen Riemen zwiſchen den Stöcken und griff zugleich in alle fünf Saiten auf einmal. Die verſchiedenen Töne wurden dadurch hervorgebracht, daß die andere Hand einzelne Saiten berührte, und dieſe dadurch ſtumm machte.

Der Loti hatte ſeinen Geſang und die Grimaſſen, womit er ihn begleitete, beendet. Er forderte die Tänzerinnen auf, zu beginnen. Zwei junge Nubierinnen traten in die Mitte, und gaben uns das ärmliche Schauſpiel des Dongolah-Tanzes, der in cadencirten Bewegungen der Arme, des Körpers und hauptſächlich des Halſes beſteht, den ſie auf verſchiedene Weiſe drehen oder aufſchwellen, indem ſie den Kopf nach vorn oder hinten werfen, während ihre Füße unbeweglich bleiben. Ihre Pantomimen richteten ſich hauptſächlich zum Loti, den ſie fortwährend wollüſtig anſchauten. Dieſer hatte ſeine Leier mit einer Trommel vertauſcht, und die Anweſenden begleiteten ihn mit cadencirtem Händeklatſchen.

Auf die Nubierinnen folgten die einſt ſo berühmten Almehs, die in Aegypten noch häufig, aber in Nubien faſt unbekannt ſind. Dieſe waren dem Bataillon regelmäßiger Truppen nach Dongolah gefolgt, und der brave Uad-Muſſa konnte es nicht unterlaſſen, eine Darſtellung zu geben, welche die Nubier entzückt. Und wahrlich der Tanz iſt ſehenswerth, ausgelaſſen wüthend, mit ausdrucksvollen Geſten und üppigen Stellungen, wo die Natur bis auf den Punkt dargeſtellt iſt, daß wir ihn in ſeiner Nacktheit hier nicht ſchildern können. Ein wahrer Bachanalien-Tanz! Durch dieß Schauſpiel aufgeregt, verlangten die Anweſenden laut die Scene der Biene.

Die gewandteſte der Almehs, kleine Pauken wie Caſtagnetten ſchlagend, trat zitternd hervor, indem ſie ihren Gefährtinnen Nableh in o! (Hollah! die Biene) zurief, als wäre ſie von einer Biene geſtochen. Zwei Andere eilten ihr zu Hülfe, und in den Zwiſchenräumen ihrer wollüſtigen Stellungen, während eine rauhe und betäubende Muſik ertönte, ward die Heldin ihres Schleiers, ihres Shawls, ihres Kleides beraubt. . . . Endlich verſchwand die letzte Hülle. Lauter Zuruf ertönte; der Schall der Trommel konnte den Lärm des Beifalls nicht übertönen, denn alle Anweſenden brüllten laut, und überließen ſich Ausbrüchen tumultuariſcher Bewunderung.

Die Tänze wurden fortgeſetzt, und der Rauſch des Vergnügens ergriff die Geſellſchaft. Während die Einen der lauten Freude ſich überließen, tranken die Anderen, um große Bilbil-Gefäße ſitzend, welche die Sklaven füllten, und erhöheten auf ſonderbare Weiſe das Poſſierliche des Auftritts, indem ſie uns den Gegenſatz ihrer unbeweglichen Züge und ihrer kleinen, im Rauſche ſchwimmenden, und in den Höhlen einherrollenden Augen boten.

Es war ſchon ſpät, als wir endlich dieſer rauſchenden Freude entwiſchen konnten, um uns zum Schlafe auf einem Bett unter freier Luft niederzulegen.

Mit Anbruch des Tages ertönte Geſang und Geſchrei um die Wohnung unſeres Wirthes. Er ſelbſt war ſchon munter, und nachdem er ſich im Fluß gebadet, empfing er die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Freunde, von denen Einige dreißig Stunden weit hergekommen waren. Nach einigen Stunden erſchien eine Matrone, und führte die Braut herbei, welcher die Mutter und andere Frauen folgten, von denen Einige Freudengeſchrei ausſtießen, Andere dagegen die heftigſte Verzweiflung vorgaben. Die Braut war noch keine dreizehn Jahre alt. Ihr Körper, glänzend wie polirtes Ebenholz, war mit Hether geſalbt, deſſen Duft ſich um ſie verbreitete; ihre ſorgfältig geflochtenen Haare waren mit Talismanen von Ambra, Elfenbein und Carneol untermiſcht. Kein Kleid verhüllte die reinſten Formen; der untere Theil ihrer Hände und Füße war gelb bemalt, und ihre Brauen mit einer ſchwarzen Linie umzogen, die ihren Augen noch größere Lebhaftigkeit verlieh. Hinter ihr trug die Matrone als Ceremonienmeiſterin das Stück Tuch, welches die junge Zeyney, als Gattin, mit dem Rahad vertauſchen ſollte.

Der alte Uad-Muſſa war beim Anblick ſeiner Braut wie entzückt; er umarmte ſeine Freunde, drückte uns die Hand, und wußte nicht, wie er ſeine Freude ausdrücken ſollte. „Wie ſchön iſt meine Zeyney! rief er aus. Sie iſt das beſte Geſchöpf, die Gottes Brod eſſen! Die Cypreſſe iſt geſchaffen für das Feld der Ruhe, die Roſe für die Gärten, das Mädchen, den Heerd des Gatten zu erheitern.

Der Kadi und mehre Faky's ließen nicht auf ſich warten, und ein Contrakt ward in Gegenwart zahlreicher Zeugen aufgeſetzt. Uad-Muſſa machte ſich verbindlich, ſeiner Frau fünf Schaſſin-Sklaven, männliche wie weibliche, mit einer gleichen Zahl Naöi-Sklaven, ein goldenes Halsband von 25 Okyehs *), ein Paar goldene Armbänder, und goldene Ringe für Naſe und Ohren zu geben. Es ward ausdrücklich feſtgeſetzt, daß die Frau Eigenthümerin dieſer Gegenſtände bleiben ſolle, wenn ihr Mann ſie fortſchickte; ſollte ſie aber freiwillig ihren Mann ver-

---

*) Die Okyeh iſt 1 Unze, 1 Quentchen, 27 Gran.

laſſen, ſo machte ſie ſich verbindlich, alles Empfangene wieder herauszugeben, und außerdem die Koſten der Hochzeit zu erſtatten.

Nachdem die Intereſſen der Parteien vollkommen ausgeglichen waren, entfernte ſich der Kadi, und die Verwandten Uad-Muſſa's begannen Opfer zu bringen, um Gott und den Propheten ſich geneigt zu machen. Drei Ochſen und mehre Hämmel wurden geſchlachtet und unter die Armen vertheilt. Uad-Muſſa tödtete ſelbſt ein Kameel, deſſen Eingeweide noch zitternd von den Anweſenden verſchlungen wurden. Ungeheure Bilbil-, Kirſchwaſſer- und Arak-Gefäße wurden dabei unter lautem Lärm vertheilt.

Während die junge Frau in ihre neue Wohnung ſich begab, ward eine feierliche Proceſſion durch die Stadt gehalten. Trommler und Flötenbläſer eröffneten den Zug, dann kamen Fauſtkämpfer mit ungeheuren Stöcken und Gladiatoren mit Helm und Schild. Dieſer ſonderbare Haufen marſchierte tumultuariſch vorwärts, indem eine Menge Kinder voranliefen, deren Geſchrei mit dem Schall der Inſtrumente gemiſcht, ein ſonderbares Concert bildete.

Mit einem Ehrenkaftan bekleidet, ritt Uad-Muſſa von ſeinen Freunden begleitet, auf einem prächtigen Dongolah-Renner. Häufig ſchwang er einen langen Säbel mit den Worten: „Ihr, die ihr Theil an meiner Freude nehmt, eure Wünſche ſollen erfüllt werden!“ Gemiethete Frauen ſchloſſen den Zug; ſie bewegten ſich heftig, ſangen Lieder, oder ließen ein gedehntes Glucken, das Zeichen der Freude oder ein Rollen der Stimme vernehmen.

Von Zeit zu Zeit hielt der Zug, und dann ward getanzt und gefochten. Die Gladiatoren bildeten anfangs Paare. Nachdem ſie ſich mit den Waffen gegrüßt, gingen ſie auf einander zu, ſchwangen ihre Lanzen oder die Wurfſpieße, ſprangen abwechſelnd auf einem Fuß und duckten ſich unter die Schilde. So oft ein ſcharfer Schrei ihnen verkündete, der Feind werde ſein Geſchoß werfen, ſprangen ſie mit grotesken Geberden rechts und links, der Waffe auszuweichen. Wir hatten die Unbedachtſamkeit, einige Stücke Geld, um unſere Zufriedenheit zu bezeugen, unter ſie zu werfen. Allein da hörte es auf, ein Spiel zu ſeyn, ſondern ward zum blutigen Kampf, und mehre Stöße waren bereits gefallen, bevor wir die Ordnung wieder herſtellen konnten. Mahmud verſchaffte ſich endlich Gehör, verſprach in unſerem Namen jedem Kämpfer dieſelbe Belohnung, und die Ruhe ward wieder hergeſtellt.

Mehre Stunden vergingen, bevor dieſe lange Ceremonie beendet ward. Als das Gefolge wieder beim ehelichen Hauſe eingetroffen war, ſtieg Uad-Muſſa vom Pferde beim Schall der Inſtrumente, und wollte in ſeine Wohnung treten; allein die Thüre war von innen verriegelt, und er konnte ſeine Braut nicht eher ſehen, als bis er ſeinen Freunden einen Ochſen und zwei Dattel-Ladungen, und der Mutter ſeiner Frau eine Okieh Geld verſprochen hatte.

Dieſe Bedingungen, die Uad-Muſſa, nach dem Gebrauch, ſich lange weigerte, anzunehmen, wurden endlich zugeſtanden, und die Thüre öffnete ſich. Sogleich ſtürzten ſeine genaueſten Freunde auf die junge Frau, und kratzten ſie am ganzen

Körper, und das arme Mädchen ward von dieſen ſonderbaren Beweiſen der Freundſchaft nicht eher befreit, als bis er auch ihnen eine Dattel-Ladung verſprochen hatte.

Als Uad-Muſſa hierauf mit einigen Matronen und ſeiner Braut allein blieb, ſprach er drei Gebete, zerriß den Rahad ſeiner Zerney, als Symbol des Verluſtes ihrer Keuſchheit. Allein nur durch die Verſprechung neuer Geſchenke konnte er ſich von dieſen unangenehmen Zeugen befreien, welche, nachdem ſie die gewöhnliche Ausſchneidung vollbracht, ihn endlich mit ſeiner Frau allein ließen.

Am nächſten Morgen kamen die Aeltern der jungen Frau. Der Durrah, welcher unter das Bett der jungen Eheleute gelegt war, wurde feierlich geſackt, um unter die Freunde und die Armen ſpäter vertheilt zu werden. Die Feſte dauerten noch mehre Tage, während welcher die Freunde des Uad-Muſſa die Bedürfniſſe des Hauſes nach der Landesſitte lieferten. Wir ſelbſt, als Gäſte des Ehemanns, erhielten, ſo lange wir in Dongolah blieben, täglich Schüſſeln mit Nahrungsmitteln aller Art.

Ein Türke, den wir in Aſſuan und Derr getroffen, Mahmud-Effendi, beſuchte uns, ſobald er unſere Ankunft erfuhr. Er war von der Regierung nach Nubien geſchickt, wie er ſagte, um einige Artikel für die Zeitung von Cairo zu ſchreiben, allein zu dem eigentlichen Zweck, auf das Benehmen des Mudir zu achten. Dieſer war aber zu ſchlau, um den wirklichen Zweck der Abſendung dieſes Offiziers nicht zu errathen; er hatte ihn deßhalb mit Beweiſen der größten Freundſchaft empfangen und verlangt, daß dieſer in ſeinem Hauſe wohnen ſollte, damit er ſelbſt allen Schritten deſſelben genau folgen könnte.

Mahmud-Effendi war für einen Türken gelehrt, denn er verſtand gründlich mehre Sprachen, und ſprach ziemlich gut franzöſiſch. Er bot ein ſonderbares Beiſpiel des neuerungsſüchtigen Geiſtes, der den Orient mit einer ſo burlesken Parodie von Civiliſation gegenwärtig bedeckt. Voll Enthuſiasmus für alles Europäiſche, verachtete er durchaus ſein Vaterland. Nichts war nach ſeiner Meinung im Orient zu ertragen. Man mußte Alles auf einmal zerſtören und verändern, Alles auf fränkiſche Weiſe ohne Verzug umbilden. Es war ihm Nichts daran gelegen, ob die orientaliſchen Sitten dem widerſtrebten; wollten ſich die Sitten der europäiſchen Regierungsweiſe nicht fügen, ſo war es ihm gleich; man mußte ſie abſchaffen und durch neue erſetzen. Dieß Alles ſchien unſerem Mahmud-Effendi ganz einfach und natürlich. Selbſt die Vernichtung der Religion, des letzten Bandes, welches die muhamedaniſchen Bevölkerungen noch zuſammenhält, indem ſie den Patriotismus, der ihnen unbekannt iſt, erſetzt, ſchien ihm weder ſchwierig, noch gefährlich.

Eines Tages trafen wir ihn an, als er im Hofe des Hauſes mit dem Bey öffentlich ſein Gebet verrichtete. Als er damit fertig war, trat er mit den Worten auf uns zu: „Entſchuldigt mich, lieben Freunde, über die lächerliche Stellung, worin Ihr mich ſo eben antraft. Die viehiſchen Geſchöpfe, womit ich zu leben verurtheilt bin, würden über Unglauben Geſchrei erheben, wenn ich nicht eben o wie ſie mich benähme, aber welcher vernünftige Mann kann jetzt noch an Muhamed glauben!“ Als er unſer Erſtaunen bemerkte, fügte er lächelnd hinzu: Dieſe Worte ſcheinen euch auffallend im Munde eines wahren Gläubigen. Ich in gewiß der erſte Türke, von dem ihr eine ſolche Sprache hört; aber ich habe iel geleſen, und rede offen mit euch. Die europäiſche Civiliſation erreicht uns llmählich, und ich hoffe, die Zeit iſt nicht mehr fern, wo man ohne Scheu dieß eigen darf.

Es wäre ein vergeblicher Verſuch geweſen, hätten wir Mahmud beweiſen wollen, dieſe Civiliſation bezwecke durchaus nicht eine Vernichtung des Glaubens und Umkehrung aller Verhältniſſe, um den Völkern mit ihren Sitten unverträg-iche Inſtitutionen zu geben; wir riethen ihm nur ſich mit einzelnen Verbeſſerungen zu beſchäftigen, die er ſehr gut zu verſtehen ſchien.

Während unſeres Aufenthalts in Dongolah beſuchten wir täglich mehre Male den Bey. Auf ſeinem Divan weichlich niederkauernd ſprachen wir über Europa, eine ihm unbekannte Welt, und ſuchten ſeine Fragen, ein ſonderbares Gemiſch ſeltenen Scharfſinnes und naiver Unwiſſenheit zu beantworten. Unſer Geſpräch ward durch Scenen aller Art unterbrochen; denn im Orient wird Jeglicher ſogleich zugelaſſen, um Vorſtellungen zu machen, und man kann von den türkiſchen Beamten ſagen, daß man zwar gerechter, aber nicht leicht eben ſo zugänglich ſeyn kann. Der Divan des Gouverneurs iſt der Mittelpunkt, wohin alle Angelegenheiten, wichtige und unbedeutende, ſich richten. Mag der Ausgang tragiſch oder poſſierlich ſeyn, mag es ſich um den Kopf eines Menſchen oder das kleinſte Intereſſe handeln, einige Minuten genügen ſtets, eine Entſcheidung ohne Appellation, die ſogleich ausgeführt wird, zu geben. Bald kam ein Fellah, dem man auf ſeine Bitte einen Ochſen gab, um einen Todten zu erſetzen, der ſeine Sakie getrieben hatte; bald ward ein Kaufmann überführt, zu falſchem Gewicht verkauft zu haben, und erhielt ſogleich die verdienten Stockprügel; bald kamen zwei Prozeßluſtige, welche aus Furcht vor dem Bey, ſchnell von ihrer Luſt zu disputiren geheilt wurden, und ſich entfernten, ohne ſelbſt ihre Angelegenheit dargelegt zu haben; bisweilen ſetzte ſich ein mit Ungeziefer bedeckter, halbnackter Wahnſinniger ſchweigend neben den Bey, der, ruhig in ſeinen Geſchäften fortfahrend, ihm Kaffee geben ließ, ohne das geringſte Erſtaunen über dieſe cyniſche Frechheit zu bezeigen.

Wir wollten noch einige Tage den Fluß hinabfahren, um die Inſeln Argo und Says zu beſuchen, und befahlen deßhalb unſern Kameeltreibern, am rechten Ufer, Argo gegenüber, uns zu erwarten. Ein junger Leopard, einige plattfüßige Katzen und mehre Affen wurden auf ein Kameel geladen, und unſere Caravane ging voraus. Wir nahmen Abſchied von Mahmud-Bey, erhielten von ihm Empfehlungsbriefe an alle von ihm abhängige Kaſchefs bis Uady-Halfa, bezahlten dem Hafencapitän den Preiß unſerer Barke und wollten wieder unter Segel gehen.

Der Wind kam von Süden, und wir hofften eine ſchnelle Fahrt für die Nacht. Einige uns fehlende Taue bewirkten eine Verzögerung, und wir ſchliefen ein. Am nächſten Morgen fanden wir beim Erwachen, daß unſer Fahrzeug ſtill lag und nur eine halbe Stunde von Dongolah entfernt war. Anſtatt der fünf Matroſen, die uns bei unſerer Abfahrt zugetheilt waren, hatten wir nur noch zwei, die außer Stande, mit dem Winde zu kämpfen, hatten anhalten müſſen. Wir erfuhren von ihnen, daß der Hafencapitän während unſers Schlafs ihre drei Gefährten hatte fortholen laſſen, weil er hoffte, zweimal ihren Sold zu erhalten, wenn er ſie zweimal an verſchiedenen Orten als im Dienſte erſcheinen ließ.

Wir hatten ſchon Urſache gehabt, uns über dieſen Menſchen zu beklagen, denn bei unſerer Rückkehr von Barkal hatte er unſere Matroſen prügeln laſſen, um die Vergütigung, die wir dieſen gegeben hatten, ihnen zu entreißen. Dieſe neue Spitzbüberei füllte das Maß, und da wir an dem Tage nicht weiter konnten, kehrten wir nach Dongolah zurück.

Unſere Gegenwart war ein Donnerſchlag für den Hafencapitän, der uns ſchon weit entfernt glaubte und über das Gelingen ſeiner Liſt ſich Glück wünſchte. Ungeachtet ſeiner Bitten brachten wir ihn zum Mudir. Unſer Freund Mahmud Effendi befand ſich in dem Augenblick bei jenem, und dieſer Umſtand ward dem Delinquenten unheilvoll. Wüthend, daß ein Mißbrauch in ſeiner Verwaltung in Gegenwart eines Menſchen enthüllt ward, der beauftragt war, ihn auszuſpioniren, wartete der Bey nicht einmal, bis die Sache gehörig dargelegt war, und verurtheilte den armen Teufel zu 50 Curbachhieben. Dieſer ließ zu ſeinem Unglück ſich einfallen, als er ſein Urtheil hörte, zu ſagen, wir hätten ihn falſch angeklagt. „Hund“, rief Mahmud Bey, ohne noch zu wiſſen warum es ſich handelte, „du waagſt zu läugnen, was die fränkiſchen Bey-Zaadehs*) behaupten! Du ſollſt hundert Hiebe erhalten!“ und ſogleich ward das ſummariſche Urtheil vollzogen. — „Was wollt Ihr, meine Freunde“, ſagte uns Mahmud Effendi während die Prügel im Nebenzimmer aufgezählt wurden, „dieſe Menſchen kennen die Civiliſation nicht; es ſind Thiere, und ſie müſſen wie Vieh behandelt werden.“

Nach einer Stunde ſegelten wir mit den drei uns nothwendigen Männern ab. Das Nilwaſſer war ſo hell, wie das unſerer europäiſchen Flüſſe, ſollte aber bald nach Empfang der tropiſchen Regengüſſe die ſchlammige Farbe wieder erhalten. Wir ſchifften die Nacht hindurch und befanden uns mit Tagesanbruch vor der Inſel Argo.

Bevor wir zum Hauptflecken gelangten, hielten wir bei einem kleinen Weiler an, in deſſen Nähe man die einzigen noch übrigen antiken Trümmer findet. Nachdem wir einen wüſten Boden, der mit Achat, Onyx und verſteinertem Holz bedeckt war, und ein kleines Dattel- und Durageholz überſchritten hatten, kamen wir in einen dichten Akazien- und Ocharwald. Nach einer Stunde erreichten wir einen kahlen Punkt, wo zwei umgeſtürzte Granitcoloſſe auf einem mit Töpferſcherben bedeckten Boden lagen. Sie ſchmückten ohne Zweifel ein großes Gebäude, deſſen

---

*) Söhne der Fürſten, ein Name, der den europäiſchen Reiſenden in der Türkei, welche kein Geſchäft betreiben, ertheilt wird.

Trümmer eine große Fläche bedeckten. Die meiſten Reſte liegen aber ſo durch einander, daß man kaum ihre Form unterſcheiden kann. Bemerkenswerth iſt ein Baſaltſtein mit dem Namenszuge des äthiopiſchen Königs Sabakon. Die Maſſe Erde, welche man unter den Steinen findet, bezeugt, daß die Gebäude zum großen Theil aus Lehm beſtanden. Wir erfuhren von den Einwohnern, daß ein europäiſcher Reiſender, deſſen Namen wir nicht erfahren konnten, kurz nach der ägyptiſchen Eroberung die Trümmer unterſucht aber nichts gefunden hatte.

Nachdem wir unſere Barke wieder beſtiegen hatten, fuhren wir durch kleine grünende Inſeln, das linke mit Bäumen bedeckte Ufer der Inſel Argo hinab. Auf dem Gipfel der Bäume ſchwebten Geländer von Wucherpflanzen, die bis an die Fläche des Waſſers herabhängend, natürliche Grotten bildeten, wo Myriaden Vögel von glänzendem Gefieder ihr lärmendes Rudern ertönen ließen.

Gegen drei Uhr Nachmittags gelangten wir an den Flecken Argo, den der ſchöne Lehmpalaſt des Melek Tombol beherrſcht. Dieſer Melek gehört zur geringen Zahl derer, welchen Ismail Paſcha als Belohnung für ihre Unterwerfung nicht alle Gewalt nahm. Von unſerer Ankunft benachrichtigt, ſendete er Pferde an's Ufer und folgte bald darauf ſelbſt. Wir begegneten ihm, als er uns mit einem beträchtlichen Gefolge von Sclaven entgegenging.

Er war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, ernſt und würdevoll im Aeußern. Der Ausdruck ſeiner großen ſchwarzen Augen war ſanft und ein melancholiſches Lächeln zeigte ſchöne weiße Zähne. Eine Mütze von gedrucktem Kattun, ein Zeichen der Würde bei den Meleks, bedeckte ſein Haupt. Seine ſchwarze Haut, die Arabernaſe, die dünnen Lippen, ſein kurzer, krauſer Bart, verkündigte das reinſte nubiſche Blut. Er trug ein weißes, vom Halſe bis an die Füße herabhängendes Hemd, über welches eine kurze Tunica gezogen war, ein Mantel von weißem Tuch war um ſeinen Körper mit einer Kunſt drapirt, die man nur bei Orientalen findet. Die Zipfel deſſelben, mit blauen und rothen Streifen geſchmückt, fielen über ſeine Bruſt. An ſeinem Halſe hingen kleine lederne Cylinder mit Talismanen. Ein Mann aus ſeinem Gefolge trug einen Säbel mit gerader Klinge, deſſen Griff mit Silber ausgelegt war.

Der Melek trat mit ruhiger Miene vor uns hin, legte die Hand an Mund und Stirn, uns zu begrüßen, und lud uns in ſeine Wohnung ein. Bevor wir zu ſeinem Palaſt gelangten, mußten wir durch einen ziemlich ſchlechten Garten gehen, worin Orangen-, Citronen-, Granat- und andere Bäume gepflanzt waren, die man kürzlich nach Aegypten eingeführt hatte. Sie hatten ſich trefflich acclimatiſirt und ihre Früchte, obgleich ſehr klein, waren ſchmackhaft und ſaftig. Wir betraten hierauf einen weiten Hof, worin ſeitwärts auf einer Erderhöhung ein großer Armſtuhl ſtand, in welchem die gefallene Majeſtät ihren ehemaligen Unterthanen Recht ſpricht. Eine äußere Treppe von Erde ohne Geländer führte zum Divanſaal, der in einer Art Pylon oder viereckigem Thurm gebaut war. Dieſer ſchlecht erleuchtete Saal ward in der Mitte von einem Pfeiler gehalten, woran Säbel, Lanzen, Schilde herabhingen. Ein ſtets brennender Heerd diente zur

Bereitung des Kaffees für diejenigen Beſuchenden, denen dieſe Auszeichnung erwieſen ward.

Von da führte uns unſer Wirth in den erſten Stock, welcher aus einem mit Schießſcharten durchbrochenen Zimmer beſtand; darüber befand ſich noch eine Terraſſe mit Zinnen und Brüſtungen. Von dort gab man früher das Allarmzeichen, wenn Banden von Schakyeh-Arabern naheten. Große Trommeln, die bis an die Gränze des Gebiets echelonnirt waren, verkündeten den Feind, und dann griffen ſogleich alle Männer zu den Waffen. Von dieſem Punkte aus zeigte uns der Melek den größten Theil ſeiner ehemaligen Staaten. Er zitterte bei dem Anblick; bittere Erinnerung umdüſterte ſeine Züge, und aus ſeiner Bruſt tönte ein tiefer Seufzer, den er aber ſchnell unterdrückte, als ſchäme er ſich, ſeinen Schmerz uns zu enthüllen.

Als wir in den Saal zurückkehrten, fanden wir die Vorbereitungen zum Mahl, wozu uns der Melek eingeladen hatte, beendet. Wir ſetzten uns ihm zur Seite auf einen großen Divan, deſſen Sitz nach der Landesſitte aus geflochtenen Riemen gebildet war. Ein Sklave erſchien mit Gießkanne und Schale; ein geſticktes Handtuch hing über ſeine Schulter; er goß Waſſer über unſere Hände und der Melek vollbrachte ebenfalls ſeine Abwaſchung. Man trug hierauf einen kleinen Tiſch mit Schüſſeln herein, um den wir niederkauerten; dann entfaltete der Melek ein großes Stück Mekkatuch und legte es zierlich über unſere Kniee.

Das Diner begann mit einer Art dicker Suppe aus ſtark gewürztem Gemüſe, die wir mit hölzernen Löffeln aßen. Auf dieß Gericht, das wir abſcheulich fanden, obgleich wir gute Miene zum böſen Spiel beim Eſſen machten, folgte das Viertel eines geröſteten Straußes, deſſen trefflicher Geſchmack uns für das traurige Gericht, das ihm vorhergegangen war, entſchädigte. Der Melek zerlegte es mit den Fingern. Kaum hatten wir aber davon gekoſtet, ſo ward die Schüſſel fortgetragen und durch eine andere erſetzt, welcher ungefähr zwanzig andere mit außerordentlicher Schnelle folgten. Hammelfleiſch in verſchiedenen Zubereitungen, die übrigen Theile des Straußes, Perlhühner, in der Wüſte gefangen, Rephühner, Fiſche von ſchlammigem Geſchmack bildeten dieß africaniſche Feſt.

Der Melek, deſſen Hunger bei weitem thätiger war als der unſrige, glaubte uns ſeine Höflichkeit nicht beſſer bezeugen zu können, als wenn er den kupfernen Teller, der vor Jedem ſtand, unaufhörlich wieder belud. Wir müſſen noch jetzt darüber erſtaunen, daß wir ungeſtraft der Höflichkeit gegen ihn genügen konnten.

Am Fuß des Divans, auf dem wir niederkauerten, empfingen fünf oder ſechs Sklaven die von unſerm Tiſch genommenen Schüſſeln und überreichten ſie, nachdem ſie davon gegeſſen, einigen zwanzig andern, die im Kreis vor der Thür aufgeſtellt, ſie mit bewunderungswerther Schnelle leerten.

Melek Tombol gab ein Zeichen; der Sklave erſchien wieder mit Gießkanne und Waſchbecken und Jeder von uns wuſch ſich zum zweitenmale. Hierauf brachte man Pfeifen und Kaffee. Da das Zutrauen des Melek unmerklich geſtiegen war, erzählte er uns von ſeiner vergangenen Größe und ſeiner jetzigen Demüthigung.

Unter dieſen ſchien beſonders eine vorzugsweiſe Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Gemahl von mehr als 30 rechtmäßigen Frauen, nach der Sitte des Landes, aber den Geſetzen des Islam entgegen, hatte er auf Befehl des Paſchas nur vier behalten können, und die übrigen verſtoßen müſſen. *)

Eine Mesalliance hatte er dennoch nie eingegangen; wie alle benachbarten Fürſten, hätte er es für Erniedrigung gehalten, ein Kind von einer Sklavin oder von einer Frau aus niederm Stande zu erhalten. Er hatte ſich nur mit den Töchtern von Meleks vermählt. Dieſe Damen verbrachten ihr Leben im Harem ohne alle Beſchäftigung, wie ſich dieß für edle africaniſche Prinzeſſinnen geziemt.

Dieſe kleinen Staaten von Argo, Schakyeh, Dongolah ꝛc. waren in Lehen getheilt, welche die Meleks ihren Kindern als Eigenthum unter der Bedingung abtraten, den Befehlen ihrer Väter zu gehorchen und im Kriege ihnen zu folgen. Alle dieſe Edlen bildeten die Ariſtokratie des Landes, welches ſie durch einen ſchändlichen Sklavenhandel demoraliſirten, denn ſie vermietheten Sklavinnen an Fremde ſo wie Eingeborne, als Beiſchläferinnen, und eigneten ſich dann die Kinder zu, die aus dieſer vorübergehenden Verbindung entſprangen.

Der Melek, weil er Niemanden ſich vertrauen konnte, ſchien glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſeine Klagen und Demüthigungen Fremden zu geſtehen. Allein die Ankunft des Kaſchef, der für den Augenblick in Argo reſidirte, um die Bewäſſerung zu beaufſichtigen, unterbrach ſeine vertraulichen Mittheilungen.

Wemiſch Aga, noch vor Kurzem Tambour-Major, war zum Lieutenant erhoben und hatte proviſoriſch den Titel eines Kaſchef erhalten; auch war ſeine Ergebenheit gegen den Vizekönig unerſchütterlich, und der Zweck ſeines Beſuchs beſtand darin, wie er ſagte, uns ſeine Dienſte anzutragen und ſein Vergnügen zu bezeugen, daß er erlauchten Franken, den Ueberbringern von Firmans ſeines glorreichen Herrn, ſeine Aufwartung machen könnte. Allein der Melek ließ ſich über ſeine wahre Abſicht nicht täuſchen, und dieſe war, ihn auszuſpioniren und über die Aufträge auszuforſchen, die er uns nach Cairo geben könnte.

Die Nacht brach ein und wir wurden endlich den ungelegenen Beſuch los. — „Ihr ſeht es“, ſagte uns der Melek, ſobald jener uns verlaſſen hatte, **) „ich kann nicht einmal Fremde bewirthen, ohne in meinem eigenen Hauſe von Spionen bewacht zu werden. Verſprach dieß Ismail dem tapfern Melek Seba, meinem Vetter, als er ihm in meinem Namen die Huldigung überbrachte? Er wolle, ließ er mir ſagen, mich gegen die Schakyeh beſchützen, und gegenwärtig bleibt mir von meiner Macht nur der eitle Titel eines Melek und die Sorge, für ſeinen

---

*) Die wahren Gläubigen dürfen nur vier rechtmäßige Frauen haben. Die übrigen ſind nur Concubinen. Die Kinder beider haben aber dieſelben Erbrechte.

**) Außer einem kleinen Gehalt von der Regierung, erhalten die Meleks drei Piaſter von jeder Sakie. Melek Tombol beſitzt viele Dromedare, Pferde und Sklaven, und ſeine Sakies zahlen keine Taxen.

Vater die Abgaben einzuſammeln, die ich dem Mudir von Dongolah überliefern muß. Aber Gott hat es gewollt; er iſt groß und barmherzig."

Bevor wir von unſerm Wirth Abſchied nahmen, ſchenkten wir ihm ein Paar Terzerole mit Pumpenſtöcken und eine Muſikdoſe. Dieſe Gegenſtände, die er zum erſtenmal ſah, erregten ſein Entzücken im höchſten Grade. Er unterſuchte ſie mit kindiſcher Freude, dann drückte er uns die Hand und rief aus: „was kann ich Euch für Eure reichen Geſchenke bieten!" Hierauf beſann er ſich einen Augenblick und fügte hinzu, indem er uns einen gekrümmten Stab überreichte *), das Zeichen der Meleks in Nubien. „Empfangt dieß Scepter als Pfand meiner Freundſchaft, bewahrt es als Andenken an den armen Tombol, der unter ſeine glücklichſten Tage diejenigen zählen wird, wo Gott ihm erlaubte, Euch gaſtfrei zu empfangen."

Als er dieſe Worte ſprach, zeigten ſeine Züge den Ausdruck des tiefſten Schmerzes. Auch wir wurden getrübt beim Anblick dieſes gefallenen Monarchen, der zum Schatten der Gewalt auf demſelben Ort hinabgeſunken war, wo einſt ſein Wille als Geſetz galt.

Die Nacht war ſchon angebrochen, als wir den Melek verließen. Nach ſeinem Befehl trugen einige zwanzig Sclaven angezündete Baumzweige voran, uns zu leuchten, und unter dem ſonderbaren Geleit von Reitern und Fußgängern, die unter lautem Geſchrei mit allen Kräften neben uns herliefen und ihre Fackeln ſchwangen, erreichten wir das Ufer des Fluſſes. Wir ſelbſt ſpannten ſogleich die Segel aus und der Wunſch einer glücklichen Reiſe war die Erwiederung auf unſere Freigebigkeit.

Argo iſt ſowohl wegen ihrer Fruchtbarkeit, als wegen ihrer Ausdehnung von ſechs Stunden Länge auf zwei Stunden Breite eine der merkwürdigſten Nilinſeln. Zur Hälfte iſt ſie bebaut; die andere Hälfte iſt mit Wäldern bedeckt, woraus man eine große Maſſe von Holz zu Bauwerken gewinnen könnte. Die Bevölkerung beſteht aus 3000 Einwohnern; der Ackerbau wird durch mehr als 300 Sakies betrieben.

Die reichſten Produkte der Inſel beſtehen in Reis und Indigo. Letzterer iſt übrigens nicht ſo gut, wie der von Sennaar. Größtentheils wird er in den Fabriken des Vizekönigs zum Färben von braunen Wollentüchern verbraucht, womit die ägyptiſchen Frauen ſich kleiden. Die Nubier bereiten den Indigo auf folgende Weiſe. Sie zerſtampfen die Pflanzen in heißem Waſſer und rühren dann die Maſſe um, laſſen dieſe dann erkalten und einige Stunden lang ruhig ſtehen, worauf ein Niederſchlag ſich bildet, welcher den Farbeſtoff liefert.

---

*) Die Form dieſer Scepter iſt dieſelbe, wie in den Hieroglyphen das Symbol des Sprechens. In einer Volksverſammlung überreicht ihn der Melek Demjenigen, von dem er will, daß er reden ſoll, und nimmt ihn zurück, wenn er Jenem Schweigen gebieten will.

Neunzehntes Kapitel.

Nicht weit von Argo bemerkt man den Gipfel vom Dſchebel-Aramb, einem vereinzelten Berge, der vier Stunden vom Nil entfernt, ſeit undenklichen Zeiten die Gränzen von Dongolah und Mahaß bezeichnet.

Dieſe Provinz ward vor der ägyptiſchen Eroberung ziemlich deſpotiſch von Meleks regiert, welche ungeachtet der geringen Ausdehnung ihres Gebiets durch den kriegeriſchen Geiſt ihrer Unterthanen und durch die Entfernung mächtiger Staaten ſich als unabhängig erhielten. Jeder Melek wohnte in einem befeſtigten Schloſſe, führte gewöhnlich mit ſeinen Nachbarn Krieg und erhob Contribution von den Kaufleuten, die durch ſein Gebiet zogen.

Die Einwohner von Mahaß behaupten, vom Stamme Koreiſch abzuſtammen, wozu die Familie Mahomet's gehörte. Ihre Geſichtzüge und Sprache ſind aber die der Nubier, und nur Wenige verſtehen einige Worte Arabiſch. Man verſicherte uns jedoch, daß Koreiſch-Araber die benachbarte Wüſte einen Theil des Jahres hindurch bewohnen.

Ehemals ſammelte man in der Provinz Mahaß eine große Menge Schmergel im Nilbett. Die Taucher unterſchieden dieſen Stein von den übrigen, weil er kälter bei der Berührung ſchien. Waren ſie noch nicht in Gewißheit über die Natur des Steins, ſo hauchte man über ihn hin, und war es Schmergel, ſo bedeckte er ſich ſogleich mit Waſſertröpfchen. Früher ſcheint der Stein ſehr geſchätzt worden zu ſeyn.

Wir mußten in dieſem Diſtrikt von einer weißröthlichen, dicken Ameiſe viel erleiden, welche die Eingebornen Gurbach nennen. Nichts kann gegen dieſe Inſekten ſchützen, welche während der Nacht durch die Tapeten und Matten, worauf wir ruheten, und ſogar durch unſere Kleider drangen. Sie wandeln faſt immer unter dem Boden fort. Im Verhältniß wie ſie vordringen, bauen ſie mit bewunderungswerther Schnelle unterirdiſche Gänge, in denen ſie hin und hereilen. Mit dem Labyrinth derſelben bedecken ſie die Fläche der Felſen, die Zweige der Bäume und ſogar die Gipfel der höchſten Palmen. Hauptſächlich gegen Abend verlaſſen ſie zu Tauſenden dieſe Schlupfwinkel und ſtürzen auf Alles, das ſie erreichen. Alsdann verderben ſie jegliches, was ſie gebrauchen können, hauptſächlich das Korn, wenn man dieß nicht ſorgfältig verſchloſſen und über den Boden durch Pfähle erhoben hat. Der Zeitraum einer Nacht genügt dieſen Inſekten, eine unglaubliche Menge zu zerſtören und fortzutragen.

Die Hitze entwickelt ebenfalls eine kleine Fliege, von der unzählige Schwärme ſich im Thale des Nils verbreiten, ſich auf Menſchen und Thiere ſtürzen, in Augen, Naſe und Ohren dringen und ſchmerzliche Stiche verurſachen. Nur der

Rauch kann gegen dieſe Inſekten ſchützen; deßhalb tragen die Eingebornen häufig in der Hand ein angezündetes Stück Kuhmiſt, deſſen Rauch ſie einhüllt und im Geſicht ſchützt.

Die heftigere Strömung und zerſtreute Felſen verkündeten uns ſeit einigen Augenblicken die Nähe der erſten Strudel des dritten Waſſerfalls, als ein heftiger uns entgegengeſetzter Wind zum Anhalten beim Dorfe Tombos zwang; denn unſere Matroſen wagten nur bei ruhigem Wetter die Strömung zu durchſchiffen. Das Nilbett iſt hier mit Inſelchen beſäet, in deren Mitte die Inſel Tombos liegt, welche eine halbe Stunde lang und angebaut iſt. Nahe bei Tombos ſchoſſen wir einige weiße Ibis, die einzigen, die wir im Laufe unſerer Reiſe erblickt hatten. Dieſe Vögel ſind ſehr ſelten in der Gegend, wo man ſie nur wenige Wochen vor der Regenzeit antrifft. Die ſchwarzen Ibis mit rothen Füßen ſind gewöhnlicher, aber doch nicht ſehr häufig. Dieſe beiden von Buffon claſſificirten Arten ſind von der Beſchreibung, welche Herodot über die heiligen Ibis der Aegypter gibt, ein wenig verſchieden, und ungeachtet Bruce den Vogel Abu-Hannes in Abyſſinien entdeckte, worin er den wahren Ibis zu ſehen glaubt, iſt die Frage noch nicht gehörig aufgeklärt. Ein einziges Exemplar in der Sammlung des Statthalters der Niederlande, welches Cuvier beſchrieb, entſpricht genau der Schilderung Herodots vom weißen Ibis; allein unſer ſchwarzer Ibis, deſſen Schnabel und Füße roth ſind, kann der antike nicht ſeyn, der als durchaus ſchwarz dargeſtellt wird.

Uebrigens kann die Vergleichung der Ibis, welche in den zum Begräbniß der heiligen Vögel beſtimmten Catacomben entdeckt wurden, die Unterſuchung nur um ſo mehr verwickeln, weil man dort neben dem Abu-Hannes Buffon's weißen und ſchwarzen Ibis ſogar den Brachvogel Italiens antrifft. Vielleicht darf man hieraus den Schluß ziehn, daß mehre Arten die heiligen Ehren theilten, oder daß die Beſchreibungen der antiken Schriftſteller nicht ganz genau ſind. Mit Ausnahme von Buffon's weißem Ibis ſind die Ibis in Aegypten gegenwärtig ſehr ſelten. Es iſt übrigens allgemein bekannt, daß dieſe Vögel in dem Lande einſt ſehr zahlreich waren, und den Einwohnern halfen, den jungfräulichen Boden von den Reptilien zu reinigen, wodurch ſie Gegenſtände der öffentlichen Anbetung wurden. Vielleicht hat die gegenwärtige Seltenheit dieſer Vögel ihren Grund in der allmäligen Erſchöpfung des Bodens, welche die Moräſte vertilgte, woraus jene ihre Nahrung erhielten und ſie dadurch zwang, das Land zu verlaſſen.

Als wir in Tombos anlangten, erſpäheten die Einwohner die Bewegungen zweier Nilpferde, die am vorhergehenden Abend den Nil verlaſſen und mehre Felder verwüſtet hatten. Wir ſahen ſie im Fluß, 40 Schritte vom Ufer entfernt. Dann und wann erhoben ſie ihren ungeheuern Kopf aus dem Waſſer und ließen ein lautes Schnaufen ertönen; dann tauchten ſie unter, um nach fünf oder ſechs Minuten wieder zum Vorſchein zu kommen. Wir ſchoſſen einigemale unſere Flinten auf ſie ab, wodurch ſie Anfangs nicht in Furcht geſetzt zu werden ſchienen, als aber eines der Thiere am Kopf getroffen war, tauchten ſie plötzlich unter und kamen nicht wieder zum Vorſchein.

Das Hippopotamus heißt bei den Arabern Ochſe des Fluſſes (Bagher-el-Bahr). In Niedernubien iſt es jetzt ſelten, in Aegypten gänzlich unbekannt. Im Alterthum war es dort häufig, allein die jetzigen Aegypter wiſſen nicht einmal den Namen.

Das bei den neuern Naturforſchern lange Zeit unbekannte Nilpferd ward zum erſtenmal von dem neapolitaniſchen Wundarzte Zerenghi genau beſchrieben, welcher 1603 in einem Graben bei Damiette zwei Exemplare tödtete. Das letzte, wovon man in Aegypten redete, ward 1658 bei Dſchizeh getödtet.

Wie es ſcheint, ziehen ſich auch die Crocodille, wie die Nilpferde, immer mehr ſüdlich. In einer nicht ſehr entfernten Zeit waren ſie in Niederägypten ſehr häufig, allein jetzt ſieht man nur wenige unter Syut. Der Graf d'Arament, der 1548 reiſte, aber über Cairo nicht hinauskam, hatte mehre geſehn.

Dieß Nilpferd wird von den Nubiern ſehr gefürchtet; in wenig Augenblicken richtet es Felder zu Grunde, zertritt Alles, was es nicht frißt und zieht hinter ſich in den Aernten, die es zu Grunde richtet, eine Furche von zwei Metres Breite. Oft begnügen ſich die Einwohner damit, es zu verſcheuchen, anſtatt es zu jagen. Zu dem Zweck brennen ſie des Nachts am Ufer große Feuer, ſtoßen Geſchrei aus und machen viel Lärm mit Trommeln und großen kupfernen Geſchirren.

Die beiden Nilpferde kamen gegen Abend wieder zum Vorſchein. Die Jäger entdeckten ſie an einem waldigen Inſelchen, wo ſie unter dem dichten Laube von Weiden ruheten, deren Zweige in den Fluß hinabragten. Drei derſelben beſtiegen ſogleich einen leichten Kahn und landeten am entgegengeſetzten Ufer des Inſelchens. Einer ging vorſichtig auf die Inſel mit einem langen, zackigen Spieß, woran ein großes Stück Holz als Boje an einem Strick befeſtigt war, während die übrigen ſich zum Rudern bereit hielten. Bald darauf ſprang er in die Barke, die ſich ſchnell entfernte. Sogleich ertönte ein furchtbarer Lärm am entgegengeſetzten Ufer der Inſel. Der Wurfſpieß war in das Auge des Nilpferdes gedrungen. Aus Schmerz laut brüllend und durch das Stück Holz und den Strick, der in den Weidenzweigen ſich verwickelte, aufgehalten, zerſtampfte das Thier den dichten Pflanzenwuchs, der das Ufer bedeckte, und ſpritzte weithin das von Blut und Schlamm beſchmutzte Flußwaſſer. Nach einigen Minuten riß es ſich los und erreichte die Mitte des Nils. Die Waſſerfurche der Boje zeigte den Jägern die Spur des Thieres. Man ſah an der Bewegung des Waſſers, daß es ſich heftig anſtrengte, die Lanze aus der Wunde zu reißen. Dann erſchien es wieder an der Oberfläche, um nachzuſehen, ob es verfolgt werde, und ſchwamm langſam, einen Zufluchtsort zu ſuchen. Nach zwei Stunden entſchloß es ſich, auf einem waſſerrechten nicht weit entfernten Felſen zu ruhen. Sobald das Thier ermüdet aufgehört hatte ſich heftig zu bewegen, trafen die Jäger ihre Anordnungen, den Angriff fortzuſetzen. Zwanzig mit Lanzen bewaffnete Männer ſtellten ſich an einer

Stelle des Ufers auf, die fünf bis ſechs Fuß über dem Waſſerſpiegel ſteil hervorragte. Sechs ruderten auf die Boje zu. Ein langer Strick ward an dieſe gebunden und die Barke entfernte ſich langſam.

Bis dahin verkündete kein Zeichen, das Thier ſchöpfe Verdacht, als aber die Jäger zum Ende des Seils gelangten und es ſtark ſchüttelten, erſchien das Ungeheuer plötzlich auf der Oberfläche und ſchwamm mit furchtbarer Schnelle auf ſie zu. Die Nubier ruderten mit aller Gewalt und berührten ſchon das Ufer, als das Nilpferd mit den Zähnen den Rand der Barke packte. Die Erſchütterung war ſo ſtark, daß ein Jäger in den Fluß fiel und unfehlbar dem wüthenden Thiere zum Opfer geworden wäre, hätte ſich dieß, von zwanzig Wunden auf einmal getroffen, nicht gegen gefährlichere Feinde wenden müſſen.

Das Nilpferd, mit Lanzenſtichen vom Ufer zurückgetrieben, kämpfte lange mit unglaublicher Wuth. Durch Blutverluſt erſchöpft, ſuchte es mehremale vergeblich, ſich in den Fluß zurückzuziehn, allein die Jäger zogen dann am Strick, führten es durch den dadurch verurſachten Schmerz wieder zum Ufer zurück und durchbohrten es dann mit neuen Lanzenſtichen. Der Kampf dauerte beinahe eine Viertelſtunde. Endlich verſuchte das Thier, erſchöpft, keinen längern Widerſtand. Es war noch nicht todt, allein der Blutverluſt genügte. Die Nubier feierten ihren Sieg mit lautem Geſchrei, banden den Strick der Harpune feſt und verſchoben die Zerſchneidung des Thiers auf den nächſten Tag.

Am 20. Mai konnten die Matroſen bei der Windſtille des Morgens den Waſſerfall von Tombos ohne Hinderniß durchſchiffen. Wir luden, die Barke zu erleichtern, unſer Gepäck aus und folgten auf Eſeln.

Der nördlichen Spitze von Tombos gegenüber ſtehen vereinzelte Granitblöcke, wovon zwei mit Hieroglyphen bedeckt ſind, unter denen man den Namenszug **Amenophes III.**, eines Pharao der 18ten Dynaſtie, erkennt. Der Scheikh-el-Beled von Tombos, der uns begleitete, verſicherte uns, die Inſchrift beziehe ſich auf den Feldzug der Türken nach Nubien unter der Regierung des Sultan Selim, deſſen ſiegreiche Truppen ihre Waffen niemals über dieſen Punkt hinaustrugen. Wir hüteten uns wohl, die lichtvolle Erklärung des Scheikh zu bezweifeln, und konnten vielleicht zum erſtenmal, ohne in den Verdacht der Zauberei zu gerathen, ein antikes Monument bequem unterſuchen. In der Entfernung von 100 Schritten ſieht man eine coloſſale Statue von Granit, deren Arbeit denen von Argo gleichkommt, welche nach aller Wahrſcheinlichkeit aus denſelben Steinbrüchen, wo dieſer noch liegt, geholt wurden.

Nach einem Marſch von drei Stunden ſchifften wir uns wieder ein. Wir mußten noch durch drei Waſſerfälle fahren. Nicht ohne Unruhe ſahen wir dann, wie unſere Barke mit unwiderſtehlicher Kraft durch die Klippen geſchleudert ward, wo es ſchien, ſie müſſe zerbrochen werden, allein wir kamen mit der Furcht davon.

In dem ganzen Raume, durch den wir hinter Tombos kamen, reicht die Wüſte bis an den Fluß. Schwärzliche Felſen mit gerundeter Form erheben ſich aus der

Sandwüſte oder aus den brüllenden Fluthen des Nils, die ſie mit Schaum bedecken. Kein lebendes Weſen beſeelt die düſtere Einſamkeit; nur ein Krokodill ſtürzt ſich, wenn man ihm naht, ſchwerfällig in den Fluß, oder Pelicanſchaaren von blendender Weiße decken unbeweglich die Gipfel der Felſen.

Es gelang uns, einen Pelican von außerordentlicher Dicke zu ſchießen. Da wir die Haut uns erhalten wollten, erlaubten wir unſern Leuten nicht, ihm die Kehle abzuſchneiden, und führten die Operation ſelbſt aus, indem wir einen Einſchnitt über den Hals in der Art machten, daß der Kropf des Thieres erhalten ward. Wir öffneten eine Arterie, um das Blut nach den Vorſchriften des Korans herauszulaſſen, welcher befiehlt, daß jedes zu opfernde Thier an der Kehle mit einem ſcharfen Inſtrumente geſchnitten wird, ohne daß dieſes die Wunde, bevor ſie vollſtändig iſt, verläßt. Unſere Matroſen folgten aufmerkſam jeder unſerer Bewegungen bei dieſer wichtigen Operation, deren Ungeſetzlichkeit ſie durch den Ruf Allah Ekbar (Gott iſt groß) zu verbeſſern ſuchten. Nachdem ſie aber aufmerkſam die Wunde unterſucht hatten, die zu verſchiedenenmalen anſtatt auf einmal am Halſe angebracht war, verzichteten ſie zu ihrem großen Verdruſſe auf das Mahl, das ſie ſich verſprochen hatten, und erklärten, ihr Gewiſſen erlaube ihnen nicht, davon zu eſſen.

Sobald man Fakir-Bint näher kommt, wird die Ausſicht freundlicher. Grünend erhebt ſich die große Inſel Utavab in einer Gruppe bebauter Inſelchen. Aber bald kommen wieder ſteile, ſchwärzliche Granitfelſen, mit den Trümmern von Feſtungen gekrönt. Sie reichen bis dicht an den Fluß und ſind nur hin und wieder von engen Thälern voll Akazien und Palmen unterbrochen, deren ſtets grünendes Laub einen pittoresken Contraſt mit dem ſtarken röthlichen Farbenton der Wüſte und den bräunlichen Seiten der Felſen bietet.

Hinter Hefor wird der fruchtbare Uferſtreifen weiter und die Wüſte weniger dürr, bietet einige Spuren der Vegetation. Zwei ungeheure befeſtigte Felſen von bizarrer Form erheben ſich vereinzelt auf dem rechten Ufer. Nach einer Entfernung von 1½ Stunden bezeichnet ein Schloß auf dem Gipfel eines Hügels, welches den Fluß beherrſcht, die Nähe des Waſſerfalls, den die Schnelligkeit der Strömung ſchon in weiter Ferne verkündete.

Eine horizontale Granitbank bildet einen faſt regelmäßigen Damm und verſperrt den Lauf des Fluſſes, der ſich in ſchäumenden Streifen zwiſchen den ſcharfen Spitzen der Klippen durchdrängt. Die Höhe dieſes Sturzes beträgt bei niederem Waſſerſtande ungefähr acht Metres, und ſeine Abdachung mehr als 30 Grad. Ein enger, gewundener Kanal dient den Schiffern am linken Ufer zum Durchgang. Durch Anſtrengung der Arme und durch Taue, die man an die Felſen bindet, leitet man ſie durch die Windungen dieſer Durchfahrt, bei der es unbegreiflich iſt, wie man jemals ſich hineinwagte. Alle Geſchicklichkeit der Eingebornen kann nicht verhindern, daß Schiffe hier oft untergehn, und dieſe Unglücksfälle ereignen ſich um ſo häufiger, da die aus Palmfaſern geflochtenen Taue nicht ſehr feſt ſind und nur ſelten gewechſelt werden.

Das Becken, welches die Fluthen vom Waſſerfall empfängt, gleicht einem ſtürmenden Meere, wo die Fluthen tumultuariſch in furchtbaren Wirbeln ſich brechen. Allein wenige Schritte jenſeits dieſes Abgrundes nimmt der Fluß ſeine majeſtätiſche Ruhe wieder an und fließt friedlich durch das Thal, das er befruchtet.

Bald ſahen wir die Ruinen von Sebkeh (Abockis). Sie beſtehen in einem Tempel, der Stück für Stück verſchwindet und den zukünftige Reiſende vielleicht nicht mehr antreffen werden. Die Materialien werden nämlich zum Bau der benachbarten Dörfer fortgebracht.

Etwas weiter iſt der Fluß von ſchönen und großen Inſeln beſäet, welche den am meiſten bevölkerten und bebauten Theil des Landes bilden; hin und wieder ſind jedoch die Ufer ſelbſt fruchtbar und bieten eine freundliche Ausſicht.

Am 22. Mai fuhren wir bei den Ruinen der Feſtung Tonareh vorüber, die im Lande berühmt iſt, weil der Gouverneur von Makaß, Scheikh Abd-el-Gadi, vor ungefähr 30 Jahren dort lebte. Sein Ruf der Heiligkeit iſt in Nubien ſo ſehr verbreitet, daß die Eingebornen bei ihren Anrufungen durch ſeinen Namen den des Propheten erſetzen.

Hierauf ſahen wir den Tempel von Gorgnia wieder; in der Entfernung einer halben Stunde liegt dort eine kleine Moſchee, die im Rufe beſonderer Heiligkeit ſteht. Die wahren Gläubigen wollen hier den Abdruck des Fußes des Propheten auf dem Felſen ſehen. Nach den Traditionen des Landes ließ Muhamet hier den Abdruck ſeines Fußes im Geſtein zurück, während eines Aufenthalts, als ihn der Engel Gabriel von Mekka nach Jeruſalem durch die Luft trug. Mitten in den Ziegeln, womit der Boden gepflaſtert iſt, ließ man ein Viereck unbekleidet, ſo daß man den nackten Felſen erblickt; dort ſoll Muhamet gebetet haben. Bei dem beſten Willen konnten wir aber nicht die Form eines Fußes auf der ungleichen Oberfläche des Felſens erblicken. Dieß hindert aber nicht gläubige Muſelmänner, die Sache als einen unzweifelhaften Glaubensartikel zu betrachten. Eine kleine Fahne von grünem und rothem Atlas ſchwebt über dem verehrten Abdruck. Koranverſe über die Macht Gottes, über Ergebung im Unglück und die Pflichten der Barmherzigkeit ſind der einzige Schmuck der Mauern.

Einige verfallende Hütten umringen die Moſchee. Dort pflegen die Kaufleute, nachdem ſie eine kleine Gabe gebracht, alles Gepäck zurückzulaſſen, das auf der Reiſe ihnen hinderlich ſeyn könnte. Nach ihrer Rückkehr finden ſie ſtets es wieder, und man verſicherte uns, es gebe kein Beiſpiel, wo das Zutrauen hintergangen wurde. Wir fanden dieſe Art Magazine voll von Dromedarſätteln, alten Schläuchen und verſchiedenen unter dem Schutz des Propheten zurückgelaſſenen Geräthen.

Am Weiler Ekudeja fanden wir die uns erwartenden Dromedare. Wir gaben Befehl, bis zur Inſel Says weiter zu ſchiffen, von der wir nur noch wenige Stunden entfernt waren. Ein unabhängiger Aga regierte früher dieſe Inſel und das benachbarte Gebiet. Dieſer Aga war, wie die von Ibrim und Derr, ein

Abkömmling der bosniakiſchen Garniſon, die Sultan Selim, der Eroberer Aegyptens, in dieſe Gegend legte. Jener Offizier hatte lange Zeit die Obergewalt des Paſcha von Cairo anerkannt, von dem er die Inveſtitur erhielt und dem er einen jährlichen Tribut zahlte. Nachdem er aber einige Jahre lang der Bezahlung deſſelben ausgewichen war, machte er ſich allmälich unabhängig. Der Aga von Says war gewiſſermaßen der Präſident einer kleinen ariſtokratiſchen Republik, welche zur Zeit der ägyptiſchen Invaſion ſich dem Paſcha unterwarf. Mehemet Ali ließ ſie Anfangs beſtehn; als aber die Inſelbewohner 1823 die Abgaben zu zahlen ſich weigerten, ſandte er Truppen aus, ſie zu unterwerfen, und ſeitdem gehorchen ſie derſelben Regierung, wie das übrige Land.

Says, im Mittelalter blühend, bildete damals einen Theil des Königreichs Dongolah. Die Hauptſtadt war der Sitz eines Biſchofs und die letzte Stadt von Bedeutung im Norden Nubiens. Gegenwärtig enthält ſie nicht mehr wie 400 Einwohner. Theils wegen des Mangels an Arbeitern, theils auch wegen der zu hohen Lage des Bodens liegt ein großer Theil der Oberfläche unangebaut. Ihre Länge beträgt drei Stunden auf eine Breite von 1½ Stunden im Durchſchnitt; das öſtliche Ufer iſt das fruchtbarſte; man ſieht dort eine Menge Sakies, welche wegen der allmälichen Erſchöpfung des Bodens bis zu der Höhe der Palmgipfel erhoben ſind.

Am weſtlichen Ufer iſt die Inſel von einer ungeheuern Anzahl gerollter Steine bedeckt, den Trümmern eines früher beträchtlichen Berges im Mittelpunkt der Inſel, der aber jetzt beinahe gänzlich eingeſunken iſt. Man trifft unter dieſen eine große Mannigfaltigkeit ſchöner Exemplare verſteinerten Holzes, Agath, Onyx, Carneol, Granit, Serpentinſtein und eine Art rothen Porphyrs an.

Am nordöſtlichen Ufer ſieht man die Trümmer eines befeſtigten Fleckens auf einem Felſen. Die Truppen des Paſchas vollendeten 1823 ſeinen Verfall. Seine erſte Erbauung muß bis in das hohe Alterthum hinaufreichen, denn unter den Trümmern ſieht man mehre ägyptiſche Säulen, Ueberbleibſel eines Tempels, der im Mittelalter noch vorhanden war. An den Mauern ſtehen noch drei bis vier Kanonen aus Bronze von alter türkiſcher Fabrik, welche die Soldaten Selim's offenbar herbeibrachten, um den Ort zu belagern.

Die Leichtigkeit, womit man beim niedern Waſſerſtande den weſtlichen Arm des Nils durchwaten kann, führt nach Says eine große Zahl Wölfe und Gazellen, welche die Inſelbewohner jagen, ſobald das Anſchwellen des Fluſſes ihnen die Rückkehr abſchneidet.

Wir hatten das Ziel unſerer Schiffahrt erreicht. Unſere Matroſen ſetzten uns auf dem Ufer ab, wo unſer Zelt am Tage vorher aufgeſchlagen war, und ſegelten nach Dongolah zurück. Unſere Lage war ſehr beunruhigend. Herr v. Cadalvene litt ſeit drei Tagen an einem heftigen Fieber und war außer Stande, die Mühſeligkeiten von drei Tagereiſen, die wir von Wady Halfah noch entfernt waren, zu ertragen. Mahmud, kaum wieder geneſen, war zu Dienſten noch unfähig; um das Unglück noch zu erhöhen, war einer unſerer Kameelführer am Tage vorher von einem Skorpion geſtochen und befand ſich deßhalb in der Unmöglichkeit, uns behülflich zu ſeyn. Die Waſſerfälle verhinderten, daß wir unſere Reiſe zu Schiffe fortſetzen konnten. Wir befanden uns in der Wüſte, ohne Hülfe, ohne Arzneimittel, beinahe ohne Vorräthe und Mittel uns andere zu verſchaffen. Einige Zeit wußten wir nicht, was wir beginnen ſollten, allein der letzte Umſtand vermogte mehr als die Krankheit, und wir beſchloſſen, unſere Reiſe fortzuſetzen.

Nach zwei Stunden erreichten wir das Dorf Amnah. Der Zuſtand des Herrn v. Cadalvène hatte ſich verſchlimmert, wir mußten den Ort aber noch vor Tagesanbruch verlaſſen. Ein Marſch von fünf Stunden führte uns zum Waſſerfall von Dal, deſſen Rauſchen wir ſchon von fern her vernahmen. Nach einer Stunde verengte ſich plötzlich die Ebene, und hohe Granitfelſen dringen bis an den Rand des Fluſſes. Dort endet Sockot und beginnt Dar-el-Hadſchar, das wir durchziehen mußten, um nach Uady Halfah zu gelangen.

Nachdem wir fünf Stunden lang auf einer Hochebene gereiſt waren, wo durch kleine von Entfernung zu Entfernung aufgeſtellte Pyramiden von Stein die Straße den Caravanen angedeutet iſt, ſtiegen wir wieder an das Ufer des Fluſſes hinab. Hier liegen einige muſelmänniſche Gräber, unter denen ſich das eines im Lande ſehr verehrten Heiligen befindet. Die Karavanen, und hauptſächlich die der Hadſchi (Pilger) legen vorüberziehend Gaben auf dieß Grab. Einige dieſer frommen Reiſenden vertheilen auch Almoſen an die Bewohner von zwei oder drei benachbarten Hütten, die ſich für Abkömmlinge des Heiligen ausgeben, deſſen Hülfe Jene angerufen haben.

Das Thal war ehemals bebaut; dieß zeigen einige Lagen roher Steine, welche als ein Damm gegen die Gewalt der Strömung errichtet wurden, damit dieſe die Erde nicht mit ſich fortreißen können. Einige Bäume wachſen noch auf dem ſchmalen Erdſtreifen. Am entgegengeſetzten Ufer wachſen und ſind wieder einige Waſſermelonen, deren Fleiſch geſchmacklos und ſehnig iſt; im Innern enthalten ſie aber eine große Menge ſüßlichen Saftes, ein oft koſtbares Mittel gegen den Durſt, die furchtbarſte Geißel der Wüſte. Aus dem Fluſſe erheben ſich nackte, ſchwärzliche Felſen und erhöhen den wilden und einſamen Charakter der Gegend. Wir kamen hierauf an einer hohen Inſel vorüber, mit einer noch vollkommen erhaltenen Erdbefeſtigung. Gegenüber lag eine heiße Quelle, und wir bedauerten, da wir den Fluß nicht paſſiren konnten, daß wir dieß bei unſerer Hinreiſe nicht gewußt hatten.

Bevor wir in Tangur anlangten, verließen wir das Ufer, weil es keine gangbare Straße bot, und folgten dem Kamm der dürren, mit dem Fluß parallel laufenden Dünen. Die ſchon ſeit mehren Tagen beträchtliche Hitze ward mit jedem Augenblick unerträglicher. Reaumür's Thermometer zeigte 42° im Schatten und wir waren den ganzen Tag der Sonnengluth ausgeſetzt. Von Zeit zu Zeit mußten wir Erdſpalten überſpringen, denn der Boden, während der Ueberſchwemmung mit Waſſer geſchwängert, zerſpringt nach allen Richtungen hin, ſobald die Sonnengluth ihn austrocknet. Unſere Dromedare konnten dieſe Spalten nur nach langen und mühſamen Anſtrengungen überſpringen; wir ſahen nur eine weite Sandebene, wo kaum einige Sennespflanzen und verkrüppelte Sträucher wuchſen.

Die Schwäche des Herrn v. Cadalvène ſtieg mit jedem Augenblick. Heftige nervöſe Zufälle kamen zum Fieber hinzu, welches ſeit einigen Tagen einen gefährlichen Charakter angenommen hatte. Unſere Leute erkannten, daß der Kranke ſeit einigen Tagen am Kak-kab, oder an der nubiſchen Peſt litt.

Dieſe Krankheit, welche die Symptome des bösartigen, intermittirenden Fiebers und des contagiöſen Typhus vereinigt, geht gewöhnlich von Sennaar aus, folgt den Schritten der Karavanen, die ſie decimirt, wird durch dieſe nach Aegypten eingeſchleppt und bringt oft ſogar bis an die Thore von Kairo. Glücklicherweiſe machte die Furcht vor Anſteckung wegen des Fatalismus der Muhamedaner auf unſere Führer keinen Eindruck, und es fiel ihnen nicht ein, uns zu verlaſſen. Eine Bergkette, die wir überſchreiten mußten, vermehrte noch die Schwierigkeiten. Wir mußten in ein Labyrinth von ſteilen und beinahe ungangbaren Felſen dringen. Nackte Granitblöcke, die über einander lagen und einzuſtürzen drohten, ſchienen die Thäler zuſammenzudrängen und beſchränkten überall den Horizont. Keine Spur von Vegetation unterbrach die düſtere Einförmigkeit der dürren Felſen, unter denen die in den Sand der Schluchten eingedrückten Schritte der Hyänen und Panther als einzige Spur des Lebens ſich boten.

Die Sonnenſtrahlen brannten ſchwer auf unſern Häuptern, und ihr Rückprellen auf den Felſen entzündete die Atmoſphäre; von Zeit zu Zeit zog ein glühender Luftzug, wie der eines Ofens, durch die engen Felsſchluchten und drohete uns zu erſticken; die Temperatur ward für Herrn v. Cadalvène bald unerträglich; er fühlte brennende Schmerzen, ſeine Kräfte verließen ihn, er ſank von ſeinem Dromedare, den der Führer kaum zum Niederknieen bringen konnte, und forderte Waſſer mit erlöſchender Stimme. Nicht ein Tropfen war uns geblieben! . . .

Einer unſerer Führer, Ali, kannte in der Nähe einen Brunnen von Brackwaſſer. Er verließ uns, einen Schlauch zu füllen. Nach wenigen Augenblicken verließen uns die Andern und eilten voraus, aus Furcht, die Dromedare möchten der Hitze unterliegen. Wir blieben allein in der furchtbaren Einöde. Der Kranke, auf den Sand geſtreckt, war im ſchrecklichſten Zuſtande.

Der Führer erſchien nicht wieder. Jede Minute ſchien uns ein Jahrhundert; endlich nach drei Stunden furchtbarer Angſt ertönte das Geſchrei Ali's; der Brunnen war ausgetrocknet und er hatte bis an den Fluß gehen müſſen, um die Schläuche zu füllen. Dieß Waſſer brachte Herrn v. Cadalvène einige Erleichterung, ohne ſeinen Durſt zu löſchen; allein ſeine Schwäche war ſo groß, daß er ſich auf dem Dromedare nicht halten konnte, und wir mußten neben ihm hergehen, um über ihn zu wachen.

Endlich erreichten wir wieder das Ufer des Fluſſes und einen elenden Weiler, wo drei oder vier arabiſche Familien in Strohhütten wohnen. Wir ruheten dort bis die Hitze durch den Einbruch der Nacht erträglicher geworden war. Bald waren wir der befeſtigten Inſel Abkhor gegenüber, dem am meiſten maleriſchen aller Fälle im zweiten Waſſerfalle. Durch ungeheure Felſen, die ſich aus der Fluth erheben, im Lauf gehindert, und zwiſchen zwei ſteile Ufer eingezwängt, ſtrömt der Fluß hier mit furchtbarer Schnelle. Kein Leben, keine Vegetation erſcheint auf dem düſtern Uferſtrich, wo das Auge überall nur dürren Sand und von der Zeit geſchwärzte Felſen erblickt. Die ganze Natur ſcheint in dieſer wilden Einöde vom Tode getroffen zu ſeyn. Der zugleich majeſtätiſche und troſtloſe Anblick durchdringt die Seele mit einem unausſprechlichen Gefühl des Schreckens und der Bewunderung.

Unſere Abſicht war Anfangs, dem Ufer zu folgen, um den zweiten Tempel von Samneh zu beſuchen; allein der beunruhigende Geſundheitszuſtand des Herrn v. Cadalvene zwang uns, den kürzern Weg durch die Wüſte einzuſchlagen. In der Nacht erreichten wir nach langem und mühſamen Ritt den Weiler Aroaſſa. Er liegt in einer Ebene von einer halben Stunde Länge, die durch den Fluß und ſteile Felſen von allen Seiten eingezwängt iſt. In dieſer kleinen Oaſe erheben ſich Hütten unter Dattelpalmen, deren wohlthätiger Schatten dem Reiſenden um ſo koſtbarer wegen des Contraſtes mit den Sandebenen erſcheint, die er durcheilte. Am entgegengeſetzten Ufer erblickten wir eine kleine ähnliche Oaſe, wo die Einwohner Kameele und einige Ziegen ſich hielten, zu deren Nahrung das verkrüppelte Geſträuch in den Felsſpalten genügt.

In Aroaſſa diente eine Sakie uns als Obdach; ein ſchwacher Nordwind fing an zu wehen; wir konnten deßhalb eine beſſere Temperatur genießen und einige Stunden ſchlafen. Wir bemerkten hier an den Felſen die Spuren des hohen Waſſerſtandes, die ſich zwanzig Metres über den damaligen Spiegel des Fluſſes erhoben.

Die Nubier dieſes kleinen Cantons leben in immerwährender Furcht vor den Erpreſſungen der Regierung und den Einfällen der Beduinen. Nur mit großer Mühe konnten wir ihr Mißtrauen überwinden und ein wenig Gerſte erlangen, um Brod zu bereiten, deſſen wir ſchon zwei Tage lang entbehrt hatten. Dieſe Unglücklichen wagen es nicht, Vorräthe in ihren Häuſern zu haben; ſie vergraben dieſe in der Wüſte oder in einer Höhle, um ſie der Raubſucht ihrer Unterdrücker zu entziehen. Dort gruben ſie das wenige Korn aus, das ſie uns verkauften.

Wir erfuhren von ihnen, daß eine Barke der Regierung bisweilen von Aroaſſa nach Amteh fährt, einem ſechs Stunden entfernten Weiler, wo die Schiffahrt nicht unterbrochen iſt. Unglücklicherweiſe war die Barke am Tage vorher abgefahren. Wir ſandten ſogleich einen Dromedar mit unſerm Führer Ali ab, den wir mit unſerm Firman verſahen, um zu verlangen, daß dieß Schiff uns ohne Verzug überſandt würde.

Am 27. kehrte Ali mit der Barke zurück; wir legten den Kranken hinein, und während die übrigen Glieder unſerer kleinen Karavane den Weg nach Amteh zu Lande einſchlugen, brachen wir mit einigen Eingebornen auf, die wir uns verſchafft hatten, uns durch die Felſen im Fluſſe zu ziehen. Am andern

Morgen langten wir in Amkeh an, wo die Granitlöwen aus Merawy am Ufer das Anſchwellen des Fluſſes erwarteten, um nach Alexandrien transportirt zu werden.

Ungefähr dreißig Hütten bildeten dieß Dorf, wo man vor einigen Jahren ein großes Magazin baute. Dieß iſt einem Sergeanten und einigen Soldaten zur Bewachung übergeben. In dieſem Weiler, welcher die nördliche Gränze des Mudirlik von Dongolah bildet, werden die Waaren, welche die Regierung aus Hochnubien erhält, niedergelegt, wenn der niedrige Waſſerſtand nicht erlaubt, den Waſſerfall von Wady-Halfah ſogleich zu durchſchiffen.

Eine in Ruinen fallende Erdhütte war zum Aſyl der Fremden beſtimmt. Ein Strohlager ward hier für Herrn v. Cadalvène bereitet. Der Fußboden dieſer verfallenen Kammer zitterte unter unſern Füßen, und ſchien den Einſturz zu drohen, uns blieb aber keine Wahl. Wir hatten uns kaum an dieſem elenden Orte niedergelaſſen, als der Sergeant die Bezahlung der Barke verlangte, wofür er einen übertriebenen Preis forderte. Mehre ſchwere Piaſter, die wir ihm anboten, wies er auf die unverſchämteſte Weiſe zurück. Wir ſtritten lange gegen dieſe Prellerei, als die Soldaten herbeikamen und ihrem Sergeanten bemerkten, wir brauchten als Ueberbringer des Firmans gar nichts zu bezahlen, ſie würden ihn anzeigen, wenn er bei den ungerechten Forderungen beharrte. Der Sergeant gerieth in Verlegenheit und ſah ſich wider Willen genöthigt, unſere Geldanerbietungen zurückzuweiſen; es ward ausgemacht, daß wir ſeinen Dienſteifer zu belohnen, einen günſtigen Bericht dem Kaſchef von Wady Halfah geben ſollten.

Wir konnten im erſten Augenblick den Beweggrund nicht begreifen, weßhalb die Soldaten zu unſern Gunſten in die Sache ſich miſchten; erfuhren aber bald die Löſung des Räthſels. Als ſie merkten, der Sergeant habe ſich vorgenommen uns zu prellen, wollten ſie Antheil am Profit haben; da dieſer aber jede Art von Theilung hartnäckig von ſich wies, vereitelten ſie die Intrigue, um ihren Befehlshaber zu zwingen, ein andermal auch ihnen einen Antheil an den ehrlich gewonnenen Sporteln derſelben Art zu geben.

Wir mußten weiter. Die Waſſerfälle verhinderten, daß wir unſere Reiſe zu Waſſer fortſetzen konnten; andererſeits waren die Kräfte des Kranken gänzlich erſchöpft. Er fiel in Ohnmacht, als wir ihn auf den Dromedar heben wollten. Nur ein Mittel blieb uns übrig: ihn in einem Bett forttragen zu laſſen; allein Anfangs war es unmöglich, die Einwohner des Dorfes dahin zu bringen, daß ſie dieſen mühſamen Dienſt übernahmen. Die Hälfte des Tages verging in fruchtloſen Unterhandlungen; unſer Mahmud aber benutzte geſchickt das Mißverſtändniß zwiſchen dem Sergeanten und ſeinen Leuten, ſprach mit Nachdruck über unſern Credit beim Paſcha und die furchtbare Strafe, welche das Land treffen würde, wenn Einem von uns ein Unglück begegnete, vertheilte heimlich unter die Soldaten einige Piaſter und brachte es endlich dahin, daß dieſe ihren Sergeanten zu dem Befehle zwangen, alle Einwohner, die man antreffen könne, herbeizuholen. Sie gingen ſogleich von Haus zu Haus, nahmen gutwillig oder mit

Gewalt alle Männer mit ſich und ſperrten ſie in eine Hütte, vor der ſich einer von ihnen als Schildwache aufſtellte. So brachten ſie in Kurzem dreißig Männer zuſammen, die zwar Anfangs ſehr mißvergnügt waren, aber in der Gewißheit einer guten Bezahlung ſich endlich in ihr Schickſal ergaben.

Der Sergeant, welcher ſein Bett lieh, erhielt als Belohnung ungefähr eine Kiſte voll Pulver, im Betrag eines halben Pfundes. Zum Unglück für ihn bemerkte einer ſeiner Leute das Geſchenk. Sie nahmen ſich deßhalb vor, ihn nach unſerer Abreiſe zu zwingen, jenes Geſchenk mit ihnen zu theilen. Dieß mußte ihn in um ſo größere Verlegenheit bringen, da Mahmud, um ſich an ihm zu rächen, mit ernſter Miene verſicherte, wir hätten ihm mehr als zehn Pfund gegeben.

Wir hatten einen Dromedar vorausgeſchickt, um unſern Matroſen den Befehl zu überbringen, das Fahrzeug, welches uns in Uady Halfah erwartete, bis an den Waſſerfall zu leiten und uns dort zu erwarten. Als die Sonne am Horizont verſchwand, nahmen ſechs Nubier das Bett von Dattelzweigen auf ihre Schultern, ihre Gefährten folgten, ſie abzulöſen, und wir begannen auf's Neue unſere Reiſe.

Der Weg, den wir noch zurücklegen mußten, betrug nur ſechs Stunden, und dennoch hatten wir wenig Hoffnung, das Leben des Herrn v. Cadalvene bis dahin zu erhalten, deſſen unaufhörliche Ohnmachten uns alle Augenblicke zwangen, unſern Marſch zu unterbrechen. Die moraliſche Kraft erloſch bei ihm allmälig, und oft ſchien es uns, als ſey er ſchon geſtorben. Endlich erblickten wir ein Feuer in der Ferne, und mit unausſprechlicher Freude vernahmen wir den Ruf der Matroſen, der den unſern beantwortete. Selbſt der Kranke ſchien wieder belebt zu werden, und von dem Augenblick an ward die ſo lange erloſchene Hoffnung, ſein Vaterland wieder zu erblicken, in ſeinem Herzen erweckt und beſchleunigte mit dem Gedanken an die Ruhe, die er nach ſo viel Leiden und Mühen wieder genießen könnte, ſeine Wiedergeneſung, die zwar langſam vor ſich ging, an der wir aber bis dahin gezweifelt hatten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wegen des im Sommer faſt ausſchließlich wehenden Nordwindes können die Segel beim Hinabfahren nicht aufgeſpannt werden. Dieſer Wind iſt gewöhnlich ſehr heftig, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, und wird in der Nacht ſchwächer, ſo daß die Fahrzeuge den größten Theil des Tages hindurch am Ufer angebunden werden müſſen, und nur des Morgens und Abends fahren können.

Man kann alsdann nur rudern und muß die Maſten niederlaſſen, um dem entgegengeſetzten Winde ſo wenig Haltpunkt wie möglich zu gewähren, und damit ſie den Bewegungen der Matroſen nicht hinderlich ſind, welche nur des Stromes als Hülfe ſich bedienen können. Ein Tag verging beinahe mit dem Abnehmen der Segelſtangen und den übrigen Vorbereitungen zur Rückkehr; endlich fuhren wir am 28. Mai von Uady Halfah ab.

Das Fieber, welches Herrn v. Cadalvène bei unſerer Ankunft am Fahrzeuge verlaſſen hatte, kam wieder zum Vorſchein, ward aber mit Erfolg durch Doſen von Quinin-Sulphat bekämpft und die Geneſung ging ſchneller von Statten, als wir zu hoffen wagten. Man ſollte glauben, die Geſundheit ſey unzerſtörbar in dieſem ſchönen Clima mit ſo ſanfter Luft und ſo reiner, durchſichtiger Atmoſphäre. In dieſer Hinſicht zeigen die Nilufer wirklich ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Im Gegenſatz der großen Flüſſe unter denſelben Breiten, deren Ufer mit Geſträuch und Moräſten bedeckt ſind, erhält der Nil in einem Laufe von mehr als 1500 Meilen von ſeiner Vereinigung mit dem Athara bis zur Mündung auch nicht einen Strom als Zufluß. Nie wird der ſchöne Himmel, deſſen Blau ſich in ihm ſpiegelt, von Wolken umhüllt; nie bewirken Regengüſſe an ſeinen Ufern die Gährung animaliſcher und vegetabiliſcher Stoffe; das Clima, das er durchzieht, befindet ſich unter den für die Geſundheit günſtigſten Bedingungen.

Wir waren bei Faras, Dſchebel-Abdeh, bei Ebſambols Tempel vorübergefahren, als das Bedürfniß, Lebensmittel einzunehmen, uns beim Dorfe Arminneh anzuhalten zwang. Die Einwohner hielten uns für Türken und wollten uns nicht einmal Eier und Milch verkaufen, indem ſie verſicherten, ſie hätten nicht einmal Lebensmittel für ſich ſelbſt. Ungeachtet unſerer Drohungen, ungeachtet des Geſchreies von unſerm Mahmud, ungeachtet unſerer Geldanerbietungen, welche dieſe armen Leute nur für einen Köder hielten, war es unmöglich, auch nur eine Kleinigkeit zu erhalten, und an dieß Mißtrauen ſchon gewöhnt, waren wir im Begriff uns wieder einzuſchiffen, als ein Araber, ſchlauer wie wir, der aus der Wüſte gekommen war, Mittel gefunden hatte, während unſerer Unterhandlung ſich in eine Hütte zu ſchleichen und einen dort verſteckten Hammel zu ſtehlen. Das Geſchrei der Weiber, die ihren Männern, den Dieb zu verfolgen, zuriefen, gab uns ſeine Spur an, und einige Flintenſchüſſe genügten, daß er die ſchwere Beute aufgab. Der Hammel war erdroſſelt, und wir erhielten ihn deßhalb ohne Schwierigkeit.

Der Nazir von Aſſuan, Mehemet Aga, war in Derr, als wir dort anlangten. Wir ſendeten ihm ſein Zelt zurück und ſchenkten ihm eine ſchöne Muſikdoſe, wofür er unſern Intendanten mit Vorräthen aller Art verſah.

Unſere zwei Barabrah-Bedienten baten uns um Erlaubniß, vorausgehen zu dürfen, um ihre Verwandten nicht weit von El-Kalabſcheh zu beſuchen, wo wir ſie am nächſten Tage wiederfinden ſollten. Kaum hatten ſie das Schiff verlaſſen, als der erſte, der ſie erkannte, auf ſie zueilte und ein ſcharfes, langgedehntes Gekreiſch ausſtieß. Dieſer Ton iſt den Nubiern eigenthümlich und wird je nachdem er Freude oder Schmerz ausdrücken ſoll, verändert. In wenig Augenblicken bedeckte ſich das Ufer mit Männern, Weibern und Kindern, und unſere beiden Diener verſchwanden in der Bevölkerung, die ſie wie im Triumph fortführte.

Wir benutzten dieſe Gelegenheit, um unter den Palmen Schwärme von Tauben zu jagen, die in dieſer Gegend ſo zahlreich ſind, daß das Land der Barabrahs nach ihnen: Land der Tauben (Dar-Kurkur) genannt wird. Während dieſer bequemen Jagd, deren Mühe ganz allein darin beſteht, das Wild, welches ſich von ſelbſt bietet, niederzuſchießen, genoſſen wir das ſonderbare und an Contraſten reiche Schauſpiel der Gegenden Nieder-Nubiens. Unter einem ſtets einförmigen Himmelblau funkelt rechts und links eine Wüſte rothen Sandes mit zerſtreut liegenden ſchwarzen und braunen Felsſtücken unter einer glühenden Sonne. Mitten in dieſer zweifachen Dürre rollt der Nil von einem zweifachen grünen Streifen begrenzt, majeſtätiſch ſeine Fluthen, die bald an Granitfelſen ſich brechen, bald ruhig an langen Sandbänken vorübergleiten, auf denen das ſcheußliche Crocodill ſchläft. Bisweilen ſchießt der alte Fluß, von Felſen eingezwängt, mit der Schnelle eines Pfeils dahin; dann erweitert ſich ſein Ufer, er gleicht in der Ferne einem ſilbernen Band mit grünem Rande, und gleitet in ſeinem Lauf langſamer dahin, als wolle er behaglich die zahlreichen Inſeln ſeines Bettes mit der Fluth umarmen.

Zwei Barabrahs, die neugierig, unſere Waffen zu ſehen, ohne Aufforderung von unſerer Seite uns begleitet hatten, verlangten nach unſrer Rückkehr ein Bakſchiſch. — Warum? — Weil wir euch jagen ſahen — und dieſe Forderung ſchien ihnen ganz natürlich. Im ganzen Orient, aber hauptſächlich in Aegypten kann man kaum den Forderungen genügen, die nicht allein für erwieſene Dienſte, ſondern ſogar für Dienſte, die man den Eingebornen erwieſen hat, gemacht werden. Jeder, welcher einem Manne von höherem Range ſich naht, mag der Vorwand noch ſo verſchieden ſeyn, erlangt nach der Meinung der Orientalen ein Recht auf deſſen Freigebigkeit.

Ein Nubier kommt eines Tages zu einem europäiſchen Arzt, der ihn von zwei Krankheiten geheilt hatte. — Nun, was willſt du? Biſt du noch krank? fragt ihn der Doktor. — Nein, ich befinde mich im Gegentheil ſehr gut, ſeitdem ich Eure Mittel einnahm; aber ich will mir meinen Bakſchiſch holen, und hoffe, daß er beträchtlich ſeyn wird, denn ich habe ſehr lange Zeit mit Euch zu thun gehabt.

Ein Freund unſeres Piloten ſchlug dieſem den Verkauf einer Kiſte vor, die er in Cairo zum Geſchenk erhalten hatte. Sie enthielt Vaccine auf verſchiedene Weiſe aufbewahrt, die der Doktor Pariſet dieſem Menſchen in der Hoffnung gegeben hatte, er würde ſie bei ſeinen Landsleuten benutzen; allein hätte er auch die Kunſt gekannt, ſich der Vaccine zu bedienen, er hielt es immer für beſſer, ſie zum Verkauf aufzubewahren. Wir kauften ſie ihm ab, und hatten das Glück, am nächſten Tage einige Kinder vacciniren zu können, nachdem wir ihre Aeltern durch ein Geldgeſchenk bewogen hatten, ihre Zuſtimmung zur Operation zu geben.

So bewirkte der Zufall, daß die wohlthätige Abſicht des Doktor Pariſet erfüllt ward; nach einiger Zeit hatten wir auch Gelegenheit, die übrige Vaccine dem Doktor Germain nach Dongolah zu ſenden, der ſchon lange von Cairo aus beſtellte Vaccine vergeblich erwartete.

Als wir in El-Kalabſcheh angelangt waren, hatten wir kaum Zeit, die herrlichen Ruinen noch einmal zu beſuchen, denn lautes Geſchrei verkündete die Rückkehr unſerer beiden Barabrahs, die von ihren Verwandten begleitet wurden. Jeder ritt, von ſeinen Freunden umgeben, auf einem Dromedar. Die Einen derſelben ſchlugen ſchlechte Trommeln, die Anderen waren mit langen Stäben bewaffnet, und zeigten eine Menge burlesker Stellungen.

Als der Augenblick der Trennung da war, verdoppelte ſich ihr Geſchrei, drückte aber jetzt lebhaften Schmerz aus. Die Frauen zeigten ihre Verzweiflung durch Körperverdrehungen; als wir vom Ufer abſtießen, blieb die Mutter eines unſrer Leute, von Frauen umgeben, zurück, ſchlug ſich die Bruſt, und raufte ſich die Haare. Unſer Schiffer war den ganzen Tag über traurig und die Thränen ſtanden ihm in den Augen. Wir konnten nur einſylbige Antworten von ihm erhalten; allein ſein Schmerz ward ſchwächer, jemehr wir uns von ſeinem Dorfe entfernten, und die Hoffnung, eine kleine Maſſe Hanneh, die er zum Geſchenk erhalten, mit Vortheil abzuſetzen, war das beſte Gegenmittel gegen ſeinen Schmerz. Auch der Hanneh iſt als Monopol in Beſchlag genommen, allein unſer Barabrah hoffte ſeinen ganzen Vorrath vor unſerer Ankunft in Cairo verkauft zu haben; außerdem, meinte er, würde unſere Flagge ſeine Waare vor den Nachforſchungen der Zollbeamten ſchützen.

Wir ſagten ſchon, daß die Einwohner von El-Kalabſcheh unter allen Nubiern für die ungaſtlichſten gelten. Die kurze Zeit, die wir hier verweilten, hätte uns beinahe Unheil gebracht. Einige ſagten unſern Schiffern im Geheimen, das Fahrzeug unſrer Freunde ſey vor einem Monat vorübergefahren; allein Herr Bradford ſey in einem Streite mit dem Reis von dieſem getödtet; ſeine Gefährten aber wären genöthigt geweſen, die ihnen aufgedrungenen Bedingungen anzunehmen und eine andere Barke zu miethen. Wir vernahmen bald dieß beunruhigende Gerücht, und erkannten leicht, mit welchem Vergnügen unſere Leute die Nachricht hörten; auch hatten die Nubier ſie aufgefordert, ein ſo ſchönes Beiſpiel zu befolgen. Der heftige Streit beim Herauffahren machte dieſe Nachricht nicht unwahrſcheinlich; ob wir nun auch ſie nicht unbedingt glaubten, ſchien es uns doch möglich, daß ein neuer Streit zwiſchen unſerem Freund und der Schiffsmannſchaft hätte entſtehen können, dennoch erklärten wir unſern Leuten, das böswillig verbreitete Gerücht ſey durchaus unbegründet; wenn etwas Aehnliches geſchehen ſey, würden eben ſo viele Köpfe fallen, wie man Haare einem Europäer ausgeriſſen habe; dann zeigten wir die vollkommenſte Ruhe, waren aber fortwährend auf unſerer Hut, und hielten unſere Waffen ſtets bereit.

Unſere Vorſicht war um ſo nothwendiger, da ſeit einiger Zeit zwiſchen Mahmud und dem Reis das vollkommenſte Mißverſtändniß herrſchte. Es ward mit jedem Tage ſchwieriger, Gehorſam von Letzterem zu erhalten, und unſere Dazwiſchenkunft genügte kaum, Thätlichkeiten zu verhindern. Unſere Matroſen, ermüdet durch die Anſtrengungen beim Durchfahren durch Klippen und Inſelchen hinter El-Kalabſcheh, baten uns, die Nacht in Gartaß zuzubringen. Wir gaben unſere Einwilligung und ließen einen Hammel ſchlachten, von dem wir ihnen die Hälfte übergaben.

Der Abend war ruhig vorübergegangen, und Nichts verkündete eine ernſtliche Gefahr. Schon hatten wir uns in unſere kleine Kammer eingeſchloſſen, einem tiefen Schlafe überlaſſen, als der erſtickte Hülferuf unſeres Mahmud uns plötzlich aufweckte. Wir ergriffen haſtig unſere Waffen, und im Augenblick, wo die Thüre ſich öffnete, erblickten wir beim Mondſchein unſern unglücklichen Dollmetſcher, den der Reis an der Kehle hielt, während zwei Matroſen ihn mit Stöcken ſchlugen. Die Uebrigen, ebenfalls mit Stöcken bewaffnet, ſtanden als ruhige Zuſchauer da, und begnügten ſich damit, unſere beiden Barabrahs in Achtung zu erhalten. Bei dem Anblick unſerer Gewehre, die wir auf die Mißhandelnden anlegten, vereinigten ſich dieſe mit ihren Gefährten vor dem Fahrzeuge. Dort berathſchlagten ſie ſich einen Augenblick, und entfernten ſich dann auf das Ufer, wo ſich bald ein zahlreicher Haufe bildete, deſſen feindliche Abſichten unzweifelhaft waren. Glücklicher Weiſe bewirkte unſere feſte Haltung, beſonders aber der Anblick unſerer Feuerwaffen Furcht bei den Eingebornen, die ſich allmälig zurückzogen. Nach einer ſtundenlangen tumultuariſchen Berathung entſchloßen ſich unſere Leute, an Bord zurückzukehren, indem ſie uns verſicherten, ſie hätten uns nicht angreifen, ſondern Mahmud, der ſie beleidigt habe, beſtrafen wollen.

In dieſer wilden Gegend glaubten wir, von den Beamten entfernt, die uns hätten Hülfe leiſten können, die Gültigkeit dieſer Entſchuldigung nicht in Zweifel ziehen zu dürfen, und nahmen uns vor, die Sache in Aſſuan näher zu unterſuchen; wir gaben deßhalb Befehl zur unmittelbaren Abreiſe, und vom Sturme getrieben, der ſeit einigen Tagen heftiger zu werden anfing, kamen wir am 6. Juni in Philä an.

Mit Entzücken betraten wir zum zweiten Mal das Ufer dieſer zauberhaften Inſel. Gewiß gibt es auf der Erde nur wenig Ausſichten, ſo anmuthig wie dieſe, deren Reiz die Contraſte der Wüſte noch erhöhen. Worte können das Gefühl des Reiſenden nicht ausdrücken, wenn er durch eine Wüſte von Granit und einen glühenden Himmel ermüdet, die kräftige, von den Fluthen des heiligen Fluſſes benetzte Vegetation erblickt, wenn er die Friſche der Heiligthümer, welche die Hand der Aegypter für die Ewigkeit erbaute, und das ganze magiſche Gemälde ſchaut, wo die Natur ihre Wunder mit denen der Kunſt vereinte. Wilde melancholiſche Gegend! Die Erinnerung an dich folgte uns unter die Bewegung der Menſchen und die Vergnügen der großen Welt; noch oft irrt unſer Gedanke in den geheimen Stunden des Lebens auf Philä umher, und erweckt unausſprechliche Sehnſucht, die heilige Inſel noch einmal zu erblicken.

Ungewöhnliche Thätigkeit herrſchte auf dem Ufer, Philä gegenüber. Eine zahlreiche Caravane hatte Waaren abgeladen, womit man vier große Schiffe belud, welche zwanzig wohlbewaffnete Männer beſtiegen.

Dieſer kriegeriſche Zug (denn wahrhaft kriegeriſch iſt dieſer Handelszweig,) war der eines Kaufmanns, der nach Sudan reiſte. Solche abentheuerliche Reiſen kühner Kaufleute durch Afrika's Wüſten, ſind die in Europa unbekannteſten Phaſen des Handels. Die Männer, welche dieſe gefährlichen Züge unternehmen, erwerben, abwechſelnd Kaufleute und Krieger, ungeheuern Gewinn, oder verlieren Alles. Bald ſind ſie ſtärker als die Völker, wohin ſie ihre Waaren bringen, verbreiten Schrecken vor ſich her, ſchreiben Geſetze vor, beſtimmen den Preiß des Austauſches, und machen Gefangene; bald ſind ſie als die Schwächeren gezwungen, ſich zu beugen, die ungerechteſten Erpreſſungen zu dulden, und allen Bedrückungen der kleinen Tyrannen, auf deren Gebiet ſie ſich befinden, ſich zu fügen. Die Meiſten gerathen nach einigen mehr oder weniger glücklichen Reiſen in Sklaverei, oder kommen elend um's Leben. Einige gelangen jedoch zu großem Vermögen, und ziehen ſich dann gewöhnlich in eine Seeſtadt zurück, um ihre Reichthümer zu genießen, die ſie zum Theil durch den Handel und zum Theil durch Gewaltthätigkeiten erwarben, welche ſie ſelten auszuüben unterlaſſen, ſobald ſie dieß ohne Gefahr thun können.

Während unſeres Aufenthalts in Philä hatten wir einen Boten an den Reis der Waſſerfälle abgeſandt. Er kam bald darauf mit Hundert ſeiner Leute, um uns nach Aſſuan zu führen. Nachdem wir unſer koſtbarſtes Gepäck aus Furcht unglücklicher Vorfälle zu Lande fortgeſandt hatten, fuhren wir den Fluß hinab. Das Ufer war öde, nur dann und wann ſahen wir einige Strohhütten, den temporären Aufenthalt der Fiſcher, die mit einem Netz verſehen, einen kleinen Beutel im Gürtel führen, worin ſie den Ertrag ihres Fiſchfangs niederlegen. Man ſieht dieſe Fiſcher mit unglaublicher Gewandtheit in den Wirbeln und Strömungen herumſchwimmen, um in den Spaltungen und Höhlungen der Felſen die Fiſche zu fangen, die dort ſich hinflüchteten, um von der ſchnellen Strömung des Fluſſes nicht fortgeriſſen zu werden.

Von allen Seiten ragten Felſen, von der Zeit geſchwärzt, empor, und geſtatteten kaum eine Durchfahrt von der Breite einiger Metres. Unſere neuen Führer, denn unſere Schiffsmannſchaft war durch Piloten erſetzt, ſprangen oder ſchwammen von Klippe zu Klippe, leiteten unſer Fahrzeug mit ſtarken Stricken durch die gewundenen Kanäle, und verhinderten dadurch, daß die Strömung es fortriß. Wir hatten ſchon drei der Hauptfälle glücklich durchſchifft, wobei wir jedesmal eine ſtarke Erſchütterung fühlten, und fuhren durch ein gefährliches Labyrinth von Kanälen dem vierten zu, als ein Strick riß. Sogleich ertönte lautes Geſchrei, und es entſtand eine allgemeine Verwirrung. Es ſchien, unſer Schiff hingeriſſen mit der Schnelle des Pfeils, müſſe unausweichbar an den Klippen zerſchellen, allein das gewandte und ſchnelle Steuern des Reis rettete uns aus der Gefahr, und wir kamen mit der Beſchädigung einiger Planken davon. Ein fünfter Fall, und zwar der beträchtlichſte, bot weniger Gefahr, weil der Kanal keine Krümmungen enthielt. Nach einer mühſamen Fahrt von drei Stunden erreichten wir die letzte Klippenbank von der Ausdehnung einer Stunde; jenſeits derſelben nimmt der Fluß ſeinen ruhigen Lauf wieder an, und die Barken können ohne Gefahr weiter fahren, obgleich man noch bis Aſſuan hin und wieder bei Felſen vorbeikommt.

Sobald wir in Aſſuan angekommen waren, brachte ein Araber uns einen Brief von Herrn Bradford, der uns kein Wort von ſeinem vorgeblichen Streit mit dem Reis ſchrieb. Wir erfuhren von dem Ueberbringer, daß unſere Freunde, durch das zu langſame Fahren ihrer Barke ermüdet, eine andere, leichtere gemiethet hatten.

Die Beſtürzung unſerer Matroſen war groß, als ſie die Nachricht hörten, wir durften uns aber nicht damit begnügen. Wir waren verpflichtet, ein Beiſpiel zu geben, nicht mehr wegen unſerer perſönlichen Sicherheit, für die wir nichts mehr zu befürchten brauchten, ſondern wegen der Sicherheit ſpäterer Reiſenden in Nubien. Wir begaben uns deßhalb zum Vekil des Nadir, trugen unſere Klagen gegen den Reis und die beiden Schurken vor, welche Mahmud geprügelt hatten, und verlangten ſchnelle und ſtrenge Gerechtigkeit. Die Delinquenten wurden citirt, und jeder zu 200 Kurbach-Hieben verurtheilt. Auf unſere Bitten ward die Gnade dem Reis bewilligt, und die Strafe der Matroſen in 50 Hiebe verwandelt, die ſie in unſerer Gegenwart erhielten. Hierauf verlangten wir, daß ſie auf der Stelle erſetzt würden. Nach Beendigung dieſer Operation ließen wir die Beſchädigung unſeres Fahrzeuges wieder ausbeſſern, und wollten unſere Reiſe fortſetzen, als der Vekil erſchien, und uns über ſeine Geſundheit um Rath fragte. Dieſer allen Ausſchweifungen ergebene Mann bedurfte nur, um geheilt zu werden, der Mäßigkeit; wir ſchrieben ihm deßhalb eine ſtrenge Diät vor, und wollten, ungeachtet ſeines ſichtbaren Aergers, kein anderes Mittel geben. Sehr unzufrieden ging er fort, und als er einige hundert Schritte entfernt war, ließ er uns durch einen ſeiner Leute ſagen: „Er wundere ſich, daß wir, nach dem Dienſte, den er uns erwieſen, nicht einmal ſo anſtändig waren, ihm eine gute Purganz zu geben.“ Wir hüteten uns wohl, wegen ſolcher Kleinigkeit uns einen Mann zum Feinde zu machen, der ſich gegen uns ſo gut benommen hatte. Wir ſchickten ihm deßhalb durch ſeinen Boten eine ſolche Doſis Jalappe, daß wir allen Grund zu hoffen haben, er ſey mit dem Reſultate vollkommen zufrieden geweſen.

Wir waren um die Inſel Elephantine herumgefahren, als ein heftiger Wind uns nöthigte, bei dem Palaſt des ehemaligen Kriegsminiſters Mehemed-Bey anzuhalten. Dieſe elegant gebaute Wohnung iſt von einem großen, ſorgfältig bepflanzten Garten umgeben, worin viele europäiſche Fruchtbäume mit Erfolg gepflanzt waren. Allein Alles verfällt; ſogar das Haus, ob auch erſt vor zwanzig Jahren gebaut, in Trümmer und der Garten verwildert. Ein türkiſcher Soldat verkauft die Produkte dieſes Guts auf Rechnung der Regierung, welche alle öffentliche Beamten beerbt, und in deren Händen ein Eigenthum zu Grunde geht, welches einer großen Anzahl von Familien Lebensunterhalt hätte verſchaffen können. Der

Wächter verkaufte uns eine ziemliche Menge trefflicher Trauben. Sie waren vollkommen gereift, ob wir uns auch erſt im Anfang des Juni befanden.

Deranyh oder Daraneh, wo wir am Abend ankamen, iſt die erſte Zollſtation in Aegypten. Die nach dem Süden gebrachten Waaren, wofür man hier bezahlen muß, ſind ſo hoch verzollt, daß man für einen Ballen Tuch den vierfachen Werth entrichten muß, bevor man es in Dar-Fur einführt.

Am nächſten Tage kamen wir vor Kum-Ombu (Ombos) an, deſſen majeſtätiſche Ruinen ſich am rechten Ufer auf einem Hügel erheben. Die beiden Tempel dieſer alten Stadt ſind von einer Ziegelmauer umgeben, deren ſchwärzliche Farbe die Zerſtörung derſelben durch Feuer bezeugt. Die Trümmer der Stadt ſind im Sande begraben, und die Tempel drohen den Einſturz. Der Nil minirt den Grund des Hügels, und der kleinſte Tempel wird bald verſchwunden ſeyn. Der größere Tempel hat weniger gelitten, obgleich die vorderen Werke vom Fluſſe ſchon verſchlungen ſind. Der Pronaos iſt noch vollkommen erhalten; die Säulen, die ihn trugen, ſind aber ſchon halb im Sande begraben; dieſe ſtehen noch faſt ſämmtlich eben ſo wie die Frieſe und die Gemälde der Decken. Man erkennt die Namenszüge dreier Ptolomäer, die den Tempel auf Trümmern eines älteren, welchen die Perſer zerſtörten, erbauten.

Bald erblickten wir die ſteilen und zerriſſenen Gebirge von Dſchebel-Schelleh. Es war die letzte Bergkette, die der Nil ſprengen mußte, um in das Thal Aegyptens zu dringen. Lange Zeit widerſtand ſie ſeinem Lauf und zwang ihn, ſeine Fluthen in das alte Libien zu tragen, aus dem er Jahrhunderte lang ein blühendes Reich bildete, wo zahlreiche Bevölkerungen, nachdem ſie vom Hunger aufgerieben waren, ſobald er ſie verlaſſen hatte, unter dem Sande der Wüſte verſchwanden. Die Einbildungskraft erſchrickt bei dem Gedanken des furchtbaren Unglücks, welches die Oberfläche dieſer Gegenden bei dieſer großen Kataſtrophe verändert haben muß; welch' einer langen Reihe von Jahrhunderten bedurfte aber der Fluß, nachdem er durch die Fluthen des Meeres unterſtützt, welche die Felſen untergruben, die letzte ſeinem Laufe entgegenſtehende Mauer durchbrochen hatte, um den mit ſeinen Fluthen gemiſchten Schlamm in fruchtbare Ebenen zu verwandeln, einen neuen Boden auf dem eroberten Raum zu ſchaffen, endlich das Meer zurückzudrängen, damit es dem Lande Aegyptens weiche, das er jährlich mit ſeinen Fluthen umfängt, um es befruchtend noch immer zu vergrößern *).

---

*) Die Oaſen und Bar-belah-Ma (Fluß ohne Waſſer), erſtere ſtets fruchtbar und bevölkert, letzterer ein leeres und ödes Flußbett, ſind offenbar die letzten Spuren des reichen Landes, welches der Nil einſt bildete, als ſeine Fluthen Libien durchſtrömten, um ſich in's Mittelmeer zu ergießen.

Die erwähnte Wirkung des Waſſers am Granitfelſen mußte langſam, aber ununterbrochen ſeyn. Das Hinderniß war allmählich überwunden, der Grund des Flußbettes muß aber einſt ſo erhoben geweſen ſeyn, daß der Nil über die hohe Felſenmauer hinwegſchwamm, um in prächtigen Caſcaden niederzufallen.

Seitdem erlangte das Streben des Nils, den Felſen zu unterminiren, ſucceſſive Reſultate. Um dieß der Einbildungskraft deutlicher zu machen, muß man ſich drei Epochen und drei Niveaus denken.

Die erſte Epoche entſpricht nach der Meinung des gelehrten Geologen, Herrn Geoffroy St.

Als Herodot nach Aegypten kam, herrſchte dort noch die Erinnerung an die letzte Periode dieſer großen Naturrevolution, und die Prieſter von Memphis erzählten dem griechiſchen Geſchichtsſchreiber, Aegypten ſey ein Geſchenk des Fluſſes, und unter Menes, ihrem erſten König, ſey das ganze Land, mit Ausnahme des thebäiſchen Nomos (Diſtriktes) ein Moraſt geweſen.

Ibrahim Aga war bei unſerer Ankunft noch in Edfu. Dieſer Memur hielt noch immer, wie in Esneh, Quarantäne am Bord ſeines Schiffes, wegen eines mörderiſchen Typhus, welcher die Gegend verheerte. Ungeachtet dieſe Epidemie die Bevölkerung decimirte, wollte aber der Fiscus ſein Recht nicht verlieren, und Scherif-Bey war einige Tage vorher mit ungefähr 100 Soldaten eingerückt, das Einſammeln der Abgaben zu erzwingen. Die Fellahs, in der Unmöglichkeit, den Forderungen zu genügen, hatten auf's Aeußerſte getrieben, gedroht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Leichen zweier Unglücklichen, vor ihren Hütten aufgehängt, zeigten den Bewohnern von Edfu bei unſerer Ankunft, was ſie von ihrem unerbittlichen Herrn zu erwarten hätten. Anderen Fellahs waren Naſe und Ohren abgeſchnitten. Eine dumpfe Betäubung vereinte ſich deßhalb zu dem Unglück dieſer durch Krankheit gemäheten Bevölkerung.

Wir hatten anfangs die Abſicht, von Edfu abzureiſen, um auf der alten Straße nach Indien die dort ſich findenden Smaragdgruben und die Ruinen einſt blühender Städte, die mitten im Sande liegen, und deren Namen ſogar vergeſſen ſind, zu beſuchen. Allein Herr v. Cadalvene war noch zu ſchwach, um zu Lande zu reiſen, und da die Furcht vor der Epidemie die Araber aus der Gegend vertrieben hatte, konnten wir keine Dromedare miethen. Nur der Schutz Ibrahim Aga's konnte uns Vorräthe verſchaffen; nachdem wir dieſe eingenommen, entriſſen wir uns dem traurigen Schauſpiel, das unſern Augen ſich bot, um nach El-Kab, dem Ilithya der Griechen, zu ſchiffen.

Die Ringmauer iſt von allen antiken Städten dort am beſten erhalten. Sie beſteht aus Ziegeln, iſt viereckig, 10 Metres hoch und eine halbe Stunde lang. Das Innere derſelben iſt mit Trümmerhaufen gefüllt, unter denen die eines Tempels in's Auge fallen. Neben denſelben iſt ein weites Baſſin gebaut, worin das Waſſer des Nils durch einen unterirdiſchen Kanal noch immer jährlich geleitet wird. Die Ebene bis an den Fuß eines nahen Berges enthält eine ungeheure Menge Todtengruben, wovon die meiſten ſchon durchſucht ſind. Die ganze Fläche tönt aber hohl unter den Schritten, und man darf glauben, daß zahlreiche Hypogäen, von der Neugierde unberührt, ſich noch vorfinden.

Der Berg iſt von zahlreichen Grotten, voll Menſchen- und Crocodill-Mumien

---

Hilaire, der Zeit Herodots. In ihr iſt das Bett des Fluſſes ſchon geſunken, und ſeine Fluthen fallen von geringerer Höhe auf die des Meeresſpiegels hinab.

Tauſend Jahre nach Herodot, in der zweiten Epoche, hat der ſchroffe Fall aufgehört.

Tauſend Jahre hierauf, in jetziger Zeit, hat der untergrabende Stoß der Fluthen nur Klippen im Laufe des Fluſſes zurückgelaſſen! Nach 500 oder 600 Jahren, fügt Herr Geoffroy de St. Hilaire hinzu, werden auch dieſe hervorragenden Klippen abgenutzt ſeyn, und der Fall von Aſſuan wird einem glatten Waſſerſtreifen gleichen, vergleichbar mit den Cascaden von Verſailles.

durchbrochen. Einige ſind bemerkenswerth, weil Scenen des häuslichen Lebens, und die Ackerbau-Beſchäftigungen dort abgebildet ſind. Man ſieht hier die nubiſche Methode der Aerndte. Die Aehren werden abgeſchnitten, in ein Netz gelegt, welches zwei Männer an Stäben auf den Schultern tragen, gedroſchen und in Körben durch Schwingen gereinigt.

Die Spuren antiker Monumente können allein die Reiſenden auf dieß Ufer locken, wo die Trümmer jener Stadt der Geburtshelferin (Ilithyia, Lucina) liegen. Eine ſchauderhafte Oede herrſcht an den Orten, wo einſt eine bluhende Stadt ſtand; Schakals und Hyänen heulen in den Tempeltrümmern, und die Einwohner der benachbarten Gefilde gewinnen nur mit Mühe ein wenig Durrah von den Feldern, in die der Sand der Wüſte immer weiter vordringt.

Wir fuhren weiter und erblickten bald die eleganten Häuſer von Esneh. Das Ufer war mit Fahrzeugen bedeckt, denn der Typhus hatte dort aufgehört, und wir konnten mit weniger Furcht die breiten, gewundenen Straßen der Städte durcheilen und das einzige Monument bewundern, welches von der antiken Latopolis oder vielmehr Esneh noch ſteht, denn jenen Namen führte die Stadt ſchon unter den Pharaonen und ſogar unter den Ptolomäern; man lieſt ihn auf allen Säulen und Basreliefs des Tempels. Dieſer Tempel, oder vielmehr dieſer Porticus iſt von ſchöner Architektur; aber die Skulpturen zeigen den tiefſten Verfall der Kunſt. Wegen ſeiner vollkommenen Erhaltung verdient er aber noch unter die bemerkenswertheſten Denkmale des antiken Aegyptens gezählt zu werden.

Der Tempel, in ein Baumwollenmagazin verwandelt, iſt unter neueren Häuſern gleichſam begraben. Erdmauern in den Zwiſchenräumen der Colonnade laſſen nur ein ſchwaches Licht hineindringen; wir mußten Leitern und Fackeln gebrauchen, um die Basreliefs ſehen zu können. Man darf ſich aber über die Beſtimmung des Monumentes nicht beklagen, denn ſie wird ein Grund ſeyn, ihn vor Zerſtörung zu ſchützen, und eine ähnliche Sicherheit iſt in Aegypten etwas Seltenes. Vier und zwanzig Säulen in vier Reihen tragen die Decke. Alles iſt mit Hieroglyphen bedeckt. Auf der Decke befindet ſich, wie in Denderah, ein Thierkreis, welcher aber über die Zeit Caracalla's nicht hinausreicht. Der älteſte Theil ſcheint von Ptolomäus Epiphanes gebaut zu ſeyn. Man ſieht überall die kaiſerlichen Legenden des Claudius (große hieroglyphiſche Charaktere bezeugen an der Thüre, daß der Tempel dieſem geweiht war), Veſpaſian, Titus, Domitian, Antonin, Marcus Aurelius, Commodus, Severus und Geta. Dieſer letzte Prinz ward bekanntlich von ſeinem Bruder Caracalla ermordet, der ſogar ſein Andenken vertilgen wollte. Es iſt nicht ohne Intereſſe, zu bemerken, wie der Namenszug Geta's faſt überall in Esneh mit derſelben Sorgfalt abgehauen wurde, wie man dieß an mehren Monumenten Italiens ſieht.

Esneh, deſſen Einwohnerzahl nur aus 3000 beſteht, war wichtig zur Zeit der Mamelukken. Während der immerwährenden Kriege, welche die Gouverneurs von Aegypten mit einander führten, gewährte ſie dem Beſiegten ein Aſyl-Recht. Als nun 1812 die Mamelukken unterlagen, übergaben ſich hier mehre, die dem

Gemetzel entgangen waren, dem Gouverneur Ibrahim Bey auf Gnade oder Ungnade, denn ſie rechneten auf das alte Privilegium. Allein Ibrahim Bey folgte dem Beiſpiele ſeines Herren, und ließ alle ohne Gnade niederhauen.

Die Einwohner von Eſneh lebten vielleicht unter allen Aegyptern zur Zeit der Eroberung Bonaparte's im beſten Einverſtändniß mit den franzöſiſchen Soldaten. Auch bewirkte der Aufenthalt der Franzoſen in der Stadt einen gewiſſen Wohlſtand. Die induſtriellen Anſtalten, die ſich unter dem Schutz unſrer Waffen hier gebildet hatten, ſind aber gänzlich verſchwunden; die Fabrikation des Lattich-Oels hat ebenfalls aufgehört, und kaum werden hier noch einige Baumwollentücher und Shawls verfertigt.

Das Kloſter, welches durch Diocletian's Chriſten-Verfolgung eine traurige Berühmtheit erlangte, iſt unbewohnt und ſinkt in Trümmer. Auf gleiche Weiſe iſt der kleine ägyptiſche Tempel, den man noch vor einigen Jahren bei der Stadt ſah, in gänzlichem Verfall. Dieß Monument ward auf Befehl Ismail Bey's niedergeriſſen, welcher die Steine benutzte, die Kais der Stadt auszubeſſern. Eben dazu iſt auch der Tempel von Contra-Latopolis benutzt, die Kais der Stadt zu verſtärken, welche der Nil mit jedem Jahr untergräbt, und die er zuletzt noch niederreißen wird.

Die Bevölkerung der Gegend, die wir durchſchifften, war faſt ganz mit der Aerndte beſchäftigt. Man ſammelte die Aehren auf einer Tenne unter freiem Himmel, und dort trennte eine von zwei Ochſen gezogene Maſchine das Stroh von dem Korn.

Die Sonne ſank, als wir bei Erment (Hermonthis) an's Land ſtiegen. Der Flußarm, welcher die Inſel Erment vom linken Ufer trennt, liegt bei niederem Waſſerſtande beinahe trocken. Wir waren gezwungen, bis an die Spitze der Inſel über die Ruinen hinauszufahren, in deren Mitte unter Schutthaufen das neuere Dorf erbaut iſt.

Der Kaſchef von Erment hatte, als wir ankamen, ſo eben ſeine Mahlzeit beendet. Dieſe ehrenwerthe Perſon war ein dicker Türke mit hervorſtehendem Bauch, rothem und vollem Geſicht, deſſen Lieblingstugend nicht in Nüchternheit zu beſtehen ſchien. Wir trafen ihn, wie er ganz unbeweglich auf dem Divan ſaß, von der Funktion ſeiner Verdauungs-Organe durchaus in Anſpruch genommen. Durch das Gefühl der Behaglichkeit gleichſam erſtickt, hörte er kaum die Anliegen der Bittſteller, die ihn umgaben, und antwortete nur tief aufſeufzend mit einſylbigen Worten. Sobald wir eintraten, ließ er uns jedoch Pfeifen und Kaffee reichen, und als wir ihn verließen, die Ruinen zu beſuchen, ſandte er in unſer Schiff zwei Hämmel und friſches Brod.

Von zwei Tempeln, die dort ſich vorfinden, gehört einer der chriſtlichen Zeit an, liegt aber gegenwärtig auch in Trümmern. Plan und Ausführung gehören aber zum Theil der Zeit tiefſten Verfalls nicht an; ſeine roſafarbenen Granitſäulen wurden offenbar aus einem heidniſchen Tempel hergeholt, denn man kann ſie unmöglich dem Kopten oder Griechen aus der Zeit des orientaliſchen Kaiſerthums zuſchreiben. Auch ſieht man noch an den Wänden chriſtliche Gemälde.

Der andere Tempel war ein Mammiſi oder Ei-Miſi, d. h. dem Gebären geweiht. Sechs Säulen ſtehen noch im wohl erhaltenen Pronaos, auf deſſen Gipfel die Fellahs ein Taubenhaus bauten. Er ward unter der letzten Cleopatra errichtet, als ſie von Ptolomäus Cäſarion, der Frucht ihrer Liebe mit Julius Cäſar, glücklich entbunden war. Man ſieht im Heiligthume, wohin nur ein myſteriöſes ſchwaches Licht in Uebereinſtimmung mit der dort gefeierten Ceremonie durch ein enges Fenſter dringt, ein Basrelief von der Niederkunft der Göttin Ritho. Während die göttliche Geburtshelferin das Kind aus dem Schooß der Mutter zieht, ſtreckt die göttliche Amme die Hände aus, es zu empfangen, und daneben ſteht eine weibliche Figur mit einer Wiege. Ammon-Ra, der Vater aller Götter, leitet die Anſtalten mit der egyptiſchen Lucina, der Göttin Soren. Die Königin Cleopatra wird bei dieſem göttlichen Wochenbette, deſſen Nachahmung das ihrige war, als gegenwärtig gedacht.

Dicht daneben liegt ein großes viereckiges Becken mit vierwinklichen Stufen. Einige Gelehrte wollten hier einen Nilmeſſer ſehen, allein die Stadt liegt zu weit vom Fluß entfernt, und das Becken hat ein zu hohes Niveau, als daß es zu anderer Zeit als im Augenblick des höchſten Waſſerſtandes zu dem Zweck hätte dienen können. Gegenwärtig iſt es größtentheils trocken, und der faulende Sumpf in der Mitte dient den Frauen von Erment zum Waſchen und dem Vieh zur Tränke.

Zwei Europäer, die wir bei unſerer erſten Durchreiſe durch Theben hatten kennen lernen, Herr Bonomi, engliſcher Maler, und Herr Friandaſilo, ein Grieche, welcher für den Paſcha Nachgrabungen leitete, kamen nach Luxor, ſobald ſie unſere Ankunft erfuhren. Wir hörten von ihnen Nachrichten aus Europa, und wurden hinſichtlich eines Gerüchtes von einem Aufſtande in Cairo beruhigt, worin, nach Erzählung der Eingebornen, der Paſcha, eine Menge hoher Perſonen und die meiſten Franken ermordet wären. Die Leichtigkeit, womit ſich dergleichen Gerüchte in Nubien und Oberägypten verbreiten und geglaubt werden, deuten an, daß die türkiſche Raçe in Aegypten ſich ihrem Ende naht. Sie muß vor der Fluth einer unvollkommenen, falſchen, mit mehr üblen als guten Folgen verbundenen Civiliſation verſchwinden, welche vielleicht nur ein Uebergangszuſtand iſt, der zu einer beſſeren Civiliſation führt. Die Grundlage von Mehemed-Ali's Verwaltung war bis jetzt nur Sklaverei und viehiſche Erniedrigung der Fellahs; trotz aller Bedrückung iſt ſie aber dennoch ein Schritt zur geſetzlichen Ordnung. Die Fellahs, regelmäßig unterdrückt, haben angefangen, die Möglichkeit eines geſetzlichen, regelmäßigen Widerſtandes einzuſehen. Einige zwar noch vereinzelte und ſeltene Thatſachen haben in Aegypten die Entſtehung einer öffentlichen Meinung gezeigt, welche früher oder ſpäter die Herrſchaft der Fremden ſtürzen muß. Auch eine andere natürliche und noch mächtigere Urſache wird in Aegypten die Macht der Türken zuletzt vernichten; wir meinen das allmähliche Erlöſchen dieſer Raçe.

Seitdem die Mamelukken, welche die regierende Kaſte ſtets durch friſchen Zufluß erneuten, nicht mehr nach Aegypten eingeführt werden, vermindert ſich die Zahl der Türken mit jedem Tage, und man kann den Augenblick vorſehen, wo ihre erdrückende Ariſtokratie von ſelbſt erlöſchen wird. Mehemed-Ali, der das blinde Werkzeug der Vorſehung zu ſeyn ſcheint, die arabiſche Raçe wieder in's Leben zu rufen, hat durch ſeinen Bruch mit der Pforte die Kataſtrophe beſchleunigt, und ungeachtet aller ſeiner Bemühungen, den Osmanlis den Vorrang zu bewahren, ſcheint er ſelbſt dieſe ſchwierige Lage inſtinktartig zu fühlen. Symptome türkiſcher Reaction bezeugen, daß er die Gefahr ſieht und ſeine Ohnmacht fühlt, gegen die unwiderſtehliche Gewalt, die ihn fortreißt, zu kämpfen.

Die tiefſte Betäubung herrſchte bei unſerer Ankunft in Theben. Agenten des Fiscus waren von Cairo gekommen, um alle Aerndten des Diſtrikts nach Gurnah bringen zu laſſen; dort ſollten ſie in ihrer Gegenwart gedroſchen werden, um unter ihrer Aufſicht nach Alexandrien transportirt zu werden. Das Reſultat dieſer Maaßregel war, wie man leicht denken kann, ein ſtärkerer Verbrauch, wie der natürliche. So ſtreng auch die Strafe war, womit die Uebertreter bedroht wurden, die Fellahs verſteckten in Grabhöhlen oder Erdgruben alles Korn, das ſie der Regierung entziehen konnten, und beſorgt, dieſe würde ihnen nicht einmal das zum Lebensunterhalt Nothwendige laſſen, verbargen ſie Maſſen von Korn, welche ihr Bedürfniß bei Weitem überſtiegen, und welche zuletzt in Catacomben verfaulen werden.

Wir beſuchten noch einmal die Ruinen der hundertthorigen Stadt Thebä, beſonders den Palaſt des Ramſes-Mai-Amun, wo dieſer König ſeine Siege und Triumphzüge malen und durch den Meißel darſtellen ließ. Herr Bonomi machte uns auf die ſtolze Anrede dieſes Pharao an ſeine Krieger aufmerkſam, die über einem Gemälde geſchrieben iſt, worin der König mit ſeinem ſiegreichen Heer nach Aegypten heimkehrt. „Ueberlaßt euch der Freude," ſagte er ſeinen Kriegern, „ſie erhebe ſich zum Himmel. Die Fremden ſind niedergeworfen. Der Schrecken meines Namens erfüllte ihr Herz. Vor ihnen erſchien ich wie ein Löwe; ich verfolgte ſie wie ein Sperber, vernichtete ihre ſchändlichen Seelen, durchſchritt ihre Flüſſe, verbrannte ihre Feſtungen. Für Aegypten bin ich eine eherne Mauer." Dann wendet er ſich an ſeinen Vater Ammon-Rha: „Du befahlſt es mir, ich verfolgte die Barbaren, bekämpfte alle Theile der Erde. Vor mir blieb die Welt ſtehen. . . . Mein Arm bezwang die Fürſten der Erde, und mein Fuß trat auf die Völker.

Als wir Thebä verließen, umringte bei niedergehender Sonne ein Lichtſchein die Coloſſe Memnons, gleich als wären ſie die Schutzgeiſter der Trümmer jener ägyptiſchen Hauptſtadt. Bald entzog ſie das Dunkel der Nacht unſerem Blick, unſer Fahrzeug fuhr ſchnell dahin, und wir landeten in Kus (Apollonopolis parva).

Die antiken Monumente von Kus ſind verſchwunden; vergeblich ſucht man den prächtigen Porticus, deſſen Bild das Werk über Aegypten uns erhalten hat. Aus den Trümmern jenes Baues, den unſere Gelehrten einſt anſtaunten, iſt ein Kalkofen gebaut. So verſchwinden durch die rohe Unwiſſenheit der ägyptiſchen Regierungs-Agenten die antiken Monumente, deren Materialien zum Bau von Fabriken und Magazinen des Vicekönigs benutzt werden. Dieſe Vernichtungen folgen auf einander mit ſolcher Schnelle, daß der Reiſende oft nicht mehr eine Spur von Gebäuden erblickt, welche ein anderer Reiſender noch vor wenigen Monaten bewunderte.

Kurz vor unſerer Ankunft hatte eine Hinrichtung von empörender Barbarei in Kus ſtattgefunden. Ein Chriſt dieſer Stadt, welcher mehre Jahre mit einem muhamedaniſchen Weibe gelebt hatte, ward aus Eiferſucht von dieſer angeklagt und vor den Richter geſchleppt. Weder das ſchamloſe Betragen ſeiner Anklägerin, noch das Schändliche der Anklage konnten ihm als Entſchuldigung dienen. Vergeblich wollte der Unglückliche Muhamedaner und Soldat werden. Nichts konnte den Fanatismus ſeiner Richter entwaffnen. Er ward verurtheilt, lebendig bis an den Gürtel in die Erde gegraben und geſteinigt zu werden.

In wenigen Stunden kamen wir nach Koſt oder Kopt, einer neueren Stadt, deren elende Bevölkerung nicht mehr als 1200 Einwohner beträgt. Sie iſt auf den Trümmern des alten Kopton erbaut, der unter der römiſchen Herrſchaft ſo unruhigen und furchtbaren Stadt. Die traurigen Trümmer zeigen noch die Spuren der Rache Diocletian's, unter deſſen Regierung die Stadt mit Sturm genommen und mit Feuer und Schwert zerſtört ward.

Die alten Koptiten waren berühmt durch ihre Verehrung des Crocodills, welche ſo groß war, daß die Mütter entzückt Freudenfeſte feierten, wenn ihre Kinder von dieſen Amphibien geraubt wurden. Sie betrachteten es als höchſtes Glück, Nahrung für ihren Gott geboren zu haben.

Unſer Geldvorrath war bei unſerer Ankunft in Keneh erſchöpft, und wir mußten die Creditbriefe benutzen, womit wir uns vorſichtig verſehen hatten. Seid-Huſſein, an den wir uns wandten, verſicherte uns, er werde ſich beeilen, die Aufträge des Oberhauptes der Kaufleute in Cairo, Scheikh-el-Modi, zu erfüllen, und wirklich brachte ſein Sohn Mehemed am Abend die geforderten vier Beutel (2000 Piaſter). Die Empfehlung des Creditbriefs war in ſo dringenden Ausdrücken abgefaßt, daß unſer Araber die zwanzig Procent nicht zu fordern wagte, welche er Reiſenden, denen er Geld auf vierzehn Tage von Keneh bis Cairo lieh, abzunehmen pflegte. Er empfand aber einen beſonderen Widerwillen, das Geld uns umſonſt zu übergeben. „Verkünde deinem Herrn,“ ſagte er unſerem Intendanten, „daß mein Vater wegen des ehrwürdigen Scheikh-el-Modi keine Zinſen verlangt, allein ich hoffe, daß ſie mir ein ſchönes Geſchenk machen werden, und gieb ihnen die Verſicherung, daß ich es mit großem Vergnügen annehme.“ — Sein rothes Geſicht ließ uns vermuthen, daß er die Neigung ſeines

Vaters theilte, wir gaben ihm deßhalb eine Kiſte voll Weinflaſchen, die er mit unausſprechlicher Freude empfing.

Als wir Keneh verließen, beſuchten wir noch einmal die Ruinen von Tentyris. Die Stadt war berühmt wegen der Verehrung des Sperbers, als Symbol des Feuers, während ihre Nachbarn, die Koptiten im Crocodill das Symbol des Waſſers anbeteten. Der Haß der Tentyriten gegen das Crocodill war ſo groß, daß ſie, wie Aelian erzählt, Netze im Nil ausſpannten, dieſe Amphibien zu fangen. War dieß geſchehen, ſo hingen ſie die Thiere an Bäume, prügelten und ſchnitten ſie in Stücke, um ſie zu verſchlingen. Juvenal, den das Exil nach Aegypten geführt hatte, berichtet eine furchtbare Scene, welche den dadurch erweckten Haß der Einwohner beider Städte bezeugt.

Die Tentyriten feierten ein Feſt zu Ehren ihrer Lieblings-Gottheit. Die Edlen von Koptos beſchloſſen, ihre Freude zu ſtören, und die Feinde beim Feſte zu überfallen. In der Stadt ſich zerſtreuend, reizten ſie durch grobe Beleidigungen den Fanatismus der Tentyriten; bald entſtand ein Gefecht mit Steinwürfen. Die Tentyriten, in den Tempeln und an öffentlichen Orten zerſtreut, werden durch ihre Mitbürger verſtärkt; Truppen kommen hinzu, ziehen ihre Schwerter, und ſchießen Pfeile. Die Koptiten ergreifen die Flucht. Ein Einwohner von Koptos, deſſen Schritte die Furcht beſchleunigte, glitſcht aus und fällt. Man nimmt ihn gefangen und ſchneidet ihn in tauſend Stücke, damit Jeder von den Siegern ſeinen Theil erhält. Die ſiegreiche Schaar frißt ihn, und nagt ſeinen Körper bis auf die Knochen ab.

Von da kamen wir nach Balcyne. Jede Wohnung in dieſem elenden Flecken hat ein Taubenhaus auf dem Gipfel, das man von Weitem her ſieht, und welches die Höhe wenigſtens verdoppelt. Ein Taubenhaus iſt übrigens für die Fellahs ein wahrer Reichthum. Der, welcher ein Taubenhaus beſitzt, ſagt ein altes arabiſches Sprüchwort, geräth nie in Verlegenheit, wenn er ſeine Töchter verheirathen will. Auch benutzt man jedes Mittel, die Taubenzucht zu befördern.

Am nächſten Tage ſahen wir bei unſerer Fahrt ein maleriſch gelegenes Heiligengrab auf einer kleinen Anhöhe am Flußufer. Die Einwohner glauben es dieſer heiligen Perſon zu verdanken, daß ſie kein Unglück von Crocodillen erleiden. Wenn die Crocodille, ſagen die Fellahs, bei dem Grabe vorüber kommen, unterlaſſen ſie es nie, den heiligen Abu-Omar zu grüßen, der ihnen alle Wildheit nimmt.

Wir hielten in El-Akhmon an, einer Stadt, die ungeachtet ihres Elends noch 6000 Einwohner zählt. Unſere Leute, nachdem ſie hier Lebensmittel geholt hatten, begaben ſich zum Gebet in eine kleine, Dul Nun geweihte Moſchee, einem der ausgezeichnetſten Männer des neuen Panopolis. Die Langeweile des Weges ward durch die Erzählungen erheitert, die ein Einwohner der Stadt, welchem wir auf unſerem Schiff bis Siut mitzufahren erlaubt hatten, unſeren Leuten zum Beſten gab. Jeder hörte den Erzähler mit andächtiger Neugier, und unterbrach den Bericht nur mit Allah il Allah! Es iſt nur ein Gott.

Dul-Nun war berühmt durch ſeine Kenntniſſe der Alchymie und durch die Entzifferung der alten Schriften; er führte ein Kloſterleben, ſeine Sitten waren tadellos und ſein Verſtand außerordentlich. Eines Tages, als er auf einem Schiff ſich befand, verlor ein Kaufmann einen Edelſtein. Alle Reiſende klagten Dul-Nun des Diebſtahls an, aber ſiehe! plötzlich tauchen 2000 Fiſche ihre Köpfe aus dem Meer, und jeder hält im Maule einen koſtbaren Stein. Dul-Nun nahm einen und reichte dieſen dem Kaufmann; die Reiſenden aber warfen ſich ihm beſchämt zu Füßen.

In der Nacht, als Dul-Nun ſtarb, erſchien der Prophet ſechzig Perſonen im Traum und ſagte: „Dul-Nun ſtirbt dieſe Nacht. Ich gehe ihm entgegen.“ Als man ſeinen Sarg trug, flogen über ihm unbekannte, wunderbare Vögel, die ihre Flügel verſchlungen hielten, ſo daß die Träger im Schatten gingen, und dergleichen mehr.

Am 21. Juni erreichten wir Tahta, wo ein Pater der römiſchen Propaganda wohnt. Dort hielten ſich vor einigen Jahren Copten auf, welche das gewinnreiche Privilegium beſaßen, in Aegypten Eunuchen machen zu können.

Einige Tage vor unſerer Ankunft in Syut hatte eine Feuersbrunſt die Cattunfabrik des Vicekönigs vernichtet, und der Schaden ward auf 2,000,000 Piaſter angeſchlagen. Die wahre Urſache war unbekannt, man ſchrieb ſie der Ungeſchicklichkeit einiger Arbeiter zu, die man unvorſichtiger Weiſe des Nachts hatte arbeiten laſſen. Scherif-Bey, weil er die Urheber dieſes Unglücks unmöglich erkennen konnte, hatte vorläufig alle Weber prügeln laſſen, und dieſe mußten dann auf ſeinen Befehl ſich in Maurer verwandeln, um das Gebäude wieder aufzuführen. Um Materialien herbeizuſchaffen, wurden deßhalb die letzten bis dahin noch verſchonten Höhlen der antiken Necropolis niedergeriſſen; denn man darf nicht glauben, daß Mehemed-Ali ſich durch Erfahrung oder klugen Rath belehren läßt, um auf Wiedererrichtung der induſtriellen Gebäude zu verzichten, welche Zeit oder Zufall vernichtete. Sein Regierungsſyſtem, auf eine künſtlich gemachte Exiſtenz begründet, und einem Volke aufgedrungen, deſſen natürlicher Inſtinkt ſich zum Ackerbau wandte, fährt fort, hartnäckig gegen das Wohlſeyn dieſes Volkes zu kämpfen. Sobald er ſich einer Provinz bemächtigt hat, beginnt er damit, ihr Blut auszuſaugen. Befindet ſich dann unter ſeinen Händen nur noch ein zuckender Körper, ſo denkt er nicht daran, das Lebensprinzip zurückzurufen, ſondern nur es durch eine künſtliche Bewegung zu erſetzen, wie ſie die Mechanik einem Leichnam verleihen kann.

In Syut ſtellte der Doctor Maſſari uns Scherif-Bey vor, der uns auf's Freundſchaftlichſte empfing. Unerbittlich für die unglücklichen Fellahs, die er oft mit empörender Härte behandelt, kann er in Geſellſchaft von Europäern, deren Umgang er liebt und deren Sitten er copiren will, das liebenswürdigſte Benehmen zeigen. Von unſerer Ankunft benachrichtigt, hatte er, bis wir in ſeinen Divan traten, gewartet, das Journal von Cairo, das man ihm gebracht hatte, zu entſiegeln. Mit komiſch ernſter Wichtigkeit durchlas er dieſe unter Aufſicht

Mehemed-Ali's geſchriebene Zeitung, welche nicht unterläßt, die Wohlthaten der väterlichen Verwaltung des Vicekönigs anzupreiſen.

Hinter Syut nähert ſich die arabiſche Bergkette dem Fluß, und beengt den bewohnbaren Uferſtreifen, der von Aſſuan bis Cairo im Durchſchnitt drei Stunden betragen mag. An dieſer Stelle des Gebirges befinden ſich Minen von ſchön cryſtalliſirtem Steinſalz, welches dem Monopol des Vicekönigs zwar nicht entging, womit aber die Eingebornen wegen der Schwierigkeit einer genauen Aufſicht, einen ziemlich thätigen Schleichhandel treiben.

Von Syut bis nach Cairo ſind beide Ufer des Nils voll von Dieben. Sie ſtehlen oft Korn und Vieh, hauptſächlich ſpekuliren ſie aber auf die Barken, an deren Bord ſie heranſchwimmen, und in der Stille Alles was ſie ergreifen können, mit ſich fortnehmen; mit Gewalt oder bewaffnet rauben ſie aber Nichts. Die Fellahs, die Opfer dieſer Unternehmungen, haben in Karamun eine Art Nachtwache aufgeſtellt, die aber, wie der Nazir ſelbſt uns ſagte, kein großes Zutrauen verdient. Nach der allgemeinen Meinung ſtehen die Oberhäupter der Diebe mit der Regierung in Verbindung und zahlen ihr eine jährliche Abgabe.

Die Fellahs erzählen, um dieſe Meinung zu beſtätigen, eine artige Geſchichte von einem Kaſchef, der durch die Gegend reiſte, um ſich auf ſeinen Poſten zu begeben. Beunruhigt durch die Erzählungen, die er über die Diebe hörte, bat er das Oberhaupt eines Dorfes um Wachen für ſeine Pferde und ſein Gepäck. Dieſer beeilte ſich, das Verlangen zu erfüllen, empfahl dem Kaſchef aber ſelbſt aufzupaſſen, denn die Gewandtheit der Diebe ſey ſo groß, daß er Nichts verbürgen könne.

Der Kaſchef, durch dieſe Verſicherungen beruhigt, legte ſich mit ſeinen Leuten ſchlafen. Sogleich banden die Wächter die Pferde los, und halfen ihren Gefährten das Gepäck abladen. Dann ſchrieen ſie laut auf, und verfolgten die Diebe mit ſolcher Hitze, daß der Kaſchef am nächſten Tage abreiſen mußte, ohne ſie wieder geſehen zu haben. Er verließ das Dorf voll Aerger über den Verluſt aller ſeiner Habe, allein auch voll Dankbarkeit für den Eifer, den der Scheikh-el-Beled und deſſen Wachen in ſeinem Dienſte bewieſen hatten.

Nachdem wir einige Stunden in Karamun verweilt waren, um unſerem Mahmud Zeit zu laſſen, ſeine Landsleute wieder zu ſehen, reiſten wir weiter nach Scheikh-Abadeh, dem alten Antinoe.

Dort ſind mit Ausnahme zweier roſafarbenen Granitſäulen die Spuren der antiken Stadt verſchwunden, und der ſchöne Triumphbogen exiſtirt nur noch auf den Kupferplatten des Werkes über Aegypten. Die Trümmer der von Hadrian dem Andenken ſeines Lieblings Antinous erbauten Stadt ſind aber nicht für den Bau einer ſchlechten Pulver- oder Cattun-Fabrik verwandt; ſie wurden größtentheils nach Cairo gebracht, um den Palaſt des Defterdar-Bey zu ſchmücken, und dieß, beiläufig geſagt, iſt ein Fortſchritt von Seiten eines Miniſters, der ſich hartnäckig jeder Reform widerſetzte.

Am Fuß der arabiſchen Bergkette öffnen ſich ungeheure Steinbrüche und

Höhlengebäude, wo die Ibis bis an die Oberfläche des Bodens liegen. Man braucht, um ſie zu finden, nur die Sandlage ein wenig zu entfernen, unter welcher Millionen jener Vögel aufgeſchichtet liegen.

Herr Hay, ein reicher engliſcher Reiſender und enthuſiaſtiſcher Bewunderer der ägyptiſchen Architektur befand ſich bei unſerer Ankunft in Beny-Haſſan; er war mit Abzeichnung der Gemälde in der Todtenhöhle des Berges beſchäftigt. Zwei ſchöne Fahrzeuge, wo brittiſche Induſtrie alle Behaglichkeiten des Lebens vereint hatte, dienten Herrn Hay und ſeinen Leuten zur Wohnung. Seine junge Gemahlin, eine candiotiſche Griechin, begleitete ihn auf ſeinen wiſſenſchaftlichen Reiſen, auf denen er zum zweitenmal bis Sennaar zu dringen beabſichtigt; denn Herr Hay iſt ein Liebhaber und unermüdlicher Erforſcher des Landes der Pharaonen, das er ſchon ſeit vielen Jahren durchſucht.

Als Herr Hay im Jahre 1821 die Vorbereitungen zu ſeiner erſten Reiſe in Cairo traf, verkaufte man ein griechiſches Mädchen von neun Jahren, welche von Candia her herübergebracht war. Aus Mitleid kaufte er dieß Kind, und ſandte es nach England in eine Erziehungs-Anſtalt. Die junge Griechin entſprach ſo vortrefflich ſeinen Abſichten, daß er ſie in einem Alter von fünfzehn Jahren heirathete. Er entſchloß ſich hierauf, Nachforſchungen anzuſtellen, die Aeltern ſeiner Frau zu entdecken, um ſie am Glück ihrer Tochter Theil nehmen zu laſſen, und begab ſich deßhalb nach Candia. Seine Nachforſchungen blieben nicht ohne Erfolg, und Mrs. Hay fand in dem Dorfe ihrer Geburt Vater und Mutter wieder. Man denke ſich die Ueberraſchung der Aeltern, als ſie nach neunjähriger Trennung die Tochter, welche ſie für eine Sklavin hielten, als reich, glücklich und von zahlreichen Dienern umgeben, erblickten. Dieſe guten Leute zogen es dennoch vor, ungeachtet der ihnen gebotenen Vortheile, in ihrem Dorfe zu bleiben, und ſchlugen es aus, ihrer Tochter zu folgen, die für ſie eine zu vornehme Dame geworden war. Von ihren Wohlthaten überhäuft, ſagten ſie ihr ein zweites Lebewohl auf ewig.

Als wir abgefahren waren, ſahen wir vor dem Dorfe eine Menge feſtgebundener Schiffe. Soldaten, die am Ufer ſtanden, riefen uns zu, anzuhalten. Sie waren von der Regierung dort aufgeſtellt, alle Barken für den Transport des Korns in Beſchlag zu nehmen, und wollten dieß auch mit der unſrigen thun. Wir kümmerten uns weder um ihr Geſchrei, noch um ihre Drohungen, und fuhren weiter. Der Anblick unſerer Flagge, die wir ſogleich aufhiſſen ließen, verhinderte wahrſcheinlich ihre Verfolgung.

In jedem Hafen, bei dem wir vorbeifuhren, war außerordentliche Bewegung bemerkbar. Zahlreiche Barken, bis an den Rand beladen, den man mit Brettern oder Erde erhöht hatte, durchfurchten jenen Nil, aus dem man, wie der naive Seneſchall (Joinville) des heiligen Ludwig ſagt, „Gewürz und allerlei Waaren herausfiſcht." Die einen waren mit Waaren für den Paſcha beladen; andere, gemalt und vergoldet, trugen die Oberbeamten der Provinzen. Die Taue der meiſten waren von Palmfaſern geflochten; ihre zerriſſenen Segel gaben ein

Bild des Elends. Der Waſſerſpiegel war im Steigen begriffen, und überall kalfaterte man die Fahrzeuge, welche noch nicht flott waren, damit ſie nach Alexandrien die Aerndten transportiren konnten, welche die Agenten des Vicekönigs überall in Beſchlag genommen hatten. Damit theilweiſe Aufſtände, wie dieß vor einigen Jahren der Fall war, die fiscaliſchen Maaßregeln der Regierung nicht aufhielten, zugleich auch um die Ruhe der Provinzen und die Schiffahrt des Fluſſes zu ſichern, hatte Mehemed Ali von Entfernung zu Entfernung Kanonierbote aufſtellen laſſen, die ziemlich gut bemannt ſind, und wovon einige zehn Geſchütze kleinen Kalibers führen; die meiſten jedoch führen nur ſechs oder vier Karronaden.

Einige Säulentrümmer bezeichnen kaum die Stelle des alten Oxyrinchus (Behneſeh), allein zahlreiche Spuren von Klöſtern erinnern hier an die erſte Zeit des Chriſtenthums und jene ſonderbare Epoche, wo chriſtliche Philoſophen die menſchliche Geſellſchaft verließen, um Gott in der Wüſte zu ſuchen. Durch das Beiſpiel des heiligen Paulus, des heiligen Antonius, und durch den Ruf ihrer Wunder, der ſich von Stadt zu Stadt ſchnell verbreitete, hingeriſſen, bevölkerten Chriſten die Einſamkeit dieſer Einſiedler, und bald bedeckten ungeheure Colonieen von Mönchen den ägyptiſchen Boden, wo ſie Wahrheit und Frieden ſuchten. Im vierten Jahrhundert des Chriſtenthums zählte man in Oxyrinchus 20,000 Gott geweihte Jungfrauen und 10,000 Mönche. Der Ruf der Frömmigkeit dieſer Diener Chriſti war ſo groß, daß 50,000 Nubier ihnen zu Hülfe eilten, als die Araber Aegypten eroberten. Gegenwärtig wohnen einige hundert Mönche an dem Ort, den ſie die Metropole der Klöſter nennen.

Ibrahim-Paſcha hatte Beny-Suef kurz vor unſerer Ankunft verlaſſen. Die Abgaben gingen nicht ſchnell genug ein, und dieſer Prinz war ſelbſt hergekommen, um den Eifer der Beamten anzuſpornen, und die Strenge der fiscaliſchen Maaßregeln zu verdoppeln. Eine allgemeine Verſammlung hatte zu dem Zweck ſtattgefunden, worin Ibrahim die Zeit feſtſetzte, in welcher die Abgaben eingegangen ſeyn mußten. Ein Nazir hatte die Kühnheit, ihm demüthig zu bemerken, es ſey unmöglich, in der beſtimmten Zeit die geforderte Summe zuſammenzubringen. Der Sohn des Vicekönigs ward durch dieſe Vorſtellung um ſo mehr gereizt, da er ihre Gerechtigkeit fühlte, und befürchtete, ſie könnten ein gefährliches Präcedent werden. Deßhalb ließ er dem Nazir ſogleich 100 Stockprügel geben, und ihn nach dem Schloß von Abukir verbannen. Einige Tage darauf verkündete ein Circulär des großen Paſcha allen Nazirs daſſelbe Schickſal, wenn ſie die Unverſchämtheit ihres Collegen nachahmen wollten, welcher geſtraft ſey, Anderen zum Beiſpiel zu dienen.

Weil alſo ein aufrichtiger Mann ſich gefunden hatte, der eine offen am Tage liegende Unmöglichkeit freimüthig erklärte, ſollte dieſer in einem Staatsgefängniß verſchmachten. Sein Beiſpiel zeigte den Anderen, was ſie von einem loyalen Benehmen und bei dem Verſuche erwarten konnten, dem Vicekönig die Trümmer einer erſchöpften und in die äußerſte Noth verſunkenen Bevölkerung zu erhalten.

Wohin wird ein ſolches Syſtem führen, welches hartnäckig verfolgt, entweder einen Aufſtand oder eine gänzliche Erſchöpfung zur Folge haben muß! Kann es eine Regeneration Aegyptens, wie man in Europa wähnt, bewirken?

Die Nacht brachten wir vor dem faſt verlaſſenen Kloſter zu, wo St. Antonius vor ſeinem Tode 500 Cönobiten vereinigt hatte. Dort ertönte das Wort dieſes Anachoreten, vor deſſen mächtiger Stimme der alte Glauben Aegyptens in Vernichtung ſank. Bei dem Schall dieſer gewaltigen Stimme wurden die Leichenceremonien unterbrochen, und die Fabeln des Amenti, des Todtenreichs, wichen der ernſten Wahrheit des Chriſtenthums. Der Herr von Anglure, welcher dieß Kloſter am Ende des vierzehnten Jahrhunderts beſuchte, fand noch dreißig Brüder, „die Gott unſerem Herrn dienten und ſehr gute und fromme Leute ſchienen.“ Vansleb, Pfarrer von Fontainebleau, fand dreihundert Jahre nachher dort nur ſechzehn Mönche, „die meiſten einäugig, oder taub, oder verſtümmelt, oder leidend, oder durch Alter gebrochen.“ Fünf Mönche bewohnen das Kloſter jetzt; ſie ſind beinahe in demſelben Zuſtande, wie jene, die Vansleb beſchreibt. Dieſe armen Leute, welche kaum die nothwendigen Gebete kennen, um die Meſſe zu leſen, müſſen von den Almoſen der Gläubigen und der Reiſenden leben.

Am erſten Juli befanden wir uns den Pyramiden von Sakkarah gegenüber. Nach Champollion wurden die Pyramiden von Sakkarah und Daſchur unter der dritten Dynaſtie gebaut; die von Gizeh ſind die Gräber der drei erſten Könige aus der fünften.

Drei Dörfer ſind auf den Trümmern des antiken Memphis erbaut, und ein Palmenwald bedeckt den übrigen Raum, den dieſe Hauptſtadt einſt einnahm. Bekanntlich ward ſie von Cambyſes zerſtört, ſpäter aber wieder bewohnt, bis ſie die Araber 640 ſtürmten und gänzlich vernichteten. An mehren Orten ſieht man noch ungeheure, mit Erde und Pflanzen bedeckte Schutthaufen. Hin und wieder wurden auch Nachgrabungen verſucht, und Fragmente von Architektur, und ſelbſt von Skulptur bloßgelegt. Unter dieſen iſt am merkwürdigſten ein Koloß Ramſes des Großen von Kalkſtein, der noch auf dem Platze liegt, wo er gefunden wurde.

Als wir den Wald verließen, nahmen wir Führer zu den Pyramiden und den Grabhöhlen des Berges. In der Entfernung einer Viertelſtunde von einem jener Dörfer erhebt ſich plötzlich der Boden, und die Wüſte beginnt auf derſelben Felſenbank, worauf die Pyramiden von Gizeh ſtehen.

Einige Gräber ſind in die Seiten des Felſens gehöhlt, eine unendliche Menge der Grabhöhlen zwiſchen den Pyramiden bildet aber die eigentliche Necropolis des alten Memphis.

Zahlreicher als die Pyramiden von Gizeh ſind die von Sakkarah nicht ſo groß, und der Zuſtand ihrer Erhaltung iſt nicht ſo befriedigend. Mehre von ihnen wurden geöffnet, beſonders die zweite, in deren Inneres Pietro della Valle 1615 drang, und die größte, welche der General Minutoli vor einigen Jahren beſuchte. Dieſe Pyramide iſt äußerlich von denen in Gizeh verſchieden; ſie iſt in ſechs Stockwerke getheilt, ſo daß ſie ſechs übereinandergelegten Pyramiden anſtatt einer einzigen mit geraden Seiten gleicht. Die innere Einrichtung der Hauptpyramide iſt nicht weniger bemerkenswerth. Im Gegenſatz der großen Pyramide, deren Kern eine gefüllte Maſſe bietet, welche nur von wenigen kleineren Sälen durchbrochen wird, iſt dieſe dagegen vollkommen leer. Man dringt durch eine Höhle hinein, indem man auf flachem Bauche hinſchlüpft. Dann ſteigt man mehre Treppen in einen Saal, welcher beinahe den ganzen Kern ausfüllt, und deſſen Decke man kaum beim Schein der Fackeln erblickt. Der Fußboden des Saales beſteht aus großen roſafarbenen Granitplatten, welche wie Balken über die Oeffnung eines Brunnens, der bis in die Tiefe der Erde dringt, geworfen ſind.

In den Wänden des Hauptſaals befanden ſich Thüren zu verſchiedenen unzugänglichen Gemächern, wo die Sarkophage ſtehn. Andere Kammern, deren Eingang ſorgfältig vermauert iſt, befinden ſich in der Dicke der Wände, und durch ſorgfältige Nachforſchung würde man noch neue Gemächer der Art entdecken können.

Den größten Theil des Tages hindurch irrten wir in den Gräbern von Sakkarah umher, die eine Oberfläche von mehren Stunden bedeckten. Der ganze Fels iſt von Höhlungen durchbrochen, von denen einige mit Sand und Schutt gefüllt, andere wie Abgründe geöffnet ſind. Einige enthalten noch Leichen und Monumente, die Verwirrung iſt aber ſo groß, daß man nur durch lange Erfahrung belehrt, eine Nachſuchung halten kann. Die meiſten dieſer Grabhöhlen ſcheinen nur zum Begräbniß einiger Individuen oder wenigſtens einiger Familien gedient zu haben, einige aber bilden den Eingang zu ungeheuern Catakomben, deren Gallerien ſich weithin ausdehnen, und wo Tauſende von Mumien, ärmlicher geſchmückt wie in den kleineren Gräbern, aufgehäuft ſind. Dieſe Gänge ſcheinen zum allgemeinen Begräbnißplatz der untern Klaſſen in der ägyptiſchen Geſellſchaft gedient zu haben. Andere waren zu den Grabhöhlen der heiligen Thiere beſtimmt, und unter dieſen iſt die bemerkenswertheſte die Katakombe des Ibis, wo dieſe heiligen Vögel einbalſamirt in Krügen liegen.

Am nächſten Tage befanden wir uns in der Vorſtadt Bulak. Vier Monate waren kaum verfloſſen, nichts hatte ſich verändert, und dennoch ſahen wir dieſen Ort wie einen alten Freund nach langer Abweſenheit wieder. Die Sommerſonne brannte aber in aller Gluth, ein Schleier brennender Dünſte umhüllte die ganze Natur, und die Fluthen des Nils begannen ſich auf den Gefilden zu verbreiten, die wir mit Sand bedeckt verlaſſen hatten.

Im Augenblick unſerer Ankunft in Cairo beſchäftigte man ſich mit nichts anderm, als mit den Waffenrüſtungen gegen Syrien. Einige Vertraute des Vize-Königs verbreiteten im Publikum das Gerücht, dieſer Feldzug werde mit Beiſtimmung der Pforte unternommen, und man behauptete ſogar, die Paſchaliks Acre und Damask würden der Lohn für die Unterwerfung des Rebellen Abdallah ſeyn. Die Werkſtätten der Citadelle und von Bulak befanden ſich in größter Thätigkeit und nahmen ſo ſehr die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch, daß man kaum von einigen Cholerafällen ſprach, von jener Geißel, welche Karavanen aus Mekka eingeſchleppt hatten, und welche nach einigen Monaten die Bevölkerung Aegyptens ſo grauſam decimirte.

Ibrahim Paſcha war überall zugegen, um die Vorbereitungen zum Feldzuge zu beſchleunigen. Auf einem unſerer Spaziergänge in Alt-Cairo begegneten wir dieſem Prinzen, wie er ſelbſt einen eleganten Tilbury fuhr. Ibrahim iſt ungefähr 48 Jahre alt; ſein Körper iſt ſtark, ſein Geſicht gemein; grob, fantaſtiſch, ein wenig eitel, tapfer bis zur Verwegenheit, hat er ſich durch ſeine täglichen Berührungen mit Europäern ein leichteres Benehmen angeeignet. Bisweilen grauſam, gewöhnlich großmüthig, ſtets ruhmbegierig, wird er nur von einem Gedanken beherrſcht, in Europa großen Ruhm zu erlangen, und die Furcht vor Oeffentlichkeit zähmte häufig die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft. Man würde ſich nach unſerer Meinung ſogar nicht täuſchen, wollte man die Urſache der zahlreichen Züge von Großmuth während des griechiſchen Kriegs in der ungerechten Uebertreibung der Zeitungen ſuchen. Ibrahim wollte Europa durchaus zwingen, die Meinung von ſeiner Wildheit aufzugeben und ihn zu bewundern. Während unſers Aufenthalts in Cairo ließ er ſich alle franzöſiſchen Zeitungsblätter, die ihn betrafen, überſetzen, und wir waren Zeugen des lebhaften Verdruſſes, den er über einen ſchlechten Spaß eines kleinen franzöſiſchen Journals empfand.

Die Krankheit des Herrn v. Cadalvène war in ein intermittirendes Fieber ausgeartet, und er nahm zu ſeiner Heilung Zuflucht zum Dr. Duſſap, der unter dem Namen Abu-Daak (Vater des Bartes) in Cairo bekannt iſt *). Dieſen Namen hatte ihm ſein langer Bart eingebracht, welcher bis an ſeine Füße hinabhing. Er kam mit der franzöſiſchen Expedition als Hoſpitaldiener nach Aegypten, blieb beim Abmarſch unſerer Truppen dort zurück und creirte ſich zum Doktor aus eigener Machtvollkommenheit. Seit der Zeit übte er ſeinen neuen Stand mit größerm oder geringerm Glück, aber mit einem wohlbegründeten Ruf bei den Eingebornen.

Zwei Umſtände hatten in Cairo den mediziniſchen Ruhm des Herrn Duſſap geſchaffen: ſein langer Bart und ſeine Abneigung gegen den Wein, den er niemals trank. Mit ſeiner patriarchaliſchen Geſtalt und ſeinem Beruf fürs Waſſer galt er bei den Arabern als ein Weiſer, und beinahe als ein Heiliger. Dieſe zeigten ihn ſich einander mit den Worten: „Sieh jenen Mann, er iſt als Franke geboren und ein beſſerer Muſelmann wie du.“ Deßhalb wollten Alle ſich von ihm behandeln laſſen, und ſeine Clientel war beträchtlich. Herr Duſſap, als gehorſamer Schüler des Hippokrates, hatte auch alle Veränderungen in der Heilkunſt ſich angeeignet. Ein gewiſſenhafter Beobachter des Syſtems der Purganzen, hatte er ſpäter die antiphlogiſtiſche Methode angenommen und Lancetten oder Blutigel hatten die Quaſſia und Sennesblätter erſetzt. So glaubte der Doktor, er ſey vollkommen mit allen mediziniſchen Entdeckungen weitergeſchritten, als ein deut-

---

*) Herr Duſſap ſtarb in Cairo an der Peſt im Jahr [illegible].

ſcher Charlatan ihm Hahnemann's Methode vorſchlug und für einige hundert Talaris große Kiſten homöopathiſcher Arzneien verkaufte. Herr Duſſap war alſo Homöopath, als Herr v. Cadalvène ſich ſeiner Behandlung übergab. Unglücklicherweiſe war der gute Doktor noch nicht vollkommen mit den Doſen bekannt, die er ſeinen Kranken geben mußte. Herr v. Cadalvène wäre beinahe ein Opfer ſeiner homöopathiſchen Verſuche geworden. Allein er argwöhnte bald die Unwiſſenheit ſeines vermeintlichen Arztes, und wendete ſich an einen andern. Sobald es ſeine Geſundheit erlaubte, verließen wir hierauf die Stadt der Tauſend und eine Nacht, um uns nach Paläſtina zu begeben. Die Herren Holt-Yates und Bradfort waren uns ſchon vorausgeeilt, und Herr Robinſon, der in Alexandrien Geſchäfte hatte, verſprach, uns in Jaffa wieder zu erreichen.

Der Doktor Duſſap, den beſondere Umſtände mit dem Fürſten von Tigreh, Sabagadis *), in Berührung geſetzt hatten, ſuchte ſtets im Intereſſe der Reiſenden Verbindungen mit Abyſſinien zu unterhalten. Wir ſahen bei ihm einen abyſſiniſchen Geſandten, der vor einem Monat mit einem Gefolge von fünfzig Mann nach Cairo gekommen war. Dieſer Geſandte mit dem Beglaubigungs-Schreiben des Königs und Ras (Vizekönig) von Tigreh verſehen, hatte dem Paſcha reiche Geſchenke von Gold, Elfenbein und Eunuchen überbracht, ohne andern Auftrag, als Mehemet Ali aufzufordern, er möge der Entſcheidung eines Patriarchen oder einer Synode die Frage vorlegen, ob die Jungfrau Maria, Gottes Mutter, ſelbſt als Gott müſſe betrachtet werden. Zugleich verſprach er, als Oberhaupt der Kirche denjenigen anzuerkennen, den der „aufgeklärte Sultan von Aegypten einſetzen ſollte."

Der Vicekönig kümmerte ſich wenig, wie man ſich leicht denken kann, um die Gottheit der Jungfrau Maria, nahm die Geſchenke an, aber ertheilte keine Antwort, und die armen abyſſiniſchen Geſandten, nachdem ſie alle ihre Hülfsmittel erſchöpft hatten, befanden ſich zu Cairo im größten Elend. Die größere Zahl ſuchte durch Arbeit ſich zu ernähren. Einige andere ließ der Doktor Duſſap in ſeinem Stalle wohnen, und durch beſondere Gunſt hatte er dem Geſandten ſelbſt einen Theil einer dunkeln Kammer angewieſen, wo dem armen theologiſchen Abgeordneten gerade ſoviel Platz übrig blieb, daß er ſeine Matte hinlegen konnte.

Schon 1814 hatte der Ras dieſelbe Frage an den Paſcha gerichtet. Der damalige Geſandte überbrachte ihm 10,000 ſtarke Piaſter, fünfzehn Sklaven, zwei Pferde, zwei Maulthiere und 24 Stücke Tuch. Nach mehren Monaten vergeblichen Wartens ließ Mehemet Ali zur Antwort geben: Sie bedürften einiger Ulema's, die er nach Abyſſinien ſenden werde. Als Geſchenk übergab er dem Geſandten eine ſchlechte Pendeluhr, die keine zehn Dukaten werth war. Der

---

*) Man weiß, daß die vollkommenſte Anarchie in Abyſſinien herrſcht. Der König von Tigreh Sabagadis, ward 1830 von den Gallas gefangen genommen und enthauptet.

Gesandte schämte ſich dieſes elenden Geſchenks ſo ſehr, daß er nicht wagte es mitzunehmen, und der Doktor Duſſap zeigte ſie uns in einem Winkel ſeines Zimmers.

Die Vereinzelung der Abyſſinier als Chriſten mitten unter heidniſchen und muhamedaniſchen Völkern hatte ſchon häufig Verbindungen der abyſſiniſchen Könige mit den Herrſchern Aegyptens bewirkt, weil die Patriarchen von Alexandrien, deren Oberherrſchaft die Abyſſinier anerkennen, von jenen abhängig waren.

Die erſte dieſer Geſandtſchaften im Jahr 1314 hatte zum Zweck, die Ernennung eines Metropolitans durch den koptiſchen Patriarchen; ſpäter ſendeten die Abyſſinier auch Geſchenke nach Jeruſalem. Allein dieſe Berührungen waren auch mitunter feindlich. 1309 verlangte ein abyſſiniſcher König vom Sultan Aegyptens, die Chriſten beſſer zu behandeln und drohete, im Weigerungsfalle den Nil abzuleiten, und 1429 verheerte ein abyſſiniſches Heer die Provinz Aſſuan.

Später ward die Verbindung ſeltener; die Abyſſinier zahlten ihren freiwilligen Tribut dem Patriarchen von Alexandrien nicht länger, und jene hörte endlich durchaus auf.

Der Defterdar Mehemet Bey, nachdem er erfahren, daß wir zur geographiſchen Geſellſchaft von Paris gehörten, äußerte den Wunſch, wir möchten ihn beſuchen, und wir wollten die Gelegenheit nicht vorübergehn laſſen, die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, deſſen Grauſamkeit ſo berühmt geworden iſt. Am verabredeten Tage begaben wir uns in ſeinen Palaſt.

Durch ein großes von zwanzig Khawaßs bewachtes Portal traten wir in einen trefflich erhaltenen europäiſchen Garten. Dort geſchah das Ereigniß, welches auf den unglücklichen Ausgang der franzöſiſchen Expedition nach Aegypten den meiſten Einfluß übte. Kleber fiel dort, und ſein Tod überlieferte das Kommando der Truppen und das Gouvernement von Aegypten der Unfähigkeit und der Anmaßung Menou's.

Die Beſetzung Aegyptens durch ein franzöſiſches Heer war bis zur Schlacht von Heliopolis ungewiß geblieben. Nach dieſem letzten Sieg gaben die Muhamedaner alle Hoffnung auf; Kleber's treffliche Verwaltung gewann die Eingebornen und befeſtigte eine Coloniſation, welche von da an nur durch geheime Umtriebe bekämpft werden konnte.

An der Spitze aller Intriguen der Art machten ſich beſonders die Imams der Moſchee El-Ahzar bemerkenswerth. Der Zufall führte ihnen einen Menſchen zu, der fähig war, den entſcheidenden Schlag auszuführen.

Suleyman El-Halebi, ein Malem, hatte ſeinen Geburtsort verlaſſen, um nach Jeruſalem zu pilgern, zugleich auch um den Schutz eines gewiſſen Ahmed Aga für ſeinen Vater anzuflehen, welchen der Paſcha von Alep ins Gefängniß hatte werfen laſſen. Ahmed Aga, in Ungnade bei dem Großvezir gefallen, ſuchte um jeden Preis ein Mittel, wieder in Gunſt zu kommen, und fand in Suleyman ein Werkzeug, das ihn zum Ziele führen konnte. Fanatismus und kindliche Liebe erfüllten das Herz des unglücklichen jungen Mannes; Ahmed Aga entflammte noch mehr ſeinen religiöſen Eifer, verſprach ihm die Gnade ſeines Vaters, im Fall des Gelingens, und ſandte ihn nach Cairo an die vier Imams von El-Azhar, damit dieſe ihn in ſeinem Entſchluß beſtärkten, und ihn mit den Mitteln zur Ausführung verſähen.

Suleyman, von den Imams aufgeregt und begünſtigt, ſchlich ſich unter Arbeitern in den Garten vor Kleber's Wohnung ein. Ein Architekt, Herr Protain, war mit dem Obergeneral allein, als dieſer plötzlich niedergeſtoßen ward, und mußte ſelbſt mit dem Mörder ringen. Sein Geſchrei führte eine Menge Leute herbei, von denen Einige dem General vergeblich Hülfe zu bringen bemüht waren, während Andere den Mörder ſuchten. Man konnte dieſen lange nicht finden, als ein am Fenſter ſtehendes Negermädchen ſeinen Schlupfwinkel zeigte. Er ward aus einer Caſſie hervorgezogen, wo er ſich unter Baumzweigen niedergeduckt hatte. Man verurtheilte ihn nach den Geſetzen des Landes zum Pfahl. Vor und während ſeiner Strafe zeigte er die größte Kaltblütigkeit, die ihm allein das Bewußtſeyn, eine löbliche That vollbracht zu haben, und die gewiſſe Ueberzeugung verleihen konnte, die Märtyrerpalme zu verdienen. Vier Stunden lebte er auf dem Pfahle, ließ aber keine Klage unter den heftigſten Schmerzen vernehmen. Drei Imams von El-Azhar wurden am Fuße des Pfahls enthauptet, einem vierten gelang es zu entweichen.

Nachdem wir dieſen an Erinnerung ſo reichen Ort unterſucht hatten, begaben wir uns in einen Kiosk, den der Defterdar bewohnte. Jemehr wir naheten, deſto lauter ertönten heftige Schmerzenslaute. Ein Sklave erhielt auf den Befehl des Beys die Baſtonnade, weil er die erſten Früchte von Bäumen, welche der Defterdar aus Europa hatte kommen laſſen, gegeſſen hatte. — Der ſchändliche Dieb ſoll unter dem Stocke ſterben! rief der Defterdar aus, als er den Diebſtahl hörte. Ich ſelbſt werde nie von dieſen Früchten eſſen, aber wehe dem, der ſie berührt! Der Fluch Gottes und des Propheten treffe Jeglichen, der meinem Befehle zuwider handelt! — Mehemet Ali, der nach dem Tode Mehemet Beys im Jahr 1833 die Güter ſeines Schwiegerſohnes (20 Millionen Piaſter) geerbt hat, ließ deſſen Willen genau vollziehen, alle Fruchtbäume ausreißen und durch neue Pflanzungen erſetzen.

Eine ſchöne Marmortreppe führte uns in den Divanſaal. In der Mitte deſſelben ſtanden Soldaten und Diener mit Piſtolen, Ataganns, Säbeln und Stöcken mit ſilbernen Knöpfen bewaffnet; unregelmäßige Truppen im glänzenden albaneſiſchen Anzuge, Mamelukken u. ſ. w. Der Bey ſpielte Schach mit ſeinem Khasnadar; er hörte auf zu ſpielen und gab uns ein Zeichen zum Niederſitzen. Pfeifen und Tabak wurden nach dem Austauſch der erſten Höflichkeiten gereicht.

Das Geſchrei des gemarterten Sklaven ward immer lauter, und wir konnten eine ſichtbare Bewegung nicht unterdrücken und wollten um ſeine Begnadigung bitten, als der Defterdar uns zuvorkam und einem ſeiner Offiziere ein Zeichen gab, mit den Worten: „Man mache es mit dem Hunde zu Ende! Seht Ihr nicht, daß das Geſchrei dieſes Thieres meine Gäſte ermüdet? Wahrhaftig, ich will meinen Titel als Pilger verlieren, wenn dieß Vieh nicht mehr Lärm macht wie ein Kameel, dem man eine zu große Laſt aufbürdet.“ Er ſprach dieſe Worte, und wir vernahmen nur noch einige erſtickende Laute, das Röcheln des Opfers.

Der Defterdar war ein ſchöner Türke. In der Unbeweglichkeit ſeiner Haltung, ſeiner leicht abgeplatteten Naſe, ſeinem langen, ſtruppigen Schnurrbarte, in der breiten Baſis des Geſichts, noch mehr aber in ſeinem grauen, unruhigen Auge lag aber etwas ſo ſonderbar Wildes, daß man in ihm das Ideal der Rohheit zu erblicken glaubte. Er glich einem Tiger in Menſchengeſtalt.

Seyd willkommen, begann er auf's Neue. Es freut mich, Euch zu ſehen. Befindet Ihr Euch wohl? Wir beantworteten mit ähnlichen Artigkeiten dieſen Empfang. — Welche Breite iſt die von Paris? fügte er hinzu. Als wir ihm nun 48° 50' erwiederten, ſchlug er in einem Buche, das ihm zur Seite lag, nach, und richtete an uns ein Lächeln des Beifalls.

Nachdem er verächtlich über Alle geſprochen hatte, die mit der Geographie unbekannt ſind, begann er eine lange Unterhaltung über Aſtronomie, und bedauerte, daß der Vizekönig noch kein gutes franzöſiſches Werk über dieſe Wiſſenſchaft habe überſetzen laſſen. „Ich weiß,“ ſagte er, „Ihr ſeyd Mitglieder der geographiſchen Geſellſchaft von Paris. Auch ich gehöre zu dieſer erlauchten Geſellſchaft,“ fügte er mit Stolz hinzu. „Ich empfing mein Diplom, und um meine Erkenntlichkeit für dieſe gütige Aufmerkſamkeit zu beweiſen, werde ich eine von mir entworfene Charte über eine durch mich meinem Herrn und Vater unterworfene Provinz ihr überſenden.“ Auf ein Zeichen ward die Charte herbeigebracht.

Während unſerer Unterhaltung kam ein junger Panther, den wir Anfangs nicht bemerkt hatten, weil er auf einem Winkel des Divans ſchlief, langſam hervor, legte ſich an der Seite ſeines Herrn und eine ſeiner Tatzen einem von uns auf die Schulter. Bei dieſer unerwarteten Vertraulichkeit konnten wir unſere Ueberraſchung nicht ganz unterdrücken. Dem Defterdar ſchien dieß Vergnügen zu machen. Er ſah uns boshaft lächelnd an und fragte: Fürchtet Ihr Euch? — Nein; weßhalb ſollten wir? Sind wir nicht bei einem Freunde? — Fürchtet nichts, das Thier iſt zahm. Bei dieſen Worten zog er den Panther bei ſeinen Spurhaaren, zeigte ſo die langen und ſcharfen Zähne des Thieres, welches durch ein Gebrüll übler Laune zu erkennen gab, wie wenig dieſer Spaß ihm behagte. „Es thut mir leid, Euch den Löwen nicht zeigen zu können, den ich von Schendy herüberführte, allein vor einigen Tagen wollte ich einen meiner Mamelukken mit ihm ſpielen laſſen, der Tölpel war aber ſo ungeſchickt, dem Löwen auf die Pfoten zu treten, und dieſer zerriß ihn vor meinen Augen. Ich mußte ihm zwei Piſtolen dicht vor dem Kopf zu meiner eigenen Sicherheit abfeuern. Das arme Thier! es beſaß ſo viele Anhänglichkeit zu mir'.“

Wir baten aber doch den Bey, den Panther fortzuſchaffen, wenn er wolle, daß unſer Beſuch ſich verlängern ſolle, und ein Gardiſt brachte den unangenehmen Geſellſchafter fort.

Endlich brachte man die Charte und entfaltete ſie vor uns. Sie beſtand aus einem Baumwollentuch von einigen Quadratfuß, worauf mit Einſicht, wenn auch in grober Zeichnung, Linien gezogen waren, die den Lauf des Nils, die Gränzen Kordofals und die hauptſächlichſten Orte dieſer Provinz bezeichneten. Wir machten dem Bey ein Compliment über ſeine intereſſante Arbeit und trugen ihm an, das Geſchenk der geographiſchen Geſellſchaft zu überbringen. — „Nein“, gab er zur Antwort, „ſie iſt noch nicht vollendet; ſpäter werde ich eine ſorgfältigere Copie ſelbſt überſenden.“ — Zahlreiche Flecken bedeckten die Charte an verſchiedenen Orten. Der Khaznadar, als er ſah, daß wir aufmerkſam darauf wurden, ſagte uns leiſe: „Es iſt nichts. Während Ihre Excellenz die merkwürdige Arbeit vollendete, ließ ſie die ſchändlichen Mörder unſers glorreichen Ismail Paſcha (den Gott in ſeinen Schooß wird aufgenommen haben) vor Ihren Augen hinrichten. Dieſe Flecken ſtammen vom Blute jener nubiſchen Hunde!

Wir wollten unſern Beſuch verlängern, allein ein Befehl des Vizekönigs rief den Defterdar in den Staatsrath, und wir empfahlen uns dieſem Manne, der eine ſo unglückliche Berühmtheit in der Geſchichte der Wiedergeburt Aegyptens erlangte.

Schon ſeit einiger Zeit trafen wir die Vorbereitungen zur Abreiſe, und Alles war zu unſerer Ausflucht nach Syrien bereit, als uns der Wunſch, den Palaſt von Schubrah zu ſehen, noch einige Tage in Cairo zurückhielt.

Dieß Luſtſchloß des Vizekönigs liegt bei Bulak, eine halbe Stunde von Cairo entfernt. Der Palaſt iſt nicht merkwürdig, allein trefflich ſind die großen und ſorfältig unterhaltenen Gärten mit Kiosken und Gebüſch von Entfernung zu Entfernung. Ein ungeheures Baſſin liegt in der Mitte und iſt allen ähnlichen Werken an die Seite zu ſtellen, die in Europa bewundert werden. Vier prächtig meublirte Kioske befinden ſich an den vier Ecken und die Seiten ſind von einer Gallerie mit Säulen aus weißem Marmor umgeben. Ein Divan von carrariſchem Marmor erhebt ſich in der Mitte; am Rande deſſelben fängt eine dreifache Reihe von trefflich gemeißelten Engeln die Fluthen auf, welche Crocodille und phantaſtiſche Geſtalten ausſpeien, um ſie in einer Cascade hinabzugießen. Endlich, um den Effekt des Ganzen zu erhöhen und die nächtlichen Feſte zu erleuchten, die der Paſcha bisweilen hier ſeinen Frauen gibt, führen Röhren Waſſerſtoffgas aus einem Gazometer, welcher zum Dienſt des Palaſtes erbaut iſt, herbei, und Feuerſtrahlen funkeln überall unter den Cascaden.

Bei unſerer Rückkehr begegnete uns der Zug des Paſchas, der ſich nach Schubrah begab. Sechs Khawahs auf Dromedaren eröffneten den Zug; dann folgte der Wagen des Vizekönigs mit vier Pferden, zwanzig reich geſchirrte Reitpferde folgten der Kutſche, von laufenden Barabrahs am Zügel geführt. Andere

Khawas und ein Piquet regelmäßiger Cavallerie ſchloſſen dieſen halb barbariſchen Zug, ein Gemiſch europäiſcher und orientaliſcher Gebräuche, der ein wahres Bild vom gegenwärtigen Zuſtand Aegyptens und von der Civiliſation bietet, die ſein Herr ihm aufdringt.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Am 16. Juli traten wir unſere Reiſe wieder an, nachdem Herr Linant, welcher lange das petraiſche Arabien durchreiſte, uns alle nothwendigen Angaben mitgetheilt, und einige Araber, die in ſeinen Dienſten ſtanden, und auf deren Treue man ſich verlaſſen konnte, als Führer mitgegeben hatte. Man muß allein in der Wüſte und aller Falſchheit der Beduinen ausgeſetzt geweſen ſeyn, um die Wichtigkeit eines ſolchen Dienſtes würdigen zu können.

Wir wollten den Sinai aufſuchen, bevor wir uns nach Syrien begaben. Der Herr Vicomte v. Touche-boeuf, ein franzöſiſcher Offizier, der aus dem Dienſt des Paſchas getreten war und Paläſtina zu beſuchen wünſchte, bevor er nach Europa zurückkehrte, ſchloß ſich uns an, und am 17. July lagerten wir in Kubbeh, eine halbe Stunde von Cairo, in der Abſicht, mit Anbruch der Nacht weiter zu reiſen. Unſere kleine Caravane beſtand aus acht Perſonen und drei oder vier Arabern von demſelben Stamme, wie unſere Führer, die in die Wüſte zurückkehrten.

Die Beduinen am Berge Sinai oder vielmehr zwiſchen den beiden Armen des rothen Meeres ſind gegenwärtig dem Paſcha von Aegypten durchaus unterworfen. In zahlreichen Lagern vor den Thoren Cairo's werden Geiſeln der Stämme aufbewahrt, und dieſe ſichern die Reiſenden gegen Gewaltthätigkeit derſelben Stämme in den Wüſten. Wir ſollten aber unſere Reiſe ohne Plackereien nicht beginnen.

Wir hatten einen arteſiſchen Brunnen beſucht, den der Paſcha bei den Trümmern der letzten Khalifen-Moſchee graben läßt, und kehrten zu unſerm Zelt zurück, in die Gedanken an die von Mehemet Ali verſuchten Neuerungen verſunken, durch die er Aegypten der Barbarei entreißen will, als ein unangenehmer Auftritt uns in die Wirklichkeit zurückverſetzte.

Unſere Führer zogen ſich zum Zelte zurück, von ungefähr 80 Beduinen aus den benachbarten Lagern verfolgt, gegen die ſie einen halb mit Waſſer gefüllten Schlauch vertheidigten. Lange war es uns unmöglich, unter Geſchrei und Fluchen die Urſache dieſes Zanks zu errathen, von dem wir nur merkten, daß er uns vollkommen fremd war.

Endlich, ungeachtet des Tumults und Geſchreis, erfuhren wir, daß drei Stämme ein gleiches Recht zu beſitzen behaupteten, die Reiſenden auf den Sinai zu führen. Da unſere Führer nur einem derſelben angehörten, verlangten die Beduinen der andern Stämme, ſie ſollten nur ein Drittel der Dromedare uns vermiethen, die übrigen wollten ſie ſelbſt liefern oder eine Entſchädigung erhalten. Unſere Araber erkannten das gleiche Recht der Stämme im Prinzip an, weigerten ſich aber, die Entſchädigung zu geben, indem ſie anführten, der Zweck unſerer Reiſe ſey verſchieden. Ihre Gegner, gereizt durch dieſe abſchlägige Antwort, benutzten den Augenblick, wo Jene ihre Schläuche füllten, und bemächtigten ſich derſelben mit Ausnahme eines einzigen, womit unſere Führer den Zelten zuflohen.

Nachdem wir vergeblich geſucht hatten, uns Gehör zu verſchaffen, entſchloſſen wir uns, den Streit gehen zu laſſen. Mehremale zogen die Araber ihre Dolche, allein unſere Unruhe ward bald beſchwichtigt, denn wir ſahen, daß die Kämpfenden ſo verſtändig waren, ſie wieder in die Scheide zu ſtecken, um ſich mit deſto größerer Bequemlichkeit Fauſtſchläge geben zu können. Zwei Stunden immerwährenden Geſchreis hatten weder genügt, die Streitfrage auszugleichen, noch die wunderbare Kraft der Lungen bei den ſtreitenden Parteien zu erſchöpfen. Der Herr Vicomte v. Touche-boeuf, an dergleichen lärmenden Streit nicht gewöhnt, wollte ſchon nach Cairo zurückkehren, und unſere Führer, welche die Zahl ihrer Gegner ſich vermehren ſahen, beſtanden darauf, mit dem einen Schlauche abzureiſen, indem ſie verſicherten, er werde bis Suez genügen. Endlich aber verſchafften wir uns Gehör. Wir erklärten den Arabern, wir wollten weder umkehren, noch ohne Waſſer abreiſen; wären wir aber nicht um Mitternacht unterwegs, ſo würden wir nicht abreiſen, ſondern am nächſten Tage beim Kiayah-Bey unſere Klage anbringen, und für den Diebſtahl unſerer Schläuche die Scheikhs prügeln laſſen.

Die Furcht vor dem Stock iſt in Aegypten allmächtig, und dieſer Beweisgrund, deſſen Richtigkeit ſie anerkannten, machte auf die Beduinen Eindruck. Der alte Ali, der Führer unſerer Caravane, behauptete fortwährend, wir reiſten nicht nach dem Berge Sinai, und er habe das Recht, uns an jeden andern Ort zu führen. Die Scheikhs der andern Stämme beriethen ſich hierauf und entſchloſſen ſich, unſere Schläuche zurückzugeben und uns abreiſen zu laſſen, allein eine Abtheilung uns nachzuſenden, welche ihren Stamm benachrichtigen ſollte, und den Zugang zum Berge Sinai zu verſchließen, wenn es wirklich unſere Abſicht wäre, ihn zu bereiſen. — „Sie wollen mit uns eine Spazierfahrt machen,“ ſagte unſer Ali, über die Art entzückt, wie er die Unterhandlung geführt hatte. „In zwei Tagen werden ſie der Sache müde ſeyn und ihre Mühe iſt ihr einziger Lohn.“

Um Mitternacht konnten wir endlich unſere Reiſe beginnen. Unſere Gegner hatten ſich zurückgezogen und wir glaubten ſie los zu ſeyn, als wir bei den erſten

Strahlen der Morgenröthe zwanzig Bewaffnete erblickten, die uns folgten. Als wir gegen Mittag anhielten, ſetzten ſie ſich zu uns in unſer Zelt und tranken Kaffee mit uns, als wären wir die beſten Freunde. Ihr Führer machte einen letzten Verſuch. „Warum wollt Ihr nicht unſere Dromedare?“ redete er uns an. „Sie ſind eben ſo gut wie die Euern; und wollten ſie nicht laufen, würden wir Euch auf unſern Schultern tragen. Wir wollen Eure Brüder ſeyn, und Ihr macht uns zu Feinden. Gott iſt groß, aber der weiße Mann muß dem Thoren rathen.“ Als nun die Beduinen endlich ſahen, daß wir uns weder um ihre Drohungen noch ihre Anerbieten kümmerten, entſchloſſen ſie ſich, zurückzukehren nach Cairo, mit Ausnahme eines einzigen, der uns folgen ſollte, um die Männer ihres Stammes von unſerer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen.

Am Morgen des dritten Tages befanden wir uns im Augenblicke, wo die Sonne den Nebel zertheilte, der uns in der Nacht durch Kälte unangenehm geworden war, vor Suez und dem eben ſo genannten Meerbuſen. Hohe Berge ziehen ſich eine halbe Stunde ſüdlich bis an das rothe Meer, wo ſie mit einem hohen Vorgebirge enden. Von dem Punkt an, wo man Suez erblickt, neigt ſich die Straße abwärts und führt zur Stadt durch eine mit der Meeresfläche gleich hohe und mit Salz geſchwängerte Ebene. Zwei Stunden von Suez liegt ein arabiſches Gebäude: Bir-Suez (Brunnen von Suez), eine Art befeſtigten Hauſes, deſſen Mauer einen Brunnen umſchließt, welcher das meiſte in der Stadt verbrauchte Waſſer liefert. Unſere Kameele löſchten ſich damit den Durſt, wir aber fanden es ſo ſalzig und kreidehaltig, daß wir es nicht trinken konnten. Ein Wachthaus, wo man die Erlaubnißpäſſe zum Reiſen und Handeln vorweiſen muß, befindet ſich neben dem Brunnen, deſſen Waſſer, nach Suez auf Kameelen oder Eſeln getragen, dem ärmſten Theil der Bevölkerung zum Getränk dient. Die Reichen ziehen das Waſſer einer Oaſe an der andern Seite des Golfs vor, welche eine Stunde von der Stadt entfernt liegt; das Waſſer iſt theurer, wir aber fanden es nicht viel beſſer.

In 32 Stunden kamen wir von Cairo nach Suez. Die Straße iſt ziemlich ungleich und ſchlängelt ſich durch niedrige Hügel. Dieſe werden ſüdlich durch eine Bergkette begränzt, welche von der Citadelle von Cairo ſich bis ans rothe Meer erſtreckt. Der Boden der Hügel iſt faſt überall ein harter Kies; ihre Abhänge ſind nicht ſteil, und man würde leicht einen Weg für Wägen anlegen können. Am erſten Tage ſahen wir viele gerollte Kieſelſteine und verſteinertes Holz oft von 1½ Metres Länge. Die einzige Pflanze zwiſchen Suez und Cairo iſt eine verkrüppelte Akazie, welche die Hälfte des Weges bezeichnet.

Nördlich von Suez liegen zahlreiche Trümmerhaufen auf dem Platze, wo die antiken Städte Arſinoe und Klysma ſtanden. Der Boden iſt mit Töpferſcherben bedeckt, allein kein Ueberbleibſel antiken Baus liegt auf der Oberfläche.

Suez, auf dem ägyptiſchen Ufer und auf einer ins Meer ſich erſtreckenden Landzunge gebaut, hält vom nördlich gelegenen Hafen die Winde des Meeres ab. Die Franzoſen nahmen 1800 die Stadt nach heftigem Angriff. Nach der Landſeite zu wird ſie von einer elenden Mauer umſchloſſen, die den geringſten regelmäßigen Angriff nicht abhalten könnte. Zwiſchen der Mauer und der Stadt liegt ein großer Waffenplatz, welchen die Franzoſen durch Fortſchaffung der Trümmerhaufen bildeten.

Ungeheuere Khans von ſchönem Bau bezeugen die alte Wichtigkeit der Handelsſtadt, allein ſie ſinken in Trümmer. Die Bazare verfallen und ſind ohne Waaren, die Häuſer ſtürzen ein, kurz Alles zeugt von Elend und Zerſtörung.

England hält hier allein noch einen Agenten, deſſen Geſchäft ſich faſt gänzlich auf Abſendung der indiſchen Depeſchen beſchränkt. Zwar iſt die Stadt noch der Stapelplatz der Waaren von Yemen und Hedſchaz, allein das Monopol des Vizekönigs verſchlingt allen Vortheil des Handels, und wenn auch eine erzwungene Thätigkeit dadurch bewirkt wird, kann doch das Elend der Einwohner nicht dadurch gebeſſert werden.

Der Vortheil der Handelslage am rothen Meere, als nothwendiger Stapelplatz für die indiſchen Waaren, ward von den Alten begriffen. Arſinoë, Klysma und ſpäter Kolzum auf dem Platze des jetzigen Suez, bezeugen dieß. Ein Kanal, welcher den Nil mit dem rothen Meere verband, vermehrte die Wichtigkeit. Dieſer Kanal ſtand durch den See Birket-al-Hadſchi bei Abu-Zabel mit dem Kalidſch, der Cairo durchfließt, in Verbindung. Er ward von Ramſes dem Großen (Seſoſtris) begonnen; Pharao Necho ſetzte ihn fort, unterbrach aber die Arbeit, durch den Tod von 100,000 Arbeitern erſchreckt. Darius Hyſtaspis ließ die Arbeiten wieder beginnen, unterbrach ſie aber, wie man erzählt, wegen der eingebildeten Furcht einer verſchiedenen Meeresfläche im rothen und Mittelmeere. Ptolemäus Philadelphus vollendete ihn. Später ward er von Trajan und von Amru wieder ausgebeſſert. Der Khalif Al-Manſur endlich zerſtörte ihn, um die empörten Einwohner von Medinah der Lebensmittel zu berauben. Seitdem hat der Sand der Wüſte ihn gefüllt, und man ſucht vergeblich im größten Theile ſeines Laufs ſeine Spuren.

Im fünfzehnten Jahrhundert rüſteten die Aegypter in Suez eine Flotte aus, um die Portugieſen in Indien zu bekämpfen. Gegenwärtig wäre eine ähnliche Ausrüſtung unmöglich, denn der Hafen iſt verſandet und kann nur noch ſehr kleine Fahrzeuge aufnehmen. Die größeren müſſen einige Stunden von der Stadt in der See ankern, ſo daß das Ein- und Ausladen ſchwierig und koſtbar iſt; auch vermindert ſich die Wichtigkeit der Stadt mit jedem Jahre, und die Bevölkerung, deren Hälfte 1831 der Cholera unterlag, beträgt nicht mehr wie 500 Einwohner. Eine Unternehmung des Vizekönigs hätte vor einigen Jahren der Stadt einige Thätigkeit verleihen können: wir meinen Bergwerke von Pech und Steinöl an den Bergen des weſtlichen Golfs, die Herr Seve, gegenwärtig Soliman Paſcha, mit Erfolg leitete; allein da Herr Seve einen andern Wirkungskreis erhielt, verlor der ihm folgende türkiſche Direktor die Adern, welche Ausbeute gaben, und die Bearbeitung der Bergwerke ward aufgegeben.

Schwerlich gibt es einen Ort mit traurigerer und öderer Umgebung, wie

Suez, welche Stadt zugleich keine Annehmlichkeit zur Entſchädigung bietet. Die Hitze iſt immer zwei oder drei Grad ſtärker wie in der nahen Wüſte, welche höher gelegen, dem erfriſchenden Hauche der Seewinde ausgeſetzt iſt. Das Waſſer iſt abſcheulich und kein Garten, kein Baum, kein Halm iſt irgendwo zu ſehen. Ein Einwohner von Suez kann leben und ſterben ohne einen Begriff von Vegetation je erlangen zu können, und Nahrungsmittel muß man mehre Tagereiſen weit herholen; der geringſte Eigenſinn der Beduinen kann der Stadt alle Lebensmittel und ſogar das Waſſer abſchneiden. Dennoch iſt die Liebe zum heimathlichen Boden ſo blind, daß ein koptiſcher Kaufmann, mit dem wir die Umgegend beſahen, nicht eingeſtehen wollte, daß irgend eine andere Stadt Suez vorzuziehen wäre. Er konnte es nicht für möglich halten, den Aufenthalt in Damiette zu wählen, wo er, wie er erzählte, aus langer Weile beinahe geſtorben wäre.

Herr v. Breuvery hatte noch am Beine zwei Wunden, die Folgen eines Falls in Nubien. Schon am erſten Tage unſerer Reiſe fühlte er heftige Schmerzen, und der Fußſchlag eines Dromedars an der kranken Stelle vermehrte das Uebel ſo ſehr, daß er ſich bei unſerer Ankunft in Suez kaum aufrecht halten konnte. Aus Beſorgniß, er werde die 15 Tagereiſen, die wir bis Syrien noch zurückzulegen hatten, wenn wir den Sinai bereiſen wollten, nicht ertragen können, entſchloſſen wir uns ungern, auf dieſe Reiſe zu verzichten und geradeswegs nach Gaza zu gehen.

Der arme Beduine, welcher uns bis dahin gefolgt war, mußte deßhalb, wie ihm Ali vorhergeſagt hatte, ohne Belohnung für ſeine Mühe wieder abziehen. Uebrigens wäre er wahrſcheinlich auf jeden Fall müde geworden uns zu begleiten, denn einmal hatte er uns ſchon angeboten, für eine kleine Vergütung fortzugehen; unſere Leute wollten ſie aber nicht geben, in der Hoffnung, ſie noch mehr herabzuſetzen.

Am 20. Juli wendeten wir uns nördlich, die Furth zu ſuchen und das Meer zu durchſchreiten. Bei den Trümmern von Kolzum gingen wir in das Waſſer, indem ein Araber zu Fuß die Furth ſondirte. Der Durchgang dauerte ungefähr eine halbe Stunde; zweimal trafen wir auf Felſeninſeln, auf denen wir einige Minuten gingen, und unſerm arabiſchen Führer reichte das Waſſer nie höher, als bis an den Gürtel. Bei den Paſſatwinden des Winters iſt der Durchgang noch einmal ſo lang wie bei der höchſten Fluth im Sommer, und oft unzugänglich. Die Tiefe des Waſſers bei Suez iſt überhaupt nach den Jahreszeiten verſchieden; im Sommer iſt ſie unbedeutend wegen der ſtets wehenden Nordwinde, im Winter wird ſie ſtärker, weil der Südwind das Waſſer fortwährend in den Golf hineindrängt.

Dieſer Golf ſcheint ſich früher mehr nach Norden ausgedehnt zu haben. Ein großer Theil der Wüſte, der gegenwärtig durch Sandhaufen vor den Fluthen geſchützt iſt, bei dem man aber noch überall ihre Spuren antrifft, liegt 10 bis 15 Metres unter dem Waſſerſpiegel des rothen Meeres. Nimmt man an, daß die Austrocknung dieſes ungeheuern Beckens in eine ſpätere Zeit, wie die von Moſes

Durchgang, fällt, ſo kann man den Marſch der Juden durch das Land Goſen am Ufer des rothen Meeres, ſowie auch den Text des Exodus, leicht erklären.

Da den Juden die Straße von El-Ariſch unterſagt war, hätten ſie die von Suez, als die natürlichſte von Oneg (Heliopolis), der Hauptſtadt ihrer Provinz aus, einſchlagen müſſen, um in die Wüſte des Sinai zu gelangen. Pharao hätte ſagen können, als er ſie in Suez ſah: der Weg der Wüſte ſey ihnen verſchloſſen, und man brauchte nicht anzunehmen, um ihren Marſch mit der gegenwärtigen Topographie zu vereinigen, daß ſie durch die Berge ſüdlich von Suez eine Seitenſtraße einſchlugen, die für eine Karavane von 600,000 Menſchen ungangbar iſt.

Nachdem wir das Meer durchſchritten hatten, richteten wir uns öſtlich; unſer Führer aber verlor den Weg und wir mußten auf einer ſandigen Ebene halten. Am nächſten Tage erreichten wir einen Brunnen an einer vertikal abgeſchnittenen Felſenwand, der aus gerollten, durch Gänge von Kalkſtein verbundenen Kieſeln beſteht. Gräbt man hier am Fuße des Felſens einen Meter tief in den Sand, ſo trifft man ſchon auf Waſſer. Neben der Quelle liegen antike Trümmer, die wahrſcheinlich einen Thurm bildeten, der das Waſſer vertheidigte und enthielt, denn man ſieht, wie dieſes durch die Steinfugen gedrungen iſt. Wir trafen hier mehre Beduinen, die eine Kameelheerde tränkten.

Nachdem wir unſern Waſſervorrath eingenommen, zogen wir weiter auf dem äußerſten Abhang einer öſtlich gelegenen Bergkette von Kalkfelſen. Der Boden war hart, aber häufig von beweglichen Sandhügeln durchſchnitten, die uns zu langen Umwegen nöthigten.

Die Form dieſer Sandhügel iſt genau abgemeſſen. Kein Korn löſt ſich von der Maſſe und der Boden in der Nähe zeigt keine Spur. Sie bilden gewöhnlich lange Parallellinien von verſchiedener Höhe. Die dem Wind ausgeſetzte Seite iſt nur wenig ſteil und zeigt breite Wellenlinien, wie die eines leicht bewegten Waſſerſpiegels. Ein außerordentlich gleichmäßiger, ſcharfer Kamm trennt ſie von der andern Seite, die einen regelmäßig herabgefallenen Sand zeigt.

Nichts hält den Gang dieſer wandelnden Hügel auf, welche nur dem Winde ſich fügen; finden ſie einen Baum, einen Felſen auf ihrem Wege, ſo wird er eingehüllt, bedeckt und wieder verlaſſen. Der Boden hinter ihnen iſt kahl und nackt, als wäre er durch Feuer verheert. Korn für Korn bewegen ſie ſich. Der Wind trägt einige Sandtheilchen fort, die am entgegengeſetzten Abhang hinabfallen, allein dieſe ſcheinbar ſchwache Wirkung iſt fortwährend, ſo daß ſie uns oft bei einem Aufenthalt als ſichtbar in die Augen fiel.

Nach zwei Stunden wendeten wir uns öſtlich und ritten die ſchroffen Seiten des Gebirges hinan. Bald warfen wir einen letzten Blick auf das rothe Meer und das Thal von Suez, und drangen in die ſteilen Felſen ein.

Auf dem höchſten Gipfel derſelben ſieht man unzählige Häufchen von ſieben Steinen, welche die Pilger zur Erinnerung an die ſieben Steine zu bilden pflegen, welche Muhamet, als er nach Mekka pilgerte, Satan zuwarf. Die Straße war nämlich die der Karavanen von Aegypten nach Mekka.

Als wir hinabgeſtiegen waren, hielten wir in einem tiefen und engen Thale und wollten ein Feuer aus einigen zuſammengerafften Kräutern anzünden, als Hundegebell uns ein Beduinenlager in der Nähe anzeigte. Glücklicherweiſe hatten ſie uns nicht bemerkt, und wir vermieden ſie, da wir uns am nächſten Tage vor Sonnenaufgang wieder auf den Weg machten. Am Fuß des Berges verließen wir die Straße von Hedſchaz und wendeten uns nördlich auf eine Ebene von zerbrechlichem und weichem Kalkſtein. Den ganzen Tag hindurch hatten wir die Fata morgana ſo ſtark, daß wir unſern Weg kaum auf hundert Schritte, und die allgemeine Beſchaffenheit der Gegend durchaus nicht erkennen konnten.

Am nächſten Tage kamen wir in ein Thal, wo Geſträuche in ziemlicher Menge wuchſen. Wir hielten an einem Brunnen, Waſſer zu ſchöpfen; in der Umgegend erblickten wir zahlreiche Kameele, denn auf den benachbarten Gebirgen befanden ſich Lager von Arabern. Wir kürzten unſern Aufenthalt ſo ſehr wie möglich hier ab, denn fremde Geſellſchaft iſt in der Wüſte gefährlich und nur die Vereinzelung gewähret dort Sicherheit.

Die Spuren der Regengüſſe ſind in dieſem Thale bemerklich, denn man ſieht häufig die Bette von Bergſtrömen, welche jene auf einige Zeit bilden. Je mehr man Syrien näher kommt, deſto häufiger trifft man ſolche Strombette an.

Am 21ſten marſchirten wir beinahe ſieben Stunden durch eine Sandwüſte, wo der Sand aber, weniger beweglich wie in den früheren, ſchon Vegetation zeigt. Wir hielten in einem ausgetrockneten Strombett, mit zahlreichen Tamarisken am Rande. Einige in dieſer Schlucht gegrabene Brunnen verſahen uns mit Waſſer, das aber ſtark mit Kreide geſchwängert war. Als wir hier raſteten, zog eine zahlreiche Caravane vorüber, die wenige Stunden vor uns Suez verlaſſen hatte. Dieſe war auf einer geraderen Straße angekommen, welche Ali, aus Furcht, Beduinen anzutreffen, einzuſchlagen nicht gewagt hatte. Eine andere von Norden kommende Caravane zog ebenfalls, von fünfzig bewaffneten Arabern begleitet, vorüber. Dieß waren Ramleh-Araber, und es herrſchte zwiſchen dieſen und den Arabern von Gaza, deren Gebiet wir jetzt betraten, eine Blutfehde. So wie am Tage vorher, eilten wir ſo ſchnell als möglich, uns von dieſem zu ſtark beſuchten Orte zu entfernen.

Bald trafen wir wieder auf ein anderes, trocken liegendes Flußbett, und wollten dort die Nacht zubringen, als wir fünf oder ſechs Araber erblickten, die mit Holz beladen fortgingen. Wir glaubten dieß Anzeichen eines in der Nähe befindlichen Lagers nicht vernachläſſigen zu dürfen, und beſchloſſen, den größten Theil der Nacht hindurch weiter zu reiſen. Nach einer halben Stunde verirrten ſich aber unſere Führer, und wider Willen waren wir genöthigt, anzuhalten. Glücklicherweiſe trafen wir unter den Sandhügeln auf einen tiefen und engen Trichter, der uns auf einige Stunden einen ſicheren Aufenthaltsort bot.

Ali, welcher lebhaft wünſchte, ſich zu entfernen, ſchickte einen ſeiner Gefährten auf Kundſchaft aus. Eine Stunde vor Tagesanbruch verkündete uns dieſer Führer, er habe den Weg wiedergefunden, ſey aber mehren Beduinen, die uns ſuchten, begegnet, und ſey ihnen nur dadurch entkommen, daß er ſich platt auf den Bauch legte. Sogleich brachen wir auf, kamen aber wegen der Beweglichkeit des Sandes nicht viel weiter. Beim Aufgang der Sonne ſahen wir hinter uns zwei Araber auf Dromedaren, welche ſich bemüheten, uns zu erreichen. Wir ritten ſo ſchnell wie möglich, ſo daß eine Stunde verging, ehe ſie uns erreichen konnten. Es waren zwei Scheikhs des Stammes, in deſſen Nähe wir die Nacht vorher gelagert waren; ſie hatten uns während der Nacht geſucht. Schweigend ritten ſie einige Zeit lang neben uns her; endlich nahete ſich Einer und grüßte uns mit dem Selam aleicum, das ein wahrer Gläubiger nie an einen Ungläubigen richtet, und welches dieſer nie in denſelben Ausdrücken zurückgeben darf, wenn er nicht will, daß man die Antwort für eine Beleidigung halten ſoll. Mit Würde gaben wir den Scheikhs ihren Gruß zurück und ritten weiter. Da ergriff Einer den Zaum eines der vorderen Dromedare: „Ihr ſollt uns nicht betrügen," rief er uns zu, „Ihr ſeyd Chriſten, wollt nach Jeruſalem, und müßt uns den Kharadſch *) zahlen. Die beiden Scheikhs erkannten aber bald, daß wir, Chriſten oder nicht, nur gezwungen bezahlen würden und da die Uebermacht auf unſerer Seite war, mußten ſie nach furchtbaren Drohungen uns verlaſſen. Glücklicherweiſe war ihr Lager mehre Stunden entfernt, und wir naheten uns bebauten Feldern.

Eine Stunde darauf erreichten wir das erſte Durrahfeld, und ſelbſt der unbebaute Boden war bald mit Pflanzen bedeckt. Als wir ruheten, zog eine Caravane von Gaza bei uns vorüber, welche Tabak, Glas und Seife nach Cairo brachte. Dieſe war ſehr zahlreich, und wir empfingen unter unſerem Zelte zahlreiche Beſucher bei Kaffee und Pfeifen.

Die Durrahfelder wurden immer häufiger; auch Hütten trafen wir hin und wieder an. Dieſe Ebene iſt aber nicht das ganze Jahr hindurch bewohnt, denn ſie iſt ohne Waſſer, und die Vegetation wird hier allein durch Regengüſſe unterhalten.

Auf den meiſten Feldern hatte man Kreiſe von ſonderbarer Form gezogen. Unſere Araber verſicherten uns, dieß wären Zaubermittel, die Aerndte gegen ungünſtiges Wetter und vor dem Auge des Neiders zu ſchützen. Dieſe Zaubermittel verhinderten aber nicht, daß unzählige Vogelſchwärme, welche die Wächter vergeblich zu verſcheuchen ſuchten, ſich auf die Felder niederließen und die Saat verheerten.

Wir bemerkten dieß lachend unſerem Ali, einem ſehr frommen Muſelmanne, der an jener Zauberei viel Anſtoß fand, womit dieſe ungläubigen Hunde, wie er ſagte, dem Willen Gottes ſich widerſetzten. „Aber der Wille Gottes geſchieht

---

*) Kopfſteuer, welche die Nichtmuhamedaniſchen Unterthanen zahlen müſſen.

angeweht," fügte er hinzu: „ſeht da, die Vögel freſſen das Korn, welches der Sturm hätte verſchonen ſollen." — „Kann man denn aber kein Zaubermittel gegen Vögel anwenden?" — „Wißt Ihr nicht, daß man ſie nur mit den Waffen vernichten kann, die Gott zu dem Zweck ſelbſt überſandt hat?" — „Wie ſo?" — „Adam beklagte ſich einſt bei Gott, daß die Früchte des Feldes von den Vögeln gefreſſen würden. Da erſchien der Engel Gabriel, reichte ihm Bogen und Pfeile mit den Worten: „Bediene dich dieſer Waffe, ſie iſt die Kraft Gottes!" darum vermag die Zauberei gegen die Vögel Nichts, und ſie ſind eine Geißel des Himmels geblieben."

Die Menge der bebauten Felder hat ſich ſeit einigen Jahren am Saume der Wüſte außerordentlich vermehrt, und dieſen Zuwachs an Bodenkultur verdankt man den aus Aegypten geflüchteten Fellahs, deren Zahl ſich mit jedem Jahre vergrößert, ob auch der Vicekönig die Gränze ſorgfältig bewachen läßt.

Die Liebe, welche dieſe armen Fellahs zu ihrem Vaterlande hegten, bildete einen rührenden Contraſt durch das Elend und die Segnungen, die ſie zum Himmel ſandten, daß ihnen ein ſolches Daſeyn gewährt wäre. Sobald ſie uns von ferne ſahen, eilten ſie herbei, um nach Neuigkeiten aus Aegypten ſich zu erkundigen, und ſo groß iſt die Gewalt der Gewohnheit, daß ihre erſte Frage ſtets den Waſſerſtand des Nils betraf.

Hinter einem Hügel erblickten wir Khan Yurâs, den erſten Flecken Syriens, mit einer ſchönen von Dattelpalmen und Sycomoren umgebenen Moſchee, mit Feldern voll Olivenbäumen und Gärten, welche Nopalhecken umringten. Dieſer Ort war beim ſyriſchen Feldzuge der Schauplatz einer glänzenden Waffenthat. Als 1799 Kleber und die erſten Diviſionen des Heers in der Wüſte ſich verirrt hatten, gerieth Bonaparte, welcher jene in Khan Yurâs anzutreffen hoffte, mit einer kleinen Guidenabtheilung plötzlich unter einen zahlreichen Mamelukkenhaufen, welcher den Ort beſetzt hielt. Ungeachtet der geringen Anzahl der Seinen trug der Sieger der Pyramiden kein Bedenken, den Feind mit Nachdruck anzugreifen, und dieß kühne Manöver ward mit dem vollkommenſten Erfolg gekrönt. Die Mamelukken eingeſchüchtert, glaubten, das ganze Heer folge der Abtheilung, und flohen in Unordnung nach dem Lager von Dichezzar. Bonaparte brachte die Nacht in Khan Yurâs zu, wo die übrigen Truppen ihn erſt am nächſten Morgen erreichten.

Am 26. erreichten wir Gaza, nach einem vierſtündigen Marſch durch Felder, deren Anbau ſtets ſorgfältiger ward, je mehr wir uns der Stadt näherten. Die dem Ackerbau der Gegend ſchädlichſte Schmarotzerpflanze iſt die Meerzwiebel. Wir ſahen an jedem Felde Haufen von den Ballen dieſer Pflanze, welche die Bauern herausgeriſſen hatten, aber dennoch waren alle Felder damit gefüllt.

Gaza liegt auf einem niedrigen Hügel, deſſen Abhang mit zahlreichen Gärten bedeckt iſt. Oeſtlich ſieht man auf einer Erhöhung die Trümmer einer Capelle, die an dem Orte gebaut ſeyn ſoll, wohin Simſon einſt die Thore der Stadt trug. Zwiſchen Gaza und dem Meere liegt eine wohl bebaute und mit Olivenbäumen und Reben bepflanzte Ebene; der dortige Wein ſoll nach Gregor von Tours in Frankreich zur Zeit des Königs Guntheram ſehr beliebt geweſen ſeyn.

Der Anblick von Gaza und der die Stadt umringenden Gärten iſt durchaus von dem der Städte Aegyptens verſchieden. Auf die Dattel- und Dumpalmen und Sykomore folgen Mandel-, Pfirſich-, Apricoſenbäume; auf die flachen Terraſſen der ägyptiſchen Häuſer Terraſſen mit Reihen, ſorgfältig gewölbten Kuppeln; auf die furchtſame, baſtardartige Bevölkerung der Nilufer eine unruhige, leidenſchaftliche, ſtets zum Aufſtand bereite. Natur und Menſchen ſcheinen ihre Contraſte zu vereinen, um dem Reiſenden zu zeigen, daß er einen andern Boden betritt. Nirgends vielleicht ſcheidet ein ſo enger Raum, wie der Iſthmus von Suez, zwei Nachbarländer mit ſo ſcharf ausgeſprochenem Contraſt.

Kleine Genrebilder.

Oran und Umgegend.

(Folgender, aus dem New-Monthly-Magazine entlehnter Artikel iſt von Thomas Campbell, einem der ausgezeichnetſten engliſchen Schriftſteller. Er enthält eine Skizze über einen der weniger gekannten Theile Algiers.)

So wär' ich denn hier in Oran. Dieſe Stadt, ſonſt groß und bevölkert, jezt aber auf einige Tauſend Einwohner beſchränkt, liegt unter dem 35° 50' der nördlichen Breite, und dem 3° weſtlicher Länge von Paris. Sie iſt zum Theil an den Ufern des Meeres am Eingang einer geräumigen Schlucht und zum Theil auf den Hochebenen zu beiden Seiten dieſer Schlucht erbaut. Die Rhede iſt maleriſch aber nicht ſehr tief; bei Stürmen kann ſie einigermaßen beträchtlichen Schiffen keine ſichere Ankerſtelle darbieten.

Die Anſicht von Oran iſt impoſant und angenehm, die Straßen ſind breit und gerade, es iſt, verglichen mit Algier, ein Paradies. Die Stadt hat ſechs Thore und iſt mit einer Ringmauer und mit Befeſtigungswerken umgeben, die die Spanier errichtet haben. Das Klima iſt äußerſt angenehm, und nach allgemeiner Verſicherung in der Regel ſehr geſund, doch iſt die Luft für eine ſchwache Bruſt ein wenig zu ſcharf. Die Sterblichkeit iſt in Oran nicht ſo groß als in Algier, indeſſen kann man auch Algier keine ungeſunde Stadt nennen. Die Kranken unter den franzöſiſchen Truppen verhalten ſich wie eins zu hundert. Selten überſteigen ſie die Summe von fünf zu hundert, und auch dieß nur in den heißeſten Monaten und wenn der „Simoun“ weht. Der Mißbrauch von Obſt und gebrannten Waſſern hat auf die Zahl der Kranken eben ſo vielen Einfluß, als der Simoun. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß auch in Afrika Mäßigkeits-Geſellſchaften entſtehen.

Die obenerwähnte ſteile Schlucht theilt die Stadt in zwei Theile, welche eine hübſche ſteinerne Brücke von ſpaniſcher Bauart vereinigt. Der Bach, welcher durch dieſe Schlucht fließt, trocknet ſelbſt im höchſten Sommer nicht ein, und ſein Waſſer treibt mehre Mühlen.

Man kann ſich nichts Hübſcheres vorſtellen, als dieſes, von den beiden Theilen der Stadt eingeſchloſſene Thal. An beiden Ufern des Fluſſes breiten ſich Teraſſen und Gärten voll der ſchönſten Früchte und Blumen aus. Von allen Seiten hört man den Geſang der Vögel, deren Gezwitſcher mit dem Gemurmel des Baches ſich vermengt, während das Auge an dem herrlichen Anblick der Pfirſich-, Mandel- und blühender Orangen-Bäume ſich ergötzt. Ich muß um Nachſicht bitten, wenn ich in den Ton einer Hirten-Dichtung verfalle, aber ſelten noch habe ich dieſe ſüßen Gefühle empfunden, die mein Herz beim Hinaufklettern in die oberen Theile der Stadt empfand. Die Ausſicht in die Umgegend erweckte in mir Erinnerungen an die ſpaniſche und mauriſche Geſchichte.

Die Feſtung Santa Cruz, die wie ein Adlerneſt auf der Spitze des Berges Ramia, 1000 Fuß über der Meeresfläche liegt, krönt den erſten Gipfel der Bergkette, die ſich drei Stunden weit, bis nach Mers-el-Kebir ſchlängelt und verliert, wo man noch andere ſpaniſche Befeſtigungswerke bemerkt. Die Minarets der Moſcheen und die dreifarbige Fahne, welche auf dem Thurme der Citadelle wehte, lenkten meine Gedanken auf die Vergangenheit, auf die Gegenwart, und auf die Zukunft.

Die Stadt Oran wurde im Jahr 1791 den Mauren durch die Spanier wieder zurückgegeben. Sie hatten ſie ein Jahrhundert lang im Beſitz, und verwendeten Millionen, um ſie uneinnehmbar zu machen; allein ein Erdbeben, das in einer unglücklichen Nacht ſtattfand, begrub Tauſende von Einwohnern unter die Ruinen ihrer Häuſer, und zerſtörte die durch die Hand der Menſchen errichteten Feſtungswerke mit eben der Leichtigkeit, mit welcher ein Kind ſein Kartenhaus umwirft. Indeſſen hätte man mit Geld den Schaden wieder gut machen können, aber die Spanier gaben lieber einen Beſitz auf, der ſie ſchon ſo viel gekoſtet hatte. Durch einen Vertrag zwiſchen dem chriſtkatholiſchen Monarchen und dem Dey von Algier erhielt letzterer Stadt und Land Oran.

Bei meiner Ankunft in Oran ſtattete ich zuerſt dem engliſchen Conſul, Herrn Dalzell, einen Beſuch ab. Hierauf begab ich mich, um dem General Trezel meine Achtung zu bezeugen, in die Feſtung, die neue Kasba, ſo genannt, um ſie von der alten zu unterſcheiden, welche in Ruinen fällt. Die neue Kasba hat ſchöne Wälle, Batterieen, welche die Rhede und die Stadt beherrſchen, einen tiefen Graben mit einer Gegenböſchung nebſt einem bedeckten Wege. Die Kaſernen bieten Raum für 500 Mann Infanterie und 100 Pferde. In allen Höfen ſind Spring- und andere Brunnen. Das Eingangsthor, aus Quaderſteinen erbaut, iſt von ſchöner Bauart. Der General und ſeine liebenswürdige Gattin empfingen mich mit franzöſiſcher Artigkeit, und luden mich auf den Thee ein.

Die Feſtung Santa Cruz ſchützt die Seite, auf der ſie liegt, hinlänglich. Mit den nothwendigen Reparationen könnte man eine beträchtliche Garniſon in dieſelbe legen. Bei meinem Beſuche ſtand Alles leer. Dieſer Anblick der Zerſtörung, dieſe dunkeln Treppen, dieſe leeren, gleichſam ausgeſtorbenen Zimmer ließen es mich dankbar fühlen, daß ich heitere Franzoſen zu Begleitern hatte. Wäre ich allein geweſen, ich hätte gefürchtet, in dieſem von den Lebenden verlaſſenen Orte, Weſen aus einer andern Welt zu begegnen. Wenn man von den Wällen der Feſtung Santa Cruz aus die Stadt Oran überblickt, ſo erſcheinen die Häuſer ſo klein wie jene, die man den Kindern zum ſpielen gibt, und von welchen ein Kind die Hauptkirche und alle öffentlichen Gebäude in ſeinen kleinen Händen hält.

Das Auge entdeckt jenſeits der Stadt in einer weit ausgedehnten und verlaſſenen Ebene einen Salz-See von zwanzig Meilen Länge, auf deſſen Waſſer noch nie ein Fahrzeug ſchwamm. Seine geringe Tiefe iſt die Urſache hievon. Demungeachtet gereicht der See dem Land zu großem Nutzen. Seine, während des Sommers ausgetrockneten Ufer verſehen das Land in ſolchem Ueberfluſſe mit Salz, daß man hier den Zentner um 10 kr. kauft. Ich hatte ſchon von den Franzoſen in Arzew gehört, daß die Eingebornen ſich ſelbſt das Salz bereiten.

Man hat in dem Schloß von Santa Cruz unterirdiſche Gänge entdeckt, die von der Feſtung aus auf verſchiedene Punkte der Ebene führen; einige derſelben erſtrecken ſich faſt auf drei Meilen weit. Die Schakals ſuchen Nachts unter den Mauern der verlaſſenen Feſtung Schutz, und vom Eintritt der Nacht an hört man ihre klägliche Concerte. Das Unangenehmſte dabei iſt, daß ſie die Feſtung mit einem Heere von Flöhen aller Art bevölkern, eine wahre Plage für den Beſucher; wir waren ganz davon bedeckt, als wir nach Oran zurückkehrten, und ich konnte dieſes Ungeziefer nur dadurch los werden, daß ich ein Bad nahm, und mich von Kopf bis zu Fuß umkleidete.

Noch zwei andere kleine Forts befinden ſich weſtlich der Stadt an der Straße nach Mers-el-Kebir; ſie ſind in ſehr gutem Zuſtande und von den Franzoſen beſetzt. Auf der Bruſtmauer des einen dieſer Forts bemerkt man eine eiſerne Picke perpendiculär in der Mauer: auf dieſe Picke ſpießte man früher die Verbrecher.

Gegen Süd-Oſten entdeckt man die Ruinen von feſten Thürmen, welche die Stadt ſonſt von dieſer Seite uneinnehmbar machten; jetzt iſt dieß nicht mehr der Fall. Alle dieſe durch die Spanier errichteten Feſtungswerke ſind von Steinen erbaut, die man aus einem nahgelegenen Steinbruche nahm, in welchem man öfters verſteinerte Fiſche fand. Die ſpaniſche Bevölkerung von Oran bewohnte eine große, von dem mauriſchen Theile der Stadt durch den Bach und die Schlucht getrennte Hochebene.

Dieſe Ruinen von Paläſten und Kirchen, dieſe Spuren von öffentlichen Plätzen, Straßen und Häuſern mit Neſſeln und all den wildwachſenden Pflanzen bedeckt, welche, wie Juvenal ſagt, die Urnen der Todten zerbrechen, bieten ein ganz eigenes Schauſpiel dar. Obgleich durch dieſen Schutt keine gebahnten Paſſagen führen, ſo iſt dieß doch mein Lieblings-Spaziergang, denn dieſer Anblick ſagt meiner melancholiſchen Stimmung zu. Der Philoſoph erkennt das Gericht Gottes in dieſer ſonſt reichen und prächtigen Stadt, wo jetzt die Hiäne hauſt, und wo die Viper ſich auf den, durch die Sonne erhitzten, Platten des Tempels, ſich wohl ſeyn läßt.

Ein anderer Grund für meine Vorliebe zu dieſen Ruinen beſteht darin, daß in dieſer Gegend ein Ueberfluß von wilden Pflanzen ſich findet, und ich bin auf dem Wege, mir ein herbarium inländiſcher Pflanzen anzulegen.

Ich höre fragen: wie aber entgehen Sie den Hiänen und den Schlangen? Ach, mein Gott! dieſe armen Geſchöpfe laſſen Jeden in Ruhe, wenn man ſie nicht zuerſt ſtört. Ich gehe ſo viel wie möglich nur auf abgeräumte Stellen, und es macht mir Vergnügen, die Pflanzen mit einer Gerte zu fiſchen, an deren Ende ſich ein eiſerner Haken befindet.

Ganze Felder ſind mit Schlaflilien bedeckt, deren Blumen blau und weiß ſind, ſie wachſen oft ſechs Fuß hoch; das allium sativum, oder der wilde Knoblauch hat eine hübſche Blume von derſelben Farbe; aber die wilde Tulpe, welche Juſſieu in die Familie der Liliengewächſe claſſificirt, iſt der ſchönſte Schmuck der afrikaniſchen Felder, und wächſt daſelbſt in großen Büſcheln; nicht ihre Schönheit iſt es allein, was ihr dieſen Vorzug gibt, wie dieß bei den Tulpen in unſeren Gärten der Fall iſt, ſondern ſie verbindet damit einen Geruch, ähnlich dem der Goldlacke, der aus ihrem Kelche ausſtrömt. Die Königin von Saba war nicht ſchöner geſchmückt, als ſie den König Salomo blendete. Der linum rubrum mit ſeinen rothen Blumen, der convolvulus, größer und ſchöner als der in Europa, und andere machen, daß der Boden dem lachendſten Teppich gleicht, während die ferula communis, die hier eine anſehnliche Höhe erreicht, ihr reiches Grün um ſich verbreitet, auf welchem das Auge gerne ruht.

Der Geruch des Quendels, dem man hier im Ueberfluſſe begegnet, vermiſcht ſich mit dem des alyssum montanum. Man bemerkt mehre Arten Malven: die malva arborescens, die nützlichſte in der Medizin; die malva rotundiflora, die dem Auge angenehmſte; die protea alba mit ihrem hohen Stamme und ihrer weißen Blüthe, und das chrysantemum majus, eine Art Rieſen-Camille ſchmücken die Seiten der Straßen; dieß iſt jedoch nur eine kleine Anzahl meiner Lieblings-Blumen. Aber Sie lieben vielleicht die Botanik nicht? Nun ich will Sie nicht weiter damit langweilen.

Dieſe Ausflüge haben wenigſtens das Gute, daß ſie mir einen herrlichen Appetit verurſachen. Ich finde die Küche in Oran weit beſſer als die in Algier, ſowohl an der Table d'hôte, als bei den Particuliers. Ich lebe in einer Penſion gemeinſchaftlich mit Civil-Angeſtellten und mit Offizieren, die keine eigene Menage führen. Für meine fünf und ſechzig Franken monatlich habe ich täglich zwei Mahlzeiten: ein Gabelfrühſtück und ein Mittageſſen. Es werden mehr Platten aufgeſtellt als ich anrühre, und Wein ſo viel man will. Fleiſch, Fiſche und

Geflügel ſind hier viel wohlfeiler als in Algier: ich glaube jedoch nicht, daß ſich unſere Wirthe dabei gut ſtehen, auch ſagte mir dieß die Wirthin ſpäter.

Ich war einſt noch länger als die anderen Gäſte bei Tiſch geblieben, und machte ihr mein Compliment über ihr Talent in der Kochkunſt, dem wir alle Ehre erwieſen, als ich bemerkte, daß ich ihre empfindlichſte Seite berührt hatte: „Ach, mein Herr! ſagte ſie mit kummervollem Tone, wenn die Andern Menſchen wären, wie Sie, wenn ſie ſich auch begnügen würden, nur von ein paar Platten zu nehmen, ſo könnte unſere Wirthſchaft wohl beſtehen; aber dieſe Vielfraße! ihre Kinnbacken ſind keinen Augenblick müßig, und ſie werden mich und meinen Mann noch ruiniren. Jetzt trocknete ſie ſich mit ihrer Schürze die Augen. „Ich habe es ſchon tauſendmal meinem Manne geſagt und ihn gebeten, ſich nicht ſo ſehr in Schaden zu bringen; je beſſer ſeine Küche iſt, je mehr verliert er dabei.“ Arme Frau! es fiel mir nicht ſchwer, ihr zu glauben. Ich hatte ſelbſt einen dicken Major bemerkt, der für ſeinen Theil allein eine Omelette, und mehr als die Hälfte eines Huhns mit einem Stück Schinken als Zuthat verſchlungen hatte, ohne eine Pyramide von Cotelets zu rechnen, die durch ihn um einen halben Fuß niederer wurde.

Bei dieſer Omelette fällt mir ein, daß ich den Tag nach meiner Ankunft zu Oran an der Tafel des Generals Trezel eine delikate, mit einem Straußen-Ey gemachte Omelette gegeſſen habe. Alle Gäſte, ein ſpaniſcher Geiſtlicher und ich ausgenommen, trugen Epauletts. Unſer heiliger Mann war ein Freund von Mina, und dennoch ein Exaltado. Er ſagte, dem müſſe der geſunde Menſchenverſtand fehlen, der die Behauptung aufſtelle, die katholiſche Religion ſeye der Freiheit hinderlich, und fördere das göttliche Recht der Könige, „ſie hat,“ fügte er hinzu, „mehr Könige und Kaiſer entthront, als der Proteſtantismus; auch dieſen der Katholizismus und der Republikanismus einander ihrer Natur gemäß die Hand.“ Ich war ſo ſehr mit meiner Omelette beſchäftigt, und der Ton des guten Paters erinnerte mich ſo lebhaft an die wüthende Beredſamkeit Daniel O'Connels, daß ich mich wohl hüthete, mich in einen Streit mit ihm einzulaſſen.

Sehr hübſche Damen zierten die Tafel. Eine derſelben ſagte mir, daß ſie ſchon Löwenfleiſch gegeſſen habe, und daß das vortreffliches Fleiſch ſey; der gebratene Schakal, fügte ſie bei, ſey auch nicht zu verachten; „man hat mir einmal davon aufgewartet, und das Schnittchen, das ich gegeſſen habe, ſchien mir viel ſchmackhafter, als Hammelfleiſch.“

Ich höre unſere Ladies ausrufen: welche Thorheit! welche Gemeinheit! Sie dürfen mir aber glauben, die Dame, die Löwenfleiſch aß, war eine kleine, niedliche, zarte und anſtändige Frau. Doch konnte ich nicht unterlaſſen, ihr zu bemerken, daß man mit einem ſolch ſchönen, kleinen Munde ein dergleichen Wildpret nicht kauen ſollte.

Meine Beſuche bei dem General verſchafften mir die Gelegenheit, mit den höheren Offizieren näher bekannt zu werden, und ich hatte mir hiezu nur Glück zu wünſchen. Ich habe viele Engländer kennen gelernt, die theils aus Vorurtheil, theils aus unſerer Unwiſſenheit die franzöſiſchen Offiziere nur für Soldaten halten, weiter für nichts. Wenn ihr von dieſer lächerlichen Meinung eingenommen, unter ſie tretet, ſo wird die Unterhaltung dieſer Offiziere euch bald euern Irrthum benehmen. Ihr findet nirgends unter dem Militär eine größere Anzahl Männer, die ſich den Wiſſenſchaften hingeben. Sie ſind freilich keine ſo gelehrte Claſſiker wie unſere Fellows von Cambridge und Oxford; aber ehrlich geſtanden, ich ſchätze auch die claſſiſchen Kenntniſſe nur bei der kleinen Anzahl von bevorrechteten Individuen, die im Stande ſind, davon Früchte zu ärndten und zu genießen. Was die andern betrifft, ſo bewahre mich der Himmel, unter Nattern zu treten, oder gegen einen claſſiſchen Igel anzuſtoßen, der von allen möglichen Citationen ſtrotzt. Die Franzoſen, die ich hier kennen gelernt habe, haben die gute Meinung, die ich von dem franzöſiſchen National-Charakter hatte, nur beſtärkt; ſie ſind im Allgemeinen thätig und geiſtreich. Die Einen, wie mein Freund Lagondie, Adjutant des Generals Trezel, widmen ſich dem Studium der Geſchichte und der arabiſchen Literatur; ein Anderer iſt Botaniker, dieſer Chemiker, Jener Zoologiſt, eine große Anzahl beſitzt das Talent, zu zeichnen; der Sohn des Generals Bro zum Beiſpiel iſt ein Künſtler, der ſehr viel zu werden verſpricht; er hat in dem letzten Feldzuge den Beweis abgelegt, daß er den Säbel nicht weniger gut führt, als den Pinſel.

Meine Verbindungen mit dieſen Herren haben mich überzeugt, daß man, um ihr Vertrauen zu gewinnen, und um ſich die erwünſchten Belehrungen von ihnen zu verſchaffen, nie den National-Charakter aus den Augen verlieren muß. Die Revolution hat keineswegs die angeborne franzöſiſche Artigkeit und ihre reizbare Empfindlichkeit vermindert. Iſt dieſe Artigkeit Wohlwollen? iſt ſie nur ein Schein? dieſe Frage mag unentſchieden bleiben, allein was liegt daran, zu wiſſen, aus welcher Quelle dieſe Artigkeit entſpringt; der Franzoſe verlangt mit einer Aufmerkſamkeit behandelt zu werden, die der Engländer nur zu gerne geneigt iſt, zu vernachläßigen. Wenn ihr einem Engländer auf der Stiege eines Gaſthofes begegnet, und zieht euern Hut vor ihm ab, ſo hält er euch entweder für einen Narren, oder meint, ihr wollt ſeine Mildthätigkeit in Anſpruch nehmen; wenn ihr aber einem Franzoſen begegnet, ſo wird er euch dieſes Zeichen der Höflichkeit ablegen, und ein Gleiches von euch wieder erwarten. Aber ſelbſt dann, wenn die Unterhaltung auf Politik übergeht, und anfangt, leidenſchaftlich zu werden, ſelbſt dann bleibt der Franzoſe immer artig, doch nur ſo lange ihr es auch ſeyd; denn wenn ihr euch vergeßt, ſo dreht er euch den Rücken.

Ich begleitete vor einigen Tagen den General Trezel mit ſeinem Stabe bei einem Ausmarſch, den er an der Spitze ſeiner Brigade machte. Unſer Marſch fand ohne irgend ein Abenteuer Statt, wir begegneten auf demſelben nur einem einzigen Eingebornen. Vier Meilen von Oran iſt die Hügelkette, welche ſich von der ſüdlichen Seite bis an das Meer erſtreckt, ſteinigt und nackt, die Ebene ſelbſt iſt nicht angebaut, aber ſie iſt mit einer ſolch großen Gattung Schlaf-Lilien bewachſen, daß ich ſie, ohne vom Pferd zu ſteigen, mit der Hand pflücken konnte;

prächtige Büſcheln von Tulpen wachſen gleichfalls üppig daſelbſt. Wir bemerkten eine weiße Gazelle, welche bei unſerer Annäherung ſich in die Schlaf-Lilien verſteckte; zum Glück für das arme Thier geſtattete die militäriſche Diſciplin nicht, es zu verfolgen. Die Trompeter der Reiterei ließen ſich zuweilen hören, und man vernahm ihre Stücke ſehr gut, troz dem Trommeln der Tambours, was bei der gewöhnlichen franzöſiſchen Militär-Muſik nicht der Fall iſt. Die Echo's einer wilden Gegend machten einen eigenen Effekt beim Blaſen des Hornes. Uebrigens kein Zelt, kein Araber, kein Kameel. Die ganze lebende Natur ſchien mit Ausnahme eines majeſtätiſchen Adlers, der über der Colonne ſchwebte, und Gefallen an der Militär-Muſik zu nehmen ſchien, bei Annäherung der Franzoſen die Flucht genommen zu haben. Der ſtolze Vogel, es iſt mir, als ſehe ich ihn noch, erhob ſich plötzlich in die Wolken, und ſtürzte ſich dann pfeilgeſchwind wieder herunter, ſo daß ſeine Flügel den ſandigen Boden faſt berührten. Bald flog er an die Spitze der Colonne, und kehrte dann ſich mit ſeinen glänzenden Augen gegen dieſelbe, als wollte er uns einladen, ihn als Führer anzunehmen, bald beſchrieb er mehr oder weniger große Ellipſen, oder machte einen ſenkrechten Kreislauf um ſich ſelbſt. „Nein, ſagte ich zu mir ſelbſt, franzöſiſche Soldaten können keinen Adler oberhalb ihren Fahnen ſchweben ſehen, ohne an die Vergangenheit zu denken. Ich täuſchte mich nicht, denn als ich um mich blickte, bemerkte ich auf dieſen galliſchen Geſichtern einen ungewöhnlichen Ausdruck, es war ein ernſter, melancholiſcher Ausdruck, aber es war nicht ſchwer, ihn zu verſtehen. „Es iſt vielleicht nur Einbildung von meiner Seite, ſagte ich zu einem neben mir reitenden Offizier, allein es ſcheint mir, Ihre Soldaten betrachten dieſen Vogel mit Bewunderung. —‘ Still! ſtill! erwiederte er, es iſt jetzt nicht der Augenblick, ſolche Bemerkungen zu machen, aber Sie haben vollkommen Recht, dieſer Vogel macht Eindruck auf dieſelben.“ Trotz dieſem klugen Rathe ritt ich etwas langſamer, und näherte mich einem alten, benarbten Wachtmeiſter mit den Worten: Dieß iſt ein edler Vogel, der da über uns ſchwebt. — Ach! antwortete er mit Nachdruck: der Adler ſteht freilich über dem Hahnen!“

Drei Stunden von Oran trafen wir auf eine Ciſterne, an welcher wir unſern Durſt löſchten und unſere Pferde erfriſchten. Der General befahl, Halt zu machen, um zu frühſtücken. Einige Leute waren der Truppe mit Lebensmitteln gefolgt, und wir kauften das Nöthige von ihnen zum Frühſtücke. Ein kleiner, armer Teufel von Araber hütete neben der Ciſterne einige magere Kühe, die an Pharao's Traum von der Hungersnoth erinnerten.

Mein Kamerad, der Kapitän Lagondie, fragte ihn auf arabiſch, wo der Stamm hingekommen ſey, der gewöhnlich in der Nachbarſchaft wohne. Der kleine Hirte erwiederte, derſelbe ſeye, mit Ausnahme der Familie ſeines Vaters, in die Wüſte geflohen. Dieß war eine offenbare Lüge, denn der Stamm hatte ſich nur bei Annäherung der Franzoſen verſteckt. Wir trafen Abends, ohne das geringſte Abentheuer, wieder in Oran ein.

Der Adler iſt nicht der einzige König der Thiere, der zuweilen die Umgegend von Oran beſucht; auch der Löwe läßt ſich von Zeit zu Zeit daſelbſt ſehen. Ich ſelbſt ſah ihn zwar nie, aber ich hörte ihn brüllen. Es war dieß an einem ſchönen Abend. Ich ſtreifte allein ungefähr eine Viertelmeile auſſerhalb der Stadt herum, als das Gebrüll deſſelben an mein Ohr ſchlug. Man konnte ſich nicht täuſchen, ich erkannte ſeine Stimme augenblicklich, obgleich ich bisher Löwen nie anders als in Menagerien hatte brüllen hören. Dieſe ſtolzen Töne entſprachen vollkommen der wilden Größe des Schauſpiels und dem herrlichen Panorama der Seen, die ſich im Horizont verloren. Auch empfand ich ein mit Eitelkeit vermiſchtes Vergnügen. Wie ſehr würde mich Mancher, dachte ich, um das Vergnügen beneiden, den lybiſchen Löwen in ſeiner natürlichen Freiheit brüllen zu hören. Ich konnte nicht genau unterſcheiden, von welcher Seite her ich ihn vernahm, aber er war noch in einer großen Entfernung, ſo daß ich wenigſtens eine Minute lang eben ſo ruhig meinen Gedanken nachhieng, als wenn ich mich, eingehüllt in meinen Schlafrock in meinem Cabinet befände, und in einem unterhaltenden Buche läſe. So ſehr ich aber auch in meine Gedanken vertieft war, ſo erwachte doch die Vernunft augenblicklich. Es fiel mir ein, daß Seine Löwen-Majeſtät mit der Geſchwindigkeit der Poſt reiſe, ohne jedoch einen Courier vorauszuſchicken, und daß das beſte Mittel, ſich ſeiner erhabenen Gegenwart nicht auszuſetzen, darin beſtände, wieder in die Stadt zurückzukehren. Hiezu entſchloß ich mich denn auch. Auf dem Rückwege traf ich auf zwei franzöſiſche Soldaten, welche am Wege ſaßen und ihre Gewehre neben ſich hatten. „Meine Herren, fragte ich ſie, haben Sie das Gebrüll des Löwen gehört? — Bei Gott, ja! erwiederten ſie, und als hätten ſie meine Gedanken errathen: „Hören Sie, der muß, ſo wahr wir leben, ganz in unſrer Nähe ſeyn. Denken Sie nicht daran, allein in die Stadt zurückzukehren. Wir gehen in das Blockhaus zurück. . . . (Dieß war nicht wahr, denn die beiden Schelme hatten, ehe ſie anhielten, einen Vorſprung vor mir, und nahmen augenſcheinlich den Weg nach der Stadt.) „Aber wir werden Sie bis an die Thore begleiten, um Sie in Sicherheit zu wiſſen.“ Vergebens verſicherte ich ſie, daß ich keine Furcht hätte, und ihnen für ihre Mühe danke. „Bah, bah! mein Herr Engländer, ſprechen Sie nicht davon, wir gehen mit Ihnen. „Es war nicht möglich, ihre Dienſte abzulehnen. Sie waren gute Hunde, die, da ſie das Wildpret ausgewittert hatten, nun ihre Beute nicht mehr los laſſen wollten. Ich nahm daher ihren Schutz an, und wollte ſie nicht um das Trinkgeld verkürzen, auf das ſie bereits Rechnung gemacht hatten. Sie luden ihre Gewehre, oder thaten wenigſtens ſo, und ſchwuren, mit ihrem letzten Blutstropfen Den vertheidigen zu wollen, der die ſtillſchweigende Verbindlichkeit übernommen habe, ihre Kehle anzufeuchten. Ich muſte heimlich lachen, indem ich dachte, daß demungeachtet der königliche Löwe ſich aus der Eskorte und ihrem Schützling einen guten Biſſen machen konnte.

Wir gelangten bald an das Thor von Oran, und in die Nähe einer einladenden Schenke. Hier machten ſich meine beiden tapfern Begleiter ein Zeichen des Einverſtändniſſes. „Meine Herren, ſagte ich zu ihnen, indem ich einen Franc aus meiner Taſche zog, ich möchte Ihnen gerne einen kleinen Beweis meiner

Dankbarkeit für Ihre muthvolle Beſchützung geben, aber das hieße einen ſolch großen Dienſt ſchlecht erwiedern. Dieſes Geld würde ſich in Schnaps verwandeln, Sie würden ſich betrinken und das Fieber wäre dann die Folge hievon.“ Dieſe unerwartete Aeußerung machte einen Querſtrich durch ihre Rechnung, und die beiden Franzoſen machten ein langes Geſicht. „Aber, fuhr ich fort, wenn Sie dieſes Geld zu einem Glas Wein verwenden wollen, ſo ſteht es Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten.“ — Gut denn, Wein, erwiederten die Schelme, Wein! Wein! Kellner, Wein! Der Wirth kam herbei, ich beſtellte Wein, und wir Drei tranken für einen Franc fünf Flaſchen rothen zuſammen. Dieſer Wein wächſt in der Gegend. Zu vier Sous die Flaſche kann man nichts Ausgezeichnetes erwarten, doch war dieſes Getränke in der That weit beſſer, als das, welches man für Wein in Algier verkauft, es war ein recht erträglicher Wein, und meine beiden Krieger hatten noch nicht auf den Boden der letzten Flaſche geſehen, als ſie ſchon geneigt ſchienen, das ganze Löwengeſchlecht herauszufordern.

Das Gebrüll des Königs der lybiſchen Wüſten war durch die Wuth entſtanden, in die ihn eine Truppe Eingeborner verſetzte, welche ihn gemeinſchaftlich aufgehetzt und verfolgt hatten; er wurde noch an demſelben Abende einige Meilen von Oran getödtet. Ich war Gefahr gelaufen, ihm als Mittag-Eſſen zu dienen. Er hatte Morgens ein Kameel zu ſeinem Frühſtück zerriſſen. Der Eigenthümer des Kameels hatte ſich mit einigen guten Schützen gegen ihn aufgemacht. Den andern Tag ſah ich die Leiche dieſer Majeſtät im Beſitze des Generals Trezel. Er hatte ihn ſammt dem Fell um 40 Franken (circa 18 fl.) gekauft; ich hätte gerne 100 Franken und mehr dafür gegeben. Alle Sachkenner waren darüber einverſtanden, daß der erlauchte Todte nur drei Jahre alt geweſen ſey. Er war ziemlich mager, und hatte keine ſtärkere Mähne als eine Löwin, ſeine Zunge kam auf die Tafel des Generals Trezel, und man verſicherte mich, ſie habe ungefähr den Geſchmack einer Ochſenzunge gehabt.

Man wird es ſonderbar finden, aber die Jugend dieſes Thiers erregte meine Theilnahme; ſie contraſtirte ſeltſam mit dem Schrecken, den daſſelbe in der Umgegend verurſacht hatte. An dem Abende, an welchem man ſein Brüllen vernommen hatte, hatten ſich Spaziergänger und Reiſende beeilt, die Stadt zu erreichen. Die Hyänen und die Schakals, deren Geſchrei man regelmäßig jeden Abend in der Umgebung von Oran hört, vergaßen ihre Veſper zu ſingen, und blieben zwei Tage lang ſo ſtumm, wie der Tod.

Den folgenden Tag begegnete ich dem ſpaniſchen Prieſter, deſſen Bekanntſchaft ich an der Tafel des Generals Trezel gemacht hatte: „Verzeihen Sie, ſagte er zu mir, daß ich Ihnen geſtern keinen Beſuch abgeſtattet habe, allein ich mußte dem Tod eines Schakals beiwohnen.“

Vortrefflich! mein Vater; ich hoffe, Sie haben ſich dabei gut unterhalten?

— Wie, gut unterhalten? ich ging, um ihm die letzten Tröſtungen unſerer heiligen Religion zu bringen.

— In der That?

— Ganz gewiß, und ich verſichere Sie, daß er als reuiger Chriſt ſtarb, trotz dem ausgelaſſenen Leben, das er immer geführt hat.

— Es beliebt Ihnen, zu ſcherzen, mein Vater. Aber, bedenken Sie doch, Schakals ſind Schakals; man kann von einem ſolchen Vieh nicht verlangen, daß es ſeine Leidenſchaften, wie ein vernünftiges Thier bezähme. Es iſt einem Schakal nicht wohl möglich, ihre Enthaltſamkeit nachzuahmen.

— Er war dem Trunke ergeben, und als er einen andern Schakal Geld in die Taſche ſtecken ſah, ſo tödtete er ihn, um ſich des Geldes zu bemächtigen, und es in Schnaps zu verwandeln.

— Was Teufel erzählen Sie mir da, mein heiliger Vater! was ſprechen Sie von Schakals mit Taſchen, die Branntwein trinken und als Chriſten ſterben. Sie ſind ſehr aufgeräumter Laune, mio padre.

Hier lachte mein Spanier hellauf: „Wie, Sie wiſſen nicht, daß alle Soldaten von der leichten Infanterie den Spitznamen „Schakals“ führen?

Da gerade von Schakals die Rede iſt, ſo will ich noch erwähnen, daß ich einen gekauft habe, wohlverſtanden einen vierfüßigen, und keinen von den zweibeinigen, denen dieſer Name beigelegt wurde, wahrſcheinlich weil der Schakal gelb iſt, und die leichte Infanterie gelbe Aufſchläge und Epauletten trägt; vielleicht auch, weil der Schakal die Gewohnheit hat, verſteckt ſeiner Beute aufzulauern, was der leichte Infanteriſt gleichfalls beobachtet. — Ich kaufte das kleine Thier von einem Araber. Sein ſchöner, gelber Pelz, ſeine blaue Augen, und wie er fortwährend mit dem Schwanze wedelte, dieß Alles hatte mich alsbald beſtimmt, ihn zu kaufen. Dann war auch ſeine Zunge ſo ſprechend, als er meine Hände leckte, gleichſam als wollte er meinen Schutz anflehen. Es gibt in den drei Königreichen keine Wittwe, die ihren Hund zärtlicher liebt, als ich meinen kleinen Schakal.

Marokko

I.

Tanger.

Als ich im verfloſſenen Jahre zu Lande von Cadiz nach Gibraltar reiſte, kam ich auch durch Tarifa, eine kleine mehr arabiſche als ſpaniſche Stadt, die eben ſo wohl durch ihre Spitzbuben — ächte Beduinen —, als durch ihre ſchönen, blonden, blauäugigen Frauen, ganz ähnlich den Valencianerinnen, berühmt iſt. Am ſchmalſten Punkte der Meerenge gelegen, iſt Tarifa gleich weit von beiden Meeren, und von Africa nur wenige Stunden entfernt, und die ſüdlichſt gelegenſte Stadt des europäiſchen Feſtlandes. Ein von der Natur gebildeter, halb aus Sand, halb aus Felſen beſtehender Hafendamm läuft in ein ſcharf zugeſpitztes Kap aus, mit deſſen Ende eine kleine kreisrunde Inſel durch eine Brücke verbunden iſt; auf dieſer Inſel iſt ein feſtes Schloß erbaut, das einige Aehnlichkeit mit dem Caſtell dell' Uovo in Neapel hat. Tarifa, eine ehemalige wohlbefeſtigte Stadt, und Europas vorgeſchobener Poſten, gleicht jetzt einer von occidentaliſcher Civiliſation ausgeſtellten Schildwache, um die Bewegungenen der africaniſchen Welt zu überwachen; ihr Name erinnert an jenen Guſman-el-Bueno, den ſpaniſchen Junius Brutus, der es vorzog, lieber ſeinen unmündigen Sohn vor den ſeiner Tapferkeit anvertrauten Wällen erwürgt zu ſehen, als ſeine Veſte den Ungläubigen zu übergeben. Solche Namen verdienen im goldenen Buche der Menſchheit aufgezeichnet zu werden.

Ich befand mich alſo in Tarifa und ſpazierte an einem ſchönen, friſchen Maimorgen auf dem Hafendamme hin und her; die Sonne erleuchtete das weite Meer und ließ in dunkelvioletter Färbung die afrikaniſchen Gebirge als herrliches Amphitheater erſcheinen, an deſſen Fuß die Stadt Tanger wie ein weißer Punkt erglänzte. Der Wind wehete von Oſten, und zwar ziemlich friſch, das Meer wundervoll blau, ging hoch, die Meerenge kochte wie ein raſch dahin ſchäumender breiter Strom. Des ſtolzen Ernſtes unſers abendländiſchen Patriotismus ungeachtet, vermögen wir Söhne Europas doch nicht, uns einem andern Erdtheile gleichgültig zu nähern, wenigſtens war dieſes mein Fall geweſen, als ich am Abend vorher plötzlich bei dem Austritte aus einem Johannisbrodbaum-Gebüſch zuerſt Afrika's Küſte vor mir liegen ſah.

Mein Reiſeplan ging eigentlich keineswegs nach Afrika, allein von hieraus geſehen, erſchien es mir ſo ſchön und ſo nah, daß ich in ſtarke Verſuchung gerieth. Während ich ſo mit lüſternem Auge das gegenüberliegende Geſtade beinahe verſchlang, bemerkte ich ein am Fuße des Kaſtells vor Anker liegendes Falucho, eine Art von Feluke mit lateiniſchem Segel. Es war das ſpaniſche Poſtſchiff von Tanger, das hier angelegt hatte, um den ſpaniſchen Vicekonſul an Bord zu nehmen, der ſich an ſeinen Poſten begab, und das in dieſem Augenblicke den Anker aufwand. Die Verſuchung war zu groß, ich unterlag ihr, und ſo befand ich mich auf der Fahrt nach Afrika. Zwei Stunden ſpäter war ich in der Bay von Tanger.

Eine vorher überlegte Reiſe verliert den ganzen Zauber der Ueberraſchung, denn zu einer ſolchen bereitet man ſich gewöhnlich vor durch Geſpräche und durch Lektüre; dieß aber iſt eine ganz abſcheuliche Methode, die vorurtheilsfreie Eindrücke unmöglich macht. Schon vor der Abreiſe ſind alle Gefühle abgeſtumpft, oder was noch weit ſchlimmer iſt, der Anblick der Wirklichkeit läßt ſchwer die nichterfüllten, glänzenden Träume der Phantaſie bedauern. Hier in dieſem Falle hatte ich, Gott ſei Dank! weder Entzauberung noch Vernichtung von Hoffnungen zu fürchten; gänzlich unbekannt, mit zugemachten Augen, kam ich in dieſe Gegend und war ſo vollſtändig unbekannt mit der Geographie des marokkaniſchen Reiches, daß ich bis jetzt Tanger auch für ein ſpaniſches Preſidio wie Ceuta gehalten hatte. Ein zufälliger Umſtand ließ mich auch bis in den Hafen in dieſem Irrthum. Schon von ſehr weiter Entfernung her hatte ich die ſpaniſche Flagge auf dem am meiſten in die Augen fallenden Gebäude der Stadt wehen ſehen, und konnte daher leicht in Verſuchung kommen, ſie für das Zeichen der Herrſchaft zu nehmen, allein es war nur die Flagge des ſpaniſchen Konſuls, der dem Signale des Poſtſchiffes antwortete und Glück zur Ankunft wünſchte; ein rührender Gebrauch, deſſen Milde man erſt empfindet, wenn man den Fuß in dieſe barbariſchen Länder geſetzt hat, er glich dem Drucke der Bruderhand auf dem Geſtade des Exils.

Auf der Rhede angelangt, unterſchied ich deutlich die arabiſche Tracht der Seeleute im Hafen, und meine Augen begannen ihren Irrthum einzuſehen. Ein zwiſchen den Leuten der Equipage und einigen an Bord des Falucho befindlichen Mauren ausgebrochener Wortwechſel öffnete ſie mir ganz. Man zankte über den Preis der Ueberfahrt, die Mauren aber führten Trotz ihres ſchlechten Spaniſch ein ſo hohes Wort und behandelten die Chriſten mit ſo lauter und durchdringender Stimme als Ladrones und Embusteros, daß ich zu mir ſelbſt in der

Stille ſprach: „die Burſche da ſind jetzt ſicher in ihrer Heimath!“ So befand es ſich auch, wie ſie recht gut fühlten; jemehr die Spanier nachgaben, um ſo gröber wurden die Mauren, und ſo war ich denn wie durch Zauberei aus der europäiſchen in die orientaliſche Welt, aus dem Reiche Jeſu Chriſti in das Reich Muhameds verſetzt worden.

Der Uebergang war grell, mit ganz verwunderten und irre gewordenen Augen betrachtete ich die Scenerie des Ufers. Tanger, vom Meere aus geſehen, gewährt allerdings den Anblick einer mohriſchen Stadt, wie ich ihn mir ungefähr vorgeſtellt hatte. Weiße Häuſer, durcheinander hingeworfen auf die Spitze und die Seiten eines Hügels, ein glänzendes, viereckiges Minaret, mit Zinnen verſehene Mauern, eiſerne Kanonen zwiſchen den Zinnen und Turbane über den Kanonen, eine rothe Fahne, eine ausgebrannte Küſte, ein herrliches Meer und das Gemälde iſt vollkommen fertig. Etwas aber zerſtört ſeine Originalität, und dieß ſind die Paläſte der europäiſchen Konſuln, deren Luxus die afrikaniſche Stadt ganz niederdrückt. Der Palaſt des ſpaniſchen Konſuls z. B. hat das vollſtändige Anſehen einer Citadelle und beherrſcht ſeine ganze Umgebung.

Es war für mich keine leichte Sache, an das Land zu kommen. Kein Fremder darf den Fuß auf marokkaniſches Gebiet ſetzen, ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Sultans oder der ihn vertretenden Beamten. Eine ſolche Erlaubniß konnte vielleicht noch lange ausbleiben, das Meer ging hoch, ich ſelbſt befand mich folglich an Bord ſehr übel, verlor alle Geduld und ſprang ohne weiteres von dem Falucho in das Boot, indem ich mich auf meine Koſten und Gefahr den 15 oder 20 auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen zum Trotze ans Land führen ließ; die Kanonen donnerten aber nicht gegen mich, ohne Zweifel geſchah dieſer Fehler aus Dienſtnachläſſigkeit oder aus Mangel an Kanonieren. Ein ſechs Fuß hoher, halbnackter mauriſcher Matroſe, der bis an den Gürtel im Waſſer mir entgegen gegangen war, ladete mich ganz gewaltthätig auf ſeine Schultern, um mich auf's Trockene zu bringen. Allah iſt groß, und Muhamed iſt ſein Prophet! Gott der Chriſten nimm mich in deine Obhut!

Augenblicklich war ich von einem ganz oder doch beinahe nackten Matroſenvolke umgeben, das mich vom Kopf bis zu den Füßen mit wilden Blicken maß und unter ſich in tiefen Kehllauten heftige Reden führte, die nicht zu meinem Vortheile zu lauten ſchienen. Ganz allein auf dem ungläubigen Strande, wußte ich wirklich nicht, wie ich mich mitten in dieſer wilden Heerde benehmen ſollte, deren Führer mich von weitem auch mit einem ſehr ungaſtfreundlichen Auge betrachtete, und dieß war der Hafenkapitän, Rais-el-Marſa, einer der Großwürdenträger der Stadt Tanger. Er ſaß abſeits auf einer Binſenmatte und überlegte wahrſcheinlich in ſeinen weißen Bart hinein die kühne Verletzung der Reichsgeſetze, der ich mich ſchuldig gemacht, als ich ſo ohne weitere Erlaubniß mich ausgeſchifft hatte. Später erfuhr ich, daß er auf mein Geſchenk wartete.

Kein Bitten nützet hier, kein abgezog'ner Hut,
Wer hier gut fahren will, der muß erſt ſchmieren gut!

(Car on a beau prier et lever le chapeau
On n'entre point chez lui sans graisser le marteau.)

Als ich nun ſo in Erwartung der Dinge, ohne Dolmetſcher, um mich verſtändlich zu machen, und ohne ſelbſt das Mindeſte zu verſtehen daſtand, drang ein junger Jude, in den ſchwarzen Soulam gekleidet wie alle ſeine Glaubensgenoſſen, durch die Menge, trat auf mich zu, redete mich franzöſiſch an, und nie vernahm mein Ohr eine angenehmere Muſik. Er war einer der Dolmetſcher des franzöſiſchen Konſulats, und vom Konſul, der meine Ankunft erfahren hatte, mir unterdeſſen entgegen geſchickt worden, während er ſelbſt die Erlaubniß des Kaid oder des Gouverneurs einholte.

Der Drageman entzog mich den Händen der Philiſter und führte mich in eine Art von Schoppen, in dem die neu an's Land Geſtiegenen warten müſſen. Dieſer Schoppen liegt neben der Douane, deren Chef (Amin)*), ein anderer Großwürdenträger von Tanger, auch auf ſeiner Matte kauerte, mitten unter un über zwanzig ſchläfrigen Soldaten; eben ſo viel wenigſtens ſieben Fuß lange Musketen hingen an der Wand, wie an einem Rechen.

Der Vorſteher des Zollweſens, ein ſchöner 70jähriger Greis, trug mit vielem Anſtand ſeinen weiten weißen Haik und ſeinen Mouſſelin-Turban, aus dem das rothe Käppchen hervorſah. Ich machte die Bemerkung, daß er ganz allein rauchte, der Gebrauch der Pfeife iſt in Marokko bei weitem nicht ſo allgemein verbreitet, als bei den Türken. Der alte Fuchs betrachtete mich nur ſo verſtohlen mit eingekniffenen Augen, als befürchte er gleichſam, ich möchte irgend einen koſtbaren Schatz ſeiner Wachſamkeit entziehen. Uebrigens zeigte er ſich weit höflicher, als unſere civiliſirten Mauthner, er unterwarf mich keiner perſönlichen Viſitation, und handelte überhaupt wie Göthe's alter Botanikus: *oculis non manibus*. Die Durchſicht der übrigen Bagage war leicht und bald geſchehen; mein weniges Reiſegeräth war nämlich vor mir zur See von Cadix nach Gibraltar abgegangen, ich ſelbſt aber hatte mich in Tarifa eingeſchifft wie ich ging und ſtand, d. h. ſo leicht als möglich, und mit ſehr waſſerſüchtiger Börſe. Die Ausſicht, beſtohlen zu werden, macht, daß man in Spanien von einer Stadt zur andern nie mehr Geld mit ſich führt, als man unumgänglich bedarf; ändert man unterwegs ſeinen Reiſeplan, ſo kann man oft in ſchwere Verlegenheiten gerathen.

Herr Mechain, unſer Conſul, der zugleich auch die Stelle eines Geſchäftsträgers verſieht, ſäumte nicht, recht bald unter dem Schoppen zu mir zu kommen, und mich aus meiner Gefangenſchaft zu befreien. Hätte ich, um landen zu dürfen, die Erlaubniß des Kaid abwarten müſſen, ſo würde mir die Zeit ſehr lang geworden ſeyn, denn er befand ſich auf dem Lande, und wurde erſt Abends zurück erwartet; der Conſul führte mich daher auf ſeine eigene Verantwortlichkeit in die Stadt. Das Betragen dieſes wackern Mannes gegen mich kann ich nicht genug loben. Ich fiel gleichſam wie vom Himmel herunter hierher nach Tanger, ganz allein, ziemlich ſchlecht equipirt und ſelbſt wohl einigermaßen verdächtig ausſehend, deſſenungeachtet nahm er mich äußerſt wohlwollend auf, und trieb während meines ganzen Aufenthaltes die Gaſtfreiheit ſo weit als nur immer möglich. Als meine Börſe erſchöpft war, und dieß geſchah bald genug in dieſem Lande, das um ſo habſüchtiger iſt, je elender es in demſelben zugeht, öffnete er mir ſeine eigene, ohne andere Bürgſchaft als die Ehre eines Unbekannten, eines Zugvogels, den er zum erſtenmale ſah. Reiſende werden den Werth eines ſolchen Dienſtes zu würdigen wiſſen.

---

*) Der Amin iſt zu gleicher Zeit und in einer Perſon Gefäll- und Steuereinnehmer, Finanz- und Kaſſenverwalter und Steuerdirektor.

Iſt Tanger auch jezt keine europäiſche Beſizung mehr, ſo war es doch Europäern bis zu Ausgang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wo es von den Engländern aufgegeben wurde, die es von den Portugieſen erhalten hatten. Als ſie abzogen, zerſtörten ſie den Molo recht gründlich, der auch nie wieder hergeſtellt wurde, daher auch der Ankerplaz gegen Weſtwinde ſehr unſicher iſt, gegen die weit weniger gefährlichen Oſtwinde wird er hinlänglich durch die Landſpize Malabatte, auf arabiſch Ras-el-Menar (Kap des Leuchtthurms) geſchüzt. Nach dem Abzuge der Engländer trat Tanger unter die Herrſchaft der Sultane von Marokko zurück, unter der es auch geblieben. Es iſt eine Stadt von neun bis zehntauſend Einwohnern, und unter dieſen ſind ein Fünftheil Juden, die hier nicht wie anderwärts in ein beſonderes Viertel eingepfercht ſind; in dieſem Punkte haben ſie volle Freiheit, und wohnen unter der mauriſchen Bevölkerung. Sie unterſcheiden ſich von dieſen nur durch die Kleidung; alle lebhafte Farben ſind ihnen verboten, und ſie einzig und allein zur ſchwarzen verdammt, dem Zeichen der Knechtſchaft und der Schande. In Spanien mußten ſie gelb tragen, ſie durften folglich nur ihre Livrée, keineswegs aber ihre Lage ändern, und wenn die Muſelmänner ſie nicht grade verbrennen, ſo werden ſie wenigſtens von ihnen mit Schmähungen überhäuft.

Das Erſte, was ich beim Eintritt in die ungläubige Stadt ſah, war ein kleiner neun- oder zehnjähriger Maure, der einen höchſt demüthigen und unterwürfigen Juden an ſeinem weißen Barte herumzauſte, und als der Sohn Iſraels vor einer Moſchee nicht geſchwind genug ſeine Babuſchen auszog, verſezte ihm ein Soldat, ohne deßwegen aus ſeinem Schritte zu kommen, einen tüchtigen Fußtritt und ein altes Weib lüftete ihren Schleier, um ihn ins Geſicht zu ſpeien. Ohne Murren ertrug der alte Hebräer dieſe niederträchtige Behandlung; der geringſte Schein von Widerſtand hätte ihm das Leben koſten können, unter der Baſtonade würde er ſein Leben ausgehaucht haben. In einem wahren Labyrinth von engen, krummen Gaſſen entwiſchte er endlich, und machte auf dieſe Art ſeinen Verfolgungen ein Ende. Und noch durfte er ſich glücklich ſchäzen, ſo wohlfeilen Kaufs entkommen zu ſeyn, einige Minuten ſpäter, und er gerieth in einen Umzug der Jemduſcha's oder Hamduſcha's, und dann würde es weit ſchlimmer ausgeſehn haben, der Unglückliche hatte Gefahr gelaufen umgebracht zu werden. Die Jemduſcha's ſind vornehmlich Anhänger des Jemadſcha, ſie bilden eine ſehr mächtige und vielleicht die im ganzen Reiche am meiſten gefürchtete Sekte. Der Zufall war mir günſtig genug, daß er mich gleich im Anfang auf ſie ſtoßen ließ, obgleich ein Zuſammentreffen mit ihnen niemals gefahrlos iſt. Es iſt nicht möglich, ſich etwas Wilderes vorzuſtellen. Der Anführer, mauriſch **Mukaddem** genannt, war ein großer, gänzlich in einen weiten Haik eingehüllter Greis; er ſaß auf einem milchweißen Schimmel und führte eine Fahne in der Hand, wie die ſpaniſche heilige Hermandad, die wahrſcheinlich hiervon ihren Urſprung ableitet. Er affektirte eine majeſtätiſche Unbeweglichkeit, während ſein zu Fuß gehendes und halbnacktes Gefolge bei der Muſik eines Dudelſacks (Ganal) und einer großen Trommel (Tebel)[*] Tänze oder vielmehr unerhörte Sprünge Beſeſſener ausführte. Den Mukaddem ringsum umgebend, den Kopf vorgebeugt bis zu den Füßen ſeines Pferdes, machten ſie mit einer auf das Höchſte geſteigerten Wuth die ſeltſamſten Bewegungen; ihr ganzer Körper wand ſich in den wahnſinnigſten Verdrehungen, und ſtatt ſie zu beruhigen, reizte die Muſik ſie noch mehr auf, indem ſie in immer ſchnelleren Takt überging, und das Volk ſie durch ſein Geheul mehr und mehr ſteigerte.

In dieſem Zuſtande der äußerſten Aufregung werden die Jemduiſcha's ganz den wilden Beſtien ähnlich. Sie fallen über die ihnen begegnenden Thiere her, zerreißen ſie mit Zähnen und Nägeln und verſchlingen die rohen und blutigen Fetzen. Ich ſelbſt ſah, wie ſie ſolchergeſtalt einen Hammel zerriſſen, man hat ſogar geſehen, wie ſie Eſel fraßen. Hierin beſteht ihre eigentliche Specialität und ihr beſonderer Aberglaube. Ueberdieß rühmen ſie ſich auch, als neue Pſyllen, — vielleicht ſind ſie die Nachkommen der Alten —, alle Arten von Gift ohne Schaden berühren zu dürfen, und treiben auf öffentlichen Plätzen allerlei Gaukelſpiel mit Schlangen. Stoßen ſie auf keine Thiere, ſo ſtürzen ſie zuweilen über Juden her, denen ſie begreiflicherweiſe ein Gegenſtand des Schreckens ſind; zitternd verkriecht ſich das Volk Iſraels beim erſten Tone des furchtbaren Dudelſacks. Auch Chriſten handeln klug, wenn ſie dieſen Wüthenden aus dem Wege gehen, was man auch ſorgfältig zu thun pflegt. Ihre Tollheit geht zuweilen ſo weit, daß man genöthigt iſt, ſie mit einer doppelten Reihe von Soldaten zu umgeben, um ſie nur einigermaßen im Zaume zu halten. Uebriges ſcheint dieſe blutgierige Wuth nur fingirt zu ſeyn, und Freigeiſter ſprechen von den Jemduiſcha's als von einer Sekte, die durch gräßliche Gaukelei die Leichtgläubigkeit des Volkes ausbeutet. Verhalte es ſich aber damit wie es wolle, ſoviel iſt gewiß, daß ſie einer großen Verehrung genießen; die geſammte Bevölkerung drängt ſich um den ſtets theilnahmloſen und ſtummen Mukaddem und küßt ihm andächtig das Knie. Er hielt an dieſem Tage ſeinen Einzug in Tanger; Abends begannen neue Prozeſſionen mit Fackeln und vielen Flintenſchüſſen, wie bei ſpaniſchen Prozeſſionen.

---

[*] Genau dieſelben Inſtrumente ſah ich im Königreiche Murcia, wo der Tebel, Tabale heißt; folglich hat ſich auch kaum das Wort geändert. Der murcianiſche Dudelſack heißt aber Gharanita, deſſen mir unbekannte arabiſche Etymologie vielleicht von beſſern Orientaliſten erforſcht werden kann. Beiläufig bemerke ich noch, daß Tebel die große Trommel, Haita hingegen die kleine oder das Tambourin bezeichnet.

Solche Sekten oder Brüderſchaften ſind in Marokko ſehr häufig, ich bin aber außer Stande, ihre Unterſcheidungszeichen anzugeben. So habe ich auch einen Umzug der Aiſaua's geſehen, der Anhänger des Sidi-Ben-Aiſa, die mir nicht ſo wildblutgierig erſchienen, als die Jembuſcha's; die Schilala's ſollen, wie man behauptet, noch weniger grimmig ſeyn.

In Fez beſitzen die Aiſaua's ein großes Heiligthum, nämlich das Haupthaus der geſammten Brüderſchaft. Im Monat Juli ziehen ſie in großen Banden in die ſüdlich gelegene Provinz Sus, fangen daſelbſt eine Menge Schlangen und zerſtreuen ſich dann durch das ganze Reich. Von einer vierten Sekte, den Ahmalſcha's, vermag ich weiter nichts anzuführen; die Derkaua's endlich ſind eine Art von Deiſten, die als Hanswurſte verkleidet Stadt und Land durchſtreichen. Die Devotion der Gläubigen äußert ſich in Gaben jeder Art, die Reichen bringen Geld, die Armen liefern ihre Geſchenke in Naturalien ab.

Neben dieſen in ganzen Geſellſchaften lebenden Heiligkeiten gibt es einſam wohnende, und dieſe ſind die Santons, eine Art Einſiedler, die gewöhnlich in der Wüſte, zuweilen aber auch in Städten, ſtets aber allein und abgeſondert leben. Von dieſen Santons gibt es dreierlei Gattungen: Narren oder Blödſinnige, die bei den Mauren hoch verehrt und als Heilige *) angeſehen werden, wirkliche Fanatiker und Betrüger, wie man deren überall findet. Alles iſt ihnen geſtattet, jedem ihrer Gelüſte können ſie ungeſtraft fröhnen. Eine Neuvermählte zog aus der Moſchee kommend über den Marktplatz von Tanger; ein Santon nähert und bemächtigt ſich ihrer. Der Gatte, Zuſchauer des ganzen Ereigniſſes, mußte ſich für hoch geehrt halten, denn ſeine Frau war nun ſo gut wie bei lebendigem Leibe ſelig geſprochen. Ein anderer Santon traf ſeine Wahl unter einem Schwarme junger eben aus dem Bade zurückkehrender Mädchen; zufällig fiel er auf die Schönſte, und ſehr durch dieſen Vorzug geſchmeichelt, empfing das ſo brutal ergriffene Opfer die Glückwünſche ſeiner Geſpielinnen und ſeiner Familie. Es ſcheint auch Santons weiblichen Geſchlechts zu geben; man erzählte mir wenigſtens von Einer, die ihre Schönheit den Vorüberreiſenden gewidmet hatte. Die heilige Buhlerin hatte ihr myſtiſches Boudoir auf der Straße nach Safi aufgeſchlagen **).

Ich begegnete täglich in Tanger einem alten, wirklich blödſinnigen Santon, der, ſeine Babuſchen in der Hand, durch die Straßen unter furchtbarem Geheul

---

*) Gleicher Aberglauben gilt von den Cretins in Wallis. Glücklich geprieſen iſt das Haus, in dem ein Cretin zur Welt kommt, und leider werden nur zu viel geboren. Es liegt etwas Rührendes in dieſem Volksglauben, der ſolche von der Natur gemißhandelten Geſchöpfe in ſeinen Schutz nimmt. Es iſt nur Mitleiden, was hier rege wird.

**) Vor Gericht wird dem Zeugniß einer Heiligen gleiches Gewicht mit dem eines Mannes eingeräumt, während von andern gewöhnlichen Weibern ſechs bis ſieben erforderlich ſind, um einen einzigen Zeugen abzugeben kel, demungeachtet waren ſeine Lungen durch ſolches ſchon zwanzig Jahre lang fortgeſetztes Geſchrei noch nicht ruinirt. Durch das greuliche Heulen herbeigelock ſtrömte das Volk, beſonders die Weiber, ſchaarenweiſe herzu und küßte ſein ſchmuzige, fleiſchloſe Hand mit inbrünſtigſter Frömmigkeit. Konnten ſie die Han nicht erreichen, ſo küßten ſie ſein Gewand, und dieſe Handlung hatte um ſ größern Werth, als ſie faſt mit Lebensgefahr ausgeführt werden mußte, denn de Blödſinnige ſchlug fortwährend ein Rad mit ſeinem großen Stocke, und wehe de Köpfen, die er erreichen konnten! Sonderbarerweiſe traf er aber vorzüglich nu die ſchwarzen Röcke, d. h. die Juden, und dieß ſchien bei dieſem wilden Thier eine Sache des Inſtinktes zu ſeyn. Es fehlte nicht viel, ſo wäre ich eines Tage als ich beim ſchwediſchen Konſul die Treppe hinabging, ſelbſt getroffen worden der Schlag, der keineswegs mir beſtimmt war, ſtreifte mich nur, fand aber richti ſeine Beſtimmung, nämlich den Kopf eines der Kinder Iſraels. Ich weiß nich mehr, welcher Fluch dem Munde des Geſchlagenen entwichte, allein er wurd ſogleich gepackt und vor die Bude des Muhteſib — des Chefs der Polizei — geſchlepp Um ihm den Kopf zu heilen, legte man ihm fünfzig derbe Streiche mit de Peitſche auf die Fußſohlen. Zu meinem Leidweſen erfuhr ich ſpäter, daß ich mi einigen Unzen *) den armen Hebräer von der Knute hätte retten können.

Dieſer prügelluſtige Santon iſt, wie ich glaube, derſelbe, der vor ungefäh fünfzehn Jahren den damaligen franzöſiſchen Konſul Sourdeau angriff; nieder geſtreckt auf offener Straße durch einen Schlag auf das Haupt, verlangte de Konſul von dem damals regierenden Sultan Muley-Suleymann volle Genug thuung, und forderte Auslieferung des Schuldigen, damit an ihm eine ſo frech Verletzung des Völkerrechts geſtraft werde. Der Sultan antwortete dem Konſu durch ein bei dem geſammten Konſularcorps berühmt gebliebenes Schreiben, deſſe Ueberſetzung hier folgt:

„Im Namen des gütigen und barmherzigen Gottes! Es gibt weder Kra noch Gewalt, außer mit Gott, dem Erhabenen und ſehr Mächtigen, Amen

„Konſul des franzöſiſchen Volks, Sourdeau. Heil dem, der auf dem rechte Pfade wandelt! Weil du unter unſerm Schutze unſer Gaſt und Konſul eine großen Volks biſt in unſerm Reiche, ſo können wir dir nichts Erſprießlichere wünſchen, als das höchſte Anſehen und die erhabenſten Ehrenbezeigungen. D wirſt folglich wohl begreifen, daß dasjenige, was dir zugeſtoßen iſt, uns gan unduldbar erſcheinen mußte, ſelbſt wenn es dir von dem geliebteſten unſere Söhne oder unſerer Freunde zugefügt werden wäre. Und obwohl man den Be ſchlüſſen der göttlichen Vorſehung nicht entgegen ſeyn kann, ſo darf es un keineswegs angenehm ſeyn, daß ein ſolches Verfahren, geſchehe es auch den Schlechteſten der Menſchen, oder ſogar einem Thiere, vorgekommen iſt, un

---

*) Die Unze iſt in Marokko eine kleine, ſchlecht geprägte und beſchnittene Silbermünze, di 33 Centimen (9 Kreuzer) werth iſt. Sie darf nicht mit der ſpaniſchen Unze verwechſelt werden, di 80 Franken gilt.

gewiß werden wir nicht ermangeln, beliebt es Gott, ſtrenge Gerechtigkeit deßwegen zu handhaben. Jedoch ſteht euer Herz, ihr Chriſten, dem Erbarmen offen, und geduldig unterwerft ihr euch Beleidigungen nach dem Beiſpiele eures Propheten Jeſus, dem Sohne der Maria, dem Gott Ruhm verleihe, welcher in dem Buche, das er euch im Namen Gottes gab, befiehlt, wenn Einer euch auf einen Backen ſchlägt, den andern auch darzureichen. Er ſelbſt, den Gott ewig ſegnen möge, vertheidigte ſich nicht, als die Juden kamen, ihn zu tödten, und deßwegen geſchah es, daß Gott ihn zu ſich nahm. In unſerm Buche iſt geſagt durch den Mund des Propheten, daß kein Volk in Ausübung der Barmherzigkeit ſich mehr den wahren Gläubigen nähere, als dasjenige, welches ſpricht: „Wir ſind Chriſten!“ und dieſes iſt ſehr wahr, weil es unter ihnen Prieſter gibt und heilige Männer, die ſich nicht vor Stolz aufblähen. Unſer Prophet ſagt uns ferner, daß es drei Arten Menſchen gibt, deren Handlungen kein Verbrechen begründen können, nämlich: der Wahnſinnige, bis die Vernunft ihm wiederkehrt, das kleine Kind, und der Menſch, welcher ſchläft. Nun iſt aber jener Mann, der euch mißhandelt hat, wahnſinnig und ſeiner Vernunft nicht mächtig, deſſen ungeachtet haben wir doch befohlen, daß Gerechtigkeit dir wegen ſeines Verbrechens werde. Willſt du ihm jedoch verzeihen, ſo thuſt du das Werk eines Großmüthigen, und der Allbarmherzige wird dich dafür belohnen. Beharrſt du aber darauf, daß Gerechtigkeit in dieſer Welt dir geleiſtet werde, ſo ſteht auch dieß in deiner Macht, damit Niemand in unſerm Reiche Unrecht fürchte oder Mißhandlungen. Mit dem Beiſtande Gottes u. ſ. w. Am 20. Dſchumadi-'l-tsani, im Jahr der Hedſchra 1235 (28. May 1820).“

Was konnte der Konſul nach einer ſo geſchickt abgefaßten, edelmüthigen Predigt thun? Er mußte Barmherzigkeit üben oder ſich gefallen laſſen, in den Augen von Barbaren den Namen eines Chriſten einzubüßen, und ſo kam es, daß fünfzehn Jahre ſpäter derſelbe, und von der nämlichen Hand geführte Prügel mir den Kopf an gleicher Stelle ſtreifte.

Auf der ganzen Küſte der Barbarei erzählt man von einem weit weniger nachgiebigen engliſchen Konſul, und zwar von dem in Tripolis. Ein tripolitaniſcher Korſar war angeklagt worden, auf ein engliſches Schiff Jagd gemacht zu haben. Vom Konſul reclamirt, wurde er ausgeliefert. Vergebens ſtellte der unglückliche Kapitän vor, er habe ſich in der Flagge geirrt und ſeinen Irrthum plötzlich verbeſſert, ſobald er ihn erkannt, vergebens warfen ſich ſeine Frau und Kinder dem Konſul zu Füßen, der unerbittliche Britte ließ ohne Erbarmen den Schuldigen an der Rahe ſeines eigenen Schiffs aufknüpfen. Dieß war eine harte, aber vielleicht nothwendige That; ſolche Barbaren kennen keinen andern Zaum als Strenge.

Beſaß aber Suleymann, um wieder auf dieſen zurückzukommen, eine kräftige Ueberredungsgabe bei den Konſuln, ſo wendete er noch weit mächtigere Mittel bei ihren Frauen an. Ein Konſul in Fez hatte ſeine ſchöne und junge Gattin bei ſich; perſönlich zeigte ihnen der Sultan mit wahrer ritterlicher Courtoiſ ſeinen ganzen Palaſt. Bald bemerkte man, daß die Frau Konſulin zurückgeblieben war; ſie hatte ſich wahrſcheinlich in irgend einem Gemache des Harem verſpätet, und nun wollte es der Zufall, daß Se. marokkaniſche Majeſtät zu gleicher Zeit vermißt wurde; die Abweſenheit dauerte etwas lange, und mochte nun die Urſache geweſen ſeyn, welche es wollte, zuſammen erſchien endlich da verloren gegangene Paar, und zwar hatte die ſchöne Fremde ein reiches Perlenhalsband um den Nacken.

Suleymann war übrigens im Punkt der Liebe nicht ſehr orthodox, währen er Colliers um den Hals der Chriſtinnen hing, huldigte er auch den Reizen de Töchter Iſraels. Im Jahr 1821 befand er ſich in Tanger, als zwei junge Hebräe vor ihn traten, um einen ziemlich ſeltſamen Streit von ihm ſchlichten zu laſſen Sie waren nämlich beide in ein und daſſelbe Mädchen verliebt, und weil ſi zwiſchen ihnen mit keiner Wahl zu Stande kommen konnte, ſo baten die beide Anbeter den Sultan um ſeine Vermittelung, damit ſie endlich eine Wahl träfe Das in Prozeß liegende Mädchen war ſehr ſchön, wie Suleyman bald wahrnahm er begab ſich mit ihr in ein Nebengemach, um die Sache genauer zu unterſuchen und ließ zuletzt den in größter Herzensangſt ſeines Ausſpruchs wartenden Nebenbuhlern ſagen, um keinem von ihnen weh zu thun, wolle er lieber den Apfel de Zwietracht für ſich behalten.

Die Santons, ſtrenggläubiger als der Monarch, treiben ihre Lüſternheit nich ſo weit, ſie würden ihre Heiligkeit auf das Spiel zu ſetzen fürchten, wenn ſie ſi mit fremden Weibern einließen. Ihre Gunſtbezeigungen ſind auch viel zu koſtba und ihre Geſchenke zu prächtig, um an Töchter der Götzendiener verſchwendet z werden, denn keine elenden Halsbänder geben ſie für einen Augenblick der Trunkenheit, ſondern den Schlüſſel zum Paradieſe, offene Patente zur Glückſeligkei Sie theilen allerdings auch Stockſtreiche aus, dieß iſt aber eine ausgezeichnet Gnade, und fällt der heilige Stock auf einen Gläubigen, ſo küßt er dankbar di Hand, die ihn geſchlagen.

Uebrigens ſind nicht alle Santons Narren oder Wollüſtlinge, die Mehrzahl treib weniger excentriſche Handwerke; beſonders iſt das Handwerk eines Propheten ode Inſpirirten beliebt, in welchem ſie alsdann große Aehnlichkeit mit den bei un (in Frankreich) auf den Dörfern noch häufigen Teufelsbeſchwörern, Schatzgräber und dergleichen Schwarzkünſtlern haben. Sie beſitzen Zauberworte, um böſe Geiſte zu bannen, und untrügliche Rezepte gegen Krankheiten für Menſchen und Vie Von weither werden ſie um Rath gefragt und Keiner kommt mit leeren Händen Abwechſelnd auf dem pythiſchen Dreifuß oder im Stalle prophezeien ſie heute da Schickſal der Welt und purgirten geſtern ein altes Kameel. Zwiſchen dieſe Hauptverrichtungen wird gebetet, gefaſtet und ſich den Annehmlichkeiten eine contemplativen Lebens hingegeben, nie aber für den morgenden Tag geſorgt Und höchſt ſeltſam! Ihre Heiligkeit iſt erblich! Wir haben geſehen, daß ſie da

Gelübde der Keuſchheit nicht ablegen, folglich geht die Heiligkeit vom Vater über auf die Kinder, wie ein Adelstitel. Der Sohn eines Santon iſt Santon, wie der Sohn eines Marquis wieder Marquis iſt. Dieſes iſt beſtimmt der ſeltſamſte Zug dieſer eigenthümlichen Inſtitution. Vielleicht iſt es aber nichts weiter, als die Anwendung des Prinzips, auf welches die erblichen Kaſten des alten Aegyptens gegründet geweſen ſind. Ich wüßte in den religiöſen Gebräuchen Europas nichts Aehnliches zu finden.

Die Wohnung der Santons wird für heilig angeſehen, eine rothe Fahne macht ſie der öffentlichen Verehrung kenntlich, und Juden müſſen vor ihr, wie vor einer Moſchee, barfuß vorüber gehen. Ihr Tod gilt als eine öffentliche Calamität. Bald beerdigt man ſie an den Landſtraßen, bald auf Gebirgen oder ſonſt an abgelegenen, einſamen Stellen; ihre auch mit rothen Fahnen überſchatteten Gräber werden als Wallfahrtsplätze angeſehen, die zu betreten den Ungläubigen verboten iſt. Eben ſo gelten ſie als Freiſtätten, an deren Schwellen alle Menſchenſatzungen aufhören, und die Jeden zu ihnen Fliehenden unverletzlich machen. Der verwegenſte Tyrann würde keinen Verbrecher von ihnen wegzureißen wagen. So finden wir hier das Aſylrecht der Tempel Griechenlands und der Kirchen des Mittelalters. Ueberall hat der Menſch das Bedürfniß empfunden, der Tyrannei des Menſchen ſich zu entziehen; von der Geſellſchaft verfolgt, flüchtet er an den Buſen der Gottheit.

Die Verehrung des mauriſchen Volkes, die es ſeinen Heiligen erzeigt, beweiſt die Lebendigkeit ſeines Glaubens und ſeine Anhänglichkeit an ſeine religiöſen Satzungen. Als letzter Zweig des muſelmänniſchen Baumes und weit von ſeinem Stamme entfernt, iſt es von dem Grabe ſeines Propheten durch die ganze Breite Afrika's getrennt, aber weder die furchtbare Weite noch die unzähligen Gefahren der Reiſe vermögen es von der Pilgerfahrt nach Mekka abzuhalten. Ein oberflächlicher Blick auf die Karte genügt, um eine Idee von den Anſtrengungen und gefährlichen Mühſeligkeiten einer ſolchen rieſenhaften Unternehmung zu geben. Die heilige Karavane geht alljährlich von Fez unter der Leitung des Emir-al-hodſchads ab, der als ein während der Reiſe mit unumſchränkter Gewalt ausgeſtatteter Anführer angeſehen werden muß. Sie überſteigt den kleinen Atlas und zieht durch die Wüſte Angad; Algier, Tunis und die übrigen Küſtenſtädte links liegen laſſend, marſchirt ſie gerade nach Tripolis und von da nach Aegypten quer durch die gefährliche Wüſte Barka, deren Beduinen ſtets bereit ſind, die armen Pilger auszuplündern. Endlich erreicht die Caravane die Landenge, betritt Arabien und langt zuletzt nach einer Reiſe von faſt zweitauſend Lieus in Mekka zum Hauptfeſte Kurban an. Jeder Pilger, welchen Reichthum oder welchen Stand er auch immer beſitze, führt von jetzt an ſein ganzes Leben über den Titel Hadſchi, auf den die Muſelmänner ſehr ſtolz ſind; auch darf er einen beſondern Turban tragen.

Es gehört auf jeden Fall ein ſehr mächtiger Glaubenseifer dazu, ſolche faule

Menſchen ihrer natürlichen Trägheit zu entreißen, um die halbe Erde zu durchziehen, und zwar nur wegen einer Idee; liegt aber nicht alle und jede Gewalt nur in der Idee? Werden nicht alle Wunder nur durch die Idee erzeugt?

Seitdem die Wechabiten, eine Art von muhamedaniſcher Socinianer, Mekka beſiegt und die heiligen Schätze geplündert haben, ſind jedoch Wallfahrten ſeltener geworden; die Mauren, die ſie noch unternehmen, werden jährlich weniger zahlreich, und wenn nicht irgend eine neue Umwälzung das Grab des Propheten der Orthodoxie wieder überliefert, ſo dürfte dieſe Pilgerſchaft wahrſcheinlich ganz in Abgang gerathen.

Iſt nun aber der Mittelpunkt des Islamismus ſchon in die Hände der Ungläubigkeit gefallen, ſo ſind die äußern Theile noch um ſo ſtrenggläubiger; die Devotion der Mauren ſteigert ſich bis zur höchſten Schwärmerei. Angefacht durch die Nachbarſchaft und durch den alten Zwiſt, iſt im Herzen des Mauren der Haß des chriſtlichen Namens unauslöſchlich. Tanger allein macht in dieſer Hinſicht eine Ausnahme; die Anweſenheit der Konſuln, deren Wohnſitz dieſe Stadt iſt, hat die Augen der Bevölkerung an unſere Kleider und unſere Sitten gewöhnt. Seit länger als zwanzig Jahren iſt die Sklaverei der Chriſten im ganzen Umfange des Reiches aufgehoben.

Außer den Konſuln zählt man noch gegen zwanzig in Tanger unter dem Schatten der Konſularflaggen angeſeſſene Familien; auch gibt es daſelbſt ein von zwei ſpaniſchen Franziskanern verſehenes Kloſter; in dieſen Franziskanern beſteht der geſammte chriſtliche Klerus in Marokko. Die beiden Mönche ſind höchſt ungleicher Gemüthsart, der eine iſt ein Kind der jetzigen Zeit, der gern ein luſtiges Leben führt und wie ein alter Ritter zecht; der andere flieht die Welt und lebt in der Einſamkeit. Mitten auf dem Kirchhofe der Chriſten hat er ſich eine kleine Hütte von Strauchwerk erbaut und verbringt in dieſer neuen Thebais ſeine Tage in Meditation und ſtillem Gebet. Selten hat des Schickſals Laune zu einer gleichen Miſſion zwei entgegengeſetztere Charaktere zuſammengeworfen. Mir hat es geſchienen, als hegten die Mauren mehr Achtung für den Einſiedler; die Chriſten hingegen lieben mehr das Weltkind.

Das Erſte, das einem europäiſchen Auge in einer arabiſchen Stadt auffällt, iſt die Kleidung, und dieſe iſt in Marokko maleriſch, aber einfach, und unterſcheidet ſich hierdurch von der Tracht der Algierer, die reich und prächtig iſt. Die weſtlichen Mauren haben mehr von der alterthümlichen Einfachheit beibehalten, ſie tragen weder Gold noch koſtbare Steine; das hauptſächlichſte und auch wirklich originellſte Stück der marokkaniſchen Kleidung, und dasjenige, welches ihr einen eigenthümlichen Charakter aufdrückt, iſt die Haik, ein langes, ſehr weites Gewand von weißer Wolle, das den ganzen Körper einhüllt, der römiſchen Toga vollkommen gleicht, und gleich dieſer Anmuth mit würdigem Anſtande verbindet. Der Haik wird aus einem ſehr geſchmeidigen Zeuge verfertigt, der allen Bewegungen ohne Hinderniß nachgibt und dem Ganze einen gewiſſen Ernſt verleiht, der, wie die Mauren behaupten, ſehr gut zu der Würde des Mannes paßt. Dieſe Toga wird von allen Ständen, vom Sultan bis zum geringſten Arbeiter herab getragen, weil ſie aber ziemlich theuer iſt, ſo gilt ſie eigentlich doch nur als Tracht wohlhabender Leute und deutet immer auf ein gewiſſes Vermögen. Unter dem Haik trägt man weite weiße Beinkleider und einen durch einen ſeidenen Gürtel zuſammengehaltenen Kaftan. Die Fußbekleidung beſteht entweder in gelben Babuſchen oder Stiefeln von gleicher Farbe. Der Turban iſt die Kopfbedeckung.

Die Kleidung des Landmanns und des armen Stadtbewohners iſt höchſt einfach und nichts weiter als ein grobes Gewand von Leinwand oder Wolle, das man wie einen Sack über den Kopf ſtülpt, und das alsdann etwa bis über das Knie heruntergeht; unter dieſem wird weder Hemd noch Beinkleider getragen; folglich iſt die Toilette eines Mauren bald fertig. Ein ſolcher Bauernkittel heißt Tſchilabab und iſt allgemein im Gebrauch. Juden tragen den ſchwarzen, auf der Schulter zugehäkelten **Soulam** und gehen barhäuptig.

Mauriſche Frauen tragen alle ohne Ausnahme, reich wie arm, den Haik, und ziehen ihn gleich einem Schleier über den Kopf, ſo daß nur die Augen frei ſind. Von hinten geſehen, gleicht dieſer Kopfputz einigermaßen dem unſerer alten Druidinnen. Einige ſetzen auch einen breiten Strohhut auf. Gewöhnlich iſt der Haik das einzige Kleidungsſtück der Weiber, und weil ein ſolcher Haik noch von feinerm Zeuge, als der der Männer, obgleich ſehr weit und faltig iſt, ſo zeigt dieſe Tracht deſſenungeachtet ſehr häufig ſcharf gezeichnete, aber um die Wahrheit zu ſagen, wenig reizende Contouren. Man weiß, daß Dicke die erſte Bedingung einer mauriſchen Schönheit iſt; je dicker, je ſchöner. Um ſich noch mehr zu verſtellen, umwickeln ſie ihre Füße auf eine abſcheuliche Weiſe mit einer Maſſe von Binden. Uebrigens kann ich nur von den Frauen reden, denen ich in den Straßen oder auf dem Lande begegnete. Die Myſterien des Innern ſind dem Europäer noch weit unzugänglicher, als den Kindern des Propheten.

Was nächſt der Tracht am meiſten auffällt, iſt das allgemein herrſchende Schweigen; es iſt ſo groß, daß man fortwährend in einem Dorfe zu ſeyn wähnt, doch hat das Dorf eine Glocke, die muſelmänniſche Stadt aber nicht. Alle zwei Stunden beſteigt der **Muedzim** den Minaret (Soma), ſteckt eine weiße Fahne aus und ruft das Volk mit eintöniger, hohler Stimme zum Gebete. Man kann nichts Traurigeres hören, als dieſe hoch aus der Luft herunterſchallende Stimme, beſonders bei Nachtzeit.

Tanger hat nur eine einzige einigermaßen anſehnliche Moſchee, die von einem hohen, viereckigen Thurme überragt wird, der mit grünen Flieſen belegt in der Sonne wie die Schuppen einer rieſenhaften Eidechſe erſcheint. Die Moſchee hat keine Pforte, denn zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht begeben ſich die Gläubigen in ſie, und laſſen ihre Babuſchen am Eingange zurück. Ich habe nicht bemerkt, daß der Prieſter eine beſondere Kleidung getragen hätte, was mir aber nicht entging, das war der wüthende Blick, den er mir ſtets zuſchleuderte, ſo oft ich bei ſeiner Moſchee vorüberging, und daß ich meine Stiefeln anbehielt, dieß ärgerte ihn noch mehr. In das Heiligthum ſelbſt einzudringen, darf man nicht einmal zu denken wagen; ein Chriſt, der freiwillig in eine Moſchee tritt, wird augenblicklich vor den Kadi geführt, und hat keine andere Wahl, als Abſchwörung oder Tod. In dieſem Punkte iſt das muhamedaniſche Geſetz ſo ſtreng, daß nur aus ganz beſonderer Gnade den Geſandten in Conſtantinopel vom Sultan die Erlaubniß ertheilt wird, die Sophien-Moſchee ein einziges Mal zu beſuchen. Der Sitte gemäß wird eine ſolche Bitte gleich bei der Antrittsaudienz geſtellt. Nicht ohne Abſcheu ſieht das türkiſche Volk eine ſolche Entheiligung; man kennt die Anekdote von jener Frau, die ganz wüthend dem ruſſiſchen Geſandten ins Geſicht fuhr und ihm Ohrfeigen gab, weil er in der Moſchee, ohne an etwas Arges zu denken, ausgeſpuckt hatte. In Marokko iſt es noch weit ärger; es wäre auch dem mächtigſten Geſandten nicht möglich, dieſes Verbot zu übertreten. Man hat die drohenden Geberden der Vorübergehenden ſehen müſſen, als ich es wagte, mich dem Eingange nur einigermaßen zu nähern, und beſſer hineinblicken zu können. Ungeſtraft hätte ich dieſen Verſuch nicht länger fortſetzen dürfen, und doch iſt Tanger diejenige Stadt im Reiche, die am meiſten an den Anblick der Chriſten gewöhnt iſt.

Tanger, arabiſch Tangia, iſt keine ſchöne Stadt, denn dazu mangelt Alles. Die Häuſer ſind niedrig, unregelmäßig, ſchlecht gebaut, und von Architektur an ihnen keine Spur zu finden. Alle ſind nach einem Muſter gemacht; ſie beſtehen nämlich aus einer ſchwerfälligen, viereckigen Maſſe, ohne Fenſter von auſſen, mit Teraſſe ſtatt des Daches, und Alles zuſammen weiß übertüncht. Sehr begreiflich gewähren dieſe weiſſen und gleichförmigen Würfel keinen heitern Anblick, und bringen auch keine große Abwechslung hervor. Im Innern gleichen ſich die Häuſer eben ſo wie im Aeußern; alle haben, wie im alten Pompeji, einen viereckigen Hof, in welchen ſich das Erdgeſchoß und das erſte Stockwerk öffnen, letzterer aber iſt mit ſchweren, mit Eiſen beſchlagenen Thüren verriegelt. Einige dieſer Höfe werden von Weinſtöcken oder Feigenbäumen beſchattet.

Die Gaſſen oder vielmehr Fußſteige, die ſich zwiſchen dieſen von der Eiferſucht erbauten Burgen durchſchlängeln, ſind eng, winklich, voller Steine und Unrath. Eine einzige erträgliche und ziemlich grade Straße durchſchneidet die ganze Stadt von oben nach unten und mündet am Hafen aus. Dieſe Straße wird durch einen Marktplatz in zwei Hälften getheilt, welcher der einzige in Tanger iſt; ſeinen obern Theil umgeben zwei, die andern Seiten eine Reihe von Buden, und dieß iſt denn das Palais-Royal von Tanger. Aber welcher Schmutz! welche Gerüche! Ein mauriſcher Laden iſt eine Art von ſchwarzer, tiefer, in die Mauer hineingebrochene Höhle, ohne Thüre, mit einem Fenſter, in welchem die Waare aufgeſtellt iſt, und durch welches der Käufer, der auf der Straße bleibt, bedient wird. Der phlegmatiſche Verkäufer hockt ganz ernſthaft unter einem Schirmdach und erwartet die Kundſchaft, fortwährend Kif oder Hadſchiſchia rauchend, zwei Gewächſe, die bei den Mauren die Stelle des Tabacks verſehen. Alle Buden werden von Männern gehalten, Frauen werden zu einem ſo hohen Amte nicht für würdig genug erachtet. Als ächte Laſtthiere müſſen ſie Waſſer und Holz herbeiſchleppen, den Stein in den Mühlen treiben und ſogar den Pflug ziehen, denn nicht ſelten ſieht man ſie mit einem Eſel oder Maulthiere an einem ſolchen zuſammengeſpannt, und mit dieſen nicht nur die harte Arbeit, ſondern auch die Schläge des Stachelſtocks theilen.

Häufig hält man auch ein ſolches Loch für einen Laden, während es doch irgend ein Tribunal oder ein anderes öffentliches Bureau iſt, denn gleich den Krämern kauern die hohen Würdenträger auch unter dem Fenſter, und von hier aus ſpricht der Kadi Recht und übt der Muhteſib ſeine Polizeigewalt aus. Der Schuldige wird herbeigeſchleppt, der Fall einfach vorgetragen, der Richterſpruch gefällt und das Urtheil an demſelben Orte ohne weitere Appellation vollzogen. Bei Polizeivergehen kommen die Reichen gewöhnlich mit einer Geldſtrafe durch; die Armen aber, die nicht mit dem Beutel zahlen können, zahlen mit ihrer eigenen Perſon. Knuten und andere dergleichen Peitſchen werden ihnen in hinreichendem Maaße zu Theil. Nach der Größe des Vergehens werden ſie von hinten oder von vorn geprügelt mit einem Strafinſtrumente, das eigentlich ein Ochſenziemer iſt, Köfil heißt und von den Strafvollſtreckern eben ſo gewöhnlich auf der Schulter getragen wird, wie der Haſelnußſtock von den öſtreichiſchen Unteroffizieren an dem Bandelier. In keinem Falle darf man jedoch einem Verbrecher mehr als neunhundert neun und neunzig Streiche verabreichen laſſen, die an einem Roſenkranze abgezählt werden. Einem Diebe haut man die Hand ab. Ueberhaupt gibt es in Marokko eine große Abwechslung in den Strafen; ſo wirft man z. B. den Verurtheilten hoch in die Luft, und zwar ſo, daß er beim Herunterfallen einen Arm, einen Fuß oder gar das Genick bricht, wie nämlich das Urtheil lautet, und die Henkersknechte ſind ihrer Sache ſo gewiß, daß die vorgeſchriebene Strafe auf den Punkt hin vollzogen wird. Ein anderer Verbrecher wird bis an den Hals in die Erde gegraben und ſein Haupt auf dieſe Art allen Mißhandlungen der Vorübergehenden preisgegeben. Ein andermal nähet man ihn lebendig in einen todten Ochſen, oder bindet ihn an den Schweif eines im Gallop forteilenden Maulthiers. Oft auch ſtopft man ihm Naſe, Mund und Ohren voll Schießpulver und zündet es dann an. Spießen, Pfählen, Glieder verſtümmeln, in die Haken werfen, ſind noch verſchiedene Arten dieſer furchtbaren Todesſtrafen. Ihr Haupt- und Lieblings-Geſetz übrigens iſt das Recht der Wiedervergeltung; ſo oft es nur irgend möglich iſt, wird es in Anwendung gebracht. Man erzählt ſich hievon ein ganz neuerliches Beiſpiel, bei welchem ſchon durch den bloßen Gedanken an ſolche Strafen die Haut ſchaudert. Ein Wurſthändler war überführt worden, in Oehl geſottenes Menſchenfleiſch verkauft zu haben; er wurde verurtheilt, in kleine Stücke zerſchnitten, und ſo nach und nach in einen ſiedenden Keſſel geworfen zu werden. Noch vor den Augen des langſam dahin Sterbenden wurden dieſe gräßlichen Biſſen den Hunden zum Freſſen gegeben.

Kein Mann darf bekanntlich Hand anlegen an irgend eine Perſon weiblichen Geſchlechts, folglich muß es eine Scharfrichterin geben, und dieſe wird ſonderbar genug Ahrifa genannt, d. h. die Nachſichtige, ungefähr ſo, wie bei den Griechen die Furien, Eumeniden, die Wohlwollenden genannt wurden, die afrikaniſche Eumenide bringt die Weiber in Verhaft, geißelt ſie, köpft ſie, ſchneidet ihnen Ohren und Brüſte ab, und je älter und häßlicher ſie iſt, deſto lieber martert ſie die Jugend und vernichtet die Schönheit. Die am weiblichen Geſchlecht vorkommenden Executionen werden im Geheim vollzogen.

Der Zufall, der mich am Tage meiner Ankunft mitten in eine Prozeſſion der Jenekuſchien geworfen hatte, machte mich am folgenden Tage zum Zeugen einer Hinrichtung. Vor dem Thore des Marktes wurden zwei Schmuggler geköpft, und weil man ſie als Majeſtätsverbrecher anſah, denn ſie hatten den unumſchränkten Gebieter um ſeinen Zoll gebracht, ſo ſchnitt man ihnen den Kopf ganz langſam mit einem ſchlechten Taſchenmeſſer ab, und fing dabei hinten im Nacken an. Die unerſchrockenen Bergbewohner ertrugen aber dieſe unmenſchliche Qual mit dem heldenmüthigſten Stoizismus; Keinem entſchlüpfte die leiſeſte Klage und Beide ſtarben ſchweigend. Als ihre Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, mußte ſie ein Jude, zum Zeichen der Schande, einſalzen, und ſo wurden ſie denn an der Mauer aufgehängt dem Volke zum abſchreckenden Beiſpiele, wie man dergleichen in Italien und in andern Eldorado's chriſtlicher Civiliſation auch ſehen kann. Nach vollzogener Hinrichtung flohen die Henker ſo ſchnell als möglich, von den Steinwürfen des verſammelten Volkes verfolgt; denn gewöhnlich bezahlen die Zuſchauer mit derartiger Münze ihre Plätze bei ſolchen grauſenvollen Schauſpielen. Ich glaube hier den Urſprung einer ſpaniſchen Sitte gefunden zu haben. In Granada, der letzten Stadt, die in Spanien dem Halbmonde entriſſen wurde, hat der Nachrichter eine Wache an ſeiner Hausthüre, und geht niemals ohne Bedeckung aus. Beweiſen ſolche Vorſichtsmaßregeln nicht, daß die Einwohner von Granada in dieſem Punkte Mauren geblieben ſind, und daß der Scharfrichter bei ihnen gleichen Gefahren, wie ſeine Collegen jenſeits der Meerenge ausgeſetzt iſt.

Wie barbariſch auch die marokkaniſche Geſetzgebung ſeyn mag, ſo muß man doch auch zugeſtehen, daß das Leben der Menſchen dort nie der Willkür untergeordneter Stellen preisgegeben iſt; alle ausgeſprochenen Todesſtrafen müſſen dem Sultan zur Beſtätigung vorgelegt, und keine darf ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl vollzogen werden. Allerdings iſt ein ſolcher Befehl faſt immer in unbeſtimmten, doppelſinnigen, und mehrer Deutung fähigen Ausdrücken abgefaßt, und dieß iſt eine machiavelliſtiſche Liſt; der Sultan umhüllt nämlich gefliſſentlich ſeinen eigenen Willen, damit er freie Macht habe, nöthigen Falles alle Verantlichkeit für einen falſchverſtandenen Befehl, — weil er zweideutig abgefaßt war — auf das Haupt eines Kaid oder eines Paſcha, den er verderben will, fallen zu laſſen. Man ſollte wohl glauben, ein ſo abſoluter Despot, wie der Scherif der Scherifs habe gar nicht nöthig, einen Vorwand aufzuſuchen, wenn er ſich irgend eines Menſchen entledigen will, allein ſelbſt in Afrika iſt es klug, wenn auch nicht das Recht ſelbſt, doch wenigſtens einen Anſchein von Recht auf ſeiner Seite zu haben, und mit der Maſke von Gerechtigkeit und Liebe für das öffentliche Wohl, habſüchtige Begierde zu bedecken.

Der jetzt regierende Sultan Muley-Abd-er-Rahman ſoll nur ſelten zu ſolchen treuloſen Mitteln greifen. Er iſt, wie man behauptet, ein milder Mann, verſtändigen Gemüthes, rechtſchaffenen Herzens, und überhaupt einer der beſten Herrſcher, die ſeit langen Zeiten über Marokko regiert hätten. Bevor er Kaiſer wurde, war er Paſcha von Mogodor, und ſehr beliebt in ſeinem Paſchalik. Hinrichtungen ſind nie ſo ſelten geweſen, und das geſammte Reich genießt eines großen materiellen Wohlſtandes. Sein Oheim und Vorgänger Suleiman *), obgleich er ihm an Verſtand und Charakterſtärke überlegen war, regierte bei Weitem nicht ſo glücklich, das Ende ſeiner Regierung wurde ſehr ſtürmiſch und blutig wegen eines furchtbaren Aufſtandes der Amazirgen, der Ureinwohner, die man in Europa ſehr unrecht mit dem doppelten Namen der Berbern und der Schelloken oder Schilloh's belegt, von denen wir bei anderer Gelegenheit mehr erzählen werden. Da wir hier grade von Suleiman reden, ſo wollen wir noch eine Anekdote von ihm erzählen, die ganz hierher paßt. Suleiman lagerte während des Aufruhrs der Amazirgen im Jahr 1819 oder 1820 am Fuße des Atlas in der Provinz Tedla. Ein arabiſcher Scheikh machte die Entdeckung, daß ein Unbekannter ſich nächtlicherweiſe in ſein Zelt ſchleiche und ſein Ehebett entehre, weil er aber vermuthete, der Räuber ſeiner Ehre dürfte vielleicht ein Scherif ſeyn, ſo wollte er ihn nicht ſelbſt ſtrafen, ſondern brachte ſeine Klage vor den Sultan, und übertrug ihm ſeine Rache. Suleiman war dazu bereit, drang verkleidet in das Zelt des beleidigten Arabers, überfiel den Ehebrecher und tödtete ihn in der Finſterniß mit eigener Hand, ohne zu wiſſen, wer er ſeyn könne. Bei anbrechendem Tage erkannte man in ihm einen Offizier der Leibwache; da fiel der Sultan mit ſeinem Geſichte nieder zur Erde, und dankte Gott, daß er, von ihm berufen, ein ſo großes Verbrechen zu beſtrafen, nicht das Unglück gehabt habe, einen Scherif aus ſeinem Stamme, oder gar ſeinen leiblichen Sohn tödten zu müſſen. In ſolchen Handlungen, ſo zu ſagen, inſtinktartiger Gerechtigkeitspflege liegt eine gewiſſe Art wilder Größe, die in ein nicht unangenehmes Erſtaunen verſetzt. Laufen ſolche barbariſche Formen auch unſern Sitten, unſern Doctrinen ſchnurſtracks entgegen, ſo kann man doch, von dieſem Falle wenigſtens, nicht behaupten, daß die Gebote der ewigen Moral verletzt worden wären. Geleitet von ſeiner angebornen Rechtlichkeit erhob ſich hier der Barbar bis zum Heroismus.

Das auf der Spitze eines Hügels, von wo es die ganze Stadt beherrſcht, erbaute Kaſtell oder Kaſſba, iſt der einzige Theil von Tanger, der einen gewiſſen Charakter zeigt. Ein rauher Fußpfad führt im Zik-Zak hinauf. Ehemals mochte

---

*) Seinem Neffen hatte er ſchon in früher Jugend den Thron entriſſen, und gab ihn erſt durch ſeinen Tod im Jahre 1822 zurück.

dieß Schloß ziemlich feſt geweſen ſeyn, jetzt aber iſt es ganz verlaſſen, und fällt in Ruinen; ſeines verfallenen Zuſtandes ungeachtet iſt es doch ein intereſſantes Stück mauriſcher Architektur, das wohl einer Unterſuchung werth iſt. Nur mit Mühe erkennt man einigermaßen einen Plan, ſolch eine vollſtändige Verwirrung herrſcht in der ganzen Anlage; Thürme, Mauern, Wälle, alles ſcheint wie vom Zufall erbaut, und ein gewaltiger Durcheinander zu ſeyn, der nicht zu entwirren iſt.

Durch einen ſchräglaufenden dunkeln Gang tritt man in das Innere, dann kommt man in einen erſten, mit Säulen, die beſtimmt römiſchen Urſprungs ſind, verzierten Hof, in den mehre Gemächer im Style des Alhambra in Granada, oder genauer geſagt, des Alcazar von Sevilla, nur kleiner und weniger verziert, ausmünden. Die gewölbten und mit unendlicher Zartheit in Holz geſchnittenen Plafonds ſind noch ſehr ſchön, obgleich bald eingefallen; die an denſelben befindliche Vergoldung iſt faſt ſchon von der Zeit vernichtet. Das Getäfel war mit gemalten Arabesken verziert, die man aber mit Kalk übertüncht hat. Die gleich ſorgfältig wie die Plafonds in Holz geſchnittenen Thüren ſind von Würmern zerfreſſen und unbrauchbar; übrigens gibt es hier auch nichts mehr zu verſchließen, denn alle dieſe Gemächer ſind den Schwalben und Ringeltauben längſt preisgegeben, die beim Eintritte ſchaarenweiſe auffliegen. Die Höfe ſind mit Steinplatten, einige ſogar, in ſehr gutem Geſchmack ausgelegt. Es iſt nicht nöthig, beſonders zu bemerken, daß alle Thüren und Wölbungen aus Kreislinien gebildet werden, die Dreiviertheile eines Zirkels ausmachen, bekanntlich die Grundform des mauriſchen Bogens.

Eine verfallene Treppe führt zu den obern Teraſſen, der Aufgang zu ihnen iſt ſchwierig, iſt man aber einmal oben, ſo wird man reichlich entſchädigt durch die reine Luft und den weit vor den Augen ausgebreiteten Horizont. Dieſe Teraſſen, von denen einige nicht ohne eine gewiſſe Eleganz angelegt ſind, machen übrigens keine ununterbrochen fortlaufende Fläche aus, ſie ſind im Gegentheile eher großen Stufen von ungleicher Höhe zu vergleichen, die von einander durch dazwiſchen liegende Höfe getrennt ſind. Als ich nun ſo von einer zur andern ſprang, fand ich mich durch einen dieſer Höfe aufgehalten, und als ich zufällig einen Blick hinunter warf, ſah ich mich durch einen unerwarteten Anblick gefeſſelt. Der Hof, obwohl nur ſehr klein, glich doch einem Garten; mitten in demſelben war ein von grünem Raſen umgebener Springbrunnen, in einer Ecke rauchte ein alter Araber, auf den Ferſen niedergekauert, ſehr ernſt ſeine Pfeife, und erſchien unter ſeinem großen Haik ſo unbeweglich, daß er wohl für ein Steinbild gelten konnte; ihm gegenüber und eben ſo unbeweglich ſaß in gleicher Stellung eine Frau auf einem Teppich von Ducalla. So viel ich aus meiner Vokalperſpektive bemerken konnte, war ſie jung, und nach mauriſchem Geſchmacke ſehr ſchön, das heißt, ſehr dick; ſie trug keinen Haik, ſondern einen blauen mit Gold geſtickten Kaftan, und eine Art von ſeidenem, rückwärts nach Nonnenart aufgeſchlagenem Schleier; ihre nackten Füße ſteckten in rothen Pantoffeln, und es ſchien mir, als laſſe ſie einen Roſenkranz durch die Finger laufen. Andere weibliche Figuren bewegten ſich im Innern hin und her, und ſchienen Mägde zu ſeyn; unter ihnen war auch eine Negerin. Die beiden Statuen im Hof betrachteten ſich gegenſeitig, ohne ein Wort zu ſprechen. Auf einem Fuße ruhend ſaß ein Storch in einem Winkel der Teraſſe und ſchien zu ſchlafen. Ein ſchwerfälliger viereckiger Thurm ſchloß das Bild mit ſeiner gelblichen Steinmaſſe.

Die ganze Scene erſchien ſo unbeweglich, daß ich ſehr leicht die vor meinen Augen befindliche lebendige Wirklichkeit für eine unbelebte gemalte Leinwand hätte halten können, und gern würde ich geſehen haben, wenn das Tête à Tête einiges Leben erhalten hätte, denn nicht der Mühe werth wäre es geweſen, daß der Zufall den Vorhang des Harems mir gelüftet, wenn ich nicht mehr ſehen ſollte. Ruhig alſo, wie mein Nachbar, der Storch, wartete ich, daß irgend Etwas vorgehen, und es dem ſchweigſamen Paare gefallen möchte, aus ſeiner leidenſchaftloſen Behaglichkeit aufzuwachen. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich gewartet haben würde, wenn nicht ein rauher, hinter mir ausgeſtoßener Schrei mich den Kopf hätte umdrehen laſſen; der ſchwarze Soldat, den mir der Kaid als Führer und Schutzwache mitgegeben, hatte meine profane Neugier entdeckt, lief ganz erſchrocken auf mich zu, und machte mit der Hand das Zeichen des Kopfabſchlagens. Einem ſo ſchlagenden Argumente war nicht zu widerſtehen, um ſo mehr, weil der Schrei des Negers nicht nur den Storch zum fortfliegen veranlaßt, ſondern auch das entſchlafene Paar aufgeweckt hatte. Welch prächtiger Theatercoup, wenn ſie mich, beim Aufſchlagen der Augen, bemerkt hätten! Welcher Scandal! Und welche vortreffliche Gelegenheit, einen Chriſten tüchtig über's Ohr zu hauen!

Der Araber, den ich ſo eben im Geheimniſſe ſeines Harems überraſcht hatte, war ein Staatsgefangener, ein ehemaliger Kaid von Azamor, und hier mit ſeinen Frauen wegen des Verbrechens unerlaubter Erpreſſungen eingeſperrt. Schon hatte er 200,000 Piaſter ſchwitzen müſſen, ſollte noch eben ſo viel zahlen, und dann ſchickt man ihn vielleicht, wie das ſchon öfter vorgekommen, zum Gaſſenkehren in die Stadt, die er früher geplündert. Marokko iſt das Reich der vollkommenſten Gleichheit, aus einem Schuhflicker macht der Sultan einen Baſſa, und umgekehrt aus einem Baſſa einen Schuhflicker.

Mit Ausnahme des Thurms, in welchem dieſer Gefangene wohnt und eines andern, der den Frauen zum Gefängniß dient, von welchem mein Führer mich aber ſorgfältig entfernt hielt, iſt das ganze Kaſtell unbewohnt und von Störchen in Beſitz genommen worden, dem heiligen Vogel der Muſelmänner, den zu tödten ein wahres Sacrilegium iſt. Die jetzige Garniſon beſtand aus einer Wache von drei oder vier Soldaten, die nichts weiter thun als ſchlafen. Einige um das verfallende Schloß herumliegende elende Hütten bilden eine Art Vorſtadt, die ihre eigene Moſchee beſitzt, in deren Innerem übrigens, wie in einem wüſten Kloſter, Gras wächſt.

Vom Schloſſe ſelbſt überſieht man mit einem Blicke die ganze Stadt, und da entdeckte ich denn ein Viertel, in das der Zufall mich nicht geführt hatte, das aber unſtreitig das allerelendeſte in Tanger iſt. In dieſem ganzen Viertel gibt es kein einziges Haus, ſondern bloße Rohrhütten, die mit Holz ſtatt des Mörtels beworfen ſind; das Ganze gleicht nicht übel einem Dorfe, oder lieber einem Duar mitten in einer Stadt gelegen. Betrachtet man die Stadt ſo von der Höhe, ſo ſieht ſie pittoresk genug aus, die Nähe der mauriſchen Häuſer und der Conſulargebäude bildet einen pikanten Contraſt, und wenn alle Flaggen in der Luft flattern, ſo wogen alle Farben des Regenbogens in der Sonne. Die Conſuln ſetzen eine gewiſſe Ehre darein, die höchſten Flaggen zu haben, und die beiden allein noch jetzt an Marokko Tribut zahlenden Mächte, Schweden und Dänemark, ſind in dieſem Punkte die nicht am wenigſten kitzlichen und verſchwenderiſchen. Das Meer verſchönt ſehr dieſen herrlichen Anblick, und dieſes Meer, das ſchönſte, das poeſiereichſte der Welt iſt die Meerenge von Gibraltar. Hier iſt es nicht mehr Mittelmeer, und doch noch nicht Ocean; von dem einen beſitzt es die Anmuth, den flüſſigen und ſilbernen Azur, vom andern die Majeſtät, die mächtigen Wogen und ſtarken Windſtöße. Die europäiſche Küſte erſcheint impoſant; Tarifa ergänzt am Fuße der andaluſiſchen Gebirge gleich einer ſchwellenden Wolke.

Der Anblick des Landes ſelbſt hat auch ſeine Täuſchungen; die Umgebung von Tanger iſt freundlich, wenn auch nicht großartig. Die Conſulatsgärten um und neben der Stadt umgeben ſie mit einem friſch-grünen duftenden Gürtel, allein die Vegetation iſt auf dieſer Seite der Meerenge keineswegs mehr afrikaniſch, als auf der andern. Ich habe hier keinen einzigen Palmbaum geſehen, nur der Feigenbaum der Berberei, von den Mauren der Chriſtenfeigenbaum — Karmus-al-Ansaran — genannt, zeigt hier eine wunderbare Entwickelung; ein ſolcher ſteht z. B. im Garten des franzöſiſchen Conſulats, deſſen Stamm wahrhaft rieſenmäßig iſt. Unter andern exotiſchen Gewächſen beſitzt der ſchwediſche Garten die Cheremolia aus Peru, die vollkommen reif wird und äußerſt ſchmackhafte Früchte hervorbringt. Die Aloe — Gersian — erreicht gleich dem indiſchen Feigenbaume rieſenhafte Dimenſionen. Hin und wieder findet man einige hübſche Gebüſche von Ginſter und Oleander überall, wo es Waſſer gibt. Zur Wäſſerung bedient man ſich der Noria (des Waſſerſchöpfrades), die man ſo häufig in Spanien trifft, und deren Entſtehung eben ſo gut wie der Name mauriſchen Urſprungs ſind. Dieß iſt eines der beſten Vermächtniſſe, welches die Spanier von ihren arabiſchen Vätern erhalten, und das ſie ſorgfältig bewahrt haben.

Einige Meilen von der Stadt in der Richtung des Caps Malabatte liegt eine römiſche Ruine, die man gewöhnlich das alte Tanger nennt, die aber nichts weiter als eine alte Galeeren-Station oder Galeeren-Werft iſt. Die Mauren hatten eine Batterie daraus gemacht, welche die ganze Bay beherrſchte, und heutiges Tages auf eine einzige Kanone ohne Laffette reducirt iſt. Das alte Tangis, die Hauptſtadt der Mauretania tingitana lag auf der gleichen Stelle mit dem heutigen Tanger, nur ſcheint der Boden höher geworden zu ſeyn, vielleicht durch die Aufhäufung des Schuttes oder durch irgend ein Erdbeben gehoben. Hin und wieder entdeckt man römiſche Alterthümer; ſo hatte z. B. der ſpaniſche Conſul beim Graben eines Brunnens hinter der großen Moſchee eben jetzt ein Moſaik und einen Altar gefunden, die blinde Haue der Arbeiter aber Alles in Stücke geſchlagen.

Solchergeſtalt legen ſich die Civiliſationen über einander; die Erde bedeckt eine nach der andern mit ihrem kalten Leichentuche. Die Stimme des Muedzin erſchallt nun da, wo früher der Weihrauch des römiſchen Prieſters brannte, die Moſchee des Propheten hat Jupiters Altar umgeſtürzt, und der Halbmond glänzt jetzt unter derſelben Sonne, die einſt die Adler der römiſchen Legionen beſtrahlte. Da, wo die Galeeren der Republik landeten, um ihre durch lauter Siege ſtumpf gewordenen Roſtra wieder zu ſchärfen, bindet jetzt der mauriſche Fiſcher ſeinen elenden Nachen an; herabgeſtiegen vom Hügel ſitzt der Kameeltreiber auf der verroſteten Kanone und läßt das wüſte Ufer von ſeinem rauhen und ohrzerreißenden Geſchrei ertönen. Man muß jedoch hierbei bemerken, daß dieſe barbariſchen Länder eigentlich keine hiſtoriſche Originalität beſitzen, umgewühlt durch die Eroberung, und zu ewiger Sklaverei verdammt, beſitzen ſie kein Andenken an eine ihnen eigenthümliche Vorzeit, ihre Individualität verſchwand unter der blendenden Glorie der Eroberer, geſtern waren dieß Römer, heute iſt es Muhamed, wer aber wird es Morgen ſeyn? Drei Nationen zumal haben ihr Auge auf dieſe Länder geworfen und zum Theil ſchon feſten Fuß auf ihnen gefaßt. Spanien lagert in Ceuta, England in Gibraltar, Algier gränzt an Marokko. Wie nun aber auch die Wahl der Vorſehung ausfallen, welchem der drei Nebenbuhler ſie endlich die Oberhand laſſen möge, die Zukunft dieſer Völker kann keinem Zweifel unterliegen. Sie ſind Europa verheißen, ſie gehören ihm durch Schickſalsſpruch als Eroberung der Intelligenz; die abendländiſche Civiliſation muß ſie früher oder ſpäter in ihren unwiderſtehlichen Wirbel hineinreißen.

Ich ſtieg vom Schloſſe auf demſelben ungeräumten ſteilen Fußſteig herunter, der mich hinaufgeführt hatte, und begegnete auf meinem Wege mehren mit ſchweren Waſſerkrugen und dürren Reiſigbündeln belaſteten Weibern. Mühſam klimmten ſie den Abhang hinauf; wenn ſie jung und hübſch waren, verfehlten ſie nie, mich ihr Geſicht ſehen zu laſſen, indem ſie einen Zipfel ihres Schleiers aufhoben. Als ich nun am Fuße des Hügels angelangt war, und mich wieder mitten in der Stadt befand, wurde ich durch den gewaltigen Lärm einer Trommel und eines Dudelſacks in eine benachbarte Gaſſe gelockt; anſtatt aber, wie ich vermuthete, eine Geſellſchaft der Aiſaua's zu treffen, ſtieß ich auf eine Hochzeit. Die Aeltern und Freunde der Neuvermählten brachten ihr ein Ständchen, und weil bei dieſen Wilden ſtets Blut fließen muß, ſo hatte man vor der Thüre einen Ochſen geopfert. Die Hochzeitgäſte ſprangen im Blute herum, und ſtießen ſolche gräßliche Freudentöne aus, daß ſie damit alle Juden der ganzen Welt hätten zur Flucht bringen können. Ich ſelbſt würde mich ohne den Schutz meines ſchwarzen Soldaten, der dem Kaid für mich bürgte, nicht ganz ſicher gefühlt haben, weil ich nothwendig bei der Hochzeit vorbei mußte, die Gaſſe aber ſehr eng war, der todte Ochſe mitten in derſelben lag, und ich nicht vorüber kommen konnte, ohne in eine Blutlache zu treten. Alle dieſe derartigen Feierlichkeiten und alle dieſe Luſtbarkeiten ſind jedoch ſtark beſteuert, und müſſen mit ſchönem baarem Gelde bezahlt werden, beſonders theuer ſind Hochzeiten, und daher kommt wahrſcheinlich das hieſige Sprüchwort: Chriſten verſchwenden ihr Geld mit Prozeſſen, Juden mit kirchlichen Feſttagen und Mauren mit Hochzeiten.

Ein anderer, niemals unterbleibender Gebrauch beſteht darin, öffentlich die tadelloſe Jungfräulichkeit der Neuverheiratheten zu beweiſen; hat der Gatte Urſache, einige Zweifel hierüber zu hegen, ſo ſteht ihm das Recht zu, die Frau ihren Aeltern zurückzuſchicken, und die Ehe iſt ungültig.

Nur eine kurze Strecke von dieſer Hochzeit ſtieß ich abermals auf einen Zuſammenlauf von Menſchen, der aber dießmal für mich nichts Beunruhigendes hatte, ich befand mich nämlich vor dem Hauſe des Kaid, der unter ſeinem Vordache ſitzend, öffentlich Audienz gab. Eine Menge Menſchen ſtanden vor der Thüre, die ruhig warteten, bis nach und nach die Reihe an ſie kam. Man ſieht hieraus leicht, wie höchſt einfach marokkaniſche Obrigkeiten zu verfahren pflegen. Der Muhteſib und der Kadi halten ihre Sitzungen unter dem Wetterdache einer Boutike, der Kaid auf der Schwelle ſeines Hauſes.

Der Kaid oder Baſſa (Paſcha), denn es iſt die nämliche Würde, nur unter anderm Namen, wird vom Sultan ernannt und iſt ſein unmittelbarer Stellvertreter. Er gleicht ungefähr dem franzöſiſchen Präfecten, mit der Executiv-Gewalt bekleidet, hat er mit Civilſtreitigkeiten nichts zu thun, denn ſelbſt die ungebildetſten Völker ſcheinen durch einen natürlichen Inſtinkt auf das große Geſetz der Trennung der Gewalten, auf welcher der Grund und die Sicherheit aller Gerechtigkeitspflege beruht, hingeleitet zu werden. Der Kaid wacht über die öffentliche Sicherheit und befehligt die in ſeinem Regierungsbezirke befindlichen Truppen. In ſeiner Perſon ſtellt er gewiſſermaßen zu gleicher Zeit ein politiſches, ein criminaliſtiſches, ein verwaltendes und ein militäriſches Tribunal vor, und weil es kein anderes geſchriebenes Geſetzbuch gibt, als den Koran und die ſehr ſchmiegſamen von Malek-Ben-Anes *) darüber verfaßten Erläuterungen, ſo herrſcht begreiflich in ſeinen Richterſprüchen die allervollkommenſte Willkühr. Begreiflich müſſen der Charakter und der Verſtand des Richters großen Einfluß auf Beſchlüſſe ausüben, denn er erkennt nicht nur über die Thatſache an und für ſich ſelbſt, ſondern er beſtimmt auch die Strafe, ja er macht ſogar das Geſetz, und iſt folglich zu gleicher Zeit Geſetzgeber, Richter und Jury. Dieſer Verwirrung und Willkühr ungeachtet herrſcht aber in den mauriſchen Städten eine in Erſtaunen ſetzende Sicherheit; die ganze Nacht hindurch gehen Militarpatrouillen, unter dem Befehle eines Offiziers, Kaid-ed-daur, Rundenkommandant; ſie wachen für die Sicher-

---

*) Das Geſetzbuch des Malek umfaßt in vierzig Kapiteln die ganze canoniſche und kirchliche Jurisprudenz, die hier bei allem angewendet wird. Ferner gibt es für Civil- und Handelsſachen eine Art von Geſetzſammlung, die aus Formularen für öffentliche Schriften beſteht. Der Verfaſſer dieſer Sammlung iſt Muhamed-Ben-Aſem.

heit der Straßen, und übernehmen für wenige Unzen auf eigene Verantwortlichkeit die Obhut der Buden.

Der Kaid ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß ich ohne ſeine Erlaubniß in ſeine Stadt gekommen, und daß ich des Reiches Geſetze verlezt habe; wenn wir uns begegneten, antwortete er meinem europäiſchen Hutabziehen damit, daß er ſeine Hand auf das Herz legte und anſtatt des einfachen Salama (Gruß), den man den Chriſten gibt, ſagte er mir ſtets ſehr artig das Salem alikom (Friede ſei mit dir). Dieß war ſeinerſeits eine beſondere Auszeichnung, er mußte nothwendigerweiſe ein ſehr ſchönes Geſchenk bei meiner Abreiſe von mir erwarten. Bevor er Gouverneur wurde, war der Mann, Gott weiß, wegen welchen Verbrechens zur Baſtonnade verurtheilt und das Urtheil in Tanger ſelbſt von einem Soldaten, der jezt Soldat des ſpaniſchen Conſuls *) iſt, vollzogen worden. Hierüber hat er nun nicht den mindeſten Groll gegen jenen behalten und niemals Abneigung oder böſen Willen gezeigt. Den Vortheil gewährt ſolche despotiſche Gleichheit, daß ſie nämlich einige Philoſophie erzeugt; derſelbe Würfelwurf, der aus einem Soldaten einen Kaid macht, macht auch aus einem Kaid einen Soldaten, und dieſer ewig wechſelnde Zuſtand iſt eine fortwährende Anpreiſung der Lehre, ſtets beſcheiden und unpartheiiſch zu ſein.

Die feſte Beſoldung des Kaid beſteht monatlich in ungefähr 100 Franken (20 Piaſter), er ſelbſt muß aber am Schatze einen doppelt oder dreifach ſo hohen Tribut entrichten. Alles iſt auf dieſen Grundſaz baſirt, aus dem ſich natürlich ergibt, daß jeder Angeſtellte ein öffentlicher Leuteſchinder ſein muß. Hat ein Kaid lange genug pflichtvergeſſen gehandelt und das Volk ausgeſaugt, ſo ſezt ihn der Sultan ab und confiscirt Alles, wie wir oben das Beiſpiel am Kaid von Azamor geſehen haben. Um daher allem Argwohn zuvorzukommen, leben die reichſten Gouverneure in einer ſcheinbar großen Einfachheit, und prahlen mit ihrer Armuth, wie anderwärts mit Reichthum geprahlt wird. Der Kaid von Tanger bewohnt eines der ſchlechteſten Häuſer der Stadt; eine Meile vor der Stadt beſizt er einen kleinen Garten, in welchem er ſtets allein, nur von einem einzigen Soldaten begleitet, mit dem er den ganzen Tag über ſich unterhält, auf einem kleinen Klepper reitet. Wenn ich ihm bei dieſem Ritte begegnete, ſo beehrte er mich mit dem oben erwähnten Salem alikom.

An demſelben Abend ſah ich auch noch einen Fackelzug. Am Morgen war ich auf eine Hochzeit geſtoßen, jezt traf ich auch eine Taufe, d. h. auf eine Beſchneidung. Das Kind wurde mit ungewöhnlichem Gepränge und mit furchtbarem Lärm in die Moſchee getragen. Das Gewehrfeuer wurde ſo gut unterhalten, daß

---

*) Jeder Konſul hat einen Soldaten im Solde, den er aus den Händen der Regierung empfängt als ein Zeichen des verliehenen Schutzes, und der ihn niemals verläßt. Er begleitet den Konſul überall, mag er ausgehen oder ausreiten, und ſchläft Nachts auf einer Matte vor ſeiner Thür. Solche Soldaten werden zulezt ſehr anhänglich an die Konſuln und leiſten ihnen oft ſehr bedeutende Dienſte.

man ſich wohl einen Angriff der Beduinen dabei denken konnte. Es war ein ununterbrochenes Rottenfeuer, ich meinestheils gebe nicht allein Juden, ſondern auch Chriſten den guten und klugen Rath, eine ſolche Begegnung möglichſt zu vermeiden zu ſuchen, denn nichts iſt ſolchen Fanatikern leichter, als den ihnen Begegnenden im Dunkel der Nacht einen Flintenſchuß beizubringen.

Hart an den Mauern von Tanger nach der Landſeite zu und ſelbſt unmittelbar vor dem dort befindlichen Stadtthore iſt eine ziemlich große Fläche ganz mit tiefen kreisrunden Löchern unterhöhlt, die zu Aufbewahrung des Getreides dienen, wie man deren auch in Kalabrien und anderwärts anwendet. Der Boden tönt und weicht ſogar öfters unter den Hufen der Pferde, und weil man ſich mit Zuwerfung dieſer Löcher nichts weniger als beeilt, ſo muß man bei Nacht ſtets fürchten, in die Eingeweide der Erde hinabzuſtürzen. Auf dieſem Felde wird wöchentlich zweimal ein Markt oder Sok abgehalten, und gewährt alsdann einen ſehr pitoresken Anblick, der wohl verdient, daß man bei ihm einige Augenblicke verweile. Hier wird nichts Koſtbares, aber das Verſchiedenartigſte verhandelt, und hier kann man eine ziemlich richtige Ueberſicht von der hieſigen Induſtrie und Civiliſation bekommen. Im Allgemeinen herrſcht weniger Unordnung, als man vermuthen könnte. Die verſchiedenen Lebensmittel ſind mit einer gewiſſen Ordnung aufgeſtellt und ohne viele Beſchwerde kann auf dem ganzen Markt umhergehen. Mit Gewehren oder mit Stöcken bewaffnete Soldaten ziehen fortwährend durch die Reihen und werden von einem beſonders dazu kommandirten Offizier beaufſichtigt. Jeder, der gegen die Polizeiverordnungen ſich vergeht, wird ſogleich an Ort und Stelle abgeſtraft, eben ſo diejenigen, die im Gewicht oder Maas, oder in der Qualität und dem Preiſe der Waaren betrügen. Dieſe prompte Juſtiz gewährt neben manchen Nachtheilen auch viele Vortheile und iſt die einzige, die für ſolche unciviliſirte Völker paßt; ihre Verſunkenheit iſt ſo groß, daß jede andere Gerechtigkeitspflege,von ihnen gar nicht begriffen werden würde.

Der Marktplatz wird von einem Hügel beherrſcht, auf dem eine offene und dachloſe Moſchee ſteht, d. h. nichts weiter, als eine weiße Mauer, und hier wird das Hammelfeſt gefeiert. Im Monat Mai jeden Jahres ſchlachtet man nämlich vor dieſer Moſchee einen Hammel; einer der dabei Helfenden, gewöhnlich der beſte Läufer, packt das blutende aber noch lebende Thier auf ſeine Schultern und läuft nun mit ſeiner Laſt der Stadt zu, gelingt es ihm im angeſtrengteſten Laufe die in der Stadt liegende große Moſchee zu erreichen, bevor das ſterbende Thier den lezten Athemzug thut, ſo dient dieß als Zeichen, daß ein fruchtbares Jahr volle Erndten geben wird, ſtirbt das Thier aber unterwegs, ſo bedeutet es Unfruchtbarkeit und plötzlich erhebt das Volk Jammergeſchrei über das prophezeite Unglück.

Nicht weit von dieſer offenen Moſchee befindet ſich das von einer rothen Fahne überſchattete Grab eines Santon. Als ich in dieſer Gegend umherſtrich, ſah ich einen Mauren haſtig den Hügel hinauflaufen und mit gewaltigen Sätzen auf das Heiligthum zueilen und in daſſelbe hineinſtürzen, denn jedes derartige Gebäude immer geöffnet, kein einziges hat eine Pforte. Als er in demſelben war, auerte er gelaſſen ganz nahe am Eingange auf ſeine Ferſen nieder, und zwar ſo, aß er frei hinausſehen, aber auch von außen gleich gut geſehen werden konnte. er Mann war ein Mörder und hatte auf offenem Markte eben jezt erſt ſeinen egner erſchlagen und ſich eiligſt unter den geheiligten Schuz dieſes Aſyls begeben, enn einmal in demſelben und er war unverlezlich, keine Menſchengewalt elbſt nicht der oberſte **Imam**, wie ich glaube, darf ihn der heiligen Stelle ent-eißen. Die ihn verfolgenden Soldaten kamen zu ſpät, der Flüchtige befand ſich chon außer ihrem Bereiche, und obgleich ſie ihn mit ausgeſtreckter Hand erreichen onnten, ſo würde doch keiner ſo verwegen geweſen ſein, ſie auch an ihn zu legen. So lange er hier blieb, war ſeine Perſon unverlezlich und heilig, man würde nicht einmal gewagt haben, ihn wie den alten ſpartaniſchen König Pauſanias einzumauern. Kein engliſcher Gerichtsdiener hat wohl je mit heiligerer Scheu ſich vor dem Buchſtaben des Geſezes gebeugt. Uebrigens gaben die Soldaten ihre Beute keineswegs verloren, in einiger Entfernung vom Grabe hockten ſie nieder und ließen ihn nicht aus den Augen, während ſie ſich mit ihm unterhielten. Durch ſolchergeſtalt auf unbeſtimmte Zeit fortgeſezte Belagerung hofften ſie ihn endlich durch Hunger zum Verlaſſen ſeines Zufluchtsortes zu zwingen, er aber ſchien ſo bald noch keine Luſt zur Uebergabe zu zeigen und wahrſcheinlich wird es ihm auf die eine oder die andere Art gelungen ſein, ſich aus dieſer Geſchichte mit heiler Haut zu ziehen. Einige von irgend einer Hand empfangene Unzen reichen hin, um hier den wachſamſten Argus einzuſchläfern. Ich weiß übrigens nicht, welches Ende das ganze Stück nahm, weil ich vor der Entwickelung des Knotens abreiſte. Der Todtſchläger war auch kein gewöhnlicher Mörder, er hatte allerdings getödtet, allein aus Rache und um eine unter den Arabern noch ſehr häufig vorkommende, vererbte Familien-Feindſchaft zu befriedigen, die nur in dem Blute des zulezt Ueberlebenden getilgt werden kann.

Der **Sok** rief mich wieder zu ſich, ich ſtieg vom Hügel herab, der ringsum von im Staube niedergeknieten Kameelen und an den Füßen gefeſſelten Pferden umgeben war, die nur das Ende des Marktes erwarteten, um wieder auf ihre Waidplätze heimzukehren. Sie waren mit irgend einer Handelswaare beladen angekommen, und ſollten nun mit einer andern zurückkehren, denn der meiſte Verkehr geſchieht hier nach altem patriarchaliſchem Geſeze, mittelſt des Tauſchhandels. Es gibt zwar auch baare Münze, allein nur in ſehr geringer Menge und auch dieſe wird, um die Gier des Beamten nicht zu reizen, ſorgfältig verborgen gehalten. Ein Mann hatte ſeine Gartenmauer wieder friſch übertünchen laſſen. „Du mußt gewaltig reich ſein", ſprach der Kaid zu ihm und ſah ſich ſchon im Beſitze von Naboths Erbtheil. Was wäre erſt geſchehen, wenn Naboth Pataken *) hätte ſehen laſſen!

---

*) Die marokkaniſche Patake iſt eine Goldmünze, die ungefähr zehn Franken gilt. Das ſpaniſche Wort iſt nur das verdorbene arabiſche **Bou-taka**, das ſo viel als Vater der Kraft bedeutet. Sonſt wird die Patake auch [illegible] genannt.

Dieſes orientaliſche Amphitheater hatte wirklich etwas Großartiges und gewährte einen guten Ueberblick über die Menge, die am Fuße des Hügels umherwogte und tobte. Einige Pferde hatten ſcharlachrothe Sättel und breite Steigbügel aufliegen, ganz denen ähnlich, wie man ſie in Andaluſien ſieht, und ſcharrten im Boden, während ſie auf ihre Reiter warteten. Die Kameele ſahen viel ruhiger ihrer Ladung entgegen und bewegten nur hin und wieder ihren haarloſen Hals. Hin und wieder aufgeſchlagene Zelte vermehrten die Wirkung; das Ganze lieferte vollſtändig das Bild einer Raſt in der Wüſte.

Im Ganzen intereſſirte mich der Markt weniger an und für ſich ſelbſt, als vermöge der Volksſcenen, die er veranlaßte, und der Gaukler, deren Sammelplatz er war. Auf der einen Seite ſtand eine Springſchaukel, von der die kleinen Mauren unter ſchallendem Gelächter herauspurzelten; etwas weiter entfernt verſetzten ſich zwei ſchwarze und nackte Stockſchläger gewaltige Streiche, ohne ſich jedoch zu berühren, und zeigten dabei die gräßlichſten Verdrehungen. Ferner zeigten ſich Ringer, die mich an die von Interlacken erinnerten, inſofern die Barbarei an die Schweiz erinnern kann. Das originellſte und ächt afrikaniſche Schauſpiel aber lieferte ein Anhänger des Sidi-Ben-Aïſa, deſſen ganzer Körper mit Schlangen gleichſam verbrämt war, und der beim Klange des Dudelſackes und des Tambourins bald auf einem und bald auf dem andern Fuße tanzte. Um ſich ſelbſt mehr anzufeuern, ſang er eine wilde und eintönige Melodie, die viel Aehnlichkeit mit dem langgedehnten Grunzen eines wilden Thieres hatte. Uebrigens war der Tänzer ziemlich das, was ſein Geheul anzeigte, Mann und Stimme befanden ſich in vollkommner Harmonie. Um den Hals trug er eine ungeheure Schlange, das furchtbare Halsband ringelte ſich um ſich ſelbſt und züngelte gegen die Zuſchauer mit ſcharfem Pfeifen. Liebreich ſchmeichelte der Pſylle ſeinem Gewürm, küßte es, nahm es in den Mund, für eine Unze jedoch, die ich ihm zuwarf, begann er gleich, es mit den Zähnen zu zerreißen, und ging ſo binnen einer Secunde von größter Zärtlichkeit zu äußerſter Wuth über. Sein Auge war roth, Blut ſtrömte von ſeinen Lippen, die er mit andern Schlangen abwiſcht, den armen, einem ähnlichen Ende geweiheten Schlachtopfern.

Unter den Zuſchauern befand ſich auch eine nackte Wahnſinnige, die in dieſem Coſtüme in den Straßen von Tanger ſchon Gott weiß ſeit wie langen Jahren umher lief. Sie ſchien übrigens ſanfter, eher melancholiſcher als raſender Gemüthsart zu ſein; wäre ihre Nacktheit nicht geweſen, man würde ſie für eine gewöhnliche Spaziergängerin gehalten haben. Die Sonne hatte ihre Haut ziegelbraun gefärbt; überhaupt gewährte dieſe Fleiſchmaſſe einen ſcheußlichen Anblick. Ich vergaß zu fragen, ob ſie auch für eine Heilige gehalten wird. Maurinnen und Jüdinnen gingen an ihr vorüber, ohne im Mindeſten, ſelbſt in Gegenwart von Männern, dieſen Anblick ſonderbar zu finden. Eine ſolche Nacktheit iſt aber allerdings viel geeigneter, jedes zweideutige Gefühl zu erſticken, als hervorzurufen. Ich bemerkte ferner, daß das ſchöne Geſchlecht auf dem Markte eben ſo zahlreich war, als das männliche, und dieß kommt daher, weil den Frauen hier auf dem Sol

Gegenſatze von den Buden der Handel unter freiem Himmel erlaubt iſt, und rauf ſcheinen ſie ſich ſo gut wie ihre Männer zu verſtehen.

Zwei andere Zuſchauer, eben ſo ſtumm als die Wahnſinnige, aber viel grau-ſer anzuſehen, waren die beiden am letztverfloſſenen Abend abgeſchnittenen öpfe. Mit Blut beſudelt an die Mauer aufgehängt, ſchauten ſie hoch herab auf n Markt und die verſammelte Menge und ſollten ihr heilſamen Schrecken ein-ßen. Ihr geſchorner, nackter Scheitel glänzte ſchon halb getrocknet in der Sonne, r langer, ſchwarzer Haarſchopf flatterte längs der Mauer herab im Winde. inige Volkshaufen ſtanden zufällig unter dieſen ſcheußlichen Trophäen, plauder-n unter ſich, und deuteten mit den Fingern auf die Köpfe. Der mich als Dol-metſcher begleitende Jude vermochte nur ſehr unvollkommen mir ihre Bemerkun-en zu überſetzen, weil er franzöſiſch und ſpaniſch gleich ſchlecht verſtand. Ich egriff durch ihre Geberden weit mehr, als durch ſeine Ueberſetzung.

Ueber dem Felde, wo der Sok gehalten wird und an dem Abhange des Hü-els befindet ſich der mauriſche Begräbnißplatz. Nichts kann einfacher ſeyn, keine Inſchrift, keine Verzierung; nirgends hat der Tod einen ernſtern Tempel. Nie-drige, höchſtens zwei Fuß hohe Mauern bilden die Gränzmarken des finſtern Reiches, und lange Kräuter wachſen frei zwiſchen ihnen. Gleich den Moſcheen und den Gräbern der Santons ſteht alles offen, keine Pforte ſoll den Menſchen von Gott, den Todten vom Lebendigen ſcheiden. An den Freitagen — den mu-hamedaniſchen Sonntägen — verlaſſen die Frauen die Stadt, erſteigen langſam den Hügel und beſuchen die Gräber. Eingehüllt in den großen, weiten Haik, wandeln ſie ſchweigend durch das die Geſtorbenen umwachſende Grün, und leicht konnte man ſie ſelbſt für Schatten anſehen, die heraufgeſtiegen ſind, um zu weinen oder um Troſt zu bringen. Die Männer achten dieſe Wallfahrten auf den Todten-acker und bleiben den ganzen Tag über entfernt von dem Leichenfelde. Vielleicht iſt dieß die einzige freie Stunde, die den mauriſchen Frauen zu Theil wird, und auch dieſe verdanken ſie nur dem Tode. Um ſie zu betrachten, iſt dieß der gün-ſtigſte Augenblick, denn ſie verhüllen ſich nicht vor den Chriſten, wenn ſie Ge-wißheit haben, von den Mauren nicht bemerkt zu werden.

Der chriſtliche Begräbnißplatz liegt etwas niedriger und ſtößt an den Garten des ſchwediſchen Konſulats; auch er beſitzt, wie wir oben geſehen haben, ſeinen täglichen Beſucher in der Perſon des ſchwermüthigen Franziskanermönchs.

Die Begräbnißſtätte der Juden liegt auf der andern Seite des Marktes unmittelbar am Fuße der Stadtmauer, zwiſchen dem zum Sok führenden Thore und einer andern kleinern Pforte, das Gerberthor genannt, die an das Geſtade führt. Noch einfacher, als der Todtenacker der Muſelmänner, iſt er gleich dieſem uneingehegt und allen Beſchimpfungen der letztern ausgeſetzt. Die mauriſchen Weiber verfehlen niemals einen Umweg zu machen, um die Gräber der Ungläubigen zu verunreinigen, was bei ihnen zur Andacht gehört und beinahe einen Glaubensartikel ausmacht. So verfolgt Fanatismus das unglückliche Volk Iſraels bis in ſeine letzte Zufluchtsſtätte. In einiger Entfernung vom Todtenacker, nach dem Meere zu, findet man mehre ſchöne, grüne Gruppen von Ginſter, Geisblatt und hoher Aloen. Dieſe ganze Seite der Stadt iſt ſehr maleriſch, vorzüglich wegen mancher ſchönen und unerwarteten Durchſicht auf die blaue und ruhige Bay und die ſtets ſchäumende Meerenge.

Obgleich durch Glauben und Sitten noch barbariſch genug, iſt Tanger doch ſchon von ſeiner urſprünglichen Originalität abgewichen; man bemerkt hier viel zu ſehr die Berührung mit Europäern; ich aber wünſchte, ohne zu weit in das Land einzudringen, eine arabiſche Stadt zu ſehen, die beſſer ihre Individualität bewahrt hatte. Als eine ſolche Stadt wurde mir Tetuan bezeichnet, die nur zwölf Lieus von Tanger entfernt liegt, und vermöge ihrer Größe, Bevölkerung, ihres Handels und ihrer Nachbarſchaft mit dem Mittelmeere und mit Gibraltar eine der wichtigſten Städte des Reichs iſt. Meine Vorbereitungsanſtalten zu dieſer Reiſe waren bald getroffen. Der Konſul erbat für mich vom Kaid einen Soldaten, um mich zu begleiten, — eine ſolche Begleitung gilt als Paß — erhielt ihn bewilligt und ließ darauf von ſeinem Taleb — Gelehrten — einen ſchönen arabiſchen Brief ſchreiben, um dem Baſſa von Tetuan den berühmten und gelehrten franzöſiſchen Reiſenden zu empfehlen. Die Epiſtel wurde der Länge nach zuſammengefaltet, wie es die hieſige Höflichkeitsſitte vorſchreibt, und in der Mitte von beiden Enden mit dem Conſular-Siegel verſiegelt. Die Depeſche war ſolchergeſtalt mindeſtens einen Fuß lang, und zeigte ſich jedenfalls weit impoſanter als bequem. Der Schnitt unſerer europäiſchen Taſchen iſt nicht für ſolche Briefſchaften gemacht.

Einige, den Conſulaten atachirte, junge Leute hatten mich um die Erlaubniß gebeten, die Reiſe mitmachen zu können, daher reiſten wir unſrer Vier zuſammen ab.

Miscellen.

Theater in Oſtindien.

Bei Gelegenheit der Beſchreibung des Stadthauſes (Town hall) von Calcutta, des zu Verſammlungen und allgemeinen Vergnügungen der Anglo-Indier beſtimmten Gebäudes gibt das neueſte Heft des Asiatic Journal folgende nicht unintereſſante Schilderung eines theatraliſchen Verſuchs zur Unterhaltung der dort wohnenden Briten und amaliſirten Orientalen.

* * *

— Theatraliſche Darſtellungen bildeten den angenehmſten Theil der Abendunterhaltungen, ſo bald geſellige Vereine in Calcutta entſtanden waren. Alle Liebhaber und Jünger der dramatiſchen Kunſt wurden aus dem Bereiche der Präſidentſchaft zuſammengebracht und in Anſpruch genommen, und das Reſultat war endlich von der Art, daß letztere ſich Anſpruch auf die Dankbarkeit Aller erwarben, welche den ewigen Quadrillen und den elenden Verſuchen, einen Walzer zuſammenzubringen, entgehen wollten. Um gehörige Wirkung durch den dramatiſchen Theil der Unterhaltung hervorzubringen, der aus Sprichwörtern und Charaden die in Scenen geſetzt waren, und aus Scenen populärer italieniſcher Opern beſtand, ward eine prächtige Bühne am Ende des geräumigen Ballſaals errichtet. Ein Theil der Front durch gemalte und mit paſſenden Deviſen ausgeſchmückte Leinwand von der Bühne getrennt, bildete das Orcheſter. Gewiß fand ſich ſelten in einer Privatgeſellſchaft eine Vereinigung von Schauſpielern, welche größeren Effekt hervorbrachten. Künſtler vom Fach unterſtützten die Liebhaber; letztere beſaßen eben ſo viel Talent und Kunſt-Enthuſiasmus als jene Theaterdilettanten in den Hauptſtädten Europa's. Alle, denen es Vergnügen macht dem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, waren zugleich über die Geiſtesgewandtheit der tiefſten Kenner des Sanſkrit und der conſequenteſten Gelehrten erſtaunt und entzückt, wie ſich dieſe bei den Compoſitionen von Beethoven, Roſſini und Mozart eben ſo heimiſch fühlten, wie in ihrem Wiſſen. Der Vorhang beſtand aus hellblauem Sammet, war mit ſilbernen Sternen geſtickt und hing von einem prächtigen, ſchön bemalten Proſcenium herab. Die Dekorationen, durchaus von Dilettanten verfertigt, waren ausgezeichnet und brachten ungeachtet der engen Grenzen, worauf die Künſtler ſich beſchränkt ſahen, bedeutenden Effekt hervor. Eine Dekoration war beſonders erwähnenswerth. Sie ſtellte einen Garten dar, mit Ausſicht auf den Meerbuſen von Neapel, und diente zur Darſtellung einer Scene aus: Il Turco in Italia. Die geſchickte Anwendung der Perſpektive, die paſſende Vertheilung des Lichts, bewirkte eine faſt magiſche Täuſchung hinſichtlich der Entfernung; um den Effekt zu erhöhen war hin und wieder wirkliches Laub angebracht, und der durch geöffnete Fenſter hervorgebrachte Luftzug bewegte die laubigen Büſchel und Zweige von wirklichen Bäumen, die über romantiſche Ruinen ſich beugten. An einem Abend wurden häufig vier bis fünf verſchiedene Scenen gegeben, wovon eine Charade drei und das Bruchſtück einer Oper die vierte füllte.

Die zu Calcutta dargeſtellten Charaden waren von den in London aufgeführten dadurch verſchieden, daß der Schauſpieler aus dem Stegreif ſeinen Witz nicht ſpielen ließ, ſondern daß ſie, wie jedes andere dramatiſche Stück einſtudirt werden mußten. Wahrſcheinlich ward dies durch die glänzenden Vorbereitungen nothwendig, weil ein [illegible] oder ein Verſehen eben dadurch doppelt gefühlt worden wäre. Wenn die Bühne nur aus einem Geſellſchaftszimmer beſteht und die Schauſpieler ſich mit einem Kaminſchirm, mit Tiſchteppichen und dergleichen als Dekorationen begnügen, iſt wenig ſchon bereit liegender Witz hinreichend, um die Sache im Gange zu halten, allein der Fall iſt auf einer wirklichen Bühne mit Dekorationen, Charakteranzügen durchaus verſchieden. Um den Dilettanten Gelegenheit zu geben, alle ihre Geſchicklichkeit ſpielen zu laſſen, ward der Titel eines Stücks oder der

Name irgend eines Charakters von Shakeſpeare gewöhnlich zum Scherze ausgewählt, z. B. Richard (Rich hard reich 1 hart) wobei das luſtigen Canning berühmtes Geſpräch zwiſchen dem Patrioten und dem Scheerenſchleifer ſehr paſſend angebracht ward. Das Wort Hamlet gab Veranlaſſung zu einer andern ſehr unterhaltenden Darſtellung; die erſte Scene betraf gänzlich den Schauder vor Schweinefleiſch jeder Art (Ham Schinken) bei einer Dame, die einem Liebhaber deßhalb den Abſchied gibt, weil er beim Abendeſſen die verabſcheute Speiſe in der Geſtalt des Schinkens zu ſich nimmt, und die in Ramsgate ſich mit einem Abenteurer, dem Sohne eines ausgezeichneten Schweineſchlachters im Orte einläßt, der von edlem Ehrgeiz beſeelt ſich für einen faſhionablen Herrn ausgibt, bis ihn ſein wüthender Vater entdeckt. Die zweite Scene führte das Publikum nach Regentstreet in die Wohnung eines alten, kürzlich nach Europa zurückgekehrten Anglo Indiers. Der Hauseigenthümer verdrießlich und unzufrieden über die Sitten ſeines Miethmannes und über die Menge indiſcher Diener, die dieſer mit herüberbrachte, ſucht ihn dadurch aus dem Hauſe zu bringen, daß er aus dem Fenſter des Geſellſchaftszimmers einen Zettel mit den Worten „zu vermiethen“ (to let) heraushängt, wodurch natürlich Eindringlinge aller Arten dem alten Herrn auf den Hals kommen. Unter dieſen hält ein Radicaler Reden über den Zuſtand des Volkes und das Benehmen der Europäer in Indien, welche natürlich darauf berechnet waren, bei dem Publikum von Calcutta ein laut ſchallendes Gelächter zu erwecken. Der unterhaltendſte Theil des Ganzen war aber vielleicht die unbewußte Art, wie ein Hooka-Burdar Theil am Spiel nahm. Dieſer Mann hätte nicht allein ſeine Würde, ſondern ſelbſt ſeine Achtbarkeit für verloren gehalten, hätte er wiſſentlich am Schauſpiele Theil genommen; denn das wird in Indien für ſo entehrend gehalten, daß allein die aus der Caſte Geſtoßenen eine Rolle auf der Bühne darſtellen würden, mit Ausnahme eines religiöſen Dramas. Allein er hatte Nichts dagegen, ſeinen gewöhnlichen Poſten hinter dem Stuhle ſeines Herrn einzunehmen, obgleich dieſer zufällig auf der Bühne ſtand. Da er das Engliſche nicht verſtand merkte er in keiner Weiſe, daß alle Tiraden des Radicalen an ihn gerichtet waren, und daß er vor dem Publikum als die Perſonification jeglicher Ungerechtigkeit erſchien, welche die „muſſelinumhüllten Millionen,“ die Sclaven der „Tyrannen des Weſtens“ von dieſen erduldeten. Es war ſehr leicht ſein Auf- und Abtreten zu bewirken, wenn das Schauſpiel es erforderte; vertieft in die Ausführung ſeiner beſondern Dienſtpflicht, ließ er ſich nicht im Geringſten einfallen, daß die eigentliche Würze der Scene verloren ginge, hätte er den wahren Zuſammenhang gemerkt und ſich vor ſeiner Zeit entfernt. Doch leider zeigte auch ein großer Theil des Publikums einen gleichen Stumpfſinn, und war, während über Stellen mit ſtark aufgetragenem Humor gelacht ward, zu ſehr an die Begleitung eingeborner Diener bei allen Gelegenheiten gewöhnt, um die komiſche Lage des Hooka-Burdar bei ſeinem Debut zu bemerken.

Seitdem ließ ſich eine Geſellſchaft engliſcher Schauſpieler und italieniſcher Sänger in Calcutta nieder, und nach Privatbriefen und Zeitungen wurden die beliebteſten Compoſitionen der neuern deutſchen und italieniſchen Schule mit ziemlichem Erfolge gegeben. Jedoch bevor dies dramatiſche Korps in Calcutta anlangte, verdankten die Anglo Indier jene Unterhaltung, ohne welche ein Volk auf dem Standpunkte höherer Cultur kaum exiſtiren kann, ganz allein den Dilettanten. Viele Attachés des vice-königlichen Hofes würden gern das Beiſpiel des berühmten franzöſiſchen Kochs befolgt haben, welcher den Dienſt des Marquis Wellesley, des Vice Königs von Irland verließ, weil „in dies verdammt Dublin iſt nik finde ein Opera,“ hätten jene nur irgend ſonſt wo eine ſichere Stellung erlangen können. Allein Dankbarkeit gehört nicht zu den Tugenden der Geſellſchaft in Calcutta; anſtatt gegen den Verein, welcher ſein Talent zur Unterhaltung der Geſellſchaft ſo liebenswürdig anwandte, freundſchaftliche und gütige Geſinnungen zu hegen, erweckte dagegen ſein Auftreten beim Publikum eine ſtrenge Kritik. In vieler Hinſicht gleichen die faſhionablen Cirkel von Calcutta denen der größeren Geſundbrunnen Englands; allein ſie ſind noch weit intoleranter gegen Alle, welche auch nur im Geringſten von dem gewöhnlichen Pfade abweichen und die Bemühung weniger Liberalen und Muthigen einen größeren Grad geſelliger Freiheit und einen geringeren Grad des Zwanges zu bewirken, erweckt gewöhnlich den entſchiedenſten Widerſtand. Die Recenſionen über die Scenen aus Opern worin Damen auf der Bühne erſchienen, um durch ihre Gegenwart dem Sänger Muth einzuflößen, welcher die Geſangpartie der Helden auf eine Weiſe ausführte, welche alle Ohren und Seelen entzückte, kamen über Privatzirkel nicht hinaus; allein ſchlimmer ging es den Charaden. Es ereignete ſich unglücklicher Weiſe, daß die letzte Sylbe im Namen des gefeierten Juden Shakeſpeare's, dem Verfaſſer der Charade auf die Idee eines Stockhauſes (Lock-up house) brachte, und daß unter dem dort eingeführten Volk mit lockeren Sitten eine Art Molls Flaggon ſich befand, welche von einem Herrn gegeben, die überſpannte Delicateſſe eines Theiles der Zuſchauer verletzte. Ein Herr, deſſen ſeines Ohr durch einzelne Phraſen ſich beleidigt fühlte, ſchrieb einen Brief an die Zeitungen, worin das Stück „als unpaſſend in Gegenwart von Damen dargeſtellt zu werden“ denuncirt wurde. Zwar trat natürlich ein Vertheidiger auf der andern Seite auf, allein Alle, die bisher dem öffentlichen Vergnügen ſich geopfert hatten, waren zu verdrießlich über den ſtrengen Tadel, um ihr Glück wieder zu verſuchen. Bei der nächſten geſelligen Zuſammenkunft fehlte die Charade und folglich, da der beſte und munterſte Theil der Unterhaltungen wegblieb, war, wie man erwarten konnte, das Ganze höchſt langweilig und trocken. Wenige der Subſcribenten und Eingeladenen hatten das Ungeheure der Anſtrengungen berückſichtigt, welchem jene Herren bei Anordnung der Sache ſich unterzogen, um die Geſellſchaft zu unterhalten. Die Geſellſchaften wurden im heißeſten Wetter gehalten, welches in Calcutta ſich durch die vollkommenſte Dumpfheit charakteriſirt. Malerei, Scene wie Darſtellung, vor Allem aber das unausſprechliche Elend, ſich in Coſtüme kleiden zu müſſen, die ſich zwar durchaus für den Charakter, aber für einen Thermometer von wenigſtens 90 Grad Fahrenheit in keiner Weiſe eigneten, waren gewiß Anſtrengungen, welche die Geſellſchaft hätten bewegen ſollen einige Mängel zu überſehen; glücklicher Weiſe ward das Comité, obgleich zurückgeſchreckt, doch nicht gänzlich entmuthigt; es tröſtete ſich mit einem launigen Angriff, womit es ſich bei der nächſten Vorſtellung an dem ultraraffinirten Kritiker rächte. Da nehmlich eine andere Charade gerade nicht bei der Hand war, ward das Zwiſchenſpiel Sylvester Daggerwood für die Gelegenheit zugeſchnitten und nach mehreren Bemerkungen über die Schwierigkeit dem vielköpfigen Ungeheuer, genannt Publikum, und ſo mit den kitzlichen Ohren der kürzlichen Recenſenten zu gefallen, kam der berühmte Comödienzettel zum Beneſiz der Familie Daggerwood. Es ward bemerkt: der letzte Akt des Don Juan ſolle gegeben werden, wobei man auf beſonderes Verlangen die Teufel und andere unſchickliche Perſonen auslaſſen wolle. Hierauf entwickelte ſich ungehindert der Lauf der übrigen Vorſtellungen, wobei außer den Britten mehrere Eingeborene, Hindus, Mahomedaner und Armenier im muntern Gewühl zugegen waren. Die Kleidung der beiden erſten machte hiebei außerordentlichen Effekt; beſonders ſtrahlten die Diamanten des Abkömmlings der ehemaligen Beherrſcher Indiens Dwarkanauth Tagore wie Meteore, als ſie das Licht reflektirten.

Ein Gaſthof in New-York.

Die Gaſthöfe und Hôtels-garnis in New-York können gegen zwanzigtauſend Perſonen aufnehmen, und doch wird es den Reiſenden oft ſehr ſchwer, irgend ein Unterkommen zu finden, denn es trägt ſich häufig zu, daß drei- vier- bis fünfhundert auf Einmal mit Dampfſchiffen oder auf den Eiſenbahnen anlangen. Täglich entſtehen neue Hotels, das comfortabelſte unter allen aber iſt dasjenige, was Herr Aſtor (aus Hanau in Heſſen gebürtig) für 700,000 Dollars (1,680,000 Gulden) eingerichtet und ſeinem Sohne zum Geſchenk gemacht hat, ein Mann, der jetzt ſchon der Stadt New-York ſolche Steuern bezahlt, die auf ein Vermögen von ungefähr zwei Millionen Dollars (4,800,000 Gulden) ſchließen laſſen.

Nächſtens wird Astor-House für Reiſende und andere Gäſte eröffnet werden. Das Gebäude ſelbſt hat eine Fronte von zweihundert Fuß in der Länge, und iſt die ſchönſte Zierde der mächtigen Broadway-Straße. Maſſe, Einfachheit und paſſende Verhältniſſe verleihen ihm einen großartigen Charakter; Herr Aſtor hätte ſeinem Vermögen und ſeinem Glücke kein dauerhafteres Monument ſetzen können, als dieſes Hotel, das Jahrhunderte lang zum Wohlbehagen der Lebenden beitragen dürfte.

Die innere Einrichtung iſt weit vorzüglicher als Alles, was wir bis jetzt geſehen haben. Das Haus enthält dreihundert Zimmer mit Inbegriff der größten Säle, wie z. B. der ungeheure Speiſeſaal für die Männer, der auf hundert Fuß Länge, vierzig breit und neunzehn Fuß hoch iſt, und der kleinſten Gemächer, die ſich über denſelben befinden, und die man in Frankreich Entresols nennt. Die Fenſter aller dieſer Zimmer gehen direct auf die Straße, alle haben einen Kamin und einen Glockenzug.

Die Küche iſt ſo gebaut, daß der Chef derſelben, ein Künſtler von erprobtem Verdienſte, mit einem Blicke Alles überſehen kann, was zu ſeinem Departement gehört. Außer den gewöhnlichen Kücheneinrichtungen hat man in dieſer noch einen Dampfapparat aufgeſtellt, der die

Gemüſe, das Fleiſch u. ſ. w. kocht, während das glänzende vom Gas ausſtrömende Licht die ungemein große Reinlichkeit bewundern läßt, die überall herrſcht. Unter der Küche befinden ſich die Waſchanſtalten, einer der intereſſanteſten Theile des ganzen Etabliſſements, in denen es möglich wird, vermöge der Menge der Keſſel und durch die Macht des Dampfes, alle Wäſche, eine halbe Stunde darauf, nachdem man ſie hierher gebracht hat, fertig gewaſchen, getrocknet und zu neuem Gebrauche vollſtändig hergerichtet, wieder abzugeben.

Die Wäſche wird auf folgende Art getrocknet: man breitet ſie auf Cylinder aus, die durch kleine eiſerne Stangen in einem durch Dampf ſo ſtark geheizten Saal herumgedreht werden, daß ſie binnen fünf Minuten trocken iſt. Etwas weiter entfernt und unterhalb befindet ſich die Dampfmaſchine, welche das Waſſer in die vier großen Hauptabtheilungen des Hauſes aufſteigen läßt, den Dampf in die Küche und in die Waſchanſtalt liefert, Gabeln und Meſſer putzt, Schuhe und Stiefeln reinigt, und ihren Ueberſchuß von Dämpfen noch zu einer Menge erſt ſpäter zu treffenden nützlichen Einrichtungen anbietet.

Die für die Fremden beſtimmten Zimmer ſind ſehr anſtändig, aber mit keinem Firlefanz decorirt. Alle Möbel ſind von braungebeiztem Nußbaumholz; die Spiegel ſind in eben ſolchen Rahmen gefaßt. Der Spiegel, der in dem für Damen beſtimmten Geſellſchaftsſaal hängt, iſt wohl der größte in den Vereinigten Staaten; er iſt hundert und zwanzig Zoll hoch und zwei und ſiebenzig breit. Die Fußböden und Teppiche zeigen eine kaiſerliche Pracht. Das Mobiliar hat [illegible] Dollars [illegible] Gulden gekoſtet, die Zahl der im Hauſe angeſtellten Diener beträgt achtzig Perſonen. Im ganzen Hauſe befinden ſich vierhundert Thürſchlöſſer, demungeachtet trifft man nicht zwei, die mit einem und demſelben Schlüſſel geöffnet werden können. Das große Portal des Hauſes ruht auf Marmorſäulen und iſt mit gleichem Material gepflaſtert.

Langes Leben.

Mehrere Journale von Connecticut erzählen ſo viele Beiſpiele von langer Lebensdauer in jener Gegend, daß man faſt dieſes Clima mehr als jedes andere dem Menſchen zuträglich erachten muß. Der Hartford Watchman nennt den Prediger Joſeph Hall, der [illegible] Jahre bei der Kirche [illegible] angeſtellt war, und in dem Alter von [illegible] Jahren in dem Hauſe des Herrn [illegible] von [illegible] eine religiöſe Vorleſung hielt, der [illegible] Jahren [illegible] und jetzt [illegible] Jahr alt war. Die Norwalk-Gazette erzählt von der Geburtstagsfeier eines Mannes von [illegible] Jahren, der dazu alle ſeine alten Freunde eingeladen hatte; dabei befanden ſich eine Dame von [illegible] Jahren mit ihrem jungen Vetter, der [illegible] Jahre alt war. In Norwalk lebt eine Frau von [illegible] Jahren, die noch ihrer großen Hauswirthſchaft vorſteht. Die Stamford-Sentinelle berichtet von einer [illegible]jährigen Dame und von ihren beiden Nachbarn, einem Herrn Samuel Jarvis, [illegible] Jahre alt, und ſeine Frau [illegible]. Sie ſind beide ſehr geſund und ſo munter, wie Perſonen von 50 Jahren. Sie haben Enkel, die [illegible] Jahre alt ſind. Madame Palmer, ihre Couſine, iſt [illegible] Jahre alt. Es wäre zu lang, hier alle Perſonen von 70 bis 90 Jahren anzuführen.

Eden.

Der Doctor Hogg, deſſen Reiſe nach Alexandrien, Damask und Jeruſalem im Jahr 1835 zu London erſchien, äußert ſich in dieſer ſeiner Reiſebeſchreibung über Eden folgendermaßen:

Eden iſt eine beträchtliche Stadt, und ein bezaubernder Ort, und wenn, wie die Einwohner behaupten, unſere erſten Aeltern es wirklich bewohnt haben, ſo muß Eva ihren Ungehorſam ſehr bedauert haben, als ſie aus demſelben verjagt wurde, und ſich gezwungen ſah, ſich auf die düſtern Höhen zurückzuziehen, die es umgeben. Schöne Bäche klaren Waſſers, die als Waſſerfälle von den benachbarten Bergen herabſtürzen, und ſich dann durch das Thal ſchlängeln, vermehren den Reichthum der Vegetation. Die Luft daſelbſt iſt von einer außerordentlichen Reinheit; man zählt in der Stadt ſieben Kirchen, und ihre Glocken rufen die Gläubigen zum Gottesdienſt, denn alle Einwohner von Eden und der zu ſeinem Gebiete gehörigen Dörfer bekennen ſich zur chriſtlichen Religion

Inhalt.

Seite

Reiſe nach Kurdiſtan und dem alten Ninive, nebſt dem Bericht einer Reiſe den Tigris entlang nach Bagdad, und eines Beſuchs von Schiras und Perſepolis 1

Aegypten und Nubien von 1829—1836 99

Kleinere Genrebilder:

Oran und Umgegend 255

Marokko. Tanger 265

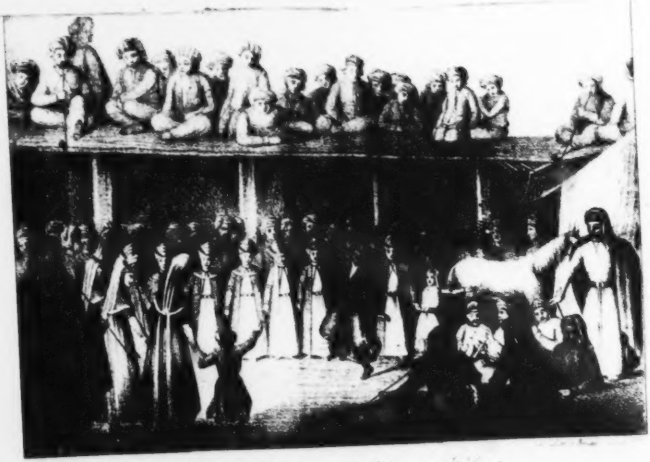
Miscellen:

Theater in Oſtindien 295

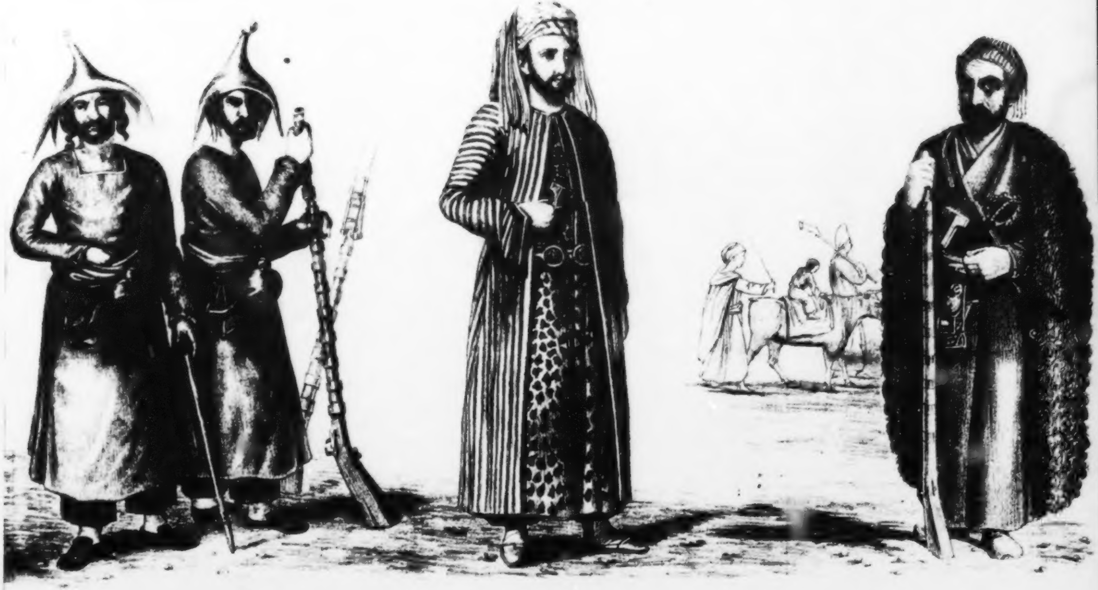
Ein Gaſthof in New-York 297

Langes Leben 299

Eden 300

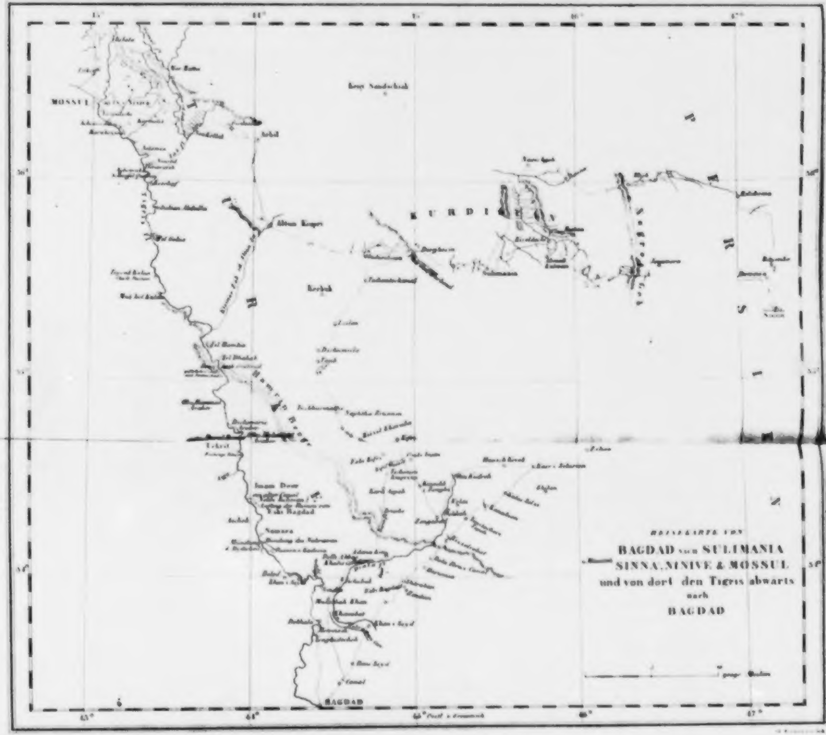


Kurdische Frauen tanzend bei einer Hochzeit



Kurdische Soldaten *Offizier des Pascha von Sulimania* *Ein Mann vom Stamme Jaf.*

[illegible]


MOSSUL
Arbil
KURDISTAN
Altun Köpri
Kerkuk
Tekrit
Imam Dur
Samara
BAGDAD
43°
44°
45° Östl. v. Greenwich
46°
47°

REISEKARTE VON

BAGDAD nach SULIMANIA SINNA, NINIVE & MOSSUL

und von dort den Tigris abwarts

nach

BAGDAD

8° Hl. aus. 2221

Handbuch für Reisende

durch

Tirol,

nach Verona, Venedig, oder Brescia,

von

August Lewald.

(Besonderer Abdruck aus dem grossen Reise-Handbuche durch Italien.)

Mit einer Reisekarte von E. Winckelmann.

Stuttgart,
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1839.

1/4 S.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erste Abtheilung.

Von Innsbruck über den Brenner.

Erstes Kapitel.

Eintritt in Tirol.

Weilheim. — Peissenberg. — Partenkirchen. — Wallersee. — Mittenwald. — Scharnitz. — Seefeld. — Zirl. — Anblick von Tirol. — Das Ober- und Unterinnthal. — Innsbruck.

In *Weilheim* hat man sich den Bergen schon so weit genähert, dass man deutlich ihre Schluchten und Zerklüftungen wahrnehmen kann. In den Sommertagen legt man den Weg von München bis hieher in einem halben Tage zurück, und ist Abends in Partenkirchen. Wer die Reise mit Musse macht, kann bei Weilheim den sogenannten hohen Peissenberg besteigen, der zwar nichts weniger als hoch ist, aber dennoch eine reizende Aussicht bietet. Seine isolirte Lage an der Gränze des Flachlandes verschafft sie ihm. Mit einem Auge blickt man in die Schauer der eisgekrönten, zehntausend Fuss hohen Zugspitze, mit dem andern überblickt man die segensreiche bairische Ebene, besäet mit weissen Weilern und Flecken, aus denen rothbedachte Kirchthürmchen ragen, von wogenden Getreidefeldern umgeben.

Ein anderer Weg bringt von München über Wolfartshausen zum Kochel- und Waller-See, der etwas näher als der erste nach Innsbruck führt.

In *Partenkirchen* übernachtet man sehr gut *auf der Post*, und macht nebenher die Bekanntschaft mit den bairischen Beamten, die hier stationiren; artigen Leuten, die den Fremden an ihrer harmlosen Unterhaltung, Kreiselspiel oder dergleichen, willig und zuvorkommend Theil nehmen lassen.

An dem Gestade des hochgelegenen einsamen Wallersees übernachtet man gleichfalls *auf der Post*, nicht ganz so gut, als in Partenkirchen, das als Bad im Sommer etwas mehr von Comfort und Luxus zeigt; dafür wird man aber in Wallersee durch köstliche Fische entschädigt, die hier wie nirgends angetroffen werden.

Sowohl von Partenkirchen als von Wallersee stossen die Strassen in dem armen, aber reinlichen Markte *Mittenwalde* zusammen, der von der jungen Isar durchströmt wird, welche unweit von hier in den Felsen der Scharnitz entspringt. Mittenwalde soll ein ungesundes Clima haben; hier entstand im Jahr 1836 mitten im Gebirge plötzlich die Cholera, und dehnte sich von hier über den grössten Theil von Baiern aus. Die Einwohner sind, obgleich arm und Krankheiten ausgesetzt, dennoch lustig und guter Dinge, lieben Musik, Tanz und Komödie, sind selbst bedeutende Schauspieler, wie sie alle sieben Jahre durch die Aufführung der grossen Passionsgeschichte darthun, und leben hauptsächlich von der Verfertigung musikalischer Instrumente, womit sie nach allen Richtungen hin Handel treiben.

Mittenwalde ist die Gränzmauth von Baiern; unweit von hier beginnt Tirol, und in dem eine Stunde entfernten *Scharnitz* befindet sich das K. K. östreichische Einbruchsamt, wie die Tafel am schwarz und gelben Pfahl zu erkennen gibt.

Wer im Sommer früh um 6 Uhr Walchensee verlässt, kann bei guter Zeit in Mittenwalde zu Mittag essen; wer von Partenkirchen um dieselbe Stunde aufbricht, gelangt zu Mittag nach *Seefeld*, einem kleinen, zwischen hohen Bergen gelegenen Pfarrdorfe. Dicht hinter Seefeld, bis wohin es stets aufwärts ging, fängt der Berg an sich zu senken, zu den Ufern des Inns geleitend. Es ist dies eine der steilsten und beschwerlichsten Fahrstrassen in Tirol. Besonders ist dies der Fall, wenn man die Höhe über dem Dorfe *Zirl* erreicht hat, von dem dieser Theil des Gebirges auch den Namen *Zirler Berg* führt. Im höchsten Grade überraschend und wahrhaft erhebend ist der Anblick, den man von dieser Höhe hat. Hier sieht man mit einem Male ein wahrhaft grossartiges Thal von kolossalen Bergen — den eigentlichen *Tiroler Alpen* — eingeschlossen, durch das der breite, smaragdgrüne Inn dahinströmt. Was man auch bis jetzt von schönen Bergen, Thälern, Felsen und Bächen gesehen, es verschwindet vor den romantischen Reizen des Innthals. Welch' ein Anbau, welche Menge stattlicher Gebäude bis zu den Gipfeln des Mittelgebirges in malerischen Gruppen zerstreut, welche Kette riesiger Felsenhäupter, die Alles umgibt, gleichsam festhält, von der ganzen übrigen Welt scheidet! Dies ist *Tirol*, gleich beim ersten Blick erkennt man es; so reich und gross in seiner Abgeschiedenheit; so eigenthümlich und ächt; was sind die Berge da draussen, was die Wälder, die einzelnen Dörfer? Mit dem, was wir hier erblicken, sind sie nicht zu vergleichen.

Ich würde ungern diesen Blick von der Höhe des Zirler Berges entbehren; so oft ich auch schon den mir so lieben Boden Tirols von hier begrüsste, immer war mir der Anblick neu und erfreulich, immer erhob er mein Herz. Aber dennoch wünschte ich zum Besten der Reisenden, die namentlich in der schlechten Jahreszeit nach Innsbruck reisen, eine minder steile Strasse. Schweres Fuhrwerk kann nur mit unsäglicher Mühe den Zirler Berg hinauf und hinab fahren, im Winter sogar oft mit Lebensgefahr. Die Regierung, die so viel für Verbesserung der Strassen thut, die über die steilsten Alpenpässe die Kunst ihrer Ingenieure erprobt, hat unbegreiflicher Weise diesen Eingang in's Innthal bis jetzt noch unberücksichtigt gelassen.

Zirl ist ein unbedeutendes Dorf, das Wirthshaus nichts weniger als zu loben. Da man gewöhnlich hier weder übernachtet, noch zu Mittag isst, so kann dies übrigens dem Reisenden ziemlich gleichgültig seyn. Von hier führt die Strasse fast eben am linken Ufer des Inns, an der *Martinswand* vorbei, auf *Innsbruck* zu.

Diese Hauptstadt der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol liegt an der breitesten Stelle des Thals, an beiden Ufern des Inns. Wenn man auf der Innbrücke steht, das Gesicht nach dem Zirler Berg gewendet, von dem man herkam, so hat man links das *Oberinnthal*, am Horizonte von riesenmässigen Gebirgshörnern geschlossen, rechts das freundlichere *Unterinnthal*, dessen Ende hier der kahle Salzberg von Hall zu bilden scheint. Ueber der Zirler Höhe wölbt sich der hohe *Solstein*, und zum Haller Salzberg hinab erstrecken sich die Felsen der Höttinger Alpen mit wundersamen Kuppen und Zacken, unter denen jene Zacke, „*die Frau Hütt*“ genannt, eine Frau mit einem Säugling vorstellend, vor allen bemerkbar ist. Wendet man sich, so erblickt man den Berg Isel, und darüber hinaus den *Schönberg*, zwar seiner schönen Aussicht wegen so genannt, allein in Hinsicht seiner Steilheit und Unbequemlichkeit ein würdiger Pendant zum Zirler Berg.

Ich will hier vor Allem zusammenfassen was ein Aufenthalt in Innsbruck dem Fremden bietet, der auf der Reise nach Italien, mit genauer Berücksichtigung seiner Zeit hier zu verweilen gedenkt.

Zweites Kapitel.

Innsbruck.

Die Stadt im Allgemeinen. Einwohner u. s. w. — Die Franziskanerkirche mit ihren Denkmälern. — Die Jesuitenkirche. — Die Kapuzinerkirche. — Das Servitenkloster. — Der Gottesacker. — Die St. Johanniskirche. — Die kaiserliche Burg. — Das goldene Dachl. — Die Ottoburg. — Rennplatz. — Neustadt. — Ferdinandeum. — Universitätsbibliothek. — Buch- und Kunsthandlungen. — Gasthäuser. — Theater. — Lese-Casino.

Die Stadt liegt nach den neuesten Messungen in einer Höhe von 1786 Pariser Fuss über dem Meeresspiegel, und besteht aus zwei durch den Innstrom gesonderten Theilen. Die Häuser sind hoch, wenn auch nicht alle schön zu nennen, doch grösstentheils stattlich und einen schönen Anblick bildend. Den Dächern geben die mit Gallerien versehenen Gänge, die wegen schnellerer Hülfe bei Feuersgefahr auf allen Häusern angelegt wurden, ein ziemlich seltsames Ansehen. Alleen und unregelmässige Häusergruppen, Kasernen, Magazine, Klöster oder Palastähnliche Gebäude, die sich zerstreut, nach allen Richtungen die Stadt umgebend, zeigen, verleihen dieser einen um so grösseren Umfang.

Innsbruck zählt 26 grössere und kleinere Strassen, 6 öffentliche Plätze und 612 öffentliche und Privat-Gebäude. Die Stadt hat über 10,000 Einwohner, das Klima ist gut und gesund, der Scirocco, oder der „warme Wind,“ wie er hier genannt wird, weht häufig und inkommodirt selbst die Einwohner, trotz der Gewohnheit, da er nicht selten Kopfweh und Uebelkeiten verursacht, dafür aber befördert er die Fruchtbarkeit des Bodens, dadurch, dass er schnell die Schneemassen schmilzt und das Reifen der Pflanzen befördert. — Die Innsbrucker haben, vor den andern Tirolern, schon eine leichte Färbung von Grossstädterei, dabei sind sie gastfrei und lieben über Alles Ausflüge in die herrliche Natur ihrer Umgebungen.

Von allen Gebäuden Innsbrucks verdient die *heilige Kreuzkirche*, auch *Hof* und *Franziskaner Kirche* genannt, ihrer Kunstschätze wegen den ersten Besuch. Sie wurde nach dem letzten Willen des Kaisers Maximilian I. erbaut. Der Enkel Maximilians, Ferdinand I., führte diesen Willen aus; 1553 wurde der Bau begonnen und 1563 vollendet.

Durch ein schönes Portal, auf Marmorsäulen ruhend, tritt man in das Innere, das weder Fresko-Gemälde, noch andere gewöhnliche Zierrathen zeigt. Das leicht sich erhebende Gewölbe ruht auf zehn Säulen von rothem Marmor, vor welchen auf mässigen Erhöhungen 28 kolossale Bildsäulen von Erz stehen, die das in der Mitte des Hauptschiffs sich befindende Denkmal Maximilians I. umgeben.

Das Denkmal selbst erhebt sich auf drei Stufen von buntem Marmor; der Sarkophag ist gleichfalls daraus verfertigt. Auf der Decke kniet Max im Kaiser-Ornate, betend, in mehr als Lebensgrösse. Diese Statue wurde im Jahr 1582 von einem sicilianischen Künstler *Luigi del Duca* aus Erz gegossen. Sie umgeben die Genien der Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Mässigkeit. Sechszehn Pfeiler von schwarzem Marmor theilen die vier Seiten des Sarkophags. In diesen Abtheilungen befinden sich die merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben des Kaisers als Basreliefs aus carrarischem Marmor verfertigt. Eine kleine schwarze Marmortafel enthält die erläuternde Inschrift jedes Basreliefs in lateinischer Sprache. Das Eisengitter, welches das Denkmal umgibt, zeigt die Wappen sämmtlicher im östreichischen Kaisertitel enthaltenen Reiche und Länder, und verdient als überaus kunstreich in Augenschein genommen zu werden. Folgendes sind die Darstellungen in den Feldern, wenn man von der Rückseite des Grabmals beginnt.

Erstes Feld: Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund zu Gent am 20. August 1477. — *Zweites Feld*: Maximilian erstürmt das Geschütz der Franzosen an der Spitze des burgundischen Fussvolks am 7. August 1479. — *Drittes Feld*: Einnahme von Arras am 4. November 1492. Die Marketenderin im Vordergrunde ist nicht zu übersehen. — *Viertes Feld*: Krönung Maximilians zum römischen König am 9. April 1486. — *Fünftes Feld*: Kampf der Tiroler gegen Venedig, unterstützt von Maximilians Hülfstruppen. — *Sechstes Feld*: Maximilians Einzug in Wien, nachdem die Ungarn es im August 1490 verlassen hatten. — *Siebentes Feld*: Sturm von Stuhlweissenburg. Max an der Spitze seiner Krieger. 19. Sept. 1490. — *Achtes Feld*: Max empfängt auf freiem Felde seine aus Frankreich heimkehrende Tochter Margarethe. Französische Herren und Damen begleiten sie, und überreichen dem König zwei Schlüssel, Sinnbilder der als Heirathsgut zurückgestellten Grafschaften Burgund und Artois. 1493. — *Neuntes Feld*: Vertreibung der Türken aus Croatien. — *Zehntes Feld*: Maximilian verbindet sich mit dem Papst, der Republik Venedig und dem Herzog von Mailand gegen Karl VIII. von Frankreich. 1495. Im Hintergrunde sieht man die Franzosen aus Neapel fliehen. — *Eilftes Feld*: Max und seine zweite Gemahlin Maria Bianca von Mailand, auf einem Throne sitzend. Belehnung des Herzogs Ludovico Sforza. — *Zwölftes Feld*: Maximilians Sohn, Philipp der Schöne, vermählt sich zu Brüssel 1496 mit Johanna, der Erbin von Aragonien und Castilien. — *Dreizehntes Feld*: Handgemenge von deutschen Reitern mit böhmischem Fussvolke. Maximilian stürzt vom Pferde. Herzog Erich von Braunschweig eilt als Retter herbei. 1504. — *Vierzehntes Feld*: Kufstein. Der verrätherische Pienzenauer, Befehlshaber der bairischen Besatzung, kehrt dem Kaiser zum Trotz die Mauer mit einem Besen ab. Im Vordergrunde brennt Max mit eigener Hand zwei ungeheure Geschütze, „den Weckauf" und „Perlepaus" ab. 1504. — *Fünfzehntes Feld*: Die Hauptstadt von Geldern ist verwüstet. Herzog Carl von Burgund wirft sich Max, der zu Pferde sitzt, zu Füssen. — *Sechszehntes Feld*: In einem prächtigen Zelte reichen sich Maximilian, der Papst und die Könige von Spanien und Frankreich die Hände zum Bunde gegen Venedig. 30. Dec. 1508. Im Hintergrunde fliehen die Venetianer. — *Siebenzehntes Feld*: Einzug des Kaisers in Padua. — *Achtzehntes Feld*: Maximilian vertreibt die Franzosen aus Mailand und setzt den Herzog Maximilian Sforza wieder ein. — *Neunzehntes Feld*: Der Kaiser führt die niederländische Reiterei gegen die französische. — *Zwanzigstes Feld:* Maximilian und Heinrich VIII. von England bewillkommen sich auf freiem Felde. In der Ferne brennt Tournay. 1513. — *Einundzwanzigstes Feld:* Schlacht bei Vicenza gegen die Venetianer. 7. October 1513. — *Zweiundzwanzigstes Feld:* Kaiserliche Soldaten wagen einen Ausfall aus der belagerten Stadt Marano. Die Venetianer und ihre Schiffe beschiessen sie. 1514. — *Dreiundzwanzigstes Feld:* Maximilian, begleitet von seinen Enkeln, Ferdinand und Maria, und Wladislaus, König von Ungarn, mit seinen Kindern, Ludwig und Anna, besprechen sich über die Wechselheirath, wodurch später Ungarn an Oestreich fiel. — *Vierundzwanzigstes Feld:* Verona, durch die Franzosen und Venetianer belagert. Diesseits des Flusses das französische, jenseits desselben das venetianische Lager sichtbar. 1516.

Besonders zu erwähnen ist auf diesen herrlichen und kunstvollen Gebilden das stets ähnliche Portrait des Kaisers nach allen Abstufungen des Alters. Diese Basreliefs können besonders andern Künstlern hinsichtlich ihrer Treue, womit sie Kleidertrachten der verschiedensten Art, Waffen und dergleichen wiedergeben, als Studium empfohlen werden. Die technische Ausführung dieser Kunstwerke ist von ausserordentlicher Feinheit, da keine der Figuren über eine Spanne lang ist. Die Brüder *Bernhard* und *Arnold Abel* von *Köln* begannen diese Arbeit im Jahr 1561. Sie holten selbst den carrarischen Marmor dazu aus Italien und erhielten als Lohn für Marmor und Reise 720 Gulden. Im Jahr 1563 starben sie und nun trat *Alexander Colin* von *Mecheln* an ihre Stelle, der das Ganze bis 1566 vollendete. Man muss sich beim Messner der Kirche melden, wenn man diese Kunstwerke betrachten will, welches nur während des Gottesdienstes nicht geschehen darf. Die Gebeine des Kaisers ruhen bekanntlich nicht hier, sondern in Wienerisch Neustadt. — Rings um dieses Ehrendenkmal stehen 28 kolossale Bildsäulen aus Bronze, grösstentheils Männer und Frauen aus dem habsburgischen Stamme darstellend, mitunter aber auch Helden des Alterthums. Die Reihenfolge ist von der linken Seite des Einganges angefangen:

1) Johanna, Gemahlin Philipps I. von Spanien, Maximilians Schwiegertochter. 2) Ferdinand der Katholische, König von Aragonien, Johanna's Vater. 3) Kunigunde, Tochter Friedrichs III., Gemahlin Herzog Albrechts IV. von Baiern, Maximilians Schwester. 4) Eleonore von Portugal, Kaiser Friedrich III. Gemahlin, Maximilians Mutter. 5) Maria von Burgund, Maximilians erste Gemahlin. 6) Elisabeth, Albrechts II. Gemahlin. 7) Gottfried von Bouillon. 8) Kaiser Albrecht I., den Johann von Schwaben ermordet. 9) Friedrich IV., Graf von Tirol mit der leeren Tasche. 10) Leopold III. der Fromme, Maximilian I. Urgrossvater. 11) Rudolph, Graf von Habsburg. 12) Leopold der Heilige, Oestreichs Schutzpatron. 13) Kaiser Friedrich III., Maximilians Vater. 14) Kaiser Albrecht II. — In der zweiten Reihe rechts vom Kircheneingang angefangen. 15) Chlodwig, der erste christliche König von Frankreich. 16) Philipp I. König von Spanien, Maximilians Sohn. 17) Kaiser Rudolph I., Stifter des Habsburgisch östreichischen Hauses. 18) Herzog Albrecht der Weise. 19) Theodorich, König der Ostgothen. 20) Ernst der Eiserne, Maximilians Grossvater. 21) Theodobert, Herzog von Burgund. 22) König Arthur von England. 23) Erzherzog Sigmund. 24) Bianca Maria Sforza, zweite Gemahlin Maximilians. 25) Margarethe, Maximilians Tochter. 26) Cimburga von Masovien. 27) Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Maximilians Schwiegervater. 28) Philipp der Gute, Herzog von Burgund, des Vorigen Vater. — Ausserdem befinden sich noch 23 kleinere Statuen in dieser Kirche, kaum zwei Schuh hoch, Heilige vorstellend, welche mit dem östreichischen Hause ver-

wandt seyn sollen. Sie sind: 1) die h. Adelgunde, 2) der h. Adelbert, Graf von Brabant. 3) Die h. Doda. 4) Die h. Hermelinde. 5) Der h. Guido, Herzog von Lothringen. 6) Der h. Simpert, Bischof von Augsburg. 7) Der h. Jodok. 8) Der h. Landerich. 9) Der h. Chlodwig. 10) Die h. Oda. 11) Die h. Pharaild. 12) Der h. Richard, König von England. 13) Der h. Reinbert. 14) Der h. Roland. 15) Der h. Stephan, König von Ungarn. 16) Der h. Märtyrer Venantius. 17) Die h. Waltrud. 18) Der h. Arnulph. 19) Der h. Chlodulph. 20) Die h. Jungfrau Gudula. 21) Der h. Pipin Teuto, Herzog von Brabant. 22) Der h. Trudo. 23) Der h. Vinzenz.

Der Kunstwerth dieser Statuen ist verschieden. Unter den grösseren wird gewöhnlich der Bildsäule des Theodorich der erste Rang zuerkannt.

Das zweite Denkmal in dieser merkwürdigen Kirche, auf das sich die Blicke der Fremden richten, ist das von Professor *Schaller* in Wien, aus weissem Tiroler Marmor ausgeführte, des Sandwirths *Andreas Hofer*, des weltgeschichtlich berühmten Ober-Commandanten von Tirol während des Aufstandes von 1809. Er wurde bekanntlich den 20. Februar 1810 in Mantua erschossen und sein Leichnam im Gärtchen des Pfarrers auf der Citadelle begraben, im Jahr 1823 aber durch Officiere des aus Tirolern bestehenden Kaiser-Jäger-Regiments, das in Mantua garnisonirte, von dort weggeführt und am 21. Februar desselben Jahres unter feierlichem Geleite in der Franziskanerkirche beigesetzt. Sechs von seinen ehemaligen Waffenbrüdern trugen den Sarg. Das trefflich gearbeitete Denkmal zeigt Hofer an einer Felsenwand in der Landestracht mit umgehängter Kugelbüchse, eine Siegesfahne in der Hand, mit der Inschrift: *Für Gott, Kaiser und Vaterland*. Rechts liegt Hofers mit Federn geschmückter Hut. Auf dem Basrelief des Piedestals sieht man sechs Tiroler als Re-
präsentanten der sechs Kreise des Lande
auf die gesenkte Fahne schwören; ein Grei
ruht am Felsen, während jubelnde Knabe
die Wand empor klettern; Schützen un
Landleute umher gruppirt. Diese Arbeit i
von Herrn Director Klieber, einem geborne
Innsbrucker, ausgeführt. Die Höhe de
ganzen Denkmals beträgt 18 Fuss *).

Rechts im Hintergrunde der Kirche b
findet sich *die silberne Kapelle*. Diese h
ihren Namen von dem silbernen Bilde d
heiligen Jungfrau und den aus gleichem M
talle getriebenen Darstellungen der Laure
nischen Litanei an dem Altare. Rechts b
findet sich hier das Grabmal *Erzherzo*
Ferdinand, der die Kapelle erbaute, v
weissem und schwarzem Marmor. Das Ma
morbild des Fürsten ist 6 Schuh 4 Zoll la
mit gen Himmel erhobenen Händen.
einem Gerüste von gelbem Marmor liegen
die Wappen der östreichischen Lande ei
aus kostbaren Steinen nach den heraldisch
Farben eingelegt. Schöne Basreliefs stell
die Hauptmomente aus des Erzherzogs L
ben dar.

Unweit von diesem Grabmale zeigt ei
das der ersten Gemahlin des Erzherzo
Philippine Welser von Augsburg. Die
schrift besagt: „*Ferdinandus Dei grat*
Archidux Austriae, dux Burgundiae, co
Tirolis, Philippinae conjugi carissimae f
curavit. Obiit XXIV. Mensis Aprilis a
salutis MDLXXX.“ Diese Inschrift ist v
Basreliefs, welche in Allegorien die We
der Barmherzigkeit an Lebenden und Tod
darstellen, umgeben. Oben sieht man
Bild Philippinens, über welchem Genien
Todes mit umgekehrten Fackeln schwebe
Auch diese trefflichen Monumente sollen
Alexander Collin herrühren.

---

*) Die Basreliefs des Kaiser-Denkm
so wie Hofers Standbild, sind in guten
bildungen sowohl lithographirt als gestoch
zu haben.

Nach der Kreuzkirche ist die *Jesuitenkirche* sehenswerth. Die Kuppel derselben ist 170 Schuh hoch. Die Stuccatur-Arbeiten verdienen Aufmerksamkeit. Das Hochaltarblatt, die *heilige Dreifaltigkeit* vorstellend, soll von *Rubens* oder doch wenigstens aus seiner Schule herrühren. In der Sakristei zeigt man neben dem Grabstein des Weihbischoffs von Brixen, *Johann Nas*, der sich vom Schneiderlehrling zum Bischoff emporschwang, von *Collin* verfertigt, auch einen Christuskopf mit der Dornenkrone, von *Albrecht Dürer*. Unter der Kirche befindet sich die Gruft der alten Fürsten Tirols.

Die Kirche des *Kapuzinerklosters* ist zwar nur einfach, allein sie enthält einige gute Gemälde, zum Beispiel: ein kleines Madonnenbild von *Lucas Kranach*, und Maria mit dem Kinde, zu beiden Seiten Franciscus und Antonius, und einen Engel, der die Laute spielt, von einem unbekannten Meister. Im Kloster zeigt man die sogenannte Einsiedelei des Deutschmeisters *Maximilian*, aus mehren kleinen Zimmern bestehend, die mit Schiefer und Tropfsteinen geschmückt sind, und unscheinbare Möbel, die der Fürst selbst verfertigt haben soll. Das Gärtchen neben der Einsiedelei heisst noch *Maximiliansgärtlein*.

Das *Servitenkloster*, von der Erzherzogin Anna Maria Gonzaga gebaut, hat ein schönes Hochaltarblatt, eine Vermählung der Jungfrau, von *Polak*, dann eine Heiligen-Gruppe von *Martin Knoller*, aus dem Dorfe Steinach in Tirol, eine Verkündigung von einem Meister aus Florenz, und einen aus Holz geschnitzten Leichnam Jesu auf dem Schoosse der heiligen Jungfrau, von *Füger*, dem berühmtesten Tiroler Bildner aus Holz im Grossen. In der *Peregrinuskapelle*, welche an die Kirche stösst, sind Gemälde von andern Tiroler Meistern zu sehen; den Plafond malte der sechsundsiebenzig Jahr alte *Schöpf*, und beendigte ihn im Jahr 1800.

Auf dem *Gottesacker* hinter dem Krankenhause findet man eine Menge zum Theil schöner Grabdenkmäler, darunter die der alten Tiroler Geschlechter Arco, Brandis, Fuchs, Hendl, Spaur, Trapp, Lodron, Wolkenstein, Taxis, Khuen u. s. w.

Die Kirche des h. *Johann von Nepomuk* liegt in äusserst freundlicher Umgebung, und wird oft als Ziel heiterer Spaziergänge betrachtet.

Die *kaiserliche Burg* bildet ein Viereck, das einen weiten Hofraum umgibt, und dessen Hauptfaçade dem *Rennplatze* zugekehrt ist. Hier stand sonst die alte gothische Burg, von Kaiser Maximilian I. erbaut. Maria Theresia liess ihr von 1766 bis 1770 die jetzige Gestalt geben. Im ersten Stocke der Hauptfaçade wohnt der jedesmalige Landes-Gouverneur; im zweiten befinden sich die Gemächer für den Kaiser, wenn er sich in Innsbruck aufhält; das übrige füllen Bureaus und dergleichen. Sehenswerth für den Fremden ist hier allein der sogenannte *Riesensaal*. Zur Hofkapelle wurde von Maria Theresia das Zimmer bestimmt, wo ihr Gemahl Franz I. aus dem Theater kommend unerwartet verschied.

Das sogenannte „*goldene Dachl*“ ist ein Theil der alten ehemaligen *Fürstenburg*. Friedrich mit der leeren Tasche liess an dieses Gebäude einen gothischen Erker mit vergoldeten Kupferplatten belegen, um zu beweisen, dass er noch Geld habe, und den ihm beigelegten Spitznamen zu Schanden machen könne. Jetzt ist diese alte Residenz in Privatwohnungen umgewandelt, und gehört der Stadt. Ausser dem Erker mit dem goldenen Dache sieht man nichts Alterthümliches mehr daran.

Die *Ottoburg*, dem Gasthof zum goldenen Adler gegenüber, war die erste Residenz der Tiroler Landesregierung, ist aber jetzt gleichfalls zu Privatwohnungen eingerichtet worden.

Auf dem *Rennplatz* sieht man die Reiterstatue *Erzherzog Leopold V.* aus Bronze, auf einem Granitpiedestal.

In der *Neustadt*, Innsbrucks schönster

Strasse, steht die St. *Annensäule* von rothem Marmor mit Figuren von weissem Marmor, auf deren Spitze die heilige Jungfrau. Sie wurde zum Gedächtniss der Räumung des Landes von den bairischen Truppen 1703 am St. Annentage errichtet.

Am Ende dieser Neustadt bildet die *Triumphpforte* das Eingangsthor, welches die Bürger 1765 beim Einzug der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahles Franz I. errichteten. Die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin war durch die Vermählung ihres Sohnes, des Grossherzogs von Toscana, mit einer spanischen Prinzessin veranlasst worden. Bekanntlich starb der Kaiser während der Festlichkeiten, und nun erhielt der Bogen eine doppelte Bestimmung, zur Erinnerung an beide Ereignisse, und zeigt daher nach aussen der Abtei Wilten zugewendet, die Symbole der Freude, während auf der Seite nach der Stadt Alles auf Trauer hindeutet.

Die Sammlungen des *Ferdinandeums* können Montag, Mittwoch und Samstag von 9 bis 11 und von 3 bis 5 Uhr in Augenschein genommen werden. Man findet hier Landschaften von *Koch* in Rom, wohl dem grössten Meister, den Tirol hervorgebracht und von andern tiroler und ausländischen Malern; ferner Handzeichnungen, Skizzen, Gypsabgüsse, Modelle. Von *Mahlknecht*, der gegenwärtig in Paris lebt: eine Venus aus Bronze; *die merkwürdigen Holzbasreliefs von Joseph Hell*, die einzig in ihrer Art genannt werden dürfen. *Reliquien* von *Hofer*: seine Kleidungsstücke, den Brief, den er unmittelbar vor seiner Hinrichtung geschrieben u. A. Eine Mustersammlung von schönen Stahlfabrikaten aus *Stubai*. Eine *Jagdflinte* von *Jakob Pallhuber*, ein höchst merkwürdiges Erzeugniss tirolischen Erfindungsgeistes. Inländische Fossilien; Gebirgsarten aus allen Gegenden Tirols; Versteinerungen; Pflanzen u. s. w.

Die *Universitäts-Bibliothek* ist mit Ausnahme des Mittwochs, Vormittags von 9 bis 12 und Nachmittags Sommers von 4 bis 6 und Winters von 2 bis 4 Uhr offen.

Die bedeutendste Buchhandlung ist die *Wagner'sche*, deren Eigenthümer Herr Johann Schumacher ist. Unter den Kunsthandlungen steht die *Unterberger'sche* oben an, wo man stets Ansichten und Kostüme des Landes, so wie vieles Andere hierauf Bezügliche erhalten kann. Herr *Schedler* in *Wilten* verfertigt gleichfalls ähnliche Arbeiten und verkauft sie zu sehr billigen Preisen.

Gast- und Wirthshäuser sind: die goldene Sonne, der goldene Adler, das weisse Kreuz, der goldene Hirsch, der goldene Löwe, der graue Bär, der goldene Stern und die Traube. Die goldene Sonne hat eine herrliche Lage und wird allgemein für das erste Hotel in Innsbruck erkannt und daher vorzugsweise von Extrapostreisenden besucht. *Der goldene Löwe kann indess in neuerer Zeit als ein reinliches und sehr billiges Gasthaus empfohlen werden*, wenn er gleich nicht in der Hauptstrasse liegt. In der Badegasse sind in einem neuen Gasthause *gute Bäder* zu erhalten.

Das *Theater* liegt der kaiserlichen Burg gegenüber und bietet bei schlechter Witterung, wo keine Ausflüge gemacht werden können, eine nicht üble Unterhaltung.

Das *Lese-Casino* enthält eine ziemliche Anzahl von Journalen und Zeitungen und wird jedem Fremden äusserst liberal geöffnet.

Drittes Kapitel.

Nähere Umgebungen von Innsbruck.

Mühlau. — Ambras. — Wilten. — Berg Isel. — Ferneck, Husselhof und Gallwiese. — Zirl. — Berg Solstein. — Martinswand. — Die Hötinger Alpen. — Frau Hitt. — Die Weiherburg.

Der *Rennplatz* bietet mit seinen schönen Alleen, so wie der daran stossende *Hofgarten*, angenehme Spaziergänge dar. Durch den Hofgarten gelangt man in eine *englische Anlage*, die sich längs des Inns erstreckt und nach der Brücke leitet, die zu dem am jenseitigen Ufer auf einem Hügel freundlich gelegenen *Mühlau* führt. Hieher werden die meisten Spaziergänge unternommen. Ein schöner Sommerabend in Mühlau auf der Terrasse unter den schattigen Bäumen, ist jedem Reisenden sehr zu empfehlen.

Eine nach anderer Richtung unternommene Fussparthie bringt uns nach *Pradl*, eigentlich eine Vorstadt Innsbrucks, über welcher sich das merkwürdige Schloss *Ambras* erhebt. Es hat die schönste Aussicht in's Innthal, und war einst der Wohnsitz Ferdinand II. und seiner Gattin, der schönen Philippine Welser. Die merkwürdige Sammlung von Seltenheiten und Kostbarkeiten aller Art, welche dieser Fürst hier anlegte, wird jetzt in Wien im Belvedere gezeigt *). Von den alten Herrlichkeiten dieses Schlosses ist wenig mehr zu sehen. Man zeigt noch das Badestübchen Philippinens, wo sie durch Oeffnung der Adern den Tod gefunden haben soll (eine Fabel), und den Bogengang, von wo Wallenstein als Edelknabe Ferdinands im Schlafe auf das Pflaster heruntergefallen und unbeschädigt geblieben. Jetzt ist das Schloss in eine Kaserne verwandelt. Beim Dorfe Ambras liegt der Tummelplatz, die romantische Begräbnissstätte der 1796 in dem Militärspitale auf Schloss Ambras Gestorbenen. Dieser Ort macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf empfängliche Gemüther. Eine Kapelle im Freien unter himmelhohen Bäumen! Man sagt, dass nicht bloss Gestorbene hier begraben liegen, sondern dass selbst Schwererkrankte, durch die schändliche Habgier der Lieferanten, noch lebend dem Grabe übergeben wurden.

Die Abtei *Wilten* oder *Wiltau* soll auf dem von Attila zerstörten Veldidena gegründet worden seyn. An der Façade der Stiftskirche sieht man in Nischen zu beiden Seiten des Eingangs die kolossalen Statuen von *Haime* und *Thyrsus*. Ersterer, ein kühner Ritter im Gefolge Dieterichs von Bern, soll hier einen Riesen des Innthals, Thyrsus mit Namen, im Kampfe erschlagen und darauf das Kloster an dieser Stelle erbaut haben. Die Kirche enthält schöne Gemälde, unter anderen die Kopie der *Madonna von Foligno* von *Anderang*, einem Maler aus Lana im Etschthal.

Südlich von Wilten erhebt sich der Berg *Isel*, berühmt durch die dort im Jahre 1809 vorgefallenen Schlachten, wo die Tiroler dreimal siegten.

Westlich von Wilten die Badeanstalt *Ferneck*, gewöhnlich *Husselhof* genannt, ein angenehmer Spaziergang auf einem vorspringenden Hügel. Unter dem Husselhof liegt die freundliche *Gallwiese*, die ebenfalls das Ziel abendlicher Spaziergänger ist. Von hier am Inn fort durch Gesträuch und Wald geht es zum Hauptfahrweg nach *[illegible]* und dann zum freundlichen Dorfe Völs, eine Stunde von Innsbruck. *Kematen* liegt ¾ St. von Völs, von wo ein Bergweg nach dem Bade *Oberperfuss* führt, und eine Ueberfahrt auf das jenseitige Ufer nach *Zirl* bringt. *Unterperfuss* am Inn ist einer der schönsten Plätze dieser so schönen, so reichen Landschaft.

---

*) Sie heisst noch dort die Ambraser Sammlung.

Zirl, das wir schon auf der Reise nach Innsbruck besuchten, bietet an und für sich ausser der herrlichen Aussicht von seinem Berge wenig Merkwürdiges dar. Man besteigt aber von hier den 9000 Fuss hohen *Solstein*. Wer um drei Uhr im Sommer von der Post in Zirl aufbricht, erreicht den Gipfel des Berges zwischen neun und zehn Uhr, und zwischen drei und vier Uhr Nachmittags kann man wieder in Zirl zurück seyn. Eine halbe Stunde unterhalb Zirl senkt sich vom Solstein die *Martinswand* schroff in das Thal. Fast in ihrer Mitte erblickt man die sogenannte *Maximiliansgrotte*, in welcher ein Crucifix nebst der heiligen Jungfrau und dem heiligen Johannes befindlich ist. Hieher hatte sich bekanntlich Kaiser Max auf der Gemsjagd, von einer Klippe zur andern abwärts springend, verirrt und war, abgeschnitten von jeder Menschenhülfe, nicht im Stande, herunter zu kommen. Sein Gefolge und die Einwohner von Zirl sahen den Kaiser oben und ordneten Betstunden an und die Priester zogen mit dem heiligsten Sacramente zu der Wand hinaus, um den Bedrängten durch Gebet zu erlösen. Zum Glücke kam ein in diesem Revier besser bewanderter Gemsjäger, Oswald Zips oder Zipser, auch auf dieselbe Stelle. Wie er den Kaiser erblickte, rief er ihm Holla! zu. Maximilian, erfreut, antwortete ihm: „Ich lauer." Zips setzte nun dem Kaiser Gittereisen an, nahm ihn unter den Arm, und kam mit ihm glücklich zu den Harrenden hinunter. Zum Lohne wurde der Erretter vom Kaiser in Beziehung auf den Zuruf und seine Antwort zu einem Edeln „*Hollauer von Hohenfelsen*" ernannt. Diese Geschichte von der Errettung des Kaisers wurde später in eine Legende verwandelt, wo ein Engel dem Kaiser erscheint und ihn aus seiner Gefahr befreit. Gegenüber dieser Martinswand liegt Maximilians Jagdschlösschen, aus dessen Fenstern er die Gemsen von der Wand herunter schoss, und daneben eine kleine Kapelle, wo die Jäger die Frühmesse hören.

Von den *Höttinger Alpen*, welche zwischen der Isar und dem Inn sich aufthürmen, erheben sich drei Pics oder Spitzen, von denen das westliche, das *Brandjoch*, 7823, in der Mitte, die *Frau Hütt*, 6872, dann östlich, der *hohe Sattel*, 6637 Fuss hoch ist. An die *Frau Hütt* knüpft sich folgende Sage. Zur Zeit Noa's zogen Riesen unter Anführung ihrer Königin, der Frau Hütt, in's Innthal. Sie baute sich auf diesen Felsen einen herrlichen Palast, der damals noch nicht von erstorbener Natur umgeben, sondern mitten in grünen fruchtbaren Gefilden lag. Das Söhnchen der Königin, das diese sehr liebte, fiel einst spielend in eine Pfütze und beschmutzte sich. Die Königin befahl im frechen Uebermuthe, es mit Brod zu reinigen, und entweihte so „die hohe Gottesgabe". In demselben Augenblicke stürzte der Palast zusammen, die Gegend verwandelte sich in starre Felsen, auf denen die Königin selbst versteinert, mit ihrem Sohn in den Armen, dasitzt, wie man sie noch sehen kann, welche Versteinerung von dem Volke noch heute den Namen Frau Hütt behalten hat. Unterhalb des Ortes Hötting, welcher der Felswand den Namen gab, besucht man die *Weiherburg*, ein anmuthiges Jagdschloss Maximilians, weiter abwärts gelangt man nach dem Schlosse *Büchsenhausen*. Diese Punkte bieten überall die überraschendsten Aussichten. Von Weiherburg aus gelangt man auch zu dem schon erwähnten, höchst malerisch am Bergesabhang gegen den Inn gelegenen, Dorfe Mühlau.

Viertes Kapitel.

Weitere Umgebungen von Innsbruck.

Hall und das Salzbergwerk. — Absam. — Rinn mit dem Judenstein. — Der Patscherkofel.

Um *Hall* zu besuchen, kann man von Mühlau zu Fuss über *Arzl* wandern. Von hier geht es über die sogenannten Arzlreissen, einen im Zickzack sich hinziehenden Fussweg, in drei Stunden auf die Höhe des Gebirges; von dort zur Alpe *Pfeis*, wo man vortreffliche Milch und Butter erhält. Dann wendet man sich links abwärts in die Scharnitz (¾ St.); dann wieder rechts empor auf die Höhe des Haller Salzbergs, von wo man in einer halben Stunde die Salinengebäude in der Tiefe und in 3¼ St. Hall selbst erreicht. — Kehren wir nach Arzl zurück, so können wir noch einen andern Weg nach Hall einschlagen: über *Rum*, wo man im Wirthshause ausruhen und sich erfrischen kann. Hier sieht man das 7001 Fuss hohe *Rumerjoch* und einen bedeutenden Felsensturz, der *Rumermure*. Murren werden bekanntlich die Erd- und Steinlawinen in Tirol genannt. Eine Viertelstunde von Rum liegt *Thaur*; dann kommt man nach *Heiligenkreuz*, woselbst sich ein salzsaures Bad befindet. In einer halben Stunde hat man hierauf *Hall* erreicht, welches 30 Fuss über dem Inn und 1718 Fuss über der Meeresfläche liegt. Die Stadt selbst hat enge und unebene Gassen, war sonst mit Gräben und Mauern eingefasst, an deren Stelle jetzt hübsche Anlagen getreten sind. Die Pfarrkirche wurde 1271 gebaut. Die prächtige Vorhalle, aus schwarzen Quadersteinen ist aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sehenswerth ist die *Waldauf'sche Kapelle*, die ein Ritter von Waldauf für seine Errettung aus Sturm und Wellen gelobte und erbauen liess. Die Reliquien, die er auf seinen weiten Reisen gesammelt hatte, wurden in dieser Kapelle aufgestellt. In der Kirche sehen wir ein Altarblatt von einem Schüler *Rubens* und einen Christus mit der Weltkugel von *Albrecht Dürer*. Auf dem Gottesacker liegt Hofers Kampfgenosse, *Joseph Speckbacher*, begraben. Die Inschrift lautet: *„Im Kampfe wild, doch menschlich, im Frieden, still und den Gesetzen treu, war er als Krieger, Unterthan und Mensch, der Ehre wie der Liebe werth."*

Eine halbe Stunde von Hall liegt das Dorf *Absam*. Im Jahre 1797 entdeckte hier ein Bauernmädchen auf einer Fensterscheibe ein Muttergottesbild wie einen schwarzen Kupferstich. Niemand wollte wissen, wie dieses Bild mit einem Mal hier sichtbar geworden war. Man untersuchte die Sache und erklärte sie endlich dahin, dass dieses Glasgemälde, im Lauf der Zeiten verbleicht, plötzlich wieder zum Vorschein gekommen sey. In Tirol wütheten damals gerade Krankheiten in Folge von Kriegsnöthen, und man war daher um so eher geneigt, an ein Wunder zu glauben. Als Friede und Gesundheit bald darauf wieder zurückgekehrt waren, schrieb man es allgemein dem Muttergottesbilde von Absam zu, das inzwischen auf dem Altar der dortigen Kirche aufgestellt worden war und zahllose andächtige Pilger herbeizog. Noch jetzt finden Wallfahrten dahin statt. Absam ist aber noch in anderer und wahrscheinlich weiterer Beziehung den Reisenden interessant; es war nämlich der Wohnort des berühmten Geigenmachers *Jakob Stainer*, der in Italien seine Kunst erlernte, und dessen Instrumente jetzt noch unter dem Namen der Stainer Geigen den

Cremonesern gleich geachtet, oft sogar vorgezogen werden. In seinem hohen Alter wurde Stainer wahnsinnig, und man zeigt noch in seinem Hause zu Absam die Bank, an die man ihn binden musste. In meinem grösseren Werke über Tirol (2. Aufl. bei Cotta. 1838. S. 55.) habe ich von dem abenteuerlichen Leben und Leiden dieses interessanten Künstlers in einem eigenen Kapitel weitläufiger gesprochen. — Von Absam führt eine breite Fahrstrasse in's Hallthal, jene Schlucht, die von Hall in drei Stunden bis zum Salzberge leitet. Um das Salz zu gewinnen, werden grosse Höhlungen in den Berg gemacht, die man Werkstätte nennt. In diese leitet man durch Röhren reines Wasser, und lässt dieses so lange darin, bis es mit Salz ganz gesättigt worden ist, welches man „sudwürdig" nennt. Es müssen dann 100 Pfund Wasser 26 Pfund Kochsalz aufgelöst haben. Dies heisst die Soole oder Sur, welche vermittelst Röhren in die Salzpfannen nach Hall geleitet wird. In Hall wurden sonst auf solche Weise täglich 1000 Centner Salz erzeugt; allein seit 1814 hat die verminderte Ausfuhr nach der Schweiz dies Resultat verringert. Das Sudgeschäft dauert, mit Ausnahme der Ostern- und Pfingstferien, das ganze Jahr bis Jakobi; dann wird die Arbeit eingestellt, um die nöthigen Reparaturen vorzunehmen. Wenn man das Salzwerk besuchen will, so meldet man sich im Verwaltungsgebäude, wo man Bergmannstracht und den Führer mit dem Grubenlichte erhält. Gewöhnlich fährt man durch den Maximiliansstollen in den Königsberg ein. Diese Bergfahrt erfordert zwei bis drei Stunden.

Hall gegenüber, auf der andern Seite des Inn, ragt das *Glungezerjoch* empor, an dessen Fusse auf dem Mittelgebirge die Dörfer *Tulfes* und *Rinn* liegen. Westlich unter dem letztern Dorfe ragt in einer einsamen Waldgegend der sogenannte *Judenstein* empor, eine Wallfahrtskirche, wo die Gebeine des h. Andredl von Rinn, wie ihn das Volk nennt, ruhen. Juden sollen ihn ermordet haben, um mit seinem Blute ihr Osterfest zu begehen, eine durch Nichts begründete Sage, die sich im Mittelalter oft wiederholt; Wunder geschahen, auf seinem Grabe sprossten Lilien und so weiter. Der kleine Märtyrer wurde heilig gesprochen, die Kapelle erbaut, und nun erhalten stammelnde Kinder an dieser Stätte Abhülfe ihres Gebrechens, Stumme die Sprache und Mütter leichte Geburt. So glauben es die Leute.

Eine Stunde von Hall und anderthalb von Innsbruck liegt *Ampass*, so genannt von dem Wege, der sich von hier nach Hall hinunter senkt (am Pass); eine Viertelstunde darüber liegt *Aldrans*. Näher zum *Patscherkofel*, dem Berge der erhabensten Aussicht, liegen links die Dörfer *Lans* und *Sistrans*, rechts *Igels* und *Vill*. Nordwestlich bei Lans sieht man zwei waldige Kuppen emporsteigen; dies sind die ihrer Aussicht wegen berühmten *Lanserköpfe*, die man von Innsbruck aus in anderthalb Stunden ersteigt. Südlich von Sistrans thront der erhabene *Patscherkofel* selbst, 6343 F. über der Meeresfläche, und gut zu ersteigen. Oben ist man von dem herrlichsten Gebirgspanorama umgeben, das dem Reisenden bis jetzt noch zu Theil wurde. Nördlich die Hattinger Wand mit der Frau Hütt und dem Haller Salzberg; östlich die Salzburger und Pusterthaler Tauern; südlich und westlich die Gletscher von Stubai und Oetzthal. Dazwischen breiten sich wie Teppiche das Innthal, das Wippthal mit der tief dahinbrausenden *Sill*, und das romantische Stubaithal aus. Ueber den Wallfahrtsort das *heilige Wasser*, steigt man nach Innsbruck wieder hinab. Jene Wallfahrtskirche sieht man weiss leuchtend von Innsbruck aus, auf der Höhe des Mittelgebirgs thronend. Man findet hier oben ein frisches Alpenwasser, das die heilige Jungfrau gesegnet haben soll und dem man daher heilsame Kräfte zuschreibt

Fünftes Kapitel

Grössere Ausflüge von Innsbruck.

Das Unterinnthal. — Schwatz. — Das Achenthal. — Ritter Georg von Frundsberg. — Das Zillerthal. — Heiligenblut. — Das Gerlosthal. — Pinzgau. — Gastein. — Grossglockner. — Dux.

Wer von Innsbruck einen Abstecher in die einladende Region des *Unterinnthals* machen will, kann sich im Voraus überzeugt halten, einen freundlich idyllischen Genuss zu haben. Man kehre alsdann von Hall nicht wieder zurück, sondern setze seine Reise in der Richtung nach Salzburg auf folgende Art fort. Von Hall geht's nach *Volders*, am rechten Ufer des Inn in anmuthiger Gegend. Das Volderer Thal ist 4 bis 5 Stunden lang und besitzt ein geschätztes Bad. Am Volderer Bache liegt die Veste *Friedberg* mit einem hohen Thurme, von dem man eine herrliche Aussicht in's Innthal hat. Das Dorf *Volders* liegt an beiden Seiten der Poststrasse zerstreut, und ist die Poststation zwischen Innsbruck und Schwatz. Auf einem Hügel erblickt man das Schloss *Aschach*. Das zweite ansehnliche Dorf an der Heerstrasse heisst *Wattens*, mit reichen Obstbaumpflanzungen und einer schönen Kirche, in der sich gute *Gemälde von dem Tiroler Schöpf* befinden. Durch das Wattenser Thal zieht sich 7 bis 8 Stunden lang ein sehr beschwerlicher, aber für den geübten Bergsteiger auch sehr belohnender Fussweg nach dem *Duxerthale*, das wir später etwas näher betrachten werden. — Der nächste Ort nach Wattens ist *Kolsass*, den Schlössern *Volandseck* und *Thierberg* gegenüber liegend; auch die schönen Ruinen des Schlosses *Rettenberg* machen sich bemerkbar. — Eine Viertelstunde unter Kolsass kommen wir nach *Weer*, ihm gegenüber liegt *Terfens*. Das Mittelgebirge prangt hier mit schönen Häusern und einer Kirche. Die Strasse im Innthal wird schmaler, die Gebirge rücken an den Strom hinan. Der nächste Ort heisst *Pill* am Pillerbache. Von der heiligen Kreuzkapelle, unterhalb Pill gelegen, geht man hinunter nach Schwatz.

Schwatz ist ein uraltes Städtchen, das schon zu den Römerzeiten entstanden seyn soll. Früher war es seiner Bergwerke wegen sehr berühmt, die jedoch jetzt eingegangen sind. Besonders wurde Silber und Kupfer gewonnen. In den Jahren 1470 bis 1560 wurde hier für ungeheure Summen zu Tage gefördert. 30,000 Bergknappen waren in Thätigkeit, und die Fugger von Augsburg durften von hier ihren Reichthum datiren. Doch bereits im Jahr 1564 fing die Ausbeute an, geringer zu werden, die im Jahr 1619 nur noch 10,000 Mark betragen haben soll. Zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war das Bearbeiten dieser Bergwerke schon mit einem Verlust von 100,000 Gulden verknüpft und hiemit wurde denn die Arbeit eingestellt. So kam dieser Ort, zugleich von Krankheiten und Kriegsleiden heimgesucht, von der Höhe seiner Wohlhabenheit herunter. Am 15. Mai 1809 steckten die Baiern Schwatz in Brand, und die Einwohner waren allen Gräueln der Plünderung und Verwüstung ausgesetzt. Noch jetzt hat sich der unglückliche Ort nicht erholt. Schwatz liegt 1629 F. über dem Meere und hat über 5000 Einwohner. Die Pfarrkirche ist schön gebaut; die Façade ist im gothischen Styl. Die Kirche blieb beim grossen Brande unversehrt stehen. Jetzt ernähren sich viele Einwohner mit Stricken. Die hier verfertigten Strümpfe und Schlafhauben werden in ganz Tirol verkauft, doch wirft dieser Erwerbszweig nur sehr wenig ab; die geschicktesten Strickerinnen verdienen im Jahr kaum 30 bis 50 Gulden. Eine K. K. Tabakfabrik gibt 900 Menschen Unterhalt; eben so eine Lyonische Drahtfabrik, die artige Schmuckkästchen verfertigt, welche weit und breit verführt werden. Die Hussl'sche Steingutfabrik macht sehr schöne Arbeiten, die sehr gesucht werden. — Es gibt zwei Gasthöfe in Schwatz, die beide zu empfehlen sind. Der eine hat eine schöne Aussicht auf den Inn und die Gebirge, der andere liegt am Markte.

In der Umgegend von Schwatz erhebt sich der *Falkenstein*, ehemals die ergiebigste Silberquelle und wegen der kunstvollen Werke in seinem Innern berühmt, jetzt verlassen und dem Reisenden keine Ausbeute mehr bietend. Westlich von diesem Berge liegt das Schloss *Freundsberg*, eine Ruine, die eine treffliche Aussicht weit umher bietet. Das Geschlecht der Freunds-, Frunds- oder Frundsberge zählte den berühmten Ritter *Georg* zu den Seinen, der 1475 geboren, unter Kaiser Maximilian und Karl V. diente. Er war 1525 der Sieger bei Pavia. 1526 zog er mit einem Heer von 12,000 Deutschen, die er auf eigene Kosten geworben, zu Karl von Bourbon und stürmte Rom. Hierauf war er Anführer des schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg und diente unter Philipp von Oranien gegen Frankreich. Er führte die Landsknechte ein und wurde auch von seinen Truppen nur der Vater der Landsknechte genannt. Er starb 1528 zu Mindelheim.

Ich darf nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass man von hier aus das nahe und sehr anmuthige *Achenthal* besuchen kann, das in letzter Zeit besonders von Engländern zum Ziele ihrer Ausflüge gewählt wird. Dieses Thal hat einen schönen fischreichen See und einen sehr freundlichen Hauptort, gleichen Namens wie das Thal. Der See ist zwei Stunden lang und eine halbe breit, und unter seinen Fischen sind die trefflichsten Saiblinge und Grundforellen besonders hervorzuheben. Es verdient als besondere Merkwürdigkeit erwähnt zu werden, dass die Seen am nördlichen Abhange der Alpen bei dem grossen Erdbeben in Lissabon im Jahr 1755 eine bedeutende Veränderung erlitten. So auch der Achensee; er fiel plötzlich um 4 F. und der Ausfluss der Ache hörte ganz auf. Etwas Aehnliches zeigte sich beim Wallersee. Eben so wurde plötzlich und ohne vorhergegangenen Sturm ein Toben und Steigen der Gewässer im Würmsee in Baiern bemerkt, als am Anfange des gegenwärtigen Jahres der Vesuv seinen Ausbruch begann. Durch das Achenthal gelangt man nach Baiern, weshalb es auch von den Badegästen in *Kreuth* beständig stark besucht wird.

Von Schwatz abwärts wird das Gebirge bewaldeter und an den Ufern des Inns ziehen sich fette Wiesen hin. Das nächste Dorf an der Strasse heisst *Buch*, im Schatten schöner Buchen liegend, dann folgt das kleine Dorf *Margrethen* und etwas weiter *Schlitterbach*. Auf den Höhen prangen ringsum Weiler und einzelne Höfe, mitten in üppigen Alpen und schönen Baumgruppen liegend. Man erblickt die alten Trümmer des Schlosses *Rottenburg*, von deren Wartthurm man eine herrliche Aussicht hatte. Unter *Rothholz* wird das Innthal breit und eben. Ueberall erblickt man nun den reichsten Anbau, überall Schlösser und Dörfer, und hier mündet das freundlichste der Tiroler Thäler, das Zillerthal, in das Unterinnthal. Dicht vor der Thalmündung liegt das Dorf *Strass*, zwei Stunden von Schwatz entfernt, wo die Ziller in den Inn strömt. Der *Reiterkogel* erhebt sich hier über die Schlösser *Kropfsberg*, *Lichtwer* und *Matzen*. Die Ruinen von Kropfsberg nehmen sich herrlich zwischen der Strasse und dem Innstrom aus. Lichtwer liegt etwas tiefer gegen Rattenberg zu. Hier befindet sich unweit des Wirthshauses das

Aubad, eine gute Eisenquelle, die jedoch vernachlässigt wird. Das Schloss Matzen ist gut erhalten. In dieser Gegend erheben sich auf dem Plateau des Mittelgebirges der grosse Kogel, das Horn in der Hilgenau und der *Greilkopf* in der Schaffau, deren Besteigung durch die herrliche Aussicht sehr belohnend ist. Von Matzen aus kommt man an den *Wildbach*, der aus dem rauhen Alpacher Thale in den Inn strömt. Am rechten Ufer des Wildbaches liegt das Dorf *Brixlegg*, ein uralter Ort, der schon im Jahr 788 seine eigene Kirche hatte. Ein bequemer Steindamm führt am Inn nach *Rattenberg*, früher eine Festung und wegen seiner reichen Bergwerke berühmt. Von Schwatz bisher hat man 4½ St. Die Servitenkirche hat einige alterthümliche Grabdenkmäler. Ueber *Kundl*, das seinen Namen von der heiligen Kunigunde herleiten will, gelangt man nach *Wörgl*. Zwischen beiden Orten bildet der Lahnbach Wasserfälle, die jedoch nur von dem gegenüberliegenden Innufer gut gesehen werden können. Die Gegend um Wörgl ist anmuthig und freundlich, und wird von einem tosenden Wildbache, der *Wörgler Ache*, durchströmt. Ausflüge von hier lassen sich in das *Brixenthal*, in's *Leukenthal* und nach der Veste *Kufstein* machen. Von dem nahe liegenden *Grattenbergl* bis nach *Heidach* soll der Sage nach eine Heidenstadt gestanden haben, deren Einwohner sämmtlich an der Pest gestorben sind. Jedenfalls findet der Etymologe hier vielen Grund zu Forschungen, da die meisten Namen auf römischen Ursprung hindeuten. Wie unhaltbar oft solche Herleitungen sind, ist bekannt. Weit hergeholt ist es doch gewiss, um nur ein Beispiel anzuführen, dass man Wörgl von Virgil herleiten will! Von Wörgl zieht sich die Poststrasse östlich über St. Johann und Waidring nach Salzburg, nördlich über Kufstein nach Regensburg. Wörgl ist noch überdies wegen der zwischen den Tirolern und Baiern hier vorgefallenen Schlacht berühmt.

Von Strass, wo wir so eben gewesen sind und uns an dem imposanten Eingang in's *Zillerthal* erfreut haben, wollen wir jetzt rechts einbiegen, um mit diesem anmuthigsten aller Tiroler Thäler etwas näher bekannt zu werden. Wohl ein Jeder, der auch nur einen kleinen Abstecher von Baiern oder Salzburg aus nach Tirol macht, stattet ihm seinen Besuch ab, und es verdient diese Auszeichnung auch im vollsten Maase. Am Eingange dieses interessanten Thales, das sich wie eine breite Strasse in's Unterinnthal mündet, stehen zwei mächtige Pyramiden, rechts die *Breitfalle*, links der *Reiterkogel*; der fleissigste, blühendste Anbau ziert rings umher Ebene und Höhen, Obstgärten umgeben die Häuser; die *Ziller* ist ein freundlicher Bach, kein reissender Gebirgsstrom, nirgends waltet Zerstörung, nirgends droht die Natur mit ihren Schrecknissen. Aber dennoch zeigt dabei auch das Zillerthal die den Alpen Tirols eigenthümliche Grossartigkeit. Auf der fahrbaren Poststrasse in's Thal kommt man zuerst nach *Schlitters*. Indem man hier um eine Felsecke biegt, erweitert sich der Boden und man erblickt *Fügen*, das bedeutendste Dorf im ganzen Thale, mit mehren stattlichen Wohnungen geziert. Man versäume nicht, in dem Wirthshause des berühmten Sängers *Rainer* einzukehren, einer von denen, der zuerst durch seine Kunstreisen nach England und Frankreich, im Verein mit seinen Geschwistern, auf das eigenthümliche Gesangtalent der Tiroler aufmerksam machte. Von Fügen werden häufig Besteigungen der Kellerspitze vorgenommen, um die sich darbietende Aussicht zu bewundern. Der eigentliche Hauptort des Thales, obgleich nicht so gross wie Fügen, ist *Zell*, wo man im Bräuhause gut bewirthet wird; besonders wird der Reisende in dieser Gegend zur Zeit der Kirchweihe am Sonntage nach Mariä Geburt für seine Heiterkeit reichliche Rechnung finden. Es ist dies ein lustiges und schwärmendes Landfest, das mitgemacht zu haben, zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehört. — Hinter Zell theilt sich das Zillerthal und wird östlich *Gerlosthal* genannt, der südliche Arm behält seinen Namen. Am Eingange des Gerlosthals liegt der *Hainzenberg* mit einem Goldbergwerk, das man nicht unbesichtigt lassen darf. Man ersteigt die Höhe des Hainzenberges ungefähr in einer Stunde und steigt dann in's einsame Gerlosthal hinunter. Das Thal hat von der *Gerloswand* seinen Namen, die sich kahl zu einer Höhe von mehr als [illegible] F. darin erhebt. Wer hieher geht, muss sich mit Mundvorrath versehen, da in dem Wirthshause nichts Geniessbares anzutreffen ist. Bald hinter dem Orte *Gerlos* beginnt das *Wildgerlosthal*, das, wie sein Name andeutet, einen wilderen Charakter annimmt. Von hier kann man über die Platte nach *Krimml* in's *Pinzgauthal* steigen. Der *Krimmler Tauern* und der *Krimmler Wasserfall* sind ihrer Grossartigkeit wegen berühmt und namentlich ist letzterer der bedeutendste in ganz Tirol; sie verdienen es, dass man die Mühe, sie aufzusuchen, nicht scheut.

Durch das Pinzgau reist man in das berühmte Bad von *Gastein*, von wo man auch wohl das Thal von *Heiligenblut* besucht, um den *Grossglockner* zu besteigen. Die einsame, hohe und unwirthliche Lage dieses Thales, von allen Schauern der höchsten Alpenwelt umgeben, macht einen tiefen und unbeschreiblichen Eindruck. Man kann jedoch nur im eigentlichen Hochsommer die Wallfahrt dahin unternehmen; fast mehr als dreiviertel Jahre herrscht hier der Winter, bei dessen Nahen und Verschwinden noch überdies Lawinen, reissende Wildbäche und Wasserfälle die Bewohner bedrohen.

Westlich von Zell steigt man über den *Zellberg* in das hintere Zillerthal. Bei der *Maderkapelle* hat man eine reiche Aussicht nach dem vordern und hintern Theile des Thals. Jenseits des Zellbergs kommt man an verschiedenen kleinen Gemeinden vorüber nach *Meierhofen*, wo ein guter ländlicher Gasthof befindlich ist. Dies ist die gewöhnliche Station der jungen Landschaftsmaler, die von München und Norddeutschland hieher wallfahrten. Ueber den Teufelssteg kommt man nach *Finkenberg*, in unfruchtbarer Gegend. Der Reichthum an Mineralien und Pflanzen ist hier sehr gross. Man kann eine recht interessante Sammlung derselben u. A. bei den Brüdern *Leo* in Zell finden und beliebige Stücke daraus zu billigem Preise erstehen.

Kein Thal in Tirol hat so interessante, eigenthümliche und für den Zuschauer auch belustigende Volksfeste als das Zillerthal, und seine Bewohner sind wohl die heitersten und gewandtesten im ganzen Gebirgslande.

Ehe wir das Zillerthal verlassen, wollen wir auch noch einem Nebenthal desselben einige Aufmerksamkeit schenken. Seitwärts von Zell und abgeschieden von der Welt in seiner hohen Lage, von schroffen Gebirgen umgeben, zeigt sich uns nämlich das *Duxer* Thal. Es läuft ziemlich eng zusammen und gönnt in seiner Ebene nur dem Bache Platz, dafür aber sind die Bergwände trefflich angebaut. Im Winter ist der Zugang zu den Duxern unmöglich oder doch nur mit grosser Lebensgefahr zu unternehmen. Im Hintergrunde des Thals ragen ungeheure Schnee- und Eisberge empor, welche das Klima rauh und veränderlich machen. Die Leute leben hier idyllisch und einsam, grösstentheils von Molken und Käse, und setzen sich dabei der angestrengtesten Arbeit aus. Die Kleidung der Männer ist einfach und malerisch, dunkel und ernst; Brust und Knie sind nackt; die Frauen gehen nach Art der Zillerthaler, ebenfalls dunkel und nicht vortheilhaft für Wuchs und Schönheit der Form; der Männerhut, mit Bändern, Blumen und Federn geschmückt, ist noch das Einzige an dem Anzuge der Frauen, was ihm einen malerischen Ausdruck verleiht.

Sechstes Kapitel.

Grössere Ausflüge von Innsbruck.

(Fortsetzung.)

Das Stubaithal. — Selrain. — Das Oberinnthal. — Das Ötzthal.

Niemand wird es wohl versäumen, das interessante *Stubaithal* zu besuchen, wenn der Aufenthalt in Innsbruck nicht zu beschränkt ist. Man fährt auf der Poststrasse nach dem Wirthshause auf dem *Schönberg*, und kommt von hier gleichfalls zu Wagen in drei Viertelstunden nach *Mieders*, dem ersten Orte in Stubai am Abhange der nahen [illegible] Fuss hohen *Serlesspitze*, auch *Waldrasterspitze* genannt. Man hat in Mieders ein eisenhaltiges Bad, mit einem guten Gebäude zur Aufnahme von Fremden versehen, auch ist daselbst ein vortreffliches Wirthshaus „zur Taube“ genannt. Will man längere Zeit im Bade verweilen, so kann man in vielen Häusern des Dorfs billige Unterkunft finden. Spaziergänge nach der Kapelle auf der Waldrast, in's Mühlthal, in die Schluchten des Rutzbaches werden die Zeit angenehm ausfüllen. — Hinter Mieders erreicht man *Fulpmes*, das grösste Dorf im Thale. Die Kirche bewahrt vier interessante Bilder einer Naturmalerin, nämlich der Bauerntochter Margarethe Moal, welche nie Unterricht im Malen erhalten hatte. — Hinter Fulpmes wird die Gegend enger und man erreicht *Medraz*, *Neders* und *Neustift*, wo das Thal sich auf eine kurze Strecke wieder erweitert, um sich jedoch zugleich wieder zu verengen. Durch ein Seitenthal gelangt man hier zum *Alpeiner Ferner*, einem Theil der *Stubaier Gletscher*. Anderthalb Stunden von Neustift kann man auch den Fall des *Mischbachs*, einer Art Staubbach, besuchen; ebenso den Fall des *Sulzbachs*. Den Hintergrund des Stubaithals bilden endlich jene majestätischen Eisgebirge, welche mit den grossen Ötzthaler Fernern zusammenhängen. Ein Übergang von hier in's Ötzthal kann mit guten Führern im Sommer wohl unternommen werden, doch macht ein solches Wagniss stets eigene Bedingungen nothwendig, vor Allem eine gute und zuverlässige Steigkraft in den Kniegelenken und einen schwindelfreien Kopf.

Ehe man zum Schönberg hinansteigt und von der Höhe des Berges Isel, rechts abliegend, über Mutters, Natters, Götzens, Birgitz, Axams und Grinzens, lauter anmuthige, neben einander liegende Dörfer am westlichen Abhange des Isel, steigt man in's merkwürdige *Selrainer Thal*. Es öffnet sich eine halbe Stunde über Axams, zieht sich südwestlich bis Gries und theilt sich dort in zwei Arme, wovon der eine gegen das Ötzthal hin ausläuft. Der erste Theil von Selrain, *Ausserthal* genannt, umfasst das *eigentliche Selrain*, der zweite heisst *Innerthal*, der dritte *Oberthal* und den vierten südlichen Theil bildet das Thal von *Lisens* oder das *Lisener Thal* (richtiger Lisenser). Der *Melchbach*, auch Melch oder Melach geheissen, rollt sein milchweisses Wasser durch das ganze Thalgebiet. Das eigentliche *Selrain* ist eine Stunde lang, von hohen Bergen eingeengt und nur auf der Sonnenseite angebaut. Die Häuser sind hie und da zerstreut; der Zugang zu den meisten ist steil und unbequem. Der erste Ort heisst *Rothenbrunn*, mit einem Bade, dessen Heilquelle einen rothen Niederschlag zeigt, der eben dem Orte den Namen gibt. Wer den Lisenser (auch Lisener Ferner) besteigen will, macht hier von Innsbruck aus sein erstes

Nachtquartier. Links hinter Rothenbrunn zeigt sich das *Fotscherthal*. Die ungeheure Felsenkuppe im Hintergrunde ist die *Fernerwand*, darüber hinaus ragt die *Villerspitze*. Rechts zeigt sich hier der Ferner, der sich als Alpeinerferner in's Stubaithal und als Liesenserferner in's Thal Liesens hinunter senkt. Aus dem Fotscherthal kann man südlich über ein steiles Bergjoch nach Stubai zum Alpeinerferner, östlich über die Alpe *Schmalzgruben* in's *Senderthal*, westlich über die Alpe *Almind* nach der Alpe *Seigas* in's tiefere Selrain wandern. Selrain hat eine gesunde aber rauhe Luft. Im Allgemeinen herrscht Wohlstand und die Leute lieben, gut zu leben; Wein und Bier wird an Sonn- und Festtagen getrunken, auch selbst Kaffee. Ein Hauptnahrungszweig sind die Leinwandbleichen. In manchen Jahren werden hier an 500,000 Ellen Leinwand gebleicht. Der Ackerbau auf den Höhen ist mühsam: hier müssen Menschen den Pflug ziehen, und der Dünger muss auf die Felder in Körben getragen werden. — Das Dorf *Gries* liegt im Innerthale, am Fusse des *Freihutberges*. Von hier steigt man auf beschwerlichem Wege, der weder zum Fahren noch Reiten taugt, zum Orte *Haide*. Südlich öffnet sich hier das *Gleirscherthal*, das in's Ötzthal führt; nordwärts liegt der Weiler *Haggen*. Ein Jochsteig führt von hier nach *Ötz* in's Ötzthal, für gute Steiger in 4 bis 5 Stunden zurückzulegen. Die armen Leute haben einen rauhen Winter, und während desselben Erdbrüche und Lawinen zu bestehen. *Gries* liegt 3650 Fuss über dem Meere; in Haggen und Gleirsch wächst schon die Gerste nicht mehr. Obstbäume sieht man nicht, aber die Alpen-Produkte, Milch, Käse und Butter sind herrlich; ebenso sind die mit Alpenkräutern trefflich genährten Schafe besonders schmackhaft; Wild ist hingegen selten. — Der Weg durch's Liesenser Thal ist sehr angenehm, und wird häufig von den Einwohnern Innsbrucks gemacht. In einer Stunde kömmt man zu den Weilern *Juvenane* und *Neurait*, die an den beiden Ufern des *Thalbachs* liegen. Vom *Magdalenen Bründel* steigt man nach *Kniepiss*, von hier durch Wald nach dem Weiler *Praxmar*, dann hinunter zur Alpe von Liesens, die dem ganzen Thale den Namen gibt. Man befindet sich hier 5000 F. über dem Meere und 1300 F. über Gries. Im Süden senkt sich der Liesenserferner hinab in's Thal, das der Melchbach durchströmt. Wasserfälle, zerklüftete Felsenmassen und reizende Alpweiden bilden vereint ein köstliches Gemälde. Ein stattliches Haus im Hintergrunde des Thals bietet dem Wanderer zur Rast und Erfrischung Gelegenheit. Mit guten *Führern* versehen ist der Liesenserferner nicht eben gefährlich zu besteigen, doch muss bei dergleichen Partien der Reisende seine Kräfte stets vorher sorgsam prüfen. Die Höhe des Ferners ist 9000 Pariser F. und mehr als 6000 über Gries.

Von Rothenbrunn, am Eingange des Ausserselrains, kommt man nach *Oberperfuss* und *Ranggen*, in hochromantischer Gegend. Oberperfuss, eine unzusammenhängende Masse von Häusern und Höfen darbietend, ist besonders lieblich, fruchtbar und von frischen Winden stets umwoben. In der schönen Kirche besucht man das Denkmal *Peter Anichs*, der hier im Jahr 1723 geboren wurde, und die berühmten Erdgloben verfertigte. Ein anderer Einwohner von Oberperfuss, Blasius Huber, half ihm dabei. Beide hatten die Wissenschaft durch sich selbst erlernt. Eine hier befindliche Mineralquelle zieht im Sommer wohl einige Besucher an, die hier jedoch auf alle Bequemlichkeiten verzichten müssen, wenn sie nicht selbst zu ihrer Befriedigung die Mittel mitbringen. — *Ranggen* ist ein ärmliches Dorf am Abhange des Mittelgebirgs. Von hier steigt man nach Inzingen hinunter, um wieder nach Innsbruck zurückzukehren.

* * *

Wer längere Zeit in Innsbruck verweilt, darf es nicht unterlassen, einen Ausflug in das hochromantische *Ober Innthal* zu machen, das zum Unter Innthal den vollständigsten Gegensatz bildet. Ist dieses einer Idylle zu vergleichen, so ist jenes ein Epos. Dort ist die ganze Erhabenheit der Alpenwelt wie auf einem Punkte concentrirt. Ich werde später Gelegenheit nehmen, diese Tour auf der Reise zum Arlberg oder durch den Pass von Finstermünz genauer und nach ihrer ganzen Ausdehnung zu beschreiben. Wir wollen jetzt vornehmlich den Weg durch dieses Thal so weit zurücklegen, bis wir in das *Ötzthal* das letzte Ziel unserer Wanderungen von Innsbruck erreicht haben.

Von Innsbruck zieht man wieder auf dem Wege, den man gekommen, bis *Zirl*, am linken Ufer des Inns, über dem man *Telfs*, auf der Strasse nach Augsburg, als einen interessanten Punkt in Augenschein nimmt. Es ist ein grosses Dorf am Fuss der hohen Munda, den Trümmern der Veste *Hörtenberg* gegenüber. Westlich vom Dorf liegt die Wallfahrtskirche *St. Moriz*, wo ehemals das Schloss *Ehen* emporragte, darüber eine Felsenschlucht, die *Strassberger Klamm* oder das *Mörderthal* genannt, mit grossartigen Felsentrümmern decorirt. Am andern Ende dieser Schlucht sieht man malerisch gelegene Häuser und Kirchen und über Alles dies die hohe Munda mit ihrem kahlen Scheitel sich erhebend. Ein schöner Spaziergang leitet westlich über die *Arzberger Klamm* nach *Birchenberg*, wo man die herrlichste Aussicht über die ganze Gegend geniesst. Hinter Telfs geht die Poststrasse über den Fuss des *Mieminger Bergs*, wo sich dem entzückten Auge gleichfalls die mannichfachsten Reize entfalten. Die Dörfer *Ober-* und *Untermimingen* liegen an der Strasse mit guten Wirthshäusern und ersteres besitzt noch überdiess ein Altarblatt von *Schöpf* in der Pfarrkirche. Die Bilder von diesem Meister sind sehr häufig hier zu Lande und verdienen hie und da wohl die Aufmerksamkeit der Reisenden, doch wird sich Jemand, der nach Italien zu reisen gedenkt, schwerlich dabei lange aufhalten. Es genügt gemeinhin, ein Paar zu sehen, um der Andern Ansicht sich überhoben zu halten. Doch will ich in der Aufzählung auch dieser Kunstwerke geringeren Werthes, so gewissenhaft als möglich seyn, um dem Wunsche gewisser Reisenden dadurch zu genügen. Von Obermimingen führt die Strasse nach Nassereit. Hier ist das Innthal erst in seiner wahren Grösse zu schauen. In der Thalschlucht zur Linken der Strasse erhebt sich grade unter derselben das Schloss *Klamm* auf einem Hügel. Der alte runde Thurm, der einzige, der noch vom alten Schlosse steht, nimmt sich besonders malerisch aus. Hinter dem Dorfe *Obsteig* wird die Gegend ernster und rauher, und die Strasse senkt sich über den *Rossberg* hinab nach *Nassereit*, das in einer unfreundlichen Gegend liegt. Von hier legt man die Reise nach *Imst*, unter stets abwechselnden Naturschönheiten zurück und begibt sich dann nach *Brunnen*, wo man schon *Ötz*, den ersten und Hauptort des Thales gleichen Namens, im Gesichte hat.

Das *Ötzthal* wird nicht mit Unrecht das Chamouny von Tirol genannt, und wenn es einmal bekannter geworden ist, wird es ebenso in heissen Sommertagen als Ziel fremder Wanderer benutzt werden, als jenes Savoyische Thal. Beim Anfang da, wo Ötz und Sautens am Bache liegen, zeigt sich die Gebirgslandschaft zwar schon grossartig, aber dennoch freundlich. Bei Ötz verdient das abgeschlossene und einsame Thal *Ochsengarten* einen etwas länger verweilenden Blick. — Bald werden die Gebirgsformen ernster und charakteristischer; Fichten und Tannen bekleiden die Felswände. So erreicht man *Umhausen* im weitesten Kessel des Thals gelegen. Hier ziehen die *Engelswand* und die grosse *Stuiben* die Aufmerksamkeit an. Letztere ist ein herrlicher Staubbach, der es mit den berühmtesten Wasserfällen aufnimmt. Jetzt wird die Gegend öder, der Anbau verschwindet und die Gletscher, hier

Ferner genannt, bilden die Lichtpunkte zwischen den dunkeln Waldesmassen. Bald wird der Pfad so eng und beschwerlich, dass man hart an dem schäumenden Wildbach einher klettern muss. Das an Sagen mancherlei Art so reiche Ötzthal hat diese Gegend mit Hexen bevölkert, welche den späten Wanderer zu Tode ängstigen. Man erreicht *Längenfeld*, wo die Gegend wieder auf kurze Zeit freundlicher wird, wenn sie gleich schon den ausgeprägtesten Charakter des Hochgebirges an sich trägt. Liebhaber von Volkssagen werden hier in Längenfeld ihre Rechnung finden, wenn sie zu guter Stunde im Wirthshause sich eine gesprächige Seele freundlich zu verbinden wissen, was jedoch für Ausländer, und namentlich für solche, die des Tiroler Dialekts unkundig sind, nicht leicht ist, da der einsame Thalbewohner selten ohne Misstrauen ist, und Spott und Entweihung seiner Mysterien von den *Fremden*, an deren Erscheinung er noch wenig gewöhnt ist, befürchtet. — Hinter Längenfeld zieht sich der Weg durch Wälder und der Anbau verschwindet. Man erreicht *Huben*; der Gebirgs-Charakter wird immer schauriger; die seltsamsten gespenstischen Mähren begleiten hier den Wanderer. Erst drei Stunden von Längenfeld erreicht man *Sölden* in einer einsamen Bucht des Thales, dann kommt man nach *Zwieselstein*, wo sich das Ötzthal in zwei Arme, das *Gurgel-* und *Vent Thal* theilt. Seitwärts steigt man nach dem *Timmler Thal* hinauf zum *Timmlerjoche*, welches nach Passeyr führt. Südlich führt das Gurgelthal nach den Riesengletschern, welche Ötzthal von Passeyr trennen. Das *Venter* Thal zieht sich südwestlich. Der Weg dahin ist beschwerlich und, wenn Regenwetter oder Nebel eintritt, nicht ohne Gefahr. Hier ist man abgeschieden von allen übrigen menschlichen Wohnungen. Erst im Mai verliert sich der Schnee aus dieser hohen Alpenregion. Eine halbe Stunde von Vent kommt man nach *Rofen* und nach einem beschwerlichen Marsche von einer Stunde erreicht man von dort den *Vernagtferner*. Die Seen, welche sich auf diesen Fernern bilden, brachten oft schon Verderben dem ganzen Ötzthal. Selbst bis in's Innthal trug das durch das Ausbrechen der Gletscherseen angeschwollene Wasser Gefahr. Die Höhe zwischen dem Vernagt- und Hochjochferner bietet den Rundblick über diese ungeheure Gletscherwelt, deren grossartige wilde Schönheit und Erhabenheit keine Beschreibung zulässt.

Siebentes Kapitel.

Von Innsbruck über den Brenner nach Brixen.

Das Wippthal. — Der Brenner. — Das Eisakthal. — Über den Jaufen in Passeyr. — Sterzing. — Mauls. — Franzensfeste. — Brixen.

Die Poststrasse nach Italien führt von Innsbruck geradeswegs nach dem Brenner, dem bequemsten und auch im strengsten Winter praktikabelsten von allen Alpenpässen. Die Höhen die man bald hinter Innsbruck zu ersteigen hat, sind zuerst der *Berg Isel*, dann der *Schönberg*, der seiner Aussicht wegen diesen Namen wohl verdient. Auf der Höhe des Berges steht ein gutes Wirthshaus, wo man sich erholen mag, wenn man zu Fuss, im Richtwege, dem Wagen vorangeeilt ist. Die Steilheit des Schönbergs rivalisiert mit dem von uns schon genannten Zirlerberg und ist wo möglich noch ermüdender. Der Weg ist für schwere Fuhrwerke oft gefährlich und man denkt daran, von *Wilten* eine neue Strasse durch die Felsen nach *Mattrey* im Sillthale zu sprengen, und so die Höhe des Schönbergs ganz zu umgehen. — Das Thal, welches man auf dieser Reise durchzieht, heisst das *Wippthal*, und wird von der Sill durchströmt. Zunächst geht es den steilen Schönberg hinan, und dann durch eine öde waldige Strecke zum Markte *Mattrey*. Rechts sieht man zur *Waldrast* und von der Höhe des Schönberges in's freundliche Stubaithal, in dessen Hintergrunde sich die malerischen Stubei oder Alpeiner Ferner aufthürmen. Mattrey selbst liegt auf beiden Seiten der Sill und ist bereits über 3000 F. hoch vom Spiegel des Mittelmeeres gerechnet. Die Häuser sind grösstentheils neu, da der Ort oft von Feuersbrünsten heimgesucht wurde. Mattrey, zwischen Brenner und Schönberg gelegen, ist gewöhnlich ein Ruhepunkt für schwere Fuhrwerke. Auf ebener Strasse gelangen wir nach *Steinach* und bemerken im Vorüberfahren eine Marmortafel an einem hübschen Hause, welche uns berichtet, dass hier der Maler *Knoller* geboren wurde, von dem in der Pfarrkirche drei seiner besten Gemälde zu sehen sind. Vor der Kirche hat ihm die Gemeinde ein Denkmal setzen lassen. Gleich hinter Steinach beginnt die Brenner-Strasse sich zu heben. Die Sill strömt in enger Schlucht uns stets zur Seite. So kommt man nach *Stafflach*, und von dort nach *Gries* in einer Gegend, die von den Wildwassern des obern Berges viel zu leiden hat, dennoch aber in seltener Fruchtbarkeit prangt. Die Höhe des Orts über dem Meere ist 3731 F. Die schöne Pyramide, die wir vor uns erblicken, ist der *Padauner Kogel*. Hier wird oft Mittag gehalten, sowohl von denen, die von Italien kommen, als die dahin reisen. Nun geht es nach dem *Brenner Joche* steil empor. Die Gegend wird immer rauher, zu beiden Seiten der Strasse Föhren und Gestein; wir nähern uns der höheren Alpenregion. Rechts am Wege liegt der *Brenner See* 4126 F. über dem Meere. Die Forellen dieses Sees sind zwar sehr vorzüglich, jedoch lässt sie sich der Wirth im Posthause auch gut bezahlen. Dieses Posthaus ist eine Viertelstunde vom See entfernt, auf der Wasserscheide zwischen Donau und Po, mithin an der Gränze des Wasserbeckens des schwarzen und adriatischen Meeres gelegen. Von nun an ist beim Hinabfahren die am Kreuzjoch entspringende *Eisak* die Begleiterin der Reisenden. Die Post auf dem Brenner ist 4375 F. hoch *). Der eigentliche Gipfel des Brenner ist jedoch noch 2000 F. höher. Die Witterung ist hier oben gewöhnlich kalt und auch Schneegestöber selbst im Sommer nicht selten. Dagegen blüht hier die lieblichste Alpenflora und ein wandernder Botaniker findet stets seine Rechnung. Lawinen sind hier nur selten, doch hat man nach recht schneereichen Wintern sie auch wohl zu fürchten. Beim Hinabfahren von der Südseite des Brenner sieht man links am Wege einige Gebäude. Dies ist das aus alten Zeiten her bekannte *Brenner Bad*, das neben seiner Heil bringenden Quelle auch noch deshalb zu empfehlen ist, dass die Luft sehr rein und gesund, die Wohnungen reinlich und wohlfeil sind, eine

---

*) Der Pass des Mont Cenis ist hoch 6360 F.

des kleinen St. Bernhard	6750 F.
des grossen	7476 F.
des Simplon	6174 F.
des Gotthard	6490 F.
des Splügen	5949 F.
des Radstatter Tauern	5400 F.
der Franzenshöhe auf d. Wormser Joche	6963 F.

Diese Angaben entnehme ich dem bei Wagner in Innsbruck erschienenen Werke: „*Das Land Tirol*", da jedoch die Franzenshöhe nicht der höchste Punkt des Wormser Joches ist, sondern von dort erst noch die sogenannten Wandeln zurückgelegt werden müssen, so ist die frühere Angabe von mehr als 9000 F. für die ganze Höhe wahrscheinlich nicht übertrieben.

Gelegenheit zu Spaziergängen auf ebenem Boden verbunden ist und die vorbeiführende Hauptstrasse den Badegästen einige Unterhaltung gewährt. Vorzüge, die nicht jedes, auch so gepriesene Bad in Tirol, jederzeit zu bieten im Stande ist. — Die Strasse zieht sich eng zwischen Felswänden nach *Gossensass* hinab, über dem ein alter Thurm der Veste *Raspenstein* emporragt. Die Eisak fliesst durch den Ort. Hier gab es sonst ergiebige Bergwerke, die erst im vorigen Jahrhundert versiegten. Immer tiefer senkt sich nun die Strasse nach *Sterzing*. Man kommt bei der Veste *Strassberg* vorbei, unter welcher sich *Oberried* ausbreitet. Wo der Hohlweg in ein breiteres Thal sich mündet, sehen wir endlich Sterzing vor uns mit seinen reinlichen Häusern in ziemlich kahler Gegend. Hinter uns haben wir nun den Brenner, rechts den *Jauffen*, über den man in's Passeyrthal in sechs Stunden gelangt. Von hier aus erstreckt sich das sogenannte *Sterzinger Moos* bis an die Berge. Die einzige Gasse, die Sterzing besitzt, wird von ansehnlichen und sehr reinlichen Häusern gebildet, von denen viele mit schön vergoldeten Wirthshausschildern prangen. Ein sonst sehr berühmtes Gasthaus, „das Nagerl", scheint jetzt durch die sehr gut verwaltete Post verdunkelt werden zu wollen. Sterzing's Gegend war oftmals schon die Scene blutiger Schlachten, die berühmteste war die im Jahr 1809 zwischen den Tirolern unter Andreas Hofer und den Baiern, welche die gänzliche Vertreibung der letztern aus Südtirol zur Folge hatte. Die Lage der Stadt wird auf 3080 Paris. F. über dem Meere angegeben. Die Gegend ist rauh und der Acker liefert fast nichts als Hafer. — In der Nähe liegen die Burgen *Sprechenstein* und *Reifenstein*. Von der letztern hat man eine gute Übersicht des ganzen Mooses, der einst ein See war *).

Das Eisakthal wird nun enger, sobald wir Sterzing verlassen haben. Wir sehen *Trens*, ein kleines Dorf, erhöht am Wege liegen, ihm gegenüber das stattlichere *Stilfs*. Später gelangt man, am Schloss *Welfenstein* vorüber, das auf hohem Felsen daliegt, nach *Mauls*, einem hübschen freundlichen Dorfe, wo ich stets gern verweilte und jeden Reisenden auffordere, sein erstes Nachtquartier von Innsbruck nach Botzen im dortigen Wirthshause „zum *Nagerl*" zu nehmen. Man findet hier in einem gewöhnlichen, jedoch sehr reinlichen Dorfwirthshause einen Comfort, den man in manchem städtischen Gasthofe vermissen würde, eine schmackhafte Küche und die billigste Bedienung. Hinter Mauls, an einer sehr engen Stelle der Strasse, liegt das Wirthshaus „im *Sack*", welches für diese Gegend eine sehr bezeichnende Benennung ist, und von hier kommt man nieder

---

*) Von dem Dorfe *Gasteig* führen zwei Wege nach Südtirol. Der eine ein Saumschlag (also auch für Pferde praktikabel), 6 Stunden über den Jauffen durch Passeyr nach Meran, der andere bloss für Fussgänger über das *Penser Joch* nach dem Hauptorte des interessanten und wenig besuchten *Sarnthales*, *Sarnthein*. Der Weg über den Jauffen ist für gute Fussgänger bequem, für geübte Bergsteiger ein leichtes Kinderspiel. Er führt fast beständig durch Wald. Bei *Kalchs* vorbei, wo Hofer im Jahr 1809 sein Hauptquartier hatte, gelangt man nach *Ohlwitz*, wo man sich im Wirthshause auf ländliche Weise erfrischen kann. Von hier hat man eine halbe Stunde bis zur Höhe des Jochs, auf dem ein Kreuz gepflanzt ist. Der Anblick in's Passeyr Thal, wo man die *Jauffenburg* und den daneben liegenden Marktflecken, *St. Leonhard*, den Hauptort des Thals erblickt, ist sehr erfreulich. Dieser Jauffenpass ist stets besucht und man kann ihn, selbst des Weges unkundig, ohne Führer passiren.

Wer nach Sarnthal will, steigt von Gasteig zur Kirche St. Antoni, hier über den Thalbach, an einem Nebenthale vorüber, in den nächsten Einschnitt links. Von hier an zwängt der Weg sich zwischen hohen Bergen hinan. Aus dem Sarnthal führt ein angenehmer Weg nach *Botzen* hinab.

Univ.-Bibl. München

steigend nach *Mittewald*, wo sich ebenfalls ein guter Gasthof befindet. *Oberau* und *Unterau* folgen, und das Thal nimmt nun nach und nach eine südlichere Färbung an, die Vegetation wird üppiger, die Föhren verschwinden, das Laubholz ründet sich zu schöneren Formen, es sind Kastanien, die wir sehen, und auch der Wein klimmt schon spärlich an den Sonnenseiten der Abhänge. Hier erhebt sich plötzlich vor unsern Blicken der riesenhafte Bau der *Franzensveste*, der mit den Felsen rings umher zu wetteifern scheint. Bei aller Grossartigkeit dieser Massen zeigt sich Eleganz und das Ganze macht einen höchst überraschenden Eindruck. Noch immer, ich reiste erst im November 1838 hier vorüber, ertönt der Donner der Minen an diesem Bau, und doch zeigt er schon den Anblick äusserer Vollendung. — Diese Strecke von Mittewald bis hieher, eine schaurige Felsenkluft, war Zeugin der unglaublichsten Tapferkeit der Tiroler Landesvertheidiger im Jahre 1809. — Links zieht sich eine Strasse über eine malerische, schön gemauerte Brücke nach dem *Pusterthal*, rechts reist man über *Vahren* weiter nach *Brixen*.

Wer Abends Innsbruck verliess, den Brenner schlafend hinauf und hinabgefahren und nun am frühen Morgen in dem Thale von Brixen erwacht, fühlt sich plötzlich, wie mit einem Zauberschlage aus dem Norden in den Süden versetzt. Überall sind die Felder mit Wein und Mais bedeckt, die Mittelhöhen tragen hohe Kastanienwälder und Alles zeigt einen üppigern Anbau. Diese Überraschung hat aber nur der, welcher plötzlich sich hieher versetzt sieht. Wer langsam und bedächtig weiter schreitet, sieht die Veränderung in der Vegetation schon nach und nach beginnen und mit jedem Schritte entfalten sich ihm neue Reize derselben.

Brixen zeigt sich in stattlicher Ausdehnung und seine Hauptkirche mit den zwei blendendweissen Thürmen, auf deren schwarz gedeckten Spitzen sich funkelnde Goldkreuze erheben, bietet mit den ausgedehnten Gebäuden der fürstbischöflichen Residenz einen schönen Prospect. Der italienische Name dieser Stadt ist *Bressanone*. Sie ist unregelmässig gebaut und hat nur eine Hauptstrasse; eine Nebenstrasse mit Arcaden enthält die Läden der Kaufleute; vor der Domkirche ist ein schöner Platz. — *Die Domkirche* selbst wurde von 1745 bis 1754 gebaut; die Facade ist von weissem Marmor. Es sind gute Gemälde darin, wie z. B. eine Kreuzigung von *Schöpf*, eines seiner besten Werke; der Sturz des heiligen Johannes von Nepomuck in die Moldau von *Cignaroli*; und endlich die h. Agnes von *Christoph Unterberger*. Die sterbende Jungfrau am Hochaltar ist ein schönes Werk von *Michel Angelo Unterberger* *). Die Frescomalereien sind von *Paul Troger*, und die schönen Marmorplatten, womit der Fussboden gedeckt ist, sind alle aus der Gegend; der Baumeister hiess *Delayo* von Botzen, mithin ist die ganze Kirche von Tiroler Künstlern aus Tiroler Material verfertigt worden. Neben der Domkirche schliesst sich der Kreuzgang mit interessanten, sehr alten Frescomalereien an, die wahrscheinlich aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts stammen. — In der *Mariahilfkirche*, unweit des Gottesackers, sieht man zwei Bilder von *Schöpf* aus seiner besten Zeit, die heiligen Anton und Joseph darstellend. — Ein Spaziergang in die Gärten der fürstbischöflichen Residenz wird eine angenehme Unterhaltung gewähren. Ein Casino sorgt für gesellschaftliche Unterhaltung der Einwohner. — Das Brixner Bier wird gelobt und weit versandt. — Die besuchtesten Wirthshäuser sind der *Elephant* und die *Sonne*, ersteres etwas theuer im Verhältniss, letzteres nicht eben ausgezeichnet zu nennen. — Das *Vahrner Bad*, auch gewöhnlich, wie es in Tirol üblich, das Badl genannt, wird von den Brixnern häufig zu Ausflügen benutzt.

---

*) Die Künstlerfamilie Unterberger, die so manches treffliche Werk in's Leben rief, stammt aus dem Orte Cavalese im Fleimser Thal (Val di Fiemme).

Achtes Kapitel.

Abstecher in's Pusterthal.

Bruneck. — Toblach. — Innichen. — Lienz. — Die Ampezzanerstrasse. — Thal Enneberg.

Bei *Unterau*, an der Franzensveste vorüber, und dann über die Ladritscher Brücke kommt man nach *Mühlbach*, welches man als den ersten Ort des *Pusterthales* betrachten kann. Die vielen Mühlen mögen ihm den Namen gegeben haben. Eine kleine halbe Stunde von hier sind die Trümmer einer Veste, die *Mühlbacher Klause* genannt. Hinter der Klause wird das Thal weiter und man kommt nach *Untervintl* und *Obervintl*, die nur eine halbe Stunde von einander entfernt liegen. Über *St. Sigmund* und der dabei liegenden Kapelle, das *Sigmunder Stöckl* genannt, kommt man in einer engen Thalschlucht zu dem einsam stehenden Wirthshause, „*das hohe Haus*“ genannt. Man zieht an den Ufern der Rienz hin und kommt so allmählig ansteigend nach *St. Lorenzen*, einem gut gebauten Orte, den die Strasse durchschneidet. In südwestlicher Richtung erblickt man das Schloss *Michaelsburg*. Von St. Lorenzen geht es nach *Bruneck*. Diese Stadt reiht sich um den Schlosshügel am Ufer der Rienz, und hat eine neue freundliche Pfarrkirche, mit Frescogemälden von *Schöpf*; die Spitalkirche, gleichfalls neu, besitzt gute Gemälde von *Franz Unterberger*. Der Schlosshügel bietet eine herrliche Aussicht in die Gegend. Eine Menge von Schlössern und Dörfern liegt ringsum zerstreut in fruchtbaren Umgebungen, von grossartigen Gebirgsformen überragt und eingeschlossen. — Von Bruneck steigt die Strasse immer höher, bis sie das *Toblacher Feld* oder die Toblacher Höhe erreicht hat, eine Hochebene, die mit dem Brennerjoche an Höhe wetteifert. Fast der ganze Weg, an den Ufern der Rienz sich hinziehend, wird von anmuthigen Feldern eingeschlossen, die mit heitern Dörfern bekränzt sind. — *Welsberg* mit seinem Schlosse gleichen Namens liegt vor uns. In der Kirche des Dorfs sieht man Altarblätter von *Paul Troger*, der hier geboren wurde, und als Hofmaler in Wien gestorben ist. Die hier verfertigten Büchsen, „Stutzen“ genannt, werden stark gesucht. Welsberg gegenüber liegt Schloss *Thurn* in Trümmern. An guten Wirthshäusern fehlt es nicht, und der Reisende, der hier verweilen will, kann sowohl das schöne blühende *Gsieserthal* als auch eines der frequentesten Tiroler Bäder, *Prags*, besuchen. — Wir fahren weiter nach *Niederdorf*, mit sehr zierlichen reinlichen Häusern, die zum Theil bunt bemalt sind. Die Pfarrkirche enthält Gemälde von Martin *Knoller* aus Steinach. Die Post bietet gute Unterkunft. Man wählt Niederdorf häufig im Sommer seiner gesunden Lage wegen als Luftbad und wirklich ist die Luft hier sehr rein und frisch; doch würde ich unbedingt dem milderen *Meran* im Etschthale in dieser Hinsicht den Vorzug geben. Rechts führt von hier ein Weg nach dem Bade *Maistadt*. Dieses Bad, welches sehr verloren hatte, hebt sich in neuester Zeit wieder bedeutend. Eine Stunde vor Niederdorf erreicht man das Dorf *Toblach* auf dem hoechsten Punkte des Toblacher Feldes gelegen, an 3800 F. über dem Meere. Der Winter ist hier lang und sehr beschwerlich. Man glaubt sich, wenn man aus den tieferen Gegenden hieher kommt, plötzlich in eine Gegend des hohen Nordens versetzt. — Bei *Innichen* entspringt aus einem Felsen der mächtige Draustrom, der hier nur noch ein blosser Wildbach ist, aber schon sechs Stunden unter der Stadt Lienz schiffbar wird. — *Innichen* heisst auf Italienisch nach seinem Schutzheiligen *San Candido* und liegt, obgleich man von Toblach aus schon bedeutend abwärts gefahren ist, doch noch 3400 F. über dem Meere. Das Klima ist daher auch hier sehr rauh und sogar im Sommer die Hitze nicht gross. Die Domkirche oder der Munster stammt aus dem Jahre 1284 und ist vielleicht die älteste Kirche in ganz Tirol. Ihre Bauart ist nach Art der ältesten christlichen Kirchen und ein herrliches Gemälde, welches *Rembrand* zugeschrieben wird, verdient von Reisenden gesehen zu werden. Der Thurm ist neuer als das Übrige. Das Wildbad in der Nähe der Stadt wird in den Sommermonaten stark besucht; doch gibt es viele andere Mineralquellen in der Gegend, die auf seine Frequenz nachtheilig einwirken. — Auf der Strasse zwischen *Innichen* und *Sillian* kommt man bei dem sehr guten Wirthshause *Klettenheim* vorüber. Wo die Strasse von Hoch-Pusterthal nach Nieder-Pusterthal sich senkt, eine Stunde unter *Sillian*, liegt das Dorf *Strassen*, und von hier erstreckt sich nun ein enger Felsenpass bis in die Gegend von *Lienz*. Auch hier ist wieder ein Bad, *Wildenbach* genannt. In *Mittewald* trifft der Reisende ein gutes Posthaus. Vor Lienz rucken die Felsen so zusammen, dass sie nur der Strasse und der tosenden Drau den Durchgang verstatten. So wie man diesen Engpass, *Lienzer Klause* genannt, hindurch ist, so sieht man eine der grossartigsten und schönsten Gegenden von Tirol vor sich, in deren Mitte die Stadt *Lienz* liegt. Hier wurden viele römische Alterthümer gefunden. Die Stadt wurde oft von Feuersbrünsten heimgesucht, allein stets erstand sie wieder neu und schöner. Sie hat gut gebaute Plätze und zwei Hauptstrassen. Besonders zu loben ist hier das treffliche Trinkwasser, das sonderbar genug, in manchen Gegenden Süd-Tirols zu den Seltenheiten gehört. Die alte Kirche ist im gothischen Geschmack gebaut. Die vorzüglichsten Spaziergänge sind: Schloss *Bruck*, zum *Schlossmaier*, *der kalte Keller* und andre. Die *Schleinitz* ist in dieser Gegend, was der Blocksberg in Norddeutschland; Zauberer und Hexen sollen hier ihr Wesen treiben. Adler und Lämmergeier nisten hier und werden nicht selten Menschen und Vieh gefährlich. — Von *Lienz* führt die Strasse nach Kärnthen und in's Salzburgische, auch in's *Heiligenbluter Thal*, aus dem sich die Eispyramiden des Grossglockner erheben.

Wenn wir nun mit *Lienz* die äusserste bedeutende Stadt Tirols nach Osten erreicht haben, und jetzt zurückkehren auf unsere Hauptstrasse nach Italien, die wir bei Brixen verlassen hatten, so können wir nicht umhin, bei *Innichen* noch einen Blick auf das *Ampezzo-* oder *Haidenthal* zu werfen, durch das sich die herrliche Kunststrasse nach Venedig zieht. Diese wurde in den Jahren 1829 und 1830 ausgeführt unter Leitung des venetianischen Bau-Adjuncten Malvolti. Die Länge dieser Strasse beträgt 15 Meilen und die grösste Erhebung beträgt nie mehr als vier Zoll. Vom Toblacher Feld biegt die Strasse südlich gegen die Quellen der Rienz hin, an den Ufern des Toblacher Sees vorbei. Das Gebirge ist unangebaut und das Thal gewährt einen traurigen Anblick. So gelangt man nach *Hollenstein*, welches ein Wirthshaus ist, das zwei Stunden von Toblach entfernt liegt. Die Strasse hebt sich hier [illegible] Man kommt nach *Ospedale*, früher ein Spittel für Wanderer, von wo sich der Weg wieder zum Passe *Peutelstein* senkt, in dem das Schloss gleichen Namens liegt. Die Italiener nennen es *Podestagno*. Aus diesem Passe gelangt man in ein heiteres Thal nach *Cortina*, dem Hauptorte des Ampezzaner Thals. Man erblickt mehre freundliche Ortschaften an beiden Ufern des Boitebaches. Der Holzhandel macht die Leute hier sehr wohlhabend, eben so der Transitohandel von Italien nach Tirol. Der letzte Tiroler Ort ist *Zuel*, dann tritt man in's Venetianische, wo man zuerst auf *St. Vito* stösst; dann kommt man nach *Venas*, über *Perarolo*, *Longarone*, *Fortogna* und *Capo di Ponte* nach *Belluno*, und von hier in gerader Richtung über *Treviso* und *Mestre* nach Venedig. Diese vortreffliche Kunststrasse, die durch die erhabensten Scenen der Alpenwelt hindurchführt, ist nicht nur in den Sommermonaten für Reisende höchst bequem und interessant zu passiren, sondern sie trägt auch als Vermittlerin dazu bei, die italienischen Producte auf schnellstem Wege nach dem Pusterthale zu befördern und so auf die dortigen Waarenpreise günstig einzuwirken.

* * *

Bei der Rückreise aus dem Pusterthale finden wir gleich hinter Bruneck den kleinen Ort *St. Lorenzen* wieder, von dem wir eine der interessantesten Merkwürdigkeiten Tirols nicht zu besuchen unterlassen dürfen. Es ist dies das Thal *Enneberg*, das von einem romanischen Volksstamme bewohnt wird und rings von hohen, weissen *Dolomitfelsen* eingeschlossen ist, die wie plötzlich zu Eis erstarrte Wasserfälle, in den seltsamsten Formen und Gestaltungen sich den Blicken darstellen. Ueber diese merkwürdige Gebirgsart sind bekanntlich die Gelehrten nicht einig. Die Einen halten sie für einen Niederschlag aus grossen Fluthen, die Andern für eine vulkanische Erscheinung. Für das Letztere spricht der Umstand, dass die von Vulkanen ausgeworfenen Steine ebenfalls Dolomite sind. Der Hauptort, der wie das Thal heisst, enthält ungefähr 1000 Einwohner, und wird durch einen mächtigen, alten Wald, dessen Stämme aus eben diesem Grund unantastbar sind, vor Bergstürzen geschützt, die früher häufig den Ort bedrohten und ihn auch schon dann und wann zerstört haben. Das Klima ist, trotz der bedeutend hohen Lage, dennoch mild, die Fruchtbarkeit aus dem grösstentheils vulkanischen Boden ausserordentlich. Die Sprache ist das sogenannte Ladinische, von dem hier zwei Mundarten, das weichere Badiotische und das rauhere Enneberg'sche, unterschieden werden.

Neuntes Kapitel.

Das untere Eisakthal.

Der Kuntersweg. — Ritten, Schlern und Rosengarten. — Botzen. — Wohlstand, Messen, Domkirche. — Gottesacker. — Gemäldesammlungen. — Weinbau. — Gasthäuser.

Wir stehen nun wieder, nach diesem seitlichen Abstecher, am Punkte, von wo wir unseren Ausflug angetreten haben, in *Brixen* nämlich, und begeben uns in freundlicher Gegend weiter nach dem lockenden Süden. Links rauscht die Eisak, und drüber hinweg ragen hohe Felsgebirge empor; rechts erheben sich anmuthig bepflanzte Höhen, gleichsam besäet mit Häusern. Plötzlich verengt sich das Thal; doch es dauert nicht lange, und man sieht am Ende des Defilé's *Klausen* vor sich liegen, *Gufidaun* und *Seben* ragen malerisch von den Höhen empor. Klausen hat nur eine enge Strasse am Ufer der Eisak. Zwei nicht üble Wirthshäuser laden zur Einkehr; in dem einen kann man im Garten am Ufer der rauschenden Eisak zu Mittag essen, wenn man früh Morgens von Mauls aufgebrochen ist. Man wird Botzen dennoch zu guter Zeit erreichen. In der *Andreaskirche* zu Klausen liegt ein Freiherr von Zingenberg begraben, der, ein geborner Türke, bei Ofen gefangen wurde, das Christenthum annahm, und es dann bis zum östreichischen Feldmarschall-Lieutenant brachte. — Wer Zeit dazu hat, sollte es nicht versäumen, nach *Kloster Seben* hinaufzusteigen. Man geniesst hier eine der herrlichsten Aussichten, die sich schon durch einen bedeutend südlichen Anstrich, vor den bis jetzt gehabten, unterscheidet. Bei *Kolmann*, unter Klausen, fängt der sogenannte *Kuntersweg* an, welchen ein Botzener Bürger, Heinrich Kunter, erst im vierzehnten Jahrhundert anlegte. Zur Römerzeit führte nämlich die Strasse über *Völs* und *Kastelrutt*, dann später zu Anfang des Mittelalters über den *Ritten*, ein Pass für Fussgänger. Durch Kunters Unternehmung wurde nun den Reisenden ein bedeutender Vorschub geleistet, wenn es gleich noch nicht in der Art sich darstellte, wie wir es heut zu Tage sehen. Dieser Kuntersweg ist aber nunmehr eine sehr bequeme Chaussee, die bald rechts, bald links über die Eisak setzt, aber von den hohen Fussgestellen des Rittner Berges und der Höhen, die Kastelrutt, die Seiser Alp und den *Schlernkofel* tragen, so enge eingeschlossen, dass man keine weitere Aussicht hat. Die Felsen ragen manchmal über den dahin rollenden Wagen gleichsam gefährlich herein; doch ist an eine eigentliche Gefahr nur bei sehr heftigen und anhaltenden Regengüssen zu denken, weil sich dann Felsenstücke loslösen können. Doch sind solche Fälle auch bei andern Alpenstrassen denkbar, zum Glücke aber sehr selten. — Drittehalb Stunden unterhalb Kolmann liegt *Ober* und *Unter Atzwang*, daneben *Deutschen*, von wo man über die Brücke an's jenseitige Ufer der Eisak gelangt und dann hinauf nach Völs steigt, rechts hinter dem Orte hingegen geht's den *Ritten* hinan, wo die Botzener ihre renommirten Sommerwohnungen haben. Eine halbe Stunde unter Deutschen liegt das besuchte Wirthshaus „zum *Steg*." Ein bedeckter Weg führt, an einer Mühle vorüber, über die Eisak, und diesen Weg schlagen gewöhnlich die Besucher der Seiser Alp und des Grödener Thals ein, weil der Weg bei Kolmann, das sogenannte *Türkele*, zu steil und beschwerlich ist. Hier sieht man auch zum ersten Mal die zwei Hörner des mächtigen Dolomit-Gebirges *Schlern*, das neben dem daran gränzenden *Rosengartl* die Gegend von Botzen so wunderbar verschönert. — Am Ritten über Deutschen liegen die Trümmer der alten Veste *Stein*, von der die merkwürdige Sage geht, dass dort ein Geist zur Tageszeit umherwandle, ganz gegen die gewöhnliche Geisterordnung, welche denselben die Mitternachtstunde zur Promenade anweist. Nachmittags drei Uhr soll nämlich ein schönes Fräulein aus den unterirdischen Gewölben des Schlosses an's Tageslicht kommen und in Thränen aufgelöst die Trümmer anstarren. Weder Gebet, noch Zauber oder Bann konnte bis jetzt diese trauernde Jungfrau erlösen *). Von hier rücken die Thalwände aus einander, der Weinbau dehnt sich aus, und die Ruinen von *Zwingenstein*, so wie die Schlösser *Steineck* und *Karneid* schauen von ihren Höhen hernieder. Jetzt kommt man an das Dorf *Kardaun*, und plötzlich erblickt man, wie mit einem Zauberschlage, den weiten Kessel, in dem *Botzen* liegt. Eine herrliche Aussicht! Botzen im Hintergrunde mit seinen

*) Das Land Tirol. 1. Bd.

schönen gothischen grün gedeckten Thurme, die Burgen von *Eppan* und die reich angebaute Mittelregion der *Mendel* (Mendola), rechts die Oeffnung ins obere Etschthal, wo am Fusse der hohen *Mutt*, von hier noch nicht gesehen, das freundliche *Meran* sich lagert; die Gebirge vom Sarnthal, der Kalvarienberg bei Botzen, *Sigmundskron*, und wenn man den Blick wendet, Ritten, Schlern und Rosengartl mit ihren seltsamen und mächtigen Formationen, dies sind die Gegenstände, die das entzückte Auge, mit einem Male froh begrüssend, umfasst.

Botzen, italienisch Bolzano, wird mit Recht auch jetzt für die erste Handelsstadt von Tirol gehalten, wenn ihr Handel gleich keinen Schatten mehr von dem bietet, den sie trieb, als Venedigs Macht blühte. Die Stadt liegt auf einer Art von Halbinsel, welche durch das Einströmen des wilden, aus dem Sarnthal kommenden *Talferbachs* in die Eisack gebildet wird und dreiviertel Stunden oberhalb der Vereinigung dieses Flusses mit der Etsch. Botzens Höhe über dem mittelländischen Meer ist [illegible] F. Die Vegetation ist hier schon so südlich, wie in der Lombardei, doch ist das, was viele Reisende von der italienischen Bauart Botzens gesagt haben, nicht so eigentlich zu nehmen. Zwar sind die Häuser etwas luftiger als im nördlichen Tirol gebaut, namentlich fällt die sogenannte Lichthaube auf den Dächern auf, durch welche Licht und Luft in das Innere der Häuser gelangt; im Uebrigen ist aber Alles noch so, wie wir es von Innsbruck zu sehen gewohnt waren. — *Zur Zeit*, als Botzen die Schätze Italiens und der Levante nach Deutschland und dem höheren Norden spedirte, hatte es vier glänzende Messen. Hiedurch erhob sich der Reichthum der Einwohner ungeheuer. Die Edelleute der Nachbarschaft kauften sich in Botzen an, um mit den mächtigen Kaufherren auf gleichem Fusse zu leben, und viele von den letzteren wurden geadelt und wetteiferten mit den ersten Geschlechtern des Landes. Man dachte damals daran, Botzens Reichthum durch starke Thore und Thürme zu schützen. Weder Erdbeben, Pest, noch Kriegsnoth waren im Stande, dem Aufblühen der Stadt hinderlich entgegenzutreten. Allein diese Zeit ist nun schon lange vorüber, jetzt sind die Messen fast nur zu gewöhnlichen Jahrmärkten herabgesunken, und Botzen hat nichts mehr aufzuweisen, was an seine frühere Glanzperiode erinnert. Die Kaufleute in Botzen, mit der Welt und ihrem Wandel vertraut, zeigen jedoch guten Ton und heitere Geselligkeit. In neuerer Zeit ist Botzen in Bezug auf Reinlichkeit und Verschönerung durch die thätige Amtsführung des Bürgermeisters, Herrn Mayrl, der zur Zeit der letzten Anwesenheit des Kaisers (Sommer [illegible]) zum kaiserlichen Rath erhoben wurde, sehr gestiegen. — Die schöne *Pfarrkirche* zu Unserer lieben Frau ziert ein gar schmucker Thurm — ein Strassburger Münster en miniature — und ein Werk des Baumeisters *Johann Lutz* von Schussenried. Das Altarblatt ist von einem Venetianer, *Lazzaro Lazzarini*, gemalt. — Unweit von dieser Kirche, nach der Eisack hin, liegt der neue Gottesacker, mit Arkaden eingefasst, der auch den Besuch der Fremden verdient. Ueber dem Eingange liest man die Inschrift: „*Resurrecturis*." Hier ist besonders herauszuheben: das *Giovanelli'sche Grabmal*, eine schöne Halle, die das Licht von oben erhält; das Denkmal von weissem Marmor ist nach einer Zeichnung von Professor *Schnorr* in Wien ausgeführt. Die Frescomalereien in den Arkaden sind von *Pfenner*, die Stationen gleichfalls al fresco, von *Craffonara* gemalt. — Bei Herrn von *Tschiderer* befindet sich eine schöne Gemäldesammlung; nächstdem hat Herr Ignaz von *Giovanelli*, Herr Kaufmann *Kinsele* und mehre andere Privatleute schätzbare Gemälde von ihren berühmten Landsleuten *Koch*, *Knoller*, *Glantschnig* und einigen Italienern und Niederländern. — Botzen hat eine Bevölkerung von ungefähr 9000 Einwohnern, unter denen sich noch immer viel Wohlstand erhalten hat. Das Klima in Botzen selbst wird im Allgemeinen für nicht sehr zuträglich gehalten, wie mir von mehren Einwohnern selbst erzählt wurde. Dagegen aber bieten die Höhen rings umher treffliche Abhülfe.

Die Weine von Botzen sind grösstentheils wohlschmeckend; der rothe minder herb als der weisse. Der an den Höhen wachsende heisst Leitenwein und ist feurig und stark; der auf der Ebene wachsende wird Bodenwein genannt. Dieser letztere soll nicht so gesund als der Leiten seyn. Die Botzener legen viele Sorgfalt auf die Bereitung ihres Weines, und wenn wir die Erzeugnisse des nahe gelegenen *Terlans* und *Siebeneichens* dazu zählen wollen, so bringt diese Gegend wohl mit die besten Tiroler Weine hervor. — Unter dem Obste nehmen die Pfirsiche den ersten Platz ein, aber auch mit den hier wachsenden Citronen und Pomeranzen wird schon bedeutender Handel getrieben. Die Treibhäuser werden zwar im Winter gedeckt, doch nie geheizt.

Unter den Gasthöfen, wo Fremde vorzugsweise einkehren können, steht die *Kaiserkrone* oben an. Herr Gelb, der Inhaber derselben, ist ein zuvorkommender artiger Mann; die Bedienung ist gut und billig. Nächstdem ist „*der Mondschein*“ zu loben, wo gewöhnlich die Eilwagen-Passagiere ihr Absteigequartier nehmen. In dem Hotel der Kaiserkrone macht man an der Wirthstafel leicht Bekanntschaft mit einigen Honoratioren der Stadt; auch ist das Theater und das Casino wie auch ein gutes Kaffeehaus im Hause. Im Casino findet man mehre politische und belletristische Blätter, und Herr Gelb ist so gefällig, jeden Fremden dort einzuführen.

Zehntes Kapitel.

Ausflüge von Botzen.

Oberbotzen und Ritten. — Runglstein. — Badl. — Gries. — Jenesien. — Sarnthal. — Kastelruth. — Seisseralpe. — Schlern. — Bad Ratzes. — Gröden. — Kaltern. — Hoheneppan. — Tramin.

Die nächsten und am meisten zu empfehlenden Ausflüge von Botzen sind wohl die nach *Oberbotzen* und dem *Ritten*, wo die gastfreundlichen Bewohner der Stadt in netten und bequemen Häusern ihre *Sommerfrische* (Villeggiatura) halten. Hier oben findet eine ausgebreitete Gastlichkeit im edelsten Sinne statt, es fehlt nicht an heitern Festen mancherlei Art, bei denen gern Jedermann empfangen wird und sich wohl befindet. Von Botzen führen zwei Wege nach *Oberbotzen*. Der erste geht über *St. Oswald* von der Heerstrasse aufwärts, dann geht es über unangebautes Gebirge auf einer gepflasterten, sehr steilen Strasse an der St. Jakobskirche vorbei. Der andere Weg führt über die Wassermauer durch Wald, bequemer, aber in weitem Umwege hinauf. Der steilere Weg erfordert zwei Stunden aufwärts und eine Stunde hinab. Von Botzen auf den *Ritten* ist es weiter. Man steigt zuerst nach *Rentsch*, eine Viertelstunde von Botzen, geht am Plattenhofe vorbei, besucht die Ruine *Zwingenstein*, geht dann über *Unterinn* nach *Siffian*, und gelangt sodann nach *Klobenstein*, einem der besuchtesten Orte des Rittens.

In *Longmoos* und *Klobenstein* sind die meisten Villen mit schönen Gärten und Rasenplätzen umgeben; auch eine englische Anlage findet man hier oben, die sich eine Anhöhe hinan zieht, von welcher man eine herrliche Aussicht auf die gegenüber liegenden Berge des *Fassathals* hat und so die ganze Kluft des Eisak überschaut, in welcher sich der Kuntersweg hinzieht. Idyllischer noch als die genannten Orte ist jedoch *Kematen*, wo es gewöhnlich sehr lustig herzugehen pflegt. Ganz nachbarlich neben diesen Ortschaften, die nach dem Berge, auf welchem sie liegen, die „*Sommerfrischen auf dem Ritten*" heissen, liegt das eigentliche *Oberbotzen*, das aus drei kleinen Dörfern, *Maria-Schnee*, *St. Magdalena* und *Maria-Himmelfahrt*, besteht, davon ein jedes seine Kirche hat. In der letztern befindet sich ein schönes Hoch-Altarblatt von Christoph *Unterberger*. Die Aussicht vom eigentlichen Ritten ist weiter als die von Oberbotzen, wo das *Gloriett* die schönste bietet, dafür aber hat Oberbotzen reizende Waldpartien. Die Luft ist auf dieser Höhe zwar rein und gesund, aber die Nächte sind kalt. Gewöhnlich ziehen die Botzener in den letzten Tagen des Juni hinauf zu Pferd oder zu Fuss, um in dieser höhern Region der unerträglichen Hitze des Tages zu entgehen und in heiterer Umgebung sich ihre Gesundheit zu wahren. Kinder oder des Bergsteigens ungeübte Personen werden in sogenannten Bändeln hinaufgeschafft. Dieses sind Fuhrwerke, die auf zwei Rädern ruhen und hinten zwei starke Bäume haben, die auf der Erde nachgeschleift werden. Zwar fehlt es nicht an Polstern und Kissen auf einem solchen Fuhrwerke, allein man wird doch tüchtig zerrüttelt und zerstossen, wenn man gleich vollkommen sicher an den tiefsten Abgründen auf dem steilsten Pfade dahinfährt. Da die Botzener, neben ihrer Gastfreundlichkeit, hier oben auch noch gewöhnlich einen grössern Aufwand machen, indem man nicht wie in der Stadt isolirt steht, sondern ein Jeder es seinem Nachbar gleich thun will, so wird die aufgestellte Behauptung wohl wahr seyn, dass die zwei Monate in der Sommerfrische eben so viel kosten, als die zehn andern Monate in der Stadt. Wenn auch hier oben fast jeder Tag nur dem geselligen Genusse und der Erholung geweiht ist, so kann doch der 15. August, als die Kirchweihe, für den Hauptfesttag gelten. Gäste strömen dann von allen Seiten herbei, am Tage ist grosses Schiessen und Abends festlicher Ball. Weithin schallende Böllersalven verkünden diese Festlichkeit. Als eine Merkwürdigkeit muss angeführt werden, dass hier oben während der übrigen Zeit des Jahres, wo alle und zum Theil kostbare Geräthe in den Häusern zurückbleiben, niemals eingebrochen wird. Der Heimzug aus der Sommerfrische, der Anfangs September stattfindet, geschieht am besten zu Fuss, da der steile Weg hinabwärts zu Pferd und zu Wagen eben so unbequem als gefährlich seyn würde. — Ausser den Gästen der Sommerfrische wohnen auch stets eine Anzahl wohlhabender Landleute hier oben, welche neben dem Ertrage ihrer Ländereien und ihres Viehstandes auch Gewinn von der Sommerfrische selbst ziehen, indem sie den Städtern verschiedene Gegenstände gegen gute Bezahlung liefern. Auch vermiethen sie Pferde und Ochsen und leisten häusliche Dienste. Die Wirthshäuser bieten dem Reisenden wenig Bequemlichkeit und sind nur für die Anforderungen des Landvolkes berechnet. Bei der ausgedehnten Gastfreundschaft der Städter wird das Bedürfniss eines Gasthofes auch völlig entbehrlich gemacht. — Als besondere Sehenswürdigkeit sind hier noch die so viel besprochenen Erdpyramiden von Longmoos zu erwähnen, die auf den ersten Blick einen wunderbaren Effekt hervorbringen. Die Wildbäche haben diese Pyramiden durch ihr Hervorbrechen aus den Schluchten gebildet; eine jede hat einen grossen Stein auf der Spitze oder einen kleinen Fichtenstamm, der sie vor den Einflüssen der Witterung schützt und vor dem Zusammenstürzen bewahrt.

Nach dieser Erwähnung der eigentlichsten Sommerbelustigung der Botzener, welche jeder Fremde, wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, nicht versäumen sollte, mitzumachen, führe ich noch folgende Ausflüge in der Nähe als empfehlenswerth an. Nach der Veste *Runglstein*, an dem Schlosse *Maretsch* vorüber, eine Stunde von Botzen entfernt. Die Veste liegt am Eingang des Sarnthals, dem Schlosse *Rafenstein*, das von *Jenesien* hernieder ragt, gegenüber. Die Frescomalereien, die noch in diesen Trümmern erhalten sind, sind für Freunde alter Geschichte wie alter Kunst gleich interessant. Man hält dafür, dass ein Besitzer Runglsteins, Konrad Vintler, der zugleich Dichter war, mit diesen merkwürdigen Fresken seine Wohnung habe ausschmücken lassen. Schon Maximilian I. hat für die Restauration dieser Malereien eine Summe ausgegeben, die in seinem Tagebuche vermerkt ist, woraus ihr hohes Alter hervorgeht. Von Runglstein geht man durch's sogenannte Dorf nach Botzen zurück; ringsum erblickt man unter Weinlaub schöne Landhäuser; Oel, Granaten und Myrthen kommen hier schon im Freien fort; indische Feigen und Agaven wuchern wild an den Mauern empor. — In einem angenehmen Wirthshaus, das *Badl*, wohin, ausser einer guten Bade-Anstalt, auch Wein und andere Erfrischungen die Bewohner von Botzen und Meran herbeilocken, wohnt zur Zeit die Wittwe des Majors Joseph Eisenstecken, der einer der bekanntesten Gefährten Hofers war. — Eine Viertelstunde von hier liegt *Gries*. Die Kirche aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, macht einen schönen Eindruck. Die Gemälde darin sind von *Knoller* und er selbst soll sie für seine besten Arbeiten gehalten haben. — Von Gries steigt man nach Jenesien hinauf, wo man einen schönen stolzen Menschenschlag kennen lernt. Die Männer in Jenesien zeichnen sich durch ihre eigenthümliche Tracht von rother Farbe aus; die Mädchen sind im ganzen Lande ihrer Schönheit wegen berühmt. — Hübsche Spaziergänge sind ferner nach der uralten Kirche von *Campill* und nach dem Schlosse *Campan*, wie auch nach dem Bade *St. Isidor*, anderthalb Stunden von Botzen, zu unternehmen. Man hat von hier eine halbe Stunde auf steilem Bergpfade zurückzulegen, um nach *Kollern* zu gelangen, wo man einer trefflichen Aussicht geniesst. — Ein guter Weg führt zur heiligen Grabkapelle, wo sich die schönste Aussicht in's Meraner Thal zeigt, und von dort erreicht man leicht Schloss *Weinegg*.

Von Botzen nordwärts ansteigend kommt man nach *Sarnthal*, welches sich bis an's *Penserjoch* bei Hafling oberhalb Meran hinzieht. Der Talferbach ergiesst sich von dort her und fliesst unterhalb Botzen in die Etsch. Die Berge sind theils mit Wald bedeckt, doch ist der Anbau fleissig. Freundliche Gebäude, die rothen Porphyrfelsen, die dunkeln Wälder und der mächtig daher brausende Bach gewähren schöne Landschaftsbilder. Man besteigt aus diesem Thale die höchsten Berge dieser Gegend, den Ifinger und das Moltner Joch. Die Luft in Sarnthal ist frisch und gesund. Der Hauptort heisst *Sarnstein* und besitzt in seiner Nähe ein gutes Stahlwasser mit einem Badehaus und artigen Spaziergängen. Man steigt über ein steiles Bergjoch nach *Hafling* und von hier nach Meran hinab.

Wenn man vom Wirthshause „zum *Steg*" sich auf die Höhe begeben will, auf der Kastelrutt mit seiner schönen Kirche thront, so kann man sich eines Bändels, eines Pferdes, oder, wie es sich von selbst versteht, seiner Füsse bedienen. *Kastelrutt* ist ein stattliches Dorf, zunächst von herrlichen Feldern und Alpen umgeben und von einem Halbkreise der imposantesten Berge eingeschlossen. Die

Häuser sind mehr städtisch als ländlich, massiv gebaut und von aussen bemalt. Der Thurm, ein Stolz der Kastelrutter, mit einem herrlichen Geläute, das weithin über die Eisackschlucht hinwegtönt, bietet die herrlichste Aussicht. Dass Kastelrutt früher ein Römer-Kastel war und seinen Namen von Castel rotto herschreibt, leidet wohl keinen Zweifel. Das Wirthshaus in Kastelrutt gewährt eine reinliche und billige Beherbergung, besonders sind Forellen und der trefflichste Rahm sehr zu loben.

Die mächtige *Seiser Alpe*, im Umfange 10 bis 12 St., deren höchster Punkt über 3000 F. hoch ist, mit 300 Gebäuden, Hütten und Viehställen besetzt, liegt zwei Stunden von Kastelrutt entfernt. Die Waldungen an der einen Seite beherbergen im Sommer 8 — 900 Ochsen und werden der Ochsenwald genannt. Diese Alpe gewährt den Einwohnern von Kastelrutt grosse Vortheile, theils durch die Ochsenmast, theils durch das Heu. Das Abmähen der Alpe wird wie ein Fest betrachtet, Knechte und Mägde sind dabei feiertägig geputzt, und Abends wird gesungen, musicirt und getanzt. Im Anfange des August ist die Mähezeit, und dann ist die Besteigung der Seiser Alpe zu empfehlen, wenn man sie nämlich in ihrem schönsten Glanze sehen will.

Westlich von dieser Alpe ersteigt man in drei Stunden den *Schlern*, dessen Höhe ein grasreiches Plateau bildet. Er ist auch eines jener Dolomitgebirge, welche durch grosse vorweltliche Natur-Revolutionen in die Höhe gehoben worden sind. Seine Wände sind ringsum steil und nur an ein paar Stellen ist seine Ersteigung möglich. Wenn man hier oben ganz heitern Himmel hat, so kann man den *Ortles* sehen, umgeben von seinen riesigen Eisgebirgen, auch den *Monte Baldo* am Gardasee, den *Grossglockner* und die höchsten *Brennerspitzen*. — Von Kastelrutt erreicht man in einem Tage über die Seiser Alpe Campidello im Fassathale (Val di Fassa), wo die Geologen alle Wunder der Gebirgs- und Felsenwelt vereint finden.

Am Fusse des Schlern über das Gebirgsdörfchen *Seis* hinaus, durch den Hauensteiner Wald, in dem die Ruinen der alten, einst von Oswald von Wolkenstein bewohnten Burg *Hauenstein* liegen, im Angesicht der beiden Riesenhörner des Schlern steigt man durch fast unwegsame Wildnisse nach dem einsamen Bade *Ratzes* empor. Der Badewirth schickt auf vorherige Anzeige seiner Besucher sowohl Pferde als Bündel bis „zum Steg" oder nach andern Richtungen entgegen. Die Gebäude liegen auf einem Hügel am Bache *Tschapit* im Thale *Purtschingl*. Man findet hier kleine Zellen zum Schlafen, einen Speisesaal und eine kleine Kapelle, Alles reinlich, aber sehr einfach. Es wird an zwei Tafeln zu verschiedenen Preisen gespeist. Während der Bädezeit wohnt ein Priester hier oben, um die Messe zu lesen; der Arzt von Kastelrutt erscheint jede Woche einmal zu Pferde, um die Kranken zu besuchen. Eine Eisen- und eine Schwefelquelle spenden den Besuchern Heil und Gesundheit. Von Mai bis Oktober ist das Bad geöffnet, doch kann es sich leicht zutragen, dass man bei rauher Witterung eingeschneit wird. Das Bad kann auch als Mittelpunkt der Wanderungen nach Kastelrutt, Gröden, Seiseralp, Fassa und Schlern dienen. Wenn die Saison vorüber ist, zieht der Pächter fort in wirthlichere Gegenden und überlässt das einsame, wohlverschlossene Haus, mit Allem, was darin ist, den guten Geistern der Wildniss, und diese bewachen den anvertrauten Schatz so gut, dass, wenn der Pächter im kommenden Sommer zurückkehrt, Alles unversehrt an Ort und Stelle wieder von ihm angetroffen wird. — Die Kleidung in Kastelrutt hat viel Mittelalterliches, und ist an Festtagen reich zu nennen; das Klima auf dieser Höhe sichert den Bewohnern ein langes Alter, und rüstige Achtziger gehören nicht zu den Seltenheiten. — Von dem Dorfe *Seis*, am Fusse des

Schlernkofels, führt ein ebener Weg über Kalkfelsen und Gebirgsschutt durch ausgetrocknete Bachbette nach dem Dorfe *Völs*. Auf einem Hügel gewahrt man die Veste *Aichach*, ihr gegenüber liegt *St. Constantin*. Völs breitet sich mit seinen freundlichen Häusern und ländlichen Schlössern im Schatten seiner Bäume sehr anmuthig aus, gegenüber, jenseits der Eisakschlucht, erblickt man die Landhäuser der Botzener auf dem Ritten. Das Wirthshaus bietet Raum und anständige Herberge; auch finden sich beständig Leute aus den tieferen Gegenden hier oben ein, um eine Sommerfrische zu halten.

Ueber die Seiser Alp geht es den jähen Absturz bei *Pufels* hinunter und dann wieder hinauf nach dem *Grödenthale*. Die Einwohner desselben sind jene Leute, welche die allerliebsten Holzschnitzwaaren für Kinder verfertigen und damit in alle Welt Handel treiben. Sie sprechen eine eigene Sprache, die mit dem Romanischen Aehnlichkeit hat, und nennen ihr Thal in dieser *Gardena*. Die Ansicht, die man von der Höhe bei Pufels über das ganze Thal hat, ist herrlich. Man überblickt die freundlichen Ortschaften *St. Ulrich*, *St. Jakob*, *St. Christina* und *Wolkenstein*, und im Hintergrunde von den hohen Felsen des angränzenden Fassathals umragt, Schloss *Fischburg*. Das Klima ist kalt und rauh, und die Felderträgnisse nicht bedeutend. Ihren Wohlstand verdanken die Einwohner daher ihrer Industrie, jene zierlichen Arbeiten aus dem Holze der Zirbelnusskiefer zu verfertigen, welche sie durch ihre Landsleute an allen bedeutenden Plätzen der alten und neuen Welt verkaufen lassen. Auch im Spitzenklöppeln zeichnen sich die Grödener aus und beziehen mit diesem Fabrikate die nächsten Märkte. Die Grödenerinnen haben ein angebornes Schachertalent. Merkwürdig ist es, dass die Grödener, von Deutschen umgeben und mit Deutschen Handel und Wandel treibend, dennoch unsere Sprache niemals gut erlernen. Ihr merkwürdigster Landsmann ist wohl der Ritter und Minnesänger Oswald von Wolkenstein, der 1365 im Schlosse *Trostburg* in Gröden geboren wurde und grosse Reisen gemacht hat. Wir besitzen von ihm eben so liebliche als merkwürdige Gedichte über dieselben. — Auf mich machte der Besuch dieses Thals einen Eindruck eigener Art, den ich in meinem grösseren Werke über Tirol meinen Lesern zu schildern bemüht war.

Um von Botzen nach dem schön gelegenen *Kaltern* zu gelangen, welches sich an seinem See, von Weinpflanzungen umgeben, schön hinbreitet, führt der Weg zunächst nach dem Schlosse *Sigmundskron*, auf einer bewaldeten Kuppe gelegen; es sind wahrhaft grossartige und malerische Trümmer. Hier gelangt man durch ein Defilé nach *St. Pauls* und nun steigt man durch Weingebirge nach *Hoheneppan*, welches auf einem Hügel unter der Mendelspitze daliegt und die Gegend von Meran nach Salurn beherrscht. Von den Ruinen der Burg Hoheneppan übersieht man 36 Schlösser und unzählige Edelsitze; sie war der Stammsitz der mächtigen Grafen von Eppan. — Die Mittelebene, worauf *St. Pauls* und *St. Michael* liegen, wird vom Volke im Ganzen mit dem Namen *Eppan* oder *Ueberetsch* benannt. Der Wein, der hier wächst, heisst daher Ueberetscher. Die Bewohner dieses Strichs sind heitere, dem Vergnügen ergebene Leute und gastfreundlich dabei. Die Gegend ist herrlich und wie besäet mit einer Menge von Schlössern; nach Meran ist keine Stelle in Tirol so reich daran. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die schönen Gruppen der herrlichsten Gewächse, die vielen rings umher zerstreuten, zum Theil sehr malerischen Gebäude, die grossartigen Felsenformationen des im Rücken ansteigenden Mendelgebirgs, Alles dies macht den Aufenthalt in diesen Orten sehr anziehend. — Der Markt *Kaltern* (Caldora), am gleichnamigen See gelegen, treibt den bedeutendsten Wein handel in Tirol. Die mit dem Orte zusammenhängenden Dörfer geben demselben, aus der Ferne gesehen, ein sehr stattliches Ansehen. Sowohl hier als auch in Eppan bieten die Calvarienberge angenehme Spaziergänge, von denen man die herrlichste Aussicht geniesst. — Ueber Kaltern nach der Gebirgswand hin liegt das *Mitterdorf* mit dem Schlosse *Kampan*, wo man einen schönen Anblick in das Kalternsche Seethal hat. — Von Kaltern kommt man am rechten Seeufer nach *Tramin*, und dieses mag als der letzte Punkt unseres Abstechers von Botzen betrachtet werden. Hier wächst die seit langer Zeit berühmte Traube, die an den Rhein und überall hin verpflanzt den Namen Traminer führt. Der Boden gehört grösstentheils fremden Weinspekulanten und die Einwohner bearbeiten ihn für deren Rechnung. — Von hier geht es über *Kurtinig* in einer halben Stunde über die Etsch nach dem jenseits liegenden *Salurn*, auf der Poststrasse nach Italien.

Dieser eben beschriebene Weg wird Reisenden mehr Genuss gewähren, als wenn sie auf dem linken Etschufer der Poststrasse nach fahren. Ein rüstiger Fussgänger kann das Ganze in einem Tage zurücklegen.

Eilftes Kapitel.

Von Botzen nach Roveredo und Verona.

Fleims und Fassa. — *Salurn.* — *Trient.* — *Sulz und Nonsberg.* — *Rabbi.* — *Pejo.* — *Judicarien.* — *Roveredo.* — *Gardasee.* — *Ala.* — *Valorgne.* — *Verona.*

Zwei Stunden unterhalb Botzen kommt man auf der Poststrasse, die in der Thalebene eben hinläuft, nach *Leifers*, in einer ungesunden Gegend, die durch den sogenannten „Leiferer Tod," eine Art Wechselfieber, eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Eine Stunde von hier gelangt man nach Branzoll, wo die Post ist. Hier wird die Etsch schiffbar. Die einsam schaurige Felsengegend öffnet sich und man überblickt an den jenseitigen Bergen die lachenden Ortschaften des Kalterer Seegebiets. Ueber Auer kommen wir zur zweiten Post auf dieser Strasse, Neumarkt, italienisch Egna genannt. — Von hier findet die Auffahrt in's *Fleimser Thal* statt, woran sich zugleich der Besuch von Fassa anschliesst.

Zuerst erreicht man, wenn man diesen Abstecher machen will, *Kaldiff* in Ruinen; dann gelangt man nach dem Dorfe *Montan* mit der Burg *Enn*. Eine halbe Stunde weiter kommt man zum Dorfe *Dolladiz*, dann zum Gipfel des Jochs nach *San Lugano*, dem ersten Fleimser Orte. Ueber *Dajano* kommt man dann bald nach dem Hauptorte des Fleimser Thals *Cavalese*, das schön gelegen, gesund und freundlich ist. Der Ort ist wohlhabend und es befinden sich in der heissen Jahreszeit stets Tiroler aus verschiedenen Thälern zur Sommerfrische hier. Die Kirche ist grösstentheils mit schönen Werken von in dem Thale heimischen Malern geschmückt, da es hieran von alten Zeiten her nie mangelte. So stammt z. B. die berühmte Familie Unterberger aus Fleims. Auch in Privathäusern finden sich manche interessante Kunstgegenstände. — Eine halbe Stunde von Cavalese liegen die Schwefelbäder von *Carano*. — Von Cavalese lassen sich von einem wanderlustigen Reisenden noch viele schöne Ausflüge machen. Zuerst nach *Primör*, oder in's *Paneveggiothal*, dann zum *Dolomitgebirge*

Cislon. — *Vigo* heisst der Hauptort von Fassa, welches mit Fleims zusammenhängt und eigentlich das hinterste Ende dieses Thals bildet. Von hier kann man nach Gröden, Enneberg oder Buchenstein über Bergsteige kommen, wenn man schwindelfrei und gut zu Fusse ist. Die Wunder der Dolomitenwelt öffnen sich hier den staunenden Blicken des Wanderers. Fassa ist das eigentliche gelobte Land der Mineralogen. An der Stelle *al Frati* finden sich die grössten Exemplare der sogenannten Mandelsteine, die kugelförmig, hart, in weicher Hülle liegen. Ist diese weiche Hülle zur Hälfte abgesprungen, so sehen diese Steine einem kahlen Mönchskopfe gleich, der die Kaputze zurückgeschoben, daher der Name „al Frati". — Auf den Höhen des *Schwarzhorn* und *Jochgrimm* hat man eine Aussicht bis nach dem Orteles, Monte Baldo und Glockner.

Von Neumarkt geht's an einer alten Kirche, das Klösterle genannt, vorüber, nach *Salurn*. Unfern des Orts ist ein recht schöner Wasserfall bemerkenswerth. Die Pfarrkirche besitzt ein Gemälde von dem Veroneser *Cignaroli*. Das Klima ist sehr heiss und die versumpften Etschufer und Moose erzeugen Krankheiten. Dazu kommt, dass das den Kalkgebirgen entströmte Wasser viel zu kalt ist, weshalb ich Reisende vor dessen Genuss warne. Von Neumarkt bis Salurn ist der Seidenbau schon Hauptnahrungszweig der Einwohner. Auch die Wohnungen der Leute fangen nun an, die Nähe Italiens zu verkünden; es sind nicht mehr jene heitern weissen Tiroler Häuser mit grünen Läden und bunten Bildern und frommen Sprüchen geziert, wie wir sie bis jetzt überall gesehen haben. Die Mauern sind verfallen, die Fenster zerbrochen und die stets offen klaffende Thür zeigt das eben nicht einladende Innere.

Wer nicht mit dem Eilwagen fährt, kann sich hier schon mit italienischen Lohnkutschern, den bekannten *Vetturinen*, einlassen, bei denen es unerlässlich ist, sich ein Draufgeld von mindestens einem Thaler geben zu lassen, welches man beim Einsitzen dem Vetturin zurückstellen kann. Bis Verona finden die Kontrakte über Verköstigung gewöhnlich nicht statt, da man in Trient und Roveredo noch selbst für seine Zeche zu sorgen pflegt.

Man rechnet in Botzen und bis hieher nach der sogenannten *Abusiv-Währung*, wonach das *Zwanzigkreuzerstück* fünfundzwanzig Kreuzer gilt, der Kronenthaler zwei Gulden achtundvierzig Kreuzer u. s. w.

Hinter Salurn wird das Thal enger; man befindet sich in „*der Schanze*". Der Porphyr verschwindet und macht dem Kalksteine Platz. Von dem Tollberge bei Meran bis hieher soll einst das Etschthal ein See gewesen seyn. Wäre dies noch der Fall, so hätte Tirol eine Schönheit aufzuweisen, um die es die gepriesene seereiche Schweiz beneiden müsste. Rechts erblickt man nun bald den *Rocchetta Pass*, der in das Val di Non oder *Nonsberg* führt. Mezzo Lombardo und Mezzo Tedesco *) mit der Veste *Kronmetz* liegen zu beiden Seiten des Einganges in das Thal. Auffallend ist es, zu sehen, wie Deutsch Metz in freundlichen, hell angestrichenen Häusern sich präsentirt, während Welsch Metz eine dunkle Masse zusammengedrängter Häuser zeigt, die sich von dem Kalkfelsen fast nicht sondert und schon ganz den Charakter einer italienischen Ortschaft an sich trägt. — Ueber dem Wirthshause zu *Masetto* an der Chaussee erhebt sich die Veste *Königsberg*. Hierauf erreicht man *St. Michael* (San Michele), in ganz südlicher Natur-Umgebung, und kommt dann nach dem Marktflecken *Lavis* mit Häusern aus festem grauen Stein, vielen offenen Boutiken und einigen Kaffeehäusern. Schon glaubt man in Italien zu seyn. Von hier erreicht man nun bald die grösste und volkreichste Stadt Tirols. *Trient* (Trento), in die man durch die Porta San Martino seinen Einzug hält.

---

*) Welsch- und Deutsch-Metz.

Trient liegt nur noch ungefähr 700 F. über dem mittelländischen Meer, weshalb die umgebenden Alpen wahrhaft riesengross erscheinen. Der Sommer ist hier sehr heiss und der Winter erhebt sich nur selten auf 10 Grade Kälte. Die Stadt soll, als Tarquinius Priscus in Rom regierte, von Etruskern gegründet worden seyn. Von dem Dreizack Neptuns (Tridens), dem hier ein Tempel errichtet war, soll die Stadt den Namen haben. Trient ist wohl gebaut; die meisten Häuser sind gross und aus Stein. Unter den Strassen ist die *Contrada larga* die schönste; unter den fünfzehn Kirchen ist der *Dom*, *Sta. Maria Maggiore* und *St. Peter* besonders zu bemerken. Das Pflaster ist sehr gut, der *Gottesacker* (Campo santo) sehenswerth. *Capelletti's Garten* wird seiner südlichen Vegetation wegen in jedem aus Nordland Herreisenden ein angenehmes Behagen erregen. — *Der Dom* von Trient ist das bedeutendste Gebäude in Tirol. Nur nach dem Domplatze zu ist die äussere Façade ausgebaut. Es sind einige gute Gemälde von *Torre*, *Camarino*, *Orbetto* und *Craffonara*, ferner das Grabmal des venetianischen Feldherrn *Sanseverino* vorhanden. Das Erbauungsjahr dieser Kirche war 1048. — In *Sta. Maria Maggiore* wurde das berühmte Tridentinische Koncilium gehalten. Man sieht hier eine getreue Abbildung davon, welche Porträts zeigen soll. Die Orgel ist ein vorzüglich merkwürdiges Kunstwerk. Die Kirche hat ausserdem noch Gemälde von *Moroni* und *Cignaroli*. — In der *St. Peterskirche* besucht man die Kapelle des *kleinen Simonis* von Trient, den die Juden zu Tode gemartert haben sollen. Man zeigt sowohl die Leiche des heiligen Kindes, als auch die Werkzeuge, womit man ihn gemartert hat. Es ist eine ähnliche Sage wie die vom *h. Andreäl von Rinn*, bei Innsbruck, deren ich an ihrem Orte Erwähnung gethan habe. — Die ehemalige Residenz der Fürstbischöffe, das *Schloss buon Consiglio*, liegt jetzt zum Theil in Ruinen, ist fast ganz aus gelben Marmorquadern gebaut und von grossem Umfange. — Man zählt in Trient nahe an 14.000 Einwohner. — Rings um die Stadt erheben sich nach italienischer Sitte viele, zum Theil sehr schöne und geräumige Villen. — Unter den *Spaziergängen* zähle ich den nach dem Kloster *St. Bernardino* oben an, dann nach dem *Palazzo delle Albere*, den sonst die Fürst-Bischöffe im Sommer zu bewohnen pflegten und von hier nach der *Brücke San Lorenzo*. Eine schaurig grossartige Ansicht liefert das nahe Gebirge bei dem *Ponte Alto*, welche vielfältig durch Abbildungen bekannt ist. Wer noch weiter sich versteigen will, mag nach *Caldonazzo* und seinem See wandern. — Von der Höhe des *Dos Trento*, wohin man von der Brücke San Lorenzo gelangen kann, hat man die schönste Uebersicht der Stadt und des ganzen, so schönen Thales. — In Trient sind die besten Wirthshäuser: die *Europa*, in der Contrada longa, und die *Rose* in der Contrada tedesca. Die erstere ist jedoch der letzteren vorzuziehen. — Der gewöhnliche Tischwein ist mit Wasser nicht wohlschmeckend und ungewässert zu dick und stark. — Man spricht hier einen eigenen Dialekt des Italienischen, der mit vielen aus dem Deutschen entlehnten Wörtern durchwebt ist. Im Allgemeinen kann man sich nicht mehr mit der deutschen Sprache verständlich machen, noch weniger aber mit der französischen. In den Gasthäusern spricht gewöhnlich einer von den Kellnern deutsch, und ist dieses nicht der Fall, so ist doch wenigstens der Hausknecht ein Deutscher, irgend ein ehrlicher Deutsch-Tiroler, dem es obliegt, mit den Kutschern und Fuhrleuten zu unterhandeln. Auffallend ist es hier schon, dass man selten den Eigenthümer des Gasthauses zu sehen bekommt, der oft als Koch funktionirt, und seine Gäste der Discretion der Camerieres überlässt. Dies ist, mit Ausnahme der vornehmern Hotels in grösseren Städten, nun fast in jedem Gasthause der Fall. — Trient treibt einen bedeutenden Seidenhandel. Am 26. Juni, am Tage des h. Vigilius, des Schutzpatrons der Stadt, wird ein grosses Volksfest hier gefeiert, welches immer eine Menge von Fremden aus der Nähe und Ferne herbeizieht. Reisenden, die um diese Zeit sich in der Nähe befinden, würde ich anrathen, sich als Zeugen dabei einzustellen, um ein schönes Bild südlichen Lebens, städtischer Eleganz und ländlicher Fröhlichkeit sich zu verschaffen.

Von Trient aus macht man am besten einen Ausflug nach dem Val di Non und Val di Sole. — Südwestlich von der Poststrasse, die von Salurn nach Trient führt, öffnet sich, wie die Leser beim Vorüberfahren bereits bemerkt haben, zwischen den Dörfern Deutsch- und Welsch-Metz der *Rocchetta-Pass*, über den man in das reiche, trefflich angebaute und höchst romantische *Val di Non*, Nons- oder *Nonsberg* einzieht, an das sich das *Val di Sol* oder *Sulzberg* anschliesst. Der Rocchetta-Pass bietet eine bequeme fahrbare Strasse, und wird durch die Ruinen des alten Schlosses *Visiaun* beschirmt. Diese Ruine mit ihrem Thurm bietet, wenn man aus dem innern Thale die Blicke zurücksendet, stets einen interessanten und malerischen Gesichtspunkt dar. Der *Noce* durchströmt das Thal, das aus einer Menge grösserer und kleinerer vortrefflich angebauter Hügel besteht, die zum Theil durch schroffe Schluchten von einander getrennt sind, so dass das Ganze mit einem See zu vergleichen ist, aus dem grüne, fruchtbare Inseln hervorragen. Auf jedem dieser Hügel erblickt man Schlösser, Kirchen und blühende Ortschaften. Die Rückseite des Mendelgebirgs, das wir im Etschthal bereits kennen gelernt haben, senkt sich hier gleichsam herablassend zu den Hügeln im Thale und leiht sich, die schroffen Zacken der Höhe ausgenommen, dem reichsten Anbau. Das Pfarrdorf *Denno* winkt uns von seiner Höhe gleich beim Eintritte in's eigentliche Nonsberg, und wir freuen uns dort ein wenig ausruhen zu können. Ueber dem Dorfe liegt das Schloss *Corona* mit weiter Aussicht, und deshalb von den Deutschen „*Lueg auf dem Nons*" genannt. Von Denno kommt man nach *Flavon*, dann nach *Terres* am Wildbach *Tresenga*, der aus dem Thale gleichen Namens daher braust. Auf der andern Seite des Thals kommt man von Denno aus nach *Tuenn*. Man kann von hier die Einsiedelei der heiligen Emerentia besuchen. Als Merkwürdigkeit kann gewiss in dieser Gegend das von *Palladio*, dem grossen Baumeister, erbaute Schloss *Nanno* angeführt werden. Nun gelangt man nach *Cles*, das mit den dazu gehörigen Dörfern das Ansehen einer bedeutenden Stadt hat. In der Gegend werden viele Alterthümer gefunden und es soll hier ein Tempel des Saturn gestanden haben. Die Gegend ist besonders fruchtbar, die Aussicht nach allen Seiten reizend. Von Cles an dem Schlosse gleichen Namens vorbei steigt man nach dem Noce nieder, um nach *Revò* zu gelangen. Die Veste auf der steilen Höhe über dem Strom heisst *Cagnò*. Von hier kommt man in zehn Minuten nach *Revò*. Der Wein dieser Gegend ist der beste im ganzen weinarmen, aber an Getraide reichen Thale, welches der sonnigen Lage des Dorfes zuzuschreiben ist. Viele edle Tiroler Geschlechter wohnen hier auf ihren Schlössern. Oberhalb Revò geniesst man die Aussicht in's Sulz- und Nonsthal zu gleicher Zeit. Nun kommt man nach *Cloz*, *Arz* mit Schlössern der alten Grafen gleichen Namens, dann zieht sich der Weg an dem Berg hinauf nach *Castel Fondo* und *Vigna*, gleichfalls mit Schlössern prangend, und von hier geht es immer steigend nach dem berühmten Wallfahrtsorte „*Unsere liebe Frau im Wald*," fast auf der Höhe des hohen *Gampen*, wo man dann bald die Gränze der italienischen Zunge erreicht hat. Statt von hier den Weg über den Berg nach Tisens im Etschthal einzuschlagen, wenden wir uns durch den Wald nach San Felice, das von Deutschen bewohnt wird, und gelangen nun wieder nach dem ersten italienischen Dorfe auf der andern Seite des Nonsthals, Tret genannt, von wo man durch einen weiten Blick nach Cles, Romeno und Fondo überrascht wird, welchen letztern Ort man plötzlich unter sich sieht. Fondo hat schöne Gebäude und wird seiner schönen hohen Lage wegen häufig als Sommerfrische benutzt. Von hier führt ein Weg über die Mendel in's Etschthal nach Kaltern. Auf der Landstrasse, die erst kürzlich vollendet wurde und die wahrhaft grossartig angelegt ist, kommt man nun über Sarnonico, Cavareno, Romeno, Dambel, Malgol, Torra, Schloss Thun, Dos und Vigo zur Rocchetta zurück, die uns wieder nach Salurn auf der Hauptstrasse nach Italien geleitet. — Es war unmöglich, den Reichthum dieses Thals an Ortschaften, Dörfern und Schlössern auch nur dem Namen nach hier anzugeben. Der Anblick von den meisten hochgelegenen Punkten ist wahrhaft entzückend und die Orte kaum zu zählen. — Cles gegenüber öffnet sich das Thal des h. Romedius, dessen berühmte Einsiedelei von jedem Reisenden in diese Gegend besucht zu werden verdient. Sie besteht aus fünf übereinander gebauten Kapellen, welche grosse Schätze in sich schliessen. Nach sechs Uhr Abends werden Fremde nicht mehr eingelassen aus Furcht vor Ueberfall. Ebenso kann man nur als Bekannter oder gut Empfohlener im dortigen Wirthshause übernachten. Ein sehr angenehmer Spaziergang führt von Cles zur Kapelle San Christof hinauf und von hier geht es steil hinunter in das Val di Sol, dessen Hauptort Malè heisst. Ein schöner Markt, von städtischem Ansehen. Von hier wird das Val di Sol immer einsamer und ernster. Den Hintergrund füllen Gletscher. Man nähert sich den Quellen des Noce. Im Winter fällt hier viel Schnee und die Fruchtbarkeit ist gering. Der Sulzberg ist überhaupt bei weitem rauher als der Nonsberg. Seitwärts, ehe man nach Malè kommt, öffnet sich das Thal von Rabbi, wo das berühmteste Bad Tirols mit einem kräftigen Sauerbrunnen liegt. Man findet hier vier Wirthshäuser, von denen das „al Fonte" genannt, das empfehlenswertheste ist. Der Rabbi-Brunnen schäumt wie Champagner und hat einen prickelnden angenehmen Geschmack, doch soll er etwas erhitzen. Ich trank ihn mit grossem Behagen, besonders wenn ich an Magenbeschwerden litt, die nicht selten der saure Landwein erzeugt. — Aus dem Hintergrund des Thals führt ein einsam-schauriger Felspfad nach dem Bade Pejo, der nicht ohne Gefahr betreten wird. Das Sauerwasser von Pejo ist stärker noch als der Rabbibrunnen. Unter den vier Gasthäusern dieses Badeortes ist der Palazzo der vorzüglichste. Tisch und Wohnung kosten hier fünf Zwanziger den Tag. Südlich von Pejo erhebt sich der Dreiherrenspitz (Corno de' tre Signori). Ueber einen Sattel dieses Berges kann man in's Veltlin gelangen.

Noch eines Abstechers in ein interessantes Thal, das man von Trient aus besuchen kann, will ich hier erwähnen; dies ist Judicarien, ital. le Giudicarie genannt. Der Hauptort Stenico, das Schloss Madruzz, der Toblinosee, das Castell Spiné, bilden hier eben so interessante als malerische Punkte. Die Einwohner dieses Thals haben den h. Bischof Vigilius von Trient, im Jahr [illegible] im Thal Rendena gesteinigt. Durch dieses Rendenathal kann man in's Val di Sol gelangen.

Aus Trient's südlichem Thore von Santa Croce zieht sich jetzt die Chaussee durch das Lagerthal (Val Lagarina) Rovereto zu. Die Etsch nähert sich bald der Strasse, bald entfernt sie sich von ihr. Man kommt nach Matarello am Eingange des Val Sorda. Die

Gegend ist ein natürlicher Garten voll der schönsten Dörfer und Villen, hin und wieder erblickt man Schlösser auf den Höhen und überall eine üppige Vegetation. Die Felsen, welche das Thal begrenzen, sind grösstentheils schroff und kahl. Das Dorf *Calliano* zeichnet sich nicht zu seinem Vortheile aus. Das Schloss *Beseno* erblickt man auf hohem Felsen und von nun an geht es eben fort nach Roveredo über *Volano* und *Castel Corno*.

Roveredo, auf deutsch noch hin und wieder *Rovereith* genannt, liegt am linken Etschufer, von hohen Gebirgen umgeben. Bekanntlich treibt die Stadt einen bedeutenden Seidenhandel, der ihr grossen Wohlstand verschafft hat. Die Vorstadt *San Tomaso* und der *Corso* nuovo enthalten ausgezeichnet schöne Gebäude. Hier findet man schon die Plätze mit Bildsäulen und Brunnen geziert, die als Kunstwerke die Aufmerksamkeit des Reisenden wohl verdienen. In den Kirchen besieht man einige gute Gemälde von *Brusasorci*, *Unterberger* und *Baroni*. An der Ostseite der Stadt liegt das alte Schloss *Castel Jani* genannt. — Die Einwohner von Roveredo sind grösstentheils gebildete gastfreie Leute und schon durch ihren Handel nicht so abgeschlossen einseitig als die Bewohner anderer Provinzialstädte. Obgleich hier italienische Sprache und Literatur von den Gebildeten sehr geschätzt wird, so ist doch auch das Deutsche nicht geschmäht und vernachlässigt, und im Ganzen findet sich ein deutsches Element in der ganzen Bildung unverkennbar vor. Roveredo hat übrigens noch den Ruf, die schönsten Frauen zu besitzen, wie denn ein jeder, der Abends hier auf dem Corso wandelt, sich bald von der Gründlichkeit dieses Rufs überzeugen kann. Nimmt man nun zu dem Allem, dass die Reisenden höflich und gastfrei behandelt werden, die Gegend wunderschön und zu zahlreichen Ausflügen einladend, der Gasthof „zum Rössl" (il Cavalletto) vortrefflich und der zur „Corona" auch nicht zu verachten ist, so wird man leicht einsehen, dass ein Aufenthalt in Roveredo mit grossem Genusse verbunden ist.

Als Ausflüge bezeichne ich das heitere *Val lunga*, das besonders im Herbste zur Zeit des beliebten Vogelfangs vielfältig besucht wird; dann die Einsiedelei *Sanct Columban*; *Isera*, wo die Krone aller Tiroler Weine wächst. Es ist ein edler, heilsamer und sehr milder Wein von dunkelrother Farbe, auf dessen Bereitung grosse Sorge verwendet wird. Das Wichtigste jedoch, was kein Reisender zu thun unterlassen sollte, ist eine Fahrt zum *Gardasee*. Man nimmt in Roveredo Post oder Vetturin und erreicht zuerst *Mori*, an den Ufern des Cameraso gelegen. Die Gegend ist fortwährend ein lachender Garten südlicher Art, wo in wilder, lieblicher Unordnung die Erdfrüchte, Bäume, Gesträuche, neben einander emporschiessen, und Alles vom üppigsten Weinlaub umschlungen und verbunden wird. So nähert man sich dem Dorfe *Loppio*, an dem malerischen kleinen See gleichen Namens, wo plötzlich Alles einen ernstern Charakter annimmt. Der schöne Palast des Grafen von Castelbarco und die erst 1820 gutgebaute Kirche des Dorfes, machen einen sehr angenehmen Eindruck. So wie man den Loppiosee im Rücken hat, wird das Gebirge steiler, kahle Felsen breiten sich in mächtigen Geschieben an beiden Seiten der Strasse aus. Man überschreitet die Glieder des *Monte Baldo*, die er weit ausstreckt, zwischen dem Etsch- und dem Sarcathale. In ernster Stimmung erreicht man so den höchsten Punkt der Strasse, und wird hier von einem Anblick hingerissen, der eben des auffallendsten Kontrastes wegen den mächtigsten Eindruck um so sicherer hervorbringt. Plötzlich erblickt man nämlich den ganzen weiten Spiegel des Gardasees vor sich, an dessen äusserstem Ende sich die weissen Linien von Desenzano abzeichnen. Eine Fernsicht, wie sie kein anderer der gepriesenen oberitalienischen Seen wohl bietet, und die wirklich einen Vorgeschmack von den reizenden Wundern der südlichern Küsten des Mittelmeeres gibt.

Jäh führt der Abhang nach dem ziemlich belebten Hafenorte Torbole hinunter, von wo die Strasse, hart am Ufer des Sees, durch die reichen Oelpflanzungen, welche sich nach *Arco* am Gebirge hinziehen, auf Riva führt. Hier wird dem Reisenden wohlmeinend gerathen, im guten Gasthofe zur „*Sonne*" ein Zimmer mit der Aussicht auf den See in Beschlag zu nehmen *), um einige Tage an diesem angenehmen Orte zu verweilen, die man mit Spazierfahrten zu Lande und zu Wasser, Erkletterung der Höhen ringsumher, ja wohl gar mit Ersteigung des Monte Baldo, oder mit Spaziergängen nach Arco und zum Ponalfall, auf die mannichfachste Weise sehr genussreich zubringen kann. An Pferden und Maulthieren, so wie an guten Kähnen und kundigen Schiffern und Führern ist kein Mangel. — *Riva* ist ein Städtchen von beinahe 5000 Einwohnern, und nicht übel gebaut. Die zwei Wildbäche, die hier vorbeiströmen, sind der Torrente Albola und der Varrone. Ueber den Häusern ragt das alte Schloss Rocca empor, das jetzt nur Gefängnisse enthält. Früher war es manchmal die Residenz der Bischöfe von Trient. — Die *Pfarrkirche* ist von guter Bauart, eben so die achteckige *Marienkirche*, ausserhalb der Stadt. Ein Cicerone bot sich an mich in ein Haus zu führen, woselbst ein ächter Raphael aufbewahrt wird, allein wohl mit Recht misstrauisch dankte ich ihm verbindlich, und nahm an, als ob ich das Bild gesehen hätte.

Seide, Oel und Südfrüchte liefern den Einwohnern ihren Haupterwerb. Mancher Gartenbesitzer erhält eine Ernte von 50 bis 70 000 Citronen und Orangen, von denen das Hundert, beim Ankauf im Grossen, mit 3 bis 4 Zwanziger bezahlt wird. — Noch ist zu erwähnen, dass die berühmten Lachsforellen von 20 bis 25 Pfunden, *Truffe*, besonders in Riva frisch und gut zu haben sind, da sie da, wo die Sarca in den See fällt, zwischen Riva und Torbole gefangen werden. — Die *Sarca* verändert beim Austritte aus dem See ihren Namen und heisst dann Mincio. — Das naheliegende Arco, im Schutze grosser Felsenwände gelegen, welche den Nordwind abhalten, geniesst eines herrlichen Klimas, das die Einwohner hohe Jahre erreichen lässt. Leute von 90 Jahren und rüstig dabei sollen häufig seyn. Brustkranken ist der Aufenthalt in Arco besonders zu empfehlen. — Sowohl auf einer Fischerbarke, als auch auf dem Dampfschiffe „*Benaco*", kann man die Fahrt, um die Ufer des Sees kennen zu lernen, unternehmen. Dieses Dampfschiff fährt regelmässig einmal nach Lacise, um Reisende nach Verona, ein andersmal nach Desenzano, um sie nach Brescia zu bringen. — Das nördliche Gestade hat eine grossartige Einfassung von grössentheils starren Felsen. Zuerst erblicken wir am östlichen Ufer *Malcesine*, mit einem alten Schlosse, einem Wartthurm und einem Zollamte. Das Inselchen wird *Tremelone* genannt, dann folgen *Brenzone*, *Castelletto* und *Torri*. Der Seespiegel wird weiter und seine Ufer zeigen hier schon entschieden die üppige Vegetation des Südens, die früher noch die starren Felsenfüsse, die sich bis an den See hinunterreckten, unmöglich machten. Das Vorgebirge *San Virgilio*, dem wir uns nun nähern, bildet einen bequemen und geräumigen Hafen. Vor uns liegt das Oertchen *Garda*, dann folgen *Bardolino* und *Lazise*, mit 2000 Einwohnern, ein ansehnliches Städtchen. Hier verlassen uns die Passagiere, welche nach Verona wollen. So kommen wir denn endlich nach der Festung *Peschiera*, wo wir die Berge schon hinter uns haben und beim Aussteigen die Fläche

---

*) Sollte hier kein solches Zimmer mehr zu haben seyn, so können noch *die zwei Thürme* und *der grosse Hirsch* als gut bezeichnet werden.

der Lombardei zum ersten Mal betreten. Der See zeigt hier wirklich einen grossen, meerartigen Charakter. — Viel schöner und genussreicher als diese Aussicht ist jedoch die auf das westliche Ufer. Zuerst begrüssen wir hier, von Riva kommend, den prächtigen *Ponalfall*, mit seinem darüber schwebenden Regenbogen. Der Ponal entspringt im Val Giovo und durchströmt das Val di Ledro, ehe er sich in den Gardasee stürzt. Einige Hütten stehen hier in malerischer Einsamkeit. Weiter hin sehen wir das von Limonen und Citronengärten umblühte *Limone*, an einer schönen Bucht gelegen. Die schroffen Felsen des Ufers treten dann wieder bis dicht an den See hin und hindern jeden Landungsversuch. So erreichen wir *Gargnano*, wo das Gelände bald freundlicher wird. Die Felsen verschwinden und anmuthige, bebaute Hügel kränzen die fruchtbare Landschaft. *Toscolano*, ein thätiger, betriebsamer Ort und darüber hinaus die mit Villen und Palästen geschmückten Orte *Bogliaco* und *Villa* erscheinen im Vorüberziehen; dann schwimmen wir an *Maderno*, *Fasano*, *Gardona* hin, und erreichen endlich das grosse Dorf *Salò* mit 6000 Einwohnern, von wo zwei Strassen zu Lande nach Brescia und Desenzano führen. Die Lage Salò's ist unbeschreiblich reizend, in einem Walde von Lorbeern und Orangen, an einer weiten Bucht. Wem es nicht vergönnt ist, eine weitere Reise nach Hesperien zu unternehmen, wird hier schon einen köstlichen Vorgenuss haben und sich glücklich preisen, dieses Land, diesen Himmel kennen zu lernen. Oestlich erblickt man die Halbinsel *Sermione* (Sirmio), einst durch Catull's Villa berühmt; westlich, in der Nähe der Bucht von Salo, liegt die Insel *dei Frati*, auch *Pola* genannt, mit hübschen Häusern und Gärten besetzt. Den Beschluss dieser reizenden Fahrt macht der stattliche Flecken *Desenzano* mit 5000 Einwohnern, theils hart am Ufer, theils auf Hügeln erbaut. Von hier geht es nach kurzem Verweilen nach *Brescia*, oder *Peschiera*, je nachdem man *Mailand* oder *Venedig* zum vorläufigen Reiseziel bestimmt hat.

Von Roveredo geht aber die Chaussee auf *Ala*. Ehe man dahin gelangt, kommt man in die Gegend der grossen Bergstürze, welche von dem kleinen Dorfe *San Marco*, unter dem Namen der Slavini di San Marco berühmt sind. Ungeheure Felsentrümmer bedecken hier das ganze Thal. Man berechnet den Raum, den diese Verwüstung einnimmt, auf vier italienische Meilen. Um das Ganze zu übersehen, muss man zur Höhe des Gebirges emporklettern, welches beschwerlich und selbst nicht ohne Gefahr ist. Der Bergsturz soll sich im Jahr 883 ereignet haben. Dante erwähnt dieses merkwürdigen Trümmerhaufens in seinem unsterblichen Gedichte. — Von hier kommt man nach *Serravalle* mit den Ruinen einer gleichnamigen Burg, dann gelangt man nach einem kleinen Orte, Santa Margarita, und von hier nach Ala, dem letzten tirolischen Städtchen, einstmals reich und berühmt wegen seiner Seidenwebereien, jetzt nur unbedeutend. Die Häuser tragen zum Theil noch das Gepräge ehemaligen Reichthums. Die Post ist ein mittelmässiger Gasthof; gewöhnlich macht der Reisende hier keinen Aufenthalt, sondern eilt, von heftigem innern Verlangen getrieben, Italien zu.

Von Ala erreicht man bald *Volargne* und sieht sich von den glatten Felswänden der Veroneser Klause (Chiusa di Volargne) eingeengt; die Etsch und die Strasse, mehr Raum ist nicht da. Kaum hat man die Klause hinter sich, so verschwinden die letzten grünen Vorberge Tirols und man rollt erwartungsvoll auf der trefflichsten Strasse durch herrlich angebaute Ebenen nach Verona. Der erste Anblick der Lombardie lässt einiger Wehmuth Raum, es ist als ob man Heimweh nach den schönen Bergen empfände.

Anhang zum eilften Kapitel.

Von Trient durch's Val Sugana nach Venedig.

Sette Communi. — *Val Tesino.*

Von Trient biegt südöstlich eine Strasse durch das romantische und fruchtbare Val Sugana, die in kürzerer Zeit nach Venedig führt, mit Umgehung der Städte Verona, Vicenza, Padua. Man kann mit einem Vetturin in einem langen Sommertage, wenn man früh aufbricht, allenfalls von Trient bis Bassano gelangen, sonst braucht man fast anderthalb Tage hiezu. Von Trient geht es durch das Thor dell' Aquila gleich bergan nach *Cognola* in schöner Lage von Villen umgeben. Von hier kommt man nach Civezzano, einem Dorfe an der Fersina, und dann geht es eben fort nach *Pergine*. Die herrlichste Vegetation entfaltet sich immer mehr und mehr. Oben grüne Eichen, Kastanien und Nussbäume; unten durchziehen Maulbeerpflanzungen die Ebene, an denen sich Weinlaub in Festons hinanzieht, und Mais und Getreide die Felder decken. Pergine ist gut gebaut und dabei reinlich. Südöstlich vom Orte erhebt sich das Schloss Pergine, deutsch *Persen* genannt. Von der Höhe des Schlossthurms ist eine lohnende Aussicht. Vom Schlosse kann man den schönen See von *Caldonazzo* besuchen, der anderthalb Stunden lang und eine Viertelstunde breit ist. — Die Poststrasse führt von Pergine, von Bergen eingeengt, nach *Levico* mässig steil hinan. Unten sieht man den See von Levico sich ausbreiten. Der Ort ist ziemlich ansehnlich, aber der Gasthof ist schlecht. Die Gegend ist interessant. Schloss *Selva* ragt über dem Markte aus uralter Zeit hervor. Man kommt von hier nach *Masi di Novaledo*, dann an dem Pfarrdorf *Roncegno* vorbei nach *Borgo*, der Hauptstadt des Thales welches zum Unterschiede von andern gewöhnlich Borgo di Val Sugana genannt wird. Die Aussicht zwischen Roncegno und Borgo ist die schönste im ganzen Thale, und trägt ganz den Charakter einer italienischen Gebirgslandschaft. Borgo selbst, der Hauptort des Thales, zählt [illegible] Einw. Der Gasthof ist auch hier nicht mit den nöthigen Bequemlichkeiten für Reisende versehen, weil diese Strasse nur selten eingeschlagen wird. Wer, ein Freund der schönen Natur, die Bequemlichkeit nicht gar zu hoch anschlägt, mag immerhin ein paar Tage im Posthause zu Borgo verweilen, wo ihm die Umgebungen des Orts viel interessante Ausflüge gestatten werden. Der höchste Berg in Südtirol, la Cima d'Asta, ist auch von hier aus mit guten Führern zu besteigen. — Von Borgo aus kann man den Abstecher nach den sogenannten „*sieben Gemeinden*“ (sette Communi) machen, welche in den hohen Gebirgen zerstreut liegen, die sich an den Gränzen von Italien hinziehen. Rings von Italienern umgeben, sprechen die Einwohner ein Deutsch, welches mit dem Plattdeutschen einige Verwandtschaft zeigt, und kennen, wenn sie ihr Thal nicht verlassen haben, das Italienische gar nicht. Obgleich die südlichsten Tiroler, haben sie in ihrem hohen Gebirge den längsten Winter, der im September anfängt und im Mai erst endet. — Von Borgo gelangt man ferner nach Castel nuovo, wo das Thal weiter wird. Links von der Heerstrasse liegt das Schloss *Ivano* mit einem Dorfe. Die Gegend wird schauerlicher und die Felsen rücken allmählig zu einem Engpass zusammen. Wir kommen nach *Ospedaletto* und hierauf nach *Grigno* dem letzten Tiroler Dorfe. Von Grigno kann man das Val Tesino besuchen, welches drei Orte: Pieve, Castello und Cinte enthält. Die Einwohner treiben seit der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Hausir- und Kunsthandel. Die französische Revolution that diesem Erwerbszweige grossen Eintrag, allein die in den bedeutendsten Städten Europa's bereits von Tesinern begründeten Kunsthandlungen bestanden fort. Von *Tezze* kommt man nach *Primolano*, dem ersten venetianischen Orte. Die Ruinen, die man hier sieht, waren einst das Schloss de la Scala, welches die Scaliger von Verona gebaut haben sollen. Hat man Primolano verlassen, so wird der Engpass immer schmäler, und man erreicht die ehemalige Gränzfestung Covelo. Wer diese Festung betreten wollte, musste sich an einem Strick hinaufwinden lassen. Eine halbe Stunde unter der Festung endet das Val Sugana und die Gegend wird überaus lachend und heiter. Bald hat man Bassano erreicht, dessen Lage zu den malerischesten gezählt werden kann. Die Post vor dem Thore bietet eine anständige Unterkunft, wo sich auch übernachten lässt. Von Bassano führt der Weg nach Treviso mit vortrefflichen Gasthöfen, und von hier eine breite, ganz ebene Strasse, von beiden Seiten mit zerstreuten Gärten und Villen eingefasst, nach *Mestre*, wo uns Gondeln und die Lagunen erwarten, um uns nach dem zauberhaften Venedig zu bringen, das wir jedoch auf einem andern Wege zu erreichen gedenken. Auffallend ist der Contrast, den das Treiben in Mestre auf denjenigen macht, der einige Wochen in den stillen und grossartigen Alpenregionen verweilte. Alle Produkte des Meeres sieht man hier zum lebendigen Markt plötzlich aufgehäuft. Eine Schaar von müssigen Tagedieben, die auf die Bedürfnisse der Reisenden speculiren, sieht man zu kleinen Dienstleistungen erwachen, an deren Erfüllung man kaum gedacht hat, da sie nicht wie Bedürfnisse erscheinen; Gondoliere drängen sich um uns, ihre Fahrzeuge anpreisend; der Gasthof mit seinen weiten Räumen zeigt schon einige Grossartigkeit bei dem fühlbaren Mangel wohlthuender Bequemlichkeit. Der Fremde staunt dies Alles eine Weile an, lässt sich die guten Fische und vor Allem die frischen Austern schmecken, die hier jedoch mit grosser Vorsicht zu geniessen sind, und besteigt dann die Gondel, die ihn nach der Wunderstadt hinübertragen soll, die ihm wie ein abgerissenes Stück des Orients fast mährchenhaft aus den grünen Wellen des adriatischen Meeres entgegen glänzt.

* * *

Zweite Abtheilung.

Von Innsbruck durch den Pass von Finstermünz.

Erstes Kapitel.

Ober-Innthal und Vintschgau.

Ober Innthal. — Markt Imst. — Landeck. — Arlberg. — Finstermünz. — Nauders. — Engaddin. — Mals. — Orteles. — Glurns. — Strasse über das Wormserjoch. — Bormio. — Veltlin.

Der Weg, der von Innsbruck durch's Ober Innthal nach der Schweiz über den *Arlberg* führt, ist einer der interessantesten, und wenn gleich der Eilwagen diesen Weg über Telfs und Miming zurücklegt, so ist es doch viel angenehmer, am rechten Innufer zu reisen. Man muss von Zirl die sogenannte *Salzstrasse* einschlagen, welche zunächst zum Dorfe *Inzing* führt, von wo man in das Selrainthal einbiegen kann. Hier ist ein sehr gutes Wirthshaus, wo man, wenn man gegen Abend Innsbruck verlässt, übernachtet. Die Aussicht nach der hohen Munde und der Gegend von Telfs ist entzückend. Von hier wird die Gegend einsamer, die Höhen ernster und steiler, die Fernsichten verschwinden. So kommen wir nach Stamms, einer Abtei, deren Gebäude uns freundlich entgegen leuchten. Es verdankt seine Stiftung dem Tode des unglücklichen Konradin von Schwaben und wurde von seiner Mutter Elisabeth, der Wittwe Konrad IV. und Gemahlin Meinhardt II. Grafen von Tirol, im Schmerze über das Unglück ihres Sohnes gestiftet. Die fromme Elisabeth ruht in der Kapelle. Um das Stift reihen sich schöne Bäume, Wirthschaftsgebäude und Alleen. Die Gemächer und Säle sind grösstentheils prachtvoll und enthalten manchen Kunstschatz und sehenswerthe Sammlungen. In der Fürstengruft sind viele merkwürdige und schöne Denkmäler; die Kirche ist mit Freskogemälden verziert, welche der Maler *Wolker* in dem Zeitraum von [illegible] Jahren vollendet hat. Die heilige Blutkapelle, reich ausgeschmückt, ist sehenswerth. In ihr wird etwas Erde gezeigt, die mit dem Blute Jesu befeuchtet ist, welche die heilige Magdalene mit nach Frankreich gebracht haben soll. — Hinter dem Stifte zieht sich das *Stammser Thal*, zwischen Selrain und Ötzthal, in einer Länge von 3 bis 4 Stunden hin. Von hier kommt man auf die *Stammser Alpe*, wo ein schönes Wohnhaus für die Ordensbrüder befindlich ist. *Ochsengarten*, zwei Stunden von hier, [illegible] F. über dem Meer, bietet einen angenehmen Ausflug für Liebhaber der Gebirgswelt, und wird von den Innsbruckern häufig besucht. Von dieser Alpe kann man in 4 bis 5 Stunden *St. Sigmund* in Selrain erreichen. — Wenn wir von Stamms unsern Weg nach dem Arlberg fortsetzen, so ziehen wir über eine reiche Ebene nach *Sils*. Jenseits des Inn erblicken wir das Dorf *Mötz* und dazwischen das Schloss *Klamm*. Der Weg ist eben und die Landschaft lieblich. *Sils* selbst liegt an beiden Seiten der Strasse; die Grafen von Wolkenstein haben hier eine schöne Villa und die Kirche ist von fruchtreichen Gärten umgeben. *Von hier aus wird das Ötzthal am leichtesten besucht.* — Hinter Sils führt der Weg durch einen Wald. Das Schloss *Petersberg* schwebt auf seiner Höhe von uralten Linden beschattet. Von Petersberg zeigt die Gegend überall die Spur grosser Natur-Revolutionen, welche als Vorspiele der grossartigen Schauer des Ötzthals betrachtet werden können. Bei *Brunnen* erblickt man Ötz im gleichnamigen Thale, an dessen Mündung wir vorüber ziehen, um über *Sautens* und *Karres* nach *Imst* zu gelangen. Dieser Markt, über den sich nackte Felsen erheben, vom *Malchbache* durchströmt, steht durch die Poststrasse mit Nasserreit in Verbindung. Schon im achten Jahrhundert geschieht seiner Erwähnung. Berühmt war Imst früher durch seinen Handel mit Kanarienvögeln. Man zog sie in eigenen Zimmern, neben denen sich dunkle Kammern zum Brüten befanden. Die Händler zogen nach Norddeutschland, Russland und England, bis nach der Türkei und Ägypten. Durch diesen ausgebreiteten Verkehr sammelten viele Leute im Orte grosses Vermögen. In England erhielt man fünf Schillinge für einen Kanarienvogel, und soll 1600 Vögel alljährlich in diesem Lande allein verkauft haben. Jetzt ist diese Erwerbsquelle versiegt. Im Jahr 1822 brannte Imst ab, das nunmehr wie die meisten Orte in ähnlichen Fällen schöner aus seiner Asche emporgestiegen ist. Das Schloss Imst am südlichen Ende des Orts bietet einen schönen Gesichtspunkt. Man hat hier eigenthümliche Volksspiele, wie die grossen Maskenaufzüge unter dem Namen des *Schemenlaufens* und des *Lerchklaubens* am Pfingstmontage. Das Scheibenschlagen in den Fasten besteht darin, dass glühende Holzscheiben in die Luft geworfen werden, wobei alles Tadelnswerthe im Orte unverhohlen mit Namen in Knittelreimen feierlich abgelesen wird. Wenn Niemand im Dorfe während eines Jahrs geheirathet hat, so findet am Faschingsdienstag das Blochziehen statt, wobei ein buntgeschmückter Bloch possenhaft durch den Ort geführt wird.

Von Imst führt die Strasse beschwerlich, bei schlechter Jahreszeit sogar nicht ohne Gefahr, zu den Ufern des Inn hinab, der hier zwischen starren Felsen eingeengt ist, welche einen erhabenen Anblick gewähren. Nur selten erfreut Grün das Auge. Über die Kalkwände brechen Wasserfälle in's Thal herunter. Bei *Schönwies* und *Zams* erblickt man anmuthigen Anbau; das Schloss *Kronburg* dräut kühn von hoher Felsenspitze. So kommt man nach *Mils*, *Rauall*. Schloss Kronburg ist in ¾ St. zu ersteigen. Auf halbem Wege findet man eine Kapelle mit wunderthätigem Muttergottesbilde, und ein ziemlich gutes Wirthshaus. Von *Zams* bis Landeck fängt die Gegend an heiterer zu werden. Die *Zamser Brücke* war oftmals der Schauplatz wilder Kämpfe. Bei dem Weiler *Lötz* ist ein merkwürdiger Wasserfall, der seines grossartigen Effects wegen gesehen zu werden verdient. Das Dorf Zams selbst, in einer der fruchtbarsten Gegenden des Oberinnthals, ist nur noch eine Stunde von Landeck entfernt. Die Gegend bleibt sich immer gleich, und endlich liegt Landeck theils am Ufer des Inn, theils auf den Bergen umher höchst malerisch da. Unter dem Schlosse Landeck liegt die gothische Pfarrkirche. Die Häuser des Orts sind reinlich und verrathen Wohlstand. Nächst dem Schlosse Landeck erhebt sich Schloss *Schrofenstein* den Reiz der Landschaft. Man berechnet den Speditions-Verkehr zwischen Deutschland und Italien über Landeck auf 100.000 Centner. Aus Italien kommen Colonial-Waaren, Baumwolle, Farbehölzer, Öl und Seide. Dorthin gehen baumwollene Stoffe, Käse, Leder und Stahlwaaren. Seit dem Jahr 1832 geht vom Handlungshause Gansoni und Comp. in Mailand zweimal wöchentlich eine Eilfuhre nach Frankfurt a. M., London, Hamburg und Lübeck über die Wormser Jochstrasse; sie liefert die Seide in 4½ Tagen nach Landeck, in 9 nach Nürnberg, in 13 nach Frankfurt, in 18 nach London, in 16 nach Leipzig, in 20 nach Berlin, in 20 nach Lübeck. Seit 1835 ist eine ähnliche Eilfuhre über den Splügen eingerichtet, welche die Seide in 16 Tagen nach London liefert. Hiedurch hat Landeck bedeutend verloren. Auch die Arbeiten an der Strasse über den Arlberg bringt den Einwohnern dieser Gegend viel Verdienst. Man rechnet 6000—8000 Gulden jährlich, ohne die ausserordentlichen Ausbesserungen im Winter. Im Jahre 1830 sollen die Eisbrecher und Schneeschaufler vom Landgerichte 4000 Gulden ausbezahlt erhalten haben *). An guten Wirthshäusern fehlt es nicht. Ich war mit der *Post* sehr zufrieden; indessen werden auch der *Jäger* und *Urich* gerühmt.

Von Landeck kommt man ins *Stanzer Thal*, das sich bis an den Arlberg erstreckt, von schönen Bergen eingefasst gegen Norden vom Brandjoche, der Parseyr Spitze, dem Kaiserjoche und der Hirschbleisse in malerischen Formen grossartig überragt. Nach Süden gegen *Patznaun* hin sind die Höhen sanfter und mit Wald bedeckt. Gleich am Eingange des Thals, eine Stunde von Landeck, liegt der kleine Ort *Stanz*. Ueber *Grins* und *Gurmus* gelangen wir nach *Pians*, wo wir am Eingange des Patznaunthals das Schloss *Wiesberg* erblicken. Von dem Mittelgebirge leuchten Dörfer und Weiler nieder. Zwei Stunden von Landeck liegt *Strengen* am angebauten *Valsberge*. Nun geht es am linken Ufer der Rosana, die uns schon lange als Begleiter diente, nach der Poststation *Flirs oder Flirsch*. Auf der Post wird man gut beherbergt. Eine halbe Stunde von hier liegt das kleine Dörfchen *Schnann*, wo wir einer der grössten Naturmerkwürdigkeiten Tirols begegnen. Dies ist die sogenannte *Schnanner Klamm*, das Thor, welches in das *Schnannthal* führt, eine enge Spalte in einer colossalen Felswand, die sich in mannigfachen Krümmungen durch das Gestein durchwindet. Diese Schlucht ist so enge, dass man mit ausgestreckten Armen beide Felswände erreicht. Oben neigen die Felsen ihre Häupter so zusammen, dass nur wenig Licht hineinfällt. Die Kluft führt in ein rauhes Alpenthal. — Fünfthalb Stunden von Landeck kommt man nach dem Dorfe *Petneu*, welches sehr den Erdfällen oder Muren ausgesetzt ist *). Hier blickt man in das Thal *Malfun*, in dessen Hintergrunde Gletschertrümmer emporragen. Hinter Petneu beginnt *Nasserain*, auf den Höhen an der Strasse liegend. St. Antoni, zu Nasserain gehörig, liegt hart am Fusse des Arlberges. Hier ist die letzte Tiroler Poststation, denn drüben beginnen die sogenannten Vorarlbergischen Herrschaften. Über dem Orte liegt das Schloss *Arlen*, welches dem Berge den Namen gegeben hat. Von hier geht es am *Arlberger Bache* mächtig hinan. Der höchste Punkt dieser Strasse ist 6000 F. über dem Meere. Im Winter, der hier schon frühe in der letzten Hälfte des Octobers zu beginnen pflegt, ist der Weg sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr. Wenn die Lawinen den Reisenden auch nicht erreichen, so können doch solche Schneefälle plötzlich eintreffen, dass man von allen Seiten abgeschnit ten wird, und weder vor- noch rückwärts kann. Wenn nun auch zahllose Hände gleich bereit sind, eine neue Bahn zu brechen, so kann es doch geschehen, dass man einen Aufenthalt von 7 bis 10 Stunden, allem Ungestüm der Witterung preisgegeben, auszustehen hat. Auf dem Berge ist ausser dem Wirthshause, der Kirche St. Christoph und der Wohnung des Kaplans nichts zu finden. Diese Kirche wurde von einem armen Findling im 14. Jahrhundert im frommen Sinne gestiftet. In den Urkunden nennt sich dieser Ehrenmann selbst Heinrich Findelkind. Nachdem er zehn Jahre im Stanzer Thale gedient, und sich fünfzehn Gulden erspart hatte, durchreiste er fast ganz Europa, um Almosen zu seinem Zwecke zu sammeln. Dieser war, eine Kirche und ein Hospiz zu gründen, um Reisende über den Berg zu geleiten und den Armen unentgeldlich, den Bemittelten gegen mässige Entschädigung Herberge und Labung zu spenden. Diesen Verein nannte man die St. Christophsbruderschaft vom Arlberg und er zählte im Jahr 1415 Herzoge, Bischöffe und Äbte, regierende Grafen, Herren und Ritter, und im Ganzen über 800 Mitglieder. Unter Kaiser Joseph wurde der Verein aufgehoben, dafür aber liess dieser Kaiser statt des ehemaligen Saumpfades eine Strasse über den Arlberg anlegen, die jedoch noch sehr viel zu wünschen übrig liess und erst im Jahre 1824 die jetzige Gestaltung erhielt. — Der erste vorarlbergische Ort heisst *Stuben*.

---

*) Das Land Tirol. Innsbruck 1837.

*) Schichten, die sich von schroffen Bergwänden ablösen und herunterrutschen.

Wer jedoch von Innsbruck durch das Oberinnthal nach Italien will, schlägt statt der Strasse nach dem Arlberg von Landeck die südliche Richtung nach dem Pass von Finstermünz ein, um durch das Vintschgau Meran zu erreichen, und lernt so dasjenige kennen, was Tirol bei oberflächlichem Besuche an erhabensten Schönheiten dem Reisenden darbietet. Hinter Landeck beginnt schon das enge Defilé. Zuerst erblickt man das Pfarrdorf Fliess mit einer Menge von Weilern und einzelnen Häusern umgeben. Der alte Zoll liegt mit einem Wirthshause hart an der Strasse, die übrigen weit zerstreut, zum Theil tief im Gebirge versteckt. Vom „alten Zoll" nimmt der Engpass einen rauheren, ernsteren Charakter an; der Inn braust wild hindurch. So geht es fort bis zur *Pontlatzbrücke*, wo die Tiroler manchen blutigen Strauss in ihren Kriegen gegen fremde Eindringlinge zu bestehen hatten. Unweit von hier sind die Bäder *Ladis* und *Obladis*. — Die Landstrasse geht auf *Prutz*, wo ein in Tirol sehr bekannter Sauerbrunnen hart an der Strasse hervorquillt. Prutz ist ein schönes Dorf. Die Veste Landeck bildet von hier einen malerischen Prospect. Von Prutz kommt man nach *Ried* durch eine pittoreske Gebirgsgegend. *Tösens* und viele andere Ortschaften und Kirchen thronen weit umher auf den Felsen. Den schönsten Anblick geniesst man bei einem Standbilde des heiligen Johann von Nepomuk. In Ried ist die Poststation zwischen Landeck und *Pfunds*. Mitten im Thal erblickt man das Schloss *Sigmundsried* auf einem Hügel. Über zertrümmertes Gestein hinter Ried gelangt man nach Tösens, das sich malerisch dem Auge darbietet, stets von einer Menge von Dörfern und Häusern auf den Höhen umringt. Hinter Tösens überschreitet die Strasse den Inn und führt an's linke Ufer zum Weiler *Schöneck*. Wahrlich eine schöne Ecke, wo ich jeden Reisenden eingeladen haben will, die Blicke rückwärts zu kehren, um die durchzogenen schönen Parthien des Oberinnthals noch einmal in sich aufzunehmen. Von Schöneck gelangt man über die Weiler *Lafairsch* und *Birkach* nach Pfunds, welches in der Tiefe des Thales an beiden Seiten des Inns sich ausbreitet. Das Wirthshaus zum Thurm, das Perktold'sche Wirthshaus sind die besuchtesten. In neun Stunden kann man von Pfunds die Spitze des Kaiserjochs erreichen, von wo man das Panorama des ganzen Oberinnthals bis zum Solstein bei *Zirl* und drüben gen Süden die Eisgebirge von *Trafoi* und *Sulden* erblickt. Hier von Pfunds bis *Finstermünz* fängt der eigentliche sogenannte Pass von Finstermünz an. Von beiden Seiten kahle, riesenhohe Felsenwände; wenig Fichten und Tannen; am Wege und darüber einzelne Häuser zerstreut; Bäche mit seltsamen Namen, wie der *Gurpetscherbach*, der *Tschingelserbach*, brechen aus kleinen Felsspalten hervor und bilden, wenn sie gerade wasserreich sind, schöne Fälle. Der Pass wird immer enger; so erreicht man *Schalkl* in tiefer Schlucht, am *Schalklbach*, der sich über colossale Felsentrümmer Bahn bricht. Man streift hart an der Gränze Graubündens, wo man schon romanische Laute hört und das Deutsche nicht allgemein mehr verstanden wird. In dem hier mündenden Thale Samnaun findet man schon die Namen: *Chiampatsch*, *Laret*, *il Plaun*, *Ravaisch*, *Chiampion*, welches Weiler in diesem Thale sind. — Von Schalkl gelangt man nach Finstermünz.

Man überschreitet wieder den Inn, der hier wild in seinem tiefen Bette dahin donnert, auf einer bedeckten Brücke, an welcher einige malerische Gebäude sich anmuthig lagern. Die Scenerie wird in ihrer Grossartigkeit ihren Eindruck nicht verfehlen, besonders wenn man von dieser Seite in den Pass gelangt und nun jäh aufsteigend *Nauders* erreicht, das in einer zwar rauhen, aber dennoch wohl bepflanzten Gebirgsebene daliegt. Nauders ist ein schönes Dorf mit 1[illegible] Einwohnern und liegt mehr als [illegible] F. über dem mittelländischen Meere. Hier übersieht man zuerst die Hochebene des Vintschgaus und die *Malser Heide*, an deren Horizont der majestätische Ortles und seine Gletscher sich erheben. Warme Tage sind hier, selbst im hohen Sommer, sehr selten, während der eigentliche Winter acht volle Monate währt. Von hier geht über einen moosigen Hügel der Weg in das schweizerische Thal Engaddin neben der alten Veste *Naudersberg* vorüber, die wohl erhalten und jetzt der Sitz des Landgerichts ist. *Nauders* bietet auf der Post sehr freundliche und gute Unterkunft. Die herrlichen *Forellen* mögen nicht ungekostet bleiben. Bei einem Abstecher nach Engaddin ist das Wirthshaus im hübschen *Martinsbruck* sehr zu empfehlen. — Von Nauders fährt man auf der Hochebene weiter nach *Reschen*, an einem grünen See gelegen, aus dem sich ein Bächlein ergiesst, winzig und schmal, das später zur mächtigen *Etsch* anschwillt. Eine halbe Stunde von Reschen kommt man nach *Graun*, ebenfalls nicht weit von einem See und am Eingange des *Langtaufererthals* gelegen. Bei Graun vorüber sieht man den *Mittersee* und gleich darauf das Pfarrdorf *Heid* am *Heider-* oder *Weissensee* gelegen. Die Seen dieses Distrikts sind sämmtlich sehr fischreich, besonders der letztere. Ueber die sogenannte hohe Brücke kommt man nun zur *Malser Heide*, wo uns zuerst *Burgeis* begrüsst. Die Berge in dieser Gegend senden ihren Bewohnern oft Lawinen herunter, und auch der breiten Ebene drohen gewaltige Schneegestöber und kosten in der rauhen Jahreszeit manchem Wanderer das Leben. Auf einer vorspringenden Höhe des Mittelgebirgs erblicken wir die bedeutenden Gebäude des Benedictiner Stiftes *Marienberg*, in dessen Kirche einige gute Gemälde von Tiroler Künstlern zu sehen sind. Eine halbe Stunde von Burgeis erreicht man endlich den schönen Marktflecken *Mals*, der bereits 1[illegible] F. niedriger als Nauders liegt. Hier wird man mit Vergnügen auf der Post sein Nachtquartier nehmen. Das arme Mals brannte zum Theil im Jahr 18[illegible] ab. Einen schönen Anblick der Gegend hat man auf einer Höhe unweit vom Posthause; eben so zeigt sich das Panorama des Ortelea von der hintern Gallerie jenes Gasthofs, besonders bei Sonnenaufgang sehr schön. Der Wirth zur Post war bei meiner Anwesenheit in Mals ein sehr unterrichteter Mann, der über die

Besteigung der Ortelesspitze, die von hier aus mehrmals unternommen wurde, sehr interessante Dinge zu berichten wusste*). Es war mit von den ersten, welche mit der Post über die Strasse des Wormser Jochs nach Bormio fuhren, und schilderte mir auf heitere Weise das Aufsehen, welches das Knallen der Peitsche und das Blasen der Postillone bei jenen Leuten erregte, die in ihrer wilden Abgeschiedenheit noch niemals unsere Posteinrichtung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Glurns liegt seitwärts von der Hauptstrasse in einer Höhe von nur noch 2830 F. über der Meeresfläche. Die schönen, dicht zusammengedrängten Häuser, die starken Mauern, die das Städtchen umgeben, und die freundlichen Gärten rings umher bieten einen reizenden Anblick, der in dem starren, rauhen Vintschgau doppelt erfreulich auffällt. Von hier beginnt die Regulirung der Etsch. Man hat nämlich dem wilden, in mannichfachen Windungen einherströmenden Gewässer ein gerades, gut gemauertes Bett angewiesen, und somit nicht nur Land gewonnen, sondern auch das Thal gesünder gemacht. An Glurns vorüber, das man nicht berührt, erreicht man *Tartsch*. Hier wird am 15. Juni ein interessanter Markt gehalten, bei welchem man das Landvolk des Vintschgau's, Engaddins und Veltlins kennen lernen kann. Links am Wege erblickt man in einiger Entfernung das Schloss *Churburg*, den Sommersitz der Grafen Trapp, wo man den kühnen Bergsteiger Joseph Pichler kennen lernen konnte, der zu dreien Malen die Spitze des Orteles bestiegen hat und noch im hohen Alter als Jäger in Diensten des Grafen Trapp stand. Dass man auf dieser ganzen Tour bei klarem Himmel stets die Ortelesspitze vor Augen hat, erhöht nicht wenig den Reiz dieser Reise. Eine Stunde weiter befindet man sich am Fusse der Churburg, am Eingange des *Matschthales*, und eilt an den Dörfern *Schluderns*, *Agums* und *Spondinig* vorüber nach *Eyrs*. Hier wird gewöhnlich Halt gemacht und im guten Posthause ein wenig ausgeruht. Die quer durch's Thal hinlaufende Strasse bringt nach dem Dorfe *Prad* am Eingange des Trafoierthals und ist der Anfang jenes herrlichen Kunstweges, der über das Wormser Joch nach Italien leitet. Da dieser eine eben so nahe als interessante Verbindung mit der Lombardei bildet und wohl die meisten Reisenden dahin diesen Weg einschlagen, so will ich ihn hier näher angeben.

---

*) Die Höhe der Ortelesspitze ist nach den richtigsten Messungen (1826) 12,062 P. F. (das Land Tirol, Innsbruck, bei Wagner.) Das erste Mal bestieg sie ein Jäger des Grafen Trapp, Joseph Pichler, gemeinhin *Josele* genannt, im Jahr 1804. Er begann seine Wanderung um zwei Uhr Morgens und kam Abends neun Uhr wieder in Mals an. Als Führer begleitete er hierauf im Jahr 1805 drei Mal den Herrn Gebhard, worauf 21 Jahre die Lust vergangen zu seyn schien, den Tiroler Gebirgsriesen zu besteigen. 1826 versuchte es Herr Schebelka aus Wien unter ungünstigen Umständen, und im Jahr 1834 besuchte die Spitze Herr Professor Thurwieser, als ich mich gerade in der Nähe befand. Man übernachtet am besten in Trafoi. Den ersten Tag von hier aus, geht man neun Stunden bis zur sogenannten Wand, wo man sich von den Führern auf dem Gletscher eine Hütte aufschlagen lässt, um zu übernachten. Am zweiten Tage steigt man zum Gipfel und kehrt wieder zur Hütte zurück, wozu zwölf Stunden erforderlich sind; am dritten Tage endlich erreicht man in sieben Stunden Trafoi. Die Kosten sind ungefähr 150 Gulden; doch kann ein starker Bergsteiger auch mit weniger zurecht kommen. Die Führer besorgen sowohl Lebensmittel, als das Nöthige an Werkzeugen.

Reise nach Bormio über das Joch.

Von Spondinig fährt der Weg quer durch das Vintschgau nach Prad, am Eingange des engen Thales, in dem die Strasse sich nach dem berühmten *Stilfser* Joche empor hebt. Bald befindet man sich zwischen hohen Bergen und hat zur Seite den schäumenden Suldenbach, dem man seine Herkunft von den Gletschern an der trüben, aschgrauen Farbe sogleich ansieht. Die Strasse steigt so allmählig, dass man es kaum gewahr wird. An *Stilfs*, einem ärmlichen, hoch über dem Wege liegenden Dörfchen, vorüber kommt man nach *Gommagoi*, wo der Trafoibach sich in den Suldenbach ergiesst. Von hier soll man in drei Stunden die beschwerliche Tour nach Sulden zurücklegen können, welches am Fusse des mächtigen Suldenerferners liegt und von 150 Menschen bewohnt wird, die wie Einsiedler in dieser schaurigen Wildniss leben. Von Gommagoi erreicht man die erste Poststation der Strasse, Trafoi, nur von 50 Menschen bewohnt. Dem Posthause gegenüber erblickt man den prachtvollen *Trafoigletscher* und den riesigen *Mandatsch*. Nun erhebt sich die Strasse in unendlichen Windungen nach *Franzenshöhe*; dort verschwindet die Vegetation und man sieht sich plötzlich von Schnee und Eis umgeben; tief unten im schwindelnden Abgrunde erblickt man noch die ärmlichen Hütten von Trafoi. Die Spitze des Orteles ragt hier immer höher empor und die Gletscher sinken immer tiefer hinab. Von Franzenshöhe erhebt sich die Felswand des Jochs fast senkrecht, und es war ein kühner Gedanke, hier diese hängende Strasse anzubringen, die trotz Lawinen und anderer zerstörenden Einflüsse die Reisenden ohne Gefahr hinüber führt. Diese Strasse bietet zur Sommerszeit durchaus keine Gefahr und wird auf Jeden, der sie befährt, einen unbeschreiblich grossartigen Eindruck machen. Auf dem Joche steht das Post- und Mauthhaus Santa Maria in einer Höhe von nahe 9000 F. Dann fährt man eine Zeitlang über ein ziemlich ebenes Schneefeld, welches sich ins *Brauliothal*, an den malerischen Quellen der Adda nach Bormio, zu deutsch Worms, hinuntersenkt. Ehe man das Städtchen selbst erreicht, kommt man an den seitwärts liegenden berühmten warmen Bädern vorüber. Seit 1834 ist hier ein neues Hotel zum Empfange von Gästen eingerichtet worden. Obgleich man sich hier schon in Italien befindet, so ist es der hohen Lage wegen noch rauh und kalt; bald jedoch erreicht man nun sanftere Gegenden. Von Bormio geht der Weg durch das Veltlin. Zuerst kommt man nach *Bolladore* und über *Tirano* nach *Sondrio*, wo man in der Post gut übernachtet. Sondrio ist der Hauptort des ganzen Veltlins und besitzt eine schöne Kathedrale mit interessanten Gemälden von dem hier geborenen Maler Peter Legario, und ausserdem ein neues, hübsches Theater. Von hier über *Morbegno* nach *Colico*. Bei Morbegno befindet sich der Berg *Legnone*, der eine herrliche Aussicht bietet; auch ist die Kirche sehenswerth. Die Orte, die man nun passirt, heissen *Cosio* und *Delebio*. In Colico hat man das Ende des Veltlins erreicht. Ueber Varenna, Lecco, Carsaniga und Monza kommt man nun nach Mailand. Man hat auf dem letzten Theil dieser Reise die Schönheiten des Comersees in Augenschein zu nehmen, deren ich später an geeignetem Orte umständlicher Erwähnung thun werde.

Zweites Kapitel.

Von Eyrs nach Meran.

Das untere Vintschgau. — Meran. — Schloss und Dorf Tirol. — Ausflüge nach den Schlössern um Meran.

Die Dörfer, die man von Eyrs aus im Gebirge erblickt, sind *Tanas* und *Tschengls* mit der alten *Tschenglsburg*. Unter diesem Tschengls liegt ein Bad, *Schgums* genannt, wo man in den Sommermonaten immer zahlreiche Gesellschaft findet, die ebensowohl die erprobte Wirksamkeit des Schwefel- und salzhaltigen Brunnens als die überaus wohlfeile Bewirthung hierherzieht. Man kann vom Bade aus auf dem Etschdamme nach *Laas* und *Schlanders* kommen, wenn man diesen Abstecher machen will und den Wagen voranfahren lässt. Auch in diesem Bade sind stets Gelegenheiten bereit, die Gäste nach Franzenshöhe und Santa Maria, auf dem Wormser Joche, der Gränzmark Italiens und Deutschlands, hinzubringen. — Der berühmte weisse Marmor des Vintschgaus, der in neuerer Zeit mit dem carrarischen wetteifert und zu verschiedenen Denkmälern und Kunstwerken verbraucht wird, bricht unfern des Dorfes *Göflan*, das von Laas aus leicht zu erreichen ist. — Bei Schlanders, das sich mit seiner Veste *Schlandersberg* stattlich präsentirt, wird die Vegetation plötzlich südlicher und man merkt, dass man das hoch liegende, von riesigen Bergen ganz eingeschlossene Vintschgau bald verlassen wird. Doch haben die Felsen noch immer ihren starren Charakter, der besonders auffällt, wenn man aus dem Etschthal von dieser Seite in's Vintschgau tritt. — Am linken Ufer der Etsch liegt das Dorf *Goldrain*, sonst der Stammsitz der Edlen von Goldrain, die wir noch jetzt in *Meran* und *Partschins* wiederfinden. Ueber Goldrain sieht man Schloss *Annenberg*, und diesem gegenüber am Eingange in's *Martellthal*, das durch anfänglich grüne Alpen zu ewig winterlichen Wildnissen geleitet, die Ruinen von *Untermontan* und *Obermontan* mit noch wohnlichen Gemächern. Hier hauste das Geschlecht der Grafen von Mohr, deren einer, Graf Maximilian von Mohr, ein berühmter Geschichtsforscher war. Ich glaube diese Anmerkung nicht uninteressant, weil diese Grafen Schiller die Namen zu seinem berühmten Trauerspiele herleihen mussten. Es ist oft merkwürdig, welche Quellen grossen Dichtern bei ihren Erfindungen dienen; wie leicht ist nicht ein Name zu erfinden und warum wählte Schiller gerade diesen? — Nun erreicht man *Laatsch*, die letzte Poststation vor Meran, wo gleichfalls Schlosstrümmer der ehemaligen Burg Laatsch zu sehen sind. Von hier reiht sich um Meran her und an den beiden Seiten des Etschthals hin ein Kranz von Burgen und Bergschlössern, theils in Trümmer gesunken, theils noch im wohnlichen Zustande. In Laatsch wird zuerst jenes harte Fladenbrod gebacken, das dem Schiffszwieback ähnlich sieht und an dem sich die Tiroler so gern die Zähne ausbeissen, das aber für den Fremden durchaus unschmackhaft ist. Zum Glücke findet man neben dieser Liebhaberei der Einwohner auch noch gewöhnliche Wecken, wie man sie im übrigen Deutschland sieht. Das der Frau Gräfin von Hendl in Meran zugehörige

Schloss *Castelbell*, das noch vor wenigen Jahren so herrlich in's Thal herunter leuchtete, hat jetzt eine Feuersbrunst zerstört. An den Ortschaften Castelbell, *Marein* und *Galsaun* vorüber kommt man, viele Burgen rechts und links auf den Höhen freudig begrüssend, deren Namen hier zu nennen ziemlich unersprieslich wäre, nach *Naturns*. Ueber dem Dorfe erhebt sich das Schloss gleichen Namens. Von Naturns gelangt man nach *Rabland*, von wo man links das liebliche *Partschins* erblickt mit seinem Wasserfalle. Drüben an der Etsch, an deren Ufer sich eine freundliche Allee hinzieht, liegt das *Egartsbad*, in der Gegend, wie die meisten Bäder in Tirol, nur das Badl genannt, welches ein angenehmer Spazierort für das Meraner Publikum ist. Hier befindet man sich nun auf jenem ziemlich steilen Abhang, den die Etsch in wildem Sturze zurücklegt und eine Kette malerischer Wasserfälle bildet, die *Töll* genannt, und hat, wie mit einem Zauberschlage, das reizende Gemälde des südlichen Etschthals vor sich. Durch das Dorf *Algund*, wo die Reben über die Chaussee gezogen werden, und man durch eine fortlaufende Weinlaube dahin fährt, rollt man dem lieblichen Meran zu, das in neuerer Zeit durch einen von mehren Seiten gegebenen Impuls seiner schönen Lage und gesunden Luft wegen weit verbreitete Berühmtheit mit Recht erlangt hat.

Meran liegt ungefähr 1200 F. über der Meeresfläche, an 600 F. tiefer als Innsbruck, aber 90 F. höher als Botzen. Die *Passer* rauscht an der Stadt vorüber und fällt eine Stunde davon in die Etsch. Ehemals war dieses kleine Städtchen der Hauptort des ganzen Landes und in dem über ihm gelegenen Schlosse Tirol, welches dem Lande den Namen gab, residirten bis zur Margarethe Maultasch seine Fürsten. Noch jetzt wird Meran von dem umwohnenden Landvolk nur die Stadt geheissen, und die Gegend das Mutterländchen oder das Landl. Jetzt ist von dieser früheren Bedeutung jede Spur verwischt und es hat sich erst in neuester Zeit Meran wieder in anderer Beziehung, nämlich als Sommeraufenthalt für Leidende zu heben begonnen. Die Natur um Meran ist trotz aller Veränderungen stets dieselbe geblieben, herrlich und grossartig, dabei mild und gemüthlich. Am Fusse des *Küchelberges* ziehen sich die wenigen Strassen des Orts neben hin; auf der Höhe in seinem Rücken liegt das Dorf Tirol mit den Trümmern der *Brunnenburg*, und darüber hinweg ragt das alte Stammschloss in malerischer Unregelmässigkeit. Die hohe Mutt mit ihren Zacken und Spitzen bietet den herrlichsten Hintergrund zu diesem Gemälde. Eben diese Felsenwand hält den Nordwind von dem gesegneten Thale ab, der es jetzt nur dann und wann mit gebrochener Kraft aus Passeyr oder Vintschgau berühren kann. Das Panorama von Meran, von der Stadt selbst überschaut, zeigt ringsum imposante Formationen des Hochgebirges, darunter auf schön belaubten Mittelgebirgen Burgen und Schlösser, dann liebliche Dörfer von Wein umgeben und endlich die Ebene in üppigster Fruchtbarkeit von Mais und Getraide und von Obstbaumalleen durchzogen. Hinter sich die Mutt, hat man rechts die Oeffnung des Vintschgaus mit der malerischen Töll und den Dörfern *Gratsch*, Algund und Partschins, dann die Berge von *Marling* mit dem weiss blinkenden Schlosse Lebenberg, die Dörfer Ober-, Mittel- und Unter-Lana und so fort, über Brandeis hinweg bis dahin, wo die Mendel ihre Wand steil in das Thal senkt, und der Thurm von Hoheneppan sich malerisch am Horizonte zeichnet. Links öffnet sich zunächst Passeyr, an dessen Eingang die Burgen Schenna und Zenoberg thronen, dann Obermais an Schlössern reich, Winkel, Rubein, Rametz, Labers, Fragsburg, Katzenstein, Lagen, und über allen in schwindelnder Höhe das Kirchlein „Catharina in der Scharten", bei Hafling von der hohen Ifinger-

Spitz überragt, dem höchsten Berge der Gegend. Wo diese dunkel bewaldete, mit Schlössern gekrönte Bergwand sich abgränzt, schieben sich in violettem Duft die röthlichen Felsen auf der Strasse von Botzen nach Trient vor das Auge, und bilden nebst dem südlichen Himmel den passendsten Hintergrund für eine der schönsten und reichsten Landschaften, die ich kenne. Diese Gegend muss nun auch dem hier verweilenden Fremden den meisten Genuss bieten, da die Stadt nur wenig in dieser Beziehung zu leisten im Stande ist. Die Häuser in der Hauptstrasse sind von altfränkischer Bauart und haben im Erdgeschoss Arcaden, wie in den meisten Städten Tirols und Oberitaliens. Eine mit der Stadt zusammenhängende Vorstadt, *Steinach* genannt, hat einige bessere Häuser, in freierer Lage und mit Gärten umgeben aufzuweisen, besonders ist hier das Mammingsche Haus zu erwähnen, das in schönen Verhältnissen da steht. Dieses Geschlecht der jetzigen Grafen von Mamming soll von Memminger Kaufleuten abstammen *), die hier viel Geld verdienten und dann zu Freiherrn und Grafen erhoben, grosse Besitzthümer erlangten, die jedoch in diesem Augenblick wieder grösstentheils in andere Hände übergegangen sind. An der Passer ist eine Mauer hingezogen, die zunächst die Stadt vor Ueberschwemmungen schützen soll, aber auch zu Spaziergängen gebraucht wird, die besonders in angenehmer Abendluft hier regelmässig stattfinden. Die Pfarrkirche mit einem hohen Thurm besitzt drei Gemälde von Knoller, die Himmelfahrt Mariä, das Abendmahl und die Geburt Christi. Die Spitalkirche hat Glasgemälde. — Das dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörige Kelleramt, welches ihm für die in Baiern abgenommenen Posten zu Theil wurde, hat einige historische Merkwürdigkeiten. So zum Beispiel die Kapelle, in welcher Margarethe Maultasch mit Ludwig dem Brandenburger getraut worden ist. In der Sakristei sieht man Bilder, die von dem ältesten Tiroler Maler, Meister Christophorus von Meran, gemalt worden sind. — Die Einwohner von Meran sind artige zuvorkommende Leute. — Was die Stadt an öffentlichen Einrichtungen aufweisen kann, wird den Fremden gern mitgetheilt; einige Privatleute besitzen interessante Sammlungen, die sie ebenfalls jedem Fremden öffnen.

Wenn man das Schloss Tirol besuchen will, so steigt man beim Pulverthurm den Küchelberg bis zum Schloss Zenoburg hinan, wo man sich einer schönen Aussicht in den Anfang des Passeyrthals und nach Schenna und Obermais erfreut. Zenoburg ist jetzt eine malerische Ruine, nur ein Thurm ist noch bewohnbar, dessen Portal uralt ist und eine besondere Aufmerksamkeit verdient. — Unter den reichen Rebpflanzungen, die den besten dortigen Landwein, den Küchelberger liefern, steigt man mitunter etwas steil zum Dorfe Tirol empor. Hier oben hat man nun wieder eine neue reiche Aussicht. Passeyr breitet sich vor den Blicken bis zum Jauffen aus, der den Uebergang nach Sterzing vermittelt. Schenna auf seiner Höhe, von Getreidefeldern umgeben, wohnlich und heiter, Auer ihm gegenüber, einsam am Eingange des Spronzerthales, darüber hinaus die Orte Kuens und Riffian. Ausserdem fliegen die Blicke über Etschthal und Vintschgau hinweg; die Aussicht ist so reich, dass sie erst nach mehrmaligem Genusse ganz umfasst werden kann. — Das Dorf Tirol hat 900 Einwohner. Diese wohnen nicht nur im Dorfe, sondern auch in einzelnen Höfen, die an den Abhängen der Mutt zerstreut liegen. Ueber diese hinweg steigt man zur Muttspitze, die ein guter Fussgänger in vier Stunden erreichen kann. Hier oben hat man eine weite Aussicht von den Bergen des Pusterthals bis zur majestätischen Ortelesspitze, und über das Vintschgau hinweg nach der öden Fernerwelt des Oetzthals. — Das Wirthshaus im Dorfe Tirol ist sehr reinlich gehalten und besonders billig, daher es seiner schönen Lage und der gesunden Luft wegen sehr anzurathen ist. Hinter dem Dorfe geht man an den Trümmern der Brunnenburg vorbei und steigt dann durch einen im Felsen gesprengten Gang, das Knappenloch genannt, nach dem Schlosse Tirol hinauf. Auch hier sieht man Erdpyramiden, wie man sie auch bei Lengmoos auf dem Ritten findet, welche durch Regengüsse ausgespült und von dem darauf liegenden Stein geschützt in dieser Gestalt stehen geblieben sind. — Das Schloss Tirol besteht aus drei Theilen. Von dem ältesten rückwärts nach der Mutt gelegenen, sieht man nur noch die Trümmer; dann der östliche, in dem sich noch einige kleine Wohnungen erhalten haben, und endlich der südliche, dessen Façade dem Etschthal zugekehrt ist, in welchem der jetzige kaiserliche Schlosshauptmann, Namens Hofer, ein naher Verwandter des Andreas, seine Wohnung hat. In der uralten Kapelle sieht man ein merkwürdiges Portal von weissem Marmor, über dessen Figuren viele Auslegungen stattfinden, die jedoch grösstentheils im Widerspruche zu einander stehen. Dass dieses Schloss eine Römerveste war, unterliegt keinem *Zweifel*. Es hiess damals Teriolis. Vom Schlosse hinab geht es steil nach dem Dorfe Gratsch. Wer es bequemer haben will, macht den Umweg über St. Peter. Die Aussicht, die sich nun wieder hier nach und nach beim Niedersteigen vor den Blicken entfaltet, ist sehr ergötzlich. Neben Gratsch liegt in üppiger Wein- und Obstfülle Algund und durch liebliche Wiesen kehrt man auf völlig ebenem Wege nach Meran zurück.

---

*) Das Land Tirol u. s. w.

Von Algund besucht man auf Fusspfaden *Steinach*, nicht mit der Vorstadt auf dem Wege nach Passeyr zu verwechseln, sondern ein Dorf am Ufer der Etsch. Schloss *Forst*, eine herrliche Ruine, ganz mit Grün umzogen, und von hier gelangt man nach *Josephsberg*, das mit den weissen Mauern aus dichtem Waldlaube hervorbricht. Von Josephsberg zieht sich ein beschwerlicher Weg nach der Töll, wo man die Chaussee erreicht, die Etsch überschreitet und den Hügel hinan nach Partschins steigt. Hier haben mehre Familien aus Meran ihre Sommerwohnungen. Die Lage ist herrlich, anmuthig und grossartig zugleich, und ein malerischer Wasserfall trägt nicht wenig zu den Reizen des Ortes bei. Hier wohnt mir eine theure befreundete Familie auf ihrem Freisitze Gaudententhurm, die des Herrn Anton von *Isser*, dessen freundliches Asyl, so wie den im schönsten Blumenschmuck prangenden Garten ich nie vergessen werde. — Ueber Partschins kommt man nach *Plarsch*, dann nach dem Bade *Oberhaus*, dann steil hinan nach *Vellau*. Von Partschins kann man etwas steil zwar, aber am kürzesten über Algund nach Meran zurückgelangen.

Andere Ausflüge sind zur Veste *Auer*, und von da in's Thal *Langeul* oder in's *Spronzerthal*, dann am *Kesselsee* vorüber nach *Pfeldern*, dem letzten Orte in Passeyr, wo man am Fusse der Oetzthaler Ferner sich befindet. Diese Touren sind jedoch nur für geübte Bergsteiger zu machen.

Einen schönen Ausflug macht man auch nach Riffian mit einer schönen Kirche, deren Thurm aus waldiger Umgebung in's Passeyrthal hinunter blickt. Man kann von hier aus *Saltaus* erreichen, den ersten Ort im Passeyr. Bei Riffian hört der Weinbau auf. Es ist auffallend, den schwermüthigen Charakter der Bewohner dieser einsamen Gebirgsdörfer zu beobachten.

Von Meran über den „*steinernen Steg*", die einzige Brücke, welcher die tosende Passer nichts anhaben konnte, und die daher ein Wahrzeichen der Stadt ist, führt der Weg zum Schlosse *Schenna*, das sich, das gleichnamige Dorf überragend, am schönsten von allen Schlössern dieser Gegend dem Auge darstellt. Ausser dem Wirthshause, wo man billig und gut bedient wird, kann auch jeder gebildete Fremde bei dem Besitzer des Schlosses, dem Herrn Doctor von *Goldrainer*, auf eine gastfreundliche Aufnahme rechnen. Eine halbe Stunde von Schenna liegt das freundliche *Thurn*, jetzt einem Bauer angehörend, wo sich einige Sommertage sehr gut hinbringen lassen. Tiefer als Schenna liegt Schloss *Gayen*, von wo man in das *Naiferthal* steigt, wo einst die römische Pflanzstadt *Maja* gestanden, welche ein Bergsturz um das Jahr 800 begrub. Von hier geht man zum St. Oswaldsjoch und auf die schwer zu besteigende Iffinger-Spitze. Das Naifthal selbst bietet keinen Genuss und ist in seiner Tiefe, die kein Weitergehen gestattet, wahrhaft schauerlich. — Jenseits der Spitalbrücke von Meran liegen die Dörfer *Ober* und *Untermais*, jenes auf den Trümmern des *Naiferbruchs*, jetzt mit schönen Wein- und Obstpflanzungen grünend; dieses an der Landstrasse nach Botzen. Unter diesen Ortschaften liegt nun jene alte Römerstadt Maja begraben, die ich schon oben erwähnt habe. Die Kirche in Mais ist alt, und besitzt auch solche Gemälde. An der Strasse steht noch eine andere Kirche mit einer luftigen und geschmackvollen Vorhalle. Obermais enthält eine Menge von sogenannten Schlössern, die jedoch nicht mehr und nicht weniger als alterthümliche gewöhnliche Wohnhäuser sind. Von Obermais wendet man sich rechts, den sogenannten Freiberg hinan und findet hier Schloss Rubein, an dessen Thore wir die ersten Cypressen begrüssen. Etwas höher liegt das Schloss Rametz, dem Herrn Professor Flarer in Pavia, einem geborenen Tiroler zugehörig, der die alten Gebäude in eine schöne italienische Villa umgeschaffen hat. Von Rametz steigt man zur Kirche des h. Valentin am Fusse des Freibergs hinab. Dort hatte sich der h. Valentin, Bischoff von Passau, zurückgezogen, um als Einsiedler zu leben. Von hier geht es einen steilen Bergpfad hinan, nach Schloss *Fragsburg* und dem Dorfe Hafling. Unterhalb Fragsburg liegen *Neuburg* und die Ruinen von *Katzenstein*. Fragsburg liegt höher als alle übrigen Burgen dieser Gegend und hat daher die frischeste Luft und den herrlichsten Rundblick. Das Schloss ragt von einem vorspringenden Felsen, dem Ultenthale gegenüber, empor. Am Ende der kleinen Bergebene, die sich hinter dem Schlosse bis zum Haflinger Berge erstreckt, stürzt ein malerischer Wasserfall herunter. Durch den Wald steigt man nach Hafling. Schon vom Thale aus sieht man die kleine Kirche, Catharina in der Scharten, welche am Rande des Berges erbaut ist. Wenn man von Sarnthal her diese Stelle betritt und nach Meran hinabsieht, so ist der Eindruck, den dieser Anblick macht, nicht zu beschreiben. In einer ländlichen Wohnung, unweit der Kirche, kann ein anspruchloses Gemüth einige Erfrischungen haben. Hafling ist ein armes Dorf, dessen Bewohner ein starker Menschenschlag sind, die sich stets in dunkle Farben kleiden. Von Hafling hat man noch eine Stunde nach *Verant*, und gelangt dann nach *Mölten*, wo man mehr südliche Lebenslust finden soll, als in den andern Ortschaften dieses Gebirges. Man kann von Mölten über das Gebirge nach *Jenesien* kommen, doch machen die meisten diesen Ausflug von Botzen aus. Um von Mölten wieder nach Meran zu gelangen, steigt man einen mit herrlichen Aussichten reich beschenkten Gebirgspfad nach *Terlan* hinunter, wo man seinen Wagen bereit halten kann, um auf der Chaussee nach Meran zurückzukehren.

Drittes Kapitel.

Weitere Ausflüge von Meran.

Fahrt bis Botzen. — Das linke Etschufer. — Passeyr. — Ulten.

Wenn wir dem Laufe der Etsch uns zuwenden, so liegt, dem so eben beschriebenen Freiberge gerade gegenüber, der *Marlinger* Berg mit dem darauf ausgebreiteten Dorfe gleichen Namens. Der Marlinger Wein wird in der Gegend gern getrunken, eben so ist das dortige Obst beliebt. Ueberall erblickt man ungeheure Kastanienbäume, sowohl in einzelnen Gruppen als ganzen Wäldern; Mispeln, Granaten und alle Südfrüchte gedeihen hier vollkommen. Unter Marling liegt das weitläuftige, doch nicht ganz ausgebaute Schloss *Lebenberg*, früher dem Grafen Fuchs von Fuchsberg gehörig, der viel für die Baulichkeiten that und dem Schlosse seine theilweise grossartige Einrichtung gab. Von Lebenberg bis Lana liegen die zerstreuten Häuser von *Tscherms*, wo ein gutes Wirthshaus befindlich ist, an dem man jedoch vorbeigeht, um sich in Lana selbst an den vortrefflichsten Forellen und gutem Wein zu erlaben.

Wenn man von Meran nach Botzen will, so führt die Landstrasse über Untermais an den Ufern der Etsch, am *Sinnichkopf*, einem vorspringenden Felshaupte, vorüber, nach Burgstall, wo einst ein altes Schloss lag; jetzt ist es eine Ruine. Von Burgstall führt der Weg nach *Gargazon*, gleichfalls am Fuss einer Ruine, *Kröllthurm* genannt. Der nächste Ort heisst *Vilpian*, an einem verheerenden Bache, der, wenn er gerade wasserreich ist, hinter dem Dorfe einen hübschen Fall bildet. Beim Biegen um die Felsecke erblickt man *Terlan*, einen hübschen Ort, dessen Kirche einen schiefen Thurm hat, der nach Einigen absichtlich so gebaut, nach Andern durch den sumpfigen Boden so geworden seyn soll. Hier wächst einer der besten Tiroler Weine, der jedoch im Lande selbst wenig getrunken und fast gänzlich in das Ausland verführt wird. Man findet hier Viele aus den benachbarten italienischen Thälern als Lohnarbeiter in den Weingärten. Sie dienen den Deutschen um geringen Lohn und können die heisse Sumpfluft dieser Gegend besser ertragen als jene, die immer hier ihren Wohnsitz haben. Das *Terlaner Moos*, jetzt zwar grösstentheils ausgetrocknet, macht in den heissesten Monaten den Aufenthalt daselbst ungesund. Ueber Terlan erhebt sich in malerischen Trümmern das Schloss *Maultasch*, von welchem man eine herrliche Aussicht geniesst. Unter dem Schlosse sieht man ein grosses Gebäude, das einst der Marstall der Herzogin Margarethe Maultasch gewesen seyn soll, woher auch das Schloss den Namen hat. Von diesem Schlosse erzählt die Sage, dass die Herzogin Margarethe hier ihren zügellosen Lüsten gefröhnt haben soll. Man weiss, dass ihr dieselbe Grausamkeit nachgesagt wird, wie der Gemahlin Ludwigs X. von Frankreich und noch andern Fürstinnen des Mittelalters. — Zwischen den edelsten Weinpflanzungen Tirols, durch fruchtbare Maisfelder kommt man nach dem Dörfchen *Siebeneich*, wo der hier herum berühmte und hochgeschätzte Siebeneichner wächst und man eine der merkwürdigsten Ruinen des Landes erblickt. Es ist die der uralten Veste *Greifenstein*, auch Sauschloss genannt, weil man bei einer Belagerung einst ein Schwein über die Mauern warf, um den Feinden zu zeigen, dass man noch Lebensmittel habe. Auf der höchsten Felsenspitze ragt noch einiges Mauerwerk empor, und man ist im höchsten Grade erstaunt, wie Menschen hier bauen, wie Ritter hier wohnen konnten. Die Bewohner der Gegend sagten mir, dass der Fels nur mit Lebensgefahr zu erklimmen sey, und dieser einzige Pfad führte von Botzen hinauf. Die Landstrasse bringt uns jetzt nach *Moritzing*, wo sich zwei Schwefelquellen befinden. Das Dorf lehnt sich mit seinen letzten Häusern an Gries, welches wie eine Vorstadt von Botzen zu betrachten ist. —

An der gegenüberliegenden Seite des Thals, wo wir bis Lana gelangt waren, erblickt man Völlan, wo stets am 8. September ein Kirchenfest gefeiert wird, das Landleute aus den entferntesten Gegenden des Gebirges herbeizieht und daher von dem Liebhaber solcher Feste wohl zu beachten ist. Unweit von hier sieht man die Ruinen des Schlosses *Brandis*, das vor ungefähr zwanzig Jahren bei Nachtzeit zusammenstürzte und mehre Menschen begrub. Jetzt ist unweit davon das Schloss Neubrandis aufgeführt worden. — Man sieht in dieser Gegend schon viele Seidenpflanzungen. Von Brandis wendet man sich nach *Nals*, wo die *Schwanburg* und das Schloss Nals in Ruinen liegen. Die Nalser Weine sind berühmt und das Erträgniss ist sehr bedeutend. Von hier kann man über die Etsch nach Terlan kommen. Gewöhnlich aber geht man nach *Tisens*, um über das Gebirge zu steigen. — Tisens selbst hat eine uralte, schöne Pfarrkirche, die, wenn man auch nicht weiter zu wandern gedenkt, schon eines Besuchs werth ist.

Eine der interessantesten Partien, die man von Meran aus machen kann, ist nach dem Passeyr Thale, wohin drei Wege führen, die sich jedoch schon beim ersten Orte im Passeyr, *Saltaus*, vereinigen, von wo dann nur noch ein Fussweg am Ufer der Passer über *St. Martin* nach dem Hauptorte des Thals, *St. Leonhard*, führt. Der erste Weg von Meran ist der vom Dorfe Tirol bei Schloss Auer vorüber durch *Kuens* und *Riffian*; der zweite geht über *Obermais* und *Schenna* längs einer Wasserleitung, ein recht interessanter Weg, der besonders bei starker Hitze Schatten gewährt, doch ist der Pfad oft schmal und hat ein paar unbequeme Stellen; der dritte Weg endlich führt über *Zenoberg* und von dort zum Ufer der Passer. Ich habe selbst nur den letzteren und den zweiten Weg gemacht. Für Damen ist es besser zu reiten, da es manche Beschwerlichkeiten zu überwinden gibt. Bei Regenwetter ist man gezwungen, den Weg über die Höhen zu machen, da die sogenannte *Kellerlahn* alsdann das Thal unwegsam macht. Saltaus ist ein unerquickliches Wirthshaus am Anfange des eigentlichen Passeyr; gleich hinter dem Orte hört der Weinbau auf. Rechts zwischen Saltaus und St. Martin sieht man die Kellerlahn, eine furchtbar zerrissene Bergwand, die sich nach jedem Platzregen mehr und mehr loslöst und wie ein schlammiger Giessbach Alles rings umher mit Blitzesschnelle verheert. Bald hinter St. Martin erblickt man, malerisch gelegen, das Wirthshaus *am Sande*, Hofers Geburts- und Wohnstätte. Drüber hinaus im Gebirge kann man zu der Sennhütte steigen, wo der edle Alpensohn sich, bis dass er verrathen wurde, verborgen hielt. Vom Sandwirthshaus höher steigend, gelangt man nach St. Leonhard, über dem sich die Jauffenburg auf einem frei stehenden, grünenden Hügel erhebt. Die Burg zeigt nur noch Ruinen. Die Aussicht beherrscht das ganze Thal bis nach Meran. Die Häuser von St. Leonhard sind reinlich und geräumig. In drei Stunden hat man die Höhe des Jauffenpasses erreicht und in drei Stunden kommt man auch von dort hinab nach *Sterzing*. Der Weg geht steil bergan, bequemer hinab. Man kann in St. Leonhard gute Pferde erhalten und hat für ein Pferd nebst dem Führer bis Sterzing nur 2 Gulden 42 Kreuzer zu bezahlen. Auf dem Jauffen findet man Wirthshäuser, wo man sich erfrischen kann. Das eigentliche innere Passeyr beginnt bei *Moos* und theilt sich hier in zwei Arme, wovon der eine nach dem Timmlerjoche führt, über welchen man in's Oetzthal gelangt, der zweite aber nach *Platt* und *Pfelders* geht. Hier sieht man den *Platter Fall* und steigt über den Ferner nach dem *Schnalser Thal*. — Das *Passeyrthal* ist eng und rauh, doch gut angebaut. An der weitesten Stelle hält es kaum eine Viertelstunde.

Ueber Marling nach dem sogenannten Eichberg steigt man in's *Ultenthal* nieder, das sich durch eine ungeheure, aber unwegsame Felsschlucht bei dem Dorfe Lana mündet. Nach einer Stunde kommt man zum Schloss *Eschenloh*, an dessen Fuss der Thalbach braust, von einem Fichtenwalde eingefasst. Dreiviertel Stunden später hat man *St. Pankraz* erreicht, den Hauptort in Ulten, über dem sich auf hohem Berge *St. Helena*, eine kleine Ortschaft, erhebt. Von hier hat man noch dreiviertel Stunden in's *Ultner Wildbad*, einer starken eisenhaltigen Quelle, das besuchteste Bad aus Tirol, wo man von allen gewiss die beste und bequemste Unterkunft findet. Man denke sich jedoch keineswegs die Annehmlichkeit und Unterhaltung einer Saison in einem auswärtigen Bade darunter. Hinter dem Bade kommt man nach *Walpurg* und *St. Moriz*, von wo zwei Wege, der eine in's Vintschgau, der andere nach Meran führt. Von Walpurg gelangt man nach *Kuppelwies*, *St. Nicolaus* und *St. Gertraud*, von wo man rechts über das Joch nach Rabbi, links nach den Gletschern des Orteles gelangen kann.

Reiserouten.

a) Von Innsbruck.

1. Ueber den Brenner nach Verona.

	Posten.
Nach Schönberg. (Ansicht vom Stubay-Thal.)	1
„ Steinach. (Gemälde von Knoller.)	1
„ dem Brenner Posthaus. (4000 F. über dem Meere.)	1
„ Sterzing. (Sterzinger Moos. Jauffen.)	1
„ Ober Mittewald. (Franzensveste Strasse ins Pusterthal.)	1
„ Brixen.	1
„ Klausen	1½
„ Kolmann. (Kuntersweg.)	1
„ Deutschen. (Weg nach der Seiser Alpe.)	1
„ Botzen.	1
	10½
Transport	10½
Nach Brandzoll.	1
„ Neumarkt.	1
„ Salurn.	1
„ St. Michael.	1
„ Lavis. (Anfang von Welschtirol.)	1½
„ Trient.	1
„ Roveredo. (Drei Stunden vom Lago di Garda.)	2
„ Ala. (Felsensturz: Slavini di Marco.)	1
„ Peri.	1
„ Volargne. (Veroneser Klause.)	1½
„ Verona.	1½
	23½

2. Ueber das Wormser Joch nach Mailand.

	Posten.
Nach Zirl.	1
„ Platten.	1
„ Ober Miemingen	1
„ Nassereit.	1
	4
Transport	4
Nach Imst.	1
„ Landeck.	1½
„ Ried.	1
	7½

	Posten.
Transport	7½
Nach Pfunds (Pass von Finstermünz)	1
„ Nauders	1
„ Mals	1½
„ Prad (Anfang der neuen Strasse auf das Joch)	1½
„ Trafoi (Gletscher)	1
„ Franzenshöhe (Ortelesspitze)	1
„ Sta. Maria (Joch Höhe 9000 F.)	1
„ Spondalunga (Addaquelle)	1
	16½

	Posten.
Transport	16½
Nach Bormio (Veltlin)	1
„ Bolladore	2
„ Tirano	2
„ Sondrio	1½
„ Morbegno	1
„ Colico (Ueber den Comersee)	¾
„ Como und Barlassina	1½
„ Mailand	1½
	27¾

3. Ueber den Lago di Garda nach Brescia.

	Posten.
Bis Roveredo siehe 1.	17¾
„ Riva (Ueber den Gardasee nach Desenzano)	1½
	19¼

	Posten.
Transport	19¼
Bis Ponte S. Marco	1
„ Brescia	1½
	21¾

4. Nach Venedig durch das Val Sugana.

	Posten.
Bis Trient siehe 1	15¾
„ Pergine	1
„ Borgo di Val Sugana	2
„ Bassano	2
„ Castel Franco	2
	22¾

	Posten.
Transport	22¾
Bis Treviso	1½
„ Mestre	1½
Zu Wasser nach Venedig	1
	26¾

5. Nach Venedig über die neue Strasse von Ampezzo.

	Posten.
Bis Ober-Mittewald	5
Nach Unter-Vintl	1
„ Brunecken	1½
„ Niederdorf	1½
„ Höllenstein	1
„ Cortina (Ampezzanerthal)	1½
„ Venas	1½
„ Perarola (Piavethal)	1
„ Longarone	1½
	15½

	Posten.
Transport	15½
Nach Sta. Croce	1¾
„ Serravalle	1
„ Conegliano	1
„ Spresiano	1
„ Treviso	1
„ Mestre	1½
Zu Wasser nach Venedig	
	22¾

b) Von Salzburg nach Innsbruck.

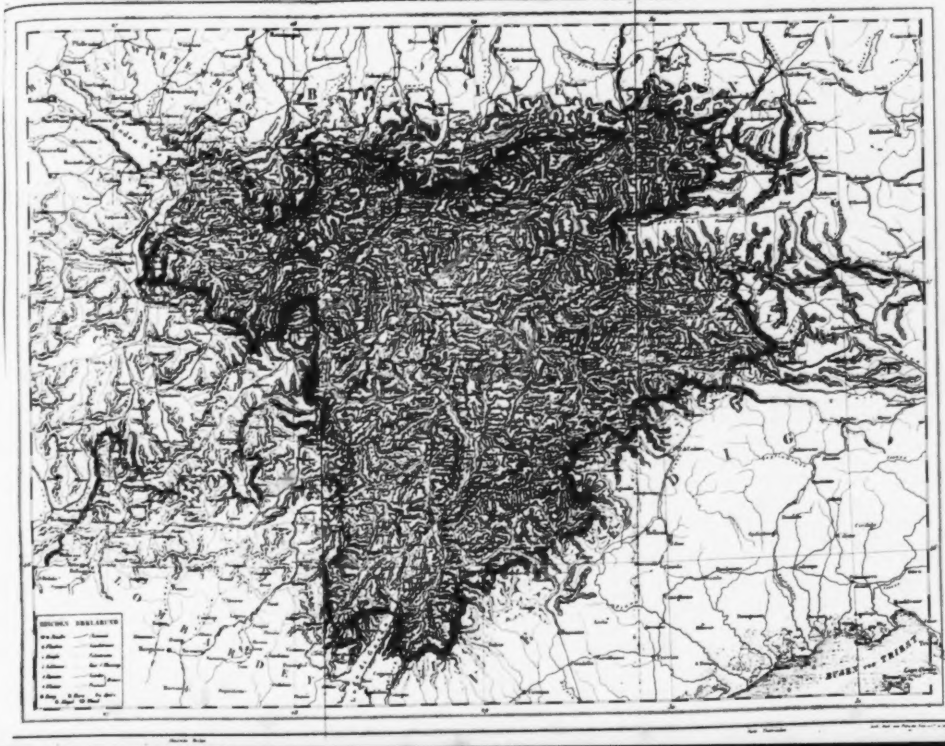
	Posten		Posten
Nach Reichenhall	1	Transport	6½
Unken	1	Nach Wörgl	1
Waidring	1½	„ Rattenberg	1
St. Johann	1	„ Schwatz	1½
Elmau	1	„ Volders	1
Söll	1	„ Innsbruck	1
	6½		11½

c) Von Bregenz über Meran nach Botzen.

	Posten		Posten
Nach Hohenems	1½	Transport	10
Feldkirch	1	Nach Pfunds	1
Bludenz	1½	Nauders	1
Dalaas	1	Mals	1½
Stuben	1	Eyrs	1
St. Anton	1	Latsch	1
Flirsch	1	Meran	2
Landeck	1	Botzen	2
Ried	1		
	10		19½

Genaueste Nachweisung über die Ausflüge von Innsbruck, Botzen, Meran, Trient und Roveredo, in die interessantesten Seitenthäler und zu den schönsten Höhepunkten findet man im Buche selbst an den betreffenden Stellen, daher es hier überflüssig wäre, sie zu wiederholen.

REISEKARTE von TYROL entw. u. gez. von E. WINCKELMANN.


ZEICHEN ERKLÄRUNG
BUSEN von TRIEST

Torniſter-Büchel.

Tornister-Büchel.

Dem kaiſerlichen Heere gewidmet

von

Auguſt Lewald.

Schaffhauſen,
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1861.

1296

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Als ich dieſe Betrachtungen niederſchrieb, glaubte ich der guten Sache des Rechts und der Ordnung damit dienen zu können. Gedruckt würden ſie vielleicht manchen Augenblick der Ruhe im Zelt oder auf der Beiwacht ſtatthaft ausfüllen, und ſchlechte Leſereien, wäre Zeit dazu, gebührend verdrängen. Ein ſo kleines Buch findet ſelbſt in jedem Torniſter Raum, und wird das Gepäck nicht ſchwerer machen.

Nach meinem Dafürhalten war der Name des Verfaſſers gleichgiltig, er konnte füglich wegbleiben; wenn er nun dennoch auf dem Titelblatte ſteht, ſo geſchah es auf den Wunſch meines Herrn Verlegers. Dieſe Nachgiebigkeit meinerſeits, nöthigt mich aber zu einer Erklärung.

Die lange Bahn, die ich durchwandelt, war zwar vielfältig von Irrgängen durchzogen, aber ſie leitete mich glücklich an das Ziel, wo ich es licht erkannte, daß alle wahre Freiheit nur in dem feſten Glauben wurzelt. Nichts ſpricht beredter für dieſen Satz als die gegenwärtige Weltlage. Den weiten Erdkreis überzieht die Revolution; das uralte China wird ebenſo von ihr erſchüttert, wie die jungen Staaten der Neuen Welt. Die ganze menſchliche Geſellſchaft erbebt in krampfhaften Zuckungen. Alles in Europa ſieht bangend der nächſten Zukunft entgegen. Alle alten Formen ſcheinen dem Sturze nahe. Nur der ächte Glaube hält Stand. Er vermag zu ſchützen und zu ſtützen.

Blicken wir auf Italien! Was leuchtet von dorther ſo ſtralend herüber? Iſt es der fahle Schein der Krone jenes Königs, den jetzt ſchon der Spott den „Ehrenmann“ benennt? Oder iſt es der ruppige Kranz des Helden von Caprera, des Bahnwärters der Empörung?

Nein! Mitten aus all dem blutig vernichtenden Wirrſal ſtralt nur die Veſte des Glaubens. Der heilige Vater auf ſeinem Felſen, und der Sohn einer heiligen Königin, der auf ihre Fürbitte hofft.

Damit nun der Glaube jedes Einzelnen, in der ſchwierigſten Erfüllung der Pflicht, in allen Gefahren des Lebens, lebendig bleibe, zu ſolcher Ermahnung iſt das Nachfolgende niedergeſchrieben worden.

1.

Achtet und ehret euern Fürſten, euere Vorgeſetzten und Alle, welche an des Fürſten Statt euch gebieten. Dies iſt der erſte Satz im Katechismus des Soldaten.

Wir ſollen aber nicht blos äußerlich dem Oberhaupte des Staates die ihm ſchuldige Ehre und Achtung erweiſen, dadurch daß wir uns der übeln Nachrede über daſſelbe enthalten; ſondern wir dürfen uns auch nicht erlauben, über ſeine Handlungen leichthin abzuurtheilen und noch weniger ſie in unſern Gedanken zu verdammen.

Einem tadelſüchtigen Gelehrten wurde einſt vorgeworfen: „Weſſen unterfangt Ihr Euch? Ihr tadelt die Geſetze, welche die Obrigkeit erlaſſen hat, um die Ordnung des Staates zu ſchirmen, und Ihr vermöget doch nicht einmal Ordnung in Euerem eigenen Hauſe zu erhalten, den Frieden zwiſchen Euerer Frau und den Dienſtboten herzuſtellen?“ So iſt es in der

That. Einer, der nicht einmal ſeinen kleinen Haushalt zu regieren verſteht, getraut ſich die Staatsverwaltung ohne Weiteres zu tadeln! Wie viele Untergebene tadeln oft einen Befehl ihrer Vorgeſetzten, den ſie gewiß loben würden, wenn ſie wüßten, was ihn hervorgerufen und aus welchem Grunde er gegeben wurde. Solche Erfahrungen kann man alle Tage und in allen Verhältniſſen des Lebens machen. Gewöhnlich ändert man ſein allzuſchnelles Urtheil, wenn man zuwartet und Alles recht ſorgfältig überdenkt. Wie oft hat man ſchon geſehen, daß gerade Unberufene und Unwiſſende es ſind, welche über das, was ſie nicht einſehen können, am lauteſten und entſchiedenſten aburtheilen.

Der Ausſpruch des Apoſtels, den von Gott ſtammenden Gewalten zu gehorchen, war ſo tief in das Herz der Chriſten gegraben, daß während der erſten drei Jahrhunderte der chriſtlichen Lehre, in welchen die heilige Kirche Alles zu erdulden hatte, was Wuth und Verfolgungsſucht Grauſames zu erſinnen vermögen, unter Empörungen und Bürgerkriegen, bei unzähligen Verſchwörungen gegen die Kaiſer, die Geſchichte auch nicht einmal einen Chriſten nennt, der ſich dabei betheiligt und gegen ſein weltliches Oberhaupt in ſolchen

Fällen ſich vergangen hätte. Tertullian, ein Kirchenlehrer, der zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt lebte, fordert ſeine Gegner, die ärgſten Feinde des Chriſtenthums, auf, nur einen **Chriſten** zu nennen, der ſich eines ſolchen Verbrechens jemals ſchuldig gemacht habe. So groß war die Verehrung der kaiſerlichen Gewalt bei den erſten Chriſten, und ſo tief war die Wirkung, welche das Wort des göttlichen Erlöſers in die Gemüther geſäet hatte: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt.“

Darum fürchtet Gott, tapfere Soldaten, und ehret ſtets euern Kaiſer!

2.

Die Wahrheit iſt ſo alt, wie die Welt, daß der Soldatenſtand bei der Vertheidigung eines Landes nicht zu entbehren ſei; daß er allein die nöthige Ruhe und Sicherheit ſchaffe, damit Ackerbau, Handel und Induſtrie ſich gehörig entfalten können, und daß durch ihn der Staat und die Menſchen, die unter ſeinen Geſetzen leben, geſchützt werden.

Aber nicht blos zur Vertheidigung, ſondern auch zum Angriffe bedarf man des Soldaten; er hält den Feind fern von dem geheiligten Boden des Vaterlandes und ſteht mit ſeinem Leben ein für die Rechte ſeines Volkes und ſeines Staates. Die Beſtimmung des Soldaten iſt daher gerechtfertigt durch ſich ſelbſt, weil er die Ehre und den Wohlſtand jedes einzelnen Mitbürgers ſchützt.

Dieſer Begriff von dem Wehrſtande iſt jetzt wohl unter allen andern Ständen verbreitet und die Kluft, welche ſonſt ſie trennte, gänzlich ausgeglichen. Bei dieſer Erkenntniß aber kann die Armee überzeugt ſein, daß alle Bürger willig den heldenmüthigen Vertheidigern des Vaterlandes den beſten Ehrenplatz einräumen.

Alles, was den Mann zu einem guten Soldaten macht: **Kraft**, **Gewandtheit** des **Körpers**, **Muth**, **Tapferkeit**, **Klugheit**, ſind herrliche Gaben Gottes; und wer ſie dem Dienſte ſeines Fürſten und Vaterlandes weiht, macht von denſelben einen guten Gebrauch. Die Kirche verdammt alle Jene, welche behaupten wollten, daß es den Chriſten nicht erlaubt ſei, die Waffen zu tragen und in den Krieg zu ziehen. Deshalb ſeht ihr auch Prieſter in den Heeren chriſtlicher Fürſten, um das heilige Meßopfer darzubringen und die heiligen Sacramente dem Kriegsvolke zu ſpenden.

Die Prieſter im Heere achten weder Gefahren noch Schreckniſſe und vollbringen das Werk der göttlichen Liebe oftmals unter dem dickſten Kugelregen. Am 25. Juli 1848 bei Cuſtozza ſank ein Kaiſerlicher Soldat, von dem Blei des Feindes getroffen, auf dem Schlachtfelde hin, um zu ſterben. Der hochwürdige Herr Feldkaplan Czerkas von Fürſtenwärther Infanterie=Regiment (Nr. 56) ſah den Mann fallen und im Gefühle ſeines heiligen Amtes eilte er zu ihm hin, hält den zum Tod Getroffenen aufrecht in ſeinen Armen und reicht ihm die heilige Wegzehrung auf die letzte Reiſe. Während dieſer heiligen Handlung ruht der Kampf von beiden Seiten, der Friede Gottes ergreift die Herzen der Krieger, die ernſt und feierlich auf den Prieſter ſchauen und ſich vor ihrem Heiland in den Staub werfen. Nachdem das heilige Werk vollbracht und der Verwundete verſchieden war, toben die Kämpfenden wieder gegen einander, die durch die Anweſenheit des geheimnißvollen Wunders auf Augenblicke getrennt waren.

Es gab aber auch ſchon oft Prieſter in chriſtlichen Heeren, deren Namen man ſelbſt zu den tapferſten Helden zählt. Ein ſolcher, zum Beiſpiel, war der heilige Franziskaner Johannes von Capiſtran, der zu St. Stephan in Wien durch ſeine Predigten Wunder bewirkte und endlich nach einem Leben voller Anſtrengungen auf ſeinen ſchweren Miſſionszügen noch in hohem Alter beim Heere des tapferen Johannes Hunnyad in Ungarn gegen die Türken diente. Er feuerte die Schaaren zum Heldenmuthe an, war bald zu

Fuß, bald zu Pferd, mit Schweiß übergoſſen, ohne Nahrung, unermüdet bei Tag und Nacht, ſchnell wie der Blitz, wo immer ſeine Gegenwart nothwendig war. Fragte man ihn, wenn er denn zu Tiſche ſitzen und ſich erholen werde, gab er, wie einſt der Heiland, zur Antwort: „Ich habe eine Speiſe zu eſſen, die ihr nicht eſſet!“ Wenn aber der Hunger zu groß war, ſo war's ein ſchwarzes Stück Brod, was ihm denſelben ſtillte. Als einſt die Türken hartnäckigen Widerſtand leiſteten und das chriſtliche Heer dadurch faſt entmuthigt war, trat der heilige Capiſtran in die erſten Reihen und rief, das hocherhobene Kreuz in der Hand, den Kriegern zu: „Sieg, Jeſus, Sieg!“ Hierdurch begeiſtert, ſtürzten ſich die Chriſten auf die Ungläubigen und ſchlugen ſie gänzlich in die Flucht.

Dieſe Beiſpiele laſſen ſich bis in die neueſte Zeit verfolgen. Wer kennte nicht den tapferen Pater Haſpinger vom Tyroler Aufſtand her?

Darum merkt euch: Chriſten bleiben Chriſten, auch wenn ſie Soldaten ſind; ſie ſind erſt rechte Diener Gottes, wenn ſie Gott und ihrem Herrn und Kaiſer mit den Waffen dienen. Beherziget darum den alten

Spruch: „Dien' treu, ſo dienſt du gut!"

Du reicher Gott in Gnaden!
Schau' her vom Himmelszelt,
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld;
Laß uns vor dir beſtehen
Und gib uns heute Sieg!
Die Chriſtenfahnen wehen,
Dein iſt, o Herr, der Krieg!

3.

Denkt euch einmal einen Soldaten, den unwiſſendſten, den liederlichſten, deſſen Leben gar nicht mehr das Leben eines Chriſten heißen kann, fragt ihn, ob er Götzendiener, Ketzer, ob er excommunicirt ſein wolle, ob es ihm gleichgültig ſei, aus der Gemeinſchaft der Gläubigen geſtoßen zu werden, daß ihm die Kirche verſchloſſen bleibe, daß er weder im Leben noch in der Todesſtunde der heiligen Sacramente theilhaftig werde, daß ihm ein Begräbniß in geweihter Erde und die Gebete der Kirche verſagt ſein ſollen? Dieſe Vorſtellungen würden ihn gewiß mit Entſetzen erfüllen. Er würde euch antworten: daß er zwar ein großer Sünder ſei, daß er aber hoffe ſich zu bekehren und an Gottes Barmherzigkeit dereinſt Theil zu nehmen. Wie viele Beiſpiele ſind aus unſern Tagen bekannt, daß brave Soldaten ihren dem Tode nahen Kameraden allen Beiſtand leiſteten, damit ſie als Chriſten ſterben und ſich mit ihrem Gewiſſen abfinden konnten! Sie tröſteten ſie und ſprachen mit ihnen von der Gnade Gottes, ſo gut ſie es vermochten.

Allein wie viele Soldaten trachten auch niemals darnach, einen guten Lebenswandel zu führen, obgleich in ihm allein das Mittel liegt, dereinſt eine ruhige Todesſtunde zu finden! Die meiſten glauben überzeugt zu ſein, daß man ganz unvorbereitet und plötzlich ſich bekehren könne und daß es früh genug wäre, daran zu denken, wenn der Tod wirklich einmal nahe ſei. Dieſer große Irrthum iſt leider weit verbreitet. Es gibt aber keine Kunſt, kein Handwerk, das man in der Minute lernt. Habt ihr denn nicht auch Zeit gebraucht, bis ihr ein rechter Soldat geworden ſeid? Mußtet ihr nicht exerciren lernen und begreifen, wie man dem Commando gehorcht? Ihr mußtet euch gewöhnen, Mühen zu ertragen, euern Körper abhärten, euern Muth kräftigen, der Gefahr trotzen lernen. Ein Rekrut weiß ja weder von dem Dienſt im Frieden, noch von dem Dienſt im Kriege das Geringſte. Bei dem Kleinſten geräth er ſchon in Verlegenheit, um wie viel mehr erſt in unvorgeſehenen Gelegenheiten und Drangſalen. Dagegen beſteht der ächte

Soldat in allen Fällen mit Leichtigkeit, nichts hindert oder hemmt ihn, nichts überraſcht ihn, er weiß ſogleich, was er zu thun hat.

Ebenſo aber bedarf es eines großen Exercitiums und einer langen Gewohnheit, um ein guter Chriſt zu werden.

4.

Es braucht lange, bis man alte Fehler vermeidet, ſchlechte Gewohnheiten ausrottet, beſſere dafür ſich aneignet, Irrthum und Zweifel verbannt, gegen die Verſuchungen ſich waffnet und gefährliche Beiſpiele vermeiden kann. Der würde ſich arg täuſchen, welcher glaubte, ſo Etwas in kurzer Zeit zu erlangen.

Laßt uns einmal als Gegenſatz zu jenen Soldaten, denen die Gnade Gottes noch Zeit läßt, um zu Ihm zurückzukehren, diejenigen betrachten, welche noch während des Dienſtes ſterben, entweder eines natürlichen Todes oder auf dem Schlachtfelde. Wie wird es um dieſe beſtellt ſein? Ein Jeder wird ſich dies wohl ſelbſt ſagen können, und wir wenden uns daher für jetzt noch ab von dieſer eben ſo traurigen als peinlichen Betrachtung!

Lernt deshalb ſtets ſo zu leben, als ob jede Minute euch aus dieſem Leben hinwegraffen könnte! Die Stunde ſeines Todes iſt keinem Menſchen bekannt, aber am meiſten tritt dieſe allbekannte Wahrheit den Soldaten vor das Gemüth. Mehr als andere Menſchen ſind ſie dem plötzlichen Tode ausgeſetzt; ſie müſſen ja aufs Commando dem Tode entgegengehen. Daher iſt ihre Verpflichtung noch größer als die der andern Chriſten, ſich ſtets bereit zu halten; denn thun ſie es nicht, ſo ſtehen ſie immer einem Feinde gegenüber, der ihrer Seele ewigen Schaden bringen kann. Sie müſſen beſtändig ihre Munition für das andere Leben in Bereitſchaft haben, weil jeder Augenblick ſie zum Austritt aus dieſem Leben commandiren kann. Sie ſollten bei Zeiten ſich in den geeigneten Zuſtand verſetzen, der ihnen den Tod nicht allzuſchrecklich erſcheinen läßt. Und wie bei dem Eintritt in den Dienſt ſie die wahre, die ächte Ehre ſtets zur Leiterin ihrer Handlungen ſich erwählten, ſo ſoll ihnen dieſelbe auch vorleuchten, wenn ſie in den Ruheſtand eintreten, des ſchönen Sinnſpruchs eingedenk:

Ohn' Urſach' ſollen wir nie zucken unſeren Degen,
Ohn' Ehre ſollen wir ihn darauf nicht niederlegen!

Gut, antwortet ihr, wir pflichten dieſen Ermahnungen vollkommen bei, allein wir führen nur das Einzige dagegen an: daß es dem Soldaten nicht möglich iſt, ein Leben der Unſchuld und Enthaltſamkeit zu führen, wie es das Chriſtenthum vorſchreibt. Es iſt wohl leicht ein reiner Menſch zu bleiben, dem Gebete obzuliegen und gute Werke zu thun, wenn man zurückgezogen, ruhig und geregelt dahin lebt und nur von angenehmen Dingen umgeben iſt. Aber die Soldaten ſollen ſtolz, kühn, unternehmend, thätig und ſtets auf ihrer Hut gegen Andere ſein; wie ſoll man nun dieſe Forderungen mit der chriſtlichen Moral in Einklang bringen, welche die Menſchen demüthig, einfältig, ſanft und hingebend haben will? Will man aus den Soldaten Frömmlinge machen, ſo werden ſie nicht mehr Soldaten ſein, wie ſie ſein ſollten.

Hierauf antworten wir: Gott verlangt von

Männern dieſes Standes nur die Ausübung der chriſtlichen Tugend im allgemeinen Sinne des Worts, mithin dasjenige, was durchaus zum Seelenheile erforderlich iſt. Es iſt uns nicht unbekannt, daß es in der Armee Viele gibt, welche die vortrefflichſten Vorſätze haben, dem Glauben anhängen und nur durch das böſe Beiſpiel verführt, der Sünde verfallen. An dieſe wenden wir uns ganz beſonders und wir hoffen ſie vollkommen zu überzeugen, daß man Soldat und Chriſt zugleich ſein kann. Hieße es nicht Gott ſchwer beleidigen, wenn man behaupten wollte: Gott hat uns Pflichten auferlegt, die wir unmöglich erfüllen können; Seine Gebote widerſprechen unſern andern Pflichten? Haben wir nicht heilige Helden, die uns beweiſen, daß man Chriſt und Held zugleich ſein kann? Wer erfüllte wohl ſeine Pflichten gegen Gott mit größerem Eifer als der heilige Leopold, Markgraf von Oeſterreich? Wer zeigte wohl eine innigere, glühendere Andacht, wer eine größere Liebe zu den Armen? Er ſagte: „Armen Gutes thun, iſt die Erhaltung des Hauſes Oeſterreich! Dieſes werde ich ſo lange thun, als ein Odem in mir iſt, damit ich auch die Wohlthaten Gottes gegen mich behaupte und derſelben immer theilhaftiger werden möge!" Iſt er ja doch dadurch ein Spiegel der Heiligkeit für alle Fürſten geworden! Und dieſer fromme, ſpäter heilige Markgraf zog den feindlichen Ungarn, die in Oeſterreich eingefallen waren, entgegen und ſchlug ſie als Held zweimal in offener Feldſchlacht, daß die Ueberbleibſel ihres Heeres nur durch eilige Flucht ſich retten konnten.

Zeigt nur ſtets eine große, wahre, opferwillige Liebe, zeigt euch als Chriſten in der ſchönſten Bedeutung dieſes Namens, und fürchtet nicht deshalb als Soldaten eueres Kaiſers an Werth zu verlieren.

6.

Herz haben heißt die Furcht überwinden. Es heißt ferner: kein Rückzug; ſondern Widerſtand leiſten! Der Muth treibt zum Angriff; er bedenkt nicht die Schwierigkeit und will Alles kühn unternehmen. Die Standhaftigkeit handelt mit Nachdruck; ſie weicht vor keiner Macht und wirkt fort trotz der Hinderniſſe. Die Tapferkeit ſpottet der Gefahr; ihr gilt die Ehre mehr als das Leben. Die Unerſchrockenheit behält im Angeſichte des Todes kaltes Blut; ſie entſetzt ſich vor nichts.

Das Herz gibt Kraft zur That, der Muth treibt an, die Standhaftigkeit führt aus, die Tapferkeit ſtellt ſich der Gefahr bloß, die Unerſchrockenheit opfert ſich auf.

Jener Wiener Freiwillige von achtzehn Jahren, der durch einen Streifſchuß am Arm verwundet, aus der Schlacht geführt wurde, und einem andern Soldaten das Gewehr entriß, um ſich von Neuem in die Feuerlinie zu ſtellen, hatte Herz.

Oberſt Reiſchach, der im dichteſten Kugelregen vor Montanara allein gegen das Thor eines Hauſes, aus dem das lebhafteſte Feuer unterhalten wurde, anſtürmte und durch ſein Beiſpiel auf die Soldaten ſo unwiderſtehlich wirkte, daß ſie ihm folgten und das Haus nahmen, bewies Muth.

Als in der Schlacht bei Novara ein geladenes und gerichtetes Geſchütz von einer feindlichen ſechspfündigen Kugel getroffen wurde, welche zwiſchen Rad und Lafette einſchlug, einige Speichen und Felgen wegriß und die Lafettenwand bedeutend ſtreifte, lehnte ſich der Vormeiſter an ſeine Kanone, überſah Viſir und Korn und ſagte zu dem Offizier: „Ich melde gehorſamſt, daß die Richtung unverändert geblieben; auch iſt an der Maſchine nichts zerſtört.“ Das war ſtandhaft.

Die Aeußerung des Helden Radetzky in ſeiner Relation über die Schlacht von Santa Lucia (6. Mai 1848) an den Kriegsminiſter: „Es gereicht mir zu einem beſonderen Vergnügen, melden zu können, daß Seine Kaiſerliche Hoheit der Erzherzog Franz Joſeph ſich mehrmals im heftigſten Feuer befanden und die größte Ruhe und Kaltblütigkeit an den Tag legten. Ich ſelbſt war Augenzeuge, wie eine feindliche Kanonenkugel auf kurze Diſtanz von ihm einſchlug, ohne daß Er die geringſte Bewegung dabei verrieth;“ gibt uns ein Beiſpiel von Tapferkeit, das Seine Majeſtät der Kaiſer Franz Joſeph im zarteſten Jünglingsalter bereits ablegte.

Als die Herzogin von Modena, eine Tochter Königs Ludwig I. von Bayern, im Jahr 1848 in dem empörten Mantua auf der Durchreiſe angehalten wurde und Einige vom Pöbel ihre Ermordung verlangten, ſuchte Jemand ihr ſeinen Schutz anzubieten und ihr Muth einzuſprechen. Da antwortete die Herzogin: „Eine deutſche Frau kennt keine Furcht!“ und entwaffnete mit dieſem kühnen Worte die böſe Rotte, die ſie ungefährdet abziehen ließ. Das war Unerſchrockenheit.

Das Herz darf uns aber niemals im Stiche laſſen, der Muth uns nicht unvorſichtig machen, die Standhaftigkeit uns nicht zur Geringſchätzung der feindlichen Kraft verleiten, die Tapferkeit nicht zur unrechten Zeit ſich zeigen wollen und die Unerſchrockenheit darf nur da eintreten, wo wirklich Pflicht und Nothwendigkeit ſie erheiſchen.

Der Glaube iſt in der militäriſchen Laufbahn ganz unerläßlich. Ein guter Chriſt iſt auch gewöhnlich ein guter Soldat; die Laſter ſtören im Dienſt; die chriſtlichen Tugenden hingegen fördern denſelben.

Von allen Fehlern der häufigſte und ohne alle Noth gepflegte und gehegte iſt unbeſtritten der Fehler des läſterlichen Fluchens.

Schon ſeit alten Zeiten haben ſich beſonders die Soldaten dieſer Sünde ergeben.

Woher ſtammt nun dieſe ſündhafte Gewohnheit?

Man erlaubt ſich Flüche, weil man vermeint, ſie ziemen dem Soldaten und geben dem Tone des Sprechenden etwas Männliches und Kräftiges. Aber jeder Flucher fehlt gegen Gott, deſſen erhabene Majeſtät er dadurch beleidigt; fehlt gegen ſeine eigene Ehre, weil der Mund eines Ehrenmannes nie Flüche ausſtoßen ſoll. Die meiſten aber halten dafür, daß rechtes

Fluchen ſie gefürchtet mache. Sie wollen damit gleichſam einem Andern zu erkennen geben: „Fange mit mir keine Händel an. Wenn ich wild werde, bin ich zu Allem fähig. Weder Gewiſſen noch Gottesfurcht halten mich dann zurück. Du ſiehſt, daß ich Gott nicht fürchte, weil ich, trotz ſeines Verbotes, bei ſeinem Namen fluche!“

Aber bei näherer Betrachtung ſind dieſe Leute nicht ſo ſchlimm, als ſie ſcheinen möchten. Fürchten ſie auch nicht Gott, ſo fürchten ſie doch Ihresgleichen. Die ärgſten Flucher ſind oft die feigſten Menſchen; ſie fühlen ſo ſehr ihre Schwäche, daß ſie mit läſterlichen Worten bramarbaſiren, die ihnen weiter keinen Kummer machen, weil ihr Herz bereits verſtockt iſt.

Ihre eben ſo verſtockten Kameraden entſetzen ſich aber auch nicht darüber, und dieſe gottloſen und ſchändlichen Redensarten jagen nur wehrloſen Frauen und ſchwächlichen Perſonen Furcht ein. In gefahrvollen und entſcheidenden Augenblicken der Schlacht waren es oft ſolche fluchende Maulhelden, welche ehr- und ſchamlos zuerſt die Flucht ergriffen.

Iſt aber das Fluchen ohne ernſtliche Wirkung bei den Menſchen, ſo iſt es dennoch eine große Verſündigung gegen Gott.

Warum fluchen wir nicht bei Mahomet? Weil wir nicht an ihn glauben. Warum nicht bei Bacchus und den andern Gottheiten der Heiden? Weil es nicht unſere Götter ſind. Und deshalb flucht ihr, die ihr euch Chriſten nennt, bei dem wahren, lebendigen Gott, bei dem Schöpfer des Himmels und der Erde, bei ſeinem heiligen Kreuze, bei dem, der euch aus dem Nichts erſchaffen, der euer Leben in Seiner Hand hält, der euern Körper in Staub verwandeln und euere Seele in die Hölle ſchleudern kann? Was macht euch ſo kühn, ſo furchtlos und unverſchämt? Habt ihr denn niemals Kranke, niemals Verwundete betrachtet? Der ſtärkſte, der tapferſte Menſch, wenn ihn die Todeswunde traf, wie liegt er ſo kraftlos hinſterbend, ohne Stimme, ohne Bewegung da? Was nützt ihn da noch ſein Muth? ſeine Arme ſind regungslos, ſeine Beine tragen ihn nicht mehr, ſein Körper gehorcht ihm nicht mehr, er mag wollen oder nicht, er muß in der Blüthe ſeiner Jahre ſterben.

Da fühlt man wohl, daß man einen Herrn über ſich hat, dem man ſich nicht widerſetzen kann.

Ihr aber, die ihr in euerer Kraft noch daſteht, ſprecht: woher kommt es, daß ihr es vergeſſet? Ihr wißt es recht gut, daß derſelbe Gott, den ihr zu läſtern wagt, euch euere Kraft gegeben, euch die Luft gibt, die ihr athmet, die Sprache endlich ſelbſt, die ihr ſo abſcheulich zum Fluchen und Läſtern mißbraucht.

Leider ſtellen viele Soldaten dergleichen Betrachtungen nicht an. Wie das Sprichwort ſagt: heulen ſie mit den Wölfen; ſie fluchen, weil ſie Andere fluchen hörten; das Fluchen wird ihnen zur Gewohnheit und am Ende können ſie gar nichts mehr ſagen, ohne immerwährend den Namen Gottes in ihre Reden zu miſchen, den ſie mit dem Teufel und allerlei andern haarſträubenden Worten in Verbindung bringen. Manche bilden ſich damit ein eigenes Wörterbuch, deſſen Gebrauch ihnen ſo behagt, daß die Unterhaltung mit ehrbaren Leuten nicht mehr nach ihrem Geſchmacke iſt. Solche Unterhaltung hat für ſie weder Saft noch Kraft, wie ſie ſagen. Ein Commando ohne den Zuſatz eines Fluches erſcheint ihnen am Ende wie ein bloßer Scherz. So ſtark wirkt eine ſchlechte Gewohnheit! Im Anfange koſtete es allerdings Anſtrengung. Man mußte den natürlichen Abſcheu überwinden und die Gottesfurcht förmlich erſticken. Warum wolltet ihr nun ähnliche Selbſtüberwindungen ſcheuen, um von der Sünde wieder loszukommen, um die in den Augen guter, wohlerzogener Menſchen ſo verabſcheuungswürdige und vor Gott ſo frevelhafte Gewohnheit des Fluchens abzulegen? Daß man wohl dahin gelangen kann, lehren viele Beiſpiele. Es bedarf dazu nur eines ſtarken Willens.

Wie oft ſchon hat die Befürchtung einer Züchtigung oder die Gegenwart von Perſonen, denen ihr Achtung ſchuldig ſeid, euch — wenigſtens für den Augenblick — den Zwang auferlegt, Flüche und andere abſcheuliche Redensarten zu unterdrücken? Warum wollt ihr denn nicht auch vor Gott dieſelbe Ehrfurcht hegen, der ja immerwährend gegenwärtig iſt? Glaubt mir, auch jene, welche ſich das abſcheuliche Fluchen abgewöhnten, hörten darum doch niemals auf, tapfere Soldaten zu bleiben. Es gibt keinen unüberwindlicheren Soldaten als denjenigen, der ſtill und ergeben in die Gefahr ſich begibt. Die ſündhafte Freiheit, die ihr euch nehmt zu fluchen und zu läſtern, rührt nur davon her, daß ihr Gott nicht fürchtet.

Rudolph von Habsburg, der Stammvater des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, war ein Muſter frommer Gottesverehrung. Bei ſeiner Krönung nahm er das Crucifix vom Altar und ſprach: „Dieſes ſoll das Scepter ſein, womit ich regieren will!" Ein alter Vers auf ihn lautet:

Gott gibt dem, der Ihn ehrt, die Ehr mit Wucher wieder,
Und hebt den hoch hinauf, der ſich vor ihm legt nieder.
Schau, Rudolph ehret Gott, beſchenket Gottes Knecht:
Das Reich und Oeſterreich wird's ihm vergelten recht!

Und Gott vergilt's an ſeinem Stamme noch nach Jahrhunderten. Solche Sprüche tragt aber im Herzen.

8.

Wahre Tapferkeit und wahre chriſtliche Tugend ſind ſtets unzertrennlich.

Leopold der Große, jenes kaiſerliche Vorbild aller tapfern Soldaten, ſprach das Wort: „Ich nehme mir vor mit Gott ſo vereinigt zu leben, daß ich ſeiner Majeſtät auch im Geringſten nicht zuwiderhandle.“ Ein Soldat, wie er ſein ſoll, iſt ein Menſch, der ſeine religiöſen Pflichten zuerſt erfüllt, ſeinen Fürſten und ſein Vaterland liebt, ſich vor den Feind ſtellt und ihn bekämpft.

Eines der erſten Beiſpiele in dieſem Sinne iſt der große Feldherr Graf von Tilly, der zuerſt in ſpaniſchen Dienſten, unter Herzog Alba, ſich zum General gebildet hatte und dann die Kaiſerlichen und die Bayeriſchen Heere in 36 Schlachten zum Siege führte. Kein Tag verging, an dem er nicht eine heilige Meſſe hörte und die entſprechenden Gebete verrichtete. Arm und uneigennützig, wie er ſtets war und blieb, opferte er Koſtbarkeiten, die er zum Geſchenk erhielt, der Kirche und begehrte, nach ſeinem Tode in der heiligen Gnadenkapelle zu Altötting begraben zu werden.

Als der König von Polen, Johannes Sobiesky, der zum Entſatz von Wien, das von den Türken hart belagert wurde, herbeigeeilt war, einen Angriff auf die Feinde unternehmen wollte, ließ er vor dem Beginn der Schlacht eine heilige Meſſe im Lager leſen. Er ſelbſt, der König, miniſtrirte dabei.

Sowie Kaiſer Leopold I. Alles mit Gott und nach vorhergegangenem Gebet zu Ihm unternahm, ſo begann er auch ſeine ihm abgedrungenen Kriege immer unter denſelben Geſinnungen. Folgende Gebete, die er in ſolchem Gedräng zu ſeinem Gott that, mögen Beweiſe hievon ſein. „Herr Gott, mein Erlöſer, ich bezeuge vor deiner allwiſſenden Majeſtät, daß ich aus keiner Ehr- und Habſucht meine Armee ins Feld ſchicke. Du Herzenskündiger und Freund der Aufrichtigkeit weißt es, wie ſehr ich zufrieden bin mit dem, was du mir anvertraut haſt, und wie ſehr ich Alles deiner unermeßlichen Gnade verdanke. — Ich hoffe, du werdeſt meine rechte Abſicht mit Wohlgefallen anſehen und die Waffen deines

Knechts ſelbſt führen und ſegnen. Ich bezeuge, daß ich zu dem Krieg gezwungen werde, daher wirſt du auch das Blut, das in demſelben fließen dürfte, einſt nicht von mir fordern. Auf dich, mein Gott! hoffe ich.“ Weil er die Sache Gott täglich im Gebet vorgetragen, ſprach er einſt in einem ähnlichen Fall: „Wir wollen Gott bitten, daß die Einigkeit zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und andern Staaten erhalten und immer mehr befeſtiget werde.“

Dieſe Worte gehörten unter anderm auch zu dem Inhalte eines Selbſtgeſprächs und eines Gebets, welches er verfaßt hatte, um es ſeinem Gotte darzubringen.

Der Geiſt des Friedens, der durch das Evangelium weht, verdammt nur das Verbrechen; an keiner Stelle aber will es uns das natürliche Recht abſprechen, uns gegen einen Feind zu vertheidigen.

Schon die Heiden waren überzeugt, daß die reinſte Menſchlichkeit mit dem kriegeriſchen Muthe vereinbar ſei.

Wenn man das Weſen des Soldaten recht erforſcht, ſo wird man finden, daß die chriſtlichen Tugenden auch militäriſche Tugenden ſind.

Ein Soldat muß ſich abhärten, um Mühſeligkeiten ertragen zu können, er muß geduldig und gehorſam ſein, mit Wenigem auskommen, ein gutes Gewiſſen muß ihn in den größten Gefahren aufrecht erhalten und ſtärken, und ſchändliche Ausſchweifungen dürfen ſeine Seelenkräfte und ſeinen Körper nicht herabſtimmen und aufzehren, weil ſie dem allgemeinen Beſten zu dienen beſtimmt ſind.

So lange der Soldat die Religion für etwas Gleichgültiges anſieht, oder gar ihrer ſpottet, wird er kein rechter Soldat ſein, auf den man ſich verlaſſen kann. Ehrgefühl und Rechtſchaffenheit allein ſind nicht im Stande Ausſchweifungen zu verhindern, welche ganze Heere zu vernichten drohen, weil ſie Kraft und Geſundheit der Soldaten untergraben und hiedurch auch den Muth erſticken. Möchten doch die leichtfertigen Hohlköpfe, welche behaupten, daß die Pflicht, welche die Religion uns auferlegt und die Ausübung ihrer Vorſchriften den Soldaten entnerven und ſchwächen, dies beherzigen.

Ein Miſſionär berichtet aus Hong-Kong, einer den Engländern gehörigen Stadt in China, daß es dort eine einzige katholiſche Kirche gebe, in welcher alle Tage von den

Miſſionären das heilige Meßopfer dargebracht werde. Die daſelbſt garniſonirenden irländiſchen katholiſchen Soldaten, etwa zweihundert an der Zahl, fanden ſich täglich dabei ein und gingen faſt alle Sonntage zum Tiſch des Herrn. Es war wie ein Wunder der Gnade zu betrachten, wie ſie ſo treu ihren Glauben bewahrten in der Mitte der engliſchen Soldaten, welche faſt alle andersgläubig ſind. Aber Niemand würde es zu behaupten wagen, daß dieſe von ihrer Religion wahrhaft erfüllten Irländer deshalb weniger tapfer als die Engländer ſind.

Man glaube nur ſicher, die Vernachläſſigung des Gottesdienſtes führt unmerklich zur Gleichgültigkeit gegen die Religion und von der Gleichgültigkeit iſt nur noch ein Schritt zur Gottloſigkeit und Verwilderung.

Der wahrhaft religiöſe, der wahrhaft weiſe Menſch begnügt ſich aber nicht allein damit, vor Gott niederzuknieen, und nur einige wenige Tage im Jahre zu ſeiner Ehre zu feiern; er hat andere ſichere Mittel in Händen, ſeinem Gotte zu gefallen; er beugt ſich in allen ſeinen Verhältniſſen den Vorſchriften des Höchſten und darum begnügt er ſich mit der Stellung, die ihm von Gott im Leben angewieſen iſt; er widmet den Menſchen überhaupt, inſonders aber ſeinen Landsleuten, allen Beiſtand, den er zu leiſten vermag, und weihet ſich mit allen ſeinen Kräften dem Wohle des Staates, dem er angehört.

Der höchſte Wille Gottes verlangt, daß eine Nation ſich über Alles ſelbſt ehre und liebe; das Bruderband, das alle Menſchen umſchlingt, ſchließt ſich zu ſtärkeren, geheiligteren Banden um jeden einzelnen Staat, um jedes einzelne Volk!

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr ſoll fremdes Joch
Auf deutſchem Nacken ruh'n.
Wir ſprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünſtiges Gebet,
Daß Gott der Deutſchen ſtarker Hort
Verbleibe früh und ſpät!

Die Liebe zum Vaterland, dieſes großartige Gefühl, welches den Menſchen dazu treibt, Vermögen und Leben für das Heil, die Ehre, die Vertheidigung ſeines Landes zu opfern, war zu allen Zeiten eine Tugend großer Männer.

Die Vaterlandsliebe überwindet jede Mühſeligkeit, jede Entbehrung, ſie trotzt jeder Gefahr und befeuert den Muth zu den ſchönſten Thaten. Unſere Geſchichte weiſt uns viele ſolcher Beiſpiele auf, die ein ewiger Ruhm umglänzt, gleichviel ob die Aufopferung auch von einem glücklichen Erfolge gekrönt, ob dadurch auch das Vaterland gerettet wurde.

Mantua war gefallen, Bonaparte über die Piave vorgedrungen; über den Tagliamento; in der Steiermark Herz. Wien zitterte. Die Vornehmen des Reichs flohen. Aber Kaiſer Franz I. zitterte nicht und floh nicht. Er kannte die Tugend und die Kraft ſeiner Wiener Bürger. Er baute auf ſie und ſpäter noch oftmals: er hat ſich nie in ihnen geirrt. Auch die Kaiſerin zitterte nicht und floh nicht. Thereſia beſaß den Muth eines Mannes.

Die Schulen ſchloſſen ſich; es ſchloſſen ſich die meiſten Kaſſen. Der Präſident der Regierung, Graf Saurau, redete zu den Bürgern. Ein Hauch, und ſie waren in Flammen, ſich ſelbſt, ihre Söhne, ihre Untergebenen als Krieger zu kleiden, zu bewaffnen, zu verpflegen. Der große Arzt Quarin ſprach zu den Studirenden: ſie ſchloſſen ſich an. Der Herzog von Württemberg, Commandirender Inneröſterreichs, läßt als Freiwilliger ſich einſchreiben; voll vaterländiſcher Glut wirkt, ordnet, opfert er. Das Volk jubelt ihm zu. Der Kaiſer kommt dem Wunſch der Wiener zuvor und ernennt ihn zum Oberbefehlshaber.

Binnen acht Tagen haben ſich über achttauſend Freiwillige geſammelt. Den 11. April paradiren ſie vor dem Kaiſer und der Kaiſerin auf dem Glacis. Zarte Jünglinge ſieht man darunter und morſche Greiſe, Hunderte noch ohne Uniform; Werkleute von der Arbeit weg, Mittelloſe in ſchadhaftem oder geſchenktem Anzug.

Es rückten 32,000 Freiwillige den 17. in die Verſchanzungen am Wienerberg, des Praters und der Brigittenau ein. Die Tiſchlerinnung zählt 1500 Mann. Dieſe entſchloſſene Zunft, ſich durch einen eigenen Eid verbündend, nicht von einander zu weichen, jeden Feigling für immer zu ächten, erhält ein ſelbſtſtändiges Banner, noch jetzt bei der heiligen Fronleichnamsfeier geführt. Alle Klaſſen fahren fort, Mannſchaft zu liefern, Kleid, Wehr und Geld.

Der Kaiſer in gerührter Würdigung ſo patriotiſchen Aufſchwungs beſchloß, jedes Mitglied des ganzen Aufgebots mit einem geeigneten Andenken zu betheiligen. Er ließ eine Silber-Medaille prägen; auf der Vorderſeite ſein Bildniß mit der Umſchrift: „Franz II., römiſer Kaiſer, Erzherzog von Oeſterreich;" rückwärts ein Kranz von Eichenblättern, darin die Worte: „den biedern Söhnen Oeſterreichs des Landesvaters Dank.“

Mehrere Jahre ward der 17. April als förmlicher Feiertag gehalten; dieſe kriegeriſche Begeiſterung von 1797 kann nur mit der von 1809 verglichen werden.

Aber auch ſchon in früheren Jahrhunderten finden wir ſolche Beiſpiele und in alten Chroniken heißt darum Wien: „Schatz, Schutz und Schanz des Erzhauſes Oeſterreich!“

Wenn nun aber friedliche Bürger, Greiſe und Jünglinge zu den Waffen greifen, um den Feind vom geheiligten Boden des Vaterlandes zu vertreiben, um wie viel mehr iſt es Pflicht derer, die zum Schutze Aller die Waffen tragen und deren Beruf es iſt, zu ſiegen oder zu fallen!

10.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt! Dies alte Sprichwort findet auch ſelbſt im Kriege ſeine Geltung. Der Krieg iſt ein Kampf um große Dinge; der Unfriede iſt ein Streit um Kleinigkeiten. Selbſt im Kriege ſoll Friede herrſchen, nämlich in demſelben Heere, unter den Soldaten, die unter einer Fahne dienen, die für ein gleiches Ziel kämpfen.

Liederlichkeit und Unwiſſenheit ſind am häufigſten die Quelle der Streitigkeiten unter den Kameraden und der Urſprung der Duelle. Das iſt der Grund darauf zu dringen, daß ein Soldat auch Zartgefühl und gute Sitten beſitze. Um ſeinen Gegner herauszufordern und zu vernichten, bedarf es freilich nur der Kraft und der Gewandtheit; aber Löwen, Tiger und Bären verrichten jeden Tag dergleichen Siegesthaten. Die Leidenſchaft hingegen zu bezähmen und ſelbſt gegen den Beleidiger und Angreifer Edelmuth beweiſen, das kann nur der Menſch.

Zwei Militärperſonen, die aus Neid ſich ſchon lange nicht leiden konnten, geriethen an dem Vortage einer Schlacht im Zank aneinander; der Eine wollte ſogleich einen Zweikampf auf Tod und Leben; aber der Andere blieb gelaſſen und erwiederte ihm im edelſten Tone: „Ich kann Deine Herausforderung nicht annehmen. Allein Du darfſt mich deshalb nicht der Feigheit beſchuldigen. Es ſteht nicht in unſerer Macht über ein Leben zu verfügen, welches uns Gott gegeben hat, um es in Seinem Dienſte für unſern Fürſten aufzuopfern. Morgen greifen wir den Feind an; auf dem Schlachtfelde wollen wir zeigen, daß wir nicht feig ſind und als tüchtige Soldaten zu ſiegen oder zu ſterben wiſſen!“

Zwei Andere duellirten ſich einmal auf Piſtolen. Der den erſten Schuß hatte, fehlt; ſein Gegner iſt ſo großmüthig, den Vortheil nicht zu benützen, und richtet folgende Worte an ihn: „Kamerad, wenn Du ein ehrlicher Soldat biſt, ſo müßte es mir ja leid thun, mich für eine Beleidigung blutig zu rächen, die mich nur allein betraf, während Dein Leben dem Vaterlande gehört; wäreſt Du jedoch ein ſchlechter Kerl, ſo müßte Dich der Richter beſtrafen und Du würdeſt nicht werth ſein, von meiner Hand zu fallen.“ Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, feuerte er ſeine Kugel in die Luft ab.

Waffen gehören dem Soldaten und ehren den Stand. Aber dieſe Auszeichnung, die ihn von den andern Bürgern unterſcheidet, darf ihm nicht die Veranlaſſung ſein, deren Ruhe zu ſtören, ſondern er ſoll denken, daß mit Ertheilung der Waffen ihm das ſchöne Recht verliehen wurde, das Vaterland zu ſchützen, und daß nur das Blut der Feinde des Vaterlandes ſie färben dürfe.

Ewige Schande und Fluch jenen Verworfenen, die mit kaltem Blute und nach einer ſchändlichen Berechnung für ihren eignen Vortheil, das Feuer des Bürgerkriegs entzünden. Ein Soldat, dem wegen Verbrechen die Waffen genommen werden, iſt ein herzzerreißender Anblick. Lieber todt als ohne Waffen. Wir kennen keinen blutigeren Schimpf.

Wir bemerken, freilich mit Schmerz, daß in vielen Fällen noch immer Rohheit gar oft für Muth gehalten wird. Der Stärkere hat dann immer Recht und ein Zweikampf iſt die einzige Art, um eine Beleidigung gut zu machen. Es ſollte aber ſtets rühmlicher ſein, eine leichte Beleidigung zu verachten und es den Vorgeſetzten anheimzuſtellen, die Ehre des Beleidigten zu ſchützen und zu rächen.

Wohl mag der erſte Augenblick, nachdem man ſich blutig gerächt hat, in gewiſſen Gemüthern eine Befriedigung erzeugen; allein die nächſten Augenblicke ſind deſto furchtbarer. Ein Todesſtreich, ein Schuß ſtreckt euren Feind todt zu euern Füßen. Antwortet, die Hand aufs Herz, wer iſt mehr zu beklagen von euch Beiden? —

11.

Denkt euch einmal einen jener freiſinnigen Redner, wie wir ſie von den Tribünen herab vernahmen, die das Volk entzücken und mit ſich fortreißen. Denkt euch einen der ſeltenſten Fälle, einen wahrhaft ausgezeichneten Geiſt, der ſeine politiſche Weisheit dem Haufen zum Beſten gab; der Stunden lang ſprach, der in einer einſtudirten Rede ſeine Grundſätze entwickelte, der dabei ſein Leben, ſeine Kräfte aufrieb, bis daß er als ein Opfer ſeiner Anſtrengungen fiel, denkt euch einen ſolchen und fragt, was hat er denn gethan, was gewirkt?

Er hat geſprochen! . . . . . .

Ein Soldat iſt aber etwas Größeres als ein ſolcher Redner. Das Schlachtfeld iſt eine erhabenere Stelle als eine Rednerbühne; eine Wunde, die man für das Vaterland empfing, ſpricht höher uns an, als alle Phraſen des Redners.

Wenn der Sieger über die Türken, der

Prinz Eugen von Savoyen, einer der größten Generale, der in allen Heeren Europa's als „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ für Jahrhunderte fortleben wird, beim Angriff vor Turin verwundet in einen Graben ſtürzt und ſeine Soldaten, die ihn für todt hielten und muthlos zu werden anfingen — wenn der Prinz Eugen, mit Blut und Schmutz bedeckt, ſich aufrafft, ſie einholt und mit der bewunderswürdigſten Kaltblütigkeit ſchnell ſeine Befehle ertheilt und die Truppen zum Siege führt; iſt ſolch ein Held, der für die Rechte ſeines Fürſten und ſeines Volkes den Feind ſchlägt, nicht tauſend Mal mehr werth als ein Redner, der ſich abmüht, das Volk über ſeine vermeintlichen Rechte zu belehren?

Betrachtet einmal einen Soldaten auf der Breſche. Er iſt erfüllt von den Gefühlen des höchſten Muthes; dieſe eingeſtürzte Mauer, auf welcher er kämpft, erſcheint ihm wie ein Schauplatz, auf welchem ſeine Tapferkeit im vollen Glanze leuchtet oder wie ein Grab, auf welches die Ehre ihr Panier pflanzt. Er iſt entſchloſſen zu ſiegen, oder ſich unter dem Schutte der Mauer zu begraben; er kämpft für ſeine Kameraden und mit denſelben; er ſeuert ſie an; ſein Leib iſt ein lebendiger Wall, der ſie ſchützt. Mit dem Staube der Schlacht bedeckt, von Pulver geſchwärzt, erſchöpft von ruhmwürdigen Wunden, überſtrömt vom eigenen Blute, bringt er noch vielen Feinden den Tod; er greift den Gegner noch an, als er beinahe verblutet, die Waffen, die ihn durchbohren, erfaßt er noch mit ſeiner erſtarrenden Hand, um ſich daran aufzurichten, erfüllt die Breſche mit ſeinem verſcheidenden Leichnam, und nach unzähligen Wundern der höchſten Unerſchrockenheit und Kühnheit ſinkt er ermattet von allen ſeinen errungenen Siegesthaten, ſtolz auf die Sache, die er vertheidigt hat, und ſcheint noch im Tode auf den Trümmern ſeines Vaterlandes, die Feinde drohend herauszufordern.

In wie mancher Schlacht, welche deutſche Soldaten kämpften, glänzte deutſcher Muth im erhabenſten Lichte; wie oft ſchon unterlag dieſer deutſche Muth blos dem Verrathe einiger Nichtswürdigen. Das furchtbare Antlitz eines todten Soldaten vermag dem Beſchauer noch Schrecken einzujagen. Die Feinde marſchirten oft abſichtlich über die Leichname hinweg, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht mehr im Stande ſeien, ihren Marſch aufzuhalten. Weit,

weit von der Wahlſtatt glaubte der Feind noch ihren Schlachtruf zu vernehmen und ein Schauder ergriff ihn dann. —

Dies ſind die Helden, die nach ihrem Tode den Lorbeer verdienen! Sie ſind würdiger, als Alle, in Bild und Erz verewigt zu werden! Wahrlich ein paar Regimenter tapferer Soldaten ſind mehr werth als ein ganzes Heer jener geſchwätzigen und eingebildeten Volksredner auf der Rednerbühne.

12.

Mit dem liederlichen, loſen Leben im offenbaren Widerſpruch ſcheint das Laſter des Aberglaubens zu ſtehen.

Die Quelle des Aberglaubens iſt die Unwiſſenheit; der Mangel an einem guten Unterricht in der Jugend. Iſt man einmal im Dienſt, ſo denkt man nicht mehr daran, ſich über die Religion zu unterrichten; man weiß nicht mehr recht, in was ſie beſteht, und man verſetzt ſie dahin, wo ſie nicht iſt. Aus Trotz oder Laune verachtet man den Kern und wählt die Schale, oder man greift zu ganz andern falſchen Dingen. Man glaubt viel eher an dumme Fabeln, durch die man ſich dem Gelächter der Verſtändigen preisgibt, als an das, was uns die heilige Schrift lehrt.

Eben dieſelbe Unwiſſenheit iſt es auch, welche zur Nachahmung ſchlechter Beiſpiele treibt, die nicht ſelten von Vorgeſetzten oder Höhergeſtellten gegeben werden. Da vielen

Soldaten die Grundſätze unbekannt ſind, aus welchen die guten Sitten entſpringen, ſo hört man ſie oft alſo räſonniren: „mein Oberſt, mein Hauptmann, die doch brave und zugleich gebildete Herren ſind, leben auch luſtig und frei und zeigen in ihren Worten keine große Achtung vor der Religion; da muß es wohl nicht viel zu ſagen haben, wenn ſelbſt ſolche Herren es thun.“

Der Soldat neigt beſonders dazu in ſolche Fehler zu fallen, wegen ſeines leicht gereizten Gemüths, das ſich bald zur Traurigkeit, bald zu einem Ausbruche des Jähzorns ſteigert. Wenn man ſolche Männer aufmerkſam betrachtet, ſo liebt man ihren Gemüthszuſtand ſchon auf ihrem Geſichte. Sie murren beſtändig über die Ungerechtigkeit ihrer Offiziere und über die Strenge des Dienſtes; unter einander hört man ſie nur zanken und fluchen. Solche Leute ſcheinen immer auf einander losgehen zu wollen und ſie thäten es vielleicht, wenn ſie nicht die Furcht vor Strafe davon zurückhielte. Und welche Urſachen ſetzen ſie gewöhnlich in Zorn? Kleinigkeiten, ein hingeworfenes Wort, ein im Spiel verlorener Kreuzer und dergleichen mehr. Ueber ſo etwas können ſie einen langen Tag böſe und händelſüchtig ſein.

Nichts ziemt dem Weſen eines Soldaten weniger, als Zorn und Unmuth. Zu was nützt es uns denn, wenn wir zornig und unmuthig ſind? Es iſt uns bei allen Geſchäften, alſo auch im Dienſte ſchädlich. Zornige und unmuthige Leute ſind ſchlecht geeignet zu gehorchen; fühlen ſie ſich ſtark, ſo neigen ſie ſich zur Widerſetzlichkeit hin; fehlt es ihnen an Kraft, ſo neigen ſie ſich zum Deſertiren.

Leider ſind die Mittel, welche der Soldat gewöhnlich gegen dieſe verzehrenden Leidenſchaften anzuwenden ſucht, wohl noch ſchlechter als das Uebel ſelbſt. Ihr Tröſter in ſolchen Fällen iſt gewöhnlich der Trunk. Dazu kommen noch lärmende Vergnügungen der gröbſten und ſinnlichſten Art.

Wirft man einen Blick auf dieſes Bild, ſo möchte Einem das Herz bluten! Wie oft wird auf dieſem Wege der edle Soldatenrock beſchmutzt!

13.

Die Trunkenheit entwürdigt jeden Stand; in der Armee darf ſie durchaus nicht geduldet werden. Wie mancher ſonſt brave Soldat wurde ſchon durch eine unſelige That, im Rauſche begangen, vor ein Kriegsgericht geſtellt!

Dieſe ernſten Betrachtungen ſollen aber nicht etwa ein allgemeines Verbot gegen geiſtige Getränke hervorrufen. Mit Vorſicht und Mäßigkeit genoſſen, erhöhen ſie den Muth, beleben ſie das Gemüth und erwecken ſie eine wünſchenswerthe Heiterkeit. Zeigt ſich irgendwo ein Betrunkener, ſo ſoll der Soldat dieſes Beiſpiel zur Warnung recht aufmerkſam betrachten. Er wird dann vollſtändig überzeugt ſein, wie häßlich dieſer Zuſtand iſt, der den Menſchen der Vernunft beraubt und ihn dem Thiere gleichſtellt, ihn dem rohen Geſpötte preisgibt und ihn zu Thaten treibt, vor denen man erröthen muß.

Noch ſorgfältiger muß man ſich aber vor

dieſem Laſter zu ſchützen ſuchen, weil es faſt unmöglich wird, es loszuwerden, wenn man ſich ihm einmal ergeben hat. Was zuerſt eine Liebhaberei, eine Neigung iſt, wird bald zur Natur, und es gehört nichts weniger als der Muth und die Standhaftigkeit des Schwedenkönigs Karl XII. dazu, um ſich von dem Laſter des Saufens radikal zu heilen. Dieſer König hatte einſt im Rauſche ſich ſoweit vergeſſen, der Königin, ſeiner Mutter, die ſchuldige Ehrfurcht zu verſagen. Sie war davon ſo ergriffen, daß ſie ſich in ihren Palaſt zurückzog und nicht mehr bei Hofe erſchien. Als der König nach der Urſache ſich erkundigte, weil man ihm dieſe verſchwiegen hatte, begab er ſich zu ſeiner Mutter, ließ dort ein Glas mit Wein füllen und ſprach: „Mutter, ich habe erfahren, daß ich mich im Rauſche gegen Dich vergeſſen konnte; ich bereue es von Herzen und bitte Dich um Verzeihung. Damit mir nun nie wieder ein ſolches Unglück widerfahren könne, will ich dieſes Glas auf Deine Geſundheit leeren; es ſoll der letzte Wein ſein, den ich über meine Lippen bringe!“ Er hielt Wort und trank ſeitdem keinen Tropfen Wein mehr.

Wer ſich dem Trunke ergibt, wird ſtets zum Zanke geneigt ſein; er wird ſtörriſcher und ungehorſamer ſein als ein Anderer. Auch wird er leicht träge, zerſtreut und merkt nicht mehr auf den Dienſt. Seine Kraft ſchwindet hin und er wird vor der Zeit alt. Die Ausſchweifungen mit dem weiblichen Geſchlecht, denen ſich der Säufer leicht überläßt, haben überdies noch Krankheiten im Gefolge, welche den Körper zerſtören und den Muth vollends untergraben. Außerdem entſtehen aus dieſen Ausſchweifungen die ſchlimmſten Händel am leichteſten.

14.

Und nun zu euch, ihr jungen Soldaten! Wenn euch jemals liederliche Kameraden, oder euere eigenen Leidenſchaften dazu auffordern ſollten, den unreinen Gelüſten zu folgen, von denen hier geſprochen wurde, ſo haltet euch recht lebhaft die Lehre vor, welche ein Vater einſt ſeinem Sohne gab. Der Vater war ein vernünftiger, von Religion erfüllter Mann und bemerkte zu ſeinem Leidweſen, daß ſein Sohn verderbliche Neigungen hegte. Trotz aller Bemühungen gelang es ihm nicht, ihn zu beſſern, bis er auf den Gedanken gerieth, ihn in ein Spital zu führen, wo jene abſcheulichen und ekelhaften Krankheiten, die eine Folge laſterhafter Begierden ſind, geheilt werden ſollten. Ohne ihm vorher etwas darüber mitzutheilen, ließ er ihn in einen Saal treten, wo Viele dieſer Unglücklichen ihre Ausſchweifungen und Laſter durch unendliche Schmerzen abbüßten. Bei dieſem entſetzlichen Schauſpiel, das die Sinne empörte, erbleichte der junge Menſch und zitterte an allen Gliedern. „Jetzt folge Deinen gemeinen Neigungen, die Dich zum Laſter fortreißen,“ rief der Vater mit erſchütterndem Tone, „und ſchätze Dich glücklich, einſt noch eine Zufluchtsſtätte in dieſem Saale zu finden, um hier unter Angſt und Schmerzen dahin zu ſiechen; Dein Vater wird alsdann Gott dafür danken, daß er Dich aus dem Leben ſcheiden ließ, um Deinen Leiden und den ſeinigen ein Ende zu machen.“ Dieſe wenigen Worte an dieſer Stelle, vor dieſem gräßlichen Bilde, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der junge Menſch hatte hier einen Eindruck empfangen, der nie aus ſeiner Erinnerung wich. In der Garniſon, unter ſeinen Kameraden ertrug er lieber Spöttereien und Verhöhnungen, als ſich zu Ausſchweifungen verleiten zu laſſen. Aber nicht nur in ſeinen Sitten blieb er ausgezeichnet; auch durch Tapferkeit ward er es. Als Greis noch erzählte er ſeine Bekehrung jüngeren Soldaten als Beiſpiel. „Ich war ein Menſch, wie andere,“ pflegte er zu ſagen, „ich war manchem Fehltritt ausgeſetzt. Aber ſeit jenem Tage hatte ich vor jedem Laſter einen unüberwindlichen Abſcheu.“ — Ein tapferer alter Offizier pflegte zu ſagen: „ich bin Chriſt und glaube an die Hölle. Aber auch ohne an die Hölle zu glauben, könnte ſchon das, was ich in ſo manchem Lazareth mit eigenen Augen geſehen habe, mir jede fleiſchliche Sünde, jede ſinnliche Luſt für immer verleiden.“

Jetzt will ich euch noch ein Beiſpiel von einem jungen Offizier mittheilen, der vor vielen Jahren einſt an der Spitze ſeiner Mannſchaft einen befeſtigten Platz mit Sturm nahm. Die Soldaten, welche zuerſt die Mauern erſtiegen, trafen ein junges Weib von ſeltener Schönheit und brachten ſie zu ihrem Offizier, als den koſtbarſten Antheil der Beute, der ihm am meiſten behagen würde. Der junge heldenmüthige Führer der Truppen hatte aber die Kraft, dieſer Verſuchung zu entgehen, und dabei beſaß er die Demuth, mit ſeiner Selbſtüberwindung nicht zu prahlen. Er that, als begriffe er gar nicht die rechte Abſicht ſeiner Soldaten, ſondern als glaube er, ſie wollten blos die Frau der Rohheit der Kameraden entziehen, indem ſie ſie unter ſeinen perſönlichen Schutz ſtellten. Er ſpendete ihnen daher Lob über ihre wackere That, ſchickte ſogleich in aller Eile fort, um den Gatten der Frau herbeizuholen, und indem er ſie dieſem überlieferte, fügte er hinzu, daß der Mann die Ehre ſeiner

Gattin nur allein der guten Zucht und dem chriſtlichen Sinne der unter ihm ſtehenden Tapferen zu verdanken habe.

Wie ſehr dieſe Lehre ihren Eindruck nicht verfehlte und die Mannſchaft auf den Weg der Tugend und Enthaltſamkeit lenkte, darf nicht erſt hinzugefügt werden.

Euch aber will ich zum Schluſſe dieſes Kapitels noch einen Reimſpruch zur Beherzigung herſetzen:

Menſchlich Irren, lehrt Sünde treiben;
Teufliſch iſt's, in Sünden bleiben;
Chriſtlich iſt es, Sünde haſſen,
Göttlich iſt es, Sünd' erlaſſen!

15.

Die Strenge iſt das Fundament der Mannszucht; die militäriſchen Geſetze wurden mit Blut geſchrieben und können nur durch Blut in Anſehen erhalten werden.

Daraus folgt jedoch nicht, daß man den Soldaten grauſam behandeln müſſe; daß man gegen kleine Vergehen nicht nachſichtig ſein, mit dem Schuldigen nicht Mitleid empfinden ſolle.

Das erſte Geſetz der Menſchlichkeit verlangt: in dem Soldaten den Menſchen zu reſpectiren; denn jede Schmach erniedrigt die Seele und beugt den Muth.

Ein Vorgeſetzter muß es verſtehen, ſeinen Untergebenen zu ſich zu erheben, damit er ihm als Menſch gleich ſtehe und ſeine Würde als vernünftiges Geſchöpf begreife, welches nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen wurde und dereinſt der ewigen Herrlichkeit theilhaftig werden ſolle. Hat er das gethan, ſo ziehe er den Vortheil daraus, der erlaubt iſt. Er entflamme den Ehrgeiz jedes Einzelnen, und hüte ſich, wenn er ihn einmal erweckt hat, ihn auch nur leiſe zu kränken. Er ſtelle die Herrlichkeit des Soldatenſtandes bei jeder Gelegenheit ins hellſte Licht; er erwärme die jugendliche Einbildungskraft der Mannſchaft durch Schilderungen von Kriegen und Schlachten, er befeuere den Muth durch die Hoffnung auf Avancement und Belohnungen, er mache auf die Beiſpiele jener glücklichen Soldaten aufmerkſam, die von der Pike auf gedient haben und durch ihre Bravour zu den höchſten militäriſchen Würden vorgerückt ſind; er ſchildere mit ſtarken Farben ein müſſiges Leben ohne Kraft und Glanz, um Abſcheu davor zu erwecken, er zeige, daß der Tod auf dem Schlachtfelde viel weniger ſchrecklich iſt, als wenn er uns daheim im Bette, während einer langwierigen Krankheit naht; er mache es den Soldaten verſtändlich, daß ſie etwas Großes vollbringen, wenn ſie für das Glück und die Ruhe ihrer Mitbürger und für den Ruhm ihres Vaterlandes ihr Leben einſetzen; er grabe gleich wie in Erz, in das Herz der Soldaten, die Liebe zu ihrem Kriegsherrn, dem Oberhaupte des Staates, dem ſie angehören; dieſes iſt die ſchöne, die edle, die erhabene Pflicht der Führer, welche an der Spitze der Corps und des Heeres ſtehen.

Die Befehle eines Obern, welchen Rang er auch bekleide, müſſen für die, welche unter ihm ſtehen, ſtets als heilig betrachtet werden. Kein Vorwand kann, ſobald die Befehle den Dienſt betreffen, ihre Ausführung verſchieben oder gar verhindern.

Beſonders hat das Kaiſerliche Heer ſtets ſchöne Beweiſe von jenem Gehorſam abgelegt, der keine Ueberlegung der Schwierigkeiten geſtattet und mit feſter Entſchloſſenheit dem Feldherrn folgt. Nur einen Zug von Widerſetzlichkeit muß ich hier anführen; aber wie rührend, wie ſchön iſt dieſer Zug! Es war in der Schlacht bei Stockach im Jahre 1799. Der Fürſt von Fürſtenberg, der Prinz von Anhalt und viele andere Führer waren gefallen, das feindliche Geſchütz ſtreckt ganze Reihen zu Boden, aber die Ueberlebenden ſtehen unerſchüttert. Da ſtellt ſich der Erzherzog Karl an die Spitze der beiden Grenadierbataillone Bojatowsky und Tegethoff. „Jetzt gilt es für Ehre und Vaterland,“ ruft er, „erinnert euch, daß ihr öſterreichiſche Grenadiere ſeid, wir müſſen ſiegen oder ſterben!“

Zurück! zurück! ſchallt es die ganze Linie hinab, „hier iſt nicht der Platz für Euere Kaiſerliche Hoheit!“ Mit Thränen in den Augen treten mehrere alte Krieger aus dem Gliede und fallen dem Pferde des Erzherzogs in die Zügel. „Wir haben keinen Muth, ſo lange Sie in Gefahr ſind,“ rufen ſie, „verlaſſen Sie ſich auf uns. Wir ſind ja Ihre Grenadiere, wir werden ſiegen oder ſterben!“ Und trotz dieſer Widerſetzlichkeit, welche ihnen zwar nur die Liebe zu ihrem fürſtlichen Feldherrn eingab, entſchieden ſie den Tag und bewährten die alte öſterreichiſche Tapferkeit.

Alle Autorität entſpringt aus dem Range und nicht aus der Perſon. Reſpect vor ſeinem Chef und unbedingtes Vertrauen zu ihm, muß als erſte Pflicht gelten und verleiht den Soldaten eine übermenſchliche Kraft.

Blicken wir umher in der Kriegsgeſchichte, ſo ſtoßen wir überall auf erhabene Beiſpiele ſolcher unbedingten Hingebung im Glück und Unglück der Waffen, bei Siegen wie bei Niederlagen. Wer könnte alle dieſe Züge von Heldenmuth anführen?

16.

Nur ſelten wird Dem der Gehorſam verweigert werden, der recht zu commandiren verſteht. Es gibt Offiziere, die gefürchtet ſein wollen, andere wollen die Liebe ihrer Soldaten beſitzen. Ein eigenes Talent gehört dazu, Beides zu vereinigen. Der berühmte ſpaniſche Heerführer, der Herzog von Alba, beſaß dieſes Talent. Bei ſeinem Tode riefen die Soldaten in ihrem Schmerze: El buen padro de los soldados es muerto! (Der gute Vater der Soldaten iſt geſtorben!) Oft war er ihnen in den ſchweren Kriegen, die er führte, 18 Löhnungstage ſchuldig und ſie murrten nicht; aber ſie verloren auch keinen einzigen Heller, weil er Alles nachträglich bezahlte. Ebenſo liebten auch die Oeſterreicher den großen Eugen, Prinzen von Savoyen, den heldenſtarken General Gideon von Laudon, den ruhmgekrönten Erzherzog Karl. Dieſer Kaiſerliche Prinz und Feldherr war der väterliche Freund ſeiner

Soldaten. Im Getümmel der Schlacht wußte man ihn ſtets zu finden; man ſuchte ihn nur dort, wo die Gefahr am größten war. Seine Gegenwart wirkte ſtets auf den Muth der Truppen, deren Zutrauen er im höchſten Grade beſaß. Selten hat aber auch ein Feldherr wohl mehr Edelmuth und Menſchlichkeit bewieſen als eben Karl. Als er einſt bei Linz Verwundete traf, die von ihren Kameraden auf den Schultern mühſam fortgeſchleppt wurden, um ſie vor den Feinden zu retten, während man Kanonen mit Pferden fortſchaffte, gebot der menſchenfreundliche Prinz: „Spannt die Kanonen aus, es iſt beſſer, daß dieſe in des Feindes Hände fallen, als die braven Krieger!“ Der franzöſiſche General Moreau erbeutete die ſtehengebliebenen Kanonen, vernahm aber zugleich die edle That, wodurch dieſe Beute ihm zugefallen war, und ſchickte die Geſchütze den Oeſterreichern mit den Worten zurück: „Was aus Menſchenliebe geopfert wurde, kann bei civiliſirten Kriegern nicht für Beute gelten.“ So zwang Karl ſelbſt dem Feinde Hochachtung ab. Als der Held ſtarb, weinten die alten Soldaten, die unter ihm gefochten, und in einem alten öſterreichiſchen Grenadierliede heißt es:

Ein weinend Heer, wie groß, wie ſchön,
Um unſern Karl, den Guten!
Das ſah kein Friedrich, kein Eugen,
Sie ſah'n nur Heere bluten!"

Und bedarf es noch eines glänzenden Namens der neueſten Zeit, ſo ſei hier der Name des Feldmarſchalls Grafen von Radetzky genannt, dem ja allgemein der Gruß „Vater Radetzky" entgegenſchallte, wenn er ſich in den Reihen ſeiner Krieger blicken ließ. Das Hauptquartier dieſes glorreichen Feldherrn war ſtets als eine einzige große Familie zu betrachten, die einen geliebten Vater an der Spitze hat und feſt durchdrungen iſt von einer einzigen Idee, der, dem Willen des Führers zum Ruhm und zum Glück des Vaterlandes zu dienen; ſeine Armee war ein feſter Körper, durchhaucht und geleitet von dem Geiſte des Feldmarſchalls, von welchem ein Wort hinreichte, um den Gedanken zur That zu machen und ſo die glänzendſten Reſultate herbeizuführen. So heißt es denn mit Recht in dem Liede von ihm:

„Das iſt Radetzky's Heldentritt,
Das iſt Altöſterreichs Siegesſchritt,
Vor dem der Boden zittert
Und weit die Luſt gewittert!"

Wir können hier nur die hervorragendſten Namen anführen und ſelbſt unter dieſen nur einige wenige als Beiſpiel. Allein wie bei dieſen Namen gewiß jedes öſterreichiſche Soldatenherz höher ſchlägt, jedes Auge muthiger blitzt, jede Bruſt ſich von einem ſtolzen Gefühle durchzogen fühlt, ſo gibt es noch viele glorreiche Namen, aber auch viele nicht ſo allgemein gekannte, die dennoch von ihren Soldaten ebenſo geliebt und mit den gleichen Gefühlen genannt werden!

17.

Es iſt nicht genug ſich der ſchlechten Handlungen zu enthalten; ein braver Soldat ſoll ſogar jeden ſchlechten Wunſch, jeden ſchlechten Gedanken bekämpfen, wie ihr wißt. Wie manche Soldaten, wir ſchreiben es ungern nieder, befinden ſich jedoch in dieſem verbotenen Zuſtande; wie viele hegen böſe Gelüſte und ſind bereit ſie jeden Augenblick zu befriedigen. Die ſchmählichen Redensarten, die ſie beſtändig im Munde führen, bekräftigen dies nur, denn Jeſus Chriſtus hat geſagt: „Wovon das Herz überfließt, davon ſpricht der Mund.“

Ihr mögt immerhin vorbringen, daß es nur Worte ſind; aber die Worte ſind dazu da, Dinge zu bezeichnen, und die, von denen wir hier ſprechen, bezeichnen nicht blos unehrbare Dinge, ſondern ſie bezüchten den, der ſie ausſpricht, einer tiefen moraliſchen Verſunkenheit. Wäre dem nicht ſo, warum hörten wir ſie nicht auch von anſtändigen Frauen und tugendhaften Männern? Allein ihr verſpürt ſchon die verbotene Luſt, indem ihr alſo ſprechet, denn wäre dies nicht, ſo würdet ihr die Worte nicht gar ſo oft und ohne alle Veranlaſſung wiederholen.

Geſtehet alſo nur, daß ihr gerne an die Dinge denkt, welche die Worte bezeichnen. Aber noch [illegible] großes Uebel bewerkſtelligen ſie, nämlich das Aergerniß. Sie erſchrecken die Tugendhaften, indem ſie ihnen ſchändliche Gegenſtände vorführen und ihnen die Schamloſigkeit derer, die dies thun, vor Augen führen. Wenn Kinder und Jungfrauen dergleichen hören, ſo merken ſie zwar anfänglich nicht darauf; allein endlich erwacht die Neugier und ſie forſchen, was die Worte wohl bedeuten mögen. So geſchieht es, daß ſie durch euch, die ihr geſetzte Männer ſeid und einen ehrbaren Beruf bekleidet, das Schlechte erfahren, was ſie niemals kennen lernen ſollten. Bedenkt, was das Evangelium in dieſer Beziehung ausſpricht: Wehe dem, durch den Aergerniß kommt; es wäre beſſer, man bände ihm einen Mühlſtein um den Hals und verſenkte ihn in das Meer.

Der heilige Johannes der Täufer mahnt den Soldaten beſonders, ſich auch eines andern Laſters zu enthalten, das alle übrigen bei weitem überragt. Dies heißt Raub und Diebſtahl und jede Art und Weiſe, durch Liſt oder Gewalt fremdes Eigenthum ſich anzueignen. Hier gälte keine Entſchuldigung, denn das Gebot Gottes iſt klar und deutlich. Aber nicht nur im Frieden, wenn ohnehin ſchwere Strafen den Uebertreter treffen würden, ſoll dieſes Gebot befolgt werden, ſondern auch im Kriege, wo die Gelegenheiten ſich öfter und leichter darbieten und den wachſamen Blicken der Vorgeſetzten entziehen, gedenke ein jeder der Worte des heiligen Johannes.

Gott verbietet aber auch jede unnütze Beſchädigung ſelbſt in Feindesland, mit folgenden Worten: „Wenn du eine Stadt belagerſt und Arbeiten unternimmſt, um ſie einzunehmen, ſo ſollſt du keine Obſtbäume fällen und kein Gehölz im Umkreiſe vernichten. Dieſe Bäume ſind keine Menſchen, die Krieg gegen dich führen; aber du kannſt anderes Holz fällen, um daraus Maſchinen zu machen, die du bei der Belagerung verwenden willſt.“

Wie man einſieht, iſt hier jedoch nicht jene Beſchädigung oder Zerſtörung verſtanden, die in manchen Fällen geboten, um dem Feinde ſeine Mittel zu entziehen, oder um andern

Kriegszwecken zu genügen. Hierin muß der Soldat gehorchen. Die verbotene Zerſtörung beſchränkt ſich auf die, welche ohne Befehl, oder ſelbſt gegen einen erlaſſenen Befehl verübt wird, ſei es durch Bosheit, Zorn oder aus Eigennutz.

Viel ſchöner iſt es, wenn ſelbſt der arme Krieger das Wenige, was er hat, mit dem Aermern, mit dem Beſiegten theilt. Wie oft hat man geſehen, daß der Soldat mit der zahlreichen Familie des Landmanns, den der Krieg bereits ausgeſogen hatte, ſein Brod theilte, wenn das Quartierbillet ihn in eine ſolche elende Hütte führte! Gedenket dabei des heiligen Martin, der ein armer Soldat wie du, nichts beſaß als ſeinen Mantel, und dieſen mit einem nackten Bettler, den er auf dem Marſche traf, theilte, um deſſen Blöße zu bedecken.

Wir wiſſen, daß der öſterreichiſche Soldat unſerer Tage zu edel und menſchlich iſt, um den früheren Söldnertruppen, Landsknechten und den heutigen Freibeutern es nachzuthun, welche mordeten, brennten, plünderten und verwüſteten, blos um ihre grauſame Luſt zu befriedigen und um reiche Beute zu machen. Der öſterreichiſche Soldat weiß, nachdem er eine feindliche Nation durch ſeine Waffen beſiegt hat, daß es ein ſchönerer Sieg ſei, ſie durch Milde, Großmuth und Seelengröße vollſtändig zu überwinden und mit ſich zu verſöhnen. Er verkennt es nicht, daß dies der eigentliche Schlüſſel zu den Herzen der Beſiegten iſt. Der wahre chriſtliche Soldat will den Sieg erringen, aber nur einen reinen, makelloſen Sieg. Man vergeſſe es niemals: wenn die Beſiegten keine Gerechtigkeit mehr bei Menſchen finden, ſo wenden ſie ſich zu Gott, der ſie dann erhört und ihre Flüche und Verwünſchungen auf das Haupt der Sieger und Unterdrücker niederfallen läßt.

Ein großer Feldherr verſchont ſtets das Feindesland nach Kräften, er ſucht die Früchte des Bodens wenigſtens für die Einwohner zu retten, damit ſich nicht auch der Hunger zu ihren andern ſchweren Bedrängniſſen geſelle.

18.

Hütet euch, nichts zu thun, was Gott mißfallen könnte. Erduldet lieber alle Leiden, als daß ihr Ihn beleidigt. Die Großen und die Mächtigen werden geehrt; aber Niemand iſt größer und mächtiger als derjenige, welcher Gott fürchtet.

Kaiſer Leopold der Große, der vielfach geprüfte und dennoch ſo hoch begnadigte Herrſcher, ſteht als ein erhabenes Beiſpiel vor euch da. Seine Freude über glückliche Ereigniſſe, ſo wie ſeine Empfindungen bei widrigen Nachrichten äußerte er dadurch, daß er zu Gott im Verborgenen betete und zu dem Glauben an einen allweiſen und allgütigen Schöpfer und Lenker des Weltalls, als in den ſichern Hafen floh, wo ſeine müde Seele von den Stürmen des Schickſals ausruhen konnte. Die heil. Dreifaltigkeitsſäule in Wien, die Kaiſer Leopold der Große errichten ließ, vor welcher er ſelbſt, das Geſicht gegen die heilige Dreieinigkeit kehrend, mit aufgehobenen Händen kniet, iſt, ſowie die von ihm ſelbſt verfaßten Inſchriften an derſelben, das getreueſte Gepräge ſeiner tiefen Gottesfurcht. Die Spuren der göttlichen Vorſehung überall aufſuchen, wahrnehmen und verehren; alle Ereigniſſe mit Bezug auf die göttliche Weltregierung und im Lichte der heil. Religion betrachten, ſich ſtets an dieſe Anſicht feſthalten, dies war des großen Kaiſers Weisheit und der Quell ſeiner innern Glückſeligkeit. Aber Gott lohnte ihm ſeine Treue! Den Kaiſer umſtanden die ewig ruhmwürdigen Helden: Kinsky, Stahremberg, Trautmannsdorf, Prinz Ludwig von Baden, Prinz Eugen von Savoyen, Herzog Chriſtian von Holſtein, Herzog Karl von Lothringen, Montecuculi und viele, viele andere. Lauter Starke um ſeinen Thron, deren höchſter Wunſch der Tod fürs Vaterland war, deren Federbuſch die Soldaten nur ſehen durften, um auf den Weg der Ehre und des Sieges geleitet zu werden, die alle bereit und entſchloſſen waren, entweder den Feind der Chriſtenheit, den Türken, oder den Tod zu überwinden.

Aber nicht blos die Mächtigen, die Herrſcher und Heerführer, ſondern auch der Arme und Untergebene, der in der Furcht Gottes lebt, iſt mehr werth, als derjenige, der ſich großen Wiſſens und Geiſtes erfreut und das Geſetz des Allmächtigen verletzt. Wer den Herrn fürchtet, wird glücklich ſein und in ſeiner Todesſtunde geſegnet werden!

Grabet euch dieſen herrlichen Troſtſpruch mit Flammenzügen in euer Herz, damit er nie darin verlöſche!

19.

Die Rachſucht iſt das Zeichen eines kleinen Geiſtes, einer ſchwachen Seele. Wenn man dich beleidigen will, ſo ſuche dich ſo zu erheben, daß die Beleidigung dich nicht erreichen kann.

Der große römiſche Feldherr Julius Cäſar kümmerte ſich nicht um die beißenden Spottgedichte des Dichters Catull und rächte ſich niemals dafür. Nach der Beendigung des Bürgerkriegs verzieh er ſeinen Feinden und bedauerte es, daß ſein störriſcher Gegner Cato ſich ſelbſt getödtet hatte, indem er auch ihm gerne verziehen hätte.

Kaiſer Hadrian ſagte, nachdem er auf den Thron gelangt war, zu einem Feinde: „Jetzt, da ich Kaiſer bin, haſt du nichts mehr von mir zu fürchten."

Ein frommer Biſchof verſuchte, es durch ſeine Ermahnungen dahin zu bringen, daß ein vornehmer Herr ſich mit einem Manne, den er haßte und verfolgte, ausſöhnte. Allein ſeine Bemühungen waren vergebens. Da bat einmal der Biſchof dieſen Herrn unter dem Vorwande, mit ihm über die öffentlichen Angelegenheiten zu ſprechen, zu ſich und führte ihn zuerſt in ſeine Hauskapelle, um vor ihm die heilige Meſſe zu celebriren. Außer den Miniſtranten war ſonſt Niemand dabei gegenwärtig. Als nach der Wandlung alle das Vaterunſer laut beteten, wie es in früherer Zeit üblich war, ſchwieg plötzlich der Biſchof und die Miniſtranten, die früher davon unterrichtet worden waren, als die Worte kamen, „Vergib uns unſere Schuld, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern,“ ſo daß der fremde Herr dieſe Worte allein laut betete. Der Biſchof wendete ſich nach beendigter Meſſe zu ihm um und ſprach mit großer Milde: „Denket daran, Ich bitte Euch, was Ihr ſo eben von Gott erflehet und was Ihr Gott laut gelobt habt. Um von Ihm Vergebung Euerer Sünden zu erhalten, habt Ihr Euch verpflichtet, denen zu verzeihen, die Euch beleidigt haben.“ Dieſe Worte rührten den Mann ſo ſehr, daß er ſeinem Biſchof zu Füßen ſtürzte und ausrief: „Ich bin Alles zu thun bereit, was Ihr wollt!“ Und er ging hin und ſöhnte ſich aus mit ſeinem Feinde.

Der ſich an ſeinem Nebenmenſchen rächen will, der wird die Strafe Gottes fühlen; Gott wird ihm nie ſeine Sünden erlaſſen. Ein Menſch, der gegen einen andern Menſchen Haß bewahrt, ſollte es nicht wagen, Gott zu bitten, daß er ihm verzeihe. Er hat mit Seinesgleichen kein Mitleid und will doch, daß Gott es mit ihm habe!

Während des Aufſtandes der Hugenotten in Frankreich wollte ein hugenottiſcher Soldat den katholiſchen Feldherrn Crillon tödten, weil deſſen tapferer Arm in verſchiedenen Schlachten viele ſeiner Kameraden getödtet hatte. Der Soldat verbarg ſich an einem Orte, wo er aus dem Verſteck ſeinen Meuchelmord ſicher zu vollbringen glaubte. Crillon geht vorüber, und der Soldat ſchießt auf ihn, allein glücklicherweiſe trifft den Helden nur ein leichter Streifſchuß, und er ergreift den Thäter, der um Gnade flehend, ihm zu Füßen ſtürzt. „Dank es meiner Religion,“ ſpricht Crillon, „und ſchäme Dich, daß Du ihr abgeſchworen haſt. Geh, ich ſchenke Dir das Leben. Wenn das Wort eines Empörers gegen ſeinen König und eines Abtrünnigen von ſeiner Religion einen Werth hätte, ſo würde ich Dir das Verſprechen abnehmen, von jetzt an nie mehr gegen

Deinen rechtmäßigen Herrn zu kämpfen.“ Dieſe Worte ergriffen ſo heftig den Soldaten, daß er zur Stelle ſeinem Könige unverbrüchliche Treue gelobte und alsbald in den Schooß der katholiſchen Kirche zurücktrat.

Ludwig XII., einer der beſten Könige, der jemals auf dem franzöſiſchen Königsthron ſaß, ließ eine Liſte der Hofleute anfertigen, die ſich gegen ihn unter der Regierung ſeines Vorgängers Karl's VII., als er ſelbſt noch Herzog von Orleans war, vergangen hatten. Darauf ſetzte er bei jedem Namen ein Kreuz. Beinahe Alle glaubten, als ſie dies erfahren hatten, der König wollte ſich an ihnen rächen, und dachten daran, ſogleich den Hof zu verlaſſen. Allein Ludwig beruhigte ſie durch folgende eines allerchriſtlichſten Königs ſo würdige Worte: „Das Zeichen des Kreuzes, welches ich Euern Namen beiſetzte, hätte Euch ſchon andeuten ſollen, daß ich an Rache nicht denke; das Zeichen des Kreuzes bei Euern Namen bedeutet vielmehr, wie das Kreuz unſeres Herrn und Heilandes, Vergebung aller Beleidigungen.“ Auch pflegte dieſer edle König zu ſagen: „Der König weiß nichts mehr von dem, was an dem Herzog von Orleans verübt worden.“ So kam es denn, daß er ſelbſt dem Herzog

René von Lothringen, der ihm, als er noch Herzog von Orleans war, eine ſchmähliche Beſchimpfung angethan hatte, großmüthig verzieh und ihm erlaubte, bei ſeiner Salbung und Krönung zu Rheims für den kranken Herzog der Normandie als Zeuge gegenwärtig zu ſein.

Welche erhabene Lehre für alle Jene, welche ihre Ehre darein ſetzen zu müſſen glauben, für eine Beleidigung Rache zu nehmen!

Und wird es wohl nöthig ſein, hier noch den Namen Seiner Majeſtät des jetzt regierenden Kaiſers Franz Joſeph anzuführen, der ſich ſtets ſo gnädig gegen die bewies, die ſich gegen ſeine geheiligte Perſon vergingen. Wie beſorgt zeigte er ſich gegen den Meuchelmörder, der ihn verwundet hatte, um ihn der augenblicklichen Wuth des Volks zu entreißen! Wer könnte der Gnadenacte vergeſſen, die während ſeiner Regierung ſeiner kaiſerlichen Huld entfloſſen ſind? Von jenen Verirrten und Verurtheilten, nach den Unglücksjahren der Revolution, ſegnet der allergrößte Theil den Kaiſer in wiedererlangter Freiheit und die Verbannten ſind zurückgekehrt und erfreuen ſich des Genuſſes ihrer angeſtammten, ihnen zurückerſtatteten Güter. Heil Ihm, dem ſtets Gerechten und Milden!

20.

Das Gebot, welches uns unterſagt, uns zu rächen, welches uns befiehlt, Haß und Zorn zu unterdrücken, iſt eben ſo gerecht als nothwendig. Wohin würde es mit der menſchlichen Geſellſchaft kommen, wenn es einem Jeden erlaubt wäre, ſeinen Gefühlen der Rachſucht freien Lauf zu laſſen? Würden die Städte und Dörfer, alle von Menſchen bewohnten Orte, nicht bald das entſetzliche Bild der Verfolgung, der losgelaſſenen Wuth, des Mordes bieten? Ueberall nichts als Blutvergießen und Feuersbrünſte; die erbittertſten Feinde würden einander überfallen, um ſich zu vernichten.

Früh oder ſpät entſcheidet Gott gewiß zwiſchen dem Unſchuldigen und dem Verbrecher. Zögert Er Seinen Richterſpruch zu fällen, ſo iſt es Seine Weisheit, welche die Gründe davon erwägt. Wir aber können nur dieſe tiefe Weisheit im Staube verehren, und dürfen uns nicht anmaßen, ſie ergründen zu wollen. Wie käme es uns denn wohl zu, über unſern höchſten Richter zu Gericht zu ſitzen? Geht uns etwa die Strafe näher an als Ihn? Iſt Er es nicht, der von uns, Seinem Geſchöpfe, zuerſt beleidigt wurde? Er iſt langmüthig, Er wartet zu, Er beeilt die Strafe nicht; denn Er will retten, nicht verderben.

Dürfen wir alſo rachſüchtig ſein, während Er gut und milde iſt? und iſt es nicht für uns beſſer, daß Seine Barmherzigkeit unendlich iſt? Dürfen wir es wagen, Seine Güte und Langmuth gegen die Böſen und Ungerechten zu tadeln? Tadelt ihr Ihn denn auch, daß Er gegen euch zu barmherzig und langmüthig iſt? Was würde aus euch werden, wenn Er euch in dem Augenblicke vernichtete, in welchem ihr euerm Feinde Böſes mit Böſem vergeltet?

21.

Sprechet niemals: ich will dieſem thun, wie er mir gethan; ich gebe Beleidigung für Beleidigung zurück.

Handelt ihr ſo, dann ahmt ihr nach, was euch verwerflich erſchien, und ihr entehret euch zweifach dadurch. Aber wenn ihr euch durch Wohlthaten rächt, wenn ihr einem Feinde Gutes erzeigt, dann erringet ihr euch doppelten Ruhm.

Im Hugenottenkriege in Frankreich wurde ein Hugenott, deſſen Ausſehen verſteckte Bosheit verrieth, vor einem Heerführer der Katholiken, den Herzog von Guiſe, gebracht. Nachdem man ihn verhört hatte, ſtellte es ſich heraus, daß er den Herzog hatte ermorden wollen. „Was habe ich Dir Uebels gethan,“ fragte der Herzog ſanft, „daß Du mir nach dem Leben trachteſt.“ — „Mir nichts“ erwiederte der Hugenott „Ihr ſeid aber der ärgſte Feind meiner Religion.“ — „Wenn Deine Region Dich antreibt, mich zu ermorden,“ ſprach hierauf der Herzog, „ſo befiehlt mir die meinige, Dir zu verzeihen. Jetzt urtheile ſelbſt, welche die beſſere ſei.“ Dann ließ er ihm ein Pferd und hundert Thaler geben und ſchickte ihn fort.

Heinrich IV. von Frankreich hörte einſt, daß ein gefangener tapferer Offizier der Feinde ihn dennoch fortwährend haßte, obgleich er ihm verziehen hatte. „Ich will ihn ſo mit Wohlthaten überhäufen, ſagte hierauf der gute König, daß er mich endlich wird lieben müſſen.“

Man warf dem Kaiſer Sigismund vor, daß er ſeinen Feinden nur Gutes erzeigte, ſtatt ſie am Leben zu ſtrafen. „Und rotte ich meine Feinde nicht am gründlichſten aus, entgegnete der Kaiſer, „wenn ich aus ihnen Freunde und Anhänger meiner Sache ſchaffe?“

Als einſt dem Kaiſer Leopold dem Großen während des Türkenkriegs auf dem Marſche von Wien nach Linz ein Trupp empörter Bauern begegnete, die ſich in lauten Läſterungen gegen den Kaiſer ergoſſen und der Befehlshaber der Leibwache fragte: ob er auf ſie feuern laſſen ſolle? antwortete der große Leopold: „Man ſolle den Bauern kein Leid thun, dieſe Verſuchung käme vom Herrn, der ihm auch wieder helfen würde.“

Nur die chriſtliche Religion vermag es, ſolche edle Geſinnung einzuflößen. Wenn die Moral der heidniſchen Philoſophen die Verzeihung empfangener Beleidigungen zu den Tugenden zählte, ſo war dies mehr ein Vorwand der Eitelkeit, als ein Sittengeſetz. Sie fühlten nämlich, daß die Rache den Stempel der Niedrigkeit und Heftigkeit an ſich trug, welcher dem glänzenden Bilde von der ſtolzen Ruhe des Weiſen zum Nachtheile gereichte. Daher erſchien es ihnen kleinlich, ſich nicht über die Beleidigung hinausſetzen zu können. Die Verzeihung, welche ſie ihren Feinden angedeihen ließen, entſprang nur aus der Verachtung derſelben. Dieſe Geringſchätzung aber war an und für ſich ſchon Rache.

Die viel vollkommnere und reinere Lehre des Evangeliums hingegen will nicht Verachtung, ſondern Liebe fordern; ſie gebietet ihren Bekennern ihre Feinde zu lieben, Böſes mit Gutem zu vergelten, und hierbei hat ſie lediglich unſer Glück, unſer eigenes Wohl, nicht unſern Hochmuth, der nach Ruhm trachtet, im Auge. Wir erſtreben ſo die Krone, welche für diejenigen bereitet iſt, die ſich ſelbſt überwinden; unſere Feinde werden ſchwerer zu entſchuldigen ſein und beklagenswerther erſcheinen, wenn wir es dem Himmel überlaſſen, ſie zur beſſern Erkenntniß zu leiten; oder was einem guten Herzen wohl die größte Freude macht, wenn es uns gelingt, ihre Feindſchaft zu beſiegen und uns aus Feinden Freunde zu gewinnen.

Sehet ihr nun ein, daß alle Schmach nur allein auf dem Beleidiger ruht und wahre Größe nur derjenige beſitzt, der ſich auf ſolche Weiſe zu rächen weiß?

22.

Der Soldat vermeide ſtets die voreiligen, allzukühnen Urtheile, die üble Nachrede und die Verleumdung, denn er weiß, daß es immer gefährlich iſt, unſern Nächſten wegen Dinge zu richten, die nur von Gott allein gekannt ſind, und daß daher nur Gott das Gericht darüber zuſteht. Er ſage ſich ſtets: Zerreißt nicht den guten Ruf eueres Nächſten; beſudelt nicht eueren Mund mit der Aufzählung der Sünden Anderer, habt Mitleid mit dem Uebel, welches ſich der Sünder ſelbſt zuzieht, und enthüllt nicht noch dazu ſeine Schande; fürchtet für euch ſelbſt, was ihr ſo leichtfertig bei Andern tadelt; die Verleumdung iſt ein größeres Verbrechen als man denkt.

Der Verleumder ſchadet drei Perſonen: erſtens dem, dem er das Böſe nachredet, dann jenem, vor dem er es thut, und endlich ſich ſelbſt, weil er es thut.

Die, welche den Verleumder anhören,

werden ſchuldiger ſein, wenn ſie ruhig bleiben und nicht den Verleumdeten in Schutz zu nehmen ſuchen.

Alle dieſe Pflichten ſind leicht zu üben, wenn man ein Herz beſitzt, welches Gott liebt. Nur für Den iſt der Weg dunkel und enge, der ihn mit Widerſtreben wandelt, aber licht und breit für Den, der ihn mit Liebe betritt.

Der heilige König Stephan von Ungarn, der ſein Volk zu Chriſten machte und ſeine Staaten unter den Schutz der allerſeligſten Jungfrau ſtellte, war ein Muſterbild chriſtlichen Lebenswandels. Obgleich im Königlichen Palaſte lebend, umgeben mit allen irdiſchen Reichthümern und Freuden, übte er doch immer die ſtrengſten Bußwerke aus. Er erlaubte ſich keinen unnützen Zeitvertreib, ſondern theilte alle ſeine Stunden zwiſchen die ihm von der Religion und von ſeinem hohen Amte auferlegten Pflichten. In allen Verwirrungen und ſchweren Lagen des Lebens nahm er ſeine Zuflucht zu Gott. Um den Armen recht viel Gutes thun zu können, ging er auch verkleidet aus und ſuchte ſie auf. Seine Kinder wurden ihm gleich. Sein älteſter Sohn, Emmerich, war ſeit ſeiner Jugend ein ſolches Muſter der Gottſeligkeit, daß er nach frühzeitig erfolgtem Tode, gleich wie ſein Vater, unter die Zahl der Heiligen verſetzt wurde.

Hiernach, tapfere Soldaten, richtet euern Lebenswandel ein, folgt ſolchen Beiſpielen und Lehren nach beſten Kräften; die Tugenden, welche das Kleid eueres Innern, euerer Seele bilden, werden euer äußeres Kleid, euern Körper, im irdiſchen Wandel, nur verſchönern! Ihr werdet, ebenſo wie ihr der Ruhm und der Schmuck des Staates ſeid, auch der euerer Mitbürger werden, die in euch ihre glorwürdigſten Vertheidiger erblicken werden; aber auch Gott wird euere Verehrung und Treue gegen Ihn mit Seinem Segen belohnen!

Dadurch nur allein wird ſich für ewig der grellende Schlund der Revolution ſchließen, denn ihr werdet, unter der Fahne wie zu Hauſe, die Stärke, die Stütze und den Glanz eueres Volkes bilden.

23.

Es gibt Nichts, was man richtiger mit dem Namen des Geſetzes Jeſu Chriſti benennen könnte, als die Liebe, und wir erfüllen dieſes göttliche Geſetz, wenn wir die Fehler und Schwächen unſerer Nächſten mit aufrichtiger Nachſicht ertragen. Dieſes Geſetz umfaßt viel und breitet ſich weit aus, denn es theilt ſich allen tugendhaften Handlungen mit. Es beginnt mit den Geboten: Liebet Gott und eueren Nächſten, aber es erſtreckt ſich nach unzähligen Richtungen hin.

Welches iſt jedoch das richtige Kennzeichen der Liebe zu ſeinem Nächſten? Wer ſeinen Nächſten, wie ſich ſelbſt, liebt, wünſcht ihm eben ſo viel Gutes als er ſich ſelber wünſcht; aber er wird ihm nicht nur alles Gute wünſchen wie ſich ſelbſt, ſondern auch es ihm erzeigen und verſchaffen.

Selbſt in dem Gegner und Feinde ſoll man den Nächſten erkennen und ihm beiſtehen, wenn man es im Stande iſt. Die Nächſtenliebe darf ſich niemals verleugnen. Dieſes Beiſpiel leuchtete ſtets in Oeſterreichs Kriegsgeſchichte voran; Oeſterreichs Helden waren menſchlich. „Die Oeſterreicher", ſchrieb während des letzten italieniſchen Krieges ein feindlicher Offizier, „behandelten unſere Verwundeten nicht als Feinde, ſondern wie Brüder. Der greiſe Feldmarſchall Radetzky beſuchte die Spitäler und tröſtete Alle. Ein ſchöner Zug des Feldmarſchalls war es auch, daß er ſtets mit unbedecktem Haupte vorüberritt, wenn er einem Zug Verwundeter begegnete, ſtill und feierlich grüßend, wie man die Fahne grüßt. Eben ſo ſchön und menſchlich iſt es, wenn der Held Radetzky an den erſten Adjutanten des Kaiſers ſchreibt: „Wenn ich meinen Gegner nicht zum Aeußerſten drängte, ſo geſchah es, weil ich wußte, daß Gott die Mäßigung mehr, als den Uebermuth des Siegers ſchätzt."

Ein Menſch, der guten Willens iſt und von lebendigem Glauben begeiſtert, iſt oft allein im Stande, ein ganzes Volk auf den rechten Weg zu leiten.

Wäre die Liebe überall gleich verbreitet, ſo würde den Menſchen daraus unendlich viel

Gutes erwachſen; man brauchte keine Geſetze mehr, keine Richter, nichts der Art wäre nothwendig, um die Menſchen in Zucht und Ordnung zu erhalten. Denn, wenn Alle ſich liebten, und wieder geliebt würden, ſo fügte Einer dem Andern kein Unrecht mehr zu. Weder Mord, noch Krieg, noch Aufſtände, noch Betrug herrſchten in der Welt; alles Uebel bliebe daraus verbannt und das Laſter wäre ſelbſt nicht einmal dem Namen nach gekannt; es gäbe weder Armuth noch zu großen Ueberfluß auf Erden; die Menſchen lebten behaglich und einfach, ohne Sorgen und ohne Furcht. Aber, wo die Liebe Gottes fehlt, da kann auch die Liebe den Menſchen nicht einkehren.

Die Liebe äußert ſich auf verſchiedene Weiſe; ſie ziert jeden Stand, den höchſten wie den niedrigſten, und erfüllt uns mit Rührung. Sollen wir auch hier Beiſpiele anführen? Betrachtet nur den Stand des Prieſters. Niemand iſt wie er zu der aufopferndſten Liebe ſeiner Nebenmenſchen verpflichtet. Soll ich euch von jenem Prieſter erzählen, der im weißen Greiſenhaar in finſterer Nacht ſich auf den Weg machte mit dem hochwürdigſten Gute in der Hand. Wohin führt ihn ſein Weg? Sein ſchwankender Fuß erklimmt die ſchroffe Bahn, die zu den eiſigen Fernern führt, wo ein armer Wanderer ausgleitend in die Eisſpalte gefallen iſt. Er ſucht ihn auf, will ſich mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu ihm an Seilen und Tauen herniederlaſſen, um ihn zu tröſten, ihm die letzte Wegzehrung zu reichen, oder ihn hinaufziehen zu laſſen, wenn er noch gerettet werden kann. Niemand vermag es, den ſchwachen Greis von ſeinem gefahrdrohenden Vorhaben abzuhalten. Ein junger rüſtiger Burſche will zuerſt hinab in die Eisſpalte, um zu ſehen, ob der Unglückliche noch lebe. Aber die Hinabfahrt und das Wiederheraufkommen kann ein paar Stunden dauern und der Verunglückte könnte indeſſen ſterben. Es thut Eile noth, um das Heil der Seele im letzten Augenblicke zu ſpenden. Der Prieſter läßt ſich daher ohne Säumen die Taue um den Leib legen, und er fährt betend und begleitet von den Gebeten der Anderen, die oben zurückbleiben, hinab in die Tiefe, das hochwürdigſte Gut in den Händen, und es mit ihnen beſchützend an ſeine Bruſt drückend. Er findet den Verunglückten noch am Leben, der mit zerſchellten Gliedern auf dem Geſtein unten liegt; der Arme iſt ſchon glücklich, wie er die ehrwürdige Geſtalt des frommen Prieſters erblickt, allein wie überſelig iſt er erſt, als er ſeinen Gott aus den zitternden Händen deſſelben empfängt. Nachdem er dieſe Gnade empfangen hat, ſchließt er die Augen auf ſeinem harten Schmerzenslager, geſegnet von dem Prieſter, der nun mit der Leiche ſich heraufziehen läßt, um ſie in geweihte Erde zu beſtatten. Wie ein Heiliger war der fromme alte Prieſter anzuſehen, als er in den weißen im Winde flatternden Greiſenhaaren, von Schweiß triefend und von der großen Anſtrengung ermattet, mit dem Allerheiligſten neben der Leiche ſtand, deren Seele er ſo muthvoll gerettet und ſanft aus dieſem Leben hinübergeleitet hatte in das andere Leben.

24.

Auf einem Schiffe, welches aus Spanien nach Südamerika fuhr, war eine Krankheit ausgebrochen, und Viele von der Mannſchaft wurden von ihr befallen und lagen elend und in Schmerzen in den untern Schiffsräumen. Auf dem Schiffe befand ſich auch ein Prieſter, der ſie tröſtete und ihre Leiden dadurch linderte. Da brach ein furchtbarer Sturm aus und das Schiffsvolk meinte ſogleich, es würde untergehen. Die angeſtrengteſte Arbeit war nicht im Stande, der Gewalt der Wellen Trotz zu bieten. Sie warfen das Schiff an einen hohen Felſen, der mitten im Meere ſtand und es krachte in allen ſeinen Fugen und bekam ein ſo großes Leck, daß das Waſſer von allen Seiten hereindrang und es ſchnell zu ſinken begann. Man ließ die beiden Rettungsboote, die auf jedem großen Seeſchiffe befindlich ſind, ins Meer, um hineinzuſpringen und zu ſehen, ob man mit dieſen kleinen Fahrzeugen die

Küſte des Landes glücklich erreichen könne. Alle verließen das zerborſtene Schiff, es ſeinem Schickſal überlaſſend. An die armen Kranken hatte Niemand gedacht. Sie ſchienen den Andern ohnehin eine ſichere Beute des Todes und die Boote waren ſo klein, daß ſie kaum die Anzahl der Geſunden aufnehmen konnten, und man durfte ſie nicht überladen, wenn man neues Unglück verhüten wollte. Allein den Prieſter wollte man nicht zurücklaſſen; Alle liebten den frommen Mann, und man ſuchte ihn lange, bis man ihn gefunden hatte. Er war im unterſten Raume bei den gefährlichſten Kranken und ſuchte ſie zu tröſten und mit ſeinen ſchwachen Kräften vor dem hereindringenden Waſſer zu ſchützen. Als die Andern ihm zuriefen: „Kommt hurtig, hochwürdiger Herr und folget uns, wenn Ihr Euer Leben retten wollet.“ Da erwiederte er ruhig: „Eure Pflicht, das Fahrzeug zu retten, iſt zu Ende, da es nicht mehr gerettet werden kann; darum rettet Ihr nur das Leben, das iſt jetzt Euere Pflicht, Ihr dürft es ohne Urſache nicht opfern. Meine Pflicht iſt aber eine andere!“ und damit trat er wieder zu den Kranken hin und während die Andern forteilten, um ſich zu retten, reichte er den Sterbenden, die das

Meer in ſeinen Wellen begrub, den höchſten Troſt, die letzte Wegzehrung. Als die Boote ihre Rettung ſuchend nach dem Lande ſteuerten, ſah die Mannſchaft das Schiff verſinken mit den armen Kranken und dem heiligen Prieſter, der ſein göttliches Amt treu und liebend verwaltete.

Wollt ihr einen andern Prieſter ſehen, den im Vollbringen ſeiner heiligen Pflicht die tödtliche Kugel erreicht, ſo blicket hin auf die Barrikaden von Paris im Jahre 1848. Ihr ſehet dort den hochwürdigſten Erzbiſchof Hiacynth in dem Gewande ſeiner höchſten prieſterlichen Würde, die Verwundeten ermahnend, den Sterbenden die letzten Tröſtungen ſpendend, während ſchon das Geſchoß angelegt iſt und den noch jugendlichen Märtyrer vor Gottes Thron fordert! —

Der Pater Parabere, Feldprieſter in der franzöſiſchen Armee, hatte am Morgen der Schlacht an der Alma ein Pferd beſtiegen und ſich den erſten Infanterie-Colonnen, welche gegen die ruſſiſchen Batterien vorrückten, angeſchloſſen. Eine Kanonenkugel fuhr ſeinem Pferde in die Bruſt, daß es ſogleich todt hinſtürzte. Der ehrwürdige Pater, der nicht zurückbleiben wollte, beſann ſich nicht lange, ſondern ſprang auf eine Kanone und folgte ſo, unter dem begeiſterten Zuruf aller Soldaten, dem Regiment. Als aber die Batterie zu feuern begann, mußte er ſeine Kanone verlaſſen; er ſprang wohlgemuth herab und befand ſich mitten im dichteſten Kampfgewühl. Die Zuaven ſtürmten die Höhen hinan, der Pater folgte ihnen; wo Einer verwundet hinſank und zurückblieb, ſorgte dieſer Prieſter für den Unglücklichen; dort betete er mit einem Sterbenden und gab ihm die letzten Segnungen der Religion; hier verband er einen Bleſſirten und ſchaffte ihn in Sicherheit; immer von Neuem folgte er ſeinen ſiegreichen Soldaten und gelangte mit den Zuaven auf dem erſten und hauptſächlichſten Punkt, der von den Franzoſen erobert wurde, an. Die Zuaven proclamirten den Pater laut als ihren „beſten Capitain", deſſen Namen unter allen Regimentern von Mund zu Mund ging. Wie durch ein Wunder blieb dieſer vortreffliche Prieſter unverſehrt, keine Kugel traf ihn. Mit Recht konnte die franzöſiſche Armee auf einen ſolchen „Soldaten Chriſti" ſtolz ſein. Der ehrwürdige Pater Parabere war ſchon aus den afrikaniſchen Feldzügen rühmlichſt bekannt; ſein Muth und ſeine Unerſchrockenheit, die ſich nur durch ein unbegrenztes Gottvertrauen und hohe Nächſtenliebe erklären laſſen, hatten ihn längſt zum Liebling der Soldaten gemacht.

Ehe wir jedoch dieſes Capitel von der Liebe zu Gott und dem Nächſten beſchließen, will ich euch hier noch ein paar Beiſpiele der Chriſtenliebe und Demuth mittheilen.

Einſt ritt ein mächtiger Graf zur Jagd aus, von ſeinen Knappen begleitet. Da hört er plötzlich ein Glöcklein erklingen, deſſen Ton ihm wohlbekannt iſt, denn es verkündet ihm das Nahen des Prieſters, der den hochwürdigſten Leib des Herrn zu einem Kranken trägt. Da ſteigt der Graf alsbald vom Pferde und kniet nieder, das Haupt demüthig tief zur zur Erde vor ſeinem Gotte gebeugt. Aber mitten durch den Weg brach ein Gießbach mit wildem Ungeſtüm, denn der Gewitterſturm hatte ihn angeſchwellt und das Brücklein, welches ſonſt hinüberführte, war fortgeriſſen und nirgend zeigte ſich eine Stelle, um hinüber zu kommen. Der Prieſter beſann ſich eine Weile, ſpähte und forſchte, ob denn keine Möglichkeit wäre, durch den ſchäumenden Bach zu waten, und ſchickte ſich endlich an, den gefährlichen Weg anzutreten, da ein Sterbender ihn erwartete, der nach ſeinem Heile lechzte. Aber der Graf ſprang ſogleich hinzu und half dem Prieſter ſein ritterliches Roß beſteigen, gab ihm die prächtigen Zäume in die Hand, damit er durch den Bach ritte und dem Kranken die himmliſche Nahrung bringe. Als am nächſten Morgen nun der Prieſter demüthig dankend das Roß dem Grafen vor's Schloß bringt, da wehrt ihm dieſer und ſpricht: „Das wolle Gott nicht, daß ich mich fürder des Roſſes zum Reiten und Jagen bediente, das meinen Schöpfer getragen! Magſt Du, frommer Mann, es nicht behalten, ſo magſt Du es der Kirche ſchenken, denn ich gebe es dem, von dem ich Alles zu Lehen trage, Leib und Seele und Anſehen, Reichthum und Ehren!"

Da ſegenete ihn der fromme Prieſter, und des Grafen Geſchlecht ward größer und mächtiger als zuvor, denn ihr wiſſet, es war der Graf von Habsburg, der ſeinen Gott ſo inbrünſtig liebte und verehrte, Rudolph von Habsburg, der Stifter des erlauchten Kaiſerhauſes von Oeſterreich, das Gott für und für ſegnen und erhalten möge! —

Höret weiter! Vor mehreren Jahren, es iſt noch nicht ſo lange her, die Aelteſten unter uns waren ſchon geboren, da es geſchah, war ein armer unbekannter Mann in der Stadt

Baden bei Wien angekommen. Er war aus der Ferne hergereiſt, um ſeiner ſchweren Krankheit wegen das Waſſer zu gebrauchen, welches der liebe Gott, zum Wohle kranker Menſchen, in Baden hervorquellen läßt. Aber die Krankheit hatte ſchon zu viel Macht über den alten morſchen Körper erhalten, und die Kraft des Waſſers vermochte nichts mehr wider ſie. Da war denn der Mann geſtorben und wurde begraben. In Baden kümmerte man ſich nicht um ihn, denn Niemand hatte ihn gekannt. Kein Menſch folgte ſeiner Leiche, als nur der Prieſter. Aber zu derſelben Zeit kamen zwei Männer in einfachen Ueberröcken des Wegs, ohne irgend ein Abzeichen, aus welchem man auf ihren Stand und Rang hätte ſchließen können. Als ſie die Leiche ſo ſtill und ohne alles Gefolge von Leidtragenden nach dem Friedhof führen ſahen, wendete ſich der Eine, an Jahren etwas ältere der beiden Männer zu ſeinem Begleiter und ſprach: „Schauen Sie, dem Todten wollen wir die letzte Ehre erweiſen, da er keinen Angehörigen hat, der es thut. Wir wollen ein Vaterunſer für ſeine arme Seele beten.“ Und damit gingen ſie hinter dem Sarge her, bis der Tode in ſein Grab verſenkt war, und thaten, wie der Eine geſprochen hatte. Als ſie ſich hierauf entfernten und in eine von Menſchen belebte Straße bogen, konnte man ſehen, wie alle Vorübergehenden zur Seite traten und ehrfurchtsvoll grüßend das Haupt entblößten. Denn der, der alſo geſprochen, war kein Geringerer, als Seine Majeſtät der Kaiſer Franz I. von Oeſterreich, und der ihn begleitete, war ſein Adjutant, der General von Kutſchera. So fand ſich zu allen Zeiten der Zug der Gottesliebe und der Menſchenliebe bei den Fürſten des erlauchten Kaiſerhauſes.

Als der junge Erzherzog Wilhelm, der jüngſte Sohn des hochberühmten Feldherrn Erzherzogs Karl, in einer lebensgefährlichen Krankheit mit den heiligen Sterbeſacramenten verſehen wurde, holten vier Erzherzoge das hochwürdigſte Gut mit dem Prieſter aus der Kirche ab und begleiteten es nach vollendeter Handlung wieder eben ſo demüthig in die Kirche zurück. Wie erhaben und beſchämend zugleich muß in der That das fromme Beiſpiel dieſer hohen Fürſtenſöhne ſein; beſchämend beſonders für jene Aufklärlinge, die ſich zu hoch in ihrem Dünkel wähnen, um ſich vor dem Allerhöchſten zu demüthigen; und wie ſicher muß ein Regentenhaus des Segens Gottes ſein, das in ſeinem Schooße den Glauben und die Andacht von Rudolph dem Stammherrn an, bis zu ſeinen würdigen Enkeln ſo rein bewahrt und ſo unverhohlen vor aller Welt Zeugniß davon gibt.

Auch des jetzt regierenden Kaiſers Franz Joſephs I. apoſtoliſche Majeſtät hat während ſeines noch ſo jungen und vielgeprüften Lebens große und ſchöne Beweiſe eines ähnlichen frommen und chriſtlichen Sinnes gegeben. Wie ihr Alle wohl wiſſet, brave Soldaten, begegnete der Kaiſer Franz Joſeph bei einer Spazierfahrt einem Prieſter, der mit dem hochwürdigſten Gute ſich zu einem Sterbenden begab. Der Kaiſer befahl dem Kutſcher zu halten, ſtieg aus und erwartete knieend auf offener Straße, bis ſein Heiland an ihm vorübergegangen war.

Dieſer Züge ſeid ſtets eingedenk und ihr werdet unter den Fahnen eures Kaiſers, mit den Waffen in der Hand, ſtärker ſein durch den Segen des Himmels! Wenn ihr fortan die Liebe und Ehrfurcht zu Gott im Herzen traget, werdet ihr Alle gleichſam zu neuen Menſchen werden; man wird es ſchon auf euerm Antlitz leſen können und das Glück wird euch nie verlaſſen. Was auch immerhin der Soldatenſtand Schweres zu erfüllen hat, was er euch auch an mannigfaltigen Entbehrungen auferlegt; ihr werdet nie deshalb euern guten Muth verlieren und immer zufrieden ſein, und dieſer gute Muth und dieſe Zufriedenheit, ſie werden euch nicht verlaſſen, wenn ihr dereinſt am Abend euerer Tage der Ruhe pfleget.

Seid ihr von dieſen Gefühlen durchdrungen, ſeid ihr von Liebe erfüllt, ſo werdet ihr euch Alle nur ſtets als Glieder einer Familie anſehen, die ein gleicher Geiſt, ein gleiches Herz beſeelt, und euer Feldgeſchrei wird lauten: Liebe zu Gott! Liebe zu den Menſchen!

25.

Haltet zu euerem Glauben, wie euer Kaiſer frei und offen, ohne alle Menſchenfurcht, gleich wirklichen Kindern Gottes, und die Welt wird euch ihre Bewunderung nicht verſagen, ſowie dem Kaiſer auch ſeinem tapferen Heer! Gedenket euerer Kindheit, euerer Heimath, der zärtlichen Ermahnungen, der frommen Gebete, die euere Mütter wie ſchützende Engel euern jungen Herzen leiſe vorſprachen, denket an Alles das zurück, und die heilige Religion wird euch nicht mehr wie ein ſchweres Joch erſcheinen. Darum iſt auch euer Kaiſer ſo fromm, weil er an die frommen Gebete und Ermahnungen ſeiner hohen vortrefflichen Mutter gedenkt. Dieſer Hauch aus ſeiner früheſten Jugendzeit ſtärkt noch immer ſein Herz zu allen Thaten der Milde und Kraft, der Weisheit und der Großmuth, und verleiht ihm Stärke im Mißgeſchick.

Wie die hohe Mutter des Kaiſers, die

Frau Erzherzogin Sophie, denkt und fühlt, ſpricht ſich deutlich in den nachſtehenden wenigen Verszeilen aus, mit welchen ſie das Bildniß des Kaiſers als Geſchenk an den Feldmarſchall Radetzky zu ſeinem Namenstage begleitete:

„Der du gedeckt den Kaiſeraar,
Du Gottesſtarker Heldenſchild,
O werd' der Mutter Dank gewahr
In ihres Herrn und Kindes Bild.
Dein Vateraug' ſich dran erfreu!
Bis daß, vom Reich beweint, es bricht,
Und dir der Herr für deine Treu'
Um's Schwert den ew'gen Lorbeer flicht!“

Im wildeſten Sturm, in härteſter Bedrängniß ergriff die jugendliche Hand des Kaiſers die Zügel der Regierung, und mit männlicher Kraft, mit beiſpielloſem Heldenmuthe ſchaffte er Ruhe, Ordnung und neues Leben.

Als eine verruchte Mörderhand ihm eine tödtliche Verwundung zufügt, ſiegt ſeine jugendliche Lebenskraft und wie ein Wunder kehrte ſich die noch hie und da verſteckte Widerſetzlichkeit in Unterwerfung, der Haß wurde erſtickt, die Flammen erloſchen und die Liebe erhob ſich wieder groß und mächtiger als je. Oeſterreich jubelte ſeinem jungen Herrſcher entgegen, der in der Schlacht und im Sturme auf dem

Meere, im Rathe der Miniſter, Freunden und Feinden gegenüber, ſich bewährt hatte. Er wird des Vaterlandes ſchönſte Tage ſicher wieder heraufführen, und einſt ſeinen größten, beſten, aber auch frömmſten Fürſten beigezählt werden. Habet Vertrauen! Gott wird den Kaiſer auch ferner ſchützen und ſtützen, in jeglicher Drangſal, Ihn und das **Kaiſerreich**!

26.

Tapfere Soldaten, führt nie euere vielen und ſchweren Beſchäftigungen als Entſchuldigung an, daß ihr die Pflichten, welche die Religion euch auferlegt, vernachläſſiget, denn ihr werdet, ſobald ihr es nur ernſtlich wollt, ſtets genug Zeit dazu finden, um den gewöhnlichen Uebungen der chriſtlichen Liebe und Gottesfurcht nachzukommen, ohne daß ihr deshalb die Pflichten eueres Standes vernachläſſigen dürftet; dieſe letztern werdet ihr vielmehr alsdann beſſer und leichter ausführen können. Wie viele Augenblicke verſchwendet man nicht mit eiteln oder unwichtigen Beſchäftigungen!

Es gibt hohe Offiziere genug, welche auf dem Marſche, gezwungen zu ſehr früher Tagesſtunde aufzubrechen, nicht um Alles in der Welt die heilige Meſſe verſäumt hätten. So kamen ſie buchſtäblich dem Gebote nach: Gott und dem Fürſten zu geben, was denſelben gebührt.

In einem Kriegsgedräng befahl einſt Kaiſer Leopold der Große dem Erzbiſchof von Wien, drei Tage nacheinander ein außerordentliches Gebet anzuſtellen. Als Jedermann daraus auf ein böſe Zeitung ſchloß und die Miniſter ſich wegen dieſer Verordnung bei dem Kaiſer erkundigten, gab er zur Antwort: „Er habe keine böſe Zeitung, aber er vermuthe, daß in drei Tagen ſich etwas zutragen dürfte, worauf das Glück oder Unglück des Hauſes Oeſterreich ankommen würde,“ — und gerade damals wurde ſein Haus durch einen entſcheidenden Sieg gerettet.

Die meiſten Nachrichten von ſeinen Siegen erhielt dieſer große Kaiſer gerade zu der Zeit, wo er in der Kirche ſeinen Gott knieend verehrte und um Hülfe anrief.

Folgt ihr dieſem belehrenden Beiſpiele, Soldaten, ſo werdet ihr wackere Männer, tugendhafte Bürger, tadelloſe Krieger in allen Stücken ſein und eben ſo treu die Pflichten der Rechtlichkeit und der Ehre erfüllen, wie die Pflichten der Frömmigkeit und Liebe. Denn wer es jemals vergeſſen könnte, was er Gott ſchuldet, kann wohl leichter außer Acht laſſen, was er ſeinem Vaterland, ſeinem Fürſten, den Staatsgeſetzen und ſeinen Nächſten ſchuldig iſt!

27.

Wenn man es vollkommen einſehen würde, welcher Ruhm und welcher Nutzen darin liegt, ſich mit Gott zu unterhalten, d. h. mit Demjenigen, der Zeiten und Welten geſchaffen, durch Den wir wurden, in Dem wir leben, durch Den wir ſterben, um in der Ewigkeit wieder zu leben; ſo müßte man den höchſten Begriff vom Gebete haben und es wäre unſere höchſte Luſt im Leben.

Was ſoll man von jenen Chriſten wohl ſagen, welche Abends ſchlafen gehen, ohne Den um Beiſtand angefleht zu haben, der ſie beſchützt? oder die Morgens aus dem Schlafe erwachen, ohne die ewige Weisheit anzubeten, welche ſie wiederum von der Sonne beſcheinen läßt? die Tag für Tag dahin leben, ohne Deſſen zu gedenken, der jeden ihrer Schritte lenket, welche über Allerlei ſprechen, ohne über Den nachzudenken, der ihnen die Zunge gelöſt hat, die endlich ſich ſättigen, ohne auch nur im Geringſten die weiſe Vorſehung zu bewundern, welche die Fluren ergiebig macht und die Ernte reif werden läßt?

Man hält ja ſtets darauf gegen Menſchen dankbar zu ſein oder doch wenigſtens es zu ſcheinen; aber man vergißt oder man ſchämt ſich ſogar es gegen Gott zu ſcheinen. Warum hat man in ſo vielen Häuſern, die ſich chriſtliche benennen, den religiöſen Gebrauch der Väter abkommen laſſen, vor und nach der Mahlzeit ſein Herz und ſeine Gedanken gegen Gott zu erheben, um Seinen Segen herab zu flehen, und ſeinen Dank hinaufzuſenden, damit eine Handlung veredelt und geheiligt werde, die wir mit den Thieren gemein haben? Setzen wir ſtets unſern Ruhm darin, die wohlthätige Hand, die mit ſo vieler Güte Ihre Gaben uns ſpendet, anzuerkennen und Ihr zu danken. Je dankbarer wir ſind, deſto weniger werden wir dieſe Wohlthaten mißbrauchen. Seid nicht die Letzten, die vom Eſſen aufſtehen, aber ſegnet den Herrn, der uns erſchaffen hat und mit ſeinen Gütern überhäuſt.

Unter allen Gebeten, welche man in Worten an Gott richtet, gibt es keine, die kräftiger wären, als die, welche uns die Kirche lehrt. Wir ſollen ſie daher ganz beſonders beten, vor Allem das Vater Unſer. Alle Bitten um die Bedürfniſſe der Seele und des Leibes ſind im Vater Unſer enthalten; es iſt das erhabenſte, innigſte und dabei einfachſte unter allen Gebeten; es iſt die Eſſenz der chriſtlichen Lehre, und wer es mit dem rechten Eifer betet, fühlt, daß Gott ſelbſt es uns gelehrt hat.

Der König Jacob II. von Großbritannien, der ſeine Feldzüge ſelbſt beſchrieben hat, ſagt: Vor dem Angriffe auf die Linien von Arras ließ der Feldherr Turenne vor der Fronte jedes Bataillons und jeder Schwadron ein öffentliches Gebet halten. Dies dauerte mehrere Tage. Faſt die ganze Mannſchaft beichtete und communicirte und wohl noch nie hatte man in einer Armee ſo viele Beiſpiele wahrer Andacht geſehen.

Ahmt dieſes Beiſpiel nach und betet! Das Gebet verſchafft den Sieg! Der Herr iſt nicht gleich den Menſchen; er will, daß man Ihn angehe, Ihn bitte; daß man anklopfe und nicht müde werde. Wie ſollte man dieſem Verlangen widerſtehen? Der öſterreichiſche Soldat ſoll vor Allem ein Streiter Gottes ſein.

Betet daher, fromme Soldaten!

Wer iſt ein Mann? Der beten kann,
Und Gott dem Herrn vertraut;
Er zaget nicht, wenn Alles bricht,
Dem Frommen nimmer graut! —

28.

Die Beichte erſcheint wie ein dem Menſchen gegebenes Bedürfniß; denn von Kindheit an liebt er es ſeine Freuden und Leiden zu erzählen; ſelbſt ſeine Fehler theilt er mit. Der Sohn ſucht in ſeinem Vater die Stütze, die ſein unter der Laſt einer ſchlechten Handlung erliegendes Herz erleichtere; Geſchwiſter, Freunde, Alle ſuchen ſich wechſelſeitig zu tröſten, ſich durch vertrauenvolle Mittheilung zu unterſtützen. Sie ſpähen nach dem Augenblick, wo ſie allein und ſicher ſind, um ſich Alles zu ſagen, was ſie auf dem Herzen tragen. Selbſt der Verbrecher kann dieſer Macht in ſeinem Innern nicht gebieten und geſteht ſeine That.

Die Beichte iſt alſo dem mit Vernunft begabten Geſchöpfe natürlich; nicht nur bereitet ſie ihm Erleichterung, ſondern ſie ehrt auch den Menſchen, weil ſie einen gewiſſen Muth erheiſcht, da es ſchöner iſt, ſeine Fehler zu geſtehen, als ſie zu verheimlichen; ſie liefert den

Beweis von der edeln Geſinnung desjenigen, der ſie ohne Rückſicht ablegt; er wird dadurch werth einer Verzeihung, die ihm dann in ganz beſonderer Ausdehnung zu Theil wird.

Dem Menſchen, der ſeine Fehler bereut, erſcheint die Beichte nicht wie eine Strafe für die verübten Sünden, ſondern wie ein natürliches und nothwendiges Mittel, wie die göttliche Beruhigung für das aufgeregte Gewiſſen. Unter allen Geheimniſſen, die ſchwer zu bewahren ſind, iſt einem noch nicht von Krebsſchaden ergriffenen Herzen das drückendſte: das geheime Verbrechen.

Zu dieſer von Natur uns inwohnenden Neigung, welche den Zutritt zu der Beichte ſchon wunderbar den Menſchen erleichtert, kommt noch das dringende Bedürfniß der von Gewiſſensbiſſen aufgeregten Seele, jene troſtreichen Worte zu vernehmen:

„Gehe in Frieden, deine Sünden ſind dir erlaſſen.“

So lange der Menſch in weltlichen Lüſten und Geſchäften eine Nahrung ſeiner Thätigkeit findet, ſagt er vielleicht mit einer Art von innerer Zuverſicht: daß der Punkt der Religion zwiſchen ihm und ſeinem Schöpfer ohne Vermittlung und ganz im Vertrauen abgemacht werden könne; allein dieſe Anſicht ſinkt mehr und mehr, wenn die Jahre, die Gebrechlichkeiten, die furchtbaren Enttäuſchungen ihn auf ſich ſelbſt zurückführen; ſobald er im Vorgefühle ſeines Lebensendes ſich die Frage ſtellt, ob ſein bisheriger Wandel wohl auch von dem ſeitherigen unſichtbaren Beobachter desſelben gelobt oder verworfen werden wird!

Nichts wird dann natürlicher erſcheinen, nichts beruhigender wirken, als die Dazwiſchenkunft eines Dritten, der, nach einer genauen Erforſchung des Gewiſſens jenes Menſchen, zu ihm ſprechen kann: „Vertraue, mein Bruder; wie ich die Güte Gottes und nunmehr auch den Zuſtand deiner Seele kenne, beſonders aber durch die Macht, die mir der Himmel verliehen, bin ich im Stande dir zu ſagen: daß deine Sünden dir vergeben ſind."

Die Zahl der Ungerechtigkeiten, welche die Beichte in der Geburt erſtickt, aufhält oder wieder gut macht, iſt ſehr groß. Die Menge von Feindſchaften, die ſie aufhebt, von Ausſöhnungen, die ſie bewerkſtelligt, von rachſüchtigen Vorſätzen, die ſie in Wohlwollen verwandelt, iſt unermeßlich.

Schon in den älteſten Zeiten hat man gebeichtet. Die Heiden des Alterthums beichteten; auch bei den meiſten Völkern, die noch heut zu Tage Götzendiener ſind, findet man die Beichte. Dieſer bemerkenswerthe und unwiderlegliche Umſtand zeugt von der groben Unwiſſenheit unſerer „freien Denker", welche die Ehre der Erfindung dieſes läſtigen Gebrauchs, wie ſie die Beichte benennen, den katholiſchen Prieſtern zuſchreiben, das heißt denen, welchen er am meiſten Mühe und Zwang auferlegt.

29.

Wählet ſorgfältig euere geiſtigen Freunde und Leiter! Seid ihr beunruhigt und gequält, ſo dürft ihr nur an das Herz desjenigen euch wenden, der ſtets bereit iſt euch zu hören, zu führen und väterlich euch zu lieben. Steigen böſe Gedanken oder Verſuchungen in euch auf, ſo dürft ihr euch wiederum nur an euern geiſtigen Freund wenden, und ihr werdet rein und unbefleckt bleiben. Wie viele junge Soldaten wären der Strenge der militäriſchen Geſetze nicht verfallen, wenn ſie einen Diener des Herrn ſtets bei ſich gehabt hätten.

Indem man ſich mit ſeinem Beichtvater ſo vertraulich und geheimnißvoll unterhält, erkennt man die Religion, nicht ſo wie man ſie zuweilen ſich etwa vorſtellen mag, ſondern wie ſie wirklich iſt, ganz erfüllt von Milde, Huld und Güte. Man begreift alsdann erſt ihren ganzen Inhalt von Gnade und Erbarmniß. Man fühlt ſich durchdrungen von den Worten des ſanfteſten Seelenfriedens, man empfindet es, welchen Antheil wir bei Gott erregen. Man nimmt den freundlichſten Eindruck in ſich auf, den der Hauch Gottes durch die Vermittlung ſeiner Diener erregt. Schrecken und Furcht entweichen, man erkennt, daß unſere heilige Religion für ein belaſtetes Herz, welches ſich reuig bekehrt, mehr an Freuden beſcheert, als für neun und neunzig Gerechte, die nie der Sünde unterlegen ſind.

Während der letzten Pariſer Unruhen, ſo wird von einem Augenzeugen berichtet, war ein Regiment zur Bewachung des Palaſtes Luxemburg aufgeſtellt. Einer von der Mannſchaft ſchien ſehr unruhig und erlaubte ſich ſogar zuweilen aus dem Gliede zu treten. Dieſe Unruhe währte bereits zwei Stunden und fiel endlich dem Unteroffizier auf, der dem Soldaten eine Warnung zurief. Da kam ein Prieſter des Wegs: „Sind Sie ein Prieſter? fragt der Soldat mit Ungeduld. „Weswegen fragen Sie mich?“ erwiederte der Geiſtliche, den das Weſen des Fragenden nicht wenig in jenem Augenblick befremden mochte. „Ich bitte Sie, ſagen Sie mir, ob Ihr Ausſehen nicht trügt und ob ich wirklich mit einem Prieſter ſpreche?“ wiederholte der Soldat in noch größerer Haſt.

„Ich bin es, aber weshalb?" lautete die Antwort. „Das Regiment", ſprach jetzt der Soldat „wird in kurzer Zeit gegen die Barrikaden marſchiren, ich weiß nicht, ob ich mit dem Leben davon komme und bin nicht vorbereitet vor Gott zu erſcheinen. Ich bin Chriſt und von ſehr frommen Eltern erzogen. Ich möchte mich in den Zuſtand verſetzen, ſterben zu können, das heißt mit einem Worte, ich möchte beichten. Nicht Feigheit läßt mich ſo ſprechen, ich fürchte den Tod nicht, aber ich halte es für Pflicht." Der Prieſter ſagte: „Könnten Sie mich bis in die Kirche gleich nebenan wohl begleiten?" „Unmöglich, ich bin ſchon ſtrafbar, und wenn mein Unteroffizier es ſähe, der mich ſchon gewarnt hat —" „Nun ſo nehmen Sie meinen Arm," ſprach der Prieſter, „wir wollen auf dem Trottoir ein wenig auf und ab gehen und ich werde Ihre Beichte hören." Dieſe kurze Unterredung hatte die Aufmerkſamkeit der Kameraden erregt, und nachdem der Soldat wieder ins Glied trat, befragten ſie ihn. Der wackere junge Mann geſtand ihnen offen, was er begehrt und was er gethan hatte. Da Niemand ſeinen Muth bezweifelte, ſo wurden Alle von dieſem ächt chriſtlichen Begehren ihres Kameraden ſichtlich ergriffen.

30.

Leſet fleißig und ziehet das Leſen eines *guten* Buches jeder andern Unterhaltung vor! Ihr werdet darüber Leiden vergeſſen, die euch drücken; ihr werdet darin eine unverſiegbare Quelle finden, die euch belehrt und beſſert und euch abhalten wird, aus Langeweile irgend eine ſchlechte Geſellſchaft zu ſuchen. Wenn ihr euch daran gewöhnt, *gute* Bücher zu leſen, ſo werdet ihr euch unſchätzbare Vortheile dadurch verſchaffen. Das Leſen iſt das für den Geiſt, was die gewöhnlichen Nahrungsmittel für den Körper ſind; beide gedeihen dadurch.

Durch das Leſen *guter* Bücher können wir uns mit ihren großen und verdienſtvollen Verfaſſern unterhalten, als ob ſie gegenwärtig wären, wenn wir gleich von ihnen durch Ort und Zeit weit getrennt ſind.

Allein man muß mit großer Vorſicht die Leſebücher wählen. Es gibt, beſonders heutzutage, ſo viele gefährliche, ſchmutzige, gottloſe Bücher, daß derjenige, der ohne Auswahl das erſte beſte Buch lieſt, in große Gefahr geräth. Gerade ſolche Bücher werden gewöhnlich als die unſchuldigſten und nützlichſten angekündigt, als ſeien ſie in der beſten Abſicht geſchrieben, und werden auch ſo von den Verkäufern angeprieſen. Die Leſer greifen alſo darnach mit deſto größerem Heißhunger.

Ein ſchlechtes Buch jedoch, und würde man es auch für theures Geld gekauft haben, ſollte man auf der Stelle verbrennen, damit es nicht im Stande ſei, die Herzen zu vergiften und Böſes zu ſtiften. Beſſer daß das dafür ausgegebene Geld verloren ſei, als wir ſelbſt!

Aber nicht blos mit Auswahl, ſondern auch mit Nachdenken ſoll man leſen. Wenig Bücher leſen, aber ſie gut leſen. Vom zu ſchnellen Leſen bleibt Nichts im Gedächtniß. Es iſt auch hierin mit den Büchern, wie mit der Nahrung, die nur dann gut ernährt, wenn man ſie gehörig verdaut. Nicht diejenigen ſind ſtark und geſund, die viel eſſen, ſondern die, welche gut verdauen.

Es iſt auch nicht nöthig, daß man zu ſeiner Bildung viele Bücher leſe; beſſer iſt es ein vortreffliches Buch mehrmals zu leſen. Die meiſten Menſchen wollen recht viel wiſſen, um darüber von Andern angeſtaunt zu werden. Das iſt beſonders in unſern Tagen an der Ordnung. Allein ohne die dazu erforderliche wiſſenſchaftliche Vorbildung bleiben gewiſſe Bücher dem Leſer ganz unverſtändlich und nützen ihm daher nicht. Wer allzuviel wiſſen will, kann niemals etwas Rechtes, ſo wie man ſagt — von Grund aus wiſſen.

Dem Ungebildeten oder Halbgebildeten erwächſt aus dem Leſen gewiſſer Bücher aber noch ein beſonderer, höchſt verderblicher Nachtheil. Darum äußerte ein hochberühmter Kanzelredner der neueſten Zeit: „Wenn Gott civiliſirte Nationen züchtigen will, ſo überantwortet er die Geiſter der Herrſchaft gewiſſenloſer Gelehrten.“ Die das nicht dem ganzen Umfang nach verſtehen ſollten, mögen ſich's deutlich erörtern laſſen.

31.

Die Achtung gegen ſich ſelbſt iſt der größte Schatz, den die Seele eines jeden Menſchen bewahren ſoll, und hierauf allein muß ſich aller Ehrgeiz beſchränken. Ich ſpreche hier nicht von jener äußerlichen Achtung der Welt; das was man mit Anſehen bezeichnet, nicht das iſt es, was ich meine, wenn man von irgend Einem ſagt: „Der Menſch iſt geachtet, er ſteht in Anſehen;“ ſondern ich verſtehe unter Achtung gegen ſich ſelbſt das Gefühl, das Selbſtbewußtſein ſeines innern Werthes, das uns ſelbſt dann nicht verläßt, wenn wir äußerlich vom Glücke wenig begünſtigt, ärmlich und gedrückt unter den Menſchen erſcheinen. Dieſes innere Gefühl durchdringt uns ſo ſehr, daß es in allen unſern Handlungen und Reden, wie in unſerm ganzen Weſen ſich ausdrückt und die Achtung, die wir vor uns ſelbſt hegen, auch von

Anderen gegen unſere Perſon gebieteriſch fordert.

Der Stand des Soldaten kann einer ſolchen Achtung durchaus nicht entbehren und darum liegt es ihm ganz beſonders ob, ſie ſich anzueignen. Jeder Befehlshaber muß daher auf dieſen Zweck ſeine beſondere Aufmerkſamkeit richten, und die „Achtung ſeiner ſelbſt" nicht blos in dem Offiziercorps, ſondern auch bei den Soldaten zu erwecken und zu nähren wiſſen. Geſchieht dies mit der gehörigen Umſicht, ſo wird ein jeder einzelne Mann ein Juwel ſein, das eines hohen Preiſes werth iſt; die „Achtung ſeiner ſelbſt" wird die Mannſchaft höher heben und zu dem höchſten Grade der Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit ſteigern.

Es wäre zu weitläufig, hier alle Mittel aufzuzählen, deren es bedarf, um zu dieſem Ziele zu gelangen, wie z. B. die Offiziere gegen ihre Obern, ihre Kameraden, ihre Untergebenen ſich zu benehmen haben. In wenig Worten zuſammengefaßt, beſteht Alles darin, daß die Sitten rein und höflich ſeien, daß man gerecht ſei ohne Härte, gut ohne Schwachheit, daß man die Disciplin aufrecht erhalte, welche die Seele des Ganzen iſt, da ſie zum Gehorſam gegen den Vorgeſetzten, zur Tapferkeit vor dem Feind und zu einer rechtſchaffenen Aufführung im bürgerlichen Leben, die ſtärkſte Veranlaſſung iſt.

Zur Erweckung eines edlen Selbſtgefühls kann der Chef viel beitragen. Die Aufgabe iſt nicht immer leicht, allein wenn man im rechten Sinne verfährt, ſo wird dennoch das Ziel erreicht werden. Ein Hauptmittel iſt das Ehrgefühl, die edle Eigenliebe der Soldaten, ins Intereſſe zu ziehen. Die großen Männer des Alterthums, die mächtigen Eroberer, haben ſtets mit Erfolg ſich dieſes Mittels bedient. Wenn ſie ihre Soldaten anredeten, ſo gingen ſie oft ſo weit, ihnen die Beweggründe ihrer Handlungen zu erklären. Julius Cäſar unternahm nichts, ohne im Moment der Entſcheidung denen, die zu handeln hatten, über den Zweck dieſer Handlung Aufſchluß zu geben. Auch neuere Feldherren haben in ſolchen Reden ein Muſter von Freimüthigkeit, Erhabenheit und Kraft gezeigt. Ein Heer, welches nicht in dieſem Sinne gebildet wird, iſt in ſeinen einzelnen Theilen nur leicht zerbrechlichen Maſchinen vergleichbar, die ein Zufall hin und her wirft; der Befehlshaber nur allein vermag die Funken des Muthes aus den Herzen zu ſchlagen, und der Geiſt, der ihn beſeelt, wird auch ſtets ſeine Soldaten durchdringen. Die Menſchen ſind den Elektriſirmaſchinen zu vergleichen, die nur dann ihre wunderbare Kraft entfalten, wenn man ſie gut zu behandeln verſteht.

32.

Zu verſchiedenen Zeiten hat man ſich auch verſchiedener Mittel bedient, um dieſes Gefühl des eigenen Werthes, der Selbſtachtung, zu erwecken.

Der ſtrenge griechiſche Geſetzgeber Lykurg verordnete, daß der Name eines Verſtorbenen nicht auf dem Grabſteine genannt werden durfte, wenn er nicht in der Schlacht geblieben war. Jeder Andere alſo verdiente es nicht, daß ſein Name auf die Nachwelt komme. Welch ein Sporn für die Soldaten!

In den älteſten Zeiten Roms durfte nur derjenige innerhalb der Stadtmauern begraben werden, der ſich durch Waffenthaten dazu würdig gemacht hatte.

Der wilde Anführer der Huſſiten, Ziska, befahl, daß man nach ſeinem Tode ihm die Haut abziehe und über eine Trommel ſpanne, und verhieß ſeinen Anhängern, ſo oft ſie dem Schalle dieſer Trommel folgen würden, den Sieg.

Un bl.
München

Heinrich IV., König von Frankreich, redete ſeine Soldaten vor der Schlacht von Ivry mit den Worten an: „Kinder, wenn ihr keine Fahne mehr haben ſolltet, ſo folgt nur meinem weißen Helmbuſch, ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre finden!“

Als im Jahre 1796 den Franzoſen der Waffenſtillſtand aufgekündigt wurde, erließ der Erzherzog Karl eine Proclamation, in welcher er zu ſeinen Truppen ſagte: „Wir kämpfen um Alles, was uns theuer iſt, um Glauben, um Regierungsform, Eigenthum, ächte politiſche Freiheit, Ordnung und Geſetz, gegen die Anfälle eines Volkes, das alle Bande der Geſellſchaft mit Füßen tritt, alle Begriffe und alles Beſitzthum zerſtört, und ohne Glauben, ohne Treue, ohne Pflicht und ohne Gewiſſen, die ganze Menſchheit in ihr Verderben reißen will!“ Wie ſolche Worte im entſcheidenden Augenblicke tief einſchnitten in die Gemüther, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden. Im Jahre 1809 hieß es in Karls Aufruf an das Oeſterreichiſche Heer: „Wenn alle Verſuche fruchtlos ſind, unſere Selbſtſtändigkeit gegen den unerſättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren, wenn die Nationen um uns fallen und die rechtmäßigen Regenten von ihren Völkern geriſſen werden, wenn die Gefahr allgemeiner Unterjochung auch das Vaterland bedroht: dann erwartet dieſes von uns ſeine Rettung und wir ſtehen zu ſeinem Schutze bereit. Nicht Andere ſollt ihr unterdrücken, mit Andern euch ſelbſt befreien!“

Und ein ſolcher Moment iſt wieder erſchienen. Oeſterreichs Heer vernimmt ähnliche Worte aus dem Munde des Helden Benedek!

33.

Als in jener ewig denkwürdigen Schlacht bei Aspern, wo Oeſterreichs Heer ſich die unverwelklichſten Lorbeern errang, Erzherzog Karl den Generalen Hiller und Bellegarde den Befehl ertheilte, Aspern um jeden Preis zu nehmen, wurde den Regimentern Erzherzog Rainer und Vogelſang der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Sturm auf Aspern zu erneuern. Man rief den Kriegern zu: „Das Dorf müſſe genommen werden, der General Bellegarde zähle auf die Tapferkeit der Truppen!“ Da erſcholl es von Bataillon zu Bataillon: „Wir werden es nehmen!“ General Wacquant ergreift eine Fahne vom Regiment Vogelſang und ruft der Mannſchaft zu: „Mir nach, Kameraden!“ Durch dieſes Beiſpiel begeiſtert ſtürzen ſich die Krieger, trotz des verheerenden Kartätſchenfeuers, dem Feinde entgegen und dringen mit gefälltem Bajonette in das Dorf. In demſelben Augenblicke ſprengt Erzherzog Karl herbei und erhöht durch den Zuruf: „Für's Vaterland, muthig vorwärts!“ den Muth der Truppen. „Tauſend Leben für unſern Erzherzog! Brüder, mir nach!“ ruft Hauptmann Murrmann, Befehlshaber eines Bataillons vom Regiment Rainer, und ſtellt ſich an die Spitze der Stürmer. „Wohlan, Major,“ erwiederte Karl, „führen Sie das Bataillon zum Siege!“ Murrmann iſt unter den erſten, welche die Mauern des befeſtigten Kirchhofs erſteigen, und Aspern wird mit Sturm genommen. Auf der Wahlſtatt erhält der tapfere, verwundete Murrmann, aus Karls Händen, das Thereſienkreuz. Am Tage nach der Schlacht erließ Karl folgenden Armeebefehl: „Dieſe Tage werden ewig denkwürdig in der Geſchichte der Welt bleiben. Die Armee hat Beweiſe von Patriotismus, von Heldengeiſt, von Verachtung der Gefahren gegeben, die die Nachwelt bewundern und unſern Enkeln als Beiſpiel ſeltener Großthaten darſtellen wird. Sie hat meine großen Erwartungen übertroffen, und ich fühle mich ſtolz ihr Anführer zu ſein. **Ihr ſeid auf dem Schlachtfelde die erſten Soldaten der Welt**! Seid und bleibet es auch im Geiſte der Disciplin, der Ordnungsliebe, der Ehrfurcht für das Eigenthum der Bürger, dann ſeid ihr nicht allein die erſte, dann ſeid ihr auch die einzige Armee, und das dankbare Vaterland wird euere Thaten ſegnen!“

Das war die Schlacht von Aspern, von welcher der Dichter ſang:

„Aspern klingt's und Karl klingt's ſiegestrunken,
Wo nur Deutſch die Lippe lallen kann,
Karl und Aspern iſt ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert's im Geſang!“

Auch die jüngſte Zeit brachte dergleichen Beiſpiele viele. Auf blutigen Schlachtfeldern haben ſich Oeſterreichs Krieger neue Lorbeern geholt. Nach beendigtem Kriege in Italien erließ Marſchall Radetzky jenen bekannten Armeebefehl, in welchem er ſeiner Armee den Dank ihres Kaiſerlichen oberſten Kriegsherrn verkündete. „Soldaten,“ ſo lauten dieſe denkwürdigen Worte, „mit Stolz erfülle ich dieſen Allerhöchſten Befehl; denn euerer Treue, euerer Tapferkeit, verdanke ich die Zufriedenheit meines Kaiſers. Laßt uns hoffen, daß der entflohene Friede und mit ihm Ruhe und Glück wieder in das ſchwergeprüfte Vaterland zurückkehren werden. Sollten jedoch die Stürme, die es heimgeſucht, noch nicht ausgetobt haben, ſo ſind wir heute, wie jüngſt bereit, den letzten Blutstropfen für einen geliebten Kaiſer, für den Ruhm, die Ehre und die Einheit des Vaterlandes freudig zu verſpritzen. Das ſind meine, das ſind euere Geſinnungen, ihr habt ſie mir auf ſo manchem Schlachtfelde gelobt und bis jetzt treu und ehrlich erfüllt!“

Ein Heer, das ſolche Denkwürdigkeiten bewahrt, ſteht hoch in der Achtung der Welt, und jeder Soldat, der ihm angehört, muß ſich dieſer Ehre bewußt ſein. Im Gegenſatze ſprechen wir es hier aus: ein jeder Soldat der die Achtung ſeiner ſelbſt gar nicht oder nur ſchwach in ſich trägt, wird ſein ganzes Leben nur ein mittelmäßig guter Soldat ſein, und ſelbſt unter Umſtänden ein gefährliches Subject werden, das man bei der Truppe gar nicht dulden ſollte.

35.

Bedürfte es ganz allein der Bildung des Geiſtes, um Schlachten zu gewinnen, ſo müßte ein jeder Gelehrter auch ein guter Soldat ſein, oder wenn nur derjenige den Sieg über den Feind erringen könnte, der Kraft beſitzt, gut reitet und irgend eine Waffe geſchickt zu führen verſteht, ſo würden die militäriſchen Exercitien vor Allem hinreichen, einen Helden zu bilden. Allein wir behaupten, daß das Herz es iſt, welches den erſten Rang bei der Erziehung des Kriegers einnehmen muß; das Uebrige iſt nur die Zuthat, während die Eigenſchaften des Herzens die Hauptſache ſind. Dies beruht auf zwei Punkten, die Niemand in Abrede ſtellen wird, nämlich erſtens: der Soldat muß Tugenden beſitzen, und zweitens: die Tugenden, welche dieſer Stand erfordert, haben ihren Sitz allein im Herzen. Folglich muß die Erziehung des Soldaten mit der Bildung des Herzens beginnen.

Der Verein von Tugenden, welche die Laufbahn des Soldaten verlangt, ſind ihm nothwendiger als Küraß, Helm und Säbel; ſie beſtehen, wie ſchon geſagt wurde, in vollſtändigem Gehorſam gegen die Befehle der Obern, in Großmuth und Güte gegen die Untergebenen, in Achtung und Redlichkeit gegen Seinesgleichen, in warmer Liebe für das Vaterland, in Muth, in Gleichgültigkeit für das eigene Wohl, in Todesverachtung. Wollte man einem großen Feldherrn eine dieſer Eigenſchaften hinwegnehmen, ſo würde man ihm ſeine Größe rauben, er würde dann nicht mehr der verehrungswürdige Held ſein und hätte er ſonſt auch noch ſo viele Siege erfochten.

Was wäre denn wohl ein Soldat ohne Subordination? Das überflüſſigſte Glied einer Armee und das gefährlichſte zugleich. Seine Halsſtarrigkeit könnte ihn ſelbſt zum Feinde des Staates machen, dem er dienen ſoll; in der Garniſon händelſüchtig, in der Schlacht tollkühn auf eigene Hand, ſtört er dort die ſo nothwendige Eintracht, und kann hier den glücklichen Erfolg einer Waffenthat auf das Spiel ſetzen. Eine Armee iſt wie ein ungeheurer Körper zu betrachten, deſſen Bewegungen von einer und derſelben Leitung abhängen müſſen; die kleinſte Verwirrung kann nicht zu berechnende Folgen haben. Oft ſchon erlebte man Niederlagen, weil es an Gehorſam gebrach. Daher ſteht es für alle Zeiten feſt, daß wo im Heere keine militäriſche Diſciplin, keine Subordination herrſcht, es für ein noch ſo mächtiges Reich keine Siege und keinen Waffenruhm zu hoffen gibt.

Ebenſo ſteht es um einen Militär, der ſeine Untergebenen nicht menſchlich behandelt. Kann er vergeſſen, daß die Soldaten, die er befehligt, ſeine Landsleute ſind, daß ſie unter denſelben Geſetzen, wie er, geboren ſind, daß ſie dem Staate werth ſind, weil für ſeinen Beſtand und ſeinen Ruhm ſie Blut und Leben opfern? Kann er es wirklich über ſich gewinnen, ihren ſchweren Dienſt beſchwerlicher zu machen, und die Gefahren eines blutigen Krieges noch für ſie dadurch zu erhöhen, indem er ſie Härte, Stolz und Laune empfinden läßt?

Ein Soldat, der es nicht verſteht, mit Seinesgleichen umzugehen und zu leben, der keinen rechten Begriff von der Würde des Menſchen hat, dem es an Gefühl für Rechtlichkeit fehlt, der nicht die „Achtung ſeiner ſelbſt" in jedem Einzelnen ſchützt, der hat auch keinen Begriff von der ächten, der wahren Ehre.

36.

Dieſe ächte und wahre Ehre iſt nicht, wie die Meiſten wohl denken mögen, eine Tugend blos poſitiſcher Natur, oder ein allwärts übliches Vorurtheil, die ſogenannten Ehrenſachen nach den Geſetzen des Ehrenpunktes zu ſchlichten, ſondern es iſt eine wahrhafte, eine *moraliſche* Tugend, die in unſerer Natur begründet iſt, die, ſo zu ſagen, über alle andern Tugenden wachen und ſie in ihrer ganzen Reinheit bewahren ſoll. *Die Ehre iſt der Seele, was dem Körper das Leben iſt;* ſie treibt zu Handlungen, beherrſcht unſer Gefühl, veredelt es, verleiht ihm Würde, tröſtet im Ungemach und erhält aufrecht in Elend und Noth. In der Ehre ruht eine zweite Vorſehung für den Staat. Sie bildet die Heiligkeit des Prieſters, die Tapferkeit des Soldaten, die Gerechtigkeit der Richter, die wetteifernden Beſtrebungen aller nützlichen Talente, die keuſche Schamhaftigkeit der beiden

Geſchlechter. Sie verleiht dem Handelsſtande Treu und Glauben, und bedeckt mit Schmach den leiſeſten Verdacht in der Verwaltung der Staatsgelder. Sie treibt den Soldaten in den Kampf und lohnt ihn mit unauslöſchlichem Ruhm.

Bei einer Belagerung ſollte der Punkt rekognoscirt werden, auf den man den Angriff zu richten hatte. Dieſe Expedition war mit der größten Gefahr verbunden. Es war eine große Summe für denjenigen ausgeſetzt, der glücklich zurückkommen würde, weil bereits mehrere beim Rekognosciren erſchoſſen worden waren. Ein junger Offizier meldet ſich zu dem Wageſtück. Man ſieht ihn ſchon als ein neues Opfer an und glaubt endlich, daß auch er getödtet ſei, weil er ſo lange nicht zurückkehrt. Endlich erſcheint er wieder und ſetzt ſeinen Chef in Erſtaunen, als er ihm einen klaren Bericht abſtattet, der ein Zeugniß von ſeinem Muthe und ſeiner Kaltblütigkeit gibt. Der Chef ertheilt Befehl ihm die verſprochene Summe auszuzahlen. „Sie ſpotten meiner, Herr General,“ erwiedert der junge Mann, „wer ginge für Geld in ſolche Gefahr?“ — Zu jener Zeit wußte man noch nichts von den Ordensertheilungen, und das Lob und die

Bewunderung, die ihm gezollt wurden, waren ſein einziger, aber wünſchenswertheſter Lohn. Bei den alten Völkern war ein Lorbeerzweig das Würdigſte, was den Helden zierte.

37.

Das wahre, das ächte Ehrgefühl iſt ſchön und groß, aber man muß es hüten, gleich einem heiligen Feuer, damit es nicht blos in der Achtung der Menſchen und in weltlichen Ehren ſeine Befriedigung finde, ſondern nach einem höhern Ziele ſtrebe. Den größten Helden des Alterthums erſchien die Ehre als der wünſchenswertheſte Gegenſtand, denn ihre ganz ſinnliche Religion zeigte ihnen nichts, was einer hochherzigen Geſinnung würdiger wäre. Allein der chriſtliche Held, deſſen Geſichtskreis weiter iſt und ſich höher erhebt, denkt nicht daran die Achtung ſeiner Mitmenſchen in einem andern Sinne zu ſchätzen, als daß ſie ihm nothwendig und nützlich erſcheint, um die Pflichten des Standes beſſer zu erfüllen, zu dem ihn die Vorſehung berufen hat.

Da die Ehre als Achtung vor der Welt ein Gut iſt, gleich Reichthum und Geſundheit, und ſelbſt vor dieſen den Vorzug verdient, ſo darf man ſie nicht nur wünſchen, ſondern auch ſogar nach ihr ſtreben. Nächſt der Tugend iſt der gute Ruf das Einzige, was uns nach dem Leben bleibt; allein um einen wirklichen guten Ruf zu erlangen und zu bewahren, muß man ſich auch in Wahrheit bemühen, alle Menſchen durch einen vortrefflichen Lebenswandel zu erbauen, und nichts unternehmen, was uns gemein und verachtungswerth erſcheinen läßt.

Um dieſe öffentliche Achtung zu erwerben, welche das ſchöne Vorrecht jeder Tugend und jedes Verdienſtes iſt, muß der Mann von Ehre unverbrüchlich ſeine Pflicht erfüllen, allem was Recht iſt entſprechen, keinem gerechten Vorwurf jemals verfallen. Sein Grundſatz muß ſein: ſtets ſein Wort zu halten, ein ihm anvertrautes Geheimniß zu bewahren, Niemand zu hintergehen, niemals Etwas zu thun, was der Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit zuwider liefe. Da er unfähig iſt, irgend Jemand Unrecht zu thun, ſo wird er ſchon bei dem Gedanken erröthen, durch ſchmutzigen Vortheil ſich zu bereichern und ſein Gewiſſen dem Golde zu opfern.

Als Darius, der König von Perſien, dem Feldherrn der Thebaner, Epaminondas, reiche Geſchenke überſandte, erwiederte dieſer große

Mann denen, welche ſie ihm überbrachten: „Will Darius der Freund der Thebaner ſein, ſo iſt es nicht nöthig, daß er meine Freundſchaft erkaufe, hegt er aber feindliche Geſinnungen, ſo iſt er nicht reich genug, um meine Treue zu beſtechen.“

38.

Der falſche Begriff von Rechtlichkeit, den viele Menſchen haben, iſt im höchſten Grade tadelnswerth. Oft nennt man Rechtlichkeit dasjenige, was eigentlich nur eine verſteckte Unrechtlichkeit iſt. Um den Ruf eines ehrlichen Mannes zu haben, iſt es oft ſchon genug, nur ehrlich zu ſcheinen. Wir leben in vielen Stücken blos nach dem Schein und von dem Schein und üben große Nachſicht gegeneinander. Man geht nicht mehr auf die Beweggründe zu einer That zurück, wenn man ihren Werth beſtimmen will. Man iſt geneigt anzunehmen, daß es auch ſtets derſelbe Beweggrund ſei, der zu Handlungen treibe, welche ſich unter einander gleichen; daß dieſelbe Urſache auch dieſelben Wirkungen hervorbringe. Man gibt ſich keine Mühe, ſolche Dinge zu ergründen. Sieht es nicht ſo aus, als wenn die Menſchen ein beſonderes Intereſſe hätten, ſich über den zarteſten Punkt in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen abſichtlich zu täuſchen?

In dieſer Beziehung ſoll man aber denken, wie unſere Vorfahren gedacht haben. Es gab für ſie keine Rechtſchaffenheit, als jene, welche aus wahrhaft reiner Quelle entſprungen war, und ſich auf die Geſetze der Natur und der Religion zurückführen ließ. Deshalb haben auch die weiſeſten Geſetzgeber des Alterthums mit aller Kraft die Religion zur Grundlage benützt, um die Wohlfahrt und Sicherheit der Völker darauf zu bauen. Sie glaubten, daß nur die Religion allein im Stande ſei, eine feſte und allgemeine Rechtſchaffenheit zu begründen, weil ſie nur allein auf die geheimſten Triebfedern, die zu Thaten leiten, wie auf die glänzendſten Thaten ſelbſt, einzuwirken vermag; weil ſie nur allein alle Herzen beherrſchen, alle Leidenſchaften unterjochen kann.

39.

Was wäre ein Soldat ohne Liebe zu ſeinem Vaterland und ohne Anhänglichkeit für ſeinen Fürſten? Dieſe Eigenſchaften machten einſt die Römer zu Herren über die Erde; ſie auch haben Oeſterreich zu einer der erſten Mächte in der Welt erhoben. Die Römer betrachteten ſich Jahrhunderte lang als Kinder Einer Mutter, als Glieder Einer Familie. Das Band, welches ſie an ihr Vaterland knüpfte, wollten ſie niemals zerreißen. Es war bei ihnen etwas ganz Gewöhnliches, das Leben für das Vaterland aufzuopfern. Der römiſche Staat, der auf ſolchem Grund ruhte, erhob ſich zu einer ungeheuren Machtentwicklung und unterjochte die andern Völker, welche von dieſem Gefühle nicht beſeelt waren. Ebenſo liebten die Völker, welche das Kaiſerliche Scepter von Oeſterreich ſeit vielen Jahrhunderten vereinigt und beherrſcht, ihr Vaterland und ihren Kaiſer, wie es ſich glorreich bewieſen hat in den großen weltgeſchichtlichen Tagen und Siegen vor Wien unter Leopold dem Großen, bei Zante, Hochſtädt, Oudenarde, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad unter dem Prinzen Eugen, bei Uckerad und Wetzlar, Amberg, Würzburg, Engen, Schlingen und Kehl, Oſtrach, Stockach, Zürich, Mannheim und Caldiero, Aspern und Znaim unter Erzherzog Karl, bei Melegnano, Santa Lucia, Curtatona, Montanara, Vicenza, Mortara, Gambolo und Novara unter Radetzky! Auf dieſer Liebe beruht die Dauer, die Macht und der Glanz Oeſterreichs. Wer es leugnen wollte, den müßte Verachtung und Schande treffen!

40.

Was den Mann auf dem Schlachtfelde über Alles ehrt: die Beſiegung ſeines Feindes, gebe und ſchaffe ihm auch im Leben Ehre und Anſehen: zuerſt durch die Beſiegung des Feindes in ſeinem Innern, den Sieg über ſeine böſen Neigungen und Leidenſchaften. Wird nach dieſer Seite hin die Erziehung der Soldaten vollendet ſein, ſo wird ein ſolches Heer als Muſter allen Andern leuchten. Alsdann möge auch jeder einzelne Mann ſich der äußern Ehrenzeichen erfreuen, die ihn zieren, er hat ein volles Recht dazu. Er trage ſeine Orden und Medaillen mit dem ſtolzen Bewußtſein, daß er ſie auf dem Schlachtfelde durch hervorragende Tapferkeit verdient habe und daß ſein edles Herz, welches unter dem Ehrenzeichen ſchlägt, auch im Frieden von wahrer Bürgertugend erfüllt iſt. Nur Ein Gefühl der Demuth rege ſich dabei, daß Tauſende, die eine ſolche Auszeichnung wohl noch in höherem Grade verdient hätten, den Sieg mit ihrem Leben bezahlt haben und bei der Ordensvertheilung, auf ihren Namensruf, nicht mehr hienieden Antwort geben konnten. Dafür werden ſie dereinſt bei dem großen Appell des Weltenrichters ſicher nicht fehlen. Der große Kaiſer Leopold I. pflegte beim Umhängen des höchſten Ordens, des goldenen Vließes, den Fürſten, die es erhielten, zuzurufen: „Wenn ihr das goldene Lamm auf euerer Bruſt tragt, ſo denkt an das Lamm, das für euch geſtorben.“ Und ſo denke ein Jeder auch ſtets an den Gekreuzigten, dem das Ordenskreuz die tapfere Bruſt ſchmückt!

41.

Wahrlich die Laufbahn des Kriegers erſcheint dem gewöhnlichen Auge glänzend und groß; es iſt der Weg zum Ruhme; er öffnet ſich vor dem unbekannten Manne, der aus einer Hütte ſein Daſein erhielt, und zeigt zugleich auch das würdigſte Ziel einem Sproß aus erlauchtem Geſchlechte. Allein für das Heil der Seele bleibt dieſe Laufbahn von gefährlichen Klippen umſtarrt. Wir wollen dieſe Gefahren betrachten und die Mittel aufſuchen, um ſie abzuwenden. Denn Gottes Arm reicht weit und die Gnade iſt überall zu erlangen; der Wirbel reißt nur diejenigen unaufhaltſam fort, die ſich ihm willenlos überlaſſen; der Herr hat ſeine Erwählten überall, und dieſelben Gefahren, welche für die Verworfenen Klippen ſind, werden für die Gerechten die Mittel, das Heil zu erlangen.

Um dies näher ins Auge zu faſſen, wollen wir zuerſt fragen: welches ſind in euerem Stande die Klippen, vor denen euch die Gnade

Gottes nicht bewahren könnte? welches ſind die Uebel, gegen die nicht auch die Heilmittel vorhanden wären?

Wir räumen ein, daß der Ehrgeiz für einen Kriegsmann unvermeidlich iſt und daß nichts in der Welt die Anſicht zu beſiegen vermag, welche ihn zu einer Tugend, zu einem Verdienſt des Soldaten macht. Wer würdigte nicht die oft edeln Bewegungen des Herzens, welche hohe Stellen und Auszeichnungen zu erſtreben wünſchen und deshalb zu großen Thaten begeiſtern? Allein euere Wünſche, die geleiſteten Dienſte auch belohnt zu ſehen, müſſen dabei nur immer in beſcheideneren Grenzen bleiben; ſie dürfen nicht einzig und allein euer Herz beherrſchen, euch nicht dazu antreiben, unrechtliche Wege einzuſchlagen, um das Ziel zu erreichen und euer Glück vielleicht auf den Trümmern des Glücks eines Andern zu gründen. Wenn nun aber ein ſolcher Wunſch auch nichts enthält, was die chriſtliche Moral verletzen könnte, ſo frage ich, was wäre wohl im Stande zu verhindern, daß die Ausſicht auf Erfüllung ſolcher rein menſchlicher Hoffnungen nicht mit den Hoffnungen des Chriſten und den Verheißungen des Glaubens vereinbart werden könnte?

Wünſchet immerhin Stellen, Ehre, Auszeichnungen, einen Namen in der Welt! Bedenket aber ſtets, welche Mitbewerber ihr zu überwinden habt, bis ihr dahin gelanget, und welche Umſtände dabei zuſammentreffen müſſen! Es entſcheidet nicht immer das wahre Verdienſt in dieſen Dingen. Euer Feldherr überzeugt ſich von Allem durch ſich ſelbſt; euer Kaiſer iſt gerecht; allein wie viele ächte Tugend bleibt dennoch unbekannt, wie viele großen Dienſte bleiben dennoch unbelohnt, wie viele Glückskinder erreichen ſchnell, was einem andern, noch ſo verdienſtvollen Manne ſtets unerreichbar bleibt.

Daraus entſpringen Aerger, Unmuth, Gleichgültigkeit! Wie oft hört man in euern Geſprächen Betrachtungen anſtellen über Ungerechtigkeit von der einen, über vereitelte Hoffnung von der andern Seite. Man ſchmeichelt ſich ſtets damit, daß das Glück endlich einmal einkehren werde; aber man will es nicht einſehen, daß die Vorſehung nur deshalb dem Zufall und der menſchlichen Laune die Vertheilung von Stellen und Auszeichnungen überläßt, um als Chriſt ſolche Titel und Ehren nach ihrem geringeren Werthe zu ſchätzen und uns auf den König des Himmels zu verlaſſen, vor dem nichts verborgen bleibt und der unſerer kleinſten Dienſte, die wir den Mächten der Erde leiſten, gedenken wird, da dieſe ſie entweder nicht bemerken oder auch nicht zu belohnen wiſſen.

42.

Allein angenommen, daß das Glück euern Wünſchen entſpräche, daß euere Träume von Ehrenzeichen und hohen Stellen eines Tages zur Wahrheit würden; wenn es auch gelänge, durch den Zufall, der ſo oft über das Glück der Menſchen entſcheidet, euch zu Würden erhoben zu ſehen, die ſogar euere kühnſten Hoffnungen überſteigen, und euch für menſchliche Anſprüche nichts mehr zu wünſchen übrig bliebe; was ſind alle Erwerbungen hienieden, wie leicht zerfließen ſie in Nichts und wie kurz iſt überhaupt ihre Dauer? Was bleibt von jenen Namen, die einſt in ihrem Lande, in ihrer Umgebung gefürchtet oder mit Glanz umgeben waren? Die Männer, die ſie trugen, waren eine kurze Spanne Zeit unter uns ſichtbar und ſchwanden vor den Augen der Menſchen dahin. Man weiß, was ſie geweſen, während der kurzen Dauer ihres Lebens, wer aber hat Kenntniß davon, was aus ihnen geworden iſt in dem ewigen Bereiche der Todten? Dort gewähren die Schimmer des irdiſchen Ruhms und der menſchlichen Ueberhebung weder Hülfe noch Beiſtand. Der göttliche Richter, der auf Seinem Throne die Handlungen wägt und ihren Werth erkennt, achtet nicht auf unſere hohe Meinung, die wir von den Hingeſchiedenen hatten, als ſie noch unter uns lebten. Ach, und vielleicht geben eben jene wichtigen Handlungen, die in unſerer Geſchichte eingeſchrieben wurden, die Hauptveranlaſſung zu ihrer Verdammniß.

43.

Was ſind die Menſchen auf der Erde? Wie viel an ihnen iſt leeres Schaugepränge, falſcher Schein! Wer von den Mitlebenden könnte dieſes verneinen? Eine verhängnißvolle Umgeſtaltung der Ideen, die ſich der Köpfe plötzlich bemächtigt, reißt alle Berühmtheit mit Blitzesſchnelle in den Abgrund der Ewigkeit. Die Jahrhunderte, die Geſchlechter, die Reiche dieſer Erde, Alles wird in dem Schlunde begraben. Alles ſtürzt hinein, aber Nichts kehrt wieder. Unſere Vorfahren ſind dieſe Straße gewandelt und wir wandeln ſie ihnen nach, um denen, die ſpäter kommen, den Weg frei zu laſſen. So erneuert ſich die Zeit; ſo verändert ſich die Geſtalt der Erde; ſo folgen ſich die Geſtorbenen und die Lebenden immerfort; nichts bleibt, Alles vergeht: nur Gott allein iſt immer derſelbe, und ſeine Jahre gehen nie zu Ende. Der Strom der Jahrhunderte und Zeitalter zieht dahin vor

Seinen Augen, und der Herr blickt auf die ſchwachen Sterblichen, die es wagen, während der Zeit, daß der mächtige Strom des Lebens ſie mit ſich fortreißt, Ihn zu vergeſſen, Seines Namens vielleicht gar zu ſpotten und dann beim Entſchwinden von dieſer Welt unter die ewigen Hände Seiner Gerechtigkeit zu fallen.

44.

Wenn ihr dies ernſtlich bedenket, wo bleiben dann euere Plane, um Reichthum und Würden zu erlangen? Nähret doch nur euer Herz mit tauſend glänzenden Hoffnungen, ergreifet nur die anſtrengendſten Maßregeln, um einen kurzen Augenblick euch befriedigt zu fühlen, und verſäumt darüber eine kleine Mühe, die euch eine niemals endende Glückſeligkeit verſchaffen kann! Sollte man glauben, daß es ſolche Menſchen gebe? Leider lehrt es die Erfahrung, daß es übermäßig viele ſolcher gibt.

Argwohn, Eiferſucht, Neid, Furcht, die beſtändigen und unvermeidlichen Leidenſchaften, welche von den großen Stellen und Würden beinahe unzertrennlich ſind, der tägliche Wechſel von Gunſt und Ungunſt, der Erfolg, den die Mitbewerber erringen, die Mühſeligkeit der Schleichwege, der Zwang der Verſtellung, die Laune derer, von denen man abhängt, die tauſend Hinderniſſe, auf die man überall ſtößt, dieſes Alles noch neben der Eitelkeit aller zeitlichen Güter, die unſer Herz zwar zuerſt verlocken können, es aber auf die Dauer nicht ausfüllen, nicht befriedigen; iſt es dasjenige, was wir als ein wünſchenswerthes Glück betrachten?

45.

Aber das iſt das Beklagenswertheſte für den Soldaten, daß er während eines harten und beſchwerlichen Lebens, in einem Berufe, deſſen Pflichten ſelbſt die Strenge und die Obliegenheitkn der Klöſterdisciplin überbieten, faſt nur ſtets für dieſes Leben, aber nicht für das jenſeitige Leben duldet. Der Einſiedlermönch in ſeiner Zelle, der ſein Fleiſch abtödten muß, um es dem Geiſte zu unterwerfen, wird von dem Gedanken getragen, daß ihn dereinſt ein ſicherer Lohn erwarte. Was darf aber der Soldat, wenn er auf dem Todtenbette liegt, von all ſeinen Strapazen und täglichen Mühen des Dienſtes für einen Lohn von dem Herrn des Himmels erwarten? Was könnte wohl Chriſtus von allen dieſen Mühſeligkeiten, als für Sich allein erduldet, betrachten? Und dennoch hat der Soldat die ſchönſte Zeit ſeines Lebens ſeinem Berufe opfern müſſen; dieſes Leben im Dienſte hat ſeinen

Körper mehr abgenützt, als das Leben eines ſtrengen Büßers. Nun bedenket, meine Freunde, hättet ihr auch nur einen einzigen Tag eueres irdiſchen Duldens dem Herrn Jeſus Chriſtus geopfert, ſo würde euch dieſer einzige Tag vielleicht die ewige Glückſeligkeit gewonnen haben! Eine einzige Entbehrung, die ihr für den Herrn Jeſus Chriſtus ertragen hättet, würde euch vielleicht das Erbtheil der Heiligen haben zu Theil werden laſſen! Bedenkt das, Ihr! die ihr ſo Vieles vergebens für die Welt und ihre Auszeichnungen geopfert habt.

46.

Für eueren Dienſt opfert ihr Alles auf; Ruhe, Vergnügen, ſelbſt die Befriedigung des Nothwendigſten, und damit habt ihr denn das Schwerſte vollbracht, was euch hienieden oblag. Was nun noch für euer Seelenheil euch zu thun übrig bleibt, koſtet keine weitere Anſtrengung. Ihr dürſtet nur euer Tagewerk durch den Glauben an Chriſtus unterſtützen; ihr dürſtet es nur in Gedanken Gott, als die Sühne für euere Sünden, opfern. Wenn ihr alsdann Laſten tragen müſſet, ſo traget ihr ſie nicht ohne ein höheres Verdienſt. Ihr ſammelt hierdurch einen Nothpfennig für die Zeit des Darbens; euere geleiſteten Dienſte gehen ſolchergeſtalt niemals verloren und die Früchte, die im Kriege gereiſt ſind, begleiten euch in die Ewigkeit. Ich ſage es noch einmal: ihr leidet Alles, was man für ſein Heil nur leiden kann, und ihr denket nicht daran, euch dafür den

Lohn bei dem himmliſchen Vater zu erwerben. So ſehet doch nur ein, daß ſelbſt die weltlichen Dinge, die der Ehrgeiz eingibt, zu einem Quell der Gnade für den Menſchen werden können.

47.

Wir ſtehen hier am Schluſſe unſerer Betrachtungen. Man hat vielleicht anfänglich ſich geſagt: Was verlangt man von uns? Sollen wir uns bloßſtellen? Sollen wir im Feld ſtets beten und beichten? Was denkt man im Heere wohl von einem Manne, der in dem Rufe ſteht, daß er *zu andächtig* ſei!

Wir glauben darauf geantwortet zu haben. Nicht jene überſchwengliche und zerfließende Andächtigkeit ſoll ſich beim Soldaten kundgeben, wie man ſie bei Perſonen findet, die mit der Welt gar keinen Verkehr haben und ſich nur mit den göttlichen Dingen beſchäftigen. Wir ſuchten darzuthun, daß Feſtigkeit der Seele, tiefe Ehrfurcht vor Gott, dieſe ewige Grundlage des Glaubens und der Religion, ferner daß Genauigkeit in der Erfüllung der chriſtlichen Pflichten, unverbrüchliche Treue, Erhebung des Geiſtes und Herzens über alle unerlaubten Freiheiten und Ausſchweifungen, ſeinen Soldaten hindern, auch alle ihm nothwendigen kriegeriſchen Eigenſchaften zu beſitzen, und daß Niemand es wagen dürfe, dieſe deshalb in Zweifel zu ziehen.

Glaubet mir, die ihr dies leſet, die Religion ſchenkt Ruhe der Seele, aber ſie verweichlicht nicht; man fürchtet weniger den Tod, wenn man über ſeine Folgen beruhigt iſt. Ein Gewiſſen, welches entlaſtet iſt von Zweifeln, blickt der Gefahr mit kaltem Blute in das Auge und beſteht ſie muthig, wenn die Pflicht es erheiſcht. Nichts kommt dem heiligen Stolze eines Herzens gleich, welches unter den Augen Gottes kämpft, und indem es den Streit ſeines Fürſten ausficht und rächet, den Herrn der Schöpfung verehrt und deſſen Macht in der Macht des Fürſten, dem man dient, in glaubenstreuer Ehrfurcht erblicket!

Möge Oeſterreichs Heer, auf welches das ganze große Vaterland mit Verehrung und Vertrauen blickt, auch auf dieſer Bahn der Ehren, in Krieg und Frieden, Allen voranleuchten! Dann wird Gott dieſes ſtarke Heer und ſeine erlauchten Führer, in den ihnen noch bevorſtehenden Kämpfen, zum ſichern Siege leiten!

In der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung in Schaffhauſen erſchien:

Torniſter-Büchel.

Dem kaiſerlichen Heere gewidmet

von

Auguſt Lewald.

Zweite Auflage.

40 kr. 12 ngr.

Durch Veröffentlichung dieſer Betrachtungen glaubte der Verfaſſer, der guten Sache des Rechtes dienen, manchen Augenblick der Ruhe im Zelte oder auf der Beiwacht ſtatthaft ausfüllen und ſchlechte Leſereien verdrängen zu können. Auch Nichtmilitärs werden dieſe liebliche Gabe mit größtem Intereſſe leſen.

A D
BIBL UNIV.
MONAC

Aus dem katholiſchen Leben der Gegenwart.

Von

Auguſt Lewald.

Inhalt: Klöſter und Orden. Wunder. Gnadenorte. Märtyrer. Pariſer Lichtbilder. Geſellenhäuſer. Schlußwort.

eleg. geb. 48 kr. 15 ngr.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Wilhelm Chezy.

Erſtes Buch:

Helmina und ihre Söhne.

Zwei Bände.

Dieſe erſte Abtheilung erzählt in anmuthigſter Weiſe die wechſelvollen Lebensſchickſale der bekannten Dichterin Helmina von Chezy. Bruchſtücke daraus, die vor einigen Jahren im „Morgenblatt“ abgedruckt waren, wurden mit ſeltener Theilnahme geleſen und von allen Seiten ergingen Aufforderungen an den Verfaſſer, ſie zu einem Ganzen zu verarbeiten, denen er nun mit dieſen Bändchen nachkommt.

Ein drittes wird des Dichters Aufenthalt in München, Baden-Baden, Freiburg und Köln ſchildern, wobei Carl Spindler eine bedeutende Rolle ſpielt; das vierte wird Wien und Chezy's Erlebniſſe daſelbſt ſeit 1850 mit Unbefangenheit und furchtloſem Freimuth behandeln. Eine Reihe der bedeutendſten literariſchen und ſonſt hervorragenden Perſönlichkeiten zieht in dieſen Erlebniſſen an dem Leſer vorüber, ſo daß dieſelben ebenſo intereſſante als mannigfaltige Beiträge zur Culturgeſchichte der letzten fünfzig Jahre bilden.

Clarinette.

Von

August Lewald.

I.

Clarinette.

Von

August Lewald.

I.

> Adel ſtammt von Tugend.
>
> Altes Sprichwort.

◆

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1863.

1346

Universitäts-Bibliothek
München

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Dieſes Buch möchte für keinen Roman im modernen
inne gelten. Ideale Auffaſſung, epiſche Ruhe, breit aus-
ſführte Betrachtungen, tief pſychologiſche Entwickelungen;
t einem Worte die poetiſche Kunſt — würde vergebens
rin geſucht werden. Es iſt nichts als ein, mit zum Theil
ißig ausgeführten Details verſehenes Spiegelbild moderner
ſtände, in welchem ſich mit dramatiſcher Lebendigkeit
ypen der Geſellſchaft bewegen, in Konflicte gerathen,
uſeinanderplatzen“ wie man es heute nennt, ſich bekämpfen
d beſiegen, ſich erheben oder untergehen.

Aber ein und daſſelbe Band ſchlingt ſich durch den
nten Wechſel der Begebenheiten. Es iſt die durch alle
lt beſtätigte Wahrheit: daß nur die auf göttliche
utorität gegründete Religion im Stande iſt, der ein-
ßenden Sittenverderbniß zu ſteuern.

Eine ſogenannte Vernunftreligion leiſtet das nicht. Ein
iloſophiſches Syſtem hat zur Verbeſſerung unſeres ſitt-

lichen Zuſtandes niemals beigetragen. Der äußern Politur, zu welcher es beitragen kann, haben wir mehr als wir bedürfen. Noch weniger kann die Politik oder die Geſetzgebung zu einer gründlichen moraliſchen Wirkſamkeit hinreichen. Höchſtens werden dadurch die Ausbrüche gröberer, den Staat und die bürgerliche Eintracht bedrohende Laſter zurückgehalten. Aber etwas Vollkommenes wird ſie niemals leiſten, weil ſie die Quelle nicht läutert, aus welcher die freien Handlungen fließen.

Das Mittel zur Löſung dieſer moraliſchen Aufgabe muß die Gemüther der Menſchen durch die Idee einer urewigen, allzeit weiſen und gütigen, allmächtigen Majeſtät überwältigen, und ihrem Willen keine Einreden geſtatten. Dieſe Wahrheit ſteht feſt in meiner Ueberzeugung, und trieb mich dazu an, zu ſchreiben und zu veröffentlichen.

Gegenüber ſo vielen heutigen Meiſtern, welche Werke in ganz entgegengeſetztem Sinne herausgeben, will ich mich nun wie einen alten Schüler betrachten, der nach langem Nachdenken und Lernen, nach unfruchtbarem Harren und Schweigen genöthigt wird, ſeinen Standpunkt zu bezeichnen.

Ich werde verſtanden werden, wenn ich ſage: der beſcheidene Inhalt meines Buches ſoll den Glauben nicht als eine Feſſelung des Geiſtes, ſondern als eine Befreiung deſſelben darſtellen, weil er den Leidenſchaften enge Schranken zieht. Zugleich aber auch zeigen, daß Geſammtheiten vie Einzelne zu Sklaven werden müßten, wenn man ihnen Gott rauben wollte.

Bei dieſen Andeutungen mag es hier bewenden. Wie glücklich wäre ein Autor meines Schlages, der auch nur ie Hälfte von dem erreicht, was er will; und jene Fehler zu vermeiden im Stande iſt, die er an Andern tadelt.

1.

Neben einer großen Hauptſtadt, mit Theatern, Konzerten und Bällen, mit klingenden Wachtparaden, ſchmucken Offizieren, geputzten Damen, populären Vorleſungen und reichen Börſeſpeculanten, liegt ein geringer Marktflecken, in der Nähe des jäh anſteigenden Alpenkammes. Von der Ebene nach Nord und Weſt zu begränzt, konnte der Verkehr wohl nur immer einſeitig ſein, da der gewaltige Gebirgsſtock ihm nach Süd und Oſt den Weg verſperrte, und dies Gebiet für ſich und ſeine originellen Schönheiten einzig and allein in Anſpruch nahm. Deshalb kam es auch, daß der kleine Ort noch vieles von altem Hergebrachten ſich bewahrt hatte, was anderwärts, wo die große Weltſtraße hindurchläuft, ſchon längſt nicht mehr geſehen wurde. Allein die Folge davon war, daß die alte Beſchränktheit in den Mitteln mit den einfachen Bedürfniſſen auf ſehr erfreuliche Weiſe gleichen Schritt gehalten hatte, und man hier noch nicht den zweifelhaften Wohlſtand kannte, dem alle Welt nachſtrebte. Die Einwohner kamen nie in die Fremde, und das Fremde was zu ihnen kam, erſchien in der ſchönen Jahreszeit in der Geſtalt von Touriſten, die während einer kurzen Erfriſchung hier verweilten, um dann geſtärkt großartigern Naturgenüſſen entgegen zu eilen.

Der Ort, durch den der Gebirgsbach rauſchte, hatte außer der Kirche noch zwei ſtattliche Gebäude aufzuweiſen. Das eine auf der Höhe gelegen, iſt der Edelſitz eines ſehr alten, wenn auch nicht eben reichen Grafengeſchlechts; das andere am entgegengeſetzten Ufer, in der Ebene unweit der Kirche, war das Kloſter, das aus der Zeit ſtammte, da der Ort entſtanden war, und mithin eines höhern Alters als der Edelſitz und ſelbſt die Kirche ſich rühmen konnten, denn die Mönche, die ſich hier anſiedelten, machten die Wildniß urbar und baueten die Kirche und bereiteten das Land, welches den Ritter beherbergen ſollte. Aber die Nachkommen hatten das vergeſſen; die Mönche waren vertrieben worden, und das Kloſtergebäude wurde auf den Abbruch verkauft. Herr Joachim Zehdeniker, der als Nabob des ganzen Gaues betrachtet wurde, erſtand es. Man nannte das die Säkulariſation. Mit dem Abbruch übereilte ſich aber der Käufer keineswegs. Es mochte ihm vielleicht die Ahnung kommender Zeiten vorſchweben, in welcher ſolche alte Mauern ihren doppelten Werth haben könnten, wenn er auch nicht an die Wiederbelebung der geiſtlichen Orden dabei dachte. Es war die Inſpiration eines Finanzmannes, die ja die unſichtbar leitende Hand bei all ihren Combinationen und Speculationen bildet.

Herr Joachim Zehdeniker ließ daher in dieſer Vorausſicht die alten Mauern ungebrochen, und da er ſelbſt nicht alt wurde, ſo war es ihm nicht mehr vorbehalten, das Reſultat ſeiner weiſen Mäßigung zu ſchauen. Sein Sohn Jacob erbte das Gemäuer, das coloſſale Vermögen und die Firma, die er, den Gang der Zeitereigniſſe mit klugem Blicke umfaſſend, zu hoher Anerkennung in der großen Handelswelt emporhob.

Jacob überragte ſeinen Vater an weltmänniſcher Bildung. Joachim hatte noch viel von dem ſtillen, zähen Stolze gehabt, den das alte auserwählte Volk Gottes, trotz vielfältigen Drucks, den es zu leiden hatte, ſich noch immerfort bewahrte. Der alte Joachim dünkte ſich im Beſitz der höchſten Weisheit und Wiſſenſchaft, die er aus dem Studium des Talmud ſchöpfte, und ſchalt die Chriſten dumm und ungebildet. Im Gefühl ſeiner angeborenen orientaliſch-patriarchaliſchen Tugenden, die er ſich in ſeiner ſtrengen Abgeſchloſſenheit von allem chriſtlichen Verkehr bewahrt hatte, hielt er ſich für feiner begabt und reicher an Gemüth als die Andern. Dies beruhte jedoch lediglich auf Selbſttäuſchung, indem alle dieſe geprieſenen Eigenſchaften bei einer auch nur etwas nähern Berührung mit fremdartigen Elementen, die Natur veränderten und in das Gegentheil umſchlugen.

Sein Sohn Jacob mußte dieſen Bann verlaſſen. Er war in lebhaften Handelsverkehr mit chriſtlichen Häuſern getreten, dem der geſellſchaftliche bald folgte. Mit dem Eingehen dieſer früher nicht gekannten Verbindungen, trat eine Umwandlung des ganzen Hausweſens ein, die nicht blos an der Außenſeite haften blieb. Nicht nur das Mobiliar, nicht nur die bisher mit Andacht gehegten Gewohnheiten, die Küche, die ganze Lebensweiſe änderten ſich; auch die Anſchauungen und die Art ſich darüber zu äußern waren accomodant geworden. Man war, ohne

Schwierigkeit und große Mühe dahin gelangt, ſich ſeinen chriſtlichen Mitbürgern ſo ähnlich als nur immer möglich zu machen. Mit den alten nunmehr verbannten Formen ſchwanden auch die Vorſchriften und Geſetze, die für ein anderes Land, eine andere Zeit, ein anderes Klima ſehr weiſe geweſen ſein mögen, und offenbar für ein anderes Volk erlaſſen worden waren, als für dieſe formloſe Maſſe indifferenter Kosmopoliten, die aus ſtarrer Sclaverei wie aus dem Schlafe erwacht, nunmehr nichts als Freiheit und Lebensgenuß wollten, und Beides im höchſten Maße zu erreichen, alle ihre Fähigkeiten mit einer elaſtiſchen Kraft ausbildeten und concentrirten, wie man ſolches etwa nur bei indianiſchen Taſchenſpielern wahrnimmt.

Bei dieſem Hange lieh die alte vom Vater ererbte Kloſterruine dem jungen Geſchlechte eine ſehr willkommene Ausbeute. Die Ornamente, die ſich zum Theil noch wohl erhalten vorhanden; alte Thürgerüſte und Fenſtereinfaſſungen, Karnieße, Frieſe, Vertäfelungen, Bilderrahmen, wohl auch Bilder und Figuren, wurden abgelöſt und ausgebrochen, um ſie in dem großen Wohnhauſe des Bankiers, Generalconſuls und Ritters Zehdeniker, auf dem Börſenplatz in eine neue Ordnung zu bringen. Dieſe in Jahrhundertlang entlegenen Zeiten entſtandenen Dinge, die beredten Zeugen der Kunſtentwicklung und gleichſam die eingelegten Zeichen in den Geſchichtsbüchern der Kunſt, größtentheils in treuer Andacht und zu geheiligtem Zwecke geſchaffen, mußten nun einer hagelneuen, plötzlich zu übermäßigem Reichthum anſchwellenden Familie, die weder Stammbaum noch Kunſtſinn ererbt hatte, zu eitelm Prunke dienen, und wurden mit dem ſchmählichen Namen „Rococo" belegt, der für das „altfränkiſche" Zeitalter der letzten Bourbons erfunden, jetzt auch auf Werke der edelſten Periode des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts angewandt wurde. Gleichviel! das Rococo verlieh den reichen Emporkömmlingen, denen anſcheinend nichts zum Glücke fehlte, als der Schimmer hiſtoriſcher Erinnerungen, den ſüßen Genuß, die Lüge einer frühern glanzvollen Abſtammung um ſich her verbreiten zu können.

Der zweiten hiſtoriſchen Stattlichkeit des kleinen Fleckens war es bis jetzt noch beſſer ergangen als dem Kloſter. Der Enkel derer, die den Edelſitz erbaut hatten, bewohnte ihn noch. Die feſten Mauern und das ſtarke Dach, die den Ahnherrn einſt geſchützt hatten, ſchienen noch für Jahrhunderte zu halten. Alles war aus grobbehauenen Werkſtücken, die vom Alter ſchwarz gefärbt waren. Alles war mehr ſtark und feſt, als wohnlich ſchön. Der urſprüngliche Plan zur erſten Anlage ſtrebte augenſcheinlich mehr in die Höhe, als in die Breite und Länge; die Nachkommen hatten erſt die ausgedehnten Flügel, die offenen Verbindungsgänge und die geräumigen Altane hinzugefügt, wie ſie die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Bewohner erheiſchten. Alles war daher unregelmäßig, aber es trug dabei den Stempel des Großartigen und Maleriſchen. In einem Theil des Erdgeſchoſſes befanden ſich Stallungen und Remiſen; in dem andern, dieſem gegenüber, lag eine Reihe wahrhaft ungeheuerer Säle, zu deren Eingang ein Antritt von fünf Stufen führte, aus deſſen weiten Fugen lange dicke Gräſer ſich hervorſtreckten, während die hohen Fenſter dieſer Säle ſich ſämmtlich als Thüren nach dem Garten öffneten, der ſeine Blumenterraſſe dicht vor ihnen ausbreitete. Lindenalleen durchſchnitten dieſen Garten, zwiſchen ihnen zeigten ſich Beete, die mit hohem Bux eingefaßt waren, und eine Mauer umgab ihn, von dickem Epheu überſponnen, welcher einen baumartigen Weinſtock umklammert hielt, der trotz ſeines hohen Alters im Spätherbſte ſich noch mit einigen Dutzend Trauben ſchmückte, um die ſich die Sperlinge zankten. An dem Fuße der Mauer wucherte der Paradiesapfel mit dem Epheu um die Wette, und kleine Eidechſen ſchwänzelten geſchäftig durch die Blätter.

Eine breite Treppe geleitete zu den Wohn- und Schlafzimmern des erſten Stockwerks. Wenn man darüber hinwegſchritt, ſo wurde ein langes Echo wach, das unter den Plafonds verhallte. Man fühlte hier etwas, was man in einem noch ſo ſchönen modernen Bau nie empfinden wird. Wenn man durch die lange Reihe weiter, ernſter Gemächer ging, ſo ſprach man unwillkührlich etwas leiſer, das Alter und die Tradition flößen uns immer Achtung ein.

Im Innern war gar viel Buntes neben einander aufgehäuft. Herrliches Täfelwerk und altvenetianiſche Spiegel, dazu weitgeſchweifte Möbel mit Ueberladungen; aber nichts von koſtbarem Mahagoni, Roſen- und Citronenholz, oder Paliſſander, die Teppiche und Hauteliſſen waren verſchoſſen und zerſchliſſen; es machte jedoch einen weit verſchiedenen Eindruck von dem, den die ähnlichen, beſſer erhaltenen und koſtbarern Schätze des Herrn Zehdenker hervorrieſen. Dort war Alles vom Trödel erfunden und diente zu einer Maskerade; hier war Alles hiſtoriſch und behauptete ſich als vornehm. Das Schloß, ſein Hof, ſein Garten, ſeine innere Einrichtung, das Geſchlecht das darin wohnte, das Alles gehörte zu einander; es war gleich alt, gleich ernſt, gleich feierlich, könnte man ſagen; es ergänzte und vervollſtändigte ſich durch ſich ſelbſt. Alles umwob die Harmonie, welche der langen Dauer entſtrömt.

Noch eines Gebäudes muß Erwähnung geſchehen, ehe der Autor in der Geſchichte fortſchreiten darf. Es lag an der einen Seite der Kloſtermauer; ein recht armſeliges Häuschen, deſſen kleine Fenſter dem Sonnenlichte nur ſpärlichen Eingang in ſein Inneres verſtatteten. Der Verputz war abgefallen; die grauen Dachſchindeln waren nur hie und da mit neuen ausgeflickt. Ueber der niedrigen Hausthür war aber ein Stein eingeſetzt, in den wohl ſchon vor Jahrhunderten, ein frommer Künſtler ein Muttergottesbild gehauen. Die heilige Jungfrau iſt darauf zu ſehen, mit ihrem weiten Mantel das Jeſuskindlein, wie zum Schutze, umhüllend und von einem Kranze roth angeſtrichener Lilien umgeben. Ueber ihrem Haupte iſt ein kärgliches Dach von zwei oben zuſammenlaufenden Brettchen, und unter ihren Füßen ein drittes, auf dem zwei hellblau glaſirte Töpfchen ſtehen, in denen Blumen prangen. Dieſe Hütte wurde von Leuten bewohnt, die ihren ärmlichen Beſitz auch von Geſchlecht zu Geſchlecht ererbt hatten, und ihren Stammbaum zwar nicht auf einer ſtolzen, eingerahmten Pergamentrolle aufweiſen konnten, wohl aber nicht ohne Selbſtgefühl den alten Adel des Glaubens ſich ſtreng bewahrt hatten.

Dieſe Hütte iſt nun längſt verſchwunden.

Aus Schloß, Hütte und Kloſterruine ſollen jetzt aber die handelnden Perſonen auf den Schauplatz treten.

2.

Schon mehrmals war ein elegantes Cabriolet durch den Markt gefahren, und hatte vor der trauernden Kloſterruine gehalten. Anfangs ſah man einen Mann von etwa vierzig Jahren ausſteigen, der wohl ſtundenlang allein die alten Mauern betrachtete, ſie umging, nach Länge und Breite ausſchritt, dann hier und dort, tief nachdenkend wie es ſchien, mit einem feinen Spazierſtöckchen in den Schutt ſtieß und ihn aufwühlte, dann leiſe vor ſich hinmurmelnd Zahlen ausſprach, mit dem Kopf nickte, und ſeinen Weg noch einmal nach dieſer oder jener Richtung machte. Man hätte auf den Gedanken kommen können, es ſei Einer der nach Schätzen ſuchte, und obgleich die Bürger des Marktes zum Theil wohl noch ſolchem Aberglauben anhängen mochten, ſo konnte ihnen ſo etwas hier nicht einfallen. Sie wußten es ja, daß dieſer Herr ſeine Schätze nicht um Mitternacht dem Teufel abzuringen nöthig hatte, ſondern daß er ſie im lichten Comptoir und Mittags an der Börſe viel leichter ſich anzueignen verſtand. Aber deshalb zerbrachen ſie ſich den Kopf nur um ſo mehr, was die häufigen Beſuche des Herrn Jacob Zehdeniker wohl zu bedeuten haben könnten.

Nachdem er wieder einmal, jetzt aber in Begleitung eines ſchönbärtigen jungen Mannes erſchienen war, und die erſten Zimmer- und Mauermeiſter der Hauptſtadt, die ſich früher eingefunden hatten, ſie in der Ruine empfingen, wurde es plötzlich Licht in der Sache. Kein Zweifel, es galt einem Bau. Man trug große Mappen herbei, entrollte Zeichnungen über Zeichnungen, zerrte ſie hin und her, legte lange Maßſtäbe an die vorhandenen Räume, ſprach laut und lauter, ſchüttelte ſich die Hände, lächelte ſich freundlich zu, und Alles war beſchloſſen und abgemacht. Andern Tages langte eine große Anzahl von Arbeitern an, zu der ſich das ärmſte Volk und die zerlumpte Jugend des Marktes dienſtbefliſſen hinzuthat, und nun ging's friſch an's Werk.

Die Ruine hatte ſtets den Kindern den willkommenſten Raum zu ihren Spielen geboten; ſie konnten ſich in den weiten öden Mauern in freier Luft ſo recht herumtummeln. Der beginnende Bau machte dieſem Vergnügen ein Ende. Alles war bald mit Material gefüllt und die ſchaffenden Hände wollten nicht geſtört ſein. Nur der junge Herr, Graf Oscar, kam aus dem Schloſſe zuweilen herunter um den Arbeitern zuzuſehen, und Iſidor, der einzige Sohn des Bankiers, lief manchmal in gleicher Abſicht hinaus und brachte dann einige Kameraden mit.

Er war von allen Arbeitern gekannt, und Niemand hätte es gewagt, ihm das Recht ſtreitig zu machen, auf dem Grund und Boden ſeines Vaters zu ſpielen. Aus dem Hüttchen mit dem Muttergottesbilde traten dann noch zwei junge Mädchen hinzu, die ſchüchtern, in einiger Entfernung von den Knaben ſtehen blieben.

Dieſe Mädchen waren die Töchter des Muſikanten Wendelin Ulrich, der eben jenes Hüttchen mit ſeiner Familie bewohnte, die durch und durch muſikaliſch war. Mutter und Töchter ſangen mit hellen Stimmen das Lob Gottes in der Kirche, er blies dort die Trombone mit mächtiger Lunge, um den Stimmen des Chors als Grundlage zu dienen; Abends aber nahm er den Lederſack unter den Arm, in welchem die Clarinette ſteckte, und ging in's Wirthshaus, um mit ſeiner Kunſt die Herzen der Menſchen zu erfreuen. Trotz dieſer andächtigen und freudigen Beſchäftigung war der Verdienſt nur gering und die Leute in dem Hüttchen lebten ſehr kümmerlich. Sie prieſen ſich ſchon glücklich, nur ein gewiſſes ſicheres Obdach ererbt zu haben, und hielten deshalb ihre Altvordern hoch in Ehren, bei denen es eine ſehr lange Reihe Jahre vom Vater auf den Sohn ſich vererbte und die es trotz ihrer Armuth und oftmaliger Bedrängniß immer treulichſt bewahrt hatten.

Das ältere der Mädchen, Agnes geheißen, war eine kleine zierliche Geſtalt mit ſchwarzen Haaren und großen prächtigen Augen, wie ihre Mutter ſie hatte. Dabei war ihr Geſicht friſch und doch fein gefärbt, ihre Stirne regelmäßig, ihr Mund ſchön gezogen, mit ſchmalen Lippen. Die jüngere, Clara, war nicht ſo ſchön, aber ihre Züge waren belebter, und der Ausdruck der Heiterkeit wie der Trauer war in ihnen gleich ausgiebig. Sie ſah ihrem

Vater gleich. Wie er war ſie übermäßig aufgeſchoſſen und ſchmächtig. Weil ſie nun dabei eine ſchöne Mezzoſopranſtimme hatte, ſo machten die jungen Burſche, die das wandernde Orcheſter bildeten, zu welchem auch Ulrich gehörte, den ſchlechten Witz, die arme Clara, Clarinette zu nennen. Sie nahm es gleichgiltig hin, daß ihr der Spitzname geblieben war, weil es ihr wie eine läppiſche Narrheit vorkam, um die ſie ſich nicht kümmerte. Ebenſowenig machte ſie ſich daraus, daß ſie gleich ihrem Vater, röthliche Haare hatte, die an den Ohren beim Aufſtrich in's Gelbliche ſpielten. Da ſie noch klein war, wendete die Mutter allerlei erlaubte Mittel an, um die Farbe in eine gefälligere und eintönige zu verwandeln, als Clara aber größer wurde, ließ ſie nicht mehr auf ſolche Weiſe mit ſich experimentiren. „Der liebe Gott hat mich ſo geſchaffen," ſagte ſie, „und es wäre Sünde, etwas daran verbeſſern oder verderben zu wollen. Meine rothen Haare müſſen mir und euch Allen recht ſein."

Und trotzdem war Clara nicht unſchön. Ihr ſchlanker Wuchs imponirte durch die Art, wie das Kind ſchon die Haltung ſeines Körpers beherrſchte. Ihre Haut war überaus zart und durchſichtig; das blaue Auge zeigte wirklich den klaren Schmelz des großen Vergißmeinnichts, der etwas derbe Mund enthielt die ſchönſten Zahnreihen, und auf ſeiner Oberlippe ruhete etwas wie Trotz und Stolz, was mit den Linien der Stirne und der Naſe ein ſehr übereinſtimmendes Ganze bildete, und auf einen ſtarken Charakter des Mädchens ſchließen ließ.

Auf dem Spielplatze der Bauſtätte nahm Agnes nur ſchüchtern Theil; ſie wußte geſchickt den Muthwillen der Knaben von ſich abzuhalten, und ward es ihr zu toll, mit mädchenhaftem Anſtand ihren Rückzug zu decken. Clara's Temperament hingegen verwickelte ſie oft in das kühnſte Gewirre. Ihre hohe kräftige Stimme beherrſchte dann den Lärm, ſie ſprang und rang mit Allen. Deshalb liebten ſie aber auch Alle. Nannten ſie Agnes ſpöttiſch „das Fräulein“, dem ſie höflich ſich verbeugten und dann unaufgefordert zur Seite ſtehen ließen, ſo erſchallte der Ruf „Clarinette! Clarinette!“ ſo lange, bis das Mädchen auf dem Tummelplatz in ihrer Mitte ſtand.

Der Herr des Feſtes, der Anordner des Vergnügens, der Monſieur Iſidor brachte gewöhnlich von der Tafel ſeines Vaters Zuckerſachen und feine Früchte mit. Von ſeinem Hofmeiſter hatte er äußerlichen Anſtand erlernt und er wußte frühzeitig ſich galant zu benehmen. Zu allererſt wurden die Schweſtern mit dem Beſten bedacht, ehe er ſeinen Vorrath unter die Knaben vertheilte. Clarinette bekam aber immer das Vortrefflichſte. Eine Orange oder ein Stück leckere Torte ward ihr zu Theil. Beim Spiele waren ſie auch immer in Compagnie. Er wußte die beſte Liſt auszuſinnen, um den Andern zuvorzukommen und ihnen den Sieg zu entreißen; ſein anſchlägiger Kopf entwarf den Plan; die Ausführung gelang dann der ausdauernden Kraft des Mädchens, der die ſeinige bei Weitem nachſtand.

Es hatte ſich hierdurch bei den Kindern ein vertrauliches Verhältniß gebildet. Nur der junge Graf befand ſich außerhalb deſſelben. Wurde ihm, dem ſtets ſeitwärts ſtehenden, eine Aufforderung zu Theil, ſich an die Spitze einer der kriegführenden Parteien zu ſtellen, ſo nahm er ſie an, wenn ihm die Einzelnen, die er führen ſollte, gefielen. Mit Iſidor wollte er nie Gemeinſchaft machen, auch nur ſelten mit deſſen jungen Spießgeſellen, die er aus der Stadt mitbrachte. Dieſe nannten ihn daher „den Junker", ſchalten ihn ſtolz und kümmerten ſich nicht weiter um ihn. Clarinette konnte der Graf nicht leiden, weil ſie zu wild war und es mit dem Juden hielt; die ſcheue Agnes war ihm lieber, und wurde ſie von wilden Knaben bedrängt, ſo nahm er ſich ſtets ihrer an. Dann überkam ihn ein zorniger Muth, daß er es mit den ſtärkſten aufnahm und ſie ſo genügend beſchäftigte, daß das zierliche Mädchen unangefochten den Spielplatz verlaſſen konnte. Er dachte ſich dann wohl einer ſeiner Vorfahren zu ſein, deren Legenden er ſchon geleſen hatte; er gedachte der Bilder im großen Saale des Schloſſes: des Grafen Odo mit dem Beinamen der Eber, von deſſen Waffenthaten ſo wundersviel berichtet ſteht; der vielen ſchönen Frauen und ſtarken Ritter in glänzender Pracht und wehrfeſter Waffentracht; endlich des Alle überragenden jugendlich ſchönen Kopfes ſeines Stammvaters, dem er ſelbſt, wie es Jeder ſagte, gleichſam aus den Augen geſchnitten war. Dieſe auffallende Aehnlichkeit gab der Mutter des jungen Grafen häufige Veranlaſſung zu ſtillen Thränen, weil nach einer alten Tradition, die überraſchende Wiederkehr derſelben Geſichtszüge, die Aehnlichkeit eines ſpäten Enkels mit dem Ahnherrn, das Erlöſchen eines Geſchlechts vorherſagen ſoll.

Iſidor's Neigung zu Clarinette war die eines Bruders, der ſeiner Schweſter mit Zärtlichkeit zugethan iſt. Clarinette theilte dieſes Gefühl nicht ganz. Auf dem Spielplatz war Iſidor ihr liebſter Kamerad; hatte das Spiel ein Ende, ſo mochte ſie nicht weiter an ihn denken. Dies lag in dem Grundton ihres Weſens, der ſich ſchon in den Kinderjahren mit ſeltener Beſtimmtheit zu erkennen gab. Mit einem tiefen Faſſungsvermögen verbanden ſich bei ihr die widerſprechendſten Anlagen, die beſtändig in ihr auf und abwogten, und einen unaufhörlichen Wechſel erzeugten. Oft war ſie zu raſchem Entſchluß befähigt, dann wieder konnte ſie Alles, auch das Nächſtliegende, gleichgiltig laſſen. Sie konnte faſt unmäßig heftig werden, und ebenſo Alles geduldig mit anſehen und ertragen. Heute erſchien ſie heiter, morgen traurig, ohne daß es ihrer Umgebung gelang, einen Grund dafür zu finden. Sie konnte bei einer Arbeit emſig ſein, und Schlafen und Eſſen darüber vergeſſen; dann wieder in Trägheit verſinken, aus der ſie weder Drohungen noch gute Worte zu reißen vermochten. Ihre Ausgelaſſenheit auf dem Spielplatze wurde zu Hauſe von einem ſtillen träumeriſchen Weſen abgelöſt. Sie war oft wochenlang übler Laune, die aber gegen Niemand ſich kehrte, ſondern nur durch eine ſtumme Verſchloſſenheit ſich zu erkennen gab, welche in eine innere Zerknirſchung überging, die ſich dann durch rothgeweinte Augen verrieth. Für aufmerkſamere Beobachter als ihre Eltern es waren, würden dieſe Eigenſchaften des armen Kindes zu berechtigten Beſorgniſſen Anlaß geweſen ſein. Nur die kränkelnde

Mutter, ein weiches Gemüth, machte ſie manchmal auf die Widerſprüche in ihrem Weſen aufmerkſam und erinnerte ſie daran, wie ſchwer es ihr werden würde, ſich unter fremden Menſchen fortzubringen, die keine Nachſicht mit ihr haben könnten, und denen zu dienen ſie verpflichtet ſein würde. Dann erwiderte Clarinette, daß ein in ihr loderndes, nicht zurückzuhaltendes Feuer ſie zwinge ſo zu ſein. Und die heiße Zärtlichkeit und volle Liebe gegen Alles, was ſie umgab, die ihr, trotz ihrer Seltſamkeiten, die Herzen gewannen, tröſteten dann alsbald wieder die gute Mutter.

An einem ſchönen Nachmittage, als das Tollen im beſten Gange war, hatte Iſidor den Muth, Clara im wilden Rennen zu umarmen und ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Da wich plötzlich die Röthe der Erhitzung von ihren Wangen, bleich wie Marmor ſtieß ſie ihn zurück und in höchſter Entrüſtung ſchrie ſie: „Du Judenjunge!“ Er taumelte und fiel; ſie lief der Hütte zu; er aber raffte einen Stein vom Boden und ſchleuderte ihn nach ihr. Sie wurde an der Stirne getroffen, und das Blut rieſelte ihr über das Geſicht. Er eilte zu ihr hin und ſchlang ſein Taſchentuch um die Wunde. Sie ließ es geſchehen, lächelte und ſagte: „Es hat nichts zu ſagen. Jetzt ſpiele ich aber nicht mehr mit euch.“ Und das hielt ſie. Die Narbe blieb ihr aber für's Leben und erinnerte ſie an den Vorfall.

Was war natürlicher, als daß Iſidor zu dem Muſikanten ging und ihm verſprach, den Chirurg aus der Stadt zu der verwundeten Clarinette zu ſchicken. Mit dem Chirurg erſchien jedoch auch Iſidor's Vater, der reiche Herr Generalconſul Zehdeniker ſelbſt, um ſein Bedauern auszudrücken und den Unfall zu beklagen. Es war zum erſten Mal, daß er die Hütte des Muſikanten mit einem Beſuche beehrte. Er ſchien ein eigenes Intereſſe daran zu nehmen, die Räumlichkeit mit forſchendem Blicke zu meſſen; er fragte Ulrich nach kleinen Umſtänden, und ob es nicht für ihn paſſender wäre, nach einem größern Orte zu ziehen, wo er mehr für die Erziehung ſeiner Mädchen thun könne. Sie hätten ſo ſchöne Anlagen; er habe ſie ſchon manchmal, wenn er auf dem Bauplatz geweſen, drinnen im Häuschen ſingen gehört. Die Stimmen klängen ganz allerliebſt. Dann ging er zu Clara, beſah den Verband, den der Chirurg angelegt, und verſicherte, daß er bald werde abgenommen werden können. Er verſtehe ſich darauf; ſie möge ihm glauben. Mit Wohlgefallen griff er Clara an's Kinn, und ſchmunzelnd reichte er ihr eine Pariſer Bonbonniere, die mit allerlei Leckerm gefüllt war. „Der böſe Iſidor ſchicke ihr das,“ ſetzte er hinzu und bat, daß ſie ihm verzeihen und ihm erlauben möge, nach ihr zu ſehen. Dann empfahl er ſich auf eine nicht eben unliebenswürdige, aber auch keineswegs durch Wärme und Herzlichkeit einnehmende Weiſe, und reichte dem Muſikanten, als er ging, die goldene Doſe hin, damit er ſich einer Priſe bediene.

Der Wagen, der oben am Bau gehalten hatte, war an der Hütte vorgefahren. Der Architect ſaß bereits darin und Herr Zehdeniker, indem er zu ihm einſtieg, ſagte: „Kleinigkeit! es hat wahrhaftig gar nichts zu ſagen.“

Clara reichte die Bonbonniere ſtillſchweigend ihrer Mutter hin. „Du haſt recht,“ ſagte dieſe und trug ſie hinaus. Was ſie damit meinte, wohin ſie das buntglitzernde ſüße Ding getragen, wiſſen wir nicht. Geſprochen wurde an jenem Abend nicht viel in der Hütte. Des Beſuchs wurde gar nicht weiter erwähnt. —

3.

Das war in den Kinderjahren. Die waren nun aber längſt vorüber, und die Knaben ſpielten nicht mehr in der Kloſterruine. Auch dieſe ſelbſt war mit den Spielen verſchwunden. Jetzt ſehen wir auf dem Platze eine lange Reihe leuchtender Gebäude. Das ſind eitel Fabriken, die Alles verwerthen, vom erſten ſogenannten Rohproducte, das alle Urſtoffe in ſich ſchließt, bis zum letzten Quark, der durch chemiſche Proceduren auch noch der Menſchheit nützlich werden und dem Fabrikherrn Geld abwerfen kann. Wir ſehen dampfende Schlote ſich gleich Minarets in die Luft erheben, Waſſerſtröme, die brauſend ſich ergießen; wir hören Räder knarren, Kohlenbrände kniſtern, Blasbälge ſchnaufen, Seile ſchnurren, Winde pfeifen, dazwiſchen Glöckchen mit leiſem Schall regelmäßig ertönen. Es iſt ein Hämmern, Sägen, Schrillen, Knirſchen, Stampfen, das volle Orcheſter, das ſeinen Hymnus dem Götzen des Tages, dem Golde darbringt, das ſelbſt ſtumm und klanglos, doch ſo mächtig im Innerſten der Menſchenbruſt einen gewaltigen Wiederhall erzeugt. — Neben dieſer heißen Zone erhebt ſich die gemäßigte, in ihrem reizendſten Schmuck, wie er ſich nur im Süden Europa's entfaltet: das Wohnhaus Herrn Jakob Zehdeniker's. Man kann es weder Palaſt noch Villa benennen. Hat es mit jenem die Ausdehnung und den architectoniſchen Schmuck gemein, ſo ſind doch wieder die ſtets offenen Hallen, die ſäulengetragenen Terraſſen, die mit Grün überſponnenen Veranda's ganz dem ländlichen Charakter der Villa entſprechend. Vor allem Uebrigen iſt es aber der zauberiſche Garten, der ſich an das Gebäude ſchließt, und der zum größten Theile noch von der alten Mauer des einſtmaligen Kloſtergartens eingefriedet wird. Warum das ſchmuckvolle, durchſichtige Gitter aus Gußeiſen, welches vor dem Hauſe ſich ausdehnt, nicht weiter geführt wurde, hatte ſeinen beſonderen Grund.

Ein ſchmaler Kanal, der von dem nahen Weiher hereingeleitet war, durchzog einen lieblichen Theil des Gartens und bildete am Ende ein Baſſin, aus dem ein erfriſchender Strahl emporſtieg. Zu beiden Seiten war der Boden ſchwelgeriſch mit Blumen bedeckt; an Spalieren prangten goldengefärbte Früchte; hohe Orangenbüſche entſendeten berauſchend den ſüßeſten Athem; als Umgränzung erhoben ſich ſchlanke Bäume, an denen der Wein in üppigſter Fülle hinaufrankte; zu ihren Füßen dufteten Veilchen aus Reſedabüſchen; ein Abendgang durch dieſen Luſtbezirk wirkte bezaubernd. Allein der Bankier wandelte ihn nur von einer ärgerlichen Stimmung erfüllt. Denn er führte durch alle jene Herrlichkeiten zu der alten Mauer, über welcher ſich gerade hier ein elendes Schindeldach erhob, das ein häßlicher Schornſtein überragte. Die Hütte des Muſikanten lag hier, und hatte den Verſchönerungsplanen des Bankiers bis jetzt ein unüberſteigliches Hinderniß entgegengeſtellt. Alle Verſuche die Hütte zu kaufen, waren an dem Eigenſinn der Bewohner geſcheitert. Die ſchönen Anerbietungen des Herrn Zehdeniker wurden von den armen Leuten ſtraff zurückgewieſen. Der kluge Bankier ſtellte endlich ſeine offenen Bemühungen ein, und ſuchte auf andere Weiſe ſeinen Wunſch zu erreichen. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte er; wie andere politiſche Menſchen auch.

Die gute Frau Gertrud, des Muſikanten Ehefrau, welche die Hütte von ihren Eltern, wie dieſe wieder von den ihrigen, ererbt hatte, bildete ſtets den Hauptwiderſtand bei den gepflogenen Unterhandlungen. Sie konnte es ſich nicht vorſtellen, an einem anderen Orte zu ſterben, als da, wo ihre Wiege geſtanden hatte, und wo das verehrte Gnadenbild der Gottesmutter ſie und die Ihrigen beſchirmte.

„Ich bin hier geboren,“ pflegte ſie zu ſagen, „alle meine guten Stunden habe ich hier verlebt, und der liebe Gott hat mir wunderbar viele in meiner Armuth und Unwürdigkeit beſchieden. Du, lieber Wendelin, haſt unter dieſem Dach um mich gefreit, hier habe ich Dir unſere Kinder geboren. Und dies Haus ſollte ich verlaſſen, wo wir glücklich lebten? Vielleicht fortziehen, und einſt auf einem andern Friedhof ruhen, als auf dem, wo die Kreuze auf den Gräbern unſerer Eltern ſtehen? Wer in der Jugend nicht heirathet, oder wer keine Kinder hat, oder die Kinder von ſich läßt, der mag an ſeiner Eltern Haus nicht hängen. Solche Menſchen laſſen ſich in der Welt wohl antreffen. Oder wer nach Reichthum jagt und niemals genug hat, der beneidet wohl auch dem Aermſten ſein Stückchen Eigenthum, und möchte es ihm entreißen, um irgend einen ſtolzen Plan auszuführen. Solch ein Menſch fühlt nicht wie wir. Er meint, mit ſeinem Geld kann er Alles erreichen. Allein wir ſind glücklich nach unſerer Weiſe und brauchen ihn nicht. Laſſe Dich nicht bethören, Wendelin, von ſeinen glatten Worten und ſeinem ſchnöden Golde."

Die beiden Mädchen ſtimmten im Herzen der Mutter bei. Der Vater ſchwieg und dachte anders. Nachdem Herr Zehdeniker einmal wieder ſeinen Beſuch abgeſtattet hatte, ſchien die Angelegenheit jedoch plötzlich eine andere Wendung zu nehmen. Er war ganz ernſtlich mit dem Vorſchlag hervorgetreten, die Töchter des Muſikanten in eine Erziehungsanſtalt der Hauptſtadt zu befördern, wo ſie ihre Talente gehörig ausbilden könnten, um dereinſt die Eltern zu unterſtützen. Er wollte als guter Nachbar, den der Himmel ja mit Glücksgütern geſegnet, und aus reinem Antheil an dem Wohle der Mädchen, für Alles ſorgen. Beſonders ſpiegle ihm Agnes' ſchöne Stimme eine glänzende Zukunft vor.

„Sie werden von mir gehört haben," ſagte er, „daß ich zu den wohlwollendſten und aufgeklärteſten Männern im Lande gezählt werde. Jeder Glaube iſt mir recht; jeder Unglaube aber auch. Ich kann nicht leiden, daß man einem Zwang anthue. Nur der tüchtige, rechtliche, ſolide, mit einem Wort geſinnungstüchtige Menſch genießt meine uneingeſchränkte Achtung. Ich bin zwar blos Geſchäftsmann, aber ich ſchätze auch Wiſſenſchaft und Kunſt. Ich liebe Beides, weil es das Leben erheitert, weil man neben der Arbeit auch Vergnügen haben ſoll. Ich gehe höflich mit Künſtlern um, vertraut und freundſchaftlich mit großen Gelehrten, und ſtehe ſo zu ſagen mit unſerem Generalintendanten des Hoftheaters auf intimem Fuß. Eine recht warme Empfehlung von meiner Seite wäre ſehr wirkſam. Mein Name gilt nicht nur bei Wechſelaccepten, ſage ich ihnen, man hält große Stücke auf ein Wort von mir. Ueberlegen ſie ſich vorerſt meinen wohlgemeinten Plan. Sie haben ja nicht damit zu eilen. Ich weiß, die liebe Frau iſt dagegen, ſuchen ſie ihre Meinung zu corrigiren. Auf leiſe, beſcheidene Weiſe verſteht ſich. Alles mit Liebe und Güte. Nächſten Sonnabend bin ich wieder hier. Ich betrachte es als eine heilige Pflicht, bei der Wochenauszahlung der Arbeiter ſelbſt zugegen zu ſein, und mich mit eigenen Augen von ihrem Zuſtande zu überzeugen und ihre Wünſche und Anliegen perſönlich zu empfangen. Was halten ſie für beſſer, am Sonnabend nach altjüdiſcher Weiſe zu faullenzen, oder als aufgeklärter Menſch eine übernommene Pflicht zu erfüllen? Beantworten ſie dieſe Frage richtig, ſo werden ſie auch genöthigt ſein, ihren veralteten Gefühlen zu entſagen, und die Frucht zu pflücken, die ihnen die vorgeſchrittene Zeit darbietet."

Das war es ungefähr, was Herr Zehdeniker bei ſeinem letzten Beſuche geſprochen hatte. Es war eine wahre Drachenſaat, welche durch die mildklingenden und verſtändigen Worte im Raume der Hütte war ausgeſtreut worden. Der Vater wurde ganz in ſich brütend, zum großen Leidweſen ſeiner Frau. Agnes blinzelte muthvoll mit den ſchönen Augen und dachte, wenn nur erſt Sonnabend wäre, ich möchte wohl den Herrn Zehdeniker wieder von der Sache ſprechen hören; es iſt doch gar zu traurig, ſo in unſerer Armuth hinzuleben, und er meint es ja gut mit uns, das iſt klar. —

Frau Gertrud war noch nicht aus der heiligen Meſſe zurück, Clara ſtand in der Küche, deren Thüre geöffnet war, Agnes pflegte die Blumen in den Töpfen, die neben das Muttergottesbild vor dem Hauſe aufgeſtellt und täglich erneut wurden, und Vater Ulrich war mit dem Reinigen ſeines Inſtruments beſchäftigt.

„Der Jud meint, ich ſoll's überdenken, brummte er vor ſich hin, das iſt freilich leicht geſagt. Was ſoll ich überdenken? Wohin ſoll mein Denken führen? Da liegt das End' gleich beim Anfang. Er will Geld geben. Von Schenken darf keine Rede ſein. Alſo leihen. Ich ſoll ſein Schuldner werden, er mein Gläubiger. Da weiß ich ſchon, wo das hinaus will.“

Agnes faßte ſich ein Herz, da die ernſte Mutter nicht zugegen war.

„Bedenken ſollſt du freilich, Vater, daß wir ſo arm ſind, ſagte ſie, daß es uns an Allem fehlt, was zum Glück gehört. Wir können uns ja nicht einmal Sonntags beſſer anziehen, als in der Woche. Müſſen wir uns nicht ſchämen?“

Das letzte Wort hatte den Vater aufgeſcheucht.

„Schämen,“ rief er, „was da! Wir ſind ehrliche Leute, gute Chriſten, wohnen in unſeren eigenen vier Wänden, und ſind keinem Menſchen etwas ſchuldig. Wir brauchen uns vor dem Fabrikgeſindel und dem reichen Judenpack nicht zu ſchämen.“

„Und doch,“ erwiederte Agnes gereizt, „werden wir vielleicht noch froh ſein müſſen, wenn ich und die Clarinette da, in des Juden Fabrik etwas zu kratzen oder zu kämmen kriegen, und am Ende der Woche unſere paar Kreuzer dafür empfangen.“

Bei dieſen Worten ſprang Clara, wie Feuer glühend, vom Heerde weg in die Stube.

„Bleib' bei der Suppe, ſie wird anbrennen!“ ſchrie ihr der Vater zu, weil er einen Streit zwiſchen den Schweſtern beſorgte.

„Anbrennen oder nicht,“ ſprach ſie gelaſſen, „auf ſolche Rede muß ich der Agnes antworten. Ich höre ſchon länger euerm Hader zu. Der Vater hat Recht; er ſoll des Juden Schuldner nicht werden, und in ſeiner Fabrik werden wir im Leben nicht arbeiten, ſo lange wir nehmlich unſere Armuth in Demuth tragen, wie bisher, und der Vater noch ſein Inſtrument ſpielen kann. Hört das einmal auf, ſo wird der liebe Gott ſchon weiter für uns ſorgen. Es giebt auch noch Chriſtenhäuſer, wo man tüchtige Mägde braucht.“

Mutter Gertrud war eben heimgekehrt und hatte Clara's Worte gehört. Sie ging zum Schrank und legte das Gebetbuch in's Fach. Die Suppe ziſchte auf dem Heerde und Clara war in die Küche geſprungen, um ſie vom Feuer zu rücken. Agnes trug die Blumentöpfchen hinaus, um ſie an ihren Platz bei'm Muttergottesbild zu ſtellen. Der Vater warf ſein Inſtrument in den Lederbeutel, nahm ihn unter den Arm und verließ mit ſtummem Kopfnicken die Stube. Frau Gertrud legte zerriſſene Wäſche vor ſich hin, die ſie ausbeſſerte. Es war äußerlich Ruhe und Stille eingetreten; allein aus den Gemüthern war die Aufregung nicht gewichen. Bis auf Clara, deren Gemüth ſo ſeltſam beſchaffen war, daß es von unangenehmen wie erfreulichen Dingen nicht anhaltend ergriffen werden konnte. Das lag aber nicht an einem höhern Grade von Gleichgiltigkeit, wie es oberflächlich betrachtet erſcheinen mochte; ſondern an einem unbegränzten Vertrauen und damit verbundenem demüthigen Erharren.

Am Abend dieſes Tags, nachdem der „Engel des Herrn" gebetet war, ſetzten ſich die Mutter und die Töchter mit ihren Strickzeugen, bei der Abendlampe hin, um vor dem Schlafengehen noch einigemal herumzuſtricken.

Sie thaten es für's Geld; Urſula, die Schweſter des Pfarrers, gab ihnen ſolche Aufträge, um die wackern Menſchen nicht durch Almoſen zu beſchämen. Sonſt gab das tägliche Allerlei den Stoff zur Unterhaltung her; oder irgend ein Buch lag da, aus dem Clara vorlas. Heute kamen nur einzelne Fragen vor, die ſo kurz als möglich beantwortet wurden. Es herrſchte eine Mißſtimmung bei Agnes und der Mutter vor; die jedoch durch ſehr verſchiedene Befürchtungen hervorgerufen war. An Clara wäre es geweſen, ſie abzulenken oder gänzlich zu zerſtreuen. Allein das war nicht von ihr zu erwarten.

„Ich denk's nicht, daß wir einmal ſo beiſammen geſeſſen wären, fing endlich die Mutter mit einem Seufzer an. So traurig und ſtumm, als ob ein Unglück auf uns läg', und es iſt doch nicht ſo. Wir haben wirklich noch keine Urſache zur Traurigkeit, und was uns drückt, ſitzt nur in der Einbildung, die uns allerhand ſchwarze Geſpenſter vormalt. Der böſe Nachbar, der Jude, trachtet nach unſerm Haus. Er kann auf dem geraden Wege nichts ausrichten, und zieht nunmehr mit Liſt heran, um uns zu berücken. Das macht uns Sorge, aber ſeid getroſt, ſo lange ich das Leben habe, gelangt er nicht zum Ziel. Das Haus iſt mein Erbe, und ſoll es bleiben. Seit Jahrhunderten ſteht es da unter dem Schutz der heiligen Jungfrau Maria, zu der die Bewohner ſtets gebetet haben, und auch ſtets von ihr erhört worden ſind; wie es durch den heiligen Bernhard ja ſchon erwieſen, daß nie ein Menſch vergeblich die heilige Himmels-Königin angerufen hat. Was ſollten wir verzweifeln? Ihr wißt, wie ich's weiß, daß wir unter'm beſondern Schutz Maria's ſtehen. Ihr Bild an unſerm Haus iſt nicht nur ſo ein Bild wie andere Bilder auch; und iſt es Pflicht, jedes Bild von ihr in hohen Ehren zu halten, ſo müſſen wir unſeres doppelt verehren. Eine von euch wird doch den Blumen draußen Waſſer gegeben haben?"

Agnes bejahete es.

„Nun ſehet," fuhr die Mutter fort, indem ſie emſig die Maſchen aufhob, die ſie in ihrer Erregtheit hatte fallen laſſen, „wie wär's denn auch nur möglich, daß die heilige Jungfrau es zugeben könnte, daß ihr Bild, vor welchem Chriſten viele hundert Jahre ſchon gebetet haben, in die Hände des Juden komme? Und wär's nicht ſo, wenn wir ihm das Haus verkauften? Und würden wir uns nicht ſehr ſchwer verſündigen? Darum ſage ich, es iſt nichts damit; ſchlagen wir's uns aus dem Sinn; wir brauchen deshalb uns nicht zu grämen. Der Löwe mag umhergehen und ſuchen, wen er verſchlinge; an uns hat er keine Macht."

Während Clara die Mutter ſtillſchweigend angehört hatte, ohne von ihrem Strickzeug aufzublicken; zeigte Agnes ein heiteres Geſicht, in deſſen Zügen ſich eine zweifelhafte Miſchung von Zufriedenheit und Laune abſpiegelte, deren Quelle wohl nicht der gläubigen Zuverſicht der Mutter entſprach. Das Mädchen hatte Freude am Leben: ſie war ſchon glücklich, daß ſie lebte. Nur den flüchtigſten Eindrücken offen, war ſie gegen Jedermann freundlich; ein Bild der Alltäglichkeit.

Jetzt fing ſie an zu ſingen; die Mutter verwies es ihr.

„Wie ſoll man denn aber da aus der Trübſeligkeit herauskommen," rief ſie verdrießlich. „Ich weiß nichts Anderes als Singen. Die Clara ſoll einſtimmen, und das wird uns bald aufgeheitert haben."

„Nicht ſingen ſollt ihr, meine Kinder, das will gar nicht für uns paſſen, wie wir jetzt ſo da ſitzen. Leſ' Eine was, das wird beſſer ſein."

Beide Mädchen ſchweigen.

„Wenn keine leſen will, ſo muß es unterbleiben, denn meine Brille iſt nicht ſcharf genug bei der Lampe. Dann wär's beſſer, wir gingen ſchlafen. Den Vater können wir nicht erwarten, der iſt ja über Feld, und ſpielt bei der Hochzeit auf.“

Clara ſtand auf und holte ſtillſchweigend ein Buch vom Brete. Es war zerleſen, wie ein altes Gebetbuch, das ſchon vielen Generationen gedient. Agnes ſtützte den zierlichen Arm auf den Tiſch, legte das Kinn in die flache Hand und ſtarrte in die Flamme der Lampe. Die Mutter aber ſtocherte mit der Stricknadel den Docht auf, damit er heller brenne, und nickte Clara freundlich zu. Dieſe begann im ernſten Tone die Lectüre.

Es war eine Geſchichte, die Allen wohlbekannt, in dieſem Augenblick jedoch ganz geeignet war, die niedergedrückte Stimmung zu heben. Es war eine Sage, die ſich im Volke erhalten hatte, und von Zeit zu Zeit in Kalendern und Volksſchriften auf's Neue und im jedesmaligen Geſchmacke wiedererzählt worden war. Der Ort der Sage war eben in jenem Markte gelegen, von dem wir ſprechen, und der Gegenſtand, der Urſprung des Muttergottesbildes an dem Häuschen des Muſikanten.

Vor vielen hundert Jahren, ſo lautete ſie, als die ganze Gegend noch der Urwald bedeckte, beſtanden an dem Orte, wo heut der Flecken Marienſtein am Gebirg liegt, nur zwei Anſiedelungen: das Gotteshaus, in welches fromme Einſiedlermönche ihre Zellen gebaut hatten, und das Herrenſchloß auf der Höhe, das ihnen Schutz gewährte. Der Ritter da droben war gegen die Ungläubigen gefallen, und ſeine Wittwe lebte auf der Burg mit ihren beiden Söhnen. Da kam es, daß wilde Schaaren, die ſich dem Chriſtenthum widerſetzten, über Kirche und Mönche herfielen bei nächtlicher Weile, und ſengten und mordeten. Die beiden edeln Söhne ſtiegen mit ihren Reiſigen herab von der Burg, um das heidniſche Räubervolk zurück zu jagen. Es gelang: aber im verzweifelten Handgemenge wurde der älteſte der beiden jungen Ritter von einem tödtlichen Streiche getroffen. Sein treuer Knappe, der immer an ſeiner Seite war, ſuchte vergeblich ihn der Gefahr zu entreißen. Er ſelbſt blutete aus mehr als einer Wunde, allein er verließ ſeinen Herrn nicht und es gelang ihm nur unter ſchweren Gefahren, den tödtlich Verwundeten, aus dem Gedränge zu befreien, und ihn glücklich nach der Burg zu bringen. Er trug ihn auf ſeinem Rücken bis zu dem großen Wartthurm, von wo es ſteil aufwärts ging. Hier verließen den Getreuen die Kräfte und er mußte ſeine Laſt auf den Boden legen. Er bettete ſeinen Ritter in die Gräſer und Blumen, die am Fuße des alten Wartthurms blüheten, und daraus weiße Lilien ihre ſchlanken Stengel erhoben, wie ſie zum Schmucke der heiligen Jungfrau, als Symbol der höchſten Reinheit, auf der ſchönen Erde der liebe Gott blühen läßt. Die edle Mutter und ihre Frauen eilten auf die Meldung herbei. Sie weinten und ſchluchzten laut, als ſie den Sterbenden erblickten. Einer der Mönche hatte ſich eingefunden, um die Beichte des guten Ritters zu hören, der für die heilige Kirche Chriſti ſein Leben geopfert hatte. Nachdem er die Abſolution erhalten, winkte er ſeiner Mutter und allen Leuten, nahm von ihnen rührend Abſchied und ſtarb. Die edle Burgfrau knieete im tiefſten Schmerze, bleich und unbeweglich neben dem Leichnam ihres Sohnes und betete ſtill. Alles um ſie her knieete und betete auch. In dieſem feierlichen Augenblicke — ſo erzählt die Familienlegende — erſchien der Mutter ein Engel und ſprach: „Unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus und Seine hochheilige jungfräuliche Mutter ſenden dir Troſt. Gott hat deinen Sohn begnadigt, weil er treu war und ſein Leben für den Glauben geopfert hat. Dein Sohn iſt im Himmel. Zum Zeichen betrachte die Blumen, auf die ſein Blut gefloßen.“ Der Engel entſchwebte. Sie aber ſah hin. Alle Lilien auf dem Rain waren nun roth. Getröſtet ſtand die edle Mutter auf und dankte Gott. Dann errichtete ſie über das hölzerne Kirchlein der Mönche die jetzt noch ſtehende Kirche von Stein. An der Kloſtermauer aber erbauete ſie das Häuschen, das ſie für ewige Zeiten dem treuen Knappen ſchenkte, der ihren Sohn, ſelbſt ſchwer verwundet, auf ſeinem Rücken aus dem Kampfe getragen hatte. Und über der Thür ließ ſie ein in Stein gehauenes Bild der heiligen Mutter mit dem Kinde in die Mauer ſetzen, und ringsumher waren Lilien angebracht; die roth angeſtrichen waren. Der ſie überlebende zweite Sohn aber, nahm die rothen Lilien in ſein Wappen, wie es noch heute zu ſehen iſt.

Nachdem Clara geendet hatte, rollte die Mutter die Strickerei zuſammen, und ſprach mit ruhig erhobenem Tone: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! — Nur Clara erwiederte: In Ewigkeit, Amen! Agnes war eingenickt.

Eine Viertelſtunde darauf war die Lampe ausgelöſcht und die Schlafenden hörten es nicht, als der Vater weit nach Mitternacht heimkehrte. Er hütete ſich aber auch, Geräuſch zu machen.

4.

Iſidor, der Sohn des Bankiers war zu einem ſchwächlichen Menſchen herangewachſen. Bleich, faſt bartlos, ein großes, ſchwarzes, aber umſchleiertes Auge. Seine modiſchen Kleider trug er nachläſſig, er hielt nichts auf ſich, und man ſah deutlich, daß er ſich aus der ihn umgebenden Welt nicht viel machte. Zu einem Berufe, wie man es nennt, konnte er ſich nicht entſchließen, weil er bis jetzt eigentlich noch keinen in ſich verſpürte. Er trieb Allerlei, weil er gar Vieles bei ſeinem Hofmeiſter hatte lernen müſſen. Er wußte Sprachen und las die Autoren, ohne ſich dabei eines Zweckes bewußt zu ſein; er zeichnete und tuſchte, nahm bald eine Gegend auf, bald ein Porträt. Alles blieb aber unvollendet, und vermehrte den Ballaſt, der ihn hinderte, einem beſtimmten Ziele zuzuſteuern.

In dieſer ſorgloſen Thatloſigkeit, die man jedoch nicht gerade Unthätigkeit nennen konnte, verblieb er ein Jahr nach dem andern. Vergebens waren die Aufforderungen ſeines Vaters, der ihn in das ſtets ſich erweiternde Geſchäft einführen wollte, und ihm lockenden Antheil verhieß. Mit entſchiedenem Widerwillen wies er es zurück. Seine Mutter, die nach dem Ausſpruche der beſten Geſellſchaft den Ruf einer hochgebildeten Frau beſeſſen hatte,

ar unlängſt geſtorben. Sie hatte mit großer Freude
dem zufälligen Hang zum Zeichnen und Malen den
nftigen Beruf ihres Sohnes zu entdecken geglaubt.
ne Künſtlerlaufbahn hatte für ihn keine Dornen, ſo
einte ſie, da er reich genug war, um alle widerſtreben-
n Bedingungen mit Anſtand und Macht zu überwinden.
n ihm einſt einen Maler wie Bendemann zu erblicken,
b ihre Bruſt, und „trauernde Juden“ gab's noch genug
malen auf dem Gebiete der realen Kunſt, dachte ſie.

Eine noch weit innigere Theilnahme für Iſidor, als
Eltern, empfand aber die Großmutter, Frau Lea, eine
rwürdige Dame vor allen Leuten, die ſie kannten, und
n Muſter der Frömmigkeit. Sie lebte in dem prächti-
n Hotel ihres Sohnes, im erſten Stock und in den
önſten Zimmern, von der Hochachtung aller Haus-
noſſen, vom Herrn herab bis zum letzten Diener, um-
ben; wie es die ſchöne patriarchaliſche Sitte der Juden,
s unverbrüchliches Geſetz dictirt. „Du ſollſt Vater und
utter ehren, damit du lange lebeſt auf Erden“ iſt in
ler Juden Herzen wohl am tiefſten eingeprägt.

Die Wohnung der Frau Lea war völlig abgeſchloſſen,
eichſam unter Clauſur, weil ſie die Gebote treu und
eng beobachtete. Das geräuſchvolle Geſchäft, welches
n Hinterhauſe betrieben wurde, die geſellſchaftlichen Prunk-
le im Seitenflügel, konnten ihre ſtille Ruhe nicht ſtören.
llein auch das freiere Leben der Familie ihres Sohnes
ang nicht zu ihr. Sie ahnte davon nur wenig. Man
ar bemüht, aus achtungsvoller Rückſicht eine wohlge-
einte Täuſchung darum zu hüllen, und tröſtete ſich da-

mit, daß es eine Art von Nothlüge war, um die alten Tage der verehrten Frau nicht zu verkümmern. Die Sache gelang leicht, weil Frau Lea, alt und gebrechlich wie ſie war, nur ſelten ihre Zimmer verließ. Dies geſchah nur, wann ſie ſich in die Synagoge begab, oder in der alten Karroſſe ihres verſtorbenen Gatten eine Spazierfahrt unternahm, die immer auf ein und daſſelbe Ziel hinauslief. Seit zwanzig Jahren konnte man ſie zur beſtimmten Stunde, jeden Montag und Donnerſtag zum Brennerthore hinausfahren ſehen, bis zu einer nahegelegenen Vorſtadt, welche größtentheils von ihren Glaubensgenoſſen bewohnt war, die ſich in früheren Zeiten nicht in der Hauptſtadt anſiedeln durften. Hier erwarteten ſie ſchon die Armen des Orts, um ſie als ihre Wohlthäterin ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Sie empfing dieſe Huldigung mit mildem Lächeln und unterließ es niemals, neue Spenden zu hinterlaſſen. Dann wendete der Kutſcher, der Wagen rollte nach Hauſe und die Spazierfahrt war geendet.

Es war ein ſchönes freundliches Bild, das ſich dann im Hotel des Bankiers bereitete. Frau Lea, im eng anſchließenden Kleide von ſchwerem ſchwarzen Seidenſtoffe, die Haube aus den feinſten Spitzen bis tief in die Stirne gerückt, mit den blitzenden Brillantohrringen und der koſtbaren Broſche aus acht Solitären von ſehr großem Werthe, war gewiß eine an und für ſich imponirende Erſcheinung. Am Fuße der breiten Ehrentreppe, die zu ihren Gemächern führte, erwartete ſie oder ihre Schwiegertochter, noch kurz vor ihrem Tode, eine ſchöne Frau nach der eleganteſten

Mode gekleidet, die jedoch nicht durch Brillanten und Geſchmeide ihren Reichthum zur Schau trug, noch ihr prächtiges Haupthaar unter die Haube verbarg, wie es das Geſetz den Frauen in Israel vorſchreibt. Mit ihr waren die kleinern Kinder da. Wie blickten die ſtechenden pechſchwarzen Augen unter den breiten ſcharfgezogenen Brauen der Großmutter ſo freundlich auf ihre Enkelchen herab! Ihre ſehr bleichen Lippen zogen ſich in die Breite, wie zu einem Lächeln, das mehr den Ausdruck der Wehmuth als der Freudigkeit an ſich trag, und die Züge des runzeligen Geſichtes ſchienen ſich zu beleben. Frau Lea pflegte dann wohl leis zu ſeufzen, wenn ſie, wie es regelmäßig geſchah, ihre Schwiegertochter umarmte, und die auffriſirten, bloßen Haare der Ehegattin ihres Sohnes die Wangen der frommen Jüdin ſtreiften!

An den Geſellſchaften im Hauſe betheiligte ſie ſich nicht. Sie kümmerte ſich weder um die Anordnungen, noch um das menu der Tafel, das der franzöſiſche Koch aus den verpönteſten Schüſſeln zuſammenſetzte. Indem ſie ſich nicht darum kümmerte, legte ſie von dem ihrem Volke eigenthümlichen verſtändigen Tact den ſprechendſten Beweis ab. Sie entſchlug ſich mit einer ſcheinbar großartigen Seelenruhe aller Sorgen darum, und ſah ſich in ihrer gänzlichen Unwiſſenheit aller Einmiſchungen überhoben, welche den Frieden des Hauſes geſtört haben könnten.

Deshalb ſpeiſte ſie auch niemals bei ihren Kindern. Bei feſtlichen Anläſſen wurde die Familie von ihr eingeladen. Sie hatte nur Glaubensgenoſſen in ihren Dienſten. Eine jüdiſche Köchin erhielt die ſtreng nach dem Geſetz geſäuberten kauſchern Nahrungsmittel von dem Gemeindebeamten, und bereitete ſie nach dem moſaiſchen Geſetze. Ihr Kammermädchen war eine ältliche entfernte Verwandte, und ihr Bediente Machol war der Meſchores ihres verſtorbenen Mannes, der noch keinen modernen Commis hielt, als er den Grund zu ſeinem Reichthum legte. Jetzt erſchien der alte Meſchores in der Livree des Hauſes gekleidet.

Von ihren Enkeln war ihr der älteſte, Iſidor, der liebſte. Er aß oft an ihrem kleinen Tiſche, begleitete ſie in die Synagoge, und hielt mit ihr die häuslichen Andachten, wie ſie vorgeſchrieben ſtehen. „Mein geliebter Israel!“ ſo nannte ſie ihn immer, denn das war ſein eigentlicher Name. Iſidor hieß er nur vor der Welt.

Es war nicht Heuchelei, welche Iſidor ſo eng an die Großmama knüpfte. Bei ſeiner Unentſchloſſenheit und dem beſtändigen Umherflackern ſeines Geiſtes hatte er ſich ſeiner Großmutter, als einer feſten Stütze, ohne Rückhalt überlaſſen. Er hatte als Kind zu den Füßen der frommen Frau ſeine erſten Spiele getrieben, und von ihrer Hand geleitet, die erſten ſchwankenden Schritte gewagt. Hieraus war eine ſüße Gewohnheit entſprungen, die ſein Herz gefangen nahm, und als ſchon frühe ein unbezwinglicher Widerwille gegen das vornehme Geſellſchaftsleben in ihm Wurzel faßte, ſchützte ihn die Abgeſchiedenheit der Großmama, die Alle wie ein Heiligthum verehrten, gegen die Aufforderungen der Welt und die Mahnungen ſeiner Eltern, indem ſie den Schein des hartnäckigen Ungehorſams von ihm entfernte.

Seine einzige Zerſtreuung ſuchte er auf einſamen Spaziergängen; vorzüglich wurden ſie nach der Villa ſeines Vaters unternommen. Er war dort zu allen Jahreszeiten zu treffen, mit Ausnahme der erſten Frühlingswochen, welche ſeine Eltern auf der Villa zubrachten, ehe ſie die alljährliche Badreiſe antraten. War Alles dort wieder öde und leer, dann durchſtrich er träumeriſch die ſchönen Laubgänge. Die Thätigkeit der Fabrik ſtörte ihn nicht; den Gärtnern ging er aus dem Wege; er wollte allein ſein. Nur wann er Clara erblickte, belebte ſich ſein Auge und ſein Mund verzog ſich zu einem Lächeln. Er beſchleunigte ſeinen Schritt, um ſie einzuholen oder ihr entgegenzugehen; er rief ſie bei dem Namen „Clarinette" und ſie nahm es nicht übel, daß der früheſte Jugendgeſpiele ſie ſo nannte. Aber ernſt und ſtreng ſtand ſie ihm gegenüber, kein Wort verrieth es ihm, daß es ihr Vergnügen gewähre, mit ihm zu ſprechen.

Seit einiger Zeit war an Iſidor eine befremdliche, ihm ſonſt nicht eigene Unruhe zu bemerken. Seine Unterredungen mit Clara waren lebhafter geworden. In ſeinen Mienen zeigte ſich häufiger jener ſprechende Ausdruck, der bei den Juden für typiſch gilt, und die Bewegung ſeiner Hände begleitete dann nachdrucksvoll die Accente der Rede. Dieſe ſo heftig erregte Geſtalt bildete den ſchneidendſten Gegenſatz zu der Kälte des jungen Mädchens. Er, ein Jude, haftend an dem Glauben ſeiner Väter; ſie, eine Chriſtin, glücklich im Glauben an den Erlöſer; er reich, ſie arm; er unſtät ſuchend, einſam verkümmert in einer Welt des ungemeſſenen Ueberfluſſes; ſie feſt, unbeengt und frei in den dürftigſten Lebensverhältniſſen. Ihm war nach allen Seiten hin die Schranke gezogen, innerhalb welcher ſein Daſein ſich verzehrte. Hier das geräuſchvolle und doch ſo inhaltslos ihm erſcheinende Geſchäft ſeines Vaters, dort das üppige Leben in der Geſellſchaft, ſtand er erfüllt von einem unbeſtimmten Gefühl, beherrſcht von einer geiſtigen Unerſättlichkeit, und fand nirgend Nahrung, Befriedigung, Troſt; nur Stoff für einſames, oft in Trübſinn ausartendes Denken, und fand nur dann eine kurze Beruhigung, wann er die Hand der alten Großmutter ſegnend auf ſeinem Haupte verſpürte. Der Spruch der dabei leiſe, wie wimmernd, auf ihren bleichen Lippen ſchwebte, hallte dann in ihm wieder: „Jehovah iſt ein einziger Gott, wir ſollen keine Götter haben neben ihm!“ —

Clara hatte ſich ſchon längere Zeit vor Iſidor nicht ſehen laſſen; da traf er ſie einmal außerhalb des Parks, wo der von den Maſchinenrädern wild aufgepeitſchte Bach, wieder zur Ruhe gekommen, gelaſſen durch die Wieſen dahinfließt. Er ging raſch auf ſie zu, ſie blieb ſtehen, und als er ihr die Hand reichte, grüßte ſie ihn höflich, aber kalt wie immer.

„Warum vermeideſt Du mich, Clarinette,“ ſagte er im Tone des Vorwurfs, warum grüßeſt Du mich höflich, wann ich Dir herzlich die Hand reiche? Ich bin wie der Vogel auf dem Zweig, und morgen ſchon bin ich vielleicht fern von Dir.“

Sie ging weiter und antwortete nicht. Er bat ſie dringender, es zu thun.

„Nun wohl," ſprach ſie, „ich bin unzufrieden mit Dir. Ich kann es nicht ſehen, daß ein Menſch in deinem Alter den lieben Gott um jeden Tag beſtiehlt, den er durch ſeine Gnade lebt. Wirſt Du denn das Nichtsthun gar nicht überdrüſſig?"

„Das Nichtsthun iſt beſſer," erwiderte er, „als unnützes Zeug thun. Was ſoll ich anfangen?"

„Ein Hirt oder Knecht wäre beſſer als ein ſolcher Tagedieb."

Er lachte laut auf und rief: „Das iſt naiv!" Dann aber ſetzte er ſchnell ſehr traurig hinzu: „man kann das eben nicht immer werden."

„Biſt Du nicht völlig frei? biſt Du nicht reich?"

„Weder das Eine noch das Andere."

„Nun ſieh nur, wie Du lügſt! oder — erkläre mir Das."

„Das kann ich nicht; es iſt nicht ſo leicht."

„O nur zu! Ich werde Dich ſchon begreifen."

„So höre denn. Jeder Menſch trägt Feſſeln, die ihm nicht erlauben, einen Schritt ganz frei zu thun. Scheint es Dir gerathen, den gebahnten Weg zu verlaſſen und querfeldein über Stock und Stein dahin zu raſen? Glaubſt Du, daß man ſo leichter, ſchneller und ungehinderter ſein Ziel erreichen könne? Würde man nicht in tauſend Gefahren ſtürzen, aus denen man ſich nicht mehr zu retten wüßte? Nicht nur die Kleider, ſelbſt das eigene Fleiſch müßte man an den Dornen des Weges laſſen. Mein liebes Kind, gehen, laufen, handeln, arbeiten, blos damit man von ſich ſagen kann, man ſei thätig, iſt ein eitles Vergnügen, ein leerer Vorwand der Welt gegenüber, der aber in der That nicht weiter bringt.“

„So unbeſonnen und wild ſoll man es auch nicht anfangen. Man hat ja ſeinen Verſtand, den muß man immer bei Allem zu Rathe ziehen.“

„Das thue ich auch, Clara, das eben gibt mir zu überlegen. Ich ſehe keine Mauer neben, keine Bruſtwehr vor mir, und darum bin ich behutſam.“

Sie trat ganz dicht vor ihn hin und ſah ihn ſcharf an; er ergriff ſie beim Arm und führte ſie fort; dann ſprach er wieder:

„Jetzt da ich Dir gebeichtet, wirſt Du freundlicher mit mir ſein?“

„Vielleicht. Aber Du mußt doch einmal einen andern Weg einſchlagen.“

Er lachte: „Du ſprichſt wahrhaftig von ſo ernſten Dingen, als wenn es gälte, Stachelbeeren zu pflücken.“

Es fing an zu regnen. Sie traten in ein Schäferhaus am Waldrande und ſetzten ſich nebeneinander auf einen Stein, die Füße im Moos. Sie zog vertrocknete Stengel daraus hervor und zerknickte ſie zwiſchen den Fingern. Er ſah vor ſich hin. Eine Schaafheerde ſammelte ſich unter den Bäumen; der Schäfer und ſein Hund lagerten ſich dazu.

Nach einer Pauſe fing Iſidor zu ſprechen an; es war die Fortſetzung des vorigen Themas, das er in Gedanken weiter geſponnen hatte.

„Wollen, iſt bald geſagt, Clara, aber nicht leicht.“

„Leicht oder nicht. Wenn man's nur kann.“

„Sieh, das gebeugte Bäumchen dort vor der Thür; kann es ſich erheben?“

„Eine ſtarke Hand kann es.“

Sie blickte ihn lange an, zuckte die Achſeln und ſprach mit ſanftem Tone:

„Ich ſeh' Dir's an; Du giebſt mir Recht. Du kannſt Alles ändern. Lieber ein Bauernknecht oder ein gemeiner Soldat. Du ſollſt arbeiten, wahrhaftig und ehrlich. Auch wir Frauen dürfen nicht müßig herumtappen. Es gibt auch Arbeit für uns. Das Hausweſen, Stricken, Spinnen, Weben, Nähen. Wenn man nur will, ſo iſt ſchon geholfen; mit der ſchlechten Gewohnheit wird ein kräftiger Wille bald fertig. Immer und immer Jagd, Theater, Spazierengehen! hat man dazu ganze Stiefel an? Wer ſo dahinlebt wie Du, darf nicht daran denken, daß man ihn nur wahrhaft gern haben könnte, weil man ſich ja von ihm das Gleiche nicht verſehen darf.“

Er ſagte finſter: „Du biſt im Zuge, Clarinette, nur immer zu!“

„Beweiſe mir, daß ich Unrecht habe,“ ſprach ſie und ſtand auf.

Sie traten vor die Thür der Hütte. Es hatte zu regnen aufgehört. Sie gingen Arm in Arm unter den Weiden am Waſſer hin. Sie hatte ein Stäbchen vom Wege aufgehoben und ſchlug damit an die Zweige, ſo daß die Regentropfen herunterfielen. Unter dieſem ſtummen Spiel hatten ihre Gedanken freien Lauf; ſo waren ſie bis in die Nähe des Häuschens ihres Vaters gelangt. Iſidor drückte hier dem Mädchen raſch und ungeſtüm die Hand.

„Von allen Menſchen, die ich kenne,“ ſagte er dabei, „biſt Du der erſte, der durch ſeinen großmüthigen Unwillen mir den Gedanken eingibt, daß ich zu etwas tauglich ſein könnte. Adieu, Clarinette!“

Er ſchlug den Weg nach der Stadt ein; ſie ging zur Hütte, nachdem ſie das Muttergottesbild ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte. Sie blickte zu ihm auf und betete leiſe: „Steh' du ihm bei in ſeinen guten Vorſätzen!“ —

Dies hatte ſich an einem Freitage zugetragen, und die Sonne war bereits untergegangen, als Iſidor die Stadt erreichte. Der Regen hatte ihn zu lange aufgehalten und die Unterredung mit Clara ihn vergeſſen laſſen, daß die Großmutter ihn heute mit größerer Freude erwarte, als gewöhnlich.

Im Hotel ſeines Vaters verkündete nichts die Annäherung des Sabbath. Die Commis, größtentheils Chriſten, trieben ihre gewöhnlichen Verrichtungen. Herr Zehdenker war mit ſeiner Familie in die Oper gefahren. Nur in den Zimmern der Großmutter war es ſabbathlich, das Bild feſtlicher Ruhe. Kein anderes Licht erhellte den Raum, als der Schein der ſiebenarmigen Lampe, und ein ſtarker Blumenduft erfüllte ihn. Der Tiſch war mit dem feinſten Damaſt bedeckt und darauf prangten die ſchweren Gold- und Silbergeſchirre der alten Dame, von alterthümlicher Form und verſchiedenem Zeitgepräge, wie es zufällig und nach und nach angeſammelt worden war.

Die hohe, reich mit Steinen verzierte Gewürzbüchſe, in der Geſtalt eines bewimpelten Thürmchens, die prächtige Kanne mit ſüßem Wein; Alles bezeichnet mit Segensſprüchen in der heiligen Sprache des alten Judenthums. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſer ſchwerfälligen, den Beſitzer charakteriſirenden Pracht, und den nach der Schablone der Mode angefertigten, immerfort wechſelnden, Gefäſſen von Bronce und Scheinſilber des Bankiers! Nichts wäre im Stande, auf beredtere Weiſe die gegenwärtige Wandelbarkeit des Beſitzſtandes zu verſinnlichen, als die altehrwürdige Rumpelkammer mit ihren unveräußerlichen Schätzen, und die moderne Vaiſſelle, die alle Jahre in die Schmelze wandert, um in verjüngter Geſtalt die verwöhnten Blicke zu erfreuen.

Die ehrwürdige Frau Lea feierte an jenem Abend die Ankunft des erſehnten Ruhetages, an welchem ihr Gott die Schöpfung vollendet hatte. Sie begrüßte ihn mit frommem Gebete in dem ächt orientaliſchen Bilde des Bräutigams, der die beglückte Braut heimzuſuchen kommt. Friede und Ruhe herrſchte um Lea, und die ſtille Freude, die daraus erwuchs, ergoß ſich in ihr Herz. Auch der ärmſte Jude, iſt er dem Glauben ſeiner Väter treu geblieben, hat ſeinen Theil an dieſer Freude. War er geplagt, gehetzt, verſpottet, verachtet die ganze Woche hindurch; zwang ihn ſein armſeliger Erwerb zu den demüthigendſten Schritten, die Selbſterhaltung zu Liſt und Trug gemeinſter Art; am Freitag, wann er Abends aus der Synagoge heimkehrt, dünkt er ſich ein anderer Menſch zu ſein. Eine Ruhe beſeeligt ihn wahrhaftig, die kein

Geſchäft trüben darf, in der alle Sorge entweichen muß, die von keinerlei Befriedigung, auch ſelbſt nicht des kleinſten Bedürfniſſes, geſtört wird; denn ſo verlangt es das Geſetz. Der gemeinſte Jude, wann er am Abend des eingehenden Sabbath mit den Seinen das feſtliche Brod bricht, aus feinſtem Weitzenmehl gebacken und mit Mehnkörnern beſtreut, und den erlaubten Wein unter Segensſprüchen zum Munde führt, fühlt den urweltlichen Stolz eines Patriarchen oder Herrſchers, denn er darf ſich gleich den Bevorzugteſten ſeines Volkes der uneingeſchränkteſten Sabbathruhe erfreuen; die allgemeinſte Gleichheit herrſcht an dieſem Tage in Israel; ſie Alle ſind Herren, und wer die unabweislichen Dienſte im Hauſe verſieht, iſt ein armer Chriſt, der Goj, der dazu gedungen wird, und dem man mit dem Ausgang des Sabbath ſeinen kleinen Lohn reicht. —

Auf der Treppe zu der Wohnung ſeiner Großmutter fiel es Iſidor plötzlich ein, daß es Freitag ſei, und daß ſie ihn zum Souper erwarte. Er zog die Uhr, und erſchrack über die verſpätete Stunde. Was ſollte er thun? Sich gar nicht zeigen, würde die alte Dame in Sorgen verſetzt haben und ſie hätte dadurch ihre gebotene Ruhe unterbrochen geſehen. Er mußte ſich zu dem andern entſchließen. Er zog leiſe die Klingel an der Glasthüre, ſchritt über den Teppich des Corridors und öffnete ſo zagendlangſam den Salon der Großmutter, daß ſie ihn gar nicht zu bemerken ſchien. Die Schüſſeln waren bereits abgehoben, und ſie ſchlummerte oder war in tiefe Betrachtung verſunken. Schon wollte er ſich leiſe zurückziehen und ſeine Entſchuldigung zu einer gelegnern Zeit aufſchieben, als Frau Lea ſich nach ihm umdrehte, und ihn ſtumm anblickte, wie mit Augen, die eben aus dem Schlummer erwachen.

Iſidor's bemächtigte ſich eine unſägliche Verlegenheit. Es that ihm weh, die Vorwürfe ſeiner Großmutter wirklich verdient zu haben; auch wußte er nicht, was er ihr zur Entſchuldigung ſeines Ausbleibens ſagen ſollte. Seine Bläſſe, ſeine feſtgeſchloſſenen Lippen, ſeine rechte Hand, die ſeine linke ſo krampfhaft umklammert hielt, als wollte er ſie zerbrechen; dies gab ein Bild, welches in den ihn umgebenden Rahmen der feſtlichen Ruhe durchaus nicht paßte.

Frau Lea ſtreckte noch einmal beide Arme weit vor ſich hin und erhob ſie dann ein wenig über den Kopf, dann ſagte ſie: „Leg' dich ſchlafen, Israel, ich danke Gott, daß Du da biſt und kein Unglück gehabt haſt.“

Da hob Iſidor ſein ſtets umſchleiertes Auge, das kurz vorher auf den Boden geſehen, ſeine Wangen überflog ein Schimmer von Röthe, ſeine Bruſt athmete freier, und er hatte ſchnell Worte der Entſchuldigung geſammelt, um der gütigen Großmutter für ihre beſorgte Liebe zu danken.

Aber ſie unterbrach ihn mit einer ängſtlichen Ungeduld:

„Laß' es gut ſein, Israel, wir wollen ſchlafen gehen. Morgen beſuche mich nicht. Ich werde dir das Eſſen auf das Zimmer ſchicken. Sonntag früh werde ich Dich rufen laſſen.“

Sie winkte ihm mit der Hand und entließ ihn.

5.

Es war ein ſchöner heller Sonntagsmorgen. Die Glocken erklangen und luden in die Gotteshäuſer; die Menſchen im Feſtkleide, ſchritten durch die Straße; die der Andacht, jene dem heitern Genuſſe zu genügen. Der liebe Gott läßt über Alle ſeine Sonne ſcheinen.

Iſidor hatte ſich ſchon zweimal in dem Vorzimmer ſeiner Großmutter ſehen laſſen; ſie wäre noch nicht aufgeſtanden, hieß es das erſtemal, dann: Madame habe frühen Beſuch, und zwar — wie ihr Kammerdiener, der alte Meſchores, geheimnißvoll hinzuſetzte, ſei es der Herr Papa ſelbſt, den er geſtern noch ſpät, nach Ausgang des Sabbath beſtellt habe. Die Nachricht überraſchte Iſidor und vermehrte ſeine Unruhe nicht unbedeutend, obgleich ſie ihn der Verlegenheit entriß zu geſtehen, was ihn Freitag abgehalten hatte. So gleichgiltig ihm auch anfänglich die Begegnung mit Clara erſchienen war, ſo konnte er es ſich nicht verbergen, daß dieſelbe bei jeder Wiederholung an Bedeutung gewann. Was früher nie der Fall geweſen, ſo war er jetzt im Stande, darüber nachzudenken, was ſich zwiſchen ihm und ihr wie ein Verhältniß geſtaltet hatte, deſſen Vertraulichkeit Stillſchweigen gebot. Es bedurfte aber keines Geſtändniſſes nicht; der Verrath war ſchon vollzogen.

Mit trüber, von Sorge ergriffener Miene hatte Frau

Lea ihren Sohn empfangen, der in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr ſtand.

„Jacob,“ ſprach ſie, „ich habe Dir Vorwürfe zu machen. Dein Israel geht auf Wegen, die mir nicht gefallen, und Du hüteſt ihn nicht, wie das Auge in Deinem Kopf, wie Du es als Vater ſollteſt.“

„Mein Sohn iſt groß genug, und kann ſich ſelbſt hüten, erwiederte der Bankier, wozu hab' ich ihn lernen laſſen? Hat er keine Erziehung erhalten?“

„Das iſt Alles wahr — aber —“

„Spielt er? macht er Schulden?“

„Nein.“

„Hält er ſich Mätreſſen?“

Frau Lea ſchauderte ſichtlich zuſammen.

„Nun? wie heißt?“ fragte ungeduldig ihr Sohn.

„Ich weiß nur ſo viel,“ antwortete die Mutter, „daß er mit der Muſikantentochter draußen zuſammenſteckt, und darüber Schul und Schabbes vergißt, und mich mit dem Eſſen warten läßt, und am Abend ſpät in die Stube platzt, blaß wie eine Leiche und verſtört wie ein Verbrecher, und mich anglotzt, daß mir angſt und bang vor ihm wird.“

Der Bankier mußte lachen, trat an's Fenſter, kniff ſein Glas in's linke Auge und ſchaute auf die Straße.

„Aber, Mama, woher wiſſen Sie denn, daß er's mit dem dummen Mädel hält?“ fragte er mit rückgewendetem Kopf.

„Woher? ich hab's aus ganz ſicherer Quelle. Deine Fabrikleut haben es Rachel geſagt, man hat ſie ſchon mehrmals mit einander geſehen.“ —

„Was ſoll ich nun dabei thun?“

„Was kann ein Vater ſo fragen? Was hätte Dein Vater gethan? Haſt Du keine Gewalt über Deinen Sohn? Laß ihn kommen, hör' ihn aus, und verweiſ' es ihm mit Ernſt und Strenge."

„Das hätte mein Vater wohl gethan und auch thun dürfen und können, das waren andere Zeiten. Jetzt geht das nicht mehr. Ich käme mir ſelbſt nicht nur erbärmlich, ſondern auch komiſch vor, wenn ich meinen erwachſenen Sohn auf ſo altmodiſche Weiſe väterlich ermahnen wollte. Die Erziehung, die ich Iſidor geben ließ, zielte mehr darauf hin, ſein Herz zu edeln Regungen anzufeuern, als die berechnende kalte Tugend darin zu pflanzen. Er iſt reich von Geburt und in der Lage, ſich alles zu erlauben, was der geſunde Menſchenverſtand gut heißt und was nicht gegen die Geſetze des Staates verſtößt. Daß er wöchentlich ein paarmal die Fabrik beſucht, freut mich. Es zeigt mir, daß er ſich für das Praktiſche intereſſirt. Daß er dabei das Mädel ſieht, iſt gleichgiltig für ihn und mich, für Dich, für uns Alle. Unſere Lebensſtellungen ſind ſo verſchieden — was fürchteſt Du, Mama? eine Mesaillance?"

Er brach in Lachen aus; ſeine Mutter blickte aber ernſt, faſt finſter auf ihn.

„Kann ich daran wohl denken?" ſprach ſie. „Israel iſt fromm und wird es bleiben. Aber leichtſinnige Streiche könnte er machen; vom ſoliden Wege abweichen. Hat deshalb Dein ſeliger Vater, Gott ſchenk' ihm die ewigen Freuden! haſt deshalb Du Dich das ganze Leben geplagt, und mit Muth und Sorge und Gefahr den Reichthum geſammelt, damit Israel ſein Erbtheil mit Schickſeln durchbringe und am Ende vielleicht ein Lump werde? Ich lieb' Israel, aber eben weil ich ihn lieb' und er mir als ein frommes Herz bekannt iſt, verklag' ich ihn bei Dir und verlange von Dir, daß Du mit ihm als Vater ſprichſt.“

„Liebe Mama, es thut mir leid, daß ich Sie nicht zu überzeugen im Stande ſein werde. Aber, was Sie verlangen, iſt in der That nicht möglich. Es ſcheint in Ihrem Begehren etwas Wahres zu liegen, aber von meinem Standpunkt aus iſt nichts anders möglich, als mich darüber hinwegzuſetzen. Thun Sie das auch, Mama, es iſt das beſte. Verzeihen Sie Ihrem Enkel, daß er Sie letzten Freitag warten ließ; ich will es ihm freundſchaftlich vorhalten, und er ſoll und wird es gewiß nicht mehr thun. Im Uebrigen bitte ich recht ſehr, es ihn nicht fühlen zu laſſen, daß Sie ihm gezürnt haben; ſeien Sie wieder ſo gut mit ihm, als Sie es immer waren. Iſidor iſt weich und er darf es nicht ahnen, daß er die Liebe ſeiner Großmutter nicht mehr in vollem Maaße beſitzet.“

Nach einigem Nachdenken ſprach Frau Lea:

„Gut, ich verſpreche es Dir; aber verſprechen mußt Du mir auch etwas, mein lieber Sohn Jacob! Mach' einmal die Sache richtig mit dem Muſikanten, kauf ihm ſein elendes Haus ab, vielleicht zieht er dann fort, ich wünſche ihm viel Glück und Segen; nur los ſein das Volk, das iſt alles Geld werth.“

„Alle Mühe war bis jetzt vergebens,“ ſagte der Bankier. „Der Menſch iſt ſo gut wie ein Bettler, und hat mein ſchönes Angebot doch glatt von der Hand gewieſen. Ich machte mir nichts aus der Nachbarſchaft, aber die Hütte iſt mir im Wege. Sie lehnt ſich an die alte Mauer, die ich nicht entfernen laſſen kann, bevor ich die Hütte habe. Das Eiſengitter, das nach dieſer Seite hin den Park begränzen ſoll, iſt ſchon fertig, an die Stelle der Hütte kommt ein Kiosk, auch der iſt ſchon accordirt; ſo ſicher war ich, mit dem Muſikanten fertig zu werden.“

„So gieb ihm, was er begehrt, Jacob! ſieh's auf eine Handvoll Ducaten nicht an.“

„Ich glaub', ich könnt' ihm mein ganzes Portefeuille auf den Tiſch legen, ſo eigenſinnig iſt der gemeine Kerl. Wie ich Ihnen ſage, es war ihm nicht beizukommen mit Geld. Ich muß auf andere Weiſe ihn daran kriegen. Mein Plan iſt noch nicht reif; aber ich will ernſtlich darüber nachdenken. Sie haben Recht. Das Haus muß fort und die Familie muß fort. Ich will mit Hirſchler ſprechen; der Burſch iſt geſcheidt; er geht leicht auf praktiſche Ideen ein und verſteht es, ſie ſich anzueignen, wenn ſein Vortheil dabei intereſſirt iſt. Ich werde ihn in das Geheimniß ziehen und er ſoll nach meinen Ideen manövriren. Iſidor mag unterdeſſen ſeinem Vergnügen nachgehen; er mag ſich mit den Mädeln unterhalten. Beruhigen Sie ſich nur, Mama, ſo handelt ein moderner Vater und kommt ſicherer damit zum Ziele, als mit der Patriarchenmiene und der ſtrengen Ermahnung, oder wohl gar furchtbaren Drohung. Wir ſchicken den Muſikanten nach Gott weiß wo? und ſeine Töchter dazu; und Iſidor iſt und bleibt ein guter Teufel, der uns keine Sorge machen darf.“

„Gäb' Gott, daß Du recht hätteſt. Du kannſt aus langer Erfahrung ſprechen, mein Sohn, Du haſt Deine Grundſätze und einen guten Kopf. Aber unſer Israel ſteht Dir darin weit nach. Was den guten Kopf betrifft, ſo halt' ich ihn für kein Genie, wie mein ſeliger Mann war, Gott ſchenk ihm Segen und Freuden! und Du, Jacob. Er kann noch rechts und links gehen; und wenn es rechts ſchwer geht, ſo biegt er gewiß links ab. Hör', Jacob, wenn das Kind verloren ginge — verloren ginge durch Deine Schuld — der Fluch Gottes könnte Dich ereilen."

„Laſſen Sie mich handeln. Sogleich ſpreche ich mit Hirſchler. Er iſt von der Fabrik hereingekommen, wie jeden Sonntag. Ich verſpreche mir guten Erfolg. Sie werden bald Alles umſtändlich erfahren."

Er küßte ſeiner Mutter die Hand und verließ ſie. Im Vorzimmr traf er Iſidor, der zum drittenmal gekommen war.

„Geh' zu Deiner chère grand'maman!" ſagte ſein Vater, „ſie erwartet dich."

Als Iſidor eintrat, ſtand Frau Lea auf und ging ihm drei Schritte entgegen. Nachdem er ihre Hand geküßt, drückte ſie einen langen Kuß ihm auf die Stirne, und an der zitternden Bewegung ihrer feinen Lippen ſpürte er, daß ſie den gewöhnlichen Segensſpruch zugleich in den Kuß hauchte.

6.

Der Muſikant Wendelin Ulrich ſaß allein in ſeiner Stube. Er war ſo eben von einer Kirchweih nach Hauſe gekommen, überzählte den kleinen Gewinn, der auf ſein Theil gekommen war, und rechnete, wie er davon Alles beſtreiten wollte, was er zunächſt zu beſtreiten hatte. Draußen funkelte ein prächtiger Maiabend durch den trockenen Staub der Straße und Frau Gertrud war mit Clara und Agnes zur Maiandacht gegangen. Vor dem Häuschen hatten ſie vorher die hohen Blumenbüſche zu beiden Seiten ihres geliebten Muttergottesbildes nicht vergeſſen.

In der Stube ſah es ärmlich genug aus. Das Prächtigſte darin war wohl ein altes Oelbild, das eine Frau in Nonnentracht lebensgroß darſtellte. Es war eine vor mehr als hundert Jahren verſtorbene Verwandte der Frau Gertrud, die einſt Aebtiſſin eines Clariſſen-Kloſters geweſen war. Als es aufgehoben wurde, erſtand der Vater Gertrud's das Bild um geringen Preis, damit es nicht, wie ſo vieles Andere, auf den Trödelmarkt hingerathe. In viel höherm Anſehen, als dieſe künſtleriſche Wandzierde, war aber ein auf dem Kaſten ſtehender Heiland an der Säule, von den Geißelhieben auf das Fürchterlichſte zerfleiſcht. Es war das Werk eines jener ländlichen Bildhauer oder vielmehr Bildſchnitzer, wie ſie in den Alpendörfern ſo häufig angetroffen werden. Es war wirklich in gutem Willen verfertigt und mit einer ſtrenggläubigen Sinnlichkeit ausgeführt, wie ſie nur der reale Kunſtgeſchmack von Heute fordern kann, dennoch glaube ich überzeugt zu ſein, daß ein vollendeter Aeſthetiker der neueſten Schule ſich von den herabhängenden Fleiſchtheilen und den von Blut triefenden Gliedern nicht befriedigt geſehen hätte. Wahre Andacht ſieht jedoch über ſo etwas hinaus und die Familie des Muſikanten pflegte vor dieſem Chriſtus ihre häuslichen Gebete zu ſprechen und in ſeinem von Schmerz verzogenen Antlitz die Beſtätigung der durch ihn vollbrachten Sühnung zu leſen.

Neben dieſen Gegenſtänden bildender Kunſt war nur noch, außer einem kleinen Spiegel und Tiſch und Stühlen, ein großer Schrank zu bemerken. Er war zweithürig und hellblau angeſtrichen. In der Mitte der Felder waren zwei Herzen gemalt, von Roſenkränzen umgeben. Das eine umſchlang die Dornenkrone, das andere war mit einem Schwerte durchbohrt. In dieſem Kaſten hingen einige Kleider und in den Fächern der zweiten Abtheilung lag etwas Wäſche, alles reinlich aber arm. Der innere Raum, der das Eigenthum von vier Perſonen beherbergte, war zur Hälfte ungefüllt.

Einen größern Vorrath von Linnen ſah man in hochaufgeſtapelten Haufen in einem Winkel der Stube. Es war freilich nur vom allergröbſten Gewebe, das zu Hemden nicht dienen konnte. Frau Gertrud hatte nehmlich vom Müller neue Säcke übernommen, die ſie mit ſchwarzer Farbe, aus Kienruß und Branntwein bereitet, für ihn zeichnete. Ein jeder ſolcher Sack bekam als Marke ein

Rad nebſt den Anfangsbuchſtaben des Namens und die Jahreszahl. Eine mühſame Arbeit, beſonders für die ungeübten Hände der Mutter und ihrer Töchter, auf die ohnehin der aus der Farbe entſtrömende Dunſt des Branntweins eine betäubende Wirkung machte. Aber was war zu thun? Von dem geringen Verdienſt des Muſikanten blieb Vieles im Wirthshaus und auf der Straße, ſo brachte es das Metier ſchon mit ſich, und die Familie wollte leben und ehrlich beſtehen. —

Ein leiſes Klopfen von draußen am Fenſter weckte Ulrich aus ſeinem Grübeln. Er ſchaute nach und ſah einen Menſchen, dem er ſonſt gern aus dem Wege gegangen war, der ſich aber in letzter Zeit ſo zudringlich an ihn gemacht hatte, daß er ſich ſeiner nicht erwehren konnte. Es war ein noch junger Mann in einem ſchwarzen Rocke nach modiſchem Schnitt, an dem die Knöpfe fehlten, und der an den Elbogen zerriſſen war; an den Füßen trug er lakirte Stiefel, an den Seiten aufgeborſten und mit ſchief getretenen Abſätzen; die Kopfbedeckung paßte zu dem übrigen und vervollſtändigte das Bild der gemeinſten Verkommenheit. Das aufgedunſene Geſicht flammte zwiſchen ſchwarzen ſtruppigen Haaren, und aus dem Munde, in welchem ſich die Zunge ſchwerfällig bewegte, drang ein mit Tabak und Alkohol geſättigter Hauch, der den Eindruck, welchen die ganze Erſcheinung machte, nicht anmuthiger geſtaltete.

Dieſer Menſch hieß Brenzler, man wußte nicht, wo er eigentlich zu Hauſe war; und er hatte rein zufällig den Markt im Gebirg zu ſeinem Aufenthalt gewählt.

Eine Frau und zwei Töchter, noch im Kindesalter, waren mit ihm eingezogen. Er gab vor, einmal einen Vetter in der Gegend gehabt zu haben, der verſchollen war und den er aufſuche, um von ihm in ſeinen Unternehmungen unterſtützt zu werden. Seines Zeichens war er ein Schneider; aber er ſagte, die Tyrannei der Menſchen verfolge ihn überall, weil ſein angeborener Freiheitstrieb ſich dagegen empöre. Er verſicherte, daß er zu ſtolz ſei, um zu betteln, obgleich ſeine häusliche Noth oft ſehr drückend für ihn wurde. Mitleidige Menſchen fanden ſich dann oft, die ihm Geld gaben, und er nahm es an, weil — wie er ſagte — ſeine Frau eben im Kindbette lag. Die gutmüthigen Geber rechneten nicht nach, wie oft er dieſen Vorwand im Jahre wiederholte.

Der Graf zu Marienſtein, der in erſter Reihe zu dieſen gehörte, wollte ſich einmal ſelbſt von dem Zuſtande der armen Familie überzeugen. Er fand das arme Weib abgezehrt, mit ihren beiden Kindern in ſchmutzige Lumpen gehüllt, in einem ungeſunden Loche, das weder Licht noch Luft hatte.

Nachdem er ihr etwas Geld geſchenkt hatte, denn ſie bat, es nicht ihrem Manne zu geben, der es in das nächſte Wirthshaus tragen würde, verließ er ſie mit dem Verſprechen, ſich der Familie anzunehmen, doch trug er ihr auf, vor Allem einen Beſen zu kaufen, um den Unrath aller Art aus ihrer Wohnung zu entfernen. Er machte dies zur Bedingung ſeines Wiederkommens.

Das Bekehrungsgeſchäft begann der Graf damit, daß er Brenzler zum Pfarrer des Ortes führte, der ſchon mit

Glück ähnliche Strolche gebeſſert hatte. Brenzler zeigte Reue und beichtete. Einige Wochen vergingen darüber, ihm einen Dienſt zu ſuchen. Der Graf dachte ſchon daran, aus ihm eine Art von Portier zu machen, wenn er Proben ſeiner wirklichen Beſſerung würde abgelegt haben. Allein Brenzler überhob ihn ſelbſt dieſer Sorge. Er war oft tagelang abweſend, und als er zur Rede geſtellt wurde, erklärte er kurz und gut, daß er ſich keiner Art von Sklaverei unterwerfen könne; er wolle entweder eine große Kleiderfabrik in der Stadt gründen, oder auswandern; zu beiden Unternehmungen brauche er aber Geld, und wenn der Graf ihm in der That helfen wolle, ſo wäre dazu das einzige Mittel, ihm eine Summe vorzuſtrecken, die er als redlicher Mann zurückerſtatten würde. Er ſprach dabei von Menſchenrechten, von dem Mißverhältniß von Kapital und Arbeit, von der Tyrannei der Pfaffen und ließ ſogar nicht undeutlich den Haß gegen das Vorrecht der Geburt in ſeinen Phraſen durchblicken, wie er ſie aus öffentlichen Verſammlungen und gewiſſen Zeitungen im Gedächtniß behalten hatte.

Eines Tages hatte er dem Grafen erklärt, daß er auf jeden Fall das Land verlaſſen müſſe, um ſein Glück anderswo zu ſuchen. Mit ſeinem Weibe könne er nicht mehr zuſammenbleiben; ſie ſei alt, häßlich, ohne Erziehung und Bildung, dabei kränklich und dadurch eigenſinnig zum raſendwerden, kurz ſie ſei unverbeſſerlich. Er müſſe ſie ſchlagen, um nur mit ihr auszukommen, und das thäte ihm leid, weil er ein Menſch ſei und Religion habe. Alles Ermahnen half da nichts; die Nachbarn erzählten, daß er jeden Abend ſeine Frau mißhandle, die wegen ihres ſtillen Duldens, von Fieber und Hunger verzehrt, ein mit Achtung gepaartes Mitleid bei allen Menſchen erregte. Die Arme murrte nie gegen Gott, ſondern ſie betete zu ihm, daß er ſie erlöſen möchte; und auch für ihren Peiniger betete ſie, daß er ſich beſſere.

Der gute Graf wußte nicht, wie er hier helfen ſollte. Er beſprach ſich mit dem wohlerfahrenen Pfarrer. Während ſie ſich ernſtlich miteinander beriethen, riß ſie Brenzler plötzlich aus aller Verlegenheit. Eines Morgens war er fort über alle Berge; wohin, wußte Niemand zu ſagen. Jetzt war die Sorge des Grafen um Vieles erleichtert. Die beiden Kinder brachte er zu den armen Schulſchweſtern, und ihre Mutter als Penſionärin zu den Franciscanerinnen, denen ſie mit Thränen geſtand, in ihrem ganzen Leben kein ſo gutes Leben geführt zu haben. Man gab ihr Arbeit, die ihre Kräfte ihr zu vollbringen erlaubten.

Sie war nun ſchon längſt geſtorben, und die beiden Kinder als Dienſtboten untergebracht; da erſchien Brenzler plötzlich wieder auf dem Schauplatz ſeiner früheren Thaten. Er hatte von ſeiner Reiſe nichts mitgebracht, als ein von der Sonne geſchwärztes Geſicht und eine breite rothe Narbe, welche ihm quer über die Stirne lief, und die er ſich in einer Schlacht im Kaukaſus geholt haben wollte. Außer dieſer Trophäe, die er ſeiner übermenſchlichen Tapferkeit zuſchrieb, hatte er von ſeinem Feldzug nichts aufzuweiſen, als einige Trümmer einer fremden Uniform und leere Taſchen.

Er wußte nichts anzufangen in dem Orte ſeiner früheren Heimath und beſchränkte ſich darauf, im Wirthshauſe ſehr beredte Schilderungen ſeiner Heldenthaten vorzutragen, wofür ihn zuerſt die Honoratioren, dann die Bauern mit Getränk regalirten. Allein bald eröffnete ſich ihm eine beſſere Ausſicht.

Während ſeiner Abweſenheit war die Fabrik des Herrn Zehdeniker entſtanden, und hier ergaben ſich allerlei offene und geheime Aufträge für ihn, die das zahlreiche Comptoirperſonal ſtets in Bereitſchaft hatte. Die jungen Leute, theils aus reichen Familien, theils gut ſalarirt, gezwungen in dem Marktflecken zu leben, unterhielten ihre Verbindungen mit der Hauptſtadt und brauchten oft dazu einen nicht blos gewandten, ſondern wie es in ihrer Sprache hieß „geriebenen" Geſchäftsträger. Dazu erſchien ihnen Brenzler wie geſchaffen.

So war es denn auch gekommen, daß der Kaſſier und Procuraträger der Firma Zehdeniker, Herr Hirſchler, mit übergroßer Herablaſſung ſich Brenzler zugewandt hatte. Sein Prinzipal hatte ihm geheime Aufträge ertheilt, und er brauchte einen Vermittler dazu. Ehe der eigentliche Feldzug beginnen ſollte, mußte vorerſt geplänkelt werden; das war Hirſchlers Taktik. Brenzler wurde von ihm dazu auserſehen. Er durfte zwar nicht offen zum Muſikanten gehen, auf den die Kriegsliſt abgeſehen war, damit die Familie deſſelben nicht Argwohn ſchöpfe; und im Wirthshaus, wo er oft mit Ulrich zuſammentraf, waren auch immer überflüſſige Zeugen zugegen, und Ulrich hatte eine gleichſam inſtinctive Scheu davor, ſich vertraulich mit Brenzler in's Geſpräch einzulaſſen. Nun kann man denken, wie er erſchrack, als er einmal den wüſten Geſellen mit den Worten „Du biſt allein, Freund!“ zu ſich in's Zimmer treten ſah.

„Was willſt Du bei mir?“ entfuhr dem armen Ulrich, ſobald er ihn erblickte.

„Nur ein paar Worte,“ lautete die Antwort, „das Ave Maria hat noch nicht geläutet, und deine Weibsleut' werden uns nicht überraſchen. Fürchte nicht, daß ich Dir wieder zureden werde, Deine Barake dem Juden zu verkaufen. Ich kenne ja Deinen Eigenſinn in der Sache; behalte drum Dein Palais, wenn Du auch darin vor Hunger krepirſt. Aber etwas anders hab' ich Dir zu hinterbringen. Der Herr von Hirſchler, mein gnädiger Patron, will mit Dir ſprechen. Er wird alle Woche einmal hier draußen mit guten Freunden ſpeiſen, das nennen ſolche Herren partie fine, und da ſollſt Du mit Deinen Jungen ihnen Muſik dabei machen.“

„Wenn's weiter nichts iſt, das paßt mir ſchon im Kram,“ ſagte der Muſikant.

„So komm mit in's Wirthshaus, da ſitzt unſer Patron und wartet,“ machte der Andere. „Sollſt einen Guten zu trinken bekommen.“

„Ich hab' keinen Durſt.“

„Pfeif' das ei'm Andern, wenn er Dir's glaubt. Komm! Du ſollſt meinetwegen weinfrei ſein bis zum Morgen. Na, ſei nicht ſo ein Kopfhänger!“

„Ich kann nicht in's Wirthshaus, Frau und Kinder kommen bald heim, und morgen früh will ich beichten.“

„So kannſt Du ja heut noch drauf losſündigen, Narr, ich kreide Dir die Sünden auf.“

„Laſſ' mich in Ruh.“

„Nun, Spaß bei Seit'! es kann, es wird Dein Glück ſein, mit dem Hirſchler iſt was anzufangen. Laſſen Dich die Chriſten verhungern, ſo nehmen ſich Deiner die Juden an. Die ſind meine Leute, ich kenne ſie. Sei geſcheidt. Pfeifſt Du noch ein Paar Jahr', ſo iſt Deine Lung' vollends gar hin, und die nach Deiner Pfeif' getanzt haben, denen Du aufgeſpielt haſt, die kümmern ſich den Teufel um Dich. Das heißt mer Chriſtenlieb'. Du kannſt dann wie ein alter Bettler auf der Straß' pfeifen, daß's ei'm im Bauch weh' thut, und Deine Mädeln laufen barfuß und zerlumpt herum und heben die Pfennig' vom Boden, die man ihnen zuſchmeißt. Drum das Eiſen ſchmieden, wann's glüht. Ich hab' mich viel verſucht in der Welt, ich kenn' die Menſchen. Beim Hirſchler gelt' ich was, er heißt mich nur le balafré, er ſpricht gut franzöſich, von meiner Schmarr' im G'frieß . . .“

„So ſag' mir denn, Brenzler, was willſt Du von mir, oder was will Dein Herr Hirſchler von mir? Ich kann aus Deinem Gerede nicht klug werden, und mir wird ganz angſt und bang dabei.“

„Ich kann Dir's nicht ſagen, denn ich weiß es ſelber nicht. Was ich Dir vorgeſchwätzt hab', hat Dir nur die Augen öffnen ſollen. Man wird nichts Schlimmes von Dir begehren. Man meint es gut mit Dir.“

Er ſprang hier zum Fenſter, und dann mit dem Rufe „Schwerenoth!“ zur Thüre hinaus. Hirſchler, dem es wahrſcheinlich im Wirthshaus zu lange gewährt hatte, ſtand da, um Brenzler nach dem Reſultat zu fragen. Nachdem er ihn kopfſchüttelnd angehört, ſah man ihn in die Fabrik gehen. Brenzler trat wieder in die Stube.

„Hab' ich noch immer kein' Ruh' vor Dir," war der Gruß, den ihm Ulrich entgegenrief.

„Diesmal gehe ich gleich wieder, denn unten an der Straße ſah ich ſchon die Leut' aus der Kirch' kommen. Hirſchler läßt Dich auf Morgen vor neun Uhr, in die Fabrik beſtellen, wo er wegen dem Aufſpielen Alles mit Dir abmachen will. Na, da wirſte doch hingehen?"

Ja. Das iſt mein Geſchäft. Um neun Uhr. Aber nun geh'!"

Ulrich trat zum Fenſter und ſah mit ängſtlichem Geſicht hinaus.

„Da ſind ſie ſchon," ſprach er, „geh' durch die Hinterthür in's Höfchen und ſteig' über die Mauer in des Juden Garten, da ſie Dir ja ſo gut ſind, ſo werden ſie Dir's auch zu gute halten."

Und der Balafré, der Brenzler, ſchlüpfte wie ein Dieb zur Hinterthür hinaus, während Frau Gertrud mit Clara und Agnes vorn hereintraten. Ulrich fanden ſie mit aufgeſtütztem Kopfe am Tiſche ſitzen; er habe Kopfſchmerzen, ſagte er, um nicht ſprechen zu dürfen, da er ſich in einem ſeltſam bewegten Zuſtande befand.

„Auch mir iſt heute ſchlecht; ich glaubte ſchon, daß mich in der Kirche eine Ohnmacht anwandelte," ſagte Gertrud. „Ich will zu Bett', weil ich ſo müde bin. Geht ihr noch hinaus vor die Thür, der Abend iſt ſchön, und das Fenſter laſſ' offen, Ulrich. Es riecht gar ſo himmliſch von den Blumen herein, die draußen vor dem Marienbild ſtehen.“

Gertrud lag bald darauf im Bette. Die dunkeln Haare umgaben in einer dicken Flechte, die bleiche glänzende Stirne, die Augen waren geſchloſſen, die magern weißen Hände hielten gefaltet einen Roſenkranz; die arme bruſtkranke Frau, ſo ganz regungslos, ſah wie eine bereits Hingeſchiedene aus.

Die Mädchen ſaßen auf der Steinbank vor der Thür, und ſangen mit ihren ſchönen reinen Stimmen ein ſeelenvolles Lied zum Abendhimmel hinauf.

Ulrich, der im offenen Fenſter lag, und ihnen mit ſichtlichem Wohlgefallen zuhörte, griff plötzlich, im Innern heftig erfaßt, nach ſeinem Inſtrumente, und unternahm es, ſeine Töchter auf der Clarinette obligat begleiten zu wollen. Nach Art der gewöhnlichen Muſikanten begann er eben den Anfang der Melodie mit ſehr maleriſchen Pralltrillern auszuſtatten, als Gertrud's Stimme aus dem Bette ſich drein legte:

„Aber Wendelin, ſei doch nicht ſo dumm, laſſ' die Mädchen allein ſingen; ſie ſingen juſt das ſchöne fromme Lied, Dein Clarinett deckt ja die Worte.“

Und Ulrich ſchloß mit einer ſchnellen quickenden Cadenz, und nun tönten die prächtigen Stimmen ſtärker und die Worte wurden deutlich vernommen:

Laß Dich nur nichts nicht dauern
Mit Trauern,
Sei ſtille;

Wie Gott es fügt,
So ſei vergnügt,
Mein Wille.

Was willſt du heute ſorgen
Auf morgen?
Der Eine
Steht allen für,
Der gibt auch dir
Das Deine.

Sei nur in allen Handel
Ohn' Wandel.
Steh' feſte!
Was Gott beſchleußt,
Das iſt und heißt
Das Beſte. —

Die Schweſtern waren aufgeſtanden und gingen Hand in Hand vor der Thüre auf und ab. In Ulrich hatte das Lied den feſten Entſchluß hervorgerufen, ſich vor aller Verſuchung zu wappnen; im Zuſtande der Gnade, die er morgen erhoffte, konnte er das um ſo leichter bei ſeinem Beſuche, den er dem Juden zugeſagt hatte. Mit gehobenem Vertrauen ging er zu Gertrud, zu ſehen, ob ſie ſchlafe. Sie ſah ihn aber freundlich an, reichte ihm das Kruzifix an ihrem Roſenkranze, das er zu den Lippen führte; alsdann nach einer langen Pauſe ſang ſie mit ihrer ſchwachen Stimme:

Sei nur in allen Handel
Ohn' Wandel.
Steh' feſte!

Was Gott beſchleußt,
Das iſt und heißt
Das Beſte.

„Das will ich," gelobte er ihr, dann rief er die Mädchen herein, und ſie konnten alle, ohne Licht zu machen, ſchlafen gehen, ſo hell war der Abend.

Ein ruhiger Schlummer ſenkte ſich auf die vier armen, aber glücklichen Menſchen. Auch die kranke Gertrud war es.

7.

Die Thäler dampften und die Felſenhäupter hoben ſich ſcharfbegränzt in die reine blaue Himmelsluft. Mit erleichtertem Herzen trat Ulrich vom Altar und aus der Kirche. Er hatte das Brod des Lebens genoſſen und ging jetzt entſühnt — friſch, frei, fröhlich und fromm — nicht wie ein Turner, aber dennoch ſo — wie ein Chriſt, durch das Getraidefeld, aus dem die trillernden Lerchen aufſtießen.

„Daß ich zum Juden gehe, iſt mir gerade recht, dachte er für ſich, ich fühle mich geſtärkt und werde mit ihm deutſch reden. Aber erſt noch ein Stündchen Morgenluft geſchlürft."

Daß er noch nüchtern, beläſtigte ihn nicht; er war das gewöhnt. Die Seinigen frühſtückten jahrein jahraus Milch: ſeine kranke Frau war ohnehin darauf angewieſen.

Eine beſcheidene Ziege zu halten, geſtatteten ihnen ſelbſt ihre ärmlichen Verhältniſſe. Sie und einige im Eierlegen fleißige Hennen beſtritten die Luxusſeite ihrer Küche. Daß Ulrich damit nicht befriedigt werden konnte, lag in der Natur der Sache, zunächſt wohl in ſeinem Geſchäft, das anſtrengend war und Kräftigung des Körpers erheiſchte. Nachdem der Morgen in vollſtändiger Nüchternheit vollbracht war, pflegte Ulrich erſt gegen Mittag ſeine Herzſtärkung zu nehmen, welche in einem kleinen Gläschen Branntwein und etwas Brod beſtand. Da die Stunde hierzu noch nicht geſchlagen hatte, ſo trat er mit ziemlich knurrendem Magen in Zehdeniker's Fabrik und ließ ſich nach Herrn Hirſchler's Zimmer weiſen.

Der erwartete ihn bereits, die Uhr in der Hand.

„Sie kommen pünktlich zwar, doch immerhin etwas ſpät; um neun muß ich in's Comptoir; ſo fing Hirſchler an. Wir wollen unſer Geſchäft ſo ſchnell als möglich abmachen, allein ich muß dennoch ſuchen, Ihnen meinen Antrag in ein helles Licht zu ſetzen. Vor Allem greifen ſie zu!“

Er deutete auf den Tiſch, der vor dem Sopha ſtand, und auf dem ſich ohne die Umſtändlichkeit von Gedeck und Servietten, eine Flaſche Danziger Goldwaſſer und zwei goldberänderte ſchwere Kriſtallgläschen, pommer'ſche Spickgans, Braunſchweiger Wurſt und blinkendes Butterbrod befanden. Ulrich wollte komplimentirend ablehnen. Aber Hirſchler rief drängend: „Greifen Sie nur zu, ich weiß wo Sie herkommen, und noch nicht gefrühſtückt haben. Allein aus dem nüchternen Magen ſteigen Dünſte in den Kopf, und um meinen Antrag zu beurtheilen, bedarf es eines Klaren. Darum, folgen Sie mir! ich mache den Anfang, bei mir iſt es ſchon das zweite Frühſtück.“ Mit dieſen Worten ſchenkte er ein, reichte das eine Glas Ulrich, und ſtieß mit ihm an. „Es iſt ſchade! ſie geben keinen Klang, dieſe kurzen, dicken Gläſer. Nun, wir wollen ſehen, ob wir Beide beſſer zuſammenklingen werden.“

Dieſe umſtändliche Einleitung, ehe es zur Sache kam, würde, neben den anfänglichen Worten, „daß es ſchon ſpät ſei und man ſich kurz faſſen müſſe“, auf jeden Andern eine Wirkung gemacht haben, die etwa wie Mißtrauen ausgeſehen hätte; allein Ulrich merkte das nicht. Vielmehr war ihm die Ausſicht auf ein ſeltenes Frühſtück ſo bewältigend, daß er in dieſem Augenblick alles Vorhergehende völlig vergeſſen hatte und wirklich zugriff. Daß er raſch hintereinander drei Gläschen der ſtarkwürzigen Herzſtärkung hinuntergeſtürzt und einige fette Biſſen ebenſo ſchnell nachgeſchoben hatte, iſt einzig und allein dem Hunger und der dadurch entſtehenden Flauigkeit zuzuſchreiben, und nicht etwa dem übermäßigen Hang zu Spirituoſen, der den Muſikern im Allgemeinen vorgeworfen wird. Nachdem aber dem erſten Bedürfniß ein Genüge geſchehen war, konnte man es deutlich wahrnehmen, daß die Stimmung Ulrich's ſich den freundlichen Vorſchlägen Hirſchler's nicht mehr ſehr abgeneigt zeigte.

„Es iſt natürlich,“ ſagte dieſer, „indem er Ulrich's Glas wiederholt füllte, daß ein Mann, der wie Sie ein ſo austrocknendes Inſtrument ſpielt und dabei eine ſehr abſpannende Lebensart führt, etwas zum Zuſetzen haben muß. Ein Glas Wein iſt gewiß nicht zu verachten und Sie werden es mir wohl nicht übel nehmen, wenn ich Sie von Zeit zu Zeit damit verſorge; aber in der Morgenfrühſtunde ſcheint mir ein feines Glas Roſoglio, wie dieſer ächte ‚Danziger Lachsliqueur‘, vorzüglicher.“

Ulrich ſchlürfte und wußte nicht wie ihm war, als Hirſchler nochmals die Flaſche ergriff; er fühlte, daß ihm die Stirne heiß wurde, und das Glas ſeitwärts wendend, ſagte er: „Erquicken darf man ſich wohl, allein dann ſoll man's auch gut ſein laſſen. Man darf darüber nicht zum Narren werden und Weib und Kind vergeſſen und ſoll auch an ſeine alten Tage denken. Sonſt iſt's ein Unglück.“

„Das iſt's ja eben. Ich will Ihnen nicht zuſetzen,“ ſprach Hirſchler und ſtellte die Flaſche aus der Hand. „Sie denken an Weib und Kind und an ihre alten Tage, ſagen Sie; aber wie denken Sie? iſt das die rechte Weiſe, wenn Sie ſich's am eigenen Mund abſparen? Sie ſchinden ſich ab, hetzen ſich ab, werden vor der Zeit hin, heißt das für die Seinigen ſorgen? heißt es nicht vielmehr ſeine Sorgen vermehren? Und wann Krankheiten in's Haus kommen, und der geringe Vorrath erſchöpft iſt? Woher nehmen, wenn's mit dem Clarinettblaſen aus iſt? Dann fällt man in die Krallen der Blutſauger — und muß ſich im abſcheulichſten Elend bis zu dem Ende ſeiner Tage hinſchleppen. Und die Familie — wie dann? was iſt's mit der? — Aber Sie nehmen ja gar nichts zu ſich — erlauben Sie mir!“

Er ſchob ihm den Teller mit Aufgeſchnittenem hin und ſchenkte die Gläschen voll. Ulrich ſaß da und blickte ſtarr vor ſich hin.

„Sie beſitzen Verſtand und Herz, lieber Herr Ulrich,“ fuhr Hirſchler fort, „und hätten längſt unſere Nachbarſchaft in's Auge faſſen ſollen. Warum haben Sie ſich nicht an den Ort hingewendet, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn ſie es nur verlangten. Wie möchte ich denn ſo ein beſchwerliches Leben nur hinſchleppen und mit den Meinigen dabei darben? Das iſt ja vor Gott nicht zu verantworten. Soll ich Ihnen vielleicht nicht rathen und helfen dürfen, weil ich ein Jude und Sie ein Chriſt ſind? Sind wir nicht alle Menſchen? Nun, um Ihnen zu beweiſen, daß das bei mir keinen Unterſchied bildet — hier —“

Er öffnete ein Schubfach, in welchem Geldrollen lagen —

„Sagen Sie, ſprechen Sie, nennen Sie mir eine Summe — ein Sümmchen, wenn Sie ſo wollen, und — auf meine Ehre! — es ſteht Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten, nicht einmal zu landesüblichen Prozenten, ſondern gratis — aus purer nachbarlichen Freundſchaft. Sie ſind mir ein ehrlicher Mann, und Sie werden Ihre Schuld abtragen — ich weiß es — nach und nach und ich ſelbſt werde Ihnen gern die Mittel dazu an die Hand geben.“ —

Ulrich ſeufzte und rieb ſich die rothe Stirne noch röther.

„Sie bedenken ſich?“ fragte Hirſchler, und ſah auf die Uhr. „Entſchließen Sie ſich ſchnell, wollen Sie meine kleine Handkaſſe in Anſpruch nehmen?“

„Ich will ſchon hauſen und ſparen, und in Noth bin ich eigentlich noch nicht — und geſund bin ich auch — ich hab' ja immer noch das Häuſel —"

„Das iſt's ja eben. Das Häuſel iſt recht gut, aber das Geld wäre doch noch viel beſſer. Ich kann's Ihnen ſchon verrathen: es wird Ihnen gut, ſehr gut bezahlt — na! Sie wiſſen ja ſchon davon —"

„Das weiß ich freilich längſt. Davon war aber keine Rede; Sie ſchickten mir ja geſtern den Brenzler — wegen Aufſpielen, wie er mir ſagte."

„Ach, das iſt unbedeutendes Zeug! Was iſt darüber zu ſchwätzen? Wenn ich Sie bitten laſſe, ſo kommen Sie mit Ihren Geſellen, und machen uns Muſik. Da heißt's denn: Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. Bezahlt werden Sie ordentlich; das verſteht ſich. Naturell! Aber wenn Sie das Häuſel verkaufen, ſo ziehen Sie in die Stadt, die Töchter mit den ſchönen Stimmen treten in den Chor bei'm Hoftheater und Sie werden in der Kapelle angeſtellt. Auf jeden Fall, als Supernumerarius, und wenn's auch vor der Hand nur ein Hundert Thälerchen ſind — dazu die Gagen der Töchter und allerhand Nebenverdienſtchen und das Kapitälchen aus dem Erlös für das Häuſel — Sie führen ein ruhiges, vergnügtes Leben, ſitzen Vormittags beim Schoppen, Abends im Theater, gehen mit lauter gebildeten Leuten um — auf meine Ehre! Sie ſind — nehmen Sie mir's nicht übel, ein Schote, wenn Sie's nicht ſo angreifen."

„Was Sie mir da ſagen, Herr Hirſchler," ſprach Ulrich, der nach langem Nachdenken ſich endlich ermannt zu haben ſchien, klingt Alles recht freundlich, aber Gott fordert von dem Armen, daß er nicht um jeden Preis aus ſeinem Elend herauskomme. Er giebt ihm eine gewiſſe Kraft zu der großen Ueberwindung, die ihm auferlegt iſt. Was Sie mir da bieten, kommt mir faſt nur wie eine Verſuchung vor. Nehmen Sie mir's halt nicht übel. Daß es mir ſo vorkommt, das iſt eben mit der Hilfe Gottes nur möglich, die er uns ſo ganz heimlich im Verborgenen zukommen läßt. So dumm wir Armen ſolchen Herrn gegenüber, wie Sie einer ſind, auch ſein mögen, im rechten Augenblick ſtärkt der liebe Gott unſern Geiſt und wir fühlen Kraft in uns, das auszuhalten, was uns ſo eben drückte und worüber wir uns beſchwerten. Darum, Herr Hirſchler, halten Sie mir's nicht für ungut, was ich Ihnen jetzt ſagen werde: was das Aufſpielen betrifft, ſo oft und ſo viel Sie wollen — das iſt mein Geſchäft. Was das Chorſingen meiner beiden Töchter angeht, ſo iſt das aber kein Geſchäft für die Mädels und ſie würden ſich auch nicht einmal dazu ſchicken, und nun endlich gar der Verkauf des Häuſels, ſo geht das mich gar nichts an, weil ich's mit meiner Frau erheirathet hab', und es der um keinen Preis der Welt feil iſt."

Er griff hier nach ſeiner Kappe und wiſchte ſich mit derſelben den perlenden Schweiß von der Stirne; dann ſagte er, wie auf dem Sprung: „Und haben's weiter nichts zu befehlen?"

Hirſchler ging auf ihn zu und ergriff ſeine Hand: „Wie können Sie doch nur ſo ſprechen, lieber Nachbar; hab' denn ich etwa Ihnen zu befehlen? wer bin ich? Was ich Ihnen antrug, war gut gemeint, und Sie nehmen mir's doch nicht übel, braver Mann?"

„Behüt' es Gott!" ſetzte Ulrich dagegen, ſchüttelte Hirſchler dankend die Hand, ergriff aber deſſen rechte, ſtatt der linken, die ihm Hirſchler, ſeiner jüdiſchen Eigenthümlichkeit nach, hingereicht hatte, und verließ das Zimmer, wo es ihm nachgerade höllenheiß geworden war.

Nachdem er fort war, öffnete Hirſchler einen Wandſchrank, um die Reſte des Frühſtücks zu verſchließen. Er hob die Goldwaſſerflaſche in die Höhe und blickte hindurch. „Er kann etwas vertragen," brummte er, „ich hätte dem Bierfiedler keinen ſo ſtarken Kopf zugetraut. Aber verloren ſoll mir dies Gold doch nicht ſein. Gemeines Waſſer höhlt ja ſchon den Stein, wenn's nur unaufhaltſam tröpfelt, um wie viel mehr ſolches, recht angewandt. Dieſe Douche wird am Ende ihre Wirkung nicht verfehlen."

Ulrich war übermenſchlich froh, wie er erſt wieder im Freien war, dieſer erſten Verſuchung entgangen zu ſein. Er ſprang in die Wieſe wie ein junges Füllen und athmete die herrliche Luft durch Nüſtern und Mund. Dann — nachdem ſich der Dunſt des Weingeiſtes ſchon etwas verflüchtigt hatte — lenkte er in den Schatten der alten Ulmen am Wege, ſetzte die Beine in regelmäßigen Schritt, und die Gedanken entwickelten ſich in dem gleichen Tactmaße. „Wenn's ehrlich durchgeſtritten," ſagte er zu ſich, „wenn wir's gute Gewiſſen bewahrt haben, dann iſt's einem gewiß himmelwohl. So 'ne angſtvolle Stunde, wie ich ſie eben erlebt, iſt unbezahlbar, weil ſie uns zeigt, daß wir Armen auch etwas werth ſind. Ein Reicher könnt' uns darum beneiden, weil er nie den Anlaß erhält, ſo viel zu überwinden.“

Nachdem er ganz ruhig geworden war, trat er in das kleine Zimmer der Familie. Mutter Gertrud, die ſich nicht mehr erholen konnte, lag im Bette. Agnes war zum Herrn Pfarrer gegangen, um ihn zu bitten, daß er doch die kranke Mutter zu beſuchen komme. Clara ſtand am Heerde. Ulrich ſetzte ſich an's Bett ſeiner Frau, und da ſie ihn mit ziemlich heller Stimme willkommen hieß und ihn dazu aus hellen, großgeöffneten Augen freundlich anblickte, ſo ſchloß er daraus günſtig auf ihr Befinden und nahm keinen Anſtand, ihr den Vorgang bei Hirſchler zu erzählen. Sie lobte ihn zuerſt ſehr wegen des Verhaltens, dann aber konnte ſie einen ſanften Vorwurf nicht zurückdrängen, daß er ſich der Verſuchung ſo bloßgeſtellt habe. Sie bat ihn, allen Verkehr mit Leuten wie Bremsler und Hirſchler zu meiden; der Eine ſei dem Andern gleich und der Unterſchied liege nur in den Kleidern allein. Sie nahm alle ihre Kraft zuſammen, um ihre Rede recht eindringlich zu machen; da ſie ihren Einfluß auf das weiche Gemüth ihres Mannes gut kannte.

„Ja, liebe Gertrud,“ ſagte er hierauf, „ich weiß wohl, daß Du in all unſerer Noth auf Gott allein vertrauſt und Dich dabei zur Ruh' giebſt. Allein ſo ſind nur wenig Menſchen. Ich, zum Beiſpiel bin — wenn's recht arg wird — ſchwach, ſehr ſchwach. Und iſt's etwa jetzt nicht arg? Du krank, die Mädels erwachſen, ich —

der ich nicht ein noch aus weiß. Da ſieht man denn hinter der Mauer all das reiche Geſchmeiß. Sie haben's, die unſern Herrn und Heiland gekreuzigt! Manchmal beſchleicht einen der Ingrimm, daß man's ihnen, verzeih' es Gott! nehmen möchte, was ſie zuſammenſcharren —."

„Was ſind das für Gedanken!" wimmerte Frau Gertrud leis.

„Nu, Nu, dabei bleibt's," warf er ſchnell ein, „hab' nur keine Furcht. Aber wenn ſie ſelbſt uns kommen und bitten, wir möchten nur zulangen, ſollten uns gar nicht geniren — ja dann! wie dann? Lautet da auch das Gebot: ſpröde thun, zurückweiſen? Iſt die Verwirrung der Noth und des Jammers vorzuziehen, wenn man's beſſer haben kann?"

„Ich verſtehe Dich nicht," ſagte Gertrud. „Wenn's blos des Geldes bedürfte, um glücklich zu ſein, ſo wär' leicht geholfen. Aber bei Reichen wie bei Armen ruht das Glück nur in den Herzen. So geſchieht es, daß wir's in Noth und Leiden dennoch empfinden können; während es die entbehren, die in Luſt und Freuden ſchwelgen. Drum wollen wir uns nicht beſchweren, lieber Mann, Noth und Elend muß ſchon in der Welt ſein; das Herz, das auf Gott vertraut, wird dadurch ſtark, ſtandhaft, geduldig und weiſe, und gelangt ſo zur Ordnung und inneren Ruhe. Wo das mangelt, iſt's gleichviel und wenn man noch ſo reich wäre.

Ulrich hatte aufmerkſam zugehört und blickte feſt auf ſeine Frau. Er mochte ihr nicht widerſprechen, allein von der Ordnung und Ruhe, die durch Noth und Elend erzeugt werden ſollten, hatte er keinen rechten Begriff. Gertrud merkte ihm ſeinen Zweifel an und ging auf ein beſtimmtes Beiſpiel über.

„Du ſollſt Dich vor allem Zuſammenſein mit dieſen Menſchen hüten. Was haſt Du mit einem Hirſchler zu thun? Fehlt's Dir etwa an Kundſchaft? Mit dem Brenzler, das ſeh' ich wohl ein, triffſt Du öfter zuſammen. Er trinkt, wo Du aufſpielſt. Geh' ihm aber aus dem Wege. Solche Leute ſind anſteckend —“

Das Sprechen erſchöpfte ihre Kräfte und ſie brach hier plötzlich ab, weil auch ohnehin Agnes in die Stube trat, und den Gruß des hochwürdigen Herrn vermeldete, er werde nicht ſäumen, nach der Kranken zu ſehen. Clara trug die Suppe auf, die mit einem ganz appetitlichen Dampfe den Raum füllte. Man faltete die Hände, machte das Kreuz, betete und ſetzte ſich. Clara kreuzte mit dem Meſſerrücken den Brodlaib und ſchnitt einem jeden ſein ordentliches Stück herunter. Der kranken Mutter wurde die Suppe in's Bett hingereicht. Alle aßen, bis auf Ulrich, dem das Frühſtück bei dem Juden, und das, was daran hing, für heute den Appetit verſchlagen hatte.

8.

Iſidor war ſeit dem neulichen Geſpräch mit Clara ernſtlich mit ſich zu Rathe gegangen. Was ſollte er unternehmen, um ihrer Forderung an ihn zu entſprechen? Und warum ſtellte ſie ihre Forderung? Welches Intereſſe hatte ſie dabei? War eine Verbindung möglich zwiſchen ihnen? Konnte ſie nur daran denken? Und er — an der Seite eines ſolchen Mädchens! Er mußte es ſich geſtehen, daß ihm ſo etwas nie in den Sinn gekommen war. Und dennoch verließ ihn der Schlaf, der Appetit; er fühlte ſich im Innern beunruhigt. Er empfand gleich dem Pagen Cherubin „neue Freuden, neue Schmerzen", allein die Letztern waren doch ſo überwiegend, daß er ſich die bitterſten Vorwürfe über ſeine inhaltloſen Träumereien machte, und ſeine Gedanken fixirend, die reellen Partien durchging, die er alle Tage machen konnte, wenn er nur wollte. Abſichtlich vermied er es an eine ernſte Beſchäftigung zu gehen, weil dieſe ihn Clara's Wünſchen genähert haben würde; nein! er pfiff ſeinem Hund, brannte eine Cigarre an, und ſtrich von früh Morgens bis Mittags, und von da bis zum ſpäten Abend, durch Feld und Wald.

Das ging ſo ein paar Tage; dann kam der Ueberdruß, hinter den aber die Sehnſucht ſich verbarg. Er wollte ſich's zwar nicht geſtehen. Nach der Fabrik ging er nicht mehr hinaus, und er verſchloß ſich mürriſch in ſeiner Bibliothek; kramte in den Schubladen ſeines Schreibtiſches, rauchte wieder und trank kalten Kaffee. Sein Hund, der das Herumſchweifen gewohnt war, lag auf ſeinem Polſter und ſeufzte tief und ſchwer im Traume. Iſidor mußte darüber lachen: „Und träum' und ſeufze ich denn nicht auch wie mein Hund? aber ich will wahrhaftig nicht mehr daran denken!"

Dann ſtreckte er ſich auf ſeinem Divan, ſchloß die Augen, und dachte immer wieder an Clara.

Er ließ ſich vor keinem Menſchen im Hauſe mehr ſehen. Seine Eltern und Geſchwiſter vermißten ihn kaum; der Großmama ließ er ſagen: er ſei unwohl und müſſe das Zimmer hüten.

So verbrachte er eine ganze Woche, und verſtrickte ſich ſelbſt immer tiefer in ein Netz zorniger Gedanken und Vorſätze. Daß Clara eine übele Meinung von ihm habe, trieb ihm das Blut in's Geſicht. Er ſchalt ſich einen Thor, und beſchloß endlich, ſich aus ſeinem Bann zu befreien, und durch die Wirklichkeit ſich vor ſeinen verzehrenden Träumereien zu retten. Er ging nach der Fabrik.

Am Waſſer ſtanden Agnes und Clara und nahmen einiges Linnen von der Bleiche. Als Agnes ihn erblickte, ſprang ſie ihm mit freundlichem Willkommen entgegen. Sie hatten ſich ja lange nicht geſehen. Clara, die ſich eben auf den Boden gebückt hatte, ſah auf und befremdet ihn an. Aber ſie ward bleich und ein Stück Trockenſeil, das ſie in der Hand hielt, verrieth das Zittern derſelben. Er bemerkte es nicht.

„Welche Kälte! dachte er; deſto beſſer, jetzt werde ich eher geheilt ſein.“

Er eilte vorüber.

Am Abend dieſes Tages ſetzte ſich Clara an den Rand des Baches, wo ſie einmal während des Gewitters mit Iſidor gegangen war. Es war ihr, als müſſe ſie ihm dort wieder begegnen und ihr Herz dadurch eine Erleichterung finden. Es fand ſie auf andere Weiſe.

Als ſie bei einem leiſen Geräuſche ſich umſah, ſtand ihr Vater hinter ihr. Es war ein kurzes Geſpräch, das ſie führten.

„Da ſitzeſt Du wieder ſo allein, Clara,“ fing er an. „Sage mir, was Du haſt. Es iſt nicht Alles ſo, wie es ſein ſollte.“

„Laß mir meine Weiſe, Vater, ich kann eben nicht ſo heiter ſein wie die Agnes.“

„Davon iſt auch nicht die Rede. Jedes nach ſeiner Art. Allein — aufrichtig — nicht wahr, das biſt Du?“

„Du kennſt mich — lügen kann ich nicht.“ —

„Nun ſo ſage mir denn — als ich Dich eben hier ſo ſchwermüthig und einſam fand — wie ich Dich ſeit Kurzem ſchon oftmals beobachtete — an was dachteſt Du da?“

Sie antwortete ſchnell und höchſt unbefangen: „An Iſidor.“

Der Vater fragte überraſcht: „Wie kamſt Du auf ihn?“

„O das geſchieht mir oft,“ lautete die Antwort.

„Aber warum?“

„Das weiß ich ſelbſt nicht. Vielleicht weil wir uns ſchon als Kinder kannten. Jetzt dauert er mich. Es iſt ſo ſchade, daß er als Jude verloren geht. Ich wollte, daß er ein Chriſt wäre. Es müßte aber erſt eine Umwandlung mit ihm vorgehen; er müßte ſein wüſtes, müßiges Leben von ſich werfen. Er iſt gut; in ſeinem Blut iſt kein Tropfen Galle. Er ſteht in ſeines Vaters Haus ganz mutterſeelenallein. Ich weiß es, Vater. Wenn er noch ſo luſtig dahinlebt, wenn er auch lacht und ſcherzt, ſo iſt er doch nicht glücklich. Ich hab' ihm das wohl anſehen können. Manchmal iſt es, als ob ihm das Herz zerſpringen wollte, und da müßte man ja unempfindlich ſein, wenn's einem nicht auch zu Herzen ginge. Und das fällt mir manchmal ein, und deshalb dachte ich vorhin an Iſidor.“

„Und ſonſt iſt nichts dabei?“

„Das iſt Alles,“ ſprach ſie in ihrem feſten entſchiedenen Ton.

„Weiß Iſidor davon, daß Du Dir ſein Schickſal ſo zu Herzen nimmſt?“

„Das weiß ich nicht. Seit einiger Zeit hatte er es vermieden, mit mir zu ſprechen. Heute ſah ich ihn einmal wieder, und da war es mir nicht möglich, ihn anzureden.“

„Du ſollteſt überhaupt es aufgeben. Wohin kann's führen? Und wenn er ſich auch taufen ließe: dürft er wohl jemals Dein Mann werden?“

„Das ſeh' ich ein,“ ſagte Clara faſt gleichgiltig.

„Das ſiehſt Du wirklich ein?“ fragte der Vater mit verſtärkter Betonung, da er ihrer anſcheinenden Gleichgiltigkeit nicht traute.

„Du kennſt mich, und fragſt noch.“ —

Sie ſtand auf und ging neben ihrem Vater ſtillſchweigend her. Die kleine, wenn auch nur ſehr unvollſtändige Unterredung hatte ihr wohlgethan.

Der Pfarrer war ſo eben von der Kranken gegangen. Clara trat zu ihrem Bette und drückte ihr ſtillſchweigend aber ſtark bewegt die Hand. Es folgten nun trübe Tage.

Die Mutter nahete ihrer Auflöſung. Die Schweſtern theilten ſich in die Pflege und Sorge; ſie ſprachen faſt gar nicht miteinander. Der Vater ging wenig aus, weil ihm auch verſchiedene Hilfsleiſtungen zufielen, die den Mädchen zu ſchwer waren. Iſidor kam dann und wann heraus, allein Niemand in dem Häuschen bemerkte ihn. In dem Zwieſpalt ſeiner ſelbſt hatte er nach ſeiner Meinung ein thätiges Leben ergriffen, indem er in das Comptoir ſeines Vaters ging, mit den Senſalen ſprach, in die Briefe und Bücher guckte, und ſich um allerlei bekümmerte, allein doch nichts Rechtes anzufangen wußte, was ihn befriedigt hätte.

So wenig auch dieſer Schein einer Art von Thätigkeit überhaupt zu ſagen hatte, ſo war er doch im Stande, in einem mißtrauiſchen und falſchen Herzen Unruhe hervorzurufen. Hirſchler, der Disponent, wie man es nennt, der Procuraträger in dem großen Geſchäfte des Herrn Zehdeniker, glaubte ſich durch die Anweſenheit des Sohnes des Hauſes in ſeinem Anſehen beeinträchtigt, wohl gar einer ſchmachvollen Oberaufſicht unterworfen.

Die Mühe, die er ſich gab, dem Muſikanten das Häuschen abzuſchwatzen, die Verſuche, die er von Zeit zu Zeit wiederholte, waren wohl zunächſt durch den Wunſch ſeines Prinzipals hervorgerufen; der darin das Bollwerk ſeiner Verſchönerungs-Ideen erblickte. Damit verband Hirſchler aber noch die andere unlautere Abſicht: die beiden armen Mädchen Agnes und Clara in eine Arena zu ſchleudern, in welcher ſie als Gladiatoren, nur fallend, mit Entzücken bewundert werden ſollten. Er war mit den

Picadores dieſer Arena, den Tonangebern im Parterre und den Theaterrecenſenten, zu vertraut und konnte ſich wohl unter Umſtänden dazu entſchließen, auch ſelbſt Hand anzulegen und unmittelbar in das Geſchick der armen Kunſtmenſchen einzugreifen. Die Spionage, die er draußen unterhielt, die kleinen Minen, die er gelegt hatte, um bei jeder ſich bietenden Veranlaſſung gleich zur Stelle zu ſein, und mit der Breſche etwas weiter zu kommen, leiteten ihn nun aber plötzlich auf eine neue Spur.

In dem Augenblick, da er ſich durch Iſidor's ungewöhnliche Comptoirbeſchäftigung unangenehm berührt ſah, wurde Hirſchler eine Nachricht von dem Balafré, dem Brenzler, zugetragen, die ihn in ſeinem finſtern Vorſatze beſtärkte. Iſidor ſtecke jetzt immer mit der Clarinette zuſammen, hieß es da: er gehe mit ihr ſpazieren; er ſäße bei ihr im weichen Moos; er helfe ihr auf der Bleiche. Hirſchler ärgerte ſich über ſeine Dummheit. Jetzt erſt ging ihm ein Licht auf. Lea, die alte Großmutter, mußte in das Intereſſe gezogen werden. Das lag ſo nahe und er hatte nicht daran gedacht, daß das Alles ebenſogut hätte erfunden werden können, als es nun, nach Brenzler's Ausſage, wirklich war. Die Verdächtigung ihres Lieblings durfte bei der Großmutter jedoch nicht übereilt geſchehen. Machol, der Meſchores, nunmehriger Kammerdiener, erſchien als ſchicklicher Vermittler.

Bei aller Unterwürfigkeit eines Dieners, ſtand er dennoch in einem Verhältniß zu ſeiner Gebieterin, die nur in der ſtreng-patriarchaliſchen Verfaſſung in den frühern Judenhäuſern ihre Erklärung findet. Machol war von dem Gatten der Frau Lea, der ihn als ein verwaiſtes Kind eines nahen Verwandten, in das Haus genommen, ſehr geliebt: dennoch aber wurde er, bei jedem kleinen Verſehen, mit gemeinen Schimpfnamen tractirt, dann und wann auch geohrfeigt und angeſpuckt; allein dafür in Krankheiten mit der ſorgfältigſten Theilnahme gepflegt; für beſondere Dienſte, für geſcheite Einfälle, für pfiffigen Rath reichlich beſchenkt. Er lebte auf gleichem Fuße mit ſeiner Herrſchaft; aß mit ihr an demſelben Tiſche, und durfte ſich's herausnehmen in Alles dreinzureden, und ſelbſt mit Derbheit ein entſcheidendes Wort zu äußern.

Dieſes für die heutige Anſchauung gebildeter Judenfamilien ganz undenkbare und unglaubliche Verhältniß hatte die Zeit auch damals ſchon bedeutend modifizirt, da ſein alter Herr begraben war, und Machol der Frau Lea als Erbſtück verblieb. Die Behandlung des alten Dieners war jetzt zwar humaner geworden; aber das Band der Verwandtſchaft war ganz und gar gelockert und keine Rückſicht entſprang mehr aus demſelben für ihn. Ein gewiſſer Grad von Anſtand wurde dafür beobachtet, der jedoch nur in ſo fern ſich zu erkennen gab, wenn man ihn mit der vordem herrſchenden Unanſtändigkeit zu vergleichen im Stande war. Die Vertraulichkeit war aber geblieben, die ſich aus langem Beiſammenleben erklären läßt.

So hörte denn Machol die Mittheilungen Hirſchler's lächelnd an, und ſagte mit verächtlichem Achſelzucken:

„Was läßt ſich da thun? Er iſt ſein freier Herr. Der Alte befiehlt ihm nichts, das hat er ſchon lang der

Madame geſagt, wenn ſie den Bocher bei ihm verklagt hat. Da kann man nichts thun; da kann man gar nichts thun; nichts — rein nichts!“

Hirſchler war zu pfiffig, um nicht hinter dieſer ſcheinbar ſo gleichgiltigen Antwort den richtigen Sinn zu finden. Machol erkannte die Wichtigkeit der Mittheilung, das ſtand feſt; allein er wollte ſie ſelbſt, als das Ergebniß eigener Nachforſchung, vor die hohe Behörde bringen; dies zu hintertreiben, lag gar nicht in Hirſchler's Abſicht; es lag ihm ja nur daran, die Großmutter gegen Iſidor einzunehmen, und es war ihm einerlei, durch wen dies geſchehe. Er ſtellte ſich aber, als nehme er Machols Theilnahmloſigkeit für baare Münze und ergoß ſich in Klagen darüber, daß es ihm faſt bis zur Unmöglichkeit ſchwer fallen dürfte, ſeine Beobachtungen perſönlich vor Frau Lea zu enthüllen.

Machol ſeinerſeits ſäumte nicht damit. Er hatte ja ſchon früher das hinterbracht, was ihm von den Arbeitern in der Fabrik geſagt worden war. In dem ſichern Gefühl, daß man ihm unbedingt Glauben ſchenken würde, überdachte er das von Hirſchler jetzt Erfahrene, brachte es in eine flüſſige Form, und trat dann mit dieſem gewaltigen Rüſtzeug, einige Stunden nachdem er den Disponenten verlaſſen hatte, in das Zimmer ſeiner Herrin.

„Wie weh geht mir's an's Herz, mit einem Schmutz in das prunkende Zimmer zu treten,“ ſprach er noch unter der Thüre.

„Was macht er denn, Machol, ſo bleib er draußen — nicht einen Schritt näher, ſag' ich!“ rief Frau Lea.

Er aber ſchritt keck vorwärts, hob die Füße in die Höhe, zeigte ſeine Sohlen, und ſprach dann ſehr ernſt: „So war es nicht gemeint.“

„Ich krieg' 'nen Schreck!“ ſagte die alte Dame dumpf und ſetzte faſt tonlos hinzu: „ſo iſt er meſchuge!“

„Nicht meſchuge und nicht ſchmutzig,“ langte der Meſchores ein Wort nach dem andern ſchleppend hervor, „das überlaſſ' ich Andern.“ —

Und nun begann er ſeine Erzählung, den Schmutz, wie er ſich ausdrückte, vorzutragen, von dem heimlichen Umgange des jungen Herrn, der ſo reich und ſchön war, mit der häßlichen Tochter des Bettelmuſikanten; wie das arme Lumpenpack, die Gojim, den jungen Herrn an ſich locke; wie er mit der Schickſe bis zum ſpäten Abend umherlaufe, daß es ein Schand' und Spott für die Fabrikarbeiter ſei; wie ihm ſelbſt ein braver Mann, der Brenzler heißt, den Skandal beſchrieben habe, der gar nicht mehr anzuſehen ſei, weil Allen das junge jüdiſche Blut dauere, das in die Hände des liederlichſten Geſindels gefallen ſei und ſeinem Untergange an Leib und Seele entgegen eile.

Frau Lea gerieth außer ſich, ganz gegen ihre Gewohnheit. „Machol Leben! ich bitte Dich! Ich geb' Dir Geld ſo viel Du willſt — trag's hin zu dem Geſindel, handl', kauf', ſchließ' ab, zahl' aus! Nur fort aus unſ'rer Näh', nur fort! um jeden Preis fort!“

Sie hielt erſchöpft inne, Machol ſtockte auch, ſo weit lautete nicht die Inſtruction, die ihm Hirſchler ertheilt hatte. Eine peinliche Pauſe entſtand. Endlich unterbrach ſie Lea.

„Hol' mir den Herrn, Machol, ich hab' mit ihm zu ſprechen, ſag' ihm. Es ſei wichtig, und könne nicht aufgeſchoben werden, ſag' ihm. Und was Du mir erzählt haſt, ſagſt Du ſonſt Niemand, hörſt Du? Keinem Menſchen, befehl' ich Dir. Aber wenn ich Dich hereinrufe in die Stube, und der Herr iſt da, und ich ſprech' zu Dir: Machol, erzähl' Alles was Du weißt! Dann erzählſt Du Alles ganz umſtändlich, denn der Herr ſoll es wiſſen, hörſt Du?"

Machol wollte fortgehen; ſie rief ihn noch einmal zurück und ſagte, indem ſie die dicken ſchwarzen Brauen, unter der tief in die Stirne reichenden Spitzenhaube, dicht zuſammenzog, den breiten Mund verzerrte, und den linken Zeigefinger drohend emporhob: „Machol! wenn Du das, was Du weißt, unter die Leute bringſt; wenn Du Jemand erzählſt, daß ich darum weiß; daß ich mit meinem Sohn darüber geſprochen; kurz, wenn Du nicht reinen Mund halteſt, ſo gäb's keinen unglücklichern Menſchen als Du biſt. Dann nimm' einen plötzlichen Tod ein, und ſei der Verfluchteſte unter allen Verfluchten!"

Sie wies mit dem ausgeſtreckten Arm nach der Thür; Machol lief fort. Herr Zehdeniker ſaß in ſeinem Büreau, in eleganteſter Morgentoilette. Die Füße ſteckten in reich geſtickten orientaliſchen Babuſchen, den Körper umhüllte ein grauſeidener geſteppter Kaftan und auf dem Kopfe ſaß ein Käppchen, das ein Handelsfreund aus China mitgebracht hatte. Die Havannah glimmte zum duftenden Thee und die Butter triefte noch von den glühend heißen Toaſts, die der Kammerdiener ſo eben hingeſtellt hatte.

Herr Zehdeniker hielt ſeine Morgen-Lectüre in der Hand, als Machol in größter Eile mit ſeiner Meldung hereintrat. Der Prinzipal hätte wohl unendlich Wichtigeres vorhaben können, als eine Zeitungslectüre beim Frühſtück, ſo wäre er doch augenblicks der Einladung zu ſeiner Mutter gefolgt, wie es ſeine Sohnespflicht erheiſchte. Er erhob ſich daher ſchnell, ſchlürfte die Taſſe aus, und ſtieg dampfend, dem Meſchores folgend in den erſten Stock hinauf. Machol öffnete ihm die Thüre und rief mit lauter Stimme: „Da iſt der Herr Jacob!" Darauf zog er ſich zurück.

Es wäre zu weitläufig, den Eingang des Geſprächs hier mitzutheilen, da der Gegenſtand deſſelben hinlänglich bekannt iſt; daſſelbe iſt jedoch auch mit den Einwänden und Ausreden der Fall, die Herr Zehdeniker vorbrachte. Machol wurde hereingerufen, um Alles zu beſtätigen. Nachdem er entlaſſen, ſagte der Bankier: „Er werde ſich niemals dazu verſtehen, den kleinen Späßen, die ſich Iſidor gleich allen andern jungen Leuten ſeines Standes erlaube, hemmend durch Befehle entgegenzutreten, zu denen er nicht einmal das Recht habe und die deßhalb vollſtändig ohne Wirkung bleiben würden," das war ſein letztes Wort. Allein dieß trieb Frau Lea ungeſtüm zur Höhe einer Autorität, von der ſie noch träumte, die ihr jedoch ſchon längſt unter den Füßen gewichen war.

„Ich bin jung geweſen und alt geworden, ſprach die alte jüdiſche Großmutter, mit Gefühl und Würde, und ich habe viel und oft geſehen, wie es den Frommen, aber auch wie es den Gottloſen geht. Ich habe die

Knaben gekannt, habe ſie Männer werden ſehen, Kinder und Kindeskinder zeugen, und habe die Meiſten zu Grabe tragen ſehen. Ich weiß was das Leben iſt. Der einige Gott, unſer Herrſcher Sabaoth, iſt gnädig Denen die auf ihn vertrauen und ſeine Gebote erfüllen. Aber das Gebot heißt: Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebeſt auf Erden! Ich habe Kinder geſehen, die das Gebot nicht befolgten, und ſie haben's Alle gebüßt am Ende. Ich habe erlebt, wie ein ungerathener Sohn ſeine alte Mutter kränkte, und ſo lang ich die Augen offen habe, vergeſſ' ich's nicht, daß ein armer alter Vater eine Stunde vor ſeinem Tod über ſeinen Sohn geweint hat. Kann Gott die Böswichter leben laſſen? dacht' ich. Ja, ſie lebten; ſie lebten in Hüll' und Füll', als ob Niemand im Himmel und auf Erden über ihnen wär', aber ſie ſtarben — nicht einmal wie ehrliche Bettler; denn nachdem ſie Alles verloren hatten, betrogen ſie — und ſind im Zuchthaus geſtorben."

Frau Lea blickte ſcharf auf ihren Sohn, dem während ihrer Rede die Cigarre ausgegangen war. Er küßte ihre weiße Hand und ſagte leiſe: „Und mir erzählen Sie Das? ſoll ich mir etwa ein Beiſpiel nehmen? Verehr' ich Sie nicht? Bin ich kein gehorſamer Sohn?"

„Der Herr ſieht herab auf Deine Sorge für mich," ſprach ſie, „und wird Dir's lohnen tauſendfältig. Aber Du ſollſt nicht blos ein guter Sohn, Du ſollſt auch ein guter Vater ſein; Du ſollſt mir auch darin folgen. Die jetzige Zeit zertritt Alles mit Füßen, was wir ſonſt verehrten und an die Lippen drückten in Andacht und Gottesfurcht. Die Gefahr wird immer größer und größer. Ihr ſchreit immer nach mehr Emanzipation. Was thun wir mit Emanzipation? Dein Vater ſelig hat Schutzjude geheiſſen und man hat ihn nicht Herr und Wohlgeboren genannt, und iſt er doch ſteinreich geworden. Ich verſteh' von euern jetzigen Sachen nichts und will auch nichts davon verſteh'n; aber ſoviel iſt gewiß, wenn ihr die Emanzipation mit Scheffeln bekommt, wird's mit der Judenſchaft immer ſchlimmer werden. Sie werden ſich verheirathen, o Schlimm-Maſſel! mit den Chriſten — das wilde Gewäſſer wird ſteigen, aus der Erde werden Flammen ausbrechen, und unſer Geſchlecht wird untergehen wie die Rotte Korah. — Das laſſ' mich nicht erleben, Herr, der Du einig und allein unſer Gott biſt! Aber laſſ' mich's erleben, daß mein Sohn, mein braver, guter, lieber Sohn — komm' her, Jacob Leben!" — ſie erhob ſich halb in ihrem Seſſel und küßte dem ſich über ſie beugenden Herrn Zehdenicker die Stirne — dann fuhr ſie fort:

„Laſſ' mich's erleben, Herr im Himmel! daß mein Sohn Jacob nicht gleich den Unerfahrenen und Unweiſen das Steigen der Gefahr nicht bemerkt. Daß er nicht ſo lange wartet, bis das koſtbarſte Gut verloren geht. Wer immer und tagtäglich in einer Sünde fortwandelt, deſſen Herz wird ſo verhärtet, daß er keinen Gräuel mehr achtet! So iſt's faſt ſchon mit unſerm Israel gekommen. Er ſcheut ſich, oder er ſchämt ſich vielmehr vor mir zu erſcheinen — er iſt, ich weiß nicht wo — ich weiß nicht was — ach, gewiß nicht kauſcher! er treibt ſich mit gemeinen Schickſeln herum — und er macht ſich nichts daraus, daß mir — ſeiner Großmutter — darüber das Herz zerbricht; aber auch mein Sohn ſelbſt hat kein Erbarmen mit einer alten, ſchwachen Frau, die doch ſeine leibliche Mutter iſt.“

„Ihre Vorwürfe betrüben mich tief,“ ſprach Zehdeniker. „Sie beſchweren ſich mit Recht über meinen Sohn und ich kenne nur ein einziges Mittel, ihn zu beſſern. Er muß fort — muß in die Welt — auf Reiſen —“

„Was ſagſte, Jacob! Gott ſchütze! wo ſoll er hin?“

„Sie ſollen es ſogleich hören. Schon längſt beſchäftigt mich der Plan. Was mir an Iſidor nicht gefällt, iſt, daß er Alles treibt und nichts — er iſt ein Tagedieb.“

„Was hat er doch nöthig zu arbeiten? Er wird einmal zu leben haben, ſollt' ich meinen.“

„Wohl, wohl, zugeſtanden! Aber der Müßigang iſt immerhin nichts nütze. In meiner Bank kann er nun einmal ſeine Befriedigung nicht finden.“

„Kleinigkeit! Er hätt' es ſehen ſollen, wie ſein Großvater ſelig ſich's hat ſauer werden laſſen —“

„So mein' ich's nicht. Iſidor's Bildung iſt eine andere und ſein Geiſt reicht weiter. Eine Reiſe wird ihn kuriren: der häusliche Müßiggang iſt ſeine Krankheit. Er macht ihn träg, träumeriſch, eigenſinnig, verſchloſſen. Was er ſpricht, verſteht nicht ein Jeder; und was die Andern ſprechen, will er nicht anhören. So unternimmt er denn aus Langweile einſame Spaziergänge; ſo geräth er zu Bekanntſchaften. Die mit den Muſikantendirnen iſt übrigens ſchon eine alte; ſie haben ſchon als Kinder mit einander geſpielt. Alſo reiſen ſoll er und das ſobald als möglich."

„Gut. Meinetwegen. Schick' ihn fort. Aber wohin, Jacob, wohin willſt Du das arme Kind ſchicken?"

„Es iſt weit, weitweg. Aber es reiſen alle Jahre viele Tauſende von uns dorthin, und von dorther zu uns. Iſidor ſoll nach Californien — ich will ihm noch heute den Vorſchlag machen."

Die alte Frau ſank entſetzt in ihren Seſſel zurück und ſtreckte beide Hände über den Kopf. Sie ſchrie Zeter und that wie verzweifelt. Herr Zehdeniker ſuchte ſie zu beruhigen, und es gelang ihm wunderbar ſchnell.

„Nach Santa Barbara ſoll er, das kennſt Du ja, liebe Mama, von dort her ſind Dir ja oft ſchon gute und ſchöne Dinge zugekommen —"

Die Mama verzog den Mund zu einem wehmüthigen Lächeln. „Dahin ſoll er — ach wie weit! das arme Kind! aber gut aufgehoben wird mein Israel ſein bei meinem Bruder, ſeinem Onkel. Und gut wird er's haben, denn mein David iſt reich — ſehr reich. Er hat Sclaven an goldenen Ketten, aus purem Ducatengold, in ſeinem Speiſeſaal von polirtem rothen Marmor; die liegen angekettet in den vier Ecken und wenn er kommt und will eſſen oder trinken, dann ſpringen ſie in die Höhe und bringen es ihm, die ſchwarzen Sclaven. Da wird's mein Israelleben ſchon gut haben und fromm und kauſcher geht's bei mei'm David gewiß zu. Glück und Segen über ihn!"

Herr Zehdeniker ließ die Mutter ruhig ſchwatzen, denn es gewährte ihm eine außerordentliche Befriedigung, ſie mit dem Plane einverſtanden zu ſehen. Vor vielen Jahren, und lange vorher, ehe Californien im Rufe des „goldreichen“ ſtand, hatten Auswanderungen dahin ſchon ſtattgefunden, die die günſtige Lage zum Handel zwiſchen Amerika und Aſien anzog. Jeſuitenpatres waren auf ihren ſegenbringenden Miſſionsfahrten auch an dieſe Küſte gerathen, und umſichtig und weiſe, wie ſie ſich überall gezeigt haben, erkannten ſie das Land als geeignet, handeltreibende Colonien zu bilden. Eine von dieſen, welche bald zu einer ſchönen Blüthe ſich entfaltete, war die Colonie Santa Barbara, an einer ſtillen wohlgeſchützten Bucht, von einem Kranze ſtark bewaldeter Berge umgeben, die einen Reichthum von Handelshölzern enthielten. Noch ehe der Landbebauer rechtes Vertrauen gefaßt hatte, denn damals war das Auswandern noch nicht ſo organiſirt wie jetzt, und erforderte bedeutenderen Muth — verfing die Idee bei den Juden, denen es nie an Muth fehlt, wenn es gilt, reich zu werden. Ihre Phantaſie ſpiegelte ihnen, ohne daß ſie von dem Gold-Reichthum des Bodens noch etwas gewußt hätten, damals ſchon goldene Berge vor. In der That liegen auch die jetzigen Golddiſtricte von Santa Barbara ſehr entfernt. Allein was braucht der Jude denn mehr zum Reichwerden, als Fleiß und Sparſamkeit. Das iſt ſein Geheimniß. Der angehende Millionär erleidet Alles willig und ſtillt ſeinen Hunger mit rohen Gurken oder Rüben dreißig Jahre hindurch, um im fünfzigſten ſeine Sclaven an goldenen Ketten im rothen Marmorſaal zu beſitzen! Das wär her keine Aufſchneiderei der guten Frau Lea; das war r wirklich einmal von einem armen jüdiſchen Gelehrten, nem Philoſophen, wie er ſich nannte, erzählt worden, er vorgab, dort geweſen zu ſein und es ſelbſt geſehen haben. Er erwartete einen Zehrpfennig, der auf die achricht von der Pracht des Bruders, ganz im orientaliſchen Geiſte erfunden, ihm auch überreich geſpendet urde.

David Nathan, damals in der Gemeinde nur „der ange David“ genannt, Bruder der Frau Lea Zehdeniker, ehörte noch einer Zeit an, als der Jude ſich nicht mit inem Familiennamen ſchmückte. Selbſt der Geburtsort ab nicht einmal die Veranlaſſung dazu. Hatte der Vater Nathan David geheiſſen, ſo hieß der Sohn David Nathan, und wenn's hoch kam, ſo ſtellte ſich noch der Name des Großvaters dazu, woraus dann eine Art von Stammbaum entſtand, den die vornehmſten, das heißt ie reichſten Judenfamilien, zur Schau trugen.

Unſer David Nathan begnügte ſich mit zwei Namen, enn er war ein armer Teufel, und ſeine Schweſter, die Lea Nathan, war ein kleines, ſchwarzes Ding, das ebenſo wenig daran dachte, jemals vornehm, das heißt reich zu werden, da ſie dem Schutzjuden Zehdeniker ihre Hand eichte. Aber das „Bete und arbeite,“ zu dem ſich bei en frommen Juden auch noch das Gebot „Spare“ geſellt, verfehlte ſeine Wirkung nicht. Wir haben Lea Nathan, Wittwe Zehdeniker, bereits kennen gelernt.

Ihrem Bruder wollte es nicht glücken. „Er hat keinen Kopf,“ war das einſtimmige Urtheil ſeiner Glaubensgenoſſen. Er trieb einen kleinen Handel mit gemahlenem Kaffee, den er ſelbſt colportirte; er vertrieb Haſenbälge zur Jagdzeit, und handelte altes Schuhwerk aller Art ein, das er als Tauſchartikel verwerthete. Gegen Aufzahlung herüber und hinüber nahm er Schuhe gegen Stiefel, Stiefel gegen Schuhe an; Kaffee und Haſenbälge wurden mit dieſer ledernen Tauſchmünze bezahlt. David Nathan's alte zerriſſene Lederwaare bildete einen Werthgegenſtand gleich den Muſcheln auf den Märkten des innern Afrika; aber obgleich dieſer Vergleich außer ſeinem Geſichtskreis lag, ſo führte ihn doch wunderbar genug ſein Geſchäft auf einen ähnlichen Gedanken.

Der lange David hatte davon gehört, daß man nur auszuwandern brauche, um ſein Glück zu machen. Er erkundigte ſich bei ſeinen bekannten Schriftgelehrten nach den nähern Umſtänden, combinirte, erwog, hielt halblaute Monologe auf einſamen Spaziergängen und hatte am Ende ſo viel herausgebracht, daß es nothwendigerweiſe auf ſolchen Anſiedlungspunkten an Vielem fehlen müſſe, was der Europäer nicht gut entbehren kann; daß endlich die Indianer vollends nicht die Bedürfniſſe des Comforts zu befriedigen im Stande wären, die ſie durch die Einwanderer kennen lernten. Dabei gelangte er zu dem naheliegenden Schluſſe: „wie ich weiß, laufen die Indianer nackt herum; die Europäer ſehen ſie aber bekleidet. Sie würden es gewiß nachahmen, wenn ſie Kleider hätten. Wo ſollen ſie aber ſo viele Schneider hernehmen, um ihr ganzes Volk zu bekleiden? Alſo fertige Kleiderwaaren mitnehmen, dabei iſt ein Schnitt zu machen!“

Fortan beſchäftigte ihn nichts mehr als dieſer Gedanke. Er nahm alle ſeine Erſparniſſe zuſammen, und verkaufte den gemahlenen Kaffee, die Haſenbälge, die alten, krummen Nägel und abgefallenen Hufe, die er fand, nur noch „gegen baar“, wie es im Courszettelſtyle heißt. Für das Geld aber kaufte er alte Stiefel und Schuhe, geſtrickte Schlafhauben, Stiefelknechte, Schlapphüte, Alles aus zweiter Hand, verſteht ſich, um ſie zu exportiren. Einige vertraute Glaubensgenoſſen, denen er ſich mittheilte, lobten ſeinen Plan und wünſchten ihm Glück und Segen, und als er zufällig auf einen ſtieß, der ſoeben reich aus Santa Barbara zurückgekehrt war, ſo war auch ſein Plan bald gefaßt, denſelben Weg einzuſchlagen und ſich gleich Jenem, nach dem faſt gänzlich unbekannten Erdwinkel einzuſchiffen. Seine Erwartungen täuſchten ihn nicht. Der kleine Laden, den er in dem Städtchen aufſchlug, ward beſucht; die wirklichen Bedürfniſſe ſtellten ſich bald ſeiner Beobachtung ganz von ſelbſt dar. Kein Indianer verließ an Markttagen die Stadt, ohne nicht einen Theil ſeines Markterlöſes bei David Nathan in Waaren umgeſetzt zu haben. Seine alten Stiefel und Schuhe, anfänglich Luxusartikel, wurden bald Nothwendigkeiten, weil die Wilden ſich überzeugten, wie wichtig es ſei, ſich die Füße gegen den Biß der Schlangen mit ſtarkem Leder zu ſchützen. Die Kunſt, Stiefel zu machen, war noch nicht gekannt, und der Verkäufer einer Waare, deren Ankauf faſt nichts in Europa gekoſtet, konnte ſie in Santa Barbara auf einem fabelhaften Preis halten. Dabei Entbehrung aller Art, die er ſich auferlegte und Jahre langer Betrieb des Geſchäfts, und unſer Mann war nach und nach zu einem ſolchen gediehen, der ſeinen Laden an einen andern verkaufte und Beſitzer ausgedehnter Meiereien und reicher Anpflanzungen geworden war, von dem ſelbſt die fabelhafte Kunde bis zu ſeiner Schweſter nach Europa gedrungen, daß er Sclaven an goldenen Ketten liegen habe, die auf einen Wink von ihm raſſelnd emporſprangen.

Zu dieſem Onkel nun gedachte Herr Zehdeniker ſeinen Sohn zu ſchicken. Er hatte es lange eingeſehen, daß eine Reiſe für Iſidor Lebensbedingung ſei. Alles reiſte in dieſer Zeit. Der Nutzen des Reiſens mußte daher evident ſein. Ein Prinz beſuchte Island und das Eismeer; ein Anderer Aſien und die heiligen Stätten; ein Dritter die heiße Zone, nicht zurückſchreckend vor den dräuenden Gefahren. Was man ſonſt die große Tour nannte, die Rundreiſe in Europa, die nur von Lords und andern bevorzugten Erdenſöhnen unternommen werden konnte, war jetzt die Bahn geworden, die von Commisvoyageurs oder Feuilletoniſten deutſcher Zeitungen noch eingeſchlagen wurde; der höher geſtellte Touriſt wählte andere Ziele. Herrn Zehdeniker würde wohl ein Blick auf die Landkarte hervorragendere und bekanntere Namen gezeigt haben, als das unſcheinbare Santa Barbara. Aber dieſer Umſtand legte kein Gewicht in die Schaale; denn erſtens konnte ja die Reiſeroute jede beliebige Ausdehnung erhalten; zweitens erſchien es dem guten Sohne unumgänglich, die Zuſtimmung der alten Mutter zu haben, und nichts zu thun, was ſie kränken konnte. Ebenſowenig wollte er ſich dazu verſtehen, ſie geradezu zu hintergehen. Die Anweſenheit ihres Bruders in Santa Barbara, deſſen jüdiſch-frommen Sinn ſie mit Sicherheit vorauszuſetzen glaubte, und wodurch Iſidor's Feſthalten an dem Glauben der Väter ihrem beſchränkten Verſtande gewiß ſchien, ſtimmte ſie nachgiebig, und es bedurfte nur noch einigen Zuredens und gewiſſer Aufſchlüſſe über die Art, wie der Weg zurückzulegen ſei, und wie lang die Abweſenheit wohl dauern könne, um ihre vollſtändige Einwilligung zu erhalten.

„Ach! ich möchte nicht hinübergehen in die Gezelte Jacob's, ohne meinen heimkehrenden Goldisrael umarmt zu haben! Gott ſchütz ihn!“ ſeufzte ſie.

Die Hauptſache war aber nunmehr, die Einwilligung des projectirten Reiſenden ſelbſt zu erhalten.

* * *

Der Gedanke einer Reiſe beſchäftigte ja auch Iſidor ſchon längſt. Aber das Ziel derſelben wollte ſich ſeinem Grübeln nicht klar enthüllen. Ueberall fürchtete er denſelben Aeußerungen modernen Geſellſchaftslebens zu begegnen, welches ihm daheim ſein Daſein verleidete. Er beſaß nichts von der excluſiven Natur des Britten, die den Sonderling always at home erſcheinen läßt; er beſaß ein durchaus deutſches Gemüth, das mit dem angebornen jüdiſchen Nervenleben auf friedliche Weiſe in Einklang geſetzt werden mußte, um in eine höhere Sphäre ſich erheben zu können. Hiezu aber bedurfte es einer andern, einer friſchern Vermittlung, als ihm irgend ein Land des alten Europa darzubieten vermochte. Zu größern Reiſen in die weite, weite Welt fehlte es ihm an Zuverſicht und Muth, an Kenntniſſen, an beharrlichem Willen. Er verglich ſich ſelbſt mit dem Peter in der Fremde, den ein banger Zweifel am erſten Kreuzwege wieder nach Hauſe ſchicken könnte. In dieſe Ueberlegungen, die ſich ſinnverwirrend raſch in lauter concentriſchen Kreiſen bewegten, ſtrahlte plötzlich der Vorſchlag ſeines Vaters, wie die Flamme des Leuchtthurms, und zeigte ihm eine ſichere Bahn durch die ſich ringsum aufthürmenden Klippen.

Eine weite Reiſe dehnte ſich vor ſeinem Blick, nach einer fernen, unbekannten, faſt fabelhaften Küſte und an dieſer ſollte ihn nicht der von ſchnöden Goldſuchern überſchwemmte Strand, nicht jenes San Francisco, das in neueſter Zeit emporgekommen, mit allem Glanz der alten Welt prunkende, von ihrer Sittenloſigkeit angefüllte, — nicht dieſes ſollte ihn aufnehmen; ſondern ein Städtchen, faſt unbekannt und nie genannt, das in dieſer neu auftauchenden Welt ſchon ſeine mehr als hundertjährige Geſchichte hatte, winkte ihm, um in ſeiner waldbekränzten Bucht ihn mit friſcherm Leben zu erfüllen. Ein naher Verwandter ſollte ihn dort empfangen.

Herr Zehdeniker war eben ſo überraſcht als erfreut, ſeinen Vorſchlag von Iſidor bereitwillig angenommen zu ſehen. Allein als ein durchaus practiſcher, das heißt dem ſelbſtſüchtigen Vortheil gänzlich anheimgegebener Mann konnte er dabei nicht ſtehen bleiben. Er ſtellte ſeinem Sohne vor, daß der Menſch etwas hantiren ſolle und müſſe; das ſei Naturgeſetz. In Santa Barbara dem Müſſiggange verfallen ſein, arte noch ſchlimmer aus, als in Europa. Herr Zehdeniker erhob ſich in ſeinen Auseinanderſetzungen zu einer nie vorher geahnten Höhe. Er wurde warm, er bewegte ſich in Beiſpielen, er griff nach kühnen Bildern; er ſchien von einem Gefühle durchdrungen und gehoben, das nach ſeinem Begriff weit hinaus über das Vatergefühl erſtrahlte. Es mußte ihn in jenem Augenblicke eine Ahnung angeflogen ſein von dem, was ihm ſelbſt im Leben noch bevorſtehen könne. Was er beabſichtigte war, den Müſſiggang in Iſidor zu bekämpfen, durch die draſtiſchen Mittel des durch Arbeit bedingten Erwerbs. Dies allein ſchien ihm im Stande, einen jungen Menſchen von allen Abwegen zurückzuhalten. Deshalb wollte er Iſidor eine Schiffsladung Waaren mitgeben, welche nach ſeiner Meinung ſich in Santa Barbara würde gut verwerthen laſſen. Solche Sendungen wollte er dann wiederholen; der Rath und die Beihilfe des Onkels würden nicht ausbleiben, und ebenſowenig der Antheil, den dieſer an dem Gewinne haben würde. Das Ganze ſollte ächt kaufmänniſch organiſirt werden und Iſidor zum erſten Mal die Luſt genießen, vom ſelbſterworbenen Gelde leben zu können. Das ſtähle den Muth, das Gefühl der Selbſtſtändigkeit übe eine unüberwindliche Macht; die Achtung Anderer erzeuge die Achtung unſer ſelbſt in uns.

Iſidor erklärte ſich jedoch mit Beſtimmtheit gegen alle Anträge dieſer Art. Zuerſt wolle er keinen andern Zweck erreichen, als das Land und die Menſchen kennen zu lernen, wobei ihm zunächſt die Erfahrungen des Onkels behilflich zu ſein hätten, durch den er auch Bekanntſchaften zu machen hoffe, die ihm ſpäter noch beſſere Dienſte leiſten könnten. Geld zu erwerben habe er nicht nöthig, da er darauf rechne, durch ſeinen Vater hinlänglich damit verſehen zu werden. Geld erwerben erſcheine ihm in der ihm vom Vater angedeuteten Weiſe eben als der verderblichſte und darum verwerflichſte Müſſiggang. Sollte es ihn einmal drängen, ſein Glück zu verſuchen, ſo würde er viel eher nach den Golddiſtricten ziehen; mit reichen Mitteln, die ihm das Haus in Europa zu liefern hätte, eine Kompagnie Mineurs und Wäſcher zu dingen und ſie mit Antheil am Gewinn für ſich arbeiten zu laſſen. Das könnte ihn vielleicht ſpäter einmal reizen; für jetzt ſei jedoch davon keine Rede.

Die großen Augen hätte man ſehen ſollen, die Herrn Zehdeniker aus dem Kopfe traten, als er dieſe Worte Iſidors vernahm. Jetzt zum erſtenmale erkannte er ſeinen Sohn als ſolchen; dieſes Genie hatte ſich bisher verbergen können, ohne daß der Vater auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte! Alles verſprach er; die größten, die weitreichendſten Mittel; Iſidor ſollte zu allen ſeinen Unternehmungen ausgerüſtet werden. Nur Eines war dabei Bedingung. Das Haus behielt ſich vor, einen vertrauten Commis zu dem Ende Iſidor an die Seite zu geben; wegen Lebens und Sterbens. Daß das Haus das Geſchäft auf ſein risque & péril übernehmen würde, verſtand ſich von ſelbſt; jedoch ebenſowohl, daß Iſidor ein breiter Antheil geſichert bliebe.

Dieſes raſche und freudige Eingehen des Vaters wurde von dem Sohne wieder kurz und ſchnöd zurückgewieſen. Wenn jemals, ſo würde er nur allein, nach ſeinem Kopf, ein Geſchäft dieſer Art beginnen und vor der Hand ebenſo die Wanderung in die Ferne allein unternehmen. Keine Obliegenheit, keine Aufſicht, keine Theilhaberſchaft, keine Abrechnung; ein Kredit bei dem Onkel ſei Alles was er verlange, und von Zeit zu Zeit Nachrichten über Befinden und dergleichen, die er ſeiner Seits erwidern würde.

Damit trennten ſich Vater und Sohn.

Iſidor hatte nach dieſer Unterredung, ſo kalt ſie verlief, eine innere Ruhe gewonnen, wie er ſie ſeither nicht mehr empfunden. Der Gedanke, daß er reiſen müſſe, um ſich aus ſeinem Dahinſchleichen zu retten, ſtand ſchon ſo lang bei ihm feſt, als ihm ſeine Jugendfreundin Clarinette, den Müſſiggang vorgeworfen hatte. Jetzt wußte er wohin; die Reiſe hatte ein Ziel, wie er vermeinte. Es war nun eben das, was der Menſch gewöhnlich als Ziel betrachtet. — —

Am Abend dieſes Tages drängte es ihn, Clarinette einmal wieder zu ſehen. Es war Kirchweih im Orte und er durfte wohl hoffen, ſie unter den Verkaufsbuden anzutreffen. Er wußte nicht, daß ihre Mutter ſo krank war, und daß man jeden Augenblick ihrem Tod entgegenſah. Das hätte nun ſeine Hoffnung vereiteln können, aber ein Zufall führte doch ihre Erfüllung herbei. Er traf Clara ſtill weinend am Chauſſeegraben ſitzend, wo ein hohes Gebüſch ihn einſchließt, aus dem ſich an langen

Stielen weiße Blumen hervorſtreckten, einen Faden im Munde, den ihre zierlichen Finger um die Blumenſtengel ſchlang, und ſie in einen Kranz wand.

„Was machſt Du da, liebe Clarinette?“ fragte er.

Das Mädchen ſah ihn an, wiſchte ſchnell mit der umgekehrten Hand ſich die Thränen aus den Augen und ſagte, den Faden zwiſchen den Zähnen feſthaltend, nichts weiter, als: „Ach!“

„Für wen iſt der Kranz?“

„Für ein Todtes.“

„Wer iſt geſtorben?“

„Die Babett, die ich ſehr lieb gehabt hab'! Wir waren von Kind auf gut bekannt. Nun iſt ihr wohl, ich wünſcht' ich wär', wo ſie iſt. Ach, es iſt nichts auf der Welt. Mein' Mutter wird auch bald heimgehen.“

Und ſie weinte wieder ſtill in ſich hinein, wand den Kranz mechaniſch weiter, und Iſidor ſtand verlegen und gerührt vor ihr. Endlich ſagte ſie:

„Ich bitt' Dich, laß' mich heute. Willſt Du was von mir, ſo ſag's.“

„Ich weiß nicht, wie Du's gerad' aufnehmen wirſt, was Dir ſonſt wohl angenehm geweſen wäre. Ich will nunmehr ein anderes Leben beginnen — ich will ſo werden, wie Du willſt, daß ich ſein ſoll.“ —

„Ah ſo,“ ſagte ſie gleichgiltig fortwindend, ohne ihn anzuſehen.

„Ich reiſe; Alles iſt richtig. Ich muß mich nun ernſtlich vorbereiten, und ſchiffe mich, wenn ich mit Allem fertig bin, in Liverpool ein, nach Amerika, nach Californien, nach Santa Barbara gehe ich, vielleicht auf's Nimmerwiederkehren.“

Bei Liverpool zeigten Clara's Züge ſchon Aufmerkſamkeit, die ſich bei der Nennung der folgenden Namen, ſichtlich ſteigerte, bis ſie endlich bei dem letzten: „Ach heilige Barbara!“ ausrief, aufſprang und die Blumen, die ſie im Schooß hatte, auf den Boden fallen ließ.

Iſidor überraſchte dieſer Ausbruch einer Theilnahme bei dem ſonſt ſo verſchloſſenen, faſt ſtummen Mädchen.

„Komm' mit mir,“ ſprach er, offenbar um ein neues Geſpräch anzubahnen, „dort, gleich am Anfang der Budenreihe iſt ein Glückshafen. Wir wollen ſetzen und ſehen was wir gewinnen.“

„Gewinnen?“ wiederholte ſie mit einem Seufzer, ließ die Hand mit dem fertig gewundenen Kranz ſinken, ſchüttelte die Blätter vollends aus der Schürze und folgte ihm.

Ein Haufe Volks umſtand den Glückshafen; Iſidor hatte Mühe Platz zu machen. Er ſetzte.

„Das iſt für Dich,“ ſagte er leiſe zu ihr.

Sie warf und gewann eine Schachtel mit Zuckerwerk.

„Für Babett's Schweſterchen, das nun auf der weiten Welt gar keine mehr hat,“ ſagte ſie vor ſich hin.

Iſidor hatte indeß auch geſetzt und geworfen. Er erhielt ein himmelblaues Band. Lachend ſagte er:

„Das iſt einmal eine Beſcheerung! aber ſieh, der Deckel deiner Schachtel iſt entzwei! gieb her!“

Er wickelte das Band um die Schachtel, und ſie ihr zurückgebend, ſprach er mit einem Tone, der von dem bisherigen der Unterhaltung merklich ſich unterſchied: „Das iſt immerhin ein Band, wenn wir nun auch auf lang hin getrennt ſein werden, Clarinette!“

Clara nahm gleichgiltig die Schachtel, dankte, ſah nach den andern Sachen in der Bude und es ſchien, als ob ſie die Bedeutung der Worte nicht verſtanden hätte. „Der Abend iſt doch gar zu ſchön!“ ſagte ſie und blickte zum Himmel. Sie gingen an dem Hauſe vorüber, wo die junge Todte lag, ſie gab dort Kranz und Schachtel ab und betete dann leiſe; Iſidor war vor dem Hauſe ſtehen geblieben. Das blaue Band hatte aber Clara behalten und in den Buſen geſteckt. Des ſchönen Abends wegen führte Iſidor das Mädchen auf dem weiteſten Wege heim. Sie ſchritten aber ſchweigſam neben einander.

Es ſah wahrlich traurig genug in der Stube des kleinen Häuschens aus. Mutter Gertrud lag im Bette, bleich und ſtill, den Roſenkranz um die Hände geſchlungen, und das Kreuz deſſelben feſt an die geſchloſſenen Lippen gedrückt. Die Augen waren ſtarr nach Oben gerichtet. Am Fußende ſtand Ulrich, die krampfhaft in einander geflochtenen Finger auf dem Bettpfoſten ruhend; aus dem tief geſenkten Haupte ſtrömten heiße Thränen auf dieſelben. Zu Häupten kniete Agnes, das loſe Haar fiel unordentlich zu beiden Seiten herab, das Geſicht hatte ſie in die Federdecke gepreßt, welche ſchwer und heiß auf der Kranken lag. An den heftigen Zuckungen merkte man, daß ſie furchtbar ſchluchzte. Starr wie ein Steinbild ſaß Clara neben dem Bett, die Blicke auf die Mutter geheftet, oder vielmehr auf das Kreuz, das jene fortwährend küßte. Es dunkelte bereits; die trauernden Menſchen verſchwebten in dem duftigen Schatten des kleinen niedrigen Raumes und nur das weiße Geſicht der Sterbenden leuchtete aus den Polſtern und Decken hervor.

„Vergeſſet doch nicht das Lämpchen vor der heiligen Jungfrau,“ mahnte ſie mit ſchwacher Stimme.

Stillſchweigend ſtand Clara auf, nahm das Oelfläſchchen vom Simſe und ein Feuerzeug und ging hinaus vor die Thür. Während ſie nun draußen den Docht tränkte, ihn mit einer Nadel heraufzog, anzündete, und Alles in Ordnung brachte, war es deutlich zu merken, daß Gertrud eine freudige Empfindung davon hatte, als der Wind das ſchwebende Aempelchen leis hin- und herſchaukelte und die röthlichen Streiflichter durch das Fenſter in die Stube fielen, und bis auf das Bett der Kranken ein liebliches Spiel verbreiteten.

„Du biſt voller Gnaden!“ ſprach Gertrud.

„Ach, ſeufzte Agnes, wenn ſie ſich gegen Dich, gegen uns ſo erwieſe! Könnte ich Dir von meinem Leben geben!“

„Die heilige Mutter Gottes iſt uns gnädig, verſündige Dich nicht,“ ſagte Gertrud. „Meine Schmerzen ſind nicht groß, und Gott wird ſie mir bald ganz nehmen. Er ſtärkt mich in meiner nahen Stunde.“

Ulrich fragte: „Wirſt Du denn nicht mehr aufkommen?“

„Nein, gewiß nicht.“

Clara trat hier wieder in die Stube und nahm ihren frühern Platz ein.

„Nun ſind wir Alle beiſammen. Wir haben noch manches zu beſprechen, ehe es vollends zu Ende mit mir geht, denn die letzten Augenblicke gehören Gott allein. Wie ſteht's um die Schulden, mein Wendelin, die Krankheit hat Geld gekoſtet, und Du haſt viel darüber verſäumt.“

„Um Gotteswillen, bekümmere Dich nicht darum, Trude. Es macht nicht viel aus, und ich will's ſchon einbringen, und die Mädels werden helfen mit Waſchen, Nähen und Stricken.“

Die Kranke ſeufzte, als wenn ihr ein ſchweres Gewicht auf dem Herzen läge.

„Vor einem Gläubiger iſt mir bang, weil er Dir an Deiner Seele ſchaden könnte. Ich meine den Juden. Ich ſah, daß er Dir ſeit einiger Zeit nachſtellte; und Du wirſt in ſeine Falle gegangen ſein. Er will unſer Häuschen haben, und das ſoll er nicht, weil's unter dem Schutze der heiligen Jungfrau ſteht und die darf nicht zum zweitenmal in die Hand der Juden kommen, damit ſie ihr das Herz durchbohren. Geſteh' mir's! haſt Du von dem Juden Geld bekommen, ſo erſtatt' es ihm. Laſſ' es Deine erſte Sorge ſein. Und müßten wir trocknes Brod eſſen, oder bei Chriſtenleuten betteln. Nur dem Juden nichts ſchulden.“

Ulrich geſtand ſeiner Frau ehrlich und offen, als er gerade in großer Verlegenheit war, von des Juden Geſchäftsführer Hirſchler zwei Ducaten erhalten zu haben, ohne Zinſen, mit denen er dem alten Machol eine frühere Schuld gezahlt, der ihn drängte. Dieſe Schuld habe neun Gulden betragen, aber Machol ſagte, er rechne gerade ſoviel für Zinſen hinzu, daß er die beiden Ducaten für voll annehme. Hirſchler ſei jedoch viel menſchlicher, von Zinſen ſpreche er gar nicht, und vom Rückzahlen auch nicht, obgleich es ſchon an die vier Wochen ſeien. Einmal habe er mit Hirſchler davon angefangen und es ſehr bedauert, daß er noch immer kein übriges Geld habe, um das Anlehen zu tilgen; da habe jener gelacht, und gemeint, was ihm denn einfalle; er ſtehe darum nicht an; allein wenn es ihm belieben ſollte, möge er nur kommen, und verlangen; es wäre mehreres noch vorhanden.

Frau Gertrud hatte aufmerkſam zugehört; jetzt aber ergriff ſie des Mannes Hand, der ſo treuherzig Rechenſchaft über das ablegte, was ihr, als Vermuthung blos, ſchon das Herz abgedrückt hatte.

„O mein Wendelin,“ ſagte ſie, „was muß ich da von Dir hören? Ich kann Dich nicht vermahnen, weil meine Zeit drängt. Zum Glück iſt die Schuld nicht groß. Es iſt doch nicht weiter?“

Ulrich betheuerte es auf's Heiligſte. Da rief die Kranke wieder mit ihrer ſanften, milden Stimme Clara herbei, und ſprach:

„Hole aus der obern Schublade, dort im Kaſten, die kleine Sparbüchſe her. Es ſind die wenigen Sparpfennige darin, die ich dann und wann bei Seite ſchieben konnte, um ſie für die ſchlechtern, vielleicht ganz hilfloſen Tage aufzuheben. Gottlob! ich habe ſie nicht erlebt; wir haben immer beſtehen können, und jetzt kommt das Geld uns eben zu ſtatten, uns von der verhaßten Schuld loszukaufen.“

Die kleine Sparbüchſe wurde von Clara herbeigebracht und geöffnet. Die Mutter hatte den Kopf zurückſinken laſſen, weil ſie das Sprechen zu ſehr anſtrengte. Indeſſen ſortirte Clara das Geld auf der Bettdecke. Es waren die verſchiedenſten Münzen; ſo wie ſie Gertrud nach und nach geſammelt: eine bunte Moſaik größerer und kleinerer Geldſtücke. Das Sümmchen erſtreckte ſich ein wenig über den Werth von zwei Ducaten.

„Was mehr da iſt, biete dem Hirſchler als Zins für das Darlehen. Er möge es berechnen und behalten. Trage es ihm morgen hinüber, ich flehe Dich darum, und meide fortan jede Gemeinſchaft mit ihm und den übrigen Juden auch. Es iſt Sünde, hörſt Du, Mann, Sünde, ſich dem Verſucher abſichtlich preiszugeben. Man ſoll die Gelegenheit meiden, lautet das Gebot.“

Da klopfte es an die Thür. Sie fuhren auf; die Kranke fragte erſchreckt: „Wer iſt da?“

Aber ehe noch einer hingegangen war, öffnete ſich die Thür ein wenig, und Brenzler's häßlicher Kopf ſtreckte ſich durch die Spalte, und lugte grinzend in die Stube. Ulrich ſprang auf ihn zu, und rief: „Herr Jeſus! was wollt Ihr? Jetzt iſt keine Zeit zum Sprechen. Mein gutes Weib will verſcheiden.“

„Das Unglück wär' ſo groß nicht, wenn ſie Gott zu ſich nähme. Sie quält Euch ja doch nur und ſich ſelber.“

Ulrich drückte ihn zurück und ſchloß die Thür ab. Man hörte Brenzler's harte Tritte fortgehen und wie er die Hausthür zuſchmiß.

„Gewiß wieder eine Mahnung,“ ſagte die Kranke, „er wird Dir nicht mehr warten wollen. Nun, jetzt kannſt Du ihn ja bezahlen. Thu's nur gleich morgen mit dem Früheſten. Aber — es wird mir ſo ſonderbar. Mein Athem nimmt ab und mein Auge wird verdunkelt. Ich fühl's deutlich, daß der Augenblick naht. Wir müſſen ſcheiden."

Alle ſchluchzten laut. Die Kranke ſprach:

„Faſſet Muth! Wir hoffen auf's ewige Leben, wo wir uns wieder ſehen werden. Ich fürchte den Tod nicht, der mich nur von meinen Schmerzen befreit. Mein Erlöſer aber wird meinen Staub dereinſt erwecken; ich werde wieder mit meinem Fleiſch bekleidet ſein; und ſo werde ich Gott ſchauen, mit dieſen meinen eigenen Augen, wie ich euch jetzt hier vor mir ſehe."

Alle knieten nieder und Frau Gertrud ſprach den Segen über ſie. Als ſie dies vollendet hatte, ermahnte ſie Alle zu Fleiß und Ordnung, und in ihrer Armuth treu und redlich zu verharren; auf Gott im Himmel feſt zu bauen, und ſich als Geſchwiſter zu lieben und den Vater, wenn er alt würde, zu ſtützen. Dann verlangte ſie, daß ſie die Juden nicht etwa haſſen, ſich aber nur jeder Gemeinſchaft mit denſelben enthalten ſollten; weil ſie ihre geborenen Feinde ſeien, die den Heiland gekreuzigt, und deßhalb jedem Chriſten an Leib und Seele ſchaden möchten. Hierauf ließ ſie ihr Gebetbuch ſich bringen; es war alt und ſehr zerleſen; das ſchenkte ſie Agnes und ſagte dabei: „Ich las aus dem Betbuch Troſt und Erquickung in ſchweren Leiden. Es wird auch Dir ſo ergehen, Agnes, ſo Du darin lieſeſt." Dir, Clara, gebe ich dies Papier, es iſt das Zeugniß von dem nun längſt verſtorbenen Amtmann in Aichſtetten, daß ich fünf Jahre lang treu bei ihm gedient und ſeine Kinder, ſo zu ſagen, erzogen habe, als er Wittwer geworden war. Aus ſeinem Hauſe kam ich wieder her und habe dann euern Vater geheirathet. Wenn Du das Papier anſiehſt, Clara, ſo denk' an mich und ſtärke Dich, und ſei ſtets fromm und treu."

Sie mußte jetzt einhalten mit Sprechen. Sie winkte ihren Mann und bat ihn, den Pfarrer zu holen. Nachdem er fort war, ſagte ſie zu Clara:

„Es ſind zwei ganz neue Hemden da, von denen gieb mir keines in's Grab. Das, ſo ich trage, iſt recht. Meinen ſeidenen Rock, den ich an meinem Ehrentage trug, zerſchneidet zu Schürzen für euch, er wird euch doch zu altmodiſch ſein; aber meinen Werktagsanzug und die zwei Linnenſchürzen, die ich immer getragen, zerſchneidet, wenn ich todt ſein werde, für die armen Weberskinder, die noch viel ärmer ſind als ihr; ſie ſollen für meine arme Seele beten."

Clara erhob ſich von ihren Knien und ſagte: „Mutter, ich will jetzt gehen und Reiſig holen auf die Nacht."

Frau Gertrud aber ſagte: „Das hat kein' Eil'. Es iſt, Gottlob! mir jetzt wärmer geworden. Ihr ſollt in dieſer Stunde mich nicht mehr verlaſſen."

Da öffnete ſich die Thüre ganz leiſe und Ulrich trat mit dem hochwürdigen Herrn Pfarrer herein. Die beiden Mädchen küßten ihm ehrerbietig die Hand und gingen in die anſtoßende Kammer; der Vater machte Licht, rückte dem Prieſter den Stuhl zurecht, und folgte ſeinen Töchtern. Und in dem dunkeln Stübchen entſpann ſich nun ein Geſpräch voll geheimnißvoller Weihe zwiſchen der Sterbenden und dem Prieſter. Nachdem es geendet war, klopfte er an die Kammerthür und als die Trauernden heraustraten, ſprach er:

„Es iſt Zeit. Ich komme bald wieder.“

Die Kranke ruhete; Ulrich ſtand neben dem Bett. Clara trug ein kleines Tiſchchen herbei, und während Agnes ein reines Linnen darüber deckte, brachte Clara mit hoher Sorgfalt das Crucifix, zündete zwei Kerzen daneben, und ſie knieten betend davor nieder, die Rückkehr des Prieſters erwartend. So verging einige Zeit; bei aller Trauer eine tiefe Erhebung; die Engel des Herrn umſchwebten die Gruppe. Plötzlich ertönte der Klang einer Glocke. Die Kranke erhob ſich im Bette, ohne alle Anſtrengung, ſie machte das heilige Zeichen über Stirne, Mund und Bruſt, und rief: „Mein Herr und Heiland kommt mich zu beglücken!“

Chriſtus iſt Menſch geworden, damit Menſchen ſo werden können, wie Er! Und ſo war die arme Frau, in jenem Augenblicke, da ſie mit dem Tode rang, groß und heilig; und der Glanz des Himmels umſtrahlte das ſterbende Antlitz der Chriſtin. Denn der Tod iſt die höchſte Stufe der Seligkeit der Seele, und der Anfang der Seligkeit des Körpers.

In dieſem Zuſtande erblicken wir die fromme Chriſtin Gertrud vor uns. Alles Irdiſche iſt abgethan. Ihre Armuth — wo iſt ſie? — Ihre Schmerzen? — ſie empfindet nichts mehr davon. — Ihre Vollendung nahet. Welch' ſchönes Wort für Sterben! nur der Chriſt gebraucht es, nur ihm iſt es ganz verſtändlich. —

Der hochwürdige Pfarrer hatte der Sterbenden die letzte Oelung ertheilt und ſie mit der heiligen Wegzehrung geſtärkt. Jetzt begann er ihr vorzubeten. Die Angehörigen knieten umher; Clara ſtand auf um die Kerzen zu putzen, die neben dem Cruzifix ſtanden; dann warf ſie ſich wieder auf die Knie. In demſelben Augenblick erſcholl ein wilder Chorus auf der Straße. Es war Löhnungstag und Feierabend, und da zogen die Fabrikarbeiter draußen laut ſingend vorüber. Das ſtörte aber nicht den himmliſchen Feierabend der Menſchen, in deren Mitte der betende Prieſter und die Sterbende waren.

Die bleiche Hand Gertrud's winkte den Pfarrer zu ſich. Sie brachte zwar ſchwach aber dennoch eilig die Worte heraus: „Verlaſſen Sie meine Töchter nicht; nehmen Sie ſich ihrer an! ſie droht Gefahr, ich weiß es.“

Er beruhigte ſie; ſie werde wohl noch nicht ſterben, ſagte er. Sie lächelte mit dem Ausdruck eines Engels: „Iſt es denn ſo traurig, zu Gott zu gehen? Ich bin glücklich; für meinen Mann und meine Kinder will ich bitten. Gott weiß ja, wie ſehr ich ſie lieb hatte. Der Herr wird ſie auch lieben!“

Gertrud hatte ſich nun ganz verändert. Während ihrer Krankheit drückte ſie mehr als einmal ihre Furcht vor dem Tode aus; auch erſchreckte ſie der Gedanke an das Gericht nach dem Tode. Nunmehr aber war ſie ruhig und erwartete mit Feſtigkeit und Zuverſicht ihren letzten Augenblick auf Erden. Dies Gefühl theilte ſich ihren Angehörigen mit, beſonders war Clara davon mächtig ergriffen. Auch ſie war feſt überzeugt, daß ihre gute Mutter zu Gott kommen, und daß ſie zu Gott um Schutz für Die, ſo ſie zurückließ, beten werde. Sie ſah ihre Mutter krank im Bette, und doch war ſie in der That nicht mehr auf Erden; ſie war überſelig glücklich und Clara weinte nicht.

Der Pfarrer beugte ſich jetzt über Gertrud; er betete leiſe fort. Er fühlte ihr den Puls und neigte ein paar mal langſam das Haupt. Der Mann und die Töchter traten ängſtlich hinzu. Das Antlitz der Kranken trug ſchon den Stempel des Todes. Die Augen in ihre Höhlen geſunken, der Blick gläſern: die blaßgelben Wangen eingefallen, die Backenknochen blendend weiß hervortretend; der Mund geöffnet und ringsum angelaufen; aus der Lunge verkündigten ſich röchelnd die letzten Athemzüge.

Clara nahm auf einen Wink des Pfarrers eine von den brennenden Kerzen aus dem Leuchter, ſteckte ſie zwiſchen die ſtarren Finger der Mutter, und der Prieſter umſchloß dann dieſe feſt mit ſeiner Hand, indem er die Worte:

„So fahre denn hin, o chriſtliche Seele, aus dieſer Welt!“ mit verſtärkter Inbrunſt betete.

Alle waren nun ſtill; nur Clara betete noch vernehmlich. Da plötzlich ſpricht die Sterbende ganz deutlich: „O meine Tochter, man betet mir dort vor!“ Sie ſahen ſich an, Alle tief ergriffen von den räthſelhaften Worten, und ſanken auf die Knie. Nach einigen Momenten bewegte Frau Gertrud die Hand um das Kreuz zu machen, ſeufzte tief auf und regte ſich dann nicht mehr.

Sie lag da, ohne Athem, kalt, die Augen ſtarr. Clara beugte ſich über die Leiche und ſchloß ihr mit zitternder Hand die Augen. —

Am andern Morgen, vor der erſten Seelenmeſſe, empfing Ulrich mit ſeinen Kindern das heilige Abendmahl. Am dritten Tage, zu früher Stunde war das Begräbniß. Die geſammte Armuth des Oertchens ging mit. Agnes mußte von dem Vater geführt werden, ſo ſehr weinte und ſchwankte ſie. Clara folgte ihnen, allein und feſt, aber tiefgeſenkten Hauptes. Auch der junge Graf vom Schloſſe ging auf den Friedhof und betete ein Vaterunſer an dem friſch aufgeworfenen Grabhügel; dann drückte er Ulrich heimlich ein paar Geldſtücke in die Hand, wegen der Koſten der Beerdigung. Die Fabrik und deren Inſaſſen blieben theilnahmlos, und ihr Lärmen und Raſſeln wurde durch das Geläute vom Kirchthurm und von dem Summen der Beter weder geſtört noch unterbrochen.

Da lag nun das kleine Häuschen, wie ausgeſtorben, als Alle auf den Gottesacker hinausgegangen waren, allein im Schutze ſeines gnadenreichen Muttergottesbildes, neben der Villa des jüdiſchen Millionärs, voll geräuſchvoller Thätigkeit und üppigen Lebens. Und welche Anſchläge brüteten zum Verderben des Häuschens und ſeiner Bewohner! Sinnlichkeit, eitler Modeſinn, weltliche Hoffahrt, Religionshaß und Fanatismus, Alles iſt rege, im Verbande mit Schlechtigkeit, Geldgier und Verrath. —

Armes Häuschen! arme Menſchen, die es bewohnen! Wappnet Euch gegen Verſuchungen, die Euch von allen Seiten drohen!

Frau Gertrud, euer Schutzgeiſt, iſt geſtorben, ihr Armen! Vertrauet der heiligen Gnadenmutter — doch die Prüfungen Gottes ſind hart, und Seine Wege ſind wunderbar und unerforſchlich!

10.

Schon war lange Zeit vergangen nach Frau Gertruds Tode.

Der liebe Herr Pfarrer hatte ſich der armen Mädchen angenommen. Ein ſchlichter Mann wie er war, der ſeine eigene Erziehung einfältiglichen Bauersleuten verdankte, taugte er nicht gerade zu einem Hofmeiſter nach modernem Zuſchnitt. Seine Schweſter Urſula, die ſeinen Haushalt führte, hatte ſchon mehr von der Welt erfahren. Sie kam öfters in's Schloß, leiſtete der alten Frau Gräfin, wenn ſie krank war, Geſellſchaft und verkehrte faſt täglich mit den Frauen des Dienſtes. Dort wurde ſie auch mit Büchern verſorgt, wie ſie die kleine Bibliothek des Pfarrhauſes nicht aufzuweiſen hatte. Urſula war dabei die gutmüthigſte Perſon von der Welt und die würdige Schweſter ihres Bruders. Bei der kargen Beſchränktheit der Pfründe, und bei der unberechnenden Wohlthätigkeit des Pfarrers hatte ſie oft ſchwere Sorgen und harte Tage. Die hiedurch erzeugte Verſtimmung zerſtreute ihr der Beſuch der jungen Töchter Ulrich's, deren ſchöne Stimmen manchmal im Pfarrhauſe erklangen.

Beſonders war es Clara, die dort ganz heimiſch geworden war. Sie half in der Wirthſchaft; ſie hing an den Lippen des Pfarrers, wann er etwas erzählte oder ermahnte und weiſe Lehren ertheilte. Dann und wann gab ihr Urſula ein Buch, von dem ſie glaubte, daß ein junges, heranwachſendes Mädchen ſich daraus unterrichten könne, und ſo gewann Clara nach und nach eine Bildung, die bei ihren geſunden natürlichen Anlagen tiefer reichte, als ihre Anſpruchsloſigkeit es ſich träumen ließ.

Eines Abends, als beide Mädchen zu Hauſe waren, trat Ulrich mit verdrießlichem Geſicht in die Stube und warf ſich in den alten Lehnſtuhl, daß er in den Fugen knackte.

Die Mädchen blickten erſchreckt nach ihm hin; als ſie aber bemerkten, daß er nach dem Bette ſchauete, in welchem ihre Mutter geſtorben war, und dann die Augen zur Decke erhob und in dieſer Stellung verharrte — da wußten ſie ſich's wohl zu erklären, was ihn ergriffen hatte. Obgleich ſie das kleine Hausweſen während der langen Krankheit der Mutter ſchon immer beſorgt hatten und Alles in derſelben gewohnten Weiſe auch jetzt beſorgten, ſo war's doch nicht mehr ſo wie ſonſt, ſeitdem die beiden Augen ſich geſchloſſen hatten. Deſſen, ſo meinten die beiden Mädchen, gedachte der Vater jetzt.

Man hat in den Häuſern der Wohlhabenden und

Reichen keinen Begriff davon, welch beglückendes Weſen ſo ein tüchtiges armes Weib in ihrem beſcheidenen kümmerlichen Haushalte iſt. Wie ſie es verſteht, durch eine rührende Ordnung und Reinlichkeit, durch eine in das Kleinſte reichende Oeconomie, durch ein frommes und unausgeſetztes Walten, dem Manne, der ermüdet nach Hauſe kommt, den Mangel geſchickt zu verbergen, damit er die drückende Armuth und Entbehrung nicht allzuſehr empfinde.

Als Frau Gertrud noch auf war, da half ſie zu Allem, wenn gleich ſchon krank. Sie war vor Tag bei der Arbeit und die Letzte im Bett. War ſie mit dem Hausweſen fertig, ſo griff ſie zur Nadel und beſſerte die Kleider und die Wäſche für die ganze Familie aus. War Eines krank, ſo vertrat ſie die Stelle des Arztes; ſie hatte Mittelchen für jedes Uebel in Bereitſchaft. Drängte ein Gläubiger; ſie beſchwichtigte ihn gewiß; denn ſie genoß Vertrauen, weil ſie jedes Verſprechen vorher überlegte und daher auch es ſtets zu erfüllen wußte. Dabei war die Gottesfürchtige immer heiter; ſie fand jeder Zeit ein freundliches Wort, eine Liebkoſung, um den Mann zu ermuntern und die Kinder zu tröſten. Sie war im Häuschen die ergebene aber muthige Sklavin der Pflicht, die für Leib und Seele ſorgte.

Wir Männer können blos Bücher ſchreiben und Theorien erfinden über die Pflichten und Opfer; aber ſolche Frauen ſind die eigentlichen Profeſſoren der practiſchen Moral. So war Frau Gertrud, obgleich von Sorgen umgeben und von Arbeit aufgerieben, dennoch mit einer milden

Zärtlichkeit erfüllt, ganz in Liebe getaucht und befähigt, zu wahrhaft heiligen Entſchlüſſen kraftvoll ſich zu erheben.

Die fehlte nun. —

Dem Mann erſchien der jetzige Zuſtand unleidlich; er wußte gar nicht, wie es nun werden ſollte. Er meinte manchmal, er müſſe auf und davon. Agnes dachte ſich eine Veränderung leicht bewerkſtelligt; die Anträge und Vorſchläge Zehdeniker's, ſie in die Hauptſtadt zu befördern und ſie zur Sängerin für das Hoftheater bilden zu laſſen, waren ihr längſt ebenſo willkommen als einleuchtend geweſen. So lang die Mutter lebte, war an die Ausführung nicht zu denken; der Todesfall ſchien jedes Hinderniß weggeräumt zu haben, da die trübſelige Stimmung des Vaters ihn zur Einwilligung geneigt machen würde. Das hoffte ſie.

Mit der ſeltſamen Clara war es anders. Das verſchloſſene Mädchen hatte nehmlich ihre eigenen, nur ſie angehenden Gedächtnißtage, an irgend einen ernſten oder wichtigen Vorfall ihres kurzen Lebens. In Worten verrieth ſich nichts bei ihr. An ſolchen Tagen war ſie zu nichts aufgelegt; ſie unterzog ſich dann wohl einer ſelbſt auferlegten Bußübung. Ihrer Umgebung war nur ſelten der Grund davon bekannt. Auch die Mutter hatte auf dieſen ſonderbaren Charakterzug des Mädchens nicht einwirken können. An jenem Abend ſtand Clara unter dem Einfluſſe einer ſolchen trüben Stimmung. Sie ſaß ſtumm und in ſich gekehrt und vermehrte dadurch noch das Peinliche der Situation.

„Vater,“ brach endlich Agnes das Stillſchweigen, das ſie ganz beſonders drückte; „da Clara wieder ſchmollt und an irgend etwas denkt, was ihr heut noch Kummer macht, wie ſie zum Beiſpiel einmal von der ſeligen Mutter ausgeſcholten wurde, oder von Dir Schläge bekommen und dergleichen Wichtigkeiten mehr: ſo will und muß ich, als die älteſte von uns beiden, endlich ſprechen —"

Ulrich winkte ihr verweiſend; Clara ſchien nicht auf ſie gehört zu haben.

„Ich ſage," fuhr Agnes fort, „es muß anders werden, ſo kann und darf es nicht fortgehen! Mag Clara thun, was ſie will; ich erwähle meinen Theil für mich allein. Eine Gelegenheit, wie ſie mir ſich darbietet, darf man nicht muthwillig verſcherzen. Wer kann wiſſen, was uns allen noch bevorſteht? Hab' ich zum guten Willen auch nur ein wenig Glück, ſo kann auch Euch geholfen werden. Du darfſt mir nicht entgegen ſein, Vater. Es iſt einmal Zeit, daß ich für mich ſelber ſorge. Wenn ich noch ſo lange bei Euch hier bliebe, ſo würde es doch nicht anders und wir gingen alle Drei zu Grunde."

Wendelin Ulrich ſaß da, niedergeſchlagen, voll Sorgen und Kummer, und ſagte ſtill vor ſich hin: „Ich weiß mir nicht zu helfen in meinem Unglück."

Clara ſchien auf Agnes nicht zu hören.

„Sie ſchweigt," begann Agnes wieder, auf Clara deutend, „das iſt unerlaubter Stolz und Hoffart. So mag ſie ſich denn mit ihren Lumpen begnügen. Dir, Vater, wenn Du Vernunft annimmſt, will ich ein beſſeres Leben verſchaffen. Du biſt alt und weißt keinen Ausweg. Du kannſt nichts Rechtes mehr anfangen.

Darum überlaſſ' mir getroſt die Sorge. Begleite mich morgen in die Stadt, wir gehen zum Juden und nehmen ihn beim Wort, das er uns nicht umſonſt ſchon ſo oft gegeben haben ſoll. Er wollte für uns ſorgen, gut! ſo thu er's. Ich will ſingen lernen und recht fleißig ſein. Dann geh' ich zum Theater.“

Ulrich warf einen langen, forſchenden Blick auf Clara, die jetzt aus ihrer Erſtarrung zu erwachen ſchien. Endlich fing er zagend an:

„Ich bin ein armer Tropf und weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Was Du da ſprichſt, Agnes, klingt mir wahrlich wie Troſt. Schlägt's gut aus, ſo wär's wohl ein Glück in unſerer Noth. Aber ich bin ganz verwirrt und kann weder Ja noch Nein ſagen. Was meinſt Du dazu, Clara, warum ſprichſt Du nicht?“

„Ich kann meiner Schweſter nicht befehlen,“ ſprach ſie, „ſie mag thun, was ſie will. Aber ich bleibe hier und harre aus. Mich wird die Kraft nicht verlaſſen. Ich werde beten, und das wird mich zu allem ſtärken, was mir zu tragen auferlegt iſt. Ich kann und will in gewohnter Weiſe arbeiten und wünſche nichts weiter. Arbeitet man recht, ſo bleibt man unangefochten von jedweder Verſuchung. Iſt ſie nur ehrlich die Arbeit, ſo bringt ſie auch Ehre und wäre ſie noch ſo gering. Arbeiten iſt eine heilige Pflicht. Nennt das meine Schweſter hoffärtigen Stolz, ſo mag ſie nur ihren eigenen hoffärtigen Stolz überwinden, der ſie dazu treibt, beim Juden ſich anzubetteln.“

Der alte Ulrich ſah vor ſich hin; Agnes ſtand auf, lächelte verächtlich und trat zum Fenſter.

„Das iſt ſchön von Dir, Clara, daß Du ſo ſprichſt,“ ſagte hierauf der Vater, nachdem er langſam die Worte zuſammenzuleſen geſchienen, „ſo werde ich doch nicht ganz allein ſein, wenn Du mich pflegen willſt, wie meine gute ſelige Gertrud es ſtets gethan. Auch ich bete, daß ſie ihr Gebet für uns einlege bei der heiligen Jungfrau. Aber auch Agnes wird nicht minder dieſes Schutzes genießen, wo ſie auch immer ſein wird, wo ſie auch immer wandelt, wenn ſie eingedenk bleibt der Lehren, die ſie hier empfangen; wenn ſie treu bleibt im Glauben ohne Wanken. Sie kann alſo thun, was ſie erwählt hat. Ich ſtehe ihr nicht im Wege. Morgen gehe ich mit ihr in die Stadt, wie ſie will, zu dem menſchenfreundlichen Juden und trage ihm unſer Anliegen vor.“

Agnes, welche bis dahin unverwandt auf die Straße geblickt hatte, als gehe ſie, was verhandelt wurde, gar nichts an, drehete ſich jetzt raſch auf dem Abſatze herum, ſprang zum Vater, ſchlang ihm den einen Arm um den Hals, ſtreichelte ihm mit der Hand das Kinn und rief hell auf:

„Nein, iſt's wahr? Gelt! ſo iſt's recht!“

Clara ſeufzte —

Andern Morgens, bei ziemlich früher Zeit, ſehen wir ſchon Wendelin Ulrich mit ſeiner Tochter Agnes im Sonntagsſtaate das Häuschen verlaſſen, nachdem ſie von Clara einen kurzen Abſchied genommen. Ulrich hatte ſeinen langen blauen Ueberrock angezogen, ſtatt der gewöhnlichen

Kappe einen wohlgebürſteten Hut aufgeſetzt und den hohen Stock aus ſpaniſchem Rohr und dem dicken Porzellanknopf in die Hand genommen. Auch ſein Inſtrument, das im Lederſack ſteckte, wollte er eben umhängen, weil er glaubte, daß es als Zeichen ſeiner Würde zum Anzug gehörte, als Agnes es ihm wegriß und ihm auflachend bedeutete, daß er von dem Herrn Generalconſul ſchwerlich aufgefordert werden würde, Beweiſe ſeiner Kunſt abzulegen. Das Mädchen ſah in ihrer höchſt einfachen Toilette ganz allerliebſt aus. Ein weißes Kleid aus leichtem Sommerſtoff, daran ein roſa Band, das ſie zur letzten Fronleichnamsprozeſſion von ihrer Frau Pathin, der Wirthin, geſchenkt erhalten, um gleich den andern blumentragenden Jungfrauen gekleidet zu ſein, erhöhete nun zwar den Reiz ihrer jugendlichen Erſcheinung nicht beſonders; deſto mehr trug aber der grobe, breitkrämpige und unter dem Kinn gebundene, mit lebenden Feldblumen gezierte Strohhut dazu bei, der ihr kleines pikantes Geſicht anmuthig umſchloß, zu deſſen beiden Seiten ſich eine bauſchige dunkle Lockenfülle unter dem Hutrande, nicht abſichtlich geordnet, ſondern in überſchwellendem Wuchſe hervordrängte. Der Nachbar, der mit ſeiner Milch nach der Stadt fuhr, hatte ſich angetragen, ſie mitzunehmen und ſo ſetzten ſie ſich denn auf den ſchmalen Rückſitz, während der gefällige Milchmann ſeinen Platz auf der Deichſel einnahm und mit einigen Peitſchenhieben den Gaul in Trab ſetzte. Ulrich und Agnes meinten, es ſei ſo recht, bei Zeiten den Herrn.Zehdeniker aufzuſuchen, ehe er noch an's Geſchäft gegangen wäre.

„Die Sache wird ohnehin bald abgemacht ſein,“ lachte Ulrich, „er weiß ja ſchon um die Angelegenheit und es wird ihn freuen, daß wir einwilligen. Er wird uns ſagen, wenn wir uns wieder bei ihm melden ſollen und damit können wir unſere Heimfahrt ruhig antreten. Der erſte wichtige Schritt iſt alsdann von unſerer Seite gethan und das übrige liegt in der beſten Hand, die es gut mit uns meint.“

„Michel,“ ſagte Ulrich zu dem Nachbar, „wenn Du Deine Milch verkauft haſt, ſo hältſt Du Dich ja doch wohl am Thorwirthshaus ein Bischen auf und thuſt einen Trunk; geh', wart' nur auf uns, wir werden nicht lange ausbleiben und ſitzen wieder auf, wenn Du uns mitnehmen willſt. Unſer Geſchäft wird eher abgethan ſein als Deines und wir werden vielleicht auf Dich warten müſſen.“

Michel verſprach's und Vater und Tochter ſtiegen am Thore vom Wagen, Agnes ſtrich die Falten an ihrem weißen Kleidchen zurecht und in ihrer angeborenen jugendlichen Keckheit ſchritt ſie leicht, ohne eine Spur von Bangigkeit zu empfinden, neben ihrem Vater in den kein Ende nehmenden Straßen zwiſchen den himmelhohen Häuſern dahin, durch das betäubende Geraſſel der verſchiedenartigſten Fuhrwerke und das Hin- und Herlaufen der Leute, das keine beſondere Aufmerkſamkeit in ihr erregte. Dies war erſt der Fall, als ſie den Börſenplatz erreicht hatten und ein Vorübergehender ſie bedeutete, daß das Eckhaus, vor dem ſie ſtanden, dem Generalconſul Zehdeniker gehöre. Der Vater ging muthig auf die große Hausthür los und drückte und ſtieß und ſtieß und drückte, aber ſie wollte nicht aufgehen. Agnes, die zurückgeblieben war, rief ihm zu: „Ha, ſiehſt Du denn den Zug nicht? Du mußt eben anſchellen."

„Iſt ja wahr!" rief der Alte und ſtieß ſich ein paarmal verlegen mit der Fauſt vor den Kopf. Darauf zog er an dem Ring und von drinnen erſchallte der Ton einer großen Glocke, der von dem Knurren eines Hundes begleitet war. Sie warteten aber vergeblich, denn geöffnet wurde nicht.

„Sie müſſen doch ſchon aufgeſtanden ſein, wenigſtens die Dienſtleut'," ſprach Ulrich kopfſchüttelnd.

„Es hat bereits halb vom Thurme geſchlagen, das iſt halb ſieben," ſetzte Agnes hinzu. „Zieh' nur ſtärker, Vater!"

Und Ulrich zog ſtärker und ein furchtbares Gebell mehrerer Hunde begleitete diesmal den Glockenſchall, aber die Thüre blieb geſchloſſen. Dafür trat ſeitwärts aus dem weit offen ſtehenden Thorwege in der Mauer ein Menſch in ganz abſonderlichem Anzuge, der die Fremden mit einer triefenden, übergroßen Bürſte, die er in der Hand hielt, heftig zu ſich winkte. Der Burſche trug ein rothes Hemd, Lederhoſen und hohe ſchwarze Waſſerſtiefel, die ihm bis auf den halben Schenkel reichten. Ulrich und ſeine Tochter eilten zu ihm hin und ſahen in dem Hofe noch einen ſolchen Burſchen, der beſchäftigt war, die Untergeſtelle eines Wagens vom Schmutze zu reinigen.

„Seid Ihr denn verrückt, daß Ihr ſolchen Lärmen verführt," ſchrie ihnen der Stallbediente entgegen, „was bringt Euch her und was wollt Ihr?"

Ulrich war zu conſternirt und vermochte nicht zu antworten. Das Mädchen hatte ſich von der Ueberraſchung ſchneller erholt, und erwiderte ohne alle Umſtände. „Wir haben mit dem Herrn von Zehdeniker etwas abzumachen. Wir ſind von Marienſtein und er hat uns hereinbeſtellt.“

Der erſte mit der Bürſte lachte und ſah nach einem Andern, der eben hinzutrat. Das war der Kutſcher, der oft nach der Fabrik gekommen war, und der Ulrich kannte. Er ſtellte ſich breitbeinig vor dem Muſikanten hin, ſchüttelte ihm die Hand, dann ſtrich er ſich den großen Schnurrbart zurecht, blinzelte freundlich nach Agnes hin, und wandte ſich dann mit einem vielſagenden Blick zu ſeinem Kameraden:

„Es iſt ſo. Ich kenne die Leute. Ihr aber müßt ſpäter wiederkommen. Vor zehn iſt's bei dem gnädigen Herrn nichts. Ihr könnt euch derweil die Stadt betrachten. Verirren dürft ihr euch aber nicht.“

Sehr kleinlaut, faſt beſtürzt, dankten die Beiden für den Beſcheid, und wollten ſich entfernen. Da rief ihnen der wohlmeinende Kutſcher nach:

„Aber bei der Thür vorn am Haus gebt euch nur keine Mühe, die läßt euch nicht ein. Die wird nur geöffnet wenn ganz hoher Beſuch angemeldet iſt und bei Diners und Bällen. Wenn ihr wiederkommt, ſo ſeht ihr dort das lange Glasdach, da geht hinein, da wird nicht angeläutet. Es ſind immer von der Dienerſchaft welche da, zum Anmelden.“

Damit waren ſie entlaſſen und ſtanden wieder verdutzt auf der Straße.

„So wollen wir denn thun, wie der freundliche Kutſcher es ſagte," ſprach Agnes, die ſich jetzt auch erinnerte, ihn in Marienſtein auf ſeinem Bock geſehen zu haben. „Was bleibt uns nun übrig, als bis gegen zehn in der Stadt herumzugehen?"

„Das wäre ſchon recht," entgegnete Ulrich, „wenn wir nicht dem Michel es ſagen müßten, daß er nicht auf uns warte. Bis zum Thore hin, und bis der Michel dort ſein wird, und dann wieder hieher zurück, das wird ſo ziemlich die Zeit ausfüllen. Aus dem Heimfahren wird nun freilich nichts, und Clara wird ſich um uns ſorgen."

„Sieh nur, da kommt ja unſer Nachbar," ſchrie Agnes freudig auf, als Michel mit ſeinem faſt geleerten Wagen in den Hof lenkte.

„Da ſteht ihr noch, rief er ihnen abſteigend zu, ich dachte mir eben gleich, daß ihr zu früh kommen werdet. Die Leute in der Stadt ſtehen Alle ſpät auf, aber dieſe wohl am ſpäteſten, daher ich hier meine Milch zuletzt abſetzen kann. Bin ich hier fertig, dann habe ich nur noch den großen Gaſthof dort unten in der Straße und fahre zum Thore, wo ich halten will, bis ihr wieder da ſeid. Aber macht's nur nicht zu lang."

Ulrich dankte ihm und ſagte, er würde ſich ſo ſehr als möglich beeilen, doch könne er, wenn ſie bis elf nicht dort ſeien, nur getroſt heimfahren, und der Clara ſagen, daß ſie nicht vor vier ſie erwarten ſolle. Hierauf trennten ſie ſich und Vater und Tochter begannen ihre Wanderung.

In jeder andern Zeit würde das, was ſie ſahen, ſie

Univ. Bibl.
München

weit mehr beſchäftigt haben, als gerade jetzt. Ulrich war kein Mann für Geſchäfte und Unterhandlungen; in ſeinem ganzen Leben hatte ſich ihm auch keine Gelegenheit dazu geboten. War es nun wohl ein Wunder, daß die Angelegenheit, die ihn nach der Stadt gerufen, ihn ſo ganz und gar in Anſpruch nahm, daß er für nichts Anderes Sinn hatte? Noch mehr. Daß er ſeine Erwartung nicht erfüllt ſah, den Bankier ſogleich zu ſprechen, Alles ſchnell abzumachen, und mit der Gewißheit, ſein Kind gut verſorgt zu haben, heimreiſen zu können; das erſchien ihm ſchon wie ein Mißgeſchick, wie ein ganz abſonderliches Hinderniß und erfüllte ihn mit allerhand Gedanken und Befürchtungen. So ſchritt er denn ſtill und ſtumm durch die immer mehr ſich entwickelnden Herrlichkeiten der nach und nach erwachenden Großſtadt, ſeinen Kopf voll dämmernder Grübeleien, die Worte überdenkend, mit denen er kurz und bündig vor Zehdeniker treten wollte.

Auch Agnes fühlte ſich beengt. Es fiel ihr auf's Herz, daß ſie nun bald ganz allein in dieſem Lebenskreiſe, der ſie bei der oberflächlichſten Berührung ſchon in Schwindel verſetzte, ſich bewegen ſollte. Sie dachte daran, wie ſie bisher gelebt. War ſie auch nicht immer eines Sinnes mit Clara geweſen, ſo war es ihr doch eine Schweſter, eine theilnehmende Seele. Am Ende waren das Alle in ihrem Heimathorte, alte und junge, Männer und Frauen. Sie war Ulrich's Agnes, von einem jeden gekannt. Selbſt die Thiere kannten ſie. Kein Hund bellte ſie an; aber die Kühe muheten gemüthlich, wenn ihre kleine Hand ſie auf die Stirne klopfte; über die am

Boden pickenden Tauben konnte ſie hinwegſchreiten, und nahm ſie ein Stückchen Brod zwiſchen die Lippen, ſo ſahen's die Spatzen am Dache, ſchoſſen herbei und erhaſchten es im Vorbeifliegen, ebenſo zierlich als der liebliche Mund es ihnen bot. Mit ſolchen Gedanken konnte der Eindruck des Augenblicks ſie nicht freudig berühren. Wäre Herr Zehdeniker zu ſprechen geweſen; hätte das Geſpräch ſie dem gewünſchten Ziele ſchon näher gebracht; mit dem Gefühle der Gewißheit wäre ſie dann durch die Straßen, die ſie ſchon am frühen Morgen gewandelt, zum Thore zurückgekehrt, wo Nachbar Michel ſie erwartete, und indem ſie den Sitz auf dem Wagen, von leeren Blechflaſchen umlagert, daß ſie kaum die Füße zu ſetzen wußte, wieder einnahm, hätte ſie vielleicht der Hochmuth beſchleichen können: „Nun, Gottlob! ich fahre wohl zum letzten Mal auf dieſe Art!"

So waren Vater und Tochter alſo trübſelig etwa zwei Stunden lang überall herumgeſchlendert. Hie und da hatten ſie etwas mit großen Augen betrachtet; bald blieben ſie vor einem Kaffeehaus ſtehen und ſtaunten deſſen elegante Pracht an; dann wieder hielten ſie, den gallonirten Portier eines Hotels für einen großen Herrn; bei den Modehandlungen verneigten ſie ſich verſchämt, wenn die jungen Commis, auf das Feinſte gekleidet, als wären's junge Grafen, ſie höflich grüßten und einluden in den Laden zu treten und ihre Waaren zu betrachten. Allein das unterhielt ſie nicht, in ihrer vorwiegenden trüben Stimmung, es demüthigte ſie nur, ſtatt ſie zu erheitern und aufzumuntern. — Jetzt war die bezeichnete

Zeit herangerückt und ſie fragten ſich durch, bis ſie wieder vor Zehdeniker's Hotel am Börſenplatze ſtanden. Als ſie bei der großen Thür an der Hauptfronte vorüberſchritten, blinkte das erſte Lächeln wieder auf Ulrich's Lippen.

„Diesmal will ich nicht wieder ſo dumm ſein," ſagte er, „zu allen Dingen gehört Kenntniß und Verſtändniß. Zu den Reichen und Vornehmen muß man von der Seite eintreten; der gerade Weg führt nicht zu ihnen." Er lachte und ſchien ſich ſeiner friſch erlangten Weisheit zu freuen.

Bei'm Glasdach traten ſie ein, nachdem ſie ihre Schuhe tüchtig abgekratzt hatten. Das war nöthig, denn ſie traten auf die koſtbarſten Blumenſträuße, die ihnen von dem Teppich am Boden in glühendſter Farbenpracht entgegenſtrahlten. Ulrich ward davon ſo verblüfft, daß er noch einmal ſchnell unter das Glasdach ſprang, und wieder mit den Füßen zu ſcharren und kratzen begann, während Agnes, dem auf ſie zutretenden Livreebedienten ſagte, daß ſie den Herrn von Zehdeniker zu ſprechen hätten, eines wichtigen Geſchäfts wegen, da ſie beſtellt ſeien. Der Diener wies ſtillſchweigend nach der Treppe, die das Mädchen nun mit ihrem Vater, mit hochklopfendem Herzen hinanſtieg. So hatten ſie ſich das nicht gedacht. Sie waren ja ſchon auf dem gräflichen Schloß geweſen; da ging man ungefragt in die Gänge hinein; dann kam der Jäger allenfalls mit den großen Hunden daher und fragte, ob es etwas dem gnädigen Herrn zu melden gäbe, oder wenn gerade die Thüre der Herrſchaft offen ſtand, ſo rief der Graf Einem entgegen: „Nur näher! nur näher! was gibt's?“ Auch auf der Zehdeniker'ſchen Villa draußen war Alles frei und offen und der Zugang viel leichter. Hier in dem Stadthauſe des Herrn Generalconſuls hatten ſie ſich's nicht anders gedacht. Bei ſo einem Handelsmann, hatten ſie geglaubt, der von früh an in ſeinem Geſchäfte iſt, wird's nicht ſo vieler Umſtände bedürfen. Sie kannten ja Handelsleute genug in Marienſtein: Jud' iſt Jud', meinten ſie; blos daß dieſer mehr Geld hat als die andern.

Oben an der Treppe blieben ſie wie erſtarrt ſtehen, aber ſie hatten kaum Zeit, die großen Spiegel, den goldenen Leuchter, der von der Decke herabhing, die hohen chineſiſchen Töpfe und die ſchweren buntflammenden Decken vor den Thüren und Fenſtern nur einigermaßen zu bewundern, als ein ſchwarzgekleideter ernſter Mann, wie ein Leichenbitter anzuſchauen, in weißer Halsbinde und mit weißen Handſchuhen, es war der Kammerdiener, ſie mit leiſer Stimme nach ihrem Begehren fragte. Auf ihre Antwort öffnete er eine der Thüren, aber da ſie vermeinten, daß ſie da nur ſo hinein gehen könnten, wies er ſie mit einer artigen Handbewegung zurück, nahm einen beſchriebenen Bogen Papier, von einem in der Mitte ſtehenden Tiſche und bat ſie einen Augenblick auf ihn zu warten. Dann verſchwand er durch die Thür, die er leiſe hinter ſich zuzog.

Vater und Tochter blickten ſich fragend an, aber ſie konnten ſich nichts mittheilen, die Stimme war ihnen wie verſchlagen, wie das Volk ſagt.

„Auf dieſem Bogen, ſprach der zurückkehrende Kammerdiener, ſind die Namen aller Derer verzeichnet, die den gnädigen Herrn heute zu ſprechen haben, und die zum Theil bereits geſtern ſich vormerken ließen. Ihr ſeid etwas ſpät gekommen, gute Leute! Ich dachte mir's wohl, daß es nicht mehr angehen wird. Wenn der Herr Generalconſul alle Angemeldeten empfängt, ſo geht der Vormittag darauf und die Börſenzeit macht ohnehin den Audienzen ein Ende. Die Börſe wird aber um vier Uhr geſchloſſen, dann macht der Herr eine Spazierfahrt bis zum Diner. Da will er denn heute nach unſerm Garten fahren, und euch dort ſprechen. Ihr habt euch daher bald nach vier im Garten vorzuſtellen."

„Alſo erſt bis vier," brachte Agnes faſt kläglich hervor.

„Und wo iſt der Garten?" ſtotterte Ulrich mit komiſcher Verlegenheit:

Der Kammerdiener erwiderte ungeduldig: „den Zehdeniker'ſchen Garten zeigt euch jedes Kind."

Aus dem innern Zimmer ertönte ein heller Silberton; der gnädige Herr hatte den Timbre gedrückt; der Kammerdiener ſprang hinein.

Ulrich blieb neben der bleichen Agnes noch eine Weile ſtehen; er hatte noch viel auf dem Herzen und wollte deshalb den ſchwarzen Herrn um dies und das befragen. Aber der kehrte nicht ſobald zurück; Agnes zupfte ihren Vater am Ermel, ſie gingen die Treppe hinab, an dem Livreebedienten vorüber und traten in den Hof.

„Von zehn bis vier iſt's lang hin!" ſeufzte Agnes.

Ulrich antwortete nichts, aber er wanderte dem Thore zu, durch das ſie am Morgen ihren fröhlichen Einzug gehalten hatten, und da fanden ſie vor dem Wirthshaus den Nachbar Michel beim Mittageſſen. Auch ſie entſchloſſen ſich dazu und verzehrten Wurſt und Bier, während ſie ihm ihr Schickſal erzählten, das er Clara mittheilen ſollte. Sie würden jetzt vor Nacht ſchwerlich heimkommen, ſollte er ihr ſagen.

11.

Als gegen vier Uhr des Bankiers Wagen vor dem Gartenportale hielt, ging bereits eine ältliche Frau in den Schattengängen erwartend auf und ab. Sie war anſtändig, nach der Mode gekleidet; ihr Geſicht war bleich, die Augen zeigten Geiſt und in dem Ganzen drückte ſich eine anmuthige Würde aus. Sie war früher Schauſpielerin geweſen und die Wittwe des Balletmeiſters, eines Italieners. Um ihren kleinen Ruhegehalt für die Lebensbedürfniſſe ausgiebiger zu machen, hielt ſie eine Penſion für junge Mädchen, die ſich der Bühne zu widmen beabſichtigten. Sie hatte Lehrer engagirt, die in Muſik und Sprachen unterrichteten, während ſie ſelbſt Tanz, äußern Anſtand und Declamation lehrte, bis zu der höhern Klaſſe, in welcher ſie, je nach den verſchiedenen Begabungen, die Rollen einſtudirte, in welchen ihre Schülerinnen die Debuts feiern ſollten. Auf ſolche Weiſe war es ihr oftmals gelungen, recht gute Schauſpielerinnen zu bilden, die bei verſchiedenen Bühnen ihr Fortkommen fanden, und ihre Anſtalt ſtand daher in beſtem Rufe. Das verdiente ſie aber auch noch beſonders deswegen, weil auf ſtrenge Sittlichkeit gehalten wurde und das Verhältniß der Lehrerin zu ihren Pflegbefohlenen ein ſo innig wechſelſeitiges war, wie das einer Mutter zu ihrer Familie.

Daß Herr Zehdeniker den Beſuch des Muſikanten und ſeiner Tochter ſogleich richtig zu deuten wußte, darf Niemand wundern, da er von den verſchiedenartigen Stimmungen der Bewohner des kleinen Häuschens durch die zweite Hand ſeines treuen Knechtes Hirſchler den umſtändlichen Bericht erhielt. Der Bankier beſaß in der That einen weiter reichenden Scharfſinn als hierzu erforderlich war. Wie er daher die guten Leute um vier Uhr nach dem Garten beſtellen ließ, geſchah es nicht blos deshalb, ein kleines Köpfezuſammenſtecken und Munkeln zu verhindern, was unausbleiblich geweſen wäre, hätte man den ſonderbar ausſehenden Alten mit dem friſchen, blühenden Kinde zu einem vielleicht langen Beſuche bei ihm eintreten ſehen; ſondern er wollte zugleich Zeit gewinnen, die „dramatiſche Lehrerin“ berufen zu laſſen, wodurch freilich das Rendez-vous einen noch geheimnißvollern Anſtrich erhielt, um die böſen Zungen herauszufordern.

Man muß vor Allem wiſſen, daß Herr Zehdeniker als ein Mann angeſehen wurde, der in ſolchen Dingen für unantaſtbar galt. Er hielt auf ſtrenge Sittlichkeit. Nach dem Tode ſeiner Frau, noch in den beſten Jahren ſtehend, hatte ſein Leben in der Geſellſchaft nicht den geringſten Stoß erlitten. Sein Wittwerſtand war unbefleckt, was bei ſeinem Reichthum noch höher anzuſchlagen war. Aber auch jede legitime Verbindung hatte er von der Hand gewieſen und es vorgezogen, in der ihm vom Schickſal auferlegten, unfreiwilligen Eheloſigkeit zu verharren. Sei es, daß das Andenken an das früher genoſſene Glück ihn dazu vermochte, oder das Gegentheil ihm die nunmehr zu Theil gewordene Freiheit als zu werthvoll erſcheinen ließ. Es lag daher ſeiner Bemühung, Agnes den Weg zum Theater zu bahnen, kein gemeines perſönliches Motiv zu Grunde, ſondern nur das Eine: den Muſikanten durch Dankbarkeit zu feſſeln und ihm dabei in ſeiner Armuth und Beſchränkung die Verlockungen einer neuen Welt zu zeigen. So hoffte er eher in den Beſitz des Häuschens zu kommen, das ſeinem Schönheitsſinne Hohn ſprach. Einem Kröſus mußte am Ende die Ueberwindung der Schwierigkeit gelingen. —

„Iſt die Lanzetti ſchon da?“ fragte der Bankier ſogleich bei'm Ausſteigen.

„Seit einer halben Stunde — dort in der Seitenallee rechts, bei'm Gott Pan,“ antwortete der Gärtner, der den Schlag geöffnet hatte.

Madame Lanzetti, eine Deutſche, der Name war die Erbſchaft ihres Gatten, hatte den Wagen kommen geſehen und eilte auf Zehdeniker zu.

Dieſer aber ſprach eiligſt:

„Wir haben nicht lange Zeit zu konferiren, meine liebe Frau. Es wird ein Dorfmuſikant mit ſeiner Tochter bald hier ſein. Ehrliche, reelle Leute, ich kenne ſie. Das Mädchen hat einen Silberton in der Kehle, den Sie in Gold verwandeln ſollen. Muſikaliſch iſt ſie auch. Sie will zum Theater, und macht dem armen Teufel, ihrem Papa den Kopf verrückt. Ich ſtehe mit ihm wegen des Ankaufs eines kleinen Grundſtücks in Unterhandlung und muß ihn mir verbinden. Darum intereſſire ich mich für die Sache. Ich gebe die Kleine in Ihre Penſion und Lehre — verſtehen Sie wohl: wenn ich ſage ‚ich‘ gebe, ſo heißt das: ich zahle und komme für alles auf. Mit einem Wort alſo: ‚ich gebe!‘ Vierteljährlich — pränumerando, wie Sie wollen, was Sie wollen. Ich markte nicht mit einer ſo würdigen Frau. Alſo abgemacht! Punktum, Streuſand drauf! Ein Präſentchen zu Weihnachten, am Geburtstag der würdigen Lehrerin, Alles wie ſich's ſchickt und von ſelbſt verſteht. Sie ſollen mit mir zufrieden ſein. Aha, da kommen ſie ſchon! Laſſen Sie ſich vorerſt noch nicht ſehen. Bleiben Sie dort in der Laube, bis ich Sie rufe.“

Die Lanzetti entfernte ſich ſchnell, höchſt überraſcht von dem unvermutheten Antrag, der ſie zu ernſtem Nachdenken veranlaßte. Herr Zehdeniker ging mit der freundlichſten Miene von der Welt ſeinen Gäſten entgegen und unterbrach ihr Staunen, den der herrliche, mit Kiosks, Springbrunnen und Statuen gezierte Garten, dieſe neue Herrlichkeit, ihnen erregt hatte.

„Sein Sie mir hochwillkommen, lieber Ulrich, und auch Sie, ſchöne Agnes,“ ſprach Zehdeniker, „ich habe heute früh unendlich bedauert, Sie nicht empfangen zu können. Es war die Stunde, in welcher die Senſale mich beſtürmen und eine Menge anderer Perſonen, mit denen ich nothgedrungen verkehren muß. Um nun die Freude zu haben, mich Ihnen und Ihrem Anliegen — denn das führt Sie ja gewiß in die Stadt und zu mir — mit ganzer Seelenruhe widmen zu können, habe ich Sie hierher bitten laſſen. Das iſt mein Eldorado; hier bin ich ein Menſch und kann mich mit andern guten Menſchen freuen. Das kann ich nicht einmal bei Ihnen draußen, in Marienſtein; dort habe ich die Fabrik und nicht einen Augenblick vollſtändige Ruhe. Wir Geldmenſchen ſind wahrhaftig nicht zu beneiden. Ach, wie beneide ich oft den Armen; wie glücklich ſind Sie, mein Freund, mit Ihrer Kunſt! In der Jugend eine Kunſt erlernen, das iſt beſſer, als Comptoiriſt werden. Aber nun treten Sie unter mein Dach! eine kleine Erfriſchung und dann ſagen Sie mir umſtändlich, womit ich Ihnen dienen kann."

Ulrich entſchuldigte ſich mit der vorgerückten Tageszeit und lehnte die Erfriſchung ab, trug aber unverweilt ſeine Sache vor, während Agnes mit leuchtenden Augen in des Bankiers Mienen zu forſchen ſchien, wie er es aufnehme. Dieſer ſtand aber kalt, in der Weiſe eines zuverläſſigen Geſchäftsmannes, dem Muſikus gegenüber und ließ ihn ruhig zu Ende ſprechen. Agnes, die das nicht kannte und nicht begriff, empfand bange Zweifel und meinte ſchon, die frühern Aeußerungen Zehdeniker's wären nur Aufſchneidereien geweſen. Allein als Ulrich mit ſeinem Sermon, den er den Tag über ſehr gehörig überdacht und memorirt, zu Ende gekommen war, nahm Zehdeniker das Wort, indem er die rothe Wange des Mädchens zart mit zwei Fingern berührte.

„Das freut mich wirklich," ſagte er, „wirklich recht ſehr, daß Sie meinen aufrichtigen Verſprechungen Vertrauen ſchenken und den ſchönen Entſchluß gefaßt haben, aus Ihren kümmerlichen Verhältniſſen, die ich ja als nächſter Nachbar nur zu genau kenne, herauszutreten und ſich in das freie, lichte Gebiet der Kunſt emporzuſchwingen. Der Himmel möge Ihnen beiſtehen! Schon jetzt hat er es ſo günſtig gefügt, Jemand in unſere Nähe zu führen, der für unſern Zweck höchſt wichtig iſt."

Der Bankier hatte während dieſes Geſprächs die Schritte ſo geſchickt nach der von ihm bezeichneten Laube gelenkt, daß ſie nunmehr nahe davor ſtanden.

„Madame Lanzetti," ſagte er zu der auf ſeinen Wink Hervortretenden, „hier iſt ein liebes, junges Mädchen, das ich Ihrem Schutze und Unterricht übergeben möchte. Dieſe würdige Dame," ſetzte er zu Ulrich gewandt hinzu, „iſt die berühmte dramatiſche Lehrerin, die unſere ſchöne Agnes für die Kunſt ausbilden wird."

Der Muſikus ſah verdutzt aus und auch Agnes wußte ſich nicht ſogleich zu faſſen. Die guten Leute waren eigentlich mit ſich noch gar nicht im Reinen. Nun ja! Sie hatten den Entſchluß gefaßt oder waren vielmehr untereinander übereingekommen, bei dem Bankier, der ſchon dann und wann davon geſprochen hatte, anzufragen, wie das Ding wohl anzuſtellen ſein möchte und was man thun müſſe und ob er vielleicht geſonnen wäre, für

Agnes zu ſprechen, damit ſich ihr eine günſtige Ausſicht öffne u. ſ. w. Das hatten ſie ſich ſo vorgeſtellt und wäre dies erreicht, ſo wollten ſie heimfahren und ſich darüber mit dem Herrn Pfarrer, dann mit Clara beſprechen und den zu machenden Schritt hin und her überdenken und überlegen. Plötzlich ſahen ſie aber dieſen feſten Boden unter ihren Füßen weggezogen, und faſt ſchwindelnd, wie ſie waren, auf einen andern Boden gehoben, deſſen Feſtigkeit ihnen vorerſt kein Vertrauen einflößte. Den freundlichen Worten des Bankiers folgte daher eine ziemlich peinliche Pauſe. Madame Lanzetti, nicht viel weniger verlegen und ebenſo überraſcht wie die andern, ſuchte jedoch ihre Faſſung zu behalten und ſah ein, daß es an ihr ſei, die Stille zu unterbrechen.

„Das Vertrauen, welches der Herr Generalconſul mir ſchenkt, werde ich mich bemühen, zu verdienen,“ ſprach ſie mit einem bemerkbaren Anflug von Rührung. „Geſtern hat ein Fräulein aus vornehmem Hauſe, die ſich der Kunſt widmen will, um ſpäter unter anderm Namen die Bühne zu betreten, meine Anſtalt verlaſſen. Sie geht vorläufig nach Paris zu ihrer weitern Ausbildung. Dieſen nunmehr leer gewordenen Platz kann ich Ihrem Herrn Protector für Sie offeriren, mein liebes Fräulein. Sie können eintreten, wann es beliebt.“

„Je eher, deſto beſſer,“ rief Zehdeniker, nahm Agnes bei der Hand, führte ſie zu Madame Lanzetti und ſprach: „Da haben Se ſe!“

Agnes wurde glühendroth und winkte dem Vater, daß er endlich ſprechen möge. Der hatte ſchon lange an ſich gehalten und nur auf ein Zeichen gewartet.

„Nein,“ ſagte Ulrich, „ſo geht's denn doch nicht gleich! Darauf waren wir gar nicht vorbereitet. ‚Da haben Se ſe!‘ ſo war's nicht gemeint. So laſſ' ich mein Kind nicht fahren. Wir ſind ja nicht unter Seelenverkäufer gerathen.“

Agnes zupfte ihn und mahnte leiſe: „Aber Vater!“ —

„Wie heißt Seelenverkäufer?“ ſchrie Herr Zehdeniker auf. „Bei der Lanzetti wird ſie weder Seele noch Leib verkaufen — was ſprechen Sie ſo dumm, Ulrich? Ich glaube, Sie kennen Jacob Zehdeniker — oder kennen Sie mich etwa nicht? Was ich thu', geſchieht aus gutem Herzen und dem beſten Willen. Wie heißt Seelenverkäufer? frag' ich noch einmal.“

Der Bankier hatte die Contenance verloren, ſah auf die Uhr und ſchritt heftig auf und ab. Die Lanzetti wandte ſich an Ulrich und ſagte:

„Ihre Worte vorhin waren nicht artig. Mein Haus iſt ein unbeſcholtenes und genießt das höchſte Vertrauen in der beſten Geſellſchaft. Meine Erfolge machen mein Inſtitut zu den geſuchteſten. Auch hätte ich mich niemals dazu verſtanden, Ihr Mädchen aufzunehmen, mein Herr, ohne die warme Empfehlung des Herrn Generalconſuls, deſſen reine Abſichten Sie kennen ſollten, und dem Sie ſeine Freundſchaft ſo eben ſchlecht vergolten haben.“

Sie ließ die Beiden ſtehen und verfügte ſich zu Zehdeniker, der ſich in die Laube geſetzt hatte und mit dem goldenen Stockknopfe wie nachdenkend an ſeine Vorderzähne klopfte.

Die Situation war verdrießlich und wog deſto ſchwerer, weil ſie ſo unerwartet gekommen war, da jeder ſich gewiß eine andere, günſtigere Wendung der Unterhandlung im Voraus gedacht hatte. Für Agnes ſchien der Augenblick verhängnißvoll. Ging dieſe Gelegenheit, ohne das Ziel erreicht zu haben, vorüber; dann waren ihre Ausſichten vielleicht für immer geſchwunden und ſie mußte einen Lieblingswunſch aufgeben, deſſen Erfüllung über ihr Lebensglück entſchieden haben würde. Sie erkannte die Gefahr und ihr angeborener lebhafter Sinn trug den Sieg über die angeflogene Stimmung davon.

„Sie dürfen's meinem Vater nicht übel nehmen," ſprach ſie, in die Laube tretend. „Mit Worten verſteht er nicht umzugehen. Die ſelige Mutter hat's ihm oft geſagt. Er iſt gewiß ebenſo dankbar als ich für Ihre beiderſeitige Güte. Aber ſehen Sie, das hat ihn überraſcht, daß ich ſogleich mit der Frau hier gehen ſoll. Wir haben's nehmlich ſo verſtanden. Ich müßte denn doch erſt noch heim, meine kleinen ſieben Sachen in Ordnung bringen, mein Päckchen ſchnüren, eines und das andere beſorgen, man kann doch nicht wie man geht und ſteht —"

„Das war's eben" — wollte Ulrich fortfahren, aber Agnes zupfte ihn und ſagte leiſe: „Es iſt ſchon gut, jetzt wiſſen ſie Alles" —

Der Bankier, der in der Laube ſaß, zog die Agnes ſanft zu ſich, ſchlang den Arm um ſie und ſah ihr lange und freundlich in die ſchönen, klugen Augen.

„Ein geſcheites Kind, wahrhaftig, ſie wird ihre Carrière machen, oder meine Menſchenkenntniß iſt keinen Denar werth! Kinder ſollen dem Vater folgen, iſt die Regel, hier iſt die Ausnahme geſtattet. Ihr, Ulrich, folgt getroſt euerm Kind. Sie iſt geſcheit, ſag' ich euch, was man heißt ſehr. Meine Anſichten im Leben ſind ſtreng, ich halte viel auf Moral und gute Sitten. Wenn ich Euch rathe zu der Madame Lanzetti, die hier vor Euch ſteht, ſo kann ich's mit gutem Gewiſſen. Mein Gewiſſen iſt kauſcherer wie meine Küche, ſag' ich Euch. Unter dem Dach dieſer geehrten Frau geht es in dieſer Hinſicht ganz kauſcher zu. Und was dein Päckchen betrifft, holde Kleine, deine ſieben Sachen, ſo kannſt du unbeſorgt ſein, das heißt, du kannſt ſie zu Hauſe laſſen. Es iſt die Regel, daß die Schülerinnen der Madame Lanzetti eine Ausſtattung mitbringen, nehmlich Wäſche, Kleider, Schuhe, Gegenſtände der Toilette aller Art, Bücher und was ſonſt noch Alles nöthig iſt. Das ſchaffen Sie, meine geehrte Frau, für die Kleine an, auf meine Rechnung, wie ſich's verſteht. Und nun ſchlagt ein, Nachbar Ulrich, es wird zu eurer Tochter Glück ausfallen und wir beide werden noch unſere Freude erleben!“

Der Bankier hatte hier einen ſo überzeugend herzlichen Ton angeſtimmt, daß Ulrich davon gerührt wurde. Er dachte, daß es ſich hier wirklich um das Glück ſeiner Agnes handelte. Er ermaß flüchtig, daß ihr Beiſpiel Clara's Abneigung, einen ähnlichen Schritt zu thun, überwinden könne und durfte hoffen, dann aller großen Sorgen ſich überhoben zu ſehen. Er ſchlug daher ſchnell in die dargebotene Hand des wohlwollenden Mannes ein, dem er das Alles verdanken ſollte. Agnes aber ergriff ein gleiches Gefühl der Dankbarkeit und ſie drückte einen Kuß auf die feine Hand ihrer Lehrerin, die ihr dann über die feingewölbte Stirne fuhr und ſie ſcharf anblickte.

„Das Kind hat eine glückliche Phyſiognomie,“ ſagte ſie, „ich glaube ſie wird reuſſiren.“ Wie heißen Sie?“

„Agnes bin ich getauft, aber ſagen Sie du zu mir.“

„Wenn Du's ſo willſt, liebe Agnes, ſo iſt mir's lieber. Und Stimme haſt Du auch?“

„Dort im Gartenhäuschen ſteht ein Klavier, wollen Sie mich hören?“

Sie gingen hin, Madame Lanzetti ſetzte ſich zum Inſtrument und griff ein paar Accorde. Agnes ſang Scala, dann ging ſie in eine Melodie über und ſang ein Liedchen, wie ſie's nun eben wußte, was ihr gerade einfiel. Der Bankier ſah wiederholt ungeduldig nach der Uhr, es dauerte ihm augenſcheinlich zu lange.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ unterbrach er den Geſang.

Die Lanzetti trat, Agnes an der Hand, zu ihm heraus.

„Es kann etwas werden,“ erwiderte ſie freundlich.

Zehdenicker zog ſeine Brieftaſche, nahm ein Papier daraus, legte es zuſammen und gab es Ulrich.

„Was ſoll's damit?“ fragte dieſer.

„An's Heimgehen dürft ihr für heute nicht mehr denken,“ ſagte der Bankier. „Es iſt ſechs Uhr vorüber und ich verlaſſe euch. Ihr aber geht in ein gutes Wirthshaus und brecht Morgen auf. Der Schein, den ich euch gab, deckt die Zeche für dieſe Nacht. Auf baldiges Wiederſehen, liebe Freunde!"

Madame Lanzetti zog ihr Viſitentäſchchen, nahm eine zierliche Karte und übergab ſie Ulrich.

„Auf dieſer Karte ſteht mein Name und meine Wohnung. Kommen Sie bald wieder und bringen Sie mir die liebe Agnes. Sie ſoll bei mir gut aufgehoben ſein."

Ulrich und ſeine Tochter empfahlen ſich und gingen fort. Sie wußten nicht wie ihnen geſchehen war. Der Hunger trieb ſie inſtinktmäßig nach dem erſten, beſten Wirthshaus. Aber ſie gingen wie im Traume neben einander und konnten kein kleines Wörtchen einander ſagen. —

Draußen in Marienſtein ſtand Clara auf der Straße, die nach der Stadt führte, harrend und bangend. Aber in das Erwarten des Vaters und der Schweſter miſchte ſich eine ganz beſondere Selbſttäuſchung. Beide verſchwanden ihr oftmals ganz aus dem Gedächtniß auf kurze Augenblicke und es war ihr dann als ſpähe ſie nach einem andern Gegenſtand. Es war ihr als müſſe Iſidor kommen, auf der weißen Straße, die ſich vor ihren ſehnſüchtigen Blicken ausſtreckte. Sie war wie im Fieber, als ſie nach Mitternacht die Thüre des Häuschens öffnete und ſich einſam und allein wie noch nie in ihrem Leben, in den Kleidern auf das Lager warf.

Sie fühlte ſich in dieſer Verlaſſenheit zum erſtenmal gebeugt und in einen Zuſtand verſetzt, den ſie ſich nicht zu erklären wußte. Sie war unglücklich. —

12.

Der Vater kehrte mit Agnes heim, nur auf kurze Zeit. Als Clara von dem, was vorgefallen, unterrichtet war, wurde ſie ſehr bleich; aber ſie ſagte nichts. Nach wenigen Tagen reisten Beide wieder in die Stadt; Agnes ging ihrer Beſtimmung entgegen. Sie weinte heftig bei'm Abſchied. Clara erſchien feſt und ruhig wie immer. Als Ulrich kurz darauf wieder zurückkehrte, brachte er Grüße mit und wußte viel zu erzählen, wie gut es nunmehr die Schweſter habe. Zwiſchen ſeinen Worten klang deutlich hindurch: auch du könnteſt es ebenſo gut haben, wenn du nicht eigenſinnig wäreſt. Allein er hütete ſich wohl, durch den ausgeſprochenen Vorwurf Clara's heftiges Gemüth, das unter der harten Schale ruhete, zu einem lauten Ausbruch zu reizen.

„Die Roſen verblühen ſchnell,“ ſagte er einmal, „die Jugend ebenfalls. Das Leben iſt traurig genug, der Menſch ſoll es nicht ſich noch mehr verbittern.“

„Ich ſtehe nicht allein in der Welt,“ erwiderte ſie darauf, „ich habe Dich und ſoll Dich in Deinen alten Tagen pflegen, ſo weit unſere Armuth reicht. Ich habe Muth, meine Kraft reicht weiter.“

„Du ſollſt endlich einmal an Dich denken; auch mir kann dann eher geholfen werden."

Das ſagte er tauben Ohren. Sie antwortete nicht.

Der Herbſt war gekommen. Die Nacht war ſtürmiſch. Der Wind zauſte die halb entblätterten Kronen der Bäume; brach die dünneren Zweige, die man von Aſt zu Aſt zur Erde fallen hörte. Clara hatte das Feuer ausgehen laſſen und erwartete ihren Vater, der erſt ſpät nach Mitternacht vom Aufſpielen nach Hauſe kam. Als ſie ihm öffnete, hörte er wie ihre Zähne vor Kälte an einander ſchlugen. Er war erhitzt, ermüdet und übler Laune.

„Was habe ich nun von Deiner Pflege, brummte er, ein kaltes Zimmer fände ich auch ohne Dich. Geh' in's Bett, Du wirſt noch krank werden."

„Ich kann viel aushalten," ſagte ſie äußerſt ſanft.

„Warum aushalten? wer verlangt das von Dir?"

„Du fragſt? Gibt's denn keinen Muth mehr auf Erden? Soll ich weinen? mich beklagen? Erfahre ich keine Stärkung meiner Kraft, wenn ſie mich verlaſſen will? Kann ich nicht beten? Wird Gott mich verlaſſen?"

„Immer die Pflicht und doch kein Mitleid mit mir!" rief er zornig. „Und wenn ich Dir befehle, endlich einmal die Sorge um Dich von mir zu nehmen und zu thun wie Agnes gethan."

„Dann ſage ich Dir, das kannſt Du nicht. Kein Menſch hat die Macht, eine ſtarke Seele zu zwingen."

„Das denkſt Du Dir, ſchrie er ganz außer ſich, indem er mit dem Fuß ſtampfte, aber ich werde Dir ſchon zeigen was ich kann."

„So bin ich Dir denn zur Laſt?“ fragte ſie wieder in ſanfterem Tone.

„Nein, das nicht, Du thuſt mir leid. Aber länger kann's doch nicht ſo bleiben.“

Er ſchien plötzlich gedemüthigt vor der Klarheit, die von Clara's Stirne leuchtete. Er ſah ihre Augen in ihrer Unſchuld auf ihm ruhen, Trauer und Dulden drückte ſich in ihren Blicken aus. Ihre Stimme war ſo ſanft in ihrer letzten Frage an ihn erklungen, die früher von dem feſten muthigen Willen, wie eine ſtraffe Sehne am Bogen getönt.

„Du bleibſt unerſchütterlich?“ fragte er noch.

„Ja,“ ſagte ſie nun in ihrer früheren ſtrengen Weiſe.

Sie ſprachen nichts weiter in jener Nacht.

Einige Tage darauf fiel der erſte Schnee. Kein Lüftchen regte ſich, die Natur wie ausgeſtorben. Ein trüber Nebel war überall verbreitet, durch den die Sonne nur wie ein glänzender Dunſt hindurchbrach. Sieben ſchlug's vom Kirchthurm; Clara ging in die heilige Meſſe. Ehe ſie die Stube verließ, ſteckte ſie zwei Gegenſtände an ſich. Es war ihr Morgenbrod, das ſie auf dem Heimweg aus der Kirche verzehren wollte, dann das blaue Band, das Iſidor im Glücksrade gewonnen. Sie wollte kein Andenken mehr an ihn beſitzen.

Ein armes Weib begegnete ihr und bot ihr den Gruß.

„Da nimm,“ ſagte Agnes, „ich will Dir etwas ſchenken — hier — das Band.“ Sie reichte es ihr hin.

„Das iſt wohl ſchön,“ entgegnete das Weib, „aber was ſoll ich damit? Hängt es der heiligen Mutter Gottes an, weil's ſo ſchön iſt."

Clara reichte ihr das Brod hin und das Weib dankte und ſprach: „Gelt's Gott!" Agnes wollte das Band in den Schnee werfen; dann barg ſie es aber wieder ſeufzend in ihrem Buſen. Ihr Blick umflorte ſich und ſie eilte zur Kirche. Sie bedurfte des Troſtes in ihrem Wankelmuth, das empfand ſie tief und ſchwer.

Nach dem letzten Geſpräch unterließ es Ulrich in Clara zu dringen, dem Beiſpiel ihrer Schweſter zu folgen.

„Mit meinen Worten bezwinge ich ſie nicht," dachte er. „Sie hat Flügel, die zum Himmel tragen und da richtet man mit plumpen Netzen nichts aus. Ich muß das Gott anheimſtellen. Aber um ſo mehr treibt es mich an, für mich ſelbſt zu handeln. Alle Tage des Armen ſind ſchlimme; ich will und muß mir beſſere verſchaffen."

Was die Liſt Hirſchler's nie vermocht hätte, was das gemeine Zureden Brenzler's nicht ausrichten konnte, das erreichte ein in Ulrich's Seele erwachtes Gefühl ohne alle Mühe. Die Nachrichten, die von Agnes einliefen, lauteten immer günſtiger. Sie ſchrieb von ihren Fortſchritten, ſie legte die beſten Zeugniſſe ihrer Lehrer den Briefen bei. Einmal überbrachte Herr Zehdeniker ſelbſt ein Schreiben der Madame Lanzetti, in welchem ſie Ulrich gratulirte. Noch nie hatte es eine Schülerin in ihrer Anſtalt in dem kurzen Zeitraum von ſechs Monaten ſo weit gebracht, wie Agnes. Ulrich war außer ſich vor Freude und als der Bankier davon ſprach, daß er nun ernſtlich daran gehen wolle, die Anſtellung des lieben Kindes, wie er Agnes immer väterlich nannte, bei'm Hoftheater zu betreiben und ein Debut für ſie durch ſeinen Einfluß zu erwirken, da konnte ſich der überglückliche Dorfmuſikant nicht länger zurückhalten und wollte ſeinem Wohlthäter die Hand küſſen.

Herr Zehdeniker zog ſie aber ſchnell zurück und ſagte freundlich: „Das iſt zu viel, ich habe aber die Hoffnung, daß ich mehr für Euch thun kann, wenn Ihr Euern Eigenſinn fahren laßt und mir das Häuschen gegen gutes Geld abtretet.“

Das Gefühl der Dankbarkeit hatte den guten Ulrich ſchon längſt auf dieſen Punkt geführt.

„Ich bin nicht von Stein und Erz,“ räſonnirte er mit ſich ſelbſt. „Ich habe mich genug gekümmert und wäre ein Thor, wollt' ich's nicht beſſer haben, ſo ich's könnte. Alles will ſeine Zeit. Auch Clara wird ſich leichter darein finden, wenn's nicht anders ſein kann. Ich handle auch für ſie. Sie wird einen dunkeln Käfig verlaſſen und ſich in freier Luft ſonnen können.“

Er nahm ſich vor, ohne Clara's Vorwiſſen, Alles mit dem Bankier abzuſchließen. Das Sümmchen der Uebereinkunft war erklecklich und ſtand mit dem Gegenſtande in keinem Verhältniß. Ulrich glaubte ſich nun aller Sorgen enthoben. Er trat mit dem unterſchriebenen Vertrage vor ſeine Tochter und theilte ihr das Unvermeidliche mit. Sie mußten in kürzeſter Friſt das Häuschen verlaſſen.

Clara ſaß und ſtrickte, als er ihr die Eröffnung machte. Sie erhob ſich und hielt ſich an der Stuhllehne, weil ein Schwindel ſie ergriffen hatte.

„So iſt es denn entſchieden, unſere Ruhe iſt hin, unwiederbringlich!“ ſprach ſie dumpf und tief. „Das Loos iſt geworfen, wir Alle ſind hinausgeſtoßen in die Welt und Keiner von uns wird mehr Ruhe finden. Auch Agnes hat nun kein Plätzchen mehr, wo ſie die treue Liebe erwartet, wann die falſche Liebe der Welt ſie verlaſſen haben wird. Was haſt Du gethan, Vater? Wie konnteſt Du ſo der ſterbenden Mutter vergeſſen?“

„Der Mutter vergeſſen?“ wiederholte er, „wer ſagt das? Was die Mutter ſtets gewollt, das iſt erfüllt, durch mich erfüllt. Ich habe für meine Kinder geſorgt. Wir ſind keine Bettler mehr, wenn ich alt werde. Ihr braucht nicht zu dienen. Agnes ſorgt für ſich ſelbſt; für Dich leg' ich den Kaufſchilling bei Seite. Und das Gnadenbild der heiligen Jungfrau bleibt in ſeinen Ehren und Rechten. —“

„Das Bild,“ — rief Clara mit finſterem Blicke, „das Bild der Gottesmutter! Haſt Du's nicht den Juden verſchachert, wie Judas ſeinen Herrn und Meiſter?“

„Wie Du da ſprichſt!“ entgegnete Ulrich, „kannſt Du nur ſo was denken! Das Bild bleibt wo es iſt. Was der Jud auch an des Häuschens Stelle ſetzen mag: ſei's Mauer, Zaun, Luſthaus, Magazin, Stallgebäude, kurz, was es immer ſei, das Gnadenbild muß ganz ſo wie es jetzt iſt, an einer noch zu beſtimmenden Stelle aufgerichtet werden, damit ſich chriſtliche Seelen daran erfreuen und erheben mögen, wie es immer geweſen, ſeit alten

Tagen. So ſteht's verbrieft vor Gericht und das muß gehalten werden."

„Ach Gott! mein Gott!" rief Clara ſchluchzend, es war ſo ſelten, daß ſie Thränen vergoß, ſeit den ſtill geweinten am Grabe ihrer Mutter. „Und darum die ſchlafloſen Nächte und die zahlloſen Kämpfe, damit es am Ende doch ſo kommen mußte! Alles Leiden war gering, das ich allein trug; dies iſt zum Erbarmen ſchwer! Wer doch wie die Mutter im Grabe läge!"

Sie lief händeringend im Zimmer auf und nieder. Ihr ſtarker Sinn war gewaltſam gebrochen und der wilde Schmerz überfluthete das ſonſt ſo zurückhaltende Weſen des Mädchens. Sie konnte ſich nicht wieder faſſen. Aus den tiefſten Bornen ihres Gemüths brachen die Erinnerungen hervor, ſanfte und herbe; ihre ſonſt wenig thätige Phantaſie wurde plötzlich davon aufgeregt wie zu wilden Träumen, die Klarheit ihres Geiſtes trübte ſich und im Dämmerlicht durchkreuzten ſich frühere Erlebniſſe, nahmen Geſtalt an und wurden zu lebhaften Viſionen. Es war ein Zuſtand der Angſt und Bangigkeit, der unſäglichſten Qual. Ulrich, der ohnehin keinen mächtigen Eindruck zu ertragen fähig war und dem dieſer ſo unerwartet kam, da er wie gewöhnlich Clara's kalter Ruhe und Beſonnenheit bei ſeiner Mittheilung zu begegnen hoffte, ſtand auf dem Sprunge fortzugehen.

„Iſt das vorüber, ſo wird ſie ſchon mit ſich reden laſſen," dachte er.

Aber Clara trat ihm in den Weg.

„Ich war einſt mit Dir im Gebirg," ſprach ſie ſtarr und faſt athemlos, ich war noch ein Kind. Du hätteſt bei der Wallfahrt zu thun; die ankommenden Pilgerzüge mit Muſik den Berg hinan zu geleiten. Das ſchöne Feſt war zu Ende und wir waren auf dem Heimweg. Es war nach Mariä Himmelfahrt, ein Tag nachher. Wir hielten Raſt der großen Hitze wegen, in einem Markte und freuten uns des Helles, das wir empfangen hatten, des ſchönen Himmels und der ganzen von Gottes Allmacht erfüllten Schöpfung. Mir war ſo wohl! Da erhob ſich plötzlich unten im Ort ein dicker Staub. Wir wußten nicht was es war. Das Vieh ruhete wie die Menſchen, denn es war Mittag. Friede überall. Aber da toſ'te es heran und ſtörte den ſchönen Frieden rings umher. Es war ein wilder Hauſe, der ein armes Weib verfolgte. Ihre Haare hingen zerzaust herab, auch ſie weinte und ſchrie, von ihrem Geſicht floß Blut, ein rothes Tuch hing auf einer Schulter, ihre Füße waren bloß, ihr Rock war zerriſſen. Steine und Koth flogen ihr nach. Manchmal drehte ſie ſich nach dem Volk, fletſchte ihm ihre weißen Zähne und fluchte kreiſchend; dann aber verdoppelten ſie ihre Wuth und warfen um ſo grimmiger nach dem Weibe. Kaum war das vorüber, da erſchien uns ein Mann, hinter dem andere Wüthende liefen. Er war wie ein Todter und konnte kaum mehr athmen. Den verfolgten ſie nicht mit Würfen, ſondern ſie hatten Miſtgabeln, Spaten und Senſen. Hier war es ernſtlich auf ein Leben abgeſehen. Wir fragten ein großes, ſtarkes Bauerweib, was die Beiden verbrochen hätten? Es ſind verfluchte Zigeuner, ein Diebsgeſindel und Hexenvolk; ſie haben uns gehöhnt und vor dem Muttergottesbild ausgeſpuckt! Weißt du's noch? Sie haben uns gehöhnt und vor dem Muttergottesbild ausgeſpuckt! Und du konnteſt es zugeben, daß das geheiligte Bild in die Hände der Juden komme?"

Ulrich ſprach gelaſſen: „Was fällt Dir nun wieder ein? Sind Zehdeniker's ſo? Iſt nicht der Vertrag da? Muß er das Bild nicht aufſtellen? Gibt's keine Gerichte mehr ihn zu zwingen, den Vertrag zu halten? Haben wir keine Gerechtigkeit im Lande?"

„Gerechtigkeit iſt nur bei Gott!" ſagte Clara und verſank in Nachdenken. Sie fühlte es wie eine ſchwere Sünde, was ihr Vater gethan; ſie war überzeugt, daß ſie geſühnt werden müſſe, und kein Mittel, kein Ausweg zeigte ſich. Sie mußte geſchehen laſſen, was ſich nicht mehr verhindern, nicht einmal mehr aufſchieben ließ. Schon andern Tages kam die Mahnung, daß Ulrich das Haus verlaſſen müſſe. —

Clara's Kopf war nicht mehr vermögend im Zuſammenhange zu denken. Sie war ernſtlich krank, als ſie ihre neue Wohnung bezogen, Stube und Kämmerchen mit einem kleinen Herd, in einem Hauſe am Ende des Ortes. Der alte Steinhauer Heinzmann hatte ſie aufgenommen.

Bei'm erſten Schritt, den ſie in das Kämmerchen that, fiel Clara wie todt auf's Krankenbett. Als ſie erwachte, war's das Leben des Irrſinns. Die wildeſten Delirien ergriffen ſie. Sie ſah ſich, wie die Zigeunerin, von einem wüthenden Haufen verfolgt, der mit Koth und Steinen nach ihr warf, weil ſie es zugegeben, daß Frevel an dem Bilde verübt werde. Heinzmann's Weib und Tochter bewachten ſie und beteten bei der Kranken. Wann Ulrich ſie ablöſte, hörte er, daß Clara von Iſidor laut träumte. Sie nannte deſſen Namen, bald mit Schaudern, bald mit Schmerz; ſie ſprach vom ſeligmachenden Kreuze, daß es Alles ſühnen, daß es ſie wieder mit Iſidor zuſammenführen würde. Ulrich verwünſchte Iſidor, daß er ſich in das Herz des Mädchens geſchlichen. Er hielt ihn jetzt für den Urheber allen Unglücks, das über Clara hereingebrochen. Nun erklärte er ſich Alles. Wäre ſeine Tochter erſt wieder geneſen, ſo wollte er verhindern, daß ſie mit dem ſchändlichen Verführer, wie er Iſidor nannte, jemals zuſammen komme. Er wollte ſeinem Gönner Zehdeniker Alles offenbaren.

Aber dazu kam es nicht. Die Dinge kamen, nach Gottes weiſer Fügung anders, als der ſchwache Menſch es ſich dachte.

13.

Es war Feierabend und der alte Steinhauer, bei dem Ulrich wohnte, ſtand mit Andern vor der Thür in eifrigem Geſpräch.

„Seit den erſten blutigen Oſtern in Jeruſalem,“ ſagte Heinzmann, „ſind die Juden die ärgſten Feinde des

Chriſtenthums geblieben, das wiſſen wir. So iſt's bis auf den heutigen Tag. Aber was können wir; ſie ſind einmal da und wir haben uns nur vorzuſehen, daß ſie uns nicht berücken und an der Seele ſchaden. Wir beſitzen zum Schutze nichts als den heiligen Glauben. Er iſt in unſerer Armuth unſere Freude, unſer Troſt, unſere Hoffnung. Er gibt uns Kraft in dem ungleichen Kampfe mit der gleißenden Verſuchung, die uns überall auflauert, um uns jene Engel zu rauben. Wir beneiden die Juden nicht um ihren Reichthum: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut, ſo ſteht es geſchrieben. Der Ulrich hat einmal das Häuschen verkauft, wollte Gott, er hätt' es nicht gethan, aber dem Käufer ſteht es nunmehr zu, damit zu machen, was er will."

Die Umſtehenden zeigten finſtere, gefährliche Mienen. Schon ſeit mehreren Tagen hatte ſich eine merkwürdige Stimmung unter den Einwohnern gezeigt. Das Bild der heiligen Jungfrau an Ulrich's Hauſe betrachteten ſie als ein theures, ihnen aus früher Zeit überkommenes, Allen zuſtändiges Eigenthum. Sie waren gewöhnt, ſo oft ſie daran vorübergingen, das Haupt zu entblößen und Morgens, Mittags und Abends ihr „Gegrüßt ſeiſt du, Maria!" zu dem Bilde aufblickend, zu beten. Ihre Weiber klagten unaufhörlich, die Kinder fragten bang: „Was ſoll denn der Mutter Gottes geſchehen?" und die Kleinſten weinten dazu. Nur mit Mühe ſchienen Alle ihren Groll, der ſich in die allgemeine Trauer miſchte, zurückzuhalten. Es drohte ein ſchlimmer Fanatismus in die friedſamen guten Leute zu fahren. Sie ſtanden auf dem Punkt Handlungen zu unternehmen, die einem ſtrengen irdiſchen Richter verfallen könnten, während ſie in dem Wahne ſtanden, ein Gott gefälliges Werk zu thun. Eine einzige erſte Uebereilung hätte ein Verhängniß auf viele Familienväter herbeiziehen können von unabwendbar ſchrecklichen Folgen.

Einer der Ruhigſten ſagte: „Wir wollen ſtill bleiben und abwarten, was daraus wird. Den Ulrich grüßt aber keiner mehr von uns. Wir wollen ihm's Leben ſchon verleiden, er mag hinziehen zu ſeinem Juden in die Stadt, wo ſeine Agnes iſt, deren chriſtliche Seele der Schurk' ſchon verkauft hat. Wir wollen nichts mehr von ihm.“

„Und vom Juden nehmen wir keinen Batzen an,“ ſchrie ein Anderer. „Nicht den kleinſten Dienſt wollen wir ihm leiſten. Meine Hand ſoll verdorren, wenn ich beim Abbruch des Hauſes in Arbeit gehe. Nicht einen Stein faſſ' ich an, ſo arm ich bin und gern im Tagwerk ſchaffe.“

„So iſt's!“ ſchrien Alle, „wir faſſen nichts an! Es iſt Sünde, davor uns Gott und ſeine heilige Mutter bewahre.“

„Wie unvernünftig ihr da ſprecht!“ unterbrach der alte Heinzmann das wilde Geſchrei. „Was wird's dann ſein, wenn ihr nicht angreift? Ihr geht leer aus und Andere verdienen den Lohn. Könnt Ihr das vor Euch verantworten? Habt Ihr ſolchen Ueberfluß an Brod im Hauſe, daß es Euch auf die Batzen des Juden nicht ankommt, die ſich zu Gulden anhäufen werden und die Ihr ehrlich verdienen könnt?"

„Ich hab' geſchworen, meine Hand ſoll verdorren! und ſo bleibt's!" ſchrie der frühere Sprecher.

„So bleibt's! Wir hungern nicht! Ehrliche Arbeit iſt das nicht! ſchallte es in der Runde.

„Gut," nahm Heinzmann wieder das Wort. „So will ich Euch nur Eines zu bedenken geben. Ihr unterlaßt es und Andere werden ſich finden. Oder glaubt Ihr, es gibt nicht Geſindel genug, hier im Ort ſelbſt, die vom Glauben wenig mehr wiſſen? Und wenn der Jud' nun gar Proteſtanten aus der Stadt herausſchickt, die ſchmachvoll und gräulich mit unſerem heiligen Bild umgehen? Es wie jeden gemeinen Stein herausbrechen und auf den Haufen am Boden zu dem Uebrigen werfen? Habt Ihr das nicht bedacht? Was dann? Habt Ihr mit Eurem Trotz dann auch noch ein Gott gefälliges Werk vollbracht?"

Sie ſchwiegen.

„Beſinnt Euch denn doch endlich!" ſprach Heinzmann.

Eine lange Pauſe. Sie ſchauten Alle auf den Boden.

„So ſag' uns was wir thun ſollen, wie wir's angreifen ſollen!" ſagte Einer.

„Ueberlaſſet Ihr's mir und wollet Ihr mir folgen?" fragte Heinzmann.

„Ja! Ja!" riefen Alle.

„So gehen wir für jetzt auseinander," ſprach der kluge Alte.

Andern Morgens ging er in die Fabrik und bat den

Geſchäftsführer Hirſchler, den armen Leuten im Orte den Verdienſt zu gönnen und ſie bei'm Abbruch des Häuschens zu verwenden. Dies wurde ſogleich mit Freuden zugeſtanden, da Brenzler ſchon hinterbracht hatte, daß die Stimmung unter den Einwohnern nicht die beſte ſei. Es wurde guter Lohn zugeſichert und ſogleich zur Arbeit geſchritten.

Sie kamen acht an der Zahl und Viele, die ſich anſchloſſen, aus der Frühmeſſe; paar und paar, wie in Prozeſſion. Sie verehrten zuerſt das heilige Muttergottesbild knieend und ſangen ein frommes Lied. Dann ſtiegen zwei auf Leitern zu ihm hinauf und lösten es mit größter Vorſicht mit Stemmeiſen und Stangen aus der Vertiefung der Mauer; kein Hammer wurde angewendet, aus Furcht, etwas an dem Bilde zu verletzen. Bei dieſer Arbeit, ſo lange ſie auch währte, fiel kein lautes Wort; es herrſchte die tiefſte Andacht und Ehrfurcht. Sie hatten eine Trage, mit Blumen und Zweigen geſchmückt; darauf legten ſie behutſam das Bild. Ehe die Trage aufgehoben ward, knieten ſie wieder verehrend nieder und beteten ſtill. Frauen und Mädchen drängten ſich hinzu, um Gewand und Hände der Mutter und des Sohnes zu küſſen. Sie ſchienen des Anſchauens nicht ſatt werden zu können, da ſie es ſo in der Nähe ſahen. Dann hoben vier Träger es auf die Schultern und trugen es in Prozeſſion vor die Kirche, wo es unter einem in Eile aus Holz gezimmerten Nothdach aufgeſtellt wurde, bis daß es wieder an den frühern Platz gebracht werden könnte.

Auch Ulrich folgte, heiße Thränen weinend. Clara wußte in ihrem Fieber nichts von dem Vorgange.

Als Heinzmann, der wackere Alte, mit ſeiner kleinen Schaar auf den Bauplatz zur Arbeit zurückkehrte, hoben ſie Alle muthig den Kopf. Viele aber trockneten ſich die Augen.

14.

Eine milde, blaſſe Geſtalt ſaß Clara, von einem beſcheidenen Schimmer umgeben, an ihrem weiß bedeckten Krankenbette, das ſie ſo eben erſt verlaſſen. Ihren wahren Werth kannte nur der Himmel, nicht die laute Erde, weil er ſich nur jenem allein, dieſer niemals offenbart hatte. Ihre Kämpfe bargen ſich in der Tiefe ihres Herzens; ihre Siege verkündeten die Lippen nicht. Die trüben Erinnerungen, welche die Krankheit in ſtürmiſchen Fluß gebracht hatte, waren mit der fortſchreitenden Geneſung entwichen: eine kühle Ebbe war gefolgt und Clara blickte jetzt mit ruhigerm Auge auf ihr Daſein, welches, gleichwie der Strand nach der Fluth eine weiße reine Sandebene zum Vorſchein bringt, die keine bunte Wieſenpracht, keine abſehbaren Grenzlinien ſonniger Hügel zeigt; ſich in eine eintönige, unbeſtimmte Ferne verlor. Was ſie vom Leben zu erwarten hatte, erſchien ihr wie ein leicht zu löſendes Räthſel. Bete und arbeite! hieß dieſe Löſung.

Sie hatte nach nichts gefragt, was ſich während ihrer Krankheit zugetragen; und ihr Vater ſagte ihr nichts, aus Furcht, ihre Ruhe zu ſtören. —

Ein ſchöner Sonnenblick, der Clara's Züge plötzlich ungewöhnlich belebte, erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Sie war aufgeſtanden, ging zum Schrank, holte ein Tuch daraus hervor, das ſie um die Schulter warf und band die ſchwarze Schürze vor, aus dem Ehrenkleide ihrer verſtorbenen Mutter geſchnitten, das theuere, hoch gehaltene Vermächtniß derſelben. Ulrich hatte ihr ſtillſchweigend zugeſehen.

„Willſt Du ausgehen?“ fragte er überraſcht.

„Ja, begleite mich, Vater, auf dem erſten Ausgang nach meiner Krankheit,“ antwortete ſie freudig. „Es iſt heut ſo ſchön draußen und ich darf es ſchon wagen.“

Sie ſchlug den Weg zur Kirche ein. Wie ſie ihr Muttergottesbild an der Kirche draußen unter dem Nothdach gewahrte, wich ihre Bläſſe und erglühend rief ſie, die Hände ausſtreckend: „Ach — das iſt ja — —!“ und mehr brachte ſie nicht heraus und ſtürzte wie begeiſtert vor dem Bilde betend nieder. Ulrich kniete ihr zur Seite. Ihr Auge, in Thränen gebadet, blickte hinauf zur Tröſterin in jeder Noth; ihre gefalteten Hände zitterten vor Freude; ihr Buſen hob ſich bei jedem Worte frommer Inbrunſt, das ihm entſtrömte. Es war der freudigſte Dank, den eine Menſchenſeele der Gottgleichen Mutter Aller darzubringen vermag.

Sie lag in dieſer ekſtatiſchen Stimmung verloren; ſie ſchien ihres Dankes kein Ende finden zu können. Endlich erklangen die Glocken, die zum hochheiligen Opfer riefen; dieſer Ton brachte ſie zu ſich. Sie wies den Vater freundlich zurück, als er ihr beim Aufſtehen helfen wollte.

„Jetzt bin ich wieder ganz geſund!“ ſagte ſie und ſchritt, ohne irgend Schwäche zu verrathen, neben den andern Leuten in das Gotteshaus, die ihr glückwünſchend zunickten und mitunter auch zuflüſterten, daß ſie recht fleißig für ſie gebetet hatten. Nach beendigter Meſſe ging ſie ſo flink nach Haus, als ob ihr die Krankheit nichts von ihrer Jugendkraft genommen. Sie legte ihre ſchönen Sachen, Tuch und Schürze, ab, verſchloß ſie in den Schrank und band die Werktagsſchürze vor.

„Heute koche ich wieder ſelbſt unſere Suppe,“ ſagte ſie. Ulrich hörte das mit Freuden. Die ſchnelle Umwandlung erſchien ihm wie ein Wunder. Und wem erſchiene es nicht als ein ſolches, der im heißen Gebet zur glorreichen Gnadenmutter ſchon Aehnliches an ſich erfuhr?

Nun ging Alles wieder ſeinen gewohnten, ſtillen und geordneten Gang. Vater und Tochter lebten friedlich und mit ihrem Looſe zufrieden. Clara blieb ſchweigſam, aber ſie war zuſehends heiterer geworden.

„Wie ſteht's um Agnes?“ fragte ſie einmal. Ich habe oft im Stillen an ſie gedacht, die Kraft fehlte mir nur immer, wenn ich ein Wort davon ſprechen wollte. Ich fürchtete nichts Gutes zu hören. Aber jetzt mache ich mir Vorwürfe darüber.“

Da war Ulrich die Zunge gelöst: er brachte Briefe hervor von Agnes und einen von der Lehrerin. Alles ging nach dieſen Briefen auf's Beſte.

„Wir ſollten ſie einmal beſuchen,“ meinte er.

„Das könnten wir wohl,“ ſagte Clara. „Ich liebe Agnes wie mich ſelbſt. Ihr Schickſal geht mir nahe.

Ach, wenn ſie recht glücklich wäre, wie wäre ich ſo froh.“

Ulrich erwartete, daß ſie auch nach Iſidor fragen würde. Aber die Erinnerung an den ſchien in Clara erloſchen. Sie überlas die Briefe mehrere Male und gab ſie dem Vater, daß er ſie gut aufhebe. Aber daran dachte ſie nicht weiter, Agnes in der Stadt zu beſuchen. So vergingen wieder Monate, bis ein entſcheidender Grund ſich dazu ſich zeigte. Es lief ein Brief von Madame Lanzetti ein.

„Der wichtige Augenblick iſt gekommen,“ ſchrieb die Lehrerin, „und ich melde Ihnen, daß Uebermorgen Ihre Tochter ihr erſtes Debüt auf dem Hoftheater feiern wird. Die Proben, die ſie abgelegt, ſind ſo befriedigend ausgefallen, daß an einem ſchönen Erfolg nicht zu zweifeln iſt. Die vielen Freunde, welche ſich die liebe Agnes während ihres Aufenthaltes in meinem Hauſe bei den öffentlichen Prüfungen, ſo auch in Konzerten erworben, freuen ſich mit mir. Ihr bedeutendes Talent, die erlangte Kunſtfertigkeit, vor Allem aber ihre reine Sittlichkeit, ſind mir Bürgſchaft für ihre fernere Laufbahn. Herr Zehdenſker, Ihr Gönner und der unermüdliche Wohlthäter Ihrer Tochter, dem wir Alles zu danken haben, läßt Sie durch mich einladen, der Vorſtellung beizuwohnen. Es iſt für eine Loge geſorgt; wir werden zuſammen ſein. Für Fräulein Clara iſt ein Bett in dem Zimmer ihrer Schweſter in Bereitſchaft und für Sie hat der Herr Generalconſul ein Zimmer in einem nahen Gaſthof mit Beſchlag belegen laſſen.“

Clara erſchrack heftig und auch der Vater war faſt keines Wortes mächtig. Ihm war der erſte Beſuch, den er mit Agnes in der Stadt gemacht, noch zu friſch im Gedächtniß, als daß es ihm nicht bleiſchwer in die Glieder fahren ſollte, nun gar einer Vorſtellung im Hoftheater, in einer Loge mit Madame Lanzetti, dem erſten Auftreten ſeiner leiblichen Tochter beizuwohnen. Er ſchämte ſich ſeiner Erſcheinung nicht, aber es ward ihm ſogleich klar, daß er und Clara in ihrem gewöhnlichen Aufzuge ſich unter lauter vornehmen geputzten Stadtleuten ſchlecht und erbärmlich ausnehmen würden. Und doch trieb ihn ſein Vaterherz mächtig zu dem Vorſatz, die Einladung nicht auszuſchlagen.

Clara konnte lange zu keinem rechten Entſchluß kommen. Sie verſtand nicht die Bedeutung des Moments; ſie liebte Agnes, nur deſſen war ſie ſich bewußt. Sie fragte ihren Vater, der aber wußte ſie auch nicht aufzuklären. Er ſpiegelte ihr nur die goldenen Berge vor, die Agnes nunmehr erwarteten; das beruhigte ſie jedoch nicht.

„Ich kann nicht daran glauben,“ ſagte ſie dumpf und traurig.

Des Vaters anhaltendes Zureden ſiegte am Ende. Sie willigte ein. Es gab nur noch allerlei kleine Beſprechungen wegen der Zurüſtung. Ulrich wollte Geld hergeben, damit Clara ſich beim Krämer einiges kaufe, um ihren Anzug nach ſeiner Meinung ſtadtmäßig zu vervollſtändigen. Sie lehnte es ab. Das ſaubere Kattunkleidchen, in welchem ſie Sonntags in die Kirche ging, erſchien ihr auch für das Hoftheater ſchön und gut genug; die ſchwarz ſeidene Schürze, aus Frau Gertrud's Ehrenkleide zurecht gemacht, hätte ſie um keinen Preis daheim laſſen wollen, ſo ſehr der Vater auch dagegen ſtimmte, und das einzige, was ſie verlangte, war ein ſchwarz ſeidenes Band, das ſie zierlich in ihre hellen Zöpfe flechten und deſſen Enden ſie lang auf den Rücken herabfallen laſſen wollte. Sie irrte ſich darin nicht; es ſtand ihr gut, aber etwas ſeltſam ſah es immerhin aus und mußte in grellem Widerſpruch zu den Coeffüren des Logenpublikums ſtehen. Ulrich hatte wohl einige Ahnung davon, aber wie ſie nun einmal war, ſo beſtand ſie darauf und er mußte nachgeben. Dafür aber beredete ſie ihn, ſeinen Sonntagshut daheim zu laſſen, der ihm in der That ſchlecht zu Geſichte ſtand, viel ſchlechter als ſeine Werktagskappe, die bei Weitem nicht ſo auffallend war. In dieſer ſah er wie ein armer, ſchlichter Bürger aus, etwas ſchäbig nur, wie man jedoch deren überall ſieht; der Hut machte ihn hingegen zur lächerlichen Karrikatur. Das fühlte ſie mit ihrem feinen Sinn heraus. Mit dieſen Berathungen verging der Tag; aber Clara's Gemüth bewegte ſich nach andern Richtungen.

„Ich wollte lieber ſterben,“ ſagte ſie Abends beim Auskleiden, „als an der Schweſter Stelle ſein.“

„Wie ſprichſt Du da wieder!“ entgegnete Ulrich. „Sollteſt Du nicht von Dankbarkeit erfüllt ſein, daß Alles ſo kam? Iſt es nicht ſchön, ſich der Kunſt ganz und gar weihen zu können?“

„Ach was!“ warf Clara ein. „Um ſich der Kunſt ganz und gar zu weihen, muß man auch eine große, ſtarke und freie Seele beſitzen. Wie eine Königin muß man ſein, denk' ich mir, nicht wie eine niedrige Sklavin. Es iſt ſchmählich, wenn man ſich wegen ſo etwas zur gewöhnlichen Dankbarkeit herabwürdigt und ſich ſelbſt aufgibt. Die Zeit wird kommen, fürcht' ich, wo Agnes dies einſehen wird. Ich verſtehe wohl eigentlich nichts davon, wann ich aber unſer ganzes Leben überdenke, unſere Herkunft; das betrachte, worauf wir eigentlich hingewieſen waren, ſo ergreift mich eine Angſt um Agnes."

„Närriſches Ding, mach' Dir deshalb keine Sorgen!" ſagte Ulrich

„Ja, ja," ſprach Clara weiter, „Agnes macht ſich keine, das weiß ich. Sie iſt zu leicht. Sie müßte eine große Seele haben, das gehört dazu. Aber das Unglück bliebe am Ende doch nicht aus, deſſen bin ich gewiß. Bei ihrer Schwäche kommt es deſto ſicherer und ſchneller."

„Und beſitzeſt Du denn nicht einmal den Stolz, Dich zu freuen, wann Du bedenkeſt, daß Agnes einſt eine berühmte Sängerin werden kann? daß ſie unſern Namen vielleicht berühmt machen wird?"

„Wozu hilft uns das? wozu hilft es ihr? Ach, lieben wollt' ich ſie ſtets können und von ihr geliebt ſein, wie wir uns jetzt lieben. Aber wird es wohl ſo bleiben?"

„Ich ſehe, daß Du das Ding nicht begreifſt. Hätteſt Du das, was Du Agnes wünſcheſt, ſelbſt, eine große Seele nehmlich, ſo würdeſt Du anders ſprechen und thun wie Deine Schweſter gethan!"

Clara verſtummte. Aber ſie dachte bei ſich: „Sollte er wohl recht haben? Sie — vielleicht eine große, berühmte Sängerin — und ich, ein verlaſſenes, armes Geſchöpf!“

Am andern Morgen wurde früh aufgebrochen. Ulrich hatte Geld eingeſteckt und bezahlte diesmal zwei Plätze auf dem Wagen des Boten. Seit dem Hausverkauf ging's nicht mehr ſo knapp zu. —

15.

Sie brauchten nicht lange nach der Wohnung der Madame Lanzetti zu fragen; Straße und Hausnummer hatte Agnes längſt geſchrieben. Es war ein geräumiges Haus, in das ſie traten. Durch die offene Hinterthür ſah man in einen Garten und zur Seite führte eine breite Treppe in das erſte Stockwerk. Ein Mädchen wies ſie hinauf, nachdem ſie die beiden Ankömmlinge lange betrachtet, und ſagte dann:

„Sie werden ſchon oben an der Thür leſen.“

Ulrich ſah Clara fragend an; dieſe aber hatte die erſten Stufen ſchon erſtiegen und er folgte ihr getroſt.

Da hätte nun freilich, wäre nichts zu leſen geweſen, kein fremder Menſch ſich herausfinden können, denn zu beiden Seiten erſtreckten ſich lange Gänge und darin Thür an Thür, wie die Zellen in einem Kloſter. Niemand war da, als zwei Kakadu auf ihrem Ständer, die ein gräuliches Geſchrei erhoben. Wer hätte da Auskunft gegeben? Aber auf der breiten, hohen Flügelthüre, gerade der Treppe gegenüber, ſtand mit großen Buchſtaben: „Sprechzimmer“ zu leſen. Nun war der dunkele Orakelſpruch des Mädchens klar und ohne Weiteres ſchritten Beide auf die Thüre los und Ulrich klopfte herzhaft an. Ein feines Stimmchen rief: Herein! und Vater und Tochter ſtanden in einem großen Saale, in welchem ſich etwa ein halb Dutzend junger, modiſch gekleideter Dingerchen von unterſchiedenem Alter befand, die ſogleich einen Halbkreis um die Eintretenden bildeten und zur Hälfte verſtohlen kichernd, zur Hälfte in lautes Lachen ausbrechend, allerlei Poſſen trieben.

Schon hatte Ulrich die Frage nach Agnes in Bereitſchaft und Clara ſah ernſt die Mädchen an, weil ſie ihre Schweſter unter ihnen vermißte, als eine Frau von ihrem Sitze am Fenſter aufſtand und zu den Mädchen mit einer Strafmiene ſagte:

„Eloignez-vous, mesdemoiselles, je veux être seul avec ces étrangers!“ Wie auf Commando machten die muthwilligen Geſchöpfe im Augenblick Platz und Madame Lanzetti, die Lehrerin, hieß mit dem freundlichſten Tone von der Welt ihre lieben Gäſte, wie ſie ſie nannte, willkommen und küßte Clara herzlich auf den Mund.

„Legen Sie ab, Herr Ulrich,“ ſprach ſie dann, „und ſetzen wir uns traulich zuſammen.“

Ulrich und Clara thaten, wie ihnen befohlen war. Aber was ſollte das Alles heißen? Sie hatten geglaubt, die zu ſehen, der allein ihr Beſuch galt. Sollte ſie erkrankt ſein? Iſt die Komödie aus, noch ehe ſie begonnen? Sie brannten, das Gewiſſe zu erfahren. Aber dazu bot ſich vor der Hand keine Gelegenheit. Madame Lanzetti war bald mit der Entſchuldigung „Nur einen Augenblick“ geſchäftig zur Thür gelaufen, hatte die Glocke gezogen und als ein Mädchen hereintrat, ihm einige ſchnelle Worte leiſe zugeflüſtert. Ulrich und Clara ſaßen wie auf Nadeln. Dann hieß es wieder: „Sie entſchuldigen!“ und Madame Lanzetti huſchte ſeitwärts durch eine Tapetenthür. Als der Vater eben der Tochter ſeine ſteigende Verwunderung mittheilen wollte, wurden ſie abermals unterbrochen. Jetzt traten zwei Mädchen herein, mit Kannen, Taſſen, zerſchnittenem Kuchen auf Kriſtalltellern, Servietten, Silberkörben und dem ganzen Apparat eines wohlſervirten Theetiſches. Sie begannen zu decken, zu ordnen, Stühle zu ſtellen und entfernten ſich dann; die Eine durch die Hauptthür, die Andere durch die Tapetenthür, der Madame Lanzetti nachhuſchend, offenbar ihr zu melden, daß der Thee ſervirt ſei. Die Thür öffnete ſich bald wieder und es war richtig ſo; die Lanzetti trat kopfſchüttelnd zu ihren Gäſten.

„Ich hatte geglaubt, die liebe Agnes würde mit uns den Thee nehmen,“ ſagte ſie, „allein ſie iſt es nicht im Stande, kein Zureden hilft —“

„So iſt ſie wirklich krank?“ rief Clara ſchmerzlich.

„Dacht' ich's doch!“ rief Ulrich zugleich mit ihr.

„Nein, das nicht!“ antwortete die Lanzetti ſie beſchwichtigend. Aber die Aufregung! ſo ein erſtes Auftreten iſt ein eigen Ding. In wenigen Stunden geht es los. Das iſt nun einmal nicht anders. Sie wollte Sie erſt gar nicht ſehen, bevor alles gut abgelaufen ſei;

ſie meinte, es könnte ihr den Abend total verderben. Endlich aber hat ſie doch eingewilligt. Kommen Sie nur!"

„Mein Gott! wie verſtehe ich das?" ſagte faſt jammernd Clara.

Sie und der Vater gingen nun zur Tapetenthür, welche die Lanzetti ganz leiſe halb geöffnet hatte. Aber dieſe ſchob Ulrich ſanft zurück.

„Nur Clara," ſprach ſie, „Sie, Herr Ulrich, müſſen ſich ſchon bis nach dem Theater gedulden. Bedienen Sie ſich unterdeſſen und laſſen Sie ſich den Thee gut ſchmecken, es iſt vom feinſten, eine meiner Penſionärinnen bekommt ihn direct aus St. Petersburg von ihrem Vater, der dort bei unſerer Geſandtſchaft fungirt."

Damit war ſie ſchnell mit Clara durch die Tapetenthür gehuſcht, die ſie ebenſo ſchnell nach ſich zuzog.

Ulrich wußte nicht, wie ihm geſchah und wie er ſich zu benehmen hatte. In Gedanken öffnete er den Deckel von der Theebüchſe und verzog das Geſicht, als ihm der ſtarke Duft in die Naſe ſtieg. Dann trat er wie in gelinder Verzweiflung an das Fenſter. Aber er ſah und hörte nichts von dem, was auf der Straße vorging, ſo traurig und in ſich gekehrt ſtand er da. —

In einem kleinen Zimmer, deſſen Möbel mit Röcken, Bändern und andern Gegenſtänden der Toilette ganz bedeckt waren, lag Agnes bleich und matt auf dem Bette. Im aufgelöſten Haar, die nackten Arme über dem Kopf zuſammengeſchlagen, machte ſie den Eindruck einer Fieberkranken. Clara traten Thränen in die Augen.

„Das iſt brav, daß Ihr gekommen ſeid!" rief Agnes ihrer Schweſter zu und lächelte dabei recht freundlich. Es iſt mir nur leid, daß ich mich ſo zurückhalten muß. Die Proben haben mich ganz ſchachmatt gemacht und ich muß jetzt der nothwendigen Ruhe pflegen. Iſt's glücklich überſtanden, dann will ich ganz nur Euch angehören. Ach, wenn's nur ſchon vorbei wäre!"

Clara ergriff die Hand ihrer Schweſter und blickte ihr lange in's Auge.

„Nun, was ſiehſt Du mich ſo ſtarr an?" fragte Agnes heiter.

„Du haſt Dich ſehr verändert," ſprach Clara. „Du ſaheſt ſonſt ſo geſund aus. Biſt Du's denn noch, oder biſt Du krank?"

„Was fällt Dir ein?" rief Agnes und ſprang in die Höhe. „Frage hier Madame Lanzetti, ob ich geſund ſei. Wäre ich krank, ſo könnte ich heute nicht auftreten. Aber abgeſpannt bin ich und todesangſt iſt mir — doch das vergeht hoffentlich, wenn ich in's Feuer komme. Da vergißt man ſich ſelbſt und Alles."

„So iſt es!" fügte die Lanzetti hinzu. Das iſt einmal nicht zu ändern, obgleich Agnes keine Angſt haben ſollte, da ſie ihrer Sache ſo gewiß iſt."

Die junge Debutantin ſtand jetzt vor Clara und blickte ſie nun ihrerſeits ſcharf und muſternd an.

„Du biſt ſchöner geworden, Schweſterchen," ſagte ſie mit blitzenden Augen, „und es ſteht Dir gut, daß Du von Deiner Krankheit her ſo gewiß ſchmachtend ausſiehſt und die gemeine Landpomeranzenfarbe von Deinen Wangen gewichen iſt. Aber wie biſt Du angezogen? Ich hatte mir's wohl gedacht. Und es freut mich, ſo zu ſagen. Denn hätte Dir der Vater auch Geld gegeben, da er nun hoffentlich welches vom Verkauf des Häuschens hat, ſo würdeſt Du Dir doch nichts Geſchmackvolles haben anſchaffen können. Aber ich kann aushelfen und ich will Dich ſo herausputzen laſſen, daß Alles nach Dir ſchauen wird. Sorgen Sie dafür, verehrte Mutter!“

Es ſtach Clara in's Herz, daß ſie die fremde Frau bei dem Namen nannte, den ſie nur der frommen Frau Gertrud, ſelbſt noch in der Erinnerung, allein beilegen ſollte.

„Ich dächte doch, ich wäre ſo recht,“ ſagte Clara, „meinem Stande und meiner Armuth gemäß gekleidet. Und nach mir ſoll Niemand gaffen und ſchauen, bin ja ich nur gekommen, es zu thun.“

„Deinen Eigenſinn in Ehren,“ erwiederte Agnes ſpöttiſch, „thue in Marienſtein, was Dir beliebt, aber für dieſen Abend mußt Du mir ſchon folgen, um das einzige bitte ich Dich.“

Die Lanzetti hatte inzwiſchen unter den herumliegenden Gegenſtänden gekramt und verſchiedene Kaſten und Schränke geöffnet, um eine Parthie von Putzſachen zur Auswahl vor Agnes auszubreiten.

„Da wähle ſelbſt, liebe Agnes,“ ſagte ſie, „was für Deine Schweſter taugen mag.“

Sie nöthigte hierauf Clara zum Sitzen und begann in Gemeinſchaft mit Agnes, an ihr wie an einer Kleiderpuppe Allerlei herumzumodeln. Aber dieſe ſprang mit ſchlecht verhohlenem Zorne auf.

„Dazu geb' ich mich nun und nimmer her. Wie ich bin, ſo bleib' ich. Kann's nicht ſein, ſo mag ich lieber nichts vom Theater ſehen."

„Ich weiß, die beugt nichts, wenn ſie ihren Kopf aufſetzt! Laſſen Sie's gut ſein, Mutter!" ſagte Agnes mit matter Stimme.

Aber die Lanzetti ließ es nicht dabei bewenden. Sie ſtellte Clara vor, daß ihre Weigerung ganz unnatürlich ſei und als Agnes wieder mit geſchloſſenen Augen ihre frühere Lage auf dem Bett eingenommen hatte, hörte ſie nicht auf mit leiſem Zureden und bat ſo lang und eindringlich, bis Clara endlich zu einer ſchwarzſeidenen Mantille, die ihren Anzug faſt verdeckte, zu einigen großen Schleifen, die Madame Lanzetti ihr in's Haar placirte und einer großen Broche, welche die Mantille vorn befeſtigte, ihre Einwilligung gab. In dieſer Maskerade gingen ſie in das andere Zimmer, nachdem die Schweſtern ſich ſtumm die Hand gereicht, um die Stunde des Theaters in Geſellſchaft des trübſelig ihrer harrenden Vaters abzuwarten.

Wie Ulrich über Clara's äußere Umwandlung ſtaunte, iſt leicht zu denken. Er wußte im erſten Augenblick nicht, ob er weinen oder lachen ſollte. Aber das erſtere war dem weichen Manne in der ungewöhnlichen Situation wahrlich viel näher. Was er von Clara vernahm, in kurz abgebrochenen Worten vorgebracht, vermochte ihn nicht in eine beſſere Stimmung zu verſetzen. Die Lanzetti wandte vollends die Macht ihrer Rede vergebens auf, von dem großen Talent ihrer nunmehr promovirten Schülerin zu erzählen, von deren Ausſichten voll Glanz und Reichthum, von den Vortheilen, die ſich daraus für die Familie ergeben würden, von der allgemeinen Theilnahme, die ſich im Publikum der Reſidenz für die Debutantin kund gebe. Stumm und ſtarr ſaßen Vater und Tochter der Sprecherin gegenüber, ließen Thee und Backwerk unberührt und ſchienen nur mit dem Gedanken beſchäftigt: das Ende der Sitzung möge endlich erſcheinen und mit ihr die Zeit zum Aufbruch.

Endlich hörte man einen Wagen vor's Haus rollen. Madame Lanzetti ſprang zum Fenſter hin. Zugleich wurde die Thür aufgeriſſen und ein Menſch, den Hut auf dem Kopfe, rief laut in das Zimmer: „der Theaterwagen!“ Die Lehrerin huſchte wieder in die Tapetenthür.

„Wie troſtlos iſt dies!“ ſeufzte Clara. „Ich glaubte unſere Agnes von liebender Theilnahme umgeben und da liegt ſie nun allein, wie im Fieber, auf ihrem Bett und wartet wie ein Delinquent auf ſeine Hinrichtung. Ich hätte das muntere Märchen ſolcher Aufopferung niemals für fähig gehalten.“

Madame Lanzetti kehrte lange nicht zurück. Der Mann im Hute riß noch einmal die Thür auf, ſah ſich barſch im Zimmer um und rief laut: „Ich hab' noch mehr abzuholen! Machen Sie ſchnell!“

„Wir kommen ſchon!“ ſchallte es von ſeitwärts.

Der Mann zog ſich zurück, aber die Thür blieb offen. Da ließ ſich ein leiſes Geräuſch draußen vernehmen. Ulrich eilte zur Thür und ſah eine in Schleier und dicke Shawls tief verhüllte Geſtalt in Begleitung eines Dienſtmädchens, welches einen hochaufgepackten Korb trug, über den Gang der Treppe zueilen. In demſelben Augenblick trat aber auch die Lanzetti wieder in's Zimmer und ſprach:

„Gottlob! nun iſt ſie glücklich fort und wir werden ihr bald folgen!" „Der Korb, den das Mädchen trug," ſetzte ſie auf Clara's Frage hinzu, „enthält die hundert nothwendigen Kleinigkeiten für die Toilette, und daß Ihre liebe Schweſter ſo eingewickelt war, hat ſeinen Grund in dem Zugwind, der ſie anwehen könnte. Ihr Organ iſt ſehr empfänglich und da iſt die größte Vorſicht geboten."

Die Lanzetti, obgleich gewandt im Umgang und mit einer Redegabe verſehen, die den Schweigſamſten anſtecken konnte, befand ſich ihren beiden Gäſten gegenüber in zunehmender Verlegenheit. Sie fing an, Beſorgniſſe für den Verlauf des Abends zu faſſen und nur Mitleid war es, daß ſie noch einen Verſuch wagte, die ſpröde Verſchloſſenheit Clara's zu brechen.

„Sie ſcheinen mir unglücklich, liebes Kind," ſagte ſie, des Mädchens Hand zärtlich drückend, und dabei vergeſſen Sie, daß es eine Sünde iſt, wenn Gott uns die Fähigkeit geſtattet, unſern Pflichten nachzukommen, wie es ſicher bei Ihnen der Fall iſt."

„Unglücklich?" fragte Clara, „Sie täuſchen ſich. Traurig bin ich wohl, das iſt aber nicht daſſelbe. Meine Traurigkeit iſt nicht Auflehnung gegen Gott und meine Pflichten. Ich bin mir hierbei keiner Sünde bewußt. Dies Gefühl betrifft nicht einmal mich ſelbſt. Ich habe es faſt ſchon aufgegeben, an mich zu denken. Das iſt das Einzige, was ich mir errungen habe."

„Und woher kommt alsdann Ihre Traurigkeit?" ſprach die Lanzetti in vertraulichem Tone.

„Sie fragen noch? Sie, eine Frau, die das Herz, das Gemüth ſo genau kennt? Iſt es denn ſchon genug, an ſich nur allein zu denken? Nur ſeinen Pflichten nachzukommen, um ſich nicht weiter zu betrüben? Soll mir das Schickſal meiner Schweſter nicht nahegehen? Ich zitterte für ſie, als ich ihren Entſchluß wußte; jetzt aber beklage ich ſie, da ich ſie in ſeiner Ausführung geſehen habe."

„Sie gehen darin zu weit. Sie urtheilen über etwas, das Sie nicht kennen; es iſt Ihnen nicht möglich, das Gebiet zu überſchauen, auf welchem Ihrer Schweſter die herrlichſten Triumphe erblühen werden. Aber nicht erſt eine ferne Zukunft wird ſie darüber belehren; vielleicht werden Sie ſchon nach wenigen Stunden anders darüber denken. Obgleich der Weg, den der Künſtler zurückzulegen hat, überaus beſchwerlich iſt; obgleich ihn Hinderniſſe umſtarren, Fatalitäten verſperren, zuweilen augenblickliche Enttäuſchungen mit dichtem Nebel ihn umhüllen; ſo leitet er dennoch zu einer ſonnenhellen Höhe, zu einem Sonnentempel der Verklärung, in welchem der ächte Künſtler als opfernder Prieſter erſcheint —"

„Das verſtehe ich eben nicht," warf Clara unwillig ein, „verzeihen Sie mir, daß ich ſo dumm bin" —

„So müſſen Sie meine Worte nicht mißdeuten — wann ich vorhin bemerkte, daß Sie über etwas urtheilen, was Sie nicht kennen —"

„O, ich verſtand Sie wohl. Ich bin nicht ſo eitel über die Kunſt zu ſprechen. Ich bin wirklich ſehr unwiſſend hierin. Aber was ich beurtheilen kann, das iſt der Zuſtand meiner Schweſter. Ich hoffte, das ſonſt ſo heitere Mädchen heiterer zu finden, weil ſie am Ziele ihrer Wünſche ſteht. Und nun? was muß ich von einer Kunſt halten, die eine ſolche Umwandlung in einem ſo höchſt harmloſen Geſchöpfe, wie Agnes war, hervorbringen kann? In unſerm Mitgefühl für andere liegt unſer ganzes Glück. Nicht wahr? Allein Agnes zeigte das nicht, als ſie mich nach ſo langer Trennung wiederſah, als ich mich ihr ſo theilnehmend näherte. Sie war nur mit ſich beſchäftigt. Eine Kunſt, die nur den Menſchen an ſich denken läßt, eine Kunſt, welche die lauterſten, die zarteſten Gefühle der Schweſterliebe erſtickt, verdient in keinem Tempel zu thronen und der Menſch, welcher ihr opfert, iſt kein Prieſter zu nennen. Er opfert nur der Selbſtſucht und das gefällt nicht dem lieben Gott."

Obgleich Ulrich, der als Vater von ſeiner Kunſttochter gar nicht berückſichtigt worden war, in ſeinem ſchwer verletzten Innern Clara's Worten vollkommen beiſtimmte, ſo war er doch in keine geringe Verlegenheit gerathen, als er ihr die Röthe in die Wangen ſteigen ſah und nicht zu ermeſſen vermochte, wie weit ſie ihre Gereiztheit führen würde.

Er benützte eine kurze Pauſe, um ſchnell einige unbedeutende Phraſen zu ſtottern, die einer Vermittlung gleich ſehen ſollten. Allein ohne darauf zu hören, ſprach die Lanzetti mit ihrem gewöhnlichen Anſtand:

„Ich kann und will Ihnen hierauf nichts weiter ſagen, als das einzige: warten Sie ab. Sie werden ihre Anſicht reformiren. Aber vor der Hand laſſen Sie ſich von vorgefaßter Meinung nicht beherrſchen und vor Allem ſein ſie heiter.

„Das kann ich nicht,“ ſagte Clara mit treuherziger Offenheit. „Jedes Herz, aus dem die Liebe gewichen, bekümmert mich, und nun erſt das Herz der eigenen Schweſter!“

Die Lanzetti griff ſie beim Kinn: „Den Kopf in die Höhe! Jetzt gehen wir in's Theater!“

„Ich werde Ihnen dahin folgen,“ ſagte Clara wehmüthig, „aber tadeln Sie meine Traurigkeit nicht mehr, ſie iſt gerecht. Der gute Himmel ſendet ſie mir als Troſt. Ich betrachte mein ſchmerzliches Gefühl als ein Gebot. Empfände ich's nicht, ſo würde ich, wie Agnes, in denſelben Fehler der Selbſtſucht verfallen.“

„Wir wollen die Sache nun auf ſich beruhen laſſen. Verharren Sie in Ihrem Trübſinn ſo lang es Ihnen möglich iſt. Ich ſetze mein Vertrauen in die nächſten Augenblicke.“

Die Zeit war da; ein Fiaker ſtand unten. Madame Lanzetti ſtieg mit ihren zwei ſeltſamen Gäſten ein und der Kutſcher hielt bald darauf vor dem Portale des Schauſpielhauſes.

„Das iſt die ſchwerſte Prüfung,“ dachte die Lanzetti, „ein Honorar, das ich nicht erwartet hatte für den mühſamen Unterricht, den ich ſo glücklich zu Ende geführt.

16.

Verwirrt folgte Clara der Lanzetti durch das Gewühl der Treppen und Gänge. Ulrich, ſeines Theils, trat ein wenig zuverſichtlicher auf. Ihm war die Erſcheinung zwar ungewöhnlich, aber keineswegs fremd. Er war, noch jung, manchmal in die Stadt gekommen und durch junge Muſiker ſeiner Bekanntſchaft in's Orcheſter mitgenommen worden. Auch hatte er ſchon bei herumziehenden Truppen in den Zwiſchenacten muſicirt.

Sie waren in den zweiten Rang geſtiegen und die Loge wurde ihnen geöffnet. Wie ward Clara da zu Muthe? Sie hatte ſich von einem Theater keinen Begriff machen können. Manchmal dachte ſie, es würde vielleicht in der Art einer Kirche ſich darſtellen. Leute, die zu hören und zu ſchauen gekommen waren, durften ſich, nach ihrer Vorſtellung, in einer gewiſſen andächtigen, mindeſtens ruhigen Haltung zeigen. Das eigentliche Theater, die Scene meinte ſie, müſſe in einer Weiſe ſein, wie der Chor in der Kirche, wo der Hochaltar ſteht. Sie hatte ſchon oft von Handlung ſprechen hören, je nun, die Meſſe war ja auch eine Handlung und da war ſie in dem Wahne, die theatraliſche Handlung würde auch mit einer Weihe der Ruhe und Andacht vor ſich gehen müſſen. Nun aber ſtand ſie in der Loge und die Schuppen fielen ihr von den geblendeten Augen, die ſie ängſtlich haſtig nach allen Seiten ausſchickte, um ſich ſchnell zu überzeugen, wie ſehr ſie ſich getäuſcht hatte. Sie ſah zwar ſogleich ein, daß der große prächtige Vorhang den Ort der eigentlichen Handlung ihren Blicken noch verhüllte, aber das, was ſich um ſie mit großer Lebendigkeit bewegte, mußte ſie natürlich für ein Vorſpiel halten.

Sie war ganz erſtarrt ſtehen geblieben, als ein leiſer Stoß der Lanzetti ſie erweckte und eine ſtumme Handbewegung derſelben ſie einlud, ihren Platz auf einem der leeren Seſſel einzunehmen, der nahe an der Brüſtung ſtand. Sie hatte Mühe ſich einzurichten, ſo eng war der Platz bemeſſen. Sie wußte nicht, wo ſie mit dem einen Arm hin ſollte, deſſen Ellbogen in die Nachbarlage ragte und die ihr zunächſt ſitzende Dame berührte, die ſich unter dem Rauſchen ihrer ſeidenen Gewänder unmuthig zurückzog und dabei ein leiſes Wort einem Herrn zuflüſterte, das Clara zwar nicht verſtand, denn es war franzöſiſch, das ſie aber auf ſich und ihre Ungeſchicklichkeit bezog und daher erſchrocken den Arm an ſich preßte und eine leiſe Bitte um Verzeihung dabei vorbrachte. Sie warf zugleich einen milden Blick nach jener Seite und gewahrte nun zwei lächelnde Menſchen, die ihre Operngucker gleich Geſchoſſen, auf ſie gerichtet hatten. Ihre Verlegenheit wuchs, als ſie einſah, daß es zwei ſehr vornehme Perſonen ſein müßten. Der alte Herr war in einer Uniform, die mit Orden bedeckt war und die Dame war jung und ſchön und prächtig gekleidet. Der Arm, den Clara mit ihrem ungeſchickten Ellbogen berührt hatte, war wie aus Elfenbein gedrechſelt, ganz entblößt und wie er emporgehoben das Augenglas hielt, fiel ein ſchwarzer weiter Atlasärmel zurück und zeigte um ſo mehr ſeine ſtrahlende Weiße. Murillo hätte ihn nicht herrlicher malen können. In den ſchwarzen Haaren blühten Veilchen und hingen in dicken Sträußen zu beiden Seiten des Geſichts herab. Sie ſchienen zu duften, denn ihr Duft umhüllte die ganze Geſtalt. Da ließ die Dame den Arm ſinken und ſtellte das Glas vor ſich auf die Brüſtung und nun erſt ſah Clara wie vollendet ſchön ſie war. Unter der hohen offenen Stirne leuchteten die ſchwarzen Augen ſo freundlich mild auf das arme Landmädchen und der roſenfriſche Mund ſchien ein freundliches Wort für Clara auf den Lippen zu haben.

An einem andern Orte und in anderer Stimmung würde Clara gewiß dem Blick entgegen, dem Wort zuvorgekommen ſein. Hier war es ihr nicht möglich. Beſchämt wandte ſie den Kopf, um ihn nach andern Gegenſtänden zu richten. Gar ſeltſam wurde es ihr bei'm Anblick der tauſend Gasflammen, der Farbenpracht, des Goldes, der ungeheuern Spiegel, welche den Hintergrund der Logen bildeten und das Ganze lebendig wiedergaben. Ueberall ſah ſie geputzte Damen, darunter noch viel ſchönere als ihre Nachbarin; der ungeheuere Strom des Luxus rollte ſeine Wogen vor ihren Augen dahin. Zufällig glitt ihr Blick an einem Spiegel vorüber; ſie ſah ihr von der Luft gebräuntes Geſicht, ihren durch Madame Lanzetti fremdartig zugeſtutzten Kopfſchmuck, ſie war ſich noch nie ſo häßlich vorgekommen und hätte fliehen mögen. Unwillkürlich ſprang ſie vom Seſſel; die Lanzetti und ihr Vater blickten erſchreckt zu ihr auf, aber auch in allen Nachbarlogen drehten ſich die Köpfe nach ihr und bewaffneten die Augen. Da kochten ihre Adern, die Flammen ſchienen zu tanzen, ein furchtbarer Schwindel ergriff ſie, und ſie ſank auf den Seſſel und ſchloß die Augen.

So ſaß ſie nicht lange, als die Muſik majeſtätiſch zu rauſchen begann. Die ſyncopirten Noten eines mächtigen D moll Accords ſchwebten ernſt und ſchauerlich durch die Luft und die auf und abſteigenden Läufe verkündeten das Nahen einer ſtrafenden Macht. Clara erwachte aus ihrer Betäubung. Als ſie ihre Augen öffnete, ſah ſie, daß der Vorhang verſchwunden war und daß nun die eigentliche Handlung begonnen hatte. Trotz ihrer Ergriffenheit von dem was ſie ſah und hörte, konnte ſie ſich dennoch ihre Schweſter nicht aus dem Gedanken ſchlagen. Sie hatte nur immer gehört, daß Agnes ihr Debut feiern würde, aber es war ihr nicht eingefallen, nach dem Stücke zu fragen und nach der Rolle, die ſie darin zu ſpielen hatte. Nur Agnes flößte ihr Theilnahme ein; für das Uebrige fehlte ihr der Sinn und darnach zu fragen, fehlte ihr die Neugier. Als nun zuerſt eine Frau mit einem Manne ringend auf der Scene erſchien, glaubte ſie, das müſſe die Schweſter ſein. Aber ſie überzeugte ſich bald von dem Irrthum. Sie ſah hierauf, daß zwei die Degen kreuzten, daß Einer todt zu Boden fiel; die Muſik tönte traurig; aber Agnes — wo bleibt ſie?

Eine Glocke ertönt; wie mit einem Zauberſchlag verwandelt ſich Alles. Früher Nacht, jetzt glänzender Tag.

Eine verſchleierte Frauengeſtalt erſcheint. Das iſt ſie. Die ſchmerzdurchhauchten Worte: „Mich verließ der Undankbare!“ berühren Clara ſtärker, da ſie Agnes ſingt, wie ſie meint. Auch dieſe Täuſchung ſoll jedoch bald gehoben werden. Ein munterer Reigen erſchallt; tanzende Paare umkreiſen die Bühne, zuletzt ein Pärchen, ſchöner geſchmückt als alle übrigen, hüpfend und ſcherzend. Aber was iſt das? Wer unterſteht ſich die liebliche Muſik zu ſtören, den heitern Tanz in Verwirrung aufzulöſen? Ein ſtürmiſcher Donner rollt von allen Plätzen durch das weite Haus, ein Stampfen und Klatſchen, ein Schreien und Brüllen wie von Wahnſinnigen, und Gegenſtände werden geſchleudert, fliegen auf die Bühne, die Clara nicht erkennen kann. In höchſter Angſt will ſie Madame Lanzetti nach der Urſache des Tumults befragen, aber zu ihrem größten Schrecken ſieht ſie, daß dieſe ihr Tuch an die Augen drückt und weint. Sie blickt nach ihrem Vater und der weist mit freudetrunkenem Geſichte nach der Bühne, und nun ſieht ſie dieſe ganz mit Blumen überdeckt und Agnes, diesmal wirklich ihre kleine, zierliche Agnes, tiefe Knixe machend und die andern Tänzer gebückt, die Blumen vom Boden aufhebend und ſie der Agnes darreichend. Dieſe nimmt ſo viele davon als ihre kleinen Hände umklammern können, drückt ſie an ſich, trocknet ſich wiederholt die Augen, macht Geſten, die ihre Dankbarkeit ausdrücken ſollen, und während der raſendſte Beifall ſich wiederholt, werden ſämmtliche Blumen zuſammengeleſen und in Körben ſchnell fortgetragen. Der Kapellmeiſter hebt den Stab und das Stück geht weiter.

„Was war das?“ fragte die noch bebende Clara die Lanzetti.

„Das war ein Empfang!“ ſagte dieſe unter fließenden Thränen, mit zitternd leiſem Tone. „O, Du Goldkind, Du warſt ſtets ſo brav, Dich wird Gottes Segen begleiten! Das hab' ich in meiner Praxis noch nicht erlebt!“

Clara verſtand die Worte nicht ganz, aber die Scene, auf der nun Agnes gar lieblich herumtändelte, nahm ſie jetzt mehr in Anſpruch und beruhigter konnte ſie dem weiteren Verlaufe folgen. So währte es länger als eine Stunde. Clara's Theilnahme ſchwand ganz oder wurde ſchwächer wann Agnes nicht dabei war, und hob ſich wieder, wann ſie erſchien. Als der Vorhang ſich ſenkte, war ſie von der ungeheuern Wirkung des Finale's ſo betäubt, daß ſie nach Hauſe zu gehen wünſchte. Aber ſie hatte dieſen Wunſch noch nicht einmal ausgeſprochen, als ſie von der in der Nachbarloge ſitzenden ſchönen Dame gefragt wurde: „Ob ſie Don Juan ſchon einmal geſehen habe und wie die Debutantin ihr gefiele?“

Madame Lanzetti hatte die Loge verlaſſen, um ſich nach Agnes Befinden in der Garderobe zu erkundigen. Sie mochte ihre guten Gründe haben, das ländliche Paar nicht aufzufordern, ſie zu begleiten.

Clara ſagte unumwunden, daß es ihre Schweſter ſei und in einem Theater ſei ſie zum erſtenmal in ihrem Leben.

Bei dieſer Eröffnung blickten die ſchönen Augen der prächtigen Fremden ſchärfer auf das Mädchen und ſie ſagte: „Alſo aus Marienſtein. Ich hatte ſchon Gelegenheit von Ihnen zu hören. Sie heißen Clara, nicht wahr?“

Clara bejahete verwundert. Aber ihr Staunen wuchs, als die Dame mit der Spitze des Fächers ihr Kinn berührte und ganz leiſe ihr in's Ohr hauchte: „Clarinette!“

Als der zweite Act begann, war das arme Mädchen gar nicht mehr in der Lage, dem, was auf der Scene vorging, auch nur einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Daß Agnes lange nicht erſchien, war ihr jetzt gleichgiltig. Deſto mehr beſchäftigte ſie der Gedanke an die räthſelhafte Nachbarin, die nicht allein ihren Namen und Geburtsort, ſondern auch ihren Spottnamen aus der Kinderzeit kannte. Wie war ſie zu dieſer Bekanntſchaft gekommen? Erinnerte ſie ſich doch nicht, die Dame jemals geſehen zu haben.

Clara gehörte, wie der Leſer weiß, zu den beſonnenen und ruhigen Naturen, ſie beſaß das, was man einen praktiſchen Sinn zu nennen übereingekommen iſt, in bedeutendem Grade und war daher für höhere oder vielmehr feinere Kunſtgenüſſe wenig empfänglich. Jenen Enthuſiasmus kannte ſie nicht, der bei den allergewöhnlichſten Menſchen oft nichts weiter iſt, als eine Benebelung ihrer ohnehin ſchwachen Verſtandeskräfte, ein ſinnlicher Rauſch, ein Begeiſterungsſchwindel, den ſie göttlich nennen und der ſie zu dem ſtolzen Wahne erhebt, ſie ſeien bevorzugt, das Schöne allein zu faſſen und mit dem Erhabenſten auf gleicher Linie zu ſtehen. Dies iſt die Höhe unſerer gewöhnlichen Kunſtmenſchen, Dilettanten, Virtuoſen, unſerer ſogenannten Meiſter oder unſerer erbärmlichen Stümper. Von dieſen war kein Faden in Clara's klarem, durchſichtigen Weſen; ſie war aus ſoliderem Stoffe gewoben.

Im gewöhnlichen Leben werden ſolche Naturen „proſaiſch“ genannt; wer tiefer in ſie ſchaut, wird das Urtheil jedoch nicht unterſchreiben. Das, was man ſo alle Tage als „Poeſie“ begrüßt, iſt der gemeine ſchimmernde Kryſtall; der Diamant der ächten Poeſie wird ſelten gefunden, er widerſtrebt dem plumpen Handwerkszeug, das rohe Hände an ſeiner Härte erproben; aber er erglüht, wenn ihn das reine, ihm verwandte Element umfängt, er wird Eins mit ihm und ſie verflüchtigen ſich Beide, in das All der Ewigkeit hinanſtrömend.

Für einen Theatergenuß nach heutigem modernſten Zuſchnitt war Clara einmal nicht empfänglich, auch ſelbſt wenn Mozart's Don Juan die Honneurs dabei machte. Aber an jenem Abend waren noch ſo viele andere Erregungen und Zerſtreuungen hinzugekommen, um ſelbſt das, was ſie hätte ergreifen können, faſt ſpurlos an ihr vorübergehen zu laſſen. Ihre Augen blickten nach der Scene; ihre Gedanken ſchweiften weit ab.

Als nach dem großen Sextett, Agnes-Zerlina mit ihrem Maſetto, den Leporello verfolgend, in die Couliſſe lief, wandte ſich die Lanzetti zu ihr mit den Worten: „Jetzt kommt ſie nicht mehr auf die Bühne; die Rolle iſt zu Ende, da der eigentliche Schluß der Oper geſtrichen iſt.“

Clara verſtand das Letztere nicht, aber auf das Erſtere fragte ſie naiv: „Gehen wir jetzt nach Hauſe?“

Eine Bejahung dieſer Frage hätte ſie hoch erfreut; doch die Lanzetti gab die räthſelhafte Antwort: „Wir müſſen bis zu Ende bleiben; da es ſicher iſt, daß ſie Zerlina herausrufen.“

Clara fragte nicht was das heiſſe und verharrte in ſtiller Ergebung. Die Zeit wurde ihr nicht lang, da ſie noch ſo viel zu durchdenken hatte, und ſie ſaß ungeſtört in ihrem ſtummen Brüten da, die Einzige im weiten Raume; als ſie plötzlich erſchreckt zuſammenfuhr und nun mit der größten Spannung auf das hinblickte, was ſich auf der Scene zutrug.

Der Geiſt hatte Don Juan die Hand gereicht und die Wiederholung der Worte:

„Beſſere Dich!“ —

„Nein!“ —

die Poſaunen, die Blitze, die ſtarre Marmorſtatue, der ſich hin und herwindende und doch trotzende Sünder, der zitternde Leporello; das erfüllte das Mädchen mit Entſetzen. Die Verſenkungen öffneten ſich und verſchlangen Alles, Feuerregen ſprühete herab, der fallende Vorhang deckte das Ungeheuerliche, die letzten Accorde tönten wie der Athem eines verendenden Rieſen — und Clara blieb, nun ſelbſt ein ſteinerner, erſtarrter Gaſt, und ließ ſich mechaniſch von der Lanzetti durch das Gewühl die Treppe hinabführen.

Die wackere Lehrerin war verſtimmt, obgleich das Publikum den richtigen Takt gezeigt hatte, die Novize nicht zum zweitenmal mit lärmender Acclamation zu begrüßen und Blumenſträuße in den Höllenqualm zu werfen, den Pulver und Hexenmehl im weiten Raume faſt zum Erſticken verbreiteten. Wer das Theater kennt, weiß auch, daß die Zerlina keine Partie zum „Herausrufen“ iſt. Aber ſo dachte nicht die Lanzetti. Das Herausrufen erſchien ihr als Beſiegelung des ehrenvollen Empfangs. Daß es ausblieb, ärgerte ſie, da ſie vollkommen überzeugt war, daß Agnes eine Zerlina ſei, wie vor ihr die Bretter des Hoftheaters noch niemals eine betreten. In dieſem Bewußtſein ſtieg ſie die Treppen zum Portale hinab, mit Stolz die Grüße und Glückwünſche erwidernd, die ihr von Bekannten rechts und links zu Theil wurden.

Clara, die neben ihrem Vater, einige Schritte hinter der Lanzetti, ging, blieb plötzlich wie elektriſirt ſtehen. Durch das wogende Drängen ſchlüpften jetzt einige Perſonen hart an ihr vorüber; es war nahe am Ausgange. Sie erkannte ihre freundliche Nachbarin in der Loge, die ſie mit dem Fächer zauberhaft berührt, die ſie geheimnißvoll mit „Clarinette“ angeredet hatte. Der junge Mann, der, das ſtolze, ſchöne Weib am Arme führend, ſo ungeſtüm durch die Maſſen drängte, rief laut einen Namen, ein Bedienter ſprang herbei, einen Mantel darreichend, den der junge Mann, mit halber Wendung des Kopfes, um die entblößten Schultern der Dame warf. Clara erkannte Iſidor. Ihre Kniee zitterten, als die bauſchigen Gewänder der Fremden an ihr vorüberſtreiften; ſie raffte ihr beſcheidenes Kleidchen zuſammen und fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. Sie mußte ſich ſchnell auf den Arm ihres Vaters ſtützen, der ſie beſorgt anſah. Sie ſagte nichts, als: „Nur ſchnell! ſonſt verlieren wir uns. Madame Lanzetti iſt ſchon unten.“

Draußen ſah ſie, daß die Dame von Iſidor in den Wagen gehoben wurde und ihm aus dem Schlage mit der weißen Hand Dank zuwinkte. —

Als die aus dem Theater Heimkehrenden in den Saal der Lanzetti traten, zeigte dieſer ein Bild, das zu Clara's Stimmung durchaus nicht paſſen wollte. Die Blumen aus dem Theater waren Alle von ſorgſamen Händen des Diener-Perſonals gewiſſenhaft nach Haus gebracht werden und prangten in Vaſen und als Feſtons auf den Tiſchen und an den Wänden. Dazu hatten ſich noch andere Blumenſpenden eingefunden, die auf Etageren und auf der feſtlich hergerichteten Tafel prangten, die mit einer üppigen Fülle kalter Küche beſetzt war. Die Mitſchülerinnen der Debutantin, in eleganteſter Toilette, erwarteten ihre Ankunft und Madame Lanzetti warf ſchnell Mantel und Schleier ab, überſah mit prüfendem Blicke das Arrangement, ſprach noch ſo manches heimlich mit ihrer Haushälterin, dann einige weihevolle Worte zu den jungen Mädchen ihres Inſtituts, die ſie zur Nacheiferung und zum Fleiße aufforderten und auf das glänzende Ziel hinwies, welchem ſie damit zuſtrebten.

Für Clara und Ulrich hatte ſie kein Wort mehr, ſie hatte ſich ihrer, wie einer Laſt entledigt. Die Beiden ſtanden ganz verlaſſen in einem Winkel an der Eingangsthür; ſie, zunächſt wohl die Hauptperſonen neben der eigentlichen Gefeierten, blieben unbeachtet in der fremden Umgebung, die Clara anwiderte, in Ulrich aber Neugier hervorrief, nach dem was nun noch folgen würde.

Als Intermezzo in der allgemeinen ſtillen Erwartung erſchien ein gallonirter Bedienter mit einem Korbe, aus dem mehrere ſilberblinkende Flaſchen die Hälſe emporſtreckten.

„Von dem Herrn Generalconſul von Zehdeniker zum Feſte," rief der Bediente, „Morgen Vormittags wird er ſelbſt kommen, um ſich nach dem Befinden des Fräuleins zu erkundigen."

Madame Lanzetti eilte dem ſchnell Verſchwindenden nach und ſagte als ſie zurückkam: „Sehr, unendlich artig! Aber ich höre Agnes!"

Die Thür ward weit aufgeriſſen, Agnes ſprang in's Zimmer. Nun folgte eine Kette von Umarmungen. Zwei, dreimal und immer wieder lag Agnes an demſelben Herzen, küßte ſie denſelben Mund. Endlich blieb ſie ſtehen und blickte im Kreiſe umher.

„Ach, da biſt Du ja, Vater! und Du, Schweſter, meine geliebte Clara!" ſie eilte auf ſie zu und drückte und herzte ſie. „Nun, was ſagt Ihr? Bin ich nicht zu beneiden? Ach, ich bin ſo glücklich! Hatte ich recht, mich von Euch zu reißen und dieſen Weg einzuſchlagen? Seht, wie ich geliebt werde! welche Achtung ich genieße! Wie könnt' ich Allen wohl danken, die mir ſo viel Liebes erweiſen haben und bis zu dieſer Stunde noch erweiſen?"

Und dann ging das Küſſen und Umarmen wieder los, bis Madame Lanzetti ſich ohne Umſtände zu Tiſche ſetzte und die Andern ihrem Beiſpiele folgten. Nur Clara that es zögernd. Sie hatte die Scene kalt beobachtet und vermochte es nicht darüber klar zu werden, daß Agnes, die ſie vor dem Theater in einem fieberhaften Zuſtande geſehen, matt und einſylbig, keiner freudigen Empfindung fähig, ſelbſt beim Wiederſehen der lang entbehrten Schweſter; jetzt, nachdem ein geräuſchvoller, betäubender Abend durchlebt war, nachdem ſie von den gewaltſamſten Emotionen ergriffen geweſen, ſo heiter, unbefangen, natürlich, ſo friſch und leicht ſein konnte und ſogar zu dem muthwilligen Ausruf ſich ſteigerte: „Jetzt bin ich einmal hungrig wie ein Wolf! ich habe aber auch den ganzen Tag gefaſtet, aus Angſt und weil man mit vollem Magen nicht ſingen — und,“ fügte ſie lachend hinzu — „ſich auch nicht einſchnüren kann!“

Die Mahlzeit hatte ſchon begonnen, da folgte wieder eine kleine Störung. Ein junger, ſchöner, elegant gekleideter Mann trat, ſich höflich gegen die Lanzetti verneigend, in's Zimmer:

„Es möge mir gnädigſt,“ ſprach er, „von dieſem liebenswürdigen Kreiſe Verzeihung gewährt ſein, daß ich mir erlaube, als geborener Marienſteiner meine gefeirte Landsmännin zu beglückwünſchen.“

„Das finde ich ebenſo galant als natürlich, Herr Graf!“ ſagte die Lanzetti und befahl, daß man dem jungen Grafen Oscar von Schloß Marienſtein einen Seſſel heranrücke. „Sie erzeigen uns Allen viel Ehre!“

Graf Oscar aber dankte, und ſein weißes, reich mit Gold verbrämtes Studentenkäppchen mit zierlichem Anſtande ſchwingend, ſprach er die Schlegel'ſchen Verſe mit Beziehung auf die Vorſtellung im Theater!

„Ob auch der Höllenbund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich!“

und überreichte dabei ein prächtiges Album, die Porträte der berühmteſten Sängerinnen enthaltend, das unter Aeußerungen der Bewunderung von Hand zu Hand ging.

Agnes drückte ihrem ehemaligen Spielgenoſſen in der früheren Kloſterruine, der jetzigen Fabrik des Herrn Zehreniker, mit einer Rührung die Hand, welche die Erinnerung in ihrem lebhaften Geiſte augenblicklich hervorrief: wie nun Vergangenheit und Gegenwart, wie der junge Feudalherr und der alte Bankier in ehrender Weiſe ihr huldigten. Dieſer mit Champagner, jener mit einem ſinnigen Geſchenke.

Die Lanzetti wiederholte ihre Einladung; Graf Oscar aber lief mit ablehnendem Danke, den traulichen Kreis durch ſeine fremde Erſcheinung nicht ſtören zu wollen, unter fortwährenden Bücklingen zur Thür hinaus. Ulrich und Clara ſchienen von ihm nicht bemerkt worden zu ſein.

Sie thaten ſich Alle noch gütlich, als Clara um Entſchuldigung bat, da ſie heftige Kopfſchmerzen habe und das Zimmer verließ. Ihre Theilnahmloſigkeit war der Geſellſchaft unbequem geweſen und Niemand verſuchte es nur ſie zurückzuhalten.

Sie lag noch immer wachend im Bette, als viele Stunden ſpäter Agnes mit Geräuſch in ihr Zimmer kam und ſich entkleidete. Wie dieſe aber zu ihr trat, um zu ſehen ob ſie ſchlafe, ſchloß Clara die brennenden, rothgeweinten Augen, denn ſie wollte — ſie konnte ſich nicht entſchließen, auf an ſie gerichtete Fragen, an jenem Abend, Red' und Antwort zu geben.

Am andern Morgen hielt Agnes den Einzug in ihre neue Wohnung, die ſie nunmehr als Mitglied des Hoftheaters und als eine durchaus ſelbſtſtändige Perſon für ſich gemiethet hatte. Es waren zwei artige Zimmer, die ihr die von ihrer Penſion lebende bejahrte Wittwe des Gerichtsaſſeſſors Neugelein, eine in beſtem Rufe ſtehende Frau, eingeräumt hatte. Sie hatte nach dem Tode ihres Gatten ſtets ſogenannte „Zimmerherren“ aufgenommen und nur dem Zureden und der Empfehlung der Lanzetti war es gelungen, diesmal eine Ausnahme zu machen und ſich zur Aufnahme einer „Theaterprinzeſſin“ zu entſchließen. Vater und Schweſter wurden nicht eher entlaſſen, als bis ſie die zukünftige Reſidenz der jungen Künſtlerin in Augenſchein genommen. Zwar war der Umfang beſcheiden, allein die Einrichtung zeigte eine Eleganz und einen Comfort, wie ein ſolches Weltkind ihn ſich nur wünſchen konnte. Zehdeniker's väterlich ſorgende Hand hatte im Verein mit der mütterlich waltenden der Lanzetti hierzu beigetragen. Ihr Geſchmack in der Auswahl kam ſeinem Gelde zu Hilfe und die Mitſchülerinnen trugen das ihrige dazu bei, durch reiche und zierliche Handarbeiten die Ausſchmückung des Ganzen zu vollenden und es zu dem reizendſten Boudoir zu machen, in welchem eine Dame vom Theater ihren Bewunderern Audienz giebt.

Agnes führte Clara an's Fenſter und ſchob den dichten Vorhang, der es klöſterlich verhüllte, zur Seite; Ulrich ſtand hinter ihnen und ſchaute und horchte mit innigſtem Behagen.

„Sieh, welche prächtige Lage! dies hier iſt der Hauptplatz der Stadt,“ ſagte die glückliche Agnes. „Den ganzen Tag giebt's hier etwas zu ſehen. Da drüben iſt das Palais unſeres Freundes Zehdeniker. Wenn Ihr mich wieder beſuchet, könnt Ihr gar nicht fehlen: ‚Vis-à-vis von Zehdeniker auf dem Börſenplatz.' Dort an der Ecke der einmündenden Straße das hohe Gebäude mit den Säulen iſt das Theater. Mein Atelier, mein Gebiet, mein Reich! Denkſt Du noch, Vater, als wir an jenem Morgen ſo troſtlos, dumm und ungeſchickt den erſten Morgenbeſuch um ſieben Uhr dort drüben machten? Ach, wer hätte da wohl gedacht, daß Alles in etwas mehr als einem Jahre ſchon ſich ſo unausſprechlich glänzend erfüllen würde, was wir hofften!"

Sie drehete ſich raſch und drückte einen herzhaften Kuß auf die runzelige braune Wange Ulrich's. Sie trank damit eine ſalzige Thräne des alten Mannes.

„Deine Agnes kann noch immer natürlich ſein," ſagte ſie mit einem leiſen Anflug theatraliſcher Koketterie. „Die Kunſt wird mich der Natur nie entfremden. — Aber ſo iſt es doch wahr!" rief ſie mit einem plötzlich veränderten Tone. „Nachtſäcke! Koffer! Es geht fort! richtig, jetzt ſteigt der Alte ein, nun der Junge auch. Na, glückliche Reiſe!"

„Wer reiſt fort?" fragte Ulrich.

„Unſer ehemaliger Spielcumpan Iſidor geht nach Californien, Gold ſuchen." Sie brach in lautes Lachen aus. „Als wenn er noch nicht reich genug wäre! So ein Jude kann doch nie genug haben. Geld und nichts als Geld! Sie ſagen, er könnte den ganzen Platz hier mit Thalern pflaſtern laſſen. Aber es iſt nichts an ihm gelegen," fügte ſie ſogleich wegwerfend hinzu, „er intereſſirte ſich für nichts, der Duckmäuſer! Ich bin niemals klug aus ihm geworden."

Clara hatte ſich vom Fenſter wegbegeben, als Agnes zu ſchwatzen begann. Iſidor geht nach Californien! ſie hatte ihn längſt ſchon dort vermuthet, als er ihr am geſtrigen Abend ſo unerwartet am Arm der ſchönen Frau erſchienen war. Die Unruhe, die ſie darüber empfand, war jetzt gewichen. Sie fühlte es, ohne ſich's eigentlich erklären zu können.

17.

Die Vorbereitungen zur Reiſe hatten bei Iſidor gerade ſo lange Zeit gewährt, als Agnes zu ihrem Debut nöthig hatte. Während ſie Singſtunden nahm, ſich mit Declamationsübungen beſchäftigte, den Balletſaal beſuchte, trieb er ſpaniſch und engliſch, zerbrach ſich ſchier den Kopf über kaufmänniſchen Rechenexempeln und beſuchte Hafenplätze und Handelsmeſſen, um dieſe Dinge an Ort und Stelle kennen zu lernen. Er ſah Agnes hie und da, allein weil ſie ihn von jeher nicht beſonders intereſſirte und er von der Ausführung ſeines Lebensplanes ganz und gar erfüllt war, ſo ließ er ſie kalt und unbeachtet ſtehen, wann andere ihr den Hof machten, und deshalb hatte ſie, wie ſie ſagte, „nicht recht klug aus ihm werden können", und nannte ihn einen Duckmäuſer. Nach Marienſtein kam er nie mehr, ſo hatte er ſich's vorgenommen. Aber leicht war ihm das nicht geworden.

Er wollte mit ſeiner Vergangenheit ganz und gar brechen. Er begann, ſeine Bücherſammlung zu verſchenken, alle Andenken, die er beſaß, ſelbſt ſeinen treuen Hund. Er öffnete ſeinen Schreibtiſch und verbrannte die „Ettappen ſeiner Jugend“, wie er es nannte, und nun ging er ernſtlich an ſeine Vorbereitungsſtudien, dabei überließ er ſich jedoch zugleich allen Zerſtreuungen und Unterhaltungen, die er früher geflohen hatte. Er beſuchte Theater, Konzerte, Salons; ſuchte den Umgang hochgebildeter, der höhern Geſellſchaft angehörender Frauen und ſein anfängliches Widerſtreben mit Hartnäckigkeit überwindend, war er nach wenigen Monaten ſchon ein geſuchter Geſellſchafter, der über Kunſt ſchwatzte, von Geſchäften mitreden konnte, mit Intereſſe ſich dem letzten Börſencourſe zuwandte, bei Wettrennen mitwettete und über einen Pariſer Frack in Entzücken zu gerathen ſchien.

Und das ſtille, friedliche, demuthvolle Mädchen, deſſen Bild einſt in ihm gelebt; war es ihm wirklich entſchwunden? Dachte er nicht mehr an Clara, welcher er ja nur allein ſeine Umwandelung verdankte?“ —

Er ging zu Schiffe; aber das Andenken an ſie nahm er wohl mit über das Meer —

An der Stelle des abgebrochenen Häuschens des Muſikanten Wendelin Ulrich ſtand jetzt ein ſchöner Rundbau von behauenen Steinen, der ſich nach dem Garten hin öffnete und hier einen mit aller Pracht mauriſcher Architectur gezierten Kiosk zeigte, der zu der ihn umgebenden Anlage von Bosketts und Waſſerwerken in vollkommenſter Uebereinſtimmung war. Zehdeniker's Sehnſucht, dieſen Lieblingspunkt ſeines Parkes vollendet zu ſehen, war geſtillt. Die Sehnſucht eines Reichen iſt jedoch himmelweit von der Sehnſucht eines armen Schluckers verſchieden. Was dieſer ſtill erwartet, ſucht jener ſtürmiſch zu erkämpfen. Dort iſt es die ruhige, nachwirkende Luſt erfüllter Hoffnung, hier der Siegesrauſch nach überwundenen Schwierigkeiten. Jene beglückt, dieſer entfliegt, und das Bewußtſein, daß mit Geld Alles zu erlangen ſei, erfüllt die Reichen ſo unerſchütterlich und fortwährend, daß es dem Glücke des Daſeins überhaupt nichts Neues hinzufügen kann.

Während des Einreißens und Bauens fühlte Zehdeniker eine große innere Zufriedenheit; nun als Alles fertig war, ſah er gleichgiltig darauf hin, und der einzige Genuß, der ihm daran verblieb, war die Bewunderung, die ſeine Gäſte dem geſchmackvollen Baue zollten. Daß er die Gelegenheit dazu oft herbeiführte, iſt natürlich. Wir ſehen ihn eines Tages in Marienſtein ankommen; ein eleganter Omnibus, die Oeffnungen mit grüner Seide drappirt, vier prächtige Schimmel davor, bringt ihn mit einer Anzahl Herren und hält vor der Fabrik. Diesmal galt es aber nicht blos dem Bewundern, ſondern nebenbei noch einer ernſten Erwägung. Es hatte die Ortsgemeinde ſchon wiederholt von ihm gefordert, das Muttergottesbild, welches früher über der Thür des Häuschens geſtanden, an dem Neubau und zwar in derſelben Weiſe wieder aufzuſtellen. Zuerſt hatte man beſcheiden erinnert, dann gemahnt, endlich ſich auf das Recht des Vertrags berufen. Anfänglich hielt ſich Ulrich von dieſen Schritten entfernt, aus Achtung vor ſeinem Mäcen; ſpäter, als ſelbſt der hochwürdige Pfarrer ſich den Uebrigen anſchloß und dieſe ihn drängten, die Ungerechtigkeit des Juden, die einer Verhöhnung gleich ſah, durch die Geſetze zu beugen, nahm er den Vertrag zur Hand und ging ihn mit den geſcheidteſten Leuten im Orte durch, um zu ſehen, ob er denn wirklich ein Recht daraus ableiten könne, ſeinen Wohlthäter zu zwingen. Seinen Wohlthäter zu zwingen! Das Herz wollte ihm bei dem Gedanken brechen; aber ſie ſtellten es ihm als Chriſtenpflicht, als Gewiſſensſache vor und das ſah er wohl ein, daß der Jude den Vertrag wirklich brach und Unrecht hatte in der Sache.

Als Zehdeniker mit ſeinen Gäſten ausgeſtiegen war, begrüßte ihn der Geſchäftsführer der Fabrik, Herr Hirſchler, ihm meldend, daß geſtern wieder der Gemeindevorſteher da geweſen ſei, um im Namen Aller eine Schrift zu überreichen, welche die Aufſtellung des Bildes an der Außenſeite des Kiosk verlangte, wo nicht, eine Klage beim Amte in Ausſicht ſtelle.

Zehdeniker überflog die Schrift und warf ſie auf den Tiſch.

„Mir auch recht!“ rief er verdrießlich aus. „Wie pflegt der alte Jeſaja Ratisbonne zu ſagen, wann die Courſe flau gingen? Il me faut des émotions! und kaufte und ging wie toll in's Zeug. So ſag' auch ich: il me faut des émotions! Mein Iſidor liegt mir im Magen; der Jung' iſt jetzt auf dem Salzwaſſer; die grand' maman weint und ſchreit; nu kommen mir die auch noch mit ihrem Bild auf den Hals! Meinetwegen! Vor Allem aber ſollen nun Sie, meine Herren, entſcheiden, ob man das alte, wurmſtichige Bild unter irgend einer romantiſchen Verkleidung von Zierſträuchern, Arabesken, mauriſchen Laternen oder andern geſchmackvollen Zuthaten in einer der Niſchen draußen anbringen kann, daß es zu den projectirten fabelhaften Sphynxen und andern Vögeln paßt, die noch hinkommen ſollen, ob es die Harmonie des Ganzen nicht ſtört. Sie Alle ſind bewährte Kunſtkenner, fähig zur Entſcheidung und ſollen die Frage erledigen. Vorerſt aber zum ſoliden Gabelfrühſtück; damit Ihr Geiſt frei iſt und nicht vom Schwindel der Nüchternheit irregeleitet wird. Laſſen Sie ſich's bei mir ſchmecken!"

Unter den Gäſten, die ſogleich tüchtig zulangten, ragten wirklich drei Männer hervor, welche in den gebildeten Kreiſen der Hauptſtadt für Aeſthetiker, in ächteſter Lauge gefärbt, galten. Der, den wir ſoeben den großen Mund zierlich ſpitzen ſehen, um den Haut-Sauterne über den prüfenden Gaumen fließen zu laſſen und dann mit glotzenden Augen ſich wie eine Kautſchukpuppe nach vorn und hinten bewegt, iſt der Attaché einer Geſandtſchaft, der geheime Legationsſecretär von Schluckmann. Der neben ihm das Stück geräucherten Lachs auf das Butterbrod legt und da er mit der Gabel nicht fertig werden kann, endlich die Finger zu Hilfe nimmt und während dieſer Operation mit Appetit ſeine wulſtigen Lippen ſo unappetitlich beleckt, iſt der wirkliche geheime Ober-Medizinalrath Dr. Hitſch, der Arzt im Zehdeniker'ſchen Hauſe. Der dritte endlich, der die Taſſe zum Munde führt, die Zunge ſich verbrennt und mit den Worten „Alle Teufel!" die Taſſe wieder hinſetzt und mit dem Taſchentuch ſich den krauſen ſchwarzen Vollbart abtrocknet, auf den er pruhſtend das

Genoſſene wieder ausgeſpieen, iſt der Regierungsaſſeſſor von Klemmer. In der Art und Weiſe, wie ſie hier ſich uns präſentirten, war auch ihre Empfänglichkeit und Kritik in Sachen der Kunſt beſchaffen. Herr von Schluckmann genoß und freuete ſich des Genuſſes; er ging an dem Schwierigen wie an dem Zweifelhaften geringſchätzend vorüber und hielt ſich nur bei dem Faßlichen und Feſtgeſtellten auf. So wurde es ihm leichter, ein bereits gefälltes Urtheil zu adoptiren, als mit Mühe ein eigenes zu begründen und dabei auf Widerſpruch zu ſtoßen. Deshalb griff er auch nach Etiketten, die ihm Haut-Sauterne verhießen, um ſeiner Sache gewiß zu ſein und ſeinen vollendeten Geſchmack in Ehren erhalten zu ſehen.

Der wirkliche geheime Ober-Medizinalrath Hitſch zeigte ſchon mehr Muth als der Legationsſecretär. Er durfte auch ſtärker auftreten, beſonders in den Häuſern ſeiner Patienten, deren Leibesbeſchaffenheit er ja durch und durch kannte. Das erzeugt zwiſchen beiden Theilen eine Vertraulichkeit, und verleiht dem Arzte ein Uebergewicht, wie nirgend in anderen Lebensſtellungen und Verhältniſſen. So wie er in Gegenwart Zehdeniker's den, dieſem ſtreng verpönten überfetten Lachs noch auf fettes Butterbrod legte, und ſtatt der Gabel ſich ſeiner Finger bediente, ſo erwiderte er auch auf die Frage: „ob denn das nicht unverdaulich ſei?“ indem er ſich die in Fett getränkten Finger ableckte: „für Sie iſt das nicht unverdaulich, was ich eſſe!“ So unumwunden gab er überall ſeine Meinung zu erkennen. Er hatte eine Sammlung von Kunſtgegenſtänden, theils ererbt, theils gekauft, theils zum Geſchenk erhalten. Was er beſaß, war für ihn allein da; auf die Urtheile Anderer ertheilte er Antworten, wie auf die Frage wegen der Unverdaulichkeit des allzu fetten Biſſens.

Regierungaſſeſſor von Klemmer war ſtreng und unerbittlich. Der Mann war kalt wie Eis und rühmte ſich des Vorzugs, nie in ſeinem Leben geſchwitzt zu haben. Er war ſtolz auf dieſe abnorme Eigenſchaft ſeiner pergamentartigen Haut, die ſeinem Geſichte den Ausdruck eines ſtaubigen Codex verlieh.

Er war äußerſt wortkarg und begnügte ſich mit Interjectionen und dazwiſchen geſtreuten landläufigen Flüchen. Er verbrannte ſich oft die Zunge, wie wir's bei der heißen Taſſe geſehen haben, wenn er auf ſeine Weiſe dem Urtheile anderer vorſchnell entgegentrat. Aber er war weder zu überzeugen noch zu beugen. Bei Vielen ſtand er deßhalb in feſtem Anſehen; einige fürchteten ſich mit ihm anzubinden.

Zu dieſen Autoritäten geſellte ſich noch an jenem Morgen, in Zehdeniker's Salon, eine unſcheinbarere Größe, die weniger in der eigentlich alſo genannten Geſellſchaft, als bei dem Gros des Publikums galt. Dies war der Redacteur eines vielgeleſenen Localblattes, der „Doctor ſchlechtweg" Hausgenoß, der ſelbſt die Kunſtberichte aller Art, für ſein „Organ" verfaßte, und eine Uebung darin erlangt hatte, die ihn in dem von der „Leſewelt" getheilten Wahne beſtärkte, daß er das Ding aus dem Fundament verſtehe. Er beſaß die beliebte Gabe über Alles zu ſpotten und von ſeinen Ausſprüchen konnte, in gewiſſen Kreiſen, an keine höhere Inſtanz appellirt werden.

Er war ein Glaubensgenoſſe des Herrn Zehdeniker, das heißt, er war als Jude geboren, ohne ſich zu einer poſitiven Religion zu bekennen.

Dies war die von dem reichen Mann in Röthen berufene und auserwählte Jury, die nach- und nach ermüdet von Kauen und Schlürfen, ihre Arbeit beginnen ſollte.

„Das fragliche Bild ſteht bei der Kirche, oben im Ort,“ ſagte Herr Zehdeniker, „und ich lade Sie nunmehr ein, es in Augenſchein zu nehmen, und mir Ihre Meinung darüber zu ſagen. Jedoch möchte ich eine Bemerkung voranzuſchicken mir erlauben, die wohl zu beachten iſt. Das Bild, das eine Madonna mit dem Kinde vorſtellt, was allerdings ein künſtleriſcher Vorwurf zu nennen iſt, ſteht bei dem hieſigen Landvolk noch in ganz beſonderen Ehren und iſt ſeit Jahrhunderten von den Pfaffen dahin ausgebeutet worden, den finſterſten Aberglauben zu nähren. Sie beten das Steinbild wie einen Götzen an. Nun wollen ſie, daß ich es an den früheren Platz aufſtelle, wo es nach ihrer Meinung hingehört; nach meiner aber nicht. Denn dort ſteht mein neuer Kiosk. Darin beſteht die Frage. Meine oft wiederholte, ſtark betonte Weigerung hat unter dem Volke eine mir etwas feindliche Stimmung erregt. Sie ſind mir aufſäſſig, wie ich weiß, beobachten mich und zeigen ein unverſtecktes Mißtrauen. Wenn Sie nun, Alle zugleich, die Beaugenſcheinigung der Madonna vornehmen würden, ſo bliebe das Aufſehen nicht aus, und das Geſchrei abſichtlicher Entweihung nähme überhand. Daher iſt es durchaus gerathen, daß Einer nach dem Andern das Bild beſichtige, und während dieſer zu ihm hinträte die Uebrigen ſo lange vor der Kirchhofmauer verweilten.“

Unter der Verſicherung, dieſe Vorſicht zu beobachten, entfernten ſich die Gäſte, den Weg zur Kirche einſchlagend.

Zehdeniker ging nachdenkend in den Park, ihre Rückkehr erwartend. Schon nach Verlauf einer Viertelſtunde rief ihn ein Diener in den Salon. Die Herren waren zurückgekehrt. Aber zu den Vieren hatte ſich noch ein Fünfter geſellt, der zu allererſt auf den eintretenden Zehdeniker hineilte.

„Wie kommt Fimpel unter die Propheten?“ ſchrie ihm dieſer entgegen. „Hier werden keine Geſchäfte gemacht, gehen Sie zu Hirſchler!“

„Mein Indigo iſt angebracht, den Schlußzettel von mir hat Herr Hirſchler,“ ſagte der Angeſchriene, „aber Sie kennen, mein hochgeehrteſter Herr Generalconſul, den Colonialmakler Fimpel. Ich liebe die Wiſſenſchaften, wie Sie. Mein Wahlſpruch iſt: Mit Juden gehandelt! Mit Muſen gewandelt!“

Zehdeniker huſtete verlegen.

„Ich hörte im Comptoir von dem Kongreß,“ fuhr Fimpel fort, der hier gehalten wird und bin auch dort geweſen. Ein altmodiſches Machwerk, für den Trödel zu ſchlecht.“

Zehdeniker kehrte ihm ſtolz den Rücken und wandte ſich an Herrn von Schluckmann.

„Was ſagen Sie? Das will ich hören,“ ſprach er

„Ich verſpare mein Urtheil bis zuletzt,“ ſagte Schluckmann mit Beſcheidenheit und ſetzte ſich.

„Ich bin mit dem meinigen bald fertig,“ warf der wirkliche geheime Ober-Medizinalrath hin. „Mir ſind ſolche Dinge unverdaulicher als der fette Lachs, den ich eben genoſſen. Da ich aber für Ihre Geſundheit zu ſorgen habe, ſo rathe ich Ihnen zum Frieden. Finden Sie ſich mit den Bauern auf eine oder die andere Weiſe ab, ſonſt könnten daraus Verdrießlichkeiten entſtehen, die Ihnen die Galle in's Blut jagen, und dieſen groben Diätfehler zu vermeiden, räth Ihnen Ihr Arzt. Dixi!“

Regierungsaſſeſſor Klemmer ſtand verſchloſſen da und machte keine Miene ſprechen zu wollen. Es entſtand eine kurze Pauſe, die Dr. Hausgenoß unterbrach.

„Mit Ernſt von dem alten Bilde zu ſprechen,“ fing er an, „iſt unmöglich, wenn es ſich darum handelte ein kunſtrichterliches Urtheil zu fällen. Die Naſe der Madonna iſt eine plattgedrückte Negernaſe, der Mund hat einen ſüßlichen Zug, aber von der Art, daß man darüber lachen möchte; die Figur ſieht aus, als ob ſie in einem Reifrock ſteckte, der aber ſchon unter den Achſeln anfängt; von einer menſchlichen Form keine Spur, und der Kindskopf ſieht dem erſten beſten Apfel gleich. Ueber das Alter läßt ſich mehr ſagen. Mir ſcheint es aus dem Anfang des elften oder zwölften Jahrhunderts, und inſofern verdient es immerhin trotz ſeiner Häßlichkeit einige Beachtung, auch für ſolche, die es nicht abergläubiſch anbeten. Darüber kann jedoch keine Frage entſtehen, daß es nicht an Ihre modern elegante Villa hinpaßt, mein kunſtſinniger

Gönner! Es bleibe wo es iſt, und laſſen Sie Geld unter die Armen vertheilen, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen."

„Nun, und endlich Sie, Herr von Klemmer?" fragte Zehdeniker geſpannt.

„Was ſollte ich wohl noch zu ſagen haben?" entgegnete der Regierungs-Aſſeſſor mit ſeiner gewohnten Trockenheit. „Die Herren Vorredner haben ihre weiſen Urtheile abgegeben, und es kommt mir nicht in den Sinn, das meinige irgend wie geltend zu machen, damit es von irgend Jemand hier in der Geſellſchaft getheilt werde."

Damit ſchwieg er. Aber als alle ihn baten, nicht ſo zurückhaltend zu ſein, ſie müßten als eine unabſichtliche Beleidigung ſeine Worte deuten; ihre Urtheile machten nicht den Anſpruch darauf, für weiſe zu gelten, es ſeien hingeworfene Meinungen über die Sache; als Zehdeniker endlich ihn beſtürmte und verſicherte, daß gerade ſein Ausſpruch ihn leiten und beſtimmen könnte, ergriff Klemmer das Wort.

„Ich bin einer anderen Anſicht," ſprach er gelaſſen. „Mir ſcheint das Muttergottesbild mit dem heiligen Jeſuskinde (die Worte betonte er abſichtlich, im Gegenſatze zu der gebrauchten welt- und zeitläufigen Benennung ‚Madonna') wie es jedem Chriſtenmenſchen erſcheinen ſoll und muß, als ein Ausfluß frommen Sinnes, das ſich gar nicht den gewöhnlichen Geſchmacks- und äſthetiſchen Theorien zu ſeiner Beurtheilung herleiht. An dem Orte, wo es ſich jetzt befindet, ſteht es recht. Beſteht aber das eigenſinnige Volk in ſeiner Unvernunft darauf, es an Ihrem mauriſchen Kiosk aufzuſtellen, ſo iſt es aufgehetzt. Und dem allein haben Sie zu begegnen. Ich würde an ihrer Stelle mit dem hieſigen Pfarrer deßhalb mich in Vernehmen ſetzen, und ernſte Worte mit ihm ſprechen.“

Die Tour war beendigt und Legationsſecretär von Schluckmann konnte nun nicht länger den Zurückhaltenden machen. Er hatte Alle angehört, Alles wohl bei ſich überlegt und der Diplomat begann folgendermaßen, indem er ſich mit ſeinem feinen Taſchentuche über die Lippen fuhr:

„Für eine friedliche Beſprechung mit dem Pfarrer bin ich in erſter Linie ebenfalls. Ich denke mir ihn nicht frei von Vorurtheilen, und gerade eben deßhalb, als einen beſchränkten und einfältigen Kopf. Mein Rath iſt, ihn ruhig anzuhören, und ſeine Anſicht des Breiteſten auskramen zu laſſen. Ihm dann mit Anerbietungen entgegenzukommen; ihm etwa Geld zu einem Hauſe für die Ortskranken, Unterſtützung des Schullehrers, die Koſten für ein Leichenhaus, oder für die Unterbringung armer Kinder bei Handwerkern und dergleichen anzubieten. Ich weiß nicht, woran es hier im Orte fehlt und gebricht. Dabei müßte man mit Schlauheit erlauſchen, wohin er ſich neigt.“ —

„Mit Geld iſt bei den Menſchen hier im Orte nichts auszurichten,“ unterbrach ihn Zehdeniker, „was hab' ich nicht Alles bei dem Ulrich verſchwendet! Die Sängerin koſtet mich ein Heidengeld, das Haus hab' ich theuer bezahlt, und nun iſt der undankbare Kerl mein größter Gegner!“

„Sie haben mich nicht ausreden laſſen, liebſter Herr Generalconſul. Ich habe alsdann noch ein Vermittelungsprojectchen in Petto. Geht's nicht anders, ſo laſſen Sie das Bild getroſt aufſtellen, das doch ſeines hohen Alters wegen, mit Freund Klemmer zu ſprechen, werthvoll genannt werden kann, und ſuchen Sie es ſo Ihrem Bau zu adaptiren — Sie können ja der Blende in der Mitte einige gothiſche Verzierungen geben — daß es ſich gehörig ausnimmt."

„Eine fatale Geſchichte bleibt es immer," murrte Zehdeniker vor ſich hin. „Ich habe mir das Ding leichter vorgeſtellt. Das heißt, was bei unſer Einem leicht heißt. Geld! was iſt Geld? Das heißt, was will das ſagen? Koſtet mich ſchon die Agnes, die Demoiſelle Agneſi, wie ſie auf dem Komödienzettel ſteht, tauſende — ich ſage Ihnen, ich mag ihren Conto nicht addiren! — Koſtet mich das elende Häuschen — wie viel? ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen — das heißt, ich ſchäme mich meiner Leidenſchaft! — und wie viel koſtet mich der Kiosk? Rechne ich Alles zuſammen, was ich Ihnen hier aufgezählt habe, und die Präſentchens, und die Unterſtützungen — und es ginge ſo immer fort, ſo könnte der Reichſte arm werden. Aber nun noch dazu der Verdruß und die Aufhetzereien. Der Jud'! der Jud' hin; der Jud her! Wodurch unterſcheid' ich mich von Ihnen, meine Herrn? Leb' ich nicht ganz wie ein Chriſt?"

Alle ſchwiegen; Herr von Schluckmann drückte dem Kommerzienrath die Hand. Nur Hausgenoß lachte.

„Hausgenoß, warum lachen Sie?" fragte Zehdeniker.

„Weil ich der Einzige eigentlich nur bin, von dem Sie ſich in nichts unterſcheiden, bei den Herren hier trifft das doch nicht vollſtändig zu.“

„Sie haben recht, und darum ſind und bleiben Sie auch ein Judenliterat und Ihr Blatt zählt unter die Judenblätter,“ erwiderte Zehdeniker bitter.

Den anweſenden Herren gefiel die Wendung nicht, die das Geſpräch genommen, ſie griffen nach den Hüten, um ſich zu verabſchieden. Zehdeniker bedauerte, ſie nicht begleiten zu können, da er noch im Geſchäft nachſehen müſſe. Schluckmann empfahl ihm auf das Wärmſte, mit dem Pfarrer zu unterhandeln.

„Ich ſage wie die Königin von England: J'aviserai!“ ſprach Zehdeniker. Und damit entließ er ſie.

18.

Während die eben geſchilderte Zuſammenkunft dieſſeits des Dorfbaches, in der Fabrik des reichen Juden ſtattgefunden hatte, und uns ein Bild der unruhigen und gährenden Gegenwart, des haſchenden, an ſich reißenden, unerſättlichen, eines vom Golde allein bewegten Lebens vorführte, zeigt ſich uns an der linken Seite des rauſchenden Waſſers ein ſtilleres Gebiet, das der leiſe, warme, fruchtbare Athem altehrwürdiger Ruhe durchwogt.

Auf einem der höchſten Hügel des linken Ufers liegt das alte Stammſchloß der Grafen von und zu Marienſtein. Wo der Weg zum Schloſſe ſich hinanzieht, erblickt man ein koloſſales Kreuz aus Stein. Die Grafen da droben, das älteſte Geſchlecht des Landes, die wie die Rohans von ſich ſagen konnten:

Roy je ne puy, duc je ne dègne, Rohan suis!

ſteigen vor dieſem Kreuz vom Pferde, oder aus dem Wagen, entblößen das Haupt und knieen nieder. So halten ſie's ſeit Jahrhunderten. Sie werden da droben als Chriſten geboren, und leben und ſterben als Chriſten.

Am Ende des Schloßparks, der ſich an der Rückſeite des Hügels hinzieht, liegt der Friedhof. Ueber dem ſchwarzen Thor ein weißes Kreuz und darunter die Inſchrift:

„Ihre Werke folgen ihnen nach!"

Die ſchönſte Mahnung zu einem chriſtlichen Wandel. Nur was man hienieden wirkte, nimmt man jenſeits mit.

Auf dem Friedhof, mitten unter den niedern Grabkreuzen im blumigen Gras und dem großen Crucifixe gegenüber, ſteht die Kirche des Ortes, alt und dürftig; die Pforte geöffnet, ſo daß man die Fahnen darin erblicken kann und im Hintergrunde den Choraltar mit dem Hochwürdigſten, ſo daß jeder, der des Weges vorüberzieht, niederknieen muß, von Ehrfurcht ergriffen oder doch den Hut abzieht und ſich mit „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" bekreuzt.

Und neben dieſer Pforte, unter dem Rothdache von Schindeln, das heilige Muttergottesbild des armen Muſikanten, Blumen davor und eine Bank zum Beten, die der wackere Meiſter Alois, der Schreiner und das Muſter eines guten Chriſten, zum augenblicklichen Bedarf geſtiftet hatte.

Unweit davon ein kleines Häuschen, unſcheinbar wie die Kirche, ja wie es in der Natur der Sache liegt, noch weit, weit unſcheinbarer. Die Kirche war geſchmückt worden, damit Gott der Herr darin wohne; das Häuschen aber war von der Gemeinde nothdürftig eingerichtet, um ſeinen Diener zu beherbergen. Es war die Wohnung des uns bereits wohlbekannten greiſen Pfarrers, der nur wenig Einkommen hatte und zu dem doch alle Hilfsbedürftigen kamen. Das Herz hätte ihm wohl brechen müſſen, wenn der edle Graf im Schloſſe ihn dabei im Stiche gelaſſen hätte.

In den vier Stuben, die das Pfarrhaus enthielt, waren die Wände weiß getüncht, die Stühle und Tiſche aus Tannenholz, die Fenſtervorhänge aus weiß und roth gewürfeltem Linnen; auf dem Bücherbrette die unumgänglich nothwendigſten Werke und einige ſonſtige Bücher zur erbaulichen Unterhaltung; an der Wand daneben ein großes Crucifix und Heiligenbilder. So war's im Innern beſchaffen. Aber eine Reinlichkeit herrſchte überall, die den Luxus erſetzte. Man hätte, wie man zu ſagen pflegt, vom Boden eſſen mögen.

In dieſem Raume herrſchte an demſelben Tage, der die Geſellſchaft von Kunſtkennern in Zehdeniker's Fabrik zu einer Berathung vereinigt ſah, ein ſeltenes, hier ganz ungewöhnliches Leben. Die Haushälterin und Schweſter des Herrn Pfarrers wußte nicht, was ſie zuerſt, was zuletzt beſorgen ſollte. In der Küche ruheten bereits ein paar Forellen, mit Peterſilie umkränzt, auf der ſchönſten Porzellanſchüſſel des Haushalts, und ein prächtiger Schinken, den die Frau des Müllers geſpendet, lag, gleichfalls auf Peterſilie gebettet, in dem Baſſin von leuchtendem Zinn. Aber dennoch war die Haushälterin voller Beſorgniß. Zwei Forellen und ein Schinken bieten ganz vortreffliche Biſſen, das iſt gewiß, aber zu einem Feſtmahle reichen ſie nicht aus. Und was das Getränk betrifft, ſo war's damit noch ſchlimmer beſtellt. Der Zehentwein im Keller durfte keinem hohen Würdenträger vorgeſtellt werden; Geld zum Kaufen war nicht genug vorhanden; mit dem guten alten Herrn Pfarrer war aber gar nicht zu ſprechen, denn mit wirthſchaftlichen Dingen hatte er ſich in ſeinem ganzen Leben nicht abgegeben.

Was dieſe Unruhe in dem ſtets ſo ſtillen, man dürfte ſagen: unbeweglichen Pfarrhauſe hervorrief, hatte eigentlich eine ſchöne, freudige Veranlaſſung. Auf dieſe arme Pfründe war vor vielen Jahren ein junger Prieſter angewieſen, der nunmehr von ſeinem Biſchofsſitze aus die Diöceſe regierte. Er war eben auf der erſten Firmungsreiſe begriffen und wollte auf der Heimfahrt in Marienſtein übernachten. Die Einladungen des Grafen, auf dem Schloſſe abzuſteigen, waren von ihm ausgeſchlagen und der Pfarrer dafür erſucht worden, den Kirchenfürſten für eine Nacht einfach zu beherbergen. Dieſe hohe Ehre war es nun, worüber die Haushälterin in ſolche Aufregung gerathen war.

Die Zeit drängte inzwiſchen ſehr; es war drei Uhr Nachmittags und um ſieben Uhr ſollte der Hochwürdigſte

Herr eintreffen. Frau Urſula war ſchon einige Male an die Stubenthür gegangen, allein jedesmal, wenn ſie öffnen wollte, hatte ſie es wieder unterlaſſen. Wozu ſollte ſie den alten Herrn drinn ſtören? Einen Rath hätte er ihr doch nicht zu geben gewußt.

Aber die Hilfe war näher als ſie es dachte.

Es ſchellte an der Hausthür und Clara Ulrich kam mit einem großen Bündel auf beiden Armen. Urſula's ſorgenvolle Stirne glättete ſich. Ein theilnehmendes Weſen, wenn auch nicht mehr, dem man doch ſein Leidweſen klagen kann, dachte ſie.

Clara mußte alles anhören; nichts wurde ihr geſchenkt. Die Klage über die Gleichgiltigkeit des alten Herrn gegen alles, was irdiſches Bedürfniß hieß, ergoß ſich von den Lippen der Haushälterin.

„Und nun ſieht man, wie's kommen kann,“ ſchloß ſie, „wenn man ſein Bischen Armuth nicht zuſammenhält. Ein hochwürdigſter Kirchenfürſt unter unſerm Dache und wir können uns nicht einmal der Ehre gehörig würdig bezeigen!“

Clara's Einwand, daß der Biſchof nur für ſich ein Feſt ſtiller Erinnerung begehen, daß er an dem heiligen Altare, wo er als Jüngling das höchſte Myſterium gefeiert, nun zu ſo hohen Ehren gediehen, Gott danken wolle; dabei jedoch gewiß nicht entfernt an eine ſplendide Aufnahme im Pfarrhauſe denken könne, da ihm ja wohl am beſten deſſen Beſchaffenheit bekannt ſei; das Alles verfing nicht bei Frau Urſula.

„Das ſehe ich ſehr wohl ein,“ rief ſie ſchmerzlich,

„am Ende kann auch ein Abendeſſen aus Forellen und Schinken und ſauerm Wein, bei einem Landpfarrer, immerhin beſtehen. Aber was viel ſchlimmer iſt, der alte Herr hat ja nichts mehr anzulegen. Flickte ich mich nicht blind, er könnte kein Hemd mehr wechſeln. Die neuen ſchenkt er weg und die zerriſſenen ſind für ihn gut genug, wie er ſagt. Das Allerärgſte aber kommt zuletzt. Seine Sutane ſieht aus, daß es eine Schand' iſt; voller Flecken und abgeſchaben. Das hätte er doch nicht nöthig, wenn er nicht Alles weggäbe. Für unſere Bauern hat's nichts zu ſagen; aber für ſo 'nen Herrn wie der Biſchof!“

Clara lachte, worüber ſich die arme Urſula höchlich verwunderte.

„Kann ich den hochwürdigen Herrn Pfarrer ſprechen?“ fragte ſie, und der Herr Pfarrer ſelbſt öffnete raſch die Thür und ſagte:

„Komm nur herein, Clara, ich habe Deine Stimme gleich erkannt.“

„Was bringſt Du denn da?“ fragte er weiter, als ſie ihr Bündel auf den Tiſch legte und aufzuknüpfen begann.

Sie hielt inne und ſah den frommen Mann mit groſser Freudigkeit an, dabei traten ihr die Thränen in die Augen und ſie konnte nicht ſprechen. Der Pfarrer öffnete aber vollends das verhüllende Tuch und zog etwas langes, ſchweres, ſchwarzes daraus hervor, das zu ſeiner groſsen Ueberraſchung eine gar ſchöne neue Sutane war. Jetzt war der Urſula Clara's Lachen von vorhin mit einem Mal erklärt.

„Was iſt denn das?“ fragte erſtaunt der Pfarrer.

„Das Wenige, was ich zu geben vermag,“ antwortete das Mädchen. Es ſoll durchaus nicht ſo ausſehen, als wollt’ ich eine Schuld abtragen. Wie wär’ ich das im Stande? Sie iſt ſo groß. Aber für einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit mag es gelten. Sie iſt zwar auch groß; die Schuld erreicht ſie jedoch weitaus nie.“

Der gute Prieſter ließ bald ſeine Blicke auf Clara ruhen, dann wieder betrachtete er das neue Kleid, hielt es hoch, hielt es dicht vor Urſula hin, die einmal über das andere in die Hände klatſchte — dann ſprach er:

„Aber ſo ſage mir doch nur —“

„Ziehen Sie es an, ich muß ja ſehen ob es paßt, ob’s lang genug iſt.“ —

Dabei zog ſie dem Pfarrer an den Aermeln, Urſula half die alte Sutane über den Kopf ziehen, und nun wurde die neue ſchnell angelegt und ſtand dem hochwürdigen Herrn wie angegoſſen. Während dieſer Manipulation mußte Clara auf dringendes Verlangen erzählen, daß ſie lang mit ſich zu Rathe gegangen, was ſie wohl Nützliches und Angenehmes ihrem geliebten Seelſorger verehren könne und wie ſie dann überall geſpäht, überlegt und lange bei ſich bedacht hatte, ſo war ihr der Verfall der täglichen Bekleidung deſſelben als dasjenige erſchienen, was eines gründlichen Erſatzes bedurfte. Zu den wenigen Ellen Sutanenzeug reichte ihr kleines Erſparniß ſchon hin; den Zuſchnitt habe ſie vom Meßner, der ein Schneider, gern erhalten und da ſie Zeit genug ſtets übrig habe, ſo ſei das Zuſammennähen leicht von Statten gegangen.

Dem Pfarrer rannen Thränen aus den Augen.

„Das ſchöne Geſchenk, das Du mir bringſt, kommt von unſerm Heiland Jeſus Chriſtus,“ ſagte er zitternd vor Rührung, dem Du dienſt, geliebte Clara! Ohne den wahren Glauben an Ihn wäreſt Du nicht auf den Gedanken gerathen ſeinen armen Diener zu kleiden; da Du ſelbſt ſo arm biſt.“

„Ach, ſchweigen Sie davon, Hochwürden,“ bat das Mädchen. „Sie ſind ja auch arm und haben mich ſo oft ſchon überreich beſchenkt mit ihren Lehren, mit ihrem Gebet, mit ihrem Zuſpruch, wann ich krank und traurig war. Aber ich bin nur froh, daß ich's ſo gut getroffen habe; und getummelt hab' ich mich, daß ich noch zu rechter Zeit fertig wurde. Iſt's denn wahr? Kommt unſer hochwürdigſter Herr Biſchof heut zu uns?“

Auf dieſes Stichwort mußte nothwendig Urſula einfallen.

„Ja, 's iſt wahr. Die Stunde kommt heran und ich weiß mir nicht zu helfen.“

„Dazu bin ich ja hier,“ rief Clara vergnügt, „ſagen Sie, wo ſoll ich angreifen? Weiſen Sie mir einen Platz an, am Brunnen, im Keller, am Herd; was ſoll ich holen? Soll ich ſpühlen? waſchen? reinigen? decken? putzen?“

„Da ſiehſt Du, Urſi, wie der liebe Gott uns hilft. Kannſt Du Dir's denn beſſer wünſchen?“ ſagte ernſt und gutmüthig der Pfarrer.

Die arme Perſon gerieth jetzt aber vollends aus dem Häuschen. Sie vergaß den Reſpect ſo ſehr, daß ſie in Gegenwart einer Fremden dem Herrn Bruder einen etwas grimmig verächtlichen Blick zuwarf, den man in ihrer Lage allenfalls verzeihlich finden konnte.

„Hilfe! Hilfe!“ rief ſie zornig und verzweiflungsvoll. „Was hilft mir die Hilfe? Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.“

Hatte die Situation eine einigermaßen komiſche Seite, ſo war auch nicht zu läugnen, daß ſie eine überwiegend peinliche enthielt. Die Stunden rückten vor, das zeigten die ſchräg in's Zimmer fallenden Sonnenſtrahlen und die Anſtalten waren noch weit davon entfernt, für den Empfang des Biſchofs zu genügen.

In dieſer wachſenden Verlegenheit ſtanden ſie, als draußen an der Hausthür ſtark geſchellt wurde.

„Gewiß eine Hiobspoſt!“ ſchrie Urſula und ſprang hinaus. „Der Hochwürdigſte iſt vielleicht ſchon da!“

„Das nennt ſie eine Hiobspoſt!“ rief ihr der Pfarrer nach.

Vor der Thür war aber ein lautes Gerede. Zwei Männerſtimmen, dazwiſchen Urſula, ein beſcheidenes Gepolter, als wenn man etwas Schweres mit Behutſamkeit auf den Boden ſtellte. Dann wurde die Stubenthür weit aufgeriſſen.

„Denke Dir,“ ſchrie Urſula ſo athemlos, daß der Bruder und Clara erſchraken, „der gnädige Herr Graf! nein! Es iſt nicht zu glauben — die Aufmerkſamkeit —“

„Darf ich's hier auf den Tiſch ſtellen?“ fragte der gräfliche Jäger, der die eine Handhebe eines großen, weiß zugedeckten Korbes hielt; während der andere Träger dem Pfarrer einen Brief mit den Worten übergab:

„Von unſerm gnädigen Herrn an Euer Hochwürden."

Der Pfarrer las:

„Der Hochwürdigſte hat meine Einladung aus Gründen nicht angenommen, die für ſein tiefes Gefühl ſprechen. Ich durfte nichts darauf erwidern und mußte der großen Freude entſagen, einen ſolchen Gaſt bei mir aufzunehmen. Nun weiß ich aber, wie's in Ihrem Pfarrhofe beſtellt iſt. Sie haben zu Viele außer demſelben zu bewirthen, als daß Ihre Vorrathskammer und ihr Keller reich beſtellt ſein könnten. Erlauben Sie mir daher etwas für den heutigen Abend beizutragen, um Ihre liebe Haushälterin einer kleinen Sorge zu überheben. In meinem Hauſe ſind Hände genug vorhanden und an Gelegenheit fehlt es auch nicht, in dergleichen Dingen die erforderliche Uebung zu erlangen."

Die Männer mit dem Korbe hatten ſich entfernt und der geräumige Tiſch war mit ganz merkwürdigen Sachen bedeckt. Vom Rehziemer zum wälſchen Salat, vom feinen Geflügel zum Compott, Alles in ſchönſtem Porcellan, garnirt mit geſchnitztem Papier und grünem Krautwerk, wie es nur aus herrſchaftlicher Küche kommen kann. Aus zarter Rückſicht waren aber die Prachtſchüſſeln mit dem Familienwappen vermieden. Die eine Hälfte der Tafel war von dieſen Herrlichkeiten erfüllt und bildete einen grellen Gegenſatz zu der andern Hälfte, die ſich in etwas trüberm Licht darſtellte, und ihren innern Werth beſcheiden verſchloß. Es waren nehmlich Flaſchen mit hohen Hälſen, die Siegel von verſchiedenen Farben ſchloſſen, oder die eine blanke Haube bedeckte, gleich der Helmzier eines

Wappens, ihren höhern Adel zu verkündigen. Aber damit nicht genug; einer jeden Verlegenheit ſollte abgeholfen ſein. Gläſer von allen Farben und Formen waren beigegeben, und zu den betreffenden Flaſchen von den Dienern hingeſtellt worden.

In Clara erregte die Ueberraſchung, nachdem der allererſte flüchtige Eindruck verflogen war, eine höchſt unangenehme Empfindung. Sie mußte an jenen Abend bei Madame Lanzetti zurückdenken, als Agnes nach ihrem Debüt nach Hauſe kam. Auch da waren ähnliche Veranſtaltungen, ähnliche Sachen zu ſchauen geweſen.

Das kindliche Gemüth des Pfarrers war aber voll Freude über des Grafen Liebenswürdigkeit, und daß er nun ſeinen hohen Gaſt ſo reich bewirthen könne. Nebengedanken traten bei ihm nicht dazwiſchen. Das gute alte Herrchen ſtand wie ein Kind vor der Chriſtbeſcheerung, griff bald nach dieſem, bald nach jenem, hob die Flaſchen, blickte hindurch, rüttelte ſie, und was dergleichen mehr iſt.

Aber Urſula ſtörte bald ſeine ſtille Feier.

„Jetzt heißt's tüchtig angegriffen!“ rief ſie im Tone eines commandirenden Generals. „Der Herr Bruder geht in's andere Zimmer, und beſorgt was ſeines Amtes iſt, und Du, Clara, hilfſt mir hier Alles in gehörige Ordnung bringen!“

Der Pfarrer ging gehorſam in ſeiner neuen Sutane fort; ſie aber nahm ein kleines Stückchen vom Deſſert vom Teller, und die alte Sutane, die über die Stuhllehne hing, packte ihm dieſe auf und ſchob ihm jenes zwiſchen die Lippen, klopfte ihm recht ſchweſterlich auf die Schulter, und riß dann eine gegenüberſtehende Thür auf, durch die man den Blick in ein reinlich aufgeputztes Stübchen hatte.

„Hier wird der Hochwürdigſte ſchlafen. Treffliche Betten, eine funkelnagelneue Matratze, ſchönes weißes Linnen, noch ungebraucht! Damit hat's keine Noth, das halt' ich wie meinen Augapfel!“

Dann ſetzte ſie mit einem verſtohlenen Seufzer hinzu: „Das ſollt' einmal meine Ausſteuer geben, meinte die ſelige Mutter. Na, es war Gottes Wille nicht. Jetzt aber, wollen wir uns tummeln. Braves Mädel, hilf mir!“ —

Sie waren längſt mit Allem fertig, als die Glocken zu läuten begannen. Der Pfarrer hatte ſie wirklich nicht geſtört, und war zur Hinterthür hinaus, in die Kirche gegangen, um das, was ihm oblag, anzuordnen. Das verſtand er aus dem Fundament. Urſula und Clara eilten ſo ſchnell ſie konnten, auf die Straße hinaus, wo nunmehr der Biſchof ſeinen Einzug hielt.

Voran wurde die ſchönſte Fahne getragen, hinter ihr kamen die Mütter mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm; daran reiheten ſich die Jungfrauen; endlich die Männer. Alles in Sonntagskleidern. Die Jungfrauen ſtreueten Blumen; die Glocken tönten. Es war überaus feſtlich, obgleich ohne Glanz und beſondere Schönheit, und man konnte ſich hier recht überzeugen, daß es deſſen nicht bedarf, um das Herz der Menſchen in eine höhere Stimmung zu verſetzen.

Den Beſchluß des Zuges bildete der Pfarrer im Ornat, mit dem Meßner und einem Knaben, der das Kreuz trug.

Es war ein Zug, der dem Auge des Weltmenſchen nicht beſonders imponiren konnte. Eine Truppeninſpection, ein General mit einem glänzenden Stabe, eine betäubende Janitſcharenmuſik, iſt wohl etwas Anderes, als dieſe armen Landleute mit ihrem grotesk mittelalterlichen Anſtrich. Aber der göttliche Sinn, der ſich hierin kund gibt, iſt erhaben, und der ihn verſteht und begreift, wird es natürlich finden, daß das Volk mit ſolcher Treue und Feſtigkeit dieſen Erſcheinungen zugethan bleibt.

Der Zug bewegte ſich dem Wagen entgegen, der ſchnell die Höhe herabrollte, die nach Marienſtein ſich ſenkt. Als der darin ſitzende Biſchof ihn ſah, ſtieg er aus, und ging ihm entgegen. Von den Höhen donnerten jetzt die Böller.

Der Biſchof, eine hohe Geſtalt, bückte ſich und umarmte den Pfarrer, das unſcheinbare Männchen im weißen Haar, welches weitab vom Haupte im Winde wehete. Alles Volk ſank in die Kniee und der Biſchof ſtreckte ſegnend die Hände über daſſelbe. Unter fortwährendem Schießen und Geläute ging der Zug zum Gotteshaus, das die Menge nicht faſſen konnte.

19.

„Sie werden es mir nicht übelnehmen," ſagte bei Tiſche der hohe Gaſt zum Pfarrer, „wenn ich mir eine Bemerkung oder wenn Sie wollen eine Frage erlaube." — Die Schweſter Urſula war eben hereingetreten, um die Teller zu wechſeln. — „Ich will von der feinen Zurichtung der Speiſen nicht ſprechen, die der Kunſt eines Herrſchaftskochs alle Ehre machen würde, und die mir die angenehme Ueberzeugung giebt, daß für Ihr leibliches Wohl durch Ihre gute Schweſter auf das Vortrefflichſte geſorgt iſt; wie aber — und das bleibt mir, der ich die hieſigen Verhältniſſe genau kenne, ein Räthſel — wie iſt es möglich, das Ausgeſuchteſte an Speiſen und Getränken in ſolcher Profuſion vorräthig zu halten, um bei einer ſich nur kurz zuvor angekündigten Gelegenheit die Tafel alſo reich zu beſtellen? Das überſteigt ja mehr noch als unſer Bedürfniß, jede Erwartung. Das Auge überblickt ebenſo überſättigt dieſen angehäuften Reichthum, wie der Magen ſich ihm verſchließt. Als Gaſt ziemt mir ein Urtheil nicht, ſonſt müßte ich dieſe Verſchwendung ſchelten; jetzt kann ich nur mir allein zürnen, daß mein Beſuch die Veranlaſſung dazu wurde."

Urſula blickte verlegen auf den Bruder; dieſer beſann ſich aber nicht lange.

„Das ſei ferne von mir, mit meiner Tafel prunken zu wollen, oder — wie man zu ſagen pflegt — mich mit fremden Federn zu ſchmücken“ — bei dieſen Worten ſchlug er mit dem Meſſer auf den vor ihm ſtehenden Faſan, der wie ein todter Held auf ſeinem Schild, auf ſeinem ausgebreiteten Flügelpaar zierlich gebettet war. „Unter dieſem Dache ſtillt man ſeinen Hunger mit der einfachſten Mahlzeit und Ueberfluß und Ueppigkeit ſind das ganze Jahr hindurch unbekannte Dinge. Auch verſteht die liebe Schweſter Urſula gerade ſo viel von der Kochkunſt, als was ſie von unſerer ſeligen Mutter erlernt und erfahren hat“ —

„Und was ſie aus dem alten, guten Kochbuch weiß, das ſie mit in's Haus gebracht,“ — nahm ſie ſich das Herz ſchnell einzuſchalten.

„Ja, ja,“ fuhr begütigend der Pfarrer fort,“ ſie weiß ſich ſchon zu helfen, wenn Fälle eintreten, wo etwas beſonderes zu leiſten iſt. Ich will meiner lieben Schweſter in dieſen Dingen durchaus nicht zu nahe treten. Aber ebenſo will und muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß der Genuß, der unſerm einfach gewöhnten Gaumen hier vorgeſetzt iſt, aus der Küche des Herrn Grafen herrührt, daß er alles vom Schloſſe in das Pfarrhaus geſandt, und mich gleichſam beauftragt hat, in ſeinem Namen unſern gemeinſamen hohen Gaſt einigermaßen nach Würden zu bewirthen.“

Hierauf erzählte er die Ueberraſchung und was ihr vorangegangen mit aller Offenheit und Unbefangenheit.

„Dann iſt es nicht mehr als billig,“ ſprach der Biſchof mit Heiterkeit ſein Glas erhebend, „daß wir des edeln Gebers in üblicher Weiſe gedenken, und ihn aus vollem Herzen hoch leben laſſen!“

Der Pfarrer war aufgeſtanden um mit dem Gaſte anzuſtoßen, und dieſer hatte zu gleichem Behufe der wackern Urſula ein volles Glas gereicht, die damit ihrem Beiſpiele folgte, und dann wie verſchämt, mit ihren jungfräulichen Lippen daran nippte. Da wurde draußen die Hausglocke gehört, und ſie ging hinaus um zu öffnen.

„Wenn das ein Fremder iſt,“ ſagte lachend der Biſchof, „der uns in dieſer Situation überraſcht, der wird der Welt wieder eine Geſchichte zu erzählen haben von dem, wie Prälaten ſchmauſen.“

Aber Urſula trat allein in das Zimmer, mit der Meldung, daß ein Bedienter vom Schloſſe da ſei, der ſich im Namen der Herrſchaft erkundigen ſolle, wie der Hochwürdigſte ſich befinde, und ob es dem Herrn Grafen geſtattet werde, Morgen, nach der heiligen Meſſe, ſeine Aufwartung zu machen.

„Ich bleibe bis Morgen früh, und werde nicht ermangeln, meinerſeits im Schloſſe der gräflichen Familie aufzuwarten.“

Mit dieſem Beſcheid war Urſula kaum zur Thüre hinaus, als ſie auch gleich darauf wieder zurück kam. „Dann,“ ſagte ſie, „habe der Bediente den Auftrag, den Hochwürdigſten auf Mittags ein Uhr zur Tafel zu laden.“ Dafür dankte der Biſchof, weil ſeine Abreiſe dringend ſei.

Nach dieſem kurzen Intermezzo nahm der Pfarrer wieder das Wort.

„Iſt es ſo beſchloſſen, dann ſoll uns auch der Ueberfluß nicht länger zur Laſt fallen," ſprach er. „Wir wüßten ja gar nichts damit anzufangen." —

„Du wirſt's doch dem Herrn Grafen nicht etwa wieder zurückſchicken?" fragte die Schweſter zögernd.

„Beileibe nicht!" rief ihr der Pfarrer zu, „wir wollen es nur beſſer verwerthen, als es aufheben, bis daß die Gottesgabe verdirbt. Pack' das Alles zuſammen und vertheil' es unter die Aermſten. Die müſſen auch wiſſen, daß heut und morgen Feſttag iſt!" .

Urſula blickte betroffen den Bruder an; ihm zu erwidern vermochte ſie nicht. Als aber der Biſchof dem Pfarrer beiſtimmte, da fing ſie an die Speiſen und die Flaſchen langſam hinauszutragen, um ſie andern Tages ihrer neuen Beſtimmung zuzuwenden. Clara, die in der Küche war, hatte große Freude, als ſie es ihr erzählte, nur ſah ſie mit Unwillen, daß Urſula der Anordnung entgegen, zwei Flaſchen edeln Weines ausſchied und in den Keller trug.

„Für Krankheitsfälle," ſagte Urſula, „man kann nicht wiſſen. Er iſt immer ſo, denkt an nichts und nur immer wegſchenken will er."

Für Clara wickelte ſie ein Stück Braten in Papier, damit ſie es dem Vater heimtrage. Am andern Morgen verſprach Clara wieder zu kommen, um Alles in Ordnung zu bringen, zu ſäubern und den Leuten aus dem Schloſſe zu übergeben. Bis auf die vollen Flaſchen, die erſt ſpäter geleert werden ſollten. Die geiſtlichen Herren aber hatten ſich zur Ruhe begeben. —

Unterdeß war auch im Treiben der Fabrik an jenem

Abende Stillſtand eingetreten. Die Arbeiter hatten früher Feierabend gemacht. Die Katholiken waren mit der Prozeſſion ihrem Oberhirten entgegen gezogen, um deſſen Segen zu erhalten und die Andern bummelten mit, um den Spektakel, wie ſie es nannten, anzuſehen. Auch die „Herren" vom Comptoir machten die Partie mit; Herr Hirſchler nicht ausgenommen. —

Zehdeniker, den noch immer das Reſultat der Beſprechung mit den Kunſtkennern am Vormittag beſchäftigte, hatte für den Empfang des Biſchofs nicht das kleinſte Intereſſe. Während die Leute Comptoir und Fabrik verließen, durchwanderte er dieſe, ſaß an ſeinem Pulte, unterſchrieb, rechnete; aber immer wieder fuhr ihm die Angelegenheit durch den Sinn, die ihn eigentlich hergeführt hatte. Die dringend von ihm verlangte Aufſtellung des Bildes und die Folgen, die ſeine Verweigerung nach ſich ziehen könnte. Es empörte ihn, daß man ihn, der, nach ſeiner eigenen Meinung, ſo viel zur Wohlhabenheit der Einwohner durch ſeine Fabrik beigetragen; der keinen Bettler abwies, der ſich an ihn wandte; der dem Ulrich ſo viel Gutes gethan; der ſo viele arme Kinder zur Arbeit anhielt und Taglohn auszahlte; kurz, der ſich als Wohlthäter dieſes ſchlechten Volkes, wie er es nannte, betrachtete; daß man ihn in eine ſolche Lage treiben konnte: entweder durch ein „Götzenbild", dazu noch ein unſchönes, unkünſtleriſches Machwerk, ſein im reinſten, gewählteſten Geſchmack erbautes Landhaus zu verunzieren oder Drohungen, wie ferne Wetterwolken, blitzen zu laſſen, die ſein Eigenthum vernichten konnten. Daß man ſich ſo etwas gegen ihn erlaubte, darin erblickte er nur Haß und Hohn, weil er ein Jude war. Indem er nicht einſehen konnte, wie ſehr er katholiſchen Sinn verletzte, wie ſchneidend ſeine Weigerung in die Herzen griff und wie ſündhaft es den Leuten erſcheinen mußte, einem Juden in dieſer, den Glauben betreffenden Sache nachzugeben; geſtaltete ſich ſein Gefühl zum Ingrimm und zur Verachtung.

„Geld und noch mehr Geld! Sie ſollen es haben! das gemeine, erbärmliche Volk!“ Das war das Ende ſeiner einſamen Abendgedanken.

Da trat Hirſchler zu ihm in's Zimmer und berichtete was er geſehen.

„Was thu' ich damit?“ ſagte Zebdeniker barſch. „Alfanzerei, nichts anders! Mir wird ſchlimm zu Muth, wenn ich ſo etwas höre.“

„Wenn Sie's erſt geſehen hätten,“ ſprach Hirſchler weiter. Geſehen ſollten Sie's haben!“

„Nu, was hätt' ich ſehen ſollen?“

„Abgötterei haben ſie getrieben. Niedergekniet ſind ſie, wie ich Ihnen ſage, niedergekniet.“

„Vor wem?“

„Vor wem? Vor dem Biſchof. Hab' ich nicht geſprochen von Abgötterei? Sie ſind niedergekniet, wie vor Gott. Sie haben ihn angebetet auf den Knien.“

„Angebetet — auf den Knieen — den Biſchof! gehen Sie weg, Hirſchler!“

„Was ſoll ich weggehen? Wenn ich Ihnen ſag', auf meiner Ehre, können Sie's glauben. Hab' ich keinen Credit mehr bei Ihnen, Herr Generalconſul?"

„Nein, was Sie ſagen! Gekniet vor dem Biſchof. Da geht mir ein Licht auf. Und was hat er gethan? was hat er geſagt?"

„Was er hat gethan? Was er hat geſagt? Was wird er gethan haben? Er hat Sie geſegnet."

„Und dann?"

„Und dann ſind Sie mit ihm in die Kirche gegangen."

„Und dann?"

„Wie — und dann?"

„Und dann — was weiter?"

„Weiter? Ich bin draußen geblieben. Was ſoll ich thun in der Kirche? Hab' ich ja noch nicht einmal unſern neuen Tempel betreten."

„Und eh' er in die Kirche iſt gegangen, hat er draußen nichts betrachtet?"

„Was hätt' er betrachten ſollen?"

„Das Bild, Sie wiſſen ja, Hirſchler, mein Schlimm-Maſſel!"

„Das Bild. Mit keinem Aug'. Er hat gar nicht darauf gemerkt —"

„Gut, Hirſchler, ich dank' Ihnen. Jetzt laſſen Sie mich allein, aber ſchicken Sie mir meinen Bedienten herauf."

„Sie haben vor ihm gekniet, er hat dem Bilde keinen Blick geſchenkt, recapitulirte Zehdeniker in ſeinem ſchlauen Kopfe. Der Biſchof muß den höchſten Einfluß auf das

Volk beſitzen und muß dabei ein kluger, aufgeklärter Mann ſein, da er dem Bilde keine Aufmerkſamkeit, viel weniger Andacht bezeugt. Mit dieſem Biſchof wird ſich ein vernünftiges Wort reden laſſen."

„Karl," ſagte er zu dem eintretenden Diener, „gehe ſogleich hinüber in's Pfarrhaus und melde mich bei dem Herrn Biſchof. Der Herr Generalconſul von Zehdeniker läßt bei Seiner Gnaden höflichſt anfragen, wann er Morgen die Ehre haben kann, ſeine Aufwartung zu machen. Der Herr Biſchof möge gefälligſt eine beliebige Stunde ſelbſt beſtimmen."

Eine ewig lange Viertelſtunde verſtrich für Zehdeniker, dann brachte der Diener die Antwort, daß im Pfarrhauſe die Herren ſchon ſchliefen. Die Haushälterin wollte aber morgen früh die Antwort ſagen. Zehdeniker legte ſich, befriedigt von dieſem Schritt, zu Bette. Schlafen konnte er aber nicht.

Als am andern Morgen, nach der Meſſe, der Hochwürdigſte das frugale Milchfrühſtück mit dem Pfarrer theilte, meldete Urſula die Botſchaft des Juden. Die Ueberraſchung entfernte ſogleich die Muthmaßung des Pfarrers, daß es in Sachen des Muttergottesbildes ſein dürfte, weshalb die Audienz nachgeſucht werde. Zugleich unterrichtete er ſeinen Gaſt von dem Stande dieſer Angelegenheit. Das ſchien demſelben wichtig genug, und nachdem er überlegt, wie lange wohl der Beſuch bei der gräflichen Familie dauern könnte, beſtimmte er die Zeit, welche Urſula dem Fabrikherrn anzeigen laſſen ſollte. —

Die Stunde hatte noch nicht ausgeſchlagen, da trat

Zehdeniker mit dem feinen weltmänniſchen Anſtande, den er ſich im Umgang mit Vornehmen angeeignet, in das Zimmer im Erdgeſchoſſe des Pfarrhauſes. Nach dem üblichen Eingange trug er die dem Biſchofe ſchon bekannte Geſchichte vor, wobei er es jedoch nicht unterließ, ſeine Handlungsweiſe im ſchönſten Lichte zu ſchildern, indem er ſeine Großmuth und andere edle Eigenſchaften darin glänzen ließ. Durch das Zugeſtändniß, das Bild an den frühern Ort aufzuſtellen, habe er lediglich den Handel zum ſchnelleren Abſchluß bringen wollen. Der Dorfmuſikant, der ſeinen Verdienſt im Wirthshaus vertrank und Frau und Kinder darben ließ, hätte die Hütte doch nicht länger behaupten können. Bei'm Zwangsverkauf würde man ſie um ein Spottgeld erworben haben. Von dieſer Lage habe er aber für ſich keinen Vortheil ziehen wollen und ein ganz anſehnliches Sümmchen bezahlt, um das kleine Grundſtück zu beſitzen, das ſeinen Bauplanen im Wege ſtand und ihn ärgerte, ſo oft er es ſah. Ulrich ſei offenbar und offenkundig durch ſeine Großmuth in eine beſſere Lage verſetzt worden. Wie hätte er nun aber denken können, der Muſikant würde wegen der Erfüllung der an ſich unbedeutenden Klauſel ſo große Umſtände machen! Ob das Bild da oder dort ſteht, wäre ja gleich. Allein ſeine Erwartung habe ihn getäuſcht. Man habe den Fanatismus gegen ihn aufgeſtachelt, ihn ſogar ſchon mit Drohbriefen erſchreckt und das grobe Geſchütz der Intoleranz in Bewegung geſetzt, das von unſerem erleuchteten Jahrhundert vollſtändig verdammt wird. Zwar ſei er dem Bekenntniſſe nach Jude, aber er lebe und verkehre mit den Chriſten auf gleichem Fuße, trage die gleichen Pflichten wie ſie, dieſelben Laſten, theile Leid und Freud mit ihnen und ſtehe, was Bildung, Gewiſſen, Begriffe von Recht und Unrecht, Lebens- und Weltanſchauung, Patriotismus und Opferbereitſchaft für's allgemeine Beſte betreffe, auf derſelben Linie der Humanität mit den Einſichtsvollſten und Beſten.

Der Biſchof hatte ihn ohne die leiſeſte Störung bisher ſprechen laſſen: jetzt unterbrach er ihn:

„Und was verlangen Sie von mir?“

„Ich halte Euer Gnaden für einen aufgeklärten, toleranten Mann.“

„Ich ſchmeichle mir, daß ich es bin. Allein ich zweifle dennoch, ob ich es ſo ganz in Ihrem Sinne bin. Meine Aufklärung und Toleranz, wie Sie ſolche verſtehen, haben ſtreng bemeſſene Grenzen.“

Vergebens ſuchte Zehdeniker bei dieſen Worten in dem Geſichte des Kirchenfürſten einen Zug zu entdecken, wie etwa ein leichtes ironiſches Lächeln, um dadurch das Geſpräch auf ein anderes Gebiet zu ſpielen, wo ihm ſein angeborener Mutterwitz beſſere Handhaben für die Discuſſion vermittelt haben würde; jener aber blieb durchaus in ſeiner ruhigen, bisher beobachteten Haltung. Eine milde, doch ernſte Würde ſpiegelte ſich in ſeinem ganzen Weſen ab.

„So will ich denn freimüthig bekennen,“ ſprach Zehdeniker, „was ich unter aufgeklärter Toleranz begreife. Eine jede Religion iſt mir recht, wenn ſie den Menſchen mild, mitleidig, nachſichtsvoll, mit einem Worte, weiſe macht. Friede ſoll walten; Hader und Zwiſt ſollen nicht geduldet werden. Um ein kleines Recht zu retten, darf man größeres Unrecht nicht begehen. Einer ſoll dem andern hilfreich beiſtehen, weil wir alle unſere Laſten zu tragen haben. Alle Menſchen ſind Kinder eines und deſſelben Gottes und ſollen ſich daher als Brüder lieben. Das iſt Religion, Humanität — oder nenne man's wie man will."

„Der Sinn Ihrer Worte iſt mir klar, allein ich zweifle, daß er Ihnen und den vielen andern, die ſie nachſprechen, eben ſo klar vor das Bewußtſein trete. Die Wahrheit iſt ein Licht, das denjenigen blendet, der unvorbereitet und allzukühn hineinzublicken ſich vermißt. Daran ſcheitern Viele. Betrachten wir den vorliegenden Fall und wenden wir darauf die aufgeklärte Toleranz nach Ihrer Erklärung an. Sie haben es nicht daran fehlen laſſen, Geld mit vollen Händen auszuſtreuen, weil ſie reich ſind. Sie thaten es nebenbei zu Ihrem Vortheil, denn es lag Ihnen daran, ein wünſchenswerthes Beſitzthum zu erlangen. Allein dabei iſt die Sache nicht ſtehen geblieben. Sie haben Rechte Anderer mißachtet. Sehen Sie mich durchaus nicht ſo an, als ob ich Partei gegen Sie nähme; ich ſpreche nur ſo, weil Sie mich aufgefordert haben, Ihnen meine Meinung zu ſagen. Betrachten Sie daher meine Worte nicht als Vorwürfe. Ja, Sie haben Rechte mißachtet und nicht nur das allein. Sie wollen das, was das Volk, unter dem Sie leben, für heilig und verehrungswürdig hält, entwürdigen. Sie ſahen es freilich nicht, wann die Augen im Gebete vor dem Bilde von heißen Thränen überſtrömten; daß ſolche

Thränen ſchon ſeit Jahrhunderten vor ihm gefloſſen ſind, und in aller Folgezeit fließen werden. Sie konnten es nicht mitfühlen, da ſie nicht ſchon in früheſter Jugend Lehren wie dieſe Leute empfingen, die Lehren des Glaubens, der höher ſteht, als alle Weisheit der Welt. Selbſt der ſtolzeſte Verſtand beugt ſich unter den Glauben. Nun ſehen Sie, welchen Eindruck Ihre Weigerung, den Vertrag zu halten, auf Ihre armen Mitbürger hervorbringen muß. Es handelt ſich hier um den heiligſten Schatz der Menſchenbruſt: um das Gewiſſen. Dieſen Schatz zu retten, ſtachelt ſie gegen Den auf, der das Attentat zu begehen im Begriff ſteht. Wo bleibt da Ihre Theorie, mein Herr? Sind Sie mild, mitleidig, nachſichtsvoll, weiſe? Laſſen Sie Frieden walten? Erregen Sie nicht vielmehr Hader und Zwiſt? Verletzen Sie nicht ein Recht, um Unrecht zu begehen? Wo bleibt das, was Sie vorhin Ihre Religion, ihre Humanität benannten? Sehen Sie nicht ein, wie wenig Ihre Erklärung ſtichhaltig iſt?"

„Ich gebe mich nicht gefangen. Sie ſprachen von Lehren, die ich in der Jugend nicht empfangen haben ſoll. Was für Lehren? Es giebt auch Irrlehren. Wir haben auch unſern Moſes Mendelsſohn gehabt, der ein großer Philoſoph war, und ich verſtehe Leſſing's Nathan den Weiſen ſo gut, wie Einer. Ueberhaupt bin ich ſo zu ſagen bei den Gelehrten ein wenig durch die Schule gelaufen. So hab' denn auch ich Lehren empfangen. Ich war von Jugend auf ein guter Kopf und bin nicht blos für den Handel gebildet. Herr Biſchof — wollt' ich ſagen, Euer Gnaden! ich will damit nur zu verſtehen geben, daß ich eines andern Ausſpruchs gewärtig war, als ich mit meiner Beſchwerde vor Sie hinzutreten mir die Erlaubniß nahm. Ich dachte mir: Aufklärung gegen Aufklärung.“

„Ich entſchuldige Ihre Verſtimmung, ſie erſcheint ganz natürlich. Aber auf die Gefahr hin, ſie noch zu vergrößern, muß ich weiter gehen. Ich darf wenigſtens den Verſuch nicht unterlaſſen, Sie über die Sache aufzuklären. Nur der Glaube ſchließt die wahre und ächte Toleranz in ſich. Das was Sie ſo nennen, iſt Gleichgiltigkeit oder Anmaßung. Im Glauben beruht der allgemeine Schutz des Gewiſſens, des Beſitzes, des Rechtes. Wäre es möglich, daß jemals der Glaube aus dieſer Welt verſchwände, ſo würden die rohen Maſſen, an deren Entfeſſelung auch Ihre Leute ſo eifrig mitarbeiten, alle Güter der Menſchheit, ſelbſt die höchſten, in Frage ſtellen. Unſere armen Leute, das ſollten die Ungläubigen jeder Kathegorie gar wohl bedenken, beſitzen eben nichts weiter als ihren Glauben. Kann es Ihnen nun wohl im Ernſte einfallen, den mit dem Ungemach des Lebens Ringenden dieſen Beſitz zu verkümmern? Sie ſprechen von Ihrer Großmuth; wäre das Großmuth? Wenn die armen Leute fluchen würden, ſtatt zu beten, gleichgiltig wären gegen die Vorſchriften der Kirche, das bisher als heilig und der Verehrung würdig Gehaltene verwerfen würden; glauben Sie, daß alsdann ein helleres Licht über Gottes Schöpfung, ein größeres Glück über die menſchliche Geſellſchaft ſich verbreiteten? Ich will Ihnen nicht vorenthalten, was daraus folgen könnte. Das arme, aber gläubige Volk, das jetzt ſchwere Arbeit und Entbehrung erträgt, weil es überzeugt iſt, daß im Himmel weit ſchönere Wohnungen ſind, als die der Reichen dieſer Erde; es würde, hätte es den Glauben verloren, vielleicht fragen: warum Sie einen ſchönen Palaſt beſitzen und ſie, die Armen, nur elende Hütten? Warum Sie es ſich ſo wohl ſein laſſen können, und ſie nicht? Warum Sie in einem einzigen Tage mehr erwerben, als ſie in einem Jahr der angeſtrengteſten Arbeit? Das Volk, das arme ungläubige, könnte ſogar einmal auf den ſelbſtſüchtigen Gedanken verfallen, auch an der Börſe ſpeculiren zu wollen und als Fond zu ſeinen Speculationen Ihre Kapitalien zu benützen.“

Zehdeniker ſuchte vergebens nach einem Einwand. Er lächelte; wußte aber kein Wort zu entgegnen. Endlich ermannte er ſich und ſtotterte mit ſichtbarer Verlegenheit: „Das dürfte wohl nicht ernſtlich gemeint ſein; dahin käm's wohl nicht.“

Der Biſchof fuhr fort: „Wir wollen bei der Sache bleiben. Hören Sie mich weiter. Der Standpunkt, den ich hier bei meiner Folgerung einnehme, iſt nur der Ihrige. Der Gegenſtand leiht ſich, von meinem Standpunkt aus betrachtet, einer viel tiefern, gänzlich verſchiedenen Auffaſſung. Was ich Ihnen zu überlegen gebe, iſt nichts als die rein praktiſche Seite deſſelben, die allein ſich Ihnen zukehrt. Sobald den Menſchen der Glaube verloren ginge — und darin läßt ſich die Betrachtung reſumiren — werden ſie ſich ihres Lebensbedarfs wegen nicht mehr ſchwerer Arbeit, nicht mehr Gefahren ausſetzen wollen. Sie würden leichtere Mittel finden, allen Geſetzen zum

Trotz, die Güter des Lebens ſich zu verſchaffen, ſobald ſie einmal nicht mehr glaubten, daß die Hand Gottes ſelbſt auf die gefüllten Kaſſen der Reichen die Worte geſchrieben hat: Du ſollſt nicht begehren Deines Nächſten Haus, noch etwas, das ſein iſt!"

Zehdeniker ſah man es jetzt an, daß er es begriff, welch' indirecte Mahnung für ihn dieſe Schilderung enthielt. Das vermeintlich ſo unbeſchränkte Gebiet der gleichgiltigen Toleranz zog ſich nunmehr in eine etwas engere Begränzung zurück.

„Die Gnadenbilder unſerer heiligen Jungfrau," fuhr der Biſchof fort, „ſind zu innig mit dem Dogma unſerer Kirche verknüpft, als daß die Bekenner deſſelben es ruhig mit anſehen könnten, daß eine frevelnde Hand ſich nach ihnen ausſtrecke. Keine Macht der Welt vermöchte den Glauben daran zu vernichten. Würde es jemals dahin kommen können, wäre es zu denken, daß ein ſolcher Tag erſchiene, ſo bräche der Schrecken herein, Atheismus, Verderben und Untergang. Würden Sie ihn erleben, Sie ſelbſt beteten auf den Knieen, daß die Zeit wieder anbrechen möge, da fromme Menſchenſeelen vor dem Bilde der heiligen Gottesmutter noch andächtig beteten."

„Ich erlaube mir, daran zu zweifeln," ſprach Zehdeniker, der mit ſich fertig und dadurch wieder muthiger geworden war. „Ich betrachte den Tag, von dem Sie ſo viel fürchten, wie eine Panik an der Börſe, die man eben durchmachen muß. Solche Kriſen gehen vorüber und der beſonnene Geſchäftsmann überſteht ſie getroſt. Am ſchlechteſten ſtehen bei mir Aberglauben und Unwiſſenheit im Cours. Aber ich meine nicht einmal, daß es zu einer großen Criſis kommen dürfte. Die Welt wird vernünftig geworden ſein bis dahin. Für jetzt iſt ſie es freilich noch nicht, wie mein Fall genugſam beweiſt, und darum will ich auf ein Auskunftsmittel ſinnen. Es wird ſich zunächſt darum handeln, mit dem Architecten über ein Ornament der äußern Wand meines Kiosks übereinzukommen, ſo daß es zu dem alten Bilde paßt. Dann will ich dem Zwange weichen, den die Intoleranz mir auferlegt.“

„Schon dieſer Entſchluß iſt meines Dankes werth,“ ſagte der Biſchof. „Gott ſprach: Friede den Menſchen, die guten Willens ſind! Ich hätte zwar gewünſcht, ein wenig auf Ihre entgegenſtehende Ueberzeugung zu wirken; allein ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Ihr Entſchluß, unſere Stimme zu hören und dem Willen der Gemeinde gerecht zu werden, auch an Ihrer Ueberzeugung manches ändern werde. Richten Sie das Bild wieder auf, wo es nach Aller Meinung hingehört, und Gott wird Sie dafür lohnen! Gott möge Ihren Geiſt erleuchten, Sie mit ſeinem Frieden erfüllen und Segnungen auf Ihr Haupt ausſtreuen!“

Bei dieſen Worten neigte der Biſchof ſein Haupt zum Abſchiede, und erwartete, daß Zehdeniker ſich entfernen werde. Dieſer aber blieb, und brachte in der höflichſten Form eine anmaßende Einladung zum Frühſtück vor, das Seine Gnaden in der Villa einnehmen möge, da doch der Pfarrhof nicht im Stande ſei, einen ſolchen Gaſt gehörig zu bewirthen.

„Ich bin Ihnen für Ihre gute Abſicht ſehr verbunden,“ erwiderte ihm der Biſchof. „Meine Abreiſe iſt in einer der nächſten Stunden feſtgeſetzt, und ich muß vorher noch einen Schwerkranken im Orte beſuchen, der es gewünſcht hat.“

Darauf empfahl ſich Zehdeniker. Der Zufall wollt' es gerade, daß er draußen vor der Thür die armen Leute mit Tellern und Töpfen ſah, unter denen Urſula und Clara die übrig gebliebenen Leckerbiſſen der geſtrigen Mahlzeit vertheilten. Der Herr Generalconſul warf einen ſchielenden Blick auf die Gruppe, als er grüßend an ihr vorüber ging und dachte:

„Das alſo iſt der arme Pfarrer, der immer für die Armen bettelt! Und drinnen wird geſchlemmt. Zu dem Aberglauben auch noch Heuchelei, Betrug und ſchöne Worte. Wir Juden müſſen's Bad entgelten!“

„Laßt einmal ſehen,“ rief er einem alten Weibe zu, die mit einer Schüſſel an ihm vorüberlief, „was habt Ihr denn bekommen? Meiner Treu, ein halber Kapaun und ein feines Compot! Da iſt's hoch hergegangen, bei dem blutarmen Pfarrer!“

Die Worte des Biſchofs hatten jedoch an dem empfindlichſten Theile Zehdeniker's tief eingeſchnitten. Die Schilderung erfaßte ſeine innerſten Nerven. —

20.

Er traf nun ſogleich die nöthigen Anordnungen und Maurer und Steinmetzen trieben wieder ihre Wirthſchaft an der Straße. Eine mit gothiſchem Ausputz verſehene Blende zeigte ſich den Blicken der Vorübergehenden, die zur Aufnahme des hochverehrten Bildes beſtimmt war. Alles im Markte erkundigte ſich genau, bis wann Alles fertig ſein könne, und zählte die Tage bis zur feierlichen Aufſtellung.

Der Bauherr ſelbſt hatte ſeine alljährliche Badreiſe angetreten. Ein reicher Mann kann nicht beſtehen, ohne vier Wochen in einem Bad geweſen zu ſein. Diesmal wollte er nach der Kur noch eine Streifpartie an die italieniſche Gränze machen. Er wollte bei der vorausſichtlichen Feierlichkeit nicht zu Hauſe ſein. Er hätte ſich dadurch gedemüthigt gefühlt; darum beſſer, dem Dinge aus dem Wege gegangen.

Der alten Frau Lea hatte der gefühlvolle Sohn von den ärgerlichen Vorfällen und ſeinen deßhalb entſtandenen Beſorgniſſen nichts geſagt. Sie befand ſich in einer vollſtändigen Unwiſſenheit darüber. Die Vorſicht des Sohnes war um ſo löblicher, da die Mutter ſeit lange kränkelte, und ein halbes Jahr ſchon ihre Zimmer nicht mehr verlaſſen hatte. Die ſchöne Jahreszeit aber, die jetzt in höchſter Blüthe ſtand, und Zehdeniker in das Bad gelockt hatte, goß auch der alten Frau wieder etwas friſchern

Muth in die Adern; ſie gab Befehl den Familienrumpelkaſten aus der Remiſe an das Sonnenlicht zu ziehen; der graubärtige Kutſcher goß den beiden greiſen Braunen einige Eimer Waſſer über die Füße, und Kammerdiener Machol bürſtete ſeine Livree aus. Wohl verhüllt in Schleier und Shawl ſtieg nun Frau Lea ein und hinaus ging's nach Marienſtein. Sie wollte im Schatten des Parks ein paar hundert Schritte luſtwandeln. Da ihr Sohn abweſend war, ſo durfte ſie nicht befürchten fremden Beſuch dort zu finden.

Als der Wagen bei dem großen Eingangsthor hielt, ſprang Hirſchler hinzu, um der alten Dame die Hand zu reichen.

„Was geſchieht dort?“ Waih! was Unordnung und Schmutz zu ſehen? War denn nicht alles ſchon fertig?“ herrſchte Lea mit ſpitziger Stimme Hirſchler an.

Dieſer erzählte in kurzen Worten, was zu dem kleinen Neubau die Veranlaſſung gegeben.

„Waih!“ ſchrie Lea noch einmal. „Iſt mein Sohn meſchukeh? Warum hat er mich nicht gefragt? Bin ich für gar nichts da?“

So ging's eine Weile fort. Hirſchler ſtand in ſubmiſſer Haltung, irgend einen Befehl erwartend; aber Frau Lea würdigte ihn keines Blickes mehr, ſondern blieb ſtarr und unbeweglich Machol gegenüber, den ſie durchbohrend mit ihren kleinen ſchwarzen Feueraugen fixirte, deren Flammen durch den dichten Spitzenſchleier nicht gemildert wurden. Machol begegnete dieſen Blicken ebenſo unverwandt; allein es war das Kaninchen, das die Augen der Klapperſchlange bezaubert hielten.

„Er Schmeerjockel! er Nuſcht!“ brummte endlich die Alte, unter mühſam zurückgehaltener Wuth; „gebe ich ihm deßhalb zu freſſen, fütt' ich ihn darum zu Tod, daß er mir Alles verſchweigt, was er weiß? Er iſt nicht werth, daß er lebt!“

Machol ward bleich und ſchwieg. Hirſchler wollte ein beſchwichtigendes Wort anbringen, aber die zürnende Alte fuhr ihm dazwiſchen:

„Mein Sohn ſollt' Euch Alle fortjagen! Weiß Gott! wie ſchlecht er bedient iſt! Machol! hört Er? Nicht ausſpannen, umkehren! Ich fahr' gleich nach Haus; ich will keinen Fuß mehr hierher ſetzen, ſo lang ich noch 's Leben hab'. Das Haus, das Eigenthum eines Jüdiſchen, ſoll verflucht ſein, wenn die Gojim ihre Götzen daran aufſtellen. Waih! Daß ich das erleben muß. Ihr werdet Alle untergehen, wie Korah!“

Sie machte Miene ſich nach dem Wagen zu begeben, und Hirſchler ſprang herbei, um den unangenehmen Beſuch ſo ſchnell als möglich los zu werden. Lea ſtieß ihn zurück und ſchrie:

„Machol! Helf' Er mir hinein!“

Machol hatte ſich hierauf zum Kutſcher geſetzt, und die alten Pferde trottirten etwas ſchneller, da es heimwärts ging. Drinn im Wagen aber ſaß Frau Lea und brütete über unſeligen Gedanken.

21.

Die Verzierung der Mauerblende war jetzt beendigt. Kein chriſtliches Emblem war daran ſichtbar. Allein darüber ſetzte man ſich hinweg; die Verzierung überhaupt ſollte ja nur dem Juden genügen; die Hauptſache war erreicht: das uralte Gnadenbild ſollte wieder an dem Ort aufgeſtellt werden, für den es von der ſeligen Burgfrau einſt geſtiftet ward, zum Andenken an die himmliſche Erſcheinung, in dem Augenblicke als ihr Sohn auf dem Lilienlager verſchied, das er mit ſeinem Blute roth färbte. Die frevelhafte Entweihung, durch Ulrich's Verſchacherung ſeines durch das Bild geheiligten Erbſtücks, war nunmehr gewichen. Man neigte ſich wieder dem reichen Fabrikherrn zu, dem Gott das Gewiſſen gerührt; man pries die Weisheit und Kraft des Biſchofs, der es vermocht hatte während einer kurzen Unterredung; und man überließ ſich der Freude auf das nunmehr nahe bevorſtehende Feſt der Uebertragung des Bildes, das mit großer Feierlichkeit begangen werden ſollte. —

Am ſpäten Abend ſehen wir Machol allein nach Marienſtein kommen. Er hatte ſeine Gebieterin im Bette ſchwer krank verlaſſen. Mit ſchwacher Stimme empfahl ſie ihm Vorſicht, drückte ihm einen ſchweren Beutel in die Hand, und gab ihm einen ihr geläufigen Segensſpruch mit auf den Weg. Machol huſchte mit hochpochendem Herzen, längs dem Bache, durch die Erlen und Weiden, duckte ſich wie ein Haſe, wenn ihm etwas Verdächtiges in einiger Entfernung aufſtieß, und beſchleunigte dann plötzlich ſeinen Schritt, um tief abwärts vom Wege an einer Hütte zu pochen, aus der weder Licht noch Laut ſich kund gaben. Die Thür war angelegt; Machol ſtieß ſie mit dem Fuße auf. Auf dem Herde lag Glut, die in dem niedrigen Raume einen erſtickenden Dunſt verbreitete; aus dem Winkel tönte ekelhaftes Schnarchen in regelmäßigen Pauſen, wie das Tik-Tak einer Rieſenuhr.

Machol wagte einige Schritte vorwärts und tappte dabei mit den Händen umher. Er hätte ſeine Anweſenheit durch Rufen kund geben können; allein er fürchtete ſich davor Lärm zu machen. Sein Geſchäft mußte in den Schleier tiefſter Heimlichkeit gehüllt werden. Er hatte jetzt einen Stab erwiſcht, mit dem er vor ſich her ſtieß; ein Gegenſtand, dem er dadurch zu nahe gekommen war, fuhr in die Höhe. Es war einer der Schnarchenden.

„Biſt Du's, Machol?“ ſagte dieſer ſogleich entnüchtert. Ich hab' nicht feſt geſchlafen; ich kann's nicht, wenn ich etwas Ordentliches vorhabe.“

„Sagt mir, Brenzler, wer ſchnarcht denn da noch?“ fragte Machol beſorgt.

„Den Mendel Langnos hab' ich beſtellt! Er hat Knochen wie'n Pferd, der ſoll helfen,“ antwortete Brenzler, ging zum Schläfer hin, rüttelte ihn und rief: „So krieg' Du die Kränk'! Zum Schloſen hab' ich Dich nit hergerufen!“

Mendel erhob ſeine athletiſche Figur, reckte ſich und gähnte lange und ſtöhnend, wie die Kameele es thun. Dann ging er zum Heerd, zündete einen Spahn und leuchtete Machol damit unter die Naſe.

„Was ſoll uns der Nuſcht?“ ſchrie er auf, „gehſt ham, Du Kittenſchieber, Du Chasnemelochener! Mir zwa — ſind auch genug!“

„Ochs!“ ſprach Machol bedächtig, „bring' ich Euch doch Moos von der Alten, ganz kauſcheres Moos!“

„Nimm's ihm nicht verübel,“ begütigte Brenzler, Machol ſtreichelnd, „er iſt blos ein Strauchdieb und kein feiner Morgengänger, kein Kaudenwecker wie ich, der es verſteht, mit eppes Nores umzugehen, wie Du biſt.“

„Ich ſprech' mein Cochemerloſchen und ſcheer' mich um nix weiter. Braucht Ihr 'nen Kerl, dann ſteht Mendel Langnos ſeinen Mann. Haſt Du Moos, ſo ruck' raus!“

In dieſer Sprache, nach Art der Jauner, wurde noch eine Weile verhandelt. Es hatte etwas Geheimnißvolles, was ſich in der Hütte, Brenzler's Verſteck, in jener Stunde zutrug. Das Werk, das ſich vorbereitete, war zwar kein blutiges, kein Mord, aber ein höchſt frevelhaftes dennoch. Machol zog eine Börſe und gab jedem der beiden Andern einige Silberſtücke.

Brenzler beſah ſie lange, wie er ſie ſo vor ſich in der Hand hielt, dann ſprach er: „da müßt' ich ein Narr ſein!“

„Was thu' ich domit?“ fiel Mendel ein.

„Du unverſchämter Ganef!“ rief Machol dazwiſchen, 's iſt ja nur Dinggeld. Nach vollbrachter That ſollt Ihr ja den ganzen Lohn kriegen.“

„Ihr Beide ſeid Juden, die ohnehin vermaledeit ſind.“ ſchrie ihn Brenzler an, „aber ich bin ein getaufter Chriſt, und was ich thu', iſt ſchreckliche Sünd', und Du, Machol, verleiteſt mich zur Sünd', und wenn ich Dich angeb', ſo iſt's Dein End', und nun geh' ich und geb' Dich wirklich an, denn ich fühl' Reu' und thu's nun und nimmermehr, was Du von mir verlangſt.“

Machol und Mendel hielten ihn zurück. Machol wollte verzweifeln.

„Sünd'! Was Sünd'? Kannſt Du Deine Sünden zählen?“ rief er, „ſind wir nicht Alle Sünder? Aber ich muß meiner Sach' gewiß ſein. Haſt Du Hand angelegt, ſo folgt die Zahlung. Nicht eher. Zahl' ich nicht pünktlich, ſo habt Ihr mich ja — das Geld hab' ich bei mir, das wißt Ihr — und entwiſchen kann ich ſchwacher Kerl nicht.“

„Mach' kein Stuß weiter, Brenzler,“ ſagte unwillig Mendel,“ Du biſt doch ſonſt kein Schote. Fort wollen wir! Die Nacht iſt ſchwarz wie der Scheb ſelbſt, der Wind pfeift und die hohen Bäum' raſcheln und knackſen dazu; kein Menſch iſt draußen auf der Straß', nicht 'nmal ein Hund. Mir können's nit beſſer wünſchen!“

„Meinetwegen, ſo kommt!“ ſprach Brenzler. „Machol, Du bleibſt hier“ —

Machol ſagte, er fürchte ſich allein und wolle ſie begleiten. Aber Brenzler ſuchte nach dem Schlüſſel der Hausthür, um ihn einzuſchließen, als Geißel, bis daß ſie zurückkämen, ihren Lohn zu holen. Der Schlüſſel war nirgends zu finden.

„Alles cunträr!“ ſchrie Brenzler. „So geh'n wir denn. Aber vorerſt eine Herzſtärkung!“

Er holte aus der Ecke eine große Flaſche und ſetzte ſie an den Mund. Mendel riß ſie ihm weg und that lange kräftige Züge daraus. Als er abſetzte, verbreitete der Rieſe einen gräßlichen Alcoholdunſt aus Maul und Nüſtern. Brenzler nahm ihn am Arm und wollte ihn mit ſich fortziehen. Machol aber rief ihnen nach:

„Ihr ſeid doch mit Waffen verſehen, wenn's nöthig wär', ſeinen Leib zu vertheidigen?“

Brenzler lachte und Mendel ließ ſeine wilde Stimme erſchallen und ſang:

„Ich bin gepanzert von vorn und von hinten,
Und trag' Piſtaulen und Sabel und Flinten —
Ich hab' ſchon Manchen todtgeſchlagen,
Und Manchem umgedreht den Kragen!“

Der kleine Machol war in ſeiner Angſt nachgelaufen und ſprang an dem langen Kerl wie ein Pinſcher in die Höhe, indem er ihm ſeine Kappe in das ſingende Maul ſchob. Mendel packte lachend die Kappe mit den Zähnen und ſo zog er mit Brenzler von dannen. Dieſer wandte ſich noch zurück und drohete Machol, damit er ja nicht die Hütte verlaſſe und ihrer Rückkehr dort harre.

Kaum hatten ſie ſich aber eine Strecke weit entfernt, ſo zog Machol die Thür hinter ſich zu und ſchlich den Beiden in gemeſſener Entfernung nach.

Das Wetter war gräulich, ſtockfinſter; man konnte die eigene Hand nicht vor den Augen ſehen. Schwere Wolken wälzten ſich tief am Horizont; ein Fliehen und

Verfolgen, wie das wilde Heer. Es war im Hochſommer, um die Mitte des Auguſt, im Gebirg hatte ein ſchweres Gewitter gehaust, deſſen Nachzügler und Marodeurs über die Ebene ſich weithin verbreiteten. Auf der Straße keine Menſchenſeele. Die Bewohner des Ortes blieben zu Haus bei ſolchem Wetter; die Reiſenden übernachteten im Wirthshaus. Mitternacht war vorüber und die drei Kerle, die wir ſo eben Brenzler's Verſteck verlaſſen geſehen, konnten darauf rechnen, bei ihrer heimlichen Arbeit nicht geſtört zu werden.

Dort lag im Dunkel die Maſſe eines Bauwerks, über eine Mauer emporragend. Das Pförtchen in derſelben ſteht offen; Zwei ſchlüpfen hindurch, der Dritte bleibt ängſtlich horchend, mitten auf dem Wege. Es ſchüttelt ihn und er wehrt mit beiden Händen etwas von ſich ab, indem er ſie hoch über den Kopf hin und her bewegt. Es ſind wilde Tauben, die in ihrer nächtlichen Ruhe geſtört, ängſtlich umherflattern; ſie haben ihre friedlichen Plätzchen ſeit Jahren auf den Geſimſen der Kirche, dort unter den Flügeln der Engel, in den Mänteln der Heiligen. Welche Unholde verſcheuchen die lieben Thierchen in jener Nacht?

Hinter der Mauer ſchallt es jetzt wie dumpfe Schläge; der Horcher auf der Straße fährt freudig zuſammen, aber ein Zittern durchzuckt ihn dabei. Die Schläge folgen raſcher; er hört, daß Jemand ſich nahe, denn bis zur Pforte kann er nicht blicken; ſo finſter iſt es. Er thut einen Schritt vorwärts, allein entſetzt prallt er zurück, als Brenzler ihm mit dem Ausdruck eines Raſenden in die

Arme fällt. Er war ſo leichenbleich, daß ſein Geſicht in der Dunkelheit erglänzte, die Augen lagen verdreht und ſtarr im Kopfe, dicke Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn.

„Ein gräßlich Stück Arbeit,“ ächzte er, „ich kann nicht mehr! Haſt Du die Flaſche? Wo iſt die Flaſche?“

Machol wußte nicht was er thun ſollte. Er hatte nicht daran gedacht, die Branntweinflaſche mitzunehmen.

„So geh' doch nur wieder dran,“ ſagte Machol leiſe, „es kann ja nicht lang mehr dauern — und es könnt' ſonſt darüber Tag werden —“

„Ach, was weißt Du! was das heißt, ſo etwas begehen. Ich hätt's nie thun ſollen!“

Machol war zum Brunnen gelaufen, hatte mit ſeinem Hute Waſſer geſchöpft und brachte es Brenzler.

„Geh' zum Teufel mit Dei'm Schabbesdeckel!“ ſchrie Brenzler wild und ſchüttete ihm das Waſſer in's Geſicht. Wenn Du nichts Beſſeres haſt, ſo behalt's!“

Da rief's mit gedämpfter Stimme hinter der Mauer: „Schöne Hilfe das! Jetzt lüpft ſich der Stein! Mach' zu, oder ich laſſ' All's im Stich. Ich hab' die Arbeit und er nimmt den Rebbes!“

Das Wort „Rebbes“ erleuchtete plötzlich Machol's Hirn. Schnell griff er in die Taſche, drückte Brenzler haſtig die volle Börſe in die Hand und ſagte faſt verzweifelnd:

„Das iſt beſſer wie Schnaps!“

„Vernunft!“ rief Brenzler zurück, ſtrich die Haare aus der Stirn und ſtürzte wie wüthend hinter die Mauer zu dem Andern, der ihm gerufen hatte.

Machol, der wieder auf der Straße ſtand, hörte nun abermals das Picken, Hacken und Schaufeln ſeiner beiden Gefährten. Seine Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Schon ſäumten ſich die tiefſten Wolken mit einem falben Schimmer und die von den Bergen herunterziehende Straße fing an kenntlich zu werden. Im Orte ruhete zwar noch Alles, aber etwas Fremdes tratſchte dort durch die Pfützen. Machol blickt auf; ein ſchwarzer Mann kommt daher durch die Nacht, himmellang, und Feuer brennt auf ſeiner Bruſt.

„Das iſt der leibhaftige Sched!“ ſeufzt Machol in ſich hinein und ſteckt ſich hinter die Bäume.

Aber der Mann hat ihn bemerkt, wie er näher kommt; denn das Feuer auf der Bruſt iſt eine Blendlaterne, die er vorgebunden, weil er die Hände nicht frei hat, in denen er Körbe trägt, und was ihn ſo groß macht, iſt ein hoher Hühnerkäfig, den er à la Papageno auf dem Rücken hängen hat, und der aus Vorſorge mit einem ſchwarzen Ziegenfell zugedeckt iſt, damit die piependen Inſaßen des Korbes nicht vom Wetter leiden ſollen. Der gute Balthes, den Jedermann in Marienſtein kannte, weil er alle Woche zweimal Hühner und Eier nach der Stadt trug, ſetzt einen Korb auf die Erde und hebt die Laterne, um nach Machol zu blicken.

„Nun, was treibt Ihr denn noch hier?“ ruft er ihm zu, geht aber, ohne eine Antwort abzuwarten, weiter.

Die hinter der Mauer hatten das Licht vorüberſchwanken ſehen und hielten ſo lange mit ihrer Arbeit inne. Zu Picken und zu Hämmern war auch nichts mehr. Kaum war der Balthes mit ſeinen Hühnern ihnen aus den Augen, ſo erſchienen ſie auf der Böſchung, welche die Mauer umgab, etwas Schweres tragend. Sie warfen es auf den Boden, ſchlangen Stricke darum und zerrten es hinter ſich her. Machol blickte auf ſie, mit dem Ausdrucke teufliſcher Befriedigung, und als Nacht und Nebel ſie und ihr gottloſes Thun ſeinen Augen entzogen hatte, ſchöpfte er tief Athem, wie nach einer bangen Sorge, und nahm den Weg nach der Fabrik, wo er ein Zimmer des Herrn Generalconſuls aufſchloß, und ſich angekleidet, wie er war, auf's Bett warf. Ein bleicher Morgen begann langſam zu dämmern.

22.

Clara war heiter aufgeſtanden. Der trübe Morgen verſtimmte ſie nicht. Es war ihr „Tag", wie man es in katholiſchen Häuſern nennt, das Feſt ihrer heiligen Schutzpatronin, jener Fürſtin der Armen und Demüthigen, wie ſie die Legende uns bezeichnet. Sie hatte einen Traum gehabt, in welchem ſie die heilige Clara geſehen, mit dem Ciborium in der Hand, die wilden Sarazenen von der Schwelle ihres Kloſters vertreibend. Die hochheilige Hoſtie leuchtete hindurch das goldene Gefäß und warf ihr himmliſches Licht wie einen Mantel um die Geſtalt der Trägerin. Die Stimme von oben, die damals ſie vernommen, tönte auch jetzt unſerer Clara und ſie träumte die Worte zu hören: „Ich werde Euch immer beſchützen!“ und ſie antwortete im ſeligen Erwachen aus ihrem Schlummer, wie ihre heilige Schutzpatronin: „Vertrauet nur feſt auf Chriſtus; ich bin verſichert, daß uns kein Unglück begegnen wird.“

Mit dieſem Troſtſpruch war ſie an ihr Tagewerk gegangen, dann ſah ſie zu den runden, in Blei gefaßten Scheiben hinaus. Ihr Vater Wendelin war an den Beeten im kleinen Garten, bückte ſich mühſam, denn das Alter drückte bereits ſchwer auf ſeinem Körper, und pflückte Blumen, wie ſie nur der üppig glühende Sommer aus dieſem Gehege hervortrieb. Von Regen und Nebel troffen die Kelche, aber ſie dufteten um ſo ſtärker, und die Stengel trocknete der Alte ſorgſam mit einem weißen Tüchlein.

„Das iſt für meinen Tag,“ rief's in Clara's Innerm, denn ohne Blumen darf's nicht abgehen!“

Und ſie wollte hinaus, um noch mehr Blumen zu pflücken, und ſie dann vor dem Bilde der Heiligen hinzuſtellen, das neben ihrem Bette im Kämmerchen an der Wand hing. Als ſie aber in den Garten trat, wie erſtaunte ſie da; Auf einem weißen Brete lagen viele ellenlange Gewinde der bunteſten Blumen, und außer ihrem Vater am andern Ende des Gartens ſtand auch ihr wackerer Hausherr, der alte Steinhauer Heinzmann, ebenſo gebückt und pflückte, trotz dem großen ſchon vorhandenen Vorrath, Alles Blumenwerk, was noch hie und da das bunte Köpfchen aus dem Graſe hervorſtreckte ja — pflückte das ſchönblätterige Gras noch dazu, und ſeitwärts auf den paar Stufen vor der Scheuer ſaßen Heinzmanns Frau und Tochter, einen Haufen Blumen vor ſich, die ſie aneinander reiheten, mit Bindfaden umſchlangen, und in Kränze und Gehänge verwandelten.

„Was ſoll das?“ fragte Clara.

„Hilf uns nur!“ rief ihr Mutter Heinzmann zu. „Es gilt!“

„Ich muß aber doch erſt in die Kirche!“

„Da müſſen wir Alle hin, doch iſt es noch Zeit. Wir bekommen ſchon noch eine heilige Meſſ'. Der Vater will nehmlich heut' das liebe Muttergottesbild an ſeinen Ort bringen, wo's von Rechtswegen hingehört. Die Mauerblende iſt geſtern Abend ganz fertig geworden, und da ſoll es nicht länger aufgeſchoben werden. Das heilige Gnadenbild darf nicht mehr ſo preisgegeben ſein, jetzt iſt es gar nicht gehörig eingemauert und verklammert. Er traut dem Frieden nicht, drum ſoll es heut noch geſchehen.“

„Nun verſteh' ich, was die Blumen ſollen. Wartet! ich will Euch helfen.“

Clara ſetzte ſich zu den Andern und flocht und band, daß es eine Freude war. Doch nicht lange, ſo näherte ſich ihnen Vater Heinzmann, hinter ihm ſein Peter, ein zwölfjähriger Knabe, mit einem Handwagen, auf welchem ein großmächtiger Korb mit aufgehäuften Blumen und Gräſern ſtand. Heinzmann zog ſeine dicke ſilberne Taſchenuhr, blickte lange darauf, rief Ulrich herbei, der nun auch blumenbeladen näher kam, und ſprach:

„Genug, Weibsleut'! die Stunde ruft in die Kirche. Legt Alles auf den Wagen; Ulrich und Peter, ihr ziehet ihn. Dann laden wir vor dem Muttergottesbilde ab. Nach der Kirche bekränzen wir es; die loſen Blumen werden auf den Weg geſtreut; und wir Männer tragen es freudig in Prozeſſion, aber ganz ſtill und feierlich an ſeinen Platz. Ich und noch ein Maurer mauern es feſt, für ewige Zeit, den böſen, argen Leuten zum Trotz, allen Chriſten aber zu Freud' und Frommen, und denken daran, mit welchem Herzeleid wir es damals forttrugen auf unbeſtimmte Zeit, wie viel Thränen ſeither darum gefloſſen ſind, und wie viel wir unſerm weiſen hochwürdigſten Biſchof zu verdanken haben, der das verhärtete Herz des Juden gewandelt."

Die Frauen waren aufgeſprungen und hatten mit gefalteten Händen den Worten des guten Heinzmann andächtig zugehört, als wär's eine Predigt. Ulrich hatte die hiſtoriſche Kappe abgenommen und hielt ſie zitternd zwiſchen den eng verſchränkten Fingern. Es zeigte ſich etwas von einer Armenſündermiene in ſeinem verwitterten Geſichte; das Gewiſſen regte ſich in ihm wegen des leichtſinnigen Schachers. Peter ſchauete nach ſeinem Vater mit offenem Munde und aus ſeinen großen blauen Augen liefen zwei heiße, helle Thränen über die rothen Backen und rieſelten geradeswegs in den offenen Mund. Die Gruppe dieſer guten, einfältigen Menſchen wäre zum Malen werth geweſen für einen Künſtler, der ſie verſtand.

Alles war bald aufgepackt, da die vielen Hände auf einmal zugriffen, und ſo rollte der Wagen vom Hof herab in die Straße und frohen Muthes der Kirche zu. Clara war glückſelig wegen der ſchönen Ueberraſchung am Morgen ihres Tages. Sie dankte es ihrer Heiligen.

„Vertrauet nur immer auf Chriſtus, ich bin verſichert, daß uns kein Unglück begegnen wird!“ mußte ſie laut zu den beiden andern Frauen ſagen, denn ihr Herz floß von frommen Gedanken über.

Dieſe ſahen ſie verwundert an, denn ſie konnten ſich die Mahnung nicht erklären.

„Das thun wir ja ſtets,“ ſprach Frau Heinzmann, „das wiſſen wir auch, wozu ſagſt Du uns das jetzt?“

„Das hat ja die heilige Clara gehört und nachher erzählt,“ erwiederte Clara, „da die wilden Saracenen in ihr Kloſter eindringen wollten.“ —

Bei der Kirche unten im Dorfe ſtand ein dichter Haufe Volks. Als ſie näher kamen, ſummte es darin, wie ein Binnenſchwarm.

„Bei Gott!“ rief plötzlich Heinzmann, „die wollen nicht in die Meſſe, da iſt etwas vorgefallen!“

Und er begann ſchneller zu gehen und Ulrich und Peter ließen die Deichſel fahren und den Wagen ſtehen, wo er ſtand, und ſprangen ihm nach. Die Weiber folgten. Was ſie fanden, weiß bereits der Leſer. Das Bild war fort, das Nothdach zertrümmert, die Stätte verwüſtet und ein Menſchenknäuel, in ſtarrer Wuth über den gottesläſterlichen Frevel, umſtand den grauenvollen Ort des Verbrechens.

„So hat es denn die Bosheit gewagt, an das Heilige zu rühren,“ ſprach der alte Heinzmann in ſeinem dumpfen Schmerze. „Neid, Haß, Gottesverachtung ſind in unſerer Mitte!“

„Was ſollen wir thun?“ rief eine Stimme aus der Menge.

„Und Ihr fragt noch?“ erſcholl es von der andern Seite, „der Fluch treffe die Urheber dieſer Schandthat. Ihre Herrſchaft trägt die Krone des Stolzes und des Fleiſches. Dieſen beiden opfern ſie; ihr könnt es alle Tage ſehen, wie ſie ihnen Standbilder ſetzen. Nieder mit ihnen! Vernichtet ſie, macht Alles dem Boden gleich!“

„Wozu würde das helfen?“ nahm Heinzmann das Wort. „Es iſt edel und nützlich, ſein Leben für den Glauben hinzugeben. Das kleinſte Kreuz von Stein am einſamen Stege, das Holzkreuz auf dem Grabe des Aermſten würde ich vertheidigen mit meinem Blut, wenn ein Frevler es wagte, ſeine ſchänderiſche Hand darnach auszuſtrecken; aber iſt es geſchehen, mich an ihm rächen? Nein! Um den Frevler zu beſtrafen, beginge ich keine Todſünde. Es gibt Gerichte, ihn zu verfolgen; die rächende Strafe iſt bei Gott!“

Die letzten Worte hatte der Pfarrer noch gehört, der eben hinzugetreten war.

„Man muß auf Gott vertrauen, auch wenn man es nicht begreift, was ſeine ſtets rege Vatergüte bezweckt,“ ſo ſprach der Pfarrer. „Wenn Ihr Euch rächen wollet, meine Kinder, ſo iſt das gewiß kein Gott gefälliges Werk. Und auf wen ſoll Euere Rache gerichtet ſein? Könnte ſie nicht den gänlich Unſchuldigen treffen?“

„Den Schuldigen kennen wir! Es iſt der Jude!" ſchrieen die Stimmen wild durcheinander.

„Gott wolle mit ſeiner Gnade bei Euch ſein," ſprach der Pfarrer mit erhobener Stimme. „Sagt das nicht ſo leicht hin! Der Jude! Meint Ihr damit den Eigenthümer der großen Fabrik, der Euch oft ſchon Wohlthaten erwies, der gar nicht einmal anweſend iſt, der im Bade weilt? Wie könntet Ihr nur auf ſolche Gedanken kommen? Hat er es nicht in die Hände des hochwürdigſten Biſchofs gelobt, hat er nicht die Blende verzieren laſſen, damit das Bild eine würdige Aufſtellung erfahre? Würdet Ihr Euch an dieſem Juden, wie Ihr meint, vergreifen, ſo verübtet Ihr gewaltſames Unrecht, davor Euch Gott bewahren möge. Er wolle Euer Herz zum Guten bewegen! Jetzt folget mir Alle in die Kirche zum heiligen Opfer!"

Der Miniſtrant ſtand ſeitwärts am Eingange und zog den Glockenſtrang; der Pfarrer ſchritt zur Sacriſtei um die Gewänder anzulegen, und das Volk trat in finſterer Stimmung zu den Weihkeſſeln.

Nachdem die Meſſe vorbei war, ſtellten ſie ſich draußen am Wege auf, der ſich durch die Gräber, bis zum Pfarrhaus ſchlängelte, grüßten ehrerbietig den Prieſter, der aber ging ernſt vorüber und ſagte nichts mehr. Sie blieben dann vor dem leeren Platz an der Mauer ſtehen, wo die Latten des Nothdaches herabhingen; ſie ſtanden als ob ſie dahin gebannt wären. Bald kam ein Neuer hinzu. Es war Brenzler. Er drang nicht weit in die Maſſe vor, ſondern bewegte ſich um die vereinzelt außen ſtehenden, und wandte ſich an ſie mit leisgeſprochener geläufiger Rede.

„Niemand anders als der Jud' hat uns den Schabernack gemacht,“ ſo lauteten ſeine Worte, „er ſelbſt freilich nicht, aber hat er nicht Geld, hat es nicht ſchlechte Kerle genug? Ich weiß — ja wenn ich mein Maul aufreißen wollt' — wie viel unzähligemal hat er mir nicht Gold geboten — Gold! — Ich ſag' Euch, haufenweis! Aber ich — proſt die Mahlzeit! ich verbrenn' mir nicht gern die Finger! — Alſo der Jud' is es! Kein Anderer! Der alte Machol, der ſchuftige Judas, hat ſich ſchon mehrere Tage hier herum getrieben — weßhalb? In der Fabrik hat er nichts zu thun. Und geſtern, hab' ich nicht mit meinen leibhaftigen Augen den Erzſtrolch und Jauner, den Langnos hier geſehen? Dem Kerl heulen die Hund' nach, wo er ſich blicken laßt, und der Schinder zieht gewiß Handſchuh' an, wenn er ihn einmal auf ſeinen Karren laden muß.“

„Was? Der Machol?“ brüllte der Haufe. „Der ſoll's büßen, ſuchen wir ihn. Erſt muß er geſtehen, wo er unſer Bild hingeſchleppt, was er mit ihm vollbracht hat, und dann geben wir ihm ſeinen Treff!“

„Ruhig,“ ſchrie Heinzmann wieder, „ſeid nicht unvernünftig! Der alte ſchwächliche Machol hat ſicher keine Hand an das Bild gelegt. Faßt keinen Groll gegen ihn, ehe ihr etwas Gewiſſes erfahren habt. Ich will in dieſem Augenblick in die Fabrik und dem Geſchäftsführer alles Vorgefallene ſagen: ich will ihm von Euren Muthmaßungen ſprechen und zuſehen, was ich entdecken kann. Bleibt hier, ich bin bald wieder zurück!“

Da trat ein Mann dicht vor Heinzmann hin, der eine beſtimmtere Ausſage that als Brenzler, und die man mit Fug und Recht eine Zeugenſchaft nennen durfte.

„Ich kam des Weges mit meinen Hühnern und meiner Laterne, ſah an der Kirchhofmauer einen Menſchen, gleichſam wie ſich hinter einer breiten Linde verſteckend, leuchtete hin und erkannte den alten Machol. ‚Na, was macht Ihr denn noch hier?‘ rief ich ihm zu, und ging meines Weges weiter, weil ich nichts Böſes ahnte.“

Alles war ruhig; Heinzmann ſelbſt war nicht im Stande etwas anzurathen. Man ſchien zu überlegen, zu bedenken, zu brüten. Es war Windſtille nach dem Brauſen eingetreten, das den Sturm verkündete, der nun bald losbrechen ſollte. Auch der aufgeregteſten Gemüther hatte ſich eine augenblickliche Befriedigung bemächtigt. Man verlief ſich zum Theil. Sie ſchlenderten in einzelnen Gruppen ihren Häuſern zu, einen Imbiß zu nehmen. Hie und da blieben ſie ſtehen, als ob etwas zu berathen wäre. Während die ſich entfernten, kamen andere wieder zurück; leer wurde jetzt der Platz nicht mehr. Ulrich ſaß ſtumm vor ſich hinſtarrend auf einem Stein. Clara ſtand ihm, bleich wie Marmor, zur Seite; ſie dachte ihrer ſeligen Mutter, ihrer Schweſter, ihrer Kinderjahre, Iſidor's; ſie zieh ſich der Sünde, ſo gleichgültig und zufrieden dahin gelebt zu haben, während ihr heiligſtes Erbſtück ſteter Gefahr preisgegeben war. Ihr an Glück noch ſo armes junges Leben, fühlte wieder einmal tief die Schwere des Mißgeſchicks. Und der Armen „Tag“ war es, den ſie ſo freudig begrüßt hatte.

Während dies ſich zutrug, war die Botſchaft davon in die Fabrik gedrungen. Hirſchler durchwanderte die Säle und Packräume, um zu beobachten, ob ſich etwa eine beſondere Stimmung unter den Angeſtellten und Arbeitern bemerkbar mache; aber er entdeckte nichts, was ihm Unruhe oder Beſorgniß hätte einflößen können. Für die Nacht fürchtete er jedoch. Sollte er ſeine Leute bewaffnen, um nöthigenfalls Widerſtand zu leiſten? Sollte er Militär und Polizei aus der Stadt requiriren? Er mußte ein ſolches Aufſehen vor Allem vermeiden; das hieße einen Krawall provociren und die Verantwortlichkeit würde für ihn ſchwer in's Gewicht fallen, wenn es zum Blutvergießen käme. Machol hielt ſich in dem Zimmer Zehdeniker's, in das er bei nächtlicher Weile eingedrungen war, tief verſteckt. Er hatte, hinter einem Vorhang verborgen, auf die Straße geſchaut und die Bewegung unter dem Volke trieb ihm einen ſolchen Schrecken ein, daß er es nicht wagte, nach der Stadt zurückzukehren, um ſeiner kranken Gebieterin die Vollbringung ihres Auftrags und zugleich die bedrohlichen Aeußerungen in deren Gefolge mitzutheilen. Er hatte ſeinen „langen Tag“, denn er faſtete in ſeinem Verſtecke.

So war es bis gegen Abend geblieben. Um fünf Uhr packte Hirſchler ganz ruhig Wechſel, Papiere, Gold und andere wichtige Gegenſtände zuſammen, lud Alles mit eigenen Händen in Sitze und Taſchen eines Cabriolets, das in einem innern, rings verſchloſſenen Hofe der

Gebäulichkeiten, angeſchirrt ſtand, um es ſelbſt nach der Stadt zu kutſchiren. Er hätte fünf von den chriſtlichen Commis beauftragt, muthvolle junge Männer, ihm von einer halben Stunde zur andern Nachricht von den Vorfällen, die ſich etwa zutragen könnten, zu überbringen und wollte dann mit einbrechender Dunkelheit nebſt Polizei und Militär, erforderlichen Falles, heranrücken. Vorerſt das Geld in Sicherheit; das andere ſollte ſich dann je nach den Umſtänden finden. So war ſein Plan. Er ſelbſt war wüthend über das, nach ſeiner Meinung, lächerliche Attentat und verwünſchte das alte Judenweib, wie er die Mutter ſeines Herrn und Prinzipals zu nennen ſich nicht ſcheuete, da er nur ſie und keinen andern dabei im Verdacht haben konnte.

Der ſchwer beängſtigte Machol hatte das Hin- und Hergehen Hirſchler's und ſeiner Vertrauten vernommen und endlich ſo viel Muth zuſammengerafft, in den Corridor zu ſchleichen, um zu ſehen, ob ſich vielleicht ein Weg zur Rettung für ihn zeige. Daß Hirſchler auf eine ſolche bedacht ſein würde, war ihm einleuchtend. Wie entſetzte er ſich aber, als er mit furchtbarer Kraft von zwei Armen, die ihn von hinten feſtpackten, zurückgehalten wurde. Es war Mendel Langnos, der ganz im gleichen Falle mit Machol ſich in einem großen Kaminloche verſteckt hielt und nun Speiſe und Trank von ihm begehrte, da er gewaltig von Hunger und Durſt geplagt wurde.

„Ich freſſ' Dich mit Stumpf und Stiel, Du treifener Halunk!“ rief der cyniſche Schuft, „wenn's Du mich nicht ſättigſt.“

Es war nicht möglich, daß Machol ſich dieſer Umarmung entwand, und unterdeß war das Cabriolet mit Hirſchler und den Schätzen durch ein Hinterpförtchen und auf einem Seitenwege zur Stadt gerollt.

Machol, dem die Gänge in der Villa genau bekannt waren, mußte ſich nun bequemen, mit ſeinem gräulichen Begleiter zur Stillung ſeines Hungers bis zu Hirſchler's verſchloſſenes Zimmer vorzudringen. Mendel, mit Dietrichen verſehen, erbrach die Thür, der gewiſſe Wandſchrank, in welchem Hirſchler die feinen Ingredienzen ſeines Frühſtücks aufbewahrte, wurde ebenfalls erbrochen. Der Inhalt war reich genug, um Mendel's nicht verwöhnten Geſchmack übermäßig zu befriedigen und auch Machol wurde verſucht, ſein unfreiwilliges Faſten zu brechen.

„Waih! das iſt mein Henkermahl!“ ſeufzte er dabei.

Bei Hirſchler's Ankunft in der Stadt ſtieg das Gerücht, wie ein Brodem aus dem Straßenpflaſter, daß ein Aufruhr, aus religiöſem Fanatismus, in Marienſtein ausgebrochen ſei. Alles wurde vergrößert, man erzählte ſich erſt leiſe, dann lauter, die haarſträubendſten Dinge. Es gebe den Juden an's Leben, eine ſicilianiſche Veſper, eine pariſer Bluthochzeit war langſam vorbereitet worden, ſeit der letzten Anweſenheit des Biſchofs. Der ultramontane Pfarrer habe das arme Volk aufgehetzt, und das wolle jetzt über Zehdeniker's volle Kaſſen herfallen.

In einer großen Stadt giebt es bekanntlich viele Müßiggänger und Tagediebe, auch unter den Vornehmen. Dieſe zählen juſt am meiſten von der Sorte. Daher ſehen wir denn auch Cabriolets und Reiter nach Marienſtein aufbrechen; Leute, die bei Zehdeniker oftmals zu Diners, Bällen und Raouts eingeladen wurden. Das Schickſal, das ſeinem Eigenthum bevorſtand, trieb ſie nicht an; nur der Skandal war es. Sie verſprachen ſich ein Schauſpiel zu ſehen; Emotionen zu erleben; und dem übermüthigen Juden, der es ihnen in Allem zuvorthat, ſollte ſein Recht widerfahren.

Als ſie in Marienſtein eintrafen, herrſchte bereits die vollſtändigſte Dunkelheit, und der erſte Act des traurigen Drama's hatte begonnen.

23.

Hirſchler konnte Frau Lea Zehdeniker nicht mehr ſprechen. Sie lag in hartem Kampfe, bereits beſinnungslos da, umgeben von ſieben Männern, die mit bedecktem Haupte und weißen Tüchern um die Schultern, ſich hin- und herſchaukelnd, ein dumpfes Geſumme hören ließen. Es waren die Beamten der ſtreng gläubigen Gemeinde, welche der Sterbenden Bußgebete vorſprachen, die ſie nicht mehr verſtehen konnte.

Der erſte Bote aus Marienſtein war gekommen und brachte nichts Ueberraſchendes. Die unruhige Bewegung war im Wachſen, die Haufen, die ſich vor den Fabrikgebäuden geſammelt hatten, wurden unbeweglicher; man ſchien etwas mit Sicherheit zu erwarten.

Die zweite Botſchaft langte an. Die ſämmtliche Dienerſchaft aus dem gräflichen Schloſſe hatte ſich eingeſtellt. Die Familie des Grafen war, wie dies alljährlich im Sommer zu geſchehen pflegte, ſchon längſt nach einer entfernten Beſitzung gereist. Der Bote wollte jedoch geſehen haben, daß der Inſpector Wein und Geld vertheilte.

Die nächſte Botſchaft lautete, daß fremdes Geſindel zuſtröme; zerriſſenes Volk; Straßenpöbel aus der Stadt, der Lieder plärrend heranzieht, und mit Jubel begrüßt wird. Aus der Maſſe erſchallten Schmähungen, drohende Rufe; dazwiſchen wurden die Fabrikarbeiter bei ihren Namen herausgerufen. Sie ſeien nicht mehr zurückzuhalten. Die Thore und Pforten waren geſchloſſen und barricadirt. Brenzler ſei aber dennoch an der Spitze eines wüthenden Haufens, unter dem wilden Schlachtgeſchrei Hep! Hep! eingedrungen, um die Kameraden zu befreien, wie er ſagte.

Als dieſer Bote anlangte, waren bereits Polizei und Militär nach Marienſtein unterwegs. Hirſchler und einige Herren von der Behörde begleiteten ſie. Unweit vom Orte erreichte ſie der letzte Bote. Unter Pfeifen und Brüllen waren alle Fenſter eingeworfen worden; die raſenden Haufen waren plündernd eingedrungen, was ſie nicht fortſchleppen konnten, wurde zertrümmert; wer ſich widerſetzte, ward niedergeſchlagen.

Als die Mannſchaft zur Stelle war, flammte die Lohe bereits zum Nachthimmel auf; Brenzler und ſeine Horde hatten einen Theil der Gebäude angezündet. Wildes Geheul durchdrang die Luft. Der alte, wackere

Heinzmann war, mit einer Wunde im Kopfe, nach Hauſe getragen worden. Sein Peter, der am Morgen ſo luſtig die Blumen herbeigefahren, lief laut heulend neben ſeinem Vater. Ulrich, der ſich Muth angetrunken hatte, ſtack mitten im wildeſten Gedränge. Einige Weiber warfen Steine; andere ſchrieen Verwünſchungen über die Juden herab; noch andere weinten und ſchluchzten und rangen die Hände. Clara war, als der Streit ſo wild zu werden begann, zuerſt nach dem Pfarrhaus gelaufen. Sie meinte, der Pfarrer müßte mit Friedensworten etwas ausrichten können; ſeine ehrwürdige Perſon, die von Allen ſo ſehr geliebt wurde, müßte allein ſchon die Tobenden zur Beſinnung führen. Sie fand das Pfarrhaus aber verſchloſſen. Der Pfarrer war freilich dort, wo Clara ihn ſehen wollte; ja noch mehr, er war in der Villa Zehdeniker's ſelbſt, um dieſen koſtbarſten Theil der Gebäude vor gänzlicher Zerſtörung zu ſchützen. Aber vergebens ſtellte er ſein theures Leben der Gefahr bloß; vergebens war ſeine Abwehr, ſeine Warnung; er hatte Elemente gegen ſich, die der fromme Prieſter nicht kannte; entartete Menſchen, die ihn nie, die er nie geſehen hatte und ſeine ſtille Chriſtengemeinde war fortgeriſſen in dem wilden Strom fremder unreiner Begierden des ungezügelten Haſſes und der unerſättlichen Raubgier.

Vergebens rief Clara ihrer mütterlichen Freundin. Urſula war zu ihrer Sicherheit in das gräfliche Schloß geflohen. Sie kehrte nach dieſen vergeblichen Anſtrengungen auf den Kampfplatz zurück, um verzweiflungsvoll ihren Vater zu ſuchen.

Hier hatte ſich indeſſen die Scene verändert. Das Militär war aufmarſchirt, Schüſſe knallten und die Maſſen zerſtoben nach allen Richtungen. Mehrere Verwundete lagen am Boden. Die bewaffnete Macht riß ſie wild in die Höhe und führte ſie fort. Clara erblickte unter dieſen ihren Vater. Eine kleine Abtheilung von Polizeimännern eſcortirte ſie nach der Stadt. Das unglückliche Mädchen fragte, was man mit den Gefangenen vorhabe.

„Vorerſt in's Polizeigefängniß," lautete die barſche Antwort, „dann in's Zuchthaus." —

Clara folgte den Gefangenen, unbeſtimmt in ihren Erwartungen und Hoffnungen; ungewiß über das, was ſie zunächſt ergreifen ſollte.

Die ganze Meuterei war in ein paar Stunden zu Ende.

24.

Clara war eine Strecke der Eſkorte gefolgt. Ihre Blicke waren ſtets auf die Gefangenen gerichtet, in deren Mitte ſie ihren Vater wußte. Ihn ſelbſt glaubte ſie an einem weißen Tuche zu erkennen, das eine mitleidige Hand um ſeine Kopfwunde gebunden hatte und das durch die Nacht zu ihr hinleuchtete. Aber plötzlich verließen ſie die Kräfte und ſie ſank auf einen Stein am Wege faſt bewußtlos nieder. Sie bemerkte es nicht, daß etwas neben ihr im Gebüſch leiſe ächzte und ſtöhnte. Ihr ſchwindendes Bewußtſein verrann in das Bild jener wilden Zigeunerin, die vor dem Muttergottesbild ausgeſpuckt hatte und von den wüthenden Bauern verfolgt wurde. Das Bild — ſie hatte es einſt bei der Wallfahrt tief im Gebirg an der Seite ihres Vaters ſelbſt erlebt! Nun kam ſie ſich wie jenes abſcheuliche Weib vor. Sie hatte es ja ruhig mit angeſehen, daß das Bild Maria's mit dem Kinde auf dem Arme, den Läſterern preisgegeben ward.

Da ergriff eine eiskalte Hand die ihrige und erweckte ſie aus der Betäubung. Eine leiſe, zitternde Stimme ſprach zu ihr:

„Sei menſchlich und führe mich. Ich will auch in die Stadt!“

Ein alter Mann, in blutigen, zerriſſenen Kleidern ſtand neben ihr. Im erſten Augenblick ſprang ſie entſetzt auf, dann aber bekam ihre ruhige Feſtigkeit wieder die Oberhand; ſie hieß den Unglücklichen ſich auf ihren Arm ſtützen und Beide beſchleunigten, von der innern Angſt getrieben, ihre Schritte, keines Wortes weiter mächtig.

Nicht Clara, ſondern der, den ſie geleitete, gab ihrem Wege die Richtung. Er entzog ſich jeglicher Begegnung und wählte die abgelegenſten Gäßchen, wo zu dieſer ſpäten Abendſtunde ſchon alles Leben aufgehört hatte. Dann ſtanden ſie mit einem Mal auf einem großen Platz, der von mehreren Laternen erhellt war. Gegenüber lag Zehdeniker's prächtiges Hotel; die ganze Breite der Fronte zeigte nur einen trüben Lichtſchimmer, der aus zwei, wie es ſchien, mit dichten Vorhängen verhüllten Fenſtern ſich bemerkbar machte. Es war das Sterbezimmer Lea's.

„Ich danke Dir für Deine Liebe,“ ſagte der blutende Greis an ihrer Seite, „hier bin ich zu Haus. Ich werd' es Dir nie vergeſſen.“

Er ſchwankte allein fort; es war Machol, den ſie geführt hatte.

Clara ſtand auf dem weiten Platze. Wo ſollte ſie hin? Da fiel ihr endlich ein, daß ihre Schweſter hier wohne. Allein hätte ſie ſich nicht zurecht gefunden. Zehdeniker's Hotel gegenüber; das Eckhaus. Sie beſann ſich jetzt genau, wie ſie mit ihrem Vater dort geweſen war. Bei der Schweſter wollte ſie übernachten und mit ihr berathen, wie der Vater zu retten ſei.

Als ſie hinaufgegangen war, trat ihr ein Mädchen entgegen und ſah ſie mißtrauiſch an. Der ſpäte Gaſt konnte wohl Mißtrauen erwecken, ſo verſtört ſah er aus, ſo unordentlich war ſein Anzug. „Das Fräulein ſei noch nicht zu Haus,“ hieß es, „das Theater dauere lange und ſie möchte morgen wiederkommen.“ Mit dieſem kalten Beſcheide ſah ſie ſich zwar für jetzt abgewieſen; aber von der Schweſter konnte ſie dennoch Theilnahme hoffen. „Sie wollte warten, bis ſie komme,“ ſagte ſie. „Das könnte ſie draußen auf der Treppe thun,“ erwiderte das Mädchen patzig, „aber das würde ihr doch nichts helfen.“ Dabei warf es die Glasthür zu und verſchloß ſie.

Clara ging fort und ſetzte ſich auf einen Stein, der am Thorweg eines Nachbarhauſes zur Abwehr der Wagen angebracht war, ihre Augen feſt auf die Wohnung ihrer Schweſter gerichtet. Es hatte bereits zehn geſchlagen;

unten an dem Platze, wo ein hohes Gebäude mit einem Säulenportale ſich zeigte, fing es an, ſich zu regen. Lautes Rufen, Lichter, Wagengeraſſel durchbrach die Stille. Die arme Clara ſchauerte zuſammen; ſie glaubte wieder jenen wilden Lärm des Aufruhrs zu hören und verſtand nicht, daß nun die große Oper beendigt war, die ein entzücktes Publicum angenehm beſchäftigt hatte, während in dem nahen Marienſtein die ſchrecklichſten Gräuel gewüthet hatten.

Die aus dem Theater nach Hauſe Kehrenden ergoſſen ſich nach allen Seiten in die verſchiedenen Straßen, die auf den Platz ausmündeten. Auch an Clara gingen einige vorüber, die ſie für eine Bettlerin halten mochten, um die ſie ſich aber nicht bekümmerten, weil ſie Niemand anſprach.

Jetzt kamen drüben zwei Damen, von mehreren Herrn begleitet, heiter und laut ſchwatzend einher. Clara glaubte die Stimme ihrer Schweſter zu erkennen. Es war in der That Agnes, die an jenem Abend nicht geſpielt hatte, ſondern unter den Zuſchauern geweſen war in Geſellſchaft ihrer Hausfrau, der Wittwe des Gerichtsaſſeſſors Aeugelein, ihres Sohnes, der Auditor bei'm Leibregimente war, und noch einiger jungen Leute, die ſich an der Hausthür verabſchiedeten.

Als Clara die Aeugelein und den jungen Mann in Uniform mit Agnes in ihre Wohnung hinaufgehen ſah, fragte ſie ſich: „Kann ich mich da wohl heute noch zeigen, ſo wie ich hier bin?“ Und neue Sorge erfüllte ſie, wo ſie die Nacht zubringen ſollte. Sie ſchrack heftig zuſammen, als einer der jungen Herrn, die Agnes begleitet hatten, auf den Thorweg zuſchritt, vor ihr ſtehen blieb, ſich zu ihr bückte und erſtaunt aufſchrie:

„Clarinette, das biſt ja Du! Wie kommſt denn Du hierher?“

Als ſie in dem Frager den jungen Grafen Oscar von Marienſtein erkannt hatte, ſagte ſie, daß ſie ein Obdach ſuche, ſterbensmatt ſei und am andern Morgen Alles erzählen wolle. Heute möge er ſie verſchonen.

„Willſt Du nicht zu Deiner Schweſter?“ fragte Oscar.

Sie antwortete kurz: „Nein.“

„Ich kann Dir in der That nicht zureden,“ ſprach der junge Graf. „Aber was wäre da zu thun? In ein großes Hotel kann ich Dich nicht bringen, in ein kleines noch weniger, das würde ausſehen —“

Clara unterbrach ihn: „ſo bleib' ich hier ſitzen.“

„Das geht auch nicht an, Du könnteſt Unannehmlichkeiten erfahren. Aber höre, Clarinette! Ein Vorſchlag — es klingt zwar verflucht naiv — willſt Du bei mir übernachten?“

Clara erhob ſich von dem Stein, auf dem ſie noch immer geſeſſen und ſagte ernſt: „Bei Ihnen, Oscar? Wie ging das an?“

„Ganz einfach. Ich habe zwei ſchöne Zimmer. Das eine überlaſſe ich Dir. Ich wohne bei vortrefflichen Leuten und genieße eines ſehr ehrbaren Rufes. Man wird nichts Böſes davon denken.“

Clara verſtand nicht was er ſagte. Sie fühlte ſich ſo unglücklich, daß ſie hätte ſterben mögen; aber ſie fühlte zugleich, daß ſie leben müſſe für ihren Vater, leben müſſe, um den Frevel zu ſühnen, und daß es dazu der Kraft bedürfe, einer ſtarken Kraft, wie ſie Gott in ihre unſchuldige und aufopferungsfähige Seele gelegt hatte.

„Ich danke Ihnen,“ ſprach ſie, „und nehme ihr Anerbieten an.“

Sie folgte ihm; er ſchloß das erſte Zimmer auf und führte ſie in das zweite. Dann breitete er Decken über den Divan, legte einen Pelz darauf, ſtellte eine Kerze, Waſſerflaſche und Glas auf einen Tiſch und ſagte:

„Gute Nacht, liebe Clarinette! Morgen, wann Du ausgeſchlafen, will ich Alles von Dir hören und dann werden wir als alte Freunde berathſchlagen, was ferner zu thun ſei. Schlafe ſanft! Der Schlüſſel ſteckt im Schloß; Du kannſt von inwendig zuſchließen.“

Damit zog er ſich in ſein Zimmer zurück.

Clara warf ſich auf die Kniee und betete.

„Unſere Hoffnung iſt der Baum des Lebens,“ dieſer Worte des guten Pfarrers gedachte ſie in ihrem Flehen, „was auch dem Gerechten begegnen mag, er wird ſich nicht betrüben —“

Sie ſeufzte und ihre Gedanken verirrten ſich. Sie meinte, ſie dürfe ſich nicht mehr zu den Gerechten zählen.

„Meine Kraft iſt gebrochen!“ rief ſie weinend aus; ann ſann ſie weiter, ſtill, in ſich verſenkt.

„Gott, der die Thränen ſendet, ſendet auch die Freude. Alles, was von ihm kommt, müſſen wir dankend empfangen. Heilige Clara, meine heilige erhabene Schutzfrau, ich gelobe Dir, ſtets Deines Beiſpiels eingedenk zu ſein. Sei Du mein Schild! Wie Du, ſo will auch ich auf Chriſtus vertrauen und kein Unglück wird mir begegnen!“

Ein warmer Wohlduft entſtieg dieſem Stoßſeufzer und umfing mit linder Stärkung das verzagende Gemüth der gläubigen Jungfrau. Sie ſtand ſchnell auf, machte das Kreuz, ſprach den Abendſegen und legte ſich zur Ruhe. Ein ſanfter Schlaf ſenkte ſich, wie ein Engel aus der Höhe, auf ſie herab. —

In dem prächtigen Schlafkabinet der alten Lea Zehdeniker ſah es traurig aus. Die Spiegel waren verhängt; eine Wachskerze brannte trüb in einem Leuchter, der auf dem Boden ſtand. Sieben Männer, deren Röcke einen friſchen Riß oben am Halſe zeigten und deren Köpfe mit Aſche beſtreut waren, kauerten neben der Kerze, ihre leiſen Gebete murmelnd; und auf einer dünnen Strohſchütte lag ein Leichnam, der zugedeckt war.

◆

Clarinette.

Von

August Lewald.

II.

Clarinette.

Von

Auguſt Lewald.

II.

> Adel ſtammt von Tugend.
>
> Altes Sprichwort.

◆

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1863.

Universitäts-
Tübingen
Bibliothek

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

1.

Clara erwachte aus einem tiefen, traumleeren Schlafe, der natürlichen Folge vollſtändiger Erſchöpfung. Im erſten Momente wähnte ſie in ihrem Bette zu liegen; in dem düſtern Winkel des Kämmerchens, neben der Wohnſtube. Als ſie die Augen aufſchlug und ſich in dem großen lichten Raume ſah, konnte ſie ſich nicht ſogleich zurechtfinden; aber bald traten die Scenen des geſtrigen Abends ihr vor die Erinnerung, und eine entſetzliche Angſt befiel ſie.

Sie ſprang auf: ein großer Spiegel glänzte an der gegenüberliegenden Wand und zeigte ihr das häßliche Bild der Zerſtörung in ihrem Aeußern, zu der ſich der lebhafte Ausdruck der innern Seelenpein geſellte. Obgleich ſie von aller Eitelkeit frei war, ſo ward ſie doch, wie ſie ſich ſo im Spiegel anſchaute, auf das heftigſte davon ergriffen, und begann ihre Haare zu ordnen und ihre Kleidungsſtücke zu ziehen und zu glätten, um ſich ohne Aufſehen zu erregen, unter Menſchen wieder zeigen zu können. Während dieſes Geſchäfts überdachte ſie, was ſie nun zunächſt beginnen ſolle. Zuerſt wollte ſie bei Agnes einen kurzen Beſuch abſtatten; ſie wollte ihr alles erzählen, was ſich zugetragen, und ſie dann auffordern, ihr den Weg anzuweiſen, um über das Schickſal des

Vaters Auskunft zu erhalten. Sie meinte, Agnes könne das durch ihre Bekanntſchaften in der vornehmen Welt wohl ermitteln. Dann hoffte ſie den Vater, wenn er noch gefangen ſäße, beſuchen und tröſten zu dürfen, und war dieß geſchehen, ſo wollte ſie nach Marienſtein zurück, und das Weitere erwarten, wie der liebe Gott es fügen würde. Wie hätte wohl ein anderer Plan für die nächſte Zukunft in dem klaren und ſtandhaften Gemüthe des Mädchens entſtehen ſollen? Es war gewiß das natürlichſte und verſtändigſte was ſich ihr darbot. Als ſie ſich's gehörig überlegt und im Kopfe geordnet hatte, war ſie auch mit ihrem Aeußern fertig, die letzte Falte der Schürze war ſchön geglättet; ſie ſtand noch ſinnend da, als an der Thüre leis geklopft wurde; ein — zweimal — und dazu die Worte:

„Du biſt auf, Clara, ich ſeh' Dich durch's Schlüſſelloch. Oeffne die Thür, der Kaffee erwartet Dich.“

Sie öffnete und Oscar trat in's Zimmer.

„Von gutem Adel, aber ſchlechter Bedienung!“ ſagte er lachend, indem er nach und nach Taſſen und Gläſer, Waſſerflaſche, Kaffeekanne, Kuchen und alles übrige hereintrug, um die Erlaubniß bat, ſeine Cigarre weiter rauchen zu dürfen, ſich breit in den Lehnſtuhl pflanzte, einſchenkte, und die Taſſe mit Zierlichkeit Clara präſentirte.

„Nun, ſo ſetz' Dich doch und frühſtücke, man kann ja dabei auch ſprechen, was man zu ſprechen hat,“ ſagte er, ihr den andern Fauteuil zum Tiſch rückend.

Clara ſetzte ſich aber nicht und ſagte ihm kurzen Dank für ihre Beherbergung und daß ſie nunmehr nichts angelegentlicheres zu thun habe, als nach ihrem Vater zu forſchen.

Oscar machte ihr bemerklich, daß ihr das nicht ſo leicht werden würde. Er aber habe ſich bereits bei einem Freunde deßhalb erkundigt, dem die Unterſuchung überwieſen ſei, und dieſer glaube, daß ihr Vater ſogleich nach dem erſten Verhör in Freiheit geſetzt werde, da er nur im allgemeinen Getümmel gleich vielen Andern mit ergriffen ſei, und an der Meuterei keinen Antheil habe, wie ſich bereits herausſtelle. Die ſchwere Beſtrafung würde nur die Rädelsführer treffen, die man kenne, und unter denen vor allen Andern ein grundſchlechtes Subject, Namens Brenzler, den er ſelbſt in Marienſtein oft geſehen, ſich befinde. Dann glaube er, daß der Jude ſchlecht wegkommen würde, durch deſſen Halsſtarrigkeit der ganze höchſt widerwärtige Handel entſtanden ſei.

Clara hatte Oscar mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Sie glaubte ihm. Es mußte ſich ja bald zeigen, ob der Vater frei komme, oder nicht. Hierauf dankte ſie Oscar nochmals, dießmal recht freundlich, und ſagte ihm, ſie wolle nur auf einen Sprung zu Agnes hinüber, und dann zu Heinzmanns nach Marienſtein, den Vater erwarten.

„Liebe Clarinette,“ ſagte Oscar mit ſehr ernſter Miene, „das hört ſich leicht an, und ſcheint, oberflächlich betrachtet, auch recht vernünftig, aber in der That iſt es beides nicht. Zu einem Marterthum biſt Du wahrlich noch nicht reif, und was Du, armes Kind, bis jetzt zu leiden gehabt, mag Dir vom lieben Gott an guten Stunden zugelegt werden. Unſer Leben iſt kein Roman, in den wir ſelbſt, mit eigener Hand, die trübſeligſten Verwickelungen hineinflechten ſollen. Es iſt nichts leichter, als ſich in unangenehme Lagen und fatale Abenteuer zu bringen; aber ſich ſelbſt auf ſolche Weiſe zum Helden einer Schauergeſchichte zu machen, iſt Unſinn. Completer Unſinn! Wir wollen das Ding anders angreifen. Es freut mich, daß Du ſo gelaſſen zuhörſt, Clarinette, Du biſt verſtändig und wirſt alles begreifen. Ich muthe Dir weder raffinirte Liſt zu, noch weniger beſondere Kräfte und Leidenſchaften in Ausführung zu ſetzen. Ich kenne Dich. Das, was ich Dir vorſchlage, iſt der für Dich natürlichſte Weg, den Du zu wählen haſt.

„Sie beunruhigen mich nicht wenig, Oscar,“ ſagte Clara. „Die Umſchweife, die Sie nehmen zu müſſen glauben, um Ihren Vorſchlag mir einleuchtend zu machen, ſcheinen mir nicht auf etwas Natürliches, was ſich von ſelbſt verſtände, hinzudeuten.“

„Nun gut, ſo will ich's ganz kurz ſagen: nach Marienſtein ſollſt und darfſt Du jetzt nicht zurück.“ —

„Nicht zurück? Und weßhalb nicht? Iſt es nicht meine Heimath?“

„Arme Clarinette! Deine Heimath! Und was erwartet Dich dort? Wen haſt Du? Wer nimmt ſich Deiner an? Kein Menſch. In der Fremde hingegen wird Deine Lage Mitgefühl erregen. Man wird es anerkennen, ja hoch Dir anrechnen, daß Du trotz der Armuth und des Unglücks muthig geblieben biſt, auf Gott vertrauend, ehrlich und rein. Daß Du auf den Himmel bauend Deinen Weg antrateſt in die weite Welt, auf gute Menſchen rechnend, die ſich Deiner annehmen. Du wirſt ſie finden, ſei getroſt! Und ſie werden es Dir danken, daß Du ihnen vertrauen wollteſt.“

„Soll ich denn alſo zu Agnes, bis ich die guten Menſchen aufgefunden haben werde, die ich ſuche?“

„Auch nicht zu Agnes,“ ſagte Oscar raſch. „Nein, bei'm Himmel nicht.“

„Wo ſoll ich denn aber bleiben?“ fragte ſie und ſetzte mit einem bitteren Lächeln hinzu: „Doch nicht etwa hier?

„Nicht ſo, Clarinette. Der erſte Freund Deiner Jugend reicht Dir die treue Hand; er achtet Dich zu ſehr, um an einen ähnlichen Vorſchlag zu denken. Ich kann Dir nicht ſagen, daß der, den ich Dir machen will, beſonders reizend ausſchaut. Wie Du jetzt daſtehſt, iſt Dein Loos, in irgend einen Dienſt zu treten. Dienen! Weißt Du was das heißt, meine liebe Seele? Sich in Anderer Launen fügen, ſich in ihre Gedanken ſo hinein denken, daß man gar keine eigenen mehr haben darf, daß man ſich aufgiebt, um ganz in eine andere Perſon über- und aufzugehen. Es iſt ſehr ſchlimm, ſehr hart, und doch bleibt Dir nichts anderes übrig.

„Es iſt das Loos, das mir die Armuth auferlegt. Ich habe es lange überlegt und nur der Gedanke, meinen alten Vater nicht zu verlaſſen —“

„Für Deinen Vater iſt geſorgt, er geht — wenn er Dich nicht mehr hat — zu Agnes, da wird er's beſſer haben.“

„Und Agnes? Iſt ſie nicht meine Schweſter? Wird ſie mich nicht aufnehmen, wenn ich komme?“

„Sie wird es. Aber kennſt Du denn Agnes?“

„Welche Frage! Wie mich ſelbſt.“

„Willſt Du auch zum Theater gehen?“

„Nein. Aber wenn ich ſchon dienen muß — ſo diene ich doch am liebſten bei der Schweſter.“

„Armes Kind, wo denkſt Du hin? Ich fragte Dich vorhin, ob Du denn wohl Agnes kennſt. Sie iſt nicht mehr das heitere, überſprudelnde, leichtfertige Weſen wie ehedem, das wohl ſeine Launen hatte, aber mit dem immerhin auszukommen war. Sie kann nichts dafür, daß ſie complet umgewandelt iſt; das muß man der Luft zuſchreiben, in welcher ſie lebt und ſich bewegt. Sie war ein unerfahrenes Kind, als ſie ſich hieher verſetzt ſah. Nichts als Beifall und Schmeichelei, nichts als Scherz und Zerſtreuung umgab ſie. Sie ſah viele Männer, ſie glaubte einige davon näher kennen zu lernen; es waren alte und junge; vornehme Herren und luſtige Bürſchchen; aber in keinem einzigen wird es ihr gelungen ſein, ein wahres Gefühl zu entdecken, eine tiefere Regung des Herzens zu erlauſchen. Alles war augenblicklich, oberflächlich, nur für die Luſt eines Abends, der ſich ſchon manchmal bis zum Morgen erſtreckte. War die Schminke abgewiſcht, ſo war die Komödie aus. Am andern Tag ſtand man mit ſchwerem Kopfe auf und erwartete den Abend mit einem leichten, um das Leben von geſtern wieder zu beginnen. Wer wollte auf Agnes die Schuld ſchieben! Das macht ſich im Theaterleben ganz von ſelbſt. Sie hat keinen Schritt zuerſt gethan; ſie hat Keinem gerufen, ihr Geſchenke zu machen, ihr Huldigungen darzubringen, ſich ihrer anzunehmen — etwa gar für ſie ſich zu opfern. Keineswegs! Sie hat Niemand ein ernſtes Verſprechen abgenommen, das ihn für ſeine Zukunft bände; ſie weiß bereits, daß ſo etwas keinen Glauben verdient. Sie hat in kurzer Zeit ihre Schule gemacht. Mit einem Wort: wenn einer ihrer Anbeter ſagte, daß er zu ihren Füßen ſich den Tod geben wolle — weißt Du, was ſie thäte? — Sie würde ſich lachend von ihm wegwenden und ihn liegen laſſen. Das macht: ſie hat keinen Glauben an die Männer, wie ſie ſie kennt. Aber wahrhaftig! Das giebt Niemand ein Recht, ſie eine berechnende Kokette zu ſchimpfen. Sie kann nicht dafür, daß ſie ſo iſt."

Oscar war ſehr bewegt, als er dies ſagte. Man ſah es ihm an, ſein Herz hatte die Farben zu dieſer Schilderung gemiſcht.

Clara führte die Hand zu ihrer heißen Stirne und konnte nur die Worte hervorbringen: „Das iſt ſchrecklich!"

„Und zu Agnes wollteſt Du gehen? Zu ihrer Dienerin Dich herabwürdigen? Ihren Eigenſinn ertragen, ihren Launen unterthänig ſein? Draußen ihrer Befehle harrend ſtehn und drinnen das Kichern und Gläſerklirren hören? Stehen, bis ein Zug an der Glocke deine Dienſte verlangt?"

„Das würde ich freilich, denn ich könnte nicht zugegen ſein in ſolcher Geſellſchaft, ſelbſt wenn die Schweſter es mir geſtattete. Aber meine Gegenwart würde ihr Zwang auferlegen; ſie würde ſie endlich dahin bringen, einen andern Weg einzuſchlagen."

„O über den weiſen Mentor, in der Geſtalt einer jüngern Schweſter, die ſo eben vom Dorfe kommt und um Gottes Willen eine Aufnahme erbettelt! Wäre es denn wohl etwas anderes? Sie braucht Deine Dienſte nicht. Sie hat Dich nie darum gebeten. Für Geld bekommt man Leute; Leute, wie Agnes ſie braucht. Heiter, zuvorkommend, gefällig; die ſich für den Fußtritt, den ſie erhalten, ſchon ſchadlos zu halten wiſſen. Deine ernſte, trübe Geſtalt, meine gute Clarinette, würde der Schweſter erſt beſchwerlich, dann unleidlich werden; ſie ſchickte Dich fort und Du könnteſt an trüben Erfahrungen reicher, den Weg nach Marienſtein ſuchen. Du würdeſt dann troſtloſer ſein als jetzt.“

„Aber ſehen muß ich ſie — ich will ſie ſprechen —“

„Das ſollſt Du. Doch vorerſt höre meinen Plan. Der wird ſich beſſer für Dich ſchicken. Ich habe mir Alles wohl überlegt. Nur ein Weg führt zum dauerhaften Glück: das iſt der Weg der Tugend.“

„Gott wird mich ihn finden laſſen.“

„Gott zeigt den Menſchen viele Wege; aber den rechten zu finden, überläßt er ihnen. Dazu gab er uns den Verſtand. Ich will Dir das Heiligthum der Tugend öffnen; das reinſte, das ſich noch in dieſer ſchnöden großen Welt der Hauptſtadt bisher unentweiht erhalten hat. Es freut mich, daß Du mich ſo groß anſiehſt und ſo aufmerkſam zuhörſt.“

„Sprechen Sie — nicht wahr? Sie können mich nicht zum Beſten haben, Oscar?“

„Um Dir jeden Zweifel zu benehmen, muß ich Dir zuvor eine kurze Schilderung meiner Tante entwerfen, zu welcher ich Dich bringen will.

Sie iſt die Schweſter meiner Mutter und gehört mithin dem älteſten Adel des Landes. Sie war in ihrer Jugend eine Zierde des Hofes. Ihre Schönheit kam ihrer Geburt gleich; ihrer Tugend entſprach der beſte Ruf, den ſie genoß. Auch die klatſchhafteſte Scheelſucht wagte es nicht meine Tante zu verunglimpfen. Ihrer Reinheit wegen, hatte ſie von der höchſtſeligen Fürſtin, die, ſelbſt ein Muſterbild hoher Tugend, ſie innig liebte, den zärtlichen Beinamen „das Hermelinchen“ erhalten. Sie war auch wirklich von außen ſo weiß wie von innen: die zarteſte Blondine, die ſich denken läßt. Mitten in den rauſchendſten Zerſtreuungen war ſie ſtets ernſt; ſie ſuchte die Einſamkeit; ſie war fromm bis zur tiefſten Andacht. Eine unerklärliche Erſcheinung im bewegteſten Hofleben. Aber man konnte ſie nicht ergründen. Man hielt ſie für ſtolz; denn es zeigte ſich etwas Königliches in ihrem Weſen. Aber ſo war es nicht. Meine geliebte Mutter, als ſie noch lebte, ſagte oft, wann die Tante uns beſucht hatte: „meine Schweſter iſt nicht von dieſer Welt. Da lebt ſie hin am glänzendſten Hofe, nimmt an nichts ihren Theil und denkt an die Welt, die jenſeits dieſes Hofes liegt und deren Freuden ſie ſich erringen will.“

Oscar ſchwieg; dann fragte er nach einer Pauſe: „Nun, was meinſt Du dazu, Clarinette?“

„Was ſoll ich ſagen? Die Tante gefällt mir. Ich wollte ſie kennen, wenn es anginge.“

„Du ſollſt ſie kennen. Ich bringe Dich noch heute zu ihr. Sie war nie verheirathet und iſt Stiftsdame geworden. Chanoinesse, verſtehſt Du? Ein vornehmes Wort. Die Tante führt in ihrem alten Hotel ein ſtilles Leben, fern von den Zerſtreuungen der großen Welt, allein dennoch im regen Umgang mit Damen und Herren, wie es nicht anders in ihrer Stellung ſein kann. Der Platz iſt für Dich wie gemacht. Du wirſt dort eine angemeſſene liebevolle Behandlung finden; Du wirſt auf Tritt und Schritt den Spuren chriſtlicher Nächſtenliebe begegnen; Du wirſt den Segen katholiſchen Lebens athmen, der in unſerer Familie über Alles geſucht und hochgehalten wird; und dabei dennoch, ohne allen Zwang, ganz von ſelbſt, Eindrücke empfangen, Lehren erhalten, wie ſie nur die große Welt darzubieten im Stande iſt. Mit den gewonnenen Anſchauungen kannſt Du dann unbeſorgt in das Leben treten, unbeirrt jeden ſich Dir darbietenden Weg verfolgen; Du wirſt ſicher ſein, Dich in jeder Lage zurecht zu finden. Dies iſt der Plan, den ich für Dich erſonnen, und nun frage ich Dich, ob Du damit zufrieden biſt, daß ich mit der Tante ſpreche?"

Clara hatte ſich ſchon beſonnen, während er noch ſprach. Die Ausſicht, die ſich ihr öffnete, war ſo überraſchend, daß ſie nicht Nein ſagen konnte.

„Und Ihre Frau Tante würde wirklich mich dummes, in den Geſchäften eines ſo vornehmen Hauſes ganz unerfahrenes Mädchen, in ihren Dienſt nehmen wollen?" fragte ſie.

„Sie wird es. Und dann iſt der Haushalt der alten Dame der einfachſte von der Welt. Und dann hat ſie eine ſehr gewandte und in allen Dingen bewanderte Kammerfrau, die Dir Anleitung geben wird. Bei dieſer wirſt Du Dich ſchon einſchmeicheln müſſen. Doch das findet ſich; Du biſt ja klug. Und dann biſt Du ja geſchickt in allerlei Handarbeit und was Du nicht kannſt, das ſiehſt Du ab, das lernſt Du. Und dann lieſt Du der gnädigen Tante vor, wenn ſie's haben will, ſingſt ihr ein ſchönes Lied mit Deiner hellen Stimme und klimperſt auf dem Klavier irgend ein Stückchen, das ſie erheitert. Du begleiteſt ſie auch wohl in die Meſſe, wenn ſie hinfährt, legſt ihr den Teppich zum Betſchemel und giebſt ihr das Buch. Ihr paßt gewiß gut zuſammen. Ich ſeh' es kommen, daß Ihr Euch bald lieb gewinnt und für's Leben nicht mehr von einander laſſet. Ich glaube, daß Dein Glück gemacht iſt. Ja, der liebe Gott zeigt uns die Wege, aber wir Menſchen müſſen den rechten wählen."

„Das können wir nur, wenn uns ein ſo lieber, verſtändiger und wohlmeinender Freund zur Seite ſteht," ſprach Clara gerührt, und eine dankbare Thräne glänzte in ihrem blauen Auge, das ſie auf den jungen Grafen richtete.

„Aber weißt Du, daß es ſpät geworden iſt?" rief dieſer, auf die Uhr ſehend. Ich muß einen Fiaker nehmen und ſchnell zur Tante, wenn ich ſie noch ein halb Stündchen allein haben will, um ſie Dir zu gewinnen. Nachher kommen die Beſuche und der Tag wäre verloren. Ich verlaſſe Dich alſo. In einer Stunde hoffe ich wieder zurück zu ſein, um alles weiter mit Dir zu beſprechen. Aber — Du mußt jetzt etwas frühſtücken. Der Kaffee iſt kalt geworden — ich werde warmen heraufbringen laſſen. Das Kaffeehaus iſt unten.“

„Ich danke,“ ſprach das Mädchen, dem die ſeltſame Situation, in der es ſich für den Augenblick bei dem jungen Menſchen befand, denn doch beängſtigend war und nur auf ſein wiederholtes Drängen nahm ſie ein Stückchen Kuchen an.

„Nun?“ rief er ſcherzend, „Du wirſt doch nicht verhungern wollen?“

Sie biß hinein und er ſprang lachend zur Thür hinaus.

„Gottlob, nun kann ich beruhigt gehen! Auf Wiederſehen!“

Als Clara allein war, legte ſie den Kuchen aus der Hand und kniete vor einem ſchönen Kruzifix aus Elfenbein in heißem Gebete nieder. Der Hunger ihrer Seele war ſtärker, als der körperliche. —

2.

„Man muß eine Fertigkeit im Glauben haben,“ ſagt Pascal, „ſo daß wir ohne äußere Gewalt, ohne Kunſt, ohne Argument glauben und alle unſere Kräfte nach dieſem Glauben hingezogen fühlen und unſere Seele ganz natürlich dahin gelenkt wird.“ Eine ſolche Fertigkeit beſitzen wahrhaft fromme Gemüther. Angſt, Kummer, Zweifel, ebenſo wie Freude, Dank, Hoffnung; alles treibt ſie zum Gebet. In dem Augenblick der Erhebung oder wann die Kraft ſie verlaſſen will, ſinken ſie vor Gott auf die Kniee, um ihre Freude oder Trübſal zu mäßigen. Zu beidem gehört Stärkung und dieſe wird ihnen im Gebet zu Theil. Wer die ächte Frömmigkeit nicht kennt, kann davon nichts ſagen. Er möge es nur auf's Wort annehmen und nichts Uebeles dabei denken. Verdenkt man's ihm ja auch nicht, wenn er uns die Kraft ſeiner gewohnten Stärkungsmittel anpreist. Der Eine ſtählt ſeinen Muth mit dem Geiſt der Flaſche; der Eitle erhebt ſich von der vernichtenden Schlappe, die ihm beigebracht wurde, indem er ſich im Spiegel beſchaut und aus ſeiner Schönheit neue Zuverſicht ſchöpft. Der Fromme erhebt ſich von den Knieen, umweht von dem Segen, den er von Gott erflehte.

Clara's Gebet war beendigt. Sie fühlte, daß ſie jung und kräftig ſei, daß ſie arbeiten, und das Leben muthig ertragen könne. Die Hoffnung öffnete vor ihren Augen plötzlich eine leuchtende Milchſtraße. Hatte ſie nicht ſchon einen edeln, theilnehmenden Freund gefunden?

Sie war bei dieſem Freunde, der ſie nur eben verlaſſen hatte, um die Sorge für ihre nächſte Angelegenheit, für ihr Unterkommen, zu übernehmen. Wie ſollte ſie ſich ihm dankbar bezeigen? Sie blickte im Zimmer umher. Alles ſtand und lag in größter Unordnung da. Sie öffnete die Thür und warf einen Blick in das andere Zimmer. Wie ſah es erſt da aus? Eine tolle Junggeſellenwirthſchaft! Ihr angeborner häuslicher Sinn der

Ordnung und Reinlichkeit kehrte ſich erſt dahin. Man lächle nicht! Sie ging geſchäftig an's Werk; wie ein ſtilles Hausmütterchen brachte ſie alles in die Reihe. Die umherliegenden Sachen hing ſie an die, dazu beſtimmten Haken in die offenen Schränke; die Möbel ſtäubte ſie ab mit ihrer Schürze; hier bürſtete ſie; dort klopfte ſie aus. Selbſt die langen Pfeifenrohre entgingen ihr nicht, die ſie in den Ständer nebeneinander reihete; und als ſie dem zierlichen Studentenkäppchen, weiß und Gold, auch ſeinen Platz anwies, konnte ſie ſich des Verwunderns nicht enthalten, da Oscar es gewöhnlich aufſetzte. Sie konnte natürlich nicht wiſſen, daß er, zum Beſuch bei der gnädigen Tante, den ſchwarzen Hut mitgenommen hatte.

Als ſie mit allem fertig geworden war, wurde es ihr plötzlich behaglich. Sie fühlte eine innere Befriedigung, und blickte mit ſtiller Ruhe der Zurückkunft ihres Freundes entgegen. Jetzt ſetzte ſie ſich zum Frühſtück, und ſchlürfte eine Taſſe Kaffee, wenn ſchon kalt, mit gutem Appetit. Dabei wurde ſie von dem heimkehrenden Oscar überraſcht, der darüber ſeine Freude äußerte.

„Die Tante wird uns um vier empfangen, dann hat ſie ihr Mittagsſchläfchen, Sieſta, wie ſie es nennt, beendigt, und wir können uns beliebig lang mit ihr unterhalten, indem ſie ſich erſt um ſieben an den Spieltiſch ſetzt. Erſchrick nicht, lieb Mädchen, dabei iſt nichts gefährliches. Das iſt ſo eine Gewohnheit. Eine Partie Piket oder L'Hombre, das geht ganz friedlich ab, das iſt nicht ſo, als wenn ſie draußen bei uns in Marienſtein tarocken oder langen Puff ſpielen. Es geht ganz ehrbar langweilig bei der guten Tante zu. Sie iſt daran gewöhnt, zur gewiſſen Stunde die Karten in die Hand zu nehmen, und da muß es denn ſo geſchehen. Zu ihrer täglichen Geſellſchaft gehört die alte Gräfin Moorfeld, die iſt an einer Seite gelähmt und kann die Blätter nicht halten. Da hat meine liebe Tante für ſie eine ſehr ſinnreiche Maſchine ſelbſt erfunden, die ſie ‚Kartenhalter‘ nennt, aus welcher Frau von Moorfeld mit ihrem einen geſunden Arm nur die Karten zu ziehen braucht, die ſie ausſpielt. Ja, Du wirſt curioſe Dinge dort ſehen und erfahren, und ich hab' daher nicht nöthig es Dir hier zu erzählen. Daß ich ſo vergnügt vor Dir erſcheine, das hat ſeinen Grund, weil ich Dir noch andere gute Nachrichten bringe. Aber was iſt denn das?“ rief Oscar, plötzlich in einen andern Ton übergehend; „wie ſieht's denn hier aus? Iſt das Zimmermädchen oben geweſen?“

Clara geſtand ihm, daß ſie ſich die Freiheit genommen, ſeine Sachen ein wenig aufzuräumen. „Sie könne ſo etwas nicht anſehen,“ ſetzte ſie verlegen lächelnd hinzu.

„Ein ſolch' Zimmermädchen möchte ich mir ſchon gefallen laſſen,“ rief er heiter, ſo ordentlich hat's bei mir noch niemals ausgeſehen! Aber jetzt vor allen Dingen das Erfreulichſte. Wie geſagt, Dein Vater iſt frei, und wird jetzt bei Deiner Schweſter, der Signora Agneſi, zu Mittag ſpeiſen. Aber auch wir wollen uns befleißigen, es ihm nachzumachen. Hörſt Du das holde Klirren und Klappern? Es iſt unſer Fritz, der Kellner aus dem

Café-restaurant, im Hauſe unten, der unſern leiblichen Hunger ſtillen will, und vor dem Du Dich nicht im geringſten geniren darfſt." —

Die letzten Worte ſprach er, auf den Kellner zeigend, der ſich anſchickte den Tiſch zu decken und mit Speiſen zu beſetzen, während er es nicht unterlaſſen konnte, ſeitwärts ſchielende Blicke auf den ſeltſamen Tiſchgenoſſen des jungen Studenten zu werfen. Als er ſich entfernen wollte, ſprang ihm Oscar nach, und ſagte: „Eine Jugendbekanntſchaft von meinem väterlichen Gute, die bei der Tante Nachmittag in Dienſt tritt. Du darfſt nichts Schlechtes davon denken — und reinen Mund gehalten!" —

Nachdem Clara nochmals von Oscar die Verſicherung erhielt, daß ihr Vater in Freiheit geſetzt ſei, nahm ſie ihren Platz an dem gedeckten Tiſche ein. Nach Allem verlangt die Natur ihre Rechte, wie man es nennt, und wie es der Nürnberger Volksdichter in ſeiner Weiſe ausgeſprochen:

> Sie ſtillten ihren Gram mit eſſen,
> Und tranken hochbetrübt dazu;

als Bewahrheitung des erhabenen Satzes von Albrecht von Haller:

> Was iſt der Menſch? — Halb Thier, halb Engel!

Als der Kellner zum letzten Mal erſchien, um die leeren Schüſſeln davonzutragen, erhielt er Befehl, einen Fiaker, die auf dem Platze ihre Station hatten, herbeizupfeifen. Es war, nach Oscar's Uhr, halb vier; der Weg zur Tante war ziemlich weit. —

Das Hotel, welches ſie bewohnte, verrieth von außen nichts von der ariſtocratiſchen Wohnlichkeit im Innern. Es ſah finſter und traurig aus, wie ſo viele dieſer alten Sitze. Die lebhafteſte Einbildungskraft wäre nicht im Stande geweſen, von der Straße aus, ſich einen Begriff von dem zu machen, was die alten Mauern enthielten. Es iſt daher leicht einzuſehen, daß Clara, da ſie aus dem Wagen ſtieg, und ihren künftigen Aufenthalt zum erſten Mal erblickte, ihre ängſtliche Befangenheit, welche die Situation in ihr erregt hatte, noch bedeutend geſteigert empfand. Aber kaum war die hohe Pforte, wie von unſichtbarer Hand, vor ihr geöffnet, kaum hatte ihr Fuß die Marmorſtufen betreten, die ein Gobelinteppich in den Farben des Hauſes und mit eingewobenen Kronen und Wappenthieren bedeckte; kaum hatte der artige Haushofmeiſter der alten Gräfin dem Mädchen, das an der Seite des jungen gnädigen Herrn erſchien, die Hand gereicht, um ſie den Perron hinanzuleiten, ſo fühlte Clara ſich von einem Schwindel erfaßt, als wenn unſer eins plötzlich ſich mitten in die Zauberwelt der „Tauſend und Einen Nacht“ verſetzt ſähe, und dieſen orientaliſchen Wundern lebendig gegenüber ſtände. Bei Clara konnte letzteres allerdings nicht der Fall ſein, da ſie von den Mährchen der Scheherazade nichts wußte. Das kalte Ueberrieſeln, das ſie am ganzen Körper empfand, war deſſenungeachtet ſtark genug.

Nichts war hier geſpart worden, um dieſe alterſchwarzen Mauern zu ſchmücken und glänzend auszuſtaffiren. Das Veſtibül war durch hochſtämmige Topfgewächſe in einen blühenden Garten verwandelt; in den leeren Vorſälen, die man hierauf durchſchritt, waren ungeheure Spiegel mit der reich geſchnitzten Vertäfelung verbunden, und rieſige Kronleuchter aus Glas in alterthümlicher Form hingen an den gemalten Plafonds. Sonſt waren keine Möbel vorhanden. In einem dieſer Säle mündete der escalier d'honneur, der zu den ödeſtehenden Feſtſälen des zweiten Stockwerks führte. Von Feſten hatten dieſe Räume nichts geſchaut, ſeit das Hotel nach dem Tode des alten Grafen, durch Erbſchaft an die Stiftsdame gefallen war. An der Treppe vorüber ging's, dann hob der Haushofmeiſter, der die beiden Ankömmlinge bis hieher in feierlichem Schweigen begleitet hatte, einen ſchweren Teppich, und verbeugte ſich tief.

Oscar und Clara befanden ſich nun in einem jener innern Verbindungsgänge, Couloir genannt, die ſich in einfach krummen, oder förmlichen Schlangenlinien, zwiſchen den Wohngemächern dahinziehen. Da ſie keine Fenſter haben, und die Ausgangsthüren, durch die Windungen der Gänge, ſich nicht gegenüberſtehen, ſo iſt kein Zugwind möglich, und die Bewohner können im offenſten Deshabillé die Kommunikation miteinander unterhalten. Dieſe ſchönen Geheimniſſe unſerer Civilbaukunſt ſind nun freilich verloren gegangen, ſeitdem die Architecten ein jedes Haus nach der Kaſernenſchablone zu conſtruiren haben, um zahlende Mannſchaft ſo viel als möglich aufzunehmen.

Der dunkele Couloir war bei jeder neuen Windung von einer Lampe erhellt, die ein mattes Licht über den ihr zugemeſſenen Raum verbreitete. Bei dieſem Lichte bemerkte Clara, als ſie ihr Auge ziemlich befangen auf ihren Begleiter, wie fragend, richtete, daß dieſer lächelte und ganz unbefangen ſagte: „Wir werden bald an Ort und Stelle ſein. Nur nicht ängſtlich. Die Tante iſt ſeelengut und durch mich ſchon gehörig vorbereitet, in der beſten Stimmung, Dich zu empfangen. Aber verbirg Dich nicht, ſei wie immer, durchaus natürlich und bleibe Dir treu, dann iſt das Spiel gewonnen —"

„Das Spiel?" ſeufzte Clara ſchmerzhaft.

Oscar blieb hier ſtehen und ſagte noch: „Der erſte Eindruck entſcheidet Alles. Jetzt ſind wir da."

Sie traten in einen Saal, der mit bequemen, alterthümlichen Möbeln beſtellt war. Hier pflegte die Dame kurze Beſuche von Fremden zu empfangen, denen ſie den Eintritt in das Interieur nicht geſtattete. Nachdem ſie dieſen Saal hindurchgeſchritten, kamen ſie in den Wintergarten, von Duft erfüllt und von einem kleinen Springbrunnen erfriſcht, an deſſen Ende Oscar einen Gobelinteppich zurückſchob, um in das eigentlichſte Interieur zu treten, wo die Tante ſie erwartete.

Der Anblick dieſes Gemachs übte einen ſo bewältigenden Eindruck auf Clara, die ſchon ohnehin heftig bewegt war, daß ſie ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Alle Wände, ſo wie Fenſter und Thüren waren mit Gobelins dicht verhängt, auf denen bibliſche Schildereien zu ſehen waren. Eine überaus mannichfaltige Reihe von Kriegern, Frauen, Patriarchen, Heiligen, von

Engelglorien umſchwebt, die breite Bänder mit Inſchriften, in den Lüften flatternd hielten. Nur ein daran gewöhntes Auge konnte auf dieſen Wirrwarr von ineinander geſchobenen und verſchlungenen Geſtalten ohne Schwindel blicken. Es machte den Eindruck des berühmten Gigantenſaales von Giulio Romano, in dem Palazzo del T zu Mantua, wo der Eingetretene von den ſtürmenden Giganten aus allen Enden des Gemachs ſich bedroht ſieht, die mit aller Macht Felſen nach ihm zu ſchleudern ſcheinen.

Nachdem das Erſtaunen des erſten Anblicks ſich gelegt hatte, gewahrte Clara erſt, am Boden, in der Mitte des Saals einen Teppich von weißen Kaninfellen, der von dem Sonnenlichte, das an den vier Enden der Decke aus großen, runden, verglasten Oeffnungen hereinbrach, erhellt wurde und auf dem eine chaise-longue, ein kleiner japaneſiſcher Tiſch mit allerlei Gegenſtänden und einige dickgepolſterte Fauteuils ſtanden.

Auf der chaise-longue lag im weißen peignoir eine kleine alte Frau, die huldvoll aus milden Augen auf das Mädchen blickte. Das war die gnädige Tante Oscar's, die Stiftsdame — mit einem Wort: das einſtmalige „Hermelinchen“ der höchſtſeligen Fürſtin.

Oscar eilte auf die Tante zu, führte langſam die ihm dargereichte weiße Hand zu den Lippen und hauchte einen Kuß darauf. Auch Clara wollte dieſem Beiſpiel folgen, aber die Dame zog ſchnell die Hand zurück, fuhr ihr damit über die Wange und ſprach ſanft:

„Schon gut, liebes Kind!“ —

Clara trat beſchämt zurück.

Zu ihrem Neffen gewendet ſagte die alte Gräfin, indem ſie das Mädchen mit dem Glas in Augenſchein nahm:

„Alſo das iſt Deine Empfohlene? Recht was Liebes ſpricht aus dem Geſicht.“ Dann legte ſie das Glas aus der Hand und ſagte zu Clara:

„Das war ein rechtes Unglück, das Sie betroffen hat. Ich habe davon gehört, ſo weit es mich intereſſirt. Die böſen Leute. Was ſie nur mit der lieben Mutter Gottes angefangen haben? Man muß ſie ſuchen. Man darf es an nichts fehlen laſſen. Ich erinnere mich, in meiner Jugend das Bild in Marienſtein geſehen zu haben. Alſo das war Ihr Häuschen! Mein Gott! Wie konnt' es auch der Vater nur dem Juden verkaufen!“

In dieſem Tone ging es eine Weile fort, bis ein Huſten eintrat, den die Tante vergeblich mit Paſtillen zu beſchwichtigen ſuchte, die ſie aus einem koſtbar emaillirten Döschen nahm.

Während dieſer Pauſe gelang es Oscar durch eine geſchickte Schwenkung die Aufmerkſamkeit der Tante auf den eigentlichen Zweck des Empfangs hinzulenken, da er die Zeit nicht unbenützt verſtreichen laſſen durfte, über welche ſie frei zu disponiren hatte; indem die Kammerfrau jeden Augenblick eintreten konnte, um zu melden, daß die Stunde zur Toilette geſchlagen habe. Solche Zeiteintheilungen haben bei müßigen, vornehmen Herrſchaften ihr unerbittliches Recht, und legen ihnen einen ſtrengen Zwang auf, dem ſie ſich auf das Willigſte unterwerfen.

„Sie hatten gnädigſt eingewilligt, ma chère et bonne tante, die Bekanntſchaft des armen Mädchens zu machen, und an dieſe Erlaubniß knüpften wir die Hoffnung, daß Sie ſich ihres Schickſals annehmen würden. Die mitleidsvolle Theilnahme, die Sie ſo eben äußerten, ward von mir vorausgeſehen, da ich Ihr Herz kenne.“ —

„Du beſtürmſt mich, Oscar“ — fiel ihm die Tante in's Wort. „Ich bin heute ſehr fatiguirt, denn ich habe ſchlecht geſchlafen. Alſo, wie heißen Sie, Liebe?“

Clara ſah, daß Oscar den Mund öffnete, und in der Angſt, daß er vielleicht gar, wie er es gewöhnt war, Clarinette ſagen könnte, ſtieß ſie haſtig „Clara!“ heraus.

„Alſo, Clara!“ ſprach die Dame. „Mein Neffe hat mir Sie geſchildert. Sie haben von gut katholiſchen Eltern eine chriſtliche Erziehung genoſſen, und darauf kommt alles in meinem Hauſe an. Auch mein Haushofmeiſter hat gut von Ihnen geſprochen. Er kommt oft zu meinem Schwager nach Marienſtein, und hat Sie auch ſchon im Schloſſe beobachtet, wann Sie mit dem Geſinde verkehrten. Alles, was ich hörte, lautete zu Ihren Gunſten. Sie können bei mir in Dienſte treten, und werden mit den Bedingungen, die Ihnen Monſieur Caſimir, mein Haushofmeiſter, mittheilen wird, zufrieden ſein können. Er weiß darüber meinen Willen im Allgemeinen. Ich werde mich für Sie, gleich wie für die andern Perſonen meines Hauſes intereſſiren, ſobald ich Sie näher kennen gelernt haben werde. Alſo Clara heißen Sie.“ —

„Ich hoffe durch fleißige und folgſame Aufführung mir die Zufriedenheit der gnädigen Frau Gräfin zu erwerben.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt, wenn Sie ſich vor allem die Gunſt der Uebrigen im Hauſe werden erworben haben,“ ſagte freundlich die Gräfin.

„Das denke ich mir leichter,“ erwiderte Clara. „Denn ſollte mir das nicht einmal möglich ſein, ſo würde ich jeden weitern Verſuch aufgeben und das Haus verlaſſen.“

Die Tante blickte ſehr ernſt Oscar an.

„Ei, ſieh doch!“ ſprach ſie, „wie ſtolz und empfindlich!“

„Sie iſt eben noch ganz Natur,“ bemerkte Oscar verlegen.

„Es mißfällt mir durchaus nicht,“ fuhr die Tante fort, „wenn dieſe Weiſe durch eine gerade natürliche Geſinnung auch gerechtfertigt wird.“

„Ich bin in Handarbeiten nicht ungeſchickt,“ nahm nun Clara beherzter das Wort, „und habe gewiß keinen unverträglichen Charakter. Ich werde mich zu allem willig anſtellen laſſen. Ich weiß, daß die Herrſchaft das von ihren Dienſtboten fordern kann. Mehr ſagen kann ich nicht von mir, denn ſonſt würde ich den Vorwurf mit Recht verdienen, den mir die gnädige Frau Gräfin vorhin machte.“

„Ich will Sie auch gar nicht weiter inquiriren, Clara! Was Sie ſonſt für einen Charakter haben, iſt mir gleichgiltig. Ich bin keine ſolche Burgfrau, wie meine ſelige Schweſter in Marienſtein war. Wir leben hier in der Reſidenz und nicht auf dem Lande. Sie ſind fromm und gut kirchlich erzogen, das genügt mir für jetzt; das andere wird ſich zeigen. Ich verſpreche dafür Sorge zu tragen, daß mein Dienſt in keiner Beziehung für Sie erniedrigend werden ſoll."

Die Dame klingelte; am andern Ende des Saales wurde ein Gobelin zur Seite geſchoben und eine hübſche Frau in den beſten Jahren trat in das Zimmer. Es war die Kammerfrau.

„Mamſell Lillich," ſprach die Gräfin, „hier iſt das Mädchen aus Marienſtein, das von Haus und Hof vertrieben, und von dem ich Ihnen ſagte. Ich nehme ſie auf. Ein liebes Naturkind, wie es mir zu ſein ſcheint. Gehen Sie, Clara, Mamſell zur Hand, ſo wird ſie Ihre mütterliche Freundin werden."

Clara trat wieder auf die alte Dame zu, und hielt es nunmehr für ſchicklich ihr die Hand zu küſſen, aber ſie fuhr ihr wieder damit über die Wange, ohne ſie ihr zum Kuſſe zu reichen.

Die Tante winkte Oscar zu ſich hin und begann ein leiſes Geſpräch mit ihm; die Kammerfrau nahm Clara bei der Hand, um mit ihr das Zimmer zu verlaſſen; als das Mädchen zögernd ſich nach ihrem Begleiter umſah, flüſterte ihr die Lillich zu:

„Sein Sie nur unbeſorgt, er wird uns ſchon zu finden wiſſen."

Als ſie den Gobelinſaal hinter ſich hatten, und durch das Schlafzimmer der Frau Gräfin gingen, ſagte Clara zur Lillich:

„Die gnädige Frau wird mir doch wohl nicht böſe ſein, daß ich vorhin etwas zu ſchnell mit einer Antwort bei der Hand war?“

„Woraus ſchließen Sie das?“ fragte Jene.

„Weil ſie mir die Hand entzog, als ich ſie küſſen wollte.“ —

„Das iſt ja ganz natürlich. Sie hatte ſie Ihnen ja nicht zum Kuſſe gereicht. Die Erlaubniß darf man ſich nicht nehmen. Das wird als ein Zeichen beſonders gnädiger Geſinnung betrachtet, und die muß erſt erworben werden. Bekümmern Sie ſich deßhalb nicht im Geringſten. Auch das kommt ſchon. Die Frau Gräfin iſt die Güte ſelbſt.“

Gleich nach dem Schlafzimmer kam wieder ein langer Gang, dann eine kleine Treppe abwärts und man war in der Stube der Kammerfrau. Es ſah freundlich und recht wohnlich darin aus. An den Wänden hingen einige Photographieen; auf einer Etagère ſtanden artige Nippſachen; ein kleiner Hängeſchrank zeigte die Rücken ſchöngebundener Bücher. Nur auf dem Sopha und den Stühlen ſah es unaufgeräumt aus. Ueber die Stuhllehnen hingen manichfaltige Röcke und Roben, auf dem Sopha war ein Burnus breit und weit hingeſtreckt; auf dem Tiſche am Fenſter lagen Bündel farbiger Wolle und Stränge bunter Seide, und davor ſtand ein ſchräg geſtellter Stickrahmen, auf dem eine angefangene Arbeit ſich zeigte. Durch eine geöffnete Thür blickte man in ein kleineres Gemach, in welchem hohe Schränke die Wände einnahmen; dieß war die Garderobe der Gräfin.

Mit herzlicher Freundlichkeit lud die Kammerfrau Clara zum Sitzen ein.

„Verweilen Sie hier bis Graf Oscar kommt. Er hat Sie hergeführt, und wird Sie auch heimbegleiten. Er iſt ein Cavalier, und weiß was ſich ſchickt.“

Mit ſichtbarer Beklommenheit folgte Clara der Einladung. Die fremde Athmoſphäre verſetzte ihr den Athem. Es war ihr nicht eben ängſtlich, doch aber ſonderbar zu Muthe. „Bis ich das Alles, was ſich hier ſchickt und nicht ſchickt, werde begriffen haben, werde ich wohl noch manche Beſchämung erfahren,“ mußte ſie ſich ſagen.

Mamſell Lillich war, wie alle Kammerkätzchen, ſehr geſprächig, aber ſie wußte auch, wie Alles was zu einem vornehmen Hauſe gehört, ſich ein Anſehen zu geben, zu welchem ſich hier, einem ſchüchternen Neuling gegenüber, etwas wie gnädige Herablaſſung geſellte.

Sie hatte auf ein kleines Tiſchchen ſüßen Wein und Backwerk geſtellt.

„Allons, Clara,“ ſprach ſie, „faſſen Sie Zutrauen. Die Frau Gräfin will Ihnen wirklich wohl. Ich merke es ihr an, daß Sie einen guten Eindruck auf ſie gemacht haben. Das will ſchon etwas bedeuten, es gelingt nicht einem jeden. Ihre Sache iſt in den beſten Händen. Graf Oscar iſt der Liebling ſeiner Tante. Nun! Ein Gläschen Malaga und ein Biscuitchen! Es iſt von meinem Diner; wir werden ſehr gut gehalten. Aber was iſt das? Sie weinen? Iſt es vor Freude? Wie? So ſehen Sie mich doch an. Was ſie für ſchöne blaue Augen hat! Aber ſo nehmen ſie doch —“

Clara nahm das Glas und nippte, um dem Nöthigen zu entgehen.

„So, jetzt bin ich zufrieden," fuhr die Lillich fort. „Man darf nicht eigenſinnig ſein. Wir wollen gute Freundſchaft halten. Ich glaube, daß ich es um Sie verdienen werde. Die Frau Gräfin beſchließt nie etwas ohne mich. Sie werden mich bei ſo Manchem nöthig haben. Sie bedürfen der Erfahrung, bis Ihre Conduite gehörig ausgebildet ſein wird. Um in einem vornehmen Hauſe ſich zu mainteniren, wird viel erfordert. Es ſind vielerlei Leute, mit denen man verkehren muß: Grobiane, wahre Eſel, Neidiſche und Boshafte. Ihre ſchönen, hellen Augen, liebe Clara, werden das bald durchſchaut haben. Die Andern muß man ertragen — das iſt alles — aber ja nicht ſich mit ihnen einlaſſen. Immer hübſch für ſich bleiben, das empfehl' ich Ihnen. Aber Sie ſprechen kein Wort — was haben Sie denn? Sind Sie mit Ihrem Looſe nicht zufrieden?"

„Es war ja meine eigene Wahl," verſetzte Clara, „und daher bin ich's."

„Ich hoffe, Sie werden keine Urſache haben, den Schritt zu bereuen. Sollte Ihnen einmal eine kleine Verdrießlichkeit begegnen, ſo werden Sie mir gewiß nicht die Schuld davon zuſchreiben dürfen, wenn Sie meine Rathſchläge befolgen" — damit hüpfte die Lillich zur Thür — „ſehen Sie? Wie ich Ihnen geſagt habe, da höre ich ſchon den Grafen, der Sie holen kommt. Sind Sie erſt für immer bei uns, ſo will ich Ihnen mit zwei

Worten den Charakter unſerer Herrſchaft auseinanderſetzen. Das iſt ſehr wichtig für Sie."

Hier trat Oscar ein. Clara war, wie man ſieht, in die beſten Hände gefallen. —

Der Fiaker wartete noch. Als ſie ſo ſtillſchweigend neben Oscar ſaß, verſpürte dieſer einige Verlegenheit. Er mochte denken, ſie würde das Verlangen an ihn ſtellen, zu ihrer Schweſter geführt zu werden, und das wollte er, aus Gründen, die ihm für jetzt noch allein bekannt bleiben müſſen, verhindern.

„Nun bringe ich Dich nach Marienſtein," ſagte er daher mit ſehr beſtimmtem Ton. „Der Fiaker weiß es ſchon."

„Das iſt mir recht," antwortete Clara. „Ich darf wohl hoffen, meinen Vater dort zu finden, nach dem ich mich unendlich ſehne. Auch muß ich nach meinen kleinen Geſchäften ſehen. Ich habe noch manches zu nähen und zu waſchen, um nicht wie eine Bettlerin in das vornehme Haus einzutreten. Denn das weiß ich nun ſchon, daß ich unter ſtrenger Aufſicht ſtehen werde, die Mamſell Lillich war die Güte und Freundlichkeit ſelbſt, als ſie mir's andeutete."

„Geh', laſſ' die Schwätzerin," erwiderte Oscar. „Die Tante iſt die Hauptſache, und die kennt Dich durch mich zur Genüge. Bös iſt aber die Zofe nicht, und Du thuſt wohl daran, Dich mit ihr zu benehmen. Was Deine Ausſtattung betrifft, ſo ſteht Dir meine Börſe zu Dienſt, wenn Du noch Einiges haben müßteſt."

Clara dankte. Seit das Häuschen verkauft war, hatte ſie ihre Wäſche vervollſtändigen können und durfte auch darauf rechnen, daß ihr der Vater etwas Geld vorſtrecken würde, das ſie ihm dann ſpäter von ihrem Lohne erſetzen wollte.

„Laſſen Sie vor dem Ort halten," bat ſie, „damit es kein Aufſehen giebt. Ich ſteige aus und gehe über die Wieſen, nach Heinzmann's Haus. Ich will keinem Menſchen jetzt gleich begegnen. In ein paar Tagen hoffe ich mit Allem fertig zu ſein und ſtelle mich bei der Frau Tante ein. Auch iſt es alsdann Zeit meine Agnes zu ſehen. Ich werde bis dahin gehörig gefaßt ſein und mehr Ruhe in mir ſpüren."

Der Fiaker hielt. Sie rief:

„Tauſend, tauſend Dank, lieber Herr Graf!"

und wollte aus dem Wagen ſpringen; er kam ihr aber zuvor und reichte ihr galant die Hand.

„Gute Nacht, Clara! Ich will auch zu Fuß in's Schloß und nach meinem alten Herrn ſehen, der ſchon lange kränkelt. Auf baldiges Wiederſehen!"

Mit einem herzlichen Händedruck ſchieden ſie. Sie rechts, er links. —

Es dunkelte ſchon bedeutend. Wir befinden uns in der zweiten Hälfte des Auguſt und der Beſuch bei der Tante hatte ziemlich lang gedauert. Wie Clara die gewohnten Wege durch das Gras wandelte, wollte ihr faſt das Herz brechen. Sonſt war ſie hier heimiſch; jeder dieſer Pfade führte ſie nach Hauſe. Jetzt ſollte ſie auf Jahre — vielleicht für immer — von Allem Abſchied nehmen!

Als ſie am Bache entlang ging, unter den niedrigen Bäumen, die ihre Zweige herabſenkten, da gedachte ſie eines andern Abends — einer andern Stunde. Wo war der, der damals an ihrer Seite dahinſchritt? Was war aus ihm geworden? Dort ſtand das Hüttchen, wo ſie einſt beim Gewitter geſeſſen. Der Schäfer war richtig da mit ſeiner Heerde; die Schafe waren geſchoren. Sie war von Wehmuth übervoll.

Da lag auch die Fabrik. Alles ausgeſtorben. Die ſchwarzen, ſonſt dampfenden Schlote, ſtreckten nun ihre Rieſenarme aus den halbverbrannten Ruinen empor, als wollten ſie die Rache des Himmels herabflehen.

Und als ſie des verſchwundenen Muttergottesbildes gedachte, da mußte ſie ſtill in ſich weinen.

Mit ängſtlichem Zagen ſchritt ſie über Heinzmann's Schwelle. Sie wunderte ſich, daß ihr Stübchen, das gleich neben dem Eingang lag, offen ſtand. Als ſie in den finſtern Raum eingetreten war, hörte ſie in der einen Ecke, wo der blaue Schrank ſtand, etwas raſcheln und eine ihr wohlbekannte Stimme rief:

„Wer da?“

Da wußte ſie, wer es war. Ihr Herz hob ſich. Vater und Tochter lagen ſich in den Armen und reichliche Thränen entſtrömten ihren Augen. —

3.

Als ſie ſo beiſammen ſaßen, bei angezündeter Lampe, faßte Ulrich ſein Kind ſo recht feſt in's Auge. Sie ſaß da wie ein Marmorbild. Es kam ihm ſo vor, als ſei ſie in den drei Tagen abgemagert. Ein Trauerſchleier war gleichſam über ihr weißes Antlitz gebreitet, darin ſich kein Leben regte. Die Feder an dem Uhrwerk ihres Lebens ſchien gebrochen. Nachdem Ulrich hin und her geſonnen, wo der paſſende Anfang zu einem Geſpräche zu finden ſei — es war eben niemals ſeine ſtarke Seite geweſen, glaubte er's endlich gefunden zu haben.

„Wir könnten zwar unſer altes Leben in Ruhe wieder beginnen," fing er an, „denn die Sache iſt nun vorbei, und man kann mir nichts mehr anhaben. Die Unterſuchung nimmt ihren Verlauf. Aber ich denke mir, Du, Clara, würdeſt es nicht aushalten können. Da hab' ich mir vorgeſtellt, ich könnte nach dem ‚Sauerwaſſer' in's Gebirg mit Dir einen Abſtecher machen. Ich erblaſe mir dort leicht, was es koſtet. Bei dem heißen Wetter ſind noch immer viel Gäſte dort. Alle Abend, ſo hör' ich, wird getanzt. Du trinkſt indeß den Brunnen und das wird Dir gut thun. Auf der Heimreiſe machen wir dann die Wallfahrt nach dem Kreuzberg — Du weißt ja — wo wir ſchon früher einmal waren — jetzt werden keine gotteslästerliche Zigeuner dort ſein —"

Er wartete auf das, was ſie ſagen würde; ſie aber ſchauerte blos zuſammen und ſchwieg.

„Wenn das Dir nicht recht wäre,“ fuhr er fort, „ſo hätte ich noch einen andern Plan für uns. Ich war, ſogleich als ich frei geworden, bei unſerer Agnes. Die hatte eine Freude! — Der geht es gut. Sehr gut. Sie iſt eingerichtet wie eine Prinzeſſin. Verſorgt iſt ſie auch. Die Frau von Aeugelein, bei der ſie wohnt, hält ſie wie ihren eigenen Augapfel. ‚Sorgen Sie nicht,‘ ſagte ſie zu mir, ‚ich vertrete Mutterſtelle bei dem lieben, braven Mädchen.‘ Agnes hat mir alle Ehre erwieſen, ich mußte bei ihr eſſen und auch nach Dir hat ſie gefragt. Wir ſollten Beide zu ihr kommen, ſie wolle für uns ſorgen, es ſollte uns an nichts fehlen. Und das kann ſie halten, was ſie verſpricht, davon hatte ich mich bald überzeugt. Vornehme Herren kommen zu ihr und thun mit ihr, als ob's eine Gräfin wäre. Und 's iſt doch nur mein armes Kind, meine Agnes! mußte ich dann zu mir ſelbſt ſagen und dann tropften mir die hellen Thränen auf den alten Bart. Sie ſingt — und alles iſt ſtill und einer von den vornehmen Herrn ſetzt ſich hin zum Flügel und accompagnirt. Das iſt eine Luſt. Und wäreſt erſt Du dabei, dann gäb's gar Duette! Darauf wird alles heiter. Sie zünden Cigarren an, auch Agnes, ſag' ich Dir. Es iſt ein Wettermädel! Und dann werden die Karten gebracht und ſie ſpielen wieder, aber anders. Nun, Clara, was ſagſt Du dazu. Was gilt's? Es würde Dir gefallen.“

Sie that ſich Zwang an, ihrem Vater zu antworten; das ſah man ihr an. Aber es mußte ſein.

„Du ſollteſt mich beſſer kennen, ſo etwas gefällt mir nun und nimmermehr. Geh' Du nur zu Agnes; das beruhigt mich, Du biſt dort gut aufgehoben und Deine Nähe könnte auch von Nutzen für ſie ſein. Was mich betrifft, ſo mache Dir keine Sorgen. Auch ich habe ſchon meinen Theil ergriffen. Gearbeitet habe ich mein ganzes Leben und ſo will ich's denn forttreiben. Ich will neben dem Beten nur blos noch arbeiten, immer mehr arbeiten. Und wenn in meinem Geſichte die Spuren der Arbeit, die jeder neue Tag mir auferlegt, zu leſen ſind, ſo iſt es beſſer, als die tiefern Spuren, die Kummer und Gram hineinzeichnen oder gar Verbrechen und Sünde bis zur Unkenntlichkeit hineingraben. Nein, ſorge Dich nur nicht um mich, Vater! Ich habe auch meinen Entſchluß gefaßt und führe ihn heiter aus. Ich will dienen.“

„Was willſt Du, Clara?“ ſchrie der Alte auf und ſprang vom Stuhl. „Dienen? Und wo? Und wem? Auf dem Schloß iſt es nichts. Der Herr Graf hat ja gar keinen rechten Hausſtand mehr, ſeitdem er Wittwer geworden, und nun iſt er gar noch ſchwer krank dazu und wird wohl bald eine ſehr weite Reiſe unternehmen. Und bei dem Juden iſt's ja auch vorbei. Der wird nicht mehr herauskommen; der hat ein Haar darin gefunden. Und bei 'nem Bauern Dich als Magd verdingen, das wirſt Du ja doch nicht wollen, das wirſt Du nicht können, da müßteſt Du unterliegen.“

„An das denke ich auch nicht,“ ſagte ſie. „Aber auch für mich iſt ſchon geſorgt. Der junge Graf hat es gethan —"

„Oscar?" rief Ulrich, höchlich überraſcht. Der wackere junge Herr, den ich auch bei Agnes ſah; ſie ſagte mir, daß er es ernſtlich auf ſie abgeſehen habe."

„Wenn ſie ſich nur nicht täuſcht," erwiederte Clara trocken. „Bei mir war es nichts weiter, als daß er mich ſeiner Tante, der Frau Gräfin von Werthen, empfohlen hat, mich dann zu ihr führte, und ſie mich ſogleich in ihre Dienſte genommen. Ich darf eintreten, ſobald ich will."

Ulrich nahm die Kappe vom Kopf und verneigte ſich ſo zierlich als er es im Stande war.

„Da hab' ich Reſpect!" rief er in freudigſter Bewegung, „ſo hab' ich denn für meine lieben Kinder ausgeſorgt. Oder vielmehr, der liebe Gott hat es gethan. Euere fromme ſelige Mutter bittet droben für Euch. So wollen wir denn getroſt unſerm künftigen Schickſal entgegengehen. Das nächſte iſt, daß wir das, was jetzt Noth thut, in gehörige Ordnung bringen und dann mit einander in die Stadt wandern." —

Am andern Morgen hatte Clara vieles zu thun. Sie richtete ihre kleinen, ziemlich dürftigen Habſeligkeiten zuſammen. Zu dem nothwendigſten, was noch fehlte, konnte ihr Ulrich ſchon etwas Geld geben, das ſie ihm ſpäter von ihrem Lohn zu erſetzen verhieß. Sie machte bei dem Krämer ihre Einkäufe: ein hübſches ſeidenes Tuch, ein paar gewebte Handſchuhe, ein lackirtes Handtäſchchen, Zwirn und Nadeln, verſchiedenes Band und dergleichen Dinge mehr, deren Ankauf ihr als unabweislich erſchien. Dann ging ſie auf's Schloß, um ſich bei der Haushälterin zu empfehlen, damit ſie ihr ein frommes Andenken bewahre und verabſchiedete ſich bei der Dienerſchaft, die ihr immer ſehr freundlich geſinnt geweſen war. Die Amme des Grafen Oscar, die oben verpflegt wurde, weil ſie Mann und Kind ſchon längſt verloren hatte und allein in der Welt ſtand, küßte Clara unter Thränen und ſagte:

„Dir geht es gewiß noch recht gut im Leben und ich ſehe Dich wieder. Ja, ja, meine Augen ſchließen ſich gewiß nicht eher. Der liebe Gott, zu dem ich täglich für Dich beten will, wird es mir ſicherlich gewähren. Habe ich doch Den geſäugt und als die gnädige Frau Gräfin geſtorben war, groß gezogen, der nun für Dich ſo ſchön ſorgen konnte.“

Im Pfarrhaus war der Schmerz über die Trennung auch mit freudiger Rührung gemiſcht. Die Geſinnung und katholiſche Richtung der alten Gräfin war dem Pfarrer bekannt und er wünſchte ſeinem lieben Beichtkinde Glück in der neuen Condition, auf daß es Clara möglich werde, ſich Zuneigung und Vertrauen zu erwerben. Die Schweſter Urſula bat, ſie nicht zu vergeſſen und dann und wann, wie die Zeit es erlauben wolle, in Marienſtein einzuſprechen.

Heinzmann's trieben es am ärgſten. Sie hatten, als ſie Ulrich in ihrem Häuschen aufnahmen, nicht daran gedacht, daß ſie ſich ſo bald ſchon würden trennen müſſen. Alte Leute trennen ſich doppelt ſchwer von lieben Fremden.

Es war mit ihren Miethsleuten etwas Leben in ihre ſtille Häuslichkeit gekommen. Dazu gehörte ſo wenig. Wann Clara bei ihrem Nähzeug ſang; wann der Ulrich nach Hauſe kam, und gar mancherlei erzählte, ſo war das ſchon genug. Kaum zur angenehmen Gewohnheit geworden, ſollte dieſe Unterhaltung ſchon wieder verſiegen, und Alles in das frühere, durch nichts geſtörte Einerlei verfallen. —

Am zweiten Abend, als Ulrich und Clara wieder mit einander im Stübchen ſaßen, ſagte das Mädchen:

„Du biſt heute weiter herumgekommen, als ich, und haſt mit den Leuten geſprochen, weißt Du gar nichts?“

„Was ſollt' ich wiſſen?“

„Haben Sie nach dem Gnadenbild geforſcht?“

„Keine Spur zu finden, wo die Schurken es hingebracht.“

„Und in der Stadt, bei Agnes? Haſt Du nichts darüber erfahren können?“

„Dort ſprachen ſie nichts davon. Nur das hörte ich, daß es mit dem Zehdeniker ſchlecht ſtehe. Er habe ungeheuer viel Schulden. Schon längſt ſei ſein Credit untergraben. Die Verſchwendung war zu groß. Die Verwüſtung der Fabrik ſei ihm zur rechten Zeit gekommen. Das wird von ihm als Vorwand benützt werden.“ —

„Als Vorwand? Wozu?“

„Sich bankrott zu erklären, wie ſie's drinn nennen. Dann wird ihm alles verkauft und an die Gläubiger vertheilt.“ —

„Das iſt ſo ein Gerede, wie die Leute nun ſind.“ —

„Auch die Reiſe des Iſidor ſoll damit zuſammenhängen, heißt es. Der hat große Summen Geld mitgenommen. Der Alte wird ihm nachreiſen, und dann haben ſie ihr Schäfchen im Trockenen, und fangen anderswo ihr Spiel von Neuem an.“

„Ich glaube nicht daran,“ ſagte Clara feſt. „Zu ſo etwas giebt ſich Iſidor nicht her. Ich möchte wohl wiſſen, wo er jetzt iſt.“

„Ich habe nie viel auf ihn gehalten. Er iſt vielleicht gar nicht weit fort. Du ſollteſt Dir den Judenjungen ganz aus dem Sinn ſchlagen.“

Wie unwillkürlich fuhr Clara's weiße Hand an die Stirne, als ob ſie dort etwas ſchmerze. Sie hatte die Narbe berührt, die von dem Steinwurf herkam, der ſie verwundet, als ſie auf dem Spielplatze, den ſie muthwillig küſſenden Iſidor „Judenjung!“ geſchimpft hatte.

„Aus dem Sinn ſchlagen? Wie Du ſprichſt!“ ſagte ſie ernſt. „Das Gedächtniß läßt ſich nichts verbieten. Wie Du ihn nannteſt, fiel er mir ein. Von ſelbſt denke ich nicht an ihn.“

Ihre Worte waren auch dießmal ſo wahr wie immer. Eine faſt vollſtändige Gleichgiltigkeit gegen alle Dinge ihres früheren Lebens hatte ſich ihrer bemächtigt. Man könnte es eine heilige Gleichgiltigkeit nennen, denn wahrlich: es iſt nur der höchſte Grad uneigennützigſter Selbſtentäußerung. Von den Myſtikern wird dieſer Zuſtand mit: Hingabe an den Willen Gottes bezeichnet. Die Prüfungen, die uns auferlegt ſind, werden nehmlich von ihnen als göttliche Verſuchungen betrachtet, damit die Liebe zu Gott, von aller irdiſchen Beimiſchung gereinigt werde. Dies kann ſich bis zu dem Grade in uns ſteigern, daß jede Ausſicht, jede Hoffnung auf weltliches Glück vor uns verſchwindet. Die Heiligen ſchildern dieſen Zuſtand wie ein diesſeitiges Fegefeuer, daß — wenn es mit großer Treue durchgekämpft wird — von dem jenſeitigen zu erlöſen vermag. Dieſes erhabene und geheimnißvolle Bewußtſein entzündet ſich jedoch nur in reinen und wahrhaft zerknirſchten Seelen. Die Widerſprüche des Lebens müſſen keine Macht mehr über ſie haben; ſie dürfen vor keiner Härte, vor keiner Erniedrigung mehr zurückſchrecken; aber auch von den Menſchen weder Troſt noch Befreiung erwarten; alles ihnen Auferlegte bereitwillig tragen; ſich von Allem losſagen, was ſie früher umgab, dem ſie ſich ſonſt wohl anvertrauten, und jetzt ihr Vertrauen nur noch einzig und allein in Gott haben.

Clara beſaß etwas von dieſem heiligen Muthe, als ſie in das neue Leben trat. —

4.

An Abenden, die Agnes nicht im Theater beſchäftigten, verſammelte ſich eine ziemlich bunte Geſellſchaft in ihrem kleinen duftigen Boudoir. Man nannte das in ironiſchem Sinne ihren „Cercle“. Es war durchaus kein demi monde, aber auch keine excluſive Crème. Die Männer waren oftmals von vornehmem Kaliber, manchmal auch die Piliers der großen Salons, die bei Agnes ungenirter die Ueberfülle an libertinem Sauerſtoff ausſtrömen laſſen konnten. Die wenigen Damen, die ſich bei ihr ſehen ließen, waren veſtaliſche Hüterinnen des Couliſſenfeuers und einige Frauen mit ariſtokratiſchen Blaſons, die keine Urſache mehr hatten, auf ihren Ruf beſonders acht zu geben. Dazwiſchen fügten ſich ein paar Schöngeiſter, ein gefährlicher Theaterrezenſent, dem man einige Rückſicht ſchuldig war, und irgend ein räthſelhafter Touriſt, über deſſen Stand, Verbindung, Abſicht und Zweck man nicht recht klar werden konnte und der ſelbſt in den höhern Kreiſen für höchſt intereſſant gehalten wurde.

In dieſer ziemlich alltäglichen Miſchung, die in großen Städten häufig angetroffen wird, verſchwamm in nebligen Umriſſen ihrer geſellſchaftlichen Stellung eine poetiſchere Geſtalt. Niemand wußte Näheres über ihre Herkunft und ſomit auch nicht einmal, ob der Name „Franz Müller" ihr gehörte, wie es auf den Viſitenkarten des jungen Menſchen zu leſen war. Eine hohe, jugendlich kräftige, faſt athletiſche Figur, das Haupt mit dem Gepräge der Antike, ein reiches Haar von kaſtanienbrauner Farbe, eine feingebaute hohe Stirn, die glänzend weiß die bleichen Linien des Geſichts überragte. Unter der Stirn glänzten dunkelblaue Augen und um den ſchönen Mund ſproßte der erſte Jugendflaum des entſtehenden Bartes. Kein Apoll, aber ein Antinous in claſſiſcher Vollendung, ſo mußte jeder bei dem Anblick ausrufen. Dies war Franz Müller, der beliebteſte pianiste-accompagnateur, wie man es in der Welt der Salons nennt, der den Geſang der Damen am Claviere begleitete und in keiner muſikaliſchen Soirée fehlen durfte.

Indem ich Franz Müller's Beſchäftigung hier nenne, muß ich ſogleich beifügen, daß ich ihn dadurch ſchon als einen ungewöhnlichen Charakter einzuführen gedenke. Ein jeder, und wenn er nur ein wenig klimpern kann, glaubt zwar gelegentlich auch begleiten zu können. Allein weit gefehlt! Dazu gehört thatſächlich ein Verein ſo ſeltener Eigenſchaften, es gehört eine faſt übermenſchliche Kraft dazu, dies Geſchäft ſo auszuüben, wie das bei Müller der Fall war.

Er beſaß nicht allein die vor Allem nöthige muſikaliſche Begabung, die eigentliche Wiſſenſchaft, das tiefe Gefühl, den feinen Unterſcheidungsſinn, aus welchem der Geſchmack entſpringt; er wußte auch damit die allererhabenſte Tugend des Menſchen, die vollkommenſte Selbſtüberwindung zu verbinden. Es ſind ſtets zwei Beweggründe, welche den Menſchen zu irgend einem Geſchäfte treiben: Erwerb oder Ruhm. Dem muſikaliſchen Begleiter ſchließen ſich die Pforten des Reichthums für immer und verurtheilen ſeinen Namen zu ewiger Vergeſſenheit. Welch' ein furchtbares Marterthum wäre dies für einen nur etwas ehrgeizigen Charakter!

Und wenn er noch ſo gut ſpielte, noch ſo ſchnell auffaßte, mit Leichtigkeit von einem Ton in den andern transponirte, nicht nur aus der Partitur oder nach dem bezifferten Baß begleiten könnte, ſondern auch ſelbſt dann, wenn der Baß gar nicht angegeben wäre, wenn er die Intentionen des Sängers erriethe und dadurch deſſen

Vorzüge hervorhöbe und ſeine Mängel vertuſchte, ſo müßte er auch noch die überſchwängliche Geduld beſitzen, ſich dem Geſange gänzlich unterzuordnen und ohne Murren jeden Fehler auf ſich zu laden. Wie oft ward ihm, trotz dem Aufgebot aller ſeiner Fähigkeiten, ein ſtrafender Blick von denen zu Theil, die er begleitete, weil ihnen etwas mislang, was ihr Eigendünkel nicht geſtatten wollte, offen zu bekennen.

Ein ſolcher Accompagnateur war Müller im vollſtändigſten Sinn. Daß wir ihn in dem Boudoir der Sängerin finden, hatte ſeinen Grund, daß er auch ihre Launen, ihren Eigenſinn gern ertrug, um ihr die Partieen einzuſtudieren, die ihr von der Hoftheaterintendanz zugetheilt wurden. —

In ihrem „Cercle“, in den ſchwellenden Polſtern der Cauſeuſe rückgelehnt, thronte Agnes eines Abends, während ihr Hofſtaat Thee ſchlürfte, den Frau Aeugelein präſentirte. Agnes blickte träumeriſch vor ſich hin; ihre Gedanken, ſo ſchien es, beſchäftigten ſich außerhalb des Kreiſes, der ſie umgab. Die Converſation flatterte von einem Gegenſtande zum andern. Sie wurden wie Bälle einander zugeworfen. Was auf den Boden fiel, blieb liegen und ſchnell nach einem andern Ball gehaſcht! Jetzt war Franz Müller mit dem uns ſchon bekannten Legationsrath von Schluckmann in ein lebhaftes Geſpräch gerathen. Dieſer, in ſeiner banalen Weiſe, hatte die Frauen im Allgemeinen mit Phraſen gerühmt, wie:

Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben!

Er ſprach dann über den Charakter der Frauen, über die Erhabenheit ihrer Stellung in der modernen Geſellſchaft — der neuen Aera — wie er ſich ausdrückte. Er nahm für ſich den Titel eines Frauenlob des neunzehnten Jahrhunderts in Anſpruch, der den Frauencultus, als reinen Minnedienſt im Lichte der Zeit, wieder hergeſtellt wiſſen wollte.

Alle lachten, nur Müller's Züge blieben ernſt.

„Die liebenswürdige Künſtlerin," ſprach er, „wolle es entſchuldigen, wenn ich hierauf ohne Metapher Herrn von Schluckmann antworte. Den eigentlichen Charakter des Weibes kennen weder Sie, noch ich, noch wir alle und wir tragen alle die gleiche Schuld, daß es ſo iſt. Das Licht unſerer Zeit iſt ſchlecht geeignet, uns dabei zu leuchten. Heute vergöttern wir die Weiber, morgen würdigen wir ſie zu Sclavinnen herab. Deshalb ſind ſie ſtolz und dünken ſich erhaben wie Göttinnen, aber auch zugleich falſch und unterwürfig, wie Sclavinnen es nur ſein können. Wir predigen ihnen Zucht und Keuſchheit und ſind doch jeden Tag bemüht, die Wirkungen unſerer Lehre ſelbſt zu untergraben. Wir nähren und erziehen ſie mit ewigen Widerſprüchen. Wir ſpielen mit ihnen wie mit Puppen und verlangen von ihnen übermenſchliche Tugend und heroiſche Kraft. Sie ſollen unſchuldig wie Kinder, wie Engel ſein, und wir arbeiten ſtündlich daran, ſie zu verderben. Fallen ſie dann durch unſere eigene Schuld, ſo verachten wir ſie."

Die Freiheit, die Müller ſich nahm, konnte wohl nur im Boudoir einer Sängerin entſchuldigt werden.

„Das Bild, das ſie entwerfen,“ ſchmunzelte Schluckmann, „iſt zu grell. Es paßt nicht auf jede Frau — auch nicht auf jeden Mann,“ ſetzte er mit Selbſtgefühl hinzu.

„Es bleibt mir räthſelhaft,“ ſagte der Redacteur des Localblattes und Recenſent Hausgenoß, „wie Sie dieſe tiefen Bemerkungen, lieber Freund Müller, am Piano ſchöpfen konnten, durch deſſen Vermittelung ſie doch wohl nur allein mit den Frauen oder nach Ihrer Leſung ‚mit dem Weibe‘ in Beziehungen kamen.“

Ein durchdringender Blick fiel aus Müller's dunkelblauen Augen auf Hausgenoß.

„Ich will und werde Ihnen dieſe Vorausſetzungen hier nicht widerlegen,“ ſagte er, „und wende mich zunächſt wieder gegen Herrn von Schluckmann's Behauptung von vorhin: den Minnedienſt wieder zu beleben und den Frauen zu huldigen, weil ſie himmliſche Roſen in's irdiſche Leben flechten —“

„Das iſt doch gewiß ein ſchöner, ein poetiſcher Gedanke!“ ſchrie wie verklärt die Aeugelein und ſchwenkte ihre geleerte Taſſe gegen Schluckmann, der ſich tief verneigte und von theuerer, ſchmeichelhafter Anerkennung ſprach.

„Ja, es mag ſchön und auch poetiſch ſein,“ fuhr Müller fort. „Das liebende Weib iſt wahrhaftig die ſchönſte Kreatur, die aus den Händen Gottes hervorgegangen iſt. Es verwirklicht den Engel auf Erden und beglückt uns. Was aber geſchieht von uns thatſächlich, um uns dieſes Glückes würdig zu machen? Wir ſind roh, argwöhniſch, eiferſüchtig. Und noch mehr. Die, welche wir engelrein aus den Händen der Mutter erhielten, weihen wir in jene ſchmählichen Künſte ein, mit denen uns das Leben in der Verbindung mit ſchuldbeladenen Geſchöpfen vertraut gemacht hat. Iſt dann das Meiſterſtück der Schöpfung durch unſere Bemühungen verdorben, dann verlaſſen wir es, verſtoßen wir es, ohne Gewiſſensbiſſe. Wir werfen es dem unvermeidlichen Verderben, der unauslöſchlichen Schmach in die Arme. Und das nennen wir unſere Siege und ſprechen von unſerm Glück bei Frauen. Hier haben Sie, Herr von Schluckmann, meine Anſicht von dem Minnedienſt des neunzehnten Jahrhunderts."

Schluckmann machte Miene antworten zu wollen, aber Hausgenoß kam ihm zuvor, mit einem: „das iſt ſtark! changeons de discours! Worüber denken Sie nach, himmliſche Agneſi? Gut, daß Sie nicht dieſe Exclamation des Herrn Müller gehört zu haben ſcheinen."

Agneſi, oder vielmehr Agnes, fuhr aus ihrer nachläſſigen Stellung empor und ein bitterer Zug umfloß ihren Mund.

„O, ich habe nur zu gut gehört, was geſprochen wurde," ſagte ſie. „Wir ſind in der That beklagenswerth! In jeder allgemeinen Schilderung, wenn ſie wahr iſt, findet ſich etwas perſönliches, ohne daß jeder Dummkopf, der läſtern und klatſchen will, es erſt hineinzutragen braucht. Daß wir Frauen zu beklagen ſind — wo wäre das erſichtlicher, als bei'm Theater? Nicht blos dem Manne gebührt es, auf ſeinen ehrlichen Namen etwas zu halten; auch wir ſind dazu berechtigt. Allein wie

Viele machen ihr ſchändliches Gewerbe daraus, unſere ehrlichen Namen todtzuſchlagen?“

Sie vermied es irgend Einen bei dieſen Worten anzuſehen und heftete ihre Blicke auf den Boden. So konnte ſie es nicht bemerken, daß Aller Augen ſich auf Hausgenoß richteten, der ihnen mit frecher Keckheit begegnete.

„In der kurzen Zeit, ſeit ich zur Fahne der Kunſt geſchworen habe,“ wollte Agnes fortfahren, als ſie Hausgenoß unterbrach:

„Bravo, das klingt ganz kriegeriſch! — Sonſt ſpricht man wohl: ſeit ich im Tempel der Kunſt mein Opfer darbringe —“

„Sich ſelbſt bringt man zum Opfer“ — erwiderte Agnes — „denn es iſt ein Krieg, ein Kampf, in welchem wir endlich unterliegen. Dem doppelten Angriff der Recenſenten und des Publikums — wer könnte ihm auf die Länge widerſtehen? Jene ziehen unſere Kunſt unter ihre Lupe; dies bekümmert ſich um unſer häusliches Leben. Die Grenze dieſer beiden Gebiete liegen ſich aber ſo nahe, daß Recenſent und Publikum ſich nur zu häufig eine Grenzverletzung zu Schulden kommen laſſen.“

„So lange die Welt ſteht,“ ſagte Hausgenoß, der den Sinn dieſer Worte zunächſt auf ſich bezog, „haben die Menſchen Vergnügen daran gefunden, den Handlungen Anderer nachzugehen, den Gründen derſelben nachzuſpüren und ſie endlich, mitunter etwas verziert, um ſie intereſſanter zu machen, in Umlauf zu ſetzen. Hervorragende Stellungen fordern dazu geradeswegs heraus.

Und darin liegt der Unterſchied. Wer die Küchen- und Schürzengeheimniſſe von Haus zu Haus trägt, klatſcht; wer den Staatsmann, den Redner, den Volksmann, den Künſtler im wahren Sinne, unter die Lupe nimmt, wie Sie ſagen, und das Reſultat der Oeffentlichkeit übergiebt, thut ein löbliches, dankenswerthes Werk, das unter Umſtänden ſogar höchſt ehrenvoll für den Urheber deſſelben werden kann."

„Traurig genug, ſich mit ſolcher Ehre zu brüſten," nahm Agnes wieder das Wort. „Nur kleine Geiſter, die ſich mit ſich ſelbſt gar nicht zu beſchäftigen wiſſen, weil nichts an ihnen iſt, fühlen den Hang, die wenigen Gedanken, die ihnen zu Gebot ſtehen, auf ihren Nachbar zu lenken. Sie müßten elend verkümmern, wenn nicht täglich etwas Neues an ihm zu erlauern wäre. Das hat meine kurze Beobachtung, ſeit ich Sängerin bin, mich ſchon gelehrt. Was wurde nicht Alles, gleich von Anbeginn, über mich geſchrieben und gedruckt! Jedes Blättchen der Legion Blätter brachte etwas Anderes; Gutes ſowie Schlimmes, das muß ich ſagen. Am Ende vermengte man Beides und der Popanz Agneſi war fertig! Ich, ein armes Ding vom Lande, hatte keinen Begriff davon, daß man auf Tritt und Schritt angeklafft werden könnte. Erſt ſpäter gelangte ich zu der Weisheit, meinen Weg unbekümmert zu machen und die Welt zu nehmen, wie ſie iſt. Meine Gleichgiltigkeit wurde bemerkt und ſcheinbar ſogar bewundert. Ich machte mein kleines Boudoir zum Sammelplatz ſchöner Geiſter und ließ mich von ihren Huldigungen umräuchern. Das hielt mich ſchadlos für den Unglimpf, den ich vielleicht noch in den Blättern zu erdulden hatte. Ich weiß nichts davon, da ich keines mehr leſe."

„Doch — eines — ſagte Hausgenoß — nicht?"

„Weil ich es halte? Ich halte ſie Alle. Ihr Blatt entbehre ich am leichteſten, da ich es ja perſonifizirt vor mir ſehe. Aber da ich dieſes Glück habe, ſo geſtehe ich Ihnen offen, daß ich umſomehr nicht begreife, wie ein Mann von Genie das Recenſiren als Handwerk treiben kann."

Alles lachte; auch Agnes, die dem armen Hausgenoß die Hand zum Kuſſe reichte.

„Sehr geiſtreich und gewandt," ſagte Schluckmann, „aber auch ſehr muthig dabei. Fürchten Sie ſeine Rache nicht? Er hat eine ſpitzige Feder."

„Ich habe mich noch nie vor einem Menſchen gefürchtet," rief Agnes muthwillig, „und führte er einen Dolch ſo geſchickt wie ſeine Feder. Uebrigens iſt er ſchon entwaffnet; er hat mir gar zärtlich die Hand geküßt."

Es war Zeit, daß es dieſe Wendung nahm; Agnes war nach ihrer Gewohnheit in Feuer gerathen und hätte das Geſpräch eine wirkliche Gereiztheit in dem Cercle hervorgerufen, ſo wäre es um den ſchönen Eindruck geſchehen geweſen, den jetzt das Hereintreten Oscars machte, der Clara bei der Hand führte und von Ulrich gefolgt war.

„Ach, da ſind Sie ja!" ſchrie Agnes aus vollſter Bruſt und hing regungslos an dem Halſe ihrer Schweſter.

Als das Herzen eine Zeit lang gedauert hatte, wandte ſich Agnes gleichſam entſchuldigend zu der Geſellſchaft:

„Halten Sie mir's zu gut — jetzt bin ich wieder in meinen Bergen, in meiner Heimath! Das ſind meine Lieben — Vater und Schweſter! Sie bringen mir Glück, Ruhe, Zufriedenheit, Alles! Sie halten mir den Spiegel der Demuth vor — o wie häßlich ſeh' ich aus, wenn ich da hineinblicke!“

In dieſer überſchwänglichen Weiſe ging es fort. Es wollte ſcheinen, als hätte ihr früheres Träumen der Sorge um die geliebten Perſonen allein gegolten, die ſie ſeit der Meuterei in Marienſtein nicht geſehen hatte und deren plötzliches Erſcheinen ſie nun über Alles glücklich machte.

Sie hatte Clara zu ſich in die Polſter der Cauſeuſe gezogen, und ließ ſich von ihr erzählen. Sie hing an Clara's Augen und Lippen und küßte beide von Zeit zu Zeit. Um Ulrich hatten ſich die Herren gruppirt, und nahmen ihn gleicherweiſe in Anſpruch. Nur Franz Müller ſaß am Flügel, welcher ſo placirt war, daß er unverwandt nach Agnes blicken konnte, und phantaſirte leis. Oſcar befand ſich hinter ihm.

Das Rollen eines Wagens ward vernommen, der am Hauſe hielt. Die Aengelein ſprang zum Fenſter.

„Noch ein Beſuch,“ rief ſie in's Zimmer, „die Baronin Froben!“

Gleich darauf trat eine junge ſchöne Frau herein, und flog im eigentlichſten Sinne des Wortes auf Agnes zu, die ihr entgegen gegangen war. Auch Clara war aufgeſtanden, und überaus befangen zu ihrem Vater hingetreten, denn der neue Beſuch war niemand anderes, als jene blendende Erſcheinung in der Loge, die ſie ſo geheimnißvoll „Clarinette“ genannt hatte, und die von Iſidor zum Wagen geführt worden war. Die Baronin Froben war mit einem wackern Rittmeiſter vermählt, der mit ſeinen Dragonern in einer Landſtadt cantonnirte. Sie konnte es dort nicht aushalten, und lebte daher den Winter über frei und ungenirt in der Reſidenz, wo ſie als eine der eleganteſten Damen ſich hervorthat. Als freiwillige Strohwittwe gab ſie in ihrem Hauſe keine eigentlichen Feſte, allein bei ihren kleinen Empfangsabenden kulminirte die boßhafteſte und ſchonungsloſeſte Médiſance, und die Baronin thronte wie ein farbenſchillerndes Inſect inmitten eines goldenen Spinngewebes. Nachdem ſie flüchtig und obenhin die Geſellſchaft begrüßt hatte, ſetzte ſie ſich zu Agnes.

„Pardon, daß ich ſo ſpät ſie noch incommodire, ſchöne Agneſi!“ ſagte ſie, „aber ich dinirte bei der alten Gräfin Werthen, und konnte dort nicht früher loskommen. Das war zuviel von Allem. Zwar nur ſehr kleine Geſellſchaft aber ein ſehr reiches Menu, eine ungemein belebte Unterhaltung. Je vous dis, c'était pour étouffer! je suis à présent comme une grive qui a mangé trop de raisins! Ich muß mir Luft verſchaffen, und komme zu Ihnen. Ah, quelle fraicheur dans ce bel entourage! Himmliſches Mädchen, jetzt helfen Sie mir. Der bal costumé beim Miniſter iſt ſchon in acht Tagen — und ich habe noch nichts — ich weiß nichts — ich ſtehe ſplitternackt vor Ihnen, daß Sie mich kleiden. Sie ſehen mich au comble du désespoir! Bei drei, vier Malern war ich — keiner kann mir genügen. Alle Skizzen, alle Albums ſind in feſten Händen, ſind im Voraus beſtellt. Ein Photograph wollte mir eines verſchaffen, allein er bat mich heute um Verzeihung, daß er nicht Wort halten könne, die Generalin von Brinkmann giebt es nicht her, ſie will in dem Maskenzug ‚der Triumph der Liebe‘ intriguiren. Iſt das nicht zum verzweifeln?“

„Sie iſt fünfzig Jahre, wenn ſie ein Coſtum findet, daß ihr dreißig davon abnimmt, ſo könnte ſie in dem ‚Triumph der Liebe‘ am Platze ſein.

Die Baronin ſchaute laut lachend nach dem Sprecher hin. Es war der boshafte Hausgenoß.

„Ah, jetzt bemerke ich erſt — welche exquiſite Geſellſchaft!“ ſagte ſie, und mit freundlichem Gruße Clara winkend, ſetzte ſie hinzu: „Da iſt ja auch Clarinette!“

„Wie? Sie kennen meine Schweſter?“ rief Agnes überraſcht.

„Durch einen Spaß,“ verſetzte die Baronin. „Der Sohn des Banquier Zehdeniker, von dem man gar nichts gewußt hatte, kroch ja mit einem Mal aus dem Neſte, armé de pied en cap, und erſchien in der Geſellſchaft. Er drängte ſich mit unbeſcheidener Zuverſicht in die haute volée, die ſeines Vaters wegen, mit dem man in engen Relationen ſtand, ſich das gefallen ließ. Er machte auch mir den Hof. Und um ſeinen abgeſchmackten Tiraden zu entgehen, womit er mich verfolgte, verſuchte ich's ſeine Eigenliebe herauszufordern. So gelangte ich denn endlich zu der Ehre, daß er mich zum dépositaire ſeiner reizenden Jugendgeſchichte machte, und mithin erfuhr ich alles, von ſeinen früheſten Spielen an, und machte dabei durch ſeine Schilderung auch Clarinette's Bekanntſchaft. Wie Sie ſehen, auf die einfachſte Weiſe. Bald darauf reiſte der kleine ‚Salonmauſchel', wie ihn die Offiziere nannten, fort, und ich habe ſeitdem nichts mehr von ihm gehört."

Die letzten Worte waren ebenſo viele Dolchſtiche in Clara's Herz, die wieder zu ihrem Vater, in einer Ecke des Zimmers ſich zurückgezogen hatte.

Agnes verſicherte, daß ſie ihren ganzen Vorrath von Coſtümen und Figurinen der ſchönen Baronin zur Dispoſition ſtellen wolle. Auch die Herren erboten ſich andern Tages alle Mühe aufzuwenden, um die ſeltenſten Schätze herbeizuſchaffen und ſelbſt den feſteſten Händen kühn zu entreißen, um ſie den ſchönſten zu übergeben.

Müller ſagte ironiſch: „Die jungen eleganten Herren wären ja auch zu gar nichts auf der Welt, wenn ſie nich ſolchen Commiſſionen mit größtem Eifer ſich unterziehen wollten. Es iſt ein Glück, daß ſchöne Damen, wie die Frau Baronin, ſie damit zu beehren würdigen."

Mit koketter Gewandtheit erwiderte ſie darauf:

„Ich danke Ihnen für das Kompliment. Allein es iſt eines von denen, die dem, der ſie macht, ein feines Uebergewicht über den zu geben ſcheinen, dem ſie gemacht werden. Sie werden mir alſo eine Beſcheidenheit zu äußern geſtatten, da ich nicht gern mich in Verlegenheit ſetzen laſſe. Ich hege wahrlich nicht die Anmaßung, den jungen, eleganten Herren eine Beſtimmung zu ertheilen."

„Ich beabſichtigte kein Kompliment der gnädigen Frau zu machen,“ ſagte Müller mit höflicher Verbeugung. „Aber ich dachte nicht daran, daß in dem Boudoir der Künſtlerin Alles für ein Kompliment gehalten werden kann, was in der That keines iſt.“

„Wenn es ſo wäre,“ ſagte Hausgenoß, „ſo müßten Herrn Müller's Worte von vorhin ganz ernſtlich genommen werden. Sie kehrten einen empfindlichen Stachel nach der andern, nach unſerer Seite. Allein darin hat ſich Herr Müller total verrechnet. Wir Alle haben übernommene Verpflichtungen zu löſen, wir haben unſern ernſten Beruf zu erfüllen, wir müſſen Arbeiten ausführen, die unſere Exiſtenz bedingen. Er iſt dann wohl nur der Einzige unter uns, der ſo frei über ſich gebietet, daß er ſeine müſſige Zeit jeder Laune der Damen aufopfern kann, um doch wenigſtens zu Etwas auf der Welt nützlich zu ſein.“

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von meiner Galanterie hegen,“ entgegnete Müller.

„Und iſt nicht eben ſein Beruf die reinſte, ſublimſte Galanterie ſchon an und für ſich, pure et nette?“ ſagte die Baronin etwas ungeduldig. „Iſt er nicht der ſtete Begleiter der Damen, et le plus intime, et le plus discret? Tenez, ne vous moquez pas de lui, c'est bien désagréable.“

Hier ſprang Schluckmann in's Zimmer, mit großen und kleinen Albums beladen. Er hatte ſich gleich anfangs entfernt, ohne daß es bemerkt worden war.

„Es iſt Alles, was ich beſitze,“ rief er ſchnaufend, mit Freude blitzenden Augen, „ich glaube, daß wir etwas finden werden. Die Länder- und Völkerkunde iſt mein Lieblingsſtudium, mein Steckenpferd, wie man ſonſt ſagte. Alle Welt iſt davon angeſteckt, Alles ſtrebt nach Belehrung und Unterhaltung, und ſucht dieſes erſte Bedürfniß unſerer vorgeſchrittenen Zeit zu befriedigen!“

Während dieſer Worte hatte er mit Hilfe der Aeugelein den Theetiſch abgeräumt und die breiten Bücher darauf ausgelegt. Als er das erſte aufſchlug, begegnete ihm das Unangenehme, daß ein großer Schweißtropfe von ſeiner Stirn auf das Blatt fiel. Schnell kehrte er es um und ſuchte andere Bilder.

„Meine Sammlung iſt ziemlich vollſtändig,“ bemerkte er, „das ſind Südſee-Inſulaner, die außer einem Federſchmuck eigentlich kein Koſtüm haben.“

„Aber was denken Sie denn wohl, eher Schluckmann!“ ſagte Frau von Froben,“ ſoll ich denn hier alle Koſtüme der Welt durchſtudiren, um für mich eines zu finden? Wir müßten ja die ganze Nacht hier beiſammen bleiben.“

„Je suis désolé!“ rief er, „ich konnte nicht früher —“

„Davon kann ja auch nicht die Rede ſein. Sie ſollen mir nur eine Frage beantworten: iſt in Ihren Albums das Koſtüm einer Fee enthalten?“

„Das Koſtüm, vous dites, d'une fée? Es ſind lauter Nationalkoſtüme; ein Volk, wo die Frauen als Feen einhergehen — nein — das iſt mir nicht bekannt —“

„So war Ihre Mühe umſonſt. Als Fee will ich erſcheinen, ich habe meinen ganzen Plan darauf gebaut. Mein Abend hängt davon ab.“

„Es fände ſich vielleicht doch Etwas — quelque chose de rapprochant —“

„Nein, das iſt nichts. Wie eine Schamanin oder andere Nationalhexe will ich nicht ausſehen. Eine Fee ſoll es ſein, dans toute la force du terme —“

„Ein weißer Schleier —“

„Nichts, Schleier!“

„Es findet ſich gewiß Etwas —“

„Sehen Sie mich an, Schluckmann! Was kann mir Ihre Länder- und Völkerkunde helfen? Seh'n Sie mich an!“

Er ſah die Baronin ſcharf an. Sie ſagte:

„La bonne physiognomie! Elle ne trahit nullement cette fausse ignorance, comme tout le monde en a aujourd'hui —“

„Vous croyez donc que je suis vraiment ignorant? —“

„Comme on l'était au bon temps —“

Schluckmann ſtand da und machte wirklich ein verzweifelt dummes Geſicht.

Die Baronin wandte ſich zu Agnes, um ſich mit ihr über die Stunde zu beſprechen, die dringende Frage zu erledigen, die keinen Aufſchub mehr ertrug. Die Herren umſtanden Schluckmann, deſſen Epiſode einen wirklich ergötzlichen Eindruck erregt hatte. Nur Clara und Ulrich hielten ſich ſeitwärts. Die Erſcheinungen dieſes Abends waren wie berauſchend an ihnen vorübergezogen. Während Ulrich von dieſem Leben, das ſich um ſeine Tochter bewegte, vollſtändig verblüfft war, ließ es in Clara's Gemüth eine bittere Wirkung zurück. Sie war hier zuerſt von jenem Schein berührt worden, der die Geſellſchaft erfüllt, und der das Sein erſetzen ſoll. Sie ſah wie der Ernſt jederzeit, wenn er gelegentlich auftauchte, in Spott und Lachen erſtickt wurde. Sie hatte gefühlt, wie bald ſelbſt der zarte Erguß der Geſchwiſterliebe verſiegte, ſobald eine neue Marionette erſchien, und einen neuen verworrenen Knäuel den andern zum Entwirren hinwarf. Sie empfand es, daß nicht ein Pulsſchlag in dieſem Kreiſe, mit dem, der ihr Herz ſo warm durchflog, übereinſtimmte. Und daß das Räthſel der ſchönen Unbekannten in der Nachbarloge ſo ſchmählich in eine Kokette ſich auflöste, die ſich einen Spaß mit dem „Salonmauſchel“ hatte machen wollen, empörte ſie vollends. Es war hier zum erſten Mal, daß ſie eine vollſtändig ausgerüſtete Kokette kennen lernte, ohne daß ihre Unbefangenheit noch einmal den Namen kannte. Nur ein Troſt trat ihr nahe: das, was ſie gehört und geſehen, ſchien ihr nicht gut, nicht böſe — es kam ihr wie ein Nichts vor.

Agnes hatte zwei kleine Zimmer bei der Aeugelein beſtellt, die ſonſt von deren Sohn bewohnt waren, der dieſe Nacht im Wirthshauſe ſchlafen mußte. Für Geld war die wackere Frau zu Allem erbötig. Ulrich und Clara gingen ſchlafen.

Die andern ſetzten ſich zum Spiel. Der Reſtaurant ſchickte eine Bowle Negus; die Cigarren wurden angezündet, und der ſchöne Abend bei der beliebten Künſtlerin verlängerte ſich bis nach Mitternacht.

5.

Ulrich hatte nunmehr ſeine Unterkunft bei Agnes gefunden, Clara war bei der alten Stiftsdame, Gräfin von Werthen, inſtallirt. Der Intendant, Monſieur Caſimir, hatte ihr den kleinen Wirkungskreis zugemeſſen, in welchem ſie zuvörderſt der Kammerfrau, Mamſell Lillich, beigeordnet war. Die gute Perſon ſollte Clara's „Air“ formiren, und ſie in alle Erforderniſſe des Zofendienſtes bis in ſeine ſubtilſten Geheimniſſe einweihen. Obgleich die Lillich, bei jeder ſchicklichen Gelegenheit, ganz unaufgefordert erklärte, ſie wolle von dem Eheſtand nichts wiſſen, ſo war der überaus vorausſichtige Intendant dennoch beſorgt, wann der Fall vielleicht einmal eintreten könnte, an einen Erſatz der Unſchätzbaren zu denken, da die Gräfin ſich von ihren Gewohnheiten und Uebungen vollſtändig tyranniſiren ließ, und es unmöglich geweſen wäre, ſie durch eine improviſirte Umgebung zufrieden zu ſtellen.

Es verſtrich eine Woche, während welcher die erſten Grundlinien des Unterrichts gezogen waren, ohne daß irgend etwas von beſonderm Intereſſe ſich zugetragen hatte. Clara beobachtete eine ſehr gemeſſene Zurückhaltung. Die Lillich legte ſie als Kummer aus. Sie gerieth auf den Gedanken, das Mädchen könne daheim ein Liebesverhältniß haben. Sie machte Clara ſanfte, leiſe Vorwürfe, daß ſie es an Aufrichtigkeit gegen ſie fehlen laſſe; ſie fand es unnatürlich, daß ſie, wenn ſie mit der ihr aufgegebenen Arbeit fertig war, ſich ſtets auf ihr kleines Zimmer begab, und von der ihr ſo gerne bewilligten Erlaubniß nicht profitiren wollte, ihrer Freundin Lillich Geſellſchaft zu leiſten.

„Was treiben Sie denn immer ſo allein?“ fragte ſie. „Warum dieſe ernſte, trübſelige Miene? Die Frau Gräfin kann das nicht leiden. Sie verbergen etwas, und geben dadurch Muthmaßungen Raum, die Ihrem Reuſſiren in dieſem Hauſe hinderlich werden könnten.“

„Sie thun mir Unrecht, liebes Fräulein,“ lautete Clara's Antwort, „ich habe Nichts zu verbergen, aber ich bin an Einſamkeit gewöhnt. Ich beſchäftige mich mit mir. Ich ſuche mich auszubilden — ich leſe.“ —

„Das wäre ſchon gut, wenn Sie nur gute Bücher hätten,“ ſagte die Zofe. „Ach, daß Sie nicht franzöſiſch verſtehen! Dann würde ich Ihnen — würden Sie mir vorleſen können. Wiſſen Sie was? Ich will Ihnen Unterricht geben. Ich bin in einem Inſtitut erzogen, weil ich mich für den Dienſt in einem vornehmen Hauſe auszubilden gedachte. Franzöſiſch muß man können. Sie ſollen es ſpielend lernen. Wir plaudern, wir ſingen zuſammen. Ich weiß die ſchönſten Chanſons.“

Sie war gleich mit einem zur Hand, das ſie in der näſelnden Weiſe einer Vaudevilleſängerin des Boulevarts vortrug. Dann ſang ſie es noch einmal langſamer und Clara mußte ihr Sylbe vor Sylbe nachſprechen. Die Gutmüthigkeit Clara's lieh ſich dem Anſinnen willig, weil es an ſich nichts Schlimmes war, und weil ſie ſah, welche Freude ihre Lehrerin daran hatte, daß ſie ſo geſchickt den Accent begriff und bald das Couplet allein ſingen konnte.

„Unglaublich,“ rief die Lillich entzückt, „wie methodiſch, als wenn ſie es ſchon Jahre lang getrieben hätte! Und eine wahre Flötenſtimme! Das wird ja eine prächtige Unterhaltung werden, wenn wir ſo ſingend beiſammen ſitzen. Man weiß ja oft nicht, was man vor Langeweile anfangen ſoll. Ach, wer nur Clavier ſpielen könnte!“

„Was würde es uns helfen?“ fragte Clara lachend, die von Lillich's Heiterkeit angeſteckt wurde. „Wir haben ja kein Inſtrument.“

„Freilich haben wir eins. Da kam vor Jahr und Tag ein abſcheulicher Italiener in's Haus, der ſollte Comteſſe Beatchen, der Nichte der Frau Gräfin, Geſangunterricht geben; ihr Vater, der Schwager der Frau Gräfin, hatte ſie uns auf einige Zeit übergeben, er wohnt nehmlich auf dem Lande — damit ſie das Stadtleben kennen lerne. — Aber ſie hatte keine Luſt zu den Coloraturen und unnatürlichen Trillereien, und miaute wie eine Katze. Mit meinen Chanſons richtete ich auch nichts bei der jungen Comteſſe aus. Sie wollte nur deutſche Lieder ſingen. ‚Willkommen o ſeliger Abend‘ — und ‚Der Mond iſt aufgegangen‘ — und ‚Kennſt du das Land‘ — und Gott weiß, was für abgeſchmacktes Zeug mehr. Es war ihr durchaus kein feiner Geſchmack beizubringen. So reiſte ſie denn wieder heim, wie ſie gekommen war, die hochgeborene Comteſſe, der Italiener kam auch nicht mehr, und uns blieb das alte Clavier, das in einem leeren Zimmer, hier unten ganz in der Nähe, ſein elendes Daſein friſtet, weil ich nicht darauf zu ſpielen verſtehe.“

„Ein Clavier!“ rief ganz begeiſtert Clara.

„Aber es wird ziemlich ruinirt ſein. Die Comteſſe hat darauf herumgehämmert, und ich mag wohl auch manches daran verdorben haben, wenn ich nachher verſuchte, ob ich nicht zu den Chanſons ein paſſendes Accompagnement finden könnte.“

Die Kammerfrau mußte Clara ſogleich zu dem Clavier führen. Sie griff einige Accorde. Daß es ſehr verſtimmt war, that der Freudigkeit über den glücklichen Fund keinen Eintrag. Sie bat ihre Freundin, das Inſtrument ſogleich auf ihr Zimmer bringen und den Stimmer kommen zu laſſen, und verſprach dafür, daß ſie ihr erlaube, die geringe Kenntniß, die ſie von ihrem Vater, der auch einmal ein altes Spinet beſeſſen, gelehrt bekommen, weiter zu üben: auch recht folgſam die franzöſiſchen Chanſons nachplappern zu lernen.

Mamſell Lillich willigte ein, um das Band zwiſchen ſich und dem ernſten Mädchen, das ſie um jeden Preis an ſich attachiren wollte, inniger zu geſtalten. Der nächſte Morgen unterwarf die ſchlotternden Saiten dem Stimmhammer, und am Abend erklangen ſie rein und melodiſch unter den Taſten, die Clara's ſchöngeformte Finger mit jungfräulicher Scheu, nach langer Ruhe, wieder zum erſten Mal berührten.

In der That hatte der intime Umgang mit der

Kammerfrau für Clara ſo manchen Nutzen. Sie war in einem Alter, das man geſetzt nennen konnte, ſo im „entre chien & loup" des Lebens. Ihre Züge waren weniger geiſtreich als belebt zu nennen; nicht klug und ſchlau, aber jederzeit bewegt und forſchend. Sie waren nicht häßlich. Ihr Benehmen war nicht unedel und dabei natürlich. Das hatte ſich bei ihr durch den Umgang mit vornehmen Perſonen von ſelbſt ausgebildet. Es war nicht von Haus aus, auch nicht anerzogen; ſondern hiſtoriſch geworden, könnte man ſagen. Sie fühlte das, und bildete ſich etwas ein auf dieſe Errungenſchaft, der ſie die geſchickte Behauptung in ihrer Stelle verdankte. Dies alles verfehlte nicht Clara zu überreden, daß ein günſtiges Loos ſie gerade zu dieſem weiblichen Mentor geführt habe.

Die ſchnelle Neigung, welche Mamſell Lillich zu Clara gefaßt hatte, war jedoch aus einer ganz beſondern, heimlichen Quelle entſprungen. Die Gräfin ſtand in hohen Jahren, und ihre Geſundheit war ſehr angegriffen. Ihr Leben hing nur noch an einem Faden, den ein Zugwind zerreißen konnte. In einen neuen Dienſt treten, — dazu hätte ſich eine ſo ſehr verwöhnte Perſon, wie die Lillich, nicht entſchließen können. Man kann ja nicht ewig dienen! Auch hatte ſie ſich in dem vornehmen Hauſe ein artiges Sümmchen erſpart. Dazu kam eine große handfertige Geſchicklichkeit; eine durch lange Routine erworbene Kenntniß jener Luxusſtoffe, die für den Putz der Damen gebraucht werden; endlich beſaß ſie eine ſehr verbreitete Bekanntſchaft unter dem Adel. Was brauchte es mehr, um ein ergiebiges Modegeſchäft zu gründen? Hiebei erſchien ihr nun eine intime Handlangerin von größtem Werthe, welche ſie in Clara gefunden zu haben wähnte, die von ihr gebildet, aus ihrer Schule gleichſam hervorgegangen, allen ihren Erwartungen zu entſprechen im Stande wäre. So erblicken wir denn die arme Muſikantentochter aus Marienſtein zur Ladenjungfer einer Marchande de mode deſignirt, ohne daß ſie freilich ſelbſt noch die Ahnung davon hatte.

„Was doch manche Menſchen für Glück haben!“ mußte die Lillich manchmal bei ſich denken, wenn ſie auf die ernſte Clara bei der Arbeit blickte. „Kaum eingetreten in die Welt, öffnet ſich ihr eine Ausſicht, um die ſie Viele beneideten.“

Sie war feſt davon überzeugt, daß ſolch' ein armes Kind, das um Gottes Barmherzigkeit willen wo aufgenommen wurde, über einen Antrag, wie ſie ihn, wann die Zeit käme, Clara zu machen gedachte, vor Freude außer ſich gerathen müſſe.

Inzwiſchen hatte ſich etwas ereignet, was die ruhige Fortentwicklung dieſes Plans für den Augenblick beeinträchtigte.

Caſimir, dem die Ordnung des Hausweſens uneingeſchränkt überwieſen war und der vor allem darauf ſah, daß die Dienerſchaft in gewohnter Weiſe unausgeſetzt im Dienſte thätig war, hatte die muſikaliſchen Uebungen in dem Zimmer der Lillich zuerſt mit Befremden, dann mit geſteigertem Unwillen vermerkt. Bald erfuhr er auch, daß die Pünktlichkeit ſchwand und vieles im Rückſtande blieb. Er hielt ſich für verpflichtet, die Urſache der Säumniß vor hohe Ohren zu bringen, um nicht endlich einmal ſelbſt ſchwerer Verantwortung ausgeſetzt zu ſein. Ein Haushofmeiſter von der Art, wie Monſieur Caſimir, iſt die perſonifizirte Ordnung. Seine weiße Halsbinde iſt jeden Tag auf dieſelbe Weiſe gebunden; die Zipfel immer gleich lang in der Schleife, aus welcher ſie herabhängen, nie ein Fältchen mehr oder weniger; die Haare des Nackens ſorgfältig nach der Stirne gekämmt, um die Glatze zu bedecken, liegen immer in derſelben Ordnung, als ob jedes einzelne Härchen numerirt wäre. Und ſo iſt es in allen Stücken. Von der Perſon erſtreckt ſich dieſe Pünktlichkeit auch auf die Geſchäfte, wie ſich das von ſelbſt verſteht.

Mit einem Verbot, die muſikaliſchen Uebungen ſofort einzuſtellen, das ſah er wohl ein, würde er ſich nur Verdruß zuziehen und dennoch nichts ausrichten; ſein Entſchluß war daher bald gefaßt. Eines Morgens, als er der Gräfin einen Bericht abzuſtatten hatte, machte er ſeine Meldung in angemeſſener Form. Er glaubte, daß es am beſten ſei, die Sache von der lächerlichen Seite anzugreifen:

„Sollten die gnädige Frau Gräfin ſich's wohl denken?“ fing er an. „Das alte Klavier des italieniſchen Geſanglehrers, das von der Zeit her, da die gnädige Comteſſe Beata bei uns war und Unterricht erhielt, iſt aus dem leeren Zimmer, wohin ich es aus dem Weg räumen ließ, ohne mein Dazuthun zu Mamſell Lillich gewandert, um ſtatt zu ſchneidern und zu häkeln, darauf zu muſiciren —“

„Wie iſt das möglich? — Sie ſcherzen, Monſieur Caſimir —“

„Wie dürfte ich mir einen Scherz erlauben? Es iſt ſo, wie ich ſage. Mamſell Lillich will aus der Clara, wie es ſcheint, auch eine Sängerin machen, wie ihre Schweſter, die Agneſi, eine iſt. Ich erlaubte mir gleich im innerſten Herzenswinkel einen Zweifel zu fühlen, ob eine ſolche Verwandtſchaft in unſerem hochgräflichen Hauſe wohl ſtatthaft ſei —“

„Das kommt Monſieur Caſimir nicht zu —“

Die ſonſt ſo gleichmüthig geſtimmte Stiftsdame, das „Hermelinchen“ der hochſeligen Fürſtin, war über und über roth geworden. Caſimir nahm einige Rechnungen, die er vorgelegt hatte, ſtillſchweigend zuſammen und trat drei Schritte zurück, als wolle er noch Befehle erwarten. Den Coup, den er beabſichtigt, glaubte er für diesmal abgeſchlagen.

„Aber noch einmal“ — ſagte die Gräfin — „wie wäre das möglich? Mamſell Lillich kennt keine Note; wie ſollte ſie Clara denn wohl unterrichten?“

„Freilich kennt ſie keine Note; das iſt auch gar nicht nöthig. Clara kann Clavier ſpielen und zeigt es der Kammerfrau. Dafür lehrt ſie dieſe franzöſiſche chansons — und ſo treiben ſie's den ganzen Tag und laſſen das Nothwendigſte liegen.“

„Und das hat Monſieur Caſimir ſelbſt gehört?“ fragte die Gräfin nach einer Pauſe, in welcher ſie etwas zu überdenken ſchien.

„Mit dieſen meinen zwei Ohren“ — antwortete der

Haushofmeiſter. „Sie machen ja Lärm genug. Es ſtört die übrige valetaille und regt ſie zu den muthwilligſten Scherzen an.“

„Und wann geht der Lärm los?“

„Des Morgens, des Nachmittags, des Abends; wann es ihnen einfällt. Ich darf es nicht verſchweigen, wenn ich mir auch dadurch nochmals einen Verweis zuziehen ſollte. Dieſe Mamſell Lillich muß beſondere Abſichten haben, für welche ſie intriguirt —“

„Genug, Monſieur Caſimir, ich will darüber nichts weiter hören. Meine Kammerfrau iſt über jeden Verdacht erhaben.“

Caſimir war verſtimmt, den erneueten Angriff wieder umſonſt gewagt zu haben. Er trat jetzt noch weiter zurück, bis an die Thür und harrte in ſtummer Ergebenheit des Winkes ſich zu entfernen. Allein der Wink blieb aus. Die alte Dame konnte zu keinem Entſchluß kommen. Der Müſſiggang ſolcher vornehmen Leute, die ſich nicht mehr in's wirkliche Leben wagen und nur davon zehren, was ihnen von außen zugetragen wird, macht ſie ungemein neugierig. Sie haſchen mit einer Art von Unerſättlichkeit nach jedem Broſämchen, das der bewegte Ocean der pulſirenden Geſellſchaft an ihr vereinſamtes ödes Geſtade treibt. Trägt ſich nun gar etwas Ungewöhnliches in ihrer unmittelbaren Nähe zu, ſo geſellt ſich zur Neugierde auch noch das Gefühl der Unruhe, der Ungeduld, der Beſorgniß, und ſie ſchweben dann, wie im Luftballon, der ſie weit über der terra firma ihrer chaise-longue dahinträgt.

Gräfin Werthen dachte zuerſt daran, in dem Zimmer ihrer Kammerfrau, das ſie noch nie betreten hatte, in höchſt eigener Perſon plötzlich zu erſcheinen. Hierauf ging es ihr durch den Kopf, von Caſimir begleitet, die Studien in einem Nebenzimmer zu belauſchen. Allein ſie ſah bald ein, daß ſich ſo etwas für ihren Rang, wie für ihre Jahre, nicht ſchicken würde.

„Monſieur Caſimir," ſagte die Gräfin endlich nach langem Beſinnen, „ich will dejeuniren. Aber ſagen Sie, Mamſell Lillich ſolle bei der Arbeit bleiben, ich hätte befohlen, daß Clara mir heute die Chocolade ſervire."

Caſimir athmete auf und lächelte befriedigt im Fortgehen.

„Jetzt wird's ein ſanftes Donnerwetterchen geben," dachte er. Und er nahm ſich vor, an der Thür zu horchen. Bald darauf trat Clara mit der Chocolade in das Zimmer. Die Gräfin ſetzte die Brille auf und ſah das Mädchen ſcharf an, das unbefangen die Blicke auf ſich ruhen ließ und da ſtand, wie um einen Befehl zu erwarten. Zwar hatte ſie Clara ſchon oftmals geſehen, allein — wie es großen Herrſchaften ſo zu gehen pflegt — es war ihr zu gleichgiltig geweſen, als daß ſie hätte wiſſen können, wie ihre neue Dienerin ausſah. Sie hatte es vielleicht auch längſt wieder vergeſſen. Jetzt bemerkte ſie, nach ihrer Vorſtellungsweiſe, etwas, gleichſam Edles, in den Zügen, eine gewiſſe Art von Eleganz in dem hohen Wuchſe des Mädchens und ſie ſagte vor ſich hin:

„Ce parfait ensemble du tout m'était échappé. Elle est belle, en effet."

Jetzt ward Clara einen Augenblick verlegen, weil ſie glaubte, daß die Gräfin dieſe Worte an ſie richte und ſo weit war der Unterricht der Lillich bei ihr noch nicht gediehen. Aber ſie faßte ſich ſogleich wieder, als die Gräfin ſie deutſch anredete.

„Sie ſind gut erzogen, Clara, wie ich höre; denn ich kenne Sie noch zu wenig, um es zu wiſſen. Mein Intendant hat es mir gemeldet. Sie ſollen es namentlich in der Muſik weit gebracht haben. Was beſitzen Sie ſonſt noch für Eigenſchaften und wie ſind Sie dazu gekommen?“

Dieſe unerwartete Frage und der Ton, der ſie begleitete, verletzte Clara. Sie gerieth in Verlegenheit, ihre Ruhe wich und ſie glaubte das einzig Richtige gefunden zu haben, indem ſie erwiderte:

„Ihro Gnaden müſſen ſchon entſchuldigen, wenn ich durch dieſe Frage mich ſehr gedemüthigt fühle und Sie hatten mir doch, als Sie mir die Zuflucht in Ihrem Hauſe gaben, zugleich auch das ſchöne Verſprechen ertheilt, mich nie demüthigen zu wollen. Dies Verſprechen gilt mir höher als alles Andere, auf was ich rechnen dürfte.“

„Ah, mais!“ ſagte die Dame; „Clara nimmt einen hohen Ton an. Man ſollte denken, daß es mir an savoir vivre fehlt, mit meinen Domeſtiken umzugehen —“

„Ich dachte nicht daran, Ihro Gnaden tadeln zu wollen. Ich weiß meine Worte nicht zu ſetzen. Aber ich fühlte nur, welche elende, lächerliche Figur ich abgebe, wenn ich ernſtlich über meine muſikaliſche Bildung und über meine Eigenſchaften und wie ich dazu gekommen bin, Red' und Antwort meiner gnädigen Herrſchaft geben ſoll."

„Und warum das?" fragte mit milderem Tone die Gräfin, auf deren Gemüth die edle Offenheit des Mädchens zu wirken begann.

„Weil — als mir die Ehre zu Theil wurde, in Ihre Dienſte zu treten — mir nur die Eigenſchaft vorſchweben konnte, Arbeiten des Hausweſens gewachſen zu ſein, und ich nicht daran dachte, jemals im Ernſte um andere Eigenſchaften befragt zu werden.

„Um das Hausweſen habe ich mich nie bekümmert, und meine Leute dürfen mich auch nicht damit behelligen. Ich würde mir's auch ſehr von Mamſell Clara verbitten. Wenn ich Sie um etwas frage, ſo will ich, daß man mir kurz antworte. Alſo — ich bin begierig, was Sie mir auf meine Frage antworten wird."

„Wenn ſich's auch nicht ſchickt, Frau Gräfin! — ich kann nichts dafür — ich muß lachen —"

„Quelle impertinence!"

„Weil die Frau Gräfin ſich ſo weit herabläßt, mich zum Beſten zu haben."

Die Gräfin ſtand auf und ſchritt langſam zum Fenſter. Sie war in größerer Verlegenheit als Clara.

„Weiß der Himmel, wen mir Oscar da in das Haus gebracht hat," dachte ſie bei ſich. „Das iſt keine Muſikantentochter vom Dorf!"

Dann ſagte ſie zu Clara gewendet:

„Ich möchte etwas von Ihrer Kunſt vernehmen.

Oeffnen Sie dort das Piano und begleiten Sie ſich irgend ein Lied.“

Als Clara, dem Befehl gehorchend, das Inſtrument öffnen ging, ſprach die Gräfin, ihr mit Wohlgefallen nachblickend:

„Giebt's in Marienſtein viele ſolche Mädchen wie Sie?“

Clara, die ſich gerade gebückt hatte, um das Schloß zu öffnen, hob den Kopf auf, nach der Seite hin, wo die Gräfin ſtand und erwiderte hocherröthend:

„Wie bin ich denn, Ihro Gnaden?“

Dann ſetzte ſie ſich und berührte die Taſten mit etwas zitternden Fingern. Die Gräfin war mitten im Zimmer ſtehen geblieben. Clara's Stimme zitterte anfänglich noch mehr als ihre Finger. Die Gräfin ſchüttelte lächelnd den Kopf; aber plötzlich wurde ſie aufmerkſamer, als das Mädchen am Flügel jetzt ihre Mittel beherrſchte und ſelbſt erhoben von dem herrlichen Klang ſeiner Mezzo-Sopranſtimme, in dieſem hohen, weiten Raume, begleitet von dem mächtigen Tone eines koſtbaren Inſtrumentes, ſich zu einem außerordentlichen Ausdruck emporſchwang. Die alte Dame ſchlich auf den Zehen zur chaise-longue, als könnte ihr zartes Miniaturfüßchen auf dem mit Kaninchenfellen bedeckten Boden ein ſtörendes Geräuſch verurſachen.

Clara ſang:

Kommt Alle, die ihr leidend und gedrückt,
Ein ödes Daſein durchzukämpfen habet,
Her zu dem Quell, in Demuth, tief gebückt,
Und ſchöpft die Wahrheit, die allein nur labet.

In ihm erſtrahlt, mit ew'gem Flammenſchein,
Das Bild des Einigen, zu dem wir beten,
Der ſich uns ſpendet in dem Brod und Wein,
Troſt, Stärkung, Hoffnung, Licht in unſern Nöthen.

Kommt doch, ihr Alle, die die Welt verſtößt,
Die ſich nach einem Platz der Ruhe ſehnen;
Hier werdet ihr von aller Schmach erlöst,
Der reinen Liebe Quell wird euch verſöhnen.

Ihr ſehet ja, wie reich die Quelle fließt,
Sie löſchet euern Durſt bis hin zum Grabe;
Entbehr' das Leben allen Reiz — verſüßt,
Und wonnig wird's dennoch durch dieſe Labe.

Die Gräfin applaudirte und fragte, von wem die chriſtlichen Worte und die ſchöne zu ihnen paſſende Melodie ſei, und Clara antwortete nicht ohne eine kleine Selbſtgefälligkeit:

„Beides iſt von mir. Zu den Worten verhalf mir eine herzbewegende Predigt unſers hochwürdigen Pfarrers in Marienſtein. Ich behielt ſie faſt bei, und ſann nur darüber nach, die Reime zu finden, denn ein Lied muß doch gereimt ſein. Dann, als ich damit fertig war, verſuchte ich's zu ſingen, und probirte ſo lang, bis es mir in der Stimme lag. Aber gleich hatte ich's nicht ſo weg, wie die gnädige Frau es ſo eben gehört haben. Ich düftelte wohl acht Tage daran herum, bis es glatt genug war, und ſo daß es ſich allenfalls hören ließ. Wenn ich's nun ſinge, werde ich immer ſelbſt davon gerührt, es zittert mir ordentlich im Herzen, und es wird mir warm bis in den Hals, aus dem dann der Ton ebenſo warm herausgeht. Es hat noch einem Jeden gefallen, und darum fiel es mir auch heute zu allererſt ein, als Sie mir befahlen zu ſingen. Nun freut es mich recht herzlich, daß Sie es ſo gnädig anhören wollten."

Dieſe aufrichtige Herzensergießung gefiel der Gräfin unendlich. Sie ſah freundlich, faſt zärtlich auf das liebreizende Geſchöpf, welches in edelm Selbſtgefühl, und dennoch ſo beſcheiden vor ihr ſtand. Sie reichte Clara dießmal die Hand zum Kuſſe dar und ſprach dazu mit ſanfter Neigung des Hauptes:

„Gehen Sie für jetzt an Ihre Geſchäfte, mein gutes Kind. Ich danke Ihnen. In Zukunft werde ich Sie rufen laſſen, wann ich Sie hören will. Mit meiner Kammerfrau ſtellen Sie Ihre Uebungen ein; es ſtört die Arbeit, und mein Intendant beſchwert ſich darob."

Sie entließ Clara mit einer Handbewegung. Noch ehe ſie das Zimmer verlaſſen hatte, wurde die Baronin Froben gemeldet. Dieſe war ſtets willkommen, denn ſie brachte immer eine wahre Pandorabüchſe mit, in welcher ſie den ganzen Klatſch der Salons beiſammen hatte. Als ſie im Vorzimmer an Clara vorüberrauſchte, berührte ſie mit der Spitze ihrer Markiſe die Schulter des Mädchens, und rief:

„Ah, bon jour, ſind Sie zufrieden, Clarinette?"

Ohne auf Antwort zu warten, war ſie fort. Und Clara freute ſich, daß ſie ihr nicht zu antworten nöthig hatte.

6.

Es waren Monate ſeitdem verſtrichen. Clara hatte ſich in der Gunſt ihrer Gebieterin immer mehr und mehr befeſtigt. Sie wurde oft zu ihr gerufen, um ihr etwas vorzuſingen. Um ſich nicht zu wiederholen, ward ſie nach und nach zur Dichterin. Der Funke, der in ihrem Herzen geſchlummert hatte, entwickelte ſich zu einer ſtarken, reinen Flamme. Zu den einfachen Worten hatte ihre zart empfindende Seele auch immer bald die richtige Weiſe gefunden, um ſie einfach vortragen zu können. Ihre Stimme that dann das Nöthige hinzu, es lag etwas ungemein Rührendes in ihr; es war una voce simpatica, wie die Italiener es nennen.

So war es endlich zur Gewohnheit geworden, daß Clara, mit irgend einer feinen Tapiſſerie beſchäftigt, im Vorzimmer der Gräfin ſaß. Sie war nun einfach aber viel beſſer gekleidet. Sie fuhr mit in die Kirche zur heiligen Meſſe, und durfte der Gebieterin das Gebetbuch nachtragen, wenn ſie ſich in das Oratorium der Stiftsdamen begab, und unten in der Kirche nach dem Gottesdienſte das Buch wieder in Empfang nehmen, und die Gräfin bis zum Wagen begleiten, die gewöhnlich noch irgend einen Beſuch „en ville“ abzuſtatten pflegte.

Die meiſten Befehle gelangten nunmehr durch Clara an die übrige Dienerſchaft. Mamſell Lillich hatte den

Dienſt bei der Toilette behalten, der langen Gewohnheit wegen, und Monſieur Caſimir war noch immer in ſeinem Rechte verblieben, eine kurze Audienz gleich nach dem Lever zu haben. Allein das war Alles, und dann trat Clara in den intimen Dienſt für den Reſt des Tages. Die Lillich ſah nicht ſcheel dazu. Die höhere Gunſt, in welcher ihre ehemalige Schülerin bei der Herrſchaft ſtand, konnte vielleicht zu Reſultaten führen, die bei der ſpätern Ausführung ihres Planes von Vortheil ſein würden. Bei Monſieur Caſimir ſtand es aber anders. Er ſah ſich bedeutend durch den Eindringling zurückgeſetzt, aus der vertrautern Nähe der Herrſchaft faſt gänzlich entfernt, und nur auf das beſchränkt, was unumgänglich auf den Dienſt ſich bezog. Sein Aerger half ihm jedoch zu nichts. Clara ſchien ſo feſt in ihrer Stellung, daß kein Mittel, ſie daraus zu verdrängen, ſich zeigen wollte, da die Gräfin für niedrige Klätſchereien wenig zugänglich war. Ihre Abgeſchloſſenheit ſtellte jeglichem Verſuche, wollte er gewagt werden, eine unbezwingliche Unnahbarkeit entgegen.

Clara Ulrich war nun ſchon über ein halbes Jahr im gräflichen Hauſe, und mit Ausnahme des Intendanten hatte Alles ſie lieb. Alle hatten ſich von ſelbſt daran gewöhnt, ſie zu befragen, wann ſie einen beſondern Auftrag erhielten. So hatte ſich aus der zahlreichen Dienerſchaft eine Art von Umgebung für Clara gebildet. Sie unternahmen am Ende nichts ohne ſie. Und die kalte beſonnene Ruhe, die in dem Charakter des Mädchens lag, und nun ihr ganzes Weſen ausfüllte, befeſtigte nur ſtärker das Vertrauen, welches die Andern zu ihm hegten. Es war nicht das, was man Klugheit nennt, und noch weniger liſtige Schlauheit, wie Caſimir vorausſetzte. Es war eine eigenthümliche Begabung, die ſich zur Vollendung in ihr ausgebildet hatte. Clara fühlte ſich überaus wohl in ihrer neuen Lage, aber ſie überhob ſich nicht. Sie hatte ſeit ihrer Jugend ſchon harte Schläge ertragen müſſen, und ſo war ſie zu dem Glauben gelangt, ſie ſei während eines entſetzlichen Gewitters geboren worden, welches nun endlich ſeine Macht entladen habe, und dem ſchönen Sonnenſchein den Platz räume.

Das Geſchlecht der Grafen Werthen war im Mittelalter groß und herrlich geweſen. Außer der Stiftsdame, deren Bekanntſchaft wir ſchon gemacht haben, war noch ein Graf Werthen da, mit welchem der Name erloſch, da er nur eine Tochter hatte. Er, der Abkömmling ſo großer Feldherren und Staatsmänner, war ein unbedeutendes Reis, das ſeinen ganzen Ruhm, ſeine ganze Ehre darein geſetzt hatte, ſich in den Schooß ſeines angeſtammten Erbes zu pflanzen, und ſtatt wie ſeine Ahnen Lorbeeren zu ärnten, ſich mit Gerſte und Hopfen zu begnügen. Es iſt kein Naturgeſetz, daß die alten Geſchlechter ſo verſiegen. Es liegt an ihnen ſelbſt. Die Neuzeit, ſagt man, ſei Schuld daran. Sie aber hätten ihre unverzeihliche Indolenz nie ſo weit treiben ſollen, ſtatt muthig und ſiegreich der Zeit voranzueilen, mit nobler Courtoiſie ihr zuzurufen: „à vous le premier pas, Madame!“ Dieſe Höflichkeit trieb ſie in Frankreich auf das Schaffot, und kommt ſie heute noch überall theuer zu ſtehen.

Die feudale Größe ſteckt bald nur noch im geſtickten Rocke eines Kammerherrn, oder ſitzt auf ihrem Schloſſe. Wird ſie auf Ehrenſtellen im Heere oder Staatsdienſte Anſpruch machen wollen, ſo muß ſie bald ihr Wappen verſchleiern und ihre Pergamente verbergen müſſen. Man fordert, daß Alles, was an eine frühere Zeit erinnert, aufgegeben werde. Das Mittelalter wurde von der Neuzeit mit Sturm genommen, und die Sieger ſind die moderne Intelligenz in Verbindung mit Ehrgeiz, Eitelkeit und Hochmuth. In dieſer thatſächlichen Verwirrung erhob ſich der Bruder der Stiftsdame, aus dem heimiſchen Boden ſeiner reichen Güter — ich darf nicht ſagen: wie eine Eiche, weil dieſe vorzugsweiſe das Symbol deutſcher Stärke iſt; ſondern allenfalls wie eine ſtolze ſtattliche Linde. —

In ſeiner Jugend hatte der Graf von Werthen in einem Nachbarſtaate einen kurzen Waffendienſt gemacht. Er war ſchön und reich, hatte nichts gelernt, als reiten, fechten und tanzen, und genoß deßhalb ſein Leben, wie man es nur in ſolchem Zuſtand genießen kann. Er dachte lange nicht daran eine Gattin zu ſuchen; er wollte frei ſein von jeglicher Feſſel, und als eine ſolche erſchien ihm der Eheſtand. Aber feurig, wie er war, ſuchte er ein homme à bonnes fortunes zu werden. Ein Verhältniß dieſer Art machte ihn zum Vater. Es war die Tochter eines armen Bürgers, die er verführt hatte. Sein Sohn machte ihm Freude, und er beſchloß für ihn und ſeine Mutter zu ſorgen. Als der Knabe heranwuchs entwickelte er eine überraſchende Schönheit. Dabei zeigte er Geiſt und eine edle Geſinnung. Der Blick des erlauchten Vaters hing mit Luſt, aber zugleich mit Wehmuth an dem Knaben.

„Der Junge zeigt den Inſtinct eines Grafen von Werthen,“ mußte er ſich ſagen, und doch iſt es ihm nicht möglich ſeine Ahnenprobe abzulegen, um einmal Johanniterritter zu werden! Ich kann ihn reich machen, aber niemals wird er eine adelige Braut zum Altar führen können, und das Geſchlecht derer von Werthen ebenbürtig fortſetzen. Der Hof bleibt ihm für ewig verſchloſſen, und der Kammerherrnſchlüſſel iſt ihm unerreichbar. Der arme Junge iſt zum Unglück geboren!“

Er ſetzte der Mutter auf Lebenszeit eine Penſion aus, damit ſie dem Sohn einen guten Unterricht geben ließe. Aber als Graf Werthen den fremden Dienſt quittirte, um daheim als Landwirth zu vegetiren; als der junge Menſch heranwuchs, und das ſchnöde Geheimniß ſeiner Geburt begriff, das ihm den Namen ſeines Vaters entzog, und den Namen ſeiner Mutter beilegte, da ergriff ihn, der auf den altadelichen Stammbaum keinen Anſpruch machen durfte, ein altadelicher, aber natürlicher Stolz. Er wies für ſich Penſion und Unterſtützung zurück, und wollte durch eigene Kraft auch für ſeine Mutter ſorgen. Aber ſie ſtarb noch jung, vom Gram über ihren Fehltritt gebrochen. Hierauf ging der Sohn in die weite Welt, ſeinem Stern vertrauend. Mit ſeinem Vater hatte er keine Verbindung angeknüpft.

Dieſer ſtellte zwar oberflächliche Nachforſchungen an; weil ſie aber geheim und verſteckt waren, ſo hatten ſie keinen Erfolg. Als er endlich auf dem Punkte ſtand, eine ebenbürtige Ehe zu ſchließen, fühlte er ſich durch das unerklärte Verſchwinden des jungen Menſchen beunruhigt. Er beſorgte, daß er einmal mit Anſprüchen vor ihn hintreten könnte. Das einzige, was ihn tröſtete, war der Gedanke: er werde geſtorben ſein — verdorben ſo zu ſagen. Ein leidiger Troſt! — So trat Graf Werthen denn in den heiligen Stand der Ehe mit einem Fräulein von mackelloſem Stammbaum und eine kleine ahnengiltige Gräfin von Werthen erblickte das Licht der Welt, welche in der Taufe die Namen: Beata Symphoroſa erhielt. Den erſten nach der heiligen Beata von Amptenhauſen, die ebenſo tugendhaft und ſeelenrein als häßlich von Angeſicht war; den andern nach jener treuen und ſtandhaften Wittwe, die ſo muthig den Martertod erlitt, um des Glaubens willen und um mit ihrem ihr im Tod vorangegangenen Gatten wieder vereinigt zu werden. Da die kleine Comteſſe auffallend häßlich zur Welt kam, ſo wollte man ihr eine Schutzheilige erwerben, welche in derſelben Lage, wie ſie, dennoch unſterblichen Ruhm errang; und die andere Patronin ſollte ihr dazu behilflich ſein, gleiche Treue und Standhaftigkeit zu erwerben; Tugenden, deren auch eine häßliche Comteſſe, bei allen übrigen Vorzügen und Glücksgütern, nicht gut entbehren kann.

Das war nun eben jene Comteſſe Beatchen, die bei dem Italiener früher einmal Unterricht genommen, von welcher das alte Klavier herrührte, das auf Clara's Stellung im Hauſe der Tante ſo mächtig eingewirkt hatte.

Mit dieſer Tochter war der Graf von Werthen bei ſeiner Schweſter erſchienen.

„Ein wichtiges Geſchäft ſtört meine häusliche Ruhe und ruft mich von Hauſe,“ ſprach er. Das ſchöne Gut Gallmiſt wird dem Verkauf ausgeſetzt. Es würde mein Beſitzthum vortrefflich arrondiren und ich darf die Gelegenheit nicht vorbei gehen laſſen, es zu acquiriren. Ich begebe mich zur Tagfahrt und werde etwa eine Woche von den Meinigen entfernt ſein. Die Gräfin iſt nicht von der Stelle zu bringen, ſie iſt niet- und nagelfeſt. Da hat mich denn die Beata gedauert. Winter iſt's und ſo bring ich ſie denn mit hierher. Ein acht Tage ſoll ſie ſich in der Stadt zerſtreuen. Bei der hochgeborenen Frau Schweſter iſt zwar auch nicht eben viel Zerſtreuung zu holen, das weiß ich. Aber es beſuchen Dich ja Viele aus der hohen Geſellſchaft. Ein paarmal in die Oper, vielleicht ein Ball, eine Soiree, das wird ſie ſchon mitmachen können. Bin ich wegen Gallmiſt im Reinen, ſo hol' ich ſie wieder und bedanke mich ſchönſtens, und von der nächſten Jagd verſpreche ich Dir, aus Erkenntlichkeit für Deine Liebe und Güte, einen köſtlichen Braten in die Küche.“

Das war ſeine kurze Meldung, nach welcher er ſich ſchnell verabſchiedete, weil die Zeit drängte. Comteſſe Beata ſetzte ſich neben die gnädige Tante und mußte ihr erzählen. Es kamen unter den täglichen Beſuchen auch ſolche, die das junge Mädchen noch nicht kannten. Auf dieſe machte es zuerſt einen unvortheilhaften Eindruck, da die Häßlichkeit ihm leider als eine Mitgabe für das

Leben geblieben war. Auch die Froben erſchien. Dieſe nahm ſich mit außerordentlicher Wärme ihrer an. Sie verſprach Beata überall mitzunehmen und einzuführen. Es iſt gewöhnlich, daß die Koketten ſich gern von häßlichen Perſonen begleiten laſſen, weil ſie in ihnen eine Folie erblicken, welche ihre wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge nur erhöhen kann.

Auch Clara hatte alsbald für den häßlichen Gaſt eine warme Zuneigung empfunden. Sie erkannte den ſtillen, demüthigen Sinn an ihm, und die uneinnehmende reizloſe Bildung des Mädchens erregte ihr Mitleid. Dies Gefühl ſteigerte ſich, als ſie wahrnahm, wie gering der Eindruck war, den Beata von der großen Welt empfing und wie lieb ihr die wohlgegliederte, ruhige Ordnung im Hauſe der Tante, wie wohlthuend die geräuſchloſe Bewegung darin auf ſie einwirkte. Das war ſchon Zerſtreuung genug für eine junge Gräfin die auf dem Lande, neben einer kränkelnden, ſtets übelgelaunten Mutter, ihre Jugend verlebte.

Ein paarmal war ſie mit der Froben in Geſellſchaft geweſen, einmal im Theater; dann bat ſie, nicht mehr in ſie zu dringen und ſie bei der Tante zu laſſen. Da fühle ſie ſich wohl. Die Froben lächelte darüber und nannte ſie ſpottend „das Nönnchen". Beata ſeufzte, aber ſpäter vertraute ſie Clara, daß das, was Spott hätte ſein ſollen, wohl noch wahr werden könnte, ſobald ihre Eltern es ihr erlaubten. Clara verſprach ihr, recht eifrig für ſie zu beten.

So knüpfte auch hier der Glaube ſchnell ein unzertrennliches Band zwiſchen zwei Seelen, die früher nichts von einander gewußt hatten. Im Gebet vereinigt zu ſein, es von dem andern überzeugt zu ſein, daß er für uns betet, daß er in den Augenblicken, die er in frommer Erhebung, in unmittelbarſtem Verkehr mit Gott ſteht, auch unſer, als eines Seelenfreundes gedenkt, vermag wahrhaft zu beglücken und zu beſeeligen. Dem gemeinen Menſchenverſtande unerklärlich, werden ſolche ſeeliſche Wunder dennoch überall geſpürt, in unendlicher Durchdringung unſers ganzen irdiſchen Seins. Es ſind die linden Ausſtrömungen jenes höchſten geheimnißvollſten Wunders, das von dem heiligen Johannes in ſeiner Offenbarung das verborgene Manna genannt wird.

An die Stelle der lauten und glänzenden Feſte, bei denen Comteſſe Beata, nach der Abſicht ihres Vaters, Unterhaltung und Zerſtreuung ſuchen ſollte, hatte ſie nunmehr leis geführte Geſpräche gewählt, zwiſchen denen mitunter zwei ſchöne Mädchenſtimmen erklangen, die einfache Lieder ſchmucklos vortrugen. Clara hatte auf den Wunſch der Gräfin einige Liederhefte kaufen müſſen, und mit Hilfe des frühgenoſſenen, freilich nur unvollſtändigen Unterrichts ihres Vaters, und des in ihr webenden Talents, war es ihr gelungen, ſie zu ſingen und ſich leicht zu begleiten. Auch zweiſtimmige Sachen waren darunter, und es hob das Ergötzen der alten Stiftsdame bedeutend, auch dieſe jetzt hören zu können. Beata ſang den Sopran, Clara die zweite Stimme. Sie verſtanden ſich ſo gut, als wenn ſie ſich ſchon Jahre lang gekannt hätten, und der befriedigende Vortrag die Frucht langer Vorbereitung wäre.

Beata fehlte es nicht an Uebung. Im Inſtitute, wo ſie erzogen worden war, hatte man ihr einen guten muſikaliſchen Unterricht ertheilt. Im väterlichen Schloſſe ſpielte ſie ſo viel, als es die nur zu oft wiederkehrende Migräne ihrer Mutter erlaubte. Ohne den Vater hätte ſie ſpielen und ſingen wohl ganz einſtellen müſſen, und es war doch die einzige Erheiterung des armen Kindes. Graf Werthen liebte aber Muſik und forderte ſie auf. Wenn ſie dann irgend etwas Heiteres ſpielte, ſo ergriff es ihn, und er verſuchte die Melodie mitzupfeifen, wenn er nehmlich ſo glücklich war, etwas davon mit ſeinen geſpitzten Lippen zu erhaſchen. Hielt ſie dann inne, und ſah ihn wie leidend an, dann beſann er ſich plötzlich und ſprach:

„Ich wollte Dich nur bitten, Beatchen! Kannſt Du nicht das einmal ſpielen?“

Und dann pfiff er wieder, oder brummte, oder trällerte; man konnte nie recht klug daraus werden, und ſagte wohl, wenn Beata zögerte, da ſie nicht begriff, was er meinte:

„Ich hab' das Stück nehmlich drüben auf dem Schloß in Schnürpflingen gehört; bei'm Kaffee, nach der Tafel, regalirte uns die Frau Baronin damit; ich ſag' Dir, es war nicht zum Aushalten. Ich hab' nicht das feinſte Gehör, aber das merkt' ich doch, daß es ein Katzenmiau war. Und was ſie ſich einbildet; was ſie für Geſichter dabei ſchneidet!“

Manchmal ſagte er auch:

„Du haſt es weit gebracht, und wirſt Deinem zukünftigen Gemahl Freude damit machen. Muſik iſt mein Element. Ich war entſchloſſen meinen Piqueur, den Kümmelmann, auf zwei Monat in die Stadt zu ſchicken, um ſich im Horn zu fortifiziren. Aber ſie machten mir bange, weil der Kerl ſo gute Anlagen hat, würden ſie ihn für die Kapelle engagiren, und das wär' mir leid. Aber er bläst ſchon ſo auch, daß es eine Luſt iſt. Und wenn ich Dich zur gnädigen Tante auf Beſuch mitnehme, ſo gieb Dir recht Mühe, etwas für Clavier und Horn, oder auch mit Geſang zu kaufen, damit wir hier Konzert machen können, wenn wir ſo allein ſind. Der Kümmelmann kann, wann er bläst, draußen ſtehen, ſo iſt es nicht gegen den Anſtand, und die Mama kann es eher ertragen.“ —

Das waren die muſikaliſchen Zuſtände auf dem Schloſſe des Grafen Werthen.

Clara wurde eines Tages von der Lillich in ihrem Zimmer beſucht. Sie hatten ſich ſeit lange nichts mitzutheilen gehabt.

„Sind Sie denn närriſch, Fräulein Clara, daß Sie den Fallſtrick nicht merken, der Ihnen gelegt wird?“ fing ſie mit unterdrückter Aufregung an. „Ich meine es gut mit Ihnen, das wiſſen Sie, und will Sie warnen. Da treiben Sie nun das Singen, was ich als Unterhaltung für uns erſonnen hatte, im Großen! Ich hatte nichts dagegen, ſo lang es noch einigermaßen in beſcheidenern Gränzen blieb. Nun aber wird's zu bunt. Sie ſchließen eine Buſenfreundſchaft mit der jungen Comteſſe; das Geſinde ſagt aus, daß Sie ‚Du' zu einander ſagen; Caſimir ſpäht und horcht, und trägt zuſammen — und können Sie ermeſſen, was die Folge von dem allen ſein wird?"

Clara begriff nicht was ſie wollte. Beiderſeitige Zuneigung hatte die jugendlichen Mädchenherzen aneinander geknüpft. Die alte Gräfin wußte davon, und ſchien es gern zu ſehen.

„Wir haben uns lieb," ſprach Clara, „wir ſingen der Gräfin etwas vor, um ſie zu unterhalten, und das iſt weder Sünde noch Verbrechen."

„Welche naive Einfalt!" lachte bitter die Lillich. „Sie hat ganz vergeſſen, wer ſie iſt. Der Hochmuth hat Ihr Köpfchen verrückt!"

„Hochmuth? Den beſitz' ich nicht, Gottlob! Und ich glaube, Ihre Beſorgniß um mich hat Ihnen eher den Kopf verrückt, als Hochmuth den meinigen."

„Geben Sie acht, was ich ſage! Caſimir wird Dinge thun, die Sie nicht erwarten. Er kann Sie ſchon lange nicht ausſtehen, weil er ſich durch Sie von der Frau Gräfin fortgedrängt ſieht. Er ſagt — das hört' ich mit meinen eigenen Ohren — es könne nicht ſo bleiben, daß ein — nehmen Sie mir's nicht übel, ſo ſagt' er — daß ein hergelaufenes Straßenkind das gute Herz der Frau Gräfin gänzlich für ſich ausbeute, mit ſeinem Singſang ſie gefangen nehme, gleichſam behexe, und ſo auch das Herz der jungen Comteſſe geſtohlen habe, um noch mehr Einfluß zu erhalten, damit am Ende Alles nur nach dem

Kopfe der Landſtreicherin gehe — ſein Sie nicht bös, ſo ſagt er wirklich — damit Sie einmal, wenn's an's Sterben gehe, für ſich ausgeſorgt habe."

„Hören Sie auf, Lillich," bat Clara mit emporgehobenen Händen. „Wie iſt es nur möglich! Was hab' ich denn Böſes begangen? Was hab' ich Caſimir zu Leid gethan?"

„Er wird ernſtlich mit dem Grafen ſprechen, wenn er ſeine Tochter holen kommt. Er will Sie ihm ſchildern. Sein Sie überzeugt, daß das Bild nicht ſchmeichelhaft ſein wird. Der Graf hält große Stücke auf ihn, denn Caſimir iſt ein alter treuer Diener des Hauſes."

„Was kann er ihm ſagen?

„Er wird Sie auf alle mögliche Weiſe anſchwärzen; der Graf wird von ſeiner Schweſter verlangen, daß Sie fortgeſchickt werden. Unſere gute Herrſchaft iſt ſehr ſchwach, und läßt ſich leicht etwas in den Kopf ſetzen. Sie iſt ebenſo leicht für Jemand einzunehmen, als ſchnell wieder geneigt ihn fallen zu laſſen. Am beſten iſt es in der Mitte bei ihr zu balanciren; nur niemals in der Gnade zu hoch. Das habe ich ſtets beobachtet. Sie, Clara, haben hier eine gefährliche Poſition, wie Sie ſehen."

„Das wäre ſchlimm für mich, es gefiel mir hier ſo gut! Aber wenn ich nicht bleiben kann, ſo iſt es eben mein Schickſal. Ich werde ohne Murren folgen dem, was es mir auferlegt."

„Sie ſchlagen meine Warnung in den Wind. So wird's denn ſo kommen, wie Sie ſagen. Aber Sie thun Unrecht. Handeln Sie klug. Bleiben Sie auf Ihrem

Zimmer. Geben Sie nur ſo lang das Singen auf, bis Comteſſe Beata wieder fort iſt. Sagen Sie, Sie ſeien heiſer und brächten keinen Ton heraus. Ich mein' es gut mit Ihnen, ich bin Ihre einzige Freundin im ganzen Hauſe. Die Andern ſcheinen nur ſo aus purem Intereſſe, um durch Sie etwas zu erlangen, weil Sie in Gnade ſtehen. Bei mir iſt das nicht der Fall, ich behielte Sie gern ſtets um mich."

Clara dankte ihr für die Theilnahme; mehr wußte ſie nicht zu antworten. Die Lillich fragte kurz, was ſie beſchließe, ob ſie heiſer werden wolle?

„Das ſteht ja nicht in meinem Belieben," ſagte Clara.

Nachdem die Lillich ſie verlaſſen hatte, befand ſich Clara in einem Zuſtand, der ſchwer zu beſchreiben iſt. Es war ihr nicht möglich, jetzt zur Gräfin hinaufzugehen, in ſolcher Verwirrung befand ſie ſich. So ſehr ſie auch an das nicht glauben mochte, was ihr die Zofe aus eigennütziger Freundſchaft — da ſie auf Clara's Verbleiben im Hauſe, ihren großen Plan gegründet hatte — als ſo gefahrdrohend ſchilderte; ſo war ihr die Enthüllung an und für ſich, waren die verächtlichen Ausdrücke Caſimir's ſo erniedrigend für ſie, daß ihre Lage unerträglich erſchien. Das ganze Verhältniß, die gnädigen Aeußerungen der Gräfin; das Gefallen, das ſie an Clara's Singen gefunden; die Bekanntſchaft mit der jungen Comteſſe; daß ſie mit ihr Duette ſang; war das Alles nicht eine Geringfügigkeit? ein Nichts? — Nun aber wurde ein hölliſcher Kobold daraus, der ſie beſchimpfte, höhnte, verfolgte, ſie aus einer guten, ſichern Stelle vertreiben wollte.

Der Vormittag ging vorüber. Beata ſetzte ſich zum Klavier und ſang.

„Was iſt das?“ fragte die alte Gräfin die Lillich, bei der Toilette. „Warum ſingt meine Nichte allein? Wo iſt Clara, warum iſt ſie nicht im Salon?“

„Sie klagte geſtern über Heiſerkeit,“ ſagte vorſorglich die Zofe, weil ſie der Meinung war, Clara befolge ihren Rath.

Die Gräfin ließ Clara in den Salon rufen.

Sie kam bleich; ein Froſt durchſchüttelte ſie.

„Sind Sie krank, mein Kind?“ fragte die alte Dame.

„Mir fehlt nichts,“ gab Clara zur Antwort, aber mit einem Tone, der mehr als gewöhnliches Unwohlſein verrieth.

„Es iſt vielleicht etwas vorgefallen, was Clara unangenehm war,“ ſagte die Comteſſe mit einem überaus leutſeligen Ausdruck. „Hat Sie Einer von den Leuten beleidigt?“

„Nein, gnädige Comteſſe! man erzeigt mir im Hauſe mehr Gutes, als ich verdiene. Aber ich habe letzte Nacht ſehr ſchlecht geſchlafen und das ſieht man mir vielleicht an.“

„Liebe Tante, geben Sie Befehl, daß man Clara ein anderes Zimmer anweiſe. Im Erdgeſchoß iſt es ſo unruhig, vielleicht feucht —“

„Ich befinde mich vollkommen gut in meinem Zimmer —“

„Ach, Sie ſind viel zu beſcheiden, liebe Clara. Nicht wahr?“

Beata hatte ſich zu der alten Dame gewendet, und dieſe ſprach:

„Sie haben uns Alle eingenommen, mein Kind. Sie ſehen, daß meine Nichte Sie mit ihrer Freundſchaft auszeichnet. Ich werde Monſieur Caſimir befehlen, daß er Ihnen ein beſſeres Zimmer anweiſe.“

Clara hatte Mühe, die gute Gräfin davon abzubringen, weil ſie von dieſer neuen Huld auch neuen Zündſtoff für Caſimir's Haß beſorgen mußte. Sie betheuerte, daß ſie vollkommen zufrieden ſei und in ihrem Zimmer zu verbleiben wünſche.

Nun ſagte Beata: „Wollen wir denn heute gar nicht ſingen?“

Mit gepreßtem Herzen ſetzte ſich Clara zum Flügel. Der Hals war ihr wie zugeſchnürt; ſie konnte die Enthüllungen der Lillich nicht aus dem Kopfe bringen. Beata wurde verdrießlich; das Stück, das ſie aufgelegt hatte, war überaus ſentimental und ſie ſang es gern. Je mehr Gefühl ſie nun aber in ihren Vortrag legte, um ſo unangenehmer ward ſie von der zaghaften Kälte Clara's berührt.

„Wir wollen's heut nur aufgeben,“ ſagte endlich die Comteſſe, indem ſie mitten im Singen aufhörte und auch das Notenheft etwas unwillig wegnahm. „Clara iſt wirklich krank, gehen Sie auf Ihr Zimmer. Nicht wahr? Die gnädige Tante erläßt ihr heute den Dienſt?“

Die Tante hatte nichts dagegen; als aber Clara den Salon verlaſſen hatte, ſprach ſie:

„Das Mädchen hat ſeltſame Launen. Ich glaube nicht, daß ich ſie werde behalten können, ſo leid mir's auch wäre, ſie wegzuthun.“

Auf ihrem Zimmer, allein mit ſich ſelbſt, gewann Clara bald ihre gewohnte Ruhe wieder. Sie dachte darüber nach, ob ſie eigenmächtig in ihr Schickſal eingreifen, oder Alles, wie bisher, Gott allein im gläubigen Vertrauen überlaſſen ſolle. Was hätte ſie thun können? Was bot ſich ihr dar? Das Haus der Gräfin verlaſſen — zu Agnes gehen — nach Marienſtein zurückkehren. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung; ſie beſchloß zu bleiben und die Dinge herankommen zu laſſen. Sie nahm ſich vor, nichts an dem bisherigen zu ändern und über Caſimir's Umtriebe ſich keine Sorge zu machen. War einmal, nach ſolchem Nachdenken, ein Entſchluß gefaßt, ſo wurde er auch von Clara ausgeführt. Sie verließ daher ihr Zimmer, ging wieder an ihre Geſchäfte, meldete ſich geſund bei der gnädigen Herrſchaft und ſang mit der Comteſſe zur vollſten Zufriedenheit, ſobald die Gelegenheit ſich dazu darbot.

Den Abend, an welchem Graf Werthen von ſeinem Ausfluge wieder zurückgekehrt war, hatten ſich einige Gäſte mehr zu der gewöhnlichen Spielgeſellſchaft ſeiner Schweſter eingefunden. Die Portieren des Gobelinzimmers waren zurückgeſchlagen, und man blickte in zwei reich erhellte Salons. In dem einen ſtand der ſervirte Theetiſch, in dem andern waren die Spieltiſche. Die Zahl der Gäſte war ausgewählt. Es waren Herren und Damen, die gelebt hatten. Ihre Phyſiognomien trugen das Gepräge der Ermüdung nach vielfältigen Genüſſen. Alles zeigte jedoch eine edle, impoſante Haltung in jeder

Bewegung. Auch das unabſichtlichſte Wort verrieth eine gewiſſe berechnete Zurückhaltung, die auch nicht dem leiſeſten Widerſpruch Raum geſtattete, da jede Frage gleich ſo hingeſtellt wurde, daß ihre Beantwortung keinem Zweifel unterlag. Einer kleinen Erörterung folgte immer ein Bonmot, ein pikanter Scherz. Mitunter kamen auch fruchtbare Ideen auf's Tapet, die nur eines wiſſenſchaftlichen Fundaments ermangelten; kurz, es war der weltläufige Jargon der hohen Geſellſchaft, in welcher ſich alles mit Anmuth ſagen läßt; überall ſchwebte die ausgeſuchteſte Höflichkeit, in ihrer vornehmen und kalten Manier. Der fremde Gaſt, den man ſo ſelten in den Kreiſen der Reſidenz erblickte, Graf Werthen, war der Mittelpunkt übergroßer Aufmerkſamkeit. Die Soiree war für ihn; ihn wollte man unterhalten. Die Converſation verſiegte aber, und man ſetzte ſich zum Spiel.

Während die Karten gegeben wurden, ſagte die Gräfin zu ihrem Bruder:

„Beinahe wäre eine kleine Ueberraſchung zu Waſſer geworden, die ich Dir bereit hielt. Ich kenne ja Deine Vorliebe für Muſik. Eine Heiſerkeit kam dazwiſchen; die iſt aber glücklich beſeitigt. Höre nur den ſchönen Geſang! ſie fangen ſo eben an. Es iſt Deine Tochter, die ſingt und begleitet, und die zweite Stimme iſt mein neues Kammermädchen, ſehr muſikaliſch; das vor Kurzem in meine Dienſte getreten."

Der Graf antwortete darauf nur mit einer leichten Neigung des Kopfes, dann wandte er ſich zur Baronin Froben, die von der Partie war und fragte ſeinerſeits:

„Begreifen Sie die Worte meiner Schweſter? Sie will mir zu Ehren ein Conzert geben, in welchem Comteſſe Beata und ihre Kammerfrau ein Duett ſingen? Ich bin höchlich erſtaunt, daß die Stiftsdame, Gräfin von Werthen, auf einen ſolchen Widerſpruch in ſich gerathen kann. Man kann, ja man darf ſelbſt, dans le Secret de sa maison, manchmal auch ſolchen Gebrauch von der Dienerſchaft machen. Ich habe ſelbſt mit meinem Piqueur Kümmelmann ſo etwas in Petto; aber —"

Er wollte weiter ſprechen, und erhitzte ſich zuſehends mehr bei jedem Wort. Die Froben dachte geſchickt einzulenken, und ſagte ſchnell die Achſel zuckend:

„Sie kennen ja die namenloſe Güte der Gräfin." —

„Ich werde bitten, für heute das Conzert einzuſtellen," rief aber plötzlich in dem barſchen Tone eines Landedelmanns der Graf; ein Ton, wie er in dieſen Salons niemals an der Tagesordnung geweſen war.

Als der Geſang noch fortdauerte, legte er die Karten hin, ſtand auf, und ging mit ſtarken Schritten in das dritte Zimmer, wo der Flügel ſtand. Der Geſang verſtummte ſogleich, dafür hörte man jetzt die Stimme des Grafen, und verſtand deutlich die Worte:

„Wann Sie der Kitzel treibt, ſich hören zu laſſen, ſo ſinge Sie der Livree etwas vor. Verſteht Sie? Die Comteſſe laſſe Sie unbehelligt. Meine Schweſter ſoll Sie verabſchieden. Sie mag ſich daher nur nach einem andern Dienſt umſehen."

Die gute Gräfin gerieth in eine complete Erſtarrung, als ſie das hörte. Man ſah es ihr deutlich an. Allein ſie war zuſehr Meiſterin in der Verſtellungskunſt der haute volée, als daß ſie ihrer Gereiztheit einen augenblicklichen Ausdruck gegeben hätte. Augenſcheinlich war ihr Bruder von irgend Jemand zu ſolchem Eclat aufgeſtachelt worden. Es war wirklich Caſimir, der ihm ſeine boshaften Bemerkungen gleich bei der Ankunft mitgetheilt hatte. Als nun der Graf, Beata bei der Hand führend, wieder zur Geſellſchaft eintrat, die in ziemlich peinlicher Verlegenheit auf das Mädchen blickte, das bis zum Tode erſchreckt, nur mühſam ſeine Thränen verbarg, empfing ihn ſeine Schweſter mit dem ruhigſten Anſtande, der nichts von ihrer Bewegung verrieth. Sie wies mit gutmüthiger Freundlichkeit auf einen Stuhl, und bat ihre Nichte ſich neben ſie zu ſetzen; als ob ſie Beata ſchon lange erwartet hätte, und nichts vorgefallen ſei. Das Herz einer vornehmen Dame geht leicht von einem Extreme in das andere über. Hatte die Gräfin ſich noch vor wenig Augenblicken geſchmeichelt, ihrem Bruder eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, ſo war ihr jetzt das plötzliche Fehlſchlagen derſelben mit einem Male gleichgiltig geworden. Beata ſollte andern Morgens mit ihrem Vater auf's Land zurück kehren, und damit verſchwand ja die Beſorgniß eines ähnlichen Auftritts, den ſie mit der brusquerie eines Nimrod vom Lande entſchuldigte, und auch von ihrem Kreiſe entſchuldigt wußte.

Das Spiel nahm ſeinen ſtummen, aber für diesmal ſehr abgekürzten Verlauf. —

Um die ſehr geſpannte Situation auf's Neue in regern Fluß zu bringen, legte ſich die Baronin von Froben in's Mittel. Zu ſolchen Dingen war ſie eigens organiſirt, man könnte ſagen prädeſtinirt. Sie war geſchaffen, in dieſem Elemente zu ſchwimmen und für die minder ausgeſtatteten Plätſcherer in demſelben ein wahres Bedürfniß. Von Natur geſchwätzig, überreich an guten Einfällen, bald muthwillig ſcherzend, bald warm und theilnehmend, dabei beleſen und welterfahren, konnte ſie als die vollendetſte Dilettantin in den verſchiedenſten Dingen gelten. Da ſie überall herumkam, war ſie ein wahres Schatzkäſtlein der ergötzlichſten Neuigkeiten. Sie war aber auch von ihren Vorzügen gehörig überzeugt und wußte ihre Kunſtſtückchen mit großer Sicherheit anzuwenden. Hatte ſie es auf jemand abgeſehen, ſo ließ ſie nicht eher nach, bis ſie ihn da hatte, wo ſie ihn haben wollte. Kurz, ſie war eine Kokette durch und durch. Allein, wenn man gewöhnlich den Koketten nachſagt, daß ſie kein Herz beſitzen und über die Bemühung, andere zu entzünden, ſelbſt zu brennen vergeſſen, ſo war das bei ihr nicht der Fall.

Sie benützte die erſte Generalpauſe, die in dem Kreiſe entſtand, zu der Frage:

„Rathen Sie, wen ich heute geſehen habe? —“

Alle erſchöpften ſich, zum Theil in ſehr mokanten Antworten; ſie ſchüttelte aber zu allen den ſchönen Kopf. Endlich begann ſie:

„Die enge Straße bei der St. Nothburga-Kapelle war wie immer ſo verfahren, daß mein Kutſcher halten mußte. Da ſeh' ich — wen denken Sie? — Graf Pflug ſeh' ich, ganz pathetiſch die Staffeln hinanſteigen. Ich bitte Sie! Mir fällt ſogleich allerlei ein, was ich gehört habe, und ich entſchließe mich, auszuſteigen und ihm in die Kirche zu folgen."

„Es war vielleicht gerade eine beſondere Andacht," ſagte die alte Gräfin.

„Keine Spur. Hören Sie nur weiter. Der Graf geht zum Seitenaltar rechts, knieet nieder, betet, ſetzt ſich dann, zieht ein Buch hervor und liest darin. Er ſchien ſo vertieft, daß er vielleicht auf derſelben Stelle noch ſitzt."

„Das iſt einer von ſeinen gewöhnlichen Anflügen," meinte der Eine.

„Eine hochadeliche Mode, die jetzt ſtark graſſirt," ſetzte ein perfecter Kavalier hinzu, dem ſogleich ein Blick der Stiftsdame den frivolen Ton verwies.

„Pardon," nahm die Froben das Wort. „Dann hört man wohl einen ausgezeichneten Prediger oder man geht Sonntags ins Amt! Aber in einer leeren Kirche niederzuknieen, wann die ſchöne und große Welt das Freie ſucht, bei ſchönem Wetter, wo die Promenaden belebt ſind, das iſt mehr als Mode, das iſt Devotion."

„Alſo iſt es. Gott verleihe ihm ſeinen Segen!" ſprach die Stiftsdame.

„Man ſpricht auch wirklich ſchon überall von ſeiner Umwandlung," bemerkte ein Offizier, der, wie alle in dem Salon, die ſtrengſte Ahnenprobe beſtehen konnte.

„Ich ſprach ihn geſtern," ſagte ein Anderer. „Er ſieht wie eine Reliquie aus. Er ſoll ſich auf ſeiner letzten Reiſe bekehrt haben. Er iſt ſehr wortkarg geworden."

„Natürlich, weil er nur an ſein Seelenheil denkt.“

„Man ſpricht ſogar davon, daß er in einen Orden treten will.“

„Das iſt wieder ſehr natürlich. Das Schauſpiel unſerer Verirrungen eckelt ihn an und daher thut er am Beſten, Karthäuſer zu werden oder den Wilden zu predigen.“

Da die Froben bemerkte, daß der leichtfertige Ton über ehrwürdige Dinge die alte Gräfin verletzte, ſo war ſie alsbald bemüht, ihren Gegenſtand auf ein weltlicheres Gebiet zu verpflanzen, das eine freiere Bewegung der Unterhaltung geſtattete.

„Die Urſache von Pflug's Bekehrung iſt ein Verhältniß, das er mit einer Tänzerin in Paris hatte,“ ſagte ſie ſchnell.

Graf Werthen war ſchon früher aufgeſtanden, um mit einem alten Freunde und ſeiner Tochter Beata in den Nebenſalon zu gehen und die Schilderungen auf den Gobelins zu betrachten. Die Froben hatte aber dennoch ihren erzählenden Ton bedeutend gedämpft.

„Sie ſoll ihn geliebt haben,“ fuhr ſie fort. „Allein ſie verſchwendete ungeheuer und obgleich er den Magnifiken bei ihr ſpielte, ſo kam ſie nicht aus. Sie nahm daher ihre Zuflucht noch zu andern — wie man ſagt.“

„Mais quelle horreur!“ rief die alte Gräfin.

„Ah bah! Eine Tänzerin und noch dazu in Paris,“ entgegnete die Froben. „Der Graf erfuhr aber Alles und brach mit ſeiner Schönen. Sie lief ihm nach, er wies ihr die Thür. Sie vergiftete ſich.“

„Das arme Ding!“ ſagte der Offizier. „Man wird ihr doch wohl ſogleich ein Vomitiv gegeben haben?“

„Scherzen Sie nicht!“ erzählte die Froben weiter. „Sie hatte ihn wirklich geliebt Noch einmal wollte ſie ihn ſehen. Er ging zu ihr und verzieh. „Hierauf genas ſie —“

„Das iſt wahrhaft ſehr rührend!“

„Oh, que vous êtes dur!“ rief die Froben. Wie kann man darüber ſpotten. Sie that Buße und wurde Laienſchweſter bei den soeurs grises. Das hat nun den Grafen bekehrt. Ich hab’s von einem Bekannten gehört, der einen Brief aus Paris ſelbſt geleſen haben will.“

„Das wäre etwas für das Feuilleton unſerer Zeitung.“

„Ein hiſtoriſcher Roman ‚der Graf und die Tänzerin oder die Bekehrung durch Gift‘.“

„Im letzten Kapitel nimmt auch er Sutane oder Kutte und predigt.“

„Das Ganze iſt eine Erfindung. Graf Pflug war ſtets ein Mann von Geiſt. Wie ſollte er fromm geworden ſein! Im beſten Alter, ſo unmenſchlich reich! Welt, Freiheit, Leben, alles vergeſſen und verlaſſen und fromm werden! Das iſt ein ſchlechter Geſchmack, den ich ihm nicht zutraue.“

So ſchallte es durcheinander; endlich ergriff die Froben wieder das Wort:

„Ach, die Welt iſt ſo übel arrangirt; Ueberdruß an Allem kann am Ende zu einem ſolchen Entſchluſſe wohl treiben.“

„Taisez-vous donc, ma chère!“ ſprach die alte

Gräfin. „Wie iſt es möglich, in unſerer Welt Ueberdruß zu fühlen? Die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen ſich leicht, wenn man von Stande iſt. Und Du, Froben, Du biſt jung, ſchön, reich und willſt von Ueberdruß ſprechen!“

„Passons là dessus!“ ſagte dieſe mit einem tiefen Seufzer, ſchlug die Augen nieder und ſetzte dann gleichgiltig hinzu: „Der arme Graf dauert mich, weil er das ihm zuſtehende Recht, uns zu gefallen, freiwillig aufgiebt. Ich verliere zwar nichts bei ſeinem Bankerott, weil ich nichts bei ihm placirt hatte.“

Die an der einen Seite gelähmte Generalin von Moorfeldt, die tägliche Partie der alten Gräfin, hatte bisher ſtumm zugehört, jetzt lächelte ſie und ſagte:

„Faux temoignage ne diras!“

Beata war unterdeß leiſe wieder hereingekommen, hatte der Tante die Hand geküßt und ging, von den andern unbemerkt, fort, um ſich zur Ruhe zu begeben. Nur die Froben, die ihre Blicke überall umherſchweifen ließ, lächelte ihr nickend zu.

Die Debatte dauerte fort. Der Gegenſtand ſchien unerſchöpflich, Graf Pflug war einſt Mode geweſen, und wie es gewöhnlich geſchieht, ſo hatte man damals alle Künſte aufgeboten, ihn zu feſſeln, und durch ihn ſich ſelbſt zur Mode zu machen. Man konnte es ein allgemeines Sturmlaufen auf ihn nennen. Jetzt war er nach einer längern Abweſenheit wieder in der Reſidenz erſchienen. Aber er war nicht mehr der frühere homme comme il faut, er machte den Spröden gegen die Geſellſchaft.

Sie empfing den Abſagebrief als Beleidigung. Damen, wie die Froben, die nur die ſchönen Augen, das entzückende Lächeln, das unwiderſtehliche Boudiren, die languiſſante Migräne für ſolche Männer, wie Graf Pflug, beſtändig in Bereitſchaft halten, müſſen einer Kälte, wie er ſie zur Schau trug, ganz naturgemäß auf das Feindlichſte gegenüberſtehen. Alles verſchwört ſich dann zur Beſtrafung und Rache. Man forſcht und ſpäht nach der Urſache ſeiner plötzlichen Verwandlung, was man erfährt, wird ausgebeutet. Man bringt es in Umlauf; man vergrößert, man entſtellt daran; man ſucht den Gegenſtand in das häßlichſte Licht zu ſtellen, bis Alles darin übereinſtimmt: es iſt nicht der Mühe werth, daß man ſich um ihn bekümmere; nicht er hat uns aufgegeben, ſondern wir ihn.

Nach dieſem Ziele ſteuerte die Froben, und wurde darin auch von den Herren unterſtützt, die den Grafen deßhalb nicht leiden mochten, weil er ihnen — wie man es nennt — bei den Damen gefährlich war, und ſie auch ein gewiſſes Uebergewicht fühlen ließ, das er einem weitern Geſichtskreiſe verdankte, den er auf ſeinen vielen Reiſen ſich erworben hatte. Sie nannten ihn einen Menſchen, der von dem inſolenteſten Glück getragen wurde, dabei aber entblödeten ſie ſich nicht zu behaupten, daß er von den ſchönſten und vornehmſten Händen dennoch nur Körbe zu erwarten hätte, wollte er ernſtlich den Verſuch wagen, um ſie zu werben. Es ſei die auf traurigen Erfahrungen beruhende Klugheit, die den Grafen nöthige, eine ſo auffallende Zurückgezogenheit an den Tag zu legen. So ſchloſſen ſie, zu ihrer eigenen Befriedigung.

Als die Geſellſchaft noch lebhaft auf dieſem Felde ſich erging; ſehen wir zwei Mädchen im einſamen Zimmer. Clara war um Beata beſchäftigt, ſie zu entkleiden. Beide nahmen einen heimlichen, herzlich innigen Abſchied. Beata ſollte andern Tages, ſchon ſehr frühe, mit ihrem Vater abreiſen.

Die Comteſſe weinte, Clara war kalt und ſtill.

„Was gedenkſt Du zu thun, liebes Mädchen?“ fragte Beata.

„Ich harre aus. Nur einmal that ich etwas Uebereiltes, als ich in jener Schreckensnacht Marienſtein verließ. Aber das Schickſal meines Vaters trieb mich dazu, mehr als das meinige. Ich vertraue. Gebet wird mich ſtärken!“

7.

Die neue Geſtalt, welche hier in den engern Kreis unſerer Darſtellung tritt, bedarf mehr als der gewöhnlichen Conturzeichnung einer gewöhnlichen Salonerſcheinung.

Der Graf Adalbert von Pflug war aus uraltem, ſehr reichem Geſchlechte. Seit Jahrhunderten hatten ſeine Vorfahren ſich erhabener gedünkt als andere Menſchenkinder. Sie theilten die allgemeine Anſchauungsweiſe des ahnenſtolzen Geburtadels: daß Gottes Gnade nur allein den wirklichen Adel verleihen könne; der Fürſt, als erſter

Edelmann im Lande habe ihn nur zu beſtätigen, indem er ihn in den geheiligten Vorrechten ſchützt und ſie zur allgemeinen Anerkennung gelangen läßt. So lang ſich hiermit noch die Geſinnung verband, ſolche Bevorzugung dadurch zu verdienen, daß man ſich über die Andern auf eine hervorragende Weiſe erhob, war die Berechtigung nicht wohl anzufechten.

Ein Blick in die Zeit hatte jedoch dieſen Glauben in dem Grafen erſchüttert. Er wurde ſelbſt manchmal wie von einem Gefühl der Vernichtung unwillkührlich durchdrungen, wenn er ſah, wie die ihm Ebenbürtigen in ihren Erben immer mehr und mehr verkümmerten: wie ſolche ſchwache, an Geiſt und Körper gleich verkrüppelte Weſen nur dazu beſtimmt zu ſein ſchienen, in den Abgrund der Vergeſſenheit zu ſinken, gleichſam von der Wucht ihres eigenen Wappenſchildes zerſchmettert.

Gegen dieſes ertödtende Gefühl kämpfte er beſtändig, mit aller ihm angeborenen Kraft. Jugend, Geiſt, körperliche Vorzüge, Geburt und Reichthum ſtanden ihm dabei zur Seite; aber dennoch ſah er für ſich nur das Loos eines Geſpenſtes oder Foſſils, inmitten der kreißenden Gegenwart. Er konnte ſich nicht zu Thaten ermannen und wurde vor der Zeit abgeſtumpft; eine unendliche Langeweile bemächtigte ſich ſeiner erſchlafften Seelenkräfte und wurde bei ihm förmlich zu einer Krankheit, die ihn mit einem ätzenden Gifte fortwährend erfüllte.

Es giebt in allen Verhältniſſen und Ständen Menſchen, die ſich ohne allen Grund langweilen müſſen, weil es in ihrer allereigentlichſten Beſchaffenheit liegt. Gewöhnliche Naturen greifen dann zum erſten, beſten. Ein alltägliches Geſpräch im Kaffeehaus, ein geſtoßener Ball auf dem Billard, das Geringfügigſte ſchon kann ihnen die erſehnte Zerſtreuung gewähren und ihren Qualen auf Augenblicke ein Ende machen.

Dem reichen Grafen ſtand ein anderes Mittel zu Gebote, ein großartiges. Er verließ die gewohnte Umgebung und ging auf Reiſen in ferne Welttheile. Er hatte Wüſten durchſtrichen, in Prärien gejagt, am Hofe von Neuſeeland getanzt und in Indien auf einem Elephanten geſeſſen, der einen Tiger erlegte; er hatte aus der Cognacflaſche des Löwenbändigers Gerard getrunken und das erhabene Schauſpiel genoſſen, von dem Plateau der Cordilleren das Unterſinken der Sonne in das ſtille Meer zu genießen. Aber die Zeit rauſchte dahin. Ein Jahr verging nach dem andern. Auch die prächtigſten Abenteuer verlieren ihren Reiz, wenn ſie ſich wiederholen, und ſo kam es, daß Graf Pflug, an allem überſättigt, wieder nach Europa zurückkehrte, wo es ihm, im Strudel des geſellſchaftlichen Lebens, unter den gewöhnlichen Erſcheinungen als etwas Außerordentliches zu gelten, eine neue vorübergehende Zerſtreuung bot.

Zu dieſem ſo ſeltſam zuſammengeſetzten Weſen des Grafen geſellte ſich einer der gefährlichſten Irrthümer, von denen ein ſo arg gelangweilter Menſch beherrſcht werden kann. Graf Pflug bildete ſich nehmlich ein, Grundſätze zu haben; nach beſten Grundſätzen zu handeln; obgleich er im vollſtändigſten Sinne keinen richtigen Begriff davon ſpürte.

Er war allerdings reich an Erfahrungen; aber er überſchätzte offenbar dieſen Reichthum. Um daraus Nutzen zu ziehen, hatte er ſich einen Satz als Richtſchnur gebildet, den er als das Fundament der Lebensweisheit für einen Mann ſeines Schlages betrachtete.

Nur durch Uebereilung oder Furcht, das war ſein Grundſatz, kann der Menſch zur Schwäche verleitet werden. Wenig Zeit iſt nöthig, um den richtigen Standpunkt zu finden, die Dinge in gehöriger Entfernung zu betrachten, und zu wiſſen, was wir zu unſerer Befriedigung zu thun haben. Nur Thoren oder Hitzköpfe fragen andere um Rath; der Mann des Nachdenkens und der Erfahrung iſt immer ſich ſelbſt genug. In der tief innerlichen Thätigkeit eines gefühlvollen Herzens empfinden wir den Fingerzeig zu unſern Handlungen. Nicht was wir in der Gegenwart erreicht haben, iſt das ſüßeſte und höchſte Glück des Lebens; ſondern der Vorgenuß künftiger Begebenheiten kann allein als ſolches gelten.

Hierin lag nun freilich das Geheimniß des ganzen Lebens des Grafen nackt und unenthüllt da. Dieſe Weisheit tödtete ſich ſelbſt; da ſie eigentlich nichts anderes war, als die Rechtfertigung eines hin und her taumelnden Wankelmuthes, der in einem beſtändigen haltloſen Haſchen, gleichſam nach ungreifbaren Gegenſtänden ſich abmühete. Es war das Geſetz einer ungemeſſenen Selbſtſucht. Der Graf, ihm gehorchend, mußte auf eine ernſtliche Probe geſtellt, rettungslos unterliegen. Bis jetzt war er aber ſolchen Proben noch glücklich entgangen. — —

Zwei Abende in jeder Woche empfing die Gräfin

Werthen; am Sonnabend fuhr ſie zum Roſenkranz in die nahegelegene Marienkapelle; die vier übrigen Abende war kleines Spiel in ihrem Salon. —

Draußen tobte ein fürchterliches Wetter; der Regen, vom Sturm gepeitſcht, ſchlug an die Fenſter. In dem bekannten Gobelinzimmer ruhete das „Hermelinchen“ in der wärmenden Douillete auf weichen Polſtern. Ein neues Buch, von dem liebenswürdigen Schriftſteller Abbé Beautain, lag aufgeſchlagen auf dem Guéridon. Im Kamin kniſterte das Feuer hinter den herabgelaſſenen Store's; die Pendule zeigte auf ſieben. Eine der Portieren war halb zurückgeſchlagen, und ließ den Blick in ein kleines Boudoir fallen, das durch Decoration und gedämpften Lampenſchein, wie im grünlichen Dämmerlichte ſchwamm, aus dem ſich Clara's ſchöne Geſtalt im weißen, zierlichen Hauskleide, leuchtend hervorhob. Sie ſaß gebückt, mit emſiger Aufmerkſamkeit an einer feinen Handarbeit beſchäftigt.

Der Sturm, der ſtoßweis ſich von Zeit zu Zeit wiederholte, und das Ticken der Uhr, waren die einzigen Laute, welche ebenmäßig ſich vernehmen ließen. Sonſt kein Geräuſch, weit und breit. Die Abgelegenheit des Hotels hielt den Lärm der großen Stadt aus ſeiner Umgebung gebannt. Nur die Empfangsabende trugen das Rollen einiger Karoſſen an das Ohr der Bewohner.

Die alte Generalin von Moorfeld, um mich eines bezeichnenden, wenn gleich trivialen Wortes, zu bedienen: der Stammgaſt in dem Salon der Gräfin, hatte abſagen laſſen. Das hölliſche Wetter — ihre Gicht — elle n'osait pas!

„Es wird wohl Niemand kommen," ſagte die alte Dame vor ſich hin, und empfand einige Bangigkeit dabei; denn das tödtliche ennuy, das bereits im Anmarſche war, raubte ihr gewöhnlich den Schlaf in den erſten Stunden, und erſetzte die Leere des Abends im ſpätern Schlaf, durch phantaſtiſche Traumbilder.

Aus dieſer ſtillen Beſorgniß weckte ſie plötzlich das Geräuſch eines Wagens, der vor dem Hotel hielt; die Glocke ließ ihren Schall hören; bald darauf meldete der Kammerdiener die Baronin von Froben. Gottlob! jetzt war das ennuy verbannt.

Wirklich war bald eine pikante Unterhaltung im Fluß, nachdem die Gräfin ihr Erſtaunen darüber ausgedrückt hatte, daß die Freundin bei dieſem Wetter den weiten Weg nicht geſcheut, um ihre Einſamkeit zu beleben.

„Der geſtrige Ball im Hauſe des Miniſters liegt mir noch in den Gliedern, chère Mélanie," ſagte die Froben, „und da bedarf ich einer ruhigen Erholung, die ich bei Dir zu finden gewiß bin. Selbſt das inſipide Theater wäre mir heute zu viel."

Sie mußte vom Ball erzählen. Das Bild wurde mit niederländiſcher Genauigkeit ausgeführt, wenn auch nicht im reinſten Goldton jener zierlichen Meiſter, denen Naturwahrheit über Alles ging. Es fehlte nicht an ſchmutzigen Schatten der Raillerie und Perſiflage, und das Clairobſcur verhüllte nur ſchwach die Obſcönität. Sie ſelbſt, in dem Koſtüm einer Fee, das ihr die vereinigte Phantaſie der Agneſi und Garderobière des Hoftheaters angegeben, und die erſte Modiſtin mit dem vollen Aufgebot ihres Pariſer Geſchmacks ausgeführt hatte, bildete die hervorragendſte Lichtgeſtalt in ihrem Gemälde, die nur von dem durchſichtigen Schleier einer kokottirenden Beſcheidenheit hier und dort umhüllt war. Sie war „une déesse féerique,“ oder „la divine fée“ nach dem Ausſpruch Aller geweſen. Nachdem ſie lange geſprochen, und ſich in allen Theilen ihrer Schilderung faſt überboten hatte, ließ ſie erſchöpft den Ton ſinken, bei den Worten: „Auch Pflug war auf dem Ball.“

„Das iſt ja erſtaunlich!“ rief die alte Gräfin. „Wie paßt das zu ſeiner Bekehrung?“

„Worüber erſtaunſt Du? Daß er dort war? Das iſt nichts. Ich wollte den Heuchler entlarven“ — ſetzte die Froben dann mit höhniſchem Aerger hinzu.

„Haſt Du ihn zur Rede geſtellt? Hat er Dir gebeichtet?“ fragte neugierig die Werthen.

„Wo denkſt Du hin?“ erwiderte die Froben. „Da hört man, daß bei Dir die Zeit ſchon lang vorüber iſt, da Bertha ſpann. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich Alles enchantirte, faſt verdunkelte. Mein Feenſtab wirkte Wunder. Anfänglich ſchien auch der Graf gefangen — doch nein — befangen, wollt' ich ſagen. Ich wandte meine ſchlaueſten Mittel an, um ihn von der Geſellſchaft zu ecartiren, und im Geſpräch mit ihm von der Maskenfreiheit einen, mir als Fee wohl zuſtehenden Gebrauch zu machen. Als es mir ſchien, daß er meinen Schritten folgte, verlor ich mich in ein Kabinet, das in ein reizendes Boskett umgeſchaffen war, mit einem transparenten Mondſchein, der in dem parfümirten Waſſer ſich wiederſpiegelte, das aus Roſenlorbeerbüſchen in Baſſins von Kriſtall ſich ergoß. Ein romantiſches Schmolwinkelchen zum Entzücken! Ich ſaß an einen Amor gelehnt, abſichtlich wie in Nachdenken vertieft. Aber meine Unruhe ließ meine Blicke dennoch in den Saal ſchweifen. Da ſah ich, wie der Graf plötzlich ſtehen blieb; nach rechts und links ſich umſchaute, als ob er Jemand ſuche. Ich konnte nicht zweifeln, daß ich es ſei, und machte mir Vorwürfe, zu eilig in mein Verſteck geſchlüpft zu ſein. Es war mir fatal. Wieder heraustreten und mich ihm zeigen, konnte ich doch unmöglich —“.

„Aber warum gabſt Du Dir überhaupt dieſe Mühe?“ fragte die Stiftsdame.

„Warum? fragſt Du?“ rief die Froben erhitzt. „Iſt der Graf uns nicht allen ein Räthſel? Er kriecht zum Kreuze; weshalb? Kein Menſch weiß es. Hätte ich da wohl ein wenig Mühe ſcheuen ſollen, früher als andere ſein Geheimniß zu wiſſen? Denke Dir doch, ma chère, den Triumph! Der bekehrte Herr Adalbert von Pflug, allen Schrecken der Hölle zum Trotz, mir, der inquirirenden Fee beichtend! Ich, ihm die Larve der Scheinheiligkeit entreißend! Er iſt noch nicht in dem Alter, wo es heißt: Bon jour lunettes — adieu fillettes! Mein Plan war gemacht, ich hatte mir eine ganze Kette von Fragen zurechtgelegt, die ihn fangen ſollte. Da kommt Schluckmann, der fade Menſch, son intime en cas de débauches —“

„Nun? Und entführt Dir Deinen Sieg?“

„Ich ſehe den Grafen mit Schluckmann bis an den Eingang meines Boskets gehen; ſie wechſeln leis ſchnelle Worte, dann geht der Graf davon und der mir Unausſtehliche tritt zu mir herein —“

„Wer? Schluckmann?“

„Es war ja kein Anderer mehr da,“ ſprach die Baronin mit einem komiſchen Seufzer. „Seine gläſernen Augen glotzten mich an mit dem ganzen Gewicht der Dummheit, die nur ſeinen Augen eigen iſt. Er hat etwas auf dem Herzen, das er nicht auszuſprechen wagt, oder er weiß nicht recht, womit er anfangen ſoll. Ich fühlte plötzlich ein Mitleid, weniger mit ihm, als mit mir und fing an, ihm die Zunge zu löſen. Ich ſchlage einen ſentimentalen Ton an, ſpreche von der allgemein herrſchenden Frivolität, klage darüber, daß ein wahrhaft feinfühlendes Herz nur immer weniger Befriedigung in dem modernen Treiben finden kann, und ihm am Ende nichts übrig bleibe, als ſich zu verſchließen und wer nicht die Kraft in ſich fühle, vollſtändig allen Freuden des Lebens zu entſagen und in finſterm Groll zu verharren, dahin gelangen müſſe, der Welt zu ſpotten, ihr Urtheil zu verachten und ſeinen eigenen Weg zu gehen. Das war's. Der Papagei fing an, ſeine ihm eingelernten Worte herzuplappern. Anfänglich mit unbeſchreiblicher Fertigkeit: als er aber hierauf aus eigenen Mitteln hinzuthun und ergänzen wollte, gerieth er in's Stocken. Ich glaubte nichts zu riskiren und ging gerade auf mein Ziel los. Auch Graf Pflug iſt in dem Fall, ſagte ich; die Welt ſcheint ihm arg mitgeſpielt zu haben. Er war eben im Begriffe, mir eine vertraute Mittheilung zu machen und wir wählten dies écarté, um ungeſtörter zu ſein, als Sie dazwiſchen kamen. Schluckmann entſchuldigt ſich lächelnd. Das war nicht ſein Naturell. Um ihn zu verwirren, ſagte ich ſchnell: Sie ſind ſein Freund und Sie können ſtatt des Grafen meine Unruhe heben, da ich mich lebhaft für ihn intereſſire. Alſo — treu und wahr: was iſt der Grund ſeiner Bekehrung? — Er ſchien wirklich überraſcht und ſchwieg. — Iſt er verliebt? fuhr ich fort. Mir dürfen ſie's ſagen. — Er that befremdet, daß ich von der Bekehrung auf eine Liebesintrigue ſchließen könne. — Wenn jene verſtellt iſt, wie anzunehmen, warum nicht? ſagte ich. Es giebt Fälle, in denen man damit eher zum Ziele gelangt, und ich hege den Verdacht, bei dem Grafen treffe dies zu. — Er wand ſich wie ein Wurm an der Nadel, bis er endlich, von mir gedrängt, das Geſtändniß machte, der Graf ſcheine allerdings von einer Neigung gefeſſelt, allein er beobachte eine ſtrenge Verſchwiegenheit und werde böſe, wenn man davon mit ihm anfange. — Dann, ſagte ich ſehr beſtimmt, wird er nicht wiedergeliebt. Er hat eine Geliebte, deren Geliebter er nicht iſt. Ich hätte ihn für klüger gehalten, als ſich das zu Herzen zu nehmen, und deßhalb der Welt den Abſchied zu geben. Aber Sie wiſſen mehr, ſagen Sie mir, wer ſeine heiße Gluth ſo ſehr abgekühlt hat? — Da erhob ſich Schluckmann zu einer von mir nie geahnten Höhe. Ich merkte nun, daß das was er ſagte, ihm inſpirirt war. Aber er vergallopirte ſich doch. Der gute dumme Menſch verſtand ſeine Ausdrücke nicht zu wählen, und lancirte geradezu einige Malicen, die ich auf mich beziehen konnte. Hierauf verglich er gährende Leidenſchaften mit gährenden Getränken, den Sinnenrauſch der Zärtlichkeit mit dem Rauſche der Trunkenbolde. Er ging ſo weit, den Säufer über den vor Liebe Trunkenen zu ſtellen, und hätt' ich ihn fortfaſeln laſſen, ich glaube, er würde die Schnapsflaſche hervorgezogen haben, um vor meinen Augen ein Experiment anzuſtellen. Ich ſetzte mich zurück, weit von ihm weg, denn es war mir, als röche ich ſchon den Duft, der aus ſeinen gemeinen Vergleichen ſich entlud. Meine Indignation hatte den höchſten Grad erreicht. Pflug hatte mir Schluckmann nur zum Hohne geſchickt. Sie ſind naiv wie ein Bauer, ſagte ich; ſie ſuchen zu beweiſen, daß ein Liebender und ein Säufer einander ähnlich ſind, und daß unſere Reize den Reizen einer vollen Flaſche in gewiſſen Fällen weichen müſſen. Ich danke Ihnen im Namen aller Damen für dieſe Galanterie, welche den holdeſten Regungen des Herzens eine ſo zarte Huldigung darbringt. Ich war aufgeſtanden, und machte Miene zu gehen. Er blieb wie erſtarrt auf dem Flecke. Ich kenne Schluckmann zu gut, und weiß wie leicht man ihn verblüffen kann. Und drückt das, was Sie eben ſagten, fragte ich ihn ſchnell, auch die Meinung oder Anſicht Ihres Freundes aus? — Meines Freundes? ſagte er verlegen. — Des Freundes, mit dem Sie eben angelegentlich ſprachen, ehe Sie mir das Glück Ihrer Gegenwart ſchenkten. — Ah, des Grafen Pflug, rief er, wie ſich beſinnend. Allerdings, wir tauſchten oft unſere Gedanken über den Gegenſtand, denn er iſt ein

Mann der reichſten Erfahrung. — Ich griff nach meinem Zauberſtab, ordnete meinen Sternenſchleier, und verließ ihn mit den Worten: Eine Fee, als ein der Märchenwelt angehöriges Weſen, iſt in dieſen Dingen ſo unbewandert, wie ein Kind; ſie kann daher auch ihre Wunder nur auf kindliche Gemüther üben. Auf Sie und Ihren Freund würde ich meine Zauberkraft umſonſt verſchwenden. Darauf ging ich und ließ ihn ſtehen. Ich durchſtrich den Saal: Pflug war nicht mehr zu ſehen, und für mich war der Reſt des Balles verloren.“

„Aber Du wußteſt ja bereits Alles, was Du wiſſen wollteſt,“ ſagte ſehr gemüthlich die Stiftsdame, die das emportement der Baronin nicht begriff.

Als dieſe nicht antwortete, glaubte die alte Dame ſich deutlicher erklären zu müſſen.

„Haſt Du uns neulich nicht erzählt von der Operntänzerin, die Gift nahm und dann in's Kloſter —?“

Die Froben ließ ſie nicht ausſprechen:

„Ah, wer glaubt ſo etwas? un rat de l'opéra! das iſt ein Märchen, das ich nur zum Beſten gab, weil man mir's eben auch aufgebunden hatte. Aber ich vergeſſe es Pflug nicht! m'avoir planté là avec cet imbécile, qui avait l'air de l'assassin du roi Pyrrhus! Wie ein armer Sünder ſah er aus, als ich mich entfernte. Aber was half's. Ich war plantirt und der Heuchler triumphirte. —“

Eine Pauſe entſtand. Die Baronin blickte ſtarr, wie ſelbſtvergeſſen, vor ſich hin. Clara nahm das Theeſervice fort. Als ſie wieder kam und durch den Salon in das Boudoir zurückging, um ſich an ihre Arbeit zu ſetzen, erweckte das dadurch verurſachte Geräuſch die Damen aus ihrem Nachdenken.

„Das war eine kleine Strafe für Deine Koketterie,“ ſagte die Stiftsdame.

„Que veux tu?“ rief die Froben heftig. „Nur der Koketterie verdanken wir noch einen Schimmer von Freiheit. Alle, ohne Ausnahme, ſind wir kokett und müſſen es ſein. Zu gefallen, iſt unſer angeborenes Recht, wie der Trieb, dahin zu gelangen. Die Koketterie iſt unſere natürlichſte Waffe, die uns davor ſchützt, zu unterwürfigen Sklavinnen herabgewürdigt zu werden.“

„Ich bin anderer Meinung. Die Frau würde im Hauſe gewinnen, was ſie in der Welt verlöre. Alle Männer müßten nothwendig tugendhaft ſein.“

„Das bliebe die Frage. Aber Du ſprichſt ja wie Schluckmann. Hat Dich etwa auch der Graf inſpirirt, um mir das Kapitel zu leſen?“

„Scélératesse!“ ſprach die Gräfin mit mildem Tone, um die Härte des ihr wider Willen entſchlüpften Wortes abzuſchwächen.

Der Kammerdiener meldete hier den Herrn Kanonikus von Bergheim. Die Froben klatſchte in die Hände.

„Welch’ ein glücklicher Zufall führt Den her!“ ſchrie ſie auf. „Das ſieht einer Schickung gleich.“

Die Gräfin verwies ihr den lauten Ausbruch, denn der Kanonikus trat ſoeben ein. Sie erhob ſich mit tiefer Reverenz, die Froben ging dem Gaſte entgegen und leitete ihn zum Fauteuil, den ſie zurecht rückte und auch Clara legte ſchnell ihre Arbeit nieder, ergriff des Eintretenden Hand und küßte ſie ehrfurchtsvoll.

Der Kanonikus ſtand noch nicht hoch in Jahren, aber deſto höher in Anſehen bei alt und jung, bei vornehm und gering. Nächſt der heiligen Kirche liebte er die Menſchen und mit wahrhaft jugendlicher Wärme eröffnete er ſich jedem, der mit unbefangenem Vertrauen ſich ihm nahete. Er zeigte die feine, weltmänniſche Lebensart eines ſogenannten talon rouge, eines cadet de famille, wie ſie die alte pariſer Geſellſchaft einſt gekannt; zugleich mit der gemüthvollen Seite deutſcher Einfachheit und Anſpruchloſigkeit auf's innigſte verbunden. Er war die ehrwürdigſte Perſonification angeſtammter Vornehmheit und armer Einfalt; eine Vermiſchung, die ſanft und wohlthätig in's Leben hinausſtrahlte, ſowohl in den Salons der großen Welt, wo er oft den vollſtändigſten Gegenſatz zu Allem bildete, was ihn umgab, wie auch dort, wo er zu Elend und Unglück als Prieſter hintreten mußte.

Er hatte, trotz des fürchterlichſten Wetters an jenem Abend, eine Nonne in dem weit entlegenen Stadtviertel beſucht, die an einer entſetzlichen Krankheit litt und die er alltäglich durch ſeinen geiſtigen Zuſpruch tröſtete und ſtärkte. Das Uebel ſetzte die arme fromme Schweſter ärztlichen Unterſuchungen und Behandlungen aus, die ihr ſchmerzhafter waren als die Krankheit ſelbſt, und ſie oft der Verzweiflung nahe brachten, da ſie dem höhern Befehl ſich unterwerfen mußte, und ſich ihnen nicht entziehen durfte.

Die Stiftsdame, die von dieſen täglichen Beſuchen des Prieſters bei der Nonne wußte, konnte dennoch ihr Erſtaunen nicht unterdrücken, als er ihr ſagte, daß er, gleich den heiligen Apoſteln, zu Fuß ſeine Wallfahrt zu der Kranken gemacht hatte.

„Mein großer, tüchtiger Regenſchirm konnte mich nicht ſchützen,“ ſagte er heiter, „da ich ihn des Sturmes wegen nicht offen zu halten vermochte, und da ließ ich denn den Regen ſein böſes Spiel mit mir treiben. Mein Ueberrock bezeugt es, der im untern Veſtibul eine Ueberſchwemmung anrichtet. Ich dachte, daß Sie mir wohl erlauben würden, hier eine kurze Raſt zu halten, um bei der Gelegenheit mir zugleich die Beruhigung über Ihr Wohlergehen zu verſchaffen.“

Nachdem er auf Befragen nach dem Befinden der Kloſterfrau, mit freudiger Erhebung von ihrer baldigen körperlichen Auflöſung geſprochen, brach die Froben plötzlich aus:

„Sie ſprechen von Glück; Sie verkünden uns den Tod der Nonne mit leuchtenden Blicken; Sie ſagen, daß ſie nur wünſche recht bald aus dem Leben zu ſcheiden. Und ſie iſt noch jung, wie ich hörte; ſie hat nie die Freuden der Welt gekannt! So hinzuſchwinden aus Gottes ſchöner Schöpfung! Wer begreift das?“

„Der, deſſen Geiſt wahrhaft nur in Gott lebt, deſſen Geiſt mit Gott auf das Innigſte vereinigt iſt. Nicht das allein iſt der Segen Gottes, der die Wohlfahrt unſers Leibes befördert; ſondern die wahren, die allerhöchſten Segnungen betreffen unſern Geiſt. Das ſtärket die Kranke in ihren ſchweren Leiden.“

„Ah! quel martyre! Nichts vor Augen als das Kruzifix, nichts im Kopf als das Gebet — nichts im Herzen —“

„Wie? Nichts im Herzen? —“ unterbrach ſie der Kanonikus. „Im Kloſter wie in der Welt, ſoll das Herz ſtets nur von Gott erfüllt ſein.“

„Weshalb ſollte denn aber der liebe Gott, der Alles zu unſerer Freude ſo ſchön erſchaffen hat, der uns Leidenſchaften in das Herz pflanzte, um das Leben zu genießen, von uns fordern Allem zu entſagen und uns gegen Alles abzuſtumpfen. Denn ich habe keine Idee davon, daß ſich die Leidenſchaft an etwas attachirt, was man nicht ſieht noch hört, weil es nicht zu uns ſpricht.“

Dem geiſtlichen Herrn mochte wohl ſchon oft mit ſolcher Weisheit entgegen getreten worden ſein; er hatte daher ſogleich eine kleine Parabel zur Hand.

„Der Lärm der Welt, in der Sie leben, liebe Baronin,“ ſagte er, „hindert Sie eben jene Stimme zu hören, die Ihnen in jedem Augenblick zuruft, wohin Sie Ihre Augen zu richten haben, um zu ſehen, Ihre Ohren, um zu hören. Unſere Seele iſt wie ein armes Mädchen zu betrachten, um deſſen Hand ein hoher, ein königlicher Herr wirbt. Was wird er zuerſt von ihm fordern? Entledige dich deiner armſeligen Kleider, lerne dich wohlanſtändig benehmen, zeige dich ſauber, und gewöhne dich, ſanftmüthig in Allem meinem Willen dich zu unterwerfen. Dann fordere ich weiter: Dankbarkeit von dir, weil ich dein Herr, dich bis zu mir erhöhet habe; du ſollſt überall es laut bekennen, daß du alles von mir haſt: Macht und Ruhm, die ich auf dich übertragen habe. So weiß denn die Seele — ich will ſagen das ſchlichte Kind, die Braut — daß ſie nichts eigentlich beſitze, und daß ſie auch kein Recht habe, noch mehr zu verlangen, als was ihr Wohlthäter ihr zuwies. Sie wird zufrieden ſein, ihren Herrn lieben, und ihn auch zufrieden zu ſtellen ſich beſtreben. Sie darf keinen andern Willen haben, als den ſeinigen; alle Kreuze, die ihr das Leben auferlegt, muß ſie in Geduld tragen, und eingedenk der Worte ihres Herrn, wird die alſo zur Reinheit Erhobene nur allein ſeinen Befehlen gehorchen.“

Die Zeit war bereits vorgerückt, und die Gelegenheit durfte nicht ungenützt verſtreichen. Ein vertrauliches Geſpräch mit dem Kanonikus wurde der Froben nicht oft geboten. Sie wußte, daß er mit Pflug auf gutem Fuße ſtand. Ohne Umſtände ergriff ſie daher den Faden und ſchürzte ihn zum Knoten, den ſie von dem geiſtlichen Herrn gelöſt ſehen wollte.

„Ihr Gleichniß iſt richtig,“ fing ſie an, „und es mag für Viele ergreifend und anfeuernd ſein. Es giebt aber auch Andere, deren Seele nicht einer ſolchen himmelsreinen Einfalt ſich rühmen darf, und daher dem Planeten, den wir bewohnen, näher ſchwebt als dem Himmel. Solche Seelen unterwerfen ſich nicht ſo leicht, und fragen dann, wann ſie nicht zu begreifen im Stande ſind, nach dem Warum? Ich geſtehe Ihnen offen, daß meine Seele von dieſer Sorte iſt. Sie werden mich deßhalb nicht verdammen. Nun möchte ich Sie fragen, wie man es anfängt, ſeine Seele umzuwandeln; ich wollte einmal die Probe mit mir machen. Man muß alles kennen lernen, was erlaubt iſt. Sagen Sie mir zum Beiſpiel, wie Graf Pflug dazu gekommen iſt?“

„Graf Pflug?“ fragte verwundert der Kanonikus.

„Ja, eben der. Sie wiſſen es gewiß, da Sie mit ihm en relations ſtehen, und als Prieſter auch ſein Gewiſſensrath ſein mögen. Ich möchte erfahren, wie ein Graf Pflug, der bis jetzt nur ſeinen Vergnügungen nachzog, ſeinen Bart drehete, ſich im Spiegel ſah, und nebenbei uns, tant bien que mal, den Hof machte, alles plötzlich verläugnet, und ſtatt des neueſten Romans der George Sand, le traité de la perfection chrétienne in die Hand nimmt, und ihn allen Ernſtes ſtudirt.“

„Dazu wünſche ich dem Grafen von Herzen Glück,“ ſprach der Kanonikus.

„Wenn er nur ſtandhaft ausharrt,“ ſetzte die Stiftsdame hinzu.

„Das wäre barbariſch!“ fuhr die Froben auf.

„Und was nennen Sie ſo?“ fragte er.

„Alles, was gegen den guten Ton iſt. Wir beten Alle; nicht wahr? Des Morgens, des Abends, wir gehen Sonntags in die Kirche. Aber an Wochentagen, wann die Kirche leer iſt, hineingehen, ein Buch hervorziehen — das iſt für einen Mann von Welt zu viel. Das iſt Heuchelei; dahinter verbirgt ſich etwas anderes als Andacht. Oder wäre es wirklich? Will er in einen Orden treten? Gedenkt er durch ſein Beiſpiel die Geſellſchaft zu reformiren? Das wünſchte ich zu wiſſen.“

„Ihre Vorausſetzungen könnten vielleicht eintreffen, allein was iſt wohl natürlicher, als die Handlung des Grafen, die Sie darauf verfallen läßt. Er geht in die Kirche zu ungewöhnlicher Zeit und betet! Ich will mich hier in die Lage des Grafen denken. Wenn es Gottes Wille iſt, ſo wird er ein Ordenskleid anlegen, und an einer Reform der Geſellſchaft darf Jeder arbeiten, der es ſo weit gebracht hat, an Wochentagen, zu ungewöhnlicher Stunde, im herzinnigen Gebete ſich zu Gott zu wenden."

„Sie ſetzen ſich an die Stelle des Grafen!" rief die Baronin, den geiſtlichen Herrn mit lauernden Blicken betrachtend, „dann muß meine repartie allerdings auch gleichſam an ihn gerichtet ſein. Ich meine, wann ein Mann wie Pflug ſich ſo zu ſagen bekehrt, und ernſtlich daran denkt, durch ſein Beiſpiel die Geſellſchaft zu reformiren, ich — obgleich gewiß ſelbſt eine gute Chriſtin — darin etwas finde — wie ſoll ich ſagen?" —

„Etwas Lächerliches, nicht wahr?" fragte der Kanonikus.

„Nichts anderes," erwiderte ſie, während die Stiftsdame von Werthen ſchnell ein: „Ach nein!" hinzuſetzte.

„Warum nicht?" ſagte er. „Ich lobe die ſchöne Aufrichtigkeit der Frau Baronin. Ihr Urtheil findet gewiß in Ihrem Kreiſe Beifall, das iſt durchaus nicht zu bezweifeln. Der Graf geht in die Kirche, hält die Faſttage, denkt an den Tod und das jüngſte Gericht, und trägt vielleicht gar einen Roſenkranz zur Schau. Seit Jahren verbinden die eleganteſten Damen, und die geiſtreichſten und witzigſten Köpfe damit die Idee des Lächerlichen. Das iſt in der That nichts Neues" —

„Und Sie? Was halten Sie davon?" fragte die Froben, und ſetzte ſich neugierig zurecht.

„Nehmen wir an, daß ein Mann ſeine Frau ganz außerordentlich lieb hat" —

„Schon wieder eine Parabel?"

„Das müſſen Sie einem Kanonikus ſchon zu Gute halten. Der Mann trägt ſeine Liebe überall zur Schau, allüberall; er überhäuft ſeine Gattin mit den zärtlichſten Liebkoſungen, öffentlich, vor aller Welt. Er erklärt Jedem, der es hören will, daß ſie ſein alleiniges, höchſtes Lebensglück ſei. Da ſagen ihm ſeine Freunde im Vertrauen: Auf ſolche Weiſe liebt man in unſerm Stande nicht ſeine Gattin; das iſt nicht mehr an der Zeit, das iſt altmodiſch, Du machſt Dich lächerlich. Was wird der Mann thun?"

„Seinen Freunden recht geben" —

„Nicht doch! Er wird ſeine Frau lieben, ganz wie zuvor, und läßt die arge Welt ihre Gloſſen machen. Nun aber, meine ſchöne Baronin, ſollten Sie wiſſen, daß eine noch weit höhere Liebe, eine noch beſeeligendere das Herz eines Menſchen erfüllen kann, und daß ihn dann der Spott der andern noch weniger berührt, weil er ihn gar nicht zu erreichen vermag. So glaube ich dann, daß der Graf ſich in ähnlichem Falle befindet, und im Stillen vielleicht ſeine Spötter verlacht."

„Uns — verlacht?"

„Ich ſagte: vielleicht. Der Graf hat mich nicht mit ſeinem Vertrauen in dieſer Sache beehrt, und ich kann daher nicht mit Gewißheit behaupten, ob ihm das Urtheil ſeiner Standesgenoſſen lächerlicher vorkommt, als dieſen ſeine plötzliche Bekehrung, wie Sie ſeinen Kirchenbeſuch tituliren."

„Sie mögen recht haben," ſagte die alte Gräfin.

„Es kann Einem angſt und bange werden," machte die Froben mit ſchalkhafter Grimaſſe, um anzudeuten, daß es ihr nicht ernſt damit ſei; „am Ende wollen Sie auch aus mir noch eine Betſchweſter oder Kloſterfrau machen!"

„Und warum nicht? Doch Zellen, Schleier und Gelübde werden nicht gefordert. Der ernſte Sinn einer wahrhaft chriſtlichen Frau, ſchließt ſich auch ohne das ſchon gegen die bethörenden Einflüſſe ab, welche das Leben in der Welt erfüllen. So gelangt ſie zur inneren Freiheit, zu jener Klarheit des Geiſtes, die anſtatt jeder umlaufenden wechſelnden Meinung ſich zu unterwerfen, es vermag ſich über ſie zu erheben und zur Betrachtung der ewig feſtſtehenden Wahrheit zu gelangen."

„Wie das Menſchengeſchlecht zur Zeit beſchaffen iſt wird dieſe Aufgabe nicht für Jeden leicht zu erreichen ſein."

„Im Theater, auf Promenaden und in den Salons allerdings nicht. Aber das Beſtreben ſie zu erreichen, iſt dennoch vorhanden; oftmals dort, wo man es am wenigſten erwarten ſollte. Wir Prieſter beſitzen die Wünſchelruthe nach dieſen Schätzen zu ſpähen und ſie zu finden. Wir haben oft durch die Gnade Gottes die Gelegenheit, ſolche von Andacht erfüllte Seelen zu kennen und an ihrer

Kraft, ihren Leiden, ihren Siegen, ihrer Schönheit und Reinheit uns ſelbſt zu ſtärken und zu erheben."

„Ich bekenne, daß ich dahin nie gelangen werde. Meine Kraft würde niemals dazu hinreichen, um Leiden zu ertragen und noch weniger ſie zu beſiegen —"

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie nicht wiſſen, was Sie im Stande ſind," ſagte der Kanonikus, und dann plötzlich in den heitern Ton des Weltmannes übergehend, ſetzte er hinzu: „Sie werden es wahrſcheinlich erſt erfahren, wann die erſte Falte in Ihrem Geſichte bemerkbar wird. So ſehr ich auch für Sie wünſchte, daß es früher geſchähe, ſo ſpreche ich doch: mieux vaut tard que jamais!"

Hier ſtand der alte Herr auf und machte Miene ſich zu empfehlen.

„Mein Wagen hält unten, wollen Sie nicht ſich ſeiner bedienen?" ſagte die Froben.

Er dankte. Der Regen hatte aufgehört. Er empfahl ſich.

„Nur nicht ſo ſchnell. Was halten Sie von dem Geheimniß des bekehrten Grafen?" rief die Baronin mit einiger Heftigkeit. „Sie müſſen uns etwas darüber ſagen. Meine arme Mélanie und ich, wir brennen den Schleier zu heben. Hilf mir doch bitten, Mélanie!"

„Nun ja, wir möchten wohl wiſſen —"

„Wie könnt' ich Ihnen enthüllen, was ich ſelbſt nicht weiß! Aber die Vermuthung liegt nahe, daß ein Mann, der ſo lange, wie der Graf, in der großen Welt gelebt hat und ihre Gefahren kennt, vielleicht ſchon manchen unterlag, vielleicht ſchon manches Unheil geſtiftet, das er ſelbſt nicht mehr gut machen kann; endlich Alles was er vom Chriſtenthum noch in ſeinem Herzen verſpürt, kräftig erfaßt und ſeinen Gott ſucht, um einen Schild gegen fernere Verſuchungen zu haben. Das iſt eine nüchterne, aber nahe liegende Beantwortung Ihrer Frage.“

„Ich muß mich damit begnügen. Doch entferne ich mich ganz und gar von der Annahme, daß Graf Pflug die Abſicht habe, in einen Orden zu treten. Statt der Kutte wird es eine corbeille de mariage ſein, die uns über ſeine wahre Geſinnung aufklären wird. —“

Der Kanonikus empfahl ſich, und die Verſtimmung der Baronin von Froben, welche der letzte Ball in ihr erweckt hatte, war durch den Abend bei der Freundin nur noch verſtärkt worden. Das Geheimniß ſtand noch immer unenthüllt da und ſie ſuchte vergebens nach einem Mittel dahinter zu kommen. Neugier und Rache erfüllten ſie. Sie mußte wiſſen, welche Abſichten der Graf habe; denn daß ſeine Devotion erheuchelt ſei, ſtand bei ihr feſt, da ſie ihn zu gut zu kennen glaubte. Aber ſie kannte ihn nicht. —

Das große Ziel, von dem der Kanonikus geſprochen hatte, lag dem Grafen Pflug eben ſo fern, wie alle Vorausſetzungen ſeiner koketten Feindin. Er dachte nicht daran eine reiche Frau zu nehmen, deren Geſchlecht etwa darauf ſieht, daß Jeder, der ihm angehört, ſtreng gläubig ſei; und ebenſowenig kam es ihm in den Sinn, den bisher von ihm genährten hochmüthigen Wahn aufzugeben, daß die eigene Weisheit der untrüglichſte Leitſtern im Leben ſei. Und das verlangt Gott zuerſt, damit wir ihn und Er uns beſitze.

Der Graf beſuchte zu ungewöhnlicher Zeit die Kirche. Das hatte die Froben geſehen und ihre falſchen Schlüſſe daraus gezogen. Iſt das nicht die alltäglichſte Erfahrung im Leben, unſer unabſichtlichſtes Thun heimlich beobachtet und dann falſch beurtheilt zu ſehen?

Während der Kanonikus den Gobelinſalon verließ, war Clara durch eine Tapetenthür aus ihrem Verſteck geſchlüpft, um dem verehrten Herrn noch an der Treppe die Hand zu küſſen. Er fragte, wie es ihr gehe.

„Dienen iſt hart, aber ich beklage mich nicht," ſagte ſie ſchüchtern. „Ich lerne Vieles in der Welt, die mich umgiebt. Und ſo erlebte ich auch heute eine lehrreiche Stunde, die dazu beitragen kann, meine arme Seele zu ſchützen."

„Ich werde beten, daß der Herr Sie mit ſeinem Troſte auch fernerhin erfülle!" ſprach der Kononikus ſie ſegnend.

Bald nachher rollte auch Frau von Froben davon und Clara entkleidete die Gräfin Werthen.

8.

Das große Hotel des ehemaligen Generalconſuls von Zehdeniker war dieſen Winter wie ausgeſtorben:

Verrauſcht ſind Spiel und Tanz; dahin die prächt'gen Feſte,
Die ſchäumend glüh'nde Luſt, der bunte Schwarm der Gäſte!

Da keine Gäſte mehr empfangen wurden, ward die Dienerſchaft überflüſſig und auch das ſonſt ſo zahlreiche Perſonal des Geſchäftes war bedeutend verringert worden und beſchränkte ſich nur noch auf wenige junge Leute, hinlänglich um das Ganze „abzuwickeln“, wie man die Auflöſung bedeutend verzweigter Handelsverbindungen benennt.

In trübem Sinnen ſaß Zehdeniker an dem Schreibtiſch. Es war ſpäter Abend. Er erwartete Jemand mit Ungeduld, das zeigte das oftmalige Herausziehen ſeiner Uhr, das lange Hinblicken auf den vorrückenden Zeiger und das unzufriedene Kopfſchütteln, womit er dieſe Action begleitete.

Wie aus Zerſtreuung, oder vielleicht um ſich zu zerſtreuen, hatte er eine Feder ergriffen und ſchrieb lange Zahlenreihen auf ein Blatt, ſtrich ſie wieder durch, zeichnete allerlei, was bald in kleckſigen Umriſſen ein Haus, oder Blumen, oder eine Fratze vorſtellen ſollte; beſann ſich, ſtrich die Haare zurück, und begann von neuem ſeine Rechenexempel, die kein günſtiges Facit bringen wollten.

Er war thatſächlich aus ſeiner ſo prächtigen Lage durch nichts Fremdes gedrängt, ſondern durch eigene Schuld faſt plötzlich hinausgeworfen worden. Plötzlich, weil er die Zeit in frecher Ueberhebung hatte vorübergehen laſſen, die ihm noch die Möglichkeit geboten haben würde, Einſchränkungen zu machen, und in gemäßigtere Bahnen einzulenken. Als dies nicht mehr möglich war, ſah er ſich in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, die man eine Epidemie unſerer Tage nennen kann, von der ſo viele Größen, wie Zehdeniker, ergriffen werden, die in Praſſen und Verſchwenden keine Gränze kennen, die gewagteſten Speculationen unternehmen, um ihren wahnſinnigen Luxus fortzuſetzen.

Die Zerſtörung ſeiner Fabrik in Marienſtein, ſo bedeutend der Schaden ſich auch anſchlagen ließ, war eigentlich nicht Schuld an ſeinem Ruin; wenn ſie auch den erſten bedeutenden Stoß ſeinem Kredit verſetzte. Die Gebäude, wie auch ein großer Theil des Inventars, ſind gut verſichert, und was davon verbrennt, wird erſetzt, und kann dann wieder aufgebaut, und wieder angeſchafft werden. Das erfordert einige Monate, und die Einſtellung der Arbeit auf ſo lange iſt von einem reichen Hauſe allenfalls zu tragen, und bereitet nicht ſogleich ſeinen Sturz.

Aber es lagen andere wichtige Momente vor. Der Brand und die dadurch bewirkte Zerſtörung war nicht durch einen gewöhnlichen unglücklichen Zufall, der den Verſicherungen zu Grunde liegt, herbeigeführt; ſondern durch ein nicht vorgeſehenes Ereigniß, das durch gehäſſige Umſtände provozirt worden. Die Brandaſſecuranz verweigerte jede Entſchädigung, und es war nichts übrig, als in einen langwierigen Rechtsſtreit einzugehen, deſſen Erfolg für Zehdeniker immerhin zweifelhaft blieb.

Ueberdem ſtellte ſich nunmehr heraus, daß die Anlage der Fabrik eine Schwindelei des Börſenmatadors geweſen war. Als er nun die Ruinen der Verſteigerung ausſetzte, und die Rentabilität derſelben nachzuweiſen geweſen

Univ. Bibl.
München

wäre, wurde nichts als Verluſt erwieſen, der nicht allein der unzweckmäßigen Großartigkeit des Betriebes, den koſtbaren Anlagen des Luxus ſich zuſchreiben ließ; ſondern vornehmlich der höchſt unzureichenden Waſſerkraft und der Entfernung von der großen, allgemeinen Verkehrsſtraße der Eiſenbahnen. Nicht ein einziger Käufer ſtellte ſich, und die Frage wurde laut, wie ein einſichtsvoller, ſolider Geſchäftsmann auf den Einfall gerathen konnte, Hunderttauſende auf ſolche Weiſe zu verſchwenden.

Ohne Käufer, ohne eigene Kraft, um die tolle Wirthſchaft noch einmal zu beginnen, blieb die ganze Anlage einem langſamen Verfall überlaſſen. Wer einmal eine romantiſche, vielbeſuchte Gebirgsgegend im Vaterlande durchſtrich, wird ſich erinnern Aehnliches geſehen zu haben. Auch dort ſtehen ſtattliche Gebäude leer zu beiden Seiten eines brauſenden Baches; die Räder ruhen; kein Leben regt ſich.

Ein ähnliches Schickſal hatte Zehdeniker's Fabrik erfahren. Die vielen Stockwerke zeigten keine grell beleuchteten Fenſter mehr. Zwiſchen den Mauerpfeilern klafften die zerbrochenen Staketen, die den Eintritt Niemand verwehrten; daneben ſtand das Hundehaus ohne Bewohner. Einen noch traurigeren Anblick gewährte die einſtmalige Villa des Fabrikherrn mit ihrem Luſtpark. Die trübſeligen Göttergeſtalten des Alterthums, die hier in übertriebener Mannichfaltigkeit angebracht waren, ſchienen in ihrer Nacktheit auf ihren Piedeſtalen zu frieren, und die Vorübergehenden um Erlöſung zu bitten. Aber Niemand nahm ſich ihrer an. Sie waren abermals der

Vernichtung überlaſſen, aus der ſie der moderne Ungeſchmack erweckt hatte, um die verwöhnten Sinne zu reizen. In dieſem Ganzen lag eine faſt grauenhafte Unheimlichkeit. Die ausgeſtorbene Stätte, einſt Zeuge von dem unruhigen Treiben der Gegenwart, das dem Mammon und dem Luxus allein dienen will, zeugte dafür, daß eine höhere, eine rieſenſtarke Gewalt dies alles in einem Moment zu erſticken und zum ewigen Stillſtand zu bringen vermag!

Der große Verluſt hatte zu gewagten Schritten, ihr Fehlſchlagen zu unerlaubten Manövern getrieben. Man ſpannte die Saiten bis zum Aeußerſten. Der Aufwand mußte vergrößert, ſtatt eingeſchränkt werden, um den Schein des Reichthums zu bewahren, und die Gläubiger auf trügender Fährte zu erhalten. So hat man erlebt, daß ein Schwindler, nachdem er Alles verloren hatte, noch Jahre hindurch eine halbe Million Kapital verſteuerte, damit es ihm nicht an Credit fehle, bis es ihm nicht mehr möglich war, bei den Wucherern den Betrag der Steuer aufzutreiben, und er wegen betrügeriſchen Bankerotts in das Gefängniß wandern mußte.

An dergleichen Dinge dachte jetzt Zehdeniker in ſeinem einſamen Zimmer. Dazwiſchen fuhren ihm heitere Bilder früherer Erlebniſſe durch den Sinn. Bilder des Glückes, der Freude, im eigentlichen Sinne goldene Bilder, der ſchönſte Farbenton in ſeinen Augen. Aber ein jedes verſchwamm bald in grauen Nebel, der ſich bis zum ſchwärzeſten Schatten verdichtete. Das Ende, auch der freundlichſten Erinnerung, war Schmerz:

nessun maggior dolore
Che ricordarsi dal tempo felice
Nella miseria!*)

ruft der große Dante aus.

Dann dachte er auch wohl der Worte ſeiner Mutter Lea, die ſie oft zu ihm ſprach: „Ein Sohn, über den die Mutter weint, ſtirbt im Zuchthaus.“ Und hatte ſie nicht — geweint? Noch mehr, war er nicht Schuld an ihrem plötzlichen Tode? — — —

Der, den er erwartete, zögerte noch immer, und ſein Zuſtand gränzte an Verzweiflung. Er ſprang auf, maß mit großen Schritten das Zimmer, raffte ſeine Herzhaftigkeit mit aller Kraft zuſammen, und ſprach laut zu ſich ſelbſt:

„Bin ich nicht dumm, mich ſo zu quälen! Ich weiß gar nicht, wie mir iſt. Wer bin ich? Hab' ich nicht noch Reſſourcen? Werden mir die Ideen ausbleiben? Wie viel Kriſen hab' ich nicht ſchon im Geſchäftsleben überwunden? Ich darf mir keine Vorwürfe machen; es iſt alles reiner Zufall in der Welt. Kopf oben! Ich habe die Erfahrung und verſtehe die Geſchäfte. Noch iſt nichts — gar nichts verloren. Man ſoll in der Welt noch erfahren, daß ich, Jacob Zehdeniker, ſtets Jacob Zehdeniker bin und bleiben werde. Rechnen muß ich, rechnen! Was iſt weiter? Verhungern werd' ich nicht. Retten, was zu retten iſt, und dann zu meinem Sohn.

---

*) Kein größerer Schmerz, als glücklicher Tage ſich im Elend zu erinnern.

Er hat mir lang nicht geſchrieben; aber ich werde ihn finden. Und müßt' ich ihn am End' der Welt ſuchen. Er iſt mein Blut — und —“

Sein Monolog wurde durch einen falſchen Geſang unterbrochen. Aus dem leeren Veſtibul ſchallten folgende Worte zu ihm herauf:

„A moi d'abord je vais songer,
Puis, quand j' serais las de m' protéger,
Je protégerai tout le monde!“

„Was macht er Schtuß?“ rief unwillig Zehdeniker. „Was braucht er ſich anzukündigen? Waih! wie falſch! es reißt Einem das Gehör entzwei. — Guten Abend, Hirſchler! Warum ſo luſtig?“

„Gute Nachrichten!“ ſagte der im Eintreten. „Ich hab' einen Miether für die Beletage, der gut bezahlt und Alles in wohnbarem Stand erhalten wird.“

„„Je protégerai tout le monde!“ Weil Sie ſich ſchon protegirt haben. Sie haben einen guten Handel gemacht. Ich kenne Gallmiſt und gratulire Ihnen.“

„Was reden Sie von Gallmiſt? Das iſt eine alte Geſchichte. Ich bin Rittergutsbeſitzer geworden und hab' ein großes Fiſchwaſſer: ſchöne Hecht' und Karpfen. Meine Liebhaberei! Ich werde mich ganz auf der Landwirthſchaft legen; künſtliche Fiſchzucht — Brutöfen — Geflügel ſtopfen — Windham, Brama-Putra, Crèvecoeur-Hühner — Kreuzung — Racen — Kompoſt — Dampfpflug! Sehen Sie, ich weiß Alles! Ich hab' mir die Bücher gekauft und ſchön einbinden laſſen. Gott! was kann nicht noch Alles aus dem Menſchen werden, wenn er Kopf hat.“

Zehdeniker hatte indeſſen ſeine Promenade durch das Zimmer fortgeſetzt; nun aber drehte er ſich plötzlich nach dem Schwätzer hin:

„Halt! Halt! Sie gehen durch wie ein Pferd, das den Koller kriegt. Was gehen mich Ihre Maſſematten an?“

„Erlauben Sie, Herr Zehdeniker!“

„Erlauben Sie, Herr Hirſchler! Wir wollen unter uns reinen Tiſch machen —“

Hirſchler drehte ſich um, als wollte er unwillig das Zimmer verlaſſen. Zehdeniker ſchrie ihm nach:

„Was gehen Sie weg, Hirſchler?“

„Geh' ich denn weg? reden Sie kurz —“

„Sie wiſſen, ich reiſe — morgen iſt der Tag. Es iſt noch Vieles nicht abgewickelt, was ich in Ihren Händen zurücklaſſen muß —“

„In beſten Händen, Sie können ſich darauf verlaſſen.“

„Da ſind die Steinkohlenactien —“

„Ich weiß —“

„Dann die Crida von der eingegangenen Saffianfabrik —“

„Faule Fiſche —“

„Dann die Aſſecuranz wegen Marienſtein —“

„Was thu' ich damit?“

„Wie? was thu' ich damit?“

„Es werden Jahre vergehen und kein rother Heller! Bleiben wir bei'm Soliden ſtehen. Das Haus tragt Zins. Die Beletage iſt vermiethet mit Meublement, Stallung, Remiſe; das andere wird ſich auch vermiethen laſſen. Unterdeß meldet ſich ein Käufer. Ich verwalt'

Ihnen Alles gewiſſenhaft, gegen übliche Proviſion. Das iſt kein Geſchäft, was ich ſo nenne. Das iſt Freundſchaft, Dankbarkeit, Ehrenſache. Das iſt wie die Thora in der Bundeslade. Im Comptoir iſt es 'was anders. Mit Ihnen mach' ich Alles ſchwarz auf weiß!"

„Bundeslade! Comptoir! weiß, ſchwarz — ſchwarz, weiß! und was weiter?"

„Was weiter? — Reiſen Sie ruhig. Machen Sie, daß Sie wieder zu Geld kommen — das heißt, was Sie Geld nennen. Reich, ſehr reich. Und verlaſſen Sie ſich auf mich. Wollen Sie den Zins zur Reiſe? Haben Sie ihn nöthig? Es ſind viertauſend Thaler auf ein Jahr. Ich leg' das Geld aus gegen übliche Prozente. Der Miether iſt gut, ſehr gut —"

„Ich bin mit Geld verſehen. Aber der Miether iſt gut? Wer iſt es? Sie haben ja noch gar nicht —"

„Der Graf Pflug iſt es, der wieder hier iſt. Ich ſag' Ihnen, das iſt nicht ohne. Der Graf hat Abſichten hier. Er wird ſich verheirathen und zuletzt kauft er unſer Haus?"

„Unſer Haus?"

„Unſer Haus! mein Haus! Iſt das nicht egal? ich ſtehe ja vor — wollen Sie das Geld vorgeſchoſſen?"

„Ich nehm's an. Man kann nicht wiſſen —"

Hirſchler zog eine Brieftaſche und legte die viertauſend Thaler auf den Tiſch. Dann gab es noch viele Quittungen und Reverſe zu unterſchreiben, Documente und Acten aller Art, alles „ſchwarz auf weiß", nach ſeinem Ausdrucke, und dazwiſchen flog das Geſpräch von Einem zum

Andern, in der unerquicklichen Weiſe, wie wir es eben gehört. Es war wie ein abgeſchmacktes Frage- und Antwortſpiel, in welchem die Antwort erſt dann erfolgte, wann die urſprüngliche Frage in mehreren Variationen hin und hergeworfen worden war.

Endlich kam es zu einem zärtlichen Abſchied. Der neue Rittergutsbeſitzer ſuchte ſeinen weichſten Ton aus der Bruſt hervorzuziehen.

„Alſo morgen ſchon ſoll es fortgehen, Herr Prinzipal?“

„Morgen. Briefe adreſſiren Sie vorläufig nach San Francisco poſt reſtante —“

„Was ſagen Sie?“

„Ich gehe nach Californien, zu meinem Sohn. In San Francisco hoffe ich Nachrichten über ihn zu erhalten, da ich ſo lang ſchon keinen Brief von ihm habe. Mein Schwager in Santa Barbara hat auch nicht geantwortet. Ehe ich mich in neue Geſchäfte einlaſſe, will ich von Iſidor Aufſchluß erhalten. Er kann ſeinen Vater unmöglich vergeſſen haben. Geht es ihm gut, ſo iſt es deſto beſſer. Geht es ihm ſchlecht, ſo kann ich ihm nützlich werden. Ich bringe noch immer eine ſchöne Summe zuſammen, wenn ich die Ausſtände in London einkaſſire. Ich fühle mich kräftig genug. Meine lange Praxis, meine erprobten Grundſätze, mein ſolider Verſtand, werden meine Schritte auch auf dem unbekannten Terrain nicht irre führen. Meinen Sohn wiederzuſehen, wird mir gut thun. Ich hab' ein Herz! Ich kann weinen! ich bin nicht hart wie Andere. Und komme ich einmal wieder, ſo wird es in Ehren geſchehen. Und nun Adieu, Hirſchler!"

„Sie ſprechen wie gedruckt — Bei Gott! ich beneide Sie —"

„Unſer Geſchäft iſt abgemacht. Adieu, Hirſchler! —"

„Wenn's dann geſchieden ſein ſoll — aber noch eins. Einen Rath ſollen Sie mir geben. Ich will mir neue Viſitenkarten graviren laſſen. Wie ſich's gehört, verſteht ſich, mit meinem Namen „Hirſchler" und meinem Rittergut „Gallmiſt —"

„Gallmiſt, laſſen Sie weg, das riecht und klingt ſchlecht —"

„Warum? Meine jetzigen Kollegen machen's Alle ſo. Klingt etwa Saucken-Tarputſchen ſchöner? und es iſt doch ein braver, ſehr freiſinniger Mann —"

„Das iſt etwas anderes — das iſt eine alte adelige Familie —"

„Adelig? Das gilt nicht mehr, ſeitdem wir Neuädrig ſind. Alt? kann Jeder werden. Eine alte Familie muß doch einmal anfangen. So fang' ich an; ich, der erſte Hirſchler-Gallmiſt!"

„Thun Sie, was Sie wollen —"

„Aber eins ſagen Sie mir. Darf ich eine Krone über den Namen ſetzen? Iſt das erlaubt?"

„Meinetwegen ſchon. Nun aber zum letzten Mal: Adieu!"

„Ich laſſ' die Krone ſetzen über Hirſchler-Gallmiſt. Was kann mir geſchehen? Iſt es ein Angriff auf den Adel? Und wenn auch? Ich nehm' den Doctor Nathanſohn zum Vertheidiger, da werd' ich doch freigeſprochen. Reiſen Sie glücklich, Herr Zehdeniker, und werden Sie nicht allzu ſeekrank!"

Er verließ den Mann mit heiterm Gelächter, den er um den größten Theil ſeiner Habe — beſtohlen hatte. —

Zehdeniker hatte ſeine Zahlungen nicht eingeſtellt; die Activa überragten noch bedeutend die Paſſiva; aber eine Stockung war eingetreten, die ſo lange zu währen hatte, bis die Auseinanderſetzung aller Theile des verwickelten Geſchäfts beendet ſein würde. Das momentane Einſtellen deſſelben erregte aber in allen Kreiſen, bis in die unterſten Schichten der Bevölkerung der Reſidenz ein faſt ſchreckhaftes Aufſehen. Wann große Häuſer ſchwanken, und zuſammenzubrechen drohen, was verbürgte dann wohl noch Feſtigkeit? Keiner traut mehr dem Andern, und die Rückwirkung äußert ſich oft vehement auf den ganzen Handelsſtand. Alles war voll von dem Ereigniß; Alles ſprach darüber; Klatſchſucht und Verläumdung aller Art züngelten wie giftige Schlangen und begeiferten ſelbſt die ehrenfeſteſten Namen. — —

⁂

Am Ende einer nicht frequenten Straße liegt ein niedriges Haus, deſſen längere Fronte ſich in ein enges Gäßchen verliert. Es iſt nur theilweis bewohnt; zwiſchen den Bewohnern ſtrecken ſich weite, öde Räume, die wahrſcheinlich früher zum Aufſchütten von Frucht und Getraide gedient haben mochten, als der Bau noch der Zehentſpeicher war. Jetzt waren einige größere und kleinere Kammern einigermaßen als Zimmer hergerichtet worden, die Zwiſchenmauern aus Fachwerk in ſolide Brandmauern verwandelt, und von Leuten bezogen, die keinen Comfort und Luxus bezahlen konnten. Am hervorragendſten unter dieſen, präſentirte ſich zu allererſt ein Barbier, der ſeine Offizin dort geöffnet, und mit einem brillanten Schilde hatte verſehen laſſen, welches das Ideal der Bartſcheerer, im allbekannten ſpaniſchen Koſtüm, Seife in einem Becken zu Schaum ſchlagend, mit der Inſchrift: „Zum Figaro“, den Vorübergehenden zeigte. Die zweite Localität von einigem Belang lag im obern Stockwerk, und war in dem Beſitz einer jener guten alten Frauen, die ſehr willfährig jungen Herren oder Mädchen eines ihrer Zimmer überlaſſen, und ihnen dazu den Kaffee machen, die Wäſche beſorgen, Commiſſionen aller Art verrichten, und ſogar noch kleine Sümmchen gegen doppelte Verſchreibung vorſtrecken. Wer niemals in den Fall gekommen, ihre Bekanntſchaft zu machen, kann von Glück ſagen.

Das Gebäude umſchloß, wie alle, die einem ähnlichen Zweck gedient hatten, einen weiten, viereckigen Hof, in welchem mehrere große alte Bäume ſtanden, in deren Schatten ein Brunnen ſein Waſſer in eine verwitterte Schaale, grob aus Stein gehauen, ununterbrochen ergoß. Dieſes ſanfte Rauſchen unter dem ſchattigen Laubdach war das Einzige, was dieſer menſchlichen Wohnung Anmuth verlieh. Alles andere war wohl mehr abſchreckend, als anziehend.

Vor den Stockwerken, unter denen nur zwei bewohnbar waren, zogen ſich, ringsum der dem Hof zugekehrten Seite, ihrer ganzen Ausdehnung nach, hölzerne Gänge, mit niedern Baluſtraden und von zierloſen Holzpfeilern geſtützt, welche die Communication allein vermittelten. Denn die Zimmer hatten keine Verbindungsthüren unter ſich, und waren dadurch vollſtändig von einander abgeſondert. Eine einzige Thür führte aus einem jeden nach dem Gange. Die Gränzen der Behauſung der Miether bezeichnete ein Stück Seegeltuch, ein Lailach, ein Teppich, manchmal ein alter Fetzen von irgend welchem Stoff, der das häusliche Treiben der Partei den Blicken der übrigen Parteien entzog; denn auf dieſem Gange wurden alle vorkommenden Geſchäfte abgethan, die im Innern der Zimmer nicht wohl vorgenommen werden konnten.

Nach kurzer Zeit hatte der Barbier ſeine Officin ſchließen müſſen. Sie war zu abgelegen von dem allgemeinen Verkehr, und die Bewohner des Viertels, arme Leute, Arbeiter, Packträger, ſahen nicht ſehr darauf, daß ihr Kinn glatt raſirt ſei, oder ſie kamen dem Bedürfniſſe mit eigener Hand nach, wann ſie es für nöthig erachteten, oder ſie machten die Mode mit, und trugen den männlichſten Schmuck, den, des vollen Bartes.

Da der Vertrag des Barbiers noch nicht ſein Ende erreicht hatte, ſo war er bemüht, einen Einſteher zu ſuchen, den er bald in der Perſon eines geſetzten Mannes fand, der in demſelben Local eine Weinſtube etabliren wollte. Ein großer, tiefer Keller, der dazu gehörte, gab hierbei den Ausſchlag. Aber eine Woche nach der andern verging; es langten die erwarteten Fäſſer noch immer nicht an und die Zechſtube wurde nicht eröffnet. Mittlerweile war der neue Miether mit der alten Frau im obern Stockwerk in nähere Bekanntſchaft getreten. Zuerſt dadurch, daß ſie ihm den Morgenkaffee kochte, den er auf ihrem Zimmer regelmäßig einnahm. Sie unterhielt ihn dabei, ſo gut ſie konnte; erzählte ihm, wie ſie ihren lieben Mann ſo bald ſchon verloren, und nun als arme Wittwe ſich nur elend genug durchbringen könne. Das arme Weſen, das ſie bei ſich habe, müſſe ſie auch ernähren, da es ihre leibliche Schweſter, die zu nichts zu brauchen ſei; ſie wäre wegen unglücklicher Liebe zu einem Manne, der ſie verlaſſen, in eine Art von Trübſinn verſunken. Nun komme noch dazu, daß ihr zweites Zimmer, in welchem das gute, von ihrem ſeligen Manne ererbte Bett ſtehe, ſchon längere Zeit nicht vermiethet war. Alle ihre „Zimmerherren“ ſeien ſtets mit ihr zufrieden geweſen und ſie genieße des beſten Rufes. Aber einen Jeden nehme ſie eben deshalb nicht auf, und Frauenzimmer, die man nicht kenne, ſchon gar nicht. So klagte ſie faſt täglich ihre Noth, und der Mann, der den Kaffee bei ihr trank, ſchien ihr mit einer theilnehmenden Aufmerkſamkeit zuzuhören.

Er mochte lange ſchon über die ſchöne Zeit ſeiner friſchen Jahre hinaus ſein und war von häßlichem Anſehen. Obgleich er ſtets nach der Mode untadelhaft gekleidet war, ſo hing doch ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Schmutziges und Gemeines an, das die weiße Wäſche und der gebürſtete Rock nicht verdeckten. Der Widerſpruch, in dem es zu ſeiner unreinen Haut, ſeinem cyniſchen Geſichte und ſeiner purpurnen Naſe ſtand, ſprang vielmehr nur um ſo deutlicher hervor. Auf dem Kopfe ſchwebte eine kleine ſchwarze Perrücke, die den umfangreichen Schädel nur knapp deckte, und es deutlich ſehen ließ, daß er gänzlich kahl war.

Er hatte beim Kaffee auch mancherlei erzählt, von ſeinen großen Reiſen, auf welchen er ſich hauptſächlich um den Weinbau bekümmert. Er habe die beſten Weine an Ort und Stelle mehrfach verſucht und ſei dadurch zu einer großen Kennerſchaft gelangt. Als Mitglied berühmter Weinverbeſſerungsgeſellſchaften beſitze er Geheimniſſe, die er nicht um eine Million verkaufen würde. Er hoffe auch, in Kurzem ſein Vermögen, das er jetzt ganz in das Geſchäft ſtecken müſſe, verzehnfacht zu ſehen. Alsdann wolle er ſich auf einen größern Fuß einrichten und auch der armen Frau dabei gedenken. Er machte ihr eventuell den Vorſchlag, ihm ſein Hausweſen zu führen.

Die Frau dachte, der Himmel habe ihr den edeln Freund zugeſandt und wußte ihrer Freude keine Worte zu finden. Haushälterin bei einem ältlichen, reichen, unverheiratheten Weinhändler — welche kühnen Plane ließen ſich darauf bauen. Das Wenigſte, was ihr in den Sinn kam, war, von der Hälterin zur Herrſcherin überzugehen! allein ihre Ausſicht erſtreckte ſich noch weiter, wenn ſie alle Chancen, die ſich darbieten konnten, gehörig in Betracht zog. —

Als wieder der Kaffee einmal würzig vor dem Weinhändler ſtand und die Frau mit geſchäftiger Artigkeit ihm ein Butterbrod ſtrich, ſagte er freundlich:

„Ich kann Ihnen für den Augenblick eine gute Nachricht bringen. Da ſchreibt mir eben einer meiner beſten Freunde, Mitglied der Weinverbeſſerungsgeſellſchaft am Pauſilipp im Neapolitaniſchen, daß er heute Abend hier eintreffen werde. Ich habe große Geſchäfte mit dem Manne abzuſchließen; er wird ſich nicht lange hier aufhalten können und ich möchte ihn gar zu gern in meiner Nähe wiſſen. Nun haben Sie ja ein Zimmer zu vermiethen und klagen, daß es leer ſteht. Ich miethe es für meinen Freund vorläufig auf ſechs Monate — bleibe er, ſo lang er wolle — und zahle es Ihnen gut. Aber vorerſt muß ich es ſehen, wie es beſchaffen iſt, denn mein Freund iſt ein vornehmer Herr, ein Marcheſe, wenn Sie wiſſen, was es iſt, ſo etwas wie ein Graf —“

Die arme Frau wurde über und über roth.

„Für ſolch' einen Herrn,“ meinte ſie, „würde es wohl nicht paſſen.“

Der Weinhändler hatte ſeine Taſſe geleert, ſtand auf und ſagte:

„Zeigen Sie mir einmal das Zimmer.“ —

Sie entſchuldigte ſich, daß alles unaufgeräumt ſei, und öffnete die Thür. Das war freilich nicht ſehr einladend. Das gute Bett des ſeligen Gatten, war nicht bezogen und konnte für ſolche, die da wußten, daß es ſchon als Sterbelager gedient, bei genauerer Unterſuchung keinen Zweifel darüber laſſen. Am Fenſter hockte die ſchwermüthige Schweſter, die beim Eintritt des fremden Herrn ſcheu wie ein aufgeſchrecktes Wild zur Thür hinaushuſchte. Am Boden lagen Kartoffeln und einige Aepfel, Bündel Kienſpäne und Gebinde Garn.

Der Weinhändler ſchien darüber hinwegzuſehen, als ein Mann, der es wußte, wie leicht es ſei, hier die Ordnung herzuſtellen. Die alte Frau eilte aber zu Kommode, Tiſch und Stühlen, um mit ihrer Schürze ſchnell den Staub, der fingersdick darauf lag, zu entfernen. Dann trat ſie traurig, und zugleich wie beſchämt zu ihrem wohlwollenden Freunde und ſagte:

„Ich hab' mir 's wohl gedacht, daß es nichts iſt.“

„Nicht ſo, liebe Frau,“ antwortete der Weinhändler. „Mein Freund, der Marcheſe Cavalcanti, iſt wohl nicht gewohnt, ein ſolches Abſteigequartier zu nehmen, allein der obwaltenden Umſtände wegen, da er hauptſächlich es mit mir zu thun hat, und ich zufällig hier wohne, wird er aus der Noth eine Tugend machen, und mit allem zufrieden ſein, was ich für ihn beſchließe.“ —

„Wenn Sie ſich einen Augenblick zu mir hereinbemühen wollen,“ ſagte noch die alte Frau, „ſo werde ich Ihnen Manches zeigen, womit man das Zimmerchen beſſer ausſtaffiren kann; wie das Bild meines ſeligen Mannes, das überm Bett hängen kann, zwei Porzellantaſſen, ächt chineſiſch, und zwei ſchöne Leuchter mit Stearinkerzen, auch Vorhänge werde ich neue kaufen.“

Der Weinhändler überließ ihr alles, bezahlte die geforderte Miethe auf einen Monat voraus, und ſtellte die einzige Bedingung, das Zimmer bis zum Abend in bewohnbaren Stand zu ſetzen. Sogleich ſehen wir nun die alte Frau, in voller Thätigkeit, auch die tiefſinnige

Schweſter mußte helfen, wenn ſie gleich ſchwer dabei ſeufzte. Als gegen Abend der Weinhändler wieder heraufkam, um nachzuſehen, ſchleppten die beiden alten Schweſtern, ein altes Kanapee vom Gang mühſam in das Zimmer, als das Letzte, was den beſondern Schmuck deſſelben bilden ſollte.

Der Weinhändler kümmerte ſich nicht weiter um ſie. Er ging zu dem einzigen Fenſter, öffnete es, und ſah in das enge Gäßchen, wie prüfend, als ob er die Höhe ungefähr meſſen wolle; dann beſichtigte er das Schloß der Thür, drehete den Schlüſſel um, ſchloß mehrmals auf und zu, endlich betrachtete er die ſchwermüthige Perſon mit Aufmerkſamkeit. Er redete ſie an, ſie antwortete nicht.

„Iſt ſie taub?“ fragte er ihre Schweſter.

„Nein. Sie verſteht, was man ihr ſagt, aber ſie ſpricht mit keinem Fremden. Nur mir giebt ſie Antwort.“

„So fragen Sie ſie um etwas.“

„Kennſt Du nicht den gnädigen Herrn?“ fragte die Frau.

Die Schwermüthige lachte ſtumpf vor ſich hin und ſchwieg.

„Sie ſchämt ſich vor Ihnen,“ ſagte die Frau.

„So ſpricht ſie auch nicht mit den Nachbarn?“ fragte der Weinhändler weiter.

„Mit denen, die ſie ſchon länger kennt, wohl, aber nur ſelten.“

„Wie? — ſelten?“ fragte er geſpannt.

„Ja, nur dann, wann es was Außerordentliches iſt.“ —

„So," ſagte er bedenklich. „Läßt ſie ſich etwas von Ihnen verbieten?"

„Ach, das arme Ding, was ſollte ich wohl — ſie thut ja nichts, und ſtellt nichts an —"

„Schon gut," ſprach er noch. Das Zimmer iſt bezahlt, und gehört meinem Freunde."

Dann ließ er die beiden Frauen hinausgehen, und ſchloß die Thür.

„Ich muß noch Waſchwaſſer, Handtuch und —"

Er ließ ſie nicht ausſprechen.

„Das hat Zeit bis morgen," ſprach er und ging die Stiege hinab. „Die Thür iſt ja zu verſchließen," ſagte er vor ſich hin, „und es iſt nur die eine da."

Als er unten war, nahm er ein Schreiben aus ſeinem Pulte, ſetzte ſich, und überlas es mit großer Aufmerkſamkeit. Bei einigen Stellen hielt er ſich ſehr lange auf. Entweder war die Handſchrift unleſerlich, oder der Weinhändler ſelbſt im Leſen von Geſchriebenem nicht ſehr geübt. Vielleicht traf hier auch Beides zu. —

Die Gasflammen waren bereits ſeit einigen Stunden angezündet, als noch ein ſpäter Courierzug in den Bahnhof pfiff. Der Weinhändler war da um ſeinen Freund zu empfangen. Zwei Fremde, die aus einem Wagen erſter Klaſſe ſtiegen, gingen auf ihn zu. Dem einen, welcher der Diener zu ſein ſchien, ſchüttelte der Weinhändler die Hand, gegen den andern verneigte er ſich. Der war offenbar der Herr. Es wurden ein Koffer und einige kleine Bagage auf den Fiaker gepackt, Herr und Diener ſetzten ſich hinein, der Weinhändler placirte ſich zum Kutſcher, und fort ging's.

In der ehemaligen Barbierſtube zum Figaro ſah es an jenem Abend feſtlich aus. Eine ſchöne Lampe brannte, ein weiß bedeckter Tiſch war mit Wein, Speiſen und Früchten beſetzt und wartete des hohen Gaſtes. Der Weinhändler und der Fremde ſetzten ſich zum Eſſen. Der Bediente wartete auf. Eine Unterhaltung fand nur durch die Vermittelung deſſelben ſtatt, denn der Marcheſe ſprach nur franzöſiſch und italieniſch, und der Weinhändler verſtand Beides nicht. Der Diener ſprach aber das Italieniſche mit großer Geläufigkeit und dolmetſchte, da er deutſch verſtand, wenn er es auch mit dem welſchen Accent ausſprach.

Nachdem die Collation beendigt war, verlangte der Fremde, daß man ihm ſein Zimmer zeige. In dieſem Augenblick drehete der Diener, wie auf Verabredung, plötzlich die Lampe aus.

Eine nicht lange Pauſe war's, da brannte ein dünnes Licht, anſtatt der Lampe. Aber es waren nur zwei Menſchen; der Dritte war verſchwunden. —

Nachdem nun die beiden, noch Uebrigen, mit großer Sorgfalt alles wieder in Ordnung gebracht und jede Spur der Collation entfernt hatten, ſtiegen ſie in das zweite Stockwerk, wo die alte Frau ihren neuen Miethsherrn erwartete.

„Der Herr Marcheſe,“ ſagte der Weinhändler, als er mit dem Fremden in das für ihn beſtellte Zimmer trat, „will vor allen Dingen ruhen, alſo gute Nacht!“

Die Frau zog ſich gehorſamſt zurück, während der

Weinhändler drinnen bei dem Marcheſe blieb. Die ſchwermüthige Schweſter ſtand auf dem Gange, bleich im Mondſchein, und rang in Angſt die Hände.

„Was haſt Du, Suſe, was iſt Dir?“ fragte die Frau.

Als wenn die Todesangſt ihr die Lippen aufriß, ſagte ſie bebend:

„Ich war ja unten; es waren ihrer ja drei. Dann wurd's im Keller licht, es ſchrie — ach, ſo ſehr! — und es waren ja drei, das wollt' ich beſchwören! —

„Du wirſt noch ganz närriſch, Suſe,“ ſprach die Frau, ſie beruhigend, und zog ſie hinein — aber es überlief ſie doch. — —

Der neue Miether war ein junger Mann, deſſen Aeußeres den vortheilhafteſten Eindruck auf jeden machte, der ihn ſah. Er war ſchlank, und dabei doch kräftig gebaut. Sein dunkler Teint und ſeine Ausſprache des deutſchen verriethen ſogleich den Italiener. Seine Viſitenkarten zeigten ein kleines Familienwappen und darunter den Namen „Marcheſe Pompeo de' Cavalcanti.“ Sein Paß und die ſonſtigen Documente, in deren Beſitz er war, ließen darüber keinen Zweifel, daß er ein Abkömmling jenes alten florentiniſchen Geſchlechts war, welches ſchon vor Jahrhunderten geblüht hatte.

Bis auf die ſonderbare Wohnung, die ſein vorſorglicher Freund Weinhändler für ihn gemiethet hatte, war alles an ihm vornehm und reich, ſeinem Namen und Rang nach angemeſſen. Er kleidete ſich ſehr elegant, ſpeiſte in der erſten Reſtauration, beſuchte Theater und Promenaden. Nur eines fiel an ihm auf, daß er keine

Empfehlungsbriefe abgab, bei keinem der anweſenden Geſandten ſich vorſtellte, und mithin auch keinen Zutritt in den Salons haben konnte. Er verkehrte nur hie und da mit jungen Leuten, die ihn ſehr intereſſant fanden, da er weit herumgekommen war, viel zu erzählen wußte, was nur ihnen gefallen konnte, und keine Gelegenheit vorbei ließ, gut zu tafeln, vortrefflich zu trinken, und damit auch andere Luſtbarkeiten zu verbinden, wie junge Leute ſie eben lieben. Er wußte das alles mit einem fremdartigen Humor, mit karikirten Vorträgen und barocken Liedern zu würzen, und ſagte, daß ſolche Erheiterungen in ſeinem Vaterlande an der Tagesordnung ſeien, und „Allegria“ benannt würden.

Der Name, den er trug, zog jedoch, ohne daß er es wollte, die Aufmerkſamkeit der vornehmen Geſellſchaft auf ihn, und einige Herren, welche alljährlich einige Wochen in einem berühmten Luxusbade zuzubringen pflegten, erinnerten ſich dabei, einem Marcheſe Cavalcanti begegnet zu ſein, der als Spieler bekannt war, und einmal wegen falſchen Spiels einen höchſt unangenehmen Handel zu beſtehen hatte. Dieſer war aber bedeutend älter geweſen, als die neue Erſcheinung in der Reſidenz; es mochte wohl ein Verwandter geweſen ſein, dachten ſie.

Die jugendliche Umgebung, die ſich um den Marcheſe gebildet hatte, vergrößerte ſich mehr und mehr. Auch Graf Oscar gehörte zu ihr. Ein ebenfalls noch junger, franzöſiſcher Vicomte de la Chataigne, der ſeltſam genug ſechs Caſtanien in ſeinem Wappen führte, und deßhalb von dem boshaften Marcheſe hinter dem Rücken Signor

Castanaccio geheißen wurde, war ebenfalls von der Partie. Durch dieſe beiden bewogen, ließ ſich Cavalcanti bei der Sängerin Agneſi einführen, wo er für ſeine Allegria einen günſtigen Boden fand. Für die Modificationen, die er hier bei aller herrſchenden Freiheit dennoch vorzunehmen genöthigt war, entſchädigte er ſeine jungen Freunde, indem er dem Spiele, welches ſchon eingebürgert war, größere Ausdehnung verſchaffte, und neue, noch unbekannte Spiele auf's Tapet brachte, die den Abendunterhaltungen bei der Sängerin einen friſchen Reiz verliehen.

Das Verhältniß, in welchem der Marcheſe mit dem Weinhändler ſtand, der ihn für ſeinen Geſchäftsfreund und Mitglied der Weinverbeſſerungsgeſellſchaft am Pauſilipp „im Neapolitaniſchen“ ausgegeben, wäre allerdings für Alle auffallend geweſen, wenn es bekannt geworden wäre; allein es war ſehr geheimnißvoll verhüllt und beſchränkte ſich lediglich auf den vertrauten Verkehr im Innern ihrer Wohnung — der alten Zehentſcheuer in der abgelegenen Gaſſe — von Niemand beobachtet, als von der alten Vermietherin des Zimmers und ihrer ſchwermüthigen Schweſter, ſo weit man bei dieſer unzurechnungsfähigen Perſon von Beobachten ſprechen konnte.

An einem Abend, da der Marcheſe zu Hauſe geblieben war, ſehen wir den Weinhändler zu ihm hereintreten und das Geſpräch, das wir jetzt belauſchen werden, wird im Stande ſein, ein grelles Streiflicht in dies dunkle Verhältniß zu werfen.

Der junge Menſch war augenſcheinlich in einem Geſchäfte ſo vertieft, daß er, nachdem er ſich nach dem Eintretenden kurz umgeſchaut, ſich nicht weiter um ihn bekümmerte und fortfuhr, mit einem Spiele Karten, die vor ihm auf dem Tiſch lagen, allerlei Manipulationen vorzunehmen und dabei abgeriſſene Worte murmelte.

„Wirſt Du bald zu Ende ſein, daß man mit Dir ein vernünftiges Wort ſprechen kann?" fragte der Inhaber des Ladens, nachdem er eine Zeit lang da geſtanden und dem Treiben zugeſehen hatte.

Der Andere antwortete nicht, nahm eines der Spiele, beſah die Ränder der Karten genau, befühlte ſie mehrmals, indem er daran mit der Spitze der Finger auf und niederfuhr, legte ſie hin, hob ſorgfältig ab, und legte dann ruhig ein Blatt nach dem andern auf den Tiſch, ununterbrochen vor ſich hinmurmelnd:

„A tout .... carreau ... ich ſteche ... pique, nichts werth ... das muß ich noch einmal probiren ...."

Und wieder ging's von Neuem an, ſo daß dem Weinhändler nichts übrig blieb, als ſich zu gedulden. Endlich packte der Marcheſe alle Spiele in die dazu gehörigen Enveloppen und ſprach:

„So, jetzt bin ich fertig. Es iſt Alles in Ordnung. Was willſt Du von mir, Signor Brenzler?"

Der alſo angeredete Weinhändler war in der That der uns ſchon bekannte Strolch, welcher nach vielen Kreuz- und Querzügen an dieſer Station ſeines von Verbrechen aller Art beſudelten Lebens angelangt war.

„Was ich will?" entgegnete er wild, „Du weißt es. Dieſe Karten will ich.

„Und wozu?“ fragte der Wälſche.

„Auch das weißt Du,“ ſchnauzte ihn Brenzler an, mein Freund Hirſchler zahlt ein gut Stück Geld dafür.“

„Narr er und Du. Was wollte er denn damit machen, wenn ich ihn nicht unterrichte ſie zu gebrauchen? Davor werd' ich mich aber ſchön hüten. Wer die breite Karte, die ſchräg geſchnittenen Bilder, die klebenden Aß, oder die biſeautirten Bilder benützen will, muß abzuheben, und viele noch gar feinere Stückchen mit den Fingern machen können, und ſo etwas lernt man nicht leicht. Und wer es lernen wollte, müßte eine größere Summe bieten, als Dein geiziger Jude daran ſetzen würde. Und am Ende müßte ich zuſehen wann er gewinnt, und das convenirt mir nicht. Oder ich käme in die Lage, iſt die Reihe an mir, meine feinſten coups de mains gegen ihn geltend zu machen: ihm die coupe ſprengen, die Karte filiren, die enjambage anwenden. Dann würden ihm freilich die falſchen Karten wenig helfen, aber die Aufmerkſamkeit, die das erregte, könnte gefährlich werden.“

„Denkſt Du denn ewig das erbärmliche Spiel bei der Sängerin fortzuſetzen?“ ſagte Brenzler. „Es rumort ſchon ſtark in der Stadt.“

„Ich ſetz' es ſo lange fort, als es mir gefällt. Es iſt mir noch immer einträglich genug, und die vaga giovinetta, la bella donna gefällt mir und iſt eine galante Spielerin, die ich — hält ſie mit — immer gewinnen laſſe. Dafür müſſen die Uebrigen ihren Tribut zollen. Dein ebreo, der Hirſchler, der furioso Graf Oscardo, der amoroso Vicomte de Castanaccio, endlich der agro-dolce Signor Mullero, der butore tedesco, e tutti quanti — ſo lange ſie noch Gold vor ſich hinlegen, bin ich von der Partie. Ah, per dio! il gioco è una bellissima inventione!"

„Caro Amico!" ſagte **Brenzler**, „Dir ſteht eine Luftveränderung bevor. Ich rathe Dir, daran bei Zeiten zu denken und ſelbſt zu wählen."

Der Wälſche pfiff und kehrte ihm den Rücken.

„Wählſt Du ſie Dir nicht freiwillig, das heißt: machſt Du Dich nicht bald fort, ſo wird man für Dich wählen —"

„Und wie?"

„Man wird Dich einſperren und dann käm' ich mit Dir in's Unglück. Darum ſag' ich noch einmal: überlaſſ' die Karten dem Hirſchler, zeig' ihm den Comment ſo gut es geht; der mag ſie dann bei der Sängerin rupfen. Du läſſeſt Dich gut von ihm bezahlen; ſtreichſt ein, was einzuſtreichen iſt und heidi! über alle Berge. Ich folge Dir bald und wir fangen das Metier auf einem andern Platz wieder an. Hier iſt's nicht mehr geheuer. Der Wolf, die Füchs, der Hund und der Metzger paſſen ſchon auf uns."

„Was heißt das?" rief lachend der Junge.

„Dummkopf!" ſagte Brenzler wie mit ſtolzem Selbſtbewußtſein, „der Du das nicht begreifſt. Der Wolf, das iſt der Kriminalrichter, die Füchs, das ſind die Polizeidiener, der Hund, das iſt die ſchäbige Nachtwach', und der Metzger, das iſt der Henker, der hinter Allen ſteht und ſchon gierig ſeine Arme nach uns ausſtreckt —"

„Gut geſagt!" lachte der Andere frech. „Aber was können ehrliche Schaafe thun, wie wir Beide? Haben ſie uns einmal, ſo müſſen wir ſtillhalten. Das iſt die weiſe Ordnung in der Welt. Wär's anders, ſo ging's uns noch ſchlimmer. Dann müßten ſo feine Leute, wie wir, verhungern."

„Ich ſollte meinem alten Spitz den Maulkorb abnehmen," ſagte Brenzler verächtlich, „und ihn Dir anlegen, damit Du aufhörſt mit ſchwätzen. Wir müſſen fort, ſag' ich noch einmal! Mich duldet's nicht mehr hier. Gieb mir die Karten, ich will damit zum Hirſchler!"

Er ſtreckte die Hand aus, aber der junge Burſche kam ihm zuvor und ſchleuderte ihn zurück. Brenzler packte ihn an beiden Schultern und ſchüttelte ihn derb.

„Haſt Du vergeſſen, was Du mir ſchuldig biſt?" ſchrie er.

„Du kleiner Zaunkönig, den ich — der Adler, auf meinen Fittigen emporgetragen habe!" ſchrie der Burſche mit groteſker, ächt wälſcher Emphaſe. „Weißt Du nicht mehr, wie ich Dich im Elend verſunken fand und Dir reichliches Brod verſchaffte?"

„Was da — Elend! Ich war auf dem Weg zum Lamurriere, und wollte Dienſte nehmen und die Pfaffen todtſchlagen helfen!"

„Eſel, der Du biſt! Zu Lamoricière — und die Pfaffen todtſchlagen! Weißt Du denn nicht mehr, porco bruto, wo wir Bekanntſchaft machten? War's nicht in der Nacht, in Macerata, auf dem Platz, am Springbrunnen, wo Du Einen unter Dir hatteſt, dem Du das Meſſer —“

Brenzler ſprang auf ihn zu und hielt ihm den Mund zu:

„Wollen wir uns unſere Sünden vorwerfen?“

„Und das erſte kleine Abenteuer, das wir zuſammen ausführten, wo Du ſo elend beſtandeſt. Ich war im Begriff einzuſteigen bei dem Müller und einen fetten Beutel zu holen; Du lagſt auf dem Bauch neben dem Hundsſtall und würgteſt das Vieh, und als es Dich ein wenig in den Finger biß, ließeſt Du's los, es bellte wie der Höllenhund und Alles mißlang —“

„Ich wollte, ich hätte Dich niemals gekannt und wäre zum Lamurriere gegangen, da hätte ich Klöſter plündern und ehrliche Beut' machen können und brauchte mich nicht ſo zu ängſtigen wie jetzt.“

„Du alter Narr, weshalb ängſtigſt Du Dich denn? Hab' ich Dir nicht den Marcheſe de' Cavalcanti in's Netz gejagt, der ein größerer Spitzbub' war, als wir und den Galgen längſt verdient hatte? War ich nicht ſo lang ſein getreuer Diener, bis ich dem falſchen Spieler ſeine Kunſtſtücke abgeſehen hatte? War ich nicht ehrlich? Hab' ich's nicht gut mit Dir gemeint? Warſt Du nicht von allem durch mich unterrichtet? Haſt Du nicht für die kleine Mühe, daß Du ihn in Deiner Höhle, wohin ich ihn lieferte, mit einer collatione regalirteſt, Deinen Antheil erhalten und führe ich die Rolle des gemordeten Marcheſe nicht mit Anſtand fort und gebe ich Dir nicht von dem ab, was ich hier erobere?“

„Hör'," ſagte Brenzler, der bei der Erwähnung des letzten, an dem Marcheſe verübten Mordes, ſehr bleich geworden war, „ich wollte, daß ich nichts davon wüßte. Mir iſt nicht wohl im Herzen. Dieſe That ſteht wie ein ſchwarzes Geſpenſt vor mir. Ich kann keine Nacht mehr im Bett bleiben. Ich ſehe den Todten im Keller, wo er nun verweſet und nicht einmal ein geweihetes Grab hat. Drum muß ich fort, ich muß zuſehen, daß ich mich wieder verhärte."

„So geh'! Ich bleibe hier. Es gefällt mir noch. Den Marcheſe im Keller wird ſobald Keiner in ſeiner Ruhe ſtören, denn ich miethe den Laden und behalte den Schlüſſel in enger Verwahrung."

„Die Karten giebſt Du nicht her?"

„Nein."

„Dann leb' wohl, ich will heut im Wirthshaus ſchlafen und morgen abreiſen. Hier nimm den Schlüſſel."

Brenzler übergab dem falſchen Marcheſe ſeinen Schlüſſel und öffnete die Thür. Ein heiſeres Heulen tönte von unten herauf.

Brenzler zog die Thür wieder an und ſagte leis:

„Hörſt Du meinen alten Spitz heulen? Der weiß es. Der wittert die Leiche —"

„Mache nur lieber gleich Dein Teſtament" —

„Ich wollt, daß ich hundert Klafter tief unter'm Boden läg' —" ſeufzte Brenzler, indem er ſich entfernte. —

9.

Von der langen Zimmerreihe der Beletage des Zehdeniker'ſchen Hotels waren jetzt nur drei bewohnt, die andern ſtanden leer. Dieſe letzteren lagen nach dem Platze, und man durchſchritt ſie alle, um zu einem helldunkeln Alkov zu gelangen, aus dem man in das Empfangzimmer trat, an das ſich das Kabinet und an dieſes das Schlafzimmer ſchloſſen, die eine Ausſicht in den Hof boten, der geräuſchlos, von leeren Stallungen, Remiſen und Magazinen umgeben war. Graf Pflug hielt ſich nur ein Reitpferd; ein Groom, ein Lakai und der Kammerdiener bildeten ſein Haus.

Dicht vor den Kamin gerückt, nicht im ſchlafröckigen Negligé eines vornehmen Philiſters, ſondern in eleganteſter Morgentoilette eines geſchäftsloſen feinen Herrn, der jeden Augenblick ſich bereit hält einen Beſuch zu empfangen, ſaß der räthſelhafte Graf, die Füße in lakirten Stiefeln, auf die Bronce-Einfaſſung geſtellt, mit dem Herrn Legationsrath von Schluckmann, ſeinem bewährten Freunde im Geſpräch.

Der Groom war vom Grafen hereingerufen worden, um einige Stücke wohlriechenden Holzes in das Feuer zu werfen, die alsbald den Duft ihres harzigen Gehaltes im Zimmer verbreiteten. Graf Pflug hatte ſich, während der Groom hantirte, zu Schluckmann hinübergeneigt und deſſen Hand ergriffen, die er auf ſein Knie gezogen, mit der ſeinigen umſchloſſen hielt; dadurch nöthigte er ſeinen Freund, den Kopf ihm zu nähern, um das Geſpräch mit halber Stimme fortzuſetzen. Als jetzt der Zwergbediente aber noch den Wedel aus Flamingofedern ergriff, um eine kleine zierliche Pendule abzuſtäuben, entfernte ihn ein zorniger Blick ſeines Gebieters. Er ſchlich über den Teppich unhörbar davon, und Pflug rief:

„Eine unausſtehliche Impertinenz — das Horchen!“

Die Dinge, welche ſich die beiden Freunde zu ſagen hatten, forderten zu dieſer Vorſicht auf, denn die meiſten Gerüchte, welche in den Cirkeln über den und jenen in Umlauf geſetzt wurden, entſprangen aus den indiscreten Mittheilungen der Dienerſchaft, die theils im Vorzimmer lauſchte, oder beim Kleiderputzen irgend ein, in der Seitentaſche vergeſſenes Papier las, oder gar unbemerkt von der Herrſchaft, Zeuge einer vertraulichen Unterredung war.

Pflug ließ die Hand Schluckmann's los, als der Groom ſich entfernt hatte, und ſie ſetzten ihr Geſpräch in bequemerer Haltung fort.

Es war zunächſt ein Rapport über die Unterredung mit der Baronin Froben auf dem Balle des Miniſters. Der Graf lobte ſeinen Freund, ſich ſo trefflich gehalten zu haben. Er wollte dieſen koketten und intriganten Weibern noch andere Räthſel zu löſen geben; ſie, welche gleich den Klapperſchlangen ſchon durch den Blick ihre auserkorenen Schlachtopfer bezaubern. Er habe ſich dagegen gefeyt, und werde nicht wieder in die Fallen gehen, die ſie fortwährend geöffnet halten. Die Jungen ſeien ſo ſchlimm, wie die Alten, da ſie aus ihrer Schule Unterweiſung empfingen. Wann man ihm ſonſt von einer Heirath geſprochen, habe er ſpotten können; jetzt überrieſele es ihn kalt bei einem ſolchen Vorſchlage. Er wolle niemals ſeinen Namen auf der Liſte ſehen, wo die unzählige Menge unglücklicher Ehemänner verzeichnet ſteht. Eine Gräfin von Pflug zu werden, wird keiner dieſer Halbgöttinnen gelingen, er müſſe denn vorher den Verſtand verloren haben. In ſolcher Weiſe perorirte er fort. Er pochte dabei, wie er es ſo gern that, auf ſeine Grundſätze, und war ſo ſehr in Eifer gerathen, daß er es gänzlich überſah, wann Schluckmann mehrmals Miene machte, das Wort zu ergreifen; er ſchien es faſt vergeſſen zu haben, daß er eigentlich mit dieſem ſprach, und ließ ſeinen Phraſen freien Lauf, mehr um ſich ſelbſt ein Genüge zu thun, und ſeine Bruſt zu erleichtern.

Endlich gelang es Schluckmann, eiligſt die Frage einzuwerfen:

„Ich möchte wohl wiſſen, was Dich eigentlich zu dieſer offenen Kriegserklärung gegen die Damen aufgeſtachelt hat? So lange ich Dich kenne, liebteſt Du den narkotiſchen Parfüm der Schmeichelei, die ſcharfe Eſſenz der médisance, den feinen Eſprit einer zart verſchleierten Klätſcherei. Dein Kopf konnte viel davon ertragen; die ſtarkduftenden Blumen waren Dir die liebſten. Und jetzt mit einem Male andere Sympathieen, welche den Granit der Grundſätze aus der Tiefe des Herzens zu Tag ſchürfen, und den ſtarren Fels erblicken laſſen, wo früher alles mit ſonnenglühenden Guirlanden behangen war.“ Hier lächelte er ſelbſtzufrieden den Grafen an.

„Der Granit, wie Du ſo poetiſch Dich ausdrückſt, ruht allerdings immer noch als feſtes Fundament in der Tiefe, nur daß, ſtatt der ſchnell verwelkenden Kränze und Guirlanden, der leeren Augenweide für blaſirte Menſchen, das zarte, ſubtiler duftende Moos menſchlicher Empfindung darauf ſichtbar wird. Das naturwüchſige Kleid des Geſteins. Doch — Du haſt mich in die poetiſche Region verführt, wo ich nie hingehörte. Die ganze Poeſie iſt nichts als Täuſchung, und die Floskeln, deren ſie ſich bedient, ſind in meinen Augen nichts werth. Alſo nüchtern und trocken geſagt: ich habe endlich die Kraft errungen, das, was ich längſt verachtete, aufzugeben, und bin an den Punkt gelangt, einen beſſern Erſatz dafür zu ſuchen.“

„Du mußt mir das erklären,“ ſagte Schluckmann geſpannt.

„Horche auf, mein Freund, ich will Dir eine kleine Vorleſung darüber halten wie kein gelehrter Profeſſor der Welt ſie Dir gewähren kann. Der Mann, der — wie Schiller ſagt — in's feindliche Leben hinaus muß, der wettet und wagt, um das Glück zu erjagen, hat es auf dem Standpunkt, wie ihn die heutige Geſellſchaft einnimmt, in vielen Dingen weit genug gebracht. In der auf ſich allein beſchränkten Sphäre, welche den Frauen zugewieſen, konnte dies nicht der Fall ſein. Daraus entſtand bei ihnen Mißmuth und Groll; ſie wollten es den Männern gleich thun, aber alle Verſuche, die ſie unternahmen, ſcheiterten an unüberwindlichen Schranken. Dieſe mußten erſt beſeitigt werden, und ſo begannen ſie ſich zu *emancipiren*. Denke Dir das ſo: nehmlich bildlich. Die Tugend der Frauen war ein Kreis von angemeſſenem Umfang, um eine Anzahl heiliger Pflichten in ſich zu faſſen. Als ſie nun den Weg der Emancipation betraten, fanden ſie den Kreis viel zu groß, und ſahen bald ein, daß er zu Vieles enthielt, was ſie genirte. Mit der allen Anfängern eigenthümlichen Schüchternheit zwackten ſie etwas davon ab, und zogen die Peripherie enger zuſammen. Was nun noch in ihr enthalten ſein konnte, proclamirten ſie als ihre Tugend. Darüber hinaus, gab es für ſie keine Verpflichtung. Man ſchüttelte zwar bedenklich den Kopf, allein, alles wohl überlegt, konnte man noch damit einverſtanden ſein. Iſt man jedoch einmal darauf gerathen verbeſſern zu wollen, ſo wird es ſchwer, das rechte Maaß zu treffen. Wir ſehen es ja überall, im Staatsleben, wie in der Geſellſchaft. Die Frauen gingen nun Schritt vor Schritt weiter, aber es waren Rieſenſchritte. Der Kreis, der ihre Pflichten enthielt, wurde von ihnen immer enger gezogen, bis er zuletzt zu einem Atom, zu einem Punkt zuſammenſchrumpfte. Auf dieſem Punkte ſtehen ſie gegenwärtig und erklären laut: Wir, die wir hier ſtehen, ſind tugendhaft, et honny soit qui mal y pense!"

„Ich fange an zu begreifen, und wundere mich nur darüber, daß es mir nicht längſt eingefallen iſt," ſagte Schluckmann.

„Dieſe Emancipation konnte nicht anders, als die auffallendſten Erſcheinungen im Gefolge haben. Geiſtreiche Frauen griffen zur Feder, ſchrieben Komödien und Romane, die der Emancipationsidee dienen ſollten, und eine wahre Verheerung in den Köpfen anſtellten. Jeder noch etwas ehrbare Schein wurde abgeworfen, und die neue Moral ſtand in einer empörenden Nacktheit vor der Welt. Was man ſonſt mit dem Namen Koketterie belegte, glich einer naiven Spielerei, wenn man es neben dem Weſen einer Emancipirten ſah, die ſich an der Lectüre der Sand und vieler anderen ihrer Nachahmerinnen berauſcht hatte. Eine ſolche wäre im Stande, die heilige Flamme, die in zwei Herzen lodert, zu erſticken, und die Zukunft zweier Menſchen zu vernichten. Sie thäte es im vollen Bewußtſein eines Rechtes, welches ihr „Tugend" heißt. Der Unglückliche, der ſie darüber zur Rede ſtellen wollte, würde von ihr verhöhnt. Sie hüllte ſich in den ſelbſtgewobenen Mantel ihres Tugendbegriffs, und erwiderte kalt auf die herzzerreißendſten Klagen: „es ſei Beſtimmung, daß gleiche Weſen ſich finden müßten. Seitdem das Vorurtheil geſunken, ſuche das freie Weib den freien Mann, und wo ſie ihn finde, erkläre ſie ihn als gute Priſe." Was waren die Zeiten des Cicisbeats doch ſo unſchuldig, gegen dieſe teufliſche Ausgeburt unſerer Tage!"

„Es iſt entſetzlich!" rief Schluckmann. „Aber Deine Schilderung iſt wahr. Ich habe es längſt bemerkt, daß man mich wie eine leibhaftige Marionette behandelte. Wann würde man ſich früher wohl ſo etwas erlaubt haben?"

„Mein lieber Freund, das iſt eine Kleinigkeit. Du flatterſt Dein ganzes Leben umher, und machſt den Jolicoeur. Was iſt's denn weiter? Schmetterling oder Marionette! Aber wenn Du Dein Alles einem Weibe opferteſt — Gut und Blut, Namen und Ehre! Alles, was Du Dein eigen nannteſt — wann Du Dein Herz aus der Bruſt geriſſen hätteſt — und ſie gefragt — was willſt Du noch mehr? — Und ſie dann alles vergeſſen könnte, Dich, ihre Eltern, ihre Kinder, Verwandte, Freunde — alles was für ſie gewirkt und geſorgt, ſie gebildet, für ſie gelitten, nur für ſie gelebt hat, was auf ihre Zuneigung ein Recht beſitzt, was des Beiſpiels ihrer Tugend bedarf, Ehre oder Schimpf mit ihr theilt; — wann ſie dann alle täuſcht und ihre Wachſamkeit mit den verſchmitzteſten Berechnungen überliſtet, um ein heiliges Bündniß nach ihrer freien Wahl zu brechen — iſt das nicht verdammenswerth? Und da ſtehen wir jetzt. Solche Dinge paſſiren; ſind an der Tagesordnung; mehren ſich! Kein Ehrenmann kann heute mehr darauf ſchwören, daß es ihm anders widerfahren werde. Und wäre er bereits zehn, ja zwanzig Jahre verheirathet; das Alter ſchützt nicht dabei. Die neue Lehre frißt wie ein Krebsſchaden weiter, obgleich die Beiſpiele nicht ſelten einen höchſt abſchreckenden Verlauf nehmen. Das freie Weib foltert den freien Mann, den ſie fand, wie es das unfreie, trotz aller ſeiner Launen und Marotten nie verſtanden. Und der freie Mann ſehnt unter den Krallen ſeiner entfeſſelten Furie, die ſanften Schläge des Urzuſtandes zurück, die in ihrer wildeſten Geſtalt ihm jetzt als anmuthige

Neckereien erſcheinen. Wir haben nicht weit zu ſuchen; dieſe Zuſtände umgeben uns; jeder Kreis in der Hauptſtadt, jede Geſellſchaftsſphäre bietet uns Beiſpiele."

„Aber die Liebe war ſtets eine verheerende Leidenſchaft," ſeufzte Schluckmann mit kläglicher Miene.

„Werde nur nicht ſentimental, ich bitte Dich! Werther und Siegwart ſind nicht mehr Mode. Wer ſich wie Werther erſchießen wollte — wär' ein Narr — und nun gar wie Siegwart, auf dem Grabe der Geliebten erfrieren! Nein, mein Freund, da geht ein gefühlvoller Mann unſerer Zeit rationell zu Werke. Vor allen Dingen muß er ſelbſt wahrhaft von ſich überzeugt ſein, daß er liebe; alsdann wird er auch gewiß ein Weſen zu finden wiſſen, das ihn wahrhaft wieder liebt."

„Was heißt das? Erkläre mir das!" ſagte Schluckmann.

„Das heißt: Prüfe Dich zuerſt, ob Du die Fähigkeit beſitzeſt, und dabei auch das wirkliche Bedürfniß verſpürſt, das Glück eines andern Geſchöpfes — kurz geſagt, eines Mädchens — ſowohl für jetzt, wie für die Zukunft, vollſtändig zu begründen. Haſt Du Dich geprüft, ſo ſuche ein gleiches Weſen, wo Du es findeſt. Daß Du es nicht in der großen Welt, nicht in den Koterien der demi-monde, nicht dort, mit einem Worte, finden wirſt, wo die Emancipation hingedrungen, das begreift ſich leicht. —

„Emancipation, gut! Aber Civiliſation — man kann ja doch nicht aus der roture ſich ſeine Gattin holen?"

„Was nennſt Du roture? Die armen Menſchen, die zur Demuth geboren, ihr ganzes Leben in Demuth verharren? Lerne ſie kennen, und Du wirſt Achtung vor ihnen haben. Sie müſſen arbeiten, um zu leben; aber ſie bedürfen dazu nur wenig. Sie thun nichts für den Ruhm, nichts für die Eitelkeit, und haben doch ihre Freude am Leben. Was ſie für ihre Feierſtunden an Vergnügen beſitzen, erregt keinen Neid, weil es einfach und beſcheiden iſt. Das, was Du roture benennſt, lebt noch im goldenen Zeitalter der Menſchheit. Hierher trage Dein Herz voll Liebe, und Du wirſt Antwort auf alle Fragen finden.“

„Das ſind Romanideen. In der Wirklichkeit können ſie nicht durchgeführt werden. Sollte denn nichts anderes denkbar ſein, als ein mésaillance, oder die freieſte Zügelloſigkeit? Giebt es nicht noch ein Drittes, mein theuerſter Freund? So eine recht herzliche Verbindung, un couple bien assorti, gleich an Stand, an Glücksgütern, an Bildung und Geiſt; ſo was man einen guten Haushalt benennt; in welchem, bei aller Einträchtigkeit, doch eines dem andern eine vernunftgemäße Freiheit zugeſteht — tiens!“

„O Du poetiſcher Philiſter, in welche proſaiſche Waide haſt Du Dich vergallopirt! Eine ſolche philiſtröſe Ehe zielt ja lediglich nur auf die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes ab! Sie weiß nichts von den anmuthigen Ergüſſen der naiven Leidenſchaft; keiner der Gatten will dem andern liebenswürdig erſcheinen. Sie haben es nicht nöthig; ihre Lebensuhr geht ungeſtört fort, ſo lange das Maaß der vernunftgemäßen Freiheit von jedem für ſich ſelbſt gehörig beſtimmt wird. Ich ſehe, Schluckmann, daß Du meiner Theorie Zweifel entgegenhältſt; Du biſt ein gewiegter Held des Salons, Du haſt Erfahrung, esprit, alles was Deine Stellung erfordert; ich muß daher mit einem practiſchen Beiſpiel in's Feld rücken; vor der Thatſache wirſt Du Dich beugen. Ich ſage mehr, Du wirſt ſtaunen, bewundern — enfin — Du wirſt mir beipflichten. Niemand weiß bis jetzt von der Sache, die einem Abenteuer ähnlich ſieht, aber für mich zu keinem im gewöhnlichen Sinne wurde."

„Halt! Was Dir in Paris paſſirte?"

„Wie, Du wüßteſt? Was?"

„Mit der Tänzerin, die ſich vergiftete, dann in ein Kloſter ging, und Dich veranlaßte auch fromm zu werden. —"

„Tu radotes." —

„Hier erzählt man ſich's überall. — Man hat Dich in der Kirche beobachtet, Dich beten ſehen, man forſchte nach, und erfuhr Deine pariſer Geſchichte." —

„Mit der Tänzerin?"

„Die in's Kloſter ging —"

„Und mich bekehrte?"

„So iſt's." —

Graf Pflug brach in lautes Lachen aus; dann wurde er aber plötzlich ernſt.

„Ich will Dir die Geſchichte erzählen, und Du magſt ſie weiter tragen, wenn es Dich vergnügt, zu jedem, der ſie hören will. Ich war im Bade, und langweilte mich enorm: der bunte, und doch ſo alltägliche Vergnügungsknäuel, den ſie miteinander abhaspelten; die Bälle und Konzerte in den überfüllten Sälen eines Spielpächters, die lüſternen Intriguen, die ſie aus der Stadt in die duftigſten Waldgehege verſchleppen; dies alles gleicht zu ſehr einem modernen Todtentanz, an Orten, wo Kranke die Geneſung ſuchen, als daß es nicht im höchſten Grade mich hätte verſtimmen ſollen. In dieſer tödtlichen Verſtimmung faſt zu einem Timon von Athen geworden, glaubte ich als beſte Kur das reine Element der Seeluft, des Gebirgsäthers, mir verordnen zu müſſen. Allein die todte Natur genügte mir nicht; ich bedurfte einer ſtärkeren Reizung. Der Sommer nahm ſein Ende, und ich ging nach Paris, um den Winter über dort zu leben. Ich war kaum eine Woche dort, ſo erlebte ich einen Vorfall, der einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte. Wenn ich daran denke, ſteht ſogleich ihr holdes Bild im freundlichſten Lichte, mit den Farben der Wirklichkeit geſchmückt vor mir. Ich kann mich aller Worte, die wir gewechſelt, mit Sicherheit erinnern; es iſt als ob ich ſie höre!“ —

Der Graf hielt einen Augenblick inne; lächelte mit einem leichten Kopfſchütteln, und ſprach vor ſich hin: „Es iſt wahrhaftig merkwürdig.“ Dann aber ſagte er:

„Ich will Deine Neugierde nicht länger ſpannen; aber Geduld mußt Du haben, denn ich werde etwas weitläufig ſein. Bis jetzt lebte die Geſchichte nur blos in meinem Gedächtniß; heute kommt ſie zum erſtenmal über meine Lippen, da darf und kann nichts verſchweigen werden. Aber wenn ich die Ausführung auch noch ſo gewiſſenhaft unternähme, ſie könnte die Wirklichkeit dennoch niemals erreichen. — An dem engen coin du bon Henri, wo Ravaillac ſeine blutige That verübte, bog mein Kutſcher zu kurz ein und fuhr einen Menſchen nieder. Die Leute ſchrieen, ich ſpringe aus dem Wagen und wir heben ein armes, junges Mädchen auf, das halb ohnmächtig dalag. Eine Modehändlerin, die mit einem Glas Waſſer aus ihrem Laden geſprungen war, um die verunglückte kleine Perſon anzuſpritzen, hilft mir ſie unterſtützen und wir führen ſie hinein. Was war natürlicher, als daß ich, der, zwar ohne eigene Schuld, doch immerhin das Unglück angerichtet hatte, mit aller Sorgfalt bemüht war, es ſo viel als möglich wieder gut zu machen. Bei dieſen Beſtrebungen blieb es mir nicht verborgen, daß das Mädchen allerliebſt war; aber zugleich bemerkte ich auch, wie beſchmutzt das Kattunkleidchen, wie verdorben das Häubchen wurde, als man unaufhörlich Umſchläge von Eſſig und Waſſer um Stirne und Schläfen machte. Konnte ich im Zweifel ſein, was mir zu thun obliege? In dem Laden hingen ganz allerliebſte confectionirte Sachen. Die gutmüthige Marchande hilft mir mit dem geläutertſten Geſchmack bei der Auswahl; das arme Mädchen wird von den Ladenmädchen in ein anſtoßendes Zimmer geführt. Keine halbe Stunde vergeht — und ſie tritt wieder herein — étincelante, ſag' ich Dir! Keiner Comteſſe könnte es beſſer ſtehen. Und wie ſie ſich in dem Spiegel ſah, welche Freude ihr aus den Augen leuchtete! Sie ſchien den Unfall zu ſegnen, ſo glaubte ich es ihr anſehen zu können. Thut das Köpfchen noch weh? fragte ich. Non pas trop, Monsieur, grand merci! Ich kann Dir nicht ſagen, wie glücklich mich dieſe Freude, dieſe Unbefangenheit machte. Aber in der neuen Toilette durfte ich ſie ja unmöglich zu Fuß, vielleicht einen weiten Weg, nach Haus gehen laſſen. Das ſiehſt Du ein. Ich war es ihr ſchuldig, ſie heimzufahren und auch ſie ſchien mir bald davon überzeugt zu ſein, weil ſie ſich ſchwach fühlte. Und ſo ſaßen wir denn bald in dem engen Raum meines Coupé auf den weichen Polſtern; ſie — wie natürlich etwas verlegen, ich ihre Anmuth, ihre Natürlichkeit mit Entzücken beobachtend. Der Weg war in der That weit, bis an's Ende der langen rue St. Jacques. Wenn ich ſo nach ihr blickte, das zarte liebliche Enſemble, das ungezwungenſte graziöſe Benehmen; ich glaubte mich in einem feinen Boudoir zu befinden und bemerkte gar nicht, daß der Wagen mit uns fortrollte!"

„Ich bin auf das Ende begierig!"

„Sie gaffte nach rechts und nach links. Ich war der Meinung, die Herrlichkeiten, an denen wir vorüberfuhren, beſchäftigten ſie. Jetzt war's das Magazin eines Juweliers. Ach, wie prächtig! rief ſie und ſchlug, wie ein Kind, ihre kleinen Hände zuſammen. Comme c'est éblouissant! — Ich ſagte ihr, ein ſolcher Schmuck würde ſie noch hübſcher machen, wenn's möglich wäre, und fragte, ob ſie einen möchte? Si je veux être plus belle? eh! mais .... rief ſie plötzlich in einem ſo freudigen Tone, den ich richtig zu verſtehen glaubte. Ich ſpringe aus dem Wagen mit klopfendem Herzen, wähle Collier, Bracelets, Ohrringe und freue mich im Voraus auf ihr dankbares Lächeln .... Ich ſteige auf den Tritt — der Sitz iſt leer — meine Schöne war verſchwunden. Der Kutſcher der Remiſe war auf dem Bock eingeſchlafen und hatte nichts gemerkt. Ich war in Verzweiflung."

„Und damit war's aus? Und die Lehre — die Moral davon?"

„Was aus? Nichts war aus. Höre weiter! Bis hieher war nichts vorgefallen, was der Ehre zuwider geweſen wäre. Was war natürlicher, als daß ich mich auf's Forſchen und Spähen legte. Ich dingte geriebene Burſche, ſetzte mich in Beziehung mit der Polizei. Nichts. Wie willſt du in dem großen Paris ſolch' ein Dirnchen finden und wüßteſt du ſogar, daß ſie in der rue St. Jacques wohne; und wer ſagte dir, daß ſie die Straße nicht mit Abſicht dir fälſchlich angegeben? Es war zum Verzweifeln! Da will es wieder der liebenswürdige Zufall, der uns ſo oft beiſteht, daß ich bei jenem Modemagazin vorüberfahre, wo ich das Mädchen traf. Ich trete ein, die Directrice erkennt mich und fragt mich heiter nach dem weitern Verlauf des Romans, deſſen erſtes Kapitel ſich hier zugetragen. Ich klage ihr meine Noth. Sie aber zieht mit ſpitzem Lächeln ein Zettelchen hervor, das ſie in der Taſche des zurückgelaſſenen Kattunkleidchens gefunden hat, welches, wie ich nun weiß, mit Abſicht nicht abgeholt worden war."

„Gelt — ein Liebesbrieſchen!“

„Nicht doch! Die Mahnung des Eigenthümers des Hauſes Nr. 143 in der rue St. Jacques, die Miethe zu bezahlen, mit welcher die Nähterin Eugénie ſchon ſeit vier Monaten im Rückſtande war.“

„O weh! alſo nicht ſo reich als ſchön!“

„Ich eilte zu ihr. Im ſechsten Stock — ich denke — alle Engel wohnen hoch. Da war ſie bis zum Sterben erſchreckt, als ſie mich wieder ſah. Ich überzeugte mich bald, daß ihre Heiterkeit und Unbefangenheit im Wagen nur angenommen waren, um ſich ſelbſt über den penibeln Eindruck hinwegzuſchwingen, den die Situation in ihr erregt haben mußte und der ſie ja, ſobald es ihr möglich wurde, entrinnen wollte. Jetzt nahm ſie einen andern Ton an und ich fühlte, daß ich der engelreinſten Tugend gegenüberſtand.

„Wiſſen Sie wohl, Mademoiſelle Eugénie,“ ſagte ich zu ihr, daß Ihr Geſicht lügt, wenn Sie nicht wirklich ein Engel ſind?“

„Mein Geſicht,“ erwiderte ſie unbefangen, könnte ſo großen Frevel nie verantworten. Die Täuſchung bereiten Sie ſich ſelbſt.“

„Ich habe es zu lange betrachtet — neulich — heute. Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, freundſchaftlich. Setzen Sie deshalb kein Mißtrauen in meine Worte. Ich denke nicht daran Ihr Herz mit Sturm zu nehmen; noch weniger Sie mit Schmeicheleien zu bethören. Ich müßte dann auf Ihre Eitelkeit rechnen, welche Ihre fleckenreine Seele gewiß nicht kennt.“

„Ich bitte,“ ſprach ſie mit ängſtlicher Miene, „nehmen Sie mir's nicht übel. Aber meine Befangenheit iſt zu groß. Der Gedanke, daß ein Herr, wie Sie, ſich mit mir beſchäftigen kann, wird das wohl in Ihren Augen verzeihlich erſcheinen laſſen.“

„Sie haben unrecht, Eugénie,“ ſagte ich. „Ein tugendhaftes Mädchen erheiſcht ſtets die größte Achtung. Ich bin kein Libertin, der Ihnen den Kopf verrücken will, ohne von Ihrer Neigung überzeugt zu ſein.“

„Ich glaube das ſchon; aber ich glaube auch, daß Sie mir an Geiſt weit überlegen ſind. Sie ſehen, ich bin aufrichtig genug Ihnen zu geſtehen, daß ich von all den Dingen nichts begreiſe, die Ihnen geläufig ſein mögen.“

„So erlauben Sie mir denn, Ihnen etwas davon zu erklären. Ich bin ein Müſſiggänger, der auf Gottes Welt nichts zu thun hat. Ich bin reich und unabhängig. Nehmen Sie mich, wie ich eben bin. Ich fühle den Trieb das Gute zu thun, aber ich verſtehe mich nicht recht darauf. Da ich nun nichts Anderes kann, als Ihnen etwas von meinem überflüſſigen Gelde anzubieten, ſo nehmen Sie es denn von mir an, es würde mich glücklich machen.“

„Ich kann Dir nicht ſchildern, beſter Freund,“ rief hier der Graf, in einen andern Ton übergehend, aus, „mit welcher Entrüſtung ſie dies Anerbieten von ſich ſtieß. Ich fühlte mich ſehr bewegt.“

„Wenn Sie ſo delicat empfinden,“ fing ich wieder an, „ſo bedauere ich ſehr, durch meine Freimüthigkeit Sie beleidigt zu haben und bitte um Verzeihung. Aber, um

Eines bitte ich Sie noch — ſagen Sie mir was Sie abhält —"

„Ich kann es wahrhaftig nicht —" ſprach ſie feſt und beſtimmt.

„Die Wahrheit ſoll man immer ſagen," ſagte ich in dringendem Tone, „ich liebe es die Wahrheit zu hören. Wenn ſie mir auch unangenehm wäre, ſo intereſſirte es mich dennoch zu erfahren —"

„Ich habe noch zu kurze Zeit die Ehre Sie zu kennen, um mir eine Vertraulichkeit gegen Sie zu erlauben. Allein einen Rath will ich Ihnen geben, das erlaube ich mir. Spenden Sie mit verſchwenderiſcher Hand den wirklich Hilfsbedürftigen von Ihrem Reichthum, das wird Ihnen eine beglückende Beſchäftigung gewähren und Sie werden nicht mehr als Müſſiggänger ſich fühlen, wie Sie vorher ſagten."

„Ich bitte Dich! ſo ſprach eine pariſer Griſette!" ſchrie Schluckmann auf.

„So ſprach ſie —" ſetzte der Graf mit großem Ernſt hinzu.

„Aber das iſt ja wahrhaftig zum toll werden!"

„Mich hat es zur Vernunft gebracht."

„Und nun war's aus," ſagte Schluckmann befriedigt, „das Unicum einer Tugendheldin ſolcher Art hatte Dich hoffentlich abgekühlt —"

„Abgekühlt? Ja, wenn Du es ſo nennen willſt. Ich ward von einem ganz andern Verlangen erfüllt. Auf der Stelle wäre ich — lebte ſie noch — vor meine ehrwürdige Mutter mit dem Mädchen hingetreten und hätte ſie um ihren Segen gebeten.“

„Mit der Nähterin! Sechs Etagen!“

„Was wär's? Ihre Geſchicklichkeit, ihr Fleiß, ihre Nadel ernährten das brave Geſchöpf. Armuth? Wie leicht hätte ſie reich werden können! Das anbetungswürdige Kind dachte aber nicht daran. Eugénie ſchlug ja Alles aus. Es giebt Geſchicke, die einmal nicht zu beugen ſind —“

„Machteſt Du ihr am Ende auch wirkliche Anträge?“

„Gewiß. Glaubſt Du, es ſei bei dieſem erſten Beſuch geblieben? Oho! Ich kam wieder. Vor allen Dingen wollte ich die Miethe für ihre elende Manſarde bezahlen. Aber auch das wollte ſie nicht annehmen. Ich machte ihr bemerkbar, daß dieſes kleine Darlehn ja nichts bedeute, ich könne es nicht zugeben, daß der Proprietär ſie auf die Straße ſetze. Nach langem Weigern willigte ſie am Ende ein und verſprach mir, ſie wolle jetzt Tag und Nacht arbeiten, um nicht wieder die Miethe ſchuldig bleiben zu müſſen und mir den Vorſchuß zurückerſtatten zu können. Es rührte mich unendlich, wann ich die Gefahr erwog, in welcher ſolch ein armes Kind ſchwebt. Ich glaubte noch nicht an die unüberwindliche Kraft der Tugend. Ich hätte ſie mit Gewalt ihrem vorausſichtlichen Schickſal in Paris entreißen mögen.“

„Die Entführung einer pariſer Griſette im Intereſſe der Moral ſchillert immerhin in einem zweideutigen Lichte,“

bemerkte Schluckmann. „Ich hoffe, daß Du es unterlaſſen haſt.“

„Nur eine kleine Geduld, die Geſchichte iſt gleich aus. Am letzten Abend, als wir uns ſahen, kam ſie mir ſehr verändert vor. Ihr Auge glänzte ſchöner, ſie war freundlicher als je, ſie bot mir die Hand zum Gruße mit einer Freiheit der Bewegung, daß ich es mir nicht zu erklären wußte. Sie ſetzte ſich zu mir und ſagte, daß ſie mir ein Geheimniß eröffnen wolle, das ſie ſo lang verſchwiegen hatte, weil es ihr Geheimniß nur zum Theil geweſen und der andere ihr verboten habe, davon zu ſprechen, bis es kein Geheimniß mehr ſein dürfe. Jetzt ſei dies der Fall und das Verbot ſei von jenem andern aufgehoben worden. Sie eröffnete mir hierauf, daß ſie mit einem jungen Manne bereits auf Leben und Tod verbunden ſei. Seine Familie habe ihre Einwilligung nicht ertheilen wollen und er ſei nach Haus gereiſt, um ſie dazu zu bewegen. Drei Wochen war er ſchon abweſend und heute ſei er endlich zurückgekommen. Alles ſei nun richtig. Und jetzt bat ſie mich unter Thränen, meine Beſuche einzuſtellen und ſie nicht unglücklich zu machen. Ihre Dankbarkeit werde nie erlöſchen. Aber ſo unſchuldig auch unſere Bekanntſchaft ihr erſchiene, ſo könnte ſie doch ihres Geliebten Argwohn erregen —“

„Sehr klug von Mamſell Eugénie. Wer erkennte daran nicht die Schule? Ich bewundere meinen erfahrenen Freund, daß er dieſer Koketten gegenüber —“

„O ſchweig mir diesmal von Koketten! Verdorbene Menſchen ihr alle, die ihr kein Verſtändniß mehr habt von dem Reinen; die ihr, gleich Fröſchen in dem Pfuhl des Geſellſchaftslebens, alle auf dieſelbe Art hüpfet und quackt —“

„Grand merci, monseigneur!“

„Mit ihrem Bräutigam war's richtig. Ich ſollte ihn bald kennen lernen und zwar auf eine poſſierliche Weiſe. Eines Morgens läßt ſich ein monsieur tel et tel melden. Ich ließ mich gerade barbieren. Impossible! da kommt die Meldung noch einmal mit dem Beiſatz: de la part de mademoiselle Eugénie. Potz Wetter! Das iſt etwas Anderes. Ich laſſe ihn bitten, nur einen Augenblick im Vorzimmer zu warten. Endlich iſt die Operation beendigt und er tritt ein. Ich ſtehe auf und begrüße meinen Gaſt. Es war der Bräutigam. Kein Bürſchchen wie ich ihn mir als Seitenſtück zu der zarten Griſette gedacht hatte, ſondern ein gedrungener junger Mann, braunes Geſicht, ſtarker Bart, keck und couragirt, wie nur ein junger Franzos. Er ſprach kurz und bündig; die Lippen zuckten dabei, wie wenn er einen Ausbruch des Zorns überwinden wollte. Er lachte anfangs über den Zufall unſerer erſten Bekanntſchaft und machte einige bittere Gloſſen, daß ein vornehmer Herr die Einfalt eines jungen unerfahrenen Mädchens auf ſo gefährliche Proben geſtellt habe. Sie hatte ihm alles haarklein geſtanden. Auf meine Verſicherung, ich hätte ernſte Abſichten gehabt, lachte er noch ſtärker und äußerte ſich ſo verächtlich darüber, daß nur die Situation mich zurückhielt, ihm die Thüre zu weiſen. Er ſprach von Ehre und es ſchien ſogar, als wenn er nicht übel Luſt hätte, mich zu fordern —"

„Où donc l'honneur va-t-elle se nicher!"

„Ich beruhigte ihn, weil er mich dauerte. Sein Mißtrauen mache ihn des Mädchens unwürdig, ſagte ich, da ſie ihm wahrhaft treu ſei. Obgleich ich ſein Glück nicht ſtören könne, ſo wollte ich — weil er es verlange — Eugénie nicht wiederſehen. Darauf gebe ich ihm mein gräfliches Wort. Un gentilhomme n'a que sa parole, ainsi que nous autres! gab er ſtolz zur Antwort. Touchez là! und damit reichte er mir die braune Pratze hin. Als ich einſchlug, blickte er auf meine Hand und brummte ärgerlich vor ſich hin: Ah, comme c'est effilé! Eugénie, va! Er wollte fort, ich hielt ihn feſt. Nicht ſeine, aber Eugénie's Zukunft ging mir nahe. Ich fragte, was er treibe. Er arbeitete in dem großen dépot central auf dem Quai des Ursines. Das, was man bei uns einen Weinküfer oder Küper nennt. Sein Verdienſt war ausgiebig und er legte bei Seite, auch ſeine Eltern beſaßen etwas. Er hatte ſich ein Sümmchen ausgedacht und war das erreicht, ſo würden ſie heirathen. Nicht eher. Er empfing dann noch meine beſten Grüße für ſeine Braut, die er zu beſtellen gelobte und verließ mich. Auf dem Tiſche hatte er die Eugénie vorgeſtreckte Summe zurückgelaſſen, ohne daß es von mir bemerkt worden wäre."

„Und damit war's zu Ende?"

„Ende und Anfang. Der Anfang eines neuen Lebens. Die große Lehre fruchtete: daß Armuth, Einfachheit, Ehrlichkeit, Vertrauen, ein Glück begründen können, das uns in der großen Welt gänzlich unbekannt iſt und bleiben muß. Mein Vorſatz war gefaßt, ein ähnliches Blümchen Wunderhold zu ſuchen. Seitdem ich nicht mehr in die rue St. Jacques gehen durfte, war mir Paris gleichgiltig geworden. Die Erinnerung an Eugénie nahm ich mit — bis ein ähnlicher, für mich glücklicherer Fund, ſie aus meinem Gedächtniß verdrängt haben wird. —"

„Du biſt ein Mann von Herz und Verſtand, ich traue Dir viel zu. Aber angenommen, Du fändeſt eine zweite Eugénie, ſo bliebeſt Du doch immer der Graf Adalbert von Pflug —"

„Wenn Du mich bisher aufmerkſam angehört haſt, ſo kann ich mit zwei Worten Deine Bedenken zerſtören. In Paris iſt eine Kirche, die ein Gnadenbild enthält, dort geht Eugénie alle Tage beten. Wie ſie mir ſagte, wollte ſie mich in ihr Gebet einſchließen, damit ich zur Ruhe gelange im Treiben der Welt. Ich verſprach, daß ich für ſie daſſelbe thun wolle. Das Gebet führte mich zu ernſten Betrachtungen über das Verderbniß der Sitten, und ich nahm mir vor, mein Gewiſſen dagegen zu ſchützen. Was ich noch vom Glauben in mir verſpürte, faßte ich zuſammen, um einen feſten Schild daraus zu bilden, der mich gegen die Verſuchungen ſchütze. Ich wollte kein Aſpirant des Himmels durch fromme Askeſe werden; ſondern nur als ein rechtlicher Mann in der Welt fortbeſtehen. Hier haſt Du die wahre Hiſtorie von meiner Bekehrung." —

„Du wirſt's nicht lang aushalten — und doch als ehrlicher Mann in der Welt fortbeſtehen können. Bis Du ein ſolches Meerwunder, wie Deine Pariſerin, fändeſt, kann der prophezeihte Kometenſchweif die Erde zertrümmert haben. Inzwiſchen etwas will der ſinnliche Menſch haben. Es müßte denn doch noch eine acceptable Partie für Dich zu finden ſein. Blick um Dich! Da ſind die ſehr wohlerzogenen, hochgebildeten, gewiß äußerſt tugendhaften, wenn auch nicht mehr ſo ganz jungen Fräulein von Falkenheim —"

„Vorüber ihr Schafe, vorüber! Dem Schäfer wird's gar ſo weh!"

„Oder es wäre die junge Wittwe vielleicht zu tröſten, die ja ihren Wittwenſchleier mit dem Nonnenſchleier vertauſchen will — wenn man's bei der recht anfinge —"

„Wen meinſt Du?" —

„Die Gräfin Paleſtrini, die Du ja ſonſt ſo anmuthig fandeſt." —

„Du beſchwöreſt Geſpenſter, um mich durch Schrecken zu erweichen. Umſonſt!"

„Aber Comteſſe Beata von Werthen —"

„Da wäre Dispens nöthig; ſie iſt meine Couſine. Ich danke Dir für Deine Theilnahme! Für jetzt verdrängt nichts mein Andenken an die kleine Eugénie! Sollte ich ein Weſen finden, das mich auf ähnliche Weiſe zu feſſeln vermag — dann — ja dann — me mocquerai-je du reste!" —

„Und Dein Freund Schluckmann, müßte die Rolle des Carlos im Clavigo übernehmen, und Dir zurufen: Da macht ſchon wieder Jemand einen dummen Streich!" —

Als Schluckmann ſeinen Freund verlaſſen hatte, und über die Geſchichte nachdachte, nannte er ihn einen blaſirten Menſchen, deſſen Furcht vor den Frauen der großen Welt aus Feigheit entſprang.

10.

Agnes, die „angebetete“ Sängerin, blickte ſtarr über die neueſte Nummer der Theaterzeitung, die ſie in der Hand hielt, hinweg, in den kleinen ſilberumrahmten Spiegel des Toilettentiſches. Wer vermöchte genau anzugeben, an was ein Menſch denkt? Und vollends hat eine Künſtlerin ein weites Feld, ihre Gedanken ſpazieren zu führen. Doch könnte man wetten, daß Agnes, ihre Lage überblickend, ſo glänzend ſie den Augen der Welt erſchien, ſie dennoch unendlich eintönig fand. Alles löſte ſich ab, wie die Wachen auf ihren Poſten, zu gemeſſenen Stunden. Raſch hallte der Schritt der Zeit an dieſem Leben vorüber; aus Tagen wurden Wochen; aus Wochen Monde, aus ihnen Jahre; die Jugend verſchwand allmählig; das Glitzern und Flimmern mußte bald dem kalten Scheine eines Nordlichts Platz machen, das dem erkaltenden Leben keine wärmende Sonne erſetzen konnte. Proben, Vorſtellungen, Konzerte; dieſelbe Umgebung, ſtets derſelbe Umgang; alltägliche Schmeicheleien; nichtsſagende Spielereien; der nämliche Verdruß; dieſelbe unbefriedigende Nahrung für eine unerſättliche Eitelkeit. Welche Ausſicht auf Abhilfe bot ſich dar? Das war die Frage, das war die Sorge einer *angebeteten* Sängerin! — Die Genußſucht iſt unerſättlich. Und ſähe man auch alle Wünſche befriedigt, ſo wünſchte man am Ende ſeine Wünſche wieder zurück. Nach dem Sinnbild der Alten, frißt die Zeit ihre eigenen Kinder; das Ungeheuer, Genußſucht, dieſe Peſt der modernen Geſellſchaft, frißt die Zeit mit allen ihren Erſcheinungen zugleich. Brod und Spiele genügen nicht mehr wie in den naiven Tagen des Alterthums; das entartete Geſchlecht will mehr; mit geſättigtem Magen unter allen frivolen und aufregenden Zerſtreuungen ſchreit es nach Wirklichkeit, nicht nach Schein; es will den übermäßigſten Nervenreiz, den ſinnlichen Kitzel ſelbſt erleben. Es genügt ihm nicht mehr das Empörende im Bilde zu ſehen, es in fernem Nachhall zu vernehmen. Um zu befriedigen, müſſen die Gräuel in nächſter Nähe auftauchen; ſie müſſen palpitant, ſie müſſen greifbar ſein. Und man muß unſerer Zeit es zugeſtehen, daß ſie dafür Sorge trägt, dem Bedürfniß abzuhelfen.

Agnes ſah die Sache nicht aus dieſem Geſichtspunkte, der ihr Grauen erregt haben würde. Sie wollte das gewohnte Leben fortſetzen; nur in anderer Umgebung. Das „Toujours perdrix“ war ihr verhaßt. Ihr Entſchluß ſtand feſt ihren Aufenthalt zu verändern. Sie griff nach einem geöffneten Briefe, den ſie erſt dieſen Morgen empfangen hatte. Er enthielt einen Antrag zu Gaſtrollen an einer fremden Bühne. Einige beſſere Bedingungen in Bezug auf Zeit und Honorar, dann wollte ſie darauf eingehen.

In dieſen Betrachtungen ward ſie von der allezeit dienſtfertigen Aeugelein geſtört, die ihr den Beſuch von Fräulein Clara meldete.

„Meine Schweſter? So früh?“ rief Agnes überraſcht, allein Frau Aeugelein bemerkte ihr, daß es für andere Leute nicht mehr ſo früh ſei, die ſich mit häuslichen Angelegenheiten zu beſchäftigen haben. Fräulein Clara werde ausgeſchickt worden ſein, um verſchiedene Commiſſionen zu beſorgen, und könne vielleicht bei der Schweſter eine Taſſe Chocolade oder Bouillon nehmen wollen. Der Beſuch hatte aber immerhin etwas Befremdendes für Agnes, und ſie war neugierig ſeine Veranlaſſung zu erfahren. Die Aeugelein bat Clara einzutreten und entfernte ſich ſogleich. Der freundliche Gruß, den Agnes der Schweſter entgegen rief, wurde von dieſer mit ernſter, faſt feierlicher Miene erwiedert.

„Was haſt Du auf dem Herzen?“ fragte Agnes mit Theilnahme. „Ich ſeh' Dir's an. Du biſt mit Deinem Looſe unzufrieden; aber Du wollteſt es ja nicht anders haben. Kann ich etwas für Dich thun? Soll ich mit einer meiner Gönnerinnen ſprechen? Rede, es ſoll Dir alles werden, was in meinen Kräften ſteht.“

Das ging ihr ſo leicht vom Munde, daß die ſtrengſylbige Clara keinen günſtigen Augenblick erhaſchen konnte, ſie zu unterbrechen. Jetzt trat eine Pauſe ein, die Clara benützte.

„Ich danke Dir für den guten Willen,“ ſagte ſie,

„Du ſiehſt mich vielmehr bei Dir, um Dir meine Hilfe anzubieten —“

„Deine Hilfe?“ lachte Agnes. „Willſt Du etwa meine Schulden bezahlen?“

„O ſpotte nicht.“ —

„Nun, was könnt’ es denn wohl ſein?“ —

„Dir rathen. Ich finde Deine Lage ſo beklagenswerth —“

„Ah ſo! Du haſt im Sinne, die Rolle einer Gouvernante zu übernehmen. Meinetwegen! Sag’ an, was Du an mir auszuſetzen haſt. Ich bin eben in der Laune ſo ’was anzuhören —“

„Deine Kälte ſoll mich nicht abſchrecken. Ich kenne Dich, Agnes. Wenn Du auch immer ein wilder Trotzkopf warſt, ſo haſt Du doch ein gutes Herz.“

„Wir ſind ja Schweſtern, ehrliche Seele! Zwei Früchte von demſelben Stamme können ſich zwar unähnlich ſehen, allein ſie ſind dennoch gleicher Art,“ ſagte Agnes.

„Das dacht’ ich auch, als ich mir vornahm mit Dir zu ſprechen.“

Hier ſtand Clara auf, ergriff ihrer Schweſter Hand, und ſagte:

„Alles, was ich auf dem Herzen habe, läßt ſich in drei Worte zuſammenfaſſen: Aendere Dein Leben! Ich bitte Dich darum, verlaſſe dieſes Haus. Es gehen abſcheuliche Gerüchte um; ich mag ſie Dir nicht mittheilen. Es wurde im Salon meiner Gräfin darüber geſprochen, darüber geurtheilt; um es kurz zu ſagen: Du warſt verurtheilt!“

„O über die Klatſchſucht! Die alte Perſon, wie ſie daliegt, auf ihrem Divan, ſie will genährt ſein und hat einen Appetit wie 'ne Rieſenſchlange. Da muß alles herbei. Eine Sängerin, eine Tänzerin, das iſt das beliebteſte Futter. Greifen ſie da hinein, ſo beſudeln ſie ſich nicht die Hände, als wenn ſie's mit der crapule verſuchen. Ich kenne das ſchon. Sie ſagen, daß ich Abends Herren um mich verſammle, ſie cajolire, damit ſie mich mit Beifall und Blumen überſchütten —"

„Ach, wenn's das allein wäre —"

„Und weiter! Daß ich Liebſchaften unterhalte, alle bei der Naſe führe, nur um Präſente zu bekommen — Du ſchweigſt? Was ſagen ſie denn noch?"

„Es wird bei Dir geſpielt; hoch; falſch. Sie ſagen, Du hältſt ein tripot, wie ſie es nennen, in Gemeinſchaft mit einigen verdächtigen, abenteuerlichen Menſchen. Es werde und müſſe ein baldiges Ende damit nehmen. Junge Leute aus erſten Häuſern ſtürzten ſich in Schulden, und Du ſeieſt die Urſache!"

„Bravo! Den Verläumdern ſollte man die Zunge ausreißen. Das alſo iſt's, was Dich herführt. Laſſe ſie immer ſchwatzen; ihre Worte ſind kein Sturm, der den Ruf einer gefeierten Künſtlerin niederreißen kann; ſie erregen kein Erdbeben, das mich verſchlingt. Schlage Dir das dumme Zeug aus dem Kopf, und lege Dich ruhig ſchlafen. Näher kann ich mit Dir nicht eingehen in die Sache, weil Du ſie nicht begreifſt."

„Höre mich doch an, Agnes! ich bitte. —"

„Uebrigens bin ich ſelbſt entſchloſſen, mich zu verändern. Meinen Aufenthalt nämlich."

„Du willſt fort?"

„Auf Gaſtrollen vorerſt, die ein Engagement zur Folge haben werden. So wirſt Du mich los, und brauchſt Dich nicht mehr um mich zu kümmern. Sieh, Clara, darin ſind wir verſchieden; Du grübelſt, ich handle —"

„Wenn Du nur immer erſt überlegen wollteſt, welche Folgen —"

„Ich überdenke ſie ſtets. Was ſind die Folgen eines Gaſtſpiels? Das Engagement. Wie hoch? Daß man reichlich damit auskommen kann. Heißt das nicht überlegen? Was ſoll ich noch? Etwa dienen, wie Du? Fremde Launen tragen? Schneidern, ſticken, flicken? Ich bekäme die Gelbſucht vor Aerger. Nein! Ich will ſingen, mich unterhalten, die Menſchen erfreuen, nenn' es entzücken, wenn Du willſt. Ich überlaſſe die Gelbſucht den Neidern."

„Und was iſt das Ende?"

„Nun — was iſt das Ende?"

„Das Elend —"

„Pfui! Ich will nicht wieder das Wort von Dir hören oder wir ſind zu Ende. Du kannſt das gar nicht beurtheilen. Du biſt zur Kammerkatz geboren, weil Du's nicht anders wollteſt. Ich zur Künſtlerin, zur Fürſtin, was weiß ich? Du lächelſt? Wär' ich die erſte? Sind nicht Beiſpiele genug da? An der linken Hand; gut! aber ſie ſind doch vornehm und reich und wenn auch nicht Hoheit und Durchlaucht, ſo werden ſie doch wenigſtens Erlaucht genannt. Dein Element iſt beten und arbeiten; und Du darbſt dabei. Mein Element iſt Glanz, Luxus, Reichthum. Ich bin beſtimmt, in Seide, Sammt und Spitzen zu gehen, von Brillanten ſtrotzend. Mir iſt nur unter den Vornehmſten wohl."

„Wenn ich Dich ſo höre, wird mir angſt und bange —"

„Närrchen, und warum?"

„Das dauert vielleicht eine kurze Zeit, aber Reue und Gewiſſensbiſſe währen das ganze Leben —"

„Nein! Schiller ſagt: Kurz iſt der Schmerz und ewig währt die Freude! Freilich in anderm Sinn, aber man legt's aus, wie man's eben braucht. Das iſt die heutige Mode. Genug! Jetzt ſag' mir, Clarinettchen, wer hat denn die ſaubern Geſchichten von mir bei der alten Gräfin zur Sprache gebracht?"

Aufrichtig wie immer hielt Clara nicht zurück. Sie erzählte, daß Graf Pflug an den Empfangabenden bei der Gräfin, ſeiner Muhme, ſchon ein paarmal erſchienen ſei und daß — als vom Theater geſprochen wurde — er in dem Lobe der Sängerin Agneſi nicht einſtimmte, da ſie auf einer großen Bühne des Auslandes kein Glück machen würde. Dabei hätte man auch die übrigen Gehäſſigkeiten, das falſche Spiel u. ſ. w. zur Sprache gebracht. Agnes biß ſich die Lippen und ihre dunkeln Augen glüheten vor Wuth.

„Dieſer Pflug! Ein einziges Mal war er bei mir. Die einfältige, griesgrämige Figur! Schluckmännchen ſtellte ihn mir als ſeinen Jugendfreund vor; aber ich bat ihn andern Tages, mich mit ſolchen Freunden zu verſchonen.

Alſo der! Der paßt für Dein Hermelinchen. Ich beneide euch nicht um die Acquiſition. Du, Clara, nimm Dich in Acht. So ein Fuchs im Schaafpelz kann einem Mädchen von Deiner Complexion gefährlich werden. Aber geh' noch nicht. Du mußt? Man erwartet Dich zu Hauſe? So will ich Dich nicht aufhalten."

Mit dieſen kalten Worten entließ Agnes ihre bekümmerte Schweſter. Die Aeugelein huſchte ſchnell herein; ſie mochte wohl gelauſcht haben. Aber die Sängerin verlangte Eau de Luce, um daran zu riechen. Sie habe Migräne. Mit der Aeugelein wechſelte ſie keine Silbe.

Am nächſten Empfangsabend bei der Gräfin Werthen ſtand Monſieur Caſimir in ſubmiſſeſter Haltung vor einem Herrn, dem er den Mantel abnahm. Es war Graf Pflug.

„Ein altes, bekanntes Geſicht," ſagte der Graf. „Richtig! Caſimir! Kennſt Du mich noch?"

„Freilich wohl. Es iſt eine ſchöne Zeit her."

„Des Südens Sonne, des Lebens Mühe, die Mode, ſie ändern viel am Menſchen."

„Doch immer noch die edle Haltung, der hohe Wuchs. Im Augenblick, als der Herr Graf vor mir die Treppe hinaufgingen. Sie zogen das Taſchentuch —"

„Daran glaubteſt Du mich zu erkennen?"

„Ja. Es zuckte in mir. Es kam wie eine Erinnerung über mich —"

„Du altes Familienſtück! Wie haſt Du gelebt?"

„Ils sont passés les jours de fête! Keine soupers ſins, keine nobeln Paſſionen, wie bei dem hochſeeligen Herrn Vater.“

„Das iſt nicht mehr an der Zeit. Man iſt bürgerlich geworden. Aber für alte Treue bewahre ich ſtets ein treues Gedächtniß. Wie ſteht's hier im Hauſe?“

„Die gnädige Frau Gräfin ſind ein Engel — aber ſie leidet ſtark an den Nerven — und da wird das Temperament je zuweilen etwas aufgeregt. Dann folgt ſie den erſten Eindrücken, und verrückt ein wenig unſere ſonſt ſo richtig gehende Uhr.“

„Wie verſtehſt Du das?“

„Wir — ich und die Kammerfrau, Fräulein Lillich, galten Alles bei der Herrſchaft. Nun hat da ihr Herr Vetter, Graf Oscar, ein armes junges Ding von der Straße aufgerafft, und uns in das Haus gebracht. Es geht allerlei Gerede um. Ich will aber nichts geſagt haben. An dem Ding hat die Herrſchaft — pardon! excuse! — einen wahren Narren gefreſſen. Ja, ich kann's nicht anders ſagen. Das Ding ſingt und macht der Frau Gräfin allerhand Schnurren und Schnacken vor, die darüber — wann ſie ſo allein im Boudoir auf dem Divan ruht — lacht und ſich freut. Die iſt nun am Brette. Sie hat die Lillich ganz, mich ſchon halb verdrängt. Es hat uns ſchon manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet.“

„Iſt es das ſchlanke blonde Mädchen, das immer im kleinen grünen Zimmer ſitzt und ſtickt?“

„Ja.“

„Sie iſt mir ſchon aufgefallen. Sie hat edle Züge.“

„Ach, wenn Sie wüßten, was ſich dahinter verſteckt. Sie hat hier eine Schweſter, eine liederliche Perſon, mit der ſie immer zuſammenſteckt. Erſt noch dieſen Morgen war ſie bei ihr. Unſer Jean ſah ſie aus dem Hauſe treten, als er über den Börſenplatz ging, wo die Schweſter wohnt.“ —

„Und was treibt dieſe Schweſter? was macht ſie für Geſchäfte?“

„Geſchäfte? Ach, daß Gott erbarm'! Beim Theater iſt ſie. Es iſt die Sängerin Agneſi —“

„Die?“ ſagte der Graf gedehnt. Die Verwandtſchaft iſt pikant. Da hab' ich der Lieblingszofe meiner Tante eben keinen angenehmen Dienſt erzeigt, als ſie neulich über die Wirthſchaft bei ihrer Schweſter mich ausließ —“

Caſimir hatte den Mantel aufgehängt und rieb ſich lächelnd die Hände.

„O, das war gut, ſehr gut,“ ſagte er geheimnißvoll. „Wer könnte der Frau Gräfin die Augen öffnen, als ſolche Herren wie Sie. Und doch darf's ſo nicht fortbeſtehen.“

„Ich danke Dir für Deine Nachrichten, guter Caſimir! Man muß ſich orientiren. Ich danke Dir nochmals und will Dich nicht länger aufhalten.“

Als der Graf die Treppe hinaufgeſtiegen und in den Couloir getreten war, wurde die Thür des Vorzimmers heftig aufgeſtoßen, und Clara ein großes Theebrett mit Taſſen, Gläſern und anderm Geräthe in den Händen, prallte auf ihn an. Zum Unglück wurde eine Rahmkanne dabei umgeworfen und beſchüttete mit ihrem weißen Inhalt die ſchwarzen Pantalons des Grafen. Clara ſetzte das Brett ſchnell auf den Boden, und bemühete ſich, mit einer Serviette die fette Flüſſigkeit zu entfernen. Sie war kaum vermögend ein paar Worte der Entſchuldigung herauszubringen.

„Ach, mein Gott, ſein Sie nur nicht böſe,“ ſtammelte ſie.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich ſo ungeſtüm daherſtürmte,“ ſprach er freundlich, „und daß ich Ihnen Schrecken und Mühe verurſachte. Glauben Sie mir, es liegt mir daran, Ihre Verzeihung zu erhalten.“

Clara war fertig, nahm das Brett, und ſagte mit einem tiefen Seufzer:

„Ich glaube, es wird nicht zu ſehen ſein, was ich ſo ungeſchickt angeſtellt habe.“

Sie wollte fort, er hielt ſie zurück.

„Ich habe Sie neulich gekränkt. Wie konnte ich wiſſen, daß die Sängerin, von der ich etwas unüberlegt in dem Cercle der Tante ſprach, Ihnen ſo nahe ſtehe. Ich bitte, verzeihen Sie mir das —“

„Ich danke Ihnen vielmehr dafür, Herr Graf!“ ſprach Clara in einem Tone, wie ihn gewöhnliche Kammermädchen nicht kennen, und entfernte ſich dann ſchnell, indem ihr die innere Glut bis in die Augen ſtieg.

Pflug war den ganzen Abend zerſtreut. Nicht an dem Pantalon, aber an ihm ſelbſt waren Spuren dieſer Begegnung haften geblieben.

Die Gräfin Werthen hatte ſeit den Enthüllungen über der Agneſi Treiben gegen Clara einige zurückhaltende Kälte gezeigt. Sie war einſylbiger geworden; ſie forderte ſie nicht mehr auf, ihr vorzuſingen, oder vorzuleſen. Sie ſchickte ſie unter irgend einem Vorwande fort, trug ihr dies oder das auf und befahl ihr, Fräulein Lillich zu ſenden. Das entging dem verſtändigen Mädchen nicht, das es ſich richtig zu deuten wußte. Aber Clara's Sinn wurde nicht mehr dadurch getrübt. Bei ihr konnte man von Grundſätzen ſprechen. Das war keine Täuſchung. Sie beſtanden in Reinheit der Gedanken, Reinheit der Worte, Reinheit der Handlungen. Darin beruhte ihre Kraft. Die Tugend iſt das einzige wirkliche Glück auf dieſer Welt, das höchſte Gericht iſt hienieden das Gewiſſen. Aufrichtigkeit iſt die Baſis aller Vollkommenheit, und die Lüge das verabſcheuungswürdigſte der Laſter. Das war ihre ganze Lebensweisheit. Für ſie ſelbſt hinlänglich, jedoch nicht ſo für die Welt, in der ſie lebte.

Nachdem die Geſellſchaft ſich entfernt hatte, befahl die Gräfin die Lillich zu ſich und ſagte, Clara möge ſchlafen gehen.

Während der Nachttoilette wußte die wieder zum gnädigen Vertrauen gelangte Cameriera zu erzählen, daß zwiſchen Graf Pflug und Clara etwas vorgehe. Sie habe lauſchend gewartet, bis ein langes Geſpräch zwiſchen Beiden zu Ende geweſen ſei. Zwar habe ſie, was geſprochen wurde, nicht verſtehen können, das aber habe ſie geſehen und wolle es beſchwören, daß Clara vor dem Grafen gekniet und ſich mit ihrem Taſchentuche die Augen getrocknet habe. Die Lillich hatte abſichtlich die Serviette in ein ſolches verwandelt!

„Tout passe, tout lasse, tout casse enfin!“ ſprach die alte Gräfin nachdenklich, indem ſie von der Lillich zu Bette gebracht wurde. —

Pflug fehlte jetzt an keinem der Empfangsabende mehr. Clara zu beobachten machte ihm Vergnügen. Er war kein Zergliederer und Kenner des weiblichen Herzens trotz ſeiner vielen Bekanntſchaften. Was er hier fand erſchien ihm neu, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit und belebte eine Hoffnung in ihm.

„Dieſe Clara beſitzt nicht den Ton der Welt, welcher ſo leicht Fehler und Schwächen vergeſſen läßt; nicht den Geſchmack ſie verbergen zu wollen. Alles an ihr iſt Natur. Ihre Empfindung hat der erſte Hauch des Lebens in ihr Herz gelegt. Ihr Weſen iſt der ſpiegelhelle Abdruck einer einfach naiven Gefühlsweiſe,“ ſo dachte der Graf oft, wann er allein war, und ihr Bild mit einem andern in ſeiner Erinnerung verglich, das aber durch Clara tief in den Schatten gedrängt ward.

Er nannte ſie auch das Blümchen Wunderhold, weil er ſah, wie ihre kleinſten Handlungen von einer liebenswürdigen Beſcheidenheit gehoben wurden; wie ſie dadurch eine Bedeutung erhielten, daß alles ſo ruhig und ſtill, ſo warm und wahr ſich zeigte. Sie ſchien ihm in ihrer Lage ſo zufrieden, als wenn ſie die glücklichſte wäre.

Alles trug dazu bei, daß Pflug jede Gelegenheit benützte, einige Worte mit Clara zu wechſeln. Sie wurde ihm immer intereſſanter. Da die Gräfin ſie von dem perſönlichen Dienſt entfernt hatte, ſo war ſie öfter im Hauſe allein beſchäftigt. Ihr ſchien es anfänglich nicht auffallend, daß der Graf ſie jederzeit, wann er ſie traf, anredete, und ſich, wenn es anging, auch länger mit ihr unterhielt. Er war ihr gleichgültig, und ſie zog ihn ebenſo wenig an, als ſie ihn zurückſtieß. Dieſe Kälte, ohne Verſtellung, reizte ihn jedoch umſomehr. Männer wie Pflug vertragen kein liebevolles Entgegenkommen. Er wäre lauer geworden, ſobald er nicht mehr geglaubt hätte, noch etwas mehr gewinnen zu können.

Dabei blieb die Sache inzwiſchen nicht ſtehen. Der Graf beſuchte die Stiftsdame ſo häufig, daß das Aufſehen unvermeidlich werden mußte. Zum Glück hatte die Baronin Froben vor einiger Zeit einen Brief ihres Gemahls aus ſeiner Garniſon erhalten, der ſie einlud einem Balle beizuwohnen, den die Offiziere veranſtalteten. Das Bewußtſein als Königin des Feſtes, ſonnengleich die dortigen kleinſtädtiſchen Geſtirne zu überſtrahlen, vermochte ſie diesmal der Einladung zu folgen, und der Reſidenz auf eine Woche den Abſchied zu geben, in welcher ſich ihrer Beobachtung gerade jetzt ſo Wichtiges entzog. Clara fing an die Abſichten des Grafen einzuſehen, und dachte ernſtlich einen Schutz zu ſuchen, um ſich vor ihnen ſicher zu ſtellen. Die bevorſtehende Gefahr war ihr augenſcheinlich. Es mußte zwiſchen ihr und dem Grafen zu einer Erklärung kommen, ſo bald als möglich. Das arme Mädchen fühlte jetzt, wie jedes Wort, das er zu ihr ſprach, ihr ruhiges, ſtilles Daſein zu zerſtören drohete; es lag etwas vor ihr, wie eine gefährliche Schlange, deren Hauch ſchon vergiftete, und der ſie ſich trotz allen Widerſtrebens, mit jeder Bewegung, die ihr möglich war, nur immer mehr näherte.

Ein Mann, wie Pflug, hatte keine Urſache, ſeiner entſtehenden Neigung nicht auch Folge zu geben. Er nannte Liebe, was ihn für Clara erfüllte, und eine gleiche Liebe in ihr zu entzünden, war nach ſeinem Grundſatze das Ziel, das er erreichen mußte. Die Hinderniſſe, die ihre ſtolze Kälte ihm in den Weg ſtellte, fachten ſein Feuer immer ſtärker an. Er bildete ſich ein, daß Clara ihr Gefühl nur gewaltſam unterdrücke; daß auch ſie ihm insgeheim eine unwandelbare Liebe geſchworen, und nur nicht den Muth habe, es ihm zu geſtehen. Er entſchloß ſich daher, mit einem Antrage vor ſie zu treten, der ihr die Ausſicht auf das glänzendſte Lebensglück eröffnen ſollte, und glaubte ſich überzeugt, daß ſie nicht die Kraft beſitzen würde, ſich länger zurückzuhalten.

Er wollte das arme Geſchöpf mit einem, nach ſeiner Meinung unwürdigen Geſchick verſöhnen und vollkommen zufrieden ſtellen. Auf dieſe Zufriedenheit wollte er ſeine eigene bauen; er wollte an fremder Freude ſich erfreuen; ein Leben, das ohne ihn in dunkeler Dienſtbarkeit hätte verſchmachten müſſen, wollte er zur Freiheit erheben. Niemals vereinigten ſich wohl Wahrſcheinlichkeiten, Umſtände, und zum Theil auch ein innerer Trieb des Herzens zu einer ſtärkeren Verſuchung, als die, welcher Graf Pflug zu unterliegen im Begriffe ſtand; denn ſie führten ihm Eugénie wieder vor die Seele, mit allem Zauber, der in dieſer Erinnerung lag.

Dieſe ſtummen Berathungen mit ſich ſelbſt fingen endlich an, den Grafen zu ermüden. Der Zeitpunkt war gekommen; ſein Entſchluß war zur Reiſe gediehen. Jeder Tag, an welchem er Clara begegnete, hatte ihn mit neuen ſchönen Entdeckungen bereichert. Mit jedem Tage glaubte er ſeinem Ziele näher gerückt.

Aber er täuſchte ſich, wenn er die Verlegenheit des Mädchens ſo deutete, als ob die Einbildungskraft ihr das verheißene Glück zwar ausmalte, ſie aber Anſtand nähme, ihn zu bitten, ihr alles zu gewähren, was ſie wünſche. Der Mann der Erfahrung wußte nicht, daß eine ächt weibliche Natur eine Keuſchheit enthält, die gegen jede Verſuchung der Einbildungskraft ſtählt. Eine ſolche Natur wühlt nicht vermeſſen in dem Schleier von Schaam und Zucht; ſie hält ſich, ohne weiter zu ſpähen, an das, was ſie wahrnimmt, und was ſie ohne alle Mühe begreift. Aber Clara beſaß zugleich männliche Stärke und eine Feſtigkeit des Charakters, die ſie zu ſchnellen Entſchlüſſen nur in entſcheidenden Augenblicken beſtimmten. Dann aber beſaß ſie auch den Muth zur Ausführung, und ſie beugte ſich, ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben, mit ihrer glühenden und unternehmenden Seele dem Gebote des Unvermeidlichen. So zeigte und benahm ſich das unerfahrene junge Mädchen bei ihrer Flucht aus Marienſtein, ſo wie in jener Nacht als ſie Oscar's Gaſtfreundſchaft für ſich in Anſpruch nahm, und ſeit ihrem Eintritt in das Haus der Gräfin. Und früher ſchon, ein halbes Kind noch, hatte ſie ſich ſo bewährt in ihrer Beziehung zu Iſidor, deſſen Andenken noch immer nicht in ihr erloſchen war. Denn würde ſie auch nicht das blaue Band, das ſie von ihm erhalten hatte, in ihrem kleinen Schatzkäſtlein, neben dem Dienſtzeugniß ihrer ſeeligen Mutter aufbewahrt haben — ſo trug ſie doch eine bleibende Erinnerung an ihn auf ihrer Stirn: die Narbe von dem Steinwurfe des zornigen Knaben, den ſie einſt auf dem Spielplatze „Judenjunge“ geſcholten.

Es waren Wochen um Wochen vergangen. Clara war nur ſelten mehr um die Perſon der alten Gräfin beſchäftigt, die es vermied, mit ihr allein zu ſein. Klavierſpiel und Geſang waren längſt verſtummt, und Clara größtentheils auf ihr Zimmer angewieſen, um weibliche Arbeiten auszuführen, die ihr von der Lillich aufgetragen wurden. —

Die Gräfin lag im Bette und mußte Arzenei nehmen. Die Lillich war bei ihr; Caſimir hielt ſich in der Antichambre auf, um jeden Augenblick bereit zu ſein. Da kein Beſuch angenommen werden durfte, ſo war faſt die ganze Dienerſchaft für den Abend entlaſſen. Nur einer war zu Hauſe geblieben, um nöthigenfalls die Thür zu öffnen und Auskunft zu geben.

Graf Pflug, der von dieſen Umſtänden durch eben dieſen beſtochenen Diener in Kenntniß geſetzt worden war, hatte ſich vorgeſetzt, davon Vortheil zu ziehen.

Im Hauſe herrſchte eine traurige Stille, als wäre die gute Stiftsdame bereits Todes verblichen. Nur der ſtarke Abendwind pfiff mit ſeltſamen Tönen über die breiten Treppen und durch die hohen Veſtibule, ſo daß man, bei einer etwas ſchreckhaften Natur, alle Augenblicke gefaßt ſein konnte, einer Erſcheinung in den verödeten, nur ſchwach erleuchteten Räumen zu begegnen.

Ein leiſes, kaum hörbares Klopfen, und der früher ſchon verſtändigte Diener ließ den Grafen ein, der nun plötzlich und geheimnißvoll, einer wirklichen ſchreckhaften Erſcheinung gleich, in Clara's Zimmer trat.

Er beruhigte ſie bald, ſo daß ſie ihm aufmerkſam zuhören konnte. Er ſagte ihr, daß er alle Gedanken ihrer Seele längſt kenne, und ſie ihn nicht mehr zu täuſchen vermöge. Durch ihr wehmüthiges Lächeln, das ſie dieſer Behauptung allein entgegenſetzte, gerieth er in Feuer. Er ſei überzeugt, daß ſie des Troſtes bedürfe, und er bringe ihn ihr. Ihren Zuſtand und ſeine Stellung ſchildernd, erging er ſich in den ſich daraus ergebenden Folgerungen. In ſeinem Eifer bemerkte er nicht, daß ſie ihm nur ſtets ſchweigend gegenüber ſaß, und er glaubte, daß ſeine Unterhaltung ihr gefalle; daß ſie das, was er ſagte, vollſtändig billigte. So ſchürte er, unter dem Vorwande, ſie zu tröſten, ſein eigenes Feuer immer mehr und mehr an, und gelangte endlich zu der Gipfelung, ſeiner Erklärung, zu dem Anerbieten ſeiner Hand.

Hätte Clara's Schutzgeiſt ſie in dieſem Moment verlaſſen, ſie wäre vielleicht ſchon jetzt dieſer großen Verſuchung zum Opfer geworden. Aber ſie rief ihn an, in banger Stille, und er umſchwebte ſie unſichtbar, und unvernehmlich fremden Ohren, ſchallten furchtbare Mahnungen ihr durch die Seele in ſchneller Folge:

„Gedenke, was du deiner Mutter gelobt; gedenke der heiligen Gottesmutter; gedenke des verlorenen Heiligthums, das dein Vater frevelhaft dem Juden verkauft hat; lebe in deiner Niedrigkeit, bis es wiedergefunden ward an dem Ort, wo es die ſchlechten Menſchen verborgen haben; bete, bete, bete, daß der Verſucher von dir weiche, und ſegne dieſe Stunde der Entſcheidung, die dich von ihm befreit!“

Während ſie dieſe geheimnißvolle Donnerſtimme zu vernehmen glaubte, hatte ſie die Augen geſchloſſen, und regte ſich nicht. Der ihr gegenüberſitzende Graf war ebenſo regungslos; er wollte ſie nicht ſtören, denn er glaubte, ſie überlege und ſinne auf eine Antwort.

Endlich fragte er in beſcheidenem Tone, was ſie zu ſeinem ernſt gemeinten Antrag ſage.

„Was ich ſage? Ich vermag es nicht auszudrücken, was ich empfinde. Ich ſehe nichts als eine unermeßliche, bodenloſe Leere vor mir, in welcher ich nebelhaft verſchwimme, wenn ich das als Wahrheit betrachten ſoll, was Sie mir antragen. Die Vorſtellung, Ihre Gattin zu werden, iſt mir unerträglich, nicht um meinerſelbſt allein, ſondern auch um Ihrentwillen, Herr Graf. Die Phantaſie eines armen Mädchens wie ich, iſt nicht im Stande das zu faſſen. Das hätten Sie bedenken ſollen, als Sie ſich den Scherz mit mir erlaubten.“

Er gab ſich alle erdenkliche Mühe, Clara zu betheuern, daß er keinen freveln Scherz mit ihr treibe, und begann nun ſeine ganze Ueberſättigung an den Genüſſen der großen Welt, mit einer an Eckel gränzenden Umſtändlichkeit, vor ihr auszuſchütten, bis die vorgerückte Zeit Clara nöthigte, ihn zu bitten, ſie zu verlaſſen.

Schon hörte man die Diener nach und nach heimkehren, und ihre Angſt ſteigerte ſich mit jeder Minute. Er ſtand auf, und empfahl ſich kalt, aber mit dem hochachtungsvollſten Anſtande. Clara zitterte ſo ſehr, daß ihre Zunge wie gelähmt war, und ſie ihm kaum eine gute Nacht wünſchen konnte.

Am andern Morgen kniete ſie ſchon ſehr früh vor dem Beichtſtuhl und empfing hierauf den ſegensreichen Troſt der himmliſchen Speiſe. Sie war ihrer bedürftig zur weitern Stärkung.

11.

Es war ein heller klarer Frühlingsmorgen. Fern lag ſchon wieder einmal die Zeit der Mummereien, der Glut in Kaminen und Oefen, der Salonmuſik und wie die Surrogate alle heißen, die uns die mangelnde natürliche Wärme, nach welcher das Herz verlangt, erſetzen ſollen. Der Städter erwacht, wie nach einem tollen Traum, noch erſchlafft, von einem Halbſchlummer umfangen, in welchem ſich ihm minder lebhafte, aber nur um ſo entzückendere Bilder darſtellen, von den Freuden und Genüſſen einer idylliſchen Beſchränkung in duftender Landſchaft.

Clara öffnete ihr Fenſter, das den Ausblick in den Garten hatte. Ihr beängſtigtes Gemüth bedurfte dieſer milden Friſche, die ſich wie das Spielen einer weichen

Welle an daſſelbe ſchmiegte. Es zeigte ſich ringsum ein erwachendes, auferſtehendes Leben, wie es in dem lenzluſtigen Liedlein ſich ausſpricht:

Blumen ſpringen aus dem Bett,
Waſchen ſich im Thau ſo nett,
Und ſich ſchmücken;
Manches krauſe, weiche Blatt
Sich erſt neu entfaltet hat
Ahnendem Entzücken!

Eine ſolche Knospe war ihr Herz. Der Morgen erfüllte es mit Ahnung, und unbegreiflich, wie es ihr war, ſchwang ſich eine Befriedigung daraus empor, das Entzücken des Daſeins in der wunderſchönen Jahreszeit.

Sie ſehnte ſich hinaus in die Natur; ſie wäre ſo gern nach Marienſtein gegangen; es erſchien ihr wie eine Wallfahrt. Eine Unterredung mit dem alten Pfarrer wünſchte ſie. Alles hätte ſie ihm offenbart, um ſeinen Rath zu hören. Obgleich er nichts von der Welt weiß, ſo dachte ſie, wird er doch das Rechte treffen, denn der heilige Geiſt flößt ihm ſeine Weisheit ein. Sie dachte in ſchlichter Proſa, was der Vers ſo wahrhaft ausdrückt:

„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Aber Clara getrauete ſich nicht, um die Erlaubniß anzuhalten, auf ein paar Tage das Haus der Stiftsdame zu verlaſſen. Sie fühlte ſich ſo gedrückt und niedergebeugt, daß ſie nur zwei Wege vor ſich erblickte. Entweder geduldig alles über ſich ergehen zu laſſen, und auszuharren bis an's Ende nach Gottes Fügung, der ſie ſich vertrauend hingab; oder eigenmächtig die Feſſeln zu brechen, und dem zügelloſen Ungefähr ſich bloß zu ſtellen. Konnte Clara in der Wahl noch zweifelhaft ſein.

Das Läuten der nahen Kirche weckte ſie aus ihren Gedanken, und ſie ging zum heiligen Opfer. Wie immer war ihr Gefühl aus Freude und Andacht gemiſcht; aber das erſtere Gefühl wurde ſtärker, als ſie den Domherrn von Bergheim im Chorſtuhl erblickte. Ihn wollte ſie befragen. Nachdem ſie ihn nach beendigter Meſſe vor der Kirche erwartet, und ihm ihr Verlangen mitgetheilt, verſprach er ihr ſeinen Beſuch, noch am ſelben Vormittag. Eine Stunde darauf war er in ihrem Zimmer.

Clara erzählte ihm, was zwiſchen ihr und dem Grafen ſich zugetragen hatte. Sie verhehlte ihm nichts. Ihre veränderte Stellung im Hauſe, wozu die Lebensweiſe ihrer unglücklichen Schweſter, wohl zunächſt die Veranlaſſung geweſen war; die trüben Ausſichten, die ſie hatte, und daß vielleicht ihre beſcheidenſten Hoffnungen im Sturm vernichtet werden könnten; wie ſie ferner einſehe, daß ihr Muth und Kraft fehlen würden, ſolchen Schimpf, ſolches Elend zu ertragen; wie ihr Untergang gewiß ſei, wenn ſie ausharre. Dann aber ſchilderte ſie mit lebhaften Farben, was ſie die Verſuchung nannte. Es war ihr Reichthum und Glanz angetragen worden, und man hatte nichts dafür verlangt als ihr Jawort vor dem Altare, um einem chriſtlichen Manne ganz zu gehören, der ſie zu lieben betheuerte. Aber auch zu dieſem Schritte traue ſie ſich weder Muth noch Kraft genug zu. Einen ſolchen Gedanken hatte ſie noch nie gedacht; und noch jetzt erſcheine er ihr ſo überraſchend und fremdartig, daß er ſie verwirre, und ſie nicht fähig ſei, darüber im Zuſammenhange nachzuſinnen. Sei das ganze kein hölliſcher Trug, und hege der reiche und vielgeprieſene Graf, der die angeſehenſte und ſchönſte Braut heimführen könne, wahrhaft rechtliche Abſichten, ſo iſt ihr ein ſo ganz unerklärliches Beginnen nicht zu vereinbaren mit allen beſtehenden Verhältniſſen. Es ſtellte ſich ihr wie ein Mährchen dar, in welchem irgend ein König oder Graf eine Hirtin oder eine Bettlerin am Wege zur Frau nimmt. Das aber ſei heidniſch und entſetzlich. Es führt ſeitwärts vom gewöhnlichen Wege, zu einem trügeriſchen Abgrund, in den ſie unaufhaltſam ſtürzen müſſe, wenn ſie ſich dem Irrwege überließe. So werde ſie nun ſchon Wochen lang zwiſchen Schreckniſſen geſchaukelt, und ſie fühle nur um ſo ſicherer, daß ſie darüber leiblich zu Grunde gehen werde, da ſie auch für ihr Seelenheil in ſteter Angſt ſchwebe.

Die erſte Frage des hochwürdigen Herrn richtete ſich auf das Weſentlichſte, das Gebet. Niemand habe noch umſonſt gebetet. Sie antwortete, daß ſie es zuerſt in der Angſt ihres Herzens, in Verwirrung gethan; daß aber nach und nach ihre Gedanken wie auf einem ſanften Abhange hinabzugleiten begannen. Während der letzten Tage habe ſie auch angefangen etwas mehr Faſſung zu erlangen, ohne welche es ihr nicht möglich geweſen wäre, nach äußerer Tröſtung ſich umzuſehen.

Der Prieſter ſagte freundlich, ſie habe daran wohlgethan. So ungewöhnlich ihre Lage auch ſei, ſo wären doch ähnliche Fälle ſchon dageweſen. Der Graf könne nichts Böſes im Sinne haben. An eine hölliſche Verſuchung ſei nicht zu denken. Wie derſelbe ihr geſtanden habe, ſei es Ueberdruß an dem Treiben der Welt, Ekel vor dem falſchen Schimmer, Sehnſucht nach einfachem ſtillen Glück, was ihn zu ihr geführt. Sie ſolle in ihrer Beſcheidenheit den Werth nicht zu gering anſchlagen, den eine reine Jungfrau beſitze. Dieſen Werth habe Graf Pflug in ihr erkannt, und eben weil er auch die Welt kenne, wiſſe er ihn gehörig zu würdigen. Auch er bedürfe des Troſtes. Die Ehe iſt voll von hohen Myſterien und erhabenen Pflichten, und deßhalb ein Sacrament, das dem ſehnſuchtsvollen Herzen eine troſtreiche Befriedigung gewährt. Die Ehe iſt ſtets heilig, und heiligt die Gatten in eben dem Maaße, als ſie die Treue bewahren. So ſuchte der fromme Prieſter ſie von den ſchreckhaften Gedanken abzulenken, die ſie quälten.

„Der Graf iſt ein Chriſt,“ ſchloß der Domherr von Bergheim die Unterredung. „Seine Seele hat lange gegen die Stürme des Lebens gekämpft. Sie wurde oft heftig erfaßt und von den Fluthen bedeckt. Jetzt ſtrebt ſie empor, und will über die Welt und ihre Vorurtheile triumphiren. Es iſt ihm gleich viel, was der blöde Haufe bewundert oder verwirft; er fühlt ſeine Stärke und ſieht ſich nach einer armen bedrängten Seele um, ſie zu ſchützen. Dieſe Seele widerſtrebt ihm, weil ſie ihn verkennt, allein er beharrt dennoch. Bedenke, mein Kind, daß der hohe Dreiklang im Chriſtenthum, aus Liebe, Demuth und heiliger Erniedrigung ſeiner ſelbſt, beſteht, Das bedenke! Berge, Felſen, das Meer, die Geſtirne verkünden uns Gottes Größe; die Blumen, der Raſen, das Spiel der Waſſer, das Lied der Vögel, alle dieſe Herrlichkeiten, zur Freude der Menſchen erſchaffen, ſagen uns auch, daß der große Gott uns ein liebender Vater iſt. Ihm müſſen wir uns beugen. Das kleinſte Gräschen thut es ja auch, wie zur Anbetung, bei'm leiſeſten Wehen des Windes. Sehen wir nicht überall den Ausdruck demüthiger Liebe? Nur die ſtolzen Seelen ſind es, die ſich ſelbſt bewundern, die ihrem Schöpfer die ſchuldige Ehrfurcht verſagen. Empfange daher, was Gott Dir ſendet, und beuge Dich vor ſeinem Willen. Stütze Dich auf die Gebote und Du kannſt nicht zeitlich verderben, weil die Gebote, die Gott gab, ewig ſind. Gegen dieſe Gebote zu handeln wird Gott nie und nimmer von einem Menſchen verlangen, der ihm als Chriſt treu geblieben iſt. In dieſem Sinne, theuere Tochter, iſt mein Rath, Dich in Demuth zu beugen und Gott beſtändig aus ganzer Kraft Deines Herzens zu lieben.“

Ruhe und Stärke, Liebe und Anmuth hatten dieſe Worte über Clara's Weſen verbreitet.

Der Prieſter ergriff die Hand der Jungfrau, führte ſie zu dem Betſchemel, der in ihrem Zimmer vor dem Bilde der Gottesmutter ſtand, und ſprach mit ſanftbewegter Stimme:

„Gegrüßet ſeiſt du, o Maria, weil du Den geboren, der uns erlöſte! Spende den Falſchen das Licht der Wahrheit. Räume die drohenden Uebel aus dem Wege. Erflehe für uns Alle Vergebung der Sünden, und die

Kraft, denſelben fortan zu widerſtehen. Erhalte Clara keuſch und rein, beſchütze ſie auf allen ihren Wegen, damit ſie gewürdigt werde der ewigen Freude, Deinen göttlichen Sohn dereinſt zu ſchauen!"

Er ſegnete die Knieende, und verließ dann ſtill das Zimmer. Clara erhob ſich nicht, und betete noch lange eifrig fort.

Als ſie von Troſt durchdrungen aufſtand, und ſich zu ihrer gewöhnlichen Handarbeit ſetzte, lag ein kleiner Brief auf dem Tiſch. Eine unbekannte Schrift. Er war vom Grafen und enthielt nur wenige Zeilen. Er werde kommen, um ſie noch einmal zu ſehen, bevor er für ewig von ihr Abſchied nehme. Ihr Andenken werde fortleben in ſeinem Herzen. Dies ſchrieb er ihr, und die ziemlich alltäglichen Phraſen, die Männer von dem Schlage Pflug's wohl in tauſend ähnlichen Fällen ſchon abgenützt haben, machten auf Clara eine faſt unwiderſtehliche Wirkung. Sie ſtand da, und überlegte, wie ſie ſich benehmen, was ſie ihm ſagen ſollte. Nie wurde ihr Demuth ſchwerer, als die, welche ihr der fromme Kanonikus anempfohlen hatte.

Tief in Gedanken verloren, ſaß ſie am geöffneten Fenſter und ſah in den Garten, ohne es ſogleich zu bemerken, daß zwei Damen, die vor einer ſchattigen Laube ſaßen, nach ihr hinſchauten. Es war die alte Gräfin von Werthen, welche von dem prächtigen Morgen verlockt, mit der Baronin Froben ihr Boudoir verlaſſen hatte, um in freier Luft ein Stündchen zu verplaudern. Das Geſpräch drehete ſich um das ärgerliche Ereigniß im Hauſe: die Liebſchaft des Grafen Pflug und der Dirne, wie die Gräfin ſich ausdrückte. Die Lillich hatte alles belauſcht und hinterbracht. Das Maaß war voll; die Verlegenheit für eine Stiftsdame groß; das einzige Mittel, welches zu ergreifen ſich darbot, konnte ohne Spektakel nicht angewandt werden, und die böſe Wirkung des Aufſehens war nicht zu berechnen. Die Gräfin verwünſchte den Augenblick, da ihr Neffe die Perſon in's Haus gebracht, und zugleich ihr Mitleid, das ſie dabei verleitet hatte. Frau von Froben ſuchte ſie zu beruhigen. Man müſſe vor allem dahinter kommen, behauptete ſie, wie weit der Graf und das Mädchen mit einander ſeien, ob ein Antrag wirklich ſtattgefunden habe, und ob ſie ihn angenommen oder zurückgewieſen. Darnach würde das Verfahren zu bemeſſen ſein. Entweder ſchonend, oder ohne Rückſicht. Das Beſte, man examinire Clara in allem Ernſte. Wie ſie dieſelbe kenne, dürfe man auf ein offenes Geſtändniß zählen.

„Der Moment iſt günſtig,“ rief plötzlich die gewandte Baronin, die nichts ſehnlicher wünſchte, als die nähern Umſtände zum weitern Vertrieb zu erfahren. „Dort ſehe ich Clara in ihrem Zimmer, ſie blickt nach uns her. Ein Wink und ſie iſt da. Hier in der freien Natur ſpricht ſich die Sache leichter; es wirkt nicht ſo penibel, als zwiſchen Deinen ſchweren Gobelins. Auch giebt es hier keine Tapetenthüren, wo man belauſcht werden kann.“

Und ſie winkte Clara.

„Ah, pour l'amour de dieu!“ ſeufzte die Stiftsdame. Ich wollte von der Morgenluft mich ein wenig erfriſchen laſſen und nun dieſe fatale Geſchichte! Was machſt Du?"

Allein das Winken hatte Clara kaum bemerkt, als ſie ſich auch ſogleich auf den Weg machte und mit der Frage: „Was zu Befehl ſtehe?" vor die Damen trat.

Die alte Gräſin ſtand auf, ſtützte ſich auf ihre Badine, ging etwa fünf Schritte nach rechts, dann ebenſoviel nach links und blieb endlich vor einer Volière ſtehen, dem auf und ab Springen ihrer zierlichen Bewohner zuſehend. Sie wollte alles hören, aber der Unannehmlichkeit enthoben ſein, ſich unmittelbar in das Geſpräch zu miſchen.

„Iſt es wahr, was ich ſo eben höre? Mamſell Clara will den Dienſt der Gräſin von Werthen verlaſſen" — fing die Froben an.

„Ich?" ſagte Clara. „Ich habe niemals daran gedacht."

„Und doch hätten Sie daran denken ſollen. Ihre Angelegenheit iſt ernſter, als man vermuthen konnte. Mir ſcheint, daß Sie keine Zeit mehr zu verlieren haben."

Man konnte es der armen Clara anſehen, daß ſie Mühe hatte, an ſich zu halten. Der Augenblick war zu peinlich für Sie.

„Die Frau Gräſin fände nichts dagegen einzuwenden, wie ſie mir ſagte," fuhr die argliſtige Froben fort, indem ihr ſchönes Auge auf dem Mädchen ruhete, als ob es bis in die geheimſten Tiefen ſeines Herzens dringen wollte.

„Dieſe Zuvorkommenheit meiner gnädigen Herrſchaft iſt für mich betrübend und hat zugleich etwas Kränkendes, was ich durch keine Verſchuldung mir zugezogen habe.“

Clara führte bei dieſen Worten ihre Schürze vor die Augen.

„Mon dieu!“ ſagte die Froben. „Man muß nicht ſogleich die Dinge ſo tragiſch nehmen. Clara iſt jung und unerfahren. Sie glaubt, daß ein Mann, der ihr etwa geſagt hat, daß er dies oder jenes thun werde, auch immer ſein Wort hält. Je nun — das kommt ſpäter. Für jetzt iſt er zärtlich, empreſſirt, er iſt verliebt —“

„Ja,“ ſprach Clara, die ſich von der erſten Ueberraſchung des Verhörs nun erholt hatte. „Der Graf liebt mich —“

„Und das weiß man ſo beſtimmt?“

„Ja, er liebt mich und nehme ich ſeine Anträge an, ſo werde ich ſeine Gattin —“

„Das iſt ſehr zuverſichtlich geſprochen, mein ambitiöſes Clärchen —“

„Ich bin deſſen gewiß —“

„So?“

„Ich kann nach dem, was der Graf mit mir ſprach, was er mir ſchrieb, nichts anders glauben. Es kann kein Menſch auf Erden in ſolchem Grade falſch ſein —“

„Gott ſtärke Sie nicht in dieſem Glauben,“ ſagte die Froben mit malitiöſem Ton, der Clara zu der Antwort reizte:

„Und doch, wenn irgend eine Andere auftreten würde, um Zweifel an des Grafen Liebe in mir zu erregen —“ ſie ſtockte.

„Eh bien?“

„So würde ich ſagen, daß Sie ſich im Irrthum befinde —“

Die Froben lächelte und ſchüttelte den Kopf.

„Sie müßte gewiß bald zu dieſer Ueberzeugung gelangen,“ fuhr Clara mit zunehmender Wärme fort.

„Und dürfte man wohl fragen,“ ſagte die Froben, „welche Bürgſchaft Sie für Ihren Glauben haben?“

„Das Bewußtſein, daß ich einer ſolchen Liebe nicht unwürdig bin.“

„Aber bei dieſem Bewußtſein ſehe ich nicht wohl ein, warum Sie nicht zugreifen —“

„Zugreifen?“ —

„Nun ja. Eine Gräfin Pflug zu werden, iſt für ein Mädchen wie Sie, mein' ich, ein ungeheueres Glück —“

„Ich wundere mich, daß die Frau Baronin das glauben können —“

„Nun? Hat man noch höhere Ausſichten? Bewerben ſich vielleicht gar Prinzen um die ſchöne Hand des Stubenmädchens?“

„Auf Hohn bin ich nicht gefaßt,“ ſprach Clara, indem ſie allen Muth, alle Kraft, ihren ganzen würdevollen Ernſt zuſammenraffte. „Mit der vollen Ueberzeugung, daß ich jetzt von dem Grafen geliebt werde, kann ich nicht zugleich den feſten Glauben an die Dauer ſeiner Leidenſchaft verbinden. Ein Augenblick kann zerſtören, was ein Augenblick hervorrief. Der Graf kann in den

Fall kommen, das zu bereuen, was er gethan. Er kann es wie einen Fehltritt betrachten! Seine Liebe, die ich zu beſitzen jetzt ſo überzeugt bin, kann uns Beiden Unglück bereiten. Wenn der Graf über Stand und Rang hochherzig hinwegſieht und ein armes Mädchen zu ſeiner Gattin erhebt, wer könnte dafür ſtehen, daß ihm nicht durch irgend welchen gebieteriſchen Einfluß einmal die Augen geöffnet würden, und dann mit Entſetzen ſein Blick in die Kluft ſich verlöre, welche die Welt zwiſchen uns geöffnet, um uns für immer zu trennen?“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als hinter der Laube ein Mann hervortrat und Clara's Hand ergriff. Es war Graf Pflug. Die Gräfin ſetzte ſich ſchnell zur Froben, die unter einem zweiſchneidigen Lächeln ihre Verlegenheit zu verbergen verſtand.

„Beruhigen Sie ſich, Clara,“ ſagte der Graf. „Sie haben vollkommen Grund, an meiner wahren Liebe für Sie nicht zu zweifeln. Allein Sie dürfen ebenſo unbeſorgt darüber ſein, daß ich das, was ich thue, jemals bereuen könnte. Nichts kann und wird uns trennen. Ich ſtehe nicht an, die edle Wißbegierde dieſer Damen zu befriedigen, indem ich erkläre, daß ich Sie, geliebte Clara, zu meiner Gattin erwählt habe.“

Wer könnte ſchildern, was Clara bei dieſen Worten empfand? Hoffnung, Freude, Befürchtungen erfüllten ſie zugleich. Sie ſagte:

„Es iſt zu viel! Beträfe dieſe Wendung meines Schickſals nur mich allein, ſo würde ich ſchweigen, aber Sie könnten ſich unglücklich machen — und ich müßte dann verzweifeln, denn keine Buße wäre groß genug, meine Einwilligung zu ſühnen." —

„Faſſen Sie ſich!" ſprach Pflug mit ſanfter Stimme, „was ich jetzt hier noch abzumachen habe, betrifft ihr bisheriges Verhältniß zu meiner lieben Tante, und das iſt für dieſe allein."

Clara ging langſam, mit geſenktem Haupte, dem Hauſe zu. Der Graf blickte ihr nach, und hörte nicht, daß die Tante ihm mit kurzen Worten ſein Lauſchen hinter den Büſchen vorwarf. Die Pauſe füllte die Froben, nach ihrer Gewohnheit, aus.

„So ein Bischen Zorn macht doch recht hübſch. Wie ſie roth wurde; wie ihr Auge blitzte, wenn es nach ihrem Amadis ſah! Aber etwas Beſcheidenheit könnte ihr nicht ſchaden. Nehmen Sie meine vorläufige Gratulation, Graf! Die Vermählung wird uns ja wohl beſonders angezeigt werden."

Sie küßte die Gräfin, nahm Shawl und Marquiſe, und ging, um nach allen Richtungen hin, die ihre Füße nicht erreichen konnten, das Ereigniß zu telegraphiren.

Nach einer kurzen Unterredung mit der Gräfin, die ſich auf das Nächſte bezog, was nach dem Vorgefallenen unvermeidlich war, und nur die Entfernung aus dem Hauſe betraf, trat Pflug in Clara's Zimmer.

„Ich habe Alles gehört und verſtanden," ſagte er. Auch das, was Du nicht ausſpracheſt, wurde mir verſtändlich. Ich fühlte jeden Pulsſchlag Deines Herzens. Keinem fremden Auge erſcheinſt Du ſo wie mir, der Dich allein, Deinem ganzen Werthe nach, zu ſchätzen weiß." —

Sie weinte und ſagte leis: „Wie gut ſind Sie!“

„Und nun frage ich Dich, freimüthig und im Ernſte, wie Du es bald am Altare wiederholen wirſt, wann der Prieſter Dich fragt: willſt Du meine Frau werden?“

Sie mußte ſich ſetzen und ſprach dann:

„Ich will darauf antworten, mit demſelben Freimuth und Ernſt. Hören Sie mich ruhig an. Ich ſchwöre, daß ich in meiner Todesſtunde nicht anders ſprechen werde, als jetzt. Ich theilte ſeit lange ſchon das Gefühl, das Sie für mich äußern, und bekämpfte nur mit Mühe die Wünſche, die ſich daran knüpften, und die mein Verſtand widerlegte. Ich hegte — ich will offen ſein, denn ich darf nichts verſchweigen — ich hegte einſt eine Jugenderinnerung, die in mir ein ähnliches Gefühl für einen andern zurückrief; aber der andere iſt nicht mehr erſchienen, und mir nun für ewig entrückt. Sie ſind alſo der erſte und letzte, dem ich mein Herz gänzlich weihe. Ich baue dabei zuverſichtlich auch auf Ihre Beſtändigkeit. Würde uns unſere Liebe in's Unglück ſtürzen, ſo bedenken Sie, daß Ihre Verantwortung die größere wäre. Sie hätten zuerſt gefehlt, daß Sie mich bethörten; dann ich, daß ich Ihnen Gehör gegeben. Ihre reifere Klugheit, Ihre Erfahrung hätte Ihnen ſagen müſſen, was möglich, was unmöglich ſei. Ein Mädchen, wie ich, kann das nicht unterſcheiden. Ihm bleibt keine Wahl, wenn es auf einer Seite ſich als die Gattin eines edeln Mannes erblickt; auf der andern, als eine Magd, allen ſchlimmen Launen dienend, den härteſten Schlägen des Schickſals ausgeſtellt, ihr Leben einſam verkümmernd, gleich einer Verbrecherin in gezwungener Haſt. Ihrem Stande nach hätten Sie mich nicht bemerken ſollen; Ihr Benehmen gegen mich hätte kalt und ſtreng ſein müſſen. Sie thaten davon das Gegentheil So zogen Sie mich an, und Sie hätten eine Sünde begangen, liebten Sie mich nicht wahrhaftig. Gut, Sie betheuern es; Sie beſiegeln es mit einem Heirathsantrag. Und ich glaube Ihnen. Ich kann nicht Nein ſagen; aber wenn ich Ihre Frau werde, ſo will ich glücklich mit Ihnen ſein. Verſtehen Sie mich wohl. Mit Ihnen — wir Beide — glücklich. Darum bedenken Sie alles; erlegen Sie ſich eine Friſt auf. Bleiben Sie feſt in Ihrem Entſchluſſe, ſo ſuchen Sie mich wieder auf; beſinnen Sie ſich anders, ſo vergeſſen Sie mich, wie man einen plötzlich auftauchenden Einfall vergißt, und —“

Sie biß die Zähne zuſammen, um ihre Thränen zu unterdrücken —

„Und? Rede weiter —“

„Und ich werde auch zu vergeſſen ſuchen. Ich ſterbe darüber nicht —“

Der Graf konnte ſich nicht länger halten. Er nahm Clara's Kopf mit beiden Händen, und küßte ihr die Thränen von den Augen. Das Mädchen verſuchte ſich loszuwinden, ſie wollte den Ungeſtümen ſchelten, aber ſie lachte und weinte zugleich, und hatte keine Kraft ihm zu wehren. Er ließ ſie los und ſagte:

„Auf baldiges Wiederſehen, liebe Clara!“

„Recht bald!“ ſagte ſie, es ſollte heiter klingen, aber es klang trüb.

Er ging zur Thüre, kehrte aber ſogleich wieder um.

„Die Hauptſache hätte ich bald vergeſſen. Ich habe alles mit der Tante beſprochen. Noch heute verlaſſe das Haus; packe Deine Sachen, ich werde ſie holen laſſen. Aber Du mußt einſtweilen wo untergebracht werden. Das macht mir Sorge."

„Ach, nach Marienſtein zum Pfarrer, der nimmt mich gern auf, und von ihm wünſcht' ich auch getraut zu werden."

„Aus dem Pfarrhäuschen will ich meine Braut zum Altare führen. Vortrefflich! Marienſtein iſt auch mir werth. Ich habe dort als Kind, bei meinem Vetter, heitere Tage verlebt. Du, Clärchen, warſt wohl nicht geboren. Ich ſchicke ſogleich die Meldung hinaus zum Pfarrer —"

„Der wird ſich wundern —"

„Und freuen, wie wir uns freuen." —

Sie begann jetzt ihre Schubladen zu öffnen, und rüſtig darin zu kramen.

„Jetzt muß ich Sie leider verabſchieden," ſagte ſie.

„Das begreif' ich. Aber höre, nun mußt Du mich auch Du nennen —"

„Du?"

„Ei, das verſteht ſich —"

„Freilich wohl. Ich will mich daran zu gewöhnen ſuchen."

„Gleich jetzt. Sag' mir etwas Lieb's!"

Sie erröthete und ſtotterte:

„Iſt Dir denn auch ſo zu Muthe, mein Adalbert? Ich möchte zugleich weinen, ſingen, lachen —"

„Du frommes Clärchen! So war's recht. Singen kann ich nicht ſchön genug, zum Weinen hab' ich noch weniger Anlage, weil mir die Gelegenheit zur Uebung abging, doch lachen kann ich vor lauter Herzensfreudigkeit! Aber auch Du ſollſt nur lachen. Das Weinen wirſt Du Dir abgewöhnen, und das Singen ſo lang laſſen, bis Du —"

„Warum ſchweigſt Du ſo auf einmal?"

„Bis Du Dein erſtes Kindlein in Schlaf ſingſt —"

Damit war er zur Thür hinaus. Sie packte ihren Koffer. Die Stiftsdame konnte ſie nicht mehr ſprechen; ſie ließ ihr durch Caſimir Glück wünſchen. Der Wagen kam gegen Abend, der Clara nach Marienſtein führte. Sie fand dort den Grafen und ihren Vater Wendelin Ulrich, der es ſich nicht nehmen ließ, trotz ihres Widerſtrebens, ihr wiederholt die Hände zu küſſen. Agnes hatte ihm für die Schweſter Gruß und Glückwunſch aufgetragen.

12.

Ein paar Wochen lebte Clara im Pfarrhaus. Alles war dort in gewohnter Weiſe. Der hochwürdige Pfarrherr, die rührige Urſula! — Wie ging der Braut des Grafen Adalbert von Pflug das Herz auf, wann ſie das ſtille, einförmige Walten der lieben Menſchen wieder hier betrachtete, und dann ihres eigenen bewegten

Lebens gedachte, daß ſie jetzt vor eine geheimnißvolle Pforte geführt, die noch ein ernſter Vorhang deckte, und ſie nur ahnen ließ, was ſich dahinter verbarg. Eine Bangigkeit ſchlich ſich deßhalb durch ihre Gedanken und hinderte ſie, ſich dem Vollgenuſſe des Glücks zu überlaſſen. Aeußere Eindrücke traten hinzu, dieſes Gefühl zu nähren.

Das ſauſende Leben in der Fabrik war verſtummt, dieſe ſelbſt lag in Trümmern und erinnerte an die unſeligſte Nacht ihres Lebens; auf dem Schloſſe war es ebenſo ſtill geworden, denn der alte Herr Graf war geſtorben, und Graf Oscar, ſein alleiniger Erbe und Majoratsherr, lebte in der Stadt. Auch die alten Heinzmanns, Mann und Frau, waren todt, und der blauäugige Peter wirthſchaftete jetzt in dem kleinen Häuschen, wo auch ſie einſt mit ihrem Vater kurze Zeit gewohnt; er war verheirathet und hatte einen Buben, der ſchreiend zu ſeiner Mutter lief, als die fremde Frau ihn bei der Hand nehmen wollte, und die Mutter bot verlegen einen guten Tag, weil auch ſie Clara nicht kannte, und rief ihren Mann, dem es faſt ebenſo ging wie ihr, bis Clara ſein Gedächtniß zu Hilfe rief, und er nun zwar wußte, wer vor ihm ſtand, aber deßungeachtet in ſeiner bäueriſchen Kälte verharrte. Wann das, was ſie noch fand, obſchon verändert, ihr Gemüth ſo tief, verletzte; wie erſt das, was ganz und gar verſchwunden war! Ihr Häuschen, wo ſie an der Seite ihrer frommen Mutter, ihre arme, glückliche Kindheit verlebt hatte; das heilige Muttergottesbild! Das war eine ſehr wehmüthige Erinnerung.

In dieſer Stimmung fiel ihr die alte Sage ein, die noch im Volke lebte, von dem braven Bräutlein, das in den Garten gegangen war, um ſich Blumen zum Hochzeitskranz zu pflücken, und ihn zu der bevorſtehenden Trauung aufzuſetzen. Und wie ihm da ein fremder Mann erſchien, der ſich für einen Gärtner ausgab, und der Braut viel ſchönere Blumen verſprach, wenn ſie mit ihm gehen wolle. Sie that es, und der fremde Gärtner hielt Wort; die Blumen, die er ihr ſchenkte, waren alle wunderſchön. Als ſie aber wieder in ihren Ort zurück gekommen war, da waren ſchon lange Jahre vergangen, und nur wenige alte Leute lebten noch, die ſie kannten. Ihr Haus und Garten waren verſchwunden, ihre Eltern und ihr Bräutigam waren längſt geſtorben, und ſie hatte doch geglaubt nur wenige Stunden fort geweſen zu ſein. Die Leute glaubten, der fremde Gärtner ſei der Herr ſelbſt geweſen. Er habe die Braut der ihr bevorſtehenden Ehe entrücken wollen, die ſie in ſchweres Unglück geſtürzt hätte, wie es ſich an dem Bräutigam ſpäter gezeigt hatte.

Die Veränderung, die ihr in Marienſtein überall begegnete, führte ſie auf die Sage, und wenn gleich das wild hereinbrechende Unglück ſie einſt fortgetrieben hatte, ſo erblickte ihr frommes Gemüth dennoch auch darin die leitende Hand des himmliſchen Gärtners. Und ſie konnte ſich nicht enthalten daran zu denken, daß er auch ihr einmal erſcheinen würde, zum Schutze, wann ſie von einer ernſten Gefahr wirklich bedrohet würde.

Der Pfarrer ſchalt ſie, das ſeien frevelhafte Gedanken. Die Sage ſei heidniſch, nicht chriſtlich, ſo ſchön ſie ſich auch anhöre. Den Herrn dürfe man zu jeder Stunde erwarten, denn er ſei uns immer nahe, wenn wir nach ihm begehren. Sie ſolle den Bräutigam, den ihr Gott geſandt, mit Vertrauen empfangen, und dafür Sorge tragen, daß ſie vorbereitet, mit Himmelsblumen der Seele geſchmückt, ihm erſt zum Altar und dann in den Eheſtand folge. —

Der Tag der Vermählung kam heran. Am Vorabende war das Brautkleid aus der Stadt angelangt. Es war von einfach weißer Seide, ein langer koſtbarer Spitzenſchleier, ein Myrtenkranz mit duftenden Orangenblüthen verſchlungen, und ein Halsſchmuck von großen Perlen. Als am nächſten Morgen Graf Adalbert von Pflug erſchien, trat ihm Clara geſchmückt, gleich einer Prinzeſſin anzuſehen, aber ernſt und bleich entgegen. Ihre ſchlanke, hohe Geſtalt, das ausdrucksvolle blaue Auge, das reiche, hellgefärbte, ſchillernde Haar, gaben ihrer Erſcheinung etwas ungemein „Diſtinguirtes", wie die vornehmen Kenner ſich wohl ausgedrückt haben würden.

Mit naiver Unbefangenheit machte ſie Pflug einen leiſen Vorwurf darüber, daß er ſie ſo überaus ſchön geſchmückt. Zu der ländlichen Trauung hätte es wohl genügt, wenn ſie einfacher gekleidet wäre. Allein ſie begreife, daß er ſie als ſeine Gattin, an ſeiner Seite, vornehm ſehen wolle, und ſie werde ſeine Wünſche ſtets als Befehle betrachten, die ſie befolgen müſſe. Nur um Eines bat ſie ihn, ihr zu erlauben, alles was ſie bei ihrer Trauung angelegt habe, einem frommen Zwecke zu weihen. Der Graf bewilligte das gern, und ſchien darüber erfreut.

„Du triffſt es ja bis zum Pünktchen auf dem J!“ rief er aus. „Das iſt ſo Sitte in den alten Familien, das Brautkleid der Kirche zu opfern. Das iſt ein ſchöner Gebrauch. Nur die Perlen kann ich Dir nicht bewilligen, die gehören zum Familienſchmuck. Sie ſind freilich das Koſtbarſte am Ganzen, aber ich will gerne die Summe, die ſie werth ſind, zu Deiner Gabe fügen, damit Dein frommer Zweck erfüllt werde.“

Das Brautpaar ging in die Kirche, die dicht gedrängt voll war. Das war eine Neugier, ein Zuſammenſtecken der Köpfe, ein Vorbeugen, ein Verrenken des Halſes, um die ſchöne Braut aus Marienſtein, und den vornehmen Bräutigam recht genau zu betrachten. Zur rechten ſtillen Andacht konnte es dabei nicht kommen; die Köpfe waren zu voll von andern Dingen, und die Seelen vermochten ſich nicht zu erbauen. Der ſchlichte Dorfpfarrer hatte das wohl in ſeiner Einfalt vorhergeſehen, und der heilige Geiſt ihm Worte eingegeben, die der ſeltenen Gelegenheit vollkommen entſprachen.

„Ich habe in meinem langen Leben nur die Armen und Geringen gekannt,“ ſo lautete ungefähr das, was er ſagte; „aber ich habe den göttlichen Segen und Frieden auch in den Hütten angetroffen. Arbeit der Hände förderte die Ruhe der Seelen; das war alles, was den Leuten beſchieden ward. Hatten ſie Sorgen und Kummer, ſo hoben ſie den Blick zu Gott empor, der ja auch auf die Armen und Niedern herabſieht, und ihnen Hilfe ſendet.

Damit waren ſie zufrieden und begehrten nichts von dem, was der Nächſte etwa im beſſern und höhern Maaße beſaß. Ich kannte viele Arme, die ich auf ihrem Sterbelager beſuchte; aber nicht einen hörte ich in ſeiner letzten Stunde über die Nöthen ſeines dahingeſchwundenen Lebens ſich beklagen. Alle aber dankten Gott für die Beweiſe ſeiner großen Vatergüte, die ihnen auf Erden zu Theil geworden war.

„Wer einmal arm geweſen iſt und dann zu Reichthum gelangt, ſoll darnach ſtreben ſich dieſe Frömmigkeit, Einfalt und Unſchuld zu bewahren. Er denke ſich einen Baum, der einſt auf der ſchlichten grünen Waide wurzelte, und ſeines ſchönen Laubes wegen in den fürſtlichen Garten verpflanzt wurde. Er bleibt deshalb doch immer nur das, was er war: ein Baum, der in der Erde wurzelt und vom himmliſchen Thau getränkt wird. So ſollte auch das Dorfkind, das ſich plötzlich erhoben ſieht, es niemals vergeſſen, was es einſt geweſen und was es noch iſt. Alle guten Eigenſchaften, mit denen der liebe Gott es geſchmückt, wende es nur zu wahrem Nutz und Frommen der Nebenmenſchen an. Der Hochmuth bleibe ihm fern und der ſtolze Wahn, daß es jetzt etwas Beſſeres geworden ſei, daß die Einfältigen und Armen nunmehr unter ihm ſtehen und nur da ſeien, damit der Reiche ſie beherrſche und ſie für ſeine Zwecke gar mißbrauche. Der Stolze, der ſo etwas verlangte, würde von Gott verworfen werden; denn der Herr im Himmel liebt mit doppelter Liebe alle Gedrückten und ſchuldlos Niedergebeugten, und hilft ihnen gewiß in ſeiner unbegränzten Allmacht. Darum ſtrebe auch der vornehm Geborene, der des Armen ſchweres Mühſal nie kannte, dem Niedrigſten in der Demuth es ſtets zuvor zu thun. Wer ſich erniedrigt, wird erhöhet werden, heißt es in der Schrift. Auch die heiligen Apoſtel, die unſern Herrn ſtets begleiten durften, waren arme Arbeiter. Nach ihnen ſind noch Viele zu nennen. Der heilige Theodot war nur ein Schenkwirth auf dem Lande, und wurde doch durch ein glorreiches Marterthum von Gott verherrlicht; die heilige Zita diente aber als eine Magd bei einem ſchlichten Bürgersmann. Die Kirche wählte nicht ihre herrlichſten Zierden aus dem Stande der Reichen und Vornehmen, denen eben ihre Schätze und ihre Macht ſo leicht den Weg zum Himmel verſperren können. So ermahne ich Dich, mein chriſtlicher Bräutigam, den demüthigen Sinn, der Dich Deine Braut aus niederem Stande erwählen ließ, beſtändig in Treue zu bewahren. Der heilige Adalbertus, Dein heiliger Schutzpatron, gleich Dir einem hochadeligen Geſchlechte entſproſſen, entſagte freiwillig allen angeſtammten Ehren, ſchenkte all ſein Gut und Einkommen den Armen, ging als Ordensbruder unter die Heiden, um ihnen den wahren Glauben zu verkünden, und ließ ſein Leben bei dieſer frommen Arbeit als Märtyrer.

„Du aber, meine chriſtliche Braut, biſt unter den beſonderen Schutz der heiligen Jungfrau Clara geſtellt, deren Reinheit und Stärke nur von ihrer demüthigen Entſagung noch überſtrahlt wird. Möchtet Ihr Beide dieſer Eurer Schutzheiligen doch nie vergeſſen, ihren hohen himmliſchen Tugenden, ſo weit es Euch vergönnt iſt, nachſtreben, und ihren beſonderen Schutz in Eurem Leben nie leichtſinnig verſcherzen!"

Dieſe Anſprache des alten Pfarrers, in der armen Dorfkirche zu Marienſtein, war freilich kein Muſter der Beredtſamkeit zu nennen. Ihre Einfalt würde ſich gewiß ſeltſam genug ausnehmen, könnte man ſie mit einer kunſtvollen Rede vergleichen, die bei ähnlicher Gelegenheit ein hochſtudirter Pfarrer in der Reſidenzſtadt gehalten haben würde. Allein ſie wirkte gewiß nicht minder, denn ſie war erfüllt von chriſtlichem Geiſte.

In der Kirche hatten ſich einige Standesgenoſſen des Bräutigams ganz incognito als Zuſchauer eingeſtellt. Dieſe fanden des Pfarrers Worte gut genug für Einen der Ihrigen, der ſich ſo weit hatte vergeſſen können, ſich — nach ihrem Ausdruck — zu encanailliren. Aber die Landleute waren wahrhaft erbaut.

Der gräfliche Bräutigam blickte bewegt zu Boden. Es wurde ihm von den böſen Zungen ſo ausgelegt, als hätte der Moment die Scham in ihm erweckt. Nach ihrer Meinung eine ſehr natürliche Regung. Die Braut vergoß heiße Thränen. Sie mochte wohl vor ihrer, in himmliſcher Glorie im Innern ſchwebenden Schutzheiligen das fromme Gelübde ablegen, ſtets rein und edel zu ſein, um durch Tugend den Adel zu verdienen, den das Glück ihr, der noch ſo Unwürdigen, ertheilt habe. So wollte ſie auch die übrigen Gaben des Reichthums empfangen und ſtets den beſten Gebrauch davon machen.

Ihre Demuth ließ es ſie überſehen, daß Alles, was ſie empfing, größern Werth hatte, als wäre es von ihr durch Arbeit erſtrebt und erworben worden. Es war ja ein unmittelbares Geſchenk des Himmels!

Die Gemeinde, von ihrem Prieſter dazu aufgefordert, beſchloß mit einem Gebet für die Neuvermählten die kirchliche Feier. Im Pfarrhaus kleidete ſich Clara um. Das bräutliche Gewand, und eine von dem Grafen hinzugefügte Summe wurden dem Pfarrer zurückgelaſſen, und dann ging's fort, im bequemen Reiſewagen mit dem Familienwappen geziert, und von einem Viergeſpann feuriger Roſſe gezogen, nach dem Stammſchloß Pflug im Gebirge. —

Ueber ſteile Höhen und an tiefen Abgründen vorüber führte die nicht wohl unterhaltene Straße. Oft mußte ausgeſtiegen werden, weil das Hin- und Herwerfen des Wagens nicht mehr zu ertragen war. Die jungen Eheleute lachten über die Beſchwerlichkeiten, die ſchon beim Beginn ihrer gemeinſchaftlichen Lebensreiſe zu überwinden waren. Clara ſchritt nicht nur muthig an der Seite ihres Gatten, ſondern wenn ſie — um den Weg zu kürzen — über einen Felſen ſeitwärts emporklommen, war ſie die erſte oben, und reichte dem Grafen die Hand, um ihm zu helfen. Er ſelbſt war wohl ein tüchtiger Bergſteiger, auf Gems- und Antilopenjagden erprobt, aber er ließ dem jungen Weibe gern die Gelegenheit, um ſich an ihrem neckenden Muthwillen zu ergötzen. —

Es liegt nahe, warum er das alte Stammſchloß als Ziel der Hochzeitsreiſe erwählt hatte. Er war ſeit ſeiner Kindheit nicht dort geweſen, und auch damals nur dann und wann, und auf kurze Zeit, weil ſein Vater als Geſandter an verſchiedenen großen Höfen lebte. Nur der Auerhahn im Frühjahr, die Gemſe im Spätherbſt, luden — wenn es ſein konnte — den alten Herrn zu kurzem Beſuche ein. Graf Adalbert glaubte nun, daß eine ſtrenge Abgeſchiedenheit von der Welt für ſeine Flitterwochen geeignet wäre; er meinte auch wohl, die Gewohnheit könnte am Ende für längere Zeit den Aufenthalt nicht unangenehm erſcheinen laſſen. Es käme auf die Probe an. Es ließ ſich ein Kreis von Geſellſchaftern dahinziehen, ſobald die Einſamkeit zu drückend würde. Jagd, Fiſchfang, Beides im großen Styl, Billard, Karten, Lectüre, gute Tafel, und noch dazu eine junge, ſchöne, mit wunderlieblicher Stimme begabte Schloßfrau; das iſt ſchon anlockend für ſolche, die zwiſchen Soireen und Bäderbeſuch, und zwiſchen dieſem und dem Winterquartier, die Frühlings- und Herbſttage über, nichts anders wiſſen, als gelangweilt zu flaniren, und die Sommer- und Wintermoden im Voraus an den Schaufenſtern zu ſtudiren.

Für Clara, ſo wie für ihn, ſollte aber dieſer Aufenthalt als Vorſtudium gelten. Er hielt es, als erfahrener Weltmann, für gewagt, ſie alſogleich in die Kreiſe einzuführen, denen ſie nunmehr angehörte. Sie waren ihr zwar nicht mehr gänzlich fremd; allein das Verhältniß war ein anderes geworden. Einem Drama zuzuſehen, und eine Rolle darin zu ſpielen, iſt zweierlei. Erſt in der Einſamkeit, im alleinigen Umgang mit ihm, der den liebevollen Mentor machen wollte, dann Schritt vor

Schritt weiter gehend, im Verkehr mit andern; von den Unbedeutenden zu den Größen übergehend; von den kleinen zu den zahlreichern Geſellſchaften; von dem ganz Zwangloſen zu dem gebieteriſchen Maaß hochgräflicher Etikette. So wollte er ihre geſellſchaftliche Bildung vollenden. Ein Mann, der wie er, dieſen Schritt gewagt, mußte der Welt beweiſen, daß er wohl gewußt, was er gethan, und wollte und durfte daher nicht einmal in den Fall kommen, vor ſeinen Standesgenoſſen darüber zu erröthen.

Aber auch er bedurfte ſelbſt eines beſondern Studiums. Die guten Eigenſchaften, die er an Clara wahrgenommen, ihre körperliche Schönheit, ihr geſundes Herz, ihr kräftiger Geiſt, konnten ſeine Scrupel zwar beſeitigen, und er hatte ſie zur Gattin gewählt, um der ariſtocratiſchen Geſellſchaft, welcher er par droit de naissance, denn doch ganz und gar angehörte, ſeinen Handſchuh hinzuwerfen. An ſeine reiche Hand hatten viele Mütter, viele Töchter ihre ſtillen Wünſche geknüpft. Seine Laune, die ſie bald Bekehrung, bald Spleen, und noch viel ſchlimmer benannten, hatten ſie nun alle in verſteckte Feinde umgewandelt. Der Erziehungsplan Clara's wurde dadurch zu einer doppelten Wichtigkeit für ihn erhoben. Sollte er glücken, ſo mußte der Graf den Charakter ſeiner Gattin auf das genaueſte erſt ergründet haben.

Sie war in allen Stücken tugendhaft, das wußte er. „Sie iſt die Tugend ſelbſt,“ das ſagte er ſich oft. Aber ſie beſaß auch, das verhehlte er ſich nicht, gewiſſe Fehler — Fehler für die feine Geſellſchaftsſphäre — die eigentlich Lichtſeiten waren, weil ſie eben nur aus ihrer vollkommenen Tugend entſprangen. Ohne es zu wiſſen neigte ſie zur Ironie hin; ſie konnte den Ton des Spottes, der Verachtung nicht mäßigen, für alles was nicht rein, was nicht wahr, was nicht ganz durchſichtig ſich ihr darſtellte. Das wurde ihr, als ſie noch diente, vielfach für Inſolenz ausgelegt. Sie wäre im Stande geweſen, in jeder Lebensſtellung, im Vertrauen auf ihr Bewußtſein, allen Gefahren ungebeugten Hauptes Trotz zu bieten. Das war aber nur das Bewußtſein ihres Vertrauens auf Gott, das unerſchütterlich in ihr lebte und webte. Allem Unreinen mußte ſie ausweichen, ohne alle Rückſicht auf die Perſon, die es betraf, wie ein Menſch ſich wohl hütet, in den Schmutz zu treten. Was ſie nicht empfand und dachte, hätte ſie um nichts in der Welt ſagen können. Ohne daß dieſe Eigenſchaften gemildert würden, mußte die Gräfin Clara von Pflug aber für jeden Salon zur Unmöglichkeit werden. Die Damen hätten ſie in den Tod gehaßt, und die Herren ſie wie den Tod gefürchtet.

Der Graf, der durch ſorgfältige Beobachtung ſich in den Stand ſetzen wollte, zur Beſeitigung dieſer Uebel zu gelangen, mußte ſich zugleich geſtehen, daß Clara die ſchönſten Anlagen zur großen Dame hatte und bei richtigem Erkennen der Verhältniſſe ihre Stelle vollſtändig ausfüllen würde. Ihr natürlicher Anſtand war majeſtätiſch und freundlich zugleich, ſie flößte Zutrauen und Achtung ein. Einfach und demüthig durfte ſie bleiben, daran wollte der Graf nichts ändern. Das verträgt ſich gut mit einer vornehmen Dame. Er wollte ſeine Gattin mit Liebe und Glück umgeben, damit nichts ihren Geiſt trübe, ihr Herz verwunde. Sie ſollte ſeine Königin ſein und er ihr zeitlebens unterwürfig bleiben; ſo nahm er ſich's vor.

„Sie liebt mich mit einer an Verehrung gränzenden Leidenſchaft; ſie wird dereinſt eine zärtliche Mutter ihren Kindern ſein, ſie wird den Armen ihre hilfreiche Hand bieten, ſie wird aber auch in ihrer Demuth als Chriſtin das Geheimniß ihres Schickſals richtig begreifen, und die Opfer bringen, die es ihr auferlegt. Indem ſie mein Weib wurde, hat ſie auch Pflichten übernommen, von denen vor dem Altar nicht die Rede ſein konnte. Die Gattin des Grafen Pflug darf ihrem Gemahle keine Schande machen.“

Alſo überlegend war der Graf darauf gerathen, das alte Stammſchloß zu ſeinem Aufenthalt auf unbeſtimmte Zeit zu erwählen. Nicht nur über die Flitterwochen, ſondern vielleicht für eine länger geſtreckte Lehrzeit.

Sie waren hoch oben im Gebirge, als die Nachmittagsſonne ihre letzten Strahlen über die kahlen Felsgipfel ergoß und ſie in Purpur hüllte. Sie lösten ſich ſcharf ab von einem leuchtenden Horizonte, den dünne Wölkchen mit Goldſäumen beſäeten. In der Nähe lagen grünlich graue niedere Kuppen, hie und da mit Nadelgebüſch beſetzt, zwiſchen welchen ſich breite Alpenteppiche in den üppigen Farben des Berggraſes und der Blumen dahinzogen, aus denen der würzigſte Duft ſich weithin ergoß. Dort ruheten wiederkäuende Rinder in freier Behaglichkeit und ſahen mit großen Augen wie träumeriſch auf die von den Pferden langſam heraufgezogene Reiſekaleſche, die ſie nicht im geringſten ſtörte. Nur ein paar alte Kühe traten langſam heran, als wollten ſie ſich die Reiſenden beſehen, ließen kopfſchüttelnd ihr harmoniſches Geläute erſchallen und brummten dazu ein langgedehntes dumpfes Muh! — wie zu einem Gruße.

Jetzt waren die Reiſenden bis an den Rand des Hochplateaus gelangt, von welchem ſich der Weg jäh zur Tiefe hinabſenkte. Man konnte nur ſchwindelnd da hinunterſchauen; aber man mußte es dennoch, ſo reizend war der Anblick. Ein großer See breitete ſich unten aus, deſſen blauer Spiegel bereits von den ihn umgebenden Felſen eine dunklere Färbung empfing, die dort, wo ſich die Wellen in das Geklüfte drängten, in nächtliche Tinten verſchwamm. Auf einem dieſer Häupter leuchtete etwas Weißes herauf, wie eins mit dem Geſtein, aus dem es ſich zwar hervorhob, aber ebenſo regellos zackig und verwittert erſchien, wie der Fels ſelbſt. Es klammerte ſich gleichſam an demſelben feſt, verfolgte ſeine Conture, gab ſeinen eigenſinnigſten Windungen nach, um ſich nur zu behaupten und als ob es fürchtete, ohne ſolche Stütze unwiederbringlich in den Abgrund zu ſtürzen.

Das Bild hatte Clara ſeltſam ergriffen, aber ſie wagte keine Frage und blickte auf ihren Gatten.

„Das iſt unſer Stammſchloß Pflug im Gebirge,“ ſagte dieſer, den ſtummen Blick verſtehend, da auch ihn ein ähnliches Gefühl in jenem Augenblick bewegte, als das ſeinem Gedächtniſſe faſt entſchwundene Bild ſo plötzlich wieder vor ihm ſich darſtellte.

Wäre der Graf wirklich, wie er ſich einbildete, ein feiner Menſchenkenner geweſen, er würde ſchwerlich dieſen Aufenthalt gewählt haben, um ſich aus dem betäubenden Lärm der großen Welt zurückzuziehen und die verlorene Spannkraft wieder zu gewinnen, ſeinen ſonderbaren Erziehungsplan durchzuführen. Das uralte Bergſchloß, von Felſen dicht umringt, das nur nach der Seite des Sees eine Ausſicht bot, ſchien eher dazu geſchaffen, einen melancholiſchen Einſiedler noch menſchenſcheuer zu machen, als einen ſanften, erquickenden Uebergang von dem Rauſche der Zerſtreuungen zu den einfachen Reizen der Natur zu bilden. Die ſchroffen Klippen, oben mit einem undurchdringlichen Dickicht bewachſen, dienten nur Raubvögeln zur Wohnung. Keine andere Straße führte wieder aus dieſer Wildniß, als die, auf welcher man gekommen war. Zwiſchen dunkeln Gründen und Schluchten zog ſie ſich hin. Die Sonne beleuchtete dieſe Einſamkeit einige Stunden weniger, als die übrige Welt und mit der längern Finſterniß herrſchte hier auch ein längerer Winter. Wer ähnliches, etwa den Montſerrat geſehen, kann ſich von der Lage des Schloſſes, die hyperromantiſch war, eine hinreichende Vorſtellung machen.

Als es nun bergab ging, ſaßen die beiden Neuvermählten ſtumm neben einander. Sie waren nicht mehr geneigt auszuſteigen, um den Weg ſich abzukürzen. Ermüdet hielten ſie im Wagen aus, der mit zwei Hemmſchuhen verſehen, auf der ſchlechten Straße ſtolperte und holperte.

Graf Adalbert war in einer mächtigen Spannung, als er ſo vielen Erinnerungszeugen ſeiner Jugend begegnete. Unter jener ſchwermüthigen Fichte hatte er einſt träumend geſeſſen; jenem wilden Waſſerſturze war er oft mit erregten Sinnen in die unermeßlich ſcheinende Tiefe nachgefolgt; dort hatte er in bangen Nächten dem Geſchrei der Eulen und Fledermäuſe zugehört, die ihn wie ihren Burgherrn gar unheimlich zu begrüßen ſchienen; hier hatte er mit kindiſcher Luſt dem Sauſen des Herbſtwindes gehorcht, der die alten Tannen und Lärchen krachend zuſammenbeugte. Alle dieſe Erinnerungen kamen mit einem Male über ihn, und ihn erfüllte ein Gefühl des Verlaſſenſeins, deſſen Eindruck er auch für Clara fürchtete.

Mit Gewalt wollte er ſich dieſen Gedanken entreißen. Er bereuete es faſt — was ihm ſelten widerfuhr — nicht einem einzigen ſeiner Freunde — und wäre es Schluckmann geweſen — etwas von ſeinem Vorhaben mitgetheilt zu haben. An dieſe Betrachtung reihete ſich eine andere, ob er nicht beſſer daran gethan, ein Paar Geſellſchafter für die erſte Zeit mitzunehmen? Hierauf wandte er ſich wieder der Gegenwart zu, wie ſie nun eben war, und an der ſich vorläufig nichts ändern ließ. Er mußte auf die liebe, zärtliche, theilnehmende Seele blicken, die ihm in die Einöde gefolgt war, und in ihrer ganzen holden Liebenswürdigkeit an ſeiner Seite ſaß. Des Grafen Herz ſchlug ſtärker; ſo natürlich gefühlvoll war es ſchon lange nicht bewegt worden. Er dachte ſich ein Schiffbrüchiger auf einer wüſten Inſel zu ſein, der plötzlich die Entdeckung macht, ein ihm verwandtes Weſen ſei ihm nahe.

Der letzte Abhang war jetzt überwunden, dann ging's jäh bergauf; die erhellten Fenſter ſtrahlten bald näher und recht gaſtlich durch die Bäume des Burghofes. Adalbert ergriff die Hand ſeiner Gattin und ſagte lächelnd: „Da ſind wir in unſerm Reich!“

Da fühlte er ſich von zwei weichen Armen umſchlungen und den Hauch ihres Athems an ſeiner Wange.

Der Wagen fuhr vor und ein alter Diener, die hocherhobenen Kerzen in der Hand, leuchtete dem jungen Paar voran in die oberen Gemächer. —

13.

In der übermüthig ſtolzen Agnes konnte die Wendung, welche jetzt Clara's Schickſal genommen hatte, keinen Reiz erregen. Sie war nur froh, ihrer los zu ſein und ſich nicht durch die Schweſter, als Kammermädchen, gedemüthigt zu ſehen, die es ſich ſchon einmal herausgenommen hatte, ſie mit vermeſſenen Ermahnungen zu beläſtigen. Auch fehlte es ihr jetzt nicht an neuen Zerſtreuungen, welche die Schweſter bald ganz vergeſſen ließen, die ſie aber bald mit anderen Sorgen erfüllen ſollten.

Der ironiſch ſogenannte „Cercle“, den die Sängerin an freien Abenden um ſich verſammelt ſah, hatte nach und nach ſeine urſprüngliche Phyſiognomie gewechſelt. Leichtſinn und launenhafter Wankelmuth hatten ſeine erſte Zuſammenſetzung längſt gelöst. Die „alte Garde“ war verſchwunden und eine „neue“ hatte die vakanten Poſten bezogen. Etwas und zum Theil ſehr anrüchige Perſönlichkeiten hatten ſich den Eintritt zu dieſen intimen Reunionen zu verſchaffen gewußt; auch wurden ſie durch die Nothwendigkeit herbeigezogen, die das Spiel erzeugte. Der ſolidere Theil der Geſellſchaft mußte das Boudoir meiden, weil für den Namen, wie für die Börſe nun gleiche Gefahr vorhanden war. Schluckmann war ſo von ſelbſt fortgeblieben; dem Doctor Hausgenoß war das Wegbleiben zu verſtehen gegeben worden. Mit andern war es der gleiche Fall. Nur Graf Oscar zu Marienſtein und Franz Müller, der Agnes die Partien einſtudirte, hielten noch Stand, und bewegten ſich auch jetzt mit der früheren Vertraulichkeit um die Sängerin in ihrer neuen Umgebung, faſt aus lauter Spielern von Profeſſion beſtehend, die jedoch wie gewöhnlich vorgaben, nur lediglich zum Amuſement nach den Karten zu greifen. Sie würden um keinen Preis an einer öffentlichen Bank ihr Glück verſuchen, aus Scham vor den Geübtern als Schüler und Stümper dazuſtehen, und zuletzt noch ihr Geld zu verlieren. Im vertrauten Freundeskreiſe ſei es etwas anderes. L'argent roule! und heute gewinnt Der und morgen Jener; Alles gleicht ſich aus au bout du compte. So hieß es zwar; aber es verhielt ſich anders.

Graf Oscar und Müller waren auf das Triftigſte darüber belehret worden. Beide konnten jedoch der Falle nicht entrinnen, denn ſie waren zu feſt von dem Magnete angezogen, der den Mittelpunkt dieſes Treibens bildete. Im Uebrigen waren ſie überzeugt, daß Alles ganz ehrlich zugehe. Die Spieler, die eingeführt wurden, hatten ſtets hochtönende Namen, und wenn man ſie auch nicht kannte, ſo zeigten ſie doch ziemlich feine und ungezwungene Manieren. Sie ſelbſt verſicherten, daß es ihnen ganz gleichgiltig ſei, zu verlieren oder zu gewinnen.

Der wälſche Marcheſe Pompeo de' Cavalcanti, der in der Geſellſchaft ſtets franzöſiſch radbrechte, wandte ſich, ſo oft er einen bedeutenden Gewinnſt einſtrich, mit vielſagenden Blicken zu Agnes, und ſagte, im wegwerfendſtem Tone:

„Ma questo m'est égoual, Signora, perchè? avant tout — la probità!“

Der franzöſiſche Vicomte de la Chataigne rief dagegen:

„Mais sans doute — la probité, l'honneur, et surtout la délicatesse!“

„Das ſag' ich auch, ſonſt ſollte man alle Karten zerreißen, und die Spieltiſche verbrennen!“ fügte Oscar in derber deutſcher Weiſe hinzu.

„Und die Spieler zugleich mit — aufhängen, köpfen, lebendig verbrennen! Alles recht! Was wär' das? Im Spiel betrügen! Wie gemein! Dann hört's ja auf ein Vergnügen zu ſein?“ ſchrie Hirſchler wie außer ſich, der in ſeiner neuen Eigenſchaft als Beſitzer des Rittergutes

Gallmiſt, in dem „Cercle“ admittirt worden war, was er ſich zu hoher Ehre anrechnete.

Am meiſten hatte Müller unter dieſem verderblichen Einfluſſe zu leiden. Er war arm, ſo viel war bekannt, und Alle hätten gewünſcht, ihn nicht an dem Spiel theilnehmen zu ſehen. Es ſchien manchmal, als ob das Glück, oder die Nachſicht des Bankhalters aus Mitleid ihn begünſtige. Wann ihn dann die andern beglückwünſchten — die hartgeſottenſten Spielerſeelen zeigen in ſolchen Fällen auch Menſchlichkeit, bis zu einem gewiſſen Grad — ſo blieb er kalt, als ob auch ihn Gewinn oder Verluſt nicht im geringſten berühre. Agnes verdroß aber ſein Glück, weil es ihm immer wieder die Mittel bot, das Spiel fortzuſetzen.

Mit Oscar war es anders. Er war in den theilweiſen Beſitz ſeines väterlichen Erbes getreten, und die Kaſſen der Wucherer ſtanden ihm geöffnet, ſo oft er ſeine Zuflucht zu ihnen zu nehmen gezwungen war.

Müller hatte einmal wieder verſpielt. „Sein Geld verſpielt,“ durfte der wohl ſagen, der ſeine Verhältniſſe kannte; er hatte wirklich nichts übrig behalten von dem was er im Augenblick beſeſſen. Agnes war empört über das, was ſie „ſeine Leidenſchaft“ nannte. Sie ſtand auf dem Punkte, ſich ſeine ferneren Beſuche zu verbitten; allein ſie kämpfte mit ſich, und war nicht im Stande das ſtrenge Wort über die Lippen zu bringen. Sie wollte ein anderes Mittel ergreifen, wenn ſie gleich beſorgte, daß ihr Vorſchlag von ſeinem Eigenſinn abprallen würde.

Als er am Morgen nach dem Verluſte bei ihr erſchien, den Flügel öffnete, die Noten zurecht legte, und ſich anſchickte die Tonart anzugeben, legte Agnes, die neben ihm ſtand um anzufangen, plötzlich die kleine Hand auf das Heft, und ſagte ſehr ernſt ihn anblickend:

„Für heute nicht!“

Sie las in ſeinem Auge die Zerſtörung, die ein ſchwerer Kummer in ſeinem früher ſo kräftigen Weſen angerichtet hatte. Es kam ihr ſo vor, als wenn nicht nur der Gram, ſondern auch der Hunger dieſe Bläſſe der eingefallenen Wangen verurſacht haben könnte. Sie war ſehr ergriffen; die Selbſtanklage, die ſie folterte, rang nach Worten, ſich ihm verſtändlich zu machen.

Er hob den Kopf nach ihr, lächelte ſie wehmüthig an, und fragte: „Warum nicht heute? Sind Sie unwohl?“

Sie ſuchte ſich ſchnell zu faſſen; der Augenblick gebot es.

„Müller,“ ſprach ſie mit erzwungener Kälte, „Sie haben geſtern verloren — vielleicht Alles, was Sie zum Leben bedürfen — vielleicht mehr als das — auch das, was Sie geborgt haben, und nicht zurückzahlen können“ —

„Und wenn es ſo wäre? Es iſt einmal geſchehen. Ich kann auch wieder Glück haben.“

„Das ſollen, das können Sie nicht abwarten. Sie ſpielen — ſpielen leidenſchaftlich, und ich bin die Urſache. Aber ich will es nicht verſchulden, daß Sie ſich in's Verderben ſtürzen. Sie widmen mir Ihre Zeit; Sie ſtudiren mit mir; Ihnen verdankte ich bisher den größten, den edelſten Theil meiner Erfolge. Ich bin Ihnen dafür mehr ſchuldig, als ich Ihnen durch die kleine Summe abtragen konnte, die zwiſchen uns feſtgeſtellt wurde. Ich will wiſſen, was Sie verloren haben; ſie müſſen es von mir annehmen. Schlagen Sie mein Anerbieten aus, ſo beleidigen Sie mich.“

Müller ſchüttelte langſam das lange Haar aus der Stirne, ſah auf den Boden und ſchwieg. Agnes fuhr fort:

„Glauben Sie nicht, hiermit eine Verbindlichkeit einzugehen, die dann und dann gelöst werden müßte. Nehmen Sie mein Anerbieten als ein Darlehen auf unbeſtimmte Friſt. Wir Beide könnten in den Fall kommen: ich, daß ich mein Geld brauche; Sie, daß Sie es mir mit Zinſen zurückerſtatten. Bis dahin thun Sie mir wohl den Gefallen, ſich des Spiels zu enthalten, und den Zuſchauer zu machen. Sie müſſen verſpielen, weil Sie leidenſchaftlich ſind, und nicht zu ſpielen verſtehen.“

„Als ob es dazu einer Wiſſenſchaft bedürfte,“ rief Müller mit Unmuth aus, „ſoll ich etwa einen theoretiſchen Kurſus bei falſchen Spielern machen?“

„Ich verzeihe Ihnen dieſe Bitterkeit, und ſchreibe ſie Ihrer Lage zu,“ ſagte Agnes mit Ruhe. „Ich glaube nicht, daß bei mir falſch geſpielt wird. Aber ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die Gewinner es anders anfangen wie Sie. Ich kann Ihnen das nicht näher nachweiſen, und was ich darüber gedacht habe, Ihnen in Tiraden, die mir etwa zu Gebot ſtehen, hier auszukramen, erſcheint mir unnütz. Darum wollen wir lieber gleich zum Praktiſchen übergehen.“

Sie öffnete eine zierliche Kaſſette und nahm ein blitzendes Armband daraus.

„Ich bin eben nicht bei Kaſſe," ſagte Agnes ſich zu ihrem gewöhnlichen leichten Tone zwingend, „aber das iſt ebenſo viel. Es läßt ſich ſchnell zu Geld machen."

Müller fuhr in die Höhe; ſein Auge ſprühete, ſein Geſicht ward roth.

„Nimmermehr!" rief er. Aber das iſt ja ganz etwas Neues, das habe ich noch nie an Ihnen geſehen —"

„Controliren Sie ſo genau meinen Schmuck?"

Er nahm das Armband, und betrachtete es genauer.

„Wirklich, das iſt von hohem Werthe! Obgleich ich mich nicht darauf verſtehe, ſo muthmaße ich doch, daß es den Betrag meines Verluſtes weit übertrifft. Ich würde Ihnen den Ueberſchuß herauszahlen müſſen."

„Alſo acceptiren Sie mein Anerbieten!" ſagte ſie vergnügt. „Aber nun verſprechen Sie mir auch, nicht wieder —"

„Zu ſpielen," wollte ſie hinzuſetzen, er aber fiel ihr in's Wort:

„Ich wette, daß der Fall einzig iſt. Eine Künſtlerin wie Sie, die ſo gleichgiltig einen gewiß theuern Schatz einem Menſchen opfert, für den ſie nichts empfindet, als ein unerbetenes, verächtliches Mitleid."

„Pfui!" war das Einzige, was ſie darauf erwiderte.

Er legte den Schmuck, den er noch in der Hand hielt, in das Käſtchen.

„Ich danke Ihnen," ſprach er.

„Sie ſchlagen meine Hilfe aus?"

„Was kann ſie mir nützen. Obgleich ich kein Juwelier bin, ſo weiß ich doch, daß wenn man nicht betrogen ſein will, die Steine ausgebrochen werden müſſen, um ihren eigentlichen Werth auf das genaueſte beſtimmen zu können. Und wäre es nicht ſchade, um das ſchöne Kleinod? Und was würde der edle Geber, ihr Verehrer wohl ſagen, wann er es nicht an ihrem reizenden Arm erblickte? Dürfte man ihn kennen, dieſen Verehrer?“

„Sie ſind unverſchämt!“ entfuhr ihren Lippen, und ſie warf ſich wie entmuthigt in den Seſſel.

Müller blieb erſtarrt vor ihr ſtehen; die letzte Spur von Röthe war aus ſeinem Geſichte gewichen, und er ſah jetzt einer Leiche ähnlich.

Agnes blickte nach ihm hin, der Anblick rührte ſie.

„Sie dauern mich, weil Sie kein Herz für Freundſchaft beſitzen,“ ſagte ſie in ruhigem Tone. Mein Anerbieten entſprang aus reinſter Theilnahme für Sie, und Sie weiſen es nicht nur mit Härte zurück, ſondern Sie begleiten Ihre Weigerung noch mit einer Verletzung des gewöhnlichen Anſtandes —“

„That ich das? Dann entſprang es einem Gefühle für Sie, das mit dem Namen Freundſchaft zu wenig erſchöpft wird. Da Ihr Ruf als Künſtlerin begann, war ich einer der erſten, der von Ihrer Kunſt hingeriſſen wurde, der ſeinen ganzen Stolz darein ſetzte, Ihren Ruhm zu vergrößern; an demſelben ſeinen Theil zu haben. Dieß erhob mich über meine Lage, und die traurige Mitgift meines Lebens verſchwand vor einer mich beglückenden Wirkſamkeit. Ihr Begleiter auf dem Piano wußte das ſo gut zu verbergen, daß Sie es nicht ahnten. Allein mein Mißgeſchick trägt endlich auch hier den Sieg davon — ich kann nicht heucheln — aber ſprechen wir nicht davon. Sie wollen heute nicht ſingen, und ſo empfehle ich mich.“

Er wollte gehen.

„Ich laſſe Sie nicht fort, bis Sie ſich deutlicher mir erklärt haben. Was Sie Ihr Mißgeſchick nennen, war mir nicht entgangen. Aber ich bezog es auf Ihren Verluſt im Spiel, und darum kommt es erſt heute, vielleicht zu ſpät, zwiſchen uns zur Sprache. Sie müſſen mir die Urſache Ihres Kummers entdecken. Haben Sie für meinen Ruhm gewirkt, wie Sie ſagen, ſo müſſen Sie auch darin edel denken, daß ich mich dafür um Ihr Glück bekümmern darf.“

„Ich kann es nicht —“

„So leben Sie wohl, Müller! Ich werde auch morgen, auch übermorgen nicht ſingen — ich danke Ihnen für das, was Sie bisher für meinen Ruhm gethan —“

„Mit dieſem bittern Spott können Sie mich für immer entlaſſen?“

„Ihre Offenheit hätte ihn mir unmöglich gemacht. Meine Theilnahme hätte wohl einen, wenn auch nur kleinen Dank verdient, nur ein wenig Vertrauen —“

Müller faßte ſich ſchnell bei dieſen Worten, und begann faſt tonlos:

„Ich will nicht wie ein Undankbarer von Ihnen ſcheiden, ja, Ihre Theilnahme rührt mich, und Sie werden ſie mir nicht entziehen können, wann ich Ihnen das Geheimniß enthülle, unter deſſen Druck ich dahinlebe, den nichts in der Welt beſeitigen kann. Dies Geheimniß heißt Entehrung —"

Agnes fuhr erſchreckt in die Höhe.

„Entehrung?" ſchrie ſie auf. „Sie haben nicht überlegt, was Sie ſagen wollten — wählen Sie ein anderes Wort?"

„Es iſt das richtige," ſprach er dumpf. „Sobald die Welt mein Geheimniß kennt, bin ich wie ein Ausgeſtoßener zu betrachten."

„Ich verſtehe Sie nicht? Sind Sie ein Verbrecher?"

Er lächelte wehmüthig.

„Ich kann die Vermuthung nicht übel nehmen," fuhr er fort, „aber kein Verbrechen laſtet auf mir."

„So ſind Sie wahnſinnig — oder ein Lügner aus Abſicht!"

„Auch dieſer Verdacht beleidigt mich nicht; er entſpringt aus Ihrem Herzen. Aber deßhalb darf ich nun nicht länger zurückhaltend ſein. Sie müſſen, um richtig über mich zu denken, meine Lebensſtellung kennen."

Er fuhr in gleichem Tone fort, nur wurde ſeine Stimme leiſer und zitternd und die Worte dehnte er langſamer:

„Einſt erhielt ich ein Schreiben — es iſt ſchon lange her — darin ſtanden unter anderm die Worte: Höre, was ich Dir ſage; Du ſollſt außer ihm der Einzige ſein, der meinen Fehltritt und das Geheimniß Deiner Geburt wiſſe. Die beiliegende kleine Summe iſt das Erſparniß von Dem, was Dein Vater mir jährlich ausgeſetzt hat. — Die das geſchrieben, war meine arme Mutter, die in ihrer bekümmerten Lage mehr als ſie konnte, für meine Erziehung gethan. Sie ſchrieb mir's vor ihrem Tode — auf ihrem letzten Lager. Ich hatte ſtudirt, mannichfache Kenntniſſe erlangt, mich in allerlei ſtolzen Gedanken gewiegt. Jetzt war es aus damit. Ich dachte daran, mein Vaterland zu verlaſſen; allein der Gedanke, daß ich ein Baſtard bin oder wie man es gleichwie zum Hohne: ein Kind der Liebe nennt, erſtickte in mir allen Trieb, mich weiter zu bringen. Wozu hilft es Dir? Und wenn Du ein Mädchen fändeſt, das Dich möchte und Du wollteſt mit ihm zum Altare treten — würde nicht dein Taufſchein, der keinen Vater aufweiſt, Alles vereiteln?"

„Und Ihr Vater — kennen Sie ihn? was hat er für Sie gethan?"

„Da er mich nicht anerkennen wollte als ſeinen Sohn, war ich ſtolz genug, auch ihn nicht anzuerkennen, der meine Mutter durch falſche Verſprechungen berückte. Der Lüge und Täuſchung verdanke oder verſchulde ich vielmehr mein Daſein und ich nahm mir vor, der Lüge und Täuſchung überall, wo ſie mir auf meinem beſcheidenen Pfade begegnen würden, unerbittlichen Kampf auf Leben und Tod zu ſchwören. Sie wiſſen, was ich mir als Lebensunterhalt erwählte; es genügte mir, weil ich nie zu dem Grafen Werthen meine Zuflucht nehmen wollte. Sie, Agnes, waren es allein, die mir das Leben noch werth machte, das ich ſonſt vielleicht in einem ſchweren Trübſinn von mir geſchüttelt hätte —"

„Ich?" ſeufzte Agnes mit dem ſchmerzvollſten Ausdruck. „Ach, und wir ſind ja Beide ſo unglücklich!"

„Mein Geſtändniß hat Sie erſchüttert, aber Sie zwangen mich ja dazu. Beſorgen Sie nicht, daß ich darauf geſtützt, nunmehr mit Anſprüchen vor Sie hintrete. Ich käme mir wie ein ſchlechter Komödiant vor, der in der Schlußſcene eines ernſten Drama's einen gemeinen Scherz anbringen wollte, wenn ich daran dächte, einem Mädchen meine Hand anzutragen. Mein Herz erbebt bei dem bloßen Gedanken an ein ſolches Glück; allein ich weiß, daß es für mich nie — niemals vorhanden ſein wird."

„Welche ſchreckliche Exiſtenz! Sie — der arme Sohn des Grafen Werthen, der ſo reich iſt! — Sie müſſen ihm verzeihen! Er iſt Ihr Vater. Er kann Sie nicht verlaſſen, er muß Ihnen das zum Mindeſten gewähren, was zu fordern Ihr Recht iſt. Er wird beſchämt vor Ihnen ſtehen und das Loos, das er Ihnen bereitete, härter empfinden, als Sie. Ihr unverſchuldetes Unglück wird zu ſeinem Herzen ſprechen und auch Sie werden für ihn als ein Sohn fühlen."

„Nein, Agnes, das wäre fürchterlich. Ein ſolcher Moment, wenn er jemals eintreten könnte, würde mich noch unglücklicher machen, als ich jetzt bin. Eine ſolche Speculation auf das Vatergefühl, um mich aus Geldverlegenheiten zu reißen, wäre eine Herabwürdigung, die ſchwerer in's Gewicht fiele, als mein unverſchuldetes

Elend. Ich hätte Sie mir ſelbſt zuzuſchreiben und das ertrüge ich nicht. Ich leide, aber ohne Vorwürfe, ohne Erniedrigung. Um den Geldſack, den mir mein Vater vor die Füße wirft, bücke ich mich nicht, und ſeiner väterlichen Umarmung bedarf ich nicht. Ich entbehre ſie nicht, denn ich habe ſie nie gekannt.“

„Sie ſind grauſam gegen ſich ſelbſt. Geben Sie einem menſchlichen Gefühle nach, das ſich in jeder Bruſt regt. Vergeſſen Sie die Leiden, die Sie ſich bisher auferlegt haben; ſie ſind überſtanden. Hoffen Sie auf die Zukunft. Sobald Sie nur wollen, wird ſie ſich freundlicher geſtalten.“

„Dringen Sie nicht in mich. Handelte ich, wie Sie es wollen, träte ich mit den Anſprüchen eines Sohnes vor den Grafen Werthen: denn etwas anders werden Sie nicht von mir fordern, ſo könnte es den ahnenſtolzen, ehrgeizigen alten Mann tödten. Und zu einem Vatermord werden Sie mich doch wohl nicht treiben wollen? Ja, es würde ihn ſicher tödten. Mein Elend ſoll ſein Leben erhalten. Dies einzige fordert die Sohnespflicht von mir. Er vergaß es längſt, daß er einen Sohn hatte. Darum laſſen Sie ab, mit mir von der Sache zu ſprechen. Meine Standhaftigkeit können Sie doch nicht beugen.“

„Sagen Sie Ihren Eigenſinn, der Sie täuſcht. Er ſcheint Ihnen edel und ſchön, aber ich kann das nicht finden.“

„Immerhin! Ich begreife, daß Sie mich eigenſinnig ſchelten. Sie, mit Ihrem weichen Gemüth glauben an das natürliche Gefühl, das in dem Vaterherzen ſchlummert, und nur einer kleinen Preſſion bedarf, um in lichte Flammen aufzulodern —“

Er lachte bitter auf und fuhr dann fort:

„Sie glauben auch an die Stärke der Sohnespflicht, welche den Vater mit Liebe und Sorgfalt umgeben ſoll. Aber ſtärker als dieſe, iſt das Gebot der Ehre, das unter allen Geboten die erſte Stelle einnimmt, und dort um ſo lauter ſpricht, wo die Welt ihm das Recht dazu verweigern will. Bewahren Sie mein Geheimniß, holde Agnes, und laſſen Sie uns ſchweigen. Vergeſſen Sie lieber ganz was ich geſagt habe, und bedauern Sie mich, wenn Sie zuweilen —“

Mit einer ſchnellen Wendung zu einer verſtellten Heiterkeit übergehend, rief er:

„Wenn Sie zuweilen mit meinem Accompagnement unzufrieden waren. Ich kann's eben nicht immer, wie ich möchte. Wollen wir probiren? Vielleicht geht's jetzt beſſer.“

Man ſah ihm den Zwang an, den er ſich anthat. Agnes überhörte was er zuletzt ſagte. Sie war über die Worte: „Bedauern Sie mich, wenn Sie zuweilen —“ in tiefes Sinnen gerathen, als wollte ſie den Satz auf andere Weiſe ergänzen.

„Armer Freund!“ ſprach ſie nach einer Pauſe vor ſich hin, wie zu ſich ſelbſt. „Hätte Dir doch Deine Mutter niemals das Geheimniß Deiner Geburt offenbart! Wie glücklich warſt Du, als Du noch nicht wußteſt, daß Du der Sohn eines Grafen biſt! Aber er muß zu ihm gehen, ihn ſehen, ihn ſprechen. Sein ſtolzer Eigenſinn iſt entſetzlich. Früher oder ſpäter. Ein Plan muß entworfen werden. Hören Sie mich an!"

Er ſaß am Flügel und hatte während ihres lauten Denkens ein paar Accorde gegriffen; bei ihrem Rufe wendete er den Kopf nach ihr hin, die Hände auf den Taſten unbeweglich ruhen laſſend.

„Ich könnte Ihre Gegenwart nicht mehr ertragen," ſagte Agnes, „ſeitdem Sie mir Ihr Geheimniß offenbart haben. Ich weiß nicht warum — aber mich überfiele eine peinliche Angſt und ich müßte mich fragen: was ſucht er hier? Was will er von dir? Ich müßte zittern, wenn ich Sie mit den Andern, wenn ich Sie mit Oscar hier beiſammen ſähe. Er iſt Ihr naher Verwandter — mein Gott! Ihre Ueberreiztheit, ihm gegenüber, die ich ſchon manchmal früher wahrnahm und mir nicht zu erklären wußte, iſt mir jetzt fürchterlich, da ich die Urſache weiß."

„Verſtehe ich Sie recht, Agnes? Sie wollen nun doch, daß ich Ihre Geſellſchaft meide — O, fürchten Sie keinen Ausbruch — vertrauen Sie mir. Was könnte zwiſchen mir und Oscar, oder gar zwiſchen mir und den Andern wohl Ernſtliches vorfallen? Ich zürne blos Einem, und dem wünſchte ich nie zu begegnen."

Er zwang ſich zu einer verſtellten Ruhe und ſetzte ſich neben Agnes.

„Sehen Sie, liebes Mädchen, ſagte er leiſe, wie im ſtillſten Vertrauen. „Es giebt unnatürliche Weiber, die darüber erröthen, heimlich geboren zu haben, und die deshalb ihre Kinder nach der Geburt umbringen. Die Geſellſchaft brandmarkt ſie mit dem Namen „Kindsmörderin“, und die Geſetze beſtrafen ſie auch ſo. Unnatürliche Väter brauchen ihre Hände nicht in Blut zu tauchen und kommen deshalb auch beſſer davon. Sie überlaſſen ihre heimlich erzeugten Söhne dem Zufall, der Ungerechtigkeit der Menſchen, dem Mangel, dem Elend, dem Verhungern und treiben ſie ſo dem langſamen Tode entgegen. Solche Väter verfallen nicht dem Geſetze und leben von Ehren umgeben. Sind aber jene Mütter nicht menſchlicher?“

Er ſtand auf und entſchuldigte ſich, daß er wieder auf dies Thema gerathen ſei, dann ergriff er der Sängerin Hand und ſprach ſehr ſanft:

„Vertrauen Sie mir. Es hat durchaus keine Gefahr, wenn ich Sie ferner beſuche. Auch beſorgen Sie nicht, daß ich Alles verſpielt habe. Mein Vorrath reicht noch für einen Abend hin und ich verſpreche Ihnen, daß ich Ihr Anerbieten annehme, wenn Sie ſelbſt bei Kaſſe ſein werden. Mit dem Verſetzen des Schmuckes kann's wohl nicht Ihr Ernſt geweſen ſein.“

Agnes warf einen glühenden Blick auf ihn, als er das ſagte.

„Ich habe Mühe mich zurückzuhalten,“ ſprach ſie. Erwähnen ſie des Schmucks nicht mehr. Mein Antrag von vorhin war eine Uebereilung, die aus meiner Theilnahme für Sie entſprang. Ich konnte freilich nicht denken, daß dieſes Mitgefühl Sie zu Aeußerungen reizen würde —“

„Was ſie mir entriß, entſprang einem ſtärkern Gefühl. Sie haben das begriffen, weil Sie mir deshalb zürnen. Allein ich machte ja Alles wieder gut, indem ich Ihnen mein Geheimniß verrieth. Es muß Sie beruhigen, da Sie nunmehr wiſſen, daß ich nicht daran denken darf, dem Rufe einer berühmten Künſtlerin durch einen ernſten Antrag einen blutigen, einen unauslöſchlichen Schimpf zuzufügen. Es wäre dies ein Verbrechen von meiner Seite."

„Sie bleiben mir ein unerklärliches Räthſel, wie mir in meiner Umgebung noch keines aufgegeben wurde. Ich muß in Geduld ſeine Löſung erwarten. Möge ſie eine befriedigende — eine friedliche ſein."

„Und wäre ſie es nicht, was kümmert Sie mein Wohl oder Wehe? Laſſen wir Alles, wie es bis jetzt beſtanden hat. Gott iſt gerecht, und mein Schickſal ruht in ſeiner Hand."

„So ſei's denn! Ich fühle mich zu ſchwach, Ihrem Verhängniſſe mich in den Weg zu ſtellen. Was ich dieſen Morgen als eine Abhilfe ihrer Verlegenheit mir dachte, iſt ungenügend, wie ich jetzt wohl einſehe. Alles, was ich Ihnen noch ſagen könnte, würde keine Wirkung üben. Nur das Eine noch: zählen Sie ſtets auf mich als Ihre Freundin."

„Dies Geſtändniß ſoll in meinem innerſten Herzen verſchloſſen bleiben. Nie wird es dem Aburtheilen der Menſchen preisgegeben werden. Nennen Sie mich unter vier Augen, ohne irgend einen Zeugen, Ihren Freund, ſich — meine Freundin. Dies iſt mir genug. Fordern Sie jetzt noch, daß ich Ihre Geſellſchaft meide?"

Sie reichte ihm mit abgewandtem Haupte die Hand.

„Ich bin Ihnen Dankbarkeit ſchuldig“ — ſagte ſie.

„Und dies Wort enthält Alles?“

„Alles — für Ihre Offenheit, für Ihr Zutrauen, für Ihre Anhänglichkeit —“

„Sie verkennen mich nicht. Noch einmal. — Sein Sie unbeſorgt, meine Zudringlichkeit wird nie dahin ſtreben, mein Stolz ſich nie erlauben, meine Wünſche weiter zu erheben.“

Er küßte Agnes die herabhängende Hand, verbeugte ſich und verließ das Zimmer. Er ſchied unbefriedigt von der Sängerin und irrte den ganzen Tag einſam, in grollendem Unmuthe, einher. Seinem Charakter fehlte der göttliche Hauch, den er, trotz der übermenſchlichſten Kämpfe, nicht zu erringen vermochte, weil ihm das erhabene Mittel dazu, die Demuth fehlte. Nur durch ſie allein iſt es möglich, aus dem tiefinnerſten Zwiſt mit ſich ſelbſt, aus dem gänzlichſten Verfall ſich zur Höhe emporzuſchwingen, wo die Seele zu ihrer Größe, ihrer Kraft wiedergelangt, welche von der Welt niedergebeugt waren. Dieſe Größe, dieſe Kraft der Seele ruhet in jener Liebe, welche die Demuth erzeugt und den wahren innern Adel des Bewußtſeins, der keine Grafenkrone nöthig hat, und ſeinen Stammbaum bis zu den Heiligen erheben darf. —

Die Natur war ſo ſchön im Gebirge. Die Morgen ſo feierlich; die Abende ſo ruhig und lind:

Gleich einer ſtillen Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt;

wie der alte Dichter Claudius in Wandsbeck bei Hamburg einſt ſang. So zopfig die Worte auch klingen, ſo ſprechen ſie doch zum Gemüth. Clara empfand ähnlich, als ſie in ſpäter Stunde allein am See ſaß, und auf die Heimkehr des Gatten wartete, der einen weiten Ritt in das Holz gemacht hatte.

Am Ufer ruhete ihr Auge auf dem Teppich ſchwimmender Gewächſe, die das Geheimniß der Tiefe verhüllten. Aus ihnen ertönten die Stimmen der Fröſche, und die Inſecten ſchwangen ſich im Reihentanz und zirpten ſich den Tact dazu. Der Mond blickte auf ſie herunter, und die Sterne beſchaueten ſich in die kleinen Spiegel, die der Wind ihnen öffnete, wann er die Pflanzen von den Wellen auseinander treiben ließ.

Clara neigte ſich und griff mit der Hand in das Waſſer, das jetzt eiſig friſch war, trotz der Glut, die am Tage geherrſcht hatte. Sie beneidete die Bewohner der Tiefe, und hätte hinausrudern mögen, weit in den See, um ein Bad zu nehmen.

Zu ihren Füßen leuchteten die kleinen Käfer im Graſe; die Cicaden umkreiſten das hohe Schilf. Alles bewegte ſich, freudig genießend. Die Schöpfung gehörte unverkümmert ihren Geſchöpfen. Wie iſt es ſo ſchön Cicade oder Käfer zu ſein! Sie brauchen nicht um das zu ſorgen, was die Menſchen zu ihrer Selbſtqual erfunden haben. —

Clara dachte daran. Die Flitterwochen, wie man es nennt, waren kaum vorüber, und es ſchien ihr, als ob die Einſamkeit ihrem Gatten nicht mehr recht behagen wolle. Sie dachte an die glänzenden Salons, in denen er bisher gelebt, und dabei verſank ſie in ſtille Trauer. Was konnte ſie ihm in jenen Umgebungen ſein? Würde ſie ihm wohl dahin folgen können? So fragte ſie ſich, und es war, als ob ein unſichtbares Weſen in ihrem Innern darauf antwortete. Aber die Poeſie des ſtillen, einſamen Landlebens verſchwand vor dieſer Antwort. —

Graf Pflug blieb lange aus. Der Weg führte an dem Platze vorbei, wo Clara ſaß. Endlich vernahm ſie die Pferde. Er ſprang ab, ſchlug ein paarmal auf ſeinen Braunen, ſagte ein Wort zu dem Bedienten, der ihn begleitete, und während dieſer nach dem Schloß ritt, blickte er ihm, oder vielmehr den Pferden nach, und wendete ſich dann zu ſeiner Gemahlin, die ihm einen herzlichen Kuß gab. Er ſetzte ſich zu ihr auf den Stein am See.

„Du fühlſt Dich glücklich auf dem Lande,“ fing er an. „Du möchteſt als Einſiedlerin leben. Auch ich amüſire mich hier noch vor der Hand; es iſt hier ſchön. Aber ich habe darüber heute, auf meinem Ritte ſo allein nachgedacht; man ſollte doch immer dem Möglichen vorbeugen. Ich will dort oben am Abhange ein Schweizerhaus bauen. Der Punct gewährt einen herrlichen Ausblick in die finſtere Klamm drüben, wo der Waſſerfall ſich in den See ſtürzt. Ich hole meine Mappen hervor, in denen die ſchönſten Häuſer alle ſkizzirt ſind, die ich nur jemals irgendwo angetroffen habe. Wir ſuchen, wir wählen, wir debattiren darüber; die Ausführung leite ich, die Aufſicht führſt Du. So haben wir Beide etwas Ernſtes zu thun, umgeben uns mit Arbeitern; laſſen

Bäume fällen im alten, wilden Gebirgsforſt, Kalk brennen, hacken, mauern, hämmern, klopfen. Es wird lebendig in der Einſamkeit, und wir erfreuen uns am Fortſchreiten des hübſchen Werkes. Der Burgherr muß ja doch Zeugniß geben von ſeiner Anweſenheit auf ſeinem Stammſitz, dem ſchon ewig lang dieſe Ehre nicht wiederfuhr.“

Dabei ſah er ſie lächelnd an und legte ſeinen Arm ihr um den Hals:

„Stimmſt Du mir nicht bei, ſüßes Weib?“ fragte er noch, und ſenkte ſeinen Blick tiefer in die blauen Augen, die wie bejahend, ſanft und unterwürfig wie immer, an den ſeinigen hingen.

„Wenn es Dich auch für jetzt überraſchen mag,“ ſagte er, „ſo wirſt Du mit mir einverſtanden ſein, wann das Leben hier oben einmal losgeht. Grünſpecht, Häher, Eichhörnchen, und wie die Kalmäuſer im alten Gebirgsforſte alle heißen, werden zwar in ihrer Ruhe geſtört, aber das Krachen der Art kann ihnen doch lieber ſein, als das Knallen der Büchſe. Doch Du ſagſt ja gar nichts, liebe Claire!“

So hatte er ihren Namen umgetauft, weil es in ſeiner Welt alſo Mode war. Sie hatte ſich gewöhnt, ſich allem zu fügen, und gleich bereit zu ſein, das Ungewöhnlichſte und Ueberraſchendſte zu empfangen, wie das Gleichgiltigſte und Geringfügigſte auch. Daß ſie ihr Mann jetzt Claire nannte, und daß er auf den Einfall gerathen war, ein Schweizerhaus zu bauen, konnte ſie daher nicht aus der ruhigen Faſſung bringen.

„Du haſt mich aus den Widerwärtigkeiten meines

Lebens auf dieſe ſtille Inſel der Glückſeligkeit gerettet, Du theilſt ſie mit mir, und ich kann es nur Deiner Zärtlichkeit für mich zuſchreiben, wenn Du unſern Aufenthalt noch verſchönern willſt, und ich freue mich, daß Du damit eine friedliche Beſchäftigung Dir ſchaffſt, der Du ſtets gewohnt warſt, in vollſter Bewegung Deines Lebens froh zu werden.“ Das ſagte ſie.

„Du bleibſt Dir immer treu, meine geliebte Claire! Ich bin gewiß, Dich immer ſo zu finden, wo ich Deiner Beiſtimmung, Deines Beiſtands benöthigt bin. Dein verſtändiger Rath wird ſtets meine Richtſchnur ſein. Ein Lächeln von Dir ſoll bei allem, was ich vollbringe, mein ſchönſter Lohn ſein. Ein finſterer Blick meine Strafe, wenn ich etwas gethan, was Dir mißfällt.“

Dieſe Worte rührten Clara in der That. Sie liebte nicht nur, ſie verehrte ihren Gatten; er erſchien ihr an Geiſt, Bildung, an Allem ſo weit überlegen — und nun ſprach er mit ihr ſo liebevoll, ſo einfach und natürlich; ſie ſuchte nach Worten, um ihm ebenſo einfach und natürlich zu danken, wie er es verdiente.

„Glaube mir, hätte ich einen Schutzgeiſt wie Dich,“ erwiderte er auf ihren Dank, „in meinem Leben ſtets um mich gehabt, ſo wäre ich vielen Fallen entgangen, die man mir gelegt, vielen Enttäuſchungen und Infamieen überhoben geweſen, denen ich zur Beute geworden. Ich fühle das. Du ſollſt fortan mein guter Genius ſein. Wir werden hier nicht immer bleiben; die Welt ſoll uns wieder haben. Es wäre ein Raub, Dich ihr zu entziehen. Du ſollſt in aller Herrlichkeit ſtrahlen; Du ſollſt mit den Vornehmſten umgehen; ich werde mit Stolz an Deiner Seite ſtehen. Du biſt meine Gattin, die Gräfin Claire von Pflug, und wer an Deinem rechtmäßigen Adel zu zweifeln ſich erfrechte, würde erfahren was es heißt, mich zu beleidigen.“

Clara war ganz erſchreckt von dieſem Ausbruch hochgräflichen Sinnes, der ſie über gewiſſe Eventualitäten hätte beruhigen ſollen. Die Reminiſcenz an früher Erlebtes, auf Zukünftiges angewandt, nahm ſich, in der idyliſchen Umgebung, unter dem Schreien der Fröſche und dem Summen der Käfer, im Angeſicht des geſtirnten Himmels, des ſpiegelglatten See's, und der ernſten Felskoloſſe, wie ein bramabaſirender, purzelbäumender Gnom aus, der neben ſeiner burlesken Poſſirlichkeit, auch etwas Schreckhaftes hat. Aber es war nur der Wiederhall deſſen, was in dem Herzen des Grafen fort und fort ertönte.

„Ich wäre des Lebens an Deiner Seite nicht werth, Adalbert, wenn ich meine Anſprüche je ſo weit erheben ſollte, die ſolches Ungemach Dir herbeiführen könnten. Ich müßte ja dann Alles vergeſſen, was ich Dir und nur Dir allein ſchuldig bin. Du ſollſt, wo Du mich auch hinzuführen die Abſicht hegſt, mein Leben regeln, ich will Dich als Richter darüber willig anerkennen. Ich denke mir Dich als den unſichtbaren Zeugen aller meiner Handlungen: meine erſte Frage wird immer ſein: was wird Adalbert dazu ſagen? Wo ich in Zweifel ſein werde, da werde ich mir Deinen Rath erbitten. Du wirſt ihn mir nie verſagen, mich nie verlaſſen; nie — niemals —

nicht wahr, Adalbert? Keine Beſchäftigung ſoll das im Stande ſein — aber auch keine Zerſtreuung — nicht Luxus, nicht —“

Hier ſtockte ſie. Auf ſeine Bitte, es zu nennen, ſagte ſie mit Feuer:

„Nicht das, was Du, was die vornehme Welt Ennuy benennt. Ein furchtbares Wort, das mitten in den Wirrwarr der Sinnenluſt die heftigſten Kataſtrophen ſchleudern kann. Ich fürchte weniger den offenen Kampf, als jenen ſchleichenden Zuſtand, der einer inneren tödtlichen Zerſetzung vorhergeht.“

„Du ſprichſt ſo wunderbar einſichtsvoll, faſt prophetiſch, von einem Gemüthszuſtand, der Dir unbekannt ſein muß. Meine Liebe zu Dir wird ihn nicht aufkommen laſſen. Jeder Kampf, der zu beſtehen ſein wird — Du ſollſt ihn mit mir durchkämpfen. Du wirſt Theil an jedem Siege haben.“

Er umarmte ſie feuerig. Dieſe Umarmung war das Siegel eines feſten Entſchluſſes, eines unbegränzten Vertrauens. Clara fühlte ſich glücklich.

Sie dachten jetzt zur Heiterkeit überzugehen; allein es wollte nicht gelingen. Ein kühler Wind blies aus der Klamm über den See; Clara verrieth ein leiſes Zittern am Arm des Grafen, der mit galanter Sorgfalt ihr den Shawl dichter um den Hals legte und den Rückweg in das Schloß einſchlug.

„Geloben wir uns hier, unter Gottes ſchönem Himmel, unſern Vorſätzen immer treu zu bleiben,“ ſprach er.

„Das gelobe ich Dir,“ antwortete ſie feierlich, „der Du mich ſo glücklich machſt durch Dein Vertrauen.“

„Unſer Glück hängt davon ab, Claire! unſer Glück — das heißt unſere Ehre — die Ehre meines Hauſes. Der Verluſt derſelben wäre der Tod.“

Als Clara von der Kammerfrau ſich entkleiden ließ, konnte ſie ſich eines innern Schauers nicht erwehren, obgleich ſie das, was ſie mit dem Gemahl und was dieſer zu ihr geſprochen hatte, ganz natürlich fand und auch ſeine Worte ihr nur völlig unabſichtlich erſcheinen mußten. —

Das Project, das Schweizerhaus zu bauen, war bald in voller Ausführung und bot im Anfang eine angenehme Zerſtreuung; denn mehr konnte es nicht gewähren, da die Sache an und für ſich keinen eigentlichen Zweck hatte. Zwei Menſchen, die einen Blick über den See in eine wilde Felsſchlucht werfen wollten, bedurften dazu nur des richtigen Standpunktes und es war nicht nöthig, auf dem Plateau eine Behauſung aufzuführen. Dies ſtieg bald in dem Grafen auf und er erwähnte ſcherzend, daß er von einem Holländer gehört, der eine Mauer aufführen ließ, mit einem Fenſter darin, in das er ſich legte, um den Anblick des Meeres zu haben, den er auch ohne dieſe Vorbereitung an dem Platze haben konnte. Mit ſolchen Betrachtungen ſchwand bald die Luſt an dem Unternehmen und die Zerſtreuung verſiegte.

Man ſtellte die beſchwerlichen Gänge in den Bergwald ein, wo die Bäume gefällt wurden, und die Dämpfe, die aus dem gelöſchten Kalk aufſtiegen, waren eher vertreibender, als anziehender Natur. Mehr Unterhaltung gewährte allerdings das Wühlen in den Mappen, das Ausſuchen der geſchmackvollſten Form in dem großen Vorrath. Aber auch das nahm ein Ende, als der Bauführer den Plan forderte, nach welchem der Bau zu beginnen war.

Man wendete ſich jetzt nach einer andern Seite. Die terra firma wurde verlaſſen. Es war eine alte, ſchwerfällige Gondel vorhanden, ganz mit Schnitzwerk im Geſchmack du bon vieux temps überladen, deren ſich Adalbert's Großvater bediente, wann er auf die Reiherbeitze fuhr, aus der er die Falken ſteigen ließ, um ſich an dem Kampfe des kleinen ritterlichen Vogels mit dem viel größern Fiſchreiher zu ergötzen. Die Fiſche, welche der überfüllte Magen des Reihers dann hoch oben aus der Luft in den See ausſpie, wann er unter Krallen und Schnabel des Falken zappelte; das war noch eine hochgräfliche Luſt, die des alten Edelmanns und ſeiner Gäſte würdig war. So etwas belebte dann die Einöde, und das ſtürmiſche Gelächter und der ausgelaſſenſte Witz fanden ihr Echo in den Felſen.

Adalbert ließ die Gondel neu vergolden — ſie war gleich dem Bucentoro anzuſehen — und was mehr noch: er ließ eine ſchöne Flagge malen, mit dem Wappen des Hauſes, die er ſelbſt unter dem Krachen der Böller, mit allerlei ſeltſamlichen Feierlichkeiten, aufhißte. Aber wie er es ſo allein ausführte, niemand bei ſich als Clara, da kam es ihm plötzlich abſurd vor, und er ſetzte ſich verſtimmt an's Steuer und ließ ſich von zwei, als Matroſen verkleideten Dienern, hinaus in den See rudern. Die Schönheit deſſelben erheiterte ihn bald und er konnte mit Clara freundliche Worte tauſchen. Sie brachten jetzt bei ſchönem Wetter viele Stunden auf dem See zu. Des Vor- und Nachmittags wurde gerudert. Manchmal ruderte der Graf; wann Clara ſich dazu erbot, ſo litt er es nicht, weil es ihre Hände verderben könne. Die Spuren der Ruder! Niemand hätte an dieſen Urſprung geglaubt. Man würde es auf einen früheren zurückgeführt haben, als die Gräfin von Pflug noch dienen mußte.

Das Schifflein flog durch die Wellen, glitzernd im goldenen Schmucke, mit flatternder Flagge, die des Beſitzers Rang weithin verkündete. Allein die Fiſche des Sees bewunderten es nicht und wann es an dem felſigen Geſtade anlegte, ſo ſtanden ſich zwei Menſchen in der Oede gegenüber und ſchienen ſich zu fragen: wozu dieſer Tand?

Darin lag das Geheimnißvolle für Adalbert. Er glaubte ſich zerſtreuen zu müſſen, aber alles, was er unternahm, raubte ihm eben die Zerſtreuung. An dieſem Orte würde einem Andern die geringfügigſte, aber wirkliche Beſchäftigung, eine Zerſtreuung gewährt haben, welche ihm jetzt als unerreichbar erſchien.

Jagd oder Fiſchfang wären allenfalls paſſend hierzu geweſen. Man langweilt ſich, wenn man ſtundenlang im weichſten Lehnſtuhl, in dem prächtigſten Salon, ſitzen muß; eine Stunde als Poſten, vor dem Schilderhaus auf und abgehen, erſcheint gleich einer Ewigkeit; aber an einer Waldecke, auf den Haſen zu lauern; die auf-

und abwogende Hoffnung und Beſorgniß, ihn zu treffen oder zu fehlen; ebenſo das Hinhalten der Angel, das Hinabſchauen, ob der Fiſch angebiſſen; das iſt dem Müßiggänger ſchon Beſchäftigung, weil es ihn überhebt, an ſich ſelbſt zu denken. Der Haſe, der Fiſch, das iſt es nicht. Den Haſen ſchenkt er weg, den Fiſch wirft er in's Waſſer zurück. Nicht die Beute befriedigt den durch completen Müßiggang Verzweifelnden, ſondern die Jagd allein iſt es. Jedoch Adalberts Zuſtand würde dadurch nicht beſchwichtigt worden ſein.

Getrübter wurde noch dieſe Stimmung, wann es ſtürmte, und der liebliche Alpenſee ſich in ein wuthſchäumendes Meer verwandelte. Wann man nicht hinaus konnte, und auf die, trotz einer nicht unbequemen Einrichtung, dennoch unwirthlichen hohen und weiten Räume, im Innern des alten Schloſſes, beſchränkt war. Ein Geſpräch, das ſpärlich floß, da keine große Anregung ſich darbot, und alles zwiſchen dem Ehepaar ſchon durchgeſprochen war; dann eine Lectüre, aus den in Eile zuſammengerafften, mitgenommenen Büchern, war Alles in Allem. Nicht einmal ſingen konnte Clara, da kein Inſtrument vorhanden war. Das ſollte jedoch ſo ſchnell als möglich verſchrieben werden. Mit dieſem neuen Bedürfniß bot ſich aber für den unzufriedenen Geiſt des Grafen die Gelegenheit, eine Kombination anzuknüpfen.

Zwar war damit ein Bruch der Clauſur verbunden; allein ſie konnte doch nicht ewig dauern. Ein Verſuch, Clara in einer, zu dieſem Ende beſonders ausgewählten

Geſellſchaft erſcheinen zu laſſen, ſchien kein Bedenken zu erregen. Adalbert dachte nämlich daran den Landadel herbeizuziehen, dazu einige adelige Beamte, die in der Umgegend angeſtellt waren, und ſeine Ausſicht auf Erfolg war ſo weit geſichert. Es handelte ſich nehmlich um nichts anderes, als ein Theater.

Da wäre gehörig für Unterhaltung geſorgt geweſen. Rollen lernen, Decorationen anſchaffen, für Muſik ſorgen, Coſtüme präpariren, probiren! Welch ein Leben im Schloſſe. Viele Wochen giebt das eine tüchtige Beſchäftigung. Und dann erſt die Aufführung! Iſt dieſe vorüber, ſo hat man Unterhaltungsſtoff wieder auf mindeſtens vierzehn Tage.

Alles reichlich bei ſich überlegt, trat Adalbert mit ſeinem neuen Project vor ſeine Gattin, die zum erſtenmal nicht ſeiner Meinung war, und ſich erlaubte, ihre Gründe geltend zu machen, damit er von ſeinem Vorhaben abſtehe.

Sie führte an, daß ſo viel ihr davon bekannt ſei, der Hauptreiz der Komödien in der Schilderung der Liebe beſtehe. Nun konnte ſie nicht begreifen, wie man in ſeinem Hauſe dazu die Gelegenheit bieten könne, daß junge Frauen und Mädchen, mit allem Fleiße ſich bemühen ſollten, die Sprache der Liebe vor einer geladenen Geſellſchaft ehrbarer Perſonen, in gehöriger Weiſe vorzutragen, nachdem ſie ſich wochenlang darauf vorbereitet, damit ſie ja die Nüancen gehörig träfen, um es recht natürlich mit einem andern als ihrem Gatten — und die Mädchen mit dem erſten beſten, ſogenannten „Liebhaber", auszuführen.

Er entgegnete ziemlich wegwerfend, daß dies nicht der rechte Geſichtspunkt ſei. Ein Jeder wiſſe ja, daß es nichts als Täuſchung ſei, die Niemand compromittire, da alles auf Konvenienz beruhe. Allein dieß ſchien ihr nichtsbedeutend, im Hinblick auf die Gefahr, die darin liege, auch nur zum Schein die Verſuchungen der Leidenſchaften nachzuahmen. Wenn man ſchon dergleichen nicht für ſich leſen ſollte; wie viel ärger iſt es, ſich damit ſo zu erfüllen, daß man darin gleichſam aufgeht, um das Intereſſe der Zuſchauer lebhaft zu erregen. Könnte man das, ohne Wahrheit in das Spiel zu bringen? Und müßte man nicht im eigenen Herzen dieſe Wahrheit ſuchen?

Aber nicht blos das allein ſei es, wie Clara behauptete. Die Proben würden dieſelben Perſonen im Schloſſe wochenlang vereinigen, und es müßte daraus eine Familiarität entſtehen, die aus der Situation entſpringt, welche einige kaum näher Bekannte in einen eigenthümlichen Rapport zueinander verſetzte. Alle Leidenſchaften ſpielten dabei mit, ſelbſt die häßlichſten manchmal; beſonders aber die am meiſten verführeriſchen, die gerade die anſteckendſten ſeien. Von Liebe und immer nur von Liebe zu handeln; ihre Seeligkeit, ihre Qualen zu ſchildern; es offen, vor fremden Leuten auszuſprechen, was im wirklichen Leben Leute, die noch etwas Schaam beſitzen, nicht ohne Erröthen ſich ſelbſt geſtehen dürften!

„Dies," fügte dann Clara mit einem tief aus der

Bruſt herausgeholten Seufzer hinzu, da ihr Agnes dabei einfiel, „iſt auch Schuld, daß die Moral mit dem Stande der wirklichen Künſtler, nicht vereinbar zu denken iſt. Was ſoll aus einem Menſchen werden, der immerfort darüber ſinnen muß, ſo zu erſcheinen wie er nicht iſt. Wird er nicht am Ende eben ſo wenig wiſſen, was er wirklich iſt, noch was er eigentlich ſein ſollte? Daher die geringe Achtung, welche den Schauſpielern überall zu Theil wird. Man bewundert ſie, man bezahlt ſie, man wirft ihnen Blumen zu, und klatſcht in die Hände; allein man ſchließt ſich vor ihnen ab, und wo man mit ihnen in Berührung kommt, beobachtet man immer eine gewiſſe Zurückhaltung.“

Clara hatte Gelegenheit gehabt, dieſe trübe Anſicht vom Theater ſich zu bilden, ohne daß ſie den Vorſtellungen ſelbſt oft beigewohnt hätte.

„Ich ſtimme Dir vollkommen bei,“ ſagte er, „allein Du wirſt mir zugeben, daß bei gebildeten, den beſten Kreiſen angehörenden Perſonen, die ein- oder zweimal im Winter Komödie ſpielen, die nachtheiligen Folgen, die Du bezeichneſt, nicht Platz greifen werden. Daß dieſe vielmehr nur mit dem Metier der wirklichen Schauſpieler zuſammenhängen —“

„Das glaube ich auch. Aber etwas wird dennoch hängen bleiben — erlaube mir den Ausdruck — was der moraliſchen Würde, der Reinheit des Herzens, ebenſo ſchädlich iſt, wie die unentbehrliche Schminke der Reinheit und Friſche der Haut. Spielt man Komödie, ſo muß man mehr oder weniger auch Komödiant ſein. Und was man mit Eifer wochenlang getrieben hat, kann möglicherweiſe auch auf die Zukunft von nachtheiligen Folgen werden. Schelte mich nicht allzuſtrenge, lieber Adalbert! Die Beſorgniß ſpricht aus mir, daß dieſes friedliche Haus, in welchem fromme Chriſten wohnen, nicht zu einer Luſtbarkeit verwendet werde, aus der mancherlei Uebel entſtehen könnten. Ich behaupte deßhalb nicht, daß ſie immer erfolgen müſſen; das hängt eben von den Umſtänden ab."

„Allein Du denkſt nicht daran, oder Du weißt es vielleicht nicht, daß man in Erziehungsanſtalten Schauſpiele aufführte, daß die Vorſtellungen von Prieſtern geleitet wurden, ſogar von Ordensgeiſtlichen."

„Ich ſehe nicht ein, warum das geſchehen iſt, und kann mir nur vorſtellen, daß dabei eine beſondere Auswahl von Stücken getroffen wurde, ſonſt wäre es eine Unmöglichkeit geweſen —"

„Du biſt nicht zu überwinden," ſprach der Graf heiter. „Jetzt aber gieb mir an, was wir bei den immer länger werdenden Abenden anfangen ſollen? Einen reellen Zeitvertreib muß der Menſch haben."

„Wenn uns der Abend zu lang wird," begann Clara zögernd —

„So kürzen wir ihn ab, und gehen ſchlafen!" fiel er ihr lautlachend in's Wort. „Nun ja! Niemand hält uns ab, den Zapfenſtreich ſchon um acht Uhr ſchlagen zu laſſen. Wir ſtehen dann deſto früher auf."

Er ging, vor ſich hinpfeifend, im Zimmer auf und ab. Sie fragte, ob er ihr zürne?

„Was denkſt Du?" ſagte er. „Aber der Flügel muß herbei, dann ſingſt Du, und — ich ſinge auch, was gilt's! Ich habe vor Zeiten eine ganz paſſable Tenorſtimme gehabt. Wir ſingen Duette, und wenn Du ein bischen sotto voce ſingſt, werde ich noch ausreichen. Du wirſt ſchon Nachſicht mit mir haben."

Das war ein knapp zugeſchnittenes und ein beruhigendes Auskunftsmittel. Aber eine Verſuchung war bereits im Anmarſch, von der die Bewohner des alten Schloſſes nicht die leiſeſte Ahnung hatten.

Der Flügel war angelangt und die Geſangsübungen hatten begonnen. Die Luſt an Duetten war aber bei dem Grafen auch bald verſiegt, und Clara ſang allein. Sie ſang wirklich allein; denn Adalbert war nicht einmal dabei zugegen. Sie grämte ſich darüber, ihn ſo trüb geſtimmt zu ſehen. Sie hatte ihm die Hälfte ihres Lebens geweiht, aber ſie würde ihm ebenſo freudig das ganze Leben zum Opfer gebracht haben, hätte er dadurch glücklicher werden können. Sie mußte ſich ſagen, daß ſie ſein gefühlvolles Herz leer laſſe, und daß keine Hoffnung für ſie vorhanden ſei, es jemals wieder auszufüllen. Der Graf hatte es aufgegeben, neue Plane zu erſinnen. Er machte ſich endlich mit dem Gedanken vertraut, in ſein trübſeliges Loos ſich zu fügen, das hieß für ihn, den Winter auf Schloß Pflug in gewohnter Weiſe auszuharren, und dann im Frühjahr eine größere Reiſe, in Begleitung ſeiner Gattin, anzutreten. Bis dahin nahm er ſich vor, zu arbeiten. An Lebenserfahrungen fehlte es ihm nicht, und er gedachte, ſeine Memoiren niederzuſchreiben. So hoffte er ſich endlich ſelbſt zu befriedigen.

Clara umgab ihn dabei mit aller Anmuth und Liebenswürdigkeit einer jungen Hausfrau. Sie ſuchte ihn zu erheitern, ſo gut ſie es vermochte. Sie beſtrebte ſich, ihn dahin zu lenken, daß er ſtets neue Entdeckungen in ſeinem eigenen Herzen machen mußte, aus denen er Stoff zur Befriedigung für ſich ſchöpfen konnte. Adalbert erkannte dadurch immer mehr den hohen Werth ſeiner Gattin; ſeine Seele beruhigte ſich nach und nach, ſeine kurze Verſtimmung war ſchon wieder im Schwinden begriffen und er ſah Clara verſchönert wie nie zuvor.

„Ich bin nicht ſtolz auf mich ſelbſt, Claire!“ ſagte er einſt zu ihr, „aber ich weiß es, wie ich Dich liebe! Bleibe Dir nur immer ſelbſt treu. Es ſei zwiſchen uns, wie es bisher geweſen. Verbirg mir nie Deine Empfindungen bei allen meinen Handlungen. Du ſiehſt, daß ich Dir folge. Darin beſteht der Unterſchied zwiſchen wahrer Liebe und Leidenſchaft. Jene giebt ſich, unbekümmert und ganz ohne Eigennutz dem geliebten Gegenſtande hin, gleichviel, ob ſie in ſeinen Augen verliere; dieſe verbirgt ihm, was ihn auf ſich und ſeine Pflichten aufmerkſam machen könnte. Dies zerſtört ſich am Ende ſelbſt, denn man muß ſich zuletzt immer getäuſcht finden.“

Clara gelobte, von Rührung ergriffen, ſich immer gleich zu bleiben und Adalbert vertraute ihr, da er die Wahrhaftigkeit ihres Charakters kannte. Das leichtbewegliche Element in dem ſeinigen hatte einen mächtigen Umſchwung erfahren. Er arbeitete am Morgen; dann war er der zärtlichſte Gatte. Seine innere Befriedigung leuchtete aus ſeinen Blicken und das Glück, daß Clara darüber empfand, wirkte nur noch herzerhebender auf ihn zurück.

Die arme Gräfin glaubte ſchon im Hafen zu ſein, ohne an die Stürme zu denken, die noch bevorſtehen könnten! In Adalbert's Herzen ſchlummerte noch ein Keim, aus dem alle ſeine Verirrungen entſprangen — der Keim eines zügelloſen Ehrgeizes — deſſen erneuetes Hervorbrechen jeden Augenblick zu beſorgen ſtand. —

Das Ehepaar ſaß in vertraulichſter Stimmung auf dem ſchönen Platze, wo ſich das noch nicht vollendete Schweizerhaus erhob. Die Sonne ging eben unter, und die Erde verhüllte ſich vor den Blicken der Menſchen. Aber von einem Berggipfel zum andern hing ſich ein Goldduft, und ſie alle fingen an zu glühen, und der Gipfel, der vor der ſinkenden Sonne ſtand, zündete ihr wie zum Opfer, einen rieſigen Scheiterhaufen aus Abendgluth und Abendaſche an. Da ſtieg der Mond langſam über die Wände der ſchwarzen Klamm empor; der Waſſerfall begann ſilbern zu ſchimmern, der Eisberg hinten ward wie durchſichtig, und der Himmel blickte die Erde mit all ſeinen Sternenaugen an. Ein ſolcher Moment im Hochgebirg iſt nicht zu beſchreiben; es iſt das ſchönſte, was die Erde hat.

Auch der Graf und die Gräfin fühlten es wohl in jenem Augenblicke, daß ſie in der That höher ſchwebten, als der Ort war, wo ſie ſaßen. Ihre Seelen tönten in einen Accord zuſammen.

Da trat der Kammerdiener plötzlich heran und fragte, ob der Herr Graf befehlen, daß ein Paket, welches ſo eben aus der Stadt angekommen, ihm hier übergeben werde, oder ihn im Schloß erwarten ſolle. Adalbert ſagte: es habe Zeit. Aber kaum hatte ſich der Diener entfernt, als ihm die Neugier keine Ruhe mehr ließ, und er Clara aufzubrechen erſuchte.

Das Paket enthielt ein gnädiges Handſchreiben des Fürſten, und das Kommandeurkreuz ſeines Hausordens. Der gute Herr wollte am Vorabend ſeines Geburtsfeſtes männiglich viel Gunſtbezeugungen austheilen, und hatte ſich dabei erinnert, daß der Graf Adalbert von Pflug früher von ihm mit einigen ſogenannten officiöſen Aufträgen beehrt worden war, die er mit leichter Mühe auf ſeinen Reiſen an fremden Höfen ausgeführt hatte; dabei ſchien es ihm auch paſſend, dem Träger des alten Namens durch ein Zeichen ſeiner Huld eine Freude zu machen.

Während Adalbert auf ſein Zimmer geeilt war, um das Paket zu öffnen, hatte Clara, ihn erwartend, ſich zum Theetiſch geſetzt. Er trat herein, und legte die rothe Boite, die den Orden enthielt, und das fürſtliche Schreiben, vor ihr auf den Tiſch, ſetzte ſich dann ihr gegenüber, um dem erwarteten Erſtaunen in ihren Zügen lächelnd zuzuſehen. Was er erwartete, blieb jedoch aus. Sie ſchenkte ruhig den Thee ein, nahm dann das große Kreuz aus der Boite, las das Schreiben, und legte Beides, ohne eine Miene zu verziehen, aus der Hand.

„Wie iſt es möglich!“ war alles was der Graf hervorbrachte.

„Konnteſt Du glauben, daß ich über die fürſtliche

Gnade in Entzücken gerathen würde?“ ſagte ſie mit einem Anfluge von Traurigkeit.

Er mußte ſeine Verwirrung verbergen, an etwas ähnliches nur gedacht zu haben.

„Aber betrachte doch nur das ſchöne Kreuz, —“ ſagte er verlegen.

„Du haſt deſſen in meinen Augen nicht nöthig, um höher im Werthe zu ſtehen. Es legt Dir vielleicht ſchwere Verpflichtungen auf, wenn Du es mit Ehren tragen ſollſt. Die fürſtliche Gnade will verdient ſein; ſie zählt darauf. Der Fürſt will etwas von Dir und das beunruhigt mich,“ ſprach ſie wie von einer Ahnung ergriffen.

Ihre Worte erweckten Adalbert's Stolz.

„Du haſt recht, Claire. Aber was iſt's weiter? Ablehnen darf ich die Gnade nicht, und ſo denk' ich mir, den Monarchen mehr durch die Annahme ſeines Geſchenks zu verbinden, als er ſich mich durch deſſen Ertheilung.“

„Was Du ſagſt, kann meine Beſorgniß nicht heben, denn es widerſpricht der Demuth. Alle Ehrenbezeugungen der Welt verdient, und keine einzige erhalten zu haben, iſt ein ſo erhabenes Glück, daß ich es vor allen andern Menſchen meinem Gatten wünſchen möchte. Strebe nach dem, mein geliebter Adalbert, was Dir bleibt, noch jenſeits des Grabes, wo Du gewiß den Lohn dafür empfangen wirſt.“

„Gutes Weib! Aber an den Hof muß ich denn doch, um dem Fürſten zu danken. Ich werde Dich auf einige Tage verlaſſen —“

„Du kommſt mir bald zurück,“ ſagte ſie neckend. „Der Hof hat Dir nie zugeſagt, und bei mir iſt es Dir wohler, trotz unſerer Abgeſchiedenheit und dem daraus entſpringenden Ennuy für Dich.“

„Du haſt nicht unrecht — hier iſt mein Platz!“ rief er, auf den Scherz eingehend, und legte ſeinen Kopf auf ihre Schulter.

„Und wenn Du gehſt, ſo denke nur immer an Deine Clara, die Dich unauslöſchlich im Herzen trägt.“

Der Graf reiſte am andern Morgen in die Reſidenz. Er war ganz verändert. Er ſagte ſich im Stillen, er habe eine Frau, wie Niemand mehr in der Welt und gelobte dabei, ſie ſtets auf's tiefſte zu verehren.

In der Reſidenz hatten ſich inzwiſchen Dinge vorbereitet, deren naher Ausbruch bevorſtand, und die den neuen Kommandeur des Hausordens tief verletzen ſollten.

14.

Am Abend des Geburtsfeſtes war Hofkonzert, zu welchem die „Neudecorirten“ ſämmtlich eingeladen waren. Die Hitze im großen Saale des Schloſſes war drückend. Der Kapellmeiſter en grande tenue, gleichfalls ein Neudecorirter, wie faſt jeder der zu dem Hofe in irgend welcher Beziehung ſtand, hatte ſoeben den Stab aus der Hand gelegt, denn die Ouverture war geendigt und aus einer der

Seitengalerien, die den Soliſten zum Aufenthalt angewieſen worden war, trat jetzt einer jener Hexenmeiſter, der durch die geſchickte Handhabung, mit welcher er die ſtraffen Haare eines Pferdeſchweifes über die geſpannten Därme eines Hundes gleiten läßt, eine ganze große und vornehme Verſammlung in höchſtes Entzücken verſetzt, weil er nach dem Kunſtausdruck: „ſeine ganze Seele in die Saiten zu hauchen verſteht!“

Dieſer Hexen- eigentlich Konzertmeiſter hatte ſich diesmal ſelbſt übertroffen. Der erſte, der den baroken Einfall gehabt, Haare und Darm auf ſolche Weiſe in Berührung zu ſetzen, hatte gewiß an dieſe großartige Entfaltung ſeiner Erfindung nicht gedacht; ebenſowenig wie die großen Meiſter, deren unſterblicher Genius aus derſelben Wirkungen hervorzuzaubern verſtanden, die an das Wunderbare hinanreichen, aber auch zugleich die äußerſte Gränzlinie bezeichnen, über welcher hinaus nur karikirte Spielerei, Fratze, Jonglerie ihr Weſen treiben.

Das hohe Auditorium ſchwamm in Wonne, der bleiche Virtuos zerfloß in Angſtſchweiß. Eine allgemeine Einhaltung des Athems; eine zur Erde fallende Stecknadel würde als Geräuſch ſich ausgenommen haben. Aber das, was man hörte, war es nicht allein. Man ſchien noch etwas zu erwarten, was kommen könnte. Sah man ſo die langen, weißen Finger auf dem Griffbrette, wie das Haſchen der Sterbenden in der letzten Stunde, convulſiviſch hin- und herfahren, ſah man das Erbeben eines einzelnen Fingers, wann er bei dem Aushalten einer Note die Saite niederdrückte, oder fing der langgezogene Strich hunderte von Noten mit einem Male, ſo glaubte man, es müſſe jetzt etwas paſſiren; der Mann bricht einen Finger, verrenkt die Hand, bekommt den Krampf oder wird ohnmächtig. Es geſellte ſich zu der Luſt des Ohrenkitzels jenes zweifelhafte Angſtgefühl, welches der Zuſchauer einer Hinrichtung empfindet. Und dieſer Doppelgenuß macht eben das moderne Virtuoſenthum, den erſchlafften Nerven einer überfeinerten Geſellſchaft ſo einzig und unerſetzlich.

Der Meiſter Notenfreſſer war zu Ende; den klatſchenden Händen der allerhöchſten und höchſten Perſonen folgten die der hohen; aber lange, als ſchon der Virtuos in die Seitengalerie zurückgetreten war, ſummte eine Unruhe der Begeiſterung, wie ein Bienenſchwarm, durch die Verſammlung und man bemerkte nicht, daß der Kapellmeiſter mit einer jungen, prächtig geſchmückten Dame an der Hand, die üblichen Komplimente machte und nachdem er ſie ſo in die Arena geführt, ſich an den Flügel ſetzte.

Die erſten Griffe ſtellten die frühere Todtenſtille wieder her, die nur bei den Worten: Ah, perfido, welche die Sängerin ertönen ließ, mit einem langgezogenen, freudig bewundernden Ah! beantwortet wurden.

Graf Adalbert ward ſeltſam bewegt, als er jetzt nach der Sängerin blickte; denn es war Agnes, ſeine leibhaftige Schwägerin. Er hätte es ſich wohl denken können, daß ſie in dem Programm eine Nummer erhalten würde; aber — wie es zu gehen pflegt — er hatte nicht daran gedacht.

Die Primadonna, der auf der Bühne ſo oft Gelegenheit gegeben war, wälſche Coloraturen zu zeigen und dramatiſches Feuer ſprühen zu laſſen, beſaß den Tact, hier nur eine jener ſchmelzenden Cantilenen von ſich zu geben, die — wenn richtig vorgetragen — des Sieges gewiß ſind. Das Stück war kurz; aber die Bewegung, die es hervorrief, war allgemein und ſo ſtark, daß ſie ſich auch den Füßen mittheilte, die mechaniſch dem Drange des Herzens folgen mußten. Zuerſt ſchritten Fürſt und Fürſtin auf Agnes zu, und als ſie ihr die huldvollſte Anerkennung ausgeſprochen, ſtanden ſchon hinter ihnen, in einem weiten Kreiſe, die Prinzeſſinnen, Gräfinnen und beſternten Herren, und alle näherten ſich dem leuchtenden Kinde, als ob es etwas Heiligem gelte, und Agnes wußte einem Jeden, ohne alle Verlegenheit, auf ſeine Worte ein paar verbindliche zu erwidern. Als jetzt auch die, dem Grafen Pflug zunächſt ſtehenden, ſich in Marſch ſetzten, und er zu bemerken glaubte, daß die von dieſer ſchnöden Parodie einer Wallfahrt Zurückkehrenden gleichſam fragende Blicke auf ihn richteten, da ſah er wohl ein, daß er auch ſich zu entſchließen habe, den Weg anzutreten. Weil hier vom Fürſten ſelbſt die Etikette gebrochen war, ſo blieb nichts anders übrig, als ſich der Schicklichkeit zu fügen.

Agnes lächelte, und trat dem Grafen höchſt unbefangen entgegen, indem ſie ihn fragte, ob ihre Schweſter nicht mit ihm ſei. Es lag Malice in der Frage, denn ſie wußte wohl, daß Gräfin Clara von Pflug, hier wo man ihre Herkunft kannte, nicht hoffähig war; während ſie nach ihrem Wahne, durch ihre Kunſt geadelt, am Hofe erſcheinen durfte, um dort wie ein Glanzgeſtirn zu leuchten, und Aller Huldigung zu empfangen. Adalbert ſagte, er freue ſich ſie bewundern zu können, lud ſie kalt zu einem Beſuche ein; ſie trug ihm Grüße für Clara auf; und damit war die unangenehme Begegnung zu Ende, welche von Allen mit höhniſchen Blicken beobachtet wurde. —

Während ſich dieſes im Reſidenzſchloſſe zutrug, ſaß die Aeugelein mit Graf Oscar von Marienſtein im traulichen Geſpräche, in dem Boudoir der Sängerin. Die Lampen waren aus Sparſamkeit eingeſchraubt, denn man ſollte nicht glauben, wie ſehr die gute Pflegemutter, wie ſich die Aeugelein ſo gern ſelbſt nannte, auf jeden kleinen Vortheil ſah, der freilich nur ihr zu gute kam, da Agnes ſich vollſtändig bei ihr in Penſion gegeben hatte.

Oscar hätte Agnes ſo gern noch geſehen, ehe ſie zu Hofe abgeholt wurde, und nun glaubte die Pflegemutter ſeine Ungeduld befriedigen zu müſſen, und erzählte ihm haarklein, wie Agnes ausgeſehen, was ſie anhabe, wie ſie friſirt ſei. Auch hob ſie ganz beſonders hervor, daß das prächtige Armband aus Saphiren und Brillanten, von ſeiner ſeeligen Frau Mutter, das er ihr zum Präſent gemacht hatte, nicht zu Hauſe gelaſſen worden ſei. Das freuete Oscar, und er war in der heiterſten Stimmung, die bald ſogar in eine etwas zu übermüthige Laune umſchlug, als die Aeugelein ihm mittheilte, wie das Fräulein über ihn denke, was ſie alles von ihm ſage, und mit welcher Sehnſucht ſie immer ſein Kommen erwarte.

Dieſe alltäglichen Mittheilungen trieben ihn zu der

Ausgelaſſenheit, die Pflegemutter zu umarmen, und ihr einen Kuß auf den vielleicht einmal ſchön geweſenen Mund zu drücken. Sie hatte ihn abwehrend eben: „Sie böſer Herr Graf!“ ausgerufen, als der ernſte Müller eintrat, und fragte:

„Ob die Signora noch nicht zu Hauſe?“

Die Aeugelein antwortete, daß ſie unten ſie erwarten müſſe, und entſchuldigte ſich, die Herren allein zu laſſen. Für minder vertraute Freunde, als ſie Beide, würde das Fräulein übrigens heute nicht ſichtbar mehr ſein, da eine ſolche Hoffète ſie immer mehr angreiſe, als die ſtärkſte Rolle.

„Amüſiren Sie ſich indeß ſo gut Sie können,“ ſagte ſie noch knixend, und weg war ſie.

„Amüſiren! Weiſe geſprochen!“ lachte Oscar in ſeiner heitern Laune, und ſtellte ſich vor Müller breit auf, der den Kopf in die Hand gelegt, am geſchloſſenen Flügel ſaß. „Amüſiren Sie mich, Müller, dann will ich Sie amüſiren.“

„Das würde Ihnen ſchwer werden,“ ſagte dieſer finſter. „Mir liegt ein Stein auf dem Herzen, ſchon den ganzen Tag. Ich weiß nicht was es iſt. Ich komme mir heut ſelbſt gefährlich vor.“

Oscar drehte ſich um, und ergriff ein Cornet, in welchem Würfel lagen. Er ſchüttelte den Becher.

„Gut ſtehen Sie!“ rief er. Hier iſt etwas, was Ihren Spleen curirt.“

Er warf.

„Jetzt werf' ich für Sie!“

Er warf wieder.

„Sehen Sie! Ein Raffle de six! Sie haben Glück heute — probiren Sie!“

Müller rückte den Stuhl zum Tiſch.

„Meinetwegen!“ ſagte er.

Und ſie legten jeder einige Goldſtücke vor ſich hin, und begannen — zum Scherz — wie ſie ſagten. Bald war das Gold, welches auf Oscar's Seite lag, nach der Seite ſeines Gegners gewandert, der wahrlich nicht im Stande geweſen wäre, hätte er verloren, es ſo ſchnell durch Neues zu erſetzen. Der anfängliche Scherz fing an ſich zu trüben, als Oscar genöthigt war, ſein letztes, was er bei ſich hatte, dem treuloſen Glücke preiszugeben. Je gelaſſener Müller den Gewinſt einſtrich, deſto hitziger wurde Oscar. Auf Beide machten Verluſt und Gewinnſt zwar nicht den geringſten Eindruck in jenem Augenblick. Ein zehnfach größerer Verluſt hätte Oscar keine Verlegenheit bereitet, aber es liegt eben in der Art der Spieler, daß die Reichſten tauſend Goldſtücke hergeben würden, um nur zehn zu gewinnen, wann ſie im Unglück ſind. Sei es Eigenliebe, Eitelkeit, Uebermuth: es iſt ſo. Müller theilte Oscar's Mißbehagen, trotz ſeines Glücks. Es machte ihm keinen Spaß. Er wollte aufhören; allein Oscar ließ es nicht zu. Weil Müller gewann, mußte er fortſpielen. Er that es nur aus Nothwehr, und hoffte, daß das Glück ſich endlich wenden würde. Das Glück im Spiel zeigt jedoch ſtets unerklärliche Kaprizen. Will Jemand verlieren, ſo verfolgt ihn die unerbittliche Gunſt des Zufalls; ſetzt ein anderer Ehre und Leben ein, ſo kehrt ſich gegen ihn jede Berechnung, jede Wahrſcheinlichkeit.

Man gewinnt, man verliert, und weiß nicht warum. Darin ruht das Verderben; was anfangs reizte, ſchwillt zum Aerger an, und bald lodert die Flamme einer nicht zu bändigenden Wuth zwiſchen Menſchen, die noch eben erſt die beſten Freunde geweſen.

Die Aeugelein, von dem Klappern der Würfel erſchreckt, das immer crescendo und accelerando ſich vernehmen ließ, hatte Agnes im Schlafzimmer verlaſſen, wo ſie ihre Nachttoilette beendigte, und war in das Boudoir, zu den Spielern zurückgekehrt. Ein Blick genügte, um ihre Beſorgniß zu rechtfertigen. Sie kannte die beiden Champions zu genau, um aus der Art und Weiſe ihrer Haltung nicht zu bemerken, daß aus dem Scherz zur Unterhaltung, ſich hier bald ein ſehr ernſter Zuſammenſtoß entwickeln könne. Der eiſigen Haltung Müller's, ſtand Oscar's üble Laune grell gegenüber. Er ſchleuderte die Würfel mit einer Wuth in den Becher, daß ſie immer wieder in die Höhe ſprangen; er ſchüttete ſie auf den Tiſch, daß ſie jedesmal auf die Erde fielen, und ſtieß dabei einen Fluch aus, daß der Aeugelein angſt und bange wurde. Das half aber nichts; der Wurf den Müller that, zeigte immer mehr Augen; aber trotz des Gewinnſtes verrieth ſein Geſicht dennoch dieſelbe ärgerliche Spannung, wie das des jungen Grafen.

Jetzt trat Agnes herein zu den Würflern, durch die Aeugelein von dem, was vorging, benachrichtigt.

„Das Spiel iſt für heute aus," ſagte ſie pikirt. Ich bitte die Herren mich zu verlaſſen —"

„Nur noch einen Wurf!" rief Oscar aufſpringend, und ſtehend rüttelte er die Würfel. Dann hielt er plötzlich ein, zog ſein Geldtäſchchen, griff verlegen an die Taſchen, und ſagte: „Wetter! ich bin ganz kahl — Alles verſpielt!“

Agnes hatte ſich an den Tiſch geſetzt, um, den Arm aufgeſtützt, zuzuſehen, und dann die Würfel zu nehmen, und dem Spiel ein Ende zu machen. Der weite Peignoir aus leichtem Zeuge, war von dem aufgeſtützten Arme zurückgefallen, an welchem das Bracelet aus Saphiren und Brillanten ſichtbar wurde, das ſie abzulegen vergeſſen hatte.

Bei dem Anblick des Schmucks, bemächtigte ſich Oscar's ein unſeeliger Gedanke. Eine ihm ſonſt gänzlich fremde Leidenſchaft trieb ihn vorwärts. Er wollte ſeinen Gegner beleidigen. Mit einer raſchen Wendung drückte er an das ihm wohlbekannte Schloß des Kleinods, das von dem ſchönen Arm auf die Tiſchplatte herabklirrte. Er hatte es ergriffen, ehe das Mädchen, wie verſteinert, es ihm wehren konnte.

„Ich ſtehe nicht auf ſo intimem Fuße mit Herrn Müller,“ ſprach er mit zuckendem Munde, „um gegen ihn auf Parole zu ſpielen. Verlier' ich, ſo erhältſt Du ein ähnliches Armband von mir.“

Er warf es vor ſich hin und ſchrie:

„Hier iſt mein Satz! Ihr Gewinnſt reicht hin! Sie müſſen halten!“

Müller war außer Faſſung; nur mit Mühe beherrſchte er ſich, um nicht die Beleidigung mit einer andern ſogleich zu erwidern. Ein Blick auf Agnes hielt ihn davon zurück. Er ſchob das Armband ruhig in die Mitte des Tiſches und ſchien ſie um ihre Einwilligung zu fragen, ob darum geſpielt werden dürfe. Sie hatte ſich an die hinter ihr ſtehende Aeugelein rückgelehnt, die ſie mit ihren beiden Armen umfangen hielt, und ſchien keiner Bewegung, und noch weniger eines Wortes mächtig.

Oscar rüttelte langſam, lange, und ließ die Würfel diesmal nach und nach, einzeln herausrollen. Sie zeigten fünfzehn Augen. Er lächelte zufrieden, und ſagte in ruhigem Tone zu Agnes:

„Du erhältſt Dein Armband wieder, Agneschen! Der Juwelier bekommt es nicht.“

Müller wünſchte das Ende herbei. Er warf nachläßig vor ſich hin, und rief ſchnell:

„Ich habe in der That verloren!“

Schon wollte er die Würfel zuſammenraffen; aber Oscar riß ſeinen Arm mit Heftigkeit zurück.

„Das iſt nicht wahr!“ ſchrie er. „Es iſt ein Paſch von ſechs und fünf dazu! Sie haben wieder gewonnen!“

Und das Armband nach Müller hinſchleudernd, ſagte er im verächtlichſten Tone:

„Er hat Glück wie ein Baſtard!“

Der Moment war entſetzlich. Agnes lag in Ohnmacht; die Aeugelein war um ſie beſchäftigt. Müller entfernte ſich gelaſſen, und ließ Armband und gewonnenes Geld unberührt liegen. Oscar verweilte noch eine kurze Zeit, dann ging auch er. —

Am andern Morgen erſchien der Vicomte de la Châtaigne, den die Liebe zur Muſik in ein engeres Verhältniß zu Müller gebracht hatte, als deſſen Cartellträger bei Oscar. Er ſagte, daß er an eine vollſtändige Abitte der Beleidigung um ſo weniger zweifeln könne, als ſie von dem Freunde, der ihn ſende, ſo ganz und ar nicht hervorgerufen worden war. Würde ſie jedoch verweigert, ſo müſſe der Handel auf andere ehrenvolle Weiſe ausgeglichen werden. Er ſei hier, um eine beſtimmte Antwort des Herrn Grafen von Marienſtein zu erhalten.

„Ich habe eine ſolche Botſchaft vorausgeſehen und erwartet,“ erwiderte Oscar im höflichſten Tone. „Meine Aeußerung war übereilt; allein was geſagt iſt, bleibt geſagt. Ich nehme nichts zurück, und laſſe mir nicht vorſchreiben, was ich zu thun oder zu laſſen habe. Alſo — ich nehme die Herausforderung des Herrn Müller an. Sobald als möglich ſchlagen wir uns. Morgen, wenn's ihm recht iſt, ehe die Geſchichte bekannt wird. Agnes und Madame Aeugeleiꝝ werden ſchweigen, weil es ihr Eigener Vortheil erheiſcht. Wir desgleichen.

Die Unterredung war zu Ende, nachdem noch Ort, Zeit und Waffen feſtgeſtellt waren, und der Vicomte empfahl ſich, um Müller davon in Kenntniß zu ſetzen.

Bei Tagesanbruch, nach einer ziemlich unruhig zugebrachten Nacht, trafen ſich die jungen Leute auf dem grünen Platze, der abgelegen am Saum eines Waldes ſich ausbreitete. Außer dem Vicomte waren ein Student, bürgerlicher Abkunft, als Oscar's Zeuge, und ein Wundarzt zugegen. Zwei Fiaker hielten in einiger Entfernung im jungen Holze, das den Platz umgab.

Der frühe Morgenwind ſtrich kalt durch die Föhren, die Natur harrte ſchweigſam dem Sonnenaufgang entgegen; kein lebendes Weſen ſchien noch erwacht, als die beiden Jünglinge und ihre Zeugen, die den Tod in ihren Blicken trugen und ebenſo wenig wie bei'm geſtrigen Spiele es wußten, wer ihn erleiden, wer ihn ertheilen, wer hier gewinnen oder wer verlieren ſollte.

Alle waren pünktlich eingetroffen.

Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen ſtanden die Gegner mit entblößten Waffen ſich gegenüber. Doch ehe der Kampf begonn, trat Oscar einen Schritt vor und ſagte in ruhigem, ſehr höflichen Tone:

„Herr Müller, ehe wir unſere Degen kreuzen, um unſere Sache zu beendigen, will ich, im Zweifel darüber, wer den Andern beſiegt und im Gefühl, daß ich es vielleicht in der nächſten Minute nicht mehr im Stande ſein könnte, in Gegenwart dieſer Herren, als unſerer Zeugen, freiwillig erklären: daß ich Sie für einen Ehrenmann halte. Ich hätte das Geheimniß, welches auf Ihrem Daſein zu laſten ſcheint, reſpectiren ſollen. Das Wort, das mir entfuhr, war grauſam. Erblicken Sie in dieſer Erklärung einen Beweis meiner Achtung. Allein ebenſo will ich Ihnen nun offen bekennen, daß ich Urſache hatte, Sie zu haſſen. Dieſer Haß entſprang aus dem Intereſſe, welches Sie einer Dame einzuflößen bemüht waren, deren Liebe Ihnen nie zu Theil werden darf, und die Sie, ſo lang ich athme, nicht wiederſehen ſollen.

Konnte Oscar mit dieſen Worten auch nicht ſein Gewiſſen beſchwichtigen, ſo glaubte er doch damit den Anſtand zu wahren, denn was er zu unternehmen beſchloſſen hatte, eine in ſeinem Sinne rechtfertigende Erklärung, ſo lang es noch Zeit war, vorauszuſchicken.

Müller erwiderte kalt: daß eine ſolche Erklärung in dieſem Augenblicke ihn nicht zufrieden ſtellen könne. Was den Umſtand beträfe, der ihm den Haß des Herrn Grafen zugezogen, ſo könne er nur ſeinerſeits erklären, daß bei ihm ſchon längſt die gleiche Verſtimmung und der gleiche Wunſch, ihr auf entſcheidende Weiſe für immer ein Ende zu machen, obwalte. Darauf ſenkte er den Degen zum Gruße, trat auf ſeinen Platz, und der Kampf begann auf eine ſo hitzige Weiſe, wie man ſie nach der Ruhe, mit welcher ſo eben Rede und Gegenrede gewechſelt waren, nicht hätte vorausſehen können.

Steht man mit der blanken Waffe einander gegenüber, ſo iſt es nicht möglich ruhig zu bleiben, und wenn man auch kurz vorher ſich gelobt hätte, es nicht bis zum tragiſchen Ende kommen zu laſſen. Wirklich hatte Oscar es ſich vorgenommen Müller zu verſchonen; dieſer dachte nicht daran, dem Grafen eine tödtliche Wunde beizubringen. Der erſte Blutstropfe ſollte Beiden als Genugthuung gelten, und die Verſöhnung herbeiführen.

Aber das unglückſelige Armband kam Müller plötzlich in den Sinn; es ſchwebte ihm vor den Augen; es flimmerte wieder wie zu ſeinem Hohne in der Hand Oscar's; alle Mäßigung verließ ihn; die wildeſte Wuth bemächtigte ſich ſeiner. Oscar hielt ihm feſten Stand — und der Kampf auf Tod und Leben entſpann ſich. Müller empfängt eine leichte Wunde; er greift Oscar mit erneuerter Heftigkeit an; dieſer will ihn entwaffnen, ſtürzt ſich aber dabei unvorſichtig in die Waffe des Gegners, und ſinkt ſchwer getroffen zu Boden. Wie Müller ihn fallen ſieht, fliegt er zur Waldecke, wo die Wagen hielten, um einen herbeizurufen, darauf hilft er dem Wundarzt, der den erſten Verband anlegt. Oscar hatte viel Blut verloren, und wird, einer Leiche gleich, in den Wagen gehoben. Die Zeugen rufen Müller zu, daß er ſich retten ſolle; der Arzt verſichert, daß die Wunde nicht tödtlich ſei. Müller hört ſie aber nicht, und verläßt den Verwundeten erſt dann, als er aus der Ohnmacht erwacht, ihm die Hand reicht, und mit leiſer Stimme zu ihm ſagt:

„Es iſt nichts. Sorgen Sie nicht für mein Leben!“ —

Die Sonne prangte am Himmel. Welch’ ein köſtlicher Morgen! Die lebende und lebloſe Natur begannen wieder die Feier eines neuen Tages, und die Lüfte durchhallte ein einziger, gewaltiger Schall: In excelsis Deo!

Die Glocken der fernen und nahen Kirchen fielen harmoniſch ein, um das Lob des Vaters und des Sohnes vollſtändig zu preiſen. Aber die Stimmen der Gläubigen fügten hinzu was noch in dem heiligen Dreiklang fehlte; ſie erhoben ſich nun auch und grüßten die Mutter, die Gott ihnen allen gegeben.

Zwiſchen der Sünde und der Strafe waltet ſtets Deine ewige Güte und Milde. Wer Dich anruft, dem biſt Du nahe; wer die Hände zu Dir flehend erhebt, den erretteſt Du!

15.

Das Duell war im Laufe des Tages bereits zum Stadtgeſpräch geworden, und, wie es immer zu geſchehen pflegt, zu wahrhaft großen Dimenſionen gediehen. Das clandeſtine Spiel bei der Sängerin Agneſi, ſchon lange Gegenſtand einer gehäſſigen Nachrede, hatte nun das bereits vorhergeſehene Ende genommen und ein blutiges Opfer gefordert. Die Leute ſprachen laut davon, daß dort falſch geſpielt wurde; Graf Oscar von Marienſtein ſollte die ungeheuerſten Summen verloren haben, und ſei am letzten Abend von den falſchen Spielern complet ausgeraubt worden. Er habe die Schurkerei entdeckt; es wären Prügeleien, gemeine Schimpfereien aller Art entſtanden; einer von den hergelaufenen Abenteuerern habe den jungen Grafen thätlich beleidigt; ein Duell ſei die Folge geweſen, und Oscar auf dem Platze geblieben. Dies curſirte im Munde der Leute, und Schluckmann hatte es nach langem Kampfe über ſich gewonnen, es ſeinem Freunde Pflug auf die ſchonendſte Weiſe zu hinterbringen.

Der Tod ſeines Vetters Oscar würde ihn zwar nicht beſonders ſchmerzlich berührt haben. Sehr ungleich im Alter, kannten ſie ſich kaum. Die Herrſchaft Marienſtein, ein Fideicommiß, ging nach dem Ausſterben des Geſchlechts, wie die Beſtimmungen des Gründers lauteten, auf den nächſten Agnaten und ſeine in legitimer Ehe erzeugte Descendenz über. Dies war Adalbert von Pflug, und ſomit trat er in den Beſitz der Herrſchaft. Eine andere Verwandtſchaft war es jedoch, die ihn ſchmerzlicher berühren mußte. Die gebrandmarkte Sängerin war die Schwägerin des Mannes, den ſo eben die fürſtliche Gnade in hoher Weiſe ausgezeichnet hatte.

Nachdem Schluckmann die Hiobspoſt gemeldet hatte, ſaß Pflug lange Zeit in ſtillem Brüten. Er blickte ſtarr auf einen Punkt, und man gewahrte nicht, daß er athmete.

„Es iſt ein trüber Winter, der mich zu umgeben anfängt," ſagte er endlich, „die Sonnenblicke werden ſo ſelten wie im Januar. War es denn ein Verbrechen, das Mädchen zu heirathen, daß mir nun dieſe Beſtrafung zu Theil wird?"

Schluckmann wollte einen Troſtſpruch in ſeiner Manier vorbringen, aber Pflug bat ihn zu ſchweigen; er werde den rechten Troſt ſchon in ſich zu finden wiſſen.

„Allein," ſagte er, nachdem er ſich beſonnen, „Du kannſt mir einen großen Dienſt erzeigen, wenn Du mich jetzt verlaſſeſt. Verſteh' mich wohl, wie ich das meine. Ich kenne Dich, Du biſt naſchhaft nach Neuigkeiten, und Deine lange Uebung macht Dich beſonders geſchickt dazu, hinter die Dinge zu kommen. Alſo gehe und ſuche alles Nähere zu erfahren, beſonders was die Folgen betrifft, welche die gräßliche Geſchichte unzweifelhaft und auf der Stelle haben mußte."

Schluckmann eilte fort, um dem Freunde die erwünſchte Auskunft zu verſchaffen. Was er ihm noch denſelben

Abend mittheilen konnte, vervollſtändigte ſich aber erſt an den folgenden Tagen. —

Graf Oscar war, wie wir bereits wiſſen, nicht getödtet worden, ſondern lag ſchwer verwundet und phantaſirend im Bette. Obgleich aber das Duell nicht ſo, wie das in der Stadt umlaufende Gerücht verkündete, entſtanden war, und die falſchen Spieler ihm fern ſtanden, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß das Ereigniß die langmüthige Gerechtigkeit endlich aus ihrem Schlafe erweckte und ſie daran erinnerte, daß ſie das Geſetz zu handhaben beſtellt ſei. Die Furcht, Aerger zu erregen, läßt die Aufdeckung verborgener ſtrafbarer Handlungen ſo lange verſchieben, bis das Ungeheuere geſchehen iſt. Das ereignet ſich häufig.

Man forſchte nun nach allen Denjenigen, welche das Boudoir der Sängerin zu beſuchen pflegten, und nach jenen, welche mit ihnen in näherer oder weiterer Beziehung ſtanden. Der franzöſiſche Vicomte ſtellte ſich unter den Schutz ſeines Geſandten, dem die Familie bekannt war. Dieſem Umſtande verdankte er es, daß er auf freiem Fuße blieb, jedoch unter Verpfändung ſeines Ehrenwortes, ſich nicht zu entfernen, bis daß er als Zeuge vernommen ſein würde.

Gegen den Marcheſe de' Cavalcanti verfuhr man ſtrenger. Weder der Geſandte, noch ſonſt Jemand, wußte über ſeine Perſon Auskunft zu ertheilen. Der Einzige, der es gekonnt, war plötzlich verſchwunden. Die Zimmervermietherin, bei welcher er wohnte, beharrte darauf, nichts Näheres zu wiſſen. Die unbeſtimmten Ausſagen ihrer ſchwermüthigen Schweſter warfen zwar einige Helle in das räthſelhafte Dunkel, allein man konnte darauf hin keine beſtimmte Annahme gründen. Ernſtere Geſtalt nahmen die Dinge an, als der verlaſſene Laden „zum Figaro“ von dem Gerichte erbrochen wurde und man im Keller unter demſelben den Leichnam eines Gemordeten fand. Obſchon alle Beweiſe fehlten, daß der vermeintliche Marcheſe damit in Verbindung ſtand, ſo wurde dennoch, trotz ſeiner Betheuerungen, ſeine vorläufige Verhaftung vorgenommen. Man behandelte ihn jedoch mit Schonung, die man ſeinem Stande ſchuldig zu ſein glaubte, da er noch zu rechter Zeit den Schlüſſel zum Laden, den ihm Brenzler gegeben, und die falſchen Karten, die ihn verrathen konnten, ſchnell zu beſeitigen gewußt hatte. Franz Müller war geflohen und wurde mit Steckbriefen verfolgt. Ebenſo der verſchwundene Miether des Ladens, der jedoch unter einem fremden Namen hier kurze Zeit gewohnt hatte. Hirſchler und andere wurden als Zeugen vor den Unterſuchungsrichter geladen. Da die Hauptzeugen, Graf Oscar und die Sängerin Agneſi, die ſchwer erkrankt lag, nicht im Stande waren, zu erſcheinen, ſo war anzunehmen, daß die Unterſuchung ſich auf lange Dauer erſtrecken, und vielleicht bis zu den nächſten Aſſiſen nicht beendigt ſein würde.

Graf Pflug war ſchon von dieſem Vorſpiel des ſchrecklichen Dramas wie vernichtet.

Die Preſſe rüſtete ſich inzwiſchen, den „intereſſanten“ Prozeß ſeinem ganzen Umfange nach mitzutheilen. Sie hatte ihre Reporters und Stenographen ſchon gemiethet. Das Publikum war in angeregteſter Spannung, die Zauberſtimme der Primadonna, jetzt als Zeugin in einer ſie ſo nahe betreffenden Sache zu vernehmen. Kein Gefühl des Mitleids gab ſich bei dieſem Intereſſe zu erkennen. Alle verurtheilten ſchon im Voraus die Leichtſinnige. Man dachte ſie ſich, wie ſie daſtehen werde vor den Richtern in dem Schmucke ihrer Reize, welche die Natur ihr verliehen, und die ſie ſo ſchmählich gemißbraucht hatte. Niemand ſuchte ſie zu entſchuldigen; nicht ein einziger beklagte es, daß die Saiten dieſes reich ausgeſtatteten Lebens nunmehr alle zerriſſen waren. Aber ſie wußten nicht, daß noch zwei dieſer Saiten, wenn auch nur leis forttönten: die Reue und die Hoffnung, daß Buße ſühnen könne.

Wann Unſchuld und Ehre verloren ſind, ſo bleibt dem Menſchen noch ein großes, ein unveräußerliches Gut: die Tugend. Sie geht niemals unwiederbringlich verloren. Man darf nur ernſtlich wollen und die Seele beſitzt die Kraft in ſich ſelbſt, ſie neu zu beleben. Und glaubte man auch, ſie für immer erſtickt, ſo vermag eine einſtmalige Reue ſie in ihrem reinſten Glanze wieder herzuſtellen. —

* * *

Zehn Tage war ein Schiff von Neuyork, bei ſtürmiſchem Wetter, gen Süden unterwegs geweſen, und warf jetzt die Anker in dem Hafen von Aspingwall. Die Reiſenden nach Californien verließen daſſelbe, um die

Waggons zu beſteigen, und in drei Stunden von der Locomotive nach Panama ſich bringen zu laſſen. Früher hätten ſie die lange und gefahrvolle Reiſe durch die Magelan's Straße um das Cap Horn machen müſſen. Einer der geprieſenen Fortſchritte, welchen die Ausbeutung der ſogenannten Golddiſtricte herbeiführte.

Unter allen Reiſenden waren faſt die gleichen Empfindungen wach gerufen. Es war die unbezwingliche Sehnſucht nach irdiſchen Schätzen. Einige Deutſche befanden ſich dabei, die den Muth hatten, ſich als Arbeiter verdingen zu wollen, da man ihnen daheim ſagte, wie groß der Lohn ſei, und ſie nichts davon wußten, wie theuer das Leben. Andere hatten all' ihr mühſam Erſpartes bei ſich, um Grund und Boden zu kaufen, und ſelbſt Gold aus dem Stein zu pochen und zu waſchen, um dann als gemachte Leute, in der wunderbar ſchnell aufgeſproßten Metropole San Francisco ſich anzuſiedeln; oder mit dem gewonnenen Schatze in's Vaterland heimzukehren. Ein paar Franzoſen, und ein Martroſe aus Peru, welche ſchon auf den Goldfang einmal ausgegangen ſein wollten, deren Ausſehen aber von den gewonnenen Schätzen nichts verrieth, machten Mittheilungen, daß unſern Landsleuten der Mund zu wäſſern anfing. Der Matroſe war unerſchöpflich in den prächtigſten Schilderungen. Er wiſſe einen Berg, ſo verſicherte er, der ſei ganz aus Gold- und Silbererzen zuſammengeſetzt. Es habe ihm nur an Geld und einigen tapfern und unerſchrockenen Kameraden gefehlt, ſonſt könnte er jetzt ein eigen Schiff haben, und es mit einer Goldladung führen, wohin es ihm beliebe. Mit ſolchen Geſprächen wurden die wenigen Stunden verkürzt, und als man in Panama angelangt war, lag der Dampfer nach San Francisco ſchon bereit, um die Reiſenden aufzunehmen. Dies iſt eine Fahrt von zwölf Tagen.

Am Bord ſonderten ſich die Gruppen nach Neigung und Bequemlichkeit. Die nicht allzuſehr von der Seekrankheit beunruhigt wurden, ſuchten gelegentlich Geſpräche anzuknüpfen. Einer rief die herbei, welche die Reiſe ſchon gemacht hatten, und befragte ſie nach den Namen der Inſeln, Buchten und Berge, die bald in nebelhafter Ferne, bald in der Nähe, vor den Blicken auftauchten. Es darf gewiß Niemand überraſchen, daß ſie keine Antwort darauf in Bereitſchaft hatten.

Sie wunderten ſich vielmehr über den wißbegierigen Frager, der vorausſetzen konnte, daß Goldjäger, die nach Californien gehen, ſich um andere Dinge bekümmern ſollten, als eben Gold. Der Mann war gewöhnlich wie in trüben Ernſt eingehüllt, zeigte ſich aber ſehr theilnehmend bei der Mahlzeit, wodurch er den andern den Beweis lieferte, daß ſein Magen von der Schwermuth und der ſtarken Bewegung des Bootes nicht zu leiden habe.

Man war nach einigen Tagen zu einem Vorgebirge gekommen, wo in einem, durch drei ſteile Berge, eingeſchloſſenen und gut geſchützten Hafen vor Anker gegangen wurde. Wieder erſcholl die Frage:

„Wie heißt das hier?“

Diesmal antwortete der Kapitän:

„Los angeles. Wir nehmen hier Kohlen ein, weil der Hafen bequemer iſt, als der mit Bänken und Klippen angefüllte von Santa Barbara, welches die eigentliche Station iſt."

Nun hätte man ſehen ſollen, welche Wirkung der Name Santa Barbara auf den ſtillen, wißbegierigen und mit ſo trefflichem Magen begabten Reiſenden, urplötzlich machte. Er ſprang in die Höhe und fragte:

„Wie lange halten wir hier?"

„Nicht länger, als bis wir Kohlen eingenommen."

Bald ſchaufelten die Räder, und der Reiſende verſank wieder in ſein trübes Nachdenken. Als der Kapitain an ihm vorüberging, brach er aber das Stillſchweigen, und ſagte zu ihm:

„Wollen Sie doch freundlichſt mich aufmerkſam machen, wann wir Santa Barbara in Sicht haben."

Sein Wunſch ging nicht lange nachher in Erfüllung. Da lag das Städtchen an ſeiner ſtillen Bucht, hinter ſich einen ausgedehnten Gebirgskamm, deſſen zackige Felſenhäupter in Nebel ſich verloren, während an der Küſte ein dunkler Strich, Wald anzudeuten ſchien. Ueber dieſem Wald leuchtete ein kleiner heller Punkt, das waren die Gebäude der alten Jeſuitenmiſſion, die unter unſäglichen Gefahren das Chriſtenthum in dieſen entfernten Gegenden ausſäete, als es noch keine Eiſenbahn durch den Iſthmus, und keine Kohlenſtation in dem, nach den „heiligen Engeln" getauften Hafen gegeben. —

Der Frager wird wohl dem Leſer kein ſolches Räthſel mehr ſein, wie ſeinen Reiſegefährten. Ich dürfte ſeinen Namen nicht erſt nennen, auch wann ich nicht als getreuer Erzähler, der die geheimſten Gedanken der Perſonen ſeines Dramas verräth, hinzufügte, daß der trübſeelig ausſehende Mann, als er Santa Barbara in Sicht hatte, mit einem tiefen Seufzer einige Worte zu ſich ſelbſt ſagte, aus denen die Namen „David Nathan“ und „Iſidor“ ſo laut hervorklangen, daß ſie allen, die in ſeiner Nähe waren, verſtändlich wurden. —

Am andern Abend ſehen wir ſchon Herrn Jacob Zehdeniker in einem prachtvollen Kaffeehaus zu San Francisco, die Brille auf die Stirne geſchoben, mit einem übergroßen Zeitungsblatte in der Hand.

Clarinette.

Von

Auguſt Lewald.

III.

Clarinette.

Von

August Lewald.

III.

Adel ſtammt von Tugend.

Altes Sprichwort.

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1863.

Universitäts-
[illegible]
Bibliothek

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

1.

Wir ſehen uns plötzlich dem wohlbekannten Boden entrückt, auf dem es uns ſo lange vergönnt war, den Perſonen des vielbewegten Drama zu folgen, welches ſich Schritt für Schritt vor unſern Augen entrollte. Eine fremde Küſte, ein brandendes Meer, ein drängendes Menſchengewühl, eine Sprachenmengung, die an den babiloniſchen Turmbau erinnert. Hinter uns ein eiſiger Alpenkamm, vor uns klippenumſtarrte Inſeln; ein mit Dampfbooten gleichſam bedeckter Strom; eine Kette rauchender Vulcane! Einer dieſer Schlote, der ſich über die andern emporthürmt, iſt el cerro de la giganta; jene Spitze, die ſich weit in das Meer verliert, iſt das Cap de la virgenes; dort die in Duft verſchwimmende Wand, die in gerader Richtung ſich fortzieht, ſind die mesas de Juan Gomez; und was noch darüber hinaus, am fernſten Horizonte wie ein leichtes Gewölk erſcheint, ſind jene unnahbaren Felſenreviere der rocky mountains, welche der im Oſten dieſes Welttheils zuerſt Angeſiedelte lange für unüberſteiglich hielt. Den ausgedehnten Küſtenſtrich beſpült der große Ocean, der in unzähligen Buchten das Land zerreißt, und von einer Seite als tiefer Meerbuſen hereindringt, und es von dem Continent ſcheidet. Das iſt das

Mar vermejo, mit der fabelhaften Glut ſeiner Madreporen und Korallen, aus deſſen rothgefärbten Wellen Haifiſche, der furchtbare tiburon, die noch gräßlichere tintorera auftauchen, die den Schiffen beutehungerig nachziehen, und an deſſen Klippenufer am Geſtade die giftige Cascabel ſich ringelt und den unbeſchuheten Eingeborenen vor Zeiten ſo gefährlich war.

Auf dieſem Boden Californiens ſtehen wir jetzt, nicht um eine gewöhnliche Neugier zu befriedigen; nicht in die Rancheros einzudringen, um den Pächtern in die Töpfe zu gucken, zu erfahren was ſie eſſen, wie ſie leben, wie ſie im Tanze als Galanterie ſich einander Eier auf dem Kopf zerbrechen; wie hier Chineſen, dort Muhamedaner handeln und betrügen; noch weniger wollen wir die diggings beſuchen, wo die Menſchen aufhören es zu ſein, und nur Goldſucher werden! Wir überlaſſen dieſe Schilderungen des estado libre y soberano de la alta california willig andern; was uns dahin führt, und unſere geneigten Leſer mit uns, iſt die Nothwendigkeit, einer uns in vagen Umriſſen bekannt gewordenen Perſönlichkeit nachzuſpüren, die hierher ſich begab, und deren fernere Schickſale zu kennen unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Was wir über das Land geleſen, und aus authentiſchen mündlichen Mittheilungen erfahren, von ſolchen die Jahre lang dort gelebt haben, ſollte uns dazu dienen, den Boden nicht unter den Füßen zu verlieren, und unſere Schritte darauf ſicherer zu lenken. —

Von demſelben Drange als wir getrieben, nur noch in weit erhöhetem Maaße, ſehen wir hier den uns längſt bekannten Zehdeniker, die verlorenen Spuren ſeines Sohnes Iſidor aufſuchen. Früher wäre es ihm leichter geweſen, als jetzt, da die weißen Einwanderer, noch von den neubekehrten Indianern gente de razon, „Vernunftmenſchen" genannt wurden; jetzt da die armen Indianer für die Weißen Gold waſchen müſſen, ſind dieſe in ihren Augen, nach dem Ausſpruche eines alten Californiers, ſpaniſcher Abkunft: gente che se llama de razon y que no la tiene.*) Ein gewiß merkwürdiger Ausſpruch in dieſem Zeitalter der allgemeinen Herrſchaft der Vernunft in Europa! —

Um Nachrichten von Iſidor zu erhalten, das ſah Zehdeniker bald ein, mußte er nach Santa Barbara zurück, wo er ſeinen Onkel David Nathan, den Bruder ſeiner Mutter Lea, noch am Leben zu finden hoffen durfte, da derſelbe der jüngere der Geſchwiſter war. Seinen jetzigen Aufenthalt in San Francisco dachte er deshalb darauf zu beſchränken, ein paar Häuſer, an die er von Liverpool aus mit Empfehlungen verſehen war, aufzuſuchen, und vorläufige Nachrichten einzuziehen, die ihm von einigem Nutzen ſein konnten. Im Sinnen über dieſe ſeine erſten Schritte verließen wir ihn, bald nach ſeiner Landung, in einem eleganten Café-restaurant, mit einem großen Zeitungsblatte in der Hand. Mit beſonderer Aufmerkſamkeit ging er die ungeheuere Menge von Ankündigungen durch, die in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache, die verſchiedenſten Waaren und Gelegenheiten anprieſen, und die beſtimmteſten und genaueſten Nachweiſungen über alles Mögliche, was dem Ankömmling von Nutzen ſein konnte, verhießen. Sein Auge überflog die Spalten, aber kein bekannter Name fiel ihm auf, und ſchon wollte er das Blatt aus der Hand legen, um nach einem andern zu greifen, da plötzlich — auf der letzten Seite — prangt ein Inſerat mit zollhohen Buchſtaben, welches die erſte, älteſte und reichhaltigſte Kleiderhandlung im Weſten anpreiſt, die — um jede Concurrenz abzuſchneiden — alles um die Hälfte des gewöhnlichen Preiſes abgiebt, und ſowohl für die, welche in die diggings gehen, die paſſenden Kleidervorräthe beſitzt, als auch für ſolche, die vom Goldſuchen zurückkehren, die anſtändigſten und modernſten Anzüge und Toiletten bereit hält. Unterzeichnet war dieſe Anzeige: Joel David Nathanſon aus Santa Barbara.

---

*) Menſchen, die ſich nach der Vernunft nennen, ſie aber nicht beſitzen.

Kein Zweifel für Zehdeniker; dies war ſein Vetter, der Sohn ſeines Oheims David Nathan. Er ſprang auf — aber wie ihn finden? die Straße, in welcher der Laden lag, war genannt; er trat vor die Thür des Kaffeehauſes um ſich nach einem Führer umzuſehen, als auch ſogleich ein nach Verdienſt ſpähender armer Teufel, ſein Verlangen errieth, und ihm mit der Verſicherung, daß ihm jeder Winkel in San Francisco bekannt ſei, ſeine Dienſte anbot. Der Laden des Herrn Joel David Nathanſon war übrigens leicht zu finden, und bald erreicht. In der nächſten Straße, die ſich nach dem Meeresſtrande mählig hinabſenkte, ſah es aus, als ob nach europäiſcher

Weiſe die Häuſer zu irgend einer Feier beflaggt und behängt worden wären. Alle Farben ſchwebten durcheinander; bei näherer Betrachtung zeigte es ſich aber, daß es eitel Kleider waren. Denn nicht nur Nathanſon aus dem nahen Santa Barbara war herzugereist, um ſich der Nackten und Zerriſſenen anzunehmen; wenn man den Schildern Glauben beimeſſen durfte, ſo waren von gleichem Antrieb ergriffen, die mitleidsvollen, zu „wahrhaften Spottpreiſen", „wahrhaftig noch nicht dageweſenen", „allergrößten und allerälteſten" Kleiderhandlungen, von Worms, Berlin, Frankfurt an der Oder, Großglogau und Breslau; kurz jener ganze uns wohlbekannte Meßtrödel deutſcher Juden, welcher hier am Ende der Welt erſchienen war, um den Segen der Civiliſation auch hier zu verbreiten. Und zwar in viel ausgedehnterer Weiſe als bei uns, da nach Amerika ganze Schiffsladungen fertiger Kleider verladen werden, mit der Hoffnung ſie dort bald abzuſetzen; während bei uns für jetzt noch die rückſtändigen Schneider gegen dieſen großen Fortſchritt der Neuzeit einen Damm bilden, den ein altes Vorurtheil immer noch in Schutz nimmt.

Es war nicht leicht unter der Maſſe der Namen von Menſchen und Städten, und von Anpreiſungen, die zum Theil durch die ausgehängten, hin und herbaumelnden Blouſen, Fracks, Hoſen und Mäntel verdeckt wurden, die ſehnſuchtsvoll geſuchte Firma herauszufinden.

Da blieb endlich der Führer ſtehen und wies mit ausgeſtreckter Hand auf einen Mann, der im Innern eines weitgeöffneten, von Kleidern aller Art ſtrotzenden

Magazins, an einem Pulte ſtand und ſchrieb. Ein Blick auf die ausgehängte Firma, und Zehdeniker wußte, wen er vor ſich habe. Sein Anzug und Anſtand gaben zu erkennen, daß er nicht zu dem gewöhnlichen Auswanderertroß gehöre; der Mann im Laden, ſchob daher ſogleich die Feder hinter's Ohr und nahete ſich ihm mit der Frage, was er begehre.

Er war nicht mehr jung; ſein ſtarker Backenbart fing bereits an grau zu werden. Von dem Haupthaar ſah man nur wenig, weil die Stirne frei war, und der tief in den Nacken geſchobene lakirte Hut mit breitem Rande, den Hinterkopf vollſtändig bedeckte. Das Geſicht zeigte hier im äußerſten Occident, unverkennbar die orientaliſche Abſtammung. Es war kein Zweifel möglich, daß Zehdeniker nicht ſeinen nahen Verwandten gefunden haben ſollte, und er gab ſich dieſem auch, mit der in ſolchem Falle einem Europäer eigenthümlichen Wärme, ſogleich zu erkennen.

Aber ſehr kalt lautete der Empfang, den der amerikaniſche Kleiderhändler ſeinem europäiſchen Vetter angedeihen ließ. Er ſah alsbald ein, daß hier von einem bedeutenden Abſatz zu hohen Preiſen keine Rede ſein könne, und daß der vor ihm ſtehende Herr Zehdeniker nach San Francisco gekommen ſei, entweder um dem Geſchäfte eine neue Concurrenz zu machen, oder eine abenteuernde Fahrt in die Golddiſtrikte zu beabſichtigen. Im erſtern Falle war daher die Abneigung, nach dem herrſchenden Maaßſtab, natürlich und gerechtfertigt; in dem andern gründete ſie ſich darauf, daß die unausbleiblichen und nicht leicht abweislichen Fragen um Auskunft über alle obwaltenden Verhältniſſe, nur zeitraubend ſeien, und durchaus keinen reellen Nutzen für den abwarfen, der ſie ertheilen ſollte.

Zehdeniker hatte das ſogleich durchſchaut, nachdem die erſten Worte gewechſelt waren. Er war daher ſo ſchnell als möglich darauf bedacht, ſein Begehren in klaren deutlichen Worten auszudrücken. Allein der wortkarge Vetter verharrte in ſeiner froſtigen Weiſe. Er ſprach ſehr gleichgiltig davon, daß ſein Vater ſchon lange geſtorben ſei, und er als einziger Sohn, nach deſſen Tode, dem bedeutenden Wechſel der Dinge Rechnung tragend, ſich hier etablirt habe. Mit Santa Barbara, einem unbedeutenden, kleinen Orte, ſtehe er nunmehr in keiner directen Verbindung. Auch um ſeinen Vetter Iſidor habe er ſich niemals bekümmert; nur habe er einmal zufällig gehört, daß er bald nach ſeiner Ankunft, ſich habe taufen laſſen, und Franciscanermönch geworden ſei.

Von dieſer Nachricht ward der ehemalige Generalconſul Zehdeniker, dem — nach ſeinen eigenen, oft wiederholten Aeußerungen — die Religion etwas ganz Gleichgiltiges war, dennoch in dieſem Augenblicke ſo ſtark ergriffen, daß er ohne auf die Einladung „Nehmt einen Stuhl und ſetzt Euch!“ zu warten, auf den erſten daſtehenden Stuhl hinſank, bleich wurde und die Arme über den Kopf zuſammenſchlagend, die Hände faltete, und ſtumm vor ſich hinſtarrend, in ſich verſank.

Der Vetter ſtörte ihn nicht, ſondern trat wieder ruhig zu ſeinem Pult, um ſeine durch den Beſuch unterbrochene Arbeit fortzuſetzen.

Man weiß, was fehlgeſchlagene Hoffnungen ſind — und nun erſt ſolche, von denen das Herz ſeit lange gelebt hat, und die wir mit einem Male uns unwiderbringlich entſchwinden ſehen. Bei aller Gleichgiltigkeit für den Glauben ſeiner Väter, konnte es Zehdeniker nicht verſchmerzen, daß ſein Sohn ihn verlaſſen hatte; auch vermochte er nicht einzuſehen, was ihn dazu getrieben haben konnte, einen andern Glauben anzunehmen, und ihn für ſich in eine Form zu kleiden, die Herrn Zehdeniker als unzeitgemäß erſchien, da ſie den Weg verſperrte, ſich dem allein zur Herrſchaft über die Menſchen berufenen Fortſchritt anzuſchließen. Obgleich Zehdeniker's Charakter in ruhigen Augenblicken, nicht ohne Sanftmuth und Menſchenliebe war, ſo wurden dieſe lichten Regungen durch die ſo eben empfangene Nachricht plötzlich verdunkelt. Er konnte nur noch an jene Aeußerungen denken, die ihn als Juden, im Leben ſo vielfach ſchon verletzt hatten, und welchen er ſeit ſeiner Jugend ausgeſetzt geweſen war, ohne ſich anders gegen ſie wappnen zu können, als durch die Geringſchätzung aller offenbarten Religion, und den Uebermuth des Reichthums, den er ſeinen Beleidigern entgegenhielt. Alle ärgerlichen und faden Schriften von unberufenen Spöttern und lügenhaften Entſtellern, die nur blinden Haß auszuſtreuen ſuchten, traten ihm vor die Augen, und er konnte die dadurch erregte Bitterkeit nicht bemeiſtern. Jetzt empfand er dies alles doppelt, und es vernichtete ihn, daß er zu ohnmächtig war, dagegen mit

Erfolg anzukämpfen. Welche Augenblicke des Wiederſehens hatte er ſich geträumt! Er hoffte ſeinen Sohn in guten Verhältniſſen zu finden; auch ſelbſt minder glänzende hätten ihn befriedigen können, wäre er ihm dabei nur auf dem Wege des Vorwärtsſtrebens erſchienen. Mit vereinter Kraft, hatte er geglaubt, wäre ihnen Beiden noch immer ein bedeutendes Ziel im weltläufigen Sinne zu erreichen geweſen. Und nun alles — alles verloren! Würde die Nachricht von dem Tode Iſidor's ſeiner gewartet haben, es hätte nicht ſo entſetzlich auf ihn gewirkt.

In dieſer Troſtloſigkeit ſaß er eine Weile regungslos da, dann nahete ſich ihm ein ſanfter Tröſter, den der Himmel den Unglücklichen nicht ſelten ſpendet. Er ſchlief ein. Der Schlaf vermag über einen müden, gebrochenen, Körper, ſtärkere Gewalt zu üben, als Gram und Kummer, die vor ihm entweichen.

Man wundere ſich daher nicht, daß Zehdeniker in jenem Augenblicke ſchlafen konnte. In ihm lag kein Fünkchen thatkräftiger Entſchließung, trotz der Wagniſſe zu denen ſein regſamer Geiſt, immer bereit war. Der ächte Muth iſt nur ein höchſt ſeltener, vereinzelter Charakterzug in dem Leben des jüdiſchen Volkes, ſeitdem es in der Geſchichte ſich bemerkbar machte. Ihre Thaten bei der Niederlaſſung im Lande Kanaan, der romantiſche Muth Davids, das Heldengeſchlecht der Makkabäer ſtehen unter ihnen vereinzelt da. Und das war in ihrem blühendſten Zeitalter. Aber weder ihr Kunſtfleiß, noch ihre Gelehrſamkeit, haben es in Denkmalen erhalten, wie es die großen Völker des Alterthums gethan; ſie hatten nichts geſammelt, was ihre ſpäteren Generationen als angeſtammtes Beiſpiel verarbeiten konnten, und die Folgen jener Zeit ihres höchſten Glanzes, waren für die Juden nicht Vervollkommnung, ſondern Zerrüttung und Leichtſinn. Vergebens donnerten die Propheten dagegen; vergebens warfen ſie die kühnen Blicke in die Zukunft; der ſinnloſe Pöbel überhörte es; der Nationalgeiſt ſank immer tiefer, und wie ſchon in den alten Tagen die eiſerne Treue gegen Jehovah zu weichen begann, und der Götzendienſt über die auf dem Sinai empfangene Thora emporwucherte, ſo ging es von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter, bis zur letzten Gränze des Unglaubens, welcher Zuſtand durch eine allmählige Lähmung der Seelenkräfte, durch einen kindiſchen Hang zu Luxus und Sinnlichkeit, durch eine von trockener Buchſtabenweisheit erzeugte Auszehrung der Vernunft, ſich des jüdiſchen Volkes bemächtigte. Nicht, wie es ſo viel von den Juden ſelbſt behauptet wird, ſind die mittelalterlichen Verfolgungen hieran ſchuld. Die Unterdrückung von außen iſt es nicht, welche dem Judenthum die charakteriſchen Merkmale aufdrückte, wodurch ſeine Bekenner von den Chriſten ſich ſo unvortheilhaft unterſcheiden. —

Zehdeniker erwachte aus ſeinem Schlaf, in welchem ſich Träume aller Art gleich Stromſchnellen ergoſſen. Kein einziger hatte ihm jedoch die Gegenwart vorgeführt. Als er erwachte, blickte er daher ſich hochverwundert um, und war ſehr überraſcht, ſich zwiſchen den Paletots und Pantalons zu ſehen; es bedurfte einiger Minuten, bis er ſich zurecht gefunden hatte.

Als er von ſeinem Sitze ſich erhob, trat ſein Vetter, Herr Nathanſohn, zu ihm hin. Dies war eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, da er eben mit einigen Neuangekommenen beſchäftigt war, die ſich die unerläßliche Ausſtattung für die Reiſe in die Goldregion anſchaffen wollten. Er ließ ſie aber ſtehen, um mit dem Vetter aus Europa, der ihm weniger war, als jene, einige kurze Worte zu wechſeln, wie ſie der nothwendigſte Anſtand erheiſchte. Er beſchränkte ſich auf die gewöhnliche Frage: wie lange Zehdeniker in San Francisco verweilen werde, fügte dann hinzu, daß er hoffe ihn noch einige Male zu ſehen, und daß er zu jedem Dienſte ſehr bereitwillig ſei. Dabei entſchuldigte er ſich, durch ſein Geſchäft verhindert zu ſein, dem Vetter Annehmlichkeiten geſelliger Art zu erzeigen, indem er keinen Commis halte, die zu theuer ſeien, und vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend die Käufer abfertigen müſſe, welche in dieſer Jahreszeit gleichſam in Strömen ſich auf Californien ergoſſen; daher er von Comfort nichts wiſſe.

Zehdeniker dankte für alles; verſprach vor ſeiner Abreiſe noch einmal wiederzukommen, und ſagte, daß er über ſein Verweilen in San Francisco noch keine feſte Beſtimmung getroffen habe.

Es war inzwiſchen ſpät geworden. Er hatte den Abend wirklich verſchlafen. Die Abgabe anderer Briefe, ſo wie ſeines Creditbriefs, verſchob er auf den andern Tag.

Als er aus dem Magazin trat und ſich aus den Kleider-Draperien und Standarten gleichſam herausgewickelt hatte, wußte er nicht, wohin er die Schritte lenken ſollte, als er zu ſeiner großen Befriedigung ſeinen Führer bemerkte, der ihn erwartete, aber auch zugleich bewachte, da Zehdeniker über die voreilige Freude ſeinen Vetter zu begrüßen, es vergeſſen hatte, dem Burſchen ſeine Belohnung zu reichen.

Dienſtfertig fragte er, wohin der fremde Herr geführt ſein wolle. Ob er es nicht vorziehe ſtatt einſam auf ſeinem Zimmer den Reſt des Abends zuzubringen, oder im Salon des Hotels mit einigen wortkargen Fremden Thee oder Grog zu nehmen, in eine Schenke zu gehen, die ein Süddeutſcher aus Newyork hielt, und wo man gar viele Leute treffe und auch vielerlei erfahre und zu ſehen bekomme.

Zehdeniker wäre in Europa, in ſeiner gewohnten Umgebung, ſeinem tiefen Schmerze gerecht geworden. Das heißt, er hätte ſich auf ſein Zimmer begeben, um allein und abgeſchloſſen, immer tiefer in ſein Herzeleid ſich zu verſenken, nach dem gemeinen Ausdruck: „das frißt mir das Herz ab.“ Weit von der Heimath tritt das Gefühl der Selbſterhaltung ſtärker hervor; man verfällt nicht ſo leicht einer vollſtändig an ſich ſelbſt verzweifelnden Sentimentalität; man will ſich in Geduld nichts abfreſſen laſſen, was man zum Fortleben braucht. Die Kraft, die Einen zu dem Entſchluſſe gelangen läßt, eine weite Reiſe zu unternehmen, verläßt uns nicht ſo bald, und ſind wir an das Ziel der Reiſe gelangt, ſo erhebt uns der Gedanke von den überſtandenen und überwundenen Schwierigkeiten und Mühſalen und erzeugt in uns das Bewußtſein, daß wir uns auf etwas in uns verlaſſen können. Der jähe Eindruck, den die Nachrichten von Iſidor's Uebertritt zum Chriſtenthume und ſeinem Eintritt in den Orden, auf das Vaterherz hervorbringen mußten, war durch den an Ohnmacht gränzenden Schlaf ausgeglichen worden. Die Luft, die er athmete; das Leben, das ihn umgab; die Menſchenknäuel, die ſich in nächſter Umgebung ſtets von neuem verwirrten und ebenſo ſchnell wieder lösten; die Sprachenſcala von dem gellenden Ton des Chineſen zum gurgelnden Baß des Muhamedaners; alle dieſe wechſelnden Metamorphoſen des Augenblicks, einer Monſtre-Redoute vergleichbar, neben der ein Pariſer bal de l'opéra wie eine abgeblaßte Karikatur erſcheinen würde; dieſe Wirklichkeit ließ ihn nicht los, feſſelte ihn, zwang ihn, nur ihr ſich zu überlaſſen; und gewährte ihm nicht Zeit, noch an etwas anderes zu denken, als an das, was ſeine Augen leibhaftig ſahen. Und dieſer beſtechende Zauber, mit dem Zehdeniker ſich in einen geheimnißvollen Rapport geſetzt ſah, mußte auf die Geſammtheit wohl dieſelbe Macht üben, woraus es ſich erklären läßt, daß trotz der widerſtrebenden Elemente in ſolchem Treiben, immer noch ein Einklang ſich offenbart, der alles zuſammenhält.

Zehdeniker ſtellte aber dergleichen Betrachtungen nicht an, als er darein willigte, ſich nach der Schenke hinführen zu laſſen. Weniger das, was er dort ſehen würde, als vielmehr das, was er dort erfahren könnte, beſtimmte ihn dazu. Unterwegs ſagte ihm der junge Menſch, daß er in Deutſchland Apothekerlehrling geweſen ſei, und in Kalifornien als Arzt ſein Glück zu machen gedenke. Er habe einige bewährte Mittel, wie die Moriſon'ſchen Pillen, das indianiſche Pflaſter und ähnliche, zu dieſem Zwecke aus Europa mitgebracht, und gedenke damit, einen Kaſten mit ſeinem Vorrath auf dem Rücken, nach den Golddiſtrikten zu wandern, und dort zum Beſten der leidenden Menſchheit ihn um hohen Preis zu verwerthen. Er halte das bei weitem für weniger anſtrengend und jedenfalls ſicherer, als zu graben, Steine zu zerklopfen, und Gold zu waſchen. Das ſei ein mühſeliges, gefährliches und dazu jetzt wenig mehr einträgliches Handwerk. Erſt neulich ſei ein Landsmann zurückkehrt, der hätte auf Befragen geäußert: „Wenn man bei uns ſo graben und ſich abſchinden wollte, ſo könnte man bei Magdeburg und Cotbus auch Gold finden.“

Die Laune des jungen Apothekers wurde nur dadurch in ihrem Schwunge beeinträchtigt, daß ihm bisher noch die Mittel gefehlt hatten, ſeinen großartigen Plan auszuführen. Hier, in San Francisco, fände er nicht den rechten Markt für ſeine Waare, die er nicht verſchleudern wolle. Er ſuche einſtweilen durch allerlei Dienſte bei den Fremden, Geld zu verdienen, und hoffe bei großer Sparſamkeit die Summe zurück zu legen, die es ihm möglich machen würde, ſeinen vorwärts treibenden Unternehmungsgeiſt zu befriedigen.

Zehdeniker ſtieß bei dieſen Mittheilungen einen tiefen Seufzer aus, er mußte daran denken, daß alles, was hier lebte und webte, von Unternehmungsgeiſt beſeelt, vorwärts trieb, und wie unnatürlich es ſei, ſich zu freiwilligem Stillſtand, auf einem längſt aufgegebenen Poſten, ſelbſt zu verurtheilen. Indem er dies dachte, fiel ihm ber die Pflicht ein, darüber ſein eigenes Vorwärtsſtreben? icht zu vergeſſen,

Damit er Goldbeladen
Von dieſes Land's Geſtaden
Zum ſchönen Deutſchland hingewandt,

ereinſt heimſchiffen könne. Dadurch geſtärkt, überſchritt r durch die weitoffene Thür die Schwelle der Schenke, aus der ein wüſter Lärm ihm entgegenſchallte.

Es war ein ziemlich großer Schuppen. Der Wirth lief hin und her und bediente ſeine Gäſte, deren größere Zahl ſich dem Eintretenden ſehr bald als deutſche Landsleute kund gab. Sie gebehrdeten ſich wie daheim; ſie unterhielten ſich durcheinanderſchreiend, und ſtritten um die geringfügigſten Dinge, als wenn Einer den Andern zerreiſſen wollte. Allein es war dabei nicht ſo bös gemeint. Unſere wackern Landsleute ſind einmal nicht anders, wenn ſie bei'm Glaſe ſitzen. Jeder will recht haben, und das letzte Wort dazu; das iſt bei Licht betrachtet, gewiß ein ſehr unſchuldiges Vergnügen, das überall dieſelbe gemüthliche Anſtandsloſigkeit befördert, die dem deutſchen Philiſter unentbehrlich iſt, und ihn von der Erbärmlichkeit und Miſere aller andern Philiſter des Erdballs unterſcheidet.

Von dieſer allgemeinen Unterhaltungsweiſe, wie in einem Netze feſtgehalten, regten ſich aber die unterſchiedenſten Spezies. Nur das Abenteuerliche ihres Beiſammenlebens auf dieſem Boden hatten ſie neben der Nationalität miteinander gemein. Es war thatſächlich eine „compañia cosmopolitana“ gleich jener, welche etwa zwanzig Jahre früher in Mexico ſich gebildet hatte, um dieſe Gegenden zu coloniſiren. Hier ſaßen diverſe Künſtler, Muſikanten und Tänzer, Mimen und Grimen, Taſchenſpieler und Krämer, Studenten und Doctoren, Rhetoren und Literaten an einem Tiſche; dazwiſchen aber auch nicht wenig leere Speculanten und Abenteuerer, ohne allen ſpeciellen Beruf, die nur danach trachteten, die Kräfte der andern für ſich auszubeuten. Seltſam genug war kein einziger Mann vorhanden, der damit umging, Land zu erwerben, um es für den Ackerbau urbar zu machen, wie ſolche Anſiedler ſich bei andern Auswanderern in der Mehrzahl befinden. Das war bezeichnend für die Coloniſation von Californien. Dafür fehlte es nicht an jenen gewaltigen, weittragenden Maſchinen, welche zuerſt die öffentliche Meinung gebären, um ſie dann zu beherrſchen. Zwei Inhaber von Buchdruckerpreſſen waren vorhanden, die in der neu emporwachſenden Stadt am San Sacramento ihre Wurzeln ſchlagen wollten. Alle dieſe Menſchen vergaßen die Entbehrungen des Augenblicks, und das Elend, das ſie ſchon beſtanden hatten, und das ihrer noch warten konnte, im Gefühle zukünftigen Ueberfluſſes und Reichthums.

Auffallend war es, mit welcher Haſt ſie tranken, ſprachen und disputirten. Sie ſchienen alle wie auf dem Sprung; als ob ſie jeden Augenblick ein Zeichen erwarteten, das ſie zum Aufbruch drängte. Das kam daher. Sie betrachteten ſich als Vorläufer neuer Invaſionen, und dachten daran, ſo ſchnell als möglich aus ihrem frühern Eintreffen Vortheil zu ziehen; deshalb ſahen ſie auch auf jede neue Erſcheinung in ihrem Kreiſe mit mißtrauiſchem Widerwillen. Ein fremdes Geſicht ſtieß ſie ſofort ab; von dem natürlichen Hang, Landsleuten in der Fremde hilfreich entgegenzukommen, empfanden ſie nichts. Nur die Ausſicht ihn ſich zinsbar zu machen, beſtimmte ſie eine Ausnahme gelten zu laſſen. Es war der ausgeſprochenſte Egoismus gemeinſter Sorte.

Unter dieſem Verhältniſſe erregte auch Zehdeniker an der Seite ſeines jungen Mentors ein unangenehmes Aufſehen, das ſich jedoch bald wieder von ihm abkehrte, als man aus ſeiner Schweigſamkeit und ſeinem trüben Ausſehen die Ueberzeugung zu ſchöpfen glaubte, daß er einer von den vielen ſei, die mit getäuſchten Erwartungen aus den Minen zurückkehre, und jetzt keine hinlänglichen Mittel beſaß, um der alten Heimath wieder zuzuſteuern.

Zehdeniker ſtand wirklich wie eine Salzſäule da; er wurde von den Hin- und Herdrängenden geſtoßen; er ſchien des um ihn toſenden Wirbels nicht zu achten. Aus dem Getöſe erſchallte neben dem näſelnden Gequäk der Drehorgel, das Geſchwirr eines Streichquartetts, das Gedudel eines Walzers, und das unausſtehliche Gebrüll eines Jahrmarktſängers, der Arndt's Lied mit der von ihm beliebten Variante vortrug: „Wo liegt das deutſche Vaterland?“ Was hier am Orte als keine unpaſſende Frage erſchien.

Der junge Medikaſter erinnerte Zehdeniker daran, ſich neben ihn zu ſetzen, da es wirklich nicht mehr gerathen ſchien, ja zur Unmöglichkeit geworden war, ſich ſtehend zu erhalten; indem ein Menſch es unternommen hatte, zur Unterhaltung der Geſellſchaft und zur Abhilfe ſeines Geldmangels, koſakiſch oder ungariſch zu tanzen, und mit ſeinen weit hinausgeſchleuderten Beinen bald die Gläſer auf den Tiſchen in Gefahr brachte, dann wieder wann er ſie ſchnell zurückzog um damit auf den Boden zu ſtampfen, alle etwa vorhandene Hühneraugen mit dem ſchmerzlichſten Untergang bedrohte.

Zehdeniker folgte der Einladung. Aber indem er ſeinem Begleiter, dafür dankend in's Geſicht ſah, konnte er deutlich wahrnehmen, daß etwas Unbefriedigtes in deſſen Zügen lag, das er ſich leicht erklärt haben würde, auch wenn dieſer nicht einen langen Zettel ergriffen hätte, den er ihm ſtillſchweigend überreichte. Es war d. Speiszettel. Der ehemalige Generalconſul fühlte plötzlich das Bedürfniß Nahrung zu ſich zu nehmen, und daß ſein Führer ihn eben deshalb hierher gebracht, weil nach ſeiner Ausſage, die deutſche Schenke, bei ihrer Wohlfeilheit im Verhältniß zu den großen Reſtaurationen mit franzöſiſchen Köchen und hochtrabenden Titeln ungenießbarer Speiſen, ſich auch durch eine einfache, dem Gaumen zuſagende „Koſt“ auszeichne.

Der Speiszettel belegte die verhältnißmäßige Wohlfeilheit für jeden Kenner des Landes und der Situation vollſtändig; wenn auch der eben angekommene Europäer davon nicht ſehr erbaut wurde. Auch die Reichhaltigkeit des in Bereitſchaft Gehaltenen, konnte befriedigen; die Kritik des Gaumens mußte dem Genuſſe vorbehalten bleiben.

Der ſtille Ocean entfaltet in dieſem Lande einen ſolchen Reichthum ſeiner tiefinnerſten Schätze, daß die Benennung el dorado, welche Californien ſeines Goldes wegen, in neuerer Zeit ſo oft geſpendet wurde, auch mit großem Rechte von ſolchen Menſchen Anerkennung verdient, die nicht das edle Metall zu ſuchen, ſondern es zu verſchwenden gewöhnt ſind. Californien iſt in der That el dorado der Gourmands. Die Makrelen, Lachſe, Rochen, Sardellen, Schildkröten, alle Sorten von eßbaren Muſcheln, ſind die tägliche Speiſe. Das herrlichſte Wild liefern die Wälder, und füllen noch fortwährend den Markt, trotz der ungeheuren Zunahme der Bevölkerung.

Mit prüfendem Blicke überſchaute Zehdeniker den langen Zettel, den er in der Hand hielt. Ein ſtolzes Wort leuchtete darauf ſeinem Kennerauge entgegen. „Friſcher Lachs aus dem Rio del Sacramento“ hieß es, und darunter ſtand als beſcheidene Anmerkung unter dem Text: „blau abgeſotten, mit Eſſig und Oel.“ Dies miſchte der Freude, einen delicaten Leckerbiſſen gefunden zu haben, ein anheimelndes Gefühl der Rührung bei. Man fühlte ſich hier zu Haus!

Als Zedeniker ſeine Portion Lachs beſtellte, bat er den Gefährten auch ſeinen Wunſch auszuſprechen. Dieſer aber verſicherte kein beſonderer Freund von Fiſchen zu ſein, mit denen man hier zu Tod gefüttert werde, und wählte lieber kleine gebratene Vögel, etwa wie unſere Krametsvögel oder Droſſeln, die als etwas neues der Jahreszeit, zum erſtenmal auf der Karte ſtanden. Er theilte den Geſchmack vieler andern auch, die alle dieſe

Vögel ſich bringen ließen, welche die nächſte Umgebung des Tiſches mit einem wirklich appetitlichen Duft erfüllten.

Während unſere beiden Freunde ihren Hunger mit großem Behagen ſtillten, hatte ſich ein junger Menſch, deſſen Aeußeres nicht eben einnehmend, oder viel verſprechend war, in ihre unmittelbare Nähe geſetzt, und gleichfalls von den beliebten Vögeln beſtellt. Auf die Frage des Schenkwirths, rief er barſch und mit einem fremdartigen Accent:

„Gebt mir zur Probe drei!“

Das Gericht ſtand bald vor ihm, und war im Augenblick verzehrt. Man könnte ſagen verſchlungen; denn nicht ein Beinchen war mehr zu ſehen. Die drei Schnäbelchen allein, waren am Rande des Tellers liegen geblieben, und bezeichneten die Vertilgung des Uebrigen. Er herrſchte den Wirth abermals herbei, und beſtellte wieder zwei. Sie wurden gebracht, und es erging ihnen wie ihren Kameraden, nur noch ſchneller, da es einer weniger war. Der Wirth wollte den Teller wegnehmen, und blieb, die Bezahlung erwartend, ſtehen.

„Imbécile insolent!“ rief der Freſſer und ſetzte dann ſchnell in ſeiner fremdartigen Weiſe hinzu: „Was denkt Ihr? Soll das meinen Hunger ſtillen? Soll ich euch etwa auffreſſen? Bringt mir noch vier von dieſer petite bête. Allez! vite!“

Dem Wirth impouirte das; er brachte die beſtellten vier Vögel, die im Nu vertilgt waren; hierauf verlangte der Fremde noch einen „pour la clôture de l'estomac“, wie er hinzuſetzte. Auch dieſer ward verzehrt, und das

Trinken begann. Aber der Wein mundete nicht und wurde zurückgegeben; dafür ſchien der Grog beſſer zu behagen.

Zehdeniker und die andern am Tiſche hatte der gute Appetit des Fremden beluſtigt, und der Wirth ſchien ſehr zufrieden mit dem unbekannten Gaſte, der eine ziemliche Zeche anſtauen ließ. Endlich kam der Augenblick des Bezahlens; „le quart d'heure de Rabelais“, wie der junge Franzoſe es heiter nannte, und ſeine Tiſchnachbarn dabei lachend anſah, die von der Anſpielung nichts begriffen.

Er griff in die Taſche, klimperte mit Münze, und fragte: „was er ſchuldig ſei.“

Der Wirth brauchte nicht lange, um ſeine Rechnung zu machen:

„Es beträgt drei Dollars,“ ſprach er mit einem Bückling, der weniger der Summe, als der Nationalität des Conſumenten galt.

„Ah, que diable!“ rief der andere, „drei Dollars für ein paar ſo elende Vögel.“

„Pardon excusez!“ ſagte der Wirth, um zu zeigen, daß er die nöthige Sprachkenntniß für ſein Geſchäft beſitze,“ Sie ſcherzen, Monſieur, es waren zehn, nicht blos ein paar.“

„Diantre! zehn! machet keinen Spaß mit mir,“ rief dagegen der Franzoſe,“ ich habe nur fünf gegeſſen und daher auch nur fünf zu bezahlen.“

„Monsieur, das geht zu weit,“ ſprach der Wirth, dem ſchon das Blut zu Kopf ſtieg. „Sie werden ſich erinnern, daß Sie erſt drei forderten, dann zwei —“

„Machen fünf!“ ſagte der andere gelaſſen.

„Hierauf vier, und dann einen," rief der Wirth mit ſtärkerer Stimme.

„Machen fünf," ſchrie der Franzoſe noch heftiger.

„Nein, machen zehn!" ſchrie der Wirth.

„Ihr ſeid ein Narr, ich bin aber kein Narr, der euch fünf Vögel für zehn bezahlt!"

Hiemit ſprang der Franzoſe auf, ſteckte das Geld ein, welches er auf den Tiſch gelegt hatte, drückte ſeinen Hut in die Stirne, und machte Miene, als ob er fortgehen wollte. Allein der immer heftiger werdende Wortwechſel hatte bereits einen dichten Kreis von Gäſten um ihn verſammelt, der ihn ſtillſchweigend zum Dableiben nöthigte.

Der Wirth wandte ſich an die umſtehenden Landsleute, aber die meiſten hatten nicht darauf geachtet, welche Zahl von Vögeln der Fremde verſpeiſt hatte, und waren innerlich wohl ſchadenfroh den Wirth einmal „rechtſchaffen" blamirt zu ſehen, der ſo manchen von ihnen durch ſeine unwiderruflichen Doppelſtriche an der Tafel, ſchon geprellt hatte. Es blieb dieſem, von allen verlaſſen, nichts anderes übrig, als zu der in jener Zone ſehr gewöhnlichen Selbſthilfe zu ſchreiten, um zu ſeinem Gelde zu kommen.

Das erſte Manöver war, daß er dem Freund gebratener Vögel, den Hut vom Kopfe riß, und ihn bei den Schultern packte. Dieſer ſetzte ſich zur Wehre, und bearbeitete das Geſicht des Gegners mit ſeinen Nägeln, durch welche Art zu kämpfen ſich die romaniſchen Volksſtämme von den germaniſchen unterſcheiden.

Jetzt war der Scandal in ein neues Stadium getreten.

Alle Beſonneneren bezahlten ſchnell, indem ſie ein Geldſtück auf ihrem Platz am Tiſche zurückließen, und die Thür zu erreichen ſuchten. Viele darunter beobachteten aber dieſe Förmlichkeit nicht, indem ſie bloß dem Wirthe zuriefen, daß ſie morgen wieder kommen werden. Der war aber ſo beſchäftigt, daß er auf nichts achtete, als den Franzoſen vor dem anſtürmenden Haufen der Händellüſternen zu ſchützen, denn zu einem Mord durfte er es in ſeiner Schenke nicht kommen laſſen. Er ſchickte daher ſeinen Jungen fort, um eilends den Alcalden herbeizurufen, wie eine Art Polizeiwachtmeiſter, noch immer als Erinnerung an den frühern ſpaniſchen Beſitz, genannt wurde.

Die Ankunft des Alcalden, war Zehdeniker und ſein Begleiter ſo glücklich, nicht abwarten zu dürfen. Sie hatten ſchon früher das Freie gewonnen.

Als Zehdeniker ſeine Beſorgniß darüber ausdrückte, welche tragiſche Wendung der Spektakel wohl noch nehmen könne, antwortete der junge Apotheker ſehr gleichmüthig:

„Wie alldergleichen. Der Alcalde wird drohen, den Franzoſen einen Spitzbuben über den andern heiſſen, und ihn laufen laſſen; der Wirth aber iſt froh, mit dem blauen Aug' davon gekommen zu ſein. Er wird auch nicht Rache kochen, weil er anderes zu kochen hat, und morgen kann ſich das Aehnliche ereignen, was wir heute geſehen haben.“

Als Zehdeniker von ihm bis zu ſeinem Hotel gebracht worden war, beſtellte er ihn auf den andern Tag zu ſich, um ihm einige Kommiſſionen aufzutragen.

So endete der erſte Tag, den Zehdeniker in San Franciſco zugebracht hatte. Die Schilderung ſollte den Leſer auf den neuen Schauplatz einführen, und ihn mit dem heutigen Treiben dort ein wenig bekannt machen.

Jetzt aber muß unſere Aufmerkſamkeit nach einer anderen Seite und auf eine Perſönlichkeit hingelenkt werden, die wir nur zu lang ſchon aus den Augen verloren haben.

2.

Dort, wo heutzutage das eben geſchilderte Leben herrſcht, ſah es noch vor nicht gar langer Zeit wüſt' und leer aus; nur einzelne Häuſer zeigten ſich in weiten Entfernungen von einander zerſtreut, an die ſich kleine Lehmhütten reiheten. In dieſen Häuſern walteten und herrſchten jene kühnen friedlichen Eroberer, die unter den drohendſten Gefahren und unſäglichſten Mühen, den ganzen Erdkreis dem Kreuz unterwarfen. In den Lehmhütten keimten die Anfänge des jungen Staates, auf deſſen Banner die Deviſe zu leſen war: **Alles zur größern Ehre Gottes!**

Die Jeſuiten waren ſolche Helden, denen ſelbſt die erbittertſten Feinde des Ordens ihre Bewunderung nicht verſagen können. Ihr Glaubenseifer, ihre Ausdauer, ihre

Weisheit, die ſie in allen geſtaltenden Einrichtungen zeigten, ihre milde, das Vertrauen erweckende Ueberredung, das feſte Band, welches ſich dadurch zwiſchen ihnen und den durch ſie Bekehrten knüpfte, die ſtrenge Ordnung in gleichmäßiger Verwaltung der Einkünfte, der Reichthum, welcher hierdurch dem Ganzen erwuchs, während der Einzelne arm blieb, und an demüthiger Entſagung und Opferwilligkeit unübertrefflich erſchien; dieſe unvergleichliche Organiſation der Geſellſchaft Jeſu, welche Menſchen, einem unerbittlichen Gehorſam unterwirft, die, unter jeder andern Verfaſſung einer empörenden Sklaverei, gleichkäme; ſteht einzig und unerreicht da. Es iſt eine veredelte Dienſtbarkeit zu nennen, die den, der ſich ihr unterzieht, nicht erniedrigt, weil das Gelübde der Religion ihn heiligt, und ihn in jeder andern Beziehung frei erklärt.

Die das nicht begreifen können, ſprechen von der *Weltklugheit* der Jeſuiten; obgleich ſie, würden ſie darum befragt, nicht genau anzugeben wüßten, was ſie eigentlich darunter verſtehen. Weltkluge Leute gab und gibt es noch überall, aber ſie können ſich ſo allgemeiner und großer Erfolge nicht rühmen, wie die Bettelmönche des heiligen Ignatius von Loyola, die bei aller ihnen zugeſchriebenen Weltklugheit nie an ihre eigene Perſon dachten, ſondern nur an ihr großes Werk. Könnte es gelingen, viele Tauſende von wirklich blos weltklugen Leuten unter einen Hut zu bringen, ſo würde bald ein jeder von ihnen aus ſeiner Weltklugheit gewiß den allerperſönlichſten Nutzen ziehen. Die ſogenannten weltklugen Jeſuiten haben aber nie einen Beweis davon geliefert. Sie blieben in den fernſten Welttheilen, aller und jeder ſpeciellen Bevormundung überhoben, ihrem Orden getreu. Niemals hat eine Miſſion ſich loszutrennen geſucht, von dem großen Ganzen. Die glänzendſten Erfolge erzeugten kein Emancipationsfieber; die weiſeſten, ihrer Kraft ſich bewußten, Leiter der Miſſionen, ſtrebten nie nach unabhängiger Herrſchaft.

Dieſe nach gewöhnlichen Begriffen unerklärliche Macht, welche ein ſolches Band wob, und ihm die Stärke einer untrennbaren Feſſel verlieh, beſteht noch zur Stunde. Männer von höchſter Begabung, von tiefſtem Wiſſen erfüllt, entſagen den Freuden der Welt, um in den Orden zu treten, und tragen in Demuth, aber auch mit vollberechtigter Würde, ihre Mönchskleidung, unbeirrt von dem Geſchrei, das ſie verfolgt und ſie läſtert. Wer darin die gewöhnliche Weltklugheit ſähe, die auf ganz andere Ziele losſteuert, müßte ſelbſt nicht klug ſein, und die Welt nicht kennen.

Die Jeſuiten ließen von den Neophyten das Land bauen, und ihre Weltklugheit — während ſie das Chriſtenthum immer weiter verbreiteten und dies als Werk des Friedens betrieben — beſtand darin, daß ſie in der Jahreszeit, wann der Ackerbau eingeſtellt werden mußte, eine Anzahl neuer Chriſten zu ihren Stämmen ſandten, um dort zu verkünden, wie gut ſie es in den Miſſionen haben, und ihre Stammverwandten aufzufordern, nach denen ihnen zunächſt gelegenen Miſſionen auszuwandern. Die auf ſolche Weiſe erzielten Erfolge übertrafen jede Erwartung. Wieder war es ihre Weltklugheit, die den Mönchen den

Weg zeigte, mit Hilfe klarer Vorſtellungen auf die ſchwächern Verſtandeskräfte der Indianer erfolgreich einzuwirken. Sie ſprachen ihnen nicht von den, über ihren Begriffen erhabenen Myſterien, ſondern beſchränkten ſich darauf, ihnen die hauptſächlichſten Wahrheiten zu erklären, dadurch den moraliſchen Inſtinct in ihnen zu entwickeln, und ſo die Luſt an der Arbeit zu erwecken. Das Verhältniß war gleich dem des Vaters zum Kinde. Da die frühern Miſſionäre aus Spanien kamen, ſo war auch das Spaniſche die Sprache, welche die Indianer lernten, und der Gruß der Mönche:

„Amar a Dios, hijo!“

wurde ſtets von den Indianern beantwortet:

„Amar a Dios, padre!“ *)

Sie waren ſo erfüllt von den Wohlthaten, die ihnen die Mönche erzeigten, bei denen ſie ſtets Abhilfe und Troſt in allen Widerwärtigkeiten fanden, daß ſie anfänglich dieſelben als übernatürliche Weſen betrachteten, und wann ſie von einem nach Spanien zurückgereisten Miſſionär hörten: er ſei geſtorben, ſchnell erwiderten:

„No Señor, este Padre no muere!“ **)

Aber ſo wie die Indianer ſpaniſch, ſo erlernten auch die Mönche mit größtem Eifer die Sprache der Wilden, und waren bemüht, Lehren und Gebete darin abzufaſſen oder zu überſetzen. Es war gewiß von wunderbarer Wirkung, wann die Neophyten zu ihren Stämmen zurückkehrten, und den wilden Stammgenoſſen in ihnen verſtändlichen Worten, wie ſie nie zuvor zuſammengefügt worden waren, mit begeiſternder Andacht vorſprachen:

---

*) Gott lieben, Sohn! — Gott lieben, Vater!

**) Nein, Herr, dieſer Vater ſtirbt nicht.

„Irimanjure pe Dios Tiare uretipu puduene, taupe me buara uretirikeri tekerekadatembi atemba; tschie irimanjure tschie pe Jesu Christo titschanu ibe te Tiare“ u. ſ. w. *) — — —

Dieſe Zeiten ſind nun vorüber. Das ſeraphiſche und apoſtoliſche Bataillon der von ihrem Stifter militäriſch organiſirten Geſellſchaft Jeſu, welches mit der Eroberung der Seelen der armen Indianer beauftragt war, iſt vertrieben. In Neucalifornien wirken nun die Mönche des Franciscanerordens, im Lande zerſtreut, darauf hin, daß das Chriſtenthum erhalten werde, und die Eingeborenen und ihre Miſchlinge nicht ganz und gar verwildern. Anfänglich erhielten ſich dieſe frommen Väter aus el fondo piadoso de California, welcher aus Vermächtniſſen, Schenkungen und Gütern beſtand. Sie konnten damit reichlich für die Bedürfniſſe der Miſſionen ſorgen; die Indianer hatten Wohnung, Kleidung, gute Nahrung. Allein alles wurde den Mönchen entzogen, und die neuen mexicaniſchen Adminiſtratoren bereicherten ſich mit dem Raube.

---

*) Der Glaube, nach der wörtlichen Ueberſetzung eines ſpaniſchen Miſſionärs: „Ich glaube an Dios ſein Vater machen alles könnend, dieſer von nichts gemacht hat gebogene Erde (Himmelsbogen), Erde, und ich glaube auch an Jeſu Chriſto ſein Sohn allein ſeines Vaters u. ſ. w.“ Bemerkenswerth iſt, daß für Gott und Gnade, die ſpaniſchen Worte Dios und gracia gewählt werden mußten, da dies californiſch nicht zu geben war.

Die einen nahmen die Heerden, die andern Grund und Boden; die Indianer mußten denen, die ſie beraubten, neben den Häuſern der Miſſion, die ihnen zu ſchlecht waren, neue bequemere Wohnungen erbauen. Den rechtmäßigen Beſitzern blieb eine knappe Unterkunft und eine ebenſo knapp zugemeſſene Ration an Lebensmitteln, die ſie — wollten ſie die ihnen zur Pflicht gemachte Gaſtfreundſchaft üben — mit dem Gaſte theilen mußten. Die Mönche ertrugen dieſe Behandlung hier wie überall ohne Klage und fuhren dabei unermüdet in ihrem ſegensreichen Wirken fort. Sie lebten und ſtarben in ihrem Beruf; knieend vor dem Kreuze, oder den Pflug in der Hand, die Indianer lehrend zu beten und zu arbeiten. So ſtarb der greiſe Präſident der Dominikaner in der Miſſion nuestra **Señora de Guadeloupe**, auf dem Ackerfelde, das er mit eigener Hand im Schweiße ſeines Angeſichts, für ſeine Neophyten bebauete.

So war es einſt und ſo iſt es jetzt. Die alten Miſſionen ſind größtentheils verſchwunden; eine neue Zeit hat ihren Einzug hier gehalten. San Franciſco, in welchem die Speculanten ein anderes London in kurzer Friſt zu ſehen erwarten, wächſt zuſehends an commerzieller Bedeutung heran, und bietet wie es jetzt iſt, die vollkommenſte Karrikatur unſerer europäiſchen modernſten Geſellſchaft. Wir aber ſagen mit Pinto: „Alle Nationen könnten handeln und reich werden, ſo viel ſie wollen, ohne daß ſie nöthig hätten, darüber den lieben Gott zu vergeſſen.“ Wir halten dieſen Ausſpruch für ebenſo weiſe als gerecht. —

Ein Ort an der Küſte, der noch am meiſten von der Invaſion verſchont geblieben, und deshalb ſein altes Gepräge erhalten hat, iſt Santa Barbara; allein er iſt ſehr im Verfalle. Seine zweitauſend Einwohner, die früher mit dem Innern einen ergiebigen Verkehr hatten, ſind nunmehr auf die Zahl von vierhundert herabgeſunken. Die nach San Francisco vorbeiſegelnden Schiffe pflegen in Santa Barbara Waſſer einzunehmen, ohne ſich länger daſelbſt aufzuhalten. Da uns jedoch der Verlauf der Geſchichte, deren Begebenheiten wir unſern Leſern mitzutheilen übernommen haben, dazu nöthigt dort zu verweilen, müſſen wir vor allen Dingen eine kurze Schilderung entwerfen, die uns den Ort lebendig vor Augen ſtellt.

Eine mit dem Geſtade gleichmäßig fortlaufende Gebirgskette ſenkt ſich ſteil zum Meer und erhebt ſich gen Süd in mehreren tief zerklüfteten Gipfeln. Eine Stunde etwa von der Küſte ragen die beiden Thürme der Miſſionskirche aus Bäumen hervor. Der ehemals vortreffliche Hafen iſt jetzt theilweis verſandet, theilsweis mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt. Die Landſpitze, auf welcher die alten ſpaniſchen Strandbatterien ſtanden, erſchwert noch überdies die Einfahrt. Von dem Preſidio, der Wohnung der Sicherheitsbehörde, ſind nur noch Mauerreſte vorhanden, die zum Theil in den ſie umgebenden Graben geſtürzt ſind, und die königliche Meierei, el rancho del Rey, iſt in Privathände übergegangen. Einige Bretterhüten ſtehen noch da und die Kapelle, die unverſehrt geblieben.

Der Ort ſelbſt, el Pueblo, zeigt noch einige gut gebaute und wohlerhaltene Häuſer, die von Spaniern, Engländern, Franzoſen und einigen Deutſchen bewohnt werden, welche Handel oder Ackerbau treiben. Amerikaner leben dort nur in ſehr geringer Zahl. Als Behörden ſind eine Art von Präfect und ein Alcalde oder Friedensrichter in Funktion.

Die Lage zwiſchen der alten Hauptſtadt Monte Rey und dem reichen Handelsplatze Los Angeles, gab Santa Barbara eine bedeutende Wichtigkeit. Jetzt da der große Zug der Einwanderung ſich mehr nach dem Norden gewendet hat, iſt dieſes Verhältniß anders geworden, und es hat ſich — indem der Ort an Bedeutung für den Weltverkehr verlor — dafür als ſchöner Erſatz, ein durch ſeine Abgeſchiedenheit gefördertes, ſtrengeres Feſthalten an den religiöſen Prinzipien erhalten, welche auch die alte Ordnung und Sicherheit, wie ſie von der königlichen Autorität gehandhabt wurde, geſchützt hat.

Die Miſſion liegt abgeſondert von dem Pueblo, am Fuß der jäh anſteigenden Berge, die ihr Schutz vor den Oſt- und Nordwinden gewähren. Die Gebäude ſind aus Werkſtücken, und werden durch einen Bogengang mit der ſchönen doppelt gethürmten Kirche verbunden. Weite Gärten dehnen ſich rings um ſie aus. Die Jeſuiten ſorgten für die gute Bewäſſerung dieſer großen Anlagen, indem ſie Leitungen aus dem nahen Gebirge unternahmen, welche zugleich einige Mühlen treiben, und auf dem Platze vor den Gebäuden einen mächtigen Springbrunnen ſpeiſen.

Vor dreißig Jahren lebten noch mehr als tauſend Indianer in dieſer Miſſion, die damals ſchon unter der Obhut der Franziskaner ſtand. Jetzt iſt ſie verödet, und dient nur zwei Ordensbrüdern zum Aufenthalt, von welchen der jüngere zugleich die Miſſionen San Buenaventura und de la Purisima Concepcion zu verſehen hat. — —

Es war ein ſchöner Abend, als der junge Mönch, Franzoſe von Geburt, von einer dieſer Wanderungen nach Hauſe kehrte. Er ſtieg eben den Abhang herunter, als er auf einem Stein am Wege, einen andern jungen Menſchen erblickte, der ihn zu erwarten ſchien. Es war wirklich ſo. Er ſtand auf und ging dem Pater entgegen. Sie hatten ſich ſchon mehrmals hier getroffen, um der Unterhaltung zu pflegen; weil der ſtark in Anſpruch genommene Prieſter, auf dem Heimgange ſich ihr am leichteſten überlaſſen konnte. Obgleich ſehr verſchieden, dem Berufe wie dem Alter nach, da der Pater, zwar noch jung zu nennen, doch mindeſtens zehn Jahre älter war, als der andere; ſo hatte ſich zwiſchen Beiden eine ſeeliſche Verbindung geknüpft, die nach jedem Geſpräche, das ſie miteinander führten, an Stärke zunahm.

Der Anfang der Bekanntſchaft war auf die natürlichſte Art herbeigeführt worden. Der Eine war kürzlich aus Europa herübergekommen; der Prieſter war ſchon längere Zeit in Californien anweſend. Das Geſpräch drehete ſich um die gewöhnlichſten Fragen und Antworten. Aber der Fremde, der anfänglich nur ſcheu ſich dem jugendlichen Kuttenträger genähert, fand ſich nach und nach ſo ſehr angezogen, daß jene Scheu ſich bald zu einer freudigen Annäherung geſtaltete. Er gewahrte in allem, was der Mönch ſprach, bei aller Milde des Ausdrucks, die der wohlthätigſten Gefühlswärme zu Gebote ſtand, ſo viel Schärfe und Beſtimmtheit, einen ſolchen Reichthum des Geiſtes, der ohne alle Berechnung auf den zu machenden Effect, gleichſam ſtrahlend durch alles, was er ſprach, hindurchblitzte, daß er genöthigt war ſich zu bekennen, er ſei einer ähnlichen Perſönlichkeit noch nie gegenüber geſtanden, deren Uebergewicht ihm ſo hohe Achtung eingeflößt habe. Alle Vorurtheile, die er im Anfange nur ſchwer zu überwinden vermocht hatte, waren beſiegt, nachdem er einen Mönch einmal wirklich näher kennen gelernt hatte.

Ein ungeſtümer, aber ebenſo völlig unbeſtimmter Drang eines Herzens, das in Europa vergebens nach innerer Befriedigung gerungen, hatte das Weltkind an dieſe ferne Küſte verſchlagen. Auch hier erwartete ihn nicht, was er hoffte. Er glaubte Verwandte zu finden, die ſich ſeiner annehmen würden, um ihn auf eine Bahn zu lenken, das, was ihm zuerſt vorſchwebte, zu erlangen. Er dachte daran ſein Glück in einer ausgedehnten Thätigkeit ſuchen zu können; eine wohlthuende Zerſtreuung durch neue Beziehungen zu einer fremden Umgebung zu empfangen. Allein ſein Schickſal war ihm dabei nicht behilflich. Der alte Verwandte, der im Vaterlande lange verſchollen war, lebte nicht mehr, und der einzige Sohn, den er hinterließ, war bald nach ſeiner Ankunft fortgezogen, um dem allgemeinen Strome zu folgen. Er überdachte ſeine Lage. Sollte er das Gleiche thun? In dem todten Santa Barbara war es ihm nicht möglich, dasjenige, was er zu ſeiner innern Befriedigung nöthig hatte, zu erreichen, und er war ſchon auf dem Punkte ſeinen Stab weiter zu ſetzen. Im Begriff, nach Hauſe zu ſchreiben, um die nöthigen Mittel zu erhalten, ſeinen Plan auszuführen, brachte ihn der Zufall mit dem jungen Bettelmönch zuſammen, der in ſeiner tiefſten Armuth die reichſten Schätze zum Wohle der Menſchen zu verwalten, ſich bewußt war. Der Europäer ſollte dieſe Wahrheit bald an ſich ſelbſt erproben. Er war nicht mehr vereinſamt und verlaſſen, und näher ſeinem Glücke, als er wohl dachte.

Der Leſer hat wohl ſchon längſt in dem jungen Menſchen, Iſidor erkannt, der traurig und in ſich gekehrt, über Plane brütend, und in den Entſchlüſſen ſtets ſchwankend, ſein Leben, wie er es in Europa geführt, hier fortgeſetzt, nur mit weniger Bequemlichkeit und ohne alle gemüthliche Ausbeute.

Daheim ſah er ſich noch von Erinnerungen umgeben, die ihn aus dem dumpfen Brüten zuweilen auf angenehme Weiſe zu erwecken vermochten, die aber hier zu nebelhaften Traumbildern verſchwimmend, ihn mit einem an Verzweiflung gränzenden Trübſinn gänzlich erfüllten.

Trotz aller Hofmeiſter und deſſen, was er von ihnen erlernt hatte, war Iſidor's Erziehung, wie die der meiſten Kinder „aufgeklärter" Familien, nur eine höchſt dürftige geweſen. Was ſolche Eltern eine gute Erziehung nennen, iſt eigentlich eine ſehr ſchlechte. Sie haben keinen Sinn für die Wahrheit, daß eine Erziehung, aus der alle Myſtik verbannt iſt, in der alles Unbegreifliche vermieden, jede Thatſache auf deutliche Begriffe zurückgeführt, und jeder Begriff, wie mit dem anatomiſchen Meſſer zerlegt wird, für ein jugendliches, denkendes Weſen das verderblichſte iſt, was der ſuperkluge Menſchenwitz nur erſinnen kann. Dieſe landläufige allerneueſte Weisheit glaubt alles gethan zu haben, wenn ſie mit dem Alten aufräumt und vor allem die von ihr für anſtößig erklärten Dogmen entfernt.

Gelangt nun eine ſolche, durch den Vortrag entſchleierter, leicht verſtändlicher Sachen eingeſchläferte kindliche Seele, ſpäter durch eigenen Antrieb, Fügung. Gnade, nämlich durch das, was der blöde Sinn Zufall benennt, vor den geheimnißvollen Vorhang, der die überſinnliche Wahrheit verhüllt; ſo iſt es ein Ringen und Kämpfen, das nicht immer, ja nur ſelten, zum Siege führt. Auf jeden Schritt vorwärts, entſtehen neue Zweifel, und dann wird die Myſtik für den Geiſt, was Gefahren für den Heldenmuth ſind. Nur wer einen ſolchen wahrhaft beſitzt, wird mit jedem neuen Hinderniß auch ſeine Kraft wachſen ſehen und aus den ſchwierigſten Kämpfen ſtets geläuterter hervorgehen. Der, dem dieſer Muth fehlt, wird den Zweifeln erliegen.

Iſidor's Erziehung war in dieſer Weiſe. Als Jude hatte er die Lehre von dem zürnenden Rachegott Jehovah empfangen, der die Sünde der Väter bis in das vierte Glied ſtraft, und dem jedes Attribut heiliger großartiger Liebe fehlt. Der Jude, der ſeinen Gott liebt, thut es aus Furcht vor poſitiver Strafe, und aus Intereſſe für ſein perſönliches irdiſches Glück. Er liebt Jehovah wie ein den Sinnen ergebener Verſchwender ſein Geld, wie ein Wollüſtiger, das, was ihm Luſt und Vergnügen gewähren kann. Sein Verhältniß zu Gott, verhält ſich wie das Mittel zum Zweck. Einem Chriſten erſcheint eine ſolche totale Umwandlung der göttlichen Ordnung, nach dem Ausſpruche des heiligen Franz von Sales, gleich einem Sacrilegium, gleich dem ungeheuerſten Frevel. Es iſt eine Liebe der unreinſten Begier, ein gemeiner Schacher mit einem Worte.

Konnte er nun dieſe Vorſtellungen von der Liebe zu Jehovah, welche die alte Großmutter ſtets bemüht war, in ihm wach zu erhalten, mit dem, was in dem lichtfreundlich nüchternen Unterrichte, ihm aufgedrängt wurde, nicht in Einklang bringen, ſo mußten furchtbar quälende Gedanken in ſeinem jugendlichen, mit angeborenem Scharfſinn begabten Kopfe entſtehen, die nur von der Gnade, die Chriſtus über ihn verhängte, beſchwichtigt werden, und durch den wahren Glauben allein ihre Löſung empfangen konnten.

Was half es ihm, daß er nach höherer Vollkommenheit zu ſtreben ſuchte, wie er es nach der Vorſchrift ſeiner Lehrer thun ſollte, um in den Beſitz der Glückſeligkeit zu gelangen! Die ſittliche Würdigung dazu ging ihm ab; die er durch ein bloßes, von Menſchen erfundenes Tugendſyſtem nicht zu erringen vermochte. —

In der Einſamkeit von Santa Barbara hatte Iſidor Zeit, ſein Inneres zu erforſchen, und das, was ihn ſchon daheim beunruhigt, mit ruhiger Erwägung ſich klarer zu machen. Er gelangte dazu, daß es ihn zum Ziele führen könne, wenn er die Religion ſeiner Väter verließe. Sein Gewiſſen ſchreckte vor dem Gedanken zurück. Die Kluft, welche er dabei zu überſchreiten hätte, brächte ihn doch wieder in ein neues Labyrinth, aus welchem kein Ausgang für ihn wäre. Warum nicht lieber gleich eine Vernunftreligion bekennen, zu welcher überzutreten, es keiner auffallender und feſſelnder Ceremonien bedurfte? Hier blieb er ſtehen. Eine gepreßte Stimmung laſtete auf ihm; allein er glaubte ſich dabei zugleich von einem Gefühle heiliger Erhebung durchdrungen, die allerdings ſchon beim Beginn eines ſolchen Kampfes unausbleiblich iſt. Seine Einbildung ſchwebte über einem mächtigen Bilde, neben welchem ſich ſeine früher gehegten Alltagsgedanken nicht hervorzudrängen vermochten. Er war ganz und gar erfüllt von dem, was er bei ſich überlegte, und nur unmuthig darüber, daß er es in ſich verſchließen mußte. Da ward ihm die Begegnung des jungen Paters Jérémie de Charlevoix.

Wer den Prieſterſtand des heutigen Frankreich kennt, wird ſich eines mit Bewunderung gepaarten Staunens nicht enthalten können, daß daſſelbe Volk, welches vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert, gehetzt von gottloſen Revolutionsmännern, jeden Gottesdienſt abgeſchafft hatte, einer ſolchen Erſcheinung religiöſer Erhebung, ſo feſt ſich zu begründen geſtattete. Nicht nur in ihrem Lande beſtehen die franzöſiſchen Prieſter den Kampf gegen das Ueberwuchern des modernen Heidenthums, ſondern weit hin über die Meere, tragen ſie als demüthige

Werkzeuge, die Lehren ihrer heiligen Kirche, und danken Gott, daß er ſie dazu erwählte, und preiſen ihn für die damit verknüpften Entbehrungen, Drangſale und Gefahren.

Ein ſolcher Prieſter war Pater Jérémie. Er hatte bisher der Seelſorge der zerſtreueten ihm übergebenen Gemeinden, mit freudigem Eifer obgelegen, mit größerer Freude aber ſah er jetzt einen Jüngling ſich ihm nahen, der an Abgründen wankte, und dem er die rettende Hand darbieten durfte. Bei der erſten Begegnung konnte er ſich von Iſidor's Seelenzuſtand zwar keine richtige Vorſtellung machen; weil es in der Natur ihrer Verſchiedenheit lag, daß ſie Beide eine ſtreng bemeſſene Zurückhaltung beobachteten. Allein das Vertrauen wuchs bei jedem zufälligen Zuſammentreffen, und als hierdurch das Eis in Iſidor's Innerem aufzuthauen begann, ſeine Mittheilungen offener wurden, und den eigentlichen Kern ſeines Kampfes enthüllten; wurde der Pater zu einem nähern Eingehen von ſelbſt aufgefordert. Sie ſahen ſich bald nicht mehr zufällig; ſie verabredeten Tag für Tag die Stunde, in welcher ſie ſich ſprechen wollten. Iſidor's Ausſehen war heiterer geworden, wenn ſchon ſein Gemüth noch Trübſinn barg.

„O mein würdiger Freund,“ ſagte er, „wie rührend erſcheint mir Ihre Theilnahme. Aber das hohe Glück, welches Sie mir in Ausſicht ſtellen, wird es wohl jemals für mich erreichbar ſein? Seit manchem Jahr habe ich es ſchon erſtrebt; doch in meinen bisherigen Verhältniſſen blieb es mir unmöglich. Jetzt, da Sie mir einen

Weg zeigen, fehlt mir der Heldenmuth darauf zu wandeln bis an's Ziel. Müßte ich nicht meine Ehre zum Opfer bringen? frage ich mich. Nennen Sie es immerhin ein thörichtes Vorurtheil; ich kann darüber nicht hinweg. Ich lebte daheim wie ein Ausgeſtoßener, inmitten von Reichthum und Luxus. Ich war nur ein Jude; allenfalls mitleidig geduldet, aber ſtets, bald offen, bald geheim, beſpöttelt — ſogar verſpottet. Dieſes eiſerne Joch, unter dem ich gezwungen meinen Nacken beugen mußte, ſchied mich von den Meinen und trieb mich aus der Synagoge. Ich war im Innern kein Jude mehr, das fühlte ich, und hieß doch ſo, und verfiel dem allgemeinen Schickſal, das den Namen noch fortwährend trifft. Ich konnte mich nicht von der Selbſttäuſchung meiner Glaubensgenoſſen blenden laſſen. Das verbitterte mich und ich verwünſchte mein Daſein. Ich fing an die Menſchen zu haſſen, und meine finſtere Laune erſchreckte mich. Ein einziger Strahl drang hindurch, aber die Ueberlegung raubte mir auch dieſe Tröſtung. Ich fühlte die entſtehende Neigung zu einem Mädchen. Es war das Kind armer Eltern; es beſaß nichts, nicht einmal ein Fünkchen von dem, was in der Welt Bildung heißt. Das war es aber nicht, was mich zurückſcheuchte, wann ich meinem Hange nachgeben wollte, das Mädchen zu ſehen. Sie war Chriſtin, fromm und kirchlich erzogen; ich konnte auf keine Erwiederung meiner Gefühle hoffen; das Vorurtheil mußte ſeinen Einfluß auf ſie ausüben; ſie mußte mich haſſen. Ich ſchalt mich einen Thor, daß ich dennoch an ſie dachte, nur an ſie denken konnte; daß mein trotziger

Sinn, jemehr ich mir alle Unmöglichkeiten vorſtellte, ſie mir dennoch als ein anbetungswürdiges Weſen erſcheinen ließ. Ich vermied es, mit ihr zu ſprechen, unter Qualen, die ich nicht ſchildern kann. Ich ſtürzte mich in die wildeſten Zerſtreuungen, bis ich, um meinem Untergange zu entgehen, dem Vaterhaus und dieſen Verhältniſſen entfloh, oder zu entfliehen glaubte. Denn in der That folgten ihre Wirkungen mir bis hierher.“

Dergleichen Ergüſſe, die ſich bald mit mehr oder minderer Heftigkeit von Iſidor's Herzen löſten, ſuchte der Prieſter mit Ruhe, einfach in einen geregelteren Verlauf zu bringen. Er hütete ſich wohl in Phraſen ſich zu ergehen; ſeine ſchlichten Worte trugen den Stempel innerſter Ueberzeugung, und ohne einſchmeichelnde Ueberredung drangen ſie nur um ſo tiefer in das Herz ſeines jüngeren Freundes. Das Gebot der Liebe des Nächſten leitete ihn dabei und geſellte ſich ſtärkend ſeinen Beſtrebungen, als die Hauptſumme aller Gebote, auf welche ihr göttliche Stifter die Religion erbaut hat. Iſidor fing an einzuſehen, wie tief ſeine Bildung unter der Geiſtesvollkommenheit dieſes Menſchen ſtand, der mit einer unſcheinbaren Mönchskutte bekleidet war; das ſchöne Haupt entſtellt durch das ihm mangelnde Haar; die Füße bloß auf dem ſteinigen Pfad der Pflichten unermüdet dahinwandelnd, immer nur ſorglich bemüht das Gebot zu erfüllen. Das war die Menſchenliebe des Chriſten, die reinſte, die edelſte Regung der Menſchenbruſt.

Das Judenthum ſank immer tiefer, je höher ſich die Lichtgeſtalt des Franziskaners erhob. Hatte Iſidor ſchon früher Eckel an Luxus, Hang zur Sinnlichkeit und ungezähmter Gier nach neuen Bedürfniſſen empfunden, ſo verachtete und verabſcheuete er es jetzt, aber er war darin ungerecht, nur dem Judenthume allein dieſe verderblichen Laſter aufzubürden, ſtatt das gegenwärtige Zeitalter dafür verantwortlich zu machen.

Die großen, ſeelenerhebenden Betrachtungen, welche der Pater vor Iſidor immer umfaſſender anſtellte, drängten deſſen ſinnloſe und empörende Gedanken nach und nach zurück. Sein Herz öffnete ſich den Eindrücken des Erhabenen und Schönen. Die Andacht fing an darin zu keimen; es zog ein Gefühl für den Gekreuzigten linde hindurch; es erſchien ihm wie ein ſanftes Band, das er für eine drückende Feſſel eintauſchen könne. Kein Opfer dürfe ihm zu ſchwer ſein, dachte er zuweilen. Nur die feierliche Losſagung von der Religion ſeiner Väter war noch die Klippe, die ſich ihm ſtarr entgegenſtellte. Er ſchauderte zurück, vor dem Worte Abtrünniger. Ihm fehlte es noch an der Begeiſterung, die bei dem Laien nur durch die Gnade erzeugt wird; der, ohne dieſe, eher von dem Fanatismus beherrſcht werden kann.

Er wußte da nicht herauszukommen. Sein neues Bewußtſein, die lebendige Anſchauung von dem innern Werthe des Chriſtenthums, die Grundſätze, die ſich daraus für ihn entwickelten, das ganze Weſen der einen, alleinigen und allgemeinen Kirche, dies Alles zuſammen, wollte ihm nicht in die alte, morſche Hütte begleiten, in der ſich bisher ſein hinfälliger Zuſtand geborgen hatte.

Pater Jérémie konnte die Veränderung nicht entgehen, die ſich in ſeines Freundes Seelenſtimmung zugetragen hatte; allein es war ihm nicht darum zu thun, hier eine blinde Bekehrung zu verſuchen, ſondern, um ſeinem Gewiſſen genug zu thun, übte er die Vorſicht, an die ſein hohes Amt ihn mahnte. Sein Glaube an die göttliche Gnade ließ ihn an dem glücklichen Ausgang nicht zweifeln. Er wollte, daß Iſidor den entſcheidenden Schritt nicht ohne die kälteſte Prüfung, nicht ohne die Genehmhaltung ſeines innern Richters thue. Iſidor ſollte durch ihn nicht nur aus ſeinem träumeriſchen Scheinleben herausgeriſſen werden, ſondern er wollte ihn, indem er ihm durch Gottes Beiſtand die Kraft dazu verſchaffte, ſeinen Mitmenſchen nützlich werden laſſen, damit er dadurch auch auf Erden ſchon, einer höhern Glückſeligkeit theilhaftig werde, und ſelbſt in den eingeſchränkteſten Verhältniſſen eines froheren Genuſſes des Lebens ſich erfreue. Er wollte ihm den Muth brechen, an eine unbeſchränkte Licenz des Denkens noch ferner zu glauben, welche ſich nicht ſcheut, die ehrwürdigſten Wahrheiten anzugreifen, indem ſie ſich allein auf das Tribunal der Vernunft beruft, wie dieſe nun eben bei dem Einzelnen beſchaffen iſt. In ſeinen Geſprächen ſuchte er Iſidor vorerſt dahin zu bekehren, daß er zu der demüthigen Einſicht gelange: eine in den Feſſeln dünkelvoller Unwiſſenheit ſich bewegende Vernunft, führe zur Unvernunft, wie ſie in dem wilden Geſchrei der Leidenſchaft des gemeinen Haufens ſich ausſpricht. Der Pater war bemüht zu zeigen, wie die Kirche ſeit ihrem Beſtehen, jede Kritik, ſo wie jede Verſpottung ausgehalten, und ſich als feuerfeſt bewieſen hat. Die Geißel des Spottes, in fürchtbarer Gemeinſchaft mit der Fackel der Aufklärung, glaubte nur über veraltete Thorheiten und eingewurzelte Mährchen herfallen zu dürfen, um ſie zu zerſtören; aber ſie half damit nur der Wahrheit zu einem weithin ſtrahlendern Siege. Dieſe Wahrheit gründet ſich nicht etwa auf die Beobachtung unveränderlicher Naturgeſetze; ſie verſtattet dem Menſchen keine eigene Prüfung. Nur Vergleichung und Würdigung der Zeugen, die ſie uns überlieferten, ſteht uns zu. Beweis durch Vernunftgründe, oder Evidenz der eigenen Sinne, hierbei zu fordern, wäre ebenſo abgeſchmackt, als für unwandelbare Naturgeſetze blinden Glauben, ohne eigenes Denken, zu verlangen. Jene Wahrheiten des Chriſtenthums, in ſtreng beſtimmten Sätzen ausgeſprochen, die Dogmen, wie ſie in der kirchlichen Sprache heißen, müſſen mit der vollen Zuſtimmung des Herzens, erſt anerkannt ſein, ehe daran gedacht werden darf, ſich zur Kirche zu bekennen.

Mit welcher Zartheit berührte der franzöſiſche Prieſter, die leicht verwundbare Stelle in Iſidor's Herzen!

„Es iſt fern von mir Ihren Vater für die Verirrungen verantwortlich zu machen, welchen Sie unterworfen waren," ſagte er. „Er war Ihnen gewiß treu und väterlich geſinnt. Das darf ich annehmen, obgleich ich ihn nicht kenne. Ich würde ihn nicht gekannt haben, hätte ich in derſelben Stadt mit ihm gewohnt. Nicht nur der Glaube allein, auch mein Stand hätten uns von einander getrennt. Aber auch ohne ihn zu kennen, darf ich überzeugt ſein, daß Ihr Uebertritt, erfährt er ihn, einen tiefen Schmerz in ihm hervorrufen könnte. Sie fühlen als Sohn, wenn Sie ihn davor bewahren wollen. Allein die Religion, die ſo unendlich viele Tröſtungen enthält, wird bald das Gewicht Ihres Schmerzes erleichtern. Die reine Quelle, aus welcher der Segen ſich ergießt, wird ihn endlich ganz verwiſchen. Die heilige Jungfrau iſt die zärtlichſte Mutter; ſie iſt immer bereit uns zu hören, und verweigert uns auch nie ihren Beiſtand. So habe ich zu ihr um die Gnade der Erleuchtung gefleht. In den nächſten Tagen geht ein Landsmann von mir nach Europa. Er wird Ihren Vater perſönlich aufſuchen, und ihm verkünden, wie Gott ſich ſeines Sohnes angenommen hat. Er wird von der Nachricht, die ihn ſo überraſchend trifft, zwar tief ergriffen ſein; allein die Freude, von ſeinem Sohne, der ſich in ſeinem Unglück ganz losgeſagt von ihm hatte, nunmehr beſtimmte Mittheilungen zu empfangen, wird über jeden Schmerz gewiß den Sieg davon tragen. Er wird das Band zwiſchen ſich und dem Sohne nicht mehr als gänzlich zerriſſen betrachten. Er wird wiſſen, daß Sie endlich den Hafen gefunden haben, und nicht mehr um Ihr Schickſal bangen; daß Sie vom despotiſchen Joche des Unglaubens zur Freiheit des Glaubens emporgeſtiegen ſind, in welchem die ächte Humanität waltet, die auch dem Unglücklichſten eine Zuflucht gewährt. Verſchmähen Sie es nicht, dieſe Wahrheit, durch Ihr Beiſpiel, Ihrem Vater und der Welt zu beweiſen.“

Als der Pater ſolche Worte ſprach, war Iſidor in ſeinem Innern ſchon bedeutend vorgeſchritten. Die finſtern Vorſtellungen, daß Alles hienieden, im Staube vergeſſen, dahinlebe; daß kein ewiger Vater ſich um das Geſchick der Sterblichen bekümmere, waren verdrängt. Die frevelhaften Folgerungen, die er ſich daraus bildete, daß man ſich aus den unerträglichen Feſſeln des Lebens freiwillig befreien dürfe, um einem Tyrannen zu trotzen, der uns ohne unſern Willen, zu leben verdammt habe; wagte er nicht mehr zu denken, oder vielmehr, es war ihm unmöglich geworden; es war vollſtändig aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden.

„Ich hege keinen Zweifel mehr,“ ſagte er einſt, „und meine Vernunft hat ſich unter dem Glauben gebeugt. Mein Herz betet Gott, den dreieinigen Gott, an; nur dieſer Gott erſcheint mir als heilig und heiligend. Und dieſer Gott ſelbſt hat die Kirche gegründet; welche Irrthümer könnte ſie enthalten? Und wären Menſchen, die ſich zu Secten vereinigten, wohl im Stande geweſen, ſolche Irrthümer zu beſeitigen, die göttliche Religion zu verbeſſern?“

Der Pater hob die Blicke zum Himmel:

„Du haſt Dich in Deiner ewigen Weisheit meiner bedient! das Licht des Glaubens, es iſt ihm erglommen.“ —

Von nun wohnte Iſidor in der Miſſion. Auf die Bitte ſeines Freundes erhielt er eine Zelle in dem verfallenen Gebäude, um in den Büchern, die man ihm gab, zu leſen, und ſeinen Unterricht zu vollenden. Die eindringliche Kraft des Glaubens hatte dieſe Bekehrung allein bewirkt, nicht die Ueberredung, nicht der Prunk einer ſalbungsreichen Beredtſamkeit.

Aus dem finſtern, ſchwankenden, heftigen Iſidor, war jetzt ein ruhig heiterer, ſorglich thätiger Menſch geworden: das vollſtändige Gegenſtück ſeiner ſelbſt. Er wurde mit jedem Tage ſanfter und theilnehmender, wie die Lehre, die er umfaßte, es ihm anwies. Die Laſt des Lebens ſchien ihm leichter geworden zu ſein, ohne daß ſich etwas in ſeinen äußern Verhältniſſen noch zugetragen hatte. Aber ein Ideal ſtrahlte ihm in weiter Ferne, das verhieß ihm, eine noch weit größere Erleichterung, indem er mit Vielen, die Laſten der Geſammtheit theilte, und ſich durch ein Gelübde band, ſie auch treulich tragen zu helfen.

Es war ein ſchöner Morgen, als der Pater Jérômie, unſern erlöſten Iſidor abholen kam, und ihm die Worte zurief:

„Mein geliebter Freund, kommen Sie, um das Bekenntniß abzulegen, daß die Gefühle, die jetzt Ihre Seele durchglühen, von Jeſus Chriſtus Ihnen ertheilt ſind, damit Sie ihre Irrthümer überwinden konnten. Er ſtreckte ſeine Hand über Sie aus, und Sie empfanden ſeinen ſüßen Segen. Kommen Sie mit mir, und erwachen Sie zu einem neuen, unvergänglichen Leben.“

In einer Miſchung von an Beſchämung gränzender Demuth, und freudenvollſten Glückes, folgte Iſidor ſeinem Lehrer und Freunde. Als er ſeine Abſagung ſprach, ſtrömten glühende Thränen auf das Evangelium, das er in Händen hielt. Dann drückte er ein kleines Kreuz, das man ihm geſchenkt hatte, unverrückt an ſeine Lippen, während er die Augen empor richtete. Er konnte ſie in der That weder nach links oder rechts wenden, denn der Himmel hatte ſich vor ihm geöffnet.

So empfing er im Namen des dreieinigen Gottes das heilige Sacrament.

Der franzöſiſche Prieſter, der wenige Tage darauf nach Europa ſegelte, erhielt Iſidor's Briefe in die Heimath, die aber, wie der Leſer bereits weiß, nicht zu beſtellen waren.

3.

Iſidor hatte ſeinen Seelenfreund Jérémie auf einem der gewöhnlichen Gänge in's Gebirge begleitet, zu denen ſein heiliges Amt ihn oft veranlaßte. Er trug den Segen Gottes in die Hütten bekehrter Indianer, tröſtete Kranke, beſchwichtigte den Kummer, half ab, wo irgend welche Noth drückte. Er that, was der Prieſter überall waltet, weil es ihm obliegt.

Sie begannen den Abhang niederzuſteigen, der ſich zur Miſſion herabſenkte. Es war am ſpäten Nachmittag, der Himmel war herrlich blau; kein Wölkchen weit und breit zu ſehen. Aber dennoch ſtäubte ein feiner Regen auf die Wanderer, die ſich darob nicht verwunderten, weil dies in jenem Theile Californiens keine ſeltene Naturerſcheinung iſt.

Neben dem Felspfade zog ſich ein breiter Raſen hin, auf dem ſie ſchritten, und die ſtarken Gräſer erhoben ſich ſogleich wieder, wann die Wanderer vorüber waren. In weiter Ferne fing der Sonnenball an, gleich einer Flammenſee, ſich in den am fernen Horizonte hinbreitenden glatten Meeresſpiegel zu ſenken, um auf der andern Erdhälfte die Schläfer zu wecken zu den neuen Freuden und neuen Schmerzen, die jeder Tag ihnen bringt. Unſere Wanderer dachten daran und Wehmuth zog durch ihre Herzen. Jene Freuden — ſie durften ſie nicht mehr mitgenießen; jene Schmerzen — ſie waren überwunden, aber nicht verſchmerzt. Sie trauerten als Chriſten, daß drüben der erwachende Tag ſo Vieles beſcheinen werde, das kaum erſt geboren, bald abſterben müſſe, weil es nichts als eine abſcheuliche Ironie der Wahrheit iſt.

Wie gewöhnlich ſetzten ſich Beide, wann ſie den Fuß des Abhangs erreicht hatten, auf eine Felsplatte nieder, um noch einen Athemzug im Freien zu thun, ehe ſie die Zelle aufnahm. Ueber ihnen ragte ein alter, rieſiger Dornſtrauch empor, wie ſie wohl in keinem andern Lande der Welt angetroffen werden. Ein Reiſender, der vor hundert Jahren Californien durchzog, äußert bei dieſen Rieſendornen, daß der Fluch, den Gott nach dem Fall Adams über die Erde hat ergehen laſſen, beſonders auf dieſes Land ſeine Wirkung gehabt habe. Hatte dieſer Reiſende wohl ſchon eine Vorahnung von dem Goldboden, dem die Dornen entſproßten? An einer einzigen Dornſtaude dieſer Art, befinden ſich zufolge ſeiner Berechnung, mehr als eine Million Stacheln, die wie aus Bein gedrechſelt, lang und furchtbar zugeſpitzt ſind. Es iſt wahrhaft überraſchend, nicht ſchon Haarnadeln und andere Gegenſtände der Toilette aus Californiſchem Dorn bereitet zu ſehen. Die überfeinertſte Civiliſation muß am Ende zum Naturzuſtande wieder zurückkehren, wann ſie nicht weiter kann; und Europäerinnen werden mit Fiſchgräten und Dornen ihre Mantillen und Locken zuſammenhalten, wie es die Wilden ſchon lange vor ihnen gethan. Unſere Nadler können dann zu dieſen auswandern, um einen Theil ihrer modernen Civiliſation zu übernehmen.

Eine ſolche Abſchweifung kam aber den, unter dem ſtachelichten Rieſenſtrauch ausruhenden Freunden nicht in den Sinn.

„Sie arbeiten,“ ſagte Iſidor, „und ich konnte mich heute wieder von dem Segen ihrer Arbeit überzeugen. Obgleich ich nur ihr unthätiger Begleiter war, ſo erachte ich nicht meinen Tag für verloren. Was ich ſah, hat mich wie der Thau erfriſcht, der vom Himmel die Wieſen tränkt. Ein geheimnißvolles Leben iſt in meiner Seele erwacht. Ich möchte auf gleichen Pfaden wandeln; ich fühle den edeln Hauch, der ſich vor demjenigen verbreitet, der ſie geht.“

Jérémie ſah ihm lang in das ſchwarze Auge, welches von Schwärmerei umwoben war und blinkende Thränen zeigte. Es ſchien, als wolle der bedächtige Pater, durch dieſen feuchten Schleier hindurch, ſeinen forſchenden Blick in Iſidor's Inneres vertiefen. Dabei ſprach er nicht ein Wort. Iſidor betrübte es; er hätte ſo ſehr gewünſcht eine Erwiderung zu vernehmen, um dann ſeine Geſinnung deutlicher ausdrücken zu können.

Sie legten ſtillſchweigend den kurzen Weg zur Miſſion zurück, die wie ein Bild des vierzehnten Jahrhunderts vor ihnen lag. Iſidor's lebhafte Einbildungskraft ſah ſeinen Begleiter, die übrigen Mitbewohner, ſich ſelbſt, für Menſchen aus jenem Zeitalter an. Der Glaube und die Liebe verſchönte ſie ihm. Darum konnten unſere alten deutſchen Maler ihre Heiligen überall finden, dachte ſich Iſidor dabei; die gewöhnlichſten Köpfe, wie man ſie auf den Plätzen, in den Klöſtern und Kirchen antraf, genügten ihnen, und ſie durften nicht nach Modell-Schönheiten ſich umſehen. In jener Zeit drückten Glaube und Liebe jedem Geſichte ein höheres Gepräge auf. Aber auch ſeine eigenen Züge wurden von dem ſanftſtrahlenden Schimmer dieſes anhaltenden Denkens verſchönt.

Seine Zelle, die ihm die guten Väter vorübergehend eingeräumt hatten, war wohl herrlich gelegen. An der einen Seite zunächſt der Kirche; an der andern mit der Ausſicht in den Garten, die von einem mächtigen Baume ein wenig beſchränkt wurde. Von dieſer Seite hörte er nun die Vögel, von der andern die Mönche ſingen, ſobald nur der Tag ergrauete. Zur heiligen Meſſe ſtellten ſich die Dienſtleute der Miſſion und die katholiſchen Einwohner des Pueblo ein, denen es ihre Geſchäfte erlauben wollten. Sonntags aber kamen alle, die allzu ſchwer Erkrankten ausgenommen.

Der Gottesdienſt war hier einfach wie in der Urzeit. Nach der Vorſchrift des apoſtoliſchen Präfecten durfte nichts Fremdes dem göttlichen, weihevollen Hauch der reinen Liturgie ſich beimiſchen.

Ein Zuſtand, wie er Iſidor hier zu Theil wurde, ſchwindet ſchneller dahin, als man es wünſcht. Es erfaßte ihn der Gedanke immer ſtärker, ihn auf die Lebensdauer ſich zu bannen; aus der Harmonie des Ueberſinnlichen nicht wieder herauszutreten. Er wollte fühlen, daß er diene; fühlen, daß er liebe; fühlen, daß er Herzen erſchließe, um guten Samen in ſie auszuſtreuen.

Das bisherige Stillſchweigen des Freundes hatte Iſidor den Muth benommen, ſich weiter auszuſprechen. Da der Pater ihn jetzt auch ſeltener aufforderte, ihn zu begleiten, ſo beunruhigte ihn der Gedanke, er könne deſſen Gunſt verſcherzt haben, und er mühete ſich vergebens ab, den Grund davon zu entdecken. Daß Pater Jérémie ihn prüfen wolle, darauf kam er nicht.

Eines Abends ſaß der Pater neben der Kirchenpforte und theilte einigen Indianerkindern Früchte aus, die er ſo eben im Garten gepflückt hatte. Iſidor geſellte ſich dazu; als der Pater aber auch ihm eine Frucht anbot, verneinte er mit dem Kopf und blickte ſchwermüthig zu Boden.

„Ich begreife Sie nicht, mein lieber Freund,“ ſagte der Prieſter. „Sie ſprechen von Ihrem Muth, und doch ſehe ich Sie ſtets niedergeſchlagen; von Tugend, und Sie ſcheinen doch an ihrer Macht zu zweifeln; Sie ſind dem Aeußern nach fromm, und auch das genügt Ihnen nicht. Was iſt Ihnen? was wollen Sie eigentlich? Sie wiſſen, daß das Leben nur eine Prüfung ſein ſoll, und daß wir hienieden das Ziel unſerer Wünſche niemals erreichen werden. Sie wiſſen ferner, daß wir von Gott nichts erflehen können, als einen ſchwachen Abglanz jenes himmliſchen Friedens für unſere Pilgerfahrt auf Erden. Ich kann Ihr Herz nicht ergründen, und Ihnen ſelbſt mag es wohl auch noch lange nicht gelungen ſein. Bemühen Sie ſich, es zu können. Unterſuchen Sie, was ſolchen Zwieſpalt in Ihnen erzeugt, und vertilgen Sie ihn mit aller Kraft. Sie können das — Sie müſſen das wollen."

Der edle Pater hatte ſeine ſtillen Beobachtungen beendet, und war mit Iſidor's Zuſtand wahrlich vertrauter, als ſeine Worte es verriethen. Er wollte durch dieſe ſeinem jungen Freunde die Zunge löſen, und dann die mit ihm vorgenommene Prüfung zu Ende führen. Einem den Intereſſen fernſtehenden Zeugen, wären die Züge Jérémie's ſogleich aufgefallen, mit welchen er die Antwort auf ſeine Frage: „Was wollen Sie eigentlich?" erwartete. Er hoffte ſich in der Annahme, wie ſie ausfallen könnte, nicht getäuſcht zu haben, und als nun Iſidor zaghaft und leiſe zu ſprechen begann, leuchtete es aus des Paters Blicken, als brenne ſeine Seele auf in lichterlohen Flammen; ſein Mund öffnete ſich, als ſpräche er jedes Wort nach; dabei war ſeine ſchlanke Geſtalt unbeweglich ſitzen geblieben, gleich als wäre ſie ein Werk des Bildhauers, das keiner Bewegung mächtig iſt, und doch das zeigt, was in der Kunſt ſchöne Bewegung genannt wird.

„Ich hege weder Zweifel noch Zwieſpalt in meinem Herzen," ſagte Iſidor, ohne den Blick zu erheben, „nur Gott allein gehören alle ſeine Regungen. Allein deshalb fühle ich es klar, daß ich aus dem Welttreiben vollſtändig zu ſcheiden habe. Sie ſagen ſelbſt, daß wir auf Erden das Ziel unſerer Wünſche nicht erreichen; Sie ſagen mir, daß man Gott lieben ſolle, damit wir hier den Abglanz jener Herrlichkeit koſten, die uns als ewiger Lohn einſt erwartet. Bleibt mir da noch eine Wahl? Muß ich nicht mein ganzes Sein Gott willig opfern? Was kann mir die Welt noch bieten? Sie wird mein Herz nicht befriedigen. Weder das, was ſie Liebe nennt, noch was ihr wie Ruhm erſcheint, alle Reichthümer und weltliche Größen, vermögen ein Herz zu erfüllen, welches nach Gott ſtrebt. Es iſt viel, was ich begehre, aber es iſt das einzige, es iſt Alles; denn es iſt ja nichts anderes, als Gott ſelbſt."

Iſidor ſchwieg; in dieſen wenigen Worten hatte er es ausgeſprochen, was ihn ſo lange ſchon beſchäftigte. Der Pater empfing das offene Geſtändniß ſeines Schülers, freiwillig von dieſem abgelegt, ohne äußern und innern Zwang. Er war von ſeiner Rührung überwältigt und ſprach unter Thränen:

„Wenn Sie denn alles wollen, geliebter Bruder, ſo geben Sie denn auch alles freudig hin — ſich ſelbſt nämlich! — Schließen Sie Ihre Augen für immer vor der Welt, und mit dem, was ſie enthält, werfen Sie von ſich, was Sie mit ihr bisher noch verbunden hat. Sie haben es erkannt: je mehr ſie gewährt, um deſto mehr verlangt ſie auch. Gott, der Ihnen die Gnade zu Theil werden ließ, den wahren Glauben zu umfaſſen, hat Ihnen auch den Muth gegeben, Ihre Geſinnung mir zu eröffnen, des Höchſten Kraft wird Ihnen nicht fehlen zu Ihrem fernern Beginnen."

Hiermit war das Geſpräch beendet; Iſidor und ſein geiſtlicher Freund, beide fühlten ihr Herz erleichtert. Der ältere Prieſter wurde von Iſidor's Geſtändniß unterrichtet; ebenſo der apoſtoliſche Präfect. Man kam dahin überein, daß der geliebte Freund ſo bald als möglich nach Europa zurückkehre, um zu Rom in der Propaganda ſeine Studien zu vollenden, und alsdann Ordensbruder zu werden.

Bei ſeiner Taufe hatte Iſidor, jenen heiligen Iſidor, Biſchof von Sevilla, zum Schutzpatron erwählt, der in den großen ſpaniſchen Konzilien den Vorſitz führte und ſo wirkſam bei der Bekehrung der Weſtgothen war, aus denen dann jene glaubensſtarken Chriſten wurden, die aller Welt voranleuchteten. An dieſen Heiligen wandte er ſich mit glühender Zuverſicht, um ſeine Fürbitte zu erlangen, daß es ihm gelingen möge, in ſeinen Fußtapfen zu wandeln. Er konnte die Zeit ſeiner Abreiſe kaum erwarten, und gleich dem verlorenen Sohne, mußte er ausrufen: „Ich ſterbe vor Hunger!"

Drei Monate verſtrichen noch, während welcher er ſich in der tiefen Abgeſchiedenheit, die ihn umgab, auf die Schritte vorbereiten zu müſſen glaubte, die ihn der wichtigſten That ſeines Lebens entgegenführen ſollten. Er brachte den größten Theil der Zeit in der Kirche zu, er vertiefte ſich in die Gegenwart Gottes. Obgleich er Freude und Glück darüber empfand, Gott in ſeinem Herzen zu beſitzen, ſo war er doch wie vernichtet, wann er es erwog, welche Kraft ihm von oben kommen müſſe, und er empfing oft die heilige Speiſe, die ihm allein dazu verhelfen konnte. Dann erhob er ſich jedesmal und ſagte zu ſich: „Ich bin ein Chriſt und Maria iſt meine Mutter!"

Der Pater Jérémie ſtand ihm dabei als zarter, im guten Sinne aufgeklärter Führer zur Seite, und Iſidor fühlte durch deſſen Tröſtungen, wie der götliche Heiland ſeine treuen Gläubigen mit Gnaden überhäuft. Er wurde immer ſtärker von der Wahrheit, die in dem wunderbaren höchſten Geheimniſſe der Kirche ruht, überzeugt und durchdrungen. Dieſe Ueberzeugung ward ihm zum Stabe, auf den er ſich ſtützte; er wandelte getroſt und ſicher dem Ziele zu; ſein Beruf zum Ordensleben enthüllte ſich lichter vor ſeinen Blicken. Sein früheres Leben, das ihm anfänglich noch wie ein ſchreckhafter Traum erſchienen war, vor dem er zurückſchauderte, war ihm nun ſchon gänzlich entſchwunden, und dies war die beſondere Gnade, deren er ſich, nach allen überſtandenen Prüfungen, zuerſt erfreuen durfte.

Wer eine ähnliche Bekehrung an ſich erfahren, wird dieſe Schilderung von Iſidor's Seelenſtimmung gewiß nicht ohne Rührung leſen, die in dieſem Augenblicke auch denjenigen auf das Tiefſte ergriffen hat, der es unternimmt mit ſchwachen Worten ſie wieder zu geben. — —

Der Tag der Abreiſe nahete heran. Am Vorabende ſaß Iſidor zwiſchen ſeinen geiſtlichen Freunden. Jérémie ſprach von ſeinem Aufenthalt in Rom; wie alles was er ſagte, war es von der Glut innerſter Empfindung getragen. Iſidor hörte mit ſichtlicher Erhebung zu.

Die Baſilika des Vaticans, das Grab der heiligen Apoſtelfürſten, die Wiege des neuen Menſchengeſchlechts! was könnte erhabener ſein? was ſich einem Prieſter zur Schilderung beſſer darbieten? Dieſe Baſilika verſinnlicht ſie nicht, den Anfang, das Fortſchreiten, die Helden und Siege der geſammten Chriſtenheit? Obenan ragt die Kanzel des heiligen Petrus; den Eingang bewacht das Standbild Konſtantins des Großen. Im Schiff ſtehen die Stifter religiöſer Orden, die Patriarchen des neuen Bundes, die Väter ganzer Generationen, die nach allen Enden der Welt die Wahrheit hingetragen, vertheidigt, verherrlicht, und oft mit ihrem Tode beſiegelt haben. Faſt alle Päpſte ruhen dort in ihren Grüften. Der erſte iſt der heilige Petrus ſelbſt, und neben ihm ruht der Wächter ſeines Kerkers, der von ihm bekehrt und getauft ward, und dann wie der Apoſtelfürſt den Märtyrertod erlitt. Daneben ruht auch jener fanatiſche Chriſtenverfolger Saul aus Tarſus, der bei der Steinigung des erſten Märtyrers thätig war, und dann durch die Begegnung mit dem Herrn wunderbar erweckt, zu der großen Geſtalt Paulus gedieh, der des göttlichen Meiſters Lehre am weiteſten verbreitete.

Damit man dieſes Heiligthum weit in der Ferne, in der Rom umgebenden Campagna, wie auf den Fluthen des blauen Meeres erblicke, hat Michel Angelo's Rieſengeiſt eine Kuppel, hochaufragend in die Lüfte, erhoben, und eine göttliche Inſpiration hat daran in vierzig Fuß hohen Lettern, die ewige Verheißung geſchrieben, die Chriſtus ſeinem Apoſtel ertheilte:

„Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam.“

Und dieſelben Worte erſchallen, den weiten Raum erfüllend, wann am Palmſonntag, der heilige Vater, als oberſter Biſchof in die Kirche getragen wird, und von der Sedia gestatoria den Segen ertheilt. Die Mächtigſten ſinken nieder vor dieſer erhabenen Größe; die Tauſende, welche auf den Knien liegen, vergießen alsdann Thränen milder Andacht und frommer Zerknirſchung.

Wen durchſtrömte in ſolchem Augenblicke nicht die göttliche Verheißung die Seele? Tu es Petrus! Welche Verſuche auch unternommen werden, den Eindruck dieſer Worte zu ſchwächen; welche frevelhafte Hoffnung wahnvoller Dünkel auf dieſe Verſuche auch ſetzen mag: die Pforten der Hölle werden dennoch nichts vermögen gegen den Fels, den Gott ſeinem Werke als feſten Grund bereitet hat. Nach neunzehn Jahrhunderten, in welchen ſo viele furchtbare Feinde gegen die Kirche ſich erhoben, hat ſich die troſtreiche Verheißung noch immer bewährt und erfüllt.

Und die Knienden! Auch wann ſie nur zu ſchauen gekommen wären, wann ſie von dem Segen ſich erhebend, auch keine Veränderung, keinerlei Beſſerung ſogleich an ſich erfahren hätten; ſo waren ſie doch niedergeworfen worden, von der gewaltigen Macht des Augenblicks, der ſie zwang, den Segen zu empfangen.

Kein Dichter, kein bildender Künſtler, kein Meiſter der Tonkunſt hat jemals etwas geſchaffen, das mit der erhabenen Poeſie, die hierin liegt, zu vergleichen wäſe. —

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bildeten die Unterhaltung an jenem letzten Abend.

Der frühe Morgen des nächſten Tages rief Iſidor an Bord des Schiffes, das ihn nach Europa bringen ſollte. Der Schmerz des bevorſtehenden Abſchieds drückte ſeine Stimmung herab. Nachdem er die heilige Meſſe gehört, richtete der ältere Prieſter, ein geborener Mexicaner, eine kurze Anſprache an ihn, in ſpaniſcher Sprache, die Iſidor verſtand.

„Der Menſch,“ ſagte er, „erhebt ſeinen Blick zum Himmel, um eine erſte Urſache der Dinge zu ſuchen. Die Vernunft zeigt uns einen allmächtigen, gütigen und gerechten Gott. Dies iſt das Höchſte, was die Vernunft erreicht; von da an tritt der Glaube ein, und enthüllt vor unſern Blicken die Glorie des dreimal Einen Gottes. Dieſes Geheimniß können hochmüthige Verſtandesmenſchen nicht begreifen; aber darin liegt eben der Beweis, daß dieſe Wahrheit von Gott kommt, weil der Menſch nichts erfindet, was er nicht auch begreifen könnte.

„Der Glaube wird erworben durch das Gebet. Es unterwirft uns dem göttlichen Willen, der uns die Freiheit bringt, uns jene Feſſeln abnimmt, die uns von der Erfüllung des Guten abhalten. Dieſe Feſſeln ſind unſere Leidenſchaften; das Gute iſt der göttliche Wille. Wer dies Geſetz anerkennt, genießt die wahre Freiheit und darf ſich unbeirrt zu Gott erheben.

„Und dennoch, ſollte man es denken können, wird dieſe Wahrheit von Vielen nicht anerkannt. Miſſionäre ziehen aus bis an die Gränzen der Erde, um ſie zu verkünden; Märtyrer ſterben für ſie auf dem Blutgerüſte — und dennoch! — Sie fragen: was iſt denn Jeſus Chriſtus? ſie fragen: wer iſt er? Man antwortet ihnen: Der Sohn, den Gott in ſeiner unendlichen und vollkommenſten Weſenheit von Ewigkeit her gezeugt hat. Denn die Zeit iſt nur in den Dingen, die ſich ändern; Gott iſt unveränderlich!

„Und dieſen Sohn Gottes, dieſe Ausſtrömung ſeines göttlichen Seins, Gott von Gott, hat der Vater auch durch die Menſchwerdung, aus Liebe zu den Menſchen auf die Erde geſandt. Er hat ſich uns hingegeben; uns zu ſich erhoben; iſt für uns geſtorben. Und wir ſollten ihn nicht wieder lieben?

„Seine Liebe iſt unendlich, wie er ſelbſt, denn ſie weilt noch immer unter uns als das Allerheiligſte Sacrament. In ihm beſitzen wir die höchſte Seeligkeit, ſchon hier auf Erden. Jeſus giebt uns, mit ſeinem Herzblute Alles: ſeine Liebe, ſeine Herrlichkeit, ſeine Heiligkeit; wir werden dadurch Eines mit ihm! Es giebt nur ein Glück, das iſt: Gott zu lieben, und von ihm geliebt zu werden.

„Und ſo ziehen auch Sie hin, geliebter Freund, dieſe Wahrheit zu verkünden! Rufen Sie mit dem heiligen Franz von Aſſiſi: ‚Mein Gott iſt mein Alles!‘ oder wie der heilige Franz Xaver: ‚Gott! erweitere mein Herz, es unterliegt der Seeligkeit!‘ Ziehen Sie hinaus in die Welt und zeigen Sie ihr ein neues Wunder: wie Gott einen Juden ausſendet, um die Chriſten zu beſchwören: den Heiland anzubeten!“

Unter Thränen beugte ſich Iſidor auf die dargebotene

Hand des ehrwürdigen Vaters, um ſie zu küſſen. Der Mönch umarmte ihn herzlich, und gab ihm ſelbſt bis zu Thränen gerührt, den Segen, den Iſidor knieend empfing. Pater Jérémie begleitete ihn bis zum Hafen. Obgleich tief bewegt, konnte er doch, von ſeinem bewegtern franzöſiſchen Naturell getragen, die Gedanken in anderer Richtung ſchweifen laſſen. Er hatte auf Karten mehrere Namen von Perſonen geſchrieben, denen der ſcheidende Freund Nachricht und Grüße beſtellen ſollte. Es waren Prieſter und Laien, auch Künſtler darunter, die ſich nur mit religiöſen Aufgaben beſchäftigten. Er ſkizzirte dieſe Perſönlichkeiten im Fluge und eröffnete Iſidor dabei, welchen Nutzen er für ſich zunächſt aus jenen Bekanntſchaften ziehen könne.

„Es iſt ſonderbar mit uns Menſchen," ſagte Iſidor. „Ich bin von der Nothwendigkeit erfüllt, die mich nach Rom treibt; ich möchte über Zeit und Raum wegfliegen können, um das Ziel meiner lebhafteſten Wünſche bald zu erreichen, und dennoch trenne ich mich ſchwerer von dieſem Strand, als da ein unbeſtimmter Drang mich, voll verwirrter träumeriſcher Hirngeſpinnſte, von meines Vaterhauſes Schwelle in weite Ferne trieb. Ich ſehe nun wohl ein, daß dort meine Heimath nicht war, und daß ich ſie erſt hier gefunden habe."

„Dieſe Heimath, die nicht von dieſer Welt iſt, die auf keiner Karte verzeichnet ſteht, folgt Ihnen überall; Sie tragen ſie mit ſich fort, wohin Sie auch gehen. Es iſt die Allgemeinheit der Kirche, in die Sie eingetreten ſind;" ſagte Jérémie mit mildem Lächeln.

Iſidor hatte ſchon lange nicht mehr nach Hauſe geſchrieben, und wußte auch nichts von den Ereigniſſen, welche der Firma Zehdeniker ſo verhängnißvoll geworden waren. Die Summe, die er mitgebracht, und die Verſtärkungen, die anfänglich mit großer Regelmäßigkeit zu ihm gelangten, hatten lange Zeit für die kleinen Bedürfniſſe in der ſtillen Eingezogenheit, die er ſich auferlegte, ausgereicht; da ſie ſich lediglich auf eine einfache Ernährung beſchränkten. Als das Geld in ſeiner Kaſſe verſiegte, begann eben ſein Unterricht, und er überſiedelte in die Miſſion, wo er die Gaſtfreundſchaft der beiden Väter genoß, die ungeachtet der eigenen Armuth, ſie ihm dennoch gewähren konnten. Auch für die Koſten der Ueberfahrt nach Europa, hatten ſie zu ſorgen gewußt.

Es iſt wunderbar, wie leicht das Geben wird, wenn nach dem Worte des Heilandes: „die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut.“ Wie ſchwer kommt es dem Reichen an; was glaubt er gethan zu haben, wie brüſtet er ſich mit ſeiner Wohlthätigkeit, wenn er dem fremden Hilfsbedürftigen ein Almoſen reicht, oder reichen läßt!

Das zur Abfahrt bereit liegende Schiff ging zuerſt nach San Francisco, um Ladung einzunehmen, und dann die Fahrt nach Panama in zwölf Tagen zurückzulegen. Die Jölle, in der Iſidor an Bord geführt wurde, ſchaukelte bereits auf den Wellen. Jérémie ſtand am Ufer und wehete mit dem Tuche die letzten Abſchiedsgrüße zu. Der Freund war bald den Blicken entſchwunden; bald auch Santa Barbara, mit ſeinen weißen Häuſern; und nur der dunkele Waldſtrich blieb noch ſichtbar. Als aber auch dieſer ſcheinbar in die Fluth verſunken war, und die Kämme der Sierra Nevada gleich Dunſtgebilden nur noch herüberwinkten; bemächtigte ſich Iſidor's unaufhaltſam eine gränzenloſe Wehmuth, die nicht aufhörte, ſo lange die Räder ſchaufelten, und das Schiff immer weiter der Küſte entriſſen.

Nicht lange darauf fuhr er durch das „goldene Thor“ in die große Bucht von San Francisco, an den Inſeln de los Angeles vorüber, und ankerte im Hafen der neuen Weltſtadt. Iſidor verweilte, während der kurzen Dauer des Aufenthaltes am Bord. Er war nicht vermögend ſich in das Getümmel der Menſchen zu miſchen. Wußte er es doch nicht, daß unter demſelben, ſich Einer befand, der ihm ſo nahe ging! Es war aber wohl eine Fügung der Vorſehung, daß er hier noch nicht ſeinen Vater wiederſehen ſollte.

Während dieſer über Plane, neuen Reichthum zu erringen, unruhig brütete, und Nachforſchungen anſtellte, den verlorenen Sohn zu finden, ſchiffte Iſidor freudiger Hoffnung und beſeeligten Muthes voll, an dem Vater vorüber, der neuen Heimath entgegen, und nur als ihm vom Bord aus die Küſte von Santa Barbara wieder ſichtbar wurde, trat die Wehmuth einer noch ſo friſchen Trennung wie ein Schatten vor ſeine lichte Seele. —

4.

Nach dem Vorgange, der ſich bei ſeiner Schwägerin zugetragen, glaubte Graf Pflug nichts anderes ergreifen zu müſſen, als ſo ſchnell als möglich ſich den Eindrücken zu entziehen, welche auf Tritt und Schritt ihn erwarteten. Selbſt die Einöde ſeines Herrenhauſes ſchien ihn nicht davor ſichern zu können. Jeden Augenblick konnte die unberufene Dienſtfertigkeit eines Freundes wie Schluckmann, ihn mit unangenehmen Nachrichten überfallen; die Blätter waren voll von Enthüllungen über den vermeintlichen Zuſammenhang der ganzen ärgerlichen Geſchichte; die einmal vor die Aſſiſen gebracht, ihm noch weit Verdrießlicheres in Ausſicht ſtellte. Er fing an es ſich zu geſtehen, daß ſeine Verbindung mit Clara ein Fehler geweſen ſei, der ihm für den Augenblick als unverbeſſerlich erſchien. Er fühlte ſich zum erſtenmale von der Macht der öffentlichen Meinung niedergebeugt. Er, bisher von dem Wahne ſeiner vollſtändigen Unabhängigkeit gewiegt, wurde von der Wahrheit aufgerüttelt, daß der Menſch, auch wegen ſeiner perſönlichſten Handlungen, von der Geſellſchaft zur Rechenſchaft gezogen werden könne. Es überſchlich ihn der Gedanke von ſeinem eigenen Unwerth, an dem er vielleicht zu Grunde gehen könne.

Der Zuſtand, in welchem er daheim ſeine Gattin antraf, vermochte ihn nicht zu beruhigen. Sie war durch die Tagespreſſe bereits von allem in Kenntniß geſetzt, und erwartete mit den bängſten Gefühlen die Zurückkunft des Grafen.

Er eröffnete ihr kalt, daß ſie eine Reiſe nach Italien antreten würden, in kürzeſter Zeit. Nicht eine leiſe Erwähnung des Vorfalls. Clara hatte nicht den Muth ihn darum zu befragen. Die Jugend war für ſie keine kühlige Morgenzeit geweſen, in welcher ſich das Menſchenherz öffnet und weit wird; ihr Lebensmorgen war kein friſcher, goldener Traum; das Schickſal hatte ſie angepackt, als ob es ſie zerbrechen wollte. Aber die Kraft, die in ihr widerſtand, war kein Heldenmuth; ſie entquoll nur allein ihrem demüthigen Vertrauen. Darum fragte ſie um nichts weiter und gehorchte ſtillſchweigend ihrem Gatten.

Wann Pflug auf ſie blickte; wie ſie ſo ſtill ergeben alle Anordnungen zur Abreiſe leitete; dann fühlte er wohl noch mitleidige Theilnahme mit der Armen, die bei allem Kummer ein groſſes Herz offenbarte; aber der ahnenreiche Edelmann blieb im Rechte; ihn konnte er ihr nicht opfern. Der angeerbte Wahn beſiegte ſeine Vernunft.

Auf der Reiſe beruhigten ſich die Gemüther der beiden Gatten. Es iſt ein Zeichen kleiner Seelen, an dem Schmerze zu zehren, und ſich langſam von ihm verzehren zu laſſen. Es liegt ſogar ein Zug gemeiner Sinnlichkeit darin, auf banale Weiſe von einer „Luſt in Thränen“, einer „Wehmuthswonne“, einer „Wolluſt des Schmerzes“

zu ſprechen. Clara erkannte es für ihre Pflicht, ihrem Gatten eine wolkenloſe Stirne zu zeigen. War ſie bekümmert, durch unverſchuldetes Mißgeſchick, etwas von ſeiner Liebe verloren zu haben, ſo ſah ſie auch ein, daß ſie mit ihrer ganzen Seelenſtärke ſie wieder zu gewinnen, ringen müſſe, und eifrig beſtrebt zu ſein, ſich ſeine Zuneigung dauernd zu erhalten.

Pflug bemerkte die Veränderung an ihr, und war froh auf den Einfall gekommen zu ſein, die Reiſe zu unternehmen, um die alten Erinnerungen zu bannen, und ein neues Leben anzutreten.

„Ich führe Claire in eine neue Laufbahn,“ triumphirte ſeine Weisheit. „Jetzt wird jede ihrer natürlichen Begabungen, ihre körperlichen wie ſeeliſchen Reize von nichts beeinträchtigt, in ihrem eigenen Glanz erſcheinen. Sie wird durch nichts neben ſich leiden; nichts wird einen Schatten auf ſie werfen. Ich werde ohne alle Beſorgniß ſtolz auf ſie ſein dürfen.“

Der Ort, den Graf Pflug gewählt hatte, um einen längern Aufenthalt zu nehmen, war über alles reizend. Von hohen Berggipfeln ſenkte ſich ein Olivenhain bis zu den Orangenbäumen, die auf Terraſſen, das Ufer des Meeres begrenzten, welches in ohnmächtiger Wuth gegen die Felſen ſchäumte, die unverändert mit ihrer weißen, von den Wellen benetzten Stirne, den fliehenden nachblickten, und bald darauf den neuen Anprall derſelben ebenſo unverrückt aushielten. Aus dem dunkeln Grün ſtrahlte blendend weißes Gemäuer, gaſtliche Wohnungen den Fremden bietend; von zwei Hügeln winkten Kirchen herab. Die eine hoch empor ſtrebend und mit großartigem architektoniſchen Schmuck, war von weitläuftigen Kloſtergebäuden umlagert. Die andere kleiner zwar, aber dennoch reicher, umſchloß das Gnadenbild, zu dem die Pilger wahlfahrteten. Es war ganz von Roſenhecken umgeben, gleich jener Kirche von Portiuncula, die der heilige Franciſcus ſo ſehr liebte, wo er von Stufe zu Stufe glücklich bis zur höchſten Heiligung emporſtieg.

Dieſe Erinnerung an Portiuncula, das ſie nach der Beſchreibung kannte, und hier gleichſam im Bilde vor ſich ſah, that Clara ungemein wohl. Ihre Schutzheilige ſchwebte wie lebend um ſie. Auch die heilige Clara hatte eine Schweſter, die Agnes hieß. Aber dieſe Agnes war ihrer Schweſter gefolgt; hatte die gröbſten Mißhandlungen ihrer Verwandten erduldet, um wie Clara, dem heiligen Franciſcus zu gehören. Was durfte jedoch die Gräfin Claire von Pflug auch wohl von ihrer Schweſter Agnes fordern? War ſie ein ſolches Muſter, dem man folgen konnte? War ſie ein Licht, um das Dunkel des Erdenlebens zu erhellen? Ihr Geiſt war noch dem Irrthum, ihre Seele den Verſuchungen unterworfen. Und ſie war ſich keiner innern Kraft bewußt, welche ſie zur Vollendung hätte führen können. —

In dem Orte befand ſich eine Anzahl von modernen Epikuräern, die unter einem ſtets blauen Himmel, umduftet von Orangenblüten, in einer milden, von Waldesſchatten und Wellenhauch temperirten Atmoſphäre, in zwangloſem, uneingeſchränkten Umgang mit Ihresgleichen lebten, denen eine feine Form wie angeboren war, nd denen der Glaçéhandſchuh nur wie eine äußere Haut orkam, die ſo wenig wie die wirkliche genirte. Man egegnete ſich, grüßte ſich, ſtrich an einander vorüber, ah ſich bei'm Diner, und traf ſich dann, ſtets ohne Ver- bredung, auf den verſchiedenen Promenaden. Die deutſche, ftmals ſehr läſtige, ſogenannte Gemüthlichkeit, von wildremden Perſonen zu gemeinſchaftlichen „Partien“ aufgefordert zu werden, kannte man in dieſer lieblichen und freien Ungebundenheit nicht, wo des Grafen Pflug und ſeiner Gemahlin Ankunft nicht das kleinſte Aufſehen machen konnte.

An ſolchen Orten fehlt es nie an Originalen. In erſter Reihe ſtanden ſonſt die Engländer. Sie erfanden die rothen, grünen und gelben Brillen, um den ſchönen Ausſichten einen ähnlichen Reiz beizumiſchen, wie ihren Saucen durch Carry und Soya; jetzt betrachten ſie nur noch Waſſerfälle und Gletſcher nicht anders als im Scheine des electriſchen Lichtes; kein Alpenſee würde ſie mehr anziehen, wenn ſie nicht darin fiſchen könnten. So irrwiſchen ſie durch die Welt; ſie ſind die ächten Ueberall und Nirgends, von denen unſer alter Friedrich von Logau ſchon ſagte:

> Es iſt ein Volk, das ſeine Pferd' an fremde Krippe
> bindet,
> Das ſich bei fremdem Feuer wärmt, zu fremdem Teller
> findet.

Aber wir Deutſche, im Nachahmen unerreichbar, ſtehen ihnen nicht mehr nach. Wo nur immer ein bemerkenswerthes Plätzchen, ein liebenswürdiges Erdwinkelchen ſich aufthut, fehlt es auch an deutſchen „Touriſten“ nicht, die ſich durch irgend etwas Originelles auszeichnen.

Ein ſolches Original befand ſich auch an jener lieblichen Stätte, wo wir uns eben befinden. Es war eine Dame, die in Geſellſchaft einer ältern Begleiterin angekommen war, um — wie man ſagte — von ihren weiten Reiſen hier auszuruhen, und eine Beſchreibung derſelben, in der ſtillen himmliſchen Umgebung, zum Drucke vorzubereiten. Es war keine gutmüthige Landläuferin, wie etwa die geſchwätzige alte Frau Ida Pfeifer, die blos aus Neugierde reiſte; aber auch kein ganz gewöhnlicher Blauſtrumpf anderer Art, wie ich deren genug kenne, und hier nicht erſt zu nennen brauche.

Sie hatte ſich der Poeſie gleichwie der Politik mit der vollen Gluth eines ſtürmiſchen Gemüthes zugewendet, die durch nichts befriedigt werden konnte. Sie litt an dem fieberhaften Durſt der Zeit nach Ruhm:

Denn wer ſein Leben ohne Ruhm verzehret,
Deß Name ſtirbt und ſchwindet; wie im Waſſer
Der Schaum; wie Rauch, der durch die Lüfte fähret.

Frau Julie von Barthel war frühe zur Wittwe geworden, und hatte ihrem Manne auf dem Sterbebette das Verſprechen gegeben, ſich nicht wieder zu verheirathen. Zur Entſchädigung überließ ſie ſich einer Ungebundenheit, die an Tollheit gränzte. Sie hatte immer ein männliches Betragen gezeigt, jetzt war ſie aber vollends burſchikos geworden.

Sie gab ihren Verwandten den Abſchied; ſagte ſich los von den Salons; ſetzte ſich über das Herkommen hinweg. Sie durchſtrich im Galopp die Wälder und Auen, jagte, ſchoß nach der Scheibe, trug zuweilen Männerkleidung, rauchte — nicht blos Damencigarren — ſondern Regalia.

Die Gloſſen, die das hervorrief, konnten nicht ausbleiben; allein man konnte ihr nichts weiter vorwerfen, als daß ſie auf Koſten des Anſtandes Aufſehen erregen wollte. Glaubten einige feine Naſen einer extravaganten Liebe auf der Spur zu ſein; ſo lief es bei näherem Forſchen immer nur darauf hinaus, daß es nichts als die Liebe zu Extravaganzen war.

Plötzlich ſchien eine innere Veränderung mit ihr vorzugehen. Das Aufſehen, das ſie anfänglich erregte, hatte nachgelaſſen, und ſie fing an ſich zu ennuyiren. Sie ritt weniger aus, und ſtatt mit der dicken Regalia konnte man ſie nunmehr mit einer Papiercigarre im Fenſter liegen ſehen.

„Sie fängt an alt zu werden,“ ſagten die böſen Zungen, und rechneten nach, wie alt ſie geweſen, als Herr von Barthel ſie zum Altar geführt, wie lange ſie mit ihm gelebt, und wie lange er jetzt ſchon todt ſei. Bei all dieſen Poſitionen legten ſie einige Meſſerſpitzen Jahre zu, und brachten eine erkleckliche Summe zum Nachtheil der Wittwe heraus, die aber thatſächlich noch zu den jungen Wittwen zu zählen war.

Sie war groß und ſchön gebaut; ein wenig mager, kühn und ausdrucksvoll in den Zügen und Bewegungen, von der Sonne gebräunt, dabei mit den unſchuldvollſten

Augen, die man ſich denken kann. Hierzu ein Alt, aus dem etwas Gebieteriſches erklang, der mit dem ſanften Blicke im Widerſpruche ſtand, allein eben dadurch den Eindruck ſeltſam hob und verſtärkte.

Doch wurde ſie von den Männern gemieden; die verheiratheten gingen ihr aus dem Wege, ihres häuslichen Friedens wegen; die freien, weil ſie das Gelübde kannten, das ſie vor ihrem ſterbenden Gatten abgelegt hatte, ſich nicht wieder zu binden. Was hätte man auch mit einem ſolchen Original als Gattin anfangen ſollen?

Ihr ſelbſt erſchien es als das Intereſſanteſte an ſich ſelbſt, daß ſie Wittwe war. Hätte ſie ſich im Ernſte verliebt, ſo wäre ſie darum gekommen. Ihre Natur, welche die ſtolze Gier nach Ruhm und Aufſehen ganz erfüllte, trieb ſie endlich fort aus der Heimath. Sie hatte wie ein Gebirgsbach ihre bisherige Wohnſtätte umtobt, und ſich ein tiefes Bette gegraben. Jetzt wollte ſie es verlaſſen; neue Pfade ſuchen, an neuen Felſen und Geſteinen vorüberrauſchen, und auch hier ſich Wege bahnen, allen widerſtrebenden Gewalten trotzen, ſie beſiegen, und durch dieſe Arbeit ihre Erbſchaft, das Wittwenthum, ſicher ſtellen.

Muth zum Wollen und Kraft zu rückſichtsloſem Handeln, das war die Bedingung ihres Lebens.

Ihre Luſt an Seltſamkeiten trieb ſie dazu an, die Abreiſe von ihrem Wohnort mit einem räthſelhaften Geſpinnſt zu umgeben, ſo daß Niemand um die Urſache und den Zweck wußte. Alles betrieb ſie ſo geheimnißvoll, daß es einer Flucht gleich kam, und da ſich Niemand erklären konnte, weshalb ſie fliehe, ſo tauchte die Meinung von einem Selbſtmorde auf. Ein Lebenswandel, wie ſie ihn zur Schau gelegt, müſſe am Ende dahin führen, ſagten die Weiſeſten in dieſem Volke, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie damit behaupten wollten.

Julie von Barthel hatte aber keine andere Abſicht, als mit ihrer bisherigen Umgebung ſo für immer zu brechen, daß ihr keine Rückkehr möglich wäre, ſo lange noch ein einziger, von allen die ſie kannte, am Leben ſein würde. Sie wollte keinen davon jemals wiederſehen, und dafür neue Bekanntſchaften in fremden Zonen, unter zahmen und wilden Menſchen machen. Dieſen Plan hatte ſie glücklich ausgeführt. Jetzt war ſie nun eben nach Europa zurückgekehrt, um ihre Erfahrungen und Abenteuer zu veröffentlichen.

Aber Julie von Barthel! das war nichts, um in dem Tempel des Ruhmes zu glänzen. Hätte ſie Paalzow, Schopenhauer oder Birch-Pfeiffer geheißen, ſo hätte ſie auch dieſe Namen nicht unſterblich machen wollen. Nun aber gar Barthel, ein Name, der zu den trivialſten Witzen vom Volke gemißbraucht wird. Sie dachte zuerſt daran, ſich auf den Titelblättern ihrer noch zu ſchreibenden Werke „Julie“ zu nennen. Aber das erſchien ihr altmodiſch; wir beſitzen ſchon Sophien's Reiſe von Memmel nach Sachſen, Julien's Briefe und Roſalien's Nachlaß. Sie wollte auch nicht, daß das Titelblatt ihr Geſchlecht verrathe, da ihre Bücher einen männlichen Geiſt athmen ſollten. Der Welt etwas zu rathen aufzugeben, wie Georg Sand, Fernan Caballero, Elpis Melena, erſchien ihr reizend. Sie ſann alſo auf eine ähnliche Traveſtie. Eine intime Bekanntſchaft mit einem jungen Dichter in Rio de Janeiro, deſſen Name dieſſeits des Oceans niemals erklungen war, half ihr aus der Verlegenheit. Ihr erſtes Buch, das ſie veröffentlichte „Ueber die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft zu Honolulu, im Verhältniß zu der Stellung ihrer Schweſtern in der alten Welt,“ war mit dem Autornamen Junipero Serro gezeichnet, den ſie ihrem braſilianiſchen Freunde entlehnt hatte. Das Buch machte Aufſehen, und man erging ſich lange in Vermuthungen und Zweifel über den Verfaſſer, der ein Mann zu ſein vorgab, und eine Frau zu ſein ſchien, bis das Incognito ſich endlich aufklärte, wie wir es ſtets erlebt haben.

Adalbert von Pflug freuete es mit ihr an demſelben Orte ſich zu befinden. Er hatte ihren Vergleich zwiſchen Honolulu und der alten Welt mit Intereſſe geleſen. Eine Stelle in der Vorrede war von ihm beſonders gut geheißen worden.

„Ich war im höchſten Grade ungerecht,“ lautete dieſe Stelle, „als mich Haß und Verachtung gegen die geſammte Menſchheit zu erfüllen anfing, da ich in der Umgebung, die mir angewieſen war, gleichſam einen Stall erblickte, der nur Thoren oder Schurken enthielt. Ich dachte mir die ganze Erde ſo bevölkert, und verwünſchte mein Schickſal, daß ich allein im Stande ſein ſollte, dies klar einzuſehen. In unſern Salons und reichen Judenhäuſern findet man nicht die Löſung dieſer Frage; wer lange in dieſer unreinen, gemeinen Atmoſphäre gelebt hat, verloren in der Heerde niedriger, falſcher, eigenſüchtiger, ehrgeiziger und ſich weiſe dünkender Creaturen, gelangt endlich dahin nicht mehr zu wiſſen, worin Tugend, Pflicht, Glück beſtehen. Man muß ſich herausreißen aus dieſer erſchlaffenden Betäubung, über Berge und Meere fliehen, zu jungen Menſchen, die ſo eben erſt ihrem Naturzuſtande entrungen, wie lebensmuthige Füllen mit weitgeöffneten Nüſtern den friſchen Athemzügen einer erwachenden Civiliſation entgegenwiehern. Dieſer Zuſtand erfüllt uns mit Staunen. Unbeirrt von allen falſchen Lehren und abergläubiſchen Dogmen, die wie ein ungeheuerer Alp auf der europäiſchen Geſellſchaft laſten, erhebt ſich hier und offenbart ſich die höchſte Weisheit in einem Menſchenfreund von wilder Abkunft, deſſen Großvater noch Menſchenfreſſer geweſen iſt. Von den Höhen, die Honolulu amphitheatraliſch umgeben, ſchaue ich mit freudigen Blicken auf die grünenden Thäler, in die ein ewiger Lenz ſeine Strahlenfülle ergießt, und rufe begeiſtert aus: Hier findeſt du deine Heimath, Menſchenſeele! hier athmeſt du deine Luft! und die kindiſche Sehnſucht nach einem andern, noch ſchönern Himmel verſtummt hier von ſelbſt." —

Adalbert glaubte ſchon Aehnliches gedacht und erfahren zu haben. Julie erſchien ihm wie eine verwandte Natur. Er wünſchte ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, aber ihre Lebensweiſe ließ es immer nicht weiter, als bis zu einer flüchtigen Begegnung kommen.

Er wußte, daß Julie von Barthel jeden Morgen in der Kühle ausritt. Sein Pferd ſtand ebenfalls geſattelt, und als ſie an ſeiner Wohnung vorüber war, ſtieg er auf und ritt ihr nach. Vor dem Orte ſchlug ſie den Weg am Meere ein, von dem ein erquickender Wind herüber wehete, der ſich mit dem Duft des Pinienhains vermiſchte, der zur Seite ſich erſtreckte. Ein Frühritt in ſolchem Element zum friſchen Athmen, erweitert die Lungen und man fühlt ſich zur Konverſation aufgelegt. Was war natürlicher, als daß Graf Pflug in wenig Minuten die ſchmucke Reiterin erreicht hatte, nach freundlicher Begrüßung den Zufall pries, der ihn gerade auch dieſen Weg habe einſchlagen laſſen, und um die Erlaubniß bat, ſie begleiten zu dürfen.

Ein gleichgiltiges Geſpräch hatte ſich entſponnen: man unterhielt ſich zuerſt von den Pferden, auf denen man ſaß; dann von dem wunderſchönen Hühnerhund, der neben dem Grafen lief; hierauf kam man auf Jagd zu ſprechen; Abenteuer wurden mitgetheilt; Sie hatten in beiden Hemiſphären welche erlebt; der Graf war entzückt, Julie ſprach wie ein Mann.

Es gibt Verſtändniſſe, welche wie ein Blitzſtrahl zünden. Naturen ziehen ſich an, und ſtoßen ſich ab; dies Geſetz durchweht die ganze Schöpfung. Der Graf hatte in Julie ein Weſen erkannt, in welchem alles vereinigt war, was ſeine Sympathie erregen konnte. Was ſie ſprach, ſchmiegte ſich an ſeine Sinne. Sie hatte ſich, wie er, über die Erbärmlichkeit der Zeiterſcheinungen erhoben. Sie war ein wahrhaft freies Weib in ſeinen Augen, keine revoltirte Sklavin, die, wie er ſich ſagte, nie Seelengröße beſitzen kann, ſondern blos cyniſch iſt. In ihrer vollſtändigen Unabhängigkeit erſchien ihm Julie als Ideal einer zweckmäßigen Ordnung, die ſich auf das Geſetz des eigenen Willens gründet, und von dieſem allein nur Berechtigung zu handeln empfängt. Das war ihm keine Emancipirte nach gewöhnlicher Bedeutung, wie er ſie ſonſt wohl kennen gelernt hatte.

Der Morgenritt wurde ziemlich ausgedehnt; nach den einleitenden Geſprächen, war man bald auf andere Gegenſtände gerathen. Julie war unerſchöpflich in prikelnden Sarkasmen, wenn ſie deutſche Kleinſtädterei verhöhnte, die nach ihrem Ausſpruch in der Gegenwart den Mittelpunkt all unſers politiſchen und ſocialen Lebens bildete.

Plötzlich unterbrach ſie ſich. Es fiel dem Grafen auf, und er fragte beſorgt nach der Urſache.

„Wir ſind zu lang unterwegs, und ich fühle das Bedürfniß ein kleines Frühſtück zu nehmen. Hier iſt eine Oſterie; kehren wir ein. Sie leiſten mir wohl Geſellſchaft!“

Der Stalliero hielt die Pferde, man ſtieg ab, und ſetzte ſich unter die offene Vorhalle, von zahlreichen Hühnern umgeackert, um ein Glas Wein zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. Brod, Käſe und Wurſt bekamen die Bettler, wie es die ſchöne Sitte des Landes erheiſcht, die keinen Bettler abweist. Das Beiſammenſein unter dem gaſtlichen Dache geſtaltete das Geſpräch traulicher. Julie kannte keine grimaſſirende Zurückhaltung.

„Wenn zwei gute Kameraden bei Tabak und Wein ſitzen,“ ſagte ſie, „wie wir Beide hier, ſo löst ſich die

Junge wunderbar. Iſt unſere Bekanntſchaft noch nicht alt, ſo ſind unſere Herzen auch jünger, und das gleicht ſich aus. Trotzdem was wir erlebten, haben wir uns Jugend bewahrt; und Jugend theilt ſich gern mit. Das Alter iſt geſchwätzig, und hört ſich ſelbſt gern reden; wann die Jugend aber von ſich ſpricht, ſo will ſie nur ihre Erfahrung bereichern. Was hat man nicht Alles erlebt! oder vielmehr: was erlebt man nicht, wenn man nur erleben will! Abenteuer, Gefahren, Gemüthserſchütterungen, in dieſer kurzen Spanne Zeit, auf dieſer winzigen Strömung, die ein Menſchendaſein bildet."

„Es gehört Genie dazu," erwiderte der Graf. „Der Spießbürger überläßt ſich ruhig der Strömung und kommt gemächlicher an's Ziel."

„Und behält einen ruhigen Schlaf und den beſten Appetit dabei," ſagte Julie. „Das Genie, wie Sie ſagen, raubt Beides, und treibt an, Erſatz dafür zu ſuchen. Wo iſt das Glück zu finden? wer iſt wahrhaft glücklich? Das Herz iſt weit geöffnet, das Glück will nicht ſeinen Einzug halten. Was man uns darüber vorpredigt und lehrt, es iſt alles Lüge. Die frommen Verheißungen werden nie erfüllt. Welche Achtung gebührte aber wohl dem, der ſein Wort nicht hält? Als ich das einzuſehen anfing, und es geſchah noch früh genug, warf ich alle Meinungen der Andern, alle eingeſogenen Ammenmährchen über Bord, und wurde mein eigener Herr. Ich wählte mir einen Standpunkt, der mich die Thorheit der europäiſchen Welt überblicken ließ. Ich mußte ſie haſſen, und ich gab dieſem Haß Ausdruck in meinen Schriften, um die Menſchen zu beſſern."

„Ein ſchöner Gedanke!" rief der Graf. „Was wäre edler als für die Freiheit zu kämpfen? Und die Menſchen beſſern, iſt ja nichts anderes, als ſie frei werden laſſen. So hat jeder Märtyrer die Freiheit mit ſeinem Blute beſiegelt, und den Menſchen gezeigt, daß man den Tod dem Sklaventhum vorziehen ſolle."

„Es iſt daſſelbe, nur die vorgeſchrittene Zeit ſtellt andere Bedingungen. Es ſind die gleichen Epiſoden eines Dramas, das nun ſchon Jahrtauſende fort ſpielt. Wird der moderne Märtyrer auch nicht mehr gekreuzigt, geſchunden, in Oel geſotten, oder den wilden Thieren vorgeworfen, ſo iſt er doch den Nadelſtichen und Bienenſtacheln der Bosheit ausgeſetzt, die ſchmerzhaft verwunden, und am Ende uns auch verbluten laſſen. Aber im Grunde iſt auch das ſich gleich. Woran die Märtyrer ſtarben und noch heute ſterben, ſind nur der Liebe Schmerzen und die dadurch verurſachten tödtlichen Qualen. Ich gab erſt kürzlich, als ich in Rom war, einem jungen Maler auf, einen heiligen Sebaſtian mir zu malen. Sie hätten ſehen ſollen, wie er ſeine Künſtlermähne ſchüttelte und wie jedes Haar in ſeinem Barte ſich emporſträubte. Er, der nichts als tanzende Nymphen malte, kleine nackte Kinder, die ſich mit ſpielenden Katzen im blumigen Graſe wälzen, und wenn's hoch kam, irgend ein irdiſch ſinnliches Weib mit offener Bruſt und einem derben Bambino auf dem Schooß in reizender Beleuchtung; von dem verlangte man einen Heiligen par sang, in Contorſionen, an einen Baum gebunden, der mit der von meinem Maler bisher geübten Kunſt höchſtens durch das Nackte in einigem Zuſammenhang ſtand. Nachdem ich mich an der dadurch hervorgerufenen Situation lange genug ergötzt hatte — es war dies ſchon an und für ſich ein koſtbares Genrebild — beruhigte ich meinen hoffnungsvollen Giulio Romano. Es ſind nicht die Pfeile der Tyrannenknechte, ſagte ich, ſondern der glühenden Liebe Schmerzen, welche der Künſtler ſinnvoll in moderner Weiſe allegoriſiren ſoll. Malen Sie ihn, nackt, ſchön wie Apoll, umgeben von zierlichen Engelfiguren, die wie Amoretten auf Roſenwölkchen, ihre Pfeile auf ihn abdrücken, die er mit von Entzücken verklärter Miene empfängt. Er war außer ſich vor Freude, und lobte mich über meine zeitgemäße Auffaſſung des Mittelalters. Er malte ſchnell; ich zahlte ihm einen ordentlichen Preis; das Bild iſt jetzt eine Zierde meiner Villa in Nizza, in die, wie ſich von ſelbſt verſteht, Niemand Einlaß findet, der noch von dem Wahn befangen iſt, daß eine alte Form, wenn ſie zum ſchnöden Mißbrauch geworden, nicht abgeſchafft oder umgeſtaltet werden dürfe, wie es Zeit und Geſchmack verlangen."

Graf Pflug's Ueberraſchung ſteigerte ſich bei jeder neuen Wendung, die das Geſpräch nahm. Es war ihm, als ob ein weiblicher Charakter wie dieſer, ihm gewiſſe Incruſtationen abſchleifen könne, die den Kern ſeines Weſens noch hinderten, ſich im vollen Glanze zu zeigen. Jeder hatte ein paar Cigarren geraucht, die Flaſche war geleert und die Pferde wurden beſtiegen. Die Unterhaltung bewegte ſich fort in den freieſten Geleiſen.

„Wäre ich ein Fürſt," ſagte Julie, „ſo würde ich die Künſtler nur mit Aufgaben und Beſtellungen verſehen, welche den Zug der Menſchheit nach dem Fortſchritt verſinnlichen müßten, ohne jemals durch die Hinderniſſe, die ſich in den Weg ſtellen, den naturgemäßen Drang dahin erſticken zu können. Der Durſt nach Licht und Wahrheit iſt unerſättlich, bis man Beides gefunden hat."

„Und was halten Sie von der chriſtlichen Wahrheit?" fragte der Graf.

„Die Wahrheit des Chriſten?" erwiderte ſie lächelnd. „Das iſt eine Gewiſſensfrage. Was ſehen Sie, wenn Sie dicke Schleier vor den Augen haben? das Ganze iſt wie eine lange Kette von Sinnestäuſchungen. Es kommt dabei ganz auf den Standpunkt an. Wo ich einen Graben erblicke, ſieht der gläubige Chriſt eine ſichere Brücke; wo ich mich an Blumen erfreue, ſchreckt er vor der feuerſpeienden Hölle zurück. Immerhin liebt auch der Gläubige die Wahrheit; aber er ſucht nicht weiter danach, weil er ſie ſchon gefunden zu haben glaubt. Darum iſt es Pflicht eines Jeden, der Beruf dazu in ſich fühlt, ihn zu belehren. Den Samen auszuſtreuen, auf daß er Früchte trage! wie die ſalbungsvollen Phraſen lauten."

Es fielen einige große Tropfen. Julie ſpornte ihr Pferd, das mit ihr davon raſte.

„Das wird Ernſt, rief ſie lachend dem Grafen zu.

„Es wird Lanzen und Hellebarden regnen, wie man in Frankreich ſagt," rief er zurück. „Der Morgenkühle wegen zog ich einen Paletot an, den ich Ihnen jetzt offerire. Ihre leichten Stoffe bieten dem Regen auch nicht den mindeſten Widerſtand."

Er hatte den Paletot ausgezogen und mit den Worten:

„Nur ſchnell! ich bitte Sie!"

half er Ihr ihn anziehen. Sie ließ es unter lautem Lachen geſchehen und dann ſprengten ſie nach der Stadt zurück. —

Nachdem der Graf, der ganz durchnäßt war, ſich umgekleidet hatte, ging er zu ſeiner Gemahlin, und erzählte ihr mit aller Offenherzigkeit, was ſich zugetragen hatte. Die Schilderung, die er dabei von dem eminenten Geiſte der Frau von Barthel entwarf, ließen es errathen, daß er auch für ihre andern Vorzüge nicht unempfindlich ſei. Es war als ob ihn eine Begeiſterung erfaßt habe, die ihm ſonſt nicht eigen war. Clara, in ihrer Unbefangenheit, hatte ihr Ergötzen daran. Schon lange war er ihr nicht ſo freudig erregt erſchienen; ſein offenes Weſen verleitete auch ſie zu heitern Neckereien, deren Wirkung auf ihren Gatten ſie aber nicht zu berechnen verſtand.

Sie ließ ſich ſcherzend auf die blendende Anziehungskraft der Frau von Barthel ein; verlangte eine Aufzählung ihrer beſondern Schönheiten; eine Wiederholung ihrer geiſtreichen Einfälle u. ſ. w. Aber damit rief Clara, ohne es zu wollen, eine unbeſchreibliche Verwirrung in dem ſonſt ſo gewandten Grafen hervor. Er ſaß da, ſteif wie eine Bildſäule, und ſtotterte, daß er ſich im Augenblicke auf das nicht mehr beſinne; er mache ihr den Vorſchlag, die perſönliche Bekanntſchaft der intereſſanten Frau zu ſuchen, deren reine Verſtandesglut nur günſtig auf eine ſpröde Zurückhaltung wirken könne.

Clara wollte ſeine Verlegenheit nicht ſteigern, da ſeine letzten Worte Gereiztheit verriethen. Sonſt hätte Pflug mit einem Scherze oder Witze ſich Luft gemacht; diesmal war es ihm unmöglich. Als ſeine Gattin ihr mildes Auge, liebevoll wie ſtets auf ihn richtete, kam ihm der Blick ſo durchdringend vor, daß er ihn kaum zu ertragen vermochte.

„Willſt Du es, Adalbert," ſagte ſie ſanft, „daß ich mit Frau von Barthel umgehe, damit wir ſie öfter ſehen können, ſo werde ich Dir folgen. Iſt ſie ſo, wie ſie Dir, nach kurzer Bekanntſchaft erſcheint, ſo will ich ihr all meine Theilnahme ſchenken. Sei verſichert, daß ich bemüht ſein werde, durch mein Benehmen, Deinem Range und Deiner Wahl Ehre zu machen. Es iſt ja meine einzige Aufgabe, Dir in Allem, im Großen wie Kleinen, mit ſtillem Gehorſam Folge zu leiſten."

Nachdem ſie dieſe rührenden Worte, in denen ſich die, ſie allein beherrſchenden Empfindungen abſpiegelten, geſprochen hatte, verließ ſie das Zimmer. Es berührte den Grafen; aber es war ihm nicht möglich ſeine Gattin zu bewundern; ſie erregte ſeinen Unmuth. Was jetzt nur noch wie ein koſendes Lüftchen Pflug's Sinnen ſich kund gab, konnte in einen Wirbelwind ſich verwandeln, der Bande für die Ewigkeit zerreißt.

„Dahin ſoll's und wird's nicht kommen," ſpricht der, auf ſeine Kraft vertrauende Menſch. Allein eine ſolche

Wenigkeit, wie der auf ſich ſelbſt geſtellte Wille, kann ohne höhern Beiſtand, des „Schickſals Rad", wie es die Heiden nennen, nicht um eines Haares Breite aus dem Geleiſe leiten. Wer es unternahm, wurde noch immer ſchrecklich aus ſeinem Wahne aufgerüttelt.

* * *

Der Paletot war mit Dank zurückgeſandt worden, und der Graf hielt es für ſeine Schuldigkeit, ſich nach dem Befinden der Dame zu erkundigen. Sie befand ſich vortrefflich. Wer unter tropiſchem Regen viele Tage lang zu Pferde gereiſt, dem vermag ein europäiſches Staubbad von einigen Minuten nicht zu ſchaden. Sie öffnete ein Cigarrenkiſtchen, dann ein anderes.

„Wenn dieſe dicke Regalia Ihnen zu ſtark ſein ſollte," ſagte ſie, „ſo ſind dieſe Londres zu empfehlen."

Und damit zündete ſie eine Regalia an, und reichte ihm die Lunte hin.

„Wir leben nicht mehr in den Zeiten, der nach Ambra und Moſchus duftenden Zierpuppen. Eine Löwin des Tages darf den Tabak und den Stall nicht verläugnen. Man muß den Ideen der Zeit folgen. Will die Frau ihren Beruf erfüllen, ſo darf ſie hinter den Männern nicht zurückbleiben. Wir wollen keine Huldigungen mehr; wir wollen Anerkennung. Auch die Frau darf nach perſönlichem Ruhm ſtreben; ſie begnügt ſich nicht dabei, von dem Namen ihres Gatten mit beſtrahlt zu werden. Das iſt die Errungenſchaft unſeres Jahrhunderts; eine Nothwendigkeit für Alle. Wäre es anders, ſo würde die Blaſirtheit noch ſchrecklichere Eroberungen machen. Das iſt die Seuche der Zeit, die man zu überwinden hat.“

„Apropos!“ ſagte ſie mit einer überraſchenden Wendung. „Ich höre von meiner Begleiterin, die ſich um alles bekümmert, daß Sie ein glücklicher Gatte ſind. Sie verzeihen mir, daß ich in meiner totalen Abgeſchiedenheit, es erſt durch ſie erfahren habe.“

Nachdem Pflug es bejaht hatte, fuhr ſie fort:

„Auch ich kenne den Eheſtand durch Autopſie, wie wir Touriſten ſagen. Ich war noch ſehr jung, erfüllt von Poeſie, dichtete zuſammen, was ſich nur reimen laſſen wollte. Alles ward mir zu einem Gedichte. Als mir einmal mein Sonnenſchirm in's Waſſer gefallen war, machte ich wohl hundert Verſe darauf, die eben ſo wäſſerig waren, wie ihr Gegenſtand. Ich beſang die Heimath, die Reben, den klaren Himmel, die Liebe — den Geliebten, den ich noch nicht einmal hatte. Endlich wurde mir einer zugetheilt; meine Eltern führten ihn mir vor, und ich — ein junges Ding, faſt noch Kind — empfing ihn aus ihren Händen, wie eine Chriſtbeſcheerung. Allein mir erging es auch wie einem Kinde mit ſeinem Spielzeug. Nur mit dem Unterſchied, daß ich es nicht wegwerfen konnte, und nach einem andern greifen. Dacht' ich früher ein Herrſcher, ein Gott zu ſein, der ſeine eigene Welt geſtaltet, ſo war ich jetzt von ſolcher Höhe herabgeſtürzt. Ich konnte nur noch davon träumen in ſelbſtquäleriſchen Gedanken. Ich kannte mich ſelbſt nicht mehr. Ich Aermſte ſollte mich zur ſchnöden Dienſtbarkeit herunterſtimmen, ich mußte das Geklatſche alter Muhmen anhören, die Launen meines Mannes ertragen, der älter war als ich, und meiner Jugend nichts nachſehen wollte. Ich ſchleppte die Ketten dieſes Erdenplunders hinter mir her; die Laſt hätte mich erdrückt, wenn ſie länger auf meinen zarten Schultern gewuchtet. Aber mein Gatte erkrankte und ſtarb. Ich war mit einem Male wieder frei, unabhängig, reich. Ich konnte mich bewegen, wohin ich wollte. Durch Städte und Dörfer, über Berge und Meere. Mein war die weite Welt, ſtatt der Ruhe eines Kirchhofs unter Todten — lebte ich ein volles Leben unter Lebendigen. Da erkannte ich erſt, wie ungerecht es ſei, die Ehe als eine Nothwendigkeit zu betrachten; wie die innere Sittlichkeit ſich dagegen auflehne, ſie für geheiligt zu halten. Die innere Sittlichkeit beruht auf der allein berechtigten Liebe, welche zwei Herzen in der Freiheit zu einander führt und mit einander verbindet. Nur die frei erwählte, freigeſchloſſene Verbindung gleich berechtigter Menſchen, erhebt ſich zu idealer Schönheit."

Graf Pflug ſtimmte zum Theil dieſer Anſicht bei. Auch ihn hatte ſie bei der Wahl ſeiner Gattin einſt geleitet.

„Ich freue mich," fuhr ſie fort, „daß Sie mir beiſtimmen. So werden Sie mir denn auch wohl einräumen, daß das Weib wie der Mann auf gleicher Linie ſtehen. Soll es dem Manne unverwehrt ſein, ſo viel Frauen er will, ſchön zu finden und ihnen ſeine Liebe zu erklären; warum ſollte es die Frau nicht dürfen, und thut ſie es, warum es ihr als ſchmachvolles Brandmal aufdrücken? Man hat viel von der Emancipation des Fleiſches geſagt und geſchrieben; man hat darüber den Stab brechen wollen. Aber was iſt's denn anders wohl, als in der Frau die Mitſchöpferin, und das Werkzeug anzuerkennen, deſſen ſich die Natur bedient, wie es — aller Ethik und Religion zum Trotz — ein für allemal in der Naturgeſchichte und ihrer Wiſſenſchaft begründet iſt. Dieſe Materie iſt zu reich, um ſie während eines Morgengeſprächs zu erſchöpfen. Was ich ſprach iſt unzuſammenhängend, flüchtig, gut genug im Rauche der Cigarren zu verfliegen. Mein neues Buch wird das Thema gründlich behandeln.

Der Graf hatte ihr aufmerkſam zugehört; das Feuer, das die Schönheit ihrer Züge belebte; die ungekünſtelte Nachläſſigkeit, welche ihre Haltung umfloß, und ihm wie Anmuth erſchien; der reizende Mund, aus dem die Suade, gleich einer Perlenſchnur hervorquoll; dazu ihr Blick, welcher die muthige Rede, mit der ihm eigenthümlichen, ſittſam ſchüchternen Ruhe beleuchtete, und weiblich unter den langen Wimpern, ſich auf ihn richtete; dies Alles hatte ihn ſo mächtig erfaßt, daß er nicht bemerkte, es ſei Zeit ſich zu empfehlen. Obgleich ſie nicht weiter ſprach, nahm er dieſen Wink nicht wahr und blieb. Mechaniſch griff er nach dem Hündchen, das neben ſeiner Herrin eingeſchlafen war, um es zu ſtreicheln.

Im beſten Schlummer erweckt, fuhr es auf, und biß den Grafen in den Finger. Es war nichts; allein er preßte ſo lang, bis er einen Tropfen Blut hervorgelockt hatte. Das Intermezzo kam ihm erwünſcht, weil das vorige Geſpräch dadurch eine Unterbrechung erhielt.

Julie erblaßte vor Zorn und ſtieß mit dem Fuße nach ihrem Liebling, der ſich heulend verkroch. Vergebens ſuchte Pflug zu vermitteln; ſie blieb unerbittlich.

„Ich kann das Thier nicht mehr vor Augen ſehen," rief ſie. „Noch heute ſchenke ich es weg. Es kommt mir jetzt abſcheulich vor, ſo ſehr es früher auch mein Liebling war."

„So beſtrafen Sie alſo ihre Lieblinge um eines geringen Verbrechens wegen?"

„Und wenn ich Sie nun um Ihre Meinung von Verbrechen und Strafe befragte? Antworten Sie mir: was würden Sie zum Beiſpiel thun, hätte ihr Lieblingshund mich in den Finger gebiſſen?"

„Ich würde ihn auf der Stelle erſchießen."

„Sie ſehen, daß ich nicht ſo grauſam bin. Ich will ihn nur aus meiner Gegenwart verbannen."

„Und das nennen Sie weniger grauſam? Ich ſchwöre Ihnen, daß das Loos meines Hundes, der Strafe des Ihrigen weit vorzuziehen wäre."

Julie erröthete leicht und ſagte lächelnd:

„Finden Sie das? Nein, ich kann wirklich nicht ſo hart ſein —"

Das Hündchen war zu ihr gekrochen und winſelte gar beweglich. Sie hob es auf, legte die ſchöne Wange ihm auf den Kopf; es ſtreckte ſein roſenrothes Züngchen hervor und ſie erwiderte ſeinen Kuß.

Der Graf wollte das zierliche Thier nun auch liebkoſen; allein es ſah in ihm einen Feind, und konnte es ihm nicht vergeſſen, daß er ſchuld an ſeiner kurzen Ungnade geweſen war. Es fuhr auf ihn zu, und würde ihn wahrſcheinlich noch derber gebiſſen haben, hätte nicht Julie ſeine Hand mit der ihrigen geſchützt. Dabei wurde ſie jetzt verletzt, und des boshaften Hundes Schickſal war nun ſchnell entſchieden. Sie klingelte dem Bedienten und befahl den häßlichen Hund auf der Stelle wegzuſchenken oder zu erſäufen.

Hierauf ward die Wunde beſehen. Pflug beſtand darauf, als die Urſache derſelben, ſie auch allein zu bähen und zu verbinden. Er ſtellte ſich aber ſo ungeſchickt dazu an, daß der Verband wohl unzähligemal los- und zugemacht werden mußte. Julie ſah lächelnd ſeiner Aengſtlichkeit und Unbehilflichkeit zu, und mußte mit der andern Hand ihm zu Hilfe kommen. Endlich konnte ſie ſich nicht mehr halten, und ſank mit lautem Lachen auf den Divan zurück, indem ſie ihn bat, ſich die Stirne zu trocknen, und ihm für ſeine wundärztliche Hilfe ihren heiterſten Dank ausſprach.

Pflug war ſo erregt, daß er alle Mühe hatte, ſeine Geſichtszüge in's Gleichgewicht zu bringen, ehe er zu Clara heimkehrte.

Schon am andern Tag war er wieder bei Julie. Er mußte ja dem kranken Finger einen Beſuch abſtatten. Sie nahm ihn freundlich an, und er wiederholte die täglichen Beſuche auch dann noch, als an dem Finger kein leicht geröthetes Fleckchen mehr die unbedeutende Verletzung verrieth. Das Geſpräch lenkte Julie ſtets auf denſelben Gegenſtand. Sie zeigte ſich dabei ſo gewandt, daß es ganz unabſichtlich erſchien. Sah ſie zum Beiſpiel aus ihrem Fenſter einen dicken Herrn, im Garten des Nachbarhauſes, rauchend am Tiſche ſitzen, die Mutter ſtrickend, die Kinder leſend oder ſtickend; ſo erging ſie ſich in einem Erguß über das Familienleben, das ihr einen unſäglichen Abſcheu einflößte. So fortzuleben einen Tag wie den andern; zu eſſen und zu verdauen; acht Stunden zu ſchlafen, um dann wieder neugeſtärkt die alte Melodie von neuem abzududeln, und dafür Gott zu preiſen und zu danken, und nur zu wünſchen, daß recht bald die Kinder wieder Junge bekämen, damit in zehn Jahren ihrer mehr zuſammen eſſen, verdauen und acht Stunden ſchlafen können! So ſah ſie das an, was man von den bornirten Menſchen Familienglück tituliren hört, die damit die vage Idee verbinden, auf der Welt zu ſein, und das Leben zu genießen.

Der Graf wagte beſcheidene Gegenbemerkungen. Auch ihm, ſagte er, fehle es durchaus am rechten Sinn für das, was ſie treffend geſchildert habe; allein man könne doch nicht umhin, einem ſo gemüthlichen Stillleben auch eine poetiſche Seite zuzugeſtehen. Eine Seite, die ſich ſogar der dichteriſchen Darſtellung herleiht, und mit künſtleriſchem Sinn behandelt, nicht werthlos iſt und ihrer Wirkung nicht ermangelt. Er wagte zu behaupten, daß dieſes ſtille Glück ihm ſtets vorgeſchwebt ſei, und ſeine Sehnſucht um ſo ſtärker erregte, als es für ihn in den ihm angewieſenen Lebenskreiſen niemals zu erreichen geweſen war.

Julie verſicherte, daß ſie eine ſolche Sehnſucht in ihrem ganzen Leben nicht gekannt habe. Als Kind ſchon war es ihr ſchrecklich, wann man ihr für bewieſenen Fleiß und Artigkeit, Abends ein Spiel mit ihren Geſchwiſtern und Vettern und Baſen, zur Erholung geſtattete, das immer auf dieſelbe Glückſeligkeit hinauslief.

Sie gab ihrer Empörung gegen das Familienleben den ſchärfſten Ausdruck, weil es dem Einzelnen nicht die Freiheit geſtattete, glücklich oder unglücklich zu ſein, nach ſeinem eigenen Willen, und ihn zur Lüge zwinge, um nur mit den andern im Hauſe in Frieden zu leben.

Edeln Seelen, die dieſes leſen werden, muß ich hier den Wahn benehmen, als ſei Julie von Barthel, eine Erfindung, die des bloßen Kontraſtes wegen, in dieſer Geſchichte ihren Platz gefunden hat. Es iſt eine mit wahrhafter Treue nach dem Leben ausgeführte Schilderung. —

Wie Pflug ſich der neuen Bekanntſchaft gegenüber verhielt? Man könnte es paſſiv nennen, wenn ſich ſeine Sinne nicht in beſtändiger Steigerung erhitzt haben würden, und eine verhängnißvolle Leidenſchaft ſich nicht immer ſtärker ſeiner bemächtigt hätte.

So verſtrichen Wochen — Monate.

Als der Graf einſt wieder zu Julie kam, fand er ſie trüb, den Kopf auf die Hand geſtützt. Ein halber Blick wurde zu ihm aufgeſchlagen, dann ſenkte ſie ſchnell das Auge, und ſchien zu erwarten, daß er ſich an ihre Seite ſetzte.

Sie ſagte ihm, daß ſie eine ſchlechte Nacht gehabt habe. Ihr Kopf ſei verwirrt, und ſie ſei dieſen Morgen in einer faſt weinerlichen Stimmung, was ihr nur ſehr ſelten begegne. Es ſei doch ſonderbar mit den Menſchen, fügte ſie hinzu. Während er ihr ſo große Theilnahme zeige, und vorgebe, daß ein ſtarker ſympathiſcher Zug zwiſchen ihren Herzen beſtehe, habe er doch nicht eine entfernte Ahnung von ihrer Mißlaune geſpürt, und ſich daheim in unbeſorgter Gemüthlichkeit ſeines ſtillen heitern Familienglücks erfreuen können.

Dann erhob ſie ſich aus ihrer trübſeligen Haltung und ſprach mit Nachdruck:

„Halten Sie es für möglich, Graf, daß nur Sie die Urſache meiner Verſtimmung ſind?"

„Möglich? in Wahrheit, das weiß ich nicht," ſagte er betroffen; „hätte ich Ihnen jemals von der bewältigenden Allmacht, die Sie auf meine Gefühle ausüben, geſprochen, ſo würde ich es für möglich halten. Sie könnten mich bedauern, da die Feſſel, die mich bindet, mich zur Verzweiflung treibt. Weil ich aber bisher ſtark genug war, von meiner Leidenſchaft zu ſchweigen, ſo iſt mir Ihre Frage unbegreiflich."

„Und doch iſt es ſo!" ſagte ſie ſehr ernſt.

Er ſprang auf. — Sie mochte glauben, er würde ihr auf den Knieen in beſter Form eine Liebeserklärung machen. Das wäre ihr unerträglich geweſen; ſie kam ihm daher zuvor, indem ſie ſeine Hand ergriff und zu ihm ſagte:

„Nicht ſo ungeſtüm, lieber Freund! wäre mein Ahnungsvermögen Ihrem offenen Geſtändniß auch wirklich zuvorgekommen, und hegte ich dieſelben Gefühle für Sie, würde mir nicht die Klugheit gebieten, daß ich uns Beide von dieſer verzehrenden Krankheit zu heilen ſuchte?“

„Nein, angebetete Julie,“ rief er feurig aus, „was in mir brennt, iſt kein krankhafter Wahn, der durch klug berechnende Rückſicht geheilt werden könnte.“

„Ich ſehe weiter als Sie,“ ſagte Julie. „Ich überblicke die ganze Unſicherheit unſerer Lage mit vollſter Ruhe. Aber ich bin nicht böſe von Natur. Sie ſind, wie ich als gewiß annehme, von einer andern geliebt, und ich habe nicht Muth genug, dieſe andere unglücklich zu machen.“

„Was nennen Sie unglücklich?“ fragte Pflug, mit einem Tone kalter Ironie. „Die Gräfin Clara von Pflug wird als ſolche ſtets glücklich bleiben, ſelbſt wenn unſere niemals ganz zuſammenſtimmenden Herzen, ſich noch weiter von einander entfernen ſollten.“

„Ich glaube es,“ erwiederte Julie. „Die wahre Liebe iſt überhaupt ſelten; und auch ſelbſt die wahre Liebe macht eine Verbindung auf Zeitlebens nicht zur glücklichen. Nur das ſanfte und holde Band, einer auf die innigſte Achtung gegründeten Freundſchaft hat manchmal länger als zehn Jahre gedauert.“

„Sie eröffnen mir eine ſchreckliche Ausſicht. Auch ein Herz, wie das Ihrige, wäre einer ewigen Liebe nicht fähig?“

„Was dauert ewig an dem Menſchen?“ rief ſie, indem ſie ihre Augen weit aufriß, und den ſchönen Mund recht häßlich zu ſpöttiſchem Lächeln verzog. „Unſer Leben — bah! — wie bald iſt es dahin! Und was darüber hinaus liegt? Wer denkt daran? Ich ſprach von keiner Ewigkeit, wie man ſie gewöhnlich verſteht. Sie ſind nicht unerfahren, Graf, ich merkte es bei ihrer Aeußerung, die mich überraſchen ſollte. Bei mir bedarf es jedoch keines ſolchen Kunſtgriffs. Ich habe nicht wie Sie, am Hofe gelebt, aber ich ſtudirte dafür das menſchliche Herz in allen Lagen des Lebens. Ich glaube Sie zu kennen, und geſtehe Ihnen, daß ich eine leidenſchaftliche Freundſchaft für Sie fühle. Giebt es noch etwas, das der Liebe, die Sie wünſchen, näher läge, ſo ſuchen Sie es zu verdienen."

Der kalte, feſte Ton, mit dem ſie die Worte ſprach, hatte den lebenserfahrenen Grafen Adalbert von Pflug etwas verlegen gemacht. Er brachte nichts als die einfältige Frage heraus:

„Und wie, Julie?"

„Dadurch, daß Sie es wollen," rief ſie plötzlich durch die Frage erheitert, „und ferner noch dadurch, daß Sie von mir keine weitern Erklärungen fordern, als ich Ihnen jetzt zu machen für gut fand."

Hier unterbrach ſie die eben angeſponnene Auseinanderſetzung, indem ſie ihm eröffnete, daß ſie dem Drange nicht länger widerſtehen könne, den von ihr hochverehrten Volkshelden, der das Banner des Lichtes überall vorantrug, und allen Pfaffen den Tod und den Kirchen den Untergang geſchworen habe, um die Menſchheit zu befreien und allen Nationen zu ihrem Rechte zu verhelfen, in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen. Nach Caprera zog ſie mehr als „leidenſchaftliche Freundſchaft"; es war die leidenſchaftlichſte Bewunderung, und zugleich der Trieb das Ziegeneiland mit ſeinem Hirten im wohlgetroffenen Bilde dereinſt der Leſewelt vorzuführen.

Pflug hatte zwar die Höhe noch nicht erreicht, von welcher die hiſtoriſche Geſtalt Garibaldi's in den Strahlen maaßloſer Bewunderung ſich erblicken läßt; aber dennoch würde er die kurze Fahrt von der Küſte zur Inſel in ihrer Geſellſchaft gemacht haben. Dazu fehlte ihm jedoch der Muth. Er blieb allein zurück am Geſtade

Am uferloſen Meer,
Wo alles öd' und leer;
Die Lieb' war fortgeflogen,
Hin über Fluth und Wogen.

Sie hatte ihm verſprochen, bald wiederzukehren, und ihm das Wort abgenommen, nicht früher fortzureiſen. Pflug mußte daran denken, daß ſolche Trennungen manchmal gewählt werden, um ſpäter feſter zu ketten. —

Als Julie abgereiſt war, ward Pflug noch ſeltener in den Zimmern ſeiner Gattin geſehen, die zwar von der angeſponnenen Intrigue nichts wußte, allein dennoch durch einen leiſen Argwohn beunruhigt wurde. Seit der erſten ungeſtümen Schilderung, hatte er Julia's nicht mehr erwähnt; auch die Aufforderung ihre Bekanntſchaft zu machen, war nicht mehr von ihm wiederholt worden. Clara's reine, vertrauenvolle Seele, empfand die unerklärliche Wirkung eines unbeſtimmten Schmerzes. Eine Frau, die Ruhe und Faſſung beſitzt, trügt ſich nur ſelten in ihren Vermuthungen. —

5.

Das ſcandalöſe Aufſehen, welches das Duell und das darauf folgende blutige Geheimniß in dem Keller der abgelegenen Zehentſcheuer, erregt hatten, war bereits lange aus der Tagesunterhaltung geſchwunden. Der Strom der Begebenheiten ſchwemmte neuen, die unmittelbaren Intereſſen berührenden Stoff heran, in deſſen Ausbeutung ſich die Träger der öffentlichen Meinung theilten, um ihr den nöthigen Bedarf zur Konſumirung in gehörigen Portionen zuzuführen. Oscar genas, wenn auch langſam von der im Duell erhaltenen Wunde; ſein Gegner, Müller, hatte ſich geflüchtet; die beiden Verdächtigen, welche man mit dem aufgefundenen Leichnam in Verbindung brachte, waren ſpurlos verſchwunden, obgleich die ausführlichſten Steckbriefe ſie verfolgten. Das Zeugenverhör, welches mit der Zimmer-Vermietherin und ihrer blödſinnigen Schweſter, mit dem Vicomte de la Chataigne, mit Hirſchler und noch andern, vorgenommen worden war, hatte kein Licht in das eigentliche grauenhafte Dunkel der Geſchichte bringen können, die mit dem Spiel bei der Sängerin und dem Duell in keinem weitern Zuſammenhange zu ſtehen ſchien. Der Richter mußte deshalb für jetzt den Prozeß vertagen und es der Zeit überlaſſen, die Schuldigen, der ſie erwartenden Strafe entgegen zu führen.

Agnes hatte ſich auch wieder erholt. Während ihrer Krankheit waren einzelne unzweideutige Beweiſe der Theilnahme für die Unglückliche kund gegeben worden. Man wollte Nachſicht mit ihrer Jugend haben, und urtheilte milder über ihren Leichtſinn. Der verwöhnte Liebling ſollte wieder in ſeine Rechte eingeſetzt werden, und man konnte täglich Aufforderungen leſen, die ſämmtlich auf die Frage hinausliefen: wann es der Hoftheater-Verwaltung gefallen werde, endlich wieder einmal den lang entbehrten Genuß zu verwirklichen, und die liebliche Agneſi auftreten zu laſſen? Unterſchrieben waren ſolche Reclamationen: „von mehreren Kunſtfreunden“, oder „von vielen Abonnenten“, oder „von unparteiiſchen Förderern einer höhern Geſchmacksrichtung“ und dergleichen mehr.

Das verhallte nicht an tauben Ohren. Agnes erhielt die Einladung, ſich zu einer Beſprechung über ihr Wiederauftreten bei dem Intendanten einzufinden. Sie erſchrak zuerſt als ſie die Botſchaft erhielt; bald aber war es ihr klar geworden, was ſie zu thun hatte. Mit dem Gedanken an eine Stelle, die ſie in einer Oper geſungen, ſtand auch ihr Entſchluß feſt. Als die Aeugelein ihr die Mantille umhing, und ihr Muth zuſprach, ließ das Mädchen die volle Bravour ſeiner Stimme los, und ſang mit erſchütternder Kraft das bekannte Recitativ aus der Oper „Angiolina“ von dem Kapellmeiſter des Hoftheaters:

„Wer nicht den Muth beſitzt,
Die eitle Selbſtſucht unter's Joch
Der Pflicht zu zwingen: iſt nur eine Memme!“

Unter „nicht enden wollendem“ Beifall, wie es in dem Recenſentenidiom heißt, war ſie ſtets drei bis viermal nach dieſer Stelle herausgerufen worden, und die Aeugelein konnte es nicht unterdrücken, ihr zu ſagen, wie ſie es für ein gutes Omen halte, daß dieſe Worte ihr gerade jetzt einfielen. Sie prophezeihete ihr erneuerte Triumphe und die vollſtändigſte Beſiegung ihrer Widerſacher, wenn ſie nehmlich deren haben ſollte. Obgleich die treubeſorgte Frau dies mit zuverſichtlichem Tone ſagte, ſo war ſie dennoch von einer ängſtlichen Vorahnung erfüllt. Sie, die viel herumkam, und alle Meinungen zuſammenſtellen und gegeneinander abwägen konnte, wußte wohl, daß eine ſtarke Verſtimmung gegen ihre geliebte Pflegebefohlene in gewiſſen Kreiſen vorherrſchend ſei, die — bei irgend welcher Veranlaſſung — losbrechen dürfte. Sie erwog ſchlau, was Agnes riskire; was ſie ſelbſt zu verlieren habe. Leiſtete das Mädchen der Aufforderung des Intendanten keine Folge; dann verlor ſie die Anſtellung und ſie mußte eine neue anderswo ſuchen; aber auch die Aeugelein büßte dann die gute Einnahme ein, die ſie von der Künſtlerin bezog. Es war daher gerathen, den Schritt zu wagen, das Schickſal muthig herauszufordern und ſtandhaft zu bezwingen. Es ſchien ihr wahrſcheinlich, daß auch die Intendanz daſſelbe wünſche. Sie begleitete daher ihre liebe Agnes mit den heißeſten Wünſchen bis zur Hausthür, wo ein Wagen harrte, der ſie zum Bureau des Intendanten führte.

Als der Wagen vor dem Theatergebäude hielt, ſtanden einige Gruppen von Schauſpielern auf dem Platze, da es kurz vor einer anberaumten Schauſpielprobe war. Der Theaterwagen, der die Damen in die Probe bringt, hätte nicht die kleinſte Aufmerkſamkeit erregt; der Wagen aus dem erſten Gaſthofe, den die Aeugelein beſtellt hatte, machte aber die vor dem Hauſe Harrenden neugierig; ſie wandten die Köpfe, vermeinend eine fremde Künſtlerin ſei angekommen. Wie ſie Agnes ausſteigen ſahen, veränderte ſich plötzlich ihre Haltung in auffallendſter Weiſe, die an Ausdruck zunahm, je näher ihnen die Kollegin kam. Die erſten Damen, an denen ſie vorüberging, machten es ihr unmöglich ſie zu grüßen, indem ſie ſich von ihr abwendeten, und zwar mit einem ſo anmuthigen Ruck der Schulter und zierlichem Wurf des Kopfes in den Nacken, ihr den Rücken dreheten, daß es für einen, der ſo etwas nie geſehen, nicht genügend verſinnlicht werden kann. Dann ſtanden junge Herren beiſammen, darunter ein paar Offiziere; dieſe glotzten auf Agnes hin, kniffen das Glas in's Auge; einer pfiff ſeinem Hund, der zu bellen anfangen wollte; das Mädchen ging geſenkten Blickes an dieſer Gruppe vorüber. Nun folgte die dritte; es waren nur Wenige, meiſt ältere Mitglieder. Sie grüßte hier. Der erſte Liebhaber rief einen der Theaterdiener herbei, um den Gruß nicht erwidern zu dürfen; der Intrigant ſah ſie an, und griff militäriſch an den Rand des Hutes, ohne ihn abzunehmen. Eine dicke bausbäckige Figur löſte ſich aber von den andern und ſchritt auf Agnes zu. Es war der zweite Vater (le bon père, nicht der erſte, oder père noble), der auch im Leben „ein guter Kerl“ genannt wurde.

„Sie ſehen,“ ſagte er geheimnißvoll zu ihr, „wie die Leute ſind; aber Sie kennen ſie ja. Machen Sie ſich nichts daraus; das ändert ſich wieder. Wären ſie freundlich entgegenkommend, ſo wären ſie falſch; jetzt ſind ſie blos neidiſch, daß Sie nach Allem wieder ſo blühend und ſchön ſind, und neue Eroberungen machen werden. Doch ſeien Sie fein vorſichtiger. Ich denke Sie haben theueres Lehrgeld gezahlt.“

Agnes antwortete ihm nicht und ging weiter, während er ſprechend ſie begleitete. Ein Theater hat bekanntlich viele Eingänge. Das Portal war geſchloſſen; die Thüre, vor welcher die Gruppen ſtanden, führte auf die Bühne, wo die Probe gehalten werden ſollte; ganz am Ende des großen Gebäudes befand ſich erſt der Aufgang zu dem Intendanzbureau. Ein Theaterdiener ſtand vor der Thür, als Agnes mit dem zweiten Vater dort anlangte; aber er machte keine Miene ſeine Stellung zu verändern.

„Und auch Du, Brutus!“ ſagte der bon père und wandte ſich dann zu dem ſchönen, alſo gequälten Kinde, „und wie viel Trinkgelder werden Sie wohl dem Flegel ſchon gegeben haben!“

Jetzt verabſchiedete ſich der Führer; Agnes ſtieg mit klopfendem Herzen die Treppe hinan, und ſtand vor dem Herrſcher in dem weiten Reich der ſinnlichen Augen- und Ohrenluſt, die in dieſer gährenden und kochenden Zeit, auch die heißeſten Stirnen, wie mit einem kühlend aufregenden Staubbad erquickt. Der Herrſcher war ſich ſehr wohl ſeiner Macht bewußt; aber ſein perſönliches

Benehmen war ſo bemeſſen, daß es jene kühlende Wirkung niemals aufhob. Gewöhnlich war er froſtig und kalt; ſteigerte ſich ſeine Empfindung, bei Erörterungen oder hartnäckigem Widerſpruch, ſo kam es bei ihm doch niemals zu einer Erhitzung; man konnte ihn dann höchſtens nicht mehr kalt, jedoch auch nicht warm nennen. Dieſes juste-milieu, wie er es nannte, frommte ſeiner watſchelnden Korpulenz, und erhielt ihn in ſeinem phlegmatiſchen Gleichgewicht, während es andere herauswarf und in Verzweiflung ſetzen konnte.

Er ging Agnes entgegen, reichte ihr die Hand, führte ſie zu einem Divan und bat ſie, Platz zu nehmen. Dann ſetzte er ſich in einen Wackelſtuhl, ſchlug die Beine übereinander und eröffnete ſo die Unterhaltung. Seine Züge waren dabei fortwährend ſehr ernſt geblieben; nicht eine Spur von Freundlichkeit zeigte ſich auf ſeinem Geſichte; nicht ein Wort der Theilnahme, das ſich auf Agnes überſtandenes Ungemach bezogen hätte. Er ſprang ſogleich in die Mitte der Situation, mit der Frage:

„Worin wollen Sie auftreten, Fräulein Agneſi?“

Das war Tact, und konnte durchaus nicht getadelt werden. Allein, obſchon es Agnes wußte, daß es ſich für jetzt allein um dieſe Frage handle, ſo war ſie doch nicht auf eine Antwort ſogleich vorbereitet, weil ſie gehofft hatte erſt im Verlauf des Geſprächs dazu aufgefordert zu werden. Sie ſtellte daher alles vertrauenvoll der Beſtimmung des Herrn Intendanten anheim. Nun kamen die Titel einer Menge von Opern an die Reihe, in welchen Agnes beſchäftigt war.

Auch Don Juan wurde genannt, und ſie konnte nur mit Wehmuth an jenen glücklichen erſten Abend ihres Theaterlebens ſich erinnern. Es wäre möglich, daß viele Zuhörer etwas Aehnliches empfinden würden, was ihr zu Gute käme. Aber der Intendant bemerkte leiſe, daß Zerlina ihm nicht wünſchenswerth erſchiene, und verſchwieg es zart weßhalb. Derſelbe Anſtoß bot ſich bei vielen Opern; das mußte vermieden werden. Endlich nannte er „Angiolina“; äußerſt beliebt, weil der Komponiſt im Orte ſei und ſelbſt dirigirte; dann weil nicht die kleinſte Anſpielung in der ganzen Oper herausgefunden werden konnte, und das famoſe Recitativ, von kriegeriſchen Poſaunenſtößen unterbrochen:

„Wer nicht den Muth beſitzt,
Die eitle Selbſtſucht unter’s Joch
Der Pflicht zu zwingen; iſt nur eine Memme!“

ſeine überſchwängliche Wirkung noch immer ausgeübt habe, die auch diesmal nicht ausbleiben werde.

So ward es denn beſchloſſen. Einer Probe bedurfte es nicht; die Oper war ſchon lange dem Repertoire einverleibt, und unzähligemal gegeben worden.

Der Abend erſchien; eine ſchreiende Menge drängte ſich im Portal. Das weite Haus faßte nicht die Zahl der Gäſte; alle Thüren, die zu den innern Gängen führen, ſtanden weit geöffnet, um den draußen Stehenden weniger den Anblick der Scene und den damit verknüpften Genuß zu ermöglichen, als vielmehr ſie an etwas theilnehmen zu laſſen, was ſich — wie das Gerücht ging — im

Stillen vorbereitet hatte. Es machte ſchon einen unheimlichen Eindruck, daß die Hoflogen unbeleuchtet waren, und mithin leer bleiben würden; aber mehr noch war es die Unruhe, die man überall bemerkte, und die Spähermiene, mit welcher die Ploizeimannſchaft ſie verfolgte, die in verſtärkter Anzahl überall ſichtbar war.

Die erſten Klänge der Ouvertüre beſchwichtigten den auf allen Plätzen wogenden Lärm; der Vorhang rauſchte in die Höhe; ein kurzer einleitender Chor von italieniſchen Landleuten geſungen, erſchallte; alles verharrte in höchſter Spannung.

Jetzt trat Angiolina — die zierliche Agneſi, ſo reizend wie nie, aus der Couliſſe; mit größter Leidenſchaft ſtürzt ſie vor bis hart zu den Lampen und ruft mit dem ganzen Zauber ihrer Stimme:

„Sie zieht ihn wie mich — die gewaltige Macht —
— Der Liebe!“

Das Publikum ſcheint überraſcht; alles ſchweigt; die „gewaltige Macht“, die aus dieſer Stimme tönt, reißt ſie hin. Der Haß iſt entwaffnet und kann keine Hand mehr regen. Dieſen Moment ſcheint ein kleines Häufchen edelgeſinnter Menſchen ergreifen zu müſſen, und bricht in ein lautes Bravo aus. Thörichter Wahn! Es war Oel in's Feuer gegoſſen. Die Flamme bricht hervor; ein Orkan ſtürmt daher; das iſt nicht mehr aufzuhalten. Agneſi verſucht vergebens weiter zu ſingen; ſie fleht mit den Augen; ſie ſtreckt die Arme bittend aus.

Ein wahnſinniges Geſchrei erhebt ſich, aus dem die Worte deutlich vernommen werden:

„Fort von den Brettern! — Wir wollen Sie nicht! — Hinaus! — Abbitten!“ Agnes wird ohnmächtig und von den Choriſten aufgefangen; das Orcheſter, das bis dahin noch immer Fortissimo geſpielt hatte, bricht plötzlich ab; der ſonſt ſo taktfeſte Kapellmeiſter, ſelbſt einer Ohnmacht nahe, läßt wie entſeelt den kühn erhobenen Taktſtock ſinken. Die Komödie iſt aus. Der Vorhang fällt mit Gepolter aus der Höhe und entzieht ſchnell das jämmerliche Bild den Blicken der Tobenden. Verhaftungen werden vorgenommen; das Gezänk mehrt ſich; einzelne Redner ſpringen auf die Bänke und Logenbrüſtungen, und haranguiren von ihrem Standpunkt die Menge, und verſpotten die Vollſtrecker der öffentlichen Ordnung.

Unwillkührlich mußte ſich den Ruhigen der Gedanke aufdrängen, wie in dieſen Zeiten zwerghafter Thaten, auch hier das Maul ein ſo gewaltiger Rieſe ſei! —

Das war das letztemal, daß Agnes vor dieſem Publikum erſchien.

Es war unmöglich, nach dieſem höchſten Ausſpruch der kunſtſinnigen Maſſe, einen nochmaligen Verſuch zu wagen. Am andern Tage ſchon, erhielt die Hofſängerin Agneß ihren wohl motivirten Abſchied, mit einer gnädigſt bewilligten halbjährigen Gage.

Sie fühlte ſich erleichtert durch dieſe ſchleunige Erlöſung. In vier und zwanzig Stunden waren alle Anordnungen beendigt, und mit einem Nachtzuge, verließ ſie mit ihrem Vater, die Stadt, nicht wiſſend, wo ſie eigentlich ſich hinwenden wollte.

Von der Aeugelein zum Bahnhof begleitet, weinte ſie ſich noch ſchließlich ſatt, und dieſe verlangte es als Troſt, daß ſie von ſich hören laſſen ſolle. —

Das erſte Nachtquartier wurde in einem kleinen Städtchen gehalten. Der Zuſtand, in welchem ſich Agnes befand, machte die ununterbrochene Weiterreiſe, wie es früher beſtimmt war, unmöglich.

Da ſaß ſie mit ihrem alten Vater in dem beſten Zimmer eines ſchlechten Wirthshauſes. Sie hatte ein Abendeſſen heraufbringen laſſen. Wendelin Ulrich ſetzte ſich weinend an den Tiſch, und aß. Sie ſagte nicht ein Wort, auf ſeine Frage, ob er ihr ein Stückchen Braten abſchneiden ſolle, und legte ſich angekleidet auf das Bett. Bald war ſie feſt eingeſchlafen.

Sie träumte, daß ſie ſich Nachts in einem weiten Thale befinde. Es wehete ein ſtarker Wind, in raſch auf einander folgenden Stößen; Mond und Sterne leuchteten vom Himmel hernieder, und verbreiteten ringsumher eine täuſchende Helle, als ob es Tag wäre. Man konnte die Gegenſtände aus der weiteſten Ferne deutlich wahrnehmen.

Aus der Sohle des Thales wanden ſich, Wurzeln, Steine, ſchmutziges Gewürm und Schlangen empor zu bedeutender Höhe, und der Wind drehete, flocht, wirkte, ſchlang und verwickelte ſie in einander, bis Alles zu einem dicken Tau wurde, das ſich von ſelbſt, wie durch einen Zauber, an zwei Baumrieſen hing, die mit den

Felſen, auf denen ſie wurzelten, eins zu ſein ſchienen; und das von einem Ende des Thales zum andern reichte.

Wie einladend mußte dieſes ſtraff geſpannte Tau einem berühmten Seiltänzer, wie Blondin etwa, erſcheinen, um den lauten Beifall eines Publikums zu erobern, das von Genußſucht und Neugier erfüllt iſt, dachte ſie im Traum.

Agnes Blicke reichten aber weit über den Umfang des Thales hinaus. Sie ſah die endloſe Ebene im klaren Sonnenlichte, und darin blühende Wohnſtätten in lachender Umgebung. Schmiede hämmerten das rothe Eiſen, umgeben von einem luſtig ſprühenden Feuerregen; beſcheidene Handwerker aller Art walteten ihres Geſchäftes, emſig in gebückter Stellung; auch Handel und Wandel regten ſich überall; gefüllte Märkte, Krämer in ihren Buden; Kunſtwerkſtätten mit Malern und Bildhauern; Setzer und Drucker um die Werke des Geiſtes zu vervielfältigen. Dazwiſchen ſprangen ſchreiende Kinder und beluſtigten ſich mit Spielen. Beim fröhlichen Klange der Geigen tanzten die jungen Paare; keck und muthig ausſehende Jünglinge im Verein mit holden Jungfrauen. Liebeslieder, heiteres Lachen erſchallten und löſten das Geräuſch der Arbeit ab. Alles ſchien ſo glücklich und befriedigt. Ueberall leuchtete der Frohſinn; herrſchte das Vertrauen. Niemand fühlte einen Zwang. Es war der goldene Traum der Jugend, der auch Agnes einſt beglückt hatte.

In der künſtlichen Beleuchtung des Thales, die nicht allein von Mond und Sternen herrührte, begann ſich's wunderbar zu regen. Ein dumpfes Summen, aus dem ein Gewirr von unverſtändlichen Worten ſich erhob, deutete an, daß eine Menſchenmenge herbeiſtrömte. Es war ein Publikum, eine Miſchung von Mittelmäßigkeiten aller Art, das Zerſtreuung ſuchte, nach dem, was von ihm der Ernſt des Lebens genannt wurde.

Aus dem Bilde löſten ſich jetzt baroke Figuren, ſchemenhaft anzuſchauen, die vor dem zahlloſen Publikum, auf dem Taue zu tanzen ſich anſchickten.

Agnes bemerkte nunmehr an ſich eine merkwürdige Verwandlung. Ihre Muskeln und Knochen ſchienen zu ſchmelzen; ſie fühlte ſich wie ein Gewebe aus Flor; eine Seeligkeit durchwehete ſie: ſie ſtieg in die Höhe wie ein Wohlgeruch, der ſich aus der Gluth entwickelt. Sie ſuchte ſich und fand ſich nicht mehr. „Bin ich ein Geiſt?“ fragte ſie ſich im Traume. Allein eine neue Empfindung überkam ſie und beantwortete ihr die Frage. Sie glaubte eine Art von neuem Körper zu erlangen, der in einem warmen, röthlichen Dunſte ſchwamm. Ihr jetziges Geſicht trug nicht mehr die Züge des frühern; es wurde von einer hohen Stirne überragt, und aus den unter derſelben glühenden Augen, blitzten Geiſt und etwas wie feiner Spott, der ihr ſonſt gänzlich fremd geweſen war. Ihre Denkkraft ſchien ſich in's Unendliche zu entwickeln. Sie ſtellte ſich's leicht vor, gleich den Andern, den Tanz auf dem Seile zu wagen. Sie nahete einem der Tänzer und ſagte zu ihm:

„Erhabener Künſtler, darf man wohl auch auf dieſem Seile tanzen?“

„Du darfſt es,“ wurde von ihm mit großem Ernſt erwidert.

Sie beſtieg nun das Seil und tanzte ſo gut es ihr möglich war. Dazu ſang ſie:

„Ich bin züchtig! ſehr züchtig! eine reine züchtige Jungfrau!“

Die Zuſchauer unten im Thal riefen: Bravo!

Sie tanzte, und ſang weiter, aber jetzt ganz leiſe:

„Ich will nur vergnügt ſein; ich werde mich um meine Nebenmenſchen niemals kümmern; die Armen ſollen mich nichts angehen; ich will nur für mich ſorgen; ich will nicht ſtehlen, nicht tödten, und nur thun, was ſich mit meinem Ehrgeiz verträgt!“

Die Leute unten verſtanden ihre Worte nicht, und ſahen nur ihre Sprünge. Sie jauchzten auf in unendlichem Jubel. Geld und Brillanten flogen ihr von allen Seiten zu.

Da wagte ſie, ohne Balancirſtange, immer höhere Sprünge, und als ſie ausgetanzt hatte, ſetzte ſie ſich an dem einen Ende des Seiles, und überzählte ſtolz ihre Schätze.

Die Zuſchauer hörten nicht auf mit Klatſchen, und riefen ihr zu:

„Erfreue Dich ſtets Deines Glückes, engelgleiche Künſtlerin!“

Da entbrannte aber ihr Spott, und ſie mußte leiſe zu ſich ſagen:

„Ihr guten Leute, wie dumm ſeid ihr doch!“

Sie machte jetzt andern Tänzern Platz. Es erſchienen ſcheusliche Larven. Verbotene Leidenſchaften führten lüſterne Stellungen aus; Haß, Neid, Verfolgungsſucht, Zügelloſigkeit, alle Todſünden und ſchweren Sünden tanzten mit unbegreiflicher Gewandtheit dahin. Sie wurde tief im Innerſten ihrer Seele erſchüttert; den Zuſchauern unten erging es wohl ebenſo, aber ſie klatſchten und ſchrien dennoch, denn ſie waren von dem Schauſpiel hingeriſſen, da ſie ſich überzeugt hielten, daß Alles nur künſtleriſche Täuſchung ſei, die einzig darauf hinziele: die Sitten zu verbeſſern.

Da trat eine flammende Geſtalt auf Agnes zu.

„Wer biſt Du?“ fragte ſie entſetzt.

„Ich bin Deine Seele, und komme aus der Hölle!“ lautete die Antwort. „Du haſt Dich verwandelt, und eine neue Seele Dir gewünſcht, um wie jene Deine Sprünge auf dem Seile zu machen, das aus dem Schmutz und dem Gewürm des Bodens zuſammengedreht, und durch den Sturm der niedern Regionen zur Höhe erhoben wurde. Du weißt, was man durch dieſe ſchnöde Kunſt gewinnt; du ſollſt nun aber auch wiſſen, was man verliert. Dein beſſeres Selbſt ſpricht jetzt zu Dir.“

„Welch’ ein Verbrechen hab’ ich begangen, daß Du ſo zu mir ſprichſt?“ ſagte Agnes unter Thränen.

„Alle Deine Gedanken waren ſündhaft.“

„Mein Gewiſſen fühlt ſich frei.“

„Dein Gewiſſen ſpricht, wie das Gewiſſen aller derer, denen Du jetzt gleicheſt. Es herrſcht ewige Nacht in denſelben, damit man die Laſter nicht ſehe, die hineinziehen.“

„Gott möge Dir das Unrecht Deines ſtrengen Urtheils vergeben!“

„Ich bin der Hölle entſtiegen, um Dir die Wahrheit zu verkünden. Hier iſt nicht Gott; hier iſt das Uebel. Wähle! Tanze jetzt, oder verlaſſe dieſen Ort!“

Ein wilder Springer hatte eben geendet. Das Seil war leer; es entſtand eine Pauſe, die von dem Geſchrei der Menge ausgefüllt wurde:

„Das iſt immens! So etwas iſt noch nicht geſehen worden! Er hat Alles todt gemacht! Hurrah! Vivat! Braviſſimo! Mehr ſpringen! da Capo!“

Aber der Springer legte die Arme kreuzweis auf die Bruſt wie ein Muſelmann, dankte gerührt und gab zu verſtehen, daß er keinen Athem mehr habe. Das war das Zeichen. Jetzt nahm ein Haufe von Lehrlingen und Stümpern das Tau mit Sturm, und tobte wie raſend in den wildeſten Sprüngen. Das Publikum pfiff und klatſchte. Der Lärm wurde unausſtehlich. Die trauernde Agnes, die noch immer weinend oben auf dem Felſen ſaß, wurde von dem Tumult erfaßt und in den Abgrund geſchleudert. Sie wäre zerſchellt worden, wenn nicht drei leuchtende Himmelsgeſtalten zu ihr herabgeſchwebt, und ſie in ihren ſchützenden Armen aufgefangen hätten.

Die erſte dieſer Geſtalten war groß; Ernſt und Erhabenheit in ihrer Miene; ein Kreuz hatte ſie mit der einen Hand umfaßt: es war der Glaube.

Die zweite, im lang herabwallenden blonden Haar, ſchön und ſanft, deren Gewand, wen es berührte, Ruhe und Friede ſchenkte: war die Hoffnung.

Die dritte endlich, der Inbegriff alles Schönen, durch deren zarte Haut das ſanfte Feuer des Innern erſtrahlte, und das Ganze wie mit einem goldenen Heiligenſchein umwob: war die Liebe.

Sie reichte Agnes eine Schaale hin, die daraus trank, und die Sehnſucht empfand, nach ſolcher himmliſchen Stärkung ſogleich zu ſterben.

In dieſem Moment kam es ihr vor, als ob ein ſchweres, dickes und feuchtkaltes Gewand ſich um ihre Glieder lege.

„Mein Gott!“ rief ſie aus. „Was geſchieht mit mir?“ und erwachte. — —

Der Hausknecht ſtand mit der Laterne vor ihr. Sein Eintreten hatte ſie aus dem tiefen Schlafe erweckt, den die Ermüdung ihr beſcheert hatte.

„Wenn Sie mit dem nächſten Zuge weiter wollen, ſo müſſen Sie machen. Wollen Sie den Kaffee auf dem Zimmer trinken?“

Sie verlangte das Frühſtück und weckte den Vater, der auf dem Sopha ſchnarchte. Sie fühle ſich durch den Schlaf geſtärkt, ſagte ſie, und ſie war in der That heiter bewegt.

Ulrich erzählte, daß er von ihr geträumt habe. Er habe ſie, nach fünfzig Jahren, mit einem ſchweren ſchwarzen Gewande bekleidet, in einem großen Hauſe wieder geſehen, wo viele Menſchen ſie verehrten.

„Das bedeutet,“ ſetzte er hinzu, „daß Du bis in das ſpäteſte Alter, noch von Ehren umgeben, Deine Kunſt treiben wirſt.“

„Je nun, wie es Gottes Wille iſt!“ ſprach ſie getroſt. „Ich werde fortan nur das wollen, was der Herr will, wie, wann und wo er es will! Wie es in dem Gebete des Papſtes Clemens heißt, das uns die ſeelige Mutter immer vorgebetet hat, da ſie noch bei uns Kindern war.“

Der Traum, der an ſich natürlich erklärt werden konnte, da die letzten Ereigniſſe, die Agnes betroffen hatten, ſich in ihm nur phantaſtiſcher wiederſpiegelten, erſchien ihr in einer myſtiſchen Bedeutung. Sie konnte ſich eine Stelle nicht aus dem Sinn ſchlagen, die ſie einſt irgendwo geleſen, und die ſie auf ihren Zuſtand bezog:

„Erſt löſet ſich das Fleiſch von dem Gebeine,
Und dann erſt ſteht der Körper wieder auf.“

Nur für den letzten Theil des Traumes, der den verklärten Leib, mit den ſchweren naßkalten Gewändern bekleidet, ihr vorführte, fand ihre Traumdeutung keinen Ausweg. Sollte ihr dies einen zweiten, einen ewigen Tod verkünden? Darüber hob ſie jedoch die Erſcheinung der drei Lichtgeſtalten tröſtend hinweg; ſie gelobte ſich an Glaube, Liebe und Hoffnung fortan feſtzuhalten. —

Die Sorge des Lebens war nun das Nächſte, was ſie berührte. Sie mußte an ſich und ihren Vater denken. Mit Clara war ſie außer aller Verbindung gerathen. Sie hatte erfahren, daß ſie mit ihrem Gatten eine größere Reiſe unternommen, und wußte auch den Grund, der den Grafen dazu beſtimmte. Von dem gegenwärtigen Aufenthalt ihrer Schweſter war ihr jedoch nichts bekannt.

Franz Müller's Schickſal bekümmerte ſie ſehr. An Oscar wollte ſie ſchreiben, ſobald ſie wieder einen ſichern Wohnort gefunden haben würde.

Sie ging aber mit gehobenerm Muthe ihrer neuen Beſtimmung entgegen. Sie war entſchloſſen, den angenommenen Namen Agneſi abzulegen, der traurige Erinnerungen in ihr hervorrief und ihr neue Unfälle bereiten konnte, und unter ihres Vaters Namen, ihr Glück zu verſuchen.

Sie gelobte ſich, Gott treu zu dienen, was man in jeder Lebensſtellung kann, und in allen ihren Handlungen, für ihre Jugendkraft und ihr Talent, ſich dem Herrn dankbar zu erweiſen.

Vater und Tochter hatten bald eine große Stadt erreicht, und eine Woche war kaum vergangen, als der Gaſt: **Fräulein Ulrich**, dem Publikum, in einer brillanten Partie, wie man es nennt, angekündigt wurde. —

6.

Graf Pflug erhielt von zwei zu zwei Tagen Nachrichten von der ſchönen Pilgerin nach Caprera. Sie enthielten Naturſchilderungen, feurige Ergüſſe über die perſönlichen Beziehungen zu ihrem angebeteten Helden, endlich auch Andeutungen zarter Gefühle, die Julia im Herzen hegte. Der Graf wurde davon electriſirt. Verſtellung lag nicht in ſeinem Charakter, und am wenigſten würde er ſich jetzt haben verſtellen können, da eine ſeiner herrſchenden Leidenſchaften ſich im höchſten Aufruhr befand.

Es war bei ihm gerade das Gegentheil von dem, was andern Verliebten begegnet. Eine aufkeimende, in ihren Hoffnungen noch nicht vollſtändig geſicherte Leidenſchaft, pflegt ſich gewöhnlich zu verrathen; eine feſtgeſetzte Uebereinkunft, ein unbezweifeltes Glück, weiß ſich wohl zu verbergen. Graf Pflug lieferte den Beweis, daß dies keine allgemeine Wahrheit ſei. Er war ganz gegen ſeine Gewohnheit fröhlich, erging ſich in Scherzen und Neckereien, und wurde ſo übermüthig dieſen Ton in ſeinen Briefen an die Geliebte anklingen zu laſſen. Einmal ſchrieb er ihr die tollſten Thorheiten, und ſchloß damit zu verſichern, daß er vollſtändig zum Narren würde, wenn ſie nicht bald zurückkäme.

Julie ſah ſich genöthigt zu ihrer eigenen Sicherheit, ihn in beſcheidenere Gränzen zu lenken, indem ſie ihm den Spiegel vorhielt, der das Bild eines von ſich ſelbſt eingenommenen, ſeines Sieges gewiſſen, aber darum nicht weniger hoffnungsloſen Liebhabers, ihm zeigen ſollte.

Was Julie beſorgte, war ohne Grund. Man glaubte zwar, nach dem Benehmen Pflug's, daß er bis zum Wahnſinn verliebt ſei, aber daran dachte Niemand, Julie dabei in Verdacht zu haben. Man traute ihr mehr Verſtand als ihm Leidenſchaft zu.

Clara freuete ſich der Heiterkeit, die ſie an ihrem Gatten bemerkte. Sie ſchrieb ſie ſeiner innern Zufriedenheit zu, und dem Einfluſſe des belebenden Klima's. Sie konnte ihre eigene Heiterkeit, die ſie darüber empfand, nicht zurückhalten, und zeigte es in Liebkoſungen, die ſie mit allem verſchönerte, was ſie Einſchmeichelndes und Rührendes beſaß. Nie hat gewiß ein edles Weib ihren Gatten zärtlicher geliebt! Dieſe nachgiebige und duldende Aufopferung erſchien dem Grafen jedoch läſtig. Was der Menſch ſeine Glückſeeligkeit nennt, beſteht oft in nichts als Gewohnheit. Sonſt ſchmeichelte es wohl dem Stolze des Grafen, wenn Clara in ihrem vollen Liebreize ſich ihm unterwürfig zeigte; jetzt hatte er ſich daran gewöhnt einen ſtolzen Trotz, einer ſich bewußten Selbſtſtändigkeit, gegenüberzuſtehen; und die daraus hervorgehenden Schwierigkeiten zu beſiegen, befriedigten ihn nur noch allein.

Julie kam endlich zurück. Was der Briefwechſel vorbereitet hatte, ſollte jetzt als verderbliche Saat heranreifen. Was ſie bei Garibaldi erlebt, was ſie von ihm gehört, die Ideen, die ſie mit ihm getauſcht; das Alles erfüllte ſie mit einer Begeiſterung, die ſie den Empfindungen gewöhnlicher Menſchen entrückte. Sie grübelte über politiſche Probleme, ſie dachte an die Befreiung ganzer Nationen, an die Beglückung der Menſchheit durch ächte Civiliſation, von den Feſſeln der Konvenienz, des Formweſens, der Dogmen, erlöſt. Ihre Schönheit ſah Graf Pflug jetzt im Glanze der Hoheit verklärt. Sie war wie umgewandelt; durchaus ernſt, durchaus ruhig; keine Leidenſchaft gewöhnlicher Sterblichen war in ihrem Weſen zu bemerken. Ihr Blick ſchien nicht zu ſehen, was ſich um ſie zutrug; ihre ſchönen Augen ſchweiften gleichgiltig von einem Gegenſtand zum andern, ohne daß man mit Beſtimmtheit hätte ſagen können, daß irgend einer derſelben ihr Intereſſe angeregt habe. Leidenſchaft, Liebe, Sinnenreiz ſchienen in ihr verſiegt zu ſein. Sie fand an nichts mehr Gefallen. Auch nach Ruhm ſtrebte ſie nicht mehr, wie ſie ſagte. Keine Störung berührte die Tiefe ihrer Seele. Und Graf Pflug mußte, von den brennendſten Gefühlen durchſtrömt, ſich in Demuth vor ihrer Stimmung beugen, wenn ihm gleich das Herz darüber zerſpringen wollte.

Wie hätte er es noch wagen können, den frühern Ton ihrer Unterhaltungen, in dieſer ſtillen, ſtarren Einſamkeit großer Gedanken, in welche ſie ſich verabgründet hatte, erklingen zu laſſen? —

Sein Benehmen gegen Clara wurde jetzt noch ſchroffer als bisher. Sie ſchien für ihn nicht mehr in der Welt zu ſein; kaum würdigte er ſie noch einer Antwort auf ihre freundlichſten Fragen. Den ganzen Tag war er unſichtbar für ſie; die ehemaligen Stunden holder Vertraulichkeit kehrten nicht mehr zurück.

Der Graf fand eines Abends ſeine Gemahlin in Thränen. Da er ſo eben von Julie kam, und von ihr einen Verweis mit auf den Weg bekommen, ſo befand er ſich in der übelſten Verſtimmung.

Clara war bereits in der Nachttoilette, und hatte die Zurückkunft Pflug's mit dem feſten Entſchluſſe erwartet, ihn zu einer Erklärung ſeines Betragens zu nöthigen. Eine Viertelſtunde war nach der andern verſtrichen. Die Ungewißheit des Ausgangs und die Erwartung hatten ihre Ungeduld auf das höchſte geſteigert.

Ihre Glieder bebten in Fieberſchauern. Ein Wagen, der in der Ferne rollte, trieb ihr das Blut aus dem Herzen in den Kopf; ein leiſes Geräuſch auf der Treppe oder im Vorzimmer, aus dem Kopf wieder in die Bruſt. Es war ein Auf- und Abwogen ihrer Gefühle und Gedanken, welches ſie nicht mehr zu ſich kommen ließ.

Endlich hielt ein Wagen vor der Thüre des Hotels; es kam die Treppe herauf; der — den ſie ſo innig liebte, trat in das Zimmer. Er ſah finſter aus, blickte mit einer unwillführlichen Verlegenheit nach ihr hin, und warf ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, in einen Fauteuil. Sie legte ein Buch aus der Hand, in das ſie geblickt hatte, ohne eine Sylbe darin zu leſen; wiſchte ſich leicht die Thränen aus den Augen, und ſagte dann mit einer faſt erloſchenen Stimme:

„Guten Abend, lieber Adalbert! Wie geht es Dir?"

„Sehr wohl."

„Ich habe ſchon lange auf Dich gewartet."

„Dieſe Mühe hätteſt Du Dir erſparen können."

„Ich ſehnte mich danach, einen freundlichen Blick von Dir in meinen Schlummer mitzunehmen, um davon zu träumen. Alle meine Gedanken betreffen nur das Eine: Dich, Adalbert!"

„Zu viel Ehre für mich."

„Du biſt verſtimmt. Ich kann Dich nicht mehr erheitern. Kaum kann ich mir es noch vorſtellen, daß es einſt anders zwiſchen uns war. Haſt Du denn alles vergeſſen?"

Sie ſtand auf, näherte ſich ihm, und kniete vor ihm nieder.

„Sieh' mich recht an, Adalbert," ſprach ſie ſanft. „Iſt es denn möglich; bin ich Dir nichts mehr?"

„Welche Scene! So ſtehe doch auf! Ich beſchwöre Dich —"

„Nein," ſagte ſie feſt, wie ſie es ſonſt in guten Tagen pflegte, „hier zu Deinen Füßen iſt mein Platz, den ich behaupten will. Du haſt mich die Liebe kennen lehren, aber meine Pflichten kannte ich früher, und ſie ſind mir von ſelbſt heilig."

„Aber, mein Gott, wann jemand herein käme. Denke an Deine Ehre —"

„Du erinnerſt mich daran, was ich meiner Ehre ſchuldig bin. Sie fordert mich auf mit Dir zu ſprechen, und ich würde nicht erröthen, wenn wir von Tauſenden belauſcht würden."

Er machte vergebliche Verſuche ſie aus ihrer Stellung zu erheben. Sie war wieder Clara, von einer an Hartnäckigkeit gränzenden Kraft erfüllt, die ſie unbezwinglich zum Sprechen antrieb.

„Es iſt ein liebendes und verachtetes Weib," ſagte ſie mit edelm, aber unterdrücktem Zorne," welches Rechenſchaft fordert, wegen der Zärtlichkeit, die ſie ohne Erwiderung nun ſo lange ſchon an dem Gatten verſchwendete. Es iſt eine heilige Angelegenheit, die ich in dieſem Augenblicke zur Sprache bringe zwiſchen uns. Soll ich denn wirklich die Gewißheit haben, daß mir das Theuerſte, was ich beſeſſen, geſtohlen wurde, und es nicht ohne Entehrung zurückfordern dürfen?“

Auf den Grafen machte die Entrüſtung Clara's den widerwärtigſten Eindruck. Er wollte die Scene kurz abbrechen, und durch eine abſichtliche Kränkung ſeiner Gattin die Kraft rauben, weiter zu gehen.

„Ich verſtehe,“ ſagte er, mit einem bittern, ſchneidenden Lächeln. „Du ſprichſt von meinem Herzen. Aber tröſte Dich! nichts wurde Dir geſtohlen, denn Du haſt es eigentlich niemals ganz beſeſſen.“

„Das kannſt Du mir ſo kalt ſagen? Und fühlſt Du nicht dabei, daß Du mich tödtlich verwundeſt? Nein, Adalbert, es kann nicht ſein. Du ſchämſt Dich nur vor mir, weil Du mir untreu wurdeſt.“

„Keine Vorwürfe. Ich bin Herr meiner Handlungen.“

„Verzeihe mir! Nicht wiedergeliebt werden, wenn man wahrhaft liebt; das verſchmerzt ſich leicht; aber wann man einſt ſeine Liebe mit Liebe vergolten ſah, reich vergolten ſogar; und dann ein Anderes in dem Herzen des treu geliebten Mannes waltet, und man daraus ſich verſtoßen ſieht; das iſt der Stachel; das raubt den Schlummer, das empört, das greift an das Leben. Ach, wer doch nur ſterben könnte!“

Sie ſtürzte ſchluchzend zuſammen; er erhob ſie, führte ſie zu einem Sitze, und blieb vor ihr ſtehen. Sie hatte ſich bald gefaßt, und ſagte:

„Ach, ich weiß nicht. Ich bin ſo empfindlich. Du mußt mit mir Geduld haben, Adalbert! Mit der Zeit werde ich mich auch in dieſem ſchrecklichen, für mich ſo neuen Zuſtand, zurecht zu finden wiſſen.“

„Dein Zuſtand iſt nicht ſchrecklich. Ich habe Dich zu meiner Gattin erhoben — verzeihe mir, wenn meine Worte Dir vielleicht hart klingen — und es wird Dir an nichts fehlen, was Dein Stand verlangt —“

„O, nichts davon!“ unterbrach ſie ihn mit Heftigkeit. „Fehlt mir doch Alles, was mein Herz fordert!“

„Dein Herz iſt verzogen und verzärtelt.“

„Das wäre Dein Werk allein, wenn Du wahr ſprächeſt. Aber es iſt nicht ſo. Du trugſt mich in Deinen Armen, und ſchwurſt mir, daß Du Deines Lebens Glück in mir findeſt. Wie konnte ſich alles denn ſo ſchnell verändern? Jetzt flieheſt Du mich, um vielleicht eine andere ſo zu bethören, wie Du einſt mich bethörteſt.“

Sie konnte nicht weiter ſprechen; ihr armes Herz war durchbohrt. Der Graf aber ſprang wild in die Höhe.

„Das iſt zu viel,“ ſchrie er wie raſend, „ſo hat dieſes Weib den Muth mit mir zu ſprechen?“

Er war außer ſich. Ein neuer Vorwurf Clara's, und er würde ſich an dem Engel vergangen haben. Allein ſie antwortete mit nichts, als mit ihren heißen Thränen. Sein wilder Zorn legte ſich, aber alles Bittere was er empfand, ergoß ſich jetzt in Strömen des ſchneidendſten, ausgelaſſenſten Witzes. Er ſagte ihr, was ein Mann wie er, nur beißendes und kränkendes erſinnen konnte, und verließ ſeine Gattin, mit dem Tode im Herzen. —

Ihn hatte der Auftritt nicht gerührt; ſein Auge war bei all dem Jammer nicht ein einziges Mal feucht geworden; ein Bereuen wäre ihm wie ſchmachvolle Feigheit erſchienen. Es freute ihn ſeine grauſame Stärke, die jede verſöhnliche Regung des Herzens ſiegreich überwunden hatte.

In der menſchlichen Bruſt ſchlummern viele Kräfte, gute wie böſe, die ewig ruhend verblieben, wenn das Leben ſie nicht weckte.

Wie nun unſer Leben beſchaffen iſt, nach dem müſſen auch die guten oder böſen Kräfte, die es in uns erweckt, die Oberhand haben. In der Gegenwart werden es bei ſehr Vielen die böſen ſein. Trotz des hohen Standpunkts den ſie — nach ihrer Meinung — einnimmt, erfrieren ihre Seelen doch in einem eisumſtarrten Polarwinter.

„Iſt es möglich dies zu bekennen?“ hör' ich einwerfen, „zu bekennen in dem Augenblick, da man uns die Liebesglut des Grafen von Pflug ſchildert?“

„Der Autor iſt einer von den Mittelalterlichen,“ ſagt ſpottend ein Anderer, „der gläubig an das unauflösliche Band feſthält, mit dem die Ehe als heiliges Sacrament zwei Herzen umſchlingt, und kein drittes zuläßt im Bunde.“

„Das Mittelalter war geſcheuter, als ſeine heutigen Ausleger,“ ruft wieder ein anderer.“ Im Mittelalter hielten ſie's ebenſo wie wir Modernen. Sein Frauendienſt hatte mit der Ehe nichts zu thun; ſondern ſtand ihr vielmehr feindlich gegenüber. Ein Troubadour beſang ſo viele Damen er wollte, ſagt ein neuerer Schriftſteller, nur nicht die, welche ſein Weib war; das wäre ganz gegen den guten Ton geweſen. Man fand es im Mittelalter ſchön, von der Geliebten zu ſagen und zu ſingen; von ſeiner Gattin ſchwieg man.“

Selbſt Dante führte der Schwätzer an, bei ſeiner Berufung auf das Mittelalter; weil er ſeiner Gattin in keinem ſeiner Gedichte erwähnt, und nur von ſeiner Geliebten, Beatrice, ſpricht. Wer aber das Mittelalter nur etwas genauer kennt, als ſolche Schönredner, wird zwiſchen der reinen poetiſchen Glut eines Dante, und der ſinnlichen Unterhaltung am Kamine des modernen Boudoirs, die Kluft überblicken, die den mittelalterlichen Frauendienſt von der heute überall eingeriſſenen Libertinage, himmel- oder beſſer geſagt, höllenweit trennt. —

Im vorigen Jahrhundert hatten es Schriftſteller auch ſchon unternommen, die Lage der damaligen Geſellſchaft in trüber Färbung darzuſtellen. „Karl von Karlsberg, oder über das menſchliche Elend“, und „die Leiden der Familie Ortenberg“, wie noch vieles Andere in dieſer Weiſe, machte Aufſehen. Die alten Zöpfe, die es ſchrieben, ſtießen auf gutmüthige Leſer, welche bei dem Blick in den vorgehaltenen Spiegel zurückſchauderten und den Autoren dankten. Jetzt wäre das hausbackene Unglück nicht mehr im Stande zu rühren. Jene alte Zeit iſt todt. Wer es mit der von der Mehrheit unerkannten Trübſal der neuen Zeit zu thun hat, die das Kainszeichen an der Stirne einer ſich auflöſenden, dahinſterbenden Geſellſchaft nicht ſieht, muß zugleich zeigen: wie der innere Herrgott allein den Menſchen noch aufrecht erhält und verherrlicht.

7.

Die ganze Nacht wurde von Clara in undenkbarem Jammer zugebracht. In ihrem Kopfe drängten ſich Gedanken der Verzweiflung; ſie glaubte Alles wagen zu müſſen. Der heranbrechende Morgen fand keine Thräne mehr in ihrem Auge.

Sie war mit ſich im Klaren. Sie hatte die gerechteſten Anſprüche für ſich, und glaubte ſich nicht von der zornigen Wuth gemeiner Eiferſucht erfüllt. Sie war die gekränkte, verhöhnte Gattin; das konnte ſie nicht mehr ertragen, ſeitdem ſie Gewißheit darüber hatte. Da ihr Lebensglück mit raſender Eile zu einem Abgrund hingeſchleift wurde, war es ihr nicht mehr möglich im zierlichen Menuetſchritt des Anſtandes zu verharren, um dem bevorſtehenden Sturze nichts in den Weg zu ſtellen.

Und doch täuſchte ſich die Unglückliche. Der Stachel der Eiferſucht ſaß wirklich in ihrem Herzen, und der wahnſinnigſte aller Schmerzen, die ein Menſch nur empfinden kann, trieb ſie an zu handeln. Sie war ein „Schlachtopfer der Liebe“, wie man es nennt, und wie es von der guten und böſen Welt übereinſtimmend, als

Gegenſtand des tiefſten Bedauerns betrachtet wird. Ein ſolches „Schlachtopfer" entfernt ſich aber immer weiter von dem Ebenbilde Gottes; es will ſich rächen; gleichviel ob an dem ungetreuen Herzen; ob an ſich ſelbſt. Dies iſt eigentlich auch nur ein Ausfluß des Stolzes, deſſen Feuer der Teufel ſchürt.

Clara ſetzte ſich zum Schreiben. Zuerſt wollte ſie noch einmal einen Verſuch auf das Herz ihres Gatten richten, ehe ſie weiter ging.

„Du würdeſt mich nicht ruhig anhören, wann ich zu Dir ſpräche, wie ich jetzt ſprechen ſoll und muß; vielleicht lieſt Du meine Worte mit größerer Gelaſſenheit. Mein, ich will es auch unſer Unglück benennen, fing an jenem Tage an, wo ich mich überreden zu dürfen glaubte: Du ſeieſt mein beſter Freund. Er will Dein Mann ſein, ſprach es in mir, liebe ihn mit der ganzen Kraft, deren Dein Herz fähig iſt. Nachdem ich alle Hinderniſſe überdacht hatte, die ſich unſerer Verbindung entgegenſtellten, und Du mir lächelnd die Verſicherung gabſt, daß ſie für Dich nicht da ſeien, und Du alle überwinden könnteſt, ward ich Dein, und von dem Augenblicke an ward ich zur Beute eben jener Hinderniſſe, die nur hinweg geräumt, nicht vollſtändig überwunden waren. Ich war zum ſchuldloſen Opfer einer mir früher unbekannten Gewalt beſtimmt. Wer von uns hat ſich zuerſt dem andern genähert? — Beklagte ich mich bei Dir, über die niedrige Stellung die ich einnahm? War ich es, die danach ſtrebte, in Glanz und Freuden zu leben? Sprach ich mit Dir von dem Bedürfniß, das

Univ. Bibl.
München

jede menſchliche Creatur empfindet, ſich geliebt zu wiſſen? Von der Qual zweier Menſchen, die ſich im Leben begegnen, ſich lieben, und dann für immer ſich trennen müſſen? Mit dieſen Phraſen aber bethörteſt Du mich — und ich —“

Das hier folgende hatten ihre Thränen ausgelöſcht.

„Ich weiß es, Du kannſt es nicht läugnen. Und glaubſt Du wohl, daß ich einen jener Momente vergeſſen haben könnte? Nein, ſie brennen alle in meinem Herzen. Du mußt Dir geſtehen, daß ich ehrlich mit mir kämpfte, daß ich mich an mein Heil klammerte, bis zum entſcheidenden Augenblick, wo mir das Ja entfuhr. Mein Gewiſſen war dann zum Schweigen gebracht, und ich war ſo unbefangen an das Glück zu glauben, das Du mir ſo großmüthig anzubieten ſchieneſt. Ich wurde beſiegt. Und trauernd muß ich jetzt mir ſagen, daß eine unerlaubte Heuchelei Dir dieſen Sieg erringen half.“

Von hier wurde die Handſchrift bis zur Unlesbarkeit undeutlich. Man ſah es ihr an, in welcher Aufregung die Schreiberin geweſen.

„Wie ſehr liebte ich Dich! Und Du . . . . ! Ich kann nicht mehr daran zweifeln, und doch iſt der Fall in meinen Augen ſo ungeheuer, daß ich umſonſt nach Ruhe ringe, um mir ihn zu erklären. Ja, es iſt wahr! Während meine Seele offen vor Dir lag, und ich mich ſo glücklich fühlte, zu Deiner Zufriedenheit beizutragen, Dich liebte wie vielleicht nie ein Weib geliebt, konnteſt Du mich ruhig anhören; kalt auf mich herabblicken. Es unterhielt Dich, weil Du Dich überdrüßig langweilteſt, als ob Du aus Deiner Loge einem Schauſpieler zuſäheſt, der die Leidenſchaft der Liebe traveſtirt. Das iſt mir nun klar geworden. Alles war alſo nur Täuſchung und Lüge. Und ich armes Weib glaubte Dir! —

„Du erzählteſt mir oft von Deinen Ahnen; wie ſie Treue und Wahrheit, Glaube und Rechtsgefühl einander hinterlaſſen, und dieſe Tugenden ſich forterbten in Deinem Geſchlechte. Ich konnte Dir von meinen Ahnen nichts ſagen, aber ich wußte es, daß ich den edeln Grafen, treu und wahr liebte, für ihn betete, und nicht um ein Haar vom Pfade des Rechtes weichen würde. Das war auch meine ganze Mitgift; Du kannteſt ſehr wohl meine Armuth, aber wie ich verſichert zu ſein glaubte, auch dieſen Reichthum.

„Du wirſt nicht ein Wort von mir, unwahr ſchelten können. Ich hege das Vertrauen, daß Du einſehen wirſt, wie unglücklich mich Dein Benehmen machte. Ueberzeuge mich davon, daß Du es unüberlegt gethan haſt. Meine Anklage möge Dich zu Deiner Pflicht zurückführen; ich habe ein Recht, Dich daran zu mahnen. Ich kenne die Grundſätze der Welt, in die Deine Wahl mich verpflanzte, allein — verzeihe mir! — ich glaubte Dich von denſelben nicht angeſteckt. Es iſt zum erſtenmal, daß ich ſo mit Dir ſpreche; haſt Du darauf nichts zu erwidern, ſo ſoll es auch das letztemal ſein. Mein Leben habe ich hiermit in Deine Hand gelegt. Es gehört nicht mehr mir; ſchalte darüber wie Du willſt. Du hätteſt ſo viel aus dieſem Leben machen können —

und was haſt Du daraus gemacht? wo haſt Du es hingeleitet?" — —

Hier brach das Schreiben ab. Sie hatte es nicht unterzeichnet; er kannte ja ihre Hand. Sie wollte es vermeiden, von ihrer Kammerfrau den Brief in Adalberts Zimmer tragen zu laſſen; die Korreſpondenz der Gatten wäre zu auffallend geweſen. Sie wartete daher ſo lange, bis der Graf ausgegangen war, und legte ihn dann ſelbſt auf deſſen Schreibtiſch.

Der ganze Tag verſtrich. Es befand ſich nur ein Couvert auf der Tafel, als Clara in den Speiſeſaal trat. Der Graf aß außer dem Hauſe. Sie ging traurig in ihr Zimmer zurück. —

Als er gegen Abend nach Hauſe kam und den Brief öffnete, rief er:

„Ein Liebesbrief, ein kleines Mannſcript! wie Heine ſagt. Ich bin zu ſchmachtenden Liebeleien heute nicht aufgelegt!"

Dann ſetzte er ſich hin, warf Clara's Schreiben, ohne es zu leſen, weit von ſich, und ergriff die Feder. Er war zweimal bei Julie geweſen, und unter verſchiedenen Vorwänden abgewieſen worden. Es verlangte ihn Aufſchluß zu erhalten. Er wußte ſich kürzer zu faſſen, als Clara.

„Ich bin überzeugt, daß ich Sie liebe," ſchrieb er an Julie, „allein wer könnte mich überzeugen, daß Sie mich wieder lieben? Bin ich bei Ihnen, ſo vergeſſe ich die Einwendungen meines Gewiſſens, die Lüge, zu der ich mich bisher verurtheilt ſah, und die ich geſtern glücklich und heldenmüthig zu überwinden im Stande war. Jetzt beſeelt mich nur ein Gedanke: ich liebe Sie. Das weiß ich; ich fühle, was in mir vorgeht; wer aber enthüllt mir, was in Ihnen vorgehe? Tauſend Bande knüpfen mich an Sie; aber nicht ein einziges Band, das von Ihnen ausginge. Mein ganzes Leben gehört Ihnen; und nicht der kleinſte Theil des Ihrigen ward mir dafür. Aber ich hoffe! — Wenn man mir ſagen würde: daß Sie nichts für mich fühlen, daß ich Ihnen ſo gleichgiltig ſei, wie jeder andere — ich könnte es nicht glauben. Schelte man dieſen Glauben anmaßend, thöricht; man raubte mir ihn nie. Jedes Wort, das Sie zu mir ſprechen, jeder Blick — alles, beſtärkt mich darin. Ich bin deſſen ſo gewiß, und meine Qual iſt dennoch unendlich. Vermag dieſer Zuſtand nicht Sie zu rühren? Beweiſen Sie es mir durch das Geſtändniß, daß Sie meine Liebe wahrhaft erwidern."

Der Brief wurde ſogleich zur Frau von Barthel geſandt. Sie verlangte, daß der Bediente des Grafen warten ſolle, um die Antwort auf der Stelle mitzunehmen.

„Was verlangen Sie von mir?" ſo lautete dieſe. „Bin ich für das verantwortlich, was Sie ſich in den Kopf geſetzt haben? Giebt es denn ein Mittel für mich, Sie von ihren romanhaften Ideen zu heilen? Würde die von mir geforderte Erklärung Sie nicht vielmehr darin beſtärken? Ueberdenken Sie unſere Situation mit Ruhe und Sie werden einſehen, daß Sie ein Unmögliches fordern. Ich bin frei und habe Ihnen kein Opfer zu bringen. Von Ihnen verlange ich nicht, daß Sie mir etwas aufopfern. Ich ſollte mich gegen Sie durch eine Erklärung binden, weil Sie mir ſagen, daß Sie mich lieben. Aber worin beſteht denn Ihre Liebe? welche Beweiſe gaben Sie mir? daß Sie davon ſprachen? daß Sie mir ſchreiben: ich liebe Sie? — Hören Sie mich denn an. Ich ſtimme nie mit dem Urtheil der Welt. Was ſie manchmal ein Verbrechen benennt, iſt es in meinen Augen nicht. Allein ſelbſt ein Verbrechen beurtheile ich milder, als eine feige Lüge. Eine Leidenſchaft, die es nicht ſcheut vor aller Welt hervorzutreten, iſt verzeihlich; eine, die ſich den Blicken entzieht, verdient Verachtung. Verlaſſen Sie die höhern Regionen der Romantik und ſchweben Sie zur Erde herab, in die Wirklichkeit. Was zeigt ſich Ihnen hier? Ein dumpfes Erwachen aus einem ſinnlichen Rauſch. Bleiben wir, wo wir ſind. Ich frei; Sie durch eine Ehe gebunden, die Sie beglücken kann, wann Sie es wollen. Es wird Ihrer Freundin Befriedigung gewähren, ſich davon zu überzeugen."

Pflug war vernichtet, nachdem er den Brief geleſen hatte. Sie, die ihn ſo weit gebracht, bereitete ihm ſolchen Schmerz, um in ihrer berechnenden Klugheit ſiegreich vor ihm zu erſcheinen! Er ſah es ein, daß ſie mit ihm nur geſpielt hatte. Zuerſt dachte er daran, ſich auf die gewöhnliche Weiſe an ihr zu rächen. Er wollte zu ſeiner Gattin zurückkehren, und Julie mit Gleichgiltigkeit begegnen. Aber zum erſten gebrach es ihm an Muth; zum andern an ruhiger Kälte.

Er fühlte, daß er ſich zerſtreuen müſſe, wenn er nicht wahnſinnig werden wolle. Aber ſeine Gedanken an Julie folgten ihm überall.

„Nur die Furcht iſt es,“ ſagte er zu ſich, „die ſich in ihrem Schreiben ausdrückt. Ich werde wiſſen, ſie davon zu befreien.“ —

Julie war nicht in der gleichgiltigen Stimmung, die ſich in ihrem Briefe abſpiegelte. Was der Graf thun würde, erfüllte ſie mit qualvollen Zweifeln. Alles hing davon ab, den angeſponnenen Handel zu einer unverzeihlichen Thorheit, oder zu einem Triumph opferfähiger Zärtlichkeit werden zu laſſen. Es gährte etwas in ihrem Herzen, was kein balſamiſcher Wein zu werden verſprach. Da wurde ihr ein Beſuch gemeldet, der ſie mit Erſtaunen erfüllen mußte.

Sie glaubte zu träumen, und fragte mehrere Male den meldenten Bedienten, ob ſie recht gehört habe. Aber immer ward ihr die nämliche Antwort, und ſie nahm die Meldung an.

Es war die Gräfin Clara von Pflug, die in das Zimmer trat. Sie hatte vergebens auf eine Antwort von ihrem Gatten gewartet, und mußte ſich ſagen, daß er für ſie verloren ſei. Sie war krank, ernſtlich krank, aber ſie war es ſo plötzlich geworden, daß ſie es noch nicht einmal wußte, und die Schmerzen, die ſie empfand, auf ihren Gemüthszuſtand ſchob. Die Krankheit hatte ſie ſeit der Nacht ergriffen, verſchlimmerte ſich während ſie den Brief ſchrieb, ſteigerte ſich als ſie die Antwort erwartete, von Minute zu Minute, bis ſie jetzt am Abend ſchon einen gefährlichen Grad erreichte. Sie befand ſich in vollſtändiger Fieberhitze; jeder Arzt würde ſie mit zweifelhaftem Kopfſchütteln beobachtet haben. So ſaß ſie allein, ſich ſelbſt überlaſſen. Schreckliche Gedanken durchkreuzten ſich in ihrem Kopfe; ungeheuere Qualen preßten ihr das Herz krampfhaft zuſammen. Sie vertiefte ſich in Traumbilder, die ihre glühende Phantaſie ihr vorſpiegelte, und die ſie auf die Bahn der Unmöglichkeiten vorwärts trieben. Sie ſah Alles bereits erfüllt; den Kirchhof, ihren eigenen Sarg, das offene Grab; ſie glaubte ſelbſt weinend ihrer Leiche zu folgen. Plötzlich aber ſchwang ſich die Phantaſie nach einer andern Seite. Sie muß leben — leben für ihr Kind, das ſie in ſich lebend fühlte — leben, damit ſie ihm die Mutter und den Vater erhalte. Das war kein trügeriſches Traumbild; die Wirklichkeit war es, die ſich der armen Fieberkranken zeigte, und ſie zu handeln aufforderte.

Mit unbeſtimmten Erwartungen, wie ſie in ihrem Zuſtande nur ſich bilden konnten, beſchloß ſie ihre Feindin, die einzige, deren ſie ſich bewußt war, zu ſehen und zu ſprechen.

Das Gefühl beider Frauen läßt ſich wohl vorſtellen, aber nicht beſchreiben, als ſie ſich einander gegenüber ſtanden. Sie hatten ſich nur ſelten und immer nur aus der Ferne geſehen. Clara war nicht ſo ſinnlich reizend als Julie; aber ſie beſaß einen höhern Ausdruck in ihrem Weſen. Er lag in dem Bewußtſein einer engelreinen Unſchuld, in dem tugendhaften Gefühl eines unbeſtreitbaren ſittlichen Werthes, in der Anmuth, den der Verein dieſer ſittlichen Eigenſchaften über ſie verbreitete.

Keine von beiden war im Stande die erſten Worte zu finden. Sie näherten ſich befremdet, ſie zitterten dem nächſten Momente entgegen; ſie blicken ſich an, nicht feindſelig Julie, nicht zurückſchaudernd Clara. Endlich ergreift Julie Clara's Hand, und führt ſie zum Divan. Clara wendet ihr glühendes Geſicht ab, damit die andere ihre Thränen nicht ſehe; Julie athmet tief auf. Es war ein ergreifender Moment.

Julie hatte nicht geglaubt, in der Gräfin Pflug das zu finden, was ſie ſah. Wie mit Zaubergewalt bemächtigte ſich ihrer eine Achtung vor der unglücklichen Gattin, und der Graf kam ihr verabſcheuungswürdig vor. Sie meinte zuerſt gegen Clara herablaſſend und gütig ſein zu ſollen; und fand nunmehr, daß der umgekehrte Fall eintreten könne, als Clara, die Hitze in ihrem Innern zurückdrängend, und mit von Thränen gerötheten Augen, Julie anblickend, mit großer Milde das Geſpräch begann.

„Sie waren vielleicht mit irgend etwas Angenehmem beſchäftigt,“ ſagte ſie, „als ich mich bei Ihnen anmelden ließ. Aber mein Beſuch wird nur kurz ſein, gnädige Frau, gewiß — ich ſtöre Sie nicht lange.“

„Ich geſtehe Ihnen, Frau Gräfin, daß mir nichts größeres Vergnügen gewähren konnte, als Ihr Beſuch. Der Graf hatte mir oft Hoffnung gemacht, Sie kennen zu lernen, allein er hat nie Wort gehalten.“

„Auch mir hatte er es einmal verſprochen, doch wartete ich vergebens auf die Erfüllung; obgleich er Sie oft ſieht, wie ich weiß.“

„Nur zu oft, Frau Gräfin!“

„Nur zu oft, ſagen Sie?“

„Sehen Sie dies Geſtändniß als einen Beweis meiner Aufrichtigkeit an. Ich bin ſie dem Beſuche ſchuldig, mit dem Sie mich beehren. Ihre Züge verrathen es mir, die Wolken, die Ihre ſchöne Stirne bedecken, die Thränen, die ſich in ihren Augen zeigen, Alles ſagt mir, daß ich eine Frau vor mir habe, deren Herz tödtlich verwundet iſt. Ich bin kein ſo entartetes Geſchöpf, daß ich für moraliſches Siechthum nicht Theilnahme empfände; obgleich ich geſtehen muß, daß es in Kreiſen, wie wir ſie kennen, zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen gehört.“

Clara fühlte das Blut in ihre Wangen ſteigen.

„Mein Beſuch, der Ihnen anfänglich überraſchend erſcheinen mußte,“ ſagte ſie, „kann nach dieſem Geſtändniß es nicht mehr ſein, da Ihnen der Gegenſtand deſſelben ſo leicht zu errathen war. Und weil Sie, wie Sie ſagen, Theilnahme für ein moraliſches Siechthum empfinden, wie Sie es bei mir vorausſetzen, ſo werden Sie es um ſo leichter verzeihen, daß eine Frau ſich nicht freiwillig dem zerſtörenden Einfluſſe eines Zufalls bloß geſtellt ſehen will.“

Auf Julie machten dieſe Worte keinen Eindruck. Sie traute ſich ein Uebergewicht zu, deshalb ſagte ſie kurz:

„Ich wünſchte Ihnen einen Brief zeigen zu können, den ich an den Grafen ſchrieb, allein ich beſitze keine Kopie von ihm. Sie würden ſich dann überzeugen, wie ich ſeinen Phantaſtereien begegnete, die am Ende nichts weiter ſind, als ein etwas ſubtilerer Unterhaltungsſtoff, wie ihn Leute von Geiſt und Gefühl ſich manchmal erwählen. Ein Mann, der mit großen und glänzenden Eigenſchaften in der Welt zu leben gewohnt iſt, kann von dem Stillleben einer engen Häuslichkeit unmöglich ſich ganz befriedigt ſehen, und wird daher ſtets neuer Anregungen bedürfen.“

„Sie kennen mich nicht,“ ſagte Clara, „wenn Sie glauben würden, daß ich ihm das mißgönnte. Allein ich weiß es, daß er nicht glücklich dadurch wird.“

„Dann müßten Sie durch Liſt oder Gewalt ihn von den Einflüſſen zu befreien ſuchen, die ſein Glück untergraben, und in der Folge ſogar zu Schritten verleiten könnten, die Ihnen ſelbſt gefährlich würden.“

„Und Sie ſelbſt geben mir dieſen Rath? Sie finden ſelbſt, daß es nicht angemeſſen ſei, in Ruhe abzuwarten, daß er ſich ändere? Die Gattin ſoll die Ueberzeugung aufgeben, daß er es fühlen werde: häusliches Glück ſei das größte; keine Zärtlichkeit ſei ſo beſtändig, als die eines durch Pflicht, Dankbarkeit und Liebe feſt an ihn geknüpften Weſens? Daß er nicht wieder von ſelbſt darauf gerathen werde; der ſtille Friede des vertrauteſten, auf das nämliche Intereſſe gegründeten Umgangs; der ſanfte Verkehr zärtlicher Herzensſtimmung, ſei den flüchtigen Genüſſen eines berauſchenden Haſchens nach Schimmer unendlich weit vorzuziehen, weil dies alles vorüberſchwindet und nichts zurückläßt als Reue? Ich kann mich nicht ſo gänzlich täuſchen. Ein Mann wie der

Graf kommt früher oder ſpäter von ſeinen Irrthümern zurück, und macht dann alles wieder gut, was er vielleicht gefehlt. Iſt es nicht beſſer, auf eine ſolche Zukunft zu hoffen, als ſie durch ungewiſſe Mittel erzwingen zu wollen, wie Sie es mir riethen?"

Sie ſagte dies mit einem ſo holdſeeligen Ausdruck von Gelaſſenheit und tugendhafter Ergebung, ſo aus des Herzens innerſtem Gefühl, daß ſie einen Mörder dadurch hätte bewegen müſſen, den auf ſie ſchon gezückten Dolch fallen zu laſſen. Julie ſchien gerührt.

„Ich bewundere Ihre ſtandhafte Zuverſicht," war Alles, was ſie ſagte.

Clara athmete jetzt freier; ſie ahnte ein verwandtes Gefühl in Julie erweckt zu haben; ſie empfand auch, wie ihre Sinne ſich wieder erhellten, wie die Hitze des Fiebers ſie gänzlich verlaſſen hatte, und ein ſanft kühlendes Durchrieſeln ihres Körpers ſie erfriſchte. Das flammende Blut war in ſeine geregelten Gränzen zurückgetreten, und die gepreßten Nerven konnten wieder ihre wohlthuende Thätigkeit beginnen. Sie erblickte in Julie keine Feindin mehr.

„Ich danke es dieſem Zufall," ſagte Julie nach kurzer Pauſe, „daß er Sie zu mir führte. Ohne ihn hätten wir uns vielleicht nie geſprochen. Eine Frau, die mit dem Gefühl des Haſſes, vielleicht der Verachtung mir gegenüber trat, öffnet mir ihr Herz mit einem entzückenden Freimuth, wie ihrer beſten Freundin, das iſt ſo einzig, ſo unvergleichlich, weil es ſo naiv und unſchuldsvoll iſt, wie ich es bei einer Dame Ihres Standes mir nicht zu denken getraute. Welche Liebe! welche

Demuth! verzeihen Sie mir, dieſe Lobſprüche; aber die Schuld, von der ich nicht ganz frei mich bekenne, entreißt ſie mir.“

„Was ich von Ihnen höre, überzeugt mich, wie ſehr ſchuldig ich ſelbſt bin. Hätte ich mir die Mühe genommen, Ihre Bekanntſchaft, und ich ſetze hinzu, Ihre Freundſchaft eher zu ſuchen, ich hätte mir Stunden des bitterſten Elends erſpart —“

Julie ſah ihren Stolz beſiegt: ſie fühlte zum erſtenmal in ihrem Leben, welche Hoheit auch mit Anſpruchloſigkeit vereint ſein kann; welche Macht auch aus der ſelbſtgewählten Beſchränkung erſtrahlt. Sie wurde von der Ahnung erfaßt, daß hierin etwas liege, was ihrem Begriffe von Emancipation nicht widerſtritt; ohne ſich jedoch ſagen zu können, daß es die Heiligung ſei, welche die Ehe ſelbſt dann kennzeichnet, wenn man auch in Kummer dahinlebt. Julie war keiner Heuchelei fähig.

„Schenken Sie mir Ihr Vertrauen,“ ſagte ſie, „vergeſſen Sie unſere beiderſeitigen Verhältniſſe, und hören Sie mich ruhig an. Es wird mich, es kann Sie auf das vollſtändigſte beruhigen. Nehmen Sie es als ein Opfer hin, das ich unſerer jungen Freundſchaft bringe. Ich geſtehe Ihnen mit einer Offenheit, welche der ihrigen nicht nachſtehen ſoll: ich liebte Ihren Gemahl.“

„Sie liebten ihn?“ — fragte Clara mit ſteigender Bewegung.

„Ich hatte ihn ſchon aufgegeben — ehe ich Sie noch kannte. Jetzt tilgt ſich von ſelbſt jedes Andenken an ihn aus meinem Herzen.“

„Und der Augenblick, der Sie von meinem Kummer überzeugte, wäre dies im Stande geweſen?"

„Ein raſches Selbſterkennen hat wohl noch größere Entſchlüſſe hervorgerufen. Mein angeborener Stolz hat ſich erhoben. Ich will neben der Größe einer berechtigten Gattin, nicht zu einer elenden Rolle herabſinken. Ich gelobe Ihnen, daß mir der ſtille Familienfriede künftig keinen Spott mehr entreißen ſoll."

„Und wann der Graf Sie wieder beſucht?"

„So werde ich mich Ihrer Achtung nur noch würdiger machen."

Julie ſtreckte ihre Hand der neuen Freundin entgegen. Clara breitete die Arme gegen ſie aus; beide blickten ſich mit thränenden Augen an. Die eine fühlte ſich gehoben; die andere, wie durch ein Wunder von drückender Qual befreit, hatte in ihrem Herzen alles vergeben.

Sie ſchloſſen ſich Bruſt an Bruſt in langer Umarmung. Auch der Sünderin Seele war gereinigt. Es war ein heiliger Augenblick. Keine denkt daran, wen ſie umſchlungen hält. Eine dankt der andern.

Der Gang, den Clara, krank und verzweifelnd als den ſchwerſten ihres Lebens angetreten, wird jetzt von ihr im Stillen geſegnet. Alles, was ſie von ihm erhofft hatte, ſieht ſie erfüllt. Kein Schatten mehr, der ihr Glück zu trüben drohete. —

Graf Pflug fand keine Ruhe an jenem Abend. Was er auch unternahm, wohin er ſich auch wendete, immer kamen ihm die Worte in den Sinn, die Julie an ihn geſchrieben; immer heftiger ward der Groll gegen ſeine Gattin. Er mußte ſich Luft ſchaffen; eine Unterredung mit der Geliebten, und wenn es die letzte ſein ſollte, dachte er.

Er flog zu ihr, als kaum Clara ſie verlaſſen hatte. Er fand ſie in einer nie geſehenen Verwirrung über ſeinen Beſuch. Ihr Entſchluß ſtand feſt; ſie wollte viel lieber ihr Leben verlieren, als die Freundin verrathen. Allein ihr Herz hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen, das fühlte ſie wohl.

Sie theilte ihm mit, daß ſie ganz zufällig die Bekanntſchaft der Gräfin gemacht habe, und bot alle ihre Kunſt der Darſtellung auf, um ihm den Eindruck im ſchönſten Lichte zu zeigen, den die Begegnung auf ſie gemacht hatte. Sie war unerſchöpflich Clara's Vorzüge, auf Koſten ihrer eigenen hervorzuheben, und betheuerte, daß ſie glücklich ſei, ſo ſchnell in der Gräfin eine Freundin ſich erworben zu haben. Sie verhehlte ihm nicht, daß ſie nunmehr wiſſe, wie ſehr Clara ihn liebe, und fügte hinzu, wie hoch ſie dieſe Zärtlichkeit der edeln Frau ſchätze.

Der Graf antwortete mit keiner Silbe; tief in ſich verſenkt, ſchien er die Täfelung des Bodens zu betrachten. Als ſie ihm aber nicht vorenthielt, daß ſie ihn nicht mehr wie bisher, ſondern nur in Geſellſchaft ſeiner Gattin, als gleichgiltigen Beſucher empfangen könne; da ſprang er auf, blickte ſie wild an, und ſank dann wie ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Julie entwand ſich glücklich dem Gefühle des Mitleids, das in ihr aufloderte, und vielleicht ihre Entſchlüſſe hätte wankend machen können. Sein fortwährendes Schweigen kam ihr zu Hilfe. Sein Auge blickte, als verzehrte es ein innerer Brand; ſein Geſicht erſtarrte zu einer unbeweglichen Maſſe; er hätte keinen Laut hervorbringen können, und wäre noch mehr als Julien's Beſitz auf dem Spiel geſtanden.

Als er in dieſer Erſtarrung verblieb, und ſie lange vergebens auf ſeine Erwiderung gewartet hatte, entfernte ſie ſich ſchnell, und überließ den Grafen ſeinen Gedanken.

Dieſer letzte Schlag war entſcheidend. Er loderte auf in Wuth; riß die Halsbinde ab, warf den Hut auf den Kopf und ſtürmte fort.

Clara war an allem Schuld; er verabſcheuete jetzt ſeine unglückliche Gemahlin. Etwas Grauſendes dämmerte in ſeiner Seele auf. Mit einem Schlage wollte er ſich befreien, und eine neue herrlichere Schöpfung ſollte ihn aufnehmen. Er wußte nicht, was er zuerſt ergreifen ſollte; auch das Entſetzlichſte ſchien ihm leicht und ausführbar.

Er eilte nach Hauſe. Auf der Treppe begegnete er dem Bedienten, der ſeiner Gemahlin eben die Limonade bringen wollte, die ſie jeden Abend zu nehmen gewohnt war. Er befahl ſie ihm zu bringen. Der Bediente, der an dem Grafen niemals eine ſo ſchauderhafte Entſtellung der Geſichtszüge geſehen hatte, gehorchte zitternd, wie von banger Ahnung ergriffen, und trug ihm das Glas nach.

Er koſtete die Limonade. Sie ſei zu ſchwach, ſagte er, er ſolle dieſe nur da laſſen, und ihm eine ſtärkere holen. Als der Bediente fort war, ging er wie bewußtlos zu einem Receſſaire, und ſchloß es auf.

Er nahm eine reich verzierte Büchſe daraus. Auf mattem Golde erglänzte eine Inſchrift in fremden Charakteren, um die farbige Edelſteine incruſtirt waren. Er hatte ſie einſt in Perſien erſtanden. Sie bewahrte kleine unſcheinbare Kügelchen — Pillen, die das ſtärkſte Gift enthielten: von denen ein paar ſchon den augenblicklichen Tod herbeiführten.

Die Neuzeit iſt auch an ſolchen Gräuelthaten nicht arm. Schon viele Ungeheuer, mit ebenſo alten Wappen wie Graf Pflug, ſind einem ähnlichen Verbrechen erlegen.

Die Kriminalſtatiſtik iſt furchtbar angeſchwollen, und in den Annalen der Gerichtshöfe ſtehen die großen blaſonirten Namen der Reihe nach verzeichnet.

Er hatte den Deckel geöffnet, der die Pillen verſchloß, und ſein Auge ruhete ſtarr auf denſelben. Schaam, Wuth, fehlgeſchlagene Hoffnung einer gekränkten Leidenſchaft auf einen nahen Sieg, durchtobten ihn. Bald war es ihm, als müſſe er ſeinem Leben ein Ende machen; dann wollte er wieder nicht ungerächt ſterben. Ein Gedanke wurde immer von einem ſchrecklichern verdrängt. Es dürſtete ihn nach Vernichtung. Dann fühlte er plötzlich wieder ſeine Kräfte brechen; Clara's Bild ſchwebte ihm vor, wie es ihm einſt erſchienen war. Doch dieſe Erinnerung war nur vorüberſchwindend, und er erwachte wie aus einer dumpfen Betäubung. Mit jedem Pulsſchlag empfand er einen tödtlichen Stich in ſeinem Herzen.

Es waren nur wenige Augenblicke, aber erfüllt von einem furchtbaren Kampfe.

Da trat der Diener herein und brachte eine friſchere Limonade.

Die Unterbrechung wirkte wie ein Wunder. Es war Pflug's Schutzengel, der ihn der Verſuchung mit himmliſcher Gewalt nur allein zu entreißen vermochte. Ungeſtüm verſchloß er die Büchſe in das Receſſaire, leerte das ihm präſentirte Glas bis auf den letzten Tropfen, und befahl mit ängſtlicher Haſt dem Bedienten, das andere Glas der Gräfin zu bringen.

Der alte Diener, dem früher ſchon das Ausſehen, und jetzt noch mehr das Benehmen ſeines Herrn aufgefallen war, betrachtete unterwegs das Glas genau, und obſchon er nichts Verdächtiges darin bemerkte, ſo überfiel ihn dennoch eine ſonderbare Aengſtlichkeit, und er zitterte, als er es auf den Tiſch vor der Gräfin niederſtellte.

Clara bemerkte es ſogleich, und fragte was ihm fehle. Der Bediente, welcher ihr von ganzem Herzen ergeben war, erzählte ihr einfach den Hergang, ohne jedoch etwas von ſeinen eigenen Muthmaßungen hinzuzuſetzen. Er meinte nur, ob er nicht die Limonade wegſchütten dürfe, da der Herr Graf ſie gekoſtet und matt befunden habe.

Clara erbebte unwillkürlich, obgleich ſie das, was ſie ſo grauenhaft und heimlich beſchlich, ſich nicht zu erklären wußte. Sie befahl dem Bedienten, die Limonade da zu laſſen, und ſich zu entfernen. Dann klingelte ſie der Kammerfrau, und ließ den Grafen zu ſich bitten, weil ſie ihn in einer höchſt wichtigen Sache zu ſprechen wünſche. —

Er fühlte ſich ſo abgeſpannt, daß er nicht fähig war ſein ganzes Unglück zu überblicken. Sonſt reich an muthvollen Planen, und darauf gebaueten Hoffnungen, war er jetzt verarmt, krüppelhaft und elend, weil er ſeine Bosheit einſah, wie der gemeinſte Verbrecher. Sein Herz war aufgezehrt; er verabſcheuete das Leben, Alles, ſich ſelbſt. Er verfluchte ſich, daß er nicht ſoviel Muth mehr hatte, ſeinem Elend ein ſchnelles Ende zu machen.

Er war im höchſten Grade beſtürzt, als er Clara's Botſchaft empfing. Ein zorniger Aerger war an die Stelle der Abſpannung getreten, als er der Einladung folgte. Es war ihm, als müſſe er lebendig in's Grab ſteigen.

Clara ſaß vor dem Tiſche, auf welchem das volle, von ihren Lippen noch unberührte Glas ſtand. Sie bat ihn, ſich zu ihr zu ſetzen.

„Verzeihe, daß ich Dich zu mir bemühete, Adalbert," fing ſie mit ſchwachem, zitternden Tone an. „Ich befinde mich ſchon lange in einem mir unerklärlichen Zuſtand, der heute durch ein zufälliges Ereigniß bedeutend geſteigert wurde. Es iſt ſo arg mit mir geworden, daß ein Zeitpunkt, den ich ſo ſehnlich herbeiwünſchte, und der mir ſchon nahe bevorſteht, mich nicht mit jener ſeeligen Freude anderer Frauen erfüllt, wann ſie das Höchſte erwarten, Mutter zu werden."

Sie hielt inne und ſah nach ihm hin, der wie ein armer Sünder vor ihr ſaß. In ihrem Auge lag nichts, was Zorn oder Strenge verrathen hätte.

„Ich dachte oft daran, daß ich es nicht erleben würde,“ fuhr ſie fort. „Heute aber iſt's mir ſo, als ob irgend ein ſchnell hereinbrechendes Ereigniß mich treffen könnte, was mir nicht mehr geſtattete, mit Dir ſo recht vertraulich zu ſprechen. Es drängt mich dazu, und Du ſchenkeſt mir wohl Gehör, wann du erwägſt, daß die Zeit zu leben, mir vielleicht nur noch kurz zugemeſſen iſt. Ich bin dir ein Geſtändniß ſchuldig. Ich habe mir heute die Freiheit genommen, die Bekanntſchaft der Frau von Barthel zu machen, ohne daß ich zuvor um Deine Einwilligung nachſuchte. Ich darf es dir aber nicht verſchweigen.“

Des Grafen Folterqual wuchs bei jedem ihrer Worte. Es war nicht mehr der frühere Zorn, der in ihm tobte; es war das Gefühl der Selbſtvernichtung, des Zorns gegen das eigene Ich.

„Adalbert,“ ſprach ſie ſanft und wenn der Tod mich in dieſem Augenblicke träfe, ſo könnte ich mir ſagen, du kennſt alle Handlungen meines vorhergehenden Lebens, und ſo wollte ich denn auch, daß meine letzte dir nicht verborgen bleibe: mein Beſuch bei Julie von Barthel. Unter allem was ich jemals gethan, erſcheint mir dies als das ſchönſte. Es bleibt Deinem Urtheile überlaſſen, ob du mir beiſtimmen willſt. Wäre es nicht der Fall, überzeugteſt du mich davon, ſo würde ich mich nach dem Ausgang eines Kampfes ſehnen, zu welchem meine Kräfte nicht ausreichen, und ohne Widerwillen und Schmerz dem Ende meines unglücklichen Lebens entgegen ſehen. Du ſagteſt mir einmal im Augenblick der holdeſten Freude, du würdeſt mich tödten, wenn ich Deiner Liebe mich unwerth zeigte. Es war ein Scherz; allein das Wort erſtarrte mich wie Eis. Ich konnte es lange nicht vergeſſen; dann dachte ich nicht mehr daran, und eben jetzt fällt es mir wieder ein. Wäreſt Du, durch das was ich unternahm, im Stande Dein Wort zu halten? Verzeihe der ſchwachen Frau dieſe Frage, die nur aus gränzenloſer Liebe gegen Dich gefehlt hat, und nur aus Liebe ſich zu dem gewagten Schritte hinreißen ließ; deren Leben nur von Deiner Liebe Nahrung erhielt, die nur Dein war, deren Treue Dir unverbrüchlich galt; die jedes Opfer Dir zu bringen vermag.“

Sie hob die Augen, wie betheuernd zum Himmel, dann blickte ſie auf ihn, als ob ſie ihn um Verzeihung anflehe. Sie, die Reine, in unterwürfiger Demuth dem Sünder gegenüber, der es nicht wagen durfte, ihr ſchönes, tugendhaftes Geſtändniß, mit dem Geſtändniß ſeiner Verbrechen zu beantworten. Aber ſein Herz war nicht ſo verhärtet, daß es von ihrer heiligen Schönheit nicht gerührt worden wäre.

Als ſie dies gewahr wurde, mußte ſie weinen. Das löſte die erſten warmen Worte ihm von dem Herzen.

„Weine nicht, meine Clara,“ ſagte er. „Wie Du ſelbſt vorhin ſagteſt, biſt Du mir ſtets aufrichtig geweſen; ich darf Dir darin nicht nachſtehen. Du verdienſt das höchſte Erdenglück; ich fühle Deinen unvergleichbaren Werth, aber mein unglückliches Herz, übel erzogen, in der Jugend verblendet, in Allem verwöhnt, zu früh geſättigt — verdient Deine Liebe nicht.“

„Nicht ſo!“ ſprach ſie herzlich. „Dein Blut iſt zu raſch bewegt in dieſem Augenblick. Du biſt großer und edler Gedanken fähig, die nur manchmal von zu ſchnellen Entſchlüſſen und Wünſchen durchkreuzt werden. Du ſprichſt, als wäre für meine und Deine Liebe nichts mehr zu hoffen. Aber heißt das nicht Gottes vergeſſen, und der ſchwerſten Sünde verfallen? Das allein könnte mich wahrhaft unglücklich machen. Du wirſt nicht ſo unbarmherzig ſein; ich kenne Dein Herz zu gut.“

„Du täuſcheſt Dich nicht,“ rief er. „Dies Herz gelobt Dir Beſſerung, wenn Du ihm verzeiheſt. Was warſt Du mir ſelbſt dann noch geblieben, Du theures Weib, als ich mich Deiner ſo unwerth machte. Was ich hinfort noch Gutes vollbringe, es ſoll in Deinem Namen geſchehen; in jeder Gefahr wirſt Du mein ſchützender Engel ſein. Ja, ich liebe Dich! Glaube mir's, daß ich Dich liebe!“

Sie hatte ihn ausſprechen laſſen, um ſeine Herzenserleichterung nicht zu unterbrechen, die ihrem eigenen Herzen wie Balſam war; ihr ganzes Weſen erhob ſich jetzt, wie ein heiterer Sonnenaufgang über Ruinen.

„Ich konnte ja niemals ganz daran zweifeln, daß Du mich liebeſt,“ ſagte ſie. „Ich glaubte an Dich, und mußte Dir vertrauen, denn ich kannte Dich ja zu gut.“

Sie ſtand auf und legte den Arm ſanft ihm um den Nacken.

„Nur in Gott allein werden die feſten Bündniſſe geknüpft,“ ſprach ſie. „Iſt Gott nicht der Mittler, den beide Theile am meiſten lieben; ſo wird der Theil, der von ihm abfällt, nur noch ſich ſelbſt lieben, und des andern vergeſſen. Man weiß es nicht immer, oder man überredet ſich, es nicht zu wiſſen, bis man es ſpäter erkennen muß, und dann vor ſeiner eigenen Geſtalt zurückſchaudert. Wer liebt, wende ſich nur ſtets zu Gott, und das erſehnte Glück wird ihm ſicher gewährt. Liſt und Gewalt ſind ohne Verdienſt und Gewinn; nur bei der Tugend iſt Beides.“

Dieſe Worte, die noch vor wenigen Stunden ſeinen bitterſten Spott hervorgerufen hätten, übten jetzt eine beſiegende Kraft auf ihn. Er ſah ſich von einer Seite angegriffen, die ſeiner Halsſtarrigkeit die letzte Stütze raubte; ſeine brennende Rachſucht war ſchon längſt erloſchen. Er ſuchte jetzt nur noch eine Entſchuldigung vor ſich ſelbſt darin, daß ſeiner Gattin zärtliche Anhänglichkeit, ihm zu monoton erſchienen war, und ihm daher Mißvergnügen und Langeweile verurſacht habe. Ein heimliches und ſchleichendes Gift ſei dadurch in ſeinem Herzen entſtanden, das ſelbſt in der lauterſten Quelle ſeines Lebens die furchtbarſten Wirkungen äußerte. Nun ſah er aber ein, daß ein ſanftes, liebendes, durch ſeine Schuld leidendes, und durch eine wunderbare Entſchloſſenheit beſeeligtes Weib, ihn gerettet, und ihm dem Leben wiedergewonnen habe. Er fühlte, daß er ſein Herz ihr nicht wieder zu entziehen im Stande ſei. Dies Letztere ſprach er in zärtlichen Worten aus, und in ſeinen Augen ſpiegelte ſich die wiederkehrende Reinheit ſeiner Empfindungen.

Clara rief aus der Vergangenheit die entzückendſten Bilder in ihm zurück, um die glücklichſte Zukunft damit zu ſchmücken. Nur ein einziger Gegenſtand auf Erden umſchloß Alles was ſie wünſchte, erwartete und hoffte.

Aber dennoch miſchte ſich eine trübe Vorſtellung ſtörend in ihr Gefühl. Sie ſagte ſich im Stillen, daß die alte Vertraulichkeit doch nie mehr wiederkehren werde; weil ihre Güte und Freundlichkeit ihn beſchämen, ihre Liebkoſungen ihn tödten könnten, wenn ſie nicht der Bitterkeit über das Unrecht, was er ihr zugefügt, ein Geſtändniß gegenüberſtellte, das auch ſie einer Schuld verfallen erſcheinen ließ. Sie wollte ihr eigenes Herz vor ihm anklagen, um aus dem ſeinigen den tödtlichen Stachel zu entfernen.

Wenn man es auch Klugheit nennen wollte, was ihr dieſen großmüthigen Entſchluß eingab; ſo war ſie doch nicht aus kalter Berechnung entſprungen.

Es war die Klugheit ihres Engels, der Sie leitete und beſchützte.

„Auch ich habe Dir etwas zu bekennen,“ fing ſie an, „was ich dieſer Stunde zum Opfer bringen muß, denn nicht der leiſeſte Schatten darf unſer inneres Licht fortan trüben. Ich ſagte Dir einmal von einer Zuneigung, die ich für einen Jugendgeſpielen hegte, als ich noch ein halbes Kind war. Ich weiß jetzt wohl, daß es nicht Liebe war; denn es war ein anderes Gefühl, als dasjenige, was meine Seele ſo feſt mit der Deinigen verknüpft. Aber ein Andenken daran beſitze ich noch, das mich zuweilen an jene Zeit erinnert, und Eindrücke in mir zurückrief, wann ich in trüben Stunden meine Augen darauf heftete. Ich klage mich deßhalb an vor Dir; das durfte nicht ſein. Die Vergangenheit erſchien mir dann glücklicher als ſie war, und meine Pflicht erheiſchte es von mir, all meinen Troſt nur aus der wirklichen Gegenwart zu ſchöpfen. Ich könnte jenes Andenken von mir werfen, es vernichten. Das wäre aber nicht genug; das entſühnte mich nicht, weil ich es ſo lang mit innerer Befriedigung aufbewahrte —“

Des Grafen Blicke folgten ihr in großer Spannung, als ſie zu einer Schatulle ging und ein himmelblaues Band daraus nahm, welches ſorgfältig zuſammengelegt war.

„Du erläſſeſt mir für jetzt wohl die Geſchichte dieſes verblaßten Angedenkens, das ſein Alter an ſeinem Aeußern verräth. Nimm es hin, es war ein kindiſcher Scherz, der nie den Ernſt dieſer Stunde hätte erleben ſollen.“

Er nahm das Band, zog ſie an ſich und ſagte:

„Du zeigſt mir in Allem den Weg. Du biſt eine Heilige, welche Laſter und Verbrechen nie gekannt hat, und ſich in ihrer himmliſchen Demuth auf gleicher Linie mit dem Sünder ſtellen will, um ihn zu ſich zu erheben. Iſt es wahr, daß es eine Hölle giebt, ſo könnteſt Du daraus erretten —“

„Nicht ſo,“ unterbrach ſie ihn ängſtlich. „Es giebt eine Hölle. Wir aber ſollen danach ſtreben, den Himmel durch eigenes Zuthun zu gewinnen.“ —

Welche Verwandlung war mit dem Grafen vorgegangen, als er ſeine Gattin verlaſſen hatte, und ſich wieder in ſeinem Zimmer befand! Vor wenigen Stunden beherrſchten ihn Gedanken an Rache, Selbſtmord, Vernichtung; jetzt war eine ſanfte Ruhe in ihm. Er küßte das himmelblaue Band, das ihm Clara, die reine Engelsſeele gegeben; der Kuß galt ihr. Das Band verſchloß er, als ein heiliges Andenken.

Eine herrliche Nacht war's. Der dunkle Himmel leuchtete von unzähligen Sternen; ein melodiſches Geräuſch durchzog die Luft, von dem Säuſeln der Bäume und dem Brechen der Wellen am Geſtade erzeugt, die weithin ihre Kühle verbreiteten. Das Geſtirn der Nacht ſtrahlte ſilbern im Oſten. Alle Gegenſtände verſchwammen in zauberiſcher Beleuchtung; es war gleich einem noch umſchleierten Morgengrauen. In den Orangen ſchlug ein Vogel den höchſten Ton an, den ſein Kehlchen zu erſchwingen vermochte; und von den nahen Hügeln antwortete ein anderer, jenen noch überbietend. Die Straße war öde und leer. Nichts ſtörte die Feierlichkeit dieſer Nacht.

Der Graf ſtand am Fenſter, die Arme gekreuzt, und horchte auf die Stimme in ſeinem Innern, die ſich laut und vernehmlich hören ließ.

„Du haſt ſie alle gekoſtet, die Genüſſe, welche die Thorheit der Menſchen erſann und darum ſchätzt,“ ſo lautete der vertraute Freund, das Gewiſſen in ihm — „jetzt kehrſt du ihnen den Rücken für immer. Aber noch Eines iſt, was dich zu ihnen wieder hinleiten könnte. Das Gute muß man nicht halb wollen, man muß vollenden, was man begonnen. Um die Seeligkeit der Demuth zu koſten, um alle Pflichten zu erfüllen, muß auch die letzte Spur eines leeren Wahnes ausgerottet werden. Welch' ein Verdienſt iſt es, ein Schwert, das der Ahnherr führte, zu beſitzen; eine Rüſtung vom Roſt zerfreſſen zu laſſen, die einſt zur Zeit der Kreuzzüge einen Ritter ſchützte, der unſern Namen trug? — Und darauf ſollte man ſeine höhern Anſprüche gründen? Was iſt man, wenn man nur ein Graf iſt? Was bedeutet ein Stammbaum? Mein Vater war ein Graf, mein Großvater Freiherr, deſſen Großvater war Falkenier, und wurde zum Ritter geſchlagen, während deſſen Vater ein Knappe war, der die Roſſe ſtriegelte, und ſeine unbekannten Ahnen von Adam herleitete, der als erſter Bauer, ſein Brod im Schweiß des Angeſichts gewann! Und meines Stallknechts Enkel trägt vielleicht einmal ein goldenes Kreuz, und deſſen Enkel regiert vielleicht einmal als Miniſter, Volk und Land, und hetzt vielleicht einmal die Heerde eines Schäfers, der eines Grafen Enkel iſt!“

Er wollte ſich los ſchälen von den feudalen Machtgeboten, denen er bisher gehorcht; ſeine Stimmung ließ es ihm leicht erſcheinen. Auch dieſe letzte Scheidewand zwiſchen ihm und Clara, ſollte verſchwinden; und es freuete ihn, eine weite Breſche darin zu öffnen, die ſie für ewig in Trümmer legen ſollte. Nach Clara's Wochenbett, wollte er nach Deutſchland zurückkehren, um auf dem Lande zu leben.

Es war ihm nicht möglich zu ſchlafen. In ſeinen Gedanken vertieft, über ſchöne Vorſätze brütend, verließ er das Haus und lenkte ſeine Schritte den Pinien zu, welche die nahe Höhe ſäumten. Es war eine liebliche Oaſe, die dem Wanderer um Mittag den erquickendſten Schatten bot, und jetzt unſern nächtlichen Denker in ihr Dämmerlicht aufnahm.

„Hier iſt gut ſein!“ mußte er ausrufen, als er ſich auf den Boden warf, der mit jenen freiwilligen Spenden bedeckt war, die ohne Kultur der Erde entſproſſen. Verbenen, Lavendel, Thymian, Iris erfreueten das Auge, und verbreiteten den lieblichſten Duft um ſein Lager, von dem er das Auge bis zum Meere ſchweifen ließ. Alles war hier noch ſchöner, als am Tage; der Wohlgeruch ſtärker; die Luft linde ſchmeichelnd. Aus dem Kloſter die Glocke, die zur Frühmette rief; auf den Hügeln das Geläute der erwachenden Heerden. Jetzt begann überall Geräuſch, das wie ein unverſtandenes Geheimniß ſich offenbarte, weil es im Zuſammenhall doch nur wieder in eine erhabene Stille zerfloß.

Schritte, die ſich dem Platze näherten, weckten ihn aus dem Nachdenken. Sie ſchwebten leiſe dahin über das Gras. Er drehte den Kopf und erblickte Clara. Sie hatte ebenſo wie er am Fenſter ſtehend, ihn das Haus verlaſſen ſehen, und war ihm gefolgt. Sie ſetzte ſich zu ihm. Beide tauſchten ihr Entzücken über die herrliche Natur. Beide hatten ſich die holdeſten Dinge zu ſagen.

„Ich bete nur um Eines,“ ſprach ſie, „daß Du mich immer lieben mögeſt!“

„Dies ſüße Gebet hat Gott ſchon erhört!“ erwiderte er.

So ſaßen ſie bis zum Morgen. Als man den Ruf der an die Arbeit gehenden Menſchen vernahm, den das gedehnte Brüllen des Viehes beantwortete; als die Achſe eines Karrens knarrte, der den ſteinigen Hohlweg heraufkam; als ein Mädchen, mit ausgeſtrecktem Arm die Amphore auf dem Kopfe feſthaltend, zur nahen Quelle ſchritt, da ſtanden der Graf und die Gräfin Pflug auf, um ſich in ihre Wohnung zu begeben.

Eine ſchönere, bedeutungsvollere Nacht hatten ſie noch nie erlebt; aber auch nie eine Nacht auf ſeltſamere Weiſe zugebracht. —

* * *

Nach wenigen Tagen erhielt die Gräfin von Pflug eine Karte:

Madame Julie de Barthel
p. p. c.

Sie hatte ſich zu Pferd geſetzt, um quer durch die Abruzzen nach Neapel zu reiten, von dort nach Tunis zu gehen, und einer vom Bey, zum Vergnügen der zahlreichen Touriſten veranſtalteten Löwenjagd beizuwohnen. Die Emotion, die ſie ſich davon verſprach, drängte die Politik, Garibaldi und alles Andere in den Hintergrund, auf dem auch nicht die unſcheinbarſte Silhouette des Grafen Pflug ſich noch zeigte. Eine Julie von Barthel müßte einer entſchiedenen, an Wahnſinn gränzenden Schwermuth ſchon ſehr nahe ſein, um mitten unter dem einladendſten Glanze einer ſtets ſich verjüngenden Luſt, wie ſie aus dem unendlichen Borne des Fortſchritts ſprudelt, eines kleinen Abenteuers — in welchem Zwiſt und Verſöhnung eines Ehepaars den Inhalt bildeten — nach vierundzwanzig Stunden ſich noch erinnern zu können. —

8.

Iſidor iſt jetzt in Rom. —

Es iſt ein weiter, hoher Raum, in den wir blicken. In unſerm Deutſchland ſieht man desgleichen wohl in keinem Schloſſe, ſo viel' auch deren ſind. Mag ſein, daß Heidelberg einmal etwas Aehnliches gezeigt, in jenem Theil, der nach dem Plane des Michel Angelo erbaut, ſelbſt noch in Trümmern ſo ſtolz emporſtrebt.

Der Raum oder Saal befindet ſich nach einem von hohen Mauern umſchloſſenen Garten gelegen, in einem prächtigen Palaſte auf dem Platze, der Rieſentreppe gegenüber, die zur Kirche Trinità de' Monti führt, und über deſſen Eingangsportal die Worte: Collegium de propaganda fide zu leſen ſind. Seit etwa zweihundert Jahren iſt hier der Sitz der Congregation zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden, eine Schule, wo die ächte Menſchenliebe gelehrt wird, damit man ſein Leben als Märtyrer beſchließe. Dieſe Schule iſt ſtets gefüllt; alle Völker des Erdballs ſenden Schüler her; und in allen Sprachen, die geſprochen werden, wird dort der Herr verherrlicht.

Iſidor iſt jetzt in dieſem Raume; in dem anſtoßenden offenen Garten ſteht Alles in reichſter Blütenpracht; die Natur zieht ihn hier nicht mehr an. Seine Blicke hängen an den Bildern, welche die Wände ſchmücken, die er von einem zum andern gehend, aufmerkſam betrachtet. Es ſind lebensgroße Bildniſſe von Prieſtern in ganzer Figur. Ein greiſer Herr, die ehrwürdige Geſtalt in einen violetten Talar gehüllt, folgt ihm zur Seite, und die Worte, die Iſidor bei'm Betrachten der Bilder ſpricht, ſcheinen ihm Freude zu machen, wie man es aus dem ſanften Lächeln, das den Mund umſchwebt, und aus dem, ſchärferes Horchen andeutenden Hinaufziehen der Augenbrauen wahrnimmt, deren tiefe Schwärze und Völle zu den ſilberweißen Haaren, die ſich ſpärlich unter dem Käppchen hervordrängen, einen lebhaften Kontraſt zeigen.

„Welche tiefe Züge, welcher Ernſt des herrlich blauen Auges," rief Iſidor, vor einem Bilde wie feſtgebannt. „Wie beredt erſcheint dieſer Mund, obgleich ihn der Maler uns feſt geſchloſſen zeigt. Das ſchlichte Haar iſt wie mit dem Frieden Gottes geſalbt. Und der Bart, wie edel umſchließt er das ehrfurchtgebietende Antlitz! Die Bruſt bedeckt ganz das Kreuz, das die emporgehobene Hand feſt an dieſelbe drückt. Wie ſchmückt dies Alles den Mann in der ſchlichten frommen Hülle des ſchwarzen Gewandes mehr, als wenn er in Gold und Purpur ſtrahlte. Das iſt ein von heiliger Kraft durchdrungener Weiſer, der das Gute nur um des Guten willen thut, und ſich willig dafür opfert."

Der Begleiter nannte ihm den Namen des heiligen

Franz von Xavier. Alle, die hier abgebildet waren, gehörten einſt dem Orden Jeſu an. Alle hatten Kummer, Noth und Unbill ertragen und jedem Erdenleid muthig getrotzt, denn das Heiligſte ſtand ihnen höher, als das Nichtige, was ihnen die Welt geboten hätte.

„Wer iſt der hier, deſſen offener Mund, deſſen Feuerauge, mich an ein Bild des Kaiſers Karls des Großen mahnt, das ich einſt in meinem deutſchen Vaterlande geſehen habe. Die hohe, ſtarke Geſtalt, ſcheint viel eher einem Helden, als einem Prieſter anzugehören.“

„Das iſt Caniſius, ein Held wahrhaft, wie Sie ihn nennen. Ein Prediger, ein Ordner, ein Lehrer, Kämpfer, Arbeiter, wie ſelten nur ein Menſch dies Alles in ſich vereinigt hat. Was dieſer dem Orden durch Gottes Beiſtand werden durfte, ward nur ſelten einem Andern zu Theil.“

„Wer iſt der abgezehrte, hagere, ernſte Mann hier?“ fragte Iſidor überraſcht ſtehenbleibend. „Sein Geſicht iſt krankhaft gelb, ſein Auge blickt ſo matt, und doch dabei ſo tief ruhig vor ſich hin, als ob er auch nicht durch die blendendſte Verlockung die ganze Welt erkaufen möchte. In ihrem Ganzen erſcheint mir die Geſtalt ſehr demüthig, aber die große Adlernaſe, die ſich ſtolz zwiſchen den eingefallenen Wangen hervorſtreckt, will wieder nicht zu der Demuth paſſen. Die ganze Haltung ſcheint darauf hinzudeuten, daß der eine Fuß etwas zu kurz, dem Körper nicht die gehörige Stütze bieten kann.“

Der alte Begleiter hatte mit ſichtbarerem Wohlgefallen noch wie bisher, dieſer Exclamation des jungen Fremden zugehört. Er zog ſein Käppchen ab und ſprach mit etwas erhobener Stimme:

„Verbeugen Sie ſich! das iſt der heilige Ignatius ſelbſt!"

Iſidor blieb noch eine Weile im Anſchauen verloren, und ſagte dann leis für ſich, daß es ſein Begleiter nicht hören konnte:

„O, wie beneide ich ſeine Größe!"

Noch ein Bild war übrig. Es ſtellte einen jugendlichen Mann vor. Wer den Typus ſpaniſcher Nationalität kennt, mußte in ihm ſogleich den Spanier erkennen, während der heilige Ignatius von Loyola auch für einen Italiener oder Südfranzoſen gehalten werden konnte. Das Bild, vor dem ſich Iſidor befand, zeigte einen Kopf von einer ſo hellen Majeſtät des Geiſtes umſtrahlt, daß man ihn für den eines Königs halten konnte, der zur Beherrſchung großer Reiche berufen ſei.

„Das iſt des Heiligen Nachfolger, unſer zweiter General," ſagte Iſidor's Begleiter, „der große Lainez, den Gott uns geſandt hat, um die Wiſſenſchaft des Glaubens uns zu hinterlaſſen, nachdem er die Glaubensglut unſers heiligen Stifters, durch eine weiſe Organiſation für alle Zeit, unauslöſchbar geſichert hat." —

Iſidor lag ſeinen Studien ob. Die guten Empfehlungen des Pater Jérémie, hatten ihm die Bekanntſchaft einflußreicher Perſonen verſchafft. Er hatte Zutritt bei hohen Würdenträgern und Prälaten. Seine Schickſale, die Offenheit ſeiner Mittheilung, nahmen für ihn ein. Ueberall trat ihm eine wohlthuende Zuneigung entgegen.

So war ihm auch die Liebe des greiſen Superiors zu Theil geworden, mit dem wir ihn die Bildniſſe betrachten ſahen. Er hatte die Vergünſtigung erhalten, während der Recreationsſtunde, ſich mit ihm unterhalten zu dürfen. Solche Unterhaltungen in dem Sprechſaale oder Garten eines geiſtlichen Hauſes, ſind nun freilich von den unſern verſchieden, ſelbſt wenn ſie ſich über Dinge erſtrecken, die der Welt angehören und in's pulſirende Leben greifen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, werden unſere Geringfügigkeiten des Tages da nicht hineingetragen. Der Ordensgeiſtliche, in ſeiner engen Begränzung, kann keinen Sinn haben, für den bunten Wechſel leicht vorüberſchwindender Begebenheiten. Sein Blick iſt unveränderlich auf ein dauerndes Ziel gerichtet; ſeine Einſicht in feſte Schranken eingeſchloſſen, über die er nicht hinaus will, es aber auch nicht könnte und dürfte. Es fällt ihm nicht ein, einen trügeriſchen Maaßſtab an die Zukunft zu legen, und für eine Zeit, über deren Beſchaffenheit er keine Sicherheit beſitzt, den Dingen, die kommen werden, Geſtalt und Einrichtung zu geben. Im Kloſterleben trägt alles den Ausdruck der Stabilität. Der Laie ſtaunt es an; ein anderer wird zur Bewunderung hingeriſſen. Es liegt Größe in dieſer ſtarren Abgeſchloſſenheit.

Einſt, nach der Abendmahlzeit, als die Bewohner des Hauſes ſich noch einige Zeit, bis zur Nachtruhe im Garten ergehen durften; hier — in dem Gange zur rechten — die Schüler mit ihren Lehrern; dort in dem andern — die Väter, ihrer leiſen Unterhaltung pflegend; ſchritt

Iſidor an der Seite ſeines alten Freundes, des Superiors, von den Uebrigen abgeſondert.

„Wir ſind,“ ſagte der Superior „die Mittelsperſonen auf dem weitausgedehnten Standpunkt der wahren Erkenntniß. Wir ſtehen auf feſtem Grunde, über uns wölbt ſich ein ewiges Dach. Was von Menſchen allein erbaut wird, je höher und kühner es ſich thürmt, kracht zuſammen, ehe man's denkt, und die Erde öffnet ſich bis in ihre tiefſten Abgründe. So zeigt es die Geſchichte in allen Jahrhunderten.“

„Wollten die Menſchen,“ ſagte Iſidor, „die fünfte Bitte zum heiligen Geiſt beherzigen: ‚Leite meine Wißbegierde, daß ich Nichts zu wiſſen oder zu kennen trachte, was mir ſchädlich oder unnütz iſt!‘ ſie würden glücklicher ſein, als ſich der Führung gewiſſenloſer Gelehrter zu überlaſſen, die ihnen vom unendlichen Fortſchritt predigen, der das Menſchengeſchlecht beglücken ſoll. Ich glaube an keinen ungehemmten unbegränzten Fortſchritt, in dem Sinne, wie ſie es meinen. Nicht an jenen neueſten Fortſchritt, der ſich von zwei gewaltſamen Ereigniſſen herleitet, die in ihrem Gefolge die entſetzlichſten Bürgerkriege hatten, die ſchöne Länder mit Trümmern und Blut bedeckten, und noch jetzt den Boden unter uns in Zuckungen erbeben laſſen, die in einem gewaltigen Schlage endlich enden werden.“

„Und deshalb hört man ſo viel von dem Licht unſerer Zeit ſprechen!“ ſagte der Superior. „Das phyſiſche Licht meinen ſie damit nicht; denn der liebe Gott hat ja ſchon längſt Sonne, Mond und Sterne geſchaffen.

Und das *andere Licht*, das von Anfang her ſchon verheißen war, iſt auch ſeit lange erſchienen, hat ſich auf die Jünger ergoſſen, und durch ſie in der heiligen Kirche erhalten. Was verſtehen ſie denn jetzt unter dem *Lichte unſerer Zeit*? Iſt denn dieſe Zeit reicher an Tugend und Erhebung, an reinem Sinn, an Glaubensſtärke, an Selbſtverläugnung? Werden nicht jetzt noch Bruderkriege geführt, und blutige Siege mit Gepränge gefeiert, welche die Menſchheit in tiefſter Reue abbüßen ſollte? Hat man nicht ſchon vor vielen Jahrhunderten, prächtige Kirchen und andere Bauten ausgeführt, gemalt, componirt, Geſetze gegeben, Bücher geſchrieben? Wird alles das jetzt beſſer geſchaffen, durch die neuen Werke überboten? Iſt das Alte verdrängt worden? iſt es vergeſſen? Worin beſteht alſo das Licht unſerer Zeit, und was vermag es an dem Zuſtand der Menſchen zu beſſern? Ich könnte meine Fragen in's Unendliche ausdehnen; allein ich will mich nur auf das Allgemeine beſchränken. Aus der ruhigen Betrachtung, die mir in dieſem geſchloſſenen Wirkungskreiſe angewieſen iſt, kann und darf mein Auge nur durch ein Streiflicht von Außen zuweilen berührt werden. Ich weiß nichts von dem Leben in dieſer von neuem Licht erfüllten Welt. Wollte ich aus dem was ich weiß und was ich erlernt, mir ein Urtheil bilden, ſo könnte es ungerecht ſein. Sie ſind ein Kind der neuen Zeit, Sie treten ſo eben aus dem bewegten Welttreiben zu uns heran; ſie haben es kennen gelernt, wie Sie ſelbſt ſagen, ohne davon erbaut zu werden. Sie werden im Stande ſein mir zu ſagen: ob die Menſchen ſich im Irrthum befinden über das, was ſie das neue Licht nennen; worin es beſtehe, oder ob es, noch nicht vorhanden, in nahe oder ferne Ausſicht geſtellt werden dürfe."

„Was die Menſchen das neue Licht benennen, hochwürdiger Vater," ſprach Iſidor, „hat ſeinen Brennpunkt in jenem Abfall von Glauben, der mit der Erfindung Gutenberg's zuſammenfiel, die etwa um ein halbes Jahrhundert nur älter war. Dies war es auch, was der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung zu Hilfe kam, und ihm verdankt man alles was die heutige Aufklärung beförderte — das neue Licht — das aber freilich viel mehr im Dunkeln läßt, als wahrhaft erhellt. Die mächtige, weitgreifende Erfindung Gutenberg's, wurde bald dazu gemißbraucht, großes Unheil über Alle zu verbreiten. Sie diente den Miſſionären der Lüge. Seit Ulrich von Hutten zeigt ſich uns ein langer Schweif, bis zu den heutigen Journaliſten und Pamphletiſten herab, die gegen Gott, den Glauben, die Kirche ihre Angriffe ſchleudern und die Maſſen in ihrer Weiſe bekehren. Es iſt ſchwer gegen ſie anzukämpfen, obgleich man ſich dabei ebenfalls der Erfindung Gutenberg's bedient. Die wohlpräparirte Lüge wirkt wie Opium, einſchläfernd und aufregend nacheinander. Wer von ihr erfüllt iſt, zu dem kann die Wahrheit nur ſchwer gelangen. Die Maſſen ſind verſchanzt hinter den Dorngeſtrüpp der Lüge, die ſie beherrſcht, und der ſie ſich gern unterwerfen, weil ſie ihnen keinen Zwang auferlegt. Wer von ihnen aber nur halbweg kann, und ſei es der ſeichteſte Kopf, kläfft aus ſeinem Verſtecke für ihre vermeinte Humanität und Bildung gegen die Heuchler und Finſterlinge, die draußen ſtehen, mit Hilfe von Gutenberg's tauſendſtimmiger Poſaune, welcher es, nach ihrer Meinung, vorbehalten ſein ſoll, einen noch mächtigern Bau als die Mauern von Jericho zu brechen."

Der greiſe Superior lächelte über die ſeltſamen Wunderthäter und ihre kühnen Erwartungen.

„Die Buchdruckerkunſt," ſprach er, „hat allerdings dem Irrthum Thür und Thor übermäßig weit geöffnet, ſo daß nur wenig Platz der, in den gleichen Ring der Oeffentlichkeit tretenden Wahrheit, übrig gelaſſen iſt. Sind die Maſſen einmal verdorben; ſo ſind ſie nicht mehr zu beſſern. Auch gute Bücher ſind das nicht immer im Stande. Der Prieſter nur allein kann es, durch das lebendige Wort. Der Herr ſuchte ſeine Jünger nicht unter den Gelehrten, ſo Bücher verfaßten. Er wählte ſich ſchlichte, gerade, gläubige Herzen, ſie ſiegten durch ihren feſten Glauben an Ihn, durch den unbezwinglichen Muth Ihm zu folgen. Und ſie thaten es in ihrer tiefen Armuth, unbeſchuht, baarhäuptig, gehüllt in unſcheinbare Gewänder. Sie thaten in ihres Meiſters Namen Wunder, und opferten ihr Leben für die Wahrheit. So wollen auch wir gern die Wahrheit, wenn es ſein muß, mit dem Tode beſiegeln. Jeder, auch der Geringſte unter uns, kann ſich an dem Werke betheiligen."

Iſidor hob begeiſtert das Auge zum Himmel, und ſagte dann, als ob er einem befriedigenden Gedanken nachſänne:

„So ein Infuſionsthierchen, an und für ſich ein Nichts, bildet ja mit vielen Seinesgleichen Klippen und Riffe, die aus dem Meere heraufragen, an denen die Brandung zerſchellt, und die Wohnungen tragen, unter deren Dach Menſchen geſichert leben. Jeder thue, was an ihm iſt, um der unſeeligen Irrlehre zu ſteuern, die jeden Tag die Zahl derer vergrößert, welche der Luſt und dem Vergnügen der Reichen dienſtbar werden, und ſie von dem heiligen Gehorſam gegen Gott entbindet. Es iſt eine Arbeit, die Muth erfordert; allein es iſt edler und heiliger ſeinen Beruf darin zu finden, das Kreuz gegen muthwillige Entweihung zu beſchützen, und es mit ſeinem Blut zu vertheidigen; als unter dem beifälligen Zujauchzen der irregeleiteten Menge, in ſinnloſen, unhaltbaren Sophismen dem Lichte ihrer Aufklärung zu huldigen."

„Wer einen Kampf ſolcher Art unternimmt, wird immer des kräftigſten Beiſtandes von dem Herrn gewiß ſein können. Was haben nicht gerade die ſchwachen Kräfte einzelner demüthiger Kinder der Kirche Großes, Weitreichendes, für alle Zeit Beſtehendes, aufgerichtet? Kann der Reichſte und Mächtigſte ſich wohl rühmen, Aehnliches vollbracht zu haben? Und was könnten nun gar jene gottloſen, verkehrten Geiſter, deren Augen und Herzen ſich vor dieſen Beiſpielen verſchließen! Sind ſie nicht dem Maulwurf ähnlich, der im Finſtern wühlt? Es giebt kein dümmeres, aber auch zugleich treuloſeres Thun, als ſeinem Nebenmenſchen den Glauben entreißen. Es gehört eine niederträchtige Bosheit dazu, in dem Herzen einer menſchlichen Creatur die Quelle des Troſtes zu verſtopfen, die dem Felſen des Glaubens entquillt. Das iſt ſchlimmer als Diebſtahl; gräßlicher als Meuchelmord; ein ſolcher Menſch ſteht tiefer als jeder, noch ſo große Verbrecher.“

„Und für ſolche ſehe ich,“ ſetzte Iſidor hinzu, „alle jene Schriftſteller und Dichter an, alle jene öffentlichen Sprecher, die auf den Beifall der Maſſen ſpeculiren, und dem Unglauben, der Verachtung des Heiligen und Altehrwürdigen ſchmeicheln. Mögen ſie doch immerhin ihren Schutzpatron feiern, deſſen Erfindung ihren unſeligen Einfluß anbahnte und möglich machte; mögen ſie Gutenberg, als den Vater der heutigen Aufklärung preiſen, und ihm Standſäulen errichten. Das Große und Gute, was in vielen Erfindungen liegt, wird nur zu oft durch den Mißbrauch entweiht. Und ſo auch hier. Gutenberg's, wie Aehnlicher Verehrung, iſt ſchon ein Mißbrauch an und für ſich. Die Erfinder denken immer zuerſt an ſich; an ihren Ruhm und an ihren Vortheil. Die in frühern Zeiten ſtehen mit unſern modernen Induſtriellen, die ‚einem dringend fühlbaren Bedürfniß‘ abhelfen wollen, auf gleicher Linie. Ich denke mir auch Gutenberg ſo. Er ſah, daß die Abſchreiber, bei unſäglicher, langweiliger Arbeit, nicht viel vor ſich brachten, und da ſann er Tag und Nacht darüber, ihnen Concurrenz zu machen, und damit Geld zu verdienen. Er theilte übrigens auch das Schickſal ſo vieler unſerer heutigen Induſtriellen. Er verlor alles, was er gewonnen hatte; gerieth mit denen, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, in Prozeſſe; und wurde auf ſolche Weiſe ein Märtyrer ſeiner Erfindung, die erſt ſeinen viel ſpätern Nachfolgern zu Ruhm, Einfluß und Reichthum verhalf.“ —

Dieſe nüchterne Anſchauung, die in dem grellſten Gegenſatz zu derjenigen ſteht, die in weiten Kreiſen der Geſellſchaft die herrſchende iſt, darf bei einem jungen Manne nicht auffallen, deſſen Schickſale wir kennen, und deſſen daraus hervorgehende Geſinnungen uns daher nicht zu überraſchen vermögen. Iſidor war auf dem Punkte in einen ſtrengen Orden zu treten, und trug den unverbrüchlichen Wahlſpruch im Herzen:

„Ein Gott. Ein Glaube. Ein Grab.“

Der Superior flehete um Segen für die Erfüllung ſeiner Vorſätze; denn er wußte um alles, was in ſeinem jungen Freunde ſich vorbereitete, und er erkannte die Gnade, die auf ihn ausſtrömte. Er wußte, daß Iſidor jeden Abend, wann er ſeine weltlichen Kleider vor dem Schlafengehen ablegte, jene Worte betete, die vor ihm der große General der Karmeliter, Joſeph Cataldi, in ähnlicher Lage gebetet hatte: „Herr, wenn Du in Deiner allmächtigen Weisheit vorausſieheſt, daß mich einſt mein Entſchluß reuen ſollte, ſo laß' mich lieber gleich ſterben, als in dieſen eiteln Kleidern fortleben.“ —

Iſidor ging nun mit ſich zu Rathe, welchem von den ſtrengen Orden er den Vorzug geben ſollte. Er ſah in allen nur lebendige, erhebende Beiſpiele ſowohl für die Ueppigen, wie für die Darbenden. Jenen ſind ſie Muſter der geduldigen Entſagung, dieſen der Beweis, wie viel ſtarres, ſelbſt auferlegtes Elend der Chriſtenglaube ertragen hilft, der auf dem leuchtenden Satze beruht: fremde Schuld durch Unſchuld zu ſühnen.

* * *

Es giebt in der Chriſtenheit einen Orden, der ſeine Entſtehung — trotzdem daß ſeine eigentliche Begründung hiſtoriſch erwieſen iſt — bis zur Sage ſich verlieren läßt.

Auf dem Berge Karmel, deſſen Gipfel den Pilgern zum heiligen Grabe, zuerſt über dem Spiegel des Meeres in das Auge fällt, befindet ſich die Höhle, die dem Propheten Elias zum Aufenthalte gedient hat. An dieſem Orte und von ſeinem Bewohner ſoll der Orden entſtanden und gegründet ſein, der nach jenem Berge den Namen erhielt. Nach Elias erbte deſſen vielgeliebter Schüler Eliſäus die Leitung des Ordens, der ſich durch neun Jahrhunderte bis zur Geburt des Weltheilands erhalten hatte, von welcher an, er nach den alten Ueberlieferungen des Karmel, bis in das elfte Jahrhundert unverändert fortbeſtanden haben ſoll. Dieſer Tradition zufolge befindet ſich auch das Standbild des Propheten Elias, unter den andern Standbildern der Gründer religiöſer Orden, in der St. Peterskirche in Rom.

Im zwölften Jahrhundert — 1156 — dies iſt hiſtoriſch, ſtiftete ein rückkehrender Kreuzfahrer, Berthold aus Kalabrien, einen Einſiedlerverein unweit der Eliashöhle, aus welchem der Orden „der Brüder der ſeeligen Jungfrau vom Berge Karmel“ hervorging, welchem von dem heiligen Albert, Patriarchen von Jeruſalem, nebſt dem Namen auch eine geſchriebene Regel ertheilt wurde.

Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchien in der langen Reihe ausgezeichneter, frommer und heiliger Männer, die dem Orden angehörten, einer der größten, die in ſeiner Geſchichte für immer glänzen werden. Er gehörte einer vornehmen und reichen Familie an, die auf der Inſel Ischia wohnte. Die Legende berichtet, daß er von Jugend auf den Lebensfreuden ſich entzog, und jede Sinnlichkeit verabſcheuete. Er weihete ſich frühzeitig der heiligen Mutter Gottes, und ſtärkte ſich zu ſeinen guten Vorſätzen durch den oftmaligen Genuß des allerheiligſten Sacraments. Dies war der heilige Johannes vom Kreuz, welcher den Karmeliterorden reformirte, und zum erſten Prior eines nach dem Gedanken der heiligen Thereſia, von ihm gegründeten Kloſters deſſelben wurde. Selbſt in der grauenvoll atheiſtiſchen franzöſiſchen Revolution gelang es nicht dieſen Orden gänzlich zu vernichten, da ſeine Miſſionäre in allen Welttheilen predigten und Karmeliter und Karmelitinnen in Unterricht und Krankenpflege ſich auszeichneten. Aber freilich hat er auch zu allen Zeiten die meiſten Märtyrer geliefert, deren Muth an das Wunderbarſte gränzt, was für einen gläubigen Chriſt denkbar iſt.

Das große Beiſpiel des heiligen Johannes vom Kreuze erſchien Iſidor wie ein leuchtender Stern, der ihm auf ſeinem Lebenspfade das Ziel all ſeines Strebens bezeichnete. Er wagte es zwar nicht, dabei an die großen Eigenſchaften und Fähigkeiten des Heiligen zu denken; allein er fand eine Uebereinſtimmung darin, daß ſie beide in Ueppigkeit geboren, und zum Wohlleben in der Welt beſtimmt, ſich frühzeitig mit Eckel davon abwendeten und in ihrem Innern nach beſſerer Erkenntniß forſchten.

Der Karmeliterorden gehört zu den großen Bettelorden der Kirche. Alle ſeine Häuſer ſtehen unter dem General, der in Rom reſidirt. Der minder ſtrengen Regel gehorchen die Conventualen oder Beſchuheten; der allerſtrengſten, die Obſervanten, die keine Schuhe, ſondern Sandalen an den bloßen Füßen tragen, und ſich unermüdlich allen Abhärtungen und Abtödtungen überlaſſen. Sie enthalten ſich das ganze Jahr hindurch der Fleiſchſpeiſen, ſchlafen auf einem Brette, erheben ſich um Mitternacht und gehen in den Chor, um die Matutin zu ſingen, ſie widmen mehrere Stunden der ſtillen Betrachtung, nehmen dreimal in der Woche die Disciplin, und ſprechen niemals ohne Erlaubniß und ohne, daß es das ihnen übertragene Amt oder Geſchäft erforderte, mit Ausnahme der Zeit, die ihnen zur Erholung geſtattet iſt. Sie tragen kein Linnen auf dem Leibe; ihr Gewand beſteht aus einer groben härenen Kutte.

Welch ein Glaube, der zu ſolchem Leben befähigt — aber auch welche Liebe, darf man hinzuſetzen, welche die Menſchen antreibt, ſich ſolcher Buße ein langes Leben hindurch zu unterwerfen, um das zu ſühnen, was ihre Nebenmenſchen, in weltlichen Lüſten, in Verzärtelungen und Verirrungen an ihrem Heile freveln! Sie ſind die wahrhaften heldenmüthigen Nachfolger Jeſu Chriſti, die unter dem Joche des Kreuzes, die Welt glorreich überwinden.

Iſidor, der die Geſchichte dieſes ſtrengen Ordens genau kannte und das Leben des heiligen Johannes vom Kreuz immer wieder von neuem las, wurde mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zum Karmel hingezogen.

Es war am ſechszehnten Juli, dem Feſte unſerer lieben Frau vom Berge Karmel, als Iſidor an die Kloſterpforte klopfte, und um Einlaß bat. Die erſten Tage brachte er in geiſtlichen Uebungen — den ſogenannten Exercitien — zu, und ward alsdann in das Noviziat aufgenommen. Einen Monat lang lebte er hierauf, in ſeiner Zelle eingeſchloſſen, um über ſeinen Beruf Betrachtungen anzuſtellen, und ſeinen Entſchluß nochmals gehörig zu prüfen. Als er den Obern erklärte, daß ſein Vorhaben unerſchütterlich ſei, ordneten dieſe eine allgemeine Berathung an, die endlich zu Gunſten der Aufnahme des Neophyten entſchied.

Wie glücklich fühlte ſich jetzt Iſidor, ſeine Seele Gott und der Betrachtung der Ewigkeit gänzlich widmen zu können! An der Wand der Zelle ſtand geſchrieben:

„Dem Karmel und dem Gerichte,
Nur Gott und ich!“ —

Das Noviziat ging zu Ende; es war zur Herbſtzeit. Da füllte ſich eines Morgens die Kloſterkirche mit vielen Leuten. Auf dem Altar Kerzen und Blumen; aus der Höhe ertönten die Pſalmen in frommem Chorgeſange.

Als die Tageszeiten gebetet waren, trat ein greiſer Karmeliter aus den Uebrigen hervor; es war der Pater Prior des Noviziats. Er trug, gleich den andern, die Kutte aus brauner Wolle, von einem Lederriemen umgürtet, darüber das Skapulier von gleicher Farbe, von den Schultern hing der lange weiße Mantel hernieder. Sein ehrwürdiges Haupt war geſchoren, und ſeine bloßen Füße ruheten auf der, mit Riemen an ſie befeſtigten Sohle.

In demüthiger Haltung folgten ihm alle Väter und Brüder, und ſtellten ſich vor den Stufen des Hochaltars im Halbkreis auf. Der Pater Prior aber beſtieg die Erhöhung, vor dem Seitenaltar der heiligen Thereſia, und ließ ſich auf einen Seſſel nieder.

Jetzt näherte ſich ihm der Novizenmeiſter, der Iſidor an der Hand führte. Dieſer ſah ernſt, aber nicht traurig aus; eine klare Ruhe war über ſeine Züge ausgebreitet. Er ſank vor dem Greiſe auf die Knie, erfaßte das Ende ſeines langen Skapuliers, und drückte es an die Lippen; hierauf beantwortete er alle an ihn gerichteten Fragen, wie es die Vorſchrift erheiſchte.

Ein junger Mönch hatte indeß die Kanzel beſtiegen, um einen Vortrag zu halten, der nicht nur Iſidor, ſondern noch viele andere, bis zu Thränen erſchütterte.

Iſidor mußte, die ſchon früher im Stillen abgelegten Gelübde, hierauf öffentlich erneuern, und dann erfolgte die wirkliche Einkleidung.

Der junge Bruder warf ſich auf ſein Antlitz nieder, und betete mit leiſer Stimme das Te Deum.

Als er ſich vom Beten erhob, ſchien ſich ſein Weſen gänzlich verwandelt zu haben. Auf ſeinem Geſichte, das ſtets feine Linien zeigte, lag jetzt die heilige Würde der Demuth; ſeine Haut war ganz durchſichtig geworden, überaus bleich, gleichſam eine ätheriſche Hülle; der geiſtreiche Ausdruck ſeiner Augen war verſchwunden, aus ihnen leuchtete das ſanfte Licht der Einfältigkeit. Man ſetzte ihm einen kleinen Myrthenkranz auf, der mit ſeinen vielen weißen Knöspchen und Blümchen, den ganzen Eindruck zu einer Lieblichkeit ſteigerte, wie die eines **Bräutigams**.

So geſchmückt reichte er allen Andern den Bruderkuß, den ſie auf den Knien empfingen, während ſie dazu den Pſalm ertönen ließen:

„Siehe, wie gut und lieblich iſt es,
Wenn Brüder beiſammen in Eintracht wohnen.“

Iſidor kehrte in das Kloſter zurück; dem er jetzt für's Leben angehörte, und ihm nach ſchallten die begeiſterten Wechſelgeſänge des Te Deum, welches die Mönche angeſtimmt hatten.

Wer vermöchte die Gefühle des convertirten Israeliten in jenem Augenblicke zu ſchildern!

„O kämen ſie jetzt, ſie alle,“ rief er aus, als er in ſeine Zelle trat, „kämen ſie, die mich früher gekannt haben! Sie würden ſehen, wie Jeſus die Herzen umwandelt! Sie würden einſehen lernen, daß aller Glanz, daß weltlicher Ruhm und Ehre in Nichts verſchwinden, vor dem unermeßlich hohen Glücke, welches uns aus dem demüthigen Tabernakel Jeſu, des Gottmenſchen, entgegenſtrömt!“

Als Iſidor ſpäter, ſich den auf die Theologie vorbereitenden Studien hingab, und Tonſur und die niedern Weihen erhalten hatte, vertauſchte er ſeinen ſeit der Kindheit angenommenen Namen Iſidor, den er in der Taufe beibehalten hatte, mit dem des Bruders Johann Joſeph vom Kreuze, nach dem großen, ihm voranleuchtenden Beiſpiel des Heiligen. —

* * *

Während das hier Erzählte ſich zu Rom begab, hatte ein deutſcher Graf mit ſeiner Gemahlin, in einem Palazzo auf dem ſpaniſchen Platze, der Propaganda gegenüber, ſein Abſteigequartier über den Winter genommen. Die Gräfin ſah dort ihrer Entbindung entgegen. Es war der Graf Pflug. Clara und Iſidor waren ſich räumlich wieder ſo nahe wie in ihrer Jugend, aber dennoch auf ewig einander entrückt. —

9.

Auf dem Schloſſe zu Marienſtein ſah es jetzt traurig genug aus. Die alten Mauern und das Dach ſtanden zwar noch feſt und trotzig da; aber an der innern Ordnung und Behaglichkeit fehlte es gänzlich. Die Stallungen waren leer; die Remiſen verſchloſſen. Auch die großen Säle nach der Gartenterraſſe, waren lange ſchon nicht mehr geöffnet worden; die Blumenparketts ſtanden verwildert; und Ephen und andere Schmarotzer hatten unverwehrt ihr loſes Spiel treiben dürfen. Es machte den Eindruck der Oede, des langſamen Hinſterbens.

Im äußern Hofe, in dem Winkel, den der Schleedorn umſäumt, ſteht ein kleines armes Häuschen, welches äußerlich mit der Trauer des Uebrigen nicht übereinſtimmt. Hier wohnt die Amme des jungen Schloßherrn Oscar zu Marienſtein, die in dem Häuschen ihr Gnadenbrod verzehrt. Wenn man von Außen zur Thür hereintritt, iſt man auch ſchon im Wohnzimmer, an das ſich die Schlafkammer ſchließt. Ein Rechen und eine alte ſchartige Senſe hangen an der Wand des Zimmers; am Ofen ſitzt eine brütende Henne in einem Korbe; einige Tauben girren auf dem Brette vor der offenen Dachlucke, und vor dem Herde, wo der aufgehängte Keſſel brodelt, liegt ein greiſer Hund ausgeſtreckt, als eingeſchlafene Schildwache. Zwei alte Bänke, ein Tiſch, ein Strohſeſſel, an der Wand ein colorirter Holzſchnitt, die heilige Dreieinigkeit darſtellend, daneben ein kleines Kruzifix von Metall, ein Roſenkranz herumgeſchlungen, das bildet den Inhalt des Zimmers. Eine Abbildung der heiligen Mutter Gottes von Altötting hängt in der Kammer, über dem Bette, darunter auf einem kleinen Kaſten liegen ein paar Gebetbücher. Das Alles durchzog der Duft eines nüchternen Daſeins, ländlicher Beſchäftigung gewidmet und reiner Frömmigkeit.

Die Frau, die hier wohnte, ſaß halb ſchlummernd unter der Thür. Sie war ganz ſchwarz gekleidet; alles war ziemlich abgetragen und geſtickt, denn es war die Trauer, die ſie beim Tode des alten Herrn von der jungen Herrſchaft erhalten hatte, und die ſie zum Theil aus Sparſamkeit nicht erneuern, aus Anhänglichkeit an das hochgräfliche Haus aber auch nicht ablegen wollte. Man konnte die ſtark gealterte Geſtalt in der trüben Kleidung nicht ohne Mitleid anſehen; denn Alles an ihr verrieth einen tiefen Gram. Graf Oscar kränkelte nun ſchon lange. Die Wunde, die er im Duell mit Franz Müller erhalten hatte, ſollte nach der Ausſage der Aerzte, ſein Siechthum erhalten haben, und ſie riethen ihm wiederholt den Gebrauch gewiſſer Bäder an; allein Oscar folgte ihnen nicht und verharrte in ſeiner Abſpannung und Gleichgiltigkeit.

Die Amme hatte darüber ihre aparte Meinung. Sie war viel um ihn, den ſie genährt hatte; er fühlte eine fromme Erhebung, wann er die gute Alte ſah, die ſeine erſte Tröſterin geweſen bei ſeinen kindiſchen Thränen; der Wiederſchein der zärtlichſten Mutterliebe, die holdeſte Erinnerung aus der Vergangenheit. Wie ſollte man ſeiner Amme nicht den Zoll der Liebe und Achtung durch's ganze Leben bewahren? Auch der größte, der gefeiertſte Menſch iſt dir Erkenntlichkeit ſchuldig, armes, vielleicht entehrtes Weib, das ſein aus eigenem Fleiſch und Blute erzeugtes Kind, mit dem fremden vertauſcht, und es manchmal ebenſo ſehr liebt. Die Mütter wiſſen es nicht, welchen Antheil an der Kindesliebe ſie freiwillig aufgeben, und zu welchen Ehren und Freuden ſie ein armes gefallenes Geſchöpf verhelfen. Wüßten ſie es, ſie würden gewiß nicht, um der Friſche ihrer Haut und der Schlankheit ihres Wuchſes keinen Eintrag zu thun, gegen die Natur ſündigen, die jeder Mutter auch die Fähigkeit ertheilte, die Jungen, die ſie zur Welt bringt, zu ſäugen. —

Oscar's Amme ſaß jetzt in Sorgen vertieft auf ihrer Schwelle.

„Ich verlier' die Luſt zu allem," ſprach es in ihr, „und ich möchte nur immer weinen, wenn ich meinen lieben Oscar ſo anſehe. Was wär' er für ein Mann, wenn er wollte! So ein guter Chriſt — wie würd' er Frau und Kinder glücklich machen! Niemand weiß das Alles ſo wie ich, die ihn ja von der Geburt an kennt. Er iſt ſo gut, brav, wohlthätig, klug — ach! er war einſt auch kräftig und muthig — aber das iſt nun vorbei. Da ſitzt er nun oben und trinkt den Thee, den ich ihm reiche. Es iſt das Einzige, was ich ihm helfen kann. Für die Schmerzen ſeiner Bruſt mag es ſchon gut ſein; allein die andern Schmerzen — die ſitzen tiefer, da reicht das heiße Krautwaſſer nicht hin, die kann es nicht wegſchwemmen!" —

Man wird ſich noch vom erſten Theil dieſer Geſchichte erinnern, daß unten am Wege, der zum Schloſſe führt, ein altes Steinkreuz ſteht, vor dem ſehen wir am ſelben Tage und zur ſelben Stunde eine ſtattliche Frau niederknien, einen kurzen Stoßſeufzer zum Himmel ſenden, und dann rüſtig weiter ſteigen; ſie trug ein zierliches, mit Papier wohl verſchloſſenes Töpfchen in der Hand. Als ſie den Platz erreicht hatte, wo die Amme ſaß, blieb ſie grüßend ſtehen, und jene ſtand ehrerbietig auf, um zu danken. Der alte Hund wurde dumpf knurrend wach, kam aber ſogleich wedelnd auf den Gaſt zu, und leckte ihm die Hand.

„Ach, Fräulein Urſula,“ ſagte die Amme zur Schweſter des Pfarrherrn, „wie möchte ich doch nur bei dieſer Hitze auf den Schloßberg ſteigen! Sie ſind ja wie gekocht, ſo roth, und die hellen Tropfen rinnen Ihnen über's Geſicht. Nur einen Augenblick müſſen Sie bei mir eintreten, weiter oben, vor dem Portal iſt's zugwindig, und drinnen in den Gängen noch zehnmal mehr. Drum zuerſt ein Bischen verſchnaufen und dann zur Stärkung ein Tröpfchen Muscat, das ſchadet nichts in der Hitze genoſſen, und erfriſcht doch den Mund.“

Dabei zog ſie die leicht widerſtrebende Urſula in das Häuschen, ſtäubte den einzigen Strohſtuhl ab, damit ſie ſich niederſetze, und ſprang dann hin, um die Dachlucke zu ſchließen.

„Die Thür kann ich ſchon offen laſſen, ſonſt iſt's hier zu dämpfig,“ ſagte ſie dabei, „aber Zug iſt keiner mehr.“

Dann holte ſie ein Fläſchchen herbei und ein Gläschen dazu, das wie Alles, was ſie Gutes hatte und genoß, von ihrem Oscar kam.

„Ich danke herzlich,“ ſagte Urſula, „ich trinke ſchon lang keinen Wein mehr, wegen meinem Blut.“

„Alſo ein Zuckerwaſſer, wenn Sie erſt abgekühlt ſind, oder Limonade, ich habe auch eine Citrone bei der Hand, die mir mein lieb's Gräſle ſchenkte, weil's jetzt ſo heiß macht." —

Urſula wiederholte ihre Weigerung mit vieler Artigkeit, und ſagte, daß ſie weniger eingetreten ſei, um auszuruhen, als um die Amme, ihre alte Freundin, nach ihrem Befinden zu befragen.

„Wie kann denn wohl mein Befinden ſein," antwortete die gute Frau, „wenn's da oben nicht beſſer werden will. Mit dem Grafen iſt's nicht mehr auszuhalten."

„Was ſprechen Sie da? haben Sie ihn nicht eben ihr lieb's Gräſle geheißen, der ihnen Citronen und Muscateller ſchenkt?"

„Ja, das wär' mir recht! So mein' ich's nicht. Ich wollt' ihn! Wenn er nicht gut mit mir wäre, die ihn aufgezogen hat, und ihn bis heutige Stunde pflegt und bedient. Hätt' er mich nicht, die nach allem ſieht, ſo müßte er verhungern, und die ganze Wirthſchaft, das Schloß und Alles ging ganz und gar zu Grunde. Aber ich bin da, führ' die Aufſicht, ſtreit' mich für ihn mit den Leuten herum, damit er nicht noch um all das Seinige kommt."

Es iſt ganz die Art ſolcher Frauen, ihren nicht zu verdunkelnden Werth im hohen Maaße ſelbſt zu überſchätzen, und ſich eine Macht in Dingen zuzutrauen, von welchen ſie auch nicht das Geringſte verſtehen.

„Was Sie ſagen," ſprach Urſula, und ſetzte ſich jetzt erſt breit zurecht, auf die Mittheilungen ihrer Freundin geſpannt. „Ich konnte nicht denken, daß es mit ſeiner Krankheit gar ſo arg beſtellt iſt. Nun ja, der Huſten macht krittlich, beſonders wann er Nachts den Schlaf ſtört. Der hochwürdige Herr — ſo nennen Mütter und Schweſtern ihren geiſtlichen Sohn oder Bruder, wenn ſie ihm die Haushaltung führen — der hochwürdige Herr leidet auch daran, und da hab' ich heute friſche Maulbeeren eingeſotten, und wollte dem Herrn Grafen dies Töpfchen voll bringen, weil nichts beſſer anfeuchtet.“

„Tragen Sie es ihm nur hin, Fräulein Urſula, und laſſen Sie ſich mit ihm in's Geſpräch ein, wann er drauf eingeht, dann werden Sie ſchon ſelbſt ſehen, was die Glock' geſchlagen hat. Ich ſag' nichts.“

„Es iſt alſo — ja — wie ſoll ich ſagen?“ fragte ausholend Urſula, die ein wenig von Allem wiſſen wollte.

„Ich möcht's Ihnen ſchon ſagen, Fräulein Urſula, wenn Sie mir verſprechen wollten, Niemand etwas davon zu verrathen — auch nicht dem hochwürdigen Herrn.“

„Das kann ich nicht; ich darf Sie nicht belügen. Eben der Hochwürdige, als er ſah, daß ich das Töpfchen nahm und fortging, fragte mich: ‚Wo trägſt Du das hin?‘ — ‚Zum kranken Grafen,‘ ſagt' ich. Und da ſagt' er, ich ſollte doch genau mich nach allem erkundigen, wie's oben ſteht, was der Graf macht, was er treibt, ob er in's Bad reiſt, ob er da bleibt, kurz alles, was man wiſſen muß, wenn man einem mit Gebet und Zuſpruch helfen will, ſeine Leiden ertragen. Der hochwürdige Herr kann nehmlich nicht ſelbſt zum Schloß hinauf, weil ihn neben dem Huſten auch noch das Zipperlein arg mitnimmt.“

„Nun denn, wenn's ſo iſt,“ ſagte die Amme und rückte eine kleine Bank ganz dicht zur Urſala hin, „ſo muß ich dem Herrn Pfarrer ſchon gehorchen. Solche Geſchichten ſind überhaupt nicht gut geheim zu halten. Das Gräfle iſt lang ſchon krank und leidend; die Wunde mag wohl etwas daran ſchuld ſein — aber — dacht' ich immer — es iſt ſicher noch etwas dabei. Jung, hübſch, Geld genug — da kann ſo ein Graf allerlei tentiren, und geräth er an die Unrechte, ſo hat er für's Leben verſpielt. Nun iſt er aber ein ſittſamer, chriſtlicher Jüngling, ich kenn' ihn ja von Jugend auf, und an was Schlechtes iſt bei ihm kein Gedanke nicht. Leider hat er ſich vergafft, und zwar ganz ernſt. Allein weil's nicht ſein kann, zehrt's ihm's Leben ab. So iſt's.“

„Und das wiſſen Sie ſo beſtimmt?“

„Schon lange. Briefe kommen und gehen ab. Manchmal im ſelben Augenblick. Und dann iſt er immer ſehr traurig und huſtet viel ſtärker. Kein Schlaf und krittelich — ich ſag' Ihnen, Fräulein Urſula, mit Reſpect vor Ihnen zu melden — na! ich ſchluck's lieber hinunter. Neulich war's wieder der Fall. Er befand ſich Abends ſo ſchlecht, daß ich die Nacht im Vorzimmer blieb, um ihm ſeinen Thee zu wärmen. Gegen Morgen — es werden nun an die vierzehn Tage ſein — war er ein wenig eingeſchlafen. Ich betrachtete ihn; er ſchlummert ſo ſanft, denk' ich; nun geh' ich nach Haus, und laſſ' den Kammerdiener bei ihm. Ich gehe in's Vorzimmer, richte meine Haube vor dem Spiegel, hab' eben klein Tuch umgelegt, da platzt haſtig der Muſje Charles zur Thür herein. Scht! mach' ich und wink' ihm. Und er ſagt mir nun leiſe: es iſt 'ne Poſtchaiſe da, vom Bahnhof, eine verſchleierte Dame, ſie will mit dem Herrn Grafen ſprechen, was er thun ſolle? — Der Graf ſei krank, und empfängt Niemanden, ſagte ich, ſoll er ſagen. — ‚Sie läßt ſich nun und nimmermehr abweiſen,' hatte er nur eben geſagt — da macht Eins leis die Thür auf, und wer tritt herein, ganz ſachte und ehrbar, die Dame, nobel angezogen, mit einem dichten Schleier vor dem Geſicht, die mir einen kleinen Brief für den Herrn Grafen von Marienſtein übergiebt. Ihre Hand zitterte dabei, und ihre Stimme noch mehr, als ſie mich bittet, es ſogleich zu thun. Und ſie wolle warten. ‚Aber der Herr Graf liegen krank im Bette, und ſind ſo eben ein wenig eingeſchlafen,' mache ich. ‚Das thut Alles nichts. Tragen Sie nur den Brief hinein, ſo wird er ſich ſogleich ankleiden und mich empfangen,' macht drauf ſie. Da klingelt der Graf; er war von unſerm Hin- und Herreden aufgeweckt worden, und verlangt zu wiſſen, mit wem ich ſpreche. Ich geb' ihm den Brief; er blickt hinein, ſpringt aus dem Bett, als ob ihm nichts fehle — huſch! in den Schlafrock — zwei Bürſtenſtriche durch das Haar — ein Mundvoll von dem wohlriechenden Waſſer auf der Toilette — und zu mir gewendet, auf die Tapetenthür weiſend: ‚hier hinaus, liebe Maidal!' Ich ſteh' wie verblüfft, aber wie ich noch ſo ſtehe, drückt er mich hinaus und ſchließt die Thür hinter mir zu. Ich konnt' das nicht verwinden; es war mir als dürft' ich's nicht verſäumen, dahinter zu kommen. Ich ſchleich' mich in den Gang und horche an der Salonthür — was glauben Sie, Fräulein Urſchi, was ich höre?“

„Die fremde Frau wird den Grafen lieb haben; ſie wird über ſeine Krankheit unglücklich ſein; ſie wird ihn haben tröſten wollen, weil er ſie wieder liebt,“ ſagte Urſula.

„So was iſt es freilich — aber unglücklich? Bah! Wiſſen Sie, wie er ſie nannte? Meine geliebte Agnes! nun werden Sie alles verſtehen.“

„Agnes? was ſoll denn ich verſtehen?“

„Na, Ulrich's Agnes — wegen derer das Duell war, das den Grafen Oscar die Lunge koſtete, nachdem ſie ihm ſchon das Herz geraubt hatte —“

„Die bei'm Theater?“ machte Urſula in ihrer Einfalt, „die Sängerin? an der hängt er noch? Aber deshalb? ja, wie ſoll ich denn das wieder verſtehen? Erklären Sie mir das, Maidal —“

„Ich weiß nichts weiter; das nur hörte ich, als ich an der Thüre ſtand. Sie gingen bald auf und ab; bald ſtanden oder ſaßen ſie; dann weinte ſie; dann lachten wieder Beide. Aber nur dann und wann verſtand ich ein Wörtchen, denn der Graf ſpricht leiſe, ſchon wegen ſeiner Bruſt, und ſie brauchte auch nicht lauter zu ſprechen, weil er gut hört. Aber vom Theater ſprachen ſie auch, und wann ich das Wort hörte, ſo wurden ſie auch lauter, und dann war's, daß ſie weinte.“

„Es geht ihr vielleicht ſchlecht,“ ſagte Urſula und glaubte recht geſcheut zu ſein, „ſie wird Geld von ihm wollen —“

„Was denken Sie?“ rief die Amme dagegen. „Sie iſt reich; war angezogen — wie prächtig! Ein koſtbares Tuch um, goldene Uhr, Armbänder mit Brillanten, Spitzen überall, Hut mit Federn — Geld braucht die nicht, die will ganz 'was anderes. Die Ulrich's Mädel wollen alle hoch hinaus. Iſt die Clara Gräfin geworden; warum ſoll's die Agnes nicht auch werden wollen?“

„Daß das heut ſo leicht wird!“ bemerkte Urſula in ihrer Weiſe. „Daß Grafen ſo geringe Mädchen freien wollen, mag doch wohl daran liegen, weil das vornehme Blut nicht mehr rein erhalten wurde. Seitdem Bauerweiber Grafenkinder an ihre Bruſt legen —“

„O ſchweigen Sie doch!“ ſagte die Amme heftig ſie unterbrechend. „Ich hab' Oscar gute und geſunde Milch gegeben, und bin nicht ſchuld daran, daß er hinſiecht, und noch weniger, daß er ſich mit der Landſtreicherin eingelaſſen hat.“

Und nun ging der alten Amme das Herz auf. Sie begann eine Geſchichte zu erzählen, die mit Oscar's Wiege anfing. Dann kamen ihre eigenen zwei Söhne an die Reihe; wie ſie ihr und ihres Mannes Glück ausmachten. Wie ſie, als ſie noch klein waren, ſchon Tag über zuſammen in Feld und Garten arbeiteten; Abends alle bei einander verſammelt, ſich unterhielten, beteten, ſangen, und ruheten. Wie dabei auch Oscar nicht fehlte, der mit ſeinem Milchbruder ſo gut war, und alle Abend ihn beſuchte. Und als er dann in die Stadt auf die Schule kam, da nahm er den Milchbruder mit, der auch ſtudirte, und Miſſionär wurde, und in Afrika ſein Leben verloren hat. Der zweite blieb zu Haus, und ward in einem Steinbruch verſchüttet. Da war das Neſt zerſtört. Nicht Krankheit von der Muttermilch hatte die Kinder hinweggerafft. Der Vater grämte ſich zu Tod darüber. Die Amme Oscar's, ſeine treue Maidal, war vor der Zeit alt geworden, und mußte jetzt noch das ſchwere Kreuz tragen, ihn ſelbſt an einer Doppelwunde ſterben zu ſehen.

Als endlich Fräulein Urſula aufſprang, und ſagte: „Jetzt iſt's aber einmal Zeit, daß ich fortmache, der hochwürdige Herr wird eben gar nicht wiſſen, wo ich ſo lang ausbleibe!“ da ergriff Maidal, die Amme, ſie bei der Hand, und ſprach mit unterdrückten Thränen:

„Wenn's möglich iſt, ſo gehen Sie in den großen Ritterſaal, wo all die Bilder hangen von Männern und Frauen, den Voreltern des Grafen Oscar. Und da betrachten Sie dann den allererſten, ganz oben an der Wand, links im Winkel, der Thür gegenüber, durch die Sie eingetreten ſind. Der macht nehmlich den Anfang. Ich kann kein Auge auf das Bild werfen ohne Schauer, und immer iſt's, als wenn mir's den Kopf hindreht, daß ich darnach hinſchauen muß —“

„Ja, iſt's denn ſo was Entſetzliches?“ fragte Urſula.

„J Gott behüte! Sehen Sie's nur ſelbſt. Es ſtellt einen ſchönen jungen Mann vor, unſerm Oscar aus'm Geſicht geſchnitten. Der iſt der Ahnherr, und iſt jung geſtorben. Und wann die ſeelige Frau Gräfin an dieſe

Aehnlichkeit gedacht, da hat ſie immer bitterlich geweint und mir einmal geſagt, warum ſie deshalb ſo traurig ſei.“

„Nun, und weshalb denn, liebe Maidal?“

„Wenn ein Sohn geboren wird, der ſeinem Ahnherrn ſo ähnlich ſieht, dann wird er den Stamm nicht fortſetzen, und er muß erlöſchen. Das hat ſie mir vertraut. Und ſo iſt es auch; und ſo muß es kommen; und derowegen will ich das Bild nicht anſehen, und kann nichts dafür, daß ich's doch thue, und immer wieder an der großen Aehnlichkeit erſchrecke.“

Urſula dankte für Alles, was ſie heute erfahren hatte und verſprach das Bild des Ahnherrn genau in Augenſchein zu nehmen. Wegen der Prophezeihung wolle ſie aber ihren Bruder befragen, ob das nicht ein heidniſcher Aberglaube ſei.

Dann bot ſie der Amme freundlich guten Abend, und ſtieg eilligſt mit ihren eingekochten Maulbeeren den Schloßberg hinauf.

Als ſie nach einer Viertelſtunde wieder vorbei kam, konnte ſie nicht verweilen, weil's bald Zeit zum Ave Maria war. „Mit dem Bilde hat's ſeine Richtigkeit!“ ſchrie ſie im Hinunterlaufen der Maidal zu, die noch immer auf der Schwelle ſaß. — —

Ganz ſo wie die Amme es erzählte; ſo hatte ſich's begeben. Zwiſchen Oscar und Agnes beſtand ein vertrautes Verhältniß fort. Sie hatte keine feſte Anſtellung mehr geſucht, ſondern es vorgezogen ein Wanderleben zu führen und an großen und kleinen Bühnen Gaſtrollen zu geben. In dieſer Ungebundenheit gefiel ſie ſich; ihre Kunſt verſtand ſie und wurde überall mit offenen Armen und reicher Belohnung zugelaſſen. Eine ſolche vorübergehende Erſcheinung entging aber auch dem Stadtklatſch, und ſah ſich den großen Unannehmlichkeiten enthoben, die von einer dauernden Anſtellung nie zu trennen ſind. Dafür konnte ſie Anſpruch auf Gaſtfreundſchaft machen, die Niemand zu verletzen gewagt hätte. Der Name der Demoiſelle, oder wie es jetzt bei Theatern eingeführt iſt, Fräulein Ulrich, war in der Bühnenpreſſe zu einer Berühmtheit gelangt, die nicht mehr angefochten wurde.

Dies hatte die lebensfrohe Agnes allen Kummer ihres erſten Engagements vergeſſen laſſen, und ſie mit ihrem Schickſal wieder ausgeſöhnt. Ihr alter Vater zog mit ihr herum und beſorgte ihre kleinen Geſchäfte. Auch er war zufrieden und glücklich. Die ſchlimmen Zeiten, da er noch „aufſpielen“ mußte und für Weib und Kinder ſorgen, lagen längſt hinter ihm. Er kannte keine „ſauern Wochen“ mehr, wie es bei dem Dichter heißt; ſondern nur frohe Feſte.

Der kranke Oscar, der eine Neigung für Agnes ſtets gefühlt hatte, theilte jedoch dieſe Zufriedenheit nicht. In ſeiner Stimmung ſah er ihre Zukunft unſicher und trüb. Er wußte, daß ihr leichtfertiger Sinn ſich niemals bequemen würde Geld zu ſammeln. Er wünſchte für ſie zu ſorgen, und hatte ihr längſt ſchon ernſte Anträge gemacht. Agnes unterhielt mit ihm einen Briefwechſel, der jedoch ſeinen Wünſchen und Hoffnungen nicht entſprach. Zu dem Durſt nach dem flatterhaft eiteln Ruhm einer Künſtlerin, deren uneingeſchränkte Ungebundenheit ihr als das Wünſchenswertheſte erſchien; zu dem wohlthuenden Gefühle des ſelbſtändigen Erwerbs und der freien Verwaltung und Beſtimmung deſſelben; geſellte ſich ein abſchreckendes Bild, dasjenige ihrer Schweſter Clara als Gräfin, deren Schickſal ſie zu kennen und zu verſtehen glaubte, und höchſt bedauernswerth fand.

Mit dem verſchlimmerten Zuſtande Oscar's wuchs aber ſeine Sehnſucht nach Agnes. Er durfte nicht mehr daran denken ihr nachzureiſen; ſie wurde daher von ihm eingeladen ihn zu beſuchen. Und ſo geſchah es eines Morgens, zu Maidal's großer Ueberraſchung, wie wir eben von ihr ſelbſt vernommen haben. Das Geſpräch, von dem ſie nur wenige Worte erhaſchen konnte, hatte aber für Oscar die ſchmerzlichſten Folgen.

Mit einer maaßloſen Freude ſtand er Agnes gegenüber. Er dankte ihr, daß ſie ſeiner Einladung nachgekommen, daß ſie ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt; daß er glücklich ſei, ſie ſo ſchön wiederzuſehen, und mit ihr im Vertrauen plaudern zu können. „Feder und Dinte ſind eine elende Vermittelung für ein volles, überſtrömendes Herz,“ ſagte er, „Dein fein geſpaltener Mund mit den dünnen Lippen, trägt den Ausdruck eines zarten Gefühls, einer geiſtigen Empfindſamkeit; die Worte, die er zu mir ſprechen wird, werden mich nicht ſo tödtlich kalt berühren, wie die welche Dein letzter Brief an mich enthielt.“

Agnes, die ſtudirte Kennerin der Leidenſchaft, von der ſie Oscar erfüllt wußte, empfand Bangigkeit, als ſie ſeine große Nervenaufregung bemerkte. Eine fliegende Röthe, ein mühſam unterdrücktes Hüſteln, unfreiwillige Bewegungen des Halſes und der Schultern, die Eiseskälte ſeiner Hand, welche die ihrige krampfhaft umſchloſſen hielt; zeigten ihr deutlich die Gefahr, in welcher ihr Jugendfreund ſchwebte. Sie war gekommen, weil er ſo dringend darum gebeten hatte; aber ſie war entſchloſſen, ihm die Unmöglichkeit zu zeigen, in ſeine Abſichten zu willigen. Dies ſelbſt mit milder Vorſicht thun zu können, ſchien ihr jetzt aber beſorglich, nachdem ſein überſtrömendes Herz, alle Dämme durchbrechend, ſich vor ihr enthüllte. Er ſah ſie auf ihrer Laufbahn von Gefahren umgeben, und wollte ſie denſelben entreißen, der Wächter ihrer Jugend, ihr Führer durch's Leben werden. Er wollte ihr die ſicherſte Freiſtatt an ſeiner Seite gründen. Sie ſollte darin wie die Fee ſeiner Jugend thronen, und dieſe glücklichſte Zeit des Lebens ſich und ihm bewahren. Ihre Schönheit ſei der Pol ſeines Herzens. Alle ſeine Gedanken, ſeine Träume vermehrten in ihm das glühende Verlangen, nach dem himmliſchen Blick ihrer braunen Augen, nach der Anmuth ihrer Haltung, nach dem ganzen Reichthum ihrer Schönheit, den die unſchätzbaren Gaben ihres Geiſtes und Talents in's Unendliche erhöhen. Er liebe ſie und wolle es ihr durch ſeine Hand beſiegeln.

Nachdem er dies, mit oft unterbrochenem Athem, mehr herausgeſtoßen als geſprochen hatte, ließ er ſich erſchöpft in einen Seſſel fallen, und erwartete ihre Antwort.

Agnes ſann auf eine ſchickliche. Was ſie in ihrem Kopfe vorbereitet hatte, konnte ſie nicht brauchen. Sie hatte ſich von ſeinem Seelenzuſtand wohl ein ziemlich zutreffendes Bild entwerfen können; aber ſein körperlicher Zuſtand überraſchte ſie. Auch die ſchonungsvollſten Worte hätten ihn auf das Empfindlichſte verletzen können. Für den Augenblick fiel ihr nichts Eigenes ein; er ſaß vor ihr auf eine Antwort wartend; da kamen ihr zufällig die Worte eines Dichters in den Sinn, die ſie wie träumend leiſe vor ſich hin ſprach.

„Die Blumen alle,“ recitirte ſie langſam, „die Blumen alle möchten in Düften und Farben ineinander fließen, doch ſtreng und kalt trennt ſie die Geſtalt: nur blühen ſollen ſie — und nicht genießen.“

Den etwas myſtiſchen Sinn dieſer hohlen Phraſe dachte ſie auf den Unterſchied des Standes, der Geburt und alles mögliche anwendbar; unter den nicht genießenden und nur blühenden Blumencreaturen konnten, wenn auch ſeltſam genug, Künſtlerinnen wie Agnes verſtanden werden.

Oscar ſagte nichts auf dieſe leere Declamation; aber er war aufgeſtanden und blickte ſie unverwandt an.

Agnes ſenkte den Blick zu Boden. Der ſeinige war fieberglühend.

„Ihr Weiber wißt nicht, welche Leiden ihr uns bereitet!“ ſagte er, indem er von ihr weg, und durch das Zimmer ſchritt. „Gleich den Verdammten in der Hölle, die ihre Arme nach den ſeeligen Gefilden des Himmels ausſtrecken, die ihnen ſichtbar und doch ewig verſchloſſen bleiben, ſo iſt unſer Loos. Das Herz ſchlägt zum Zerſpringen, das Feuer verzehrt uns; ſie fühlen nichts davon — ſie bleiben Eis! Während unſers Marterthums, ſchmücken ſie ſich, ſchauen ſich ſelbſtbewundernd in dem Spiegel, ärnten Beifall, und berauſchen ſich an faden Huldigungen. Sie wollen nur blühen und nicht genießen!“

„Sie ſind boshaft,“ ſagte Agnes.

„Boshaft?“ wiederholte er.

„Ja,“ entgegnete ſie feſt, aber ſie ſenkte den Kopf und ein paar große Thränen fielen auf den Boden.

„Du weinſt?“ rief er — „die zarte Taube weint!“

Agnes hob ſchnell den Kopf und ſah ihn ſtolz an.

„Was bedeutet dieſer Blick?“ rief er ſich zuſammenraffend. „Glaubſt Du, ich wolle Dich betrügen? Du ſollſt meine Frau werden, oder wenn Du willſt, meine Geliebte. Du biſt dann vielleicht glücklicher und jedenfalls freier. Als meine Geliebte biſt Du mein Weib vor Gott — die Menſchen würden nur die Heiligkeit unſerer Liebe —“

Sie ließ ihn nicht ausſprechen.

„Schweigen Sie, Herr Graf, ehe ſie den Frevel vollenden. Ich glaubte Sie ſchonen zu müſſen, Ihrer Krankheit wegen, und deßhalb will ich Ihnen auch ihre Worte verzeihen. Ich bereue es nun, Ihrer dringenden Einladung gefolgt zu ſein. Ich hoffte Sie anders zu finden, und geneigt meine Antwort auf Ihre ſchriftlichen Anträge, aus meinem Munde mit Ruhe anzuhören. Ich darf ſie Ihnen nicht länger vorenthalten.“

„Du liebſt mich alſo nicht,“ rief er wie außer ſich.

„Was ich Ihnen zu ſagen habe, Herr Graf, wird auch die Antwort auf dieſe Frage enthalten.“

Er wollte ihre Hand ergreifen, um ſie zum Divan zu führen; ſie entzog ſie ihm ſanft, und ſetzte ſich in eine Ecke; er in die andere. Es ſchien, als ob er etwas ſagen wolle, allein mehr abgeſpannt als verlegen, brachte er nichts hervor, als einige abgeriſſene nichtsſagende Worte. Agnes fand dadurch Zeit, um ſich gehörig zu ſammeln.

„Ich werde vielleicht nicht im Stande ſein,“ fing ſie an, „Ihnen einen klaren Begriff von dem Weſen eines Künſtlers zu machen, allein ich will dennoch Ihnen zu beſchreiben verſuchen, welcher unwiderſtehlichen Macht er anfänglich folgt, um ſpäter von ihr unbezwinglich gefeſſelt und fortgeriſſen zu werden. Wer draußen ſteht als Zuſchauer, und würde er auch noch ſo begeiſtert von den Wirkungen der Bühne; er kann es ſich nicht denken, was die Künſtler empfinden. Wer, wie der Künſtler auf alle dieſe Wunder ſinnt, ſich in ſie vertieft, ſie mit dem eigenen Ich ſo verbindet, daß dieſes ganz darin aufgeht, und ſelbſt zu einem Wunder wird; der empfindet einen höhern Genuß als die Zuſchauer. Die erhabenſte Kunſt, die Architektur, baut uns unſern Tempel, in dem wir nach dem Ideal ſtreben. Die andern Künſte ſind dabei hilfreich. Sculptur, Malerei, alle Zauber der neuern Technie, ſie bilden die Begleitung zu unſern Leiſtungen, die man ganz ungerechtfertigt „Spiel“ benennt, da ſie den vollſtändigen Ernſt unſers Lebens ausmachen. Dieſer feſtlich geſchmückte Tempel hallt wieder von Worten und

Tönen, die das Menſchenherz erſchüttern, rühren, erheitern können; der balſamiſche Weihrauch des Beifalls durchſtrömt ihn; die koſtbarſten Gewänder, flatternde Standarten, glänzende Waffen erfüllen, und ſchmücken ihn. Und nun das Entzücken des Volkes, ſchwerer wiegend als alles Andere! Das Theater iſt Zeuge ſeiner edelſten Freuden; es nimmt ihm ſeine bitterſten Schmerzen auf Stundenlänge ab. Das Theater beſſert das Volk auch durch ſeine geringſten Leiſtungen, auch durch Darſtellungen der allgemeinen Verderbniß, als abſchreckendes Beiſpiel. Das Theater iſt der beſte Freund der Menſchen — wer ihm angehört, kann ſich nie und nimmermehr ganz davon losſagen."

Dieſe Exclamation wird man bei einer jungen Künſtlerin erklärlich finden, die trotz der unangenehmſten Erfahrungen, dennoch ihre theatraliſche Laufbahn fortſetzt. Es iſt allerdings nicht zu läugnen, daß Männer und Frauen aus allen Ständen ihre liebſte Erholung im Schauſpielhauſe ſuchen, und daß die Bühnenſpiele im Stande ſind, über alte Leute ſelbſt, noch den Enthuſiasmus der Jugend auszuſtrömen. Gedenkt man dabei wie groß der Erwerb iſt, welche rege Theilnahme den Schauſpielern und Sängern gezollt wird, welche Triumphzüge ſie halten, ſo wird man, von dieſen Seiten das Theater betrachtet, Agnes nicht widerſprechen. Und auch Oscar dachte nicht daran; vielmehr ging er darauf ein.

„Verlange ich denn von Dir, daß Du dem Theater entſagen ſollſt," entgegnete er, „was hielte mich wohl ab, Dich zu begleiten, und mich Deiner Triumphe in lebendigſter Theilnahme zu erfreuen? Sind nicht Beiſpiele vorhanden? Ziehen nicht Marcheſinnen, Gräfinnen, Baroneſſen genug herum, von ihren hochgeborenen Gatten begleitet? Und kannſt Du wohl denken, ich hielte mich für zu gut dazu? Was wäre der Liebe zu ſchwer, zu welchem Opfer verſtände ſie ſich nicht gern? Ich verſpreche Dir, auf kommendes Frühjahr, bis wohin ich ſicher hergeſtellt ſein werde, mit Dir zu ziehen in die Welt, wohin du willſt, und als Gatte Deine Gaſtſpiele zu bewundern.“

O geheimnißvolle Macht der Schauſpielkunſt, die ſie ihren ſinnlichen Reizungen verdankt! Sie vermag den Stolz auf eine lange Reihe von Ahnen zu verwiſchen, und läßt die Nachkömmlinge derſelben „zur luſtigen Landsmannſchaft“ ſchwören, um ein Schlaraffenleben, ein modernes fahrendes Ritterthum zu begründen. Alte Wappen und Theater-Schminke! Gewiß einer der horrendeſten Widerſprüche unſers widerſpruchvollen Zeitalters! —

Oscar's Zuverſicht auf kommendes Frühjahr verfehlte nicht Agnes zu rühren. Es beſtätigte ihr die Gefahr, in der ſein Leben ſchwebte. Ein Arzt, der ſeit vielen Jahren ſich hauptſächlich der Behandlung von Bruſtkranken gewidmet hat, gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Täuſchung über den wahren Zuſtand ihres Befindens, die ſo gewöhnlich iſt, kurz vor dem Eintritt der höchſten Gefahr beginnt, und von ihrer baldigen Auflöſung ein gewiſſes Vorzeichen iſt. Fand er am Abend einen ſolchen Patienten im heftigen Fieber und ſprach ihm dieſer, von einer Reiſe, die er andern Tages unternehmen wollte, dann gab er ihn im Stillen auf, und oft fand er ihn ſchon am nächſten Morgen als Leiche. Eine ſolche Krankheit greift in ihrer höchſten Ausbildung das Gedächtniß an, und geht dann in eine vollſtändige Störung des Denkvermögens über, aus der ſich jene trügeriſchen Erſcheinungen entwickeln, die ſo ſchmerzlich auf jeden einwirken, der dem Bruſtkranken nahe ſteht.

Agnes wußte davon und ging deshalb ſchonend auf Oscar's Ideen ein. Sie wußte ja auch, daß er dieſe Plane nie ausführen werde, allein es ſchien ihr unvermeidlich dieſen Betrug zu begehen. Sie ſtellte ſich, als ob eine Ausſicht, wie der Graf ſie ihr eröffnete, unter ſittlichen Bedingungen, nicht im Widerſpruch mit ihren Neigungen ſei. Durch dies Geſtändniß wurde er ſo befriedigt, daß ſein voller Lebensmuth neu erwachte, und er ſich in den heiterſten Ausmalungen ihrer beiderſeitigen Zukunft erging. Sein Körper zitterte der ſchönen Hoffnung entgegen, die kranke Lunge dehnte ſich aus, ſein Herz ſchlug beinahe hörbar, ſo daß man es an der leiſen Hebung und Senkung ſeiner leichten Morgenkleidung wahrnehmen konnte. Wie ein friſcher Hauch der Geneſung ergoß ſich's durch dieſe ſchwer leidende ſchmerzvolle Bruſt.

„Agnes,“ rief Oscar, indem er ſeinen heiſern Ton, ſo viel er vermochte, ſchärfer zu klingen zwang, „ich will ja Dein reich ausgeſtattetes Leben auch nicht auf einen Augenblick zum Schweigen bringen. Was Dich befriedigt, ſoll auch mir Genuß ſein. Die ſchönen Künſte ſind ja die Antwort, welche die Liebe der Menſchen, auf die Schönheiten der Natur, ihrem Schöpfer giebt, der durch dieſe ihnen zuruft: ich liebe Euch! Und deßhalb ſind eben die Künſte nur allein wahrhaft ſchön. Sich ihnen weihen, ganz und ohne Vorbehalt, iſt das Herrlichſte, was die Erde uns bieten kann. Du haſt mich erhört, weil Du eben ſo fühlſt, und ich will Deiner Kunſt lauſchen, wie der Stimme eines Engels, die alles Leid von mir nimmt; wir wollen uns lieben, und ich will Dir dienen, und die Welt ſoll das Wunderwerk — zwei glückſeelige Menſchen — in uns verkörpert ſehen!“

Dieſe Worte Oscar's bezeugten hinlänglich die Exaltation, in der er ſich in jenem Augenblicke befand. In vollkommen geſundem Zuſtande, würde ſein ſonſt ſo kühler Verſtand nicht ſo weit gegangen ſein, und ſelbſt die Ausdrücke wären demnach andere geweſen. Ein junger Mann wie er, wann er einer wahren und großen Leidenſchaft fähig iſt, kann nie darein willigen, daß die Gefährtin, die er ſich für das Leben erwählt, ein Spielball der Volksgunſt ſei, der ſich dem Beifall der Menge preisgiebt, und ſeinen Werth von der ſchmutzigen und unwiſſenden Kritik der Tagespreſſe ſich beſtätigen läßt, und die Scala deſſelben nach den ihm zugeworfenen Blumen und den gereimten Lobeserhebungen fader Schmeichler bemißt. Eine ſolche Bewunderung gewiſſer Leute aus dem Publikum müßte vielmehr in den Augen des Mannes von jener Ehre erfüllt, die er ſich ſelbſt und ſeinem Stande ſchuldig iſt, wie ein Flecken erſcheinen, der nicht erhöht, ſondern erniedrigt, und ihn ſelbſt zuletzt kränkt und beleidigt. Ein ſolcher Mann muß den Stolz beſitzen, ſeine Gattin ſo neben ſich zu ſtellen, daß es einer jeden Art von Inſolenz unmöglich wird, die Blicke bis zu ihr zu erheben.

Agnes ging in dem gemiſchten Gefühl von Mitleid und Rührung ſo weit als möglich.

„Bravo!“ rief ſie mit gutmüthiger Verſtellung. „Was Sie ſagen iſt ſchön, und hat mir überaus wohl gethan. Wir, vom Theater, werden nur zu oft getäuſcht; man drängt uns in's Verderben; dann irren wir verloren in ſchlechten Bahnen, wo wir bis an's Ende unſerer Tage vergebens das Glück ſuchen, das man uns vorgeſpiegelt hatte. Der gerade Weg iſt der beſte. Sie lachen mich aus, und ich merke, daß das ein Gemeinplatz iſt, der ſogar ſchon zum Titel einer erbärmlichen Komödie hat herhalten müſſen. Ich habe etwas Dummes geſagt, weil ich verlegen bin, was ich Ihnen antworten ſoll. Aber ich weiß, was ich denke. Sie lieben mich, Oscar, das thut mir wohl, und ich — ich liebe Sie auch.“

Oscar erwiderte: „Du fühlſt mehr, als Du verräthſt, Agnes! ich ſehe es Dir an. Du kennſt nun meine Abſichten, und die Entſchlüſſe, die ich hier in meiner Abgeſchiedenheit gefaßt habe. Ich weiß Dir nichts mehr zu ſagen.“

„Ich habe alles mit Aufmerkſamkeit angehört und wohl verſtanden,“ ſprach ſie. „Auch ich habe mich erklärt, weil ich Sie nicht mehr in Zweifel laſſen durfte. Sie ſind nunmehr beruhigt, nicht wahr?“

„Ja, weil wir uns gebunden haben. Meine Bruſt athmet leichter der baldigen Geneſung entgegen.“

„Möge ſie bald erfolgen!“

„Wir werden keine beſchwerlichen Wege wandeln, Agnes! Dein Ruhm ſoll Dich ſtets begleiten.“ —

Die Sängerin verließ den Grafen mit ſchwererm Herzen als ſie gekommen war. Ihr Leichtſinn hatte ihr einen ganz andern Ausgang dieſes Beſuchs vorgeſpiegelt; jetzt hatte er ſie zu einem ſolchen geführt, der ihr Gewiſſen nicht wenig belaſtete. Um ſich eines drückenden Verſprechens entbunden zu ſehen, mußte ſie den Tod Oscar's herbeiwünſchen. Sie tröſtete ſich damit, daß er ohne ihren Wunſch, von ſelbſt eintreten werde. Aber auch dieſer leidige Troſt beunruhigte ſie, und ſie eilte daher, ſo ſehr ſie konnte, den bunten Zerſtreuungen wieder entgegen, welche ihr Lebenslauf im reichſten Maaße ihr darbot. —

Oscar befand ſich, nachdem ihn die Geliebte verlaſſen hatte, in fortwährend gehobener Stimmung. Der bewährte Arzt, der ihn von Zeit zu Zeit beſuchte, und nichts von den Vorgängen in des Patienten Seele wußte, nahm ſeine Aufregung als ſchlimmes Zeichen an. Das überaus milde Wetter, veranlaßte jedoch die Erlaubniß zu kleinen Spaziergängen auf den ſonnigen Terraſſen des Schloſſes, und den größten Theil der Zeit auf ihnen ſitzend zuzubringen.

Der Genuß freier Luft iſt für jeden Leidenden ſchon ſehr erſprießlich; für Bruſtkranke jedoch ein unerſetzliches Heilmittel; eine wahre Lebensverlängerung. Im geſchloſſenen Raume vergiftet der Athem eines ſolchen Kranken die Luft, und dieſes Gift nimmt er dann wieder mit jedem Athemzuge in ſich auf. Daher werden ihm die Nächte ſo beſchwerlich.

Oscar machte von der Erlaubniß des Arztes den weiteſten Gebrauch. Er las, ſchrieb, dichtete im Freien. Er verließ oft die Terraſſe, ſuchte mehrmals am Tage die Alleen des Parks auf, und verſtieg ſich manchmal, wenn er ſich beſonders kräftig fühlte, bis in den Wald. Beſuche erſchienen nur ſelten und gewöhnlich wurden ſie nicht empfangen. Das Sprechen ermüdete ihn; das was er manchmal erfuhr, war ihm unbequem, mitunter auch ärgerlich. Um das Sprechen nicht gänzlich zu verlernen, hielt er auf einſamen Spaziergängen Monologe, ja noch mehr, er ſang. Die Lieder hatte er ſelbſt gedichtet und componirt.

Auch die Zeit, die ihm von dem Doctor vorgeſchrieben worden war, überſchritt er eigenmächtig. Die Gränze des erlaubten Ausbleibens war der Sonnenuntergang, aber die Abendluft war ſo einſchmeichelnd, und das Aufgehen des Mondes ſo romantiſch, daß Oscar nicht zu widerſtehen vermochte zu bleiben, bis der Huſten endlich ſich einſtellte und ihn gebieteriſch in's Schloß trieb.

Wann der Mond auch nur mit einem Schimmer durch die Wolken brach, konnte man ihn mit der Guitarre ſehen, wie er ein ſeelenvolles Lied ſeiner Agnes ſang. Aber die Ständchen klangen alle ſo traurig, daß die gute Amme, wann ſie ihn manchmal ſingen hörte, ſich der Thränen nicht enthalten konnte.

Das ließe ſich wohl aus Oscar's Gemüthszuſtand erklären, weniger aber vielleicht, daß ihn ſeine Phantaſie in Gegenden, Jahreszeiten und Verhältniſſe ſchweifen ließ, die himmelweit von der Wirklichkeit, in der er ſich befand, verſchieden waren. Allein das war eben ſeine krankhafte Phantaſie.

So hörte man ihn einſt im wehmüthigſten Tone ſingen:

Ich ſtehe bang und frierend
Vor Deinem ſtolzen Haus;
Ich klimm' zu Deinem Fenſter,
O Liebchen, nimm den Strauß!

Die rauhen Lüfte ſtreifen
Die holden Blüten fein;
O ſieh, wie ſchön ſie glänzen
Im kalten Mondenſchein!

Und läßt Du ſie erfrieren,
Rührt es, Dich Holde nicht,
So denk', daß mit den Blüten
Mein liebend Herz auch bricht!

„Was für ein trauriges Lied iſt das?“ fragte eine ſich ihm im Dunkel nähernde Geſtalt, „das thut einem ja ſo recht um's Herz krabbeln.“ —

„Wer iſt? was iſt?“ rief Oscar auffahrend, als ob er aus dem Schlaf geweckt würde.

„Sie müſſen's mir ſchon verzeihen,“ ſagte die Stimme, „aber es iſt ſpät. Ich ſaß unten vor meiner Thür und hörte Sie. Ja ja, es wird auch mir zu kalt, und ich bin doch, wenn ſchon alt, aus gröberm Tuch gewoben.“ —

„Ah, Du biſt's, Maidal!" ſagte Oscar. „Ich friere nicht."

„Das kann ich nicht glauben. Sie ſangen ja eben: Ich ſtehe bang und frierend," ſagte die Amme.

Oscar mußte lachen.

„Laſſ' es gut ſein, treue Seele, um mich darfſt Du Dich nicht ſorgen."

Sie aber ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſagte:

„Das werden Sie mir nicht nehmen wollen, und das kann mir auch kein Menſch verbieten. Ja, ich ſorge für Sie und ich weiß, daß der Doctor Sie auszankt, wenn ich's ihm erzähle. Sie müſſen hinein; auf's Zimmer! es hilft wahrhaftig nichts, der Herr Graf müſſen mir ſchon verzeihen, wenn ich vorweg Anſtalt mache —"

Und bei dieſen Worten raffte ſie Guitarre und verſchiedenes Geräthe, was umher lag, zuſammen, hing Oscar einen Mantel um die Schultern, gab ihm ſeinen Stock in die Hand, und ſtand vor ihm da, erwartend, daß er ihr folge. Aber Oscar blieb ſtehen und ſagte:

„Ich habe letzte Nacht von meiner ſeligen Mutter geträumt —"

„Von der ſeligen Frau Gräfin? das bedeutet etwas Gutes" — rief die Amme vergnügt aus.

„Ja, denke Dir! und noch mehr — ſie brachte mir einen ſilbernen Korb voll der ſchönſten Blumen —"

Maidal blieb wie verſteinert ſtehen.

„Was iſt Dir?" ſagte Oscar, der ſchon im Fortgehen begriffen war.

„Das bedeutet nichts Gutes, von Todten und Blumen zugleich träumen" — ſtieß ſie heftig heraus.

„Schwatz' nicht ſo, Alte! Du biſt eine gefährliche Närrin. Ihr alten Weiber ſeid ganz mit Aberglauben gefüttert. Ihr wißt nicht was ihr ſprecht!"

Maidal begleitete ihn ſtill bis zum Schloß, es that ihr weh, ſo unbedacht herausgeplatzt zu ſein. Sie wünſchte ihm „Geruhſame Nacht!" und trabte traurig ihrem Häuschen zu.

In Oscar hatte wirklich die ſchlimme Auslegung ſeines Traumes ein augenblicklich banges Gefühl hervorgerufen. Die Worte ſeines Liedes mußte er in Gedanken wiederholen. Der Schluß ergriff ihn jetzt ſo ſonderbar, wie eine Prophezeihung:

„So denk', daß mit den Blüten
Mein liebend Herz auch bricht!"

„Wie doch der Aberglaube anſteckt!" ſagte er unwillig. „Ich will die Alte gar nicht mehr ſprechen. Ich laſſe eine barmherzige Schweſter aus dem Kloſter kommen, die verſteht die Krankenpflege beſſer und läßt mich mit ſo dummem Geſchwätz in Ruh."

Nachdem er entkleidet war, und ſein Abendgebet geſprochen hatte, in das er ſeine geliebte Agnes nicht einzuſchließen vergaß, ſang er ganz verloren in Gedanken an ſie:

Oft denk' ich Dein, Theuere,
In meinem Sinn,
Was ſollt' aus Dir werden,
Wenn ich nicht mehr bin?

Wie es ungefähr in einem ſpaniſchen Volksliede lautet. Und geſtärkt und getröſtet ſchlief der arme todtkranke Graf ein.

10.

Wir leben doch in einer merkwürdigen Zeit! Die Menſchen ſind ſo glücklich, wie noch nie. Die letzten Schranken ſind gefallen. Und doch überall Noth und Unzufriedenheit. Wer nur ſehen will, kann ſich nicht mehr über das täuſchen, was dieſen Widerſpruch erzeugt. Eitelkeit und Elend, Selbſtſucht und Großthuerei, Beſtechlichkeit und geſchminktes Weſen, das ſind die bewegenden Kräfte, welche Ring für Ring den Zuſammenhang löſten, der die alte Geſellſchaft verband, um einem Theil derſelben perſönlich genug zu thun, der im Grunde nach nichts Anderm ſtrebt, als Reichthum, Glanz, Ehren und Würden zu erlangen und zuletzt alle jene Vorrechte, wenn auch in einer neuen Form, für ſich auszubeuten, die den frühern Inhabern entriſſen wurden. Es könnte ſogar noch dahin kommen — und es hat nicht wenig Anſchein dazu — daß zerſetzte Stammbäume und zertrümmerte Wappenſchilder vom Trödel, dem ſie überlaſſen worden waren, zurück geholt würden, um die Menge von Emporkömmlingen der neuen Generation damit auszuſtatten. Das iſt die Lehre aller Revolutionen im Schooße der Geſellſchaft. Aber ein freſſenderer Ausſatz hat ſich wahrlich in ihr noch nie kund gegeben, als in dieſem Augenblicke. Er iſt um ſo gefährlicher, als das Uebel nicht mehr wie früher localiſirt werden kann, ſondern den ganzen Völkerbrei zu erfaſſen droht, in welchem die geſammte Menſchheit aufzugehen trachtet, damit die Nationalitäten verſchwinden, die zwar nicht ohne eigenthümliche Schatten waren, aber auch einen Schatz eigenthümlicher Tugenden beſaßen. Das edle deutſche Volk hat ſicher dabei am meiſten zu verlieren, und man kann nicht ohne tiefe Rührung anſehen, welche Beſtrebungen es macht, in dem allgemeinen Wirrwarr zu retten, was noch zu retten iſt.

Es iſt wie eine moraliſche Cholera; eine Geiſel, die neben der Trauer, auch noch Zorn und Mitleid in uns hervorruft.

Dieſer Zuſtand iſt aus der Nacht des Unglaubens erſtanden; er iſt eine Nachgeburt der letzten großen Revolutionen, welche in dem kirchlichen und ſtaatlichen Leben ſich zutrugen. Er iſt das Meiſterſtück jener improviſirten Helden, die plötzlich auf der Weltbühne erſchienen, um den gegenwärtigen Stand der Dinge vorzubereiten, und — am glimpflichſten beurtheilt — im falſch verſtandenen Intereſſe des Volkes handelten. Er füllte die weitgeöffneten Kaſſen der Banquiers; er nahm die Lungen und die Logik armer Advokaten in Anſpruch, die gegen Willkühr und für Gleichberechtigung ſprachen; er bemeiſterte ſich der Köpfe der Kleinkrämer und Spießbürger, und drückte endlich als Stempel der Dankbarkeit der Stirne der liberalen Plebejer die großen Worte auf: Volksfreund! Volksvertreter!

Dieſes war das Ziel; der große Gewinn aller in dieſer Richtung ſtrebenden Geiſter; das ſtillt ihren heißen fieberhaften Durſt nach Einheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie das großartige Motto der franzöſiſchen Revolution lautete. Verſchwunden iſt der alte Adel, ausgelöſcht ſind alte, wohlerworbene Rechte, und es erheben ſich jetzt die Ausbeuter der Meutereien, Putſche und Barrikaden, die Wucherer des Ruhmes, die falſchen Freunde einer ächten, ernſtgemeinten Gleichheit. Es klingt ein ſarkaſtiſcher Sinn heraus, wenn das Volk, das nichts mehr von dem alten Adel, von der eingeſetzten Obrigkeit, von einem gewiſſenstreuen Beamtenſtande wiſſen will, ſich nunmehr gedankenlos der Leitung derer überläßt, die ſich ſelbſt als ſeine Freunde voranſtellen, und ſie zu ſeinen Führern ausruft. Aber es wird auch die Zeit einmal kommen, da von ihnen Rechnung abverlangt werden und ihr übermüthiger, anmaßender Stolz ſehr verkümmert daſtehen wird.

Wie ſie dahinfahren in ihren glänzenden Equipagen, die ihnen der Wucher, die Baumwolle, Tabak oder Cichorien bezahlt haben; wie der Stolz ihre Naſenflügel bläht, wie herablaſſend ſie die Grüße beſcheidener Fußgänger erwidern! Wie glücklich iſt ſolch' ein Komptoirgeſchöpf, dieſer Financier der Anleihen, dieſer Advocat, der von Konſpirationen dick wurde, und mit der von ihm creirten oppoſitionellen Partei, endlich zur Macht gelangte! Bindende Eide, Anhänglichkeit für das angeſtammte Fürſtenhaus, altes Recht und alter Glaube, das alles iſt eine abgedroſchene Komödie, die er einſt mitſpielte, nur um jetzt herausgerufen und bekränzt zu werden.

Dieſer neue Gaſſenadel bewundert am meiſten ſich ſelbſt, und läßt ſich Glück, Anſehen und Reichthum wohl ſchmecken. Die reiſenden Waarenverſchleißer, oder commis-voyageurs, dieſe Berühmtheiten der Wirthstafeln in den großen Gaſthäuſern, führen überall das laute Wort zu Ehren jenes Adels, und proclamiren ihn als den eigentlichen Adel der „Jetztzeit“ — ein trotz ſeiner barbariſch klingenden Zuſammenſetzung allgemein beliebtes Wort — weil er die drei Dinge beſitzt, die zu jedem Kampfe das Nothwendigſte ſind: Geld — Geld — und Geld — wodurch der Sieg ihm auch geſichert bleiben wird.

So iſt es nun um die Gleichheit und Brüderlichkeit beſtellt. Während der Reiche in Saus und Braus lebt und ſtolz dahinfährt, müht ſich das arme Volk in ſeinen Fabriken ab und opfert Geſundheit und Leben. Sonſt ſah man wohl Stelzfüße und Einarmige, die im Kriege vom Feinde verſtümmelt worden waren, denen überall mit Achtung begegnet wurde, und für deren Erhaltung der Staat Sorge trug. Wie verwünſchte man den Krieg, wann man ihnen begegnete!

Aber jetzt — nachdem dem jungen Geſchlecht, im Genuſſe eines langen Friedens, der Krieg nur mehr gleich einer Sage erſcheint — erſtaunt ihr nicht, wenn euch auf Weg und Steg dennoch ſo viele junge Leute begegnen, die grauſamer verſtümmelt ſind, als ſie es von den feindlichen Kanonen ſein könnten?

Niemand ſorgt für ſie; die allgemeine Achtung blickt ſie nicht an; als Bettler nahen ſie euch, glücklich genug, wenn ſie ein kleines Almoſen erhalten. Sie haben nichts für Alle geleiſtet; Niemand fühlt ſich verpflichtet, ihnen etwas zu geben; ſie ſind an das Mitleid gewieſen, ein Quell, den man ſchon längſt auf verſchiedene Weiſe abzuleiten bemüht iſt, ſeitdem man das himmliſche Gefühl des eigenen Almoſenſpendens als eine ſtörende Behelligung des Genußlebens betrachtet.

Dieſe Unglücklichen ſind die Invaliden des Friedens. Ein Rad hat ſie erfaßt und ſo und ſo vielmal herum geſchleudert; ein Hammer fiel auf ſie hernieder; eine Mine verſchüttete ſie; das Alles erduldeten ſie für ihren Bruder, der eben jetzt ſo prächtig an uns vorüberfuhr.

Aber die Lüge kann ja doch unmöglich ſo ſchreiend ſein! Iſt denn keine Spur von Einheit, Brüderlichkeit und Gleichheit in dieſem Zuſtande zu finden? Hilft denn gar nichts dem Elend ab, welches die „arbeitenden“ Maſſen erfüllt? Nähert ſich ihnen nicht von Zeit zu Zeit mindeſtens der Reiche, der Beſitzende, der Studirte, als Bruder, um ihnen beizuſtehen? um ihnen zu helfen?

Ja; es geſchieht. In den großen Zeiten, wo man des Volkes bedarf: dann wird dazu geſchritten, die Sache in die Hand zu nehmen, um die „arbeitenden“ Klaſſen gehörig zu „bearbeiten“.

Man vergißt alsdann den Abſtand, den man trotz des Namens der Gleichheit, zwiſchen ſich und dem Volke, eingeführt hat. Die Geiſtesariſtokratie und die haute Finance wird auf ein paar Stündchen ein ordinärer Menſch, und macht ſich gemein mit den andern. Man theilt ſeine Cigarren aus, oder man raucht Stänker aus einer Stummelpfeife, und trinkt einen Schoppen Bier oder Landwein im Qualm einer Bauernſchenke. Da werden Reden gehalten, von Rechten geſprochen, die errungen werden müſſen; die große Politik wird hineingezogen, von der das Volk nichts begriffen hat und an welcher es auch nichts ändern kann, lediglich um die Miniſter herabzuſetzen, die entweder als Dummköpfe oder ſchlechte Kerle und abgefeimte Schelme, manchmal auch nur als „Junker“ hingeſtellt werden, damit das einſichtsvolle Volk ſie recht gründlich haſſe. Entweder gilt's einer Wahl in die Kammer, oder einer Petition, oder einem Proteſt.

Iſt das erreicht, ſo iſt's bei'm Alten. Der Agitator kehrt zurück zu ſeinen Uebungen und Gewohnheiten. Iſt er von Natur geizig, hochmüthig, geldgierig, hart, platt und fade, er bleibt ſo für ſein ganzes Leben, und der Weltverbeſſerer iſt manchmal ein räudiges Schaf, wie kein anderes in der Heerde. — —

Wenn meine Leſer einmal zufällig ein altes Schloß, von beſcheidenem Umfang, in einer höchſt anmuthigen Landſchaft, auf ihren Reiſen antreffen ſollten, ſo mögen ſie wiſſen, daß es mit dem hier Geſagten in einer gewiſſen Beziehung ſteht. Ich will ihnen daher den Namen nicht verſchweigen.

Das kleine Schloß Gallmiſt, war früher ein Edelſitz, den die ſehr verſchuldete Familie des letzten Beſitzers verkaufte, um ſeinen Namen von der Schmach des Bankrotts zu retten. Als es an den Meiſtbietenden verſteigert wurde, wäre es beinahe wieder in die Hände eines alten Edelmanns gekommen; allein der Zufall wollte, daß dem Grafen Werthen, der Kaſſier und Geſchäftsführer des damaligen Generalkonſuls Zehdeniker, bei dem Handel der Rang ablief, und ſeinem Namen Hirſchler, als Rittergutsbeſitzer, nach der auch von andern Emporkömmlingen adoptirten Mode, das Wörtchen Gallmiſt hinzufügte, und ſich ein ritterliches Wappen beilegte, deſſen Schildhalter zwei Hirſche waren, und in deſſen Mitte drei Forellen ſchwammen, der großen Weiher und Bäche wegen, welche eine große Menge dieſer ſchmackhaften Fiſche beherbergten.

Ein Heraldiker, den Hirſchler-Gallmiſt oft zu Tiſche lud, und den er um Rath befragte, gab ihm das Wappen an, und zeichnete es ihm regelrecht auf; und der neue Rittergutsbeſitzer war ſo ſtolz darauf, als ob es einer ſeiner Vorfahren vom heiligen Römiſchen Kaiſer ſelbſt erhalten hätte, und ließ es überall, an den Pferde-, Kuh- und Schweinſtällen, an dem Schloßportal, an Brennerei und Brauerei aushauen, an den Wagen lakiren, und auf der Staats-Livree ſeines einzigen Bedienten, geſtickt zum Vorſchein kommen.

Er gab es groß genug, für einen Mann, der — wie man ſonſt wohl ſagt — von der Pike auf gedient hat; was aber auf ihn nicht paßte. Er hatte buchſtäblich als Stiefelputzer angefangen, ward zum Laufburſchen avancirt; wurde hierauf in der Kaſſe zum Geldzählen verwendet; bekam alsdann die Handkaſſe und die Kaſſen-Cladde zu beſorgen; bis er ſich endlich zur Würde des Kaſſiers erhob. In dieſer Stellung gelangte er zu immer größerm Einfluß; er erhielt einen Antheil am Gewinn, den er prächtig zu verwalten wußte; und es mit der Zeit ſo weit brachte, daß gerade als Zehdenikers Stern unterging, der ſeinige im ſchönſten Lichte am Börſenhorizonte emporſtieg.

Im Schloſſe hauste er mit ſeiner Frau und Tochter; das Uebrige hatte er verpachtet. Er führte eben kein reiches und verſchwenderiſches Leben; er aß und trank gut; ſah zuweilen einen Gaſt, mit dem er etwas zu thun hatte, oder den er zu ſeinen Zwecken brauchte; ging im Sommer auf vier Wochen in's Bad, und zur Faſchingszeit auf zwei Monate in die Stadt.

Da er ſtets bemüht war ſein Kapital zu vergrößern, ſo ließ er ſich in gewagte Speculationen nicht ein, und war ein Feind alles überflüſſigen Luxus. Er hatte daher ſämmtlich verkauft, was von alten Raritäten in dem Schloſſe vorhanden geweſen war; den Thurm ließ er verfallen, die Umfaſſungsmauer bäueriſch ausflicken; die fehlenden Dachziegel durch Schindeln erſetzen; ſchöne alte Bäume im Roßgarten, und an dem Weg, der zum Schloſſe führte, verſteigern, und überließ es ſeinem Pächter neue zu pflanzen, wenn es das Bedürfniß erheiſchte.

Was ihm das eintrug, war zwar nur ein Sümmchen, aber er wußte zu berechnen, wie hoch ſich die Zinſen auf Zinſen in ſo und ſo viel Jahren belaufen würden. Und er brauchte viel Geld, nicht um ſeinen leiblichen, ſondern einen andern Hunger damit zu ſtillen. Er wollte ein politiſcher Charakter ſein! Die Bahn war für ſeines Gleichen ſchon ziemlich geebnet. — Als er einmal, noch auf der unterſten Stufe des Zehdeniker'ſchen Geſchäfts ſtehend, in einer kleinen Erbſchaftsangelegenheit, eine gerichtliche Zuſtellung unter der Aufſchrift

„An den Judenburſchen Moyſes Hirſchler"

erhielt, da ſchwur er ſich, dereinſt Rache zu nehmen, an der untoleranten Bureaukratie. Und als er bereits mit der Zehdeniker'ſchen Handkaſſe betraut, im Straßengedränge einen Herrn mit ſchweren Epauletten faſt umrannte, und dieſer ihm nachrief: „Verfluchter Jude, kann er nicht ſehen!" da gelobte er ſich feierlichſt, wann er erlangt haben würde, was er erſehnte: den Junkern einen Krieg auf Leben und Tod zu erklären. Jetzt war die Zeit gekommen.

Er hatte ſich aufgeſchwungen in die Reihen derer, die er unverſöhnlich haßte; er war nach ſeiner Meinung ihnen gleich geworden, um ſie deſto ſicherer zu bekämpfen. Mit ſeinem Gelde erkaufte er ſich die öffentliche Meinung. Er gründete ein Blatt, und machte einen verbiſſenen Republikaner zu ſeinem Redacteur; er ward Actionär bei verſchiedenen Oppoſitionsblättern in großem Format, und empfahl junge Glaubensgenoſſen, die ſeine Geſinnung theilten, zu Mitarbeitern. Er beſuchte alle Meetings, alle Zweckeſſen, alle feſtlichen Verſammlungen. Sein Name wiederhallte in der Preſſe; ſein Patriotismus war bekannt; er war ein Held des Fortſchritts. Man wählte ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten in die Ausſchüſſe; man machte ihn zum Präſidenten eines liberalen Clubbs.

Hirſchler war nicht auf den Kopf gefallen. Die beliebten Phraſen, die gewöhnlichen Stichworte, waren ihm geläufig. Seine Art ſich auszudrücken, der jüdiſche Wortwitz, die markirte Betonung, die lebhafte Geſtikulation, das würzte ſeinen Vortrag, und die Zuhörer nannten ihn naturwüchſig, und ergötzten ſich daran, ohne den Mangel an Logik und die Gedankenleere zu tadeln.

Solche Subjecte unterliegen nicht allzu großer Beſcheidenheit. Das theilte ſich ſchon Hirſchler's Aeußerm mit. Sein Auftreten war ſicher; ſeine Bewegung kräftig; ſeine Rede kurz, und wann er dem Gegner widerſprach, wurde ſie höchſt abſtoßend und verletzend. Seinen Spott begleitete ſtets das rohe Gelächter, welches die kraſſeſte Unwiſſenheit über den zu verhandelnden Gegenſtand verräth. Er endete dann mit einem Hinaufziehen der Achſel, und einem verächtlichen Blick der Geringſchätzung ſeines Gegners. —

Das war Hirſchler im öffentlichen Leben; jetzt wollen wir ihn noch weiter betrachten. Auch hier fehlt es nicht an einer komiſchen und lächerlichen Seite.

Er, der öffentlich für Liberalismus, Toleranz, Fortſchritt, bis zu den letzten Conſequenzen ſtritt, iſt innerlich Despot und Tyrann. Kriechend vor denen, welche ihm einen Profit gewähren konnten; herriſch gegen die, welche von ihm abhängen; nachgiebig und leichtgläubig gegen die Parteihäupter, denen er ſeine politiſche Erziehung verdankt; plump und eigenſinnig gegen alle Uebrigen. Sein lächerlicher Stolz, ſeine Eitelkeit, ſeine Manieren, ſtehen keinem der dümmſten alten Ariſtokraten nach; auch er beſitzt ſeinen Adelsbrief, den ihm die liberale Strömung des Zeitgeiſtes verliehen; ſein Wappenherold iſt das Geld, und das iſt ſehr ſicher angelegt. Er kann auf dieſer Seite einen Puff vertragen.

Die Welt, wie ſie jetzt beſchaffen, iſt für ihn die beſte. Wer das nicht einſehen will, iſt rückſtändig — ein Reactionär oder Ultramontane. Er iſt Gemeinderath und Lieutenant in der Bürgerwehr. Der Regierungspräſident drückt ihm jedesmal die Hand, wo er ihn auch treffen mag; der Präſident der Abgeordnetenkammer umarmt ihn ſogar. Er beſitzt Einfluß, und die bedeutendſten Männer rechnen darauf, ſeine Stimme zu erhalten. Er beſchäftigt ſich mit dem Studium der Verfaſſung, und hat ſchon angefangen, die ältern Regierungsblätter durchzubuchſtabiren. Seiner Familie trägt er die ſchwer errungene Weisheit vor, und erzählt ihr, für was er ſtimmen wird, und für was nicht. Die Beamten jeglicher Art mögen auf ihrer Hut ſein; in dieſen Dingen verſteht ſein Liberalismus keinen Spaß. Alles muß nach ſeinem Willen gehen; entweder biegen oder brechen.

Herr Hirſchler-Gallmiſt iſt unerſchrocken. Nur ein Gedanke verfolgt ihn Tag und Nacht. Es iſt nicht die Entſittlichung, die immer weiter um ſich greift, und ſogar ſeine ruhigen Gallmiſter ſchon anzuſtecken droht. Es ſind auch nicht die ſtehenden Heere, dieſe verthierten Söldlinge, die blinden Werkzeuge des Despotismus. Es ſind die fortwährenden Uebergriffe der Geiſtlichkeit, die an allem Unglück ſchuld iſt. Ihn peinigt der Gedanke, daß die Zehnten wieder eingeführt werden könnten!

Die feudalen Rechte ſind zu einer fixen Idee bei ihm geworden, und ein kalter Schweiß überläuft ihn dabei. Pfaffen und Junker erregen ihm nicht nur tiefen Abſcheu, ſondern auch ernſte Befürchtungen. Man könnte glauben, daß in ſeiner ganz in die Materie verſunkenen Seele eine Art von Gewiſſensangſt ſich rege.

Unſer Mann hat das fünfzigſte Jahr erreicht. Seine Frau, faſt ebenſo alt, iſt eine ſchaale, putzſüchtige Närrinn; er beſitzt eine heirathsluſtige und heirathsfähige Tochter; ein vollſtändig mannbares, leiblich nicht unſchönes Geſchöpf. Er denkt daran ihr einen Mann zu ſuchen. Iſt ihm das gelungen, ſo hat er eine große Sorge abgeſchüttelt, und kann dereinſt ruhiger ſterben. Allein ſein Schwiegerſohn ſollte gleich ihm von Junkern, Pfaffen, Zehnten und Feudalrechten nichts wiſſen wollen. Hat er dieſe unendlich patriotiſche Arbeit vollendet, ſo wiegt er ſich in der ſchönen Hoffnung, daß er ſehr viel zur Rettung des Vaterlandes beigetragen habe. —

Es war zur ſchönen Sommerszeit; Herr, Frau und Fräulein Hirſchler befanden ſich in einem ſehr beſuchten Bade. Nur er brauchte die Kur; die Damen waren kerngeſund, und genoſſen, was ſich an ſchönen und ſeltenen Unterhaltungen darbot, in vollkommenſter Hingebung.

Unter den Virtuoſen, deren Kunſt die Abende der Geſellſchaft verſchönerte, glänzte ein junger Mann von auffallender Schönheit. Er hatte ein abenteuerliches Leben geführt, und was man davon erfuhr, erhöhete das Intereſſe für ſeine Perſönlichkeit. Was man nicht wußte, wurde, wie gewöhnlich, durch allerlei heimliche Mittheilungen erſetzt, nach deren Quelle nicht gefragt wurde, wenn ſie gleich oft wenig Glauben verdiente. In ſolchen Fällen wird alles für baare Münze gern angenommen, wenn gleich der Stempel nur zu ſehr die Fälſchung verräth. Gewiß war es, daß er eines Ehrenhandels wegen, den er mit einem jungen Kavalier aus vornehmem Hauſe, wegen einer Sängerin, in die ſie beide verliebt waren, gehabt, zuerſt landesflüchtig wurde, hierauf aber — als er hörte, daß er ſeinen Gegner nicht getödtet hatte — ſich freiwillig den Gerichten ſtellte, um ſechs Monate auf der Feſtung das Duell abzubüßen. Nach dieſer Zeit zog er umher, gab Konzerte, und führte das Nomadenleben eines modernen Künſtlers par excellence. Sein Unterhalt war dadurch hinreichend geſichert. Man dachte ſich ihn vollkommen unabhängig; aber er war es in der That nicht. Er war gezwungen ſeine geheimſten Gedanken ſtreng zu verſchließen, denn würden ſie in die Oeffentlichkeit gedrungen ſein, ſo wäre es mit ſeinem Erwerb aus geweſen.

Sein Geſchäft — es wird mir unmöglich bei einem ſolchen reiſenden Virtuoſen, ſtets nur von ſeiner Kunſt zu ſprechen — wies ihn darauf hin, zuerſt ſich die Vornehmen geneigt zu machen, nach ihrer Anerkennung zu ſtreben, und den Zutritt in hochariſtokratiſchen Kreiſen zu ſuchen. Dies zwang ihn aber zu einer fortwährenden Verſtellung, da er die altadeligen Familien noch ärger haßte, als irgend ein Demokrat.

Dadurch ward ihm ſeine Lage, obgleich von Vielen beneidet, zu einer überaus drückenden.

Die Stimmung, in die er deshalb verfiel, die ihn manchmal bis zur Verzweiflung trieb, gab ſeinen blaſirten Zuhörern neuen Stoff zu Nachforſchungen, und er wurde dadurch immer geſuchter und intereſſanter.

Thusnelda, wie Hirſchler als deutſcher Patriot, ſeine Tochter nannte, hatte gleich am Abend ihrer Ankunft, das für denſelben angekündigte Konzert in Geſellſchaft ihrer Mutter beſucht. Der Vater, dem die Fahrt auf der Eiſenbahn ſein Leberleiden aufgerüttelt hatte, bedurfte vor dem Beginn der Kur einer zweitägigen Ruhe, und war zu Hauſe geblieben. Die Damen waren in das Konzert gegangen, lediglich um die Geſellſchaft zu ſehen, die Toiletten zu muſtern, und ihre eigenen zu zeigen; ohne ſich um das weiter zu kümmern, was ſie zu hören bekommen ſollten. Erſt als der Konzertgeber heraustrat, um ſich vor der Verſammlung zu verbeugen, und die ſchöne Geſtalt ihre Aufmerkſamkeit erregte, griff Thusnelda zu dem Programm, das auf der Lehne ihres Seſſels lag, um nach dem Namen des Virtuoſen zu ſehen. Er hieß Franz Müller.

Er ſpielte drei brillante Stücke, zwiſchen denen eine Sängerin mit franzöſiſchem Namen ſich hören ließ. Sie machte Niemand Vergnügen; was ſie leiſtete wurde als Lückenbüßer betrachtet, die dem Pianiſten zum Ausruhen dienen ſollten. Seine Leiſtung aber electriſirte die Verſammlung, die fein geſchulte und ebenſo enthuſiaſtiſche Dilettanti zählte.

Die alte Hirſchler, die nichts von dergleichen Dingen verſtand, folgte mit Hand und Mund den Beifallsäußerungen der Andern; aber ihre Tochter Thusnelda, die nach ihrer Mutter Willen, „gebildeter“ werden ſollte, als ſie, und ſchon frühzeitig, die Elemente feinſter Bildung: Tanzen, Franzöſiſch und Klavier, empfangen hatte; war außer ſich vor Entzücken gerathen. Sie wäre ſo gern nach dem Konzert in den Kreis getreten, der Franz Müller umgab, um als würdige Trägerin des Namens Thusnelda, ihm eine artige Anerkennung auf franzöſiſch zu ſagen; aber ihre Mutter war zu ſolcher Demonſtration nicht zu bewegen.

„Wenn Vater mit wäre, dann ja“ — ſagte ſie. „Für zwei Damen ſchickt ſich ſo etwas nicht. Wir kennen keinen Menſchen, und kein Menſch kennt uns.“

Keine Gegenvorſtellung half, und Thusnelda mußte ihr Feuer in dem jungfräulichen Buſen verſchließen, das aber dann um ſo heftiger hervorbrach, als der Beſitzer des Rittergutes Gallmiſt, ſie daheim mit dem Geſchrei empfing:

„Na Thuſel! wie iſt's ausgefallen? Mutter verſteht nichts. Du ſollſt mir ſagen, wie's ausgefallen das Konzert.“

Thusnelda's Herzenslavaſtrom ergoß ſich jetzt glühend und breit. Am Anfang lag noch, wie eine dunkle Schlacke, die trockene Aufzählung der Piecen, die Tonart, die Sängerin; dann wälzte ſich die Lava fort, über die Verſammlung hinweg, zum Konzertgeber, ward immer heißer als ſie ſeine Kunſt berührte, und brannte lichterloh, als ſie alle ſeine Eigenſchaften noch einmal kurz erwähnte, und endlich wie ein glimmender Aſchenhaufen zuſammenſank, als das Mädchen die Worte ſprach: „Ich habe noch nie ſo ſpielen gehört und geſehen; ſo ſchön war Beides.“

„Wie heißt denn das koloſſale Wunderthier?“ fragte ihr Vater.

Sie war in ihrer Exaltation nicht im Stande auf dieſe feine Frage ihm anders zu antworten, als daß ſie ihm ſtumm den Konzertzettel hinreichte.

„Daß Dich! Der?“ war alles, was er ſagte. Dann mußte ihm ſein liebes Thuschen eine genaue Beſchreibung der Perſönlichkeit machen.

„Richtig, er iſt's!“ rief er aus.

„Kennſt Du ihn denn, Hirſchler?“ fragte die Mutter.

„Oh!“ gab er ernſt zur Antwort.

Es fielen ihm dabei zwar die heitern Abende der Agneſi ein, wo es ihm ſchon vergönnt war, ſelbſtändig, als ſein eigener Herr, als Rentier und Rittergutsbeſitzer zu erſcheinen; aber zugleich zog die häßliche Duellgeſchichte, und die damit verbundenen Verhöre, die auch er zu beſtehen gehabt, als trübe Wolke an ſeinem Gedächtniß vorüber.

Seine nächſte Sorge war, in welcher Art er ſein Benehmen gegen Müller einrichten ſollte; und deshalb mußte er vor allen Dingen erſt die Meinung einiger langjährigen habitués des Badortes, die er gut kannte, ſondiren, was ſie von Müller hielten, wie ſie über ihn dächten, und ob ſie ihn ihres Umgangs würdig erachteten. Ein Hirſchler-Gallmiſt durfte ſich nicht wegwerfen; ſein Stand und Rang forderten dies von ihm.

Es waren jetzt etwa zwei Jahre, daß das Duell ſtatt gefunden. —

Was Hirſchler über Müller erfuhr, lautete nur günſtig. Hätten die Leute in deſſen Inneres zu blicken vermocht, ihr Urtheil wäre anders ausgefallen. Eine liberale Geſinnung können auch Ariſtokraten und Konſervative an einem in allem Uebrigen achtungswerthen Manne wohl anerkennen; ſelbſt die Abneigung gegen Vorrechte der Geburt, die viele Jahrhunderte hindurch beſtanden haben, können von ihnen erklärlich gefunden werden; allein ein zerriſſenes Gemüth, welches ſo gänzlich von Gott entfernt iſt, daß es von Verſöhnung nichts wiſſen will, die heiligſten Gefühle mit Füßen tritt, ſeinem Vater flucht, und ſich daran weidet, ihm allen Troſt zu rauben, iſt ſo ruchlos und entartet, daß Niemand es bemitleiden wird, wenn es auch an der heimlich genährten Wuth, die es erfüllt, ſchmählich untergehen ſollte. Ein ſolcher Gedanke iſt für die Mehrzahl der Menſchen nicht zu faſſen, und die privilegirten Klaſſen der jetzt noch beſtehenden Geſellſchaft werden es einem ſolchen Gemüthe um ſo weniger verzeihen, wenn es den Haß gegen einen Einzelnen aus ihrer Mitte, auf das Ganze überträgt.

Das war aber bei Müller der Fall, ohne daß man eine Ahnung davon hatte, und daher floß ſein Lob im reichſten Maaße von allen Lippen.

Hirſchler ging nun als alter Bekannter dem Virtuoſen entgegen, lud ihn zu ſich ein, und Müller und Thusnelda lernten ſich kennen.

Der erſte Eindruck blieb ſiegend. Thusnelda, die einen Flügel in ihrer Wohnung hatte, ſpielte mit Müller vierhändig; auf ein paar Reunionen war er ihr Tänzer geweſen.

„Er iſt ein ſchöner Mann,“ geſtand ſie ſich. „Ein wenig groß und ſtark — aber er polkt dennoch ſehr leicht und iſt recht galant gegen mich. Und wie ſpielt er! Bezaubernd! Er iſt nicht reich, aber er verdient viel, wenn er nur will. Das iſt am Ende beſſer. Man braucht ſich nicht einzuſchränken und zu ſparen, wenn man ſich das Geld ſo leicht zu verſchaffen weiß. Ein Konzert — und die Kaſſe iſt wieder gefüllt. Ich möchte wohl einen ſolchen Mann haben.“

Müller ſchien ſich in der neuen Umgebung zu gefallen. Er begleitete „die gnädige Frau“, wie man die Beſitzerin von Gallmiſt im Bade nannte, und das Fräulein Tochter auf allen Spaziergängen, ihre Shawls oder Mantillen tragend, und machte ihren eigentlichſten cavaliere servente.

Als Thusnelda merkte, daß auch ihr Vater für Müller Neigung gefaßt hatte, freuete ſie's ſehr. Sie wartete auf den günſtigen Augenblick, um ihre Gefühle vor ihm auszuſchütten. Er kann unmöglich etwas dagegen einwenden, überlegte ſie bei ſich. Mein Vater iſt zu vernünftig. Er muß einſehen, daß Müller als ſelbſtſtändiger Mann eine Frau gut ernähren kann. Wenn Papa mir auch die Mitgift nicht eben ſehr reichlich zumißt, ſo wird das Budget doch immer dadurch vergrößert. Wir werden Equipage halten können, und ein recht brillantes Leben führen. Ueberdieß kennt er ja ſchon länger meinen Zukünftigen —

Sie erſchrack ein wenig, als ihr das kühne Wort durch den Sinn fuhr, allein ſie beruhigte ſich wieder, als ſie dachte: „Nun ja, mein Zukünftiger, nach meiner Idee! Sie kennen ſich, Müller und Vater; ich glaube, ſie ſagen Du zu einander. Das wäre nett!“

Dann ſann ſie im Stillen weiter, und wurde ernſter. „Ob er mich denn aber auch liebt?“ ſprach ſie zu ſich. „Geſtern lobte er meine Haare; vorgeſtern meinen Wuchs; dieſen Morgen ſagte er, ich könne ſo geiſtreich blicken. Ja, gewiß, er liebt mich! Und das letzte Konzert hat ihm an die tauſend Gulden eingetragen, wie er ſelbſt ſagt. Er hat eine große Zukunft. Ein junger Mann, der das kann, der ſo ſchön ſpielt, daß er tauſend Gulden an einem Abend gewinnt, kann gewiß jede Partie machen, und Vater kann nichts dagegen einwenden, wenn er mich will.“

Dies waren die geheimen Bekenntniſſe einer ſchönen Seele im Lichte unſerer Zeit.

Auf ihren Vater hatte Müller faſt einen ähnlichen Eindruck gemacht. Auch ihm erſchien er als kein unwillkommener Schwiegerſohn. Was bei Thusnelda wie Liebe ausſah, gründete ſich doch nur zu ſehr auf das materielle Intereſſe, als daß es von dem Plane ihres Vaters ſich bedeutend unterſchieden hätte. Er ſah in Müller einen durchaus geſinnungstüchtigen Menſchen, der die Ariſtokraten ausbeutete, ohne ihnen ſeine Meinung zu unterwerfen. Den Circumflex, den Graf Oscar von Marienſtein von ihm erhalten, rechnete er ihm als verdienſtliche Heldenthat an. „Der läßt ſich von keinem Junker etwas thun,“ folgerte er weiter, und ſeine ſechs Monate Sitzen, vergißt er der ganzen Raſſe gewiß nicht. Er trägt nach, das hab' ich ſchon gemerkt, und das iſt ſchön von einem Mann; nur die Schufte vergeben leicht. Wahre Hundeſeelen, die es thun! Iſt Müller mein Schwiegerſohn, ſo braucht er nicht mehr zu ſpielen. Ich geb' ihm, was zu einer bürgerlichen Haushaltung gehört. Was ich aus ihm machen will, muß ſich beſcheiden ankündigen. Er ſoll Volksmann werden; er hat Alles dazu. Er hat eine ſchöne Figur, eine ſtarke Stimme, er weiß die Worte zu ſetzen. Als Jude bin ich jetzt noch nicht wahlfähig; aber ſeine Wahl ſetz' ich durch. Kinderſpiel! Iſt er einmal in der Kammer, ſo muß er dahin wirken, daß wir als Mitglieder der Ritterſchaft, gleichviel ob Jud oder Chriſt, auch hinein kommen. Ich bin ein geſcheiter Vater, der es weiß, was er thut. Liegt ihm viel am Klavierſpiel, ſo kann er mit Thuschen ſo viel muſiciren als er will.“

So bereitete ſich Müller's Glück vor, ohne daß er es wußte. Allein in ihm erglomm eine Hoffnung, die auf daſſelbe hinauslief.

Thusnelda war in ſeinen Augen, ein gutes Mädchen. Das iſt nicht viel, wenn man es zu heirathen denkt. Er wußte nichts von ihrer Erziehung, nichts von ihrem Charakter, von ihren Neigungen, nichts von ihrem Herzen. Mit einem Wort: er kannte ſie nicht. Das war aber auch nicht nöthig; danach zu fragen, erſchien ihm lächerlich; er liebte ſie ja nicht. Er war zu gewiegt in ſolchen Sachen, um ſich auf den erſten Blick zu verlieben, nachdem man ein paarmal à quatre mains geſpielt, zwei Polka getanzt, und ſpazieren gegangen war. Er liebte ſie nicht ein Bischen, wie er es ſich ſelbſt geſtand; aber nach der Hochzeit konnte es ja anders werden. Von der Hochzeitreiſe ſind wohl manche enttäuſcht zurückgekommen; andere aber wie in einander verzaubert. Die Liebe entzündet ſich wie der elektriſche Funke. Und wenn's nicht ſo käme! Müller war eine gleichgiltige Natur. Wir haben ihn ſchon früher als Accompagnateur in dieſer Hinſicht bewundern können. Er hatte ſich hierin nicht geändert. Nur eine einzige Saite vibrirte ſtärker in ihm, und wurde dieſe gewaltſam berührt, ſo gab es einen ſchreienden Mißton. Eine Verbindung mit Thusnelda ließ ihn aber eine ſolche Berührung nicht fürchten.

„Könnte ich mich jemals ſo weit verirren," dachte er, „ein hochadeliches Fräulein zur Frau zu wählen, die bei allen Vorzügen des Geiſtes und des Körpers — und wenn ſie mich auch wahrhaft liebte — einer Familie angehörte, die gewiſſe Blicke auf mich richtete, und mich mit einer kavaliermäßigen Herablaſſung behandelte — ſo würde mich das zum Selbſtmord treiben. Viel lieber nähme ich die Jüdin, mit Papa und Mama in den Kauf, wenn ich ſie kriege. Es ſichert mir die Exiſtenz, und ich kann mich von dem vornehmen Geſindel losſagen, das mich am Piano umlagert, und ihm meine ganze Verachtung in's Geſicht werfen."

Eine größere Uebereinſtimmung iſt nicht zu denken. Hirſchler's Wahlſpruch war es ſtets geweſen: Eſſen muß der Menſch! Das trieb ihn zu allen ſeinen Handlungen.

Müller trieb daſſelbe Bedürfniß zur Wahl einer Lebensgefährtin.

So denken heutzutage die vernünftigſten Leute. Vor allem muß der Menſch eſſen. Je beſſer deſto beſſer; deſto vernünftiger! Man geht raſch zu Werke, in der Ueberzeugung, daß die langſame Bedachtſamkeit altmodiſch ſei, und zu dem Uebrigen im heutigen raſchen Dahinleben nicht mehr paſſe. Eine aufglimmende Leidenſchaft, von der man als Reſultat, Eindrücke auf das Herz erwartet, welche Lächerlichkeit, ſich davon die Nerven ſpannen zu laſſen! Es iſt ein gutes Mädchen; ſie hat Geld! ſagt er. Er iſt ſchön, hat den Vorzug noch mehr zu verdienen; ſagt ſie. Voilà tout!

Mehr zu fordern, wäre Unſinn. Eine reich ausgeſtattete Natur, die darüber hinaus wollte, erregt in unſern ſoliden Verhältniſſen, ernſte Beſorgniſſe. Genialität kann die Maſchine, die Schablonen fertigt, nicht ertragen; ſie geräth dadurch in Unordnung. Genialität hat ihre Marotten; ein Genialer muß, nach der Anſicht der Leute, ein ganzes Schlittengeläute im Kopf klingeln hören. Muß er da nicht total verrücktes Zeug anfangen? Es iſt das Genialitätsfieber, für welches kein Chinin helfen kann.

Müller hatte die Beſuche bei Hirſchler's fortgeſetzt, und es wurde ihm klar, daß man ſeinen Abſichten nicht entgegen ſei, und es erwartete, daß er offen damit hervortrete. Die Mutter ließ Thusnelda gefliſſentlich mit ihm allein, und — wie ſich von ſelbſt verſteht — brachten ihre Geſpräche, die immer vertrauter wurden, auch ihre geheimen Wünſche immer mehr zum Vorſchein. Der Augenblick ſich zu erklären ſchien für Müller gekommen.

Aber einiges Bedenken rührte ſich doch in ihm. Er beſaß den gewöhnlichen Stolz. Konnte er ſich auch über die Verbindung mit einer Judenfamilie hinwegſetzen, worin ihm Grafen und Barone vorangegangen waren, ſo war es der Leumund des Schwiegervaters in spe, der erſt erwogen werden mußte.

„Hirſchler,“ ſo ſagte er, „iſt reich geworden, wie andere auch; wer fragte wohl nach den Mitteln, deren ſie ſich dabei bedienten. Niemand. Er iſt Rittergutsbeſitzer, das hat den Neid der andern Juden erregt, und den Haß des Adels, die ihn als unberechtigten Eindringling betrachten. Dieſer Neid, und dieſer Haß haben ihm Erdichtungen angeheftet, die ihn verläumden, und die er nicht verbrochen hat. Und hätte er die edelſten Eigenſchaften, er müßte ſo etwas ertragen. Es iſt der Lauf der Welt. Man hat ihn betrügen wollen, ihm Unrecht gethan, und er war genöthigt Prozeſſe zu führen; er hat ſie zwar gewonnen, aber ſein Ruf hätte darüber doch zu Grunde gehen können. Das iſt das bürgerliche Elend, die misère, die uns auf dem Theater aneckelt, und im Leben betrübt. Wer wollte deshalb wohl mit Hirſchler rechten, der ein verſtändiger Mann iſt, und Niemand zu nahe tritt? „Mein Name gegen ſeinen,“ ſchloß er, „das wiegt ſich auf. Auch ich habe kein größeres Gewicht in die Schale zu legen! Und dann, ſeine politiſche Geſinnung macht ihn unantaſtbar.“

Als alle Theile ſo weit mit einander gekommen waren, ohne ſich ein Wort mitgetheilt zu haben, wurde Müller zu einem Diner bei Hirſchler eingeladen. Im Bade hält man keine eigene Menage; man aß in einem Salon particulier des Reſtaurants. Nachdem die Mahlzeit beendigt war, zündeten die beiden Herren Cigarren an, und Hirſchler befahl den Kaffee in den Garten zu bringen; die Garçons hatten abgeräumt; Madame Hirſchler war in dem Fauteuil eingenickt; Thusnelda ſtand in der geöffneten Thüre, und blickte dem Vater und Müller nach, die ſich in den Schatten einer Allee verloren.

„Jetzt werden ſie's mit einander richtig machen," ſagte ſie zu ſich, „jetzt wird über mein Schickſal das Loos geworfen!"

Das ergriff ſie zwar auch, aber nicht in der Weiſe, wie man ſich's wohl denken könnte. Thusnelda war, wie Wallenſtein's Thekla, ihres Vaters ſtarkes Mädchen. Obgleich ſie ſich's geſtand, daß der Augenblick entſcheidend für ſie war, ſo war ſie weder bangend noch verzagt. Sie beſaß die Kraft an die Fuſion zu denken, zwiſchen ihrer Mitgift und den Einnahmen Müller's, auch ſie dachte an den claſſiſchen Wahlſpruch: „der Menſch muß eſſen!"

Sie zog ein Schreibtäfelchen hervor, ſetzte ſich, benetzte den Bleiſtift mit der Zungenſpitze, und fing an einige blaſſe unleſerliche Ziffern auf das Pergament zu kritzeln. Was war es? Sie entwarf ihr Budget, nach dem Maaßſtab einer Freundin, die einen Wechſel- und

Papiermakler geheirathet hatte. Der nahm freilich großes Geld ein.

Sie ſchrieb auf: Equipage — ſo viel; Wohnung — ſo viel; Stubenmädchen, Köchin, Kutſcher und Bedienter, ihre Toilette; für ihren Mann nur ein beſcheidenes Sümmchen, er war ihr ſehr einfach in ſeinen Bedürfniſſen erſchienen. Dann leckte ſie wieder an den Bleiſtift und fing an zu addiren. Sie erſchrack. Das Facit überſchritt bedeutend das, was ſie ſich gedacht hatte.

Mama Hirſchler ſchnarchte vernehmlich im Fauteuil; Thusnelda ſaß im Rechnen vertieft, änderte ab, ſtrich aus, ſchränkte die Ausgaben ein, wo es nur angehen wollte, und ſeufzte dabei recht tief und vernehmlich; als Hirſchler und Müller wieder in den Salon traten.

Der Vater hüpfte, graziös die Beine hin- und herſchlenkernd, auf den Zehenſpitzen hinter ſeines Thuschen's Seſſel, und blickte über die Lehne auf ihre Schreiberei. Nachdem er eine Weile ihr zugeſehen, klatſchte er in die Hände, daß die Mama erwachte, und die Tochter in die Höhe fuhr, und ſchrie unter lautem Gelächter:

„Sehen Sie da, lieber Müller, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Es iſt mein Goldkind! Sie verſteht zu rechnen; ſo iſt's recht! Ohne zu calculiren darf man ſich in kein Geſchäft einlaſſen.“

Thusnelda ſah ihn an, erfreut über das Lob, das er ihrer Solidität zollte.

„Da! wie ſie ſich den Kopf zerbrochen hat!“ ſagte Hirſchler, und hielt Müller das Pergamenttäfelchen dicht vor die Augen. „Leſen Sie nur! Vier Konzerte im

Jahr, veranſchlagt auf viertauſend Gulden; meine Mitgift: ein Fragezeichen! das arme Kind!“

Müller blickte in das Rechenexempel und verzog die Miene, wie einer der ſagen wollte: „So muß ich denn in den ſauern Apfel beißen!“ Indeſſen flogen ihm ſchnelle Gedanken durch den Sinn: „Die Leute gefallen mir gar nicht; der Alte iſt übel beleumundet dazu; aber er hat nichts gethan, was ihn dem Richter unterworfen hätte; ich heirathe ja nicht aus Neigung, ſondern um frei zu werden, unabhängig meine Meinung rückhaltslos zu äußern —“

So weit war er, als ihn Hirſchler unterbrach:

„Da ſtehe ich und die Mutter, hier die Tochter. Wir geben Ihnen Thusnelda mit unſerm Segen. Sie werden gut mit ihr fahren. Ich habe alles mit Herrn Müller, unſerm lieben Schwiegerſohn, ſchon abgemacht,“ ſagte er zu Frau und Tochter gewendet.

„Herr Müller,“ ſprach Frau Hirſchler, „Sie dürfen Ihrer Braut hier in unſerer Gegenwart einen Kuß geben.“

Thusnelda erröthete und ſah beſchämt zu Boden. Müller nahete ſich zögernd.

„Was beſinnen Sie ſich?“ fragte Hirſchler ſpitz. „Was ich meiner Tochter mitgebe, kann und darf Sie zufrieden ſtellen. Wie ich mich etablirte, habe ich nichts gehabt, als meinen Gehalt bei Zehdeniker — nicht der Rede werth! und die da, —“ er wies auf ſeine Frau — „brachte mir auch nicht viel mit. Und wir haben's doch zu 'was gebracht. Es kommt nur darauf an, daß man ſich immer nobel gehen läßt, den Blick frei erhebt, ſeine

Bürgerpflichten erfüllt, indem man das Wohl ſeiner Nebenmenſchen im Auge behält, und ſeine Kinder gut erzieht. Dies Vertrauen hat mich zu Ihnen geführt und damit baſta! Wir verſtehen uns, hoff' ich!“

Müller ſtand jetzt neben der harrenden Thusnelda und der Anſtand wollte es, daß er den erſten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen drückte.

„Immerhin!“ dachte er. Ich heirathe ja nicht aus Liebe; es iſt eine Vernunftheirath, die mir eine unabhängige Stellung im Leben verſchaffen ſoll. Es iſt ein Geſchäft und noch dazu einträglich.“ —

Dieſe Ehe wurde nicht im Himmel geſchloſſen, ſondern im Bade, wie viele ähnliche ſchon geſchloſſen wurden. Von einem Religionswechſel der Braut war nicht die Rede.

„Ueber ſolche Kleinigkeit werden Sie hinwegſehen,“ ſagte Hirſchler zu Müller. „Das iſt ja doch wahrhaftig kein Hinderniß. Ich glaube nicht, daß ich mich in Ihnen irren werde. Wozu hätten wir denn die Civilehe? Das iſt eine excellente Erfindung, die uns aller Geſchichten überhebt. Auf's Rathhaus — abgemacht!“ —

Und ſo geſchah's. Das junge Paar machte eine kurze Reiſe, und das Elternpaar zog ſich für den Reſt der ſchönen Jahreszeit, auf Gallmiſt zurück. Daß Müller nicht mehr zu den Konzerten ſeine Zuflucht nehmen durfte, verſteht ſich von ſelbſt. Sein Schwiegervater hatte andere Zwecke mit ihm, wie er ihm auch ſchon deutlich zu verſtehen gegeben. —

Schon lange waren Nachrichten aus Californien ausgeblieben, die über das Leben und Befinden des ehemaligen Generalkonſuls Zehdeniker, und ſeines Sohnes Iſidor etwas Beſtimmtes mitgetheilt hätten. Hirſchler, der als Bevollmächtigter die Maſſe verwaltete, hatte ſich — wie er verſicherte, vergebens an die Behörden in San Franciſco gewendet — von Zehdeniker war ihm ſchon ſeit lang keine Adreſſe mehr angegeben worden — Aufrufe in den öffentlichen Blättern waren ebenſo erfolglos geblieben. Das zurückgelaſſene Vermögen konnte nur ſehr ſchwer realiſirt werden; die Intereſſen wuchſen an, ſo daß ſie aus dem, was einging, nicht mehr geleiſtet werden konnten; das prächtige Palais in der Stadt, war oft nicht zu vermiethen; Fabrik und Villa blieben unverkäuflich. Es war, als ob ein Fluch darauf ruhete. Den bedeutendſten unter den zahlreichen Gläubigern bangte es um ihr Capital, und ſie drangen darauf die Immobilien zu verſteigern, um — wenn auch mit Verluſt — doch Etwas ſicher zu erhalten, und Hirſchler ſchien nur noch mit Mühe den Sturm aufhalten zu können, der das ehemalige Beſitzthum des reichen Mannes für immer zerſtückeln und verwehen wollte.

Da verbreitete ſich eines ſchönen Tages die Nachricht: Zehdeniker ſei geſtorben; bei ſeinem Geſchäftsabwickler Hirſchler ſei die Nachricht aus Californien eingelaufen. Er war in der That von Gallmiſt hereingekommen, und das war gut, denn alles ſtürmte zu ihm hin, um das Nähere zu erfahren.

„Ja, er iſt todt,“ ſagte er zu den Leuten. „Mauſetodt! der unbeſonnene, ſchmutzige Menſch. Er hat's ja nicht anders haben wollen. Er ſoll ſchon ein ordentliches Stück Geld ſich gemacht haben; er wohnte bei ſeinen Minen, und hat wie ein Vieh gearbeitet, wie man mir ſchreibt. Aber immer mehr und mehr wollte der Geizhals, Seinen Schatz bewachte er ſelbſt in dem Blockhaus, das er bewohnte. Nu haben ſie ihn denn Nachts todtgeſchlagen, und alles, was da war, mitgenommen. Da hat er's. Ich werde Trauer für ihn anlegen, zum Schein; bedauern kann ich ihn nicht; es iſt kein Schad' um ihn."

So ſprach der edle Hirſchler-Gallmiſt von einem Manne, der ſein Wohlthäter einſt geweſen war. Natur und Pflicht forderten ihn dazu auf, ihm ein ehrendes Andenken zu erhalten. Hirſchler aber confiſcirt ſein Gedächtniß, und denkt nur daran auf ſich den Vortheil hinzulenken, der aus dem Zwangsverkauf der Häuſer und Güter für ihn erwachſen kann. Und dieſer Gedanke entſteht in ihm, in demſelben Augenblick als er die Nachricht empfängt.

Eine tiefer gehende Betrachtung wäre hier, an dieſer Stelle verſchwendet. Hirſchler war in den Augen der Menge ein Mann von „Geſinnung". Wer verlangte wohl von ihm, daß er einem in fernem Lande ermordeten Juden, eine ehrende und lobende Standrede halte?

Dieſer Jude hatte ihm den erſten Ducaten geſchenkt, den er in ſeine Sparbüchſe legte; hatte ihn am Geſchäft betheiligt; für ihn geſorgt wie ein Vater! —

„Aber," ſagen die Andern, „er war ein Anhänger des Junkerthums, dem er es in Allem zuvorthun wollte; er war ein Feind der liberalen Preſſe, ein Diplomat, ein Fuchsſchwanz, ein Heuchler! Hirſchler nimmt einen höhern Standpunkt ein; er hält es mit uns, er kann keine Sympathien für ſolche Burſche haben, wie Zehdeniker einer war. Er dürfte ſie nicht einmal äußern, weil dem Volksmanne die öffentliche Meinung das höchſte und heiligſte ſein muß.“

Das iſt die Sprache aller unſerer politiſchen Lións. Ich wende dieſe in Sachen der Mode adoptirte Bezeichnung, hier auf jene kühnen, ſcribelnden und phraſirenden Dilettanten an, die in dieſer Zeit des Flickwerks, den zünftigen Staatsflickern im Bureau und in den Kammern das Handwerk verleiden, um nach eigener Willkühr am Staat zu flicken, was — nach ihrer Meinung, einem jeden geſtattet werden muß, der mit einer vernehmlichen Stimme begabt iſt oder allenfalls ſchreiben kann.

11.

Das alte Hotel der Stiftsdame von Werthen liegt in ſeiner ſtarren Größe wieder vor uns. Die geſchwärzten Mauern ſind feucht von der herbſtlichen Luft; ein ſchwerer grauer Himmel ſpannt ſich darüber aus, und verleiht dem Nachmittag den Anſchein eines traurigen Abends.

Im Innern der weiten ariſtokratiſchen Behauſung wächſt dieſer Eindruck noch bedeutend; dies empfinden wir, ſobald wir eingetreten ſind.

Inmitten der tiefſten Stille, flackern einige Flammen, die das Stiegenhaus nur ſpärlich erhellen. Hat hier der Tod an die Pforte geklopft? Sonſt ſah man noch die Dienerſchaft ſich auf Treppen und Gängen bewegen; und ſchritten ſie auch leiſe über die Teppiche dahin, es war doch ein Zeichen von Leben! —

Eine ſehr bejahrte Frau ruht zuſammengekauert auf dem Divan; in dem hohen Kamine verglimmt ein ſchwaches Feuer; die Vorhänge ſind niedergelaſſen; es herrſcht ein tiefernſtes Dunkel in dem Gemache.

Die Frau bewegt die Lippen; ihre zierlichen Finger halten den Roſenkranz. Sie ſpricht leiſe Worte, die auch das beſte Gehör, trotz aller Anſtrengung, nicht zu verſtehen im Stande wäre. Sie betet; ſo viel wird einem Jeden verſtändlich ſein. Ueber dem Seſſel hängt ein koſtbarer Shawl, an demſelben ruht eine zierliche Badine, auf dem Tiſche liegt eine ſtark wattirte Kapuze. Dieſe Gegenſtände ſind nicht etwa bei'm Nachhauſekommen abgelegt, ſonſt wären ſie ſogleich weggeräumt worden; ſie deuten vielmehr an, daß ſie noch gebraucht werden könnten, wann die Dame, durch etwas in ihrer Ruhe geſtört, das Zimmer plötzlich verlaſſen müßte.

In der hellern Beleuchtung eines kleinen anſtoßenden Gemachs, ſitzt eine jüngere Frau, mit Handarbeit beſchäftigt. Auch ihre Miene zeigt Ernſt und Trauer.

So waren die Stunden verronnen; der Abend dunkelte tiefer. Nichts hatte ſich in dem Bilde verändert; nur ein Diener hatte eine brennende Lampe zu der arbeitenden Frau hereingetragen, einen grün ſeidenen Schirm davorgeſtellt, damit der grelle Schein nicht auf die alte Dame falle, und ſich dann auf den Zehenſpitzen wieder entfernt.

Endlich dringt das laute Gebell des Hofhundes durch die Stille. Ihm folgt ſogleich das knarrende Geräuſch des ſchweren Thores, und ein Wagen donnert hindurch, in den innern Hof, daß das alte Gebäude von unten bis oben erdröhnt.

Die Frau im Nebenzimmer ſpringt auf; die alte Dame erhebt ſich mühſam aus ihrer Lage. Ein Bedienter tritt ein und meldet:

„Der gnädige Herr Graf von Werthen und Fräulein Comteſſe Beata ſind ſo eben arrivirt und laſſen bitten —"

Bald darauf traten beide in den Salon der Stiftsdame von Werthen; der Bediente rückte zwei Fauteuils näher zum Divan; die Kammerfrau, die Lillich, entfernte ſich auf einen Wink ihrer Herrſchaft.

Beata umarmte die Tante; der Bruder küßte die ihm dargereichte Hand. Jetzt wurde es mit einem Mal lauter; denn Graf Werthen war nicht im Stande ſeinen Ton herabzuſtimmen, auch wenn er es gewollt hätte.

„Als ich deinen Brief empfing, war ich gerade in einer fatalen Laune," fing er an. „Daß du den kranken Oscar, zu beſſerer Pflege, von Marienſtein hereingenommen hatteſt, wußte ich. Allein daß der Arme ſo ſchlecht daran iſt, ging mir doch nahe. Alſo ſterben muß er, ſagen die Aerzte; das iſt ſchlimm. So geht einer um den andern, und wir räumen den Feinden das Feld.

Bald wird es keinen rechten und gerechten Edelmann mehr geben und ſie, die — ich will nicht fluchen! — ſchlürfen alles. Muß einen das nicht crepiren, um ſo eine — ich verſchweig' hier, was ich ſagen möchte — ſchlägt ſich Einer vom hohen Adel mit einem Nichtsnutz, den er einen Bankert genannt haben ſoll. Das kann und werde ich meinem Neffen nie verzeihen. Solche Narrheit! Stellt' ich ihn darüber ernſthaft zu Rede, er könnte mir keine Antwort geben, die einen Pfenning werth wäre. Was konnte er denn als größere Satisfaktion bieten, wenn er einen Grafen beleidigt hätte?“

Die Stiftsdame hatte indeſſen mit Beata leiſe freundliche Worte getauſcht, und die barſche Rede ihres Bruders anfänglich nicht beachtet. Jetzt war ſie aufmerkſamer geworden, und ſagte ängſtlich:

„Du wirſt es dir doch wohl nicht einfallen laſſen, dem Sterbenden Vorwürfe zu machen?“

„Was denkſt Du? Aber was ich hier zu Dir ſpreche, hört er ja nicht. Du beherbergſt ihn doch nicht etwa im Nebenſalon?“

„Das nicht. Aber ich will ihn noch dieſen Abend ſehen, und Du und Beata ihr ſollt und werdet mich begleiten.“

„Das leuchtet mir nicht ein; denn was können wir ihm helfen? Ich gehe einem Sterbenden gern aus dem Wege. Ueberdieß wird er wohl nicht mehr bei ſich ſein.“

„Im Gegentheil, er iſt bei lichtem Verſtande, und unſer Beſuch wird ihn ungemein tröſten. Doch ehe wir zu ihm gehen, will ich ihm melden laſſen, daß ihr angekommen; euer unerwartetes Erſcheinen könnte ihn zu ſehr erſchüttern.“

Mit dieſer zarten Commiſſion wurde die Lillich betraut. Inzwiſchen ſetzte ſich Graf Werthen breit zurecht, und zog einen Brief aus der Taſche.

„Da erhielt ich geſtern ein Schreiben von Pflug, meinem andern Neffen, der auch einen einfältigen Streich gemacht hat, als er dein Kammermädchen nahm,“ ſagte er, „und der auf ſeinen Stammbaum einen unauslöſchlichen Klecks gemacht hat. Er ſchreibt mir, daß er Vater geworden —“

Die Stiftsdame ſeufzte; Beata ſprach heiter: „Ach, die liebe Clara!“ Tante und Vater blickten ſie finſter an.

„Er kommt zum Frühjahr aus Italien zurück, und will auf ſeinen Gütern leben. Was er ſonſt ſchreibt, iſt vernünftig genug und gefällt mir. ‚Ich erziehe meinen Jungen für's Land.‘ ſagt er in dem Brief. ‚Er ſoll unter ſeinen Bauern aufwachſen, damit er ſie und ſie ihn kennen lernen.‘ Das iſt nicht ſo dumm, unterbrach ſich Werthen, dann kann er auch auf ſie rechnen, wenn die Rothen uns an den Kragen nehmen wollen. Was doch einmal nicht ausbleiben wird. ‚Mein Sohn,‘ ſchreibt er weiter, ‚ſoll eine abhärtende und ſtreng chriſtliche Erziehung in allen Stücken erhalten.‘ Damit er ſich nicht mit ſo einem Geſindel, wie mein Nachbar, der Galmiſter, jemals einzulaſſen Luſt bekommt, ſchaltete Werthen hier ein. ‚Die Stadt und ihre Lüſte, ſoll er nie kennen,‘ las er weiter. ‚Ich werde, wenn er ein

Genie zu werden drohete, ſorglich bemüht ſein, dieſe verderbliche trügeriſche Fackel zu erſticken. Er darf weder gewandt, noch geiſtreich im gemeinen Sinne, noch liebenswürdig detto, noch hoffärtig oder gar hochgräflich ſtolz werden. Er ſoll ſich auch nicht in jene Carrieren drängen, welche die neue Aera, auch dem Adel vorſpiegelt, und ihn in das Partheigetriebe ſchleudert, das ihn von ſeinem eigentlichen Ziele gänzlich entfernt. Bleibt die Ariſtokratie ſich ſelbſt treu, will ſie nur das wahrhaft Große und Nützliche in ſich fördern, ſo wird ihre gute Einwirkung auf die Geſellſchaft nicht ausbleiben können, und die Beſten im Volke werden zu ihr ſtehen. Der Adel muß ſeines Urſprungs eingedenk, chriſtlich ſein und Ackerbau treiben. Die Zeit verlangt es ſo. In den Städten raubt er andern nur die Luft zum Leben, wenn er arm iſt; und iſt er reich, ſo iſt er nur Konſument zu ſeinem Nachtheil. Auf ſeinen Gütern iſt er mehr; er iſt Alles in Allem. Er hat ſeinen Reichthum nicht um Gaſtwirthe, Reſtaurants, Theater und Modehändler zu mäſten, und mit ſeinem Geld die ſchlechten Einrichtungen der Städte zu fördern; er ſoll damit den Bauern aufhelfen, ihre Güter verbeſſern. Das iſt die Pflicht des Adels. Er ſoll, mit einem Worte, wieder die gnädige Herrſchaft werden; „le grand seigneur!" das heißt der Aelteſte auf ſeinem Grund und Boden unter Gleichen; der Hüter der bürgerlichen und politiſchen Ueberlieferungen. Niemand wird ihm dies ſtreitig machen können; ein ſolcher Edelmann hat die Concurrenz der reich gewordenen Emporkömmlinge nicht im Geringſten zu fürchten. Mögen dieſe gedeihen, immerhin zu Würden und Aemtern gelangen; ſie werden ſich ſtets durch Luxus, Speculationen, durch ihre Lüſte ruiniren. Während wir Almoſen ſpenden, werden ſie auf Wucherzinſen borgen; während wir dem Bauer die Hand reichen, werden ſie ihn auspfänden laſſen. So wird das Landvolk bald ſeine wahren Freunde erkennen, und die Hefe der Städte mag dann gähren, revolutioniren, auf die „Ariſtos“ ſchimpfen; all dieſe Unverſchämtheit wird ohne Macht an der Gränze zerſchellen, welche die Landbevölkerung umgiebt. Kehrt der Adel zu dieſem allein heilbringenden Syſteme zurück, ſo wird der Schlammvulkan der rohen Maſſen, wenn er einmal losbricht, nicht die Schwelle ſeiner Schlöſſer erreichen, die von den friedlichen Häuſern der Bauern, wie von einem unerſteiglichen Wall, vertheidigt werden.‘“

Werthen hielt hier inne.

„Biſt Du zu Ende?“ fragte die Schweſter; „dann wollen wir zu Oscar.“

„Noch ein paar Worte ſtehen da,“ antwortete er, „das Ganze gefällt mir ſo gut. Ich wollte ſie ſtänden nicht da.“

Comteſſe Beata, die in geſpannteſter Aufmerkſamkeit zugehört hatte, und in den Worten des Grafen Pflug, eine Metamorphoſe ſeines Charakters erkannte, die ſie ſich nicht zu erklären wußte, rief bittend:

„Der Herr Papa wolle doch ſo gnädig ſein, uns nichts von dem ſchönen Briefe zu verſchweigen.“ —

Werthen zog die Brauen finſter zuſammen und las:

„Nur auf dieſe Weiſe ſeh' ich Rettung für unſern Stand. Führe der Adel fort, ſeinen Ehrgeiz auf andere Weiſe zu nähren; um die Gunſt der Zeitungsſchreiber zu buhlen oder gar ſelbſt ihnen Artikel zu liefern; wollte er als Redner ſich Popularität erwerben; ſtrebte er mit einem Worte nach der Herrſchaft des Augenblicks, ſo iſt es um ihn geſchehen. Sein vollkommener Ruin wäre ausgeſprochen; denn er hätte ſeine Parole vergeſſen; der eigentliche politiſche Geiſt ſeines Standes wäre ihm abhanden gekommen. Er ſtünde auf dem gleichen Niveau mit der Revolution, die gegen ihn anſtürmt. Die einzige traditionelle Eigenſchaft, ein Fünkchen von edler Ritterlichkeit, würde es ihm noch unmöglicher machen, ſeinen plebejen Feinden zu widerſtehen. Nur Eines kann ihn retten. Es iſt das einfache Wort, das meine geliebte Clara mir in das Gedächtniß rief: Adel ſtammt von Tugend. Es giebt in Wahrheit keinen noblern Stammbaum als dieſen!" —

So ſchloß der Brief. Das runzelige Mignongeſicht der Stiftsdame verzog das Näschen, wodurch es einem Katzengeſichtchen ähnlich ſah, das ſich zum Miauen anſchickt. Sie hauchte ein leiſes: „Fi donc!" und bat dann:

„Hilf mir, mon cher frère!"

Sie ließ es zu, daß Beata, den cher frère ablöste, und der chère tante Shawl, Kapuze, Badine umhängte, aufſetzte, und in die Hand gab, dann machten ſich die drei lieben Verwandten zu dem ſterbenskranken Oscar auf den Weg.

Die alte Gräfin ſah Beata nicht an, und ließ ſich von ihrem Bruder führen. Beata empfand aber ein herrliches Entzücken über den Schluß von Pflug's Brief, denn ſie gedachte lebhaft ihrer glücklichen Freundin.

12.

Einige Tage ſpäter ſchreitet eine alte Frau müde durch den Abendnebel. Sie kommt wohl weit her und ſcheint von Gram niedergebeugt zu ſein. Langſam hebt ſie die Füße und ſie athmet ſchwer. Den wollenen Rock hat ſie aufgeſchlagen und über den Kopf gehängt, damit er ihn vor der Feuchtigkeit ſchütze, die vom Himmel fällt; in der Hand hält ſie einen bedeckten Korb, der etwas Wäſche birgt, da es ſein kann, daß ſie einige Tage in der Stadt bleiben müßte.

Plötzlich beſchwingt ſie ihre Schritte; denn dort unten, wo die Seitengaſſe einmündet, zieht eiligſt eine lange Reihe Menſchen vorüber. Faſt wie die Geſtalten eines Traumes gehen ſie zwei hochgetragenen Laternen nach, die einen gelblichen Schein auf die nächſte Umgebung fallen laſſen.

Als die alte Frau dieſem Zuge näher kommt, vernimmt ſie ein dumpfes Murmeln wie leisgeſprochene Gebete. Es ſind Männer und Frauen. Hinter den Laternen ſchwankt ein einfacher Traghimmel im Nachtwind, und unter ihm ein Prieſter in Chorhemd und Stola, der das Hochwürdigſte Gut zu einem Sterbenden trägt.

Sie ſchließt ſich den andern an, wie es die Pflicht erfordert, anfänglich nur in frommer Erregtheit, die bald jedoch in namenloſe Trauer übergeht, als der Prieſter eine ihr wohlbekannte Straße einſchlägt, und in ein Haus tritt, deſſen Ehrenpforte zu ſeinem Empfange weit geöffnet ſteht. Niemand von den Dienern in großer Livree, die zu beiden Seiten des escalier d'honneur niederknieen, bemerkt die alte Frau, unter dem feierlich ſtillen Andrang der Uebrigen, die Niemand hindert dem Prieſter zu folgen. Alle Hangeleuchter und die an den Wänden ſtrahlen im reichſten Kerzenſcheine, um den Weg der Allerheiligſten Majeſtät zu beleuchten, die einem Sterbenden erbarmungsvoll ſich hier nahete.

An dem Krankenzimmer, das am Ende einer langen Reihe anderer lag, kniete der Haushofmeiſter, der nachdem der Prieſter vorüber war, mit leichter Handbewegung die Nachfolgenden bedeutete, im Vorzimmer zu bleiben, die ſogleich Folge leiſtend, betend in die Knie ſanken. Der alten Frau vom Lande nickte er mit trübem Ernſte einen Gruß, und ließ es zu, daß ſie die Schwelle überſchreiten durfte.

Sie warf ſchnell einen Blick auf die Wenigen, die an dem Lager knieten. Sie kannte alle. Als ſie aber den Kranken erblickte, wie er ſo bleich und regungslos da lag, da wußte ſie, — die viele ſchon ſterben geſehen, daß nach Gott, wohl bald der Tod in dieſes Zimmer einziehen werde; und ſie ließ ihren Thränen freien Lauf und zog ſich unbemerkt in einen Winkel an der Thüre zurück, um ſtill zu beten für den, den ſie mit ihrer eigenen Bruſt ernährt, der ihrer Söhne Geſpiele, ihr Stolz für's Leben geweſen war.

Oscar war durch den himmliſchen Beſuch aus ſeiner Lethargie erwacht. Er hob den Kopf, und richtete ſich auf, von zwei barmherzigen Schweſtern unterſtützt. Seine Stirne leuchtete; das reiche Haar, von der Fieberhitze feucht, hing zu beiden Seiten der Wangen herab; in den Augen und auf den Lippen ſchwebte ein freudiger Ausdruck. Kein Zeichen von Schmerz; die Nähe Gottes hatte ihn entfernt.

Er verlangte leis, mit dem Prieſter allein zu ſein. — —

Als das vorbei war, und die Thüren und Portieren, auf ein Glockenzeichen von Innen geöffnet wurden, nahm Alles wieder in tiefſter Stille ſeinen frühern Platz ein und kniete nieder.

Der Prieſter nahete ſich, nach der gewöhnlichen Einleitung dem Kranken und ſprach mit Rührung:

„In der Gnade des Herrn, deren Sie jetzt durch das Sacrament der Buße theilhaft ſind, empfangen Sie hier aus meiner Hand das himmliſche und geheimnißvolle Brod, das Sie von allen Erdenleiden befreit, und die freudige Seeligkeit der Himmel Ihnen erſchließt. Geprieſen und gebenedeit ſei der Allerheiligſte dreieinige Gott, der die Hölle beſiegend, in Ihr Herz ſich verſenkt.“

Der Kranke betete die vorgeſchriebenen Worte; dann nahete ſich ſein Mund der angebeteten Hoſtie.

Eine feierliche Pauſe, während welcher der Prieſter zur letzten Oelung ſchritt. Er beugte ſich, mit gedämpftem Tone zur Allerheiligſten Dreieinigkeit flehend, über Stirne, Hände und Füße des Kranken, und indem er ſie mit dem Chrysma befeuchtete, wurden ſie für immerdar rein und heilig.

Nun war Oscar's irdiſches Leben für das ewige vorbereitet. Aber er fühlte ſich wunderbar geſtärkt, wie es Sterbende oft in den letzten Stunden nach ſolcher Vorbereitung empfinden.

Er fing mit erhobener Stimme zu beten an:

„Ich danke Dir von Herzen, mein göttlicher Erlöſer, daß Du durch dieſe Sacramente meine Seele geſtärkt und geheiligt haſt!“ bis zum Schluſſe: „Laſſe mich die Gnade Deiner heiligen Sacramente nie wieder verlieren. Amen.“

Er küßte des Prieſters Hand, und ſprach dann zu den ihm Umgebenden:

„Ich meine, der Tod habe noch keine Macht über mich. Weinet nicht um mich. Der Wille Gottes geſchehe!“

Ein vielſtimmiges Amen hallte feierlich durch die Verſammlung, die ſich nun mit dem Prieſter entfernte. Die barmherzigen Schweſtern, die Stiftsdame, Graf Werthen, Beata und die Amme blieben bei Oscar zurück.

Sein Blick fiel jetzt auf die alte Frau:

„Du Treue,“ ſagte er, „biſt auch hereingekommen! O, wie mich das freut!“

Mühſam wickelte er ſeine bleiche, abgemagerte Hand aus der leichten Decke, und ſtreckte ſie nach ihr aus.

„Biſt hereingekommen von Marienſtein, altes Weibchen! Haſt den weiten Weg nicht geſcheut in dieſer rauhen Jahreszeit, um mich noch einmal zu ſehen. Du haſt mir recht oft Freude im Leben bereitet; möge Jeſus Chriſtus es Dir vergelten!"

Und die alte treue Maidal fragte nichts nach der vornehmen Sippe, trat dicht vor das Bett des kranken Grafen, und legte ſegnend ihre Hände auf ſein Haupt.

„Ich kann jetzt ruhiger ſterben, nachdem ich meinen lieben Oscar geſegnet. Armes Kind! Wenn mein Gebet vom Himmel erhört wird, ſo werden Deine Schmerzen bald aufhören. Verzeihe mir's der barmherzige Gott," ſetzte ſie dann mit frommer Inbrunſt hinzu, „daß ich von meinem armen Segen dieſe Gnade erwarte!"

„Wie wohl thut mir Dein Segen, treue Seele!" antwortete Oscar, „Du haſt mich vor dem Straucheln bewahrt, als ich noch nicht gehen konnte. Später, als die Täuſchungen des Lebens mich erfüllten und mein Geiſt die rechte Bahn verließ, hatte ich dennoch Augenblicke, wo ich jener früheſten Zeit gedachte. Dein Bild war es, das mir vorſchwebte. Es waren ernſte, aber wohlthuende Betrachtungen, die ich daran knüpfte." —

Auf einen Wink des Grafen zog ſich die Maidal zurück. Oscar hatte die Augen geſchloſſen. Es ſchien, als ob er ruhen wolle. Beata und die Gräfin blickten ängſtlich forſchend auf die barmherzigen Schweſtern, deren eine den Pulsſchlag verfolgte, während die andere kühlende Binden um den Kopf legte.

Es hatte ſich der himmliſche Friede über Alle verbreitet. Sie erwarteten ergeben, was Gott beſchließen würde. Gleichviel! es war alles eine Gnade Gottes, die ſie zu preiſen bereit waren. Das „Herr, Dein Wille geſchehe!“ deſſen erhabene Macht Gott ſelbſt uns gelehrt, wird in ſolchen Augenblicken von den Menſchen erſt recht verſtanden, während es täglich, wohl ohne ſeine rechte Bedeutung zu empfinden, im Gebete gewohnheitsmäßig nur ſo hingemurmelt wird. Die Seele muß ſich emporſchwingen zu jener über Alles erhabenen Höhe, von welcher Gott auf die Dinge dieſer Welt herabſchaut, um den beſtändigen Triumph Seiner Liebe und Gerechtigkeit anbetend zu bewundern. Dann wird es klar, daß Sein Wille in uns, über uns und durch uns geſchieht! Ob auch unſere Plane ſcheitern, unſere Vorſätze zerrinnen, unſere Freuden verſiegen, unſere Hoffnungen ſich niemals erfüllen; es geſchieht mit Seinem Willen. Und Dein Wille, Herr, iſt heilig, gerecht und gut; wir gehorchen, lobpreiſen und beten an!

Die Schweſter, welche die Binden umlegte, hielt jetzt plötzlich damit ein; die andere näherte ihr Ohr den Lippen des Kranken. Nach einem tiefen Aufſeufzen, hauchte er leiſe:

„Fiat voluntas tua!“

ſeine Hand bewegte ſich; die Schweſter verſtand die Bewegung. Sie ergriff die Hand und ließ ſie das dreimalige Zeichen des Kreuzes machen. Dann erhob ſie das Haupt und ſah ſchmerzvoll die Umſtehenden an, ohne ein Wort zu ſagen.

Oscar, Graf zu Marienſtein, hatte alles Bittere des Lebens überwunden.

Ein ſtilles Gebet und die Damen, unter Thränen, der Graf gefaßt und ernſt, verließen das Sterbezimmer. Die barmherzigen Jungfrauen walteten ihres Liebeswerkes um den Todten.

Am andern Morgen hörten die hohen Verwandten eine ſtille Meſſe, während welcher ſie communicirten. Das feierliche Seelenamt fand ſtatt, nachdem man die Leiche in die Gruft nach Marienſtein geführt hatte.

Alles war ſchwarz verhängt; an allen Säulen und Pilaſtern, ſo wie an dem Oratorium der hochgräflichen Familie war das Wappen in den Hausfarben angebracht. Der Katafalk ſtand aufgerichtet, von hundert großen Kerzen umgeben. Neben dem Krucifixe ruhete die Grafenkrone, und das Wappen war auch hier an den vier Enden zu ſchauen.

Der vornehmſte Geiſtliche celebrirte, und Mozart's Requiem begleitete die heilige Handlung.

Die große Kirche war gedrängt voll. Wie es bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich, befanden ſich auch Ungläubige genug unter den Andern, die für die Seele des Dahingeſchiedenen beteten; ſie waren gekommen, den Glanz des Gottesdienſtes zu bewundern, und des Mozart'ſchen Kunſtwerkes zu genießen; weil ſie das erſtere in ihren Kirchen ja immer entbehren müſſen, ſo ſehr ſie auch davon ergriffen werden, und das letztere nur dann ſich verſchaffen können, wenn ſie ihre Kirchen in Konzertſäle verwandeln. —

Graf Werthen übernahm es, nachdem dieſe Feierlichkeiten vorüber waren, ſeinen Neffen Adalbert von Pflug, den Trauerfall nach Rom zu melden, da auf ihn der Beſitz der Herrſchaft Marienſtein nunmehr überging, wie es in dem Familienſtatut vorgeſehen war.

13.

Es war in den erſten Frühlingstagen. Die Reiſenden hatten den hohen Alpenkamm überſchritten; der tiefblaue wälſche Himmel war ihnen entſchwunden, und ſie blickten in ein weites Land, unter einem Himmel mit Wolken umzogen, das ſich noch kaum von der ſtarren Winterdecke befreit hatte.

Es ging gegen Norden; aber das Herz der beiden Reiſenden war ſüdlich warm.

Die Frau hatte einen Säugling im Arm, einen kleinen Weltbürger, der etwas mehr als ein halbes Jahr zählte, und mit ſeinen tiefblauen Augen in die Schöpfung blickte. Sie ſah unverwandt nach ihm hin mit dem Ausdruck des ſeeligſten Muttergefühls. Des Vaters Blick ruhete auf Beiden mit gefühlvoller Innigkeit.

„Sieh doch nur, was unſer kleiner Römer für ein Geſicht macht, und wie ernſt er ſeine neue Heimath betrachtet,“ ſagte er. „Der Himmel iſt grau, die Luft weht kühl, es kann heute noch ſchneien in den Bergen. Was wird er erſt da für Augen machen, wenn die Federn vom Himmel fallen! Mit uns iſt es anders. Ich freue mich darauf wieder einmal Schnee zu ſehen. Ich würde aus dem Wagen ſpringen, und wie in der Jugend, mit großen Schritten durch den Schnee waten. Frühling trage ich in mir — meine Liebe. Die Vögel, die noch ſchweigen — erſetzt der innere Geſang. Wie göttlich! Wir Beide und der kleine Junge da mit uns, und die Heimath!

Die Mutter hatte Thränen im Auge und dankte Gott im Stillen. —

Graf Pflug reiſte mit ſeiner Familie, nach der ihm angefallenen Herrſchaft Marienſtein. Die Zukunft ſtellte ſich ihm als Paradies dar.

Immer näher rückte das Ziel der Reiſe; jetzt waren ſie auf deutſchem Boden angelangt. Sie hatten die Freude deutſche Sprache zu hören, mit dem rauhen Accent der Gebirgsbewohner. Was ſie ſahen und hörten berührte ihr Herz fröhlich und fromm, nach ſo langer Entbehrung. Schon in dieſem Elemente zu leben, welch ein Glück! Und nun noch dazu das eigene Glück, das ſie mitbrachten!

Nur Eines ſtörte ſie, daß die wackern Landsleute von der Geißel der revolutionären Ideen, die im Weſten und Süden gährten, beunruhigt wurden. Die Felſenwände der Alpen hielten den ſengenden Scirocco nicht ab. „Da giebt es Arbeit!“ ſagte der Graf. Auch den wilden Sturm ſendet ja der liebe Gott, damit er die Samenkörner in das Weite trage; ſie fallen dann auf bisher unfruchtbares Erdreich, und Wüſten ſtehen in Blüte. Der befruchtungsſtaub der Palmen wird weithin über das Meer getragen. So entfaltet ſich dem Grabe der Zerſtörung ein ſchönes Daſein; wie aus dem Blute der Märtyrer das Leben der Kirche. Die ganze Kirche wurzelt ja in dem Grabe auf Golgatha! Der Mißbrauch der rohen Gewalt feiert nur kurze Siege. Wer die Wahrheit blos noch verfolgt, der erklärt ſie ſchon dadurch für unüberwindlich. Man kann ihre Bekenner tödten; ſie ſelbſt iſt unſterblich. Wir wollen redlich arbeiten, unſer Heiland wird uns ſchon beiſtehen!“

Mit ſolchen Geſinnungen kehrte Pflug in's Vaterland zurück. Clara hatte ſie zuerſt in ihm erweckt. Der Aufenthalt in Rom hatte ſie gefördert. Er war erfüllt von dem Licht und der Kraft des Glaubens. Es iſt ſo leicht für die Menſchen zur Erkenntniß zu gelangen, wenn ſie's nur wollen. — —

In Marienſtein hatte ſich inzwiſchen ein ſeltſames Ereigniß zugetragen, ſeitdem der Leichnam des jungen Grafen in der Familiengruft ruhete.

Am ſpäten Abend, als alles im Orte ſchon zur Ruhe gegangen war, wurde heftig an der Thür der Pfarrwohnung geklopft. Erſchreckt fuhr Urſula aus dem Schlafe auf, und glaubte geträumt zu haben. Sie brauchte aber nicht lange zu warten, um ſich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Es klopfte zum zweiten, zum dritten Male, und immer häufiger, und immer ſtärker wurden die Schläge. Sie zögerte zu öffnen; aber der hochbetagte Pfarrer rief ihr zu hinauszugehen, und zu fragen, wer da ſei?

Von draußen ließ ſich jetzt eine rauhe Stimme vernehmen, die in verzweiflungsvollem Tone den Prieſter zu ſprechen begehrte. Alles Abmahnen Urſula's, daß es zu dieſer Stunde nicht angehe, aber andern Tages zu früher Zeit geſchehen könne, fruchtete nichts. Der Menſch bat immer dringender, ſchwur bei den heiligſten Namen, daß er nichts Böſes im Schilde führe, und ſagte, daß es ſich um ſeine Seele handele, die er vor ſeinem nahe bevorſtehenden Tode mit Gott verſöhnen ſolle.

Urſula zitterte am ganzen Leibe, und flehete ihren Bruder an, nicht Gehör zu geben, es könnte ihnen Beiden an's Leben gehen.

„Und wenn ich nun in dem Winkel irgend einer Hütte läge, und ſähe auf dem Strohſack meinem Ende entgegen, und ſchickte zum Prieſter, mir die Wegzehrung zu ertheilen; käme er nicht? Und nun, da ich's ihm leichter mache, mich zu ihm herſchleppe, damit er mich Beicht' höre, läßt er mich nicht ein; weist mich ab! Und meine Seele! meine Seele!"

So jammerte er fort; aber der Pfarrer war langſam und leiſe zur Hausthür gekommen, daß es Urſula gar nicht gemerkt hatte, und ehe ſie es verhindern konnte, war der Schlüſſel zweimal im Schloß herumgedreht, die Thüre wurde aufgeſtoßen, und ein Menſch drang in's Haus, vor dem man wohl nicht mit Unrecht ſich bekreuzen mochte. Urſula prallte bis ans andere Ende, zu dem Ausgang, der in den Garten führte; ihr Bruder erholte ſich ſchneller von dem Schrecken, den die Erſcheinung auch in ihm erregen mußte, und trat ihr mit Ruhe und Würde entgegen.

Es war ein alter Menſch in grauen, zerzausten Haaren, und in ſchlechten Kleidern. Er ſah leichenblaß, hielt ſich an einem daſtehenden Schemel, wie aus Schwäche, und ſchüttelte mehrmals den Kopf. Die andere Hand war zur Fauſt geballt, den Hals hatte er in den Nacken gedrückt, als wenn er ſich die aufgelaufenen Adern ſprengen wollte, und ſo hob er den Blick zum Himmel. Es war als ob er mit der furchtbarſten Anſtrengung ſeine Seele dem Teufel entreißen möchte. In dieſem Erſtarren verharrte er ein paar Secunden, und zwei große Thränen quollen dabei gewaltſam aus den aufgeriſſenen Augen, und Schaum trat ihm vor die Lippen.

Der Pfarrer von Marienſtein, ſah bald, daß hier ein ſchwer belaſtetes Gewiſſen nach Befreiung rang; er faßte ſanft die geballte Fauſt, und befahl ſeiner Schweſter das Licht voranzutragen. Dann führte er den Unglücklichen, aus deſſen Bruſt ſich tiefe Seufzer hoben, und der wie ein Trunkener an ſeiner Seite hintaumelte, mit ſchonender Sorgfalt in ſein Schlafzimmer.

Hier wurden vor dem großen Krucifix zwei Kerzen angezündet, ein Seſſel davor geſchoben, und der Prieſter ſetzte ſich erwartend auf denſelben. Seine Züge zeigten keine Spur mehr, von dem frühern Eindruck des Schreckens; aber jener würdevolle, ſtrenge Ernſt hatte ſie umgeben, den jeder zeigt, dem die hohen Weihen die Kraft verliehen haben, nach den Worten unſers Herrn und Heilands: „Denen ihr die Sünden nachlaſſet, denen ſind ſie nachgelaſſen,“ von aller Schuld zu entſühnen.

Der greiſe Pfarrer, ſo ſchwach und dürftig! ſein fürchterlicher Gaſt, der das mehrmals wiederholte Zeichen, niederzuknieen, überſehen hatte, und mitten im Zimmer ſtehen geblieben war — das Bild hatte etwas ungemein ängſtliches. Urſula ſaß im äußern Zimmer, und rief in heißem Gebete die heilige Mutter Gottes an. Durch die Ritzen der Thür, und an der Schwelle ſtahl ſich der Schein der angezündeten Kerzen hindurch. Das war das einzige, was tröſtlich beruhigen konnte, denn ſie brannten ja vor dem Krucifixe, von dem Gott auf die Scene in ſeiner ewigen Milde herabſchaute.

Nachdem die tiefſte Stille lange geherrſcht, vernahm man endlich die einleitenden Worte, die der Pfarrer ſprach, damit die Beichte beginne. Da erſchallten jedoch die mit einer Donnerſtimme ausgeſtoßenen Worte:

„Ich bin's, Hochwürden! ich bin der Mörder!“

Der arme Pfarrer! Er hatte es mit einem halb ſchon dem wildeſten Wahnſinn verfallenen Menſchen zu thun, dem augenſcheinlich die ſchwerſten Verbrechen die Seele belaſteten. Aber nicht achtend den entſetzlichen Eindruck, keine Angſt und Furcht empfindend, ganz von ſeinem hohen Beruf erfüllt, und von Liebe für den hilfeſuchenden Nächſten geleitet; ermahnte er ihn ſo lange ſanft und eindringlich, bis er die rechten Worte gefunden hatte, die glühenden Qualen zu lindern. Seine Rede wirkte wie Balſam. Des Prieſters zarte Wärme, löſte die harte Rinde von dem Herzen des Andern, der nun niedergekniet war, und auf die Ermahnung des Beichtvaters, die Beichte mit tiefgedämpfter Stimme ablegte.

Es iſt gewiß ein herrliches Schauſpiel, wann gerechte und gottesfürchtige Menſchen die Heiligen verehren; es giebt für jeden nichts was erhebender, nichts was heilſamer wäre, aber den tiefgeſunkenen Sünder, der das

Heil ſchon verſcherzt hatte, durch den Prieſter entſühnt zu ſehen, daß er ſeine Bitten wieder an die Heiligen richten, und ihres Gebetes zu Gott ſich verſichert halten dürfe; das iſt das Erhabenſte, was der Chriſt nur allein, unter allen andern Menſchen, ſeinem Glauben verdankt. —

Als die lange Beichte geendet war, öffnete ſich leis die Thür. Urſula ſtand noch immer ſcheu und ängſtlich, in Bereitſchaft, den Fremden aus dem Hauſe zu laſſen, obgleich ſie ja wußte, daß der, welcher jetzt zu ihr heraustrat, nicht mehr derſelbe war. Sie ſah ihren Bruder in tiefem Gebete vor dem Kreuze knieen. Der fremde Menſch ging, ſie ehrerbietig grüßend, an ihr vorüber. Er weinte heftig.

Mit ihrem Bruder konnte ſie kein einziges Wort wechſeln. Er lag bis zum Morgen auf den Knien. Er betete für den, der ihm gebeichtet hatte, und der deſſen allzuſehr bedurfte.

Am andern Morgen meldete ſich ein Fremder bei'm Kriminalgericht, als Selbſtankläger der ſchwerſten Verbrechen, die er in der Hauptſtadt und ihrer Umgebung hauptſächlich begangen haben wollte, und der angab Brenzler zu heißen.

* * *

„Dort liegt Marienſtein!“ rief Pflug, indem er den Arm weit aus dem Wagenfenſter hinausſtreckte.

Clara fuhr zuſammen. Der Kutſcher mußte halten. Sie legte den kleinen Adalbert vorſichtig in die Arme des Vaters, und ſchwang ſich aus dem Wagen. Da lag der liebe Ort im dampfenden Thale vor ihr. Das Kirchlein; das verworrene Durcheinander der Häuschen und Hütten; ſeitwärts auf der Anhöhe, das alte Schloß! Die keuſchen, frommen Stätten ihrer Jugend! Sie ward bleich und in ihre Freude miſchte ſich ein herbes Gefühl. Es war nicht von der Rührung erzeugt; es kam über ſie wie Angſt, wie Gewiſſensbiſſe. „Vieles iſt nicht mehr ſo, wie es damals war,“ mußte ſie ſich ſagen. „Immerhin! Der liebe Gott hat mir den reichlichſten Erſatz dafür geſchenkt. Nur Eines fehlt; nur das Eine iſt unwiederbringlich verloren. Nur der Frevel bleibt ungeſühnt, der an dem heiligen Bilde der Mutter Gottes verübt wurde!“

Sie ſtieg ein und nahm den Knaben. Pflug bemerkte ihre innere ſtarke Bewegung. Aber er fragte nicht; er glaubte ſie ſich zu erklären, und hatte doch keine Ahnung davon, woraus ſie entſtand.

Mit geſperrten Rädern ging es langſam abwärts. Bei jeder Biegung des Weges ein neues, überraſchendes Schauſpiel! Das herrliche Thal, das ſich von Süd nach Nord erſtreckte, ſchien ſtolz darauf ſeine Reichthümer zu zeigen. Die Wälder, die Silberſpiegel der Seen, die Alpentriften, die weißen Heerden im ſaftigen Grün, die Aecker, die ſo luſtig ihre künftige Ernte trugen, die Obſtbäume, die ſie umgrenzten; überall Freude und Ueberfluß im Schooße der ſchönen Natur!

Jetzt waren ſie unten; die Räder des Hemmſchuhs entledigt, rollten ſchneller um ihre Achſe.

Die kleinen Ortſchaften ſäumten die Straße. Dort auf dem bewachſenen Felſen, das Kirchdorf Heimgarten; alle Häuſer gen Aufgang gekehrt. Die alte Burgruine darüber hinaus, treffen die früheſten Strahlen der Sonne, die ſpäter erſt die niedern Dächer des Ortes vergolden. Im Garten des Pfarrers ſtehen einige Mandelbäume bereits in roſiger Blüte. Hinten ſchwimmen die Alpen im bläulichen Duft, und verheißen ſchöne, warme Tage. Herrſchte oben noch rauhe Winterluft; hier unten im Thal iſt's bereits lieblich und lenzig. Das findet ſich nur im Gebirg; es iſt einem ſchönen Sommertag am Meer vergleichbar.

Ueberall herrſcht Leben; aber ein friedliches. Ein Leben, weit verſchieden von dem in den Städten: ein Leben, das wie Ausruhen ſich anſieht. Der Hirt hat die Heerde zur Tränke geführt; der Bauer richtet ſeine Pflugſchaar; der Mäher ſchärft die Sichel; die Frauen ſtehen hochaufgeſchürzt im Bache, der zwiſchen Steinen daherbraust und waſchen; andere breiten ſingend glänzendes Linnen auf die Bleiche. Alle blicken nach dem vorbeirollenden Wagen in die Höhe. Die Männer rücken den Hut; die Weiber und Mädchen ſagen: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

Auch das vertrocknetſte Herz, auch das blaſirteſte Gemüth, müßte — wie ich denke — durch ſolch ein Bild aus der Erſtarrung geweckt werden. Pflug und Clara waren davon entzückt.

Nun noch ein Hohlweg, von Sträuchern eingefaßt, auf denen piepende Vögelchen ſitzen, und an den Beeren picken; dann noch dieſe Wendung und ſie hatten die erſten Häuſer von Marienſtein erreicht. Jeder Stein begann zu ſprechen; alles grüßte die Heimkehrende; die Blumen weheten Wohlduft ihr entgegen; Rothkehlchen und Finken flogen zwitſchernd um den Wagen; die Stunde war voll berauſchender Luſt; alles ſprach zu Clara's Herzen die Worte: Wie ſchön iſt das Leben! —

Halt! das erſte Kreuz am Wege. Sie ſtiegen aus, knieten nieder, dankten; und legten zu Fuß den Schloßberg zurück. —

Die Ankunft der Herrſchaft, die ſchon vorher im Schloſſe zu den unumgänglichſten Vorbereitungen die Veranlaſſung gegeben, war im Orte nicht ſobald bekannt geworden, als auch überall ſich der gutmüthige Eifer thätig zeigte, einen feierlichen Empfang zu veranſtalten.

Das uralte Kreuz aus Stein ward mit Blumenkränzen ganz bedeckt, und einige Schritte weiter zur Höhe prangte ein Bogen aus Laub und Tannenreiſern gebildet, aus dem kleine Fahnen in den gräflichen Farben der Geſchlechter von Pflug und zu Marienſtein hervorragten, und ein ſtrahlendes „Willkommen" den Heimkehrenden entgegenſchickte. Die Glocken auf dem Schloßthurme ertönten, und die Kirchenglocken fielen ein; auf den Höhen donnerten die Böller; und vor dem Schloßportal ließ ſich eine Muſik hören, die mit der ländlichen Umgebung vollkommen übereinſtimmte.

Die ſchönſten jungen Dirnen im ſonntäglichen Gewand, überreichten Sträuße; die Männer „juchzten", ſchnalzten und pfiffen, ganz nach körniger Gebirgsmanier.

Weiter oben ſtand der Pfarrer mit ſeinem Vicar; der Ortsvorſtand; die gräflichen Beamten hatten ſich ihm angeſchloſſen. Hinter ihnen befanden ſich die Honoratiorenfrauen, Urſula an der Spitze.

Bis zum Schloßportal endlich die übrige Einwohnerſchaft, welcher ſich Viele aus der Nachbarſchaft angereihet hatten.

Die alte Maidal ſtand vor ihrem Häuschen, und machte ihren tiefen Knix vor Clara. Sie freuete ſich zwar auch ſie wiederzuſehen, aber ihr Herz war dennoch bei ihrem geliebten Oscar, und die Thränen, die über die Runzeln herabrollten, galten nicht allein der Freude des Augenblicks.

Es war der ſchönſte Tag! das alte Marienſteiner Schloß ſah mit einem Male ganz und gar feſtlich aus, und doch war an demſelben äußerlich nichts verändert. Es war, als ob es ſich zu dem Empfang aufthäte. Der Schulmeiſter, der im innern Schloßhofe, mit den Schulkindern ſtand, und Graf und Gräfin anſingen ließ, that gewiß das ſeinige dazu. Aber das Hauptſächlichſte waren doch die Menſchen, die dem hohen Paare nicht bloß nachſtrömten, ſondern nachſtürzten.

Nur den beiden Prieſtern ließen ſie das Vorrecht des unmittelbaren Folgens. Dann aber wurde kein Rang und Stand mehr beachtet. Der Schulmeiſter wurde faſt umgerannt, und kam aus dem Takt; der Notar, die Vorſtände, die Deputation, alles wurde getrennt. Die ſpitzen Vatermörder des Notars, ragten aus der Mitte friſcher Mädchen, die ein buntes Tuch um den Hals geſchlungen hatten; die brandgelbe Weſte eines längſt dahin geſchwundenen Zeitalters, die ein anderer Schreiber zu Ehren des Tages angelegt hatte, leuchtete zwiſchen dunkeln Juppen hervor; die entblößten, mit Glatzen gezierten Häupter der Amtsperſonen, verſchwanden in der Maſſe geſchwenkter Spitzhüte, an denen Sträuße ſteckten und bunte Bänder flatterten.

Clara an der Seite ihres Gemahls, ihren Sohn auf dem Arm, erſchien würdig als die Königin des Feſtes. Es vereinigten ſich in ihr Reinheit, Keuſchheit und vollkommene Anmuth, in ſo hohem Maaße, wie Menſchen ſie nur jemals zeigen können.

Wer von meinen Leſern ſie wohl hätte ſehen können! Mit ihrem Knaben, den großmächtigen Strauß in der Hand, den ſeelenvollen Blick auf die frohen, ſie umdrängenden Gruppen gerichtet; den Grafen an ihrer Seite, wie ein Sieger, ſo ſtolz auf ihren Beſitz, und der liebe Pfarrer, der an dem Altar ſeiner armen Kirche, einſt das hochgräfliche Paar einſegnete!

Mit einigen Worten, bat Pflug die Verſammelten zur Bewirthung da zu bleiben, und es zu geſtatten, daß er und ſeine Frau für kurze Zeit ſich in das Schloß zurückzögen. Sie würden dann ſpäter unter ihnen erſcheinen.

Clara war nur im Stande einen kurzen Dank auszuſprechen. Vom Pfarrer begleitet, begaben ſie ſich hierauf in das Schloß. —

Die Reihe großer Säle nach der Gartenſeite hatte ihre Thüren weit geöffnet, und auf der Terraſſe waren lange Tiſche geſtellt worden. Die Dienerſchaft, alle in Livree — nicht um zu imponiren, ſondern um die Gäſte, wie die Vornehmſten zu ehren — trugen Speiſen und Getränke, Blumen und Gefäße herbei, daß die Tafeln ſich unter der Laſt bogen, wie man bildlich ſich auszudrücken pflegt.

Die Landleute waren in den Garten eingelaſſen worden, verhielten ſich unten vor der Terraſſe, und ſahen mit großem Wohlbehagen dieſen Vorbereitungen zu. Wie da die Stirnen glänzten, die Augen ſo vergnügt blickten, welch ein roſiger Appetit ſich zum Empfange der holden Schlemmerei vorbereitete! Es verſprach ein Homeriſches Gaſtmahl zu werden. —

Nachdem der Pfarrer ſie verlaſſen, hatte der Graf Clara auf ihr Zimmer begleitet.

„Ich gehe jetzt, mein himmliſches Weib, Du bedarfſt eines Augenblicks der Ruhe. Nun ſind wir daheim, wo es uns gefallen ſoll. Weib und Kind umgeben mich; Euer Lächeln iſt honigſüßer Balſam. Deine Stimme, Clara, wird mir eine Stimme des Himmels ſein. Wir werden die große Welt nicht entbehren; aber treibt ſie die Neugier uns zu, wie es anfänglich gewiß nicht ausbleibt, ſo wird ſie ſich von unſerm Glück überzeugen. Und das ſoll der Triumph ſein, den ich über ſie feiere!“

Allein mit ſich, dachte er dieſem Glücke, dieſem Triumphe nach. Die vielen verlorenen Jahre verſchwanden in nichts, gegen das, was er nun gewonnen hatte. Seine früheren Träume kamen ihm wie eine Peſt vor, die jede geſunde Kraft im Menſchen erſtickt, und ſeine Züge in Runzeln verwandelt. Statt der verwirrenden Luftgeſtalten, die ihm ſonſt vorſchwebten, die ihn mit Trugbildern berauſchten, und ihn nur Bitterkeiten koſten ließen; hatte er jetzt etwas Wirkliches, das ihn das Gefühl der Pflicht empfinden ließ; er empfand männlichen Stolz, Klarheit des Geiſtes, Erhebung des Bewußtſeins. Er wußte, weshalb er da ſei.

Clara hatte den eingeſchlummerten Kleinen der Wärterin übergeben. Sie ſtand an ſeinem Bettchen, um zu beobachten ob er nicht erwache. Dann hauchte ſie einen leiſen Kuß auf ſein Mündchen; ordnete einige Veränderungen an ihrem Anzuge, und holte den Gatten ab, um ſich mit ihm zu den Gäſten zu begeben. —

Seit langer, ſehr langer Zeit hatte das Schloß keine Gäſte, dazu ſo frohe und in ſolcher Anzahl bewirthet.

Die Säle waren ziemlich verwittert. Tapeten und Paneelwerk zeigten manchen Riß, und doch war alles ſchön, feſtlich und heiter. Hier hatten ehedem große Damen geſeſſen; deren Putz von den Kerzen der Kronleuchter glänzend beleuchtet wurde; Grafen und Barone ſtanden umher und ergingen ſich in mannichfaltiger Unterhaltung. Heute waren es, außer den wenigen Beamten, Bauern mit ihren Weibern und Kindern, die in den Sälen ſich drängten, und ihre benagelten Schuhe auf der Schwelle abputzten, aus Achtung vor der Ehre, die ihnen widerfuhr.

Während die Einen noch draußen ſchmausten, und ſich der lieben Gottesgaben freueten; erſcholl in den Sälen, Geige und Flöte, und dazwiſchen das ſchmetternde Horn. Es war eine Wonne zu ſehen, wie die Männer ganz ungezwungen ſtrampften und ſprangen, in die Hände klatſchten, und auf Beine und Waden im Tact ſchlugen, wie ſie ſchnalzten, pfiffen und juchzten; wie die Dirnen ſo züchtig ſich um ſich ſelbſt herumdrehten, bis die Männer auf ſie zuſprangen, vor ihnen auf das Knie niederſtürzten, ſie in die Höhe hoben, dann mit Blitzesſchnelle ſie umfaßten, und ſich mit ihnen im zierlichen Landler ſchwangen. Was iſt Bolero, was Fandango, Cachucha, Saltarelle, Tarentella, Monferino! Der deutſche Gebirgslandler übertrifft ſie alle, und unſere „Bub'n und Diernd'ln“ wiſſen ihn zu tanzen.

Was ſchauten die alten Bilder doch ſo ernſt auf dies neue Bild herab! Was würden die edeln Ahnen wohl gedacht und geſagt haben, hätten ſie das geſehen? Die alten Wappen über den Rahmen bebten; allein das ging ganz natürlich zu. Die tanzenden Buben ſtrampften derb auf.

Auch das war ein Fortſchritt, und ein ächt zeitgemäßer, wenn ſchon die privilegirten Fortſchrittsapoſtel ihn nicht predigen.

Am ſpäten Abend noch dauerte das Feſt fort. Es wurden Lampen aus buntem Papier angezündet; ein Wagen hatte viele hundert aus der Stadt zugeführt. Da ſchaueten erſt die vergnügten Gäſte.

Und nun gar als Graf und Gräfin ſich auch auf einen Augenblick in die Reihen der Tanzenden miſchten; als der Graf mit einer lieblichen jungen Dirne einmal herumtanzte; und die Gräfin ſich von einem kecken Buben auffordern ließ, der ſtatt der Glacéhandſchuhe ſein „Sacktuch“ in die Hand nahm, um das ſeidene Kleid der

Dame nicht mit der bloßen Hand zu berühren; da wollte des jubelnden Gelächters kein Ende werden.

Das war aber das Letzte. Die Muſik ſchwieg jetzt, und die Leute entfernten ſich ſtill und ehrbar — faſt trübſeelig, daß es aus war. Ein Alter dankte dem gräflichen Paar und ſagte:

„Du haſt Dir eine gute Hausfrau genommen, hochgräfliche Gnaden! Wir kennen ſie ſchon lang. Du magſt wohl auch gut ſein, und es wird dir ſchon in unſerm ſchönen-Thal wohlgefallen.“

Der Graf und Clara gingen in ihre Zimmer; ſie nahmen für heute nur einen kurzen Abſchied, weil ſie der Ruhe nöthig bedurften.

Die Diener und Mägde rumorten aber noch die ganze Nacht, damit am andern Morgen keine Spur der Luſtbarkeit mehr zu ſehen ſei.

Als Maidal auf ihrem Lager die johlenden und juchzenden Haufen, an ihrem Häuschen, den Berg hinabſteigen hörte, mußte ſie denken:

„So wird's jetzt droben zugehen. Luſtige Wirthſchaft! Und das arme Gräſle unter der Erde.“ — —

Die nächſten Tage verfloſſen unter ſüßen Beſchäftigungen. Die gefürchteten Beſuche aus der Stadt blieben aus. Die vornehme Welt boudirte. Nur Schluckmann kam, „mit einem großen Sack voll Neuigkeiten,“ wie er ſagte, die aber mit ſo kalter Gleichgiltigkeit angehört wurden, daß ihm der Muth verging ſie alle auszukramen. Er ſelbſt kam dem Grafen jetzt überaus ſchaal und abgeſtanden vor; wie ein Bonmot von Vorgeſtern.

Der gute Schluckmann beſchäftigte ſich noch mit Perſonen und Dingen, die ſein Freund längſt vergeſſen hatte.

Clara und Pflug konnten ſich ihren Angelegenheiten ungeſtört überlaſſen. Sie beſchäftigten ſich damit die nöthigen Veränderungen im Schloſſe vorzunehmen. Vor allem wurde die Kapelle auf reiche Weiſe reſtaurirt, damit jeden Morgen das hochheilige Opfer darin dargebracht werde. Ein Beneficium für einen Prieſter ward von dem Grafen geſtiftet. Ein ſchönes altes Bild der Krönung der ſeeligen Jungfrau, aus Italien mitgebracht, ſchmückte den Altar. Für die Seitenaltäre wurden die Bilder der heiligen Clara, das hochwürdigſte Gut emporhaltend, und des heiligen Adalbert mit dem Kreuzpanier, von einem berühmten deutſchen Meiſter angefertigt. Einige in Rom zum Geſchenk erhaltene Reliquien wurden in koſtbaren Weihgefäßen auf die Altäre geſtellt. Prächtige Paramente, ein reiches Oſtenſorium, Meßkelche und ein Speiſekelch von hohem Werth, das feinſte Linnen; Alles was die katholiſche Kirche zum würdevollſten Gottesdienſt erheiſcht, wurde in frommer Hingebung von dem Grafen dargebracht.

Dann entwarfen ſich die Gatten eine ſtrenge Lebensordnung. Der Graf wollte ſich ausſchließlich der Verwaltung ſeiner ausgedehnten Beſitzungen widmen. Ueberall mußten Verbeſſerungen vorgenommen werden; nicht blos im Sinne des eigenen Vortheils. Für das Ganze, für jeden Einzelnen ſollte Vortheil erwachſen. Der Ueberſchuß ſollte allen zu gute kommen, indem er zur Hebung des ſittlichen Zuſtandes verwendet würde.

Gräfin Clara wählte für ſich die Aufgabe einer ſtreng-chriſtlichen Arbeit.

„Arbeiten wollen wir," ſagte ſie, „das iſt die Beſtimmung jedes Menſchen. Ohne Arbeit hat Niemand das Anrecht auf's tägliche Brod, und das Gebet um daſſelbe, iſt dann eine Sünde. Der Schweiß auf der Stirne iſt kein Fluch, ſondern Segen. Das Gefühl erfüllter Pflicht beſeeligt die Herzen. Die Arbeit ſchon an ſich macht den Aermſten reich. Tugenden ziehen ein, wo die Sünde gewaltet. Damit müſſen wir Allen das Beiſpiel geben."

Sie ſpeiste die Armen; ſie beſuchte die Kranken; ſie ſpendete Geld und Unterſtützung jeder Art; hier ermahnte und lehrte ſie; dort betete ſie mit den Leuten. Und ſo begann ſie zu wirken vom erſten Tage, und dann in immer mannigfaltigern Richtungen und größerer Ausdehnung.

Die Bewohner von Marienſtein wurden deſſen bald inne. Sie grüßten ſie ſchon aus der Ferne. Die ältern Leute erinnerten ſich noch gut des wilden Mädchens, der Ulrich Clara, die in dem kleinen Häuschen einſt mit ihren Eltern wohnte, das jetzt abgebrochen war. Der wilden Clara, die bei den Spielen den Knaben Stand gehalten hatte. Die alten Mütterchen dachten ſich kopfſchüttelnd: „was die Welt nicht Alles an dem Menſchen verändern kann!"

Ging ſie Sonntags, mit dem Buche in der Hand, aus der Meſſe, ſo reihete ſich Alles zu beiden Seiten, grüßte ehrfurchtsvoller noch, als ſonſt wohl eine gräfliche Herrſchaft gegrüßt wird, und ſchauete der hohen Frau bewundernd nach. —

Comteſſe Beata von Werthen ſandte eine ſchriftliche Beglückwünſchung zur Ankunft. Der gnädige Herr Papa wollte nicht erlauben, daß ſie das ehemalige Kammermädchen ſeiner Schweſter beſuche. Hätte Clara ihrem niedern Stande gemäß geheirathet, ſo würde er nichts dagegen haben aus adeliger Herablaſſung, ſagte er, als Gräfin könne er ſie aber nicht anerkennen, und ihr mithin auch nicht die égards als ſolcher erweiſen.

Beata theilte ihrer Freundin mit, daß ſie entſchloſſen ſei in's Kloſter zu gehen. Die Erde enthalte nichts, was ſie zu erlangen wünſche; ſie wolle ſich deshalb an den Himmel wenden. Sie fühlte ſich ſtark, dem Herrn bis auf den Kalvarienberg zu folgen. Der allmächtige Gott wird ſie aufrecht halten auf dieſem Wege, das ſei ihre Hoffnung. „Ich habe viele Thränen ſchon in meinem Leben vergoſſen,“ ſo ſchloß der Brief, „und ich bin feſt davon überzeugt, daß es die letzten Thränen ſein werden, die ich bei'm Abſchied von meinen Eltern vergieße. Mit dem Eintritt in den Orden, folgt die Seeligkeit. Die Thränen aber, die ein bisher glückliches Mädchen, bei der Trauung mit einem Manne, vor dem Altare vergießt, ſind vielleicht die erſten im Leben; ſie bezeichnen jedoch den Anfang einer langen thränenreichen Leidensbahn. In dieſem Sinne habe ich mich gegen meine Eltern ausgeſprochen, und ich verzweifle nicht daran, daß ſie meiner Bitte Gewährung ſchenken werden.“

Clara mußte ihre Antwort vorſichtig einrichten, da ſie befürchtete, Graf Werthen könnte das Schreiben öffnen. Allein ihre Beſorgniß war ungegründet, der Brief kam richtig in die Hände der Freundin. Er war ſo eingerichtet, daß dieſe den Sinn, zwiſchen den Zeilen verſtehen konnte. —

Nach einigen Wochen machte Graf Pflug ſeiner Gattin die Mittheilung, daß er von einem gewiſſen Hirſchler-Gallmiſt ein Schreiben erhalten habe, der ſich als der wohlbeſtellte Curator der Maſſe des bankrotten ehemaligen Generalconſuls Zehdeniker, der in Amerika umgekommen ſei, an ihn mit der Anfrage wandte, ob er das Hotel in der Stadt, oder das Terrain der Fabrik in Marienſtein, oder Beides zugleich, erſtehen wolle.

„Von dem Hotel iſt wie natürlich nicht die Rede,“ ſetzte Pflug ſogleich hinzu, „aber mit dem Marienſteiner Grundſtück iſt es ein anderes. Ich würde dort irgend ein Gebäude zu wohlthätigen Zwecken ausführen laſſen. Der Park müßte Allen nutzbar werden. Und überdieß möchte ich einem Speculanten den Rang ablaufen, der etwa Luſt bekäme uns mit irgend einer Induſtrie zu beglücken, die unſere beſten Vorſätze vernichten könnte, die Leute hier ſittlich zu beſſern. Auch möchte ich nicht, daß ein reicher Jude wieder hier einzöge, und uns die Glaubenseinheit ſtöre, die einmal unerläßlich iſt, wenn irgendwo Eintracht und Zufriedenheit herrſchen ſollen. Was meinſt du dazu, Clara?“

Man kann denken, daß ſie ihm freudig beiſtimmte. Die Hoffnung, auf dem Platze, wo der Frevel an dem Muttergottesbilde verübt ward, ein Kloſter zu errichten;

mit einer Kirche, die der heiligen Jungfrau geweiht, von den Hymnen zu ihren Ehren erfüllt ſein würde, machte ſie allzuglücklich.

Graf Pflug war reich und knauſerte nicht; der Handel war daher bald abgeſchloſſen. Der ganze, noch übrige Sommer wurde dazu benützt, die erworbene Beſitzung in den Stand zu ſetzen, um neue Bauten und Anlagen darauf gründen zu können. Der Schutt wurde entfernt; die Parkpartien gelichtet, denn das neu zu ſchaffende, ſollte nicht wieder dem Luxus und der Sinnenluſt dienen. Die ſteinernen Götter wurden von den Pideſtalen geſtürzt, das ſchlechte Zeug zerſchlagen, das Beſſere an reiche Freunde ſolcher Ideale verkauft, auf Karren geladen, und aus dem Weichbild Marienſteins entfernt. Die vielen Waſſerbecken wurden ausgefüllt und mit den angrenzenden Bosketts in Gemüsäcker umgewandelt, in die größern Weiher wurden Fiſche geſetzt. Alles zum Nutzen und Vergnügen in rationellſter Weiſe.

Dieſen Arbeiten ſetzte ein früher Winter die Gränze, jedoch waren ſie nahezu beendet, ſo daß bei'm erſten warmen Sonnenſtrahl die Grundarbeiten des Baus beginnen konnten, da inzwiſchen auch Ziegel gebrannt, Steine behauen, Ornamente ſculptirt, und die Detailzeichnungen ſämmtlich vollendet wurden.

14.

An einem frühen Wintermorgen, als noch der Mond hoch am Himmel ſtand, fährt eine alte Kutſche in Marienſtein. Vier Gendarmen begleiten ſie. Nur wenige Leute bemerken den trüben Einzug; da die Mehrzahl der Bewohner noch ſchläft. Vor dem Rathhaus wird gehalten; die Beamten ſind bereits benachrichtet, und ſtehen zum Empfange bereit.

Der Gerichtsdiener öffnet den Wagen; die Gendarmen bleiben auf ihren Pferden und ziehen die Säbel.

Aus dem Wagen ſteigt, von dem Gerichtsdiener und Büttel unterſtützt, ein alter Menſch von abſchreckender Häßlichkeit, an Händen und Füßen mit ſchweren Feſſeln belaſtet. Es iſt Brenzler, der einer Menge eingeſtandener Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt war, den er an dieſem Tage hätte erleiden ſollen.

Geſtern hatte er dem Prieſter des Gefängniſſes gebeichtet. Aber ein Frevel war dabei, den er dem Richter bisher verſchwiegen hatte, weil er im Verhör nicht darum befragt worden war. Beim Herannahen der Todesſtunde, in der letzten Beichte, geſtand er ihn. Von dem Prieſter ermahnt, hatte er Alles auch dem Richter geſtanden, und war nun hier, um den Ort anzugeben, wo das Muttergottesbild von ihm hingeſchleppt wurde. Deshalb war ſeine Hinrichtung aufgeſchoben worden.

Man machte ſich auf den Weg. Es war traurig anzuſehen. Voran der gefeſſelte Brenzler von dem Gerichtsdiener und dem Büttel geführt, umgeben von den Gendarmen, die jetzt abgeſeſſen waren, und gefolgt von den Beamten, welche über das Ergebniß ſpäter den Bericht abzufaſſen hatten. Hinten nach kamen Arbeiter mit Stangen und Geräthen, Stricken und ſonſt nothwendigen Dingen verſehen. Der Verbrecher gab die Richtung an.

Brenzler ſchlug den Pfad nach einer Felsſchlucht ein, die unweit vom Orte lag, und in deren Tiefe ein unzugänglicher Sumpf ſich befand. Im Munde des Volkes hieß er der Höllenſchroffen.

Keuchend erſtieg Brenzler die nach allen Seiten abgeſchroffte Felſenplatte. Trotz ſeiner ſchweren Ketten eilte er ſo, daß die Andern ihm kaum zu folgen vermochten. Sein erwachtes Gewiſſen trieb ihn zur Eile. Er wollte den Augenblick beſchleunigen, um den Frevel noch auf Erden gut zu machen, ehe ihn das Richtſchwert vor den höchſten Richter beförderte.

Als man früher das entwendete Bild ſuchte, hatte Niemand an den Höllenſchroffen gedacht. Der Platz war ſehr beſchwerlich zu beſteigen; unnahbar faſt. Auch gingen Mährchen im Volke um, das ſogar die Umgebung der Schlucht vermied; weil Leib und Seele dort gefährdet ſei.

Oben angelangt, gingen die Arbeiter ſogleich an's Werk. Im Gebirg ſind ſie darin geübt, Menſchen an Tauen in die Tiefe hinabzulaſſen. „Die Fälle ſind häufig, wo es nöthig wird. Oft gilt es einem Menſchenleben, manchmal aber nur einem Schaf, einer Ziege, oder einem todten Beſitze.

Ein ſtarker Stamm wurde auf der Platte befeſtigt, und gehörig mit großen Steinen beſchwert und mit Menſchen die ſich darauf ſtellten; dann ward das Tau darum geſchlungen. Das andere Ende legte man Brenzler um den Leib, ſchlang es unter die Achſel hindurch, und knotete es auf dem Rücken; hierauf entledigte man ihn der Feſſeln, und ließ ihn langſam und mit großer Vorſicht hinab.

Als er unten am Rande des Sumpfes Fuß gefaßt hatte, ließ man das Tau nachſchießen, ſo daß er ſich freier bewegen konnte. Alle hatten ſich auf den Bauch gelegt, um ſo weit als möglich, den Kopf über den Abgrund zu beugen, und Brenzler zu beobachten.

Der Boden machte große Vorſicht nöthig; jeden Augenblick ſank er ein bis zum Knie; dann mußte ſtets das Tau ſtraff angezogen werden, was ihm jedesmal große Schmerzen verurſachte.

Endlich ſtieß er mit dem langen Stabe, den er zum Sondiren mitbekommen hatte, auf einen harten Gegenſtand. Er beugte ſich, und ſchaufelte mit ſeinen Händen ſo lange, bis der Gegenſtand frei lag. Ein wildes Geſchrei ließ ſich aus der Tiefe vernehmen. Die Worte: „Gelobt ſei Gott! Es iſt gefunden!“ wurden oben nicht verſtanden.

Brenzler unterſuchte den Grund, und fand, daß das Muttergottesbild, auf ſteinigem Erdreich ruhete, das hier und dort an einigen Stellen aus dem Moorgrund hervorragte.

Er winkte freudig mit den Händen, und ſchüttelte das Tau. Die oben waren, konnten jetzt das wieder aufgefundene Kleinod deutlich ſehen, und zogen den armen Unglücklichen herauf.

Als man ihm die Feſſeln wieder anlegte, weinte er heftig, aber er ſprach kein Wort. Die ewige Barmherzigkeit ſandte dem Sünder die Thränen, ſeine ſchwere Verbüßung zu lindern.

Der Wagen mit dem Delinquenten und der Eſcorte fuhr durch den Ort, nach dem Kriminalgefängniß in der Stadt. Die Einwohner ſtanden verſammelt und ſtaunten; dann, als ſie die Begebenheit erfahren hatten, zogen ſie mit den Arbeitern, die nun Verſtärkung mitnahmen, hinaus zum Höllenſchroffen, um das Bild, das ſogleich heraufgeholt wurde, im ſtillfeierlichen Zuge zu geleiten.

* * *

Am Tage nach dieſem Ereigniß, war ſchon am frühen Morgen das „Publikum“ der großen Hauptſtadt in mächtiger Strömung. Auf einem weiten, einſam und vom Verkehr entfernt gelegenen Platze, drängte ſich die Menge. „Es giebt was zu ſehen!“ iſt das Loſungswort, das Alle antreibt. An den Fenſtern der umliegenden Häuſer erblickte man modiſch gekleidete Frauen, auf Mauern und Dächern elegante Herren, auf ebenem Boden die ſchwirrende, wogende Maſſe. Aus ihr empor ragten zwei Pfähle auf einem erhöheten Gerüſte, roth angeſtrichen. Ein Mörder ſollte hingerichtet werden.

Er hatte darum gebeten zu Fuße nach der Richtſtätte gehen zu dürfen, und es war ihm geſtattet worden. Die Hände waren ihm jetzt nur mit einem Stricke gebunden, der Kopf geſchoren, das Hemd hing offen über ſeine ſchlotternden Glieder. Sein Geſicht war bleich, wie das eines Todten. Hätte man in jenem Augenblicke die Stricke zerſchnitten, die Gendarmen ihm den Weg frei gelaſſen, er würde doch nicht haben entfliehen können. Der Prieſter, der ihn unterſtützte und ermahnte, und ihm das Cruzifix vor Augen hielt, ſah ebenſo bleich aus, wie der arme Sünder. Die Mühe, die ſich der Prieſter gab, erſchien umſonſt; denn der, den er auf dem letzten Gange begleitete, ſah, hörte, und dachte nicht mehr.

Erſt am Fuße des Schaffots erwachte er auf einen Augenblick aus der Betäubung. Ein reichlicher Schweiß bedeckte ſeinen ganzen Körper; dann fiel er in Ohnmacht. Die Nachrichter ſchleppten ihn auf das Gerüſt; und als das Meſſer fiel, traf es nur noch einen Leichnam. — Um dieſelbe Zeit erklang die Glocke der Kirche in Marienſtein, und auf einem ſchwarz-behängten Seitenaltare brachte der greiſe Pfarrer das Opfer dar für eine arme Seele, die vor ihren höhern Richter gerufen worden war. —

Das war Brenzler's Ende. Ein Menſch, der die abſcheulichſten Verbrechen beging, ſollte eigentlich kein Mitleid erregen. Uebermuth, Eitelkeit hatten ihn beherrſcht; hieraus war Geldgier entſtanden, um ſeinen wilden Leidenſchaften genügen zu können. Die allgemeine Bewegung, die Zeitereigniſſe, der hohle Schwindel, die Phraſen und Stichworte der Maſſen, hatten ihm oftmals gedient, ſeiner Schändlichkeit einen gleißenden Mantel umzuhängen. Er hatte Gott ſo lange getrotzt, bis die Schrecken des nahen Todes, ſeinen feigen Frevelthaten ein Ende machten.

Das anweſende „Publikum“ wußte dies Alles, und ſah die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der blutigen Sühne vollkommen ein; allein dennoch waren ſehr viele unter dieſen Augenzeugen der Hinrichtung von einem Gefühle erfüllt, das gemiſcht war aus tiefem Mitleid und angſtvoller Bangigkeit. Auch ſie hatten ebenfalls geſündigt und vieles, aus Eitelkeit und Uebermuth verbrochen; hatten Gott frevelhaft getrotzt, und jede Reue und Buße von ſich abgewieſen.

Es iſt die Sage von dem Menſchen, der ſeine Seele dem Teufel um Gold verkaufte und als der Pact unterſchrieben war, ſtatt des Goldes, nur vertrocknete Blätter in der Hand hielt. In dieſer Sage ruht die Geſchichte der neuern Revolutionen. Man verſpricht den Menſchen Gold und Ueberfluß und ſinnliche Genüſſe. Sie müſſen einen Pact gegen Gott ſchließen, und ſo gelangen ſie von Fehltritten zu Vergehen, und von Vergehen zu Verbrechen, bis hin zu einem Punkt, den ſie nicht erſehnt, nicht erhofft hatten. Von allem verheißenen Glück, bleibt ihnen nichts als eine unendliche Maſſe von gewiſſen Zeitungen und ſchmutzigen Localblättern; ſtatt des

Holdes, vertrocknete Blätter, welche von dem unfruchtbaren Baume des Böſen herabfallen.

15.

Pflug verlebte den Winter in einer geräuſchloſen Thätigkeit. Mit Hilfe eines geſchickten Architekten, der zugleich Archäolog war, wurde das Schloß in ſeinem Innern reſtaurirt. Als Familiengut wollte er es ſeinem Sohne und deſſen Nachkommen, als ein ſchönes geſchichtliches Denkmal dereinſt hinterlaſſen.

Eine Reihe von Gemächern wurde vollſtändig im Geſchmacke der Zeit wiederhergeſtellt, in welcher das Schloß erbaut war. Dieſer Theil des Gebäudes ſollte zu nichts weiter dienen, als den Blick der Kenner und Kunſtfreunde zu erfreuen, und als Studium für junge Künſtler zu dienen. Es war keine thörichte Eitelkeit dabei im Spiele.

Mehr als dieſe durch die Kunſt geſchmückten Räume, die nicht zur Wohnung dienten, zogen aber jene an, in denen **Clara** waltete. Das war mehr als ein Muſeum; mehr als alle Kunſt der Welt. Es war der ſtets offene Bereich der ausgedehnteſten Gaſtfreundſchaft, wo immer Hilfe anzutreffen war, immer guter Rath, und mehr als Alles, das edelſte Beiſpiel. Es war der Mittelpunkt, der Herd, wo das heilige Feuer ächter

Menſchenliebe brannte und zu einem wahren Fortſchritt des innern Lebens antrieb.

Clara's Wohnzimmer war übermäßig einfach. Ein kleiner Schrank enthielt ihre ganze Bibliothek. Wozu viele Bücher? Sie hatte anderes zu thun, als alle neuen Werke zu durchblättern. Wer viel lieſt, kommt um ſeine Zeit; wenig und ohne rechte Auswahl leſen, iſt aber zu gar nichts gut und nur ſchlimm. Niemand wird vor Gott nicht beſtehen können, weil er die Gedichte von Dem oder Jenem nicht geleſen hat. Und ein Jeder wird es am Ende weniger bedauern, daß er über einem Roman ſanft eingeſchlafen, als daß die Lectüre ihn eine Nacht hindurch in größter Spannung wach erhalten hat.

Clara's Bücher hatten alle ihre Zeit überſtanden, und die Erfahrung mußte dargethan haben, was ſie enthielten.

Ackerbau und Garten beſchäftigten hauptſächlich den Grafen. Er ließ Neuerungen eintreten, wo ſie nöthig erſchienen; anderſeits hielt er ſich an Ueberlieferungen. Auch auf dieſem Felde iſt es mit dem immerwährenden Fortſchritt, wie im politiſchen Leben. Durch Beide wird man nur immer ärmer. Das moderne Wiſſen ſchneidet überall gern die Fragen ab, wenn ſie auch noch entfernt nicht gelöſt ſind.

Graf Pflug pflanzte viele Bäume und fremde Pflanzen, die er weit her über das Meer kommen ließ. Seine frühern großen Reiſen, waren ihm nun erſt recht nützlich geworden. Als reicher Beſitzer großer Güter konnte er es ausführen. Es war eine Pflicht in ſeiner Lage.

Die alten Diener hielt er beſonders hoch in Ehren. Auch das Häuschen der alten Maidal ward erweitert und verſchönert. Alle ſeine Leute waren dienſtwillig ohne Zudringlichkeit; alle gehörten zu einer Familie. Wurden ſie krank und ſchwach, ſo hörte der Dienſt auf, aber ſie blieben die ergebenen Freunde des gräflichen Hauſes und hatten reichlich zu leben. Einem alten Gärtner, der neunzig Jahre alt, vom Vater auf den Sohn vererbt worden war, wurde ein Luſthäuschen auf einem hohen Punkt eingeräumt und wohnlich eingerichtet. Dort ſaß der faſt erblindete Greis, ſich der reinen, geſunden Luft erfreuend, wie jener alte Gärtner im ſchönen Gebirgspark in Aigen bei Salzburg, den der edle Fürſt Schwarzenberg ebenſo beherbergt, und den viele Leſer dieſer Geſchichte wohl ſchon kennen gelernt haben.

In dieſem Leben, in dieſer Umgebung, ſollte der junge Graf Adalbert aufwachſen, der jetzt noch am Gängelbande geführt wurde.

Wie groß iſt der Menſch! wie elend iſt der Menſch! Das Glück ruht nur in der Demuth. Sie führt weit auf dem Wege der Tugend. Das Ebenbild Gottes gelangt durch ſie zur idealen Schönheit, zur Keuſchheit, zur Liebe. —

* * *

Der Frühling war wieder da, in ſeiner vollkommenſten Anmuth. Man meinte, ein ſchönerer ſei noch nie erſchienen. Und in der That, es war etwas daran.

Eine neue Thätigkeit ward nunmehr in Marienſtein bemerkbar, die uns dazu zwingt, uns ſelbſt zu wiederholen. —

Schon mehrmals war ein elegantes Cabriolet durch den Markt gefahren, und hatte vor den öden Steinhaufen der ehemaligen Fabrik gehalten. Ein Fremder ſtieg aus, den Niemand kannte, und den der Graf gewöhnlich ſchon auf dem Platz erwartete. Man umging den ganzen Raum, ſchritt ihn der Länge und Breite nach aus, dann holten die Diener große, dicke Mappen aus dem Cabriolet, die auf einen ſchnell herbeigeholten Tiſch gelegt, und geöffnet wurden, um Zeichnungen herauszunehmen. Das galt einem Bau; aber die Leute riethen nicht hin und her, was er wohl werden ſollte, wie damals als Zehdeniker ſeine Fabrik und Villa auf demſelben Platze anlegte. Sie wußten bereits, daß zuerſt eine Kapelle im Plane war, um das wiedergefundene Bild darin aufzuſtellen, und daß dann ein Ordenshaus mit einer neuen Kirche ſich, das Ganze verherrlichend, daran reihen würde.

Nach einigen Tagen erſchienen auch ſchon die Zimmerer und Maurer, Steinhauer und Bauführer, und ihr gewöhnliches Treiben nahm mit großer Lebendigkeit ſeinen Anfang. Vieles war ſchon weit ausgeführt; Alles gehörig vorbereitet worden; eine ſehr große Zahl von Arbeitern und Handlangern wurde auf allen Plätzen beſchäftigt. Der Graf ſcheuete keine Koſten; vom frühen

Morgen bis zum ſpäten Abend währte die Thätigkeit, und der Lohn überſtieg bedeutend den üblichen Preis. Man wollte mit der Kapelle bis zum Herbſte fertig ſein, um dann nächſtes Jahr die andern größern Bauten zu beginnen.

Das Gnadenbild ward unterdeß, nachdem es von neuem geweiht, auf ſeinen frühern Platz an der Kirche aufgeſtellt, und prangte dort in einer Umgebung ſtets friſcher Gewächſe, für welche die Gräfin Sorge trug, und die ſie aus der Orangerie des Schloſſes immer erneuern ließ. Man durfte keine frevelhafte Unbill mehr fürchten, wie ſie die ſchmähliche Rachſucht der alten Lea einſt hatte verüben laſſen.

Mehrmals am Tage kam der Graf auf den Bauplatz, um die Arbeiter durch Wort und That zu ermuntern. Abends führte er Clara dahin. Zuſehends hoben ſich die Mauern aus dem Boden; und ſchon ſah man die reiche Steinhauerarbeit, welche die Fenſter und das Portal einfaßte, ſich über dieſelben ausbreiten, wie ſie der romaniſche Styl bedingt, der in ſeinem feſtbegränzten Rundbogen, in ſeiner lichten Klarheit, und ruhigen Hoheit, ſo recht dem in ſich gefeſteten göttlichen Organismus der katholiſchen Kirche entſpricht; während die in Zacken und Spitzen raſtlos emporſtrebende, im Dunkel der bemalten Fenſter verdämmernde Gothik, mit ihren kühn hinaufragenden Thürmen, wohl großartig ſinnvoll und prächtig ſich darſtellt, aber vielmehr zu Ehren des Menſchengeiſtes erſchaffen ſcheint, um von ſeiner weitreichenden Kraft Zeugniß abzulegen. Deshalb iſt aber auch ihr charakteriſtiſches Merkmal das Unvollendete, der abſichtliche Mangel an Symmetrie, und der oft überladene Schmuck von nicht oder doch nur ſchwer zu deutenden Figuren.

Die neue Zeit ſpricht von einem gothiſchen, von einem mauriſchen, von einem griechiſchen „Geſchmack". Den allerweltkundigen Jüngern dieſes Zeitgeiſtes iſt eben nur alles „Geſchmacksſache", ein Ding, über das ſich nach ihrer eigenen Meinung nicht ſtreiten läßt. Graf Pflug ſah in den Denkmalen den Styl, und er wählte den älteſten chriſtlichen für die Bauten, die er auszuführen gedachte.

Ihm half dabei weſentlich, daß er auch jene, wenig von Touriſten beſuchten Orte geſehen hatte, in denen ſich noch die ſpärlichen Monumente aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten in ihrer ungeſtörten Reinheit erhalten hatten. Zeichnungen an Ort und Stelle von Sachverſtändigen, mit gewiſſenhafter Treue, aufgenommen, bewahrte er gleich einem Schatz; da ihm der offene Sinn für das Erhabene und Schöne niemals abgegangen war. Jene Kühnheit der Konſtruktionen, die überraſchende Originalität, der ſtrenge Organismus der Grundformen, die glänzende Pracht der innern Ausſchmückung, ſollten ihm jetzt zu willkommenen Vorbildern dienen, als deſſen höchſtes wir den wunderbaren Dom zu Speyer betrachten.

Unter der Leitung eines ſolchen Geiſtes erſtand auch, die dem Umfange nach, nur kleine Marien-Kapelle. —

Als die Blätter an den Bäumen ſich goldgelb färbten, und ein rauher Wind ſchon viele davon raſchelnd auf den Boden geworfen hatte, ſtand bereits Alles fertig.

Eine erhebende Ruhe prägte ſich darin aus. Das verwirrende Durcheinander der prunkenden Renaiſſance, das früher auf dieſem Boden, von dem ſich blähenden Dünkel eines reichen Genußmenſchen, hervorgerufen worden, war bis auf die letzte Spur getilgt und für immer verſchwunden. Alle bürgerliche und politiſche Intelligenz ſollte von nun an hier nur noch allein auf der Kirche ruhen, und von ihr in ſegensreicher Fülle auf das Ganze ausſtrömen.

Wo einſt die Sichel der Säculariſation gemäht hatte; wo dann frevelnde Hände alle Wurzeln des Heils ausriſſen; da erhoben ſich, nach einem kurzen Zeitraum, wieder die großen Werke der chriſtlichen Liebe.

Unter Läſterungen ward damals die fluchenswerthe Arbeit vollbracht; aber der wahre Chriſt läßt ſich niemals entmuthigen.

Clara hatte dies an ſich erprobt. Die Kapelle ſtand da, und in ihr das hochverehrte Bild. Im Geiſte ſah ſie auch ſchon das Uebrige vollendet. Das Kloſter, die große Kirche, das Hoſpiz! Alles ſah ſie ſchon bevölkert. Die friedſeeligen Geſichter der Religioſen, in der ehrwürdigen Kutte; die zufriedene Armuth, die überall den Reichthum des Evangeliums verbreitet, das Licht, die Sühnung, die Hoffnung und den Frieden!

Aber auch die Dürftigen, Elenden und von aller Welt Verlaſſenen, ſah ſie an die Pforten klopfen, um befreit und getröſtet von dannen zu gehen, verklärt von dem Abglanz der Krone der Auserwählten.

So wird der Baum der Kirche niemals entwurzelt werden können, und ihre größten und wildeſten Verächter ſind gezwungen, in ſolchen Erſcheinungen die Göttlichkeit des Katholicismus anzuerkennen.

Chriſtus beſitzt noch immer die Macht, den Lazarus aus dem Grabe zu neuem, friſchen Leben zu erwecken. —

Wie der hochwürdigſte Biſchof erſchien, um in höchſteigener Perſon die Kapelle einzuweihen; wie das erſte Opfer darin celebrirt wurde; wie er dann den ganzen, weiten Bauplatz, in feierlichem Aufzug umging, und ihn ſegnete; wie er alle Pläne und Zeichnungen einſah, und ſeine Zufriedenheit ausſprach; die ſchönen Feſte, die ſich hieran knüpften; wie von Nah und Fern die Gläubigen herbeiſtrömten, um daran Theil zu nehmen; das ſoll hier nicht in's Einzelne mehr beſchrieben werden.

Was wir uns vorſetzten, als wir die erſte Zeile niederſchrieben: die Schilderungen aus dem Leben der armen „Clarinette", des Muſikanten Wendelin Ulrich's Tochter, den Leſern mitzutheilen, iſt erreicht.

Alle Mühen, die ſie erduldet, alle Thränen, die ſie vergoſſen, ſie haben ſich zu einer Perlenſchnur vereinigt, die ihr Daſein ſchmückt. Auf ihr Leben zurückſchauend, empfindet ſie eine heitere Ruhe. Gott hat alles gezählt, und erwogen, was ſie treulich überſtanden, und die Sünden, die ſie unwiſſend begangen, nach ſeiner ewigen Barmherzigkeit von ihr genommen. Was Er noch über ſie verhängen wird, es wird ſie niemals der Troſtloſigkeit anheim fallen laſſen. Der Glaube an die ewige Güte macht ſie ſtark.

Die Kränze und Gehänge, welche die Kapelle am

Tage der Einweihung ſchmücken, werden welken und verſchwinden; aber das Kreuz, welches den Inbegriff der höchſten und heiligſten Liebe getragen, es bleibt. Und wer es mit der ganzen Inbrunſt ſeiner Seele umfaßt, kann nicht vergehen.

Clara durfte mit dem heiligen Franciscus von Aſſiſi anbetend ſingen:

Ich preiſe und benedele meinen Herrn, und ſage Ihm Dank;
Und will Ihm dienen in großer Demuth! —

* * *

Bei'm Beginne dieſer Geſchichte ſahen wir aus einem Schloß, einer Hütte und einer Kloſterruine vier Kinder als handelnde Perſonen auf den Schauplatz treten. Betrachten wir jetzt wohin ſie gerathen ſind.

Clara haben wir ſo eben an einem hochbefriedigenden Zeitabſchnitt ihres Lebens verlaſſen.

Ihre Schweſter Agnes zieht noch unſtät in der Welt umher.

Graf Oscar zu Marienſtein ruht in der Gruft ſeiner Ahnen.

Iſidor lebt fern in der Clauſur eines ſtrengen Ordens.

Von allen Vieren hat nur Oscar das Ziel erreicht. Allen Uebrigen ſteht noch ein Wechſel der irdiſchen Dinge bevor. Wie ſie ſich geſtalten werden, ruht im Schooße der Zukunft.

Vielleicht begegnen wir ihnen wieder: ſehen Agnes zurückgekehrt und geſättigt von ihren Kunſtphantomen; Iſidor auf rauhen Wegen die ewige Wahrheit predigen; Beata im erſehnten Schleier; Pflug und Clara, ihren Vorſätzen getreu, ſtets das Gute fördernd; den alten Wendelin Ulrich die Clarinette blaſend, während der kleine Graf Adalbert, ſein lieblicher Enkel, auf des Großvaters Stecken gar ritterlich dazu einherſprengt.

Alſo möge es ſein! —

Der Inſurgent.

Von

Auguſt Lewald.

I.

Der Inſurgent:

Von

Auguſt Lewald.

I.

Schaffhauſen.

Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.

1865.

1396

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde
Sprachen iſt vorbehalten.

Prolog.

Von keinem unbeſtimmt träumeriſchen Gefühl geleitet, öffne ich hier eine Fülle meiner Erinnerungen und verknüpfe ſie mit erdichteten Ereigniſſen zu einer großen, vielgeſtaltigen Kompoſition, zu einem Drama der Zeit. Bald ſind es einfache Konture, bald in Farben ausgeführte Skizzen. Zwei von den Letztern habe ich bereits, vor etwa zwanzig Jahren in den Feuilletons politiſcher Zeitungen veröffentlicht, die zuſammen einen Umfang von drei bis vier Bogen haben mögen. Ich benützte ſie hier jedoch nur zum Theil, in ſo weit ſie Züge zur Charakteriſtik der Hauptfiguren der Handlung liefern ſollten.

Dieſe ſind keine idealen Erfindungen. Sie können nicht, wie es in den Romanen gewöhnlich geſchieht, „die Helden der Geſchichte“ genannt werden. Die Eine derſelben iſt bis zu ihrem Untergange, der Macht der Leidenſchaften faſt willenlos zur Beute. Der Charakter beſteht aus einer trüben Miſchung; aus dem beſtändigſten Widerſpruch zwiſchen edeln

Vorſätzen und unverzeihlichen Handlungen. Die Mode nennt das wohl eine Bizarrerie des menſchlichen Herzens. Man weiß, wie erfinderiſch ſie in ſolchen nichtsſagenden Bezeichnungen iſt.

Was ſich zunächſt um die Hauptfiguren gruppirt, iſt wie ſie ſelbſt, dem wirklichen Leben nachgebildet. Ich erlaube mir nichts daran zu ändern, um es vielleicht poetiſcher erſcheinen zu laſſen.

Das Ganze ſoll das qualvolle Ringen unſerer Gegenwart nach vermeintlich beſſern Zuſtänden, dem Geiſte des Leſers vorführen. Es ſoll das Elend von Vergehungen ſchildern, durch welche die Menſchen während einer kurzen Zeit, von Angſt und Gewiſſensbiſſen gepeinigt, zur Herrſchaft gelangen, um dafür auf ewig verloren zu gehen.

Die Staffage endlich bildet jener Troß, der in Zeiten revolutionärer Bewegungen niemals gefehlt hat. Er beſteht aus Leuten, die hinter den unbegriffenen oder halbverſtandenen Ideen der ſogenannten Vorkämpfer mitlaufen und von der politiſchen Heuchelei in der Zeit der Kriſe, als brauchbare Maſchinen benützt werden. Endlich aus jener Klaſſe ſyſtematiſcher Einfaltspinſel, die es bequemer findet, im blinden Glauben das Feldgeſchrei der Empörung nachzuplärren, als zum Widerſtande ſich zu rüſten.

Ueber allen Gruppen — aus dem Hader der Parteien, dem Dampf der Schlachtfelder und durch die Nebel, die den Horizont bedecken; ſtralt die Kirche mit dem Kreuze des Erlöſers. Vor ihr verſinkt die Lüge und der Wahn; ſie zeigt uns den einzig möglichen Fortſchritt gegenüber den eingebildeten Vollkommenheiten, die uns die Revolution verheißt. Der Chriſt iſt als ſolcher frei; er bedarf nicht erſt der blutigen Unterweiſung, um die Vorurtheile der Geburt und des Reichthums gering zu achten und ſich über die Größen der Erde zu erheben. Er höre nur auf, die göttlichen Satzungen, denen der Menſchen unterzuordnen und dieſen allein eine leidenſchaftliche und ausſchließliche Verehrung zu zollen.

Aber auch der Chriſt ſoll der ewigen Ordnung dienen, die in Dingen des irdiſchen Lebens nicht Stillſtand, ſondern Entwicklung will. Alle menſchlichen Einrichtungen führen Leiden mit ſich, durch welche ſie ihre Unvollkommenheit beurkunden; dies erheiſcht mit Kraft nach dem Höhern, Beſſern zu ſtreben.

Bemächtigen ſich Stolz, Eigenliebe, Herrſchſucht, Unwiſſenheit der Leitung, ſo geht die Klarheit über Richtung und Ziel bald verloren. Eine tiefe Kluft iſt es, die man erreicht hat; eine elektriſche Spannung erfüllt ſie, aus deren Entladung ſich ein Zuſtand gebähren ſoll, von dem noch Niemand einen richtigen Begriff hat. Bis jetzt ſind nur jene zerſtörenden Ideen wahrnehmbar, welche die erſte franzöſiſche

Revolution hervorriefen, die als das furchtbarſte Gottesgericht der Weltgeſchichte zu betrachten iſt.

* * *

Gleich den Komponiſten, die es oftmals lieben, die letzten Klänge der Ouvertüre in die Introduction hinüber zu lenken und damit die Handlung in das Gemüth der Zuhörer einzuleiten, ſo will auch ich hier die ſchrecklichen Accorde, die der polniſche Dichter Słowacki anſchlägt, als Uebergang zur erſten Handlung des Drama nachklingen laſſen:

„Die entſetzliche Geſtalt einer Hexe ließ über meinem Haupte ihren wilden Geſang ertönen. — Dein Vaterland iſt vernichtet! — heulte ſie — ich nur allein lebe und mein Schooß dient dir zugleich als Wiege und als Grab. Bedeckt mit Aſche und befruchtet vom Staube der Todten, habe ich Dich zur Welt gebracht, damit du der Rächer des Vaterlandes werdeſt. Du ſtehſt allein, aber die Tugend deiner Ahnen macht dich ſtark. Und ich will zwei Geiſter dir dienſtbar ſein laſſen. Zu deiner Rechten einen goldſtralenden Engel, zu deiner Linken einen Geiſt des Sturms und der Verheerung. Meine Donnerſtimme wird euch zur Rache vorwärts treiben. — Nach dieſen Worten faßte ſie mich mit den Windeln, in denen ich lag, und ſchleuderte mich wild über ihren Kopf, als drohete ſie damit der Welt.“

„Schon im Knabenalter war Rache die einzige Nahrung meiner Seele und Verrath die Atzung meines Geiſtes. Oftmals, ich erinnere mich wohl, war es mir, als ob ein Engel mit ſeiner Hand mir über die Stirne führe und mir im Traume ſanfte Worte zuflüſterte. Oeffnete ich dann die Augen, ſo ſah ich jedoch nichts als vertrocknetes Laub vom Wirbelwinde gepeitſcht über mir; gleich einem leichenfahlen Geſpenſt, das vom Sturme getragen, mir von Zeit zu Zeit ſchwer auf die Bruſt fiel. In ſolchen Augenblicken griff meine zitternde Hand an die Seite und mein Dolch fuhr von ſelbſt aus der Scheide.“ — — —

I.

Erſte Handlung: Nach der Erhebung . . . . S. 1
Zweite Handlung: In einem deutſchen Bade . . . . S. 117
Dritte Handlung: In Florenz . . . . S. 271

Erſte Handlung.

Nach der Erhebung.

Il obéit en esclave, et prémedite
la revolte.
Cazotte.

I.

Eine weiße Schneedecke liegt auf der Ebene, die kein Hügel ſchmückt, und ein ſchwarzer Waldſaum zieht ſich in weiter Ausdehnung umher, auf dem ein bleierner, ſternenloſer Himmel liegt. Man denkt ſich die Wüſte ſchrecklich und hat das Wort zum Ausdruck des Troſtloſeſten geſtempelt. Mir erſchien ſie herrlich, gegen das, was ich ſehe. Die Wüſte iſt unendlich groß, wellenhaft bewegt ſich ihr Sand, ihre Farbe, nicht leichenhaft ſtarr und weiß, iſt glühend roth in goldene Tinten verſchwimmend; ſie umkränzt nicht der ſchwarze Trauerkranz des Waldes, ſondern die wunderbarſten Luftſpiegelungen erſcheinen dort in dem Dunſte einer feuerigen Atmoſphäre. Und die Oaſen mit den ſchattigen Dattelpalmen, die am rauſchenden Quell die erſchöpften Pilger erquicken!

Von ſolchen Wundern und Herrlichkeiten ſehen wir nichts vor uns; aber die Schneedecke birgt die Saat einer künftigen Ernte, die das Land für Menſchen trägt, die es bewohnen und denen es dadurch zum Vaterland wird. Hierin liegt ein größerer, mächtigerer Zauber als in der Mirage der Wüſte. Wir werden es ſehen.

Es war in den erſten Monaten des Jahres 183.. Der Thauwind, ein noch ſeltener Gaſt zu dieſer Zeit, ſtrich über die Eisdecke der Flüſſe und über die in Schnee gehüllten Fluren und begann die ſtarre Rinde des Winters zu löſen. Aber die Keime des Frühlings ſchlummerten noch alle; ihrem Erwachen ging ein Fieber voraus, das die ganze Natur ergriffen hatte. Stürme durchbrauſten die Luft; durch die Urwälder zog ein wildes Heulen; die ſtärkſten Bäume krachten zuſammen und die verborgenen Quellen brachen hervor und ſtrömten den Flüſſen und Seen zu, welche über ihre Ufer traten und überall Entſetzen und Verderben verhängten.

Die Verbindung zwiſchen den Wohnſtätten der Menſchen war ſchon ſeit vielen Tagen vollkommen aufgehoben; die grauſenhaften Naturereigniſſe hatten das Reiſen faſt zur Unmöglichkeit gemacht. Nur zu Pferde konnte man es unternehmen, wenn man der Straße kundig war. Je nun! geſchickte Reiter gab es genug im Lande; denn wir ſind in Polen, wie der Leſer wiſſen muß. —

* * *

Es war bereits Abend geworden, als Drei zu Pferd, gefolgt von einem weißen Windhund, einen flachen Abhang von gelbem Sande, der den Schnee mit Hilfe des Sturmes ſchon abgeſchüttelt hatte, langſam und ſchweigend herabritten. Der Eine, der etwa zehn Schritte den Andern voraus war, mochte wohl zu ſehr in Gedanken vertieft ſein, denn plötzlich parirte er ſo gewaltig ſein Pferd, daß es mit den Vorderfüßen hoch in die Luft bäumte, während die Hinterſchenkel auf dem Boden rutſchten. Die andern zwei ſprengten in aller Eile herbei.

Sie ſtanden an dem Bett eines breiten, wild dahin ſtrömenden Waſſers, auf deſſen ſchwarzen Fluthen, unter Eisſchollen und Bäumen, auch gezimmertes Holz und häusliches Geräthe dahin trieb, welche die Ueberſchwemmung mit fortgeriſſen hatte. Der düſterſte Himmel ſpannte ſich jetzt über das Bild aus; kein Stern leuchtete; kein menſchlicher Ton ward vernommen; nur ein hungeriger Wolf heulte in der Ferne und droben in der Luft krächzten einige kreiſende Raben und hier und dort raſchelte es unheimlich in Schilf und Rohr des Ufers.

Drüben zeigten ſich die hochgethürmten Maſſen einer großen Stadt; aber kein Lichtſchimmer war in den ſtolzen Gebäuden ſichtbar. Eine unendliche Trauer ſchien auch hier überallhin verbreitet.

Der junge Mann, der zunächſt am Waſſer hielt, wandte ſich, nachdem er ſeinen Blick einige Minuten auf dem Bilde hatte ruhen laſſen, zu ſeinen, neben ihm haltenden Begleitern.

„Co robié?“ rief er Ihnen lachend zu.

Und wahrlich die Frage „Was iſt zu thun?“ war nicht leicht zu beantworten. Weder Fähre noch Kahn weit und breit ſichtbar; die Schiffsbrücke, die zu anderer Zeit die beiden Ufer verband, war des Eisgangs wegen, in Sicherheit gebracht worden. Oben auf dem Abhang, den ſie eben herabgeritten waren, lag die Stanzie, die Poſada oder Oſteria, wie man es im Süden nennt, aus deren kleinen Fenſterlucken ein trübes Licht verkündete, daß die

Leute noch wach ſeien. Es blieb nichts übrig, als dorthin die Schritte zurückzulenken. Die Pferde und ein Diener zu ihrer Pflege ſollten hier übernachten und ausruhen, um dann den Heimweg anzutreten. Der Wirth aber auf der Stelle einige geſchickte Fährleute herbeiſchaffen, um den Herrn und den andern Diener über den Fluß zu ſetzen.

Bald hielten ſie vor dem niedern langgeſtreckten Wirthshauſe. Der Herr ſprang vom Pferde, klopfte es ein paarmal auf den Hals, und es ſtand da und wendete den Kopf nach ihm, als wollte es einen traurigen Abſchied von ihm nehmen. Ein Burſche mit einer Laterne war herausgekommen; der eine Diener führte das Pferd des Herrn, der andere ſtieg gleichfalls ab, um dem Herrn in die Schenkſtube zu folgen, und ſein Pferd lief wie ein Hund hinterher und klirrte mit dem Gebiſſe.

Drinnen in der Schenke ging es noch ſehr lebhaft zu. Sie war voll von Trinkenden, die in einer Atmoſphäre von Branntweindunſt ſchwammen. Gleich beim Eintreten bemerkte man, daß ſie von einem chriſtlichen Wirthe gehalten wurde. An der Thüre hingen Weihkeſſel und Wedel, und zwiſchen beiden Fenſtern blickte das Bild des heiligen Hyacinth herab, der in Polen ganz beſonders verehrt wird.

Der junge Mann und ſein Diener hatten ſich mit Weihwaſſer beſprengt und das Kreuz gemacht; dann blieben ſie in der Mitte des Raumes ſtehen, um ihn zu überblicken. Nur ein Plätzchen am Fenſter war noch leer, weil dort, durch die Ritze des blauen Zuckerpapiers, womit einige der kleinen zerbrochenen Fenſterſcheiben verklebt waren, der Wind hereinpfiff. Co robić? hieß es wieder. Unſer Reiſender mußte ſich dazu bequemen, den Platz einzunehmen, denn er fühlte ſich ſteif gefroren und bis zur Erſchöpfung ermüdet. Bald ſtand der Wirth vor ihm und kredenzte ihm ein Gläschen ſtarkgewürzten Roſoglio. Der Reiſende nippte und ſpie dann aus, rief ſeinem Diener zu, daß er ſich einen Imbiß geben laſſen ſollte und fing an mit dem Wirth wegen eines Fährmanns zu unterhandeln.

„Was wollt ihr in dieſer Nacht mit einem Fährmann?“ ſprach der Wirth, „es iſt ja ein Wetter, daß der Wolf ſich nicht wagt, auf die Jagd zu gehen. Wartet bis morgen. Die Weichſel fließt euch nicht davon und Warſchau wird auch auf ſeiner Stelle verbleiben. Ihr könntet Unglück haben, wenn's auch ein Waghals verſuchte euch überzuſetzen. Ich hab' ein gutes Bett für einen Herrn, wie ihr ſeid, und das Abendbrod iſt auch ſchon gekocht; etwas, das kein Pole verſchmäht. Eine ſauere Suppe von Schleihen, einen ſtampfigen Hirſebrei und gedörrte Pflaumen, denn es iſt Faſttag heute, wie ihr wißt.“

Der Reiſende hatte aber kein Ohr für dieſe verlockende Einladung; ein finſterer Ernſt lag auf ſeinen Zügen; er dankte dem Wirthe und beharrte auf ſeinem Vorſatz augenblicklich die Ueberfahrt zu beſtehen. Die laut geführte Verhandlung hatte einige von den umher Sitzenden aufmerkſam gemacht. Zwei Männer von kräftigem Ausſehen traten jetzt mit herabgezogener Mütze dicht hin vor die Sprechenden. Es waren Fährleute. Der junge Fremde muſterte ſie mit ſcharfem Blicke.

„Ich will mich euch wohl anvertrauen“, ſagte er dann,

„im Nothfalle erreiche ich auch ſchwimmend das Ufer. Bringt euer Fahrzeug in Ordnung und erwartet mich."

Er ſtand auf, um in den Stall zu gehen und nach den Pferden zu ſehen. Im Gehöfte ſtieß er auf den Diener, der ſeinem Kameraden eine Schüſſel voll Milchrahm und Gurken nebſt einem Fläſchchen Kornbranntwein zur Erfriſchung hingetragen hatte.

„Unſere Brüder ſind wohlauf und freſſen tüchtig", rief er dem Herrn freudig entgegen. Unter „Brüder" verſtand er, wie alle gemeine Polen aus ſeiner Gegend, die drei Roſſe.

Nachdem der Herr ſich ſelbſt davon überzeugt hatte, gab er dem zurückbleibenden Diener eine ſtrenge Inſtruktion für den Heimritt, zog aus der Bruſttaſche ein kleines Etui, nahm daraus einiges Geld, das er dem Diener einhändigte, riß aus einem Büchelchen ein Blatt, kritzelte mit Bleiſtift bei dem Schein der Stalllaterne ein paar Worte an ſeine geliebte Mutter, ſtreichelte dem Pferde, das ihn getragen, die ſchöne Mähne und küßte es zwiſchen den Nüſtern, dann verließ er den Stall mit dem kurzen Gruße: Dobréj nocy!*) —

Bald darauf ſtand er wieder am Weichſelufer. Die Laterne der Fährleute zeigte ihm den Platz an, wo ſie beſchäftigt waren, ihren Kahn loszubinden. Der Diener mit dem Gepäcke ſtand hinter ihm und das edle milchweiße Windſpiel, dem es bei der Affaire unbehaglich wurde, hatte ſich zu ſeinen Füßen, auf einen aus dem Schlamme des

---

*) Gute Nacht.

Ufers hervorragenden Stein gelagert, die hintern Beine unter den Leib gebogen, die vordern vor ſich hingeſtreckt, die Schlangenſchnauße darauf ruhend. Mit halbaufgerichteten Ohren horchte es jedem Geräuſche, die langen Seidenbehänge flatterten im Sturm. Dabei blickte es vertraulich auf zu ſeinem Gebieter und wedelte langſam mit dem Schweiſe.

Alles war nun fertig., Beim Einſteigen half der eine der Fährleute dem Herrn, indem er ihm die Hand reichte: „Heut' iſt's nicht mehr ſo ſchlimm, ſagte er, wie die Tage her. Morgen iſt all das Eis ſchon bei Thorn und wohl noch weiter die Weichſel hinab. Dann iſt hier reiner Tiſch und ſie führen die Schiffbrücke wieder auf."

Der Reiſende erwiderte lachend:

„To dobrze!*) Jetzt da er mich im Boote hat, ſagt er mir das! Immerhin, mir liegt daran, morgen mit dem Früheſten in Warſchau zu ſein."

Die Fährleute arbeiteten tüchtig und auch der Diener ergriff eine lange Stange und ſuchte die herantreibenden Eisblöcke zu zertrümmern oder niederzudrücken, damit das flache Boot darüber hinweggleiten konnte, wobei es aber von der heftigen Bewegung des ſich bäumenden und ſtauenden Eiſes faſt umgeworfen wurde. Es ſchien unmöglich die Fluthen zu bewältigen. Sowie ſie die Mitte des Stromes erreicht hatten, gerieth es in die Strömung und war nicht mehr zu lenken. Der Diener und die Fährleute beteten laut; der junge Mann ſtand aufrecht da mit weit ausgeſpreiteten Beinen, um eine feſtere Haltung zu gewinnen; die Arme übereinander geſchlagen, ſchauete er vor ſich hin. Nicht auf die Weichſel war ſein Blick gerichtet, ſondern nach der dunkeln Häuſermaſſe am andern Ufer, welcher ſie jetzt nach und nach näher kamen.

---

*) Das iſt gut!

Aber nichts verrieth noch die große Stadt. Kein früher Gewerbsverkehr am Ufer; keine helle Fenſterreihe, die ein verſpätetes nächtliches Feſt noch dem Morgen verrathen hätte. Und doch war es die Reſidenz des Vice-Königs; der höchſte Adel des Landes beſaß hier prächtige Paläſte; ein reicher Handelsſtand betrieb hier ſeine weit verzweigten Geſchäfte; allein Warſchau mit ſeinen Denkmälern und Prachtgebäuden war nur noch das Mauſoleum ſeiner geſunkenen Herrlichkeit.

Die jüngſte Revolution war erſt vor Kurzem erdrückt worden und noch bluteten alle Wunden, welche ſie geſchlagen hatte. Der Beſiegte lag zwar zermalmt am Boden, allein der Sieger konnte ſich dennoch ſeines Sieges nicht freuen. Die Furcht hatte ſich aller Gemüther bemächtigt. Verräther ſchlichen umher; Beſtechung und geheimer Sold wurden freigebig geſpendet und man wußte, daß es Leute gab, die von beiden Seiten ſich bezahlen ließen und Beide verriethen. Alle Bande der Geſellſchaft waren gelöst und es wollte der Staatsklugheit nicht einmal gelingen, auch nur ſcheinbar dieſe gräßliche Lage mit einer ſchimmernden Außenſeite zu umhüllen.

An den Portalen der ſtolzen Paläſte der Krakauer Vorſtadt und der Senatorenſtraße, wo ſich früher der Luxus einer reichen Dienerſchaft zeigte, hingen jetzt weiße

Tafeln, deren Inſchrift ſie zum Verkaufe ausbot. Ihre einſtmaligen Beſitzer ſind todt — gehenkt, erſchoſſen oder nach Sibirien geſchickt! —

Jetzt hatte das Boot auf einen Büchſenſchuß ſich Warſchau genähert; da fuhr es hart an einem kleinen ſchmalen Kahn vorüber, der von einem alten Weibe und einem Mädchen gerudert wurde. Sie ſtand aufrecht wie ein Mann, um mit kräftigem Ruderſchlage die Wellen zu zertheilen. Eine hohe Geſtalt, nicht in ſchützende Hüllen gewickelt, ein leichtes Gewand war dem Winde zum Spiel überlaſſen und das lange blonde Haar flatterte dem Gewande nach. Nur die Form und die Größe des Körpers konnten im ſchnellen Vorbeifahren wahrgenommen werden; von den Geſichtszügen war es nicht möglich.

Als das Mädchen in die Nähe der Fährleute gerathen war, denen es, der heftigen Strömung wegen, nicht im weitern Raume ausweichen konnte, bückte es ſich tief, als ob es einen Schlag fürchtete, und wirklich erhob einer von jenen das Ruder, um die Schifferin damit zu treffen. Durch das Bücken und einen raſchen Stoß, den ſie ihrem Kahne gab, entkam ſie jedoch glücklich.

„Was machſt Du, Kerl?“ ſchrie zornig der Reiſende dem rohen Burſchen zu; „was that Dir das Mädchen?“

„Die?“ entgegnete er, „das iſt die Hexe mit der Verrückten? die ſind nichts Beſſeres werth, als daß man ſie in der Weichſel ertränkt. Sie verderben uns den Handel und rauben uns den Verdienſt. Sie iſt toll und die Alte behext uns; die werden noch viel Unheil anſtiften.“

Die unter Brummen und Fluchen hervorgeſtoßene

Antwort war zur Hälfte vom Winde entführt worden; der junge Reiſende hatte wenig davon verſtanden. Er blickte der kühnen Schifferin nach, die wie eine Möwe, in ihrem lichten, weithin flatternden Gewande, auf den Fluthen zu ſchweben ſchien. Das ungewöhnliche und überraſchende der Erſcheinung hatte ihn wunderbar ergriffen. Wie kam das Mädchen dazu, dieſen gefahrvollen Erwerb ſich zu ſuchen und ſich dabei noch den rohen Mißhandlungen der Schiffer auszuſetzen? Dies hatte ſeine jugendliche Phantaſie gänzlich gefangen genommen, als ſein Boot ſich jetzt dem Ufer auf die Weite eines mäßigen Sprunges genähert hatte und die Fährleute anlegten.

„Sollen wir ihrem Diener helfen, die Bagage tragen? In welches Hotel befehlen ſie?“ fragten ſie.

„Wir ſind hier zu Hauſe“, lautete die Antwort, „und mein Diener wird ſchon allein damit fertig werden. Es iſt nicht ſchwer und er iſt kräftig.“

Dieſer hatte auch bereits die Mäntel und Reittaſchen aus dem Boot geſchafft und ſich damit beladen. Sein Herr bezahlte die Leute, nahm dann die Büchſe dem Diener ab und Beide wandten ſich der Höhe zu, die nach der Krakauer Vorſtadt führt und ſchlugen dann links eine Gaſſe ein, die der Weichſel entlang ſich nach der Neuſtadt hinzog. Es war eine abgelegene Gegend. Hinter der alten Bernhardinerkirche, zwiſchen armſeligen Wohnungen erhoben ſich hie und da große Mauerwerke von Gitterthoren durchbrochen, durch welche finſtere Paläſte, ohne Bewohner und Leben ſichtbar wurden. Sie ſtarrten auf das wilde Flußgebiet aus ihren weiten Fenſtern, ohne

Vorhänge und ſelbſt ohne Scheiben. Vor einem dieſer Paläſte machten unſere Wanderer Halt. Der Diener legte das Gepäck ab, zog einen großen Schlüſſel aus der Taſche, das Schloß klirrte, eine Kette raſſelte von innen zu Boden und ſie traten in den Hofraum, der im Schmucke des weißeſten Schnees ſich vor ihnen ausbreitete, da weder der Fuß eines Menſchen oder Thieres dieſen Teppich während des ganzen Winters betreten hatte.

Der Windhund, der ſchon vor der Pforte ſehr unruhig geworden war, ſprang jetzt mit luſtigem Geheul an ſeinem Herrn auf, lief auf das Gebäude zu und wälzte ſich mit Wonne im Schnee, dann ſprang er auf und lief vor ſeinem Herrn wedelnd und bellend her, in die Vorhalle des Palaſtes.

Man ſah, daß Alle hier zu Hauſe waren. Der Diener zog an einer Schnur und eine alterthümliche Hängelampe von Bronze ſenkte ſich herab. Aus einem mitgebrachten Fläſchchen goß er Oel hinein und mit einem Streichhölzchen berührt, verbreitete ſie bald einen traulichen Schein in dem weiten Raum. Der weiße Hund flatterte bereits wie ein Geſpenſt oben an der Treppe, Lewko hatte ſchnell eine kleine Laterne angezündet und beleuchtete damit die Marmorſtufen, die hie und da zerbröckelt waren, damit ſein Herr, der ihm folgte, keinen Schaden nehme.

Und wahrlich es that Noth. Seine innere Erregung war ſo ſtark, daß er die Treppe hinanſtürmte, als höre er oben die Klänge einer Mazurka, die er nicht verſäumen wollte.

Oben war es jedoch ganz ſtill und öde. Es zog wie kriegeriſche oder religiöſe Schauer der Vorzeit durch die verfallende Prächtigkeit der Räume und dazwiſchen wehete ein wollüſtiger Hauch ſinnlicher Ueppigkeit. Ein Gemiſch, wie es das Leben der Polen in jenen Tagen erfüllte, als noch ihr König in der Burg Sigismund's an der Weichſel ſaß und glänzende Feſte aus Willanow einen Rivalen von Verſailles ſchuf. Aber ſchon damals lag in den prachtvollſten Beleuchtungen und lärmendſten Luſtbarkeiten ein verhülltes, dumpfes Geheimniß, in welches ſich der König von Polen und ſeine Großen verloren, um über die Luſt der Sinne alle Pflichten ihres Daſeins zu vergeſſen.

Lewko hatte in dem Rieſen-Kamine ein tüchtiges Feuer gemacht und Kerzen angezündet; ſein Herr verabſchiedete ihn und warf ſich in einen der hohen Seſſel, auf welchen ſchon ſein Großvater geſeſſen hatte. Der Hund legte ſich zu ſeinen Füßen, dicht vor die Flamme und ſchnarchte.

In Julian, dem jungen Polen, ſtürmten und kreuzten ſich die Gedanken; trotz ſeiner Ermüdung konnte er ſich nicht zur Ruhe legen. Er ſtand auf und trat an das Fenſter. Drunten die Weichſel. Die unruhige Maſſe trieb, ſo ſchien es, immer wilder vorüber; aber weder Ruder noch Segel belebten ſie mehr zu dieſer Stunde.

Am gegenüber liegenden Ufer erblickte er ſeitwärts einige Lichter durch die Dunkelheit blinken. Nach der Richtung konnten es die erleuchteten Fenſter der Stanzie ſein, in welcher der Diener mit den Roſſen zurückgeblieben war.

Am dieſſeitigen war es wie ausgeſtorben. Von dem Königsſchloß bis zu den Säulen der „neuen Welt“ am

Ende der Krakauer Vorſtadt, kein Laut vernehmbar, als das Zuſammentönen der Glocken von den unzähligen Thürmen, welche die Stunde verkündeten.

Julian hatte lange ſo dageſtanden und ſeine heiße Stirne an die in ihrer Faſſung locker gewordenen Scheiben feſt gedrückt. Jetzt wandte er ſich ſchnell, öffnete eine kleine Schatulle, nahm ein Schreiben daraus hervor, dem man es anſah, daß es ſchon oft entfaltet und geleſen worden war. Er küßte das Schreiben, nachdem er es überblickt. Es war das Vermächtniß ſeines Vaters. Dann ſetzte er ſich zum Kamin und erwartete wachend den Morgen.

II.

> Wie leicht iſt es die Heimath aufzugeben,
> Allein wie ſchwer zu finden eine zweite.
>
> Platen.

Julian war keinem der älteſten Geſchlechter Polens entſproſſen. Einer ſeiner Ahnen, ein Deutſcher vom Rhein, hatte aus unbekannten Gründen frühzeitig ſein Vaterland verlaſſen und dann, einem abenteuerlichen Hange folgend, bei verſchiedenen Herren Kriegsdienſte genommen. Nach vielen Wanderungen kam er endlich nach Polen und ließ ſich in Krakau nieder.

Er erhielt eine königliche Anſtellung und ſeine Fähigkeiten verbunden mit einer muſterhaften, mehrfach bewährten Treue hatten ihn zum Procurator des Schloſſes befördert. In dieſer Stellung ward eine Tochter aus vornehmem Hauſe ſeine Gattin.

Es iſt, bei der ſtets gleichen Benützung derſelben einſeitigen Quellen, die für jeden leicht zugänglich ſind und bei der noch bequemern Weiſe, ohne eigene Forſchung oft geſagtes und geſchriebenes zu wiederholen, nicht zu verwundern, daß der Verfall des einſt ſo mächtigen Wahl-Königreiches Polen, nicht auf ſeinen eigentlichen Beginn zurückgeführt und geſchildert wird. Die wahrheitsgetreuen Berichte hochverdienter polniſcher Geſchichtſchreiber bezeugen dies.

Die ſtaatliche Zerriſſenheit, die heimlichen Zwiſte und offenen Kämpfe in Polen ſchreiben ſich von der Einwanderung aus Deutſchland vertriebener Proteſtanten her, die an Zahl und Einfluß immer weiter um ſich griffen.

Der Adel, eiferſüchtig auf ſeine angeſtammten, ihm mehrfach von dem Könige verbürgten Rechte, erhob ſich nun gegen König und Senat. Und als endlich unter Sigismund II. die Gleichberechtigung der neuen Sekte mit den Bekennern der katholiſchen Kirche ausgeſprochen worden war, da legte ſich nur anſcheinend eine ebene Rinde über die entbrannten Gemüther. Das Feuer loderte fort und fort, und die Flammen zuckten aus den Riſſen und Spalten, die das confeſſionelle Zerwürfniß in die bisher wohlgefügte politiſche und kirchliche Einheit geriſſen hatte. Und ſo iſt es bis zur Stunde geblieben; dieſelbe eigentliche Grundlage iſt es, die den Bürgerkrieg fortpflanzt: der Kampf des Schisma mit der römiſchen Kirche.

Julian's Geſchlecht war dem wahren Glauben durch alle Zeiten treu geblieben; es hatte ſtets für ihn geſtritten und ſeinem frommen Eifer Gut und Blut geopfert. Durch Ehebündniſſe war es zu Reichthum gelangt; die Familie lebte ſtets fern vom Hofe. In dieſer freiwilligen Verbannung, auf ihren Edelſitzen beſchränkt, von unwirthlichen Steppen und Wäldern umgeben, ohne den Verkehr vermittelnde Straßen, hatten ſie Muße ihren Gedanken ungeſtört nachzuhängen, über Plane zu brüten, ihren verjährten Groll über Neuerungen zu nähren und ſich eine Welt mit Traumgebilden anzufüllen, der ſie handgreifliche Geſtaltung zu geben hofften, wann der rechte Augenblick gekommen ſein würde.

An dem Geſchlechte Julian's ging nicht einer dieſer Augenblicke vorüber, ohne es zur Theilnahme aufzufordern, aber auch keiner, der nicht tiefe Trauer ihm auferlegt hätte. Unverbrüchlich hielten ſie an dem alten Wahlſpruch der Gläubigen:

„Beati, qui ambulant in lege Domini!"

der ihren Wappenſchild umgab.

Bei dem Angriff auf das Schloß Belvedere in der Novembernacht 1830 waren die zwei ältern Brüder Julian's die engſten Freunde Wyſocki's geblieben. Die tieftrauernde Mutter mußte nicht lange nachher auch ihren Gatten beweinen, der in der Schlacht bei Oſtrolenka ſeinen Söhnen in den Tod gefolgt war. Julian ſtand damals in ſeinem achten Jahre. Auf dem Lande war es unſicher; in dem Getümmel von Warſchau war es ihr nicht möglich zu bleiben; ſie beſchloß daher zu ihrem ältern Bruder zu ziehen, der, abſeits von den großen Begebenheiten, auf ſeinem Schloſſe lebte, das er in den Ausläufern der Karpathen, jenſeits der öſterreichiſchen Grenze, beſaß. Sie hoffte im Verkehr mit ihm ihrem Schmerze Nahrung zu geben, bis daß der Tod ſie davon befreite. Denn auch der Bruder, der noch unter Kosciuszko, als Jüngling in der glorreichen Schlacht bei Dubienka, mitgefochten hatte, war jetzt kinderlos. Seine beiden Söhne waren in dem Heere der Inſurgenten gefallen.

Sie waren alle als Helden geſtorben, von dem edelſten Feuer erfüllt. Aber ihr Tod hatte nichts erreicht; er hatte das Vaterland nicht befreit, den Zuſtand der Geſellſchaft nicht verbeſſert, der Kirche keinen Schutz gegen wilden Angriff gewährt. Sie hatten mit ihrer großen Aufopferung nur dazu beigetragen, eine Periode der Barbarei feſter zu begründen, die nur durch Gottes Macht allein ihr Ende erreichen wird.

Es ſah traurig aus in dem alten Karpathenſchloſſe, als Julian an der Hand ſeiner Mutter dort einzog. Der Oheim war zu ſeiner Zeit ein Mann der Welt geweſen. Jetzt erfüllte ihn nur noch eine einzige kummervolle Erinnerung. Die Einſamkeit ging ihm über Alles, und wenn er ſchon mit Mißmuth die Einwanderung ſeiner Schweſter und ſeines Neffen geſehen hatte, ſo ſteigerte ſich dies Gefühl noch bedeutend bei der Eröffnung, daß ein junger

Geiſtlicher ihnen folgen werde, um Julian's Erziehung zu leiten. Die Nothwendigkeit einſehend, fügte er ſich dem Unvermeidlichen, und ſtellte nur die einzige Bedingung, ihm die vollſtändigſte Zurückgezogenheit zu gönnen.

„Wäre ich noch rüſtig und nicht von dem gräßlichen Schickſal gebrochen“, ſprach er, „ſo bedürfte es keines Hofmeiſters; ich würde Julian's Erziehung allein vollenden. Nicht durch Bücher, deren ich genug beſitze, die es aber nicht verdienen, daß man ihren Staub abwiſcht, weil man aus keinem etwas lernen kann. Die moraliſchen Bücher enthalten wenig Moral; die Geſchichtsbücher wenig Wahres; die Philoſophen lehren uns keine ächte Philoſophie; die techniſchen Bücher haben gar keine Bedeutung für mich. Die Verfaſſer haben niemals gehandelt und nur gedacht; oft auch nicht einmal gedacht, ſondern nur gedankenlos abgeſchrieben. Ihre Anleitungen gehen immer von einem Punkte aus, der blos in ihrer Einbildungskraft, aber nicht in der Wirklichkeit vorhanden iſt. Darnach bilden ſie ſich den Zuſtand der Dinge. Ich halte es für das Beſte, daß der Menſch ſich durch die Erfahrung bilde. Die Buchhändler haben weder Wahrheit, noch Weisheit zu verkaufen. Dieſe Schätze muß man im Leben ſich ſehr mühſam in kleinen Stückchen vom Wege zuſammenleſen. Ein Menſch, der Geringſten einer, dem ich begegne, lehrt mich mehr als der Profeſſor aus ſeinem Buche, der von Irrthum befangen, ſich alle Mühe giebt, ihn auch ſeinem Leſer aufzubringen.“

Das war das Erziehungsſyſtem des alten, menſchenſcheuen Polen. Als nun noch der junge Prieſter angekommen war, zog er ſich nach der andern Seite des Schloſſes zurück, und ſeine mürriſche Laune ſtörte ſeine Gäſte nicht mehr —

Hier verlebte Julian ſeine Knabenzeit unter den Augen der Mutter. Da ſie noch von Glück umgeben war und drei blühender Söhne ſich erfreute, hatte ihr frommer Sinn wohl den Wunſch in ihr erzeugt, ihren jüngſten Sohn dem Dienſte des Herrn zu weihen. Schon frühe war ſie deshalb bemüht, ſeinen Geiſt auf den künftigen heiligen Beruf hinzulenken. In der Kindheit erhielt er deßhalb von ihr, ſtatt der gewöhnlichen Spielzeuge, ein Krucifix, ſchöne Kirchenparamente, Vaſen, Leuchter, Bilder, um ein kleines zierliches Altärchen damit zu ſchmücken. Sie kannte Beiſpiele, daß ſolche Gaben oft ſchon einen wundergleichen Eindruck auf das kindliche Gemüth gemacht haben.

Auch ſie erreichte dadurch, daß in Julian ſich ein innerer Drang zu kirchlicher Andacht regte; aber die Gräuel des Bürgerkrieges, die ſelbſt in ſeine Abgeſchiedenheit drangen, hatten jenem Gefühl eine Miſchung von Haß, Schrecken und Durſt nach Rache hinzugefügt, daß ſich zu einem Amte des Friedens und der Verſöhnung kein Beruf in ihm zeigte. Er war lebhaft und beweglich. Sein Hofmeiſter erkannte in ihm einen wißbegierigen Geiſt, der ſich leicht mit Kenntniſſen bereicherte. So gingen einige Jahre vorüber und Julian war zum Jüngling geworden. Der Mutter Freude an ſeinem Gedeihen vermehrte aber zugleich auch ihre Sorge um ihn. Daß er zum Prieſter nicht tauge, konnte ſie ſich nicht verhehlen;

unter der ruſſiſchen Herrſchaft konnte er eben ſo wenig Dienſte nehmen; ſein innerer Trieb auf Reiſen zu gehen, endete am Ende ihre Verlegenheit.

Der Jüngling fühlte, daß er ſich mit Gewalt aus ſeinem bisherigen Boden reißen müſſe, aus dem ihm die Erinnerungen der Vergangenheit wie eine verwitterte Todtenſtadt umſtarrten, um den Horizont einer lichtern Zukunft vor ſich zu entſchleiern.

Die Mutter ertheilte ihm mit der Einwilligung auch ihren Segen.

„Möge Gott dich bei all deinen Unternehmungen geleiten“, ſprach ſie mit Thränen, „ziehe hin, mein einziges Kind! Wenn du dich ringend der heftigen Strömung anvertrauſt, ſo baue nicht auf die Kraft des guten Schwimmers, ſondern richte deinen Blick auf jene Höhe, wo du Gott immer vor Augen haſt.“

Nachdem ſie ſein heiliges Verſprechen empfangen, dankte ſie Gott für dieſe Gnade durch wahrhaft rührende Almoſen nach Landesſitte, welche ſie noch an demſelben Tage ſpendete. Ein armes Mädchen war eben im Dorfe geſtorben und ſie ſchenkte einen ſchönen Sarg aus Eichenholz und ließ an drei Altären die Seelenmeſſen leſen. Dann ging ſie ſelbſt in den Garten und pflückte die ſchönſten Blüthen, um daraus einen Kranz für die Leiche zu winden. —

Julian war mit allem Erforderlichen zur Reiſe ausgeſtattet. Er kannte vier Sprachen: latein, deutſch, franzöſiſch und polniſch, wie es bei den jungen Polen ja häufig der Fall iſt. Sein Erzieher hatte ihn ſtets auf die großen Thaten der Heiligen verwieſen und ihn ermahnt jener Tugenden eingedenk zu ſein, durch welche ſich dieſe Helden, deren Viele auch Krieger und Heerführer geweſen, Gottes Wohlgefallen in erhöhtem Grade erworben hatten. Nur dieſe Betrachtung könne ihn in ſittlicher Beziehung vervollkommnen.

Die Dauer der Reiſe ward auf mehrere Jahre ausgeſteckt. Zuerſt ſollte er deutſche Univerſitäten beſuchen; hierauf Rom und Italien ſehen und dann erſt Paris kennen lernen. Die gute polniſche Mutter hegte die Ueberzeugung, daß ihr Sohn mit ganzer Seele an der Kirche hing, in ihr die einzige und alleinige Heilsanſtalt erblickte und es als größtes Glück empfand, ihr anzugehören. Sie wußte, daß Julian jede religiöſe Neuerung als größtes Verbrechen verabſcheute. Vor dem Einfluß der Irrlehren deutſcher Univerſitäten hatte ſie daher keine Beſorgniß.

Die Verführungen, die Julian's in der politiſchen Atmoſphäre von Paris harrten, erſchienen ihr bedeutender. Sie kannte den feurigen Geiſt ihres Sohnes, der vor den gefährlichſten Verbindungen nicht zurückſchrecken würde. Gern hätte ſie es geſehen, wenn Paris ganz aufgegeben worden wäre; allein ſie erwog, daß der Zug dahin mächtiger ſei, als ihr mütterliches Abmahnen. Nur darum bat ſie ihn, zuerſt nach Rom zu gehen, dort längere Zeit zu verweilen, die Gräber der Apoſtel und die andern Heiligthümer der ewigen Stadt recht oft zu beſuchen und den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. Hierauf bauete die Gläubige ihre ſtärkſte Hoffnung. Daß ſie ſich erfülle, wollte ſie alltäglich in inbrünſtigen Gebeten von der ſeligen

Gnadenmutter erflehen und dieſe Bitten mit zahlreichen guten Werken unterſtützen. —

Julian hatte bald die polniſche Grenze überſchritten und wir ſehen ihn in ſeiner höchſt kleidſamen Nationaltracht unter der fremden Bevölkerung, die an ihm vorübergeht, ihn begafft und ſich dabei denkt: „das iſt wieder einmal ſo ein unruhiger Pole; ſo ein Revolutionär; der die ganze Welt in Feuer und Flammen ſetzen möchte!“

Was verſtanden ſie, die guten Leute, deren beſchränkter Verſtand leichthin über Revolutionen urtheilt und die dabei, nur von friedlichen Verhältniſſen umgeben, ihren Wohlſtand erhalten ſehen wollen, von dem Leid, welches das Herz eines ſolchen Polen eben zerreißt!

Wie er ſo daſitzt in dem beſchnürten Rock, die viereckige Mutze auf den vollen Locken, den ſproſſenden Flaum um Kinn und Wange; ſo anmuthig modern; ſo ſchön in der leichten Haltung! Keine Sorge ſcheint ihn zu drücken und er lebt dem Anſchein nach nur den Genüſſen, welche die Gegenwart ihm bietet! Die guten Philiſter „ſingen und ſagen viel“ von dem ihnen poetiſch erſcheinenden Heimweh der Schweizer; von dem Heimweh, das einer von Fremden unterjochten Nation im eigenen Lande das Herz umkrallt, haben ſie keine Ahnung.

Julian’s Schmerz entwich nach und nach, als er die deutſche Sprache überall hörte; war es ja doch nicht mehr jene zwar verwandte und doch fremde, welche die Sprache der Polen übertönen und vertilgen wollte.

III.

> Die Freiheit ſei die Bundesgenoſſin der Religion; die Religion die Erzieherin der Freiheit. Dem Obſcurantismus ſei die Religion voll knechtiſcher Geſinnung; der Anarchie die ungläubige Freiheit überlaſſen.
>
> P. Ventura.
>
> (Gedächtnißrede auf Daniel O'Connell.)

Der Beſuch deutſcher Univerſitäten war nur ſehr vorübergehend. Julian fand ſich zu den wenigen dort ſtudirenden Landsleuten nicht hingezogen. Sie wußten, daß ſie der Gegenſtand polizeilicher Neugier waren und vermieden daher jeden Schein, der eine beſondere Aufmerkſamkeit hätte veranlaſſen können. Sie überließen ſich mit andern Studenten gewöhnlichen Beluſtigungen und Zerſtreuungen und einem Fleiße, wie er eben an der Tagesordnung wär, um auch hierin ſich nicht auszuzeichnen. Julian entzog ſich deshalb ihrer Geſellſchaft und war bald als Sonderling verſchrien.

Was er ſonſt von deutſchem Leben kennen lernte, vermochte ihn nicht zu erbauen. Ihm, dem Polen, erſchienen die Deutſchen nach oberflächlicher Betrachtung in die Zeit hineinzuleben, zwar von dunklen Ahnungen und Wünſchen getrieben, jedoch ohne Einſicht von Richtung und

Ziel. Sie ſtellten ſich ihm dar in perſönlichem Behagen, im Beſitze aller nur einzuräumenden Freiheiten und vollkommen im Stande, ihre gewohnten, nach eigener Beſchränkung gemodelten Genüſſe zu befriedigen, und er begriff es nicht, wie ſie dennoch Neues anſtreben wollten, um es nur ſtets wieder unter die Herrſchaft des Alten zu drängen und ſo im Keime zu erſticken. Das einzige Neue, was ſie nach ſeiner Meinung bedurften, wäre ein Mittel zu ſuchen, um zu dem politiſchen Einfluß, der einer großen Nation würdig wäre, ſich zu erheben; allein dieß zu erlangen, ſah er keine Anſtalten machen. Der junge feuerige Pole verglich das deutſche Weſen mit einem verdorrten Baum, durch deſſen Adergeflecht ſich keine echten Nahrungsſäfte mehr bewegen.

Wir müſſen dieſe Meinung dem unglücklichen Jüngling zu Gute halten, der von dem Gedanken erfüllt war, ſeiner Nation auf andere Weiſe, unter der Anwendung höchſt draſtiſcher Mittel zu helfen. Er wollte, das Alte verlaſſend, ein durchaus in ſich verjüngtes Leben anſtreben, um in eine kräftige, erſt zu ſchaffende Ordnung Platz zu greifen, und mit dieſem Neuen im Geiſte und in der Materie ſich unauflöslich zu verbinden. Er konnte dabei nicht von dem allgemeinen Standpunkt der europäiſchen Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts ausgehen. Er hielt ſich auf dem Boden gebannt, dem er durch die Geburt angehörte. Ein geiſtiges Vaterland, wo Sitten und Tugenden, wo unſere Seelen heimiſch ſind, kannte er nicht. Nur der eine Gedanke beherrſchte ihn: Polen iſt vom Feinde überſchwemmt; ſeine Bewohner ſind unterjocht;

ſeine Söhne müſſen es befreien und die ihnen zugefügte Schmach mit Blut tilgen. Die ſittlich politiſche Entwickelung des eigentlichen Volkes wurde dabei noch nicht in Betrachtung gezogen. Es waren unlautere, egoiſtiſche Wünſche, die Julian mit allen ſeinen Landsleuten theilte.

* * *

In Italien erwachten in ihm bald tiefere Sympathien. Man träumte dort bereits von der ſichern Wiederkehr des alten Ruhmes und ſah mit Unwillen und Haß auf die weißen Uniformen der Oeſterreicher. Die Signori fühlten eine wehmüthige Sehnſucht in ihrer Bruſt, das Joch der Fremden abzuſchütteln, und ſie verzehrten ſich in Gram, da es ihnen noch jetzt als Unmöglichkeit erſchien. Die italieniſche Natur, die nur in ſtillen Genüſſen dahinlebte, konnte ſich nicht ſo leicht wie Franzoſen und Polen zu offener Empörung entſchließen. Die Italiener waren gegen das Andrängen neuzeitiger Ideen wohl bewahrt und behütet. Sie wurden noch nicht jeden Tag durch koloſſale Zeitungen von den Weltereigniſſen unterrichtet; ihr Unternehmungsgeiſt wurde nicht aufgeſtachelt durch alle jene Mittheilungen, die den zermalmenden Rieſenſchritt der Gegenwart über alles Alte und Ehrwürdige verkündeten; ihre Erwartungen rückten ſich von ſelbſt in eine unabſehbare Ferne; was ſich von Thatkraft allenfalls hie und da kundgab, bewegte ſich in einem Ideenkreis, dem die zahmen und unſchuldigen Nachrichten ihrer einheimiſchen Zeitungs-Blättchen nur ſpärliche Nahrung zuführten.

Aber dennoch war ſchon die innere Glut bemerkbar und wirkte zaubergleich im Vereine mit den ungeahnten, nie empfundenen Reizen der Natur auf den zwanzigjährigen Polen. Er fühlte ſich in der herrlichen Umgebung, angeweht von dem ſüdlichen Hauch, auf dem claſſiſchen Boden des Alterthums, in täglichen Beziehungen zu dem ſchönen Volke, umklungen von der melodiſchen Sprache, hoch hinangetragen zu den Gipfeln des Daſeins. Polen, ſein geliebtes Polen kam ihm jetzt faſt wie ein finſterer, ſchmutziger Winkel vor, in welchem es unmöglich ſchien, ein ſchönes Leben und thatkräftige Bewegung hervorzurufen.

Er hatte Genua geſehen, das ſtolze, mit ſeinen geſtreiften Kirchen aus weißem und ſchwarzem Marmor, mit ſeinen Palaſtwundern; das herrlichſte Amphitheater, das nur von demjenigen Neapels und Stambuls überboten wird. Er hatte hier zuerſt das klare, unergründliche Blau der himmliſchen Luft bewundert. Hier machte er die erſte Station auf ſeiner mit unaufhaltſamer Haſt begonnenen Reiſe nach dem Süden; hier trat er auch zum erſten Male wieder in eine Kirche und warf ſich vor der heiligen Jungfrau nieder. Er dankte Gott, daß er ihn hiehergeführt, und es war ihm, als drücke Italien ihm beim Empfang einen Bruderkuß auf die Lippen.

Allein das Ziel ſeiner Reiſe war Rom. Er durchflog das herrliche Land, träumeriſch erfüllten ihn die Schönheiten der Riviera; er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Monumente des öden Piſa und wurde wenig von der ernſten Majeſtät der meiſterhaften Architektur der florentiniſchen Paläſte ergriffen. Sein Geiſt war heiter geſtimmt, denn eine Sehnſucht trieb ihn vorwärts, die erſt ihre Befriedigung fand, als in der klaren Ferne ſich die Kuppel von St. Peter erhob und namenloſe Gefühle dabei ſein ganzes Weſen ergriffen. Berauſcht fährt er durch's Thor, über die ſchöne Piazza del Popolo, er ſieht den Monte Pincio mit den Terraſſen, Treppen, Statuen, Fontänen, Spaziergängern. Sein Herz ſchlägt hörbar. Der Vetturin biegt in den Corſo ein, an dem Palazzo Ruspoli mit ſeinen weiten Hallen, die ein Kaffeehaus beherbergen, vorüber, an den Paläſten Colonna, Sciarra, Doria vorbei; endlich hält der Wagen vor dem Gaſthauſe. Der Wirth führt den jungen Fremden in einen ungeheuren Saal, ſtößt die Fenſterladen auf und nach und nach dringt das äußere Licht herein und erhellt den alten majeſtätiſchen Raum. Dann zieht der Wirth ſchwere gelbe Vorhänge von ſpaniſchem Brocatell auseinander, hinter denen ein Rieſenbett ſichtbar wird, und verläßt mit der leiſen Frage: was der Signor etwa zu befehlen habe? den Gaſt. Julian dankt kopfnickend; er iſt nicht im Stande zu antworten und fühlt nur das Eine: „Ich bin in Rom!"

Es war ihm, als ſei er nach langer, beſchwerlicher Reiſe in ſeine Heimath zurückgekehrt. Faſt jeder Gebildete empfindet ſo, wenn er nach Rom kommt. Bei den Katholiken erſcheint es wohl ganz natürlich; bei andern wird das anheimelnde Gefühl dadurch erregt, daß ſie ſich nun endlich an dem Orte befinden, der ihnen durch die früheſte Erziehung und ihre Studien längſt vertraut geworden war.

Julian war nicht an Verſchwendung gewöhnt und er nahm ſich vor, auch hier ſein ſtrenges, zurückgezogenes Leben fortzuſetzen. Vor Allem wollte er Rom ſelbſt kennen lernen; aber nicht wie ein Ausländer, der ſeine Claſſiker im Kopfe und ſein Reiſebuch in der Hand, den Alterthümern entgegeneilt und die Stadt und das Leben in ihr darüber vergißt. Er hatte Augen für Alles. Er bemerkte die ruhende Ziegenheerde auf dem Straßenpflaſter unter ſeinem Fenſter, die ſchreienden Kinder, die auf dem Trottoir Kreidezeichnungen nach Antiken ausführten, die großen Mauerwerke zwiſchen verfallenden Hütten, die maleriſchen Brunnen, die bunten Landleute, die altmodiſchen Karroſſen, und dazwiſchen die ernſt und haſtig ſchreitenden Mönche, die ſo prächtige Staffage zu den breiten Facciaten der Gotteshäuſer.

Aber zur Erhabenheit ſteigerte ſich ſein Genuß, wann er in das Innere dieſer Kirchen trat, wo alle Herrlichkeit, die der von der Kunſt erfüllte Menſchengeiſt zu erdenken weiß, ſich doch nur dem Alles überflügelnden Gedanken des Glaubens unterwirft und erſt dadurch zur harmoniſchen Einheit gelangt. Er vermochte erſt hier dies zu faſſen und verſenkte ſich immer tiefer in dieſe Anſchauung. Wie ſehr verachtete er jene frevelhafte Ausgeburt menſchlichen Verſtandes, welche die erhabene Kunſt aus den Kirchen entfernte und mit ihr das hehre Heiligthum, in dem der Menſch gewordene Gott in ſeiner Wirklichkeit angebetet wird.

Julian's Leben in Rom floß dahin zwiſchen der Anſchauung der Natur, der Kunſt, der Erinnerungen an das

Alterthum und den religiöſen Uebungen. Er kümmerte ſich nicht um die Ereigniſſe der Gegenwart, die ihm keinen Reiz hier boten. Was er von der Geſchichte Italiens kannte, half ihm die Denkmäler nach eigener Weiſe ſich zu erklären. Er erblickte in ihnen die wunderbare vielſeitige Entfaltung des Menſchengeiſtes, auf einem verhältnißmäßig nur ſehr kleinen Punkt der Erde. Obgleich hier jede Stadt ihre eigene Sprache redete, jede ihre beſondere Geſchichte hatte: alle Arten und beſonderen Geſtaltungen des bürgerlichen Lebens und der Regierungen hier gewaltet hatten, und ſogar nicht ſelten Ausländer berufen worden waren, die auf die öffentlichen Zuſtände mächtig einwirkten, ſo war Italien im Mittelalter doch ein Ganzes geblieben und der Italiener durfte ſtolz auf ſein Vaterland ſein. Ein gemeinſames Band, gebildet aus den erhabenſten Genien in den Sphären des Geiſtes, umſchlang Alles. Was nur zum Theile an weitentlegenen Orten und in großen Zwiſchenräumen ſich zu erheben vermochte, das erſchien hier zuſammengedrängt, eng aneinander geknüpft, von derſelben Luft umgeben. Das machte Italien im Mittelalter zu einer Macht. Im Glauben eins; dem Glauben treu.

So lang es dieſen Hort ſich bewahrt, kann es nicht untergehen und wird fort und fort ſeinen Anſpruch auf eine unantaſtbare Geltung erheben dürfen. Das Kreuz, das von Rom aus in die fernſten Wildniſſe getragen wurde; das dem ungeſitteten Menſchen mit dem Glauben auch die bürgerliche Ordnung gebracht und das Heiligthum der Familie gegründet; durch deſſen Schutz allein alle gefeierten Wunder der Kunſt geſchaffen und in alle Welt verpflanzt wurden; dieſelbe Großheit, die dem übrigen Europa, ſeinem kleinlichen Luxus, ſeiner Zerſtückelung des Gedankens gegenüber, ſich ſtets in gleicher Erhabenheit erhalten hat, ſie läßt Italien noch immer das in der Gegenwart ſein, was es war. Dieſe Größe iſt keine politiſche Chimäre, die auf den thönernen Füßen der Induſtrie, des Handels und deren Trabanten ſich erhebt; ſie iſt auch nicht das Product der Phantaſie, wie es die ſogenannten poetiſchen Gemüther vom Süden ſich ſchaffen. Ihre Wirklichkeit reißt den Sohn des Nordens aus ſeinem kalten Thun und Denken; ſie zeigt ihm inmitten des politiſchen Verfalls, die einzige Wahrheit in einem von ihm nicht geahnten Glanze und ob er ſich vor ihr beuge oder nicht, ſo bleibt ſie ſtets ihrem hohen uneigennützigen Friedensamte getreu und verſchafft ihm das Glück, in dem Wunderlande Italien, wenn auch nur einmal in ſeinem Leben, ſich als wahren, als ſchönen Menſchen, in des Wortes ganzer Bedeutung zu fühlen.

In ſolchen Momenten ſah Julian auch ſein eigenes Vaterland in einem hellern Lichte. Er verſöhnte ſich mit der Zerſtörung, die dort herrſchte. Er fühlte, daß auch in Polen der große Schöpfer die Keime eines ewigen Lebens durch den apoſtoliſchen Glauben gelegt hatte. Er dachte ſich ſein Volk als ein noch ungebrauchtes Material in der Weltgeſchichte. Nur ſeine Könige und ſein Adel hatten ihre Namen auf die Blätter der Geſchichte geſchrieben; das Volk war bisher unbemerkt geblieben. Die Bildung hatte es noch nicht berührt und ſeine Kräfte waren noch nicht von Selbſtgefühl aufgeregt worden. In ihm lag noch das Ureigene der Jugend. Es war gutherzig und zeigte keine Leidenſchaft, keine Begeiſterung. Tugenden und Laſter lagen in ihm in natürlichen Schichten, wie die Erze im verſchloſſenen Schacht, den des Bergmanns Hammer noch nicht berührte. Es beſaß noch jene unbefangene Fröhlichkeit, welche erſt die künſtliche Erziehung den Menſchen raubt. Während die Regierenden anderwärts dem Volke Zerſtreuungen bieten, um es ſich geneigt zu machen, dachte in Polen Niemand daran, aber das Volk beluſtigte ſich ſelbſt auf die einfachſte Weiſe. Einige Gläſer Branntwein und die Fidel erklingt und ſogleich beginnt der Tanz. Das Singen iſt des Polen Luſt. Sein ganzer Ernſt wendet ſich nur der Kirche zu, deren Prieſter er ungeheuchelt verehrt; er kann und wird nie von dem leiſeſten Gedanken des Unglaubens befallen. Selbſt Noth und Armuth verleiteten den Polen nicht zum Abfall, auch wenn ihm Menſchen das, was ſie Glück nennen, in's Haus bringen würden.

Solche Eigenſchaften verbürgen dem Polenvolke eine Zukunft, dachte Julian. Es war nicht eine, an Civiliſations-Ueberfruchtung lebendig hinſterbende Nation, ſondern eine noch nicht vom neuen Leben des Jahrhunderts berührte, deren ſchlummernde Kräfte nur des rechten Weckers harrten. —

Der Aufenthalt in Rom war zu Ende, Julian hatte noch an dem Carneval Theil genommen und er ſchickte ſich zur Abreiſe nach Neapel an, als ein Brief ſeines Oheims ihn ermahnte, ſeine Tour zu beſchleunigen. Die immer ſchwieriger werdende Lage des Vaterlandes und die deßhalb nothwendige Ordnung von Familienangelegenheiten forderten es. Der Ton des Briefes war ſehr dringend. Neapel und Sicilien mußten daher für diesmal aufgegeben werden und Julian ſchiffte ſich in Civitavecchia ein, um über Marſeille nach Paris zu eilen, auf das er wenigſtens einen Blick aus der Vogelperſpective werfen wollte.

Es herrſcht Verwandtſchaftliches zwiſchen Polen und Franzoſen, bei aller Verſchiedenheit, die beide Nationalitäten zur Schau tragen.

Auch Julian fühlte ſich ſchon davon berührt, als er nur den Fuß an das Land geſetzt hatte. Die ſchnell herausgeſtoßenen Laute der fremden, ihm jedoch ſchon von Jugend auf verſtändlichen Sprache, berührten ſchmeichelnd ſein Ohr. Unter all dem Neuen war er plötzlich wie zu Hauſe. Es war nicht das Großartige, was ihn hier feſſelte und vor dem er ſich unwillkürlich in Wälſchland gebeugt hatte. Er ward von der leichten Beweglichkeit des Volkes, von dem ſchnellen Verkehr in allen Beziehungen des Lebens, von dem dahinfließenden Weſen, von dem Feuer, das in der unbedeutendſten Unterhaltung ſich zeigte und von dem vielſagenden Verſtändniß der kaum ausgeſprochenen Worte, völlig hingeriſſen. Ein Tag in Marſeille war genügend, um ihn in einen begeiſterten Taumel zu verſetzen, der bis zu ſeiner Ankunft in Paris ſich immer höher ſteigerte.

Hier umſchlang ihn nun ganz und gar das bunte Durcheinander des überraſchendſten Aeußern, das Paris mit keiner andern Stadt vergleichen läßt. Zwar hatte er ſich den erſten Anblick prächtiger gedacht. Die hohen grauen Häuſer, die dichte Maſſe der Minaretgleichen Rauchfänge über den Dächern, die ſchmutzigen, freiſtehenden Brandmauern, über und über mit großen und kleinen Buchſtaben bedeckt, dies machte, trotz der Durchſichtigkeit der Erdgeſchoſſe, mit ihren Kaffeehäuſern und Magazinen voll bunter und glänzender Auslagen, nicht den erwarteten Eindruck, das entſprach nicht dem Lieblingswunſche, der Sehnſucht, die ihn ſo lange ſchon beherrſcht hatten.

Gleichſam betäubt durchſtrich er die Straßen, voll Menſchengewühl und Wagengeraſſel. Vor den Anſchlagzetteln blieb er erſtaunt ſtehen und überſah die vielen Stücke der zahlreichen Theater, die Concerte und hundert andere ſolche Wichtigkeiten, die dem genußſüchtigen Volke verkündet wurden. Abends überraſchte es ihn, wann die Gasflammen angezündet waren, und Mauern und Fenſter gänzlich verſchwanden und alle Koſtbarkeit und Herrlichkeit dahinter, gleichſam offen und unbeſchirmt auf der Gaſſe lag und von den großen Spiegeln im Innern wunderſam bis in's Unendliche vervielfältigt wurde.

Sein Leben floß ſchneller dahin, wie noch nie. Schon am Morgen ſaß er mit den langen Zeitungen, bei der Taſſe aromatiſchen Mocca's, auf einem elaſtiſchen Divan und dachte dann wohl an die polniſchen Kaffeeſchenken und an die italieniſchen Botegas, wo er die Taſſen zurückgeben mußte, weil ſie nicht rein gewaſchen waren.

Der Inhalt der Zeitungen erweckte in ihm Gedanken und Gefühle, die in anderm Sinn auf die Heimath zurücklenkten. Fragen auf Fragen, Erörterungen, Erwiderungen, eine immerwährende Schmiede, eine ſtets lodernde Eſſe. Umwälzung der Dinge, Sturz der Regierung, droheten aus jeder Zeile. Kaum bemerkliche Bewegungen der Kammer oder des Miniſteriums regten die Parteien zum Grimme auf, und ihre Journale kämpften dagegen an. Wann ſein Gemüth von dieſer Lektüre erdrückt ward, warf er ſich wieder in die geräuſchvolle Bewegung des Pariſer Lebens, das hier ſeine Blumen leichthin über einen Abgrund warf. Er dinirte herrlich, beſuchte die Theater und ergötzte ſich an den Originalen, die ihm daheim, plump verdolmetſcht, keinen Begriff geben konnten von der anmuthigen Leichtigkeit und unerſchöpflichen Laune, die in ihnen leben und weben. Nachdem er ſich ſatt gelacht, erhitzt und von Allem, was er geſchaut, ermüdet, um Mitternacht nach Haus begeben hatte, warf er ſich auf's Bett, und es währte lange, bis ſeine erregten Geiſter zur Ruhe kamen. —

Es war hoher Sommer. Ein paar Adreſſen an befreundete polniſche Häuſer, die ihren Wohnſitz in Paris ſchon lange genommen hatten, konnte er nicht abgeben, weil die Familien in die Bäder gereiſt waren. Eigentlich war die Capitale verödet für jeden, der ſie im Winter kannte. Alles Hohe, Vornehme und Ausgezeichnete war auf Reiſen und bevölkerte die europäiſchen Gaſthöfe auf der großen Weltſtraße. Julian wandte ſich daher geiſtigen Beſchäftigungen zu. Er hörte die bedeutendſten Profeſſoren, die großen Prediger, wohnte den Debatten in der Kammer bei. Er ſuchte die Bekanntſchaft berühmter Schriftſteller zu machen, deren Werke ſeine feuerige Seele längſt ergriffen hatten. Dieſe Thätigkeit verlieh ſeinem Aufenthalt eine glänzende Lichtſeite. Er fühlte etwas noch nie empfundenes und Paris erſchien ihm als die ſchönſte Stadt der Erde, die er um Nichts vertauſcht haben würde. Er ſagte ſich froh, daß er im Herzen Europa's lebe, und daß man erſt hier ſich bewußt werde, ein Glied der großen civiliſirten Geſellſchaft zu ſein.

Aus dieſer verführeriſchen Selbſttäuſchung riß ihn plötzlich ein zweites lakoniſches Schreiben ſeines Oheims, der ihn mahnte, an das Krankenlager ſeiner, in Kummer um ihn dahinſterbenden Mutter zurückzukehren.

Er mußte nun ernſtlich daran denken, Paris zu verlaſſen, ehe er zu der Erkenntniß gelangt war, daß dort die Phraſe die Herrſchaft führte, und die glühenden Köpfe der Pariſer blos zu arbeiten ſcheinen; daß das Leſen der Rieſenſpalten der Journale den größten Theil ihres Tages verſchlingt, und daß ihre ganze Bildung und Erziehung aus dieſem Literaturſchwindel eigentlich hervorgeht; daß ſie mit den Rechten und den Beziehungen zur Welt noch nicht vertraut, ſich ſchon dieſer oder jener Partei anſchließen und mit Gegnern kämpfen, die ſie oft eben ſo wenig als ihre eigenen Intereſſen kennen. Hätte Julian das Alles erkannt, er wäre von Paris geſünder geſchieden, und das Wort „Politik“ würde ihn mit Eckel erfüllt haben.

Die Bekanntſchaften, welche Julian während ſeines kurzen Aufenthaltes machte, trugen nicht dazu bei, ihn aufzuklären. Sie waren zu vorübergehend geweſen. Mit keiner Frage konnte er weiter als bis zu einer gewiſſen Tiefe bringen. Seine Gefühle waren jedoch zu kräftig, um dabei ihre Befriedigung zu finden. Selbſt bei Perſonen, denen er Achtung nicht verſagen konnte, fand er eine befremdende Zurückhaltung, wie er glaubte, die aber eigentlich nur innere Leere war.

Er reiſte ab, angeſteckt von einer Mode, der verderblichſten von Allen, mit denen das alte Babel jemals die Welt beſündfluthete. Die Welt zieht ſich dabei ſo gut ſie kann aus der Affaire. Im Weiten und Großen werden Monarchen verjagt, Throne geſtürzt und Blut in Strömen vergoſſen; im Kleinen begnügt man ſich mit einem Sturm im Bierglaſe. Honny soit qui mal y pense!

IV.

In dem alten, jetzt neu übertünchten polniſchen Edelſitze, blinkten in jener Nacht, als Julian von der Reiſe heimkehrte, zwei Lichtlein, eines über dem andern. Das Untere in dem Zimmer ſeines Oheims; das Obere in der Krankenſtube ſeiner Mutter. Der Wind ſchrillte in den Wetterfahnen; die kleinen Fenſter verwehrten ihm nicht den Einzug in das Innere; die Lämpchen ſchienen zu verlöſchen. Dann flackerten ſie plötzlich wieder empor, „gleich dem Feuer in dem Auge eines ſchwindſüchtigen Mädchens", wie es bei einem polniſchen Dichter heißt.

Drinnen lag die alte Frau im ſtillen, aber gewaltigen Kampf zwiſchen Körper und Seele. Sie erwartete ihren geliebten Sohn und ein geheimnißvoller Zweifel durchzuckte ſie mit Schauern ängſtlicher Beſorgniß.

Sie fühlte, daß ſie ihren Julian in einer Welt zurücklaſſe, umgeben von complottirenden Elementen, die ſich einander neidiſch befehdeten, in welcher Lüge und Läſterung zur augenblicklichen Herrſchaft gelangten und die wildeſten Leidenſchaften zu unüberlegten Handlungen antrieben. Sie dachte daran, welche Schutzmittel ſie, die Mutter, ihrem Kinde mit auf den Weg gegeben hatte, und ſie durfte ſich ſagen: „ſeine Seele kennt Dich, guter Gott! und liebt Dich. Was ihm auch begegne, er beſitzt Dich und das iſt mehr, als die Erde ihm bieten kann. Er weiß es, daß Du ihn geſchaffen haſt, um Dich zu erkennen, daß der heilige Geiſt ihn geheiligt hat und daß Du Deinen Sohn für ihn hingegeben. Darum wird ſeine Seele dereinſt, was der Leib auch hienieden erduldet, zu Deiner Herrlichkeit eingehen“.

Das empfand die Kranke und wie ein lindernder Balſam legte ſich dieſe Empfindung auf ihre Schmerzen. Ihre Seele erhob ſich geſtärkt und ſie vergaß allen Jammer, den das Leben ihr gebracht hatte; den Verluſt ihrer ältern Söhne, den Tod ihres Gatten, ihr eigenes langſames Hinſterben. Sie wußte ja, daß Leiden auf Erden zum glorreichen Verdienſt im Himmel werden. —

— — — Als der Sohn nun ſchon lange, in ſtillen Schmerz verſunken, an ihrem Lager geſtanden hatte, raffte ſie ſich plötzlich empor und ſprach mit entſchiedenem Tone:

„Genug! Es muß ſein, denn der Augenblick iſt gekommen, der mir eine unverbrüchliche Pflicht auferlegt.“

Bei dieſen Worten leuchteten ihre Blicke, wie in geſunden Tagen. Sie gab ihm einen Schlüſſel.

„Gehe hin zu jenem Schranke und bringe mir das, was du darin findeſt.“

Julian gehorchte, und als er wieder vor ſeine Mutter trat, trug er einen Säbel, einen Beutel, ein Käſtchen und ein zuſammen gefaltetes Papier, welches er auf das Bett legte.

Die Mutter entfaltete zuerſt das Papier und ſprach:

„Es iſt das Vermächtniß deines Vaters, das ich, wann du zu Thaten herangereift ſein würdeſt, in deine Hände legen ſollte. Dein Vater übergab es mir, als er ſterbend an der Wunde, die er bei Oſtrolenka erhielt, bei den dortigen frommen Vätern im Kloſter gepflegt wurde. Ich kniete an ſeinem Lager, wie du jetzt an dem meinigen und mußte ihm das heilige Verſprechen geben, zu thun wie er befahl. Lies!“

Julian nahm das Papier und begann mit erbebender Stimme zu leſen.

„Lies lauter!“ ſagte ſie ſtreng. „Das Blut ſteigt mir zu Kopf und es ſummt mir vor den Ohren.“

Das Vermächtniß des ſterbenden Patrioten an ſeinen Sohn lautete:

„Julian! Deine Brüder ſind mir vorangegangen und du allein bliebſt die Hoffnung meiner alten Tage. Jetzt biſt du die Hoffnung in meiner letzten Stunde. Ich habe nichts mehr für dich als fromme Wünſche. — Ich beklage mich nicht; ich ſterbe für das Vaterland, alſo auch für dich, wie auch du einſt dein Leben willig hingeben wirſt, wann das Vaterland es von dir verlangt. Dieſer Tag wird kommen. Beſſer iſt der Tod auf dem Schlachtſelbe, als das Leben in der Sclaverei. Wir müſſen abſchütteln das Joch; unſere geheiligten Altäre und ihre Diener vor Entweihung und Verfolgung ſchützen; uns unſern König wiedergeben. Wir predigen keine unſinnige Freiheit; wir ſtoßen keine göttlichen und menſchlichen Geſetze um; wir häufen nicht die Leichen unſerer Brüder auf den rauchenden Trümmern unſerer verwüſteten Städte, wie es andere Völker gethan, die der ſchwindelnde Ehrgeiz des Jahrhunderts ergriffen hatte. Wir wollen nichts als unſer angeſtammtes Recht allein, das man uns allem Völkerrecht zuwider geraubt. Wir wollen wieder eine Nation — wir wollen Polen ſein! Und ſind uns auch die Feinde überlegen; der Muthige zählt ſie nicht. Der Himmel iſt mit dem Recht. Wir können nur wagen; Gott allein kann helfen! Dies ſind meine letzten Worte an dich, mein Sohn, du wirſt ſie nicht vergeſſen, deines Vaters, deiner Brüder nicht vergeſſen, die alle denſelben Tod fanden.

„Auch das Kreuz ſende ich dir, das ich ſtets auf der Bruſt getragen. Es iſt hochgeweiht. Unter den Brillanten in der Mitte ruht eine heilige Kreuzpartikel. Auch du ſollſt es tragen bis an dein Ende und es dann deinem Sohne vermachen, wie es dein unglücklicher Großvater einſt mir hinterließ, als er in die Verbannung ziehen mußte. Es iſt unſer theuerſtes Familienerbe, das einer unſerer Ahnherren von den heiligen Stätten mitbrachte. Schwöre dir ſelbſt bei dieſem Kreuze: unſere Tyrannen zu vertreiben, unſer altes Recht und Geſetz wieder einzuführen; dafür zu kämpfen und zu ſiegen oder zu ſterben.

Der Glaube beſelige dich; die Gnade begeiſtere dich; Gott will es! Amen.“ —

Die Mutter hatte, während er las, das Kreuz aus dem Beutel genommen und übergab es ihm. Er küßte das Schreiben und das Kreuz und war keines Wortes mächtig. Ein heftiger Krampf hielt ſein Herz umſchlungen und wilde Gedanken flogen ſtürmiſch in ſeinem Hirn vorüber. Er ſah ſein Ziel vor Augen, aber der Weg dahin war unberechenbar.

„O meine Mutter“, rief er endlich, nachdem er ſich gefaßt hatte, „das iſt eine furchtbare Erbſchaft, aber ich will ſie antreten. Gott ſei mein Zeuge, ich werde ſie redlich verwalten, bis daß ich ſterbe. Ich habe bis jetzt dem öffentlichen Unglücke nur aus der Ferne zugeſchaut, weil mein Geiſt noch nicht gereift war. Jetzt will ich nicht mehr den ſtillen Zuſchauer machen. Ich gehe nach Warſchau, ich melde mich bei den Patrioten; ich unterziehe mich Allem; ſie mögen mich auf die Probe ſtellen. „Stellt mich auf die Probe!“ ſo ſprach auch der junge Kosciuszko als er ſich Washington vorſtellte. Ich werde gleich ihm die Probe beſtehen!“

„Recht, mein Sohn! ſuche ſie auf, die patriotiſchen Männer, denen das allgemeine Beſte mehr als ihr eigenes am Herzen liegt. Nenne ihnen deinen Namen und ſie werden dem Sohne und Bruder der für die Befreiung gefallenen Helden ihr Vertrauen ſchenken. Ich habe die Saat der Gottesfurcht und unſers heiligen Glaubens in deine Seele gepflanzt und genährt, ſo viel ich es im Stande geweſen bin und ſo lange mir Zeit dazu gelaſſen wurde.

Ich habe dich zum Chriſten erzogen. Das iſt Alles, was ich vermochte. Nun aber tritt das blutende, hingemordete Vaterland in ſeine Rechte. Deine Mutter gab Dir eine friedliche Erziehung — aber ich bin nicht nur Deine Mutter — ich bin eine Polin!

Sie riß in Fiebergluth das Tuch herab, welches ihr Haupt und Buſen verhüllte und die langen Haare fielen wie ein Schleier von feiner grauer Seide ihr auf die Schultern.

„O Julian, frage nicht, wie mir zu Muthe war, wann ich meiner Söhne, meines Mannes gedachte. Tagelang ſaß ich auf den nackten Steinen am Altar, wann ich nicht mehr knien konnte, vor Ermüdung; wann mein Hals trocken, meine Lippen unbeweglich geworden vom anhaltenden Beten und meine Augen vom Weinen wie Feuer brannten. Ich konnte Deinen Vater und Deine Brüder nicht zurückerflehen. Das wußte ich. Warum aber betete ich? Willſt Du es wiſſen? Für Dich, den Einzigen, der mir noch übrig, betete ich. Zu deinem heiligen Schutzpatron, dem großen Wunderthäter Julian, erhob ſich meine Seele. Ihm ließ ich Altäre weihen, ihm zu Ehren ließ ich Meſſen leſen und zündete Kerzen an. Er wird ſich deſſen erinnern und Dich beſchützen. Jene ſpaniſche Dame, die zum Kaiſer nach Trier reiſte, um für das Leben ihres Gatten zu flehen, wurde erhört, nachdem ſie auf der Reiſe an dem Grabe des heiligen Julian flehentlich gebetet und ihm den Bau einer Kirche gelobt hatte. Und ſo wird er auch das Gebet der Mutter nicht unerhört laſſen. Steht es aber in dem Rathſchluſſe des Allmächtigen anders beſchloſſen, ſo wirſt Du den Muth beſitzen, Deinen Verfolgern, gleich dem heiligen Krieger zuzurufen: „Ich bin Julian, der Chriſt, den ihr ſuchet. Ich kenne euere Befehle; hier iſt mein Haupt Schlaget zu!“

Julian kniete vor der Mutter, die nach dieſer Anſtrengung entkräftet in die Polſter zurückgeſunken war. Ihr Zuſtand glich jetzt einer Verklärung. Die große Leidenſchaft, die aus ihren Worten ſich kund gegeben, war von ihrem Aeußern vollſtändig verſchwunden. Die Hitze ſchien vom Kopfe gewichen, die Augen glänzten ſeliſch mild und die bleiche Haut war wie durchſichtig und leuchtete wunderbar. Die langen ſilbergrauen Haare hielten ihre kreuzweisgefalteten Hände auf der Bruſt zuſammen, als wären ſie ein Gewand.

Sie ſchien jetzt heiter und glücklich, als ob ihr bisheriges Leben, „wie ein klarer Bach unter Blumen dahingefloßen ſei“; wie die Dichter alten Styls zu ſagen pflegten. Es war ein Zuſtand wie die Heiligen ihn kennen, wann Krankheit und Drangſal ſie befallen. Welche Körperſchmerzen und Seelenleiden ſie auch empfinden mögen, ihre Vernunft bleibt ungetrübt. Sie werden nie einer unſinnigen Verzweiflung zur Beute und heben ſich ſtets aus der Wucht des auf ihnen laſtenden Schickſals empor. Das Bewußtſein, daß Alles von Gott komme, daß ſein gerechter Wille nur heilſam ſein kann, giebt ihnen Muth; ſie beugen ſich in Ehrfurcht und unterwerfen ſich unbedingt und willenlos. Dieſe ſeltene Faſſung hatte auch Julian's Mutter jetzt gewonnen. —

Sie ſtreckte die Hand nach der Waffe aus. Es war ein krummer orientaliſcher Säbel. Sie zog die Klinge halb aus der Scheide und deutete mit dem Finger auf ein Kreuz, das auf einem blauen, im damascirten Stahl ausgeſparten Schilde, in Gold eingeätzt war.

„Dieſen Säbel“, ſagte ſie, „hat einer deiner Groß-Oheime, der unter unſerm großen König Johann Sobieski focht, vor Wien von einem Bei erbeutet. Er pilgerte ſpäter nach Loretto, ließ ihn weihen und dann dies Kreuz darauf ätzen. Du ſollſt ihn tragen, mein Sohn, die geweihete Waffe wird dein Leben beſchützen.“

Jetzt öffnete ſie das Käſtchen:

„Hier ſind zwei Handvoll gemünztes Gold und einige Juwelen. Trage es noch dieſen Abend in das Kloſter am Waldrain, zu den guten Vätern Piariſten hinunter. Sie ſollen mit den Steinen das Scapulier an dem Bilde der ſeligen Mutter Gottes ſchmücken und das Gold unter die Armen vertheilen.“

Sie hielt ihres Sohnes Hand feſt in der Ihrigen.

„Wirſt du Alles ſo beſorgt haben, ſo bleibe die Nacht im Kloſter. Morgen mit dem Frühesten beichte und laß dich ſpeiſen. Dann reiſe zum Grafen Bohdan, dem altbewährten Freunde unſers Hauſes, der ſich ſchon oft erkundigen ließ, ob du von deinen Reiſen noch nicht zurückgekehrt ſeieſt. Er wird dir ſagen können, wohin du dich in Warſchau zu wenden haſt. Mich ſprichſt du dann nicht mehr. Leb wohl!“

Er ſah ſie flehend an, allein ſie gab ihm ein Zeichen mit der Hand, das er ſogleich verſtand. Er kniete nieder.

Sie blickte gerührt auf ihn; das Gefühl der Mutter durchbrach noch einmal die Rinde der Entſagung.

„Vernimm meine Worte und präge ſie dir ein“, begann ſie mit leiſer Stimme. „Es ſind vielleicht die letzten, die ich zu dir ſpreche. Dein Vorbild ſei jener große Held, der von Vaterlandsliebe begeiſtert, durch eine übermenſchliche Anſtrengung und Thatkraft den Gipfel des Ruhmes erſtieg. Weder Reichthum noch vornehme Geburt, weder mächtige Verbindungen noch glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, bahnten ihm den Weg zur Größe. Sein edler Character war frei von Selbſtſucht und Stolz; er ſtrebte nach Freiheit, weil er wußte, daß die Unfreiheit die Seele tödtet. Er wollte daher die Freiheit zum allgemeinen Gute der Menſchen machen. Was ihn aber in allen ſeinen Unternehmungen beſtärkte, das war wieder nichts anderes als ſeine Demuth vor Gott. Er war davon durchdrungen, daß in der göttlichen Ordnung der Welt auch nur allein das Wohl der Völker begründet ſei. Daß er das nicht erreichte, was er nach der Menſchen Berechnung wohl hätte erreichen ſollen, ſchmälert nicht ſeinen unvergänglichen Ruhm. Strebe ihm nach! Sei ein Pole, unerſchütterlich tapfer und gläubig, wie unſer Held Thaddäus, der Sohn von Kazimircz Koscinszko, deſſen Andenken uns geheiligt bleibt für und für!“

„Das gelobe ich in Deine mütterliche Hand!“ ſagte Julian. „Das Vaterland hat noch Söhne; ich werde ſie aufſuchen; wir werden kämpfen. Das Andenken Koscinszko's wird uns zu Sieg und Tod führen, unter der Fahne des weißen Adlers und des Kreuzes, gleich unſern Vätern.

Das heilige Heer der Polen wird die Welt bewundern, denn Gott wird mit ihm ſein!“

Die kranke Mutter konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie fühlte ſich überglücklich in dieſer Stunde des ſchmerzlichſten Abſchieds. Sie ließ jetzt ſeine Hand los, ergriff ihn bei der Achſel und wendete ſeinen Kopf nach ſich hin, um ſeine Züge recht dicht vor Augen zu haben. Dann lächelte ſie holdſelig, ſchlang den Arm ihm um den Hals und ihre Thränen floßen auf ſeine Bruſt.

„Ja, du biſt mein Sohn Julian, den ich ſo ſehr — ſo ſehr liebe!“ rief ſie entzückt. „Ach, ich will dich recht anſehen, mir deine Züge recht einprägen, damit ich ſie ſtets vor mir habe, wenn ich dich ſelbſt nicht mehr wiederſehen ſollte. Zwei ſind mir ſo ganz entſchwunden, weil ich ſie nicht beim Abſchied ſo im Arm gehalten hatte, wie jetzt dich!“

Wie ein unbeſchreiblicher Schrecken lief plötzlich ein Schatten ihr über die Stirne.

„Ach, es wird doch nicht ſein ſollen!“ ſchrie ſie bang auf und küßte ſeinen Mund. „Du biſt ja mein Letzter. Ich zog dich auf in Gram und Schmerz. Ach, da fährt mir ein altes Lied durch den Sinn, das auch einſt eine edle Mutter ihrem Sohne zum Abſchied ſang —“

Und ſie ſang mit leiſer, zitternder Stimme:

Va, mon enfant, suis ta carrière,
Ton sort me déchire le coeur;
Va, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur!

Der Kranken Geiſt war in dem Moment der übergroßen Anſtrengung unterlegen. Sie weinte nicht mehr; mit feſtgeſchloſſenen Augen war ſie zurückgeſunken. Ihr Arm hatte ſich von dem Nacken des Sohnes ſanft gelöst, und er erhob ſich aus der knienden Stellung. Er glaubte, daß die Mutter ſchlafe und wollte ſich ganz ſtill mit dem Käſtchen entfernen. Sie aber war von dem Geräuſch zu ſich ſelbſt gekommen und blickte nach ihm.

„Du haſt die Waffe vergeſſen“, ſagte ſie.

„Ich komme morgen wieder, ſie zu holen.“ —

„Nicht morgen — erſt nach dem Siege und dazu bedarfſt Du der Waffe. Gott ſei mit Dir!“

Sie winkte ihm mit der weißen Hand den Abſchied, zeichnete in die Luft das Kreuz, lehnte den Kopf wieder zurück in die Polſter und ſchloß die Augen. So entließ die Polenmutter ihr letztes Kind in Kampf und Gefahr. —

Zögernd, nach der Mutter noch zurückſchauend, verließ Julian das Zimmer. Sie hatte keinen Blick mehr für ihn.

Draußen ſtand der menſchenſcheue Oheim und händigte ihm einen Brief für den Grafen Bohdan ein.

„Morgen mit dem früheſten ſchicke ich Dir Lewko und Michael mit der Britſchka vor das Kloſter. Lewko werde ich die Schlüſſel zu unſerm alten Hauſe in Warſchau geben, wo Du abſteigen wirſt. Es iſt ſeit lange nicht bewohnt worden und es mögen Fledermäuſe genug darin niſten. Laß' gleich tüchtig mit Kadik räuchern, damit Du nicht krank wirſt“.

Dabei küßte er den Neffen und ſagte ihm trocken

Adien. Julian ging zu den Mönchen, um zu thun, wie die Mutter ihm geboten. —

Andern Morgens zogen die muthigen Pferde auf dem gefrorenen Blachfelde luſtig die leichte Britſchka hin nach dem Gute des befreundeten Grafen, der ſeinen Gaſt mit offenen Armen empfieng. Er wußte zwar nichts von dem Zuſtand der Dinge in Warſchau und lebte der Hoffnung, daß die Gemüther ſich vollkommen beruhigt haben würden; inzwiſchen war er hocherfreut, daß Julian ſich der großen Sache der Nation weihen wolle und bedauerte nur, daß ſein Podagra ihn verhindere, ſich ihm anzuſchließen. Einige nachbarliche Edelleute wurden ſchnell durch Eilboten eingeladen, um nach der herrſchenden Gewohnheit bei wohlbeſetzter Tafel und feurigem Ungar über Politik zu verhandeln. Alle lobten Julian's Vorſatz nach Warſchau zu reiſen, um den Vorgängen nahe zu ſein, die ſich dort zutragen könnten. Zugleich beauftragten ſie ihren jungen Freund, ſie durch Boten von Allem ſchnell in Kenntniß zu ſetzen, empfahlen ihm aber die größte Vorſicht. Sie ertheilten ihm dabei Anleitungen, die in's Kleinlichſte gingen. Er empfing eine Schrift in Chiffern mit der Anweiſung, die zu ertheilenden Nachrichten nicht etwa dem Boten in die Stiefel zu ſtecken oder in Gürtel oder Mütze einzunähen, weil dieſe zu allererſt und auf das Genaueſte durchſucht würden; ſondern ſie auf kleine Streifchen geſchrieben, ſorgfältig zuſammengerollt, unter die Knöpfe der Kurtka zu befeſtigen. Dies Geheimniß ſei bis jetzt noch nicht verrathen worden.

Nach dem Inhalt dieſer Depeſchen wollten ſie dann über die Zuläſſigkeit ihrer Theilnahme ſich berathen und ihre Handlungsweiſe darnach einrichten.

Julian war von dieſer Stimmung der Herren nicht ſehr erbaut und entſchloß ſich daher nach kurzer Raſt aufzubrechen. Es war Thauwetter eingetreten, und die nunmehr grundlos gewordenen Wege droheten den ſtärkſten Achſen Verderben. Er nahm daher das Anerbieten an, zu Pferde die kurze Strecke nach der Hauptſtadt zurückzulegen, und die Britſchka mit ihrem Geſpann beim Grafen ſtehen zu laſſen.

Vor dem Aufbruch mußte wieder getafelt werden. Der alte Bohdan, die ſchiefgeſetzte Konfederatka auf dem kahlen Haupte, erhob das Glas mit funkelnden Augen, ſtrich ſich die langen Wonzen und ſtimmte das Nationallied der Polen an, den bekannten Marſch des General Dombrowski:

Jeszcze Polska nie zginęła —

und alle Andern begleiteten ihn, als er zu Pferde ſtieg, und er mußte noch im Bügel ſtehend, ihnen die Hand und den Mund zum Kuſſe reichen, und als er ſchon davongeſprengt war, vernahm er noch in weiter Ferne ihren Geſang:

Marsz, marsz Dąbrowski
Z ziemi Polskiej do Włoski
Za twoiem przewodem
Złączym się z narodem!

V.

Mach nicht ſorgenblaß das
Antlitz; reuenaß das
Auge; ſondern laß das!
Was du haſſeſt, haß das;
Was du liebeſt, faß das;
Was du brauchſt, erpaß das;
Was du haſt, verpraß das.
Makamen von Rückert.

Wir kennen jetzt den jungen Mann, den wir in jener Nacht, während das Eis ſtürmiſch auf der Weichſel trieb, in einem Boote in Warſchau ankommen ſahen, und den wir wachend am Kaminfeuer verlaſſen haben.

Es war eine Zeit der grellſten Widerſprüche in Polen herangebrochen. —

Im Jahre 1814 hatte der edle Kaiſer Alexander an den General Kosciuszko ein Schreiben aus Paris erlaſſen, in welchem es hieß:

„Ihre heißeſten Wünſche, General, ſollen erfüllt werden. Mit Hilfe des Allmächtigen hoffe ich die Wiedergeburt der tapfern und verehrungswürdigen Nation, welcher Sie angehören, zu verwirklichen. Ich habe mich feierlich dazu verpflichtet, da ſtets ihr Wohl meine Gedanken beſchäftigte. Nur die politiſchen Zuſtände ſtellten bisher der Ausführung meiner Plane Hinderniſſe in den Weg. Jene Zuſtände beſtehen nicht mehr. Zwei Jahre eines furchtbaren aber glorreichen Kampfes haben ſie beſeitigt. Nur noch eine kurze Zeit und ein vorſichtiges Weiterſchreiten, und die Polen werden ihr Vaterland, ihren Namen zurückerhalten; dann werde ich die Freude haben, ſie zu überzeugen, daß ich das Vergangene vergeſſe und daß der, den ſie für ihren Feind gehalten, ihre Wünſche zuerſt zu befriedigen ſich beſtrebt." *)

Er hielt Wort; ein Jahr ſpäter und die Polen hatten alles erhalten; aber die Welt weiß es auch, wie die Abſichten des Kaiſers vereitelt wurden. Die große Nationalidee

Wolnośc, Calośc, Niepodleglośc **)

trieb die Polen zu haſtigen Entſchlüſſen, dieſe zu Argwohn erregenden Aeußerungen, aus welchen ſich Ueberſchreitungen entwickelten, denen die Regierung Gewaltsmaßregeln entgegen ſtellte. Mit der Schnelligkeit des Blitzes wurde die politiſche Tragödie von den Ufern der Seine an die der Weichſel verlegt und die beiden kräftigſten ſlaviſchen Völker, führten ſie durch gegenſeitigen Nationalhaß geſteigert, mit wilder Erbitterung aus. Die polniſche Nation war wie ein Löwe aufgeſtanden, hatte den Selbſtherrſcher aller Reußen des polniſchen Thrones verluſtig erklärt und die ruſſiſche Nation zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Wie dieſer ausfiel, iſt bekannt.

---

*) Authentiſch; nach dem eigenhändigen Schreiben Alexanders überſetzt.

**) Freiheit, Unverletzlichkeit, Unabhängigkeit.

Ein ehemals mächtiges Königreich, ſo eben noch ſtolz auf die ihm wiedergegebene politiſche Selbſtſtändigkeit, ſah ſich auf den ruhigen Kreis eines provinziellen Zuſtandes beſchränkt. Alle Anſtrengungen, alle Kämpfe waren vergebens geweſen. Die Edelſten blickten mit Wehmuth auf die Trümmerhaufen und gedachten des in Strömen vergoſſenen Blutes. Aber ſie blickten dabei auch auf die Bilder ihrer großen Ahnen und auf die geſchichtlichen Zeugen eines Volkslebens, wie wenige Nationen ſie beſitzen

Die Patrioten trugen nach der Unterwerfung ihren Zorn verſchloſſen im Buſen. Die Zeit war nicht gemacht, ihn zur Schau zu tragen. Dem Anſcheine nach herrſchte die Ordnung; Alles ging den gewohnten Geſchäften nach; nach Außen zeigte Warſchau zum Theil das Bild einer großen, den Genüſſen ergebenen Hauptſtadt. Die Machthaber waren jedoch auf ihrer Hut; zahlloſe Spione ſchlichen umher; jedes vieldeutige Wort konnte den, der es geſprochen, in gefährliche Weitläufigkeiten verſtricken.

Die Vorſicht, die aus dieſem Grunde in allen Kreiſen der polniſchen Geſellſchaft herrſchte, hatte am Ende die Behörden zu einer Unthätigkeit verurtheilt, die zuletzt zu anſcheinender Gleichgiltigkeit wurde. Die gutbezahlten Spione führten das luſtigſte Leben, indem ſie an allen Vereinen theilnahmen und freundlicher Aufnahme genoſſen, da man nicht glaubte, ſie fürchten zu müſſen. Es gab nemlich nichts zu denunziren. Die Unruhigſten, von denen etwas für die Regierung zu fürchten geweſen, waren längſt unſchädlich gemacht und an die Seite gebracht worden. So konnte die in Sicherheit gewiegte Regierung ein Auge zudrücken und Alles ruhig gewähren laſſen.

Julian konnte ſich nicht von ſeiner Ueberraſchung erholen, als ſich ihm ſchon in den erſten Tagen nach der Ankunft, dieſer Zuſtand enthüllte.

Er hatte ſogleich einige Jugendfreunde aufgeſucht; Söhne von Edelleuten, die in der Nachbarſchaft ſeines Oheims wohnten. Wer die Gaſtfreundſchaft in jenen Gegenden kennt weiß es, daß die bekannten oder verwandten Familien ſich oft auf viele Wochen wechſelſeitig auf ihren Schlöſſern einquartieren und in patriarchaliſcher Gemeinſchaft Jagd und andere Vergnügungen des Landlebens theilen. So war denn zwiſchen Julian und dieſen jungen Edelleuten ſchon frühzeitig ein Freundſchaftsbund geſchloſſen, der auch in der Entfernung durch ſchriftlichen Verkehr unterhalten worden war.

Mit einem derſelben hatte Julian in fortwährendem Briefwechſel geſtanden. Sie waren faſt in gleichem Alter und auf derſelben Bildungsſtufe, hatten gleiche Neigungen gehabt und ſich oft in ihren Anſchauungen begegnet; dieſen Freund beſuchte Julian zuerſt.

Er fand ihn im perſiſchen Kaftan, gemächlich eine Cigarre dampfend. Nach der erſten ſtürmiſchen Begrüßung, unendlichen Umarmungen und Küſſen ließ der Freund ſeine Verwunderung laut werden, Julian in Warſchau zu ſehen, den er noch auf Reiſen ſich dachte. In kurzen Worten wurde es ihm erklärt. Er wollte ſich nicht damit begnügen, was unverbürgte Gerüchte ihm in der Ferne zutrugen;

ſondern zur Stelle ſein, um ſich mit Werken und Thaten an der nationalen Sache zu betheiligen.

„Das holde Wort Befreiung aus der Ferne vernehmen und in ſelbſtgenügſamer Ruhe wie ein Szlachcic*) auf der Scholle kleben bleiben, erſchien mir ein gräuliches Verbrechen,“ rief Julian mit Begeiſterung; „Mögen die Künſtler ſich dabei begnügen, Schlachten zu malen und zu beſingen, die Gelehrten ſie zu beſchreiben; die Jugend muß ſie kämpfen, um jenen allen den Stoff zu ihren Werken zu liefern. Ein jeder in ſeiner Weiſe. Jener Held, der vor den Pyramiden ſeine Soldaten daran mahnte, daß vierzig Jahrhunderte auf ihre Thaten herniederblicken; er hat die Polen auf dem Schlachtfelde bewundert, als er ihre Rieſentapferkeit ſah; er hat die Hoffnung in ihnen angefacht, einſt wieder als ein mächtiges Volk in der Reihe der andern Nationen zu ſtehen. Napoleon wußte unſern Muth zu würdigen. Er verſtand ſich darauf. Aber auch unſere unerſchütterliche Treue hat er erkannt; noch auf St. Helena war ſie ihm im Gedächtniß geblieben. Als alle von ihm abgefallen waren, alle, die ihn einſt beſungen und ihm gehuldigt, da er noch der Gefürchtete war; als er von ſeiner Höhe geſtürzt, auf dem einſamen Felſen im Ocean, von ſeinen ehemals Getreuen verlaſſen und vergeſſen, es ſehen mußte, wie ſie dem neuen Gnadenſpender auf dem Throne ihre banalen Huldigungen darbrachten; da hielten die Polen noch treu zu ihm. Sie hätten ſeine Verbannung alle gern getheilt, wenn die, welche ihn feig verlaſſen und verrathen, es nicht gewaltſam verhindert hätten. Aber die aufgehende Sonne, die er ſeiner polniſchen Garde an den Czako geheftet, blieb uns ein theueres, unvergängliches Symbol, das uns die Hymne unſeres endlichen Sieges verbürgt und uns zum Te Deum des Dankes an den Allmächtigen stets anfeuern ſoll."

---

*) Von Szlachta: Der Landadel.

Der Freund hatte dem überſtrömenden Wortſchwall der Begeiſterung freien Lauf gegönnt. Als dieſer aber jetzt zu Ende war, und jener noch immer in ſeinem Stillſchweigen verharrte, ſchrie Julian mit einem unverholenen Ausdruck der Entrüſtung:

„Und was haſt denn Du mir Tröſtliches zu ſagen? Ich bin hergekommen, um Aufklärungen von Dir zu erhalten."

Der Freund ſtieß bedächtig die Aſche von ſeiner Cigarre in das vor ihm ſtehende Näpfchen, als wollte er ſorglich verhüten, daß etwas davon auf den koſtbaren Teppich falle, der unter ſeinem Seſſel ausgebreitet lag und ſprach dann gelaſſen, in die kniſternde Glut des Kamins blickend:

„Ich zolle deiner nobeln Denkungsart allen Beifall. Die Erhebung eines Volkes hat ſtets etwas Großartiges. Ich habe noch erſt im vorigen Sommer die maleriſche Gegend geſehen, wo ſich die Schweizer zum Sturze Geßler's verſchworen. Aber Wilhelm Tell ſtand erſt dann gegen den Tyrannen auf, als er es wagte, mit mörderiſcher Hand in ſein Familienleben zu greifen. Da erhebt er den Arm, da wird er zu einem furchtbaren Richter. Das iſt ein Recht, deſſen ſich ein jeder Menſch, der ein Herz hat, mit Stolz bewußt ſein darf. Ich beuge mich willig vor der Größe ſolcher Menſchen. Aber einer Idee zu Liebe Tauſende niedermetzeln; ein armes, unwiſſendes, friedliebendes Volk zum Morden aufſtacheln; es in ſeiner alten Unwiſſenheit laſſen und noch unglücklicher machen, als es war, das iſt etwas Anderes. Für eine bloße Idee kämpfen, darf man nur mit Worten, mündlich oder mit der Feder. Iſt ſie richtig, ſie wird ſich bis zu ihrer Verwirklichung Bahn brechen. Ich bewundere Helden wie Tell, Maurocordatos und Andere; haben ſie aber ihr Volk eigentlich glücklicher gemacht? Auch wir haben ähnliche Namen aufzuweiſen, wenn ſie auch nicht ſo harmoniſch klingen. Unſere Dombrowski, Dwernicki und ſie Alle verlangen gebieteriſch, daß man ſie achte. Aber was ſie geleiſtet, mag in den Schilderungen der Geſchichtſchreiber und Poeten noch ſo herrlich glänzen, und die Nachwelt immerhin es anſtaunen; die polniſchen Aufſtände alle zuſammen mögen den Stoff zu einem unvergänglichen Heldengedicht bieten; wenn wir aber, die Zeitgenoſſen, um uns blicken, ſo werden wir nichts ſehen, als verwüſtete Städte und Dörfer, verhungerte Bettler auf den Trümmern, welche die blutgedüngten Fluren bedecken, und troſtloſe Familien, die ihre Getödteten und Verbannten beweinen. Die Mitwelt wird uns bemitleiden oder verdammen müſſen. Glaube mir, Julian, unſere großen Helden ſind in der andern Völker Meinung Bandenchefs und ihr ſtolzes Nationalheer wird in den Zeitungen mit „Inſurgentenhaufen" titulirt".

„Die Verläumdung mag ihre Worte wählen, wie es es ihr gutdünkt", ſprach Julian, „was kümmert das uns, die wir uns auf Thatſachen ſtützen? Es wird der Tag kommen, an dem es klar werden wird, wer Schlachtopfer, wer Henker war! Doch das geht uns jetzt nichts an. Wenden wir uns von der alten, der neuen Geſchichte zu. Eine neue Erhebung wird vorbereitet; ſie iſt ſeit lange im Werke. Die leiſe Kunde davon ſchwebt geheimnißvoll durch alle Lande. Meine Vettern in Wilna wiſſen davon und ſandten durch Vertraute Nachrichten in Chiffern nach unſerm Schloſſe an der Karpathengränze. Die Stunde hat geſchlagen. Man müßte eine teufliſche Sprache erſt erfinden, um damit die Folterqualen zu bezeichnen, welche die Stipendiaten der Gewalt für uns erſinnen — ſo ſchreibt mir Laſocki — und man ſieht es ſeinen Zeilen an, daß er mit den Zähnen knirſchte, als er ſie niederſchrieb." —

„Aber jene Stipendiaten der Gewalt", rief hier der Freund, indem er aus ſeiner gemächlichen Ruhe ſich erhob und ſeine Wangen ſich rötheten. „Wer ſind ſie, dieſe Miſſionäre der öffentlichen Ruhe und Sicherheit? Welcher Pole wäre von Gott ſo gänzlich verlaſſen, der es auszuſprechen wagte vor dem Polenvolke, daß aus ſeiner Mitte ſelbſt die Verräther ſtammen? Die bezahlten Schufte, die das Denunciationsſyſtem organiſirt haben, nach welchem die Väter erſt ruinirt werden, damit ſie dann zu ihrer Rettung ihre Söhne verrathen und ſie dem Strick oder dem Blei ausliefern; die über weite Diſtricte das Kriegsrecht verhängen laſſen, und alles Leben und Eigenthum der brutalen Gewalt eines Halbwilden unterwerfen. Weißt du denn nicht, daß Schulkinder von Hauſe weg und von Brigade zu Brigade geſchleppt wurden, um im Hauptquartier vor dem Höchſtgebietenden gegen ihren unglücklichen

Vater Zeugniß abzulegen? Wer aber hatte zuerſt Verdacht erregt, den Mann angegeben? Einer von deinen Stipendiaten der Gewalt, wie du ſie nennſt, in unſerem Lande geboren — Pole kann ich ihn nicht nennen. O, glaube mir, wir haben Viele unter uns, die vor keinem feigen Verbrechen roth werden und deren Herz nichts empfindet bei den Drangſalen, die Polen erdrücken."

Graf Julian ſtand mit verſchränkten Armen, zu Boden ſchauend, er ſchien nach Worten zu ringen, um ſeine Gefühle auszudrücken.

„Und unſere Patrioten, unſere großen **faiseurs**!" fuhr der Freund fort. „Sie, die mit ihrem Geld und allen erdenklichen Mitteln, von ihrem Ehrgeiz getrieben, den Ehrgeiz der Andern ausbeutend, dieſe fürchterliche Kataſtrophe heraufbeſchworen haben! Sie ſollten es nicht mehr wagen dürfen, die Augen aufzuſchlagen und von Vaterland zu ſprechen.. Unſer armes Volk ließ ſich durch ſie hinſchlachten, wie im Alterthum einer ſelbſtgeſchaffenen, tauben Gottheit Menſchenopfer dargebracht wurden. Den Geknechteten, den durch unſere ſocialen Statuten Ausgeſchloſſenen, die Nichts verlieren konnten, weil ſie nichts beſaßen, wurden unter hohlen Provocationen Waffen in die Hand gedrückt, um einen Zuſtand mit Blut zu erkämpfen, wie wir ihn jetzt vor uns ſehen. Mögen die Helden, die ihn herbeigeführt, ſich ihrer Thaten erfreuen! Ich war nie ein Apoſtel des Bürgerkriegs und beweine daher bitter die Kalamitäten, die er ſtets in ſeinem Gefolge hat. Jetzt, da Polen nur noch ſein in Blut gebadetes Haupt vom Boden zu erheben vermag, halte ich es für die einzige gebotene Pflicht, ihm die Fieberhitze zu entziehen, ſeinen Wunden Zeit zum Vernarben zu gönnen, und eine andere Ordnung der Dinge zu ſchaffen, als es der wahnſinnige Taumel einer unerreichbaren Freiheit im Stande iſt."

Er trat hart vor Julian hin, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und fügte mit weichem Tone die Worte hinzu:

„Zürne mir nicht, nenne mich auch nicht feig. Du überragſt mich an Talenten, du warſt auf Reiſen, früher hatteſt du in der Einſamkeit deines ländlichen Aufenthaltes den Studien obgelegen. Ich bin ein Kind der Hauptſtadt und lebte ſtets in ihren Kreiſen. Daher iſt mir mehr von den Polen bekannt geworden als dir. Auch ich weihe mich dem Volke; aber ich ſtrebe nur darnach, den Schlachtopfern dieſer beklagenswerthen Zeit Linderung zu bringen, ſo viel mir meine Kraft und meine mir vom Himmel beſchiedenen Glücksgüter es erlauben."

„Du meinſt es ehrlich und treu, lieber Antoni", ſagte Julian, nachdem er ſich erholt." Aber du betrachteſt das Ganze von einem einſeitigen und unrichtigen Standpunct. Du biſt ein Kind der Hauptſtadt, wie du es ſelbſt ſagſt, aber kein Sohn der Zeit. Du haſt ein weiches Gemüth; du biſt ein guter Menſch. Mit einem Wort: du ſiehſt aus, wie ein moderner Menſch, biſt es aber thatſächlich nicht. Deine Haare, wenn ſie auch das Bild des letzten Modejournals getreu wiedergeben, decken doch nur ein rückſtändiges Gehirn, in welchem die alten, verwitterten Ideen einer ſchaalen, abgeſtandenen Philantropie, gleich einer Mumie eingeſargt liegen."

„Ich gönne dir den Vorzug, den du mit dieſem Urtheil dir zuerkennſt, lieber Freund“, ſprach ſehr ernſt Antoni, „und ich will mich mit dem beſcheiden, was du mir zutheilſt. Aber du biſt ein Egoiſt. Du hältſt dich zwar nicht für den einzigen, aber doch für einen der am meiſten Berechtigten. Das iſt ſchlimm. Der Gedanke eines Egoiſten greift immer weiter aus; er iſt wie ein reißendes Thier, das Alles um ſich her vernichtet.“

Julian wollte ſprechen, aber Antoni rief ſchnell:

„O, vertheidige dich nicht! Von allen Dingen iſt dem Egoiſten nichts ſo leicht, als ſich zu vertheidigen —“

„Ich wollte nur ſagen“, ſprach Julian gelaſſen, „daß ich den Muth habe, für das, was ich bekenne, zu ſterben.“

„Das iſt eine abgedroſchene Wahrheit. Einmal werden wir von Müttern geboren und einmal müſſen wir ſterben. Wie man ſich aber vor dem Sterben drappirt, das iſt die Sache. Der Pole will die Welt in Verwunderung ſetzen. Dies Bewußtſein verſüßt ihm den Tod. Mehr als ein halbes Jahrhundert wurde dies Ziel, ſowohl durch Großthaten, wie durch Verbrechen, von uns erſtrebt. Zwei Menſchenalter beugten ſich unter den blutigſten Ereigniſſen. Sie werden den folgenden noch auf lange hin die traurige Erbſchaft hinterlaſſen und ſie zur Sühne ermahnen. Für jetzt iſt's genug. Wir dürfen nicht daran denken, die eiſerne Fauſt, die auf Polen laſtet, durch neuen Widerſtand zerbrechen zu wollen. Die Geſetze, die zertrümmert liegen, müſſen wieder zur Geltung gebracht werden. Wir dürfen nicht unſere Hand dazu bieten, daß ſie länger mit Hohn in den Schlamm der Revolution getreten werden. Dem unbekannten Ziele, welchem ſie uns entgegenführt, ſteht ganz Europa in Waffen gegenüber. Es blickt auf uns, bald mit Theilnahme, bald mit Abſcheu. Wo ſoll endlich dieſer Zuſtand enden, der uns da und dort einer blinden Gewalt preisgiebt?"

„Immerhin, Antoni! Heute beſiegt und faſt vernichtet, lachen wir dennoch über alle heuchleriſchen Beweiſe der Theilnahme in andern Ländern und ſpotten der Drohungen fremder Mächte. Und häufte ein neuer Ausbruch noch mehr Ruinen auf Ruinen, eine jede Revolution nährt die untilgbare Hoffnung, ein Gebäude endlich aufzuführen, das nicht mehr den Angriffen der Partheien bloßgeſtellt ſein wird. Ganz Europa — die Zeit iſt nicht mehr fern — wird ſich nach lichtern Tagen, nach geregelten Zuſtänden ſehnen, und dann muß Polen im Stande ſein, daran Theil zu nehmen. Es muß wieder das alte Polen ſein, wie es frühere Jahrhunderte ſahen. Deshalb müſſen wir jener Zukunft vorarbeiten."

Graf Antoni, der Freund Julian's, war während dieſer Rede zur Portiere gegangen und hatte dem Bedienten einige Worte leis geſagt; dieſer trug jetzt mit einem andern einen gedeckten Tiſch herbei, auf welchem einige ſtark bemooste Fläſchen in Körbchen lagen, von blinkenden Tellern mit Leckerbiſſen umgeben. Antoni frühſtückte mit großem Appetit; das Geſpräch war verſtummt.

„Aber was ſeh' ich?" rief jetzt Antoni nach einer Weile, als er ſein Glas wieder vollſchenkte," du haſt noch nichts angerührt. Biſt du ſo ſehr aus der Art geſchlagen, daß Du polniſche Sitte nicht mehr kennſt? Wann eingeſchenkt iſt, muß der Pole das Glas leeren.“

Er nahm das Glas, das vor Julian ſtand, gab es ihm und hob dann das ſeine mit feinem Anſtande, um anzuſtoßen.

„Jak panu smakuje?“*) ſagte er dabei mit freundlichem Nicken, die finſtere Laune ſeines Freundes in eine fröhliche Laune umzuwandeln.

„To wino wyborne!“**) erwiderte Julian, in den Scherz eingehend.

„So iſt's recht! Wir trinken auf das Wohl der Damen!“ ſagte Antoni. Der Wein ſoll uns in ein anderes Gebiet führen. Sieh, wie leuchtend durchſichtig er iſt; fühle es, wie er ſelbſt lebend belebt, und durchgeiſtet von Wohlduft unſeren Geiſt erhebt. Es ſind Wonnethränen, von einem Funken entzündet, die ſich durch unſer Sein ergießen, wie ein Dichter vom Tokaier ſagt. Er kann zu Werken begeiſtern, die den Duft eines höheren ätheriſchen Vaterlandes athmen, als wir hienieden das Unſere nennen. Er erzeugt in uns ein ganzes Sonnenſyſtem ſtrahlender Gedanken, die Blüthen und Früchte zugleich tragen.“

„Du biſt ja ganz poetiſch geworden“, bemerkte Julian ironiſch.

„Etwas muß der Menſch treiben, denn der Müſſiggang iſt das Kopfkiſſen des Teufels, wie Jean Paul ſagt. Du ſiehſt, ich treibe Lectüre. Das politiſche Treiben widert mich an, wenn es im hohlen Phraſenthum einherjagt und empört mich, wenn es in Action übergeht. Mit den polniſchen Dichtern waren wir zum Theil ſchon auf der Schule fertig. Den ehrwürdigen Niemcewicz, die Sangeshelden Mickiewicz, Brodzinski, Zaleski, weiß ich auswendig. Unſere neueren hatte ich bald geleſen. Da wandte ich mich den Fremden zu. Unſern Geiſtesvettern, den Franzoſen, den treukatholiſchen Spaniern und endlich unſern Feinden, den Deutſchen. Glaube mir, Julian, es thut uns Noth Bildungsſtoff in uns zu verarbeiten und von dieſen Deutſchen können wir noch viel lernen."

---

*) Wie ſchmeckt er dem Herrn?

**) Dieſer Wein iſt trefflich.

„Prüfet Alles, das Gute behaltet, iſt ein weiſer Spruch, mein lieber Antoni. Ich habe mich nie mit ihren Dichtern abgegeben, allein was ich ſonſt von ihnen weiß, reizt mich eben nicht zur Nacheiferung. Der politiſche Gang, den ſie eingeſchlagen haben, wird ſie zu einem Ziele führen, das unſern jetzigen Zuſtänden ähnlich iſt, allein ich traue ihnen dabei nicht die naturwüchſige Schnellkraft zu, die den Sarmaten beſeelt. Sie werden untergehen, wann wir unſere Auferſtehung feiern. Ein freies Polen wird die Vernichtung der deutſchen Nationalität nach ſich ziehen. Darum zittern ſie davor, und ſie ſollten uns haſſen. Aber wer vermag es nur zu denken! Sie lieben uns, ſie ſympathiſiren mit uns, ſie möchten uns Vorſchub leiſten; ich bin wahrhaftig kein Freund der Deutſchen, aber ich beklage ſie doch in ihrer politiſchen Kurzſichtigkeit."

„Du biſt ein guter Chriſt, Julian. Was die Deutſchen betrifft, ſo geht ihnen das Recht über Alles. Das Lächerliche beſteht aber darin, daß ſie uns mit auffreſſen halfen, und nun, bei aller Sympathie, nicht ein Stückchen ihres Raubes aus den Zähnen laſſen wollen. Trotzdem ſtelle ich ſie hoch. Es iſt eine Nation, von Gott auserſehen, Bücher zu ſchreiben, Bilder zu malen, Statuen zu meißeln und neue Theorien zu ſchaffen. Und das wollen wir uns zu Nutze machen. Was ſie ſonſt für uns in ihren Polen-Comité's wirken und ſchaffen, reden und ſammeln, iſt gleichgültig. Wir bedürfen dieſer Hilfe nicht. Alles was die Menſchen thun, iſt nicht im Stande das abzuwenden, was Gott beſchloſſen hat. Aufruhr, Bürgerkrieg, Standrecht, Verbannung, das ſind vorübergehende Schickſale. Wir wiſſen, daß unſere Wittwen und Waiſen einen allmächtigen Beſchützer haben, der bis jetzt noch immer ſich ſeines Amtes ſo ziemlich gut entledigt hat. Wir können daher unbeſorgt leben und im Frieden ſterben. Wir beten das Credo und haben die heilige Kirche; unſer Acker bringt Frucht, unſere Heerden haben ihre Weiden, und unſere Bauern ſind beſſer daran als die Sklaven der Freiheit."

„Und damit biſt Du zufrieden?"

„Vollkommen. Mein Raiſonnement führt mich nur immer wieder darauf hin, daß Gott ſtets im Rechte iſt, ſelbſt wenn er nicht alle unſere Wünſche befriedigt. Unſer gemeinſchaftlicher Ruhm ſoll einzig darin beſtehen, uns Gott ganz ſpeciell zu weihen und uns ſeiner Führung gehorſam zu überlaſſen. Was der thörichte Uebermuth der Menſchen erſchafft, wie das, was ihr ebenſo thörichter Eigenſinn aufzugeben ſich weigert, zerſchmettert der Blitzſtrahl vom Himmel und es iſt ſpurlos verſchwunden."

„Das iſt katholiſch geſprochen und dieſe Weisheit fandeſt du ſchon in der Wiege. Du haſt eigentlich nur deine Windel an eine Stange geheftet, und bildeſt dir ein, daß es deine Fahne ſei.“

„Laß mich ihr folgen, mein Julian! Glücklich der, der ſeine Kindheit wieder fand im toſenden Strudel des Lebens. Meine innern Zweifel, mein durch ſie erweiterter Geſichtskreis, die erlangte Kenntniß von der heutigen Generation, Alles beſtimmte mich dazu, mich endlich der unverbrüchlichſten Stabilität zu unterwerfen. Ich ſchwur mir ſelbſt treu zu bleiben und bin der Gefangene meines mir verpfändeten Wortes. Ich bin der lebendige Widerſpruch deiner Anſchauungen. Und lieber falle ich als Märtyrer für meine Grundſätze, als für eine Sache, die mich nur als blinden Parteigänger ihrer falſchen und ſchmutzigen Abſicht hinopfert.“

„Du biſt ein eigenſinniger Heiliger mit deiner Märtyreridee! Du legſt Werth darauf, den Fortſchritt in dir zu unterdrücken, und deine Ueberzeugung Lügen zu ſtrafen. Die wüſte Oede deiner Standhaftigkeit, die Unfruchtbarkeit, zu welcher du dich ſelbſt verurtheilſt, wird dich bald gänzlich aufgerieben haben. Unzufriedenheit mit dir ſelbſt, dann Ueberdruß und Eckel an Allem, können nicht ausbleiben. Während die ganze Welt in kühnen Thaten ringt, wirſt du im Fauteuil ſitzen und dein Leben vergähnen.“

„Wer nicht mitringen will, möge ſchlafen! Es iſt der menſchlichen Natur angemeſſener, als mit Somnambulen Thurmſpitzen erklimmen zu wollen. Nenne das eine Art von Selbſtmord, den man der Einheit des Lebens zum Opfer bringt. Es ſind einfache Charactere, aber ſie dürfen ſich auch das Prädicat „wahre" zueignen. Als ſie es inne wurden, daß ſie auf falſchem Wege ſich befanden, kehrten ſie auf den rechten zurück, unbekümmert um die Dornen, die ſie zerfleiſchen, und die Verdammungen und Verhöhnungen, mit denen ſie verfolgt werden. Vor der Wahrheit vergeſſen ſie alles Andere; ſie verläugnen ſich ſelbſt und bekennen es offen, daß ſie fehlten, als ſie dem Taumel des Wahnes ſich überlaſſen hatten. Hier haſt du mein Bekenntniß".

„Deine Schilderung beſtärkt mich nur in meiner Meinung. Es iſt die Moral eines jungfräulichen Gemüthes, das unberührt von den Dingen ſich ein Bild von ihnen zu entwerfen ſucht, das nicht ähnlich iſt. Ich geſtehe dir den Vorzug eines einfachen Characters zu; den eines wahren erlaube mir jedoch für mich in Anſpruch zu nehmen. Wo ich das Rechte ſah, dahin bin ich gegangen. Wenn du ſagſt, es ſei ſchön und groß, ſein Leben, durch eigene Kraft, ganz neu zu beginnen, ich habe es erreicht. Alles, was mich feſſelte, ergötzte, erfüllte, wurde aufgegeben; ich entriß mich allem Gewohnten und diene fortan nur Einem, der Ehre!"

„Ein ſchönes, hochklingendes Wort nach ſeiner rechten Bedeutung. Wir dienen ihr Beide; du in dem gefährlichen Augenblick der Bewegung; ich auf dem feſten Grunde, an dem die Strömungen ſich brechen; den zwar ihr wilder Schaum bedecken kann, dem ſie auch mit Gewalt ein kleines Stück hie und da entreiſſen, den ſie jedoch niemals erſchüttern werden. Und das Entriſſene ſelbſt bringt die Woge oft zurück als junge Anſchwemmung.

Meine Worte klingen freilich für dich nur wie kindiſches Vorurtheil; wie eine Weisheit, die ich in der Wiege fand. Die Windel, in der ich als hilfloſer Säugling lag, dient mir auf meinem Lebenspfad als flatternde Fahne, ſagſt du. Ja, ſo iſt's. Ich adoptire den Vergleich. Ich bin das Kind meines Hauſes, wie es einſt in der Wiege lag und wie es nun zum Mann herangewachſen iſt. Mögen die Winde draußen wüthen wie ſie wollen, hier ſitzt noch immer der alte Pole auf ſeinem angeſtammten Erbe. Die Mauern ſind ſtark genug, ihn zu ſchützen. Alles, was ihn umgiebt, beweist ihm ihre Dauer durch viele Jahrhunderte. Keiner meiner Vorfahren iſt dem unſeligen Schickſal erlegen, das jede gewaltſame Neuerung mit ſich bringt. Hier lebten ſie alle, die alten Senatoren und Helden, die Kaſtellane und Kronfeldherren; in jenem Bette ſind ſie geſtorben. Alles, was mich umgiebt, mahnt mich an ſie. Sieh, auch das ſcheinbar Gleichgiltigſte, erhält dadurch eine tiefere Bedeutung. Dieſe Serviette, die den Tiſch bedeckt! Unſer Wappen und die alte Deviſe unſers Geſchlechts iſt in goldenen Lettern hineingeſtickt. Die Serviette iſt ein koſtbares Stück Arbeit. Sie bildete vielleicht einen Theil des Trouſſeaus meiner Ahnfrau. Wie oft hat ſie wohl bei Familienfeſten gedient und wurde mit köſtlichem Weine getränkt, wie dieſe Flecken es bezeugen. Aber ſie wurde deshalb doch nicht durch Neues erſetzt, wie es mit dem neuen Plunder der Mode geſchieht. Selbſt ihre Flecken gereichen ihr zur Ehre. Die ſie mit Wein einſt beſchüttet haben, ſie ruhen in unſerer Gruft. Und ſo mahnt die alte Serviette an ein Leichentuch und der ſoeben mit ſeinem jungen Freunde, beim Anſtoßen, die Tropfen des alten Weines ſeines Kellers auf ſie verſchüttet, iſt derſelbe, welcher der Fahne folgt, die ihn einſt als Windel einhüllte. In dieſem Cirkel bewege ich mich nun; das ſind die Gränzen eines altpolniſchen Adeligen. Mein ganzer Ehrgeiz beſchränkt ſich hierauf.“

„Der Lobrede auf deine erlauchte Ahnen widerſpreche ich nicht. Es fällt mir nicht ein, den Adel in dir zu verkennen. Allein deine dadurch erhaltene Stellung und deine Talente ſchienen dich auf eine große Beſtimmung hinzulenken. Bei dem Bewußtſein, das dich erfüllt, nimmt ſich deine Entſagung wie eine pikante Beſcheidenheit aus. Deine ſchönen Phraſen machen keinen Eindruck auf meine Vorſätze. Tous deux nous sommes d'une autre trempe. Meine Vorfahren waren nicht ſo begünſtigt wie deine, und konnten ſich nicht rühmen, hinter den alten Vorhängen ihres Familienbettes zu ſterben. Sie ruhen auf dem Schlachtfelde oder — in ungeweihter Erde — am Galgen.“

Er zerdrückte eine Thräne mit ſeiner Wimper und biß die Zähne zuſammen, dann ſprach er dumpf:

„Mir fiel ein anderes Erbtheil zu, als dir. Ich muß es verwerthen und darf nicht zuſehen, daß irgend ein großer Menſch von dunkeler Abkunft durch Zufall das Werk der Rache vollbringe, und der Erſte eines neuen Geſchlechtes werde. Ich gebe es auf, dich zu bekehren; aber warnen will ich dich. Lies nicht ſo viele Dichter; werfe dich auf die neuere Geſchichte. Die Dichter verſtehen nichts von der Politik; ſie gehen nicht ein in die Ideen, die ſie leiten. Sie bekennen eine kindiſche Angſt um etliche Menſchenleben. Sie haben keine rechte Achtung vor großen Helden, und benennen oft ſelbſt die Befreier von Nationen, Mörder und Blutvergießer."

Antoni hatte ſtillſchweigend zugehört. Er war aufgeſtanden und verharrte in ſeinem Schweigen, nur mit den Achſeln zuckte er und ſchüttelte den Kopf.

„Ich verlaſſe dich jetzt", ſagte endlich Julian nach einer Pauſe; „denn den Zweck meines Beſuches, kann ich nicht hoffen, durch dich erfüllt zu ſehen. Ich bin eigentlich gekommen von dir Aufſchlüſſe darüber zu erhalten, was ſich hièr vorbereitet."

„Was ich dir ſagen könnte, würdeſt du einſeitig ſchelten", erwiderte der Freund. Ich kann dir nur zur Vorſicht rathen und dann dir die Menſchen und Dinge in der Nähe zu beſehen. Im Augenblick iſt die Gefahr nicht groß. Es iſt von der Macht hie und da zu Verhaftungen geſchritten worden, allein dies geſchah nicht um zu ſtrafen, ſondern mehr aus Achtung vor denen, die an der Verſchwörung im Stillen arbeiten. In der That fürchtet man ſie nicht. Man weiß, daß das practiſche und poſitive Leben in Warſchau, wie überall in großen Städten, ſich um die Tricots der Ballettänzerinnen dreht, daß man ſeine Portefeuilles mit ruſſiſchem Papiergeld füllt und den ſinnlichen Genüſſen nachjagt. Die Behörden zeigen ſich ſicher, und ſcheinen ſelbſt daran nicht zu glauben, was ſie mit eigenen Augen ſehen und mit Händen berühren können. Sie würden ſelbſt den heiligen Thomas einen Leichtgläubigen ſchelten. Sieh dich um in Warſchau und du wirſt meinen Ausſpruch beherzigen:

Au dedans ce n'est qu' artifice,
Ce n'est que fard au dehors;
Otez le fard & la malice,
Vous leur ôtez l'ame & le corps."

„Gehe mir mit deinen Dichtern", rief Julian den Hut nehmend. „Gut. So will ich denn ſelbſt ſehen. A revoir!"

„Siehſt du recht, ſo wird dein Schmerz geheilt werden", ſprach der Freund, „dein Wahn wird bald zerſtreut ſein und du wirſt dasjenige Glück, das du zu erringen ſtrebſt, für eine verlockende Täuſchung des Verſuchers erkennen. Deine Liebe zum Vaterlande wird aus anderm Boden ihre Nahrung ziehen".

So ſchieden die beiden Freunde an jenem Morgen; Julian machte ſich auf den Weg, um ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen. —

VI.

Frag nicht den Blinden,
Wo der rechte Weg zu finden.
Serbiſches Sprichwort.

In einem ärmlich ausgeſtatteten Zimmer, in einer dunkeln Gaſſe, ſchläft in einem ſchlechten Bette ein junger Menſch ruhig und wie von angenehmen Träumen gewiegt.

Es war ein Held von beſonderem Schlage. Begabt mit einem gefälligen Aeußern, beſaß er zugleich das Talent, die polniſche Sprache in der vollen Kraft ihrer nackten Kühnheit zu handhaben. Er wußte, wann er ſprach, Leidenſchaft in den Herzen ſeiner Zuhörer zu erwecken und ſich ihren Beifall zu erringen. Während der letzten Erhebung war er dadurch, nach dem beliebten Ausdruck, ein „Volksmann“ geworden; der zwar nicht zur Ausführung weit umfaſſender Plane taugte; der es aber verſtand, ſeinen oberflächlich durchdachten Kombinationen Eingang zu verſchaffen und Andere zu Ueberſtürzungen zu verleiten.

Wann die Völker, nach Gottes Rathſchluß, von Zorn und Schwindel ergriffen, wie mit vulkaniſcher Gewalt den Boden unterwühlen, auf welchem ſie ſtehen; ſo fehlt es nie an ſolchen, die mit Worten dazu anfeuern, den Abgrund immer tiefer zu graben und die Gefahr zu vergrößern; aber keiner von dieſen iſt ein begeiſterter Curtius, der ſich hinabſtürzt.

Unſer Volksmann im Bette ahnte das dunkele Verhängniß, das auch ihn ereilen könne; aber er wollte ihm nicht vorgreifen und überließ ſich den Genüſſen, die ſeinem Naturell entſprachen. Er war vor allem Pole. Ein Verehrer der Frauen, verſeſſen auf ſchöne Pferde, ein ausdauernder Tänzer und ein treuer Kamerad bei Gelagen.

Das Bild einer ſchönen Frau ſchwebte vielleicht in ſeinen Träumen an ihm vorüber. Auf ſeiner Stirne, die, wann er ſprach, oft von flammendem Zorn oder kalter Verachtung überflogen wurde, zogen jetzt ſanfte Reflexe eines ſeligen Gefühles vorüber. Die Lage der Welt; des

Vaterlandes, wie weit ſchwebte das Alles von ihm, wie weggehaucht aus ſeinem Gedächtniß. Da dröhnte draußen der Klingeldraht, die Glocke ſchallte laut; der Träumer fuhr erſchreckt in die Höhe.

Bald beſann er ſich und rief unwillig: „Da ſind ſie ſchon wieder! Was wollen ſie ſo früh von mir? Iſt's nicht genug, daß ich ihnen Abends zu Dienſten ſtehe?“

Er hob langſam den Kopf, um auf die Uhr zu ſehen, die über dem Bett an der Wand hing. Es fehlten noch fünf Minuten an zehn. Brummend ſchloß er die Augen wieder und warf ſich im Bette herum, das Geſicht gegen die Wand gekehrt.

Die Thür öffnete ſich und Julian trat in's Zimmer.

„Noch im Bette?“ rief er. „Lucian, ſo ſieh mich doch an!“

Der im Bette warf einen finſtern Blick auf den Eingetretenen. Er ſchien ihn nicht ſogleich zu erkennen; dann aber wurde er freundlicher.

„Biſt Du's wirklich?“ rief er. Ich glaubte dich weit weg von hier, in Paris oder Gott weiß wo!“

„Seit einigen Wochen bin ich hier, um meine alten Freunde zu ſehen und konnte erſt geſtern deine Wohnung erfragen,“ ſagte Julian.

„Wenn du mich ſehen willſt,“ erwiederte Lucian lachend, indem er gähnend die Arme in die Luft ſtreckte, „ſo habe die Güte, nur die Vorhänge auseinander zu ziehen, damit es Licht werde!“

„Wie iſt es möglich noch zu ſchlafen?“

„Nicht wahr? Da die goldene Aurora ſchon lange ihr Lager verlaſſen hat. Wirfſt du mir meine Faulheit vor? Wir bedürfen der Ruhe; das Leben reibt uns auf. Schon Sokrates wollte ſich nie um Staatsgeſchäfte kümmern und er hatte recht. Ich bedauerte oft, daß ich mich darauf eingelaſſen habe. Es wäre mir geſünder geweſen."

Dieſer leichte Ton berührte Julian unangenehm; jedoch hörte er hier zum erſtenmal das offene Geſtändniß, daß Lucian ſich um die Staatsangelegenheiten kümmere. Er geſtand daher mit gleicher Offenheit, welcher Zug der Seele ihn nach Warſchau geführt hatte.

„Du biſt ein herrlicher Menſch," ſprach Lucian mit affectirtem Ernſt, indem er ſich im Bett aufſetzte, „aber ich glaube nicht, daß du in dieſem Augenblick hier für deine Rechnung Geſchäfte machen kannſt. Spare deine Kraft. Es iſt keine Zeit für einen Löwenkampf. Nichts an dem, was wir unternehmen, hat auch nur den leiſeſten Anſtrich von Größe oder Heldenmuth. Wir plänkeln gegen Spione und Schufte. Unſere früheren Henker werden gegenwärtig von den Machthabern zu friedlicheren Zwecken gebraucht. Sie riskiren ihr Leben nicht mehr, wenn ſie uns auch verrathen und an den Galgen liefern wollten. Wir werden überall belauſcht; keiner traut mehr dem Andern. Es kommt vielleicht noch dahin, daß die gute Polizei auch Spione dingt, welche Nachts die belauſchen, die im Schlaf reden. Ich ſage Dir offen, daß ich ſelbſt mit dir nicht in einem Zimmer ſchlafen möchte."

„Wenn ich auch das Uebertriebene in dieſer Schilderung deinem Humor zuſchreibe, ſo bleibt dennoch ſo viel übrig, um mir das Haar in die Höhe zu treiben. Und erfüllen dich dieſe entehrenden Zuſtände nicht mit Eckel?

Ich bewundere dich, daß du ſo gleichmüthig mir dieſe Dinge erzählen kannſt, ohne Klage, ohne Zorn — ohne —“

„O höre auf mit Vorwürfen, Julian! Was willſt du? Kann ich allein die Zeit reformiren? Wär's nicht unſinnig, ſich freiwillig zum Opfer zu bringen? Als wenn zweckloſes Handeln das erſte Geſetz für den Mann wäre! Ich weiß wahrhaftig nicht, was du von mir willſt?“

„Du beſitzeſt herrliche Eigenſchaften, die du dazu anwenden ſollteſt, die Leidenſchaften des Augenblicks zu beſiegen und das Steuer zu ergreifen. Ich weiß, welche Macht deiner Rede verliehen iſt —“

„Ich übe ſie aus, ſo weit es mir die Klugheit vorſchreibt. Sollte ich etwa in der rothen Mütze Patriotismus auf dem Markte feil halten? Ich würde mich bald von Allen verlaſſen ſehen. Die Geſchöpfe, denen das Jahr 1830 mich in die Arme geworfen hat, ſind mir ganz ungleiche Naturen. Es ſind nur noch Schemen, die in der That nicht mehr leben. Der Rauſch iſt verflogen. Sie ſtreben jetzt nur nach Effect, nach unerſättlichen Gemüthsbewegungen. Den in die Augen ſpringenden Gefahren gehen ſie aus dem Wege. Sie ſind mir verächtlich. Wahre Schöpſe ſind ſie, und ich ſage dir, es iſt das Beſte, zu werden wie ſie. Ein Menſch, der zugleich ein Schöps iſt, iſt jetzt das glücklichſte Weſen auf der Welt.“

„Ich verſtehe dich noch immer nicht. Wie kannſt du mit ſolchen Geſinnungen unter dieſen Menſchen leben? Ich begreife, daß man ſein Vaterland verlaſſen kann, den Boden verlaſſen kann, den man im Schweiße ſeines Angeſichts pflügte und ſäete und dennoch keine Frucht erntete. Man kann ſeiner Familie Lebewohl ſagen —“

„Man kann, man kann! Man kann Alles, wenn man Geld hat! Mein lieber Freund! Ein jeder hat die Pflicht, ſein eigenes Todtengeripp, das wir Körper nennen, im Eſſen und Trinken freizuhalten, es zu kleiden, ſpatzieren zu fahren und ſo viel Vergnügen als möglich zu machen. Wir Edelleute gehören zu den Honoratioren der Natur und müſſen jener Pflicht nach größerem Maaßſtabe genügen. Daher muß man Schulden machen. Das vergrößert ſtets den Kredit; denn wer eine halbe Million ſchuldig wäre, hätte doch offenbar eine halbe Million Kredit haben müſſen. Nicht wahr?“

„Was willſt du damit beweiſen?“

„Daß man ſeinen Gläubigern dann auch etwas zu leiſten ſchuldig iſt. Verſtehe mich wohl. Nicht etwa Zahlung. Gott behüte! Il est du bon air aujord'hui d'être insolvable ou du moins de ne pas payer ses créanciers! Ich gebiete über meine Fähigkeiten, um ſie in Entzücken zu verſetzen. Du ſollſt ſie ſehen, wie ihre Geſichter bald vor Freude erglänzen, bald erbleichen vor der Macht meines Wortes. Von hundert Augen angeblickt, von wildem Lärm umtoſt, fühl' ich, daß ich mich über mich ſelbſt erhebe. Ich gebiete über große Gedanken, ohne ſie lange zu ſuchen. Ich ſpreche die kühnſten Worte aus, wenn mein Blick auf jenen elenden Schurken ruht, die mich lauernd umſtehen. Dann breche ich aber plötzlich mit einer leichten Wendung ab. Ich ſchütte ein eiskaltes

Sturzbad auf meine Zuhörer — et tout finit par des chansons, wie mein Meiſter Beaumarchais ſchon ſagte."

Julian blickte ihn an, ohne ein Wort zu ſagen. Von Allem, was er in Warſchau erfahren, war dieſes das einzige Unerklärliche. Er war überall auf Theilnahmloſigkeit, ſtille Verbiſſenheit, Entſagung oder Zaghaftigkeit geſtoßen; hier fand er eine Art von Thätigkeit, die aus niederm Leichtſinn entſprang, und es ſchmerzte ihn tief, einen Freund darin verſtrickt zu ſehen.

Lucian hatte jetzt das Bett verlaſſen und machte Toilette.

„Es iſt meine Zeit zum Frühſtück", ſagte er trocken. „Ich gehe in's nächſte Café. Begleite mich nicht. Man darf dich nicht in meiner Geſellſchaft ſehen. Dein fremdes Geſicht würde unnöthiges Aufſehen erregen. Wir wollen uns an einem ſehr ſchicklichen Orte ſprechen, den ich dir bezeichnen werde. Ein Dunſtkreis der Lüge umgiebt uns dort. Wir athmen und ſaugen mit jeder Bewegung unſerer Lunge nichts als Lügen ein, und hauchen ſie wieder aus. Mein lieber Freund, es iſt ein alter Wahn, daß dem Menſchen eine Antipathie gegen die Lüge angeboren ſei. Bleibſt du in Warſchau, ſo ſollſt du dich davon überzeugen. Nun höre! In Praga iſt eine Schenke, die von einem Juden gehalten wird. Sie wurde ſonſt nur von den citoyens des derniers ordres de l'état beſucht. Du weißt, was das in Polen heißen will. Sie führte den Namen: „Altpolniſche Schenke". Die Patrioten haben dem Eigenthümer während der Revolution einen ſchönen Schild malen laſſen und die Schenke „Zu den Fluthen der Weichſel“ benannt. Mit dieſem Namen hat Alles ein anderes Ausſehen gewonnen. Es iſt nunmehr der Sammelplatz der beſten Geſellſchaft, wie ſie in dieſem Augenblick zu finden iſt. Es ſind Polen und Ruſſen, die dort ein ſchönes Leben führen; ſie durchſchwelgen die Nächte. Es wird dir bizarr erſcheinen, was dich dort erwartet. Die ruſſiſche Polizei hat mit bewundernswerther Geſchicklichkeit den ganzen eleganten, geſchmückten Ameiſenhaufen unſerer Hauptſtadt in ein einziges Netz gefangen. Das Alles ſingt, ſchwatzt, tanzt, hofft, wünſcht, träumt, intriguirt und ſpielt — denn Gold iſt auch hier der wahre Lebensnerv. Es wird mit vollen Händen herumgeworfen. Ein jeder ſieht die Falle; allein zum Theil aus Liſt, zum Theil aus Luſt am Schwelgen, ſtellt man ſich, als ob man nichts merke; läßt ſich hinreiſſen, geh's wie's geht. Ach! die Verſuchung iſt gar ſo ſüß! Blumen und Lichter, ſchöne Frauen, brillante Geſellſchaft — wenn auch gemiſcht; herrliche Muſik, feinſte Küche, großmüthige Weine — da läßt ſich wohl das Elend der Welt vergeſſen!“

„Aber ſage mir nur“, unterbrach ihn Julian, „welchen Zweck hat dieſes Treiben und wie hängt damit deine politiſche Thätigkeit zuſammen?“

„Das ſiehſt du nicht ein?“ rief Lucian. „Das Scheingefecht, das wir dort liefern, bildet die Meinung über die Stimmung, und nach dieſer Meinung richtet ſich die Regierung und dies influirt auf ihre Beſchlüſſe. Und wie pikant äußert ſich die Bewegung bei dieſen allnächtlichen Zuſammenkünften! Hier will eine Prinzeſſin das Vertrauen eines hartgeſottenen Diplomaten erobern; dort blottirt ſich eine alte herhumpelnde Douairiere zu einem recherchirten Künſtler, den ſie ſondiren und dirigiren ſoll; ein feueriger Junge belagert eine kokettirende Sängerin anhaltend, welche die Entretenue von einem hohen Herrn iſt. Was wird da nicht Alles im Stillen verhandelt, verſchenkt, gewettet! Brillanten, Stellen, Bosheiten, Verläumdungen, Gunſtbezeugungen! Reputationen werden gebildet und in die ruſſiſchen Salons und von da nach St. Petersburg getragen. Daß ich dem Treiben nicht unthätig zuſchaue, kannſt du dir denken. Dort halte ich meine begeiſternden Reden. Einige haben mich zwar in Verdacht, daß ich ein moskowitiſcher Sattel ſei, der von den Ruſſen geritten wird. Das thut aber meiner Thätigkeit keinen Eintrag, die ſo lange mein Leben friſten ſoll, bis mir eine andere ſich öffnen wird. Für jetzt trennen wir uns. Abends findeſt du mich in der Kneipe zu Praga. Jedes Kind weiſt dich dahin".

Antoni wollte gehen; Julian hielt ihn zurück.

„Dergleichen Manöver", ſprach er, „mögen Andern Spaß machen; aber für uns Polen ſind ſie höchſt betrübend. Wir kommen damit nicht an's Ziel. Beſitzt denn Niemand von Euch Muth? Begreift denn Keiner die Lage? Die nächſte Zukunft wird die Folgen eurer ſchnöden Aufführung nur zu bald enthüllen."

„Nur um Gotteswillen keine kalten Reflexionen, kein Herumtaſten in der Region des Gewiſſens!" ſchrie Lucian, indem er ſich losriß und fortſtürmte. „Die Wahrheit iſt unſchmackhaft; ein rechter Koch muß die Sauce zu machen verſtehen. Koſte ſie und dann urtheile darüber. Willſt du handeln? gut! ſo lerne zuerſt kennen, was du Polen nennſt. Aber ich bitte dich, laß' die Sentimentalität zu Hauſe, und beſchränke dich darauf, zu wiſſen, was wir bedürfen und was wir zu fürchten haben".

Hierauf trennten ſie ſich. —

VII.

Dieſer Morgenbeſuch hatte Julian ſehr verſtimmt. Er war nicht im Stande, andere Beſuche zu machen. Im Unmuthe verſtrich ihm der Tag; erſt als der Abend dämmerte, verließ er ſeinen alten Palaſt, um in freier Luft ſich Erleichterung zu ſchaffen.

Er war zur Weichſel hinabgegangen und durchſtrich die Gaſſen, die ſich längſt dem Podwall hinziehen, wo neben der Armuth auch das Verbrechen niſtet und das tiefſte Elend ſich den Blicken der glücklichern Menſchen entzieht. Er war ohne Abſicht in dieſe Gegend gerathen; nur erfüllt von trüben Gedanken, war er taub und blind für das, was ihn umgab. Am Ufer waren die Kähne der Reihe nach befeſtigt; die Schiffbrücke war längſt wieder aufgefahren worden, da der Eisſtoß vorüber war und die Fährleute hatten keine Reiſenden mehr über den Fluß zu ſetzen, der ſeine ſchmutzigen Wellen zwiſchen den breiten

Säumen von gelbem Sand, jetzt mit edelm Anſtand dahinrollte. Die Schiffer ſaßen daheim am Feuer und aßen ihre Grütze von Buchweitzen und ruheten aus. Alles war ringsumher ſtill. Ein einziger Spaziergänger war ſichtbar; das war Julian.

Da hielt er plötzlich an und blieb vor einem Mädchen ſtehen, das in einem Kahne ſaß und mit halber Stimme ſich etwas vorſang. Es war von hohem Wuchs; eine ärmliche Kleidung umhüllte ſie nothdürftig und was dieſe von der jungfräulichen Geſtalt erblicken ließ, zeigte eine vollendet ſchöne Form. Die Hände ruheten im Schooße, und der Kopf war gen Himmel gewendet, als ob es in den Sternen den Text zu ſeinem Liede herausleſen wollte. Julian verhielt ſich ruhig, um den Geſang nicht zu ſtören; aber das Mädchen unterbrach ſich ſelbſt und blickte nach dem Fremden. Nun glaubte er ſie zu erkennen. Es ſchien ihm jene kühne Schifferin zu ſein, die in der Nacht ſeiner Ankunft ihm auf der Weichſel begegnet war, nach der die Fährleute mit dem Ruder ſchlugen und die ſie eine Verrückte ſchalten. Julian fühlte ſich ſeltſam bewegt. Er legte der zufälligen Erſcheinung eine Bedeutung bei. Es war ihm, als ſähe er in dieſer hohen Mädchengeſtalt, die unſtät aber kühn wie eine Heldin, auf der wilden Strömung umherirrte; die von feilen Sclaven verhöhnt und mit Wuth verfolgt wurde; den Genius des armen Landes, das er ſein Vaterland nannte.

Während er ſo daſtand, verweilte ihr Blick mit einem verwirrten aber unbeſchreiblichen Ausdruck auf ihm. Dann ſprang ſie plötzlich auf und wollte ſich mit Gebehrden der

Angſt entfernen. Er aber ergriff ſie bei der Hand und führte ſie zurück zum Kahn, auf den Platz, wo ſie früher geſeſſen. Sie folgte ihm und als er ſich zu ihr ſetzte, überzog eine flüchtige Röthe ihr weißes Geſicht und ſie hauchte leiſe, unter tiefem Seufzen, einige unverſtändliche Worte.

„Czego szukasz?“ *) fragte ſie dann ängſtlich.

Er ſuchte ſie zu beruhigen und ſagte ihr ſehr ſanft und zart, daß er großen Antheil an ihrem Schickſal nehme. Er wollte bei dieſen Worten den Arm um ſie ſchlingen, aber die keuſche Ruhe, die ihre ganze Erſcheinung umwob, ſcheuchte ihn zurück; der ſchon erhobene Arm ſank nieder und er betrachtete ſie eine Zeit lang ſtumm und erwartete, daß ſie zu ſprechen anfange.

Ein trübes, ſchmerzhaftes Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, als ſich die Worte aus ihr losrangen:

„Sie ſind ein ſpäter Gaſt in dem Hauſe meines Vaters. Seien Sie mir immerhin willkommen; Gaſtfreundſchaft galt uns ſtets als Geſetz.“

Julian glaubte in ihre Idee eingehen zu müſſen.

„Du biſt die Tochter der Leute, die in jener Hütte wohnen,“ ſagte er, „wie ſchön iſt es, daß Du in deiner Armuth Gaſtfreundſchaft übſt.“

Bei ſeinen Worten flog wieder das ſchmerzvolle Lächeln über ihre Züge, aber bald zog ſich die Oberlippe wie zum Hohne empor, ſo daß die ſchönen Zähne ſichtbar wurden. Sie rang mit ſich und ſchien keine Worte zu finden. End-

---

*) Was verlangen ſie?

lich holte ſie eine goldene Kapſel aus dem Buſen, drückte an einer Feder und hielt ſie Julian dicht vor die Augen:

„Wem gleicht dieſes Bild?“ fragte ſie ſtolz.

„Trotz des vollen Bartes und der gebietenden Stirne, gleicht es“ —

„Mir!“ fiel das Mädchen ihm in's Wort.“ Dies iſt der Vater meines Vaters und wir zählen zu den edelſten Geſchlechtern des Landes. Ich ſage es laut, wenn auch das Volk auf der Gaſſe und die Verräther in den Paläſten mich als eine Tolle verlachen. Sie, guter Herr, werden mir glauben. Sie hätten mich nicht aufgeſucht, glaubten ſie es nicht. So lange Warſchau nicht von der Weichſel verſchlungen ſein wird, bleiben wir Polen und mein Geſchlecht beſteht in altem Glanze und ſollte auch das Haupt einer ſeiner Töchter nur von dem Dache einer elenden Hütte beſchirmt werden. Jeder Stein in Warſchau iſt mit unſerer Geſchichte innig verwoben. Und die Geſchichte meiner mächtigen Vorfahren iſt die der polniſchen Republick. So viele Jahrhunderte die alte Weichſel noch dahinſtrömen wird; nie wird ſie die Erinnerung an eine herrliche Vergangenheit fortſchwemmen. Mein alter Palaſt ſteht noch, wie mein Name in der Geſchichte. Sie haben mich wohl vor die Thüre gejagt, wie eine wahnſinnige Bettlerin; aber umſonſt. Der alte Palaſt öffnet doch noch einmal vor mir ſeine Hallen, die einſt die Helden empfingen, wann ſie aus ſiegreichen Schlachten heimkehrten. Glauben Sie jetzt, mein guter Herr, daß ich hier zu Hauſe bin und einen Fremden gaſtfreundlich begrüßen darf?“

Sie war ſehr ſchön, indem ſie dieſe Worte ſprach;

ihr jugendlicher Kopf hob ſich ſtolz und ihre Bruſt athmete ſtärker. Hier war nicht die Gränze zu unterſcheiden, wo der Wahn aufhörte, und die Wirklichkeit begann. Julian überließ ſich dem großen Eindrucke; er vergaß den hin und her ſchaukelnden Kahn und träumte ſich wirklich in den Palaſt, den die Phantaſie eines wahnſinnigen Mädchens ihm vorzauberte.

„Ja, ſie jagten mich unbarmherzig fort“, ſagte ſie nach einer kurzen Erholung, indem ſie den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ, ſo daß die herabfallenden Haare ſie verhüllten. „Sie verkauften den alten Palaſt an den Meiſtbietenden, und überließen mich dem Hunger und dem Elend und der Barmherzigkeit des Himmels. Der Himmel iſt barmherzig! Ich zog dieſe Barke aus dem Gewölbe am Waſſer. Das Ding kann ſchwimmen, dachte ich, es wird mich tragen von einem Ufer zum andern. Da das Land mich verſtößt, wird das Waſſer gnädiger ſein. Es iſt doch meine gute Weichſel, die mich kennt ſeit den Kinderjahren. Sie strömte ja an meiner Wiege vorüber; dort auf dem Schloſſe, in den hohen Felſen, ſtark und kühn, wie eingewachſen, wo auch die Weichſel noch jung iſt und muthig einherbrauſet und ſchäumt. Ich bin eine Karpathenjungfrau wie ſie!“

Dies alles hatte ſie eintönig vor ſich hingeſprochen, um den Blick nicht auf Julian zu lenken, der ſie nicht zu unterbrechen gewagt hatte. Jetzt ſagte er mit ſchüchtern leiſem Tone, als ob er fürchtete, bei ſeiner Anrede könne die ſchöne Erſcheinung in Luft zerrinnen:

„Wer du auch ſeiſt, nenne mir deinen Namen. Und ſollte ich dich nie wieder ſehen, ſo wird mir durch ihn das ſeltſamſte und ergreifendſte Ereigniß meines Lebens ſtets gegenwärtig bleiben. Dein Name?

„Wanda", erwiderte ſie. „Ein lächerlicher Name für ſolchen Verfall. Eine Bettlerin wie ich, welche die Leute für ein Almoſen über den Strom führt und der Name einer Königin! Aber auch ſie fand ihre Befreiung in den Fluten der Weichſel".*)

„Es iſt ein herrlicher Name, der dir gebührt!" ſprach der Jüngling tief bewegt, der unwillkührlich mit Du ſie anredete, wie man es dem Uebernatürlichen gegenüber thut.

„Viele meiner Ahnfrauen hießen Wanda und waren groß und mächtig. Der Name ſollte wie ein Stern durch die Nacht leuchten, die ſich um uns zu verbreiten begann. Aber die Nacht ward immer finſterer und der Stern erloſch. Die Arme, die den Namen nun wie zum Hohne trägt, ſchifft unſtät durch die Fluthen, beſchimpft, geſchlagen von den rohen Menſchen —"

„Sie ſehen in dir eine Unzünftige, die ihren Erwerb beeinträchtigt —"

„Ach, glauben ſie das nicht, mein guter Herr!" Und bei den Worten erglänzte ein heller Blick des Gedankens auf ihrer Stirne; jede Spur von Irrſinn ſchien nun wirklich verſchwunden. „Nicht die zünftigen Schiffer mißhandeln mich, das ſind arme Schelme, ehrliche Polenherzen, die mich bemitleiden. Seht die gute Panna, ſprechen ſie, wie ſie herunter gekommen iſt und war doch einmal ſo hoch! Und dann helfen ſie mir bei meinem Geſchäft, legen das Brett beim Landen zurecht, binden den Kahn an den Pfahl. Die neiden mir den Grosz nicht, den man mir in die Hand drückt. Allein es ſind Andere, die ich fürchten muß. Das ſind nur verkleidete Fährleute, welche die Verbündeten in die Judenſchenke nach Praga führen, wo ſie beiſammen ſitzen und brüten; ob Böſes oder Gutes, ich weiß es nicht. Es ſind Polen und Ruſſen. Ein tolles Leben, was ſie führen. Ein wildes Gelag nach dem andern. Mich laſſen die nicht zu, weil ſie mich für eine Wahnſinnige halten, die ſie verrathen könnte. Einige glauben auch, daß ich den Ruſſen diene; daß ich mein Gewerbe auf der Weichſel treibe, um die Fährleute und die ſie führen zu beobachten. Ach, daß ich ein Mann wäre!"

---

*) Wanda ſtürzte ſich in die Weichſel, um ihre Keuſchheit zu retten.

Bei der Erwähnung der Schenke in Praga war es als ob Julian aus ſeinem Traume plötzlich erwachte. Was die Wahnſinnige ihm mittheilte, ſtimmte genau mit den Eröffnungen überein, die ihm Lucian am Morgen gemacht hatte. Etwas war in die Unterhaltung getreten, was den Flug der Phantaſie hemmte und die Gedanken auf den realen Boden der Gegenwart lenkte. Julian bemühete ſich vergebens, einen beſtimmten Aufſchluß von der Wahnſinnigen zu erhalten. Sie wiederholte nur ſtets, daß ſie die Luſt, in die Myſterien der Schenke einzudringen, einmal ſchwer gebüßt habe.

In einer verzweiflungsvollen Nacht hatte ſie den Kahn nach Praga gelenkt und angebunden; mit ſcheuem Tritt ſich zur Schenke geſchlichen. Die Thür ſtand offen. Sie warf einen Blick in den blendenden Glanz; überall entfeſſelte Schönheit, die ihrem verwirrten Sinn wie überirdiſch erſchienen war. Schon wollte ſie die Schwelle überſchreiten, da riß ſie eine gewaltige Fauſt zurück, andere Fäuſte ſtießen ſie fort und hinaus, und die gröbſten Schimpfworte ſchallten ihr nach.

Seitdem riß zwar eine unwiderſtehliche Gewalt ſie hin zu der Schenke, aber die Furcht vor Mißhandlung und das Gefühl ihrer Ohnmacht hielten ſie ab einen erneuten Verſuch zu wagen. Dies war Alles, was Julian von ihr erfuhr.

„Wollen wir zuſammen einen Beſuch in jener Schenke machen?" fragte er die Schifferin.

Sie ſah ihn groß an.

„Noch dieſe Nacht?" fragte ſie ſchnell.

„Noch dieſe Nacht. Ich nehme dich in meinen Schutz."

„Fürchten ſie ſich nicht?"

„Ich kenne keine Furcht"

„Gut!"

Und nachdem ſie mit anmuthiger Sicherheit die Ruder ergriffen, ſtieß ſie vom Ufer ab und der Kahn durchſchnitt die plätſchernde Weichſel.

VIII.

Aus einem Hauſe von ſehr unbedeutendem Aeußern erſchallte wilder Lärm. Man vernahm luſtigen Geſang, lautes Lachen, das Schwirren einiger muſikaliſchen Inſtrumente, Alles unter dem wirren Getön einer lebhaften Unterhaltung vieler Menſchen. Schon von weitem konnte man erkennen, daß hier eines jener Gelage gehalten wurde, wie es die Sarmaten lieben; in toller Luſt, bei ſchäumendem Champagner, mit ſchönen Frauen.

Zum größten Theile waren es die ſogenannten Patrioten, welche ſich hier verſammelten. Sie hatten nicht thatſächlich bei der letzten Revolution ſich betheiligt und gaben ſich nun das Anſehen, als ob ſie mit unabläſſiger Bemühung nur dahin trachteten, die Wunden des Landes zu heilen und die Verſöhnung anzubahnen und zu befeſtigen. Dazu verwendeten ſie etwas von ihrem großen Reichthum, den ihnen der glückliche Zufall der Geburt zugeworfen und die ſelbſtgewählte Paſſivität erhalten hatte, während die Glücksgüter Anderer an der Brandung der Revolution zerſchellt waren.

Bei alldem hüllten ſich dennoch dieſe Verſammlungen in einen geheimnißvollen Schleier. Von dem friedlichen Geſchäfte, welches ihnen das Gerücht beilegte, trat nichts in die Oeffentlichkeit. Es war wie eine Sage, die ſich um die räthſelhafte Erſcheinung ſchlang und nur dazu diente, die endliche Löſung des Räthſels begieriger zu wünſchen.

Die polniſche Nationalität, der Name „altpolniſche Patrioten“, die feurigen Reden, welche zuweilen in der Geſellſchaft gehalten wurden; das freie Wort, das hin und her flog; dies Alles wurde durch ein Etwas paralyſirt, das ſich zwar nicht, wie Julian's Freund ſich ausdrückte, mit einem kalten Sturzbad vergleichen ließ, ſondern im Gegentheil heftig wie auflodernde Feuer alle patriotiſchen Flammen und Flämmchen zum Schweigen brachte.

Es war ein Ueberſtrömen ausſchweifender Luſt; ein Lavaſtrom aus Sinnlichkeit und Verſchwendung gebildet; es war ein an Tollheit gränzender genialer Muthwille, der hier den Vorſitz führte.

Der Eintritt ſtand einem jeden offen, damit der Polizei keine Veranlaſſung gegeben wurde, die Zuſammenkünfte zu verbieten. Geheime und offene Agenten, Leute von dem zweideutigſten Rufe waren jeden Abend zugegen. Selbſt Ruſſen kamen hin, um ſich in dem Kreiſe von Frauen und jungen Lebemännern zu unterhalten. Es ſchien, als ob die Polen, die urſprünglich dieſen Verein gegründet hatten, in verzweiflungsvoller Raſerei das Trauerſpiel zu Ende führen wollten, um ſich ſelbſt dabei mit allen Hoffnungen durch die letzte Mine in die Luft zu ſprengen.

Von allen Theilen des Landes zogen junge Edelleute nach Warſchau, um wie Julian den Ereigniſſen, deren Brennpunkt die Hauptſtadt war, in der Nähe zu ſein.

Viele kamen ohne Hoffnungen und wollten nur noch dem rieſenmäßigen Todeskampfe des Vaterlandes beiwohnen. Dieſen, wie jenen, die nur Enttäuſchung fanden, erging es hier wie Leidtragenden, die ſich zum Todtenmahle ſetzen. Die Thränen wurden unterdrückt, und der perlende Wein, der ihnen in der Schenke am rechten Weichſelufer kredenzt wurde, leitete endlich die erhitzten Köpfe auf kühlere Gedanken. —

Julian hatte ein Ruder ergriffen, um dem Mädchen zu helfen.

„Mein Ruder genügt“, ſagte ſie, „ich kenne alle Untiefen, flache Sandbänke, am Ufer eingerammte Pfähle und alte Palliſaden. Die Weichſel hat ihre polniſchen Nicken*), ſie iſt eben eine Polin.“

Das räthſelhafte Geſchöpf ließ jetzt den Kahn an das Land treiben und ſprach in wilder Haſt:

„Hier ſind wir zur Stelle. Jetzt Rettung oder ewige Vernichtung! Wanda muß Alles wiſſen, was hier geſchieht.“

Sie drängte Julian an's Land zu ſteigen, indem ſie dieſe Worte ausſtieß.

„Und du? Du folgſt mir nicht?“

„Ich nicht. Aber Morgen wie heute, wo ſie mein Gaſtfreund wurden.“

Sie band dabei den Kahn feſt und ſprang heraus. Er wollte ihre Hand ergreifen, ſie riß ſich los und floh hinweg, als ob ſie ſich einer auf ſie eindringenden Gewalt entziehen wollte. Julian blickte ihr verwundert nach, bis ſie ihm entſchwunden war; dann wandte er ſich der Schenke zu. —

---

*) Provinziell für „Tücken“.

* * *

Der Lärm, der ſich bereits in der Entfernung hatte vernehmen laſſen, löſte ſich jetzt in deutlichere Beſtandtheile auf, als er über die Schwelle ſchritt. Längs den Wänden der inneren Räume, ſaßen an einigen Tiſchen, die von einem Lichtmeer überſtrömt waren, alte Herren und Frauen. Unter ihnen bemerkte man ernſte Phyſiognomien, deren Augen ruhige Theilnahme verriethen und die Umgebung zu beobachten ſchienen. Einige trugen Kleider, nach altpolniſchem Zuſchnitt in den ſchreiendſten Farben und dieſe verliehen dem Ganzen den Charakter einer eigenthümlichen Maskerade. Das Mahl war beendet und zwiſchen Ananas und Sorbett erhoben ſich geöffnete Champagnerflaſchen, an deren Seiten der Schaum wiederperlte.

Ehe man in dies glanzerfüllte Gemach trat, durchſchritt man einen dunkeln Raum, in welchem ſich Tiſche unter den Reſten des Mahles bogen, um welche viele bärtige Juden und die andere Dienerſchaft ſich drängten. Die bei den Slaven beliebten Würzen, Zwiebel und Knoblauch gaben ſich hier ſogleich den Geruchsnerven des Eintretenden höchſt empfindlich zu erkennen.

Man ſah kaum in dem Getreibe auf Julian und er konnte ungeſtört den Saal erreichen.

Ein junger Mann von edelm Anſtande trat hier auf ihn zu und empfing ihn, wie einen längſt erwarteten Freund.

„Sie verlangen Sitz und Stimme in dieſer Geſellſchaft,“ ſagte er heiter und mit leichtem Tone zu dem Ueberraſchten, „und das ſoll ihnen gern gewährt ſein. Laſſen ſie ſich's hier gefallen. mais hélas! notre hilarité présente ne se compose que de notre gaieté passée.“

„Ich ſehe,“ erwiederte Julian, „daß ſich viel davon erhalten hat, gleichwie zum Trotz der trüben ernſten Zeit.“

„Was ſie hier ſehen,“ ſprach der Andere, „kann ihnen noch keinen rechten Begriff davon geben. Folgen ſie mir in den zweiten Saal.“

An der Thür deſſelben mußten ſie ſich durch einen Menſchenknäuel hindurch winden, der dem Tanze zuſah. Es war der Obertas, der getänzt wurde. Julian ſchwoll das Herz, als er die bekannten Klänge wieder hörte, die ihn in der Kindheit ſo oft entzückt hatten und die luſtigen Paare erblickte. Der klimpernde Cymbal ſchwirrte und dazwiſchen kreiſchte die Geige. Der Tänzer ſtemmte ſeine Linke auf die Hüfte und hielt mit der Rechten ſeinen Handſchuh der Tänzerin hin, deſſen Ende dieſe ergriff. Er ſchob dann behend die Mütze auf ein Ohr, drehete den Zwickelbart, ſcharrte und ſtampfte mit den Füſſen, näherte ſich in die Höhe ſpringend der Tänzerin und wandte ſich ſchnell wieder ab. Ein Paar folgte dem andern auf gleiche Weiſe. Bald krümmten ſie ſich in einer Schlangenlinie, dann dehnten ſie ſich in die Länge; ſtellten ſich vor der Muſik auf, ſtampften im Chore den Tact, bogen nach rechts und links ab, machten Front vor den Zuſehenden, verneigten ſich tief vor ihnen und ſtürmten fort. Jetzt ſtellten ſich die Damen in eine Reihe, ſchlugen die Augen zur Erde und blinzelten nur verſtohlen zu den Männern auf, die gleichfalls gereiht, das Stirnhaar in die Höhe ſtreifen, um den Blick beſſer erwidern zu können, und den Zweiviertel-Takt ſtampften, daß die Erde dröhnte. Sie näherten ſich hüpfend ihren Damen, welche im Dreiſchlag die Ferſen zuſammenſtießen, dann — wie zur Umarmung — den Männern entgegenrückten und ſchnell ſich wendend entflohen. Hierauf raſtete alles einen Augenblick, das Tempo durch Trappeln bezeichnend — doch plötzlich, jauchzend, mit emporgehobenen Armen hüpften ſie gegeneinander und umſchlangen ſich.

Im wirbelnden Kreiſe dreheten ſich nun die Paare, jubelnd und tobend, als gält' es der Feier eines errungenen Sieges.

Der luſtige Anblick verſenkte Julian in ernſte Gedanken. Wie contraſtirte dieſe altpolniſche Luſt zur Gegenwart? Bedurfte es einer blutigen Revolution, um ſolche Freiheit zu erringen? Eine Hand erfaßte die ſeinige, er ſah auf; es war Lucian, der ihn hieher beſchieden hatte.

„Komm“, ſagte er, „ſchon das Zuſehen erregt mir Schwindel; ich ſelbſt tanze ſchon lange nicht mehr. Du Blauäugiger biſt etwas ſpät gekommen, man ſagt, daß es bei Menſchen mit blauen Augen eine Stunde ſpäter Nacht wird, als bei uns, die wir dunkele Augen haben. Komm'!

Dort rüſtet ſich ſchon eine unſerer Löwinnen zum Aufbruch. Sie iſt eine Deutſchpolin; ihr Mann war ein preußiſcher Zopf im Netzdiſtrict, und nach ſeinem Tode kam ſie hieher, um eine polniſche Madame Roland zu ſpielen. Sie ſpielt zwar nicht ohne Geiſt, aber die kleine deutſche Stadt hängt ihr an. Sie wird frühzeitig ſchläfrig. Sieh' nur, mit welchen verſchlafenen Augen ſie nach uns hinſtiert; wie gewiſſe Porträts, die jeden anzuſchauen ſcheinen, der ſie betrachtet. Neben ihr ſitzt eine andere; Vollblut, Polin durch und durch, ſag' ich dir. Einſt ſehr! jetzt ſtark paſſirt. Sieh, wie ſie lacht. Süperbes Ratelier! Aber ſie zahnt auch jeden Morgen von neuem. Abends werden dieſe ſchönen, weißen Knöchelchen mit den Haarnadeln vor dem Schlafengehen ausgezogen. Wenden wir uns weg, ſonſt muß ich ſie anſprechen und ich bin jetzt nicht in der Laune der ſtolzen Närrin mit Odeurs aufzuwarten. Elle est de celles, qui prennent les airs d'une divinité, qui vient honorer la terre par sa présence.“

Er zog Julian mit ſich fort.

„Hier wollen wir uns reſtauriren, Kochany przyjacielu!*) Was willſt du nehmen? Hier iſt alles zu haben. Champagner, Ungar, Picard, Engliſch Ale, Himbeer- und Kirſchwein, Maſchlock, wenn du willſt“, ſetzte er lachend hinzu.

Sie ſetzten ſich an einen langen Kredenztiſch zu vielen Andern, die ihn bereits umſtanden, oder um ihn ſaßen.

„Du findeſt hier altpolniſche Sitte, der du noch nicht entfremdet ſein wirſt, obgleich du lange draußen geweſen biſt“. Bei den Worten ergriff Lucian zwei Gläſer, ſchenkte ſie voll, und indem er eines davon Julian hinreichte, ſagte er:

---

*) Mein theuerer Freund!

„Die altpolniſche Sitte vor Allem!“

Julian ſtieß mit Begeiſterung an. Ein fremder junger Mann näherte ſich ihm, bat mit ihm gleichfalls anſtoßen zu dürfen und ſetzte ſich zu ihm.

„Haben ſie ſchon einen Gegenſtand für ihre Huldigung gewählt?“ fragte er leiſe.

„Ich bin ſo überraſcht von dieſer Frage, wie von allem, was mir hier in der Spanne einer kleinen Stunde widerfahren iſt. Eine Grille trieb mich her, ein ſeltſames Abenteuer geleitete mich; hätte ich nur ahnen können, was mich hier erwartet — ich würde —“

„Meine Mittel wunderbar geſtärkt haben, mich in die rechte Stimmung zu verſetzen“, ergänzte der Fremde.

Julian unterdrückte, was ihm auf der Zunge ſchwebte. Er hätte gern ſagen mögen; „ich würde nicht hergekommen ſein.“

Inzwiſchen hatte Lucian, der ſich wohl ſchon mehrmals reſtaurirt haben mochte, einige Gläſer raſch geleert und ſagte mit ſchwerer Zunge:

„Ich hätte geglaubt, daß du dich beſſer benehmen würdeſt. Nimm Dich in Acht. Ein ſo trübſeliges Geſicht, wie du es mitbringſt, wird ausgelacht. Sieh dich um! Findeſt du hier nichts, was dir die Falten aus der Stirne vertilgen könnte? Blick' her!“

Er ergriff einen hohen Armleuchter und ließ eine Lichtmaſſe auf eine ſchöne Frau fallen, die unſern von ihnen, wie im Traume, in den Polſtern eines Divans ruhete.

„Hat jemals wohl eine vollendetere Schönheit ein Feſt verherrlicht?“ fragte Lucian. „Ihren ſchlanken Leib würde gerade der Fingerring unſeres dicken Königs Johann's des dritten umfaſſen. Würde ſie uns eines Blickes würdigen, ſo glaubteſt du in den Himmel des Südens zu ſchauen. Was iſt Raphael's Fornarina, was Tizian's Magdalena, was ſind die Hirngeſpinſte der Künſtler aller Nationen, gegen dieſe polniſche Wahrheit von Fleiſch und Bein, gegen dieſe blendende Perle der Weichſel? Jetzt ſchaut ſie her! So blicke doch nur hin, damit ſie nicht glaubt, du ſeiſt kein Pole.“

Julian ließ ſein Auge auf die geprieſene Schönheit gleiten. In der That, ſie entſprach der begeiſterten Schilderung vollkommen. Aber ſeinen finſtern Ernſt zu beſiegen, war ſie dennoch nicht im Stande. Er wandte ſogleich wieder den Kopf und ſah Lucian an.

„Wetter, du machſt mich wild!“ rief dieſer. „Ich glaubte, die Langeweile daheim bei der gnädigen Frau Mama hätte in dir einen Spleen erzeugt und ich reichte dir ein draſtiſches Mittel, ihn zu vertreiben. Allein du ſcheinſt ein Gelübde gethan zu haben. Da wär's am Beſten, du würdeſt Trappiſt. Ich will dich nicht ſtören. Memento mori!“

Er drehte ſich ſchnalzend auf dem Abſatz um und ließ Julian ſtehen. Aber nicht lange, ſo war an Lucians Stelle ein anderer zu ihm hingetreten.

„Die edelſte Jugend Warſchau's heißt ſie durch mich willkommen!“ ſprach er, „und ich bin kein geringerer als der König und Herr dieſes Feſtes. Ich gewann geſtern tauſend Dukaten, und es iſt nicht mehr als billig, daß ich heute noch einmal ſo viel aufgehen laſſe. Ich lade ſie ein, mein Herr, die Gelegenheit zu ergreifen und ihren Theil an der Luſtbarkeit mit vollen Händen zu nehmen. He, die Gläſer gefüllt! und dort die Schönſte der Schönen wird uns dazu ein Lied ſingen.“

Er näherte ſich dabei der reizenden Frau, die auf dem Divan ruhete, bückte ſich tief vor ihr und ſagte im ehrerbietigſten Tone von der Welt:

„Pani Hrabino*), ich bitte im Namen Aller, improviſiren ſie uns einen von ihren maſuriſchen Geſängen, die ſie ſo ſeelenvoll und ergreifend vorzutragen verſtehen!“

Die Schöne hob ſogleich eine Guitarre empor, welche zu ihren Füßen, halb verſteckt in den ſchweren Falten des langen ſeidenen Gewandes auf der Erde lag und improviſirte mit einer himmliſchen Stimme einen Geſang, während ringsum eine Mäuschenſtille eintrat.

Als noch ein Polen war —
Ein Smaragd von Silber durchzogen;
Deſſen Reiter von der Ebene zu den Bergen flogen,
Voran der königlich weiße Aar!
Ein mit Sieg gekröntes Heiligthum,
Da tönte weit und breit ſein Ruhm!
Jetzt können die Roſſe im Stalle ſchlafen;
Der Ritter ward Bauer; der Freie zum Sklaven!

---

*) Frau Gräfin.

Der ſo tief geſunken, erhebt ſich nicht wieder,
Spült euern Groll nieder!
Kein Sieg uns mehr winkt!
Trinkt!

Als noch ein König von Polen war,
Da war jeder Freie ihm gleich.
Sein ſtolzes „Ich will nicht!“ machte dies klar*)
Es galt als Geſetz im polniſchen Reich.
Darf jetzt einer ſprechen: „Ich will nicht?“ o weh!
Da heißt es: „Empörer, Du, Rede mir ſteh'!“
Da kommt die Kibitka mit magern Gäulen,
Die ziehen Dich fort viel hundert Meilen,
Unendlich erſtreckt ſich der Schnee auf den Wegen,
Zum Hohne dem Aufgang der Sonne entgegen.
Ihr kehret nicht wieder. —
Spült euern Groll nieder!
„Ich will!“ ſprecht und trinkt!
Trinkt!

Als die Männer noch frei waren in Polen,
Da ſtanden auch hoch im Preiſe die Frauen.
Fremde Fürſten kamen, ſie zu holen,
Auf den Thronen waren ſie zu ſchauen.
Alles drängte ſich ihnen zu dienen;
Sie herrſchten, wo ſie erſchienen.

---

*) Das bekannte, unter Johann II. Kaſimir durchgeſetzte freie Veto, nach welchem jeder Landbote den Beſchluß aller übrigen umſtoßen konnte.

Nun ſind ſie gleich Blumen mit zerknicktem Stengel;
Früher Engel der Menſchheit — nun gefallene Engel!
Gedenket nicht mehr der frühern Tage,
Lacht laut und wild bei'm heutigen Gelage!
Hebet die Becher, ſingt munt're Lieder!
Spült euern Groll nieder!
Kein Stern uns mehr blinkt —
Trinkt!

Nun wend' ich mich weg vom blut'gen Altar;
Die Herzen thäten euch zerſpringen.
Nur einmal noch hob ſich der ſilberne Aar
Und regte nach Weſten die Schwingen
Doch gelähmt kehrt' er wieder und ſank in den Sand;
Gelähmt noch erhob er ſich; auf ſtand das Land;
Da ſiegte Verrath; die Kraft mußt' zerſchellen;
Das herrliche Königsbild begruben die Wellen
Der Weichſel für ewig. Keine Sonne mehr ſcheinet.
Spült euern Schmerz nieder,
Doch ſingt keine Lieder!
Nein! weinet! weinet! weinet!

Die lautloſe Stille, die während des Geſanges geherrſcht, dauerte fort. Der einen prüfenden Blick auf die Verſammlung geworfen hätte, würde leicht aus dem Eindruck, den die Worte gemacht, auf die Beſtandtheile der Geſellſchaft geſchloſſen haben. Da ſah man bleiche, jugendliche Geſichter mit feſt geſchloſſenen Lippen, ein ſtilles, ſprühendes Feuer in den Augen; dort krampfhaft geballte Fäuſte, ſtarr und unbeweglich, auf die hochaufathmende Bruſt gedrückt. Mancher ältere Mann ſuchte ein inneres Beben gewaltſam zu unterdrücken. Allein neben dieſen, welche die Geſinnung ächter Patrioten verriethen, gewahrte man auch die kalten, lauernden Phyſiognomien der Ruſſen und der im ruſſiſchen Solde ſtehenden Polen, welchen der Zutritt gewährt wurde, und vor denen man es wagte, eine ſolche Improviſation anzuſtimmen.

Ein alter Polenkopf mochte dieſen Widerſpruch in jenem Augenblicke ſtärker als gewöhnlich empfinden, denn er ſagte zu der Dichterin:

„Sie haben uns da ein ſeltſames Lied geſungen. Ein Glück für ſie und uns Alle, daß wir hier nur Patrioten und unter uns ſind.“

Dabei ließ er den ſchlauen Blick bedeutungsvoll im Kreiſe umherſchweifen, indem ſeine Hand an die Buſentaſche griff, in welcher er, nach üblicher Weiſe, den Dolch trug.

„Wäre ein Verräther, einer von den geheimen Angelegenheiten hier“, fuhr er fort, „ſo könnte in der nächſten Stunde die Kibitka für die meiſten von uns angeſpannt ſein, um uns dem Aufgange entgegen, zur ewigen Nacht zu ſchleppen. Doch hier ſind wir alle, gute Polen,“ ſetzte er mit einer ſchnellen Wendung lächelnd hinzu. „Das Joch der Fremden iſt für uns leicht zu tragen, wenn es uns ein fröhliches Leben führen läßt. Ich, für meinen Theil trage es geduldig. Laſſen wir immerhin die Andern für die Staatsgeſchäfte ſorgen; es iſt ſchwer genug! Die Freiheit bringt Arbeit. Unſere Freiheit ward uns am Ende unerträglich Iſt der wohl ein Sklave, der Geld genug zu verpraſſen hat? Gold ſchafft die wahre Freiheit! Es lebe das Gold!“

Der Chor fiel mit furchtbarem Geſchrei ein.

Julian blickte ſich um; Lucian hatte ſich eingefunden und ſtand hinter ihm.

„Noch immer die ſchmollende Miene,“ ſprach er. „Wär' etwas hier, was dich verſtimmte?“

„Ich vermag es nicht, einen Sinn in dies Treiben zu bringen“, raunte ihm Julian in's Ohr.

„So begnüge dich vorläufig und lache dazu,“ ſagte der andere ebenſo leis und führte ihn nach einem Kabinet, wo ſie ſich allein befanden.

„Auch zum Lachen bin ich nicht geſtimmt,“ erwiderte Julian. „Luſt und Heiterkeit fliehen weit, wenn man ſie ſich ſelbſt abtrotzen will. Mir iſt nicht wohl in dieſer Geſellſchaft.“

„Du wirſt doch aber geſtehen müſſen, daß es muntere Knaben ſind, die zu leben wiſſen und da ſollteſt du dich für ihre artige Gaſtfreundſchaft ein wenig empfänglich zeigen und mitthun, wie man's nennt“ —

Julian beantwortete den auf ihn gerichteten fragenden Blick, indem er die Uhr herauszog und ſagte: „Ich will nach Hauſe — eine Droszke wird wohl da ſein.“

„Du biſt wirklich ein unverbeſſerlicher Sonderling“ rief Lucian und ſprang auf. „Hier, in dieſer Nähe der ſchönſten Frauen willſt du den kalten beſonnenen Egoiſten ſpielen! Entweder biſt du ein Heuchler oder ein Glied irgend einer frommen Corporation, das ſich durch die weite Regel unſers Ordens verletzt fühlt.“

In dieſem Tone ging es fort; Julian warf nur dann und wann ein Wort dazwiſchen. Lucian war der Verſucher, der ihn mit feuerigen Worten beſtürmte, wenn er gleich die eiskalte Laſur der Ironie darum hüllte. Dies war der ſicherſte Weg. Julian war ſchwach genug, ſich von den Neckereien getroffen zu fühlen und ſeine Eitelkeit fürchtete, ſich lächerlich zu machen. Er überredete ſich am Ende, daß es ja ohne Bedeutung für ihn wäre, wenn er dieſe tolle Nacht, die ihn in dem öden, traurigen Warſchau unerwartet wie ein arabiſches Märchen entgegentrat, auch von ſeiner Seite mit einer originellen Extravaganz beſchlöſſe.

Er ließ ſich von Lucian zum Buffet führen, um ſeinen erwachenden Frevelmuth durch häufig wiederholte Naſaden zu ſtärken.

„Das iſt brav!“ ſprach ſein Verſucher zu ihm. „Zum Teufel mit allen Rückſichten!“

„Ich ergebe mich in Alles“, entgegnete Julian, „und will in euerer Mitte keine ſtumme Rolle mehr ſpielen!“

Ein Kreis hatte ſich um ſie gebildet und die Gläſer wurden „auf gute Bruderſchaft!“ angeſtoßen. Bald darauf erblickte man Julian in ein angelegentliches Geſpräch mit einer ſchönen Frau vertieft. Sein Freund Lucian ſchnarchte in einem Winkel. —

* * *

Von Zeit zu Zeit vernahm man draußen das Heulen des Sturmes, der die Fluthen der Weichſel ungeſtüm dahintrieb. Kein Stern war mehr am ſchwarzen Himmel zu ſehen; kein Wohlduft durchwürzte dieſe Luft; keine Brandung brach ſich hier mit belebendem Hauche an dem Geſtein des Ufers und warf einen leichten Schaum, wie von ſprudelndem Weine, auf die entblößten Schultern der Trinker.

Es war hier nicht das poeſievolle Schwelgen in dem Garten des Südens; die überſtrömende Fülle heiterer Laune unter dem glücklichen Himmel; es war kein Feſt in Neapel, ſondern es war die grobe Sinnlichkeit des Nordens, die ſich in dem beſchränkten Raum einer gemeinen Schenke entfaltete, deren dicke Dämpfe ſich zur niedern, geſchwärzten Decke emporwälzten. Es war eine Sinnlichkeit, die dazu dienen ſollte, edlere Kräfte zu entnerven; hohen Muth zu erſticken; gegen die Liebe zum Vaterlande gleichgiltig zu machen und endlich das Gold, das große Mittel zu Erreichung wichtiger Zwecke, dem Beſitze Derer zu entreiſſen, welche es zum Umſturz einer verhaßten Ordnung der Dinge anwenden konnten. Als Lockmittel wurde dem Unternehmen die Maske altnationalen Herkommens umgehängt; eine entweihende Anwendung einer ſchönen Benennung auf rohe Gebräuche, die mit Recht bei Einzelnen, im Gefühle ihrer weiter vorgeſchrittenen Bildung, nicht mehr in Achtung ſtanden oder ſelbſt ſchon vergeſſen waren.

Obgleich Alle hier polniſch zu ſprechen glaubten, ſo war es doch nur die Stimme des Sturmes, der von der Weichſel hertönte, die ein ernſt mahnendes polniſches Wort vernehmen ließ, indem ſie den Zechern zurief: „Denket an

Sturm und Fluth! Jener ſtürzet euch hin; dieſe ſchwemmet euch fort von den Tafeln der Geſchichte!"

Aber keiner hörte dieſe Mahnung; denn ſie waren der Vernichtung geweihet. —

Auch Julian war der Ernſt des Moments entſchwunden. Wann die Erinnerung wie ein Schatten über das lichte Bild vorüber ſtrich, ſo dachte er, mit dem letzten Reſte von Vernunft, den ihm der genoſſene Wein noch übrig gelaſſen: „Fort mit Grillen! Die Nacht iſt ſchön! Das iſt Warſchau, wie wir es von den Vätern ſchildern hörten und wie ich es noch vor ein paar Stunden nicht wieder zu finden hoffte. Warſchau, ſo ſchön noch im Sterben! Welche Kraft in dieſer Freude! welcher Reichthum! welche Schönheit! Welcher Pole wäre nicht ſtolz darauf!"

Er hatte die letzten Worte vor ſich hingeſprochen und ſich dabei zu der Dame gebeugt, deren Hand er ergreifen wollte.

„Der Stolz ſei jedem Polen unverwehrt, aber der Anſtand ſei ihm zugleich empfohlen", unterbrach hier jemand Julian's Begeiſterung, indem er mit Heftigkeit deſſen Arm eine andere Richtung gab.

Es war ein hartes, trotziges Geſicht, das aus einem vollen Bartſchmucke auf Julian blickte. Sogleich trat aber der junge Mann dazwiſchen, der zuerſt unſern Freund begrüßt hatte, und wendete ſich mit den Worten an den Fremden:

„Monsieur de Beauvisage hat wieder Luſt zu Händeln, wie ich ſehe! Sie haben kein Recht es zu verbieten, wenn es dieſem Edelmann einfällt, einer von den Damen ſeine Huldigung darzubringen. Er iſt ein Pole von ächtem Blut und noch dazu mein Gaſt. Ich nehme mich ſeiner an, wie und wo es ſein muß. Ich ſtehe ihnen jederzeit Rede!"

„Gut!" rief der Franzos. „C'est une insolence, d'agir ainsi envers les Dames!"

„Hier ſind nur ſie unverſchämt", ſchrie Julian außer ſich, „und ſie ſind es doppelt, wenn ſie an meinem Muthe zweifeln. Laſſen ſie mich Beweiſe des ihrigen ſehen!"

Und in demſelben Augenblick ſprang er zur Wand, wo Einige ihre Säbel aufgehängt hatten, ergriff zwei davon und warf den einen dem Franzoſen vor die Füße.

„Was wollen ſie?" ſagte leiſe und ſchnell der frühere Vermittler Julian in's Ohr; „das Duell iſt bei Knut' und Sibirien verboten, und wenn ſie das Unglück hätten, den Franzoſen, der bei gewiſſen Perſonen in hohem Anſehen ſteht, nur zu verwunden, ſo dürften ſie ſich länger unter uns hier verborgen halten müſſen, als es vielleicht ihren Planen dienlich wäre."

„Das wäre kein großes Unglück", rief Julian mit lauter Stimme dem Warner zu und warf dabei einen blitzenden Blick nach der Schönen hin, welche die Urſache des Handels war und theilnahmslos daſaß und zuſchaute.

„Geben ſie acht, Monsier de Beauvisage!" ſchrie Julian höhniſch und auf's höchſte erhitzt, „und bedenken ſie, daß jene Dame auf der Spitze unſerer Klingen ſchwebt!"

Beide ſchwangen in demſelben Momente die Säbel in die Luft und bildeten während einer Minute einen feuerigen Kreis, gleichwie ihn Jongleurs bei ihren Kunſtſtücken hervorbringen, wann ſie Meſſer mit unglaublicher Schnelligkeit um ihren Kopf ſchleudern. Trotz aller Gewandtheit des Gegners war Julian doch bald im Vortheil und der Franzoſe taumelte zurück. Wie es ſchien war er von einem Hiebe in die Schulter getroffen worden.

Julian ward bleich; jedoch der laute Zuruf des Beifalls, der dieſer, in der altpolniſchen Schenke nicht ungewöhnlichen Epiſode zu Theil ward, brachte ihn bald wieder zu ſich. Er wandte ſich der Schönen zu, welche jetzt ihr Entſetzen trefflich auszudrücken wußte, und jener junge Mann, den wir als Vermittler kennen lernten, war bemüht, den — dem Anſcheine nach — ſchwer Verwundeten, mit Hilfe einiger Diener aus dem Saale zu bringen.

Lucian war, von dem Lärm erweckt, völlig entnüchtert zu ſeinem Freunde getreten, nahm ihn bei der Hand und indem er ihn durch das Gedränge mehr ſtieß als führte, ſagte er zu ihm:

„Das Duell gehört zum Ganzen, ich hätte dir's aber gern erſpart. Daß ich auch ſchlafen mußte!“

Draußen warfen ſie ſich in einen der vor der Schenke haltenden Wagen.

„Ein ſolches Duell“, fuhr Lucian fort, „verbindet den erſt eingeführten Neuling feſter mit dem Vereine in der Schenke. Die Mittel, die er mitbringt, fließen um ſo ſicherer in die allgemeine Kaſſe, wann er, um einer Unterſuchung und Verurtheilung zu entgehen, die Schenke gar nicht mehr zu verlaſſen wagt. Das machen ſie ihm nehmlich weiß. In der That erfährt Niemand etwas von der Komödie; denn mehr iſt es nicht. Der Franzos, ein gemeiner Aventurier, iſt in ſeiner Rolle feſt einſtudirt und ſtets bereit als champion wieder aufzutreten, da ſeine Verwundung nur fingirt iſt."

„Mir blutet das Herz bei dieſen Abſcheulichkeiten", ſeufzte Julian. — .

IX.

— — — Franceſca, deine Qualen,
Ach, zwingen mich zu bittern Mitleidszähren.
Dante's „Hölle". Cant. V.

„Der Menſch iſt ein unbegreifliches Ungeheuer!" ruft Pascal an einer Stelle ſeiner „Pensées" aus. „Er iſt oft kleinlich und unſchlüſſig auf der Höhe der Macht; aber im Elend will er dann wieder großartig und im Glanz erſcheinen. Beides hat ſeinen Grund in dem Streben, Beifall oder Bewunderung zu erhalten. Selbſt ein entſchiedener Feind und Verächter der Menſchen, iſt ſelten von ſolcher Eitelkeit frei." Pascal erblickt in dieſem großartigen Widerſpruch einen innern Zug der Seele, welcher die Menſchen zu der Ueberzeugung von der Würde ihrer Natur mächtiger hintreibt, als die Vernunft zu der Ueberzeugung vom Gegentheil. Es giebt ſich eine Macht darin kund, die es gleichſam wider Willen erzwingt, an die Größe der

Menſchen zu glauben, weil man es unerträglich findet, von ihnen nicht anerkannt oder gar verachtet zu werden.

Bei den Polen fehlt es nicht an merkwürdigen Beiſpielen zu dieſem Ausſpruche. Der Pole berauſcht ſich an dem Becher des Ruhmes; bewundert zu werden, wird bei ihm zur unerſättlichen Begier. Noch am Boden, geknechtet, erhebt er ſich, um ſeine Feinde mindeſtens in Verwunderung zu ſetzen.

Ein ſolches Gefühl hatte die Feſte in der altpolniſchen Schenke in Scene geſetzt. Man ermaß dabei nicht, bis zu welcher Tiefe ſie ausarten könnten. Der bewunderungsſüchtige Leichtſinn glaubte auf der buntſchillernden Seifenblaſe der Luſt den Himmel zu erblicken und überſah den Abgrund zu ſeinen Füßen, in welchen er mit ſeinem geträumten Glück hinabſtürzend, zerſtäuben mußte. Seine loſen Hoffnungen galten ihm in dem Zuſtande wirklicher Ohnmacht, für wirkliche Beſitzthume in der Welt der Glückſeligkeit.

Julian war nunmehr zu dieſer ſchrecklichen Einſicht gelangt. Nichts von dem, was er nach den auswärts verbreiteten Gerüchten, zu finden gehofft, traf zu.

Bei den Landedelleuten eine nichtsſagende Gleichgiltigkeit, aus ängſtlicher Vorſicht entſprungen. In Warſchau, kühle Beſonnenheit, die ſich hinter opferwillige Demuth verſchanzte und frevler Trotz, der ſich in Frivolität verlor und das Geſchick herausfordernd, ſich ſelbſt den Untergang bereitete. Eine finſtere Nacht über Alles ſich verbreitend, aus der dann und wann vereinzelte Blitze zuckten, die den Ausbruch eines Gewitters verkündeten.

Troſtlos ſchweifte ſein Auge umher. Nirgend zeigte ſich ein Anhaltspunkt für ſeine Wünſche.

Er war den ganzen Tag allein in ſeinem Palaſte geblieben und dachte darüber nach, was er nun beginnen ſolle. Erſt als es Abend zu werden begann, erinnerte er ſich wieder des Mädchens, das ihn zur Schenke gerudert, und des Verſprechens, das die Unglückliche ihm abgefordert hatte. Er fühlte, daß er es löſen müſſe. Zugleich wünſchte er tiefer in das Geheimniß zu bringen, das ſie umgab. Er machte ſich auf den Weg zur Weichſel.

Der Kahn war da; die Schifferin fehlte. Sie war nirgend zu erblicken. Dort lag die Hütte, die ſie ſtolz ihren Palaſt genannt, wo ſie ihm Gaſtfreundſchaft angeboten hatte. Er ging auf die Spelunke zu, die ausſah, als ob ſie das Verbrechen beherberge. Konnte es nicht ein Schlupfwinkel von Verräthern ſein? Konnte das Mädchen nicht dazu gebungen ſein, Schlachtopfer hinzulocken? Julian war mit einem langen Dolche bewaffnet, einer ächten Toledoklinge, und er klopfte furchtlos an die niedere Thür der Hütte.

Sie öffnete ſich alsbald, aber er ſchauderte zurück, als er den Fuß über die Schwelle ſetzen wollte. Alles Häßliche der Armuth und eines baaren Elends war hier auf kleinem Raume zuſammen gedrängt. Ein paar Tiſche voll Schmutz; einige zerbrochene Stühle; unreine Trinkgefäße und Teller mit den Ueberbleibſeln von Speiſen, aufgehäufte Lumpen überall; ein verglimmendes Feuer auf dem Heerde und ein dicker übelriechender Dunſt, der durch die offene Thür herausdrang, als freue er ſich ein Bad in friſcher Luft zu nehmen.

Und nun als lebhafteſter Kontraſt der junge elegante Herr auf der Schwelle, der in dieſe räucherige Höle einzutreten im Begriff ſtand. Aber noch greller geſtaltete ſich das Bild zum „Höllenbreughel“, als dem jungen Manne eine häßliche Hexe entgegen trat, in zerfetztem Rocke, von Hunger und Krankheit zum Skelett ausgemergelt, und einen lodernden Kienſpan hoch empor haltend, um ſich den ſpäten Gaſt zu betrachten. Sie ſtand da, glotzend, mit offenem Munde; man ſah es ihr an, daß ſie an der Wirklichkeit der Erſcheinung zweifelte und zu träumen glaubte.

Zuerſt ſtand Julian ebenſo verzaubert der Alten gegenüber, wie dieſe ihm. Dann aber faßte er ſich, und indem er mit dem Knopfe ſeines Stockes die Schulter des Weibes berührte, ſprach er:

„Sag' mir, du Alte, kann ich nicht Wanda, die Schifferin, zu dieſer Stunde ſprechen?“

Aber das Weib verharrte in der Verſteinerung; ſie ſchien die Frage gar nicht verſtanden zu haben. Ihre Blicke konnten ſich von dem Frager nicht losmachen, die Augen blieben ſtarr auf ihn gerichtet. Julian hatte zweimal die Frage wiederholt, und als ſie ſtets unbeantwortet geblieben war, fiel es ihm ein, daß die Alte taub ſein könne, er neigte ſich alſo zu ihrem Ohre und rief mit lauter Stimme den Namen Wanda!

In demſelben Momente ließ ſich ein Raſcheln wie von dürrem Stroh in der Hütte vernehmen, dem ein tief aus der Bruſt geholter Seufzer folgte. Nun fragte Julian nicht weiter; er ſtieß die Alte bei Seite, drang in die Hütte ein und ſtand vor einem Strohlager, das am Boden aufgeſchüttet war und auf dem Wanda, mit verbundenem Kopfe und geſchloſſenen Augen, ſich ihm zeigte.

Das war ein recht trauriges Bild mitten in dieſer Anhäufung des ſchmutzigſten Elends, das ſich frech des ganzen Raumes bemächtigt hatte, bis auf dieſen kleinen Winkel, in welchem die Schönheit ſich keuſch vor den Augen der Welt verbarg. Würde man hier Julian gefragt haben: „was iſt Schönheit?“ er hätte ſtumm auf Wanda hingedeutet.

Er wagte es nicht, ihre Hände zu berühren, die auf der groben Decke, die ſie einhüllte, gefaltet lagen. Er fühlte, daß ſeine Seele weinte. Ihn überkam hier, bei Wanda's Anblick, der Gedanke an Polen und er vernahm eine innere Stimme: „Wer wird mich rächen? wer mich befreien?“

Er ſah in der vor ihm ruhenden, verwundeten Geſtalt, deren Adel ſich wunderbar ſelbſt in dieſer Erniedrigung noch zu erkennen gab, ſein Vaterland. Wie rührend ſchön war ſie. Die Gemeinheit dieſer Umgebung übte keine Macht über ſie. Stumm lag ſie da, aber er hatte geſtern ihre Stimme gehört, die ihm ein gräßliches Schickſal ahnen ließ, eine fromme Stimme, die nur geſchaffen ſchien, im ſanften Gebete zu tönen und Pſalmen zu ſingen; aber das Unglück hatte ihr die Stärke gegeben, vor einem fremden Manne von ſich und ihren Leiden zu ſprechen, ohne darüber vor Schaam zu erröthen.

Seine Seele mußte weinen, wann er das überdachte.

„Du ſo ſehr unglückliche und bedauerungswürdige Sclavin! Du ſchönes Geſchöpf Gottes, was hat dich in dieſe entſetzliche Schmach verſenkt? Welche Hoffnungen umſtrahlten dich wohl einſt, als du im weißen Schleier zur erſten heiligen Kommunion gingeſt? Du hätteſt ein gutes Herz zu finden verdient, das dich geliebt, das beſſer geworden wäre, indem es dich liebte! Jetzt biſt du elend, vielleicht zu deinem Glücke auf den Tod verwundet — du wirſt dahin ſchwinden ohne die Freuden der Welt gekannt zu haben, ohne die Ehren zu empfangen, die den Menſchen, der in der Tugend ergraut iſt, dereinſt erwarten. Ein namenloſes Grab wird deine letzte Beſtimmung ſein!“

Julian hatte ſich am Lager des Mädchens auf den Boden geſetzt; aber ſeine Gedanken hatten ihn weit hinweg von dem Orte geführt, an welchem er ſich befand. Er mußte ſtets an ſein Vaterland denken, deſſen Bild er hier vor ſich zu ſehen glaubte. — —

Die Alte unterbrach dieſe ſchwermüthige Träumerei. Die Angſt, die ſich anfänglich auf ihrem Geſichte gemalt hatte, war verſchwunden und eine ſchlagende Veränderung zeigte ſich jetzt in ihrem Weſen. Ihre erloſchenen Augen hatten ſich belebt, ihr gekrümmter Rücken hatte ſich erhoben; ihre zuſammen gezogenen Arme ſtreckten ſich und ihre verſchrumpften Lippen dehnten ſich zu einem wehmüthigen Lächeln, das die häßlichen Züge wenigſtens nicht häßlicher machte.

„Du kennſt Wanda, ſchöner junger Herr“, ſprach ſie. „Wanda wird dich ſchon oft über die Weichſel geſchifft haben. Ja, ja! das arme Kind! nun iſt's wohl für immer vorbei. Geſtern haben ſie die beſoffenen Kerle arg zugerichtet. Blutend kam ſie heim. Sie wird nicht mehr überfahren; nichts mehr verdienen, und mein Elend iſt nun größer; denn ſie hat mir immer das Geld gebracht und wir lebten davon."

Sie weinte dabei bitterlich.

„Aber wer iſt Wanda?" rief Julian heftig. „Wie kam ſie zu Dir?"

Die Alte weinte nun nicht mehr, ſondern erwiderte auflachend.

„Wie kannſt du ſo fragen? Wie kommt ein Weib zu einem Kind?"

„Deines iſt ſie nicht. Sie iſt aus vornehmem Geſchlechte. Sie wurde vielleicht geraubt. Kannſt du mir es beſchwören bei dem Namen des Gottes der Chriſten, bei den Leiden des Erlöſers und der Reinheit ſeiner erhabenen Mutter — daß Wanda deine Tochter?"

Die Alte erbebte; dann faßte ſie ſich und ſprach:

„Ich kann es nicht. Es ſind jetzt zwei Jahre, um die heilige Weihnacht war's, da kam die muthige Schifferin durch's Eis mit ihrem ſchönen Kahne daher. Ich ſtand am Ufer und nahm die halb Erſtarrte bei mir auf. Ich wärmte ſie in Decken, gab ihr warmen Meth zu trinken, machte ein ſtarkes Feuer an, und ſo erholte ſie ſich nach und nach. Bald merkte ich, daß ſie verrückt ſei. Ich bin eine Bettlerin, allein als Chriſtin durfte ich ſie nicht verſtoßen. Sie trieb dann ihr Geſchäft. Ich hätte gewollt, daß ſie dienen gehe; ein ſtarkes Ding, wie ſie iſt, konnte ſchon ein Unterkommen finden, wäre ſie nicht toll geweſen. Nun aber fing ſie an, von ihrer vornehmen Geburt mir zu erzählen. Sie war ſtolz wie eine Fürſtin, wann ſie das erzählte, und bildete ſich manchmal ein, daß ſie in einem Schloß wohne. Ich richtete nichts aus und mußte es gut ſein laſſen, wenn es mich auch ſehr bekümmerte, wann ich an die Gefahren dachte. Das Schiffervolk iſt abergläubiſch. Sie ſagten, die tolle Wanda bringe ihnen Unglück. Sie ſtellten uns beiden nach; aber wir entkamen immer glücklich. Geſtern war ſie drüben bei dem Höllenfrevel, bei den ſchwarzen Geſellen in der altpolniſchen Schenke. Sie hatte mir verſprochen, dorthin nicht zu fahren und hat es nun doch gethan. Da haben ſie ſie denn ſo arg zugerichtet. Sie haben ihr den Kopf blutig geſchlagen. Sie konnte mir noch alles ſagen, dann aber wurde ſie ſtumm und iſt ſtumm geblieben bis jetzt.“

Dieſe Geſchichte war Alles, was Julian von der Alten erfahren konnte. Daß ſie nichts anderes über Wanda's Schickſal wiſſe, beſchwor ſie auf das Feierlichſte. Von der Kranken war kein Wort hervorzulocken. Julian rief ihren Namen und ſprach zu ihr in den rührendſten und zärtlichſten Ausdrücken; aber nichts vermochte, ſie aus der Starrheit zu erwecken. Der Morgen war angebrochen, als Julian, von der Fruchtloſigkeit ſeiner Verſuche hinlänglich überzeugt, die Hütte verließ. Bei'm Abſchied gab er der Alten ſeine gefüllte Börſe und befahl ihr, ſogleich einen Arzt herbeizuholen und für eine gute Pflege der Kranken zu ſorgen.

Eine gute Pflege von dieſen Händen! Und welchem Leben ſollte Wanda erhalten bleiben?

* * *

Julian war nun entſchloſſen, Warſchau zu verlaſſen. Er wollte keinen ſeiner Freunde mehr ſehen. Einen Tag benützte er noch, um ſeine Angelegenheiten zur Reiſe zu ordnen; ſein alter Paß war noch nicht abgelaufen und nichts ſtand ihm im Wege.

Am Abend dieſes letzten Tages ſaß er am Schreibtiſche. Sorgfältig nahm er das Schreiben des Vaters aus der Schatulle; weinend überflog er deſſen Vermächtniß. Der Säbel, den ihm die Mutter bei'm Abſchied übergeben hatte, lag vor ihm auf dem Tiſche und einen langen Blick auf denſelben geheftet, ſchickte er ſich an, ſeiner Mutter zu ſchreiben.

„Warſchau vergießt keine Thränen über ſeinen Verfall; es trägt keine Trauerkleider um das Vaterland“; ſo ſtand es im Briefe. Es begnügt ſich damit, aus der Zerſtörung zu retten, was für die Sinnenluſt weniger Tage genügen kann und wähnt ſich über ſeine Schmach zu erheben, obgleich es nur tiefer in ſie verſinkt. Ich habe in den Straßen beobachtet; bin zu den Freunden gegangen; ich habe ſie in ſchmählicher Zurückgezogenheit geſehen; ich habe ſie bei ihren Orgien getroffen. Nirgend habe ich Polen gefunden. Ich will ſie jetzt auswärts ſuchen gehen. Mein Geiſt wird ſtets in Polen ſein; mein Herz nur für Polen ſchlagen, mein Gebet für Polen zu Gott ſich erheben und von Ihm die Vernichtung der Feinde erflehen. Ich würde dazu jetzt ſchon meine Hand geboten haben; ich wäre ſo gern für unſere Sache geſtorben. Aber ich wurde verworfen. Gottes Zorn muß ſie noch ſtärker treffen, ehe ſie ihre letzte Kraft zuſammenraffen. Le rouleau passe et repasse toujours plus lourd; ils seront broyés!*) — — Ich ſage dir Lebewohl, Mutter! ich gehe — aber ich nehme die Hoffnung mit mir. Dies ſei der tröſtlichſte Gruß, den ich deinem Herzen ſende. Ich muß fort. Hier erwartet mich der ſichere Tod der Strafe, der Schande; ich verlange nach einem andern, auf dem Felde des Sieges; nach dem Tode meiner Brüder, meines Vaters — dein Sohn, Mutter, will keinen andern ſterben.“ — —

„Lewko“, ſagte Julian, als der Tag graute. „Hier haſt du einen Brief für meine Mutter und hier iſt Geld. Wir reiſen fort, ſogleich. Du nach Haus — ich weiter. Den Hund nimmſt du mit.“

Der polniſche Diener empfing den Befehl ſeines Gebieters mit dem ſtarren Ausdruck des unbedingteſten Gehorſams im Geſichte. Mehr Gefühl äußerte der ſchöne Windhund, der ſich nur ſchwer von ſeinem Herrn trennte und nachdem ihm ſchon einige derbe Zurückweiſungen durch Fußtritte zu Theil geworden, noch immer ſchwankte und ſichtbar einen innern Kampf beſtand, wem er folgen ſolle.

---

*) Graf Joſeph de Maistre.

Als endlich ein, ihm an das Halsband geknüpfter Strick, dieſem Kampf ein Ende machte, fügte er ſich der Gewalt, und folgte traurig Lewko.

Julian übergab einem neuangeworbenen, gewandten Diener das Reiſegepäck; der Wagen ſtand vor dem Portal. Alle Läden und Thüren waren verſchloſſen worden und der alte Familienſitz ſomit wieder dem ſtillen, innern Verfalle überlaſſen.

„Es iſt eine Verweſung, die nicht entweiht“, dachte der junge Patriot, „weil in der Bruſt die Hoffnung ruht, daß neues, ſchöneres Leben aus ihr entkeimen werde!“

Unſer Reiſende flog durch Deutſchland nach Paris. Dort leuchtete ihm ein ſtrahlender Stern, ein Name, in welchem alle ſeine Wünſche und Hoffnungen gipfelten; der Name: Adam Czartoryski. —

Zweite Handlung.

In einem deutſchen Bade.

Es ſcheint ein ew'ges, langes Ach zu wohnen
In dieſen Lüſten, die ſich bange regen;
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Schmerz und Jubel ſonſt gepflegt zu thronen.
Platen

I.

Unter allen vorüber rauſchenden Erſcheinungen der Mode hat ſich die „in die Bäder zu reiſen“ am längſten erhalten. Schon in der guten alten Zeit ging man in's Bad. Ein Winter war unter Schmerzen im engverſchloſſenen Zimmer durchlebt, der Frühling kam, man rüſtete ſich zur Reiſe in's Bad. Große Vorbereitungen wurden getroffen; man mußte ſich mit allen Gegenſtänden der Bequemlichkeit verſehen, welche man in den nur mangelhaft eingerichteten Gaſthöfen nicht antraf; man mußte daran denken, in dem Badorte eine Figur zu ſpielen, um bei den verſchiedenen Functionen der Kur, ſowohl bei denen, die unmittelbar auf die Heilung wirkten, wie auch bei jenen, die durch heitere Zerſtreuung bloß nachhelfend wirken ſollten, in gehöriger Verfaſſung zu erſcheinen. Es war nicht leicht einen ſolchen Vorſatz auszuführen, und es war nur für Wenige zu erreichen.

Das dabei ſich ergebende Mißverhältniß zwiſchen den Mitteln, der Anſtrengung zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und der daraus hervortretenden Erſcheinung, gebar oftmals ein lächerliches Product, welches unſern ältern Roman- und Luſtſpieldichtern nicht ſelten Stoff zu ihren Schilderungen lieh. Aber auch dieſes wirkſame Element iſt unſern Zeitgenoſſen abhanden gekommen und es wird immer ſchwerer, dergleichen unſchuldigen Lächerlichkeiten in unſerm Leben nachzuſpüren. Die Welt iſt durchweg ernſter geworden und auch wir ſcheinen dem alten Grundſatz der Franzoſen zu huldigen, eher ein Verbrechen als eine Lächerlichkeit dem homme comme il faut zu verzeihen. Es iſt leider nicht zu läugnen, daß manche ſolcher hommes comme il faut von einem Zugeſtändniß dieſer Art bereitwilligſt Gebrauch machen.

Als das „in die Bäder reiſen" noch nicht ſo allgemein war, wurde der Aufenthalt in denſelben gewöhnlich nur nach dem Hörenſagen geſchildert. Bekanntlich waren unſere früheren Dichter und Schriftſteller nicht in der bequemen Lage, ſich auf Dinge einzulaſſen, welche nur mit großem Aufwand von Zeit und Geld zu erreichen waren. Das hatte zur Folge, daß diejenigen, welche ſich den koſtbaren Genuß verſchafft hatten, in ihren Schilderungen ſich zur Uebertreibung neigten. Daraus entſprangen ganz abenteuerliche Geſchichten, in welchen Ungeheuer neben komiſchen Karikaturen ihr Weſen trieben und beſonders das Spiel, das damls übliche Pharao, die Rolle der eiſernen Jungfrau, der Folterkammern und anderer grauſenhaften Mittel, wie ſie in den Ritterromanen ſpukten, zugetheilt erhielt, um den Leſer zu feſſeln.

Die Bäder waren, nach dieſen Ueberlieferungen, von

Spitzbuben und Gimpeln bevölkert; der bleiche Spieler, der ſich die Nägel ſeiner Finger in das eigene Fleiſch bohrte; der hämiſche Teufel, der zu dem Betruge den Hohn geſellte; der fade, verliebte Stutzer, der die Unſchuld berückte, und der geſpreizte Kleinſtädter, der ſich vergebens abmühete, zu dem Gipfel dieſer verderbten Geſellſchaft emporzuklimmen; das war die Staffage in dem ebenſo abſcheulichen, als verzerrten Bilde.

Nicht einer gab uns ein treues Conterfei jener glänzenden Verſammlungen von Spaa und Pyrmont, in ihrer ſteifen Pracht des Rococo, in ihrer porzelanenen Zierlichkeit, in denen ſich der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts concentrirte, aus welchem ſchon die Funken ſprangen, die bald darauf die Welt in Flammen ſetzen ſollten und in denen die feinſte Galanterie und die genußſüchtigſte Frivolität unter Roſen und ſchäumenden Bechern tändelte. Oder glaubt man wirklich, daß Pyrmont, in deſſen prächtigen Laubgängen, welche noch jetzt Bewunderung erregen, Friedrich der Große, Voltaire und d'Alembert luſtwandelten, um die ſich die Blüthe der ſchönen und geiſtreichen Welt verſammelte, außerdem nur von Iffland'ſchem und Hoffmann'ſchem Spielergeſchmeiß bevölkert wurde?

Dieſer Mangel an getreuen Ueberlieferungen, an wahrhafteſten Schilderungen, iſt zum Theil noch vorhanden. Trotz der Leichtigkeit, mit welcher man jetzt reiſen kann, trotzdem daß alle Verhältniſſe täglich öffentlicher werden und eine Reiſe in's Bad zu den gewöhnlichen Sonntagsvergnügungen gehört, erhalten wir noch immer Schilderungen, von der Oberfläche geſchöpft und willkürliche Zuſammenſtellungen, welche ohne Fähigkeit des Urtheils aneinander gereiht, nur irgend einem beſondern Zwecke dienen ſollen, der oft nur darin beſteht, die Therme anzupreiſen oder den einen Brunnenort zum Nachtheile eines andern bis zur Ungebühr zu erheben.

Von dem eigentlichen Leben, von der Intimität der wechſelſeitigen Beziehungen dieſer weithergereiſten Pilger, verlautet nur ſelten etwas. Und doch ſind es nicht bloß jene Sekten, welche den Lehren Brillat-Savarins und Grimauds de la Reynière anhängen; nicht bloß jene inoffenſiven chevaliers de bonne fortune, die aus jeder freundlichen Begegnung mit Frauen, eine liebliche Feſſel für ſich zu erobern gedenken; auch nicht der große Troß der Gelangweilten, der Ueberſättigten, der Neugierigen, welche mit ſchläfrigen oder weitaufgeriſſenen Augen das bunte Treiben betrachten wollen. Die Miſchung iſt reichhaltiger und von weiterer Bedeutung.

Ein großes Bad iſt in jüngſter Zeit ſtillſchweigend zu einem neutralen Boden erklärt worden. Hier ſpinnen ſich Fäden ab; hier werden Knoten gelöst; hier finden ſich ohne Zwang, ohne Einladung, ohne drückende Beaufſichtigung, die im grellſten Widerſpruch ſtehenden Elemente einer weit zerklüfteten Geſellſchaft. Neben Fürſtencongreſſen Familiencongreſſe. Schwere Sorgen, tiefe Leiden neben Sinnenluſt und tollem Geräuſch. Es bedarf keiner beſonders dichteriſchen Anlage, um hier eine poetiſche Seite unſeres Lebens in der Gegenwart herauszufühlen, die dem materiellen Zuge geradezu widerſpricht, der ihr bald als Lob, bald zum Vorwurf gereichen ſoll. Der ruhige Beobachter

Univ. Bibl. München

kann ſich einer ſentimental-ſchwermüthigen Stimmung nicht erwehren, wann er eine ſogenannte Saiſon, von ihrem lenzduftigen Beginne bis zum Abfall der Blätter; von dem Heranſtrömen der Gäſte bis zum vollſtändigen Verſiegen des Tumults durchlebt hat. Dieſe ganz eigenthümlichen Eindrücke nimmt er mit in den Winter der Großſtädte, deren glänzendſte Veranſtaltungen, wie ſie der Erfindungsgeiſt nur erſinnen kann, ſie nicht zu verwiſchen vermag.

II.

> La voix de la prière monte plus haut que l'aigle et que tout bruit du monde.
>
> Louis Veuillot.

Wir befinden uns jetzt in einem ſolchen Badorte. —

Von einem einſam gelegenen Hauſe, den Blick auf das feuchte Laubdach des tiefer liegenden Waldes geſenkt, ſehen wir eine bejahrte Dame in Begleitung eines Herrn herniederſteigen. Die Kleidung des letztern deutet an, daß er dem Prieſterſtande angehört. Ihre Unterhaltung wird in einer fremden Sprache geführt; es iſt polniſch. Die Dame ſcheint hier ſchon längere Zeit heimiſch; ihr Begleiter iſt ſeit Kurzem, vielleicht erſt ſeit wenigen Stunden angekommen.

Sie hat ſich aus den Stürmen des Lebens in jene Berghütte zurückgezogen; ſie nennt dies ihren Ruheſitz, wie jenen, den der heilige Baſilius und ſein Freund, der heilige Gregorius von Nazianz, nach langer Sehnſucht endlich gefunden hatten.

„Sie wundern ſich“, ſagte die Dame, „daß ich mit den guten Deutſchen“ hier zurecht komme. Im gewöhnlichen Verkehr ſorgen meine Leute für Alles, die ich aus dem Valais mitgebracht habe und die deutſch und franzöſiſch ſprechen. Ich konnte nicht genug deutſch lernen, ſo ſehr ich mich auch dazu zwang. Ich muß geſtehen, daß der gute Wille nicht dabei war. Da ſandte mir Gott, gleich anfangs, eine liebe Landsmännin, die mehr vom Deutſchen verſteht, als ich. Mit ihrer Hilfe konnte ich mit den Bewohnern ſpecielle Beziehungen anknüpfen und nach und nach wuchſen auch meine Fortſchritte. Ich lernte das Landvolk kennen und mußte es bewundern, daß dieſe wackern Leute in der Nähe des Kurorts und ſeiner Verführungen, durch Gottes Barmherzigkeit, ihre keuſche Sitteneinfalt ſich bewahren konnten. Sie kümmern ſich nicht um das Verderbniß, das ſie umgiebt; denn ſie ahnen nichts davon. Sie knien vor den Altären und lieben ihren Nächſten; ſie arbeiten fröhlich und überwinden mit Demuth die Leiden, welche ihnen zu Theil werden, weil ſie wiſſen, daß ſie Gott ihnen ſendet. Morgen wird in dem kleinen Dorfe, hier unten zu unſern Füßen, das Feſt der Armen gefeiert. Die Wohlhabendern laden dann die Hilfsbedürftigen ein, mit ihnen zu eſſen. Die Tafel wird nach ihrer Weiſe feſtlich beſtellt. Alle ſteuern dazu bei. Da ſollen ſie ſehen, wie ſchön es hergeht. Eine Bruderſchaft mit dem Pfarrer an der Spitze bedient bei Tiſche. Ich vergeſſe Alles, was mich drückt, wann ich unter dieſen frommen Deutſchen weile. Und wie ſie ihre Heiligen hoch in Ehren halten! Viele von den Weltmenſchen aus der Fremde, nennen das zwar einen craſſen Aberglauben und einige haben ſogar ſchon freche Verſuche gewagt, die Leute davon überzeugen zu wollen. Dieſe Böſewichter fanden jedoch keinen Eingang. Als einſt eine übermüthige Engländerin eine Bäuerin zurechtwies, als ſie von ihr hörte, daß ſie vor dem Schlafengehen die heilige Agathe anrief, um ihr Haus vor Feuersgefahr zu ſchützen, und als dann die Belehrung folgte, daß es vernünftiger ſei, von der Wohlthat der Aſſekuranz-Geſellſchaften Gebrauch zu machen, trat der Bauer hervor und ſagte der hochweiſen Aufklärung in's Geſicht; „Die Heilige hat das voraus, daß ſie es umſonſt thut, wann ſie ſchützt; die Geſellſchaften thun's aber nicht einmal umſonſt und können gar nicht ſchützen; ſie erſetzen nur etwas an dem Schaden, wann er einmal ſchon da iſt.“ —

Einige Kinder kamen des Weges, die den Hut ehrerbietig zogen und dem Prieſter die Hand küßten.

„Um die Erziehung der Jugend iſt es hier auch beſſer beſtellt, als bei uns in Polen,“ ſprach die alte Dame weiter. „Alle dieſe Kinder können leſen und ſchreiben. Jeden Abend lieſt eines den Eltern und dem Geſinde das Leben des Tagesheiligen mit lauter Stimme vor. Das iſt ein tüchtiger Lehrſtoff. Sie lernen daraus, weßhalb man auf der Erde iſt, welche Pflichten man zu erfüllen hat, welchen hohen Muſtern man nachſtreben ſoll. Die reichen und ſtolzen Kurgäſte wiſſen bei allem ihrem Dünkel von dieſem Allen nicht ſo viel, wie dieſe Kleinen unter den Kleinſten hier im Dorfe.

„Jene reichen und ſtolzen Kurgäſte ſind wahrlich ſehr zu beklagen“, ſprach der Prieſter. „Doch nicht ſie ſind an ihrem Unglück ſchuld; ſondern ihre Erziehung, welcher die rechte Grundlage fehlte. Dieſe beſteht in Demuth und Glauben. Ihre Erzieher waren nur bemüht, ſie in recht vielen Dingen zu unterrichten, und nun meinen ſie alles einzuſehen, alles zu können, während ſie von dem nichts wiſſen, was ſie als Chriſten allein zu wiſſen nöthig haben. Demuth und Glaube im Verein erzeugen Wunder. Dem demüthig Gläubigen kommen ſie entgegen; ſie ſuchen ihn auf, könnte man ſagen. Bald als plötzliche Erleuchtung, bald durch das Erſchließen innerlicher Quellen, die eine Glückſeligkeit über den Menſchen ergießen, bei allem Mangel äußerer Veranlaſſung dazu. Jeder Gläubige, der demuthsvoll ausruft: „Hilf mir, Vater im Himmel!“ dem werden die Heiligen beiſtehen und die Engel dienen. Er wird wie jener Gelähmte, den die Hoffnung beſeelte, daß Gott nichts unmöglich ſei, ſeine Krücken auf die Stufen des Altares legen und geheilt an die Arbeit gehen können. Was iſt gegen ſolche erhabene Größe der Glanz des Luxus und der falſchen Bildung; was ſind dagegen alle Monumente großer Städte, die Muſeen und Academien, wo der Menſch nur in ſeinen Werken lebt, und ſeiner Eigenliebe und ſeinem Stolze Opfer darbringt. Wie klein iſt der Menſch in dieſem Wahn!“

Sie waren jetzt den letzten Abhang hinab geſtiegen.

Unter einer prächtigen Linde ſaß der Pfarrer des kleinen Dorfes, wo die armen Schützlinge der Dame wohnten und las in ſeinem Brevier. Viele Weiber trugen von den Höhen große Steine herbei, die ſie auf einen Haufen legten.

„Dieſe Frauen“, ſagte die Dame zu ihrem Begleiter, „haben Dem ein Haus zu bauen gelobt, der keinen Stein mehr hatte, wo Er Sein Haupt hinlegen konnte. Sie holen die Steine aus den Schluchten, wo die Wagen nicht hingelangen können und laſſen ſich die ſchwere Arbeit nicht verdrießen, da es ja für den geliebten Heiland geſchieht, der für ſie Schwereres erduldet hat.“

„Ein ſchönes Werk“, ſprach gerührt der Prieſter, „die Kirche, zu welcher ſie in Schweiß und Reue die Steine herbeitragen, wird ihnen Nachlaß ihrer Sünden ſpenden; ihre Gräber werden die Kirche einſt umgeben; ihre Kinder und Enkel werden hier an dem treuen Glauben der Mütter erſtarken.“

Als die Dame und ihr Begleiter an dem Pfarrer vorübergingen, ſtand der gute Herr auf und grüßte ſie mit ehrfurchtsvoller Mine. Dann ſahen ſie noch, wie aus dem Dorfe Weiber rüſtig daherkamen, um die andern abzulöſen. Sie grüßten mit: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ Die Dame fügte dem „Amen“ hinzu: „Bet' für uns, Kinder Gottes!“ das war etwas von dem wenigen, was ſie in deutſcher Sprache erlernt hatte.

* * *

Während wir geſehen haben, welche Verirrungen die letzte Erhebung der Polen, in ihrem Lande ſelbſt, zur Folge hatte, zeigt ſich uns hier eine Frau in ihrem frommen, ſegensvollen Walten, fern von ihrer Heimath, die nichts für ſich gerettet hatte, als ihren Glauben und ihre Demuth, ein Erbtheil derer, die gleich der heiligen Helena, der Mutter des erſten chriſtlichen Kaiſers Konſtantin, von dem Bewußtſein erfüllt wurden: daß Gott allein nur vom Kreuzesholze herab in Wahrheit die Welt regiere.

Einer ſolchen katholiſchen Seele der Frau iſt eine Kraft verliehen, den Irrthümern entgegenzutreten und in allen Stürmen die wahre Religion aufrecht zu erhalten.

Polen hatte als chriſtliches Reich ſeinen Frauen ſtets am meiſten zu verdanken. Den Katholicismus, worauf all ſeine Kraft und all ſein Ruhm beruhete, empfing er von der Tochter des Herzogs Boleslaw von Böhmen, der Prinzeſſin Dombrowka. Durch ſie wurde Herzog Miecislaw, der um ihre Hand warb, zum Chriſtenthume bekehrt, der ſieben Bisthümer und die beiden Metropolitanſtühle von Krackau und Gneſen ſtiftete. Der reiche Adel wollte ihm nicht nachſtehen und ganz Polen ſah eine Menge reich dobirter Kirchen entſtehen. Dieſe durch eine polniſche Frau bewirkte Bekehrung gehört zu den größten Ereigniſſen des Mittelalters. Ihrer Schwägerin Adelheid gab Dombrowka chriſtlichen Unterricht und durch dieſe wurde ihr Gemahl Geiſa, der über das heutige Ungarn herrſchte, mit ſeinem Volke der Kirche zugeführt. So groß iſt die Macht der katholiſchen Frau; ſo wunderbar die Anordnung der göttlichen Güte! Dombrowka wurde die Mutter Boleslaw des Großen, des tapfern Vertheidigers von Polen gegen das Eindringen der Heiden; Adelheid gebar den heiligen Stephan, den großen König der Ungarn, den ihr eine Viſion, in welcher ihr der heilige Erzmärtyrer Stephanus erſchien, vorher verkündete.

In dieſem weiten Lichtkreiſe, wie ihn nur das Genie eines Dichters wie Dante ausmalen könnte, ſtrahlt im höchſten Glanze der Name der heiligen Hedwig, der Schutzpatronin von Polen und zugleich das große Beiſpiel chriſtlicher Entſagung für alle Polenmütter. Sie hatte, nachdem kurz zuvor ihr Gemahl geſtorben war, ihren Sohn Heinrich abgeſandt, um die auf's Neue heranbrängenden Horden der Heiden zurückzuſchlagen. Er verrichtete Wunder der Tapferkeit, aber der Tod ereilte ihn in der Schlacht. Die heilige Hedwig betrübte ſich über den Tod ihres Sohnes nicht; ſie empfing die Trauerbotſchaft mit der Feſtigkeit einer chriſtlichen Heldin. „Mein Gott!" rief ſie aus, „wie danke ich Dir, daß Du mich die Mutter eines Sohnes werden ließeſt, der als Märtyrer Deiner Religion und ſeines Vaterlandes zu ſterben von Dir auserſehen ward!" Hierauf zog ſie ſich in ein von ihr gegründetes Kloſter zurück, in welchem täglich tauſend Arme geſpeiſt wurden. —

Die alte polniſche Dame, welche ſich in der Nähe des weltberühmten Kurortes niedergelaſſen hatte, und die wir ſo eben in Geſellſchaft des Prieſters auf der Abendpromenade erblickten, wollte der heiligen Schutzpatronin von Polen, die zugleich ihre Namensſchutzheilige war, in frommer

Demuth folgen, nachdem auch ſie Alles verloren, was ſie auf der Welt beglückt hatte.

Dieſem Entſchluſſe waren jedoch große Kämpfe vorausgegangen. Das geliebte Vaterland verlaſſen, an dem ſie ihr ganzes Leben mit Liebe gehangen; auf das ſich alles bezog, nach welchem alles ſich hinneigte, was ſie erlebt, erduldet, freiwillig oder nicht, dargebracht und geopfert hatte! Sie mußte ſich unerbittlichen Zwang anthun; mußte die Blicke gewaltſam von einem grauenvollen Schickſal ablenken; mußte geradezu ihren Sinn verkehren, um ihr dunkeles Daſein nicht ſtets in einer fürchterlichen Beleuchtung zu erblicken

In ihrem Elende traf ſie auf dem einſamen Lager die aufgehende Sonne; ebenſo unglückſelig überraſchte ſie die hereinbrechende Nacht. Sie hatte einſt ſelbſt ſchon geglaubt, daß ſie geduldig und gefaßt ſei, als ſie noch Kraft genug beſaß, ihren Schmerz zu verſchließen und ihre Thränen zu unterdrücken. Jetzt im Alter, am Ende des irdiſchen Daſeins, als jene Kraft ſie verließ, erwachte das Leben noch einmal zu einer übermäßigen Anſtrengung und empörte ſich gegen Gott. „Nicht ein einziges Mal hat Deine Sonne auf meinen Pfad geſchienen,“ ſchrie ſie wild. „Iſt denn Tugend ein leeres Wort? Iſt Entſagung keine Tugend? War es Feigheit, Gottloſigkeit von mir, daß ich alles ſtill duldend hinnahm, was ich vom Himmel mir beſchieden wähnte? Iſt Gott nicht grauſam, mir ein ſolches Loos zu ertheilen und mir dabei eine Seele zu geben, die das Glück anderer Menſchen begreift?“

Nirgend fand ſie eine Löſung dieſer Fragen und ſie ſah ſich zu der entſetzlichen Grenze getrieben, wo man ſein Schickſal verflucht und gegen die weiſen Beſtimmungen der Vorſehung in frevelhaften Aeußerungen ſich Luft zu machen ſucht. Nahe vor ihrem Scheiden von der Erde blickte ſie noch mit Begierde nach den hellen Ufern des Wohlſeins und der Freude, die immer mehr in die Ferne entſchwanden und die ſie nie hatte betreten dürfen. Ein Fieber verzehrte ſie und alle Bitterkeiten, die ihr Herz erfüllten, ſtrömten nun über in Verwünſchungen.

In dieſem fürchterlichen Zuſtande beſuchte ſie einſt der Prieſter, der ſie ſchon in der Jugend gekannt hatte. Sie hielt die Augen feſt geſchloſſen, antwortete nicht auf ſeine Fragen, weil eine Scheu ſie zurückhielt, den Mann Gottes auch nur anzublicken. Er hatte ſich neben ihr Lager geſetzt und betete mit halblauter Stimme. Sie hörte anfänglich tief im Innern erſchrocken zu; dann mußte ſie in Gedanken mitbeten, bis endlich die Worte hörbar ſich aus ihrer Bruſt rangen, von Schauern unterbrochen, ſpäter unter lautem Schluchzen und reichlichen Thränen. Jetzt endete der Prieſter das Gebet und ſegnete ſie im Namen der allerheiligſten Dreieinigkeit. Sie öffnete die Augen und lenkte ihren Blick auf ihn; er ergriff ihre Hand.

„Mein Kind“, ſprach er mit tiefer Trauer,“ wann das Leben der Menſchen unglücklich iſt, ſo darf man die Schuld davon nicht auf Gott wälzen. Er hat Alles ſo geſchaffen, daß ſein Geſchöpf glücklich ſei. Nur der Menſch mißkannte dieſe Wohlthaten in ſeinen ungemeſſenen Wünſchen und entſtellte das Werk ſeines Schöpfers. Ich glaube feſt, daß das Glück das eigentliche Ziel ſei, das die geſammte

Menſchheit anſtreben ſoll; allein es iſt ihr nur durch Prüfungen beſchieden, den Weg dahin zu finden. Auch das Leben in der Welt muß ſeine Märtyrer haben, gleich dem Leben der Kirche, um ſiegreich aus den Irrwegen der Leidenſchaften ſich zu erheben. So hat denn ein Jeder, der leidet und unter Thränen duldet, unbewußt ſeinen Theil an dieſem geheimnißvollen göttlichen Walten. Nicht ein Schrei des Schmerzes verhallt ungehört; er wird zuverſichtlich in der Zukunft das Echo eines Freudenrufes erwecken. Nicht eine ſtille Thräne wird vergoſſen, die nicht dereinſt einer ſchönen Blume das Leben giebt. Das eben heiligt den Schmerz; das ſegnet die Thränen. Die Menſchheit iſt ja Gottes geliebte Tochter! Freuen ſie ſich alſo, mein Kind, ihrer Leiden, anſtatt ſie zu verwünſchen. Es werden glücklichere Zeiten kommen, auf die ſie alsdann aus den Höhen des ewigen Lebens ihre Blicke richten werden. Eine himmliſche Freude wird ſie durchſchauern, wann ſie die Dankgeſänge des Friedens und der Befreiung im rauſchenden Chore von der Erde zum Himmel empor ſteigen hören."

In dieſer Weiſe fuhr er fort. Er fand die mildeſten Worte, um damit den Tumult der ringenden Seele zu beſchwichtigen. Er ließ in die Wunden dieſes zerriſſenen Herzens den linden Balſam chriſtlicher Tröſtungen träufeln. Bei ſeinem Abſchiede, nach dieſem erſten langen Beſuche war das, ſo eben noch von wilder Empörung erfaßte Gemüth, ruhiger geworden. Die Thränen, die zwar noch immer floſſen, ließen dennoch das Auge ſchon in milderm Glanze erſcheinen.

Am Tage darauf kam der Prieſter wieder, und ſo noch viele folgende Tage. Seine Verſuche, eine wohlthuende Kriſe zu beſchleunigen, dehnten ſich immer weiter aus. Er führte der Unglücklichen das Bild ihres Sohnes vor, der ſich in der Fremde befand. Bei dieſer Erinnerung zerfloß ſie wieder in Thränen.

„Mein Vater“, ſprach ſie mit leiſem Beben, „ich fühle es tief, wie nahe ich der Vernichtung war. Ich wünſchte mir den Tod; eine ſchwarze Stunde hätte mich zum Selbſtmord treiben können. Aber ich ſehe ein, daß ich leben muß; leben für meinen Sohn! Hat gleich die Krankheit meine Kraft verzehrt; hat der Kummer das Gerüſt meines Körpers zerbrochen; ſo bleibt mir doch noch Kraft genug, das Leben mit Muth zu ertragen; denn es gehört meinem Sohne. Es erfüllt mich mit Entſetzen, daß ich ihm das Gefühl der Rache eingeflößt habe, die meine Seele erfüllte; ich habe auf ſeine jungen Schultern das eiſerne Joch geladen, unter dem ich ein langes Leben ſeufzte. Ich muß ihn jetzt wieder der Liebe, der Verſöhnung zuführen; ich will über ihn wachen und wieder gleich einer zärtlichen Mutter, ſeine blonden Locken ſtreicheln. Meine Leiden will ich vor ihm verhüllen. Um ſie ſelbſt zu vergeſſen, will ich mir eine neue Thätigkeit ſuchen und Alles verlaſſen, wo ich auf jeden Tritt einer blutenden Erinnerung begegne. Eine unüberſteigliche Schranke ſoll die Gräber meines Gatten und meiner Söhne für immer umſchließen. Nur meinem noch lebenden Kinde gehöre ich jetzt an; ihm will ich Mutter ſein, damit er mein Andenken ſegne und in Liebe für mich bete. Ich erwarte ſonſt nichts vom Leben. Daß ich das kann, verdanke ich allein ihnen, den mir Gott in meiner höchſten Noth ſandte. Er ſei dafür geprieſen!"

„In saecula saeculorum, Amen!" ſprach der Prieſter, nachdem ſie geendet hatte, mit ſeliger Befriedigung auf ſie blickend. „Der Vorſatz, meine Tochter, hat meinen Beifall, allein es bleibt ihnen noch etwas zu thun. Sie müſſen denjenigen verzeihen, die ſie für ihre Feinde halten."

„Verzeihen? Verzeihen, mein Vater!" ſchrie die Arme, auf's Neue in Verzweifelung ausbrechend. „Den Feinden verzeihen, die mir mein Leben zerſtörten? Ach, ſie können das nicht empfinden, was eine Gattin und Mutter fühlt! Nicht eine Stunde vergönnten mir unſere Unterdrücker, ohne mich mit Schmach und Elend zu überſchütten. Sehen ſie denn nicht, wie ich ausſehe? Denken ſie nicht daran, wie ſie mich hier fanden? Das iſt das Werk meiner — unſerer Feinde!"

„Iſt das", erwiderte der Prieſter, „die ruhige und heitere Seele, die ſie fortan dem Ewigen allein nur opfern wollen? Jeſus Chriſtus hat am Kreuze für ſeine Feinde gebetet. Vergeben, meine Tochter, iſt göttlich. Es iſt der Quell, der unſere brennenden Wunden reinigt; es iſt der Geiſt, der ſie heilt. Nur wenn wir verzeihen, iſt die Aufopferung unſerer Leiden Gott wohlgefällig. Wer wäre wohl ſo eitel oder ſo vollkommen, zu wähnen, daß er nicht auch der Verzeihung bedürfe? Wir müſſen hienieden verzeihen, damit uns dort oben verziehen werde."

Die Kranke blieb ſtumm, aber in den düſtern Zügen konnte man den Kampf in ihrem Innern leſen. Nach einiger Zeit erhellte ſich ihr Blick wieder und auf ihre

Stirne ſchien ſich das himmliſche Licht der Auserwählten zu ergießen.

„Vergieb mir, Herr im Himmel, ſo wie ich jetzt allen meinen und des Vaterlandes Feinden vergebe!“ rief ſie mit erhobener Stimme, indem ſie die Arme emporſtreckte.

Der Prieſter ermahnte ſie zur Beharrlichkeit, zeigte ihr den Himmel, der ſich ihr dereinſt öffnen werde, und die an ſeiner Zuſprache nach und nach Geneſende hörte ruhig zu und ein kaum bemerkbares Lächeln flog über ihre bleichen Lippen, als ob ſie ſchon den Glanz der Morgenröthe eines neuen Lebens erſchauete. Als der fromme Beſuch ſich zum Abſchied anſchickte, bat ſie ihn demüthig, noch zu bleiben.

„Ach, ſprechen ſie weiter, mein Vater“, ſagte ſie mit ihrer ſanften, ſchwachen Stimme, „ihre Worte thun mir unendlich wohl.“

Der Prieſter blieb noch einige Tage. Es wurde der Plan zur Abreiſe feſtgeſetzt. Die Dame wählte zu ihrem künftigen Aufenthalte das deutſche Bad, deſſen Luft und Quelle ihr bei frühern Beſuchen ſchon zuträglich geweſen war. Sie wollte ſich dort einrichten und hegte die Hoffnung, von Zeit zu Zeit ihren Sohn, der in Paris weilte, bei ſich zu ſehen. Ihr Leben wollte ſie nur noch Werken chriſtlicher Barmherzigkeit weihen.

Es wurde ohne Säumen zur Ausführung geſchritten. Mit dem Reſte ihres Reichthums reiſte ſie nach Deutſchland. Die alte polniſche Gräfin, wie ſie genannt wurde, war bald von Alt und Jung in dem Badeorte gekannt. Beſonders aber von den Armen, denen ſie endlos Wohlthaten ſpendete. Sie ging in die Hütten der Landleute und bekümmerte ſich um den Unterricht der Jugend und um das Leben in den Familien.

Sie entfloh dem Gewühl und ließ ſich das Häuschen bauen, welches ſie bald bezog. Es war einfach ausgeſtattet, dennoch aber ſo bequem und geräumig, um auch einmal einen Gaſt zu beherbergen, wann er einkehrte. Sie unterhielt mit der Geſellſchaft im weitern Sinne keinen Umgang. Gegen jeden freundlich und zuvorkommend, war es doch Fremden ſchwer, mit ihr eine fortgeſetzte Beziehung anzuknüpfen.

* * *

Als nun die eben geſchilderte Dame und ihr Begleiter, der Prieſter, die Ebene erreicht hatten, ſchlugen ſie einen Weg durch den hohen Baumgang ein, der ſich längs des Fluſſes hinzog, der zu dem Mittelpunkt alles Glanzes, dem Kurplatze führte. Ihre Unterhaltung wurde einſylbiger, da ſie vielen Spaziergängern begegneten und hier ein Gruß, dort ein leicht hingeworfenes Wort ſie ſtörte.

„Dieſe vortrefflichen Leute“, ſagte die Dame, indem ſie in einen weniger betretenen Seitenweg bog, „ſind alle mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden. Man ſieht es ihnen an. Sie haben weder geſtohlen, noch getödtet und höchſtens nur Seelen verwundet, das erſcheint ihnen ſo gering, daß ſie es nicht zu bereuen brauchen. Wollte man es den

Leuten als Sünde vorhalten, ſo würden ſie böſe; ſagte man ihnen, daß ſie an ihren Tod denken ſollen, ſo antworteten ſie lachend, das hätte noch Zeit. Sie haben einen guten Arzt, der ihren Körper kennt und ſie ſchon aus der Affaire ziehen wird. Er fühlt ihnen den Puls und verſichert, daß er ſehr richtig gehe, und alle ihre guten Freunde verſichern ebenſo beruhigend, daß das Bad Wunder wirke und ſie ſo friſch und unternehmend ausſähen, wie ſeit lange nicht mehr. Dann ſtrecken ſich die wackern Kurgäſte in die Länge und behnen ſich in die Breite und beſtätigen ihr Wohlſein, indem ſie ſich bei Tiſche Exceſſe erlauben und auf den Ball gehen, um zu tanzen. Und doch ſind die meiſten in der That krank auf den Tod und erwarten den Richterſpruch, ebenſo wie der arme Sünder, der im Gefängniß ſitzt, mit beladenem Gewiſſen und ſchon ausgefertigtem Todesurtel."

„Nur mit dem Unterſchied", nahm hier der Prieſter das Wort; „der arme Sünder geſteht, daß er die Hölle verdient habe; er weiß, daß er in kurzer Zeit ſterben müſſe; er glaubt, daß Gott barmherzig ſei; er bereut, er beweint, er hofft und ſeine Hoffnung täuſcht ihn nicht. Er bittet um den Beiſtand des guten Schächers, eines großen Heiligen, in welchem ſich die Lehre und die ewige Gnade unſers Erlöſers gleichſam verkörpert zeigt. Der erſte kanoniſirte Menſch, der Erſte, der in den Himmel eingehen durfte, war ein Verbrecher! Kann jemand nunmehr noch fragen, weßhalb Jeſus Chriſtus auf Erden erſchienen ſei? Der gute Schächer giebt uns das erſte Beiſpiel von Demuth und Glauben. Er klagt ſich an: „Wir empfangen, was unſere Thaten verdient haben.“ Dann ſpricht er: „Herr, gedenke mein, wenn Du in Dein Reich kommſt!“ Das iſt Glaube! Und der Herr erwidert: „Wahrlich, ſag' ich dir, heut wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.“ Ich wünſchte, daß unſere Feingebildeten nur etwas von dem Glauben des guten Schächers beſäßen. Aber ſie wollen vom Himmel nichts wiſſen, und ſehen Jeſus Chriſtus nicht, der ſich ihnen ſeit neunzehn Jahrhunderten offenbart hat, und dort oben thront und regiert und Allem gebietet.“

„Das Leben umſtrickt alle mit ſinnlichen Reizen“, ſetzte die fromme Dame hinzu, „überall zeigen ſich die unſeligſten Beiſpiele von Sittenverderbniß; man liest größtentheils nur abſcheuliche Bücher, deren Verfaſſer es ſich zum hohen Verdienſt anrechnen und ſich damit brüſten, nichts von Dem zu glauben, was die Kirche lehrt. Sie lehnen ſich auf gegen Satzungen, die nach ihrer Meinung nur von Menſchen ausgegangen ſind, die ſie nicht frei von Schwächen oder gar für Heuchler und Betrüger halten.“

„Aber wenn nun trotzdem die Menſchen noch beichten und von der ewigen Erbarmung ſprechen,“ ſagte der Prieſter, „ſo erblicke ich darin etwas ſo unbegreiflich Göttliches, daß ich mich davor beugen muß. Der gute Schächer bekehrte ſich, ſo erklärt es die Schrift, weil der Schatten des Kreuzes auf ihn fiel und weil er auf der Seite war, wo die heilige Jungfrau ſich befand. Dieſelbe unendliche Gnade läßt nun auch durch das Kreuz und die heilige Jungfrau der liebe Gott vielen Sündern in der Gegenwart noch zu

Theil werden. Keine Seele iſt ſo beſudelt, daß Gott ſich nicht noch ihrer erbarmte.“

„Ach, wie ſonderbar bewegt das mein Herz,“ unterbrach hier die Dame mit überraſchend fröhlichem Schwunge den Prieſter. „Welche Erinnerungen! wie lieb und wehmüthig zugleich. Ich wollte den Kurplatz heute nicht mehr beſuchen; doch dieſe Klänge locken mich an. Aber wir müſſen dabei ein wenig ausruhen, denn ich bin ſehr müde.“

Es war etwas Ureigenthümliches, was dieſes plötzliche Abſpringen von dem ernſten Thema der Unterhaltung hervorrief.

„Es ſind die Klänge der Heimath!“ rief die Polin von dem mächtigen Gefühle unterbrochen, das ſie mit einem Male ganz beherrſchte. „Das iſt die duftende Blüthe, die uns armen Verbannten das Vaterland ſendet, um uns zu tröſten.“

Die Kurkapelle ſpielte ſoeben, aus Rückſicht für die vielen im Badeorte verweilenden Slaven, polniſche Nationaltänze. Den Kiosk umgab eine dicht geſchaarte zuhörende Menge und die Alleen waren mit drei Reihen Bänke beſetzt, die kein leeres Plätzchen mehr zeigten. Hinter und zwiſchen den Bänken hatte man alle Stühle aus den Sälen und Hallen geſtellt, die ebenfalls von der ſchönen Welt eingenommen waren. Die polniſche Dame bewegte ſich mühſam durch die Sitzenden; Niemand machte Miene, ihr ſeinen Platz anzubieten. Es waren Fremde und Unbekannte; ſie beſuchte nur höchſt ſelten den Kurplatz und kannte ſelbſt nur ſehr wenige von ihren Landsleuten. Dieſe waren aber alle zu Hauſe und mit ihrer Toilette beſchäftigt, denn in einer Stunde ſollte ein ſolennes Ballfeſt beginnen, zu welchem die Polen beſonders geladen waren und welches deßhalb „Slavenball“ benannt worden war.

Ihre Erſchöpfung war jetzt zu einer Höhe geſtiegen, daß ſie kaum mehr im Stande war, ſich aufrecht zu erhalten. Sie konnte nicht daran denken, ihre Wohnung zu erreichen und beſchloß nach der an den Kurplatz ſtoßenden Pergola zu gehen, wo ſie einen leeren Platz wohl noch zu finden hoffen durfte. Im Gehen verweilten ihre halbgeſchloſſenen Augen auf manchem Glücklichen, der nachläſſig in ſeinem Seſſel ausgeſtreckt, der Muſik horchte. Ihr Ausſehen war mitleiderregend; die gelbliche Geſichtsfarbe gab dem ſchmerzhaften Ausdruck der alten Züge einen leichenhaften Anſtrich und der Körper ſchleppte ſich hin, als könnte er bei jedem Schritt zuſammenbrechen.

Da begegnete ihr Blick dem eines elegant gekleideten jungen Mannes, der ſogleich aufſprang, ſeinen Stuhl ergriff und der Dame entgegentrug, mit den Worten:

„Je vous prie, Madame; de vouloir bien accepter cette chaise —“

Sie verneigte ſich und antwortete lächelnd:

„Bardzo Panu dziękuię za Jego nadzwyczajną grzeczność!“ *)

„Je ne suis pas polonais, Madame! Où voulez-vous, que je porte la chaise?“

Der Prieſter hatte bereis von dem Fremden den Stuhl höflich ſich erbeten, und die Dame ſagte:

---

*) Ich ſage Ihnen unendlichen Dank, mein Herr!

„Alors vous êtes français, Monsieur —"

„Non plus, Madame, je suis allemand et natif de ce pays même."

„Ah, Monsieur!" rief ſie aus. „J'ai cru jusqu' à présent que mes compatriotes et les français soient seuls capables d'être aussi galant que vous."

Der junge artige Deutſche wußte nicht, was er auf dieſe zweideutige Phraſe erwidern ſollte. Er begnügte ſich damit eine ſtumme Verbeugung zu machen und kümmerte ſich nicht weiter um die beiden Fremden, die ſich mit dem Stuhle entfernten, um der Muſik näher zu ſein.

Unſer Landsmann mußte nun zu Fuße gehen, als Folge ſeiner deutſchen Aufopferungsfähigkeit. Sie hatte ihn nicht viel gekoſtet, denn er war jung und ſtark, eine jener ſüddeutſchen Naturen, wie ſie in der Alpenluft oder im Duft des Forſtes gedeihen. Rüſtig an Geiſt und Körper, geſchickter Turner von Geburt und tiefer Denker von Gottes Gnaden, war ihm der Stempel der Vornehmheit, die ihn erfüllt, in lesbaren Lettern auf die Stirne gedrückt. Doch eben kein ahnenreicher Stammbaum! Eine bürgerliche Abkunft; eine Liſte von Namen, welche Ehrenmänner trugen, ein Geſchlecht, das dem Staate im Kriege Dienſte geleiſtet hatte.

Als würdiger Sproſſe war auch er in dieſelbe Laufbahn getreten. Er war Hauptmann in der öſterreichiſchen Armee. Eine Wunde, die er im Dienſte empfangen, zwang ihn einen Urlaub anzuſprechen, um Bäder zu gebrauchen und einen Winter im Süden zuzubringen.

Am Ende der Hauptallee ſtreckten ſich unſerm Landsmann zwei offene Arme entgegen und ein lachender Mund rief dazu: „Das iſt ja ganz charmant, daß ſie kommen; hier halt' ich ſchon lang einen Sitz für ſie parat.“

Es war ein junger Arzt, der erſt ſeit zwei Jahren an dem Brunnen angeſtellt und von einer Autorität im Fache der Heilkunde beſonders empfohlen worden war. Da ſich ſeine Kundſchaft hauptſächlich auf die höchſte Schichte der Gäſte erſtreckte, ſo hatte er an jenem Abend Ruhe, weil ſeine Patienten von ihm Dispens erhalten hatten, den Slaven-Ball zu beſuchen. Er ſaß da, um zu beobachten, und er war nun ſehr erfreut, daß Einer ſich einſtellte, dem er ſeine Gloſſen mittheilen konnte.

„Sehen ſie, lieber Albert“, ſprach er, „wie die leidende Menſchheit ſich hier abquält, damit ſie ihr elendes Daſein friſte. Das iſt nun ein Abendſpatziergang! Sie könnten ihn mit Vortheil für die Geſundheit, draußen zwiſchen den Getreidefeldern machen. Die Luft iſt dort reiner; hier iſt ſie voll Staub; ihre Nerven gelangten dort zur Ruhe; hier werden ſie nur aufgeregt. Statt dem lärmenden Brouhaha, ſtatt der betäubenden Janitſcharenmuſik, hörten ſie dort die aufſteigende Lerche, die ihr Neſt zwiſchen den Aehren mit ſüßem Trillern verläßt, um in den letzten Sonnenſtrahlen ein warmes Bad zu nehmen. Das Herz der Patienten würde ſo beſänftigende Eindrücke empfangen, die ihnen den ruhigen Nachtſchlummer verbürgten. Aber die Unſinnigen meinen alles gethan zu haben, wenn ſie den alten verjährten Vorſchriften der bezopften Doctoren der Turandot folgen. Morgens ſo und ſo viel Becher, dann Abſtinenz; das wird als unerläßlich anempfohlen. So wenig Speiſe, daß es der Geſundheit nachtheilig wird. Iſt es da zu verwundern, daß ſie alſo ſtrenge Geſetze übertreten? daß ſie in jenen Dingen, die ihnen allenfalls geſtattet wurden, gern über die Schnur hauen? Ich gehe mit meinen Patienten anders um. Die Stimme der Natur iſt ſtärker als die Sprache der Kunſt. Vor allen Dingen forſche ich nach dem Naturell, nach den Gewohnheiten. Nur die durchaus ſchädlichen ſuche ich zu widerlegen; gegen die übrigen bin ich nachſichtig und langmüthig bis zur Schwäche. Das iſt durchaus nothwendig, wenn ich die Patienten von meiner Sorte nicht alle verlieren will. Ich laſſe ſie an der Wirthstafel gehörig ſpeiſen, erlaube ihnen auf den Ball zu gehen, Abends ihren Thee in Geſellſchaft zu nehmen und fordre nur, daß ſie täglich irgend eine Partie zu Wagen machen und im Walde bei heiterer Unterhaltung ſpatzieren gehen. Selbſt leſen und Briefe ſchreiben, müſſen ſie in freier Luft. So bin und bleib' ich, ihr lieber Doctor, dem ſie willig treu bleiben."

Albert hatte aufmerkſam zugehört.

„Sie legen ſich damit eine Feſſel an," erwiderte er, „die ihnen zur drückenſten werden muß. Wie können ſie ſich ſo verläugnen, ihrer Einſicht entgegen, den Gewohnheiten ſinnlicher Lebemenſchen nachzugeben und ſie in ihrem Wahne noch zu beſtärken? Entweder ſind ſie krank, oder nicht; im erſtern Falle müſſen ſie in Allem ſich dem Zwecke der Heilung unterwerfen; im andern, ſchickt man ſie nach Hauſe."

„Ja, wenn's damit abgethan wäre!" ſagte der Arzt.

„Ich verſichere ſie, unſere größte Kunſt beſteht darin, auf den Geiſt zu wirken. Die Verſtopfungen des Geiſtes zu entfernen iſt wichtiger als denen des Leibes abzuhelfen. Wenigſtens bei den meiſten, die hieher kommen. Die Abzüge zu öffnen, damit dem Geiſte neue Luftſtrömungen zu Theil werden können, und durch ſie neue Lebensluſt erweckt werde, das iſt unſere Aufgabe. Die friſchen Eindrücke, die auf ſolche Weiſe erzielt werden, ſind wichtiger als der genoſſene Brunnen. Der Gemeinplatz lautet: die Ausſpannung von den Geſchäften, die ſorgenloſe Zerſtreuung unterſtützen die Wirkungen des Brunnens; ich behaupte hingegen das Umgekehrte: Geſchäftsloſigkeit und erheiternder Lebensgenuß ſeien die Hauptſache, und der Brunnen könne, mäßig genoſſen, allenfalls eine Mitwirkung üben. Mein lieber Albert, der Arzt, der blos an den Unterleib denkt und ihn ſtudirt hat, kann im beſten Fall wohl eine Indigeſtion kuriren, aber langwierige chroniſche Uebel und die allergefährlichſten, ſolche, die in der Einbildung herrſchen, vermag er nicht zu beſeitigen. Es beſteht ein unſichtbares Band zwiſchen der Seele und der Hülle des Körpers, von dem unſere Wiſſenſchaft noch wenig, ich möchte ſagen, ſo gut wie nichts begriffen hat. Der Denker verliert umſonſt Zeit und Mühe, um die innerſten Beziehungen zwiſchen der Seele und den Sinnen zu erklären. Er irrt wie ein Wanderer, der zur Nachtzeit ſchneeverwehete Steppen durchzieht. Es iſt überall Weg, doch nirgend ein Ende des Weges. Was Menſchen erfanden, zergliedert und begreift der Verſtand des Menſchen; das eigentliche Werk Gottes, den Seinem Weſen ähnlichen Geiſt, durchdringt der Menſch nicht.“

Albert beſchränkte ſich darauf, dieſe ſeltene Offenherzigkeit mit warmen Worten zu loben. „Sie ſollten dieſe Anſichten durch den Druck verbreiten und durch ihre Erfahrungen deutlicher machen,“ ſagte er.

„Zeit haben!“ ſprach lachend der Arzt. „Während der Saiſon iſt man immer in Anſpruch genommen und während des Winters, will man doch auch ein genießender Menſch und nicht bloß ein ordinirender Doctor ſein; und noch dazu, wenn man die Pflicht hat, auch ſeinem jungen Weibe anzugehören, das im Sommer ohnehin als Strohwittwe lebt und vielleicht nicht ohne kleine Anwandlungen von Eiferſucht bleibt. Die Frau eines Brunnenarztes mag unter den Conzeſſionen, die ſie unfreiwillig machen muß, manche ſtille Thräne vergießen, welche zu trocknen die Pflicht erheiſcht. Meine arme Frau hat nichts zu ihrem Troſte, als das Lob, welches mir eine vornehme Dame jüngſt ſpendete: „On n'est plus malade que pour lui!“ und die paar Handvoll Ducaten, die ich ihr in den Schooß warf; das Honorar der Lobſpenderin bei ihrer Abreiſe. Im Winter verſprach ich meinem guten Weibchen, nach dem Süden zu reiſen, wo wir im Kreiſe einiger meiner intereſſanteſten Patienten angenehme Stunden zu verleben hoffen dürfen.“

Die Promenade fing an, ſich zu leeren. Die Muſik hatte bereits den Kiosk verlaſſen; die bemooſten Häupter unter den Brunnenärzten, erſchlafft von den Audienzen, die ſie ihren Kranken gegeben, enthuſchten den ſie Verfolgenden, die noch Vorſchriften bis in's Bett mitnehmen wollten, und eilten ihren Häuſern zu; der junge Doctor ſprang auf und zog Albert zu ſich.

„Sehen ſie," ſprach er, „dort beginnt ſchon die Prozeſſion. Es iſt Zeit, daß auch wir uns in's Zeug werfen!"

Albert ſah ihn fragend an. „Wir?" fragte er gedehnt.

„Sie müſſen mit mir auf den Ball. Die grande tenue iſt hier für uns erlaſſen. Sogar der Frack iſt nicht de rigueur. Es bedarf nichts weiter als d'être bien chaussé et bien ganté. Lakirte chaussure haben ſie an und neue Handſchuhe liefert ihnen die hübſche Puſterthalerin dort unten, die jetzt eben ſo ſchelmiſch nach uns herblickt. Wir wollen unſere Handſchuhe bei ihr kaufen und nicht mit ihr markten."

Als ſie beide auf den Laden losſteuerten, begegneten ſie einigen Damen, die in ſchillernden Flor gekleidet, ihre Nacken und Buſen dem Abendwinde preisgaben, der ziemlich ernſt von dem Bergwald in das Thal ſtrich. Die Damen nickten freundlich dem Arzte zu und mahnten ihn daran, bald auf dem Balle zu erſcheinen.

„Aber ich bitte ſie um Gotteswillen!" rief Albert wahrhaft erſchreckt aus; „das ſind ihre Klientinen und ſie verwehren ihnen nicht, in dieſer leichten Hülle, nach Sonnenuntergang" —

Der Doctor ließ ihn nicht ausſprechen.

„Beunruhigen ſie ſich nicht darüber," ſagte er beſchwichtigend. „Sie glauben nicht, wie eine gute Erziehung in dieſer Hinſicht kräftigt. Die vornehmen Damen beſitzen eine bewundernswerthe moraliſche Kraft. Was der Unverſtand an ihnen Koketterie ſchilt, ruht wahrhaft nur in dieſer. Sie überwinden und verachten kleine Unbequemlichkeiten, ſogar empfindliche Schmerzen, um der Anmuth der Konvenienz zu genügen. Ich kenne eine ſchon bejahrte Dame, die am Rückenmark leidet und nach einem jammervoll hingebrachten Tage, Abends die ausgeſuchteſte Toilette macht, um in ihrem Salon einen geiſtreichen Kreis zu verſammeln und die Seele der Unterhaltung zu bilden. Als ich ihr bei'm Eintritt leiſe mein Befremden darüber ausdrückte, reichte ſie mir die ſchöne Hand und hauchte: »Ah, cher docteur, j'ai des douleurs atroces, mais ça ne dispense pas; c'est aujourd'hui mon tour.« Ich finde darin auch eine Größe in ihrer Art. Eine gewöhnliche Bürgersfrau, die zufällig ein wenig Ohrenweh oder Zahnſchmerz hat, verzerrt ächzend, ihr Geſicht unter einem Polſter und dickem Verbande und ſcheut ſich nicht, ſich aller Welt ſo zu zeigen. Darin ſehe ich Mangel an feinem Gefühl. Für die kleinſten Uebel verlangen ſolche Leute lange Recepte; ſonſt taugt der Arzt nichts. Ich tauge auch nicht für ſie; denn ich verſchreibe nur in entſcheidenden Fällen. Glauben ſie mir, lieber Freund, es iſt nicht wahr, daß die vornehme Welt ſo gar verwöhnt ſei und an ganz beſondern Krankheiten leide, die aus ihrer Lebensweiſe entſpringen ſollen, wie diejenigen nachplappern, die ſie nicht kennen. Die widerwärtigſten Krankheiten und die unausſtehlichſten Aeußerungen derſelben finden ſich in jenen Schichten der Geſellſchaft, welche eine ganz entgegengeſetzte und nur ihnen angenehme Lebensweiſe einhalten und durch nichts bewogen werden können, von ihr zu laſſen.“ —

Während ſie bei der Tirolerin die Handſchuhe noch anprobirten, fuhren am ſeitwärts gelegenen Portale des Kurſales bereits die Wagen vor, aus denen duftende, ganz in Blumen getauchte Schönheiten ſich erhoben. Unſere beiden Freunde begaben ſich dorthin.

Die alte polniſche Dame und der Prieſter begegneten ihnen. Sie gingen neben einer hohen Geſtalt zu Pferde, in ſchwarzem Reitercoſtüm. Der Doctor zog ehrerbietig den Hut.

„Die gehen nicht auf den Ball,“ ſagte er.

Albert ſah den Damen nach.

„Wer iſt die Amazone?“ fragte er.

„Das iſt die Schönſte der Schönen,“ lautete die Antwort. „Die Verwandte einer ruſſiſchen Fürſtin, die wahrhaft bizarre Schickſale erlebt hat. Ich erzähle ihnen einmal, was ich davon weiß.“

III.

Seitwärts von der Eingangshalle lag eine Gallerie, nach welcher ſich die aus dem Wagen geſtiegenen Damen zuerſt begaben, ehe ſie in den Ballſal traten. Die Thüre war angelegt, der Arzt winkte Albert und Beide hüpften auf den Zehenſpitzen [illegible] „In der Gallerie iſt ein ganzer Olymp von Göttinen! ziſchelte der Doctor Albert in’s Ohr. Ein Kenner, ein pariſer Theaterarzt etwa, würde das, was er hier ſieht, mit einer loge des artistes, was wir ſehr unziemlich Damengarderobe nennen, ſchlechtweg verglichen haben. Der deutſche Brunnenarzt drückte ſich poetiſcher aus.

Was ſich wirklich in der Seitengallerie zutrug, ergab ſich übrigens aus der Nothwendigkeit der Umſtände. Die Balltoilette beſtand nehmlich lediglich aus Blumen. Alle Gärten des Ortes und der Umgebung waren vollſtändig ausgeplündert worden und der anweſende Hofgärtner hatte bei ſeinen Kollegen weit und breit Beſtellungen machen müſſen, um der Nachfrage zu genügen. Um was er angegangen wurde, war keine Kleinigkeit. Die eine wollte vom Kopf bis zu den Füßen ein dunkelrothes Nelkenbeet vorſtellen. Die leiſeſte Abweichung vom Grundton der Farbe und die Blumen wurden verworfen; die unmerklichſte Verſchiedenheit in der Größe und die duftigſte Nelke war nicht zu gebrauchen. Dort erblühete eine andere im zarteſten Schmelze der Moosroſe; hier eine dritte, ſchmachtend im Dufte der falben Theeroſe. Das Korſett war von geſchloſſenen Knöspchen, wie mit einem Gewebe bedeckt; von den Schultern hingen erſchloſſene, gleich flatternden Bändern, hernieder; die Robe begränzten nach unten die voll erblüheten Blumen mit einem bauſchigen Beſatz, der eine Blumenmoſaik genannt werden durfte. Man kann denken, daß an ſolchem Aufputz, bei'm Ein- und Ausſteigen manches in Unordnung gekommen war, das jetzt verbeſſert werden mußte.

Die Damen ſtanden da, in ihrer vollendeten Schönheit, und um ſie her knieend die zierlichſten Camerieren und Zofen; hier gerad oder krumm biegend, dort ordnend oder befeſtigend, vor Allem aber andere große Blumenbeſätze, die ſie noch über ihre eigene Schulter nachläſſig geworfen hatten, jetzt an der Taille ihrer Gebieterinnen befeſtigend.

„Sie haben ganz recht“, ſagte Albert leiſe zum Arzt, dies ſind in der That Göttinen, die von Nymphen bedient werden.“

„Verfügen wir uns denn zum Göttermahle!“ ſprach der Andere, indem ſie nach dem Saal ſchritten.

Wir wiſſen wie es um die Gaukelei beſtellt iſt, welche die Spielpächter ihrem Publicum gewöhnlich vormachen. Es iſt immer der gleiche Abklatſch einer Eleganz der Pariſer Kaffeehäuſer. Eine pure Nachäffung der Renaiſſance- oder Rococomode; nur daß anſtatt der wirklichen Pracht, der ächten Juwelen, der Flimmer der gläſernen pierres de Strass angewandt wurde. Statt der Gobelins und der gewebten Seide, des von Künſtlerhand gebildeten ſtatuariſchen Schmuckes, ſtatt der Plaſtik der reichen Vergoldungen, ſoll uns die ebene Fläche der Wand mit bedruckten Papierſtreifen beklebt, die Täuſchung bereiten. Es möchte hingehen, wenn ſolches für einmal diente, um der Phantaſie einer blaſirten Geſellſchaft nachzuhelfen, und dann wieder verſchwände; dergleichen aber beizubehalten und dieſe Salons des fleurs, de la renaissance, de Louis XV. immer wieder den Gäſten zu öffnen, das ertödtet alle Phantaſie, beſonders eine ſolche, die ſich einmal an den Urbildern: einer Dianengalerie in Fontainebleau, einem Prachtſaal im Palaſte der Sciarri in Genua und ähnlichen Monumenten geweidet hat. Kahle Wände, zwiſchen denen ſich geſchmückte, ſchöne Menſchen verſammeln, können bei reicher Beleuchtung weit belebender auf unſere Einbildungskraft wirken.

Bei dem heutigen Ball hatte aber alles Handwerk ſich vor einer wirklichen Kunſt des Tapezierers und des Gärtners verbergen müſſen. Wände und Decken waren mit reichen Stoffen in ſanfttönenden Farben, nach maleriſchen Uebergängen behängt und Gewinde aus Gaze ſchlangen ſich dazwiſchen und ſchwebten zu den zahlreichen Hänglampen empor, um ſie unter einander zu verbinden. Blumen waren überall vermieden, damit das Todte nicht das Leben beeinträchtige, das ſich ſo vielgeſtaltig auf dem Parkett in dieſem ſchönſten Schmucke der Natur bewegte.

Längs der Seitenwände reiheten ſich die gewöhnlichen Sitze aus Lindenholz geſchnitzt und mit bauſchigen Polſtern verſehen, die mit goldbedrucktem Leder überzogen waren; aber in der weiten Rotunde, die den großen Saal begränzte, erhoben ſich ſieben künſtliche Felſen, mit Moos bekleidet und von hohen Palmen, und Ficus und Oleander überragt, zwiſchen denen Quellen hervorſickerten, die einen künſtlichen Wohlgeruch im ganzen Saale verbreiteten. Auf dieſen Felſenerhöhungen waren Sitze menagirt, üppig reiche Divans, auf welchen weit über hundert Perſonen Platz nehmen konnten.

Dabei glich das Ganze einer großartigen Konſtellation von Lüſtern, Girandolen und Flammenbouquets. Die unpaſſende und doch von den Zeitungsſchreibern, bei den kleinlichſten Fackelzügen, ſo gern gebrauchte und ſtets wiederholte Metapher „Flammenmeer“, würde hier nicht einmal genügt haben.

Die Anordner hatten es vorgeſehen, daß auch die Herren, die an dem Feſte wirklich theilnahmen, die Tänzer mit einem Worte, nicht im trübſeligen ſchwarzen Frack erſcheinen durſten. Sie trieben es dabei zwar nicht ſo weit wie Ludwig XV., der bei ſolchen Gelegenheiten Goldſtoff oder farbigen Sammt mit Goldſtickereien und Knöpfe von Edelſteinen vorſchrieb; da jedoch die eigentlich Eingeladenen Slaven waren, ſo mußte jeder in ſeiner Nationaltracht erſcheinen. Was ſonſt noch zugelaſſen wurde von der übrigen Kur-Geſellſchaft, dem wurde Ballkleidung nach der in den Bädern hergebrachten laxen Obſervanz auferlegt. Es waren deren nur Wenige, die ſich entweder als neugierige Zuſchauer in beſcheidener Zurückhaltung verhielten; oder wann ſich Einige unter die Menge miſchten, ſich unbemerkt in ihr verloren. —

Albert gehorchte nur zögernd dem Arzte, der ihn am Arm in's heftigſte Feuer führte. Er kannte nicht nur alle dieſe Größen, ſondern ſie liebten ihn und freueten ſich darüber, daß er gekommen war. Um Albert kümmerte man ſich nicht. Die beiden Freunde hatten ſich der Rotunde genähert; es war eine Tanzpauſe. Die Felſen waren jetzt von Dryaden und Oreaden bevölkert und unten umſtanden ſie die bärtigen Jünglinge im Attila und Zupan*), im Dolman und in der knappen Litewka, gleich dienenden Gnomen, die den Schluchten entſtiegen waren, um der Schönheit zu huldigen.

Der Doctor hatte ſich ſeitwärts in den Schatten hoher Staudengewächſe mit ſeinem Begleiter geſtellt, um ungeſtört ihm das lebende Bild zu erklären.

---

*) Geſprochen: Schupan; die alte Nationaltracht der Polen, der Leibrock. Darüber ward der Kontusz getragen.

„Dort die ſchöne ſtolze Frau, ganz oben an die Palme gelehnt, iſt eine ungariſche Gräfin. Die läßt gewiß keinen Tanz aus; ſie tanzt leidenſchaftlich und raucht Papiercigarren. Ich habe ihr gerathen, ſich vor Zugwind zu hüten, und da ſehen ſie, wie folgſam ſie iſt. Sie hat eine prächtige mit echtem Gold geſtickte Mantille um die Schultern geworfen, deren Enden herabhängen und von den Nachbarinnen unbarmherzig mit Füßen getreten werden. Die Eine ſteht auf — richtig, das Ende verwickelt ſich um ihre Füße — die Mantille zerreißt. Bemerken ſie die Gleichgiltigkeit dieſer Damen. Die Eine hebt die zerriſſene Mantille nicht einmal auf, und die andere ſchreitet mit einem holden Lächeln als Entſchuldigung darüber hinweg, und der Riß wird dadurch noch etwas erweitert. Können ſie ſich recht lebhaft vorſtellen, was eine deutſche Dame dabei in ihren Mienen verrathen hätte, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſehr im Stande wäre, ſich zu beherrſchen? Und dort das kleine allerliebſte, dralle Kind, das jetzt lachend auf die arme Mantille tritt, um mit der Inhaberin derſelben zu ſprechen. Sie ſind verwandt. Wie die Kleine ſo herzlich lacht —! Man kann nichts anmuthigeres ſehen. Und wie ſie ihr ungariſches Häubchen trägt — wie die langen Bänder hinten herabfallen! Das ſchönſte Mädchen einer andern Nationalität verſtünde das Häubchen nicht ſo aufzuſetzen, daß es die Wirkung hervorbrächte. Dazu gehört die eigenthümliche Haltung des Kopfes, vor Allem aber der Bau des Hinterkopfes und des Nackens. Das verſteh' ich als Anatom. Sprechen ſie mit mir über Racen!“

„Es iſt mit Aerzten nicht umzugehen“, ſagte Albert halb unwillig, halb im Scherze. „Sie verbreiten ſelbſt unter Blumen doch ſtets einen Leichengeruch —“

„Wir wollen ihn ſogleich vertreiben“, erwiderte der Doctor, „ich führe ſie in eine wohl parfümirte Atmoſphäre. Die alte, etwas griesgrämliche Dame, die ſich in ihren Chantilly wie in eine Kazawaika hüllt, iſt eine ſehr vornehme und reiche Ruſſin. Sie iſt eine geborene Fürſtin von Gruſien und ganz gebadet in Esbouquet und Eau de Portugal. Ihre Nähe bringt Kopfſchmerzen. Die würde einen Riß in den koſtbaren Chantillyſchleier ſchon nicht ſo gleichmüthig hinnehmen. Aber ſie iſt dennoch eine Frau von ausgezeichneter Bildung, trotz aller Marotten. Denken ſie! Sie bewohnt zwölf Zimmer im vornehmſten Stock unſers erſten Hotels, die ſie alle beleuchten, und wenn's auch nur ein Bischen kühl regnet, heizen läßt, um darin ihren Spatziergang zu machen, ohne ſich der Luft exponiren zu dürfen. Das Brod, das ihr präſentirt wird, wäſcht ſie, ehe ſie es genießt, und wenn gleich es ihr die ſchönſten Hände präſentirt hätten. Aber ſie iſt gebildeter, als Alles, was dort oben ſitzt, und ein ſinniges Gemüth, das Poeſie liebt. Sehen ſie, der kleine, kränklich ausſehende Menſch im ſchwarzen Frack, der jetzt auf ſie zutritt und dem ſie die Hand drückt, der würde ſie ſonſt nicht ſo herzlich begrüßen. —“

„Und wer iſt er?“ fragte Albert.

„Eine ruſſiſche Größe“, lautete die Antwort, „ein berühmter Dichter“.

Der Doctor kannte des Dichters Bedeutung nur vom

Hörenſagen; allein er hatte von deſſen Landsleuten ſo viel über den kleinen Mann gehört, daß er ihm großes Intereſſe einflößte. Obgleich er kränklich ausſah, ſo hatte er dem Doctor dennoch nicht die Freude machen wollen, ihn um ſeinen ärztlichen Rath zu fragen. Der junge Kleinruſſe lebte nach den Gebräuchen und Sitten ſeiner Heimath, und die Uebel, die er ſich durch Ueberſchreitungen zuzog, kurirte er ſelbſt, wie es dort zu geſchehen pflegte. Seine naive, etwas derbe Originalität erſchien dem Kenner naturwüchſig; in fremder Geſellſchaft wurde ſie als geſuchte Genialität ausgelegt. Dies fühlte er, und daher kam ſeine Einſylbigkeit in unbekannter Umgebung, und die an Aengſtlichkeit gränzende Scheu, mit welcher er ſich ihr entzog. In unſerm Kurorte ſah man ihn nur mit einigen feingebildeten Landsmänninen verkehren. Die alte Fürſtin nannte ihn nur, obgleich er ſchon nahe den Dreißigen ſtand, „ihr liebes Kind“, wie die Frau des Taras Bulba, in Gogol's „Zaporogern“, ihren zwanzigjährigen Bengel von Sohn, der zum Willkomm den Vater durchprügelt.

Der Doctor war ein ſo trefflicher Chroniſt, daß er ſtundenlang erzählen konnte, und ſeine fließende Suade, welcher er willig nachgab, hatte ihn ſelbſt ſo hingeriſſen, daß er es nicht bemerkte, wie wenig Aufmerkſamkeit ſein Zuhörer dieſen Mittheilungen zuwendete. Wirklich waren Albert's Sinne von einem andern Gegenſtand erfüllt, auf dem ſeine Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck ruheten.

Endlich merkte es der Doctor, als eine hohe Frauengeſtalt ſich von der andern Seite der Fürſtin näherte; ein

Blick auf Albert verrieth ihm ſogleich den Grund ſeiner Zerſtreuung. Der ruſſiſche Dichter wurde jetzt alsbald liegen gelaſſen, und Albert feſt an ſich drückend, raunte ihm unſer Aesculap leiſe die beſchwingten Worte zu:

„Die iſt ſchön! Aber ſie ſollten ſie erſt kennen, mit ihr ſprechen! Sie übt ein unwiderſtehliches Entrainement auf jeden aus, der ſich ihr naht. Sie iſt nicht ſo verführeriſch, wie Viele andere Slavinnen, allein ihre vollkommene Beherrſchung, ihre Sicherheit in den Beziehungen zu andern, geben den ihr von der Natur verliehenen Reizen einen ſanften Zauber ohne Gleichen. Sie beſitzt die Gabe der Wehmuth und ein damit im innigſten Bunde ſtehendes Wechſelſpiel der zarteſten Gefühlsäußerungen. Sie lebt und webt im Genuſſe der Natur und hat darum Italien zu ihrem Aufenthalte gewählt. Ihr Palaſt in Florenz iſt von Gärten umgeben, welche die berühmten Boboligärten verdunkeln ſollen. Es iſt herrlich wann ſie davon erzählt. Sie verliert ſich dann gleichſam wie ein Kind in den vertraulichſten Mittheilungen, die ſie mit dem Hauch einer idealen Friſche zu umgeben weiß. Das iſt nicht jene weinerliche Sentimentalität, die uns bei unſern Damen ſo oft abſtößt, und noch weniger jener läppiſche Landſchafts-Enthuſiasmus, der die Kinder Albions ergreift, wann ſie die ſächſiſche oder fränkiſche Schweiz zum erſtenmal genießen. Unſere ſchöne gefühlvolle Ruſſin iſt noch dazu witzig und perſiflirt ſolche Schwächen; ihr gilt der Adel des Geiſtes Alles; ſie ſetzt ihn über jenen Adel, der an und für ſich ſchon ſalonfähig macht. Sie wäre in St. Petersburg Fürſtin, Ehrendame, Oberintendantin von dieſem und jenem;

in Florenz iſt ſie nichts, als eine ausgezeichnete Frau in der vollſten Bedeutung. Sie hat ein horreur vor der Etikette, was ihr, beiläufig geſagt, von der alten Fürſtin, ihrer Tante, mit der ſie jetzt ſpricht, ſehr übel ausgelegt wird. So iſt das herrliche Weſen beſchaffen, das ſich nun ſchon ſeit zwei Jahren, während der Saiſon, meiner Behandlung unterzieht, und das ich deshalb ſehr genau kenne. Ein verſtändiger Arzt iſt dem Beichtvater gleich, ohne von einem andern Beichtſiegel ſich beſchränkt zu ſehen, als demjenigen der Discretion.“

Albert war bei dieſer ſo beredten Schilderung aufmerkſamer geweſen, als bei der frühern, die den Dichter betraf.

„Iſt ſie verheirathet?“ fuhr er plötzlich heraus.

So gleichgiltig oder vielmehr alltäglich die Frage an ſich war, ſo hatte der Doctor dennoch Mühe, ein Lachen zu unterdrücken; ſo naiv erſchien ſie ihm. Er betrachtete Albert eine Weile und ſagte dann ſpöttiſch:

„Wer kann es wiſſen?“ —

„Ob ſie verheirathet ſei?“

„Nein — wer ſie zum zweitenmal heimführt. Sie iſt Wittwe. Ein alter, ſehr reicher Ruſſe führte ſie zum Altare; gleich nach der Trauung ſetzte er ſie zur Univerſalerbin ein und um ſeine Großmuth zu krönen, legte er ſich hin und ſtarb. Jetzt iſt ſie eine der reichſten Partien im weiten Kaiſerreiche, die mit dem ehemals ſprüchwörtlichen Reichthum des Fähnrichs Jakowlew verglichen wird.“

Das letzte Wort hatte der Doctor kaum ausgeſprochen, als eine bemerkbare Unruhe im Saale entſtand. Alles drehete befremdet die Köpfe. Niemand wußte noch, was dieſes Aufſehen erregte, als ſich Rauch bemerklich machte, und ein leiſes Kniſtern vernommen wurde. „Es brennt!“ erſchallte es plötzlich. Die Göttinen verließen ängſtlich ihren Olymp und ſtürzten ſich entſetzt in das Gewühl des Saales. Die Gehänge an den Kronenleuchtern hatten Feuer gefangen und die glühend gewordenen Drähte, an denen ſie befeſtigt und durch die ſie mit den leichten Stoffen an den Wänden verbunden waren, hatten auch dieſe entzündet. Es war ein kläglicher Anblick; die gräulichſte Verwirrung herrſchte; Alles drängte den Ausgängen zu. Starke Arme hoben kreiſchende junge Mädchen hoch empor und ſtürmten mit ihnen fort. Viele wehrten ſich dagegen und verſuchten ihre Rettung auf eigene Hand. Sie wurden geſtoßen, niedergeworfen, von ihres gleichen mißhandelt. Alles rennet, rettet, flüchtet; ein Feuerregen praſſelt von der Decke nieder. Ein Chaos! —

Der Doctor wußte ſeine Frau zu Haus im Bette und die Häupter ſeiner Lieben geborgen. Er hatte daher ergriffen, was ſich ihm zuerſt zeigte und war im erſten Augenblick von Albert getrennt. Dieſen beſeelte nur ein Gedanke.

„Vertrauen ſie ſich mir an!“ ſagte er zu der jungen Ruſſin, indem er ſie umfaßte und mit ſich fortriß.

„Ach, meine Tante!“ ſchrie ſie in Verzweiflung.

Albert fühlte deren Hand, die ihn krampfhaft an der Hüfte gepackt hatte und ſich mit fortſchleppen ließ.

„Sein ſie unbeſorgt," rief er der jungen Dame zu, „ich rette ſie Beide!"

Die jugendlich ſtarke Kraft, wie ſie die Alpenluft und der Duft des Forſtes gedeihen laſſen, der Turner von Geburt, wie wir Albert ſchon genannt haben, hielt ſein Wort. Stoßend, geſtoßen, mit hocherhobenen Armen vordringend, die Damen mit ſich zerrend, in halber Betäubung, ſtand er bald unter dem Sternenhimmel, an dem der röthliche Rauch empor ſtieg. Das Gefühl der Rettung verſcheuchte ſelbſt bei der alten Fürſtin eine Anwandlung von Ohnmacht und der kühle Hauch der Nacht ſtrich wohlthätig in die geängſtigten Gemüther.

Der Doctor, der ſeine Damen in Sicherheit hatte, war in den Saal zurückgekehrt und konnte jetzt den durch Albert Geretteten die beruhigende Nachricht bringen, daß das Feuer gelöſcht und kein Menſchenleben zu beklagen ſei.

Er und Albert geleiteten die beiden Fürſtinen nach ihrer Wohnung.

IV.

Elles pèchent en restant
ce qu'on apelle vertueuses.
George Sand.

Andern Tages trat der Doctor frühzeitig in Albert's Zimmer. Er war bei den Damen geweſen und hatte mit

Zufriedenheit von den Kammerfrauen gehört, daß Beide eine gute Nacht gehabt und noch in tiefem Schlummer lagen.

„Das Malheur führte einen glücklichen Zufall für ſie herbei,“ ſagte er zu Albert. „Wie ich die junge Fürſtin kenne, wird ſie es an Artigkeiten für ſie nicht fehlen laſſen und daß ich nicht ermangeln werde, meinen Freund auf das Schönſte zu beleuchten, können ſie denken. Aber vor Allem möchte ich ſie jetzt mit den Schickſalen der edeln Frau bekannt machen. Das iſt wichtig für ſie, wenn ſie ſich in ihrer Nähe als guter Geſellſchafter behaupten wollen. Sie iſt, wie alle ähnlichen Naturen, ungemein empfänglich; ich will es lieber mit susceptible bezeichnen, weil die Franzoſen damit eine weitere Bedeutung verknüpfen.

Der Doctor ſah nach der Uhr und ſprach dann, indem er ſich zurecht ſetzte:

„Es iſt noch eine halbe Stunde Zeit, bis meine Patienten an den Brunnen kommen und die will ich mit ihnen verplaudern. Es wird ihnen, wie geſagt, von Nutzen ſein. Dann gehen wir zuſammen hin.“

Nach kurzem Beſinnen fing er ſeine Erzählung an:

„Der alte Fürſt, der Vater unſerer Schönen — ich weiß nemlich Alles aus erſter Hand — war ſo ſchwach an Geiſt, daß er ſich um Nichts bekümmern konnte, es mochte ihn noch ſo nahe angehen. Seine Gemahlin beherrſchte ihn gänzlich. Sie war ſtolz, verſchwenderiſch, ſpielte gern und war ſelbſt Galanterien nicht abhold. Sie ergab ſich dieſen Verſuchungen, um ſich über ihr Schickſal zu tröſten, welches ſie an ein Weſen gefeſſelt hatte, das in froſtigem Stumpfſinn verſunken, es an den gewöhnlichſten Aeußerungen einer zärtlichen Neigung für ſie fehlen ließ. Einem benachbarten Edelmann gelang es, ſich in ihrer Gunſt zu befeſtigen. Er ſoll ein ſchöner Mann geweſen ſein, dem es an Geiſtesgaben nicht mangelte, der aber mit Glücksgütern nicht reich geſegnet war. Dies ſoll zuerſt ſeine Neigung zu der Fürſtin angefacht haben, wie die böſe Welt ſagte. Er wußte ihren ſchwachen Seiten zu ſchmeicheln, ſtellte ſich paſſionirt und die Dame war bald ſo ſehr für ihn eingenommen, daß ſie ihm ihr ganzes Vertrauen ſchenkte und nichts unternahm, ohne ihn um Rath gefragt zu haben. Es kam dahin, daß er ihr Vermögen verwaltete, ſo weit die Verfügung darüber ihr zuſtand und in dem fürſtlichen Hausweſen über alle Anordnungen verfügte. Nur der Name fehlte, um ihn zum abſoluten Herrſcher über die Familie zu machen. Die ältere Tochter des Hauſes hatte nach Polen geheirathet. Dieſe Ehe war die unglücklichſte geweſen. Der Gatte verwickelte ſich in die revolutionären Verbindungen, ward ergriffen und in den Kerker geworfen. Seine Gemahlin ſtarb bald darauf aus Gram; ihr einziges Kind, eine Tochter, war trotz aller angeſtellten Nachforſchungen ſpurlos verſchwunden. Noch eine andere Schweſter der Unglücklichen lebte, die einzige Erbin des ungeheuern Vermögens. Der Günſtling der Mutter wollte die Hand derſelben erhalten, jener herrlichen Frau, die ſie geſtern zu retten, ſo glücklich waren. Alles im Schloſſe hatte er ſich durch ſein übermüthiges und rückſichtsloſes Benehmen zum Feinde gemacht. Der Oberintendant, ein Franzoſe von Bildung und Ehrgefühl, haßte den frechen Eindringling auf's Aeußerſte. Bei der Herrſchaft jedoch konnte er über ihn nicht Klage führen. Der alte Fürſt ließ Alles gehen wie es ging; die Fürſtin war zu ſehr von ihrem Günſtling eingenommen, und die junge Prinzeſſin, obgleich ſie bereits auch von der Lage der Dinge unangenehm berührt wurde, war zu ſehr in reſpectvoller Unterwürfigkeit für ihre Eltern erzogen, als daß ſie ihrem Unmuth einen Ausdruck zu geben gewagt hätte. Am meiſten ſchmerzte es ſie, daß ihr Vater bei jeder Gelegenheit dem Hausfreunde zur Zielſcheibe des frechſten Spottes in Gegenwart von Fremden dienen mußte.

Albert hörte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu. Der Doctor ſah wieder auf die Uhr und ſagte: „Wie die Zeit vergeht!“

„Ich laſſe ſie nicht fort, bis ich das Ende weiß“ — rief Albert.

„Nun ſo hören ſie; ich will's kurz machen! Der Cicisbeo ging ſchlau bei der Sache zu Werk und wußte es ſo zu leiten, daß die Fürſtin-Mutter ihm die Hand der Prinzeſſin ſelbſt antrug. Er ſtellte ſich dabei, als ob er bis zur Vernichtung überraſcht ſei und ſagte, daß ein ſolches Glück zu hoch über ſeine kühnſten Hoffnungen hinaus gehe. Der Fürſtin gefiel dieſe große Beſcheidenheit ſo ſehr, daß ſie um ſo feſter ihren Willen kund gab, aus ihm ihren Schwiegerſohn zu machen. Der alte Franzos, der Oberintendant, bekam zuerſt Wind von dieſen geheimen Verhandlungen. Sein Haß gegen den Prätendenten und die Anhänglichkeit für ſeine Herrſchaft trieben ihn an, den ſchändlichen Plan zu durchkreuzen. Vor Allem erzählte er der

Prinzeſſin das, was er wußte. Das ſchöne Kind war außer ſich und er bemühete ſich, ſie in ihrer Abneigung gegen den allgemein Gehaßten zu beſtärken. — Ich will ihnen, lieber Albert, nur ſagen, daß ich Alles von dem Intendanten ſelbſt erfahren habe, der im vorigen Jahre mit der Herrſchaft hier im Bade war. — Er ſtellte der Prinzeſſin, die ihn ſeit der früheſten Kindheit kannte und liebte, den Unterſchied klar vor Augen, der zwiſchen ihr und dem ihr projectirten Gatten ſtattfand. Er ſagte ihr, daß kein Mädchen bürgerlichen Standes ihn heirathen würde.

Er erinnerte ſie an das rückſichtsloſe Benehmen des Menſchen gegen ihren ehrwürdigen Vater und obgleich er ihr nichts über das vertraute Verhältniß zu ihrer Mutter mittheilen durfte, ſo wußte er auch hier manches anzudeuten, was in hohem Grad ergriff. Er gab den Rath, den Antrag zuerſt als einen Scherz zu behandeln, den man mit ihr zu machen ſich erlauben wollte und dabei jedes Gefühl von Zorn oder Abſcheu gut zu verbergen. Würde man ſie drängen, was ſich vorausſehen ließ, ſo ſollte ſie ihren Entſchluß erklären, einen ſo wichtigen Schritt nicht eher zu thun, bis ſie den Familienrath darüber gehört haben würde; indem es ſich hier um die Ehre und um das Vermögen des Hauſes handle. Nun kamen die Dinge, wie ſie vorauszuſehen waren. Die heftigſten Auftritte zwiſchen Mutter und Tochter; Thränen und Verzweiflung auf dieſer, Wuth und Liſt auf der andern Seite. Der Bräutigam erſchien bei der Tochter, ſprach mit Zuverſicht von ihrer bevorſtehenden Verbindung und ſuchte ſich auf eine zudringliche Weiſe ihr angenehm zu machen, damit er, wie er ſagte, mit ihrer Hand auch ihr Herz erhalte. Dies Benehmen brachte eine furchtbare Wirkung hervor. Das gequälte Geſchöpf hatte nur einen Blick tiefſter Verachtung für ihn; dann erwachte der natürliche Stolz; ſie öffnete die Thür und rief die Diener herbei. Dieſe unzweideutige heroiſche Handlung trieb den enttäuſchten Freier zum augenblicklichen Abzug. Er lief zur Mutter; dieſe ließ die Tochter vor ſich beſcheiden und es gab eine entſetzliche Scene. Die arme Prinzeſſin wurde grauſam mißhandelt; der Intendant ſchlich heimlich zu ihr, tröſtete ſie, gab ihr weitere Verhaltungsregeln und verſprach, ſogleich an ihren Oheim zu ſchreiben und alles zu offenbaren, weil ſie ſich nicht dazu entſchließen wollte, ihre Mutter ſelbſt anzuklagen. Sie ward durch dieſe Vorgänge auf's Krankenlager geworfen, von dem ſie erſt nach Monaten erſtand. Als ſie geneſen war, ſprach die Fürſtin nicht mehr von der Verbindung des Hausfreundes mit ihrer Tochter; ſie fand es aber rathſam, ſich ihrer auf andere Weiſe zu entledigen, um Aergerniß zu vermeiden. Ein alter, von Podagra geplagter und an den Folgen eines liederlichen Lebens dahinſiechender Standesgenoſſe, war auserſehen worden und die Prinzeſſin, die in ſteter Furcht ſchwebte, daß die frühern Abſichten ſich mit erneuerter Gewalt wiederholen könnten, willigte in dieſe Partie. Die Ehe währte jedoch nicht lange und der ſtets kränkelnde Gatte hinterließ bald eine junge Wittwe. Sie entſagte ihrem Vaterland und wählte nun Florenz zu ihrem Wohnſitze. Dies iſt kurz der Roman der herrlichen Frau, zu der ſie der Zufall in eine Art von näherer Beziehung gebracht hat; ich halte dafür, daß es gut ſei, ihn zu kennen. Mir iſt es wenigſtens immer ſo, wann ich eine neue Bekanntſchaft mache; ich möchte gern etwas von der Lebensgeſchichte wiſſen. Eine Annäherung wird dadurch leichter erzielt. Der Arzt hat dabei natürlich noch andere Abſichten. Doch jetzt müſſen wir gehen.“

Als er mit Albert, der ganz erfüllt von dieſer Mittheilung war, vor die Thür ſeiner Wohnung trat, kam ein Herr auf ſie zu, deſſen Morgentoilette einen höhern Stand verrieth, obgleich alles Uebrige keineswegs auf einen ſolchen ſchließen ließ. Die unterſetzte Geſtalt ſchien nach ihrer Haltung etwas verwachſen und das Geſicht trug Spuren der Blattern und war von kränklich gelber Farbe; die Züge roh. Eine niedere Stirne; Wulſtlippen von einem ſpärlichen ſchwarzen Bärtchen ſchmal umſäumt, das ſchon hie und da ſich grau zu färben begann.

Er wandte ſich mit der Bitte an den Doctor, ihm in der Kurallee den jungen Mann zu zeigen, der geſtern ſo glücklich geweſen war, die beiden Fürſtinnen aus dem brennenden Saale zu führen. Er habe von den Damen einen Auftrag für ihn erhalten.

„Hier, mein Freund Albert iſt der Glückliche. Herr von N—kow, der ihnen eine angenehme Botſchaft überbringt“, lautete des Doctors Antwort, die Beiden einander vorſtellend.

„Vom Schrecken zu ſehr angegriffen“, ſagte der Fremde, „ſind die Damen noch nicht im Stande, ſie zu ſprechen. Ich ſoll ihnen jedoch ſagen, wie tief ſie es fühlen, ihr Leben nur ihrer muthigen Entſchloſſenheit zu verdanken zu haben. Sobald ſie ſich erholt haben, werden ſie nicht ermangeln, ihnen dies Gefühl ſelbſt auszudrücken.“

Albert war ſo deutſch ſentimental, daß er den häßlichen Menſchen mit wehmüthiger Freude hätte an's Herz drücken können. Da es aber nicht anging, dieſen ſtummen Erguß in die paſſenden Worte zu kleiden, ſo wußte er nur durch eine höflich kalte Erwiderung für den Augenblick ſich abzufinden.

Der ruſſiſche Herr ſchloß ſich den beiden Freunden an und plauderte mit dem Arzte, der, wie es die Pflicht erheiſchte, nach ſeinem Befinden fragte.

„Es geht mir ſchlimm“, ſagte Herr von R—kow. Mein Magen iſt krank, an der beſten Tafel führt er nur ein contemplatives Leben. O, daß ich nicht daheim blieb, in meinen Wäldern! Die Mode, nach dem Süden zu ziehen, iſt perniciös und contagiös. So ein Zugkavalier zu ſein, bringt auf den Hund. Ich wollte euch alle Schätze des Perigord laſſen, wenn ich hier zur Stelle eine tüchtige heimathliche Eichelmaſtung dafür eintauſchen könnte! Perigordterrinen und Champagner erregen am Ende Gähnen; ich bin ein ganz langweiliger Menſch geworden, der ſich auf's Leſen werfen müßte, um nicht immer zu ſchlafen. Aber was ſoll man leſen? Etwa die Bücher deutſcher Denker, die es nach langem Forſchen herausgebracht haben und ihren Leſern verkünden, daß die Schwangerſchaft der Frauen eine Erfahrung war, welche die alten Griechen und Römer ſchon kannten? Oder ſoll ich nach Franzoſen greifen, nach dieſen ſchillernden Ephemeren, von denen die eine nur etwas früher zerplatzt, wie die andere. Nein —

h leſe nicht; ich habe eigentlich nie leſen mögen. Den
lmgang mit meinen Büchern überlaſſe ich bereitwillig den
uchbindern.“

Unter dieſem heitern Geſchwätz war die Promenade
rreicht. Der Ruſſe überſah mit einem hellen Blicke die
Menge, die in den Alleen auf und abging; dann nahm
r plötzlich eine ſehr ernſte Mine an und ſprach mit fein-
em Anſtande, indem er vor Albert tief den Hut zog:

„Ich freue mich ihnen meine hohe Achtung zu erkennen
u geben. Wer ſo viel reiſt wie ich, wird am Ende ſo
alt wie ein Gaſtwirth oder Lohnlakei. Das gleichgiltige
orbeifahren an Tauſenden von Menſchen muß nothwendig
leichgiltig machen und unſerer angeborenen nordiſchen
älte fortwährend Nahrung geben. Um ſo mehr müſſen
ir arme juifs errants dafür dankbar ſein, wann uns der
ütige Himmel zu der Bekanntſchaft mit einem Auserwählten
ührt, vor deſſen Weſen die Eisdecke ſchmilzt und das öde
Treibhaus unſers Gemüthes mit Ananas- und Himbeer-
rom erfüllt. Dieſer Augenblick gewährt mir einen ſolchen
enuß.“

Damit verließ er ſie.

„Ein ſeltſamer Menſch!“ ſagte Albert ihm nachſehend.

„Es iſt ein Ruſſe“, erwiderte der Doctor, „von denen
ir uns gewöhnlich einen ganz falſchen Begriff machen,
ann wir ſie nur aus der Ferne betrachten. Es iſt ein
ltſamer Widerſpruch in ihnen. Sie werden ebenſoſehr
on der Liebe zur Freiheit erfüllt wie wir; allein daneben
füllt ſie auch das Gefühl der Herrſchſucht. Der Ruſſe
ieht die Heimath, wo er herrſchen kann und zieht in die

Fremde, wo jeder dieſelbe Freiheit genießt, wie er. Daher ſtammt ſeine beſtändige Unzufriedenheit, welcher er in Sarkasmen Luft macht, wie ſie es bei dieſem geiſtreichen Herrn von N—kow ſo eben geſehen haben."

„Ich beklage die armen Menſchen", ſagte Albert, „die von ewigen Widerſprüchen ſo unſanft geſchaukelt werden. Ich theile das Vorurtheil nicht, das unter unſeren Landsleuten verbreitet iſt. Ich halte die Ruſſen nicht für Barbaren, weil ein General Rebellen erſchießen läßt und Meuchelmörder nach Sibirien ſchickt. Aber was mir nicht an ihnen gefällt, iſt die ihnen äußerlich angeflogene Cultur, die ſie zu künſtlichen Geſchöpfen macht und ihr lebendiges Naturell gleich einem Futteral umgiebt. Das Künſtliche läßt in ſich Alles erkalten und wirkt auch auf andere erkältend. Das glänzendſte Gaslicht dringt nicht in die Herzen, wie Sternenlicht. Menſchen, wie dieſer Ruſſe, vernehmen gewöhnlich nicht die edeln und geheimnißvollen Stimmen der Natur und wäre ihr Ohr noch nicht ſo verknöchert, daß es ſie hörte, ſo lieben ſolche Menſchen doch das nicht, was ſie ihnen verkünden. Es iſt ihnen läſtig. Hat der Geiſt des Menſchen die Flügel eingebüßt, die ihn zur Höhe tragen, ſo demüthigt es ihn weniger, von den Mauern eines Gefängniſſes umgeben zu ſein, als in die Unendlichkeit des Weltalls zu blicken, in welchem er doch berufen iſt, ſich für alle Ewigkeit zu bewegen. Solche arme Menſchen entfliehen ihrem langen Winter und ſehnen ſich doch in der Ferne wund nach ſeinen Freuden. Sie verlaſſen ihre prächtigen Schlöſſer und fluchen über die unſichtbaren Inſecten in den fremden Betten. Wie traurig iſt es doch um dieſe reichen Satrapen beſtellt! Ihre Macht bereitet ihnen nur unerträgliche Sklaverei. Das beſcheidene Loos von uns Deutſchen iſt beneidenswerther. Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“

„Lernen ſie die Ruſſen nur erſt näher kennen“, ſprach der Doctor ſehr bedeutungsvoll, „ſie haben die Gelegenheit dazu erhalten und ſie werden ihr Urtheil reformiren.“

Er verließ dann Albert und eilte auf einige blaſſe Damen zu, die ſchon lange wartend dageſtanden hatten, ohne von ihm bemerkt zu werden.

V.

Der Soldat muß leiden immer;
Vieler Knecht, nur außen Schimmer;
Einen Fuß hat er in Ketten,
Einen auf der Gräber Stätten.
Ungariſches Soldatenlied.

Der Salon der Fürſtin, ſo excluſiv er auch war, wurde dennoch von Leuten jeder politiſchen Farbe frequentirt. Fürſtin Helena galt für ſehr liberal und hielt ſich auch ſelbſt dafür, obgleich dies nur in einer wohl verzeihlichen Selbſttäuſchung beſtand.

Abends war die Fürſtin gewöhnlich zu Hauſe und ihre gaſtliche Schwelle ſtand jedem der Vorgeſtellten offen. Man ſprach wohl von ihrem politiſchen Einfluſſe und fabelte von einer beſtehenden intimen Korreſpondenz zwiſchen ihr und dem ruſſiſchen Hofe, und ſo wenig auffallend und unbegreiflich dies auch geweſen wäre, wenn man ſich der Fürſtin Lieven oder Bagration dabei erinnerte; ſo waren doch die Intimen des Kreiſes vom Gegentheil überzeugt, und das Geſpräch berührte nur ſelten das politiſche Gebiet.

Bei den vornehmen und zugleich hochgebildeten Ruſſen bemerkt man im intimen Umgang nicht jene hohlgedrechſelten Phraſen, die an ſich nichts bedeuten und eine erſchreckende Gemüthsleere verrathen. Sprechen ſie ruſſiſch, ſo unterſcheidet ſich die Sprache in nichts von der des gemeinen Mannes. Der Gruß iſt der gleiche, die Höflichkeiten, die Gewohnheiten, die Förmlichkeiten ſind dieſelben. Sie beſitzen esprit, aber in anderer Weiſe als der Franzoſe und anders als das, was wir mit „geiſtreich“ bezeichnen. Feinheit und Reichthum an Gedanken iſt ihnen nicht abzuſprechen. Sie ſind geborene Dialektiker. —

Fürſtin Helena plauderte mit der unbefangenſten Schalkhaftigkeit ſelbſt über Dinge, die unſerer Prüderie als Unmöglichkeiten erſchienen wären. Sie perſiflirte gern; ſpottete über die ſteife Etikette und machte ſich nichts daraus, wenn es ihr übel ausgelegt wurde. Dieſen Financier nannte ſie: le petit commis marchand; jener Diplomat hieß bei ihr: le ministre négatif; die alte Fürſtin Eliſabeth, ihre Tante, konnte der Benennung Madame de l'étiquette nicht entgehen. In allem, was ſie that, zeigte ſie eine überwiegende Sicherheit. Sie vertheilte förmlich die Rollen in ihrer Umgebung und leitete mit der ruhigſten Bewegung die kleinen, unſchuldigen Intriguen jeden Tages. Dabei kannte ſie keinen Stolz und am wenigſten verrieth ihr Benehmen das Bewußtſein ihrer hohen Stellung in der Geſellſchaft.

Nun war es allerdings merkwürdig, daß ſie eine wahrhaft herzliche Freundſchaft für Herrn von R—kow gefaßt hatte, der den vollſtändigſten Gegenſatz zu ihrer Eigenthümlichkeit bildete und vor Allem nichts weniger als liebenswürdig war. Sein Spott wurde oft bitter, ſeine wegwerfende Tadelſucht kannte keine Gränzen, und ſeine Erlebniſſe hatten ihn in die Politik geworfen, der er beſtändig die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Er war nichts als ein ſogenannter Verſtandesmenſch; beſaß viel Urtheilskraft und witzige Dialektik; allein faſt keine Spur von Gemüth, und gar wenig Phantaſie.

Das Intereſſe, das die Fürſtin mit R—kow verband, war aus ſeinen eigenthümlichen Schickſalen entſtanden; denn auch ſie war ja einſt, in ihrer Jugend unglücklich geweſen. Und er hatte es ebenſo wenig verſchuldet wie ſie.

Er war in Kleinrußland geboren, hart an der türkiſchen Gränze. Dies ſchon verlieh ſeinem ganzen Weſen einen nicht zu verläugnenden Stempel. Seine erſte Bildung verdankte er einem Koſakenhetman, der nach ſeiner Weiſe ein Gourmand war und ſeinen Zögling in der Kunſt unterwies, Krautpirogen und andere ruſſiſche Leckerbiſſen zu bereiten. Allein neben dieſen Kenntniſſen empfing ſein jugendlicher Geiſt Eindrücke, die für das Leben bleibende wurden. Sein Charakter erhielt einen kräftigen, tüchtigen nationalen Schwung. Der Hetman war noch einer der alten Oberſten von urſprünglichem Schlage und ſeine offene Derbheit trug ſich auf den jungen Ruſſen über, der wie geſchaffen zum Soldaten war. Er liebte das einfache Leben der Koſaken und überwarf ſich mit ſeinen Kameraden, die eine geſchniegelte Manier zur Schau trugen. An ſeiner griechiſchen Kirche hing er mit dem wärmſten Eifer und hielt dafür, daß es einem jeden ihrer Söhne als Recht zuſtehe, ſie ſelbſt mit den äußerſten Mitteln gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Zum Ruhme der Kirche zu den Waffen greifen, erſchien ihm erlaubt und geboten. So war er aufgewachſen und hatte, als das gehörige Alter erreicht war, Dienſte genommen. Seine militäriſche Laufbahn führte ihn zu zwei ſeltſamen Abenteuern, die den Ruhm eines Helden ihm verſchafft hätten, wenn ihm das Glück nur ein wenig hold geweſen wäre.

Es war während des türkiſchen Krieges, nach dem Balkanübergang. Der junge N—kow lag mit ſeinem Regimente vor einem kleinen türkiſchen Neſte, das den Ruſſen hartnäckig den Eingang verwehrte. In dem Lager begannen Krankheiten auszubrechen und N—kow wurde vom Ausſatz befallen. Die Hartnäckigkeit dieſes peinlichſten aller Uebel hatten in ihm einen Ueberdruß aufkommen laſſen, der ihm einen baldigen Tod als wünſchenswerth erſcheinen ließ. Lieber eine türkiſche Kugel, dachte er, als bei lebendigem Leibe von dem Ausſatz langſam aufgefreſſen werden. Da wurde ein Mann geſucht, der ſich bis unter die Mauern des befeſtigten Neſtes wagte. Er meldete ſich dazu. So glaubte er einen ehrenhaften Tod zu finden.

Allein was er am meiſten fürchtete, geſchah; er wurde von keiner Kugel getroffen und kam in das Lager zurück mit einer im Fluge angefertigten Zeichnung, die genau den Punkt nachwies, wo die Breſche möglich wurde. Man befolgte ſeinen Plan auf der Stelle und der Ort ward mit geringem Verluſt genommen. Er ſelbſt war bei der Affaire in erſter Reihe und der General hatte ihn auserſehen, die Nachricht in das Hauptquartier zu bringen. Der arme Ausſätzige befand ſich jedoch in ſo elendem Zuſtande, daß er dem Befehle nicht nachkommen konnte, und im Lazareth ſeine Geneſung abwarten mußte, die nur ſehr langſam von Statten ging. So kam er um ſeine Beförderung und um ſeinen Orden. Die Armee drang vor und im raſchen Getümmel der Ereigniſſe, wer dachte wohl noch an einen im Lazareth zurückgebliebenen Mann während des Türken-Krieges.

Als er endlich wieder geneſen war, fühlte er ſich wenig zu Heldenthaten aufgelegt. Die Krankheit hatte ihm das Mark verknöchert. Sein Geiſt wurde von Bitterkeit erfüllt, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe äußerte. Er hatte nach einer bekannten Melodie ein Liedchen gedichtet, in welchem ein Vers vorkam, der als ſatyriſch gegen den Kaiſer gedeutet wurde. Der Kaiſer dachte zu groß, um ſich dafür zu rächen. Allein einmal bei einer großen Parade, als der Höchſtkommandirende an N—kow vorüberging, ſah er ihn bedeutend ſchief an und ſagte zum Oberſten: „Das dort iſt ja wohl der Reimſchmierer“. Dies Wort konnte ihm eine Ausſicht auf Sibirien eröffnen. Dabei hatte es für jetzt ſein

Bewenden; ſeine Vorgeſetzten merkten ſich's aber, daß der Porucznik*) R—kow nicht in Gnaden ſtand.

Sein Regiment wurde jetzt wieder als Verſtärkung vorgeſchoben. Es war vor Kulewtſcha. Man hielt Kriegsrath unter freiem Himmel, wie man den Weſſir aus ſeiner feſten Stellung treiben könne. Die ſehr mittelmäßigen Rathſchläge führten zu keinem Entſchluſſe. Unſer Lieutenant R—kow ſtand mit den Adjutanten in einiger Entfernung von dem Kreiſe, der ſich um den Kommandirenden gebildet hatte. Als er nun auf allen Geſichtern den Ausdruck der vollſtändigſten Rathloſigkeit erblickte, fuhr ihm ein ſchlechter Witz durch den Kopf, den er nicht bei ſich behalten konnte und ſeinem Nachbar lachend mittheilte. Der Moment war ſehr ernſt und der General en chef, der ohnehin übler Laune war, blickte mit finſterm Groll nach ihm hin.

Eine üble Laune des Kommandirenden braucht nicht lange, um ſich auf das Haupt eines jungen Offiziers zu entladen, der ohnehin ſchon von der Ungnade getroffen worden war.

Mit lauter Stimme rief der General den Offizier herbei, dem R—kow ſeine ſpaßhafte Mittheilung gemacht hatte und fragte, was ihm dieſer denn ſo Luſtiges erzählt habe. Das war aber ein guter Kamerad, der ſich ſchnell faßte und die Worte herausſtotterte, wie ſie ihm gerade einfielen. „Er meint", ſagte er, „daß man Kulewtſcha auf alle Fälle nehmen müſſe."

---

*) Lieutenant

Jetzt war das Lachen an dem General. „Sehr weiſe geſprochen“, rief er; dann aber bald im höchſten Zorn. „Man muß Kulewtſcha nehmen! So gebe der hochweiſe Herr Lieutenant uns die Mittel dazu an. Wir wollen ihn hören.“

Eine ſchreckliche Pauſe trat ein; der arme Spaßvogel fühlte, daß er verloren war. Nie hatte er auch nur daran gedacht, wie man Kulewtſcha nehmen könne, das ſehr feſt zu ſein ſchien. Allein um nicht noch zu Allem Andern verhöhnt zu werden, und ohne daß er eigentlich wußte, was er that, ging er einige Schritte vor, und weil er fühlte, daß er erröthete, neigte er den Kopf, ſah auf den Boden und ſprach: „Ich ſtelle mich Euerer Excellenz zu Befehl!“

Dem General ſtieg jetzt der Gedanke auf, der junge Offizier könne irgend eine Kriegsliſt ausgeſonnen haben, wie ſie einem kühnen Tollkopf manchmal gelingen.

„So zeigen ſie uns,“ ſagte er noch immer in wegwerfendem und zornigem Ton, „wie die Stadt zu nehmen iſt. Es ſoll mich freuen, auch noch ein anderes Talent in ihnen zu entdecken, als das, Spottlieder zu dichten. Wir geben ihnen Carte blanche. Was fordern ſie?“

N—kow verlangte kleinlaut nur eine Stunde Zeit.

„Es ſollen ihnen zwei gewährt ſein,“ ſagte der General in etwas ruhigerm Tone.

Der unglückliche Lieutenant entfernte ſich mechaniſch nach der Seite hin, wo Kulewtſcha lag, das er einnehmen ſollte. Er hatte keine Idee davon. Wohl aber dachte er daran, daß er bei dem Sturm fallen könne und dieſer mächtige Troſt allein erhielt ihm die Klarheit des Geiſtes.

Wie die geſammte Truppe es wußte, war der Stadt nur auf einem langen und ſehr ſchmalen Damme beizukommen, der über unwegſame Sümpfe geworfen war und nach einem ſtark vertheidigten Thore führte. Auf dieſem Damm waren ſchon Tauſende gefallen. Auf ihm vorzubringen, war daher ſchon längſt aufgegeben worden; andere Wege zeigten ſich nirgend, als durch den Sumpf und das hatte man noch nicht verſucht.

Der unbeſonnene N—kow hatte einen Freund und es ſpricht gewiß für die Beſchaffenheit ſeines Gemüths — dieſer Freund war ſein Burſche, wie man's in Deutſchland nennt, ein waghälſiger und dabei ſehr geſcheuter Koſack. Er ſah ſeinen Herrn die Schritte nach dem Damm lenken und war ihm dahin gefolgt.

„Alexander Sergeitſch,“ ſagte der Koſak mit pfiffigem Lächeln, „der Sumpf iſt vielleicht gar nicht ſo ſchlimm, als er ausſieht.“

„Meinſt du, Saboroſchni?“

„Das wollen wir gleich probiren, Alexander Sergeitſch!“

Und er ſprengte Augenblicks in den Sumpf, und jagte im geſtreckten Galopp vorwärts. Hundert Kugeln pfeifen um ihn her, er kehrt ſein Roß und erreicht ſeinen Herrn, der ihn mit freudigem Staunen erwartet, dann ſpornſtreichs in's Lager eilt und zur Probe ſich hundert Reiter ausbittet. Nachdem er ſie erhalten, ſagt er ihnen mit wenig Worten, daß ſie Kulewtſcha nehmen wollen. Kein Einziger mag daran zweifeln, und ſie ſprengen hinter ihm her, dem ſchmalen Damme zu. Eine furchtbare Decharge empfängt ſie und dreißig Mann ſinken gleich todt vom Pferd. Die Uebriggebliebenen folgen jetzt ihrem Anführer, der in den Sumpf ſetzt und vorwärts ſprengt, immer ſo dicht als möglich zur Seite des Dammes. Bald haben ſie ſich den Mauern ſo weit genähert, daß die Kugeln ſchon über ihren Köpfen hinfliegen. Nun aber kam den Vordringenden einer von jenen Glücksfällen zu Hilfe, die nicht ſelten den Erfolg kühner Surpriſen im Kriege entſcheiden. Die Türken verlieren den Kopf, ſtellen das Feuer ein, und um zu verhindern, daß das Thor im Sturm genommen werde, läßt der Weſſir es öffnen. N—kow war noch im Sumpf, als ſeine Leute ſchon wieder auf dem Damme hielten und ihm zuriefen, daß die Stadt offen ſei. Er läßt den Trompeter das verabredete Signal blaſen, die Truppen im Lager hatten ſich fertig gehalten, eilen herbei und Kulewtſcha iſt wirklich genommen.

Als ſie den Marktplatz erreicht haben, ſinkt N—kow auf die Knie, um Gott zu danken. Das Beiſpiel wirkt zündend; die Truppen, den Kommandirenden an der Spitze, folgen ihm. Heutzutage iſt das nicht mehr Mode. Man weiß, daß man tapfer iſt und ſieht mit Zuverſicht ein, was man durch eigene Kraft erreichen kann. Mit dem lieben Gott findet man ſich ſpäter durch ein Te Deum ab, dem man aus der Ferne zuhört. Das iſt hinlänglich für den Herrn der Heerſchaaren.

Als der Kommandirende ſich von dem Gebete erhoben hat, blickt er um ſich. Da ſtand der leichtſinnige Witzbold ohne Wunde. Auf der Stelle ertheilt ihm der General, der die Machtvollkommenheit dazu beſaß, den Rang eines Hauptmanns und heftet ihm das St. Georgskreuz, das er auf der eigenen Bruſt trug, an die Lieutenantsuniform. N—kow war damals nicht älter als drei und zwanzig Jahre. Aber damit war's aus. Er ſtieg zwar noch bis zum Oberſten, dann aber — als der Friede geſchloſſen worden war — dachte kein Menſch mehr an den jungen Mann, der den kühnen Handſtreich ausgeführt hatte. Er ward dazu verdammt, in einer elenden Garniſon, im Innern des Reiches, zu vermodern. Er wurde ſkeptiſch, träge, ſpottſüchtig, verweichlicht, lecker. Sein Heldenthum war allein aus der Gelegenheit hervorgegangen, ſo glaubte er ſelbſt und er mochte darin nicht unrecht haben.

Ein reicher Onkel ſtarb und hinterließ ihm ein hinlängliches Vermögen. Dies machte es ihm möglich, ſeinen Abſchied zu nehmen und um Urlaub zu einer Reiſe in's Ausland zu bitten. Er hatte einige Zeit ſchon in Florenz gelebt, als ihm das Glück zu Theil wurde, die Bekanntſchaft der Fürſtin Helena zu machen, die ſeine Schickſale kannte und ihn bedauerte. Aus dieſem anfänglichen Bedauern erwuchs eine rege Theilnahme, die bei fortgeſetztem Umgange ein Band vertrauenvoller Freundſchaft wob.

„Er iſt wirklich der beſte, nachſichtsvollſte Menſch von der Welt," pflegte die Fürſtin ſpottend von ihrem Freunde zu ſagen, „er überſieht gern alle Fehler, die er ſelbſt hat."

VI

> Les explications des miracles sont plus difficiles à comprendre que les miracles mêmes
>
> L. Veuillot.

Die junge Nichte der Fürſtin erſchien allen Intimen des Kreiſes wie ein Räthſel, das noch ſeiner Löſung harrte. Ohne dieſe zu kennen, war man nicht im Stande, das Räthſel ein ſinniges zu nennen; aber ein ſchönes war es gewiß, das zeigte ſich auf den erſten Blick. Von dieſer Schönheit mit Worten ein Bild zu geben, iſt unmöglich, da ſich zu dem äußern Eindruck ein Etwas geſellte, das jeder Schilderung in Proſa ſich entzieht. Es iſt leicht zu ſagen, ſie ſei blond und ſchlank, ihr Auge blau, ihr Mund fein und wann er zum ſeltenen Lächeln ſich verzog, bezaubernd geweſen. Allein die geheimnißvolle, ätheriſche Bläſſe, der träumeriſch verſchleierte Blick, der nichts weniger als die ſehr gewöhnliche unbeſtimmte Sehnſucht in dem Auge eines jungen Mädchens verrieth, vielmehr ſicher und ruhig an vertrauten Gegenſtänden haftete; das Haupt, das ſich mit großer Anmuth im Nachdenken geſenkt hielt; dies Alles zuſammen verlieh der Erſcheinung gleichſam etwas Uebernatürliches und Maria's Schönheit war die eines Engels.

Fürſtin Helena, die ihre Nichte mit großer Zärtlichkeit liebte, kannte das innere Leid, welches an Maria's Leben zehrte, ſelbſt nur zum Theil. Die Tage ihrer früheren Jugend hatte das Schickſal den Augen der Tante entzogen. Der Grund der manchmal plötzlich erſcheinenden Krankheitsanfälle war ihr daher nicht vollſtändig aufgeklärt. Anfälle, die Maria's Weſen gänzlich veränderten und Stunden und Tage anhalten konnten. In ſolchen Augenblicken ſaß ſie da, wie ein Marmorbild; ſtarr und unbeweglich; der Blick erſtorben; daß noch eine Spur von Leben vorhanden ſei, zeigte allein eine leiſe Bewegung des Buſens, der höchſt mühſam zu athmen ſchien. Dieſe Krankheit hatte das Eigenthümliche, daß ſie auch ohne äußerlich erkennbare Veranlaſſung ſie überraſchte und wann ſie geneſen war, ebenſo wenig erkennbare Spuren zurückließ. Hatte ſich der Zuſtand, den Maria „ihren Kopfſchmerz“ nannte, verloren, ſo überkam ſie eine heitere Aufregung und ſie war bemüht, freundlich jede trübe Beſorgniß aus dem Herzen ihrer Umgebung zu entfernen.

Die alte Fürſtin Eliſabeth liebte das leidende Mädchen gleich der Tante und erkor ſie ſich zum Gegenſtande unausgeſetzter Beobachtung. Sie hatte ſich ſtets zu überſinnlichen Forſchungen hingezogen gefühlt und glaubte hier einer jener wunderbaren Erſcheinungen des Magnetismus gegenüberzuſtehen, welche ihr ein willkommenes Feld zu Studien darbot. Es erſchien ihr ein ſolches Beginnen nicht ſündhaft; auch wenn man ſein ſelbſteigenes inneres Leben damit in Beziehung brachte. Fürſtin Eliſabeth ſah im Magnetismus ebenfalls nur ein Ausſtrömen göttlicher Weisheit. Sie ſagte: In der ganzen Schöpfung zerſtört Gott ſein eigenes Werk, um es durch eben dieſe Zerſtörung zu erhalten. Er entzieht dem Körper das blühende Leben, damit der Tod die Seele zur Wiege des neuen Lebens gelangen laſſe. So entzieht Er für eine gewiſſe Zeit dem Geiſte die Uebung ſeiner gewohnten Thätigkeit, um ihn von den verderblichen Einflüßen der weltlichen Eitelkeiten zu trennen. Aber dennoch bleibt dem Geiſte die Weſenheit und Wahrheit ſeiner Exiſtenz. Denn der Geiſt kann nicht ſterben und vergehen wie der Körper. In ſolchem Zuſtande glaubte ſie, vermag ſich die Menſchenſeele der Gnade in höherer Weiſe zu nähern, wann ſie auch ſcheinbar der Welt entrückt iſt.

Sie hatte es oft verſucht, mit dem Brunnenarzte über die Sache zu ſprechen. Der war aber für dieſe Fragen unnahbar. In Gräfin Maria ſah er eine gewöhnliche Patientin, die ſich im Bade langweilte. Wann er ſie nach ihrem Befinden fragte, erhielt er eine ſo kurze verbrießliche Antwort, daß ihm dadurch ſeine Annahme beſtätigt erſchien.

Schon die Erwartung des Doctors regte ſie auf; wie aber erſt ſeine Erſcheinung! Die Sicherheit, mit welcher er zu Werke ging, das Zudringliche ſeiner Fragen; alle jene Wendungen, mit denen der geübte, practiſche Mann den leichten Sieg bei ſinnlichen Slavinnen und überſpannten Britinnen zu erreichen gewohnt war, brachten hier eine gänzlich entgegengeſetzte Wirkung hervor. Maria ſaß ihm ſtumm gegenüber und unterbrach mit keinem Worte den Fluß ſeiner Rede. Er pflegte ſich dann in maßloſer Breite durch das Reich ſeiner Erfahrungen zu ſchwingen und ſprach von dem Weſen der Nerven, als ob ein Kaufmann von ſeidenen Schnüren ſpräche. Richtete er endlich wieder eine directe Frage an ſie, dann antwortete ſie ſo unbeſtimmt und zerſtreut darauf, daß er das Verhör für dieſen Tag zu beſchließen, für gerathen finden mußte. Bei'm Fortgehen ſagte er dann wohl fein lächelnd zu der Fürſtin:

„Um hier zu helfen, bedarf es für den Arzt anderer Mittheilungen, als ich ſie von dieſer Kranken erwarten kann. Es iſt nicht möglich, ihr Vertrauen zu gewinnen. Alles, was die Erfahrung mich bei Nervenleidenden anzuwenden gelehrt hat, um ihnen etwas mehr als die banalen Geſtändniſſe über ihre körperlichen Leiden zu entlocken, verſagt hier ſeine Wirkung. Es prallt ab, wie ein Pfeil von einem ſtählernen Schilde.“

Indem er in dieſer Weiſe einmal fortgeſprochen und von der Tante nichts als ausweichende Antworten erhalten hatte, zog er verſtimmt die Uhr und ſtand auf. Das Geräuſch vorüberſprengender Pferde lockte die Fürſtin und ihn an's Fenſter. Maria flog hoch und herrlich, mit wehendem Schleier, die Allee hinab, von einem Diener begleitet, wie ſie es an heitern Tagen liebte. Sie hatte, gleich nachdem der Doctor ſie verlaſſen, ſchnell Toilette gemacht und ihr Pferd vorführen laſſen.

„Das ſind nun eben Nervenkranke“, ließ ſich der Doctor, die Thürklinke ſchon in der Hand, noch vernehmen, „Himmel und Hölle nebeneinander; Tod und Leben. In dieſem Augenblicke wollen ſie vergehen, hinſchwinden, ſind für nichts empfänglich, abweſend, oft nicht recht bei Verſtande, und gleich darauf zu Allem aufgelegt. Wenn man ſie ſprechen hört, vollkommen wohl, unternehmend ſogar, voll Lebensluſt. Dieſer Zuſtand iſt nie direct gefährlich, wohl aber in ſeinen möglichen Folgen bedenklich. Solche Kranke wollen behandelt ſein. Die Mittel, welche der Arzt zunächſt anwenden muß, können es freilich nur mit dem Körper zu thun haben, allein durch den Körper wirkt man zuweilen auch auf die Seele zurück. Es iſt wahrhaft erſtaunlich, welchen Einfluß das Gefühl ungetrübter Geſundheit auf die moraliſche Kraft des Menſchen ausübt. Der thieriſche Leib und die menſchliche Seele müſſen miteinander erzogen werden, wie in der Reitſchule Menſchen und Pferde zugleich reiten lernen. Wo Eines ohne das Andere ſich übernimmt, da iſt's gefehlt und ſo iſt's bei den Nervenkranken der Fall.“

„Es iſt das Beſondere in dem Weſen ſogenannter Nervenkranker“, fuhr er fort, „daß ſie von der tiefſten Abgezogenheit mit großer Begierde zur belebteſten Geſellſchaft übergehen; ebenſo daß jede Veränderung ihrer momentanen Lage ſie freudig erregt, und hierin ſind ſie von den bloß körperlich Leidenden, da wir bei Nervenleiden eine krampfhaft ergriffene Seelenthätigkeit annehmen, bedeutend verſchieden, indem jene Patienten jede Geſellſchaft gern vermeiden und überhaupt mit Widerwillen von jeder Veränderung ſich abwenden und in ihrer Lage wie in ihren Schmerzen mit Stumpfheit verharren.“

Dem Arzte erſchien es daher ganz natürlich, daß Maria ſeit einiger Zeit mehr Theilnahme für das zeigte, was ſie umgab; bei'm Thee geſprächiger wurde, öfter ausritt und ſogar die Begleitung R—kow's und des ſeit Kurzem der Fürſtin vorgeſtellten öſterreichiſchen Offiziers nicht verſchmähte. Um dieſen Anfang einer Geneſung durch nichts zu ſtören, nahm ſich der Doctor vor, ſich für jetzt aller Fragen und Verordnungen enthalten zu wollen. „Wo die Natur ſo ſichtbar ſich in's Mittel werfe, müſſe der Arzt ſich lediglich auf ſtille Beobachtung beſchränken,“ ſo lautete ſein weiſer Grundſatz.

Fürſtin Helena erwartete ohnehin von dem Brunnenarzte keine Heilung des tiefen Uebels. Daß er die „Nervenkranke“, wie er Maria kraft ſeines Doctordiploms getauft hatte, beſuchte, konnte ihm von ihrer Seite nicht unterſagt werden.

Niemand aber dachte daran, welchen Zauber die ſchöne Jahreszeit ſchon allein auf ein leidendes Gemüth ausüben könne. Im Gebete findet es den Troſt: entſage, büße und hoffe! Ein tiefer Zug friſcher Lebensluft, ein Aufblick zum Himmel, vermag aber auch dem Herzen die nothwendige Stärkung zu jenem Troſte noch hinzuzufügen.

Die herrliche Gegend ſchien jetzt alle Tage gleich feſtlich angethan. Die Fluren feierten täglich ihren Herrn und Schöpfer; die Blumen blüheten Alle gleich ſchön; die gelben Schmetterlinge konnten nicht luſtiger umeinander flatternd die leichten Flügel bewegen. Das unendliche Leben, das ſich überall regte, in den Zweigen und Aeſten, die von Säften ſtrotzten, in der Luft, die der Hauch der Fruchtbarkeit erfüllte, in der Erde, die ſich ihr erſchloß und mit dem zarten Grün keimender Pflanzen ſich bedeckte! Dann der murmelnde Bach, der keinen Augenblick ſein Geſchwätz einſtellte, der Blüthenhaag, wo die Hänflinge den ganzen Tag ihr Loblied dem Herrn zwitſcherten; und dies Alles beſtrahlt von jenem Lächeln des Himmels, das wir Sonne nennen!

Maria hatte das Verſtändniß der freudigen Thätigkeit, die ſich im Naturleben offenbart und dieſer Eigenſchaft ihrer Seele ſchon früher, in ihren trübſten Stunden, eine mächtige Stütze verdankt.

VII.

An der Peripherie des Kreiſes, der ſich um Fürſtin Helena verſammelte, erblicken wir ihren Retter aus den Flammen, den jungen Oeſterreicher Albert, der zwar nicht wie Leſſing's Tempelherr ſich den Zipfel ſeines Mantels, dafür aber ein Stück von ſeinem Herzen bei dieſer That verbrannt hatte. Er war ebenſo gerade wie jener; ebenſo muthig, ebenſo treu; aber auch ebenſo neu in den Dingen des Lebens. Ein guter, wohlerzogener Oeſterreicher konnte keine beſonderen Schickſale in der „vormärzlichen" Zeit erlebt haben. Nichts war damals dort abgethan, nichts war überwunden und daher auch keine „Errungenſchaft" aufzuweiſen. Man lebte im Stande kindlicher Unbefangenheit und hatte keine Ahnung davon, daß Kinderkrankheiten bevorſtehen könnten, die leicht tödtlich werden. Es ſah, wenn man ſich oberflächlich im großen Kaiſerſtaate umſah, wie in einem alten Hausweſen aus, in welchem die Frau ein ſtrenges Regiment führt. Alles geht ſcheinbar ſehr ordentlich ſeinen Gang; Treppen, Gänge und Zimmer ſind reinlich gehalten; die Leute ſind wohlgenährt und zeigen ein friſches, luſtiges Ausſehen. Aber alter, verjährter Schmutz und Unrath iſt dennoch genug vorhanden; er liegt nur nicht vor aller Augen, denn das kluge Regiment ſorgt ſchon dafür. Das alte Haus hat ja genug entfernte Höfe und darin Winkel, die von keinem Sonnenſtrahl beſucht werden; da gährt der ekle Kehricht im Stillen; neuer kommt zum alten und gährt mit; würde man daran rühren, ſo könnte Alles davon infiscirt werden; darum ſtützt man ſich auf die Erfahrung, daß eine ſolche unſchuldige Gährung noch Jahrhunderte fortdauern könne, ohne den geringſten Schaden anzurichten.

Wer übrigens Land und Leute in den deutſchen Provinzen des Kaiſerſtaates ſich ſchon einmal recht betrachtet hatte, würde an dem Schnitt des Haupthaares und der abgemeſſenen und ſtreng gezogenen Zeile des Backenbartes ſogleich in Albert den Oeſterreichiſchen Offizier erkannt haben.

Die Konverſation wurde im Salon der Fürſtin franzöſiſch geführt. Nur ſelten hörte man ein ruſſiſches oder polniſches Wort. Albert, und das kam hier ſehr in Betracht, war der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig. Sein Geſchlecht ſtammte aus den Niederlanden, wie ſo viele andere in Oeſterreich, die nun ſeit Generationen dort ſchon eingebürgert ſind, aber dennoch mit Vorliebe die franzöſiſche Sprache cultiviren. Seine Großtante war jene Madame Thibaut, die von der ſorgſamen und gemüthvollen Kaiſerin auserkoren worden war, die ſechzehnjährige Dauphine nach Paris zu begleiten, damit Maria Antoinette am „wälſchen“ Hofe doch wenigſtens in einſamen Stunden die Fröhlichkeit genieße, nach Herzensluſt „plauſchen“ zu können. Madame Thibaut ward erſte Kammerfrau der Königin von Frankreich und Navarra und wer es weiß, daß der premier valet de chambre du Roi in dieſer Eigenſchaft unter den Bourbonen Orden vertheilen durfte, wird nicht minder wiſſen, welche Bedeutung einer ſolchen Dame d'atour der Königin beizulegen war. Als Madame Thibaut nach Deutſchland zurückkehrte, hatte ſie zwar kein Tagebuch mitgebracht und ebenſowenig eigenhändige Aufzeichnungen hinterlaſſen, allein dafür fand ſich nach ihrem Tode ein Schatz von Schriften vor; unzuſammenhängend, ungeordnet, umfangreiche Briefe, Billete von wenig Zeilen, beſchriebene Papierſchnitzel; gewöhnlich ohne Unterſchrift, die jedoch der Inhalt errathen ließ. Auch Gedichte in allen Sprachen waren vorhanden; theils Huldigungen an die Königin; theils rührende Herzensergießungen derſelben; endlich Spott- und Hohn-Gedichte aus der Zeit, als ſchon die Empörung im Beginnen war.

Albert hatte von dieſer Verwandtſchaft geſprochen und was er über den hinterlaſſenen Schatz ſeiner Großtante mitzutheilen wußte, erregte das größte Intereſſe.

Leider war er damit bald zu Ende, da die Papiere daheim in wohlverſchloſſenem Schranke ruheten, und ſein Gedächtniß, ſo oft er davon anfing, ihn bald im Stiche ließ. —

An einem kühlen, regneriſchen Abende war die gewöhnliche Geſellſchaft bei der Fürſtin verſammelt. Das Geſpräch wandelte um einen Gegenſtand, den ein altes Gedicht angeregt hatte, welches Albert für die Fürſtin aus dem Gedächtniſſe aufgeſchrieben und das aus dem Nachlaſſe der Madame Thibaut herrührte. Der alte Versdrechsler Metaſtaſio hatte es einſt als Huldigung ſeiner ehemaligen Schülerin Maria Antoinette, die er im Italieniſchen unterrichtet, nach Paris geſendet. Es war in ſeiner Urſprache ein zierlich klingendes Sonnet, deſſen geiſtiger Inhalt aber auf eine deutſche Retorte abgezogen, ſich zugleich mit der Melodie der Verſe in Nichts verflüchtigte.

Wann Du auf Silberlilien hingebettet,
Den Blick erhebeſt zu dem Dom der Sterne,
Dann ſiehſt Du in des Himmels lichter Ferne,
Nur Heil und Glück an Dein Geſchick gekettet;

Des Lebens Wogen zeigen ſich geglättet,
Nur Segen quillt aus Deines Weſens Kerne:
Der Lebensmüde, o! der möchte gerne
Dich immer ſeh'n und wäre ſchon errettet.

Wo Du erſcheinſt in Deiner Lilien Prangen,
Erquickſt Du ſegnend mit der Engel Milde,
Und Blumen blühen neu, die im Verwelken!

Dann denke derer auch, die an Dir hangen,
Und auf des Mutterlandes hehrem Schilde,
Dir weihen ihres Herzbluts rothe Nelken!

So lautete das Sonnet, welches ſo unbedeutend an und für ſich, ſowohl ſeinem dichteriſchen Werthe als ſeiner politiſchen Bedeutung nach, dennoch die gewöhnlich ſo ruhige Haltung der Anweſenden in immer ſteigendem Grade ſtörte. Die Theilnahme an dem Schickſal der Königin von Frankreich, einmal wach gerufen, hatte die Damen zu begeiſterten Aeußerungen veranlaßt.

Gräfin Maria ſaß allein ſchweigend da und bedeckte die ſchönen Augen mit der Hand. Endlich holte ſie einen Seufzer aus tiefſter Bruſt und ſprach vor ſich hin:

„Blutrothe Nelken! Ein gräßliches Bild! Eine Ahnung muß dabei die Königin durchzogen haben und hat ſie gewiß mit allen Schreckniſſen erfüllt, die ſie ſpäter trafen. Denn der dem Unglück verfallen, hört auf Ahnungen und weiß ſie ſich zu deuten. Wie der Dichter ſagt:

Es kann ſich über Zukunft leicht belehren,
Wer auf des Herzens Ahnungen will hören!“

Dann recitirte ſie ſehr langſam, gleichſam wie fortträumend, eine Gloſſe zu dieſen Worten:

Sie ſtand in ſchön erblüh'nden Lilienauen,
Umſäumt von einem Kranze hoher Föhren,
Wie ſie in ihrer Heimath ſind zu ſchauen,
In denen Adler ihre Horſte bauen,
Auf ſtolzer Alpen ſchneebedeckten Wehren.
Da hob ſich plötzlich Toſen wilder Stürme;
Die Wipfel krachten und die grünen Thürme
Verſanken in dem aufgewühlten Schlamme,
In dem ſich regten giftgeſchwoll'ne Drachen,
Mit Feuer ſprüh'nden, furchtbar droh'nden Rachen.

Die Lilien alle mußten davor welken. —
Die Au' ward' dann bedeckt von rothen Nelken,
Die wie ein Meer von Blut ſind anzuſehen,
Darauf die Lilien ſchwimmend untergehen.
Und eine Stimme, Donner und Poſaunen
In Ein's verſchmolzen, tönt vom Himmel nieder,
Der Erde Schluchten hallen dröhnend wieder,
Und alle Welt erbebt in ſtarrem Staunen —“—

Hier ſchwieg Maria tief erſchüttert. Niemand unterbrach die lange, ſchauerige Stille. Alles harrte darauf, daß ſie weiter ſpreche. Man wußte nicht, war es eine Stelle aus einem Dichter, war's eine Eingebung des Augenblicks. Die Fragen ſchwebten gleichſam auf den Lippen und wagten nicht ſich zu äußern. Es war, als ob man ſich fürchte, daß ein fremdes Wort, raſch und unvorbereitet ausgeſtoßen, hier eine Wirkung üben könne, wie das Anrufen eines Nachtwandlers, dem ein jähes Zuſammenſtürzen folgt.

Fürſtin Helena unterbrach die Stille zuerſt, mit einer geſchickten Einlenkung auf den eigentlichen Gegenſtand, um die Nachwirkung der rothen Nelken zu beſeitigen.

„Maria Antoinette“, ſagte ſie, „muß für immer in dem Herzen jedes Franzoſen Reue und Trauer hervorrufen. Ein König lebt unter anderen Bedingungen auf dem Throne, wie ſeine Gemahlin. Sein Leben gehört dem Lande, der Nation, der Welt. Er läuft ſtets Gefahren, die nur ein ſo hohes Haupt treffen können, wie das eines Herrſchers über Millionen. Die Weltgeſchichte zählt ſolcher Fälle genug auf. Aber eine Frau, eine Königin, die nur die Ehren ihrer Stellung genießt, ohne die Macht zu beſitzen; noch dazu eine fremde Prinzeſſin, ein geheiligtes Pfand des gegenſeitigen Vertrauens fremder Nationen, durch ſchmachvolle Kränkungen, durch Elend und Schrecken aller Ort, zum Schaffot hinſchleppen, das iſt ſchändlicher als Königsmord, das iſt eine ſo verruchte Handlung, daß jeder Sprache das Wort fehlt, ſie zu bezeichnen."

„Der Tod Ludwig's des Sechszehnten," ſetzte der polniſche Prieſter hinzu, den Julian's Mutter bei der Fürſtin eingeführt hatte, „iſt nicht der Tod eines Menſchen allein; es iſt eine abſcheuliche und barbariſche Verläugnung aller Gefühle, welche die Franzoſen von ihren Vorfahren ererbt hatten; wahren Ruhm, die von ihnen ſo ſehr erſtrebte Gloire, haben ſie dadurch auf ewig verloren. Die Religion, die Achtung der Geſetze und der althergebrachten Gebräuche opferten ſie hin; ſelbſt das Andenken an ihre große Vergangenheit; ſelbſt die Aſche ihrer unſterblichen Helden! Was kann wohl noch mehr gethan werden, als in einem einzigen Augenblick ein ganzes Zeitalter ſich aus dem Herzen zu reiſſen! Und dies Alles für eine Idee, die zufällig ſich aufwarf; für eine Formel, die weder vor der Vernunft noch vor der Erfahrung ſtichhaltig befunden ward. Idee und Formel waren ebenſo ſchnell verworfen, wie entſtanden. Dahin mußte aber eine Nation gerathen, die von der neuen Lehre der Encyclopädiſten angeſteckt war, welche ſie von Gott losgetrennt hatte. Sie mußte im wilden Sprunge zu dieſer Wuth und Grauſamkeit gelangen, um das achtzehnte Jahrhundert, das ſich ſo ſtolz mit Fortſchritten der Aufklärung und Humanität brüſtete, mit dem entſetzlichen Geſchrei der Kannibalen zu beſchließen, die ſich gierig das blutende Herz einer unglücklichen Fürſtin aus den Händen riſſen, das nur für das Edle, das Göttliche geſchlagen; dein Herz, glorwürdige Maria Thereſia Luiſe von Savoyen, Prinzeſſin von Lamballe!"

Die Damen ſchwiegen bei dieſer draſtiſchen Erwähnung der weltbekannten Gräuelthat. N—kow hatte bisher mit keiner Sylbe an dem Geſpräche Theil genommen; aber es konnte Niemand entgangen ſein, daß er aufmerkſam zugehört. Er ſaß da, gleichwie mit ſpöttiſch verzogenem Munde, bald nach dieſem, bald auf jenen die ſtechenden Augen lenkend; ſonſt aber unbeweglich; den einen Arm über die Stuhllehne geworfen, die Hand des andern in den zugeknöpften Frack geſteckt.

Die alte Fürſtin, welche die betrübte Pauſe in der Unterhaltung wirkſam aufzuheben meinte, wandte ſich jetzt an ihn mit dem freundlichen Rufe:

„Eh vous donc, cher Alexandre Sergeitsch! was haben ſie heute erlebt? erzählen ſie uns eine heitere Geſchichte, um unſerer kläglichen Stimmung zu Hilfe zu kommen."

Fürſtin Helena erſchrack ſichtbar; ſie erwartete nichts Gutes, was N—kow in dieſem Augenblicke vorbringen könnte.

„Ich bin wahrlich nicht in der Lage, mit etwas Heiterm zu dienen. Der trübe Tag iſt mir heute ganz in Trübſinn vergangen", ſagte er, „und was ich hier zu hören bekam, ließ meinen Geiſt nicht eben heitere Pfade einſchlagen."

„Und das iſt Alles?" rief ungeduldig die alte Fürſtin, als die Unterhaltung noch immer nicht flott werden wollte. „Sie kennen gewiß alle Memoiren, die aus jener Zeit ſtammen, erzählen ſie uns denn etwas daraus — wir bitten ſehr — wir alle!"

„Mein Erzählertalent iſt niemals bedeutend, bin ich aber in übler Stimmung, dann ſinkt es auf Null. Auch verläßt mich mein Gedächtniß, wann ich mich bemühen will, traurige Erinnerungen zu beleben. Es iſt meine beſte Eigenſchaft, die mein ganzes Glück ausmacht."

Man ſah es ihm an, daß er mit dieſer Ausrede dem weiteren Drängen ſich entziehen wollte. Als aber die alte Fürſtin immer zudringlicher wurde, ſagte er trocken:

„Die Strahlen aus meinem Kopfe reichen nicht weit und ich bilde mir nicht ein, in ſo wichtigen, weitgreifenden Dingen, wie die franzöſiſche Revolution es war, ein vollgültiges Urtheil abzugeben. Vom Himmel verhängte Strafen hat es immer gegeben. Schon Prometheus mußte es mit ſeiner Leber büßen, daß er ſich einfallen ließ, Menſchen zu bilden. So etwas konnte man Ludwig XVI. in prometheiſchem Sinne nun allerdings nicht nachſagen. Aber er war dennoch zur Strafe reif. Der alte Wahlſpruch der Bourbons hieß: Bonté et Valeur. Gleich ſeinen Vorfahren kehrte ſich Ludwig XVI. nicht daran. Die lettres de cachet bedeckten die bonté und ſein ganzes Leben zeigte nichts von valeur. Er ſetzte ſich auf denſelben hohen Thron, den Ludwig XIV. einſt inne gehabt, und den Ludwig XV. ſo eben verlaſſen hatte. Das iſt das Einzige, was ihn in meinen Augen entſchuldigt. Man kann von ſo hohem Sitze unmöglich die unten herum befeſtigten Geſetze leſen. Man unterſcheidet kaum die großen Anfangsbuchſtaben. Nun kam es, daß das Volk, das unten herumſtand, Alles beſſer zu leſen im Stande war, was die Geſetzbücher enthielten, und es daher auch beſſer wußte, was ihr König eigentlich thun ſollte, und was er zu thun unterließ. Das war ſicher der erſte Grund der Revolution. Als der arme Ludwig endlich den Fehler bemerkte und vom Thron zum Volk hernieder zu ſteigen anfing, da war ihm das ſo ungewohnt, daß er bei jedem Schritte ſtolperte. Unentſchloſſenheit, Characterſchwäche, gefährliche Vertraulichkeiten, unnütze und verderbliche Maßnahmen, Alles trug dazu bei, ein tragiſches Ende des ſchon begonnenen Kampfes vorausſehen zu laſſen. Was für den König in der beſten Abſicht unternommen wurde, ſchlug ebenſo zum Unheil für ihn aus. Da beugte er das einſt zu Rheims geſalbte Haupt unter der unerbittlichen Macht ſeiner Lage, und gleich dem römiſchen Gladiator erwartete er das Zeichen der von wilder Leidenſchaft erregten Zuſchauer, daß es nun Zeit für ihn ſei, zu ſterben."

„Es ziemt uns, chriſtlicher von dem letzten der allerchriſtlichſten Könige zu ſprechen", ſagte Albert mit ſtrengem Ernſt, welchen die Auslaſſung N—kow's in ihm hervorrief. „Ludwig der Märtyrer war für das Unglück geboren. Er fühlte dies frühzeitig, ohne deshalb Kleinmuth zu verrathen. Er ſtieg zum Volk herab, über das er zu herrſchen berufen war. Da ſah er ſich dräuenden Doctrinen überantwortet, die er gutheißen mußte, um eine zweifelhafte Popularität zu gewinnen, die ihm Lob und Steine zugleich an den Kopf warf. Die Begriffe verwirrten ſich bald ſo ſehr, daß Liebe zum Vaterlande und Haß des Königs für gleichbedeutend galten. Iſt es aber einmal ſo weit mit den Völkern gediehen, dann werden die Schaafe bald ihren Hirten zerreiſſen! Dann iſt die Zeit unerbittlicher Buße gekommen. Ein Opfer muß fallen und das unſchuldige Blut eines Königs iſt dann nur noch im Stande Alles zu ſühnen, was ein Jahrhundert verbrochen: Die Schmach der Höfe, die Laſter der Vornehmen, endlich alle Niederträchtigkeit, alle Verirrungen des Volkes! Ludwig XVI. beſaß nicht den Heldenmuth um zu kämpfen, aber den nicht weniger bewundernswerthen Muth, der zu ſterben weiß. Er ſah das Ende furchtlos und mit feſtem Blick ſich nahen, wie einen ſtrengen Freund, den ihm der Glaube ſandte. Er beugte ſich unter die Hand Gottes, er fühlte, daß er beſtimmt ſei, als vollgiltige Sühne für Das zu fallen, was er nicht verbrochen hatte. Er ſtarb einen ſchönen Tod." —

Hier trat der Doctor in den Saal. Die alte Fürſtin freute ſich, daß nun ein heiteres Thema an die Reihe kommen würde. Allein ſie ſah ſich auch diesmal getäuſcht. In der gewöhnlichen, nicht eben ceremoniöſen Weiſe eines vertrauten Arztes, der ſich ſeiner Macht über ängſtliche Patientenſeelen wohl bewußt iſt, hatte er den Damen einen freundlichen Gruß hingeworfen, und ſich dann mit unterſtämmten Armen vor Gräfin Marie hingeſtellt, die ſinnend und ſtill in ſich gekehrt während des frühern lebhaften Geſprächs da geſeſſen hatte.

„Was treibt man heimlich hinter dem Rücken des Arztes?“ fing er an. „Iſt das erlaubt? Ich gehe geſtern nach Mitternacht am Hotel vorüber und bemerke mit Erſtaunen hellen Lampenſchein in Gräfin Maria's Zimmer. Das kann die Nachtlampe nicht ſein, denke ich ſogleich und will mich überzeugen. Ich klettere an einem gegenüberſtehenden Baum in die Höhe und was ſeh' ich? Gräfin Maria am Schreibtiſch! — nach Mitternacht emſig ſchreibend, und dann wundert man ſich noch, Migräne, Nervenabſpannung und Gefühl der Ohnmacht zu verſpüren!“

Er ſah ſich im Kreiſe umher und ſchien im Begriffe den Damen insgeſammt eine Strafpredigt zu halten, als Fürſtin Helena, die von Maria's Reizbarkeit üble Folgen fürchtete, ſich ſchnell entſchloß von zwei Uebeln, nach ihrer Meinung, das kleinſte zu wählen und für ihre Nichte ſchnell das Wort ergreifend, dem Doctor zurief:

„Die Geheimniſſe der Damen gehören nicht vor das Forum des Arztes. Ihr Eifer trieb ſie zu weit; wir wollen es ihnen jedoch gern verzeihen. Wir kennen ſie hier als einen gefühlvollen Mann, und darum bitte ich ſie, uns zu ſagen, ob ſie den an Maria Antoinette von Frankreich verübten Mord nicht als eine namenloſe Gräuelthat erkennen, für welche die franzöſiſche Nation ewig verantwortlich ſein wird.“

Der Doctor ſah ganz verblüfft die Fragende an, da er für das, was von ihm gefordert wurde, in dieſem Augenblick keinen Anknüpfungspunkt finden konnte. Die alte

Fürſtin übernahm es, ihm einen ſolchen zu verſchaffen. Er lächelte und antwortete dann ſchnell:

„Das wäre eine weitläuftige Geſchichte für einen Staatsmann oder Politiker. Ich bin beides nicht, wie ſie wiſſen und will daher den Fall nur von einer Seite beleuchten; von der ärztlichen nämlich. Es iſt ein richtiger Satz im medicinischen Lehrgebäude, daß Schwelgen mehr als Hungern den Geiſt tödtet. Mithin wäre es für eine gute Regierung Pflicht, dafür zu ſorgen, daß es zu allen Zeiten im Lande an Lebensmitteln mangele. So wurde es denn auch in Frankreich unter den letzten Bourbons redlich gehalten. Es fehlte an Korn; der Preis des Brodes war unerſchwinglich; an den Bäckerladen kämpften die hungernden Arbeiter. In den Gefängniſſen verhungerten ſogar die Eingeſperrten. Mußte den verarmten Schlemmern, die wegen Schulden ſaßen, der Hunger nicht doppelt wehe thun? Lehnten ſie ſich auf, ſo wurden Soldaten hingeſchickt, die ſie todtſchoſſen; murrten ſie blos, ſo wurden nur ein paar davon aufgehenkt. So ward für den esprit auf Koſten des Magens bei'm Volke geſorgt. Aber wie ſagte Peter der Große? „Meine Nation konnte ich ändern, aber nicht mich." So auch die Bourbons. Ludwig XV. hungerte nie; er aß ſchon als Kind ſo viel, daß die Hofleute ausriefen: „le roi mange à étonner! son appétit prend des proportions de plus en plus royales." Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, war bereits Alles aufgegeſſen. Das Volk in einigen Provinzen lebte nur noch von rohen Pflanzen, von Fröſchen, Schnecken und dergleichen frugalen Speiſen. Der König aber, das iſt bekannt, der den alten bourboniſchen Appetit ererbt hatte, konnte ihn immer noch gehörig befriedigen. Man weiß, daß ein zu langes Diner, ihm auf der Flucht nach Varennes verderblich wurde. Faſt beſtändig litt er an Ueberſättigung; ja, man dürfte ſagen, daß ſeine ganze Regierung nur eine lange Indigeſtion war. Das könnte man am Ende auch ſchon als eine Buße betrachten. Während im Winter, wann kein Gras wuchs und man keine Fröſche und Schnecken mehr fand, die Bauern gar nichts mehr zu eſſen hatten und todt am Wege gefunden wurden; büßte auch ihr König unter Koliken und Magenkrämpfen, zwar nicht in Sack und Aſche, aber doch zwiſchen Vorhängen und Polſtern."

„Mein Himmel, welche Anſichten!"

„Wir danken für die medizíniſche Vorleſung!"

„Welche Uebertreibung!"

„Welche Entſtellung!"

So ſchallte es durcheinander. Der Doctor dankte, ſich im Kreiſe verneigend, wie ein Sprecher auf der Tribune.

„Er gab uns, wie zu erwarten war," rief R—kow lachend, „eine Erklärung über die Urſachen der franzöſiſchen Revolution vom Standpunkte der Diät. Ich will dieſe geſtellte Frage in ein anderes Stadium lenken, von wo ſie kürzer zu löſen iſt! Anna Boleyn, Katharina Howard, Jane Grey wurden in England in dem Zeitraum von achtzehn Jahren hingerichtet. Niemand fällt es ein, von ihrem Marterthum zu ſprechen. Die franzöſiſche Nation hat in achtzehnhundert Jahren nur eine Königin köpfen laſſen; das nennt man ein ungeheueres Verbrechen, unerhört, unerlaubt. Das iſt ein Schandfleck, den keine Buße ſie zu tilgen vermag. Königliche Hinrichtungen ſollen nur durch Könige oder Königinnen vollzogen werden dürfen! Heinrich VIII. wäre nach dieſer Anſchauung in ſeinem vollkommenſten Rechte. Er war nur zu keuſch und tugendhaft. Liebte er eine Frau, ſo heirathete er ſie auch. Traf es ſich nun, daß er eben ſchon verheirathet war, ſo wäre es ja eine Todſünde geweſen, zwei Frauen zugleich zu haben und da ſah er ſich immer in die gewiß nicht angenehme Lage verſetzt, ehe er ſich die neue antrauen ließ, die alte um einen Kopf kürzer zu machen. Wenn eine Nation ſich von ſeiner Königin verrathen glaubt und ſie guillotinirt, ſo iſt ſie auf ewig entehrt; wann Heinrich VIII. ſeine Frauen zum Beil verurtheilt, ſo ſchändet es nicht das Königsthum. O, über die gräuliche franzöſiſche Revolution! Welche Frevel hat ſie verübt! Wie ſchön lebte ſich's doch unter den alten Bourbons!"

Hier ſtand ein junger bleicher Mann auf und ging auf N—kow zu. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich die ihn beherrſchende Kaltblütigkeit aus, indem er mit dem Finger den dünnen Schnurrbart zu erfaſſen ſuchte und deſſen Haare langſam zuſammendrehete. Es war der Dichter, den wir ſchon kennen. Die Damen waren auf's Höchſte geſpannt; die alte Fürſtin blickte im Voraus triumphirend auf ihren von Allen gefeierten Liebling, der ſo eben mit einem neuen Roman großes Aufſehen erregt hatte.

„Es vermag keiner in den Blitz zu ſchauen, wann er die kohlſchwarzen Wolken durchfährt und wie eine Lichtfluth, unerträglich für das Auge, dahinzittert", ſprach der Dichter. „Ein ſolcher Blitz war die franzöſiſche Revolution. Es iſt nicht möglich, ihren erſten Gründen nachzuſpüren, ohne zu der Annahme zu gelangen, daß großes Unrecht, tiefe moraliſche Uebertretungen, Frevel aller Art ſie veranlaßt haben müſſen. Dieſe aber nur auf der einen Seite zu ſehen und die andere freizuſprechen, iſt ungerecht. Kein Volk lebt auf der Erde, das ſo leichthin dem Frieden, der Behaglichkeit des Daſeins, dem Leben ſelbſt freiwillig entſagte, obgleich kein Menſch es weiß, wie lange dies Alles dauern wird. Es giebt kein feſtbegründetes Glück, ſowie auch keinen abgeſchloſſenen Vertrag über die Dauer des Lebens. Es ruht in der Hand Gottes allein. Keine menſchliche Anſtrengung iſt im Stande, ein Haar von unſerm Haupte fallen zu laſſen, wann Gott es nicht zuläßt; aber alle Macht der menſchlichen Geſellſchaft vermag es eben ſo wenig zu verhindern, wenn es Gott gefällt, mit den Haaren auch das Haupt ſelbſt zu fällen. Aufſtände, Bürgerkrieg, Schaffot, was ſind ſie denn im Grunde für uns, perſönlich betrachtet? Ereigniſſe, oft anſcheinend zufällige, wie Alles, was uns ſonſt noch begegnet. Ob uns das Decret einer politiſchen Partei zum Tode verurtheilt, oder ein Fieber dahinrafft; ob uns die Pferde an unſerm Wagen ſchleifen, das Meer uns in ſeinen Wellen begräbt oder die Eiſenbahn zermalmt, das läuft auf Eines hinaus. Unſere Wittwen werden nicht die einzigen ſein und unſere Waiſen nicht die erſten auf Erden. Nur Einen Troſt giebt es für uns und dies namentlich in der Gegenwart: wann und auf welche Weiſe wir auch ſterben mögen, wir ſollen und müſſen für Wahrheit und Recht gelebt haben; dann dürfen wir ſicher ſein, daß das Opfer unſers Lebens nicht ohne Lohn bleiben werde. Das bilde das Vermächtniß für unſere Hinterbliebenen. Nichts könnte im Stande ſein für ihre Zukunft beſſer zu ſorgen, als das öffentliche Bekenntniß unſerer Ueberzeugung, die wir mit unſerm Blut beſiegeln. So ſorgten die erſten Chriſten für ihre Nachkommen, indem ſie ihnen den heiligen Glauben hinterließen, für den ſie bereitwillig ihr Leben hingaben. Das war mehr, als ein Erbtheil an fruchttragenden Aeckern, an Heerden, an Paläſten und Sklaven. Und ein ſolches Vermächtniß hat das königliche Paar den Franzoſen hinterlaſſen. Das iſt der Sinn der franzöſiſchen, wie aller Revolutionen der neuern Zeit. Sie erſcheinen, damit wir unſere Irrthümer erkennen. Sie erfüllen die Zeitgenoſſen mit Entſetzen; allein Gott will es ſo, damit wir in uns einkehren. Nichts vermag ſie deßhalb abzuwehren, und im Keime zu erſticken."

„Sie ſprechen der Revolution das Wort?" ſagte hier Gräfin Maria, die jetzt erſt, bei des Dichters Worten, aufmerkſamer zu werden ſchien.

„Nennen ſie es nicht ſo, was ich eben geſagt habe, liebe Gräfin", erwiderte der Dichter mit ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit. „Ich bin zur Paſſivität geboren und liebe daher die ruhigen Zuſtände. Ich wäre zu keiner andern Unternehmung fähig, als ein Buch zu ſchreiben. Wie ſollte ich dazu kommen, der gewaltſamſten Unternehmung, einer Revolution, das Wort zu ſprechen!"

„Unſer Nicolai Andreitſch iſt eine weibliche Natur!" rief ſchnell die alte Fürſtin, „daher ſympathiſiren wir Damen mit ihm."

„Sagen ſie offen, Nicolai Andreitſch“, ſagte N—kow, der ſeine Späße niemals zurückhalten konnte, „möchten ſie wohl, ihrer weiblichen Natur entſprechend, wie die Fürſtin eben ſagte, eine Dame ſein?“

Der Dichter antwortete auf dieſe ungebührliche Frage mit der ſcherzhaft galanten Wendung:

„Durchaus nicht, ich könnte ja dann keine mehr lieben.“

Die Damen applaudirten und N—kow applaudirte mit.

„Sie ſehen an der Frage, die ſoeben an mich gerichtet wurde, was die heutige Welt nicht Alles zu fragen ſich für berechtigt hält“, nahm der Dichter wieder das Wort. „Glücklich ſind die wenigen Auserwählten, die gar keine Frage ſtellen. Sie ſind in der That zu beneiden. Geſtern auf dem Spatziergange, bemerkte ich einen ſolchen Glücklichen vor der Thür einer ärmlichen Hütte. Es war ein kümmerliches, mißgeſtaltetes Weſen, in zerriſſener Kleidung, das unverwandt in eine leere Schüſſel blickte. Ich rief dem Armen zu; aber er ſchien ſo tief in ſeine Betrachtung verſunken, daß er nicht einmal nach mir aufblickte. Ein Cretin iſt ein trauriger Anblick. Dieſer war ſehr häßlich. Ein Cretin iſt für die Meiſten wie ein Gefäß, das der Töpfer als Ausſchuß wegwirft, weil es zu Nichts brauchbar iſt.

„Und doch hat dieſem elenden und abſtoßenden Geſchöpf Gott eine unſterbliche Seele gegeben, und die Kirche hat über ſie das Sacrament der Taufe ergehen laſſen, und kraft dieſes Sacraments wird auch die Seele des Cretins einſt befreit werden aus ihrem Kerker und vor

Gott erſcheinen. Die Abſcheu erregende Puppe iſt die Hülſe eines Engels.

„Des Cretins einzige Beſchäftigung beſteht darin, ſeine leere Schüſſel aufmerkſam zu betrachten. Wer weiß aber, was er eigentlich dabei empfindet? Vielleicht liest er in ſeiner Schüſſel, in einer nicht wahrnehmbaren Schrift, ſublime Gedichte; vielleicht erſchaut er auf ihrem Boden wunderbare Gebilde; vielleicht vernimmt ſein feiner als das unſrige organiſirte Ohr Klänge, von denen wir keine Ahnung haben!

„Da er alle ſeine Empfindungen in ſich verſchließt, ſo bleibt uns der Cretin unverſtändlich, und wir vermögen nicht, uns über ihn ein Urtheil zu bilden, wie über jene, die wir hochbegabte Menſchen nennen; die eben in Fragen, die ſie dann ſelbſt willkürlich beantworten, es ausſprechen: was ſie in der Natur wahrnehmen, was ſie von der Menſchen Thun und Treiben, was ſie vom Himmel halten. Sie erblicken überall nur die Materie und darüber hinaus das leere Nichts. Alles erſcheint ihnen als ein Werk des Zufalls, dazu beſtimmt, den Sinnen zu dienen.

„Sie haben den menſchlichen Körper ſecirt und fragen dann: „wo iſt die Seele? wir fanden nichts als Muskeln, Sehnen, Adern und Knochen.“ Sie durchforſchten mit weittragenden Ferngläſern die Unendlichkeit der Himmel und fragten dann: „Wo iſt Gott? wir ſahen nichts als Millionen Sterne, deren Lauf wir beobachten konnten.“ Sie laſen in der heiligen Schrift die Erfüllung der alten Prophezeihungen; ſie laſen, wie die Kirche mit ihrer Milch und ihrem Blut das wiedergeborene Menſchen-

Geſchlecht ernährt hat und fragten dennoch: Wozu die Kirche? —

„Und dieſe Fragen erfüllten ſie mit dem frevelhafteſten Hochmuth und ſie beantworteten ſie mit einem dunſtigen Geſpinnſt aus Lüge und Sinnlichkeit.

„Der arme, rechtſchaffene Cretin kennt ſolche Bosheit nicht; er beſitzt weder Stolz noch Eitelkeit, und bildet ſich nichts darauf ein, daß es ihm verliehen wurde, in ſeine leere Schüſſel zu blicken; er ſtrengt ſich nicht an, ſeinen vermuthlichen Wahrnehmungen auf falſchen Wegen nachzuſpüren, und dann ſeine unausgegohrenen Gedanken in Form von Fragen, in die Druckerei zu ſchicken. Der gute Cretin beſcheidet ſich. Hat er ein Verſtändniß für Melodie, ſo hört er zu; aber er will nicht ſelbſt ſingen und haßt auch die nicht, welche ſingen können. Liebt er Blumen, ſo verwundet er nicht Hände, welche Sträuße tragen, kein Cretin iſt grauſam. Er ſäet keinen Unglauben; er macht keine Revolutionen. Es iſt ungerecht den Namen als Schimpfwort zu gebrauchen. Unſere unlautern Weltverbeſſerer, unſere ſchlechten und unſittlichen Dichter und Künſtler wollen wir in Zukunft anders benennen. Sie Cretin zu nennen, wäre eine unverdiente Ehre für ſie" —

„Alſo ſollen wir darnach ſtreben, wie die Cretins zu werden?" fiel hier N—kow unwillig dem Dichter ins Wort.

„Unſchuldig wie ſie", entgegnete ihm ebenſo ſchnell der Dichter, „und beſtände Alles, was wir an Tugenden beſitzen, nur in dieſer einzigen, größten. Ich wählte das grellſte Beiſpiel, das ſich mir eben darbot. Vor Allem müßten die Völker wieder zur Unſchuld zurückgekehrt ſein, um durch Revolutionen ein neues Leben ſich zu erobern. Um andere Laſter, Verderbniſſe anderer Art als die alten, zum Siege zu verhelfen, wird Gut und Leben nur umſonſt geopfert. Die Principien politiſcher Vollkommenheit werden jetzt umhergetragen wie eine Waare auf dem Jahrmarkt. Es iſt ein Schnaps, der die Köpfe umnebelt. Die Menſchen ſind alleſammt verderben und daher muß jeder Verſuch des Unmöglichen, die Verderbtheit nur vergrößern. Die reife Frucht des beſten Staates iſt nichts für unſere ſtumpfen Zähne. Ein ungezügelter Ehrgeiz treibt zu gräuelvollen Thaten, unter der ſchimmernden Maske der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit. Können uns dieſe himmliſchen Gaben zu Theil werden, wenn wir ſittenlos ſind? Können wir ſie uns beſudelten Händen erhalten? Fühlen wir nicht, daß aller angebotenen Freiheit zum Trotze, eine keuſche Gefangene n uns herbe Thränen vergießt und daß dieſe Gefangene unſere eigene Seele iſt? Gleich jenen chriſtlichen Jungfrauen, die den heidniſchen Horden überliefert wurden und ich mit den zeriſſenen Stücken ihres Schleiers noch keuſch verhüllten; ſo iſt es mit unſerer Seele. Eine Revolution ür unſere heutige Geſellſchaft, die ſich in Sinnlichkeit badet; an frevelhafter Lectüre berauſcht; in den Theatern chwelgt und bei den Sprüngen einer mit unſittlichen Fetzen aum bedeckten Tänzerin, vor Entzücken grunzt, daß ſie unter der Schminke, vor Schaam roth werden müßte, iſt Sünde. Eine entſittlichte Geſellſchaft kann durch Revolution niemals gebeſſert werden und wenn ein Solon in hrer Mitte erſtünde. Derjenige, der es unternehmen wollte, eue Menſchen aus alten Juden zu machen, müßte dieſen

Glauben am Kreuze büßen und jeder, der nun, mit der Erfahrung von faſt zweitauſend Jahren bereichert, ſolche Experimente, wenn auch in beſter Abſicht verſuchte, hätte ſein Schickſal verdient. Die Revolutionen ſollen frei, brüderlich und gleich machen. Frei kann der Menſch nie ſein. Niemand thut, was er will; wenn er nicht das will, was er thut und das thut, was er muß. Der Menſch hängt an einem ſtarken Faden, den er niemals zerreiſſen darf, ohne zum Teufel zu fahren. Was verſtehen ſie unter Brüderlichkeit? Etwa wie Brüder einander beizuſtehen? Keineswegs. Sie wollen unabhängig, jeder für ſich ſorgen und wenn ſie's für nöthig halter, zu den Waffen greifen, um ſich zu bekämpfen. Und endlich die Gleichheit! Wie wollen ſie zu der gelangen? Mit Senſen die Adeligen aus ihren Schlöſſern vertreiben und ihren Reichthum an ſich reiſſen? Das iſt die Lehre, mit der die Revolutionäre das Volk politiſch erziehen! Das Volk wird bethört. Die es aufwiegeln, wiſſen, was ſie erreichen wollen; das Volk weiß es nicht."

„Es giebt eine Gleichheit, die jeder Chriſt anerkennen muß," fiel hier der Prieſter dem Dichter in's Wort, „ſie beſteht thatſächlich darin, daß wir alle zweimal Kinder Gottes ſind. Einmal durch Adam; das zweite Mal durch unſern Herrn Jeſus Chriſtus. Wir wiſſen, daß uns auf Erden beſchieden iſt, im Schweiße des Angeſichts unſer Brod zu eſſen, aber ebenſo: daß uns des Heilands Blut von dem ewigen Tode erlöst hat. Unſer Fuß wandelt auf der Erde; aber auch hier giebt es für uns ſchon Pfade, ohne Dornen und Geſtein. Unſere Hände ſind hienieden gebunden, aber dennoch können wir Früchte und Blumen genug pflücken und unſere Augen dürfen wir zum Himmel erheben.“

„Jetzt ſind wir zur Stelle,“ rief in froher Begeiſterung der Dichter. „Hier zeigt ſich die Frage gelöst. Mit dieſer chriſtlichen Einheit haben wir auch die Freiheit und Brüderlichkeit gefunden, die auf unſerer Selbſterkenntniß beruhen. Man braucht kein politiſches Genie zu ſein, um das zu begreifen und hat nicht nöthig, mit Gewalthabern blutige Abrechnung zu halten, um eine Chimäre für Wahrheit einzuwechſeln. Hören wir nicht auf die Sirenenklänge, die uns heute in allen modernen europäiſchen Sprachen umtönen; unterdrücken wir ſchnell jede Regung, die uns dabei ergreift; weil ſie leicht zur nagenden Qual werden kann. Halten wir uns an die erhabene Wahrheit der Kirche. Verſenken wir uns ganz hinein! Wie kleinlich erſcheint uns gegen dieſe alles ihr widerſtrebende Ringen des Menſchengeiſtes, das aus kaltem Indifferentismus geboren, nach niedriger Berechnung Handlungen in's Leben ruft, welche die früh ſchon abgeſtumpften Gefühle der Jugend überraſchen und ihnen nicht Zeit gönnt, ſich zu entwickeln und gehörig zu reifen. Vor der hehren Majeſtät des Chriſtenthums verſchwinden alle unruhvollen, revolutionären Gedanken; alle ſocialen und politiſchen ſogenannten Fragen, die den Haber in das Herz der Nationen entzünden; alle Kurzſichtigkeit jener Tollkühnen, welche die Weltgeſchichte zu machen glauben. Nur Gott allein macht ſie. Er wählt ſeine Werkzeuge. Den armen verfolgten Genueſer ſucht er aus, um die alte Welt aus ihrer Verſumpfung zu reiſſen, und Columbus iſt es, der eine neue entdeckt; Vasco da Gama befährt unbekannte Meere; Europa zittert in furchtbaren Schwingungen und im tiefſten Norden regen ſich mächtige Kräfte und ein neues Weltreich entſteht, das von einem hohen Genius der Bildung und dem Kunſtfleiße entgegengeführt wird." *)

Die ruſſiſchen Damen waren bis zu Thränen gerührt. Nur Maria durchzuckte ein anderes Gefühl.

Während der Dichter ſo ſprach, war eine ähnliche Stimme in ihrem Innern laut geworden, die ſeine Rede gleichſam obligat begleitete. „Wo im weiten Norden," tönte es in ihr nach, „fand die Lehre des Chriſtenthums bereitwilligere Aufnahme? Wo befeſtigte ſie ſich früher als in Polen? Welche Schutzwehr bot Polen gegen die Heiden? Wie entfaltete ſich der kriegeriſche Muth in dem Herzen der Nation, ſobald die Zeit es erheiſchte? Wo war der Enthuſiasmus größer, die Liebe ſtärker, der Todesmuth kühner? Wo ſchwand zuerſt die Barbarei, die bei andern Völkern noch mit einem blutigen Vorhange die geſchichtlichen Uranfänge verhüllte? wo geſchahen bewundernswerthe Thaten, die ſich forterzeugten bis in die neueſte Zeit? Jene Wanda, die in den Fluthen der Weichſel ihre keuſche Schönheit begrub und jene Frauen, die mit klingendem Spiel auszogen, um Warſchau zu befeſtigen; jene Plater, die hoch zu Roß ihre Tapfern anführte, bis zu jener ehrwürdigen Matrone, die ſo viel für Polen opferte und jetzt im Greiſenalter, auf dem Hügel an der Waldecke, ihr Häus-

---

*) Nach eigenen Worten des ruſſiſchen Dichters Gogol.

en bauete, alle Entbehrungen trägt und nur für die Ar-
en lebt; ſie Alle ſind Polinen und nichts Anderes. Bis
eher war ſie in ihrer Gedankenreihe gekommen, als die
chlußworte des Dichters ſie ſchmerzvoll daraus erweckten.
as von Peter dem Großen geſchaffene Weltreich im Norden
tand bräuend und blutig vor ihr. „Armes Polen!“ rief
s in ihr, „wie viele Opfer kannſt du denn noch bringen?
Wie viele Eltern werden noch um ihre Söhne weinen —
ie viele verlaſſene Töchter um ihren Vater?“ Hier ſah
ie ſich ſelbſt verzweifelnd an der Leiche ihres Vaters ſtehen.

Sie erhob ſich, ging langſam zum Piano und begann
in Lied zu ſingen. Ihre ſchöne Stimme ſchwang ſich auf
u einer wehmüthigen Klage und die dumpfe einförmige
Begleitung im Baß, hallte wie der hohle Ton der erſten
Schaufel Erde auf den in das Grab geſenkten Sarg.
Alles war nun ſtill geworden und horchte dem Geſange in
reger Spannung. So war das Lied, welches Maria, die
Tochter des polniſchen Grafen, an jenem Abend, bei ihrer
Tante, der ruſſiſchen Fürſtin ſang:*)

Womit iſt denn beladen
Der ſchlichte Wagen dort?
Zwei müde, kleine Pferde
Zieh'n langſam ihn nur fort.
Und bei den Rädern ſieht man
Zwei arme Kinder geh'n;
Sie ringen ihre Hände,
So kläglich anzuſeh'n.

---

*) Nach einem Gedichte von Julie Gräfin Oldofredi-Hager.

Und auf dem Wagen ruhet,
Aus weißem Holze blos,
Ein Sarg — drauf liegen Blumen
Doch welke, blätterlos. —
Es wird die Mutter ſchlafen
In dieſem armen Sarg;
Weil Kinder ihn umjammern,
Die ſie ſo treu einſt barg;

Die ſorgſam ſie gehalten,
Die mühvoll ſie ernährt;
Die ihnen Brod und Liebe
Und Lebensglück beſcheert.
Nunmehr zum Tod erſtarret,
Den letzten Weg ſie fährt;
Und zu den armen Waiſen
Ihr Blick ſich nicht mehr kehrt.

Die fliegen nun im Sturme
Wie welke Blätter fort —
Der Baum iſt ja geſunken,
Ihr mütterlicher Hort! —
In raſend wilder Eile,
Vom Berge über's Meer,
Sieht man ſie hingetragen,
Nicht Ruhe labt ſie mehr;

Bis ſie das Ziel erreichen,
Im letzten ſtillen Haus;
Dort ruht das Roſenblättchen
Und auch der Lorbeer aus.

VIII.

Die Verſtimmung, welche die Converſation des letzten Abends in Fürſtin Helena hervorgerufen hatte, war bald der Zerſtreuung gewichen, die ihr die Vorbereitungen zur Reiſe nach Florenz gewährten. Man hatte allſeits beſchloſſen, den Brunnen in den nächſten Tagen ſchon zu verlaſſen. Die alte Fürſtin Eliſabeth wollte, ehe ſie in der reizenden Stadt am Arno ſich zur Winterſaiſon einrichtete, noch einen Ausflug an den Comoſee machen. Albert mußte noch im Bade verweilen, bis ſeine Paßangelegenheit mit den verſchiedenen Geſandtſchaften geordnet war und Wechſel aus der Heimath eintrafen.

Die polniſche Gräfin, Jadwiga *), blieb allein zurück; ſie verließ jetzt ihren einſamen Hügel, der im Winter ſchwer zu erſteigen war und bezog eine beſcheidene Wohnung unten im Dorfe, unter ihren Pfleglingen. Maria war betrübt, ſie verlaſſen zu müſſen. Mit ihr tauſchte ſie manch trauliches Wort in der Mutterſprache und recht wehmüthig war es ihr um's Herz, wann ſie an den bald bevorſtehenden Abſchied dachte.

„Gefällt es dir nicht mehr in der Welt, mein liebes

---

*) Hedwig.

Kind," ſprach dann die alte Gräfin zu ihr, „ſo ſuche mich nur auf. „Staropolska jest to cnota nie zamknać nikomu wrota.*) Du kennſt den Spruch. Klopf' nur an, es wird dir gleich aufgethan."

Das war nun zwar ernſtlich gemeint; allein man konnte doch an die Ausführung nicht glauben. Ihrerſeits ſuchte Maria die Freundin zu überreden, den Winter am Arno zu verleben; aber auch das war für dieſe nicht ausführbar. Sie hing mit hundert Fäden an ihrem Werke, deſſen Pflege ſie keinem Andern überlaſſen wollte, ſo lang ſie lebte. —

* * *

Maria war ſchon am frühen Tage aufgebrochen, um die Waldhöhe hinanzureiten. Der herrliche Morgen hatte ſich ihr in die Seele geſenkt; ſie bat die Tante, ihr entgegen zu fahren. Sie wollte ſich dann zu ihr in den Wagen ſetzen und ihr Pferd heimführen laſſen, um ſich nicht zu ſehr zu ermüden, und Abends vor „ihrem Kopfweh" geſichert zu ſein.

Um die Mittagsſtunde waren noch einige Beſuche zu empfangen und da Helena deßhalb beſorgte, Maria könnte ſie vergeblich erwartet und den ganzen Rückweg zu Pferde zurückgelegt haben, wurde jetzt dem Kutſcher befohlen, ſchneller zu fahren und man weiß, was das bei einem ruſſiſchen Kutſcher heißt. Die ſtarken Pferde gingen mit dem leichten Wagen durch, trotz Hitze und Berg, daß Alles zu beiden Seiten auseinanderſtob und die Steine der Chauſſee, mit lautem Krachen zerſplitternd, aufflogen.

---

*) Gaſtrecht herrſcht in jeder Hütte, Das iſt alte Polenſitte.

Bald war der Wald erreicht, der die Fläche der ſteilen Anhöhe bedeckt. Die Fürſtin ließ ihr Auge rings umher ſchweifen und erhob ſich oft von dem Sitze, um weiter blicken zu können, wann die Geſträuche ihr bei einer Wendung des Weges die entfernteren Gegenſtände entzogen. Sie war überzeugt, daß Maria dieſen Weg einzuſchlagen pflegte und ſie hatte ſich nicht getäuſcht.

Nahende Pferde und die Stimmen einiger Menſchen ließen es ſie hoffen; ſie ließ halten und erwartete die Reiterin, die ſie nicht mehr fern glaubte. Aber eine tödtliche Angſt überfiel ſie jetzt, als ſie einen Leiterwagen langſam ſich nähern und den Bedienten, Maria's Pferd am Zügel führend, daneben reitend erblickte. Maria iſt todt! war das Erſte, was ſie dachte, ſie ſtieg aus und ſtürzte auf den Wagen zu. Die Leute ſagten aus, ſie hätten das Fräulein ohnmächtig an der Stelle gefunden, wo ſie vom Pferde geſtürzt war. Anfänglich hatten ſie ihr aus Zweigen und Heu nothdürftig ein Lager auf dem Wagen bereitet; dann — als ſie an einem Bauernhauſe vorüberfuhren — wurden Federbetten hinzugefügt und die Leidende ruhe jetzt ganz gemächlich und ſchien zu ſchlafen.

Die Fürſtin berührte Maria und fuhr ihr mit der

Hand einigemal über die Stirne. Das arme Kind ſchlug die Augen auf und blickte freundlich nach ihr hin.

„Mir iſt wohl, liebe Tante,“ ſprach ſie in ihrem gewöhnlichen Tone, „ich brauchte mich auch gar nicht ſo erbärmlich fahren zu laſſen, wenn ich mir im Sturze nicht den Arm etwas verſtaucht hätte, der nun unfähig iſt, den Zügel zu leiten.“

Die Fürſtin ließ Maria in ihren Wagen bringen. Den Kopf der Kranken an ihre Schulter gelehnt, ſie mit dem Arme umfangend und ſicher haltend, winkte ſie den Bedienten an den Schlag, um von ihm die nähern Umſtände des Unfalls zu erfahren. Aber Maria ergriff mit Haſtigkeit für ihn das Wort:

„Ich kann dir das am Beſten ſagen, liebſte Tante! Wir waren eben am Eingange des kleinen Dorfes, wo der Weg ſich zu der Einſiedelei unſerer frommen Gräfin hinanzieht. Von dem grauen Kirchthurme ſummten in dem Augenblick drei Schläge ſo furchtbar dröhnend, wie ich noch nie welche vernommen; ich blickte nach dem alten verwitterten Zifferblatte der Uhr und ſah, daß es dreiviertel auf Eins war. Zugleich fühlte ich einen Fieberfroſt durch meinen Körper ziehen, obgleich es doch heißer Mittag war. Um ihn zu bekämpfen, ſpornte ich mein Pferd und ſprengte durch das Dorf und ſo noch eine Weile fort. Dann fiel mir ein, daß ich dich gebeten hatte, mir entgegen zu fahren und daß du, fändeſt du mich nicht, ungehalten und beunruhigt ſein würdeſt; ſo kehrte ich denn um. Ich hatte nicht ſehr weit; allein ich mußte auch noch, zu Hauſe angekommen, mich in andere Toilette werfen. Als ich wieder das

Dorf erreicht und gerade an der Kirche war, hebt die alte Thurmuhr aus und jetzt verkündet wie ein vernichtender Wetterſtrahl der weithin dröhnende, heiſere und doch ſo gewaltige Schlag Ein Uhr. Mein Pferd ſcheut, macht einen Sprung ſeitwärts, ich vermag mich nicht mehr zu halten, oder — ich weiß es nicht recht anzugeben — ich laſſe mich ſelbſt fallen. Von dieſem Augenblicke weiß ich nichts mehr; auf dem Bauernwagen kam ich erſt wieder zu mir ſelbſt und bald darauf vernahm ich Deine holde Stimme."

Die Hand der Fürſtin ſtreichelte immer noch das liebe Haupt. Sie bat, daß Maria jetzt ausruhen möchte. Der ſonſt ſo hellen, freundlichen Tante zog es aber wie eine trübe Ahnung durch den Sinn. Nachdem Maria auf ihr Zimmer gebracht war, wurde der Bediente in's Verhör genommen. Der ſagte aus, daß kurz vorher, ehe es Eins ſchlug, ein junger Mann ihnen begegnet ſei, der ſie ſcharf angeblickt habe und ohne den Hut zu ziehen, ſchnell den Hügel zu dem Hauſe der alten polniſchen Frau Gräfin hinangeſtiegen ſei. Von dieſem Augenblicke ſei ihm die Pana kuzynka nicht mehr geheuer vorgekommen; ſie habe ſich im Sattel rückgelehnt und dem Fremden nachgeblickt; dann ſei ſie noch bis an die Kirche langſam fortgeritten und mit dem Schlage Eins vom Pferde geſtürzt. —

Von Maria ſelbſt war keine weitere Aufklärung zu erwarten, hätte ſie ſich auch dazu verſtehen wollen. Ein heftiges Fieber hatte ſie ergriffen, das die äußerſte Schonung erforderte. Die tiefſte Stille umgab ſie. Sie war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen, ihr Athem war kaum vernehmbar und ſchien manchmal ganz aufzuhören. Der Doctor konnte jetzt frei über ihren Arm verfügen, deſſen Pulsſchläge ſeine Finger aufmerkſam zählten. An ihrem Bette ſaß mit trauerndem Blicke Fürſtin Helena. Sie wagte keine Frage an den Arzt zu richten, aus Furcht, daß er ihr die letzte Hoffnung rauben könnte.

Der Doctor verließ ohne ein Wort zu ſagen, auf den Zehenſpitzen das Krankenzimmer und trat in den Salon, wo einige der Intimen des Hauſes in banger Erwartung ſaßen. Die alte Fürſtin beſtürmte ihn ſogleich mit Fragen nach ihrer Weiſe und deutete darauf hin, daß jetzt ohne Aufſchub eine magnetiſche Kur angewandt werden müſſe. Eine Perſon von der Beſchaffenheit Maria's, die mit der Uhr eines alten Kirchthurms in Rapport ſtehe und bei ihrem Schlage vom Pferde ſtürze, biete ſich von ſelbſt einer ſolchen dar, und es ſei unverzeihlich, ſich der Weiſung, welche die Natur ſelbſt hier ertheile, zu widerſetzen.

„Ich habe eine andere Anſicht von dem Zuſtande der Gräfin“, ſagte etwas verdrießlich der Doctor, „und bin mit den geheimnißvollen Kunſtſtücken der Magnetiſeurs durchaus nicht einverſtanden. Ahnungen, Clairvoyance, das zweite Geſicht und die darauf begründeten Wunderkuren gehören mir in den Bereich des Geſpenſterglaubens. Ich ſehe hier eher den Anfang eines nervöſen Fiebers, als eine wunderſeltſame Krankheit, die nur durch eine Wunderkur ſollte geheilt werden können. Die Kranke befindet ſich jetzt in einem Zuſtande der Lethargie, deren Ende man auf keine Weiſe zu beſchleunigen ſuchen darf. Man muß ruhig abwarten und ſollte ſie auch noch Tagelang fortdauern. Dieſer Ruhe bedarf die der Krankheit entgegenwirkende Natur, um das Gleichgewicht der Lebenskräfte wieder ſo weit herzuſtellen, daß die von dem Arzte angewandten Mittel ihre richtig bemeſſene Wirkung erreichen können. Iſt dies einmal der Fall, dann rathe ich, bei dem erſten Schein der Geneſung dieſen Ort zu verlaſſen, der in dem Gemüthe der Patientin trübe Erinnerungen zu wecken ſcheint. Sie hat ein hartes Schickſal in ihrem Vaterlande betroffen, wie wir alle wiſſen, wenn wir auch nichts von ihren Verhältniſſen kennen, als daß ſie in einem nahen Grade der Verwandtſchaft zur Fürſtin ſteht. Nun iſt es möglich, daß die vielen jungen Polen, die ſeit den letzten Wochen in immer größerer Zahl unſern Badort beſuchen und ihn förmlich zu einem Vereinigungspunkt auserſehen zu haben ſcheinen, eine ſchlimme Einwirkung auf Gräfin Maria ausüben. Ich bin dafür, daß die Reiſe nach Florenz ungeſäumt angetreten werde, vorausgeſetzt, daß die Geneſung ſo weit gediehen, daß aber während der großen Sommerhitze noch eine Villeggiatura in der Schweiz zu machen ſei."

Wie gewöhnlich nach langen Auseinanderſetzungen zog er jetzt die Uhr, entſchuldigte ſich bei der alten Fürſtin, die ihn nicht fortlaſſen wollte, mit ſeinen vielen Patienten und eilte davon. Die kleine traurige Verſammlung löste ſich bald auf. Fürſtin Helena war für ſie nicht ſichtbar geworden. Sie ſaß, den unverwandten Blick auf die Kranke gerichtet, an deren Bett. — —

In dem einſamen Hauſe oben an der Waldecke, am Ende des armen Dörfchens, brannten aber an jenem Abend einige Kerzen mehr als gewöhnlich und ein doppeltes Almoſen war an den Pfarrer zum Vertheilen hinunter geſchickt worden. Denn es herrſchte, wenn auch von Wehmuth durchzogen, ein reger Hauch beſeligenden Labſals. Ein wiedergefundener Sohn lag am Herzen ſeiner alten Mutter und ein treuer Prieſter ſtand ſegnend neben beiden.

IX

> In die Ferne, in die Ferne muß ich gehn,
> Muß mir Schutz, 'nen andern, ſuchen,
> Weiß' nicht wo!
> N. d. Ungariſchen.

Von Tag zu Tag mehrte ſich der Zug junger Polen; die Fremdenliſte überſtrömten unausſprechliche Namen, deren Träger zum Theil als ſchöne Repräſentanten ihrer Nationalität angeſehen werden konnten. Alle waren noch jung und kräftig und ſchauten gleichſam naiv und unbefangen in die Welt; nur wenige waren dabei, deren Auge einen melancholiſchen Ernſt zeigte. Solche Köpfe ſahen bleich aus; die feine Haut durchſchimmerte nur wann ſie ſprachen eine fieberhafte Röthe, die wie ein Hauch auf blankem Metall gleich wieder verſchwand. Allen war die ariſtokratiſche Abſtammung aufgeprägt; die Familienzüge, die auch der erkennt, der nicht die Ahnen kannte; dann die Form von Hand und Fuß. Man wäre verſucht das Sprichwort: „das hat Hand und Fuß“ von einem ſolchen Geſchlechte herzuleiten.

Mit dieſer Erſcheinung verband ſich bald der nahe liegende Gedanke, daß der Kurort, als neutraler Boden, zu einer Beſprechung über nationale Dinge auserſehen war. Daß es auf eine neue Erhebung abgeſehen, unterlag faſt keinem Zweifel. Das Hin- und Herreiſen junger Polen hatte bereits angefangen, die Galopins der kleinen und großen deutſchen Preſſe in Athem zu ſetzen und von allen Seiten tief politiſche Betrachtungen daran zu knüpfen. Der von allen Staaten anerkannte Titel „Kaiſerliche Majeſtät“, der gewiſſenhaft ſelbſt dem Großtürken in den Zeitungen ſtets beigelegt wird, wurde dabei dem Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen kraft der Machtvollkommenheit unſerer Redacteure und ihrer Korreſpondenten geſtrichen und er ſchlechtweg nur der „Czar“ genannt, was ihn nach des Wortes Bedeutung zum König degradirte. Alles erging ſich in Verwünſchungen über den Czar; aus allen Bier- und Weinlokalen goß man Bitterkeiten auf die Ruſſen; jeder armſeligſte Philiſter ſchäumte ſeinen Groll in den Schaum des Glaſes und hielt in ſeiner Weiſe eine geharniſchte Rede voll „Geſinnung.“ Die Ruſſen ſammt und ſonders wurden für Barbaren erklärt und es fehlte nicht viel, daß man das Märchen aufgewärmt hätte, welches man uns in der Jugend erzählte: ein jedes ruſſiſche Regiment führe eine Kompagnie wilder gefeſſelter Baſchkiren mit ſich, die in Feindesland losgelaſſen würden und dann die Kinder ſpießten und ſie mit Haut und Haar auffreſſen.

Obgleich nun im Kurorte ſelbſt dergleichen Aeußerungen eine mildere Form annahmen, weil alljährlich eine Anzahl dieſer Barbaren dort ein großes Stück Geld ſitzen ließ, welches man einer politiſchen Antipathie wegen, nicht auf's Spiel ſetzen wollte; ſo war doch durch die Ankunft der Polen ein Eindruck hervorgebracht worden, der an den Fremden nicht unbemerkt vorüberging. Ein Theil derſelben, die gewiegten Wortführer in kleinen Städten, die Parteigänger der öffentlichen Meinung, die Picadores und Matadores der Börſe, die alle von dem Gelde, das ruſſiſche Kurgäſte im Orte ließen, keinen Antheil und keine Proviſion bezogen, fing crescendo zu rumoren an, was die Sordinen einiger milder geſinnten Hof- und Geheimräthe nicht zu dämpfen vermochten. Der höhern Geſellſchaft mußte dieſer Zuſtand läſtig werden; immer läſtiger noch, als die ſogenannten Spezialkorreſpondenten ihre Stellung demaskirten und ihr Plänkel-Feuer in allen Blättern ſpielen ließen. Niemand konnte mehr dagegen geſichert ſein, andern Tages zu leſen, mit wem er Abends vorher geſprochen hatte, und man fragte ſich mit ſcherzhafter Bangigkeit, wann man eine Zeitung in die Hand nahm: „ich will doch ſehen, wer heute herausgekommen iſt“; höchlich erfreut, wann man ſich ſelbſt als Niete fand.

Daß dieſe Umſtände unſere ruſſiſche Cotterie dazu trieb, ihre Abreiſe zu beſchleunigen, kann verſichert werden.

Fürſtin Helena fühlte ſich unbehaglich in ihrem ſtillen, ſonſt ſo wohl verſchanzten Gebiete von dem Wellenſchlag einer ſtarken Bewegung berührt; ſie fühlte ſich von einer politiſchen Electrizität umgeben, die ihrem Weſen zuwider war. Der ihr ſtets warm ergebene und werth gewordene N—kow war davon ſtark erregt und trug den Zündſtoff in ihre Nähe; er war damit getränkt; „er rieche nach Schwefel“, ſagte ſie ihm einmal in ſcherzhaftem Groll. Mit Ungeduld ſah ſie dem Augenblick entgegen, da Maria im S[illegible] ſein würde, die Reiſe mit ihr anzutreten.

Es war ihr angenehm, daß die liebe, fromme Freundin aus Polen jetzt ihren Sohn bei ſich hatte und dadurch ſchon lange abgehalten worden war, an ihrer Theeſtunde Theil zu nehmen. Das konnte ſich aber bald ändern und mit großer Unruhe erfüllte es ſie, daß an einem Tage der junge Menſch, der direct von dem Herde der Verſchwörung, von Paris kam, ihr von der Mutter vorgeſtellt werde. Eine Stütze fand ſie nur noch in dem öſterreichiſchen Offizier, der mit weiſer Mäßigung, aber zugleich mit hinlänglicher Feſtigkeit, das beſchwichtigende Element in der zu Tage tretenden Leidenſchaftlichkeit bildete. War er ihr ſchon dadurch werth, daß ſie in ihm ihren Lebensretter ſah, ſo war er ihr jetzt noch werther geworden durch ein Benehmen, das ſie vor den Sarkasmen rettete, die N—kow in der Hitze der Unterhaltung oft gegen ihr innerſtes Weſen richtete.

Albert war es allein, der ihr noch gefallen zu wollen ſchien. Er leitete ſtets das Geſpräch in ein ruhiges Fahrwaſſer; er drehete geſchickt das Steuer, wo ein Wirbel ſich zeigte, aus dem N—kow jeden Augenblick ſein häßliches, grinzendes Haupt, wie ein ſchadenfroher Nix erheben könnte. Er ſpähete mit der Wünſchelruthe nach verborgenen Quellen der Unterhaltung und ſobald eine emporſprang, wandte er ſich ſogleich an die von Myſterien erfüllte alte Fürſtin, um durch ihren harmloſen Redeſchwall das Bächlein zum Fluſſe anzuſchwellen, damit er für den ganzen Abend fruchtbar dahinſtröme.

Als Maria's Zuſtand keine ernſten Beſorgniſſe mehr erregte, zog ein beruhigender Hauch durch die Seele Helena's.

„Ich freue mich ſehr auf unſere florentiniſchen Abende“ ſagte ſie zu Albert und es gewährt mir großes Vergnügen, daß ſie auch dort an unſerm Kreiſe theilnehmen wollen. Es iſt ein gut und mild regiertes Land, dieſes Toscana und ihre Erzherzoge haben Wunder gewirkt. Bei jedem Schritte wird man es inne, daß man dort einer Civiliſation begegne, die nicht erſt von geſtern datirt, ſondern nach Jahrtauſenden zählt. Den alten Urſtoff eines intelligenten Volkes hat die moderne Weisheit nirgend benagt und beengt. Er hat ſich ſelbſt nach den nothwendigen Erforderniſſen der Zeit bekleidet, aber Alles mit Kraft zurückgewieſen, was dem jeweiligen Eigenſinn der Mode huldigt. Wie nirgend ſonſt in Italien finden ſie dort eine ſchöne, freundliche Sitte im Volke. Die Aecker und Gärten ſind trefflich beſtellt; Alles iſt blühend. Ein ſchöner Kunſtfleiß regt ſich überall. Dort ſchuf einſt der ſchlichte Töpfer della Robbia Kunſtgefäße von jetzt unſchätzbarem Werthe und ſein durch ihn geadeltes Handwerk iſt noch nicht ausgeſtorben. Die Schreiner ſchaffen noch immer ihre prächtige Marketterie und verkaufen ſie zu fabelhaften Preiſen. Und nun die feinen Strohflechtereien! — Wie ſie im Arnothal vor allen Thüren ſitzen, bis zur ſinkenden Nacht und mit den feinen Fingern aus Stroh das ſchönſte Gewebe bereiten, das die Leinwand der Holländer beſchämt. Endlich die Kultur der Blumen! Alles lebt und webt in Blumen. Man glaubt, einen Siegeszug zu feiern, ſo oft man ausfährt; denn keinem Monarchen können mehr Blumen bei den feſtlichſten Gelegenheiten in den Wagen geworfen werden. An öffentlichen Orten werden ſie Einem dargereicht, ohne Bezahlung dafür zu fordern. Das klingt dem Fremden wie ein Märchen, aber es iſt auch eines, das nur unter dieſem Volke gedacht werden kann. Firenze la bella! Seine alten mittelalterlichen Paläſte umgiebt ein ewiger Blumenflor; mit den Blüthen bewerfen ſich die Menſchen als ob ſie in loſem Scherze ſich necken wollten. Was anderwärts ein Luxus, iſt dort gewohntes Bedürfniß. Dieſer Aufenthalt wird Maria heilſam ſein; ich erwarte Alles davon. Sie wird dort entfernt ſein, von dem was ihrer Erinnerung eine ſtets ſchmerzvolle Nahrung giebt; nur heitere Eindrücke werden ſie umgeben. Hat ſie bis jetzt Alles, was ſich um ſie zutrug, nur für einen Traum gehalten und ſelbſt nur in Wahrheit ein dahinträumendes Daſein gelebt; ſo ſoll ſie in Florenz wieder zu neuem Leben erwachen und ihr die Vergangenheit wie ein Traum entſchweben.“

X.

In's eig'ne Schwert zu fallen
Iſt eine Raſerei;
So machet Euch vor Allem,
Vom Feind im Buſen frei.
Schmolck.

Julian war nach Paris gereiſt, mit einem beſtimmten Gefühle, dort Sympathien zu finden, welche er vergebens in Warſchau geſucht hatte. Bei ſeinem erſten Aufenthalte war der Held nicht anweſend, dem er ſich jetzt nähern wollte. Es wäre hier nicht am Platze, dieſes Helden umſtändlicher, nach allen Wandlungen zu erwähnen, die ſein reiches Leben betroffen haben. Es waren welche darunter, die große politiſche Thatſachen enthielten; andere zwar von gerechtfertigten Vorausſichten erfüllt, aber dennoch die gehofften Konſequenzen nicht unmittelbar mit ſich führend. Das leuchtende Beiſpiel des Fürſten Adam Czartoryski beweiſt eben auch, daß die Geſchichte nach einer andern Zeitrechnung mißt, wie der Menſch; die Ungeduld der Gemüther vermag ſie nicht zu Ueberſtürzungen zu zwingen. Im Glauben die Löſung erharren, ſo lautet das Geſetz. Niemand wußte es, ob jetzt das Zeichen zum

Ausbruch einer neuen Erhebung von Weſten oder Norden kommen ſolle.

Während das in jenen Tagen oft genannte Hotel Lambert von Patrioten wimmelte, die dem Fürſten Adam Czartoryski königliche Verehrung zollten; gab es auch Polen genug, die laut von den Intriguen ſprachen, die dort angezettelt wurden. Sie ſpotteten über Jene, welche beim Fürſten antichambrirten und ſich vor den Augen der Welt dadurch lächerlich machten und die geringe Theilnahme der Fremden für die Sache des Vaterlandes vollends erſtickten. Sie ſagten es gerade heraus, daß die Familie der Czartoryski nur ſtets pro domo sua gearbeitet habe. Der alte Fürſt Adam ſelbſt, das fügten ſie hinzu, habe längſt dieſe neue Täuſchung ſeiner Hoffnung eingeſehen, als Nationalkönig, den alten Thron der Piaſten zu beſteigen. Selbſt aus Polen wären Berichte zu ihm gedrungen, daß er einen großen Theil ſeiner Beliebtheit bei'm Volke eingebüßt habe. Man erinnerte ihn an jene Nacht in Warſchau, da er dem Schickſal anderer verdächtiger Ariſtocraten, an den erſten Laternpfahl gehenkt zu werden, nur durch die Flucht entkam.

Aber eine andere Art von emigrirten Polen ſchien ſolche Gerüchte Lügen ſtrafen zu wollen. Es waren junge Leute, die unter dem väterlichen Dache Lehren eingeſogen hatten, die nur darauf berechnet waren, einen ungemeſſenen Stolz zu nähren, der in dem Blute des polniſchen Adels fluthet und die Knechtſchaft anderer Menſchen als Bedingung des eigenen Daſeins erſcheinen läßt. Dieſe Jugend hatte in Wilna, Krzeminniec und auf andern Schulen ihre Bildung erhalten, die unter dem wohlthätigen und patriotiſchen Einflußе Adam Czartoryski's einſt entſtanden waren, der damals Miniſter des Kaiſers Alexanders des erſten, und mehr noch deſſen Freund geweſen war. Man hatte dort für aufgeklärte Lehrer Sorge getragen, die zugleich von patriotiſchem Eifer erfüllt waren. Allein dieſe Aufklärung war geſchöpft aus der ſogenannten neuen Philoſophie; aus den ſocial-politiſchen Ideen, welche die franzöſiſche Revolution in Umlauf geſetzt und die deßhalb auch jene Prinzipien und Formen zur Geltung gelangen laſſen wollten, welche die neue ſociale Ordnung Frankreich's geſchaffen hatte. Aus dem Chaos, welches durch den Widerſpruch dieſer Ideen, zu den Bedürfniſſen, welche die Natur des Landes erheiſchten, entſprang, konnten nur die allgemein menſchlichen Tendenzen herausführen.

Deshalb erſchien das Königthum einer nationalen Dynaſtie, als einziges Mittel, welches Polen dem nothwendigen Fortſchritt zuführen würde. Auf dieſer Löſung der Frage beruhete Alles, was im Augenblick zu erſtreben war; hierin lag der Erfolg aller Verſuche, die Unabhängigkeit und mit ihr die volle, ungeſchwächte Macht, aller Länder polniſcher Zunge wieder zu erreichen.

Das Volk hatte die Dictatur eines Einzelnen wie die unter Vielen vertheilte Regierungsgewalt kennen gelernt. Es hatte die Phraſen der Tribune vernommen und das revolutionäre Gebahren des Terrorismus empfunden. Es hatte bald die Regierung aus den Straßentumulten, bald aus den Wahlurnen hervorgehen geſehen. Allein niemals wurde ein Reſultat erzielt; niemals konnten die Gewalthaber die Kraft gewinnen, ſich dauernd zu erhalten. Was war natürlicher, als daß alle dieſe Regierungsſyſteme verworfen wurden? Was erſchien wohl hoffnungsreicher, als nach einem Syſteme zu ſteuern, welches wie ein Pharus am politiſchen Horizont leuchtete, deſſen in den Hafen ſicher leitende Flamme, das nationaldynaſtiſche Königthum iſt?

Eine neue Revolution, wie die bisherigen auf gutes Glück beginnen, erſchien verwerflich. Das ſeither landläufige polniſche Sprichwort: „Erſt müſſen wir leben und dann wollen wir zuſehen, wie wir leben können!“ wurde fortan für abſurd erklärt.

„Der König von Polen, ſo lautete das Schlagwort der Partei, durfte nur ein Eingeborner ſein, weil die Krone Polens ein Marterthum umfaßt. Ehrgeiz und Muth allein genügen nicht; wer ſie tragen will, muß ſich opfern. Er muß auf's Innigſte und Unauflöslichſte durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit der unförmlichen Maſſe verbunden ſein, welche man „polniſche Nationalität“ betitelt hat. Er muß die Ueberzeugung ſeiner Handlungen in ſich tragen, muß ſich herzhaft, mit offener Bruſt, dem Schlunde voll Feuer, Blut und Gräuel gegenüberſtellen; alle menſchliche Berechnung bei Seite laſſen; nur in Gott vertrauen, das Gute anſtreben, ohne es jemals ſelbſt zu genießen und keine andere Genugthuung erwarten, als die Zuſtimmung des eigenen Gewiſſens und den Richterſpruch der Nachwelt. Was den Lohn betrifft, ſo darf ein wahrer König von Polen ihn nur im Jenſeits erwarten. Kein fremder König wird dieſe erhabene Aufopferungsfähigkeit beſitzen. Die Geſchichte des Landes bietet die Beiſpiele dazu. Die Polen haben nicht die Flucht Heinrich's von

Valois vergeſſen; nicht die Herrſchaft des ſächſiſchen Hauſes; ebenſo wenig die ſtolze Antwort des Erzherzogs Karl im Jahre 1831, als man kam, ihm die polniſche Königs-Krone anzubieten; wie die That des Prinzen von Würtemberg, der über ein Land zu deſſen Nachtheil verfügte, noch ehe er deſſen Krone trug, die ihm erſt angeboten worden war.“

So ſprachen die Polen und ſolches erwogen ſie. Sie hielten Rundſchau über alle Geſchlechter ihres Landes und ihre Blicke hafteten auf Adam Czartoryski, als den Würdigſten. Mit dieſem Namen verbanden ſich die dankbarſten Erinnerungen. Dies Geſchlecht hatte mächtig dazu beigetragen, daß das liberum veto*) abgeſchafft wurde; daß die erbliche Monarchie wieder erſtand; es hatte den großen Gedanken der Wiedergeburt des Reiches erfaßt und durch den öffentlichen Unterricht darauf hingewirkt. Fürſt Adam erſchien, als der ebenbürtige Erbe dieſer hohen Verdienſte ſeiner Vorfahren, die von den Jagellonen abſtammen und das Wappen von Litthauen führen, das ihnen Ladislaus III. der zweite König der Jagelloniſchen Raſſe, verlieh. Sie genoſſen eines ungeheuern Einfluſſes und eines eben ſo großen Reichthums, der ihnen durch Ehen mit den Seniawski und Poniatowski zugefallen war. Dabei verſchwieg man ſich nicht die Widerſprüche in dem Character des Fürſten Adam; allein man war bereit, ſie auf Rechnung der moraliſchen und politiſchen Fehler der Nation und der Zeit zu regiſtriren.

---

*) Die Einſtimmigkeit auf den Landtagen war dadurch erfordert. Man kennt das Sprichwort: „Es geht hier zu, wie auf dem polniſchen Reichstag.“

Dieſe Partei hatte ſich an den Fürſten mit dem Antrage gewendet. „Nimm den polniſchen Thron in Beſitz! Dir ward eine ungeheuere Miſſion; Ruhm oder Schmach, Beides ruht in deiner Hand; je nachdem dich dein Wille lenkt und du die Stellung zu verwerthen wiſſen wirſt, welche Gott und die Menſchen von edler Geſinnung, dir anvertrauen.“

Mehr und mehr wurden dieſe Stimmen laut. Man that Schritte bei den der Sache der Polen befreundeten Mächten, um auf eine ſichtbare und ſchlagende Weiſe, Gutheißung und Schutz dieſer Idee zu erlangen. Man meinte, daß der feſte Wille und die Pflicht, auch nach Zeit und Umſtänden, wiſſen werden, was man thun ſoll und thun kann. Die begeiſterten Anhänger des großen Projects glaubten, daß bereits die ſchönſte Morgenröthe für Polen aufgehe; obgleich die Zeitungen noch nicht davon ſprachen; die Miniſter noch nichts davon wiſſen wollten und die diplomatiſchen Salons bei Diners in Sorgloſigkeit ſchwelgten; da ja die abgeſchloſſenen Verträge dazu da ſind, die Staaten in gebührender Ordnung zu erhalten. —

Das war es, was Julian in Paris erwartet hatte. Er war von ältern Patrioten gewarnt worden, ſich nur mit Vorſicht in die Dinge einzulaſſen. Die Parkets im Hotel Lambert erheiſchten große Zurückhaltung. Er ſtieß hie und da auf die allerwiderſprechendſten Anſichten und er überzeugte ſich bald, daß die Aufmerkſamkeit der Behörden, die ſie den Flüchtigen widmete, eine Aengſtlichkeit bei den meiſten hervorrief, die ſie zur Verhüllung ihrer wahren Meinung trieb. Er ſah ſich auch hier wieder enttäuſcht; allein er konnte dennoch nicht von den Landsleuten laſſen, weil er ſich vorſtellte, daß er nur durch ſie etwas war und nur mit ihnen vereint, etwas vermöchte. Er ſchloß ſich daher, ohne Rückſicht auf die erhaltenen Warnungen, den jüngern Patrioten an, die ſich für untrüglich hielten, im Sturme dahinraſten und glaubten, mit ihren Worten die Mauern Jericho's umblaſen zu können. Sie bedachten aber nicht, daß der Miniſter in St. Petersburg die genaueſte Kenntniß von allem beſaß und daß es die franzöſiſche Regierung ſelbſt war, welche die Mühe übernommen hatte, ihn mit den geringſten Namen und Daten bekannt zu machen. Es war ein Labyrinth voller Widerſprüche und ſchwer den Ariadnefaden zu finden, um hinaus zu gelangen. Am Ende ermüdete das Zuwarten und man kam überein, bei günſtiger Gelegenheit gewaltſam zu verfahren. Die exaltirten polniſchen Jünglinge, deren Einbildungskraft der Fanatismus bis zu der Höhe geſteigert, daß ſie ſich zu den auserwählten Rüſtzeugen des Herrn zählten, würden nicht lange auf eine ſolche Veranlaſſung haben warten laſſen.

Unter dieſen Verhältniſſen war die Spionage unleidlich geworden; Verhaftungen und Ausweiſungen waren unausbleibliche Folgen davon. Julian brach plötzlich alle Verbindungen ab; er fühlte ſich ſehr unglücklich, auch hier aus dem heftigen Zwieſpalt der Meinungen jene unbeſonnene Zerfahrenheit entkeimen zu ſehen, die zum ſchreiendſten Verräther an ſich ſelbſt wurde. Er hätte vor keinem Opfer zurückgeſcheucht, das dem Vaterlande zum Heile werden könnte; allein er ſah, daß ſelbſt ſein Leben nicht dazu hingereicht haben würde, und daß er ſeine Freiheit in dem fremden Lande nutzlos auf's Spiel ſetze. Die flammende Sucht über das Ziel des äußerſt Möglichen hinweg zu raſen, mußte nothwendig zum Verderben führen.

Der Kampf mit der Pflicht, für des Vaterlandes Wohl zu wirken, wurde Julian ſchwer, allein ſeine Beſonnenheit trug den Sieg davon. Er wollte nicht wie dieſe, dem dereinſtigen Herrſcher über Polen, das Weihrauchbecken ſchwingen; nicht wie jene der unbegränzten Anarchie den Weg bahnen. Das ganze Pariſer Treiben erſchien ihm nichtig. Nur Eitelkeit trieb ſie Alle; nur die thörichte Hoffnung, Aufſehen zu erregen oder zu glänzen, lag im Hinterhalte verborgen. Die Meiſten wollten nicht die Sache um der Sache willen, und ſie täuſchten ſich darüber, daß es nicht die beſten Mittel waren, die ſie zur Hand hatten.

Bei dieſen peinigenden Ueberlegungen gerieth er in Zweifel, ob denn das Vaterland eines Menſchen dasjenige nur ſei, wo er geboren und erzogen wurde und ob nicht der Sinn des Wortes ausgedehnter und ſchwerer zu faſſen wäre; ob nicht ein größeres Ganze darunter verſtanden werden ſolle? Seine Lage hatte eine Stimmung in ihm hervorgerufen, welche mit der des Dänenprinzen Hamlet einige Aehnlichkeit zeigte. Ein plötzliches Ereigniß ſollte dieſem unthätigen Brüten ein Ende machen.

Verhaftsbefehle wurden ſeit Kurzem mit überraſchender Schnelligkeit gegen die „polniſche Emigration“ geſchleudert und er erfuhr durch einen Vertrauten der Polizei, den er durch Geld gewonnen hatte, daß auch ihn bald ein ähnliches Schickſal treffen würde. Nur eine ſchleunige Abreiſe vermochte es, ihn der drohenden Gefahr zu entziehen. Als er bereits den Rhein im Rücken hatte, wurde ihm ein anonymer Brief nachgeſandt, welcher die ſchändlichſten Verläumdungen und Lügen über ihn enthielt. Obgleich er die Handſchrift nicht kannte, ſo zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß der von ihm erkaufte Polizeiſpion dadurch die Wahrheit ſeiner Ausſagen ihm beſtätigen wollte. Der Vorfall diente ihm zur Bereicherung ſeiner Menſchenkenntniß und er war dankbar genug, der käuflichen Seele dafür einen Wechſel nach Paris zu ſenden. Es freuete ihn, einmal zu ſehen, daß aus Böſem auch Gutes entſtehen könne, und er dachte dabei, welche Belehrung den Menſchen aus ſolchen Erfahrungen erwüchſen, wenn ſie aufmerkſamer ihnen nachſpürten. Der Vorſehung Walten enthüllt ſich nicht erſt in der Ewigkeit, ſondern oft, oder vielmehr ſtets, ſchon hier auf Erden.

* * *

Julian war wieder bei ſeiner Mutter. Die fromme Dulderin hatte ſo vieles überwunden; aber an ihrem Sohne brach ſich die Ermahnung, wie an einem ſtarren Felſen.

„Ich bin es müde geworden in der Fremde als Ausgeſtoßener zu leben“, ſagte Julian, „und mich von Jedem, dem es beliebt, beobachtet und nach ſeiner vorgefaßten Meinung beurtheilt zu ſehen. Erfüllt es mich mit Haß, von Spionen umgeben zu ſein, ſo beleidigt es mich, von den Andern als ein Gegenſtand des Mitleids betrachtet zu werden. Unſere geheimen Zuſammenkünfte wurden verläſtert und brachten uns in Gefahr; unſere öffentlichen zogen den Auswurf der extremſten Parteien herbei, entwürdigten unſere Zwecke und ſchleppten unſere reinſten Abſichten entſtellt auf die Gaſſe vor das Volk. Ein unbeſonnener Zeitungsartikel wird dann nicht als ſolcher gerichtet und verurtheilt; nicht den Verfaſſer, nicht den Redacteur trifft die öffentliche Meinung, ſondern uns, die wir insgeſammt unruhige Polen genannt werden, welche die Welt an allen Enden [illegible] Brand ſetzen wollen. Nirgends finden wir uns ſicher, und laufen wir Gefahr im Vaterland vielleicht gehenkt zu werden; ſo erwarten uns in der Fremde Deportati[illegible]usweiſung, Auslieferung. Ich ziehe den Galgen vo[illegible] wenn ich wenigſtens auf friſcher That ertappt [illegible]m hinſiechenden Leben eines politiſchen Abe[illegible]r ſein Schickſal von den Sternen erwartet.“

„N[illegible] die Sterne“, ſprach die Mutter, „allein der über [illegible]ternen wohnt, beſtimmt das Loos der Völker. Die[illegible]anke, wenn du ihn recht erfaſſeſt, wird dein allz[illegible]aniſches Blut abkühlen. Es iſt ſo einfach, was ich [illegible] dir verlange. Vertraue auf Gott! Du haſt mir geſa[illegible] daß du den Character deiner politiſchen Freunde erkannt haſt; eben ſo haſt du die Wirk[illegible]n der euch entgegenſtehenden Machinationen kennen gelernt. Die Schwierigkeiten, die ſich daraus ergeben, ſind dir klar geworden. Glaubſt du, daß in Polen die Dinge ſich ganz davon verſchieden geſtalten werden? Ein blutiger Guerilla-krieg iſt Alles, was ihr erreichen werdet. Von innerer Parteiung zerriſſen, von Liſt umſtellt, werden die ſchönſten Erwartungen ſtets wie bisher in Luft zerrinnen, die Macht wird euch erdrücken und ihr werdet glücklich genug ſein, gleich den Andern zu fallen, um nicht ein elendes Leben in den ſibiriſchen Bergwerken zu verſeufzen."

Das klang freilich anders, als jene wild begeiſterten Worte, welche die Mutter einſt, auf dem Krankenlager hingeſtreckt, in dem Schloſſe des Onkels, bei'm Abſchiede ihrem ſcheidenden Sohne zugerufen hatte. Aber Jahre waren ſeitdem verfloſſen; ſie hatte den Frieden mit dem Himmel geſchloſſen, nachdem ſie eingeſehen, daß der fruchtloſe Kampf zur Verzweiflung führen mußte.

Das natürliche Rednertalent einer alten Frau übt jedoch niemals eine große Macht auf einen jugendlich brauſenden Kopf, und wären es ſelbſt die Worte einer Mutter. Es iſt wie der Fallhut, den [illegible] geliebten Kinde auf die Stirne drückt, damit er beim Stolpern keinen Schaden nehme; aber vor dem Stolpern ſchützt er nicht. Sie ſprach ſo warm; ihre Rede klang [illegible] geſund und natürlich für jeden Andern, der ſie angehört hätte; ihre Worte waren ſo ungeſucht; nichts gezwungenes, nichts gemeines. Sie wäre nicht im Stande geweſen ihre [illegible] niederzuſchreiben; aber was in ihrem Dintfaſſe ſtecken bliebe, das floß ihr von den Lippen. Dazu kam das

Sanfte ihres Tones; ihre warnende Stimme verlieh den Worten den rührendſten Ausdruck.

In Julian's Kopf flutheten aber andere Gedanken. In ſeinem Blicke lag etwas von dem ernſten Ausdrucke, mit dem der gefangene Adler ſein Auge, das in die Sonne ſchauen kann, auf die Menſchen richtet, die ſeinen Käfig umſtehen. Was Julian dachte, das erkannte man an dem unheimlichen Zuſammenziehen ſeiner Augenbrauen, wann die Mutter zu ihm ſprach. Nach ſeiner Meinung war der Kampf um Befreiung das höchſte Ziel für das Genie eines Menſchen und die edelſte Anwendung ſeiner ihm verliehenen geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten; er beklagte ſeine Mutter, daß ihr ein ſolches Unternehmen nur noch wie ein ſinnloſes Spiel erſchien, in welchem der Zufall entſchied.

„Und willſt du's erleben", ſagte Julian, „willſt du's erleben, daß ich immer weiter in die Ferne ziehe, und im Elend verkümmere wie viele meiner Freunde? Soll ich wie jener Pole in Rio-Janeiro am gelben Fieber ſterben? oder wie jener andere am Heimweh? oder wie der dritte, der an das Kerkerleben ſchon gewohnt war und dennoch in der Haft zum Selbſtmord ſchritt? Als ich nach Paris kam, dachte ich, wenn auch nicht Gaſtfreundſchaft, doch Freiheit zu finden. Die Autorität iſt dort aber in einem Zuſtand wahrhaft ſinnlos tyranniſcher Wuth. Die Miniſter glauben die Dynaſtie von den fremden Brandſtiftern bedroht; den Staat beunruhigt. Deportation iſt die ſchönſte Ausſicht, die ſie den polniſchen Patrioten zeigen. Franzoſen, die einen ſolchen Schimpf von ihrer Nation abwenden wollen, kamen ſelbſt bittend zu einigen von uns, damit wir Paris freiwillig verließen. Ich war einer von den Erſten, die der Warnung folgten. Vor unſerer Abreiſe beſuchten wir noch den père la chaise, um an den Gräbern unſerer Landsleute zu beten, die während ihres langen Exils in Paris geſtorben waren. Wir laſen ihre Namen, bekannte und unbekannte, an den Steinen und Kreuzen, unter denen ſie ruheten. Mit Thränen in den Augen nahmen wir Abſchied von ihnen, die in der fremden Erde lagen, und der einzigen Gaſtfreundſchaft theilhaft geworden waren, mit der das Exil nicht geizt. Und ſomit zogen wir fort. Sie hatten Jahre lang unter Fremden gelebt; hatten ſich leiblich eingewöhnt; die Armen hatten ſich einen kleinen Erwerb geſchaffen; aber ſie ließen das Alles gern im Stich. Sie überließen ſich lieber dem ſtürmiſchen Meer der Ungewißheit, deſſen Wellen ſie am Ende doch in die Heimath bringen."

„Um dort von Klippe zu Klippe geſchleudert, ruhmlos zu zerſchellen!" ſeufzte die Mutter. „Dich unſtät auf der Erde zu wiſſen, ohne feſte Bahn umherirrend, um ein, zum Theil von feindlich geſinnten Fremden, fanatiſch angeſchürtes Feuer zu ſchwärmen, in ſteter Gefahr zu verbrennen; das iſt eine ſchreckliche Gewißheit für deine Mutter. Das Marterthum, wie du es dir vorſtellſt, iſt freilich glänzend. Es iſt leichter, als des Tages Laſt und Hitze feſt, gelaſſen und ſo lange Gott will, zu ertragen."

„Immerhin, ſo lange Gott will!" rief Julian. „Das ſind ja deine eigenen Worte Begehe ich eine Sünde, wann ich meiner Ueberzeugung zu folgen glaube, ſo tröſte ich mich damit, daß Größere wie ich in ähnliche Sünde gefallen ſind."

„Ich halte die kindlichen Pflichten für aufgehoben", fiel ihm die Mutter in's Wort. „Du biſt dem Gängelbande längſt entwachſen. Aber als deine älteſte Freundin habe ich noch immer Rechte auf dein Vertrauen. Stoße die Hand nicht zurück, die liebend die deine faßt. Meine bittern Erfahrungen ſollen dir nützlich werden. Mein Alter und die Kämpfe, die ich ſelbſt durchlitten, haben mir zu einer Beſonnenheit verholfen, die dein Feuer mäßigen, deinen Character läutern ſoll. Verachten würde ich dich, wenn du um meinetwillen etwas thäteſt, was deine Ueberzeugung als Unrecht verwerfen müßte; aber eben weil ich dieſe Geſinnung hege, muß ich dir zurufen, daß du noch keine feſte Ueberzeugung haſt. Ich klage mich freiwillig an, daß du Geſinnungen mit der Muttermilch eingeſogen haſt und in der erſten Jugend in Grundſätzen aufwuchſeſt, die ich jetzt ſelbſt verwerflich finde. O laß mir die Rechte auf dein Vertrauen, mein geliebter Sohn Julian! Ich will es nicht vergeſſen, daß in deinen Jahren Phantaſie und Enthuſiasmus vom rechten Wege ableiten können, aber ich kenne dich! Du verlierſt das Ziel deines Strebens, den Weg zum Himmel nie ganz aus den Augen und führte er auch durch Trübſal, Druck und Verfolgung! Iſt es dir noch möglich, auf deiner Bahn ſtille zu ſtehen und eine treue Freundesſtimme zu hören; dann beſchwöre ich dich: höre die Meinige!"

Julian ſchien gerührt von dieſen Ermahnungen;

er küßte die dargebotene Hand der Mutter, ehe er ſie drückte.

„Nicht Eitelkeit treibt mich“, ſprach er, „als Märtyrer im eigenen Gefühle dazuſtehen. Was ich will iſt rein. Es entſpringt aus der allgemein gefühlten Nothwendigkeit. Sie treibt zum Handeln. Ich verachte die Hunde, welche die Diebe blos anbellen; ein tüchtiger Hund muß auch beiſſen können. Die franzöſiſchen Machthaber hatten recht uns fortzujagen, weil ſie uns nicht achten konnten. Wir wollen unſere Heimath aufſuchen und unſer Tagwerk thun, dann wird man uns achten müſſen. Der Aufenthalt in Paris iſt uns lehrreich und nützlich geweſen. Er giebt uns unſerm Vaterland wieder; wir ſetzen nicht mehr unſere Hoffnung auf große Namen, nicht auf fremde Unterſtützung. Wir wollen auf uns ſelbſt ſtehen und uns unſere herrlichen Tannenwälder wieder erobern, das Wild darin jagen; wieder die Küſte der Oſtſee unſer nennen und unſere Ströme bis zur Mündung befahren. Die Karpathen rufen uns zu: wir ſind Polen; Weichſel und Niemen: wir ſind Polen; Danzig weht uns den gleichen Gruß zu; überall von der Oſtſee bis zu den Schneehäuptern der Karpathen und den Wellen des Pontus empfängt uns auf unſerm eigenen Boden die heiligſte Gaſtfreundſchaft mit dem begeiſterten Aufſchrei: Hier ſeid ihr zu Hauſe!“

„Du haſt den menſchlichen Dingen unverbrüchliche Treue geſchworen!“ ſprach die bekümmerte Mutter. „Meine Kraft iſt dagegen zu ſchwach. Ich bin gefaßt, auch deinen Tod zu beweinen, wie den der Andern, wenn Gott es ferner noch dem Todesengel erlaubt, mich langſam bei der

Hand in's Jenſeits zu führen. Mein Segen folgt dir, wo du auch hinzieheſt. Möge das neue Leben, das dich erwartet, dir ein Noviziat der Weisheit ſein und du in demſelben die Fähigkeit dir gewinnen, ſtets weiter in allen Tugenden zu gelangen.“ — —

Die Zeit war gekommen; der Prieſter mußte die Rückreiſe nach Polen antreten. Er wußte um die ſchweren Sorgen der Mutter und theilte ſie aus vollem Herzen. Manchmal hatte er es ſchon verſucht mit Julian recht eindringlich zu ſprechen; aber er ſah bald ein, daß auch er hier keine Umſtimmung hervorzurufen im Stande ſei. Jetzt beim Abſchiede fand er Julian auf's innigſte bewegt. Der Sohn wußte was der fromme Freund ſeiner Mutter war; es betrübte ihn, ſie nun bald wieder einſam und verlaſſen zu ſehen. Er äußerte dies dem Prieſter und war dabei bis zu Thränen gerührt.

Wer noch eine Mutter hat, der wird Julian's Gefühl mitempfinden: „Für dieſes Leben ſiehſt du ſie zum letzten Mal!“ Aber mit dieſem Schmerze verband ſich zugleich der fanatiſche Gedanke: wie verdienſtvoll es ſei, jenes Gefühl zu bekämpfen und der Liebe zum Vaterlande die Liebe zur Mutter aufzuopfern.

„Was wäre natürlicher, als daß mein junger Freund meine Stelle bei der Mutter verträte?“ ſprach der Prieſter. „Welch' ein Erſatz wäre das! Bei ihr iſt ihnen der Platz angewieſen, den ſie einzunehmen haben. Die Pflicht des Sohnes zu erfüllen, iſt die heiligſte.“

Hierauf wählte er rührende und erhabene Beiſpiele, um Julian von dem Gedanken zu löſen, ſich ohne Führer in eine Wüſte zu wagen, die nur das Elend vergrößern und Verderben herbeiführen würde.

„Seitdem ich weiß“, ſagte der fromme Prieſter, „was eine Revolution ſei, lebe und ſterbe ich darauf, daß ein Jeder, der das Glück des Staates und ſeiner Bürger recht begreift, unmöglich die Ruhe, die Ehre und das Glück der Menſchheit in den glühenden Schlund der Empörung werfen kann. Nicht Fackeln zum Leuchten wollen die Inſurgenten, ſondern Brände zum Anzünden. Nicht dem Beſſern ſoll durch ſie zum Siege verholfen werden; ſondern Das ſoll dem Untergange geweiht ſein, was jedem Einzelnen nicht behagt. Die Griechen trugen zu Ehren der Diana die Steine zum Tempel in Epheſus zuſammen — den Pechkranz warf ein Ungeheuer darauf, das der Ehrgeiz verzehrte, ſeinen Namen auf die Nachwelt forterben zu ſehen. Ich gebe zu, daß wir unter dem fremden Joche viel zu erdulden haben; aber Gott verleiht Kraft, es zu ertragen. Die Schreier und Aufwiegler gleichen den Bettlern, die ihre Wunden zur Schau tragen und ihr Elend vergrößern, um die gutmüthige Leichtgläubigkeit in Contribution zu ſetzen. Die Meiſten tragen ihr Kreuz, um des Profits willen, den ſie zu erzielen hoffen. Wenn dieſe nun die Menge zu einer wilden Mordluſt aufſtacheln und das tolle Treibjagen beginnt, ſo bejammert der Gefühlvolle die unſchuldig Gehetzten. Das blutige Geſpenſt der Revolution, das ſtets im Hintergrunde lauert, ſchreckt die Regierung und macht ſie nur ſcheuer, und wenn dann der militäriſche Deſpotismus wieder auf Polen mit ſeiner ganzen Strenge laſten wird, ſo wird man nicht erſt fragen dürfen, wer ihn herbeigerufen hat. Wenn aber die Revolution den Sieg davon trüge? Würde dieſer Sieg wohl auch die beſſeren Zeiten bringen? Würden nicht überall Mängel ſich zeigen; nicht Reibungen entſtehen, welche die jetzigen ſo ſehr verſchrienen Uebel an Größe überträfen?"

„Die Hefe muß durch die Gährung ausgeſchieden werden", erwiderte hierauf Julian. „Der Sieg, den die großen Begebenheiten, die großen nationalen Tendenzen erringen werden, muß nothwendig auch zu einer neuen, höhern Begeiſterung führen, welche den Genius entflammt. Wir werden nach einem endlichen Siege unſere Staatsmänner, Dichter, Künſtler aus der entfeſſelten Maſſe glorreich hervorſtralen ſehen. Mögen überall die Trümmer rauchen; mag Warſchau ſelbſt zum Schutthaufen geworden ſein; wir werden es wieder aufbauen, herrlicher und glänzender als zuvor. Selbſt die Tempel Gottes würden Seiner würdiger ſein. Die neue Hauptſtadt Polen's wird in einer dreifachen Stralenkrone prangen: in derjenigen der unangefochtenen Nationalität, der politiſchen Macht und der heiligen römiſchen Kirche. Aus dieſen Elementen werden Kunſt und Wiſſenſchaft ihr neues Leben beginnen und Europa zur bewundernden Huldigung zwingen."

„Dies Reſultat ſetzt vor Allem eine ſtreng geregelte Ordnung voraus, welche aus der Anarchie nicht hervorgehen kann, ohne äußern Zwang", ſprach der Prieſter. „Die feudalen Privilegien, die eine Kaſte für ſich in Anſpruch nehmen wollte, würden ſtets auf gewaltthätigen Widerſtand ſtoßen und dieſer von der aufgewühlten Maſſe ausgebeutet, auch die letzte Spur von Civiliſation in Polen auf lange Zeit vertilgen. Ein Syſtem, das auf ſtrenge Handhabung der Geſetze halten wollte, würde die Revolution in Permanenz erklären. Die ſocialen Schichten in ihre Gränzen zu bannen, erforderte eine gemeinſame Mitwirkung aller wahrhaft hervorragenden Intelligenzen, aller geiſtigen Capacitäten der Nation. Aber wie viele zählen wir in unſerm Lande? Auch die aus der Revolution entſtandene Regierung müßte am Ende dem falſchverſtandenen reinen Rationalismus, ſchroff entgegentreten, der es unternehmen wollte, die freie That der natürlichen Parteien des Volkes für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Könnte die neue Regierung dies nicht bewirken, ſo würde ſie zu einem Werkzeug dieſer oder jener Kaſte werden. Beſſer iſt es, ſich für den Augenblick zu fügen, und in einer ernſten, impoſanten Einigung zu beharren, und für die unzerſtörbare Macht unſerer heiligen Kirche, friedlich zu wirken. Nicht für Wiedergeburt, nur für Erhaltung haben wir zu ſorgen.

„Wäre es nicht zum Lachen, wenn uns nicht dabei tiefe Wehmuth erfüllte,“ ſagte Julian, mit einem unverkennbaren Ausdruck verzweiflungsvollen Humors, „daß unter uns nicht Männer von Talent und Rechtlichkeit gefunden werden ſollten, um das zu bewirken, was ſie, hochwürdiger Herr, als ein Unmögliches hinſtellen? Bei jedem andern könnte man vorausſetzen, daß ihn eine feindſeelige Tendenz bei ſeiner Schilderung leite. Allein ich darf hier nicht daran denken. Ich muß glauben, daß Gott uns den Kelch bis zum letzten Tropfen zu leeren gebe, deſſen bitterer Inhalt, eine Miſchung unſerer Irrthümer und unſeres Characters iſt.“

„Und eben darin liegt es“, entgegnete der Prieſter, „Jede politiſche Bewegung muß ihrer Tendenz nach, der Ausdruck der Volksſtimmung ſein, des aus der Maſſe hervorgehenden Willens; nicht aber darf der Anſtoß von unerfahrenen jungen Leuten kommen, deren exaltirte Phantaſie, nicht aus einem Verſtändniß der phyſiſchen und moraliſchen Bedürfniſſe der Nation; nicht in Folge der hellen Einſicht in jene Intereſſen, zu deren Vertreter ſie ſich aufwerfen; ſelbſt nicht aus der folgerichtigen Entwicklung ihrer eigenen geſellſchaftlichen Stellung hervorgeht. Nur eine Anwandlung von großmüthiger Geſinnung; ein gefühlvoller Zug des Herzens iſt es, welches jene jungen Köpfe dazu treibt, ſich an die Spitze der durch ſie hervorgerufenen Bewegung zu ſtellen. Ihr Inſtinct ſieht in jedem rein zufälligen Moment, ein Zeichen der allgemeinen Zuſtimmung. Sie betrachten dieſes als Motiv und proclamiren als ihr Ziel die Unabhängigkeit; die Wiedervereinigung aller unter fremde Herrſchaft gerathenen Theile des alten Polenreichs. Nirgend zeigt ſich ein anderes. Nirgend ein Hinneigen zu den neuen ſocialen Ideen; zu einer Umgeſtaltung der gegebenen ſocialen Verhältniſſe. Das iſt der große Zwieſpalt; dahinter verbirgt ſich die tiefe Kluft, welche den Character der polniſchen Verſchwörung von dem Geiſte des einſichtsvolleren Theils der Maſſe trennt. Dieſer ſchaut zwar auf das von den jungen Edelleuten emporgetragene Banner und gönnt ihnen, die leicht empfänglich und leicht beweglich ſind, die Ehre, die Erſten bei'm Sturme zu ſein; allein eine Vaterlandsliebe, die nur von einer heißen Einbildungskraft zehrt und ohne innere Ueberzeugung iſt, wird niemals von den Einſichtsvollern getheilt werden. Hierin liegt nun der furchtbare Widerſpruch."

„Wenn es ſo iſt, wie ſie ſagen", rief Julian erzürnt, ſo wären wir nichts als gemeine Verſchwörer und Jacobiner vom reinſten Waſſer!"

„Ich glaube ihren Unmuth nicht verdient zu haben", verſetzte gelaſſen der Prieſter, „ich reiche ihnen meine Hand im Namen des theuern Vaterlandes! Ich kann in ihnen nicht die edeln Sympathien für dasſelbe erſticken wollen, die ich ja ſelbſt in ſo hohem Maaße theile. Nur jene falſche Sympathie iſt mir fremd, die durch die hohlen, ſentimentalen Phraſen der Redner in den Verſammlungen und in der Preſſe hervorgerufen wird. Die ächte Sympathie muß gegründet ſein auf einer ruhigen und vernünftigen Erwägung der wahren Intereſſen der Nation, die zu ihrer Erhaltung dienen können. So wie ich die leeren Worte ohne Sinn und Tragweite verwerfe, ſo wende ich mich auch ab von allen chevaleresken Ueberhebungen, die zu unnützen Handlungen führen. Es gilt ein freies und anhaltendes Erforſchen der nothwendigen Mittel, welche die polniſche Macht neu zu beleben im Stande ſind; ſolcher Mittel, welche die Erkennung der Bedürfniſſe ermöglichen, welche die Stellung der Polen zu den Ruſſen ausgleichen und ſo den Weg bahnen, um in Zukunft dem Lande einen unerſchütterlichen und ſtarken Beſtand zu geben. Als Prieſter muß ich meinen dreifachen Geſichtspunkt bei der Beurtheilung von Verſchwörungen und Revolutionen aufrecht halten. Nach dem bürgerlichen iſt jeder Verſchwörer unbedingt ſtrafbar, mit Ausnahme ſolcher Fälle, in denen ſeine Unterthanenpflicht nur eine bedingte wäre. Nach dem chriſtlichen: ſo iſt die Lehre des Evangeliums in Bezug auf den, dem Herrſcher ſchuldigen Gehorſam, keiner Deutung bedürftig oder fähig. Nach dem rein menſchlichen: ſo iſt jeder, der nach ſeiner innerſten Ueberzeugung handelt, in ſeinem Rechte und der Herr allein kann darüber urtheilen. Als Bürger fälle ich über jeden Aufrührer das Todesurtheil; als Chriſt verdamme ich den Ungehorſam gegen die Gebote des Herrn; allein als Menſch enthalte ich mich des Urtheils und ſchenke dem, über den ich ſoeben den Stab gebrochen, eine Thräne menſchlichen Mitleids."

Die ſonſt ſo demüthige Geſtalt des Prieſters hatte ſich zu einer ungeahnten Würde erhoben. Er ſtand Julian ernſt, faſt fordernd gegenüber, ſeine Zuſtimmung erwartend.

„Ich beuge mich vor der Wahrheit ihrer Worte, ehrwürdiger Herr," ſagte Julian, „allein ich ſehe dennoch nicht ein, wie wir auf andere Weiſe unſer Ziel erreichen ſollten. Ich will nicht, daß es durch Blut und Mord erreicht werde, ſondern aus der allgemein gefühlten Anerkennung der Nothwendigkeit. Dieſe kann allerdings nicht gewaltſam von unten, ſondern nur durch Verſtändigung des intelligenten Theiles der Nation hervorgehen. Ich will alle jene von der Unternehmung ausgeſchloſſen ſehen, welche nur für ſich etwas erreichen wollen, das iſt bis jetzt der Zweck meiner Reiſen und Unternehmungen geweſen."

„O mein lieber, junger Freund!“ rief der Prieſter mit Wärme; „nicht auf Reiſen, im Weltgeräuſch, in Unruhe, im Excentriſchen werden ſie das erreichen, was ſie ſuchen. Dies Alles wird ihre patriotiſche Wärme nur zu phantaſtiſcher Fieberhitze ſteigern. Soll ich ſie daran mahnen, wie Uneinigkeit, Trotz, Widerſetzlichkeit, Eigenmacht, ſtörriſche Laune, bisher alle Erhebungen der Polen um den Erfolg brachten? Hat ja doch Kosciuszko ſelbſt geäußert: „J'ai fait la révolution de Pologne, mais je ne veux pas la raconter.“ Das ſprach der Mann mit dem geraden Herzen, voll Adel der Geſinnung; der opferfähigſte Held, wenn es je einen gegeben. Welche Intriguen ſtanden ihm im Nationalrathe entgegen; wie nachläſſig wurden ſeine Befehle als Naczelnik vollzogen? Kosciuszko's Kraft war ſchon früher gelähmt, ehe ſeine Gefangennahme in der Schlacht von Maciaiowice erfolgte, deren Sieg entſchieden geweſen wäre, ohne den Verrath eines polniſchen Ueberläufers in das ruſſiſche Lager.“

„Die Zeiten jener Helden ſind vorüber“, ſprach Julian, „Kosciuszko und Kolontaj waren erhabene Geiſter, aber jetzt würden ſie zur Unmöglichkeit. Ihr Katechismus waren die Schriften von Voltaire und Rouſſeau; die franzöſiſche Revolution ihr Ideal. Kolontaj richtete die Guillotine auf; Kosciuszko willigte darein, weil er den Terrorismus als politiſches Mittel betrachtete, obgleich ſein menſchliches Gefühl ihn ſicherlich verabſcheute. Der Verrath von Maciaiowice wurde nicht von dem Blutgeld herbeigeführt, das ein polniſcher Soldat von dem Feinde erhalten hatte. Als das Schaffot ſein blutgetränktes Haupt erhob, war ein allgemeiner Rückſchlag in den Geiſtern erfolgt. Kosciuszko mußte fallen. Sein Geſchick erfüllte ſich."

„Und um Polen war's geſchehen!" ſagte der Prieſter. „Sie haben recht; Kosciuszko iſt zur Unmöglichkeit geworden. Wo einen Zweiten finden? Uns, den Zeitgenoſſen, bleibt nichts als im Gehorſam zu hoffen und zu glauben. Gott will die Herzen prüfen; nur ſolche werden eingehen zur Herrlichkeit. Ohne Leitung von Oben, verirrt ſich ein Volk von dem ihm vorgeſchriebenen Wege, geräth immer tiefer in finſtere Nacht und erſchöpft ſeine beſte Kraft, um aus einem Kreiſe von Thorheit und Laſter herauszukommen. Gelänge dies endlich, ſo bliebe nichts, als die Ausſicht auf die Trümmer eines Glücks, das man einſt beſaß und das nun auf Jahrhunderte, vielleicht auf immer verloren gegangen. Die Zeit der Reiſe wird ſicher erſcheinen, gefördert nur allein von des allmächtigen Gottes Hand. In gefährlichen Dingen, denen keine menſchliche Kraft gewachſen iſt, muß dieſer allein die Waltung überlaſſen bleiben. Wer im Gefühl ſeiner Ohnmacht ſich ihr willenlos überläßt, der wird aus einem gebrechlichen Werkzeug zu einer wundervollen Macht erwachſen, die ſeine Erwartung weit übertrifft."

Verſchloſſen hatte Julian zugehört. Er ſah nur die menſchliche Schwäche in dem Prieſter verkörpert, der von ihm verlangte, daß er die volle Thatkraft, die er für eine gewaltige hielt, zu einer willenloſen Beſchaulichkeit ſich verflüchtigen laſſen ſollte. Sollte er es aufgeben, ſein unterjochtes Volk befreien zu helfen, um ſeine alte Mutter zu unterhalten und ſie auf ihren Spaziergängen zu begleiten? Hatte ja dieſe Mutter ſelbſt, als er noch ein halbes Kind war, den Stachel der Rache gegen die Unterdrücker ihm in's Herz gepflanzt! Als Alter und Krankheit ſie dann mürbe machten, fanden die ſanften Mahnungen ihres geiſtlichen Freundes Eingang bei ihr. Sie hatte nunmehr ihren Theil erwählt; ihr Leben floß unter Gebet und guten Werken hin. Auch Julian begleitete ja das Gebet der Mutter auf allen ſeinen Wegen.

Dies bildete den ungefähren Inhalt ſeiner kalten Erwiderung auf Alles, was der Prieſter geſagt hatte. Die Unterhaltung war zu Ende; das Thema ſchien für den Augenblick erſchöpft. Nur eine Schlußmahnung erlaubte ſich noch der fromme Herr.

„Erſt wann das Erdbeben vorüber iſt, darf der Menſch wieder daran denken, ſeine Wohnungen aufzubauen," ſprach er. „Trage daher jeder dazu bei, daß der Boden zur Ruhe komme, damit der politiſche Neubau ſich mit Feſtigkeit erhebe. Vor Allem iſt es nöthig, beſſere Sitten einzuführen und rohe Willkür zu verbannen. Die ſociale Reform muß der politiſchen überall vorangehen, wenn ſie Dauer verſprechen ſoll. Jene kann aber nur durch das Chriſtenthum erhalten werden. Als Jeſus, unſer Herr und Heiland, am Grabe des todten Lazarus ſtand, da weinte Er. Als er darauf befahl, den Stein zu heben und Martha Ihm bemerkte, daß der Todte ſchon vier Tage im Grabe liege, da ſprach der Herr: „Hab' ich dir nicht geſagt, daß, wenn du glaubeſt, du die Herrlichkeit Gottes ſehen wirſt?“ Und ſie hoben den Stein mit einem Glauben, der ſtärker war, als alle Vernunftſchlüſſe und ſinnlichen Wahrnehmungen und der wiedererweckte Lazarus ſtieg aus dem Grabe auf und wandelte auf Erden. Das „Hebet den Stein hinweg“ — dann das: „Machet ihn los und laſſet ihn fortgehen!“ ſprach das nicht derſelbe Gott, der vor Moſes das Meer ebnete, der die Rauchſäule vor ihm herwehen ließ; der den ſtarren Felſen in einen fließenden Quell verwandelte? Iſt es nicht derſelbe Gott, der allen Heiligen beiſteht, oder vielmehr in ſeiner unbegränzten Huld ſie würdigt, Ihm beizuſtehen in den großen Werken, die Er unabläſſig ſchafft, weil ſie glaubten? Und iſt es nicht derſelbe Gott, der auch über Polen waltet?

Der Wohlduft der Pietät, die darin ruht, nur zu glauben und allein auf Gott zu vertrauen, der in unendliche Variationen die Worte des Prieſters durchhaucht hatte, konnte von Julian nicht empfunden werden. Sein Gefühl war erſtorben an den Lehren der modernen Weisheit, welche die Wahrheit untergraben hat: daß Alles, was wir unternehmen, nur mit Gott, das heißt nur im ſteten Hinblick auf ihn, geſchehen ſoll.

Wie viele Mahnungen bis zu dieſer des frommen Prieſters, auch an Julian ſchon ergangen waren, ſeitdem er das Schloß ſeines Oheims verlaſſen; ſeit jener erſten Nacht, da er in Warſchau anlangte; Alles was ſpäter noch unmittelbarer ſein Herz berührte und ihn an allem Erfolge verzweifeln ließ; wie bittere Erfahrungen er gemacht, wie herb auch die Enttäuſchungen geweſen; er trug ſich dennoch ſtets mit denſelben Gedanken.

Für die Jugend war Kosciuszko's Name nur noch eine erhebende Erinnerung. Jeder Pole wollte ein Anrecht haben auf des großen Naczelnik's Lorbeer. Die Worte aus dem ſogenannten „Dies irae de Kosciuszko"*) flackerten gleich Irrlichtern in all den jungen Köpfen:

Tag des Zornes, Tag der Zoren,
Da Verrath Den auserkoren,
Der als Held im Kampfe ſtand.
Dir zur Seite, theurer Schatten,
Fiel auch Polen; im Ermatten
Schloß das Aug' ihm deine Hand.

Doch die Trauerflöre ſchwinden;
Schlachttrompeten es verkünden.
Junge Streiter ſeid vereint!
Ob auch Wunden blutend klaffen!
Selbſt die Ketten werden Waffen
Und erſchlagen Polens Feind.

Rufen Frankreich wir vergebens,
Dann wird uns der Herr des Lebens,
Beiſteh'n mit des Sieges Lohn;
Und will Er ihn uns verſagen —
Gut! ſo ſterben wir und tragen,
Unſ're Schmach vor Gottes Thron!

---

*) Von Caſimir Delavigne, zur Gedächtnißfeier der im Jahre 1830 in Warſchau gefallenen Polen.

Dieſe Worte der Verzweiflung waren Julian's tägliches Gebet geworden. Die rührende Ermahnung der alten Mutter, die klaren Worte des Prieſters verhallten, von ihm nicht empfunden, wie die Klänge eines Ammenliedes, das ein Kind in Schlaf ſummen ſoll.

Der Prieſter und die Frau werden von dem Auslande gewöhnlich als die bewegenden Kräfte im polniſchen Volke angeſehen. Dieſe Annahme beruht auf einer irrthümlichen Anſchauung. Die ſociale Achſe dreht ſich nach eigenen Geſetzen; die Quellen, aus denen der Strom der Gefühle und Leidenſchaften hervorſtürzt, gehorchen anderen Mächten und der Prieſter und die Frau vermögen nur alsdann zu wirken, wenn ſie ſich dieſen unterwerfen. Wollen ſie die Geiſter darauf hinlenken, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, um das Wohl der Menſchen dadurch allein wahrhaft zu befeſtigen, ſo wird es ihnen in Zeiten der Empörung niemals gelingen, den ſich überſtürzenden Planen der Männer Einhalt zu gebieten.

XI

Die Kurzeit hatte ſich bereits ihrem Ende genähert. Ein trübes Regenwetter, das ſeit mehreren Tagen herrſchte, verringerte täglich die Zahl der Gäſte. Die ruſſiſchen Fürſtinnen waren wohl ſchon am Comoſee; N—kow hatte einen Abſtecher nach Paris gemacht, um ſeine Wintergarderobe zu vervollſtändigen. Albert war noch im Bade zurückgeblieben. Die nur noch ſpärlich Anweſenden konnten ſich jetzt näher in das Auge faſſen und was früher von dem Wellenſchlage der Geſellſchaft weit auseinander gehalten wurde, trat nach und nach in Beziehungen, die um ſo harmloſer ſich ergaben, als man ſie nur für eine kurze Dauer entſtehen ſah.

Julian, der Briefe erwartete und noch bei ſeiner Mutter verweilte, hatte Albert einmal zufällig im Kaffeehauſe getroffen, das wenig mehr beſucht wurde. Es iſt nicht zu läugnen, daß Naturen oft eine abſtoßende Kraft aufeinander ausüben, aber ebenſo wenig, daß ſich bei andern eine unerklärliche Anziehung zeigt. Es giebt Menſchen, welche für dieſe Stimmungen beſonders empfänglich ſind. Die moderne Wiſſenſchaft hat ſich bekanntlich bemüht, auch für dieſen räthſelhaften Zug der Menſchenſeele die Löſung zu finden, die jedoch kein Licht in das Dunkel zu bringen vermochte und die Erklärung vielleicht einmal ſpätern Erklärern zu erklären überläßt.

Albert und Julian trafen ſich bald zu derſelben Stunde, alltäglich im Kaffeehauſe, als ob ſie ſich beſtellt hätten, ohne daß eine Verabredung ſtattgefunden. Anfänglich ſchienen ſie ſich nicht zu bemerken; dann wechſelten ſie einen ſtummen Gruß. Allein dieſen begleitete bald einer jener unverfänglichen, offenen Blicke, der die beiderſeitige Theilnahme erhöht und keine anmaßende Nebenabſicht, wie Neugier und Späheluſt, verräth. Die Blicke wurden hin und her geſandt und begegneten ſich; ein jeder ſchien zu erwarten, daß der andere zu ſprechen anfange.

So hatten ſie bereits eine Woche lang ſich an dem Orte getroffen und ſtillſchweigend ihre Cigarre geraucht, als ein Zufall ſie einander näher brachte. Julian begleitete ſeine Mutter; ſie begegneten Albert. Die alte Dame, die ſelten heiter war, erzählte ihrem Sohne unter Lachen, auf welche Weiſe ſie Albert kennen gelernt, mit welcher aufopfernden Galanterie er gegen ſie Barmherzigkeit geübt, als ſie bis zum Tod ermüdet, keinen Stuhl fand, um ſitzend den Klängen des „Obertas“ zuzuhören. Dann fügte ſie aber mit großem Ernſt hinzu, welchen Heldenmuth er bei dem Brande bewieſen, als er den zwei ruſſiſchen Damen das Leben gerettet.

Obſchon Beides in Julian's Augen als etwas ſehr Gewöhnliches erſchien, ſo unterließ er es doch nicht, dem jungen Deutſchen einige Worte zu ſagen und ihm beſonders für die, ſeiner Mutter erwieſene Höflichkeit zu danken. Beide freueten ſich dadurch, das Eis der erſten Begegnung gebrochen zu ſehen.

Trafen ſie ſich von jetzt an, ſo verabredeten ſie einen Spaziergang. Ihr Geſpräch war nicht lebhaft. Es lag wie eine ſtille Trauer über Allem, was Julian ſprach; Albert's Stimmung war ebenſo düſter; Fürſtin Helena und ihren Kreis vermißte er ſchmerzlich. Nun kam dazu, daß Beide, trotz dem deutlichen Verlangen, ſich gegenſeitig aufzuſuchen, eine gewiſſe Vorſicht ſich auferlegt zu haben ſchienen, die ſich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß Julian ein fanatiſcher Pole; Albert ein ruhiger Oeſterreicher war. Julian vermied es daher, von ſeinem Vaterlande zu ſprechen; er erzählte lieber von dem Leben in Paris, das er ſehr genau kannte. Albert wußte von den Jagden in Steiermark zu ſagen, von den Luſtbarkeiten Wiens und von ſeiner letzten Garniſon in Mähren. Solche Geſpräche, die ſich mit kleinen Abſchweifungen auf der Promenade bequem abſpinnen ließen, wurden endlich am Kamine bei'm Glaſe Punſch oder Thee weitläufiger fortgeſetzt, als der immer rauher und ſtürmiſcher werdende Character der Jahreszeit den weiten Spaziergängen nicht mehr günſtig war.

Das Kaminfeuer iſt bekanntlich nicht nur der allervortreſſlichſte Ableiter der langen Weile, ſondern auch der Beförderer einer zuſammenhängenden Unterhaltung. Das Alleinſitzen am Kamin vermag ſchon unſere Gedanken in eine regelmäßige Aufeinanderfolge zu bringen, ſie zu ſchöner Ordnung zu verknüpfen und die Uebergänge zu verſchmelzen; wie es bei'm unruhigen Auf- und Abgehen, oder am todten Kachelofen ſitzend, nie geſchehen würde. Wir ſtrecken uns im Lehnſtuhle; die Hitze ſtrömt uns in die Füße, die wir der Flamme entgegen halten; ſie durchzieht unſern Körper mit wonneſeeliger Behaglichkeit und gelangt gemildert, man dürfte ſagen: erfriſchend in den Kopf. Die Hitze am Ofen benebelt uns; der Dunſt, den ſie aus den Fugen der Kacheln hervorzieht, erregt in uns Mißmuth; der leichte Zugwind am Kamine, der über die Glut hinwegſtrömt, wirkt wie ein kühlendes Lüftchen am Auguſtmittag. Und dann der Blick in das luſtige Feuer.

Immer gleichmäßig und dennoch wie wechſelnd im Farbenſpiel, im Kniſtern, im Funkeln, im Sprühen! Verſpürt der Einſame ſchon dieſen Eindruck, um wie viel mehr, wenn zwei oder mehr beiſammenſitzen. Nirgend läßt ſich's ſo gut erzählen; nirgend ſo ſicher auf treue Zuhörer rechnen. Erzählungen, Märchen am Kamin ſind daher ſtehende Rubriken der Unterhaltungslitteratur; ſind ſie auch nicht wirklich vor der traulichen Flamme entſtanden, ſo benennen ſie ſich dennoch ſo, um ſich im Voraus einzuſchmeicheln. Niemand käme wohl auf die Idee, ſolche Erzeugniſſe nach dem „Kaffeetiſch" zu betiteln, weil ſich damit ſogleich die Idee des ungeregelten Umherſchweifens in allen Gebieten, des gemeinen Klatſches und des kleinlichen Lokalzwiſtes verbände.

Als unſere jungen Freunde ſich am Kamin zuſammenfanden, hatten ſie ſich bereits näher kennen gelernt und lieb gewonnen. Die Attraction war vollendet. Der Zauber der ſpielenden Flamme wirkte auf Julian's leicht erregbare Phantaſie und löste ihm die Zunge zu Schilderungen, in denen ſich jetzt ſchon ſein patriotiſches Empfinden wiederſpiegelte. Albert ließ dann nur ſeine Cigarre etwas ſtärker dampfen, erlaubte ſich aber nicht, den warmen Erguß durch ſeine beſonnenen Einwendungen zu ſtören. Er achtete das patriotiſche Feuer ſeines Freundes und mochte die Leibeigenſchaft, die Willkür des Adels, und alles Uebrige, wodurch Polen der innern ſtaatlichen Zerrüttung verfallen war, nicht anführen. Julian ſchien ſein Schweigen ſich richtig zu deuten.

„Ich weiß es nur zu gut," ſagte er in einem ſolchen

Augenblick, „was die Welt uns verwirft; allein ſo paradox es auch klingt — unſere Fehler entſpringen lediglich aus unſern Tugenden und dieſe hätten uns vor unſerm harten Schickſal bewahren ſollen. Man wirft uns die Poddańſtwo*) vor! Aber das war zum Theil die Quelle unſeres Unglücks, daß wir zuerſt daran gedacht haben, ſie nicht nur aufzuheben, ſondern dieſe Befreiung an perſönliche Tapferkeit zu knüpfen. Hier gab der Edelmann nicht ſeine Bauern frei, wie der Schäfer, der plötzlich ſeine Heerde laufen läßt; ſondern der Soldat wurde nach erfochtenen Siegen frei und adelig zugleich geſprochen. So hat der große Feldherr Johannes Sobieski, ein Pole, wenn es einen gab, ganze Regimenter nach dem Entſatze Wiens geadelt. Durch ſolche Maßregeln ward unſer Bauernadel geboren, jene Szlachta wieiska, die man uns ewig zum Spotte vorwirft, die in Lehmhütten hauſt und arm und kümmerlich lebt. Laßt aber nur die Sturmglocke läuten, ſo ſpringt der Szlachtic auf von ſeinem Lager, und die friedliche Senſe, mit der er ſeinen ärmlichen Buchweizen mäht, wird zur furchtbaren Waffe, und er zeigt ſich ſeiner Ahnen werth, welche die Türken über die Donau jagten. Hätten wir die Stürme, welche die Welt durchzogen, in unſerer eigenen Sache mit durchlebt, wäre unſere Energie zur Entfaltung nach innen gelangt, wären nicht alle unſere Hoffnungen im Augenblicke der Erfüllung ſchmählich enttäuſcht worden, wir ſtänden jetzt mit den andern Nationen wohl mindeſtens auf der gleichen Stufe geſellſchaftlicher Entwicklung."

---

*) Leibeigenſchaft.

„Jeder, der ſein eigenes Vaterland über Alles liebt, beklagt das Unglück des ihrigen aus tiefſter Seele," ſagte der Oeſterreicher, indem er dem Polen die Hand drückte.

„Die Einzelnen," erwiederte Julian bitter. Allein daß es nur Einzelne ſind, macht uns die Größe unſeres Falles noch fühlbarer.. Ja, wir ſind tief gefallen, keine fremde Hand erhebt uns mehr; doch mit Wolluſt wollen wir den Speer immer tiefer in die Wunde ſtoßen. Es liegt ein wunderbares Gefühl darin, ſich gränzenlos unglücklich zu wiſſen; man ſchöpft daraus eine Berechtigung zu ungeheuern Thaten."

Er ſchwieg und ſah eine Weile in den leeren Raum, der nur ſpärlich erleuchtet war und in dem ſich der feine bläuliche Rauch der Cigarren hinkräuſelte; dann plötzlich wurde ſeine Miene freundlicher, als ob ſich ſeinem Blicke ein ſchönes Bild enthüllte.

„Welch ein Land!" fuhr er fort, „wo war ein Reich, das ſich mit dieſem meſſen konnte! Ich kenne das allgemeine Urtheil der Welt, und ich ſehe es an dem zweifelnden Blicke, den ſie auf mich werfen, daß ſie ihm beiſtimmen. So iſt unſer Loos! Sie ſtimmen bei, wie alle Andern, ohne den Gegenſtand zu kennen, den ſie verurtheilen. Für den ſinnlichen, ſalonfähigen Touriſten mag mein Vaterland allerdings keine Ausbeute gewähren; aber für den Menſchen, den Beobachter, den Forſcher bietet es viel. Dem Polen erſcheint es in ſeiner einſtmaligen Größe als das merkwürdigſte Reich der Erde. Oder glauben ſie, daß zwiſchen ſeinen weiten Gränzen, von den Geſtaden der Oſtſee, wo das hochgethürmte, reiche, polniſche Danzig lag, bis zu den Ufern des ſchwarzen Meeres, wo die Don'ſchen Koſacken in ihren Zeltenſtädten ſaßen, nicht Großes und Schönes genug zu ſchauen war? Die größte Ebene Europa's, mit goldenen Aehren wie mit einem wogenden Meere ganz bedeckt, daß ſelbſt das, was die armen Länder Mißwachs benennen, noch immer die Ausfuhr geſtattete. Um ſo viel überſtieg der Ertrag das eigene Bedürfniß, und der Pole liebt das Mehl und den Branntwein! An den Flüſſen Weichſel, Niemen, Narew, Bug verſinkt der Bauer buchſtäblich in den fetten Boden, und Alles wächſt und gedeiht ohne viel Arbeit und Mühe. Wollen ſie Romantik? Ich weiſe ſie nach den Wäldern, öſtlich und ſüdlich von Warſchau, nach jenen Urwäldern, wo der Auerochs noch angetroffen wird und das Elennthier umhertrabt; nach jenen Gebirgszügen, aus denen Gipfel ſich bis zur Alpenhöhe erheben, voll maleriſcher Anſichten; in deren Schooße ſich Wunderpaläſte aus Salzkryſtallen erbauen und Gold und Silber, und die Kohle, das Mineral, deſſen rußiger Glanz das moderne Bedürfniß noch höher hebt als Gold und Silber, in mächtigen Adern ruht. Und die Menſchen, welche dieſes Land bewohnen, ſchön, kräftig, muthig, geborene Reiter, geborene Krieger. Die Cultur hat hier freilich noch nicht Alles beleckt, daran war eben unſer Unglück Schuld — allein auch ſelbſt im Glücke würde des Polen Eigenthümlichkeit nicht ganz in der ſogenannten Cultur untergegangen ſein."

„Sie ſchildern ihr Vaterland auf eine ſehr begeiſtert Weiſe," bemerkte Albert, „und ich will es wahrlich nich unternehmen, ſie zu widerlegen. Allein ich kenne auch die Slaven. In Steiermark, in Mähren und Böhmen ſah ich verwandte Stämme, und ich muß es offen geſtehen, daß der Deutſche denn doch viel vor den Slaven voraus hat.“

Dieſe alltägliche Redensart nach all’ den begeiſterten Worten, welche der junge Pole, von dem Gegenſtande hingeriſſen, geſprochen hatte, verſtimmte dieſen ſichtlich. Er ſprang auf, knöpfte den Rock zu, als ob er fortgehen wollte, dann aber ſich beſinnend: —

„Wenn ich in meiner jetzigen Stimmung ſo allein fortſtürme, ſo könnte mir ein Unglück begegnen,“ — und plötzlich ſich erheiternd, rief er: „Ich bin eben ein Kind Polens, das heißt ein ewiges Kind. O, liebe Mutter! habe Nachſicht mit mir und meinen Brüdern, wir haben dir ſchon vieles Leid zugefügt, aber wir ſind doch brave Jungens. — Wollen wir nicht eine Partie machen?“ ſetzte er dann hinzu, mit der einen Hand die Queue ergreifend, während die andere die dicken Haare aus der Stirne ſtrich.

„Mit Vergnügen,“ lieber Graf, erwiederte Albert.

„Nennen ſie mich nicht Graf,“ verſetzte Julian, „ich bin heute in meiner polniſchen Laune, und da will ich mich durch nichts Fremdes ſtören laſſen. Das Pan Hrabia*) iſt mir verhaßt; damit ließen wir uns kirren. In Polen kennen wir keine Grafen und Barone, keine

---

*) Herr Graf.

Ducs und Marquis, keine Vicomtes, Earls, Lords u. ſ. w.; wir haben nur Edelleute, die alle in gleichen Rechten ſtehen. Einige von uns, die einſt regierende Herren waren, haben den Fürſtentitel behalten, das iſt Alles. Die Grafentitel wurden von fremden Herrſchern geſchenkt, und Andere, die den Beſchenkten keinerlei Vorrecht zugeſtehen wollten, haben ihn ſich aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt. Ich will nun aber meinen Grafen weder auf die eine noch auf die andere Weiſe geltend machen. — Sind ſie fertig?"

Albert hatte lange gefeilt und gekreidet und trat zum Billard. Der Pole verlor und warf die Queue hin.

„Ein Schauer überläuft mich," ſagte er, „ich hatte mit dieſem Spiele einen andern Erfolg in Verbindung geſetzt."

„Alſo auch abergläubiſch?" fragte Albert.

„Nennen ſie es ſo?" ſagte Julian, „Ich bin eben ein Pole."

Sie verließen zuſammen das Kaffeehaus. Julian brachte den Freund in ſeine Wohnung. Vor der Thür reichte ihm dieſer die Hand zum Abſchiede.

„Freundchen," ſagte der Pole mit jenem dem ſlaviſchen Dialekt eigenen einſchmeichelnden Tone, „ſind ſie denn ſchon ſo ſchläfrig?"

„Ganz und gar nicht; haben ſie noch etwas vor?" fragte Albert.

„Ich wünſchte noch eine Stunde mit ihnen zu verplaudern," ſprach der Andere, „und da das Wetter zum Promeniren nicht mehr einladend iſt, ſo würde mich die Erlaubniß beglücken, zu ihnen hinaufzukommen."

„Von Herzen bewilligt,“ rief Albert, indem er an der Klingel riß und dem mit dem Licht entgegenkommenden Burſchen befahl, ſogleich für warmes Waſſer zu ſorgen. Bald ſtand der Punſch zwiſchen den beiden Freunden, die nun bei dampfenden Gläſern und Cigarren wieder in dasſelbe Geſpräch hineingerathen waren, das ſie vor wenigen Augenblicken abgebrochen hatten. Julian fuhr in der begeiſterten Schilderung ſeines Vaterlandes fort; er ſprach von deſſen hingeſchwundenen Herrlichkeiten. Er führte die prachtvollen Städte an; er wußte die italieniſchen Paläſte Krakau's und Warſchau's herzuzählen, die koloſſalen Dome, gleichwie ſie nur in Italien zu finden ſind; er war unerſchöpflich. Wie einen leuchtenden, ſternendurchwirkten Mantel zogen ſeine Reden über den weiten Landſtrich dahin, der einſt Polen war, und Geſchichte und Sage mußten ſich ihm, als Verſchönerungsmittel herleihen. Aus den Blutſtrömen ſproßte die Sonnenblume des Heldenmuthes, aus den elenden verfallenen Hütten rief das vom Feinde verhängte Verderben laut um Rache. Alles, was den Polen mit Recht vorgeworfen wird, nahm ſich aus ſeinem Munde wie Tugend aus, die nur umhüllt von der rauhen Schlacke, des belebenden Hammers harrte, um glänzend vor der Welt zu erſcheinen. Gläubig wie der Italiener, todesmuthig für das Vaterland wie der Spanier, tiefe Denker wie die Deutſchen, feuerig und kühn wie der Franzoſe, ſo war nach ihm der Pole; aber darüber hinaus war er eben noch Pole, der Inbegriff von Ritterlichkeit und Adel. Hierin zeigte er ſich ächt national; an die Eitelkeit dachte er nicht, und dieſer Vorwurf iſt vielleicht der gerechteſte, den man den Polen machen kann, denn aus dieſer Schwäche entkeimte zum Theil ihr Unglück.

Die Lichter waren heruntergebrannt, und die Macht der oft geleerten Gläſer zeigte ſich deutlicher in den gerötheten Köpfen, in dem höher angeſtimmten Tone, in den oft ſeltſamen Sprüngen und Wendungen, welche das Geſpräch nahm.

„Von meiner theuerſten Erinnerung habe ich ihnen noch nicht geſprochen,“ ſagte nach einer Pauſe Julian, und ein trüber Flor, wie aus Thränen, umzog dabei ſein Auge.

Der Freund glaubte ihn zu verſtehen, und in der Meinung, es gelte dem Andenken der Geliebten, hob er das Glas. Allein der Pole ſchüttelte mit trübem Ernſte das Haupt und trank, ohne anzuſtoßen.

„Unweit Krakau,“ fing er dann dumpf und eintönig an, „liegt ein Schloß, das Haus meiner mütterlichen Ahnen. Es erhebt ſich auf der Hügelkette, welche nach Unſerer lieben Frau von Czenſtochow hin, ſich in weitem Bogen erſtreckt. Fragen Sie einen edeln Polen nach dem Namen des Schloſſes, ſo wird ſein Auge leuchten und die Bruſt ſich höher heben. Stolz und Schmerz werden ihn durchziehen. Dort verlebte ich meine Jugend“ — —

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen. Die Erinnerung an das Ende ſeines Geſchlechts, das in ihm den letzten Sproß dem Vaterland zum Opfer brachte, überwältigte ihn. Seine Lippen bebten, und ein convulſiſches Zucken ward in ſeinem ganzen Körper ſichtbar.

Eine längere Pauſe trat jetzt ein. Endlich ſchien er ſich erholt zu haben, und begann von Neuem in einem heftiger bewegten Tone:

„Wir haben viele Märtyrer unter uns, von den früheſten bis auf die neueſten Zeiten. Haben ſie von jenem ſlawiſchen Geſchlechte gehört, welches einſt, um dem fremden Joche nicht zinsbar zu werden, ſich an der Tafel ſeines Aelteſten verſammelte und dort den Giftbecher leerte, der im Kreiſe herumging, wie beim frohen Mahle der Wein? Ein Jeder ſagte: Beſſer den Tod, als fremdes Joch! und führte den Trunk zu den Lippen. Als der Feind wenige Stunden darauf erſchien, fand er das alte, erlauchte Geſchlecht unbeweglich in den Seſſeln, um die Tafel gereiht. Sie waren alle todt; alle geſtorben mit feſtem Muthe, und der Tod hatte ſie ohne Verzerrung berührt. Alle ſaßen ſie da, die Leichen; der graubärtige Krieger, Mann und Jüngling, edle Frauen und zarte roſige Jungfrauen. Es waren zweiunddreißig in Allem — der Name war ausgelöſcht von der Erde; ſo lange er auf ihr gelebt, hatte er geglänzt, und im Glanze war er dahingeſchwunden, wie die untergehende Sonne. Das war gewiß ſchön und groß, aber dabei iſt es doch traurig. Mein Schickſal iſt dieſem verwandt.“

Dieſe Wendung, von einer furchtbaren Feierlichkeit begleitet, hatte auf Albert ihre Wirkung nicht verfehlt, und er kämpfte mit ſich, ob er nach einer Erklärung des Räthſels forſchen dürfe. Endlich brachte er nur ſcheu die Bitte hervor; allein Julian war plötzlich wieder verändert.

„Laſſen wir das jetzt!" rief er mit einer wilden Luſtigkeit. „Ich fühle wirklich, daß der Punſch, ihr deutſcher Punſch, dem Polen den Kopf und die Zunge ſchwer macht. Ich muß ſchlafen gehen, jetzt werde ich ſchlafen können. Ich gehe nach Hauſe."

Er drückte den Hut in die Stirn, reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Ich danke ſehr für die Gaſtfreundſchaft!" Dann plötzlich wieder ernſter werdend und die Hand feſter umfaſſend, ſetzte er hinzu: „Vielleicht begegnen wir uns wieder im Leben; wer kann wiſſen, wo und wie! Wir wollen uns aber ſtets dieſer Stunde erinnern!"

Er riß den Freund mit Heftigkeit an ſich, drückte einen Kuß auf ſeine Lippen und ſtürzte fort.

* * *

Der Kurort iſt nun verödet.

Wir wandeln in den Laubgängen, die halb entblättert die fahle Leichenfarbe angelegt haben. Unſer Fuß ſchreitet über das welke Gras, aus dem das giftige Colchicum ſein prunkendes Haupt erheben darf, da die ſchönen Blumenhäupter zu Grabe gingen. Sonſt flatterten Kinder, im mannigfaltigſten Schimmer, gleich Schmetterlingen über den Raſen dahin; an jenem Weiher warfen ſie Brodkrumen den einherſtolzirenden Schwänen zu. Ueber blühende Palliſaden und goldene Gitter hinweg beleuchtete eine prächtige Sonne die ſchöne Architectur des Kurhauſes und der anſtoßenden Gebäude. All' dieſe Schönheit umgab Reichthum und Müſſiggang, Frohſinn und Sinnesluſt. Auf jenem Plane ſtanden Damen und Herren im Kreiſe und warfen ſich den Federball zu; wie muthwillig war ihr Scherzen, wie anmuthig waren die natürlichen Wendungen des Körpers und wie ſicher gewandt die Bewegungen, um den Ball im Fluge zu treffen und weiter zu ſchleudern!

Jetzt ſehen wir einen Jüngling einſam dieſe Orte durchwandern, die Bruſt voll ängſtlicher Erwartung, voll ſtillen Schmerzes. Er iſt im Begriff, von einer Mutter zu ſcheiden, die ſchon nahe dem Grabe iſt und die wieder zu ſehen, er nicht mehr hoffen kann.

Albert war abgereiſt und hatte Julian ſeinen gewöhnlichen Träumen überlaſſen, die ihn bei Nacht und Tage erfüllten. Sie durchzogen ihn mit grauſamen Vorſpiegelungen; ſein Herz war von ihnen krampfhaft zuſammengeſchnürt. Wer hat dieß Geheimniß ergründet? Woher kommen Träume? Wer ſendet ſie? Welche Macht befähigt die Seele, ganz unabhängig von unſerm Willen, Begebenheiten und Geſchichten zu erfinden, und uns lebend todt, in eine undenkbare Welt zu verſetzen, mit uns fremden Gedanken, mit einem Körper, der nicht unſer Körper iſt. — Und dennoch ſind wir es!

Aber die wachen Träume ſind oft noch unerklärlicher und erſchreckender, als die im Schlafe. Wir urtheilen und handeln: wir betaſten die Wirklichkeit um uns her, und werden dennoch von der Macht des Traumes beherrſcht. Ein Unglück, das wir fürchten, erſcheint uns, als ſei es bereits hereingebrochen; den geliebten Kranken ſehen wir ſchon todt im Sarge; wir ſtehen an ſeinem Grabe; wir vergießen Thränen um ihn. Plötzlich, ohne wahrnehmbaren Wechſel, ohne ſelbſt darüber zu ſtaunen, und ohne irgend eine Erleichterung in unſerm qualvollen Zuſtande zu verſpüren, ſpringt die Einbildungskraft um und wir ſehen Alles, mit der gleichen Wahrſcheinlichkeit im roſigſten Lichte.

Liegt hierin nicht eine Verwandtſchaft mit dem Zuſtande des Wahnſinns? Es wäre gewiß von höchſtem Intereſſe, zu wiſſen, was ein wirklich Verrückter während des Schlafes träume. Ob nicht durch eine vollſtändige Umgeſtaltung des normalen Zuſtandes, in ſeinen Träumen eine Vernunft herrſche, wie ſie nur bei unſern weiſeſten Forſchern im wachenden Zuſtande zu finden iſt.

Wie ſteht es nun aber um das armſelige Wiſſen des Menſchen? Wie weit reichen wir mit all unſerm Forſchen! Was wären wir, beſäßen wir nicht den Glauben? Was würde aus uns, ohne die Offenbarung? —

In der That war Julian's Zuſtand nur noch ein Träumen zu nennen. Im Vereine mit andern, oder allein; gehend oder ausruhend, wachend oder ſchlafend; immer war es Polen in ſeinem Elend, was ihn träumend beſchäftigte. Sein Aeußeres zeigte ſich dabei ruhig und kalt. Er bedurfte faſt keiner Nahrung mehr; faſt keines Schlafes; er hätte jeden Troſt verſchmäht, den ihm ein Freund hätte ringen wollen. Die Kirche beſuchte er oft; das Gebet allein that ihm wohl. Man las es in ſeinem Geſichte, wann er die Kirche verließ.

Seine Zuflucht im Gebete zu Gott nehmen, hat noch tets geholfen; denn Gott iſt barmherzig. —

Dieſe Stimmung ward in ihm durch Briefe befeſtigt, die er ſchon lange erwartet hatte. Sie beſtätigten die Unzulänglichkeit in den Planen des Häufleins junger Patrioten, welches ſich die Leitung der geheimnißvollen Bewegung angemaßt hatte, die vorbereitet wurde. Von einer Uebereilung war daher Alles zu fürchten; für den Augenblick war vollkommene Ruhe geboten. Julian ſah dies ein und fand es rathſam, ſich von Allem abzuſondern, was ſeinem innern Feuer eine gefährliche Nahrung zuführen könnte. Er entſchloß ſich, bis zum Frühjahr in Italien zu leben; ebenſo fern von dem Revolutionsheerde in Paris als von dem vulkaniſchen Boden des Vaterlandes. Er hatte ja ſchon früher die Erfahrung an ſich erlebt, wie ſanft beſchwichtigend der heitere Himmel und die Kunſt erfüllte Umgebung in Italien auf die Seele wirken. Es war ein wahrhaft beglückender Abend, als er dieſen Vorſatz ſeiner guten Mutter mittheilte. Es freute ihn, ſie beruhigen zu können. Sie hörte ihn an und der Friede des Himmels ſpiegelte ſich in ihrem Auge.

„Er iſt gerettet", betete ſie leiſe; „er iſt gerettet! das Fieber hat ihn verlaſſen! Ehre ſei Gott in den Höhen!"

Julian erwiederte den ſanften Druck der Mutterhand, aber trotz des feuchten Glanzes in ſeinem Blicke konnte man deutlich erkennen, welcher Kraft ſein Herz bedurſte, um ruhig vor ſeiner Mutter zu erſcheinen. Das iſt die Kraft der Liebe! Nur wo die Liebe überwiegt, da iſt das Glück. Es giebt nichts Schönes, nichts Herrliches außer der Liebe. Die Liebe iſt aber nur in ſolchen Herzen, die von Gott erfüllt ſind. —

„Du biſt zufrieden“, ſprach Julian. „Mein Entſchluß gefällt dir und ich geſtehe dir gern, daß auch ich zufrieden bin. Die großen Leiden und Kümmerniſſe, die man hinter ſich läßt und die Ungewißheit, die uns erwartet, finden nur auf ſolche Weiſe eine Ausgleichung. Man muß Gott dafür danken, daß er uns noch Muth dazu giebt. Ich will meine begangenen Sünden ehrlich bereuen und fortan nur noch um einen guten Tod beten!“

„Was iſt das für eine Sprache?“ verwies ihm die Mutter. „Du haſt noch um andere Dinge die Heiligen zu bitten. Leben wir nicht in der Gemeinſchaft derſelben? Im tiefſten Elend dieſer Welt ſind wir reich durch dieſe Gemeinſchaft. Wir, die wir an die Gottheit unſers Herrn Jeſus Chriſtus glauben, gehören Alle jener göttlichen Familie an, die für uns flehet, wenn wir ſie darum anrufen. Was können uns Menſchen bieten, was den Wirkungen heiliger Fürbitte im Himmel gleichkäme? Du willſt zu Anſehen gelangen unter deinen Landsleuten und dadurch zur Macht. Du ſchlägſt alle nur möglichen Wege ein, ſetzeſt Gut und Blut auf's Spiel; ſucheſt Verbindungen mit den Reichen, mit den Mächtigen, mit den Auserwählten, du kannſt der eigenen Kraft nicht allein vertrauen. Zu dem Gefühl ſeines Werthes und ſeines Muthes muß ſich die Sicherheit einer Stütze geſellen und ſollte dieſe durch

Verſchlagenheit, Selbſterniedrigung und noch andere unſelige Dinge erſtrebt werden? Die Heiligen verlangen dies nicht und helfen doch. Wende dich an ſie. Vor allem empfehle ich dir, unſern großen Landespatron, den heiligen Stanislaw Koſtka anzurufen. Dies wird einen Balſam in deine Seele gießen, der den brennendſten Schmerz zu ſtillen vermag. Ihm erſchien die heiligſte Jungfrau von Engeln umgeben ſchon auf Erden; er ſteht gewiß der Nächſte ihrem Throne. Als achtzehnjähriger Jüngling ward er verklärt, und er nimmt ſich beſonders der Jünglinge an, die noch im Irrthum wandeln."

„Nächſt meinem Namenspatron wende ich mich ſtets an den heiligen Stanislaw. Beide ſind meinem Herzen theuer und in ihm unzertrennlich!" ſprach Julian. „Ich hege auch die feſte Hoffnung, daß ſie mir Troſt ſenden werden."

Die Mutter umarmte ihren Sohn zwiſchen einem Lächeln und einer Thräne. Es war der letzte Abend vor der Abreiſe; friedlicher als Beide ihn ſich gedacht hatten. Nur der Herbſtwind ſang dazu eine unpaſſende Melodie.

Julian küßte die Schwelle, als er das Zimmer der Mutter verließ. —

* * *

Nach welcher Stadt Italien's ſollte er ſich wenden? Die Mutter hatte ihm einen Brief an Fürſtin Helena gegeben und dabei von ihrer Nichte geſprochen, in welcher er eine höchſt intereſſante Landsmännin kennen lernen ſollte. Albert's Mittheilungen waren dieſen ſchon vorangegangen. Auch er hatte die Damen mit einer Begeiſterung geſchildert, die ihm gewöhnlich nicht zu Gebote ſtand. Julian nahm ſich vor über Mailand nach Genua zu gehen, ſich dort nach Liverno einzuſchiffen und in Florenz einen Wintermonat zuzubringen.

Wir wenden uns daher nun auch der Stadt am Arno zu; einſt der Schauplatz wilder Kämpfe; deren Häuſer Kaſtellen gleich ſind; deren Straßen eine blutige Geſchichte erzählen. Ein offenes Grab der ſich befehdenden Geſchlechter, die einſt hier gelebt. Dort, dem majeſtätiſchen Dome gegenüber, vor dem kleinen Kaffeehauſe mit den hellgrünen Läden, ſteht eine unſcheinbare Bank, die noch heute „Il Sasso di Dante“ genannt wird; hier ſehen wir ihn im Geiſte ſitzen mit dem langen hagern Geſichte, den Kopf gehüllt in die ſeltſamliche Kapuze; das geſpenſtiſche Auge auf unſerer Gegenwart haftend und die furchtbare Mahnung an das jüngſte Gericht glauben wir von ſeinen Lippen zu vernehmen:

Ciascun ritrovera la trista tomba,
Ripigliera sua carne e sua figura,
Udira quel che in eterno rimbomba![*]

---

[*] Ein Jeder wird das traurige Grab dann finden,
Er wird ſein Fleiſch und ſein Gebein dann ſammeln
Und Hören was durch Ewigkeiten dröhnet.
Dante's Hölle.

Dritte Handlung.

In Florenz.

In Unvollkommenheit vollkommen werden wollen,
Das machet unſern Sinn auf's Neue ſo geſchwollen.
Erfüllet auf den Schein; an leichtem Winde ſchwer;
An vollem Mangel reich — —
Der Menſch iſt eitel ſehr.

Paul Flemming.

I.

Der Zeitabſchnitt, den jetzt unſere Geſchichte beginnt, gränzte an ein höchſt glänzendes Ereigniß, das Millionen im Herzen mitfeierten. Es war die Salbung und Krönung des Kaiſers von Oeſterreich als König der Lombardei.

Was für ein Empfang war ihm in Como bereitet worden, als der Kaiſer beim Eintritte in ſein „*getreues*“ Königreich der Lombardei, in der Villa Rainoldi das erſte Nachtlager hielt. Wie ein Zauberbild lag der See da; ſeine Villen prangten alle im Zauberſcheine der Flammen; Gondeln, Barken, Dampfſchiffe in vielfarbigem Feuer ſtrahlend; die Marienkirchlein auf den höchſten Bergſteigen wie feurige Sterne flimmernd; die Dome der Kirchen gleich flammenden Himmelsbildern. Das Volk, das all' dies veranſtaltet hatte, ſchien das glücklichſte von der Welt. Die edelſten Familien des Landes hatten ihre Söhne als Herolde nach Mailand geſandt; die alten Städte folgten dem Beiſpiele. Sie Alle verherrlichten den Einzug *ihres Königs*, der in der alten deutſchen

Kaiſerpracht, in dem hiſtoriſchen Glanze des Hauſes ihn hielt, umgeben von den Traditionen Karl's des V. und Maria Thereſia's. Hatten die ſtolzen Lombarden ihren alten Familien- und Städteglanz im vollſten Maße bei dieſer Gelegenheit entfaltet, ſo wurde er doch weit überboten von jenem der alten Dynaſtie. Aber weit entfernt, dies zu beneiden, freuete ſich vielmehr das Volk ſeines mächtigen Herrſchers.

Am Tage der Ankunft war Mailand und ſeine ganze Umgebung bis auf mehrere Stunden weit, Städtchen, Dörfer, Kirchen und Villen, beleuchtet. Am zweiten Tage wurde der Kaiſer gebeten, „di voler accogliere clementemente l'istituzione della Guardia Nobile del Corpo Lombardo-Veneta, als ein Dankesopfer bei der Krönung! Darauf folgten: Théatre paré in der Scala, wobei die öſterreichiſche Hymne von der Paſta, von Donzelli und den erſten Künſtlern Italiens geſungen wurde; dann Corſofahrt, Bälle al Casino della Nobile società, al Casino della Società del Giardino, una festa da ballo“ im Scalatheater, „offerta dalla città di Milano“, ein Ball beim Gouverneur der Lombardei, endlich bei Hofe, wozu 4000 Gäſte geladen waren, und ein zweiter Ball bei Hofe, „con invito ai Nobili ammessi agli onori di Corte.“ Es verſteht ſich, daß hier nur von officiellen Feſten die Rede iſt.

Zwiſchen dieſen feſtlichen Blumengewinden fanden die großen ernſten und heiligen Handlungen ſtatt. Der alte Dom war in ſeinem Innern von dem kunſtgeübten Meiſter Sanquirico ganz in Sammt und Gold gehüllt worden, und dreizehn hochwürdigſte Kirchenfürſten in weißen Silberſtoff gekleidet, den Erzbiſchof von Mailand und den Patriarchen von Venedig an der Spitze, erwarteten den Kaiſer, um ihn zu empfangen, und in die Sacriſtei zu geleiten, damit er die zur Krönung mit der heiligen eiſernen Krone erforderliche Kleidung anlege. Während des erhabenen Actes, der hierauf folgte, ſah man die Kaiſerin Anna Maria Pia, in tiefer Inbrunſt kniend, ihre Gebete zu Gott emporſenden. Nach vollendeter Handlung in der Kirche folgte das feierliche „Banchetto dell' Incoronazione“ in der Sala delle Cariatidi. Hier ſaß wieder einmal, wie einſt zu „Aachen in ſeiner Kaiſerpracht“, die heilige Macht des deutſchen Kaiſers, auf hohem Throne, im lombardiſchen Königsmantel, die eiſerne Krone auf dem Haupte, Reichsapfel und Scepter in den Händen. Und auch das ſah man nach den Worten des Dichters: daß die Fürſten ihren Oberherrn bedienten. Der ſchenkte den Wein, der trug die Speiſen auf, der zerlegte ſie. Sie „Alle umſtanden den Herrſcher der Welt, die Würde des Amtes zu üben“; wie der Dichter es erzählt.

Eben ſo ernſt waren die Feſte im Lager, die große Heerſchau, die Einweihung des Arco della Pace, der überaus feierliche Kirchgang nach der Kirche des heiligen Ambroſius, und ebenſo beglückend die unendlichen Wohlthaten, welche der gute kaiſerliche Herr mit vollen Händen ausſtreuete. Kurz Mailand lebte wie „Gott in Frankreich“, und dies einfältige Sprichwort konnte wenigſtens noch mit mehr Recht auf den damaligen Zuſtand angewendet werden, als wie heute, da Mailand ſein vermeintliches Glück direct von Frankreich bekommen hat. Man war ſo ausgelaſſen und überſchwenglich in den Manifeſtationen der verſchiedenſten Art, daß ein jüdiſcher Juwelier, Namens Mendel, bei der großen Beleuchtung ein transparentes Bild ausſtellte, an dem Alles, Figuren, Namen, Inſchrift, Blumenwerk, aus Brillanten aller Farben, die Köpfe der Engel aus roſenfarbigen zuſammengeſetzt, aus Saphiren, Smaragden, Rubinen u. ſ w. gebildet war. Das Ganze, welches 14 Tage ausgeſtellt war, wurde auf fünf Millionen Lire geſchätzt.

Ueberall auf ſeinen Wegen drängte ſich das Volk liebend und jubelnd um ſeinen König. Es fühlte ſich wahrhaft beglückt und äußerte dies Gefühl bei allen Feſten auf das Freimüthigſte. Kein Mißton wurde vernommen; kein Verbrechen wagte ſich hervor. Der Kaiſer erſchien wie ein Vater unter ſeinen Kindern.

Es war ein ſchöner Spätſommertag des Septembers 1838, als über den Platz vor dem königlichen Palaſte in Mailand ein zweiſpänniger offener Wagen, nach dem Corſo der Porta orientale fuhr, in welchem zwei Herren in einfachen Civilkleidern ſaßen. Niemand achtete auf dieſe Erſcheinung, als plötzlich ein fürchterliches Geſchrei und ein ungeſtümes Zuſammenlaufen die Aufmerkſamkeit dahin lenkte. Im erſten Augenblick dachte man, es habe die Fahrenden irgend ein Unglück betroffen und dies ſchien ſich zu beſtätigen, als die ausgeſpannten Pferde, ſeitwärts vom Gedränge, gehalten wurden. Bald aber wurde deutlich gehört, daß das Geſchrei ein vieltauſendſtimmiges

Evviva! war, welches ſich zwar nicht mit Grazie — aber wahrhaft in infinitum wiederholte. Die Herren im Wagen waren der ſo eben geſalbte und gekrönte König der Lombardei und deſſen Bruder, der Erzherzog Franz Carl. Kaum hatte man Beide erkannt, die ſo anſpruchlos einherfuhren, als Alles hinzuſtrömte, ihnen eine freiwillige Huldigung darzubringen, die außer dem Evvivarufen darin beſtand, die Pferde auszuſpannen und den Wagen des Monarchen zu ziehen, der trotz der Freude, die er empfinden mochte, ſich dennoch in der unangenehmſten Lage befand, der Held eines ſolchen Volksſchauſpiels zu ſein, dem er eben durch ſein früheres Incognito zu entgehen gehofft hatte. Aber das Volk wußte wohl, was es that; ſeine Huldigung kam aus dem Herzen. Es war nichts Gemachtes dabei, nichts Aufgeſtacheltes, nichts Bezahltes. An jenem Tage waren alle politiſch Verhafteten zu ihren Familien heimgekehrt; der König der Lombarden hatte ihr großes Schuldbuch vernichtet, und ihnen die Hand der Verſöhnung gereicht, die ſie dankbar küßten. Die Lichter, welche die Stadt Mailand an jenem Abend anzündete, vom hohen Dome bis zur kleinſten Wohnung, das Freudengeſchrei in den Straßen, das galt dem Augenblick; und wenn man an den Terraſſen der Paläſte Litta und Sforza vorüberging, und dort die öſterreichiſche Hymne vernahm, welche die vornehmen Wirthe ihren Gäſten aufſpielen ließen o hätte man nicht glauben ſollen, daß hie und da die Flamme der Unzufriedenheit dennoch in dieſen Herzen oderte.

Als die Feſtlichkeiten zu Ende waren und Mailand wieder zur Ruhe gekommen, in das Geleis des gewöhnlichen Daſeins und Wirkens einlenkte, machten ſich die erſchöpften Gäſte, die Hochgeſtellten, die Diplomaten, die Touriſten auf den Weg, ihre überwachten Geiſter zu ſtärken und ihre überreizten Nerven zur Ruhe zu bringen. Sie zogen längs der herrlichen Riviera di Levante, zwiſchen blühenden Rieſenaloes und Cactus, über die zauberiſch gelegenen Städtchen Seſtri, La Spezzia; dann durch die Marmorbrüche von Carrara und über die romantiſchen Höhen von Maſſa, Piſa zu, um ſich von hier durch das Thal des Arno, nach Florenz zu begeben.

Nach Firenze la bella! der Stadt der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Stadt der Blumen, deren ſchönſte ſich als alles Andere überragender Dom erhebt: Santa Maria del Fiore; deren Wappen rothe Lilien ſind im weißen Felde — feurige Liebe im Kleide der Unſchuld! Hier wohnten und ſchufen die Alten: Cimabue, Giotto, Gaddo Gaddi, Fra Bartolommeo, Fieſole! Dort: Lorenzo Ghiberto, Maſaccio, Giovanni da Bolegna, Baccio Bandinelli! Seht ihr jenen alten, von der Zeit geſchwärzten Palaſt? Zu ſeiner hohen Pforte ſchritt Michel Angelo aus und ein und noch heute führt er den Namen der Buonaroti. In der Via Ricciarda liegt das Haus, in welchem ein noch Größerer wohnte, Durante*) aus dem Geſchlechte der Alighieri. Hier erblickte er in der Gaſſe, des Nachbars Folco de' Portinari achtjährige Tochter, Beatrice zum erſten Male, bei'm Maienfeſte. Sie trug ein rothes Kleid, wie er es uns ſelbſt in ſeiner Vita nuova erzählt, und war geſchmückt, wie es ihrem kindlichen Alter anſtand Aber er geſteht uns auch, daß er ſie nicht anzuſprechen gewagt und „daß es ihm bei ihrem Anblick geſchah*), daß der Geiſt des Lebens, der in der tiefſten Kammer ſeines Herzens wohnt, heftig zu erzittern begann und die Worte ſprach: „Siehe da ein Gott, der iſt ſtärker als du; er kommt und wird über dich herrſchen!“ Solchen Eindruck machte ein Kind auf das Herz eines andern Kindes für's Leben. Beatrice ward Dante's Genius, der ihn zu den erhabenſten Höhen der Poeſie leitete. Das konnte nur in Florenz geſchehen; Florenz iſt die Stadt der himmliſchen Liebe!

---

*) Abkürzung: Dante.

Iſt es wohl ein Wunder, daß Gemüther, die für das Erhabene und Schöne, für das Edele und Anmuthige empfänglich ſind, nach dieſer Stadt Sehnſucht empfinden? Daß ſie ſich hingezogen fühlen, dort zu wohnen? Daß Menſchen, die von dem Drucke des Lebens befreit, hier nur der Luſt des Lebens uneingeſchränkt theilhaft werden wollen? Jeder Schritt auf dieſen Plätzen, jeder Stein an dieſen Paläſten regt Gefühle auf und ſpricht verſtändlich aus, was uns daheim kein Buch zu ſchildern vermag, aus deſſen beredteſten Seiten uns doch nur ſchwarze Lettern todt vom weißen Grunde anſtarren.

Und über dies Alles ſpannt ſich der Himmel Toscana's! Herrlich blau, ſtets von Düften erfüllt, die aus den blühenden Dolden emporſtrömen, um ſich mit den kräftigern Aromen der Pinien und Cedern zu vermiſchen und dann wieder auf die Häupter der Menſchen wohlthuend ſich herabzuſenken und ſie zu erfriſchen. Dazu ein Gewühl des ſinnigſten Volkes, des feinſten Ausdrucks in ſeiner Sprache mächtig; anſtellig, gewandt, betriebſam; den Fremden durch lange Gewöhnung zugethan und ihnen den Ort, unter dem Schutze einer milden Regierung, zum freieſten Verkehr der gegenſeitigen Gaſtfreundlichkeit überlaſſend. Das iſt Florenz — Firenze la bella!

---

*) Dante's eigene Worte.

II.

Fürſtin Helena bewohnte am äußerſten Ende des Lung'arno ein Hotel, das inmitten weiter Gärten gelegen, mit ebenſo gutem Rechte Villa genannt werden konnte. Die innere Einrichtung zeugte von dem feinen Kunſtſinne der hohen Bewohnerin. Herrliche Gemälde und plaſtiſche Werke der alten florentiniſchen Meiſter, in Marmor und Terracotta, in allen Sälen, auf den Gängen und Treppen. Eine Ausſchmückung, wie ſie nur in Florenz möglich iſt und auch dort nur ſo allgemein angetroffen wird. Das Wohnen unter Kunſtſchätzen ſoll ſchon allein das Gefühl der Weltmenſchen zu einer ſo wunderbaren Höhe erheben können, daß kein unlauterer Gedanke in ihnen aufkommt. So ſagt man; allein die Wirkungen der profanen Kunſt ſind ganz entgegengeſetzter Natur.

Die Abgelegenheit des Hauſes hielt den Troß neugieriger Landsleute ab, die Abendgeſellſchaften der Fürſtin wie ein gewöhnliches Stelldichein zu betrachten. Man weiß, wie es dabei herzugehen pflegt. Heute iſt hier, morgen dort Empfangsabend. Dann ſtrömt Alles hinzu. Jemehr Leute kommen, deſto beſſer. Mit einem gewiſſen Stolz ſieht man ſich um und denkt zufrieden: »Mon Salon est bien frequenté. Il y a bien du monde.« Sehr empfindlich iſt man für das Gegentheil und der Gipfel des Mißmuths iſt erreicht, wann man genöthigt wird, zuerſt ſeinen Abend zu verlegen, um mit andern, die intereſſanter ſind, nicht vergebens zu wetteifern und endlich — wann auch dieſes Mittel nicht hilft — ſeinen Salon gar zu ſchließen.

Bei der Fürſtin war kein feſtgeſetzter Empfang für beſtimmte Tage; dafür war er an jedem Abend der Woche. Die Pergola wurde nicht beſucht; ebenſo wenig andere Unterhaltungen. Man war immer zu Hauſe. Der Touriſt mit dem älteſten untadelhaften Blaſon hatte manchmal nur beſchränkten Zutritt; der Künſtler von Ruf und Talent war ein erbetener Gaſt, der den freieſten erhielt. Im Umgange herrſchte die ſchönſte Ungezwungenheit und die Unterhaltung war ſo anziehend, daß man immer einen Gang durch die Säle der Fürſtin gemacht haben mußte, wenn man auch den Reſt des Abends in glänzendern Verſammlungen zubrachte, wo muſicirt, declamirt, das Theater recenſirt und üppig ſoupirt wurde. Oft pflückte irgend ein ſchwacher Kopf, bei'm flüchtigen Beſuch, in der Villa der ruſſiſchen Fürſtin, ſo viel geiſtige Blüthen, um einen dürren Salon damit für den Abend durchduften zu können.

Zu den Intimen des Kreiſes der Fürſtin, die wir bereits vom Bade her kennen, hatten ſich hier fremdartige Elemente genug geſellt, welche die Nomadenbevölkerung von Florenz beiſteuerte. Es waren Engländer, ein paar Deutſche, dann ruſſiſche Landsleute und ein junger Pole, Graf Julian, der auf die Empfehlung ſeiner Mutter, die wärmſte Aufnahme gefunden hatte und beſonders von N—kow in Affection genommen wurde.

„Der junge Menſch gefällt mir,“ ſagte er einmal zur Fürſtin, „er dient mir als Studium und ich muß ihn daher, ſo viel ich kann, in der Nähe betrachten. Er beſitzt den Geiſt und die Tugend eines ächten Revolutionärs unſerer Zeit. Das heißt: er weiß eigentlich nicht, was er will. Manchmal kommt es mir vor, als habe er ſeinen Beruf verfehlt. Er beſitzt in der That nur den Muth eines Schreibers und ich wette, wenn's zu ziehen gilt, ſo zieht er die Feder und ſtatt Blut, vergießt er Tinte.“

In dieſer Weiſe ließ er die fremden Beſucher alle durch ſeine ſcharfe Hechel laufen. Am meiſten waren ihm die Engländer zuwider. Er nannte ſie die Unwandelbaren und Unverbeſſerlichen, die mit ihrer unmelodiſchen widerlich betonten Sprache, die ſchöne lingua toscana, ſo unbefangen herriſch niederſchmettern, als ob der ſanfte Arno dazu geſchaffen ſei, den verpeſtenden Schlamm der Themſe wegzuſchwemmen.

Am meiſten ärgerte ihn die engliſche Sabbathsfeier.

„Wir Andern erinnern uns an dem Tage,“ ſagte N—kow, „daß es noch etwas Anderes gebe, als Induſtrie und Handel, als Arbeit und Geldgewinn. Wir nahen uns dem heiligen Myſterium und erlangen dadurch die Erneuerung des himmliſchen Troſtes einer unſterblichen Seele. Wir ahnen die Ewigkeit. Die Gewißheit, die uns aus der Andacht hervorleuchtet, erheitert das Gemüth und die Menſchen überlaſſen ſich einem freudigen Lebensgenuſſe, den die Woche ihnen nicht geſtattete. Sehen wir um uns; wie ſchön iſt der Sonntag in Florenz! Aber die Engländer empfinden nichts davon. Ihre Sonntagsfeier iſt nur die leere Form der Ruhe des Sabbaths. Die eingefleiſchten Kaufmannsſeelen führen ihr Conto mit dem lieben Herrgott, nach der doppelten Buchhaltung. In ihrem Debet ſteht: „Ein Tag für den Herrn" — und die Schuld wird beim Verfall pünktlich abgetragen. Nicht eine Minute darf fehlen. Sie ſind fromm vom Sonnabend Mitternachts, bis zum Sonntag zwölf Uhr Nachts. Dieſe Zeit gehört Gott. Kein Theater, keine Lectüre, kein Spaziergang, keine Zerſtreuung, welcher Art ſie ſein möge. Unſer ruſſiſches Sprichwort ließe ſich auf die Engländer anwenden: „Er henkt ſeine Katz' am Montag, weil ſie ein Mäuschen fraß am Sonntag."

Einmal erzählte er, daß er Sonntags an einem Hauſe vorübergegangen ſei, in welchem eine engliſche Familie wohne, die er kennt. Als er zum Fenſter hinanſah, ſtand vor demſelben eine Bibel breit aufgeſchlagen und darunter die Worte in italieniſcher Sprache:

„Ihr, die ihr hier vorübergehet, wiſſet: daß man am Sabbath nicht ſpazieren geht! Gehet heim und leſet die Bibel!"

„Die freie, große und ſtolze Nation der Engländer," fügte er hinzu, „wie ſie von Vielen noch genannt wird, obſchon ſie nichts weiter als das letztere iſt, wird in Florenz nur noch von den Gaſtwirthen geliebt und bevorzugt."

Die Deutſchen, welche in dem Salon der Fürſtin geſehen wurden, kamen glimpflicher weg. Natürlicherweiſe kannte der ſarkaſtiſche Ruſſe nur ſolche, die in den Salons geſehen wurden.

„Sie bequemen ſich leicht", ſagte N—kow, „gleich wie zu Hauſe, der fremden Sitte und Lebensweiſe. Die meiſten ſprechen italieniſch mit ihrem heimiſch landesüblichen Accent und da ſie von Morgens bis Abends Sehenswürdigkeiten aufſuchen und der glühendſten Tropenhitze zum Trotze ſpazieren gehen, ſo dürfen ſie ſich nach kurzem Aufenthalte ſchon rühmen, wie der Fiaker und Lohnbediente ſich zurecht zu finden. Sie laſſen ſich in ihrer Gutmüthigkeit überall prellen und ärgern ſich hinterher auf wahrhaft komiſche Weiſe. Sie bekommen ihre deutſchen Localblätter täglich unter Kreuzband, beſuchen die Theater, ſind — wie alle Deutſchen — geborene Recenſenten und haben daher alle Taſchen voll unſchuldiger Anekdoten und Neuigkeiten."

Der boshafte N—kow mußte geſtehen, daß die zarten, ſchlanken Geſtalten der deutſchen Frauen ihm ſehr gefielen und er lobte beſonders die Nationalfarbe ihrer Augen, wie er es nannte, die weder ſchwarz noch blau, noch weniger grau ſei; ſondern eine Miſchung des Zaubers, der in allen dieſen Farben liegt.

Er ſagte, es ſei etwas Unbeſtimmtes, das ſich nicht definiren laſſe. Eben ſo unbeſchreiblich erſchien ihm die deutſche Anmuth. Er fand in ihr weder franzöſiſche grace, noch wälſche gentilezza. Es ſei mehr oder weniger. Bei'm Sprechen verliere ſie ſich jedoch. Der Mund eines deutſchen Mädchens gewinnt nicht dabei, auch wenn er die ſchönſten Zähne zeigte.

Unter den wandelbaren Gäſten des Salons der Fürſtin erblickte man auch eine deutſche Dame, die große Reiſen gemacht hatte und der Fürſtin unaufhörlich Plane entwarf, mit ihr die Welt zu ſehen. Sie hielt in Florenz nur kurze Raſt und wollte, wie ſie ſich gern ausdrückte, „mit erwachendem Lenze ihren Pilgerſtab weiter ſetzen.“ Sie würde den Cicerone machen, ſagte ſie; aber Helena blieb unempfänglich für dieſes ſchöne Anerbieten.

R—kow behauptete, ſie habe ihm im Vertrauen mitgetheilt, daß ſie nur deßhalb ihre erſte Reiſe nach Aegypten unternahm, um an ihren eigenen Ohren abzumeſſen, ob denn die alte Rieſenſphinx ſo lange Ohren habe, wie man ſage. Aber ſie fand ſie wirklich um ein Bedeutendes länger als ihre.

Warf ihm die Fürſtin ſeine Bosheit vor, ſo hatte er gleich andere zur Hand.

„Ich geſtehe willig zu, daß unſere Touriſtin ſehr viel weiß. Sie ſpricht gleich geläufig über Alles, was ihr in den Wurf kommt; über Phyſik und Chemie, Staatswirthſchaft, Politik, über philoſophiſche Syſteme und Jagdflinten, über Rennpferde und Hahnenkämpfe, über die Affenabſtammung der Menſchen und die Länge eines Schöpfungstages von Jahrtauſenden. Würde mich ihre Kleidung nicht eines Beſſern belehren, ſo könnte ich auf den Gedanken kommen, ſie ſei wirklich raſirt. Solche Damen gehören übrigens nicht mehr zu den Seltenheiten; ſie ſind Mode und für einen feinen Theezirkel ebenſo unentbehrlich als Piano, Karten und Médiſance.

„Auch Männer, wie Alexander Sergeitſch, duldet man wohl nur deßhalb, weil ſie über Andere zu mediſiren wiſſen. Ich liebe jedoch dieſe Mode nicht," ſagte lächelnd die ſchöne Fürſtin, indem ſie mit dem Fächer nach ihm in die Luft ſchlug.

„Mediſiren?" wiederholte N—kow. „Gilt es als Aergerniß, wenn man den Damen Gelehrſamkeit nachſagt? Wollte ich ärgern, ſo würde ich behaupten: daß die Zähne unſerer Touriſtin wirklich von einem Wallroß ſtammen, das ſie einſt in Grönland gekannt haben mag und die ihr von einem nordamerikaniſchen Dentiſten — das ſind jetzt die beſten der Welt — für ihr Mündchen accomodirt wurden. Oder ich würde offen bekennen, was ich bisher aus purer Gutmüthigkeit in mir verſchloß, daß ſie mir immer Spaß macht, ſo oft ich ſie ſehe, und alle meine Muskeln in lauter Lachmuskeln verwandelt, oder auch —"

„Ach, ſchweigen ſie, ſie ſind eine wahre Spinne," unterbrach ihn die Fürſtin.

„Ich eine Spinne!" rief N—kow mit karikirter Wehmuth aus. „Ich bin eine arme Fliege, die von jeder Spinne leicht gefangen werden kann, die aber ſo häßlich iſt, daß ſchöne Frauen vor ihr davonlaufen, wie vor einer wirklichen Spinne."

„Wiſſen ſie mir nichts Beſſeres zu erzählen?" ſagte die Fürſtin, um der Fluth ſeiner Sarkasmen ein Ende zu machen.

„Beſſeres? Dann will ich von mir ſprechen und von meinen Leiden," ſagte er, immer in dem leichten Tone fortfahrend. „Ich war in meinen Quartieren in Beſſarabien nicht elender quartiert, als hier in dem göttlichen Florenz. Obgleich ich jeden Abend meine Fenſter mit Papier und Wäſche verſtopfe, ſo ſpielt doch der Wind mit denſelben, und macht ſich Caſtagnetten daraus, die mich nicht ſchlafen laſſen. Dieſe Fenſter ſind mir das verhaßteſte. Man ſchiebt ſie empor, und liegt mit ſeinem Kopf wie unter der Guillotine, wenn man ſich hinauslegen will, um Luft zu ſchöpfen. Sie ſetzen einen ja ohnehin nur auf die halbe Luſtration, weil ſie nur zur Hälfte ſich hinaufſchieben laſſen."

„Warum wählten ſie keine andere Wohnung?"

„Weil ich nichts als dieſes Maulwurfsneſt fand. Jeder, der mich beſucht, denkt gewiß ſogleich daran, wieder fortzugehen. Das kommt mir bei läſtigen Viſiten allerdings zu Gute und beſucht mich ein Freund, ſo habe ich Mitleid mit ihm und lade ihn ein, mit mir zu flaniren. Meine Wohnung hat das Gute, daß ſie mir Bewegung macht und das fördert einigermaßen mein Wohlbefinden."

„Man ſieht es ihnen an" —

„Was?"

„Daß dieſe Eigenſchaft ihrer Wohnung wohlthätig auf die Geſundheit wirkt.“

„Ach, was hilft es! ich ſterbe doch am Vaterlande. Hier auf fremder Erde, wo weder der Himmel noch der Boden, weder die Sprache noch die Sitten dem Vaterlande gleichen; wo ich mir Freunde ſuchen muß, die ich daheim ſchon hatte; wo ich nichts vom Ruſſen mehr mein eigen nennen darf, als einige grobe fehlerhafte Angewöhnungen, die mich mein Elend nur härter empfinden laſſen.“

Dieſe wahrhaft elegiſche Wendung des heitern Geſprächs, aus demſelben Munde, der es bisher ſo launig fortgeſponnen hatte, lenkte die Fürſtin zu ernſter Betrachtung, der augenblicklich eine leis bemerkbare Verſtimmung folgte. Sie hatte ſchon Aehnliches empfunden. Es lag nichts Geſuchtes darin; es war die einfachſte und reinſte Wahrheit.

„In der Fremde,“ ſagte ein ruſſiſcher General, der zugegen war, „iſt man wirklich zurückgeſetzt, obgleich man überall nur Höflichkeit begegnet. Die Leute treibt der Eigennutz dazu an. Eine ruſſiſche Herrſchaft läßt viel Geld ſitzen. Hier hat Anatol Demidoff ſogar ruſſiſchen armen Teufeln Credit verſchafft. Aber das iſt's auch allein. Es iſt ſeltſam in der Welt; bei aller äußern Achtung, die man für uns in Bereitſchaft hält, geht es uns doch nur, wie gewiſſen Handwerken, auf denen Lächerlichkeit, Spott oder Geringſchätzung ruht. Schneider und Schuſter, und ſeien ſie noch ſo democratiſch und für den weiteſten Fortſchritt erwärmt, werden in keinem Lande in die Kammer gewählt. Ein Schauſpieler, der in dem kleinſten Staate mehr Geld bekommt, als der Miniſter, kann niemals Bürgermeiſter werden oder ein anderes Ehrenamt bekleiden. Es liegt eine bittere Wahrheit darin. So kann auch der Fremde zu keinen rechten Ehren gelangen. Wenn der Ruſſe Gold mit beiden Händen ausſtreuet, ſo heißt es, er thut's als orientaliſcher Despot und wenn er ſich mit Patſchuli tränkte, ſo riecht er ihnen doch nach Juchten. Und ob wir noch ſo weit in der Bildung vorgeſchritten — wir ſind und bleiben in den Augen der andern Nationen Barbaren. Wir zeigen nicht eine poetiſche Seite; ſelbſt die ausländiſche Romantik weiß nichts mit uns anzufangen. Paſcher, Wilderer und Banditen gelten ihr mehr, als wir. Aber wir verdienen es. Warum hegen wir ſo wenig Pietät, daß wir uns freiwillig aus dem Heiligthum des Vaterlandes verbannen? Und wir nennen uns Ariſtocraten und wollen Achtung von Fremden erwarten! Bekennen wir es nur, der ächte Ariſtocrat verläßt das Vaterland nicht freiwillig. Nie, zu keiner Zeit: nicht aus Sucht nach Zerſtreuung noch im Unmuthe. Nur das Vaterland allein adelt, indem es uns zu ſeinem Dienſte ruft und unſern Muth, unſere Ergebenheit, unſere Aufopferung fordert. Wer ſich dem entzieht, darf auch von den Fremden niemals hohe Achtung verlangen. Ich möchte nicht um alle Naturſchönheit des Südens, nicht um die Sinnenluſt großer Städte, mein Rußland für immer verlaſſen. Der weiße Winterteppich der Steppe gilt mir mehr als das ſchimmernde Gold der Orangenhaine. Den Wechſel der

Erholung zu ſuchen auf kurze Zeit, das mag hingehen und dann Pascholl nasad!“

Hier trat die alte Fürſtin Eliſabeth in den Saal. Sie hatte die letzten Worte gehört, die man dem Kutſcher zuruft, wann's nach Haūs gehen ſoll.

„Noch nicht, mon général,“ rief ſie. „Es wird erſt jetzt hier ſehr intereſſant werden. Ich ſpreche ihnen hier weder von Oper noch Ball; das Intereſſe knüpft ſich an außerirdiſche Dinge. Es iſt ein Wundermann hier, ein Engländer, der bringt Tiſche zum Sprechen, durch eine ihm inwohnende Kraft. Es iſt kaum zu glauben.“

Gelächter, ein Aufſchreien; N—kow verbeugte ſich tief und ſagte ſpöttiſch im höflichſten Tone:

„Ich glaube ſtets was Damen ſagen“ —

„Es iſt ein bischen ſchauerlich, aber dabei nur deſto verführeriſcher. Denken ſie, er kann auch Geiſter beſchwören“ —

„Die ſich dann mit dem Tiſch unterhalten,“ ſagte der ruſſiſche General.

„Ohne Scherz. Ich hab's auch ſchon mit einem guéridon verſucht. Freilich nur mit wenig Erfolg,“ fuhr die Fürſtin fort.

„Da haben wir's,“ verſetzte lachend der General, „wie ich vorhin ſagte. So einem Engländer antwortet der Tiſch und vor einer ruſſiſchen Fürſtin zeigt er keinen Reſpect.“

„Spottet nur, ich laſſe mich nicht ſo leicht entmuthigen. Ich blieb ruhig, vertrauend, geduldig, gläubig und ſetzte meine Verſuche fort.“

„Die am Ende glückten?“

„Vortrefflich. Zwar im Beiſein des Engländers, aber meine Hand hatte ich doch dabei im Spiele. Ich komme dich zu bitten, Helena, mir zu erlauben, die Experimente hier in deinem Salon auszuführen.“

„Nach deinem Belieben, aber ich ſage dir im Voraus, daß ich nicht an das Wunder glaube, noch daran glauben will. Ich hörte ſchon davon. Es iſt ein neuer Humbug, um die Aufmerkſamkeit der Welt, von Gedanken abzulenken, die gerade jetzt ſelbſt die bisher müßigſten Köpfe ſtark in Anſpruch zu nehmen anfangen. Dein ſogenannter Wunderthäter, der Engländer, ſoll ein abgefeimter Spitzbube ſein.“

Die alte Fürſtin hatte ſich Helena genähert und ſagte halb leiſe zu ihr:

„Sprich nicht ſo leicht hin, was du zu bereuen haben könnteſt. Er iſt im Beſitze einer ſtarken magnetiſchen Kraft und ich glaube feſt, daß er Maria von ihren Manien befreien wird, wenn du ſie ſeiner Kur anvertrauen wollteſt.“

„Maria?“ fragte Helene aufſpringend. „Wo iſt ſie den ganzen Abend.“

„Ich hörte ſie, als ich aus dem Wagen ſtieg, im Pavillon ſingen“, ſagte die Fürſtin.

Helena trat zum Fenſter.

„Die Fenſter im Pavillon geöffnet, bei kühler Nachtluft. Wie gewagt!“

„Es iſt ſo mild“, ſagte die Fürſtin, „daß man es vergiſst, noch in der Quareſima zu ſein. Es iſt doch ſchöner als bei uns in Rußland!“

Das vorige Geſpräch, welches durch die Ankunft der alten Fürſtin unterbrochen worden war, wirkte noch zu ſtark bei den Andern fort und Niemand antwortete.

Helena erſuchte einen der Herren, Maria zu bitten, ihre Geſangsübungen einzuſtellen und in den Saal zu kommen. Julian machte eine ſtillſchweigende Verbeugung und ging. Er hatte kaum die letzten Worte abgewartet, damit ihm kein anderer zuvorkomme.

III.

Man ſtand im erſten Erwachen des Frühlings. Das üppige Grün, das ſich zu entfalten begann, contraſtirte ſehr bedauerlich mit der feuchtgrauen Atmoſphäre. Nur die ſproſſenden Olivenbäume harmonirten damit. Die Höhen ringsum trugen ein ſchmutziges Schokoladbraun zur Schau. Der Zorn des Aequinoctiums peitſchte die tief herabhängenden Wolken darüber her, die ſich in einer Sündfluth entluden. Die großen vieleckigen Steinplatten, mit welchen Florenz gepflaſtert iſt, glichen den ausgewaſchenen Felſen, die vor einem Waſſerfalle liegen; die langen Fronten der Paläſte, mit ihren vorſpringenden Ausladungen und

Zierrathen ſpien Ströme bis in die Mitte der Straßen. Nirgend Rettung. Von oben erſäuft, von unten getränkt, treibt der Sturm die Gehenden im Fluge über die glatten Steine. An manchen Stellen der großen Plätze galt es einen Gießbach zu durchwaten, der ſich ungeſtüm an dem Fußgemäuer der Kirchen und Paläſte bricht und die alten Monumente ſchienen zu beben und einſtürzen zu wollen. Hie und da verſchränkten ſich abgebrochene Aeſte, Schindeln, Steine; ſtaueten das Waſſer und hemmten den Schritt. Es war eine vollſtändige Schlacht, die der Himmel der Erde lieferte. Es donnerte und blitzte dabei; manchmal verſchwanden die größten Maſſen vor dem geblendeten Auge.

Solches Wetter kann viele Wochen anhalten; hört es endlich auf, dann iſt die Stadt noch auf lange grau, monoton, kalt; ihre Herrlichkeit tritt erſt nach und nach wieder an's Licht.

Im engen Kaffeehauſe, wo die Fremden Schutz vor dem Unwetter ſuchen, iſt es dann ganz unleidlich. Die Engländer verbittern Einem auch hier das Leben. Sie bringen den Regen mit ſich herein. Dicht geſchaart ſtehen ſie in der Mitte und laſſen mit ſtoiſcher Geduld das Waſſer von ihrem Makintoſh herabrieſeln, der noch überdies einen eckelhaften Dunſt verbreitet und den Boden in ein Baſſin verwandelt.

„Jedes Ding hat ſeine Schattenſeite!“ mit dieſem Ausrufe trat N—kow in Julian's Zimmer. „Herbſt und Lenz mit ihren Güſſen ſind nicht das Angenehmſte, was Firenze la bella den Fremden bietet, und ſo ein Hundewetter kann Wochen dauern. Um nicht den Spleen zu bekommen, muß man nach draſtiſchen Mitteln greifen. Und ſo komm' ich denn, ſie abzuholen. Wir wollen zu dem wunderthätigen Magus, der jetzt mit ſeinen behexten Tiſchen alle Welt in Erſtaunen ſetzt. Mein Wagen ſteht unten. Kommen ſie!"

Der Weg zu dem Saale, in welchem der Engländer ſeine „Sitzung" gab, war ziemlich weit und N—kow hatte Zeit genug, ſeinem jungen Freunde über den räthſelhaften Menſchen das mitzutheilen, was er wußte.

„Es wird gemunkelt", fing er an, „daß ſich der Kerl ſchon in ſeiner Jugend dem Teufel in beſter Form verſchrieben habe. Auf einem Kreuzweg, mit ſeinem Blute, ganz ſo wie es die Konvenienz der Hölle erheiſcht. Dafür erhielt er die Gewalt, über verſchiedene hölliſche Mächte, die der Böſe ihm dienſtbar machte, um den Menſchen einen verblüffenden Hocus-Pocus vorzuſchwindeln und ſie zur Abtrünnigkeit zu verleiten. Nach einiger Zeit ſoll er Gewiſſensbiſſe bekommen haben und auf einer Reiſe durch die italieniſche Halbinſel in Rom von einer ſo ſtarken Reue ergriffen worden ſein, daß er ſich an einen Prieſter wandte und von dieſem, nach überſtandener, ihm auferlegten ſchweren Buße, in den Schooß der Kirche aufgenommen werden ſollte. Da plötzlich — noch ehe er das Glaubensbekenntniß abgelegt hatte — nahete ſich ihm unſichtbar ſein hölliſcher Gläubiger, mahnte ihn an den mit Blut unterzeichneten Vertrag und raunte ihm die furchtbaren Worte zu: „Was du auch unternehmen mögeſt, meiner Macht entrinnſt du doch nicht. Ich laſſe dich nicht los; in einem Jahr gehörſt du wieder mir!"

„Die Angſt, die ihn darob ergriff, trieb ihn nun, um ſo mehr zur Eile, ſein Bußwerk zu vollbringen. Allein die Jahresfriſt war noch nicht verſtrichen, als ſchon die Macht des Feindes über ihn Gewalt erhielt. Seine Umſtände waren ärmlich und er kämpfte mit des Lebens Nöthen. Er griff wieder zu den frühern verderblichen Künſten, indem er ſich vorſpiegelte, daß die Gnade ihn ſchützen werde, wenn er jene lediglich zu ſeiner Selbſterhaltung anwendete.

„Sein Gewiſſen war bald beſchwichtigt in dem Strudel ſinnlicher Genüſſe, zu denen ſein Erwerb ihm die Mittel lieh. Er durchzog die Welt, wie Taſchenſpieler es thun, machte ſich einen Namen und erntete Gold. Allein was er trieb, beruhete nicht blos auf Fingerfertigkeit und geiſtreiche Kombinationen; ſondern es hüllte ſich in die geheimnißvollſten Schleier, erſchien als wunderbar und unerklärlich und trug dazu bei, das Gerücht von ſeinem Bündniß mit dem Teufel zu verbreiten; das ſchreckte jedoch in unſerer aufgeklärten Zeit nicht ab, ſondern übte vielmehr eine größere Anziehungskraft.

„Er gelangte durch jenen furchtbaren Zauber ſeines Rufes zu den höchſten Spitzen der Geſellſchaft; erſchien an Höfen und regierende Fürſten verſchmähten es nicht, von ihm über ihre und ihrer Staaten Zukunft ſich Aufklärung zu verſchaffen.“

Ein junger italieniſcher Advokat hatte dieſen ſaubern Burſchen aus Genua, wo er ihn kennen gelernt, nach Florenz gebracht, wo er eines unbeſtrittenen Einfluſſes bei einem großen Theile der Geſellſchaft genoß.

Als N—kow mit Julian in den glänzend erhellten

Saal traten, richtete ſich ihr Auge zuerſt auf den fürchterlichen Engländer, der mit ernſter Miene die Eintretenden betrachtete. Die Verſammlung war ziemlich zahlreich und des hohen Preiſes wegen beſtand ſie aus ausgeſuchten Toiletten, die auch einen hohen Stand verriethen. Die leiſe Unterhaltung ſchwebte wie ein flüſternder Hauch dahin und trug dazu bei, den Eindruck der Feierlichkeit zu erhöhen.

Eine Uhr ſchlug; der Magier ſah auf ſeine Taſchenuhr. Er verneigte ſich; die allgemeinſte Stille trat ein; die Sitzung nahm ihren Anfang. Mit ruhigem, feſtem Tone ſtellte er die Frage:

„Ob man daran glaube, daß die Todten wiederkehren könnten?“ und wollte es einem Jeden überlaſſen, ſie ſich ſelbſt zu beantworten. Dann fügte er hinzu, man ſolle bedenken, daß Geiſter freie und unabhängige Weſen ſeien, die nur dann erſchienen, wann es ihnen beliebte. Während er ſo ſprach, hatte ſein gebräuntes Geſicht immer denſelben trüben, faſt weinerlichen Ausdruck gezeigt. Doch plötzlich befreieten ſich ſeine Züge; er erhob ſich vom Sitze und legte feierlich ſeine beiden Hände auf einen ſeitwärts ſtehenden kleinen runden Tiſch, der auf einem Fuße ruhete, welcher unten in drei Stützen auslief, die mit Greifklauen geziert waren. Nach fünf Minuten etwa hörte man ein leiſes Krachen im Holze. Das konnte nun freilich durch den Druck der aufliegenden Hände entſtehen. Aber das Krachen wiederholte ſich und ward ſtets vernehmlicher; darauf folgte eine zitternde Bewegung des Tiſches, wie die Elektrizität ſie erzeugt; endlich ging ſie in ein wirklich fieberhaftes Schütteln über. Der Tiſch ſtand jetzt nur noch auf zwei Stützen, die dritte hielt er hoch in die Luft.

Der Engländer fragte: „Iſt Jemand hier, der mit uns ſprechen will?“

Und der Tiſchfuß ſank mit einem dumpfen Geräuſch in ſeine normale Stellung.

„Gut!“ ſagte der Engländer. „Jetzt, meine Herren und Damen, ſtellen ſie ſich um den Tiſch und fragen ſie.“

Ein paar junge Leute thaten es; die Andern hielten ſich fern, um ruhig zu beobachten, wie ſie vorgaben.

Sie richteten nun allerhand Fragen an den Tiſch und er antwortete kurz, zögernd, unbeſtimmt, manchmal unverſtändlich.

Die ſchnelle Art und Weiſe, wie man zu Werke ging, war ſchuld daran. Jedesmal, wann der Tiſch mit dem Fuß den Boden berührte, mußte man einen Buchſtaben des Alphabets nennen. Hob er den Fuß nicht wieder auf und verharrte er in ſeiner ruhenden Stellung, ſo wurde der zuletzt genannte Buchſtabe notirt, bis der Sinn der Antwort ermittelt war.

Nun kam es manchmal vor, daß der Tiſch nicht ſogleich den Fuß niederſtellen konnte, weil der Frager die Buchſtaben zu ſchnell aufeinander folgen ließ und daß dadurch der vorhergehende oder folgende Buchſtabe ſtatt dem richtigen verzeichnet wurde. Dennoch nahm das Ganze einen überraſchenden Verlauf und erregte ebenſo Verwunderung wie bedenkliches Kopfſchütteln.

Da trat ein Zwiſchenfall ein, der bei Einigen ein wahrhaft erſchütterndes Staunen hervorrief.

Julian trat in großer Erregung weit vom Tiſche zurück. Er hatte das an und für ſich unerklärliche, ſich im Stillen zu erklären verſucht und war dadurch in ein Labyrinth ſich widerſprechender Gedanken gerathen. Jetzt wollte er weder durch den Druck ſeiner Finger, noch durch den Blick ſeiner Augen auf das Orakel einwirken. Aus der Ferne, abgewandt, rief er dem Tiſche zu:

„Nicht das Wort, das ich denke, ſeine Bedeutung ſage mir!“

Der Tiſch antwortete:

„Du willſt ſagen: ich leide.“

Julian ward bleich, aber er faßte ſich ſchnell und flüſterte leiſe N—kow in's Ohr: „Es iſt zum Lachen! Ich dachte das Wort: Liebe.“

„Die Antwort war geſcheit. Ich leide, kann ſich auf Alles in der Welt beziehen,“ ſagte er laut.

Nun kamen auch die Damen an die Reihe. Die trivialſten Fragen drängten ſich, denn Keine wollte ein Geheimniß verrathen. Der Tiſch ward endlich ungehalten und ſchwieg. Aber ſein Schütteln dauerte fort, als ob er noch etwas zu ſagen hätte. Der Engländer rief ihn herriſch an:

„Iſt noch immer derſelbe Geiſt hier?“

Der Tiſch ließ zweimal den Fuß ſinken. Das bedeutete ſo viel als „Nein,“ in ſeiner geheimnißvollen Sprache.

„Und wer biſt du denn?“ fragte der Engländer.

Da nannte der Tiſch einen längſt Geſtorbenen, deſſen Gedächtniß aber bei vielen der Anweſenden noch lebendig war: Kosciuszko!

Die Polen, die zugegen waren, erbebten; ſie wagten es nicht, an dieſes Grab, in dieſem Augenblicke hinzutreten und eine Frage an ſeinen erlauchten Bewohner zu richten. Keiner aber mochte mehr an eine Myſtification glauben, die Allen als ein entſetzlicher Frevel erſchien. Ein ſolcher Verdacht hätte Jeden verächtlich gemacht, der ihn gehegt haben würde, ſo groß war Alles ergriffen. Eine unbeſchreibliche Beängſtigung umkrallte gleichſam die Bruſt aller Anweſenden.

Der Nekromant hatte inzwiſchen gelaſſen ein Schreibzeug hervorgezogen, ſtellte es auf den Tiſch und legte ein Blatt Papier davor hin.

„Da ſie dieſen ehrwürdigen Geiſt nicht befragen wollen, ſo bitte ich ihn in ihrem Namen, uns ein Zeichen ſeiner Anweſenheit unter uns zu hinterlaſſen.“

Er tauchte die Feder ein; ſie bewegte ſich von ſelbſt auf dem Papier und der Name Kosciuszko ſtand da

T Kosciuszko

wie ihn der Held ſelbſt zu ſchreiben pflegte.

Als die Handſchrift den Kreis durchlaufen hatte, bat der Engländer Alle, an den Tiſch zu treten und ihre

Hände unter denſelben auszuſtrecken. Entſetzt verbargen die Meiſten ihre Hände in die Taſchen oder hielten ſie auf dem Rücken zuſammengepreßt. Die Jüngern, die der Einladung gefolgt waren, zogen die ihrigen alsbald ſchaudernd zurück; eine eiskalte Hand hatte ſie berührt.

Die Sitzung war damit beſchloſſen. Der Engländer ſteckte ruhig ſein Schreibzeug ein und die Stimmung benützend, empfahl er ſich ſchnell, ohne ein Wort zu ſagen.

Der junge genueſiſche Advokat hatte gleichzeitig mit ihm den Saal verlaſſen. Von Niemand bemerkt.

IV.

Julian's Leben in Florenz war das einförmigſte von der Welt. Er trieb ſich einſam auf Spaziergängen umher und beſuchte nur den Salon der Fürſtin. Er theilte ſich Niemand mit und daher wußte man nicht was den jungen Menſchen in ſeinem Innern beſchäftigte. Seine ernſte Miene erklärte man ſich oberflächlich aus der Lage ſeines Vaterlandes und aus dem Unmuthe über fehlgeſchlagene Projecte, die es daraus hätten befreien ſollen. Allgemein hielt man Julian für einen Unglücklichen, obgleich er nur leidend war. Niemand als die feinfühlende Fürſtin vermochte den eigentlichen Grund dieſes Leidens zu ahnen; er war ihrer Beobachtung nicht entgangen; es ruhete in dem Zauber, den Gräfin Maria auf Julian ausübte. — Und das war es. Der Jüngling, der in eine große, politiſch bewegte Zeit hinausgeſchleudert wird, überredet ſich leicht, daß ſein individuelles Daſein in der Sorge um das Allgemeine aufgehen müſſe; allein in verwickelten und ungewiſſen Lagen, erhält dann die eigene Perſönlichkeit eine um ſo größere Wichtigkeit, je mehr die Ereigniſſe ſie in einen Zuſtand höchſter Ueberreizung verſetzen. Was früher die Bruſt mit Hoffnungen und Erwartungen füllte, was den Kopf zu muthigen Planen begeiſterte, treibt alsdann in ein romanhaftes Gebiet der Schwärmerei, des Zweifels, auch wohl der troſtloſeſten Entmuthigung.

Unſere Zeit iſt reich an Beiſpielen einer ſolchen Gegenwirkung, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe, ſowohl im Getümmel großer Städte, wie in der ſtillſten Einſamkeit äußert und oft die überraſchendſten, aber auch traurigſten Reſultate liefert.

Alle Betrachtungen, welche Stürme und Leidenſchaften in Julian erzeugten, der tiefe Ernſt und die ſchallende Frivolität, welche die Luft erfüllten, in welcher er athmete, die Unzuverläßigkeit der Verbindungen, das Auseinandergehen der Zwecke, die Unſicherheit der Ziele, dies Alles ließ ihn darnach trachten, wenigſtens ſeine Arme und Füße frei zu machen und ſich aus dem Gedränge zu retten.

In dieſer Stimmung war er nach Florenz gekommen.

Ward Julian bei'm erſten Zuſammentreffen mit Maria ſich bewußt, daß er eine ähnliche Erſcheinung ſchon einmal in ſeinem Leben gehabt und erkannte er auch ſogleich, wo er ſie zuerſt geſehen hatte, ſo ſchwebte Maria wohl eine ſchwache Erinnerung, bei Julian's Anblick vor, ohne ſich ſagen zu können, woher dieſe ſtamme.

Er konnte es nicht glauben, daß die Nichte der Fürſtin und das Mädchen der Weichſel dieſelben ſeien. „Ein Naturſpiel", dachte er ſich, „zwar zum Verwechſeln gleich; aber dennoch ſcheint mir Maria nicht ſo groß und Wanda, wie ſich die Wahnſinnige mir nannte, könnte natürlich nicht eine ſo feine Bildung zeigen."

Ihre Annäherung war daher die unbefangenſte und die Freiheit der anſtändigſten Sitte, fern von jeder Etikette, welche in der Umgebung der Fürſtin beobachtet wurde, begünſtigte Beide auf die anmuthigſte Weiſe. Sie ſahen ſich oft; auch außer dem Salon in den Gartenanlagen, die jetzt ſchon der Vorfrühling durchhauchte; im Pavillon, wo Maria zum Flügel ſang; bei'm vertrauten Mahle, zu welchem außer Albert nun auch Julian gezogen wurde. Eine Auszeichnung, deren ſich ſelbſt N—kow nicht rühmen konnte. Dieſer rächte ſich dafür und ſagte: „Das iſt ein Friedenscongreß, der die Allianz Rußland's, Oeſterreich's und Polen's zur Folge haben kann." —

Als die Damen noch am Comoſee weilten, hatte Maria ſchon die Abſicht erklärt, in's Kloſter zu gehen. Sie wollte nichts mehr von der Welt erwarten. Sie hoffte, daß das ſtrenge Leben im Orden ihr mehr als genügenden Erſatz dafür bieten würde. Sie überließ ſich aber damit einer traurigen Selbſttäuſchung.

Maria war aufmerkſamer auf Julian geworden, als ſie es ſich ſelbſt geſtehen wollte. Dabei aber ſprach ſie zu ihrer Tante in vertrauten Stunden wieder mehr als ſonſt vom Kloſter. Sie wollte ihren Eintritt mit einer Haſt beſchleunigen, die der Aengſtlichkeit gleichkam.

Wird man wohl fragen, wie dieſe Leidenſchaft ſo plötzlich entſtand, die doch ſo natürlich war?

Julian war bis jetzt nichts als ein Träumer geweſen, trotz ſeiner äußern Thätigkeit und ſeines brauſenden Ungeſtüms. Er wußte wirklich nicht, was er mit ſeiner völlig ungebundenen Freiheit anfangen ſollte und der ſcharfſichtige R—kow hatte ihn ganz richtig beurtheilt. Das Zuſammenfinden mit Maria und die daran ſich knüpfende Erinnerung erweckte ihn wie aus einem Traum. Er nannte es einen glücklichen Zufall, ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben. Es war eine ablenkende Zerſtreuung für ſeinen Geiſt; ein Funke, der in ſein Herz fiel, um es mit einer neuen Glut zu entflammen.

Maria ſehnte ſich nach einem andern Leben, als dasjenige, was ſie die Umſtände zu führen nöthigten. Sie hatte kaum Julian kennen gelernt, als das trübe Bild ihrer erſten Begegnung dämmernd im Geiſte vor ihr aufſtieg. Es war ihr, als ob ihr einſt in Julian ein Werkzeug der Rettung erſchienen wäre, das eine feindliche Macht ihr alsbald wieder entzogen und ihr Schutzengel eben jetzt wieder ihr zugeführt habe.

Julian's und Maria's erwachende Liebe glich nicht zwei ruhigen Bächen, die ihre reinen ſanft dahinfließenden Gewäſſer vereinigen, um Eins zu werden und den Himmel wieder zu ſpiegeln. Es waren nicht zwei unſchuldige, harmloſe Kinder, die nach und nach ihre Gedanken und Gefühle austauſchen und die Liebe im Grunde ihrer Seele, wie eine Perle in der Muſchel entſtehen ſehen. Gott hatte ſie nicht für einander geſchaffen. Sie konnten ſich nicht nach kurzer Bekanntſchaft der Täuſchung hingeben: als ob ſie zuſammen aufgewachſen, um dieſelbe Wiege geſpielt, ſich nie verlaſſen hätten. Die Naivität fehlte, die ſolche Gefühle den für einander von Gott Beſtimmten vorzaubern kann.

Sie empfanden nicht den Liebreiz, der den Anfängen der Leidenſchaft in zwei jungen Herzen entkeimt, die zu derſelben Zeit von ihr berührt werden. Sie gleichen zwei Knospen, die ſich plötzlich öffnen und dann, vom nächſten Morgenſtrahl berührt, ſchon in voller Blumenſchönheit ſich entfalten. Welch freudiges Zuſammenſchauern empfinden ſolche Seelen in ihrer jungfräulichen Reinheit! Wie geheimnißvoll waltet in ihnen das Erwachen ungekannter Triebe! Welch ein Zauber liegt im erſten Geſtändniß des beſeligendſten Glückes! In der ärmſten Hütte, in der dumpfigſten Atmoſphäre der Städte giebt es keinen ſo traurigen und dunkeln Winkel, der ſich nicht erheiterte und erhellte, wann jene ſüßen Freuden dort ihren Einzug feiern. Allein nur die können ſie wahrhaft genießen, die von der Welt und ihren ſogenannten Freuden und Leiden unberührt geblieben ſind Das glückliche Thal, in welchem die ächte Zärtlichkeit, die wahre Liebe erblüht, liegt vor den Weltmenſchen wie ein Gedicht da, deſſen Inhalt ſie nicht verſtehen und wenn ſie noch ſo viele Kommentare darüber geleſen hätten. Nur ein Schwarm unzuſammenhängender Empfindungen wird ſie umkreiſen; ſie werden die Luft, die einſt ihre unſchuldige Jugend umſchwebte, wie ein fernes Echo vernehmen und der große Einklang, der in allen Werken des Schöpfers ſich offenbart, wird darin erſterbend verhallen.

Eine Liebe, wie dieſe, iſt ein Roman, an welchem die poetiſche Seite zwar nicht fehlt; deſſen Anfang aber weder friſches Leben, noch ſchöne harmoniſche Entwickelung verſpricht und deſſen Ende in Trauerflöre ſich zu hüllen droht.

V.

Im Kaffeehaus geſellte ſich ein alter Pole zu Julian, um mit ihm in ihrer Sprache zu converſiren. Es war eine Kriegergeſtalt der ſtolzeſten Art. Ein breiter grauer Schnurrbart, die Offiziersroſette der Ehrenlegion im Knopfloch, eine furchtbare Narbe quer über die Stirne; ein alter Soldat, auf den erſten Blick zu erkennen. Er hatte ſeine Schule ſchon unter Dombrowski gemacht und ſpäter, in der polniſchen Legion, alle Schlachten Napoleon's mitgekämpft. Ihr Geſpräch lenkte ſich zuerſt auf den Engländer und ſeine redenden Tiſche.

„Der Advocat aus Genua", ſagte der alte Pole, „der ſo wohlbeleibt und blondhaarig wie ein ächter Vollblut-Lombarde ausſieht, als ob er die Gutmüthigkeit ſelbſt, kein

Waſſer zu trüben vermöchte, hängt mit dem Geiſterbeſchwörer eng zuſammen und iſt eigentlich der Teufel, der ihn leitet oder reitet. Neulich war es einzig und allein auf uns Polen abgeſehen. Wir hatten uns Alle wie auf unſichtbares Commando eingefunden. Welche Veranlaſſung trieb denn ſie an jenem Abend hin, als er unſern großen Raczelnik citirte?“

Von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, antwortete Julian: „Der Oberſt R—kow, deſſen Bekanntſchaft ich hier machte, forderte mich auf, ihn zu dem Engländer zu begleiten.“

„Der!“ — ſprach gedehnt der Alte und ſtrich langſam ſeinen Schnurrbart nach Polenart an den Mundwinkeln nieder. „Der iſt die Seele des ruſſiſchen Salons; das liefert freilich Stoff und Nahrung und Ausbeute —“

„Sie könnten glauben?“ fiel ihm Julian ſchnell in’s Wort.

„Was ich darüber denke, will ich noch für mich behalten“, entgegnete der Andere. „Es hat noch keine Gefahr. An jenem Abend gab es nichts, was uns kompromittiren könnte und auch der Genueſer zog keinen Nutzen von dem Experiment. Zarobił jak Zablocki na mydle!*) Was der Engländer zeigt, iſt ſchon früher auf andere Weiſe in Italien, Frankreich und Deutſchland da geweſen. Nichts Neues unter der Sonne.“

Er fragte Julian, ob er niemals von Schrepfer in Leipzig, von dem Servitenmönch Ambroſius in Turin, von dem Abbate Gabrieli in Florenz etwas gehört habe, die zu ähnlichen politiſchen Zwecken während der erſten franzöſiſchen Revolution gebraucht wurden. Julian ſtarrte ihn mit unſchuldigen, großen Augen an; dieſe Namen waren nie ſeinen Ohren erklungen.

---

*) „Er gewann wie Zablocki bei der Seife.“ Poln. Sprichwort.

„Das waren Kerle von dem Schlage dieſes Engländers,“ fuhr der alte Soldat fort. Sie konnten Geiſter erſcheinen laſſen, wie man ſie haben wollte. Die Kunſt hatten ſie, wie ſie ſagten, in Italien, beſonders in Rom und Florenz erlernt. Auf jeden Fall waren es entſchloſſene und verwegene Burſche, die ſtets, auf Handgreiflichkeiten gefaßt, bewaffnet einhergingen. Man brauchte ſie, um fanatiſchen Aberglauben zu wecken, der ſtets in Zeiten der Empörung ein wichtiges Motiv bildete. Sie zählten einen großen Anhang und die höchſten Perſonen gehörten zu ihrer Partei. Den vernünftigen Leuten erſchien es freilich als Wunder, daß man in chriſtlichen Staaten dieſen Wunderthätern geſtattete, ſtraflos aufzutreten. Die Geiſterbanner hielten Verſammlungen, zogen Zauberkreiſe um ſich her, zündeten Lichter an, ließen Rauch dampfen; kurz — ſie unterließen nichts, um die Köpfe der Anweſenden, im eigentlichen Sinne, einzunehmen. Dann erſchienen die gerufenen Geiſter, in dem Dampf, der den Raum erfüllte und ſprachen vernehmlich mit hohler Stimme, das was man eben hören laſſen wollte. Auch Lebende wurden in den Zauberkreis gebannt, und mußten auf die ihnen vorgelegten Fragen Rede ſtehen. Man erzählte ſich dann, daß die Citirten, während ihres Erſcheinens als Geiſter, in der Wirklichkeit von einer tiefen Ohnmacht befallen, wie leblos dagelegen ſeien. Die Magier ſelbſt nahmen ein tragiſches Ende. Der Deutſche, Schrepfer, erſchoß ſich; die Andern ſind Alle auf unerklärliche Weiſe ſpurlos verſchwunden. Niemand wußte wohin.“

„Und ſie glauben daran?“ fragte Julian.

„An die Sache ſelbſt nicht ganz ſo wenig, wie der Genueſer ſelbſt, der den Engländer nach Florenz brachte,“ antwortete der Andere. „Aber von der Verwandtſchaft der Spitzbübereien, die ſie dabei treiben, bin ich vollkommen überzeugt. Daß in unſerer Zeit das Ziehen der Kreiſe, das Anzünden von Kerzen, das Rauchwerk für ein Publicum, wie man es gewinnen will, nicht von der rechten Wirkung iſt, iſt klar. Man mußte daher etwas Anderes als Erſatz wählen. Dazu boten ſich die beſeelten Tiſche; ein Humbug, den uns Amerika ſandte, von wo uns noch nichts Gutes gekommen iſt.“

„Aber wie erklären ſie ſich?“ —

„Es iſt Betrug — ein nicht zu verantwortender Mißbrauch der heiligſten Dinge. Es mag immerhin ſein, daß ein Menſch zu einer beſondern Kenntnuß von geheimen Naturkräften gelangen könne. Ich habe mich nie damit abgegeben und vermag auch darüber keine Unterſuchung anzuſtellen. Eine ſolche Kenntniß aber zu Gaukeleien anzuwenden und dadurch einen Druck auf die Religion und den Staat ausüben wollen, iſt ein ſchweres Verbrechen. Der Agitator, der mich mit ſeinem Vertrauen beehrte, geſtand mir, daß er den Pact mit dem Teufel für ein plump erfundenes Märchen halte, um dem abergläubiſchen Volke den Sinn ganz zu verwirren und das Uebrige für nichts weiter als einen Ausbund geſchickter Preſtidigitation. Seinem nobeln Kumpan machte er weiß, daß er an ihn glaube und ein treuer Adept ſei. „I credo, ch'ei credette, ch'io credesse!“ *) Dieſe ſprichwörtlich gewordene Aeußerung des großen Dante raunte er mir zu, und ſtieß dabei ein unheimliches Kichern aus. Dann wollte er mich auf das Wohl des vereinten Polens und Italiens umarmen; allein ich bedankte mich für die Abſicht und entfernte mich ſo ſchnell ich es nur konnte.“

„Sie ſprachen vorhin von ſeinen geheimen Zwecken?“ fragte Julian.

„Das iſt vor der Hand nichts anderes, als die ſtaatliche Ordnung in Italien umzuſtoßen,“ erwiderte der alte Soldat. „Dieſer Genueſer iſt einer von den großen politiſchen Reformatoren, ein Meſſias der ſocialen Wiedergeburt, wie ſie Italien glücklicherweiſe bisher noch nicht gekannt hat. Wie alle ſolche Helden beſitzt er, neben der vollſtändigſten Unfähigkeit für praktiſche Geſtaltung, eine gewiſſe Geſchicklichkeit, ſeine unvernünftige Theorie in blendendem Lichte zu zeigen. Sein Plan lautet auf eine vollſtändige humanitäre Umwandelung, durch welche alle Glückſeligkeiten des Paradieſes ſich über unſere Erde verbreiten ſollen, die mit ſo großem Rechte ein Thal der Zähren genannt wird. Um ſeinem Apoſtolate leichtern Eingang zu verſchaffen, ruft er nun auch Wunder zu Hilfe und deßhalb hat er ſich mit dem Engländer verbunden. Man muß heutzutage vor allen Dingen für

---

*) Ich glaube, er glaubt, daß ich ihm glaube.

Unterhaltung ſorgen. Mit Phraſen reicht man wohl eine Weile aus; ſie klingen der Menge ſogar deſto ſchöner, je hohler ſie ſind. Allein die Welt will Abwechslung. Ein Virtuoſe erſten Ranges bedarf in ſeinen Concerten der Mitwirkung Anderer, um die Pauſen auszufüllen. Das iſt das Geſchäftsverhältniß des Engländers zu dem Genueſer."

„Wie konnte er aber auf den Gedanken kommen, in dieſem Lande Anhänger zu finden?" rief Julian ſtaunend. „Wer kürzlich die Stimmung der Mailänder beobachtete, als der König der Lombardei mit der heiligen Krone von Monza gekrönt wurde; wer es hier geſehen, wie dem Großherzog, wo er ſich zeigt, mit Ehrfurcht von den Florentinern gehuldigt wird, die unter ſeiner milden Regierung ſich glücklich fühlen; muß der nicht glauben, daß ſie den Aufwiegler zurückſtoßen, daß ſie ihn in den Bann thun werden? daß ſie ihn für den größten Feind des Vaterlandes halten müſſen?"

„Das Volk im Ganzen iſt leicht zu bethören," ſprach der alte Soldat, „man muß ihm nur beizukommen wiſſen. Vorerſt wendet ſich unſer Mann an die Jugend. Er hat auf ſein Banner geſchrieben: »Dio e il popolo!« damit iſt Alles errungen. „Gott und das Volk!" ſagt er, iſt ein heiliger Wahlſpruch. Es iſt das religiöſe Band für die Gläubigen; es iſt das Programm der Zukunft. In den Worten „Gott und das Volk" liegt die erhabene Harmonie, um das Schickſal aller Nationen des Erdballs zu lenken. Die Heiden werden ohnmächtig dagegen ankämpfen und die alte Welt wird überwunden ſein. Die ewigen

Worte: „Gott und das Volk“ ſind das Prinzip und das Ziel ſeiner neuen Religion. Sie werden von den Häuptern der Berge, ſie werden von dem Meere auf Italien herniederglänzen und es ſegnen. Die neue Formel „Gott und das Volk!“ reicht weiter und höher als die alte, von der, wie er ſagt, ſervilen Democratie von ganz Europa wiederholten: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ das war nur eine hiſtoriſche Formel, um den intelligenten Fortſchritt eines gewiſſen Zeitabſchnitts zu bezeichnen. In „Gott und das Volk!“ liegt mehr.“ So ſpricht unſer Genueſer.“

Julian hatte befremdet zugehört.

„Die Worte enthalten allerdings nichts Neues“, ſagte er, „allein es iſt dennoch nicht zu läugnen, daß ſie belebend in's Herz dringen und eine erhabene Wahrheit ausdrücken.“ —

„Das finden Viele mit ihnen“, entgegnete der alte Soldat, „es iſt ein alter Spruch, den Savonarola und Andere ſchon nach ihrer Weiſe ausgebeutet haben. Das darf uns aber nicht abhalten, dem Sinne näher zu Leibe zu gehen. „Gott!“ welche Bedeutung hat dieſes hochheilige Wort in dem Munde eines Revolutionärs? Wie Robespierre „das höchſte Weſen“ proclamirte, ſo ſoll vielleicht Gott im Himmel darauf Werth legen, daß jede neue Revolution ihn erſt beſtätige und proclamire Man ſollte glauben, daß ein ſo frevelhafter Wahnſinn doch wohl nicht mit dem beliebten Worte „zeitgemäß“ belegt werden kann. Es iſt bekannt, daß der Agitator zunächſt gegen die Kirche agitirt, mithin iſt ſein Gott nicht der Gott der gläubigen Italiener. Was er unter dem Worte verſtanden wiſſen will, hat er nie bekannt. Es iſt mithin leer, ohne verſtändlichen Inhalt und daraus läßt ſich folgern, wie es um ſeine Plane und Ideen von der ſocialen und politiſchen Reform überhaupt ſteht. Dem Anſcheine nach neigt ſich der große Agitator dem Deismus zu; oft ſcheint er einer pantheiſtiſchen Anſicht zu huldigen. Ebenſo unklar erſcheint uns, was in der glorreichen Formel, mit dem Worte „Volk“ gemeint ſei. Es giebt viele Schattirungen, hundert Arten von Volk, nach Laune und Bedürfniß der ehrgeizigen Agitatoren, die ſich deſſen als Staffel bedienen, um zur Macht zu gelangen. Man hat hinlänglich Gelegenheit gehabt, die traurige Erfahrung zu machen, was ſolche Leute unter „Volk“ verſtehen.“

„Wenn man jedoch unter „Gott“ das Geſetz und unter „Volk“ den einzigen Interpreten dieſes Geſetzes verſteht, bedarf's dann wohl noch eines weitern Commentars?“

„Eine ſolche Deutung verwirrte die Frage nur noch mehr“, ſprach der alte Soldat. „Als die Ritter den Wahlſpruch führten: „Mein Gott und mein König!“ und die alte Monarchie ſich als „Von Gottes Gnaden!“ verkündigte; da hatten dieſe Formeln zu ihrer Zeit einen klaren und ſehr beſtimmten Sinn. Sie enthielten ein Bekenntniß der religiöſen und politiſchen im Bewußtſein feſt begründeten Ordnung Wenn unſere erhabenen Reformatoren von Gott ſprechen, ſo denken ſie an einen Gott, der nach und nach in der Menſchheit aufgeht, oder die Menſchheit in ihm, was auf Eines herauskommt. Nennt der blonde Genueſer in ſeiner volksbethörenden Formel: »Il dio«, ſo will er dieſes Wort nur als Mithelfer und Stütze ſeines

Unternehmens haben und denkt ſich dabei, was er will. Denn Jeſus Chriſtus erkennt er nicht an, wie Alle, die dem großen Fortſchritt huldigen, der allein die Völker befreien kann. Unſer Herr und Heiland iſt ihnen höchſtens ein Weiſer, ein Philoſoph, ein Menſch. Der Katholizismus iſt ihnen nur noch ein galvaniſirter Leichnam. Er war niemals mehr als der Materialismus des Chriſtenthums. Das Licht der Aufklärung bricht ſiegend über ihn herein. Die Italiener ſeien zuerſt berufen, im Namen derſelben die alte Kirche zu zerſtören. Ganz Europa werde ihnen zujauchzen, das dem Katholizismus nicht mehr die Miſſion zuerkennen will, die geiſtige Erziehung der Menſchen zu leiten. An ſeine Stelle tritt die Religion der Zukunft —"

„Was iſt das für eine?" fragte Julian lachend.

„Ein Wort, wie alles Uebrige, was das Hirn der großen Männer ausbrütete", antwortete ſehr ernſt und ſchnell der alte Soldat, „eine anonyme Firma, wie ſie jetzt Mode ſind; eine Religion X oder drei Sternchen." —

Die ernſte Miene, mit der er dieſen Spaß begleitete und das ſchnelle Ausſtoßen der Rede kam aber daher, weil der blonde Genueſer ſo eben in das Kaffeehaus trat und ſich unſern beiden Freunden näherte.

Auf die unbefangenſte Weiſe von der Welt fing er an, von der neuen Oper zu ſprechen, die geſtern in dem Theater der Pergola aufgeführt worden war. Er fragte, ob ſie dort geweſen, und als ſie es verneinten, ließ er ſich in breiteſter Weiſe über die Muſik aus. Er ſprach von einer Philoſophie der Muſik, die erſt die ächte Muſik ſchaffen würde, welche er die „Muſik der Zukunft“ benannte. Julian konnte das Lachen kaum zurückhalten.

„Die Muſik war bisher“, ſagte der Genueſer, „eine Folge von Tönen, die nach einem ſehr willkührlichen Canon zuſammengefügt wurde und dem Geſetze widerſprach, nach dem alle Dinge geregelt ſein müſſen. Die ſogenannten großen Meiſter — was waren ſie?“ rief er pathetiſch, indem er ſich auf den Fußſpitzen wie ein pirouettirender Tänzer erhob und mit den Fingern ſchnalzte, »trafficanti di note!«

Er ließ ſie Alle bis auf Roſſini und Verdi die Revue paſſiren und behandelte ſie mit der großartigen Verachtung, die er in ſeinen Verſammlungen für die Monarchen in Bereitſchaft hielt.

„Es fehlte der bisherigen Muſik“, fuhr er fort, „die Weihe des ewigen Glaubens, die Taufe einer Miſſion. Muſik ſoll die Algebra der Seele ſein, welche die einzige Nahrung der Menſchheit iſt. Muſik iſt der Wohlgeruch des Weltalls. Sie iſt die Religion einer Welt, deren Poeſie die erhabenſte Philoſophie iſt. Melodie und Harmonie ſind zwei ſchöpferiſche Kräfte. Jene ſtellt die Individualität, dieſe den ſocialen Gedanken dar. Die Muſik der Zukunft wird durch die Geltendmachung einer Meinung geheiligt werden. Ihr iſt ein weiteres Gebiet der geſellſchaftlichen Wiedergeburt vorbehalten, als man ſich's vorſtellt. Sie iſt berufen, die Initiative einer Idee zu ergreifen, welche die andern Künſte ſich aneignen und entwickeln werden. Die Muſik der Zukunft wird die beiden Fundamentalſätze in ſich begreifen: die Individualität und den Gedanken, das iſt: Gott und den Menſchen. In Deutſchland fangen ſie auch ſchon an, die Abgötterei abzuſchwören, die ſie mit ihrem Mozart und Konſorten trieben. Allein ſie taſten noch im Dunkeln umher und können das Wort nicht finden. Der Italiener iſt hierin weiter; er wird der Welt auch dieſes Licht anzünden.“*)

Obgleich den beiden Polen dieſer gleichgiltige Rimbombo noch eher zu ertragen geweſen wäre, als hätte der Genueſer ſeine politiſche Weisheit ausgekramt, ſo verließen ſie ihn doch, als mehrere ſchönbärtige Jünglinge, von der lauten Stimme angezogen, ſich um den Sprecher verſammelten.

»Chodź, chodź!« ſagte der alte Soldat zu Julian. »Blazeńska rzécz nie ma odpowiedziś!«**)

Julian war zerſtreut. Er dachte der Antwort, die ihm in der Seſſion des Engländers von dem Tiſche zu Theil geworden, als er die Worte „ich liebe“ im Sinne hatte.

VI.

Gräfin Maria ſaß in der Laube und las.

Heute hielt ſie ein Heft in der Hand, dem man es zwar anſah, daß es nicht für die „elegante Leſewelt“ beſtimmt ſein konnte, deſſen Inhalt jedoch dieſe Annahme widerlegte.

---

*) Mazzini, in ſeinen „Scritti letterari“, p. 283.

**) Sprichwort: Schnell fort! auf Narrenrede iſt nicht zu antworten.

Es ſchien mit kleinen Nägelköpfen auf Zuckerpapier gedruckt zu ſein und war dabei mit Holzſchnitten geziert, die vor gewiſſen modernen Illuſtrationen, wenigſtens ein naiv-einfältiges Gefühl voraus hatten.

Maria war im Leſen ſehr vertieft. Sie hatte es nicht bemerkt, daß Julian ſchon eine Weile vor ihr ſtand.

Sie bat um Entſchuldigung, als ſie ihn erblickte und legte das Buch aus der Hand.

„Mein Geiſt irrt in ſo verſchiedenen Regionen des Denkens umher, daß ich ernſtlich beſtrebt ſein muß, ihn auf einen beſtimmten Gegenſtand zu lenken, damit er daran hafte und ausruhe,“ ſagte ſie, indem ſie Julian die Hand zum Gruße reichte. „Michael Czajkowski's polniſche Nationalſagen haben mir ſo eben dieſen ſehr erſprießlichen Dienſt geleiſtet. Giebt es noch Soſenka's auf Grurſchinjez in Podolien? Ich bin nie in jene Gegend gekommen.“

„Die Soſenka's ſind längſt ausgeſtorben,“ antwortete Julian.

„Da las ich ſo eben von einem derſelben, der Mundſchenk von Wiſchogrod geweſen. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Das Porträt, das Czajkowski von der letztern Schönheit entwirft, iſt eines ſo ausgezeichneten Dichters würdig. Ach! und die Arme wurde ſo unglücklich — ihr Vater und ihre Brüder fielen vor dem Feind — ſie ſelbſt verſank in dumpfe Schwermuth.

denn der, der ſie liebte, war ein Anführer der Feinde und die blutigen Schatten ihres Vaters und ihrer Brüder erſchienen mahnend und drohend vor ihr und zeigten auf die Wunden der Bruſt und erhoben ſchrecklich die Schwerter. Sie betete für die Ruhe der Dahingeſchiedenen; alles war vergebens. Sie und ihr Geliebter wurden dann vom Blitz erſchlagen und ein großer Sumpf entſtand auf ihren Gräbern und das Volk, ſo verſichert Czajkowski, erzählt die Geſchichte mit allen Einzelheiten, als hätte ſie ſich erſt geſtern zugetragen.“

„Solche als Sagen uns überwieſene Reſte der Vorzeit,“ bemerkte Julian, „dauern gleich einer endloſen Hinterlaſſenſchaft länger, als alle Denkmäler, welche die Kunſt auf den Gräbern errichtet.“

„Solche Hinterlaſſenſchaften beſitzen viele unſerer Geſchlechter,“ ſagte Maria mit einem Seufzer. „Die Grabſtätten unſerer Ahnen mögen entweiht und verwüſtet daliegen, ſo webt die Sage darum doch unvergänglich fort, wie ein immergrünendes Epheugeſpinnſt, was Großes und Schönes und Heldenmüthiges, was von Freudigkeit und Leidweſen ſich zugetragen hat. Ich kann mich von ſolchen Erinnerungen niemals löſen; ſie verfolgen mich jeden Tag, zu jeder Stunde. Oft hänge ich ihnen mit Luſt, manchmal mit Wehmuth nach; dann ergreifen ſie mich wieder ſtärker; ich erſchrecke davor, ſie treiben mich zu irgend einer That; es iſt ein folterndes Gefühl. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll. Finden ſie es nicht ſeltſam, daß ein Mädchen, welches ſich eben in ſolcher

Lage befindet, an einen jungen Mann eine Frage richtet, die aus dem Innerſten ihres Herzens dringt?"

Es lag ein großer Liebreiz über Maria ausgegoſſen, als ſie ſo fragte. Die Miſchung von trübem Ernſt und naiver Unbefangenheit, die ihr ganzes Weſen characteriſirte; die tief nagende, kummervolle Seelenſtimmung mehr im Bunde, als im Widerſpruche, mit einer gewaltigen Ausſtrömung kraftvollen Willens, gab ſich auch hierin zu erkennen.

Nachdem Julian betheuert hatte, daß er ihre Frage mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit erwarte und ſie nach ſeinem Gewiſſen zu beantworten ſuchen wolle, fragte ſie:

„Was halten ſie von dem Gebote, das ein ſterbender Vater ſeinem Kinde hinterläßt?"

„Keine chriſtliche Seele wird es wagen, es nicht zu befolgen," antwortete Julian, mit innerm Beben. „Allein es könnte ſein, daß das Gebot befolgen, zur Unmöglichkeit würde," ſetzte er dann zögernd hinzu.

„Ich danke ihnen für den tröſtlichen Anhang," erwiderte ſie; „jedoch die Feſtigkeit und Schnelle mit welcher ſie zuerſt die Unverbrüchlichkeit des Gebotes ausſprachen, überzeugt mich, wie ſie darüber denken. Ja, die letzten Worte der Sterbenden ſind geheiligt; wer ihnen zuwiderhandelte, wäre ewig verloren. So ſteht's auch in meinem Gewiſſen. Ich fühle, daß meine Seele verloren ginge. Aus meiner Aufrichtigkeit mögen ſie erſehen, wie ſehr ich ſie achte. Sie ſind ein Pole!"

Julian mäßigte kaum ſeine Begierde, mehr zu hören. Er war nicht im Stande, ein Wort höflichen Dankes hervorzubringen und ließ erwartungsvoll ſeine Augen mit einem durchdringenden fragenden Blick auf der Gräfin ruhen. Allein was ſich darin ſpiegelte, war unverkennbar ein ſtummes Aufjauchzen ſeiner Seele.

„Ich verlange einen großen Dienſt von ihnen, lieber Freund!“ begann ſie „Die Ruhe, die uns Fremde hier in Florenz ſo angenehm das Daſein in gewohnter Weiſe fortſpinnen läßt, iſt nur trügeriſch. In der That iſt ſie untergraben. In geheimen Verſammlungen wird an einer Umwälzung der italieniſchen Staaten rüſtig gearbeitet. Es kann auch ihnen nicht entgangen ſein. Geſtern, als ſie den Salon meiner Tante verlaſſen hatten, war die Rede davon. N—kow ließ ſich ſehr eingänglich darüber vernehmen. Ihre Anweſenheit ſchien ihn genirt zu haben. Auch Polen ſind in dieſer Verſchwörung begriffen. Sagen ſie mir, was ſie davon wiſſen.“

Julian konnte nur geringe Aufſchlüſſe geben. Er hatte ſich in Florenz von den Verbindungen entfernt gehalten. Was er Näheres davon wußte, war ihm durch die oberflächlichen Mittheilungen des alten Soldaten aus Dombrowski's Schule zuerſt bekannt geworden. In Livorno hatte dieſer kurze Zeit eine Verbindung kennen gelernt, welche an die alten Carbonari anknüpfend, die italieniſche Jugend mit ihrem Netze zu umgarnen anfing. Als „unzufriedener“ Pole war es ihm nicht ſchwer geworden, in eine ſolche „baracca“ eingeführt zu werden.

Pariſer Gamins und in Paris eingewanderte Flüchtinge, denen es dort noch lange nicht lüderlich genug war, und welche die Proſtitution in allen Geſtaltungen zu Ehren bringen wollten, waren die Sendboten und eigentlichen Fühler und Wühler, die ſich über die ſchöne Halbinſel verbreitet hatten. Ein ihnen ähnliches italieniſches Geſindel verband ſich bald mit ihnen und es bedurfte nur, daß gleich gewiſſenloſe Menſchen, von unbezähmbarem Ehrgeiz getrieben, an die Spitze der öffentlichen Geſchäfte gelangten, um dem drohenden Verderben den Weg zu bahnen.

„Die Befreiung Italiens von fremder Herrſchaft und ein Bund der Staaten unter ſich", ſagte die Gräfin, „iſt eine alte Idee, die von den Zeiten Dante's bis zu Alfieri immer wieder angeregt wurde; das meinten geſtern Einige in unſerm Salon. Dabei aber ſprach man auch von den großen Schwierigkeiten, die ſich der Ausführung entgegenſtellten. Seit dreizehnhundert Jahren ſei nun ſchon Italien zerſtückelt und es herrſche zwiſchen den Staaten ein Zwieſpalt und eine unvertilgbare Eiferſucht, die durch die verſchiedenen Arten der Regierungen, durch das Gemeindeweſen und die provinziellen Ueberlieferungen unterhalten würden. N—kow führte an, daß ſchon Macchiavel geſagt habe: „Ich muß lachen, wenn man mit mir über die Einigung der Italiener ſpricht."

„Es iſt hier damit ebenſo beſtellt, wie bei den Deutſchen", ſagte Julian.

„Italiener und Deutſche ſind mir gleichgiltig", fuhr die Gräfin fort. „Wir Polen ſind zuſammenhörig und unſere Ueberlieferungen ſtimmen alle überein. Alſo — nur von den Polen will ich wiſſen, was ſie in jenen Verſammlungen zu bedeuten haben. Unſere Vereinigung iſt kein Phänomen. Wir bedürfen keines Aufgehens der verſchiedenartigſten Spezialitäten in ein großes Ganze; wir haben keinen Prätendenten zu befriedigen. Wir bedürfen nur des feſten Blicks, um vor dem Abgrund nicht ſchwindelig zu werden. Auf dem Polen ruht, trotz allem Ungemach, ein Erbſegen. Er beſitzt vielerlei Anlagen, Intelligenz, Kraft, Schönheit des Körpers und wann er ſie zeigen will, auch einen Grad angeborener Anmuth. Vom modernen Weltbewußtſein hat ihm die mangelhafte Schulbildung nichts beigebracht, dafür aber ihm die Religion in's Herz geſäet, die ihm allein zum Siege verhelfen kann, da ſie die kräftigſte Stütze aller Politik iſt. Nun höre ich von religiös-politiſchen Vorgängen in Italien; ich weiß es, daß gerade von denjenigen, die keine religiöſen Prinzipien haben, Toleranz gefordert wird. Das regt meine Beſorgniß an und das Gebot meines Vaters wird dadurch in mir auferweckt. Ich werfe mir meine Gleichgiltigkeit, meinen Kleinmuth vor. Ich bin wahrlich nicht dazu beſtimmt, in dem Salon einer ruſſiſchen Fürſtin Parade zu ſitzen! das war ſchon lange mein Gedanke. Darum bitte ich ſie, entlaſten ſie meine Seele von einer ſchweren Pein; beſuchen ſie eine jener Verſammlungen und bringen ſie mir Nachricht von der dort herrſchenden Stimmung. Was vermögen Frauen in meiner Lage zu thun, als ſich einem Freunde anvertrauen, wenn man ſo glücklich iſt, einen ſolchen zu beſitzen.“

Bei dieſen Worten reichte ſie Julian die Hand und der ſanfte Druck, den er verſpürte, erhöhete die Verlegenheit bedeutend, die in ihm die eben vorangegangene Bitte erregt hatte.

Er wollte es nicht denken, daß Gräfin Maria zur

Verrätherin werden könnte und dennoch war er von der Zumuthung ſo ſehr überraſcht, daß er das Verſprechen nicht zu leiſten vermochte. Der Salon der ruſſiſchen Fürſtin ſtand in dem Rufe mit St. Petersburg in Verbindung zu ſtehen und er hätte ihn längſt gemieden, würde ihn nicht Maria angezogen haben.

Nach einer ziemlich langen Pauſe fragte ſie:

„Sie beſinnen ſich, mir gefällig zu ſein?“

„Ich beſinne mich, um ihnen, ſchöne Gräfin, eine Schilderung zu entwerfen. Obgleich ich die hier Verſammelten noch nicht kenne, ſo fühle ich mich dennoch im Stande, es zu thun. Sie ſind ſich alle gleich.“

Und nun begann er, nachdem er ſeinen geringen Vorrath an Humor geſammelt und ihn durch zwei Betrachtungen ziemlich in Fluß gebracht hatte. Die erſte war: daß er Maria zu zerſtreuen und ihr zu gefallen wünſchte; die zweite, daß ſie ihm erlaſſen würde, in der Verſammlung ihren Spion abzugeben.

„Ich werde ſuchen, ſo lebendig als möglich zu ſchildern“, ſagte Julian. „In einem Saale erblicken wir zerſtreute Gruppen, deren jede in Deliberationen vertieft iſt. In der Mitte einer ſolchen Gruppe ſteht ein Mann, in welchem man ſogleich den Redner entdeckt. Der Mund iſt geöffnet, die Augenbrauen ſind in die Höhe gezogen, er explizirt mit dem Finger in die Luft. Unter ſeinen Zuhörern bemerken wir große Aufmerkſamkeit. Einer hat die Hände in den Taſchen, hält den Kopf vorgebeugt und ſenkt das Ohr; ein anderer biegt die Ohrmuſchel mit der Hand nach vorn und bildet ſich ſo ein Schallrohr, um keine Sylbe zu verlieren; mit der andern Hand dreht er ſich langſam den Schnurrbart, als Zeichen vollkommenen Einverſtändniſſes. In der nächſten Gruppe herrſcht ein anderer Ton. Der Redner muß ſeine Zuhörer bei den Rockſchößen zurückhalten und ſie entwiſchen ihm mit Hohn. Einer geht weiter; er hebt den Arm und droht dem Gegner. Dieſer ſenkt den Kopf wie ein Stier, als wollte er ihn auf die Hörner nehmen. Ein ſtiller Zuſchauer ſitzt nicht fern. Auf den erſten Blick ein Unparteiiſcher. Er ſchwankt, er iſt im Kampf mit ſich ſelbſt; er will den Zufall entſcheiden laſſen und vorerſt abwarten, ob er Ja oder Nein ſagen ſoll. Da ſpringt ein kleiner, beweglicher Kerl mitten in den Saal und ſchreit. Alles wendet die Köpfe nach ihm hin. Er ſchlägt die Arme unter, richtet die aus den Höhlen weit hervorglotzenden Augen auf die ihn dicht Umgebenden und ſperrt den Mund angelweit auf, als wollte er Alle verſchlingen. Dann wirft er irgend ein Stichwort als Brandrakete in den Haufen. Ein furchtbarer Lärm erhebt ſich; keiner verſteht mehr den Andern; die prächtigſte Freiheit, wie man ſie ſich in dem modernen Staat nur wünſchen kann, iſt für den Augenblick errungen. Es dürfte ſogar bis zum Prügeln kommen, wenn ſich nicht einige anerkannte Tageshelden, verſtärkt durch rückſchrittliche Köpfe, vermittelnd dazwiſchen legten. Aber ein anderer Sturm bricht los. Man ſchreit Vivat! wirft Mützen und Hüte in die Höhe und der Redner, den wir zuerſt betrachteten, wird auf ſtarken Armen im Saale herumgetragen. Die Meiſten fragen ſich, warum? Es iſt ein „volksthümlicher Name“, lautet die Antwort. Die Wenigſten wiſſen, was er geſprochen. Bei den alten Schweizerregimentern marſchirte der Spaßmacher immer im erſten Glied. Hatte er einen Witz geriſſen, ſo lachte das ganze Regiment. Fragte man nun einen der letzten: weshalb? ſo wußten ſie's nicht, weil ſie nichts verſtanden hatten und erwiderten: »Le loustic qu'être là haut, il avre dit queuque chose de pien choli!« So iſt's auch hier. „Der Spaßmacher da oben muß 'was Schönes geſagt haben! Vivat hoch!"

Die Gräfin hatte ihn nicht unterbrochen; allein man ſah es ihr an, wie ſchwer es ihr geworden war. Als Julian nach ihr hinſchaute, mußte er es merken. Er wußte nicht recht, wie er fortfahren oder vielmehr einlenken ſollte. Sie kam ihm entgegen.

„So mag es auch wohl auf unſern Reichstagen zugegangen ſein", ſagte ſie gelaſſen, ſich in ihr Schickſal ergebend. „Allein was dort ſtets eintrat, vermißte ich in ihrer Schilderung. Wann der Lärm am wildeſten tobte und die Säbel ſchon halb aus den Scheiden gezogen waren, erſchien der Prieſter in Stola und Rauchmantel, die Monſtranz tragend, vor ihm her die Chorknaben, mit Glöckchen läutend, um dem Allerheiligſten Platz zu machen. Wie fuhren da ſo ſchnell die Säbel in die Scheiden zurück, wie entblößten ſich ſogleich die erhitzten Köpfe, wie bekreuzte ſich Alles und ſank auf die Knie! Ueberall herrſchte tiefes Schweigen, als Ausſtrömung des himmliſchen Friedens. Damals brauchte man keinen geheimen Polizei-Agenten. So lange der Glaube bei den Menſchen iſt, herrſcht Freiheit neben Ordnung, Reichthum und wahren Ruhm. Wo

Gendarmen und Konſtabler für die öffentliche Sicherheit verantwortlich ſind, da kann die Freiheit nicht gedeihen. Alles Beſtreben, ſie zu erringen, iſt vergebens; die Begeiſterung für das Göttliche — und die Freiheit iſt göttlich — muß von der Erde löſen und zum Himmel führen. Nicht etwa in den ſogenannten Himmel der Poeſie, in ein Reich der Träume und Illuſionen, ſondern zu dem Gebiet der göttlichen Realität, in die Sphäre unſterblicher Ideen, vor denen die ephemere Erſcheinung der menſchlichen Größe in Nichts verſchwindet."

Der beredtfeurige Ton, mit dem dieſe Worte von dem ſchönſten jungfräulichen Munde geſprochen wurden, drängte Julian zum ſchnellen Entſchluß. Aller Argwohn war beſiegt. „Hier kann kein Verrath beabſichtigt ſein!" ſo hallte es in ſeinem Innern und vor ſeinen Ohren in tauſendfachem Echo, wie der Hörnerſchall des Woïski in „Herr Thaddäus" von dem Dichter Mickiewicz.

„Ich werde ihrem Befehle folgen", ſprach Julian in dem Tone eines Paladin, der einen Drachen bekämpfen ſoll, „noch dieſen Abend werde ich mich in der Verſammlung einfinden. Ich fürchte leider, keinen erfreulichen Bericht abſtatten zu können. Der Lärm wird ſich vorfinden, allein der Glockenton, welcher den Prieſter mit dem Leibe des Herrn verkündet, wird ausbleiben."

„Nicht für immer, das iſt gewiß. Mögen die Wellen noch ſo hoch gehen, der Fels wankt dennoch nicht!" rief Maria; „der Fels der Kirche, auf dem die Polen in Sicherheit ſtehen. Die Wellen werden am Ende doch verrinnen und ſich dann wieder dem aus ihnen majeſtätiſch emporragenden Felſen nahen, um ſeinen Fuß zu küſſen. Die Geretteten werden ſich ſchauen und mit Freuden das wieder erblicken, was die Kirche nur allein vor völligem Untergang ſchützte. Die Worte unſers Dichters werden dann zur Wahrheit geworden ſein:

Der Bruder wird den Bruder nicht mehr morden,
Die Zeit wird fällen ihren Richterſpruch:
Es ſinken hin des Schreckens wilde Horden,
Gebrandmarkt mit der Völker ew'gem Fluch.
Die Tugend muß zum Siege ſtets gelangen,
Erſticken muß des Vampyr's blut'ge Brut,
Die heil'ge Kirche Alle wird umfangen
Und bergen in der Mutter treuen Huth.
Dies zu erreichen, braucht's nicht der Verſchwörung,
Nicht ränkevoll berechneter Bethörung;
Die Kirche hat nicht nöthig ſolcher Waffen,
Sie überläßt's der Argliſt ſie zu ſchaffen;
Sie darf nur, um den Gräuel zu beenden,
Sich mit gerechtem Abſcheu von ihm wenden.

„Vielleicht kann ich den Weg finden, auf den das Gebot meines ſterbenden Vaters mich hinweiſt", ſagte ſie noch. „Hier in Italien, in dieſer Oaſe Europa's, die Gott ſo ſchön, ſo lachend, ſo harmoniſch geſchaffen hat, will ich des Winkes harren im frommen Gebet. Unter dieſem Himmel, der mit ſeiner ſanften Klarheit und Durchſichtigkeit ſonſt nirgend geſchaut wird, entwickelt ſich vielleicht das Licht, was meine beängſtigten Sinne zur Ruhe bringt. Ach, vielleicht lernen hier auch die Polen Das erkennen, was für immer den Nebel, der über ihrem Vaterlande brütet, auf ewig verſcheuchen kann.“

Maria hatte Thränen im Auge, als ſie ſo ſprach. Sie bewegte die Lippen, aber kein Wort brachte ſie mehr hervor. Dann reichte ſie Julian die Hand zum Abſchied.

Er verließ ſie in heftiger Bewegung. Jene merkwürdige Scene trat plötzlich wieder bedeutungsvoll vor ſeine Erinnerung. Es war der Abend zu Warſchau, da ihn Maria — nein! die Wahnſinnige — zur polniſchen Schenke nach Praga ruderte und ihm ein ähnliches Verſprechen abforderte, das ebenſo räthſelhaft eingeleitet wurde.

VII.

So Fürſt und Bürger, ſo der Adel,
Hier iſt nicht Einer ohne Tadel.
Max v. Schenkendorf.

Weitab von den Wohnungen der ſogenannten „beau monde,“ deren offen zur Schau getragenen laideurs ihr längſt den Namen ſtreitig gemacht haben und ihn nur noch wie einen „Spitznamen“ erſcheinen laſſen; an dem Leben des mercato nuovo vorbei, verlieren wir uns in einſame Straßen und Gäßchen, bis wir vor einem hohen ſchwarzen Gemäuer uns befinden. Dies iſt der alte Palaſt Bargello, mit ſeinen weiten Höfen, von ſtark vergitterten oder halb vermauerten Fenſtern und Thoren umſchloſſen, hinter denen Seufzer und Verwünſchungen ausgeſtoßen und ſchwere Verbrechen verbüßt werden. Die Räume des Palaſtes waren nämlich ſeit Jahren ſchon in Gefängniſſe umgewandelt.

Unweit von dieſem Endziele der wildeſten Leidenſchaften aller Art, in einem dunkeln Winkel, gewahren wir ein großes Haus, in welchem ſich, zu der Zeit unſerer Geſchichte, eine improviſirte Geſellſchaft zuſammenzufinden pflegte, die aus aller Herren Ländern zu ſtammen ſchien, ſo verſchiedenartig waren ſie im Aeußern, ſo fremdartig tönten die Sprachen durcheinander. Ein ſinnverwirrendes Gemiſch, wie es einſt dem Thurmbau zu Babel ein Ende machte.

Keiner unternahm es dem wilden Ungeſtüm, der in Reden und Geſten ſich Luft machte, zu ſteuern. Selbſt die Greiſe ließen kein Wort der Mißbilligung hören: ſie verſuchten es nicht einmal, an die „gute alte Zeit“ zu erinnern, die ſie ja mit durchlebt hatten und die ſie ſonſt ſo gern im Munde führten.

Es war das Bild des modernſten Lebens, in vollſter Bewegung. Es zeigte keine wahre, reine Begeiſterung. Was ſich dafür gab, war nur ein dahinrauſchendes Toſen voll Lebendigkeit und nicht ohne Schwung, wie ſolches den Gefühlen des Augenblicks vollkommen entſprach. Das Element, in welchem ſich Alles bewegte, war der ausgeſprochenſte Materialismus; nirgend entſprang ein ſpiritueller Funke, der ihn nur etwas zu modificiren vermocht hätte. Proſa und Ironie, Malice und Verneinung herrſchten, errangen Beifall und erklärten allem Beſtehenden einen Kampf auf Tod und Leben. Es wurde als Sieg die umfaſſendſte Gewiſſensfreiheit proclamirt, wodurch jeder Einzelne, nach eigenem Belieben, den Dingen ſeine Achtung und Verehrung entziehen durfte, die ihnen ſeit Jahrhunderten von den Menſchen bezeigt worden waren.

Dem Haufen voran ſchritten Einige mit kühnem Talente begabt und beſonders gewandt, ihre Phraſen wohlberechnet an den Mann zu bringen; der Troß ahmte dieſen affenmäßig nach; declamirte, drapirte ſich wie ſie, und überbot ſich in Dummheiten aller Art. Es waren Karikaturen, welche die Geduld der Engel auf eine ſchwere Probe hätten ſtellen können.

Man konnte es mit vollem Rechte ein Karikatur-Trauerſpiel nennen, und mancher Leſer wird vielleicht den Ausſpruch Platen's auf die hier folgende nur allzu getreue Schilderung anwendbar finden:

„So viel Wahrheit iſt ein fataler Genuß!" —

Ein Zufall war es, daß der alte Dombrowski-Soldat mit Julian auf der Treppe zuſammentraf.

Am obern Ende des weiten, reich erhellten Raumes war eine Art von Tribüne errichtet und auf ihr ſtand der Advokat aus Genua, der ſo eben zu ſprechen begonnen hatte. Der alte Pole drängte ſich vor, um dem Redner näher zu ſein; Julian ſetzte ſich nachdenkend auf den erſten leeren Stuhl, der ſich ihm darbot. Sein gegebenes Verſprechen laſtete ſchwer auf ihm. Er ſollte aufmerkſam zuhören, um ſeinen Bericht ausführlich zu erſtatten und ſein ganzes Weſen war abgewendet und ſträubte ſich gegen dieſes Treiben. Er war erfüllt von einem Gefühl, das alle ſeine Sinnesthätigkeit weit fort dem Orte entführte, wo er ſich befand. Er war zerſtreut und hörte mit halbem Ohre zu. Manchmal rüttelte ihn ein Wort auf und er fuhr dann erſchreckt empor, wie ein Schlaftrunkener, der durch einen plötzlichen Lärm aufgeweckt wird.

Der Genueſer auf der Tribüne war gerade im beſten Zuge: „Was thun unſere Gegner, um das Elend des Volkes zu lindern?“ ſprach er. „Sie haben Alles; Reichthum und Genuß, Ehrenämter und Würden; das Volk bleibt in Feſſeln geſchlagen. Und es ſieht, wie das Land vom Himmel geſegnet iſt und Alles hervorbringt, wie kein Anderes der Welt. Ein kleiner Acker, den du ganz frei beſäßeſt, armes Volk, würde hinreichen, deine Familie zu nähren und zu kleiden. Aber die Minderzahl nur hat das Recht, das Land wie ihr Eigenthum zu betrachten und du darfſt für dich nicht mehr Raum davon anſprechen, als dereinſt dein Grab erfordert. Es muß daher geſtrebt werden, dieſem unnatürlichen Zuſtande ein Ende zu machen. Die materiellen Güter ſind die Quelle des Glücks, wenn ſie der Geſammtheit zu Gute kommen; des Unglücks, wenn ſie nur von dem Egoismus ausgebeutet werden. Sie dürfen nur nach den Werken und der moraliſchen Erziehung der Menſchen vertheilt werden. *) Die ganze Menſchheit ſoll

---

*) Hanno a distribuirsi a secondo delle opere e della educazione morale degli uomini. L'Italia del Popolo. Octob. 1849.

nur eine Raſſe bilden, die dazu geſchaffen wurde, eine einzige Familie Gleichberechtigter zu ſein, die ſich aus freiem Willen zu einem Glauben wechſelſeitiger Pflicht und Liebe verbindet, um durch ein gemeinſchaftliches Streben die vollſtändige Entwickelung der moraliſchen Fähigkeiten des Individuums herbeizuführen, damit jede nur denkbare Thätigkeit aller productiven Kräfte der weiten Erde ſich vereinigen kann. Das, was hieraus ſich ergeben wird, ſoll nach den Bedürfniſſen, den Verdienſten und der Arbeit vertheilt werden.*) Wir wollen einen Staat, wo einem Jeden, nach ſeinen moraliſchen und phyſiſchen Fähigkeiten, hinlängliche und fortwährende Arbeit geſichert iſt, die er frei wählen darf. Nur die Arbeit verleiht Anſpruch auf rechtmäßigen Beſitz. Daher Arbeit für Alle, verhältnißmäßiger Lohn für Alle. Fort mit dem Müſſiggange! Verbannt ſei die Armuth auf ewig! Der Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes wurde unterdrückt durch das privilegirte Bürgerthum, durch die Börſenariſtocratie, durch den Geburtsadel. Jetzt muß der Fortſchritt mit Hilfe des Volkes und der Arbeit, das Privilegium des Eigenthums und des Kapitals vernichten. Familie und Eigenthum werden mithin im Staate der Zukunft ſich auf andere Weiſe geſtalten. Die Familie wird immer mehr und mehr, durch die Gleichheit und nationale Erziehung, ſich höher entwickeln; ſie wird zum Heiligthum werden, in welchem die neuen Bürger des Vaterlandes ſich bilden, die alsdann Bürger der ganzen Menſchheit werden. Das Eigenthum, das für Alle erreichbar ſein wird, muß eine Folge und Darſtellung der vollendeten Organiſation der Arbeit, den Menſchen in ein richtiges Verhältniß zum materiellen Univerſum verſetzen; gleichwie der Gedanke in dasjenige zum moraliſchen.“

---

*) Distribuendone i frutti secondo i bisogni, i meriti e il lavoro. Prose p. 169 v. Mazzini.

Hier erhob ſich ein Mann von ſeinem Sitze. Er hatte bis dahin ruhig einige Pfirſiche mit Appetit gegeſſen.

„Wir Italiener“, ſprach er, indem er den Stein ausſpuckte und ſich den Mund wiſchte, „das Volk, das heißt: was ich darunter verſtehe, iſt nicht ſo arm. Das Land iſt unter Vielen vertheilt, das iſt wahr. Aber im Vergleich mit andern Nationen kennen ſelbſt unſere armen Leute weder Hunger, noch Elend. Es dürfte ſchwerlich ein Bauer zu finden ſein, der außer dem Campicello zu ſeinem Grabe nicht auch einen Acker beſäße, der ihm Frucht trüge. Was eben geſagt und erklärt wurde, betrifft den reinſten franzöſiſchen Communismus mit einer Beimiſchung von St. Simons Lehre. Das hieße ſo recht eigentlich das Fleiſch rehabilitiren und die individuelle Freiheit gänzlich untergraben. Jedem nach ſeiner Fähigkeit! Jeder Fähigkeit nach ihren Werken! Dahin darf die ſociale Revolution, die wir beabſichtigen, niemals führen. Was bedeuten die Worte Zukunft, Ideal, Freiheit, Menſchheit, Fortſchritt, Volk? Das ſind kaleidoscopiſche Redensarten, die abgenützt ſind, wie das alte Spielzeug, in dem ſich bunte Schnitzel und Glasſplitter zu fabelhaften Figuren bildeten, die im Handumdrehen ſich in andere verwandelten. Wenn ſolche Phraſen, wie die eben Gehörten, unter die Maſſen geworfen werden, ſo können ſie allerdings die Wirkung hervorbringen, wie ein Stock oder Stein, den man fortſchleudert und dann ruft: „Allons, apporte!“

„Die Arbeit, die jetzt friedlich und geordnet vollbracht wird,“ ſchrie ein Anderer, mit wilder Heftigkeit, dem man es anſah, daß er ein ehrlicher Handwerker war, „würde pfuſchermäßig vollzogen, Veranlaſſung zu ewigem Streit und Hader geben und am Ende zum Bürgerkriege führen. In den erſten Tagen der Inſurrection, während des heftigſten Aufwallens der Leidenſchaft, wo jede Bewegung leicht zerſtörend wirkt und eine natürliche Reaction wach ruft, wäre es mehr als unbeſonnen, es wäre unvernünftig, eine ſolche Initiative zu ergreifen und an die Intervention der Maſſen zu appelliren.“

„Die Welt, meine Freunde! leidet an einem nicht zu ſtillenden Durſt,“ erwiderte der Genueſer, „an dem Durſt nach Macht. Die Democratie, welche der Geiſt und die That der heutigen Welt iſt, ſtrebt nach Einheit. Autorität und Einigkeit, welche alle Unordnung und Anarchie im Keime erſticken, können aber nur gedacht werden, ſobald das Volk unmittelbar Regierung und Verwaltung in ſich vereinigt. Um dahin zu gelangen, müſſen die Despoten und Jeſuiten vor Allem geſtürzt werden; die Beſtechung muß aufhören; die Heuchelei des ſogenannten Liberalismus, der ſich auf dem Markte feilbietet und ſeine Feder mit ſeiner Seele zugleich proſtituirt. Der große ſociale Gedanke, der durch Europa weht, iſt von den Franzoſen gefälſcht worden. Sie haben als Ziel geſetzt, was nur Mittel war und haben auf dieſe Weiſe nur einen neuen Egoismus für den alten unterſchoben. Der franzöſiſche Communismus hat den Namen der rothen Republik mißbraucht und geſchändet. Er iſt in der That nichts, als eine rohe, abgeſchmackte und unmoraliſche Phantaſterei. Die Gründung eines Syſtems, ganz gleichmäßigen **Antheils** für Alle, trüge ja den moraliſchen Verdienſten eines jeden Arbeiters keine Rechnung. Ein ſolches Syſtem könnte Mephiſtopheles erfunden haben![*])"

„Alles was da geſagt wurde," ſchrie wieder der vorige heftige Gegner des Redners, „iſt darauf berechnet, den Maſſen zu ſchmeicheln. In der That ſcheinen unſere öffentlichen und geheimen Verſammlungen nur dazu veranſtaltet zu ſein, um die Gunſt des Volkes zu feilſchen, welche mehr Erniedrigung und Selbſtverläugnung verlangt, als die Gunſt eines Fürſten. Es iſt dahin gediehen, daß die Bevölkerungen unſerer Städte von Stolz dampfen[**]) und ſich einbilden, daß ſie berufen ſeien, in ſchöner und heiliger Gemeinſchaft die Geſchichte aller Nationen zu lenken."

„Und dahin wird und muß es auch gelangen", rief der Genueſer. „Zwei große Epochen beherrſchten das Wachsthum der Civiliſation in Europa und Beide gingen von Italien aus. In Italien wurde thatſächlich das Grab zur Wiege einer neuen verklärten Auferſtehung. Die erſte Epoche umfaßt das römiſche Reich der Kaiſer, dem die Macht der Siege zur Seite ſtand. Die zweite begreift die Macht des Papſtes, der durch das Wort der Autorität die Welt bezwang. Jetzt ſtehen wir an der Pforte der dritten Epoche; in welchem die Idee der friedlichen Völkervereinigung zur Herrſchaft gelangt. Aus Rom zogen einſt die ſiegreichen Heere der Kaiſer über die Erde; von Rom ging das Apoſtolat des Papſtes aus; aus der ewigen Stadt wird die Parole der allgemeinen Bruderliebe unter freien und untereinander gleichen Völkerſchaften ſich donnernd erheben und ſo wird Rom, die Hauptſtadt der Welt bleiben, obgleich die Macht der Kaiſer, wie die der Päpſte, wie Schemen in Nichts verflogen ſind.“

---

[*]) Die modernen Italiener haben den „Fauſt" geleſen, wie ſich aus vielen ihrer Schriften und mündlichen Verhandlungen ergiebt.

[**]) „le nostre città fumanti d'orgoglio." Lo Stato Romano von Farini.

„Nach dem Italien der Kaiſer und dem Italien der Päpſte wird das unendlich große Schauſpiel folgen: das Italien des Volkes!“ ſchrie hier laut auflachend der Gegner. „Man kann's nicht begreifen, wie man die zukünftige Größe einer Nation auf ſo unverſtändliche Weiſe vorherſagen will. Ich glaube nicht an eine neue europäiſche Welt. Rom hatte das Kapitol und hat jetzt den Vatican“ — —

„Sollten etwa dieſe zwei Monumente aus Stein“, fiel ihm hitzig der Genueſer in's Wort, „die unumſtößliche Gewährleiſtung der politiſchen Suprematie Italien's bedeuten? Soll man die neue Ordnung der Geſellſchaft auf den Glauben an zwei alte Gebäude, an verfallene Kolonnaden und Kuppeln proclamiren, wie die Freimaurer es thun?"

So ging das Hin- und Herreden eine Weile fort. Nach und nach miſchten ſich auch Andere in die Discuſſion, die ſich fortwährend um leere Phraſen drehete. Die anweſenden Polen verhielten ſich ſchweigſam, weil ihre Intereſſen nicht unmittelbar berührt wurden. Julian ſeufzte darüber, daß er, ſeinem Worte getreu, bis an's Ende ausharren mußte. Er dachte daran, ſich dadurch zu befreien, ſeinen Freund, den alten Dombrowski-Soldaten, zu bitten, ihm den Hergang andern Tags zu berichten. Er ſtand auf und blickte nach ihm hin; ihre Augen begegneten ſich, aber ein verſtändlicher Wink des Andern deutete ihm an, ruhig auf ſeinem Poſten zu bleiben. Julian fügte ſich daher in Geduld.

„Was Kapitol, was Vatican!" ſchrie jetzt ein Mönch in der Kutte, der wild in die Höhe ſprang. „Jenes iſt längſt nichts mehr; dieſer wird endlich auch das gleiche Loos theilen. Es übt die Kirche mit ihrem Papſt und ihren Prieſtern zwar noch immer eine große Macht auf die Gewiſſen; das wird aber aufhören. Man muß National-Concilien berufen und der Katholizismus wird dann nicht mehr im Stande ſein, ſeinen furchtbaren Einfluß durch Komplote und Intriguen auszuüben. Der Geiſt des Herrn wird ſich auf die Maſſen herniederſenken und an die Stelle des Dogma von der abſoluten, untrüglichen Autorität eines einzigen Menſchen wird das Dogma der progreſſiven Autorität des Volkes treten, welches allein das Geſetz Gottes nach ſeiner Einſicht handhaben und auslegen wird. Das wird in einer conſtituirenden Verſammlung geſchehen, welche das Concil beruft. Die conſtituirende Verſammlung im Verein mit dem Concil, darin erblicke ich den Papſt der Zukunft.“*)

Der ſo ſprach, war ein Mönch. Er zeigte ſich vollkommen würdig unſers Jahrhunderts des Lichts, trotz ſeiner Kutte, die daran mahnte, daß er einen Eid gebrochen, ein Gelübde frevelnd übertreten. Er war dennoch einer der aufgeklärteſten Männer in der Verſammlung und Viele verehrten ihn deshalb, daß er ſich über die Vorurtheile einer abgelebten Zeit erhob. Das Volk hätte allein über Gewiſſen, Glauben, religiöſe Vorſtellungen in Maſſe zu entſcheiden! Das Prinzip der Religion wäre demnach von dem Volke zu discutiren; Gott ſollte durch ein Plebiscit gewählt werden und die großen Verkünder des neuen Heils beugten ſich dann vor dem Dogma, das aus der Wahlurne hervorginge! In ſo trüben Tagen, wie die jetzigen, können ſelbſt dieſe wahnſinnigen Ideen keinen Spott mehr erregen. Die Zeit der belachenswerthen Blasphemien iſt vorüber.

Andere Redner ſtanden auf; es ging immer hitziger zu. „An den Flammen der Paläſte der Kardinäle würde ſich erſt das neue Licht entzünden, um die Welt zu erleuchten“, ſagte der Eine. „Nicht in dem begränzten Raume eines Jahrhunderts oder einer Secte wird die Wahrheit gefunden, ſondern in der Majorität der intelligenten Menſchen der Vergangenheit und Gegenwart iſt ſie zu ſuchen," lautete der Bombaſt eines Andern. „Die katholiſchen Prieſter wiſſen nur immer im Namen des alten Gottes zu ſprechen und predigen die Moral nach dem Evangelium, das ſich überlebt hat," lautete der impertinente Frevel eines Dritten. „Will man Italien wieder herſtellen, ſo müſſen die Secten aufhören, wie Ugo Foscolo ſchon vor vierzig Jahren ſagte!" ſchrie ein Vierter.*)

---

*) Schon Friedrich II. von Preußen hatte dieſen jetzt ſo ſehr für „zeitgemäß“ gehaltenen Wunſch ausgeſprochen.

Nachdem der Lärm eine Weile fortgedauert hatte, betrat der Genueſer wieder die Tribüne und ſah ſich groß im Kreiſe um. Man merkte es ihm an, daß er die Pauſe, um ſich zu ſammeln, benützt hatte und jetzt einen, nach ſeiner Meinung, entſcheidenden Schlag führen wollte. Mit faſt leiſer Stimme begann er, als ob er langſam und bedächtig die Worte abwäge. Seine ſonſt ſo feſte Haltung war in einen Schein von Schüchternheit gehüllt, die Alle, welche ihn kannten, für eine wohl berechnete Maske hielten. Er redete in franzöſiſcher Sprache:

„Indem ich mich hier nicht mehr lediglich an meine Landsleute wende, ſo ſehe ich mich genöthigt in einer andern, als meiner Muiterſprache, zu reden. Es ſind hier Polen, Deutſche, Ungarn, Franzoſen, um mich verſammelt, die von einer edeln Sympathie für uns erfüllt ſind. Wir, Italiener, theilen dieſelben Gefühle für unſere Gäſte. In dieſem Augenblicke muß die Sache Italiens ſich auch zur Sache aller andern Nationen geſtalten, die unter dem Drucke der Tyrannei ſeufzen. Das unabhängige Italien, das freie einige Italien, dieſer

---

*) Per rifare l'Italia, bisogna disfare le Sette.

Wahlſpruch iſt die Parole der ganzen Welt. Dabei aber reſpectiren wir, Italiener, die verſchiedenen Schattirungen in der Meinung anderer Völker. Der verdient nicht frei zu werden, der das nicht vermag; wer fremde Meinung bemeiſtern, wer ſie unterdrücken, wer ſie beherrſchen wollte, wäre ein Feind der Freiheit, ein Despot, ein Henkersknecht. Alſo Achtung vor jeder Meinung! Da ich nun eben ein Italiener bin, ſo muß ich vor Allem um die Erlaubniß bitten, die Meinige Ihnen vorzutragen. Zugleich aber muß ich auch um Verzeihung bitten, daß ich als Italiener den franzöſiſchen Accent verletze und dadurch vielleicht nicht ganz verſtändlich ſein werde; ferner aber und hauptſächlich, daß ich den herkömmlichen Reſpect vor gewiſſen Dingen nicht beobachte. Der herkömmliche Reſpect und die lautere, gänzlich unverhüllte Wahrheit, ſind nicht gut zu vereinigen. Wo Schicklichkeit allein gebietet, finden Trug und Lüge geebnete Wege. Die Zeit iſt aber reif und Schweigen wäre Sünde. Eine größere wäre es noch, nicht Thaten den Worten folgen zu laſſen. Die Welt ſeufzt und ſchreit nach Gerechtigkeit. Man liefert uns an den Strick und wir wollen leben; man kerkert uns ein und wir begehren nach Freiheit. Was wir thun und unternehmen, ſtempelt uns zu vogelfreien Weſen, zu Rebellen! Man will, daß wir blind gehorchen ſollen der Gewalt. Aber der Rebell iſt nicht der, welcher ſein Recht verlangt; ſondern der, welcher es verſagt. Dieſer Beweis muß geliefert werden; ſo ſeien wir denn vereint und bereit ihn zu führen. Vorerſt aber müſſen wir allen verjährten Anſichten den Rücken kehren, uns von verroſteten

Vorurtheilen löſen, um keine uns entgegenſtehende Macht der Erde zu fürchten. Ich ſpreche hier nicht von jener Macht, die uns einem Kriegsgerichte gegenüberſtellt und uns im Grauen des Morgens, die etwas beunruhigende Silhouette eines Galgens zeigt. Das iſt Kinderſpiel und erſchreckt den Tapfern nicht. Wir laſſen fröhlich die Korke ſpringen und bringen den Wein den Manen der Gehenkten zum Opfer und denken lachend daran, daß uns vielleicht ſchon morgen, ein ähnliches Trankopfer von unſern Freunden geſpendet werden könnte. Die Macht, die ich meine, die wir abſchütteln müſſen, weil ſie uns den freien Willen raubt und mit dem Geiſt auch unſere Arme gefeſſelt hält, das iſt die ſinnbethörende Macht der Religion, die uns der Erde entrückt und uns dafür eine Anwartſchaft in Ausſicht ſtellt, für die wir eine in das Geheimniß gehüllte Bürgſchaft annehmen ſollen. Es hat Männer gegeben, die hierüber ſchon oft ſehr unbeſcheidene Zweifel äußerten und dafür verbrannt worden ſind. Andere ſtrebten dann, neue Religionen als Erſatz zu erſinden, aber ſie müheten ſich vergeblich ab. Sie haſchten, tappten, verſuchten, änderten, riſſen ein; allein was ſie aufbaueten, hatte entweder keinen Beſtand, oder wenn es einen hatte, ſo verlangten ſie für ihre neue Religion ebenſo den blinden Glauben und Gehorſam wie die Andern. Unter dieſem Zwange und Druck ſeufzte die Menſchheit, als zu Ende des vorigen Jahrhunderts die edle Nation der Franzoſen zuerſt das Joch zerſprengte. Sie machte ſich frei; ſie brach mit dem veralteten Wuſt des Glaubens und verließ auch zugleich die noch zu demſelben gehörige Weiſe des freien Forſchens; keine Kirche! keine Religion mehr! Der geſunde Menſchenverſtand verſchlang das Alles. Die Franzoſen waren auf dem Wege glücklich zu werden. Aber die übrige Welt wollte es nicht einſehen. Ueberall Feinde, überall Haß und Verwünſchungen! Man fluchte den erleuchteten Geiſtern, die dieſen neuen Zuſtand vorbereitet hatten; den Rednern, die ihn herbeigeführt; den Kämpfern, die ſich für ihn geopfert.

„Wären wir nicht doppelte Sünder, wann wir, die in dem neuen, hellern Lichte unſeres Zeitalters athmen, auf der Seite der Feinde der ſocialen Wiedergeburt ſtehen blieben? Wann wir uns jetzt noch von Pfaffen gängeln ließen? Unſere Zeit kann keine Männer früherer Jahrhunderte brauchen. Vor Allem müſſen wir trachten, Menſchen, das heißt, frei zu ſein! Mit den Vorrechten der Geburt und des Reichthums werden wir bald fertig werden; ſo ſchütteln wir denn auch die religiöſen Vorurtheile ab! Nur dann vermögen wir uns zur wahren Freiheit zu erheben. Die katholiſche Kirche muß fallen. Der Begriff eines höchſten Weſens bleibe Jedem ſelbſt überlaſſen. Eines Weſens, deſſen Name und Aufenthalt uns ſtets verborgen bleibt! das für uns unſichtbar waltet und ſchafft; das uns den Inſtinkt verliehen es zu ahnen und den Verſtand verſagt, es zu begreifen. Vielleicht wäre es nur ein Wahn, ein Traum, der in unſerm Elende uns zum Troſte gereichen ſoll.“ —

Ein lautes Murren ward hier von einer Seite des Saales vernehmbar, das eine Pauſe ausfüllte, während welcher der Genueſer einige Gläſer Eiswaſſer hinabſtürzte. Nicht einer gab ihm ein Zeichen des Beifalls; nur Wenige näherten ſich ihm, um ſtumm ſeine Hand zu drücken. Julian fuhr in die Höhe, aber ein Blick des alten Soldaten hielt ihn abermals zurück. Die Luft im ganzen Raume ſchien ihm verpeſtet.

Ein junger bleicher Pole ermannte ſich zuerſt und verſuchte es, dem Teufels-Advokaten zu antworten. Allein es gelang ihm nicht. Er war zu poetiſch und zeigte nur zu deutlich, daß er auch ein durch und durch moderner Menſch ſei. Er bewies weit mehr die äußerliche Schönheit des Katholicismus, als die ihm inwohnende Wahrheit. Er ſprach mit Begeiſterung von der Paſſion, von den Domen, von der Muſik, vom Weihrauch; er umgab den Glauben an die Erbſünde und die hölliſchen Strafen mit dem roſigſten Lichte der Verklärung. Daran knüpfte ſich nun freilich der Glaube an die Herrſchaft Gottes über die Menſchen, den er als unerſchütterlich ſchilderte; allein damit widerlegte er nicht den Gegner; es war eben nur der Glaube, ſowie er ihn in der Wiege als Pathengeſchenk vorgefunden. Es ward ihm ſchwer, damit ſeine Erörterungen über die von ihm anerkannte Erweiterung des menſchlichen Geiſtes, ſowie die höhere Verſtändnißfähigkeit der neuen Generation in Beziehung zu bringen. Er ſelbſt, ein Mann der Bewegung, gerieth augenſcheinlich in Verdacht, alles Beſtehende der Unbeweglichkeit überantworten zu wollen. Was er ſagte, trug mehr den Stempel des Eigenſinns, als den einer warmen, innern Ueberzeugung. Man ſah dem bleichen Redner die Anſtrengung an, ſeine eigentlichen Grundſätze mit der von ihm ergriffenen Partie zu verſöhnen. Manchmal blickte etwas in ſeinen Worten hindurch, daß ihn wie einen Soldaten erſcheinen ließ, der ſeiner Sache nur noch der Ehre wegen folgt, obgleich er ihre ſchwache Seite längſt anerkannte.

Mehrere der Anweſenden hatten das Ende ſeiner Rede nicht abgewartet. Der, an welchen ſie zunächſt gerichtet war, hatte aus Höflichkeit Stich gehalten. Als der Redner ſchwieg, näherte ſich ihm der Genueſer und mit einem leichten Gruße ſagte er ſehr ernſt:

„Sie ſprachen für die Todten, ich für die Lebenden. Beharren ſie auf dieſem Wege, ſo iſt es ein Selbſtmord, den ſie begehen, weil ſie der Einheit ihres Lebens nicht entſagen wollen. Sie mögen das groß finden; Viele werden es gleichfalls dafür halten. Allein ich halte es für richtiger, den alten Weg zu verlaſſen, wenn der neue ſich zeigt, und dieſem zu folgen, aller Hinderniſſe ungeachtet, allen Gefahren trotzend, des Bannſtrahls ſpottend, den der Fanatismus ſchleudert. Ich habe gebrochen mit meiner Jugend; ich habe meine Schulbücher verbrannt; ich will von Niemand bewundert ſein; ich will nur der Wahrheit dienen! Mein Leben kennt kein Kruzifix und auch im Tode wird keines auf meiner Bahre ruhen.“

Dies ſchreckliche Bekenntniß wirkte wie ein Loſungswort auf die anweſenden Slaven und trieb ſie zum Aufbruch. Sie erheben ſich von ihren Sitzen und wollten den Saal verlaſſen; aber in das hierdurch verurſachte Geräuſch tönte eine mächtige Stimme, die ſie zur Umkehr zwang. Des alten polniſchen Kriegers ehrfurchtgebietende

Geſtalt hatte die Tribune eingenommen und drei gewaltige Schläge auf den Rand derſelben augenblicklich Stillſchweigen herbeigeführt. Alles horchte auf.

„Welchen Rang im Leben uns auch das Glück anweiſt,“ ſprach der kraftvolle Greis mit großem Nachdruck, „ſei es, daß wir durch Thaten des Geiſtes oder der Tapferkeit uns auszeichnen, wir erhalten unſern wahren Werth erſt dadurch, daß wir vor Allem Chriſten ſind. Dieſe Eigenſchaft adelt, was wir unternehmen. Der eitle Hochmuth, der die ſogenannten Philoſophen unter den Bureaukraten, Advokaten, Handelsleuten und Krämern beſeelt, die ſich in ihrem Wahne von dem Chriſtenthume losſagen und dennoch groß und mächtig dünken, verſchwindet vor dem Chriſten in Nichts. Wir Soldaten, auf dem Schlachtroß, mit gezogenem Schwerte, Orden auf der Bruſt, vernarbte Wunden im Antlitz, Befehle ertheilend, die Verkörperung aller Kraft, allen Ruhmes, aller Herrſchaft, ſind dennoch nur die lebendigen Symbole des Gehorſams, der Unterwerfung, mit einem Worte — der Subordination. Damit geben wir Gott, was allein Gottes iſt: die Ehre in der Höhe! Sobald wir das jemals vergeſſen könnten, würden wir unfähig werden, unſer edelſtes Werk, den Kampf für das Recht, auszuführen. Die Frevler und Gottesläugner würden ſich deſſen bemächtigen und wie ſollten wir es verhindern? Die offenen Waffengänge würden beſeitigt und der Meuchelmord an deren Stelle treten. Im Winkel der Gäßchen würden feige Schufte auf unſchuldige, von ihnen gehaßte Menſchen lauern und ſie erdolchen; von den

Fenſtern herab, in den Gängen ihrer Wohnungen würde man tödten; auf den Dächern, hinter den Rauchfängen verſteckt, würden ſie ſchießen; grauſam, feig und unſichtbar würden ſie die namenloſeſten Gräuel verüben und die ausübende Gewalt des Feindes, die der Mörder nicht habhaft werden kann, würde alsdann andere Unſchuldige ergreifen und um ihre Wuth zu ſtillen, wie zum erſchreckenden Beiſpiel, Ströme Bluts vergießen, des beſten Blutes, das der guten Sache allein gehört. Darum: Weiche von uns, Satan! und das Kreuz gemacht, wann der Verſucher naht! Kämpfen werden wir für Recht und Freiheit, als getreue Söhne unſerer heiligen Kirche. Wir proteſtiren laut gegen jede Verläumdung ihrer heiligen Lehre! Wir Polen, bekennen es Angeſichts von ganz Europa und der ganzen Welt, daß wir treu zum Papſte ſtehen und von ſeinen Gebeten den göttlichen Schutz für unſere Unternehmungen erwarten. Wer uns zu der Nacht des Unglaubens verführen will, den betrachten wir als Feind. Gott iſt mit uns! Wir verwünſchen die Treuloſigkeit einer Politik, die uns in den Rachen der Hölle zu ſchleudern ſtrebt. Der heilige Vater und die Anhänger der Kirche ſind eine Familie. Wir wollen nicht das Brandmal des Verräthers auf unſere Steine gedrückt ſehen. Wir wollen nicht Verſchwörer ſein, die Vatermord als Tugend preiſen. Wir weiſen alle Bemühungen einer Propaganda zurück, die Italien unterwühlt und es ſicher noch einem entſetzlichen Verhängniß entgegenführen wird.“

Der Genueſer hatte aufmerkſam zugehört. Seine

Miene verrieth weder Mißbilligung noch Spott; ſo gut wußte er ſich zu beherrſchen. Auch in dem, was er früher geſprochen, hatte ſich nicht der leiſeſte Anflug von Leidenſchaftlichkeit bemerkbar gemacht. Sein Weſen war von eiſiger Kälte durchdrungen, die beſſer dazu geeignet war, zu komplottiren und die Fäden aus der Ferne zu leiten, als Thaten zu vollführen, bei denen mit der Perſon eingetreten werden mußte.

„Wir könnten über den Gegenſtand,“ ſagte er, „einen ganzen Tag hin und her reden und wären doch am Abend um kein Haarbreit weiter gekommen. Am Ende würde es zu gegenſeitigen Artigkeiten führen, denen ich, als Italiener, gern aus dem Wege gehe. Wer noch von der Phantaſie zu ſtark beherrſcht wird, der iſt in der Regel nicht im Stande, gründlich und folgerichtig zu denken. Das iſt die Eigenſchaft junger Völker; wir Italiener ſind ein altes Volk. Schnell handeln und hinterher denken, das hat alle Erhebungen der Polen bis jetzt vereitelt. Italien wird ſich nur einmal erheben und des Sieges ſicher ſein. In dieſem Bewußtſein unternehmen wir das Werk. Wir werden nicht die unſeeligen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen wieder heraufbeſchwören, die hundert Jahre hindurch unſere Städte verwüſteten; wir wollen für unſere Befreiung von jedem Joch, dem der Kirche, ſowie dem der Fürſten, ſtreiten.“

„Tyrus und Sidon wird es am Tage des Gerichtes beſſer ergehen, als euch!“ rief ein Pole.

„Sie werden nicht verlangen, Signor, daß ich ihnen Recht geben ſoll,“ ſagte trocken einlenkend der alte Soldat.

„Sie kennen das Leben beſſer als ich," erwiderte höflich der Italiener, „und ich verzichte darauf, ſie für meine Meinung zu gewinnen; jedoch verzweifle ich nicht daran, bei Andern Eingang für ſie zu finden."

„Das glauben wir auch!" riefen einige junge Leute, die damit das ſchöne Bekenntniß des Unglaubens ablegen wollten.

„Eine furchtbare Kluft trennt uns fortan," ſchrie der bleiche, junge Pole, der zuerſt geſprochen hatte, alle Kraft ſeiner Lunge anſtrengend, indem er ſein Auge auf diejenigen richtete, die den Ruf ausgeſtoßen und unter denen er einige Landsleute erblickte. „Feinde in der eigenen Partei, das iſt entſetzlich! Was wird unſer Loos ſein? Erringen wir unſere Freiheit, ſo droht uns in dem innern Zwieſpalt dennoch Verderben. War das Schaffot der Thron der Tyrannei, ſo wird die Freiheit mit dem Dolche regieren. Das wird das Ende ſein, der ſo glorreich begonnenen polniſchen Revolution."

„Ich hege das feſte Vertrauen," rief der Krieger aus der Schule Dombrowski's, „daß unſere Ausſaat nicht ohne Ernte bleiben werde, wenn wir uns nicht auf Abwege verleiten laſſen. Wir wollen keinem andern König dienen, als dem mit Dornen gekrönten, für uns gekreuzigten! Wir wollen keinen geheimen Geſellſchaften als Werkzeuge dienen; uns nicht an einen neuen Karren der Tyrannei feſſeln und uns mit dem Aushängeſchild „Freiheit" ködern laſſen. Dies ſpreche ich hier im Namen aller katholiſchen Polen aus!"

„Der Bund aller freien Völker iſt unausbleiblich!"

„Wenn auch noch in weiter Ferne!"

„Wir wollen keinen Bund mit Feinden der Kirche!"

„Lieber Untergang und Tod!"

„Wir werden ohne die Kirche ſiegen!"

„England ſteht uns bei!"

„Wir wiſſen zu gut, welchen Preis es dafür fordert!"

„Auch auf Frankreich dürfen wir zählen!"

„Das haben uns die Schlachten gezeigt, in denen wir für Napoleon geblutet!"

So ſchallte es in wildem Ungeſtüm durcheinander. Es war wie ein einziger, lang verhallender Donner, der ſich an dem Gewölbe des alten Saales brach.

„Der Buße wird die Sühne folgen und Gott wird Barmherzigkeit üben!" rief mit erhobener Stimme der Schüler Dombrowski's und verließ mit den meiſten Polen die Verſammlung.

Der Genueſer drückte jetzt den Hut, den er in den Nacken geſchoben trug, tief in die Stirne und ging, ohne die Zurückbleibenden zu grüßen. Dieſe ſaßen da, über die Vorkommniſſe des Abends ſprechend.

Einer ſagte: „Der Genueſer iſt zu heftig und wird nichts Bleibendes ſchaffen. Er iſt zu blind in ſeiner Idee verrannt."

Ein Anderer: „Er wird das Vaterland ruiniren! Alles an ihm iſt übertrieben; er hat ſeinen Kopf mit den Hirngeſpinnſten der ganzen Welt angefüllt, und iſt ein Spielball aller Leidenſchaften."

Ein dritter bemerkte: „Wer der Einigung der Geiſter mit ſolcher Macht des Wahnſinns entgegenkämpft, iſt ein mittelmäßiger Kopf. Wie weit waren ſchon die Polen mit uns gegangen — und nun —"

„Verließen ſie unſer revolutionäres Bedlam, wo ſtets dieſelben leeren Worte nachgeplappert wurden. Solche Reformatoren findet man wahrhaftig in den Papagai-Käfigen!"

Da erhob ſich ein ernſter Mann und rief mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, indem er die Verſammlung verließ:

»Quest' uomo guasta tutto ciò che tocca!« *)

* * *

Julian war durch den Zwang, den er ſich auferlegt hatte, erſchöpft. Es wäre ihm nicht möglich geweſen, an der Discuſſion theilzunehmen. Nur an dem unſäglichen Reiz, der für ihn in dem Gedanken an Maria lag, erſtarkte er. Er mochte ſich keine Rechenſchaft über den ungeheuern Kontraſt abfordern, der in der unbezwingbaren Leidenſchaft für ein Mädchen und den Hauptelementen eines Geiſtes, der für die unbedingte Freiheit geſchwärmt hatte, ſich auf die überraſchendſte Weiſe kundgab.

---

*) „Dieſer Menſch verdirbt Alles was er anrührt." Nach Gualterio „Gli ultimi rivolgimenti" pag. 348 ſprach dieſe Worte Garibaldi über Mazzini aus.

Seinen getreuen Bericht hatte Gräfin Maria mit großem Danke aufgenommen; das Benehmen der Landsleute ſie gefreut. „Iſt auch der Prieſter nicht mit dem Leib des Herrn erſchienen, ſo iſt doch das Wort des Herrn erklungen, dem die Polen folgten,“ ſagte ſie. Sie wünſchte die Bekanntſchaft des alten Dombrowski-Soldaten zu machen. Julian erhielt den Auftrag, dies zu bewerkſtelligen. Das Verhältniß zwiſchen Beiden gewann dadurch an vertraulicher Herzlichkeit.

Maria dachte nicht über das nach, was ihr ſo natürlich ſchien. Julian wurde heftig davon berührt. Er faßte den kühnen Gedanken, um ihre Hand zu werben, obgleich er ſich dabei geſtand, daß der hohe Zauber, der in ihrem geheimnißvollen Weſen lag, einen ausgeſprochenen Wunſch dieſer Art als Kühnheit erſcheinen ließ.

Die ernſten Ueberlegungen, die ihn nun erfüllten, drängten ihn, ſeinem Herzen Luft zu ſchaffen. Seiner Mutter wollte er ſich nicht entdecken, weil er fürchtete, daß ſein Geſtändniß Hoffnungen in ihr erregen könnte, deren Nichterfüllung ſie zu ſehr betrüben würde. Er beſchloß an ſeinen Jugendfreund Antoni in Warſchau zu ſchreiben, weil er bei dieſem die rechte Theilnahme vorausſetzen durfte. „Mit einer Gattin aus hochadeligem, polniſchem Geſchlechte, im altererbten Palaſte zu leben, auf den alten Familienſervietten edeln Wein zu verſchütten und ſich frei fühlend, aller blutigen Chimären zu entſchlagen,“ dieſem Gedanken mußte Antoni zuſtimmen.

Kopfſchüttelnd ſchickte er ſich zum Schreiben an; ſein

Sinn ward trübe, allein nach und nach gelang es ihm, in's rechte Geleiſe zu kommen.

VIII.

„Ich heiße noch immer jung, lieber Antoni", ſchrieb er, „bin noch im vollen Genuße ungeſchwächter Kräfte, beſitze noch nicht verwerthete Erfahrungen und glaube doch ſchon am Ende des Weges zu ſein, den ich ging oder den ich geführt wurde. Aus allen Verwickelungen von ſcheinbaren Zufällen blickt eine unſichtbare Hand hervor, die uns im Dunkeln beherrſcht und den Faden oft ſchon lange voraus geſponnen hat, den wir in ſorglicher Freiheit ſelbſt zu ſchlingen vermeinten.

„Mein Leben ſchien dazu beſtimmt, keinen Ruhepunkt zu haben. Ein kurzer vorüberſchwindender Genuß erzeugte eine Befriedigung, die nur zu bald wieder von neuen Ereigniſſen verdrängt wurde. Jene unſichtbare Hand ſtreute nur ſelten einige Blumen auf meinen Pfad und immer ſah es einem Ungefähr zu ähnlich, als daß ich mich hätte überreden können, ſie ſeien nur mir allein beſchieden.

„Alles was mir widerfuhr, war von dieſer Art. Jeder Abſchnitt meines Lebens brachte mir Neues und

Unerwartetes. Glaubte ich mit Allem fertig zu ſein, ſo traten Ereigniſſe ein, die entweder meine Abſichten zerſtörten oder mich auf überraſchende Weiſe Hilfsmittel entdecken ließen, die mich wieder auf kurze Zeit aufrichteten.

„Ich war niemals glücklich, aber eine Lehre ward mir zu Theil, die mich dafür ſchadlos halten kann; ich traue nicht dem heitern Sonnenſcheine; ich glaube an die Wandelbarkeit aller Dinge und ſehe den Nutzen hiervon ein. Man kann mit vollem Rechte das Leben ſo mancher Menſchen, der wechſelvollen Begebenheiten wegen, mit einem Romane vergleichen. Mein Leben möchte ich ein Feenmärchen nennen.

„Höre!

„Ich glaubte bereits, daß das Gewebe, an dem mein irdiſches Schickſal fortzugleiten hatte, zerriſſen ſei. Ich ahnte ein trübes Ende, an das ſich die Hoffnung eines freiern, ſchönern Daſeins knüpfte; da fühlte ich mit einem Male, daß ſich ein anderes Leben dem meinigen nahete und der Wunſch erwachte in mir, beide Leben zu vereinigen. Mein Bewußtſein gleicht dabei einem klaren Strome, der ſich in eine ängſtliche Ferne verliert. Aber was ſie mir auch bringen möge, ſeelige Ruhe oder trübe Bekümmerniß, ſo ſtrecke ich ihr doch meine Arme ſehnſüchtig entgegen. Ich bin zu ſchwach, zu widerſtehen. —

„Als ich dich zum letzten Male in Warſchau ſah, hatte ich dort eine Begegnung, deren Eindruck mich nie mehr verlaſſen hat. Du ſprachſt mir ſelbſt einmal von dem wahnſinnigen Mädchen, der Tochter eines alten

Weibes, welches in ihrem Kahn die Leute über den Strom führte. Das Mädchen, das den Kahn faſt nie verließ, wurde ſpottweis die „Tochter der Weichſel" genannt. Ich hatte eine Unterredung mit der armen Wahnſinnigen, welcher ein Abenteuer in der polniſchen Schenke in Praga folgte, bei dem ſie faſt das Leben eingebüßt hätte. Als ich ſie am andern Tag wiederſah, lag ſie beſinnungslos da und es gelang mir damals nicht, trotz aller Mühe die ich mir gab, etwas von ihrem Schickſal zu erfahren. Die Alte, bei der ſie ſich aufhielt, geſtand mir nur, daß ſie nicht die Mutter des Mädchens ſei. Ich mußte bald darauf Warſchau verlaſſen, aber das Bild nahm ich mit. Ich dachte, daß ich es nie wiederſehen würde.

„Vorigen Sommer, als ich bei meiner Mutter in einem deutſchen Bade verweilte, ſteige ich den Hügel zu ihrem Häuschen hinan und begegne einer jungen Dame zu Pferde, der ein Jockei folgt. Ich war in Gedanken vertieft und werfe nur einen flüchtigen Blick auf die Reiterin, die mich ſcharf fixirt. Das bemerkte ich, ohne daß es mich ſonderlich intereſſirte. Später aber erzählt mir meine gute Mutter, die den Salon einer ruſſiſchen Fürſtin zu beſuchen pflegte, daß die Nichte derſelben, die Tochter eines polniſchen Martyrers, auf einem Spazierritt vom Pferde geſtürzt ſei und bei Allen, die ſie kannten, die trübſte Sorge wach gerufen habe. Die nähern Umſtände überzeugen mich, daß es die ſchöne Amazone war, der ich begegnete. Ich rief mir die Reiterin in's Gedächtniß, den auffallenden Blick, mit dem ſie mich angeſehen und wie ich über dies Alles recht lebhaft nachdenke, dämmert, wunderbar genug ein Bild vor mir auf, das die Geſtalt jenes Weichſelmädchens annimmt und mich in die höchſte Unruhe verſetzt.

„Ich hätte mich zu jeder andern Zeit der Fürſtin vorſtellen laſſen, allein jetzt war es nicht möglich. Die ſchöne Reiterin war durch den Sturz vom Pferde auf das Krankenlager geworfen und die beſorgte Tante hatte ſich aller Geſellſchaft entzogen. Ihre Wohnung glich einem Trauerhaus. Als endlich die Geneſung ihrer Nichte ſoweit vorgeſchritten war, daß ſie die Abreiſe geſtattete, verließen die Damen den Ort.

„Mit mir zurück blieb, ein in dem Kreiſe der Fürſtin präſentirter deutſcher Officier, deſſen Bekanntſchaft ich machte und der mir manches von der jungen polniſchen Gräfin Maria zu erzählen wußte. Sie ſei zart, gefühlvoll, anziehend, ſpiele mit Virtuoſität Klavier, ſinge wie ein Engel, dichte vortrefflich franzöſiſch, was er verſtand, auch ebenſo polniſch, wie ihm Slaven verſichert hatten und Alles, was die Fürſtin umgab, ſei mehr oder weniger in ſie verliebt.

„Im Uebrigen aber, ſei ſie für Alle ein unauflösbares Räthſel. Man ſpreche ſehr geheimnißvoll von ganz beſondern Schickſalen, welche die junge Dame betroffen haben ſollen und die ihr eine Reizbarkeit der Nerven zugezogen, welche ſie oft in eine Art des ſomnambulen Hellſehens verſetzte. Hiermit verbände ſich jedoch eine körperliche Kraft, die ſie manchmal zu Ausbrüchen der Heiterkeit verleite und ſie Uebungen unternehmen laſſe, die man gewöhnlich zu den halsbrechendſten zählt. Sie ſei zum Beiſpiel die kühnſte

Reiterin und auch im Fechten zeige ſie ungewöhnliche Gewandtheit und Stärke.

„Das Treiben in Paris hatte ich vollſtändig ſatt bekommen und mir vorgenommen auch einmal die giovine Italia kennen zu lernen. Die Anweſenheit der Fürſtin in Florenz, die mit ihrer Nichte den Winter dort zubringen wollte, paßte ganz für meinen Plan. Ich erhielt eine Empfehlung von meiner Mutter, die mich in den Kreis der Damen einführen ſollte. Ich beſuchte Genua, ſchiffte mich nach Livorno ein und ging nach Florenz. Ueberall fand ich die traurigſte Gottesverlaſſenheit, und um allenfalls einen Troſt, wie ich ihn in dieſem Elend heiß erſehnte, zu finden, ſtellte ich mich bei der Fürſtin vor.

„Eine umſtändliche Schilderung erwarte nicht von mir; Wie könnte ich die nöthige Ruhe finden, ſie zu entwerfen. Ich ſah Maria; die Gräfin Maria ſtand mir gegenüber und doch war es zugleich die kühne Schifferin auf den Fluthen der Weichſel. Mein Erſcheinen verwirrte ſie ſichtlich, obgleich ſie darauf vorbereitet war. Man hatte ſchon ſeit einigen Abenden von mir geſprochen, dabei meiner Mutter gedacht, die von Maria unendlich geliebt und verehrt wird. Es währte lange bis ich meine Rede direct an ſie zu richten wagte. Sie ſchien unbefangen in ihren Antworten. Ob meine Perſon ihr wohl als eine einmal geſehene und gekannte vorſchweben mochte? Ob ihr die Erinnerung, daß ſie einſt dem Wahnſinn verfallen war, geblieben iſt? Das iſt nur ſelten der Fall und lindert einen Zuſtand, der ſonſt zur unerträglichſten Qual würde.

„Jetzt ſind die zwei Monate verfloſſen, welche ich anfangs in Florenz zuzubringen gedachte. Aber wohin ſoll ich meine Füße tragen? Ich denke nicht daran fortzugehen und könnte es auch nicht. Ich geſtehe dir, daß kein Tag mehr verſtreicht, an welchem ich Maria nicht ſehe, nicht mit ihr ſpreche. Ich liebe ſie mit einem Gefühle, mit einer Zärtlichkeit und Glut, die ſich nicht mehr bekämpfen läßt.

„Du lachſt, daß ich dir dies bekenne? Antoni, ich pflichte dir jetzt bei, du biſt ein Weiſer. Es giebt noch Glück genug in der Welt, man muß es nur auf dem natürlichen Wege ſuchen.

„Was ich will? Lache nur zu! Mich verheirathen will ich. Eine närriſche Idee für ein Kind der Revolution, das nur den Umſturz alles Beſtehenden träumte. Ich bin einmal ein ſolches Original. Warum ſollte ich nicht noch ſo glücklich werden, als du es biſt? Ich will mich beſtreben als friedliebender Menſch es zu verdienen und anſtatt die ganze Menſchheit beſſern und dann beglücken zu wollen, mit mir ſelbſt den Anfang machen. Biſt du nun nicht mit mir zufrieden? Mögen ſie drohen, ſchäumen, wüthen, räſonniren nach Herzensluſt. Ich verſchließe Ohr und Mund; nichts ſoll mich in meinem Vorſatz irren, ein glücklicher Ehemann zu werden.“ — —

Der Brief ging ab. Antoni mag wohl gelacht haben, aber mit einer von Beſorgniß und Freude gemiſchten Empfindung. Die Sachen in Polen hatten eben jetzt wieder eine bedenklichere Wendung genommen.

IX.

Ach! kein Weib gebar dich,
Dich gebar die Roſe
In Pfingſtmorgens Kühle
Aus dem thauigen Schooße.
Ungariſches Volkslied.

Julian hatte mit Albert von ſeinen Abſichten geſprochen, welche von dem beſonnenen Freunde nicht gebilligt wurden.

„Ich kenne nicht die Schickſale der Gräfin“, ſagte Albert, „allein ſie müſſen nach den Andeutungen, die mir die Fürſtin gab, außerordentlich geweſen ſein. Es handelt ſich hier um ſehr ernſte Dinge. Sie ſagen mir, daß ſie Maria lieben und ſcheinen nicht zu fühlen, daß ſie ſie unglücklich machen würden. Sie ſagte ihnen, daß ſie Ruhe und Befreiung ihrer Seele vom Gebete erwarte. Wenn ſie nun vermöchten, ſie dahin zu bringen, daß ſie ihre Leidenſchaft erwiederte, was ſollte aus ihr werden? Was ſind ſie im Stande für Maria zu thun? Ich darf mich hierüber nicht deutlicher erklären; aber ich bitte ſie, es ernſtlich zu erwägen, ob es recht wäre, den Zug zu klöſterlicher Ruhe zu erſticken, der ein unglückliches Geſchöpf beſeelt, um es mit Begierden zu entflammen, welche ihm nur neues Ungemach bereiten können? Sie iſt zu dem weiſen Entſchluß gelangt, daß in ihrer Lage nur das Kloſterleben allein ihr zum Heile gereichen kann. Lieben ſie Maria wirklich, ſo widerſetzen ſie ſich nicht dem Glücke, das ſie erwartet. Es iſt noch Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun. Vermeiden ſie jedes Geſpräch unter vier Augen; nehmen ſie die Einladungen zu den kleinen Familiendiners nicht mehr an, mit denen die Fürſtin ſie manchmal beehrt; auch in der Abendgeſellſchaft ſeien ſie bemeſſener und kälter als bisher und wollen ſie ihn befolgen oder nicht, mein letzter und beſter Rath iſt: Verlaſſen ſie Florenz ſo bald a's möglich; eine neue Umgebung wird ihren Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung geben und die Nonne in Florenz wird, wie die Schifferin auf den Fluten der Weichſel, bald nur noch wie ein wehmüthiger Traum in ihrer Erinnerung leben."

Das Gefühl, das dieſe Worte in Julian hervorriefen, iſt ſchwer zu ſchildern. Eine ſo kalte Beſonnenheit konnte nur einem Deutſchen möglich ſein, dachte er, während Albert ſprach und die angeborene Abneigung, die er gegen die Deutſchen im Allgemeinen hatte, regte ſich plötzlich in ſeinem Herzen. Er ſtand mit weit geöffneten Augen ſeinem Freunde gegenüber und betrachtete ihn lange mit wegwerfender Verachtung; dann ging dieſer Ausdruck in Schmerz über und ein feuchter Glanz legte ſich über die Glut, die ſich in ſeinem Blicke concentrirt hatte. Er kreuzte die Arme auf die Bruſt und ſprach dumpf:

„Sie wollen, daß ich ſterbe. Ja, ich ſeh' es deutlich, ſonſt könnten ſie mit ihrem wohlgemeinten Rath, mir nicht ſo kalt den Dolch in die Hand drücken. Zum Selbſtmord bin ich noch nicht reif; es iſt an ihnen, das Werk zu vollenden. Es wird ihnen leicht werden, mich aus der Nähe der Fürſtin zu verdrängen, deren ganzes Vertrauen ſie beſitzen; verſperren ſie mir den Weg, Maria zu ſehen; thun ſie Alles, mir ihre Zuneigung zu entziehen; ich gebe ihnen mein Wort, daß ich dieſen Verluſt nicht vier und zwanzig Stunden überlebe. Aber weshalb ſollten ſie ſo handeln wollen? Womit habe ich ſie je beleidigt? Ich liebe Maria und ſtrebe darnach von ihr geliebt zu werden. Beleidigt das ihre Ehre? Kann ihr Glück dadurch gefährdet werden? Bin ich denn wirklich ſo elend, wie ſie ſagen, nichts zu ihrem Glücke beitragen zu können? Ich bin ihr gleich durch die Geburt; des Segens meiner Mutter bin ich gewiß; ich will ihr treu angehören für's Leben, deß ſei der Himmel Zeuge. Weiſt ſie dieſe Erklärungen aus freiem Entſchluſſe zurück, ſo möge ſie den Schleier nehmen und aus mir werden, was Gott über mich beſchloſſen hat. Was finden ſie denn in dieſem Allen, was der Ehre oder der Vernunft entgegen ſteht? Ich geſtatte ihnen bei allen Unterredungen, die ich mit Maria haben werde, als geheimer Zeuge gegenwärtig zu ſein. Sie wiſſen, wie ſehr ich ihnen bisher vertraute und ich hege den feſten Vorſatz, ihr nichts zu ſagen, was nicht von aller Welt gebilligt werden ſollte.“

Julian ſchwieg. Albert konnte ein gutmüthiges Lächeln nicht gänzlich unterdrücken, als er ſah, auf welche leichte Weiſe Julian über Alles hinwegging. Er ſagte, daß er ſeine verliebte Beredtſamkeit bewundern müſſe; dann aber wurde er ernſt und bat ihn, ihm den Zuſtand ſeines Herzens auch ferner vertrauenvoll zu öffnen. So plauderten die beiden Freunde noch eine Weile fort; ihr Geſpräch nahm wieder die gewohnte Heiterkeit an, bis die beiden Damen ihm ein Ende machten. Sie ſtralten in der anmuthvollſten Schönheit. Auch in Albert's Augen glänzte ein verrätheriſches Feuer, wann ſie auf Helena blickten.

Man ging zum Diner; die Unterhaltung war im Anfange ſehr einſylbig; die Fürſtin warf eine leichte ſpöttiſche Bemerkung hin, die Maria auf ſich bezog, da ſie noch gar nicht geſprochen hatte.

„Es iſt wohl verzeihlich bei Tiſche zu ſchweigen", erwiderte ſie, „wenn man mit gutem Appetit ißt."

„Du haſt recht; aber ich bemerke, daß Graf Julian wenig ſpricht und noch weniger ißt. Er denkt vielleicht an Paris; ſein Geiſt ſchweift jenſeits der Alpen."

Julian ſah ſich zu einer Antwort gedrängt. Er wollte der Neckerei mit einem Scherz begegnen; allein ohne es zu wollen, war ſeine Antwort ernſt und er ſagte mit etwas verwirrter Miene:

„Ich habe nichts in Paris zurückgelaſſen, was meine Gedanken dahin zu lenken im Stande wäre. Sie ſind ſo glücklich, ein ruhiges Daſein zu verleben in der Kunſt erfüllten Stadt, umgeben von Freunden, den edelſten Genüſſen ſorgenlos und ungeſtört ſich überlaſſend. Ich gönne ihnen dies Loos und ich darf freilich ihre Theilnahme für das meinige nicht anſprechen."

„Iſt es nicht ſo glücklich, ſo würde ich es beklagen, wenn es mir bekannt wäre", antwortet Helena. „Ich kann mir jedoch nicht denken, daß ein Mann wie ſie, zu beklagen wäre."

„Wie würde es mich beſeeligen, wenn auch Andere mich mit ihren Augen betrachteten und daraus auf einen ähnlichen Schluß geriethen", ſagte er mit einem deutlichen Blick auf Maria.

„Wir wollen nicht vergeſſen, daß wir bei Tiſche ſind", bemerkte hierauf ſcherzend die Fürſtin, „ſo tiefe Betrachtungen müſſen bis zu Ende der Mahlzeit verſchoben werden."

Das Geſpräch drehete ſich jetzt etwas gezwungen nach einer andern Seite. Als das Diner zu Ende war, machte man einen Gang durch den Garten. Albert führte die Fürſtin; Julian reichte Maria den Arm. Die Paare trennten ſich bald; Albert und die Fürſtin gingen einige Schritte hinter den Andern. Julian, der von ihnen beobachtet wurde, ſprach nun ſehr beredt, wie es ſchien, mit ſeiner Dame, die ihm mit Aufmerkſamkeit zuhörte.

„Jetzt iſt ihm plötzlich die Zunge gelöſt", ſagte Helena, „was er ſpricht, ſcheint Maria's Theilnahme zu erregen."

Albert hielt die Gelegenheit für günſtig. Er fragte, ob ſie nicht bemerkt habe, daß Julian ihre Nichte anbete?

Sie erwiderte lächelnd, daß es unmöglich geweſen wäre, ſich darüber zu täuſchen.

„Ich habe es verſucht, die Gräfin von ſeiner Zudringlichkeit zu befreien", ſagte Albert in ſeiner ehrlichen geraden Weiſe, „aber ſie können ſich wohl denken, daß man nichts ausrichtet, wann die Liebe ſich eines feuerigen Herzens bemächtigt hat, und der Gegenſtand derſelben ein Engel iſt."

Die Fürſtin unterbrach ihn:

„Sie kennen Maria's Werth nur zum Theil, mein lieber Freund. Ich bin bekümmert, daß ſie ſich von der Welt gänzlich losſagen will und ich geſtehe, daß ich alles dazu beitragen würde, wenn es gelänge, uns Maria zu erhalten.“

„Iſt es denn wirklich ernſt mit dem Kloſter?“ fragte Albrecht.

„Sprechen wir offen“, ſagte Helena. „Maria kennt die Leidenſchaft Julian's, aber ſie wird dennoch ihrem Vorſatz treu bleiben.“

Sie bemerkten jetzt, daß Maria und Julian ſich von ihnen entfernt hatten, und in dem Pavillon am Ende des Gartens verſchwanden. Die Fürſtin gab ihrem Begleiter einen Wink ihr zu folgen; ſie traten behutſam ein. Seitwärts von dem Salon lag ein kleines Kabinet, deſſen verhängte Glasthür den Blick in jenen geſtattete. Hier nahm die Fürſtin und ihr vertrauter Freund Platz, um die Unterredung der beiden Liebenden, in beſter Abſicht zu belauſchen.

X.

Hier wurden ſie Zeugen einer ſehr bewegten Scene. „Ich bin ihnen Wahrheit ſchuldig“, ſagte Maria, „ich kann und darf ſie nicht täuſchen. Ich habe den Muth dazu. Längſt war mir meine immerhin glänzende Iſolirung zuwider; mein beredtes Stillſchweigen hatte es meiner Tante verrathen. Das Bedürfniß, welches jede menſchliche Creatur empfindet, geliebt zu werden, kannte ich bisher nicht. Da traten ſie in unſern Kreis. Sie waren mir nicht fremd. Ihre Geſtalt ſchwebte mir wie ein Traum vor der Erinnerung. Ihre verehrungswürdige Mutter hatte mir viel von ihnen geſprochen. Ich fühlte Theilnahme für ſie, noch ehe ich ſie kannte. Als ich ſie von ihren Reiſen erzählen hörte, als ſie mir, der Polin, vertrauenvoll ihre Geſinnungen enthüllten; als ſie mir ſagten, welche Gefahren ihnen ſchon im Leben gedroht, da erbebte ich in meinem Innern. Sie bemerkten, daß ich erbleichte und ſagten es mir, ſo daß ich ängſtlich mich abwenden mußte. Ich wollte meine Erregtheit vor ihnen verbergen; aber heute, in dieſem Augenblicke, leugne ich es nicht mehr. Alle jene Momente ſind mir gegenwärtig. Ich habe mein Gefühl bisher beherrſcht. Ich habe endlich den Sieg über mich ſelbſt errungen. Ich habe mein Gewiſſen einer Leidenſchaft nicht zum Opfer gebracht. Ich darf mich nicht verachten. Dies iſt mein Geſtändniß."

„Und ihr Herz empört ſich nicht dagegen?" rief Julian in Verzweiflung. „Es iſt in der That ſo ungeheuer; der Sieg, deſſen ſie ſich rühmen, iſt ſo unnatürlich, daß ich nicht glauben kann" —

Sie unterbrach ihn ſchnell:

„Daß zwei Seelen, die von einer gewaltigen Leidenſchaft in anderm Sinne erfüllt und hingeriſſen, ſich auf

Augenblicke in ihrer Lebensbahn begegnen, ſich lieben können und dann auf immer getrennt, um einander trauern?“

„Das iſt nicht die Sprache eines weiblichen Herzens“, ſagte er in großer Aufregung. „Die Sprache eines Mannes antwortet darauf: mein Leben gehört ihr, die ich liebe. Ich lege mein Schickſal in ihre Hände. Sie kann darüber nach ihrem Willen verfügen. Sie kann mich vernichten oder aus mir machen, was ihr gefällt. Und ich darf es ohne Stolz ſagen, es iſt noch etwas aus mir zu machen . . .“

„Haben ſie Mitleid mit mir“, war alles, was ſie erwidern konnte. Sie warf ſich in einen Seſſel und ſah zu Boden.

Er blieb vor ihr ſtehen, als ob er auf eine beſtimmte Antwort wartete. Sie verſtand ihn und blickte ihn wieder an.

„Mein Stolz iſt gebrochen“, ſagte ſie zögernd, „ſie ſollen mein Schweigen nicht länger fälſchlich deuten. Ich will nicht im Siegesübermuth vor ihnen erſcheinen. Nicht mit dem Vorwurf der Kälte von ihnen ſcheiden. Das Geſtändniß, das ich ihnen vorhin gemacht, bereue ich nicht. Ich fühlte es, daß ſie mich wahrhaft liebten und dies Gefühl hat es mir wider Willen entriſſen. Ich erkannte es, daß ſie litten und doch war es nur der einzige Troſt, den ich ihnen zu ſpenden vermochte. Aber ich kann und darf nicht weiter gehen. Reiſen ſie fort! Sie werden mich vergeſſen —“

„Ich ſollte ſie vergeſſen? Glauben ſie wirklich, daß ich es könnte“, rief er, indem er vor ihr niederkniete. Und nun ergoß er ſich in den zärtlichſten Betheuerungen. Er ſprach von ihrer Jugend; von den Anſprüchen, die ſie zu machen habe; von ihrer ſeltenen Begabung; von der Liebe, die ſie beide unauflöslich verbinden würde und fragte dann, ob ſie dies Alles dem Kloſter aufopfern könne?

„Ich bin zum Kampf geboren; mein Loos iſt es nicht, gleich Andern ein glückliches Leben zu führen", ſprach ſie mit Würde. „Mein Herz iſt daran gewöhnt, zu leiden. Gleichviel! jetzt durch die Liebe; früher durch ein tragiſches Verhängniß."

Sie wandte ſich von ihm ab und ſetzte faſt tonlos hinzu:

„Sie ſehen, daß ich ihre Liebe nicht verdiene, ſo haſſen ſie mich denn. Das Bewußtſein von ihnen gehaßt zu werden, würde zu meiner Ruhe beitragen. Erſcheint ihnen das Wort Haß zu hart, ſo wählen ſie dafür Gleichgiltigkeit. Ich muß ihnen undankbar erſcheinen, weil ich ihre Großmuth verſchmähe. Ich bin eine arme Waiſe, deren Vermögen confiſcirt wurde; ich habe weder Hoffnungen noch Ausſichten in der Welt; bin ohne kräftige Stütze, ohne mächtigen Schutz; nur die Zuneigung meiner Tante erhält mich. Seit meiner früheſten Jugend iſt mein armes Herz von Gram und Schmerz erfüllt. Würde es ſich unter ſolchen Umſtänden wohl ſchicken an das zu denken, was ſie von mir verlangen? Ich, das Spielzeug des Unglücks, über deſſen Wiege der Unſtern aufging, ſollte zärtlichen Neigungen Folge leiſten? Nie! nennen ſie mich unempfindlich; ſagen ſie, daß ich ſie getäuſcht habe. Geneſen ſie von der Leidenſchaft, die ſie für mich faßten und laſſen ſie mich in die Einſamkeit fliehen, mit meinem Kummer, mit meinem Unglück — — mit meiner Liebe!"

Sie ſprach dieſe Worte in ſolcher Bewegung, daß die Fürſtin in ihrem Verſteck ſich der Thränen nicht erwehren konnte.

Julian zögerte mit ſeiner Antwort; dann ſprach er gefaßter, als man es hätte vermuthen ſollen:

„Wenn ſie ernſtlich glaubten, daß ihre Worte mich überreden könnten, ſie zu haſſen oder ſie gleichgiltig aufzugeben, ſo haben ſie keinen Begriff von dem Weſen einer Leidenſchaft, die mich für ſie durchglüht. Ich muß es tief beklagen, daß es mir ſo ſchlecht gelang, ſie davon zu überzeugen. Aber ich fühle, daß ſie mich dennoch gerechter beurtheilen, als ihre Worte es ausdrücken. Ich glaube nicht an die Wahrheit ihrer Forderung und bitte ſie um die Gunſt, alles beſeitigen zu dürfen, was ſie unſerer Neigung entgegenſtellen. Sie ſprechen von ihren vergangenen Leiden und von ihrem gramerfüllten Herzen! Liebten ſie mich wirklich, ſo würden Leiden und Gram daraus entwichen ſein. Ohne Vermögen und Schutz wären ſie nicht, wenn ſie mir ihre Hand reichen. Ich bin reich und von altem polniſchen Adel.“

Da wollte ſie ein letztes Mittel ergreifen. Sie kehrte ſich plötzlich mit verſtelltem Stolz nach ihm hin; ihre Bruſt hob ſich heftig und ein langer, tiefer Blick fiel auf Julian.

„So muß ich ſie doppelt beklagen“, ſagte ſie mit Hoheit. „Sie ſind vielleicht nicht adelig genug, für die Urenkelin des letzten Krongroßfeldherrn von Polen; aber gewiß ſind ſie zu reich für ſie. Ich bleibe treu meiner dunkeln Sendung, die mir das Geſchick unſeres Vaterlandes auferlegt hat. Für mich trägt die Erde keine Blumen.

Mir bleibt nichts als der Schleier der Büßerin, als das Gebet der Sühne."

Vergebens verſuchte es Julian ihren ſtarren Sinn zu beugen. Er wählte die zärtlichſten Worte. Sie ſchien nicht mehr zu verſtehen, was er ſagte. Er ergriff ihre Hand, die er mit Küſſen bedeckte; ſie war zu bewältigt, um ſie ihm zu entziehen. Endlich brach ſie in Thränen aus.

„Nein — nie — niemals!" rief ſie.

„Was auch der Himmel über mich beſchließen mag", ſprach ſie dann gelaſſener, „ich werde es nie vergeſſen, daß ſie mich ihrer Hand werth hielten. Allein wenn mein Entſchluß auch nicht ſo feſt wäre, mich von der Welt zurück zu ziehen, ſo könnte ich doch niemals in die Erfüllung ihrer Abſichten willigen. Ich erſcheine ihnen jetzt nur undankbar; aber ſie müßten mich, wenn ich einwilligte, verfluchen, denn ich hätte ihr Lebensglück vernichtet. Ich bin keine Blume, die ſich auf ſtolzem Stengel entfaltet; ich bin ein Grashalm, der ſich in Demuth beugt. Ich bin keine Gattin für ſie, Herr Graf! mich erwartet mein Geſchick. Sie verlangen, daß ihre Gattin von der Welt bewundert werde; ein Grashalm iſt nicht dazu geſchaffen. Nur wann der Sturm des Herrn über die Erde dahinfährt, bewegt er ſich auch in mächtigen Schwingungen; die Wieſe wird alsdann wie ein wogendes Meer und durch das glänzende Grün leuchtet ein Feuer des Zorns; die Halme ſind wie Wellen, die bald ſich heben, bald ſich ſenkend mit ihren Spitzen aneinander ſtoßen. Die Wuth des Himmels reißt ſie aus der Erde; der Sturm ſchleudert ſie zu den Wolken und ſtürzt ſie in den aufgewühlten Abgrund. Dann ballen ſie ſich zu gewaltigen Haufen, die jedem Fuß das Weiterſchreiten hemmen. Nur jene Hand, die ſie im Sturm fortriß, kann ſie wieder zur Ruhe bringen. Der Grashalm bleibt ein Bild des demüthigſten Gehorſams. Er erhebt ſich nur, wann Gott es will. Mich erwartet mein Geſchick. Ich werde es erfüllen, wann es ruft. Sie werden mich vergeſſen."

Sie erhob ſich vom Sitze und verließ den Saal.

Auf Julian hatte das, was Maria zuletzt geſprochen, eine merkwürdige Wirkung hervorgebracht. Das Vaterland, das er im Rauſche ſeiner Leidenſchaft verloren gab, trat wieder mit mächtigerer Mahnung vor ihn hin.

überaus anziehend geſchilderten zweiten Tochter eines armen Muſikanten, welche wir durch alle Noth und trüben Stunden ihres Lebens bis in das Glück ihrer Ehe begleiten. Mit den religiöſen Anſchauungen des Verfaſſers, um derentwillen der Roman zum Theil geſchrieben ſcheint, haben wir hier nichts zu thun. Aber als Roman iſt das Buch ſo ſchön, brav und gut, daß wir unſerer Litteratur von ganzem Herzen zu demſelben Glück wünſchen können." Edmund Höfer „Hausblätter".

„Lewalds Clarinette ſteht offenbar viel höher als die neueſten Romane der Gräfin Hahn Hahn. Die Darſtellung iſt ruhiger und gelaſſener, weniger ſtudirt, anſpruchsloſer; der Geſichtskreis iſt weiter, ſofern auch das politiſche Leben der Gegenwart hereingezogen und namentlich der Adel auf das einzige Mittel ſeiner Verjüngung hingewieſen wird, das ſich in die Goethe'ſchen Worte faſſen läßt: „Was du ererbt von deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen," Ein Hauptvorzug des Romans iſt namentlich, daß die Hauptheldin, Clarinette oder Clara, die Tochter des armen Muſikanten Wendelin Ulrich, wirklich das iſt, was Euphroſyne und Grazia nur ſein wollen, nämlich eine katholiſche ſchöne Seele. Mit weiſem Takt hat Lewald ſeine Clarinette von allem Fanatismus, allen Bekehrungsverſuchen, aller Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit frei und rein gehalten. Dieſe Figur macht wirklich einen höchſt wohlthuenden Eindruck. Ihre Vorliebe für das wunderthätige Marienbild in ihrer frühern Wohnung beleidigt uns nicht, weil ſie eine ſo fromme, reine, unſchuldige Seele iſt. Ihre ſtille Liebe zu dem reichen Iſidor Zehdenicker, ihr anſpruchsloſes Benehmen im Theater, wo ſie ihre Schweſter Agnes in allem Glanz einer gefeierten Sängerin auftreten ſieht, ihre Bekanntſchaft und Ehe mit dem reichen Grafen Pflug, ihre ruhige Einwirkung auf die Veränderung ſeines Charakters und Lebens: dies alles gehört zum Beſten, was in dieſer Gattung je geleiſtet worden iſt. Andererſeits iſt ihre Schweſter Agnes, obgleich ſie in ihrem ganzen Weſen das Widerſpiel Clarinettens bildet, doch nicht zum Zerrbild entſtellt, wie Richenza. Gutmüthig und wohlwollend, für ihre Kunſt begeiſtert, mit größtem Fleiß an ihrer künſtleriſchen Vervollkommnung arbeitend, läßt ſie ſich vom Flitterglanz des Bühnenlebens blenden, haſcht nach Ruhm und Auszeichnung, macht die große Dame und duldet falſches Spiel in ihrem Salon, woran ſich ein Duell mit einem unglücklichen Ausgang knüpft; von der Krankheit, in welche ſie der Gram darüber geſtürzt hatte,

In demſelben Verlage erſchien:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Wilhelm Chezy.

Erſtes Buch: Helmina und ihre Söhne. Zwei Bände.
Zweites Buch: Helle und dunkle Zeitgenoſſen. Zwei Bände.

fl. 7. 48. Rthlr. 4. 19½.

Die erſte Abtheilung erzählt in anmuthiger Weiſe die wechſelvollen Lebensſchickſale der bekannten Dichterin Helmina von Chezy. Bruchſtücke daraus, die vor einigen Jahren im „Morgenblatt“ abgedruckt waren, wurden mit ſeltener Theilnahme geleſen und von allen Seiten ergiengen Aufforderungen an den Verfaſſer, ſie zu einem Ganzen zu verarbeiten, denen er nun mit dieſen Bändchen nachkommt.

In der zweiten Abtheilung ſchildert der Verf. ſeinen wechſelnden Aufenthalt in den Jahren 1830 bis 50 in München, Baden-Baden, Freiburg und Cöln, woraus wir namentlich ſeine intimen Beziehungen zu C. Spindler, die Darſtellung des Aufblühens von Baden-Baden und ſeine Stellung in der Redaktion der ehemaligen Volkshalle in Cöln hervorheben.

Die auf dem Umſchlag abgedruckten Urtheile über die erſten beiden Bändchen dieſer Erinnerungen, namentlich dasjenige von Levin Schücking, dürften Beweis ſein, daß alle Freunde höherer Belletriſtik und einer ebenſo heitern als intereſſanten Lektüre hier reichen Genuß finden werden.

Der Jude von Verona.

Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1846 bis 1849.

Aus dem Italieniſchen überſetzt.

2 Bände. 4. Auflage.

fl. 4. 48 kr. rh. od. Rthlr. 2. 21 Ngr. Fr. 10.

Der Inſurgent.

Von

August Lewald

II.

Der Inſurgent.

Von

August Lewald.

II.

Schaffhauſen.

Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.

1865.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde
Sprachen iſt vorbehalten.

II.

Vierte Handlung: In Florenz . . . . S. 1
Fünfte Handlung: Der Kampf um das Ende . . . S. 133
Epilog . . . . S. 335

Vierte Handlung.

In Florenz.

Müſſen diß leben ſo vertreiben:
Das Vnkraut laß beim Weyzen bleiben,
Biß zu der Ernd, jeder ſo leb,
Vnd ſehe zu wie er Rechnung geb,
Von wercken, wort, vnd aller that,
Vnd was ſein pfundt gewuchert hat.
Burkard Waldis.

I.

Es war in Florenz das Gerücht verbreitet worden, daß im Kirchenſtaate ſich Geſellſchaften bildeten, um auf eine eigenthümliche, haarſträubende Weiſe der Sache der Democraten zu dienen. Sie verpflichteten ſich, alle jene Individuen zu ermorden, die nicht ihre politiſchen Grundſätze theilten, um — wie ſie ſagten — die Geſellſchaft von unmoraliſchen Ungeheuern zu befreien, welche den republicaniſchen Ideen feindſeelig gegenüber zu treten verſuchten. Sie hatten ſich den Beinamen „die Infernaliſchen" zugelegt und ihre Statuten ſollten den Paragraph enthalten:

„Jeder hat den Tod verſchuldet, der nicht Republicaner iſt oder ſich gegen die Idee der Republik feindlich erweiſt; ſo wie alle jene, welche dem Lande das Beiſpiel eines beſtechlichen Lebenswandels geben und auf dieſe Weiſe Tugend und Moral mit Füßen treten!" *)

Dieſe Kundgebung des anmaßendſten Wahnſinns verbunden mit der entſetzlichſten Grauſamkeit, hatte überall die Polizei zur Wachſamkeit aufgefordert Sie ſandte ihre

---

*) Carlo Rusconi in ſeinem Buche: „la Republica romana." V. I p. 189.

Späher umher; nahm die Lohnbedienten in ihren Sold, damit ſie über die Fremden in den Gaſthöfen Bericht erſtatteten, und die Briefe, die ſie etwa zur Beſtellung erhielten, ihr überlieferten. Sie ſteckte ſogar Polizeiſoldaten in Civilröcke, um ſich den Fremden zur Bedienung anzubieten und verpflichtete die Courtiſanen, ihren Beſuchern die Geheimniſſe zu entlocken. Allein ſie tappte dennoch im Nebel und von den Angebern mißleitet, traf Zorn und Bannfluch gewöhnlich nur jene Armen, deren Paß nicht in Ordnung war, die um eines geringfügigen, rein perſönlichen Umſtands wegen unter falſchem Namen reisten oder die aus leichtſinniger Verſchwendung ein paar Rechnungen nicht bezahlen konnten. Tiefer reichten ihre Entdeckungen nicht.

Die junge Welt war nun auch hier genöthigt, um ſich den Plackereien der Polizei zu entziehen, nur ein unverdächtiges Aufſehen zu machen. Man huldigte öffentlich dem Vergnügen, trieb den Leichtſinn ſo weit als möglich und ergötzte ſich in augenſcheinlicher Harmloſigkeit an Poſſen. Man ſchien an nichts, als an Scherze und Liebeshändel zu denken. Die Nächte wurden von den Vornehmen und Reichen in üppigen Feſten durchſchwelgt; der halbe Tag wurde mit Schlafen, die übrige Zeit mit galanten Intriguen hingebracht. Abends unterließ man nicht, die Theater zu beſuchen, um hie und da eine ſchöne Stimme ſüß gurgeln zu hören, oder einen lasciven Spaß zu belachen; hauptſächlich aber ſich bei lautem unverfänglichem Geſpräch und Sorbettſchlürfen zu unterhalten. Die überwachende Behörde, deren Präſident den Titel eines „Arcigranellone" von den Pfiffigen erhielt, welches in unſeres Volkes Mund etwa mit „Erztropf" gleichbedeutend wäre, war beruhigt und ſah nichts Schwarzes. „Laſſen wir nur die Zeit herankommen und ſie kommt gewiß", ſagten aber die Pfiffigen heimlich unter ſich, „dann iſt die Reihe an uns, dem Volke Senfteig aufzulegen, der es aus der weichlichen Schlummerſucht ſchon wieder erwecken ſoll."

Der junge Advocat aus Genua wurde in Florenz nicht mehr geſehen. Er trug das von ihm verheißene Glück in der Taſche mit ſich fort, um ſich zu ſeiner Ausſaat einen willigern Acker auszuerſehen. Es hieß, er habe ſeinen Flug nach dem durch Handel und Wandel äußerſt fortſchrittlich bewegten Sinigaglia genommen. Den Engländer konnte er dort nicht brauchen. Mit ſolchem „Tuncus Plemſum Schallalei!", wie die uralte Formel der Taſchenſpieler lautete, war bei jenen aufgeweckten Leuten des Schachers nichts anzufangen. Der Engländer war in Florenz zurückgeblieben, unbehelligt von der Polizei. Er durfte Tiſche ſprechen laſſen und Geiſter citiren, wie es ihm gefiel. Das Außerordentliche dieſer Erſcheinung konnte der allgemeinen Aufmerkſamkeit, auf eine dem Staate ungefährliche Weiſe, zur Nahrung dienen. Daß die Menſchen dadurch zu einem gefährlichen Aberglauben hingeleitet und entſittlicht wurden, darum hatte ſich die Polizei nicht zu kümmern. Sie war ja nur dazu eingeſetzt um das, was ſie für wirkliche Uebertretungen und Verbrechen hielt, zu beſtrafen. Der Engländer war Mode und amuſirte die Fremden; dieſe ſetzten viel Geld in Umlauf und es war geboten, auf das Rückſicht zu nehmen, was ihnen

Unterhaltung gewährte. Das erheiſcht die polizeiliche Moral des Tages.

Iſt denn der Gedanke nicht ſchön, in Ermangelung anderer Geſellſchaft, nichts als ſeines Tiſches zu bedürfen, um alle nur möglichen Geiſter um ſich zu verſammeln? Was wäre da wohl noch die geiſtreichſte Unterhaltung mit hervorragenden Männern, wenn Göthe und Schiller, Mozart und Beethoven, Shakespeare und Dante nur auf das Kommando warten, um ihre Meinung in Sachen der Literatur und Kunſt zu äußern; oder wenn man Pitt und Talleyrand, den alten Fritz oder Fürſt Kaunitz, Macchiavell oder Napoleon, über politiſche Probleme ausfragen kann? Die moderne Wiſſenſchaft wird auch dieſe Entdeckung gewiß noch weiter ausbilden und ſie zu einem Gemeingut der Menſchen machen, die jetzt noch ſo dumm ſind, ſie als ein Wunder oder als Teufelswerk anzuſtaunen oder im Dünkel der Aufklärung befangen, ſie ganz und gar verneinen! —

Die alte ruſſiſche Fürſtin Eliſabeth hatte vergeblich bei ihrer geliebten Freundin Helena, um die Vergünſtigung angehalten, den Engländer, mit dem ſie bereits in Beziehungen ſtand, in ihren Salon einzuführen. Helena war durch nichts zu bewegen. Ihr geſunder Sinn ſchreckte vor dieſen Kunſtſtücken unwillkürlich zurück. Sie ſchlug auch die Einladung aus, als die Fürſtin die Productionen bei ſich vornehmen ließ und eine größere Geſellſchaft dazu gebeten hatte. Was die, welche dem Spuck beigewohnt hatten, davon hinterbrachten, lautete verſchieden. N—kow ſchwatzte:

„Die Sache hat eine vielverſprechende Oberfläche und mag für Viele eine Lockſpeiſe ſein, ihr Hirn anzuſtrengen. Das iſt meine Sache nicht. Als ich darüber tief nachzudenken anfangen wollte, hatte ich auch ſchon zu denken aufgehört. Das Fragen iſt an der Zeit, wie Nicolai Andreitſch ſagt; alles beſteht jetzt lediglich noch aus Fragen. Neulich hat es ſogar in einer deutſchen allgemein geleſenen Zeitung geſtanden, daß es eine Unſterblichkeitsfrage giebt, die jeder Chriſt doch längſt gelöst wußte. Da man nun aber die Narren nicht fragt, ſondern nur die Weiſen und ein Narr bekanntlich mehr fragen kann als zehn Weiſe beantworten können; ſo ſind die Weiſen übereingekommen, die meiſten Fragen der Narren damit zu beantworten: daß ſie ſie nicht hätten ſtellen ſollen. Die Narren geriethen darüber wie natürlich in Verzweiflung und da hat der Teufel ſich endlich ihrer erbarmt und in ſeiner heitern Laune den Tiſchen die Macht der Sprache verliehen. Den Narren iſt daraus eine neue Unterhaltung erwachſen, die nicht gefährlicher iſt, als viele andere, die gleichfalls des Teufels Erfindung ſind. Es gibt nun wohl manche, die das Antworten der Tiſche für ein Orakel halten, ihre Hoffnung darauf ſetzen und feſten Glaubens die Erfüllung erwarten. Das heißt nun freilich: „Der Teufel reicht dir den kleinen Finger und du packſt ihn bei der ganzen Hand.“ In kleinen Sachen, wenn es ſich um Liebesgeſchichten, Vergnügen, flüchtige Genüſſe der Sinne und dergleichen handelt, mag's noch hingehen. Der Teufel hält ſie ja doch ſchon an einem Haar. Allein, wenn es um ernſte Dinge geht, dann iſt's ſchon gefährlicher. Der Teufel iſt ein Schalk. Das Geheimſte, was man ihm anvertraut, deckt er auf; was zu verſchweigen iſt, ſchreit er auf offenem Markte aus. Er iſt feiner und liſtiger als alle unſere Politiker, unſere offenen und geheimen Diplomaten, als unſere Demagogen und Revolutionäre, die ihm eben am meiſten vertrauen. Der Teufel kann jede Geſtalt annehmen, das iſt längſt bekannt: der im Anfang in den Leib der Schlange fuhr, fährt heut in ein Stück Holz, in ein Brett auf vier Beine genagelt. Iſt das nicht Eins? Und warum ſollten die Narren zurückhaltend ſein? Die Anſtrengung iſt nicht groß und der Erfolg belohnend, da er viel verheißt, wie alles was Satan beſcheert. Mit der Erfüllung iſt es freilich anders beſtellt.“ —

Maria hatte den Tiſch-Experimenten bei der alten Fürſtin beigewohnt. Ihre Tante ſah es nicht gern, daß ſie hinging; allein ſie kannte ihre Nichte zu gut und wußte, daß ſie ſich von ihrem Vorſatze nicht abbringen laſſen würde. Um keinen heftigen Widerſpruch herauszufordern, ſchwieg ſie, wenn gleich bekümmert, da Maria nach ihrem letzten Geſpräche mit Julian Spuren ihres innern Kampfes verrieth, die durch die dämoniſchen Erſcheinungen nur geſteigert werden konnten.

Helena täuſchte ſich nicht. Der Abend bei der alten Fürſtin war vorüber und Maria kehrte ſehr ſchweigſam aus der Geſellſchaft zurück. Was ſie dort geſehen und gehört, hatte ſie heftig ergriffen — nicht befriedigt. Eine unbezwingbare Neugier folterte ſie. Nachdem ſchon Alles den Tiſch befragt hatte, war ſie nicht vermögend geweſen, eine Frage an ihn zu richten. Man beſtürmte ſie mit

Neckereien, die ſie mit verſtellter Kälte abwehrte. Was ihr das Herz beſchwerte, konnte ſie nicht offenbaren und zu einem Scherze war ſie nicht aufgelegt. Als die deutſche Touriſtin, in ihrer ungezwungenen oder vielmehr ungezogenen Weiſe, die ſolchen Land- und Seefahrerinnen geläufig iſt, den Engländer aufforderte, den Tiſch zu fragen: an was die junge Dame in jenem Augenblick denke? wurde Maria wie mit Blut übergoſſen und verbat ſich einen ſolchen Scherz mit unverkennbarer Entrüſtung.

Sie kam nach Hauſe, ohne den Tiſch befragt zu haben. Aber Kopf und Herz waren ihr ſchwer. Es freuete ſie, daß auch Julian nur einen ſtummen, von den Anweſenden kaum bemerkbaren Zuſchauer abgegeben hatte. Sie wußte freilich nicht, daß er die Antwort auf ſeine Frage ſchon früher erhalten, als er: „ich liebe“ dachte und der Tiſch „ich leide“ erwidert hatte. —

„Ich liebe — ich leide!“ Auf dieſelbe Frage konnte ſich Maria dieſelbe Antwort ertheilen. Es tobte in ihr der Kampf gegen das Glück der Erde. Sie ſah ſich verlaſſen in der Welt; allein ſie fürchtete in den heiligen Frieden des Kloſters die Unlauterkeit ihrer Gefühle zu miſchen; ſie dachte nur noch an das Grab, um ihr Leid vor den Thron Gottes zu tragen und ihn um Barmherzigkeit anzuflehen.

Tage lang ſchloß ſie ſich ein und ſah ſelbſt Helena nicht mehr. Nur dann und wann griff ſie nach einem Buche.

War es ein Zufall, der ſie nach den „discours chrétiens et spirituels sur divers sujets qui regardent la vie interieure" greifen ließ? Dies merkwürdige Buch wurde von einer hochbegnadigten, ſpäter aber verirrten Seele verfaßt. Es iſt jene Johanna von la Mothe-Guion, die, obgleich in verſchiedenen Klöſtern zu einem beſchaulichen Leben erzogen, dennoch der Verſuchung ihrer außerordentlichen Schönheit nachgab und in ihrer Jugend ein eitles Weltleben geführt hatte. Eine früh eingegangene unglückliche Ehe erweckte in ihr die Sehnſucht nach Troſt und Beruhigung; ſie gelangte durch den Rath erfahrener Beter zu der Gabe des Gebetes in der Gegenwart Gottes ohne Worte und der Barnabit Lacombe beförderte ihr Streben nach dem myſtiſchen Zielpuncte der Vereinigung mit Gott. So gelangte ſie zu der Erfahrung des geiſtigen Todes und der Wiederkehr der innern Erquickung. Sie trat in ein Urſulinerkloſter und verfaßte hier ihre erſten Abhandlungen. Ihre Grundanſicht lautete: es gebe einen Zuſtand der reinen Liebe Gottes ohne Rückſicht auf Lohn und Strafe, in welchem der Menſch ſelbſt gegen ſein Seelenheil gleichgiltig ſei und Gott nur geliebt werde, als das liebenswürdigſte Weſen; daß man ſeelig ſei durch die Liebe zu Gott und daß dann die Seele ſelbſt darein willige, die ewige Verdammniß zu ertragen. Ihre Schriften wurden verbrannt und der gewaltige Boſſuet, Biſchof von Meaux entwarf bei dieſer Gelegenheit die treffende Charakteriſtik der wahren und falſchen Myſtik und ließ ihr, um der weitern Verbreitung jener verderblichen Grundſätze entgegen zu wirken, eine ausführliche Schrift über die Arten des Gebetes folgen: „Sur les états d'oraison." Der fromme ſanftere Fenelon, Erzbiſchof von Cambray, nahm ſich hingegen der Guion an und ſchrieb gegen Boſſuet ſeine „Explications des maximes des Saints sur la vie interieure", welche jedoch in Rom ebenfalls verdammt wurden, nur mit dem mildernden Beiſatze: „Fenelon habe aus allzu großer Liebe gegen Gott gefehlt."

Das Buch der Johanna de la Mothe-Guion zog Maria im höchſten Grade an. Stellen, wie die hier folgenden glaubte ſie auf ſich beziehen zu dürfen, obgleich ſie dabei, die von der Verfaſſerin geſtellte Forderung, daß der in ſeinem Herzen verborgene Menſch Demuth und Sanftmuth, Friede und Lauterkeit beſitzen müſſe, ganz überſah.

„Der Sünder", ſchreibt die Verfaſſerin, „der ſich bekehren will, muß die wirkſamſten Mittel dazu ergreifen. Es iſt ſchwer einen alten Baum, der ſich nach einer Seite hin geneigt hat, gerad zu biegen, wenn man ihm nicht mit Gewalt eine ganz entgegengeſetzte Richtung giebt. Wer noch nicht in der Sünde ergraute, iſt wie ein friſch gepflanzter Baum, den man nach Willkühr leicht biegen kann; die alten Bäume muß man mit Tauen und Maſchinen in die rechte Lage bringen.

„Der Sünder hat ſich durch ſeine Sünden von Gott abgewendet. Er muß ſich Ihm wieder zuwenden. Der Sünder hat ſich von ſeinem Herzen durch ſeine Sünde entfernt; er muß zu ſeinem Herzen zurückkehren. Gott hat den Menſchen erſchaffen, damit er zu Seinem geheiligten Tempel werde; Er hat deſſen Herz ſich erwählt, um darin zu wohnen. Der Menſch, welcher in ſeinem eigenen Herzen wohnt, wohnt in der Nähe Gottes; wer aber ſein Herz aufgiebt, giebt Gott auf und willigt darein, daß auch Gott es aufgebe. Die Schrift ſagt: es giebt nur zwei Wege, den des Lebens und den des Todes. Einer iſt dem Andern entgegen geſetzt. Aber es giebt unendliche Seitenpfade, die zu dem einen oder andern hinführen. Der Menſch, der auf dem einen wandelt, entfernt ſich nothwendig von dem andern und will er zu dem verlaſſenen Wege zurücklenken, ſo muß er ganz und gar umkehren, und nach der entgegengeſetzten Richtung ſich fortbewegen. Wer alſo von ſeinem Herzen ſich entfernt hat, muß mithin zu ſeinem Herzen umkehren, und das iſt die wahrhaftige Bekehrung und die eigentliche Buße.“ —

Hierzu ſollen nun die Geſtändniſſe des innern, in ſeinem Herzen verborgenen Menſchen dienen. Die Warnung Fenelon's wurde dabei überhört, „daß man niemals das unauflösliche Myſterium Gottes, das in den Herzen der Menſchen ruht, vor der Welt enthüllen dürfe.“

Auf die reizbare Phantaſie Maria's konnte die Wirkung einer ſolchen Lectüre nicht ausbleiben. Sie wollte, ohne jene genannten Erforderniſſe: Demuth, Sanftmuth, Friede und Lauterkeit zu beſitzen, ihr inneres Leben ſchildern. Nicht für die Welt; ſie dachte dabei nur an Julian. Sie glaubte es ihm als Sühne ſchuldig zu ſein; denn ſie hatte ihm ihre Leidenſchaft ahnen laſſen und ihn dann nicht erhört, als er um ſie warb. Sie wollte ihm die Kämpfe zeigen, die ihre Freiheit feſſelten, ihre Sinne zerrütteten und ſie endlich zwangen vor der irdiſchen Liebe die Flucht zu ergreifen, um der ewigen deſto gewiſſer zu ſein. In dieſer Abſicht ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch.

Allein ihr inneres Leben war nicht abgeklärt und ihre Aufzeichnungen beſchränkten ſich nur auf Erlebniſſe, die von einem getrübten Seelenzuſtand verhüllt wurden.

„Mein Schickſal iſt in Polen kein Geheimniß" — ſo begann ſie. — „Allein ſo traurig es iſt, ſo bin ich vielleicht doch das einzige Weſen auf der Erde, das es beweinenswerth findet. Ich vergieße aber ſchon lange keine Thränen mehr, denn ſie waren wie der Thau der Nacht, der erſte Sonnenſtrahl trocknete ſie auf. Ich will alles getreulich niederſchreiben.

„Ich wurde in einem Palaſte geboren und erhielt eine edle Erziehung. Mein Vater war der Großneffe des letzten Krongroßfeldherrn Branicki. Meine Mutter aus einem edeln ruſſiſchen Geſchlechte, verlor ich frühzeitig; nächſt dem Vaterlande liebte mich mein Vater über Alles. Er betrauerte uns beide; aber ſeine Trauer war glühend und von Rachſucht erfüllt. Unaufhörlich war er bemüht, ähnliche Gefühle in den Herzen der Polen zu entflammen. Ach, es koſtete ihn Ruhe, Glücksgüter — das Leben! —

„Wann er ganz niedergebeugt war von dem Bewußtſein unſerer Schmach, wann ſich ihm kein Weg zeigte, der zu dem alten Glanze führte, dann warf er einen ſchmerzvollen Blick auf mich, einen Blick, der wunderbar mein Herz berührte, und ſprach ernſt: hier in den Mauern unſeres Palaſtes lebt noch etwas von dem alten Polen, das wollen wir heilig halten. So lange dies Haus noch unſerm Geſchlechte verbleibt, ſo lange wird noch ein Abglanz unſerer Herrlichkeit, ein Erinnerungstraum an unſere königliche Republik fortbeſtehen, deine Kinder, Maria, werden einſt edel ſein wie du, Polen wie du, und groß und geehrt ſein wie unſere Vorfahren es waren! Erhalt' ihnen dieſen Beſitz; hier ſollen meine Erben mit unverdroſſenem Muthe an der Wiedergeburt Polens wirken, aus dieſem Hauſe ſoll unſere alte Freiheit wieder ſtrahlend vor die bewundernde Welt treten!

„So lauteten die Worte meines Vaters, welche er in ſchweren Augenblicken zu mir ſprach, und ich verehre ſie gläubig, ſie entſchwanden nie aus meinem Herzen. Ich erhielt unter den Augen meines ritterlichen Vaters eine faſt männliche Erziehung. Daher iſt mein Körper ſtark genug, mehr als gewöhnliche Anſtrengungen zu ertragen.“ —

Maria hielt hier inne; ſie ſchien einen Blick in ihre Vergangenheit zu werfen, um ſich alles wieder recht lebhaft in das Gedächtniß zu rufen. Dann aber ſchüttelte ſie mehrmals wehmüthig den Kopf und begann von Neuem zu ſchreiben:

„Ich kann hier nicht umſtändlich werden; die Ereigniſſe der letzten Jahre ſind allbekannt.

„Eines Tages kamen die fremden Soldaten in den grünen Uniformen, ergriffen meinen Vater und führten ihn in das Staatsgefängniß. Sein Vermögen wurde confiscirt; unſer Palaſt ſollte verkauft werden, und ich ſtand allein in der Welt, jung und elend, ſtolz und arm — was konnte ich erhoffen? Schande, Verbrechen oder Wahnſinn! Allein ich fühlte mich noch ſtark und riß mich los von allen den gräßlichen Gedanken.“

Sie ſtrich ſich mit der weißen Hand die langen Haare aus dem Geſichte und blickte ſtarr vor ſich hin; dann ſchlüpfte ein unheimliches Lächeln über ihre Züge, ſie beſann ſich und fuhr fort:

„Alle meine Gedanken richteten ſich auf die Rettung meines Vaters, des erhabenen Dulders. Noch ehe mich die rohe Gewalt aus dem alten Palaſt verſtoßen, kam ich auf den Gedanken, auf der Weichſel zu leben. Der Einfall ſcheint bizarr und doch war er ſo natürlich.

„Ich konnte ungeſtörter ſein, dachte ich, allen Begegnungen, allen Verfolgungen leichter entfliehen. Ich zog ein altes Boot aus ſeinem Verſtecke, welches einſt fröhliche Gäſte nach einem unſerer Schlöſſer an der Weichſel geführt hatte und nun vergeſſen und unbenützt ſchon lange da ſtand, und nur noch als Beglaubigung ſeiner frühern Beſtimmung unſer Wappen an der Spitze trug, in Farben und Gold ausgeführt. Ich war geübt, das Ruder zu führen, und ſchwimmen konnte ich auch; die Fluten der Weichſel jagten mir keine Furcht ein, wenn ſie ſich noch ſo bräuend erhoben. Und dann? was verlor ich mit dem Leben?

„Das Gefängniß, in welches ſie meinen Vater gebracht hatten, lag in der Altſtadt und ſtieß auf den Strom. Ich umkreiste es in meinem Nachen mit jeder einbrechenden Nacht; doch kein Licht zeigte ſich in den Zellen der armen Eingekerkerten. Ich ſchwamm dicht unter dem Schutze des hohen Gemäuers und horchte, ob mein Ohr nicht glücklicher wie mein Auge, irgend ein Zeichen wahrnehme, an welchem ich den geliebten Vater erkennen würde. Oftmals war mir's als hörte ich laut ſeufzen und dazwiſchen erklang es wie eine Klage. Es war Täuſchung, ſowie auch, daß ich meinen Namen zu hören glaubte. Dieſe Täuſchungen wiederholten ſich immer lebhafter und fingen an meinen Geiſt zu verwirren. Ich weiß nicht mehr, ob ich damals träumte oder Wirkliches erlebte. Ach ich weiß es nicht, ob mein Vater wirklich in ſeinem Bette ſtarb oder ob er noch im Kerker oder in Sibirien ſchmachtet!"

Hier ſtand ſie auf und ging leiſe, als ob ſie jemand aus dem Schlafe zu erwecken fürchte, hin und her; ihre Thränen floſſen reichlich und mit den langen herabhängenden Flechten trocknete ſie ihre Wangen.

„Da geſchah es", fuhr ſie zu ſchreiben fort, „in einer Nacht, der Mond ſchien hell und der Strom lag ruhig da — noch ergreift mich ein freudiges Erbeben! daß die alten Steine in der Mauer des Kerkers ſich zu bewegen begannen und eine große Spalte ſichtbar wurde, aus welcher die geſpenſterhafte Geſtalt meines Vaters hervortrat. Was ich empfand als ich ihn mit meinen Armen umfing, als ich vor ihm niederkniete, von ſeiner zitternden Hand geſegnet wurde, die Berührung ſeiner heiligen Lippen auf meiner Stirne fühlte, kann ich nicht ſchildern. Allein im erſten Augenblicke kam es über mich wie eine Gnade des Himmels: ich wußte, daß ich den Vater verlieren mußte, ich begriff, daß er ſeinen Tod nahen fühlte, und daß er alle ſeine Kräfte aufgeboten hatte, um in der Freiheit zu ſterben. Ein ſo edles Daſein konnte nicht im dumpfen Kerker ſein Ende erreichen. Er wollte, der letzte ſeines Stammes, in ſeinem Palaſte ſterben. Kein Wort hatte mein Vater noch geſprochen und doch verſtand ich ihn. Ich führte oder trug ihn vorſichtig in den Kahn und ruderte unſerem Palaſte zu. Ein neuer Beſitzer war damals noch nicht eingezogen; ich legte in der Seitenhalle des Waſſergeſchoſſes an und geleitete meinen Vater die Stufen hinan in das Schlafzimmer. Er nahm nochmals ſeine ganze Kraft zuſammen und ſtand aufrecht vor mir, wie in ſeinen beſten Tagen: „Hier, ſagte er, will ich meine Seele in die Hände desjenigen zurückgeben, von dem ich ſie empfing! Ich ſterbe bei mir, wie meine Väter! Maria, gedenke dieſer Worte! Was die Feinde auch unternehmen mögen, was ſie vielleicht auch ſchon unternommen haben, dieſer Palaſt iſt dein! Ich hinterlaſſe ihn dir, wie mein Vater ihn mir hinterlaſſen hat und wie er ihn von meinem Großvater ererbte.“

Maria verſank hier wieder in ein dumpfes Sinnen, während aus ihrem Innern, wie bewußtlos, einzelne Worte in der ſchaurigen Weiſe eines alten polniſchen Volksliedes ertönten. Was ſie niederſchrieb, erſchien als eine Miſchung von Wahrheit und Dichtung; ihre Träumereien waren nahe daran, in den ſchönen Irrſinn eines Märchens überzugehen. Sie ſchrieb weiter:

„Er zog die ſchweren Schritte zu ſeinem Bette hin, beſtieg es und ſchloß die Vorhänge deſſelben, um ungeſtört mit Gott und der Ewigkeit ſich zu beſchäftigen. Ich kniete neben ihm und als der erſte Sonnenſtral durch die Fenſter hereinbrach, da — da ſah ich meinen Vater todt vor mir und verlor die Beſinnung. Ich glaubte nur noch immer und immer das alte Lied zu vernehmen, das ſeither mein ganzes Sein erfüllt hatte, jenes Lied, welches die prophetiſchen Worte enthält, daß eine Jungfrau die Eiſenpforte erſpähen wird, welche den Schatz verbirgt, der unſer Haus zu dem alten Glanze, zu ſeiner alten Freiheit verhelfen wird.

„Meine Seele war voll von dem Liede; ich ſummte es in Gedanken; ich ſang die Worte, wenn ich ſie gleich nicht ausſprach. Ich irrte in der Oede des Palaſtes umher, wie das alte Hausgeſpenſt unſers Geſchlechts. Einige aus dem Volke hatten mich wahrgenommen. Ich hörte ſpäter, es hätte ſich die Sage verbreitet, die Seelen der alten Staroſten, welche einſt dort gehauſt, hätten keine Ruhe im Jenſeits, ſie kehrten zurück, um die alte Ordnung der Dinge wieder einzuführen.

„Ich erinnere mich wohl noch dunkel der Tage, da ich wieder unter Menſchen trat. Man wies mit Fingern nach mir; Mütter ſchafften ihre Kinder ängſtlich bei Seite, wann ich vorüber ging, als wäre ich die Hexe, deren Blick verzauberte, und die Buben verfolgten mich mit Hohnlachen. Das konnte freilich nur zu einem ſchrecklichen Ende führen. Ich war zu ſtolz, um dem Volke von meinem Elend zu ſprechen, aber auch zugleich zu elend, um von meinem Stolze zu laſſen, der mein einziger Troſt war.

„Ich fühlte mich von Gott verlaſſen, da ich nicht mehr zu ihm betete und nur Verwünſchungen und Flüche gegen alle feigen Sclaven auf den Lippen hatte, welche das Joch des Unterdrückers ohne Empörung tragen und ihre Niederlage ohne Kampf erdulden.

„Unweit vom Palaſte war die Küraſſierwache der Uſurpatoren; ich hörte ihre Fanfaren, und meine Zähne knirſchten, daß ihnen kein Zeichen der Polen darauf antwortete, um ihnen zu verkünden, daß ſie noch kampfbereit ſeien. Ich träumte mir Warſchau in ſeiner Herrlichkeit, wie es vor zwei Jahrhunderten war. Ich träumte am Ende immerfort und dieſe Träume brachten mich endlich zur Verzweiflung! Ich hörte es deutlich, daß die Leute mich toll ſchalten, und als ich fühlte, daß ich nicht anders werden könne, da ergab ich mich willenlos in mein Schickſal.

„In den Armen meiner Tante erwachte ich erſt wieder zum Leben. Es war nicht mehr Polen; es war ein fremdes Land, wo ich mich wiederfand. Die neue Umgebung überraſchte mich zuerſt, dann beherrſchte ſie mich dergeſtalt, daß mein Erinnerungsvermögen immer ſchwächer wurde. Nur Eine Erinnerung ſchwebte mir ſtets wach und lebendig vor:

„Ich dachte noch immer der Herrlichkeit,
Des Glücks und der Kämpfe der alten Zeit!“ *) — — —

„Ich wurde dazu geboren alle Widerwärtigkeiten dieſer Welt zu erdulden. Mich verließ alle Seelenſtärke, aber die Gewohnheit zu leiden, erleichterte mir die Laſt. Arm an Glück wie ich bin, lebte ich allein von dem Troſte, den mein Vater mir im Sterben hinterließ.“ — —

Sie hatte einige Ruhe gewonnen, als ſie mit dieſen Aufzeichnungen zu Ende war. Sie überlas nicht, was

---

*) Aus einem alten polniſchen Volksliede.

ſie geſchrieben, faltete die Bogen, ſchlang ein Band darum und verſchloß ſie dann.

Ob Julian erſt nach ihrem Tode das Geheimniß ihres Schickſales erfahren ſollte; darüber hatte ſie noch keinen feſten Entſchluß.

II.

Ach, daß wir Menſchen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein jeder ſeinen Ton mit Luſt zuſammenſchrei'n.
Angelus Sileſius.

Beide Damen ſaßen im Gartenſalon. Helena hatte einen Arm aufgeſtützt und ihre Hand drückte ein von Wohlgerüchen durchduftetes Tuch an die Stirne, um damit ihre Lebensgeiſter zu erfriſchen, die von einer ſo eben geführten Unterhaltung angegriffen ſchienen; Maria hielt ein Blatt.

„Liebe, lies es mir laut vor", bat Helena.

Es war ein Billet, das die Fürſtin am Morgen von Julian erhalten hatte. Maria las:

„Gnädigſte Fürſtin! Ein Jeder in meiner Lage würde nur zögernd es wagen, ſich an Sie zu wenden; aber ich weiß es, wie ſehr ich auf Ihre theilnehmende

Nachſicht rechnen darf. Die Achtung, von der ich für Sie erfüllt bin, iſt ohne Gränzen, denn ſie gründet ſich auf Ihre hohen Eigenſchaften, die mir hinlänglich bekannt ſind. Sie können nicht wollen, daß zwei liebende Herzen durch ein unglückliches Verhängniß getrennt werden, das nur in einem Wahne beſteht, der zu beſiegen wäre — den Sie beſiegen könnten, wenn Sie mir ihren Beiſtand nicht verſagen. Mein Leben hängt davon ab. Ich liebe Ihre Nichte mit einer Leidenſchaft, die nicht ſtärker gedacht werden kann" —

Maria hielt inne.

„Und der Brief iſt wirklich an dich gerichtet?" fragte ſie.

„Ich bitte dich, lies zu Ende." —

„Sie werden mit mir übereinſtimmen, daß der Himmel nie ein herrlicheres Weſen erſchaffen hat. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen und beſchwöre Sie, mir beizuſtehen. Maria hat mir geſtanden, daß ſie mich liebt." —

Maria warf das Schreiben auf den Tiſch und trat weinend zum Fenſter. Die Fürſtin hatte das Blatt genommen und las weiter:

„Sie kann es nicht wollen; ſie kann mich nicht verzweifeln laſſen. Ich werde mit Zittern Ihre Antwort empfangen, mit der Sie mich beehren wollen, fände ſich meine einzige, mir noch übrige Hoffnung getäuſcht, ſo bliebe mir nichts übrig, als ſterben, und dadurch auch die von mir ſo heiß Geliebte, von einer Marter zu befreien."

Julian hatte den Brief unter der Herrſchaft einer Leidenſchaft geſchrieben, die ihm den Verſtand raubte. Er wußte nicht mehr, was er that. Er glaubte, daß er ohne Seele, aber nicht ohne Maria noch leben könne. Von ſolcher Liebe kann man ſich in ruhigem Zuſtande keinen Begriff machen. So ging es auch der Fürſtin. Sie hatte ſich darauf vorbereitet mit Maria ernſtlich zu ſprechen; als ſie aber deren gänzliche Faſſungsloſigkeit ſah, fühlte ſie Mitleid mit ihr und die moraliſchen Sentenzen, die ſie vorzubringen gedachte, ſchienen ihr nicht anwendbar. Sie unterdrückte den Vorwurf, den ſie in mildeſter Form ſchon in Bereitſchaft hatte und wollte mit allergrößter Schonung zu Werke gehen. Dazu bedurfte ſie aber der Verſtellung. Sie hielt das Mittel in dieſem Falle für erlaubt.

„Nun? Und du ſchweigſt?“ ſprach die Fürſtin nach einer Pauſe. „Könnteſt du den armen Menſchen umkommen laſſen? Du ſollteſt ihn doch nicht ſo ſchroff und kalt abweiſen. Dulde es, daß er dir auf zarte Weiſe huldige und benehme dich ihm freundlich. Es wird ſich dann zeigen, ob ſeine Leidenſchaft wirklich ſo glühend iſt, wie er ſich einbildet. Mit dem Frühjahr verlaſſen wir Florenz. Wir wollen ſehen, ob er dann noch Himmel und Erde in Bewegung ſetzen wird, deine Hand zu erhalten. Bis dahin wird deine Ueberlegung gereift ſein; du wirſt Julian kennen gelernt haben; du wirſt in aller Freiheit über dein Loos zu entſcheiden im Stande ſein.“

Maria unterdrückte die Thränen, die ſich aus ihren großen Augen mit Gewalt hervordrängen wollten; ſie näherte ſich ihrer Tante, aber ehe ſie noch bei ihr war, fiel ſie ohnmächtig auf ein Ruhebett, das mitten im Zimmer einen Blumenſtänder umgab. Die Fürſtin hatte ſich erhoben und eilte zu ihr hin; vorſichtig bog ſie die blütenſchweren Zweige zurück, welche die Stirne des holden Kindes berührten und bei der leiſeſten Bewegung in's Auge dringen konnten; ſie beugte ſich über ſie und rief ihr die freundlichſten Liebkoſungen zu.

Es war nicht gekränkter Stolz, der Maria's Thränen jetzt in Strömen hervorbrechen ließ; ſie war die Demuth ſelbſt in jenem Augenblicke, aber ſie weinte über ihr Elend. Sie war eine Bettlerin, wähnte ſie, der man das Almoſen verſagte. Sie ſehnte ſich nach Ruhe und man verwies ſie auf Sturm. Sie ſuchte den Frieden Gottes zu erringen und man ſtürzte ſie in den Glutofen der Leidenſchaft. Sie war gefeit in dem Zauberkreis eines fürchterlichen Lebens und zuckende Flammen, die aus dem Boden hervorbrachen, ſchlugen über ihrem Kopf zuſammen und hinderten ihr den Aufblick zum Himmel. Ein polniſches Sprichwort heißt: „die Seele will den Himmel finden, aber nicht laſſen es zu die Sünden!“

Die Situation hatte für die Fürſtin die peinlichſte Höhe erreicht. Sie fand nichts, was ſie zu mildern im Stande geweſen wäre. Ihren Worten die Bedeutung einer ſcherzhaften Verſuchung jetzt noch zu geben, hätte ihr den Vorwurf der Herzloſigkeit zugezogen. Maria machte endlich der ſtets wachſenden Verlegenheit ein Ende. Sie weinte nicht mehr, blickte ruhig der Fürſtin in's Auge und der ſanfte Druck ihrer Hand bewies derſelben, daß ſie ihr nicht zürne.

„Ich kann mich nicht überreden, daß du im Ernſt glauben könnteſt,“ ſprach ſie leiſe, wie ein Hauch, „ein ſo thörichtes Unterfangen würde mir die verlorene Ruhe wieder bringen. Oder du kennſt mich nicht. Ich will mein Glück nicht der Liebe zu einem Manne zu verdanken haben. Nur dann, wenn Julian mir ſein eigenes Glück zum Opfer brächte" — —

Sie ſprach plötzlich nicht weiter.

„Nun? Und dann?" fragte erwartungsvoll aufhorchend die Fürſtin.

„Und ſelbſt dann" — fuhr Maria fort — „ſelbſt bei dieſem äußerſten Beweiſe — ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll — nein! nein! es bleibe in mir verſchloſſen. Quäle mich nicht, liebe Helena!" ſetzte ſie bittend hinzu.

„Ich will nicht weiter in dich dringen," ſagte die Fürſtin. „Du biſt ein ſeltſames Kind, gar nicht wie andere Mädchen. Ich will der Zeit vertrauen. Vielleicht wird ſeine Leidenſchaft ſich vermindern, wenn ſeine ſtolze Eigenliebe ihre Rechte verlangt. Er wird es einſehen, daß er zu weit gegangen, als er ſich dir in ſeiner Schwäche gezeigt. Du wirſt ihm gleichgiltig werden; er wird dich verachten. Allein du wirſt vielleicht in ſtummem Leid darüber vergehen und dich zu Tode grämen."

„Mein Entſchluß ſteht feſt," erwiderte Maria, „ich bitte dich flehentlich, erzeige mir die Gnade, mir zu erlauben, daß ich ein Aſyl bei den frommen Frauen „vom guten Hirten" beziehe. Laß mich heute, morgen, übermorgen fort, aus deinen mich mit Mutterliebe umfangenden Armen. Aber halte mich ja nicht länger zurück! dort, im Kloſter, wird mich ein ewiger Frühling umgeben. Ich werde das Glied einer Familie werden, die im Schooße des Friedens ruht; in beſtändiger ſegenserfüllter, wenn gleich ſtrenger Arbeit, erfreut ſie ſich um ſo höher in ihren kargen Mußeſtunden, ihrer leichten Erholungen. Was du über mich hören wirſt, wird dich gewiß erfreuen. Das Kloſter erſcheint mir in dieſer Welt, gleich einem Gewitter ſtralenden Sinai, von dem die Machtgebote der Religion und Sitte erſchallen. Der Sturm, der die Welt jetzt zerwühlt, wird davor ſchweigen müſſen, wann die Blitze vom Berge zu leuchten beginnen. Die Menſchheit wird plötzlich geneſen und zufrieden ſein."

„Deine Begeiſterung kann ich bewundern," ſprach Helena, „aber ſie erſchreckt mich auch. Eine ſolche Hoffnung zu dieſer finſtern Stunde; ſie verhallt, gleich einer Stimme in der Wüſte. Wo ein Theil nur noch fürchtet, während der andere nur verneint; wo man um das Recht Streit erhebt, theuere Erinnerungen zu nähren; wo man den Kopf geſenkt trägt, um die Gedanken, die ſich auf der Stirne zeichnen, nicht verrathen zu ſehen; wo Alles in Trübſal ſich verzehrt, was edel iſt und wahr und heilig und groß; wo die Erde in zwei gewaltigen Feldlagern geſchieden iſt; da träumſt du von einem blitzenden Sinai, der ſich aus Kloſtermauern erheben ſoll! Allein, ich gebe dir dennoch recht; ich ſehe ein, was dich tröſtet. Es iſt das Exil. Auch das Exil hat ſeine Hoffnungen, übt ſeine Macht, beſitzt ſeine eigenthümlichen Reize. Man könnte ſagen, daß ein krankhafter Zuſtand, der uns langſam hinſterben läßt, dem Exil darin ähnlich ſei, daß man am Ende Ruhe gewinnt und ſich in Alles zu finden weiß. Aber wehe uns! wenn ein für's Leben reich ausgeſtattetes

Herz mit jener Ruhe auch das Verſtändniß von dem erlangt, was es nun unwiderbringlich verloren hat."

Der Ton der Fürſtin wurde weicher.

„Bei allen Schmerzen, die wir gemeinſam empfanden, betheuere ich dir's, meine herrliche Maſchinka, daß ich jetzt, da ich dich an dieſer Gränze erblicke, dich noch weit mehr liebe, als bisher. Ich habe dich verloren. Aber gelobt ſei Gott, ſeine Wege ſind unerforſchlich! Noch einmal nur will ich dir, im Vertrauen auf Ihn, die Hand der Schweſter reichen. Treue im Unglück ſei uns Beiden Troſt; denn ich bin unglücklich wie du."

Die Worte hatte Maria mit entſchiedener Gelaſſenheit angehört.

„Ich danke dir für deine edle Freundſchaft," ſprach ſie. „Der Grund unſerer Verſchiedenheit liegt in dem Einen Worte: Vaterland! Ich ſtimme nicht mit denen überein, welche den Erſatz dafür überall finden, wo ſie ſich eben bequem einzurichten wiſſen. Ich muß es dir geſtehen, weil ich dich nicht bei'm Scheiden durch eine Lüge täuſchen möchte. Für mich iſt Polen Alles. Man kann im roſigſten Exil nicht glücklich ſein. Die Welt iſt öde für mich, außerhalb der Gränzen meiner Heimath; die Sonne, die mich hier beſcheint, iſt nicht die Sonne Polens; alle Blumen von Florenz entſchädigen mich nicht für den begeiſternden Hauch des alten Bodens, der die Gräber meiner Ahnen umſchließt. Nichts kommt ihm gleich; nichts kann mir ihn erſetzen. Wenn ich aber das Exil niemals ſchön finden werde, ſo glaube ich auch nicht an deſſen

Ewigkeit. Je länger der Winter, je tiefer der Schnee, deſto prächtiger der Lenz. Und er bleibt ſicher nicht aus; nach den rauheſten Stürmen iſt er plötzlich da, mit ſeinem ſüßen Athem, ſeinen Blumen, ſeinem Gezwitſcher. Er iſt wohl ſchon da, ehe ich mein Noviziat vollendet. Du ſagteſt vorhin, du wolleſt der Zeit vertrauen; nun ja! Tempo è galant' uomo!"

Dieſe Antwort barg das Vorgefühl eines glücklichen Ausgangs der erhofften Revolution. Wer ein aufmerkſames Ohr den Gerüchten lieh, die ſich zwar im Dunkel verhielten, aber dennoch hie und da zu Tage traten, konnte ſich darüber nicht täuſchen. Ein leiſer Wiederhall davon rauſchte in den Salons wie in den Häuſern der Bürger.

Die Fürſtin war bei dieſer plötzlichen Eröffnung in tiefes Sinnen verſunken. Ihre Nichte träumte nicht nur von einer polniſchen Revolution; ſie erhoffte von ihr Befreiung und neues Leben. Ihre Nichte glühete für ein Vaterland, das dem ihrigen feindlich gegenüberſtand; für deſſen Unterliegen ſie betete. Nach Jahrhunderten des wildeſten Kampfes, der blutigſten Siege, der furchtbarſten Gräuel, der Empörungen, der Meutereien, des Verrathes und der Rache, erblickte die Fürſtin, deren Ahnen dem Throne der Czaren nahe ſtanden, in einem jungen Geſchöpfe, das ſie mit Wohlthaten überhäufte, das ihr durch Bande des Blutes angehörte, plötzlich eine erbitterte Feindin, die in den geſchmeidigſten Worten, ſich ihr als ſolche zu erkennen giebt.

Die Fürſtin hatte verlangt, daß Maria ihrem Herzen gehorchen ſolle; und Maria ſprach es deutlich genug aus, was ſie darunter verſtand. Sie blickte auf die bleiche, ſo harmloſe Erſcheinung des Mädchens, die nichts auf der Welt beſaß und nichts beſitzen wollte, als ihren polniſchen Stolz. —

Helena reichte ihrer Nichte die Hand. Es war ihr nicht möglich, wie ſie gewöhnlich that, ſie bei'm Abſchiede auf die Stirne zu küſſen. Auch ſie fühlte es, daß ſie ein Vaterland hatte, ein heiliges, großes, zukunftreiches Vaterland. Sie dachte ihres erlauchten Wappens, deſſen Urſprung ſich in fabelhafte Zeiten verlor; ihr Geſchlecht war mit dieſem Vaterlande entſtanden und gewachſen; ihre Vorfahren hatten ſelbſt weite Gebiete als Czaren beherrſcht. Eine Tochter dieſes Geſchlechtes durfte ihr Vaterland nicht durch Empörer verrathen ſehen. Dies Gefühl ließ in jenem Augenblicke ihre Schönheit blendender erſcheinen; ein legitimer Stolz ruhete auf ihrem Weſen; ſie war von einer wunderbaren Hoheit umfloſſen.

Ohne Maria aufzufordern, ihr zu folgen, ſchlug ſie den Weg einer Seitenallee ein, an deren Ende ihr Albert entgegenkam, der ſie erwartet hatte.

Maria blickte ihnen nach, bis ſie durch die Bäume ihr entzogen wurden; dann ging ſie in ihr Zimmer, um den ganzen Vorfall zu überdenken, ſo viel dies ihr augenblicklicher Zuſtand zuließ.

III.

Die Fürſtin hatte Julian's Schreiben beantwortet. Es war kurz, aber nicht eben bündig, wie man wohl hinzu zu ſetzen pflegt.

„In Sachen des Herzens wird es einer dritten Perſon ſchwer ein Wort mitzuſprechen,“ dies war der Hauptinhalt; „ihre Nichte ſei ihr zwar ein theueres Erbtheil einer geliebten Schweſter, welches ſie jedoch nicht wie ein anderes Beſitzthum veräußern dürfe. Es ſei ihre Pflicht, Maria vor Stürmen zu bewahren, denen ſie mehr als ein anderes Mädchen ihres Standes ausgeſetzt ſei. Ihr Herz ſei mit edeln Tugenden reicher ausgeſtattet, als ihr Kopf mit Lebensweisheit. Man lege ferner der Aeußerung des Lebensüberdruſſes nur eine gewöhnliche Bedeutung bei. „Dar la vida por su dama,“ wie der Spanier ſagt, galt viel in der romantiſchen Zeit; in der unſrigen iſt es eine Betheuerung, an welche nicht mehr gedacht wird, ſobald man irgend einem Ereigniß von wirklich großer Bedeutung, das uns feſſelt, gegenüber ſteht. Die Luſt zum Leben erwacht, ſobald dieſes Hoffnungen auf Thaten eröffnet. Es ſei deshalb nicht ſelten, daß man in dieſem

Falle ſein Wort zurücknimmt und die Leidenſchaft einer Stunde, der Heldenmuth eines Tages ſo ſchnell als möglich vergeſſen läßt."

In dem ganzen Schreiben ſpiegelten ſich die vorzüglichen Eigenſchaften der Fürſtin. Man konnte es nicht unumwundener ausdrücken, daß Julian keine Hoffnung habe.

In der verdrießlichſten Laune verließ er ſeine Wohnung. Die kühle Aufnahme, die ſein Antrag gefunden, war allerdings entmuthigend; allein die Gedanken an Selbſtvernichtung waren verſchwunden. Es hatte ſich ſeiner eine ſtillzehrende Glut bemächtigt, die ihn zu keinem heroiſchen Entſchluß kommen ließ. Er gedachte zuerſt Florenz zu verlaſſen; denn er fürchtete Maria zu begegnen und ihr Anblick wäre ihm zu qualvoll geweſen.

„Du wirſt von Florenz ſcheiden —
Das Liebſte, was du dein nennſt, wirſt du meiden —
Die ſchwerſte iſt es aller tiefen Wunden,
Die du haſt von der Achtung zu erleiden." *) —

In ſolchen Gedanken wandelte er durch die Straßen. Die Abendpromenade in der glänzend beleuchteten Via de' Bianchi, zwiſchen den Schaufenſtern der Mode und des Luxus; das geräuſchvolle Leben der Quackſalber und kleiner Handelsleute aller Art auf der piazza Gran duca, ſcheuchten ihn in die entlegenern Stadttheile, wo keine Unzahl von Gasflammen das nächtliche Treiben beſchien, die alten ſchwarzen Paläſte ihre ernſten ſchmuckloſen Facciaten an-

---

*) Dante: Paradies.

einander reiheten und mit unbeleuchteten Fenſtern ſchläugig auf den einſamen Wanderer herabſtierten, der wie ein Geſpenſt über die Hügel eines Campo santo ſchritt.

Ohne es zu wollen, hatte er den Weg nach dem alten Palazzo Bargello eingeſchlagen, neben welchem die Spelunke lag, die er früher einmal beſucht hatte, um einer Verſammlung der Revolutionsmänner beizuwohnen. Es koſtete einige Augenblicke, bis daß er ſich zu recht gefunden, wo er ſei. Am Ende des weiten Hofes, dort wo er ſich zu den Kellern erſtreckt und abſchüſſig wird, war ein matter Schein ſichtbar, der von einer Oellampe herrührte, deren Flamme von einer vorgehaltenen Hand gegen den Zugwind geſchützt wurde. Der Schein bewegte ſich langſam und ſchwankend über das holperige, ausgetretene Pflaſter. Eine grobe Stimme, die ſich eine vorſichtige Sordine auferlegt zu haben ſchien, ließ die barbariſchen Worte vernehmen:

„Habſt du dem Kaaß 'm Subam gibracht?“

Eine mildere Stimme erwiderte darauf im reinſten Dialect von Meißen:

„Ich dächte gar, daß ich das liebe Beeſt verhungern ließe!“

Julian ging auf die Beiden zu; der erſte, der ſeinem Gefährten, in gebrochenem polniſch-deutſch, die Frage zugerufen hatte: „ob er der Katze die Abendſuppe gebracht?“ trat ihm raſch entgegen und leuchtete ihm in's Geſicht.

Ein hochgewachſener, ſchlecht gekleideter Menſch, der, ſobald er Julian erkannt, die Lampe fallen ließ und ihn mit dem freudigſten Ausruf umarmte. Es war finſter, allein die Stimme war Julian bekannt. Einige Worte zur Verſtändigung und er wußte, daß es ſein Jugendfreund Lucian war, den er zuletzt in Warſchau geſehen hatte. Jahre waren vorüber, ſeit jenem wilden Abend in der Schenke zu Praga.

„Biſt du's denn wirklich, mein armer Lucian?“ rief Julian aus, indem er ſich aus deſſen Armen losriß und ihn mitleidig betrachtete. „Wie kommſt du nach Florenz und was ſuchſt du hier? Du ſcheinſt mir in trauriger Verfaſſung zu ſein!“

Lucian erwiderte, daß ſein Freund aus dem elenden Aeußern noch nicht entfernt einen Schluß auf die Größe ſeines Mißgeſchicks ziehen könne. Er befinde ſich ohne alle Mittel, ſich daraus zu befreien. Sein Schickſal habe ihn ganz zufällig nach Florenz getrieben und er hoffte Landsleute zu finden, um ihnen ſeine Dienſte anzubieten. Er war nun ſchon mehrere Tage hier, allein ſein Aufzug ſei von der Art, daß er ſich vor Niemand zeigen könne, der ihn nicht bereits früher gekannt. Er mußte befürchten für einen Strolch der verdächtigſten Art gehalten zu werden. Das Begegnen Julian's überhebe ihn jetzt aller ſeiner Sorgen; er pries den Himmel, der es ſo gefügt.

Nun ergriff er Julian's Hand und leitete ihn in die Spelunke. Den großen Saal vermied er und ſtieß die nur angelehnte, ſchloßloſe Thüre einer Kammer auf, die nach den Begriffen der Italiener gemüthlich erſcheinen mochte. Vier mager ausgeſtattete Betten, oder vielmehr Pritſchen, ſtanden an den Wänden, darüber hingen einige

Heiligenbilder nebſt Weihbrunnen und Wedel; in der Mitte breitete ein runder Tiſch ſeine ſchmutzig getigerte Platte aus, um den ſich ſechs Strohſeſſel ſchaarten. Von der räucherigen Decke hing eine qualmende Lampe. Dies war Lucian's Abſteigequartier. Durch das Geräuſch der Ankommenden aufmerkſam gemacht, erſchien der ſchwarzbärtige padrone. Lucian, der keinen Pfennig beſaß, beſtellte zwei Flaſchen des beſten Carmignano; denn er war hier der Wirth und wußte, was ſich ſeinem Gaſte gegenüber ſchickte.

Als der Wein gebracht wurde, ſchlich eine ſchöne weiße Angorakatze herein und ſprang auf den Tiſch zwiſchen die Flaſchen und Gläſer, ſo geſchickt, daß ſie nichts davon berührte

Lucian ſchenkte ein, ſtieß mit Julian an, ſtreichelte und küßte die Katze ein paarmal und ſagte lächelnd zu ihr:

„Czem ci mogę służyć? Czy chcesz wypić zemną kieliszek wina?“*)

Sie antwortete mit einem freundlichen Schnurren, das ſie aber ſogleich einſtellte, als die Unterhaltung der beiden Freunde lauter wurde. Sie ſchlang ihren langen Schweif graziös um die Pfoten und ſchien mit halb zugedrückten Augen aufmerkſam zuzuhören.

Der ſächſiſche Gefährte Lucian's war, aus angeborener Höflichkeit, nicht nachgefolgt: „Sie wärden ſich wohl, nach langer Bauße, viel zu verzählen haben,“ ſchloß er ſehr richtig.

---

*) Womit kann ich ihnen aufwarten? Wollen ſie ein Glas Wein mit mir trinken?

Lucian begann ſeine Geſchichte. Er erging ſich dabei nicht in's Breite und malte nichts aus; er reihete ſeine Erlebniſſe trocken aneinander, wie es die alten Spanier ſo gut verſtanden haben. Leichtſinnige Handlungen ſuchte er nicht zu verſchleiern und mit Offenheit bekannte er Dinge im naivſten Tone, die jeder andere von ſich verſchwiegen hätte. Dabei verließ ihn keinen Augenblick der leichte weltmänniſche Anſtrich, der ihm zur andern Natur geworden war; er erſchien durch ſeine Geſtändniſſe nicht ſo, daß man ſich empört von ihm abgewendet hätte. Er entſchuldigte ſeine Laſter und Vergehungen nicht und führte es als einen Beweis an, daß er noch nicht gänzlich geſunken ſei, weil er ſie perſiflire und verachte, wenn er auch nicht ſich vor der Hand von ihnen losſagen könne. Man mache jetzt in Berlin aus Straßenkoth die zierlichſten Kunſtgefäße, ſagte er, Vaſen, Lampen und dergleichen; auch würden mit Hilfe der unendlichen Allwiſſenſchaft, der Chemie, Arome gleich Ananas- und Himbeerduft aus den abſcheulichſten und eckelhafteſten Materien gezogen und angewendet, wie dies bei den engliſchen drops der Fall iſt. So könnte ſich auch aus einer ſchmutzigen Menſchennatur durch einen Prozeß noch das Edle entwickeln und es wäre die teufliſchſte Verläumdung, dies in Abrede zu ſtellen. —

Er war in Warſchau eingeſperrt geweſen und dann plötzlich zu Geld gekommen. Ob er es mit falſchen Karten oder Würfeln gewonnen hatte, thut nichts zur Sache; er war im Beſitze und ging auf Reiſen. In Genua war ſeine Baarſchaft aufgezehrt; ſeine Schulden beliefen ſich nicht hoch und er hielt es nicht der Mühe werth, ſeine

Gläubiger von ſeiner Abreiſe zu benachrichtigen. Er entfloh nach Malta, lernte dort einen Abenteurer anderer Art kennen, der ihn auf ſeine Koſten nach Konſtantinopel mitnahm. Hier erreichten ſie es, daß ſie dem Sultan vorgeſtellt wurden, dem ſie ſich mit unverſchämter Keckheit als Ingenieure ankündigten. Sie wurden von dem dümmſten aller Türken geprüft, der ihre in der That nur geringen Kenntniſſe und Fähigkeiten einer Anſtellung im Genieweſen entſprechend fand. Lucian's Gefährte war ein Dieb von Profeſſion. Dadurch verſchaffte er die Mittel zu einem üppigen Leben. Er war immer in Beſitz von Schmuck, Juwelen, ſilbernen Gefäßen; kein Menſch wußte wie er dazu kam. Einmal brachte er auch eine ſchöne Griechin heim, die in Thränen gebadet war und die er vorſichtig allen Blicken entzog. Endlich ging Lucian ein Licht auf; er ſah in ſeinem Gefährten einen Böſewicht und beſchloß ihn zu verlaſſen. Seine Mittel waren für ihn hinreichend; aber auch die arme, geraubte Griechin wollte er den Klauen des Teufels entreiſſen. Er theilte der Schönen ſeinen Plan pantomimiſch mit und ſie faßte Vertrauen zu ihm, indem ſie die Arme auf der Bruſt kreuzte und zum Himmel aufblickte. Es fand ſich bald der unbewachte Augenblick; das Mädchen entkam glücklich in den Hafen; zwei Plätze auf einem franzöſiſchen Boot waren von Lucian gemiethet worden, der Paß für ihn und ſeine Begleiterin durch Beſtechung gehörig in Ordnung und der Dampfer ging in See. Ein Sturm warf ihn an eine wüſte Küſte; es war Corſica. Die Mannſchaft und die wenigen Paſſagiere hatten ſich verloren. Unter unſeeligen Mühen erreichte das Paar nach mehreren Tagen Baſtia ohne Hab und Gut. Sie hatten alles eingebüßt; in zerriſſenen Schuhen und zerlumpten Kleidern hielten ſie ihren Einzug in die Stadt. Hier erkrankte die ſchöne Griechin und ſtarb. Lucian war ihr Erbe. Sie beſaß einige Ringe und hinterließ noch eine Baarſchaft von fünf Ducaten. Mit dieſem unerwarteten Schatze ſchiffte er ſich nach Livorno ein. Allein hier kam er wieder in Konflikt mit der Polizei, die ihn über Jahr und Tag mit freiem Quartier verſorgte. Als er endlich in Freiheit geſetzt worden war, machte er ſich auf den Weg und war vor wenig Tagen in Florenz angelangt.

Das Gefühl, welches die Erzählung Lucian's in Julian hervorgerufen, war eine widerwärtige Miſchung, ein agro-dolce aus Mitleid und Abſcheu. Unter all den Widerſprüchen und unſinnigen Handlungen, wußte der Unglückliche immer noch die Spur eines Stolzes durchſchimmern zu laſſen, welcher dem Weſen des Menſchen eigenthümlich iſt. Dieſes Eigenthum der menſchlichen Natur kann nur ſcheinbar ſich verwandeln und auch nur ebenſo veräußert werden, wie es in der Dienſtbarkeit und Knechtſchaft geſchieht. Allein auch ſelbſt hier bleibt es ſtets rege und erhebt ſich inſtinktmäßig aus der tiefſten Erniedrigung.

Julian bedurfte ſeiner ganzen Jugendkraft, um dem Eindrucke zu widerſtehen und er fühlte ſich im höchſten Grade unbehaglich in dieſer Nähe. Er legte ſeine Brieftaſche auf den Tiſch und bat Lucian ſich ihres Inhalts einſtweilen zu bedienen. Würde er ihm ſeine ferneren

Wünſche mittheilen, ſo könne er auf Alles zählen, was in ſeinen Kräften ſtehe.

Lucian war durch die Freude, ſeinen Julian ſo unverhofft gefunden zu haben und durch den feurigen Carmignano in die heiterſte Stimmung verſetzt werden. Er wollte in dem ſeeligen Augenblicke, ſeiner vielen Strapazen und Leiden nicht mehr gedenken; nicht ſelbſt dies ſchönſte Blatt ſeiner Lebensgeſchichte, durch den Schmutz vergangener Kapitel derſelben muthwillig verunreinigen, wie er ſich ausdrückte. Den Abend des Wiederſehens ſollten nicht blos trübe Erinnerungen entweihen. Er hob ſeine Angora auf und küßte ſie.

„Was mir Menſchen Böſes zugefügt, das erſetzte mir die Liebe Mimi's," ſagte er. „Ich wäre ſehr undankbar, wenn ich es je vergeſſen könnte. Sie war meine Geſpielin und Gefährtin, als ich in Livorno eingeſperrt war und ebenſo auf meiner Wanderſchaft hieher. Sie wurde im Gefängniß geboren und der mitleidige Wärter ließ mir die Wahl unter den vier Geſchwiſtern, die ſeine alte Katze zur Welt gebracht hatte. Ich ſuchte mir Mimi aus, weil ſie ſo ſchöne große Augen hat, in denen man wahrlich etwas menſchliches entdecken kann. Ich bemerkte dieſen Ausdruck deutlich, als ich die zwiſchen hohen Mauern geborene Katze bei meiner Entlaſſung mit mir nahm und ſie ſich nun plötzlich im weiten Raume ſah und mit mir weiter zog. Sie, die nur ſtets finſtere Gänge durchſchlichen hatte und mit mir meine enge Zelle getheilt, in die ſelbſt um Mittag kein Sonnenſtral drang; ſah jetzt die Landſchaft, die Bäume, die Felſen, das Meer, Alles ſtralend beleuchtet.

Sie ſah ſich zum erſtenmal in Freiheit. Sie kroch vor Angſt wie ein Wurm auf dem Boden, hierhin, dorthin, wie verwirrt; ſie ſchmiegte ſich ängſtlich an meine Füße oder ſprang mir auf die Schulter, legte ſich mir um den Hals und ſuchte ihren Kopf unter meinem langen Bart zu bergen. Sie verließ mich keinen Augenblick im Freien; bemerkte ſie aber, daß ich in ein Haus treten wollte, ſo ſprang ſie voraus und harrte an der Thür und dankte mir mit dem zärtlichſten Miau, daß ſie unter das ſchützende Dach dürfe. Sie iſt ein furchtſames, beſcheidenes, zartes, durch und durch weibliches Weſen. Wer ſie kennen lernt, liebt ſie gewiß. Eſſe ich, ſo ißt ſie mit; ſie hat ihren Teller mir gegenüber und richtet ſich ſo ein, daß ſie mich nicht im geringſten genirt und wäre der Raum auch noch ſo klein. In meinem Zimmer gehört ihr der beſte Platz; iſt ein Fauteuil da, ſo nimmt ſie ihn ein. Sie theilt mit mir das Bett und ich genieße eine Art von unbeſchreiblich ſeltſamer Freude, wann ich Morgens, bei'm Erwachen, ihren kleinen Kopf neben dem meinigen erblicke. Siehſt du, Geliebter, ſo hat man auch im Unglück ſeine Freuden."

Julian kam die launige Schilderung wie eine Erlöſung vor. Es war ihm erwünſcht, daß die ernſten Schickſale für den Augenblick nicht mehr an die Reihe kamen. Er bedurfte einer Ausgleichung; keiner neuen heftigen Aufregung. Der padrone erſchien, um nachzuſehen; er trug zwei neue Flaſchen in den Armen, die er auf den Tiſch ſetzte und ſich hierauf ſtillſchweigend entfernte. Lucian ſchenkte ein, leerte auf der Stelle das Glas und füllte es ſogleich wieder. Dies wiederholte er mit großer Emſigkeit, ohne es ſelbſt zu merken. Er erhitzte ſich dabei ſichtlich; doch blieb er in dem eingeſchlagenen Geleiſe.

„Mimi war ſtets die ſchüchterne Sanftmuth ſelbſt, wie ich dir ſage," fuhr er fort. „Ich kannte ſie gar nicht anders. Da ſpringt ſie an einem Morgen wie ein wildes Thier auf mich zu. Sie war draußen geweſen und trug zwiſchen den Zähnen etwas, das ſie vor mir auf den Boden fallen ließ. Es war eine Maus. Man kann ſich kaum denken, was nun folgte. Die Menſchen ſelbſt haben nichts grauſameres erfunden, als die Hinrichtung der Maus durch die Katze. Warſt du jemals aufmerkſamer Augenzeuge einer ſolchen Execution?"

„Wer es einmal geſehen," ſagte Julian, „findet es unmöglich, einer Katze liebzukoſen wie du. Wer zufällig dazu kommt und es nicht verhindert, iſt ein Unmenſch, mit dem ich nichts zu thun haben möchte."

„Oder ein Unglücklicher," murrte Lucian, „der in einer ſchwarzen Stunde Gott anklagt, daß er ſolche Grauſamkeit zuläßt."

Julian zog die Brauen finſter zuſammen; der Frevel hatte den Unwillen, der ihn beherrſchte, auf's Höchſte geſteigert. Er ſchob die Brieftaſche ſtillſchweigend Lucian hin und ſagte:

„Ich wiederhole dir mein Anerbieten; bedarfſt du zu deiner Abreiſe Geld, ſo werde ich dir's gern vorſtrecken."

Dabei wandte er ſich fortzugehen:

„Für heute gute Nacht!"

Lucian hatte die Flaſchen geleert. Er konnte ſeinen Zuſtand kaum noch verbergen. Seine Zunge ſtockte; ſein

Auge rollte unbeſtimmt von einem Gegenſtande zum andern; ſeine Farbe war in ein glühendes Incarnat übergegangen.

„Du gehſt noch nicht,“ ſchrie er Julian zu und nahm ihn bei der Hand. „Wir haben uns zu lange nicht geſehen.“

Er ſprang zur Thür und rief dem signor padrone; Julian konnte es nicht verhindern, daß dieſer noch zwei Flaſchen brachte, mit denen Lucian ſich ſogleich beſchäftigte.

„Was iſt denn aber grauſam, daß Katzen Mäuſe tödten und freſſen?“ ſagte Lucian und ſtreichelte Mimi. „Die Menſchen ſind ja doch grauſamer als die reiſſendſten Thiere. Ein franzöſiſcher Philoſoph ſagte ſchon vor dreihundert Jahren: „les bêtes féroces nous peuvent estimer bêtes féroces, comme nous les estimons!“ Da war ein König von Caſtilien, Don Pedro mit Namen, das war ein prächtiger Kerl. Einmal war er mit ſeinem Nachbarkönige von Granada unzufrieden. Er ließ ihn und ſeine Emire zu einem Feſte laden. Als ſie kamen, wurden ſie ergriffen, an Pfähle gebunden und Wurfſpieße nach ihnen geſchleudert, ſo lang bis ſie todt waren. Don Pedro, der königliche Wirth, warf zuerſt. O Katze, wie klein erſcheinſt du dagegen!“

Und er ſtreichelte und küßte Mimi wiederholt.

„Derſelbe Don Pedro ſaß ein andermal in dem prächtigen Alcazar zu Sevilla und unterhielt ſich mit Damenſpiel. Da erſchallte ein entſetzliches Geſchrei in dem Nebenzimmer. Der mit dem König ſpielte, ſpringt erſchreckt auf. „Es iſt nichts,“ erwiderte Don Pedro, „ich laſſe meinen Bruder Don Fadrique umbringen, der mir läſtig wurde.“ Und er zieht ruhig ſeinen Stein. So entledigte er ſich noch zwei anderer Brüder, ſeines Vetters, des Infanten von Aragonien, der Geliebten ſeines Vaters, Donna Leonora von Guzman, ſeiner Gemahlin Blanche von Bourbon, ſeiner Mutter u. ſ. w. u. ſ. w. u ſ. w. Das hat ihm denn auch den ſchönen Beinamen „der Grauſame“ verſchafft. Nein, Mimi, du darfſt nicht grauſam geſcholten werden!“

Und Mimi wurde wieder ſo herzlich abgeküßt, daß ſie quickte, um anzudeuten, daß ihr der Spaß zu derb wurde.

Er ſetzte die Katze auf den Boden; ſie hatte ihn gekratzt.

„Aber nicht die ſpaßhafte Grauſamkeit der Katze iſt es, was uns nicht gefällt, oder vielmehr aufbringt; ſondern die dumme und ſtumpfe Unbeweglichkeit der Maus, ihrer Feindin gegenüber. Das einzige, was ihr in den Sinn kommt, iſt der Gedanke zu fliehen. Allein mit einem Satze hat ſie die Katze wieder unter der Kralle. Sie läßt die Maus los, die nun durch Erfahrung klug ſein ſollte; allein es fällt ihr wieder nichts ein, als Flucht. Dasſelbe wiederholt ſich und ihr Zuſtand wird immer elender. Endlich ergiebt ſie ſich drein; bleibt auf ihrem Fleck, duckt ſich gehorſam und. unterwirft ſich ihrem Schickſal. Katze ſcheint ſich nicht mehr um ſie zu kümmern; ſieht nach andern Dingen; haſcht eine Fliege, die ihr um den Bart ſummt. Das dauert ſo minutenlang fort. Maus hält jetzt den Augenblick für günſtig und huſcht wie der

Teufel nach ihrem Loch. Aber Katz' iſt gleich hinterdrein und nun iſt Alles aus. Die Liſt giebt ſie auf und braucht Gewalt. Maus wird getreten, gekrallt, gebiſſen, zur Decke geworfen, aufgefangen. Katz' iſt trunken von Blutgier, furchtbar, entſetzlich; ihr Pelz ſträubt ſich, ihre Augen ſind glühende Kohlen, ſie läuft wild im Kreiſe umher und betrachtet ihr Schlachtopfer. Die dumme Maus! wäre ſie ſtatt zu fliehen, der Katz' auf den Nacken geſprungen und hätte die langen ſcharfen Nagezähne, ihr durch den Balg gebohrt; ſie wäre Sieger geblieben —“

„Die Maus Beſiegerin der Katze!“ ſagte Julian verächtlich.

„Das Kleinſte beſiegt das Größte, wenn es ſeine ihm inwohnende Kraft zu beurtheilen und richtig anzuwenden weiß. Fliehen und ſich ducken, führt aber nicht zu dieſem Ziel. Es iſt blos dumm. Der Moskowiter iſt die im Gefängniß geborene Katze. Er ſpielt mit uns wie die Katze mit der Maus und wir leiden es. Wir ſchreien über Grauſamkeit, fliehen in's Ausland oder kriechen zu Kreuze, ſtatt ihm auf den Nacken zu ſpringen und uns mit Krallen und Zähnen, mit Hyänenwuth in ſein Fleiſch zu bohren. Verſuchen wir's noch einmal! Wird er Meiſter und läßt er uns henken — gut! Kein Tod iſt ſanfter, als der am Galgen, ſagen die Aerzte. Der Gehenkte verſcheidet an einem Schlagfluſſe.“

Dieſe Worte hatten Julian aus dem Halbſchlummer aufgeweckt, in dem er während des Mäuſekampfs verharrt war. Der Betrunkene zerrte ihn am Rocke.

„Was willſt du von mir?“ rief Julian.

„Du ſollſt mitgehen; ſie ſind beiſammen; du wirſt Dinge hören, die dir frommen."

Und damit riß er ihn empor, nahm die Lampe vom Tiſch und führte ihn taumelnd, in wilder Trunkenheit, über einen langen Gang, an deſſen Ende ein wildes Gemurmel ertönte. Dann traten ſie in den Saal, der Julian von dem frühern Beſuche her, wohl bekannt war.

Er war überfüllt; die Geſellſchaft in Hemdsärmeln, weil ſie Alle der erſtickenden Hitze wegen, die Röcke ausgezogen hatten. Auf dem Tiſche ſtand ein Redner, der über „Menſchenrechte" ſprach. Dann und wann wurden die Arme in die Höhe geſtreckt und mit wilder Kraft in der Luft bewegt. Auch ließen Einige die emporgeſchwungenen Meſſer und Dolche blitzen. Dies geſchah ſo oft die Worte: „Fürſt, König, Kaiſer, Oeſterreich, Rußland" gehört wurden, die der Redner ſtets mit größter Anſtrengung der Lunge ausſtieß, damit der durch jene obligate Begleitung hervorgerufene Effect nicht verpuffe.

Julian und ſein Begleiter drängten ſich bis zum Tiſche vor, um beſſer zu verſtehen.

„Die alte Staatskunſt," ſprach der Mann auf dem Tiſche, „ſieht in den Völkern nur Steine, die ſie zu ihren Fortificationen, nach Gutdünken verwenden darf. Kein Stein darf nicht höher, aber auch nicht tiefer liegen, als der Andere. Iſt er etwas kleiner, als die Lücke, in die er paſſen ſoll, ſo füllt man das Loch vollends mit Kies und Mörtel aus. Iſt er größer, ſo ſtößt man ihm die rauhen Ecken ab und klopft ihn ſo lang, bis er recht geworden iſt; das heißt die Ordnung im Staat. Ein Steinchen liegt auf dem andern, wohl eingefügt und geſchichtet; jedes an ſeiner Stelle; aber keines weiß etwas vom andern; keines kann zu ſeinem Felſen zurück, aus dem es erwachſen, von dem man es losgebrochen. Das Ebne und Glatte, wie das Rauhe und Widerborſtige, deckt dieſelbe Mauertünche. Das Fundament iſt unſichtbar und kann daher von den Maſſen nicht controlirt und beurtheilt werden. So ſteht das Staatsgebäude da und Achtung und Verderben fällt auf den, der daran zu rütteln ſich unterſteht. Allein die Stunde hat geſchlagen und die Völker ſtehen auf, um ihre Rechte zu erkämpfen. Sie ſtürmen an und zerbrechen die Mauern und auf den Trümmern pflanzen ſie ihr Panier; das lebendig rauſchende, in den Lüften der Freiheit flatternde; von der Sonne der Aufklärung verklärte; von befreiten Sklaven umtanzte und umjauchzte Panier; vor dem die gekrönten Verbrecher von ihren goldenen Stühlen ſtürzen!"

Ein ungeheueres Bravo! Braviſſimo! Ein Zuſammenſchlagen und Stoßen von Dolchen, Schwertern, Gläſern; emporgeworfene Hüte und Mützen, Umarmungen, Ausrufe, Thränen, Wehgeſchrei! Der von Wuth erglühte Redner wiſchte ſich den Schaum von Mund und Bart. Die Freiheitshelden glichen Kannibalen, die ſchon ihre Opfer in trunkener Wuth umjauchzen. Sie theilten die Reiche dieſer Erde unter ſich, um ihren neuen Glauben darein zu pflanzen. Hier Ungarn, dort Italien, hier Polen, dort Deutſchland! Die ganze Menſchheit muß ein Körper werden. Das widerſtrebende Glied wird gezwungen und geht es nicht, ſo wird es vertilgt. Das iſt das Grundgeſetz der neuen

Politik des neunzehnten Jahrhunderts; nichts kann natürlicher dem erſcheinen, der auf der Höhe des Zeitbewußtſeins ſchwebt und es zur allgemeinen Herrſchaft gelangen laſſen will. Wer das nicht einſehen kann, iſt ein beſchränkter Kopf oder ein verrotteter Reactionär, ein Fürſtenknecht. Nieder mit dieſen Allen! Sie verſtehen nichts von der modernen Staatsraiſon. Daß die Fürſten ihr Recht vertheidigen, macht ſie zu Verbrechern; ihre Heere zu verthierten Söldlingen; ihre Getreuen zu Brandſtiftern, die an den Laternpfählen gehenkt zu werden verdienen. Die Gewalt iſt geheiligt, welche die Gewalt der Fürſten zerſtört. Die Auflehnung gegen dieſelbe wird als die höchſte Tugend des modernen Bürgerthums proclamirt.

„Wozu die Könige?“ ſchrie Einer aus dem dickſten Haufen. „Sie koſten viel; das Geld kann nützlicher angewendet werden. Haben ſie kein Geld, ſo nehmen ſie es uns Bürgern.“

„Eine Nation, die ſich unter dem Joche eines Tyrannen beugt, iſt verdammenswerth und verurtheilt!“ ſchäumte der Eine.

„En Tyrann hätt alliwil Urächt!“ ein Anderer, an deſſen „ch“ man den Schweizer erkannte.

„Kein Bündniß mit einer ſolchen Nation!“

„Sie ſei vernichtet vom Erdboden!“

„Ihre Töchter ſeien entehrt; ihre Söhne ohne Urtheil gerichtet!“

„Jeder Eid einem Fürſten geleiſtet, iſt null und nichtig!“

„Das Recht der Völker über Alles!“

So ging es fort. Lucian war unter den heftigſten Schreiern; ſein betrunkener Zuſtand mochte ihn zum Theil entſchuldigen. Julian fühlte ſich dem Erſticken nahe. Mit großer Mühe gelang es ihm, dem Dickicht zu entrinnen und in ein anſtoßendes Zimmer ſich zu retten, wo die etwas beſonnenern Umſturzmänner ſich befanden. Sie verhielten ſich zu den Schreiern, die den Berg vorſtellten, wie die Girondiſten im franzöſiſchen Nationalconvente.

Auch hier wurden Reden gehört, die zwar dasſelbe Ziel verfolgten, jedoch die extremſten Mittel verwarfen oder unerwähnt ließen. Auch ſie wollten Gewalt anwenden, um die Völker zu befreien; allein ſie glaubten dahin gelangen zu können, ohne von dem Alten, Ueberkommenen, Ehrwürdigen, etwas zu entwenden und das Heilige anzutaſten, das aus dem Herzen der Völker nicht entwurzelt werden darf. Ihre Emiſſäre waren mit guter Kunde zurückgekehrt. Alles war zu einer neuen Erhebung auf verſchiedenen Punkten reif und wartete nur des Signals zum Ausbruch.

Das waren welche, die in Ungarn gewühlt und ausgeforſcht hatten; das welche, die es in Polen gethan; hier Lombarden; dort Venezianer; jene aus den kleinen deutſchen Staaten. Alle mit geſchorenen Köpfen und langen Kinnbärten, ohne Schnurrbärte, mit Schlapphüten, ohne Halstücher und mit allerlei farbigen Bändern im Knopfloch geziert. Seltſamlich anzuſchauen und doch ſehr verſchieden von den Tobenden im großen Saal, die um den modernen Ausdruck, der ihnen vollſtändig gebührte, auf ſie anzuwenden, zu den gefürchteten „Baſſermann'ſchen Geſtalten" gehörten.

Nach allem hier angedeuteten, war es keine Täuſchung, anzunehmen, daß die Sache, um die es ſich handelte, reif war. Doch war es nicht die ſchöne Reife einer ſaftigen Frucht, die den Appetit reizt; es war das, was der Kaufmann die Reife des Käſes nennt, die ihn zwar den Kunden empfiehlt, jedoch nur ein Zeichen der innern Fäulniß iſt.

In einer Ecke ſtanden einige Männer zuſammengedrängt, getrennt von den Uebrigen. Es war unweit von der Thür, durch die Julian eintrat. Er hörte nicht nur, daß ſie polniſch ſprachen, ſondern das in Polen landläufige Sprichwort, das er vernahm, verrieth ihm ſogleich, wen er vor ſich hatte.

Der alte Soldat, der unter Dombrowski gefochten, ſprach es aus:

„Madry Polak po szkodzie!*) Es iſt vorzuziehen, einen ſchlechten König zu haben, als gar keinen. Aber ein eingeborner König muß es ſein; kein Fremder darf es ſich anmaßen, über die Nation herrſchen zu wollen. Wir wollen ihm ſein Reich erobern, ihn wählen und ihm als rechtmäßigen König huldigen. Er herrſche über uns: et par droit de conquête et par droit de naissance! Es wird ihm mit Aller ächten Polen Hilfe gelingen, die heilloſen Gräuel der Fremdherrſchaft, ſo wie die Verwüſtungen, die der Befreiungskrieg herbeiführte, zu ſühnen und zu heilen und Ordnung und Glück in den bürgerlichen Verhältniſſen wieder zu begründen. Polen wird beſtehen, wenn auch das Unglück für den Augenblick noch größer werden ſollte.“

---

*) Den Polen macht der Schaden klug.

Julian hörte nun aus demſelben Munde, daß Vorbereitungen getroffen waren, um den Kampf zu beginnen; er hörte, daß man gewiß darauf rechnen konnte, die fern vom Vaterland lebenden Patrioten herbeieilen zu ſehen, um an ſeiner Befreiung ſich zu betheiligen. Die Mittel und Wege wurden beſprochen, um die polniſche Gränze zurückzumeſſen. Dann wurde Geld verheißen; eine Anzahl von Päſſen war zur Dispoſition geſtellt; es fehlte nicht an befriedigenden Aufforderungen jeder Art. Waffen-Niederlagen wurden bezeichnet; Sammelplätze genannt. —

Der Morgen grauete als Jhlian den unheimlichen Ort der nächtlichen Zuſammenkunft verließ, an den er ſo bang und verſtimmt, wider Willen hingezogen worden war. Seinen beſoffenen Begleiter ſah er nicht mehr. Als er zu Hauſe ankam, fand er einen Brief von Antoni, der nur Friede und Ruhe athmete. Julian's Brief war nicht in deſſen Hände gelangt.

* * *

Der Wind ſchwieg; durch die Luft verbreitete ſich ein dem Ohre unvernehmbares, nur der Seele verſtändliches Flüſtern. Der Naturforſcher ſagt: das iſt die Elaſticität, ein Zittern der Luft, erregt durch die, vermöge ihrer Schwere, dem Mittelpuncte zufallenden Körper. Aber der Geiſt des Menſchen beugt ſich nicht unter die Formeln der ſinnlichen Wahrnehmung und dringt weiter mit ſeinen Gedanken. Er ſieht in der Natur die ſchaffende Kraft Gottes; eine zauberiſche Harmonie ſtrömt auf ihn ein, aus dem Hauche des Unnennbaren; wie könnte ſich ſonſt eine ſo holde, feierliche, durch keine Leidenſchaft geſtörte Andacht in ſeine Seele ergießen?

Was bedeutet das Geläute der hundert Glocken, die plötzlich die Stille unterbrechen? Was verkünden ſie weithin bis zu den Höhen der Riviera und über die Ebene der Maremmen? Es iſt der Gedächtnißtag eines Fürſten der Engel, des wunderthätigen Gabriel, des Botſchafters des Herrn, der im gläubigen Volke hochverehrt wird; den es anfleht, um in Aengſten und Betrübniſſen getröſtet zu werden, damit er es ſtärke, allen Verſuchungen zu entgehen.

Die Kirchen erſchließen ihre Thore; der dem Innern entſtrömende Glanz des Silbers und Goldes blendet das Auge; der Prieſter erhebt über ſein Haupt das Kreuz und ſingt mit erbebender Stimme:

„Herr, erbarme Dich unſer!“

das Volk berührt mit der Stirne den Boden und erhebt ſich dann, gleich den Halmen eines fruchtgeſegneten Getreidefeldes, welche ihre goldgekrönten Häupter zum Himmel kehren.

In Prozeſſion ziehen die Mönche einher, in ſchwarze Kutten gekleidet und ſingen im donnernden Baſſe die Worte der Litanei von den heiligen Engeln und das tauſendſtimmige Volk antwortet wie aus einem Munde zuerſt: „Bittet für uns!" dann: „Erlöſe uns, o Herr!" und:

„Wir bitten Dich, erhöre uns!"

Der betende Mund, die auf den Geſichtern gelagerte Demuth, die glühende Andacht im Blicke, zeugen von dem Verlangen der Seelen, ſich aufzuſchwingen zu beſſern Welten, zum Lande eines reinern Lebens!

In dem Gedränge des andächtigen Volkes, in den Reihen der Ordensleute und Prieſter, ſieht man einen Mönch ſchreiten, der die andern um eine Kopflänge überragt, der — vielleicht in kräftiger Erinnerung vergangener Tage — die brennende Kerze trägt, als wäre ſie ein Schlachtſchwert. Seine Füße heben ſich, als gälte es die Wälle einer erſtürmten Stadt zu erſteigen. Aus ſeinem dunkeln Auge bricht zuweilen ein blitzartiger Blick hervor, unter einer kühnen, drohenden Stirne. Auf ihr prägt ſich aus, der Mann ſei gewohnt zu befehlen, beuge ſeinen Willen vor Niemand, außer vor Gott, und wie ſehr er auch beſtrebt ſein mochte, das von heftigen Gefühlen bewegte Innere, hinter gläubige Demuth zu verbergen; es gelingt ihm nicht. Die widerſprechenden Aeußerungen folgen ſo häufig und ſichtlich auf einander, daß auch der minder aufmerkſame Beobachter ſie gewahrt. Jeder fragt ſich: Wer iſt dieſer Mönch, dem das Ordenskleid ſo wenig anſteht, wie der Küraß der Bruſt eines ſchwachen Mädchens?

Auch ſeine Brüder im Kloſter fragten: Wer iſt er? Schon ein Jahr war es, daß er unter ihnen weilet; aber noch hat er kein Wort über ſeine Abkunft, ſein Geburtsland verlauten laſſen. Stumm bleibt er bei allen Anläſſen; gleichgiltig bei den ſpärlich zugemeſſenen Unterhaltungen im Garten des Kloſters. Kaum ſind die Gebete beendigt, ſo begräbt er ſich in ſeine Zelle, oder ſucht um die Erlaubniß nach, einen kurzen einſamen Spaziergang zu machen. Dann kann man ihn in einer ſtillen Felsparthie am Arno ſitzen ſehen; ebenſo einſam und menſchenſcheu, mit keinem Vorübergehenden ein Wort wechſelnd. Alle im Kloſter hegen gegen ihn eine ſcheue Verehrung. Er iſt und bleibt ein unenträthſeltes Geheimniß.

Der Superior allein, mag es wohl kennen. Man will bemerkt haben, daß in unbelauſchten Momenten, er dem Sonderlinge, dem einfachen Mönche, gleich einem Fürſten, mit allen Zeichen der höchſten Achtung begegnet. So groß erſchien die Gewalt des Mannes. Das geiſtige Gewicht über Andere zu ergründen, vermögen die Gedanken der Alltagswelt nur ſelten; ihren Gefühlen bleibt nur die äußere Wahrnehmung dieſer befremdenden Macht überlaſſen. —

Der Gottesdienſt war vorüber; die Thüren der Kirchen ſchloſſen ſich und Grabesſtille herrſchte in ihren Hallen. Die Glocken waren verſtummt, die Straßen leer. Dagegen war vor den Thoren, in Gärten und Sälen, die Freude laut. Hier ſchwirrten Guitarren, klapperten Caſtagnetten, wirbelte die Schellentrommel. Die Jugend hüpfte im Saltarello und ließ die bunten Bänder weit hinflattern; die Alten erlabten ſich an Wein und Roſoglio. Wahrſagerinnen trugen zur Kurzweil bei; ſagten die Zukunft, unter Lachen der Menge, voraus; verſprachen Männer den Mädchen; Ruhm und Reichthum den Burſchen; den Greiſen noch lange und glückliche Jahre. Niemand dachte an Morgen und war zufrieden mit dem, was ihn umgab. Das Volk war glücklich; eine biederſinnige Heiterkeit hatte ſich über Alle verbreitet.

Während dieſe Freude herrſchte, war der Mönch an ſeiner gewöhnlichen Stelle am Fluſſe, von ſtiller Einſamkeit umgeben. Er ſaß auf einem Steine, einen Roſenkranz in der Hand, deſſen Korallen zwiſchen ſeinen Fingern hinabglitten. Ob er betete, ob er träumte und ſann, es war nicht zu erkennen. Sein tief gebeugtes Haupt war von der Kapuze bedeckt und ſein Auge beſchattet. Der ſpäte Nachmittag mahnte ſtark an die Heimkehr; allein der Mönch blieb unbeweglich ſitzen und hätte nicht die Bewegung der Finger, den Lebenden verrathen, man würde ihn für eine, in ein Mönchsgewand gekleidete Bildſäule gehalten haben.

Plötzlich warf er die Kapuze zurück und erhob ſich. Er ſah mit ſtolzem Blicke ſpähend in die Ferne, dann mit einem Blicke voll Zerknirſchung zum Himmel, und ſprach, als ob er dieſe Aufwallung bereute:

„Vater, Erbarmer, verzeihe dieſe augenblickliche Schwäche Deinem Geſchöpfe! Ich beuge meine Knie vor Dir und flehe: gieb meinem Vaterlande Freiheit und Frieden, mir aber gewähre Vergebung der Schuld!“

Kaum hatte er die letzten Worte des Gebetes geſprochen, da tönte es in der Ferne, wie das Geräuſch eines Nahenden; es kniſtert der Sand unter den Füßen. Ein elektriſcher Funke durchzuckte alle Glieder des Mönchs; ſeine Hand greift bald an den Bart, bald ſucht ſie den

Säbel an der Hüfte und iſt wie betroffen, ihn nicht zu finden. Der Ankommende umarmt ihn ſtürmiſch. Es iſt der alte, wohlbekannte Waffengefährte Dombrowski's.

„Endlich!" war Alles, was der Mönch ſagen konnte. Seine Bruſt hob ſich und ſein Blick haftete in bängſter Erwartung an dem Munde des Freundes.

„Unſere Vorbereitungen ſind bis zur Vollziehung gediehen," rief dieſer. „Nur noch wenige Tage und wir treffen an der polniſchen Gränze zuſammen. Die Anſichten ſind noch verſchieden; allein die frohen Erwartungen drängen die Beſorgniſſe bei der Mehrzahl in den Hintergrund."

Es folgte nun ein kurzgefaßter Bericht über die Organiſation des neuen Unternehmens und über die eingelaufenen Mittheilungen der Führer; über die Verheißungen einflußreicher Polen im In- und Auslande, ſo wie über die bereits vorhandenen Mittel an Geld, Waffen und Munition. Dann ergriff der alte Soldat abermals die Hand des Mönchs, und riß ihn mit dem Feuer eines Jünglings an ſein Herz:

„Vater!" ſchrie er auf „willſt du dich deinen Kindern entziehen, die dein Anblick begeiſtern wird? O, daß dein Kloſtergelübde dich abhält! Du führteſt uns im Triumphe nach Warſchau — du retteteſt uns ſicher aus den Schlingen der Entzweiung und des ſchnöden Verrathes!"

Des Mönchs Lippen umſchwebte ein ſchmerzvoller Zug.

„Ich konnte bisher nur für Euch beten," ſprach er. „Aber nun werde ich mit euch handeln. Das Gelübde trennt mich nicht von euch. Auch als Mönch kann ich euern tapfern Schaaren voranziehen, um ſie im Glauben zu befeſtigen. Ich trage die Oriflamme, das Kreuz des Erlöſers, in euere Reihen. In dieſem Zeichen nur allein werdet ihr ſiegen! Iſt es ſo, wie du mir ſagſt, dann iſt es hohe Zeit. Begleite mich zum Kloſter, dort kann ich dir ſagen, ob es mir erlaubt ſein wird, in euerer Verſammlung zu erſcheinen und dir die Stunde beſtimmen, wann du mich Morgen abholen ſollſt."

IV.

> Il est en nous un soleil, notre amour,
> Qui éclaire toute cette tristesse.
> Quelle joie! quelle chanson divine!
> La force et la beauté!
> Charles de Coster

Aus den Salons der Fürſtin war die Unbefangenheit gewichen. Maria erſchien nur ſelten bei'm Thee. Es herrſchte Zurückhaltung; der Ton war excluſiv ruſſiſch geworden. Nur N—kow und Albert behaupteten ihre frühere Haltung. Julian ließ ſich nicht mehr ſehen.

N—kow bewegte ſich noch am freieſten in der ſchwülen

Atmoſphäre. Er war der Mann, der die Dinge kommen geſehen hatte und ſich nun auch nicht ſcheuete, ſich bei ihrem Rendez-vous ganz ungezwungen einzuſtellen. Er war jetzt mit fünfzig Jahren, derſelbe wie mit zwanzig geblieben. Er machte weder den Ereigniſſen, noch ſeinem Vortheile ein Zugeſtändniß; nicht einmal ſeinem Gewiſſen. Dieſelbe bizarre Laune beherrſchte ihn. Nicht beneidete, nicht beklagte er die ſchönen Opfer der allgemeinen Erleuchtung, welche die halbe Welt erhellt. Er glaubte nicht an ihren Muth und an ihre Tapferkeit; er wußte ſelbſt aus ſeinen jüngern Jahren zu gut, was ächter Muth und Tapferkeit ſeien, um ſich darüber in ſeinen ältern täuſchen zu können. „Dieſe Helden der modernen Revolution," ſagte er, „beſitzen zwei Seelen, die in ihren Aeußerungen ſchroff ſich gegenüberſtehen und wechſelſeitig ſich bekämpfen. Sie können, wie alle Menſchen, zu den vernünftigen Thieren gezählt werden; allein ſie zeigen ſich nur immer halb. Heute ſind ſie vernünftig; morgen ſind ſie dagegen nichts als Thier." —

Albert hätte Florenz längſt ſchon verlaſſen, wäre der Umgang mit Helena ihm nicht zum feſſelndſten Bedürfniß geworden. Welche Anziehung hätte ſich ſonſt wohl dem Deutſchen in dieſem Kreiſe dargeboten? Seine liberale, wenn auch ſehr gemäßigte Geſinnung ward jeden Augenblick verletzt. Die Rückſicht, die er nehmen mußte, raubte ihm die Aufrichtigkeit, die der Kern ſeiner Natur war.

Der unruhigen Bewegung, die Polen auf's Neue ergriffen zu haben ſchien, wurde oft im Geſpräche gedacht und ſie unerbittlich verdammt. Meinte Einer, der Kaiſer ſolle Gnade für Recht ergehen laſſen, ſo lautete die einſtimmige Antwort: „das wäre gut für die Empörer, aber ſchlecht für die Kaiſer.“ Es wären in der That ſeltſame optiſche Täuſchungen geweſen, Rußland für ein Land anzuſehen, das polniſche Freiheitsſtürmer begnadigen würde oder in den polniſchen Revolutionären, Beförderer der ächten Humanität zu erblicken. Der ſächſiſche Palaſt zu Warſchau iſt noch keine Herberge für Könige, wie die Tuilerien, wo ſie kurz oder lang als Paſſanten verweilen und Einer des Andern Rechnung bezahlt. Dafür iſt geſorgt. Die Empörer, welche nicht in der Schlacht bleiben, ſind dem Henker verfallen, der nicht zu ermüden iſt. So lautet die Weisheit der Ruſſen und aller derjenigen, die Revolutionen beſiegen und die Herrſchaft behalten wollen.

Auſſer dieſem beengenden Gegenüberſitzen bei'm Samovar, gab es aber auch Stunden, wo Albert neben Helena ſtand, wann ſie malte oder ihren Geſang am Klavier begleitete. Sein Auge durfte dann, von Niemand bemerkt, auf ihrem edeln Profil ruhen und er eine Art ſeltſamen Glückes dabei empfinden. Er fühlte dann, daß ſie ihn auszeichnete, weil ſie ſeinen Geiſt und Charakter erkannt hatte. Er glaubte faſt überzeugt zu ſein, daß ſie das Geſtändniß ſeiner Liebe erwartete, um die ihrige ihm zu geſtehen; allein es war ihm nicht möglich. Der ſchüchterne junge Mann hatte ſogar ſchon die Worte überdacht und wußte ſie auswendig; er wiederholte ſie im Stillen für ſich und die Liebe trat ihm wie eine feuchte Glut in das blaue deutſche Auge, wann er Helena ſah und ſein apferes Herz ſich in Doppelſchlägen unter der tief in ihm erborgenen Leidenſchaft hob.

Dann fragte er ſich wohl, wie das einmal enden olle; aber ſchon dieſe Frage erſchien ihm zu kühn. Leben nd Jugend prägten ihren Stempel auf Albert's Aeußeres, uf alle ſeine Bewegungen; ſie athmeten in dem, was er prach und that. Seine Hand war ebenſo geſchaffen den Degen zu ſchwingen, als eine andere Hand zu drücken und m die Lippen zu führen, und ſie in einem zärtlichen Kuſſe zu berühren. Aber wie ſchwer war es ihm dennoch, die Poeſie, die in ihm ruhete, zu einer Aeußerung gelangen zu laſſen.

Helena's ſympathiſcher Blick konnte Alles leſen, was n dem Weſen ihres Freundes gleich dem Stral der aufgehenden Sonne, ſich zu erkennen gab. Es war ihr ein ar holdes und reizendes Studium geworden. Das Ergebniß daraus war: „Albert iſt zum Helden geboren. Was iſt's eine Fürſtin zu ſein? Dem Leben und dem Muthe gehört die Welt, gehören alle Chancen des Glücks. lbert's Stirne ſtralt von der innern Krone der Tugend; n ſeinem Herzen blüht die zarteſte Blume. Glücklich die Hand, die dieſe himmliſchen Schätze mit ihm theilen darf."

Das Glück aber, das ſie für ſich allein empfanden, arrte eines Wunders, um ſich auf Beide zu ergießen. Sie hatten ſich indeſſen ebenſo ſtill gelobt, bis dahin über hr Schickſal wechſelſeitig zu wachen und Einer des An-ern unſichtbare Vorſehung zu ſein.

Sprach Helena zu Albert, ſo geſchah es mit der lieb-ichſten Anmuth, aber auch mit der würdevollen Hoheit einer Königin, und er hörte zu, wie ein Unterthan, der vor ſeiner Königin kniet. Ihre Erſcheinung machte ſtets dieſen Eindruck auf ihn und er fragte ſich befremdet, ob denn das die Frau ſei, die er ſo unendlich liebe und mit der er in Gedanken ſo vertraut war. Dann wiederholte die innere Stimme „wie ſoll das enden?“ und er fühlte, daß er eigentlich nichts beſitze, nicht einmal die Hoffnung.

Seltſame Miſchung! Unglaublich und doch wahrhaftig! Eine ſolche beſcheidene Zurückhaltung; eine Herzensneigung, die ſich in ſtiller Wonne ergießt und in glühender Andacht äußert, ſollte man in unſerer Zeit nicht für möglich halten. Allein nichts iſt unmöglich in der Zeit des Ueberganges. Wir leben in einer Welt, die ſich unter Donner und Blitz neu gebären will; darum iſt Alles noch Widerſpruch und Gegenſatz in ihr.

Für einen Leſer, der dieſe Anſchauung nicht theilt, mag es allerdings ſehr befremdend erſcheinen, eine ruſſiſche Fürſtin und einen öſterreichiſchen Officier in einem Verhältniß zu erblicken, welches, gelinde ausgedrückt, ihm zu naiv iſt, um es für möglich zu halten.

An einem ſchönen Abend durchſtrich Albert allein den Garten, der Helena's Villa umgab. Die ausgedehnten in voller Blüte ſtehenden Hecken, von blendend weißen Statuen unterbrochen, waren entzückend. Seitwärts lag eine Grotte, mit einer ſanft plätſchernden Quelle. In der Ferne ragte Bruneleſchi's Dom über die Bäume empor. Eine Gruppe immergrüner Eichen und Cypreſſen verdeckte den Eingang zur Grotte. Auf Albert machte die reizende Umgebung keinen beſonderen Eindruck. Er fühlte ſich dadurch nicht glücklicher, nicht unglücklicher; es war mehr eine zerſtreuende Gleichgiltigkeit, die ſich in jenem Augenblicke ſeiner bemächtigt hatte. Er gehörte nicht zu den ſtürmiſchen Temperamenten.

Im Begriff einen Baumgang einzuſchlagen, der ihn zu der Villa zurückführen ſollte, vernahm er das leiſe Stimmen einer Guitarre aus der Grotte erſchallen. Er blieb ſtehen, um den Geſang zu belauſchen, der unausbleiblich folgen mußte. Er erkannte Helena's Stimme, die mit unbeſchreiblichem Ausdrucke die Worte ſang:

Giojosa
E dogliosa
Smarrita in pensar,
Languente
E gemente
In un mesto sognar:
Fin' al ciel' innalzata,
Svenuta di angor:
Sol l'alma è beata
Che è vinta d'amor.*)

Albert mußte die bekannten Worte in der Urſprache leis vor ſich hinſprechen:

„Glücklich allein,
Iſt die Seele, die liebt."

Einen Augenblick nachher, ſtand er vor der Fürſtin, die ihm ſcherzend Vorwürfe machte, daß er ſie belauſcht hatte.

---

*) Von J. F. H. Schloſſer überſetzt. In ſeinem „Inni, Canzoncine e poesie minore." Zuerſt nur für Freunde gedruckt.

„Denken ſie deshalb nichts Verfängliches von mir," ſagte ſie dann, „die Melodie gefällt mir beſſer als die Worte, die ich nicht faſſe. Ich werde mir einen ruſſiſchen Text unterlegen, der meiner Stimmung beſſer entſpricht."

Albert bat, das Liedchen noch einmal zu ſingen.

Eine leichte Röthe überflog ihre Stirne, aber ſie weigerte ſich nicht und begann von neuem. Er hätte ihr zu Füßen ſinken mögen, aber er fürchtete eine Zurückweiſung, die ihn aus dem Zauberkreiſe für immer verbannt hätte. Er zog es mit kalter Beſonnenheit vor, zu

„Hangen und langen
In ſchwebender Pein" —

Sie legte die Guitarre weg und ſagte:

„Ich bin heute gar nicht bei Stimme. Der Abend wird kühl. Wollen ſie mich begleiten?"

Und ſie trat aus der Grotte. Als ſie nach der Villa gingen, wurden ſie von N—kow bemerkt, der ſeitwärts im Gebüſche ſaß und beſchäftigt war, eine politiſche Broſchüre aufzuſchneiden.

„Das iſt ein Ungläubiger, der bekehrt werden muß," ſagte er zu ſich ſelbſt, wie es ſeine Art war, „mir ſcheint, daß Medor und Angelika bald dieſer grünen holden Einſamkeit überdrüßig ſein werden."

V.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnet drin.
Und ward's in unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Novalis.

Gräfin Maria war mehr als jemals mit ſich ſelbſt zerfallen. Ihre gänzliche Zurückgezogenheit war die Veranlaſſung davon. Ihr überreiztes Gemüth gab ihren Zweifeln ſtets neue Nahrung. Wohin ſollte ſie ſich wenden? Was ſollte ſie ergreifen, um an ein erwünſchtes Ziel zu gelangen?

„Es giebt einen revolutionären Fortſchritt der Kugel," ſagt der weiſe Biſchof von Orleans, Felix Dupanloup, in einer ſeiner Schriften, „die ſtets fortrollt in jeglichem Sinne und nie ſtille ſteht."

Dieſes Fortrollen hatte Maria ergriffen. Sie ſtellte

Betrachtungen über das Kloſterleben an, aber ſie bebte jetzt in ihrem Innerſten davor zurück.

Sterbensmüde, noch im Kampfe mit dem Leben begriffen, an die geheiligte Pforte klopfen und um Aufnahme flehen, gewährt keinen Troſt, keine Hilfe. Das war die Frucht ihres Nachdenkens. Sie ſuchte ihr Herz zu ergründen, aber die Sonde reichte nicht weit. Sie fand den Sitz des Uebels nicht, das ſich noch in ihr dem Willen Gottes widerſetzte und ſie vermochte daher nicht, es zu vertilgen. Und doch war nur ſo der Friede zu erringen, nach dem ſie ſich ſehnte.

Gott zieht in kein Herz ein, in welchem der Kampf des Lebens noch fortbeſteht. Der Friede des Herzens, das iſt die Fülle des Herzens. Gott muß darin Alles in Allem ſein. Nur Er hat das Recht dieſe Forderung zu ſtellen; weil Er allein nur die Macht beſitzt, ihre Gewährung vollſtändig zu vergelten.

Aber nicht äußerer Zwang und Drang, welcher Art es ſei, kann uns zu Gott führen; ſondern mit geſchloſſenen Augen für die Welt, in gänzlicher Selbſtvergeſſenheit, ſollen wir uns Ihm dahingeben.

Für ſolche in entſcheidendem Kampfe begriffene Seelen, iſt die gefährlichſte Klippe der Gedanke: noch von einem Menſchen über Alles geliebt zu werden. Dies Bewußtſein wird gewaltſam fordern, ihm ſeine Liebe zu vergelten. Hierdurch aber wird die kämpfende Seele immer wieder zurückgeriſſen in die Flut menſchlichen Elends. Und ſo wie es ſie von Gott entfernt, auch Gott von ihr entfernen.

Maria gelangte zu der Erkenntniß daß ſie voll einer unbefriedigten Sehnſucht erfüllt und in qualvoller Unruhe befangen, nicht nach dem Schleier greifen dürfe. Aus Ueberdruß es zu thun, erſchien ihr Sünde. In unſäglich hartem Widerſtreite würde ſie langſam dahinſterben und das glühendſte Gebet ſie nicht daraus zu befreien vermögen. —

Aus den Tagesblättern erfuhr ſie, daß ein Prieſter öffentliche Vorträge über das Leben berühmter katholiſcher Frauen hielt, die große Theilnahme erweckten. Um ſich zu zerſtreuen, beſchloß ſie hinzugehen.

Sie gedachte daraus eine nachhaltige Nahrung für ihre Stimmung zu gewinnen, aus der ſich endlich eine Ausſicht auf ihre Beſtimmung entwickeln könne.

Die heilige Kunigunde von Polen ſchwebte ihr vor; dann die heilige Hedwig. Die erhabene Geſtalt der Gräfin Mathilde von Canoſſa nahte ſich ihr und ſchien ihr zuzurufen: „Werde eine Heldin, wie ich!“ Die heilige Brigitte läßt ihre prophetiſche Mahnung ertönen: „Ihr werdet nie zum Frieden gelangen, ſondern immer euern Feinden unterworfen bleiben, bis ihr mit wahrer Demuth und Liebe zum Glauben zurückgekehrt ſein werdet.“ Dann erſcheint jene Schäferin von Nanterre, die heilige Genovefa, deren Muth unbezwingbar war und zu der noch heute die gläubigen Pariſer ihre Arme flehend emporſtrecken.

Der nächſte Vortrag des Prieſters ward von Maria mit großer Ungeduld erwartet. Der Gegenſtand war die achtzehnjährige Jungfrau, Johanna d'Arc von Dom-Remi, dem Geburtsorte des heiligen Remigius, der das franzöſiſche Königreich gründete, welches von Johanna wieder hergeſtellt wurde. Beide, der Gründer und die Befreierin, wurden an derſelben Stätte geboren.

Johanna's hehre ekſtatiſche Geſtalt verweilte am längſten vor Maria's innerm Blicke. Sie glaubte eine geiſtige Verwandtſchaft zu entdecken. Aber Maria täuſchte ſich. Johanna war eine Hirtin, fromm, demüthig und geduldig, die in der Unſchuld ihres Herzens die Heerde weidete und vor einem Kreuz am Wege liegend, ihre Blicke auf den göttlichen Heiland und ſeine ſchmerzhafte Mutter richtete. Johanna's jungfräuliches Herz war nur Frömmigkeit und Unſchuld; aber welche Stürme hatten Maria's Herz ſeit ihren früheſten Tagen zerriſſen!

Gott offenbarte ſich Johanna d'Arc durch den Schutzengel Frankreich's, den heiligen Michael und die heilige Katharina, die ſie aufforderten, die Waffen für das Vaterland zu ergreifen. Mit dieſer Sendung durfte ſie vor dem Statthalter Baudricourt erſcheinen, der in ihr die Gottgeſandte erkannte, ihr Waffen, Pferde und Edelleute zur Begleitung gab, um in das Lager des Königs ſich zu begeben. Aus ihrer Perſon leuchtete etwas Ueberirdiſches. Sie ſprach zum Könige: „Ich heiße Johanna, die Jungfrau, und bin von Gott hiehergeſandt, um dir Hilfe zu bringen, dir, edler König und deinem Reiche. Gott will, du ſollſt wie deine Vorfahren gekrönt werden und du wirſt Stellvertreter des himmliſchen Königs ſein, wie es jeder wahre König von Frankreich ſein ſoll. Ich verſpreche dir mit Gottes Hilfe, daß ich Orleans befreien und zu Rheims dich werde zum König krönen laſſen." Darauf verkündete ſie zur Beglaubigung dem König wunderbare Dinge, die er in ſeinem Innerſten ſtets verſchloſſen gehalten. Sie verlangte das Schwert der heiligen Katharina von Fierbois, mit fünf Kreuzen und drei Lilien bezeichnet und in Begleitung ihres Beichtvaters Johannes Pasquerel, der beſtändig in ihrer Nähe bleiben mußte, weil ſie — wie ſie ſagte, — „ſeiner ſtets bedürfe", zieht ſie in den Kampf. Viele Prieſter fordert ſie auf, ſie zu begleiten, damit auch ihre Leute, die während der endloſen Kriege verwildert waren, beichten könnten und ehe ſie eine Schlacht dem Feinde lieferte, empfingen Alle mit ihr die heilige Communion, nachdem ſie gebeichtet hatten. Auf ihrer Fahne ſtralten Jeſus Chriſtus und die heilige Jungfrau Maria; nach der Fahne kam Johanna, umgeben von den Marſchällen St. Severe und von Rays, dem Admiral von Coulan, dem Großconnetable Gaucour, dem tapfern Lahire und vielen andern Rittern. Dann folgten fünftauſend Reiſige. Auf dem Marſche ſangen ſie Hymnen und Pſalmen und es ſah eher einer Wallfahrt gleich, als einem Kriegszuge. Johanna's Nahrung beſtand in einigen Brodſchnitten und etwas Wein; die Nächte brachte ſie im Gebete zu; das war ihr Ausruhen. Sie blieb aber ſtark, weil der Gott der Heerſchaaren mit ihr war; die achtzehnjährige Jungfrau war und blieb der unerſchrockenſte Anführer, der mit dem Schwert in der Hand allen Gefahren ſich entgegenwirft, alle Arbeiten leitet, aber auch mit ſeinen begeiſterten Worten die Kämpfer anfeuert. Als der Feind vertrieben, der König zu Rheims gekrönt war, und alle Städte ſich unterworfen hatten, lag die Jungfrau in der Kirche des heiligen Dionyſius, dem Patrone Frankreich's, dankend auf den Knien; dann begab ſie ſich zum Könige und bat um ihre Entlaſſung, da ihr Werk vollbracht ſei. Aber der König entließ ſie nicht und ſie gehorchte nur mit Widerſtreben, legte aber die Führung des Heeres in die Hände der Kriegsoberſten und ſtellte ſich unter deren Befehle. Sie ſtand nicht mehr unter dem unmittelbaren Befehl des Himmels; ihre Miſſion war zu Ende. So wurde ſie denn gefangen; ein ſchmählicher Prozeß erwartete ſie; niederträchtige Lüge und Verläumdung verdammten ſie als Hexe. Als ſie den Scheiterhaufen beſtieg, ſetzte man ihr eine Mütze auf den Kopf, an welcher die Worte zu leſen waren: „Irrgläubige, Abtrünnige, Rückfällige, Götzendienerin!“ Sie ertrug alle ihre Leiden mit wunderbarer Standhaftigkeit, bat alle Umſtehenden um Verzeihung und betete, nach dem Beiſpiele des heiligſten Erlöſers, daß Gott ihren Feinden verzeihen möge. Sie küßte das große Kreuz, das ihr letzter Beichtvater L'Advenu, auf ihr Verlangen, aus einer nahen Kirche geholt und ihr vorhalten mußte, neigte ihr Haupt und ſchrie mit lauteſter Stimme: „Jeſus! Jeſus! Jeſus!“ dann ſchlugen die Flammen über ihr Haupt empor. —

In der Angſt, daß ſie auch ihren Beichtvater ergreifen könnten, rief ſie ihm zu: „Steige ſchnell hinab, ich beſchwöre dich! gieb mir nur noch Weihwaſſer; halte das Crucifix vor meinen Augen in die Höhe und ſtärke mich mit lauter Stimme aus der Ferne!“ —

Maria hatte die Geſchichte der „Jungfrau von Orleans“ oft geleſen. Sie war mit allen ihren Umſtändlichkeiten vertraut; das erhabene, faſt wie von einem Heiligenſcheine umſtralte Bild, trat aber von dem herrlichen Redner belebt, jetzt ganz nahe vor ſie hin.

„O du, mein großes Vorbild, könnt' ich dich jemals erreichen!“ rief Maria, unter reichlichen Thränen aus. Nach einem langen Ueberdenken, ſprach es dann in ihr:

„Solches Wunder kann ſich auch auſſerhalb Frankreich und zu jeder Zeit wieder begeben. Ein Mädchen, einfältig wie ein Kind, voll heiliger Glut wie ein Seraph, zärtlich und mild wie eine Mutter und zugleich weiſe wie ein Greis, eifrig wie ein Apoſtel, unerſchrocken wie ein Krieger, furchtbar wie ein Eroberer, groß wie ein Held; dieſe Eigenſchaften, die ſo ſelten in einem menſchlichen Weſen vereinigt ſind, widerſprechen ſich dennoch nicht. Gott kann ſie einem jeden verleihen. In dem Weibe, das von dem Geiſte Gottes erfüllt iſt, in der katholiſchen Frau, iſt dies am Erſten der Fall. Sie iſt allem Ungemach gewachſen, zu jedem Geſchäfte befähigt; ſie kann, ſo gut als der Mann und oft leichter, ſich zu jeder Größe erheben.“ *)

Dann wandte ſie ſich im Geiſte nach Polen und wähnte dort die ruhmvolle Beſtätigung deſſen, was ſie dachte, zu finden. Sie ſah herrliche Frauen auf ihren ſtolzen Roſſen, ſich ſiegesfreudig in's Kampfgewühl ſtürzen.

---

*) Dieſe Schilderung iſt nach P. Ventura: „Die katholiſche Frau.“ (Das treffliche Werk iſt jüngſt deutſch bei F. Hurter in Schaffhauſen erſchienen).

Sie fühlte ſich befähigt, gleich ihnen zu handeln. Aber Eines wußte ſie nicht, daß ſie nicht mehr keuſch war; daß ſie ſinnliche Liebe für einen Mann gefühlt, und ihm geſtanden und dann, in ſich unwahr, es wieder verläugnet hatte.

VI.

Und ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüberwallen!
Friedrich Schlegel.

Die Polen hatten, um ihre eigenen Angelegenheiten, die ihnen immer dringender wurden, zu fördern, ſich von den Andern gänzlich geſondert, deren Ziele von den ihrigen weit entfernt lagen. Sie ſahen dadurch die allgemeinen Debatten über Völkerwohl, Menſchenglück und religiöſe Reform von ihren Verſammlungen ausgeſchloſſen und konnten ihre ſpecielle Aufgabe practiſcher in's Auge faſſen. Bei ihnen handelte es ſich um nichts, als Polen der fremden Herrſchaft zu entreiſſen und alsdann ſelbſtſtändig in die andern Stadien ſocialer Beglückung vorzuſchreiten.

Die Maaßnahmen glaubten ſie, nun ſo getroffen zu haben, daß ſie an einem glücklichen Ausgang des Unternehmens diesmal nicht zweifelten. Sie ſahen ſchon in Gedanken den Sieg vor Augen, der wie eine Mutter dem Neugeborenen, dem befreiten Vaterlande lächelte.

Der Gräfin Maria waren dieſe Verſammlungen bekannt. Erglüht, wie ſie war, für den Gegenſtand, der dort verhandelt wurde, dachte ſie darüber nach, wie es ihr möglich werden könnte, ihnen beizuwohnen. Ihre Unruhe wuchs von Tag zu Tag, je weniger ſie Ausſicht hatte, ſie zu befriedigen. Da blies ein ſonderbares Ereigniß plötzlich dieſe verzehrende Glut zur Flamme an.

In unſcheinbarer Kleidung machte ſie manchmal einen Abendſpaziergang durch die Stadt. Ein Diener folgte ihr, ohne Livree, der den gemeſſenſten Befehl hatte, ihr nur von Ferne zu folgen. Als ſie den Weg über die Dreifaltigkeits-Brücke einſchlug, die immer von Wagen und Menſchen erfüllt iſt, wurde der Begleiter von ſeiner Dame weit getrennt und ein junger Mann trat hart zu ihr hin und redete ſie, auf ſehr höfliche Weiſe, polniſch an. Maria ward von dieſer Begrüßung elektriſirt. Wäre ſie in einer andern Sprache hier, im Gedränge, angeredet worden, ſie hätte ſich ſogleich ängſtlich nach ihrem Begleiter umgeſehen; jetzt, da ſie die ſüßen Laute der Mutterſprache vernahm, blickte ſie theilnehmend den Fremden an und nach einigem Forſchen, erkannte ſie in ſeinen Geſichtszügen und in ſeiner ganzen Haltung, unverkennbar den Landsmann.

Freundlich antwortete ſie ihm, mit der Bitte ſie aus dem Gedränge zu befreien. Der Fremde nahm es mit weltmänniſcher Erwiderung an und ſie wandten ſich nach der weniger belebten Straße, die längs dem Palaſte der Uffizien, nach der Loggia de' Lanzi ſich hinzieht. Der junge Mann erzählte ihr, daß er einem Freunde das Glück verdanke, ſchon aus der Ferne ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, und daß dieſes Glück in dem Augenblicke den höchſten Gipfel erreichte, als es ihm der Zufall des Menſchengewühls auf der Brücke ermöglichte, ſich ihr auf improviſirte Weiſe vorzuſtellen. Es gehörte allerdings ein ſeltener Grad von Keckheit dazu, dies bei einer jungen Dame zu wagen und zeigte nicht eben die feinſte Lebensart; allein Gräfin Maria war ſo erfreut über dieſe Begegnung, daß ſie in ihrer Stimmung nicht einmal darüber hinwegzuſehen brauchte, da ſie die Verletzung der Sitte, die darin lag, gar nicht bemerkte.

Während der Unbekannte ſie begleitete, trug er allein die Koſten der Unterhaltung. Er wußte von ſeinen Schickſalen mit großer Lebendigkeit zu erzählen und bediente ſich dabei der Ausdrucksweiſe eines gebildeten Mannes. Bald ſchmückte er ſeinen Vortrag mit geſundem Humor; bald wußte er ihn, in der Schilderung trüber Erfahrungen und abenteuerlicher Ereigniſſe, mit nicht gewöhnlichem Talente, bis zum wahrhaft Ergreifenden, zu ſteigern. Es war zum Erſtaunen, welche Geläufigkeit ihm dabei zu Gebote ſtand. Jedem Unbefangenen würde Vieles als Lüge erſchienen ſein; Maria war aber nicht im Stande ein ſolches Urtheil zu fällen. Daß er bei der polniſchen Revolution betheiligt geweſen, verſteht ſich von ſelbſt. Da war kein Gefecht vorgefallen, ohne daß er darin eine Hauptrolle geſpielt hätte.

Maria war wie im Traume, ſo plötzlich inmitten von Ereigniſſen gleichſam ſich ſelbſt wieder zu finden, die ſie mit Seeligkeit und zugleich mit Bangen erfüllten, aus Furcht, daß ſie daraus nur zu bald erwachen könne.

Sie ſtanden jetzt vor der Villa der Fürſtin. Maria ſagte, daß ſie hier bei ihrer Freundin wohne. Ihre Unabhängigkeit erlaubte ihr, dem Fremden eine Artigkeit zu erweiſen. Da ſie ſeit einiger Zeit ihr Zimmer nicht mehr verließ, ſo kamen dann und wann die Vertrauten des Hauſes, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Es konnte daher nicht beſonders auffallen, die Zahl durch einen Gaſt vermehrt zu ſehen, den die Andern nicht näher kannten. Nachdem der Fremde ſeinen Namen genannt hatte, erfolgte von ihrer Seite die Einladung im eigenen Namen, ohne weiter der Fürſtin dabei zu erwähnen. —

Es war Lucian, der ſich ihr vorgeſtellt hatte. Sein Aeußeres war von ihm mit Hilfe der Börſe Julian's bedeutend umgeſtaltet worden, ſo daß er in dieſer Hinſicht für vollkommen ſalonfähig gelten konnte. —

Er machte ſich die Einladung zu Nutze und wir ſehen ihn bald in anziehender Unterhaltung mit der jungen Gräfin, die durch ihn von dem geheimen Treiben ihrer Landsleute eine genauere Kenntniß erhielt. Der lang ſchon gehegte Wunſch an den Verſammlungen der Patrioten Theil zu nehmen, wuchs zu einer nicht mehr zu zügelnden Begierde als ſich eine Ausſicht dazu eröffnet hatte; wenn gleich noch Vieles der Ausführung ſich entgegenſtellte.

* * *

Das Fortſchreiten der Revolution iſt in unſerm Drama, nach einer Seite hin, bis nahe zum Ausbruch gelangt. Während die Wälſchen, ihre vulkaniſchen Ideen des Umſturzes, nur noch in phraſenreichen Strömen, gleich ſengender Lava über geſeegnete Auen und friedliche Wohnſtätten, ergießen; alle belebenden Quellen auszutrocknen ſtreben, um dann die Lohe des Verderbens losbrechen zu laſſen; während die Andern, alle Symptome mit Begierde beobachten und nur noch bis jetzt als unthätige Zuſchauer, ihren toſenden Beifall zollen; haben die Polen in ungemeſſenem Drange das erſte Ziel erreicht; jene verhängnißvolle Pforte, hinter welcher der Drache liegt, und ſeiner Entſeſſelung harrt. Sie haben von den Uebrigen ſich geſondert; ſie haben ſich ermannt und ſtehen im Begriff das Heft der blutigen Entſcheidung in die Hand zu nehmen.

Einſtimmig verlangen ſie, daß der Kampf endlich beginne. Sie haben Alles geſammelt und vereinigt, was von wohlwollenden und enthuſiaſtiſchen Stimmen für Polen's Schickſal aufzufinden war; was ſich in Aeußerungen des Unwillens über die Unterdrückung ſeiner Unabhängigkeit vernehmen ließ; was in Declamationen der Tribunen, in politiſchen Demonſtrationen ſich Luft machte, bis zu den elegiſchen Seufzern der Poeten. Es war die vollſtändige Harmonie eines allgemeinen „Schmerzenſchrei's," wie er nur jemals gehört wurde, der ſie in ihrem Unternehmen beſtärkte.

Dieſes große Projekt umfaßte die Frage über Leben und Tod, die ohne Beiſtand von Außen, blos durch die innere Kraft gelöſt werden ſollte. Je mehr die Klubbs übermüthig geworden waren, je mehr die extremſten Parteien Boden gewannen und ihre Grundſätze in der Preſſe und auf der Gaſſe laut werden ließen und ſogar das Leben der gemäßigtern Gegner bedroheten; um ſo mehr fühlten ſich die wahren Patrioten veranlaßt mit Feſtigkeit und ausdauernder Würde die Entſcheidung zu fordern. —

Es war die letzte Verſammlung der Polen in Florenz.

Sie war ruhig verlaufen, bis daß die Ultrarevolutionäre einen neuen Zankapfel auf die Tafel warfen. Sie verlangten, daß man ſogleich über die Einſetzung eines Revolutionstribunals Beſchluß faſſe, dem die Dictatur übertragen werden müſſe. Eine heftige Discuſſion entſpann ſich.

„Wißt ihr, was ihr damit begehrt?" ſagte ein alter Pole. „Ihr begehrt ein permanentes Blutgericht zu halten, wenn ihr, den wie ihr vermeint, unausbleiblichen Sieg errungen haben werdet. Alle, die in euere Hände fallen, ſollen auf dem Schaffotte büßen; Alle, die euch mißliebig ſind; Alle, die ihr verdächtig nennt, ſollen euerm Haſſe geopfert werden. Ihr nennt das den letzten Dienſt, den ihr der wieder gewonnenen Freiheit darzubringen habt. Nichts ſoll euerer Rache entkommen. Hört mich ruhig an. Kein Pole wird ſich dazu verſtehen wollen, den Lehren jener Ungeheuer zu folgen, die er im tiefſten Grunde ſeines Herzens verabſcheut. Die Henker haben zu lange gewüthet; ihre Arbeit muß nach dem Siege eingeſtellt ſein für ewig! Ein Friede ſoll in Polen ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit entfalten, den kein vergoſſenes Blut mehr ſchändet. Das Vaterland hat zu viel gelitten; kein Patriot kann es zugeben, daß es noch mehr erdulde; erdulde von ſeinen Befreiern. Vor der Sonne des neuen Glücks werden die Blutlachen vertrocknen und die Thränen des Dankes ſollen ſie in fruchtbringende Aecker verwandeln. Die Zeiten der Gräuel ſind dann vorüber, wann unſere Wiedergeburt vollendet iſt. Warum alſo die Wildheit der Leidenſchaften im Voraus wach rufen, und jetzt ſchon an neue Todesurtheile denken, da uns noch die ernſtgebotenen Kämpfe der Befreiung erwarten?“

„Und du fragſt warum?“ ſchrie Einer, mit dem Nachdrucke, den der fürchterlichſte Hohn nur den Worten geben konnte. „Warum? Hunderttauſende ſind durch den Verrath der eigenen Landsleute gefallen. Hinterliſt, Angeberei, lügenhafte Erfindungen, Abtrünnigkeit, waren mit den Schurken im Bunde. Und die Verräther leben und können ihr Handwerk immer noch im Verborgenen treiben. In den Städten und auf dem Lande, in Schlöſſern und Klöſtern, wo ſie von Gott ſeit lange nichts mehr wiſſen, trieben ſie ihr fluchwürdiges Handwerk. Und dieſe ſollen ſtraflos ſein? Sie ſind fanatiſche Bluthunde und könnten ſich der ſcheinheiligſten Maske bedienen, um das unwiſſende Volk zu den entſetzlichſten Gräueln gegen ſeine

Befreier zu treiben. Und das ſollte die reife Frucht ſein, die uns die Revolution beſcheert?"

„Bediente man ſich denn nicht ſelbſt der Verräther, zur Erringung der Freiheit?" unterbrach hier mit Ruhe eine klangvolle Stimme das wüthende Kreiſchen.

„Das geſchah während der Nacht des Verderbens; jetzt aber muß es Licht werden," erſcholl die Antwort.

„Und zu dem Lichte bedürfte es der Henker?" fragte der Andere.

„Die Freiheit darf ſich von der Menſchlichkeit nichts vorſchreiben laſſen," ſchrie der Erſtere, „das Geſetz iſt die verklärte Freiheit. Dem Geſetze muß verfallen, was gegen das Geſetz geſündigt hat. Wir kennen keine Amneſtie; die gewährt nur der Tyrann dem Sklaven. Wir ſtehen auf dem Boden des unverbrüchlichen Geſetzes. Dem Verräther gebührt Tod."

Viele Stimmen erhoben ſich nun zu gleicher Zeit, durchkreuzten ſich und keiner von den Sprechenden verſtand mehr den Andern.

Da legte ſich auf überraſchende Weiſe der Tumult. Die Stille ſchwebte wie ein Schwan auf ſtürmiſcher Flut einher und beſchwichtigte die brauſenden Wogen des Schalles. An der Thür begann's; dann ward's lautlos in der Mitte des Saales; endlich zog ſich's bis zu dem Tiſche, der als Tribune zu dienen hatte. Noch ehe man wußte, was eigentlich ſich ereignet, folgte Alles einem geheimen Impulſe; man ſchwieg, weil die Andern verſtummt waren und horchte verwundert auf.

Es war der Mönch in der Kapuze und neben ihm der alte Soldat, die ruhig vorſchritten. Alles machte ehrerbietig Platz zu beiden Seiten.

„Ich bringe euch hier einen Polen!“ redete der Soldat die Verſammelten an.

Hier ſchlug der Mönch die Kapuze zurück. Ein unbekanntes Geſicht. Als aber der Name genannt wurde, da drängten ſich die Männer und Jünglinge herbei; der küßte die Hand des Mönchs, jener drückte das Ende ſeines Skapuliers an die Lippen. Es war ein ſchöner, wenn gleich auch ſtürmiſcher Moment; wie ſehr aber unterſchied er ſich von dem eben Vorangegangenen!

Ein Kreis bildete ſich und der Mönch erhob ſeine Stimme:

„Der Feind vertrieb mich aus dem Lande meiner Ahnen; ich entfloh aus dem Kerker und zog in die Fremde, und das Brüllen der Teufel, die Polen zerfleiſchen, erſcholl nur noch aus der Ferne zu mir. Mein Leben ward mir zur Hölle; denn ich wartete vergebens auf die Barmherzigkeit Gottes. Er ſandte keinen Engel hernieder, um den Rieſen zu zertrümmern, der mit ſeiner Wucht auf Polen laſtet. Die Tage folgten ſich; Jahre verrannen und das Licht kämpfte mit der Nacht; die Sonne verſchwand endlich ganz und die Menſchen ſanken immer tiefer in das Elend. Da ſtürzte meine Seele in die Leere des Zweifels, in der alle Thaten der Helden, ihre tauſendjährigen Siege, wie verweſende Leichname liegen. Ich war noch lebend, ſchon eingetreten in den Ort, deſſen Pforte die entſetzliche Inſchrift trägt: Voi ch' intrate, lasciate ogni speranza! Lange brachte ich in dieſem Abgrunde zu; meine Verzweiflung war gränzenlos. Ich trug eine Dornenkrone und mein Blut ſtrömte aus meinen Wunden. Aber ich erinnerte mich nicht dabei der Dornenkrone des Heils und Seines Blutes, das Er auch für mich vergoſſen. Da kamen mir Thränen zu Hilfe. Ich empfing die Gnade der Thränen! Wie bei dem Regenſturz aus Gewitterwolken ſich der Blitz entzündet und der Donner losbricht, ſo entlud ſich ein Lichtmeer aus meinen Zähren und der Donner des Gewiſſens erſchallte. Die Nacht und die Nebel ſchwanden; ich ſtand im ſtralenden Tempel des Herrn und ich weihete mich Seinem Dienſte."

Eine Pauſe trat ein. Scheu hielten ſich die Andern zurück, das Stillſchweigen zu brechen. Da erwachte der Mönch plötzlich und ſprach weiter.

„Ich harrte und harrte auf Kunde. Endlich ward ſie mir zu Theil und das alte Lied

„Nein, Polen iſt noch nicht verloren!
Dombrowski marſchirt nach Polen!

ſchien ſich in das fromme Tönen der Orgel zu miſchen und verkündete mir, daß Gott mein Flehen erhört hatte. Wir alle haben auf dieſen großen Augenblick gehofft, wie die Juden auf den Meſſias. Unſere Dichter haben ihn vorhergeſagt. Wie ein Stern durch dunkeles Gewölk, blitzt uns der lichte Schein der Befreiung entgegen. Möge bald unſere unglückliche Knechtſchaft nur noch der Vergangenheit angehören! Eine uns feindſeelige Politik ihr letztes Wort geſprochen haben! Greifet zu den Waffen, meine Brüder! Wem jetzt der Muth des Wollens und die Kraft des Wirkens gebricht, der wird im Sturm dem Untergang zugeſchleudert. Eines nur bedenkt dabei! Aus dem wilden Dahinraſen dumpfer, ſtumpfſinniger Maſſen, ſteigt die Befreiung nicht empor. Ich verhehle euch nicht, was ich fürchte. Nicht durch die Ruſſen, nicht durch irgend eine äußere Macht, durch ſich ſelbſt nur allein kann Polen untergehen, erwürgt von ſeinen eigenen Söhnen. Haltet zum Kreuz! Hoffet auf den Erlöſer! So wie die Sterne nach ewigen Geſetzen am Himmel ziehen, ſo folgen auch auf Erden alle Weſen nur Einem Willen, der Alles lenkt durch Freud' und Leid."

„Er erweckt uns aus dem Schlummer, wir wollen ihm ſchwören und den Schwur unverbrüchlich halten!" rief Einer, von der Kraft der Worte begeiſtert.

„Er ſoll uns führen!" rief ein Anderer und die Menge fiel jauchzend ein.

„Führen ſoll euch das Kreuz!" entgegnete ſchnell der Mönch. „Ich bin kein Anführer in der Schlacht, ich bin nur der Knecht deſſen, den ich bekenne. Wenn Selbſtverläugnung ſchon dem letzten der Kämpfer ziemt, wie ſollte ſie nicht dem Prieſter ziemen? Ich verlaſſe euch, da die Zeit um iſt, die mir für heute von meinem Obern geſtattet wurde, unter euch zu verweilen. Unterſtützt einander aus allen Kräften! Es iſt nicht nöthig euern Eifer anzufeuern; die ausgeſtandenen Leiden beſeelen ihn. Möge Gottes Segen auf Allen ruhen, die hier um mich verſammelt ſind. Trachtet mit geheiligtem Muthe darnach, ihn durch nichts zu verſcherzen. Vielleicht vergönnt es mir, der allmächtige Lenker unſerer Geſchicke, daß mir die Freiheit zu Theil wird, euch folgen zu dürfen. Vielleicht ſehe ich mein Land wieder! Allein wann der Tod mich früher ereilen ſollte, dann wird mein letzter Blick nach dem Norden gerichtet ſein und mein ſterbender Mund noch für Polen beten!“

Als hierauf Alle niederknieten, um den Segen des, durch ſie hinſchreitenden Prieſters zu empfangen, konnte der alte Dombrowski-Soldat ſeine ſtumme Freude kaum unterdrücken, daß ſein lang gehegter Plan, dieſe wenn gleich nur kurze Scene, in einem entſcheidenden Moment herbeizuführen, einen ſolchen Eindruck machte. Er entfernte ſich mit dem Mönche zu gleicher Zeit.

* * *

Lucian hatte für Maria ein zierliches Männercoſtüm angeſchafft: ihre Diener wurden durch Geld zum Schweigen verpflichtet und mit leichter Liſt ward Alles ausgeführt. Zu ſpäter Stunde verließ Maria die Villa; draußen erwartete ſie Lucian mit einem Kabriolet und bald ſtanden ſie in der Verſammlung. Niemand bemerkte ſie, da Alle ich um den Mönch drängten, der ſo eben den Saal verließ. Allein jeder Blick, der zufällig an Maria vorübertreifte, jeder Vorübergehende, der ſie leicht berührte, erfüllte ie mit Angſt und Beben.

Die Anweſenden hatten ſich nach und nach wieder geſammelt und der alte Pole, der früher ſchon geredet, prang jetzt mit lauter Begeiſterung, unter dem donnernden Zuruf Aller, auf den Tiſch. Jn dem Tumulte war Maria von Lucian getrennt worden. Sie ſuchte ihn ängſtlich; da fiel ihr Blick auf Julian. Er erkannte ſie trotz der Verkleidung und näherte ſich ihr. Sie drückte ſeine Hand und flehte mit den Augen, daß er ſie nicht anreden, nicht mit einer Miene verrathen ſolle. Sie hatte ihn ſeit jener Scene im Pavillon nicht mehr geſehen.

Der alte Pole hauchte das Feuer ſeiner Lunge in die ihm unter dem Barte hervorſtrömenden Worte:

„Laßt uns nicht zögern! Polen lebe! Brüder, wir machen uns auf den Weg. Ein Jeder für ſich. Bald umhalſen wir wieder polniſche Mädchen. Die brauſende Weichſel ruft; die ſchneeigen Karpathen glänzen; die heilige Mutter von Czenſtochowa öffnet ihre Segensarme, uns willkommen zu heißen. Wir brechen auf! Brod ſei unſere Speiſe, Waſſer unſer Getränk auf der frommen Wallfahrt nach der Heimath. Unſere vierzigtägigen Faſten ſind zwar vorüber; jetzt aber werden Faſten beginnen, die länger dauern können. Haltet darum euere Kraft zuſammen und ſeid guten Muthes! Stoßt noch einmal an! Auf Polens Wohl! Morgen verlaſſen wir Florenz; wer Morgen nicht fort kann, Uebermorgen. Wir ſammeln uns an den beſtimmten Orten; wie ausgemacht. Erſt gekämpft und geſiegt; was dann werden ſoll, überlaſſen wir dem lieben Gott im Himmel. Wir wollen zu ihm beten, damit wir die Feinde Polen's beſiegen! Auf! wir wollen uns mit allen Patrioten vereinen!“

Dieſer feierliche Aufruf fand eine begeiſterte Aufnahme. Die Mützen und Hüte flogen dabei wieder in die Luft. Mit jener, dem Slaven eigenthümlichen Wärme, ſank Einer dem Andern in die Arme, und umſchlang ſich im herzlichen Kuſſe. Thränen vermiſchten ſich aus Augen, die ſich zuvor nie geſehen hatten; Thränen der freudigſten Rührung. Dieſe Bewegung, die den höchſten Grad erreichte, hatte auch Julian an der Seite Maria's ergriffen. Ungeſtüm zog er ſie an ſich, umarmte ſie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie durfte ſie ihm im jenem Augenblicke nicht entziehen.

„Liebe iſt eine Schuld, die nur mit Liebe getilgt wird," ſprach ſie leiſe.

Ein Froſt durchſchauerte ſie bei den Worten; Julian blickte wie ein Seeliger auf ſie. —

Da erſchallte wieder der Ruf des Alten: „Stellt euch Alle, mehrt euere Zahl. Die ihr uns zuführt, werden Alle willkommen ſein. Die Loſung bleibe ſtets das große Wort: Gott und Vaterland! Tod ſeinen Feinden! Das Leben darf für uns keinen Werth haben, wenn wir mit unſern Nachkommen auf's Neue der Sklaverei verfallen. Verlaßt jetzt ſtill dieſen Ort, um keinen Verdacht zu erregen. In Polen ſehen wir uns wieder!"

Hierauf verließen Alle den Ort in tiefem Schweigen. —

* * *

Maria ſtand neben Julian unter dem ſterndurchblitzten Himmelsdome, der ſich in jener Nacht über Florenz wölbte.

Es war ſpät und die ohnehin abgelegene Straße ganz menſchenleer. Sie fühlte ſich geworben, beſtürmt, gefeſſelt von einer unbezwingbaren Macht, die ſie dem Exile entreiſſen ſollte, um ſie der großen Beſtimmung entgegenzuführen, die ſie, ſo lange ſie ſich ihres Daſeins bewußt war, unausgeſetzt erſehnt hatte. Um zu dieſem Glück zu gelangen, bedurfte ſie jedoch eines äußern Beiſtandes. Dieſen Beiſtand gewährte ihr Julian. Er erſchien ihr dazu vom Himmel geſandt; ihm wollte ſie ſich daher anvertrauen. Er ſollte ihre Flucht beſchützen und ſie nach Polen entführen. Aber nicht durch ſchöne Reden und Verſprechungen wollte ſie ihn täuſchen; ſie bat Gott, ſie vor ſolcher Undankbarkeit zu bewahren.

Sie kannte Julian als einen edeln Mann und ſie richtete an ihn ernſte Worte. Er hörte ihr zu von Bewunderung ergriffen.

„Ich übergebe mich ihrem Schutze, während meiner Flucht bis zur Gränze," ſagte ſie. - „Sie kennen durch ihre Verbindungen, die gefahrloſern Wege, die dahin führen. Bin ich einmal den geheimen und offenen Nachſtellungen meiner Tante entrückt; habe ich wieder den Boden des theuern Vaterlandes geküßt, ſo überlaſſen ſie mich getroſt dem Verhängniß, das mich dort erwartet. Wir trennen uns dann. Ich bin zu Hauſe und bedarf keines fremden Schutzes mehr."

Der Mond ſah auf die Gegenſtände verklärend hernieder; die Sterne verſchwammen in einen Strom himmliſchen Glanzes; der Brunnen ließ ſanft murmelnd ſeinen Silberſtral in das Marmorbecken fallen; die Zweige der hohen Cypreſſen wiegten, von einem leiſen Winde bewegt, ſich einander in Ruhe; eine betäubende Harmonie zog dahin durch die Lüfte, wie ein reizender Geſang, um die Herzen zu erfreuen und zu umſtricken. Julian und Maria empfanden es nicht.

„Indem ich mich ihnen auf dieſer Reiſe anvertraue, Herr Graf,“ ſprach Maria weiter, in ſehr feierlichem Tone, „gebe ich ihnen den Beweis, daß ich in ihnen ein Vorbild der Sitte achte. Gleich einer Dame des Mittelalters, nehme ich ſie hiermit zu meinem Ritter an. Ich verlange nicht, daß ſie mir Treue geloben, nur Verſchwiegenheit, und das bedarf bei einem Manne wie ſie, keines Gelübdes. Zu den Zeiten der Eleonore von Poitou, der Mutter von Richard Löwenherz und anderer hohen Frauen, galt es für den Ritter als das höchſte Ziel aller ſeiner Unternehmungen, ſich die Achtung und das Lob ſeiner Dame zu erwerben. Dies fordere ich nun von ihnen.“

„Wie die edeln Ritter es gethan,“ erwiderte Julian, indem er ſich auf ein Knie niederließ und die linke Hand zum Himmel emporhob, „die ſich als Lehensmänner ihrer Dame betrachteten, und deren Ehre gegen Jedermann beſchützten, ſo lege auch ich hier das Treugelübde vor einer polniſchen Heldin ab, die ſich herabläßt, mich zu ihrem Ritter zu ernennen. Nur mit dem Tode ſoll mein Dienſt erlöſchen; mein Leben ſei ihr geweiht, ſie vor jeglicher Kränkung zu ſchützen.“

Sie reichte ihm die Hand und bat ihn aufzuſtehen.

Er begleitete ſie bis zur Villa der Fürſtin. Auf dieſem Wege wurden nöthige Verabredungen getroffen. —

Julian hatte, nachdem er ſich ſeines verlorenen Freundes Lucian auf's thätigſte angenommen, ihn wieder zu einen präſentabeln Menſchen gemacht, auf deſſen treue Ergebenheit er ſich verlaſſen konnte. Er hatte ihm von ſeiner Liebe geſprochen und von dem traurigen Ausgang ſeiner Bewerbungen. Lucian's Schlauheit war es gelungen, Maria auf ihren einſamen Spaziergängen zu erlauſchen. Seine Keckheit verhalf ihm, an jenem Abend auf der Dreifaltigkeits-Brücke, zu ihrer Bekanntſchaft. Alles, was er nun von Maria erfuhr, hinterbrachte er Julian.

Die innere Wahrheit und Sittlichkeit dieſes Verhältniſſes wird vor dem deutſchen Richter nicht beſtehen. Ja, ein ſolches Verhältniß würde und müßte unter uns als Karikatur erſcheinen, wollte man annehmen, daß die Ueberſpanntheit dieſen Grad erreichen könnte. Aber bei den Polen iſt es anders. Sie hielten den mittelalterlichen Frauendienſt hoch, bis in die neueſte Zeit und es iſt bekannt, daß dies bis zu einer belachenswerthen Galanterie ausarten konnte, welche dieſe ſlaviſchen Ritter antrieb, ſich den Schuh ihrer Dame zu erbitten, um edeln Tokaier hineinzugießen und ihn dann kniend, auf's Wohl der Schönen zu leeren.

Und in den jüngſten Kämpfen der polniſchen Inſurrection erblickten wir da nicht hohe Damen in Feldrüſtung, die das Lagerleben theilten und edele Jungfrauen, welche bei den jungen Helden Adjutantendienſte verſahen? —

Was auf dieſe Nacht nothwendig folgen mußte, leitete Lucian, der dazu die nöthige Gewandtheit auf das Vollſtändigſte beſaß. Mit ſeiner Hilfe entfloh

Maria. Die Schilderung ihrer Flucht, ihre Gemüthsſtimmung, ihre Angſt, ihre Leiden, vor und während derſelben, ſtimmte mit ähnlichen Beſchreibungen in den Romanen älterer und neuerer Zeit zu ſehr überein, als daß dies Alles in unſerm Drama nicht ſollte umgangen werden können.

* * *

Fürſtin Helena ward von dem Ereigniß vernichtet. Dem Aufſehen zu entgehen, wurde Florenz in größter Eile verlaſſen. Man gedachte den Flüchtigen mit Vorſicht nachzuſpüren. Albert und N—kow wurden zur Begleitung erſehen.

„Es iſt ein tapferes Stück von dem polniſchen Jüngling, daß er ſich ein Mädchen bei dem romantiſchen Zuge nach Polonien aufgehalst hat,“ ſagte N—kow zu Albert, nachdem der Verdacht feſten Fuß gefaßt, daß Julian die Gräfin entführt habe.

Moraliſch-politiſches Zwiſchenſpiel.

An der Gränze.

Sind in dieſem Spiele Poſſen,
Die dich Leſer, wo verdroſſen?
Ei, vergönne mir zu ſchreiben,
Was du dir vergönnſt zu treiben.
Friedrich v. Logau.

I.

Hart an der polniſchen Gränze, an beiden Ufern der rauſchend dahin ſtrömenden Feiſtritz, liegt das Städtchen Paſewalk, das wegen ſeiner ächtdeutſchen Gemüthlichkeit, ſeit manchem Jahrhundert, weit und breit, gerühmt wurde. Die löbliche reiſende Handelsſchaft nannte Paſewalk a. d. Feiſtritz einſtimmig einen „guten Platz" und wer wüßte nicht, was das heißen will? Ein billiger, allen Anforderungen der heutigen „reiſenden Welt" entſprechender Gaſthof; fleißige Kaufleute, die zugleich pünktliche Zahler ſind; abendliche Zuſammenkünfte der „gebildeten Stände" in Wein- und Bierhäuſern und während des Winters eine Truppe, die dem Publikum das Beſte unter dem Neueſten vorführte und einen Komiker und eine Soubrette beſaß, welche auf dem fürſtlichen Hoftheater nicht vorzüglicher angetroffen wurden.

Das Städtchen gehörte zum Herzogthum Scheerau, das wahrlich ganz vortrefflich regiert wurde. Der Fürſt gab ſeinem Volke ſo viel Freiheit als er ſelbſt entbehren konnte; das war freilich nicht ſo viel als die Advokaten verlangten, aber es herrſchte dabei Ruhe und Recht im Lande, was den Leuten wohlfeiler zu ſtehen kam, weil es die Abgaben nicht erhöhete. Das hatten die Scheerauer bis jetzt auch eingeſehen und freuten ſich ihres Wohlſtandes, der ihrer angebornen Gemüthlichkeit ſtets neue Nahrung gab.

Paſewalk hatte ſich in den letzten zehn Jahren bedeutend gehoben. Es hatte ſich vollſtändig in ein neues Gewand geworfen. Gasbeleuchtung ſtatt der Oellaternen, die ſonſt über die Straßen hin und herflackerten; wo die Breite es zuließ, Trottoirs aus Quadern, ſtatt des holperigen ſogenannten Bürgerſteg's, auf dem die Großeltern mühſeelig dahinſtolperten; Nivellirung des Marktplatzes, um in ſeiner Mitte die Statue eines verdienten Mitbürgers aufzuſtellen. Denn auch in dieſem Stücke wollte man gegen andere Städte nicht zurückſtehen. Der Geniekultus war ſchon lange in der Reſidenz ausgebrochen. Dieſer herrliche Fortſchritt über die alte gläubige Zeit, die den Heiligen Standbilder errichtete, machte ſich ſiegreich geltend. Auch Paſewalk wollte ihn theilen dieſen Kultus, aber es fehlte dem Boden an eingeborenen Genies. Man ſann lange hin und her; da kam ein feiner Kopf, der zugleich Gemeinderath und auch als wohlhabender Kaufmann von Einfluß war, auf einen paſſenden Gedanken.

So wie Bologna, Lyon, Straßburg, Jauer, Gotha, Frankfurt und noch einige andere Städte, ihrer Würſte wegen berühmt ſind, ſo hatten ſich auch die Saucisses de Scheerau, bis in's Ausland einen Namen gemacht und bildeten einen ziemlich bedeutenden Ausfuhrartikel. Der

Erfinder dieſer Wurſt war aber aus Paſewalk. Das fernere Suchen nach einem eingeborenen Genie durfte nun ſogleich eingeſtellt werden. Dem wohlverdienten Metzgermeiſter Schampelmaier ward die Ehre zu Theil, in Erz gegoſſen, den Marktplatz zu zieren. Man legte damit das Bekenntniß des freien Sinnes ab, der es verſchmähete, in dieſer auf das Praktiſche gerichteten Zeit, einem Heroen im Reich des Gedankens zu huldigen. Um dieſem Sinne Ausdruck zu geben, ſetzte man auf den Sockel des Standbildes die ſchönen Worte Uhland's:

„Schön iſt nach dem großen,
Das ſchlichte Heldenthum."

Die Einweihung fand auf das feierlichſte ſtatt; mit Fahnen, Prozeſſion, Feſtmahlzeit, Rede und Geſang, wie es überall üblich, und damit der Enthuſiasmus für verdienſtliches Bürgerthum nicht erkalte, und um die Jugend zur Nacheiferung anzuſpornen, wurde das Jahresfeſt unter Theilnahme der Schulen, ſtets mit derſelben Feierlichkeit begangen.

So lebte ſich's in dem freundlichen Städtchen ganz vortrefflich. Die Eiſenbahn war fünf Stunden entfernt und deshalb waren die Nahrungsgegenſtände zur Zeit noch unverfälſcht und wohlfeil zu haben. Aber „mit des Schickſals Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten," wie es bei dem Dichter heißt.

Die Aufregung, die ſich bei andern Nationen feſt eingewurzelt hatte, fing an, auch unſer gemüthliches Völkchen zu ergreifen. Man ſah, wie ein Bau nach dem andern zuſammenſtürzte; man vernahm das Krachen; man las davon in den Zeitungsberichten. Die jugendlichen Gemüther ergriff es zuerſt; ſie erglüheten im edelſten Feuer des Zornes und Unwillens und ſchalten die ruhigen Alten, die ſich in dem gewohnten Leben ſehr behaglich fühlten, Philiſter und Spießbürger. Dadurch entſpann ſich ein Mißton in den geſellſchaftlichen Beziehungen. Bisher trug Alles bei zu der harmloſeſten Unterhaltung; man kannte das moderne Stichwort „politiſche Farbe“ nicht. Jetzt geſchah's mit einem Male, als würden Allen die Augen geöffnet. Es wurde Licht und man ſah Farbe und Schattirung in den Meinungen. Man wurde excluſiv. Hier hatte man ſich von dem Militärſtande, dort von den Beamten geſchieden. Aber man ging noch weiter. Hier wurden keine Juden, dort keine Schauſpieler zugelaſſen. Die Kaufmannſchaft retirirte ſich in ihre „Reſſource“; der Adel vergatterte ſich in ſeinen „Club.“ Der geſinnungstüchtige Bürger hatte ſeine Kneipe, wo er „frei von der Leber“ ſprechen durfte.

Dieſer Zuſtand gewann täglich eine ausgeprägtere Bedeutung, als jenſeits der Gränze die Unruhen auf's Neue begannen.

Es iſt ein ſchönes Eigenthum deutſchen Gemüthes, ſich für die Leiden fremder Nationen, bis zur Glut zu erwärmen. Hier an der Gränze mußte dies Mitgefühl um ſo ſtärker erwachen. Drüben, in Polen, wurde gekämpft, geſengt und gemordet; Polen betraten das Weichbild des Städtchens, um eine kurze Gaſtfreundſchaft anzuſprechen und dann ſich heimlich über die Gränze zu ſtehlen, an dem

Aufſtande Theil zu nehmen. Dies trieb die Leute in das Gebiet der ſogenannten hohen Politik. Hiedurch erwachte eine ſehr bekannte Epidemie, „der Weltſchmerz“, die plötzlich Alle ergriff. Dieſe Krankheit wird von bewährten Aerzten als der zurückgetretene Schweiß des Revolutionsfiebers erklärt, der ſich auf Herz und Hirn wirft und nur durch eine kräftige Reaction geheilt werden kann; ſonſt artet, bei ungünſtigen Einflüſſen von auſſen, das Fieber in Verrücktheit oder gar in Tobſucht aus.

In dieſem troſtloſen Zuſtand befand ſich jetzt ſchon der größte Theil der Bevölkerung als ein paar ganz zufällige Ereigniſſe den Krankheitsſtoff ſchneller entwickelten.

II.

Ein an dem Fenſterladen eines Gewürzkrämers angebundener Eſel, deſſen Herr einige Häuſer weiter, bei einem Seifenſieder Lichter einkaufte, riß ſich los, als die Eſelin des Müllers vorübergetrieben wurde und lief ihr nach, ohne daß Jemand es verſuchte, ihn aufzuhalten und nach ſeinem ihm angewieſenen Standquartier zurückzuführen. Erſt unweit der Mühle ſchlug die Müllerin, die ihre Eſelin trieb, unbarmherzig auf den fremden Eſel los, um ihn heimzuſchicken. Die Eſelin nahm aus natürlichem Triebe Partei für ihn. Es entſtand nun ein ungleicher Kampf, den herbeiſpringende Knechte ſchlichten mußten. Da ergab ſich's, daß die Müllerin am Arm eine Bißwunde hatte.

Ob von dem fremden Eſel oder von ihrem Thier ihr beigebracht, war zwar unerwieſen; allein ſie nahm das erſtere an und verklagte den Eigenthümer wegen Fahrläßigkeit bei dem Anbinden ſeines Eſels und verlangte Schmerzengeld, Schadenerſatz für eine zerriſſene Schürze und eine durch den Biß verurſachte momentane Arbeitsunfähigkeit.

Die Klage wurde in erſter Inſtanz zu Gunſten der Klägerin entſchieden. Der Beſitzer des Eſels ſollte zwanzig Gulden als Schadenerſatz bezahlen und ſämmtliche Prozeßkoſten tragen. Er appellirte gegen dieſes Urtheil. Im Publicum gab man ihm einſtimmig Recht und war empört über den Ausſpruch des Gerichtes. Der Eſelsprozeß beſchäftigte alle Köpfe. Es war eine vollſtändige Gährung. Man ſuchte in Broſchüren auf die öffentliche Meinung mit aller Macht einzuwirken; man erlaubte ſich die ſtärkſten Ausfälle auf die Mangelhaftigkeit der ausübenden Juſtiz. So wurde Oel in's Feuer gegoſſen. Der Spott ſchärfte ſeine Waffen; es wurden die wohlfeilſten Anſpielungen auf Eſel gemacht; aber auch die Gelehrſamkeit ließ ſich die Gelegenheit nicht entgehen, um ihre Stimme hören zu laſſen und die Lachluſt auf ihre Weiſe zu reizen.

Profeſſor Mausheimer, der wegen ſeines humoriſtiſchen Weſens, beſonders bei der Damenwelt ſehr beliebt war, für die er im Winter populäre Vorleſungen hielt, ließ ſich herbei, in einer kleinen gelehrten Schrift den Eſel zu vertheidigen und dabei ſeine Seitenhiebe der Satyre auf ſociale Zuſtände zu führen, die nur in Paſewalk verſtanden werden konnten.

Er begann von der Abſtammung des Eſels überhaupt zu ſprechen, die ſich in die Dämmerung der Urwelt verliert; von dem goldenen Eſel des Apulejus und der Eſelin des Bileam; dann von der Tapferkeit des Eſels, die bei den Alten ſo berühmt war, daß die Kriegsluſtigen und heldenmüthigen Dacier einen Eſelskopf im Wappen führten. Er beſchrieb weitläufig die Eſelsfeſte des Mittelalters und führte an, daß noch jetzt in einem Theile von Indien die Nobleſſe ſtolz darauf iſt, der Sage nach, von Eſeln ihre Abſtammung herleiten zu dürfen. Man kennt ja die liebenswürdige Prunkſucht unſerer Profeſſoren, die bei ſolchen Gelegenheiten den goldenen Faden ihres Wiſſens nicht lang genug ſpinnen können.

Es war die hierdurch hervorgerufene gereizte Stimmung noch in raſchem Zunehmen, als eine neue Bombe inmitten Paſewalk's Geſellſchaft zerplatzte. Der Fall hatte ſich in der Reſidenz ſelbſt zugetragen.

Ein junger Metzgermeiſter heirathete die alte, häßliche, aber reiche Wittwe eines Schuhmachers. Die Schuhmacher beſchloſſen, ſich einen Spaß zu machen, indem ſie dem Metzger ihre Gratulation abſtatten wollten, weil er nunmehr zu ihrer Zunft gehöre. Darunter verbarg ſich die Anſpielung: er gebe ſich mit altem Leder ab. Der Scherz war allerdings nicht fein, aber er war dem in dieſer Schichte herrſchenden Geſchmack entſprechend.

Ein närriſcher Aufzug begab ſich vor das Haus des Metzgers. Alles war mit Kalbsfüßen, Würſten, Pfriem und Ahle, durch Blumen verbunden, decorirt. Die zu Pferde ſaßen, hatten in alten Pantoffeln die Piſtolen ſtecken und dicke, aus Pechdraht geflochtene Achſelſchnüre. Alle

Schuſter- und Metzger-Attribute wurden hoch auf Stangen einhergetragen. Die ehrbarſten Leute konnten ſich bei'm Anblick der Narrheit, die ſich während eines heißen Sommertages zur Schau ſtellte, des Lachens nicht erwehren und der Zug bewegte ſich mit gravitätiſcher Ordnung und Haltung durch das ſich hinzudrängende Volk.

Allein wie groß war Aller Ueberraſchung, als ſie vor dem Hauſe desjenigen angelangt waren, für den der Scherz erſonnen war. Nicht nur wurden ſie mit ſchmutzigem Waſſer überſchüttet, ſondern der Herr und ſeine Knechte fielen mit den Hunden wüthend über ſie her. Es entſtand Verwirrung, Prügelei und die nächſte Wache ſandte Mannſchaft, um die Maskerade, ſammt und ſonders, unter verſtärktem Gelächter der Menge, in's Polizeigefängniß abzuführen.

Am andern Tage ſchon erſchien eine Verordnung, die jeden Aufzug, welcher Art er ſei, unterſagte, weil dadurch die öffentliche Ordnung geſtört würde, die zur Erhaltung des Staates nothwendig ſei.

Dieſe Verordnung wurde als ein Eingriff in die individuelle Freiheit angeſehen. „Sind wir Vieh,“ ſchrie man, „das am Strick geführt werden muß, damit es kein Unheil anrichte? Wann wir Deutſche an Revolution denken, ſo treibt man uns dazu!“

Es regnete neue Broſchüren unter den bizarrſten Titeln, die Eine hieß: „Sind etwa Schuſterpfrieme und Blutwürſte geheiligte Symbole?“ Eine andere: „Verleiht das Metzgerhandwerk eine unantaſtbare Würde?“ Eine dritte: „Der Zeitgeiſt zu Gericht über Vorurtheil“ u. ſ. w.

Die Sache nahm immer weitere Dimenſionen an; ſelbſt die auswärtige Preſſe räumte ihr einen nicht unbedeutenden Rang in ihren Spalten ein. Man ſprach im Auslande bereits von aufſtändiſchen Bewegungen, die ſich im Herzogthum Scheerau zeigten und die durch die Nähe der polniſchen Gränze von einiger Bedeutung werden könnten. In der Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt begann man zu erwägen. Kühne Geiſter ſprachen ſchon von einer Truppenconcentrirung an der Feiſtritz.

Der Herzog ſaß auf ſeinem Jagdſchloſſe Oberbiberkäs und lag dem edeln Waidwerk ob. Er ſetzte Vertrauen in den bekannten Geiſt ſeiner treuen Unterthanen. Allein ſein Premierminiſter, ein unruhiger Kopf, ließ ihm dort keine Ruhe. Der gute Herzog mußte in die Reſidenz zurück, um mit dem Premier zu arbeiten. Dies ſtand alle Tage in der offiziellen Zeitung, um zu imponiren. Alles das half aber nicht. Die Unruhe im Volke wuchs. Vergeblich warnte man vor Ueberſtürzung. Man ging ſo weit, von einem proviſoriſchen Comite zu ſprechen, welches über die zu ergreifenden Maßnahmen discutiren ſollte, wenn die Staatsregierung weiter zu gehen ſich unterſtehen würde.

Inzwiſchen mehrte ſich im Orte die Zahl der Polen. Es war kein Zweifel, daß ſie diesmal Paſewalk zu ihrem Sammelplatze auserſehen hatten. Dies beſtimmte die gährenden Gemüther, ſich auf einen Punkt zu vereinigen. Ein Polencomite wurde gebildet, zunächſt der Sorge für die Polen gewidmet, in welches ſich jedoch der eigene Zündſtoff leicht übertragen ließ, dem der Eſelprozeß und die Schuſtermaskerade die erſte Nahrung gegeben hatten.

III.

Die in der Fremdenanzeige der Paſewalker Zeitung genannten Polen waren größtentheils Paſſanten. Nur drei hatten einen vorübergehenden Aufenthalt in Maulbronn gewählt. Unter dieſen ſtößt uns ein alter Bekannter auf; der wackere Soldat, welcher ſchon unter dem Helden Dombrowski gefochten.

Als er eine Wohnung auf einige Wochen ſuchte, führte ihn ſein Unſtern an einem Hauſe vorüber, das eine Tafel zierte, auf welcher zu leſen war:

„Hier iſt ein Logis von zwei möblirten Zimmern an einen ſoliden Herrn zu vermiethen.“ Dieſer Inſchrift war eine franzöſiſche und engliſche Ueberſetzung beigefügt.

Ich ſage, ein Unſtern führte den Polen hieher und dies wird ſich bald herausſtellen.

Der Vermiether war der hier ſchon erwähnte Herr Profeſſor Mausheimer, ein freundlicher Hageſtolz, mit ſehr geordnetem Hausweſen, Beſitzer einer ſchönen Bibliothek und von mancherlei Sammlungen; ein Alterthumsforſcher wie kein anderer. Ihn beherrſchte eine faſt wüthende

Leidenſchaft für alte Bücher, ſogenannte „Schinken“ und alte Seltenheiten. Im Uebrigen ließ ſich von ſeinem Charakter nur Gutes ſagen.

Der Handel mit dem Polen war bald im Reinen. Die Zimmer waren hell und reinlich; der Preis civil. Seine Damen, die der Profeſſor dem Miether im erſten Augenblick der Bekanntſchaft vorſtellte, beſtanden aus ſeiner Tante, einer Honoratiorenwittwe aus Berlin, die ihm die Wirthſchaft führte und deren Tochter, die einen öffentlichen Umgang mit den Muſen ſich geſtattete, indem ſie unter ihrem eigenen Namen „Frida Schmied“ Gedichte in des Doctor Ziegengeiſt litterariſches Beiblatt, das zweimal wöchentlich erſchien, zum Abdruck ſandte.

Eine wahrhaft hochgebildete Familie; von ganz Paſewalk als ſolche anerkannt.

Aber dennoch führte ein Unſtern den polniſchen Offizier in dies Haus. Verliebte er ſich etwa in die Tante oder deren Tochter?

Vor Allem müſſen wir den Zweck kennen, der ihn in Maulbronn zurückhielt. Er und ſeine beiden Gefährten waren mit den nöthigen Summen verſehen, um ihren Landsleuten die Geldmittel zu geben, ohne welche ſie die nahe Gränze nicht paſſiren konnten. Dies ging in den meiſten Fällen nicht ohne Beſtechung ab und für den Unterhalt mußte auch gehörig geſorgt ſein. Mit halbverhungerten Combattanten durfte man nicht hoffen, Siege zu erfechten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welchen Sorgen und unermüdeten Nachforſchungen dies Geſchäft die Zeit der drei polniſchen Patrioten in Anſpruch nahm.

Der Herr Profeſſor Mausheimer war aber in gewiſſer Hinſicht der beſcheidenſte Mann von der Welt. Sein Gewiſſen hätte es nicht zugelaſſen, irgend etwas zu unternehmen, um hinter das Treiben ſeines Hausgenoſſen zu zu kommen. Seinen Damen hatte er es ſtreng anbefohlen, ihre naturgemäße Neugierde hermetiſch in ſich zu verſchließen und dem Fremden mit keiner, noch ſo unſchuldigen Frage läſtig zu fallen. Es wurde ihm leicht, wann Einer im Comite ihn fragte: „Nun, was treibt denn ihr Pole?“ kurz zu antworten: „Weiß ich's? das kümmert mich nicht.“ Seinen Damen wurde es ſchon ſchwerer, da ſie als Nichtwiſſende es doch immer liebten, manches errathen zu laſſen, als ob ihnen nur die Vorſicht verbiete, es näher zu bezeichnen.

Um ſeine Unbefangenheit deutlich und überzeugend an den Tag zu legen, ergriff der Profeſſor ein Mittel, das zugleich ihm ſelbſt eine große Befriedigunng gewährte. Er ſtattete ſeinem Miether nach einiger Zeit einen Beſuch ab und bat ihn um die Erlaubniß, ihm ſeine Sammlungen zu zeigen.

„In dieſer materiellen Welt,“ ſo ſing er an, „würde es einem ſinnigen Gemüthe ſchwer werden, zu exiſtiren, wenn es ſich nicht in die hiſtoriſche Vergangenheit verſenkte. So lebe und webe ich in den Alterthümern. Ich bin dadurch ſo menſchlich tolerant geworden, daß ich ſogar vor den unbedeutendſten Hervorbringungen der Neuzei eine Art von Achtung empfinde, weil ſie dereinſt Antiqui täten ſein werden, die einem ſpätern mir verwandten Geiſt zur Erhebung und Erholung dienen können.“

Der Pole verſtand ihn nicht, obgleich er gut deutſch ſprach. Er mußte ſeinen Wirth bitten ſich deutlicher zu erklären. Dieſer ſchob es auf die Unkenntniß des Idioms; allein jener verſicherte auf deutſch, daß er es anders meine.

„Ich will von den Alterthümern ſprechen,“ ſagte der Profeſſor, „die auf unſerm Boden, hier um Paſewalk gefunden werden, und die ich ſo glücklich war, zum Theil in eine ſchöne Sammlung zu vereinigen. In Italien, namentlich in Rom, ſind deren mehr, das vermag ich nicht zu läugnen; auch in unſerm Köln und Trier iſt dergleichen anzutreffen. Was Wunder? da nachgewieſen iſt, daß die Römer dort hauſten. Aber Schöneres hat man gewiß nicht, als wir, ohne daß man die hiſtoriſche Gewißheit darüber beibringen kann, daß Römer hier gewohnt haben. Das macht unſere Funde aber nur intereſſanter.“

Er ſtand auf. Dem alten Soldaten war es ganz heiß geworden. Er folgte nun dem Profeſſor, der im Erdgeſchoſſe einen Saal öffnete, aus welchem ein kühler Luftzug den Eintretenden erfriſchend entgegen wehete.

„Hier iſt es leichter auszuhalten,“ dachte der Soldat und fügte ſich geduldig in ſein unausbleibliches Schickſal.

Aber die Qual war dennoch ſchwer zu überwinden. Es war eine ſehr zahlreiche Sammlung von unbedeutenden Gegenſtänden, die weitläufig von dem Profeſſor erklärt und beſprochen wurden. Wer unter uns kam nicht ſchon in den Fall, die Wanderung durch einen ſolchen Trödel, an der Seite des dafür begeiſterten Beſitzers, machen zu müſſen, an deſſen lächerlicher, eiteler Selbſtſucht, unſere gutmüthigſte Geduld zu Schanden wurde?

Nachdem die ſogenannten Antiquitäten, verroſtete Helme und Spieße, einige Moſaikbrocken, ein paar Hände aus Bronze, einige Topffragmente aus Terracotta, calcinirte Glasſcherben, ein Hufeiſen, der Sage nach von dem Schlachtroß Julius Cäſar's u. ſ. w. überſtanden waren, ging man zu den Curioſitäten über. Da gab es chineſiſche Töpfe, foſſile Auſterſchaalen, amerikaniſche Früchte, arabiſche Stiefel, einen mexicaniſchen Laſſo, ausgeſtopfte Vögel, vergiftete Pfeile der Südſee-Inſulaner, eine Kugel vom Schlachtfelde von Roßbach und ein Autograph von Eulogius Schneider.

Dann trat man in ein Kabinet, das der Profeſſor mit beſcheidenem Lächeln ſeine „Pinakothek“ benannte. In der Mitte des Raumes ſtand ein Divan und der arme, gefolterte Gaſtfreund warf ſich ermüdet darauf hin und ſchloß die Augen. Der Wirth war der Meinung, daß er ſich auf den Genuß, der ihn hier erwartete, ſammeln wolle und äußerte zuvorkommend:

„Ich will ihnen den Genuß des Anſchauens dieſer Schätze durch meine Erklärung nicht ſtören; nur dieſe kleine Bemerkung muß ich mir erlauben. Die Liebe zur Kunſt iſt in unſerer Zeit allgemein verbreitet. Allein die Decoration der Wände wird von den Liebhabern dabei am meiſten erwogen. Die breiten Goldrahmen werden als Hauptſache betrachtet. Sie ſind nicht zu verſchmähen, denn ſie heben den Effect des Bildes. Allein ich gehe dabei von einem andern, höhern Princip aus. Ich ſehe auf den Pinſel allein. Hier ſehen ſie einen ſolchen!“

Er deutete dabei auf ein großes, dunkelgehaltenes Bild, das einen Kirchhof darſtellte, über den ſich der geſtirnte Himmel ausbreitete. Darunter waren die Worte zu leſen, ob von dem Maler ſelbſt oder von dem jetzigen Beſitzer verfaßt, bleibe unerörtert:

„Hebt ſich mein Blick zu euch, ihr Sterne!
So ahn' ich, daß in jener Ferne,
Die Seele manches Todten fliegt:
Die frei von Laſt und von Beſchwerde,
In Trauer niederſchaut zur Erde,
Wo in dem Grab ihr Körper liegt!“

Nach einer langen Pauſe ſprach der Profeſſor:

„Es iſt von dem leider zu früh verſtorbenen Künſtler, Michael Kinkeling, einem Scheerauer. Sehen ſie gefälligſt ſein Monogramm, hier unten, rechts, wenn's beliebt. M. Strich, K. Strich und ein großes G. am Schluſſe. Ich erſtand es auf der Verſteigerung. Dieſes und das daneben hängende von dem Director Wilhelm von Kaulbach zu München, ſind die Perlen meiner Sammlung. Unglücklicherweiſe hat dieſer Meiſter es vergeſſen ſein Monogramm hinzuſetzen. Man hätte mir ſonſt wohl ſchon einen enormen Preis dafür geboten. Es wäre mir jedoch unter keiner Bedingung feil.“

Der Pole ſtand auf und bedankte ſich höflich.

Da traten die Damen, wie verabredet, in die Pinakothek. Die Schweſter war gleichſam beflaggt. Sie trug dreißig Ellen Band mindeſtens auf dem Leibe. Mit den zierlichſten Grimaſſen lud ſie den Gaſt auf eine Taſſe Thee ein. Die Tochter, à la chinoise friſirt, ſchlug verſchämt die Augen nieder, als ihre Mutter ſagte: „ſie hätte ihr poetiſches Talent auch in franzöſiſcher Sprache verſucht und würde dem lieben Gaſte etwas davon zum Beſten geben."

Das war zu viel, der Pole erklärte, von dem Geſehenen ſo erfüllt zu ſein, daß ihm ein Gang in's Freie Bedürfniß ſei und er ſich die Ehre und das Vergnügen für ein andermal erbitte.

„Da begleite ich ſie," rief der Profeſſor mit ächt gemüthlichem Ungeſtüm, „ich führe ſie zu dem alten Druidenſtein, der größten Merkwürdigkeit, unſers an Merkwürdigkeiten nicht armen Paſewalk. Es geleitet uns ein ſchöner Spaziergang dahin."

Was war zu thun? Um dem drohenden Genuſſe beim Thee zu entgehen, mußte er die Begleitung des Profeſſors annehmen, die ihm doch wenigſtens den Genuß der freien Luft geſtattete. Sie machten ſich auf den Weg.

Es ging einen Hügel hinan und die ſinkende Sonne ſandte noch ihre heißeſten Stralen. Der Profeſſor ſprach in einem fort; der Pole blieb ſtumm. Von Zeit zu Zeit ging jenem der Athem aus und die Stimme verſagte ihm.

Das war ein Glück für den Andern, der bei'm Anblick der Landſchaft ſeinen Gedanken ungeſtörten Lauf laſſen konnte.

Die kahlen Aecker ſchienen wonnig auszuruhen, nachdem ſie den Menſchen ihre Ernte gebracht hatten. Mit einem Blick voll Liebe lächelte die Sonne in die entblößten Furchen und vergoldete die Dächer der kleinen Häuschen. Die Luft überſchwoll von geſundem Wohlgeruch; Alles ringsum hauchte ihn aus.

Und die Vögel zirpten, die Wipfel ſäuſelten, das Menſchenherz jubelte auf. Der gelehrte Profeſſor war nichts mehr, als ein dickes Inſect, das ſein ſchnurrendes Lied dazu ſummte. — —

Der Pole ſchritt ſtill neben ihm. Er blickte nach Oſten und es war ihm in Gedanken, als ob er fernen Kanonendonner höre.

IV.

Der täuſchte ſich, der das Repertoire unſerer Damen von Heute nur ſo nach dem Aeußern tariren wollte. Unter Ballkleidern, Spitzen, Hauben und ſchön eingebundenen Büchern ruhen tiefe, weitgreifende Gedanken, die ohne Ausſicht auf Verkörperung, dem ſchönen Geſchlechte die Qualen des Tantalus bereiten.

Auch ſie empfinden den Drang, für das Allgemeine zu wirken. Sie werden berührt von den rauhen Stürmen, welche die Welt durchtoben. Auch ſie möchten in Wort und Schrift ihre Meinung ausſprechen; ſie möchten an den Verſammlungen der Männer thatkräftig theil nehmen und ſie ſchreien über Ungerechtigkeit, daß ſie davon ausgeſchloſſen ſind. Es iſt auch den Frauen ſchwer, in dieſer Zeit allgemeiner Bewegung leidenſchaftslos zu bleiben.

Welche Ausſicht bot plötzlich den Damen von Paſewalk die Gründung des Polencomite! Hier wurden auch ſie zum Beitritt eingeladen. Es organiſirte ſich förmlich eine weibliche Section, um nach ſelbſtſtändiger Erwägung und Berathung ihre Thätigkeit zu beſtimmen. Ein Wohlthätigkeitsbazar von ſchönen Handarbeiten, Charpielieferungen, Konzerte, Bandagen, kurz Alles, was dazu gehört! Der Ausſchuß ſollte aus der Herren- und Damenſection gebildet und von einem Herrn und einer Dame, nach Stimmenmehrheit gewählt, präſidirt werden.

Das gewährte eine freudige Abhilfe für den bisher ſchnöd unterdrückten Thatendrang der Damen. —

Der Tag war ſchon beſtimmt, an welchem der Bazar weiblicher Arbeiten zum Beſten der Polen, eröffnet werden ſollte. Da man jedoch beſorgte, daß die Hoffnung auf allgemeinſten Enthuſiasmus fehlſchlagen könne, ſo wurde in der Anzeige der bevorſtehenden Eröffnung geſagt: „daß die Verfertigerinnen ſelbſt zugleich auch die Verkäuferinnen ſein würden.“ Da es nun bekannt war, daß die ſchönſten jungen Paſewalkerinnen die Beiträge geliefert hatten; ſo durfte angenommen werden, daß ſich Kunden einfinden würden, die ſich noch beſſer auf Anmuth und Liebenswürdigkeit als auf die feilgebotenen Waaren verſtänden.

Das großartigſte war aber der Beſchluß, eine polniſche Nationalfahne „in Angriff zu nehmen.“ Rothe

Seide und Silber; in der Mitte der getheilte Schild mit dem weißen Adler der Polen und dem litthauiſchen Reiter. Das war ein preiswürdiges Unternehmen. Achtzig kleine Hände, vierzig der lieblichſten Fräulein angehörig — la fleur de Pasewalk — ſtickten vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Man ſchwärmte bei der Arbeit begeiſtert in dem Gedanken an die Begeiſterung, welche dieſe Oriflamme in den Senſenmännern erwecken würde. Ein polniſcher Sprachmeiſter mußte einen paſſenden Spruch aus den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ überſetzen, der auch auf das Banner eingeſtickt wurde. Aber eine ängſtliche Bewegung erfüllte dennoch die Bruſt: „Ob wohl die Fahne zur rechten Zeit fertig würde?“ Alles deutete auf den baldigen Abzug der fremden Gäſte hin; ſie konnten einer Bitte zum längern Verweilen nicht nachgeben; denn ſie gehorchten höherer Weiſung. Waren ſie aber einmal fort, ſo war es ebenſo ſchwierig als unſicher, das Kleinod glücklich über die Gränze zu ſchaffen und in die rechten Hände gelangen zu laſſen.

Die practiſchen Männer ſchürten das Feuer mit längſt erprobten Mitteln. Sie arrangirten zweckmäßige Mahlzeiten mit den kräftigſten Toaſten im Gefolge. Die Polen wurden dabei mit Ehren überſchüttet und mit Liebe völlig zugedeckt. Die Damen baten, daß ſie ihnen etwas in's Album ſchrieben, zur immerwährenden Erinnerung an dieſe wehmüthig frohen Tage des Beiſammenſeins. Die Polen erbaten ſich ein Band, eine Schleife, Locke, einen Fingerhut oder Handſchuh. Es war ein gar holder Austauſch. Die ältern Damen brachten Blätter, die ſie mit ſelbſtgedichteten oder entlehnten Verſen vollgeſchrieben hatten für die Albums der Polen.

Der alte Dombrowskiſoldat, der ſchon am längſten in Paſewalk ſich aufgehalten und deutſch verſtand, war der am meiſten gefeierte von Allen. Es war ein ſchöner Abend, als die vornehmſte Dame im ganzen Weichbilde, die alte Generalpräſidentin-Wittwe von Wachs, auf einem ſchön umblümten Blatte ihm Verſe überreichte für ſein Album, die ſie ſelbſt laut recitirte, nachdem ſie unter dem Jubel der zahlreichen Anweſenden mit ihm angeſtoßen hatte.

Die Verſe waren von der einſt ſehr beliebten Dichterin Philippine Gatterer, gebornen Engelhard, welche Frau von Wachs noch perſönlich gekannt hatte; ſie geſtand es ganz offen, ohne zu berückſichtigen, daß ſie dadurch ihre Jahre verrieth.

„Meine gute Pine hat ſie mir eigenhändig in's Stammbuch geſchrieben, wie man damals die Albümer nannte."

Sie lauteten ſo:

„Gern malt' ich Blumen dir, ſo ſchön
Wie ſie in Sultan's Gärten ſteh'n:
Die ſchwarze Sklaven ſorgſam pflücken
Und ſchönen weißen Weibern ſchicken.
Auch malt' ich Dir wohl ein Gefilde
Mit ſanftem farbenreichen Pinſel —
Schön wie Cytherens Lieblingsinſel —
Und mit Figuren auf dem Bilde,
Wie jenes Mädchen, das du wählſt,
Wenn du einſt glücklich dich vermählſt.

Es unterbleibt, denn es verſchafft,
Der Wunſch nicht auch Vollbringens Kraft.
Doch mein Gedächtniß, ſonder prahlen,
Das kann ſogar Porträte malen;
Dort ſoll dein Bild — beſtimmt nie zu vergeh'n —
In einer edeln Reihe ſteh'n!“

Sie hatte, wie jeder leicht einſieht, nur nöthig gehabt, in der neunten Zeile das Wort „Jüngling“ in „Mädchen“ zu verwandeln und die Verſe waren brauchbar.

Der Applaus, der dieſer Recitation folgte, war ungeheuer. Das Aeußere der guten Dame gränzte etwas an Karikatur, aber ſie war dennoch ihrer mancherlei guten Eigenſchaften wegen geſchätzt. Sie ſprach mit Nachdruck und mit dem unverhüllten Bewußtſein ihrer geſellſchaftlichen Stellung. In der einen Hand hielt ſie das Blatt, in der andern einen beſiederten kleinen Fächer aus Elfenbein. Der weit geöffnete Mund ſprach die Worte mit volltönendem Aus- und Nachdruck; die langen hellgrauen Locken fielen an beiden Seiten auf den Buſen hernieder, der ſich in mächtigen Wellen hob und ſenkte und gleich wie der von Perlen umgürtete dicke Hals wie Zinnober geröthet war. Vom Haupte, das der ſtarke Affect in einer fortwährend zitternden Bewegung erhielt, ſchwankten Federn und Bänder gar anmuthig und vollendeten den harmoniſchen Eindruck, den Verſe und Sprecherin hervorriefen.

Der alte Soldat hatte Mühe, ſeinen Dank auszudrücken, dann zog er ſeine kleine Brieftaſche, legte das Blatt zuſammen, und quetſchte es hinein. Der Präſidentin von Wachs durchfuhr, als ſie es ſah, ein Zucken, das ſich in einer deutlichen Verzerrung des Mundes verrieth und die Ober-Kriegscommiſſärin von Leberwitz konnte ſich der leiſen Bemerkung nicht erwehren: „Sie ſind doch Barbaren!"

* * *

Ueberall im Herzogthum hatte man ſich der Polenſache mit derſelben Begeiſterung gewidmet. Filial-Comite's bildeten ſich, faßten Reſolutionen und ſandten ſie dem General-Comite in Paſewalk zu. Die gehaltenen Reden wurden ſtenographirt und ſodann dem Druck übergeben.

Einem ruhigen Beobachter erſchien dies Treiben, trotz mancher edeln Aufwallung, die ſich darin kund gab, wie eine planlos und unſicher angelegte Komödie, welcher das ächte Kolorit der Wahrheit abging und die nur dazu dienen konnte, mit einer großen, ernſten Idee, ein nichtsſagendes Spiel zu treiben. Sie glich vielen unſerer modernen dramatiſchen Compoſitionen, die mehr Gedankenſtriche, als Gedanken, mehr leidenſchaftliche Anflüge, als Leidenſchaft enthalten. Wenn man ſich allen Ernſtes bemühen wollte davon eine Schilderung zu entwerfen, ſo bliebe es doch nur höchſtens eine ausgeführte Vignette; zu einem glänzend großen Gemälde langte dieſer Stoff nicht aus.

Den armen Polen, die dazu beſtimmt waren, als geheime Etappencommiſſäre an der Gränze den Zuzug derjenigen zu vermitteln, welche die Revolution in ihr Vaterland hinüber tragen ſollten und die ſich zu dieſem Zwecke ſchon lange in dem Herzogthum Scheerau befanden; hatte ſich zu ihrem alten Schmerze noch ein hoher Grad von Melancholie geſellt, der ihnen allen Glanz und Lärm ungeachtet, den Aufenthalt wie eine Wüſte erſcheinen ließ. Ihr inneres, wahres und friſches Gefühl ſehnte die baldige Erlöſung herbei. Sie war ihnen nicht mehr fern.

Ein Häuflein, das ſo eben angekommen war, ſagte aus, daß es ſich unterwegs geſammelt habe, und wohl als die letzte compacte Maſſe zu betrachten ſei. Sie hatten ſich aus aller Welt Enden zuſammengefunden und alle Nachrichten ſtimmten überein, daß außer einigen verſpäteten Einzelnen, nichts Erhebliches mehr zu erwarten war. Auf ſolche zufällige Marodeurs konnte aber keine Rückſicht genommen werden.

Die Ankömmlinge beſtanden aus einem bunten Gemiſch von Polen und Fremden. Die weite Reiſe hatte ihre Baarſchaft verzehrt, ihr Aeußeres gänzlich unſcheinbar gemacht und ihre Kraft erſchöpft. Ein Raſttag war ihnen unerläßlich. Man hatte ſie, um Aufſehen zu vermeiden, in die entlegenſte Vorſtadt gewieſen und ſie ermahnt, in der Stadt ſich nicht ſehen zu laſſen. Nach einem Tage des Ausruhens und der Pflege ſollten ſie dann mit kluger Vorſicht, allein oder in geminderter Anzahl, nach verſchiedenen Punkten inſtradirt werden — wie der übliche Ausdruck lautet — und wie es die erworbene Kenntniß von der Gegend, den Leitern der Expedition eingab.

Wie glücklich fühlten ſich nun Alle, ſo nahe dem Ziele zu ſein!

Polen, Italiener und Franzoſen eilten in die nächſte katholiſche Kirche, um Gott zu danken und des Höchſten fernern Schutz anzuflehen. Alle legten ſich dann mit dem freudigen Gefühle zur Ruhe, am nächſten Morgen der heiligen Meſſe anwohnen zu können und ihren Raſttag mit der unblutigen Wiederholung des erhabenſten Opfers zu beginnen. Die Raſt werde alsdann ſtärkender ſein, dachten ſie und ihnen größere Beharrlichkeit verleihen.

V.

Die Andächtigen hatten ſoeben die Kirche verlaſſen. — Ein Jüngling kam aus der Frühmeſſe mit verweinten Augen.

Die Morgenröthe war noch nicht ganz verſchwunden. Aus dem Bette der Feiſtritz ſtiegen leichte Nebel und verſchwammen an den Hügeln, auf denen Paſewalk thront. Im Oſten ward ein brennendrother Punkt, wie Blut, ſichtbar. Er wird ſchnell größer und ſcheint den ſchönen Effect der Morgenröthe zu beeinträchtigen. Jetzt iſt der anfängliche Punct zum Ball geworden, der immer wächst, immer leuchtender wird. Gleichſam erzitternd ſchwebt er empor, um ſich von der blutrothen Hülle zu befreien, die ihn umgiebt. Jetzt hat er ſchon mit ſeinen Stralen den ganzen Horizont erfüllt. Es iſt die Sonne; der Tag.

Alles, was das Licht berührt, empfindet, daß es geliebt wird. Der Metallglanz der Sterne liebt nicht, aber das Licht haucht Liebe. Jedes Ding antwortet darauf mit einem Ton, mit einem wohlduftenden Gegenhauch: Pater noster! Sollte der Menſch vergeſſen, es zu ſprechen; die Natur vergißt es nicht.

Der Grashalm, das Blatt der Diſtel, Berg und Flur und Wald, der weite Raum ſchmücken ſich mit Licht.

Gegrüßt ſeiſt du Maria! gegrüßt Jungfrau, Mutter, Reinheit, Schönheit und Milde! Gegrüßt ſei die Krippe; gegrüßt das demutherfüllte Dach von Nazareth; gegrüßt ſeiſt du heiliger Kalvarienberg; der Gruß dringt durch die Himmel hindurch! — — —

Der trauernde Jüngling hatte lange keinen Sonnenaufgang geſehen. Er erſchien ihm an jenem Tage wie ein Freund ſeiner früheſten Jugend; gleich einem Schatz, den er einſt beſeſſen. Das Licht des Tages hatte nicht gealtert, wie die andern Dinge dieſer Welt.

Damals dünkte ſich der Jüngling reich. Ein Schloß war ſeine Wohnung. Aber über die Zinnen dieſes Schloſſes weit hinaus ragend, beſaß er noch größere, herrlichere Schlöſſer in den Wolken. Mit den Flügeln ſeines Geiſtes konnte er ſie leicht erreichen. Jetzt war er arm, wann er jenes Reichthums gedachte!

Keine Thräne trübte ihm damals das Auge; er durfte ſchwelgen in dem Genuß irdiſchen Glücks. Jetzt hatte er Alles verloren und die Erde konnte es ihm nicht wieder verſchaffen: die Träume ſeeliger Empfindung in dem unbeſchränkten Reiche hoffnungsvoller Sehnſucht; jene wunderbare Elaſtizität des Geiſtes, welche um das Weltall kreiſt, während der Körper keine Ermüdung davon verſpürt.

Es war nun dahin. Der Jüngling fühlte ſich unglücklich; aber Gott war es, der ihn ſo unglücklich hatte werden laſſen. Als ſein Morgen verträumt war, zogen ſchwere Wolken herauf. Die Wolken bargen die Blitze die ſich entzündeten und verheerend ſich entluden. Da zeigte die Barmherzigkeit ihm, an jenem Morgen, als er aus der Frühmeſſe kam, den Himmel wieder und im Staube empfand er es, daß er der Erbe eines Reiches ſei, das nie vergehen wird; er ſah dennoch das Licht, obgleich Thränen ſein Auge umflorten.

Als er noch ſich glücklich wähnte, konnte er den erhabenen Sonnenaufgang wohl bewundern, aber er ſah ihn nicht; er glaubte damals die Stimmen der erwachenden Natur zu hören; allein es waren nur diſſonirende Töne; ihm gebrach es an dem Verſtändniß des göttlichen Konzerts. —

Und wie vielen Menſchen erſcheint der Anbruch des Tages nur wie eine glänzende Decoration des tiefen unergründlichen Nichts! Das Erwachen der Natur, wie ein geiſtreicher Mechanismus, den ein phantaſtiſcher Geiſt erfand und dann, ohne den Grund davon anzugeben, ſich von ſeinem Werke entfernte, und es dem blinden Zufall überließ. Sie berauſchen ſich an dieſer Herrlichkeit, ſie träumen von den weiten Flügen ihrer Vernunft, ſie halten ſich für die Herren der Schöpfung und dennoch endet Alles für ſie, mit der Verweſung im Grabe. Ein Loch in der Erde, um ſich darin aufzulöſen; das iſt ihnen das Endziel des Daſeins; das letzte Wort des Lebenszwecks. Sie könnten wahrlich von dem Wurme Weisheit lernen, der ſich verpuppt; von der entblätterten Pflanze, die getreulich ihre Blüten und Früchte brachte und im Lenze wieder grünt. —

Der trauernde Jüngling erheiterte ſich an jenem Morgen. Er ſah und begriff. Seine Stimme vereinigte ſich mit allen andern Stimmen der Natur und das Sanctus der heiligen Meſſe erwachte plötzlich in ſeinem Innern wieder und ſchloß mit einem machtvollen in Ewigkeit forttönenden Hoſannah. —

Eine alte Bäuerin ging des Weges, die einen ſchweren Korb trug. Sie ſchritt rüſtig einher. Nach einem freundlichen Gruße knüpfte ſie ein Geſpräch mit dem Jüngling an.

„Ihr ſeid wohl weit her, ſchöner, junger Herr!“ ſagte die Alte.

„Ihr irrt euch nicht,“ antwortete er mit fremdem Accente. „Und ihr, ihr wohnt wohl in jenem Dorfe.“

„Ja. Ich trage Gemüſe auf den Markt, in die Stadt.“

„Habt ihr keine Kinder, die euch die Laſt abnehmen?“

„Ich bin noch kräftig genug dazu, wenn ich auch ſchon viel zu leiden hatte. Der Gram iſt ſchwerer als dieſe Körbe. Das Gemüſe läßt man in der Stadt; den Gram will Niemand kaufen. Den muß man ſtets wieder heimtragen. Ich habe ſieben Särge auf dem Herzen und das ſchwitzt gar oft ſtärker als meine Stirne unter der Laſt und der Schweiß des Herzens bringt mir dann auch aus den Augen. Ich hatte zwölf Kinder, die ich aufzog mit dem, was ich und mein Mann verdienten. Sieben ſind nun todt; fünf Söhne, zwei Töchter. Mein Aelteſter iſt als Soldat eingeſtanden, um einmal ſpäter Brod in's Haus zu bringen. Der iſt im Lazareth geſtorben. Zwei andere gingen ſchon vor lange nach Amerika und ſind nicht zurückgekommen. Mein Wilhelm hatte in der Fremdenlegion nach Spanien Dienſt genommen und wir haben nichts mehr von ihm gehört. Meine Magdalena iſt als Wittwe geſtorben. Das ſchönſte von meinen Kindern war auch die Schönſte in unſerm Dorfe — das war meine liebe Marie. Sie hätte den reichſten Bauern freien können. Sie aber wollte keinen und ſagte immer: „Ich habe mich ſchon verſprochen." Fragte ich: „An wen denn, Marie?" ſo ſprach ſie: „Laßt nur erſt die Brüder größer ſein und die kleine Gertrud heranwachſen. Wann die im Haus wird ſchaffen können, dann wird, der mich liebt, mich heimſuchen und begehren." Fragte ich weiter: „Und von wo wird er kommen?" Dann antwortete ſie: „Vom Himmel." — „So willſt du denn ſterben, Marie?" machte ich. „Das will ich nicht; ich will leben, aber nur für Jeſus Chriſtus. Ihm habe ich mich als Braut verlobt." Als nun Gertrud groß und kräftig geworden war und faſt ſo ſchön und demüthig wie Marie, ſprach dieſe: „Mutter, jetzt iſt's ſo weit. Betet, eine harte Stunde naht." Ich machte darauf: „Ich bin zu jedem Opfer bereit." Sie aber ſprach: „Nein, ihr verſteht mich nicht. Der, den ich liebe, liebt mich nicht minder. Er ruft mir, er ruft mir!" Da verſtand ich, was ſie meinte. Einen Monat ſpäter, lag ſie, als ob ſie lächelte, auf der Bahr'. Ach, lieber Herr Gott, vergieb, daß ich murrte. Seit der Zeit bekam ich vom vielen Weinen die rothen Augen. Da ſeht her. Unſer Jüngſter war jetzt noch allein zu Haus. Der fiſchte auf der Feiſtritz bei einem Wetter; ſein Kahn ſchlug um. Mit meinen eigenen Augen hab' ich ihn umſchlagen ſehen. Unſere Nachbarsleute hielten eine neuntägige Andacht mit mir, damit das böſe Waſſer mir die Leiche wieder gebe. „Herr, bei den Thränen der ſeligen Jungfrau," betete ich, „befiehl dem Waſſer, daß es Mitleid mit einer Mutter habe!" Das Gebet wurde erhört; der Strom mußte ja gehorchen und brachte die Leiche unverſehrt an's Ufer. Da ließ ich ſie in geweihte Erde legen und dankte dem Gott am Kreuze, der für uns geſtorben iſt. Mein Jüngſter ruht nun auch auf unſerm Friedhof neben ſeinen Schweſtern. Wir Alten werden bald bei ihnen ruhen."

„O mein Gott, welche Schickſale haſt du dieſer armen Frau zu tragen auferlegt!" rief hier der Jüngling mit einer mehr als gewöhnlichen Theilnahme.

„Aber meine Kraft reicht doch immer noch hin," nahm ſie wieder das Wort. „Ich lebe wie die Andern und bin zufrieden. Gott hat mir viel Barmherzigkeit erwieſen. In dieſem Jahr feiern wir unſere goldene Hochzeit. Wir haben uns in treuer Liebe geheirathet, das ſind jetzt fünfzig Jahr. Und wir haben dieſe fünfzig Jahr in treuer Liebe und in Frieden miteinander ausgeharrt. Unſer Alter iſt noch friſch und grün; wir können noch arbeiten; unſere Kinder, die noch leben, ſind fromm und ehrlich. Wir leiden keine Noth. Aber wenn der Sturm das Waſſer aufrührt, dann muß ich an unſern Jüngſten denken und wann ich ein Mädchen Marie rufen höre, dann fühle ich alle ſieben Särge auf den alten Schultern und ich muß hinſitzen und weinen. Aber jetzt muß ich auf den Markt. Ihr gehet wohl einen andern Weg. Behüt' euch Gott! Wenn ihr einmal Kinder habet, ſo möge ſie euch der Herr bewahren. Ich bin eben alt; nehmt's nicht für ungut. Für einen Markttag habe ich viel zu viel geplaudert.“

Und damit beſchleunigte ſie ihre Schritte. Der Jüngling ſchritt ihr nicht nach durch das Stadtthor.

* * *

Wie hell erſcheint uns der Geiſt dieſer kräftigen Greiſin, auf dem der Segen ruht; wie reich ihr Herz, das ganz erfüllt iſt von Ehrfurcht und Dankbarkeit. Sieben Kinder ſind ihr geſtorben, aber ſie hat ſie nicht verloren, weil ſie im Glauben erzogen waren und ſie ſie einſt wieder zu ſehen hoffen darf. Sie betet für ihre arme Seele und ſie weiß es, daß Gott ihr Gebet erhört. Sie hat nichts von der Welt kennen gelernt. Sie wird auch ſterben ohne ſie kennen gelernt zu haben.

In Erwartung des Himmels hat ihr Auge ſchon hienieden Wunderbares genug geſchaut. Alle Jahre ihres langen Lebens erfreuten ſie die erwachenden Blüten des

Lenzes und die grünende Schnellkraft des Sommers. Dann kamen die bunten Farben des Herbſtes und ſein ſanftes ſchönes Verſcheiden. Alle Jahre ihres langen Lebens ſah ſie die ruhenden Fluren unter dem Mantel von Hermelin, den ſie nur abwarfen, wenn ſie ihr ſchimmerndes Feierkleid wieder zum Schmucke anlegten. Das war kein eintöniger Wechſel; denn in dieſer unveränderlichen Harmonie verkündeten ſich dennoch Variationen in's Unendliche. Es war Gottes Schaffen, was ſie ſah und empfand, zu allen Stunden des Tages; zu jeder Stunde der Nacht.

Und jetzt, da ihr Schritt ſchwerer und ihr Auge ſchwächer geworden war, da ſchaute ſie immer noch dieſelbe Schönheit und dankte dafür dem Schöpfer derſelben. Es waren ſtets dieſelben Stimmen, die ihr Herz erfreuten, als ſie noch jung war; Stimmen, die ihr die Größe Gottes verkündigten.

Und mit den Thränen, die ſie manchmal um ihre Hingeſchiedenen weint, vermiſchen ſich auch die Thränen der Freude, daß Gott, der Alles ſo herrlich geſchaffen, auch ihrer nicht vergeſſen hat.

Wann ſie ihre Körbe auf den Markt trug, hat ſie ſich wohl die Stadt betrachtet. Gerade Straßen, hohe Häuſer; Niemand bewohnte ein Haus allein; man hat dort über und unter ſich fremde Menſchen. Nachbarn, die ſich nicht kennen; überall Gedränge und Lärm; Reiter und Wagen, die ſich durchkreuzen, in einander verwickeln und dahintoſen. Ueberall Polizei, die Jeden mit Angſt erfüllen kann, weil man dabei nur an Verbrechen und Miſſethat denken muß. Und wo man hinblickt, zeigt ſich ein Schauſpiel, das es beſtätigt. Ueberall große Laden, die gefüllt ſind mit Raritäten und Luxus aller Art. Alles, was des Menſchen ſinnliche Begierde reizt, iſt im Ueberfluß da. Stolz und Neid finden überall ihre Nahrung. Sie dankt Gott, daß ſie nicht in der Stadt zu wohnen braucht und nach ihrem Dorf zurückkehren kann. Hohe grüne Bäume, welch' ein Adel! Bunte Blumen, welche Schönheit! gold- und farbenſchillernde Inſecten, flatternde Falter, ſingende Vögel! hat die Stadt einen Laden, der mit dieſem Glanze wetteifern könnte?

Die alte Frau dankt Gott für ihr niedres Häuschen zunächſt der Kirche. Aus ihrem Fenſter ſieht ſie Nachbarn, die ſie alle kennt; die Thür braucht ſie nicht zu ſchließen, niemals ſchritt das Verbrechen über ihre Schwelle.

Der alte wackelige Tiſch trägt die Speiſen, welche den Hunger ſtillen. In keinem Hauſe des kleinen Dorfes werden Feſte gefeiert, welche das Ave Maria-Läuten übertönen. So oft man es vernimmt, ſind die Herzen geöffnet. „Tritt ein ſeelige Jungfrau Maria! Jeſus Chriſtus, Heiland der Welt, tritt ein zu den Menſchen!“ So betet Alles.

Und eines Tages wird der Tod eintreten zu der alten Frau.

„Komm' o Tod!“ wird ſie ſprechen; Gott ſendet dich; übe dein Amt; ſei mir willkommen!“

Der Reiche ſieht ſein Nahen mit Schrecken. Alles, was er ſein ganzes Leben hindurch, manchmal ſelbſt auf Koſten ſeiner Seele geſammelt; der Tod nimmt es ihm. „Soll ich denn Alles verlaſſen?“ jammert er. Und der

Tod erwidert höhniſch: „Alles! dein Gold und die Zeichen deiner Würde, deine Titel, deine Orden, deine geſtickten Kleider! Ich reiße dich aus deinem weichen Bette und lege dich in den kühlen Sarg“ —

Aber die arme, alte Frau — welch' ein ſiegendes Bewußtſein erfüllt ſie! Iſt der morſche Lebensfaden zerſchnitten; was bliebe dem Tode ihr noch zu nehmen? nichts als die abgezehrte Hülle des Körpers, die er an jenem Tage doch wieder herausgeben muß.

Ihr einziges Kleid, das ſie jetzt am Leibe trägt, liegt mit ihr im Sarge. Ihre Seele ſchwingt ſich zu Gott. Aber wann am Tage des jüngſten Gerichts die Poſaune des Engels ertönen wird, welche die Todten erweckt und ihren Gräbern entſteigen läßt; dann wird ihr unſcheinbares Kleid, das ſie im Leben trug, wie Purpur leuchtend, ihren verklärten Leib umſchließen, der in den ewigen Regionen, von himmliſchem Lichte wiederſtralt! — —

Der trauernde Jüngling dachte darüber nach. Aber was konnte die Lehre ihm nützen?

Sein Herz war gleich dem Meer; voll von reichen Schätzen, aber auch von Ungeheuern; voll Bitterkeiten und Haß, und niemals ſo ruhig, daß es nicht ein plötzlicher Hauch furchtbar erregen konnte. Gleich dem Meer überſchwemmte es dann ſeine Gränzen, aber ein Haufen Sand zwang es eben ſo ſchnell zum Rückzug.

Wann des Menſchen Herz, gleich dem Meer ausgetobt hat; wann es recht viele Verwüſtungen angeſtellt; dann begräbt es nichts als einige elende Trümmer in ſeine tiefſten Abgründe. Die Menſchen bewundern ſolche Herzen;

ſie klatſchen auch Beifall wie Kinder der ſchäumenden Brandung. Aber die ſtille unbewegliche Kraft, die der Wuth Stand hält, iſt um Vieles bewundernswerther.

* * *

Am Abend dieſes Tages hatte der Jüngling einen kleinen Hügel erſtiegen, der ſich bei den letzten Häuſern der Vorſtadt erhob. Er kehrte den Blick nach der Seite, wo die polniſche Gränze lag; dann neigte er wieder den Kopf zur Erde und grub mit einem Stabe in den Boden, als wollte er die Mächte der Unterwelt heraufbeſchwören. Der Wind pfiff und raſchelte durch die Stengel und Zweige, und accompagnirte die Phantaſie des Jünglings in ihren fieberhaften Sprüngen. Die Wolken jagten darüber hin, wie gedrängte Reiterhaufen in dicke Mäntel gehüllt; Mondesrand und einzelne Sterne blinkten wie Helme und Stahlwaffen hindurch und vervollſtändigten die Täuſchung.

Da kam eilig ein Mann auf den Hügel zugeſchritten. Der Jüngling erkannte ihn ſogleich.

„Meine gnädige Gräfin, ich ſuche ſie,“ ſprach der eben Angekommene, indem er ſehr ehrerbietig die Mütze vom Haupte nahm; „Alles iſt zum Abmarſch bereit. Die Raſt iſt um und wir ziehen getroſt unſerm fernern Schickſal entgegen. Ich hatte mich in die Stadt geſchlichen, wo ich die Zeitungen durchflog, um etwas Neues auf den Weg

Univ. Bibl. München

mitzunehmen. Der erſte, der mir begegnete, mich aber zum Glück nicht bemerkte, war der maliciöſe N—kow. Wo der iſt, da iſt auch die Fürſtin nicht weit. Sie werden Wind bekommen haben und ſind ihnen auf der Fährte. Es iſt Zeit, daß wir aus ihrem Bereich gelangen.“

Maria, die wir hier wieder finden, durchſchauerte es kalt bei dem Gedanken, daß es einer irdiſchen Macht gelingen könnte, ſie hier — ſo nahe ſchon der Heimath — auf dem fremden Boden feſtzuhalten. Lucian war es, der ihr die Nachricht brachte. Julian hatte ſchon auf einer andern Straße die Gränze überſchritten. Seine feurige Ungeduld verſchmähete die Raſt; da Maria ſich ſchon in Sicherheit glaubte und ihn hier ſeines Dienſtes entließ.

Sie und Lucian eilten in das Wirthshaus, um ihre Sachen zu ordnen und ſich dann an den Platz zu begeben, wo die Uebrigen ſich ſammelten.

* * *

Am Ufer der Feiſtritz, von alten Weiden und Erlengebüſchen gedeckt, hielten in jener Nacht die fremden Revolutionäre ihre letzte Berathung auf deutſchem Boden.

Es war ein Gemiſch, welches an Falſtaff's Recruten erinnerte. Ein zuſammengewürfeltes Geſindel, das ſich noch in den letzten Tagen bedeutend verſtärkt hatte. In ſeiner Mitte ſtand der Dombrowskiſoldat und ſprach mit feierlichem Anſtande eine Eidesformel, die alle durch Emporſtrecken ihrer Hände bekräftigten. Sodann ermahnte er ſie noch, den Schwur unverbrüchlich zu halten und verſprach in wenigen Tagen bei ihnen zu ſein.

Sie äußerten ihre Freude darüber, daß das Liegen auf der faulen Haut nunmehr zu Ende ſei und die Action beginnen ſolle. Ein jeder von den fremden Hinzugeſtrömten hatte dabei ſeine beſondere Abſicht. Der wollte einer gerechten Strafe in ſeinem Vaterlande ſich entziehen; jener dachte in der allgemeinen Drangſal für ſich etwas fiſchen zu können; andern war es genug auf allgemeine Rechnung ein fettes Leben zu führen. Alles in Allem waren es kühne Burſche, „die dem Teufel ein Ohr abgebiſſen hätten,“ wie es im Sprichworte heißt. Auch ſelbſt Unterthanen des Fürſten von Scheerau waren dabei, die in den Schenken ſo verſchuldet waren, daß ihnen kein Jude mehr einen Pfennig borgen wollte. Mit dieſen Leuten ſollten die polniſchen Patrioten ziehen, um ihres Vaterlandes Freiheit zu erobern!

Man vertheilte Waffen und Geld. Beides holte man aus unterirdiſchen Schlupfwinkeln am Ufer, wo es in gut vertheerten Kiſten aufbewahrt worden war. Dann wurden einige Kähne zur Fahrt an das jenſeitige Ufer mit dem Nöthigen ausgerüſtet. Drüben ſollte ſich der Haufe zerſtreuen und erſt weit von der Gränze an einem beſtimmten Orte, wo die Vorkehrungen dazu getroffen waren, wieder zuſammenſtoßen. Die ſich für Sapeurs ausgaben, hatten Aexte bekommen. Dies waren ſchon ältere Leute mit ſonnverbrannten Geſichtern und langen Bärten. Breitſchulterige, ſtarkfüßige Geſellen, die bis zum Knie in's Waſſer gingen und die Kähne mit Seilen und fertig behauenen Balken beluden. Die Andern liefen hin und her. Am ganzen Ufer lebhafte Bewegung.

Alles war jetzt beendigt. Der alte Krieger trat noch einmal in die Mitte des Haufens und nahm Abſchied von den Fortziehenden. Erſchüttert und lautlos umgaben ſie ihn. Es war gleich der Meeresſtille, die dem heraufziehenden Sturme vorangeht. Der ließ auch nicht lang auf ſich warten. Alle riefen dem Redner ein Lebewohl! und Polen ein Hoch!

Dann ſtürmten ſie zum Fluſſe.

Am Ufer ſtanden jetzt nur noch zwei Menſchen, die den Abfahrenden nachblickten.

Der Eine war der alte polniſche Krieger.

Der Andere hielt etwas Weißes auf dem Arme.

Es war der gute Miertzſch, der treue Begleiter Lucian's, den wir in Florenz ſchon auf einen Augenblick in ſeiner Geſellſchaft bemerkt haben. Er war aus dem Scheerauiſchen gebürtig und zwar aus dem Kreiſe Maulbronn, in welchem Paſewalk lag, und konnte nicht ſogleich mitziehen, weil er noch erſt ſeine Verwandten alle wiederſehen wollte, die ihn mit Sehnſucht erwarteten, damit er ihnen ſeine Abenteuer erzähle. Das Weiße, was er trug, war Lucian's Angora-Katze, die ihm dieſer anvertraut hatte und die Miertzſch bei einer alten Muhme unterbringen ſollte.

Bei'm Abſchiede durfte ſie nicht fehlen.

„Das Beeſt iſt ſo geſcheut und verſteht Alles wie ein Menſch," ſagte Miertzſch zu dem alten Soldaten, als er die ſchöne Katze ſtreichelte. —

VI.

Die Ausſchüſſe des Polencomite in Paſewalk hatten jetzt alle Vorbereitungen erſchöpft. Nur Eines blieb noch übrig: ein Feſtball zum Beſten des vom Feinde geknechteten Polens. Der Beſchluß wurde einſtimmig gefaßt und vom Publicum mit Beifall begrüßt. Der Abend war anberaumt und ſaubere Karten wurden lithographirt, mit der Reihenfolge der Tänze, die oben den deutſchen Reichsadler neben dem polniſchen Adler, mit Lorbeer und Eichenlaub verbunden, zeigten, und die Deviſe darunter einem Schenkendorff'ſchen Gedichte entlehnt:

„Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht!"

Die weibliche Section des Ausſchuſſes zeigte ſeit einer Woche ſchon eine übergroße Beweglichkeit. Man ſetzte eine Art von Kleiderordnung feſt. Schärpen und Schleifen in den polniſchen Farben; der Schmuck ſollte mit ſchwarzem Flor umwunden ſein, als Zeichen der Theilnahme an den Leiden der Patrioten; das wurde allen Damen, die den

Ball beſuchten, mit holdem Zwange zur Bedingung gemacht. Nur die Kränze, die man ſymboliſch benützen wollte, waren nicht ſo leicht zu ermitteln. Lorbeer, Eiche, Wein, das erſchien nicht emblematiſch. Was wächſt denn in Polen? fragte man ſich. Zwiebel, Rettich, Gurke, Kürbis — das war nicht zu brauchen. Gurkenblüte allenfalls. Dies führte zur Kartoffelblüte und von dieſer kam man auf den ſchönern Nachtſchatten. So gelangte man endlich zu einer originell maleriſchen Miſchung. Die Schönen wählten die zarten Sproſſen von Fichtenreis, aus zerzupften Federn gebildet, und hefteten auf dieſen hellgrünen Kranz die herrlichen Blüten der Datura fastuosa im verkleinerten Maaßſtabe.

Nun lief man zuſammen; fragte: „wirſt du kommen?“ oder: „wird die und die dort ſein?“ — „Was ziehſt du an?“ — „Denk' dir, was die alte Generalpräſidentin anzieht!“ — „Sie hat neulich ihren Kranz vor dem Spiegel der Marchande de modes probirt. Bald gerad', bald ſchief, bald nach der Stirn, bald in den Nacken. Die Nähmamſells haben ſich die Zunge abgebiſſen, und ich mußte machen, daß ich hinaus kam, ſonſt wäre ich herausgeplatzt.“

So ging es fort. Auf den Straßen, auf den Treppen, überall wo ſich zwei begegneten, dieſelben Fragen und mit einer Leidenſchaft, die für die Sache der Polen — das heißt vorläufig für den, ihnen zu Ehren gegebenen Ball — nicht lebhafter gewünſcht werden konnte. Dieſe „ſchöne Wärme“ wurde auch in der Einladung, welche die Blätter brachten, beſonders hervorgehoben. Das Reſultat einer glänzenden Einnahme zum Beſten des Zweckes und eines recht heitern geſellſchaftlichen Vergnügens, das zugleich das Vaterlandsgefühl zu beſeelen im Stande war, durfte vorausgeſehen werden. Nie hat noch dieſe Vorausſetzung in ähnlichen Fällen getäuſcht; Umzüge und Gelage, Schmäuſe und Bälle ſind die ausgiebigſten Kohlenpfannen, um den practiſchen Patriotismus unter uns warm zu erhalten.

Der Abend war erſchienen; die Säle des Muſeums wiederſtralten im Glanze der Flammen und der ſchönen Toiletten.

Nur wenige Polen waren da; unter dieſen jedoch der Dombrowskiſoldat. Er hatte ſich der Einladung durch keine Ausrede entziehen können; der Pflicht der Gaſtfreundſchaft mußte er gehorchen.

Den Ball eröffnete eine Polonaiſe. Die Muſik ſpielte aus zarter Rückſicht die nach Kosciuszko benannte, weil man annahm, daß bei deren Tönen das Blut des Polen heißer nach dem Kopfe ſtrömt und ſeinen Muth zur Begeiſterung entflammt. Der ritterlich galante Dombrowskiſoldat ſetzte ſeine viereckige polniſche Mütze auf; die übrigen Polen thaten dasſelbe. Dann bat er die deutſchen Tänzer ihren Kopf, in Ermangelung von Mützen, mit ihren Hüten zu bedecken, weil bei einigen Touren die Kopfbedeckung mitſpiele. Als Alle gehorcht hatten, forderte der alte Soldat keine geringere Dame, als die Frau Generalpräſidentin Excellenz, zum Tanze auf und die Paare ſtellten ſich hinter ihnen in Reihe.

Die Polen ſtrichen, ehe ſie noch ihre Dame berührten, die Schnurrbärte aufwärts; dann ergriffen ſie die Hand derſelben mit dem ehrerbietigſten Kompliment.

Der alte Soldat führt ſtolz mit gezogenen Schritten die Polonaiſe an. In allen ſeinen Bewegungen bis zu den Füßen herab, liegt ein ſprechender Ausdruck. Einen Augenblick hält er inne und wendet den Kopf ganz nahe hin zu ſeiner Tänzerin. Dieſe glotzt ihn ſehr verlegen an; er flüſtert ihr ſchnell etwas zu; da dreht ſie wie auf Kommando den Kopf weg, wird aber dabei über und über roth. Alle Paare machen's dann ebenſo. Die jüngern Damen lächeln gefällig dazu. Nun nimmt der Anführer ſeine Mütze ab und verneigt ſich voll Demuth. Seine Dame blickt auf ihn und weiß nicht, was ſie erwidern ſoll. Dann ſchreitet er ſchneller dahin, ſieht der Generalpräſidentin ſcharf in die Augen, als ob er etwas herausleſen wolle; ſein Mund verzieht ſich freundlich; ihre ſtumme Antwort ſcheint ihn zu entzücken. Er geht ſtolz an den andern Paaren vorüber und mißt ſie von Oben bis Unten; lüftet die Mütze, ſchwingt ſie über ſeinen Kopf, wirft ſie leicht auf das linke Ohr und ſtreicht wieder ſeinen Schnurrbart.

„Vorwärts! Vorwärts!" ruft er und Alle drängen ſich ihm nach. Plötzlich bleibt er ſtehen, erhebt mit feinem Anſtande den Arm und bittet die Paare darunter weg zu anzen.

Hierauf täuſcht er ſie muthwillig. Er macht eine urze Schwenkung nach der einen Seite und während ſie hm folgen, verändert er ſchnell die Richtung. Sie verwickeln ſich laut lachend in den mannigfaltigſten Verſchlingungen. Dies ſcheint ihn zum Zorn zu reizen, er ſtemmt die Hand in die Seite; er wendet ſich ſchnell; mit kühner Stirne und herausforderndem Blick dringt er vor durch den Haufen. Kein Widerſtand iſt möglich, man macht ihm Platz und mit einer überraſchend ſchnellen Evolution, hat er wieder den Vortritt errungen und alle tanzen ihm nach.

Die Paare bewegen ſich nun immer ſchneller in freudiger Luſt. Die Linien verſchlingen und löſen ſich unter lautem Lachen. Es iſt wie eine lange Schlange, die in tauſend Windungen dahinſchnellt. Die bunten Toiletten, die Uniformen, Stickereien und Schmuck, dies Alles ſtralt im Glanze der Lichter und bildet gleichſam die Schilder auf der Schlangenhaut.

Endlich ſchweigt die Muſik; die Polonaiſe iſt zu Ende; die Verſammlung hatte ſie noch nie ſo tanzen geſehen und bricht in lautes Entzücken aus und ſchlürft Mandelmilch und Sorbett. —

Der alte Soldat iſt in ein anſtoßendes Zimmer getreten. Er hatte den Vorſitzenden des Comite gebeten, ihn zu begleiten. Dort eröffnet er demſelben im Vertrauen, unter den wärmſten Dankesbezeugungen, daß er andern Tages die ſchöne Stadt, die ihm ewig unvergeßlich bleibe, verlaſſen müſſe, um ſeiner fernern Beſtimmung entgegen zu gehen. Man nahm gerührten Abſchied. —

Als die Mitglieder der Muſeumsgeſellſchaft nach dem herrlichen Vortänzer ſich umſahen — ſie hätten ihn noch ſo gern zu einer Mazurka animirt — war er ſchon fort und die andern Polen mit ihm.

Als man aber erſt andern Tages ihre Abreiſe erfuhr, da herrſchte große Trauer und Beſtürzung; denn die Fahne lag noch unvollendet da. Die Hoffnung durfte jedoch deshalb nicht ganz aufgegeben werden, ſie an ihren Beſtimmungsort zu befördern. Das Polencomite faßte nehmlich die einſtimmige Reſolution: ſein Wirken um ſo mehr nicht einzuſtellen, als jenſeits der Gränze die blutige Kriſe ſich entwickle.

Fünfte Handlung.

Der Kampf um das Ende.

Heut nimmt man nicht geſangen; heut geht es auf den Tod;
Heut ſprüzt das Blut wie Regen; der Anger blümt ſich roth.
Uhland.

I.

Der kriegsluſtige Haufe, den wir in jener Nacht bei der Gränzſtadt Paſewalk die Feiſtritz paſſiren ſahen, war bald nachher zur Hauptarmee der Inſurgenten geſtoßen, die ſich im ſtolzen Wahne einige Tauſende nennen ließen, die ſich um den alten Soldaten aus Dombrowski's Schule zu ſammeln anfingen. Das war ein tüchtiger Führer und wohl beſſerer Truppen werth, als die er kommandirte.

Die angeworbenen Fremden waren bald der Mühen und Beſchwerlichkeiten in dem unwirthlichen Lande ſatt. Sie hatten ihre Hoffnung auf Kampf und Beute geſetzt und ſahen ſich nun ſchon wochenlang in unthätigen Contremärſchen begriffen, die nach des klugen Befehlshabers Berechnung den Feind täuſchen und endlich in einen Hinterhalt locken ſollten, wo ſeine Vernichtung unvermeidlich geweſen wäre. Aber das begriffen die undisciplinirten Burſche nicht.

Sie hatten von Helden gehört, die ſie in Polen zu inden gehofft; die, wie ſie geglaubt, mit offenen Armen hrer warteten In erſter Linie ſtand bei ihnen Mieroslawski; wo war er? Nirgend zu ſehen. Niemand nannte ſeinen Namen. Mazzini, eileſt du nicht herbei den Polen beizuſtehen? Schickt ihr Alle keine Boten, keine Proclamationen, habt ihr Polen aufgegeben?

Ihr Loſungswort hieß Revolution. Revolution im furchtbarſten und umfaſſendſten Sinne des Wortes. Eine Revolution, die über große Hilfsmittel gebietet und deshalb von langer Dauer zu ſein verſprach. Die Wiederherſtellung der polniſchen Natonalität kam ihnen dabei nur ſoweit in Betracht, als ſie ein Mittel an die Hand gab, überall den Umſturz zu vollenden, um Recht, Geſchichte, Geſellſchaft der Gewalt der Maſſen zu unterwerfen.

Welche Enttäuſchung, als einige jugendliche Patrioten, die mit Mühe eine Handvoll ihrer Bauern bewaffnet hatten, die fremden Abenteuerer als Befreier begrüßten und ſie lobten, daß ſie gekommen waren, Entbehrungen und Gefahren mit ihnen zu theilen! Ein ſolches Lob war weit entfernt ſie zu befriedigen.

Als dieſe Stimmung immer lauter zu werden begann, mußte es dem alten Führer bedenklich ſcheinen, ſie länger zu nähren. Er entſchloß ſich mit ſchwerem Herzen dem Feinde zu begegnen und demſelben eine Schlacht anzubieten. Es war ihm einleuchtend, was er dadurch auf's Spiel ſetzte. Verharrte er aber in ſeiner bisherigen zuwartenden Stellung, ſo droheten die Fremden abzuziehen und ſelbſt die Polen durch ihr Beiſpiel zur Deſertion zu verleiten. Auf Gott und ſeinen Muth vertrauend griff er denn zu dem einzigen Mittel, welches aus dieſer unheilvollen Kriſe zu befreien ſich darbot.

Nach einem Marſche von mehreren Tagen erreichte des alten Kriegers Streitmacht, die durch hinzugeſtoßene Streifcorps nicht unbedeutend verſtärkt worden war, den Rand einer großen Ebene, wo für die Dauer der Nacht Halt gemacht wurde. Am andern Ende des Plateaus, wo der Wald ſie begränzte, ſtand ein ruſſiſches Corps. Mit der erſten Morgenröthe ſchmettern Trompeten, wirbeln Trommeln und ein Kanonenſchuß erſchüttert die Luft. Die Inſurgenten ſchaaren ſich in Reihen und die fremden Freibeuter, die das Centrum einnehmen, blicken muthvoll auf ihre Officiere.

Der Obergeneral ſprengt die Front herab, von ſeinen Adjutanten begleitet. Hinter ihnen erſcheinen Damen zu Roß, die den Truppen zuwinken. Auch Gräfin Maria ſehen wir in der knappen Litewka und der niedern Mütze, die ein Kreuz ſchmückt und von der zwei lange Federn, eine roth, die andere weiß, bis zur Schulter hinabwehen.

„Dieſen Abend muß das Schlachtfeld unſer ſein!“ rief der alte Soldat. „Der polniſche Adler muß von den heutigen Wachtfeuern glorreich beleuchtet werden, in denen der ſtolze zweiköpfige Adler der Feinde verkohlt. So muß es, ſo wird es ſein, Soldaten! Auf den Feind!“

Trompeten und Trommeln; eine wilde Bewegung; dann der geordnete Marſch. Höhen werden erklommen; Gräben durchſchritten. Es war, als ob die Kommandoworte, wie der Sturm in ein gewaltiges Segel blieſen und Alles vorwärts trieben.

„Vorwärts, Kinder, mit uns iſt Gott!“ donnert der General, an den Reihen vorſprengend.

Unbeweglich ſtehen die Ruſſen da, als ob ſie's gar nicht anginge. Es war unheimlich zu ſehen. Doch plötzlich empfängt die immer näher anrückenden Inſurgenten eine fürchterliche Salve. Sie dringen durch den Qualm, der ſich weithin verbreitet. Ein lebhaftes Gewehrfeuer auf beiden Seiten decimirt die Mannſchaft. Aber die Polen ſchreckt es nicht; ſie hören noch auf das Kommando.

Da bricht ſeitwärts aus dem Walde ein Schwarm Kavallerie hervor und greift die Polen in die Flanke an. Wer ſie gezählt hätte: zwanzig Reiter auf einen! Aber die Senſen mähen unermüdet; Verwundete auf Todte, wie der Schnitter Gras mäht. Wer wollte dieſe, dem Menſchenherzen fremde Wuth, erklären, die den Soldaten in ſolchen Augenblicken ergreift und ſelbſt in dem Sanfteſten Blutdurſt erzeugt? Wer will das Gefühl erklären, das ſolche mörderiſche Thaten bewundert und ſie einen geheiligten Fanatismus der Vaterlandsliebe nennt?

Es waren allerdings Heldenthaten. Julian, Lucian, Maria, der General; ſie Alle hatten Theil an dem mörderiſchen Tage, als ob ſie Niemals eine zärtliche Empfindung im Herzen getragen hätten! Selbſt Maria ſpielt mit ihrem Muthe. Ein ruſſiſcher Officier ſpornt ſein Pferd und hat ſie erreicht:

„Ergieb dich!" ruft er mit geſchwungenem Säbel.

Ein Schuß iſt Maria's Antwort. Er ſtreift den Ruſſen, deſſen Säbel jetzt über dem Kopf der Gräfin blitzt. Sie ſcheint verloren. Da ſprengt Julian in Carriere herbei, fängt mit ſeiner Waffe den zu weit ausgeholten Hieb auf und befreit die Geliebte, die mit ihm unter beſtändigem Kugelregen, die Polen erreicht.

So tobt es noch Stunden lang fort. Unentſchieden bleibt der Sieg. Urplötzlich wird auf dem rechten Flügel der Polen eine unordentliche Bewegung bemerkbar. Sie nimmt an Ausdehnung zu und einzelne Flüchtige rennen voll Entſetzen in die Reihen, die noch Stand halten.

Wie ein Rieſenadler ſchwebt die ruſſiſche Fahne vorwärts; es iſt als ob mit ihm der Sieg ſich aus den Lüften herabſenkte. Ihre Trompeten und Trommeln ſchmettern auf's Neue zum Angriff. Was iſt geſchehen? fragt ſich Alles beſtürzt.

Bald wußte man's durch die Ausſage eines Flüchtlings.

Als man den Feind mit größter Bravour zurücktrieb, wurde auf dem rechten Flügel: Halt! kommandirt. Dann hieß es: „Marſch, zurück, zur Brücke!“ Kaum war der Rückmarſch angetreten, ſo ſtürzten die Ruſſen von allen Seiten, aus Büſchen und Hohlwegen herbei. Die polniſchen Soldaten konnten nicht mehr zu den Bajonetten greifen; die Senſenmänner von ihrer Waffe keinen Gebrauch machen; ſo plötzlich war der Ueberfall, ſo dick das Gedränge. Nun tönte der Verzweiflungsſchrei: Verrath! aber zu ſpät. Viele, die nicht niedergemetzelt wurden, nahmen die Ruſſen gefangen. Es war einer von den fremden Freibeutern, der ſich von dem Feinde hatte erkaufen laſſen und im Getümmel plötzlich zum Rückzug kommandirte.

Der Tag, der für die Inſurgenten ſiegreich begann, war verloren. In größter Unordnung flüchteten ſie und überließen das mit Blut getränkte Feld dem Sieger. Mit großer Gefahr gelang es ihnen, einen Zug ihrer Verwundeten den Feinden zu entreiſſen und zur Pflege in ein unſernes Kloſter zu bringen. Das war ein trauriger Marſch. Um Hinterhalte zu vermeiden, mußte man oft weite Umwege einſchlagen. Ueberall lauerten Feinde: Hunger und Durſt, Erſchöpfung, Ruſſen. Manche wagten es ſich von den größern Haufen zu entfernen und auf eigene Hand ihr Heil zu verſuchen. Sie ſahen es ein, daß Gott ſie furchtbar für ihr Vermeſſen geſtraft habe und wollten ihre Heimath erreichen und auf jede Weiſe Buße thun. Andere rotteten ſich zuſammen, um ſich in den Wäldern zu verbergen und dort abzuwarten bis der allgemeine Aufſtand ſie zu neuen Thaten herausfordern würde. Der alte General mit den ihm noch gebliebenen regelmäßigen Truppen zog ſich gegen die öſterreichiſche Gränze; traf aber Anſtalten, um mit den Patrioten in der Wildniß ſo gut es ging in Verbindung zu bleiben, die zwar ſchwierig und unzuverläßig waren, jedoch nicht außer Acht gelaſſen werden durften.

* * *

Man las jetzt in den Zeitungen: „Die Inſurgenten haben ſich in die Wälder zurückgezogen“ — oder: „Die inſurgirten Banden hauſen ungeſtört in der Wildniß, da es den Truppen nicht möglich iſt, ſie dort in ihren Schlupfwinkeln aufzureiben u. ſ. w.“

Dachte der Leſer dabei an ſeine Wälder, an die Luſtgehölze, die auf die Höhen der Berge führen; wo die Vögel ſingen, das Eichhörnchen auf den Aeſten umherſpringt und Hirſche und Rehe nebeneinander weiden; ſo vermochte er nicht zu begreifen, was denn unter den Schlupfwinkeln verſtanden werde, wo es den Truppen nicht möglich iſt, vorzubringen.

Aber es iſt hier von einem polniſchen oder litthauiſchen Urwald die Rede. Dabei darf man wieder nicht an die üppige Herrlichkeit eines tropiſchen Urwaldes denken; an die zauberhafte Schönheit der ineinander geſchlungenen Lianen, die wie eine wunderbare Hängebrücke, von einem Ufer der breiten Ströme zum andern reichen; an die Rieſenflora der Cacteen, an die Düfte, welche die heiße Luft mit belebenden Atomen füllen; an die prächtigen Thiergeſtalten, welche dieſe Wildniß durchwandern und ihre bald ſchillernden, bald brennenden Farben durch das Blätternetz werfen. Unſer Urwald, in welchem die polniſchen Inſurgenten hauſen, liefert ein anderes Bild.

Wer jemals einen ſolchen Waldbezirk auch nur zum Theil durchzogen, der weiß, daß man Tagereiſen zurücklegen kann, ehe man eine Lichtung ſichtbar wird; der wird auch die Zeitungsnachricht verſtanden haben.

Man darf wahrlich nicht behaupten, daß ſelbſt die Bewohner jener Gegend, bis in das eigene Herz ihrer Wälder gedrungen ſind. Sie begnügen ſich damit, die äußern Bezirke auf der Jagd kennen zu lernen. Das Innere bleibt ihnen ein undurchdringliches Geheimniß, das von den Volksſagen, wie von einem ſchützenden Walle umgeben iſt. Die Dichter erzählen davon und der Stolz der

Polen, der edle Mickiewicz, entwirft hier die brennendſte Localſchilderung.

Wer es jemals wagen wollte, in das Dickicht der ungeheuern Wildniß vorzudringen, ſtieße bald auf verſchränkte Stämme, Aeſte, Wurzeln, inmitten ausgedehnter Sümpfe, die von Gräſern, wie mit einem Netze bedeckt ſind, in welchem rieſige Ameiſen und Wespen niſten und ganze Haufen von Schlangen ſich durcheinander ringeln.

Hat ein kühner Forſcher dieſe erſte Region glücklich überwunden, ſo trifft er bald ernſtere Gefahren an. Unter täuſchendem Grün liegen kleine Seen, gleich Wolfsgruben verborgen, als lauerten ſie auf Beute. Sie ſollen grundlos ſein und das Volk ſagt, daß Teufel darin hauſen. Ihr Waſſer iſt roth wie Blut und haucht einen ſtinkenden Qualm aus, von dem die Blätter und die Rinde der umſtehenden Bäume abfallen.

Der Dichter vergleicht dieſe kahlen und halbverfaulten Gewächſe, deren Zweige von einer dichten Filzmaſſe aus Moos bedeckt ſind und deren zu Boden gedrückte Wipfel von abſcheulichen coloſſalen Giftſchwämmen gekrönt werden, mit einer Bande wilder Hexen, die um den Keſſel tanzend ſich wärmen, in welchem menſchliche Leichname ſieden.

Ueber dieſe Region hinaus iſt an weiteres Vordringen nicht mehr zu denken. Selbſt dem Blick entzieht ſich hier Alles. Ein dicker Nebel, der aus Seen, Sümpfen, Pfützen unaufhörlich aufſteigt, deckt die allernächſten Gegenſtände.

Im Volksmund jedoch hat ſich die Sage erhalten, daß hinter dieſem Nebel eine freundliche und fruchtbare

Region ſich ausbreite. Hier liegt die große Hauptſtadt der mächtigen Thier- und Pflanzenwelt.

In weitläufigen Magazinen wird hier der Saame aller Pflanzen und Bäume bewahrt. Von hier aus verbreiten ſich die Setzlinge auf unterirdiſchem Wege, nach allen Ländern der Welt.

Ebenſo befindet ſich hier ein Paar von jeder Thiergattung zur Fortpflanzung des Geſchlechts, gleich wie in Noah's Arche.

Mitten in dieſer Stadt, ſo erzählt der Pole, der Nachbar des Waldes, erheben ſich die Burgen des Auerochſen und des Bären, dieſer uralten Herrſcher im grünen Revier. Als ſpähende Wächter hocken in den Kronen der Bäume umher, der flinke Luchs und der ſtets hungrige Vielfraß. - Weiter hin wohnen in ihren Schlöſſern die lehenspflichtigen Edeln: die Wildſchweine, die Wölfe und die Elenthiere mit dem breiten Schaufelgeweih.

Ueber ihnen ſchweben Weihe und Adler wie Hofleute und Vertraute, die von der Tafel ihrer Herren zehren.

Alle dieſe Thiere leben patriarchaliſch in dem Mittelpunkt der Wildniß, den Blicken der Welt entrückt. Nur ihre Jungen ſenden ſie zu ihrer Bildung oder als Anſiedler über die Gränze fort, während ſie ſelbſt in beſtändiger Ruhe, in der Hauptſtadt des Reiches ihrem Vergnügen nachgehen. Weder Jagdgewehr noch Speer bedroht ihr Leben; ſie ſterben ſämmtlich ihres natürlichen Todes.

Die Sage meldet weiter, daß die Thiere auch ihren Friedhof haben. Der Bär geht dahin, wann ſeine Zähne ſtumpf geworden und er nicht mehr kauen kann; der Hirſch, wann er nicht mehr ſich fortzuſchleppen im Stande iſt; der Haſe, wann er — ein ehrbarer Greis — es fühlt, daß ſein Blut in den Adern ſtockt; der Rabe, wann er anfängt grau zu werden; der Falk, wann er blind geworden; der Adler, wann er zum Kreuzſchnabel wird, den er nicht mehr öffnen kann, um Atzung einzunehmen. Alle gehen nach dieſem Ort, wann ſie ſterben wollen. Selbſt das kranke oder angeſchoßene Wild eilt hieher, wenn es kann, um in ſeinem Vaterlande zu ſterben.

Das iſt der Grund, daß der Menſch in dem ihm zugänglichen Theil der Wildniß niemals die Gebeine verendeter Thiere findet.

Es heißt ferner nach der Schilderung des Dichters, daß in der Hauptſtadt die beſten Sitten herrſchen, da die Einwohner ſich ſelbſt regieren und noch nicht von der menſchlichen Civiliſation verdorben wurden.

Alle leben friedlich unter einander. Sie zerfleiſchen ſich nicht mit den Zähnen, noch ſtoßen ſie ſich mit den Hörnern. Und käme ſelbſt ein Menſch zu ihnen, er dürfte — wäre er unbewaffnet — ſorglos vorüberreiſen. Sie würden ihn ebenſo erſtaunt betrachten, wie am ſechſten Schöpfungstage ihre Verältern Adam anſtaunten. Allein kein Menſch wird es wagen, bis hieher zu dringen. Ermattung, Schreckniſſe und der Tod verbieten es.

Dies iſt das Geheimniß der Wildniß; die Metropole der Wälder, von der die Sage erzählt. Schweigen herrſcht in den weiten Regionen, die ſie umgeben und die der Fuß des Menſchen, der Gefahr nicht ſcheut, allenfalls noch betreten darf.

Jetzt verſtehen wir, was die Zeitungs-Korreſpondenten ſo leichthin ihren Blättern melden: „Die inſurgirten Banden hauſen ungeſtört in den Wäldern, da es den Truppen nicht möglich iſt, ſie in ihren Schlupfwinkeln aufzureiben!" —

Es iſt Nacht. Kniſternde Feuer ſchicken Rauchwolken empor, die ſich mit dem dicken Nebel vermiſchen. Wir ſtehen vor einem lagernden Inſurgentenhaufen.

II.

Im Umkreiſe zählen wir zwanzig Wachtfeuer; dies deutet auf eine Zahl von etwa dreihundert Kriegern. Einige ſchnarchen; andere blicken unverwandt in den Brand, aus deſſen Qualm ſich wechſelnde Geſtalten entwickeln, welche die Phantaſie ſich nach Belieben deutet. Bald ſind es feuerige Schlangen und Salamander, die ſich in den Boden verlieren; bald kleine geflügelte Drachen, die ſich mit dem Rauch vermählen; endlich kann dieſer glimmende Berg als Scheiterhaufen — jener lodernde Spahn als Galgen gedeutet werden. Ein Krachen des friſchen Holzes gilt für eine Kanonade, und Brände, die in ſich zuſammenſtürzen, ſind das entmuthigende Zeichen eines erfolgloſen Ausgangs.

Die um die Feuer Lagernden hatten wohl ähnliche Gedanken, ſo lange ſie noch wachend hineinblickten.

Es war keine luſtige Beiwacht ſiegesfroher, muthiger Kampfgeſellen, liederluſtiger Kriegsknaben, wie wir ſie wohl in unſerer Jugend kannten. Kein Laut ertönte. Wer unvergeſehen hieher gerathen wäre, mußte von einem geſpenſtiſchen Grauen gepackt werden.

Abſeits, neben einem ſchon verglimmenden Kohlenhaufen waren drei junge Bäume ſchräg aufrecht in den Boden gepflanzt und an den oben zuſammenſtoßenden Enden war eine dicke Burka aus gefilztem Stoffe, wie ſie im Regen getragen wird, ſo angebracht, daß ſie zur Noth ein ſchützendes Dach gewährte.

Die beiden Anführer des Haufens befanden ſich hier. In dem Einen erkennen wir Julian; der andere war Nicedem, ein junger Edelmann, der erſt vor wenig Tagen mit einem Zuzug von hundert Senſenmännern angelangt war. Er war von der Litthauiſchen Gränze gekommen — ſeine Güter wurden von den Wellen der Narew beſpült — und hatte mit unſäglichen Mühſeeligkeiten zu kämpfen gehabt. Er war ſchon nahe daran geweſen, ſeine Leute auseinander gehen zu laſſen, als er ſo glücklich war auf Julian zu ſtoßen. Ihre Lage hatte ſie aneinander gefeſſelt; ihre ſorgenvolle, faſt ausſichtsloſe Exiſtenz bildete einen Kitt, feſter als eine jahrelange innige Freundſchaft. Julian erwartete Nachrichten aus dem Hauptquartier, welches — wie es hieß — mit dem unſichtbaren Centralcomite der Inſurrection in Verbindung ſtand und nach deſſen Befehlen operirte. Von ſeinem jetzigen Aufenthalt hatte

Julian den Kommandirenden durch einen ſichern Mann unterrichtet. Auf gut Glück zu plänkeln war längſt aufgegeben. Dort, wo es das Terrain erlaubt hätte, waren vom Feinde Cordons gebildet, die jeden tollkühnen Verſuch mit gänzlicher Vernichtung bedrohten.

Dieſer müßige Zuſtand verleitete zum Nachdenken, das der traurigen Stimmung ſtets neue Nahrung zuführte. —

Nicodem hatte ſich ganz nahe zum Feuer gerückt. Julian reichte ihm ſeine Flaſche, in der ſich noch einige Schluck Branntwein befanden. Es war ein Freundſchaftsdienſt, da keine Ausſicht vorhanden war, ſie bald wieder zu füllen.

„Wir alle ſind nichts anders als ein Rudel Wild das von der Meute verfolgt wird," ſagte Nicodem, indem er ſich zu dem Freunde hinüberbog und ihm dankend die Flaſche zurückgab. „Wir lechzen nach einem Trunk friſchen Waſſers und können keine Quelle erreichen. Während wir hier elend verkümmern und verderben, ſind unſere Familien, unſer Hab' und Gut, den Verwüſtungen, der Entehrung preisgegeben. Das muß den ſtolzeſten Muth beugen und das Herz des ſtärkſten Mannes brechen. Was können wir thun? Die Inſurrection regt ſich auf allen Punkten des Landes, hieß es, bei mir zu Hauſe. Die Senſenmänner ſtrömen von allen Seiten herbei! verbreitete man. Wir Thoren, die wir dieſen Vorſpiegelungen vertrauten! Das Manifeſt der Führer gelangte auch zu mir. Ich lebe noch nicht lang, aber ich erinnere mich dennoch gut der Zeit von Achtzehnhundert und dreißig. Ich war damals ein blutjunger Warſchauer

Student mit ſein gedrehten geſchwärzten Wonzen,*) einer blutrothen Konfederatka auf dem rechten Ohr, einem Dichter in der Taſche. Ich hatte zu Hauſe geſehen, wie mein Vater, gleichſam zum Scherz den Bauer und den Juden mit der Reitpeitſche fuchtelte. Ich that es auch, wenn ich Urſache dazu zu haben glaubte, ohne mir ein Gewiſſen daraus zu machen. Da kam die glorreiche Revolution und ich beſah mir die Gruppen, die ſich vor meinen Augen bildeten. Sie zogen mich in ihre Mitte. Hier ein hagerer hoher Mann, der ein großes Amt bisher verwaltete und der mit entſchiedener Satisfaction mir die Hand reichte; dort ein Landedelmann im Nationalkoſtüm, beide Hände in den Paß**) geſteckt, der mit befriedigtem Stolz mich anblickte; hier die Alten, dort die Jugend — und über uns Allen Rußland's Schutzgeiſt, wie ein blutdürſtiger Teufel, der mit ſataniſchem Hohne immerfort brüllte: „Sie wollen die Republik! den Umſturz aller ſocialen Ordnung!" Wir aber lachten dazu. Man muß es geſehen haben, welchen Eindruck auf die Gemüther dieſe Revolution hervorbrachte! Bei den Flammen der Feuersbrunſt in den Straßen, bei dem Knallen der Gewehre, bei dem Strampfen der Pferde und dem Geraſſel der Wagen, das anhaltende Geſchrei: „Zu den Waffen, Polen, zu den Waffen!" Alles war voll Erſtaunen, Schrecken, Nationalſtolz! Hei! wie flohen da die Ruſſen in jener Nacht. Damals hatte Gott Mitleid mit der Sache der Polen. Am dreißigſten November ſtieg zugleich mit der Morgenröthe unſere wieder erkämpfte Freiheit am Himmel empor. Wir Studirenden begrüßten ſie mit den Militärſchülern von Lazienki *) in freudigem Gebete. Nun ſitze ich ſchon lange wieder draußen auf meinen Gütern und komme nur im Jahre einmal auf ein Paar Wochen nach Warſchau, ſo um Weihnachten, wann die Abrechnung iſt. Ich erfahre nichts von dem, was vorgeht. Will auch nichts hören. Da kommt mir, was weiß ich, wie? das verwünſchte Manifeſt in's Haus geflogen. Hei! ſteht's wieder ſo? denk' ich, denn ſogleich fällt mir das Jahr dreißig und die große Woche von Warſchau ein. Ich reit' ſogleich zu den Nachbarn; der Eine will Nichts darauf geben. Ein zweiter will zuwarten. Der dritte endlich ſagt: lap co możesz!**) und entſchließt ſich mit allen ſeinen Bauern aufzubrechen. Nota bene! Er ſtand in dem Ruf, daß er bisher zwiſchen ſeinen Bauern und dem Vieh, die Beide ſeine Ländereien beſtellten, keinen Unterſchied gemacht hatte. Lap co możesz! dachte auch ich. Sein Beiſpiel feuerte mich an. Wir zogen Beide mit einer Anzahl Senſenmänner aus, ohne eigentlich zu wiſſen wohin. Schon in den erſten Tagen entzweiten wir uns. Er zog rechts, ich links. So kam ich her und nun lieg' ich hier. Was weiter?"

---

*) Schnurrbart.

**) Leibgürtel.

Bei dieſen Worten zog er unter Verwünſchungen ein altes, zerknittertes Papier aus dem Buſen — es war das

---

*) Bekanntes Luſtſchloß bei Warſchau.

**) Nimm, was du kannſt!

Manifeſt, deſſen er erwähnt hatte, — ſprang auf, trat es in den Koth und ſchleuderte es dann zähneknirſchend mit dem Fuß in die Gluth, indem er diejenigen verfluchte, die es verfaßt hatten. Julian hatte ihn nicht unterbrechen; jetzt da Nicodem ſich wieder auf den Boden warf und finſter vor ſich hinſtarrte, nahm er das Wort.

„Mein theurer Nicodem, ich könnte dir eine lange Vorleſung halten, die für dich belehrend wäre, da ich den eigenthümlichen Weg genau kenne, den die Polen zurück zu legen hatten, bis ſie an das Ziel gelangten, an dem auch wir uns jetzt befinden. Dies Bivouac iſt zwar wenig geeignet, philoſophiſche Betrachtungen über die Bewegung im Völkerleben anzuſtellen; aber dennoch treibt mich deine Klage über das Planloſe unſerer jetzigen, wie aller unſerer früheren Erhebungen, dazu an. Mich hat das Studium dieſer Verhältniſſe die ſchönſten Tage meines Lebens gekoſtet. Ich hielt es für eine Miſſion, der ich mich nicht entziehen durfte. Jetzt glaube ich an dem Producte der Rechnung angelangt zu ſein und bei jeder Probe, die ich mit den mir gegebenen Mitteln anſtelle, erreiche ich ſtets nur dasſelbe Reſultat, daß wir uns ſtark verrechnet haben. Denn ſieh! Bei allen Nationen des Erdballs muß zwiſchen dem Prinzip der ausſtrömenden Gewalt und der Geſammtheit des Volkes, auf welche die Action des erſtern die Wirkung ausübt, ein Gleichgewicht ſich herſtellen laſſen, als Grundgeſetz aller Bewegung in der phyſiſchen ſowohl, wie in der moraliſchen Welt. Dazu dienen in erſter Reihe die politiſchen Körper, die ſich auf den Glauben und den allen beiden Theilen gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen ſtützen;

in zweiter Reihe aber die Ideen. Die polniſche Nation bildet allein die Ausnahme davon in der Geſchichte. Selbſt unter den Jagellonen, die doch ein erbliches Königsrecht beſaßen, gab es keine zu Recht beſtehende Inſtitution, zwiſchen den beiden großen Parteien der Edeln und Nichtedeln; der Clerus war zwar reich und übte einen Einfluß aus; allein es war ihm niemals eingefallen, als beſondere Macht in der Nation zu gelten. Vereinzelte Verſuche von ſeiner Seite zeigten es deutlich, daß er eigentlich nichts, als ein integrirender Theil des Adels ſei, deſſen Tendenzen er im ſervilſten Sinne nachkam. Unſer Clerus war nur ſelten fanatiſch; faſt immer tolerant. In Polen kannte man nicht wie anderwärts die rohen Vorurtheile des mittelalterlichen Ritterthums und ebenſo wenig die Inquiſition, die bei andern Völkern ſo tiefgehende und oft ungerechte Anſchuldigungen gegen den Clerus wach riefen. Im Gegentheile ſtand er bei uns oft an der Spitze des wahrhaft moraliſchen Fortſchritts und hat dadurch, während unſerer langen Drangſale, Einfluß und Achtung zu behaupten gewußt, ohne dies jemals zu mißbrauchen. Derſelbe Adel, der die Geſetze decretirte, ohne die, für welche ſie Geltung haben ſollten, um ihre Meinung dabei zu befragen; ernannte auch nach ſeinem Gutdünken Alle diejenigen, welche dieſe Geſetze ausübten und über ihre Ausführung zu wachen hatten. Ein Bürgerthum, einen tiers-état, gab es nicht. Als wenn Gott es nicht zulaſſen wollte, daß eine Oppoſition ſich bilde, wurde eine durch Handel und Induſtrie eben erſt emporblühende Stadt, von irgend welchen barbariſchen Horden zerſtört; erhob ſie ſich wieder aus den Trümmern zu neuem Wohlſtande, ſo war es Gottes Wille, daß auch gleich wieder ein neuer Feind ſich mit Feuer und Schwert auf ſie werfen durfte. Der König ward bei ſeiner Thronbeſteigung durch den Adel in allen Rechten beſchränkt und repräſentirte blos noch die Intereſſen dieſes Adels, mit dem er eine zuſammenhängende, in Eins verlaufende politiſche Macht bildete. Aber man darf dieſen Adel nicht etwa mit dem verwechſeln, den man in andern Staaten die Ariſtokratie nennt. Unſere herrſchende Adelspartei war viel zu zahlreich; bildete einen zu großen Theil der Nation; enthielt in ihrer Zuſammenſetzung zu verſchiedenartige Elemente und Schattirungen; um als eine Ausnahmsſchichte zu gelten, wie es der Ausdruck „Ariſtokratie“ zu verſtehen giebt. Der polniſche Adel war vielmehr eine Allgemeinheit und zwar ſo, daß es außer ihm — nach ſeiner Anſicht — keinen Polen gab. Wenn ein Ausländer von unſerer Ariſtokratie ſpricht, ſo iſt es eine falſche Interpretation von Thatſachen, die er mit den Localfarben ſeiner eigenthümlichen Anſchauungsweiſe ausſtattet. Wann ſich Einzelne unter uns der Führung der allgemeinen Intereſſen bemächtigten, ſo konnten ſie doch ſtets nur im Sinne Aller wirken; ſobald ſie ſich außerhalb dieſer Gränze den eigenen Intereſſen überließen, ſo zerfielen ſie alsbald unter ſich und zu gleicher Zeit auch mit dem Ganzen. So waren die beiden großen Parteien in Polen. Die Eine beſaß Reichthümer; die Macht, nach Willkühr Geſetze zu erlaſſen; ſowie auch die ausübende Macht, um ſie zu vollſtrecken. Ihr allein war die Ehre vorbehalten, das Vaterland mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen; ihr allein wurde die Weihe ertheilt, das Wort Gottes zu deuten und zu lehren. Die andere Partei konnte nicht das kleinſte Fleckchen Boden beſitzen und hatte keinen Einfluß auf die Geſetzgebung, welche die erſtere ihr auferlegte. Es iſt ziemlich einfältig, wenn man unter uns behaupten hört, daß dieſe ſeltſame Eintheilung der polniſchen Nation aus den beſondern Bedürfniſſen unſeres Vaterlandes entſpringe. Daß aus der einen Nothwendigkeit, das Feld zu bauen, die Klaſſe der Bauern hervorging und aus der andern, die zahlreichen Feinde des Landes zu bekämpfen, ſich der Adel entwickeln mußte. Es iſt zum Lachen! Als ob die polniſche Nation nie andere Intereſſen gehabt hätte! Nein! Die Bildung der beiden extremen Parteien bei unſern Voreltern, welche noch in den alten Sitten der Slaven und Sarmaten lebten, von religiöſer Achtung und patriarchaliſcher Macht getragen, entſprangen aus der Schwäche, ſich gleich unſern deutſchen Nachbarn civiliſiren zu wollen. Dies brachte uns die Inſtitution eines Adels, der unſern Ahnen durchaus antinational erſchienen wäre. Dieſe verderbliche Schwäche nun, die uns ſtets blindlings für die ſocialen Formen anderer Nationen hinreißt, die manchmal nur in den Künſten über uns hervorragen, iſt dem Taumel vergleichbar, welcher das Inſect zur verzehrenden Flamme hintreibt. Aus dieſer Unterwerfung unſers Nationalſinnes unter das Fremde, entſprangen aber unſere Leiden und erklärt ſich nun auch unſer jetziger ſocialer Zuſtand. Die Umwandelung der patriarchaliſchen Zeit in die der neuen Civiliſation, die noch lange nicht vollendet iſt, begann zu ſchnell und unvorbereitet. Sie war keine Folge nationaler Entwicklung, die aus dem Character, dem Geiſte und dem Bedürfniß entſpringt. Dies fühlen wir ſtets, überall; ich möchte ſagen an jedem Theile unſers Körpers. Obgleich ſchon ſehr alt, laboriren wir noch immer an den Mängeln einer jungen Nation.“

„Nach dieſer Auseinanderſetzung“ ſagte Nicodem, „ſehe ich wirklich nicht ein, warum wir unſere Haut zu Markte tragen? Fort mit den Waffen! Was gäbe es hier wohl zu erobern? Wollen wir nicht lieber unſere paar hundert Senſenmänner, ſtatt uns hier den Schnupfen zu holen, gleich freiwillig zu den Herren Ruſſen ſtoßen laſſen, damit ſie Ordnung im Lande ſchaffen und dem wahren Fortſchritt den Weg bahnen?“

Julian hüllte ſich in ſeinen Mantel und antwortete ihm nicht.

„Und wenn es ſo fortgeht,“ nahm jener wieder das Wort, „wer ſteht uns dafür, daß die Kerle die Senſen nicht umdrehen und main basse auf den Adel machen, der ſie drückt und ſie ſchindet, wie ſie es alltäglich von den fremden Emiſſären hören können. Wir haben ihnen ſelbſt mit den Senſen zugleich die Lehre gegeben, wie man ſich empört. Nieder mit dem Adel! ſo wird's bald heißen.“

„Nieder mit dem Adel! Ja; das iſt ein Loſungswort, welches der polniſche Bauer wohl zu begreifen vermag,“ erwiderte Julian. „Allein dazu iſt er doch zu klug, um der Loſung zu folgen. Er kennt zu gut ſeine moraliſche und phyſiſche Unterordnung; er weiß, welche ungeheure Kräfte dem Adel zu Gebote ſtehen. Nur die grauſamſte

Unterdrückung könnte ihn dazu treiben, das „Nieder mit dem Adel“ in Ausübung zu bringen. Allein wo findet eine ſolche ſtatt? Unterdrückt fühlt ſich Alles. Der Bauer ſieht den Edelmann in derſelben elenden Lage, wie ſich ſelbſt. Ja, er ſieht ihn noch tiefer niedergedrückt, durch das ruſſiſche Syſtem. Die Bauern erinnern ſich ganz wohl, daß ihm ſonſt der Edelmann helfen konnte, als er noch reich und mächtig war. Dieſe Erinnerung erfüllt ſie mit Haß gegen den gemeinſamen Feind, nicht aber gegen ihre alten, angeſtammten Herren. Das ſind Wahrheiten, Freund Nicodem, die Niemand läugnen kann, der daran gewöhnt iſt, die Dinge auf ihrer natürlichen Baſis zu betrachten. Solcher giebt es jedoch nur Wenige unter uns. Sie ſtützen ſich auf fremde Erfahrungen und fangen damit an, womit die Andern aufgehört haben. Ich habe endlich einſehen gelernt, daß es keinem Volke gelingen wird, jene Schranke zu durchbrechen, welche die göttliche Allweisheit dem Menſchengeſchlechte gezogen hat. Glaubſt du, daß Glück und Wohlfahrt der Völker des Erdballs, mit ihren unzählbar verſchiedenartigen Bedürfniſſen, in einer von armen Sterblichen ausgeheckten Formel, ſich zuſammenfaſſen ließen? Arme Sterbliche, denen Gott einen unendlich kleinen Einblick in das Myſterium ſeiner vollkommenſten aber ebenſo unbegreiflichſten Creatur, den Menſchen, geſtattet hat! — Wir haben nun bereits die erſten Schritte auf dem ſehr abſchüſſigen Pfad zu den verführeriſchen, aber trugvollen Ideen gewagt, die man mit dem glorwürdigen, tönenden Namen, Civiliſation belegt. Wir täuſchten uns ſchwer in den Mitteln, die zu ergreifen waren. Wir ſind ſchwächliche Kranke, die ſich mit ſtarkem Grog auf einmal zu curiren wähnten. Wir haben nunmehr drei Stadien der Krankheit durchgemacht: die Revolution mit Koſciuſzko; die Studentenverſchwörung von achtzehnhundert vier und zwanzig; die Revolution von achtzehnhundert dreißig. Jetzt ſtehen wir an dem vierten Stadium, welches vielleicht mit dem Tode endigt."

Julian ſchwieg. Sein ſehr bleiches Geſicht war, während er ſprach, von einer plötzlichen tiefen Röthe überflogen worden. Nicht von der Gluth konnte dies herrühren; denn die letzten Kohlen waren bereits in der Aſche verglommen. Es war die Schande, die er empfand, indem er dem Freunde die moraliſchen Wunden des Vaterlandes aufdeckte und dabei an die politiſche Kurzſichtigkeit und großſprecheriſche Anmaßung der Führer dachte.

„Und was bleibt uns nun zu thun übrig?" fragte Nicodem.

„Ruhig ausharren," ſprach Julian, „bis ich Befehl erhalte, aufzubrechen. Gehorſam iſt die erſte und heiligſte Pflicht des Soldaten. Polen kämpft gegen ſeinen erbitterten Feind; wir müſſen, nach dem uns zugefallenen Theil mitkämpfen. Der endliche Sieg ſoll uns zu neuen, zu beſſern Geſetzen verhelfen. Ich habe es bei dem Kreuze geſchworen, dafür zu kämpfen, zu ſiegen oder zu fallen" —

„Obgleich noch jung und unerfahren," fiel ihm Nicodem feuerig in's Wort, „ſo fühle ich dennoch wie du und ſchwöre, mit dir zu ziehen, für das Vaterland zu kämpfen, die Unterdrücker und die Verräther zu vertilgen und den Thron einem polniſchen König aufrichten zu helfen."

Die beiden Freunde umarmten ſich.

„Gott ſieht uns! Gott will es ſo!“ rief Julian.

Ein trüber Morgen begann hier erſt durch die Nebel des Dickichts zu brechen, der ſchon lange draußen über die Saatfluren heraufgezogen war.

III.

Ohne Flamme brennt kein Licht,
Ohne Mauſen leb' ich nicht!
Altes Soldatenlied.

Es war um Mittag, als ein Haufe von kurioſem Ausſehen zu den Senſenmännern in der Wildniß ſtieß. Lucian führte ihn an. Es waren mit Waffen aller Art verſehene Burſche. Sie hatten kleine einſpännige Wagen bei ſich, welche die Ruſſen Telegen nennen, mit gedrungenen Steppenpferden beſpannt und mit Säcken und Fäſſern von verſchiedenem Umfang beladen. Offenbar war Alles geſtohlen oder, wie der verſchönernde Ausdruck des Kriegshandwerks lautet, ſie hatten es erbeutet.

Die Senſenmänner bewillkommten die Ankommenden mit wilder Freude.

„Ich komme aus dem Hauptquartier“ ſagte Lucian, „und bringe Befehle und etwas zu beißen. Ihr werdet hier wahrſcheinlich wenig anderes haben, als was der Wald euch liefert und was ohne Salz und Brod einem bald zum Eckel wird. Ich kommandire das Streifcorps, das ihr hier ſehet und das dazu beſtimmt wurde, mit euerm Beiſtand einen wichtigen Handſtreich auszuführen.“

Man drängte ſich zu den Wagen und beſchäftigte ſich damit, die Säcke abzuladen und ihren Inhalt zu muſtern. Es waren Lebensmittel aller Art. Brod, Fleiſch, Fäſſer mit Sauerkraut, gedörrte Fiſche — ein appetitliches Ambigu für ſlaviſche Gaumen; eine Ausſicht auf einen nationalen Bigos*), wie ihn nur ein eingefleiſchter Gourmand ſich träumen kann. Man bemächtigte ſich zwar der Sachen mit wahrhaft ungeſtümer Haſt; allein die angeborne Gutmüthigkeit der Polen blieb verwaltend und hielt Ordnung. Während Einige die Feuer ſchürten, richteten Andere die Keſſel und Töpfe her und nicht lange, ſo verbreitete ſich weithin der würzige Duft einer civiliſirten Mahlzeit.

Lucian hatte ſich mit Julian von den Uebrigen entfernt. Er übergab ihm ein Briefchen von Marie, welche im Hauptquartier, bei dem alten Dombrowskiſoldaten, der es befehligte, den Dienſt eines Adjutanten verſah. Es waren nur wenige Zeilen, die ſie ſchrieb. Sie klagte darüber, daß Nichts geſchehe; daß der Feind Schmach auf Schmach über die Polen verhänge und keine Rettung ſich zeige. Daß alle Thatkraft in verſchloſſenem Ingrimm verſiege und die Rache in Rauch verfliege, der ſich immer dunkeler am Horizont lagere. Dann folgten Worte, wie ſie nur die Liebe eingeben konnte.

---

*) Sauerkraut mit verſchiedenem Fleiſch zubereitet.

Die Entfernung und ihre außerordentliche Stellung machte ſie dreuſter; ſie ſchrieb ihm, was ſie früher niemals ihm gegenüber auszuſprechen gewagt haben würde.

„Wir wollen nicht verzweifeln," lautete es, „wenn auch unſere Seelen unter den Qualen des Erdenlebens faſt erdrückt werden. Verlieren ſie nie den Glauben an die Menſchheit, ſo lange ſie noch ein einziges Weſen haben, das ſie ihrer Liebe für werth erachten. Möge dieſes Weſen neben ihnen wandeln oder durch ein unglückliches Geſchick von ihnen getrennt ſein. Bleiben ſie in dem Bewußtſein ſtark, daß ſie nie elend werden können. In dem Einzelnen lebt die ganze Menſchheit. Der an der Menſchheit verzweifeln wollte, bräche den Stab über ſich ſelbſt."

Julian hätte gewünſcht, daß ein Anderer der Ueberbringer des Schreibens geweſen wäre, um ihm ſeine Gefühle mitzutheilen. Was konnte er gegen Lucian in jenem Augenblick äußern? Sein Blick ſagte, was ihn bewegte; der ihm gegenüberſtand, wußte ihn nicht zu deuten. Aber in Julian's Seele wurde es plötzlich freier; ihre Schwingungen feſſelten ſich los und es bedurfte der Worte nicht, um ſeinen Empfindungen Raum nach Außen zu ſchaffen. Mit unausſprechlicher Freude ſah Julian im Geiſte das herrliche Mädchen ſchreibend. An ihn ſchreibend! Er küßte die zarte Hand, die ihm ſo ſüßen Troſt ſpendete. Keine Kunſt, nicht das vielvermögende Wort des Dichters, wären im Stande, das wiederzugeben, was ihn durchdrang. Die ganze Schönheit und Kraft jugendlicher Männlichkeit war über ihn ausgegoſſen; ſein Auge blickte zuverſichtlich und feſt; die Wange erglühete; auf der Stirne thronte Lebensmuth.

„Für ſie möchte ich hundertmal mein Leben hingeben," ſprach es in ihm, „wenn ich nur noch vor meinem Ende ſüße Worte der Liebe aus ihrem Munde vernehme, wie ich ſie noch nie gehört! Mein Vaterland, für das ich kämpfe, iſt ihr Beſitz. Bei ihr iſt mein Vaterland!"

Lucian ſtand unbeweglich; jetzt als Julian ihm die Hand drückte, öffnete er erſt den Mund.

„Wir wollen die Leute abfüttern und ſich gut ſein laſſen; mit dem Abend aber aufbrechen. Im Hauptquartier ſind ſie es am Ende auch müde geworden, ſich von den ruſſiſchen Vorpoſten in's Geſicht nieſen zu laſſen. Der Auftrag, der mir zu Theil wurde, liefert den Beweis davon. Daß ſie ſich deiner erinnerten, iſt auch ein gutes Zeichen. Sie ſind nun endlich einmal zu dem Beſchluß gelangt, den Krieg auf die einzig für uns mögliche Weiſe zu führen. Eine Feſtung mit Sturm nehmen, dazu ſind wir nicht ſtark; ſie zu belagern, nicht diſciplinirt genug. Darum müſſen wir's anders angreifen. Wir müſſen den Siege im Schlafe erringen; das heißt, wann die andern ſchlafen. Liſt muß uns helfen. Laß' uns nun vorerſt an dem Mahle theilnehmen, das ſie dort bereiten. Komm', du ſollſt dann das Nähere von der Sache erfahren."

Sie ſetzten ſich hierauf abſeits und ließen ſich mit Speiſen und Branntwein bedienen. Lucian winkte einem bärtigen Manne, der eine hohe, mit Sammt verbrämte

Pelzmütze auf hatte, aus der zu beiden Seiten, lange, fein gekräuſelte Locken bis auf die Schultern herabrieſelten.

„Das iſt Jankel*) Broder, ein wohlbekannter Mann," ſprach dann Lucian,„ erzählt Reb Jankel, damit der Srore**) höre die Geſchichte von euch ſelbſt."

Der Mann nahm die Pelzmütze vom Kopfe, welcher unter derſelben von einem enganſchließenden Sammtkäppchen bedeckt war, verbeugte ſich alsdann tief vor Julian und begann den Bericht in jenem den polniſchen Juden eigenthümlichen Jargon, nach welchem ſie alle Sprachen modeln und der hier deutſch mit Treue wiedergegeben werden ſoll.

„Wie ich euch ſag', es hat 'nen übeln Anſchein an der Granitz, bei uns, heißt es. Sie wollen kein Roboth mehr leiſten. Die Bauern rotten ſich überall zuſammen. In Jaslo war ich ſelbſt und hab's mit angeſehn, ſo wahr als mir Gott helf'! Wir ſind gekümmen von dem graußen Markt in Brzesc. Ich will euch wahr und wahrhaftig verzählen, was ich geſehen hab. Ihr könnt mir glauben."

„Laß' deine Betheuerungen, Jankel!" ſagte Lucian, „und mach's kurz."

„So hört, geſtrenger Herr, wie ich in Jaslo bin hereingekümmen. Als ich des Morgens Lärm gehört hab' — es war ein Geſchieß' und ein G'ſchrei — waih! man hätt' doch können werden taub — hab' ich gelaſſen mein Fuhrwerk bei Joel Leiſer in der Stanzie und hab' mir gemacht auf den Weg geſchwind, um zu erfahren was vorgeht und worum die Ruſſen ſchon in aller Früh' aſau ſchießen. Ich bin ſehr geloſſen und wie ich kümm' an das Thor, ziehen gerad die letzten Bauern in die Stadt mit Senſen und Sabeln, wie die Balmechomes*) und hinterher Ruſſen mit Mauſik und Drummeln, das mir ganz grün und gelb wird. Ich ſeh' den Podporuczik**) Chlebow bei der Kumpeni; ich kenn' ihn ſchaun lang; er iſt mir drei Jahr hundert Ducaten ſchuldig, ohne die Zinſen. Ich halt' mir an ihm und ſo kumm' ich in die Stadt."

---

*) Jakob.

**) Edelmann.

„Er konnte denken, daß du ihn mahnen wollteſt. Befahl er nicht ſogleich dich aufzuhängen?" fragte Julian.

„Pſe — a Pſe! was wird er doch wollen mir aufhängen?" fuhr Jankel fort, „ich hab' mir gleich verflucht und verſchworen, daß von die Schuld gar kein Red nit ſei; ja, ich wellt' ihm noch mehr geben derzu. Ihr müßt wiſſen, geſtrenge Herren, der Chlebow hat keinen Ducaten in der Taſch. Sein graußes Gut, ſeine vier Schlöſſer, ſein wüſtes Land bis nach Rzeszow hin; Alles iſt verſchuldet. Unſere Leut' müſſen helfen" —

„Bleib' bei der Stange." unterbrach ihn Lucian. „Unſere Zeit iſt koſtbar" —

„Zeit — koſtbar! ich muß doch verzählen, wann ihr's wiſſen wellt!" rief Jankel etwas unwillig.

„Du ſollſt erzählen, was du geſehen haſt," ſprach Julian. „Wir brauchen nicht zu wiſſen, was der Podporuczik Chlebow dir ſchuldet" —

---

*) Soldaten.

**) Unterleutnant.

„Was ich geſehen hab'? Die Bauern hab' ich geſehen, wie ſie haben bekummen Geld und Schnaps und ſind geworden Milizen und haben geſchworen" —

„Hörſt du's, Julián?" ſchrie Lucian auf.

„Zwang man ſie dazu?" fragte Julian.

„Wer ſagt, daß man ſie hat gezwungen? Aus eigenen Willen ſind ſie gegangen zu die Ruſſen."

„Du lügſt, Jud'!" ſchnauzte Julian ihn an.

„Warum lüg' ich? Bin ich denn geworden ein Narr, daß ich werd' lügen? Werd' ich lügen um meinen Kopf? Weiß ich denn nit, daß man mich kann hängen, wie ein Hund, wenn ich wellt' lügen? Ich kann euch führen Geſtrenge, daß ihr ſollt können fangen die Ruſſen und die Bauern miteinand. Ich bin gekrochen überall herum. Ich hab gezählt die Mannſchaft. Wie viel, fregt ihr? Zweihundert. Iſt einer mehr, macht mit mir, was ihr wellt. Und die Handvoll Bauern? die Milizen? die ſind wie nuſcht zu rechnen. Als ich bekumm' den zehnten Theil vun der Beut', ſollt ihr ſe Alle fangen wie Fliegen. Aſau ſog' ich, Jankel Broder."

„Vergiß nicht, Julian," ſagte Lucian, „daß er für die Richtigkeit ſeiner Ausſage unſer Geiſel bleibt, ſo lange bis wir uns von der Wahrheit überzeugt haben" —

„Geiſel — recht!" fuhr Jankel plötzlich ſehr hitzig auf. „Aber den zehnten Theil vun der Beut'" —

„Das verſteht ſich, wann wir ſie haben werden," ſagte Lucian lachend.

„Warum ſchmeichelt*) ihr, geſtrenger Herr?“ fragte Jankel mit Angſt im forſchenden Blick

„Nun, wir können ja nichts verſprechen, bevor wir die Beute nicht in Händen haben,“ ſagte Lucian.

„Steiht es aſau?“ wimmerte Jankel und zog die Schultern in die Höhe. „Au waih!“

„Verlaß' uns jetzt und nimm deinen Theil am Mahle,“ ſprach Julian. „Wir müſſen nun hier allein Berathung pflegen. Auf dem Marſch ſollſt du neben mir reiten und uns den Weg nach Jaslo zeigen.“

Ein Wink mit der Hand; Jankel machte eine tiefe Verbeugung und ging.

„Nimm deinen Theil am Mahl!“ brummte er vor ſich in den Bart und ſchüttelte ſich dabei. „Lauter Chaſer!**)“

Dann nahm er eine Zwiebel und ein Stück hartes Brod aus der Taſche, biß hinein und ſetzte ſich weit weg von den ſchmauſenden Senſenmännern, kauend und ſeine ſchwierige Lage überdenkend.

Im Kreiſe der Schmauſenden wurde es immer lebendiger. Der Bigos war aufgezehrt und die letzten Faſern des Sauerkrauts mit den fettigen Fingern aus den Keſſeln gewiſcht und durch die ſchmatzenden Lippen gezogen. Nun ging's an's Trinken. Die Fäßchen wurden aufgeſchlagen und Schnaps und edler Ungar floſſen reichlich in die durſtigen Kehlen. Die Liebesluſt des Sarmaten erwachte. Einer ſang:

---

*) Schmeicheln — lachen.

**) Schweinefleiſch.

Bin Uhlan voll Luſtigkeit,
Hab'n Müt von rother Seid',
An der Müt 'n Strauß mit Band,
Den mir mein Lieb's Mäd'l wand.
Ja, den Strauß, den wand ſie mir,
Gab ihr einen Kuß dafür.
Windet ſie ein andermal,
Will ich küſſen hundertmal!

Da ſprang ein anderer auf, den kurzen zottigen Schafpelz über das Hemd gezogen, das weithin wie ein Segel in der Luft flatterte. Er ſprang wie wahnſinnig herum, den Pfeifenſtummel im Mund und ſang zwiſchen die Zähne hindurch eine noch wildere Weiſe:

Hei, Zigeuner, ſpiel noch einen!
Von dir ſcheid' ich, liebes Herzchen!
Woll'n nun noch einmal uns dreh'n,
Dann muß ich in's Lager geh'n.
Noch' mal tanzen, noch' mal küſſen,
Und dann magſt du mich vergeſſen!
Hei, Zigeuner, ſpiel' noch einen!
Mußt, mein liebes Herz, nicht weinen!

Julian ſchnellte in die Höhe.

„Die Jungen's werden uns zu luſtig,“ ſagte er zu Lucian.

Und ſie ſtanden auf und gingen zu den Lärmenden.

„Bedenkt, daß wir dieſe Nacht noch marſchiren werden!“ redete er ſie an, die ſich alle ſogleich erhoben und die Mützen von den geſenkten Köpfen abgenommen hatten. Die tiefſte Stille herrſchte.

„Meint ihr, daß es euch gelingen wird, im Rauſche den Feind zu beſiegen?“ ſprach er weiter. „Aber mit euch iſt nichts anzufangen. Erlaubt man euch, die Ration zu verdoppeln, ſo trinkt ihr euch gleich um den Verſtand.“

Ein leiſes Murren entſtand; dazwiſchen vernahm man:

„Spokojnosc! Cicho!“ *)

Ein Alter trat vor Julian.

„Co!“ **) herrſchte ihn dieſer an.

„Obwohl es nicht recht iſt,“ ſagte der Alte, „etwas dagegen einzuwenden, wann der Herr geſprochen hat; wenn die Sache ſich nicht ſo verhält, wie du denkſt, ſo muß man es doch ſagen. Hätten wir uns betrunken, ſo gebührte uns Strafe. In dieſem Augenblick, wo uns eine ſchwere Unternehmung bevorſteht, könnteſt du alle Betrunkenen erſchießen laſſen. Aber wir ſaßen müßig und hatten uns lange nach einem guten Mahl geſehnt. Da kamen die Brüder und brachten mit, was wir Alle gern eſſen und trinken mögen. Weder Faſten noch eine andere chriſtliche Enthaltſamkeit ſtand im Kalender vorgeſchrieben. Da aßen und tranken wir, ſo viel als wir vertragen können. Aber wir haben uns nicht betrunken. Keiner von uns. Stelle uns nur auf die Probe! Wir wollen über die Ruſſen herfallen und ihnen ſo aufpaſſen, daß ſie ihre Ferſen nicht davon tragen ſollen. Du weißt, Herr, wir können was vertragen. Co Polak wypije na dzien, Niemca majatek stanowi!“ ***)

---

*) Ruhig! Schweigt!

**) Was?

***) Was der Pole in einem Tage vertrinkt, macht des Deutſchen ganzes Vermögen aus.

Die Polen nickten billigend mit dem Kopf. Auch Lucian war mit der Aeußerung zufrieden.

„Was meinſt du?“ fragte er ſeinen Freund.

„Ich freue mich, euch anzuführen,“ ſagte Julian. „Deine Worte zeugten von Klugheit. Wie heißt du?“

„Michael Pieçonka,“ antwortete der Alte.

Beide Freunde ſchüttelten ihm herzlich die Hand. Das gefiel den andern Polen; ſie erhoben jetzt Alle die Köpfe und Viele brummten in den Bart: „Das iſt recht!“ Sie erſchienen wie Pferde, die ſich an der Tränke erfriſcht hatten und nun die Sporen fühlen, die ihren Muth aufſtacheln. Julian ermahnte ſie, ſich auf ein paar Stunden zur Ruhe zu legen und dann auf ein Trompetenſignal ſich zum Abmarſch zu ſammeln.

Als er und Lucian ſich an ihrem Feuer gelagert hatten, riefen ſie noch einmal den Juden herbei und nahmen ihn wieder in ſcharfes Verhör. Die große Maſſe der gemeinen polniſchen Juden iſt in hohem Grade verächtlich und wer ſich mit ihnen einläßt, dem iſt die größte Vorſicht geboten.

Jankel Broder hatte freilich nichts als Schwüre und Betheuerungen für ſeine Rechtlichkeit beizubringen; allein an zwei große Beiſpiele durfte er erinnern, die zwar nur vereinzelt in der polniſchen Geſchichte daſtehen, immerhin aber Zeugniß davon ablegen, daß auch dem polniſchen Juden die Aufopferungsfähigkeit für das Vaterland nicht fehle.

Nachdem Jankel nichts mehr über ſich ſelbſt zu ſagen wußte, griff er zurück auf dieſe Beiſpiele, die er unter der

Hand mit ſeiner eigenen Perſon in Verbindung zu bringen verſtand.

„Hab' ich denn nöthig, Geſtrenge," ſprach er, indem er ſeinen langen Rock mit Würde zuſammenfaßte, „an unſern Anführer Berek Jaſielowicz zu erinnern? War er nicht Oberſter unter dem graußen Naczelnik Kosziuscko? Hat er nicht erlaubt, der graußer Kosziuscko, daß Berek und Joſſel Aronowicz mit ihm, ein freiwilliges Pulk aus lauter Jüden errichtet hat? Habt Ihr vergeſſen, Geſtrenge, den Zuruf von Berek und Joſſel, den ich habe gedrückt derheim, ſchwarz auf weiß, mit hebräiſche Buchſtaben? „Höret Kinder aus dem Geſchlecht Jſrael's," fangt er an, „wer den Ewigen, Allmächtigen im Herzen tragt und helfen will zu ſtreiten vor das Vaterland, welches alle Menſchen thun ſollen, der ſtreng' ſich an, die Zeit iſt gekummen." — So hat er geſagt und wir ſind gekummen, weil wir am Meiſten gedrückt waren auf der Erde. Wir — das heißt unſere Aettes — ſind Freiwillige geworden und haben ſich taudtſchießen laſſen. Und man hat uns geheißen, würdige Söhne des Vaterlands und man hat uns genannt Brüder. Und mein Graußätte von der Memme her, war es nicht Reb Mauſche Berkowicz, der als Oberſtleutnant iſt gefallen Achtzehnhundert neun vor das Vaterland und mein Schwäher Reb Jübel*) hat er nit ſechszehn Wunden bekommen und vom graußen Napoleon das Legion d'Honneur, was er doch hat dörfen tragen vor der Jüdenſchaft, weil es kein Kreuz iſt und fünf Zinken hat?"

---

*) Jübel, von Jehuda, Juda.

So ging es fort und er hätte bis zum Einbruch der Nacht mit ſeinen jüdiſchen Rodomontaden nicht aufgehört, wenn nicht Lucian ihn unwillig angeſchrien hätte:

„Du ſtumpfeſt dir mit deinem Schwatzen ganz umſonſt die Zähne ab, denn deine Geſchichten langweilen uns ſehr. Verlaß' uns jetzt! Leg' dich auf's Ohr, damit du munter auf dem Marſche biſt und den Weg nach Jaslo uns richtig zeigſt."

Und Jankel mußte ſich trollen.

„Waih geſchrien," ſagte er leiſe im Gehen, ſo daß es Niemand hörte. „Was für Undank iſt das! Der Strick iſt mir gewiſſer, als der zehnte Theil vun der Beut'!" —

Alle ſchnarchten; Jankel auch. Nur die beiden Freunde beſprachen ſich noch.

IV.

Die Bauernbewegung an der öſterreichiſch-polniſchen Gränze hatte endlich auch dort die Inſurgenten aus ihrer zuwartenden Unthätigkeit geriſſen. Sie ſahen wie neue nicht geahnte Gefahren ſich gegen ſie thürmten; wie Mächte gegen ſie heraufbeſchworen wurden, die ſie im Keime erſticken mußten, um nicht zu unterliegen, ohne Hoffnung jemals wieder aufzuſtehen. Es war als ob die Vorſehung endlich ſich des geknechteten Theiles der polniſchen Raſſe annehmen wolle; daß ſie Schmach, Elend, Haß, Demüthigungen, Flüche, Schmerzen und Erinnerungen der Bauern an den Edelleuten rächen und eine gerechte und denkwürdige Vergeltung üben werde. Es dämmerte bereits in den Köpfen, die polniſche Nationalität ſolle aufhören und vereint mit den Ruſſen, als große ſlaviſche Völkerſchaft, einen neuen, ungeheuern, die übrige Welt bedrohenden Bau erheben.

Die falſche Politik des Fürſten Metternich war die erſte Veranlaſſung, daß die Polen ſich den Ruſſen in die Arme zu werfen beſchloſſen. Daß dieſe ſie weit öffnen würden verſtand ſich von ſelbſt. Sie ließen es an Aufwiegelungen nicht fehlen und verſicherten ſich der Bauern mit leichter Mühe. Man gab ihnen Geld, Branntwein und hielt ſie gut. Man verſprach ihnen die Unverletzlichkeit des katholiſchen Glaubens zu wahren und Rom die bindenden Zuſagen darüber zu geben. Alles dieſes wurde im Namen des ruſſiſchen Kaiſers verbürgt und der Bauer ſchenkte Zutrauen den Verſicherungen. Er beſitzt eine naive Leichtgläubigkeit; er iſt roh, allein er affectirt nicht ſanfter und feiner zu ſcheinen, als er iſt. Hierin ſtimmt er mit den Ruſſen überein. Einen Theil ſeiner alten Sitten findet er ohnehin als Gemeingut der ſlaviſchen Nationalität auch bei den Ruſſen.

Die Nachrichten vom Uebertritt der Bauern mehrten ſich täglich. Der Chef des Hauptquartiers der Inſurgenten mußte endlich Anſtalt machen, energiſche Maaßregeln zu nehmen. Er hatte über keine concentrirte Macht zu gebieten; die einzelnen Haufen waren hier und dort verſprengt, ohne Kraft den Widerſtand zu leiſten. Von denen, welche in den Wäldern lagen, war nur von Wenigen der Aufenthalt bekannt und ſelbſt die Verbindung mit dieſen war äußerſt ſchwierig oder gar unmöglich. Man mußte ſich den Juden anvertrauen, die alle Wege und Stege freilich kannten; von deren Redlichkeit ſich aber noch Niemand überzeugt hatte.

Die Nacht war noch nicht angebrochen als Julian und Lucian mit ihren Verabredungen im Reinen waren. Der Befehl, den Letzterer aus dem Hauptquartier unterſchrieben und geſiegelt überbrachte, lautete dahin, ſich des kleinen Ortes Jaslo, an einem Flüßchen gelegen, das in den Weichſelſtrom mündete, durch Liſt zu bemächtigen. Die Ruſſen hatten angefangen ihn durch Verſchanzungen zu ſichern, um ihn zur Aufnahme einer größern Beſatzung fähig zu machen. Vorläufig war ein Piket dort hineingelegt worden, das ein Podpulkownik*) commandirte. Wie Jankel es verkündigt hatte, ward dieſe Truppe durch Milizen verſtärkt, die aus übergetretenen Bauern gebildet wurden, um als Minirer gebraucht zu werden.

Die beiden Freunde hatten beſchloſſen ihre Mannſchaft zu theilen und ſich Jaslo von zwei Seiten zu nähern. Lucian ſollte, von Jankel geführt, denſelben Weg durch den Wald, den er gekommen, wieder zurücklegen. Julian mit der größern Abtheilung aber ſeine Marſchlinie auſſerhalb des Waldes einhalten. Ihm war geboten nur bei Nacht weiter vorzubringen; am Tage aber ſich zu verſtecken. Da ſein Weg ohnehin der weitere war, ſo mußte er augenſcheinlich um etwas ſpäter als Lucian an dem verabredeten Ziele eintreffen. Groß konnte jedoch der Zeitverluſt auf keinen Fall ſein, da der Marſch durch die Wildniß größere Schwierigkeiten darbot.

---

*) Oberſtleutnant.

So ward Alles verabredet. Der Mond ſtieg auf; das Signal ertönte; jeder füllte ſeinen Sack mit Lebensmitteln ſo viel er konnte; die Telegen wurden zurückgelaſſen; die Pferde mit dem Nöthigen bepackt und ſtillſchweigend zogen die Inſurgenten davon. Bald theilten ſie ſich. Julian und die Seinen drangen quer nach dem Waldſaume vor; Lucian verſchwand mit ſeinen Leuten im Schatten der hohen Bäume.

* * *

Einige Zeit nach dieſem Vorgange ſah ein Poſten am Pulverthurm in Jaslo, der auf einem Hügel lag, etwa gegen zehn Uhr Abends, ein Feuer am Ufer des Fluſſes, zwiſchen Sandecz und Rzeszow. Das Feuer hatte bereits ſieben bis acht Minuten gebrannt, als am gegenüberliegenden Ufer ein zweites Feuer bemerkt wurde. In demſelben Augenblick erloſch aber das erſte.

Dem Poſten kam es verdächtig vor. Nachdem er abgelöst war, machte er die Meldung. Man ſchickte hin.

Nichts als einige noch glimmende Brände; Niemand ſonſt. Das Feuer drüben war jetzt auch verſchwunden. Die ganze Nacht über wurde das Ufer bewacht und durchſtreift. Nichts. Der Morgen kam; immer Nichts.

Dies hatte auf den höchſtgebietenden Podpulkownik keine große Wirkung geübt. Fedor Iwanowitſch verſtand ſich auf den Dienſt wie Einer; Alles an ihm war ordonanzmäßig. Darin allein aber beſtand ſeine ganze Fähigkeit, die er im Frieden zeigte. In der Schlacht ſoll er ein Löwe geweſen ſein; in der Ruhe war er ein Schaaf.

Um die Zeit, als die Schildwache Meldung von den Feuern gemacht hatte, befand ſich Fedor Iwanowitſch im Zuſtande eines ſanften Duſels; ein Befinden, für das ſich einmal keine andere Bezeichnung darbietet. Eine ärgerliche Reizbarkeit, eingehüllt in den aus dem überfüllten Magen aufſteigenden Dünſten; die Augenlider geſenkt; die Zunge träge; der Geiſt faſt unbeweglich; für jede Mittheilung unzugänglich. Ein Gemiſch von Mißbehagen und Wohlbefinden; bald das Eine, bald das Andere überwiegend; das nur durch den elektriſchen Schlag irgend einer erſchreckenden Ueberraſchung in's Gleichgewicht zu bringen war.

Fedor Iwanowitſch hatte an jenem Abend mit beſonderm Vergnügen ſeinen ſelbſt bereiteten Theepunſch getrunken. Es galt der Erinnerung einer Schlacht, in welcher er das ſilberne Kreuz des Verdienſtes, ſeine erſte Auszeichnung, ſich erworben hatte. Die unausbleiblichen Folgen eines ſolchen Gedenkfeſtes dauerten bei ihm volle vier und zwanzig Stunden. Als die Meldung kam, wurde ihr daher die ungnädigſte Aufnahme zu Theil. Erſt am andern

Tage, als ſie ihm noch einmal vorgetragen wurde, fand er es ſeltſam, daß die beiden Feuer während einer kalten ſtürmiſchen Nacht wie zum Spaß an beiden Ufern angezündet worden waren. Hätte auch ein Menſch dieſſeits den ſonderbaren Einfall gehabt; ſo war es dennoch ſonderbarer, daß zugleich mit ihm jenſeits Einer auf denſelben Einfall gerieth. Als ob ſie's verabredet hätten.

Das gab dem Podpulkownik zu denken. Er befahl während der folgenden Nächte zu ſtreifen. Nichts kam. Endlich ſtand man von der Streife wieder ab. Was ſollte man auch die Mannſchaft wegen einer zufälligen Dummheit umſonſt anſtrengen!

Es waren ſeitdem zwei Tage verſtrichen. In Jaslo dachte kein Menſch mehr an den Vorfall, als ſich in einer Nacht wieder etwas Ungewöhnliches, vom Fluſſe her, den Schildwachen zeigte.

Schwarze Maſſen ſchlichen durch das hohe Gebüſch am Ufer und ſammelten ſich gänzlich geräuſchlos im Schutze einer alten verlaſſenen Mühle. Hier verblieben ſie einige Zeit und ſchienen auf Andere zu warten. Plötzlich brach wie ein Donner die gewaltige Stimme Lucian's durch die Stille.

„Was zum Teufel! Sind wir Narren? Wo ſteckt der verfluchte Jankel?“

„Was kann der Jankel davor?“ antwortete Einer in zaghaftem Tone. „Ich habe doch geführt an den rechten Punkt. Wenn die andern noch nicht da ſind, geht mir nichts an. Sie haben einen Umweg machen müſſen, das iſt wahr; wegen dem ausgetretenen Waſſer. Kann Jankel eppes davor?"

„Wir müſſen vorwärts; gleichviel ob ſie da ſind oder nicht!" rief Lucian. „Das Neſt muß überrumpelt werden, damit wir in den Beſitz ihrer Kanonen kommen."

„Ich habe ſchon vier," ſchallte es von der andern Seite.

Welche Freude! es war Julian mit ſeinen Leuten.

„Wir waren euch zuvorgekommen," ſprach er ſchnell, „und wie wir an der bezeichneten Stelle uns einfinden wollten, ſtießen wir auf ein altes Gemäuer, das ſie zu einer Art von Vorwerk eingerichtet hatten. Es lagen zehn Mann darin, die ſämmtlich ſchliefen. Es galt nur den Poſten zu entwaffnen und die zehn gefangen zu nehmen. Jetzt ſind wir ſchon im Beſitz eines feſten Platzes!" ſetzte er lachend hinzu.

„Ein ſchöner Anfang!" ſagte Lucian.

Dann commandirte er; die Mannſchaft ſtellte ſich in Reihen und wurde gezählt. Es waren etwas weniger als ſiebenhundert. Hundert zwanzig mußten in dem Vorwerk zurückbleiben, um die Kanonen zu bewachen, während die Andern auf Jaslo losmarſchirten. Jankel führte an, weil er nach ſeiner Ausſage den Ort genau kannte.

Er vermied eine ſeitwärts liegende Barake, die zum Spital diente und das unweit davon gelegene Haus, in welchem Fedor Iwanowitſch der ſanften Ruhe pflegte, weil zwei Wachtpoſten vor demſelben ſtanden. Seitwärts zeigte ſich ein kleines finſteres Gäßchen, das ſich im Bogen zum Rathhaus hinzog.

Die Inſurgenten hatten wie die Schatten die erſten Häuſer des Gäßchens zurückgelegt, als ſich plötzlich eine Thür öffnete. Ein Mann trat auf die Schwelle und blieb wie verſteinert ſtehen als er die Bewaffneten erblickte. Er war nur im Stande einen furchtbaren Schrei auszuſtoßen

„Halt's Maul, du Hund!“ ſagte Lucian und ſetzte ihm den Säbel auf die Bruſt.

Aber nun ſchrie der Menſch erſt recht: „Wir ſind überfallen! Mannſchaft herbei!“

„Da haſt du's!“ ſchrie Lucian und hieb ihn nieder. Einige Inſurgenten drangen in's Haus. Sie fanden nichts als ein Kind in der Wiege, das der Lärm nicht aufgeweckt hatte. Sie ließen es ſchlafen und marſchirten weiter. Helle Streifen begannen ſich ſchon am Himmel zu zeigen; aber Alles ſchlief noch in den Häuſern. An einer Straßenecke blieb jetzt Jankel ſtehen und der Trupp machte Halt.

„Dort iſt das Rathhaus,“ ſagte Jankel und wies auf ein ziemlich ſtattliches Haus von Stein, „aber eine Wach' haben ſie 'neingelegt. Sehet nur die Schildwacht.“

Lucian und Julian näherten ſich vorſichtig bis auf wenige Schritte. Rechts ſtand das Rathhaus, an welchem eine ſchmutzige Laterne brannte. Die Schildwache trabte auf und ab im Straßenkoth, um ſich zu erwärmen. Als ſie das andere Ende des Hauſes erreicht hatte, kehrte ſie um und marſchirte der Straßenecke zu, wo die Polen auf der Lauer ſtanden. Hier machte ſie nun abermals „Rechts um“; allein nachdem ſie zwei Schritte gethan, ſank ſie lautlos zuſammen. Lucian hatte ſie ſo getroffen, daß ſie alsbald todt war. Es war ſeine zweite Heldenthat!

Die Inſurgenten warfen ſich auf das Rathhaus. Die Soldaten ſchliefen bis auf ſechs Mann, die bei'm Kartenſpiel ſaßen. Man umringte ſie. Ehe einer auch nur daran dachte ſich zur Wehre zu ſetzen, waren ſie zu Gefangenen gemacht. Nicht ein Schuß wurde abgefeuert.

* * *

Die Schildwachen vor dem Hauſe des Kommandirenden hatten nichts gemerkt, ſo ſchnell und geſchickt war der Ueberfall ausgeführt worden.

Fedor Iwanowitſch lag noch immer in ſüßem Schlummer verſenkt. Da wurde heftig an ſeine Thür geklopft.

„Der Herr ſchläft," hörte man einen Diener," „und hat verboten, ihn vor neun Uhr aufzuwecken."

Der Klopfer ließ ſich aber nicht irre machen und lärmte nur ſtärker.

„Wer iſt?" ſtammelte Fedor Iwanowitſch.

„Schnell! Schnell!" rief eine Stimme. „Euer Hochgeboren müſſen ſogleich aufſtehen. Die Inſurgenten ſind in Jaslo" —

„Inſurg—enten? was?" wiederholte der Podpulkownik laut gähnend. „Wer ſagt das?"

Und damit öffnete er die Thür. Er war unangekleidet.

„Was für Inſurgenten? wer?“ fragte er den Eintretenden.

„Wie ich ſage — Senſenmänner — gleich hier — ſie hauſen im Rathhaus — Euere Hochgeboren haben keine Minute mehr“ —

„Das kann nicht ſein — das iſt nicht möglich“ —

„Ich hab' ſie ſelbſt geſehen aus meinem Fenſter. Der ganze Platz voll von dem Volke — Alles bewaffnet — ich bin durch eine Hinterthür entwiſcht — Ach nur ſchnell!“

„Ja,“ ſagte Fedor Iwanowitſch und ſtrich die Haare aus der Stirne. Er glaubte nun, was ihm gemeldet wurde; aber der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren.

„Ich will ſogleich Anſtalten treffen,“ ſprach er. „Wie? Ihr aber ſagtet ja, daß ſie ſchon im Rathhaus ſeien“ —

„Deshalb muß man ſie daraus vertreiben. Wenn Euere Hochgeboren es erlauben, ſo ſetze ich mich zu Pferd, ſprenge hin nach Rzeszow zum Kapitän Lukanitſch, daß er mit Entſatz herbeieile“ —

„Ja, geh!“ ſagte Fedor Iwanowitſch.

Als er allein war, legte er ſich wieder auf's Bett. Er war beſtürzt, vernichtet, unbeweglich — er war nicht vermögend zu denken. In dieſem Zuſtande traf ihn ſein Diener, der ihn ankleiden wollte.

Unten auf der Gaſſe hörte man noch das Pferd des fortſprengenden Boten, der den Entſatz aus Rzeszow herbeirufen ſollte; als plötzlich ein großer Lärm im Hofraum hinter dem Hauſe ſich vernehmen ließ. Es waren Stimmen und Waffen.

„Soll ich nachſehen?“ fragte beſtürzt der Diener.

„Ja und ſei ſchnell wieder hier.“

Nach einigen Minuten wurde die Thüre aufgeriſſen.

„Na, was gibt's?“ rief Fedor Iwanowitſch.

„Nicht viel“ — antwortete eine fremde Stimme.

Fedor riß die Augen auf und ſtarrte den Eintretenden an. Es war Julian.

„Entſchuldigen ſie ihren Bedienten, daß er ihnen nicht Bericht erſtatten kann; er iſt einem meiner Leute in's Bajonet gelaufen. Ich kann jedoch an ſeiner Stelle ihre Wißbegierde befriedigen. Ich bin Graf Julian ***, Kommandant von Jaslo, im Namen der polniſchen Regierung.“

„Wie? Kommandant von Jaslo? Regierung? was? polniſche?“

„Ja. Erſtaunen ſie nicht ſo ſehr darüber. Sie werden bald noch mehr Gelegenheit dazu haben. Während ſie Toilette machen, können wir ja plaudern. Aber ſchnell, ich bitte. Kann ich ihnen helfen?“

Er hob mit der Spitze des Degens einige Gegenſtände auf und warf ſie dem armen Podpulkownik zu, der ſie gar mühſam anlegte.

„Ich entſetze ſie hiemit ihres Poſtens,“ ſagte Julian. „Bis zum Abend jedoch nehme ich ihre Gefälligkeit in Anſpruch. Ich möchte gern, daß wir perſönlich gute Freunde bleiben, allein das muß ich mir Ihnen voraus zu bemerken erlauben, daß ich im Dienſte die Ausführung meiner Befehle von meinen Freunden verlange und mit meinen Feinden nach aller Strenge der Kriegsgebräuche verfahre. Sind ſie jetzt angezogen? Gut. So folgen ſie uns.“ —

Als ſie auf den Platz kamen, ſahen ſie ihn ganz angefüllt mit Inſurgenten, die Gewehr am Fuß, weitere Befehle erwarteten.

* * *

Im großen Saale des Rathhauſes, wohin Julian mit dem Podpulkownik ſich verfügte, waren viele ruſſiſche und polniſche Beamte, die man in ihren Betten ergriffen hatte. Einige von ihnen hatten zerriſſene Kleider; andere zeigten Blutſpuren im Geſicht.

Julian winkte einem ſeiner Polen, der ſich an einen Tiſch ſetzte, auf welchem Papier und Schreibzeug war. Dieſem dictirte er eine Proclamation an die Einwohner. Er verſprach ihnen die ſtrengſte Mannszucht zu halten und forderte ſie auf ohne Furcht ihre Laden zu öffnen und ihrem gewöhnlichen Verkehr nachzugehen. Dann wandte er ſich zu den Gefangenen.

„Sie ſehen, meine Herren,“ ſprach er, „daß ich die friedlichſten Geſinnungen für die Einwohner hege. Wir ſind der feindlichen Macht an Zahl überlegen und wir erwarten in kurzer Zeit noch bedeutende Verſtärkungen. Ein Heer ſteht bereit, ſollten auch dieſe nicht hinreichen. Sie, meine Herren, beſitzen gewiß ſo viel Einſicht, nicht an unnützen Widerſtand zu denken, der mich zwingen würde, die Stadt anzünden und die Einwohner über die Klinge ſpringen zu laſſen. Ihr kleines befeſtigtes Vorwerk iſt bereits in unſern Händen. Alſo — welche Wahl ſtünde ihnen frei, als unſerer Sache, der Sache des befreiten Polen, den Eid der Treue und des Gehorſams zu leiſten."

„Nie, lieber den Tod!" rief Einer.

„Der Kaiſer und Selbſtherrſcher iſt unſer Herr, ihm haben wir geſchworen. Man ſchwört nicht zweimal!" rief ein Anderer.

„Was ſagen ſie dazu?" wandte ſich Julian zu dem Podpulkownik. „Belehren ſie doch gefälligſt dieſe Herren über den Zuſammenhang unſerer Sache."

Fedor Iwanowitſch fühlte Uebelkeit. Die Entſchiedenheit Julian's, die er kennen gelernt hatte, dann der finſtere Blick, den die ruſſiſchen Beamten auf ihn richteten, ſetzten ihm von zwei Seiten gleich ſtark zu. Er konnte ſich nicht ermannen; er blieb ſtumm.

Julian zog ſeine Uhr und legte ſie vor ſich auf den Tiſch. „Jetzt iſt's acht. Merken ſie ſich's wohl! Haben ſie in einer Viertelſtunde nicht Alle, wie ſie hier ſind, den Eid abgelegt, ſo beginnen von meiner Seite die Feindſeeligkeiten gegen ſie und gegen die Stadt. Wählen ſie!"

Der Podpulkownik trat mit den Vornehmſten unter den Gefangenen in Berathung. Sie hatten ſich in eine Fenſtervertiefung zurückgezogen.

„Sobald man wiſſen wird, daß wir gezwungen den Eid leiſteten, ſo wird man es nicht zu unſerm Nachtheil auslegen können," ſagte er.

Die Andern, bis auf einen armen Beamten, der viele Kinder hatte, waren damit nicht einverſtanden.

„Noch zehn Minuten!“ rief Julian dazwiſchen.

Feder Iwanowitſch ſprach nun hitziger. „Die Tapferkeit beſtehe nicht darin, ſich ohne erſichtlichen Vortheil erſchießen zu laſſen. Die Polen haben nun einmal die Stadt beſetzt und die vier Kanonen dazu. Bald werden ſie über fünftauſend Mann ſtark ſein; Morgen vielleicht ſchon zwanzigtauſend. Die Eigenliebe müſſe ſchweigen, wo das Wohl einer ganzen Stadt in Betracht komme. Wenn man ihnen nachſagen würde, ſie hätten ſich furchtlos geopfert und Frauen und Kinder dafür in Blut und Flamme umkommen laſſen, wäre das ein Ruhm, auf den ſie ſtolz ſein könnten?“

„Jetzt nur noch eine Minute!“ rief das Schickſal aus Julian's Munde.

Feder Iwanowitſch hielt ſich nicht mehr.

„Das geht nur mich an. Ich bin Kommandant und mir liegt es ob, das Leben der Bewohner von Jaslo zu beſchützen.“

„Aber vor Allem euer eigenes,“ ſchallte es aus einem ſtark vernarbten Geſicht.

Feder trat zu Julian.

Das vernarbte Geſicht hielt ihn zurück und rief mit donnernder Stimme:

„Nehmt euch in Acht. Ihr werdet dem Kaiſer Rechenſchaft geben müſſen!

„Was? man drohet mir!“ ſchrie ihn Feder an und war froh, einer Drohung trotzen zu können und dadurch ſeinen Muth zu zeigen. „Ich lache der Drohung und weiß, was ich zu thun habe. Ich bin Einer von denen, die ihr Leben wagen für das Wohl der Bürger. Mein Kopf ſteht auf dem Spiel. Gut! Tout va!“

Auf dieſe Worte folgte ein wildes Geſchrei. Es war nicht möglich, daß ein Einzelner ſich verſtändlich mache.

Einer von Julian's Leuten fragte ihn:

„Was iſt hier zu thun?“

Julian ſteckte die Uhr ein.

„Nichts. Die Kerle hier werden als Geiſeln eingeſperrt. Kommt's ärger, ſo laſſe ich ſie todtſchießen. Der Podpulkownik bleibt bei mir. Ich werde mich ſeiner noch zu bedienen wiſſen. Jaslo iſt unſer und wir wollen auf dem Markte die polniſche Fahne aufpflanzen. Jetzt müſſen wir ſehen, was unſere Brüder inzwiſchen ausgerichtet haben.“

Und ſie verließen den Saal, um Lucian aufzuſuchen. Die Gefangenen wurden unter ſtarker Bewachung, jeder einzeln, in abgelegene Zimmer eingeſperrt.

* * *

Als Julian auf den Markt hinaustrat, bot ſich ihm ein trübes Schauſpiel dar. Der ganze viereckige Platz war leer. In der Mitte desſelben ſtanden die hölzernen Tiſche, wo wahrſcheinlich geſtern noch Lebensmittel verkauft wurden und ein lebhafter Verkehr geherrſcht hatte. Statt des Pflaſters eine dicke Schichte von zuſammengetrocknetem Straßenkoth, hie und da mit friſchem Blut gefärbt; armſelige Lehmhäuſer von einem Stockwerk, ſchloſſen das Ganze ein. Hölzerne Pfähle und Querbalken, von der Zeit und von Rauch geſchwärzt, hielten den Bau zuſammen. Alle Häuſer waren mit unverhältnißmäßig hohen Dächern gedeckt, die mit vielen Fenſtern und Luftlöchern verſehen waren, aus denen man herabſchießen konnte. An der einen Seite ragte die Kirche empor; an der andern das Rathhaus, von zwei Stockwerken, an deſſen Dach eine Uhr mit großem Zifferblatt angebracht war.

Ringsum war Alles todt. Keine Spur von Polen oder Ruſſen. Man wußte nicht, wohin die Kämpfenden gezogen waren. Allein das ſah man ſogleich, daß hier gekämpft worden war. In einer Ecke lagen drei ruſſiſche Soldaten ausgeſtreckt auf dem Boden. Nicht weit davon lag ein weiblicher Leichnam, eine Jüdin. Sie ſchien, trotz der verzerrten Züge konnte man's erkennen, ſchön und jung geweſen zu ſein. Um den Kopf hatte ſie ein rothſeidenes Tuch gewunden; Glasperlen in zwei Reihen hingen an den Ohren herunter. Neben ihr lag ein Kind, das krampfhaft mit ſeinen kleinen Händchen ihre Bruſt ergriffen hatte, als wollte es Milch haben. Es weinte und ſchrie nicht mehr; es war dem Tode nahe.

Der Haufe Julian's hatte die Fahne, einen rothen und einen weißen Streifen Zeug, am Marktbrunnen aufgeſteckt und marſchirte jetzt weiter. Mit jedem Schritte mehrten ſich die Zeichen eines wilden, erbitterten Kampfes. An den niedrigen Thüren hockten alte Leute, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, unbeweglich; man wußte nicht, ob ſie ſchliefen oder ſchon geſtorben waren. Hier und dort hing Einer ganz nackt an einem Baum. Endlich gelangte man an einen Punkt, wo die Leichen ſo übereinander gehäuft ſich verſchränkten, daß man über ſie hinwegklettern mußte.

Von hier erreichten ſie das Freie. Lucian mit ſeinen Leuten hatte eine Höhe beſetzt. Der Feind war theils vernichtet, theils auf der Flucht. Die Polen mußten Raſt halten. Sie ſtanden da oder lagen am Boden; Alles zeigte gute Ordnung und Bereitſchaft. Sie hielten die Beute geſondert aufgeſchichtet. Leitern, Aexte, Schaufeln, Faſchinen, Pechfackeln; was man zum Sturm und zum Anzünden braucht. Auch Waffen lagen in Menge da. Die Poſten waren ausgeſtellt; die Patrouillen gingen und kamen.

Julian ſtellte den Podpulkownik ſeinem Freunde vor. Lucian empfing ihn auf cordiale Weiſe. Obgleich der Ruſſe vor Aerger berſten wollte, ſo rieth ihm doch die Klugheit, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Er pries im Stillen ſeine Feigheit, die ihm das Leben gerettet und dankte es ebenſo den Polen, daß ſie ſo zahlreich und mutherfüllt gekommen waren, um ihm, dem Helden in ſo vielen Schlachten, in dieſem einzigen und verzweifelten Fall, eine ſehr gerechtfertigte Furcht eingeflößt zu haben.

Es wurde beſchloſſen, den Sieg zu verfolgen. Die Flüchtlinge konnten ſich nach Rzeszow ziehen und in verſtärkter Zahl wieder zurückkehren; die Bauern, nun Milizen konnten die Bauern der Umgegend aufwiegeln und jedes weitere Vordringen unmöglich machen. Sollte der Handſtreich vollkommen gelingen, ſo mußte er ſich, wie er begonnen ward, auch wie ein ſchnell hereinbrechendes Gewitter entladen. Rzeszow beſaß, nach der Ausſage Jankels, die von dem Podpulkownik beſtätigt ward, eine mit Kanonen wohlverſehene Verſchanzung; was konnte da mit einigen hundert, größtentheils undisciplinirten Leuten ausgerichtet werden? Ueberrumpelung, wie zu Jaslo, war das Einzige. Mißlang das, ſo war Alles verloren. —

Der Bote, der auf Befehl des Podpulkownik nach Rzeszow geritten war, hatte dem jungen Offizier, der dort kommandirte, kaum die Meldung überbracht und dieſer ſich eben angeſchickt, einen Theil ſeiner Truppen nach Jaslo zu detaſchiren; als einer der Flüchtigen erſchien, der von dem Siege der Inſurgenten erzählte.

Der Bote forderte nun um ſo dringender zur Eile auf; allein ſeine Meldung konnte erlogen und darauf berechnet ſein, die kampffähige Mannſchaft von Rzeszow in einen Hinterhalt zu locken und die Beſatzung zu ſchwächen. Der Kommandant verlangte eine ſchriftliche Ordre; aber dieſe war in der Eile der Noth zu ertheilen vergeſſen worden. Der Bote mußte unverrichteter Sache wieder fortreiten. Er knirſchte vor Wuth.

„Es iſt ſchmählich,“ rief er noch vom Pferde zurück, „daß man tapfere Truppen des Kaiſers ruhig zuſehen läßt, wie ein Haufe von Raubgeſindel in Jaslo wirthſchaftet!“

„Ich bin meinem Obern Gehorſam ſchuldig; ſonſt aber keinem Menſchen auf der Welt“ — erwiderte ruhig der Kommandant.

In dieſem Augenblick erſchien ein Feldjäger des Generals, der in Sandecz lag. Er meldete offiziell, daß zwei Bataillone Grenadier auf Jaslo marſchirten, um dem weitern Vordringen der Inſurgenten Einhalt zu thun. Dies beſtimmte endlich den Kommandanten von Rzeszow, auch einen Trupp dahin zu ſenden.

Bald hatten ſich dieſe Kräfte unweit Jaslo vereinigt und griffen mit dem Bajonet an. Die Inſurgenten wichen ſchon der Mehrzahl und warfen ſich in die Stadt. Da faßte Julian den Podpulkownik Fedor Iwanowitſch bei'm Arm und riß ihn mit ſich fort.

„Du bleibſt bei mir und ſtehſt mir mit dem Leben für den Ausgang!“ rief er ihm wüthend zu.

„Sendet einen Parlementair, ich will ihn begleiten!“ ſagte Fedor.

„Ich frage dich nicht um deinen Rath,“ ſchrie Julian verächtlich.

Alle Kanonen, die vorhanden waren, wurden nun auf dem Platze vor dem Rathhauſe aufgefahren; die Mündungen nach den Gaſſen gerichtet, die zu demſelben führten. Dann zogen ſich die Inſurgenten hinter die Kanonen; Julian hielt eine kurze Anrede und blieb in einer zuwartenden Stellung.

Der Kommandant von Rzeszow war erſt vier und zwanzig Jahre alt, aber er hatte Pulver genug gerochen und Wunden genug ſchon davongetragen. Dies machte ihn beſonnener, als ſeine Jahre vermuthen ließen. Es galt ihm gleich, getödtet zu werden; aber der Liſt eines von ihm verachteten Feindes zu unterliegen, war ihm entſetzlich. Seine Soldaten ſtanden da, in geſchloſſenen Reihen und regten weder Fuß noch Hand.

Die polniſchen Milizen, die hinter der regelmäßigen Truppe aufgeſtellt waren, fingen an zu murren. Sie glaubten, der ruſſiſche Kommandant habe ſie verrathen und wolle ſie den Inſurgenten ausliefern; er ſei von eben jenen Edelleuten beſtochen, die ſie mit Hilfe der Ruſſen zu vertilgen ausgezogen waren, um von der Roboth und von allem Elend befreit zu werden. Das hatte man ihnen verſprochen, als ſie ſich anwerben ließen. „Und nun? was zaudert der Ruß?“ fragten ſie einander. Sie hatten die Inſurgenten in die Stadt zurückgetrieben; warum ließ er ſie nicht auch dort verfolgen? Sie machten ſchon Anſtalten, dieß auf eigene Fauſt zu thun, ohne einen Befehl abzuwarten.

Als das Murren lauter wurde, hatte der junge Kommandant von Rzeszow ſeine Lage bereits erwogen. Ein Spion hatte ihm inzwiſchen Bericht aus Jaslo über die Stärke des Feindes gebracht und er ließ zum Angriff marſchiren.

Er theilte die Mannſchaft in zwei Kolonnen. Die Grenadiere mit drei Feldſtücken zogen über die Höhen herbei, welche von einer Seite den Ort umgaben. Er ſelbſt, an der Spitze der Milizen, denen er nicht traute, eilte durch die Niederung, um von der untern Gaſſe, den Marktplatz anzugreifen. Der Marſch ging durch ſchmutzige Pfützen. Der Regen hatte überall Gräben und breite

Riſſe gebildet. Die Grenadiere, die eine breite, feſte Straße vor ſich hatten, kamen daher früher an's Ziel und griffen die Kanonen an, welche ſie gegen dieſe Seite gerichtet fanden.

Ein ſehr heftiger Kampf entſpann ſich. Von beiden Seiten herrſchte gleiche Wuth. Polen und Ruſſen machten ſich den Rang der Tapferkeit ſtreitig; ſie ſchlugen ſich wie Helden; lachten wild auf, wenn der Nebenmann fiel und ſenkten erſt die Waffe, wenn ſie ſelbſt auf den Tod getroffen umſanken.

Julian leitete mit großer Kaltblütigkeit den Widerſtand. Er war dort, wo die Kugeln am meiſten trafen. Die Grenadiere hatten noch keinen Fußbreit Terrain behaupten können.

Während das Gefecht an dieſem Punkte fortdauerte, flogen mit einem Male Kanonenkugeln vom untern Ende des Marktplatzes in die Reihen der Polen. Zugleich knatterte ein Pelotonfeuer von dorther. Das war der Kommandant von Rzeszow mit den Milizen. Lucian mit ſeinen Leuten warf ſich dieſen entgegen. Die erſte Kugel der Inſurgenten traf den jungen Kommandanten und ſtreckte ihn ſogleich todt nieder. Er hatte im Kaukaſus gefochten und Orden und Wunden mit heimgebracht; in Jaslo fiel er durch die Kugel eines Empörers.

Sein Tod brachte die Milizen in Verwirrung. Einige mochten darin ein Strafgericht des Himmels erblicken. Sie begannen ſich zurückzuziehen. Ein ruſſiſcher Offizier ſprengte unter ſie und ſuchte ſie aufzuhalten.

„Iſt denn nicht Einer, der den Tod ſeines Anführers rächen will?“ ſchrie er und ſprengte in die enge Gaſſe, in welcher ſich die Milizen ſtopften, mitten in den Kugelregen, der dort niederpraſſelte.

Einige kehrten um, als ſie ſahen, daß ein einzelner Ruſſe mehr Muth zeigte, als ſie Alle. Sie wußten, was ſie erwartete, wenn man ſie zu Gefangenen machte und ſie wurden nun noch einmal von Hoffnung ergriffen, durch Tapferkeit jenem Schickſal zu entgehen. Sie riefen ihre Kameraden auf, ihnen zu folgen und bald drangen ſie, unter der Anführung des tapfern ruſſiſchen Offiziers, wieder auf den Markt: Es war als ob der gefallene Kommandant von Rzeszow ihnen voran zöge. Sie wälzten ſich wie eine Sturmfluth auf die Bajonete und Kanonen, die ihnen entgegenſtarrten.

Julian ſah, daß jetzt Alles verloren ſei.

„Wo iſt der Podpulkownik?“ ſchrie er in das Getümmel. „Jetzt hat ſeine Stunde geſchlagen!“

Fedor Iwanowitſch hatte ſich ein wenig ſeitwärts in einem Gewölbe verſteckt, das ſo ziemlich außerhalb der Schußweite lag.

„Komm' mit!“ rief Julian ihm entgegen.

„Wohin?“ fragte Fedor wie außer ſich.

„Auf den Platz, vorwärts! du haſt die aus Rzeszow herbeigerufen, nun ſollſt du auch ihre Kugeln koſten“ —

„Ich? herbeigerufen? wer ſagt das?“

Julian hatte jetzt etwas anders zu thun, als in Erklärungen ſich einzulaſſen. Er faßte den Podpulkownik heftig am Arm und zog ihn hinter ſich her, dorthin, wo die meiſten Leichen aufgeſchichtet lagen und die Kugeln über ſie hinweg pfiffen.

Der Podpulkownik zerrte zurück.

„Willſt du wohl!“ ſchrie Julian wüthend, „oder bei'm Teufel, ich —“

Er hatte nicht vollendet, als eine Kugel ihm in die Schulter fuhr. Julian ſank. Man trug ihn in ein Haus. Der von ſeiner Angſt befreite Podpulkownik ſuchte zu den Ruſſen zu gelangen.

Die Inſurgenten hatten mit ihrem Anführer auch den Kopf verloren. Der junge Nicodem, der ſich ſogleich an die Spitze ſtellte, vermochte ihn nicht zu erſetzen. Sie ergriffen die Flucht; was die Ruſſen noch erreichten, wurde zu Gefangenen gemacht. Nicodem hatte dafür geſorgt, daß Julian dieſes Schickſal nicht theilte. Seine Wunde ſchien zwar gefährlich, aber man konnte ihn noch lebend forttransportiren.

So endete dies blutige Scharmützel, das mit ſo viel muthiger Zuverſicht begonnen worden war. Muth und Blut war umſonſt aufgeopfert worden. —

Lucian hatte inzwiſchen ſich von den Rückzüglern getrennt und mit ſeinem Haufen einen Streifzug begonnen. Mit Anbruch der Nacht war er in einen kleinen Ort eingefallen und hatte den Einwohnern Kontribution auferlegt. Er ſagte ihnen, dies geſchehe zur Strafe dafür, daß ſie als Milizen in den Reihen der Ruſſen, gegen ihre Brüder die Waffen trügen. Die erſchreckten Bauern, den Pfarrer an der Spitze, brachten Alles, was ſie beſaßen und nachdem Lucian es in Empfang genommen, zog er weiter den Wäldern zu, wo er die Andern zu treffen hoffte. Die gemachte Beute vertheilte er unter ſeinen Hauptleuten; den Löwenantheil behielt er für ſich. Die Lebensmittel hatten ſie an Ort und Stelle verzehrt, um ſich zum Weitermarſch zu ſtärken.

Mit Anbruch des Tages ſtieß Lucian's Trupp auf drei Männer, die in ängſtlicher Eile vor ihnen herliefen. Man erkannte ſogleich, daß es Juden waren. Sie ſchauten ſich ängſtlich nach allen Seiten um; bald rückwärts, bald ſeitwärts, als ſuchten ſie einen Schlupfwinkel, um ſich zu verbergen. Aber es war ein öder unbebauter Strich; nirgend ein Gemäuer, nirgend ein Gehölz; der Wald, in einer Ferne, die für einen Reiter vielleicht in einer Stunde erſt zu erreichen möglich geweſen wäre.

Dafür hatte Lucian ſie deſto eher erreicht und bald erkannt.

„Ei, ſieh da! Reb Jankel!“ rief er höhniſch. „Du biſt ſchön mit uns umgegangen. Deinen falſchen Nachrichten haben wir Alles zu danken. Doch, ich will Gnade vor Recht ergehen laſſen. Jetzt ſag' aus, was weißt du von unſern Brüdern. Nach welcher Richtung ſollen wir marſchiren, um zu ihnen zu ſtoßen?“

„Umarlich zeby nie bola!“ *) ſagte Jankel. „Seid froh, daß ihr 's Leben habt.“

„Was willſt du damit ſagen?“

„Alles niedergemacht. Waih geſchrien! Oder gefangen und dann gehangen!“

„So hängen wir auch die Juden!“ brüllte der Haufe.

---

*) Der Todte hat keine Zahnſchmerzen mehr.

„Werum? Was haben wir euch gethan? Was haben wir verbrochen?“ wimmerten die geängſtigten Hebräer, die alle Geiſtesgegenwart verlaſſen hatte.

Lucian gebot Ruhe.

„Sagt aus, was ihr wiſſet!“ rief er.

Die drei Juden blickten ſich ſchüchtern an, als ob ſie ſich ſtumm befragen wollten. Jankel war keines Wortes mächtig. Endlich ermannte ſich ein Anderer.

„Edle Herren, ich will zu euch ſprechen,“ fing er ſtotternd und zitternd an. „Ich will euch wichtige Dinge ſagen; ich kann gar nit ſagen, wie wichtig ſie ſind.“ —

„Wir wollen deine Lügen nicht hören, die du ausgeſonnen haſt,“ rief Lucian wild. „Du, Jankel, ſag', wo haſt du den Grafen Julian verlaſſen?“

Jankel verſuchte vergebens zu antworten. Seine Armeſündermiene verrieth ſeinen erbärmlichen Zuſtand. Der zuerſt geſprochen, der keckſte unter den Dreien, nahm wieder das Wort:

„Edle Herren, bei dem allmächtigen Gott! ſolche gute Herren hab' ich noch niemals geſehen. Wie iſt es möglich, daß wir gegen die Polen etwas Schlechtes ausdenken ſollten? Das ſind keine Jüden, das ſind Schedim.*) Nit wahr? Fragt den Jankel, nit wahr? ſag' du, Schelomo!“

„Jau! Jau!“ näſelte Schelomo, der ſchon wie eine Leiche ausſah.“

---

*) Teufel.

Jankel ſchwieg noch immer.

„Wir haben noch nie zu den Ruſſen gehalten,“ fuhr der Erſte fort. „Wir wollen nuſcht von ihnen wiſſen — rein gar nuſcht. Hol ſie der Scheb! Wir halten zu die Polen, wie leibliche Brüder“ —

„Was? leibliche Brüder!“ ſchallte es aus dem Haufen. „Verfluchte Juden! Hängt ſie auf! Hängt ſie auf!“

Man ergriff ſie und zerrte ſie hin und her, daß es jämmerlich anzuſehen war. Die Juden ſchrien, aber die Polen lachten nur dazu.

Jetzt kreiſchte Jankel mit einer letzten Anſtrengung: „Alles hin. Der Graf verwundet. Auf der Flucht eingeholt. Niedergemacht oder gefangen!“

Zu ſpät. Kein Baum war da, wo man ſie aufhängen konnte. Man warf ſie alle drei in eine Pfütze und ſtampfte ſie ſo lange mit den Füßen, bis ſie in dem Moraſt erſtickt waren.

Lucian beſchloß, den Weg in's Hauptquartier zu ſuchen.

* * *

Ehe er dasſelbe erreichte, ſuchte er ſich ein gehöriges Anſehen zu geben. Er wollte nicht wie ein flüchtiger Freibeute vor dem General erſcheinen. Er war ſich ſeiner Waffenthaten bewußt, die ſich ſeiner Phantaſie in einem prahlenden Lichte darſtellten. Sein Zug durch die Wildniß, ſein Sturm auf Jaslo, der Kampf, der ſich dort entſponnen und den nur Verrath und Uebermacht für die Polen verhängnißvoll gemacht hatten; die Brandſchatzung der kleinen Ortſchaft; dies Alles dachte er auf beredte Weiſe zu ſchildern. Er hatte auch ein ſtattliches Pferd erbeutet, auf dem er ſeinen Einzug halten konnte.

Im Hauptquartier war Alles voll Erwartung. Der General empfing ihn an der Thür ſeiner Wohnung. Lucian nahm zwei koſtbare Piſtolen aus den Halftern und überreichte ſie, nachdem er vom Pferde geſtiegen war, als Antheil an der Beute, ſeinem Chef.

Dies war der alte Dombrowskiſoldat, der ſie mit verbindlichem Danke dem Geber zurückgab. Dann ließ er ſich umſtändlichen Rapport, in militäriſcher Weiſe erſtatten. Während dies geſchah, wurde der Zudrang ſo tumultuariſch, daß mit den Waffen in der Hand Ordnung gehalten werden mußte. Selbſt Damen, die Heldenmuth genug beſaßen, bei den Patrioten zu ſein und ſelbſt Theil an ihren Kämpfen zu nehmen, litten unter dieſer Maßregel, und wurden unbarmherzig zurückgeſtoßen.

Aber dicht hinter dem General erblicken wir eine hohe Geſtalt, in ſchöner, militäriſcher Ausrüſtung. Es war ſein Adjutant, es war Maria, deren Blicke auf Lucian ruheten und die mit halbgeöffnetem Munde aufhorchte, als wolle ſie jedes Wort Lucians nachſprechen, um es ihrem Gedächtniſſe deſto tiefer einzuprägen.

V.

So unbedeutend der Ueberfall Jaſlo's an und für ſich war und ſo unglücklich er auch für die Inſurgenten ausgefallen, ſo ſehr erregte er dennoch den Zorn der ruſſiſchen Machthaber. Man ſah, bis zu welcher Kühnheit ein Häuflein Empörer ſich verſteigen könne und welcher Macht es bedurfte, derſelben zu begegnen.

Viele Ruſſen waren bei der Affaire verwundet worden; nicht Wenige getödtet. Am größten war die Trauer um den Hauptmann Lukanitſch, der von Rzeszow zum Entſatz herbeigezogen war. Er war dem Kaiſer bekannt und man hatte große Hoffnungen auf den jungen Mann geſetzt, der als Muſter eines tapfern Soldaten gelten konnte. Pulverdampf war ſein eigenſtes Lebenselement; ihn einzuathmen, verlieh ihm Stärke. Er war in Schlachten aufgewachſen. Wenn die Mühſale auf ihn wie Hagelkörner niederfielen, ſo ertrug er ſie, ohne ein Wort zu äußern; er ſpannte ſich vor die Kanone und ſeine ausdauernde Kraft war beiſpiellos. Im Kaukaſus, bei einer hölliſchen Hitze machte er nüchtern einen doppelten Marſch, um den umherſchwärmenden Tſcherkeſſen zu erwiſchen und begnügte ſich nach vollbrachter That, mit einem Glaſe kalten Thee und einer Cigarre, ſtatt aller Erquickung. Und wenn's in's Treffen ging! Wie ſchlug er ſich! Fünfhundert Schaafe trieb ſein ſiegender Trupp in's Lager, die von den hungrigen Saldaten zur Siegesfeier gebraten wurden. Jetzt war ſeine ſchöne Laufbahn beendigt. Eine Kugel hatte ihm den Kopf zerſchmettert.

Das war die Klage, die dem jungen Lukanitſch von ſeinen Obern und den Kameraden nachtönte. Aber ſo groß die Trauer um ihn, eben ſo groß und noch größer traf Haß und Verachtung den unglücklichen Kommandanten von Jaslo, den Podpulkownik Fedor Iwanowitſch. Man ſah ein, daß man einen ſolchen Mann nicht auf ſeinem Poſten laſſen könne und zugleich, daß man hier des Beiſpiels wegen eine ernſte Strafe über ihn verhängen müſſe.

Nachdem die Ruſſen wieder Herren von Jaslo waren, hatte ſich auch der würdige Podpulkownik wieder inſtallirt. Es mochte etwas über eine Woche nach dem Vorfall verſtrichen ſein; er ſaß in gemächlicher Ruhe bei ſeinem ſelbſtbereiteten Theepunſch und hegte weder Hoffnung noch Beſorgniß, als ein Feldjäger in's Zimmer trat und ihn mit ernſter Miene auf militäriſche Weiſe grüßte. Er hatte die Thür halb offen gelaſſen und man konnte ſehen, daß mehrere Koſaken draußen ſtanden, welche mit dem Feldjäger gekommen ſein mußten, da in Jaslo keine Koſaken lagen. Der Podpulkownik wurde ſogleich bei ihrem Anblick auffallend bleich und zitterte nicht unbedeutend.

„Es iſt kalt im Zimmer,“ ſagte er, ſprang auf und ſtotterte: „Waſſil — mehr Holz in den Ofen und heißes Waſſer“ —

Aber der Feldjäger hielt ihn auf, legte die Hand auf Fedor's Arm und ſagte mit ſtarkem Tone:

„Fedor Iwanowitſch ich verhafte dich als Hochverräther!“

Hierauf wurde der Podpulkownik den Koſaken übergeben, die ihn während der Nacht zu bewachen hatten. Denn der Feldjäger wollte erſt am andern Morgen mit dem Gefangenen nach Warſchau ziehen; nicht etwa um ihn die Nachtruhe noch zu gönnen, ſondern um das Haus zu durchſuchen und die vorhandenen Papiere und Briefſchaften einzupacken und Alles, was ſich ſonſt noch vorfand. So lautete der Befehl.

Als die Koſaken aufgeſeſſen waren und der Feldjäger mit dem Gefangenen in die Kibitka geſtiegen war, ſtand die Dienerſchaft mit traurigen Geſichtern unter der Hausthür und die Einwohner ebenſo betrübt auf dem Platze. Einige alte Weiber vergoſſen ſogar Thränen und riefen ihm Troſtſprüche nach. Es war natürlich, daß dieſe Theilnahme ſich zeigte. Sie wußten, was ſie an dem Podpulkownik beſeſſen hatten; aber ſie kannten den nicht, der ihn erſetzen ſollte. Jener war bequem und ſah durch die Finger; als Erſatzmann, das war vorauszuſehen, wird ein ſtrengerer geſandt werden.

Der Gefangene gab ſich verloren; er wußte, was ihn in Warſchau erwartete. Aus Verzweiflung erkrankte er ſo ernſtlich, daß es unmöglich ſchien, ihn lebendig nach Warſchau zu bringen. Der Feldjäger ſandte einen Koſaken mit der Meldung dahin, daß er ſich genöthig ſehe, mit dem Gefangenen eine kurze Raſt unterwegs zu halten. Ein Kloſter lag einſam am Wege, in welchem noch einige alte Mönche waren. Die Koſaken blieben vor der Mauer in einer verlaſſenen Scheune; die Kibitka lenkte durch das Thor in den Kloſterhof.

Es war ein trüber Einzug. Ein Mönch trat ihnen mit einem Lichte entgegen, deſſen rothqualmende Flamme vom Winde hin und hergeſchüttelt wurde und fragte den Feldjäger:

„Ob er ein Zimmer wünſche?“

Fedor Iwanowitſch, der dies hörte, erwiderte darauf:

„Ein Loch in der Erde“ —

Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging. In derſelben Nacht ſtarb er.

Der Feldjäger requirirte ein Pferd für ſich; weil er ſich nicht zu der Leiche legen konnte, die er in der Kibitka nach Warſchau zu bringen ſich für verpflichtet hielt. Zwei Gründe hatte er dazu. Der erſte betraf ſeine Legitimation. Man hätte ſonſt argwöhnen können, er habe den Gefangenen entweichen laſſen. Der zweite ging ſein Gewiſſen an. Er konnte es nicht verantworten, daß ein orthodoxer Ruſſe mit häretiſchen Gebräuchen beſtattet werde. Dies waren einem Anhänger der ruſſiſch-griechiſchen die Riten der römiſch-katholiſchen Kirche. Dieſe Kirche iſt milder und weiſer. Sie unterſcheidet zwiſchen Häreſie und Schisma. Während jene eine durchaus irrige Lehre befolgt; bezeichnet dieſes nur eine Trennung wegen biſchöflicher Zerwürfniſſe, welche durch ein engherziges Kleben an Aeußerlichkeiten ſich offenbaren, die zuerſt von ehrgeizigen Prieſtern ausgingen, um ihren eigenen politiſchen Zwecken zu dienen. Häreſie trennt für immer; das Schisma bietet Ausgleichungspunkte zur Verſöhnung. *Die Gewalt der Religion über den Menſchen, welche ihn umwandelt und erhebt, iſt ſtärker als die Neigung des Menſchen zu ſeiner Kirche, die ihn blos antreibt ihre Gebräuche gewiſſenhaft zu befolgen.**) —

Als der Feldjäger in Warſchau angekommen war und über ſeine Sendung Bericht erſtattete, ward dieſer mit der kühlſten Gleichgiltigkeit aufgenommen. Die nach Sibirien beſtimmten Aufwiegler und Empörer wurden nun ohne den armen Podpulkownik Fedor Iwanowitſch fortgeſchafft; dieſer aber wie ein dem Blutgericht verfallener Hochverräther unter dem Galgen eingeſcharrt. Friede ſeinem Staube!

---

*) Graf Joſeph de Maiſtre: „Vom Papſte.“

VI.

> Es ſieht in der großen Welt ganz anders aus, als mancher Stubenmann meint, der ſie nur durch ſeine beräucherten Fenſterſcheiben anſchaut oder auf Promenaden geſehen hat.
>
> Carl (Marquis von) Groſſe. 1795.

Wir machen an dieſer Stelle von der Freiheit Gebrauch, die jedem modernen Dramendichter zuſteht. Es iſt ein changement à vue, eine Verwandlung bei offener Scene, die während der Handlung ſtattfindet und allerdings den Theilnehmern an der Darſtellung, einen etwas jähen Sprung ihrer Einbildungskraft zumuthet.

Von Liſt, Verrath, Kampf, Flucht und Verfolgung wenden wir unſere Blicke auf ein glänzend eingerichtetes Boudoir, auf eine hohe weibliche Schönheit, die am Schreibtiſche ſitzt und ſo eben einen Brief ſiegelt. Es iſt Fürſtin Helena, die nach Warſchau gekommen war, um den Ereigniſſen näher zu ſein, in welche ſie ihre unglückliche Nichte verſtrickt wußte und jetzt ihrem Herzen die Erleichterung gewährt, einem Freunde die darin verſchloſſenen Empfindungen vertrauenvoll mitzutheilen.

Ihr Brief war an Albert. In beider Herzen klang das ſüßſchmerzliche

Languente
E gemente

jenes Abends in der Villa zu Florenz, in unendlichen Variationen fort, die gleich harmoniſchen Wellen, zwiſchen ihren weitgetrennten Aufenthaltsorten wogten und ihnen den holdeſten Troſt zuführten. Albert war wieder bei ſeinem Regimente, das in Galizien ſtand. R—kow war auch in Warſchau der treue Begleiter der Fürſtin geblieben.

Er hatte, wie wir wiſſen, längſt das zarte Verhältniß erſpäht und es nicht unterlaſſen können, ſeinen Beobachtungen, wie es in ſeiner Art lag, ſpöttiſche Gloſſen anzuhängen.

„Eine ſolche Liebe in dieſer verwirrten Zeit kommt mir vor, als wollte man ein Lilienbeet in einem Stall anlegen,“ ſo dachte er bei ſich. „Es iſt ſchade um ſie Beide. Die Fürſtin iſt dazu geboren, auf jedem ihrer Schritte eine ganze Aubade von Huldigungen zu empfangen. Der Gegenſtand ihrer Neigung mag ein tapferes Glied in der öſterreichiſchen Armee ſein und tüchtige Fähigkeiten genug beſitzen; aber ſeine Beſcheidenheit verſteckt ſie alle unter die Uniform, die ſo weiß iſt wie ſeine Unſchuld. Ich habe mir alle Mühe gegeben, etwas Bezauberndes oder auch nur Liebenswürdiges an ihm zu entdecken, allein ich mußte mich ſtets mit einem kalten Kompliment zurückziehen, wann ich geglaubt hatte, meine tranchée noch ſo ſtrategiſch angelegt zu haben. Die Geſchichte dauert mir jedoch ſchon zu lange, um mir nicht ernſte Beſorgniſſe einzuflößen. Es iſt keine galante Amourette, die mit der Saiſon erwacht und mit ihr dahinſchwindet. Das iſt eine passion à grandes volées, deren Ende ſich nicht abſehen läßt.“

Der ehrliche Humoriſt täuſchte ſich hier. Das Ende konnte in der That ſchon vorausgeſehen werden. --

„Ich lebte hier,“ ſchrieb die Fürſtin an Albert, „fern von jeder Zerſtreuung, nur einzig der Sorge, mit welcher Maria's entſetzliche Lage mein Herz erfüllt. Meine eigenen Angelegenheiten berührten mich nicht. Was ich über Maria erfuhr, waren nur unbeſtimmte Nachrichten; hierin lag aber gerade der Grund zur Troſtloſigkeit. Beſonders ergriff mich der Gedanke, daß die Inſurgenten ſich in die Wildniß flüchten mußten. Sie wiſſen nicht, welche Schrecken uns Slaven bei dem Gedanken erfüllen. Maria bei den Inſurgenten — in der Wildniß von geiſterhaftem Spuk umgeben; von den hölliſchen Mächten dem ſichern Untergange geweiht! Das erfüllte mich am Tage; dieſe Träume folterten mich bei Nacht. Ich litt entſetzliche Qual. Ich ſah nichts als wild verwachſene Bäume; ich ſelbſt in ihrer Mitte zu einem Baum geworden — zu einem Ungeheuer des Waldes, in welchem ich mich nicht mehr erkannte. — Als ich einſt ermattet eingeſchlummert war, umgaben mich ſcheußliche Fratzen. Der Boden, auf dem ich ſtand, war mit halbverweſten Leichen bedeckt. Die Luft erfüllte ein herzzerreißendes Geſchrei, in das ſich ein fürchterliches Brüllen miſchte. Ich ſah mich in dem undurchdringlichen Walde. Vor mir erblickte ich Maria, mit der ſo eben eine entſetzliche Verwandlung ſich zutrug. Ihre Füße unbeweglich in dem Boden haftend; ihre Kleider wurden Rinde; ihre Arme und Hände zu Aeſten und Zweigen. Mit einem Worte, ſie ward Baum, wie die andern Bäume der Wildniß. Ich fand eine Art von ſeltſamem Troſt darin. Es ſchien mir, als ob ſie durch dieſe Metamorphoſe aller ſie drohenden Gefahren enthoben wäre. Allein bald zogen furchtbare Geſtalten heran und hatten Maria unter den andern Bäumen im Augenblick erſpäht. Einer ſtieg auf ihre Arme, die zu Aeſten geworden waren und hieb ſie mit ſeinem Schwerte ab; ihr Blut floß in Strömen und ein tiefes Seufzen erſcholl, das der Schmerz ihr auspreßte. Es ſchien mir, als ob ſie meinen Namen riefe und ich eilte auf ſie zu. Aber die Phantome traten mir entgegen, als ob ſie auch mich ergreifen wollten. Der Schrecken gab mir Kraft zum Widerſtande und ſteigerte meinen Muth bis zur Tollkühnheit. Dieſe äußerſte Anſtrengung bewirkte, daß ich aufwachte. Ein durchdringender Schrei flog aus der beängſtigten Bruſt und endete dieſe Folter. Meine Kammerfrau eilte herbei und fand mich in Angſtſchweiß gebadet. Derſelbe Traum peinigte mich nacheinander. Ich entſchloß mich endlich, die Nächte wachend im Fauteuil zuzubringen, bis der Schlaf mich, meinem Vorſatze zum Trotze, endlich wieder übermannte und die Schreckniſſe von Neuem ſich mir darſtellten.

„Mein Untergang war gewiß. Ich kam mir ſelbſt unkenntlich vor, wann ich mich im Spiegel ſah. Das einzige Mittel, mich dieſem Zuſtande zu entreiſſen, war, mit der Welt die zerriſſenen Fäden anzuknüpfen und den Ehrgeiz neu zu beleben, mir wieder ſelbſt anzugehören.

„Ich trat in die Geſellſchaft. Man huldigte mir von allen Seiten. Die Salons von Warſchau boten mir die gewählteſte Zerſtreuung. Ich fand, daß die unglaubliche Verblendung der Inſurgenten theilweis Mitleid erregte; ſelbſt bei meinen Landsleuten; allein der Zuſtand des Landes wirkte durchaus nicht ſtörend auf das höhere Leben. Mitunter ſah man wohl einen mit finſterm Geſichte in den Salon treten, den irgend ein beſchwerliches Amt mit den Empörern in nähere Berührung gebracht hatte; allein bald wich die Wolke von ſeiner Stirne, vor dem blendenden Glanze der feinen Sitte und eines geiſtreichen Genuſſes. Selbſt der Chef der geheimen Polizei, dem die grauſame Pflicht auferlegt iſt, den Hinrichtungen beizuwohnen; ein ſonſt ſanfter, liebenswürdiger junger Mann, erholt ſich von ſeinem traurigen Berufe, in der Unterhaltung mit einer reizenden Frau, die ſich entſchloſſen hat, ihn durch ihre Hand zu beglücken und ſein Leben durch ihre Huld zu verſchönern. Sie hofft, daß die Nervenerregungen, denen er bis jetzt ausgeſetzt war, während einer Urlaubsreiſe nach dem Süden verſchwinden werden. Man ſchmähe nicht die ſogenannten Genußmenſchen! N—kow wird mir deßhalb oft zuwider, wann er ſie mit ſeinen derben Ausfällen verfolgt.

„Die anmuthigſte Geſellſchaft findet man in dem Salon des Grafen Antoni. Obgleich Pole, ſteht er mit den erſten ruſſiſchen Familien im innigſten Verkehr. Stets hat er ſich dem Andrängen der Parteihäupter zu entziehen gewußt und eine edle Selbſtſtändigkeit bewahrt. Man ehrt in ihm den warmen Patrioten, der ſich immer conſequent blieb; wann die revolutionären Dünſte auch die ſtärkſten Köpfe einnahmen. Seine Wirkung auf das Volk beſchränkt ſich einzig auf die Wohlthaten, die er den Hilfsbedürftigen angedeihen läßt, die oft nur Hunger und Mangel in den glühenden Schlund der Revolution treibt. Aber ſo ſehr er dieſe haßt, ſo wird er doch von dem Unglück der Opfer ergriffen, die ſie fordert. Wer von ſeinen Bauern, irregeleitet von den Aufwieglern, in den Kampf zog und invalid heimkehrt, erhält eine Verſorgung; eben ſo die Wittwen und Waiſen der Gefallenen. Nicht wahr, mein geliebter Freund, Graf Antoni iſt ein Mann nach ihrem Herzen?

„Seiner Gattin nahe ich mich ſtets mit einer Art von Ehrfurcht, die mehr als das Gefühl umfaßt, welches man hochverehrten Menſchen zu zollen pflegt. Sie ſteht dem Grafen an Edelmuth nicht nach, fügt ihm aber das noch bei, was den ſehr begabten Frauen eigenthümlich iſt. So wenig ich auch davon beſitze, ſo bin ich doch ſo glücklich, die ganze Herrlichkeit ſolcher Naturen im Innerſten zu empfinden.

„Die Gräfin ergreift jede Gelegenheit ihre Laren mit duftigen Blütengehängen zu ſchmücken. Manche ihrer Abende werden zu wahren Kunſtgenüſſen und man vergäße es gänzlich, daß man ſich an dem Ufer der Weichſel, mitten in einem inſurgirten Lande befinde; wenn ſie es nicht unternähme, der Peripetie des ſich in nächſter Nähe abſpinnenden Drama, Rechnung zu tragen, um eine gefahrloſe Erregung der Gemüther zu bewirken, indem die mächtigen Ideen der Zeit auf äſthetiſchem Wege in die Unterhaltung übertragen werden.

„Hierzu bietet ihr in dieſem Augenblicke die Anweſenheit einer franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft die willkommenſte Gelegenheit. Die Leute ſind trefflich eingeübt; die erſten emplois vorzüglich; die jeune première iſt eine Schülerin der Rachel. Die Gräfin iſt eine begabte Dichterin, die ſchon mehrere ihrer Stücke in polniſcher Sprache mit Glück hat aufführen laſſen. Nun hat ſie vor Kurzem eines in franzöſiſcher vollendet, das ſie „drame politique“ betitelt hat.

„Es wurde an einem der letzten Abende von den Franzoſen, auf einem improviſirten Theater, in dem Salon der Gräfin gegeben. Die Wirkung war unbeſchreiblich und ich erbat mir nach der Vorſtellung das Manuſcript, um für Sie, lieber Freund, eine Stelle daraus abzuſchreiben. Von dem emphatiſchen Vortrag der Franzoſen und der dadurch erzielten Wirkung vermag ich freilich nicht Ihnen einen Begriff zu geben.

„Die Inſurgenten ſind in dem Stücke in einer verzweiflungsvollen Lage; ihr Anführer hat von dem ruſſiſchen Befehlshaber einen Waffenſtillſtand begehrt. Dieſer, ein edles Soldatenherz, hat endlich in eine Zuſammenkunft gewilligt. Das iſt die Scene und hier die Stelle. Der ruſſiſche General ſpricht:

„Ihr unterlieget unſ'rer Macht. Umzingelt
Sind eu're Wälder. Morgen ſchon vielleicht

Sinkt dein unſelig Volk, das irrgeleitete,
Verblutend in die Kluft der Sklaverei,
Aus welcher nichts es mehr erlöst. Du magſt,
Wann du zum Richtplatz gehſt, es dann beweinen
Drum höre an des Feindes Wunſch und Rath;
Es ſteht bei dir, dich dennoch zu verderben.
Wirſt du gefangen, kann dich nichts erretten;
Dein Name iſt bei uns verfehmt; in ihm
Sah man allein die Stütze der Empörung.
Ich achte deinen Muth; die Menſchlichkeit
Sie übertönt in dieſem Augenblick
Die Forderung des Rechts Ich will dich retten.
Ein einzig Wort von dir, kann es bewirken —
Dich retten und dein Vaterland zugleich.
Legt eu're Waffen nieder und es werden
Nicht Wittwen mehr und Waiſen troſtlos weinen;
Ein mächt'ger Kaiſer nimmt ſich ihrer an.
Nicht Waffenſtillſtand, Frieden laß' uns ſchließen!
Die Flammen eu'rer Städte heiſchen es.
Das Herz erbebt im Buſen jedes Menſchen;
Ob Ruß', ob Pole — Brüder laß' uns ſein!
Wirf hin das Trugbild, Freiheit! Friede ſei!

Der Inſurgentenführer.

Ich achte auch die Tugend in dem Feind;
Allein zu oft ſchon wurden wir getäuſcht.
Wir haben ſchon ſo viel gelitten, daß —

Sofern wir uns ergeben — die Verzeihung
Eu'r Mitleid uns gewähren kann. Allein
Ich weiſe dieſes Mitleid ſtolz zurück.
Mir gilt die Niederlage mehr, zu ſterben,
Die Waffen in der Hand! — Haſt du ein Herz,
Theilnehmend für das Unglück and'rer Menſchen,
So ſage mir, weßhalb beut'ſt du die Hand
Dem Kaiſer, um in Feſſeln uns zu ſchlagen?

Der ruſſiſche General.

Weil ich der wahren Freiheit alſo diene.
Die iſt es nicht, die ſich von Tugend trennt;
Die Erbin unerhörter Gräuelthaten.
Der Name Freiheit wird durch ſie geſchändet. —
Die wahre Freiheit hetzt die Völker nicht
In wilder Wuth zu Kampf und Blutvergießen.
Von Frankreich, wo ihr Afterbild erſtand,
Ward es getragen hin in alle Lande.
Der Ruf: die Freiheit lebe! macht erbeben,
Denn er ertönt, wo Mißbrauch herrſcht und Willkühr.
Ich kämpfe für die Freiheit, die beglückt,
Und Ruhm auf ihre Streiter niederſtralt.
Sie iſt allein die Frucht der Monarchie.
Der Fürſt, er iſt der Vater ſeiner Völker.
Ihr nennet ihn Tyrann, weil er ein Herrſcher;
Doch ſprecht: wie viel Tyrannen zählt denn ihr?

Die ſich zuerſt vertilgen unter ſich,
Bis ſie an des Monarchen Thron ſich wagen.
Die Freiheit, die ihr bringt, ſie thronet ſtolz
Auf dem Schaffot, ihr Scepter iſt der Dolch,
Man henkt und würgt in Warſchau und es ſchleicht
Der Meuchelmord blutgierig in den Häuſern.

Der Inſurgentenführer.

So weit iſt es gekommen, daß der Feind
Die Hand uns bieten will, als Freiheitsbringer!

„Die letzten Worte machten eine ſchauerig unheimliche Wirkung. Es liefen in Warſchau Gerüchte von geheimnißvollen Mordthaten umher, die man einer revolutionären Politik zuſchrieb. Bisher waren ſie nur an Menſchen vollzogen worden, die man kaum dem Namen nach kannte. Erſt als man nach ihnen forſchte, wurde etwas von dem Dunkel aufgehellt, das ſie umgab. Es hieß, ſie ſeien ruſſiſche Spione geweſen.

„So, mein lieber Freund geht es bei uns in Warſchau zu. Ich glaube nicht, daß hier ein Ausbruch zu fürchten ſei. Wir ſind ſtark und wachſam. Es ſchlagen hier noch viele Herzen für den Kaiſer, die jede Empörung haſſen und über Arme gebieten, ſie zu bekämpfen.“ — —

VII.

Da ew'ger Sieg der Wahrheit nur beſchieden,
Führt, löst ſich einſt der Kampf durch höh're Waltung,
Der langen Spaltung Schmerz zu feſter'm Frieden.
J. F. H. Schloſſer.

Das Band, welches Fürſtin Helena an Albert knüpfte, war mehr als ein freundſchaftliches. Sie nannte ihn in ihren Briefen „Freund,“ wie es ihr der höhere Umgangston allenfalls geſtattete; allein mit vollem Rechte hätte ſie an ihn „Geliebter meiner Seele“ ſchreiben dürfen. Der Unterſchied des Ranges wäre der hochgebildeten Enkelin eines alten Bojarengeſchlechtes nicht hinderlich geweſen, Albert ihre Hand zu reichen. Sie war von Niemand abhängig; gänzlich frei in der Wahl eines Gatten.

Aber die Ehe war ihr das große Sacrament der Chriſten und ſie vermochte nicht den Gedanken zu faſſen, daſſelbe zu verläugnen und ihre Ehe auf jenen ſchmählichen und traurigen Standpunkt zu begründen, der von der Kirche nie und nimmer gebilligt werden darf, ſo ſehr ſich auch moderne Verirrung, die ſich den „Geiſt der Zeit“

nennt, dagegen waffnen mag. Das Gebot der Kirche ſchilt dieſer Geiſt Tyrannei, obgleich es nur noch allein den Schutz der chriſtlichen Familie bildet, und die Rechte aufrecht erhält, welche das Evangelium beiden Gatten und ihren Kindern verleiht.

Fürſtin Helena war eine getreue Tochter ihrer Kirche. Sie war für ſie die einzig rechtgläubige bis jetzt geweſen und ihre Hand durfte ſie nur einem Manne reichen, der wie ſie ſelbſt, rechtgläubig war. Sie und Albert knieten zu den Füßen des Gekreuzigten mit gleicher Innigkeit; ſie riefen Beide die Heiligen um Beiſtand und Fürbitte an; Beide erhofften ihr Heil von den Wunden Chriſti; aber dennoch erhob ſich eine ſchroffe Wand vor ihren zärtlichſten Wünſchen.

Helena hatte mit der Muttermilch einen Haß gegen die katholiſche Kirche und ihr weltliches Oberhaupt in Rom, eingeſogen. Man hatte ſie ihr als den Inbegriff der Ketzerei dargeſtellt und ihre erſte Jugend ſchon zugleich mit den Ammenmährchen, mit allen Fabeln genährt, welche erfunden wurden, um jene Benennung zu rechtfertigen und den Haß zu verſtärken. Als ſie in reifern Jahren dann das ſogenannte „Steuerbuch, das Schifflein der Kirche zu lenken," in die Hand bekam, wurzelte das früher gehörte nur feſter in ihrem frommen, wahrhaft gotterfüllten Herzen.*)

Mit Entſetzen erfüllte es ihr Gemüth, als ſie in jenem, in ſo großem Anſehen ſtehenden Buche, die Anklagen fand, die gegen die Katholiken erhoben wurden. Sie haben keine Heiligenbilder in ihren Kirchen, nur das Crucifix — ſo hieß es dort; ſie nennen die Mutter des Herrn nicht Gottesgebärerin, ſondern blos heilige Maria; ſie eſſen alles Unreine; die Biſchöfe entſühnen die Sünder, indem ſie dieſelben mit Oel ſalben; ſie bekreuzen mit der Mitte des Daumens ihr Angeſicht; ſie verkürzen die Faſten um eine Woche; ſie ſingen vom Aſchermittwoch bis Oſtern kein Allelujah und verſtecken das mit einem Tuch verhüllte Kreuz während der heiligen Faſten an einem dunkeln Ort, bis ſie es erſt am Charſamſtag hervorholen und dabei wieder Allelujah rufen. Endlich, die Communion beſtehe bei ihnen darin, daß der die Meſſe leſende Prieſter, den, der communiciren will, küßt und dieſen Kuß erkennen ſie als Communion u. ſ. w.

---

*) Kormczaia kniga: „Das Kehrbuch," nach Kopitar.

Das wären allerdings — ſelbſt wenn Alles wahr wäre — nicht ſo himmelſchreiende Anklagen, welche eine Wiedervereinigung beider Kirchen in Ewigkeit nicht zuließen!

Allein es ſind tiefer gehende Riſſe, welche beide Bekenntniſſe ſcheiden und große Kämpfe unter den Theologen hervorriefen, die im ſiebenten Jahrhundert ſchon begonnen, durch viele Jahrhunderte fortdauerten. In erſter Reihe die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, in der Abweichung der griechiſchen Kirche, daß der heilige Geiſt vom Vater allein ausgehe. Sodann der Streit wegen des geſäuerten und ungeſäuerten Brodes. Es würde in der That zu weit führen, den Gegenſtand hier mehr als oberflächlich erwähnen zu wollen. Es iſt einer von denen, die man nicht vorſichtig genug berühren kann. Es liegt etwas Geheimnißvolles in ſolchen Erörterungen, für welches der gewöhnliche Leſer, wie man ihn bei einer Unterhaltungsſchrift ſtets vor Augen haben muß, nicht gehörig vorbereitet iſt, um daraus Nutzen für ſich zu ziehen. Einer oder der Andere könnte vielleicht in ſeiner Weisheit ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn er von ernſten Kämpfen über Streitfragen läſe, die ſeinem profanen Geiſte unbedeutend und müſſig erſchienen, obgleich ſie doch Alle ſich auf das Myſterium des gekreuzigten Gottes beziehen. —

Im vertraulichen Umgang mit Suſanna, der Gemalin Antoni's, führte das Geſpräch beide Damen auf dieſes Feld. Es ſtand ihnen dabei nicht der Scharfſinn gelehrter Theologen zu Gebot und ihre Streitigkeiten bewegten ſich in den beſcheidenſten Gränzen. Es war das ſtete Herüber und Hinüber einer zwar begeiſterten Glaubensfähigkeit, die jedoch durch eine dilettantiſche Handhabung der nur ſpärlich gegebenen Mittel, es bei dem andern Theil nicht vermochte, die eigene Ueberzeugung zum Siege zu verhelfen.

Die Gräfin Suſanna ſah ſich nach einem Beiſtand um. Sie zog ihren Almoſenier, einen gelehrten Prieſter, in die Unterhaltungen, die ſie mit ihrer ruſſiſchen Freundin pflegte. Auf dieſe Weiſe gelangte ſie zu einem mächtigen Uebergewicht. Helena erhielt jetzt unter der Form geſelliger Geſpräche, eine tief eingehende Unterweiſung. Der Prieſter verſah ſie mit Büchern, die ſie eifrig ſtudirte. Sie ward dadurch zurückgeführt auf die erſten Anfänge des Chriſtenthums in Rußland, auf jene Bekehrungsverſuche des heiligen Bonifazius, der, angefeuert durch das Beiſpiel eines andern Bonifazius, des Apoſtels der Deutſchen, die erſten Keime des Evangeliums nach Rußland trug und dort die Martyrerkrone erwarb. Was er verkündete, war die reine Lehre der ewigen Wahrheit; unverfälſcht und treu; nicht beengt und verdunkelt von der ſpitzfündigen Haderſucht der ſpätern Schismatiker. Sie las von den gotterfüllten Predigten des heiligen Bernhardin von Siena und deſſen Ausſpruch hallte unaufhörlich in ihrem Herzen wieder: daß das Eine und Einzige, nicht Hader und Zwiſt, ſondern nur die Liebe ſei. Hier die ausharrende Liebe; Jenſeits die Ewigkeit der ſeeligen Liebe. Ohne es ſelbſt noch zu wiſſen, hatte ſich der Ausſpruch des heiligen Auguſtinus bald an ihr vollzogen: daß diejenigen, welche zu ihrer falſchen Meinung nicht durch die Verwegenheit ihres eigenen Dünkels gelangt ſind, ſondern ſie von ihren, dem Irrthum verfallenen Eltern ererbt haben und die Wahrheit ſuchen und ſobald ſie ſolche gefunden, ſich von dem Irrthum loszuſagen bereit ſind, nicht den Häretikern beigezählt werden können.

Durch andere Schriften gelangte Helena zur Anſchauung von der politiſchen Wichtigkeit der ruſſiſchen Kirche, die ſie auf Eroberung hinweiſt und ſich dazu aller Mittel bedient. Mit einer Eroberungspolitik konnte ſie jedoch die Liebe des Evangeliums nicht vereinigt ſich denken; während ſie dies Ziel im katholiſchen Miſſionswerke, dem die Idee einer die ganze Menſchheit umfaſſenden Kirche, gleichfalls zu Grunde liegt, offen zu Tage treten ſah. Es erfüllte ſie mit Schmerz, daß die Wirkſamkeit der Miſſionäre nie von ihr mit Aufmerkſamkeit noch beobachtet wurde und ſie nahm ſich vor, ſo bald ſie wieder im Auslande wäre, es zu thun, da die Gränzen Rußland's kein Miſſionär überſchreiten durfte.

Die Zweifel an der göttlichen Vocation des Primats des heiligen Petrus, in ſeinen Nachfolgern den Päpſten, ſchwanden nach und nach: während ſie ſich mit dem Reſte ihrer orthodoxen Anhänglichkeit vergebens bemühte, eine ähnliche Vocation, der vom Kaiſer ernannten, dirigirenden heiligen Synode der ruſſiſchen Kirche zuzuſchreiben.

Aus dieſen ernſten Denkübungen entwickelte ſich ganz unvermuthet eine eigene Stärke, die bald zu einer gewaltigen Willenskraft wurde. Sie fühlte zum erſten Male in ihrem Leben die Macht des Glaubens, die einen unnennbaren Zauber auf ſie übte. Bis jetzt hatte ſie von dem religiöſen Glauben nur das Ceremoniel beſeſſen und den ſocialen Glauben mit jenem verwechſelt.

Sie hatte den Briefwechſel mit Albert einige Zeit unterbrochen. Allein noch ehe ſie die entſcheidende Wirkung an ſich verſpürte, ſchrieb ſie ihm:

„Mein ganzes Daſein hat ſeit einiger Zeit eine höchſt merkwürdige Veränderung erfahren. Wie reichhaltig iſt das Leben, wenn man zu leben verſteht; welche friſche Seiten deſſelben offenbaren ſich uns, wenn wir uns nur bemühen wollen, nach ihnen zu forſchen. Können Sie ſich es denken, wie ich allen Ernſtes mich Forſchungen überlaſſe, zu denen mir neue, früher ungeahnte Quellen erſchloſſen wurden? Mich in dem Studium der Kirchengeſchichte vertieft zu ſehen, nach Aufſchlüſſen ringend, mit Zagen erwägend und bei jedem weitern Schritte, der mich vorwärts führte, von heiligem Abſcheu ergriffen, zurückſchaudernd?

„Ich ſtieg hinan bis zum neunten Jahrhundert, in welchem Photius Patriarch von Konſtantinopel wurde und ſich von dem Primat des Papſtes losſagte, bis zu Cerularius, der zu Ende jenes Jahrhunderts, dieſe Trennung für immer begründete. Ich leſe jetzt über dieſe Dinge die parteiiſchen Darſtellungen der Gegner mit einer glühenden Neugierde, die Gott mir verzeihen möge. Alles was der römiſchen Kirche von der orthodoxen vorgeworfen wird, läugnen ſie und wälzen allen Schimpf, den nur der Haß eingeben kann, auf unſere frommen Männer, welche doch die Wahrheit ſelbſt ſind. Ich begreife es nicht, daß noch kein Ruſſiſcher Prieſter es der Mühe werth hielt, die abendländiſchen Chriſten von der Unwahrheit ihrer Anſchuldigungen zu überzeugen.

„Die Veranlaſſung zu dieſer allzu ernſthaften Lectüre, gaben Geſpräche, die ich mit der Gemalin Antoni's pflege, in die ſich jetzt ein drittes Element miſchte, das mir bald läſtig zu werden anfing. Ihr Almoſenier nehmlich, ein gelehrter Pole, voll Bekehrungseifer wie ein Jeſuit, nimmt Theil an unſern Unterhaltungen und ſucht ſeine Kunſt, Andere für ſeine religiöſe Anſchauung zu gewinnen, auf mich anzuwenden. Allein ich halte ihm Stand. Um mich gegen ihn zu waffnen, mußte ich jedoch nach Büchern greifen, die mehr enthielten als das kormczaia kniga, und wie es mir ſchien, den Gegenſtand gründlicher auffaßten.

„Als ich an die Wahl der Bücher ging, fehlte es mir jedoch an den nothwendigſten Anhaltspunkten und ich war in der traurigen Lage, meinen Gegner ſelbſt um Auskunft zu bitten. Die einzige Vorſicht, die ich nehmen konnte, beſtand allein darin, mit allem Aufgebot des mir verliehenen Scharfſinns, mir meine eigene Kritik zu bilden.

„So viel iſt gewiß, die Ruſſen blieben zu allen Zeiten ihrem Glauben treu; was die abendländiſchen Chriſten von ſich nicht ſagen können. Wie kräftig bewährte ſich unſere Haltung der Ausbreitung der Proteſtanten gegenüber! Melanchthon und die deutſchen Profeſſoren verſchwendeten ihre Bemühungen umſonſt. Clerus und Volk in Rußland wieſen ſie zurück. Ein gleiches widerfuhr den Umtrieben der Calviniſten.

„Ich führte dies Ergebniß meiner Lectüre dem Herrn aûmonier zu Gemüthe und er geſtand mir dieſen Vorzug ein, es tief beklagend, daß die Kirche, welcher er angehört, gleichwie in Deutſchland ſo auch in Polen, eine ſolche Kraft nicht beſeſſen habe. Dabei aber bemerkte er, daß in den ruſſiſchen Streitſchriften, die bei jener Gelegenheit erſchienen ſind, auf eine wunderbare Weiſe eine Uebereinſtimmung mit der römiſchen Kirche hervortrete, aus welcher er die Ueberzeugung ſchöpfe, daß dereinſt durch die Gnade Gottes, die Vereinigung beider Kirchen, unter dem Primat des Nachfolgers des heiligen Petrus ſtattfinden könne und werde.

„Ich fand keine Urſache ihm dieſen frommen Wunſch durch Widerſpruch zu ſchmälern.

„Wundern Sie ſich nicht, an einem ſolchen Punkt mich angelangt zu ſehen?“ — —

Ehe die Fürſtin dieſes Schreiben abſandte, überlas ſie es noch einmal und fühlte es deutlich, daß ſie bei der letzten Frage erröthete. Verwirrt fragte ſie ſich:

„Und wenn ich nun mir ſelbſt dieſe Frage zur Beantwortung vorlegte, was könnte ich ſagen? Ich müßte ausweichend mir die andere Frage ſtellen: Wie entſtand in mir dieſe innige Freundſchaft für einen Mann, den ich nur kurze Zeit kennen lernte? Meine Jugendjahre blieben ohne eine ſolche Erfahrung und mein reiferes Alter hätte mich ähnlichen Verſuchungen für immer überheben ſollen. Mit einer früher nie gekannten Sorgloſigkeit überließ ich mich dem Umgange mit Albert und fand, daß er allein meine Stellung, die ich zur Geſellſchaft einnahm, richtig begriff. Er bot mir ſeinen Schutz, wann die Welt mich grauſam beurtheilte. Er erhob mich durch ſeine einfachen Worte, wann ich bitter gekränkt, mich von Allen zurückzog. Er wetteiferte mit N—kow in Wahrheit und Treue; allein er war milder als der. Er war aber auch tapfer und lehrte auch mich, es zu ſein. „Sie hatten ganz recht, als ſie geſtern ſo glühend den Verläumdungen widerſprachen, die böſe Zungen in ihrem Salon ausſtreueten,“ ſagte er dann, „allein ſie dürfen nun nicht boudirend von der Welt ſich zurückziehen. Sie müſſen nun ſelbſt den feindlichen Giftpfeilen ſich muthig gegenüber ſtellen, um getroffen zu werden. Ich werde ihnen zur Seite ſtehen!“ Ich wäre keines edeln Gefühles mehr mächtig, wenn ich es nicht als wohlthätige Fügung des Himmels erkennen würde, die Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes gemacht zu haben. Was ich für ihn empfinde iſt die reinſte Liebe. Ich lernte dieſe

Leidenſchaft zuerſt durch ihn kennen. Sie iſt zugleich mit einer Art von furchtſamer Scheu verknüpft; nicht jene, die man empfindet, wenn man ſich eines offenen Geſtändniſſes vor ſich ſelber ſchämt; ſondern die, welche derjenige einflößt, dem man das Recht des Urtheils über unſere Handlungen zugeſtanden hat.“ —

Der Fürſtin war es wirklich, als ob Albert ſtets bei ihr ſei, ein unſichtbarer Zeuge alles deſſen, was ſie unternahm. Jeden Augenblick fragte ſie ſich: „Was wird er wohl von mir denken?“ Sie war nun ſchon lange ſich ſelbſt überlaſſen. Unruhvoll war die Gegenwart; Alles harrte auf irgend eine Kataſtrophe; Helena war, durch den krankhaften Wahn ihrer Nichte, mitten in die wilde Bewegung gerathen und was ſie hier ſah und erfuhr, drängte ſie dazu, an die eigene Rettung zu denken.

Nur bei Albert war es möglich ſie zu finden. Sie wußte es, daß auch er ſie unendlich liebte und ſie war entſchloſſen, die Tiefe ganz zu ergründen, die ſie noch allein von einer geheiligten Verbindung mit ihm trennte. Mit Unterwerfung und Vertrauen ergab ſie ſich in die ernſte Prüfung.

VIII.

Albert fand ſich in der Unthätigkeit, zu welcher ihn für den Augenblick noch der Dienſt verurtheilte, beglückend belebt bei dem Empfang dieſer Mittheilungen. Allein ſchon fing die Inſurrection an, ihre Schlammwellen über die öſterreichiſchen Gränzpfähle hinaus zu wälzen und jeder Tag konnte ihn ſeiner blutigen Beſtimmung entgegenführen. Seine Briefe an Helena wurden offener. Er ſprach es mit Zartheit aus, welche Hoffnung er an die Ergebniſſe ihrer Studien knüpfe. In ſeinem letzten Briefe meldete er ihr, daß die Marſchordre ſchon ausgefertigt ſei, die ihn von Krakau vorläufig nach Podgorze verſetze, um mit dem öſterreichiſchen Truppencorps, dem ſein Regiment angehöre, der ruſſiſch-polniſchen Gränze näher zu ſein.

„Mein Glück fängt an ſich zu trüben," ſchrieb ihm die Fürſtin. „Soll denn kein Glück davon ausgenommen ſein? Ich bin trauerig bis zum Tod. Bei'm heiterſten, wärmſten Himmel, werde ich von Froſt geſchüttelt. Ich fühle es ahnend, daß uns auf lange Zeit eine grauſame Trennung beſchieden iſt. Ich zittre nicht für ihr Leben, wenn ich ſie dem Feinde gegenüber ſehe. Ich bin nicht feig und meine Angſt entſpringt nicht aus einem Mangel an Kraft und Muth. Ich würde, wenn es anginge, jede Gefahr mit ihnen theilen. Ich müßte vor Schaam vergehen, wenn ich in ihrem Blicke einen Zweifel darüber leſen würde. Aber ich verwünſche die Revolution, welche den Menſchen ſolche Pflichten auferlegt und zu ſo großem Elende verdammt. Ich bin ſo weit gekommen, daß ich alle Hinderniſſe, die ſich mir früher entgegenſtellten, jetzt nicht mehr für unüberſteiglich halte. Die gelehrte Beredſamkeit des katholiſchen Prieſters hat mich davon überzeugt. Mein Herz öffnete ſich ſchon der beſeeligendſten Hoffnung. Der

Kampf iſt entſchieden; er führte mich zum Siege; meine Liebe iſt von allen Zweifeln befreit. Ich bedarf jetzt nur einer Stütze auf Erden; im Himmel bin ich derſelben gewiß.

„Mit Beſchämung geſtehe ich es, daß es ein einfältiger Stolz war, der mich erfüllt hatte. Ich las einmal vor langer Zeit, daß ein berühmter engliſcher Arzt, der in der Behandlung der demüthigendſten unſerer Krankheiten ſeinen speciellen Beruf ſuchte, geſagt habe: „die Narrheit des Stolzes habe allein ſeiner Kunſt widerſtanden." Ich darf ſagen, daß der beſte Arzt für alle unſere Leiden, die Gnade Gottes, mich davon befreit hat. Ich bin durch ein Wunder geheilt; denn dasjenige, welches man Bekehrung nennt, übertrifft alle Andern. Im Bekehren liegt der größte Beweis von der Kraft Gottes." —

In Albert ſteigerte dieſes Schreiben ein Gefühl ſanften Entzückens, einer baldigen innigen Vereinigung. Selbſt in der Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht empfand er nun einen neuen höhern Genuß. Es war nicht die freudige Beruhigung über die kommenden Stunden; nicht die Gewißheit ihres glücklichen Ausgangs; aber es war der himmliſche Troſt an einem unzertrennlich Verbundenen, in jedem bevorſtehenden Ungemache eine ſtützende Theilnahme zu finden. Die Briefe der Fürſtin waren Verheißungen unwandelbarer Entſchlüſſe.

In Warſchau waren indeß die Zuſtände immer beängſtigender geworden. Was früher nur als Gerücht umlief, nahm Form und Geſtalt an in fürchterlicher Weiſe. Die Drohbriefe an angeſehene Perſonen in die Paläſte geſtreut, mehrten ſich täglich und oft unmittelbar folgte Meuchelmord der Drohung. Man zweifelte nicht mehr an dem Vorhandenſein eines geheimen Tribunals, einer Vehme, die nach unvernehmbaren Richterſprüchen den Dolchſtoß führte. Allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen Hohn ſprechend, waltete eine barbariſche Wuth, wie ſie in keiner Zeit der grauſamſte Tyrann geübt hatte. Alle Ordnung war bedroht gänzlich vernichtet zu werden; der Untergang der beſtehenden Geſellſchaft ſchien von den unſichtbaren Henkern beſchloſſen zu ſein. Es war mithin die Reihe an die Träger der ausübenden Gewalt gekommen, mit unerbittlicher Strenge gegen dieſe Frevelthaten Gerechtigkeit zu üben. Die bedroheten Bürger der Hauptſtadt fleheten ſelbſt ſie darum an. Allein es war nicht leicht mit dem Nichts einen Kampf auf Tod und Leben einzugehen. Wo waren ſie zu finden, die Meuchelmörder? Hier wollte man einen Verdächtigen in einen Palaſt ſchleichen geſehen haben, den man nicht wieder herauskommen ſah; dort entfloh ein Menſch in eine enge Gaſſe, als eben vor einem Portal ein Mord vollzogen ward. Aber Niemand wußte nähere Auskunft zu geben. Die Verdächtigen waren ſtets ſpurlos verſchwunden, ehe Einer daran gedacht hatte ſie aufzuhalten. Die Ermordeten lagen da, immer auf den Tod getroffen und faſt immer durch denſelben ſicher geführten Stoß. Dieſe entſetzliche Uebereinſtimmung ließ auf Gewohnheit und Uebung ſchließen. Oft fand man neben den Leichen Zettel mit neuen Drohungen an irgend eine hochgeſtellte Perſon gerichtet. Kein Stand, kein Amt gewährte Schutz vor den Unſichtbaren. Die beſten und treueſten Männer, welche ſich mit Kraft dem Umſichgreifen der Revolution widerſetzt hatten, waren am meiſten bloß geſtellt.

Der Macht, die ſich auf das Geſetz beruft, ſtand nur ein Gegenmittel zu Gebot. Gräuel mußten mit Gräuel vertrieben werden. Das Schaffot wurde in Permanenz erklärt; Knute und Galgen wurden täglich verhängt. Alles Verdächtige verfiel der Strenge des Kriegsgeſetzes, welches ja eigentlich in einer Aufhebung der ordentlichen Geſetze beſteht. So arbeitete dann eine Geſetzloſigkeit gegen die Andere und das Ergebniß mußte ein furchtbares ſein.

Den Richtplatz umgiebt jedoch etwas Großartiges, welches das Volk immer wunderbar packt. Das Schwert, das blitzend durch die Luft fährt, um das Haupt des armen Sünders zu treffen, zieht gleichſam einen lichten Schein um dasſelbe, das ihn für die Maſſen zum Martyrer ſtempelt. Wer wollte es läugnen, wie ſehr politiſche Hinrichtungen Menſchen und ihren Ruhm vergrößern können! Von den Grafen Horn und Egmont bis zu Robert Blum, welche Reihe bedeutenderer oder unbedeutenderer Namen? Und all dies Blut dient aber nur dazu, die revolutionären Ideen neu zu befruchten und ihren Samen weiter und weiter hinzutragen. Die Tyrannen, heißt es, morden blos aus Furcht, aus dem Blute eines jeden Hingerichteten erſtehe ein Rächer und ein neuer Martyrer.

„Das Schaffot zeugt ſeine Kinder,“ ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller. Eine lange Reihe hatte es in den letzten Wochen beſtiegen. Polniſche Fürſten, Grafen, Ritter hoher Orden, hohe Militär- und Civilbeamte. Titel und

Verdienſte, die mit dem Tode verſchwinden und die nicht werth ſind, daß die Geſchichte ſie erwähnt. Aber der Tagesgeſchichte gehörten ſie an. Das Volk in den Straßen ſprach von ihnen mit Rührung; die Klage erſchallte zwar nur dumpf, aber ſie verwandelte ſich in lauten Hohn, wenn der neue Morgen die Kunde verbreitete, daß Einer von denen, die das Urtheil über den polniſchen Patrioten gefällt oder ihn den Ruſſen verrathen hatte, dem Dolche der unſichtbaren Rächer als Opfer gefallen war. Solche Aeußerungen bahnten auch dem gemeinen Manne den Weg zum politiſchen Marterthum. Eine Kette von Gräueln, die ſich nimmer ſchließen wollte.

Die höhere Geſellſchaft machte nur noch vergebliche Anſtrengungen ſich über die Gefahr des Augenblicks mit allen ihr inwohnenden Mitteln zu erheben.

Gewaltſamer Tod drohete Allen. Eine Batterie ſtürmen war vielleicht minder gefährlich, als ruhig in der Hauptſtadt zu leben. Die ſogenannte Staatskunſt arbeitete, einer gewaltigen Schmiede vergleichbar, die ſpröden Metalle aneinander zu ſchweißen. Die Funken ſprüheten, die Schläge fielen, die Eſſe krachte. Vergebens!

Viele dachten daran, aus Warſchau zu fliehen. Täglich mehrten ſich jedoch die Schwierigkeiten, es zu können. Fürſtin Helena wollte ihre Freundin, Antoni's Gemalin, nicht verlaſſen und dieſe konnte es nicht dahin bringen ihren Gatten zur Abreiſe zu bewegen, von dem ſie ſich nicht trennen wollte. Mehr als je wandte ſie ſich Andachtsübungen und andern frommen Werken zu, an denen Helena mit ganzer Seele ſich betheiligte.

Glanz und Vergnügen ſuchte man vergebens. Die Säle der Vornehmen ſtanden verödet. Die jüngern Genußmenſchen wandten ſich an die Erfahrenen mit der Frage: „Wo amüſirt man ſich noch am Beſten auf der Erde?" Und dorthin ſteckten ſie ſich ihr Ziel, dem ſie mit unaufhaltbarer Haſt zueilten.

Man ſah mit Schrecken wohin unüberlegte Projecte geführt hatten. Von glühenden, verzehrenden Wünſchen des Ehrgeizes war man zu gänzlicher Vernichtung, zu einer nie zu ſühnenden Reue gelangt. Mit einem Schritte war dieſes unerwartete Ziel erreicht worden. Das Glück, von dem man geträumt hatte, war wie der Rauſch einer in Sinnlichkeit verſchwelgten Nacht verflogen und ließ nun nichts als das Gefühl eines unbefriedigten Zornes zurück.

Da kamen ernſte Gemüther zur Beſinnung. Sie hatten jetzt einſehen gelernt, daß alle ehrgeizigen und hochfahrenden Wünſche niemals erfüllt, aber ſtets abgebüßt werden. Im Sturme erſt, wann die Blätter Stück für Stück auf die Erde fallen, wird der Menſch es gewahr, wie viele friedlich duftende Blüten Gott auf das Haupt eines jeden, ſelbſt des Aermſten, ausgeſchüttet hat.

IX.

Dem Blinden kann ſich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt;
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er ſoll ihn allein hier finden.
Achim von Arnim.

Wir ſehen ein elendes Fuhrwerk auf dem holperigen Knüppeldamm aus dem Walde biegen. Auf dem Stroh liegt, in einen kurzen Pelz gewickelt, ein ſchwer Verwundeter. Neben ihm ſitzt ein junger Mann, der mit dem Finger nach einem weitläuftigen Gebäude zeigt, das ſich etwa auf Schußweite, oder wie man im Lande ſagt — ſo weit als man den Hund bellen hört — vor den Blicken ausdehnt. Der Bauer, der die Pferde lenkt, hatte es eben dem jungen Manne als das Schloß des Grafen Boleslaw M—ki bezeichnet.

Der Verwundete hört es theilnahmlos und hält die Augen geſchloſſen. Sein ſchlanker Körper liegt zuſammengekrümmt; die Wunde iſt es nicht allein, die auf ihm laſtet. Sein Muth iſt gebrochen. —

Der Schimmer der Abendröthe erſtarb ſchon auf der Ebene, die ſich bis an die jenſeitigen Berge erſtreckte, deren Häupter noch davon erglüheten. Ein kalter Wind, der eine ſtürmiſche Nacht verkündete, rauſchte einher; den jungen Mann auf dem Wagen durchſchauert es; der neben ihm liegende Kranke zeigt auch jetzt keine Empfindung

Vor langen Jahren mochte wohl ein friſches Leben in Boleslaw's Schloſſe ſich bewegt haben, das jetzt ſein hohes Dach in die Luft ſtreckt und daliegt wie ein Todtes; ſtumm, vereinſamt, verlaſſen, herrenlos, faſt grauenhaft.

Hier hatte einſt der Verwundete ſeine Jugend unter den Augen ſeiner Mutter verträumt. Von hier aus unternahm er ſeine früheſten Ausflüge Dann war er nicht mehr dahin zurückgekehrt; er war allein geblieben — ohne Mutter, ohne Genoſſen, gleich einer Waiſe, welche eine alte Erbſchaft anzutreten hat, die ſie aber nur im ſteten Kampfe zu erringen ſtreben muß. Ungezügelt, ungeſtüm war er umhergeirrt, wie ein toſender Gießbach bald, dann wieder wie ein Quell, der im glühenden Sande der Wüſte erſtirbt. Seine Tugend, die Schätze ſeiner Ahnen, Alles wurde verſchwendet um trügeriſche Hoffnungen dafür einzutauſchen. Eine frevle Unbeſtändigkeit hatte an ſeinem Mark gezehrt. Ein bitterer kalter Zweifel ihn beherrſcht. Er war vom Geiſt der Zeit, der alle Keuſchheit der Seele zerſtört, ergriffen worden; nur das Gefühl der Ehre in ihm trotzte noch allein den Angriffen des ätzenden Schlammes.

Als ſie vor der Einfahrt des Schloſſes — von einem ſtolzen Portal konnte hier nicht die Rede ſein — anhielten, gab es einige Schwierigkeiten. Ein paar junge Burſche, welche ſich herzudrängten, waren nicht zu vermögen, den Verwundeten aufzunehmen. Es entſtand ein Wortwechſel, der endlich den alten Haushofmeiſter des Grafen herbeizog, der trotz des einhüllenden Verbandes, bei dem Scheine einer Laterne, den Grafen Julian, den leibhaftigen Neffen des gnädigen Herrn erkannte.

Julian wurde abgeladen — denn anders war es nicht zu nennen — und in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes gebracht. Nicodem, der ihn auf ſeinen Wunſch hergeleitet, harrte vergebens auf ein Lebenszeichen ſeines Freundes. Die weite, unbequeme Reiſe in böſem Wind und Wetter ſchien Julian's Zuſtand bedeutend verſchlimmert zu haben. Es war ein Mann im Schloſſe, der einſt im Militär-Spitale einem Wundarzt beigegeben war und ſich darauf etwas einbildete. Er galt bei dem Hausgeſinde für ſehr geſchickt und Alle nahmen ſeine Hilfe in Anſpruch, wann ſie ſich mit der Axt beim Holzfällen verletzt hatten, von einem Thier gebiſſen worden oder gefallen waren. Dieſer verſtand etwas davon, Wunden zu reinigen, wildes Fleiſch zu entfernen, Eiterung zu unterhalten und den Verband anzulegen. Er wurde jetzt an Julian's Lager gerufen und erklärte mit bedenklicher Miene, nachdem er die Wunde beſichtigt, daß ſie unfehlbar tödtlich ſei. Inzwiſchen ließ er ſich doch herbei, ſeine gewöhnlichen Mittel anzuwenden. Zu dieſen gehörte ein ſtark narkotiſcher Trank, den er mühſam dem Patienten einflößte, damit er ihn vollſtändig unempfindlich gegen die Schmerzen der Wunde mache.

Der erfahrene Hauschirurg hatte ſich zwar in der Annahme, daß die Wunde tödtlich ſei, getäuſcht; nicht aber über die wohlthuende Wirkung, des aus Mohn gebrauten, einſchläfernden Trankes. Der bleierne Schlaf hatte achtzehn volle Stunden gewährt; dann erwachte Julian zum Leben. Er erkannte die Gegenſtände, die ihn umgaben und gedachte mit einer reuevollen Wehmuth der Tage ſeiner Jugend — ſeiner Mutter. Er ſehnte ſich, Nachrichten über ſie zu hören und fragte, ob ſein Oheim noch lebe. Er lebte noch; aber ſeine ſchon früher geäußerte Unzugänglichkeit war nun vollſtändig in eine brütende Schwermuth übergegangen, die ihn für Alles, was ihn umgab, unempfindlich machte. Die Ankunft ſeines Neffen war daher von ihm kaum bemerkt worden. —

Nicodem hatte bis jetzt getreulich bei ſeinem Freunde ausgehalten. Jetzt ſtand er an deſſen Lager, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er war entſchloſſen in ſeine Heimath zurückzukehren, da er die Sache der Inſurgenten als verloren aufgab. Was er mit nach Hauſe nahm war Reue und Zorn; dieſen aber milderte der Gedanke, an die gewonnene Einſicht in das Weſen der Inſurrection.

Sein Blick ruhete auf Julian, deſſen ſchöne Geſichtszüge, trotz der Bläſſe und des umhüllenden Verbandes, noch immer einen wahrhaft adeligen Ausdruck behielten. Es malte ſich die vollſtändigſte Entſagung in ihnen. Mit dem Tone gänzlich erſchöpfter Kraft ſprach er zu Nicodem:

„Ich bin, ſo zu ſagen, aus dem Todesſchlummer wieder erwacht, um dir noch einmal, zum letztenmal, Lebewohl zu ſagen. Mehr mit der Seele als mit Worten.

Verzeihe mir, daß ich dir ſo viele Angſt und Beſchwerde verurſachte und dich hier noch an meinem Sterbelager zurückhielt. Denn ich werde ſterben, das fühl' ich. Aber ich könnte es nicht gefaßt und ergeben in den Willen Gottes, ehe ich mit dir noch ein Wort im Vertrauen geſprochen hätte. Du ſollſt mir eine Bitte erfüllen. In der ſchrecklichen Zeit, die ich in Wirklichkeit durchlebte, hatte ich einen Traum von Glück Ich liebte und ward wieder geliebt. Wenn auch das Schickſal uns getrennt hat und wir uns vor den Menſchen nicht angehören durften; ſo gehören wir uns doch vor Gott an. Habe Mitleid mit mir und höre mich an. Ich hoffe ſo viel Kraft zu beſitzen, dir Alles zu ſagen."

Und nun erzählte er Nicodem, die uns bekannte Geſchichte.* Sie begann mit dem Abenteuer auf der Weichſel; dann wie er Maria in Florenz wieder geſehen; wie ſie ihn zu ihrem Ritter angenommen; welche Hoffnungen er darauf baute, wenn die Erhebung für Polen einen glücklichen Ausgang gehabt hätte.

„Ihr edler Muth feuerte mich an; ich ſah in ihr die himmliſche Freiheit, nach der ich rang. Sie war ſtolz und zurückhaltend mit Allen; freundlich und mittheilend mit mir. In ihrem Lächeln lag eine unbeſchreibliche Wehmuth —"

Die Rührung ließ ihn nicht weiter ſprechen. Nicodem hatte dieſe aus Schmerz und Zärtlichkeit gewobene Rückerinnerung nicht erwartet. Julian ſprach jedoch in derſelben Weiſe fort, als wollte er abſichtlich ſeine Schmerzen vermehren und als er es nicht mehr konnte, brach er mit dem furchtbaren Schrei ab:

„Und jetzt muß ich ſterben!“

Es dauerte lange bis er ſich wieder geſammelt hatte.

„Suche Maria auf, ich beſchwöre dich, Nicodem! Ich bin zum Leben nur deshalb wieder erwacht, um dir den Auftrag zu ertheilen. Sage ihr, daß ich deshalb mit Freuden ſterbe, weil ich im Leben nicht ihr Gatte werden konnte. Sage ihr, was meine Thränen dir verrathen haben; daß ich ihrer Hand nicht unwerth geweſen; daß ich Herz und Muth beſeſſen. Sage ihr, daß ich ſie bis zum Tode geliebt. Lege dieſes in ihre Hände; ich hab' es mein ganzes Leben wie einen Schatz behütet. Was ſoll es mir jetzt?“

Er übergab Nicodem ein Päckchen. Es enthielt eine getrocknete Blume, die Maria ihm einſt im Scherz zugeworfen; eine Schleife, die ihr einſt vom Buſen gefallen und ein Taſchentuch, in welches das Wappen ihres Hauſes geſtickt war.

Zwei ſchwere Thränen fielen darauf, als Julian das Päckchen in Nicodem's Hände legte.

„Ich übernehme den Auftrag, mein geliebter Freund,“ ſprach Nicodem. „Ich werde deinen Wunſch erfüllen — ja, ich werd' ihn erfüllen!“

Er konnte nichts weiter hervorbringen. Aber dieſe wenigen Worte genügten vollkommen, um Julian zu beruhigen, daß ſein Auftrag vollzogen würde.

„Nur eins verſprich mir noch“, ſagte Julian. „Sollte es deinen Bemühungen nicht gelingen, Maria zu ſehen und dich deines Auftrags zu entledigen, ſo wirf dies Päckchen in ein tiefes Waſſer, damit es von keiner entweihenden Hand jemals berührt werde. Auch das verſprichſt du mir zu erfüllen. Es iſt der letzte Wunſch deines ſterbenden Freundes —“

„Ich verſprech' es dir,“ ſprach Nicodem.

Julian dankte ihm mit einem Blick. Er konnte nichts mehr ſagen. Er drückte nur ſchwach die Hand ſeines Freundes; dann wurde er ohnmächtig. Man hielt ihn für todt und Nicodem verließ ihn mit kummervollem Herzen.

„Ihr Heiligen des Paradieſes bittet für ihn!“ rief er tief aus dem Innerſten. —

* * *

Julian kam wieder zu ſich. Er blieb nun ſich ſelbſt überlaſſen. Er war wie ein Greis, der am Ende ſeiner Laufbahn, ſich allein ſieht. Er empfand Eckel an Allem. Er liebte, ehrte, bewunderte, wünſchte nichts mehr in der Welt. Er erkannte die Beſchränktheit des Menſchengeiſtes. „Einer iſt des Andern würdig,“ rief es in ihm mit bitterm Hohn; „Nichts iſt eines Wunſches, einer Anſtrengung mehr werth.“

Er wollte ſterben; unbelauſcht, ohne Klage, ohne

Nachruf. Er wollte kein Journal mit der Trauermeldung ſeines Todes bereichern. Er fühlte es, daß er nicht nur dem gerechten Tadel, ſondern auch dem beſchimpfenden Hohne der Gegner, den Namen ſeiner Ahnen preisgegeben hatte. Er war daher von der Verblendung einer poſthumen Eitelkeit nicht mehr ergriffen. Sterben; aber ungekannt, unbeweint ſterben, das wollte er. Die verödeten Mauern des alten Schloſſes waren ihm erwünſcht; hier wollte er geräuſchlos aus der Zahl der Lebenden verſchwinden. Nichts als der Knall einer Piſtole, die den Wiederhall in den Gängen draußen wachruft. Niemand wird Trauer um ihn anlegen; ſein Tod ſoll keinen Zeugen haben.

So lag Julian eines Abends auf ſeinem Lager. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem ihm die Kraft wieder zurückgekehrt ſein würde, eine Piſtole zu laden und abzudrücken

Da öffnete ſich die Thür ſeines Zimmers und ein junger Mann trat herein, in dem Habit der Piaren. Er brachte Julian Grüße von jenem Prieſter, der einſt ſeine Mutter aus ihren verzweiflungsvollen Kämpfen befreit und ihn dann ſelbſt, in dem deutſchen Kurorte, wenn gleich erfolglos, auf den rechten Weg zu leiten, geſucht hatte. Der fromme Herr lag jetzt alterſchwach darnieder und ſandte ſeinen jüngern Freund, damit Julian des geiſtlichen Zuſpruchs nicht entbehre.

Dieſer unerwartete Beſuch brachte ihm einige Erleichterung. Er konnte nun wieder das, was ihn der einſame Schmerz auspreßte, vor einer ihm tröſtlich zugethanen Seele ausſchütten und ſo die Laſt theilen, die ihn zu Boden drückte. Er unterwarf ſich der unbeugſamen Pflicht einer unbarmherzigen Buße, aus welcher aber immer und immer wieder die Rechtfertigung einer blutigen Selbſtvernichtung, trotz aller Einſprechungen des Prieſters, wie eine Hyder ein neugewachſenes Haupt erhob.

„Ich empfinde keine Reue, wenn ich es überdenke, das undankbare Daſein aufzugeben," ſagte er. „Mein Muth iſt vollkommen dahin. Die Ereigniſſe haben ihn beſiegt. Da ich die Bedeutung der menſchlichen Beſtimmung jetzt erkannt habe, und am Ende meiner Laufbahn mich befinde, ſollte ich es wünſchenswerth finden, ſie unnütz zu verlängern? Was könnte Unvorhergeſehenes ſich denn wohl ereignen, welche Reizungen könnten erwachen, die an die Dinge dieſer Welt meine Sinne auf's Neue feſſelten? Wurde es mir nicht klar, wie verkehrt, flach und verderbt die Menſchen ſind, und wie erbärmlich unſere Zeit iſt, der es an Saft und Kraft fehlt; die anſtatt unſere Geſchichte wieder zu Ehren zu bringen, uns nur mit der Schmach der Lächerlichkeit bedeckt? Die Menſchen ſprechen von Tugend, von Glück, von Freiheit! Wie ſorglich ich auch forſchte; nirgend fand ich einen Mann, einen Gerechten, einen Weiſen. Keinen Einzigen. Nichts als ehrgeizige Thoren, überwachte Säufer, geldgierige Schlucker! Ueberall erhob die Unlauterkeit ihr ſchmutziges Haupt. Der Ruhm war käuflich; das Genie hielt ſeine Waare im Bazar feil; Macht und Anſehen waren Attribute des Zufalls; der Sieg der Gemeinheit und Schlechtigkeit blieb unbeſtraft; Alles zeigte nur Intrigue, Eitelkeit, Niedrigkeit, die Signatur eines hinſterbenden Jahrhunderts. Ja es iſt Zeit zum Sterben. Der Wanderer, den der zurückgelegte Weg erſchöpft hat, denkt daran, ihn abzukürzen. Ein polariſcher Winter umgiebt mich; Seele und Körper ſind erſtarrt; auch die ſtärkſte Vernunft vermag da nicht zu widerſtehen. Gott iſt barmherzig und wird mir verzeihen!“

„Die Stunde iſt ihren verzweiflungsvollen Gedanken günſtig,“ erwiderte der Prieſter. „Der Sturmwind fährt einher, daß die Scheiben klirren; die Nachtvögel ſtöhnen und ſeufzen im Gemäuer; die alten Bäume klopfen mit ihren Zweigen an, wie um Einlaß, als ob ſie ſich fürchten; die Hunde ſtoßen ein Geheul aus, das wie Schluchzen klingt. Auch das Herz des Tapferſten möchte zaghaft erbeben. So heulen die Hunde draußen, wann jemand im Hauſe ſtirbt, ſagt das Volk. Doch aufwärts den Blick, über der Finſterniß waltet das Licht. Ich war geſtern bei einem Sterbenden, dem ich die letzte Wegzehrung reichte. Er hat heute bereits das Ziel des Lebens überſchritten. Wie ſchön iſt der Tod des Chriſten; wie herrlich, erhebend! Als er ſeinen Gott erblickte, ließ er ſich von ſeinen Kindern, einem Sohne und einer Tochter, im Bett emporrichten; ſein weißes Haupt glich dem eines Patriarchen. Seine Züge ſchienen zu lächeln vor unendlicher Freude, wenn gleich Mühen und harte Sorgen auch ſtarke Furchen in das Antlitz eingegraben hatten. Aber ein ſtolzer Muth leuchtete dennoch von ſeiner Stirne; ſeine Aufgabe war vollendet; er hatte das Leben überwunden. Alle, die ihn umgaben, hatten Thränen im Auge; er nicht. Auch ich erſtickte nur mühſam meine innerſte Rührung. Der ſterbende Greis war mein Vater. Ich, durch das heilige Sakrament der Weihe, der geiſtliche Vater meines Vaters, ſpendete ihm nun das geheimnißvolle Wunder des Brodes, das ihn aus aller Erdenlaſt befreite. Mein Vater pries und benedeite den Allerhöchſten, der ihm den ſiegenden Heiland durch die Hand ſeines Kindes in das Herz ſenkte. Seelig ergriffen ſalbte ich hierauf mit dem geweiheten Oele ihm Stirne, Hände und Füße, und wie durch ein Wunder, das Gott der Herr oftmals im letzten Augenblick an uns ausübt, erwachte der Verſcheidende zu neuer Lebenskraft" — — —

Der Prieſter hielt inne; Julian ſaß aufrecht an die Wand gelehnt und ſeine Augen leuchteten durch das Halbdunkel, welches im Zimmer herrſchte.

„Mein Vater ſprach: der Tod gönnt mir noch einige Augenblicke, um zu euch zu reden. Höret auf zu weinen und erinnert euch jener Stunden, wann ihr mit Vertrauen meine lange Erfahrung befragtet. Solltet ihr meinen Worten, den letzten vor meinem Hinſcheiden, wohl geringeres Vertrauen ſchenken? Im Angeſicht des Todes zeigt ſich uns Alles in ſeinem eigentlichen Lichte. Die Blindheit weicht; die Lüge verſtummt. Der Unwiſſendſte wird zum Weiſeſten. Morgen werdet ihr mich zum Friedhof tragen, drum hört, was ich euch ſage! Liebet und dienet Gott! Das iſt das höchſte Geſetz, der Anfang und das Ziel des ächten Glaubens. Wie ſollten wir ihn nicht lieben, da von ihm Alles kommt? Liebet alle Menſchen! Liebet das Vaterland, das euch beherbergt und nährt, wenn auch ſein alter Ruhm für den Augenblick nicht mehr ſo herrlich wie vordem leuchtet! Ein jeder liebe das, was er treibt, wenn es ihm auch hart und traurig manchmal erſchiene. Die Tage bringen dazwiſchen immer wieder Heiterkeit und Freuden genug und der liebe Gott ſorgt ſchon dafür, daß die junge Brut im Neſte nicht vor Hunger ſterbe. Liebet euern häuslichen Heerd, euere Verwandten und Nachbarn und kommt ein Hilfsbedürftiger zu euch, ſo ſtehet ihm bei! Ihr leihet ja nur, denn Gott erſtattet Alles. Mißgönnt einander nichts; laſſet den Haß unter euch nicht aufkommen. Seid gut und nachgebend gegen jeden; liebet den, der leidet; ſelbſt den Thieren wendet euer Mitleid zu. Arbeitet, denn Arbeit iſt unſere Beſtimmung; ſie verleiht uns ein Recht auf das tägliche Brod. Gott ſegnet den Schweiß des Arbeiters. Meidet die Müſſiggänger; fliehet die Schwätzer, die bei'm Kruge ihre Weisheit auskramen, an der nichts Gutes, nichts Wahres iſt. Sie ſäen nur Irrthum und Unordnung und ſinnen auf Verderben. Wolltet ihr auch nur einmal euch geſtatten, etwas von ihnen anzuhören, ſo ſeid gewiß, ihr kommt noch dahin, an Gott zu zweifeln!"

Hier ſchwieg der Prieſter. Er hatte ſeine Hand auf das Polſter gelegt; Julian ergriff ſie jetzt heftig. Seine Thränen benetzten ſie.

„Gott hat ſie mir geſandt," rief Julian mit erſticktem Tone, „ich bin ſehr entartet; ich habe mich nun ſelbſt erkannt."

„Gut!" ſagte der Prieſter. „Wollen ſie mich anhören, wenn ich ſie wieder beſuche?"

„Ich verſpreche es!"

„Und ich verſpreche ihnen, nicht müde zu werden, ſie zu einem neuen Wirken zu beleben.“

Als der junge Mönch das Krankenzimmer verlaſſen hatte und über die Schwelle des Hauſes in die wilde Wetternacht hinaustrat, fühlte er weder Kälte noch Unbehagen; eine himmliſche Wärme zog ihm durch's Herz und er erreichte von Gedanken an ſein neues Bekehrungswerk erfüllt, ſein ſtilles Kloſter.

* * *

Julian überdachte Alles, was der Prieſter von ſeinem ſterbenden Vater ihm erzählt hatte; er erwog jedes Wort, gedachte dann ſeines Lebenslaufes, ſeines gegebenen Verſprechens und wußte nicht wie er dies Alles in Einklang ſetzen ſolle.

Er war durch den Prieſter vor das Bett eines im Frieden Gottes verſcheidenden Chriſten geführt worden; er ſah ihn ſterben, ſegnend, lobend; beweint und verehrt. Sollte er nun hingehen und ſich das Leben nehmen; in einem Winkel verendend wie ein Hund? Unmöglich, das erſchien ihm jetzt feig und gemein.

„Wenn meine Wunde nur heilte!“ dachte er. „Ich muß fort von hier. Meine Seele iſt nicht frei; ich muß wieder das Gleichgewicht zu erringen ſuchen. Ich will die kalten und ſchweren Ketten meiner Lebenshaft unter fremdem Himmel mit mir fortſchleppen und dort vergeſſen; es wird nicht lange mehr dauern.“

Er verſank nunmehr in eine kalte Gleichgiltigkeit, deren Refrain „es wird ja nicht lange mehr dauern,“ immer wiederkehrte.

Er hatte ſich's wie ein Couplet zugerichtet, das er nach einer bekannten Melodie ſich vorſang. Es war die übermüthigſte Laune; er verſpottete Alles, was ihn einſt täuſchend über ſich ſelbſt erhoben; was ihn einſt eben ſo täuſchend vernichtet hatte. Dies vermehrte jedoch nur immer ſeine Leiden. Seine Wunde verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag; aber der Tod zögerte, ihn von ſeinen Leiden zu befreien. „Es iſt zu ſpät!“ knirſchte er im grimmen Unmuth und zerriß in ohnmächtiger Wuth die feinen Spitzenbehänge ſeiner Decke.

Es war der Fluch, der am unverſöhnlichſten auf Demjenigen laſtet, der den ſittlichen Gehalt des Lebens aufgegeben hat, daß er Muth und Kraft zugleich verliert, ihn wieder zu erringen. Er ſann hin und her; ſein fieberndes Hirn entwarf Plane auf Plane.

Er liebte noch immer ſein Vaterland, aber er vermochte nicht, es mit den in ihm waltenden Mächten auszuſöhnen. Wie leicht hatte er es ſich vorgeſtellt, die Feſſeln der Knechtſchaft zu zerbrechen und das Joch des Uebermuthes abzuſchütteln! Mit welcher Begeiſterung war er für das Recht Polen's in den Kampf geeilt. Auf dem Schlachtfeld hoffte er, werde das Gefühl eines ſich ſelbſt bewußten Werthes die feſten Wurzeln ſchlagen und das, was er in einer ſpurlos verträumten Jugend verſchuldete, wieder geſühnt werden. Das Zuſammenwirken großer Kräfte nach Einem Ziele, würde ſeine eigene Kraft concentriren und an der Flamme der allgemeinen Begeiſterung für Freiheit und Recht, die ſeinige entzünden.

Welche Thaten waren aus all den großen Gedanken, den feuerigen Reden, den jahrelangen Vorbereitungen hervorgegangen? Alles in Allem waren es nur ohnmächtige Verſuche, ſinnloſes Blutvergießen, planloſe Spiegelfechtereien, die in ihrem Gefolge endloſes Elend, Jammer und Noth nach ſich ſchleppten und dem hölliſchen Groll Nahrung gaben und ihn unter der Aſche der Städte und dem Staube der Gemordeten fortglimmen ließen.

Nun lag er gelähmt da; nicht die Kugel des Feindes hatte ihn in dieſen jämmerlichen Zuſtand verſetzt. Er war nicht dankbar für die Pflege, die ihm zu Theil ward; er erwartete von keiner menſchlichen Sorgfalt die Geneſung.

Wann die Sonne unterſank und einen letzten hellen Schimmer in ſein Krankenzimmer warf, dann wurde ſeine Wehmuth manchmal wach. Die verworrene Leidenſchaft ſeines Lebens bedeckte ſich mit einem Schleier; Haß und Erbitterung ſchwanden; der Streit ſchwieg; nur eine matte Erinnerung daran ſchwebte vor ihm. Er ließ dann ſein Jugendleben vor ſeinem innern Auge vorüberziehen und er fand eine Entſchuldigung darin, daß ſeine früheſten Erlebniſſe und die darauf folgenden Erfahrungen ihn zu ſo groben Irrthümern verleiten und bis an den Rand des Verderbens hatten ſchleudern können.

Dann dachte er auch mit ſteigender Rührung an ſeinen Freund Antoni, der treu in ſeinem angeſtammten Stolze verharrte und ſeine reichen Einkünfte der Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner Unterthanen widmete. Er erinnerte ſich aller Worte, die vor Jahren bei dem Beſuche, den er in Warſchau bei Antoni gemacht hatte, gewechſelt wurden. Wie hatte ſich ſein Urtheil über den Jugendfreund geändert! Was er damals ſchmähte, bewunderte er jetzt. Der Glaube an Tugend entzündete ſich auf's Neue in ihm. Der edle Mann ſtand wie leibhaftig vor ihm, der mit klarer Anſicht und unerſchütterlicher Beharrlichkeit, der Tugend ſein ganzes Leben geweiht hatte. Er ſchämte ſich, daß er einſt Antoni gegenüber eine herzloſe Flachheit und einen frechen Uebermuth offenbart hatte, ſtatt ihm bewundernd zuzuſtimmen.

Und auch Maria trat in ſolchen Augenblicken wieder vor ſein Gedächtniß. Sie erſchien ihm auf einer Höhe, die von ihm durch die allertiefſte Kluft getrennt ward. Statt der Fülle von Seeligkeit, die er einſt in ihrer Nähe empfunden, erſchütterte der Gedanke an ſie jetzt ſeine Seele auf andere Weiſe. Wie hatte er glauben können, daß ihm ſo Herrliches und Hohes vom Himmel auf die Dauer beſchieden ſei? Er konnte es nicht faſſen, daß er es einſt geglaubt. Er ſah nun deutlich ein, daß Maria in gänzlich verſchiedenen Anſichten vom Leben auferzogen war und daß ſie ihn weder verſtehen noch jemals würdigen gekonnt. Bei jeder Veranlaſſung hatte ſich der Kontraſt ihrer beiderſeitigen Charactere bemerkbar gemacht und er warf es ſich jetzt vor, daß er liſtig die Umſtände benützt hatte, um ſie us ihrer frommen Entſagung zu reiſſen und ſie an ſein erderbenvolles Schickſal zu feſſeln. —

Sein geiſtlicher Freund war nun ſchon lange ausgeblieben. Er hatte melden laſſen, daß er erkrankt ſei. Julian vermißte ihn ſchwer. Er ſehnte ſich darnach, einmal wieder etwas zu leſen und da er ſein Bett nicht verlaſſen konnte, ſo ſandte er einen Diener, der um ihn war, ihm aus der Bücherei ſeines Oheims, deren Katalog längſt ſchon geſchloſſen worden, auf gut Glück Einiges zu bringen.

Es waren Bücher in dem wohlbekannten Geſchmack ihrer Zeit, der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das meiſte war franzöſiſch oder aus dieſer Sprache in's Polniſche überſetzt. Es wäre geeignet geweſen dem Kranken allenfalls eine anmuthige Unterhaltung zu verſchaffen, nicht aber ihn ſeinen endloſen quälenden Selbſtbetrachtungen zu entreiſſen.

Eines dieſer Schriften führte den Titel „die Quellen der Vergeſſenheit.“ Eine Art von Roman, der tief im Orient ſpielte. Julian las die Einleitung zu den unzähligen Variationen über dieſes Thema, die den Inhalt des Buches bildeten.

„O, daß es mir vergönnt wäre,“ ſo hieß es dort, „aus dem Strome der Vergeſſenheit zu trinken und mit einem Mal mich von allen quälenden Erinnerungen zu befreien, die jeden Augenblick meines Daſeins vergiften.“

„Dein Wunſch kann erfüllt werden,“ ſprach der Greis Sora, der jenen Ausruf hörte. „Drei Tagereiſen von dieſer Stadt liegt ein Palmenhain, in welchem ein Bramin wohnt, der mein vieljähriger Freund iſt. Zu dieſem reiſe, er wird dich zu den Quellen der Vergeſſenheit führen.“

„Ohne Zögern trat der Jüngling Nelim die Reiſe an und erreichte den bezeichneten Hain am Abend des dritten Tages. Freundlich nahm ihn der Bramin auf, als dieſer ihm Sora's Namen nannte und verſprach am andern Morgen ſein Verlangen zu erfüllen. Mit milder Ruhe hörte er die Erzählung der Schickſale des jungen Menſchen, deſſen Herz ſich ihm bald mit dem Vertrauen eines Sohnes öffnete. Er erzählte ihm dann ſelbſt einen Theil ſeines eigenen Lebens und führte den Ermüdeten zu einem aus Moos und Palmblättern bereiteten Lager, um ſich durch Ruhe zur Reiſe des folgenden Morgens zu ſtärken.

„Als die erſten Stralen der Sonne durch die Palmen des geweiheten Haines drangen und der Bramin die heiligen Reinigungen verrichtet hatte, trat er mit ſeinem Gaſte den Weg an.

„Erſt gegen Abend gelangten ſie an einen Ort, wo das Waldthal ſich verengte und hohe Felſen das Weiterſchreiten hinderten. Aus dieſen ſprudelten drei Quellen, unter überhangenden Geſträuchen hervor.

„Wir ſind am Ziele,“ ſagte der Bramin, indem er eine große Muſchel aus dem Buſen hervorzog. „Hier ſind die Quellen der Vergeſſenheit. Aber nur aus einer derſelben iſt es dir erlaubt zu trinken. Jetzt wähle. Netzt die Fluth aus der erſten deine Lippen, ſo wird das Andenken an jeden Unfall aus deinem Gedächtniſſe ſchwinden, der jemals dein Leben verbitterte. Die Erinnerung an das Elend deiner erſten Jünglingsjahre, an deine unglückliche Liebe und an den Verluſt deiner treugeſinnten Freunde.“

„Mit dieſen Worten bot er ſeinem Gaſte die angefüllte Muſchel. Doch dieſer zögerte ſcheu ſie anzunehmen.

„Sage mir zuerſt,“ ſprach er, „wird, wenn ich aus dieſer Quelle trinke, mit der Erinnerung an jene Leiden, auch die Erinnerung an die guten Augenblicke entſchwinden, die damit verknüpft waren und an die beſänftigende Wehmuth ſo mancher Stunde, deren Andenken mich über mich ſelbſt erhebt und mir deshalb unendlich theuer iſt?“

„Auch dieſe —“

„So laß uns zur zweiten Quelle gehen,“ ſagte der Jüngling, „denn wie könnte ich für das Vergeſſen überſtandener Leiden den Gewinn hingeben, den ſie mir gebracht haben und der mir ſie, ich geſteh’ es dir, ſchon manchmal aufzuwiegen ſchien.“

„Wohl,“ ſagte der Bramin, „ſo ſchöpfe aus der klaren Fluth der zweiten Quelle, die Alles, was du in deinem Leben Schuld nennſt, aus deinem Gedächtniſſe hinwegſpühlen wird.“

„Raſch griff der Jüngling nach der Muſchelſchaale und füllte ſie bis zum Rande. Aber ſchon im Begriff, ſie an die Lippen zu führen, hielt er ſie plötzlich zurück.

„Haſt du mir geſtern nicht geſagt,“ fragte er ſeinen Begleiter, „daß das quälende Bewußtſein der Schuld auf den Pfad der Tugend und Weisheit zurückleiten könne und aus den Dornen jener Pein, die Blüten der Ruhe entkeimen?“

„Das hab' ich," erwiderte der Bramin und der Jüngling goß den Inhalt der Muſchel in den Sand. Eine heitere Freude leuchtete aus den Augen des Greiſes. Er ſchritt zur dritten Quelle und füllte aus ihr die Muſchel.

„Laß mich auch die Kraft dieſer Quelle wiſſen," rief der Jüngling, als der Greis ihm die Muſchel reichte.

„Sie tilgt," ſprach er dabei mit einer feierlichen Rührung, „jede Erinnerung an die Beleidigungen deiner Feinde und an alles Böſe und Demüthigende, was ihr Haß und ihre Uebermacht dir bereiten konnte."

„Da ſank der Jüngling auf das Knie und empfing aus der Hand des Greiſes den Trank der Verſöhnung und milde Ruhe floß mit der reinen Flut in ſeinem Buſen, aus dem ſie jede feindſeelige Erinnerung hinwegſpühlte." —

„Die Erinnerungen des Haſſes ſind es ſtets, die den Menſchen hindern, ſich mit den Kränkungen des Schickſals und durch muthiges Streben nach Tugend, mit dem Andenken an die begangene Schuld zu verſöhnen," dachte Julian, obgleich er fühlte, daß er ſelbſt noch weit entfernt von dem Wunſche war, aus dieſer Quelle der Vergeſſenheit zu trinken. Die Böſen und das Böſe ſchwanden nicht aus ſeinem Gedächtniſſe. Allein eine andere ihm faſt entſchwundene Erinnerung erwachte plötzlich in ihm. Er gedachte der milden Weisheit des Gottmenſchen, welche für die Vergebungen aller Zeiten in den himmliſchen Worten ausſtralt: Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!"

Da ward es plötzlich in ſeinem verdüſterten Innern wie ein Gefühl der Freude, das man über einen glücklichen Fund empfindet. Sie wiſſen nicht, was ſie thun, was ſie unterwühlen und mit Füßen treten; was ſie verwunden und zerfleiſchen; was ſie aus dem Boden reiſſen und vernichten. Ihr elender Verſtand reicht nicht ſo weit, um es einzuſehen. Sie ſind nicht bös, nur thöricht und Gottes Gerechtigkeit wird ſie nicht ſtrafen.

„O mein Gott!" rief er aus, „leite mich weiter auf dieſem Pfad. Laß mir den Troſt, der mir aus deinen göttlichen Worten lebendig entgegen quillt! Die Böſen, die mich mit Haß erfüllen, waren nichts als eitle Thoren und beſchränkte Köpfe, denen du vergeben wirſt, was ſie begangen haben."

In dieſem Bekenntniß lag ſeine Hoffnung auf Vergebung für ſich ſelbſt.

Allein ſeine Zweifel wurden dadurch nicht völlig beſiegt. Er erblickte dann wieder den ſterbenden Greis, dem der Sohn die letzte Oelung ſpendete und hörte deſſen Ermahnungen. Er malte die ſchöne und tiefernſte Scene ſich im Geiſte aus. Die einfache Größe des in Frieden aus der Welt ſcheidenden Chriſten enthielt eine große Lehre.

„Wer bin ich denn," murrte er gegen ſich ſelbſt, „daß ich es wage, die Worte des Heilands mir anzueignen? Kommt es mir wohl zu, das Menſchengeſchlecht mit meinem Haß und Abſcheu zu verunglimpfen? Wenn ich mich erkühne in der ganzen Welt nur Thoren und Verworfene zu erblicken, die von ihren Handlungen keine Rechenſchaft zu geben vermögen, bin ich denn allein nur weiſe und berechtigt zu einem ſolchen Verdammungsurtheil? Konnte ich die nöthigen Eigenſchaften dazu durch mein bisheriges Leben erlangen? Ich ſelbſt erhielt die Nahrung meines Geiſtes in der unreinſten, verpeſteten Luft; ich ſelbſt hatte mich in die Heerde verlaufen, die nichts von Tugend, Pflicht und Glück wiſſen wollte. Und dieſe Erde, die ich nur mit Thoren und Verworfenen bevölkert mir vorſtelle, trägt noch einen ſchlichten Menſchen, einen Chriſten, der im letzten Augenblick weiſer erſcheint als unſere Weiſeſten."

So brütete er fort. Er lag da, wie ein abgefallenes, welkes Blatt, das vom leiſeſten Winde raſtlos hin und her geworfen wird.

X.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geißel, die uns ſchlug;
Dennoch zu den fernſten Zeiten
Wird die Ehre Glanz bereiten.
Friedrich v. Schlegel.

Einige Tage nachher, als Lucian mit der Trauerbotſchaft im Hauptquartier der Inſurgenten erſchienen war, kam auch Nicodem, der den Tod Julian's meldete.

Maria vernahm die Meldung mit anſcheinender Feſtigkeit. Aber ſie wurde ſehr bleich. In ihrem Auge glänzten Thränen und der ganze Ausdruck verrieth das unbeſiegbare Erſchrecken, das ihre Seele erfüllte.

Da näherte ſich Nicodem der Gräfin und ſagte ihr leiſe, daß er noch einen beſondern Auftrag an ſie habe, den zu vollziehen, er dem Sterbenden ſein Wort verpfändete. Maria hörte kaum, was er ſagte; aber ſie folgte ihm bis zur Thüre, die er öffnete, um ſie voranſchreiten zu laſſen und als ſie ſich in einem Zimmer ohne Zeugen befanden, warf ſie ſich ſchweigend auf einen Seſſel. Nicodem hielt ſich ehrerbietig in der Entfernung und erwartete ihren Befehl zu ſprechen.

Die Ueberraſchung, ſei's Freude oder Schrecken, hält nicht lange an in einem hartgeprüften Herzen. Es erhebt ſich bald zu dem Standpunkt des Ereigniſſes, das ſich ihm plötzlich offenbarte. Die Leichenbläſſe war daher nach kurzer Zeit von Maria's Wangen gewichen; ſie ſtand auf und führte Nicodem zu einem Sitze, und nachdem ſie ſich neben ihn niedergelaſſen, bat ſie ihn ihr ſeinen Auftrag zu künden. Sie ſchien vollkommen ruhig und als er mit ſeiner kurzen Schilderung zu Ende war und ihr das Paket überreicht hatte, betrachtete ſie deſſen Inhalt ſchweigend und ſtützte dann ihr Haupt ſinnend auf den Arm.

„Ja," ſprach ſie nach einer Weile mit feſter Stimme, „ja, ich liebte ihren Freund Julian. Seine Seele war ſtets um mich. Wir waren beide gleich unglücklich. Jetzt iſt er befreit und ich athme noch in Feſſeln."

Sie konnte nicht weiter ſprechen, weil ihre Thränen ſich nicht mehr zurückhalten ließen.

„Ihre Thränen," ſprach Nicodem, „zeugen mehr, als ich es könnte, für den Werth des theuern Todten. Möge der Himmel über ſie wachen und ſie beſchützen. Ich habe meinen Auftrag vollzogen und gehe zurück in die Heimath, die Dinge erwartend, die da kommen werden. Mein Auge hat erſtaunliche, bedeutungsvolle Begebenheiten geſchaut. In dem grauſen Schlunde der Revolution ſtieß ich, inmitten der unſinnigſten Vermiſchung von Elend und Verderbniß, noch auf wirklich koſtbare Juweele. Dieſe trübe Ueberzeugung nehme ich aber mit mir: daß alles Edle und Schöne hinſinken wird vor den ehernen Schritten der unaufhaltſamen Ereigniſſe. Wir Alle, die letzten Erben der feudalen Welt, werden von dem emancipirten Volke zertreten werden, das ſeit einem Jahrhundert unſere Worte und unſere Handlungen nicht mehr begriffen hat. Nichts erſcheint mehr unmöglich und es wäre ein wirkliches Wunder einen Menſchen zu finden, der über irgend etwas noch in Erſtaunen geriethe. Glücklich iſt Julian, daß er dieſen nicht mehr fernen Zeitpunkt nicht erlebte."

„Gott iſt gerecht!" war Alles, was Maria hierauf ſagte; ein Wink mit der Hand und ein dankender Blick gab Nicodem das Zeichen ſich zu entfernen.

Das Gebet, die Meditation in der Einſamkeit, das allein würde dem zerſtörten Gemüthe der Unglücklichen heilſam geweſen ſein; allein wie weit lagen dieſe Mittel des Heils in jenem Augenblick von ihr entfernt! Es waren die Tage der Züchtigung; mit der Hoffnung war auch die Kraft entflohen. Der Himmel hatte keine Sterne mehr. Wie ſollte ein junges Mädchen, das ſich ſelbſt überlaſſen blieb, einen Ausweg aus dem Labyrinthe finden, in das ſie ſich verſtrickt ſah?

Sie pries Julian glücklich und Gott gerecht. Dies wirft Licht auf ihren Zuſtand.

Die eiteln Hoffnungen des Lebens ſind noch flüchtiger als das flüchtige Glück. —

* * *

Der Geiſt des alten Dombrowski-Soldaten war in beſtändiger Bewegung. Unthätig durfte er nicht bleiben; zum Handeln aber fehlte es ſeiner Kraft an äußerer Unterſtützung. Der Feind ſtand unbeweglich und ſchien nur darauf zu lauern, daß die Verzweiflung die Polen vollends in den Abgrund reiſſe. Ein Entſchluß mußte ſchnell gefaßt werden.

Das Einzige was ſich darbot war der Verſuch ſich durch die Ruſſen zu ſchlagen und glücklich über die Oeſterreichiſche Gränze zu gelangen. Hier ſollte man die Waffen ſtrecken und ſich als kriegsgefangen ergeben. Man hoffte dabei auf eine menſchliche Behandlung, welche die Auslieferung an Rußland ausſchloß.

„Wir ſind genöthigt,“ ſagte er zu den wenigen Vertrauten, die ihn umgaben, „unſer Vaterland zu verlaſſen, bis beſſere Tage uns wieder dahin zurückrufen werden. Möge Gott, der Herr, den wir im Staube anbeten, uns dieſe Tage erleben laſſen, damit wir vor der Welt und dem Vaterlande den Erwartungen entſprechen können, welche Beide von uns hegen. Iſt dies Gottes Wille, ſo wollen wir nie aufhören Dankgebete zu ſeinem Throne der Gnade emporzuſenden. Steht in ſeinem Rathſchluſſe das Gegentheil feſt, ſo beugen wir uns in Demuth, um den Tod zu empfangen, den ſeine Hand über uns verhängt, im vollen Vertrauen, daß er die beſchützen wird, die uns Allen theuer ſind und die wir hier zurücklaſſen müſſen. Sein Wille geſchehe!“

Maria die Hand drückend, ſprach er dann leiſe: „Edle Gräfin, wir werden uns hienieden nicht wieder ſehen. Wir ſchlagen uns durch, bis über die Gränze, dann will ich ſterben!“

Als der Morgen erſchienen war, an welchem der letzte Kampf beſtanden werden ſollte, ritt er vor die Fronte.

„Ich erwarte von Euch,“ rief er mit großer Kraft, „daß ein Jeder ſeine Schuldigkeit thue!“

Alle Schnurrbärte zuckten; aber die Augen der jungen Polen ſchaueten wie Falken auf ihren Führer.

„Noch Viele von uns werden das Feld mit ihren Gebeinen bedecken. Aber unſer Rückzug ſoll kein ſchmählicher ſein. Wir wollen als Helden fallen. Ehe wir marſchiren, wenden wir noch einmal den Blick. Ganz Polen iſt ein weit ſich hindehnendes Todtenfeld. Aber es iſt und bleibt uns ſtets ein großes Gut. Es birgt den

Samen unſerer Ehre. Nicht Eine hochherzige That wird ergeſſen werden und Polens Ruhm wird nicht verſprühen, vie das Pulverkorn aus der Mündung unſerer Gewehre. Die Nachkommen werden einſt von uns ſprechen!“ —

Alles war jetzt marſchbereit und die Truppe ſetzte ich in Bewegung. Es währte nicht lange und es ent-vickelte ſich der Kampf. Ein ununterbrochenes Feuer von beiden Seiten; das ganze, weite Feld voll Rauch; man ſah nicht mehr, wie hier und dort die Reihen gelichtet vurden. Bei den Polen fehlte bereits bald der zweite, bald der dritte Mann. Die Kugeln der Ruſſen richteten eine ſchreckliche Verwüſtung an.

Die Polen riefen einander Muth zu; der alte Dom-rowski-Soldat brauste hierhin und dorthin. Mit ſeinen übrig gebliebenen Treuen ſchlug er ſich bis in die Mitte es Feindes. Wie Kohl hackte er die Erſten zuſammen, ie ihm die Spitze boten. Er ſtieß auf die Kanonen und er Tod wüthete nun noch erbitterter. Aber er bahnte ich eine Straße und über den dahingeſchmetterten Feind, en er vor ſich ſah, bemerkte er nicht, daß ſeine Leute garbenweiſe ſtürzten.

Mit ſeinem ſehr zuſammengeſchmolzenen Häuflein er-eichte er endlich ein freies Terrain, auf dem die beiden weiköpfigen Wappenungeheuer von Rußland und Oeſter-eich ſich gegenüberſtanden.

Die Polen ſtürmten in Unordnung der Gränze zu. Da hielt ihr alter Führer ſein Pferd an. Er hatte das rreicht, was er gewollt. Aus ſeinem matten Auge blitzte och ein Freudenſtral. Jetzt fühlte er aber auch zum erſten

Male, daß er ſelbſt ſchwer verwundet war. Da ſprengte ein Koſak mit eingelegter Pike auf ihn zu. Ein Anderer ſprengte von der andern Seite noch ſchneller herbei. Der alte Polenfeldherr focht gegen Beide wie ein Held, aber einer der Koſaken beugte ſeinen Kopf bis zum Halſe ſeines Pferdes nieder, nahm die beſte Gelegenheit wahr und warf dem polniſchen Anführer eine Schlinge um den Hals. Dieſer wandte ſeine letzte Kraft an, um ſich daraus zu befreien; allein der erſte Koſak ſpießte ihn auf ſeine Pike und der unter Dombrowski einſt für Polen's Ehre gefochten, ſtarb für Polen's Freiheit auf polniſcher Erde.

Als die letzten von den Inſurgenten, die noch diesſeits der Gränze waren, ihren Führer in Gefahr erblickten, eilten ſie aus allen Kräften, um ihm beizuſtehen. Allein ſie kamen zu ſpät. Nachdem ſie ihn fallen geſehen hatten, blieb ihnen nichts, als über die Gränze zu fliehen, um demſelben Schickſal zu entgehen, ihr Leben nutzlos zu opfern.

* * *

„O Vater, ich ſterbe vor Schmerz und kann nicht ſterben.

Die h. Katharina von Siena an den Papſt Gregor XI.

Die Flucht über die Gränze währte die ganze Nacht. Einige ſanken vor Erſchöpfung zu Boden, ſchleppten ſich nühſelig bis zu einem einſamen Gehöfte, und blieben hier erſteckt in irgend einem verfallenen Gemäuer, wo ſie von em Gefühl der Sicherheit in Schlaf gewiegt wurden. Als er Morgen grauete, wachten ſie auf und blickten verſtört, vie träumend auf die ſie umgebenden Gegenſtände. Nach ınd nach entwickelte ſich das Bild des Geſchehenen in der Erinnerung. Sie erhoben ſich und ſchwankten zu den Häuſern eines nahen Dorfes. Sie waren noch bewaffnet.

„Wirf die Waffen weg!“ ſagte Einer zu dem Andern, „ſonſt ergreifen dich die Bauern und bringen dich gebunden zu den öſterreichiſchen Uhlanen.“

Und ſie ſchleuderten ängſtlich Säbel oder Senſe weit von ſich, riſſen militäriſche Abzeichen von Kragen und Schulter, die polniſche Kokarde von der Mütze und zogen auf gut Glück weiter.

So konnte man die armen Flüchtigen einzeln, höchſtens zu zwei auf dem weiten Felde zerſtreut ſehen; verwundet, hinkend, jämmerlich, ihrem unbeſtimmten Ziele hoffnungslos entgegenziehend.

Auch Maria war unter dieſen. —

Unweit eines Dorfes lag eine Kirche neben einem ſtattlichen Gebäude. Es war ein Kloſter der barmherzigen Schweſtern, der Töchter chriſtlicher Liebe *)

„Ein Kloſter der Schweſtern,“ ſagt der heilige Vincenz ſelbſt, „iſt eigentlich nicht wie andere Klöſter, ſondern nur ein Krankenhaus; ihr Kreuzgang ſind die Straßen der Stadt; ihre Clauſur iſt der Gehorſam; ihr Gitter die

---

*) Filles de charité, wie ihr heiliger Stifter ſie nannte.

Furcht Gottes und ihr Schleier die heilige Beſcheidenheit. Ihre Berufung iſt die größte in der Kirche Gottes; denn ſie ſind Martyrer.“

Die Königin von Polen, Maria Luiſe von Gonzaga, hatte die erſten Schweſtern nach Polen berufen und ihnen das Kloſter in Krakau übergeben. —

Gräfin Maria, noch in der Tracht eines polniſchen Reiters, ſchwankte, ihre letzte Kraft zuſammenraffend, den Hügel hinan und zog an den Klingeldraht der Pforte, den Einlaß begehrend.

Allein noch war nicht geöffnet worden, als ſchon aus allen Winkeln, aus den Geſträuchen und hinter den Steinen hervorſchlüpfend, eine Menge Kerle ſich herbeidrängte, die aus Erſchöpfung ſich dort gelagert hatten und nun von der Gelegenheit profitiren wollten, die Gaſtfreundſchaft im Kloſter auf ihre Weiſe anzuſprechen. Es waren etwa dreißig von abenteuerlich verwegenem Ausſehen. Sie hielten ſich wohlweislich in einiger Entfernung, um die Pförtnerin durch ihren Anblick nicht gleich zu erſchrecken; als dieſe aber durch den Schieber lugend, die jugendlich zarte Geſtalt Maria's erblickte und die kleine hölzerne Thür neben dem großen Thorwege öffnete, da drangen die marodirenden Strolche ungeſtüm vor, ſtürmten hinein, daß die Pfoſten knackten und ſchrien dabei wie Seeraben, wenn ſie nach langer Wanderung das Meer erblicken.

Entſetzt floh die Pförtnerin in das Kloſter. Die Eingedrungenen nahmen den Hof ein, wuſchen ſich am fließenden Brunnen, ſchrien nach Wein und Brod, verlangten Leinwand, um ihre Wunden zu verbinden und einige hatten Stangen ergriffen und machten Anſtalt den Keller zu erbrechen, wo ſie Wein zu finden hofften.

Sie hätten ihn gefunden und noch dazu von der ſtärkendſten Art. Aber der Vorrath wäre ihnen nicht genügend geweſen. Es war die labende Arznei der Kranken, die chriſtliche Seelen den Schweſtern geſpendet hatte, die ſelbſt niemals Wein tranken.

Vergebens war Maria bemüht geweſen, den Unholden zu ſteuern. Sie hörten ſie nicht und der Tumult wuchs. Sie ſtellte ſich in die Halle, zog einen Dolch und rief den Frevlern zu, ſich zurückzuziehen und das geheiligte Aſyl der Nonnen nicht zu entweihen. Ein wildes Gelächter war die Antwort und ſchmutzige Späße, als ſie die Mädchenſtimme erkannten. Wie raſend drang der Haufe auf ſie ein und Maria ſank in die Arme einiger Schweſtern, die hinter ihr ſtanden. Sie glaubten, daß ſie alle verloren ſeien und das Kloſter zerſtört werden würde. Die Oberin und der Hauscaplan, ſo wie die Mehrzahl der frommen Jungfrauen hatten ſich in die Säle begeben, um die Kranken zu ſchützen; andere waren in die Kirche geflüchtet und lagen betend auf den Knien.

Schrecken, Angſt und Entſetzen waren auf's Höchſte geſtiegen; nirgend zeigte ſich ein Ausweg zur Rettung. Schon waren die Nonnen theils zu Boden geworfen, theils mit Stöcken und Waffen in die Flucht getrieben; der wilde Troß hatte bereits die Halle gefüllt und ſtürmte die Treppe hinan; da drang eine Donnerſtimme durch den Lärm und Alle wandten die Köpfe.

„Auf die Knie!“ ſchallte es; „auf die Knie vor Gott, der herabſieht auf die Mißhandlung dieſer heiligen Frauen! Auf die Knie vor dem Kreuze, das ich in den Händen trage! Gedenket des Gerichts!"

Nur einige aus dem Haufen wagten frech noch einen Schritt vorwärts, dann aber als ſie die andern ringsumher kniend erblickten, ſtürzten auch ſie bleich und zitternd nieder vor dieſer Stimme, die an ihr Gewiſſen ſchlug, und vor dem Kreuzeszeichen, das ſich vor ihren Blicken erhob. Unwillkührlich riſſen ſie die Mützen vom Kopfe und beugten ſich tief zur Erde.

Der die donnernden Worte aber geſprochen war mit ihnen gekommen; er ſtand in ihrer Mitte und ſchritt langſam vor, das Kreuz in der Hand. Es war eine hohe Geſtalt in der Mönchskutte; es war jener Mönch aus dem Kloſter am Arno, der jetzt erſt mit Erlaubniß ſeiner Obern nach Polen gekommen war, um in die Reihen der Kämpfer den Troſt der Religion zu tragen, und nun Zeuge des jämmerlichen Ausgangs wurde, noch ehe er die ruſſiſche Gränze überſchritten hatte. Erſt eine kurze Spanne Zeit war ſeit jener Zuſammenkunft in Florenz verfloſſen und ſchon waren die großartigen Hoffnungen, die damals alle begeiſterten, entſchwunden.

„Erhebet euch!" ſprach der Mönch jetzt mit ruhiger Würde, „um den Herrn des Lebens, der euch hieher geführt, für euere Rettung zu danken. Tod und Schaffot liegen hinter euch. Folgt mir zum Siege; der Himmel öffnet euch ſeine Gnadenthore. Bereuet und büßet!"

Und mit hocherhobenem Krucifix ſchritt er voran in das weit offene Thor der Kirche und Alle folgten, knieten und beteten ſtill.

Die Nonnen und der Hauscaplan hatten ſich indeſſen im Chore verſammelt und ihre leiſen, von der ausgeſtandenen Angſt noch erbebenden Stimmen, intonirten, als Dankſagung für ihre Errettung aus der Gefahr, den herrlichen Lobgeſang Maria's:

Magnificat anima mea Dominum!

* * *

Die Inſurgenten waren mit reichlichem Almoſen verſehen, das ihnen der fremde Pater ſpendete, und durch Nahrung geſtärkt, aus dem Kloſter abgezogen, das nunmehr bald wieder ſeiner gewohnten Ordnung und Ruhe zurückgegeben war. Die junge Gräfin hatte ihre ungeziemende Ausrüſtung abgelegt und ſich mit dem Habit einer Laienſchweſter bekleidet, das ihr die Frau Oberin reichen ließ. Man hatte ihr eine jener bequemen Zellen eingeräumt, die zur Aufnahme von Reconvalescenten beſtimmt ſind. Sie fand hier neben dem weichen Lager mit der wärmenden Decke ein Krucifix, einen Betſchemel und das troſtreiche Buch des gottſeeligen Thomas von Kempen „Von der Nachfolge Chriſti." Das war hinreichend, um

Körper und Seele zu ſtärken; allein Maria's Gemüth war für Tröſtung und Pflege gleich unzugänglich.

Ein früherer Zuſtand, den ſie für immer gebannt glaubte, umkrallte ſie wieder mit hölliſcher Macht. Sie verſank in eine nicht zu ſtillende Schwermuth, aus der ſie nur ein wilder Schmerz zu reiſſen vermochte, der ſich mit ungeſtümem Toben periodiſch entlud. Es bedurfte einer übergroßen Milde und Sanftmuth, um einer ſolchen Kranken die gebotenen Liebesdienſte der Barmherzigkeit zu widmen und darin ſtandhaft zu beharren.

Aber die göttliche Gnade hatte Maria in das Haus der armen barmherzigen Schweſtern geführt, zu jenen demüthigen Mägden Jeſu, welche die heilige Würde ihres Amtes und Standes erkennend, den Aermſten — ja den Verworfenſten — die niedrigſten Dienſte verrichten. Welche die Berufung Gottes in ſich lebendig fühlen, mitten im Wirrſal der Welt ohne klöſterliche Abſperrung oft einzeln ſtehend unter allen Verlockungen nach dem abſtoßendſten Elend zu forſchen, um das Schlachtfeld des Weltlebens aufzuräumen, ſeine Trümmer zu ſammeln, zu heilen und ſeine Leichen gottſeelig zu begraben.

Es ſind wahrhaft große Seelen, welche dieſen Prüfungen ſich unterziehen und wahrhaft kleine Geiſter, die ſie zu verläumden wagen!

Junge, lebensfreudige Mädchen, an denen man weder Trübſinn noch Unmuth wahrnimmt, ſtreben mit Eifer und unaufhaltſam darnach, Theil zu haben an den Verdienſten des heiligen Joſeph von Arimathia und des heiligen Nicodemus, der Worte des Herrn eingedenk: „Was Ihr den Geringſten unter dieſen thut, das habt ihr mir gethan.“ —

Tag und Nacht wartete eine der Schweſtern an dem Bette der kranken Gräfin. Unverdroſſen überſtanden ſie alle Ausbrüche der Laune und des Zornes. Nachſichtig überwanden ſie Alles; immer waren ſie mit Troſt bei der Hand, ſobald der Sturm ſich legte. Manchmal ſuchten ſie durch Schilderungen aus ihrer klöſterlichen Erfahrung, den Geiſt Maria's abzulenken von den folternden Erinnerungen und das Leben in der Entſagung als ein vom heitern Sonnenſchein umglänztes Gefilde ihr darzuſtellen. Beſonders war es eine noch ſehr junge Schweſter, die erſt ſeit kurzer Zeit das Gelübde abgelegt hatte, welche es übernahm, ihre eigenen Empfindungen bei der Uebernahme ihrer ſchweren Pflicht zu ſchildern in dem frommen Glauben den geſtörten Sinn der vom Unglück niedergebeugten Jungfrau für ein ähnliches Opfer empfänglich zu ſtimmen.

Sie erzählte einſt, wie ſie und die andern Novizen von der Novizenmeiſterin aufgefordert wurden, ein Werk der chriſtlichen Liebe auszuüben. Als ſich nun Alle hinzu drängten mit dem Rufe: „Ich, ich, wenn es der ſehr lieben Mutter wohlgefällig iſt,“ fiel die Wahl der Meiſterin auf ſie und ſie mußte ihr nun über einen langen Gang in eine abgelegene Kammer folgen. Dort lag ein Unbekannter, der in der Nacht geſtorben war, auf dem Stroh ausgeſtreckt. Sie erhielt die Weiſung, die Leiche in Linnen zu kleiden.

Es galt hier eine der vielen Prüfungen zu beſtehen, die mit den Aſpirantinnen vorgenommen werden. Ueberfiele einer ſolchen Eckel oder Entſetzen, ſänke ſie in Ohnmacht, überwältigte ſie eine heftige Traurigkeit, ſo würde ſie eine größere Anlage zur Kranken als zur Krankenwärterin verrathen; ſchritte ſie aber mit einer gewiſſen feierlichen Heftigkeit an das Werk, ſo würde dies einen unſichern Enthuſiasmus andeuten, der eine entmuthigte Abſpannung im Gefolge zu haben pflegt. In beiden Fällen würde ſie zurückgewieſen werden. —

„Ich ſtutzte anfangs,“ erzählte die junge Barmherzige, „und fühlte meinen Athem nicht ganz frei aus der Bruſt ſtrömen. Es gab manches zuſammen zu heften. Bald hatte ich daher Nadel und Zwirn ergriffen und zitterte ich auch ein wenig beim Einfädeln, ſo war dies weniger die Folge des Entſetzens als der Eile. Die mit uns gegangen waren ſtimmten, während ich nähte, das Miſerere an und ich gewann bald ſo viel Gewalt über mich ſelbſt, daß ich einſtimmen konnte. Wenn ich die Finger auch etwas hoch erhob, ſo geſchah es wahrhaftig nicht aus Eckel, ſondern aus Furcht in die Leiche zu ſtechen. Endlich war die Arbeit beendet und wir trugen den armen Fremdling, unſern Bruder, für den Jeſus am Kreuz geſtorben, in das Todtenzimmer.

„Das Gefühl einer Pflicht ſtandhaft genügt zu haben, erheiterte mich wunderbar. Wir ſcherzten alle über unſer vorlautes Hinzudrängen bei der Anfrage unſerer hochwürdigen Mutter, der Frau Novizenmeiſterin, und der darauf folgenden Ueberraſchung, die mich getroffen, als ſie mich erwählte.

„Da ich nun aber die nicht leichte Aufgabe ſo gut gelöſt und mir dabei einen ſo heitern Muth bewahrt hatte, ſchritt man mit mir noch deſſelben Tages zur zweiten Prüfung. Gegen Abend ſagte die Frau Mutter zu mir: „Mein Kind, dieſe Nacht ſollſt du unſer Haus bewachen. Folge mir, ich will dich überall herumführen, damit du die Wege kennen lernſt, die du zu durchwandern haſt.“ Und nun ging ſie mit mir vom Speicher durch alle Stockwerke, durch die Krankenſäle, durch alle Gänge und Gemächer, bis hinab zur Küche, in die Gewölbe, in die Apotheke, in den Hof, das Waſchhaus, das Leichenhaus, in die Kirche, bis zum Keller. Dies war der Weg, auf welchem ich während der Nacht die Runde zu machen hatte. Sie unterrichtete mich, wie ich mich in allen Fällen zu verhalten habe, was ich bei Kranken und Sterbenden vorſehen, wie ich auf den Verſchluß der Thüren, Thore und Fenſter, auf Feuer und Licht achten; was ich bei irgend einer Unordnung, die ich etwa bemerken würde; bei einem Geräuſch, das von Dieben herrühren könne, thun ſolle.

„Als nun Alle in dem weitläuftigen Gebäude zur Ruhe gegangen waren, erhielt ich von unſerer hochwürdigen Mutter, das ſchwere Schlüſſelbund und eine kleine Laterne und ſo begann ich denn meine nächtliche Wanderung. Das war nun allerdings nichts Leichtes. Ich durfte nicht meine Schritte beſchleunigen, wann ich in unheimliche Winkel gerieth; ſondern ich mußte mit beſonnener Sorgfalt bei dem unſichern Schein meiner Handlaterne ſchreiten und überall zuſehen, ob alles in Ruhe und Ordnung ſei. Durch die langen Krankenſäle von Schnarchen und Aechzen erfüllt; über die dunkeln Höfe in die tiefen ſchauerigen Keller; Trepp auf, Trepp ab ging ich mit klopfendem Herzen. Aber der Gedanke an die heilige Pflicht überwand immer wieder mein Zagen und erhob meinen Muth. Um nichts in der Welt hätte ich mein Schlüſſelbund und meine Leuchte einer andern abtreten mögen. Ich wußte, daß mein Schutzengel bei mir war. Ich wickelte den Roſenkranz mir feſt um den Arm; drückte das Kreuz an's Herz; ſprach leiſe Gebete und ſetzte meinen Weg bis zum grauenden Tage fort. Es war der ſchönſte Morgen, den ich noch erlebt; er krönte meine erſte geheiligte Nachtwache in dem Kloſter. Ich war überglücklich.“ —

Maria genoß aber nur ſelten ſolcher Augenblicke, in denen ihr Geiſt dieſen Mahnungen zugänglich war. —

Der fremde Mönch hatte inzwiſchen eine Reiſe unternommen. Es geſchah um dem von dem Biſchof der Diöceſe beſtellten Superior des Hauſes Mittheilungen und Eröffnungen zu machen, die ihm die Erlaubniß verſchaffen ſollten, auf einige Zeit bei dem Hauscaplan der Barmherzigen zu wohnen. Er war von den Polenfreunden im Auslande mit nicht unbedeutenden Mitteln verſehen worden und durch dieſe in den Stand geſetzt, flüchtigen Nachzüglern, zu ihrem Fortkommen bei der Weiterreiſe, Unterſtützung zu gewähren. Das Kloſter an der Gränze erſchien zu dieſem Zwecke günſtig gelegen. Die Erlaubniß ward ihm ertheilt und er kehrte zurück.

Wann der Hauscaplan in ſtürmiſchen Nächten den Ausbruch der wilden Phantaſien Maria's beobachtet hatte, entwarf er dem Mönche eine ſo beredte Schilderung von dem ſeltſamen Zuſtande, daß dieſer den Wunſch nicht unterdrücken konnte, die Kranke beſuchen zu dürfen. Ihre Theilnahme an der Inſurrection und der Moment, da ſie ſich dem frechen Troß abwehrend entgegen geſtellt hatte und er zu ihrer Befreiung erſchienen war, hatten in ihm ein mächtiges Intereſſe für das heldenmüthige Mädchen angeregt, in deſſen Phantaſien ſich ein geheimnißvoller Zuſammenhang zu offenbaren ſchien, der von jemand, der in näheren Beziehungen zum Aufſtand war, vielleicht ergründet werden konnte.

Daß es ſich dabei nicht um die Befriedigung einer zudringlichen Neugier handelte, durfte von keiner Seite vorausgeſetzt werden. Der Beweggrund zu der Bitte lag vielmehr darin, auf dieſe Weiſe die Familie der Kranken kennen zu lernen, über ihre Schickſale Licht zu erhalten und dann in den Stand geſetzt zu ſein, mehr noch als durch allgemeine Troſtſprüche für ihre Befreiung aus der Seelenpein durch thatkräftigen Beiſtand zu wirken und ihre Geneſung zu befördern, indem man ſie zugleich mit der Liebe ihrer Angehörigen umgab, die jetzt ihren Untergang troſtlos beweinten.

Der klöſterlichen Ordnung gemäß mußte auch dieſe Bitte von dem Hausgeiſtlichen dem Superior vorgelegt werden und dieſer verfügte ſich nun ſelbſt in das Kloſter, um den eigenthümlichen Fall in Augenſchein zu nehmen.

Der Superior fand Maria in ruhigem Zuſtande. Sie lag wie ſchlafend; die Augenlider waren geſenkt, jedoch nicht ganz geſchloſſen. Den untern Abſchnitt des Augapfels konnte man zwiſchen den langen Wimpern durchſchimmern ſehen. Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt und ihr Mund ſtöhnte bang die Worte der Heiligen von Siena „O Vater ich ſterbe vor Schmerz und kann nicht ſterben!“ Dann ſchloß ſie krampfhaft und ſchnell die Lippen, und man hörte, wie ihre Zähne feſt aneinander ſchlugen, als ob ſie fürchte, daß ein Geheimniß durch ſie entſchlüpfen könne, welches ſie vor der Welt zu verbergen hatte.

Bald darauf aber verriethen heftige Bewegungen den ſtarken Kampf in ihrem Innern; ſie ſtieß artikulirte Töne aus, in welchen man nur mit Anſtrengung unzuſammenhängende Worte erkannte. Es ſchien als ob ſie von Schlachten und Blutvergießen, von Drachen und Ungethümen träume. Dann war es ein Rieſe, mit dem ſie ſich unterredete und den ſie Vater nannte. Sie ſah ihn von den Drachen angefallen, hinſinkend und verblutend. „Wehe, ihr Ungeheuer, ihr Mörder,“ ſchrie ſie auf, „gebt mir meinen Vater wieder heraus oder ich werde ihn furchtbar an euch rächen!“

Dann erwachte ſie aus der Phantaſie, ſie war matt und erkundigte ſich ängſtlich, was ſie während des Anfalls geſprochen habe. Sie ſagte, daß ſie ſeit der früheſten Jugend ähnlichen Anfällen ausgeſetzt ſei und man kein Gewicht auf das legen möge, was ſie ſpreche. Sie bat auch man ſolle ſie allein laſſen und ſich nicht wegen ihres Zuſtandes den Schlaf verkümmern, den man im Kloſter zur Wiederbelebung der Kräfte ſo dringend nöthig habe. Ihre Bitten wurden ſo inſtändig, daß man, um ſie zu beruhigen, ihr endlich ſcheinbar nachgab und ſie allein ließ.

Die Thür in das Nebenzimmer blieb aber nur angelehnt, wo die Nonne als unſichtbarer Wächter ſie ungehindert belauſchen konnte, um bei jeder zu gewaltſamen Aeußerung ihr ſogleich Hilfe und Erleichterung verſchaffen zu können. —

Eines Tages ſprach ſie lauter und zuſammenhängender als gewöhnlich. Es war wieder ihr Vater, der Rieſe, an den ſie die Worte richtete. Sie klagte ſich an unter heißen Thränen. „Ich bin unwürdig deine Tochter zu ſein,“ ſchrie ſie auf. „Ich bin ein Ungeheuer, ich vergaß, was ich dir in jener Nacht geſchworen, als du aus dem Kerker entflohest und ich deiner harrte in dem Kahn auf der Weichſel. Ich wähnte mich heldenſtark und kühn und war eine Sklavin der Sinne, die in krankhaftem Dünkel ihr Leben verſpielt hat und nun dafür büßt und der Hölle verfallen iſt. Wo biſt du, mein Vater? Wenn du noch lebſt, ſo komm' und tröſte deine Tochter!“

Der Mönch, der ſie nun beſuchen durfte, war eben in die Zelle getreten. Er ſtand erſtarrt vor ihr. Er hätte ſie aufwecken mögen; allein was ſollte er ihr ſagen? Das, was er ihr zu ſagen hatte, konnte ihr augenblicklichen Tod bringen. Es war die höchſte Vorſicht geboten. Er erſuchte die anweſende Nonne ſich ruhig zu verhalten, beugte ſich über die Kranke und ſprach:

„Beruhige dich, armes Kind!“ Dann ergriff er ihre Hand, wie die Magnetiſeure es thun, wann ſie die Somnambulen befragen. Er dachte nicht daran, es war wie eine Eingebung, um ihr tröſtlich zu ſein.

Sie aber rief wimmernd, nicht mehr ſo ungeſtüm: „Ach, die Hölle, die Hölle!“

Der Mönch fuhr mit ſeinen Tröſtungen fort, aber ſie ſchien nicht darauf zu hören.

„Warum ließ ich dich von mir,“ ſprach ſie, „warum zog ich nicht dir nach? Nun bin ich allein und verlaſſen. Ich lebe und du — du ſtarbſt entehrt — deine Gebeine ruhen im Eiſe Sibiriens — dich erſtickte der giftige Brodem der Bergwerke, während ich in Genüſſen ſchwelgte — ach, warum ließ ich dich ſterben! Ich bin nicht werth deinen Namen zu tragen!“

Hier nannte ſie den Namen ihres Geſchlechts. Der Mönch hielt ſich nur mühſam aufrecht.

„Dein Vater lebt!“ ſagte er mit gebrochener Stimme.

„Nein!“ ſchrie ſie. „Denn ich habe ihn gemordet, indem ich ihn aus meinen Armen ließ“ —

„Glaube und vertraue. Er lebt!“ wiederholte der Mönch.

„Gnade und Barmherzigkeit!“ wimmerte ſie.

„Gnade und Barmherzigkeit — für wen?“ fragte er.

„Für ſeine unglückliche Tochter“ —

„Und wenn er, der Vater, ſie dir brächte?“

Ein heftiges Zittern ergriff ihren ganzen Körper; ihre Züge drückten Angſt aus, ihr Mund verzerrte ſich. Ein tiefes Schweigen. Der Mönch bereuete es in ſeiner Ergriffenheit zu weit gegangen zu ſein. Er ſank betend in die Knie, Gott um Erleuchtung anzuflehen.

„Das Grab giebt ſeinen Raub nicht heraus“ — ſagte ſie endlich in höchſter Abſpannung.

Der Mönch betete immerfort. Endlich ward es Licht in ihm; er erhob ſich und ſtieß ſchnell die Worte heraus:

„Und wenn ich dir die Botſchaft von deinem Vater überbrächte?“

„Du? das kannſt du nicht“ —

„Und wenn es nun doch ſo wäre — wie?“

„Und wer biſt du denn?“ ſtieß ſie zornig hervor.

„Wenn du Mitleid mit mir haben willſt, ſo ſag' ich dir's“ —

„Mitleid? weshalb?“

„Weil ich leide wie du; weil ich dein Leiden und dadurch das meine lindern möchte. Weil ich, wenn du untergingeſt, verzweifeln müßte“ —

„Sprich', was ſoll ich thun?“

„Alle deine Kraft zuſammenfaſſen, um ruhig meine Botſchaft anzuhören. Soll ſie dir frommen und zum Heile gereichen, ſo mußt du es. Sonſt bringt ſie dir den Tod.“

„Gut!“

Nach einer Pauſe der Sammlung ſprach ſie feſt:

„Sage mir vor Allem, damit ich dir vertrauen mag: Wer biſt du?“

„Ich bin dein Vater!“ ſagte der Mönch und konnte nichts mehr hinzufügen.

Er ergriff die Hände der Tochter, umſchlang und erhob ſie mit den ſeinigen und ſenkte das Haupt auf ſie. Maria öffnete die Augen weit, ſie ſchien nicht zu begreifen, was mit ihr vorgegangen, als ſie neben der vor dem Krucifix hinknienden Nonne nun auch die hohe

Geſtalt des Mönchs vor ihrem Bette erblickte, die ſie wie ſie ſich erinnerte ſchon geſehen hatte. Sie wußte nicht ob dies Wachen oder Traum, ob dies Leben oder Tod ſei.

* * *

C'est aux maux que vous me fites éprouver, oh mon Dieu, que je dois d'être maintenant heureuse.

La soeur Louise de la miséricorde.

Nach einigen Tagen ſchon hatte ſich Maria ſichtlich verändert. Sie konnte ſich mit ihrem Vater unterhalten. Der Schleier, welcher ihre Jugend in Warſchau verhüllt hatte, wurde durch ſeine Mittheilungen gehoben. Die Phantome des Wahnſinns, die ihr in die Wirklichkeit gefolgt waren und vor dem innern Blicke feſte Geſtaltung angenommen hatten; alle Unruhe und Pein, unter deren Folter ſie bis jetzt ſo unendlich gelitten, entſchwanden und ein ſchwacher Schimmer von Glück begann in ihrem Geiſte zu erglimmen.

Es war ihrem Vater gelungen, mit Hilfe treuer Freunde aus dem Gefängniſſe in Warſchau zu entweichen. Während man auf den Straßen, die zur Gränze führten, hm nachſpürte, wurde er in der Stadt ſo lange verborgen gehalten, bis daß eine Gelegenheit erſchienen ſein würde, hn ſicher zu expediren. Inzwiſchen ſetzte man Alles in Bewegung, den Aufenthalt der jungen Gräfin zu entdecken. Es war nicht ſchwer; die Volksſtimme hatte die wahnſinnige Schifferin als ſolche bezeichnet. Der Vater begab ſich Nachts in die Hütte der Alten und erkannte alsbald ſeine Tochter. Er nahm ſie mit ſich fort und dies Ereigniß war in Maria's Gedächtniß haften geblieben. Nachdem er das Weib reich beſchenkt hatte, überließ er es einem ſeiner vertrauten Freunde, Maria der Hut ihrer Tante zu übergeben. Alles, was erforderlich war, um ihre Abſtammung zu beſtätigen ward hinzugefügt und in einem eigenhändigen Schreiben beſchwor der Graf die Fürſtin Helena, der armen Verlaſſenen ſich als Mutter anzunehmen. Während dies in's Werk geſetzt wurde befand ſich Maria fortwährend in dem Zuſtande ſtarren Wahnſinns, aus dem ſie erſt ſpäter durch die angeſtrengteſte Sorgfalt nach und nach erwachte.

„Du haſt es einſehen gelernt," ſagte der Vater zu ihr als ſie einſt auf der Steinbank unter den alten Bäumen des Kloſterhofes ſaßen, „daß wir im irdiſchen Treiben niemals das Ziel unſerer höchſten Wünſche erreichen können. Nur von Gott allein kommt der Friede. Prüfe ſtreng dein Herz meine Tochter, ob du Ihm dich zum Opfer bringen willſt, damit er mit Seinem Frieden dir dein Opfer vergelte. Was du auch der Welt opfern magſt; die Welt kann dir ihn nicht geben. Sie vermag nur die Leere des Herzens in's Unendliche auszudehnen. Dies habe ich an mir ſelbſt erfahren. Der Kampf in meinem Innern iſt endlich geſchlichtet. Ich kam hier zu ſpät und dennoch kam ich zu rechter Zeit, um deine Seele dem Herrn zu retten. Zu den Menſchen ſoll man nicht ſagen: Tröſtet mich! denn nur Gott allein vermag zu tröſten. Man darf auch von den Menſchen nicht verlangen, daß ſie uns lieben, denn nur Gott allein liebt uns. Aber was man nicht von den andern Menſchen verlangen kann, weil ſie es nicht beſitzen, das können wir ihnen ebenſo wenig bieten, weil es uns ja gleichfalls mangelt. Kein Menſch vermag dem Andern unmittelbar Troſt und Liebe zu ſpenden. Die Liebe muß zuerſt und vor Allem Gott dargebracht werden, damit ſie von Ihm die Weihe der göttlichen Liebe erhalte, durch welche ſie nur allein uns und Andern heilſam wird. Eine ſolche geweihete Liebe, die den Troſt von ſelbſt in ſich ſchließt, iſt der ewigen Erwärmung gleich, welche der Sonne entſtrömt; die andere iſt die kleine Flamme einer Lampe, die nur ſo lange brennt, als man Oel aufgießt und nichts als einen todten Docht hinterläßt, der in Aſche verſinkt. Zu dieſer Aufopferung ſeiner ſelbſt an Gott führt nur ein einziger Weg. In allen Lagen des Lebens iſt man dazu berechtigt; in einer jeden Stellung bietet ſich das heilbringende Mittel dar. Aber ein Moment erſcheint, in welchem es geboten iſt dieſen Weg einzuſchlagen. In der Einſamkeit des Kloſters kann nur allein die verlorene Zufriedenheit, der Friede der Seele wieder gefunden werden.

„Ich kannte bis jetzt ein hohes Gefühl, das ſich auch auf Gott bezieht,“ ſagte Maria, „das ſich aber nicht in die Mauern eines Kloſters gebannt wiſſen will. In Zeiten wie die unſern, werden oft unbedeutenden Menſchen Miſſionen auferlegt, denen ſie ſich nicht entziehen können; nicht entziehen dürfen. Oft wählt Gott die geheimnißvollſten Wege uns hin zu lenken“ —

„Und wenn wir uns täuſchten?“ unterbrach ſie der Vater. „Wenn wir uns verirrten? Sei es, daß man an ſich ſelbſt zum Verräther würde; gleichviel ob durch Unverſtand oder Feigheit. Solche, die in unſern Tagen einer vermeinten Vocation folgen zu müſſen glauben, ſind allzuſehr den Verſuchungen der Eitelkeit ausgeſetzt. Sie fallen ihrem Ruhme zum Opfer.“

„Dieſer Vorwurf trifft nicht Alle. Ich fühlte mich frei von Eitelkeit und Ruhmſucht, als ich die Schranken überſchritt, welche der Frau in der Geſellſchaft gezogen ſind. Aber dieſe Geſellſchaft hatte mich längſt ausgeſtoßen. Die Liebe zum Vaterlande beſeelte mich und ein namenloſes Unglück ertheilte mir die Miſſion an dem Kampfe zu ſeiner Befreiung mich zu betheiligen.“

„Ich habe mein ganzes Leben um dich gelitten,“ ſprach der Vater, „und noch jetzt leide ich mit dir. Ich wollte dir den Ort zeigen, wo du auf Erden den Frieden zu finden hoffen darfſt. Und wäre es auch nur für den Augenblick ein wenig Friede, der in deine Seele träufelte, um mit der Sehnſucht nach dem vollen, endlich auch dieſen dir ganz zu bringen.“

Der Vater brach hier plötzlich ab. Es war als ob er ſich beſinne.

„Du haſt im Herzen Gefühle, die du erſticken mußt,“ ſagte er nach einer Weile. „Man erſtickt aber eine

Flamme nicht, wann man darauf bläſt. Dies geſchieht in einem ſolchen Geſpräche, wie wir es ſo eben geführt haben. Was du mir über die Anſicht von deinem bisherigen Treiben mittheilen würdeſt, haftete nur deſto feſter in deinem Herzen. Du müßteſt die ſich darauf beziehenden Gedanken erſt recht ordnen, um den Hergang gleich bei der Hand zu haben. Du gerietheſt am Ende auf Abſchweifungen, die gar nicht für unſere jetzige Stimmung taugen" —

Er näherte ſich ihr, legte die Hand auf ihren Kopf und ſprach ſehr ſanft:

„Sage mir, Maria, haſt du lange nicht gebeichtet?"

Sie ſchlug den Blick zu Boden und erwiderte leiſe: „Lange nicht" —

„Beichte, was du auf dem Herzen haſt," ſprach er feierlich. „Was man ſo von ſich erzählt, ſei's ſelbſt die Tochter dem Vater, iſt nicht der Ausdruck einer ſich anklagenden Demuth, ſondern nur ſtets die Schwäche, die ſich beſchönigen will. Der Grund aller dieſer profanen Mittheilungen läßt ſich doch nur immer in die Worte faſſen: Mein Herz bedarf ein Etwas, das ihm fehlt. Aber mein geliebtes Kind, dieſe Worte dürfen nur auf den Knien, vor Gott geſprochen werden, wenn ſie uns erſprießlich werden ſollen. Trage daher die Laſt, die dich drückt, in den Beichtſtuhl. Laſſe draußen, Alles was der Welt gehört. Gott wird deine Zuverſicht auf Ihn belohnen und dich wie ein Vater erhören. Er wird deine gerechten Wünſche leiten und du wirſt ſie erfüllt ſehen. Beichte, meine Tochter! Und zweifle keinen Augenblick mehr an der Wirkung des reumüthigen Gebetes!" —

Gleichwie ein Arzt es nicht unternimmt eine ſchwere Krankheit, die ihn ergriffen hat, ſelbſt heilen zu wollen; ſondern ihre Heilung einem andern Arzte überläßt; ſo ſehen wir hier den Mönch ſeine Tochter, deren Siechthum ihn ſo nahe angeht, zu dem Beichtſtuhl hingeleiten, um von dem dazu berechtigten Prieſter ihr das heilige Sakrament der Buße ſpenden zu laſſen. Er mußte ſich überdieß der Schuld an den Sünden Maria's anklagen und wußte nicht, ob er ſelbſt Verzeihung erhalten werde. Allein das wußte er, daß das von der menſchlichen Vernunft unbegriffene, unergründliche Geheimniß von der Nachlaſſung der Sünden durch das Bußſakrament, das Menſchenherz beruhigen und die moraliſche Verderbtheit und Armſeligkeit der Menſchennatur durch das Altarſakrament allein könne geheilt werden.

* * *

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei,
Und wenn Dir keiner bliebe,
So bleibſt Du dennoch treu.
Novalis.

Am frühen Morgen traten der Mönch und Maria in die Kloſterkirche, in deren Mitte ein hoher, ſchwarzbehängter Katafalk, von Lichtern umgeben, aufgerichtet ſtand. Zu dieſer Stunde ſollte eine Seelenmeſſe geleſen werden Vor einem Seitenaltar hatte ein Prieſter ſoeben die Frühmeſſe beendet. Einige Weiber knieten neben ihm, Schattenbildern ähnlich und einige Männer ſtützten ihren Kopf auf die Lehnen, der vor ihnen befindlichen Bänke und Stühle. Wie ein Hauch leiſer Klage über Erdenleiden zog es durch den Raum der Kirche.

Das Fenſter über dem Hochaltar, mit den bemalten Gläſern, ward von der roſigen Morgenröthe durchblinkt und blaue, rothe und gelbe Lichter ſtrömten auf die kunſtvoll gefügten Steine des Bodens und erleuchteten das Dunkel der Gewölbe. In der geöffneten Sakriſtei ſchwangen die Miniſtranten ſchon die Rauchfäſſer, um die Kohlen glimmend zu erhalten und wie eine regenbogenfarbige Wolke geſtaltete ſich der balſamiſche Duft, der dabei aus den Gefäßen hervorſtrömte. Jetzt begann der majeſtätiſche Ton der Orgel und der Prieſter ſtand bereits am Hochaltar und betete laut den Anfang der Meſſe für Verſtorbene:

Requiem aeternam dona eis, Domine! et lux perpetua luceat eis! —

Da kniete Maria, neben ihrem Vater und ihre Seele erhob ſich zu Gott.

„O mein Gott,“ betete ſie, „der du ſo liebevoll den verlorenen Sohn aufgenommen, dem Zöllner verziehen, Maria Magdalena in Gnaden angenommen, dem Schächer am Kreuz alle Miſſethaten nachgelaſſen haſt; laß auch mir deine Barmherzigkeit angedeihen und würdige dich, meine Seele durch dieſes heilige Sakrament von allen Makeln der Sünde zu reinigen, damit ich mit allen heiligen Büßern und Büßerinnen deine Barmherzigkeit ewig preiſen kann bei dir in der Seeligkeit, welche ich durch deine unendliche Güte und um der Verdienſte Jeſu Chriſti willen zu erlangen hoffe!“

Der Beichtvater harrte ihrer; ſie legte ihm eine umfaſſende Beichte ab. Ihr Vater betete unabläſſig. Das Seelenamt war ſchon beendigt, als ſie aus dem Beichtſtuhl trat; der feierliche Augenblick war vorüber, wo der Prieſter mit Weihrauch und Weihwaſſer am Katafalk die letzte Handlung verrichtet und Maria, nun entſühnt, kniete vor dem Tabernakel, um den Leib des Herrn zu empfangen. Dann ging auch ſie zu dem Katafalk und ſprach ein Vaterunſer für die Seele der Abgeſchiedenen.

Die Augen der Andächtigen, welche noch anweſend waren, richteten ſich neugierig auf die Fremde, in der Tracht einer Laienſchweſter der Barmherzigen, deren Haltung einen ſeltenen Anſtand verrieth, wie ihn Niemand in dem armen Gränzdorfe zeigte und der auf einen vornehmen Stand ſchließen ließ.

„Um dich zu Ihm zurück zu führen, um dich dir ſelbſt zurück zu geben, um deine Seele zu ihrem vollen Werthe wieder gelangen zu laſſen und dir die Hoffnung auf die Zukunft zu eröffnen, ſandte dir Gott, der dich liebt, das Unglück. Er ſei dafür geprieſen in Ewigkeit, Amen!“

So ſprach der Mönch als er an der Seite der Tochter die Kirche verließ und ihr in das Auge blickte, in welchem ſich das Vorgefühl einer Wonne abſpiegelte, wie ſie die Unglückliche noch niemals im Leben empfunden hatte.

XI.

Wann Qualen dich umgarnen,
So fahren ſie aus den beſtirnten Hallen.
Drum laß ſie dir gefallen!
F. L. Zacharias Werner

Graf Antoni war in Warſchau unter dem Dolche eines Meuchelmörders gefallen, der ihm im Veſtibule ſeines Palaſtes aufgelauert hatte. Der gewöhnliche Zettel, der bei allen Ermordeten gefunden wurde, beſagte hier: der Graf habe zu den Ruſſen gehalten und ſei deshalb ein Verräther.

Was er ſtets gewünſcht, was ihn auf ſeinen Wegen geleitet hatte; es war an ihm in Erfüllung gegangen. Er, dem die erſte Windel die Fahne war, die Kaffeeſerviette der Großmutter als Leichentuch erſchien; er ſtarb in ſeinem Palaſte und in dem Bette ſeiner Ahnen, in das man den Sterbenden getragen hatte. Die Bilder der alten Krongroßfeldherren und Senatoren blickten auf ihn herab, die alten Diener des Hauſes umſtanden ihn und neben ſeiner Leiche knieten die Wittwe und die Kinder, die ſeinen Namen und ſeine Güter erbten. —

Fürſtin Helena theilte den Kummer derſelben. Sie ſelbſt ſuchte Troſt für ſich bei ihrem Freunde. Täglich ſchrieb ſie an Albert einige Zeilen; am Ende der Woche war es ein kleines Heft geworden, das an ihn abgeſandt wurde. So entſtand nach und nach ein Tagebuch, das alle Stimmungen ihres Herzens in ein großes Glaubensbekenntniß zuſammenfaßte.

Hier einige Bruchſtücke aus dieſen Briefen, der Reihenfolge nach. —

„Was iſt aus dem Weſen geworden, das mich einſt beherrſchte?“ ſchrieb ſie an ihn. „Ein Weſen, das ſich dabei begnügte, die alltäglichen und üblichen Freuden des Lebens zu genießen, das ſich an der Unterhaltung mit heitern Freunden ergötzte; das auf Reiſen und in dem Lärm der Theater eine vorübergehende Befriedigung und Sättigung fand! Wann in jenen Tagen meine Seele ſich erheben wollte, ſo gelangte ſie nicht höher als in die lauwarme Sphäre des gewöhnlichen Geſellſchaftslebens mit ſeinem kleinlichen Widerſtreite, mit ſeinen unerquicklichen Zwiſtigkeiten. Höchſtens war es die Region der Kunſt, die ſich ihr erſchloß. Allein dies war nicht im Stande die Eiskruſte zu ſchmelzen, die meine Gedanken und Empfindungen gefangen hielt. Ich war abgeſtumpft worden gegen Alles. Ich irrte gleichſam ohne Zorn inmitten der Gehäſſigkeiten und des Truges, die ich jeden Tag vor meinen Augen ſich entwickeln und vollenden ſah und ſie waren mir zur Gewohnheit geworden. Ich ergab mich dem Egoismus der Entſagung. Ich wurde traurig; denn die Traurigkeit entſpringt aus der Entſagung. Sie kann dahin führen, daß man das Leben verachtet. Ach, man leidet unendlich, wann man ſich außerhalb des Lebens verſetzt ſieht; aber ſchwerer noch laſtet dies Gefühl, wenn es durch eigene Schuld geſchah. —

„Schmerz und Traurigkeit ſind nicht Geſchwiſter; nicht eines und daſſelbe. Der Schmerz iſt ein reinigendes Feuer; die Traurigkeit ein entnervender Hauch. Der Schmerz übt eine ſtärkende Wirkung; die Trauer nicht. Mit einem Wort: ich halte den Schmerz für ein Heilmittel; das Verſinken in Traurigkeit für eine reinſinnliche Empfindung. Ich liebe und achte den Schmerz, aber ich fühle, daß ich die Traurigkeit bekämpfen muß.“ — —

„Es iſt genug der verſchluckten heißen Thränen; der Wunſch nach Glück iſt in mir lebendig erwacht. Es iſt ein großes Unglück ſich verlaſſen zu wiſſen. Ich ſtrebe nicht ungeduldig nach einem unerreichbaren Ideal, das ich in unbeſtimmten Linien mir vorſpiegle und das nur immer tiefer mich verſinken läßt. Was ich arbeitete, dachte, wirkte; meine Theilnahme für das Unglück anderer Menſchen; mein Eingreifen in ihr Schickſal; nichts brachte mir den erhofften Lohn; weder die Achtung der Welt vermochte ich dadurch zu erringen, noch die Dankbarkeit derer, denen ich Hilfe brachte. Mir fehlte etwas zu meinem Glücke und ich wußte es nicht zu finden. Die Freundſchaft war es nicht. Ich erwog was mir fehle. Ich dachte an Gott, an die Seele, an die ſublimſten Dinge; ich dachte an Demuth, Heldenmuth — Alles in Allem; es befriedigte mich nicht.

„Ach es war keine gewöhnliche Schwachheit der Frauen — ich war wirklich krank.“ — — —

„Gott, der in meinem Herzen liest, wird mit mir zufrieden ſein, wenn ich es kurz ausſpreche.

„Unſere Liebe iſt rein. Sie; Albert, wiſſen es; aber wiſſen ſie es auch: daß ſie in meinem Herzen unauslöſchlich iſt?

„Ich war eine unglückliche Waiſe, früh in die Welt hinausgeſtoßen. Nie ward ich von meinen Eltern, gleich andern Kindern geliebkoſt. Ich fühlte mich frei; als ich aber meine Freiheit genießen wollte, ſtreckten ſich meine Arme in's Leere aus. Die Freiheit, die ich ſo freudig begrüßt hatte, diente nur dazu, mir Schmerzen zu bereiten. Da lernte ich ſie kennen und fühlte mich nicht mehr verlaſſen.

„Geliebter Freund, was wäre die Liebe, wenn nicht dies? Jetzt erſt ward ich überzeugt, daß ich fähig ſei, wirklich Freude und Schmerz zu empfinden. Ich gehörte mir nicht mehr nur allein an; mit dem Egoismus war auch die Traurigkeit gebannt. Sie waren der Lichtpunkt einer Glut, die mein Herz erfüllte. Wann das nicht wahre Liebe iſt, ſo ſagen ſie es mir.“ — — —

„Ich bin zu der Erkenntniß gelangt, daß es nur Eine chriſtliche Kirche giebt und geben kann. Dieſer will ich fortan angehören. Die heilige römiſche Kirche iſt die von Gott gegründete, die auserwählt iſt, ſeine Kinder in demſelben Glauben zu vereinigen. Ich will von Grund des Herzens an dieſer Einheit feſthalten. Die ruſſiſche Kirche, irregeleitet durch den Geiſt der Unabhängigkeit, den die Politik entzündete, hat die Bande gewaltſam zerriſſen. Nachdem ich dies einſehen gelernt, giebt es für mich keine Entſchuldigung mehr. Ich erkenne es als einen Abfall, der die Grundveſten des Chriſtenthums erſchüttert, wenn man dem Oberhaupte der Kirche den Krieg erklärt. Ich ſchwöre ab dieſem ſträflichen Syſteme und kehre zu dem gemeinſchaftlichen Vater zurück, um mich ihm zu Füßen zu werfen.

„Damit ſchwindet denn jene Schranke von Erz, die Gottloſigkeit, Irrthum, Vorurtheil und böſer Wille zwiſchen uns aufgerichtet hatten. Ich ſtehe vor dem feierlichen Augenblicke dieſes Bekenntniß am Altare abzulegen.

„Stimmt ja doch die ruſſiſche Kirche ſelbſt in dem Hymnus ein: „O heiliger Petrus, Fürſt der Apoſtel! apoſtoliſcher Primas! Unbeweglicher Grundfels des Glaubens, zum Lohne für dein Bekenntniß, ewige Grundveſte der Kirche, Hirt der ſprechenden Heerde*), Träger der Schlüſſel des Himmels, auserwählt unter allen Apoſteln, um nach Jeſu Chriſto das erſte Fundament der heiligen Kirche zu ſein. Freue dich! Freue dich, du unerſchütterliche Säule des orthodoxen Glaubens, Haupt des apoſtoliſchen Kollegiums, Fürſt der Apoſtel, du haſt Alles verlaſſen und biſt dem Meiſter mit den Worten gefolgt: ich werde ſterben mit dir, mit dir werde ich leben in einem ſeeligen Leben. Du warſt der erſte Biſchof von Rom, die Ehre und der Ruhm der größten Stadt; auf dir hat ſich die Kirche befeſtigt.“ So ſpricht die ruſſiſche Kirche auch von den Nachfolgern des heiligen Petrus und hat die erhebendſten Lobſprüche für ſie in vollem Maaße."*) — — —

---

*) Pastuir slovesnago stada. d. h. nach dem Geiſte der ſlaviſchen Sprache: der Menſchen. Nach Graf Joſeph de Maistre deutſch von Moriz Lieber.

Albert ſchrieb ihr, nachdem er dieſe Herzensergießungen alle empfangen hatte, in ſeinem letzten Briefe:

„Sie halten mich für würdig, mir die Sorgfalt für ihr Lebensglück anzuvertrauen. Sie wollen mein Schickſal theilen. Sie haben mich auserſehen, ihr Gatte zu werden und ich kann ihnen nur ſagen, daß ſie mich zum Glücklichſten erhoben haben."

Das war in ſeiner deutſchen, ehrlichen Weiſe Alles geſagt, was er zu ſagen wußte. —

* * *

Gräfin Suſanna, die Wittwe Antoni's, war in einem Zuſtand, den man wohl ſich vorſtellen kann, der ſich aber ſchwer beſchreiben läßt. Sie war erdrückt von Leiden und ſah ſich nur umgeben von den Waffen der Bosheit und der Liſt giftiger Schlangen. Die Erde ſchien unter ihr zu beben und drohete die frevelnde Menſchheit zu verſchlingen.

Von ihrer Stirne war das heitere Wohlwollen verſchwunden und die ruhige Milde, die früher in ihrem ganzen Weſen ſich gezeigt hatte. Ihre Züge waren hart und kalt geworden. Ihre thränenloſen Augen waren ſtets geſenkt; ſie brütete darüber, welchen Entſchluß ſie nunmehr faſſen ſolle.

---

*) Mineia Mesatschnaia (Leben der Heiligen für jeden Monat). Nach obiger Quelle.

Wie die Spinne, die einſiedleriſche Arbeiterin, ihr Netz in den düſterſten Winkeln der Gewölbe webt; ſo wob auch Gräfin Suſanna, in ihren ſchlafloſen Nächten einen langen, in ſich verſchlungenen Faden von Leiden und Schmerzen, der ſich um Drachenhäupter und blutige Menſchenſchädel wand. Nichts hätte ſie tröſten oder auch nur beruhigen können.

Vergebens ſuchte Fürſtin Helena ihre Freundin aufzurichten. Sie blieb traurig gleich einem Tag ohne Sonne; wie ein ſlaviſches Sprichwort lautet.

Warſchau mußte verlaſſen werden, wo täglich neue Gräuel auftauchten, und nachdem Antoni's Leiche beſtattet war, wurden ſchnell alle Vorbereitungen für Abreiſe getroffen. Man beſchloß ſich nach Preußen zu wenden, da in Galizien die Unruhen noch nicht gedämpft waren und das Reiſen gefährdet erſchien. Der Weg ſollte daher über Kaliſch eingeſchlagen werden; hier wollten ſich die Freundinnen trennen und während Gräfin Suſanna ihre Reiſe nach Poſen fortſetzte, gedachte die Fürſtin ſich Krakau zu nähern, um mit Albert ſich zu vereinigen. Allein eine fromme Rückſicht ließ ſie von dieſem Plane abweichen.

XII.

> Die Hoffnung zieret mit ſmaragdnem Pflaſter
> Die Gäng' im Tempel und hoch über ihnen
> Sieht man das Dach aus wölbenden Saphiren
> Sich in der Gnade Mittelpunkt verlieren
>
> A. W. v. Schlegel.

Zwiſchen Kaliſch und Krakau, jedoch näher zu dieſem gelegen, erhebt ſich auf dem Klarenberg bei dem Städtchen Czenſtochau, das Heiligthum der Polen, dem aus den fernſten Gegenden große Züge von Wallfahrern zuſtrömen. Es iſt weltbekannt unter dem Namen der „ſchwarzen Mutter Gottes von Czenſtochau.“ Matka boska Częstochowska!

Das Alter und der Rauch vieler hundert Lampen, hat dieſe ſo wie ähnliche Bildniſſe geſchwärzt oder doch braun gefärbt. Das von Czenſtochau wird dem heiligen Evangeliſten Lucas zugeſchrieben, wie es die Legende berichtet.

Nach dem Tode Chriſti wohnte Maria bei dem heiligen Evangeliſten Johannes auf dem Berge Sion zu Jeruſalem, wo mehrere Jungfrauen ſie beſuchten und ihr Bild zu beſitzen wünſchten. Als der heilige Lucas, der

Arzt und Maler war, mit dem heiligen Paulus nach Jeruſalem kam, baten ſie ihn, ein wohlgetroffenes Bild der göttlichen Mutter zu entwerfen.

In Maria's einfachem Hausrath befand ſich aber ein Tiſch aus Cypreſſenholz, den der heilige Nährvater Joſeph verfertigt hatte. Auf die Tafel dieſes Tiſches hat nun der heilige Evangeliſt Lucas das Bildniß der lieben Mutter Gottes gemalt.

Als im Jahr 72 nach der Geburt des Herrn Jeruſalem zerſtört wurde, blieb das Haus auf dem Berge Sion unverſehrt. Dasſelbe Haus, wo der Herr mit ſeinen Jüngern das Oſterlamm aß; wo die Jünger aus Furcht vor den Juden, am Pfingſtfeſte verſchloſſen beiſammen waren; das Haus, wo der heilige Geiſt über ſie ausgegoſſen ward, wo der auferſtandene Heiland den Jüngern erſchien, wo Thomas im Glauben geſtärkt wurde und Maria ihr heiliges Leben endete. Auch ihr Bild war unverſehrt geblieben und man verbarg es nahe bei dem heiligen Kreuze, an welchem der Erlöſer ſtarb. Als im Jahr 326 die Kaiſerin Helena das Kreuz ſuchen kam und auf wunderbare Weiſe fand, hat ſie auch das Bild der göttlichen Mutter dort aufgefunden und es dem erſten chriſtlichen Kaiſer, ihrem Sohne Konſtantin, nach Konſtantinopel geſendet.

Der griechiſche Kaiſer Nicephorus ſchenkte das Bild dem heiligen Kaiſer Karl dem Großen und dieſer gab es zum Lohne für treu geleiſtete Hilfe dem ruſſiniſchen Fürſten Leo, der es auf ſein Schloß Belz nach Galizien bringen ließ. Dadurch bekehrte ſich ſein Volk ſchaarenweis zum

Glauben und diente Unſerer lieben Frau mit großer Andacht.

Kaſimir der Große und ſein Nachfolger Ludwig von Ungarn beſiegten die Ruſſen und Letzterer übergab die Regierung ſeinem Blutsverwandten Ladislaus als Vicekönig, gegen den ſich eine furchtbare Empörung erhob. Er flüchtete ſich nach dem Schloſſe Belz mit nur wenigen Getreuen unter den Schutz der heiligen Mutter Gottes. Durch ſeine Bitten vor dem Gnadenbilde ſtehen die Feinde plötzlich von der Belagerung des Schloſſes ab und ergreifen die Flucht.

Als Ladislaus dies wunderbare Ereigniß dem König nach Ungarn berichtete, bat er zugleich um die Erlaubniß das Bild nach ſeiner Stadt Oppeln bringen zu dürfen. Aber ein Traumgeſicht verkündete ihm, daß er es nach Czenſtochau bringen ſolle. Dies geſchah und am 28. Auguſt 1382 langte es dort an und wurde in die Kirche der Ordensbrüder des erſten heiligen Einſiedlers Paulus auf dem Klarenberge zur Verehrung ausgeſtellt.

„Es überglänzte und durchleuchtete fortan vom Klarenberge bei Czenſtochau die Klarheit der wunderthätigen Mutter aller ſchönen Liebe, Furcht, Hoffnung und Erkenntniß die Welt!" wie es in einem alten Geſchichtſchreiber zu leſen iſt.

Dies iſt in kurzen Worten die Legende von dem Gnadenbilde, das in unzähligen Fällen ſeine Wunderthätigkeit bewährt hat.

Unter dem Schutze des Gnadenbildes wurde Czenſtochau 1430 von den ſtürmenden Huſſiten befreit. Sichtbarer aber war dieſer Schutz noch im Jahre 1655, als hundert fünfzig Soldaten und ſiebenzig Mönche den Angriff von zehn tauſend Schweden und zwei Regimentern polniſcher Ueberläufer aushielten. Der Prior des Kloſters, Auguſtin Kordecki, leiſtete an der Spitze dieſes Häufleins Vertheidiger, von denen ein Drittheil mit den Waffen nicht umzugehen wußte, Wunder der Tapferkeit und des Heldenmuthes. Täglich ſpielte die Muſik auf dem Thurme zum großen Verdruſſe der Schweden, die Hymne auf die Gnadenmutter. Der ſchwediſche General Möller ließ, alle Kräfte aufbietend, am heiligen Chriſttage Sturm laufen. Aber ſeine Anſtrengungen waren vergebens. Eine Handvoll herzhafter Soldaten und frommer Prieſter, geſtählt durch die Macht des Glaubens, hielt unerſchrocken dem maſſenhaften Feinde Stand und zwang ihn zum Abzug. Zum Andenken an dies Ereigniß erhielt ſich das Sprichwort bis auf dieſe Stunde: To tak trudno jak Częstochowę obronić.*) —

Beide edle Frauen, Gräfin Suſanna mit ihren Kindern und Fürſtin Helena, ein Gefolge von wenigen treuen Freunden und Dienern, ſehen wir jetzt langſam und feierlich den Klarenberg hinanſteigen. Einige Prieſter waren auf dieſe Meldung zu ihrer Begrüßung herabgekommen, um ſie zu dem Heiligthum zu geleiten, deſſen ganze Herrlichkeit ſich nun immer mehr und mehr entfaltete.

Vor ihnen liegen die weiten Gebäude, die einige

---

*) Das iſt ſo ſchwer wie Czenſtochau zu vertheidigen.

Aehnlichkeit mit dem Eſcurial zeigen, aus deren Mitte ſich Thürme und Kuppeln erheben und alle überragend ein hoher Thurm, der die prachtvolle Kirche ziert, in welcher das wunderthätige Gnadenbild ſich befindet, das ernſt und doch auch mild auf die vor ihm Knienden niederblickt. Das Kind auf dem Arme der Mutter hebt ſegnend das Händchen; über dem ſternendurchwirkten dunkelblauen Schleier ſtralen die Kronen aus Perlen und Edelſteinen und auf der rechten Wange der Gottesmutter ſind die beiden Wundenmale zu ſehen, die von dem Schwert eines Huſſiten herrühren und ſich wunderbar bis auf dieſe Stunde erhalten haben, obgleich man es an Bemühungen nicht fehlen ließ, die verletzte Stelle oft zu übermalen. —

Hier wollte die Wittwe des Grafen Antoni für den noch bevorſtehenden Lebensweg, unter Meditation und genauer Erforſchung des Gewiſſens einen Plan ſich entwerfen. Die ſtrengſte Zurückgezogenheit in ſich ſelbſt, anhaltendes Gebet und mehrmaliger Empfang der heiligen Sakramente, ſollten das fromme Vorhaben unterſtützen, die Seele wieder zu dem Beſitz der himmliſchen Güter, Glaube, Liebe, Hoffnung gelangen zu laſſen.

Wo konnte dieſes Werk wohl mit größerer Zuverſicht begonnen werden als an dem Orte, welcher der tiefſten Verehrung der ſeeligſten Jungfrau geweiht iſt und unter ihrem unmittelbaren Schutze ſteht?

Nicht nur das Licht des göttlichen Geiſtes allein iſt es, was die Seele des Beters an ſolchen Orten durchdringt, ſondern mit ihm vereinigt ſich zugleich die göttliche Glut jenes Herzens, das ſein Blut vergoſſen, weil es die Menſchen ſo ſehr geliebt hat. Statt der nüchternen, lauwarmen Empfindung einer alltäglichen, gewohnten Erbaulichkeit überkommt dem betenden Büßer hier ein überirdiſches, unwiderſtehliches Gefühl. Wie ein feueriger Strom vom Himmel ergießt ſich's auf ihn; die von allen Wonnen erfüllte Seele wird emporgeriſſen und zu dem Throne Gottes hingetragen, wo ſie alles Erdenleid vergißt und dadurch die wunderbare Kraft erlangt alle Forderungen der Abtödtung und Aufopferung mit Leichtigkeit zu erfüllen.

„Nicht die Lehre, ſondern die That iſt es," ſagt ein neuerer Autor, „durch welche die Kirche ihren Sieg über den Geiſt des Unglaubens begründet. Die Lehre iſt nur der Lichtkreis; der Kern des Lichtes iſt die That." *) —

Die Damen hatten ihre Wohnung in dem Städtchen genommen. Jeden Morgen gingen Beide in die Kloſterkirche, nur von einer Kammerfrau begleitet. Das Gefolge, zu welchem auch der getreue N—kow gehörte, blieb zurück.

Das Wetter war zur Zeit ſchön. Nach dem heiligen Opfer wurde eine frugale Faſtenmahlzeit im Kloſtergarten auf einem Steintiſche aufgetragen, wobei die Damen ſich ſelbſt bedienten. Nach einer kurzen Pauſe nahmen ſie wieder die Andachtsübungen vor. Zuerſt eine Leſung, wie ſie ihnen vorgeſchrieben ward, dann eine Meditation; hierauf eine Unterhaltung mit dem Beichtvater und endlich der Abendgottesdienſt vor dem Gnadenbilde.

War dann die Suppe genoſſen, ſo folgte noch eine kurze Erholung im Garten, nach welcher die Damen den

---

*) Dr. Haffner „Die deutſche Aufklärung."

Heimweg antraten, um andern Morgens zur Frühmeſſe wieder zu kommen und die Uebungen fortzuſetzen. —

Die innere Kloſteruhr hatte eben acht geſchlagen; die Väter verließen das Refectorium und begaben ſich wie gewöhnlich in den Garten, wo die fremden Damen ſie zum letzten Mal erwarteten. Die Abreiſe war für den folgenden Morgen feſtgeſetzt. Beiden war der Aufenthalt auf dem Klarenberge heilbringend geweſen. Gräfin Suſanna hatte ihre Ruhe wieder gewonnen und ſchied voll ſüßer Tröſtungen; Fürſtin Helena war durch den Unterricht, der für ſie in Warſchau begonnen hatte und den ſie hier vollendete, jetzt vollkommen befähigt ihr Glaubensbekenntniß abzulegen. Sie hatte zu dieſem feierlichen Akte Krakau ſich erwählt.

Auf einer Plattform gen Weſten erhebt ſich auf einem ſteinernen Piedeſtal das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. Die letzten Reflexe des Sonnenuntergangs leuchteten darauf und ein leichter Wind ſpielte im Laub. Ringsum Einſamkeit und tiefe Stille. Ernſte Betrachtung erfüllte den Geiſt, Rührung das Herz. Es war auffallend, daß nur wenige Prieſter zu dem Abſchiede ſich eingefunden hatten. Sie waren bisher nur von der höchſten Aufmerkſamkeit für die Damen erfüllt geweſen. Der Prior führte dieſe unter ein Laubdach, wo ſie ſich ſetzten. Er begann einige freundliche Worte zu ſprechen, ſie aber ſchwiegen; ſo ſchwer war ihnen das Herz bei'm Scheiden von dieſer Stätte des Heils.

Einige Aufmerkſamkeit erregte ein leiſes Geräuſch von Tritten, das ſich in der Nähe vernehmen ließ. Bald darauf ertönte ein Geſang von ausnehmend ſchönen Stimmen und die Sitzenden erhoben ſich und gingen hin, um beſſer zu hören. Es war ein wahrhaft zauberhaftes Konzert. Die Väter und Brüder des Kloſters, etwa zwanzig an der Zahl, ſaßen auf den Bänken, welche das Standbild der heiligen Jungfrau umgaben, unbeweglich, mit zu Boden geſenkten Blicken, und ſangen das wundervolle Ave maris stella. Hierauf folgte die loretaniſche Litanei, dann das Magnificat und zuletzt ein in Polen ſehr beliebtes Lied zu Ehren der Gottesmutter.

Die menſchliche Sprache vermag die Erhabenheit einer ſolchen Muſik nicht zu ſchildern. Man fühlt, daß die heilige Kunſt allein würdig iſt den Herrn der Himmel zu preiſen. —

Die Stunde, die den frommen Vätern zur Erholung geſtattet war, verrann ſchnell Der Prior mahnte daran, daß es Zeit ſei aufzubrechen. Nachdem er Fürſtin Helena zu dem Schritte, der ihr bevorſtand, noch einmal von Herzen Glück gewünſcht, bat ſie ihn, im vereinten Gebete für ihr Seelenheil zu wirken.

„Wie groß und herrlich ſteht die katholiſche Kirche da,“ ſetzte ſie hinzu, „ſie erſtreckt ſich über die weite Erde und äußert ihren tiefen Einfluß auf die Gemüther aller Menſchen. Ja, ſelbſt auf diejenigen wirkt ſie ſchon wohlthätig und kräftig ein, welche noch nicht in ihrem Schooße ruhen. Auch die, welche ſich gegen ſie empört haben, vermögen nicht, ihr das göttliche Anſehen, die beſeeligende, himmliſche Kraft abzuläugnen. Iſt es nicht ſo, mein Vater?“

„Die ſogenannten freien Denker, die ſtets die *democratiſche* Tugend im Munde führen und nur ſich ſelbſt als Richter ihrer Thaten und Werke anerkennen,“ erwiderte der Prior, „ſie wiſſen nichts davon. Sie reſpectiren dafür die öffentliche Meinung, die ſich in ihren Journalen ausſpricht und die über den Katechismus, über Faſten und Beichten, und über alles Leben in der kirchlichen Gemeinſchaft nur Spott und Hohn ergießt. Sie Alle ſind von demſelben Schlage; von der gleichen Moral durchdrungen. Sie ſehen es nicht ein, daß nur die Religion dem Chriſten die Waffen verleiht, Miſſethat und Gemeinheit zu bekämpfen. Daß außer dieſer Religion jede Sünde, jedes Verbrechen leicht ſeine formelle Entſchuldigung findet. Keine ſchöne That wurde je vollbracht, die nicht wenigſtens in einem Punkte mit der Lehre der Kirche zuſammenhinge; keine verdammenswerthe, die nicht ganz und gar dem Abfall von derſelben angehörte. Sie brüſten ſich damit, daß die Züchtigung nicht alsbald erfolgt und träumen von ihrer Sicherheit. Allein ſie überſehen dabei, daß Gott in ſeiner Langmuth den letzten Richterſpruch über dieſe ſtrafwürdige Geſellſchaft nur aufſchiebt, deren Beſtrafung aber dennoch ſicher erfolgen wird. Die Tage ſind nicht mehr fern und ſie haben wirklich ſchon begonnen, wo man die Prieſter und Alle, welche der Kirche Jeſu treu bleiben, auf jede mögliche Weiſe verfolgen wird; wo man alle Uebel der Zeit, die allein von den böſen Umtrieben der Welt herrühren, auf die Häupter der Prieſter wird häufen wollen und wo man ſie als die Urheber des Uebels bezeichnen wird. Aber Himmel und Erde bezeugen es; Himmel und Erde werden einſt den Beweis führen, daß nicht das Prieſterthum die Urſache blutiger Kriege, verheerender Krankheiten, wuchernder Theuerungen und tauſendfältigen andern Unglücks ſei; ſondern die Kinder der Welt, die Anhänger der Sektirer, die Spötter der Religion, die Verächter der Kirche, die Verläugner des wahren Glaubens. Nur dieſe tragen die Schuld der ſchrecklichen Ereigniſſe, welche die Menſchheit bedrohen."*)

Es war bereits ſpät geworden und die abholenden Diener warteten ſchon lange. Mit ihnen war N—kow gekommen, um die Damen zu geleiten und ſich zugleich bei den Mönchen, die er flüchtig kennen gelernt hatte, zu verabſchieden.

Er hatte aufmerkſam dem Prior zugehört und als dieſer geendet nahm er das Wort. Er ſprach in ſeiner gewohnten, natürlichen Art. Die Ruſſen ſind keine Fanatiker und N—kow war nicht der Mann, von jedem ſchriftſtellernden Maulwurf das mot d'ordre ſich ertheilen zu laſſen. Was er ſagte war der lebendigſte Ausdruck von ruſſiſcher Selbſtſchätzung, nicht nach der ſchwärmeriſchen Idee des Panſlavismus, ſondern nach einer eigenen höhern Anſchauung.

„Die große Strömung der Tagesideen, welche allem Beſtehenden den Umſturz verkündet und vorerſt die Trümmer der Vergangenheit aus dem Wege räumt, vermag höchſtens die Oberfläche der Dinge zu verändern. Sie äußert nur auf die wunden Stellen im Geſellſchaftsleben, die Wirkung eines ſpaniſchen Fliegenpflaſters auf die Haut. Der innere Organismus empfindet nichts davon; die Kräfte erzeugen ſich nicht neu; der Krankheitsſtoff wird nicht ausgeſtoßen. Als die Kartoffelkrankheit herrſchte, hat man friſchen Samen aus dem Mutterboden kommen laſſen, um eine vollſtändige Regenerirung zu bewirken. Nun leidet die alte europäiſche Geſellſchaft an einer ähnlichen Krankheit wie jene alten Knollengewächſe, die keinen gedeihlichen Nahrungsſtoff mehr lieferten. Daher denn auch hier friſchen Samen in den verjährten Boden, um geſunde Früchte zu erzielen. Die rohen, aber jungen und kräftigen Völker Mittelaſien's, der Wiege des Menſchengeſchlechts, werden aus ihren Steppen und Gebirgen hervorbrechen und ſich die Civiliſation, ſo weit ſie deren bedürfen, ſelbſt zu holen kommen. Die neue Völkerwanderung wird Aſien leeren. Die vierhundert Millionen in den weiten Gebieten des Fo und Buddha, die das eigene Land nicht zu tragen vermag, werden nicht in Ewigkeit dazu verdammt bleiben ſollen, ihren Ueberſchuß an Bevölkerung nach den fernſten Gegenden auswandern zu laſſen, um engliſchen Opiumhändlern und andern Speculanten als elende Kulies zu dienen. Dieſe neue über Europa hereinbrechende Sturmfluth, wird aber nicht gleich der erſten, alle wahre Bildung fortſchwemmen, denn ſie wird unter dem Schutze des Kreuzes heranrauſchen, das ihr Rußland voranträgt. Sie wird dort ihrer unwiderſtehlichen Kraft gebieten und anbetend niederknien, wo ſie das Kreuz noch erhöht findet. Das Chriſtenthum allein wird auch hier vom Untergange erretten. Aber alle überreifen Früchte, die bereits in die

---

*) Nach den Worten des ſeel. Biſchofs Wittmann v. Regensburg.

Fäulniß des Unglaubens übergegangen ſind, werden wie Mispeln vom Baume der Civiliſation fallen und zertreten werden. Vor dem Beginn der vollſtändigen Verweſung werden ſich ihnen dann mehr Geheimniſſe erſchließen, als jemals ihre ſcharfſinnigſte Speculation ihnen zu ergründen geſtattete. Sie werden jene Wahrheit endlich erkennen, die ſchon von den mittelmäßigſten Geſetzgebern vor Jeſus Chriſtus ausgeſprochen wurde: daß keine ſtaatliche Geſellſchaft möglich ſei, ohne die Götter. Dies iſt die Miſſion Rußlands. Es war bemüht ſie ſeit langer Zeit vorzubereiten. Es unterwarf ſeiner Herrſchaft paradieſiſche Gegenden im Süden und Oſten Aſien's. Reiſende ſprechen mit Entzücken von einem ſibiriſchen Hesperien! Und der alte raubgierige Leopard, der nur einen verderbenſchweren Handel nach jenen Gegenden trieb, um ſeinen Reichthum zu vermehren, wird bereits gewahr, daß es eine höhere Macht als den Weltſchacher giebt."

„Wohnt Gott in einem Menſchen, ſo iſt dies genug ihn größer als ſeine Zeit zu machen," ſagte die Fürſtin. „Gott wird den Kaiſer erleuchten. Die Anerkennung des Nachfolgers des heiligen Petrus in Rom wird erfolgen und Millionen Menſchen werden ohne Schwertſtreich dem Kaiſer huldigen."

In dem Prior mußten dieſe prophetiſchen Hoffnungen der Ruſſen ſonderbare Gefühle hervorrufen. Er war durch die ruſſiſche Beſatzung, die Czenſtochau hatte, als den Klarenberg und ſeine Kirche Schanzen umgaben, mit den Eigenſchaften jener „rohen, jungen' und kräftigen Völker Mittelaſiens" nur zu oft in nahe Berührung gekommen.

Er ſtand nachdenkend da; plötzlich warf er den ſtechenden Blick, der den Polen eigen iſt, gerad vor ſich hin als wollte er das Nächſte durch und durch ſchauen, das hier zufällig ein höchſt gleichgiltiger Gegenſtand war. Dann ſtieß er einen lauten Seufzer aus, der wie eine Wehklage ſich anhörte und ſprach mit feſter Stimme:

„Zu Prophezeihungen mich zu erheben, vermag ich nicht. Was ferne Zeiten über die Menſchheit nach Gottes weiſem Rathſchluß verhängen werden, bleibt uns verhüllt. Aber eine Zuverſicht allein erfaßt mich. Was auch kommen möge, wir verzagen dennoch nicht. Das Blut, welches uns gerettet, es wird uns immer retten. Aus jeder Verfolgung, welches auch ihre Geſtalt ſein möge, wird ſich die Rache der Wahrheit erzeugen, die darin beſteht, daß ſie Alles überdauert."

Nachdem er dies geſprochen hatte, wandte er ſich zu der Wittwe des Grafen Antoni.

„Sie haben den Troſt, den ſie ſuchten, hier im vollſten Maaße gefunden und bedürfen des menſchlichen Troſtes nicht mehr. Ihre Trauer und Betrübniß iſt ihnen dadurch ſehr erleichtert worden, wenn ſie auch nicht ganz von ihnen gewichen iſt. Das ſoll ſie nie. Behalten ſie ihre Betrübniß, aber zum Dank, daß ſie nunmehr ihr nicht erliegen werden, machen ſie dieſelbe durch die Ergebung in den Willen Gottes, dadurch, daß ſie ihr ſtets eine Richtung auf Gott geben, nützlich und fruchtbar. Die Thränen, die ſie dann noch vergießen, werden ihnen zum heilſamen Gewinn werden. Sie werden immer mehr von der Ueberzeugung durchdrungen ſein, daß kein Menſch durch ſich ſelbſt, durch eigenes Verdienſt, aus den Drangſalen ſich befreien könnte, wenn die Wunden des gekreuzigten Jeſu nicht immer fließen, nicht immer offen ſtehen würden als Quellen des Heiles, in die wir uns unaufhörlich verſenken müſſen. Was iſt es mit all unſern Leiden gegenüber des Abgrunds der Schmerzen der Herzen Jeſu und Maria's? Davon wurden ſie hier erfüllt, als ſie den Gnadengaben Gottes ſo nahe waren und zur frommen Betrachtung auferweckt wurden." —.

Man ſchied. — Die Väter kehrten unter leiſem Beten in's Kloſter zurück. Die Damen ſtiegen den Klarenberg hinab, voll des Eindrucks, den ſie hier empfangen hatten.

Als ſie unten in ihrer Wohnung angekommen waren, ſahen ſie ſich erſt die Bilder an, die ſie von dem hochwürdigen Prior zum Geſchenk erhalten hatten. Es waren die Abbildungen der Kirche und des darüber ſchwebenden Gnadenbildes und unten ſtanden die Worte geſchrieben:

Bedenke es wohl, auf ein kurzes Leiden folgt ewiger Lohn!

Man muß ſich ganz dem Kreuze ergeben haben, um die Seeligkeiten zu begreifen, die Helena und Suſanna durchſtrömten.

* * *

Suſanna und ihre Kinder hatten nebſt einem ziemlichen Gefolge die Straße nach Deutſchland eingeſchlagen; Helena, von N—kow und ein paar Dienern begleitet, wandte ſich nach Krakau.

Hier empfahl ſich der treue Freund ſeiner Dame, wie er es lange beſchloſſen hatte.

„In der nach allen Seiten hin beſchränkten menſchlichen Einſicht iſt uns zu entſcheiden unmöglich, was gut, was weiſe, ja ſelbſt was uns erſprießlich iſt," ſagte er. „Eines nur wiſſen wir, daß wir älter werden und einer Stütze bedürfen. Es iſt daher geboten, uns bei Zeiten darnach umzuſehen und eine wirkliche und feſte zu wählen."

Das war allerdings eine überaus proſaiſche Aeußerung, in der zugleich Bitterkeit ſich verrieth, allein Helena war längſt gegen den ſtacheligen Humor N—kow's gleichgiltig geworden. Sie wußte, daß ſein tiefes Gemüth ſich nur dahinter verbarg, weil es ſein Stolz nicht zuließ, weich und gerührt ſich zu zeigen. Dies verlieh N—kow in den Augen der edeln Frau einen höhern Werth als die Funken ſeines Geiſtes. Er beſaß eine Hoheit der Seele und ein gutes und wohlwollendes Herz. Es machte ſie traurig ihn ſcheiden zu ſehen.

„Ich bin nicht ſo ruhig bei unſerm Abſchied als ſie glauben," ſagte ſie.

Er verrieth Ungeduld als ſie ſo ſprach. Unter dem Einfluß dieſer Bewegung enthüllte er denn in warmen Worten die Pietät, die er für die Fürſtin empfand. Sie trat in den zarteſten Abſtufungen von Licht und Schatten hervor. Die Fürſtin hörte ihm zu, ohne ihn auch nur ein einzigmal zu unterbrechen. Ihre Augen verriethen die zärtlichſte Theilnahme.

„Wir werden uns nicht wieder ſehen,“ ſprach er, „das heiſcht die trübe Nothwendigkeit. Ich muß mich nun daran gewöhnen, ſie für mein ganzes Leben nur noch zu den Erinnerungen zu zählen. Eine Verbindung wie die unſere, die ſich auf wechſelſeitige Achtung gründete, iſt zu ſehr verſchieden von jener leichtſinnigen und eiteln Leidenſchaft, die man Liebe nennt. Dies reine Verhältniß iſt nun geſtört. Meiner Hingebung wird eine ſtumme Trauer folgen.“

„Ich verliere einen treuen Freund,“ ſagte Helena ſehr gerührt, „und ſchäme mich nicht meiner Thränen.“

N—kow ſtand auf und verbeugte ſich.

Er machte einen Gang durch’s Zimmer. Sie folgte ihm mit den Augen. Plötzlich blieb er vor ihr ſtehen.

„Ich habe kein Recht mich zu beklagen,“ ſprach er, „aber was in mir vorgeht, kann ich nicht ſagen.“

Dann ſchnell, in ſeinen gewöhnlichen Ton übergehend, ſetzte er hinzu:

„Es ſind harte Zeiten, ſie wandeln den Menſchen um. Ich gehe nach London, wo ich Freunde zu finden hoffe. Ich muß mich zerſtreuen, wie die Diebe es thun, um nicht melancholiſch zu werden, wenn ſie ſtets an den Galgen denken, der ihr Ziel iſt. Ich will aus der Ferne dem Sturze der alten Reiche des Kontinents zuſehen. Ich kann weder meine Kraft ihrer Erhaltung widmen, noch will ich die Haufen der Schmeichler vermehren, die um die hinſterbende Majeſtät der Throne ſich gruppiren. „Nur noch vierzig Tage und Ninive wird zerſtört werden!“ Das war der Text jener donnernden Predigt, die unter den erſten Blitzen der Revolution in Verſailles gehalten wurde. Die Zerſtörung vollendet ſich und eine neue Welt wird unter Wettern geboren werden. Den Zuſchauern, die nichts weiter ſein wollen, wird gewiß die Neugierde zu verzeihen ſein, am Ende zu wiſſen, was hinter dieſen Geſpenſtern, was hinter dieſer Nacht voll Entſetzen ſich endlich zeigen wird. Ob eine Morgenröthe? Und wenn ſie erſchiene — ob wirklich die Aurora der Philoſophie und der Freiheit?“

Nach einem kurzen Stillſchweigen ſetzte er hinzu:

„Ich mache keinen Anſpruch auf Gelehrſamkeit und kann jene Frage nicht beantworten, ſie wiſſen es längſt, daß meine Aufrichtigkeit keine Verſtellung zuläßt. Sie zürnten mir deßhalb niemals. Die Morgenröthe, die ſie erwarten, wird nicht ausbleiben. Die heilige Beobachtung des Sittengeſetzes hat ſie zu einem ſolidariſchen Bündniß mit einem Manne hingeleitet. Die Ehe iſt einer der ſtärkſten Grundpfeiler der geſellſchaftlichen Sicherheit. Für ſie giebt es auf dieſer Welt nichts mehr zu fürchten. Glauben ſie mir, obgleich ich ein Hageſtolz bin. Vielleicht verdiene ich um ſo mehr, daß man mir glaube. Ihr Haus wird ein Paradies ſein; ihr Leben ein einziger Feſttag.“

Er ſchwieg und forſchte einen Augenblick in ſeinem Gewiſſen. Er fand, daß er von dem, was er ſprach, überzeugt ſei. Es beruhigte ihn und gab ihm Kraft.

„Sie ſind ehrlich und wahr,“ ſagte Helena, als ob ſie ſeine ſtillen Gedanken errathen hätte.

Ihre Worte erregten ein Gefühl in ſeinem Herzen, das wie Freude klang. Er näherte ſich ihr und ſie hielt ihm ihre zarte Hand aus der Kaſawaika hin.*) Er legte die ſeinige in die ihm dargebotene. Ein glühendes Feuer durchflog ſeine Adern bei der Berührung. Er drückte innig die Hand, die in der ſeinigen lag und ſich ihm nicht entzog.

„Reiſen ſie und leben ſie glücklich,“ ſagte die Fürſtin mit entſchloſſener Ruhe. „Die Vergangenheit ſei für uns nicht todt. Schreiben ſie mir bald ihren Aufenthalt; wir wollen unſere Unterhaltungen fortſetzen. Geben ſie mir ihr Wort, daß ſie es thun werden“ —

Er ſchwieg.

„Nun?“ fragte ſie ſchnell.

„Der ſchöne Traum iſt dahin, ich bin daraus erwacht und er wird nicht wiederkehren,“ ſprach er. „Adieu!“

Er fühlte, daß ſein Herz brach und eilte fort.

Helena ließ ihren Thränen freien Lauf. —

Der kleine Roman war zu Ende. Höchſt unbefangen hatte er begonnen, die erſten Seiten waren voll Friſche und Harmonie; wer hätte ahnen ſollen, daß er herzbrechend unter Thränen enden würde! Und doch war es keine lächerliche Sentimentalität; keine unerlaubte Leidenſchaft, die der Verdammung anheimfällt. Es war der Ausbruch einer unendlichen Zärtlichkeit edler Herzen.

---

*) Ein leichter Ueberwurf.

XIII.

Hier blaſ' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach;
Jegliches Gefühl der Rache
Geb ich athmend hin den Winden!

Der Cid III. 46.

Albert erwartete nur die gänzliche Niederlage der Inſurrection, um ſeinen Abſchied zu fordern. Sein Standquartier in Podgorze war ihm ſchon längſt unerträglich geworden. Mit Unwillen und Mitleid hatte er ſich von den ihn umgebenden Gegenſtänden abgewendet. „Iſt das Polen,“ ſagte er ſich jeden Augenblick, „von dem Graf Julian und ſeine Freunde mir einſt Wunderdinge erzählt haben?“

Ein Hügelland mit geringer Cultur, rings umher ſchmutzige Ortſchaften, deren Bevölkerung in elenden Hütten wohnt; ſchlechte Verbindungswege; Mangel an den erſten Bedürfniſſen zum Leben! Albert verglich dies alles mit den freundlichen Gegenden ſeiner deutſchen Heimath, mit den heitern Menſchen, mit den Segnungen, welche die Bildung über ein Land verbreitet und er ſchalt Julian einen überſpannten Schwätzer und zürnte dem Volke, deſſen unruhiger Geiſt ſtets gewaltſame Maaßregeln hervorrief, die ein wohlthätiges Fortſchreiten in der Cultur hemmen mußten und Strenge für Milde walten ließen.

„Vielleicht ſieht's im Innern anders aus," dachte er dann wieder. „Weit hinein, jenſeits der Weichſel, fängt wohl erſt das Wunderland Polen an. Dort wogt das Meer von Frucht, dort rauſchen die Urwälder; dort leben die ritterlichen Geſchlechter auf ihren alten Burgen; erheben ſich die prachtvollen Dome, die Wälſchland beſchämen; ragen die großen Städte aus ihren Mauern mit unzähligen Thürmen empor! Dort endlich zeigt ſich das alte Wahrzeichen von Julian's Geſchlecht, das Schloß des Grafen Boleslaw M—ki. Ich will nicht umſonſt bis hieher an die äußerſte Gränze verſchlagen ſein, ohne dies Alles noch kennen zu lernen. Bald iſt hoffentlich die Scharmützelei zu Ende und dann will ich einen kleinen Streifzug in's Land zu meiner Belehrung unternehmen."

Die Gelegenheit ſollte ſich ihm bald günſtig dazu erweiſen. Der letzte tollkühne Verſuch war zwar geſcheitert, das heimliche Revolutionstribunal mit ſeinen Schrecken vom Sturme weggeweht; die aufgerichteten Galgen, das unſeelige Gefolge der Chimäre Freiheit waren auſſer Activität geſetzt und die Polen hatten nur noch Thränen um die ſtolzen Hoffnungen und die geliebten Todten zu beweinen.

Aber dennoch zuckten hier und dort die Flammen, wie bei einer ſo eben gelöſchten Feuersbrunſt die angehäuften Brennſtoffe in verſteckten Winkeln ſie bergen.

Sie mußten gedämpft werden, damit Ordnung und Geſetz wieder zur Herrſchaft gelangen. Die Gegend um Krakau von dem Reſte des Geſindels zu reinigen, wurde Albert beordert. Es war eine eben ſo wichtige als gefährliche Sendung. —

Eines Abends war er in ein Dorf eingerückt; das, was man in jenen Gegenden ſo benennt.

Es lagen einige klägliche Hütten aus ſchwarzem Holze mit Binſen und Stroh gedeckt, unregelmäßig um eine weite Pfütze geſchaart. Dazu hatte die Revolution dem Orte noch einen Stempel der Verwüſtung aufgedrückt, der ſeine Unheimlichkeit erhöhte. Hier hatten die Bauern ihre adeligen Anführer, in welchen ſie ihre Bedrücker erblickten, erſchlagen. Ein Theil der Häuſer war abgedeckt und das Sparrenwerk ſtarrte ſchwarz empor und durcheinander; die Thüren klafften offen; Vorräthe aller Art lagen auf der Straße verſtreut; die Menſchen waren geflohen, Gott wußte, wohin, um dem gräßlichen Unheil aus dem Wege zu gehen.

Inmitten des elenden Wirrwarrs ſtand nur ein beſſeres Haus unverſehrt. Es war größer, wenn auch nicht zierlicher als die übrigen. Am Fenſter ſah man einige krausköpfige Knaben, die neugierig auf die einrückende Mannſchaft ſchauten und aus der Thür trat ein dicker Mann mit feiſtem rothem Geſichte, der ſich demüthig bis zur Erde verbeugte. Dies war der Beſitzer des Hauſes, welches die

Stanzie war. Er hatte durch reichlich geſpendeten Branntwein die Unantaſtbarkeit ſeines Eigenthums ſich erkauft und ſah nun vertrauenvoll die alte Ordnung wieder einziehen, die ihm zu einer Entſchädigung für ſeine geleiſteten Opfer verhelfen ſollte.

Er war, wie die meiſten Wirthe auf dem Lande, Jude und ein jeder, der von den Vorſchriften und Gebräuchen dieſes Volkes einige Kenntniſſe beſitzt, konnte darüber nicht im Zweifel ſein, ſobald er den Fuß über die Schwelle geſetzt hatte. Die Kapſel mit der Gebetformel war an den Thürpfoſten angeſchlagen; kein Bild wurde hier an den kahlen Wänden erblickt, wie es oft in der unſcheinbarſten von Chriſten bewohnten Hütte angetroffen wird; vor Allem aber zeigte es der ſtets aufgeſchlagene Foliant, ein Theil des Talmud, über deſſen Spitzfindigkeit der fromme polniſche Jude, welchem Stande er angehören mag, ſtets grübelnd ſitzt und „lernt,“ wie er es nennt.

Albert ließ ſeine Reiter abſitzen und trat in das Haus, weniger um ſich mit den Stärkungen und Erfriſchungen des Wirthes bekannt zu machen, als vielmehr über den Zuſtand der Gegend Erkundigungen einzuziehen. Der Jude, ein gewandter Kerl, hielt mit ſeinen Nachrichten nicht zurück. „Im Dorfe war keine Seele, die nicht hingehörte,“ deſſen vermaß er ſich hoch und theuer; „allein ob das Schloß der Herrſchaft ebenſo rein ſei, das wolle er nicht verbürgen.“

„Wer iſt eure Herrſchaft?“

„Einer von den Alten,“ ſagte liſtig der Hebräer. „Ein ſtiller, menſchenſcheuer Mann, wenn man ihn ſo anſieht, allein doch wohl nicht ſo ſtill wie man meint. Ein armer, ſchlichter Mann für den Blick, aber reich und ſtolz wie nur Einer in Polen."

„Sein Name?"

„Ein gar vornehmer Herr, Graf Boleslaw M—ki" — Albert ließ den Wirth nicht weiter reden.

„Graf Boleslaw M—ki!" rief er überraſcht. „Und ſein Schloß liegt hier in der Nähe?"

„So an zwei Meilen von hier, hinter der Waldecke dort," entgegnete der Wirth, indem er den Zeigefinger zum Fenſter hinausſtreckte.

„Ihr glaubt, es könnten ſich Inſurgenten dort verſteckt halten?"

„Wer darf behaupten, er weiß, was ſich in jenem Schloß aufhält?" ſagte der Wirth mit ſchlauem Blicke. „Kommt unſer Eins hinein? Laßt ſich der gnädige Herr mit Jemand ein? Den Pacht nimmt der alte Verwalter in Empfang; Kontrakte und Käufe ſchließt er auch ab. Die Leut' hier herum dibbern allerlei. Es iſt aber nicht Alles zu glauben. Große Schätze ſollen dort liegen. Der Schatz der Krone Polen. Man hat das Alles in der alten Revolution, das heißt in der ganz alten, wo der Koſciuszko noch dabei geweſen iſt, hingebracht. So heißt's hier herum, ſag' ich blos. Viel Blut iſt auch darum gefloſſen und das Schloß iſt lange ganz verwüſtet dageſtanden. Dann hat's der gnädige Herr wieder ſchön aufgebaut. Die Geſchichte iſt ſchon lang her und die Leute, die noch dabei waren, ſind längſt geſtorben. Was weiß ich? Ich bin jung, mit dreizehn Jahr' hab ich mein' Frau genommen. Meine Pachtung hebt erſt nach Anno dreißig an, wie ich bin von Tarnow daher gezogen.“

Da in dem Augenblicke die Reiter draußen laut wurden, lief er mit einer Entſchuldigung fort und ließ Albert ſtehen, der nicht Luſt hatte, den ihm eingeſchenkten Kornſchnaps zu koſten, ſondern in großer Bewegung auf und abſchritt. Julian ſtand mit einem Male in friſcher Lebendigkeit wieder vor ihm und mit ihm erſtand vor ſeinen Gedanken das, was er ihm von dem Schloſſe ſeines Oheims und der Geſchichte ſeiner Familie bei der erſten Bekanntſchaft im Bade mitgetheilt hatte. Dann mußte er auch Maria's gedenken und des Kummers, den ihre Flucht mit Julian der Fürſtin bereitet hatte. Er glaubte nunmehr der Löſung dieſer Geheimniſſe nahe gerückt zu ſein.

Die Nacht war noch fern; der Mond ſchien hell; die zwei Meilen bis zum Schloſſe waren gut zurückzulegen. Den Führer vorauf, den der Wirth in einem vertrauten Bauer empfohlen hatte, zog der Reiterhaufe den breiten Sandweg hinan, der Föhrenecke zu, die er bald erreicht und umritten hatte.

Albert, obgleich der Landesſprache ziemlich mächtig, vermied es von dem Führer die Vervollſtändigung des bereits Erfahrenen zu verlangen. Er wußte, daß er nur märchenhafte Uebertreibungen zu hören bekommen würde. Seine Ungeduld zog es vor, Alles was er bereits wußte, ſich recht lebhaft vorzuſtellen und es mit den Farben ſeiner Einbildungskraft auszumalen. Seine Ordre, der Spur der Empörer nachzuziehen, um die Ruhe der Gegend zu befeſtigen, ſollte ihm zur vollgültigen Entſchuldigung ſeines ſpäten Beſuchs bei dem edeln Beſitzer des Schloſſes dienen, den er übrigens über das Störende, welches ſeine Miſſion für den Augenblick mit ſich führte, durch gute Mannszucht und beſcheidene Zurückhaltung zu beruhigen hoffte.

Die Romantik des Mondes wirkt nur dort, wo Abwechslung und Gegenſätze vorhanden ſind; das einförmig hügelige Getreidefeld, von einem ſchwarzen Waldſaum begränzt, welches die Reiter durchzogen, erhielt durch die klare Beleuchtung keinen Reiz, ſondern wurde nur um ſo langweiliger. Die Reiter ſchliefen auf ihren Roſſen, bis auf ihren Offizier und den Führer, die lange ſtillſchweigend neben einander geritten waren.

„Dort ſehen wir ſchon das Schloß," ſagte jetzt der Führer.

Albert hob ſich im Sattel, fuhr mit der Hand über die Augen und blickte nach der bezeichneten Richtung. Er hatte ſich ein altes Schloß, ein Stück Mittelalter, hochgethürmt, mit Mauern und Zinnen gedacht; was er vor ſich ſah und was ihm nun immer näher rückte, war ein langes nicht hohes Bauwerk, mit hellem Anſtrich und rothem Ziegeldach, das ganz vortrefflich in dieſe, aller Poeſie entbehrende Landſchaft paßte.

„Das iſt ein neues Haus," ſagte er verwundert zu dem Führer, „iſt das alte Schloß weit davon entfernt?"

„Dies iſt das alte Schloß," lautete die Antwort. „Es wird aber ſo gut im Stande gehalten. Die Herrſchaft hat ja Geld genug, daß ſie die Koſten daran wenden kann."

„Das zeugt nicht von Geſchmack," dachte Albert bei ſich, „den alten Denkmalen eine ſo gemeine moderne Tünche zu geben. Ich bin jetzt doppelt begierig, wie es im Innern dieſes Wunderbau's ausſehen mag!“

Sie hielten an einem Thorwege, kleinlich wie alles Uebrige; die Flügel gelb angeſtrichen, ein plumper eiſerner Hammer als Klöppel daran. Der Führer war abgeſtiegen und ließ ihn tönend einige Mal niederfallen.

„Das würde ich zu ſo ſpäter Zeit mich wohl nie unterſtanden haben, wenn ich allein gekommen wäre,“ ſagte er, ſich den Bart ſtreichend.

Neben der Pforte wurde ein kleines Fenſter geöffnet, weil die ſpäte Stunde beſondere Vorſicht gebot. Als auf die Frage von innen, wer die fremden Beſucher ſeien, die Antwort erfolgt war, wurde um kleinen Verzug gebeten, bis daß die Meldung dem Schloßherrn überbracht wäre, um deſſen Befehl einzuholen.

„Doch immer noch etwas ſtolz Mittelalterliches, trotz der neuen Tünche,“ dachte Albert. „Welcher Befehl kann da einzuholen ſein, wann die Soldaten des Kaiſers vor dem Thore halten? Will der übermüthige Staroſt uns etwa den Eingang verwehren und hat er im Sinne ſich in dieſem Bauernhauſe belagern zu laſſen?“

Statt einer Antwort, die er vom Fenſter aus erwartet hatte, hörte man Schritte, Schlüſſelklirren und bald das Knarren der Thorflügel, zwiſchen denen ein runzeliges Polengeſicht mit weißem Barte, von einem hoch emporgehaltenen Brande trotz des Mondſcheins, roth beleuchtet, ſichtbar wurde, aus deſſen Munde die höflichſten Worte tönten.

Da das Thor zu niedrig war, ſo mußte die Mannſchaft abſitzen und die Pferde nachziehen. Albert warf forſchende Blicke umher, ob hier kein Verſteck Gefahr bringen könne.

Den viereckigen Hof umgaben das ſogenannte Schloß von einer Seite, von der andern Scheunen und Stallungen. In der Mitte ſtand ein Schöpfbrunnen, deſſen Eimer an ſtarken Ketten hingen. Der alte Pole führte die fremden Gäſte überall hin und durchleuchtete die Räume, gleichſam als erriethe er ihre Beſorgniß und wolle ſie von der Gefahrloſigkeit des Aufenthalts überzeugen. Nachdem die Pferde untergebracht waren, öffnete der Alte, der das Amt eines Haushofmeiſters, in Polen ſonſt wohl auch Burggraf genannt, bekleidete, ein großes Zimmer mit langen Tiſchen und Bänken angefüllt und lud die Reiter ein, ſich mit Meth und Branntwein zu ſtärken, dem Offizier andeutend, daß für ihn ein anderes Gemach zum Empfange bereit ſei.

„Ich danke ihnen, Herr Burggraf," ſagte Albert höflich im beſten Polniſch, deſſen er nur fähig war, „wir ſind nicht hergekommen, um ihre Vorräthe aufzuzehren und der kleine Ritt von der Stanzie des Juden hat unſere Kräfte nicht allzuſehr erſchöpft. Wir ſind hier im Auftrage der kaiſerlichen Regierung, die Ruhe im Lande wieder herzuſtellen und deßhalb müſſen wir darauf bedacht ſein jener Tollkühnen habhaft zu werden, die ſich an der Spitze der verwegenen Unternehmung befanden und in deren Köpfen die Verzweiflung noch manchen verderblichen Plan auszuhecken im Stande wäre. Vor allen Dingen müßte ich das

Schloß durchſuchen; zuvor aber wünſchte ich noch bei dem Herrn deſſelben gemeldet zu werden.“

Der Pole zog ein verlegenes Geſicht und mochte merken, daß es Verdacht bei dem Offizier erregte.

„Ihr Wunſch, mein guter Herr, würde der Herrſchaft als Befehl gelten, allein die ſpäte Stunde ſchreibt dem Alter ungeſtörte Ruhe vor. Es wäre unverantwortlich, einen Greis, dem die letzten Tage ohnehin ſo großen Schmerz bereitet haben, dem Schlummer zu entreiſſen. Laſſen ſie dieſe Nacht vorübergehen. Morgen iſt auch ein Tag. In ſolcher Anzahl werden bewaffnete Krieger in dem Hauſe eines ſchlichten Landmannes ſelbſt in den unruhigſten Zeiten nichts zu beſorgen haben.“

Die Reiter lachten ſtill in die Schnauzbärte und Albert ſagte:

„Sie ſehen, daß die Leute hierin mit ihnen einverſtanden ſind; allein der Dienſt iſt unerbittlich. Ich ſetze nicht voraus, daß das Schloß des Grafen Boleslaw den Aufrührern als Schlupfwinkel dient; wir wiſſen vielmehr, daß der edle Herr ſich der Bewegung fern hielt; allein um ihrer Einladung zu folgen, müßte ich eben — ihr Wort in Ehren — noch zuvor eine andere Bürgſchaft empfangen“ —

„Ich bin Edelmann,“ ſagte der Pole raſch einfallend, mit blitzenden Augen.

„Ich bemerkte ihnen ſchon,“ entgegnete Albert mit höflicher, doch ausweichender Betonung, „daß ich ihr Wort in Ehren halte“ —

„Daß ſie ihm aber dennoch keinen Glauben ſchenken wollen,“ fiel ihm wieder der Pole ein, in welchem ſich bitterer Groll zu regen begann, den er ſchon gleich bei dem Empfang der Truppe empfunden und bisher nur mühſam zurückzudrängen geſucht hatte.

„Wenn ſie dem Herrn Grafen unſere Ankunft nicht melden wollen,“ ſprach Albert entſchieden, „ſo thut es mir leid, mich ihm auf eine unvorbereitete Weiſe vorſtellen zu müſſen. Ich fordere ſie auf mir den Weg zu ihm zu zeigen.“

„Gewalt alſo!“ ſchrie der Pole. „Nun wohlan, wir ſind es gewohnt für unſere Sache das Leben zu laſſen!“

Er hatte ſchnell eine Thür aufgeſtoßen und ein Haufe bewaffneter Diener drang ſogleich in das Zimmer. Die Reiter waren ihnen an Zahl überlegen und ein Kampf wäre ein Niedermetzeln der Schwächern geweſen.

„Welcher Wahnſinn!“ rief Albert unwillig aus. „So ſind aber dieſe Polen Alle!“

Da drängte ſich ein junger Mann durch die Knechte. Er ſah äußerſt bleich und matt aus und trug den einen Arm in der Binde.

„Ich verpfände ihnen mein Ehrenwort, daß außer mir kein Inſurgent hier im Schloſſe iſt,“ ſtieß er haſtig heraus. „Und gebe mich ihnen gefangen. Stehen ſie davon ab, meinen Oheim ſprechen zu wollen, bei dem ich eine Zuflucht ſuchte, um von einer ſchweren Wunde zu geneſen. Stören ſie nicht die Ruhe des Greiſes, der über unſern Händeln ſteht, da er ein Held und Martyrer zugleich iſt.“

Albert konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen, als Julian ihn die Hand reichte.

„Wir ſind keine Feinde mehr,“ ſprach er. „Polens Sache mögen nun Andere als ich ausfechten. Ich bin längſt dem Tode verfallen. Ich wollte auch ein Leben nicht gefriſtet ſehen, das mir zur Laſt wurde. Erlauben ſie mir, daß ich ſie jetzt im Namen meines Oheims unter dieſem Dache als Gaſt willkommen heiße. Morgen folgt ihnen ihr Gefangener wohin ſie wollen.“

Albert legte wehmüthig ſeine Hand in die dargebotene des Freundes.

„Ihre Verſicherung ſtellt mich zufrieden,“ ſagte er. „Wäre an einen Ueberfall zu denken, ſo würden wir unſer Leben theuer verkaufen.“

Er befahl hierauf der Mannſchaft im Hofe die Nacht zu bivouakiren, ſtellte Poſten aus und erlaubte von den dargereichten Lebensmitteln mäßigen Gebrauch zu machen. Dann wandte er ſich zu Julian mit der Bitte, auf morgen ſich bereit zu halten; er ſelbſt wollte den Reitern in den Hof folgen. Allein Julian machte ihm den Vorſchlag die Nacht mit ihm zuzubringen.

„Wollen wir nicht eine alte, uns einmal lieb geweſene Gewohnheit erneuern?“ fragte er. „Ein ſeltſamer Zufall führt uns hier zuſammen; er wird — er kann ſich im Leben nicht mehr wiederholen. Wir nehmen auf ewig Abſchied. Heute ſind ſie noch mein Gaſt. Ihr Edelmuth vertraute mir. Morgen ſind ſie der Kommandant eines Pikets, das einen Empörer dem Standrecht überliefert.“

Albert erinnerte an die mildernden Umſtände, die man darin erblicken müſſe, daß Julian ſich ſelbſt in dem entſcheidenden Augenblicke als Blut fließen ſollte, ohne Waffen geſtellt hatte. Es war allerdings ein triftiger Grund zu einem mildern Urtheil. Julian lachte bitter.

„Ach, laſſen wir das jetzt!“ rief er. Die Augenblicke, welche uns noch unbefangen zu verleben gegönnt ſind, ſollen uns von der trüben Gegenwart und der gewiß noch trübern Zukunft ablenken. Die Vergangenheit war groß und bedeutungsvoll und eigentlich gehört ſie allein mir jetzt noch an. Thaddé! bring' Ungar und Pfeifen, ſo ſchnell als es deine alten Beine erlauben und laß' uns dann allein. Du magſt hier nebenan auf dem Boden ſchlafen, bis wir dich wecken.“

Der alte Burgwart that, wie ihm befohlen war und Albert ſaß nicht ohne Befangenheit ſeinem Freunde gegenüber, der mit dem feinſten weltmänniſchen Anſtande das flüſſige Gold der Hügel von Tokai in die kleinen Gläſer ſchenkte und ſeinem Gaſte, nachdem er davon genippt, freundlich lächelnd darbrachte.

* * *

„Ich ſehe ſie verwundert,“ ſagte Julian, „daß ſich ihnen das Schloß meines Oheims nicht gleich ſo ankündigt, wie ich es ihnen einſt, da wir uns in Deutſchland kennen lernten, geſchildert habe. Sie ſtellten es ſich vielleicht vor, wie irgend eine Merkwürdigkeit der Renaiſſance, prächtig, ſeltſam und nebenbei verfallen und ſchmutzig, weil es in Polen liegt und eine polniſche Merkwürdigkeit mit der unveräußerlichen Eigenthümlichkeit der Nationalität auf das engſte zuſammenhängen muß. Wie finden ſie ſich aber getäuſcht! Sie erblicken hier ein neues Haus, welches nach deutſchen Begriffen den Namen eines Schloſſes kaum verdienen wird. Das Erſte, was ſie ſehen, ſind lange, weißgetünchte Corridore, eben ſolche Zimmer mit ordinären Möbeln und ich kann ihnen die Verſicherung ertheilen, daß der ganze bewohnbare Theil des Hauſes von dem, was ſie ſahen, in keiner Weiſe ſich unterſcheidet. Es iſt bis auf einen Saal ganz neu und in gewöhnlicher Art, ohne Pracht nur dem Zwecke dienend, als Landmann bequem und geräumig zu wohnen, von meinem Oheim ausgebaut worden. Er hat nie die Pracht geliebt und ſein nun ſchon ſeit lange getrübter Geiſt, mag keinen Wohnſitz mit finſtern Gängen und Treppen, wie die Denkmäler aus dem Mittelalter ſie enthalten. Er will Alles hell und freundlich haben, obgleich er ſelbſt in düſtre Schwermuth verſunken iſt.“

Er ſchenkte ein, ſtieß an und leerte das Glas.

„Wir dürfen jedoch bei'm Plaudern das Trinken nicht vergeſſen!“ rief er. „Was vor mir liegt, iſt ein enger Raum. Ich will daher meine Blicke zurücklenken und ihnen eine weitere Ausſicht eröffnen. Um die Schwermuth meines Oheims zu erklären, muß ich ihnen eine Seite der Geſchichte dieſes Hauſes mittheilen, wie ſie mir oft von meiner Mutter erzählt und durch ein Bild dargeſtellt wurde.

„Es war nach der Schlacht bei Dubienka, in welcher Kosciuszko mit viertauſend Polen die Ruſſen dreimal ſchlug und ohne Thermopylen auf offenem Felde, den Namen des polniſchen Leonidas ſich errang. Der damalige Eigenthümer dieſes Schloſſes war der fünfzehnte ſeines Namens. Zwei Söhne, die kaum aus den Knabenjahren getreten waren und eine ſechszehnjährige Tochter lebten mit ihm. Der alte Hauscaplan und zwanzig treue Dienſtleute bildeten die ganze Umgebung. Die älteſte Tochter — meine Mutter — befand ſich mit ihrem Gatten auf Reiſen. Der älteſte Sohn war vor Warſchau gefallen; der zweite focht unter Kosciuszko. Der Krieg ward immer blutiger; die Ausſicht immer dräuender. Nur ſchwer duldete es den greiſen Edelmann in ſeinem Schloſſe. Alt und Jung hatte zu den Waffen gegriffen, um den letzten verzweifelten Kampf auszufechten. Bevor er ſelbſt jedoch ſich in den Streit ſtürzte, gedachte mein erlauchter Großvater einer heiligen Pflicht. Seine Tochter im zarten Alter bedurfte des Schutzes, wann er fallen würde. Er wollte ſie einem ritterlichen Freunde vermählen, der ſie in's Ausland in Sicherheit bringen ſollte. Es war im blühenden Beginn des Sommers; ein herrlicher Abend. Der zweite Sohn hatte verſprochen, auf einige Stunden ſich im Schloſſe zu ſtellen, um der feierlichen Vermählung ſeiner Schweſter beizuwohnen.

„Im Ahnenſaale war man verſammelt und wartete auf ſeine Ankunft. Auf den Silberleuchtern des Familienſchatzes weheten die Flammen hoher Kerzen. Mein Großvater ſaß in dem prächtigen Seſſel mit unſern Wappen geſchmückt, auf dem Familienthrone, von dem herab die Vorfahren durch Jahrhunderte Recht geſprochen und Segen ertheilt hatten, gleich Fürſten. Zu ſeinen Füßen, auf einem Polſter, ſaß die holde Braut. Neben dem Kamine, in welchem trotz der milden Luft draußen, ein mächtiges Stück von einem Eichenſtamme langſam verkohlte, lehnten die beiden jüngern Söhne und ſprachen leiſe miteinander und unweit von ihnen ſtreichelte der Bräutigam einen großen Wolfshund, in ungeduldiger Erwartung, und blickte dabei nach ſeiner Braut mit einem Ausdruck von Traurigkeit. Ein franzöſiſcher Künſtler hat ſpäter dieſe Scene nach der Angabe des jetzigen Beſitzers des Schloſſes ausgeführt. Ein Trauerflor umgiebt das Bild, das in ſeinem Zimmer aufgehängt iſt.

„Plötzlich ſtört ein heftiges Gewehrfeuer in der Nähe die Stille. Man fährt auf; ſieht ſich ängſtlich befragend an. Gleich darauf wird's wieder ſtill. Die Uhr ſchlägt zehn.

„Ich werde meinen Sohn nicht mehr erwarten dürfen“, ſpricht mein Großvater von Ahnung ergriffen, nachdem eine bange Stunde noch verſtrichen war. Und er ertheilt dem Caplan Befehl, den Bußpſalm für die Todten herzuſagen. Dumpf tönte das „De profundis“ von den bleichen erbebenden Lippen, als plötzlich die Thür aufgeriſſen wurde und ſechs junge Männer, darunter mein Oheim, mit wilden Blicken, erhitzt und von Staub und

Blut bedeckt, an der Schwelle erſchienen. Der alte Schloßherr blickte nicht nach ihnen hin und gab dem Prieſter ein Zeichen fortzufahren. Die ſechs jungen Männer ſanken andächtig auf die Knie. Nachdem das Gebet zu Ende war, küßte mein Großvater ſeine Tochter und hieß ſie ſich entfernen. Dann wandte er ſich zu ſeinem Sohne und den Fremden.

„Wir haben Blut vergoſſen und verloren“, ſprach mein Oheim, ich eilte mit meinen Freunden hieher, um das Schloß der Ahnen vertheidigen zu helfen, weil es der Feind morgen überfallen wird“. —

„Am andern Morgen war der Schloßhof mit ruſſiſchen Soldaten angefüllt; einige Stunden ſpäter zogen die Uebriggebliebenen wieder fort; aber eine Todtenſtille brütete über dem alten Schloſſe, von dem ein Theil in Schutt und Trümmern lag.“ — —

Hier hielt der Erzähler inne; ſeine Augen waren zu Boden gerichtet. Endlich hob er den Blick; aber er war wie umgewandelt. Grauenhaft richtete er ihn auf ſeinen Gaſt.

„Wann nun mein unglücklicher Oheim ſein Schloß wieder ſo herſtellen ließ, wie ſie es jetzt ſehen, ſo geſchah es, damit es allen andern Dingen in Polen gleichen möge. Mit etwas Kalk und Mörtel ſind leicht die Löcher verworfen, die von den feindlichen Kugeln in unſere Mauern geriſſen wurden. Allein ſie bleiben ein ſtummes und doch beredtes Geheimniß zwiſchen dem Wohnſitze und ſeinem Bewohner. Glauben ſie mir, man vergißt hier nichts. Die Wunden bluten fort und fort. Mein edler Oheim trägt die ſeinigen in tiefer Bruſt ſeit jenem verhängnißvollen Tage und hat ſeinem Schmerz ein unvergängliches Heiligthum bewahrt — ein Heiligthum aus Trümmern und Blut errichtet, an welchem die Trauer und die Rache täglich zu opfern kommen. Jetzt folgen ſie mir, ſie ſollen nunmehr das Schloß, von dem ich ihnen damals, als wir uns zum erſten Mal ſahen, ſo begeiſtert ſprach, endlich kennen lernen!“

Die Nacht war vorüber und die erſten Sonnenſtralen ſtiegen auf. Julian erhob ſich und ergriff krampfhaft den Arm des öſterreichiſchen Offiziers, der all ſeines Muthes bedurfte, um ſich dieſer Leitung zu überlaſſen. Der bleiche Pole ſah ſich nicht mehr gleich; ſeine Züge verzerrte tiefer Schmerz und die Worte drängten ſich nur noch abgeriſſen und mühſam aus den zuſammengepreßten Lippen.

Sie waren jetzt durch einen jener langen Gänge geſchritten, die das Gebäude durchzogen und gelangten an eine Thür aus reichem Schnitzwerk, die fremdartig von der Nüchternheit des Uebrigen abſtach. Julian öffnete das Schloß mit einem kleinen Schlüſſel, den er an der Uhrkette trug; hierauf drängte er ſeinen Gaſt mit wilder Heftigkeit in den eben erſchloſſenen Raum, als ob er beſorgte, er könne von Entſetzen bewältigt, ihm entweichen.

Es war ein ungeheuerer Saal, der mehrere hohe Fenſter hatte, an deren vergoldetem Geſimſe ſchwere ſeidene Vorhänge zerfetzt herabhingen. An den Wänden flatterten alte Gobelins, ebenfalls zerriſſen und theilweis verbrannt. Ueberall ſtarrten größere und kleinere dunkelbraune oder ſchwarze Flecken am Fußboden, an den Wänden und an der Decke, die unzweifelhaft von vergoſſenem Blute herrührten. In der Mitte des Saales ſtanden alte Möbel und Hausgeräthe, gleich einer Verſchanzung. Ringsumher lagen Uniformſtücke, Hüte, Waffen mit jenen dunkeln Flecken gezeichnet, von Roſt und Staub bedeckt. Hin und wieder blickte ein ernſtes Bildniß in altpolniſcher Tracht aus wohlerhaltenem, goldenen Rahmen von der Wand, auf dieſe gräuelvolle Unordnung. An der Eingangsthür bildeten die Uniformen und Waffen ganze Reihen. Ein entſetzlicher Kampf ohne Gnade hatte hier gewüthet.

Julian wühlte mit dem Auge in den Gegenſtänden, welche ſein Gedächtniß mit den ſchmerzhafteſten Erinnerungen erfüllten; ein wilder Stolz ſprach aus ſeinem ganzen Weſen.

„Damals waren wir noch ein hohes Geſchlecht, weit verbreitet im Lande“, ſprach er mit dumpfer Stimme; „jetzt ruht das Ganze nur noch auf vier Augen, die ſich bald ſchließen werden. Wo ſind ſie hin? Fragen ſie nicht, mein Herr! Nicht Alle fielen hier im Saale; die Neffen, die Schwäger, die Vettern, was weiß ich! Sie ruhen vor Praga, bei Oſtrolenka, in der Berezina, tief in Sibirien, unter dem Hochgerichte. So erloſch unſer Name. Hier an dieſer Stelle aber vernehmen ſie noch, wie mein Großvater mit den Seinen endete.

„Die Feinde hatten an jenem Tage das Schloß umzingelt und nach kurzem Widerſtande des Eingangs ſich bemächtigt. Mein Großvater gab einigen ſeiner Heiducken den Befehl, Stand zu halten und ſich tödten zu laſſen, bis daß die andern alle dieſen Saal erreicht hatten. Dies geſchah jedoch nicht etwa, weil er das Leben ſeiner Leute geringer anſchlug als das ſeiner Kinder und ſein eigenes. Nein — Alle waren dem Tode geweiht; aber dieſer Saal mußte gewonnen werden; denn hier waren in Eile Vorbereitungen getroffen, deren volle Wirkung nicht ausbleiben durfte. Blicken ſie um ſich! Alles eilte hieher; mein Großvater, ſeine Tochter, ſeine Söhne, der Bräutigam, der alte Prieſter und die wenigen Diener, die noch am Leben waren. Die Thür wurde verrammt; die Polen ſtanden mit geſpanntem Hahn, um die zu empfangen, welche zuerſt eindringen würden. Feſt hielt ſich der Greis den Uebrigen voran, um Feuer zu commandiren. Graf Boleslaw, der jetzige Beſitzer dieſes Schloſſes, mein alter Oheim, iſt derſelbe, der bei Dubienka unter Kosciuszko gefochten. Er war der Einzige, der an jenem Tage, wie durch ein Wunder, erhalten wurde. Er ſchilderte mir ſeinen Vater, wie einen von den kriegeriſchen Heiligen, wie ſie uns in Kunſtgebilden, gottgeſendeten Heeren voranziehend, ſich zeigen. Der entſcheidende Moment erſchien. Die Thür fiel; das Commandowort erſchallte und als der Rauch ſich zu verziehen begann, ſah man die Hingeſtürzten, die in Todeszuckungen am Boden lagen. Nun aber ſchoſſen die Nachſtürmenden und auch von den Unſern ſtürzten mehrere zu Boden.

„Mit dem Rufe „Polen iſt noch nicht verloren!“*)

---

*) Das Lied kam mit dem Helden Dombrowski auf und war wohl ſchon 1792 (Schlacht bei Dubienka) höchſt populär.

hatte man ſchnell neue geladene Gewehre zur Hand und abgefeuert. Der Leichenhaufe verſtopfte den Eingang und mußte von den Nachſtürmenden hinweg geräumt werden. Jetzt aber nahete der letzte Augenblick des furchtbaren Drama. Die Feinde drangen in Maſſe ein und ohne ſich mehr ihrer Schießgewehre zu bedienen, erſchlugen ſie Alles im Handgemenge. Auch der Bräutigam fiel; die zarte Braut, welche die Tiger wie abſichtlich verſchont zu haben ſchienen, warf ſich in Verzweiflung auf den Leichnam; da traf auch ſie der Todesſtreich. Den Hauscaplan traf der tödtliche Streich, als er im Gebete kniete. Neben ihm ſanken die beiden Knaben, meine jugendlichen Oheime. Meinen Großvater traf eine Kugel in die Stirne und er fiel mit unſerm letzten, einzigen Troſtgebet: „Polen iſt noch nicht verloren!“

„Da ſprang mit fürchterlichem Krachen ein Pulverkaſten der Feinde in die Luft. — **Als mein Oheim**, der junge Held von **Dubienka zum Leben wieder erwachte**, war es Nacht. Ein ſtummes Grauſen herrſchte um ihn her. Die Andern alle waren todt. —

„Nach dem Tode meines Vaters, der bei Oſtrolenka gefallen war, zog meine Mutter mit mir hieher zu ihrem Bruder. Ich ward der Erbe der Leiden und Hoffnungen der Polen; von hier aus unternahm ich meinen Kreuzzug.

„Was ſie jetzt erfahren haben, iſt nicht nur unſere Geſchichte, es iſt die Geſchichte des ganzen Landes. Dieſes Schloß mit den hellen Fenſtern, mit dem rothen Ziegeldache, den weißgetünchten Wänden, ſind unſere civiliſirten Städte, unſere beglückende Ruhe unter dem fremden

Scepter. Aber tief im Innern, nur für uns zu ſehen und zu fühlen, ſteht der verwüſtete Ahnenſaal mit den Blutmalen, die Freund und Feind ihm aufgedrückt haben; wo der ewige Schmerz jahrelang ruht und dann plötzlich und unerwartet hervorbricht, um die alten Gräuel wieder heraufzubeſchwören. — Ich bin zu Ende, mein Herr! Schonen ſie den Beſitzer des Schloſſes, der geiſtesſchwach, ein Schatten ehemaliger Größe, unempfänglich für die Gegenwart, in dieſen Räumen umherwankt. Sie haben mein Wort, daß kein Empörer außer mir, in dieſen Mauern athmet. Glauben ſie dem Sterbenden —“

Das letzte Wort war noch nicht ausgeſprochen, da hatte die ſchnelle Hand das Terzerol an den Mund geführt und das tobende Hirn Julian's einen Ausweg gefunden.

Der Schuß zog den Burggrafen herbei, der mit lautem Geheul ſich auf den Entſeelten ſtürzte. Im Hofe wurden die Reiter unruhig und riefen laut nach ihrem Führer. Albert begab ſich zu ihnen. —

In demſelben Augenblick ſchritt ein hochgewachſener Greis, im hellblauen, bis zum Halſe gehäkelten altpolniſchen Kontusz, den blutrothen Paß um den Leib, aus dem Hauſe. Ein langer weißer Bart floß auf die Bruſt herab. Er trug einen Tränkeimer in der Hand und ging quer über den Hof nach den Pferdeſtällen. Als er an den Reitern vorbeikam, machte er mit niedergebeugtem Haupte das Zeichen des Kreuzes.

Der öſterreichiſche Offizier gebot Ruhe und ließ den Greis ziehen. Er brauchte nicht erſt zu fragen, wer es ſei. Dann ließ er die Pferde zum niedern Thor hinausführen und der Trupp ſprengte den Weg zurück, den er gekommen war.

XIII.

> Der Orden iſt ſtreng; die Prüfungen für die Aufnahme ſind ſtreng; die Lebensordnung, die Arbeiten des Ordens ſind ſtreng.
>
> F. J. Buß:
> „Der Orden der barmherzigen Schweſtern.“

„Meine Tochter, der Zweck des Ordens iſt die chriſtliche Krankenpflege in öffentlichen Krankenanſtalten. Die Schweſtern verpflegen in jedem Kranken ein Glied des Leibes Jeſu Chriſti, daher kann ihre Pflege nur eine chriſtliche ſein. Dies wird ſie durch die Weihe, in Folge der Uebernahme der drei unverbrüchlichen Gelübde der Keuſchheit und Armuth und des Gehorſams. Der Keuſchheit, damit die Schweſtern in der Aufopferung Chriſtum, den Sich ſelbſt Aufopfernden nachahmen, und als myſtiſche Bräute des Erlöſers nicht mehr eine zweite Ehe in der Welt eingehen dürfen; da ſie auch bei ihrem großen Beruf nicht den Pflichten einer Familienmutter dienen könnten. Sie legen ferner das Gelübde der Armuth ab, um jede Lockung der Welt ſich fern zu halten; ſie wollen äußerlich arm ſein, um innerlich reich zu werden, und die wenige Habe, die ſie noch etwa beſitzen, wenden ſie der Gemeinſchaft zu, in die ſie treten und dadurch der kranken Menſchheit. Sie binden ſich endlich durch das Gelübde des Gehorſams, damit die Schwäche des Weibes den Eckel überwinde, den der Dienſt oft erregt; damit der Eigenwille ſich ganz und allein nur Gott hingebe, deſſen Gnade die Schwachen mit Kraft erfüllt. Sind dieſe Gelübde auch nur einfach, ſo iſt ihre Verbindlichkeit dennoch wichtig, und heilig. Sie binden vor Gott und dem Gewiſſen ebenſo ſtreng, wie die feierlichſten Gelübde. Die ihnen zuwiderlaufenden Handlungen ſind unerlaubt."

Dieſe Worte ſprach ein Mann im prieſterlichen Gewande zu einem jungen Mädchen, das ihm aufmerkſam zuhörend vor ihm ſtand. Wie eine Bitte ſchwebte es auf ihren Lippen, lag es im Ausdruck ihres Auges.

Es war der Ordensſuperior des Kloſters der Töchter des heiligen Vincenz von Paul in Krakau. Die vor ihm ſtand war Gräfin Maria, die ihr Vater dorthin geführt hatte.

„Ich weiß es, was der Orden fordert", ſagte Maria. „Mein Schritt iſt nach allen Seiten hin wohlüberlegt und durchforſcht. Die Uebung der chriſtlichen Liebe beſteht in zwei Theilen. Der eine betrifft Gott. Die Ordensſchweſter ſoll durch das Gebet und die innere Vollkommenheit mit Ihm vereinigt werden. Der andere vereinigt ſie mit dem leidenden Nächſten, durch Werke der Barmherzigkeit. Wenn die Schweſter dies erkannt hat, ſo wird ſie auch mit einer tiefen Ehrfurcht für ihre Berufung und ihre Dienſte erfüllt ſein. Sie wird in ihrem Geiſte überzeugt ſein, daß es keine höhere Wonne gebe, als ihre Pflichten zu erfüllen. Sie wird alle weltlichen Rückſichten verachten; alle Anhänglichkeit für die Welt überwinden und mit Gleichgiltigkeit auf ſie herabſehen. Sie wird bemüht ſein allen Widerwillen und Eckel zu beſiegen, welche im gewöhnlichen Leben Leiden und abſtoßende, niedrige und gemeine Beſchäftigungen in der Menſchennatur erregen. Sie wird Gott um Kraft anflehen und Er wird ſie ihr verleihen, um alle Mühen des Dienſtes leicht zu überwinden. Aber dabei wird ſie ſtets die Demuth erfüllen, daß ſie es nicht verdient, auf ſolche Weiſe beſchäftigt zu ſein und ſie wird die Armen und Elenden nur um ſo höher achten, je ärmer und elender ſie ſind."

„Gut" — ſagte hierauf der Superior, „ich entnehme allerdings aus ihren Worten, daß ſie über Das, was ſie wollen, nachgedacht haben. Allein ſie dürfen mir nicht zürnen, wenn ich Dem noch etwas hinzuſetze, was ihrer Forſchung entgangen ſein mag. Die Keuſchheit iſt ſchwer zu bewahren bei der Behandlung von Kranken, die ſchlecht erzogen und eben dadurch ſittenlos geworden ſind. Die Armuth ſoll ſich in ihren Kleidern, ſo wie auch in ihrer ganzen Lebensweiſe offenbaren. Alles muß nur nothdürftig ſein. Sie dürfen ohne Erlaubniß der Oberin durchaus nichts annehmen, was die Strenge dieſer Regel in irgend welcher Art überſchritte. Und dies führt mich zu dem Gehorſam, der raſch, blind, ohne Entſchuldigung, Murren, ohne Bedenken geleiſtet werden muß. Einer Perſon, welche gehorcht, ſteht es nicht zu, eine Erörterung zu fordern, ſondern nur Vollzug zu leiſten. Die Ordensſchweſter vereinige ſich mit der Abſicht der Oberin, oder derjenigen, welche ein Recht hat, ihr zu gebieten, ohne die Schwierigkeit, Ungleichheit oder Vielfältigkeit der Befehle zu prüfen. Sie hat ſich heiter mit einem feſten Glauben darein zu ergeben. Dieſe Tugenden krönt aber die chriſtliche Liebe. Nur durch ſie erhalten ſie Leben und Bedeutung. Die Ordensſchweſtern ſollen nur Gott lieben, weil ſie Seinem Dienſte geweiht ſind; weil dies ihr einziger Zweck iſt. Aus der Liebe zu Gott entſpringt erſt die Liebe zum Nächſten, welche die Quelle der Mildthätigkeit in den Herzen öffnet und Unzufriedenheit und Ungeduld daraus verbannt, die ſo leicht durch die Aeußerungen der Kranken erregt werden können. Mit den Kranken ſollen ſie mittheilſam ſein und ihren Seelen heilſamen Troſt einflößen; jedoch unter ſich ſollen ſie ſchweigen und nur über nöthige Dinge ſprechen. Tugend und Gnade werden durch das Schweigen erhalten, weil es den Geiſt Gottes im Menſchen erhält. Dies Alles erfordert die ſittliche Lebensordnung der Schweſterſchaft. Durch ihre Beobachtung wird ihr Dienſt ein wahrer Gottesdienſt; aber unerſchöpflich an Leiſtungen, um zu einer unendlichen Vervollkommnung zu gelangen.“

„Ich will mich gern dieſen Pflichten unterziehen“, ſagte Maria. „Ich war bis jetzt arm ohne Gnade; die Ausſicht, die ſich mir eröffnet, zeigt mir eine Armuth, die überreich an Verheiſſungen iſt. Mein Wille gehe auf in das Gebot der Ordensregel. In der chriſtlichen Liebe will ich mich ganz und ausſchließlich Gott hingeben. Unabläßiges Streben zu Gott ſei fortan der Grund meines Lebens. Ich fühle Opferkraft in mir und die Freiheit der Verzichtung auf mein eigenes Selbſt. Ich glaube und mir wird die Gnade zu Theil werden! Kann ich nicht den Noviziat antreten, ſo gewähre man mir den Eintritt in den Orden als dienende Schweſter. Es möge ihnen, hochwürdiger geiſtlicher Vater, gefallen, mich dazu vorzuſchlagen.“

„Ich will es glauben, daß ſie den erforderlichen Muth beſitzen“, ſprach der Superior, „und daß die weiſe Strenge des Ordens die ſittliche Verwandlung der Weltdame vollenden wird. Aber dennoch muß ich ſie zu einer fortgeſetzten Prüfung ihrer ſelbſt auffordern. Sie wollen als dienende Schweſter in den Orden treten. Dachten ſie wohl daran, welche Arbeiten einer ſolchen in einer Haushaltung von etlichen hundert Menſchen obliegen? Angenommen ſie beſäßen die Liebe dazu im vollkommenſten Grade; ſind ſie aber auch ebenſo gewiß, daß ſie körperliche Kraft, Talent und Fähigkeit dazu beſitzen? Der Garten und die Küche, der Webſtuhl, Nähen und Sticken, das Alles muß gehandhabt werden können. Die dienende Schweſter muß geſund, ſtark, kräftig ſein und im Nothfall in die Arbeit der Ordensſchweſtern eingreifen können.“

„Ich erblicke in dieſer Ordnung ein wahrhaft heilig und klug eingetheiltes Leben“, ſagte Maria. „Sie umfaßt Alles, von dem Fluge der Seele im Gebet, bis zum niederſten Dienſt der Wirthſchaft. Sie hält das Zwecklose entfernt und bietet dadurch der Geſundheit die nöthige Schonung. Die Regel iſt in demſelben Grade praktiſch als geiſtig. Der Orden, der auf ihr ruht, erſcheint mir als Rettungsanker aller geſcheiterten Schickſale. Auf ihm geſtützt, werde ich Kraft und Stärke beſitzen, mich den Pflichten zu unterziehen."

„Wird ihre Zuverſicht aber auch dann nicht wanken", ſprach der Superior, „wann ſie die Zweifel in Betracht ziehen, die ſich in unſerer Zeit gegen die Wirkſamkeit des Ordens erhoben haben und ſich in ſcharfen Rügen öffentlich ausſprachen? Die Zeitalter wechſeln, ſagen ſie, die Aufklärung ſiegt über das Vorurtheil und die Inſtitutionen müſſen dem Gange periodiſcher Umwälzungen folgen. Die barmherzigen Schweſtern bilden in den Hoſpitälern eine viel zu unabhängige Gewalt; ſie bereiten der Verwaltung nichts als Verlegenheiten, die zum Nachtheil der Kranken ausſchlagen. Die Schweſtern ſind deſpotiſch und unleidlich ſtörriſch, weil ſie die Oberin und die geſammte Geiſtlichkeit hinter ſich wiſſen. Zu dieſen Anklagen geſellen ſich nun aber noch viel ſchmählichere, die zwar nichts als abſcheuliche Lügen und Verläumdungen ſind, aber nur um deſto mehr Eingang bei der urtheilsloſen Menge finden. Werden ſie auch ſtark genug ſein, dieſe Laſt auf ſich zu nehmen und mit dem Ordenshabit auch zugleich Spott, Haß und Verachtung anzuziehen?"

Sein ſcharf forſchender Blick ruhete nicht lange auf Maria's Zügen; er wandelte ſich in den Ausdruck einer freudigen Befriedigung, als ſie die Worte ſprach:

„Aufklärung und periodiſche Umwälzungen haben mit dem Wirken des Ordens nichts gemein. Das Vorurtheil iſt aber nur bei den Anklägern. Lüge und Verläumdung tragen die eigene Strafe in ſich ſelbſt. Den Blick auf Chriſtus gerichtet, fühlt die Schweſter die nach ihr geſchleuderten Pfeile nicht. Wer die Kraft zu lieben beſitzt, hat auch die Kraft Alles zu ertragen. Und wer das kann, iſt glückſelig und ſtark."

Sie warf ſich mit flehender Geberde auf die Knie.

„Hören ſie auf, hochwürdiger Vater, meinem Vorſatze die Schwierigkeiten vorzuhalten, die mich von ihm abwenden ſollen. Ihre Mühe iſt umſonſt. Ich habe Gott fortan mein Leben aufgeopfert. Keine menſchliche Rückſicht vermag mich daran zu hindern. Nur die heilige Religion herrſcht in meinem Herzen. Gewähren ſie mir den Noviziat anzutreten. Das einzige Glück, das für mich zu hoffen bleibt, iſt die Erfüllung dieſes Wunſches."

Der Superior verſuchte nur noch einige ſchwache Einwendungen. Er gab Maria zu bedenken, daß die Stimme des Himmels, die ſie in ihrem Innern zu vernehmen glaube, vielleicht nur eine täuſchende Erregung ſei, welche ihr erlittenes Unglück und der augenblickliche Ueberdruß an den Beziehungen zur Welt erzeugt haben können. Allein ſie hörte nicht auf, ihn zu beſchwören; ſie fragte, warum man ſie ſo grauſam zurückſtoße; wodurch ſie ſolche Verachtung verdient habe?

Sie weinte bitterlich, als ſie dies ſagte. Der Superior aber ſprach nun ſehr ſanft und feierlich:

„Wir wollen die Heiligen anrufen und zu Gott flehen, daß er dir, geliebte Tochter, Seine Engel ſende, um die Gefahren von dir zu entfernen und dir die Heiterkeit der Seele, während deiner ſchweren Pflichten, immerdar zu erhalten. Der allmächtige und barmherzige Gott führe dich! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!"

Nachdem der Superior das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, führte er die Gräfin bis zur Ausgangspforte des Kloſters und verabſchiedete ſich hier auf das Ehrerbietigſte von ihr.

Dann ging er zur Frau Generaloberin des Hauſes, um ihr das Reſultat der gepflogenen Unterhaltung und der frühern mitzutheilen und mit derſelben über die erforderlichen Einleitungen zu verhandeln.

Bald darauf begannen die Prüfungen für Maria.

* * *

An dem Tage, da Fürſtin Helena in den Schooß der allgemeinen Kirche aufgenommen wurde, beſuchte ſie mehrere Anſtalten chriſtlicher Liebe, um ſie mit Gaben der Mildthätigkeit zu bedenken.

Im Kloſterhofe der Barmherzigen begegnete ſie einigen Novizen, die mit dem Gruße „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!?" an ihr vorübergingen. Eine derſelben ſenkte tiefer das

Haupt als die andern, damit der Blick der Fürſtin ſie nicht treffe. Die Novize aber hatte ſie erkannt.

Am Abend erſchien eine Laienſchweſter und begehrte die Fürſtin zu ſprechen.

Sie überreichte ihr einige Zeilen, die Maria mit Erlaubniß der Oberin an ſie gerichtet hatte.

„Ich darf dich nicht wiederſehen, geliebte Helena,“ ſo lauteten die Worte, „aber ich darf dir ein Lebewohl zurufen. Ich habe dir Sorgen verurſacht. Vergieb mir und vergiß es! Auch ich habe Alles, was mir in der Welt widerfahren iſt, vergeſſen. Du biſt das einzige Weſen, das ich von dieſer Gleichgiltigkeit ausnehme. Für dich fühle ich auch jetzt noch eine zarte Zuneigung, die mein Herz nicht abweiſen kann. Du kannſt über mein Loos beruhigt ſein. Ich habe die Welt überwunden. Das, was ich erlitten, bauete mir die Brücke zu einer unendlichen Seligkeit. Erinnere dich meiner im Glücke. Ich habe erfahren, daß du glücklich biſt. Bete für mich!“

Die Fürſtin fragte; aber die Laienſchweſter hatte keine Antwort darauf.

Andern Tages begab ſie ſich in das Kloſter. Im Geſpräch mit der Oberin klärte ſich Alles auf. Maria ſah ſie nicht mehr. —

Bald darauf fand die Vermählung der Fürſtin ſtatt und ſie und Albert reiſten nach einer Beſitzung, die er in Steiermark hatte.

Epilog.

In Paſewalk an der Feiſtritz waren die Damen mit
er polniſchen Fahne zu Ende, als auch die polniſche In-
rrection zu Ende war. Beide Ereigniſſe fielen zuſammen.
nzwiſchen aber hatten ſich in Europa noch einige andere
ugetragen.

Am Seeſtrande des Kanals irrt ein ſchwacher Greis,
ur Erde gebeugt, der noch geſtern auf einem Throne ge-
ſſen hatte. Er ſucht nicht die Krone, die er verloren,
ndern er ſpäht, ob der Schiffer noch nicht nahe, der ihn und
ine Familie an die ſchützende Küſte von England führen ſoll.

Im Hofkriegsrath zu Wien ſitzen die Miniſter be-
athend zuſammen, während Graben, Kohlmarkt und Tuch-
auben von wüthenden Maſſen überfluthet werden. Die
efahr iſt dringend. Zwei Miniſter werfen ſich in un-
heinbare Kleidung und entkommen glücklich. Der dritte,
em ein ungeſchickter Lakei nicht ſchnell genug in die Jacke
es Hausknechtes hilft, wird von den Herauſſtürmenden aus
nem unreinen Verſteck geriſſen, auf die Straße geſchleppt,
n den nächſten Laternpfahl gehenkt und gräßlich ver-
ümmelt.

In Berlin muß der Enkel Friedrich's II vor dem Volke ſich den härteſten Demüthigungen unterwerfen. Er erſcheint auf dem Balcon des königlichen Schloſſes und der Pöbel ſchreit zu ihm hinauf: „Niederknien und die Mütze abnehmen!“

In Frankfurt harren die Särge, welche die Leichen Lichnowsky's und Auerswald's umſchließen, ihrer Beſtattung. Der Platz iſt von preußiſchem und öſterreichiſchem Militär umſchloſſen. Die Glocken ertönen; eine geräuſchloſe Bewegung giebt ſich kund; Alles wendet die Köpfe nach einer Seitengaſſe. Eine Reihe ſchwarzgekleideter Männer nahet ſich feierlich mit entblößtem Haupte und es erfolgen die königlichen Ehren; Oeſterreicher und Preußen ſenken die Fahnen, der Generalmarſch erſchallt. Es iſt die deutſche Nationalverſammlung, die den Leichenzug der Gemordeten eröffnen ſoll. Wer hätte das denken ſollen! Die gutmüthigen Bockenheimer, die ſo friedlich ihren Aepfelwein „ausſchenken,“ konnten zu einer ſo unerhörten Gräuelthat aufgeſtachelt werden, gleich mordgewohnten, heißblütigen Südländern und dem deutſchen Volke huldigen Oeſterreich und Preußen mit königlichen Ehren!

Das waren die Wege, auf welchen die Führer die Völker zur Entwicklung, zum Fortſchritt, zur allgemeinen Wohlfahrt und zum Nationalglück leiteten. Die Führer ſelbſt beſaßen keine Seelenſtärke; es fehlte ihnen ein geſundes Urtheil über die Lage, ein weitreichender Blick in die Zukunft. Sie unterſchieden ſich nur unmerklich voneinander. Es war kein wahrhaft imponirender Character unter

Allen. Ihre Kühnheit und Entſchloſſenheit bewährte ſich allein in der Phraſe.

In Italien war die langſame Gährung in ſtürmiſches Ueberſchwellen gerathen. Ein Fürſt wurde meuchleriſch ermordet; andere ergriffen die Flucht, um dem ähnlichen Schickſal zu entgehen und derjenige unter ihnen, der am meiſten den neuen Forderungen ſich willfährig erwieſen hatte, der heilige Vater, mußte an ſeinem Leben bedroht, aus Rom auf neapolitaniſches Gebiet flüchtig werden.

Aber als ein ſichtbares Wunder der Allmacht Gottes, führte der unerklärbare Einklang politiſcher Mächte, die im Uebrigen am wenigſten übereinſtimmten, den Papſt ſtets wieder in den Vatican zurück, damit ſeine ſegnende Hand das Erbarmen und die Erleuchtung des Himmels auf die Abtrünnigen herabflehe. Die Beiſpiele finden ſich in der Weltgeſchichte zu allen Zeiten und wir ſtehen eben wieder vor einem ſolchen, deſſen Erfüllung ſicher nicht ausbleiben wird.

Radezky's Siege geboten Ruhe für den Augenblick. Den Völkern imponiren nur zwei Arten von Menſchen; nur dieſe entzünden wahrhaft ihren Enthuſiasmus: die großen Feldherren und die großen Heiligen. Vor dieſer tauſendfältig beſtätigten Wahrheit verhallt ohnmächtig die geiſtreichſte Lüge der Andern. — —

Die Schlacht von Novara war geſchlagen. Das Feld war mit Leichen. und Verwundeten bedeckt. Zwiſchen ihnen ſchreiten weibliche Geſtalten, neigen ſich zur Erde, knien zu den Leidenvollen, zu den Lechzenden, unterſtützen ſie, reichen ihnen Arzenei, Labung aller Art und hauchen ihren Troſt in's zagende Gemüth. Wer könnten ſie ſein, als Töchter des heiligen Vincenz von Paul — Schweſtern chriſtlicher Liebe?

Eine derſelben ſehen wir zu einem ſchwerverwundeten piemonteſiſchen Freibeuter niederknien, dem ſie vorſichtig das Haupt vom Boden hebt und ihn mit dem einen Arm umfängt, während ſie mit dem Andern ihm eine Erquickung in den Mund flößt und ihn ſo erweckt.

Der Soldat fährt aus der Erſtarrung wild empor und den rollenden Blick um ſich werfend, erſchaut er den Engel an ſeiner Seite. Die Beſinnung kehrt ihm bei dem Anblick zurück. Der Schmerz in ſeinen Zügen wandelt ſich in einen ſeeliſchen Ausdruck.

„Gräfin Maria — ſie?“ iſt Alles, was er hervorbringt.

Die Nonne läßt in ihrer Pflege nicht nach und bleibt ungerührt bei den Worten.

„Ich bin Lucian — ich ſegne die Hand“ — ſprach er und ſtarb.

Es waren Leute da, um die Todten zu begraben; auch Feldprieſter, um die Leichen in Maſſe einzuſegnen, gingen umher.

Die Nonne erhob ſich, rief dieſe herbei und indem ſie ein leiſes Gebet für die Seele des eben Verſchiedenen im Wandeln ſprach, ſah man ſie bald wieder mit andern Schweſtern gleichmüthig bemüht, Verwundeten und Sterbenden zu dienen. —

Blicke in die römiſche Republik

oder

Die freiwillig Verbannten.

Fortſetzung des Juden von Verona.

2. Auflage.

fl. 2. Rthlr. 1. 6. Fr. 4. 20.

Prof. Witte in ſeiner Schrift: „Der kath. Tendenzroman in Italien“, Berlin, W. Herz, urtheilt über dieſe beiden Romane: „Die Bilder aus dieſen Zeiten des Wahnwitzes ſind mit ſichern, lebenswahren Strichen gezeichnet, die Sprache übertrifft an Kraft und Reichthum das gewöhnliche Maaß; landſchaftliche Bilder aus Italien und der Schweiz, ja aus dem kroatiſchen Grenzlande beweiſen wiederholt des Verfaſſers Meiſterſchaft. Die Scenen aus dem Volke, die hohlen Phraſen der Tages-Politiker ſind dem Leben abgelauſcht. Der Glanz demokratiſcher Volksfeſte, die kriegeriſchen Scenen des lombardiſchen Feldzuges werden mit gleicher Anſchaulichkeit gemalt.

Wahrhaft erſtaunenswerth aber iſt der Reichthum von Enthüllungen über die geheime Geſchichte jener ſo unheilvollen Umwälzung: nicht nur auf den offenen Markt, nein, in die geheimſten Schlupfwinkel der Volksbethörer führt uns der Verfaſſer, und ſicher iſt das enthüllte Bild des revolutionären Treibens im Ganzen und Großen ein naturgetreues, an Bloßlegung der geheimen Triebfedern alles Andere übertreffendes.“

Die Gräſin Mathilde von Canoſſa und Jolantha von Gröningen.

Von Pater Bresziani.

Eleg. geb. Rthlr. 1. 12. fl. 2. 24. Fr. 5.

Unter den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen dürfte dieſe glänzende Schilderung der Freundin Gregors VII. von um ſo größerem Intereſſe ſein, als der Verfaſſer durch den „Juden von Verona“ und die „Blicke in die römiſche Republick“ ſein meiſterhaftes Talent bereits bewährt hat.

In demſelben Verlage erſchien:

Torniſter-Büchel.

Dem kaiſerlichen Heere gewidmet

von

Auguſt Lewald.

40 kr. 12 Ngr.

Zweite Auflage.

Durch Veröffentlichung dieſer Betrachtungen glaubte der Verfaſſer der guten Sache des Rechtes zu dienen, manchen Augenblick der Ruhe im Zelte oder auf der Beiwacht ſtatthaft auszufüllen und ſchlechte Leſereien verdrängen zu können. Auch Nichtmilitärs werden dieſe liebliche Gabe mit größtem Intereſſe leſen.

Aus dem katholiſchen Leben

der Gegenwart.

Von

Auguſt Lewald.

Inhalt: Klöſter und Orden. Wunder. Gnadenorte. Martyrer. Pariſer Lichtbilder. Geſellenhäuſer. Schlußwort.

eleg. geh. 48 kr. 15 Ngr.

AD BIBL. UNIV. MONAC.

Clarinette.

Von

Auguſt Lewald.

Drei Bände.

fl. 5. 36. Rthlr. 3. 7½.

Dieſes mit reichem Detail verſehene Spiegelbild moderner Zuſtände, in welchem mit dramatiſcher Lebendigkeit Typen der Geſellſchaft ſich bewegen, ſich bekämpfen und beſiegen, wird mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen werden.

Durch den bunten Wechſel der Begebenheiten ſchlingt ſich ein und daſſelbe Band, daß nur die auf göttliche Autorität gegründete Religion dem Menſchen einen Halt gewähre.

Moderne Familiengeſchichten.

Von

August Lewald.

I.

Moderne
Familiengeſchichten.

Von

August Lewald.

I.

* * *

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1866.

/1296

Univ. Bibl.
München

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde
Sprachen iſt vorbehalten.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Eine Familiengeſchichte war früherhin eng beiſammen. Die ganze Verzweigung umgränzte eine Stadt; oft reichte ſie nur einige Straßen weit. Jetzt umfaßt ſie weitern Raum; die Bande ſind gedehnt und verzogen; unauflöslich unter einander gewirrt oder zerriſſen.

Der alte Begriff von der Familie und der patriarchaliſchen Gewalt ihres Hauptes wird ſich endlich mit der Negation aller Autorität verlieren müſſen und dann nur noch zu den überwundenen Standpunkten zu rechnen ſein, deren Zahl mit jedem Tage zunimmt.

Was ſich täglich vor unſern Augen ereignet, belehrt uns darüber; die öffentlichen Blätter predigen es uns vor, und was ſie uns nach ihrer Weiſe ohne äußern Zuſammenhang darſtellen, wurde hier nach ſeiner innern Nöthigung in einen ſolchen verflochten.

Es werden die Menſchen in ihren Handlungen und die ſie beherrſchenden Doctrinen in ihren Reſultaten geſchildert.

Daß hieraus eine lebendige Apologie des katholiſchen Glaubens entſpringt, iſt allerdings nicht zu läugnen und Freunde wie Feinde haben es längſt eingeſehen.

Die katholiſche Kirche, durch ihren Glauben gefeſtet, war die einzige Form, in welcher das Chriſtenthum die Civiliſation der Barbarei zugänglich machte und ſo iſt und bleibt ſie auch jetzt noch die einzige Form, dieſer ſinnlichen Welt das Chriſtenthum anſchaulich zu machen.

Will man die Abſicht, dies deutlich zu zeigen, tendenziös benennen, ſo ließe ſich an vielen hervorragenden und hochgeprieſenen Erſcheinungen der Zeit eine Tendenz anderer Art nachweiſen. Der Vorwurf wäre ungerecht und es iſt nicht nöthig, ſich deshalb vor dem Publicum zu vertheidigen.

Wie der Leſer ſich ſeinen Autor wählt, ſo hat dieſer, wenn er mehr als blos unterhalten will, auch das Recht ſich in Gedanken ſeine Leſer zu wählen. Und an dieſe nur allein will er ſich wenden.

I.

. Delphine . . . . S. 1
I. Irene . . . . S. 142

I.

Delphine.

I.

„Dieſen Salon mit anſtoßendem Schlafkabinet habe ich frei“, ſagte die Zimmervermietherin indem ſie zurücktrat und einen Herrn und eine Dame, die Beide noch jung waren, in die reichlich ausgeſtatteten Räume eintreten ließ.

Während die Dame gleichgiltig drein ſchaute, erkundigte ſich ihr Begleiter bei der Vermietherin nach dem Preis, ſtellte ſeine Bedingungen, und nachdem dies abgemacht war, wandte er ſich zu dem lieblichen Geſchöpfe an ſeiner Seite und ſagte einige Worte in fremder Sprache.

Hierauf entfernten ſich Beide.

Gegen Abend erſchienen ſie wieder, einige Effecten, Koffer und Schachteln wurden in's Schlafkabinet gebracht; man zündete die Lampe an, brachte Thee und bald darauf begab ſich der Herr in einen nahen Gaſthof und die ſchöne Gefährtin in's Bett.

Als er ſeinen Namen in's Fremdenbuch geſchrieben, entſtand ein nicht unbedeutender Rumor im Kaffeehaus, das mit dem Gaſthof verbunden war. Einer der Stammgäſte, der Doctor Schucker, Redacteur des Morgenblatts, ließ ſich allabendlich das Fremdenbuch von dem Kellner vorlegen, um ſogleich nachzuſehen, ob nicht irgend eine Berühmtheit, ein Künſtler, Diplomat, Gelehrter, Abgeordneter, Volksredner angekommen ſei, den er andern Morgens ſeiner neueſten Nummer einflicken könne.

„Der Tauſend!" ſchrie er freudig auf, „Ludolf hier? Schon zurück? So bald ſchon? Nach meiner Rechnung iſt es kein halbes Jahr. Kaum brachten wir ein paar Nachrichten über ihn aus Rio!"

„Ludolf hier? Ludolf zurück!" ſo drängte ſich Alles um den Doctor.

„Während der letzten Oſter-Meſſe in Leipzig brachte mir noch der kaiſerliche Hofbuchhändler, Herr Lämmert aus Rio, einen herzlichen Gruß von ihm. Es ſind keine vier Wochen her," ſagte gewichtig der Chef der Firma: Gerſtengeiſt Separat-Conto.

„Hier ſteht's ſchwarz auf weiß!" rief der Doctor, indem er das Fremdenbuch, wie Moſes die Geſetztafeln, den ihn Umſtehenden entgegenhielt.

Da ſtand's wirklich in breiter Keilſchrift, wie der notengeübten Hand der Muſiker ſie gewöhnlich iſt: Prosper Ludolf, Kammervirtuos Ihrer Majeſtät der Königin von Spanien, Ritter u. ſ. w.

Die zahlreichen Gäſte des Kaffeehauſes ſprachen nun von nichts Anderem mehr als von ihm, der in der That zu den erſten „Kunſtgrößen" der Gegenwart zählte.

Seine Kompoſitionen waren die Leckerbiſſen der Dilettanten. Er ließ ſie unter den anlockendſten Titeln in die Welt treten und galt ſchon in dieſer Beziehung als höchſt geiſtreich. Eine Phantaſie benannte er: „les nôces mystiques de Ste. Chathérine“; ein humoreskes Scherzo: „Frauenporträts“; einen Bolero; „la mort d'Adonis.“ Sämmtlich für Piano allein. Seine Gedanken waren ſo vieldeutig, daß man Alles heraushören konnte und die Titel dennoch immer dazu paßten. Nur ein Feind hätte dabei an die Sonaten Mozart's oder Beethoven's denken können.

Seine Freunde ſagten: Er verſteht, worauf der Effect beruht. Das Große, Gigantiſche, Exceſſive muß erzwungen werden, ſelbſt auf dem Klavier. Mit der naiven Inſpiration iſt nichts mehr zu erreichen. Haben die herrlichen alten Meiſter es verſtanden ihrer Zeit zu genügen, ſo liegt es den heutigen ob, die ihrige zufrieden zu ſtellen.

Nur die allerfriſcheſte Jugend wich von dieſem Lobe ab; aber nicht etwa weil ſie den Maaßſtab der alten herrlichen Meiſter an den Vielbewunderten legte, ſondern weil er nach ihrer Behauptung doch nur ein Kalkbrenner oder Moſcheles nach dem Modejournal gekleidet war.

Nach ihnen trug er noch nicht den Stempel allerneueſter Modernität.

Hätte Prosper Ludolf Stunden gegeben, alle Damen wären hingegen ſeine Schülerinnen geworden. Selbſt ſolche die ſich mit Malerei und Literatur etwas wußten, ließen dies Alles bei Seite, ſobald von Ludolf geſprochen wurde.

Man gebrauchte wahrhaft diplomatiſche Kunſtgriffe, um ihn in dieſen oder jenen Salon zu ziehen; man griff zu Liſt und Gewalt, um ein Billet zu ſeinen Konzerten zu erlangen.

Ludolf verſprach Alles, was man nur wollte. Aber er hatte das kurze Gedächtniß eines Virtuoſen. Er erinnerte ſich weder eines Namens, noch einer Perſon. Er ſchien hierin die Gleichgiltigkeit ſelbſt.

„Erinnerſt du dich nicht, daß du dem Fräulein B. ein Billet zu deiner nächſten Matinée verſprachſt. Sie iſt in Verzweiflung keines zu erhalten,“ ſagt ihm ein Freund.

„Keine Sylbe!“ erwidert er verdrießlich.

„Fräulein B., die du noch vor vierzehn Tagen in dem Salon der Gräfin Z. ſaheſt, als deine Liſte ſchon voll war,“ ſpricht jener.

„Vierzehn Tage ſind ein Säculum; keine Sylbe, ſag' ich dir“ —

Hierauf nach kurzem Beſinnen:

„Ah, ja doch! Eine Blondine mit dunkelblauen Augen; die Mutter eine alte Klatſchſchweſter — nun weiß ich ſchon. Was will die in der Matinée? Spielt ſie?“

„Das nicht. Aber ſie hört gern.“

Ludolf faßt den weiten Schlafrock zuſammen, ſchleppt ſich zum Schreibtiſch, nimmt ein nummerirtes Billet, ſteckt's in die Enveloppe, ſchreibt darauf: „A mademoiselle de B. avec des complimens empressés de la part de Prosper L.“ und übergiebt's dem Freunde. —

Dieſe Anekdote und ähnliche, welche Ludolf's Charakter kennzeichnen ſollten, wurden an jenem Abende im Kaffeehauſe des erſten Hotels zum Beſten gegeben. Man freuete ſich darauf den großen Künſtler und originellen Menſchen wieder zu ſehen, ihn von den Abenteuern ſeiner letzten Kunſtreiſe ſprechen zu hören und zu erfahren, was ſeine Heimkehr ſo ſehr beſchleunigt habe. Allein man täuſchte ſich. Man machte die Rechnung ohne den Wirth, wie es gewöhnlich heißt.

Am andern Tage wollten Einige ihn beſuchen; der Portier ſagte: „Im erſten Stock, Nummer 34. Aber da hängt der Schlüſſel an der Tafel. Der Herr iſt heute ſehr früh ſchon ausgegangen.“

Abends ließ er ſich auch nicht ſehen. So ging's mehrere Tage und immer hörte man nichts von einem Konzerte des berühmten Pianiſten. Die Reclame wendete jetzt den alltäglichen Kniff an. Man las in Dr. Schucker's Morgenblatt.

„Man erwartet ſehnlichſt, daß der eben hier anweſende große Meiſter Ludolf ſich in einem Konzerte hören laſſe. Im Namen aller ſeiner Bewunderer.“

Aber dennoch blieb es ſtill; der Meiſter unſichtbar ſein Wirken verborgen.

Es gab eben wichtigere Geſchäfte für ihn; er hatte Disharmonien zu löſen.

II.

Unſer Virtuoſe war ein ſchöner Mann zu nennen. Edle Züge; prächtige blaue Augen mit dunkeln Wimpern; eine hohe Stirne; zierlich gebaut; die Farbe auf Reiſen gebräunt wie ein Südländer, obgleich im Norden geboren.

Kennen die Leſer Pobethen? Es iſt ein lieblicher Winkel am Oſtſeeſtrand.

Ich kenne Jemand, dem die Augen übergehen, wenn er daran denkt, welches heitere Glück er dort in ſeiner Jugend genoſſen! Das iſt Ludolf's Geburtsſtätte.

Sein Vater, ein armer Dorfmaler, beſaß daſelbſt ein kleines Häuschen, in deſſen Erker ein Zimmer war, welches er im Sommer an Leute vermiethete, die im Meere baden wollten.

Ein Muſiker von Profeſſion hatte nun ſchon ſeit mehreren Jahren mit ſeiner Frau, während der ſchönen Jahreszeit Beſitz davon genommen. Er entfloh dem Stadtlärm, um ſich ſeinen Inſpirationen zu überlaſſen. Hier lauſchte er den Liedern, welche die Wellen ihm verſangen durch die Stille und Ruhe, die ihn umgab. Bald tönten ſie leis und bewegten den Sand der Düne; bald ſchallten ſie laut und dräuend durch die Brandung und brachen ſich an den Felſen, die dem Strande Pobethens einen Schmuck gewähren, der an der Oſtſee nur ſelten angetroffen wird.

Prosper war Ludolf's Künſtlername; unter der Taufe wurde es ausgeſprochen, daß er Peter genannt werden ſollte. Aber Peter, obgleich der Fürſt der Apoſtel, erſchien — nach moderner Anſicht — einem die Welt durchziehenden Virtuoſen nicht paſſend und er wählte ſpäter den Namen Prosper zum Begleiter durch die Wirren des Lebens, weil er von dieſem Patrone hoffte, daß er ihn prosperiren laſſen werde.

Sein Vater war ein feſter, energiſcher Mann, der in ſeiner Kunſt dem Bedarfe der Umgegend vollkommen genügte. Er ſtrich Läden und Thüren an, malte auch wohl ein Schild und patronirte den ſchwarzen Adler mit Scepter und Reichsapfel auf Flaggen und ſonſtiges Geräth, daß es eine Freude war. Er wollte aus ſeinem Sohn einen Schüler machen, aber Peter war und blieb ungelehrig und ſtörriſch. Es war nichts mit ihm anzufangen. Wann nun Herr Neumann, der Muſiker, in der erſten heißen Juliwoche einrückte, dann war unſer Peter wie ausgewechſelt. Er ließ es ſich nicht nehmen, die häuslichen Dienſte für den Gaſt zu beſorgen. Er reinigte die Kleider und Stiefel, ſtäubte Noten und Violinkaſten ab, brachte Waſſer und Bier, Brod und Kaffee, und war freundlich und aufmerkſam dabei.

Oeffnete Neumann den Kaſten, um auf der Violine zu phantaſiren, dann hockte Peter vor der Stubenthür und horchte zu mit angelegtem Ohr. Als es einmal von Frau Neumann bemerkt worden war, bat ſie ihn nur getroſt hereinzukommen, wann ihr Gatte ſpielte. Dies ließ der dreizehnjährige Burſche ſich aber nicht zweimal ſagen.

Der Muſiker war darüber erfreut; der Vater wollte den Knaben züchtigen. Der kindliche Gehorſam ſollte aus ihm einen Maler ſchaffen und die Widerſetzlichkeit mußte gebrochen werden. Neumann beruhigte den Alten.

„Vertraut ihn mir an,“ ſprach er, „ich ſteh' euch dafür, er wird was.“

Vater Ludolf war Wittwer; er ſtand allein und wollte Peter nicht von ſich laſſen. Er bat Neumann dem Jungen doch ja nichts von ſeiner Abſicht zu ſagen. Aber was ließze ſich wohl in einem Hauſe vertuſchen, wo Bretterverſchläge die Zimmerwände vertreten und die Thüren fingerbreite Ritzen und Spalten zeigen? Und dann noch dazu ſeine Ohren, wie ſie ein Burſche von dreizehn Jahren hat, der den Muſikſinn beſitzt!

Als er hörte, daß Herr Neumann ihn mitnehmen wolle, gerieth er zuerſt außer ſich vor Freude; als er ſeines Vaters Widerſpruch erfuhr, wußte er ſich vor Zorn und Aerger kaum zu faſſen. Er lärmte, ſchrie, weinte, wälzte ſich am Boden und der Alte griff endlich zum letzten Mittel, als der Morgen zur Abreiſe näher rückte, ſeinen Sohn in den Speicher zu ſperren, der mit gutem Schloß verſehen war. Waren Neumann's erſt fort, ſo war keine Entweichung mehr zu beſorgen; Peter wäre ihnen ſicher nicht nachgelaufen. So dachte der alte Ludolf und wähnte ſich ſicher.

Es geſchah aber anders.

Morgens vier Uhr kam der Wagen aus der Stadt, der die Gäſte abholte.

Peter hatte die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Jetzt hörte er das Anfahren, das Ausſpannen der Pferde, die in den Stall geführt wurden und den andern Pferden, die ſie antrafen, mit frohem Wiehern einen guten Tag wünſchten.

Die Abfahrt ſollte erſt zu bequemerer Stunde ſtattfinden.

Es iſt nicht zu beſchreiben, was in dem wilden, ſtör=

riſchen Jungen jetzt verging. Er hätte da ſo ſchön mitreiſen können! Er wäre mit dem Kopf durch die Wand gerannt; jetzt wollt' er es aber nur mit der Speicherthür verſuchen. Er drückte ſein ganzes Gewicht gegen dieſelbe. Er ſtieß mit Kopf, Bruſt, Fäuſten und Knien. Sie wich; das Schloß flog mit der Haspe weit hinaus. Er ſah ſich frei.

Niemand im Häuschen war noch aufgewacht, das einſam auf einer hinausragenden Landſpitze ſaß. Er ward weder gehört noch geſehen. Von langem Ueberlegen war er kein Freund. Sein Plan war bald gemacht. Oben auf dem Verdeck des Wagens war ein Leder angebracht, um dort aufgepackte Sachen vor Regen und Staub zu ſchützen. Dort kroch er unter und legte ſich platt auf den Bauch.

Zum Glück hatten die Effecten des Muſikers hinten auf dem Brette zwiſchen den Rädern Platz, wo ſie aufgebunden wurden und wo die nöthigen Stricke ſchon bereit lagen. Wären es mehr geweſen, ſo hätte man ſie oben unterbringen müſſen und Peter war entdeckt.

Als man aber halben Weges hielt, ſprang Peter leichtfüßig herab und präſentirte ſich etwas verlegen ſeinem Beſchützer.

Was war zu thun? Den Burſchen ſeinem Vater zurückſchicken? Er wäre gewiß nicht heimgegangen und

Gott weiß wo hingerathen. Dazu war Neumann und ſeine Frau weichen Herzens und ſahen von einer Seite eine grauſame Züchtigung in der Perſpective, von der andern einen Steckbrief, der eine üble Empfehlung und ein ſchlimmes Omen für den ganzen Lebenslauf des armen Jungen werden könnte.

Neumann beſchloß ihn mitzunehmen und hinterher den Vater zu verſöhnen.

Auf Peter's Character hatte dies einen entſcheidenden Einfluß. Zorn und Störrigkeit waren ſeine angeborenen Fehler, für die er ſchon oft gezüchtigt worden war; der Vater hatte ihn deshalb auf den Speicher eingeſperrt. Aber nun verdankte er der mächtigen Leidenſchaft des Zornes die Zertrümmerung der Thür, die Befreiung aus der Haft — einen Beſchützer; endlich die Hoffnung, ſeine ſehnlichſten Wünſche befriedigt zu ſehen!

Eigenſinn, Entſchloſſenheit und Zorn erſchienen ihm als hilfreich und dienſtbar. Sie konnten es ihm auch ferner ſein. Sie ſollten ihm als Eigenthum verbleiben.

Herr Neumann unterhandelte ſchriftlich mit dem alten Ludolf, der ſich endlich zufrieden gab und nur noch über ſeine Vereinſamung ſeufzte. Um dieſe Seufzer zu ſtillen, nahm er eine zweite Frau, die ihm gehörig für Unterhaltung ſorgte.

Inzwiſchen zeigte Peter Talent und machte überraſchende Fortſchritte. Zuerſt griff er zur Geige, dem Inſtrumente ſeines Pflegevaters; dann aber zog es ihn zum Piano, dem er ſein ganzes Studium widmete.

Er wohnte im Hauſe und wurde von beiden Gatten mit Aufmerkſamkeiten überhäuft. Neumann verſchaffte ihm endlich auch Lectionen in guten Familien und Peter kam dadurch nach und nach in den Beſitz eines kleinen Vermögens, das aus geringen Erſparniſſen entſprang, allein von Monat zu Monat zunahm.

Er hätte ſich in ſeiner gegenwärtigen Lage zufrieden gefühlt und ſeinen inneren Trieb, die Welt zu ſehen, vorläufig noch zum Schweigen gebracht, wenn nicht ein ſtörendes Element zwiſchen ihn und ſeine Wohlthäter getreten wäre.

Neumann freuete ſich ſeines Schülers, wie er ihn nannte, und liebte ihn. Allein er und ſeine Frau waren getreue Katholiken und Peter war Lutheraner und voll von Abneigung gegen alles Katholiſche. Zuerſt machte er ſich nichts daraus, wann er an all den Heiligenbildern und Krucifixen, mit denen die Zimmer geſchmückt waren, vorüber ging. Als aber Frau Neumann einſt ihm einige Heilige in ſeinem Dachſtübchen aufhing, und er ſie voll Unmuth abgenommen und vor die Thür auf den Boden gelegt hatte, ihn Neumann deshalb ernſtlich zurecht wies und Miene machte ihn bekehren zu wollen, da brach ſein Naturell mit Macht hervor und er empfand einen plötzlich aufkeimenden Widerwillen gegen den wackern Mann, dem er ſo viel zu danken hatte.

Es waren einige Jahre verfloſſen, ſeitdem er aus dem Häuschen in Pobethen entflohen war. Jetzt kehrte er dahin zurück; ein Muſiker zwar, mit einiger Baarſchaft verſehen, allein das Herz mit ſchwarzem Undank belaſtet.

Der alte Ludolf empfing ihn nicht ſehr freundlich: Er glaubte einen unwillkommenen Koſtgänger an ihm zu erhalten, der ſeinen inzwiſchen ihm geborenen Kindern das Brod vor dem Munde weg eſſen würde.

Und in der That es ſah ſo aus. Peter wußte nicht wohin. Er war noch nicht ſo weit, um ſelbſtſtändig aufzutreten und ſich von ſeiner Kunſt ernähren zu laſſen.

Da kam ein Zufall, ein deus ex machina, wie die Welt ſich ausdrückt, ihm zu Hilfe. Ein Verwandter ſeiner ſeligen Mutter ſtarb gerade zu rechter Zeit und vermachte ihm eine Summe, um ſich in irgend einem Fache für ſein weiteres Fortkommen gehörig auszubilden.

Es langte zu einer ausgiebigen Unterſtützung.

Er ging nunmehr nach Paris, um dort zwei Jahre zuzubringen und ſich in einen zeitgemäßen Virtuoſen „dans toute la force du terme“ umzuwandeln.

Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Es lag nur an ihm ſein Ziel zu erreichen und er ließ es an Fleiß und Betriebſamkeit nicht fehlen.

Nur die Neigung zu zärtlichen Verbindungen beherrſchte ihn neben der Leidenſchaft für ſeine Kunſt. An den ſonſtigen Freuden und Unterhaltungen der Jugend nahm er keinen Theil.

Er verzehrte ſich oft in Liebesqual, die ihm ganz unwürdige Gegenſtände bereiteten, während ſeine Freunde ſich über ihn luſtig machten.

Endlich fühlte er ſich ſtark genug vor die Oeffentlichkeit zu treten. Sein erſtes Konzert im Saale von Henri Herz fiel gut aus; die Reclame machte einen glänzenden und unbeſtrittenen Sieg daraus.

Peter, der nunmehr ſchon lange Proſper hieß, verließ die Kapitale, ging nach Brüſſel, von da nach Spaa und dann nach Baden; Roſſini, Fetis, Meyerbeer empfahlen ihn warm und nachdrücklich, und er ſah ſich zu den Meteoren des Virtuoſenhimmels gezählt. Die Reclame flog ihm voraus, flatterte ihm nach; er kam, ſpielte und ſiegte!

Seines alten Vaters hatte er nicht vergeſſen. Manches hübſche Sümmchen war von ihm nach Hauſe geſchickt worden.

Und als er einſt auf einer Kunſtreiſe nach St. Petersburg begriffen war, konnte er dem Drange nicht widerſtehen, Pobethen einen Beſuch abzuſtatten.

Da gab's einen andern Empfang, als der einſtmalige Abſchied wohl vorausſetzen ließ!

Am Abend kam er an. Der Vater war ihm entgegengeritten, um ihn einzuholen. Vor der Hausthür ſtand ſeine Stiefmutter im Sonntagsſtaate, um ſie her ſtanden ſeine reingewaſchenen und gekämmten Halbgeſchwiſter mit weit aufgeſperrten Mäulern, und das älteſte unter ihnen, eine ſtämmige Marielle, reichte ihm verſchämt die Hand.

Er begrüßte ſie alle mit den freundlichſten Worten, und der alte Ludolf leitete ihn an der Hand die Stiege hinan, die zu der Stube führte, welche ehemals die Neumanns bewohnten. Es war ſchon ganz finſter im Haus. Warum hatte er kein Licht? Man ſtolperte ja bei jedem Tritte, und der Vater ging endlich rücklings hinauf, um dem Sohn beſſer die Stufen zu zeigen.

Das hatte ſeinen guten Grund. Auch ſelbſt ein Maler in Pobethen verſteht ſich darauf, den Effect zu verſtärken. Als die Stubenthür geöffnet war, erblickte man ſogleich an der gegenüber ſtehenden Wand ein mächtiges Transparent. Oben eine Lyra mit Lorbeer, darunter:

Willkommen
im Vaterhauſe!

Das Ganze war mit Tannenreis umgeben, aus welchem Heideblumen hervorſahen. Dahinter waren viele kleine Unſchlittkerzen angebracht.

Das Zimmer hatte eine neue Tünche bekommen: Saffran mit einer Arabeske in Chocolade.

Ein Gemiſch von Tannenharz, Farbe und Unſchlittdampf füllte den Raum.

Die Stiefmutter öffnete dunkle Kattunvorhänge, hinter denen ein aufgebauſchtes Bett ſichtbar wurde.

„Wenn ich hier ſchlafen ſoll", ſagte Proſper, „ſo wollen wir doch die Fenſter öffnen!" Dann that er einen langen Athemzug und ſetzte hinzu: „Ach, die Seeluft iſt gar erquickend!" —

Unten war gedeckt. Man aß gute Fiſche und Keulchen, eine in jener Gegend beliebte Mehlſpeiſe. Der Flaſchenkeller des Virtuoſen lieferte den delicaten Wein dazu. Dann ging man ſchlafen. Alle waren müde. Oben im Zimmer waren die Unſchlittlichter heruntergebrannt und hatten Leinwand und Tannenreis ergriffen. Es hätte leicht ein größeres Freudenfeuer daraus werden können, das auf Meilen weit zu ſehen geweſen wäre.

Nach dem Auslöſchen gab es einen fürchterlichen Qualm. Prosper ſchlief bei offenen Fenſtern; aber die erquickende Friſche der Oſtſee konnte erſt gegen Morgen vollkommen zur Herrſchaft gelangen

Er blieb noch den Tag über bei den guten Leuten; ſpielte ihnen auch etwas vor und hatte für jedes ein paſſendes Geſchenk. Dann nahm er gerührt von ihnen Abſchied und zog weiter ſeines Weges

Es was das letzte Mal. Er ſah Pobethen nicht wieder.

III.

Das war aber keine von ſeinen Halbſchweſtern, die mit Prosper an jenem Tage in der großen norddeutſchen Hafenſtadt angelangt war.

Er hatte ſeine ſchöne Gefährtin aus Rio de Janeiro mitgebracht. Er hatte ſie von dort entführt. —

Ueber eine angeſehene Familie in der Reſidenzſtadt des Fürſten war großes Unglück hereingebrochen.

Im Hauſe des Regierungsraths von Wildenſtein überſtieg ſchon ſeit lange der Luxus die Einkünfte. Hab und Gut ward verſchuldet und wurde veräußert; er mußte den Abſchied fordern und verlebte ein gebrechliches Alter in Kummer und Schmerzen und gänzlicher Verlaſſenheit von der Welt. Die Frau Regierungsräthin, welche durch ihre Prunkliebe an dem großen Deficit die meiſte Schuld trug, war aus Gram über den Fall ihres Hauſes geſtorben.

Der Sohn Camill, der obgleich noch jung, Muth beſaß und ſelbſtſtändige Anlagen verrieth, hatte ſich in „demagogiſche Umtriebe“ wie man's früher wohl nannte, verwickelt geſehen und es ſtand eine Unterſuchung bevor, welcher eine lange Einkerkerung folgen mußte. Seine ſiebzehnjährige Schweſter ſtand allein und verlaſſen, ſobald der Vater die Augen ſchloß.

„Ich vermag nicht für dich zu ſorgen, meine liebe Delphine“, ſagte der Regierungsrath von Wildenſtein zu ſeiner Tochter, „und das untergräbt mein Leben mehr, als es deine hingebendſte Pflege zu erhalten vermöchte. Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe; dein Schickſal kommt mir nicht aus dem Sinn. Was ſoll nach meinem Tode aus dir werden? Wir müſſen uns trennen, mein Kind. Weine nicht, ſondern höre mich ruhig und aufmerkſam an. Dein Bruder muß heimlich fort von hier, wenn er nicht den größten Theil ſeines Lebens, ja vielleicht ſein ganzes Leben, wegen unüberlegter Jugendſtreiche hinter Schloß und Riegel von der Welt geſchieden ſein ſoll. Er geht zu ſeinem Onkel, meinem ältern Bruder, der ſeit zwanzig Jahren in Rio de Janeiro etablirt iſt und dort ſein Glück gemacht, das heißt Vermögen erworben hat. Er wird meine Kinder, die ich ihm warm empfehle, gütig empfangen und ſich ihrer annehmen. Erſchrick nicht! Ich ſage: meine Kinder; denn du wirſt deinen Bruder begleiten. Es iſt heute nicht ſelten, daß Kinder ſich früh und auf weit weg von den Eltern trennen. Das Familienleben iſt nicht mehr ſo vergattert und umfriedet wie ehedem. Eltern und Kinder ſind nicht aneinander gekittet wie ſonſt. Man bewegt ſich freier. Die Fernen ſind verſchwunden. Ehebündniſſe werden über den Ocean geſchloſſen; ihre Töchter verheirathen reiche Eltern nach Calcutta; der Sohn eines angeſehenen Hauſes wählt ſeine Braut am Hudſon. Drum weine nicht, Delphine! Was dort der freie Wille vermag, wird bei uns von der unbeugſamen Nothwendigkeit erheiſcht. Gleich nach deiner Geburt trat bei uns die unglückliche Kataſtrophe ein. Deine Jugend umgab der Mangel. Unſer Haus war einſam geworden. Du kennſt nicht die Welt; die Geſellſchaft der Reſidenz weiß nichts von dir. Bei deinem Onkel wirſt du ſie kennen lernen; es wird dir dort wohl ergehen; du wirſt es mir ſchreiben und ich werde ohne Sorgen leben, wenn auch von dir getrennt; während ich mit dir vereint, von Sorgen erfüllt, dahinſterben müßte."

Es fehlte nicht an herzbeweglichen Einreden der Tochter; als dieſe widerlegt oder gar nicht beachtet wurden, folgten Jammer und Thränen. Der Vater blieb feſt. Er gedachte des frohen Wiederſehens nach einigen Jahren, wenn — wie vorauszuſetzen war — bei der Vermählung des Kronprinzen oder beim Jubiläum des regierenden Herrn eine allgemeine Amneſtie erfolgt ſein würde und der Bruder heimkehren dürfe und ſie zurückführte in die Arme des Vaters. Sie, jetzt noch ein halbes Kind, dann mit Welterfahrung ausgeſtattet; ihren Lebensweg ſelbſtſchaltend erwählend; Schätze, wie ſie der Vater in ſeinen jetzigen Umſtänden niemals hoffen durfte ihr zu hinterlaſſen.

Er legte hierauf den Ton des Vaters ab und ſprach mit ihr als ein aufrichtiger Freund, der es ehrlich mit ihr meinte. Er bat ſie, ihn nur als ſolchen zu betrachten. Endlich ſiegte ſeine Beredtſamkeit.

Delphine konnte nur noch die edle Selbſtverläugnung eines Mannes bewundern, der ſich der Pflege ſeiner Tochter beraubte, um ihr die Ausſicht auf eine beſſere Exiſtenz zu eröffnen, als er ſie ihr zu ſchaffen vermochte. Sie ward von heißer Dankbarkeit erfüllt und dieſe leitete ſie zum Gehorſam. Sie war überzeugt worden, daß es ihn glücklich mache, wenn ſie gehorche.

Der Tag der nahen Abreiſe ward feſtgeſetzt. Der Bruder ſollte die Schweſter der Obhut des Oheims anvertrauen und dann in dem fremden Welttheile Dienſte ſuchen, um als Soldat ſeine Carriere zu machen, was ſeiner Neigung vollkommen entſprach.

„Camill“, ſprach der Vater bei'm Abſchied, „du wirſt Delphine wie deinen Augapfel hüten, bis du ſie meinem Bruder übergeben haſt.“

Der Sohn gelobte es feierlich. „Dann aber“, ſagte er, „will ich auf gut Glück und im Vertrauen auf Gott meine Laufbahn weiter ſuchen.“

Sie erreichten glücklich Rio de Janeiro.

Der Onkel, ein alter Hageſtolz, nach dortigem Maaßſtabe nicht ſehr mit Glücksgütern geſegnet, die er ſeinem früher betriebenen Handel mit Buenos-Ayreshäuten verdankte, lebte zurückgezogen von Welttreiben und Geſchäften. Das einzige, was er zu thun im Stande war, beſtand darin, ſeine Nichte vorläufig einer höhern Bildungsanſtalt anzuvertrauen, die unter der Leitung von franzöſiſchen Religioſen ſtand; ſeinem Neffen meinte er am Beſten zu rathen, indem er ihm vorſchlug, den Handel mit ſüdamerikaniſchen Ochſenhäuten zu ergreifen, bei welchem er ihm mit ſeinem Kredit und ſeinen Erfahrungen hilfreich beiſtehen konnte.

Aber Camill von Wildenſtein hatte keine Luſt dazu. Er wollte lieber die Häute irgend eines ihm gegenüberſtehenden Feindes gerben, als mit rohen Ochſenhäuten handeln. Er dürſtete nach Thaten, wie man ſich üblicherweiſe ausdrückt. Und der Muth, der ihn beſeelte, war wirklich kein zu verachtender Zug ſeines Charakters.

Er verließ daher Rio, ſobald er ſeine Schweſter in dem Inſtitut gut aufgehoben wußte und wandte ſeine Pilgerſchritte nach einem der angränzenden Staaten, der gerade mit einem Nachbar Krieg führte. Dann hörte man nichts mehr von ihm und ſeine Spur ward ganz und gar verloren.

Delphine hatte bald eine liebe Freundin unter ihren Mitſchülerinnen gefunden. Es war die Tochter des franzöſiſchen Konſuls, des Chevalier d'Auroyer in Rio. Sie waren gleich alt. Delphine ſprach fertig franzöſiſch.

Alle Mittheilungen, die ſie ſich machten, waren die unſchuldigſten von der Welt. Die Erinnerungen aus dem väterlichen Hauſe, einerſeits; mehr aber noch die Ereigniſſe, die ſich innerhalb der Kloſtermauern zutrugen; dies nur allein bildete ihren Geſichtskreis.

Zwar fehlte es auch hier nicht an Beiſpielen eines kleinlichen Ehrgeizes, die jedoch vor den vielen Beweiſen der Demuth und Frömmigkeit ſo ſehr verſchwanden, daß die naiven Kinder nichts davon bemerkten.

Victoire d'Auroyer war ein mit allen Vollkommenheiten ausgeſtattetes Geſchöpf. Der Glanz ihrer Reinheit ſtrahlte über auf Alles, was ſie umgab. Wer mit ihr umging, empfing ſeinen Theil von der hohen Achtung, die ihr gezollt wurde. Nie trübte irgend ein Vorwurf ihre ſanfte Heiterkeit.

Ihre Mutter, als eine Frau von hoher Bildung und tiefer Religioſität bekannt, durfte mit Erlaubniß der Superiorin des Inſtituts, Victoire mit Lecture verſehen. Es waren Werke, die den Geiſt bildeten und edle Gefühle im Gemüthe weckten, ohne dem Hange zur Welt Nahrung zu geben. Delphine wurden dieſe Bücher von ihrer Freundin mitgetheilt.

Hierdurch waren ſie noch feſter zueinander hingezogen worden. Es war wie eine Seele in zwei Körpern. Die Superiorin, die ſonſt nicht freigebig mit Lobſprüchen war, äußerte manchmal zu den Schweſtern: daß Victoire und Delphine dem ganzen Inſtitut zur Ehre gereichten und als ſchönſtes Muſterbild hingeſtellt zu werden verdienten.

In dieſem überaus friedlichen Glück waren zwei Jahre vergangen. Delphine zählte neunzehn Jahre.

Es wäre Zeit geweſen, das Inſtitut zu verlaſſen. Aber wohin ſollte ſie ſich wenden? Sie ſtand allein in der Welt.

Victoire, obgleich die Tochter eines reichen und angeſehenen Hauſes, von Eltern und liebenden Verwandten umgeben und von dieſen für das große Weltleben beſtimmt, war entſchloſſen, den Schleier zu nehmen. Je mehr ſich ihr Herz im Gebet erhob, ihr Gefühl ſich erweiterte, um ſo tiefer ward ſie von dem Gedanken durchdrungen.

„Die Liebe darf nicht zur Tauſchmünze herabgewürdigt werden“, ſagte ſie zu Delphine. „Ich begreife nicht, wie man zu Jemand ſagen kann: ich werde dir ſo viel Liebe geben und du gibſt mir ſo viel dafür. Wie ich in deinem Herzen den erſten Platz mir vorbehalte, ſo du in dem meinigen u. ſ. w. Iſt das nicht, als ob man ein gemeines Alltags-Geſchäft abſchließen wollte?“

Delphine hörte ihrer Freundin mit großer Aufmerkſamkeit zu, wann ſie ſolche Worte ſprach und Victoire, die es mit Freude erfüllte, ſetzte dann wohl eindringlicher hinzu:

„Gelobe es dir einmal ſelbſt, ganz im Stillen, nur Gott zu lieben und alle Befriedigung deiner Wünſche nur von Ihm zu erwarten und durch Ihn erhalten zu wollen. Der Zeitpunkt iſt jetzt am günſtigſten, wo dir noch die freieſte Wahl für's Leben überlaſſen bleibt. Später, wann der Weg, dem du zu folgen haſt, dir vorgezeichnet iſt, wäre es unerlaubter Vorwitz, einer andern Selbſtbeſtimmung zu folgen. Ein Schritt, den man ungezwungen thut, erhöhet unſere Freude und unſer Verdienſt.

Solche Unterhaltungen übten unmerklich ihre Wirkung aus. Die beiden Freundinnen lebten ſich in den Gedanken hinein, auf Erden unzertrennlich vereint zu bleiben. Die Superiorin des Inſtituts fing an, eine ſolche Hoffnung ſelbſt zu hegen. Einſt eröffnete ihr Victoire mit Freude und Rührung, daß Delphine ihr das Verſprechen gegeben habe, mit ihr zugleich in den Noviziat zu treten.

Um dieſe Zeit war eine junge Irländerin von ihrem Bruder dem Inſtitute übergeben worden. Ein ſchönes, munteres und aufgewecktes Mädchen. Sie hatte ſich alsbald Victoire und Delphine angeſchloſſen. Ihre Jugend und Natürlichkeit verlieh ihrem lebhaften Weſen eine ſanftere Färbung und ließ ſie den beiden Freundinnen ergötzlich erſcheinen.

Sie vertraute ihnen, daß ſie in einem Verhältniß zu einem Manne ſtand, der ſie heirathen wollte, den ihre Familie jedoch verwarf, und ſie deshalb dem Inſtitute übergeben habe, um jeden Verkehr mit ihrem Geliebten abzuſchneiden. Allein ſie würde ihm dennoch unter allen Umſtänden angehören und erwarte nur daß ſie großjährig ſei, um ihm ihre Hand und ihr Vermögen zu überlaſſen. Obgleich Victoire und Delphine einer ganz anderen Geiſtes- und Gemüthsrichtung gehorchten, ſo erregten dieſe Eröffnungen dennoch in Beiden eine gewiſſe Theilnahme. Miß Lucy ſchilderte den Mann, den ſie liebte im ſchönſten Lichte; ihr eigenes Herzeleid in wehmüthigſter Weiſe.

Trotz aller gebrauchten Vorſicht war es dennoch gelungen, daß ihr Briefe von dem Geliebten zugeſtellt wurden. Er hatte den Weg der Beſtechung bei dem männlichen Dienſtperſonal eingeſchlagen. Was ihm nicht ſchwer geworden war.

Es zeigte ſich in den Briefen ein gebildeter nicht gewöhnlicher Geiſt neben dem raſchen Feuer einer jugendlich überwallenden Leidenſchaft und als Beweis, daß ihr Geliebter ihrer nicht unwürdig ſei, theilte Lucy Alles, was ſie erhielt ihren beiden Freundinnen mit.

Victoire, deren Feſtigkeit unerſchütterlich war, erblickte in dieſen Schreiben nur die Verirrung eines Menſchenherzens, das ſich unſägliche Qualen bereitet, wenn es ſeine höchſten Wünſche auf die Creatur überträgt, die es nur allein dem Schöpfer opfern ſoll.

„Wie ſehr iſt es zu bedauern“, ſagte ſie, nachdem ſie einige dieſer Briefe geleſen, „daß ſolche Geſinnungen und Gefühle nicht der heiligen Religion zu Gute kommen. Wäre der, welcher ſie hegt, Prieſter, ſo würde er ſicherlich als Miſſionär gebraucht werden. Das härteſte Herz müßte von ſeiner Beredtſamkeit erweicht werden. Den blödeſten Verſtand könnte er erleuchten. Ihr Geliebter, Miß Lucy, ſollte nicht anſtehen dieſes Opfer ſeiner herrlichen Gaben der Kirche darzubringen.

Delphine irrte jedoch weit ab von dieſer Meinung. Sie überließ ſich andern Eindrücken. Wenn früher ihre Freundſchaft zu Victoire, das Andenken an ihren verlorenen Bruder, die Erinnerungen aus der theuern

Heimath und die täglichen Andachtsübungen ihr ganzes Daſein erfüllten und es ihr ſo ſüß erſchienen war in dieſer Welt aus Wirklichkeit, Träumen und Hoffnungen gewoben, zu leben und zu ſterben; ſo war ſie jetzt zu einer Entdeckung gelangt, die ihr ganzes bisheriges Leben ihr wie ein Streben nach einem ſchweren unausführbaren Ziel darſtellte.

Wann ſie in Trübſinn verſunken daſaß, dann erweckte ſie daraus die gefährliche Unterhaltung der jungen Irländerin und ſie fand den einzigen Troſt in dem Gedanken, daß die Unmöglichkeit ihre Lage zu ändern, ihr endlich Zeit gönnen werde, die, wie ſie vermeinte, flüchtigen Eindrücke des Augenblicks wieder zu verwiſchen.

In dieſem innern Streite begriffen, war es ihr hilfreich, daß ſeit einiger Zeit Miß Lucy ihr nichts mehr mitzutheilen hatte. Weder Briefchen, noch Vorfälle; es mußte dem geheimnißvollen Verkehr ein Hinderniß ſich entgegengeſtellt haben.

Dieſer Waffenſtillſtand dauerte jedoch nicht lange.

Eines Tages wurde Lucy in den Sprechſaal gerufen. Eine Botſchaft ihres Bruders, wie man ihr ſagte.

Sehr ungehalten ging ſie hin.

„Welche unnützen Quälereien!“ murrte ſie leis nach Delphine hingewandt.

Aber ſie blieb lang aus. Als ſie zurückkam, konnte ſie ihre heitere Umſtimmung nicht verbergen.

Abends bei der Recreation im Garten erzählte ſie ihrer Freundin: daß die Liebe alle hemmenden Schranken überſtiegen habe, daß ſie die tröſtlichſten Nachrichten erhalten und daß morgen dieſelbe Bötin in Begleitung einer Dame aus Deutſchland, die Delphinens Bekanntſchaft zu machen wünſche, wiederkommen werde.

Der Name Deutſchland übte eine wundermächtige Wirkung. Wer jemals in weiter Entfernung vom Vaterlande lebte, hat wohl die Freude ſchon empfunden, einem Menſchen zu begegnen der mit ihm dieſelbe Heimat theilt.

Delphinens Gedanken flogen über Raum und Zeit. Sie erblickte ſich als Kind ſpielend im Garten ihres Vaterhauſes; ſie grüßte die Nachbarn, ſie erging ſich im Tannenwalde. Wie verſchwand davor die herrliche Natur, die ſie umgab; die prächtigſte Sonne verlieh ihr weder Reiz noch Farbe mehr.

„Ach, Victoire," rief ſie entzückt ihr zu. „Die Fremde aus Deutſchland hat wohl meine Eltern gekannt; ſie überbringt mir gewiß Nachrichten von meinem Vater!"

Sie wußte noch nicht, daß ihr Vater ſo eben geſtorben und ihr durch dieſen Tod ein kleines Erbtheil zugefallen war.

Aber die Dame aus Deutſchland brachte ihr dieſe Nachricht nicht.

IV.

Der Virtuoſe Proſper Ludolf hatte in der braſilianiſchen Hauptſtadt dieſelbe Erfahrung gemacht, wie überall wo er ſich hören laſſen.

Er ward vergöttert nach modernem Styl.

Der Kaiſer hatte ihn nach Petropolis hinaufbeſcheiden laſſen und als er von da zurückkehrte zierte der braſilianiſche Roſenorden ſeine Bruſt, ein wahrhaft poetiſcher Schmuck, wie er dem Künſtler wohl ziemt.

Man wollte ihn noch einmal in dem Conzerte hören, welches die berühmte Pariſer Sängerin Stolz zu ihrem Abſchiede angekündigt hatte.

Der Abend ließ ſich lang erwarten. Ludolf empfand Mißſtimmung. Die herrliche Natur übte keine beſondere Wirkung auf ihn. Er flanirte und ſuchte Bekanntſchaften. Er war an ein großes deutſches Haus empfohlen, das ihm leicht dazu verhalf. Eine ihn beſonders anziehende war die eines jungen Offiziers, der zum Sterben in ein Mädchen verliebt war, das die Eltern in ein Inſtitut gegeben hatten, um ſie ſeinen Nachſtellungen zu entziehen.

Der junge Mann pflegte Sonntags die Kirche zu beſuchen, in welcher die Penſionärinnen während des Amtes ſangen.

Er wußte ſeinem neuen Bekannten ſo viel von der ſchönen Muſik zu ſagen, beſonders von der Engelsſtimme ſeiner Geliebten, daß Ludolf ſich einmal beſtimmen ließ ihn in die Kirche zu begleiten.

In der That vernahmen ſie, als ſie eintraten, eine hohe Sopranſtimme, die eben in einem Solo eine ſtaunenswerthe Kraft entfaltete. Reinheit, Fülle, majeſtätiſche Strenge herrſchten in dieſen Tönen; kein ſüßlicher Gefühlsausdruck, mit dem oft in unſern Kirchen ein alter Satz von Paläſtrina, Durante oder Leo unter der Leitung eines taktfeſten Operndirectors durch Theaterſänger verhunzt wird.

Ludolf ward von dem was er hörte wunderbar ergriffen.

„Iſt das die Stimme ihrer Herzgeliebten?“ fragte leiſe Ludolf ſeinen Begleiter.

„Nein. Sie gehört einer jungen Deutſchen. Einer Inſtitutsbekanntſchaft meiner Braut.“

Ludolf's Erregung wuchs mit jedem Takte. Er drehete ſich um und ſchauete zum Chor hinauf. Das half ihm jedoch zu nichts. Ein eiferſüchtiges Gitter entzog die Sängerinnen ſeinem Blicke.

Unwille bemächtigte ſich ſeiner.

„Daß doch bei den Katholiken die natürlichſten Regungen verpönt ſind!“ Dieſe Worte zogen dem Proteſtanten durch den Kopf.

Da wurde geſchellt.

Ein Kirchendiener in Livree klopfte ihm leicht auf die Schulter und ſtörte den Lauf ſeiner Gedanken.

Er blickte um ſich. Alles kniete. Der Moment der Wandlung war erſchienen. Auch ſein Begleiter war auf das Knie geſunken, das Haupt zur Erde gebeugt.

Nun begriff Ludolf die an ihn ergangene Mahnung. Aber es war ihm unmöglich ihr zu folgen. Er floh aus der Kirche, wie die gottbegeiſterte Jungfrau von Orleans es nach des dramatiſchen Dichters Erfindung auf dem Theater zu thun hat.

Ihn trieb aber weder Gewiſſensqual noch Reue zum Tempel hinaus, ſondern lediglich der überwiegende, geſunde Menſchenverſtand eines Proteſtanten.

Er ging vor dem Portal auf und ab. Die ſchöne

Stimme klang in dem Ohr des perfecten Virtuoſen nach und er hoffte ſie nach geendigtem Gottesdienſte, im Zuge der Penſionärinnen in Perſon an ſich vorüberziehen zu ſehen.

Allein die Kirche fing an ſich zu leeren und Vasco, der junge Offizier, der jetzt zu ihm trat, zeigte ihm einen gedeckten Schwibbogen, der die Kirche mit dem Inſtitute verband. Auf dieſem Wege entfernten ſich die Schweſtern mit ihren Zöglingen.

„Das Ding ſieht aus wie die Seufzerbrücke in Venedig. Welche ſcheußliche Tyrannei!“ rief Ludolf aus, indem er ſelbſt einen ſehr tiefgegriffenen Seufzer zu dem Schwibbogen hinanſchickte.

Die nächſten Geſpräche der Beiden bezogen ſich auf die Mädchen.

Sprach Vasco von ſeiner Schönen, ſo unterbrach ihn Ludolf, indem er von der Unſichtbaren mit der herrlichen Stimme anfing.

„Es iſt ein elendes Leben ſo allein in der Welt ſich ſelbſt herum zu ſchleudern,“ ſagte der Virtuos. „Ich habe es ſatt. Allein ich denke nicht einmal an mich, wenn ich das arme Geſchöpf aus ſeiner ſtrengſten Zucht zu befreien ſuchen möchte. Es iſt etwas Braves, es zu unternehmen. Soll ſo ein Weſen nicht heiter und ſorglos dahin leben dürfen, wie andere auch? Soll es nicht das Daſein von der lachenden Seite kennen lernen? Nicht allen erlaubten Genüſſen ſich hingeben? Ich ſtelle mir das liebe Kind einfältig und ennüyant vor. Es iſt gewiß ſo. Aber der Geiſt fatigirt mich; ich bin Kuchenſatt und ſehne mich nach Hausbrod. Schelten ſie meinen Geſchmack immerhin! Was kann ich dafür, daß man mich mit Geiſt und Talent bis zum Eckel überfüttert hat? Alles nur immer für den Kopf. Nichts für das Herz. Ich bin überzeugt, daß auch eine angehende Nonne unterhaltend ſein kann, wenn man ihr die Augen öffnet. Man muß es nur verſtehen, mit der lebendigen Weltſonne den Nebel zu zerſtreuen, der ſie umgiebt. Ich muß ſie kennen lernen. Sie ſollen mir dazu verhelfen ein Mittel zu erſinnen. Ich will mich zu Allem verſtehen. Es wird ſicher zu einem guten Ende führen. Der ſtärkſte Beweis der Liebe, den man einem Mädchen geben kann, beſteht darin, es zu heirathen. Nicht wahr? das ſagen ſie auch.“

„Nur keine allzu ſchnellen Vorausſetzungen!“ bemerkte Vasco. „Victoire und Delphine, ſo heißen die Freundinnen meiner Lucy, beſitzen weder ihren Scharfſinn und noch weniger ihre Erfahrungen. Die Studien der Mädchenherzen bezogen ſich nur immer auf eine und dieſelbe Richtung. Sie würden ſelbſt den höchſten und ſtärkſten Beweis ihrer Liebe, eine von ihnen heirathen zu wollen, zurückweiſen. So hat mir Lucy die Freundinnen geſchildert.“

„Ihre Braut mag ein vortreffliches Urtheil beſitzen, das will ich ihnen gern zugeben,“ ſagte Ludolf und fügte dann hinzu, indem ſein Geſicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von Zuverſichtlichkeit annahm, „allein ſie dürften dennoch ſich täuſchen. Kein weibliches Weſen ohne Ausnahme kann dafür ſtehen, daß es ſich nicht ernſtlich verliebt.“

„Immerhin!“ warf Vasco ein. „Die Eine hat ein leicht entzündbares Herz, glühendes Blut, erregte Sinne; jene aber entſchlüpft ſchon aus der Wiege mit einer langgezogenen Miene, mit zum Himmel gekehrten Augen. Die erſtere wird einen Gegenſtand vielleicht bald gefunden haben, auf den ſie ihre Neigung überträgt. Die andere wird jedoch langſam wählen, bedenken, forſchen und endlich in dieſer Kälte erſtarren. Es iſt Beſtimmung für die Eine wie für die Andere.“

„Welche Anſichten!“ rief lachend Ludolf. „Was! Beſtimmung! Nur der Moment entſcheidet. Das, was man gar nicht erwartet hat, erſcheint plötzlich und übt eine unwiderſtehlich zwingende Macht. Das Ueberraſchende beherrſcht uns. Ich beuge mich davor. Mein Leben ſelbſt gleicht dem Gewebe der Penelope. Jeden Abend reißt mir der Faden, aber nicht die Geduld ihn ſtets wieder anzuknüpfen. Ich flechte das Glück von geſtern mit frohem Muthe in die Ereigniſſe des kommenden Tages und ſchaffe mir ſo einen perſiſchen Teppich mit Blumengebilden in den feurigſten Farben, auf dem ich dahin ſchreite. Lieber Vasco, leiern ſie doch einem jungen Geſchöpfe immer denſelben Refrain vor: der Tanz iſt eine lächerliche Unterhaltung für vernunftbegabte Weſen, er zerſtört die Geſundheit u. ſ. w. u. ſ. w.; man wird doch tanzen, ſo lang die Welt ſteht.“

„Das widerlegt mich keineswegs“, erwiderte Vasco, „ich gebe ſogar zu, daß die Sophismen des Laſters eine Gewalt auch über reine und unſchuldige Gemüther ausüben können. Dies gelingt aber nicht immer und die Sicherheit ihrer Annahme beruht auf Täuſchung. Die Tugend verleiht eine Macht“ —

„Was könnten ſie mir ſagen wollen, was ich nicht ſchon wüßte!“ fiel Ludolf mit ſehr gewichtiger Miene ihm in’s Wort. „Ich verabſcheue das Laſter und weiß was Tugend iſt. Aber meine Ueberzeugung ſteht dennoch feſt. Hören ſie ein Geſchichtchen! Eine zwanzigjährige Schöne durfte ſich nach eigener Wahl einen Gatten wählen, den ſie liebte. Sie war fromm, tugendhaft nach allen Seiten, einfach, verſtändig, kalt, dabei vollkommen wohlerzogen. Der Graf, ihr Gatte, war reich, prächtig, zuvorkommend, gut und galant, ein Mann von unbeſcholtenem Charakter; ein wohl aſſortirtes Pärchen comme il faut. Das war Beſtimmung, nicht wahr? Da überraſcht ſie ein Couſin, ein élégant consommé, wie die Welt ſie kennt, nicht ohne Geiſt, gebildet mit einem Worte. Dem fällt es ein, das Glück ſeiner Verwandten zu ſtören. Er bringt zuerſt allerlei Bücher in's Haus. Der Graf achtet nicht darauf. Die Gräfin in ihrer Unſchuld berauſcht ſich an dem Gift, weil ſie ſo oft ſchon gehört hat, daß eine Dame von Welt auch die Literatur der Welt kennen ſoll. Madame Sand, der Monſieur ſo und ſo und andere franzöſiſche Auteurs liegen im Salon auf dem Tiſche, vor Aller Augen ausgebreitet, wie es die Mode will. Aehnliche deutſche Romanciers liegen auf dem Nachttiſch und werden nur im Negligé durchflogen. Die geheimſte Bewunderung wird aber Balzac gezollt. „Es iſt abſcheulich, aber er ſchildert meiſterhaft!“ geſteht man ſich im Stillen. Obgleich noch vor Kurzem erſt die franzöſiſche Gouvernante Racine's Athalie und Eſther mit den Worten in die zarten Hände der jungen Comteſſe gelegt hatte: „Das iſt eine Lectüre für junge Damen; der Dichter hat es für die Fräulein von St. Cyr eigens verfaßt, wie die Mama ihnen beſtätigen wird.

„Nach Balzac kam Eugen Sue an die Reihe; bei den Deutſchen ging es ebenſo in abſteigender Linie bis zu den abgeſchmackten fingirten Geheimniſſen aus allen Gebieten des Lebens und der Geſellſchaft. Das Herz der jungen Frau ging mit dem Kopfe durch. Sie hatte aus den

Büchern des Couſins das Reſultat gewonnen, daß ſie eigentlich bisher nur geſchlafen habe und nun erſt erwacht ſei, um ihr Daſein zu begreifen. Sie durfte nicht lange forſchen. Eine heftige Leidenſchaft für den elenden Menſchen, der ſich bei ihr eingeführt, überraſchte ſie. Sie entſetzte ſich beinahe über ſich ſelbſt. Nur die Kraft gebrach ihr ſich von den empfangenen Eindrücken loszureißen. Sie weinte, kämpfte, betete. Alles umſonſt. Ihre ganze Umgebung ſieht, daß ſie leidet; Niemand durchdringt das Geheimniß. Der ſie tödtet, verdoppelt ſeine Liſt. Die junge Gräfin erblickt ſich am Rande des Abgrunds; ſie fühlt es, daß ſie hineinſtürzen muß, daß ſie dem Verführer zur Beute wird. Da flößt die Verzweiflung ihr einen hohen Heldenmuth ein."

„Und?" unterbrach ihn Vasco geſpannt.

„Die Gräfin war Künſtlerin; ſie malte — und vergiftete ſich mit den Farben ihrer Palete."

„Und ward alſo nicht die Beute des Schändlichen!" ſagte Vasco aufathmend.

„Kurz vor ihrem Verſcheiden erwachte wieder die Vernunft in ihr. Sie ſprach zu ihrem Gatten: Tröſte dich über mein Schickſal. Du biſt nicht ſchuld daran. Ich liebe und verehre dich, wie ich dich ſeit unſerer Verbindung ſtets geliebt und verehrt habe." Der Graf hat die Wahrheit nie erfahren. Er beweinte ſie aus aufrichtigem

Herzen. Nachdem ein paar Jahre verfloſſen waren, überraſchte auch ihn eine neue Liebe. Er verheirathete ſich wieder ſehr glücklich und ich brachte ein paar Sommermonate auf ſeinem Landſitze zu und wann ich phantaſirte, ſpielten um mich die kleinen Kinder aus ſeiner zweiten Ehe. Was aus dem Couſin wurde, iſt mir unbekannt. Ich weiß nicht auf welches Terrain er ſeine Eleganz und ſeinen Curſus der angewandten modernen Literatur hinverpflanzt hat.“

„Gott der Barmherzige nahm ihr Leben als Buße“ ſprach Vasco.

„Gut,“ warf ihm Ludolf ein. „Aber der Fall zeigt ihnen deutlich die Weisheit meines Satzes. Die Frau war tugendhaft. Was erreichte ſie damit? Sie quälte ſich ab und betete viel. Errettete ſie dies vom Tode?“

„Daß die Gräfin tugendhaft war, darf nicht behauptet werden,“ ſagte Vasco mit erſichtlicher Glaubenswärme. „Sie hatte dem Teufel eine Gewalt über ſich eingeräumt, indem ſie die ſchlechten Bücher las. Und den der Teufel einmal hat, den hält er auch feſt.“

„Dieſer Grund beſteht nicht vor den Anſchauungen der aufgeklärten Welt,“ verſetzte Ludolf ſpöttiſch. „Man iſt längſt dahin gelangt, daß das Gebet, Gott wolle uns von den Nachſtellungen des Teufels befreien, nichts als eine leere Formel iſt.

Ich weiß ein einziges Mittel den Verſuchungen zu entgehen, wenn man es ernſtlich will. Das iſt: die Gelegenheit zu vermeiden, in denen die Tugend Gefahr läuft."

„Die das verſtänden, müßten ſchon die Sünde kennen", rief Vasco heftig. Was iſt Gelegenheit? welche verwerfliche Lehre kann der Unſchuld die gräuliche Wiſſenſchaft von den Gelegenheiten beibringen? Wir beten: Ne nos inducas in tentationem: sed libera nos a malo. Und das können wir nicht inbrünſtig genug beten." —

„Was heißt das? Wir Proteſtanten kennen keine lateiniſchen Gebete," warf Ludolf hin.

„Aber doch das Vater Unſer," antwortete Vasco. „Es heißt: Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlös uns von dem Uebel. In dieſem Gebete ſtellen wir Alles Gott anheim und haben nicht nöthig uns um das Weſen der Gelegenheiten zu bekümmern."

In dieſer Weiſe dauerte das Geſpräch fort. Die Partie war ungleich. Vasco's Hoffnung war feſt begründet. Die bevorſtehende Großjährigkeit ſeiner Geliebten rückte alle Schwierigkeiten bei Seite. Er wußte ſein Glück in kurzer Zeit geſichert.

Ludolf ſchwamm in einem Meer von Ungewißheit. Er kannte das Mädchen nicht, deſſen Stimme ihn „vollſtändig bezaubert" hatte, wie er ſelbſt geſtand. Die Luſt an abenteuerlichen Triumphen feuerte ihn allein an. Er überdachte nur, auf welche Weiſe die Entführung aus dem Inſtitute bewerkſtelligt werden könnte, wenn der Gegenſtand ſeiner Neigung eingewilligt haben würde, ihm zu folgen. Aber vor Allem mußte er ſie einmal ſehen; einmal ihre Stimme vernehmen, nicht vom Chor der Kirche herab, ſondern in nächſter Nähe und Aug in Auge.

Mit Vasco konnte er nicht in's Reine kommen. Der wollte ſich an keiner Liſt betheiligen, die Ludolf unter irgend einem Vorgeben in den Sprechſaal hätte einführen können. Er ſelbſt war bis jetzt noch nicht einmal dazu gelangt. Die Beſtechung, die er angewandt hatte, um ſeiner Braut, wie er Lucy nannte, Nachrichten von ſich zu geben, erſchien ihm gerechtfertigt.

Unſer Virtuos war jedoch unheilbar von dem Klange einer ſchönen Stimme getroffen.

In der Einſamkeit mit ihr; fern von der Welt; ein harmonieumfloſſenes Eden! davon träumte er.

Der Zufall in der Kirche ward ihm zu einem Ereigniß.

„Unſer Leben von Heute hat ſo viele vorgeſehene Freuden und Genüſſe und ebenſo mit Zuverſicht erwartete Mißhelligkeiten und Trübſale, daß wir dem Himmel dafür danken müſſen, manchmal auch Zufälliges über uns zu verhängen. Es wäre ein geiſtiger Selbſtmord, wollten wir die Myſterien der Zukunft nicht aus ſelbſteigener Macht zu entſchleiern unternehmen!“

So räſonnirte Prosper Ludolf, der Virtuos.

Und da mit Vasco nicht zu ſprechen war, ſo wandte er ſich an die gefällige Frau des von jenem beſtochenen Menſchen, welche Miß Lucy die Nachrichten von ihrem Geliebten zubrachte.

Sie war auch ſeinen Intereſſen gefügig.

Am nächſten Tage, nachdem ſie die letzte Botſchaft überbracht, hatte ſie verſprochen, eine Dame aus Deutſchland mitzubringen, die Delphine zu ſprechen wünſchte.

V.

Delphine harrte in geſpannteſter Ungeduld des angekündigten Beſuchs.

Endlich klang das Glöckchen und ſie wurde mit Lucy in den Sprechſaal gerufen.

In dem Inſtitute zu Rio war die Obſervanz nicht ſo ſtreng, wie etwa bei den Damen du sacré coeur und ähnlichen Orden, die ſich mit der Erziehung beſchäftigen Es war dort auch nicht jener ſomptuoſe Saal, wie etw in dem alten Hotel Biron in der Rue de Varennes z Paris, wo unter der vergoldeten Kuppel, umgeben vo Kunſtgegenſtänden, der balſamiſche Hauch des herrliche Gartens zur weitgeöffneten Flügelthür hereinſtrömt un auf weichen Divans die Gruppen der Verwandten harren bis daß ihnen die Zöglinge von den hochwürdigen Dame ſelbſt zugeführt werden. Und wo dieſe Beſuche ſelbſt nu auf eine geringe Zahl zugeſtanden und ſtreng controlir werden.

Hier bildeten die franzöſiſchen Inſtitutsſchweſtern kein eigentliche Ordensgemeinſchaft. Sie ſtanden zwar unte prieſterlicher Aufſicht; in ihrer Bewegung waren ſie jedoc freier. Das Inſtitut hatte immerhin einen etwas weltlichern Charakter, wenn man es ſo nennen will, aus dem manches, was ſich in dieſer Geſchichte zutrug, erklärlic erſcheint.

Der ſogenannte Sprechſaal war nichts als eine Ar von Corridor, den ein Eiſengitter durchſchnitt, auf deſſe einer Seite die Beſucher ſich befanden, die ſich bei eine der Dienerinnen am Eingange zu legitimiren hatten, welch dann die Perſonen herbeirief, denen der Beſuch gelte ſollte. Dieſe verhielten ſich auf der innern Seite de Gitters.

Die einzige Aufſicht beſtand darin, daß von Zeit zu Zeit eine Lehrerin ſich ſehen ließ und wenn der Beſuch zu lange währte, die Gäſte ſich zu entfernen erſuchte.

Delphine hätte ſo gern Victoire mitgenommen. Es war ihr, als ob ſie deren Gegenwart für einen Schutz hielt.

Allein die Freundin war eben von ihrer Mutter beſucht worden, mit der ſie im Garten auf und abging.

Sie mußte nun allein mit Miß Lucy zum Gitter gehen.

Dort fanden ſie die Unterhändlerin und eine hochgewachſene Dame von ſehr eleganter Tournüre. Dieſe wendete ſich ſogleich zu Delphine und äußerte in gewählten Worten, wie ſehr ſie ſich freue, ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie ſagte, daß ſie ihre Familie kenne und ſogleich die Familienähnlichkeit herausgefunden haben würde, wo ſie Delphine auch angetroffen hätte. Sie ging dann zu einem heitern, etwas vertraulichern Tone über und nannte die beiden Mädchen ſcherzend jugendliche Märtyrinnen, indem ſie auf ihre klöſterliche Zurückgezogenheit anſpielte, da man jetzt wohl auch ohne ſolche eine gute Erziehung in der Welt erhalten könne.

Dann folgten einige galante Artigkeiten für die Mädchen, die zwar Delphine ein wenig auffielen, ohne jedoch ſie im geringſten irgendwie zu beunruhigen.

Miß Lucy war dann am andern Ende des Gitters mit ihrer Bötin in heimlichem Geſpräch. Delphine blieb der fremden Dame überlaſſen, welche jetzt auf die muſikaliſchen Talente derſelben das Geſpräch hinlenkte. Sie hatte ſie in der Kirche ſingen gehört und war davon zu Thränen gerührt worden. Es gab ſich in ihrem Urtheil ein tiefes Verſtändniß kund. Jedoch in Alles, was ſie ſagte, waren ſo viele Schmeichelein gewoben, bald verſteckt, bald deutlich, daß die Unterhaltung dadurch einen ganz beſondern Reiz erhielt, der dem jungen Mädchen zwar neu aber nur um deſto anziehender erſchien.

Victoire's Mutter wünſchte, ehe ſie ihre Tochter verließ, auch Delphine noch auf einen Augenblick zu ſehen. Man rief ſie deshalb ab und ſie mußte ſich von der liebenswürdigen Landsmännin kurz verabſchieden.

„Ob ſie wohl wieder kommen wird?“ dachte ſie. Sie durfte die Fremde nicht einladen, und dieſe hatte es nicht verſprochen.

Am nächſten Sonntag beim Amte ſang Delphine ſchöner als je. Sie dachte daran, ihre Landsmännin in Entzücken zu verſetzen und ſie berauſchte ſich ſelbſt in dem Gedanken Die Lehrerinnen ſpendeten ihr Beifall über die glühende Andacht, die ihre Stimme beſeelte und der Prieſter, der celebrirt hatte, ſagte ihr: daß ihr frommer, erhebender Geſang die Frömmigkeit in den laueſten Herzen entzünden könne.

Wie bald hätte ſich dieſes Lob in den bitterſten Vorwurf verwandelt, wenn man die wirkliche Quelle ihrer ſchwungvollen Erhebung gekannt hätte!

Das fühlte ſie; aber ſie wünſchte ſich Glück dazu, daß man die Urſache nicht wußte. So vergaß ſie in ihrer traurigen Verblendung, daß Gottes Auge Alles ſieht und in die Tiefen der Herzen dringt.

Victoire befragte ihre Freundin über die Fremde. Sie antwortete, daß ſie engliſcher Abkunft ſei, aber in Deutſchland geboren und daß ſie Bowden heiße. Von äußerſt liebenswürdigem Benehmen. Mehr ſagte ſie nicht.

Delphine vermied es von jetzt an, mit Victoire allein zu ſein. Sie betrachtete zwar ihre Freundſchaft wie ein nicht zu erſetzendes Glück und hätte um nichts in der Welt darauf verzichtet. Doch tief in ihrem Gewiſſen begann ein Gefühl zu dämmern, über das ſie keine Rechenſchaft ſich zu geben wußte, welches ſie von dem Umgang mit ihrer ſtrengen Freundin abzog.

Die deutſche Dame ließ nichts von ſich hören und Delphine wurde täglich verſtimmter. Sie hatte eine hübſche Arbeit begonnen, die ſie der Landsmännin als Erinnerung beſtimmte. Allein das Ausbleiben jeder Nachricht von ihr ſteigerte ſo ſehr ihren Unmuth, daß ſie das mühſam begonnene mit der Scheere zerſchnitt und wegwarf.

Victoire überraſchte ſie dabei und ſtellte ſie erſtaunt zur Rede. Delphine ſchützte ein heftiges Kopfweh vor, das ihr faſt die Beſinnung und jede Freude an der Arbeit raube, und ging auf ihr Zimmer. Sie mußte weinen.

Miß Lucy beſuchte ſie bald darauf, um ſich ſehr theilnehmend nach ihrem Befinden zu erkundigen. Victoire hatte ihr geſagt, daß Delphine an heftigem Nervenkopfweh leide. Lucy ließ es alsbald merken, daß ſie die Urſache deſſelben ergründet hatte.

„Sie können nicht glauben, welches Intereſſe ſie der lieben Bewden eingeflößt", ſprach ſie. „Sie halten ſich jedoch wie ein kleines Kind ſtets an dem Kleide Victoires feſt, daß es rein unmöglich iſt, ihnen etwas im Vertrauen mitzutheilen. Hier iſt ein Billet, welches ich ſchon ſeit zwei Tagen mit mir herumtrage. Leſen ſie es und ſie werden einſehen, welche Freundin ſie an ihrer Landsmännin beſitzen."

Delphine hatte nicht die leiſeſte Ahnung von einer ſich hier anſpinnenden Intrigue; ebenſo wenig fiel es ihr ein, in Lucy's Gefälligkeit etwas Verdächtiges zu erblicken; jedoch empfand ſie unwillkührlich, wie ein Etwas ſie ergriff, das ihr die Bruſt beengte. Sie nahm das Billet nicht an.

„Nun gut", ſagte ſchnippiſch Lucy, „ſie mögen ſich bei ihrer Buſenfreundin Victoire ihrer Standhaftigkeit rühmen. Sie wird ſie gebührend dafür loben. Ich gebe das Briefchen der guten Bowden zurück und werde ſie erſuchen, mir für die Folge mit ſolchen Commiſſionen nicht mehr zu kommen."

„Das wäre im höchſten Grade unzart", ſagte Delphine, „wenn ſie das ſo mit dürren Worten thun wollten. Madame Bowden hat ſich mir ſehr liebenswürdig bezeigt, und ich wünſchte nicht nur ſie noch einmal am Gitter zu ſehen, um es ihr ſelbſt zu ſagen, wie ſehr ich ſie ſchätze; ſondern auch ſie mit Victoire bekannt zu machen —"

„Welch ein Einfall!" fiel ihr Lucy ſchnell in's Wort. „Victoire iſt viel zu kalt verſtändig, um an unſeren kleinen Geheimniſſen Gefallen zu finden. Iſt es ihr Ernſt ihre neue Bekanntſchaft zu kultiviren, ſo iſt es nöthig, daß ſie auch die Aufſchlüſſe erhalten, die wahrſcheinlich in dieſem Billet enthalten ſind. Da brauchen ſie keine Victoire dazu. Und nun ſagen ſie mir, ob ſie es annehmen oder zurückſenden wollen."

Sie hielt das Billet empor und fächelte damit hin und her.

Delphine nahm es ihr mit einiger Heftigkeit ab und las es, nachdem Lucy ſie verlaſſen hatte. Es waren nur wenige Zeilen:

„Sonſt, meine geliebte Freundin, hätte ich mich nicht entſchließen können, die Schwelle eines Kloſters zu betreten. Ihr Inſtitut in ſeiner Abgeſchloſſenheit, von allen Schranken der Intoleranz umgeben, erſcheint meiner Anſchauungsweiſe ſchon klöſterlich genug, um nicht meine Abneigung zu erregen. Allein nachdem ich ſie kennen gelernt, iſt es anders geworden. Ich halte dafür, daß ſie ſich unglücklich unter dem Zwange fühlen müſſen, und darüber wünſchte ich ſehnlichſt Auskunft von ihnen ſelbſt zu erhalten. Bis ich dieſe Gewißheit erlange, peinigt mich eine Unruhe, die ich ihnen nicht zu ſchildern vermag. Würden ſie es mir erlauben, ſie noch einmal an dem Gitter zu ſprechen, ſo wäre Alles, was mich beunruhigt, gehoben. Iſt ihnen die ſtille Abgeſchloſſenheit ihres jetzigen Aufenthalts beglückend, ſo genießen ſie derſelben; ich werde mich deſſen freuen. Nicht; ſo werden ſie von mir, der erfahrenen Freundin, offen und ohne Rückhalt meine Meinung hören, wie ihre Lage zu ändern wäre. Ihre Götterſtimme ſchon hatte in mir das höchſte Intereſſe für ſie angeregt; aber wie ſteigerte es ſich noch, als ich in ihnen eine ſo liebenswürdige Deutſche in dieſer vom heiligen Boden des Vaterlandes ſo weit entfernten Zone kennen lernte.“

Delphinens Einfalt fand das Alles ſo natürlich, daß ſie andern Tages, als die beiden Frauen wieder gemeldet wurden, mit Lucy in den Sprechſaal ging, ohne Victoire aufzufordern, ſie zu begleiten.

Madame Bowden erſchöpfte ſich in den heißeſten Verſicherungen treueſter Anhänglichkeit. Aber Alles, was ſie ſprach, war nichts als eine etwas emphatiſche Umſchreibung ihres Billets. Delphine erwiderte, daß ihre Jugend des Unterrichts bedürfe, daß Familienverhältniſſe ſie nach dieſem Lande geführt, daß ſie ſich glücklich ſchätze in dem Inſtitute aufgenommen zu ſein, wo ſie ihre Bildung gefördert ſehe und überdieß eine Freundin für's Leben ſich erworben habe.

„Ich leſe in ihren ſchönen Augen, welche die innere himmliſche Ruhe zurückſtrahlen, daß ſie an das wirklich glauben, was ſie ſo eben ausſprachen, und obgleich ich dieſen Glauben nicht theilen kann, ſo bleibt mir dennoch nichts übrig, als alle ferneren Fragen, die ich noch auf dem Herzen habe, einzuſtellen. Ich verlaſſe ſie jetzt, wenn auch nicht beruhigter über ihr Schickſal."

Lucy war, wie das erſtemal, am andern Ende des langen Gitters im eifrigen Geſpräch mit der Bötin ihres Geliebten.

Die Bowden grüßte mit der Hand.

„Adieu, meine geliebte Delphine", ſagte ſie mit bewegter Stimme.

Dann reichte ſie mit der Hand an das Gitter, um, wie man es beim Abſchiede thut, die des Mädchens zu drücken.

Delphine konnte ihr dies Zeichen der Freundſchaft nicht verweigern. Als ſie jedoch empfand, wie feſt und convulſiviſch die Finger der Fremden die ihrigen umſchloſſen, ward ſie von Entſetzen ergriffen. Zum erſten Male fühlte ſie ſich getrieben, die Züge der vermeintlichen Madame Bowden näher zu betrachten, die ſtets von einem ſchwarzen Schleier verhüllt geblieben waren. Sie ſah Augen auf ſich gerichtet, denen ein unheimliches Feuer entſtrömte. Die Worte, die ſie nun vernahm, raubten ihr bald jeden Zweifel.

„Herrliches Mädchen", wurde haſtig herausgeſtoßen, „blicken ſie nicht zornig, nicht verächtlich auf mich. Ich habe ſie getäuſcht. Die heftigſte Leidenſchaft verzehrt mich. Können ſie es nicht erwidern, ſo verzeihen ſie meine kühne Liſt. Sonſt muß ich ſterben!"

Delphine ſtand unbeweglich. Sie war nicht fähig ſich ein Urtheil zu bilden und wußte nicht ob es Ueberraſchung, ob es Schrecken oder Abſcheu war, was ihr die Sprache raubte. Sie konnte ſich nicht ſagen, welche Abſichten der Fremde habe.

Erſt nach einigen Minuten kam ſie zu ſich. Im Fluge der Gedanken, die plötzlich in ihr erwachten, blieb nur das Eine ihr klar, daß ſie höchſt unbeſonnen gehandelt hatte. Tiefe Schaam erfüllte ſie, und ſie war nahe daran umzuſinken, als Miß Lucy aufmerkſam ward, die Fremden ſchnell verabſchiedete, Delphine auf ihr Zimmer geleitete und ſie dort allein ließ.

Wäre der Bedauernswerthen in jenem verhängnißvollen Augenblick Victoire erſchienen, ſie würde ihr zum ſichtbaren Schutzengel geworden ſein. Sie hätte ihr Alles geſtanden.

Abends erhielt Delphine ein Zettelchen von Lucy zugeſteckt, die ſie bat nichts von dem Vorgefallenen zu verrathen. Sie würden Beide namenlos elend dadurch werden. Nur noch eine kurze Friſt, ſchrieb ſie ihr, und Alles wird überwunden ſein. Ihr Leben hänge von Delphinens Schweigen ab.

So von Bitten und Drohungen beſtürmt, beſchloß Delphine, das was ſie folterte, in ihrem Herzen zu verſchließen. Aber ſie gelobte ſich, den fürchterlichen Menſchen nie mehr im Sprechſaal zu ſehen. —

Delphine befand ſich zum erſten Male in der Lage, eine Regung ihres Herzens zu verbergen. Umſomehr ward ſie veranlaßt, darüber nachzudenken. Sie gerieth auf Abwege und mußte endlich, an einen Punkt gelangt, der ihr das Weiterſchreiten unmöglich machte, umkehren und damit den ganzen Prozeß wieder von neuem beginnen.

Zuerſt vermochte ſie ſich nicht zu erklären, welche Abſicht der fremde Mann haben könne, ſie zu betrügen. Und wäre dies nicht der Fall, ſo war das was er ihr geſtanden, die lauterſte Wahrheit.

Sie hatte keine Ahnung von dem, was dieſer Begegnung zu Grunde liegen könne.

Bald dachte ſie, daß der räthſelhafte Unbekannte, von den Bedrängniſſen unterrichtet, in welche ihre Familie gerathen war, ihr wieder zu Ehren und Reichthum verhelfen und ſie in die Welt zurückführen wolle. Allein ſie verachtete längſt die Annehmlichkeiten, die dem wandelbaren Glück ihren Urſprung verdanken und ſah darüber mit Gleichmuth hinweg.

Jedoch trotz dieſes ſtoiſchen Grundſatzes, der aus den trüben Erfahrungen erwuchs, denen Delphine ſeit frühester Jugend ſich ausgeſetzt ſah, war ihr ein unberührter Fond von Naivität geblieben.

Daß ſie geliebt werde, ſchien ihr gewiß; die Worte, die ſie am Gitter gehört, ſprachen es ſo deutlich aus. Aber das Ueberraſchende der Erklärung hatte ſie nur erſchreckt. Je weiter die Zeit ſie von dieſer trennte, um ſo ruhiger fühlte ſie ſich bei dem Gedanken.

In der Reinheit ihres Herzens, in ihrem Glauben ſtark, hielt ſie es nicht für ſündhaft, ſich des Unbekannten zu erinnern und ihm für ſeine liebende Theilnahme ein freundſchaftliches Andenken zu bewahren.

Mit Lucy hatte ſie den vertrauten Verkehr abgebrochen. Allein ſie mußte ſich Zwang anthun. Sie war oft nahe daran ſie anzureden, um von ihr zu hören, ob ſie etwas über den Fremden in Erfahrung gebracht. Sie ſchwankte ſtets und unterließ es dann.

Als ſie einmal über ein Beet gebückt Blumen pflückte, ging Lucy an ihr vorüber. Als ob ſie ihr etwas ſagen wolle, neigte ſie ſich zu ihr, ließ ein Papier neben ihr zu Boden fallen und entfernte ſich ſchnell.

Im nämlichen Augenblick erſchien am andern Ende des Laubganges die Frau Superiorin begleitet von Victoire und ihrer Mutter.

Delphine mußte ihnen entgegen gehen. Das Billet lag zu ihren Füßen. Die innere Stimme ſagte ihr, daß es eine Verſuchung ſei. Nahm ſie es nicht, ſo konnte vielleicht der Inhalt die arme Lucy compromittiren und ſie für immer von ihrem Bräutigam trennen.

Die Superiorin war von vornehmer Abſtammung, ſtolz und von ſehr ſtrengen Grundſätzen. Sie ſelbſt gab das Beiſpiel eines untadelhaften Wandels und war unerbittlich ſobald ſie ein Glied ihrer kleinen Gemeinſchaft auf eine Ungebührlichkeit antraf.

Delphine griff raſch nach dem Billet, und um einer vorübergehenden Zurechtweiſung zu entgehen, warf ſie ſich dem endloſen Verderben in die Arme.

VI.

„Sie werden bald am Ziele ſtehen“, ſprach Ludolf zu Vasco bei einer Begegnung auf einer der ſchönen Promenaden, an denen Rio ſo reich iſt. „Lieben und geliebt werden iſt unſer Vorrecht; es ſteht der Jugend wohl an wie dem Frühling die Roſen. Ich kann zwar noch nicht beſtimmen wie weit ich vom Ziel entfernt bin; aber ich liebe und werde geliebt. Ich fliege von einer Bezauberung zur andern. Die Bötin, welche ſie mit Nachrichten verſieht, bringt mir auch meine. Ihre Braut iſt ein himmliſches Weſen; ſie beobachtet ihre Freundin, und was ſie mir hinterbringen läßt, überhebt mich aller Zweifel an meinem Glück. Delphine iſt in mich verliebt, und ich habe jetzt nur darauf zu ſinnen, ſie aus dem Inſtitut zu entführen.“

„Sie wollen nunmehr als Don Juan debutiren, ſtatt die Braſilianer noch ferner in Konzerten zu entzücken. Nehmen ſie ſich in Acht, das Wagniß iſt groß“, ſagte Vasco.

„Ich befinde mich nicht mehr beim Debut. Sie dürfen immerhin unbeſorgt ſein“, erwiderte Ludolf, in den Scherz eingehend.

„Sie ſpenden ſich damit ein ſehr zweifelhaftes Lob. Aber ernſt geſprochen! Dürfte man, ohne unbeſcheiden zu ſein, fragen, wie weit ſie mit ihrer Schönen ſind?“

Ludolf ſtieg plötzlich eine tiefe Röthe in's Geſicht.

„Dieſe Frage?“ — er ſtockte. „Delphinens Reinheit kommt ihrer Schönheit gleich. Ich verehre ſie eben ſo ſehr als ich ſie liebe. Sie ſoll meine Frau werden, das iſt mein feſter Vorſatz.“

„Das ſprechen ſie ſo beſtimmt aus?“

Ludolf nahm ſich zuſammen, um ſeiner Antwort Gewicht zu ertheilen.

„Ich wäre unwürdig meine Augen zu dem Mädchen zu erheben, wenn ich von ihrem himmliſchen Weſen mich nicht durchdrungen fühlte. Halten ſie mich nicht für einen von Sinnlichkeit erfüllten gemeinen Verführer. Ihre Stimme hatte mich entflammt, ehe ich noch ihre Schönheit erblickte.“

„Haben ſich zwei Herzen in Liebe verbunden“, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ſo vermag kein Hinderniß ſie zu trennen als der Tod.“

Vasco zeigte bei dieſem ſehr abgedroſchenen Satz mehr Verwunderung als Rührung, und ſelbſt Ludolf ſchämte ſich faſt ihn ausgeſprochen zu haben. Er wußte aber eben nichts Geiſtreiches zu ſagen, was zur Situation gepaßt hätte. Da wandte ſich ſein im Leben geſchulter Kopf dem

Praktiſchen zu. Das Intereſſe ſeiner Leidenſchaft erforderte es, eine egoiſtiſche Befürchtung jetzt ſchnell aus dem Wege zu räumen, ehe er ſich von dem Freunde trennte.

„Es iſt nicht mehr als billig und gerecht, daß ihre Angelegenheit der meinigen vorangehe“, ſprach er, Vascos Hand ergreifend, „allein nur um das Eine bitte ich ſie, Miß Lucy nicht wegen ihrer Theilnahme Vorwürfe zu machen und ihr dieſelbe zu verleiden.“

Vasco verſprach es ihm. Er war nicht von denen, die mit der Schärfe ihres eigenen Willens den gordiſchen Knoten des Schickſals zu zerhauen unternehmen, und er ſelbſt hatte ja die Gewalt der Leidenſchaft an ſich erfahren und empfand Mitleid mit ſeinem Freunde.

Dies war auch der hauptſächliche Beweggrund von Lucy's Theilnahme, zu dem ſich jedoch auch das eigenthümliche Intereſſe miſchte, welches Menſchen haben, die Rollen von Vertrauten in Herzensangelegenheiten zu übernehmen. Bei Lucy kam noch hinzu, daß ſie ſelbſt tief in eine ſolche verſtrickt war und von dem Zuſtande die klarſte Vorſtellung beſaß. —

Das zweite Billet, welches Delphine erhalten hatte, unterſchied ſich nur wenig von dem frühern. Es war nur unverholener, ungeſtümer.

Ein drittes und viertes Billet folgte, die gleichfalls

Miß Lucy ſpedirte. Ihr Inhalt grub ſich immer tiefer in das unbefangene Herz.

„Ich ſchäme mich meiner Aufführung", ſprach Ludolf zu ſich ſelbſt. „Heißt das wohl lieben? Sonſt verſtand man das Ding beſſer. Alle Tage ein Billetchen! Amor trägt Pfeile aber keine Stahlfedern im Köcher. Diplomaten wechſeln Noten; der Held erſtürmt die Schanze!"

Geſagt, gethan.

Als Delphine an einem ſchönen Abend allein, in Gedanken vertieft, durch ein ſchattiges Bosket ging, welches am Ende des Gartens ſich hinzog, lag plötzlich ein junger Mann, der über die Mauer voltigirte, vor ihr auf den Knien und rief ihr ſo inſtändig bittend entgegen nicht zu erſchrecken, daß ſie den eben hervorquellenden Schrei noch ſchnell unterdrücken konnte; dann aber bis zum Tode erſtarrt daſtand.

Der Fremde, in welchem ſie ſogleich denjenigen erkannte, der ſich bei dem erſten Beſuche am Gitter Bowden genannt und auch ebenſo ſeine Billete unterſchrieben hatte, führte ſie zu einer Bank. Er begann nun mit einer hinreißenden Wärme ſeinen Zuſtand zu ſchildern. Es löste ſich ſein ganzes Weſen in Zärtlichkeit auf. Er vermaß ſich bei dem allerheiligſten Namen zu ſchwören, daß die redlichſte Treue ſeinen Abſichten und Hoffnungen zu Grunde liege. Er bat ſo flehentlich ſeine Hand anzunehmen. Er ſei völlig unabhängig und beſitze alle Mittel, ſie aus der Haft zu löſen, wenn ſie darein willige.

Ein junges, von weltlicher Liſt noch nie berührtes Mädchen, ein von Natur empfängliches Herz, hatte keine Ahnung von der Gefahr, einem Verbrechen ſo nahe zu ſein, das die verderbte Welt freilich in einem mildern Lichte ſieht, weil es ihr faſt täglich vor Augen tritt. Es giebt ihr gelegentlich nur Stoff zu pikanter Unterhaltung.

Delphine war das Lamm, das der tödtliche Streich treffen ſoll und es nicht weiß, wie nahe es der Vernichtung iſt.

Sie hörte die Worte des Verführers und theilte den Schmerz, der ihn erfüllte. Dann weinte ſie bitterlich über ihre eigene Lage, die ſie nur durch eine ihr unerlaubt ſcheinende Eigenmacht zu ändern im Stande wäre. Reichlicher floſſen ihre Thränen wenn ſie den Verzweifelten vor ſich ſah.

Dieſer erſten zufälligen Zuſammenkunft folgte eine zweite, die ſchon ein halb und halb verabredetes Stelldichein war.

Victoire beklagte ſich nun darüber, daß Delphine ſie ſo gänzlich vermied.

„Du biſt ganz umgewandelt und ich bin um dich in Sorgen,“ ſprach die edle Freundin. „Selbſt in der Kirche knieſt du nicht mehr neben mir. Haſt du es aufgegeben mir auf dem Wege zum Himmel zu folgen; mit deiner

Victoire den Schleier zu erwählen, was dir einſt ſo beglückend erſchien? Sollte ich mich verändert haben? O, ſag' es mir! Oder hat deine neue Freundin, Miß Lucy, dir ein zu reizendes Bild von der Geſellſchaft entworfen, in die ſie bald zurückkehren wird? Glaube mir, ſie ſelbſt kennt nicht das, was ſie dir mit blendenden Farben ſchildert. Bleibe mir — bleibe dir treu! Wir wollen den Preis des Königs der Könige verkünden alle Tage unſeres Lebens. Laß' uns dieſer beglückenden Beſtimmung folgen!"

Da nannte wohl Delphine ihre Freundin einen Tempel heiliger und treuer Freundſchaft und warf ſich weinend an ihre Bruſt; aber ſie war ſchon eine Aufgegebene, ohne Rettung verloren. Ihr Gewiſſen ſchwieg und der Tod dünkte ſie minder ſchrecklich, als den Mann nicht mehr wiederſehen, an dem ſie mit ganzer Seele hing und in den ſie all ihre vertrauende Hoffnung ſetzte.

Und dennoch erbebte ſie, wenn ſie an den Augenblick dachte, der ſie dem erwarteten Glück in die Arme führen ſollte.

Das Kloſter zu erwählen erſchien ihr jetzt entſetzlich; es wäre das Grab aller Sehnſucht, die Folter für das Leben geworden. Würde Victoire von einem edeln Manne heiß geliebt, nicht auch ihre Gedanken geändert haben?

Würde ſie mit ihrem innerſten Weſen zu einem ſolchen Manne hingezogen, nicht auch mit aller Kraft die

Schranken durchbrochen haben, die ſie unerbittlich von einem freudenvollen Daſein trennten? Mit ſolchen Gedanken beſchwichtigte ſie den Widerſtreit in ſich, der zum Sturm anſchwoll. —

Als der Tag herannahete, an welchem Lucy ihre Großjährigkeit antrat, entſchloß ſich ihr Bruder, der ihrer Verbindung am meiſten entgegen war, ſie in Gegenwart der Superiorin zu ſprechen. Er wollte einen letzten Verſuch machen, ſie von der Vermählung mit Vasco abzubringen, den er einen Wüſtling von Profeſſion nannte.

Bei dem jetzt nicht mehr ungewöhnlichen Beiſammenſein im Bosket theilte Bowden ſeiner Geliebten dieſe Nachricht mit. Den Tag der Zuſammenkunft zwiſchen dem Bruder und der Schweſter mußte die Flucht aus dem Inſtitute bewerkſtelligt werden. Alles war von ihm wohl überlegt und angeordnet. Er bat jetzt nur um Delphinens volles Vertrauen, indem er nichts unterließ, was ſie zu einem raſchen Entſchluſſe zu treiben vermochte. Sie willigte endlich in Alles, was er ihr zur Verwirklichung des Vorhabens auferlegen und vorſchreiben würde.

Die Superiorin hatte neben ihrem Sprechzimmer ein größeres Gemach, das ſorgfältig ausgeſtattet, von ihr der Audienzſaal titulirt wurde. Hier nahm ſie die Beſuche des Biſchofs, der Prieſter und Nonnen an. Hier beichtete ſie. In dieſem Local ſollte die Konferenz zwiſchen

Lucy und ihrem Bruder ſtattfinden, um ſie feierlicher erſcheinen zu laſſen.

Der Audienzſaal hatte zwei Ausgänge; einen nach dem gemeinſchaftlichen Recreationsſaal, den andern nach dem äußern Theile des gewöhnlichen Sprechzimmers vor dem Gitter, von wo man zur Pforte gelangte, welche in's Freie führte.

Ludolf-Bowden hatte genaue Kenntniß davon erhalten und bauete darauf ſeinen kühnen, gut combinirten Plan.

Lucy's Bruder, der in der engliſchen Marine diente, war von kleinem Wuchſe und ſo zart gebaut, daß ſeine Freunde ihn ſcherzweis den Ritter d'Eon nannten.

Während er nun eifrig bemüht war, die Verbindung ſeiner Schweſter mit Vasco zu hintertreiben, konnte er es doch nicht verhindern, daß eine Kiſte mit Geſchenken, die ſich auf die nächſt bevorſtehende Großjährigkeit Lucy's bezogen und von ihren Verwandten aus England kam, ihr in das Inſtitut geſchickt wurde. Die ſtrengere Aufſicht, die man früher über ſie verhängte, als man ſie der Anſtalt übergab, war jetzt ſo nahe ihrem Austritt, bedeutend gemildert. So kam es denn, daß die Kiſte ohne vorher eröffnet zu werden, ihr überlaſſen ward. Auf dem Boden derſelben fand Lucy ein Paket, welches an Delphine adreſſirt war und das ſie ihr einhändigte. Es enthielt den gewöhnlichen Anzug eines Lieutenants von der Marine, dem vollkommen ähnlich wie der Bruder Lucy's ihn zu tragen pflegte, nebſt einem Zettel, der ihr das Weitere zu unternehmen vorſchrieb.

Ludolf-Bowden hatte Delphine früher ſchon geſagt, daß ſie am Vorabende der Konferenz ſich krank ſtellen und ihr Zimmer nicht verlaſſen ſolle. So geſchah's. Aber ſie hatte nicht nöthig ſich zu verſtellen; ſie befand ſich in einem fieberhaften Zuſtand. Victoire ließ es ſich nicht nehmen, bei ihr die Nacht über zu wachen. Sie betete für ihre Freundin: allein ihr Gebet konnte hier keine Wirkung mehr üben. Die unglückliche Delphine war taub für die Stimme der Religion. Sie dachte nur an den Geliebten; ſah ihn verblutend als Selbſtmörder, wenn ſie ihm ihr Verſprechen brach; ſie war der Verzweiflung zur Beute.

So verging ihr die fürchterliche Nacht.

Es wurde in der nahen Kirche zur Frühmeſſe geläutet. Die ſich dahin begaben, fragten an der Thür des Zimmers, mit leiſer Stimme nach Delphinens Befinden.

„Sie iſt wirklich ſehr krank“, antwortete Victoire.

Man wollte ſie ablöſen.

„Ich bleibe bei ihr,“ ſprach Victoire. „Iſt es aber Gottes Wille, daß ihr Zuſtand ſich nicht beſſere, ſo möge eine von euch, die kommende Nacht bei ihr wachen.“

Delphine hatte dies gehört und in der Furcht, dieſe

Theilnahme könnte ſie verhindern ihr Zimmer zu verlaſſen, ſagte ſie, daß ſie jetzt beruhigter ſich fühle und zu ſchlummern wünſche. Victoire möge deshalb nicht das heilige Opfer verſäumen. Unter Umarmungen und Thränen trennten ſich Beide.

„Der Segen des Herrn ruhe auf dir; die Engel mögen dich beſchützen!“ mit dieſen Worten verließ die treue Freundin die Unglückliche.

Kaum war ſie fort, als Delphine ſich ſchnell ankleidete, das Paket ergriff und durch den großen Saal und das anſtoßende Audienzzimmer, das geöffnet ſtand um es auszulüften, in den äußern Raum vor dem Gitter trat.

An dem einen Ende deſſelben befand ſich ein Kabinet welches man von innen abſchließen konnte.

Hier zog Delphine die Männerkleidung an, die Ludolf ihr geſchickt hatte. Lange harrte ſie mit entſchloſſenem Muthe, bis die Glocke an der Pforte erklang, die den jungen Marineoffizier ankündigte. Er ging an dem Kabinet vorüber; hierauf hörte Delphine wie die Pforte wieder geſchloſſen wurde.

Die Sache war ihr von Ludolf in dem Billet, das bei den Kleidern lag, pünktlich vorgeſchrieben worden. Lucy war zwar auch eine Inſtruktion zugeſtellt worden die ſie zu befolgen verſprach; daß es ſich hier aber um eine wirkliche Flucht handle, zu welcher ſie eine hilfreiche Hand leiſten ſollte, das vermochte ſie nicht zu faſſen.

Lucy hatte, ſonſt wann ſie von ihrer Familie ſprach, ihren Bruder als einen jähzornigen, heftig aufbrauſenden Menſchen geſchildert. Hierauf begründete Ludolf den Erfolg des Unternehmens. Auf Lucy konnte man zählen. Sie ſollte nun gleich Anfangs einen Ton anſchlagen, um ihren Bruder zu reizen. Würde er dann heftiger werden bis zu dem Punkte die Unterhandlung gänzlich abzubrechen, ſo ſollte ſie ihn durch ein ſcheinbares Eingehen wieder beruhigen und ihn hoffen laſſen ſie endlich ganz für ſeine Anſicht umzuſtimmen.

Und ſo geſchah es wirklich.

Beim erſten Ausbruch des lange zurückgehaltenen Jähzorns, wurde auch Lucy ſo heftig, daß ihr Bruder erklärte jede weitere Debatte aufzugeben, ſich empfahl und fortgehen wollte. Die Superiorin zog den Klingeldraht damit die Pförtnerin auf dem Poſten ſei, um zu öffnen. Durch das Hin- und Herrücken der Stühle war dieſe jedoch ſchon aufmerkſam gemacht und lief was ſie konnte zur Pforte.

In dieſem Augenblick verließ Delphine in der Verkleidung ihren Schlupfwinkel, ſchritt raſch der Pförtnerin nach und befand ſich gleich darauf im Freien, ohne zu wiſſen wie, da ſie faſt beſinnungslos war.

Ludolf erwartete ſie.

„Sie ſind lang ausgeblieben, Herr Lieutenant", rief er ihr mit lauter Stimme zu; dann ſetzte er leis hinzu: „Wenn ſie mich lieben, ſo faſſen ſie ſich, zurück können ſie nicht mehr!"

Man hörte den Schlüſſel umdrehen, der die Pforte des Inſtituts ihr für immer verſchloß.

Sie ſtiegen in einen Wagen, der unfern hielt. Ludolf hörte nicht auf von ſeiner ewigen Liebe zu ſprechen, und ihr Muth einzuflößen. Sie erholte ſich langſam. Das Glück das ſie erſehnt hatte und die Angſt entdeckt zu werden durchſtrömten ſie, mit gleicher Macht.

Im Hafen lag ein Schiff zur Abfahrt nach Europa bereit. Ludolf hatte alles beſorgt; es nahm ſie auf. Während der Ueberfahrt war Ludolf voll der zarteſten Aufmerkſamkeiten, unter ſteten Verſicherungen unverbrüchlichſter Treue. Nie überſchritt er die Gränze des rückſichtsvollſten Benehmens.

Als nach einigen Tagen Delphine gefaßter erſchien, ſprach Ludolf davon, wie nöthig ihnen die ſtrengſte Vorſicht ſei und wie ſie deshalb ihren ganzen Muth zuſammenfaſſen müßten.

„Du ſollſt es wiſſen, meine geliebte Delphine," ſprach er, indem er ihre zu Eis erſtarrten Hände umſchloß, „was ſich uns entgegen ſtellt. Ich darf dir nicht verbergen wie mächtig unſere Feinde ſind. Wir werden mit dem Civilgericht wohl leichter fertig werden; allein die katholiſche Kirche iſt ein erbitterter Gegner, dem wir uns mit Liſt und Beſonnenheit zu entziehen ſuchen müſſen. Sie ſieht in mir einen ſogenannten verdammenswerthen Ketzer. Alle ihre Anhänger ſind unſere unerbittlichen Verfolger.“

Als Delphine ihn ſo ſprechen hörte gerieth ſie in eine Verzweiflung die ihr das Herz brach.

„Allmächtiger Gott!“ rief ſie aus, „du meine heilige Kirche, du mein frommer Biſchof, ihr alle, ihr guten Seelen und Du, meine geliebte Victoire! ihr ſeid nun meine erbittertſten Feinde? Ihr verdammt mich um ſeinetwillen! Ach, ich bitte ſie, bringen ſie mich in das Inſtitut zurück. Ich will in den ſchwerſten Orden treten um meinen Fehltritt das ganze Leben abzubüßen. Wenn ich auch darüber ſterbe, ſo iſt es doch im Schooß der heiligen Kirche, die ich ſo leichtſinnig beleidigte.“

Darauf flehete er wieder ſo rührend, daß ſie das Unmögliche nicht von ihm verlangen ſollte; ſie möge es ihm nicht zeigen, daß ſeine heftige Liebe keinen Werth für ſie habe, damit er die Kraft nicht verliere für ſie zu ſorgen, ſie zu beſchützen und nöthigenfalls gegen jeden Feind zu vertheidigen.

Sie blickte ihn an mit aufrichtiger Rührung. Sie hielt es ſich vor, was er für ſie gewagt, ſie ward von

Hochachtung für ihn durchdrungen, wenn ſie dachte wie zart er die Unbeſonnene behandelte, die ſich ihm ſo unbedingt anvertraut hatte.

Die Reiſe ging vortrefflich von Statten; Meer und Himmel waren prächtig. Bei den Reiſenden hatte eine beruhigtere Stimmung Platz gegriffen, als ſie ſich dem Feſtlande von Europa näherten.

Jeden Augenblick nahm Delphinens Vertrauen zu; ihre Traurigkeit ſchwand; die Reue über ihren Fehltritt verlor ſich vor der ſtets wachſenden Zuneigung für Ludolf.

Da ſahen ſie an einem Morgen die Thürme der alten deutſchen Hafenſtadt vor ſich liegen. Das Schiff flog dahin zwiſchen den Ufern eines breiten Stromes; an ſchönen Landhäuſern vorbei, von Gärten umgeben, bis zur Stelle wo es Anker warf und, von Zöllen umſchwärmt, ſeine Paſſagiere nebſt ihren Effecten auszuſchiffen begann.

„Wie artig betrug ſich doch der alte graue Ocean gegen uns“, ſagte Ludolf, nachdem ſie das Schiff verlaſſen hatten, „wie ſanft ſchaukelte er uns auf dem Rücken, er, der doch ſo boshafte Tücken hat. Ich nehme es für ein gutes Zeichen.“

„Wir ſind am Ziele!“ ſprach er jetzt an das Land ſpringend, indem er der Geliebten die Hand zum Ausſteigen bot.

Als ſie ſich dazu anſchickte, fuhr ein größeres Boot hart an, die Jölle wich ſtark ſchaukelnd zurück und Ludolf mußte die Hand fahren laſſen.

Bald darauf leiſteten ihr die rauhen Finger eines Matroſen den Dienſt, weil am Ufer ein ſolches Gedränge von ankommenden Menſchen entſtanden war, daß Ludolf nicht ſo ſchnell hinzueilen konnte.

Delphine betrat jetzt den vaterländiſchen Boden mit einer unbeſchreiblichen Miſchung auf ſie anſtürmender Gefühle.

VII.

Ludolf nannte es vernünftig handeln ſeine Entführte ſo ſchnell als möglich zu ſeiner Gattin zu machen. Allein es that ihm leid, dem Verhältniſſe das Pittoreske dadurch zu rauben. Das Ungeordnete, das durch Lineal und Scheere nicht eingezwängte, das unbeſchränkt Ungebundene erſchien ihm ſo reizend! Wie muthwillig drängen ſich Gräſer und Waldblümchen überall hervor im freien Gehege; wie üppig umſchlingen die duftenden Blüthen der Schmarotzer die hohen Stämme; wie ſummt es und ſchrillt es; wie piept es und gurgelt es überall in der Höhe und

Tiefe! Da ahnt man nur die Frucht unter der Fülle von Blättern; doch der Gärtner tritt hinzu; aus iſt's mit all dem ſchönen Leben. Die Frucht iſt da; man kann ſie ohne Mühe pflücken.

So ſchwebte es vor Ludolf's Sinnen. Die Vernunft iſt ein ſolcher Gärtner, ſagte er ſich.

Wie wir ihn bereits kennen, beſaß er mehr Einbildungskraft als Gemüth. Er unterſchied das Gute vom Böſen; jedoch nur ſo wie das Angenehme von dem Schädlichen. Sein Lebensgenuß beſtand aus zufälligen Eindrücken. Er dachte nicht daran vollkommener zu werden, ſondern ſtrebte nur darnach ſich glücklich zu fühlen. Hieraus entſprang für ihn das, was er ſeine Unabhängigkeit nannte und für das höchſte Gut hielt. Allein ein jedes Gut muß verwerthet werden, wenn man es genießen will. Die Unabhängigkeit ertheilt uns blos das Recht, den Herrn uns ſelbſt zu wählen, dem wir freiwillig gehorchen wollen. Ludolf ergab ſich der ſinnlichen Leidenſchaft, die ihn vollſtändig beherrſchte.

Er war ein „moderner" Charakter. Er beſaß Freimüthigkeit und Offenheit, die nur manchmal über den Anſtand hinwegſchritten. Sein Geſchmack hatte ſich in den höhern Kreiſen gebildet, die dem Virtuoſenthum ja ſtets geöffnet ſind und auf ſeinen großen Reiſen gewann er eine erweiterte Weltanſchauung. Zu all dem verband er einen ſchillernden Geiſt, dem eine nicht gewöhnliche Beobachtung immer neue Nahrung zuführte. Er war hierin ein eben ſo großer Virtuos als auf ſeinem Inſtrumente. Er glich jenen Modeſtoffen, deren Oberfläche flaumiger Sammt iſt, deren Einſchlag jedoch nur aus rauher Baumwolle beſteht. —

Delphine vernahm die Eröffnung, daß er Schritte zu ihrer ehelichen Verbindung eingeleitet habe mit hoher Freude. Nur von ihrem Vater wünſchte ſie Nachricht zu haben. Sie zweifelte nicht daran, daß er ſie und den Gatten, den ſie erwählt, ſegnen würde. Er hatte ſie ja immer ſo ſehr geliebt, alle Briefe, die ſie von ihm empfangen, ſprachen es aus; er würde ihr den Fehltritt verzeihen, wenn er erführe, wie glücklich ſie ſei.

„Wir werden das ſpäter nachholen," bemerkte Ludolf. „Für jetzt würde es leicht den Plan ſtören, der unſere Zukunft begründen helfen ſoll. Das Geheimniß muß unſere Handlungen undurchdringlich einhüllen. Sind wir Mann und Frau, ſo treten wir vor deinen Vater hin und er darf uns nicht verſagen, was wir zu fordern berechtigt ſind. Die vollendete Thatſache", ſetzte er leicht ſcherzend hinzu, „wird ihn dazu nöthigen ohne ihn zu beleidigen."

Die gute Tochter verſtand den Sinn der Worte kaum und wiederholte ihre frühere Bitte.

„Wie ſchön wär' es doch," ſprach ſie, „wenn der Vater bei unſerer Hochzeit zugegen wäre! Du ſollteſt ihn nur kennen! Ich wollte ihn ſchon beſänftigen, wenn er mir zürnte, daß ich eigenmächtig das Inſtitut verlaſſen habe. Ich würde ihm ſagen, daß unſere Schutzengel uns zu einander geführt haben, weil wir uns ja ſo innig lieben. Ich ſehe ihn vor mir, wie er ſo freundlich auf uns blickt und uns ſegnet. Wir ſind ja nach Deutſchland gekommen und ſuchen ihn auf. Kann er denn anders, als ſeine Kinder ſegnen? Du haſt mich ja nicht in die Fremde entführt, wo er nichts von uns erfahren würde. Er wird friſch aufleben, der von Kummer und Krankheit tief gebeugte Mann, wenn er Zeuge unſerer wechſelſeitigen Zärtlichkeit ſein wird."

„Das iſt recht ſchön erdacht und müßte auf dem Theater von Wirkung ſein," rief Ludolf heiter. „Das wäre aber noch weit mehr als ein Actſchluß, das iſt das Ende der Komödie, in der wir für jetzt noch beim erſten Act uns befinden, der vollkommen gelungen iſt. Deine Idee, Delphinchen, könnte die weitere Entwicklung compromittiren und es kann dir ebenſo wenig als mir gleichgiltig ſein, ob das Stück ein glückliches oder unglückliches Ende nimmt."

Delphine ſah ihn groß an und verſtummte.

„Du vertraueſt mir," ſprach er und nahm ſie bei der Hand, „nicht wahr? Du forderſt nichts von mir als daß ich unſere Angelegenheit ſo ſchnell als möglich zu einer uns Beide befriedigenden Löſung hinleite. Das verſpreche ich dir. Ich werde Alles auf dem legitimſten Wege erreichen; ich werde nichts Unerlaubtes unternehmen, was gegen die Ehre liefe, die meines Lebens Richtſchnur iſt. Allein wir haben ſchon zu lange über Dinge geſprochen, die mich zum ungeſäumten Handeln auffordern. Ich muß dich jetzt verlaſſen. Nur noch bis Morgen, dann ſollſt du erfahren, wie gut unſere Sachen ſtehen. Du wirſt zufrieden ſein."

Er ging. Delphine hatte über Vieles nachzudenken und erwartete mit Ungeduld die Eröffnungen, welche ihr der nächſte Tag bringen ſollte.

„Mache ſchnell Toilette," rief Ludolf, als er zu früher Stunde bei ihr in's Zimmer trat.

„Bekomme ich Beſuch?" ſchrie ſie auf und dachte gleich an ihren Vater und an eine freudige Ueberraſchung.

„Nein," ſagte er, „Herzchen, nimm Hut und Mantille, denn es geht über Land. Unterwegs erfährſt du Alles."

Das war aber leichter verheißen, als ausgeführt.

Die Mittheilung war in wenig Worte zu faſſen; allein ſie zu Delphinens klarem Verſtändniß zu bringen, das bedurfte vieler.

In einer Lage, wie die unſers Paares, war ein allbekanntes und oft ſchon benütztes Auskunftsmittel, die Reiſe nach Gretnagreen zu jenem Schmied, der eine heilige Handlung zu einer Burleske ungeſtraft herabzuwürdigen ermächtigt war. Es lag dieſem Gebahren offenbar ein Ausfluß der allgemeinen Menſchenliebe zu Grunde, die falſch verſtanden, ſo viele Flachköpfe im Leben und in der Wiſſenſchaft ſchon oft verführt und bethört hat. Es war eine Ausſchreitung, die ihren wahnſinnigen Inhalt hinter Gefälligkeit und Mitleid verſchanzte und die Natur auf ſchnellem Wege zu ihrer vermeintlichen Beſtimmung verhalf.

Nun ſind aber ſchon ſeit langen Jahren in ſehr aufgeklärten und witzigſten Köpfen Gedanken darüber ausgeheckt, ausgeſprochen und nachher gedruckt worden, daß der Staat auf nichts ein ſo wachſames Auge haben ſolle, als auf Abſtellung aller Vorurtheile, welche Ehen hindern können. Man müſſe vielmehr den Menſchen die Ehe ſo angenehm als leicht machen.

Dieſer Idee kam am allererſten ein außerdeutſcher Staat mit großer Liberalität entgegen. Man konnte es das großartigſte Heirathsbureau benennen, zwar nicht in dem Sinne, wie das berühmte von C. de Foy in Paris, das die Pärchen erſt zu aſſortiren ſucht, ſondern als eines, welches die bereits aſſortirten verbindet, das heißt, die bürgerlichen Rechte wahrend, giltig einſegnet und traut.

Mithin auf einer ſoliden Baſis ruht und ſo wenigſtens den Schein rettet.

Das war Alles, was man erwarten konnte, zu einer Zeit, als die Civilehe noch nicht erfunden war oder wenigſtens in Deutſchland noch nicht die Rede von ihr ſein durfte.

Der Staat war Dänemark. Man hatte nichts zu beobachten, als irgend einen Taufſchein und ſonſt beſchriebenes Papier in Begleitung von hundert Speziesthalern an das betreffende Bureau nach Kopenhagen zu ſenden, um dafür in wenigen Wochen den ſogenannten „Königsbrief" zu erhalten, auf welchen hin jeder Paſtor im Königreiche die kirchliche Trauung zu vollziehen ermächtigt war. Ohne alle weitere Chicane, ohne dreimaliges Proclam, ohne Clauſeln wegen gemiſchter Ehe, und lediglich nach den Geſetzen, auf welche die Natur ihre Rechte ſtützt.

In Dänemark war der harte Brocken längſt verdaut, der manchem unſerer Socialreformer noch ſchwer im Magen liegt.

Unweit der norddeutſchen Hafenſtadt, die Ludolf ſchon oft beſucht und jetzt mit beſonderer Abſicht erwählt hatte, dehnte ſich die Gränze aus, innerhalb welcher das Freihandelsgebiet für liebende Herzen beſtand.

Es war das deutſche Holſtein, das ſchöne reiche Land, meerumgürtet, dunkel bewaldet, mit den Prachtſeen, den weiten Höfen und den blühenden Städten, das der Macht des Dänenkönigs unterworfen war.

Dorthin führte Ludolf ſeine zukünftige Gattin, um ſie in das Haus eines gemüthlichen Landpaſtors zu bringen, bis daß der Königsbrief aus Kopenhagen angelangt ſein würde.

Er ſagte ihr, daß er ſie der Obhut eines Geiſtlichen übergeben wolle, bis daß er das Nöthige zur Trauung beſorgt hätte. Sie beruhigte ſich dabei und die Kindlichkeit ihres warmen Gefühls war bald erwacht. Sie ließ ihre Blicke im Raume umherſchweifen und machte ihren Begleiter auf die Gegenſtände aufmerkſam. Sie freute ſich über die reinlichen Häuſer, über die hin und her rauſchenden Wipfel der Wälder, die jetzt vom Sonnenlicht grell erhellt, dann mit einem Male wieder ſchwarz wurden; wie die Teiche aufglänzten und ſich plötzlich tief blau färbten. Ihre Phantaſie verglich die ſchlanken Pappeln auf der Anhöhe, die ebenſo dem Spiel des Lichtes und des Schattens ausgeſetzt waren, mit Zuſchauern, deren Geſicht bald ernſt bald freundlich, die Gefühle, welche irgend ein Vorgang erregt, wiederſpiegelt. Alles dies fand in ihr eine Beziehung auf ihre eigene Zukunft.

Die Küſte Südamerikas hatten ſie in drückender Sommerſchwüle verlaſſen; hier keimte der erſte Frühling und verſenkte jedes Herz in feſtliche Feier. Ein grüner

Flaum bedeckte die Gebüſche und Bäume. Delphine war müde vom Plaudern geworden und ſpann den Faden, den die Eindrücke gewoben, mit halbgeſchloſſenen Augen in ihrem Innern fort. Nichts ſtörte ſie mehr, was ſich am Wege begab, oder was in den Dörſern ſeinen Geſchäften nachging. Es war eine vollkommene Seligkeit, wie ſie die Erde zu bieten vermag; eine Miſchung von holder Freude; der Eindruck den Jugend und Hoffnung erzeugen.

Ludolf blickte auf ſie mit zufriedenem Behagen.

„Wie ſchön ſchwelgen wir im Vorgefühl des Glücks, das uns erwartet!“ ſprach er. „Nein, wir ſind keine Automaten, die der Bewegung eines künſtlichen Räderwerks gehorchen. Der Menſch wird nicht wie eine Uhr aufgezogen. Wir ſind Weſen von Gott geſchaffen und nicht von einem geſchickten Künſtler nach den Regeln der Mechanik gemacht. Unſer Wille iſt frei. Dieſe Wahrheit präge dir ein, mein Delphinchen!“

Sie vernahm nichts von dem, was er ſprach. Ihre Seele unterhielt ſich im Stillen mit Gott und der Natur. Ihr Kopf ruhete in den Polſtern des Wagens. Sie träumte lächelnd fort.

Er ließ kein Auge von ihr und lächelte auch.

Lächelnd langte er dann eine Cigarre aus dem Futteral und blies in Seelenruhe den Rauch vor ſich hin.

Als ſie ihn ſpürte, rümpfte ſie das Näschen. Aber die lieblichen Augen öffnete ſie nicht. —

„Jetzt iſt's genug gefahren", rief er und warf die Cigarre fort, als der Wagen in einen ſtattlichen Hof einbog, wo Hühner gackerten, Enten ſchnatterten, der Kettenhund raſſelnd hin und her ſprang und wie es ſeine Pflicht erheiſchte die Anfahrenden mit rauhem Gebell begrüßte, zwei kleine Kläffer dazu den Discant anſtimmten und ein kleines Mädchen, das auf der Schwelle ſaß, fürchterlich zu ſchreien begann.

Eine nicht mehr junge corpulente Frau in beſcheidener halbmodiſcher Tracht hüpfte die Stufen vor dem Hauſe herab, nahm das Kind ſchnell auf den Arm, rief den Hunden ein barſches „Kuſcht euch!" und ging mit der freundlichſten Miene den bereits erwarteten Gäſten entgegen.

Ludolf ſtellte Delphine mit den Worten vor:

„Meine Zukünftige, die ſie die Güte haben wollen in Schutz zu nehmen, bis daß ich ſie heimführen darf."

„Seien ſie in unſerm friedlichen Hauſe hochwillkommen", ſagte die Frau, tief knirend. „Wir werden alles thun, um ihnen den kurzen Aufenthalt unter unſerm Dache ſo angenehm als möglich zu machen."

Delphine ward alsbald von dieſer Freundlichkeit ſo eingenommen, daß ſie der Frau die Hand küſſen mochte, wenn ſie nicht ſchnell ſich beſonnen hätte, daß dies wohl für die Haushälterin des Pfarrers zu viel ſei. Sie begnügte ſich daher in den wärmſten Worten ihren Dank auszudrücken.

„Wie ſehr wird es mein Mann bedauern, daß ihn gerade ein Geſchäft außer Hauſe rief. Er dürfte vor Abend nicht heimkommen“, ſagte die Frau und ſetzte ſchnell hinzu, auf eine ſchlanke Jungfrau deutend, die eben aus der Hausthür trat: „Unſere älteſte Tochter Hermine, die ich ihnen hiermit vorzuſtellen die Ehre habe. Wir werden ſuchen ſie ſo gut es geht zu unterhalten. Unſere zweite, Luiſe, iſt noch im Inſtitut in der Stadt. Du, Minchen, ſorge für den Thee. Wir nehmen ihn unter den alten Kaſtanien, es iſt gar anmuthig dort und unſer Lieblingsplätzchen.“

Delphine hatte etwas anderes erhofft als einen ſolchen Empfang, der ſo artig er war, ſie dennoch ſchmerzlich berührte. Es überkam ſie das unſeelige Gefühl, wie Shakeſpeare es nennt, ſich als den Spielball aller Einflüſſe zu fühlen, die von außen heranwogen und unſere vermeintlich ſicherſten Erwartungen hämiſch vernichten.

„Wohin haſt du mich gebracht?“ ſprach Delphine leis zu Ludolf, als die Frau auch zu den Kaſtanien gegangen war um ihrer Tochter zu helfen.

„Es iſt der Paſtor Roſenfriſch, ein ſeiner weit vor=

geſchrittenen Aufklärung wegen hochgeachteter Mann, in deſſen Hauſe wir uns befinden," lautete die Antwort. „Ich laſſe dich hier auf etwa zwei Tage, wie es das Decorum erheiſcht, bis daß die Erlaubniß zu unſerer Trauung da ſein wird, die nicht länger ausbleiben kann. Bis dahin gehe ich in die Stadt zurück. Ich bin eine zu bekannte Perſönlichkeit; Aller Augen ſind auf mich gerichtet. Deine Anweſenheit hätte nur ein unangenehmes Aufſehen erregt und dem wollte ich aus dem Wege gehen. Sind wir getraut, ſo ziehen wir uns nach der ſchönen Schweiz zurück und ſuchen uns dort das anmuthigſte Plätzchen aus um unſere Flitterwochen zu verleben oder wie der Franzoſe ſich lieblicher ausdrückt unſern Honigmond."

Das wurde ſo ſchnell vorgebracht, daß Delphine nicht im Stande war, den Wortſchwall zu unterbrechen.

„Höre mich jetzt ruhig an," ſagte ſie nachdem er ausgeredet, mit tiefem Schmerze und in einer Haltung die ihr nicht gewöhnlich war, ſich von der Stelle weiter entfernend von welcher man die Kaſtanien ſah mit den Thee bereitenden Damen. „Das Glück, das ich mir geträumt, verſinkt wie ein Nebel vor meinen Augen. Ich muß mich von dir trennen, Ludolf, wir ſehen uns hier zum letztenmal. Ich ſuche meinen Vater auf. Er wird mich nicht verſtoßen."

„Was ſprichſt du da? Was überkommt dich? Was habe ich dir gethan?" rief er zitternd. „Sagteſt du nicht, daß du mich liebeſt?"

„Das iſt die Wahrheit", ſprach ſie. „Aber wie konnte ich wiſſen, wie konnte ich vorausſehen, als ich dir voreilig geſtand, was ich mir ſelbſt noch nicht geſtanden hatte! Gott, der in meinem Herzen lieſet, wird mit mir zufrieden ſein, wenn ich dich jetzt verlaſſe. Ich muß ſo handeln. Es war keine Schuld dich zu lieben; allein es wäre eine Sünde mit dir zu leben. Unſere Seelen ziehen ſich wechſelſeitig an; unſer Glaube trennt uns."

„Und was erſchreckt dich ſo plötzlich?" fragte Ludolf. „Bin ich denn ein Anderer geworden? Bin ich nicht älter und erfahrener als Du? Kann ich dir im Leben nicht die kräftige Stütze bieten, die du erwarteſt? Als ich deine ſeelenvolle Stimme vernahm, da liebte ich dich ſchon mit der ganzen Macht meines Herzens. Als ich dich dann ſah, ſchien mir der ganze Himmel zu lächeln. Du warſt nichts als ein Kind, aber du erfüllteſt mein Daſein mit einem unendlichen Zauber, von dem ich bis dahin nichts geahnt hatte. Bin ich dein Gatte, ſo werde ich nicht nur allein dich lieben; alles was dich umgiebt ſoll mir theuer und geheiligt ſein. Wir werden eine Familie haben! Weißt du was dieſes Wort umſchließt, Delphine? Und dies Glück raubſt du uns Beiden, mit einem Worte? Sprich, ſage mir was es iſt!"

„Als ob ich dich nicht liebte!" ſprach ſie bewegt. „Seitdem begann ich ja erſt zu leben. Ich ſah wohl ein, daß ich ebenſo zur Freude wie zum Schmerz dadurch geweiht würde; allein dennoch wollte ich nur dir angehören, was auch mit mir geſchehe. Deine lieben Worte — Worte wie ich ſie nie zuvor gehört — waren mir heilig. Ich ließ ſie wie Perlen an dem Roſenkranz meines Herzens hinabgleiten, um ſie meinem Gedächtniß einzuprägen." —

„Das geſtehſt du mir und dennoch — —"

Sie ſagte nichts darauf.

„Und dennoch erklärſt du mir, ohne mich leben zu können?" ſetzte er hinzu.

„Ich weiß das nicht", erwiderte ſie. „Ich weiß nicht, wie weit meine Kraft reichen wird. Muß ich jedoch ſterben, ſo werde ich die Liebe, deren Keim mir Gott in's Herz geſenkt, eben ſo rein und keuſch ihm aufopfern, als ich ſie empfangen habe."

„So willſt du nicht meine Gattin werden?"

Sie ſchwieg.

„Vor Gott und den Menſchen meine Gattin! So ſprich doch, Delphine!"

„Ja — das will ich!" ſprach ſie feſt, mit Mühe die Thränen zurückhaltend. „Aber meinen Gott und Herrn kann ich nie und nimmer verlaſſen. Vor Gott kann mich nur ſein geweihter Prieſter mit dir verbinden, damit ich vor den Menſchen in Ehren an deiner Seite wandle."

„Sieh' doch nur ein, meine Delphine," antwortete er, „daß unſere Seelen eigentlich ſchon vor Gott verbunden ſind. Gleichviel, ob ich in der proteſtantiſchen, du in der katholiſchen Kirche getauft wurdeſt! Ich weiß, daß mein Glück in dir iſt; glaubſt du, daß du deines in mir finden wirſt?"

„Ach, ich zweifle ja gar nicht daran", ſagte ſie in ängſtlicher Haſt, da ſie die Damen ſchon an der Ecke wartend erblickte.

„Nun, ſo wollen wir denn getroſt uns der Zukunft bemächtigen! Betrachte die Ceremonie, die hier mit uns ſich vollziehen wird, als eine Nothwendigkeit, damit du in Ehren vor den Menſchen an meiner Seite wandeln darfſt. Dann will ich mich auch gern deinem Wunſche einmal fügen, daß ein Prieſter deiner Kirche nach ihren Riten unſern Bund einſegne, damit er auch in deinen Augen dir berechtigt vor Gott erſcheine!"

„Sei tauſendmal geſegnet dafür!" ſprach ſie und blickte ihm in das ſchöne Auge, aus dem ihr der Himmel wieder zu ſtrahlen ſchien und dem ſie vertraute.

Sie ſchritten auf die Harrenden zu. Ludolf führte die Frau Paſtorin zum Theetiſch. Die Tochter reichte Delphine ſcherzend den Arm. Sie ließ es geſchehen, weil ihr Traum von Glück wieder begonnen hatte und ſie ruhiger geworden war.

In der Jugend werden die Leidenſchaften durch Hinderniſſe, die ſich ihnen entgegenſtellen, nur um ſo mehr angefeuert und ebenſo durch endloſe Träume. Wie viele Menſchen werden aber geboren, um zu ſterben, ohne jemals dieſe phantaſtiſchen Traumbilder gegen Wirklichkeiten einzutauſchen!

Der ländliche Thee wurde ſchwatzend genommen. Man ſprach über dies und das. Ludolf mußte von ſeinen Reiſen erzählen. Delphine blieb einſylbig und äußerte, daß ſie ſehr müde ſei. Das Ganze war in einem Stündchen zu Ende; der Abſchied kurz. Er fuhr in die Stadt; Delphine zog ſich auf ihr Zimmer zurück.

Als der Paſtor bald darauf ankam, herrſchte bereits tiefe Ruhe im Pfarrhofe. Selbſt der Kettenhund ſchwieg und begnügte ſich mit obligatem Wedeln, da er den Herrn ſchon von Weitem durch den Geruch erkannt hatte. —

Der Königsbrief aus Kopenhagen war ſchneller da, wie Ludolf vermuthet hatte. Nur einen einzigen Tag hatte Delphine im Haus des Paſtors zuzubringen. Dieſen benützte er freilich in ſeiner aufklärenden Weiſe, um dem verfinſterten Hirn des fremden Mädchens ein Vernunftlicht anzuzünden, welches er jedoch nicht ſo geſchickt zu putzen verſtand, um es vor dem Verflackern zu ſichern. Nach ſeiner Meinung lag es aber nur daran, daß ihm die Umſtände nicht die gehörige Zeit ließen, die Illumination vollſtändig auszuführen.

Was er über Tugend im Allgemeinen, über chriſtliche Liebe, über Duldſamkeit und über den dummen Köhlerglauben ſagte, gehört nicht in die Geſchichte, die hier erzählt wird und kann leicht in einer Unzahl von Blättern und Büchern in verſchiedener Geſtalt und Faſſung, von einem, der ſich darüber Kenntniß verſchaffen will, gefunden werden. Dann kam unſer Mann auf die Ehe zu ſprechen, weil er es für ſeine eigentlichſte Pflicht hielt, in dieſem trüben Winkel des jungen katholiſchen Herzens das Licht ſeiner freien Forſchung leuchten zu laſſen.

„Die Ehe iſt eine Laſt“, dies war der Kern ſeiner Worte, „und zur Uebernahme einer jeden Laſt muß man aufgemuntert, aber nicht abſichtlich verhindert werden. Der Zwang in der Liebe iſt die Peſt der Geſellſchaft. Ein jedes Mädchen hat von Natur den Beruf zu heirathen und es erheiſcht die Pflicht, ſeiner Beſtimmung Ehre zu machen. Das ſchöne Geſchlecht braucht Schutz. Die Ehe wird daher niemals wie eine alte Mode ganz verſchwinden; allein die Art und Weiſe ihrer Eingehung kann und muß im Lauf der Zeiten nach den Umſtänden ſich ändern, damit ſie mit dem Ernſt unſerer ununterbrochenen fortſchrittlichen Bildung völlig übereinſtimme. Wenn Chriſtus wirklich zu den Phariſäern ſagte: Was Gott verbunden, ſoll der Menſch nicht ſcheiden; ſo war es ein Rath, den er ihnen gab. Nichts weiter. Man weiß es lange, daß die Ehen nicht im Himmel geſchloſſen werden und daß die Menſchen nicht unfehlbar ſind. Man darf ihnen deswegen die Rückſchritte nicht verrennen, durch welche ſie einen unglücklichen Irrthum verbeſſern könnten. Obgleich wir Andern auch an dem Ehebündniß feſthalten, ſo lang es geht, ſo beſitzen wir doch nicht die Grauſamkeit, Gatten, die in einem durch böſe Leidenſchaften erzeugten Zerwürfniß hadernd, ſich ſtets bekämpfen, als für's Leben wie Züchtlinge aneinander gekettet zu betrachten und ihnen nicht zu geſtatten, ihr Loos anderweitig zu verbeſſern. Dieſe Berechtigung ſchließt jedoch nicht aus, daß eine proteſtantiſch geſchloſſene ſogenannte Miſchehe zwiſchen gleich tugendhaften Gatten nicht für unauflöslich gelten könnte. Wir wollen jeden bei ſeinem Glauben laſſen, ohne uns ſelbſt des Rechts der freien Forſchung zu entäußern. Wir wiſſen das höchſte Weſen gehörig zu definiren und gelangen dadurch zu den eigenthümlichſten und wichtigſten Reſultaten."

Dieſe aus dem langathmigen Zuſammenhang herausgegriffenen Sätze mußte die arme Delphine als zweites Frühſtück hinnehmen; allein es machte nicht den geringſten Eindruck auf ſie.

Der aufgeklärte Paſtor Roſenfriſch war dafür bekannt, daß er ſeine Texte nicht der heiligen Schrift, ſondern verſchiedenen nützlichen neuern Werken entlehnte. So predigte er über den Werth der Sparſamkeit, empfahl ſeinen Zuhörern Reinlichkeit und eine moraliſche gute Aufführung, wodurch die Geſundheit erhalten werde, die allein Kraft und Muth erzeuge, woraus dem großen Ganzen erſprießliche und zu Gute kommende Thaten entſpringen. Er war in ſeinem Hauſe wie auf der Kanzel derſelbe. Mit der unbefangenſten Miene ſprach er vom Laſter und von der Sünde, ohne davor Abſcheu und Entſetzen zu erregen.

Nachdem er ſeine erſte Frau verloren hatte, hielt er ihr, vom Weinen faſt erſtickt, die Leichenrede; aber er dachte ſchon daran — wie allgemein bekannt war — eine neue Roſe in dem Garten des Herrn zu pflücken! —

Am Abend kam Ludolf mit dem Königsbrief, und die Trauung durfte nun vor ſich gehen. Sie wurde um „unnöthiges" Aufſehen zu vermeiden, nicht in der Kirche, ſondern im Hauſe des Paſtors vollzogen. Der gewöhnliche Theetiſch, mit einer friſchen Damaſtſerviette bedeckt, auf welche die Bibel gelegt wurde, gab den Altar ab. Zwei anſtändige Landleute im Sonntagsſtaat waren als Zeugen eingeladen.

Der hochehrwürdige Roſenfriſch war durch und durch Salbung. Er ſprach viel von der Kunſt, von ihren Tempeln und würdigen Prieſtern; von der Weihe der Töne; von Orpheus, von Amphion, von Arion bis zu Liszt und dem vor ihm ſtehenden alle Welt begeiſternden Virtuoſen Ludolf, deſſen Ehebund, von Harmonien umſchwebt, eine fortlaufende Melodie irdiſcher Glückſeligkeit ſein würde. Er verſchwamm ganz in holde Süßlichkeit, als er ſeine Wünſche zum Throne des höchſten Weſens, das wir Gott benennen, aufſteigen ließ.

Ludolf bewahrte ſeinen Ernſt; Delphine zerfloß in Thränen.

Die Frau und Hermine öffneten jetzt das Nebenzimmer. Es war voll Duft. Arome von feinem Thee und ſchönen Blumen!

Der junge Gatte umarmte herzlich ſeine Gattin und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

„Sie ſind in ihrem ſchönen Rechte!" ſagte ehrbar lächelnd der Herr Paſtor und drückte Beiden die Hand. —

VIII.

In der Hafenſtadt nahmen ſie für jetzt nur einen kurzen Aufenthalt. Ludolf hatte mit einem Banquier Geſchäfte abzumachen, um ſich mit Reiſegeld und Kreditbriefen zu verſehen. Auch war eine Vervollſtändigung der Toilette nöthig, welche ſeit der Flucht aus Rio bisher nur auf das Unerläßlichſte ſich beſchränkt ſah.

Sie waren wieder in jenem Hotel abgeſtiegen, das den berühmten Virtuoſen ſchon oft beherbergt hatte und wo ſein geheimnißvolles Erſcheinen noch immer der geſpannten Neugier Stoff zu Vermuthungen gab.

Die Dilettanten und Muſiker im Kaffeehaus waren davon bis zum Berſten geſchwollen. Einige die im Spotten geübt waren, heckten Lügen aus und ließen ſie wie Sprühteufel zerplatzen, um für den Augenblick das Dunkel zu beleuchten. Sie genoſſen das Vergnügen, die Andern bei der Naſe zu führen und dabei einen Act der Menſchlichkeit an ſich ſelbſt zu üben, weil es ihnen zugleich die Ergötzlichkeit gewährte, die Lügen weiter verbreitet zu wiſſen.

So kam das albernſte Zeug auf, das unter laut geäußerten Zweifeln, dennoch im Stillen geglaubt wurde.

Das letzte von dieſem Allen war: daß Ludolf eine Tochter der Königin Pomare entführt habe, daß er ſich mit ihr trauen laſſen, nunmehr ſeine Kunſt an den Nagel hänge und privatiſiren wolle. Das Stubenmädchen hatte dem Kellner geſagt, daß die Fremden allein und unter ſich unverſtändlich ſprächen; die Gäſte im Kaffeehaus waren übereinſtimmend der Meinung, daß dies Otahaitiſch ſei, was ja dem Stubenmädchen fremd klingen müſſe, da der mehrerer Sprachen kundige Oberkellner ſogar eingeſtändig war, eine Otahaitiſche Unterhaltung nie vernommen zu haben.

Zur großen Verſtimmung der Leute hieß es eines ſchönen Morgens Herr und Madame Ludolf ſeien abgereiſt. Nichts Offizielles war kund geworden. Karten waren nirgend abgegeben worden: Madame Ludolf, née princesse Pomaré. Daß ſie Delphine hieß, wollte der Zimmerkellner gehört haben. Der Name ſchien dem Gerüchte einen verſtärkten Anhaltspunkt zu bieten. Delphine von Delphin meinten ſie, deute auf etwas Meerartiges, auf eine Inſular-Abſtammung. Nur bliebe noch zu erforſchen, ob dieſer Phantaſie-Name unſerer vornehmern Stände auch auf Taiti üblich ſei. Die dummen guten Leute wußten nichts von dem leuchtenden Vorbilde weiblicher Tugend, von der heiligen Delphina von Glandeves! Die ſtand nicht in ihrem Kalender.

Die Hochzeitsreiſe ging ſüdlich und war einer Kette aus Blumen vergleichbar. Die junge Frau empfand ein fortwährendes Entzücken. Die Gegenwart war ihr Alles, ein unerſchöpflicher Born glückſeeliger Freude, in den die Erinnerung des Vergangenen, die Beſorgniß vor dem Zukünftigen verſanken. Ihr Gewiſſen ſchlummerte darüber ein. Sorglos ſaß ſie dem geliebten Manne zur Seite.

Der üble Eindruck, den ſie im Hauſe des Herrn Paſtor Roſenfriſch empfangen; der ganze nüchterne unfeierliche Trauungsact waren vollſtändig überwunden; ſogar bis auf den holdklingenden Namen war Alles verwiſcht. Blühende Roſen ſelbſt in ihrer herrlichſten Friſche hätten ihn nicht in ihr Gedächtniß zurückrufen können.

Sie überſchifften den Bodenſee und betraten die Schweiz. In Delphinens Stimmung brachten die Eindrücke der Gegend einen neuen Schwung.

„Sieh nur, Prosper, die himmelhohen Tannen! ach welche herrliche Felſen! Hu, die gähnende Kluft!“ Und dann wieder: „Wie himmliſch duftet es hier! Wie die Nebel um die Bergſpitzen ziehen! Sieh nur dort, die reizende Fernſicht!“

So ſchwatzte ſie in einem fort. Er aber blieb kalt dabei.

„Das iſt recht lieblich, ernſt, grandios. Aber du ſollſt Schöneres ſchauen. Ich zeige dir einmal Chamounix und den Montanvert mit dem mer de glace!“ ſprach er dann.

„Dort friert man ja zu Tod!“ ſagte ſie trüb, faſt ängſtlich: „Was wollen wir dort?“

Und er küßte ſie für die liebliche Unwiſſenheit. —

Sie hatten jetzt eine abgelegene Stelle im Gebirg erreicht; da ſtand ein Haus mit grünen Fenſterladen, das über eine Mauer aus hellfarbenen Werkſtücken, an denen ſich ſpaniſcher Jasmin und Teppichroſen hinaufrankten, nach dem Waſſerſpiegel ſchaute, der von hohen Felſen und Gletſchern begränzt war. Hier hatte Ludolf ſchon früher von ſeinen Konzerten ausgeruht. Das Haus war von einem alten mißvergnügten Franzoſen gebaut worden, der es aber nicht mehr ſelbſt bewohnte.

Man darf ſich kein Landhaus nach der Modeſchablone dabei vorſtellen. Alles war einfach und nur bequem. Die Blumenbeete waren nicht in ein Korbgeflecht gezwängt; der Raſen nicht geſchoren und gekämmt. Nirgend banale Eleganz; den freien ländlichen Charakter verpfuſchte keine großſtädtiſche Kleinkrämerei.

Alles war ordentlich, die Gänge mit feſtem Sand; die Alleen unter der Scheere gehalten; vor den Fenſtern des Erdgeſchoſſes Roſen und Reſeda.

Wer vorüberging und durch das Gitterthor ſeine Blicke warf, mochte wohl ſagen: „Wer hier leben könnte! Die Leute ſind doch recht glücklich, die hier wohnen!“

Wie viele Häuſer regen nicht ſolche Wünſche an und würden ſie erhört: Wie viele der Vorübergehenden würden bitter enttäuſcht werden!

Mit einem guten Fernglas ſah man eine Reihe weißer Häuſer, wie aufmarſchirte Soldaten. Das iſt Genf. Ganz in der Nähe taumelt ein Gießbach zwiſchen Geſtein, bald nach rechts, bald nach links und ſingt mit lautem Murmeln ſein Lied dazu, wie ein trunkener Menſch. Alles was man ſah und hörte, verſetzte in luſtige Stimmung. Man würde hier zwar nicht über große Dinge nachdenken, allein ſich in ein Leben voll Ruhe und Wohlſein verſenken können.

In dieſen ſtill friedlichen Aufenthalt, deſſen Eindrücke ihm ſchon bekannt waren, führte Ludolf ſeine junge Lebensgefährtin. Es war der Rahmen ihres häuslichen Glücks; bei aller Beſchränkung dennoch ſo unendlich weit.

Delphine ward davon tief bewegt. Sie war in den erſten Tagen wie ein Kind.

Dieſer vorübergehende Rauſch wurde jedoch von ernſten Forderungen bald unterbrochen.

„Die Umſtände," ſprach Ludolf, „die uns verbunden, fordern es, daß wir noch immer die Vorſicht nicht außer Acht laſſen. Unſer Wohnort iſt nicht ſo weltabgelegen, als du denkſt. Die ſchöne Gegend wird von Touriſten nach allen Richtungen durchſtrichen. Ich habe es für gut gefunden, mich beim Pfarrer unter dem Namen Bowden einzuführen, den ein verſtorbener Freund trug, deſſen Legitimationspapiere ich beſitze. Wir heißen Bowden bis auf beſſere Zeiten, wann wir keine Verfolgung mehr zu befürchten haben werden."

„Und wann werden dieſe beſſeren Zeiten kommen?" fragte Delphine mit Bangigkeit, „ſollen wir nichts unternehmen, ihre Ankunft zu beſchleunigen? Wann wirſt du mich zu meinem Vater geleiten; wann unſerm Bund in der heiligen Kirche durch den Prieſter die Weihe ertheilen laſſen?“

Ludolf ſuchte Delphine begreiflich zu machen, daß die katholiſche Trauung gewiſſer Förmlichkeiten wegen, die nicht zu umgehen, immerhin einige Zeit erfordere, um vollzogen zu werden, während die Sehnſucht nach dem Vater ſchneller zu befriedigen ſei. Sie ſolle in einem Briefe ihm Alles mittheilen, ſo umſtändlich wie möglich, ihn um ſeinen Segen bitten und hieran das Verſprechen knüpfen mit ihrem Gatten ihn zu beſuchen und das irdiſche Paradies, in das ſie ſich für's Leben verſetzt ſehe, mit ihm zu theilen, um ihm ſeine alten Tage durch den Anblick ihres Glücks zu erheitern.

Delphine folgte dem Rathe und der Brief, in welchem manche Stelle die Spuren von Thränen verrieth, ging in den nächſten Tagen ab.

Fing ſie nun an, des zweiten ihr gegebenen Verſprechens wieder zu erwähnen, dann wurde Ludolf ernſt, ſprach von reiflichen Ueberlegungen die er mit ſich gepflogen, wie das Ziel am leichteſten zu erreichen ſei, nannte gewiſſe Bedingungen, die ſich daran knüpften, für den Augenblick unüberſteigliche Hinderniſſe; zürnte endlich der Strenge, an welcher Delphinens Kirche ſo feſt hielt.

„Du lebſt ja hier unter Katholiken," ſchloß er ſeine trüben Aeußerungen, „ich habe ja dafür geſorgt, daß du täglich in die Meſſe gehen, beichten, beten kannſt, ganz wie du es zum Heil und Frommen deiner Seele nöthig zu haben vermeinſt. Dies und meine Liebe genüge dir für jetzt. Zu dem andern mußt du mir Zeit gönnen."

Indem er ſo ſprach, hörten ſie lauten Geſang. Eine Proceſſion zog vorüber, die ſich zu Ehren eines Heiligen nach einer naheliegenden Wallfahrtskirche begab.

Hinter der erſten Fahne gingen die Mütter mit ihren kleinſten Kindern; hierauf kamen die Jungfrauen, welche die Mutter Gottes auf einer bekränzten Bahre unter einem Baldachin trugen; den Schluß machten die Männer. Alle reinlich gekleidet, aber die Kleider zeugten für ihre Armuth. Alle ſangen und lieferten den Beweis, daß ein Geſang nicht dem Ohr zu ſchmeicheln brauche, um das Herz zu rühren. Die Prieſter und die wenigen Honoratioren ſchritten hinter der heiligen Jungfrau.

Delphine kniete nieder. Als der Zug vorüber war, erhob ſie ſich und rief begeiſtert aus:

„Ach, wie rührend! wie erhebend! wie entzückend ſchön!"

„Das ſind Gefühle und Empfindungen, die dir der Anblick des Kreuzes, der Fahnen, des Marienbildes erregen mag. Denke dir dies weg, ſo wird das Ganze lächerlich erſcheinen. Es ſind dann nur noch Bauern, die eine groteske Ceremonie vollführen, dazu ein Geſang, der ein muſikaliſches Ohr zerfleiſcht. Nichts wäre im Stande, die dadurch veranlaßte Zeitverſchwendung zu entſchuldigen. Zeit iſt Geld, ſagt der praktiſche Menſch von Heute.“ So ſprach Ludolfs Weisheit ſich aus.

Aber Delphine ſetzte ihm die ihrige ohne langes Beſinnen ſchlagfertig entgegen.

„Ich kenne deine praktiſchen Menſchen nicht, weder die von Heute noch von Geſtern. Aber ich erinnere mich größere und kleinere Prozeſſionen genug im Leben geſehen zu haben. Die Leute, die mitgingen, ſind mir niemals lächerlich erſchienen. Sie waren ſtets vom Glauben erfüllt, ihre Bitten waren glühend und wahrhaft, ſie wußten wohl was ſie thaten und kümmerten ſich gar nicht darum, was andere über ſie dachten und ob ſie ihnen lächerlich vorkamen oder nicht. Darum halten auch die Katholiken feſt an dieſen Gebräuchen. Ohne ſie wäre ihr Leben leer; ſie fühlten die Bürde, die jedem Menſchen das Leben auferlegt, doppelt ſchwer auf ſich laſten, während ihnen das öffentliche Bekenntniß einer großen Gemeinſchaft Alles zu tragen erleichtert.“

„Du haſt recht. Ich widerſpreche dir nicht.“ War Alles, was Ludolf darauf engegnete.

Er wollte ſie zu grellern Erörterungen nicht reizen.

Seine Hoffnung ſie umzuſtimmen, gründete ſich auf die Zeit. Hätte er ihr ſeine Gedanken über den katholiſchen Glauben offen dargelegt, ihr denſelben nicht einmal lächerlich und verächtlich hingeſtellt, ſondern nur im alltäglichen proteſtantiſchen Sinne mit der Vernunft im Widerſpruch und ſie dadurch zu bilden geſucht, das anzuerkennen, was er für erhaben und ſchön hielt; ſo meinte er ihre Einbildungskraft zu ſehr aufzuregen und ſeinen häuslichen Frieden für immer geſtört zu ſehen.

Seine nächſte Sorge richtete ſich darauf, das Religiöſe in ihren Unterhaltungen niemals mehr zu berühren und ſie in andachtloſen Zerſtreuungen zu wiegen.

„Solch ein Weſen," dachte er ſich, „hängt deſto feſter an ſeinen Glaubenslehren, je weniger es ſie geprüft hat. Delphine wird ſchon davon zurückkommen, ohne daß ſie der Form nach von ihrer Kirche abtrünnig zu werden braucht. Wollt' ich das von ihr verlangen, ſo wär' es zu viel gewagt."

Aber die Zeit kehrte ſich nicht an ſeine Vorausſetzungen. Ein erſchütterndes Ereigniß war eingetreten. Der an den Vater abgeſandte Brief kam ungeleſen zurück.

„Iſt geſtorben!" hatte eine fremde Hand lakoniſch auf die Adreſſe geſchrieben.

Delphine erlag faſt dem Schmerze. Ludolf war darauf bedacht, Erkundigungen einzuziehen, bei denen er es auch an Vorſicht nicht fehlen laſſen durfte. Ein alter bewährter Freund in der Reſidenz mußte ihm dieſen Dienſt leiſten. Der Verſtorbene hatte wenig hinterlaſſen. Alles war verſiegelt worden, weil man den Aufenthalt des flüchtig gewordenen Sohnes nicht kannte, den man in den Zeitungen ausſchreiben ließ.

Für Ludolf war die Angelegenheit von keiner Erheblichkeit.

„Warum nur immer und immer Thränen?“ fragte er ſie, wann er ſie allein überraſchte, den Kopf in beiden Händen ruhend und ihrem Schmerze freien Lauf laſſend. „Was iſt denn ſo Ungeheueres über dich hereingebrochen? Zieht ſich ein Gewitter über deinem Haupte zuſammen, das dich zu zerſchmettern droht? Stehſt du an einem Abgrund, in den du hinabzuſtürzen fürchteſt?“

Sie fuhr heftig empor, aber als ſie ihn anblickte, ſprach ſie ſanft und mild wie immer:

„Geh’, du verſtehſt mich nicht. Ueberlaß mich meinem Schmerz!“

„Ich dachte mir unſer Leben in dieſer Abgeſchiedenheit von aller Welt entzückend,“ fuhr er fort. „Allein es iſt nicht einmal heiter, nicht einmal unterhaltend. Die Einſamkeit fängt an recht abſcheulich zu werden. Nicht wahr? Dieſe Bauern widern dich an? Dieſes Dorf iſt ein ſchmutziges Neſt? Schweine und Gänſe laufen darin herum, als ob ſie nur die Menſchen neben ſich duldeten?“

„Ach, höre auf!“ ſprach ſie flehend und richtete dabei einen ernſten Blick auf ihn. „Mich überläuft es kalt, wann du ſo ſprichſt. Mir gefällt es wohl unter dieſen Leuten. Was ſoll ich in der Welt? Was erwartet mich dort?“

Wann ſie allein war, dann ſtahl ſie ſich auf kurze Augenblicke fort, um den Herrn Pfarrer zu beſuchen. Er war die heilige Einfalt eines Patriarchen.

Inzwiſchen nahete der Sommer ſich ſeinem Ende. Ein frühzeitiger Herbſt machte ſich fühlbar.

Das Himmelsblau war bläſſer geworden. Die Sonne ſandte mildere Strahlen zur Erde, die auf die Glut des Sommers folgen, wie eine friedlich heitere Leidenſchaft den feuerigen Stürmen in jugendlichen Herzen. „Der Sommer fliegt fort,“ jene bekannten zarten Geſpinnſte zogen ihre langen Fäden nach allen Richtungen hin; die Herbſtzeitloſe begann ſproſſend die abgemähten Wieſen in der Ebene zu ſchmücken; der durch die hohen Wipfel ſtreichende Wind entlockte dieſen bereits ein volleres Rauſchen, gleich dem der Aeolsharfe.

Die Jahreszeit, die Landſchaft entſprachen Delphinens Gemüthsſtimmung.

Ludolf glaubte dies zu ſeinen Zwecken benützen zu dürfen.

„Ich könnte dir lange Vorträge halten über das, was wir dem Leben ſchuldig ſind,“ ſagte er eines Abends, als ſie Hand in Hand in der Laube ſaßen, „allein ich haſſe nichts mehr als Phraſen. Du ſollſt damit von mir verſchont bleiben. Ich nehme gern mit dir an, daß dieſe Zurückgezogenheit deiner einfachen Neigung gefällt. Ich ſehe ein, daß ſie natürlich iſt und gedenke nicht, dich ihr zu entreiſſen. Man kann ſelbſt eine vornehme Geſinnung dabei beſitzen. Es gab einmal einen kunſtſinnigen König René, der alle Virtuoſen ſeiner Zeit, die Troubadours, an ſeinem Hofe verſammelte und für ſeine Perſon wie ein Schäfer lebte. Wir leben in einer andern, das heißt, wir müſſen vor allen Dingen wiſſen, wovon! Ich muß den Namen Bowden, den ich ſeitdem wir hier ſind führte, endlich ablegen und meinen wirklichen Namen Prosper Ludolf wieder zur Geltung bringen. Meine Kunſt treibt mich zum Erwerb und den finde ich nur in der Welt, in der gebildeten Geſellſchaft.“

„Und bedarf es deſſen um zu erwerben, damit wir leben können?“ fragte ſie. „Uebe deine ſchöne Kunſt zu unſerer Freude allein. Erheitere meine Stunden der Arbeit damit. Ja, ich kann arbeiten. Ich habe gar manches erlernt, was uns von Nahrungsſorgen befreien wird.“

„Närrchen,“ entgegnete er. „Was ſprichſt du da? Eine Haushaltung erfordert viel. Man will ſich warm im Neſte fühlen und reichlich ernährt wiſſen. Und nun gar, wenn von Luxus und Eleganz die Rede ſein ſoll! Die Liebe meinſt du kann dafür Erſatz bieten. Aber das Leben iſt lang und man wird alt. Soll ich dir die Folgerungen ziehen? Und unſere Kinder? Sollen ſie bei den Bauern dienen?"

Plötzlich ſchlug ſie die Augen nieder und ward über und über roth. Dann ſagte ſie zögernd:

„Du wollteſt mich ja nur glücklich machen!"

„So iſt es; ich denke dir durch meine Kunſt eine achtungswerthe Stellung in der Geſellſchaft zu verſchaffen und du weiſeſt das zurück."

„Ach!" rief ſie aus und umſchlang ihn mit beiden Armen. Ihr Kopf ruhete an ſeinen Wangen und ihre Thränen benetzten ſie.

„Was ergreift dich?" fragte er bewegt.

Da machte ſie ihm ein holdes Geſtändniß, das holdeſte, welches ein junges Weib ihrem Gatten ablegen kann. Sie klammerte ſich an ihn, als an ihre feſte, einzige Stütze auf Erden. —

Die Nacht war von den Bergen in die Ebene hinabgeſtiegen. Im Weſten war das Farbenſpiel der untergehenden Sonne längſt beendigt, das von Gold und Purpur zum ſanfteſten Roſenroth übergeht und dann in ein blaſſes Grün verſchwimmt, welches jetzt an dem Abend-

Himmel ſich ausbreitete. Alles Geräuſch des Tages war verſtummt, Sternenglanz begann das weite Firmament zu beſäen, ein leiſes Geſäuſel durchſtrich das Schilf am Bache.

IX.

Der Winter hatte ſchon geraume Zeit begonnen. Man war nach Genf gefahren, um das Nöthige einzukaufen, was Mutter und Säugling bedürfen. Es war eine erwartungsvolle Stille im abgeſchiedenen Häuschen. Die Zeit war Ludolf eben nicht ſchnell verfloſſen. Delphinens Seele war wie das geflügelte Inſect, für das ſich alle Umgeſtaltungen des Daſeins in einen Tag zuſammendrängen. Sie haderte nicht mehr mit ihrem Schickſal; die zärtlichſte Leidenſchaft erfüllte ſie. Ein geheiligter Wunſch war auf dem Punkte ſeiner Erfüllung.

Die Wunden, die ihr junges Leben ſchon davon getragen, zeigten nur noch leichte, faſt verlöſchte Narben. Die neubelebte Hoffnung hatte alle geheilt, als wären es nur

Nadelſtiche. Sie hatte noch keine [illegible] der Schmerzen erfahren; giftige Dolchſtöße hatten noch nicht blutige Furchen in ihrem Herzen zurückgelaſſen.

Zum Trotze der rauhen Jahreszeit brachte Ludolf an jedem Morgen einen friſchen Strauß erleſener Blumen ſeiner jungen Frau. Was ihm ſein kleines Gewächshaus verſagte, mußte ein großer Kunſtgärtner aus Genf dafür ſpenden. Er ſchickte immer die Namen dazu, gleichſam wie Pflanzen guter Häuſer, die gleich Rennpferden ihre Genealogien haben müſſen, um ihren Werth zu erklären.

Delphine erfreute ſich an dieſer anmuthigen Civiliſation, obgleich ſie keinen Begriff davon hatte, wie es zuging, die Roſen ſo ſchön zu nüanciren, die allerliebſten Nelken zu erzielen und Primeln und ſtolz prangende Tulpen ſo prächtig zu coloriren.

Ihre zarten Finger blätterten an den Blumen herum, ehe ſie in die mit Waſſer gefüllten Vaſen geſtellt wurden und ſie hörte gleichgiltig zu, wenn Ludolf ſie über die Blumenſprache in Proſa und Verſen unterhalten wollte. —

Während draußen der laute Faſching mit ſeinem tollſten Mummenſchanz die Menſchen ſchon bewegte, dauerte in dem ſtillen Häuschen derſelbe Zuſtand ohne erſichtliche Veränderung fort.

Aber in Ludolf gohr ein eigenthümlicher Trieb. Sein Kalender kündete ihm das nahe Ende der luſtigen Zeit an, auf die jene Zeit der Abtödtung und Kaſteiung folgt, welche den Virtuoſen zur Ausbeutung überlaſſen bleibt. Die Leidenszeit der Faſten ſind ja bekanntlich ihre Tage der Ernte und im Verein mit üppigen Mahlzeiten und den rückſichtsloſen Trivialitäten der Theater erheben ſie die chineſiſche Mauer, welche die „gebildeten Klaſſen" vor asketiſchen Anwandlungen ſchützt und ſie von den gläubigen „niedern Schichten" abſondert.

Vor einem Jahr, den und den Tag wie ſein Tagebuch es auswies, hatte Ludolf vor dem Kaiſer von Braſilien in Petropolis geſpielt. „Der Roſenorden und ein Brillantring" waren daneben verzeichnet. Weiße Seiten folgten. Die Kunſt hatte darauf nichts zu bemerken gehabt.

Die Tagesliteratur verkündete neu auftauchende Namen am Kunſthimmel. Er überblickte ihre Konzertprogramme; Kritiken über ſie. Eine enthielt: „wohin verſcholl denn wohl Prosper Ludolf, der Titan? Er der Vierhändige, oder beſſer geſagt: der Zwanzigfingerige? Wo baut er ſeinen Kohl oder welcher Welttheil iſt ſo glücklich von ihm durchzogen zu werden?"

Eine Dichterin hauchte unter dem Namen „Harmolinde":

„Du ſtehſt nun tonlos da, ein brauner Kaſten,
Dem ſeine Finger Leben einſt ertheilet;
Wer nennet mir die Zone wo er weilet
Der edle ruhmgekrönte Fürſt der Taſten?"

Dieſe allgemeine Sehnſucht nach ihm, wie er dieſe Interjectionen nannte, ſtieg ihm zu Kopfe. Er kannte das Publicum. Die Gunſt, die es dem Einen zollt, kann leicht in die Neigung für einen Andern umſchlagen. Verſäumte er den rechten Zeitpunkt, ſo ſtünde ihm im günſtigſten Fall ein Kampf bevor, deſſen Ausgang zweifelhaft ſein und ihm vielleicht nur einen Theil von dem wieder verſchaffen konnte, was er jetzt noch als unbeſtrittenes Recht vollſtändig beſaß. Seinem plötzlichen Erſcheinen in der Arena würden die einſtimmigſten Acclamationen entgegenſchallen. Sein Sieg wäre geſichert.

Aber er blickte auf die Wiege, die für ſein Erſtgeborenes in Bereitſchaft ſtand. Er ſah die bleiche Delphine vor ſich, die mit ängſtlicher Haſt die Unruhe in ſeinen Blicken zu entziffern ſuchte, die er ihr nicht ganz verbergen konnte. Sein Glück hatte ſich in eine trübe Farbe gehüllt, er hatte keine Macht mehr über ſich; er beſaß keine Freiheit zu handeln. Er war gezwungen, den Beifall einer Welt für die Pflicht aufzugeben, einem weiblichen Weſen nur allein zu Gefallen zu leben. Dies lag ſo tief begründet, daß er ſich nur mit den Waffen der Eigenmacht herauszureißen vermocht hätte.

Aber welche Gefahren wären damit verbunden! das Leben von zwei Weſen ſtand auf dem Spiel. Die Glut der Leidenſchaft verrauchte in ein nüchternes Erwägen.

Sein Herz ſprach zu ihm was er nicht hören wollte; ſein Kopf was er zu widerlegen für edelmüthig hielt. Er ſchalt ſich ſchwach; aber er liebte dennoch zärtlich.

Die Welt mit allem ihren Glanz, mit allen ihren Reizen ſchwand ihm für jetzt noch dahin vor der gewaltigern Stimme ſeines Herzens.

Während dieſes beruhigenden Ausgangs ſeiner innern Kämpfe gebar ihm Delphine eine Tochter. Ludolf empfing ſie dankbar wie ein koſtbares Geſchenk, welches ihm der Himmel beſcheerte.

Er und die Mutter waren jetzt nur noch mit den ſüßen Sorgen für die Erhaltung des kleinen Weſens beſchäftigt. Er war ſich bewußt in nicht langer Zeit mit ſeinem Namen geſchmückt aus ſeiner Einſamkeit wieder heraustreten zu dürfen, ohne ein theueres Herz zu zerreiſſen. Vereint mit der Gattin, Vater eines allerliebſten Kindes, die er Beide in der friedlichſten Umgebung glücklich zurückließ, hoffte er ſich ſchwungsvoller über ſeine Nebenbuhler zu erheben und der prächtigſten Entfaltung ſeines Talents um ſo ſicherer zu ſein. Die Saiſon der Bäder bot ihm dazu die lockendſte Ausſicht.

Wann er jetzt an eine Vermehrung ſeiner Einkünfte dachte, überredete er ſich leicht daß es für zwei theuere Geſchöpfe ſei, deren Schutz ihm Gott anvertraut hatte. Delphine ſollte als angeſehene Dame an ſeiner Seite wandeln; ſeiner Tochter ſollte einſt ein reiches Erbe zu einer glänzenden Parthie verhelfen.

Vor ihm ruhte die ſchöne Wöchnerin, die ihm die Hand reichte und ihn gar holdſeelig anlächelte als ſie mit der andern Hand auf den in der Wiege ſchlummernden Säugling hinwies.

Und als er nun zu Herrn Desbarrez, dem alten Pfarrer in das ſchlichte Häuschen trat um ihn einzuladen die heilige Taufhandlung zu vollziehen!

Der hochwürdige Herr ſaß eben beim frugalen Mahle. Seine wenigen Bücher ſtanden auf einem kurzen Brette; ſein Bett daneben war umhangen mit altem Kattun. Alles war ſo abgenützt wie ſein Häuschen, in welchem die Dielen bei jedem Schritte krachten. Aber ſein Lächeln mit dem er den Gaſt empfing als er ſein Begehren vernahm war herzgewinnend. Er ließ eine Flaſche Wein, Vin de Tours geheißen, den beſten im Lande, aus dem Keller holen um auf das Wohl der Mutter und des Kindes mit dem Vater anzuſtoßen. Dann führte er Ludolf an das Fenſter und wollte ihm den Montblanc durch die Ranken der Jungfernreben, die es umgitterten, erblicken laſſen. Weil, wie er ſelbſtzufrieden ſagte, man ihn ſogar nicht ſchöner in Chamounix vor ſich habe.

Der alte Pfarrer war vor Freude gar geſprächig geworden, denn er hatte für Delphine eine große Zuneigung gefaßt. Alles ward für den nächſten Tag verabredet und feſtgeſetzt.

So lange die Taufhandlung währte, betete Delphine in ſtiller Andacht, die ſich in holde Thränen der Mutterfreude auflöste als das Kind wieder an ihrem Herzen ruhete. Es öffnete ſeine blauen Aeuglein weit und ſchaute zu ihr hinauf.

„Unſere kleine Victoria", ſagte Ludolf, „hat Heldenmuth gezeigt; ſie wird, wie ihr Name es verheißt, im Leben Siege erringen. Während die Hebamme mit ihr umging und ſie zurecht machte, dann als der Pfarrer die Gebete und Formeln losließ, hat ſie nicht den leiſeſten Muckſer gethan und nur als das Waſſer ihr in's Geſichtchen ſpritzte, quickte ſie ein wenig wie ein Mäuslein, dann aber ſchauete ſie uns gleich wieder heroiſch an, als wollte ſie uns damit imponiren: nun heiß' ich Victoria und werde meinem Namen Ehre machen!"

Delphine gedachte ihrer Freundin Victoire im Inſtitute.

„Möchte Gott meine Tochter mit ihren Tugenden beſchenken!" ſprach ſie, dann ſich zu dem Köpfchen hinunterbeugend und es ſanft mit den Lippen berührend, ſetzte ſie hinzu:

„Deine ſtandhafte Schutzheilige Victoria von Tivoli möge dir im Leben die Kraft verleihen, den Purpur der Reinheit, der ſie ſchmückte, bis an das Ende dir zu bewahren!"

Sie übergab das Kind der Wärterin und ſchloß die Augen, wie ſie es gewöhnlich that, um ungeſtört mit ihren Gefühlen in's Reine zu kommen. Im ſeeligſten Augenblicke ihres Lebens, ihr Kind in den Armen, mußte ſie die Gedanken zurücklenken auf Vergangenes, mußte bei der Heiligen Schutz an die Reinheit und Keuſchheit eines Verhältniſſes denken, das ſie verletzt hatte. Aber die Seeligkeit der Gegenwart überwog dennoch und nahm ſie gefangen. Die Macht der Liebe gibt Kraft zu leiden! die Kraft zu leiden ſchafft Glück! Aber die Macht der Liebe iſt nur in gotterfüllten Herzen.

Ludolf geſtand ſich im Leben und in der vollen Freiheit niemals ein ähnliches Aufrauſchen innerer Wonne und Freude empfunden zu haben. Dies verkündeten ſeine Züge; er war mit ſich zufrieden. Fern lag ihm jeder unlautre Gedanke.

Aber der Menſch hat grauſame Gefährten.

X.

Nach einigen Wochen ſah es ganz verändert in dem ſtillen Haushalt aus. Sollte man es denken, daß der kleine

Menſch in den Windeln dies verurſachte? Nicht ſein Schreien, nicht ſeine Bedürfniſſe, bald nach Milch, bald nach Brei, nicht das Wiegen und das ſummende Ammenlied, das Wickeln und Waſchen, ſind damit gemeint; ſondern die traumgleichen Bilder die ſich mit ſeinem Daſein verknüpften.

Sein erſtes Zähnchen; ſein erſtes Torkeln und ängſtliches Wackeln von der Wärterin zum Schooß der Mutter, die ihre Arme auffangend ihm entgegenſtreckte. Das Papa, Mama! das erſte Kleidchen; die erſte Puppe! das erſte Gebetlallen mit gefalteten Händchen! Und darüber weit und weiter hinaus, welche Scenen in Ausſicht, nichts als verklärende Freude von den glückſeeligſten Sorgen umwoben.

Delphine war ſchöner als je. Ludolf mußte es ſich geſtehen, wann er in ſtummer Betrachtung verſunken vor ihr ſtand. Liebe und Glück colorirten ihre Züge mit hoher Anmuth und Huld. Von einem Kinde hatte ſie ſich wie durch einen Zauber in eine bewundernswerthe Frau verwandelt.

Ihr edles Weſen wandte ſich freudig dem Leben zu. Das ſchwellende Herz verrieth es ihr ſelbſt; es ſpiegelte ſich ab in dem ſtrahlenden Schmelz ihrer Augen. Ihre Stirne leuchtete davon. Und dennoch war ein naives Erſtaunen über Alles gehaucht; ein Ausdruck, den nur Raphael ſeiner Pſyche zu geben wußte, wie ſie den erſten Kuß de Amor empfand.

Delphine liebte und wurde geliebt; ſie hielt die kleine Victoria im Arme; ſie verlangte nichts mehr. Ihr zartes, leicht aufgeregtes Gemüth hatte plötzlich eine lebhafte Energie errungen, die nur nach Glück ſtrebte und di ſchmerzenerfüllte Seite der Leidenſchaft ganz aus dem Geſichte verlor.

Ludolf hatte jedoch einen ſchweren Knäuel noch z entwirren. Er durfte die Arbeit nicht auf lange meh hinausſchieben. Der Frühling war da und zog vorüber der Sommer begann und mit ihm die Saiſon in den Badorten. Bisher hatten die Vögel allein für Konzerte geſorgt. Das Gezwitſcher und Trillern ſollte jetzt den Virtuoſen Platz machen. Ludolf, „der Fürſt der Taſten" mußte ſich zur Abreiſe rüſten. Die Lage begann ihn z verſtimmen, allein er verbarg es vor Delphine.

Eines Morgens trat die Wärterin in's Zimmer, um den Säugling der Mutter in den Schooß zu legen un blieb mit beſorgter Miene vor ihr ſtehen.

„Was iſt ihnen?" fragte Delphine, „ſie ſehen bekümmert aus".

„Ach, gnädige Frau, wer ſollte es nicht ſein. Ic wundere mich nur darüber, daß ſie nichts gemerkt haben.

„Sie erſchrecken mich. Was ſoll ich gemerkt haben?

„Nun, daß der gnädige Herr — ſeit einigen Tagen — ſo ſchlecht ausſieht. Er iſt ja gelb wie eine Quitte. Er magert zuſehends ab, wenn das ſo fortgeht, iſt er bald wie ein Skelett.“

„Was ſprechen ſie da? er iſt ja nie anders geweſen.“

„Er iſt wohl niemals corpulent geweſen. Das iſt richtig. Aber beobachten ſie ihn nur bei Tiſche. Er läßt Eſſen und Trinken ſein und obgleich die Enthaltſamkeit eine große Tugend iſt, ſo treibt er's doch zu weit damit. Das Einzige, was ihn noch unterhält, iſt, daß er Morgens ein paar Stunden auf ſeiner Geige ſpielt. Dann geht er einſam ſpazieren; wir ſehen ihn traurig nach Hauſe kommen und wann er dann in ſeinem Zimmer ſich umgekleidet hat, ſucht er mich auf, nimmt die Kleine, küßt und herzt ſie und geht zur gnädigen Frau mit einem ſo freundlichen Geſichte, als ob ihn nichts ſchmerze und drücke. Aber es iſt nicht wahr. Er verſtellt ſich blos. Merken ſie nur beſſer auf ihn und fragen ſie ihn aus. Er iſt gewiß krank.“

Delphine dachte über das, was ihr die Wärterin mitgetheilt, einige Augenblicke nach, dann ſagte ſie ſchwermüthig:

„Was es auch ſein möge, er wird es mir geſtehen. Ich danke ihnen.“

Sie entließ die Wärterin; behielt Victoria auf dem Arm und ging in den Garten, um Ludolf zu erwarten.

„Was kann es ſein, wenn die Frau ihn richtig beobachtet hat. Iſt er krank? Warum verheimlicht er es mir? Sind wir nicht um ihn, ich und Victoria? Sein ganzes Glück, der Zauber, der ſein Daſein umgiebt und erfüllt? Nein, nein, es iſt nichts anders, er iſt ernſtlich krank, er weiß, wie ſehr mich dies Geſtändniß betrüben würde.“ So ſprach die innere Stimme.

Die Sonne ſtand im Mittag, da trat Ludolf in den Garten. Sie eilte auf ihn zu und hielt ihm die Kleine entgegen. Er nahm ihr lächelnd das Kind vom Arm und rief der Wärterin, die es in's Haus trug. Er nahm den Hut ab; ſie trocknete ihm die Stirne.

Es war noch lange hin bis zur Mahlzeit und ſie wollte Alles zur Sprache bringen. Aber ſie ſuchte vergebens nach Worten, um anzufangen. Sie ward roth und wußte nichts, als ihm in die Augen zu blicken, um darin ihr Schickſal zu entziffern. Sie hatte ſo Vieles zu befürchten und konnte doch nichts als die Worte ſtammeln:

„Haſt du etwas gegen mich? Warum verſchließt du dich vor mir?“

„Gott iſt mein Zeuge, daß ich nichts gegen dich habe“, ſagte er. „Nie habe ich an deiner Liebe gezweifelt. Meine Verſtimmung rührt wo anders her. Es wird mir ſchwer, dir ein Geſtändniß zu machen. Aber es muß ſein. Du biſt nicht mehr das unerfahrene Kind, welches ich aus dem Inſtitut entführte, damit es nicht in den freudenloſen Mauern einer Welt entſage, die ſo viele Freuden uns bereitet. Du ſollſt ſie endlich kennen lernen und ich verlaſſe dich jetzt, um dir den Weg dahin zu bahnen."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" ſagte Delphine ſeufzend. „Enthält die Ehe nicht das Gebot, auf immer verbunden Hand in Hand durch trübe und helle Tage zu wandeln, ſich niemals zu verlaſſen, alles gemeinſam zu tragen, und ſich wechſelſeitig zu unterſtützen? Siehſt du das ein und willſt mich dennoch verlaſſen, um mir den Weg zu neuen Freuden zu bahnen! Ich vermag das nicht zu faſſen, da ich die reinſten ja ſchon empfinde" —

„Es fehlt dir an Imagination", unterbrach er ſie. „Du befindeſt dich ganz wohl in deiner Realität. Hier der liebende Gatte; dort das ſchreiende Töchterlein, das in Schlaf geſummt wird. Du biſt doch immer noch ein Kind. Meine kurze Abweſenheit ſoll ja nur dazu dienen, einen Wohnſitz für uns in einer großen Stadt zu ermitteln, wo ich in aller Freiheit meine Talente geltend machen kann. Dir, mein geliebter Engel, werden die glänzendſten Salons geöffnet ſein. Die intimſten Familienkreiſe werden meine fromme und anmuthige Gattin empfangen. Ich will, daß meine Delphine den Rang in der Geſellſchaft einnehme, der ihr gebührt, ohne daß unſere Herzen aufhören, in Treue für einander zu ſchlagen.“

„Das Letztere glaub' ich wohl“, ſprach ſie aus tiefſter Ueberzeugung. „Aber in die Welt werde ich nie mich ſchicken lernen. Mir fehlen die weſentlichſten Eigenſchaften dazu. Und läge wirklich etwas Gutes, etwas Edles in mir, ſo iſt es ſo umhüllt von zähem, unſcheinbarem Stoffe, daß fremde Menſchen nichts davon entdecken würden.“

Sie hatte nun alles ihm geſagt; ihre Einwände waren erſchöpft und ſie war begierig, was er darauf entgegnen würde.

Er ließ es an nichts fehlen, um ihr die äußerſte Nothwendigkeit ſeiner baldigen Abreiſe zu erklären. Nach drei Monaten verſprach er wieder bei ihr zu ſein. Dann ging er auf ihre Gedanken ein. Er hielt es für unmöglich, daß Gott nicht ihren Hausſtand ſegnen würde, da ſie ja fromm und tugendhaft ſeien. Wenn Delphine die Umſtände nicht blos nach dem erſten flüchtigen Eindrucke, den die momentane Trennung auf ſie mache, beurtheilen wolle, ſondern ſie richtig zu erwägen ſich entſchlöſſe; dann müſſe ſie mit Freuden ihm beiſtimmen.

„Dein Verſtand wird deiner Anmuth nicht nachſtehen wollen; du biſt eben ſo klug als ſchön“, fügte er hinzu. „Meine Delphine wird ſich tröſten. Bete und arbeite! heißt das Gebot. Du wirſt beten, während ich arbeite. Gebet, Arbeit, Liebe, darin ruht das Geheimniß des glücklichen Daſeins.“

Sie hatte begriffen, was er ſagte; allein ſie wußte nun auch, daß ſie ihn nicht mehr zurückhalten konnte. Sie fühlte ſich auf den Tod verwundet und fiel, wie von einem furchtbaren Geſchoß erreicht, aus der lichten Höhe, in der ſie ſich wiegte, in einen mit Dornen beſäeten Abgrund. Sie ſaß da mit geſenktem Kopfe und zwei große Thränen rollten über ihre erbleichenden Wangen. Mit einem Blicke hatte ſie den Raum durchmeſſen, der das unbedeutende Weib von dem talentbegabten weltkundigen Manne trennte. Die Wirklichkeit trat ihr zum erſtenmal gegenüber und ihre Träume zerrannen davor in einen trüben Nebel.

„Du weinſt und ſagſt nichts?“ ſprach leiſe Ludolf und zog ſie an ſich.

Sie warf ſich heftig an ſeine Bruſt und ließ ihrem verzweifelnden Schmerz in Strömen von Thränen freien Lauf.

Sie hatte ihm nichts zu ſagen. Ihre freimüthige Geradheit bedurfte keiner Worte mehr; ihre Thränen ſprachen. Sie hätte befürchten müſſen, in dem, was ſie ſagen würde, ihren Gatten zu verletzen. Ihn zu kränken und dadurch den letzten Faden einer ſchwachen Hoffnung zu zerreißen.

Ludolf geſtand jetzt, daß er bereits Verträge abgeſchloſſen habe, die keinen Rücktritt mehr geſtatteten. Man erwarte ihn an beſtimmten Tagen in Baden und Spaa.

„Daß ich damit eine ſchmerzhafte Stelle deines Herzens berührt habe, wirſt du mir um unſerer Liebe willen verzeihen“, ſagte er ſanft.

Bei dieſen Worten erblühete plötzlich ihr Zartgefühl gleich der Wunderblume im Märchen. Kein Verſuch mehr ſchien ihr erlaubt, ihn zurückzuhalten. Sie blickte auf den Gatten, der verlegen mit einer Gerte phantaſtiſche Figuren in den Sand zeichnete.

„So reiſe denn und entledige dich deiner Pflicht!“ ſprach ſie entſchloſſen. „Aber ſchreibe mir, ſo oft du kannſt“ —

„Jeden Tag empfängſt du ein Briefchen von mir; jeden Tag ich eines von dir. So wollen wir's halten,“ rief er leichthin und erleichtert.

Sie verſprach es.

„Sind alle deine Beſorgniſſe jetzt beſchwichtigt?“ fragte er.

„Ach, ich weiß ja nur das Eine, daß ich dich unausſprechlich liebe“, ſagte ſie.

Der Zwang, den ſie ſich anthat, hatte ihr ſogleich wieder Thränen in's Auge gelockt. Um ſie Ludolf zu verbergen, ſtand ſie ſchnell auf und ging dem Hauſe zu.

„Die freie Luft, die ſchöne Natur, unſere Victoria, deine Briefe werden mir in der Zeit bis zu deiner Heimkehr Erholung und Luſt genug bereiten!“ Man hörte an ihrem Tone, welche Trauer ſie erfüllte.

„So iſt's recht. Und jetzt, Delphine, gieb Befehl zum Diner. Es wird mir ſchmecken, denn ich verſpüre Hunger.“

An demſelben Abend, als ſie im Garten ſaßen, war Ludolf heiter und geſprächig. Delphine freuete ſich, ihn ſo zu ſehen und lachte mit ihm, ohne ſich zu zwingen. Sie war nicht ſentimental im gewöhnlichen Sinne. Sie ſang ſogar. Es war ſein ſpaniſches Lieblingsliedchen „Dulce esperanza mia“, deſſen Weiſe jedoch ziemlich monoton und klagend war.

Der Himmel war ſchwarz und umwölkt und ein feuchter Wind ſtrich an ihrem Geſichte vorüber. Die trauernde Natur übte auf ſie keine Mißſtimmung. Das Liedchen tönte fort. Es klang nur wie ein zärtlicher Abſchied, der erhebend wirkte. Die Stimme war dieſelbe, die Ludolf einſt in der Kirche bezaubert hatte.

„Ich werde in der Ferne an dies Liedchen denken und es wird mir dann ſein, als ob ich es von dir ſingen höre“, ſagte er galant, als ſie geendet. „Ich werde eine

Transſcription darüber machen. Es wird meine beſte Arbeit werden, denn ich denke dabei an dich. Komme ich heim, ſo ſpiel ich dir's vor."

Sie pflückte ein Blümchen und gab es ihm.

„Da nimm!"

Er öffnete ein kleines Büchlein, das er in der Bruſttaſche trug, legte das Blümchen hinein und bog ſorgfältig die Blätter auseinander.

Das war das einzige Opfer, welches ſie der Sentimentalität brachten.

Zwei Tage nachher war Delphine Strohwittwe, wie es im gemeinen Leben heißt.

XI.

Es verging kein Tag, an welchem nicht ein Brief ankam. Ludolf war voll luſtigen Muthes; er ſchrieb, daß er ſich einer ſtrahlenden Geſundheit erfreue. Er danke es Delphine, daß ſie ihn dem Leben und der Ehre zurückgegeben habe. Dazu tauſend zärtliche Ergüſſe. Auch an

Planen für die Zukunft mangelte es nicht. Seine Geſchäfte gingen über Erwarten gut, ſchrieb er. Er hoffe im Stande zu ſein, die kleine Villa, die ſie jetzt bewohnten, zu kaufen und vollkommen nach ihrem Geſchmack einzurichten. Dort würden ſie dann ihre Villeggiatur halten. Er würde dort von ſeinen Fatiguen im Kreiſe der Familie ausruhen. Zu jenem Zeitpunkte ſollte auch wieder ſein wirklicher Name an die Stelle des angenommenen treten, den er für ſie noch beibehalten müſſe, um jede Verfolgung von ihrer Spur abzuleiten.

Das war ſo unumwunden und offen, ſo glänzend geſchildert und dabei ſo nahe gelegt, daß in keines Menſchen Seele ein Zweifel hätte entſtehen können.

Jeder Brief erhöhete Delphinens Glück. Sie trug wohl auch einen zu dem lieben alten Pfarrer und las ihm manche Stelle daraus vor, der den Herrn Bowden dadurch recht lieb gewann. Denn ſo und nicht „Ludolf“ lautete ſtets die Unterſchrift.

Im October kehrte Ludolf zu ſeinen Penaten zurück. Eine mit Banknoten gefüllte Brieftaſche wurde vor Delphine auf den Tiſch gelegt, ein paar Brillantohrringe nebſt Buſennadel ihr übergeben.

„Die Ernte meiner Saiſon“, ſprach er, ſie fröhlich anblickend. „Gleich eingehängt und vorgeſteckt! O wie prächtig! wie dich das kleidet! Sieh dich doch im Spiegel! Du ſiehſt wie eine kleine Prinzeſſin aus. Ich bekam zwei Brillantringe, den einen von dem franzöſiſchen Duc von Fezenſac, den andern von der polniſchen Fürſtin Zibulka. Was ſollte ich damit? Ich ließ ſie für dich umfaſſen."

„Und was ſoll ich damit anfangen?" fragte ſie ſchüchtern.

„Sie aufbewahren für Victoria, wenn du nicht anders willſt. Sie wird ſie an ihrem Hochzeitstage tragen!" ſo jauchzte er, indem er ſein Töchterchen hoch empor hob.

Der October verſtrich. Die Unterhaltung wurde einſylbiger. Er phantaſirte auf ſeinem Inſtrumente; ſie hörte zu und ſtrickte dabei roſenrothe Strümpfchen für das Kleine.

Er erzählte ihr von den délices von Baden-Baden. Von dem Ausfall, den die andern Virtuoſen in ihren Einnahmen erlitten, nachdem er ſich hatte affichiren laſſen. Als er wegen eines ſtarken Huſtens ſein erſtes Konzert vertagen mußte, wäre ſein Vorzimmer nicht leer geworden von theilnehmenden Freunden und Gönnern. Abends konnte man die abgegebenen Karten nach dem Hundert zählen.

Sie wußte nichts als von der Kleinen zu ſagen. Sie lache ganz verſtändig, wenn man im rechten Tone mit ihr ſpreche. Die Pätſchgen öffnete ſie, wenn man ihr die Hand

Univ. Bibl.
München

reiche, als wollte ſie ſie drücken. Manchmal ſchien es auch, als ob ſie ſchon Mama ſagen wolle.

„Unſere Victoria berechtigt in der That zu den ſchönſten Hoffnungen!“ ſprach er dann laut auflachend.

Delphine mißfiel ſein Spott. Aber ſie mußte ſich geſtehen, daß ſie ihren Mann nicht zu unterhalten verſtand. Stärker ergriff es ſie, daß der Abſtand zwiſchen der eben verlebten Saiſon in Baden und dem Stillleben bei ihr zu weit ſei. Es war ihr deshalb angenehm, wann er auf einen Tag nach Genf ging. Er hatte ihr geſagt, daß er in Baden einen reichen Gentleman kennen gelernt, der den Winter dort zubringe und der ihn zu Jagdparthien eingeladen habe.

Ludolf wußte aber ſein Inſtrument beſſer zu beherrſchen als ein ſcheues Pferd und ſo geſchah es, daß er an einem trüben Novemberabend ſchwer verwundet heimkehrte und von einem Wundarzte begleitet, in ſein Bett getragen werden mußte. Der linke Arm war aus dem Gelenk, das Schlüſſelbein gebrochen und der ganze Körper ſo zerquetſcht und geſchunden, daß er fürchterliche Schmerzen litt.

Delphine wurde bei dem Anblick ohnmächtig. Auch ſie erkrankte. Ihres Gatten Theilnahme für ihren Zuſtand äußerte ſich ſo ſtark, daß er der eigenen Schmerzen vergaß, um ihr alle Sorgfalt zu widmen. Hierdurch verzögerte ſich ſeine Heilung und der Winter verging ihm in

Trauer. Er hatte beabſichtigt, während der Faſtenzeit nach Paris zu gehen. Das war ihm nun abermals vereitelt und er mußte ſeine Triumphe wieder auf die Bäderſaiſon hinausſchieben.

In ſolcher Weiſe wurde das Jahr und das folgende verlebt. Delphine meinte ſich endlich daran gewöhnen zu können, ihren Gatten nur wenige Wochen im Frühjahr und Herbſt um ſich zu ſehen, wann er von Konzerten und Soireen erſchöpft, ſich der Ruhe überließ.

In der Zwiſchenzeit war ja Victoria ihr Luſt und Zerſtreuung. Ruhig erwartete ſie den Zeitpunkt, in welchem Ludolf mit ihr in beſtändiger Verbindung ſeinen feſten Wohnſitz gewählt haben würde. Dann führte ſie auch ſeinen Namen und durfte nicht mehr ſich unter dem einer Madam Bowden verbergen. Geliebt von einem ſolchen Gatten, Mutter eines ſich hold entwickelnden Kindes, in einer beſcheidenen, aber höchſt anmuthigen Umgebung, glaubte ſie beruhigt einer nicht mehr fernen Zukunft entgegenſehen zu können.

Die tägliche Korreſpondenz war jedoch ſchon ſeit der erſten Reiſe eingeſtellt worden. Ludolf ſchrieb unregelmäßig und vergaß ſogar manchmal ſeinen nächſten Aufenthalt anzugeben, wohin Delphinens Briefe zu adreſſiren ſeien. Endlich wurden die ſeinigen, ſo ſelten und inhaltlos, daß Delphine Mühe hatte, ihren Gatten, ihren

Geliebten, auch nur ihren Freund darin wieder zu erkennen.'

Sie beſchwerte ſich über dieſe grauſame Vernachläſſigung. Was ſie ihm ſchrieb, war der Ausdruck eines tief bekümmerten Herzens. Sie ſuchte wenigſtens ſein Mitleid zu erwecken. Sie erinnerte ihn an die Pflicht des Vaters. Keine Antwort erfolgte, aber nach acht Monaten der Abweſenheit kehrte er ſelbſt zurück.

Er ſei auf der Flucht wie er ſagte. Ein unglückliches Duell, in welchem er einen vornehmen Gegner erſchoſſen, zwinge ihn Europa zu verlaſſen. Die Umſtände ſeien der Art, daß er mit mehrjährigen Kerker bedroht ſei. Er käme blos, um die Exiſtenz ſeiner Familie während ſeiner Abweſenheit ſicher zu ſtellen. Wie lange dieſe dauern werde, müſſe er Gott anheim geben.

„Du wirſt jedes Jahr von dem Bankhaus Wormſer und Compagnie in Paris viertauſend Franken zugeſandt erhalten. Den Wechſel wirſt du an die Ordre von Delphine Bowden ausſtellen laſſen.“

Dies war der leidige Troſt, den er ſeinem armen Weibe ſpendete. Dann folgte ein ſchleuniger Abſchied, eine flüchtige Umarmung, ein Kuß für das Kind; Alles ſo eilig, als ob die Häſcher ihm auf den Ferſen ſäßen.

Das Häuschen bei Genf umwob fortan die tiefſte Trauer. —

Der unerwartete Schlag wirkte furchtbar. Delphine verſank in ein ſtilles planloſes Brüten, aus dem ſie nur der Gedanke zu erwecken vermochte, daß ſie Mutter ſei.

Victoria war ſchwächlich und der Zuſtand, in dem ihre Mutter ſich befand, mochte vielleicht ihre Pflege vernachläſſigt haben. Das Kind ſah bleich, bewegte ſich ſchwer und die Symptome einer Krankheit ſchienen untrüglich.

An dieſem Anblick erſtarkte aber Delphine wunderbar. Sie ſammelte ihre Kräfte, ihre Gedanken richteten ſich nunmehr allein auf ihr leidendes Kind. Ihr Gebet drang zu Gott und Victoria genas.

Als ſie die Gewißheit hatte, daß die Gefahr vorüber ſei, gelangte ihr Gemüth wieder zu einiger Ruhe. Sie beklagte ihren Gatten und ſein Unglück, das ſie tief mit empfand. Sie glaubte, was er ihr nur oberflächlich mitgetheilt hatte und hoffte bald einen Brief mit näherm Aufſchluß von ihm zu empfangen.

Sie wartete vergebens, aber dennoch traf ihn kein Vorwurf. Sie war überzeugt, daß er ſeine Familie nicht vergeſſen habe, daß er ſie liebe, wie ſie ihn liebe, daß er wie ſie in demſelben Grade darunter leide, von Gattin und Kind getrennt zu ſein.

Als dieſe Hoffnung endlich zu wanken begann, ſuchte ſie noch mit aller Kraft ihre beginnenden Zweifel zu bekämpfen. „Er kann niemals vergeſſen, was er mir ſo oft geſchworen, was die Ehre von ihm erheiſcht," ſprach die innere Stimme. In dieſer grauſamen Qual war bereits wieder eine lange Zeit entſchwunden.

Jetzt traten jedoch neue Bedrängniſſe hinzu. Delphinens Wechſel wurden von dem Pariſer Hauſe proteſtirt.

Man ſchrieb ihr, daß Herr Prosper Ludolf ſeine Rechnung mit dem Hauſe vollkommen ausgeglichen habe, und der Credit den er für Madame Bowden eröffnet hatte nunmehr erloſchen und nicht mehr von ihm erneuert wurde.

So niederſchlagend auch dieſe Nachricht war, ſo war ſie dennoch nicht im Stande Delphinens Glauben an ihres Gatten Geſinnung gänzlich zu zerſtören. Sie hoffte vielmehr, wenn gleich gegen alle Wahrſcheinlichkeit, beruhigende Nachrichten von ihm über ihre Verhältniße zu erhalten.

Herr Desbarrez, der alte Pfarrer war ihr beſter Freund im Orte. Ihm vertrauete ſie ſich an. Sie warf ſich in Verzweiflung ihm zu Füßen und nannte ihm unter dem Siegel des unverbrüchlichſten Geheimniſſes den wirklichen Namen ihres Gatten Prosper Ludolf, damit er unter der Hand Erkundigungen einzuziehen im Stande ſei.

Er verſprach es mit Umſicht zu thun und entließ ſie mit der Mahnung auf Gott zu vertrauen. Hierauf übergab ſie ihm ihren Schmuck, den er in Genf verkaufen ließ. Von dem Ertrage beſtritt ſie die Bedürfniſſe, die Hausmiethe, den Lohn der Dienſtboten. Da ſie noch immer mit jedem Tage auf Nachrichten hoffte, ſo durfte die gewiſſenhafte Gattin ohne Ludolfs Zuſtimmung, in dieſen Angelegenheiten keine Aenderung treffen.

Niemand übte die Tugend der demuthvollſten Nachſicht die er auch von andern forderte, in höherm Grade als der fromme Pfarrer Desbarrez. Auch er beſtärkte Delphine darin, daß ihr Gatte wohl unglücklich aber nicht ſchuldig ſein könne.

„Ich habe ihn nur ſtets von der vortrefflichſten Seite während ſeines Hierſeins gekannt,“ ſagte er. „Die Umſtände allein ſind es, die ihn zwingen ſeinen Aufenthalt ſtreng zu verbergen. Dies entſchuldigt ihn auch, daß er den Verkehr mit dem Pariſer Bankhauſe abgebrochen hat. Er wird aber wohl am Ende auch Mittel finden dieſer Verlegenheit abzuhelfen. Inzwiſchen weiß er ja, daß er ſie unter Chriſten zurückgelaſſen! Ich kann zur Noth auch noch ihr Kaſſier ſein. Mein Wort darauf, es ſoll ihnen an nichts fehlen.“

Die Beſuche des Pfarrers waren die Lichtblicke in Delphinens Daſein. —

Einſt trat Desbarrez zu früher Tageszeit in ihr Zimmer. Er beobachtete eine ſtrenge Haltung und der ſanftmüthige Ausdruck ſeiner Züge hatte ſich in einen ungewohnten Ernſt verwandelt.

„Sie ſagten mir,“ fing er an, „daß Familienverhältniſſe ſie zwangen, ſie und ihren Gatten, unter dem angenommenen Namen Bowden hier zu leben. Jetzt da ſie mir ihre Lage ganz vertraut haben und ich mich bereit gezeigt ſie nach meinen Kräften zu lindern, werden ſie es mir wohl nicht als Neugier auslegen, wenn ich ſie bitte mir den Grund dieſer Verheimlichung etwas genauer mitzutheilen.“

Während er dieſe Frage auf eine ſeltſam imponirende Weiſe an Delphine richtete, waren ſeine Blicke feſt auf ihre Geſichtszüge geheftet.

Sie wechſelte mehrmals die Farbe; ſie fühlte es, daß ſie einem Prieſter gegenüber ſtand, der noch nie im Leben es nöthig hatte, irgend eine ſeiner Handlungen zu verbergen und daher auch keinen erlaubten Grund ſich denken konnte, daß ſie ihm eine der ihrigen nicht offen darlegen würde. Dies raſche Nachdenken bewirkte eine ſo ſichtbare Verwirrung in ihrem Aeußern, als ob ſie einer ſchweren Schuld ſich bewußt ſei.

Sie hatte jedoch bald überlegt, daß ein rückhaltloſes Geſtändniß, im Fall ſie es der Wahrheit getreu ablegte, Ludolfs Character in einem ſehr zweifelhaften Lichte erſcheinen ließ. Ebenſo ſchwer, als eine Antwort zu ertheilen ward es ihr aber auch den Zweck der Frage des Pfarrers zu ergründen.

Delphine verabſcheute die Lüge; zugleich aber war ſie ſich bewußt daß nichts ihren Fehltritt zu rechtfertigen im Stande ſei. Nach einer ziemlichen Pauſe des Beſinnens geſtand ſie endlich, daß es unmöglich ſei den Grund ihres Handelns zu entſchleiern. Der angenommene Name ſei nicht allein ihr Geheimniß. Es zu enthüllen bedürfe ſie der Erlaubniß ihres Gatten. Hiermit glaubte ſie die Wahrheit nicht verletzt zu haben, da die Pflicht ihr zu gebieten ſchien eine andere Erklärung nicht zu geben.

Der Pfarrer Desbarrez verließ ſie hierauf mit einem ſtummen Gruße. Am Abend erſchien er nicht zum Beſuche und wann die folgende Abende Delphine ihr Kind auf dem Arm im Dorfe ihm begegnete, dann ſchien es als ob er ſie nicht bemerke.

Als ſie Sonntags aus der Meſſe ging und den Pfarrer an der Kirchenpforte erwartete, ſpendete er ihr nicht wie gewöhnlich den milden freundlichen Gruß, der Troſt und Standhaftigkeit ihr ins Herz ſenkte. Er ſchritt ohne ein Wort zu ſagen an ihr vorüber nach ſeinem Hauſe zu.

Aengſtlich fragte ſie ſich, welche boshafte Zunge ſie verläumdet habe? Sie, ein Geſchöpf das Niemand ſchaden könne; ein armes, elendes, hilfloſes Weib! Sie durchforſchte ihr Gewiſſen. Hatte ſie den Pfarrer beleidigt? Und würde ſie ſein Mißfallen erregt haben; wie konnte ein ſo frommer und demuthsvoller Mann die Achtung vergeſſen, welche man dem Unglück ſchuldig iſt?

Endlich kam ſie darauf, daß irgend ein ihr nahe verwandtes ſchmerzhaftes Ereigniß die Veranlaſſung zu ſeinem Benehmen ſein könne. Sie mußte es wiſſen. Sie hatte ſich nichts vorzuwerfen und der Pfarrer ſollte ihr Rede ſtehen; er ſollte ihr vorhalten, was ſie etwa verbrochen habe. Der Vorſatz war ſchnell gefaßt und ausgeführt.

Als ſie in das Pfarrhaus trat, war Desbarrez eben beſchäftigt, den Aermſten und Gebrechlichſten des Dorfes ihr Sonntagsalmoſen zu ſpenden. Eine wahre Himmelsfreude ſpiegelte ſich in ſeinem Geſichte; als er aber Delphine erblickte, wandte er ſich mit dem Ausdruck des Unwillens von ihr weg.

Sie ließ ſich dadurch nicht entmuthigen. Sie meinte, daß es ihm ſelbſt peinlich ſein müſſe, ſo gegen ſie zu verfahren und hoffte, daß ſich Alles noch glücklich löſen würde.

Nachdem die Armen fortgegangen waren, bat ſie, zwar gefaßt, aber nicht ohne Thränen, ihr zu ſagen, wodurch ſie ſeine Freundſchaft verſcherzt habe.

„Steigen ſie in ihr Inneres, Madame, ihr Herz wird ihnen die Antwort ertheilen können.“

„Mein Herz iſt von Trauer und Elend erfüllt — allein“ —

Er unterbrach ſie:

„Ihr Herz, Madame Bowden, iſt ein Pfuhl der Verderbniß. Habe ich es wohl verdient, daß ſie mich mit ihren Kommiſſionen beauftragten, die meinen geheiligten Stand ſchändlichen Gerüchten preisgaben? Daß ſie es zugeben konnten, einen meiner Freunde in Paris zu veranlaſſen, bei dem Bankhauſe den Antrag zu ſtellen, von einem verheiratheten Manne die Auszahlung der Penſion für ſeine zurückgelaſſene Mätreſſe zu erwirken?"

Delphine ſtand zur Bildſäule erſtarrt. Der Prieſter fuhr fort:

„Hätten ſie ſich mir in der Haltung einer reuevollen Büßerin gezeigt; würden ſie mich um die Vermittlung erſucht haben, ihre Tochter chriſtlich erziehen zu laſſen und in Demuth und Buße ihre Tage zu beſchließen, dann hätten ſich mildthätige Chriſten gefunden; tugendhafte Frauen würden ihnen Beiſtand nicht verſagt haben, um ihren traurigen Zuſtand einigermaſſen zu lindern" —

„Aber darf ich endlich fragen, hochwürdiger Herr", ſprach hier Delphine in einem Tone, der Ueberraſchung und Gereiztheit verrieth, „von wem ſprechen ſie? Wer denn befindet ſich in der Lage, die ſie eben ſchilderten? Welchen Zweck können ſie haben gerade mich dieſe demüthigenden Vorausſetzungen aus ihrem Munde vernehmen zu laſſen? Reden ſie zu mir, hochwürdiger Herr, wie ſie es ſonſt thaten. Erklären ſie mir deutlich und klar ihre Worte, die ich nicht zu hören gewöhnt bin."

„Ich ſehe, Madame," antwortete er, „ſie haben ein

Kapital von dreiſter Zuverſichtlichkeit, die ich ihnen nicht zugetraut hätte. Gehen ſie nach Hauſe und leſen ſie dieſen Brief. Ich überlaſſe es dann ihrem wieder erwachten Gefühl der Würde und Ehre, ob ſie, nachdem ſie den Inhalt kennen werden, noch in der gewohnten Weiſe mit mir zu ſprechen Verlangen tragen. Nur als Prieſter werde ich fortan ſie noch empfangen."

Sie hielt das Schreiben in der Hand, das ihr ein Geheimniß enthüllen ſollte, dem ſie bebend gegenüberſtand. Sie ſchwankte nach ihrer Wohnung, wo alsbald ihre zitternden Hände das Papier beim Entfalten an mehreren Stellen zerriſſen. Dann las ſie. — — —

Ein Moment des Entſetzens.

„Zu viel für die Kraft eines unglückſeeligen Weibes!" rief ſie aus, dann ward es dunkel vor ihrem Blick.

Die eiskalte Hand des Todes hatte ſie flüchtig berührt. Sie athmete nur noch leiſe. Die Liebkoſungen der kleinen Victoria empfand ſie nicht, aber ihr Geiſt verlor ſich in lichte Räume. Ihr erſchienen dort die theuern Geſtalten ihrer Freundin Victoire, ihres Bruders Camill. Sie hatte ein ſeeliges Vorgefühl des Himmels, wohin die Bosheit der Welt nicht reicht und die vom Schickſal wild umher Geſchleuderten einſt eines ungeſtörten Friedens genießen.

* * *

Sie lag zwei Tage ohne Speiſe, ohne Schlaf. Sie ſchien an das nicht zu denken, was ihr widerfahren war, nicht an das, was ihr bevorſtand. Von Zeit zu Zeit lachte ſie einfältig vor ſich hin; dann ward ſie wieder plötzlich ernſt und zeigte jene ſtumpfe Gleichgiltigkeit, die man an wildſtörriſchen Menſchen bemerkt.

Am Abend des zweiten Tages bewegte ſie ſich heftiger und richtete ſich im Bette auf. Ihre Augen ſuchten im Zimmer umher und ſie rief vom Schmerz überwältigt:

„Ich bin in einer ungeheuern Wüſte, in der meine Klage ohne Antwort verhallt! — Es iſt elend, ſo allein auf der Welt zu ſein!“

Da führte die Dienerin, die um ſie war, die kleine Victoria zu ihr.

„Armes, unendlich armes Kind!“ rief Delphine und ſtrebte vergebens Victoria aufzuheben. Sie war zu ſchwach dazu.

Die Dienerin ſetzte ſie auf das Bett und Delphine umſchlang es krampfhaft.

„Mein Gott! mein Gott! wann wird es dir gefallen, meinen ſelbſt verſchuldeten Leiden ein Ziel zu ſetzen?“ ſprach ſie, von heftigem Schluchzen unterbrochen. „Iſt mein Geiſt, der ſich gegen dich aufgelehnt, denn noch nicht genug gebändigt, meine Seele noch nicht genug zerknirſcht? Nichts in der Welt kann mir mehr Freude gewähren. Selbſt beim Anblick meiner Tochter wird mein Herz nicht von dem holdeſten Sinnenrauſch erfüllt, der ſich ſonſt dabei meines ganzen Weſens bemächtigte."

Sie blickte auf Victoria und ließ ſie aus den Armen. Die Dienerin hob ſie herab und auf Delphinen's Wink trug ſie das Kind aus dem Zimmer.

„Nur ein Geſchäft hab' ich noch zu erfüllen," ſagte ſie dann mit lauter Stimme, als ſpräche ſie mit Jemand, obgleich ſie allein war. „Das Geſchäft einer Mutter, die nicht mehr im Stande iſt ihrer Tochter den Weg durch das Leben zu zeigen. Ich vertraue dabei auf Gott, der auf mein Leiden herabſieht. Er iſt die Liebe, er iſt die Barmherzigkeit! So ungeheuer auch der Fehltritt ſeiner Mutter war, das Kind iſt unſchuldig, es iſt nicht die Frucht einer unberechtigten rohen Sinnlichkeit. Seine bethörte, hintergangene, belogene Mutter trifft kein Vorwurf als Gattin. Ich lebe noch um Rechenſchaft für Alles zu fordern und die Ehre meiner Tochter zu retten, wenn es nach menſchlichen Geſetzen möglich iſt."

Sie trocknete ihre Thränen und ſagte noch:

„Ich will handeln, wie ich muß!"

Dann klingelte ſie und ließ Victoria zu ſich an's Bett bringen.

„Des Himmels Segen ruhe auf dir, mein ſüßes Kind!" ſprach ſie ſanft. „Ein Vorgefühl verbürgt es mir in dieſem Augenblick!"

Sie küßte es wiederholt und ſagte dann, als ob es ihren Schmerz begriffe:

„Schlafe wohl! deiner Mutter iſt beſſer" —

Delphine hatte zuerſt im Sinn, den Brief, den ihr der Pfarrer gegeben, noch einmal zu leſen. Aber ſie verſchob es auf Morgen; ſie wollte ihre Stimmung nicht alteriren.

Zum erſtenmal genoß ſie wieder eines erquickenden Schlummers.

Als ſie andern Tages geſtärkter erwachte, war das erſte, daß ſie nach dem verhängnißvollen Schreiben griff, deſſen Unterſchrift ſie beim erſten Ueberfliegen gar nicht beachtet hatte.

Es war vom Chevalier d'Auroyer, dem früheren franzöſiſchen Generalconſul in Rio, der nunmehr auf einen hohen Poſten in der Verwaltung nach Europa zurückberufen worden war und an den ſich auf die Empfehlung eines geiſtlichen Freundes der Pfarrer Desbarrez gewendet hatte, um über des berühmten Pianiſten Ludolf gegenwärtige Verhältniſſe Näheres zu ermitteln, von deſſen Aufenthalt in Paris ihm bereits Nachricht zugekommen war.

Was Delphine las, beſtätigte Alles, was ſie in einem an Wahnſinn gränzenden Zuſtand ſchon hinlänglich begriffen hatte. Das Entſetzlichſte ward zur Gewißheit, wenn auch der Vater Victoria's nicht ein an eine andere Frau ſchon verheiratheter Mann war, ſo ſtand er doch auf dem Punkte es zu werden.

Es war eine Parthie, die ihm die glänzendſten Vortheile ſicherte. Herr von Auroyer ſchrieb, ſeine Erkundigungen aus der glaubwürdigſten Quelle geſchöpft zu haben. Er fügte bei, daß über die Perſönlichkeit, welche ſich gegenwärtig in Paris in dieſen Verhältniſſen befand, keinerlei Zweifel obwalten könne, da der Virtuoſe Prosper Ludolf allgemein bekannt ſei. Er beſitze neben dem Rufe, den er durch ſein großes Talent ſich erworben, auch den weniger ruhmwürdigen, in ſeinen galanten Aventüren das Maaß, ſelbſt nach den weit gezogenen Gränzen moderner Lebensanſchauung, oft überſchritten zu haben.

Der Chevalier d'Auroyer, einſt franzöſiſcher Konſul in Rio! Welch ein Licht! Der Vater ihrer geliebten Freundin Victoire! Allein wie bald entſchwand es wieder. Wie durfte, wie ſollte ſie ſich, ſchuldbelaſtet wie ſie war, dieſem Engel wieder nahen können? Und wenn ſie auch noch nicht ihr aus dem Gedächtniß entſchwunden wäre, welche Hoffnung konnte ſie daraus in ihrer Lage ſchöpfen?

Sie entſchloß ſich zu dem Pfarrer zu gehen. Sie kleidete ſich ſchnell an und verließ das Haus. Draußen aber ergriff ſie ein ſo heftiger Schwindel, daß ſie eine deſſelben Weges gehende Frau erſuchen mußte, ſich auf ihren Arm ſtützen zu dürfen. Sie wollte dem guten Herrn

Alles jetzt beichten, was ſie belaſtete. Sie wußte, daß ſein kindlicher Sinn ihr beſſern Rath zu ertheilen wiſſen würde, als der geſchickteſte Advocat. So trat ſie ohne Meldung, ganz unerwartet, in das Zimmer des hochwürdigen Herrn Desbarrez, der ſie ernſt aber nicht unfreundlich empfing.

Sie legte ſogleich ein Geſtändniß ab, das keinen Zug ihres Herzens unenthüllt ließ. Ihr Verſtand war plötzlich aus der Lähmung erwacht, die ihn kurz zuvor noch gefangen hielt. Ihre Offenheit drängte jeden Einwurf zurück, den ihre Urtheilskraft dagegen erheben konnte. Sie ſprach von ſich, wie von einer dritten Perſon, die mit einer andern in verderblichen Konflict gerathen war. So trug ſie ihr eigenes Schickſal in unaufhaltſamem Drange wie eine ergreifende Geſchichte vor, bis ſich Alles losgeſchält hatte und die nackte Hoffnung allein noch übrig war, daß Gott durch die Reue das erſtorbene Leben wieder erwecken könne.

Der ehrwürdige Greis, der aufmerkſam zugehört hatte, zeigte eine Stufenleiter der verſchiedenſten Empfindungen während ſie ſprach, die ſich zuletzt zu einer vollſtändigen Umwandlung bei ihm geſtaltete. Von der anfänglichen Strenge des Empfangs ging er bei der Schilderung der Vorgänge im Inſtitut zur Entrüſtung über; dann drückte ſich in ſeinen Zügen die bangſte Beſorgniß aus, bis ſie endlich von der wärmſten Theilnahme erglänzten.

Aber was konnte er ſagen, als ſie geendet hatte? Es waren nichts als alltägliche Bemerkungen, gewöhnliche Ermahnungen. Er ſprach von dem Laſter und der Hinterliſt, welche die Herrſchaft dieſer verderbten Welt unter ſich getheilt haben.

Das dauerte ſo fort; Delphine ſtand dabei unbeweglich ſtumm.

Ihr Stillſchweigen trieb ihn jedoch zu einer wunderbaren Steigerung an. Nach und nach gerieth er in Feuer und ſeine Worte wurden wahrhaft beſeelt als ob der heilige Geiſt ſie ihm eingäbe.

„Der Allmächtige hat dich ſeine Hand fühlen laſſen aber du biſt noch nicht verdammt, er hat in ſeiner Milde geruht, deine ſündige Seele zur Einkehr zu zwingen. Siehſt du das ein, meine arme Tochter? Jener Elende, der dich nun verlaſſen hat, iſt es nicht auch derjenige, der dich dahin brachte deinen Gott zu verlaſſen? Wenn du dies einſiehſt, ſo bleibt dir nichts übrig als den Weg ſtrengſter Buße zu betreten, damit deine Seele nicht ewig verloren gehe. Kehre um und wende dich den Uebungen zu, welche dir ein geiſtlicher Orden als heilige Pflicht auferlegt.“ —

„Und mein Kind — ach! mein Kind, das unſchuldige, für's Leben an ſeiner Ehre gebrandmarkte Geſchöpf!“ rief ſie verzweifelnd ihn unterbrechend.“ Was ſoll aus ihm werden, wenn ich es nicht mehr beſchütze!“

„Eitle Thörin!“ entgegnete der Prieſter. „Du — und beſchützen? Wenn der Himmel dich verwirft, glaubſt du, daß deine Kraft und Macht ſo weit ausreiche? Befiehl dein Kind der Vorſehung, das iſt Alles was du vermagſt und ziehe nicht den Fluch, der jetzt noch auf dir laſtet, auch auf ſein unſchuldiges Haupt hernieder.“

Delphine verſprach ſich gänzlich der Leitung des Prieſters zu überlaſſen; nur um das Einzige flehete ſie ihn an, ſie nicht ſchon jetzt von ihrem Kinde zu trennen.

Unter dem feierlichen Gelöbniß, daß ſie ſpäter der Welt entſagen würde, erlaubte er ihr mit ihrem Kinde deſſen Vater aufzuſuchen, um die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe von ihm anerkennen zu laſſen und dadurch die Zukunft der armen Kleinen zu ſichern. Er würde es an Bemühungen nicht fehlen laſſen, ſie mit Briefen an einflußreiche Perſonen in Paris zu verſehen, da der Aufenthalt Ludolfs nunmehr ermittelt ſei. Er war dann wieder zu einem etwas weltlichern Umgangstone übergegangen.

„Beſorgen ſie nicht, Madame,“ ſagte er, „daß es ihnen an dem erforderlichen Gelde zur Reiſe fehlen werde. Ich bin vollkommen im Stande es ihnen anzubieten. Gute Chriſten verſehen mich reichlich damit zu ähnlichen Zwecken. Und hier gilt es ja einer von einem Abtrünnigen Verführten Gerechtigkeit zu verſchaffen und ihre Seele zu retten.“

Mit den demüthigſten Betheuerungen verließ Delphine den Pfarrhof.

Sie traf die vorläufigen Anſtalten zur Reiſe. Ihre Möbel und was ſie ſonſt in dem Hauſe zurückließ, wollte ſie den guten Leuten überlaſſen, die ihr ſo lange Vertrauen geſchenkt, um ſich daraus bezahlt zu machen.

Victoria kam nicht mehr von ihrem Herzen. Sie wagte es, ihren barmherzigen Heiland, obſchon ſie ihn beleidigt hatte, um Segen für die unſchuldige Frucht ihres Vergehens anzuflehen. Sie dachte aber daran, wie bald ſie ſich von dem Kinde würde trennen müſſen. Welches Opfer forderte man von ihr! Dabei mußte ſich der immerwährend nagende Schmerz der Mutter verbergen, damit Victoria ihn nicht mitempfinde und ihre ſchwache Geſundheit darunter leide.

In dieſer Angſt und Pein wurden die erforderlichen Geſchäfte abgemacht und der Augenblick erwartet, um von den frommen Wünſchen des Prieſters begleitet, mit ihrem Kinde den Ort zu verlaſſen, in welchem ſie von einem ſchnell vorüberfliehenden Schimmer von Glück in die Nacht eines unendlich namenloſen Elends hinabgeſtürzt war.

II.

Irene.

I.

In der Hauptſtadt eines deutſchen Staates zerbrach ſich die elegante Welt ſeit Wochen den Kopf über eine ſehr angelegentliche Frage.

„Wird ſie dieſen Winter herkommen? Wird ſie ihren Salon öffnen? Iſt es wahr, was man munkelt, daß ein ernſthaftes Attachement ſie in Eaux-bonnes zurückhält?“

Das harrte der Löſung, die mit ungeſtümer Ungeduld erſehnt wurde.

Der erſte Empfangabend bei Frau von Mayer konnte das Geheimniß entwirren. Ehe dieſer aber erſchienen war, verbreitete ſich das Gerücht, daß die Erwartete in einigen Wochen an einem vorausbeſtimmten Tage eintreffen würde und bei ihrer Freundin en tout petit comité blos diniren wolle, ohne ſich noch Abends der Geſellſchaft zu zeigen.

Das kleine Diner wurde zu einem Ereigniß, wie diejenigen ſich leicht vorſtellen werden, welche die wichtige Unthätigkeit der eleganten Welt näher kennen gelernt haben.

Frau von Mayer mußte deßhalb vom Lande hereinkommen, obgleich es ſie genirte. Sie hatte den ganzen Herbſt draußen bleiben wollen und ſchon ihre Einladungen zur Jagd ergehen laſſen, die wie jedes Jahr um dieſe Zeit in ihren Parks eröffnet wurde. Allein die Ankunft ihrer Freundin durfte ſie nicht verfehlen Zuerſt würde es gegen den Ton verſtoßen haben, dann gegen die Neugier, da auch ſie dem vielbeſprochenen Attachement in Eaux-bonnes beſſer auf die Spur zu kommen wünſchte. Beides ließ ſich dahin zuſammenfaſſen, daß nur die wärmſte Theilnahme ſie vermöge, ſich für den Augenblick ein wenig zu derangiren.

Frau von Mayer war die älteſte Tochter des reichbemittelten Kaufmanns Fritz Sollberg, der in der Handelswelt für einen ſoliden und ſtreng rechtlichen Mann galt. In ſeinem Hauſe verfuhr er etwas despotiſch wie Einer, der ſich ſeines ſittlichen Uebergewichts andern Menſchen gegenüber wohlbewußt iſt. Er beſaß ächten Bürgerſtolz. Was er hatte, verdankte er nur ſeiner eigenen unausgeſetzten Thätigkeit, bei der ihn die angeborene Kraft allein unterſtützt hatte. Keines Börſenmatadors, keines ſchützenden Gönners hatte er jemals bedurft.

Seine Gattin, in beſchränkten Verhältniſſen geboren, war eine gutmüthige Seele, die vor dem überwiegenden Verſtande ihres Mannes eine unbegränzte Achtung hegte und ſich daher gern in ſeinen Willen fügte. Sie war ſtets kränklich, wodurch ihre angeborene Milde noch bedeutend geſteigert wurde. Ihre Schmerzen ſelbſt konnten ſie nicht in üble Laune verſetzen. Sie riefen nur Thränen bei ihr hervor. Sie ward dann ſo erweicht, daß ſie für Alles, was ſie umgab, nicht nur gewöhnliche Theilnahme, ſondern das wärmſte Mitgefühl empfand. Sie war nicht im Stande irgend einen Tadel eines Andern auszuſprechen; aber ſtets bereit, Schwächen, ſelbſt Fehler und Vergehungen entſchuldigend in Schutz zu nehmen.

So kam es denn auch, daß ſie ihrem Gatten bei der Wahl ihrer Schwiegerſöhne gänzlich freie Hand ließ. Es waren drei Töchter zu verheirathen.

Die zweite Tochter Charlotte war vor der älteſten an den Compagnon des Vaters, Herrn Buſch, verheirathet worden, der von der Pike auf in dem Geſchäft gedient hatte. Er war ſchon früher zum Procuraträger avancirt, der die alte geehrte Firma „Peter Sollberg ſeelige Erben“ zeichnen durfte. Nach ſeiner Verheirathung mit der Tochter des Hauſes hatte die Firma eine für ihn ſehr ehrenvolle Umwandlung erfahren. Sie hieß fortan „Peter Sollberg ſeelige Erben und Eidam Buſch.“

Dann war erſt die ältere Tochter Pauline an die Reihe gekommen. Der Cröſus an der Börſe, Banquier Bernhard von Mayer warb um ihre Hand und ſie ward ihm zu Theil, obgleich ihr Vater, der ſchlichte Kaufmann Fritz Sollberg, zu der Verbindung mit jenem großen in Ueppigkeit ſchwelgenden Hauſe erſt nach heftigem Widerſtreben ſeine Einwilligung gab. Nur der feſte Vorſatz, den Einfluß, den dies auf ſeinen einfachen Haushalt ausüben könnte, mit der ganzen Gewalt ſeines Willens fern zu halten vermochte es ſeine Abneigung zu überwinden.

Die jüngſte Tochter Erneſtine blieb noch zu Hauſe. Es war bisher für ſie keine paſſende Partie gefunden worden. Sie durfte die Schweſter, Frau von Mayer, ſelten und zwar nur bei außerordentlichen Gelegenheiten beſuchen. Eine einzige Soiree im Winter, höchſtens ein Ball an dem Geburtstage des Schwagers oder der Schweſter, darauf beſchränkte es ſich zumeiſt.

Der Sohn war größtentheils in Geſchäften abweſend. Er reiste für das Haus und durfte einen zweckmäßigen Aufwand machen, wie es der Credit und der damit verknüpfte Anſtand erheiſchte.

Pauline von Mayer lebte, wie es der Vater vorausgeſehen, nicht glücklich in ihrer Ehe.

Es kann hier nicht die Rede davon ſein, wer von beiden Gatten die Schuld trug. Die Frauen ſagten er; die Männer ſie.

Er und ſie wollten zuerſt es verſuchen, die vornehme Pariſer Sitte einzuführen, ihren getheilten Haushalt nach weit entfernten Stadttheilen zu verlegen und ſich nur bei gewiſſen Gelegenheiten einer Anſtandsviſite zu unterziehen. Da läßt ſich der Herr melden und die Dame empfängt ihn. Die Artigkeit kann in der Konvenienz nicht weiter getrieben werden.

Deutſcher demi-monde ſtand aber im Allgemeinen noch nicht auf der Höhe des Pariſer. Das Verhältniß des Herrn und der Frau von Mayer gab die Veranlaſſung zu ärgerlichem Gerede, das in dem engern Kreiſe, der ſie umgab, nicht wie in dem Treiben der Weltſtadt Paris als unbeachteter Balaſt fortgeſchwemmt, ſondern von der trägern Welle der allgemeinen Bewegung zu den Betreffenden hingetragen, ihnen manche peinliche Verlegenheit bereitete.

Man zog wieder zuſammen, um das leidige Decorum zu retten. Sie waren getrennt und lebten jetzt dennoch unter demſelben Dache. Vergeblicher Verſuch! Jeder Tag gebar Mißverſtändniſſe, oft der kleinlichſten Art. Aus dieſen erwuchſen Mißhelligkeiten, die eine perſönliche Verſtändigung zu erheiſchen ſchienen. Es kam zu Hader und gemeinem Zank Die Lage ward ganz und gar unerträglich. Herr von Mayer ermüdete zuerſt und verließ den Kampfplatz. Er ging auf Reiſen und bald darauf lief die Nachricht von ſeinem Tode ein. Die Ehe war kinderlos geblieben. Von dem ungeheuern Vermögen fiel ein ſo bedeutender Theil an die in Trauer gehüllte Gattin, daß ſie das Haus auf großem Fuß erhalten konnte, ohne durch irgend eine Rückſicht daran verhindert zu ſein.

Während des letzten Winters hatte eine blendende Schönheit alle Blicke auf ſich gezogen. Es war die Wittwe eines walachiſchen Bojaren, die Prinzeſſin Irene von Terſato.

Die jungen Elegants trugen Halsbinden in den Farben, mit denen man ſie gewöhnlich geſchmückt ſah. Die Walachei war plötzlich Mode geworden. Man ſprach ſchon davon, eine Touriſtenfahrt in das unciviliſirte Land zu unternehmen und auf Entdeckungen auszugehen.

Aber die Schönheit entzückt die Einen und demüthigt die Andern.

Die Damen ſahen ſich durch die Fremde verdunkelt und mißgönnten ihr die allgemein dargebrachten Huldigungen; Frau von Mayer war aber nicht nur im höchſten Grade duldſam, ſondern ſie zeichnete die Prinzeſſin ebenſo ſehr aus, weil ſie in ihr den ſchönſten Schmuck ihres Salons erblickte, der den Kreis der Beſucher vergrößerte und dauernd anzog. Frau von Mayer war verſtändig genug, um einzuſehen, daß ſie bedeutend sur le retour ſich befand und auf keine Huldigungen mehr Anſpruch hatte, die allein und weſentlich körperlichen Vorzügen gelten konnten.

Dazu kam noch etwas Beſonderes.

Sie war muſikaliſch und liebte Muſik bis zur Schwärmerei. Irene war aber Meiſterin auf dem Piano und ſang ihre heimiſchen Lieder zum Entzücken. Sie ſagte von ſich, daß die Ausbildung dieſes Talents ſie vor dem Ennui des Reichthums und mehr noch des Müſſiggangs bewahre; daß ſie bei den Widerwärtigkeiten des Lebens den reichſten Troſt nur darin finde. Nicht die Sucht zu gefallen und Beifall zu erringen ſei es, ſondern nur das Beſtreben, die Mittel zu verſtärken, um die Schönheit des Daſeins lauter zu empfinden. Dies Geſtändniß gefiel durch ſeine Anſpruchloſigkeit.

Es war natürlich, daß die renommirteſten Meiſter der Reſidenz, die erſten Virtuoſen des Tages, fremde wie einheimiſche, ſich zu den muſikaliſchen Soireen bei Frau von Mayer drängten, in welchen ſtets die walachiſche Sonne Alles überſtrahlte.

Was ſich nicht auf Muſik bezog, ließ ſie kalt. Intereſſe für Perſonen, Ehrgeiz, Eitelkeit ſchienen ihr fremd zu ſein. Ihr Herz war dafür unempfindlich. Eine Seltenheit in ihrem Alter.

Man hatte es längſt aufgegeben dieſe Starrheit zu löſen, und begnügte ſich damit das Phänomen zu beobachten, als ein Wendepunkt eintrat, der nicht unbemerkt blieb, ſo leis er ſich auch äußerte.

Der Nebenbuhler Liſzts, der weltberühmte Proſper

Ludolf war angekommen, hatte bereits ein Konzert gegeben und Prinzeſſin Irene erſuchte Frau von Mayer ihn einzuladen, ſie wünſchte mit ihm ein Stück zu vier Händen von ihrer eigenen Kompoſition zu ſpielen.

Es war ein Feſtabend; der Weihrauch der Bewunderung ſtieg für beide Künſtler im reichſten Maaße empor. Sie waren förmlich umwallt von freudiger Luſt und Entzücken.

Ludolf erklärte, daß er außer Madame de Kalergis noch nie eine Dame gehört habe, die ein ähnliches Genie beſitze. Aber, wie die Galanterie es erforderte, wußte er die bedeutenden Vorzüge in dem Spiel der Prinzeſſin von Terſato ſo hervorzuheben, daß die berühmte ſchöne Nichte des Grafen Neſſelrode im Nachtheil war.

Obgleich Ludolf's Anweſenheit in der Reſidenz nur von kurzer Dauer ſein konnte, und er deßhalb ſehr recherchirt war, ſo ſchlug er hartnäckig jede Einladung aus, die ihn für einen Abend von dem Salon der Frau von Mayer getrennt hätte. Er ſchien denſelben lebhaften und tiefen Eindruck empfangen zu haben, gleich den Zuhörern.

Bat man Irene ſich an's Piano zu ſetzen, ſo war es als ob ſie allein ihre Stärke verloren habe, die ſie erſt wieder fand, wann Ludolf an ihrer Seite ſpielte.

Dieſe Uebereinſtimmung in der Vereinigung ihres Talents vermochte ein unmerkliches Einverſtändniß zu erwecken; ſie hatten über die Art und Weiſe zu ſpielen manches zu verhandeln; Eines erwartete das Andere, um ſich in dieſem Sinne ihm zu nähern und aus den Zuhörern wurden Beobachter, welche bereits daran glaubten, daß die Liebe vollenden würde, was die Kunſt begonnen.

Ludolf mußte ſeinen Engagements folgen und verließ die Stadt.

Irene hatte ſchon längſt davon geſprochen, daß ſie von dem Arzte angewieſen ſei, die Thermen von Eaux-bonnes in den atlantiſchen Abhängen der Pyrenäen zu beſuchen. Ihre Abreiſe erfolgte ziemlich unvorbereitet und der Salon der Frau von Mayer glaubte daraus ſeine Folgerungen ſich ziehen zu dürfen.

Für Viele ſeltſam genug aber dennoch nicht befremdend war es daher, als man in der Gazette-musicale der Herren Brandus und Dufour in Paris zu leſen bekam, daß Proſper Ludolf in dem ſtillwaldigen Revier des einſam gelegenen Pyrenäenbades den dort verſammelten Bruſtkranken den Genuß einer Reihe von Konzerten bereitet habe, in welchen auch eine vornehme Dilettantin ſich hören laſſe. —

Das intereſſante Räthſel war nunmehr der Löſung nahe. Frau von Mayer erwartete die erſehnten Enthüllungen, welche ihr im Gefolge des diner en petit comité zuverſichtlich gemacht werden würden.

Die Anderen ſpitzten in Gedanken bereits ihre Fragen zu. „Wie iſt es denn möglich? Nein, wirklich die Prinzeſſin? Mit dem Klavierſpieler? Ernſthaft? Darf man glauben was man hört? Sie reich, ſchön, geiſtvoll, vornehm, ſogar von den Komnenen abſtammend und er? Nicht möglich! Er mal famé, ein chevalier de bonnes fortunes und eine Irene von Terſato?“

Dieſe Fragen je nach der ſich bietenden Gelegenheit oft wiederholt, mußten zu Debatten ausgeſponnen, endlich ein Reſultat herbeiführen. Die Uebung hatte zu dieſer Erfahrung verholfen.

Das petit comité war harmlos zuſammengeſetzt. Es beſtand aus drei jungen Herren, ſehr eifrige Anbeter Irenens und einer alten Freundin, Frau von Wolf, bei der vorausgeſetzt wurde, daß ſie dem eigentlichen Intereſſe fern ſtand und ihr das Ereigniß gleichgiltig war. Frau von Mayer hatte ſie nur eingeladen, um die weibliche Stimme in der Geſellſchaft bei der Debatte zu verſtärken.

Alles war alſo eingeleitet und vorbereitet, als am Morgen ein zweites Schreiben der Prinzeſſin mit der Meldung einlief: ſie habe ſich noch nicht entſchließen können den reizend ſtillen Ort zu verlaſſen und werde vielleicht für dieſes Jahr das hohe Vergnügen ſich erſt ſpät verſchaffen können, ihre geliebte Freundin in der deutſchen Reſidenz zu ſehen.

Das Diner konnte nicht mehr abgeſagt werden. Die Eingeladenen erſchienen und empfingen die trübſeelige Nachricht mit langgezogener Miene. Nur die alte Freundin, die ſonſt gleichgiltig geblieben wäre, zeigte eine regere Theilnahme, da das Ereigniß ſich zu einem kleinen Skandale ganz offen kund zu geben begann.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man in Frau von Mayer drang Aufklärung zu erhalten. Man bat ſie den Brief vorzuleſen.

Sie wollte ſehen und durchlief ſchnell die Zeilen.

„Hier iſt eine Stelle die ich ihnen mittheilen kann,“ ſprach ſie und las:

„Zürnen ſie mir nicht. Ich kann mein Wort nicht halten. Aber ſpotten ſie nicht. Mir iſt die Sache ernſt. Wie durch ein Wunder erhielt ich ein verlorenes geheiligtes Kleinod wieder. Dies erfüllte mich plötzlich mit einem Lichte, das mein Inneres ganz erfüllte. Mein Gewiſſen erwachte. Ich erblickte meine unzähligen Verirrungen und erkannte die Nichtigkeit meiner bisherigen Beziehungen zur Welt. Ich kann ſie nicht wieder anknüpfen und bedarf für jetzt der vollſtändigſten Abgeſchiedenheit. Sagen ſie unſern Freunden, daß ich ſie niemals vergeſſen werde, daß ich ſie aber für jetzt bitte mich zu vergeſſen. Dieſer Gedanke allein kann mich beruhigen u. ſ. w.“ —

Die Geſellſchaft oder das petit comité der Frau von

Mayer war nicht im Stande aus dieſem échantillon ſich ein rechtes Bild von dem Seelenzuſtande der walachiſchen Prinzeſſin zuſammenzuſetzen. Daß ſie das äußere Leben von ſich abſtreifend, durch eine flüchtige gläubige Vorſtellung ergriffen und erfüllt, jetzt gleichſam eine rein innerliche Lebensgeſchichte beginnen wollte, das lag den blaſirten Weltmenſchen fern. Sie nährten ſich von andern Illuſionen; ihre Phantaſie nahm ſie nicht mit den Netzen des Wunders gefangen. Die ihrige bewegte ſich in einer Bahn mit Hinderniſſen, vor denen ſie ſcheu zurückwich und ſich darauf beſchränkte, in dem engen Kreiſe ſchroffer Zweifel herumzutaumeln und an den eiſigen Zacken ihres beſchränkten Verſtandes mit den lahmen Flügeln hinzuſtreichen

Nur Frau von Wolf murmelte etwas zwiſchen dem Kauen, das ungefähr ſo lautete:

„Die Terſato hatte für mich ſtets ein Gewiſſes in in ihrem brennend ſchwarzen Auge — ich weiß es nicht zu nennen — unſere Herren haben mehr Verſtändniß für ſolche Magie. Das Myſterium des wiedergefundenen Kleinods ſteht damit im Zuſammenhang, das iſt gewiß“ —

„Etwas poetiſches“, rief ihr ein Maler begeiſtert zu. „Ich habe ihr oft in das Auge geblickt, wann ſie mir ſaß“ —

„Ach ja“, entgegnete die Wolf, „ſie haben ja das ſchöne Kind porträtirt —“

„Mir, wie jedem andern Künſtler“, fuhr der Maler fort, „mußte bei einem ſolchen Werke die Poeſie dem Herzen entſtrömend in den Fingern zucken. Ich werde der herrlichen Frau ewig dankbar dafür ſein, daß ſie mir ſitzen wollte. Ihr Bild iſt mein Heiligthum. Ich werde mich nie davon trennen.“

Die Wolf blickte lächelnd auf Frau von Mayer. Die Andern aßen mit ernſten Mienen. Die Wirthin winkte dem Bedienten die Mayonnaiſe herumzugeben. Es geſchah von ihr gewiß ohne Abſicht das Diner und die Converſation ihrem Ende zu nähern, denn die leichte Speiſe, welche die Muskeln des Kiefers nicht anſtrengte, beförderte den Fluß des Geſprächs.

„Eine ſolche retroſpective Viſion wie ſie eben uns ſchilderten,“ ſagte zu dem Maler gewandt Herr von Walter, ein junger Landedelmann, der jeden Winter in der Reſidenz verlebte, „gewährt ein hohes, ein unendliches Vergnügen. Es iſt ein Gefühl, in welchem ich meine ſchönſten Stunden wahrhaft hinſchwelge. Ich möchte um keinen Preis meine Erinnerungen geben, wie Sie nicht ihr Bild. Ein Spaziergang; ein Ort, wo ich vergnügt war — —“

Eine mit Mayonnaiſe aufgehäufte Gabel unterbrach hier ſeine überſtrömende Erinnerung. Er mußte mit der Serviette ein paarmal über den Bart fahren.

„Und nun gar eine Perſon, die wir lieben“, ergänzte die Wolf während der entſtandenen Pauſe mit einem Lachen, das maliciös ſein wollte.

„Gewiß,“ fuhr die Frau vom Hauſe fort, „und die uns weit entfernt iſt, die wir einſt liebten, die vielleicht der Tod uns raubte und die eine holde Erinnerung uns wie lebend nahe bringt“ —

„Sie ſprechen von Geſpenſtern, gnädige Frau,“ warf der Landedelmann ein.

„Ich ſetze bei uns Allen keinen Glauben an Geſpenſter voraus,“ ſagte Frau von Mayer.

„Das Geſpräch verliert ſich in die Grauen der Geiſterregion,“ ſprach die Wolf gewichtig, „und trägt uns zu weit von unſerm Gegenſtande fort, der in Fülle der Geſundheit uns einen Abſagebrief ſchrieb, welcher uns als Beweis dienen kann, daß er unſere Geſellſchaft meidet, weil er ſie langweilig findet.“

„Ich betrachte das Ganze von dem einzig richtigen Standpunkte, wie ich mir ſchmeichle,“ ſagte ein junger Luſtſpieldichter, der bisher geſchwiegen hatte.

„Und was iſt ihre Meinung?“ fragte die Mayer.

„Es läuft auf eine launenhafte Koketterie hinaus,“ antwortete jener.

„Das können ſie bei Irene von Terſato vorausſetzen?“ rief etwas geſteigert der Maler.

„Warum nicht?“ erwiderte der Dichter. „Solche

Anwandelungen und Aeußerungen erwachen wohl plötzlicher und entſchiedener bei einer walachiſchen Bojarin, als es bei dem ſanftern Temperamente deutſcher Damen anzunehmen iſt.“

„Sie erweiſen uns zu viel Großmuth,“ ſagte Frau von Mayer. „Aber in Bezug auf die walachiſchen Damen muß ich ſie bitten, meine Freundin Irene als Ausnahme gelten zu laſſen. Ich bin bereit, meine Ueberzeugung gegen jeden zu vertheidigen. Und hätte Irene Schwächen — wer wollte den erſten Stein auf ſie werfen?“ —

„Niemand — gewiß!“ rief der Maler. „Dazu iſt ſie zu ſchön!“ —

„Die Schönheit iſt auch eine Tugend!“ ſagte der Luſtſpieldichter, indem er dieſe Fadheit mit einer lächelnden Verbeugung gegen Frau von Mayer begleitete.

„Da gerathen wir wieder weit ab von unſerm Gegenſtand,“ bemerkte hier die Wolf und legte ſich mit der Bruſt über die Tiſchkante, ſo daß ihr Kopf weit vorragte. „Laſſen wir Laune, Koketterie und Schönheit ganz bei Seite, ſuchen wir nicht die größere Erregbarkeit walachiſcher Damen vor den deutſchen zu ergründen. Ich werfe die beſtimmte entſcheidende Frage auf: wie ſteht es denn wohl eigentlich mit der Tugend der Prinzeſſin? Voilà — c'est l'essentiel!“

Frau von Mayer warf ihr einen ſtrafenden Blick zu.

Das Eis war nun durchbrochen, allein die Herren durften ihre Zurückhaltung nicht verlaſſen. Die Wolf betrachtete ſie der Reihe nach mit großem Wohlgefallen. „Wer wird wohl zuerſt das Thema angreifen?“ dachte ſie.

„Frau von Terſato hat ein empfindſames Herz“, ſagte endlich der Maler gleichgiltig —

„Sie iſt nur ein wenig lebhaft,“ meinte der Luſtſpieldichter.

„Mit einem Wort ſie iſt keine Heilige und das werden wir und die Damen ihr wohl vergeben müſſen,“ ſetzte der Landedelmann hinzu. „Nicht wahr, meine gnädige Frau?“ ſich zu Frau von Wolf wendend.

„Die Heiligen ſind nicht mehr an der Tagesordnung,“ ſagte dieſe. „Ein Heiligenſchein würde der Terſato auch ſchlecht zu Geſicht ſtehen, trotzdem, daß ſie täglich die Meſſe hört und einen alten Roſenkranz, wie ein Bracelet trägt, der mir einmal, als ich mit ihr ein Album durchblätterte, in die Taſſe fiel. Aber wenn ich ſie hier anblicke, meine Herren, ſo leſe ich einige Verlegenheit in ihren Zügen. Ich will ihre geheimen Gedanken nicht erforſchen. Meine Frage von vorhin, wie es um die Tugend der Prinzeſſin ſtehe, bezog ſich auf ein Verhältniß zu dem Pianiſten Ludolf, das wir hier vor unſern Augen entſtehen ſahen und auf die Nachricht in den Blättern, daß er eben in Verbindung mit einer vornehmen Dilettantin gerade an dem

Orte Konzerte giebt, den die Fürſtin Irene zu einer myſteriöſen Retraite für dieſen Winter ſich auserkoren hat, um in Beſchaulichkeit verſenkt, nicht nur uns zu vergeſſen, ſondern auch von uns vergeſſen zu werden.“

„Ein ſolches Verhältniß zu einem Künſtler, wenn angenommen werde es beſtehe, verſtoße nicht gegen die Tugend,“ meinte der Maler.

„C'est selon,“ erwiderte die Wolf. „Wo die Thatſache evident vorliegt, daß nur nach dem einzigen Ziel geſtrebt wird, um jeden Preis Eroberungen zu machen — —“

„Ich bin davon überzeugt, daß hier der Schein trügt,“ unterbrach ſie Frau von Mayer, weitere Auseinanderſetzungen fürchtend.

„Ich geſtehe zu,“ fuhr Frau von Wolf boshaft fort, „Schönheit entſchuldigt zwar viel, aber wenn ich eine Tochter hätte, ſo dürfte ſie mir mit der Prinzeſſin nicht umgehen“ —

„Nicht weiter,“ rief Frau von Mayer, die den von der alten Freundin angeſchlagenen Ton umſtimmen wollte. „Wenn ſie fortfahren, ſo riskiren ſie ein Duell mit dieſen Herren, die Alle von Irene ſehr vortheilhaft denken.“

„Wir müßten uns allerdings anſchicken, ſie zu vertheidigen,“ ſagte der Maler, dem die Prinzeſſin geſeſſen hatte.

„Mir iſt es gleich, wie man über ſie urtheilt,“ der

Luſtſpieldichter, den die Beziehungen zwiſchen ihr und dem Virtuoſen ſchon in ihrem Entſtehen verdroſſen hatten.

„Und ich erlaube mir die Bemerkung," ſprach der junge Landedelmann, indem er aufſtand, „daß ich den ſchönen Gegenſtand, der hier ſolchen Angriffen ausgeſetzt iſt, noch zu wenig kenne, um über ihn zu urtheilen. Allein das ſehe ich ein, daß die arme Dame, die ſich hier nicht vertheidigen kann, mehr Schonung verdiente."

„Wie verſtehen ſie das?" fragte ihn ſpitz der Dichter.

„Daß, wenn ich das Glück hätte, ſowie ſie die Dame zu kennen, ich ſogleich eine Lanze für ſie brechen würde," lautete die Antwort, die jener mit einem leichten Beben der Stimme ſchnell darauf ertheilte.

„Nehmen ſie ſich in Acht," flüſterte Frau von Wolf, „ſie könnten in Verdacht kommen, in die Prinzeſſin ernſthaft verliebt zu ſein."

„Ich bin ſtets offen und haſſe die Verläumdung," erwiderte der junge Mann.

„Der Thee wird kalt," rief Frau von Mayer raſch dazwiſchen, der das Geſpräch die Angſt einflößte, es könne in ihrem Salon zu einer Herausforderung kommen.

II.

Irene, die Tochter eines Bojaren, ward früh mit einem Bojaren verheirathet. Der Fürſt Terſato, ein zügelloſer Charakter, war nicht dazu geſchaffen, in einer glücklichen Ehe zu leben. Geburt und Reichthum hatten ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet. Nachdem er in München ſtudirt, war er auf Reiſen gegangen und ließ ſich in der ruſſiſchen Diplomatie anſtellen. Er bekleidete hierauf den Poſten eines Geſchäftsträgers an einem kleinen deutſchen Hofe und wurde dann der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Paris beigegeben.

Die Komödie der großen Welt, welche kleine Geiſter anzieht, ergötzt und blendet, macht den entgegengeſetzten Eindruck auf eine reich begabte Individualität. Für ſie wird aus der Komödie bald eine Tragödie; die Lazzi erregen Schrecken; das anſcheinend Schöne wird zur Mißgeſtalt; aus den Luſtſpielhelden werden Bajazzos oder Verbrecher; das, was wie Leben ausſah, iſt dann nichts mehr als ſtarre Leiche.

Es iſt ein Winternachtstraum von bengaliſchem Feuer beleuchtet und ſo viel als möglich mit Phraſen und Muſik ausgefüllt, in welchem man ſich bewegt und Touren auf dem geſpannten Seil gleich Blondin bis zum Halsbrechen wagt.

Dies Schauſpiel in ſeiner höchſten Ausbildung bietet die gewöhnlich „le monde“ benannte Geſellſchaft in Paris das dem übrigen Europa als Führer und Geſetzgeber in ſolchen Dingen gilt und ſo wie dort auch bei uns den demi-monde und noch unſcheinbarere Bruchtheile in ſich ſchließt.

Noch ehe Irene zu einer klaren Einſicht in das, was ihr verletzend entgegentrat, gelangt war, erwachten unbeſtimmte Gefühle, die in Trauer und endlich in eine ſtille Verzweiflung übergingen. Ihr Zuſtand fing an in ihrer nächſten Umgebung Beſorgniß zu erregen.

Die Stellung, welche der Fürſt einnahm, geſtattete ſeiner Gemahlin nicht, ſich gänzlich zurückzuziehen. Allein ihre gereizte Stimmung, die ſie nie mehr verließ, und die in einem naturwüchſigen Trotz Nahrung fand, den nichts zu bezwingen im Stande war, umgab ſie mit einem unnahbaren Bann. Ihre Freimüthigkeit, der ſie keine Rückſicht auferlegte, vermehrte ihren Stolz; ihre vollſtändig ſich ſelbſt bewußte Reſignation verlieh ihr Kraft; ihre Unterhaltung wurde zu einem fortwährenden Wortſtreit.

Manchmal unterbrach ſie plötzlich ihre Heftigkeit und mitten im Geſpräch verfiel ſie in eine ſtumme Gleichgiltigkeit, die für abſichtliche Geringſchätzung oder für eine augenblicklich eingetretene Geiſtesabweſenheit angeſehen werden konnte.

Es war dann, als ob ſie ermüdet nur auf den Moment gewartet habe, um ſich des Vorwandes zu bedienen, die ihr Widerſprechenden zum Schweigen zu bringen.

Wann ihre Aufmerkſamkeit ganz gefeſſelt zu ſein ſchien, ſah man, wie ihr Blick mit einem Mal erſtarrte und ein bitteres Lächeln ihren Mund umſchwebte. Es war, wann ſie ſo unbeweglich und unaufmerkſam da ſaß, als ob ſie unhörbar mit ſich ſelbſt ſpräche, mit einem nicht wahrnehmbaren Weſen, auf deſſen Antwort ſie lauſche.

Dieſe Annahme war wirklich begründet. Das, was Irenens Herz bewegte, fand keine Antwort in ihrer Umgebung, die ſich der thörichten Luſt geweiht hatte, Alles zu verſpotten, an Allem zu zweifeln. Was konnte eine junge Frau von dem vertraulichen Umgang mit ſolchen Salonhelden hoffen; mußte ſie nicht der Ueberdruß gleich einem immerwährenden Fieber verzehren?

Von den Damen ward ſie gemieden. Die ältern Herren wußten von ihr zu ſagen, ſie möge eine ganz vortreffliche Gattin und ihrem Manne treu ſein, aber ſie leide ſchon an und für ſich als Orientalin an einer überreizten Einbildungskraft; die ſich daraus bildenden Symptome würden jedoch erſt beim längern Aufenthalt in Paris verſchwinden. Man habe das ſchon oft beobachtet. Namentlich müſſe ſich das rauhe und ſchroffe Naturell erſt im Umgange abſchleifen. Statt des kleinen allzuernſten Meinungskrieges, den ſie jetzt führe, würde ſie dann zu den üblichen Waffen verſteckter Ironie und ſpöttiſcher Medisance greifen, mit denen man leichter Siege erficht und aus Beſiegten ſich Verehrer ſchafft.

Die jungen Herren von gutem Ton ließen ſich dennoch nicht abſchrecken. Ihnen gewährte es eine pikante Unterhaltung, die Fürſtin von Terſato zum Widerſpruch zu reizen. Sobald ſie erſchien, ſchaarten ſie ſich um ſie.

„Sie iſt wahrhaft hinreißend“, ſagten ſie untereinander, wann ſie in den Saal trat in ihrer ſchleppenden Robe von ſchwerer orientaliſcher Seide, deren weiteſ Falten ſtets ein breiter goldener Gürtel an den Hüften umſpannte.

In ihren Haaren kein fremder Schmuck; ſie waren kaum friſirt und nur himmelblaue Bänder entſchlüpften daraus, die bis zu den Schultern herabfielen.

Sie ſetzte ſich dann auf den erſten leeren Stuhl, den ſie fand, als wollte ſie jede Aufmerkſamkeit von ſich ablenken. Aber alle Blicke richteten ſich ſogleich bewundernd nach ihr; nach ihrem edeln Profil, den fein gezogenen Lippen, den länglich geſchnittenen Augen, deren Prunellen von langen Seidenwimpern umfranzt, träumeriſch hervorſchimmerten; nach den zartgeformten ſchmalen Wangen, die auch nicht den leiſeſten Anflug von Röthe zeigten, wie aus durchſichtigem Alabaſter gebildet, der von einem geiſtigen Schimmer angehaucht war.

Die Unglückliche! Auf der einen Seite die ganze Erbärmlichkeit von dem, was die Welt Genuß und Vergnügen nennt; auf der andern Kränkungen und Beleidigungen eines aufbrauſenden ungeſtümen Gatten, an den ſie ſich unfreiwillig gefeſſelt ſah, da die Eltern bei der Wahl ſie nicht um ihre Zuſtimmung befragt hatten.

Sie empfand nur Eckel an der glänzendſten Umgebung; mitten im rauſchendſten Gewühl war ſie allein mit ihrem Unmuth; ſie fühlte einer vernichtenden Gewalt ſich anheimgegeben, einer bis zum Sterben reifen Entmuthigung. Sie wollte um jeden Preis die Einſamkeit ſuchen.

Das war ein großer Entſchluß. Hat man einen beſtimmten Zweck bei der freiwillig ſich auferlegten Zurückgezogenheit, ſo kann dies wohl zu eigener Ruhe und Glückſeligkeit bedeutend beitragen. Wird die Einſamkeit uns aber von einem feindlichen Verhängniß auferlegt, iſt es ein Zwang des Herzens, der uns von den Genüſſen des freundſchaftlichen Umgangs oder von wirklichen Verpflichtungen trennt, ſo kann es nach den Umſtänden wie ein Verbrechen, eine Thorheit, ein Fluch betrachtet werden. Ein ſolches Gemüth verzehrt ſich in ſeiner krankhaften

Einbildung. Es kann zu Unmöglichkeiten ſchweifen und ſelbſt zu entſetzlichen Entſchlüſſen getrieben werden. Es träumt, daß es lebe, denke, handle; man glaubt nur zu ruhen, aber man iſt wirklich ſchon todt. Man hat nichts mehr auf der Welt; man fühlt ſich verlaſſen und ohne Troſt. —

Was einer Frau in alltäglichen bürgerlichen Verhältniſſen in der Geſtalt der Sünde oder einer abſchreckenden That erſchiene, ſah die vornehme Weltdame in einer trügeriſchen Beleuchtung. Sie wollte ſich gewaltſam von ihrem Gatten trennen; von Allem was ſie bisher umgab. Sie beſchloß zu reiſen, um in einem fremden Elemente, in einem Gewühl, von dem ſie ſich nicht berührt glaubte, einſam ſich fühlen zu können.

Der Fürſt hatte nicht Luſt, ſeinen Poſten aufzugeben, der ihm bald die Ausſicht nach einem gewichtigern eröffnete. Er ließ die Gattin allein ziehen. Sie war in das fünf und zwanzigſte Jahr getreten, als ſie ſich von ihm trennte und ihr waren bereits fünf Jahre in unſtetem Wandern verfloſſen, als Fürſt Terſato ſtarb.

Sie hatte ſchon mehrmals in den Pyrenäenbädern verweilt. Das großartigere Treiben in Bagnères de Bigorre ſtieß ſie ab; Barèges war ihr zu ſchmutzig erſchienen; die Eaux-bonnes ſagten ihr zu. Die Ausflüge nach Sevignac mit der köſtlichen Anſicht der Pyrenäenkette, nach Laruns mit ſeinen von Duft erfüllten Wäldern waren ihr ſehr lieb geworden. Dies zog ſie wieder hin.

Ihr Leben war bald geordnet. Sie ſtand zeitig auf und begab ſich zur Frühmeſſe, dann ging ſie gewöhnlich das Ufer des Gave entlang durch die üppigen Wieſen und erſtieg eine der naheliegenden Höhen.

So eine arme Geſellſchaft von Bruſtkranken und alten Militärs, deren längſt vernarbte Wunden bei ſchnell verſiegender Lebenskraft zu neuen Schmerzen aufwachen — was ſollte ſie ſich denken, als ſie eine junge ſchöne Frau, die in jeder Bewegung ihre vollgiltigen Anſprüche an das Leben kund gab, in ihrer Mitte erſcheinen ſah?

Stumm ſchlichen die Kranken einher und nahmen den Becher der Heilquelle in der Hand, unter dem Schatten der hohen Laubgänge ein mildes Luftbad zur Stärkung. Ihr Morgen begann ſpät, weil die Sorge vor Erkältung ſie zurückhielt.

Dann aber ſahen ſie den ſchönen Gaſt von den Bergen herniederſteigen, welcher dort ſchon den Aufgang der Sonne begrüßt und den Zug der roſigen Wolken beobachtet hatte, die ſchnell an dem ſtets reinen dunkelblauen Himmel verflogen und aufgeſogen von dem brennenden Licht des Tages in Nichts zerſtoben.

In einem hochrothen Mantel, das Haupt in ſchwarze Spitzen gehüllt, wandte die Dame ſich hinab zum Thale.

Sie ſchritt durch die Wandelnden, freundliche Grüße wurden gewechſelt, dann ließ ſie ſich einen gefüllten Becher an der Quelle reichen, nippte daran und gab ihn zurück. Dies wurde ein paarmal wiederholt. Dazwiſchen ſprach ſie einige theilnehmende Worte zu den Patienten.

Die Mittagstafel im Hotel de France vereinigte das Gros der Geſellſchaft. Sie erſchien nicht dabei.

Sie hatte ein kleines Haus, eine Dépendance des Hotel des Princes gemiethet, welches ſie mit ihrer Kammerfrau bewohnte. Zur Haushaltung waren Leute des Ortes angenommen worden.

Das fliegende Beiwerk, welches ein eleganter Touriſt ſtets mit ſich führt, hatte die nüchterne Einfachheit dieſer Wohnung bald verdrängt. Hier ein perſiſcher Teppich, dort chineſiſche Töpfe, aus denen Blumen empordufteten. Auf dem Tiſche jene mit ciſelirtem Gold und Gemmen reich verzierten Buvards, welche den unbequemen und widerlichen Streuſand auf ewig verbannt haben; zierliche Körbchen von exotiſchem Stroh; eine Reiſebibliothek in den koſtbarſten Einbänden, in Saffian und Gold, in Holz und Stahl, gepreßt, geſchnitten, ciſelirt, und über Alles ein Duft gehaucht der ſeltſamſten Art aber dennoch von bezaubernder Wirkung, gewoben aus Pariſer Violettes, engliſchen Parfümerien und dem ruſſiſchen Ledergeruch der Neceſſaires einer orientaliſchen Prinzeſſin.

Aus der einen Ecke des Salons ſtrahlte die heilige Irene, ein Basrelief aus Gold und Silber reich mit Edelſteinen verziert, an dem nur Antlitz und Hände nach dem Brauch der griechiſchen Kirche gemalt erſchienen; darunter ein Crucifix aus Elfenbein cinque cento; davor der Betſchemel mit Gebet- und Andachtsbüchern.

So wohnte die Prinzeſſin von Terſato in Eaux-bonnes.

Ihr Leben war das einfachſte von der Welt. Weder Konzert noch Ball. Den Kurgäſten war die Pflicht auferlegt ſich einer jeden aufregenden Bewegung zu enthalten.

Die hellfriſchen Morgen mit ihrer herrlichen Wald- und Bergbeleuchtung; die im reichſten Schmucke prangende Natur, die wie ſelbſtgefällig ihre Reize den Menſchen zur Schau legte; der weite Ueberblick den die leicht zu erſteigende Höhe gewährte; das liebliche Durcheinander von ſchwellenden Hügeln und tiefen Schluchten, das ſich nach der unfernen Felſenkette hinzog; dies noch dazu vom reinſten Himmelsblau verſchönt, aus dem der Geſang unzähliger Vögel zur Erde herabſtrömte; es würde auch ein weit minder erregbares Gemüth als das der Fürſtin holdſeelig ergriffen haben.

Eine ſolche Paſtoralpoeſie vermag die Seele auf heilige und erhabene Dinge hinzuleiten. Es liegt ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes auf der Sinnenwelt, die uns in der Ueberzeugung beſtärkt, von ihm geliebt zu ſein.

Dieſer reine und ſchöne Genuß bietet ſich einem jeden dar ohne ein Opfer dafür zu begehren.

Irene fühlte ſich hier von einer Dankbarkeit für den Schöpfer durchdrungen wie noch nie zuvor im Leben. Sie pries ihren Entſchluß die Einſamkeit zu ſuchen, welche ihr dieſen Weg zu niegeahntem Glück eröffnete.

Auf einem dieſer Morgenſpaziergänge bemerkte die Prinzeſſin, daß ſie ein hochgeweihtes Kreuzchen von dem Roſenkranze verloren hatte, den ſie ſtets um ihren Arm geſchlungen trug. Sie beſann ſich nicht darauf wann ſie es noch zum letztenmal geſehen. Es war ein heiliggehaltenes Familienſtück. Irene ſchmerzte tief der Verluſt. Man ſuchte; man ſchrieb eine reiche Belohnung für den Finder aus. Mehrere Tage vergingen. Umſonſt. —

Es giebt aber Stimmungen der Seele, man könnte es eine unheimliche Macht nennen, die den Menſchen dahin bringen an unbedeutende Zufälligkeiten Ideen zu knüpfen, die während einer kürzern oder längern Dauer ihn beherrſchen und eine Wirkung auf das Leben ausüben.

Dieſe Eigenſchaft entſpringt derſelben Quelle wie der Aberglaube. Wie dieſer läßt ſie es zu, daß in einem Zuſtande von Geiſtesbefangenheit ganz gewöhnlichen ſinnlichen Lebenserſcheinungen eine weit höhere Bedeutung beigemeſſen wird, woraus ſich ein Wahnglaube bildet, der weiter gehend als der wahre Glaube zu unvermeidlichen Fehlſchlüſſen führt.

Irene gerieth auf dieſen Irrweg. Sie betete um die Wiedererlangung ihres Kleinods, und wollte es als einen ſich unmittelbar auf ſie ergießenden wunderbaren Strahl der Gnade betrachten, wenn ſie das heilig gehaltene Kreuz wieder fände. Sie überredete ſich, der Himmel habe den Verluſt über ſie verhängt um ihr Herz mächtiger zu rühren und ihr Auge zu erhellen. Sie gelobte ſich den Winter über in einem der ſtillſten Pyrenäenthäler zuzubringen, um ſich vollkommen zu iſoliren und in die innerlichſte Beſchaulichkeit zu vertiefen.

Als das Kreuz hierauf wirklich gefunden ward, ſah ſie ſich in ihrem Wahn beſtärkt. Es erſchien ihr als Wunder, was auf eine ſehr natürliche Weiſe ſich zugetragen hatte.

Der Finder war ein armes Mädchen, das im üppigen Graſe ſeine kleine ihm anvertraute Heerde hütete. Das Kind hatte nichts davon gehört, daß eine fremde Dame das Kleinod verloren und einen Preis dafür ausgeſetzt hatte.

Jetzt ſtand es da und betrachtete zuerſt den Fund mit einer ſtumpfen Neugier, dann erwachte es gleichſam und führte mechaniſch das Kreuz an die Lippen.

Irene war in jenem Augenblick auf ihrem gewöhnlichen Morgenſpaziergang begriffen. Vor ihr lagen einige Hütten, die ſich gleichſam ſchaamerfüllt und demüthig, nur wenig über den Schmutz der Umgebung erhoben. Sie ſpähete nach einem Auskunftsmittel in Geſtalt einiger hervorragenden Steine, um ihre geſtickten Brodequins vor der unſaubern Berührung zu bewahren. Da gewahrte ſie das Mädchen, deſſen Colorit ſich nur unmerklich von dem Uebrigen abhob. Man konnte keine paſſendere Staffage für dieſe Landſchaft erſinnen. Alles harmonirte.

Rechts und links die kleine Heerde von Gänſen, unweit im Graben eine das Gebüſch ablaubende Ziege, und ſeitwärts, wo ein Dornſtrauch ſich ausbreitete, das hübſche Kind in Lumpen gekleidet, mit nackten Waden und Füßchen, allerliebſt ſein gebaut wie an einer Antike, deren Marmor von Paros nur ein paar Jahrtauſend unter der Erde begraben gelegen; es hatte etwas Glänzendes in der Hand, das ſo eben ſein Mund berührte.

Eine Aufgabe des natürlichſten uud ſaftigſten Pinſels der Gegenwart würdig, um moderne Kunſtfreunde in Luſt und die Kritiker der Kunſtausſtellungen in Ekſtaſe zu verſetzen!

Die Prinzeſſin war gleichfalls von dem Bilde nur in anderer Weiſe entzückt. Den unauflösbaren Widerſtreit zwiſchen Straße und Brodequins vergeſſend, ſchwang ſie ſich auf ihre Umbrella leicht ſchwebend geſtützt, mit einem freudigen Aufſchrei auf die liebliche Hirtin dieſes Arkadiens und riß ihr das Kreuz aus den Händen.

Weit glotzend ſtand das Mädchen vor ihr. Es weinte nicht, weil die Räuberin ſo ſchön war und ſo freundlich nach ihm blickte.

„Haſt du das hier gefunden?“ fragte Irene, indem ſie ein Geldtäſchchen hervorzog.

Das Mädchen blickte erſt nach oben, nicht als ob es vom Himmel eine Eingebung erwarte, ſondern wie einfältige Menſchen es thun, um ſich in Gedanken die Sachen zuſammen zu reimen und darnach ihre Antwort zu geben. Ehe dieſe aber noch erfolgt war, lagen bereits zwei ſchwere Goldſtücke in ſeiner Hand, welche die Dame mit dem Handſchuh erfaßt und nicht ohne Mühe geöffnet hatte, da die Kleine die Finger feſt zuſammengepreßt hielt, aus Furcht, daß ihr ein Leid geſchehen könne.

Die Goldſtücke verſtand ſie ſogleich, obgleich ſie in ihrem Leben noch keine geſehen hatte. Sie zeigte nun den Platz, wo ſie das Kreuz gefunden und Irene erinnerte ſich jetzt von einem ſpäten Spaziergange heimkehrend, hier vorübergekommen zu ſein, als es ſchon ſo ſtark dunkelte, daß ſie nichts von der unfreundlichen Gegend mehr wahrnehmen konnte.

Die Kleine war geſprächig geworden und dankte mit ſüdlicher Lebhaftigkeit. Sie wollte am nächſten Feſttag nach Eaux-bonnes kommen, um ſich in ihrem Sonntagsſtaat der hohen Dame zu zeigen, die ſie die heilige Jungfrau zugleich mit dem Kreuze habe finden laſſen.

„Das Gold hier gebe ich unſerm Herrn Pfarrer,“ ſagte ſie mit dem beſonnenen Ernſt jener Gebirgsleute, „der ſoll es mir aufheben. Das iſt meine Mitgift, wann ich mich verheirathen werde. Meine Kinder werden dann ſo glücklich ſein, ſchöne Windeln zu haben und in einer Wiege zu liegen. Ach, mir ward es nicht ſo gut beſchieden.“

Dann rief ſie noch tauſend Dank, gab der Ziege einen leichten Schlag mit dem Stecken, die hierauf fortlief und durch ihr Meckern die kleine Heerde zum Nachfolgen ermunterte.

Die Scene war bald verändert; Irene hatte den kürzeſten Weg eingeſchlagen, um hocherfreut über das glückliche Wiederfinden ihre Wohnung zu erreichen.

Noch an demſelben Tag ſchrieb ſie an Frau von Mayer den Abſagebrief für den Winter. Ihr Entſchluß war gefaßt, ſich der ſtrengſten Devotion in die Arme zu werfen und jedem Umgang mit der Welt auf lange zu entſagen.

Sie glaubte es zu können. Geſtählt und gereinigt wollte ſie dann in die Geſellſchaft zurückkehren.

Ihre lebhafte Einbildungskraft ſpiegelte ihr vor, daß ihr Beiſpiel Senſation machen würde. Eine weltliche Eitelkeit ließ ſchon in den Strahlen einer aus Bewunderung gebildeten Glorie ſie vor Aller Augen leuchten.

Der endlich vollendete Sieg war es, der ſie anfeuerte.

Ihre unbeſchränkte Unabhängigkeit gewährte ihr die Hoffnung, ihn zu erringen. Dieſer planloſen Andacht lag jedoch nichts, als ein glühender perſönlicher Eigendünkel zu Grunde. Es war eine Art von Gefühlsäußerung, wie ſie das mechaniſche Räderwerk auch in der Bruſt kälterer Menſchen manchmal hervorruft, und hier als Ausnahme gelten kann, während ſie in dem Herzen der ſüdſlaviſchen Prinzeſſin Irene nicht befremdete.

Es war nicht das Sehnen einer übernatürlichen Liebe zu Gott. Sie dachte nur an das Leben, nicht an das Jenſeits, das der jugendlichen Büßerin noch in weiter Ferne erſchien.

Ihre frühere Selbſtliebe artete jetzt in Stolz aus. Sie hielt ſich der Vollkommenheit näher. Aber ein Gran Eitelkeit genügt einen Centner Tugend zu verderben, wie ein altes Sprichwort ſagt.

III.

Drei Wochen war die Einſamkeit vollſtändig. Man hätte Irene für eine Engländerin halten können, ſo ſehr bediente ſie ſich jener ſtolzen Freiheit, welche die Engländer überallhin exportiren und die wir fälſchlich Gleichgiltigkeit nennen. Sie ſchien weder Auge noch Ohr für das zu haben, was ſich um ſie begab.

Die Saiſon war noch nicht recht im Gange. Alle Tage ſah man neue Fremde anlangen. Mitunter Leute von intereſſantem Aeußern. Ein paar berühmte oder doch bekannte Namen. Die Converſation wurde lauter; man hörte ſogar ſchon davon ſprechen, eine kleine ausgeſuchte Kapelle aus Pau zu verſchreiben, da man heutzutage ohne Muſik nicht leben kann.

Da wurde eines Tages vor dem Hotel de France ein großer ſchwerer Kaſten abgeladen, von deſſen Form man leicht auf den Inhalt ſchließen konnte, was nur deſto mehr Stoff der müſſigen Neugier bot.

Eine ſolche Alltäglichkeit aber erregt in einem abgelegenen Badorte ein merkwürdiges Aufſehen, weil ſich Combinationen der mannichfaltigſten Art daran knüpfen laſſen. Man hatte ſchon lange den Kaſten umſtanden, als er von ſechs ſtämmigen baskiſchen Trägern aufgeladen und fortgefahren wurde.

Die Umſtehenden zogen neugierig mit, ſo gut es ihr körperlicher Zuſtand ihnen erlauben wollte.

Vor dem Hotel des Princes wurde Halt gemacht und auf ein kurzes Befragen des Portiers zu einem ſeitwärts liegenden Hauſe gefahren, woſelbſt der Kaſten abgeſetzt und nach eingeholtem Befehl auch ſogleich geöffnet wurde. Das prächtige Exemplar eines großen Erardflügels, wie er in Konzerten gebraucht wird, kam zum Vorſchein und wurde mühſam und beſchwerlich hineingetragen.

Die Neugier war befriedigt. Man wußte nunmehr, daß man von der ſchweigſamen ſchönen Prinzeſſin etwas zu hören bekommen werde. Einige nahmen ſich vor, ihre Abendpromenade von jetzt an vor ihrem Hauſe zu machen.

Inzwiſchen war im Hotel de France auch ein eleganter junger Herr angekommen, der in Eile ſich aus dem Reiſecoſtüm ſchälte und nachdem er ſich aufwartungsmäßig metamorphoſirt hatte, ſich die Wohnung der Prinzeſſin von Terſato bezeichnen ließ.

Die vorigen Gruppen hatten ſich noch nicht zerſtreut, als er über den Platz ging. Neues Ziſcheln, neue Bemerkungen.

„Der Fürſt iſt ein ſchöner Mann" —

„Wer ſagt ihnen, daß es der Fürſt" —

„Ich kannte Terſato genau, der iſt ſchon ſeit Jahren todt" —

„Wer iſt es denn aber?"

„Das werden wir ſogleich hören. Dort kommt Einer, der dem Fremden an jener Ecke ganz cordial die Hand ſchüttelte. Clarins, mit wem ſprachſt du ſo eben?"

„Den kennſt du nicht?“ erwiderte Clarins. „Prosper Ludolf iſt's, du Böotier!“

Nun ging Allen ein Freudenfeuer auf, als ſie mit dem berühmten Namen auch die Hoffnung auf einen hohen Kunſtgenuß verbanden. —

Irene erſchrack aber heftig, als ſie faſt zugleich mit dem Erardflügel, den ſie hatte verſchreiben laſſen, auch die Meldung erhielt, daß Einer mitgekommen war, der ihn meiſterhaft zu behandeln verſtand. Sie hatte beabſichtigt, in ihren ſchönſten Stunden auf dem Inſtrumente zu phantaſiren, „ſich ſelbſt was vorzuſpielen,“ wie deutſche Gemüthlichkeit ſich ausdrückt; nun war ſie mehr verſtimmt als verlegen, da Ludolf eintrat.

Er befand ſich gerade bei Erard, als ihre Beſtellung eintraf und war von ihm gebeten worden, den Flügel auszuſuchen, als er ihm geſagt, daß er die Prinzeſſin und ihre Stärke als Künſtlerin kenne. Im Begriffe nach Biarrits zu reiſen, um dort ſich hören zu laſſen, habe er dann ſogleich beſchloſſen, einen Abſtecher nach Eaux-bonnes zu machen und die Prinzeſſin um die Gnade zu bitten, mit ihr ſpielen zu dürfen und die Genugthuung aus ihrem Munde zu erhalten, daß ſie mit ſeiner Auswahl zufrieden ſei.

Die Höflichkeit legte Irene eine harte Pflicht auf. Sie mußte von Dankbarkeit ſprechen und die Ueberraſchung, die ſie nicht angenehm berührt hatte, eine freundliche nennen. Er mochte es ihrer Miene anſehen und legte ſich ſeinerſeits den Zwang auf, die Freude zu verdecken, die er bei ihrem Wiederſehen empfand.

Die Konverſation wollte nicht in Fluß gerathen. Irene ſchritt über die Gränze gewöhnlicher Fragen nicht hinaus. Wo Ludolf zuletzt verweilt, ob Paris ſich ſchon zu leeren beginne, wie lange er ſich in Biarritz aufzuhalten gedenke, welche Tour er dann einſchlagen werde? Dies Alles in Zwiſchenräumen vorgebracht, trug zu ſehr den Stempel des Erzwungenen, als daß die darauf ertheilte Auskunft anders, als kurz und trocken hätte ausfallen können. Die Kälte von beiden Seiten hatte ſich immer mehr geſteigert. Ludolf's Enttäuſchung verwirrte ihn erſichtlich. In den Pauſen des lähmenden Geſprächs warf er raſch Alles durcheinander, was er von Gedanken in ſeinem Kopfe verſpürte, um einen zu erhaſchen, den er als glücklichen Einfall brauchen konnte. Eine Frage der Dame führte ihn darauf.

„Wann gedenken ſie hier ihr Konzert zu geben?“

„Das iſt mir gar nicht in den Sinn gekommen,“ antwortete er ſchnell. „Ich will mich nicht hören laſſen, ich bin hier, um mir die Gnade von ihnen zu erflehen, Sie zu hören.“

Irene ſchlug die Augen nieder. Die Bitte war ſo unumwunden ausgedrückt, daß es ihr ſchwer wurde, eine ebenſolche Antwort darauf zu ertheilen. Sie hatte auf der Zunge: „Iſt es denn nicht mehr möglich, in der abgelegenſten Waldeinſamkeit ſeinen freien Entſchlüſſen zu folgen?“

Da ihre Antwort ſich zu lange erwarten ließ, wagte Ludolf eine andere Bitte in dem beſcheidenſten Tone von der Welt:

„Wann pflegen ſie ihre Morgenpromenade zu machen?“

Irene empfand eine entſchiedene Mißſtimmung. Die Zudringlichkeit wurde ihr mit jeder Sekunde unerkräglicher; der Zudringliche war ihr nichts weniger als gleichgiltig. Sie war nahe daran, ihre Ungeduld zu verrathen.

„Ich führe ein ſehr abgeſchloſſenes Leben,“ ſagte ſie, „das in ſeiner Regelmäßigkeit dem einer Nonne gleicht. Ich berührte ſeither kein Inſtrument und bin ganz aus der Uebung. Mein Spiel würde keinem Menſchen mehr gefallen. Ich denke auch nicht daran. Das Piano ließ ich kommen, um mir allein, ungehört von Andern, dann und wann die Zeit zu vertreiben“ —

„Dazu iſt aber vor Allem nöthig, daß es geſtimmt werde,“ unterbrach er ſie ſchnell. Dann ſteckte er den Schlüſſel an, öffnete es und griff ein paar Accorde. Irene wandte mit einem Grimäßchen ihr Geſicht ab und hielt die Hände vor die Ohren.

„Das iſt horrend!“ rief Ludolf und ſprang entſetzt weit weg. Dann ſchloß er den Flügel, indem er hinzuſetzte:

„Ich habe einen muſikaliſchen Kirchendiener ſchon beſtellen laſſen und fragte deshalb, wann ſie ihren Morgenſpaziergang antreten, während ihrer Abweſenheit das Stimmen beſorgen zu laſſen.“

Irene warf es ſich jetzt vor, daß ſie bei der Frage an etwas Anderes gedacht hatte; daß ein romanhaftes Abenteuer ihrem Sinne vorſchwebte, als nur die Abſicht vorlag, ſie einer proſaiſchen Sorge zu entheben. Ludolf's ganzes Benehmen während ſeines erſten Beſuchs, erſchien ihr plötzlich in einem andern Lichte. Es war die Höflichkeit eines Bekannten, der weder Gluth noch Kälte bei einem Empfange zeigte, deſſen abſtoßende Zurückhaltung wohl im Stande geweſen wäre, jene widerſtreitenden Gemüthsbewegungen zu erwecken.

Ihr Dank verrieth jetzt keine Gezwungenheit mehr. Sie bat um Entſchuldigung ihrer frühern Einſylbigkeit. Sie habe in der Einſamkeit das Sprechen verlernt und müſſe ſich erſt wieder angewöhnen, ihre Gedanken in anſtändigen Worten auszudrücken. Sie ſchien zu erwarten, daß Ludolf an dieſen dünnen, ihm zugeworfenen Faden, einen galanten Scherz knüpfen würde, um damit eine Viertelſtunde gehörig auszufüllen, wie es die Uebung erheiſcht. Er aber ſaß da wie ein Automat, das abgelaufen war. Sie hoffte nun, daß er ſich bald empfehlen werde und ſchwieg auch, um dieſe Hoffnung bald erfüllt zu ſehen. Er ging endlich.

Als ſie am andern Morgen vom Spaziergang kam, fand ſie das Piano geſtimmt und eine Karte „Prosper Ludolf.“

Tages darauf begegneten ſie ſich und ſie äußerte ihm ihren Dank auf die liebenswürdigſte Weiſe. Er nahm ihn mit dem ehrerbietigſten Ausdruck an. Als er ſie an demſelben Tage zum zweitenmal an ſich vorübergehen ſah, beſchränkte ſich Alles auf eine höflich kalte Begrüßung. So blieb es auch. Ihre Begegnungen waren ſo zufällig, wie zwiſchen zwei Perſonen, die ſich nicht aufſuchen und nicht aus dem Wege gehen wollen.

Irene freuete das. Sie wollte auch nicht durch die geringſte Urſache ihre innere Ruhe geſtört ſehen.

Allein es war einmal geſchehen und die Folgen erſchienen als unvermeidlich. Sie konnte es nicht vor ſich wegläugnen, weßwegen Ludolf nach Eaux-bonnes gekommen war. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß er ſie aus der Ferne belauſche und ſelbſt die zufälligen Begegnungen wurden ihr verdächtig. Es drängte ſie unabläſſig darüber Gewißheit zu erhalten und es war ihr unmöglich, dieſen Drang zu befriedigen. Am Ende überredete ſie ſich, daß die Unruhe, die ſie empfand, von ihr als Buße dafür betrachtet werden müſſe, daß ſie die Strenge ihrer Vorſätze durch den Eindruck habe alteriren laſſen, den die Erſcheinung Ludolfs in ihr hervorgerufen.

Die Buße war jedoch nicht leicht zu ertragen. Es waren beſtändige Kämpfe, aus denen endlich eine unausgeſetzte Qual hervorging. Selbſt in ihre Andacht verirrte ſich die Leidenſchaft; es waren nicht die Seufzer eines reumüthigen Herzens, ſondern innere Bewegungen von einem ungeſtillten Wunſch erzeugt, die in faſt zärtlichen Ausdrücken ſich Luft machten. Anſtatt der Ruhe und Heiterkeit entſprang daraus eine unzufriedene Laune und eine bizarre Umſtimmung des ganzen Weſens. Statt der Pietät, die aus der ächten Andacht entſpringt, konnte Irene nur ein Phantom erringen, welches mit unbewußter Heuchelei eine ſtarke Verwandtſchaft zeigte.

Ihrer Andacht ſollten nunmehr engere Gränzen gezogen werden. Sie erſchrack, wenn ſie an die Ueberſchwänglichkeit dachte, mit der ſie ſich bisher zu Gott zu erheben geglaubt hatte. Sie wollte mit Aufmerkſamkeit darüber wachen, daß keine weltliche Urſache in ihre andächtige Glut ſich ferner miſche.

Allein ſie begann bald an der Stärke, die ſie ſich zugetraut, zu zweifeln. Sie glich einem Unbeſonnenen, der in einem zerbrechlichen Nachen auf das offene Meer ſich hinauswagte und von den Wogen umſtürmt es einſieht, daß er ihrer Gewalt nicht widerſtehen könne.

Das Leben, dem ſie zu entfliehen gedachte, drang auf ſie ein und ſie hatte keine Waffen die Gefahr abzuhalten. Das Leben rächt ſich ſtets an denjenigen, die es nicht von ſeiner ſittlich ernſten Seite erfaſſen.

Irene ward von Zorn über ſich ſelbſt ergriffen, der jedoch wieder nur einer ſich empörenden Eigenliebe entſprang.

Sie verwünſchte, daß ſie in glänzenden Verhältniſſen geboren, eine verderbliche Erziehung erhalten habe, die ſie gelehrt über Tugend ſchön zu ſprechen, aber nicht ſie wahrhaft zu üben.

Vergebens ſuchte ſie noch ferner vor ſich ſelbſt den gleißenden Schein um ihr Thun zu hüllen. Mit all ihrem Geiſte vermochte ſie es nicht. —

IV.

Das Mädchen welches das Kreuz gefunden, hatte ſich ſchon mehrmals ſeiner Gönnerin im Sonntagsſtaate vorgeſtellt und war immer beſchenkt wieder entlaſſen worden. Irene gefiel die naive Offenherzigkeit der Kleinen und ſie war zur Hütte gegangen um die Familie kennen zu lernen.

Die alte Mutter, dann Colette, der die Sorge für die Herde überlaſſen war und ihre ältere Schweſter Felicie, die dem Hausweſen vorſtand, da die Mutter ſtets krank war. Felicie war das ſchönſte Mädchen der Gegend. Kam ſie nach Eaux-bonnes ſo ſtand Alles ſtill und blickte ihr nach. Miß Emmy Swamp die junge blonde Engländerin, die wo ſie erſchien Aufſehen erregte und als das Urbild einer Grazie betrachtet wurde, trat verdunkelt in den Hintergrund wann die hohe braune Jungfrau des Baskenſtammes erſchien.

Es waren aber nicht allein die Schönheit der Formen, die Linien des Antlitzes, die anmuthige Kraft der Bewegungen, welche Felicie das allgemeine Gefallen gewannen; ſondern es lag etwas Unerklärliches in ihrem Weſen, dem man die beſondere Anziehungskraft zuſchreiben mußte. Man konnte verſucht werden es ein dämoniſches zu nennen, das neben dem Unwiderſtehlichen zugleich auch ein mit Macht wirkendes Geheimniß in ſich barg.

Sie erſchien nur ſelten unter den Leuten. Sonntags nie; nur dann, wenn es irgend ein Geſchäft für ſie zu beſorgen gab. An lauter Freude und Luſtbarkeit ſah man ſie niemals theilnehmen. Ihr dunkles Auge blickte finſter, ihr Mund blieb wortkarg auch bei der freundlichſten Anrede. Einer von den Landleuten ſprach von Liebeskummer den ſie hätte; ein Anderer, daß ſie es mit einem kühnen ſpaniſchen Paſcher halte, der durch ſeine Verwegenheit in beſtändiger Lebensgefahr ſchwebe und um den ſie ſtets beſorgt ſein müſſe. Daß ſie mit keinem Burſchen der Gegend in einem vertrauten Verhältniß ſtand, wußte man, und daß ſie einen jeden der ſich um ſie beworben, auf derbe Weiſe abgefertigt, war ebenſo bekannt. Man ließ ſie deshalb in Ruhe und rächte ſich dafür durch Spott, der von ihr nicht beachtet wurde.

Selbſt die liebenswürdige walachiſche Fürſtin, welche bei jedem Beſuche Wohlthaten in der Hütte zurückließ, konnte den finſtern Unmuth des Mädchens nicht brechen.

James Hodge, der Kammerdiener des Sir Swamp ließ ſich trotz den von andern gemachten und ihm mitgetheilten Erfahrungen von einer Unternehmung auf Feliciens Herz nicht abſchrecken. Er war ein erfahrener Menſch, und beſchloß auf eine practiſche Weiſe vorzugehen, wie es Brauch iſt in der heutigen civiliſirten Welt.

Die Familie, bei welcher Hodge im Dienſt ſtand, gehörte dem Londoner reichen Mittelſtand an. Es waren jene bekannten Geſtalten, die den europäiſchen Kontinent überſluthen und eine unleidliche Staffage ſeiner reizendſten Gegenden bilden. Sie verderben Alles, von den Gaſtwirthen und ihren Hotels bis zu den höchſten Pics und Kulmen der Alpen, die ſie zwecklos erſteigen blos um durch einen Hinabſturz die Gemüther zu erſchüttern oder als Sieger rittlings auf der Jungfrau oder dem Großglockner ſich zu ſonnen.

Herr Joſua Swamp das Haupt der Familie wäre wie ein ehrwürdiger Greis erſchienen. Seine Jahre würden ihn dazu berechtigt haben. Als Engländer erſchien er nicht ſo. Kurz und dick und ſehr breitſchulterig; dabei bleich mit herabhängenden Backen; kleine matte Augen unter vollen Brauen; eine purpurrothe Naſe die ein übermäßiger Genuß von Port und Sherry gefärbt. Nur noch mit einer halben Lunge ſchwer athmend war er nach Eaux-bonnes gekommen, um in der milden Luft ſich zur Fortſetzung ſeiner verderblichen Gewohnheiten zu ſtärken.

Er führte zwei Gegenſtände mit ſich die von ihm unzertrennlich waren. Der eine war ſeine Gattin, Mistreß Evelina Swamp, eine fanatiſche Tochter der Hochkirche und eifriges Mitglied der allgemeinen Bibelgeſellſchaft. Sie ſcheute keine Gefahr den verpönten Artikel in die Länder, die ſie bereiſte, einzuſchmuggeln und von Geldgeſchenken begleitet unter die Leute zu verbreiten, in dem tollen Wahne mit der Bibel die katholiſche Kirche in Trümmer zu legen, deren entſchiedene Feindin ſie war.

Aus dieſer Verbindung von geiſtigen Getränken und geiſtiger Beſchränktheit war der zweite Gegenſtand ein Blümlein Wunderhold entſproſſen, das Miß Emmy Swamp getauft war. Sie ſah ihrem Vater nicht gleich vielleicht ihrer Mutter als dieſe noch jung war. Man konnte ſie nicht eben häßlich nennen. Ihr röthlich blondes Haar war ſogar ſchön; aber der Oberleib zu lang, der Kopf zu groß, die Beine zu kurz In vollſtändiger Toilette mit dem übermäßigen Reifrock ſah ſie jenen Figürchen auf dem Schreibtiſch ähnlich an denen man die Stahlfeder abwiſcht.

Die Familie gedachte den Kurort nicht ſobald zu verlaſſen, wie aus allen Einrichtungen zu entnehmen war, und der Kammerdiener James Hodge hatte daher Zeit ſeine ſtrategiſchen Maaßnahmen mit Bedacht in's Werk zu ſetzen.

Man kann denken welchen Erfolg ſeine wohl vorbedachten Anläufe hatten. Zuerſt verſuchte er Alles um auf die Eitelkeit eines jungen Landmädchens einzuwirken. Wann ſie ihm nicht entlaufen konnte und ihm Rede ſtehen oder vielmehr ihn anhören mußte, dann ſchilderte er Felicie das Leben in London, die Ueppigkeit des Reichthums, die Glückſeligkeit des Comforts, der das Ideal und zugleich den Kern des engliſchen Daſeins bildet und der doch nur darin beſteht, daß der Menſch ſich zum Sklaven der verſchiedenartigſten Bedürfniſſe macht, zu deren Erfüllung ihn nichts als der Eigenſinn einer höchſt proſaiſchen Gewöhnung antreibt. Ein brutaler Genuß von dem ſich das Naturkind der Berge trotz der begeiſterten Schilderung, die der Herr Kammerdiener davon entwarf, keine Vorſtellung zu machen im Stande war.

Als dies nicht glückte ſpeculirte er auf die Gläubigkeit des Mädchens. Er ſei entſchloſſen keine Andere als ſie zu freien, wollte ſich in der Gegend ankaufen und mit ihr nach der Weiſe ſein Leben einrichten, die ihr die angenehmſte wäre. Er nahm ein Kreuzchen von Glas aus der Taſche, brach es mit feierlichem Anſtand entzwei und bot ihr die eine Hälfte davon als Liebespfand an, während er ſich hoch vermaß den Schwur der Treue auf der Bibel abzulegen. Dies ſei in ſeinem Lande in ähnlichen Fällen gebräuchlich.

Felicie blieb ſtumm; ein innerer Grimm ſchien ſie zu bemeiſtern, wann er zu ihr ſprach. Sie verzog ihren ſchönen Mund, daß die Zähne ſichtbar wurden. Ihr brennendes Auge ſchoß einen Glutſtrahl auf Hodge und ihre Bruſt bebte unter ſtarken Athemzügen.

Er griff nach ihrer Hand und ſtotterte die Frage heraus, was ſie denn ſo gegen ihn aufbringe, da er ſie doch wahrhaft liebe.

Aber ſie hörte das nicht mehr, denn ſie hatte ihn wild zurück geſchleudert und floh in ihre Hütte, die ſie von innen verriegelte. —

Zwei Tage vorher hatte man Bonifacio, den ſpaniſchen Paſcher, von dem das Gerücht ging, daß er mit

Felicie ein Einverſtändniß habe, in welchem das Räthſel ihres unnahbaren Ungeſtüms geſucht wurde, in einer Höhle neben einem Pack Schmuggelwaare, todt aufgefunden.

Der Platz war auf einer hohen Felsſpitze, welche ein einzelner Menſch, war er ein geübter Steiger, wohl mit großer Anſtrengung erklimmen konnte, von der jedoch ohne fremde Hilfe nicht mehr herabzukommen war.

Die ihn fanden, waren Touriſten, die mit ihren Führern ſich verſtiegen hatten. Er war abgemagert und ſchien vor Hunger umgekommen zu ſein; denn er hatte das Riemenwerk an ſeinem Gepäck zerbiſſen und einige Stücke davon ſchien er verſchluckt zu haben, da ſie nicht vorgefunden wurden. Sein Tod konnte erſt kurz zuvor eingetreten ſein, weil die in den Felſen ſtreichenden großen Raubvögel noch nicht durch den Geruch der Leiche herbeigelockt waren. Einer von den Führern, ein Freund des Verunglückten, ſagte aus, daß man ihn ſchon ſeit vier Tagen in ſeinem Orte jenſeits der Gränze vermißt habe. Es war unerklärlich, daß ein Menſch wie Bonifacio, dem alle Wege und Schliche in dem Felslabyrinthe genau bekannt ſein mußten, ſich hieher hatte verirren können."

Er war erſichtlich von einem Verfolger dazu getrieben worden. Dies erhielt dadurch eine Bekräftigung, daß unweit von dieſer Spitze eine Plattform ſich befand, die jeder, der ſich bewußt war, einen ſchwindelfreien Kopf und gute Kniegelenke zu beſitzen, ohne Gefahr hinauf und herab klimmen konnte.

Als Bonifacio ſeinen letzten verhängnißvollen Gang über die Gränze machte, ſtand ſein kühnes Mädchen in einem Verſteck auf halber Höhe, wie es gewöhnlich der Fall war, um dem Geliebten einen Theil der Laſt abzunehmen und mit ihm ein paar Liebesworte zu wechſeln. An jenem Tage hatte die Erwartung aber noch eine andere Abſicht.

Es ſollte eine Warnung ſein.

Hodge, der engliſche Kammerdiener ſtieg, mit trefflicher Büchſe verſehen, den parallellaufenden minder beſchwerlichen Pfad hinan, der zu der Plattform brachte. Er wollte Vögel ſchießen.

Würde Bonifacio bis zu der ſeiner harrenden Felicie hinabgeſtiegen ſein, ſo mußte er in des Engländers Schußweite gerathen, wäre von dieſem bemerkt worden und ohne Rettung verloren geweſen.

Die Zeichen, die Felicie gab, wurden verſtanden. Bonifacio kehrte um und ſuchte aus der gefährlichen Nachbarſchaft zu entkommen, indem er mit einer nur ihm möglichen Schnelligkeit wieder zur Höhe klomm. Dadurch wurde er aber von dem Andern bemerkt, da der Fels oben nackt dalag und weder Baum noch Geſträuch hatte.

Hodge beſchleunigte nun ſeine Schritte auf dem minder beſchwerlichen Pfade und Felicie berechnete ſchon den Augenblick, da er auf Bonifacio ſein Gewehr abſchießen würde, als dieſer plötzlich vor ihren Blicken verſchwand. Sie blieb noch ſo lang in tobender Angſt hinter dem bergenden Felsſtück, bis Hodge die Plattform erreicht hatte, ſie umſchritt, nach allen Weltgegenden ſpähend ſeine Blicke ausſandte und dann einen andern Weg einſchlug.

Das Mädchen ſank auf die Knie, um Gott zu danken, da ſie Bonifacio gerettet wähnte. Ihm war ja eine jede Schlucht bekannt, die ihn dem Verfolger augenblicklich entzog, das wußte ſie.

Als nun aber die mit Hilfe ihrer Führer heruntergelangten Touriſten meldeten, daß oben Bonifacio in der unzugänglichen Höhle verhungert war, da zerriß des Mädchens Bruſt ein furchtbarer Schmerz. Und als die Männer, die mit Seilen und Leitern verſehen, die Leiche herabzuholen gingen, um dieſe auf ſpaniſchem Boden zur Erde zu beſtatten, da konnte ſich Felicie nicht halten und ſtahl ſich hinüber und ſchluchzte laut an ſeinem Hügel, auf die Gefahr hin, daß das Geheimniß ihrer Liebe zu Bonifacio, dadurch enthüllt würde vor den Leuten. Aber ihre Bruſt verſchloß noch ein Anderes, daß Hodge die Urſache des unglückſeeligen Ereigniſſes war. Sie athmete nach Rache. Manchmal dachte ſie daran, den Gehaßten zu ermorden.

Allein ſie wollte das Rächeramt dem Arm Gottes nicht ſündhaft entreißen.

Ihr Tiefſinn war nun noch finſterer geworden. Sobald ſie ihren Feind erblickte, überfiel ſie ein krampfhaftes Erbeben. Hodge hatte ſeit dem letzten Verſuch keine weitere Erklärung mehr bei ihr gewagt.

Aber die Sache ging ihm im Kopf herum. Er hatte ſich's einmal vorgeſetzt und wollte es ausführen. Es war eine Caprice, ein Eigenſinn, das Mädchen zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Ihren Zorn erklärte er ſich als eine naturwüchſige Unbändigkeit, die ihm pikant erſchien und ſeinem endlichen Siege nur höhern Reiz verſprach. Daß Felicie bei ſeiner Verfolgung Bonifacios Augenzeuge geweſen war, davon ahnte er nichts, da ſie hinter einem vorſpringenden Felſen verborgen ſtand. Er freuete ſich den Paſcher beſeitigt zu haben und wollte einige Zeit vorüberziehen laſſen, bis daß ſein Bild in der Erinnerung des Mädchens ſchwächer geworden ſein würde.

So ging denn der Kammerdiener James Hodge die Jagdſteige in den Bergen täglich ab wie ein Gentleman, um für die Küche ſeines reichen Gebieters irgend ein köſtliches Vogelwild heimzubringen, wie es in jenen ſüdlichen Waldgehegen ſo häufig angetroffen wird.

Auf ſolchem Streifzuge hoffte er Felicie zu begegnen. Nirgends belauſcht, die kalte Liſt ſeiner Bruſt gegen den

Lavaſtrom ihres Zorns, Kraft gegen Kraft ringend, ſollte Alles gewagt werden. Der Teufel in ihm hatte noch nie lauter ſeine Stimme erhoben.

Er wollte ſeiner Feindin in eleganteſter Form entgegentreten. Ein engliſches Jagdcoſtüm, welches er in Paris von einem Lakei erſtand, der es ſeinem Herrn geſtohlen hatte, wurde angelegt. James Hodge ſah darin wie ein junger Lord aus. Aber die Gelegenheit wollte noch immer nicht erſcheinen, ſich ſo dem Gegenſtand zu zeigen, dem die Metamorphoſe einzig und allein galt.

Wochen waren bereits ſeit dem Auffinden Bonifacios verfloſſen. Auf ſeine ſorgfältig eingezogenen Erkundigungen hatte Hodge erfahren, daß Felicie am Tage nicht mehr die Hütte verlaſſe und nur am frühen Morgen und ſpäten Abend das Grab des Verunglückten beſuche, um dort für ſeine arme Seele zu beten und einen friſchen Kranz an ſein Kreuz aufzuhängen. —

„Verflucht! Reißt mir da der Riemen an der Schnalle!“ rief Hodge, indem er bemerkte, daß ihm etwas am Beine herumbaumelte, was ihn im Steigen hinderlich wurde.

Von den Riemen, welche durch die kleinen Schnallenzungen laufen, um die bis über das Knie hinaufreichenden leggings glatt am Beine feſtzuhalten, war ihm einer geſprungen, der zum Glück noch hing. Denn dadurch konnte ein mit dem Nöthigen wohl verſehener Menſch wie der

Kammerdiener dem Uebel ſelbſt in öder Waldeinſamkeit bald abhelfen. Der Pſeudolord hatte Nadel und Zwirn in ſeiner Jagdweſte. Er war daran gewöhnt es immer mitzuführen, um zufälligen Verlegenheiten abzuhelfen, wie ihm jetzt eine eben wiederfahren war. Der Platz war anmuthig, den er zu der Operation wählte. Hinter ſich große ſchattige Bäume, vor ſich den tiefen Grund, zu dem ſich ſchöne Wieſen hinabſenkten. Er ſetzte ſich und rutſchte dann ſo weit vor, bis daß er den äußerſten Rand erreicht hatte, von dem ſeine Füße beinahe in die freie Luft hinabhingen. Das eine Bein legte er dann auf das andere, wie es die engliſchen Touriſten gewöhnlich thun, wenn ſie ſich den ihnen eigenthümlichen Genuß gewähren, ihre Wade zu ſtreicheln; er aber ſtreifte nur die Gamaſche ab, fädelte ein, ſteckte die Nadel vorläufig in die Weſte und ſchlug das Bein unter. Nachdem er ſo ungefähr in die Stellung verſetzt war, wie ſie die Schneider gewöhnlich bei der Arbeit einnehmen, begann er wohlbedächtig ſein Werk. Es bedurfte des ſtarken Doppelzwirns und enger Stiche, wenn der Riemen, Leder auf Leder, nicht bald wieder von Neuem reißen ſollte.

Die Zeit ward ihm dabei nicht lang. Er hatte Muße in ſeinem Kopfe, die verſchiedenſten Gedanken ſich zurecht zu legen. Er ſchweifte zuerſt nach London, wo er eine Braut hatte. Er prüfte ſein Herz, ob er ſie noch ſo liebe, daß er ſie zu ſeiner Frau machen könne. Sie hatte Geld, das entſchied freilich ſo ziemlich die Frage. Hierdurch ward er auf ſeinen Hochzeitsfrack geführt. Der für das Haus des Herrn Swamp arbeitende Schneider war nicht nach ſeinem Geſchmack. Er ließ die ganze reiche Londoner Zunft, ſoweit ihm deren Matadore bekannt waren, in Gedanken die Revue paſſiren und war mit ſeinen Erwägungen noch lange nicht im Reinen, als er im Begriff durch das Nadelöhr einen friſchen Faden zu ziehen, den Blick erhob, der nun zufällig über die Gegend ſtreifte.

Seitwärts tief im Grunde zog ſich das Silberband des Gave und an deſſen Ufer war der kleine Friedhof mit ſeinen Kreuzen ſichtbar; über demſelben ragten ein paar ſchroffe Felſen ſtolz empor aus blumigen Matten. Das machte zwar keinen beſondern Eindruck auf ſeine für ſolche Dinge nicht empfängliche Sinne, aber die Nadel entfiel dennoch ſeinem Finger. Er ſah eine weibliche Geſtalt von der Abendſonne etwas grell beleuchtet, gebückt und bemüht, Blumen zu pflücken. Sogleich durchfuhr es ihn, daß es Felicie ſei, die auch dieſen Abend gekommen war, eine friſche Zierde für das Grab Bonifacios zu ſammeln. Sie war jetzt am Rande der Matte, wo ſich dieſe um die Felskante dem Abgrunde ſteil zuſenkte.

Es mochten dort wohl die ſchönſten und ſeltenſten

Edelkräuter der Bergwieſe ſtehen, die ſich nur mit dem Aufgebot einiger Verwegenheit erringen ließen.

Hodge hatte ſich von der erſten Ueberraſchung bald wieder erholt; er dachte nicht mehr an die verlorene Nadel und die dadurch untauglich gewordene Fußbekleidung. Er durchmaß ſchnell mit forſchendem Auge den Raum, der ihn von der Felſenmatte trennte und die Möglichkeit, ſie von ſeinem Standpunkt zu erreichen, was ſich ihm freilich ſogleich als ein Wagſtück darſtellte.

Ehe er es unternahm, wollte er ſich jedoch davon überzeugen, daß das Blumen pflückende Mädchen auch wirklich Felicie ſei. Er griff nach dem Fernglas, das jeder Gebirgsſchütze bei ſich trägt, erhob ſich und ſchaute hinüber. Beim Aufſtehen war ein größerer Stein unter ſeinen Füßen locker geworden, der jäh von der Höhe hinabrollte. Wie einen Donner verſtärkte das Echo das Geräuſch durch die lautloſe Stille des Abends. Die davon erweckten Vögel begannen ein ängſtliches Flattern. Ein unheimliches Leben ſchien ſich im Walde plötzlich zu regen. Das enge Thal ward ganz davon erfüllt.

Drüben auf der Matte ward die Geſtalt davon aufgeſchreckt und blickte nach Hodge, der mit Hülfe ſeines Glaſes nun deutlich Felicie erkannte. Ob ſie mit ihrem geübtern Auge auch ihren Feind erkannt hatte; ob ſie darüber empört war, ſich durch das Glas von ihm beſchauen zu laſſen, wer wüßte das wohl anzugeben? Niemand war in ihrer Nähe, der es verrathen hätte und ſie ſelbſt konnte nicht mehr darüber befragt werden; denn ein Moment war's, da war ſie von dem Abhange, auf dem ſie ſich befand, jählings verſchwunden und eine Sekunde ſpäter bot ſie das grauenhafte Schauſpiel eines dem Abgrund zuſtürzenden menſchlichen Körpers, der wie ein Ball geſchleudert, bald um ſich ſelbſt kugelnd, bald gegen vorſpringende Zacken geworfen, dann wieder von Klippe zu Klippe rutſchend; hier von ſeinen Kleidern, dort von ſeinem Fleiſche, von ſeinen Haaren, von Allem, was ihn zu einem vollſtändig ausgeſtatteten Menſchen machte, die blutigen Spuren zurückläßt und als ein unkenntlich gewordenes, ſchauderhaft häßliches Fragment endlich leblos den Boden erreicht.

Hodge bebte zurück; es fiel ihm zwar nicht ein, daß er an des Mädchens Tod wie früher an den ihres Geliebten ſchuld ſei, was er aber geſehen, packte dennoch rüttelnd ſeine Nerven. Nach und nach ermannte er ſich und ſtieg herab. Nicht zu Felicie, um etwa zu ſehen ob ſie noch Leben zeige, denn das war nicht anzunehmen, ſondern in den Ort lenkte er ſeine Schritte, um den Leuten zu ſagen, daß ſich ein Unglück ereignet, deſſen Augenzeuge er aus der Ferne geweſen war. —

* * *

Prinzeſſin Irene befand ſich noch immer in ihrer ſeltſamen Befangenheit. Sie klagte ſich einer Inconſequenz des Gefühls an und entſchuldigte ſie mit dem Weſen der weiblichen Natur. In ihr verdunkeltes Gemüth fiel nur ein einziges Leuchten: es war die ſinnliche Leidenſchaft.

Sie mußte ſich geſtehen, daß Ludolfs höfliche Liebenswürdigkeit ihr nicht mehr gleichgiltig war. Allein ſie ſpottete über ſich ſelbſt.

„Es kommt mir vor, wie das recht einladend illuſtrirte Titelblatt zu einem Roman, der im Verlauf intereſſant werden könnte; aber ich werde mich wohl hüten, ihn zu leſen.“

So ſprach es in ihr.

Sie ſetzte ſich an das Piano, Muſik ſollte das geſtörte Gleichgewicht herſtellen. Sie hatte um die Erlaubniß gebeten, dann und wann in der Kirche die Orgel zu ſpielen und ſie war ihr ertheilt worden. Statt ſich dadurch zu erheitern, verfiel ſie immer mehr in eine unlösbare Schwermuth. Sie war von Poeſie umgeben; ihre Phantaſie war gleichſam eingehüllt in feſtlichen Zauber, um ihr Daſein ſchlang ſich eine unendliche Pracht von koſtbaren Gütern, werthvoller als der Reichthum von Seide, Gold und Edelſteinen, mit dem ſie ſonſt ihren Körper geſchmückt hatte; ſie beſaß Geiſt und Talent.

Ein reizender Wohnort, Muſik, Unabhängigkeit zum

Wohlthun! welch ein Horizont! welche Nahrung für die Seele! Und ſie verzehrte ſich inmitten dieſes himmliſchen Ueberfluſſes und heimlich ſchlich der treuloſeſte, der furchtbarſte Feind zu ihr heran: der unzufriedene Ueberdruß an Allem.

Ihre Vereinſamung war nun auch durch Ludolf ſchon lange nicht mehr geſtört worden und jeder Andere ging ohnehin der ſchönen jungen Frau mit der düſtern Miene ſcheu aus dem Wege, die jetzt ſtets ſchwarz gekleidet war und auf eine Weiſe, daß man es ihr anſah, ſie befrage den Spiegel nicht mehr.

Der Sommer war im Scheiden begriffen. Die Liebkoſungen, die ein fröſtelnder Wind ſpendet, haben etwas ſeltſam das Herz Bewegendes. Man fühlt es, daß die Herrlichkeit bald verſchwinden wird und daß die Sonne den letzten Schmuck beleuchtet, der uns ſo ſehr ergötzte. Wer könnte ſich einer Anwandlung von Trübſinn dabei erwehren! —

Regen und Wind hatten eines Abends ihr melancholiſches Konzert aus Thränen und Seufzern angeſtimmt. Irene ſaß am Kamin. Das Feuer war verlöſcht und die ſchwarze Oeffnung bot dem Blick einen Haufen von halbverbranntem Holz, das aus der Aſche ſich emporſtreckte.

Da wurde ſie von einem Beſuche ſo plötzlich überraſcht, daß ſie in dem Moment die Faſſung verloren hatte, ihn abzuweiſen. Ludolf trat in das Zimmer. Er ſeinerſeits ſchien ſich gehörig gefaßt zu haben und trug ſein Anliegen mit kurzen Worten vor. Die Prinzeſſin erfuhr durch ihn das Schickſal der armen Felicie, von dem ſie noch nichts wußte. Nachdem ihre erſte Ergriffenheit ſich gelegt hatte, kam er dann mit einer Bitte zum Vorſchein.

Die alte Mutter, die in dem Mädchen ihre einzige Stütze verlor, hatte in den Gäſten des Kurorts das wärmſte Mitgefühl erregt und Ludolfs Anweſenheit ſie auf den Gedanken hingeleitet ein Konzert zum Beſten der Verlaſſenen zu veranſtalten. Nun war er gekommen, Irene nicht nur um Ueberlaſſung ihres Flügels zu erſuchen, ſondern auch im Namen der Geſellſchaft ſie zu beſchwören, ihm ihre Mitwirkung zur vollſtändigſten Erreichung des ſchönen Zweckes zu gewähren.

Die ausweichenden Antworten, die ſie in Bezug auf die zweite Forderung gab, nachdem ſie die erſte ſogleich bewilligt hatte, ſuchte Ludolf mit einer gereizten Begeiſterung zu widerlegen. Er ſtellte ihr vor, daß die ſeeliſche Ruhe, welche ſie in ihrer Zurückgezogenheit empfinde, durch einen Act der Pietät thatſächlich nicht geſtört werden könne. Als ſie einwandte, daß ſie ſchon zu lange aus der Uebung ſei, um ſich öffentlich dem Urtheil der Kenner preiszugeben, bemerkte er, daß er zu jeder Stunde bereit ſein werde, die Stücke mit ihr durchzuſpielen und eine Meiſterin, wie ſie, die Höhe ihres Talents bald wieder erreicht haben würde.

Ihre Weigerungen waren endlich nur noch kraftloſe Wiederholungen des früher Vorgebrachten. Er benützte dies um ſo kraftvoller. In ſolcher Gelegenheit dürfe man nicht ſchwanken ſeine Ruhe aufzuopfern, ſelbſt augenſcheinlichen Gefahren müßte man ohne alles Erwägen gegenüber treten. Das erheiſche die Pflicht der Menſchenliebe. Ihre Weigerung würde einen Eclat machen, der durch die verſchiedenen Nationalitäten, die in Eaux-bonnes ſich zuſammengefunden, einen Wiederhall in allen Salons des Erdkreiſes finden würde. Es wäre nicht beſonnen, ſich den Zufälligkeiten eines ſolchen Geredes auszuſetzen, aus dem ſelbſt die nachtheiligſten Folgen für den Ruf entſtehen könnten.

Irene zeigte die Geduld einer Dame von feinem Tact die ſelbſt Gemeinplätze, wie Ludolf ſie vorbrachte, anhören kann, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Sein Raiſonnement über das Konzert der Wohlthätigkeit fand ſie durchaus falſch. Aber ſie ſpähte nach einer bündigen Antwort, die ihm den Rückzug zu ſeinen alltäglichen Ergießungen über Menſchenpflicht und Mitleid abſchneiden ſollte.

Sie wollte nicht ſeine Reizbarkeit durch ein fortgeſetztes Ablehnen verletzen. Sie gab ihrer Weigerung eine mildere Färbung. Nach einigen zarten geſchickten Wendungen kam ſie auf die Schüchternheit, die ſie für den Ausfluß einer reinen Seele erklärte, die ihrem Inſtincte unwiderſtehlich folgen müſſe.

Sie befinde ſich in dieſer Lage. Sie zweifle nicht daran, daß Herr Ludolf ihr eine rege Theilnahme für ihre Nebenmenſchen zutraue. Sie wolle es ſogleich bethätigen. Dazu bedürfe ſie aber keines Menſchen Beiſtand. Die Geſellſchaft möge ihr folgen und die Summe die ſie für das Konzert gegeben hätte, trage jeder in das Haus der armen Mutter, der ſie noch in dieſer Stunde ihr Scherflein bringen werde.

Ludolf war mit dieſer Erklärung noch nicht aus dem Felde geſchlagen. Er hätte es ſich nicht erlaubt mit einem noch unbeſtimmten Projekte eine Dame zu langweilen; es handle ſich hier um einen feſten Vorſatz. Die Geſellſchaft, die mehrere ſeiner hohen Gönner aus London und Paris zählt, beſitze den Eigenſinn aller ihres gleichen. Hat ſie einmal einen Beſchluß gefaßt, ſo kann ſie nichts in der Welt davon abbringen.

„Die Welt will Nuancen; das Scherflein in die Hütte der Armuth tragen iſt farblos. Ein Konzert giebt der Milde erſt die Farbe, die Weihe des Lebens!“ ſagte der Virtuos indem ſein flehender Blick auf Irene haftete.

Sie hatte auf die nichtsſagende Phraſe nur ein Lächeln und ein unmerkliches Achſelzucken als Antwort. Sie war geiſtreicher als Ludolf. An die Stelle der geſpreizten Unterhaltung wollte ſie die ſcheinbar hingebende Vertraulichkeit eines gleichgiltigen Geſprächs treten laſſen. Sie bat ihn, daß er ſie bis zur Hütte von Feliciens Mutter begleite.

Was auch die Prinzeſſin unternahm ein anderes Thema zu berühren, immer wieder wußte Ludolf auf das frühere hinzulenken. Kein Umweg war ihm zu weit. Allein die gehoffte Einwirkung auf Irene blieb aus, und als ſie bereits dem Ziel ihrer Wanderung nahe waren, war ihm nichts zu Theil geworden, als eine ziemlich demüthigende Lection, eine bittere Kritik ſeiner Anſicht von den Nuancen, welche die Geſellſchaft ſelbſt in den zarteſten Beziehungen des Gemüths zu ihrer Unterhaltung begehre. Es blieb bei der hartnäckigſten Verweigerung ſeiner Bitte.

Er gelangte zu der ihm bis jetzt fremden Erfahrung, daß auch in dem ſogenannten ſchwächern Geſchlechte eine gewiſſe Stärke des Willens angetroffen werde.

Jetzt waren ſie zur Hütte gelangt. Colette ſaß weinend auf der Schwelle. Als ſie die Thür öffneten lag Felicie im Sarge vor ihnen. Ihr Körper war angethan mit einem Hemde aus ungebleichtem Linnen, an den Nähten mit bunter Wolle verziert; der untere Theil des Körpers mit einem dunkelfarbigen Rock bekleidet. Das Geſicht war nicht entſtellt; ſtatt braun wie im Leben zeigte es jetzt das gedämpfte Gelb penteliſchen Marmors, was zu dem ſtrengen Ausdruck der Züge wohl harmonirte. Die ſchwarzen Haare waren in dicken Flechten; nur oben um die Höhe des Scheitels, ſonſt der Sitz des Hirns, war das grellrothe Tuch gewunden, das Felicie im Leben trug und das nunmehr die gräßliche Oeffnung den Blicken entzog, aus der beim Sturze das Leben unaufhaltſam entſtrömt war. Ebenſo war von allen übrigen Verletzungen und Brüchen nichts zu ſehen. Man hatte ſie geſchickt mit den Kleidern verdeckt.

Die Glocke vom Gottesacker wurde gehört. Es war der Augenblick der Beſtattung. Nachdem der Prieſter die Gebete geendet, ſprachen die Verſammelten mit leiſem Murmeln:

„Laß dein koſtbares auch für ſie vergoſſenes Blut ihr zur Reinigung, Erquickung und Erlöſung gereichen. —“

Neben dem Prieſter kniete die Mutter, die Hände zum Himmel erhoben und unter Schluchzen Gott dankend, daß er ihr Kind aus den Schlingen dieſer Welt befreite.

Seitwärts knieten zwölf junge Mädchen, die zum Theil im Orte in Dienſt ſtanden und von der Herrſchaft die Erlaubniß erbeten hatten eine fromme Pflicht zu erfüllen. Sie hatten von ihrem geringen Lohne das Nöthige zum Begräbniß zuſammen geſchoſſen. Die jungen Leute aus der Gegend waren auch nicht zurückgeblieben.

Die Scene machte einen tiefen Eindruck auf Irene.

„Sehen ſie," flüſterte ſie leis zu ihrem Begleiter, nachdem ſie eine kurze Mittheilung empfangen hatte," hier iſt ſchon für Alles geſorgt. Wir wollen den guten Leuten nachfolgen."

Hierauf ließ ſie Ludolf ſtehen, kniete zu den Betenden und beſprengte die Leiche mit Weihwaſſer.

Der Sarg wurde geſchloſſen und unter lautem himmelanſteigenden Beten von ſechs der Mädchen erhoben und bis zum Thor des Friedhofs getragen, wo die andern ſechs ſie ablösten.

Das offene Grab harrte und die Erdſchollen rollten hinab. —

Der Prinzeſſin Zartgefühl hielt ſie ab jetzt in die Hütte zurückzukehren und ihr Almoſen der Frau darzureichen. Die Klage der Trauer erſchien ihr zu heilig. Sie entfernte ſich mit den Andern und ging ſtillſchweigend neben Ludolf ihrer Wohnung zu, als eine eckelhaft ſchnarrende Stimme in geradbrechtem Franzöſiſch an ihrer Seite ſich hören ließ. Es war Mißtreß Swamp, die obgleich eine unermüdliche Bibelvertheilerin, aus Hang eine katholiſche Ceremonie nie zu verſäumen ſich eingeſtellt hatte. Solche Leute unterwerfen ſo etwas immer einer unerlaubten Kritik, die ihrem geiſtigen Vermögen entſpricht, daran iſt man gewöhnt und kann es verachten; hier aber war es mehr als das. Der ſtrenge Tugendmuth der mildfrommen Miſtreß hatte hier ein größeres Aergerniß empfunden, als die katholiſchen Gebräuche ihr erregen konnten und ihre Lippen floßen davon über.

Sie war wüthend über die zwölf Leichenträgerinnen; gegen die jungen Burſche zeigte ſie ſich nachſichtsvoller, weil die Welt einmal alſo verderbt und in Sinnlichkeit verſunken war.

„Darüber kann man ſich weder ärgern noch verwundern," ſo lautete ihre Strafpredigt. „Die Kerle werden es wiſſen warum ſie trauern, denn die Creatur hatte ſich mit Allen abgegeben. Aber daß Mädchen, die noch Achtung für ſich ſelbſt haben, ſich ihnen anſchließen, das iſt unerhört. Sie mußten ſich niemals in der Geſellſchaft einer Elenden betreffen laſſen, die der liebe Gott alſo geſtraft hat für ihren Wandel. Todt oder lebendig! Das iſt einerlei. Welche Schande, o du himmliſche Gerechtigkeit! Oder wäre es nicht ſchändlich, ihr Erſpartes an ſo etwas zu verſchleudern? Hätten ſie ihr Geld nicht nützlicher und ehrbarer anwenden können? Aber es iſt wahr: Qui se ressemble, s'assemble! Man wird hier bald keinen Schritt machen können ohne auf einen Baſtard zu ſtoßen. Ich will jedoch meine Einſicht für mich behalten; es iſt nicht gut Alles zu ſagen, was man weiß."

Irene ließ die gemeine Impertinenz an ſich vorüberrauſchen und beſchleunigte nur ihre Schritte um deſto ſchneller loszukommen. Als die Engländerin vergebens auf eine Aeußerung der Prinzeſſin harrte, ward ſie weicher, ohne daß ihr Ton es verrathen hätte. Das ſummende Schnarren deſſelben verlor dadurch nichts von ſeiner Widerwärtigkeit.

„Mit der Mutter möge man immerhin Mitleid fühlen,“ fuhr ſie fort, „obgleich ſie ihrer Tochter eine ſo ſchlechte Erziehung gegeben hat. Sie iſt unglücklich und ſteckt tief in Noth und Elend. Auch ich bin Mutter und kann mir den Schmerz wohl vorſtellen, wann ich meine reizende Emmy verlöre. Was Gott verhüten wolle!“ ſetzte ſie ihre ſchnelle Rede unterbrechend mit einem frommen Seufzer hinzu, indem ſie die Augen zum Himmel erhob. „Zwar hatte das Weib nicht wie ich ein zärtliches Kind voll der feinſten Bildung und Tugend und unſer Schmerz kann ſich daher nicht entfernt vergleichen laſſen. Die Haupturſache des Kummers erwächſt aus ihrem Elend und ihrer Hilfsloſigkeit. Da gebietet die Menſchlichkeit zu helfen. Sie werden davon gehört haben, daß wir für das alte Weib ein Konzert zu geben beabſichtigen. Ich habe meiner Emmy ſchon vom Vater die Erlaubniß erwirkt daran Theil zu nehmen. Emmy darf ſich darin hören laſſen. Sie können auf einen hohen Genuß ihre Erwartung ſpannen.“

Jetzt hatte man Irenens Wohnung erreicht.

„Nun haben ſie ja den erwünſchteſten Erſatz für das, was ich ihnen verweigern mußte," ſagte die Prinzeſſin zu Ludolf, indem ſie ſich von ihren Begleitern verabſchiedete.

V.

Das Konzert war überfüllt und da kein ausgeſprochener Preis „der Wohlthätigkeit Schranken ſetzte," wie es gewöhnlich bei uns, in ſolchen Fällen heißt, ſo war die Einnahme immer noch ſehr bedeutend im Vergleich zu der Zahl der Anweſenden.

Von dem Spiel der blonden Miß Emmy Swamp kann hier nicht viel die Rede ſein. Sie wurde förmlich durch Damenhände vom Piano fortgeriſſen, nachdem ſie die Piece geendet hatte. Die Herren ſtanden im Kreiſe und ſchlugen nur luſtig in die Hände, daß die Flächen ſich kaum berührten und kein brutales Klatſchen zu vernehmen war.

Miß Emmy wand ſich los, ſchritt züchtig in ihren Kreis und reichte ihnen auf ächt engliſch die Hand. Miſtreß Swamp fühlte heiße Thränen des überſeeligſten

Gefühls auf ihren Mutterbuſen fallen, ohne es zu beachten, daß ſie weiße Streifen in der Schminke zurückließen, welche ihre Wangen bedeckte. Der glückliche Vater Swamp hatte ſein Haupt tief in die Vatermörder verſenkt; er war eingeſchlummert. Nur bei Janitſcharenmuſik konnte er ſich wach erhalten.

Ueber das Programm und den Vortrag deſſelben erfahre der Leſer hier nichts. Es hieße den Recenſenten in's Handwerk pfuſchen. In Eaux-bonnes und den nächſtgelegenen Orten, welche ihr glänzendſtes Kontingent zu dem Beſuche des Konzerts geſtellt hatten, herrſchte nur eine Stimme höchſter Befriedigung. Ein Vicomte ſandte ein paar Berichte an Brandus und an Escudier nach Paris, die für diesmal in ihren Blättern übereinſtimmten und ein junger Dandy gab Daviſon, dem muſikaliſchen Berichterſtatter der Times, Gelegenheit zu einem kleinen Anwuchs ſeiner Extrahonorarberechnung. Was deutſche Blätter über das Konzert brachten, ward von ihren Korreſpondenten nach jenen Mittheilungen gemodelt, da Niemand in Eaux-bonnes ihrer Specialität gedachte.

Etwas darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Nämlich ein Umſtand, der für den weitern Verlauf der Begebenheiten einflußreich war. Das letzte Stück des Konzerts beſtand aus der neueſten Kompoſition Ludolfs; eben jener Tranſcription der kleinen ſpaniſchen Canzonette

„Dulce esperanza mia“ die ihm Delphine am letzten Abend des ſchmerzlich traulichen Beiſammenſeins vorgeſungen, die er ihr verſprochen, in moderner Weiſe zu variiren und zu umſchreiben und dann beim Wiederſehen ihr vorzuſpielen.

Das Ding war mit Schwierigkeiten geſpickt, durch die ſich die lieblich einfache Melodie mühſam hindurchwand, ſich manchmal wie ein Bächlein unterirdiſch verlor und dann wieder unter Donnerſchlägen und Tumulten erſt mit Schlacken bedeckt, endlich zur urſprünglichen Reinheit zurückkehrte. Die Hände des Virtuoſen, die keinem Menſchen mehr angehörten, erregten den wildeſten Taumel in der Verſammlung; die dämoniſche Kraft verſetzte Allen den Athem, ein Nervenreiz bis zur Erſchöpfung. Schlich dann wieder der Silberfaden der Canzonette aus dem toſenden Lärm, dann wurden die Herzen erleichtert; wie ein mild kühlendes Lüftchen wehete es ſie an.

Dieſer zauberiſche Effect kehrte oft genug wieder, da das lange Stück die volle Herrſchaft des Virtuoſen darlegen ſollte. Am Ende war es nicht zu verwundern, daß die Melodie behalten worden war, während von dem Uebrigen auch nicht die leiſeſte Reminiscenz auftauchte.

Man fragte, woher das ſchöne Thema ſtamme und als ſie erfuhren, daß er es für Geſang beſitze mit ſpaniſchem Text, da ſah man ſich überall um, ob nicht Jemand da ſei, der es vortragen könne. Eine ſchöne Spanierin weigerte ſich ſtandhaft, weil ſie befürchten müßte, ihre Stimme zu verlieren. Es läge ihr zu hoch und ſie ſei überdies enrhumirt. Man beſchloß den Noten einen franzöſiſchen Text unterzulegen und nächſtens eine eigene Audition zu veranſtalten.

Irene, die zugegen war, lächelte ſtill vor ſich hin. Ludolf, der kein Auge von ihr ließ, hatte es kaum bemerkt, als er vor ſie hintrat und die Attitude eines Flehenden annahm.

„Sie ſingen es uns — ja, ja! ſie erhören uns!“ rief er mit ſüßlicher Emphaſe.

Man umdrängte die Fürſtin neugierig. Sie hatte früher ſchon das Liedchen von Ludolf erhalten, als er deſſen Tranſcription in dem Salon der Frau von Mayer ſpielte, wo es denſelben Eindruck hervorrief. Er, der ſich lange in Spanien aufgehalten, übernahm es damals, Irene die Ausſprache zu lehren. Kaum war dies bekannt, als kein Entrinnen mehr möglich war. Die jungen Damen, Emmy Swamp Allen voranſchwebend, führten Irene mit ſanftem Zwange zum Flügel. Ludolf hatte bereits den Seſſel zurecht gerückt, allein ſie ſetzte ſich nicht und erſuchte ihn darum, daß er ſie begleite. Sie hatte ſich gelobet, an jenem Abend keine Taſte zu berühren.

Irene hatte faſt zitternd nachgegeben. Sie ſchlug die Augen nicht auf.

Die erſten Töne vibrirten ſeltſam; Ludolf blickte auf ſie und ſchlug ein wenig ſtärker an, ihre Stimme ermannte ſich, ihr Gefühl drang durch und gelangte zur vollſten Entfaltung. Ihr Vortrag ward, wie es die Volkslieder der Spanier erheiſchen, recitativiſch und es bedurfte eines ſolchen Virtuoſen, um ihn effectvoll zu begleiten. Dann verſchmolz Alles wieder in die ſanfte Melodie, die im ſtrengen Tactmaße dahinſchwamm, gleich einer rührenden Villanella, bis zu den beiden letzten Verſen

„No te desmaye el verte
A cado paso junto al de la muerte“

die von der Sängerin mit erhöhtem Ausdruck geſungen wurden.

Obgleich es nichts als ein altes Volksliedchen war, das vor Jahrhunderten entſtanden ſein mochte und ſonſt wo geſungen, nur ein beſcheidenes Wohlgefallen zu erregen, im Stande geweſen wäre; ſo war der Eindruck, den es hier hervorrief, nach der gewöhnlichen Weiſe zu ſprechen: immens. Denn ungemeſſen brach der Sturm des Beifalls los. Ein ſolcher Geſang iſt leichter zu bewundern als nachzuahmen; das ward von Allen gefühlt. Es war der Triumph des ganzen Abends. Aber Emmy Swamp durfte von der Fremden nicht verdunkelt werden.

Auch ſie hatte vor ihr ein engliſches Volkslied geſungen. Das empfanden die Engländer, die in dergleichen Fällen nichts von Galanterie, dafür aber mehr von Nationalſtolz wiſſen. Auch am unrechten Orte ſind ſie wahrhaft davon beſeſſen.

Sie ſahen in dem Vorgang eine Intrigue. Was ging ſie die walachiſche Fürſtin an, deren ſonderbar ſtolze Zurückgezogenheit ſie längſt ſchon beleidigt hatte. Sie war ihnen ſtets wie eine Macht an ſich erſchienen und ſie wollten nur eine anerkennen, die eigene. Die Engländer ſprechen, wo ſie ſein mögen, die höchſte Stufe in der geſellſchaftlichen Hierarchie an und wollen ſie unter allen Bedingungen behaupten. Ein junges Mitglied des Junggeſellen-Clubs fand es inſolent, mit einer ſolchen balourdise zu debutiren und äußerte es gegen ſeinen Nachbar. Der erwiderte, er kenne das Lied ſchon lang; er habe es einmal von einem ſpaniſchen Matroſen ſingen hören; der Gaſſenhauer werde von den Dächern gepfiffen. Bald hatte ſich eine leiſe Discuſſion entſponnen, als gälte es einem wichtigen Geheimniß, das erörtert werden ſollte. Die Herren bildeten eine compacte Maſſe in der Mitte, die einen breiten Schatten um ſich her warf, während die Damen im vollen Scheine der Lüſter noch Irene umgaben und einen lichten Kreis in den hellgewählten Toiletten bildeten.

Der Gegenſtand, dem dieſe ganze Bewegung galt, ſaß da wie zur Hinrichtung. Irene hatte geglaubt, einen ewigen Frieden mit dieſen Leuten eingegangen zu ſein, indem ſie alle Anſprüche aufgegeben, keinen Einfluß mehr für ſich behalten und ihre Schwelle gegen das Eindringen dieſer frechen Geiſter mit Weihwaſſer beſprengt hatte; nun in einem Augenblick der Bethörung hatte ſie ſelbſt den Bann gebrochen. Ein kleines Liedchen war der Apfel, den ihr die Schlange dargeboten.

Es war die alte Erfahrung, daß der Minderbegabte über das höhere Talent gehoben wird, wann Neid oder andere unlautere Abſichten ihre Zwecke durchſetzen wollen. Nur die glückliche goldene Mittelmäßigkeit bleibt davon verſchont.

Irene hörte nicht mehr das ſie umgebende Geſchwätz; nur ein Gedanke durchflog ſie. „Vergebens iſt es, ſich geiſtig abzutödten, nur der wirkliche, vollſtändige, unwiderlegbare Tod vermag erſt zu befreien!“

Aber ſie dachte dabei nicht an Selbſtmord. Sie wollte das Leben noch ferner ertragen, nur es anders einrichten.

Sie geſtattete es, daß Ludolf ſie nach Hauſe bringe.

Allein in ihrem Boudoir überdachte ſie den Vorfall im Zuſammenhang. Sie hatte das lebhafte Geſpräch der Engländer wohl bemerkt; die Gegenreden einiger Franzoſen hatten jene ſo erregt, daß ſie die Stimme erhoben und einzelne ihrer Worte von der Prinzeſſin verſtanden wurden. Ludolf der neben ihr war, bemühte ſich auf alle Weiſe, ihre Aufmerkſamkeit davon abzulenken.

Jetzt ſchwebte ihr plötzlich das Ganze ihrer ſelbſterwählten Lage lebhaft vor Augen. Sie ſah, daß ſie durch einen eigenſinnigen Trieb in ein Netz gerathen war, aus dem ſie ſich auf alle Weiſe befreien mußte. Ihre Beſtimmung ſei in der Welt zu leben und dies offen zu bekennen. Sie wollte ſich nicht dazu verurtheilen im Schatten ſich zu verſtecken und ihrer Macht, deren ſie ſich bewußt war, freiwillig zu entſagen. Ihre Phantaſie ſchweifte immer weiter. Sollte ſie es ohne Widerſtand zugeben, daß man ungeſtraft ſie hinterrücks verhöhne; daß man ruhig und ungeſtört einen ganzen Schatz von Wuth gegen ſie anſammle; daß man ſchmutzige Galle förmlich zu einem Kapital mache, um von den Zinſen den gemeinſten Ausbrüchen des Neides Nahrung zu geben?

Ihr feueriger Sinn war erwacht; es war die Glut einer Südſlavin. Er überſprang alle erſten Inſtanzen und ſchwang ſich zu einem höchſten entſcheidenden Richterſpruch. Sie blieb nicht bei Haß und Verachtung ihrer Gegner ſtehen, ſie ſteigerte ſich zur Wuth. Es war kein lauter Ausbruch, ſondern eine Concentration innerer Gefühle die, bei ſich darbietender Gelegenheit, jedem Angriff den Kampf unmöglich machen würden.

Vorerſt ſollte das kleine Debut durch eminente Leiſtungen in Vergeſſenheit gerathen. Sie hatte ſelbſt nicht den geringſten Werth darauf gelegt, als ſie einer Verſuchung nachgegeben, deren Folgen ſie jetzt freien Lauf zu laſſen ſich vornahm.

Aber ſie ſah das Ende nur ab, das ihr den Sieg ihrer Künſtlerſchaft verbürgte; ihre Erfahrung hatte ſie allein nach dieſer Seite hin gewonnen. Sie kannte die andere nicht, wo das ſtets wache Ungeheuer der Verläumdung lauert und vom Würgen lebt.

Irene nahm ihre ſchwerſten Stücke wieder vor; ſie bat Ludolf ſie mit ihr durchzuſpielen und als er ſein Konzert ankündigte, prangten neben ſeinem Namen drei Sterne, die unten als Note ihre Bedeutung verriethen: „Eine hohe Dilettantin.“

Noch ehe der Abend erſchienen war, konnte man merken wie man darüber urtheilte. Die Neugier eine Dame zu hören, deren Ruf in den Salons großer tonangebender Städte längſt verbreitet war, ward abſichtlich unterdrückt, ebenſo die Rückſicht, welche ihre Stellung ſelbſt in der Ungezwungenheit einer Badegeſellſchaft erheiſchte. Die Engländer benahmen ſich mit einer unbeſchreiblichen Beſchränktheit und in cyniſcher Auflehnung gegen die

Sitte beſchloſſen ſie einſtimmig Albions Banner hoch wehen zu laſſen und die Slavin zu vernichten.

Die Aufreizungen, Beſprechungen, Verabredungen für den bevorſtehenden Abend bildeten das Geſchäft der Tage für die Müſſiggänger; ihre köſtlichſte Unterhaltung.

Betrachtungen darüber anzuſtellen, wäre ein trübſeliges Geſchäft. Eine aus mißgünſtiger Parteiſucht erwachſene Kritik entwickelt eine wahrhaft titaniſche Thätigkeit. Die Erſcheinung wiederholt ſich auf allen Gebieten, in allen Breitegraden wo der Genius ſchafft und bildet. Von den höchſten Gipfeln der Kunſt bis zu den ſich von der Sonne der Gunſt nährenden Zonen des baaren Virtuoſenthums. Alles unterliegt jener verläumdenden Kritik in dieſen Tagen der Arroganz, der Clique und der Claque.

Unſere Engländer behaupteten conſequent ihren einmal eingenommenen Standpunkt. Sie hatten ſich vorgenommen ihre Ohren zu verſtopfen und dafür das Glas in den Augenwinkel gezwängt mit weit ausgegrätſchten Beinen ein Konzert zu *ſehen*, die Mienen zu beobachten, zu controliren, wie die Spielenden blicken und ſich anſchauen und aus einem edeln Wetteifer der Ehre ein Grab der Schande zu conſtruiren.

Man müßte erröthen, wollte man von einer Generation auf eine Nation zurückſchließen. Auf unſere entartete

Geſellſchaft wird ſicherlich eine ſtarke und geſunde Verjüngung folgen. —

Irene und Ludolf hatten geſiegt. Man applaudirte. Die Clique ſtimmte ein, aber ohne Freude, mit verſtärktem Aerger der zum Ingrimm anwuchs; aber ſie klatſchte dennoch weil ſie für Gentlemen mindeſtens gelten wollte.

Die Tage nach dem Konzert hatte ſich die alte Unruhe der Prinzeſſin wieder bemächtigt. Ihr Piano wurde nicht geöffnet, Ludolf wann er ſie zu ſpielen aufforderte, abgewieſen. Es war die Furcht vor einem beginnenden Roman ſtärker erwacht als früher. Sie dachte ernſtlich daran den Ort zu verlaſſen, wenn Ludolf länger dort verweilte.

Ihre Beſorgniſſe ſchienen ohne Grund.

Ludolfs Betragen überſchritt niemals die Gränzen einer achtungsvollen Ergebenheit. Seine Reiſe nach Biarrits führte er wohl noch im Munde; allein an ihre nahe Ausführung ſchien er nicht zu denken.

Irene fing an ſeine Unbedeutenheit zu empfinden. Sie ſagte ſich: er ſei verſtändig; ſein Geiſt lebhaft; ſeine Imagination könne ſich erwärmen. Allein er beſaß keinen Esprit; das Zündende fehlte. Sein ganzes Können, ſein ureigenſtes Weſen war wie bei allen Virtuoſen im Klavierſpiel aufgegangen.

Um ſich zu zerſtreuen, hatte ſie zu ernſter Lectüre

Zuflucht genommen. Sie war der Meinung, wie andere Damen ihrer Art, die tiefſten Fragen nur mit der Fingerſpitze berühren zu dürfen, um ſie vollſtändig ſich beantworten zu können und ſich ihrer dann nach Gefallen zu bedienen.

Das nächſte Mal wurde der Pianiſt nicht abgewieſen.

Er ſprach von einem Quatre-mains; ſie von Migräne.

Ein Band von Paſcals „Pensées“ lag aufgeſchlagen vor ihr. Sie reichte ihm das Buch und fragte, ob er es kenne, obgleich ſie die Antwort vorausſehen konnte.

Sie las ihm hierauf ein paar Stellen vor und erſchöpfte ſich in dem Lobe des Autors. Dann ſagte ſie, er ſolle die „Pensées“ mitnehmen und ſie leſen.

Er blätterte darin und legte ſie vor ſich hin.

„Er fürchte für ſeinen Glauben,“ ſagte er lächelnd.

Sie drang in ihn deutlicher ſich auszuſprechen und nun legte er ihr ein Bekenntniß ab, das kein Ende nehmen wollte. Er wurde warm, ſeine Züge belebten ſich. Ihr Blick verweilte auf ihm; er machte perſönlich den angenehmſten Eindruck; das, was er ſprach, überhörte ſie.

Wann Irene ihn jetzt empfing, entfaltete ſie vor ihm die Myſtik einer unbeſchreiblichen Anmuth, die freilich nicht darauf hinzielte, ihn von ſeinen verworrenen Begriffen über Glauben und Unglauben bekehren zu wollen, ſondern ohne daß ſie es vielleicht wollte, ihn mit ſinnlichen Feſſeln umſtrickte.

Nie war Eaux-bonnes noch der Gegenſtand ſo vieler Korreſpondenzen geweſen als jetzt. Die „europäiſche Leſewelt“ erhielt Nachrichten von Allem, was ſich dort zutrug.

Wie natürlich waren Ludolf und die Prinzeſſin Gegenſtand mehrmaliger Erwähnung. Der Klatſch war mit Malice gewürzt; wer mag ſich darüber verwundern, daß er nachgedruckt wurde. Die Namen wurden zwar nur mit Anfangsbuchſtaben bezeichnet, aber ſie waren berühmt genug in den Kreiſen des höhern Geſellſchaftslebens, um nicht ſogleich erkannt zu werden. Die Mehrzahl jener Leſer, die man jetzt nach Hunderttauſenden zählt, verſtanden es zwar nicht, die Initialen beſtimmten Perſonen als Brandmark aufzuheften, aber der Skandal ergötzte an und für ſich. Dazu kam noch, daß die deutſchen Blätter inſtinctiv aus der Dame das Schlingkraut eines ultramontanen Fanatismus für ihre Zwecke ſich herausſpannen, mit dem ſie ihr Opfer zu umſtricken trachtete, das jedoch mit der Stärke des freien Geiſtes aus dem Netze des Unverſtands ſich löſte. Die andern engliſchen und franzöſiſchen Blätter hatten an ſo etwas nicht gedacht; ſie würden ihr Publicum damit zum Lachen gereizt haben. Allein die Deutſchen wußten zu gut, daß der Gaumen des ihrigen, ſolches Gewürz nach ſeinem Geſchmack finde.

Nach Eaux-bonnes verirrte es ſich nicht. Es war nur ein gebildeter Cigarrenhändler aus einem Mittelſtaate, der einzige Deutſche unter all den Kurgäſten, der ſich zur unentbehrlichen Privatunterhaltung einige Zeitungen von Hauſe kommen ließ, aber zu anſtändig war, um durch dieſe Lächerlichkeit fremden Zündſtoff in das ohnehin unerquickliche Geklatſch zu tragen.

Irene blieb von dieſen elektriſchen Strömungen vollſtändig unberührt.

Sie hatte die ſchwarze Kleidung jetzt wieder mit einer freundlichern vertauſcht. Ihr prächtiges Haar, das ſie glatt geſcheitelt getragen, wurde jetzt ein wenig aufgeſteckt und auf der Stirne mit einer reichgefaßten antiken Kamee geſchmückt. Ohren und Hals zierten einfaches Geſchmeide. Ihre natürliche Bläſſe zeigte ſich im Spiegel, wie von einem krankhaften Schein angehaucht; eine leichte künſtliche Röthe wurde angewendet, um ſie zu entfernen.

Aber ſie konnte es ſich nicht mehr verhehlen, woher die krankhafte Bläſſe kam.

VI.

Die Engländer fingen an ſich zu verlaufen. Auch der alte dicke Herr Swamp, der zuerſt den Winter über in Eaux-bonnes bleiben wollte, dachte daran, ſeinen Landsleuten zu folgen. Der herbſtliche Bergwind hatte auch ihm ſchon etwas unſanft um die rothe Porternaſe zu ſtreifen begonnen. Er wollte nach Hières gehen, wo nach der Ausſage ſeines Murray ein ewiger Frühling herrſchen ſollte.

Die Familie machte Anſtalten zur Abreiſe. Der Kammerdiener James Hodge reiste aber nicht mit. Er blieb in Eaux-bonnes zurück, nämlich als Leiche. Man hatte ihn eines Tages durch einen ſehr correcten Dolchſtich ermordet gefunden. Unweit von Felicie wurde ihm ſein Grab gegraben.

Die Einwohner ſprachen nicht von dem Ereigniß. Unter den Fremden ging das Gerede, es ſei Blutrache an ihm geübt worden. Irgend ein Verwandter des armen Mädchens habe es gethan. Mistreß Swamp aber ſagte, einer von den Vielen, die in ſie verliebt geweſen und die ſie bei der Naſe geführt, ſei es geweſen und drang auf Beſchleunigung der Abreiſe. —

Sie waren bereits fort, da trat eines frühen Morgens ein junger Menſch in des Pfarrers Zimmer, der eben nach vollzogenem Opfer bei ſeinem Frühſtück ſaß.

„Läßt du dich endlich bei mir ſehen?“ rief ihm der hochwürdige Herr freundlich entgegen, ſetzte dann aber ſogleich hinzu: „du machſt ja ein ſehr ernſtes Geſicht. Was haſt du Thomas?“

„Ich bin auf dem Marſche und komme Abſchied nehmen,“ erwiderte der, indem er auf ein kleines Bündel wies, das in einem Tuch an ſeinem Stecken über der Schulter hing. „Ich gehe nach le Port du Salut zu meinem Heile“ —

„Was? Du willſt nach dem Trappiſtenkloſter?“ —

„Ja. Ich habe mich entſchloſſen, aus der Welt zu ſcheiden,“ ſagte er kurz.

„Aber deine Mutter, eine arme Wittwe“ —

„Die hat jetzt meinen Bruder Pierre. Der hat bei der Conſcription eine gute Nummer gezogen und kann nun bei ihr bleiben.“

„Du warſt ihre Stütze. Was ſagt ſie denn dazu?“

„Wenn ich daran denke, blutet mir das Herz. Das kann ich gar nicht wiedererzählen. Sie ſagte, ich ſollte bei ihr bleiben und mir eine Frau nehmen. Wir hätten zwar nichts als den guten Namen“ —

Thomas ſtockte. Es war als ob er ſich vergebens anſtrenge, weiter zu ſprechen. Endlich brach es aus ihm gewaltſam hervor:

„Das Alles kann nicht ſein. Ich muß nach La Trappe, dort will ich arbeiten und büßen. Nun bin ich hier, ihnen zu danken, Herr Pfarrer, für alles Gute, was ſie mir ſeit meinen Kinderjahren erwieſen haben und um ihren Segen und ihr Gebet für mich zu bitten."

„Wie kommſt du aber nur dazu, Thomas! — nach La Trappe zu gehen! Du warſt ſtets einer der fröhlichſten Burſche unter Allen."

„Was ich fürchte iſt eben, daß ich einſt ein fröhlicher Burſche war. Das könnte wieder erwachen. Wie mein Herz zur Stunde iſt, ſo ſoll es aber bleiben. Abgeſtorben für Alles, nur geöffnet der Reue, nur thätig zu büßen. Iſt der Sinn einmal ſo beſtellt, ſo muß der Menſch es gleich am ſchwerſten und härteſten Ende angreifen, um ungeſtört ſein noch übriges Leben Gott aufzuopfern."

„Du biſt aber noch jung und kräftig, dein Leben könnte dir bei allen guten Vorſätzen doch zu lang werden" —

„Ach, Herr Pfarrer, das? das iſt ſchneller aus, als man ſich's vorſtellt. Vorige Woche ließen wir den großen Teich dort oben am Wald ab. Kaum war die Schleuſe offen und im Nu war das wilde Waſſer verſchwunden. So iſt's mit dem Leben, dachte ich und Gott in ſeiner Ewigkeit ſieht zu; gleich mir, der ich am Ufer ſtehend das Waſſer ablaufen ſah. Das eben die Zeit ſo kurz gemeſſen iſt, das treibt mich zur ſchnellen Buße. Leben ſie wohl, Herr Pfarrer!"

Er kniete nieder mit tiefgeſenktem Haupte. Der Pfarrer ſpendete ihm den Segen auf die Reiſe. Nachdem

Thomas fort war, betete der fromme Herr lange und inbrünſtig. —

Colette die jüngere Schweſter der verunglückten Felicie ließ ſich noch von Zeit zu Zeit bei der Prinzeſſin blicken, die ihr Wohlthaten ſpendete.

Sie hatte ſo eben die letzten fremden Herrſchaften abreiſen ſehen und ihre Augen waren voll Thränen.

„Nun ſind ſie Alle fort und unſer Ort iſt verödet," ſprach ſie. „Ich ſah ihnen nach bis der Staub der Räder ſie mir entzog. Ach, all die ſchönen Damen und Herren! Jede hatte einen großen Blumenſtrauß in der Hand. Sie plauderten und lachten als ob ſie ſich freueten Eaux-bonnes zu verlaſſen und in ein anderes Land zu kommen. Es war hier aber auch traurig genug. Jede Woche eine Leiche Und das üble Geſchwätz, das unter den Leuten herumging; wenn ſie das hören müßten! Ich konnte an gar nichts Anderes mehr denken."

„Aber was iſt es denn, was dich von Neuem ſo betrübt?" fragte Irene mit Theilnahme. „Deine geliebte Schweſter iſt beim lieben Gott der für dich und deine Mutter ſorgen wird. Liebe ihn nur über Alles und bete zu ihm. Denke, daß es noch viel Unglücklichere giebt, die ihr Vertrauen auf ihn ſetzen. —"

„Ach, wann die Fremden ausbleiben," ſagte Colette, „was werden wir anfangen? So ſpricht die Mutter; ſo ſprechen alle die alten Frauen und Männer. Alle ſagen, daß Thomas meine Schweſter Felicie am meiſten geliebt und um ſie geworben hatte. Als ſie im Abgrund todt dalag nannte er den engliſchen Kammerdiener als den, der ſie hinabgeſtürzt habe. Sie wiſſen nicht was unſere Burſche für heißes Blut haben. Thomas hat den Engländer aus Rache getödtet. Er hat ihm vergolten. Sie ſagen's Alle aber keiner wird ihn verrathen. Das thut kein Baske. Nun iſt Thomas nach Le Port du Salut um ſeine Schuld zu verbüßen. Gott ſei ſeiner Seele gnädig!"

Colette brach in ein neues Weinen aus, und bat Irene das Geheimniß zu bewahren. Dieſe tröſtete ſie und begleitete ihre Tröſtungen mit reichlichern Spenden. In einem Jahre werde an die dunkle Geſchichte nicht mehr gedacht werden. Die Fremden würden wiederkehren und ſie ſelbſt werde kommen.

Nachdem das Mädchen ſie verlaſſen, bemächtigte ſich ihrer auf's Neue eine finſtere Laune.

„Nein, ich kann dieſe Leute nicht mehr lachen ſehen und unter ihnen ſelbſt nicht mehr lachen und froh ſein," ſprach ſie zu Ludolf. „Man müßte gar kein Herz, keine Empfindung mehr haben. Solche Gräuel geſchehen unter dieſem göttlichen Himmel!"

Auch ſie wollte fort. Ob Ludolf von ihr aufgefordert werden ſollte ſie zu begleiten? dies fragte ſie ſich. „Wohin wird es führen?“ dachte ſie. „Wohin? Ich weiß es nicht. Vielleicht zu einer Täuſchung; zu leeren Vorſpiegelungen. — Was bietet mir ein alltäglicher Umgang mit ihm, den er jeden Tag aufgeben kann wann er will. Welche Verbindlichkeit hätte er gegen mich zu erfüllen? Seinen Character glaube ich zu kennen; was weiß ich von ſeinem bisherigen Leben — von den Sitten eines umherſchweifenden Virtuoſen?“

Was ſie Ludolf allenfalls zu ſagen haben würde, erforderte immerhin eine reife Ueberlegung. Ganz unvorbereitet würde ſie in ihm vielleicht den Wahn hervorrufen, daß er von ihr ernſtlich geliebt werde. Sie mußte auf einen ſchicklichen Umweg ſinnen. Allein die Tage verrannen darüber und immer dringender mahnte es ſie den Ort, der ihr nunmehr unleidlich geworden war, zu verlaſſen. Der Ort in welchem ſie anfänglich wie verzaubert ſich einſam fühlen wollte. Wer könnte das Wechſeln der Laune einer ſchönen eleganten Frau, und noch dazu einer walachiſchen Bojarin erklären, die zwiſchen vergangenen und zukünftigen Aventüren nur ausraſten wollte; mit der Andacht ihr vorübergehendes Spiel trieb; ebenſo weit von den unbefangenen Neigungen der Jugend wie von der ausſchweifenden Sinnlichkeit des berechnenden reifern Alters entfernt iſt, und zwiſchen freier Ungebundenheit und ſelbſtgewählten Feſſeln ſich zu entſcheiden hat.

Das Eine leuchtete jedoch der Bojarin Irene vor, daß ſie im Intereſſe ihrer Frauenwürde und ihres Glücks nur mit Vorſicht weiter gehen dürfe.

Bei dem nächſten Beſuche traf Ludolf ſie im Garten. Sie hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen und über ihre Angelegenheit nachgedacht. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihm eine freundliche Miene zu zeigen.

„Ich habe ihnen eine Mittheilung zu machen,“ ſprach ſie. „Aber meine Nerven ſind furchtbar angegriffen, ich bitte Sie mich nicht zu unterbrechen. Haben ſie ſchon einmal einen eiteln alten Menſchen eine Polka tanzen geſehen? wie er daſteht, wann er eine Pauſe macht und ſo ſeltſam lächelt, um es zu verbergen, daß er nach Luft ſchnappt? So geht es mir. Mein Kopf dreht ſich mit mir herum, ich athme ſchwer und ich wollte mich ihnen gern heiter zeigen, damit ſie es nicht merken. Aber ich vermag es nicht. Ich befinde mich wirklich in einer quälenden Situation. Mein Vorſatz war hier in der Einſamkeit zu überwintern. Die Leute gefielen mir; ihre gelben Geſichter zeigten edle Züge von einem liebenswürdigen Ausdruck überhaucht. Sie leben in einer Welt für ſich, dachte ich mir; dieſe Hütten umfaſſen Glück, Liebe, Freundſchaft, Glauben. Solche Träume beſchäftigten mich fortwährend;

meine Phantaſie malte ſie weiter aus; all mein Sinn lenkte ſich auf dieſe Bilder hin. Jedes andere Gefühl ſchwieg. Ich hatte keinen Wunſch, als hier zu verweilen, um nur mit und in Gott zu leben, der ja mit allen ſeinen hehren Vollkommenheiten der Heiligkeit, Liebe, Güte, Weisheit und Stärke ſich uns offenbart hat. Ich glaubte, daß ſich mir eine unerſchöpfliche Fundgrube von Wiſſen eröffnen würde; daß ſich vor meinem Blick unendliche Räume entwickeln würden, meinen Geiſt mit Früchten zu erlaben, die mit dem Marke reiner Erkenntniß erfüllt ſind. Aber meine arme Seele vermochte ſich nicht ſo hoch zu ſchwingen, von wo die Fülle der Gnade herabſtrömt. Ich gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß unſerer Seelenthätigkeit Schranken gezogen ſind und daß jeder Menſch auf eine beſondere Function hingewieſen wird. Nennen ſie das nicht eine ſchnöde Ketzerei, eine heidniſche Idee. Aber ein undurchdringliches Myſterium umhüllt gleich einer dicken Atmoſphäre das Leben. Was kann da die Kraft eines Weibes? Mich ergriff eine nagende Reue; das war mein ganzer Gewinn, den die Beharrlichkeit einiger Monate davon trug. Die Ereigniſſe bilden eine Kette und jedes neue macht dieſe ſtärker, um mein Entkommen bis zur Unmöglichkeit zu erſchweren“

Sie ſchwieg und blickte auf ihren Zuhörer. Der ſaß ihr mit einer eiſigen Miene gegenüber. Sie glaubte ſogar einen ironiſchen Zug um ſeinen Mund zu entdecken. Dies gab ihr Kraft fortzufahren; ſie raffte ihren ganzen Stolz zuſammen, um noch eine Secunde lang ihm feſt in das Auge zu ſchauen.

„Ich will das Entſchwundene mir wieder gewinnen,“ begann ſie hierauf von Neuem. „Ich habe zu leichthin einer Selbſtüberſchätzung nachgegeben. Ich bin nicht für die Einſamkeit geſchaffen; wenigſtens noch nicht für jetzt und vielleicht auch ſpäter nicht für eine immerwährende. Ich werde von Zeit zu Zeit neue Verſuche machen; der jetzige hat mich mit einigen Erfahrungen bereichert. Mit dieſen will ich wieder in das Leben treten.“

Ludolfs Züge veränderten ſich bei dieſen Worten. Der ſtarre Ausdruck wich einer ernſten Aufmerkſamkeit, welche in einer auffliegenden Röthe der Wangen durchſchimmerte.

Irene bemerkte ſogleich die Veränderung und vergaß darüber die Vorſicht, die ſie ſich auferlegt hatte. Ihre Augen erglänzten gleich ſchwarzen Brillanten; ihr Mund ward beredter; der etwas ſchleppende Ton beſchwingter; das früher Aphoriſtiſche glitt jetzt wie eine zuſammenhängende Erzählung dahin; Ludolf erſchien als ein unvergleichlicher Zuhörer; ihre Migräne war verſchwunden. Als ſie geendet zu haben ſchien und eine Pauſe eintrat, erlaubte ſich Ludolf durch Fragen, ſie zu einer Wiederholung gewiſſer Stellen zu veranlaſſen. Alles ward ihm dadurch klarer; das Entfernte rückte näher und gelangte zur Realität. Der ganze Verlauf konnte ſinnlich durchmeſſen werden.

„Es iſt mir die Lage, in der ſie ſich befinden, zum klaren Bewußtſein gelangt,“ ſprach er. „Es iſt nichts Exaltirtes. Wenn ſich nun auch das Weitere dem Blicke für jetzt noch entzieht, ſo hege ich doch ſo viel Zuverſicht zu den divinatoriſchen Eigenſchaften meines Geiſtes und in der Hoffnung, daß ſie mir ihr Vertrauen auch ferner ſchenken werden, des glücklichſten Ausgangs mich mit ihnen erfreuen zu können.“

„Der Troſt, der in ihren Worten liegen ſoll,“ entgegnete ſie etwas zögernd, „mag ſich aus ihrer Zuverſicht ableiten laſſen; allein meine Ruhe ſtellt er nicht her. Offen geſtanden, ich glaube nicht an prophetiſche Eingebungen ſolcher Art. Mein Verſtand und mehr noch mein Glaube verwirft ſie. Im Begriff in die Welt zurückzukehren, darf ich mich keiner Täuſchung hingeben. Nur das Ungewiſſe liegt vor mir.“

„Sie quälen ihren Geiſt mit ſolchen Vorſtellungen,“ ſprach Ludolf. „Sie bedürfen einer warmen Empfindung und ſie umhüllen ſich mit Eis. Sie wollen die Tiefen des Lebens ergründen und ſie ſchiffen auf einem Meere, das die Nebel des Zweifels bedecken und das ſie nie zu einem befriedigenden Ziel gelangen laſſen wird. Ich habe das Leben in der Welt kennen gelernt. Es iſt nicht ſo arm, daß es nicht auch ächte Schätze den Menſchen bieten könnte. Entſchließen ſie ſich, theuere Fürſtin, unter der Leitung eines erfahrenen Mannes darnach zu forſchen. Der Fund wird unermeßlich ſein."

Dieſe kühne Aeußerung, zu der ſie ſelbſt zwar die Veranlaſſung gegeben, erſchreckte Irene. Aber ſie wagte keine directe Entgegnung.

„Weder die Luſt an Zerſtreuungen und noch weniger die Tiefe des Lebens in der Geſellſchaft erforſchen zu wollen, treibt mich an, nur die Kraft des Willens iſt es. Die Welt bleibt Welt, aus welchem Geſichtspunkt man ſie auch betrachte. Man mag von Erfolgen zu Erfolgen ſich erheben oder von Enttäuſchungen zu Enttäuſchungen hinabſinken, es iſt immer daſſelbe. Auch ich kenne das Leben. Ich glaubte ausruhen zu können, aber mein Talent iſt dazu noch nicht reif genug. Obgleich ich mich nicht zu ihrer divinatoriſchen Gabe aufzuſchwingen vermag, ſo leuchtet mir dennoch etwas davon ein. Es präciſirt wunderbar, was ich ein Vorgefühl nennen möchte. Einer Leitung bedarf ich und die zu ſuchen, böte mir wohl kein unüberſteigliches Hinderniß."

Ludolf blickte zu Boden. Es war ihm nicht möglich, ſie jetzt anzuſehen, als wollte er aus ihrem Auge leſen, ob ſie ſchon eine Wahl getroffen.

Aber er empfand in dem Moment eine Fülle des Daſeins; die nächſte Zukunft lag vor ihm blühend an Verheißungen.

„Ich will nicht zurückhaltend ſein," ſprach ſie. „Wir kennen uns ſchon ziemlich lange. Sie ſind noch dazu der einzige Bekannte, den ich hier habe. Was mir auf dem Herzen liegt, verlangt nach einer Mittheilung. Sie werden was ich ihnen ſage, zu bewahren wiſſen."

„Meine Verſchwiegenheit wird ihrem Vertrauen gleichkommen" —

„Es wird mir ſchwer, es auszuſprechen. Ich glaube mich wieder verheirathen zu ſollen" —

Ludolf äußerte unwillkürlich ſeine Ueberraſchung durch einige ſchnell hervorgeſtoßene Worte.

„Ich fühle, wie ſehr ich einer Stütze bedarf. Aber dem Ungefähr bei der Wahl überlaſſe ich mich nicht. Ich habe eine ziemliche Gallerie von Verehrern kennen gelernt, die ich mit ſcharfem Auge muſtern werde. Ob ich mein Ideal finde? Voyons! kann ich es nicht, ſo muß ich mein Schickſal mit Reſignation ertragen."

Ludolf, der bei dem erſten Theile der Mittheilung, die ſich ihm als Vertrauen ankündigte, nur mit Mühe an ſich hielt, ſeine Gefühle nicht zu verrathen und der ſchönen

Frau zu geſtehen, wie überglücklich ihn dieſes Vertrauen mache, empfand jetzt wie das Blut plötzlich in ſein Herz zurücktrat. Ein Schauer durchrieſelte ihn, während die Bruſt ihm zerſprang. Wer wäre im Stande, ſeinen Zuſtand zu ſchildern? In ein holdes Geheimniß hatte ſich ſein flüchtiges Verhältniß zur Fürſtin ſeit jenen Anfängen in dem Salon der Frau von Mayer gehüllt. Er ſah ſie dann in Paris, hierauf in Baden-Baden, immer glücklicher ward er in ihrer Nähe. Er trug ſich mit Hoffnungen, mit Träumen. Er hatte darüber Delphine und ſeine Tochter vergeſſen. —

Von ſeiner Leidenſchaft getrieben, kam er nach Eaux-bonnes. Ihre anfängliche Kälte nahm er für Verſtellung. Er ſetzte ihr eine eben ſolche Verſtellung entgegen, um zu einer Entſcheidung zu gelangen. Zufälle traten ein, die den Moment herbeizuführen ſchienen. Kleine Zwiſchenfälle hielten ihn auf. Aber er wiegte ſich in Zuverſicht; nach ſeinen reichen Erfahrungen fiel es ihm nicht ein, daß er ſich täuſchen könne, wenn er Alles überdachte und erwog.

Und nun ſchritt die Erklärung Irenens wie ein Geſpenſt an ihn heran. Schnee und Eis im heißeſten Sommer. Geſenkte Blüthen, ſtarre Zweige, das war die erhoffte, ſo ſehnlich herbeigewünſchte Entſcheidung!

„Ich liebe ſie ſtärker, als Alle die ſie kennen!“ hätte er ſagen mögen. Aber er ſprach nichts als:

„Was haben ſie mir noch mitzutheilen, gnädige Fürſtin, ich bin ganz zu ihren Dienſten.“

„Nur eine kleine Bitte,“ ſagte ſie. „Ich mag nicht allein reiſen. Sie werden wohl die Güte haben, mich nach Paris zu begleiten.“

Sie hatte vergeſſen, daß er Biarrits beſuchen wollte. Er mußte es jedoch ſchon lange aufgegeben haben, wenn es überhaupt ſeine Abſicht geweſen, da die dortige Saiſon ſchon zu Ende war.

Die Veränderung, welche ihre Aufforderung in Ludolf hervorbrachte, entging der Fürſtin nicht. Er hatte ihre Hand, wie zur Betheuerung eines Verſprechens ergriffen und ſeine Lippen verzogen ſich zu einem ſonderbaren Lächeln. Sie fühlte die Gluth ſeiner Hand und zog ihre furchtſam zurück. Mit Mühe gewann ſie es über ſich, einen heitern Ton anzuſtimmen.

„Eh bien donc, allons à la recherche d’un mari!“ ſagte ſie, indem ſie ein zwar hinreißend harmoniſches, aber nicht natürliches Lachen ausſtieß.

„Dieſe Heiterkeit deutet mir an, daß ihre Wahl ſchon auf den Glücklichen fiel, dem ich ſie in die Arme führen ſoll“ —

„Ich habe kein Glück — nicht einmal in der Wahl eines Reiſegefährten,“ ſprach ſie mit einem ſtolzen und ironiſchen Accent.

„Sie werden ſich vom Gegentheil überzeugen," erwiderte er darauf. „Ich halte dafür, daß die Pflichten der Freundſchaft ebenſo zahlreich als ſchwer ſind, aber dennoch bin ich bereit, die mir auferlegten mit Freuden zu erfüllen. Sie hätten keinen ſanftern und geduldigern Menſchen zu ihrem Reiſemarſchall erwählen können. Ich werde glücklich ſein, ihre Befehle auszuführen."

Damit war die Audienz zu Ende. Sie entließ ihn mit freundlichem Dank.

An neuen Hoffnungen reich, kehrte Ludolf heim. Er ſah nun ein Feld vor ſich, die Fürſtin von ſeiner Ergebenheit in jedem Augenblick zu überzeugen. Sie wird endlich nicht mehr an ſeiner Liebe zweifeln. Er wird ihr geſtehen dürfen: „Irene, dich liebe ich über Alles!"

VII.

Man war bereits einige Tage in Paris. Von der Reiſe iſt nichts zu berichten. Doch ja! Einige Zeilen aus einem Briefe, den Irene an Frau von Mayer gleich nach der Ankunft ſchrieb, um ihr zu melden, wo ſie den Reſt des Winters zubringen wolle und was ihr den Aufenthalt in Eaux-bonnes verbittert habe.

„Kommen ſie in die Lage wie ich, einen Begleiter zu ſuchen, der mehr iſt wie ein Kammerdiener oder Intendant, ſo wählen ſie einen ihrer ehrlichen Landsleute und wäre es ſelbſt ein Künſtler, ein Virtuos wie Ludolf. Man wird vortrefflich bedient. Die Deutſchen ſind wirklich von ſtillem, ſanftem Naturell; ſie ſind ſchon zufrieden, in unſerer Nähe zu verweilen, ſind ungemein dienſtfertig und verſteigen ſich niemals höher. Die Beſcheidenheit verleiht ihnen einen aparten Reiz. Entfällt uns eine Stecknadel, ſo ſuchen ſie auf allen Vieren darnach; vergaßen wir den Shawl, ſo laufen ſie herbei mit dem Shawl über den Arm; gerathen wir in Gefahr zu verbrennen, fallen wir in's Waſſer, ſo ſtürzen ſie ſich in's Feuer oder in die Wellen, um uns zu retten. Und dies Alles leiſten ſie gratis. Sie begehren nichts dafür, als eine kleine freundliche Annäherung, ein gutes Wort, manchmal ein vertrauliches Lächeln. Ihr Ehrgeiz verſteigt ſich nicht zu ſonderlichen Gefühlsäußerungen wie Zärtlichkeiten und dergleichen. Nehmen ſie mir's nicht übel. Es liegt etwas darin von dem treuen Attachement eines Hundes. So ein Mittelding, das der Himmel recht eigentlich für uns arme Frauen geſchaffen, die an den Nerven leiden.“

Frau von Mayer war ſo discret aus dieſem Briefe ihrem petit comité nichts mitzutheilen.

Aber ſie konnte ſich nicht zurückhalten, Allen die Verſicherung zu ertheilen, daß es nichts als boshafte Verläumdungen ſeien, was die Zeitungen in Bezug auf eine Fürſtin J. v. T. und einem Virtuoſen P. L. aus Eaux-bonnes dem Publicum auftiſchten. Das meiſterhafte Klavierſpiel Irenens in Ludolfs Konzert mag wohl den Neid anderer Virtuoſen erregt haben, die alsdann auf den ſchändlichen Einfall geriethen, das zufällige Zuſammentreffen einer Dame mit einem alten Bekannten an einem entlegenen Kurorte auf ſolche empörende Weiſe auszubeuten. Irene habe in Begleitung Ludolfs, dem ſie die Funktion eines Reiſemarſchall übertragen, ihre Reiſe nach Paris vollendet. Sie konnte in ihrem letzten Brief eine ſo heitere und ſatyriſche Schilderung davon entwerfen und ihrer Laune ſo frei den Zügel ſchießen laſſen, daß an ein ernſthaftes Verhältniß zwiſchen Beiden nicht gedacht werden könne, noch dürfe.

Folgendes ſchrieb ſie einige Tage darauf an Madame la princesse Irène de Tersato, hôtel de Castille, boulevart des Capucines:

„Daß ſie ſich freue ihre Freundin wieder dem Leben zurückgegeben zu ſehen. Sie ſei ſtets beſorgt geweſen, daß Irenens Anlauf zur Frömmigkeit entweder zu heftig oder zu ſchwach ſein würde und in beiden Fällen ſie auf Abwege führen könne. Die Huldigungen der Bälle und Soireen, die Widmungen der Komponiſten, die Porträtbüſten und Photographien, kurz die Opfer alle, die zu Ehren einer ſchönen Frau angezündet werden, ſöhnten ſie gewiß bald wieder mit der Welt aus. Die Beweglichkeit ihres Geiſtes und die Thätigkeit ihrer Imagination verbürgten es. Sie werde im vollen Beſitz ihrer europäiſchen Celebrität jene cosmopolitiſche Anmuth entfalten, die ihr alle Herzen beſiegt zu Füßen legt."

Am Schluſſe ſtand noch wörtlich:

„Eine Supplik, meine ſchöne Freundin, nicht blos in meinem, ſondern im Namen ihrer wärmſten Verehrer. Ich gehe den Sommer nach Baden-Baden. Man hat dort ſchon ein Haus für mich gemiethet. Ich nehme Frau von Wolf mit. Die Herren meiner kleinen Coterie nenne ich ihnen nicht. Ich hoffe, daß ihnen Keiner davon unangenehm ſein wird und daß ſie keinem von ihnen die Gnade verſagen werden, ihnen huldigen zu dürfen. Ein junger Ruſſe, der ſich ihrer von St. Petersburg noch ſehr warm erinnert, wo er mit ihnen in dem Salon von Madame Nariſchkin einmal eine Polka getanzt haben will, wird von der Partie ſein. Auch Herr von Walter iſt dabei. Bei ihrer Vorliebe für deutſche Ehrlichkeit und Beſcheidenheit darf er wohl auf ihre Geneigtheit rechnen.

Er kommt mit ſeinen ſchönſten Pferden und Hunden, um bei den Jagden und Rennen dem deutſchen Namen Ehre zu machen. Sie werden wohl Ludolf dazu überreden ſie in ſeiner ſichern Obhut nach Baden zu geleiten. Er hat ja in dieſer Beziehung ihr volles Vertrauen. Sein Meiſterſpiel erhöhe den Genuß. Wir werden uns gewiß köſtlich unterhalten und ich werde den häßlichen Winter vergeſſen, den wir entfernt von ihnen zugebracht haben.“

Wie lange war es her, daß eine ſolche Einladung von Irene verächtlich zurückgewieſen worden wäre? Jetzt willigte ſie ein. Von dem Ruſſen, der mit ihr bei Madame de Nariſchkin (die Nariſchkins bedienen ſich aus ſtolzer Marotte nie des Fürſtentitels) getanzt haben wollte, wußte ſie nicht mehr ob er groß oder klein, ob er blaue oder ſchwarze Augen gehabt. Er war ganz aus ihrer Erinnerung entſchwunden. Auch Herr von Walter mit ſeinem Stall und ſeiner Meute bot ihr keinen Anziehungspunkt. Aber ſie beſchloß dennoch in dem brillanten Gewühl, das ſie ſo lange entbehrte, wieder zu erſcheinen

Sie beſprach ſich darüber mit Ludolf Er ſagte freudig zu, den Poſten eines Reiſemarſchall, wie er ſich ſcherzend nun ſelbſt betitelte und alle damit verbundenen Obliegenheiten zu übernehmen.

* * *

Während dieſer Vorgänge hatte eine unglückliche Gattin mit ihrem Kinde in einem kleinen Hauſe neben der weltbekannten Salle Muſard, in dem einſt ſo ariſtokratiſchen Hotel d'Osmond, das am Anfange der Rue basse du Rempart liegt, ihr Abſteigequartier genommen. Aus ihrem Manſardenfenſterchen konnte ſie die violetten Scheiben des kokett eleganten Hotel de Caſtille, von den reichgeſtickten Vorhängen ſtets hermetiſch verſchloſſen, erblicken, hinter denen ein Leben wob, das dem ihrigen eine grauſame Vernichtung drohete.

Die arme Delphine war es, die durch ein Schreiben, welches der Pfarrer Desbarrez erhalten, von dem Aufenthalte Ludolfs die Nachricht auf das Beſtimmteſte empfangen und darauf hin ihre troſtloſe Reiſe nach Paris ſogleich angetreten hatte.

Unglück und Gram hatten Delphine ſehr entſtellt. Ihre Augen waren vom Weinen mit Röthe umzogen, der Glanz war erloſchen; ſie mußte ſich einer Brille bedienen, da ſie faſt erblindet war. Sie glich einer verwelkten Blume, von deren früheren Schönheit keine Spur übrig blieb. Sie bot den Anblick einer von einer ſchweren Krankheit Geneſenden, welche aus einer Heilanſtalt entlaſſen nicht über die erforderlichen Mittel verfügt, deren ſie zur Stärkung bedarf.

Delphine beklagte dieſen Verluſt nicht. Sie hatte es ja erfahren, wie wenig körperliche Schönheit im Stande ſei, auch nur die Unbeſtändigkeit eines Mannes zu feſſeln. Aber dennoch empfand ſie eine tödtliche Angſt.

„Wird er nicht gleichgiltig bleiben bei den rührendſten Worten, wann er in meine Züge blickt, die er nicht wieder erkennt?“ fragte ſie ſich.

Sie fühlte, daß ſie bald ſterben werde. Aber dieſer Gedanke erfüllte ſie mit noch größerer Furcht vor dem ſtrengen Richterſpruche, den Gott über die Sünderin verhängen würde, ehe ſie völlig entſühnt, aus dieſem Leben ſchied. —

Das erſte war, daß der Abbé de Songères, dem der Pfarrer Desbarrez ſie empfohlen hatte, ihr den Rath gab, bevor ſie weitere Schritte wagte, ſich über die Perſon des Virtuoſen, der mit einer Dame im Hotel de Caſtille angekommen war, die Gewißheit zu verſchaffen, ob es der Mann ſei, über den ſie Klage zu führen habe.

Er begleitete die tief verſchleierte Delphine in ein nahes Kaffeehaus auf dem Boulevart, vor deſſen Thür ſie Platz nahmen, von wo ſie Alles bemerken konnten, was in das Hotel ein und ausging.

Sie ſaßen nicht lange, da ſchauderte ſie zuſammen. Ludolf ging eilig an ihr vorüber. Die kleine Victoria, die ſie auf dem Arm hatte, ſtreckte beide Händchen nach ihm aus und blickte dann wie fragend die Mutter an.

Der gute Abbé hatte Mühe, ſie in ihre Wohnung zurückzubringen, da ſie bei jedem Schritte zuſammenbrach.

Als ſie nun allein war, erblickte ſie Ludolfs Treuloſigkeit erſt ganz in ihrer verabſcheuungswürdigſten Häßlichkeit. Sie wußte, daß er mit einer Andern eine ſchändliche Verbindung unterhalte. Der Zweck ihrer Reiſe nach Paris war, ſich von ihm gerichtlich zu trennen, ſelbſt wenn ſeine Schuld nur darin allein beſtanden hätte, ſie verlaſſen zu haben. Jetzt bemächtigte ſich ihrer der Gedanke, daß ſie ihn wie ein Ungeheuer auf ewig fliehen müſſe. Kein Sacrament band ſie. So ſchnell als möglich wollte ſie auf den Stufen der Altäre dem inbrünſtigſten Gebete ſich dahin geben, um das Heil wieder zu erflehen, das ſie verloren.

In Thränen gebadet und von heftigem Fieber ergriffen, erinnerte ſie ſich kaum ihres Kindes, das ihre halb erblindeten Augen nicht mehr ſahen.

Dieſe Lage beſtimmte den Abbé, den Gang der Angelegenheit zu beſchleunigen, bei Ludolf ſich melden zu laſſen und ihm ſein doppeltes Verbrechen ohne Zeugen als Gott vorzuhalten, ehe er zum Schutz die Gerichte anrief.

Der Beſuch überraſchte den Schuldigen. Er beſaß jedoch jene kühne Faſſung, die bei gut geübten Weltmenſchen eine äußere Ruhe bald wieder herſtellt, wenn's gleich im Innern kocht und gährt. Er hörte den Abbé gelaſſen an, drückte hin und wieder ſein Erſtaunen aus, ließ dazwiſchen ein Wort von Mißverſtändniß oder Mißdeutung fallen, verſicherte endlich, daß die Dinge anders ſich begeben hätten, gewann es ſogar über ſich bei dem ſchärfſten Theil der Anſchuldigung mitleidsvoll zu lächeln und erklärte, für den Augenblick nichts geſtehen, nichts in Abrede ſtellen zu wollen. Er müſſe darüber denken, wie die Folgen der häßlichen Geſchichte von der Fremden, deren Leichtſinn er bemitleide, abgewendet werden könnten. Zugleich bat er den geiſtlichen Herrn, ihm andern Tages die Ehre ſeines Beſuches wieder zu Theil werden zu laſſen.

Bei dieſer zweiten Zuſammenkunft nahm Ludolf eine feſtere Stellung ein. Mit dreuſter Stirne läugnete er, daß er Delphinens Gatte ſei. Er habe mit ihr, die ſich für eine Madame Bowden, die Wittwe eines Engländers ausgegeben, eine Zeit lang gelebt. Das Kind, das ſie mit ſich führe, ſei das ſeinige. Deshalb wolle er der Mutter zur Erziehung deſſelben eine jährliche Rente ausſetzen und eine Summe verſchreiben, die dem Mädchen als Ausſteuer dereinſt dienen ſolle. Als unwiderruflich ſtelle er jedoch die Bedingung, daß ſie allen weitern Anſprüchen förmlich entſage und ſogleich Paris verlaſſe.

Der Abbé de Songères erklärte ihm ſeinerſeits, daß die Frau, die ſeine Gattin zu ſein feſt behaupte, ſich ſolchen entehrenden Bedingungen niemals unterwerfen würde, wenn ihr Zuſtand es ihr auch erlaubte, im Augenblick eine Reiſe anzutreten. Dann fügte er hinzu, daß der lutheriſche Pfarrer in Holſtein, deſſen Namen ſie jedoch nicht mehr wußte, wohl aufgefunden werden könnte, der nach Delphinens Ausſage ihre Trauung vollzogen hatte.

„Der Pfarrer in Holſtein?“ rief auflachend Ludolf. „Den ſuchten ſie lange. Wo lebte einer, der ſagen könnte, er habe die Ehe Prosper Ludolfs mit einer Madame Bowden eingeſegnet“ —

Der Abbé blickte ihn durchbohrend an; Ludolf kam dadurch nicht aus der Faſſung.

„Sie thäten wohl daran nach dem holſteiniſchen Pfarrer zu forſchen,“ rief er, „das kann ihnen Niemand verwehren.“

Die Entrüſtung des Abbé hatte den höchſten Grad erreicht.

„Ich fühle es unter meiner Würde, noch länger mit ihnen zu verhandeln,“ ſprach er. „Aber ich hoffe, daß ihre verächtliche Handlungsweiſe vor die Oeffentlichkeit gebracht werden wird und dann, mein Herr, werden ſie auf andere Weiſe Rede ſtehen müſſen.“

Er erhob ſich und ergriff ſeinen Hut.

Ludolf wiederholte kurz ſein Anerbieten der Rente und des Kapitals zur Ausſteuer, fügte jedoch hinzu: „nur in dem Falle, wenn die Sache unter vier Augen als friedlicher Vergleich abgemacht würde.“

Der Abbé ging ohne ihm darauf zu antworten. —

Was empfand Delphine, da ſie dieſen Bericht empfing! Es drängte ſie, ihre Forderung mit aller Energie zu betreiben, um das Schickſal ihres Kindes zu ſichern, das bald — ſie ſah ihren nahen Tod voraus — als Waiſe in der Welt hilflos daſtehen würde. Allein noch einmal wollte ſie zuvor Ludolfs Herz zu rühren ſuchen. Sie faßte den Entſchluß, dem ein ungeheuerer Kampf voranging, an ihn zu ſchreiben.

Sie erhielt den Brief ungeöffnet zurück. Er habe einen Ausflug auf das Land gemacht, hieß es. Er konnte an Zerſtreuungen denken, während ſeine kranke Gattin im Elend verſchmachtete, ſein liebenswürdiges Töchterchen verlaſſen weinte und Beide nur von dem Almoſen ihr Leben friſteten, das ihnen von einigen frommen katholiſchen Seelen geſpendet wurde, die ein Prieſter des Herrn für ſie ſammelte.

„Monsieur est allé faire une partie de chasse avec plusieurs de ses amis!“ ſo lautete die Antwort, die ihr der Commiſſionaire überbrachte.

Sie verſah hierauf den Brief mit einer genauern Adreſſe und übergab ihn der Poſt. Er enthielt keine Vorwürfe. Sie verlangte nur Gerechtigkeit von ihm. Er ſolle die Gültigkeit ihrer Ehe anerkennen und ſie nicht zu dem verzweiflungsvollen Schritte treiben, den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten und an das Urtheil aller Frauen und Mütter zu appelliren, wobei ſie ihren Fehltritt nicht verſchweigen wollte, um jungen unerfahrenen Mädchen als Warnung zu dienen. Sie räumte ihm eine Woche ein, um das, was er thun wolle, zu überlegen.

Am andern Tage ſchon brachte ihr der Abbé einen an ihn gerichteten Brief ohne Unterſchrift. Delphine erkannte die Hand Ludolfs. Er bat den Freund der Madame Bowden ſie dahin zu beſtimmen, ihm eine längere Friſt zum Ergreifen fernerer Maßnahmen zu bewilligen, ehe ſie zum Aeußerſten ſchreite. Der zur Verſöhnung ſtets geneigte Prieſter rieth ihr ſich vorläufig zu beruhigen; ihr gutes Recht würde dabei nichts verlieren.

VIII.

Unter den vielen falſchen Anſchuldigungen, welche in Umlauf geſetzt werden, treffen wahrlich nicht wenige unſere kleinen Städte. Als ob das Verunglimpfen und Klatſchen nur den angenehmen Zeitvertreib deutſcher Krähwinkler bildete! Es iſt zwar Thatſache, daß man auf den Straßen einer großen Stadt aneinander vorüber rennt, ohne ſich nachzuſchauen, daß man daſſelbe Haus jahrelang bewohnen kann, ohne einen von den Mitbewohnern zu kennen und nach dem Befinden der „Frau Liebſten“ zu fragen; aber geſchehe nur einmal etwas Auffallendes, Abnormes in der Nachbarſchaft, ſo bleibt auch in einer großen Stadt das Geträtſche nicht aus. Und die Nachbarſchaft berechnet ſich hier nicht nach der nahen Lage der Wohnungen, ſondern ſie zieht das dem Raume nach Entfernteſte in die Nähe durch die Coterien.

Der Salon iſt ein Boden, wo die Geſellſchaft unter dem Schutze der allgemeinen Uebung des Uebereinkommens ſteht. Die feinen Manieren verbergen gute wie ſchlechte Sentiments. Das savoir-vivre beſteht darin, nur obenhin zu lächeln, wann das Unwürdigſte vorgebracht wird. Wer das nur von fern mit angeſehen hat, weiß nichts davon zu erzählen; man muß mitten im Kampfe ſich ſelbſt befunden haben, um andern einen Begriff davon geben zu können.

Wird die Unterhaltung in einem Salon belebter, ſo heißt das mit andern Worten aus dem gemeinen Leben: man mediſirt, oder noch deutlicher: man klatſcht und trätſcht.

Ob alte Kaffeeſchweſtern bei einander ſitzen und ihrem Nebenmenſchen „die Ehr' abſchneiden", oder ob Damen in großer Toilette „etwas boshaft zu ſcherzen beginnen"; das ſieht ſich vollkommen gleich. Den einzigen Unterſchied bildet der Preis, den die Umgebung: Toilette, Möblirung, Beleuchtung koſtet.

So war auch ſchon die dunkle Affaire Ludolfs mit einer Landſtreicherin in den lichten Kreis der Salons gedrungen. Was noch dabei als Räthſel erſchien, ward ergänzt. Ein Graf Sonores von der ſpaniſchen Geſandtſchaft und Ludolfs Freund hatte ein Wort im Vertrauen hier oder dort fallen laſſen; einen Andern trieb es an, nachzuforſchen; man hatte dies von dem Concierge gehört; man rundete die Sache ab, verſetzte Alles mit pikantem Senf und die Gelegenheit zeigte ſich bald davon zu ſprechen und es mit oder ohne Grazie weiter zu tragen.

Irene, welche an Ludolf eine Verſtimmung bemerkt hatte, durfte nicht lange forſchen, um zu erfahren, daß er das Opfer einer Intrigue rachſüchtiger Engländer geworden war und daß er damit umgehe, Paris zu verlaſſen. Sie geſtand ſich zwar nicht, daß ſie über dieſen Entſchluß erſchrecke; allein ſie konnte es nicht vor ſich verbergen, daß ſie allein die Urſache ſei, die den Zorn der Inſulaner erregt hatte und daß die Intrigue eigentlich gegen ſie angezettelt worden war, weil ſie über Miß Emmy Swamp den Sieg davon getragen.

Ludolf that ihr leid. Er hatte ſich ihr ſtets ſo ergeben und anhänglich gezeigt; ſie ihn ſtets mit ſo großer Theilnahme beobachtet. Er war an den letzten Abenden nicht mehr in ihrem Kreis erſchienen. Ihr Mitleid ging weiter als ſie dachte. Es war zur Herzensangelegenheit geworden und Niemand war da, den ſie zu Rathe ziehen konnte.

Sie faßte einen heroiſchen Entſchluß. Jener Graf Sonores, der als Vertrauter Ludolfs galt, hatte der Fürſtin längſt ſchon ſeine Aufmerkſamkeit bezeugt; ſie ſonſt bei ſeinem ſchaalen Geſchwätz die ſprödeſte Zurückhaltung beobachtet. Bei der nächſten Gelegenheit änderte ſie ihr Betragen. Sie ließ ſich gehen und ſtimmte ein. Er war überſeelig.

Es war nach ihrer Meinung nur eine unſchuldige Intrigue, die zur glücklichen Entwirrung einer ſchändlichen führen ſollte.

Der Graf Sonores ſchwebte getheilt zwiſchen ſeinem Freunde Ludolf und Irene. Ihm wollte er recht gern einen Dienſt leiſten: zugleich aber fand ſein Herz eine ſüße Befriedigung ſie zu einer hingebenden Dankbarkeit ſich zu verpflichten. Das erſchien ihm nicht falſch, obgleich er das innige Verhältniß, in welchem Beide zu einander ſtanden, gut zu kennen glaubte. „Weiche Herzen und leichte Gewiſſen;“ das iſt das Motto zu jedem Kapitel im Leben der großen Geſellſchaft, die reich und glücklich geboren nur von den ſinnlichen Eindrücken zehrt, die ihr Künſte, Ueppigkeit, Ruhm, Macht, Liebe darbieten.

Die Fürſtin trug ihren Plan ganz ausgeführt im Kopfe. Sie hatte von Sonores bereits erfahren, daß die Fremde jede Unterſtützung zurückwies, weil ſie, wie anzunehmen war, von anderer Seite hinlänglich entſchädigt wurde und mithin leicht gekränkten Stolz, uneigennützige Entſagung, ein gebrochenes Herz zur Schau tragen konnte, um durch dieſe Heuchelei Mitleid zu erregen.

„Da dieſer Madame Bowden von keiner gemäßigten Seite beizukommen iſt, ſo muß ernſter angreifend gegen ſie verfahren werden,“ ſagte Irene. „Ich fordre ſie auf, Herr Graf, ihren Einfluß geltend zu machen. Sprechen ſie mit dem engliſchen Geſandten, unterrichten ſie ihn von Allem was ihnen bekannt iſt, was Ludolf ihnen vielleicht ſelbſt offenbart haben mag. Der preußiſche Geſandte der meinen Salon beſucht und erſt noch geſtern Ludolf in demſelben vermißte, ſoll die Urſache ſeiner Verſtimmung durch mich erfahren. Er iſt ein Unterthan des Königs von Preußen und deſſen Geſandter muß ſich ſeiner annehmen. Er wird was ſie als Freund Ludolf's dem engliſchen mittheilen, in ſeiner anerkannten Eigenſchaft auf's kräftigſte bei jenem unterſtützen. Das Weib muß fort aus Paris. Geht ſie nicht gutwillig ſo mache man ihr den Prozeß.“ —

So war denn der diplomatiſche Weg eingeſchlagen und Delphine ahnte nicht welche Schmach ihr bevorſtand.

Weinend ſaß ſie in ihrem ärmlichen Stübchen. Die Leute, die es ihr vermiethet hatten, hielten ſie längſt für eine leichtſinnige arme Abenteuerin und zeigten ihr die unverholenſte Geringſchätzung Alle commères der Nachbarſchaft, die fruitière, die laitière, die écaillère, die Frau des concierge, die welche das petit menage beſorgte hegten von ihr dieſelbe Meinung. Wie ſperrten ſie daher die Augen auf, als eines Tages eine elegante Remiſe vorfuhr, aus welcher ein fein gekleideter und becorirter junger Herr ausſtieg, der nach der fremden Frau mit dem kleinen Kinde fragte und ſich die fünf Stiegen zu ihr hinaufführen ließ.

Delphinens Erſchrecken bei der erſten Ueberraſchung ward nicht wenig verſtärkt, als der vornehme Beſuch ſich zu erkennen gab.

Es war der Graf von Sonores bei der ſpaniſchen Geſandtſchaft attachirt, der ſich in einer für Madame Bowden höchſt wichtigen Angelegenheit mit ihr zu verſtändigen hatte. Er ſagte, daß er von Allem genau unterrichtet ſei, was ſich auf ihr früheres Verhältniß zu dem Kammervirtuoſen Ihrer Majeſtät der Königin, ſeiner Gebieterin, Monsieur Prospère Ludolf, beziehe was er aber des Anſtands wegen nicht näher erörtern wolle. Dann ſtellte er Delphine vor, daß der von ihr ſo unrechtlich Verfolgte im Begriffe ſtehe ſeine Maßnahmen zu ergreifen, um ſich vor ihr Ruhe zu verſchaffen. Da ſie keine Beweiſe in Händen habe, ihre Vorgeben zu bekräftigen, Monsieur Prospère Ludolf aber deren beſitze um ſie als unbegründet zurückzuweiſen, ſo könne der Ausgang des Handels leicht vorausgeſehen werden. Ihr fortgeſetztes Verfahren würde ſie zu einer lügenhaften Betrügerin ſtempeln. Ihr Name Bowden verriethe ſchon, daß ſie mit einem Engländer in ſträflicher Verbindung oder in der Ehe gelebt habe. Darauf komme es aber im vorliegenden Falle nicht an. Vielmehr komme es in Betracht, daß ärgerliche Auftritte, die Monsieur Prospère Ludolf in Eaux-bonnes mit Engländern wegen einer Dame zu beſtehen hatte, mit den Verfolgungen der Madame Bowden in Zuſammenhang ſind, die gerade in dem Augenblick von ihr erhoben würden, als der berühmte Künſtler dem erſehnten Augenblick nahe ſtehe, die glänzendſten Hoffnungen erfüllt zu ſehen. Ganz Paris, das will ſagen le grand monde, ſpreche davon, daß die ſchöne Fürſtin von Terſato, die er ſeit drei Jahren anbete, ihm ihre Hand reichen werde — —

Dies überwältigte das gefolterte Weib, das alles bis- er geſagte ſtillſchweigend angehört hatte.

„Seit drei Jahren" — ſchrie ſie auf — „als er mir och alle Tage ſchrieb, daß er mich ſo zärtlich liebe! Seit rei Jahren betete er eine Andre an!"

Sie faßte ſich aber ſogleich wieder und der Graf fuhr mit der größten Kälte fort.

„Monsieur Prospère Ludolf wird gewiß edel denken. Sie ſind in einer drückenden Lage. Er wird für ſie und für das Kind ſorgen, als deſſen Vater ſie ihn angeben. Die Stipulationen ſollen bei unſerer Geſandtſchaft niedergelegt werden, welche auch die Auszahlungen beſorgen wird; indem Prospère Ludolf einen Gnadengehalt Ihrer Majeſtät meiner erhabenſten Gebieterin durch die Geſandtſchaft bezieht" — —

Während der Graf Sonores alſo ſprach, hatte Delphine ihren Stuhl zum Tiſche gerückt, Papier aus einer Mappe genommen und die Feder ergriffen.

„Sie hören doch, was ich ſpreche?" fragte der Graf.

„Verzeihen ſie mir," erwiderte ſie ſchnell, „ich bin in dieſem Augenblick etwas zerſtreut und muß mich ſammeln. Ja, verzeihen ſie mir, mein Herr, daß ich die Höflichkeit ſo ſehr vergeſſe, zu ſchreiben, während ſie mir einen Vortrag halten. Allein was ich ſchreibe, wird ihnen, wie ich hoffe, alle weitere Mühe erſparen. Es kann weder von

Stipulationen, noch von Auszahlungen ferner die Rede ſein, wann der Mann, für den ſie ſprechen, dieſes Schreiben geleſen haben wird. Erlauben ſie mir, es zu beendigen und ſchenken ſie dazu eine kleine Geduld" —

Die Feder flog über das Papier; ſie blickte nicht auf, als ſie das ſagte. Der Inhalt des Billets lautete:

„Du haſt die Bande zerriſſen, welche uns vereinigten. Ich that nichts, was ſie dir läſtig machen konnte. Dies iſt mein Troſt. Du ſollſt weder Klagen noch Vorwürfe von mir hören. Den Vater meines Kindes will ich nicht gedemüthigt vor mir erblicken. Dies allein erkenne ich noch an, alles Andere iſt auf ewig dahin. Wäre es möglich, daß die Stimme der Natur in deinem Herzen wieder auferweckt werden könnte, du würdeſt mich dennoch in derſelben ſtummen Gleichgiltigkeit verharren ſehen. Ich forderte weder Geſtändniſſe noch Reue von dir. Wir ſind zwei auf ewig getrennte Seelen. Aber unſere Tochter bildet den letzten Ring an der zerriſſenen Kette. Sie verlangte mindeſtens vor der Welt den Schein eines Rechtes zu behaupten, um ihr Schickſal für die Zukunft zu begründen. Deshalb brachte ich ſie in deine Nähe. Das war Alles, was ich für ſie thun konnte. Du haſt mit einem fürchterlichen Streiche auch dieſe letzte Hoffnung vernichtet. Victoria iſt mir geblieben; ſie iſt nunmehr nur noch meine Tochter. Du haſt auf ſie keine Rechte mehr. Für Victoria habe ich die letzte Demüthigung ertragen; jetzt weiß ich, was ich ihr und mir ſchuldig bin. Ich fühle mich von der Würde einer Mutter erfüllt, die ihre unveräußerliche Gewalt, die ihr der Himmel verlieh, mit Niemand, wer es auch ſei, theilen mag. Ich will, ich werde dich vergeſſen; ich vernichte alles, was dir einſt angehörte und mich noch umgiebt. Ich gebe es auf vor den Gerichten, deinen Namen zu entehren. Du darfſt deſſen verſichert ſein. Ich verlange keine Unterſtützung von dir, da ich für dich nicht mehr auf der Welt bin."

Sie übergab das Billet, nachdem ſie es geſiegelt, dem Grafen mit der Bitte, es ſeinem Freunde, der ihn geſandt, einzuhändigen. Es enthielte Alles, was er verlangte, um die betreffende Angelegenheit für immer zu beendigen.

Es iſt zweifelhaft, ob Ludolf von den einfachen Worten, welche die entſetzliche Anklage gegen ihn enthielten, ſich plötzlich durch das Gefühl der Pflicht und Ehre zu Gattin und Kind hätte hinziehen laſſen. Sein Herz ward von einer ſinnlichen Gluth verzehrt, die man als Liebe bezeichnet und aus der er ſich nicht zu befreien die Kraft beſaß. Um Delphine, eine jugendliche Verirrung, ſollte er Irene das Ideal eines Weibes aufgeben, das ihn zum erſten Mal empfinden ließ, was Liebe ſei?

Dieſe Zweifel müſſen hier noch ungelöſt bleiben; denn der berühmte Virtuos erhielt keine Kunde von dem

Billet Delphinens, noch von den weitern Schritten ſeines Freundes, des Grafen Senores, der im Dienſte der Fürſtin für ſich ſelbſt um deren Gunſt warb.

Nachdem Delphine von dem Grafen verlaſſen worden war, fühlte ſie einen Schimmer von Ruhe ſich über ſie ergießen. Ihr Muth ſchien wieder zu erwachen, um ſie zu befähigen, die niederdrückende Wucht der über ſie verhängten Leiden zu ertragen. Sie hatte ſich befreit aus ſündhaften Banden; ſich losgeſagt für immer von dem Verführer; ſie dankte Gott dafür, der ihr die Kraft dazu verliehen; ſie fühlte ſchon dadurch wie aus der Tiefe des Elends ſich erhoben.

In dieſe anſcheinende Ruhe brachte der Beſuch des Abbé de Songéres eine neue Störung.

„Sie ſind verloren, Madame, wenn ſie nicht ſogleich Anſtalten zur Abreiſe treffen,“ ſprach er im Tone der Verzweiflung. „Ich begehe eine Sünde, daß ich ihnen hier ſage, was nur mich allein angeht. Man hat mich bei Monſeigneur dem Erzbiſchof angeklagt, daß ich mich zum Sachwalter einer loſen Dirne hergebe, die in dieſen Tagen wegen eines haarſträubenden Betrugs den Händen der Gerechtigkeit überantwortet werden wird. Das Mitleid, das ich für ſie fühle, entſprang aus dem Gedanken, daß ihre Buße ihrem Verbrechen gleich komme; dies aber entſchuldigt mich nicht in den Augen meiner Obern."

Nachdem er dieſe vernichtenden Worte geendigt, übergab er Delphine zwei Briefe. Der eine ſchon geöffnet war an ihn, der zweite noch verſiegelte an ſie gerichtet.

In dem erſten ſchrieb ihm Herr d'Auroyer:

„Ich habe von dem traurigen Schickſal Delphinens Nachricht erhalten. Meine Tochter Victoire, die ſie einſt im Inſtitute zu Rio de Janeiro kannte, iſt troſtlos darüber. Sie hat ſelbſt einige Zeilen an ihre ehemalige Jugendfreundin dieſem Schreiben beigelegt. Ich bitte es ihr zu übergeben. Aber zugleich bitte ich, nehmen ſie ſich des Kindes an, das wie ich höre, ein Mädchen von etwa drei Jahren iſt. Will es der Vater wirklich nicht anerkennen, ſo ſchicken ſie es uns. Meine Frau wird bei ihm Mutterſtelle vertreten."

Madame d'Auroyer hatte darunter geſchrieben:

„Wollen ſie, Herr Abbé, der Armen Beiſtand leiſten, ſo wird Gottes Segen ſie dafür lohnen. Veranſtalten ſie ihre ſchleunigſte Abreiſe von Paris. Sie ſoll nach ihrem Vaterlande, nach Deutſchland, gehen, wo man ſich ihrer wird annehmen müſſen. Hier, in Frankreich, findet eine Fremde in ihrer Lage keinen Schutz vor den Geſetzen. Sie würde ſpurlos unſern Augen entſchwinden, wie es ſchon oft geſchah. Man wäre nicht mehr im Stande, ihr zu helfen

Dieſer Brief ihrer Eltern war nur auf die heißeſten Bitten Victoires an den Abbé abgeſandt worden, weil bei bevorſtehenden Verwicklungen der Name eines hochgeſtellten Beamten leicht hätte compromittirt werden können.

Das Schreiben Victoires hatte eine wahrhafte Schweſterliebe dictirt. Nicht ein Hauch des leiſeſten Vorwurfs. Der bittere Gram Delphinens über Ludolfs Treuloſigkeit konnte von Victoire d'Auroyer nicht begriffen werden, weil ſie Aehnliches nie erfahren hatte und ihre Herzensgüte wurde nicht dadurch gehindert, ſich in ihrem ſchönſten Glanze zu entfalten. Sie ermahnte ihre unglückliche Freundin in einem Kloſter den ſichern Hafen für ihre Reue zu ſuchen. Ueber ihre Tochter ſollten die Augen einer Mutter wachen. Die Zeilen waren der Ausdruck einer himmliſchen Seele.

Delphine erhob ſich an dieſem Troſt. Sie dachte ſich den Augenblick, wann ſie einſt nach jahrelanger Buße von Gott erhört, ihre Tochter wiederſehen dürfe.

„Victoire in ihrer jungfräulichen Reinheit,“ rief ſie aus, indem ſie ihr kleines Mädchen feſt an ſich drückte, „Victoire, die ſtets nur von glühender Liebe zu Gott erfüllt ward, ſie vergißt, was ich verbrach und übt chriſtliches Erbarmen an mir. Sie rechnet dabei auf die Feſtigkeit meiner feierlichen Entſchlüſſe. O himmliſche Ekſtaſe, du wirſt mich erfüllen! Ich werde wieder Aufnahme finden in dem leuchtenden Kreis unſerer heiligen Kirche und dort geſchützt ſein vor den Verfolgungen einer hartherzigen Welt."

Das ſchwerſte ſtand ihr bevor. Aber ſie hatte das Irdiſche überwunden. Sie mußte ſich von ihrem Kinde trennen. Der Abbé hatte die Sorge übernommen, daß eine ſichere, von ihm genau gekannte anſtändige Frau es zu Victoire's Eltern bringe. Es wurde für das hinterlaſſene Töchterchen einer in Dürftigkeit gerathenen Verwandten ausgegeben. Die zärtliche Aufmerkſamkeit, welche von der Familie d'Auroyer ihm zugewandt wurde, erhielt hierdurch ihre Erklärung. Was war natürlicher als das?

Delphine verließ ſchnell Paris, um den eingeleiteten Schritten ihrer Feinde zuvorzukommen. Sie gedachte nach Deutſchland zurückzukehren. Der Abbé verſah ſie mit Geld zur Reiſe und den nöthigen Papieren, die ihr die Aufnahme in einem Kloſter der Frauen vom guten Hirten erleichtern konnten.

Im Augenblick der Abreiſe brachte ihr der gütige Prieſter noch einen Zettel von Victoire's Hand. Sie meldete ihr, daß Herr d'Auroyer es für nöthig erachtet habe, ihrer kleinen Namensſchweſter den Zunamen Chamilly beizulegen. Es ſei der eines ihrer Mutter nahverwandten Hauſes, das jetzt ausgeſtorben war. Zugleich ſchrieb ſie ihr, daß ſie ſelbſt in dem Orden der Dames du sacré coeur den Noviziat antreten werde und für die Freundin und ihr Kind täglich beten wolle.

Delphine trat die Reiſe mit zufriedenem Muthe an. Welcher Abſtand von den ſtürmiſchen Scenen, die ſie eben durchlebt hatte! Ihre Seele hatte die weltlichen Eindrücke abgeſtreift. Victoire d'Auroyer und ihr Kind belebten ſich nur noch vor ihr im Gebete. Alle ihre Hoffnungen, Wünſche, Tröſtungen bezogen ſich auf Gott allein.

* * *

Die Frau des Concierge in dem Hauſe der Rue basse du Rempart hatte nicht verfehlt, der Madame la princesse, die gegenüber im Hotel de Caſtille au premier wohnte, Nachricht von der Abreiſe der boshaften engliſchen Intrigantin ſogleich zukommen zu laſſen, da ſie ſo viel ſchon abgeſehen hatte, daß ihre Anweſenheit in Paris die hohe Frau ſtark beunruhige. Sie ſpitzte ſich auf ein Cadeau. Es fiel reichlich genug aus. —

Die gewaltſame Erſchütterung, welche die jüngſten

Ereigniße in Ludolf erregt hatten, blieb nicht gänzlich ohne Wirkung auf ſein Gemüth. Seine entzückendſten Ausſichten waren umdüſtert; er wiegte ſich nicht mehr in lichten Hoffnungen. Das Gefühl ſeiner Unwürdigkeit bemächtigte ſich zum erſten Mal ſeiner Imagination und ſtieß ihn gewaltſam in einen Kampf, den er mit Widerwillen durchkämpfen mußte. Der Rauſch der Sinne war verflogen und die Wirklichkeit ſtand vor ihm in ihrer ganzen Gräßlichkeit.

Sich Delphine wieder nähern und reumüthig Abbitte leiſten? Als Gatte bei ihr leben; ſie nach und nach daran gewöhnen ſeine Gegenwart zu ertragen? Sein Kind auf dem Arme durch das neu erwachte Vatergefühl Rührung bei ihr hervorrufen? Wenn er auch nicht ihre Achtung vollkommen wieder zu erringen vermöchte; ſo würde ſie ihn doch wenigſtens von Zeit zu Zeit in ihrer Nähe dulden müſſen und ſeine unausgeſetzten Bemühungen ihre Liebe wieder zu verdienen, vielleicht das Vergeſſen ſeiner Untreue nach und nach herbeiführen. Aber das war ihm unmöglich. —

Er hatte noch keinen beſtimmten Vorſatz, aber ſchon der Gedanke an irgend einen unverhofften vermittelnden Ausgang ſchmeichelte ſeiner Phantaſie.

Sie führte ihn in einen Kreis von Unmöglichkeiten, die wie ſchwere Fieberträume ihn durchzuckten, während das ſittliche Gefühl für heilige Pflichten bereits längſt in ihm erloſchen war. Der Menſch der nichts anders für ſich erſehnt als hier auf Erden ſich glücklich zu fühlen, weiß nichts mehr von heiligen Pflichten; nur in der Befriedigung ſeiner Begierden erblickt er ſein alleiniges Recht, ſein höchſtes Gut. Es iſt ihm das Unentbehrliche das er um jeden Preis behaupten muß.

Er wollte, um mit ſich in's Reine zu kommen, Delphine noch einmal ſehen. Es war das letzte was ihm blieb.

„Sich mit ihr auseinander ſetzen —“ war das ſchnöde Wort das ihm durch den Sinn fuhr

Sein Kopf überlegte ſchon die Worte die er an ſie richten wollte. Am nächſten Morgen nahm er ſich vor ſie zu beſuchen. In welche Lage ſie durch den Eifer der von der Fürſtin zum Beiſtand aufgerufenen Diplomatie gerathen war, wußte er nicht.

Da riß der Schleier. Er hörte, daß ſie abgereiſt und daß eine von der Bosheit gegen ihn gedungene Verläumdung glücklich von ihm abgewendet ſei. Graf Sonores ſchrieb es ihm ſelbſt mit den Aeußerungen der hingebendſten Freundſchaft. Die loſe Dirne Delphine Bowden war entlarvt worden und habe vor den Folgen ihres frechen Attentats auf einen unbeſcholtenen Mann, den die gebilbete Geſellſchaft Europas hochſchätze und bewundere, ſich aus dem Staube gemacht. Er tröſtete ihn damit, daß dieſer alte Scandal nunmehr der Vergeſſenheit überliefert ſei und friſcher bereits der pikanteſten Converſation ſich als Stoff darbiete.

Die Abende bei der Fürſtin hatten viel von ihrem Reiz verloren. Muſik wurde nicht gehört. Die Langweil regierte und feſſelte die Gelangweilten zu einem ſchläfrigen Bleiben. Das freie Geſpräch konnte ſich durch dieſe einengende Hecke nicht Bahn brechen.

Man blickte ſich mit verhaltenem Gähnen mißtrauiſch an als ob man unter Spionen ſäße. Der Thee wurde kalt und wann der Bediente mit dampfenden Taſſen kam, ſo wurden ſie zurückgewieſen.

Ludolf ward vermißt. Man fragte die Prinzeſſin. Er hatte ſich ſeit mehreren Tagen nicht blicken laſſen. Sonores der eben eingetreten war erzählte, mit ſtark bemerkbarer Genugthuung, daß er ſeinen Freund vor einer Stunde verlaſſen habe und dieſer endlich von Abſchiedsbeſuchen ernſtlich in Anſpruch genommen ſei, da er auf dringendes Zureden ſeiner Freunde eine längere Reiſe antreten werde.

Irene wurde bleich. Sie nahm keinen Antheil mehr an dem was um ſie geſprochen wurde.

Als ſie allein war eilte ſie an ihren Schreibtiſch. In dieſem Augenblick empfand ſie, was Ludolf ihr ſei. Sie ſchwankte eine Minute und ſchrieb dann mit zitternder Hand die Worte:

„Ne partez pas!“

Der Bediente mußte es ſogleich zu Ludolf hintragen.

Und Ludolf gehorchte. —

Der Inſurgent.

Von

Auguſt Lewald.

(Hiſtoriſcher Roman aus der neuern polniſchen Zeitgeſchichte.)

Zwei Bände.

fl. 5. 48 kr. Rthlr. 3. 12.

„Die mannichfaltige Abwechslung des Schauplatzes, auf welchem die Handlung dieſer Erzählung vorgeht, bringt einen ungemeinen Reiz in die Erzählung. Wir befinden uns zu Anfang in Warſchau, wo nach der Erhebung von 1830 alles in ruſſiſchem Sybaritismus ſchwelgt, dann begleiten wir den Helden nach der Weltſtadt Paris, und finden ihn wieder in einem berühmten deutſchen Bade, wo ſich neue Fäden knüpfen, die ihn am Ende der Saiſon nach Florenz ziehen, wo eine neue Erhebung Poſens geplant wird, bis im „Kampf um das Ende“ der Untergang Polens ſich vollzieht. Das winterliche Schneefeld einer troſtloſen Ebene in den polniſchen Steppen, die liebliche deutſche Landſchaft, das ſonnige Florenz, das alte Magnatenſchloß in den Wäldern Polens, Warſchaus glänzende Paläſte, das grauſige Lager der Inſurgenten in den ſumpfigen Wäldern, die heilige Stille eines friedlichen Kloſters, das ſind Bilder, welche uns der Verfaſſer mit feiner, kundiger Hand vorführt, nicht Gebilde der Phantaſie, nein genaue Photographien gründlicher Selbſtſchau und dieſe Bilder, belebt mit einer Menge von Perſonen, welche nicht wie ausgeſtopfte Romanfiguren nach der Schablone gefertigt uns anſtarren, ſondern lebensvolle Geſtalten, die wirklich das ſind, was ſie ſein ſollen. „Ueber allen Gruppen — aus dem Hader der Parteien, dem Dampf der Schlachtfelder und den Nebeln, die den Horizont bedecken, ſtrahlt die Kirche mit dem Kreuze des Erlöſers. Vor ihr verſinkt die Lüge und der Wahn; ſie zeigt uns den einzig möglichen Fortſchritt gegenüber den eingebildeten Vollkommenheiten, die uns die Revolution verheißt.“ Das ſind Worte aus dem Prolog, den der Verfaſſer ſeinem Werke vorgeſetzt hat. Bedarf ein in ſolchem Geiſte geſchriebenes Buch weitere Empfehlung? Wir ſprechen ihm unſern beſten Dank aus für daſſelbe, und wünſchen, daß ihm die Kraft zu neuen Schöpfungen lange erhalten bleibe und ſein Schaffen

In demſelben Verlage erſchien:

Torniſter-Büchel.

Dem kaiſerlichen Heere gewidmet
von
Auguſt Lewald.
40 kr. 12 Ngr.
Zweite Auflage.

Durch Veröffentlichung dieſer Betrachtungen glaubte der Verfaſſer der guten Sache des Rechtes zu dienen, manchen Augenblick der Ruhe im Zelte oder auf der Beiwacht ſtatthaft auszufüllen und ſchlechte Leſereien verdrängen zu können. Auch Nichtmilitärs werden dieſe liebliche Gabe mit größtem Intereſſe leſen.

Aus dem katholiſchen Leben

der Gegenwart.
Von
Auguſt Lewald.

Inhalt: Klöſter und Orden. Wunder. Gnadenorte. Martyrer. Pariſer Lichtbilder. Geſellenhäuſer. Schlußwort.
eleg. geh. 48 kr. 15 Ngr.

Clarinette.

Von
Auguſt Lewald.
Drei Bände.
fl. 5. 36. Rthlr. 3. 7½.

Dieſes mit reichem Detail verſehene Spiegelbild moderner Zuſtände, in welchem mit dramatiſcher Lebendigkeit Typen der Geſellſchaft ſich bewegen, ſich bekämpfen und beſiegen, wird mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen werden.

Durch den bunten Wechſel der Begebenheiten ſchlingt ſich ein und daſſelbe Band, daß nur die auf göttliche Autorität gegründete Religion dem Menſchen einen Halt gewähre.

Moderne Familiengeſchichten.

Von

August Lewald.

II.

Moderne
Familiengeſchichten.

Von

August Lewald.

II.

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1866.

Universitäts-
München
Bibliothek

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde
Sprachen iſt vorbehalten.

II.

III. Das Fräulein von Chamilly . . . . S. 1

III.

Das Fräulein von Chamilly.

I.

Herr Fritz Sollberg, der Vater der Frau von Mayer, ſaß noch gemüthlich beim Frühſtück. Neben ihm lagen die geöffneten Briefe, die jeder Morgen brachte, ein paar Zeitungen und der Pultſchlüſſel. Er hatte nun die Taſſe geleert und rückte den Stuhl um aufzuſtehen.

„Ich wollte dich noch um etwas fragen, ehe du in's Geſchäft gehſt," ſagte ſchnell Frau Sollberg.

Er blieb die Frage erwartend ſtehen, die Stuhllehne in der Hand wie auf dem Sprunge.

„Haſt du endlich mit dem General von Wildenſtein geſprochen?" fragte nun die Frau, indem ſie das ſanfteſte Regiſter ihrer Stimme anzog.

„Was willſt du mit dem „endlich" ſagen?" entgegnete er kurz angebunden, indem er ſeine ſieben Sachen zuſammenraffte und die Stuhllehne fahren ließ.

„Nun ich meinte nur, es wäre einmal Zeit, das was ſo wie von ſelbſt ſich einfädelte, auch endlich zu fördern und zum Ziele zu führen. Der General gefällt ſich in unſerm Hauſe; er läßt es an den ſchönſten Aufmerkſamkeiten nicht fehlen; daß er ein Auge auf unſere jüngſte

Tochter hat, kann dir nicht entgangen ſein. Ich täuſche mich gewiß nicht, Erneſtine hat ihn ebenfalls gern und zeichnet ihn aus, ſoweit es ſich für eine wohlerzogene Jungfrau ſchickt. Dann wären unſere drei Töchter gut verſorgt. Für unſern Philipp findet ſich die beſte Partie; er darf nur wählen. Du zieheſt dich von den Geſchäften zurück; wir gehen nach Warnbeck in unſer beſcheidenes Landhaus, wo du Oeconomie treibſt; das iſt ja deine Liebhaberei" —

„So," ſagte er und das war Alles.

„Du haſt mir nichts auf meine Frage zu antworten?"

„War das eine Frage? du machſt mir eine Mittheilung, knüpfeſt daran einen Vorſchlag" —

„Aber die Hauptſache war denn doch die Frage" —

„Ach ja! nun beſinne ich mich erſt darauf. Du haſt ſie ſelbſt durch das Folgende, was du vorbrachteſt, in den Hintergrund geſchoben. Du wollteſt wiſſen, ob ich endlich mit dem Herrn General geſprochen. Mit andern Worten: ob ich ihm die Hand Erneſtinens angetragen. Aber, liebe Mutter, kennſt du denn deinen alten Fritz nicht beſſer? Hat er jemals mit ſolcher Waare gehandelt? Charlotte ward meinem treuen Disponenten Buſch zu Theil. Das war eine Belohnung, die er verdiente. Dann kam unſere älteſte Tochter Pauline an die Reihe, die nicht ſitzen bleiben durfte. Ich ließ es zu, daß ſie der Banquier Mayer heimführte; trotzdem daß mir die Mariage nicht gefiel, ſo iſt ſie doch wenigſtens jetzt die reichſte Frau in der Stadt. Sie hatte ſtets ihre Luſt an Pracht und Glanz und kann ſie nun in großem Maaßſtab befriedigen. Ich weiß ſie für jetzt glücklich und darf mich daher beruhigen. Nun ſoll und muß Erneſtine heran. Obgleich unſere Jüngſte, iſt es doch ſchon reiflich Zeit, daß ſie unter die Haube komme. Aber ſchafft doch nur den convenirenden Bräutigam herbei! Erſt kommt mir da Eidam Buſch der Allerweltsprocurator mit dem jüdiſchen Doctor Kohn. Er habe bei ihm ſo eigentlich auf den Buſch angeklopft. Er wolle ſich taufen laſſen, die Praxis an den Nagel hängen; er ſei reich und in Erneſtine wie vernarrt und ſie werde es ſelbſt der Schweſter Mayer in Allem zuvorthun können. Der Herr Doctor nahm ſich die Freiheit bei mir anzufragen: was er zu hoffen habe; er könne nicht ohne Erneſtine leben und ich antwortete ihm, wie jener Papa im Vaudeville, das die Franzoſen letzthin hier ſpielten: „Eh bien, Monsieur, ne vivez pas!“ Da zog er ab; ich glaube, daß er mir's nachträgt und habe nicht mehr zu ihm geſchickt, wann mir was fehlte. Gott weiß was er mir für ein Recept verſchrieben hätte! Seitdem war Ruhe. Niemand bekümmerte ſich um unſer Tinchen. Da kommt euch ein wildfremdes Wild mit einem Mal vor den Schuß. Der Herr General von Wildenſtein, der Weltfahrer platzt uns in's Haus und da ſoll gleich Alles richtig gemacht werden. Proſit die Mahlzeit! Erſt ſagt mir, wer ſeine Hühner und Gänſe kennt?“

„Wie du nun ſprichſt, wer dächte noch an den Juden!“ fiel ihm die Frau in's Wort, indem ein Dörnchen Unmuth durch ihre Milde hervorſtach. „Aber der General! mein Gott! Iſt es nicht Camill, von dem ich ſpreche, der Sohn des Regierungsrath von Wildenſtein? Haben wir ihn nicht noch mit dem Schulränzel auf dem Rücken vor unſerm Fenſter ſich herumtummeln geſehen?“

„Mag ein ſauberes Früchtchen der Herr Camill geweſen ſein! Ich bekümmerte mich nicht um ihn!“ rief der alte Herr bitter lachend. „Von dem Herrn Papa weiß ich nur, daß der ſeine Schulden nicht bezahlen konnte und daß dann der Junge, wegen dummer Streiche zur Feſtung verurtheilt, durchging. Jetzt kam er endlich zurück und da ſollen die Töchter aus guten Bürgerhäuſern nur ſo daſitzen und ſich ihm an den Hals werfen.“

„Du kannſt ihm den fatalen Jugendſtreich nicht vergeſſen.“ ſprach ſie im weichſten Tone. „Hat er nicht dafür Manches erduldet? Iſt er nicht gegen die Wilden ausgezogen? Hat er ſich nicht gut gehalten? kehrt er nun nicht mit Ehren geſchmückt zurück? Und hat ihm der König nicht ſelbſt Alles verziehen, indem er in die Amneſtie begriffen wurde?"

„Die Amneſtie iſt die Macht der Begnadigung und von ſolcher Macht will ich nichts wiſſen" —

„Was ſprichſt du da? Hat denn der König nicht dieſe Macht?" —

„Das Recht der Könige und anderer Machthaber zu begnadigen iſt Willkühr, reine Willkühr. Das Geſetz heißt Gerechtigkeit. Das kann Niemand drehen; das ſoll Niemand aufzuheben die Macht haben. Wer thatſächlich gegen das Geſetz ſich verging unterliegt der Strafe; eine Strafe die ſich nach Willkühr aufheben läßt war ungerecht. Doch das gehört nicht hieher. Wir haben dies nicht zu unterſuchen."

Er wollte gehen.

„So willſt du mich nicht hören; meine Worte ſollen alle in den Wind geſprochen ſein, wenn es ſich um das Glück unſerer Tochter handelt?"

„Weißt du ſo beſtimmt, daß dein Plan das Glück unſeres Kindes in ſich ſchließt?"

„Wildenſtein iſt ein junger Mann von zarten Grundſätzen —"

„Die feſten Grundſätze ſind mir werther als die zarten—"

„Gewiß — aber für die Gattin! Er hat mir über die ſeinigen im traulichen Geſpräch Mittheilungen gemacht, die mich zur Bewunderung hinriſſen —"

„So bewundere ihn einſtweilen. Kanoniſire ihn! ein wunderbarer Heiliger mag er ſein, dein Herr von Wildenſtein!“

Damit war er zur Thür hinaus. Sie ließ ihre Wimpern ſinken und zerdrückte eine Thräne.

Es iſt eine eigene Sache um das Gefühl der Mutter die noch, bevor ſie das Zeitliche geſegnet, ihre letzte Tochter unter die Haube bringen möchte.

Nicht das erſtemal war es, daß ſie von dem alten Herrn in dieſer Angelegenheit ſo barſch abgewieſen wurde. Ihr Sohn Philipp fand Camill von Wildenſtein, mit dem er einſt zu gleicher Zeit die Schule beſucht hatte, auf ſeinen Reiſen und ſchnell waren die beiden jungen Männer feſt aneinander geſchloſſen. Wildenſtein hatte eine lange Reihe von Jahren im Dienſte verſchiedener amerikaniſcher Staaten geſtanden, ſich bis zum Generalsrang aufgeſchwungen, und ſeiner vielen Wunden wegen einen ehrenvollen Abſchied erhalten. Nachdem die Amneſtie für politiſche Flüchtlinge in ſeinem Vaterland erlaſſen worden war wollte er dahin zurückkehren. Neben dem Verlangen in Ruhe ſeine Tage fortan zu verleben, trieb ihn dazu die Sorge um ſeine Schweſter, deren Verſchwinden aus dem Inſtitut in Rio de Janeiro er an Ort und Stelle erfahren hatte, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, die geringſte Aufklärung über das Ereigniß zu empfangen.

Victoire d'Auroyer war mit ihren Eltern längſt nach Europa zurückgekehrt, ebenſo die Irländerin Miß Lucy. Das Verhältniß in welchem dieſe Penſionärinnen zu Delphine geſtanden hatten, blieb ihm gänzlich verhüllt. Die ſtets kränkelnde Frau Superiorin war geſtorben und unter den übrigen Bewohnern des Hauſes waren ſo vielfältige Veränderungen eingetreten, daß alle ſeine Bemühungen erfolglos bleiben mußten. Ueberdieß war gleich, nachdem das Ereigniß ſtatt gefunden, verboten worden davon zu ſprechen und dieſe Vertuſchung ward ſo vollſtändig durchgeführt, daß es nur noch gleich einer Sage, die ſich von unvordenklichen Zeiten herſchrieb, vor der Erinnerung der Leute ſchwebte, die theils daran glaubten, theils es bezweifelten.

Von ſeinem Jugendfreund Philipp Sollberg wurde er in das väterliche Haus eingeführt. Der Eindruck, den er machte, war mit Ausnahme des Vaters bei den Uebrigen ein höchſt günſtiger. Frau von Mayer bewillkommte in ihm eine neue hervorragende Zierde ihres Salons. Madame Charlotte Buſch fand, daß er charmant zu erzählen wußte; ihr Gatte, daß er vortrefflich Whiſt ſpiele, und auch Erneſtine ſah es gern, wann er recht oft den Thee bei ihnen nahm.

Nach und nach war unter den beiden verheiratheten Schweſtern ein kleines Familiencomplott entſtanden. Sie wollten den nach europäiſchen Begriffen noch ſehr jungen amerikaniſchen General zum Schwager haben.

Erneſtine um die es ſich handelte war ein ſchönes und ebenſo verſtändiges Mädchen; einfach, anſpruchlos, im bürgerlichen Sinne für die ihr urſprünglich angewieſenen Kreiſe gut erzogen. Dabei entwickelte ſich ihr Character in einer ſcharfen Präge ſehr beſtimmt. Sie ſelbſt war ehrlich durch und durch und haßte die Lüge und Falſchheit, wo ſie dieſelbe fand und wäre es bei den ihr theuerſten Perſonen geweſen.

Ein junger ſehr geſuchter Arzt, der Sohn eines reichen jüdiſchen Bankiers, der mit Sollberg in Geſchäften ſtand, wurde ins Haus gerufen wann es etwas zu kuriren gab. Seine Geſchicklichkeit, ſein Geiſt, ſeine Geſtalt machten gewöhnlich keinen ungünſtigen Eindruck. Er wußte das; denn er war überaus von ſich eingenommen.

„Die Damen werfen ihn ſich einander zu; er fliege wie ein Ball von einer ſchönen Hand in die andere,“ pflegte er zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, wann er einen Patienten zu beſuchen verſäumt hatte.

Erneſtine war einmal hartnäckig erkrankt und ſie ſah ihn oft an ihrem Bette. Als ſie geneſen war, empfand ſie Dankbarkeit für ihn. Sie überreichte ihm eine ſchöne ſelbſtverfertigte Handarbeit und ließ es an verbindlichen Worten nicht fehlen.

Der Eitle zog daraus den falſchen Schluß, daß ſie in ihn verliebt ſein müſſe und baute darauf den Plan, die ſchöne reiche Chriſtin zu heirathen und ſeinen ihm indifferenten Glauben abzuſchwören.

Der Anlauf, den er ſo unter der Hand dazu nahm wurde von dem Vater ſogleich zurückgeſchlagen. Seitdem war eine lange Zeit verſtrichen. Erneſtine lebte ruhig hin und ſchien ſich in ihrer Stellung zu gefallen, die Ordnung im Hausweſen zu überwachen, der Mutter überall an die Hand zu gehen, unbekümmert darum ob ſie heimgeführt werde und von wem.

Jetzt kamen nun die Schweſtern um ſie über den General auszuholen. Sie hatten bei der gänzlich Unbefangenen leichtes Spiel. Mit der trockenſten Einfachheit ſagte ſie Alles, was man nur wünſchen konnte in einem Zuge.

Der General von Wildenſtein ſuche ſie bei jeder Gelegenheit auf, ſetze ſich mit ſeiner Taſſe zu ihr ſo oft es nur angehe, und erzähle ihr ſo allerliebſte Geſchichten, daß ſie manchmal glaube in einem Buche von Gerſtäcker zu leſen. In der großen Soiree bei der Schweſter Mayer habe er ſie gebeten, ſie möge beim nächſten coſtümirten Ball von den Eltern ſich die Erlaubniß erwirken in Coſtüm zu erſcheinen. Er wolle ihr ein ſehr ſchönes noch nie geſehenes angeben, das zu dem von ihm erwählten paſſen würde und ſie ſtellten dann ein Indjaner-Paar ächter Raſſe vor. Ihre Mittheilungen trugen den Stempel der Offenheit und die kluge Frau von Mayer glaubte daraus einen günſtigen Schluß ziehen zu dürfen. Sie kannte ja ihre Erneſtine als ein aufgewecktes Mädchen, deſſen Sinn auf das Praktiſche gerichtet war. Wildenſtein's reiche Lebenserfahrung hatte ſie angezogen; ſeine Anſchauungen die weit hinausreichten über die der gewöhnlichen Beſucher ihres väterlichen Hauſes feſſelten ſie. Was der Schweſter noch an Weltbildung fehlte, konnte ſie an der Seite eines ſolchen Mannes am leichteſten erlangen.

Auch die finanziellen Umſtände wurden von der vorſorglich weiſe überlegenden Schweſter Mayer ſchon längſt in Betracht gezogen. Wildenſtein hatte, wie man wußte, von ſeinem Vater zwar nur eine kleine Erbſchaft angetreten, die ſelbſt durch die angeſammelten Zinſen nur wenig zugenommen haben konnte. Allein man erzählte ſich, er bezöge aus Amerika anſehnliche Summen, die zur Mitgiſt Erneſtinens geſchlagen, ein ſehr anſtändiges Auskommen verbürgten. Dieſer Punkt würde, wie ſie meinte, zu der Einwilligung ihres Vaters nicht unerheblich beitragen, der darüber bei dem Bankhaus Kohnheim, welches mit Amerika in ſtarkem Geſchäftsverkehr ſtand, leicht Auskunft erhalten konnte.

Als die Schweſtern unter ſich ſoweit gekommen waren, zogen ſie die Mutter in das Intereſſe. Hier hatten ſie leichtes Spiel. Aus Zufriedenheit erwächſt das Glück, war der Wahlſpruch der guten Frau und da der Plan ihrer Töchter ihr das verhieß, ſo war ſie bereit, ſeine Ausführung nach Kräften zu unterſtützen.

Leider wurde jedoch jeder Angriff auf ihren Mann mit Kälte und Spott zurückgeſchlagen. Es mußten andere Kräfte herbeigeſchafft werden.

Auch Frau von Mayer errang kein Uebergewicht bei dem Vater. Sie war ſeinem Gemüthe durch ihre Lebensweiſe auf großem Fuße etwas entfremdet worden. Ihre Vorſtellungen trugen die Farbe einer Anſchauungsweiſe, die ihn nicht wohlthuend berührte. Sie ward daher ſtets ſo kurz abgefertigt, daß ſie es bald aufgeben mußte, „den Papa zu kuriren,“ wie ſie ſich ausdrückte.

Herr Buſch, der Vielbeſchäftigte, der im Handel und Wandel großen Einfluß auf den Schwiegervater übte, und ſeinen Kopf von Tratten, Facturen, Conaiſſamenten und dergleichen voll hatte, mochte es wohl als eine Art von Zerſtreuung betrachten, in der Familie das Geſchäft des Eheprocurators zu übernehmen.

Er hatte aber an dem General, obgleich er ihn als einen ausgezeichneten Whiſtſpieler anerkannte, dennoch etwas auszuſetzen, was ſchwer in die Waage fiel und ſie zu ſeinem Nachtheile niederzog. Er, Buſch, der ſtets nicht nur in ſteter Arbeit gelebt, ſondern ſogar von ihr gelebt hatte, deſſen Haar in den Sorgen um das Geſchäft ſchon zu ergrauen begann, konnte es dem jüngern Wildenſtein nicht vergeben, daß er ſich ſchon auf die Bärenhaut ſtreckte.

Sein Grundſatz war, daß die Menſchen nicht genug arbeiten könnten, ſo lang ſie geſund und ſtark ſich fühlten. Sie ſollten dem Himmel immer mehr dafür danken, daß er ihnen ſo viel zu arbeiten gebe, als ihm zürnen, daß er ihnen zu wenig Genüſſe biete. Die Bitterkeit der Arbeit gewähre mehr Glückſeeligkeit, als der Honigbehälter des Genuſſes. Er fand ſich mithin zur Zeit noch nicht geſtimmt, für den General zu wirken.

Die Frauen mußten daher ihre Zuflucht zu Bruder Philipp nehmen, der eigentlich zu dem ganzen Plan die erſte Anregung gegeben. Der General hatte mit ihm einmal zufällig von ſeinem Wunſche geſprochen, ſich häuslich niederzulaſſen, wenn er eine für ihn paſſende Verbindung fände. Daran ließen ſich Folgerungen knüpfen, welche darauf hinausliefen, er würde um Erneſtinens Hand anhalten, ſobald er wiſſen werde, ob ſie einwillige und welche Aufnahme ſeinem Antrag bei den Eltern bevorſtünde. Zuerſt war es nöthig, eine Erklärung vom Vater zu erlangen.

Philipp war zu Allem bereit was die Schweſtern wollten. Er galt etwas bei ſeinem Alten, das wußte er. Er glaubte aber auch deſſen ſchönſte Seite, ſein Herz genau zu kennen. Was er von Wildenſtein ſelbſt, was er in Amerika über ihn gehört, ſtellte ſich ihm im ſchönſten Lichte dar. Er war ein Mann von edelm Charakter. Mit ſeinen Schickſalen in etwas vertraut, waren Philipp viele rührende Züge bekannt geworden, deren Mittheilung auf den alten Sollberg unmöglich ohne Wirkung bleiben konnten.

Mit dieſen friedlichen Waffen ausgerüſtet, ſchritt der Bruder und Freund nun ungeſäumt zur Ausführung, nachdem er wohlweislich dasjenige zuerſt zu beſeitigen ſich vornahm, was er als den Stein des Anſtoßes erkannte.

Die frühern Verirrungen des jungen Wildenſtein waren dem Vater bekannt; Philipp ſuchte ſie durch den Geiſt, der in allen Köpfen ſpukte, zu entſchuldigen; der wohl ein junges aufbrauſendes Hirn, das keiner ruhigen Ueberlegung fähig war, entflammen und fortreißen konnte. Selbſt kühlere Naturen als die Köpfe flaumbärtiger Studenten wüßten ſich in ſolchen Dingen nicht zu mäßigen und zurückzuhalten. Ihn ſelbſt, Philipp, habe nur ſeine früheſte Richtung auf das Praktiſche vor ſolchen Extravaganzen bewahrt. Der Kaufmann habe auf andere Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu ſorgen, als durch Umwälzung der Staatseinrichtung. Er habe die Weltgeſchichte, die Entwicklung der Menſchenfamilie, aus dem nur ihm eigenen Standpunkte zu betrachten, wo es ſich nicht um bloße Ideen, ſondern um das handle was Allen reellen Vortheil bringt.

Papa Sollberg hatte mit einiger Befriedigung die etwas breite, nicht gerade im logiſchen Zuſammenhange vorgetragene Erörterung angehört; endlich aber fing er an ungeduldig zu werden. Er fragte, worauf es denn eigentlich hinaus ſolle.

Dieſe Frage kam erwünſcht; der Faden lag da, um das Geſpräch auf den eigentlichen Gegenſtand der Unterhaltung hinzulenken.

Nach kurzer Erwähnung der harten Prüfungen, die Camill von Wildenſtein zu ertragen gehabt, wie er durch ſie zum Manne herangereift ſei, der nun eine reiche Erfahrung mit Charakterſtärke in ſich vereinige; kam er auf die Leidenſchaft ſeiner Schweſter für Camill zu ſprechen und ſchilderte zugleich, was er von dieſem in Erfahrung gebracht, mit einem ſolchen Eifer, wie ihn der Vater an ihm noch niemals bemerkt hatte.

Der Alte unterbrach ihn nicht; allein er wurde ſehr ernſt; auf ſeiner Stirne zogen ſich Falten des Unmuths zuſammen.

„Du ſprichſt ſo beredt, als ob es deiner eigenen Sache gälte!“ ſagte er als Philipp zu Ende war. „Ich hätte das dem jungen practiſchen Kaufmann niemals zugetraut. Aber das lernt ſich wohl auf Reiſen heutzutag. Welche pompöſe Worte! Wie ein Profeſſor auf dem Katheder, oder — nimm mir's nicht übel — wie ein Schauſpieler auf dem Theater. Aber auf mich verfehlt es den gewünſchten Eindruck. Schildre mir immerhin deinen Freund ſo glänzend wie ein Dichter; ſeine glühende Leidenſchaft für Erneſtine; die ihrige für ihn; entwickle mir die Beweiſe davon wie der gründlichſte Philoſoph; ich werde dir immer antworten: Zu der bürgerlichen Welt, in der wir uns bewegen, paßt das nicht. Die Klugheit ſoll uns ſtets bei unſern Handlungen leiten; wir ſollen richtig viſiren, wohin wir zu gehen haben und unſer Augenmerk nicht zu hoch wählen. Nur der vernünftige Calcül baut unſere Häuſer, nicht die ſchönen Gedanken und Floskeln der Leidenſchaft. Dafür gibt kein ehrlicher Mann ſeine Tochter hin. Alles, was du mir vorhin anführteſt, ſo ſchön, gut und lieb es immerhin ſein mag, bewegt mich nicht zu dem, was du von mir verlangſt."

„Erneſtine wird verzweifeln" —

„Alſo ſo weit iſt's ſchon gediehen! das Einverſtändniß iſt fertig? Hat er ihr hinter dem Rücken der Eltern ſeine heißerglühende Leidenſchaft geſtanden? Dann iſt es an mir Vaterpflicht zu üben und ihre Verzweiflung wieder zur Vernunft zurückzuführen. Es wird auch wohl nicht ſo ſchwer zu nehmen ſein. Meine Tochter iſt ein verſtändiges Mädchen. Ich werde ihr ſagen, daß die Wahl eines Gatten ein Geſchäft voll Riſico ſei und es ihr klar auseinanderſetzen. So ein Weithergereiſter, den wir nicht kennen — deine Freundſchaft für ihn in Ehren! Weiß man wohl, wer ſchon in ſeinem Herzen Platz gefunden hat? Weiß man, ob die Mitgift Erneſtinens nicht auch an der heißerglühenden Leidenſchaft des Herrn Camill von Wildenſtein ihren Antheil hat? Ich bin alt und weiß wie die Schönheiten der Mädchen im Cours ſtanden zu meiner Zeit. Was jetzt davon auf den Markt kommt, iſt gegen früher bedeutend im Courſe gefallen. Da müſſen ſchwere Caſſabeutel mit in den Kauf gegeben werden, um die tadelloſeſte Waare loszubringen. Das Geld, mein Sohn, verleiht Zauber und macht die Schönheit ſchöner. Das Mädchen mit einem milchweißen Teint, friſch wie ein Sonnenaufgang im Frühjahr, ſchlank wie die Pappel, bleibt ſitzen, wenn's das Agio nicht beibringen kann. So ſpricht ein einfacher Kaufmann, der ſeine offenen Augen hat."

Philipp ärgerte der Vater. Hätte ſo ein Anderer zu ihm geſprochen, er würde ihn geradezu einen nüchternen Philiſter geſcholten haben. Was war jetzt zu machen? Er mußte den Rückzug antreten und ſeinen Verbündeten die Erklärung abgeben, daß in der Sache nichts ausgerichtet werden könne. Auch ſelbſt Erneſtinen würd es nicht gelingen, wollte ſie ſich zu dem ſchweren Schritte entſchließen. Alles pralle von dem Gemüthe des alten Herrn ab, ſei es noch ſo ſcharfſinnig entwickelt, noch ſo folgerichtig vorgebracht. Er nenne es ſchwärmeriſche Viſion, bald dichteriſch bald philoſophiſch, und bekennt dann, daß er nichts davon begreife. Als Kaufmann habe er ſich ſtets vor all dieſen glänzenden Thorheiten zu ſchützen gewußt. Ein Mann wie Wildenſtein, der ſich ſchon von früheſter Jugend an mit Dingen abgegeben, die ihn gar nichts angingen; der ſich mit weltbeglückenden Ideen herumgetragen zu denen er nicht im geringſten berufen war; der dann in kriegeriſche Abenteuer zog, um böſe Händel für fremde Völker auszufechten und dem europäiſchen Weltverkehr auf viele Jahre hinaus unerſetzlichen Schaden zufügen half, ein ſolcher Mann tauge nicht für die Ehe. Er würde ein deutſches guterzogenes Mädchen vollends nur unglücklich machen. Weſſen könnte es ſich bei ihm verſehen? Entweder ließ er ſeine Frau ſitzen um wieder ſeinem Ehrgeiz zu folgen, oder wenn er bei ihr aushielte ſo käme ſie in ihrem Leiden um. Es könnte ihr ſogar ein Ruhm erblühen wie jener wackern athenienſiſchen Hausfrau Xantippe, die auch mit ihrem Manne in ſtetem Unfrieden lebte weil Sokrates ſich nur immer mit Dingen beſchäftigte, die ihn nichts angingen; ſich in den damaligen Clubbs und Reſſourcen, in Handwerkerkneipen und auf freien

Plätzen umhertrieb, um dem hohen und gemeinen Volk vergeblich ſeine Weisheit aufzubringen und deshalb Frau und Kinder auf das ſchmählichſte vernachläßigte und nichts that was ihren Wohlſtand erhalten und vermehren konnte.

Bei dieſen Geſinnungen, das ſahen die Töchter ein, mußte der Sturm eingeſtellt und ein neuer ſtrategiſcher Plan angelegt werden. Der Alte hatte ſeinerſeits an keinen Waffenſtillſtand gedacht. Er überlegte lang hin und her, was er aber unternahm zeigte dennoch nichts von Ueberlegung. Wenigſtens mußte es bei dem ſtets im Calculiren geübten Kaufmann gelind ausgedrückt auffallend erſcheinen.

Er ſetzte ſich nieder um an den Herrn General von Wildenſtein zu ſchreiben.

Eine nicht leichte Aufgabe, für einen ſolchen Brief den rechten Ton und einen paſſenden Styl zu finden. Ein alter Kaufmann der gewohnt war ſtets anzufangen. „Auf mein letztes Bezug nehmend“ — „Uebermache hier beiliegend“ oder „Ihre gefällige Sendung habe richtig empfangen und zu Ihren Gunſten in Rechnung geſtellt“ u. ſ. w., ſollte nun in ſo delicater Angelegenheit die Feder führen. Ein Paar Briefbogen wurden zerriſſen ehe die Sache in Fluß gerieth. Endlich war das Folgende zu Stande gebracht:

„Erfahre da eben von meinem Sohne, daß Ew. Hochwohlgeboren mit Abſichten umgehen, die mir weder als altem praktiſchen Geſchäftsmann noch als Vater genehm ſein können. Ihre liebenswürdigen Eigenſchaften haben meine ganze Familie ſehr für ſie eingenommen. Ich konnte nichts dagegen haben, weil ich nicht entfernt daran dachte, welche Konſequenzen ſich daraus ergeben würden. Jetzt tritt mir das Reſultat vor die Augen als der ſchon ziemlich weit gediehene Beginn eines zärtlichen Verhältniſſes, welches meine Tochter Erneſtine ſchwerlich zu einem dauernden Glück verhelfen und das ihrige ebenſowenig zu erhöhen im Stande ſein könnte. Erlaube mir daher hiermit als Vater auszuſprechen, daß ich meine Einwilligung zu ſolcher Verbindung niemals ertheilen werde. Bitte das Mädchen mit allen Verſuchungen in Form von verliebter Unterhaltung, Eheverſprechen oder bloßen Galanterien fernerhin zu verſchonen und werde zugleich mein ſcharfes Verbot an Erneſtine ergehen laſſen, dergleichen anzuhören. Der Angabe meiner Gründe halte ich mich überhoben und begnüge mich Ihnen zu eröffnen, daß ich einen Eidam meiner Wahl ſchon in Petto habe. Kann mir daher nicht vorſtellen, daß Sie dennoch heimlich darauf ausgehen würden meine Plane zu durchkreuzen, und meine Tochter zum Ungehorſam zu verleiten. Traue Ew. Hochwohlgeboren zu, daß Sie das Recht des Eigenthums reſpectiren werden. Und die unverheirathete Tochter iſt unbeſtritten Eigenthum der Eltern. Im Uebrigen verſichre meine unbegränzte Hochachtung, die Ihnen, wo Sie auch Ihr Geſchick hinwegführen möge, unveränderlich folgen wird und mit welcher ich mir die Ehre gebe hiermit zu verharren, Ew. Hochwohlgeboren ergebenſter

Diener Fritz Sollberg."

Der Alte überlas das Schreiben, änderte hie und da etwas an der Interpunction und ſchien ſehr zufrieden. Dann ging er an die Thür ſeines Prinzipalzimmers und rief mit lauter Stimme in das Comptoir:

„Lieber Buſch, auf ein Wort!"

Als der Schwiegerſohn eingetreten war, rief er wieder hinaus:

„Wir wollen durch keinen Menſchen geſtört ſein!"

Dann zog er die Thüre an und ſchob den Riegel vor. Herr Buſch war voll neugieriger Erwartung, welche wichtige Verhandlung ihm wohl bevorſtünde.

Durch das, was er vernahm, ſah er ſich bald getäuſcht; er mißbilligte durchaus das Vorgehen ſeines Schwiegervaters.

„Sie hegen eine vorgefaßte Meinung und ſind in der That ungerecht gegen den General," ſagte Buſch. „Das Schreiben finde ich vollends ganz und gar ungeziemend. Wildenſteins kleine Jugendverirrungen ſind längſt vergeſſen und auch wieder gut gemacht. Er hat männliche Thaten gethan und kehrt jetzt edler und ſtolzer zurück, weil er es darf. Daß er zurückkehrt beweist, er wolle nunmehr die Hochachtung von ſeinen Mitbürgern erringen, die er bei ſeiner ſelbſtgewählten Verbannung verſcherzt zu haben glaubte. Während der traurigen Entfernung vom Boden der Heimath und dem unſeeligen Mißtrauen, welchem ſeine Abweſenheit Nahrung geben mußte, reifte ſein Heimweh zu unendlicher Qual. Das iſt ſo klar und verſtändlich wie das Einmaleins. Um Alles in Allem wieder zu erringen, was er ſo lange entbehrte, will er ſich in ſeiner Vaterſtadt niederlaſſen. Er will ſich eine Familie gründen. Er ſucht eine Frau. Nicht in dem Adel, zu dem er zählt, nicht in den glänzenden Kreiſen des Reichthums und der üppigen Verſchwendung, läßt er ſeine Augen umherſchweifen. Bei ſeiner Ankunft öffnen ſich dem noch jungen intereſſanten Mann die erſten Häuſer. In einem derſelben, bei ihrer Tochter Mayer, führt ihn der glückliche Zufall Erneſtine entgegen. Das einfache, kluge und ſchöne Mädchen feſſelt ihn und er ſucht ihre Neigung zu erwerben" —

„Halt! das iſt der Punkt!" unterbrach hier der Alte die wohlgeordnete Rede ſeines hochpraktiſchen Schwiegerſohnes und Compagnons, indem er mit lebhafter Bewegung aufſtand. „Neigung eines unbefangenen Mädchens erwerben, ohne vorher mit dem Vater geſprochen zu haben" —

„Und wer ſagt ihnen, daß er es nicht eheſtens thun wird?“ fragte Buſch mit dem Ausdruck ruhigſter Gelaſſenheit. „Wiſſen ſie, lieber Papa, daß mich ihre Voreiligkeit, nehmen ſie mir dieſe Aeußerung nicht übel, höchlich überraſcht?“

„Und woher weiß denn der Herr Schwiegerſohn davon, ſteckt er auch mit im Komplott der Weiber?“ rief der alte Sollberg ärgerlich.

„Von den Weibern weiß ich nichts und habe keinen Theil an ihrem Komplott, wie ſie es zu nennen belieben“, entgegnete Buſch ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen. „Allein der General ſelbſt hat mir ſeine Abſicht geſtanden und mich um meine Meinung gefragt, welche Aufnahme ſein ehrlicher Antrag bei ihnen finden würde.“

„So! So!“ ſprach Sollberg. „Und was ſagten ſie ihm?“

„Ich konnte mir freilich nicht vorſtellen, daß ſie ihm einen ſolchen Brief ſchreiben würden, ehe ſie von ihm ſelbſt die Erklärung vernahmen, daß er geſonnen ſei, ſein Herz und ſeinen Reichthum mit Erneſtine in einer geheiligten Verbindung ganz und gar zu theilen,“ lautete die Antwort. „Ich ſagte, er ſolle es nur getroſt wagen.“

„Was das bedeutet weiß man ſchon. Reichthum! Liegende Güter im Monde!“ brummte Sollberg.

„Im Monde?“ rief lachend Buſch. „Was denken ſie? Hier ganz in der Nähe. Wiſſen ſie noch nicht, daß er Marxkeim gekauft hat? daß er ein Landmann werden will, der ſchafft, wirkt, arbeitet; kurz ein Menſch, der alle Achtung verdient?"

„Kein Wort. Das ſchöne Gut Marxkeim?" rief der Alte gleichſam Buſch accompagnirend dazwiſchen, welcher dem wiedererwachten Trieb zur Thätigkeit ein Loblied anſtimmte.

„Vorige Woche hat er Alles ſelbſt prüfend eingeſehen und geſtern iſt der Kauf abgeſchloſſen. So lang hat er gewartet, um ihnen zugleich mit ſeiner Bitte die Gewähr geben zu können, daß er ihrer Tochter einen Beſitz ſichre, der ſie nie von ihnen trennen wird."

„Das iſt ſolid. Ich hätte mir freilich ſo etwas nicht denken können. Aber woher hat er denn ſein Geld?"

„Haben wir ein Recht darnach zu fragen? Und wenn heute ein Kaufmann um Erneſtinens Hand anhielte, würden ſie fragen, woher ſich die Mittel herſchreiben, mit denen er ihre Tochter ſtandesmäßig ernähren würde? Genug wenn er ſich darüber ausweiſt ſie wirklich zu beſitzen. Marxkeim iſt übrigens in baarem Gelde ſogleich bezahlt, wie es ihnen unſere Freunde Kohnheim Söhne beſtätigen können, durch die des Generals Geſchäfte alle beſorgt werden."

„Wird Beute gemacht haben", murmelte Sollberg in den Bart. „Doch mir gleich, Ich will ſeinen Beſuch abwarten.“

Damit zerriß er den Brief, den er für den General beſtimmt hatte.

„Hab' mir da umſonſt den Kopf zerbrochen und meinen Morgen vertrödelt. Warum haben ſie mich denn nicht avertirt?“

Buſch ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er es für unſchicklich gehalten dem General zuvorzukommen. Dieſer werde nunmehr gewiß nicht länger ſäumen und es freue ihn, den Papa in einer Stimmung zu ſehen, die dem Antrag des wackern Mannes eine gute Aufnahme verſpreche.

Sollberg lächelte freundlich.

„Je nun, was ſoll ich machen!“ ſprach er wie vor ſich hin. „Die Sache war dunkel; die Auslegung die mir ward, erhellt ſie freundlich. Die Verheirathung meiner jüngſten Tochter machte mir Sorgen. Wo findet man heutzutag einen jungen Mann, der ein guter Ehemann zu ſein verſpräche?“

Nach einer Pauſe ſagte er dann:

„Ich will den General kennen lernen. Sagen ſie ihm, daß ich mich auf ſeine Bekanntſchaft freue.“

Buſch lüftete ein wenig den grünſeidenen Vorhang an der Glasthür des Principalzimmers und ſchob den Riegel zurück.

„Da ſieht wahrhaftig ſchon der Waarenſenſal Seidel und guckt nach unſerer Thür. Ich hab' ihm dieſen Morgen den Auftrag auf Ceylon ertheilt. Und der Poſttag wartet auch."

Er ergriff die Hand des Alten, um ſie zu drücken; die Herzlichkeit des Gegendrucks, den er erhielt, überzeugte ihn von der Zufriedenheit, mit der ſein vortheilhaftes Zeugniß über Wildenſtein angehört worden war. Befriedigt ſprang auch er nun zur Thür hinaus, um die Meldung des Senſals entgegenzunehmen.

Als Sollberg allein war, ging er nachdenkend auf und ab. Er recapitulirte Alles, was er vernommen und ſtudirte über das, was er dem zukünftigen Schwiegerſohn erwidern ſolle. Für das Geſchäft war der Morgen verloren. Was zur Unterſchrift auf dem Pulte bereit lag zeichnete er ſchnell und trug es dann ſelbſt in das Comptoir mit der Weiſung, man möge ihn in Ruhe laſſen; Herr Buſch werde Alles beſorgen.

Es war ihm in der That nicht leicht, ſich zu dem Niveau der ſo eben gepflogenen Unterhaltung wieder hinaufzuſchrauben; denn er mußte ſich anſtrengen, um mit aller Mühe die Veränderung ſeiner Geſinnungen gegen den General im Gedächtniß zu behalten. Der alte Inſtinkt trieb ihn immer zu ſeiner frühern vorgefaßten Meinung zurück und drohete in ſeinem Gemüthe das

Uebergewicht zu gewinnen. Er mußte gleichſam wieder die ganze Schule durchmachen, um die ohnmächtige Widerſpänſtigkeit in ſeinem Innern zu beſiegen.

Die Jugend begreift leichter den Moment und ſeine Anforderungen; ſie handelt raſcher, weil ihr die Erfahrung abgeht. Das Alter hat an dieſer eine dem Willen entgegenſtrebende Macht, die wie die allerbeſten Eigenſchaften nur bis zu einem gewiſſen Grade nützliche Dienſte leiſtet. Darüber hinaus verhärtet und verknöchert ſie und artet bis zum Eigenſinn aus.

An dieſer Gränze ſtand jetzt der alte Sollberg. Der Kampf galt mit ſeinen Erfahrungen zu brechen und ſich neuen, ihm bisher fremden Anſchauungen zu fügen.

II.

Camill von Wildenſtein war von Erneſtinens Weſen nicht etwa bezaubert aber recht lebhaft berührt worden. Es hatte ſich ſeiner keine ſtürmiſche Leidenſchaft bemächtigt, er hoffte jedoch ſie lieben und hochachten zu können, wann er ihr Gatte ſein würde. Er durfte ein ſtarkes Vertrauen auf ſein Pflichtgefühl ſetzen; er kannte ſich ſelbſt ſo weit, daß er ſeinem Herzen keine unedle That zutraute. Daß Erneſtine Proteſtantin war, gab ihm nichts zu bedenken. Er ſelbſt war in der katholiſchen Kirche geboren und hielt zu derſelben. Er war ein guter Katholik, wie er von ſich ſagte, der ſich aber vor aller Bigotterie bewahrte. Auch die gemiſchte Ehe gibt den Gatten unauflösliche Pflichten zu befolgen und braucht deshalb kein Sacrament zu ſein im katholiſchen Sinn. Das iſt im modernen Staate längſt als unhaltbar befunden worden. So lautete auch ſein Raiſonnement über dieſen Punkt. Die hochwichtige Frage war daher bald zum Austrag bei ihm gediehen. Er wußte, daß die Schweſtern für ihn geſtimmt ſeien; daß die Mutter ihnen beipflichte. Buſch hatte ihm die Nachricht von der Umkehr des Vaters mitgetheilt. Das Eiſen war heiß; es mußte geſchmiedet werden.

Das alte Sprichwort trieb ihn zur entſcheidenden That.

Der Handel wegen Markeim wurde abgeſchloſſen. Den böſen Zungen war damit eine Gränze gezogen. Die baare Auszahlung des Kaufſchillings bewies es, daß er kein Abenteuerer war, der durch ein reiches Mädchen zu Wohlſtand gelangen wollte. An ſeinen Namen knüpfte ſich der Ruf einer ehrenvollen Laufbahn. Er konnte Narben aufzeigen, die von Wunden herrührten, die er im Krieg erhalten. Die Zeitungen hatten davon die Meldung nach Europa gebracht, wann der kühne General Wildenſtein in dieſer und jener Affaire verwundet worden war. Er hinkte noch und mußte ſich eines ſtarken Stocks bei'm Gehen bedienen.

Ehe er ſich zu Sollberg verfügte, überdachte er Alles und es ergriff ihn dabei ein wehmüthiges Gefühl. Wo war ſeine Schweſter Delphine? Bei ihr, ſo hatte er gehofft, würde er die Befriedigung aller Wünſche finden. Mit ihr, in ihrer Nähe wollte er ſein Leben beſchließen. Ihre Kinder ſollten ihn einſt beerben. In ſolcher Beſchränkung wollte er ſich glücklich fühlen

Jetzt mußte ſein bekümmertes Herz ſich ſagen, daß nur der Zufall ihn über Delphinens Schickſal aufklären könne. Das blieb abzuwarten.

So wohl Pietät als Klugheit zwangen Camill den Namen ſeines Vaters zu ſchonen. Delphine hatte, faſt noch ein Kind Europa verlaſſen. Sie hatte bis dahin unbemerkt in der großen Reſidenzſtadt, an der Seite eines alten kranken Vaters faſt in Dürftigkeit hingelebt. Man kannte ſie nicht; Niemand dachte an ſie.

In verſchiedene Blätter in deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache hatte er Notizen veranlaßt, daß er nach Europa zurückgekehrt ſei und ſeinen Wohnſitz in der Vaterſtadt genommen habe. Lebte Delphine noch, ſo würde ſie davon Kenntniß erhalten haben. Auch Aufforderungen ließ er ergehen an D. W. die mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens unterzeichnet waren. Mit dem Onkel in Rio de Janeiro hatte er lange im Briefwechſel geſtanden, die zu keinem Ergebniß führten. Am Ende fand er darin eine Beruhigung, daß ſeine unglückliche Schweſter geſtorben ſei.

Darüber drohete ſeine Kraft zu verſiegen und in dem Gefühle, daß er unfehlbar einem unfruchtbaren Gram zur Beute werden müſſe, dankte er dem Himmel der ihn einem Entſchluß entgegenführte.

Er ließ ſich bei Sollberg melden und ihn um eine Privataudienz erſuchen.

Die Erſcheinung des künftigen Schwiegerſohnes frappirte den Alten.

Eine hohe Geſtalt trat ein wenig hinkend in's Zimmer, und ſtand vor ihm auf einen krückenartigen Stock geſtützt. Das männlich ſchöne Geſicht von der Tropenſonne ſtark gebräunt; volle ſchwarze Haare hie und da mit einigen weißen untermiſcht; ein anmuthiges doch etwas melancholiſches Auge; die Haltung edel und ſtolz.

Nachdem die erſte Ueberraſchung ſchnell vorüber war, ging Sollberg mit Freundlichkeit auf den General zu und lud ihn zum Sitzen ein.

Die Unterredung war bald im Zuge und faſt ebenſo ſchnell beendet.

„Ein Mann der bereits einen weiten Weg zurückgelegt und obgleich noch jung an Jahren einen großen Theil ſeines Lebens durchlebt hat, bittet um die Gunſt in den Schooß ihrer hochachtbaren Familie aufgenommen zu werden. —“

So lautete der Anfang und etwa zwanzig Minuten hernach lautete das Ende:

„Ich, der Vater, bin mit ihren Erklärungen einverſtanden. Ich werde mit Frau und Tochter ſprechen und ſie dann, mein Herr General, Beiden vorſtellen.“

Als Wildenſtein fortgegangen, ſtützte Sollberg den Kopf in die Hand und rieb ſich mit der andern Hand die Stirne.

„Welche Stellung hat denn aber dieſer künftige Herr Schwiegerſohn?“ fragte er ſich. „Worin beſteht ſeine Geltung? Wer weiß hier etwas von ihm und ſind immer Amerikaner bei der Hand denen ſein bisheriger Wandel bekannt iſt? Er beſitzt Vermögen. Gut. Aber Vermögen iſt noch keine Stellung; oder vielmehr ſie mag eine für ſolche ſein, die keine eigentliche haben. Eine Stellung im Leben gewährt nur der gute Ruf, der ſich auf Thatſächliches zurückführen läßt, das von Jedermann anerkannt wird. Er hat eine Carrière gemacht, das iſt Alles was man hier von ihm weiß. Nun hat er ein ſchönes Landgut gekauft; das iſt wohl etwas, aber das kann ein Jeder; eine Stellung verleiht ihm das ſo eigentlich noch nicht. Er heirathet nicht aus Liebe; denn er iſt über die Jahre hinaus. Auch Erneſtine iſt zu vernünftig um ihrem Herzen allein zu folgen. Bei ihm iſt der Wunſch ſich zu verheirathen aus der Ueberlegung erwachſen, daß es nicht gut ſei im Alter allein da zu ſtehen. Bei Erneſtine mag es der Ehrgeiz ſein. Frau Generalin klingt nicht übel. Aber es bleibt immer gewagt und ich habe mich ſtets vor allen gewagten Geſchäften in Acht genommen. Ein Geſchäft bleibt's jedoch immer und in Geſchäften gilt ein Wort ein Mann. Und mein Jawort hat er."

Dieſe Sorgen verließen den ſoliden Kaufmann nicht, trotzdem mußte er Erneſtine um ihre Meinung befragen, denn in ein paar Tagen ſollte er dem General den Erfolg melden wie er es ihm verſprochen hatte.

Er wußte die Sache ſo gut anzugreifen, daß die das Gefühl umhüllende Schamhaftigkeit, auf die man bei einer Jungfrau mit ſolchen Anträgen immer zuerſt gerathen wird, vor ſeinen Worten bald verſchwand. Die ohnehin auf das Praktiſche gerichtete Erneſtine hatte eingeſehen, daß für ſie die Zeit gekommen war, ohne ſich lang zu beſinnen in den Stand der Ehe zu treten.

Die Aeußerungen der Tochter waren durchaus kühl und beſonnen. Sie ſchätzte den General. Sie war ſich einer naiven Energie bewußt ſich in den Character des von ihr noch wenig gekannten Mannes finden zu können. Sie gelobte ſich die kleinen Leiden, die aus mangelnder Uebereinſtimmung entſpringen dürften, geduldig zu ertragen und größern Zerwürfniſſen mit kluger Beſcheidenheit aus dem Wege zu gehen. Nur bei der Vorſtellung, daß ihr Gatte ſie durch Lüge hintergehen könnte, traute ſie ſich nicht die Kraft zu, in ſtillen Thränen ſich zu verzehren. Mit einem Manne, der ihre Achtung verloren, würde ſie nicht leben können. Aber ſie vermochte es nicht dieſem Gedanken in allen ſeinen Folgen nachzuhängen.

„Um Alles zu erſchöpfen, was ich auf dem Herzen trage — denn ich habe Alles wohlweislich überdacht“ — ſo ſchloß ſie ihr vernünftiges Geſtändniß — „muß ich auch noch der Verſchiedenheit unſerer Religionsbekenntniſſe erwähnen. Soweit ich Wildenſtein bereits kenne und nach dem, was mir Philipp über ihn mitgetheilt hat, ſo werde ich nicht nöthig haben, mit ihm deshalb in theologiſche Streitigkeiten zu gerathen. Er wird von mir keine gelehrte Erörterung über die Dogmen verlangen und ich ebenſowenig von ihm.“

Dem Vater imponirte die Tochter mit dieſen Worten. Der praktiſche Mann hatte in ſeinem Calcül dieſen Poſten ganz überſehen. Aber er faßte ſich ſchnell.

„Du nennſt dich wie mein ganzes Haus nach Luther und wir verehren in ihm den glücklichen Reformator einer verunſtalteten, traurig gemißhandelten Religion. Mag dein zukünftiger Gatte ihr durch die Geburt angehören; immerhin! eben ſo wenig wie der zur freien Forſchung berechtigte und berufene Proteſtant auf alle Worte Luthers, eben ſo wenig kann ein aufgeklärter Mann, der in der Zeit wurzelt — und nenne er ſich auch Katholik — auf alle Buchſtaben eines gewiſſen Symbolums ſchwören. Das meine Anſicht und die Anſicht aller Vernünftigen. Du kannſt dich dabei vollkommen beruhigen.“

Die ſchöne Ueberzeugung, daß er damit wirklich die Anſicht aller Vernünftigen ausgeſprochen, malte ſich in ſeiner ganzen Haltung.

„Ihr werdet glücklich miteinander leben; ich habe keinerlei Beſorgniß mehr,“ ſprach er nach einem kurzen Schweigen, indem er eine ſtarke Priſe in die Naſe ſtopfte. „Die heiße Liebe vor der Ehe verfliegt in derſelben wie Rauch; die Liebe, die ſpäter ſich unter Eheleuten ausbildet, beruht auf wechſelſeitigen guten Eigenſchaften und währt bis zum Ende. Und das iſt kein unerklärliches Phänomen. Es begreift ſich leicht. Ich und deine Mutter ſind das lebendige Beiſpiel. Haſt du erſt das Ja vor dem Altar geſprochen, ſo wirſt du es bald inne werden.“ —

Das war ein rechter Jubel im Hauſe, als kurz darauf die Verlobung verkündet wurde und als der General mit ſeiner Braut zu den Verwandten herumfuhr, um ſich ihnen vorzuſtellen, war er in großer Uniform reichgeſtickt und betreßt und die Wachen präſentirten und die naive Erneſtine Sollberg empfand eine nicht unbedeutende Regung von Stolz, wenn ſie daran dachte, nun bald Generalin von Wildenſtein zu heißen.

III.

Camill und Erneſtine lebten wirklich in ſtiller Beſchränkung als ein vernünftiges Menſchenpaar beiſammen. Im Winter zogen ſie in die Stadt, im Sommer hinaus auf's Gut. Er war hier Cincinnatus, ließ Pflanzen aus Amerika kommen, ſuchte ſie mit dem Clima der Gegend in Verträglichkeit zu ſetzen, verbeſſerte den Viehſtand, die Heerden, führte Maſchinen ein, um die Handarbeit zu erleichtern und zu beſchränken und die Menſchen auf ergiebigere Beſchäftigungen hinzuleiten.

Der Umgang, den ſie mit Andern unterhielten, beſchränkte ſich nur auf wenig Perſonen. Die großen Geſellſchaften wurden im Winter nicht gegeben und nicht be ſucht. Mit Frau von Mayer waren daher faſt alle Beziehungen abgebrochen. Im Sommer kam ſie wohl auf einen halben Tag nach Marxeim, um vor ihrer Reiſe in's Bad die Schweſter zu ſehen. Mit dem General ſchmollte ſie längſt darüber, daß er an ihren großartigen geſellſchaftlichen Veranſtaltungen keinen Antheil nahm, es nicht zugeben wollte, daß Erneſtine eine für ſie paſſende Rolle einſtudire, wann Komödie geſpielt wurde, die Jagdpartien ausſchlug und ſich völlig unnahbar darſtelle. Buſch und Frau beſuchten den General zum Whiſt. Die Mutter kam täglich, wann ſie in der Stadt wohnten. Papa Sollberg aber mußte von den Kindern beſucht werden, da er auf Monate vom Podagra an's Haus gefeſſelt war und dann wieder zu ſehr von ſeinen Geſchäften in Anſpruch genommen ward, ſobald ihn die Schmerzen verlaſſen hatten.

Wenn dieſe Lebensweiſe auch nicht dem Bilde entſprach, das Erneſtine ſich von ihrem Eheſtand entworfen hatte, ſo ergab ſie ſich doch in ihr Schickſal. Ihr Gatte war gütig und zuvorkommend gegen ſie und ihr Haus trug einen ſo geſchmackvollen Luxus und einen ſolchen Comfort zur Schau, die ſelbſt die Pracht in den Einrichtungen der Frau von Mayer nicht aufwies und welche ihr in dieſer Hinſicht eine volle Genugthuung boten.

Es war eine Proſa des Lebens, die Erneſtine und ihren Gatten umgab, welche von dem myſtiſchen Reiz einander widerſtrebender Leidenſchaften, die ſich nach wechſelſeitiger Bekämpfung in einen harmoniſchen Frieden auflöſen, keine Spur enthielt. Es war ein Tag der Realität. Kein holder Traum durchzog ihn.

Freundliche und ernſte Geſpräche, heitere und trübe Stimmungen, Alles was ſie ſich mittheilten, war ihnen von Nutzen. Es waren kleine Fragmente, aus denen ſie den Bau ihres anſpruchloſen Glücks zuſammenfügten.

Dieſe ſeltſam erſcheinende Zurückgezogenheit fand verſchiedene Auslegung bei den Leuten. Nur die Wenigſten gaben dabei der Vernunft Gehör, die ihnen ſagte, daß der General nach einer angeſtrengten Laufbahn der Ruhe bedürfe und die Landluft auf ſein Befinden wohlthätig wirke, daß er im Winter ſeiner Wunden wegen den warmen Ofen Allem vorziehe und die Luſtbarkeiten der großen Stadt dem Weitgereiſten, Vielerfahrenen, der ſolche Dinge hinlänglich kenne und durchgekoſtet habe, der von denſelben überſättigt ſei, keine Anziehung mehr böten.

Die Meiſten aber erblickten darin einen übermüthigen Stolz. Die Kreiſe der höhern Ariſtokratie waren ihm nicht geöffnet, da er, der Baron von Wildenſtein, nach der landläufigen Meinung eine Mißheirath geſchloſſen hatte; im bürgerlichen Familienkreis fand er ſich nicht zurecht. Der Salon-mixte bei Frau von Mayer erſchien ihm demüthigend, weil er ihm in ſeinen Verhältniſſen kein Paroli bieten konnte.

Nur Papa Sollberg theilte dieſe Meinungen nicht. Seine anfänglichen Befürchtungen erwachten auf's Neue und mit verſtärkter Kraft, ſeitdem er eine lange Zeit hindurch die Lebensweiſe ſeines Schwiegerſohnes beobachtet hatte. Er glaubte ſich zu der Annahme berechtigt, daß irgend ein Verborgenes hier zu Grunde liege, ein das Gemüth belaſtendes Geheimniß, das ſich einem äußern Zuſammenſtoß mit einem feindlichen, vielleicht rächenden Elemente entziehen müſſe.

Dieſe Vorausſetzung bot ſelbſt der kühlen Phantaſie des alten Kaufmanns, dem das Glück ſeines Kindes am Herzen lag, Raum zu wahrhaft beunruhigenden Schwingungen.

Erneſtine konnten dieſe Verſtimmungen nicht lange verborgen bleiben; allein ſie erhob ſich zu dem vollen Bewußtſein ihrer Pflicht. Sie tröſtete ſich über die ſeltſame Zurückgezogenheit ihres Gatten von der Geſellſchaft und ertrug ſie nicht nur leicht, ſondern behielt auch dabei eine immer ſich gleichbleibende Liebenswürdigkeit.

Frau von Mayer drang ſich ihr mit Rathſchlägen auf.

„Du ſchwebſt im Irrthum, mein Schweſterchen, und wirſt es bald einſehen, daß ich recht habe,“ ſagte ſie einmal zu ihr, als Erneſtine ihr die betheuernde Verſicherung ertheilt hatte, wie ſehr ſie von der Liebe Wildenſteins überzeugt ſei. „Die wohlorganiſirteſten für Liebe empfänglichſten Herzen täuſchen ſich darin. Es iſt nichts damit erreicht, ſich vorzuſpiegeln, daß man ſich liebe und ſich einander zu gefallen beſtrebe. Man muß es verſtehen, unter den Mitteln, die ſich darbieten, mit Geſchicklichkeit ſolche auszuwählen, die eine angenehme Abwechslung gewähren. Die Liebe macht ihre Anſprüche an das Leben geltend, verweigert man ihr die Erfüllung derſelben, dann wird ſie launenhaft. Amor iſt ein Kind und verlangt nach Spielzeug, er findet an ſich ſelbſt kein Genüge. Fühlt er ſich gelangweilt, ſo flattert er davon. Man muß das Talent beſitzen, ihn zu fixiren und das Mittel dazu kann nur in der guten Geſellſchaft gefunden werden, in den Beziehungen zur Welt.“

Das erregte in Erneſtine das Gefühl des Stolzes. Sie ging zu Sarkasmen über, welche die Lebensphiloſophie der Schweſter als grundloſen Wahn hinſtellten.

„Ich lebe, wie mein Mann zu leben wünſcht. Ich habe Weltdamen, die nach deiner Vorſchrift ſich einrichteten, mit fünfzig Jahren von dem Schauplatz, den ſie ſich erwählten, abtreten ſehen; ſie hatten keine Freunde, denn dafür hielten ſie die, welche nur ihre Schmeichler waren; ſie blieben ungetröſtet und wurden bald vergeſſen. Nur ein einſames Grab war ihr endliches Loos. Das meinige theilt ein Gatte getreulich mit mir; das iſt meines Glückes Quelle. Nie werde ich die Gewalt mißbrauchen, die einer jungen Frau über den Willen ihres Mannes zu Gebote ſteht. Ich hätte nicht Thränen genug, die daraus entſpringenden Uebel zu beweinen.“

So ſprach die „vernünftige“ Erneſtine, wie ſie ſtets der Vater genannt hatte. Allein auch der ſtärkſte Panzer bietet der Lanze des Gegners Fugen dar, zu einer tödtlichen Verwundung.

IV.

Darüber verſtrichen ein Paar Jahre. Man hatte ſich in der Familie daran gewöhnt, mit dem General von Wildenſtein faſt allen Verkehr aufgehoben zu ſehen und überließ Erneſtine ihrem Schickſal. Ein jeder lebte hin in ſeiner gewohnten Weiſe.

Frau von Mayer hatte den Kummer, von ihrer geliebten Freundin Irene nur ſelten etwas zu erfahren. Sie war Ludolf auf ſeinen Reiſen gefolgt, der Deutſchland, wie es ſchien, für immer verlaſſen hatte. Er hatte in den letzten Jahren in Konſtantinopel Konzerte gegeben; vor dem Vicekönig von Aegypten und vor dem Bei von Tunis ſich hören laſſen. Nur dann und wann erhielt die Freundin Nachrichten von Irene, die endlich gar nicht mehr erfreulich lauteten. Von einem getrübten Tone waren ſie nach und nach immer finſterer geworden. Ludolf durchflog den Raum, ſchrieb ſie, mit unerſättlicher Begier nach Genuß und Zerſtreuung und ſie war wie durch eine dämoniſche Gewalt an ihn gefeſſelt. Wagte ſie es, den Wunſch laut werden zu laſſen, zu den alten Verbindungen zurückzukehren, nannte ſie ihm den ſchönen Kreis, den Frau von Mayer um ſich verſammelte, wo ſie ſich zuerſt kennen lernten, ſo verrieth die Unruhe, die ihn dann ergriff, ſein inneres Unbehagen und ſie mußte ſchnell abbrechen. Auch erwähnte Irene in ihren Briefen, daß der Name des Generals ſeinen Unmuth in einem furchtbaren Grade ſteigere und er ſie inſtändig gebeten habe, Alles, was in der Freundin Briefen ſich auf deſſen Perſon beziehe, ihm nicht mehr mitzutheilen.

Das bot der Dame von Mayer Stoff zum Nachdenken und zu neuen Betrachtungen. Zwiſchen Wildenſtein und Ludolf mußte eine Begegnung einſt ſtattgefunden haben, die noch in ihren Nachwirkungen ſich ſo mächtig ankündige, daß man daraus auf ihre unheilvolle Bedeutung zurückſchließen könne. Es ließ ſie nicht mehr ruhen. Bei nächſter Gelegenheit erwähnte ſie der Briefe ihrer Freundin in Gegenwart des Generals und fragte ihn, ob er Ludolf ſchon gehört habe. Sie beobachtete ihn genau bei der Nennung des Namens. Er ſagte, daß es noch nicht der Fall geweſen, aber ſein Geſicht blieb dabei ebenſo gleichgiltig, als die Frage es zu ſein ſchien.

Dennoch mußte Jemand, der den General von lange her kannte und viel um ihn war, jetzt eine nicht unbedeutende Veränderung an ihm wahrnehmen, die er nur mit großer Mühe zu verbergen ſuchte.

Er erhielt ſeit einiger Zeit raſch auf einanderfolgende Briefe, welche den franzöſiſchen Poſtſtempel trugen. Das hatte Erneſtine an den Couverts geſehen, die zufällig liegen geblieben waren. Jedesmal, nachdem er einen ſolchen Brief empfangen, fügte ſich zu dem gewöhnlich nur ernſten Ausdruck ſeiner Miene auch ein kummervoller Zug. Ob er die Briefe beantwortete? Darüber wußte man nichts. Er beſorgte wahrſcheinlich dieſe geheimnißvolle Korreſpondenz ſelbſt, damit die Adreſſe nicht verrathen würde.

Einmal als Erneſtine ihn ſchlummernd vermuthete, wie es gewöhnlich nach dem Diner der Fall war, trat ſie ſehr leiſe in das Zimmer. Er ſaß da, den Rücken nach der Thür gekehrt und betrachtete ein Miniaturbild, das er in der Hand hielt. Er drehte ſich erſchrocken um und verbarg es ſchnell.

Sie glaubte einen weiblichen Kopf erkannt zu haben. Er rückte ihr, ohne aufzuſtehen, einen Stuhl an ſeine Seite und lud ſie zum Sitzen ein. Sie hoffte, daß er ihr etwas von dem Bilde ſagen würde, aber er erzählte ihr nur, daß er für den Sommer die neueſten Roſen von Baumann in Bollweiler im Elſaß verſchrieben habe. Deshalb ſtehe er mit dem ſoliden Hauſe ſeit einigen Wochen in Briefwechſel. Er wolle im Maxkeim draußen die kleine Anhöhe vor dem Gewächshaus damit bepflanzen.

Die franzöſiſchen Poſtſtempel erhielten dadurch ihre Erklärung, aber das Miniaturbild blieb ein Geheimniß.

Dem Herzen einer Frau müßte die Fähigkeit Gut und Bös zu unterſcheiden fehlen, wenn es hier nicht ein ahnungsvolles Mißtrauen erfaßt hätte. Die Verbindung mit Wildenſtein war auf eine nicht gewöhnliche Art zu Stande gekommen. Er ſelbſt, das hatte Erneſtine einſehen gelernt, war kein gewöhnlicher Menſch. Sie erblickte in ihrem Gemahl einen Helden, der über ein ihm in der Jugend zu Theil gewordenes Mißgeſchick durch eigene Thatkraft ſich erhoben hatte. Sie mußte ihn achten.

Jetzt war's das erſtemal, daß dieſe Geſinnung in's Schwanken gerieth. Sie hielt ihn einer Untreue fähig. Was ſollte ſie beginnen? Ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Secunde. Endlich raffte ſie ſich zu einer Frage zuſammen, die ihren eiferſüchtigen Verdruß in Scherz kleiden ſollte.

„Lebt ſie noch?“ fragte ſie.

„Wen meinſt du?“

„Nun, die du ſo eben im Bilde betrachtet haſt.“

Als er nun aufſprang und ſie ſtreng fixirte; hierauf mit erhobener Stimme die Worte ausſtieß: „Ach, was weißt denn du?“ und das Zimmer verließ, da folgte ihm Erneſtine nicht, und da es Winter war und ſie in der Stadt wohnten, ſo hatte ſie nur ihren Shawl umzuhängen, und über die Straße zu ihrem Vater zu gehen.

Der Zuſtand, in dem dieſer die Tochter erblickte, die vor Thränen nicht zu Worten kommen konnte, würde ihn heftiger erſchreckt haben, wäre er nicht ſchon auf eine Scene ſolcher Art einigermaßen vorbereitet geweſen.

Am Morgen deſſelben Tages war mit ſeinen Briefen, die er von der Poſt abholen ließ, auch ein Schreiben à Monsieur le général de Wildenstein aus Verſehen in ſeine Hände gekommen, welches den Stempel „Abbeville“ trug.

„Was hat er mit Abbeville zu korreſpondiren?“ fragte er Buſch, nachdem ihm dieſer geſagt, daß ſchon früher zwei Briefe aus jener Stadt durch ihr Haus an den Schwager übermittelt worden ſeien.

Nachdem Erneſtine endlich ruhig erzählen konnte, was ſie ſo ſtark angegriffen und die Geſchichte von den Roſen aus Bellweiler vorgebracht hatte, da lachte der Vater mit verbiſſenem Grimm und rief:

„Bellweiler bei Straßburg und Abbeville! Das reimt ſich gut! Nun ſo ſtehen wir denn am Ziele unſerer Weisheit! Aber ich will mit ihm ſprechen; ich will in der Sache klar ſehen; er muß mir Rede ſtehen.“

Der Alte war ein Hitzkopf; Buſch kannte ihn gut. Als er ihn daher ſo laut ſich ereifern hörte, trat er in's Prinzipalzimmer und nachdem er erfahren hatte, was ſich zugetragen, fing er an wie er es gewohnt war den Sturm mit Vernunftgründen zu beſchwichtigen, die er gleich zur Hand hatte.

„Es ſei unbeſcheiden, um nicht unerlaubt zu ſagen, der Korreſpondenz eines Andern aus Neugier oder einem andern Grunde nachzuſpüren. Ein altes Bild zu beſitzen und es zu betrachten ſei nichts unerlaubtes und es gezieme ſich nicht Jemanden darüber zur Rede zu ſtellen. Unterfinge man ſich deſſen, ſo könne man der Antwort ſich verſichert halten, die man erhielte. Sie würde lauten: „das geht ſie nichts an;“ und man bliebe mit langer Naſe ſtehen.“

Der Vater blieb wie gewöhnlich eigenſinnig.

„Iſt der General ein ehrlicher Mann ſo ſoll er erklären, daß das Bild ihm einſt theuer geweſen und daß er den Gegenſtand, den es vorſtelle, ſchon längſt ſeiner Pflicht zum Opfer gebracht. Ich will ihm ſagen, daß ſeine Gattin ein Anrecht auf ſeine Geheimniſſe habe, wenn ſie der Grund ſind, den Ehefrieden zu zerſtören, und daß er ihr wenigſtens beruhigende Andeutungen zu geben ſchuldig ſei.“

Erneſtine küßte bei dieſen Worten ihrem Vater gerührt die Hand, daß nach ihrer Meinung ſeine Weisheit einen ſo zarten Ausgleich gefunden.

Obſchon der durch das Leben tüchtig geſchulte Buſch hierin weder Weisheit noch einen Ausgleich finden konnte, ſo drang er mit allen ſeinen Widerlegungen dennoch nicht durch. Sollberg beſchloß den General zu ſich bitten zu laſſen. Noch am ſelben Abend fand eine Unterredung mit demſelben ſtatt, die von Seiten des Alten mit ſtürmiſcher Heftigkeit geführt, von der andern Seite mit kalter Bitterkeit erwidert wurde. Beide trennten ſich mit der Ausſicht den Frieden unter ſich wohl nicht ſobald wieder vollkommen hergeſtellt zu ſehen. Der Schwiegerſohn entſchloſſen niemals der Unverſchämtheit, die ſich in ſeine perſönlichen Angelegenheiten miſchte, einen Zoll breit zu weichen; der Schwiegervater ebenſo gefaßt bei der fernern Entwicklung der Sache die Rechte ſeiner beleidigten Tochter bis zur äußerſten Gränze zu verfolgen.

Wildenſtein wachte von jetzt an mit beſonnener Mäſſigung über ſein Benehmen im Hauſe. Er war für ſeine Gattin immerdar derſelbe und ſchien die Entfremdung, die ſie ihm zeigte, nicht zu merken. Seine Geduld und Nachſicht war bei ſeinem von Natur ſtolzen Character bewundernswerth. Er war von Kummer und Gram erfüllt; konnte ſich Niemand mittheilen; litt unter dem ſchmählichſten Verdacht und empfand es doppelt ſchwer, daß dieſer ihm die Liebe ſeiner Gattin zu rauben drohte.

V.

Der Winter war unter dieſen Zerwürfniſſen zu Ende gegangen. Die erſte Frühlingsſonne lockte die Städter auf's Land, in die Natur.

Frau von Mayer hatte bereits ſeit vier Wochen ihren Salon geſchloſſen. Sie fuhr täglich nach ihrer Villa, theils um den knoſpenden Park zu durchſtreifen, theils um ihren Arbeitern zuzuſehen, die ihr ein unterirdiſches Treibhaus nach engliſcher Einrichtung bauten, damit ſie bei ihren Diners auch während des ſtrengſten Winters ihre Tafel mit friſchen Erdbeeren, Kirſchen, Pflaumen beſetzen konnte. Das verſprach ihrer Eitelkeit einen hohen Genuß für die kommende Saiſon und zu ſehen, wie das nicht unerheblich koſtbare Werk als ein von Kanälen, Röhren und Gruben durchzogenes und durchwühltes Gewölbe von Tag zu Tag wuchs und ſich zu ſeinem Zwecke als förderlich herausſtellte, gewährte der reichen Dame einen höchſt angenehmen Zeitvertreib.

Mit dem ſtillen Zuſchauen war es jedoch bei ihr nicht abgethan. Es mußte dabei auch etwas zu ſprechen geben. Die Grabenden, Schürfenden, Behauenden, Mauernden boten dazu keine Gelegenheit; aber dort oben, wo die Thür in's Freie führt, erhebt ſich auf einigen Stufen ein luftiges Gemach wie durchbrochen, die Wände halb von zierlich geſchnitztem Holz, halb von kunſtreich bemaltem Glaſe, ein Ort, von wo ſich die Glasdecke des langgedehnten Treibſouterrains mit einem Blicke überſchauen und die bunten Farben der verſchiedenen Früchte, die heitern der Blüthen, die ſich an den Stäben hinaufranken, wahrnehmen laſſen wird. Eine kleine, ſinnige, aber ebenſo nothwendig erſcheinende Anlage, da den Aufenthalt im Innern der Räume ſelbſt die unausſtehlichſte Hitze verbietet. Ein nobler Schreiner, Hofebeniſt nach modernem Styl betitelt, war in dem kleinen Bau beſchäftigt, um die letzte Hand an's Werk zu legen. Hobel und Stemmeiſen hatten bereits nichts mehr zu thun; es galt nur noch hie und da einen Stift einzuſchlagen, ein Schräubchen zu befeſtigen, eine Verzierung anzubringen. Das macht keinen Lärm, man kann dabei ſprechen und ſich hören und der Hofebeniſt verſtand ſich auf Beides.

„Aber ſagen ſie doch nur, mein lieber Herr Franz," hub eines Tages die Bauherrin an, „was treibt ſie denn nun ſchon ſeit circa acht Tagen in aller Früh zu Madame Valmont, da drüben jenſeits des Baches. Läßt ſie denn gar ſo viel einrichten? Verheirathet ſie ſich wieder?"

„Hierüber kann ich nichts berichten, gnädige Frau," erwiderte der kunſtfertige Mann und indem er „So, nun hält's gewiß!" hinzuſetzte, nahm er einige kleine Stifte aus dem Mund und ſtieg von der Leiter, die er ſeinem Lehrling zum Hinaustragen übergab und griff nach ſeinem Hut, um ſich zu empfehlen.

„Nur ſo viel weiß ich. Es heißt drüben, man erwarte wieder eine vornehme Penſionärin, die in Kurzem eintreffen ſoll. Ich habe Salon, Boudoir und Schlafzimmer vollſtändig und elegant einzurichten gehabt. Die Comteſſe Verdonnier hat ſie bewohnt bis zu ihrer Verheirathung mit dem Baron Ponwitz, dem preußiſchen Uhlanenoffizier. Die Zimmer waren arg verwohnt und es mußte Alles neu angeſchafft werden. Wer die Dame iſt, die jetzt einziehen ſoll, kann ich nicht ſagen; es ſollte mich aber wundern, wenn die gnädige Frau nicht beſſere Auskunft darüber ſollten geben können, als ich."

Ein halb verſchmitztes Grinzen begleitete die zuletzt geſprochenen Worte.

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte befremdet Frau von Mayer und ſchnell, als ob eine freundliche Ahnung in ihr aufſteige, ſetzte ſie hinzu: „Haben ſie vielleicht den Namen Frau von Terſato gehört? Ach gewiß, eine holde Ueberraſchung!"

Der Hofebeniſt Franz ſtand bei dieſem freudigen Ausbruch ſelbſt überraſcht ſtehen, faßte ſich aber bald und ſagte:

„Nun ſo iſt's denn, wie ich mir's dachte. Die gnädige Frau wiſſen darum und wollten mich nur aushören, ob das Geſinde drüben etwas weiß und reinen Mund hält. Aber mir hat keines eine Sylbe verrathen und ich höre den Namen Frau von Terſato hier zum erſten Male. Daß die vornehme Dame, welche die Zimmer bewohnen wird mit ihrer hochwerthen Familie, gnädige Frau, in Verbindung ſteht, hätte ich, einfältiger Menſch, aber wohl daraus entnehmen können, daß der Herr General ſo oft ſelbſt kommen, um nachzuſehen."

„Der General ſagen ſie?" rief Frau von Mayer mit einem wirklichen Ungeſtüm.

„Der Herr General von Wildenſtein,“ ſagte der Hofebeniſt.

„Er kommt? Er ſieht nach?“

„Er iſt ja faſt alle Tage in Marxheim. Das iſt ja nur ein Katzenſprung und ſeine Pferde laufen gut.“

„So iſt's denn Irene nicht!“ ſprach Frau von Mayer vor ſich hin. „Ich danke ihnen indeſſen für die Auskunft.“

Damit entließ ſie Herrn Franz, der ſich gehorſamſt aber etwas verduzt empfahl.

Frau von Mayer war auf's höchſte empört, aber auch neugierig dabei. Sie erduldete die raffinirteſte Qual; die Qual einer Frau, welche daran gewöhnt war, in jedes Familienverhältniß zu dringen, um irgend eine ernſte oder frivole Lehre daraus für ſich zu ziehen und die einer Schweſter, die von dem getrübten Glück ihrer Schweſter lebhaft berührt wird. Sie machte ſich jetzt Vorwürfe, daß ſie ſelbſt geſucht habe, die anfängliche Gleichgiltigkeit Erneſtinens zu überwinden. Dieſe hätte ohne ihre warme Beredtſamkeit nie in die Ehe mit Wildenſtein eingewilligt. Sie liebte ihn eigentlich nicht, dies glaubte die erfahrene Frau ſich endlich ſelbſt nun geſtehen zu müſſen und war nur dem unaufhörlichen Zureden ihrer beiden Schweſtern gefolgt, auf die nunmehr die ganze Laſt der Schuld fiel.

Frau von Mayer hatte weder Ruhe noch Raſt. Sie ließ auf der Stelle anſpannen und fuhr nach dem kleinen Landhaus der Madame Valmont, das zwiſchen ihrer Villa und Maxkeim lag.

Es war zu ungewöhnlicher Stunde einen Beſuch bei einer Frau abzuſtatten, die man nur dem Namen nach kannte; allein eben das ließ ziemlich ſicher vermuthen, daß man dem General dort nicht begegnen werde.

Madame Valmont war die Wittwe eines franzöſiſchen Ingenieurs, die von ihrem kleinen Vermögen zurückgezogen auf dem Lande lebte. Sie genoß des beſten Rufes. Dem Charakter der faſt allen Umgang meidenden Frau hätte Niemand gewagt, irgend welchen Vorwurf zu machen.

Dennoch loderten in Frau von Mayer Zweifel auf, die ſich in wenigen Augenblicken zu niedrigem Verdacht geſteigert hatten, ohne daß ſie, deshalb zur Rede geſtellt, eine Rechtfertigung dafür bei der Hand gehabt haben würde.

Madame Valmont beſchränkte ſich auf wenige Zimmer, und was ſie nicht bewohnte, überließ ſie Fremden während der ſchönen Jahreszeit. Die Lage war ſo ſchön und geſund, die Hausordnung ſo bequem, die Wirthin ſo gebildet, zuvorkommend und freundlich; in Allem bewährte ſich die anmuthende Art der Vermiſchung deutſcher und franzöſiſcher Elemente, daß es nicht zu verwundern war, die bereit gehaltenen Zimmer ſtets vermiethet zu ſehen.

Dies bot Frau von Mayer die Veranlaſſung, ihren frühzeitigen Beſuch bei Madame Valmont zu entſchuldigen.

Sie habe von einer Freundin den Auftrag erhalten, eine Wohnung von drei bis vier Piecen in der Nachbarſchaft zu miethen; mit dieſer Ausrede debutirte ſie.

Die Dame des Hauſes bedauerte, nicht dienen zu können, weil die disponibeln Zimmer ſchon vergeben ſeien.

Frau von Mayer bat ſie ſehen zu dürfen, um vielleicht für den nächſten Sommer eine Verabredung zu treffen.

Madame Valmont öffnete hierauf ſehr bereitwillig die Thür des Salons. Ihr Beſuch erſchöpfte ſich in den artigſten Schmeicheleien über den Geſchmack der Anordnungen. Alles ſei wahrhaft fürſtlich. „Für wen die Zimmer gemiethet ſeien?“ wurde endlich gefragt.

„Für Mademoiſelle de Chamilly aus Paris,“ antwortete Madame Valmont. „Der Herr General von Wildenſtein habe es im Auftrag eines ſeiner Pariſer Freunde gemiethet.“

Frau von Mayer empfahl ſich kurz. —

Während ſie dieſe unfruchtbaren Nachforſchungen anſtellte, hatte ſich in der Stadt Wichtigeres zugetragen. —

General Wildenſtein war noch nicht auf's Land gezogen. Seinem Schwager Buſch, dem einzigen der Familie, mit dem er noch in freundlichen Beziehungen ſtand, hatte er mitgetheilt, daß ein Geſchäft, welches die ſchnellſte Erledigung erheiſche, ihn noch in der Stadt zurückhalte, weil ein Brief, der nach Markeim ihm nachgeſandt würde, leicht einem zufälligen Aufenthalt unterliegen könnte. —

Die Briefe aus Abbeville, welche das fatale Aufſehen erregt hatten, waren nun ſchon lange ausgeblieben, als eines Morgens beim Frühſtück dem General ein Brief übergeben ward, der, nachdem er nur einen flüchtigen Blick auf die Adreſſe geworfen hatte, ihn faſt außer Faſſung ſetzte. Er ließ ſich ſeinen Stock und Hut bringen und eilte fort, ohne ein Wort zu verlieren.

Erneſtine wurde von Schrecken ergriffen. Mit einem geheimen Verhältniß zu einer Frau, wie ſie es vorausſetzte, konnte leicht eine Herausforderung zum Zweikampf in Verbindung gedacht werden, das fiel ihr zuerſt ein. Sie wußte nicht, was ſie beginnen ſolle, um eine drohende Gefahr von ihrem Gatten abzuwenden, der trotz ſeiner Untreue immer noch ihr Mitgefühl erregte. Sie wollte zu ihrem Vater und ihm das neue Ereigniß melden. Allein als ſie eben im Begriff war, das Zimmer zu verlaſſen, kehrte Wildenſtein zurück.

Sie warf ſich an ſeine Bruſt und beſchwor ihm unter Thränen ihr zu vergönnen, daß ſie Antheil an einem

Ereigniß nehmen dürfe, das ihm augenſcheinlich Verdruß bereite. Aber er antwortete nicht auf ihre Bitten, drückte einen Kuß auf ihre Lippen, entzog ſich ſanft ihrer Umarmung und ging auf ſein Zimmer. Sie fühlte ſich nicht ſtark genug, ihm zu folgen. Lange kämpfte es in ihr; dann ging ſie ihm nach, klopfte an und öffnete auch zugleich die Thüre halb. Er ging ihr entgegen und bat ſie mit tiefer Empfindung, ihn für jetzt allein zu laſſen. In ſeinem Tone lag nichts Verletzendes.

Erneſtine erkundigte ſich, wer den Brief an den General im Hauſe abgegeben habe; ob es der Briefträger geweſen. Man ſagte ihr, daß ein bekannter Lohnbediente aus dem Hotel „Leuthold" ihn überbracht habe. Sie mußte hinter das Geheimniß kommen. Einer aus dem Hauſe erhielt den Auftrag, den Lohnbedienten ihr zu bringen.

Kaum war der Befehl ertheilt, ſo bereuete ſie es ihn gegeben zu haben. Es ward ihr klar, daß ſie ſich erniedrige auf ſolche Weiſe ihrem Gatten nachzuſpüren. Aber es war zu ſpät zum Widerruf. Nach wenigen Minuten ſtand der Lohnbediente vor ihr.

Sie befand ſich nun in einer neuen Verlegenheit. Den Menſchen fortſchicken, ohne eine Frage an ihn zu richten, würde Aufſehen nach allen Seiten hin erregt haben; die Antwort auf die Frage konnte aber für ſie vernichtend ausfallen oder ihren Gatten beleidigen. Sie glaubte ſich nach kurzer Ueberlegung dennoch dazu entſchließen zu müſſen. Sie fand keinen ſchicklichen Ausweg.

„Sie haben dieſen Morgen ein Billet hier abgegeben, das in mir die Beſorniß erregt hat, es könne meinem Manne irgend etwas Unangenehmes bevorſtehen, wenn ich durch meine Vermittlung es nicht entferne. Ich vermuthe, daß ein Fremder, mit dem er einen unangenehmen Handel zu ſchlichten hat, ihn mit Nachſtellungen verfolge. Geſtehen ſie mir offen, wer der Fremde iſt, der ihnen das Schreiben übergab und ſeien ſie verſichert, daß ich ihnen dafür erkenntlich ſein werde.“

„Ihro Gnaden dürfen deshalb nicht beſorgt ſein,“ ſagte der Befragte ganz unbefangen. „Es war kein Fremder, ſondern eine noble Dame, die mir das Briefchen für den Herrn General übergab. Die ſah wahrlich nicht ſo aus, als wenn ſie etwas Böſes im Schilde führe. Sie ſcheint krank zu ſein, denn ich mußte bald darauf, als ich den Herrn General bei ihr gemeldet hatte, unſern Hausarzt zu ihr beſtellen.“

Erneſtine fühlte ihre Glieder zittern. Sie gab dem Lohnbedienten Geld und dankte ihm. Sie hatte Mühe ihre Sinne zu ſammeln. Was ſollte ſie beginnen um den Namen der Dame zu erfahren, die beim Anblick des Generals ſich krank fühlt und den Arzt holen läßt!

Ihr Kammermädchen, von deſſen Treue und perſönlicher Anhänglichkeit ſie überzeugt war, hatte eine nahe Verwandte im Hotel der die Aufſicht über die Zimmer zugewieſen war, und deshalb der Zutritt zu den Fremden offen ſtand. Dies wollte Erneſtine benützen. Das Mädchen wurde abgeſchickt um Nachrichten einzuziehen. Es dauerte lange bis es zurückkam; erſt nach einer Stunde erſtattete die Zofe ihrer Frau den umſtändlichen Bericht.

Zwei Damen waren am vorigen Abend ſpät angekommen und die eine hatte ſich ſogleich nach der Wohnung des Generals von Wildenſtein erkundigt, dem ſie am Morgen ein Billet ſandte. Als der General bald darauf ſie beſuchte wurde die eine Dame, welche ſehr leidend ausſah, in ſeinen Armen ohnmächtig. Nachdem ſie wieder ſich erholt hatte, zog ſich die andre zurück und der General blieb allein bei der Kranken. Aber nur kurze Zeit. Das Mädchen war gerade im Corridor beſchäftigt als er fortging.

So lautete der erſte Bericht.

Als das Diner aufgetragen war, ließ ſich Wildenſtein bei Erneſtinen entſchuldigen. Unabweisliche Geſchäfte hielten ihn ab, mit ihr zu ſpeiſen. Bald darauf kam das Kammermädchen und meldete, daß der Herr ſo eben wieder fortgegangen ſei. Erſt nach vier Stunden kehrte er heim. Er ſah Erneſtine, ſie blickte ihn thränenlos und verwirrt an. Seine theilnehmenden Worte nahm ſie für

Heuchelei; die Unruhe, die er über ihren Zuſtand äußerte, empörte ſie. Sie erſuchte ihn mit höflicher Kälte ſie zu verlaſſen weil ſie der ungeſtörteſten Ruhe bedürfe. Er gehorchte unmittelbar, ohne das geringſte zu erwidern.

Erneſtine fand auch hierin nur die Beſtätigung ſeiner Gleichgiltigkeit und ein Geſtändniß ſeiner Schuld. Sie wachte die ganze Nacht von einer furchtbaren Aufregung durchſtürmt. Gegen fünf Uhr früh hörte ſie leis das Hausthor öffnen. Sie flog ans Fenſter das nach der Straße ſah. Wildenſtein war's der ausging. Sie blickte ihm nach; dann übermannte es ſie, als er die Richtung des Hotel Leuthold einſchlug. Sie war nicht mehr im Stande ſich aufrecht zu erhalten. Mit zuſammenſchlagenden Zähnen, von Fieber gerüttelt warf ſie ſich auf den Divan.

Als Wildenſtein etwa nach einer Stunde wieder nach Hauſe kam wollte Charlotte, das treue Kammermädchen, etwas mehr Ruhe an ihm bemerkt haben. Auf ſeine Frage hatte ſie erwidert: daß die gnädige Frau eine ſchlimme Nacht gehabt und jetzt ein wenig ſchlummere. Er ging hierauf in ſein Zimmer, ſagte, daß er bereits gefrühſtückt habe, und Charlotte hörte daß er die Thür verriegelte.

Sie ward auf's Neue ins Hotel geſchickt um friſche Erkundigungen einzuziehen.

Die Kranke war allein abgereiſt, obgleich der Arzt es widerrathen hatte, da ſie ſich in augenſcheinlicher Lebensgefahr befand. Nichts vermochte ſie jedoch abzuhalten. Rührend war der Abſchied von der andern Dame die zurückblieb. Der General war gleichfalls ſehr bewegt. Nach endloſen Umarmungen führten ſie die Kranke zum Wagen und begleiteten ſie bis zum Bahnhof. So weit reichte der Bericht Charlottens.

Das hatte ſie wohl auch gehört, daß die Zurückgebliebene ein überaus ſchönes junges Fräulein ſei, und daß der General ihr mit einer väterlich-liebenswürdigen Aufmerkſamkeit begegnete; aber die Zofe war klug und discret genug dies ihrer Gebieterin zu verſchweigen.

Inzwiſchen ſann Erneſtine darüber ſich auf kürzerem Wege Genugthuung zu verſchaffen. Sie überlegte wie ſie ſich verhalten ſolle, und theilte es dann ihrem Vater mit der ihren Plan vollkommen gut hieß. Dabei wurde von ihnen der Beſchluß gefaßt vor Mama, dem Schwager Buſch und den Schweſtern alles geheim zu halten.

Als der General davon zu ſprechen anfing, daß es nunmehr Zeit ſei, die Blüthenſaiſon nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen und daß er in Markeim die nöthigen Anordnungen getroffen habe, das Sommerquartier zu beziehen, ſchien der Augenblick gekommen, die bisher herrſchende dumpfe Verſtimmung endlich zu einem zerſtörenden gewaltigen Ausbruch kommen zu laſſen.

Der alte Sollberg hatte ſeit einiger Zeit ſeiner ihrem Kummer überlaſſenen Tochter Abends bei'm Thee Geſellſchaft geleiſtet. „Sie iſt ja immer ſo allein," ſagte er, „und muß wie eine Wittwe leben!"

Einmal blieb er länger als gewöhnlich. Sie hatten eben von den nunmehr nächſtens zu ergreifenden Maaßregeln geſprochen, die ſie ſchon lange mit ſich herum trugen. Es war die Stunde gekommen in der Wildenſtein gewöhnlich von Maxkeim heimkehrte. Er hörte, daß ſein Schwiegervater noch da ſei und wollte, wie er ſagte, ihm noch einen guten Abend wünſchen und ihm mittheilen, daß er Alles nun ſo eingerichtet habe, am andern Tag auf das Land zu ziehen.

Sie hörten kaum auf dieſe Neuigkeit. Erneſtine war nur von ihrer gekränkten Würde erfüllt, ihr Vater nur von dem Gefühle ſeines oberſten Richteramts. Daß das Geſtändniß, welches ſie von dem General gleich zur Stelle zu erpreſſen gedachten, für einen edeln unabhängigen Character eine nicht zu ertragende harte Demüthigung enthalte, war ihnen in ihrer Leidenſchaftlichkeit gänzlich entgangen. Erneſtine ahnte es nicht wie ſehr ſie ſich erniedrigte; ſie erröthete nicht davor aus bloßem Argwohn zu dem Aeußerſten zu ſchreiten und ſah nicht ein, daß der Eindruck, den ihre Handlungsweiſe auf Wildenſtein machen müſſe, keine Reue in ihm jemals aufkommen laſſen, und ſein Herz ihr ewig entfremden könne.

Ohne längeres Zaudern ſtellte ſie ihm in den grellſten Farben ſeine bisherige Aufführung vor, und verlangte von ihm ohne Zögern eine vollſtändige Erklärung derſelben.

Ihr Vater äußerte ſein Gefühl in noch ſtärkern Ausdrücken. Er liebte ſeine Tochter zärtlich und nannte ſie ein Muſter aller Frauen. Bebend vor Zorn erwartete er die Antwort ſeines Schwiegerſohnes.

Dem General ſtieg das Blut in's Geſicht Er wandte ſich ab und trat an's Fenſter.

Das galt den Beiden für ein Geſtändniß der ſchnödeſten Schuld. Sollbergs Zorn brach noch heftiger los und ließ den bitterſten Vorwürfen freien Lauf. Er erinnerte den General an ſeine jugendlichen Vergehungen; an ſeine ſpätere abenteuerliche Laufbahn, wie er ſich ausdrückte; welche Ueberwindung es ihn, den Vater, gekoſtet habe, ihm die Hand der Tochter zu bewilligen.

Erneſtine hatte die Eiferſucht ſo ſehr verblendet, daß ſie keinen Anſtand nahm, dem was der Vater ſagte beizuſtimmen. Sie vergaß ſich ſo weit ihn zu fragen, ob ſeine ſchöne Freundin im Stande ſein würde, ihm ähnliche Opfer darzubringen wie ſie es gethan.

Dies trieb endlich Wildenſteln ihr zu antworten.

„Erneſtine“, ſprach er ruhig, „warum zwingſt du mein Herz, das dir Niemand entfremdet hat, ſich gegen eine ſo unwürdige Behandlung zu empören?"

Dann wandte er ſich ebenſo gelaſſen zu Sollberg

„Wenn ich nicht ihre Jahre in Betracht zöge und wüßte, welche Rückſicht ich dem Vater meiner Frau ſchuldig bin, ſo würde ich auf ihre Vorwürfe antworten wie ſie es verdienen. Ich bin davon überzeugt, daß ich an ihrer Stelle anders geſprochen hätte. Allein es erſcheint mir unmöglich, auch ſie davon zu überzeugen. Du, Erneſtine, wirſt einſt anders von mir denken. Das weiß ich gewiß."

„Darauf warte ich nun und nimmer", rief ſie in höchſter Entrüſtung, „willſt du mir den Beweis liefern, daß meine Ruhe dir nicht ganz und gar gleichgiltig iſt, dann ſage mir, in welchem Verhältniß du zu den beiden Frauen ſteheſt; beſonders zu derjenigen, welche bei der Valmont von dir untergebracht wurde —"

„Was iſt das? Konnteſt du dich ſo weit vergeſſen, mir Spione nachzuſenden?"

„Dein Betragen rechtfertigt was ich that —"

„Das unterliegt keiner Frage", fügte Sollberg hinzu.

Was ſchmerzt und erbittert wohl mehr als ungerechte Vorwürfe, auch wenn eine verhängnißvolle Situation ihnen den Anſchein der Berechtigung leiht?

Der General war wieder zum Fenſter getreten und kehrte den Andern im Zimmer den Rücken. Er überlegte.

Gern hätte er ſich für den Augenblick entfernt, um den Austrag dieſer Scene mit ſeiner Frau allein zu beſtehen, da der Alte ihm als eine ſehr überflüſſige Perſon dabei erſchien. Allein er konnte ſich dennoch nicht dazu entſchließen, den Kampfplatz freiwillig dem Gegner zu überlaſſen.

Es wäre auch nicht angegangen, da ihm der Rückzug durch Sollberg abgeſchnitten war. Als er ſich umdrehte, ſtand dieſer vor ihm und ſprach mit Würde:

„Mein Herr General von Wildenſtein, ſie werden hiermit von meiner Tochter Erneſtine Sollberg, nunmehr ihre Frau, ernſtlich aufgefordert, über ihre Aufführung ſich genügend zu erklären. Ich zweifle daran, daß ſie es können. Allein ſie hat einmal das Recht, es zu fordern und ich als Vater und natürlicher Beſchützer meines Kindes ſchließe mich ihrer Forderung an.“

Dieſe Worte wurden ſeinerſeits von einem Erſtickungsanfall begleitet, mit ſolch unterdrückter Wuth waren ſie geſprochen worden. Eine feierliche Pauſe trat dann ein.

Wildenſtein ergriff Erneſtinens Hand. Er bat ſie, daß ſie ſeiner Ehre vertrauen möge, die es nicht zulaſſe, ihr ein Unrecht zuzufügen; durch ein zur Stelle abgelegtes Geſtändniß würde er zwei Weſen, die ohnehin unglücklich genug ſeien, vollends elend machen Ihn binde ein Eid. Sie möge ihm Geduld ſchenken; die Zeit würde nicht ausbleiben, ſie zu überzeugen, daß er für jetzt habe ſchweigen müſſen.

Erneſtine mißdeutete Alles, was er ſagte, denn ſie deutete es nach ihrer vorgefaßten Meinung: daß ihr Gatte aus einer frühern unerlaubten Verbindung eine Tochter beſitze oder mit einem jungen Geſchöpfe eine ſtrafbare Verbindung eingegangen ſei. Eines erſchien ihr ſo verabſcheuenswerth wie das Andere.

„Bis jene Zeit zur Enthüllung des Geheimniſſes erſchienen ſein wird“, ſprach ſie mit höhniſcher Kälte, „ſehen wir uns nicht wieder. Meine Frauenwürde verlangt es, daß wir uns trennen.“

Mit dieſen Worten ging ſie mit ihrem Vater in ein anſtoßendes Zimmer und ließ den General allein.

Tages darauf begab ſie ſich nach Warnbeck, dem Landgute des alten Sollberg.

Als man es Wildenſtein meldete, konnte er es im erſten Augenblick nicht faſſen, daß ſie wirklich ſo weit gegangen ſei. Er ſchrieb ihr; es waren heiße Betheuerungen, ernſte Mahnungen, allein außer dem Namen der Fremden: Fräulein Victoire von Chamilly, deren Schickſal ihn nahe berühre, keine Sylbe, die den Gegenſtand des Unfriedens näher zu erklären vermocht hätte. Es erfolgte keine Antwort. Erneſtine hatte ihre Partie ergriffen.

Der alte Sollberg konnte ſeiner Geſchäfte wegen nicht ſogleich abkommen und ſo wäre denn Erneſtine in ihrer troſtloſen Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen geblieben, wenn Frau von Mayer ſie nicht beſuchte. Dieſe war aber leider auch nicht im Stande, ihre Schweſter zu tröſten. Eine Dame wie ſie, die nur dem flüchtigen Genuſſe fröhnt und allem Unangenehmen raſch aus dem Wege geht, wird umſomehr verſtimmt, wenn es dennoch ſie überraſcht, ehe ſie ſich deſſen verſieht Auch das, was ſie ſelbſt nicht betrifft, übt ſchon aus der Ferne eine mißſtimmende Wirkung, die ſich als Migräne, trübe Laune, Aufwallungen u ſ. w. äußert. Frau von Mayer hatte eben eine ſolche Erfahrung gemacht. Seit drei Tagen war ſie ohne Appetit, ohne Konzert, ohne Theater, ohne Whiſt, ohne Soiree geweſen.

Die Urſache ihrer Verſtimmung lag in Nachrichten, die auf indirektem Wege bis zu ihr gelangt waren und ihre Freundin Irene betrafen.

Der Doctor Kohn, der einſt um Erneſtine geworben, war von einer Reiſe nach Algerien heimgekehrt und hatte auf der Rückfahrt an der ſüdlichen Küſte Frankreichs verweilt. Während eines Aufenthalts in Hyères, das er en passant beſuchte, traf er die Prinzeſſin von Terſato und den Klavierſpieler Ludolf, den er früher ſchon gekannt hatte, da er ſelbſt ein leidenſchaftlicher Dilettant war.

Der hatte nun in einer ganz wegwerfenden Weiſe von den Beiden geſprochen. Es geſchah in einer muſikaliſchen Kneipe, die ein ehemaliger Tenoriſt Bärenfeld hielt, die Ludolf in einer frühern Zeit auch beſuchte. „Bärenfelds Hinterſtübchen“ wie die Kneipe geheißen ward, war der Ort, wo die Muſiker und Freunde der Tonkunſt ſich zuſammenfanden.

Die wenigſten der anweſenden Gäſte erinnerten ſich noch dunkel des einſt ſo berühmten Virtuoſen. Es waren Jahre vergangen; die Zeiten der Vergötterung vorüber. Die Geiger und Spieler hatten jetzt Alle mehr oder weniger mit des Lebens Noth zu kämpfen. Die ſonſt „groß“ genannt wurden, waren genöthigt, ſich von irgend einem Schwindler anwerben zu laſſen, um gegen eine Monatsſpende an Geld mit ihm ſpielend und ſingend die Märkte großer Städte zu beziehen. Andere traten in die fürſtlichen Kapellen der Hoftheater. Das winzige virtuoſe Bänkelſängerthum endlich zog unter dem Schutz des löſchpapiernen Lobes abenteuernd hinterdrein.

Die jüngern wußten von Ludolf nichts mehr; die ältern fragten: „Na, was iſt's mit dem?“ Einer, der ihn ſonſt wohl näher gekannt haben mochte, rief: „Lebt das alte Laſter auch noch?“ Und dann mußte Doctor Kohn, der zuerſt die Sache nur kurz erwähnte, ſich umſtändlicher darüber auslaſſen.

Dadurch erhielt es ein gewiſſes Intereſſe bei Allen, und es darf wohl nicht erſt geſagt werden, daß bei einer Miſchung von Elementen, wie ſie ſich in jener Geſellſchaft zeigten, eine ſolche Neuigkeit auf das Schnellſte nach den entgegen geſetzteſten Richtungen verſchleppt wurde. Ludolfs bemächtigten ſich ſogleich die Muſiker von Profeſſion; Beider, Ludolfs und der Prinzeſſin von Terſato, die Dilettanten. Die erſtern trugen es in die Opernproben. Die Andern in die Salons und Gaſthäuſer.

Bald wußte man in der Stadt, daß der einſt ſo berühmte Pianiſt Ludolf und die ſchöne walachiſche Fürſtin, deren zärtliches Verhältniß ſich in loco im Salon der Mayer zuerſt geknüpft, von dem man früher ſchon in fremden und inländiſchen Blättern Scandale genug zu leſen bekam, nunmehr die lang ſchon vorausgeſehene Wendung erreicht hatte. Sie lebten zwar noch zuſammen; allein aus ihrem Verhältniß war eine horrende Monſtruoſität entſtanden. Ihr Leben war zu einer fortwährenden Folge von Bitterkeiten geworden, kein Menſch konnte es in ihrer Nähe aushalten. Ludolf war hocherfreut geweſen, als der Doctor Kohn, den er einen alten Bekannten nannte, nach Hyères gekommen war. Die Stellung, welche dieſer zwiſchen den beiden Unverſöhnlichen einnahm, war nicht zu beneiden. Um als praktiſcher Kopf wenigſtens einen Vortheil für ſich daraus zu ziehen, benützte er bald Ludolf, bald die Prinzeſſin als Cicerone, da ſie die Gegend gut kannten. Aber auch das wurde ihm durch die erbarmungswürdigen Geſtändniſſe verleidet, die ſie ihm unaufgefordert ablegten. Der Virtuos war ſo weit gegangen, ſich darüber zu beklagen, daß er durch eine unſeelige Verblendung aus ſeiner glänzenden Carriere geriſſen, nunmehr alt geworden ſei und kein Vermögen beſitze. Wollte man dem ebenſo boshaften als eiteln Doctor Glauben ſchenken, ſo hätte Ludolf dann noch hinzugefügt: Irene habe den fremden geiſtreichen Mann ſehr in Affection genommen und er würde gegen gewiſſe Bedingungen gern einem Andern weichen. Was die Prinzeſſin dem Freunde Ludolfs vertraute, war nach deſſen Ausſage nicht ſo niederträchtig. Es ward daraus erſichtlich, daß ſie des Virtuoſen Geſinnung in keiner Beziehung theile. Der Doctor zog daraus den Schluß, daß ſie ihn verachte. An Bildung fehle es ihr nicht, ſetzte er hinzu. Sie habe ſogar angefangen, ihre Finger aus Ennui mit Dinte zu beſchmutzen. Sie gab ihm ihr neueſtes Buch „Geſchichte meines Herzens" betitelt. Er nannte es abſcheulich, jedoch hin und wieder nicht ohne Spuren von Geiſt. Er war froh, als er Hyères verließ und das unliebenswürdige Pärchen ſeinem Geſichtskreis entſchwunden war.

Als dieſe Nachricht auch zu Frau von Mayer hingedrungen war, ſchnitt ſie tief in das Herz der Freundin.

Sie trug ſich mehrere Tage mit dem Gedanken den Doctor Kohn zu ſich bitten zu laſſen, damit er ihr die Wahrheit von dem, was auf Umwegen zu ihr gelangt war, beſtätigen oder in Abrede ſtellen könne. Allein abgeſehen davon, daß ſie ihn nicht ſo genau kannte und ſelbſt eine fingirte Krankheit keinen Grund abgegeben hätte, da er die Heilkunſt nicht mehr praktiſch ausübte, ſo war er eine Perſönlichkeit, gegen die ſie ſchon lange eine unüberwindliche Abneigung fühlte, daß eine vertrauliche Mittheilung in ſo delikater Sache ihr durchaus als eine Unmöglichkeit erſcheinen mußte.

Ihre nicht zu hebende Verſtimmung wuchs von Tag zu Tag und nun kam ſogar noch „die verdrießliche Geſchichte“ mit dem General hinzu, die ſie immerhin nahe genug berührte. Sie gerieth ein wenig außer ſich und es galt ſich ernſtlich zuſammen zu nehmen um der jüngern Schweſter guten Rath zu ertheilen.

„Die Partie, welche du ergriffen haſt,“ ſprach ſie zu Erneſtine, „ziemt ſich ganz und gar nicht für eine Frau von Stand und Bildung. Du hätteſt von der Sache keine Notiz nehmen, ſie ignoriren ſollen und du — juſte ciel! wie konnte dir's nur in den Sinn kommen, dir bei'm Vater Rath zu holen? Was hat ſo ein alter Herr für Anſichten! die ſtammen noch aus der Zeit „als der Großvater die Großmutter nahm.“ Die Partie ſteht ſchlecht;

du biſt im Nachtheil. Was du von Wildenſtein verlangteſt, was du bei ſeiner beharrlichen Weigerung vollführteſt, iſt ein unwiderlegbarer Beweis einer Schwäche, die dir in ſeinen Augen ſchadet und die du ihm ſtets in deinem tiefſten Innern hätteſt verbergen ſollen.“

„Aber hat er denn nicht, liebe Pauline, jedem Gefühl der Ehre zum Trotze, aller Gerechtigkeit, aller Pflicht zum Hohne, die Verſtellung und Lüge offen genug bekannt, die er bisher mir gegenüber um ſeine Handlungen gehüllt hatte? Hat er nicht ſeine Frechheit ſo unverſchleiert getrieben das Ding hier in der Nähe einzulogiren? Wird er nicht noch weiter gehen? Wird er nicht bald mit ihr unter einem Dache wohnen? Ich will und werde ſeiner nobeln Paſſion nicht im Wege ſtehen. Mag er mit ihr fortziehen von hier; mag er ziehen wohin er will. Das Laſter entgeht der Schande niemals Ich werde gerächt werden!“

„Eine traurige Rache! Dein armer Name, Erneſtine, wird dabei genannt werden. Die Skandalſucht wird ihn zerpflücken. Du allein wirſt die Schuld an Allem ſein was vorgefallen. Man wird ſagen der General habe es nicht mehr mit dir aushalten können und — —“

„Und die Beſſern werden auf meiner Seite ſtehen und in mir eine unglückliche Frau ſehen, die von ihrem Mann auf furchtbare Weiſe öffentlich gekränkt und beleidigt wurde. Sie werden, ſie müſſen ihn auf’s Tiefſte verachten. —“

„Er aber wird in ſtiller Zurückgezogenheit nur um ſo mehr ſeiner Herzensneigung angehören können; kein Gerede der Leute wird ihn dabei ſtören. Er wird ſich in den ſchönſten Illuſionen wiegen und fern von hier mit ſeiner Holden wieder in die Welt treten und ſich allen ihren Genüſſen überlaſſen können, wenn er nur will. Und wer hat ihm den Weg zu dieſem von ihm heiß erſehnten Glück gebahnt? Du — du ſelbſt! Hätteſt du ihm nicht die Larve vom Geſicht geriſſen und durch deine Entfernung ihm freies Spiel gelaſſen, ſo hätte er gezwungen bei dir bleiben, und das Abenteuer verborgen halten müſſen, denn mehr iſt es nicht. Und wo iſt der Mann, der kein ſolches beſteht? Hätteſt du mehr Welt ſo würdeſt du dich leicht darüber weggeſetzt haben Wie lang hätt' es denn wohl gedauert? Der Zwang, dem er ſich hätte unterwerfen müſſen, wäre ihm bald unerträglich geworden. Er würde bei der Mamſell nicht immer in der roſenfarbenſten Laune erſchienen ſein. Sie hätte geſchmollt. Und ſelbſt deine unerſchütterliche Gleichgiltigkeit gegen ſeine offenbare Untreue hätte ihn geärgert, verdroſſen, wäre ihm zu einer lebhaften Qual gediehen, und ſo würdeſt du ſelbſt ihn wieder zu dir zurück geführt haben. Aber Welt geht dir ab, das iſt unerſetzlich."

„Ich kann jedoch nicht begreifen, wie die Valmont — ich habe die Frau der Nachbarſchaft wegen ein paarmal beſucht — ſie ſchien mir Charakter zu beſitzen, ſie genoß bisher eines vorwurfsloſen Rufes —"

„Was kannſt du nicht begreifen?"

„Wie die Valmont ſich zur Hehlerin herleihen konnte, wie ſie die Dueña einer unterhaltenen Perſon abzugeben ſich entſchloß."

„Mais au nom de Dieu! Darüber biſt du in Zweifel? Da ſieht man's ſchon wieder wie ſehr dir Weltbildung abgeht. Das Intereſſe iſt's was ſie dazu brachte. Aber jetzt höre meinen Rath. Ich habe meinen Kopf ſo voll von den ärgerlichſten Dingen die eine mir ſehr theure Freundin angehen, daß mir nur deine Geſchichte noch fehlte. Nun alſo. Der junge Möller, der auf ſeinem Quiſiſana, wie er die kleine Villa nannte, wie ein Einſiedler lebt, ſoll in die Welt, ſoll in's Leben treten. Sein Vater, der Major, wünſcht es ſehnlich; Wildenſtein, der den Major noch von den Schuljahren her kennt, hat den jungen ſeltſamen Menſchen gern. Die alten Freunde ſeines Vaters ſuchen ihn dahin zu bringen, daß er ſich um eine paſſende Stelle im Staatsdienſt bewirbt. Ich werde mich bemühen bei einigen Männern von Einfluß, die ich in meinem Salon regelmäßig ſehe, in dieſer Richtung für ihn anzuklopfen. Man muß ihn förmlich beſtürmen. Es wird nicht ausbleiben, daß er deinen Mann beſucht und mit ihm ſich berathet. Vielleicht öffnet ſich ihm ein Blick in das Geheimniß. Ich werde daran denken, wie ich es veranlaſſe, daß der junge Möller ſeine Beſuche bei Wildenſtein wiederholt und mir den Erfolg der Berathungen mittheilt. Du, Erneſtine, biſt wie nichts in dieſer Sache. Ich allein werde handeln. Mein geſunder Verſtand, meine Uebung, meine Umſicht, ſie ſagen mir, daß wir auf dieſem Weg über das Verhältniß, das dich ſo nahe berührt, manches Nähere erfahren können. Vielleicht ſieht Paul Möller das Geſchöpf, ſpricht wohl auch mit ihm und kann mir über die Art und Weiſe der Beziehungen Wildenſteins zur fraglichen Mamſell, unbetheiligt wie er es iſt, ganz harmlos ſeine Mittheilungen machen."

„Aber zu ſolchen Mitteln greifen, zu ſolcher Liſt ſich bequemen, erniedrigt mich das nicht wirklich, während Alles, was ich bisher thun zu müſſen glaubte, eine Pflicht war, zu welcher mich die peinlichſte Nothwendigkeit antrieb?"

„Alles iſt erlaubt auf dem Punkte, wo du jetzt ſteheſt. Du biſt unglücklich und wirſt es einer Schweſter nicht verargen, daß ſie dir beiſteht; ſelbſt dann nicht, wenn es deinen Grundſätzen widerſpricht. Jetzt iſt nicht mehr Zeit um Prinzipien zu rechten."

Sie verließ Erneſtine und expedirte ſogleich ein Billet an Paul Möller nach Villa Quiſiſana folgenden Inhalts:

„Mein junger Freund! Ich habe geſtern in dem Cercle einer hochgeſtellten Perſon davon ſprechen hören, daß es nur an ihnen iſt, ſich um irgend eine Stelle, bei einer Geſandtſchaft etwa, zu bewerben. Man ſchätzt ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten; ſie ſind der Sohn eines von Allen, die ihn kennen, hochverehrten Mannes; man kann es nicht begreifen, wie ſie es vorziehen, mit dieſem Reichthum an Wiſſen und Geltung ſich in die Einſamkeit zu vergraben. Man wußte ſich zu erzählen, daß ihr Vater aus Neapel, wo er ſich ſeiner Geſundheit wegen aufzuhalten gezwungen iſt, an ſeinen alten Schulkameraden, den General von Wildenſtein, in der Abſicht geſchrieben hat, daß er in ſie dringen möge, ſich ſeinem Willen zu fügen. Der General hat auswärts große Verbindungen wie ich weiß und wird gern bereit ſein, für ſie zu wirken. Ich ſprach deshalb mit meiner Schweſter, die mir es vollſtändig beſtätigte, da ihr Mann oft von ihnen mit ihr geſprochen hat. Ich erlaube mir, ſie darauf aufmerkſam zu machen, damit ſie dem General für ſeine gute Meinung und ſeine dienſtfertige Abſicht eine Artigkeit erweiſen. Ihrem Vater wird es Freude machen, wenn er es erfährt. Herr von Wildenſtein befindet ſich ſeit einigen Tagen in ihrer Nachbarſchaft in Markeim. Da wäre ein Beſuch bald abgemacht. Sie werden, was ich ihnen hier ſchreibe, als ein Zeichen meiner warmen Theilnahme betrachten und es nicht ſo auslegen wollen, als ob ich mit neugieriger Zudringlichkeit mich in ihre Angelegenheiten miſchte. Benützen ſie meinen Wink und laſſen ſie ſich recht bald in einem ſchönen geſtickten Kleide ihrer neuen Charge bei mir ſehen“

Paul Möller's Antwort blieb nicht lange aus:

„Ich bin unendlich dankbar für ihre Güte, gnädige Frau, und werde nicht ermangeln, dem Herrn General von Wildenſtein meinen Beſuch abzuſtatten, um ihm zu ſagen, daß mich ſeine Theilnahme ſehr gerührt hat. Leider aber bin ich nicht im Stande, ihr, wie er und mein Vater es wünſchen, zu entſprechen. Es iſt mir nicht möglich. Mich knüpft an die Geſellſchaft der Menſchen nur ein ätheriſches Band: die göttliche Kunſt der Töne. Sie erfüllt mich ganz in meiner Einſamkeit und treibt ſie mich aus ihr hinaus, ſo iſt's nur in Konzert und Oper. Wollen ſie mich, Verehrteſte, in meinem Staate ſehen, unter meinen Muſikalien oder am Flügel, ſo kommen ſie einmal nach Quiſiſana. Ich werde mich in meine beſte Toilette werfen, wenn auch nicht in das geſtickte Kleid einer neuen Charge, um einen ſolchen Beſuch ſeiner würdig zu empfangen und ihnen, wenn ſie es befehlen, etwas vorſpielen. Ernſthaft geſprochen: ich bin zu nichts gut, als in meiner Einſamkeit fort zu vegetiren und ich habe mir ſchon den Winkel auserſehen, wo ich einſt begraben zu werden wünſche.“

Dieſes etwas melancholiſch klingende Schreiben des jungen Sonderlings, entſprach zwar nicht ganz dem, was Frau von Mayer gehofft hatte; er wollte aber doch den General beſuchen und dies könnte dennoch wohl eine Einleitung zu den gewünſchten Erkundigungen bilden.

VI.

Delphine hatte, ehe ſie Paris verlaſſen, ihre Tochter den Eltern ihrer Jugendfreundin Victoire d'Auroyer übergeben, die für ſie zu ſorgen verſprachen. Unter dem Vorgeben, es ſei das Vermächtniß einer armen, plötzlich geſtorbenen Verwandten, hatten ſie das Kind als Victoire von Chamilly in ihr Haus genommen.

Die Jugendfreundin Delphinens war in den Orden vom Allerheiligſten Herzen getreten und nun bereits Superiorin des Hauſes von Abbeville geworden.

Als das junge Fräulein von Chamilly die Jahre erreicht hatte, um ſeine höhere Bildung zu vollenden, wurde es von ſeinen liebevollen Pflegeeltern nach Abbeville geſandt.

Delphine ſelbſt lebte ſeitdem in einem Kloſter an der Gränze von Deutſchland als Soeur converse „bekehrte Schweſter". Ihr waren die Beſorgungen im Hauſe übertragen, die nichts betrafen, als die Aufſicht über die dienenden Perſonen. Sie ſtand zwiſchen den Laienſchweſtern und Mägden und genoß einer freien Bewegung, da ſie das Ordensgelübde nicht abgelegt hatte.

Alle Gedanken ihres Herzens waren von der Welt abgelenkt. Nur die Mutterliebe und die Freundſchaft für Victoire d'Auroyer behaupteten ſchüchtern einen Platz neben der gänzlichen Aufopferung an Gott. Sie legte ſich freiwillig Faſten und Bußen auf, um ihren einſt begangenen Fehltritt zu ſühnen. Die klöſterliche Gemeinde, in welcher ſie lebte, die Zeuge ihrer großen Reue war, ohne die Urſache derſelben zu kennen, zollte ihr eine warme Verehrung.

So war ihr die Zeit dahingeſchwunden und ihr Körper von Gram und Abtödtungen zerſtört, neigte ſich zu ſeiner Auflöſung hin. Nur noch einmal wollte ſie ihr Kind umarmen und der Wohlthäterin deſſelben die Hand küſſen. Dies war der einzige Wunſch, den ſie auf Erden hatte. Die Möglichkeit zu erſinnen, daß er ſich erfülle, beſchäftigte ſie immer mehr, je näher ſie es empfand, ihr Leben eile ſeinem baldigen Ende entgegen.

Victoire hatte es ihr in einem Briefe verheißen, daß ſie ſie in ihrer klöſterlichen Freiſtatt beſuchen werde, ohne daß jemand nur vermuthen könnte, wer die junge Penſionärin ſei, die ſie mitbringe.

Allein dieſe ſchöne Hoffnung ließ vergebens auf ihre Erfüllung harren. Die vielen Geſchäfte, welchen die Superiorin des Hauſes der Damen du Sacré coeur obzuliegen hatte, dann eine fortwährende Kränklichkeit, die ſie ſich durch treue Erfüllung derſelben zuzog, machten es der Freundin unmöglich die Reiſe anzutreten.

Jedes Jahr erfolgte dieſelbe Zuſicherung; jedes Jahr waren es dieſelben Hinderniſſe, ſie auszuführen.

Da ſtarb Herr von Auroyer, der ſchon ſeit lange Wittwer geworden war. Mit ſeinem Tode ſchwand für Delphinens Tochter eine Ausſicht auf die Begründung ihrer Stellung in der Welt.

Das Fräulein von Chamilly, wie ſie genannt wurde, hatte ſich an Körper und Seele ſchön entwickelt. Sie beſaß die mannichfaltigſten Talente und Kenntniſſe, und die gute Erziehung, die ſie genoſſen, glänzte am meiſten durch die Religioſität, die ſie mit einer ächten Pietät erfüllte.

Die Superiorin ſah mit großer Sorge dem Augenblick entgegen, da das Fräulein das Ordenshaus verlaſſen würde. Für den Schleier fehlte der Armen das Unumgänglichſte: der Nachweis, daß ſie von rechtlichen Eltern geboren ſei. Sie beſaß nicht, was das Kind des Proletariers ſein Eigenthum nennt, einen Taufſchein auf den wirklichen Namen ihres Vaters. Victoire von Chamilly war als Victoria Bowden getauft worden!

Zudem hatte ſich bei ihr, obgleich ſie eine wahrhaft demüthige und keuſche Schüchternheit beſaß, nie das Verlangen zum Kloſterleben offenbart.

„Das Kreuz iſt überall“, ſagte die weiſe Superiorin, „man muß es auf ſich nehmen und nur ſtets daran denken, daß man es in Gott und mit Gott ſein Lebelang trägt.“

Allein was ſollte begonnen werden, um die Zukunft des geliebten Weſens in der Welt zu ſichern?

Es wäre zwar leicht geweſen, für ſie einen guten Platz, wie man es nennt, zu finden. Als Erzieherin, Geſellſchaftsfräulein, Reiſebegleiterin einer dame du grand monde! Aber ein dienſtbares Verhältniß macht ſelten glücklich, beſonders dann, wenn die Richtung der ganzen Erziehung nicht auf einen ſolchen Beruf hinlenkte.

Sollte denn aber kein Troſt für die arme verlaſſene Waiſe ſich finden laſſen? Ihre Mutter hatte einen Bruder; in ihm wäre der natürliche Beſchützer gefunden.

Die Superiorin wollte mit kluger Umſicht ihre Bemühungen einleiten und bediente ſich dabei des einzigen Mittels, das der Kloſterfrau zu Gebote ſtand; ſie wandte ſich an ihren Beichtvater. Nicht lange und es trafen günſtige Nachrichten aus Deutſchland ein. Man erfuhr, daß in dem Vaterlande Delphinens die freie Rückkehr für politiſche Vergehen geſtattet worden ſei; dies erleichterte die weitere Nachforſchung: ob Camill von Wildenſtein ſich unter denen befinde, die von der Amneſtie für ſich Gebrauch gemacht hatten. Auch das ſah man beſtätigt. Und nun wurde beſchloſſen, nachdem man über Alles nähere Auskunft erhalten, ſich an den General ſelbſt zu wenden, ihm die Lage getreu zu ſchildern, in welcher ſich ſeine Schweſter und ihre Tochter zur Zeit befanden und ihn zu bitten, ſich der Letztern als Vater anzunehmen.

Die Antwort des Generals überſtrömte von der zärtlichſten Empfindung. Er klagte ſich an, daß er ſeine junge Schweſter, die er aus den Armen eines hochverehrten Vaters empfangen, leichtſinnig verlaſſen konnte, ohne ſich ferner um ihr Schickſal zu bekümmern. Er wolle jedes Opfer bringen, das von ihm gefordert würde, um ſoweit es noch möglich, das was ſich ereignet hatte zu mildern und in ſeinen Folgen wenn auch nur zum Theil wieder gut zu machen. Er beklagte nur, daß es vielleicht zu ſpät ſei, um den Frevler zur Rechenſchaft zu ziehen, der ſeine Schweſter in's Verderben ſtürzte.

Der nächſte Brief aus Abbeville brachte ihm einige kurze Zeilen von Delphine, welche durch die Superiorin von dem Erfolge ihrer Bemühungen ſogleich unterrichtet worden war.

„Sei der Vater meiner Tochter“, ſchrieb ſie; „entreiße ſie der Schmach, die auf mir laſtet. Gieb ihr ein Recht zurück, das ihre Eltern auf ewig verſcherzt haben. Ich weiß mich vor der Welt nicht mehr zu rechtfertigen. Weiß ich Victoria bei dir, ſo bleibt mir nichts übrig, als den Urtheilsſpruch des höchſten Richters zu erwarten.“

Die Superiorin hatte jetzt die Freude ein Schreiben des Generals zu empfangen, welchem ein anderes an Delphine beigeſchloſſen war.

Er werde ſich des Pfandes, das ſie ihm anvertraute, unter allen Umſtänden mit väterlicher Liebe annehmen. Victoria ſolle ihm wie die eigene Tochter ſein. Das betheuerte er ſeiner Schweſter auf das feierlichſte

Hierauf folgte noch ein Schreiben aus Abbeville, um einige Aufſchlüſſe über Victorias Character und die noch nothwendigen Mittheilungen über deren Ankunft dem General zu bringen, damit er ſich zu ihrem Empfange bereit halten könne.

„In Victorias Gemüth verbinde ſich mit dem edeln Bewußtſein einer makelloſen Tugend die ſanfteſte Demuth, wie ſie die Religion lehre“, ſo ſchrieb die Superiorin.

„Keine Spur eines eingebildeten Stolzes, nicht eine Aeußerung von anmaßender Eitelkeit zeigten ſich ſelbſt dem aufmerkſamſten Beobachter. Man hatte ihr ſeit der früheſten Kindheit geſagt, daß ſie zu der Familie des edeln Geſchlechtes der d'Aurover gehöre und ſie auch ſpäter in dieſem Wahne gelaſſen, weil man wußte, daß dies keinen Hochmuth in ihr erregen werde. Es ſollte nur der angeborenen Würde der Jungfrau Nahrung geben und ſie nicht durch die Enthüllung der Wahrheit über ihre Geburt in den Augen derjenigen, die ſie umgaben, zu ſehr herabſetzen. Victoria ſei die perſonificirte Demuth, ſanft wie ein Engel, ein beſcheidenes unterwürfiges Kind der Religion."

Soweit war die Korreſpondenz zur Entſcheidung gediehen, als ſie plötzlich unterbrochen werden mußte, um nach einer andern Seite ſich anzuſpinnen. Es ſollten die erforderlichen Schritte eingeleitet werden, damit Delphine die Erlaubniß erhielte, die Reiſe zu ihrem Bruder anzutreten und ihm Victoria zu übergeben. Als Soeur-converse durfte ſie auf dieſe Bewilligung rechnen.

Das Fräulein von Chamilly war ſchon lange auf Alles vorbereitet worden. Sie wußte, daß die Zeit gekommen war, das Inſtitut zu verlaſſen. Ebenſo wußte ſie auch, daß die Eltern der Superiorin geſtorben waren, in deren Haus ſie während ihrer Kindheit als Glied der Familie eine Zuflucht gefunden hatte. Jetzt ſtand dieſes

Haus verödet und ſie ſah ein, daß ſie in eine ihr fremde Welt treten müſſe.

Sie vertraute ihrer Lehrerin und Wohlthäterin, der Tochter derjenigen die ſich ihrer Verlaſſenheit einſt annahmen.

Es war aber jetzt der ſchwere Augenblick gekommen ihr zu ſagen, daß ein Geheimniß ſich um ihr Daſein hülle, welches ihr nur die Zeit löſen werde. — —

Delphine war in Abbeville angelangt. Sie ſchwebte zwiſchen dem unermeßlichen Gefühl ihre Tochter als eine Unbekannte wieder zu ſehen, und der grauſamen Pflicht ſich bald wieder von ihr für's Leben trennen zu müſſen. Sie ſollte ihrem Bruder gegenüber treten und eines Verbrechens ſich anklagen, welches ſie ſich ſelbſt niemals verzeihen konnte!

Es mußte geſchehen. Es blieb ihr nichts anders übrig als das Kind ihrer Schmerzen der ſicheren Obhut ſeines edeln Oheims zu übergeben, von dem die geheiligten Bande des Blutes es forderten die Ehre dieſes Kindes gegen jeden möglichen Angriff zu ſchützen.

Die Scene war erſchütternd. Victoria von Chamilly wurde der Unbekannten vorgeſtellt, die zwei Tage lang im Kloſter des Sacré-coeur von den Beſchwerden ihrer Reiſe ſich erholen und zu der Weiterreiſe ſtärken ſollte. Die Superiorin ſagte, daß die Schweſter Margaretha ihre beſte und bewährteſte Freundin ſei, die Victoria zu dem Manne hingeleiten werde, der von jetzt an als Vater für ſie ſorgen wolle wie einſt Herr von Auroyer es erfüllt hatte.

Bei dieſem Worte erbebte Victoria im Herzen. Sie glaubte zwar den Worten die ſie aus dem frommen Munde vernahm und ergab ſich in ihr Schickſal; allein es durchdrang ſie tief, daß ſie ihre Eltern nie kennen ſolle, vielleicht nie kennen werde! Thränen ſtrömten ihr über die Wangen.

„Das Mitleid vertritt Vaterſtelle bei mir. Aber ein Vater hat mich nie umarmt!"

Die fremde Schweſter Margaretha ſtand keines Wortes mächtig ihr gegenüber und konnte nur gewaltſam ihr Gefühl unterdrücken. Sie büßte hart gleich der heiligen Büßerin Margaretha von Cortona, die ſie ſich bei dem Eintritt ins Kloſter zur Beſchützerin erwählte. Wie dieſe war ſie ja auch von einem Manne zur Sünde verleitet worden und als der Abgrund der Ewigkeit ſie anſtarrte, fragte ſie ſich wie die Heilige: „Wo werden unſere Seelen einſt ſein?" In jenem Augenblicke, als ſie ihrem Kinde gegenüber ſtand, tauchte die Erinnerung an ihre eigene Kindheit, an die Heimath, an den ſchmählich vergeſſenen Vater aus dem Meere der Sünde vor ihr auf und ſie hätte auf die Knie ſinken mögen, um im Glauben an Gottes Erbarmung das unglückliche Geſchöpf, dem ſie das Leben gegeben, unter bittern Thränen um Verzeihung zu bitten.

Nur die Strenge, mit welcher die Superiorin unverwandt auf ſie blickte, verlieh ihr die Stärke ſich aufrecht zu halten. —

Dieſe erſte Unterredung, welche ein drückender Zwang für ſie Alle begleitete, währte nicht lange. Die Superiorin entfernte ſich mit Victoria und ſagte zu der Schweſter Margaretha, daß ihre junge Reiſegefährtin ſie Nachmittags werde zu ſich bitten laſſen, damit ſie vorerſt ein wenig näher bekannt würden.

Die Bitte in dem Auge der unglücklichen Mutter hatte das Herz der ſtrengen Freundin gerührt. Als dieſe die tröſtliche Aeußerung gethan, deutete der demüthige Dank der mit wie zum Gebete gefalteten Händen von Delphine ausgedrückt wurde ihr an: daß ſie Gott um die Kraft anflehen werde, ſich nicht zu verrathen und daß ſie hoffe der Allgütige werde ſie ihr nicht verſagen.

Die Stunde des Beſuchs war gekommen. Die Superiorin war nicht zugegen. Delphine ſah ſich allein bei ihrer Tochter.

Fühlte ſie ſich nicht reich in jenem Augenblick, war ſie nicht hochbeglückt? Hatte ſie nicht ein ſchönes, huldvolles, begabtes Kind vor ſich? Aber ſchrecklich ward ſie zu gleicher Zeit von einem Gedanken ergriffen! Es war ihr ja zur Gewißheit geworden, daß das Glück ſie zum letzten Mal nur im Fluge berührte und ein ewiges Stillſchweigen darauf folgen werde, um ihr gleich einem Sterbenden die Wahrheit zu enthüllen: daß alles Glück dieſer Welt ein eitles Nichts ſei.

Ihre Tochter, die ſie bald für immer verlaſſen ſollte, war noch der letzte Ring der ſchweren Kette, die eine für den Himmel beſtimmte Seele in den Abgrund hinabzog.

Wie unzulänglich erſchien ihr doch ihre bisherige Buße!

Jetzt ergoß ſich über ſie eine gläubige Kraft, wie ſie nur in der chriſtlichen Seele ſich offenbart. Es ſchwebte ihre heilige Schutzfrau, die heilige Margaretha von Cortona ihr vor. Auch jene riß ihr Herz von dem geliebten Sohne los, damit kein Gegenſtand ſich zwiſchen ſie und ihren Gott ſtelle. Wie jene vernahm auch Delphine jetzt die Worte himmliſchen Troſtes: „Deine bittern Thränen will ich in ſüße, deine Furcht in Freude, dein Zittern in ſeelige Ruhe verwandeln. Wende deinen bekümmerten Blick auf meine Menſchwerdung und mein heiliges Leben und bitteres Leiden und Sterben, durch das ich deine Sünde getilgt und deine arme Seele rein gewaſchen habe!“

Die göttliche Liebe erfüllte ſie und verlieh ihr die Kraft und den Muth, auch das ihr noch bevorſtehende Unvermeidliche zu beſtehen. All ihren Sinn nur auf Gott gerichtet, gab ſie ihm Alles anheim, unterwarf ſie ihm Alles.

Das war nicht jener thörichte Hochmuth, der in einem Anfluge falſcher Begeiſterung eines von der Welt erfüllten Herzens ſich Abtödtungen auferlegen und frommen Uebungen unterwerfen will, die er für Wunder der Gnade hält, welche über alle Welt leuchten werden.

Sie übertrug den Troſt, der ganz ihre Seele erfüllte, in das Herz ihres Kindes, mit dem ſie ſprach. Was man von den Menſchen zu erleiden haben mag, alle Trübſal des irdiſchen Lebens, es vergeht ſobald man ſich zu dem Throne aufſchwingt, auf welchem zugleich mit der Gerechtigkeit auch die Barmherzigkeit ihren Sitz hat. So waren die Worte, die Victoria mit Andacht von ihr empfing

Schweſter Margaretha ſtattete der Superiorin einen getreulichen Bericht von dieſer Unterredung ab.

„Du meine älteſte Freundin“, ſprach ſie, „ich danke dir für das Vertrauen, das du mir ſchenkteſt. Du biſt mir das untrüglichſte Pfand der Wahrheit. Deinem geheiligten Worte werde ich unverbrüchlich gehorſam ſein und alle deine mir zu Theil werdenden Befehle gewiſſenhaft vollziehen. Ich werde die, welche du meiner Sorge übergiebſt, an den Ort ihrer Beſtimmung geleiten und ihr nichts offenbaren, was ihre Seelenreinheit durch unerwarteten Kummer ſtören könnte. Meine himmliſche Hoffnung ruht in Gott, meine menſchliche Schwäche ſtützt ſich auf dich, die ich als unerſchütterliches Vorbild aller Tugenden erkannt habe."

Die Superiorin trocknete die Thränen, die Delphine bei dieſen Worten vergoß. Sie war zu einer faſt freundlich ruhigen Stimmung gelangt, als das Fräulein von Chamilly hinzukam und ſich zu ihr ſetzte, um mit ihr von der Reiſe in das fremde Deutſchland zu ſprechen, das wie ſie erfahren hatte, das Vaterland der frommen Schweſter Margaretha war. Die erſte Unterredung, die das Fräulein mit ihr gepflogen, war allerdings in einer Gemüthsbewegung geführt worden, welche ein ſolches Eingehen in nahbevorſtehende Erwartungen nicht zuließ.

Der Abſchied von der Superiorin, der am nächſten Morgen folgte, war von unendlicher Rührung begleitet.

„Meine liebe Victoire", dies waren noch der hochwürdigen Dame letzte Worte, die ſie an die Scheidende richtete, „du bleibſt meinem Herzen nahe. Ich werde dich ſtets in mein Gebet ſchließen. Verbanne alle Neugier. Laß dich nicht beunruhigen durch das, was dir jetzt noch als Geheimniß erſcheint. Die Zeit wird kommen, um einzuſehen, daß ich für dein Wohl beſorgt war. Folge ſtets mit unwandelbarem Vertrauen dem verehrungswerthen

Manne, zu welchem dich dieſe meine beſte Freundin in meinem Auftrage hingeleitet.“

Die Reiſe wurde unaufhaltſam zurückgelegt und währte zwei Tage und eine Nacht. Die Wagen waren ſtets überfüllt und es war nicht möglich, irgend wie ein vertrauliches Wort zu tauſchen. Dann und wann bei'm Wechſeln der Wagen traf es ſich ſogar, daß Victoria und ihre Begleiterin nicht nebeneinander ſitzen konnten.

Wann Victoria eine Erfriſchung ſich geben ließ, ſo war es nicht möglich die Schweſter Margaretha zu bewegen, daran Theil zu nehmen. Es war unbegreiflich wie dieſe nur ihr Leben friſtete. Sie trank nichts anderes als Waſſer und tunkte höchſtens dann und wann ein Stückchen altes Backwerk ein, das ſie in einem Korbe bei ſich führte. Sie verſicherte einer ſolchen Diät zu bedürfen, um bei der anhaltenden erſchütternden Bewegung nicht krank zu werden.

Gewöhnlich las ſie in ihrem Gebetbuch. Schienen ihre Augen der Ruhe zu bedürfen, ſo hielt ſie ſie geſchloſſen. Oeffnete ſie ſie wieder, dann ließ ſie wohl den erloſchenen Blick eine kurze Zeit auf Victoria ruhen; begegneten ſich aber ihre Blicke, dann ſenkte ſie das Haupt und begann wieder zu beten.

Victoria ſchrieb es der Ermattung zu, welche die Reiſe in der guten Schweſter erregte, deren Ausſehen ſchon bei der erſten Begrüßung es verrathen hatte, daß ſie durch

Krankheit und wohl auch durch Kummer ſehr gebeugt ſei. Sie tadelte die Superiorin gerade dieſe Wahl getroffen zu haben, und dadurch das Leiden ihrer alten bewährten Freundin zu vermehren. Wann ſie dann aber an das Geheimnißvolle dachte, das dieſe Miſſion umgab; wann ſie ſich vorhielt mit welcher warmen Theilnahme Schweſter Margaretha ihr im erſten Augenblick entgegengekommen war; welche Fürſorge ſie auch jetzt noch trotz ihrer Ermattung für Alles trug, was die Reiſe erheiſchte; wie ſie mit der Kaſſe und dem Gepäck verfuhr; mit den verſchiedenen Leuten und Angeſtellten verkehrte, wobei ſich ihre Erfahrung in dieſen Dingen zeigte, welche Victoria gänzlich abging, dann ward es ihr wohl klar, daß keine beſſere Wahl getroffen werden konnte, um ſie vollſtändig gegen jede Unbequemlichkeit und Unbill zu ſchützen.

Victoria betrachtete mit einer Miſchung von Wehmuth und Zärtlichkeit die abgehärmten Züge ihrer Gefährtin. Sie fühlte ſich von einer tiefen Dankbarkeit durchdrungen, die ein warmes Leben in ihr trauerndes Herz ergoß.

„Ach, wenn ſie bei mir bliebe, ich würde ſie wie meine Mutter lieben!“ dachte ſie. —

Es war auf der letzten Station, da rückte Delphine ganz nahe zu ihrer Tochter, ergriff ihre Hand und ſprach zu ihr:

„Wir ſind bald am Ziele. Nur wenige Worte. Das

Daſein hienieden iſt einmal ſo beſchaffen. Der Menſch vermag nichts daran wahrhaft zu ändern. Er denkt und Gott lenkt. Sie treten in ein neues Leben, das in einer fremden Umgebung vor ihnen ſich ausbreitet. In den Prüfungen, die ihnen bevorſtehen, wird Gottes Huld ſie ſtützen; der Preis eines jeden Opfers, das ſie bringen, wird ihnen nicht entzogen werden. Sie haben einen ſchweren Augenblick in ihrem Leben zu beſtehen; allein ſie werden ſich überzeugen, daß Gott dem, der feſt auf ihn vertraut, auch ſtets die Kraft dazu verleiht."

Es war der Abend hereingebrochen, als ſie durch das alte Stadtthor fuhren, unter dem nun die Eiſenſchienen lagen, die auf den Bahnhof ſtießen, welcher den mittlern Raum des Glacis einnahm.

Durch dies Thor war die junge Delphine oft als Kind an der Seite ihrer Eltern gegangen, wann ſie die heitern Anlagen beſuchten, die ſich um die Stadt zogen. Jetzt boten den Spaziergängern freundlichere Ausgänge ſich dar, die durch blühende Hecken und Gebüſch aus der Stadt führten. Eine glühende Röthe ergoß ſich auf die Umgebung. Eine dunkle Wolkenſchicht im Weſten wie ein phantaſtiſches Thiergebild mit blutigen Flanken auf einem unbeweglichen ſchwarzen Lager mit flammendem Kamme glich dem Gipfel eines Vulkans.

Die Glocke des Bahnhofs verkündete die Ankunft des

Zuges, und aus der Höhe erklang ein leiſes Glöckchen, das Delphine aus früherer Zeit bekannt war. Es ſchallte von dem Thurme der zunächſt gelegenen katholiſchen Kirche.

Delphine faltete die Hände; Victoria warf einen Blick wie fragend auf ſie und folgte ihrem Beiſpiel.

Ein Menſch ſtörte ſie mit dem Rufe wohin die Sachen denn gebracht werden ſollten, die dort noch am Boden lagen.

„In's Hotel Leuthold", rief ihm Delphine zu und eilte um nachzuſehen.

Dann wurde aufgepackt und die beiden Reiſenden ſtiegen in den Omnibus.

* * *

Am nächſten Morgen ließ Delphine dem General von Wildenſtein ihre Ankunft melden.

Sie war in Schwarz gekleidet; Alles von grober ſchwerer Wolle, ein dickfaltiger Schleier auf dem Haupte. Sie führte Victoria an der Hand ihrem Bruder entgegen.

In dieſem Augenblick ſah ſie dem Bilde, das ſein Gedächtniß von der Schweſter bewahrt hatte, nicht mehr ähnlich. Allein da ſein Blick auf Victoria fiel, glaubte er Delphine wieder zu ſehen. Ganz ſo hatte er ſie damals verlaſſen, als ſie in dem Inſtitute zu Rio aufgenommen wurde. Auch das weiße Kleid traf zu, wie es ihre Tochter jetzt trug.

Indem Delphine zu ſprechen anfing, mußte Victoria ſie unterſtützen, denn ſie ſchwankte und drohete umzuſinken.

„Du erkennſt mich nicht mehr,“ ſagte ſie mit ſchwacher zitternder Stimme in deutſcher Sprache, „aber die Macht des Blutes wird es dir ſagen. Ich kannte dich ſogleich, trotz der Jahre, die wir uns nicht ſahen“ —

Hier ward ſie ohnmächtig, der General hielt ſie in ſeinen Armen und Victoria klingelte dem Mädchen, das zum Arzt geſchickt wurde.

Als dieſer kam, war Delphine bereits wieder zur Beſinnung erwacht. Er verordnete Arzneien und entfernte ſich.

Die Kranke ſah auf ihren Bruder und fuhr jäh zuſammen. Dann bat ſie mit dem liebevollſten Ausdruck ihre junge Reiſegefährtin, in das anſtoßende Zimmer zu gehen und ſie einen Augenblick mit dem Herrn allein zu laſſen.

Es folgte eine herzzerreißende Scene. Delphine erhob ſich vom Divan, auf dem ſie lag und ſtürzte vor ihrem Bruder auf die Knie. Ihr Geſicht bleich wie das einer Leiche, bedeckte ſie mit den abgemagerten Händen und konnte nur Schluchzen und Seufzen.

„Obgleich ich dich ſehr verändert vor mir ſehe, ſo ſagt mir dennoch mein Herz, daß du Delphine, meine verlorne Schweſter biſt“ —

Indem Wildenſtein dies ſprach, war er bemüht ſie vom Boden aufzuheben.

„Nein, nein!“ rief die Büßende mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft. „Es iſt nicht deine Schweſter, es iſt ein elendes, verlorenes, aus der Welt geſtoßenes Weib, das ſeiner Ehre und Pflicht untreu ward. Nein, Camill, ich darf es nicht wagen, dich meinen Bruder zu nennen. Wie ſollte ich verlangen dürfen, daß du von der Höhe der Achtung, die dir deine makelreine Ehre erworben hat, eine mitleidige Hand mir reicheſt, die deines Namens unwürdig iſt. Mir, deren Herz ein Verbrechen belaſtet, das du niemals zu faſſen vermagſt —“

Sie hatte nicht die Kraft weiter zu ſprechen und der General mußte die vom Arzte verordneten Mittel anwenden, um ſie wieder zu ſich zu bringen. Während dieſer Beſchäftigung empfand er ſelbſt alle Leiden ſeiner Schweſter.

Er hielt ſie faſt ſterbend in ſeinen Armen, neigte ſich zu ihr und ſprach ihr Worte des Troſtes in's Ohr. Er leiſtete ihr den feierlichſten Eid, Alles was ſie von ihm verlangen würde, gewiſſenhaft zu vollbringen. Er ſchwur, daß er ihre Tochter, die ſie ihm anvertraue, wie ſein eigenes Kind behandeln wolle, und daß er über Alles, was ſie ihr Verbrechen nenne, bis an ſeinen Tod — was auch für ihn ſich daraus ergeben könnte — das unverbrüchlichſte Schweigen beobachten werde.

Nachdem er dieſes edle Verſprechen geleiſtet hatte, ward eine Rückkehr zur Ruhe in der Haltung Delphinens bemerkbar. Sie gewann wieder ſo viel über ſich, für ihre Dankbarkeit Worte zu finden. Nur einer kleinen Labung bedurfte es, um ſich vollſtändig zu erholen und ein ſtummes Gebet zum Himmel emporzuſenden.

Camill von Wildenſtein erhielt von ihr ein unumwundenes Geſtändniß über ihr Unglück. Nur den Namen ihres Verführers verſchwieg ſie ihm. Würde der Bruder nicht Rache an ihm nehmen, wenn er noch lebte? Sollte ſie das Schickſal ihres Bruders ſo ſehr mit dem ihrigen verflechten, daß es auch ihm Verderben brächte? Er, der um ſich eine geſicherte Stellung wieder zu erobern, ſo lange und harte Kämpfe beſtehen mußte, ſollte er neuen traurigen Verwicklungen preisgegeben werden, wenn ſeine Schweſter ihr reumüthiges Bekenntniß durch jenen Namen befleckte? Würde Camill nicht den Träger dieſes Namens mit dem Degen in der Hand zwingen, für ſeine verübte Schandthat Genugthuung zu geben?

So war es denn dem General nicht möglich, das Geheimniß des Namens von ihr zu erfahren. Er mußte endlich davon abſtehen, um ihr Gemüth vollkommen zu beruhigen. Er wiederholte nur ſeine Betheuerungen für Victoria als Vater zu ſorgen.

Der Troſt, den es ihr gewährte, ſpiegelte ſich auf wenige Augenblicke in ihrem Auge, das ſich dann aber ſogleich wieder mit Thränen füllte.

„Ich ſchaudere, wenn ich daran denke, aber keine Macht kann es ändern. Ich muß fort. Mein Loos iſt ewige Trennung! Nur im glühenden Gebet werden wir noch vereinigt ſein. Ich ſetze all mein Vertrauen auf Gott und nächſt ihm auf deine Treue, auf deine Rechtlichkeit. Dein Wort iſt die Wahrheit ſelbſt und du haſt es mir durch einen Eid bei deiner Ehre verpfändet. Der Friede meiner Sterbeſtunde hängt davon ab, daß Niemand den Vater Victorias kenne, daß du niemals ihn zu erforſchen ſucheſt!“

Als ſie dies geſprochen, bat ſie ihren Bruder, daß er Victoria hereinrufe. Delphine war nicht im Stande, ihr ein Wort zu ſagen. Es ſchien als ob die eiſige Hand des Todes ſie ſchon berührt habe. Sie athmete nur noch mit großer Anſtrengung. Das roſige Kind, das ihre Tochter war, ſchien keinen Eindruck mehr auf ihre Sinne zu üben, ließ keine Freude auf ihre bleichen Zügen niederſtrahlen.

Victoria ſtand traurig vor ihr.

„Leiden ſie denn gar ſo ſehr, liebe Schweſter Margaretha?“ ſo und nicht anders wußte ſie ja nur die fremde Frau zu nennen, die ſie hieher gebracht hatte. „Ach, öffnen ſie doch nur ihre Augen, wir ſind ja bei ihnen“ —

Delphine hörte nicht die Stimme, die ſonſt wohl ihr in's Herz gedrungen wäre. Ihre Augen blieben der Welt geſchloſſen. Sie ſahen den Himmel, den Richter; eine gänzliche Umwandlung war in ihr vorgegangen.

Der General verließ ſie in dieſem Zuſtande mit dem Verſprechen noch am ſelben Abend wieder zu kommen.

Victoria ſaß bei der kranken Schweſter Margaretha traurig und in ſich gekehrt. Sie dachte daran, daß mit ihrer Abreiſe vielleicht ſchon in wenigen Stunden das Band zerriſſen ſei, welches ſie mit ihrer mütterlichen Erzieherin bisher eng verbunden hatte und daß ſie von jetzt ſich einem Manne anvertrauen ſolle, der ihr ein väterlicher Freund zu ſein verſprochen hatte. Jetzt trat ihr wieder erſchütternd und klarer als jemals vor das Gemüth, daß ſie keine Eltern mehr auf Erden habe. Vater und Mutter! Dieſe Worte durchbebten ſie. Ein undurchdringliches Geheimniß nach welchem ſie nicht forſchen durfte; das ſich ihrem Forſchen nie enthüllen konnte, da ihr alle Mittel dazu fehlten.

Es blieb ihr nichts übrig als dieſes troſtloſe Gefühl zu verbergen, und für die Großmuth, mit welcher man ſich der armen Waiſe annahm, Gott und den Menſchen aus vollem Herzen zu danken. —

Der Beſuch den der General am Abend wiederholte währte lange. Die Unterhaltung wurde größtentheils deutſch gepflogen, was Victoria nicht verſtand. Am nächſten Morgen erſchien er um die Kranke, die ſich nicht mehr zurückhalten ließ, bis zum Bahnhof zu begleiten.

Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, ſtand Victoria ſtarr und ohne Thränen neben ihrem neuen Beſchützer. Er führte ſie zu einem Wagen der ſie Beide in das Haus der Madame Valmont brachte. Hier war alles zum Empfange vorbereitet. Es fehlte nichts was eine junge Dame aus vornehmem Hauſe in ihrer Umgebung nur wünſchen konnte.

Darauf verließ ſie Wildenſtein unter herzlichen Worten.

VII.

Ein harmloſes Tête-à-tête! Die alte Frau von Wolf und Frau von Mayer. Die letztere ſitzt da mit hängenden Zügen als ob ſie große Sorgen drückten. Die erſtere erſtattet Bericht; ſie iſt in vollem Zuge:

„Sie iſt ſchön — ich habe ſie geſehen als ich die Valmont beſuchte, die ich von lang her ſchon kenne. Ich haſſe die Myſterien und fühle mich getrieben hinter Alles zu kommen. Wenn's mich auch nicht angeht. Einerlei! Aber nun erſt dann, wenn es meine Freunde betrifft und ihr Glück bedroht. Ich ſagte der Madame geradezu heraus, wie ich's empfand. Das Benehmen des Generals fände ich großartig lächerlich. Ich ſehe ein, daß man ſich einer Unglücklichen annimmt; daß man ſie unterſtützt; daß man für ein ſchönes junges Geſchöpf weit eher Mitleid empfindet als für ein altes häßliches. Aber ein Syſtem des Wohlwollens, welches ſo große Opfer auferlegt, iſt und bleibt mir unerklärlich. Nicht wahr? Wäre das Mädchen ſo ſchön wie ein Engel, ſo dürfte meine Theilnahme ſich doch nicht ſo weit erſtrecken mit Perſonen die mir theuer ſind zu brechen, und meine comfortable Lebensordnung ſelbſt zu vernichten. So äußerte ich mich ganz offen gegen die Valmont und glaubte von ihr etwas herauslocken zu können. Aber nichts da. Es war mir nicht möglich auch nur eine Linie tief in das Geheimniß einzudringen. Alles was ich mitnahm beſtand darin, daß die junge Perſon von ſchlankem Wuchs iſt, prächtige Augen hat und das Uebrige dazu wohl paßt. Unſere gute Generalin von

Wildenſtein iſt mindeſtens noch einmal ſo alt und — mit Erlaubniß — ſchon ſtark paſſirt. Und ein Thränchen aus dem prächtigen Auge der Jungen wirkt ſtärker als alle Ausbrüche der Verzweiflung einer Gattin sur le retour!"

„Ach, du biſt maliziös," ſagte Frau von Mayer unwillig.

„Höre weiter", fuhr die Wolf fort. „Im Augenblick als ich mich entfernen wollte, kommt der vierſchrötige Haushofmeiſter des Generals, den er aus Amerika mitgebracht und macht eine Einladung zum Thee nach Markeim. Madame Valmont und das Fräulein von Chamilly möchten die Stunde beſtimmen, wann die Equipage ſie abholen dürfe, da der Herr General durch das Aufbrechen einer alten Wunde an das Zimmer gefeſſelt, nicht ſelbſt die Ehre haben könne. Ich darf dir wohl nicht erſt beſtätigen, daß die Einladung angenommen wurde, nachdem das soit-disant Fräulein von Chamilly hereingerufen worden und zugeſtimmt hatte. Wir wechſelten einige Worte. Ihr Benehmen könnte Einen irre machen. Es war einfach, ſchüchtern. Wie es iſt en sortant du pensionat. Sie war kalt, fremd; ſie hörte zu, als ob ſie Unterricht von mir empfinge, den ſie ihrem Gedächtniſſe einprägen müſſe. Ich ſprach von der Dürre aller geſellſchaftlichen Relationen, lobte ſie, daß ſie ihnen die reizende ländliche Stille vorgezogen habe und fügte hinzu, daß man trachten müſſe auch im gleichgiltigſten Umgang das Gefühl gegenſeitiger

Freundſchaft zu erwecken. Dann bat ich um die ihrige in den gewählteſten Worten. Das löste ihr die Zunge. Sie gab ſich freimüthig, gutmüthig; ſie ſchätze die Menſchen nur nach dem Herzen; den Geiſt ließ ſie ganz unerwähnt. Wie ſie ſo ſprach ſchien es mir, als wolle ſie ſelbſt nur für gefühlvoll gelten und als mache ſie ſich gar nichts daraus, nicht für geiſtreich gehalten zu werden. Ich wandte all mein Bischen Liſt an, um etwas mehr von ihr zu hören zu bekommen, aber Alles war vergebens. Sie ſchwieg plötzlich wie ein abgelaufenes Uhrwerk. Ich fragte noch, ob ſie ſchon den General in Markeim beſucht habe. Da war ſie gleich mit der Antwort bei der Hand. Sie lobte den ſchönen Garten, die herrliche Umgebung und beklagte es, daß ihr armer väterlicher Freund ſich ihr ſtets ſo traurig und verſtimmt zeige. Für ſie ſei er zwar die Aufmerkſamkeit ſelbſt. Wenn ſie ihm etwas vorſinge, ſo werde er heiter. Auch bäte er ſie, ihm vorzuleſen. Sie erzähle ihm auch, wie die Ordnung im Hauſe der Damen vom Sacré-coeur beſchaffen ſei; was man Alles dort lerne. Wann er ſie beſuche, ſo freue es ihn, ihre Zeichnungen zu betrachten; er ſehe ihr zu, wann ſie arbeite. Da ſtand — ich muß es ſagen — da ſtand endlich mein Verſtand ſtill. Man kann ſich nichts Unſchuldigeres denken und war das Alles nichts als Verſtellung“ —

Da brach Frau von Mayer heraus:

„Das Mädchen iſt ſeine Tochter“ —

„Das war meine Idee auch. Unermüdlich wie ich bin, wenn es ſich um eine gute That handelt, ging ich ſogleich weiter. Ich lobe mich ſelbſt deshalb, wenn ich auch vor der Hand nichts damit ausrichtete. An dem Tage noch eilte ich zu deiner Schweſter Erneſtine. Sie war bei dem Vater, der am Ofen ſaß und deſſen dicke ſchwarze Augenbrauen in einer horizontalen Linie über der Naſe lagen. Erneſtine hatte nervöſes Kopfweh; an den Fenſtern waren die Vorhänge zugezogen und ich muß geſtehen, der Empfang, der mir wurde, entſprach vollkommen dieſen düſtern Anzeichen. Ich ließ mich aber dadurch nicht verdutzen.“

„Die Gemeinplätze, mit denen die Konverſation de part et d'autre eröffnet wurde, waren abgethan.“ „Wie ſchön es von mir ſei, daß ich bei dem ſchlechten Wetter komme, nach ihr zu ſehen,“ ſagte Erneſtine. Dann: „die leidige Konſtellation am politiſchen Himmel verſtimme Papa.“ Endlich: „ob du viel Beſuch empfängſt auf dem Lande?“ Und dergleichen mehr. Hierauf wurden die Sprachwerkzeuge zur Ruhe commandirt.

„Da wagte ich es, nach dem General zu fragen, ob er recht oft in die Stadt komme?“

„Ich kann nicht denken, daß ſie uns beleidigen wollen?" rief dein Papa mit der Stimme eines wildgewordenen Stieres. „Nimm mir's nicht übel!"

„Sie beleidigen wollen?" entgegnete ich mit affectirter Ueberraſchung, was mir nicht ganz gelungen ſein mag. Deine Schweſter ſtand auf und machte Miene, aus dem Zimmer zu gehen. Das war gegen meine Erwartung. Ich hielt ſie auf und fragte: ob in meiner Frage etwas liege, was mißverſtanden werden könne? Der General iſt ein Glied der Familie und erregt ſo wie dieſe auch meine vollſte Theilnahme. Da hätteſt du Erneſtine ſehen ſollen. Welche Hoheit! Sie wurde um einen ganzen Zoll länger. „Ich hatte ſtets eine beſſere Meinung von ihrem Charakter," ſagte ſie im höchſten Grade empfindlich. „Wenn ſie wirklich von unſerm traurigen Zerwürfniß nicht unterrichtet ſind, ſo will ich ſie mit meinem Vater allein laſſen, der ſie damit bekannt machen wird. Wiſſen ſie aber darum, wie ich vermuthe, ſo erlauben ſie mir, ihnen zu geſtehen, daß es nicht recht von ihnen iſt, über unſern Familienzwiſt zu ſpotten." — Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen. Ich war verlegen und ſann auf einen ſchicklichen Ausweg. Ich ſtotterte allerlei, haſchte nach falſchen Entſchuldigungen, ſo lenkte ich endlich ein und gerieth zu dem Geſtändniß, daß ich freilich von der Sache gehört hatte, daß ich ſie nicht glauben wollte und daß ich gekommen ſei, zu vernehmen, ob Alles auf Wahrheit beruhe oder nur ein gottloſer Klatſch dabei zu Grunde läge. Dein Papa ſchäumte, Erneſtine konnte nur mit Mühe die Thränen zurückhalten. Sie erſchien mir in jenem Augenblick wie eine ſchöne, den Einſturz drohende Ruine. Sie war nämlich im ſtrengſten Negligé. Ich fragte beſcheiden, ob man nicht vielleicht ein wenig zu raſch in's Zeug gegangen ſei?

„Da brach ſie in Thränen aus. „Und wäre ich zu raſch geweſen," rief ſie, „iſt es nicht ein Beweis meiner Liebe? Ich kann mir wohl vorſtellen, daß ich den Augen der Leute wie eine Frau erſcheine, die von Eiferſucht ſich hinreiſſen ließ. Daß Sie meine That nicht begreifen werden, die mich ſonſt immer ſo kalt und beſonnen gekannt haben. Liebte ich Wildenſtein nicht ſo, wie ich ihn liebe, ſo würde ich ihn ungeſtört ſeinen Unterhaltungen nachgehen laſſen. Allein meine Liebe für ihn erwuchs aus meiner Hochachtung. Meine thörichte Phantaſie ſchmückte ihn mit allen Tugenden eines vollkommenen Weſens."

„Sie wollte weiter ſprechen, aber dein Vater donnerte dazwiſchen: „Echauffire dich nicht, armes Weib. Er iſt es nicht werth. Ein Menſch, der keine Grundſätze und keine Ehre beſitzt" —

„Du biſt zu heftig, Papa," ſagte Erneſtine, die ſich wieder etwas gefaßt hatte. „Frau von Wolf muß ja vor dir erſchrecken. Sie iſt eine Dame von Welt, ſie nimmt auch ſchwere Dinge leichter als wir, ſie iſt an eine zartere Widerlegung gewöhnt, ſelbſt bei ſchroff entgegenſtehender Meinung. Man muß ſich dem Zwang fügen, den die geſellſchaftliche Uebung auferlegt und manches den Vorurtheilen zu Gute halten, die jedem Menſchen durch die Erziehung eingeimpft worden ſind.“

„Und warum, theuerſte Freundin“, hub ich an, „wollen ſie denn die huldvolle Nachſicht, die ſie mir ſchenken, nicht auch ihrem Gatten zu Theil werden laſſen? Sie werden gewiß mit mir übereinſtimmen, daß es nichts Vollkommenes unter der Sonne giebt.“

„Brechen wir ab!“ ſagte jetzt etwas gemäßigter dein Papa. „Erneſtine will nicht wie eine romantiſche Schäferin von ihrem Adonis geliebt werden, aber auch nicht blos das geduldige Schaf ihres Mannes ſein. Als ich mit ihm den Ehekontrakt abſchloß und es ſich um die Mitgift handelte, habe ich ihm das Mädel nicht nur ſo drein gegeben — par dessus le marché, wie die Franzoſen ſagen. Wir leiten die Scheidung ein. Meine Tochter ſoll nicht in troſtloſem Gram verkümmern. Sie iſt fähig, eines wackern Mannes Eheweib zu ſein und ein ſolcher wird für ſie wohl noch gefunden werden.“

„O ſchweig davon!“ ſprach Erneſtine faſt wimmernd.

„Sie dauerte mich wirklich ſehr. Es währte mehrere

Minuten, ehe mir etwas einfiel, um den Eindruck zu mildern, den das Geſpräch hervorgerufen hatte. Ich bat, man möchte in meinem Beſuche nur den Ausdruck eines wahren Attachements erblicken. Ich fügte hinzu, daß es bei mir feſt ſtehe, man täuſche ſich und ſehe Alles in einem falſchen Lichte. Ich wurde in einer Weiſe beredt, wie ich es mir niemals zugetraut hätte. Aber dein alter Papa ward nicht davon gerührt. Er fragte mich ziemlich derb, ob der General mich als Vermittler geſandt habe oder ob ich mich ihm dazu angetragen?“

„Wußten ſie wirklich nicht, daß er eine Maitreſſe unterhält?“ fragte Erneſtine.

„Ich weiß, daß er ſich eines jungen Geſchöpfes annimmt und erfuhr von Madame Valmont ſelbſt, daß es ein ſehr honnetes Mädchen ſei,“ antwortete ich.

„Und wodurch fühlt er ſich dazu verpflichtet,“ fragte Erneſtine. „Welche Bande feſſeln ihn an das Mädchen? Warum ſchweigt er, wenn er ſieht, daß meine Ruhe, mein Glück, mein Leben auf dem Spiele ſtehen? Wie will er das entſchuldigen? Angenommen, die Perſon ſei ſeine natürliche Tochter — habe ich mich ihm denn jemals ſo gezeigt, daß er glauben könnte, ich würde derſelben, die ſo gerechtfertigte Anſprüche auf ſeine Zärtlichkeit beſitzt, nicht alle Theilnahme zuwenden? Ich verlange, daß er ſie meinen Händen anvertraue und mir ſage, wer ſie iſt?“

„Ich erkläre, daß dies die unerläßliche Bedingung wäre“ — brummte Papa. „Wer aber ſtünde dafür, daß er nicht zum zweitenmal dieſelbe Komödie aufführt?“

„Ich ſtand auf. Mit dem Papa war nicht fertig zu werden. Der Kreislauf begann von Neuem. Mir wurde ganz ſchwindelig. Ich entſchuldige deinen Papa. Er iſt alt, er iſt es in verwickelten Geſchäften geworden. Er liebt nur ſein Geld und ſeine Kinder. Deine Schweſter iſt eine wackere Hausfrau. Ein geſundes Hausbrod. Darüber hinaus reicht es nicht bei ihr. Aber dem General hätte ich mehr zugetraut. Es iſt ihm wahrlich nicht zu verzeihen, daß er ſeine Frau ſo ſehr kränkt. Abgeſehen von aller Moral, ſo ſollte er doch wiſſen, daß Erneſtine ſich in einem Alter befindet, in welchem jeder Tag ihr etwas von den Reizen und Vorzügen raubt, die unſerm Geſchlechte für mehr gelten, als alle Güte und Tugend des Charakters. Darin liegt ſeine unverzeihliche Grauſamkeit nach meiner Meinung. Das fügt ſich nicht mehr zuſammen, Pauline. Gieb nur alle weitern Verſuche auf. Nur Eines könnte dieſe Angelegenheit ſchlichten. Er ſehe zu, daß er für die Schöne eine Partie findet und kehre dann zu ſeiner Frau zurück.“

Frau von Mayer hatte die breite Erzählung ruhig angehört.

„Eine verwickelte Geſchichte!“ ſagte ſie dann. „Es verſtößt gegen jede Convenance.“ —

VIII.

Der General galt ringsherum in der Nachbarſchaft für einen höchſt liebenswürdigen Mann und man bedauerte ſchon lange, daß er immer nur zurückgezogen gelebt hatte.

Wie er ſich gab, ſo erſchien er edel, offen, erfüllt von echter Menſchenliebe, gerecht im Urtheil, leicht erregbar zu warmer Theilnahme. Dabei beſaß er einen reichen Geiſt, der aus dem Leben unmittelbare Nahrung gezogen hatte; eine Macht des Wollens, die aus Erfahrungen erwachſen war. —

Man achtete dies Alles an ihm bis zu dem Zeitpunkte ſeiner Untreue, bis daß er nach der Meinung der Leute offenkundig der Liebhaber des Fräuleins von Chamilly geworden war. —

Der Fluß, der bei dem Herrenhaus in Markeim vorbeiſtrömte, verlor ſich in ſchöne Laubwaldungen, trat dann in üppiges Weideland und gewann nach kurzem Laufe die Düne, die ihm mit ihrem Flugſande die Mündung in das Meer öffnete. Ein jedes der hier genannten Flußgebiete bot eigenthümliche Annehmlichkeiten und für jede fanden ſich Liebhaber. So kam es, daß das ganze Ufer an beiden Seiten mit Herrenhäuſern und Villen angebaut erſchien, die bald ihre Zinken und Thürme aus dem Dickicht des Holzes, bald ihre Plattformen und Verandas aus Blumengebüſch emporſtreckten, bald in Geſtalt von Badanſtalten ſich lang am Kiesſtrande der See hinlagerten. Eine faſt ununterbrochene Straße durch Schiffe belebt, von Jöllen und Barken durchſchnitten.

Wenn wir — um es topographiſch zu verſinnlichen — Markeim als am Abhange des nach der Landſeite etwas anſteigenden Waldes liegend, bezeichnen, ſo erblicken wir in einer kleinen Entfernung davon abliegend, das beſcheidene Haus der Madame Valmont mitten im Garten, dann etwa eine halbe Viertelſtunde weiter, an einer kleinen Bucht, die einen ſtarkfälligen Bach dem Strome zuführt, den altmodiſchen Bau, der mit verſchiedenen zierlichen Anhängſeln das eigenthümliche Quiſiſana bildet, den ſein junger Beſitzer, Paul Möller, nach jenem Luſtſchloſſe bei Neapel alſo genannt hat: „Hier wird man geſund!“

Er und die Valmont ſind Markeims nächſt gelegene Nachbarn.

Auf dem breiten Wieſenplan mit der Ausſicht auf das unabſehbare Wellengebiet und von einem prächtigen Park der Stundenweit ſich ausdehnt, umgeben, thront die Villa der Frau von Mayer, deren Gatte ihr den allzu beſcheidenen Namen Mayerhof ließ, als er ſie aus dem urſprünglichen Meierhof ſo großartig umgeſtaltet hatte.

Unten am Strand endlich liegt das Warnbeck des Herrn Fritz Sollberg faſt mitten unter den Badanſtalten, ſowohl zum Nutzen wie zum Vergnügen. Ein Oekonomiegut im eigentlichſten Sinne, das den Beſitzer zugleich die Möglichkeit verſchafft, ohne zu reiſen, mit heimiſcher Bequemlichkeit die Seebäder zu gebrauchen.

Dieſe Familienbeſitzungen, wenn wir die uneigentliche Bezeichnung uns hier erlauben wollen, umlagern in weitem Kreiſe andere. Alle mit Flaggen geziert wie es an dem Meeresſtrande üblich; bald ertönen heitere oder langverhallende Fanfaren; bald ſtoßen Barken hinaus mit Reuſen und Netzen; von Muſik erſchallt es dann, bald Geſang, bald Mandoline oder Guitarre; der ſanfter ſtrömende Fluß hemmt es nicht; die Wellen, die ſich über die Düne ergießen, ſind nicht immer ſo gefällig. Sie, die aus den Quellen der Unendlichkeit hervorſtrömen, führen ihre eigene Muſik mit ſich, von der alle andere übertönt wird.

Das Landvolk war größtentheils proteſtantiſch. Um den dazwiſchen geſprengten Katholiken den freudigen Troſt zu laſſen, bei dem heiligen Meßopfer gegenwärtig ſein zu können, hatte der ſeiner Zeit voranleuchtende Diöceſanbiſchof größtentheils aus eigenen Mitteln eine Kirche gebaut und geweiht und ſie mit Prieſtern verſehen, welche aus den ihnen gewidmeten Stiftungen ihre Beneficien erhielten.

So war es den auf dem Lande ſo ſehr mit Arbeit überhäuften Katholiken möglich auch während der Woche eine Wohlthat zu genießen, deren Entbehrung zur Lauheit, zum Abfall, zur gänzlichen Verwilderung führt.

Die Betrübniß des Fräuleins von Chamilly in den erſten Tagen nach ihrer Ankunft, als nirgend ein Crucifix, nirgend ein Betſchemel, kein Muttergottesbild, kein Heiliger am Wege zu ſehen waren, kehrte ſich in Freude, als auf einem einſamen Spaziergange das Glöckchen vom Thurm einer ſchmuckloſen Kirche erklang und der Verlaſſenen ſo wunderbar, wie von Heimweh das Herz berührt wurde. Die junge im Haus des Sacré-coeur erzogene Dame hatte geglaubt unter mécréants hinausgeſtoßen zu ſein, und es kaum gewagt dieſe ſchmerzliche Empfindung laut werden zu laſſen.

Welche unendliche Wonne erfüllte ſie daher, als der General am erſten Sonntag in glänzender Equipage bei Madame Valmont vorfuhr, um ſie und das Fräulein zum Amte abzuholen. Es war der 18. Juli das Feſt des

Schutzpatrons des Generals, des heiligen Camillus de Lelliis. Madame Valmont und das Fräulein ſtanden gleichſam beſchämt, als er es ihnen mittheilte und ſie zu gleicher Zeit zum Diner nach Markeim einlud. Der heilige Camill, obgleich bei ſeinem Leben ein großer Wohlthäter der Menſchen als Stifter des Bettel-Ordens für den uneigennützigen Dienſt vorzüglich der Peſtkranken und nach ſeinem Tode durch die Kraft der Wunder von Gott begnadet, war keiner von denen, die in jener Gegend unter den Sporaden der Kirche einer verbreiteten Verehrung genoſſen.

Es war ein lichtumſtrahlter Sonntagsmorgen und die Kirche war mit Andächtigen gefüllt in deren Mitte der General, Madame Valmont, und das Fräulein knieten. Das Amt, das der General zu Ehren des Heiligen halten ließ, ward mit jenem würdevollen Glanze gefeiert, den auch die ärmſte Kirche zu entfalten vermag.

Zwei ſchöne Knaben trugen die Leuchter voran, ein anderer ſchwenkte das Rauchbecken, das ſtatt des Kolophoniums mit feinſtem Weihrauch an dem Tage gefüllt und mit Blumen ſchön umkränzt war, die freilich hie und da verſengten aber doch zu Gottes Ehren ſich verzehrten.

Die heilige Wandlung war längſt vorüber; Aller Geiſt und Sinn war umſchlungen von Andacht; da entſtand plötzlich eine ſonderbare Unruhe unter den Betenden.

Die Finger noch feſt ineinander gefaltet, erhoben ſie die zu Boden geſenkten Blicke und wandten ſie alle nach einer Seite von wo ſich Leute mit einigem Geräuſch in der Richtung des Choraltars vordrängten.

Man ſah einen hochgewachſenen ſchlanken jungen Menſchen, modiſch jedoch einfach gekleidet, der mit höflicher Neigung des Kopfes einer hinter ihm herſchreitenden dem Anſehen nach vornehmen Dame Platz machte. Während dieſe vor dem Altar mit gewöhnlicher Salon-Grazie die Reverenz machte, blieb ihr Begleiter gerade wie eine Kerze ſtehen und muſterte die Umgebung der Beter ſowohl wie der Altäre und Bilder. Als dann die Dame in einer Bank Platz nahm, und die andachtsvollen Landleute aufgeſtört zuſammenrückten, um mit der koſtbaren weit bauſchigen Robe der vornehmen Frau nicht in eine zu nahe Berührung zu kommen, poſtirte ſich der elegante Herr neben ſie hin und drehete den Kopf unverwandt auf einen Fleck.

Die andächtige Sammlung in der Gemeinde wurd durch den Vorfall ein wenig beeinträchtigt. Wider Wille mußte man nach der Dame wie nach dem Herrn ſchauen der ſchön und ernſt, mit brennenden Augen, das Haup von einer ſchwarzen Lockenhülle umwallt, einem Maler da Modell zu einem Erzengel hätte abgeben können.

Das Ite missa est war nun verklungen und Prieſt und Miniſtranten hatten ſich in gewöhnlicher Ordnung in die Sakriſtei begeben. Der General war gefolgt, um ſeine fromme Spende niederzulegen. Madame Valmont und das Fräulein Victoire von Chamilly warteten auf ihn an dem Hauptportal der Kirche. Hier ſtanden zwei Wagen, deren Schlag die Bedienten geöffnet hielten.

Frau von Mayer hatte an jenem Sonntage den Einfall gehabt, die kleine katholiſche Miſſionskirche zu beſuchen. Sie pflegte mit ſolchen plötzlichen Einfällen zu Zeiten behaftet zu ſein und nannte dies ſcherzend „Eingebungen“, denen ſie folgen müſſe. Sie entſtanden aber auch ſtets aus irgend einem greifbaren Grund, der ſie dazu antrieb.

Sie gehörte nicht zu den, von dem wahren Glauben erfüllten, ſie hing nicht einmal mehr dem Lutherthum an, das ihr als Pathengeſchenk zu Theil ward. Sie hatte Strauß geleſen, den ſie nicht verſtand; dann Renan, der ihr romantiſcher erſchien und geſchmackvoll erzählte. Und doch fuhr ſie in die katholiſche Kirche und machte einen Knicks vor dem Altar!

Der Knicks hatte nichts mehr zu bedeuten, als was eine jede andere Verbeugung auch zu bedeuten hat, wann man in irgend eine anſtändige Verſammlung tritt Die Salondame rubricirte es unter die Zeichen der bienséance, deren man ſich nicht entſchlagen dürfe. Der Beſuch der Kirche, der ſie dazu nöthigte, lag etwas tiefer.

Sie hatte ihre Neugier, das Fräulein von Chamilly zu ſehen, noch nicht befriedigen können. Paul Möller war bei dem General geweſen, wie er es ihr in ſeinem Billet verſprochen; allein was ſie von ihm erfuhr, befriedigte ſie keineswegs. Er hatte das Fräulein geſprochen und wußte nur ihre Schönheit als außerordentlich zu ſchildern. Frau von Mayer nannte es extravagant und ſah nunmehr ein, daß der junge Menſch für ihre Zwecke nicht tauge. Ihren Beſuch bei Madame Valmont ſo in's Blaue zu wiederholen, erſchien ihr unſchicklich. Ein vorgeblicher Grund dazu bot ſich ihr nicht dar. Da kam ihr plötzlich die „Eingebung“ Sonntags in die katholiſche Kirche zu fahren, wo ſie vorausſetzen durfte, ihren Wunſch befriedigt zu ſehen.

Paul Möller zog deſſelben Weges auf dem Fußpfade zur Seite der Straße. Der Morgen war zu ſchön und der Weg ſchattig. Ein leiſes Kniſtern von Rädern auf dem trocknen Kies erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſah auf. Eine neue Kaleſche von zwei ſchönen Apfelſchimmeln gezogen, rollte daher auf glänzenden Rädern, ſich hin und her wiegend wie ein Schilfrohr, leicht geſtreckt wie eine Zölle und in dem weichen Polſter ruhete eine Dame mit wehendem Schleier, die bauſchige Robe weit hinausragend über den Sitz, als wollte ſie ſich zum Fluge erheben und vorher recht viel Wind einfangen. Es war Frau von Mayer, die Paul lächelnd winkte und ſogleich anzuhalten befahl.

„Sie nehme es für eine beſonders glückliche „Fügung“, ſagte ſie zu ihm, „den jungen, verwilderten und menſchenſcheuen Eremiten einmal außerhalb ſeiner Einſiedelei an dem ſchönen Sonntagsmorgen in Gottes freier Welt anzutreffen.“

Er geſtand ihr offen, daß er in die katholiſche Kirche wolle. Sie unterdrückte nur mit Mühe ihr höhniſches Befremden darüber. Aber die Klugheit gebot es. Sie lud ihn ein, ihr auf dem Wege Geſellſchaft zu leiſten, da ſie dieſelbe Abſicht habe.

Die Unterhaltung, die ſie führten, war trocken und gleichgiltig. Sie hüteten ſich zu erörtern, was ſie, beide nicht katholiſch, eigentlich zu dem Kirchenbeſuch führte. Er ſagte, daß er einmal eine religiöſe Muſik wieder hören wolle, ſie nahm es hin und gab an, daß eine katholiſche Meſſe unter Umſtänden wohl einen frommen Eindruck auch auf ſie mache.

An den neugierig glotzenden Landleuten, die das Abfahren der Herrſchaften ſehen wollten, ging jetzt die elegante Dame von dem ſchönen jungen Begleiter geführt, gleich einer Sonne durch den Thierkreis freundlich nickend vorüber, hob den zierlichen Fuß auf den Tritt und ſchwang ſich von ſeiner Hand leicht unterſtützt in den Wagen; er ſetzte ſich zu ihr und nun rollte es blitzſchnell davon und dem „Mayerhofe" zu.

„Die Kleine iſt artig," ſagte Frau von Mayer nach einer unbedeutenden Einleitung, „der General hat Geſchmack, wenn das Uebrige, was damit zuſammenhängt, nur nicht ſo ganz und gar abſcheulich wäre. Das Mädchen ſollte auch ein wenig beſſer angezogen ſein. Ich hätte ihr ſchon etwas feineres gekauft, wenn ich ihr Liebhaber wäre. Ich begreife den General nicht. Meine arme Schweſter!" So ging's durcheinander.

„Ach, wer ſie ſieht, hat nur noch Augen für ſie und nicht für ihren Putz," entgegnete Paul Möller. „Ich finde ſie in jeder Toilette überaus anziehend. Welche Miſchung von Andacht und Schönheit! Sie war für mich das Intereſſanteſte, was dieſer Kirchenbeſuch mir bot. Mein Gott! wenn man das mit einer muſikaliſchen Meſſe in einem Dom zu Köln oder ſonſtwo vergleicht! Da beſchleicht's ſelbſt einen hartgeſottenen Proteſtanten mit einem gewiſſen, ich möchte faſt ſagen, heiligen Schauer." — Man hörte es ihm an, daß er damit die Richtung des Geſprächs ändern wollte.

„Wer wird aber auch ſolche Vergleichungen anſtellen! Der liebe Gott wird ſich freilich nicht ſehr geſchmeichelt fühlen, daß man ihm auf Erden ſolche Muſik erſchallen läßt. Wenn ſie nur aber wenigſtens ſo menſchlich ſein wollten, einige reinliche Polſterbänke für etwaige Honoratioren anzuſchaffen, die ſich in ihre Kirche verirren! Und die Umgebung! Ich mußte einen ganzen Flacon auf mein Taſchentuch leeren."

„Das war für mich nicht ſo empfindlich, weil mein Kopf über dem Dunſtkreis erhaben war. Nur die Muſik war meinem Ohr unerträglich. Das Theatraliſche des katholiſchen Gottesdienſtes am Altar iſt mir ohnehin immer zuwider. Ob prächtig oder ärmlich, gleichviel! Die vornehme Welt gebehrdet ſich ſtets überall wo ſie iſt, als ſäße ſie in Logen und Sperrſitzen und wohne einem Schauſpiele bei, das ſich vor ihren Augen abſpinnt. Was das nun betrifft, ſo wurde ich in meinem proteſtantiſchen Gemüthe von der andachtsvollen Umgebung in der armen Kirche, mehr befriedigt." —

„Und es war gewiß noch ein anderer ſchöner Grund dazu vorhanden," fiel ihm Frau von Mayer ins Wort, die ſich nicht länger zurückhielt.

„Ganz gewiß", lautete Paul's etwas unüberlegte Antwort und ſeine Augen erglänzten dabei. „Die kleine Franzöſin beſchäftigte mich. Seitdem ſie hier iſt, wird ſie von den armen Leuten wie ein Schutzengel verehrt. Wo ſie ſich hinwendet, erſchallt ihr ein Konzert von Segenswünſchen entgegen. Sie iſt wirklich ebenſo gut und beſcheiden, als ſchön und liebenswürdig und ich darf es gewiß nicht zu meiner Schande geſtehen, daß ſolche Eigenſchaften, harmoniſch in einem Weſen vereinigt, einen tiefen Eindruck auf mich ausüben" —

„Am Ende dichten ſie dieſer Dulcinea Flügel an, um ſie zu einem completten Engel zu machen, der ſie nur demuthvoll verbirgt, um als Menſch unter Menſchen unerkannt zu wandeln. Nicht wahr? ſo iſt's. Aber ich glaubte wahrhaftig nicht, daß mein junger Freund ſchon ſo triftige Nachforſchungen über dieſe äußerlich ſchöne, innerlich aber wohl gründlich häßliche Räthſelaufgabe angeſtellt hat."

„Sie belieben zu ſcherzen, gnädige Frau," ſagte Paul und ſeine Miene die er dabei zur Freundlichkeit zwingen wollte verzog ſich zu einer mäßigen Karikatur.

„Gewiß nicht," rief Frau von Mayer, indem ſich ein ſchlaues Lächeln um ihre Lippen zog, welches die Ueberlegenheit verrieth, die ſie dem unerfahrenen jungen Menſchen gegenüber ſich zutraute. „Ich freue mich vielmehr von ihnen mit aller Discretion Einiges erfahren zu können, was zwar das gegebene Aergerniß nicht aufhebt, allein zu einer Milderung der ſtrengen Verurtheilung der Thatſache vielleicht beitragen könnte. Sie befanden ſich alſo ſchon mehrmals in der Geſellſchaft der — wie ſoll ich ſie nennen, ohne ihre Empfindſamkeit zu verletzen — der Tochter — will ich ſagen — des Generals —"

Paul ſchien bewegt.

„Der Tochter?“ wiederholte er langſam.

„Der Tochter — nun ja. Das iſt gewiß der ſchonendſte Titel den man ihr geben kann. Sie iſt ſchön gutmüthig, wie ſie ſagen — und dies ſcheint ihr Herz ziemlich ſtark berührt zu haben. Fräulein von Chamilly! das iſt immerhin ein Name wenn gleich der Stammbaum noch unenthüllt iſt. Mesaillancen ſind ſo alt wie die Welt. Wir gehen einer Zeit entgegen wo das Wort aus dem Sprachgebrauch gänzlich verſchwunden ſein wird. Ich wünſchte, daß die Eigenſchaften der jungen Dame, von denen ich nichts weiß, als was ich in dieſem Augenblick von ihnen gehört habe, ſie in der Art bezauberten, daß ſie ſich entſchließen könnten ihr Gatte zu werden. Dieſe Löſung des Räthſels, wenn ſie vollſtändig gelänge, würde das geſtörte Glück einer Familie herſtellen. Ich bin dabei ſelbſt betheiligt und wünſche, daß ſie die Einwilligung ihres Herrn Vaters zu den Schritt erhalten mögen. Aber mit dem Plaudern iſt uns die Zeit vergangen. Da ſind wir ſchon!“

Der Wagen hielt; der Schlag wurde geöffnet.

„Wollen ſie mit mir diniren? Ich bin allein. Wir könnten da unſer Thema ganz unter uns weiter erörtern. Vertrauen gegen Vertrauen!“ ſagte Frau von Mayer.

Paul entſchuldigte ſich. Sie bot ihm an ſich in ihrem

Wagen nach ſeinen Landhaus bringen zu laſſen. Auch das lehnte er ab zu ihrem Verdruß. Aber „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben“, mochte ſie denken. Das was ſie gehört hatte gab ihr für jetzt ſchon Stoff genug.

Als ſie den Perron hinan hüpfte, bog er in ein dichtes Gebüſch, das ihn ihren Blicken entzog. Er ſchlug aber nicht den Weg nach ſeinem Quiſiſana ein; er folgte demnach Markeim, da er ſchon am Vorabende die Einladung zum Diner bei dem General angenommen hatte.

In den dicht ſchattigen Gängen des Parks von Markeim fühlte Paul ſeine Bruſt beengt. Es ärgerte ihn, daß er von der liſtigen Frau ſich habe überfallen laſſen in dem Augenblicke, da ſein offenes Herz noch von dem glühendſten Hauche des Gefühls erfüllt war. Er ſchalt ſeine Unbefangenheit Dummheit. Sie ſprach von „Vertrauen gegen Vertrauen!“ Er mußte ſich fragen was er ihr denn vertraut habe? Er hatte ihr erzählt was die Leute von dem Fräulein hielten; wie ſie die ſchöne Fremde verehrten. Und ſie folgerte daraus mit einer frechen Dreuſtigkeit unter ihr beliebigen Vorausſetzungen einen Plan, der aus ihrem Munde ſo ausgeſprochen ihn nur tief verletzen konnte. Er recapitulirte das Geſpräch inſoweit er ſich deſſen noch erinnern konnte und ein häßlicher Unmuth griff Platz in ſeinem Weſen.

Jetzt trat er aus dem Park in's Freie. Vor ihm

Un
München

breitete ſich ein herrlicher grüner Plan aus; da lag Markeim. Plötzlich erweiterte ſich mit der Ausſicht auch ſeine Bruſt Das ſanfte Bild Victoires, wie ſie hier jetzt genannt wurde, zog ihm in die Seele und alles Trübe war daraus mit einem Mal verſchwunden. Er beſchleunigte ſeine Schritte. Er wünſchte Victoire auf den Knien Abbitte leiſten zu können, ihr die zarten Hände küſſen zu dürfen, als Sühne für die elenden Beleidigungen die ihrem poetiſchen Bilde zugefügt worden waren. Dabei miſchte ſich nur noch auf Augenblicke der Groll in ſeine Gedanken und die Sarcasmen der Mayer flogen wie Pfeile in ſein blutendes Herz.

„Ich wollte ſie an euch Allen rächen!“ ſprach es in ihm. „Meine liebenden Lippen ſollten den Unglimpf von ihr entfernen. Ich möchte die Holde ſo hoch vor euch erhöhen, daß kein vergifteter Hauch ſie mehr erreichen könnte. Wie in meinem Herzen, ſo ſollte ſie auch über der Welt und ihrem Gleißen thronen und die ſie jetzt verachten, wären gezwungen, ſie zu verehren.“

Das waren Gedanken, welche der Zorn und eine ſtürmiſche Leidenſchaft ihm eingaben. Ein muthiger Trotz der böſen Nachrede zugeſchleudert.

Jetzt hatte er das Wohnhaus des Generals erreicht. Er mußte ein wenig ausraſten, um ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen, damit er ſich anſtändig präſentiren könne.

Er fand den General vor der Thür, auf die Krücke geſtützt, ihn erwartend, da er ihn ſchon von Weitem kommen geſehen hatte. Die Schwermuth, die ſonſt ſeinen Zügen aufgedrückt war, hatte vor dem freundlichen Empfang weichen müſſen.

„Sie ſind ſtark marſchirt,“ ſagte dieſer, indem er ihm die Hand reichte. „Setzen wir uns hier wo Schatten iſt, bis daß das Glöckchen ertönt welches uns zu Tiſche ruft. Die Damen ſind noch nicht hier, ſie fuhren nach Hauſe um ihrer Toilette einen ländlichern Anſtrich zu geben als es in der Kirche ſein konnte.“

Nun folgte der gemüthlichſte Gedankenaustauſch. Paul ward von der mächtigen Gegenwart des ihm gegenüberſitzenden Mannes ſtark ergriffen. Er hätte ihn um ſeinen reichen Lebensgang und den daraus hervorgegangenen großen Eigenſchaften beneiden mögen.

Der General lenkte das Geſpräch auf die Anſtellung Paul's, von welcher ſchon früher die Rede geweſen war. Dieſer dankte für die ihm bewieſene Theilnahme in den gewählteſten Ausdrücken.

„Ich wollte,“ ſagte Wildenſtein, „daß ſie von meiner Theilnahme weniger Worte und dafür ernſte Anſtalten zur Begründung eines Lebensplanes machten. Denken ſie ernſtlich daran, mein junger Freund, bevor die Zeit dazu vorüber iſt.“

Die Damen erſchienen. Victoire von Chamilly war im einfachſten Schmuck, wie eine Idylle von Johann Heinrich Voß:

„Ein leicht Gewändchen,
Im Haar ein Bändchen,
Und drauf der Hut!“

Paul ſtand wie bezaubert; allein auch an dem General war eine bemerkungswerthe Veränderung wahrzunehmen. Seine hohe Geſtalt richtete ſich auf, er ging den Ankommenden entgegen, ohne der Krücke zu bedürfen. Sein ſchönes Auge, das ſtets von dem melancholiſchen Schleier umhüllt war, leuchtete und den Mund umzog eine unbeſchreibliche Herzlichkeit. In dieſem Allen lag aber jene Würde, die dem Soldaten, der zu befehlen gewohnt iſt, zur andern Natur wird.

Ein Glöckchen ertönte und zu gleicher Zeit erſchien der Haushofmeiſter Gallini, den der General aus Amerika mitgebracht hatte, die Serviette auf dem Arm und rief mit erhobener Stimme:

„Vous êtes servi!“

Das war noch eine Erſcheinung, wie man ſie in den vornehmen Familien der alten Welt zu ſehen gewohnt war; die neue Welt des Finanzadels kennt ſo etwas nicht mehr.

Der General ließ ſeine Leute im Haus alt werden;

wollte ſich einer von ihnen verändern, ſo redete er ihm zu, daß er bleiben ſolle. Wurde er dienſtunfähig, ſo erwartete ihn ein Ruhelohn und er lebte dann nicht mehr als Diener, ſondern als Freund im Haus.

Vor Allen war es aber Gallini, der des Herrn Liebe und Vertrauen beſaß.

Als der General bemerkte, daß bei der mit einer Stentorſtimme ausgerufenen Meldung ſeine Gäſte ſich etwas befrembet umſchauten, glaubte er eine kurze Erläuterung für ſie hinzufügen zu ſollen.

Er wandte ſich lächelnd zu ihnen:

„Mein wackerer Gallini iſt ſo verſtändig,“ ſprach er, „er hat mir ſeit Jahren ſo viele Beweiſe ſeines richtigen und theilnehmenden Naturels gegeben, daß ich ihm mit Ruhe Alles im Hauſe übertragen konnte. Er commandirt darin an meiner Statt und führt ſein Amt mit Würde.“

Bei dieſen Worten reichte er ſeinen Arm der Madame Valmont, die er an Paul vorüberführte, gleich als wolle er ihm den Weg zeigen, während Paul ſeinen Arm dem Fräulein anbot.

Die Tafel war rund, ſo daß man keinen Ehrenplatz zu unterſcheiden wußte, da die eigentliche Dame, der er gebührt hätte, die Frau vom Hauſe, nicht anweſend war.

Neben Madame Valmont ſaß das Fräulein, deſſen

Haltung wie immer von keuſcher Schüchternheit ganz umfloſſen war. Wem hätte es einfallen können, in dieſem Weſen etwas entdecken zu wollen, was zu der niedrigen Verläumdung Stoff gegeben hätte?

Schon bei den Alten galt für die ſchönſte Farbe die, welche die Beſcheidenheit von der Stirne tugendhafter Menſchen erſtrahlen läßt. Daran dachte Paul in dieſem Augenblick, als er es fühlte, wie ſolche Reize eine reine Liebe in einem andern tugenderfüllten Herzen zu entzünden im Stande ſei; nicht möglich aber ſchien es ihm, daß ſie einen Mann von edelm Charakter dem Sittengeſetze zum Hohn in ein entehrendes Netz verſtricken könnten, welches ihn geheiligte Pflichten vergeſſen ließ.

Es war ihm erſichtlich, daß Wildenſtein das Fräulein liebe. Es konnte nichts anders ſein, als die Liebe eines zärtlichen Vaters, die von einem gefühlvollen dankbaren Kinde erwidert wurde und dennoch vermochte er es nicht, ſich trüber Gedanken zu entſchlagen, wann er an die verlaſſene Gattin dachte.

Er wußte nicht, auf welche Weiſe Erneſtinens Ehe mit dem General geſchloſſen worden war. Paul hätte nicht begriffen, wie man ohne wahrhafte Liebe nur nach äußern Gründen vernünftiger Ueberlegung für das Leben ſich verbinden könne.

Die Stunden verrannen den Gäſten des Generals,

als ob ſie beflügelt wären. Geiſtreiches Geſpräch, die ausgeſuchte Bewirthung eines feinen Gaſtfreundes, ein glückliches Gemiſch von Herzlichkeit und ungezwungener Höflichkeit, das Alles bildete einen hohen Genuß.

Als es Abend werden wollte zog ſich der General auf einige Augenblicke zurück. „Bei'm Thee würde er wieder erſcheinen," meldete Gallini der Haushofmeiſter.

Paul bat die Damen einen Gang durch die Anlagen zu machen. Madame Valmont dankte. Victoire nahm das Anerbieten an.

Bald erhob ſich der Pfad und führte zu einem kleinen Waſſerfall der über künſtlich angehäufte Steine hinabſtürzte. Paul kannte die Oertlichkeit genau. An der Seite in dichtem Gebüſche verborgen lag ein kleiner gothiſcher Bau, deſſen Thüre geöffnet war, ſo daß der Schaum des Falles den Boden darin benetzte. Es war impoſant das Häuschen über dem Abgrund ſchweben zu ſehen. In den Felſen gehauene Stufen von Geſtein überragt bildeten gleichſam einen unterirdiſchen Gang, der von dem Geräuſch des ſtürzenden Baches wiederhallte. So gelangten ſie zur Höhe wo man ein freundliches Dorf unter ſich erblickte, welches von Wieſen umgeben war, an deren äußerſtem Ende Quiſiſana ſich zeigte. Es freute Paul ſeine Begleiterin darauf aufmerkſam machen zu können.

Als er ſeine Augen auf ſie richtete, war es ihm als ob ein Engel neben ihm ſtehe; ihr weißes Kleid ſchien zu leuchten. Sie äußerte ihre Freude über den Spaziergang und die ſchöne Ausſicht zu der er ſie hingeleitet.

„Mit der romantiſchen Dunkelheit in der wir uns hieher tappten war ich nicht ſo zufrieden. Und vollends das Häuschen am Waſſer; ſo finſter und feucht, das iſt nicht anmuthend,“ ſagte ſie.

„Dennoch iſt es des Generals Lieblingsplätzchen. Er hat ſeine Bücher hinbringen laſſen,“ antwortete Paul, „und verweilt dort jeden Tag oft ſtundenlang. Sie ſollten es nur einmal in Augenſchein nehmen. Es iſt ſo recht zum ſtillen Nachdenken geſchaffen.“

Als ſie hinunterſtiegen führte ſie Paul zu dem Häuschen und lud ſie ein, hineinzutreten. Es war dunkel. Die Malereien in den ſchmalen gothiſchen Fenſtern vertieften es noch bedeutend.

Victoire zögerte über die Schwelle zu treten.

„Es iſt wirklich ängſtlich,“ ſprach ſie. „Wenn dies ein Ort zum Nachdenken iſt, ſo ſtelle ich mir vor, daß die Gedanken, die einem hier kommen, nicht ſehr heiter ſein können. Meine furchtſame Schwachheit verlangt nach Licht.“

„Hier iſt Licht,“ ſagte Paul, indem er eine Tapetenthür öffnete und ein überaus freundliches Kabinet ſichtbar wurde das die Ausſicht in's Freie zeigte.

„Das iſt ja herrlich!“ rief Victoire überraſcht. „Welch elegantes Boudoir! Alle Requiſiten deren eine Dame nöthig hat! Welche Herrin waltet hier?“

Es war für Wildenſteins Gattin eingerichtet worden. Paul durfte es nicht vor Victoire erwähnen.

„Der General liebt die Kontraſte,“ ſagte er blos und ſetzte ſich um weitern Fragen und Bemerkungen zu entgehen an das Klavier das geöffnet zum Spielen einlud und griff ein paar Accorde.

Er wollte ſie bitten etwas zu ſingen. Aber die Bitte lag nur unverſtändlich in dem Blicke den er auf ſie richtete. Er brachte ſie nicht zum Vorſchein. Sie ſchien ihn indeſſen mit Aufmerkſamkeit anzuſehen. Dies machte ihn faſt ſchüchtern. Er war ganz verändert.

„Iſt etwas an mir, was ich nicht kenne und was eben ſie nur an mir wahrnimmt?“ Das war ein ſehr natürlicher Zweifel der Eitelkeit in dem jungen unbefangenen Menſchen.

Sie ſchritten den Pfad durch die aufgethürmten Felſen hinab, der vom Giſcht des Falles feucht war. Das Sprechen war hier nicht unbeſchwerlich. Das ſtürzende Waſſer accompagnirte eben ziemlich ſtark und in der Dunkelheit war ein Fehltritt unvermeidlich wenn nicht aufgepaßt wurde. An einer ſteilen Stelle ließ Victoire es zu, daß er ſie führe. Ward es wieder breiter, ebener, lichter am Boden ſo hüpfte ſie voraus und er ging allein.

Bald war der Spaziergang zu Ende. Eine kurze Strecke noch mit Ulmen beſetzt, an deren Ende wie in einem Guckkaſten ſich der Perron des Herrenhauſes zeigte, auf deſſen Kandelabern dem Tage zu Ehren vier große Flammen im Winde flackerten. Dies hatte Signor Gallini all' uso italiano ſo angeordnet.

Jetzt plauderte Victoire mit einem Male, als ob es ihr heimlicher würde in der Nähe von Menſchen. Es konnte auch ſo erſcheinen, als wenn das letzte Stückchen Weg nicht ungenützt ihr verſtreichen ſollte, ihrem Begleiter von einer anmuthigern Seite ſich zu zeigen. Sie fragte ihn in freimüthigem, halb ſcherzenden Ton:

„Iſt es denn wahr, was ich von Madame Valmont hörte und was mir Herr von Wildenſtein beſtätigte, daß ſie fern von allem Umgang leben in ihrem Quiſiſana?"

Er ſchilderte ihr mit kurzen Worten die Schönheit ſeines Aufenthalts und verſicherte nicht die geringſte Luſt zu verſpüren, dieſe Einſamkeit mit der Welt zu vertauſchen. Er kenne keinen Ehrgeiz und begnüge ſich mit dem Looſe, das ihm vom Schickſal angewieſen ſei.

„Ich werde Madame Valmont erſuchen, mir die Ehre zu erweiſen meine Einſiedelei zu ſehen und würde ſehr glücklich ſein, wenn ſie mir erlaubten dieſe Einladung auch an ſie zu richten.“

„Und ich werde mich freuen, Madame Valmont zu begleiten um ihr Elyſium kennen zu lernen. Sie werden uns überall herumführen? nicht wahr? Ich habe noch wenig geſehen, aber Madame Valmont, wenn ſie jetzt auch zurückgezogen lebt, ſo ſind es nur äußere Umſtände, die, wie ſie vielleicht wiſſen werden, ſie dazu nöthigen. Sie verkehrte lang in der Geſellſchaft und iſt ihr dennoch nicht abhold, obgleich ſie ſie kennt. Die Schilderungen die ſie davon entwirſt, beweiſen es. Was ſie mir darüber mittheilte, war immer ſehr lehrreich für mich.“

Ihrer naiven Geſprächigkeit gelang es, die nur noch mühſam zurückgehaltene Wärme in Paul durchbrechen zu laſſen. Unwillkührlich wollte er ihre Hand ergreifen, die ſie ihm jedoch entzog. Er beſann ſich und ſagte:

„Ich bin nicht allein in den ſtillruhigen ſchattigen Gängen meines Gartens; ein Gefährte wandelt mir dort ſtets zur Seite, das Glück. Friede und innere Zufriedenheit begleiten mich.“

„Da ſehe ich wohl ein, daß jedes Andere nur eine Störung hervorbrächte,“ ſprach ſie ohne ſpöttiſche Betonung mit dem Ausdruck wahrſter Ueberzeugung. „Faſt nähme ich Anſtand, auch nur auf wenige Augenblicke durch einen Beſuch ihr Heiligthum zu entweihen.“

Dies Letztere ward in einem leichtern Tone geſprochen.

„Die armen Dryaden meines kleinen Parks würden bei ihrer Anweſenheit allerdings in den tiefſten Schatten zurückweichen müſſen," ſagte Paul mit Galanterie, die ihn nicht gut kleidete.

Sich ermannend ſetzte er dann ſchnell hinzu:

„Haben ſie Nachſicht mit meinem Enthuſiasmus für die Einſamkeit, wo die Leidenſchaften, der Ehrzeig nie hinbringen werden. Verurtheilen ſie mich deshalb nicht. Kommen ſie mit Madame Valmont und ſie werden mir dann ſagen, daß ein ſonſt geſunder Kopf ſich damit befriedigt fühlen kann."

Als ſie in den Salon traten, ſchien Madame Valmont etwas ungehalten, daß die Promenade über die Theeſtunde hinaus gedauert hatte. Der General empfing ſie heiter und ließ ſich von Victoire erzählen, wo ſie geweſen. Paul wurde aufgefordert zu ſpielen.

Er erhob ſich zu begeiſterten Phantaſien. —

Und ſo endete der in Markeim verlebte Tag.

IX.

Seit dem Tage des heiligen Camill des barmherzigen Wohlthäters, waren viele Wochen vergangen. Eine

Einladung zum General war nicht mehr erfolgt. Flüchtige Beſuche, die Paul von Zeit zu Zeit bei ihm abſtattete, erfüllten nicht den Zweck, den er dabei hatte, das Fräulein einmal dort wieder zu finden.

Er fühlte ſich von einer ſeltſamen Scheu befangen, dachte er daran, in dem Hauſe der Madame Valmont ſelbſt die intereſſante Bekanntſchaft weiter zu ſpinnen. Er konnte es ſich nicht verhehlen, daß Victoire von Chamilly einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den er jedoch nicht näher zu bezeichnen vermochte. Er wählte für das, was er für ſie empfand, zuerſt den allgemeinſten, gewöhnlichſten Ausdruck und begnügte ſich damit, ſich einfach zu geſtehen: daß er in ſie verliebt ſei.

Aber ein eigenſinniger Widerſpruch regte ſich dennoch in ihm, trotz jenes Geſtändniſſes, das bei jungen Leuten auch nicht das kleinſte Bedenken erregt, wenn ſie im Geräuſch der Lebensfreuden eine ähnliche Empfindung verſpüren. Sie ſtehen unter dem Schutz ihrer flatterhaften Laune, die ſie zu ihrer Herrſcherin erkoren haben. „Verliebt ſein" und „Lieben" iſt nicht daſſelbe; es kann ebenſowohl ſich entgegenſtehen, als neben einander ein Herz erfüllen. Das Eine überdauert das Andere.

Paul verband aber mit ſeinem: „ich bin in ſie verliebt", einen Begriff, der nicht auf dieſe Weiſe zu verſtehen war. Den Lebensfreuden, wie die Welt ſie bietet, ſtand er fern; ſeine ſelbſt geſchaffene Einſamkeit ſpendete ihm eine Reihe ſtets ſich gleich bleibender Genüſſe, die in ihrem ſtereotypen Charakter ihn vor flatterhafter Laune bewahrten. Er war eng beſchränkt, gleichmäßig zufrieden, er wußte nicht was die Andern von ihm wollten, wann ſie in ihn drangen, ſich einen Beruf zu wählen, eine Carriere zu machen, gleichſam um ſich zu zerſtreuen.

Und nun da er Victoire erblickte, überraſchte ihn eine durchaus fremde, bisher nicht gefühlte Empfindung, in der er ſich ſelbſt nicht mehr erkannte, vor deren Eindruck ihn ſein Wiſſen im Stich ließ. Man hätte ihn mit einem Chemiker vergleichen können, der bei ſeinen Forſchungen plötzlich einen unbekannten Stoff entdeckt, der aller Analyſe ſich entzieht; einem Arzte, der eine neue Krankheit zum erſtenmal beobachtet oder einem Anatom, der in dem Muskel, den wir Herz nennen, durch das Mikroſkop einen zarten Nervenfaden erſpäht, den er mit bloßem Auge früher noch nie wahrgenommen hatte.

Obgleich nun Paul durchaus kein Gelehrter war, ſo war ſeine Lage dennoch eine ähnliche.

Je mehr er über ſie nachdachte, deſto größer wurde ſeine Befangenheit. Aus ihr entſprang der in ihm ſich erhebende Widerſtreit. Er wollte ſeine Neigung erſticken; er glaubte es zu müſſen, aber er fühlte zugleich, es nicht zu können.

Vergebens führte er das ſchwere Geſchütz der Moral in's Treffen. Der Nebenbuhler des Generals! Ein ſolches Abenteuer — ſo verabſcheuungswürdig — theilen

Die eigenſüchtige Beredtſamkeit, die ſich bei dieſen Kämpfen in ſeinem Innern entwickelte, raffte nach jeder Niederlage immer wieder zu neuen Argumenten ſich empor und. er überließ ſich endlich dem Wahne, daß ein glücklicher Zufall ihn dazu beſtimmt haben könne, ein laſterhaftes Verhältniß zu ſtören und zwei ihm werth gewordene Menſchen in die Bahn der Tugend zu lenken.

Dieſer Gedanke fing an, ihn dergeſtalt zu beherrſchen, daß er ſich in den Abgrund zu ſtürzen, ſich mit ganzer Seele dem Chaos einer ungezähmten Leidenſchaft hinzugeben beſchloß, weil er darin etwas Großes zu erblicken wähnte, das Niemand ihm zu verkürzen, Niemand zu verletzen wagen dürfe. Seine Wunden und wären ſie auch noch ſo ſchwer zu heilen, wollte er mit Ueberwindung aller Schmerzen, mit der Kraft ertragen, die ſein Bewußtſein ihm verleihen werde.

Es war in ihm eine Miſchung von Unmuth und Liebe, die ihn trieb. Viele Nächte brachte er ſchlaflos zu.

„Ich will mir ihre Liebe erringen. Mag die Schmähſucht darüber ihre bitterſten Gloſſen machen", ſo weit war er mit ſich im Reinen. „Bin ich nicht frei, das zu thun, was ich für recht halte? Ich habe mir eine große Aufgabe geſetzt und ich will ſie löſen. Das arme junge Geſchöpf verdient es. Das Glück ſoll ihm in der Geſtalt der Tugend erſcheinen. Ich ſehe eine Beſtimmung vor mir, mein Horizont erweitert ſich und wird heller."

Er war eben im Begriff, ſeinen Beſuch bei Madame Balmont abzuſtatten, als Gallini, der alte Haushofmeiſter des Generals ſich melden ließ und die Nachricht überbrachte, daß ſein Herr ſich erlauben würde, nach dem Diner mit den Damen zu erſcheinen, wenn es Herrn Möller möglich ſei, ihn zu empfangen. Schon längſt würden ſie dem Wunſche ihn in Quiſiſana zu ſehen und ſeiner dem Fräulein von Chamilly gemachten Einladung nachgekommen ſein, wenn nicht der Geſundheitszuſtand des Generals ſie daran verhindert hätte. Beide waren ſie dem hochverehrten Manne verpflichtet und konnten ſich daher nicht entſchließen, ihre ihm unausgeſetzt gewidmete Pflege auch nur auf einen halben Tag zu unterbrechen. Jetzt aber, da es wieder beſſer mit ihm gehe, war er kaum von ihrem Vorſatze unterrichtet, als er auch ſeinen Wunſch zu erkennen gab, ſie zu begleiten.

Paul äußerte ſeinen Dank in den herzlichſten Worten.

Als Gallini ihn verlaſſen hatte, zürnte er mit ſich. Sein freundlicher Nachbar war vielleicht ſeit Wochen ſchon leidend in das Zimmer gebannt und er blieb ſorglos dabei ihm nicht zu begegnen und zeigte ſo wenig Theilnahme, ſich nicht nach ihm zu erkundigen. Das aber war es nicht allein. Welche Gelegenheit war ihm dadurch entgangen, mit dem Fräulein näher bekannt zu werden und einen Blick in ihr Verhältniß zu dem General zu werfen, wodurch er vielleicht über das Geheimniß den genügendſten Aufſchluß erhalten hätte.

Die Vorwürfe, die er ſich machte, drückten ſich in ſeiner Miene aus; er fühlte ſich nicht in der rechten Stimmung, die angekündigten Gäſte zu empfangen und um jene Stimmung zu gewinnen, griff er ſofort nach einer anmuthigen Zerſtreuung, wie ſolche die Gelegenheit ihm darbot. Und kann es eine anmuthigere wohl geben, als Vorkehrungen zum Empfange eines ſeltenen Beſuches zu veranſtalten, der mit einem lang in uns herumgetragenen Project zuſammenfällt?

Dieſe Beſchäftigung ſtellte ſein inneres Gleichgewicht her. Der unſicher hin und her ſchwankende Kampf der Leidenſchaften hatte ſich für den Augenblick gelegt und der Geiſt ward auf etwas Gegebenes gerichtet, das eine blos rein menſchliche Thätigkeit in Anſpruch nahm.

Nachdem Alles angeordnet war: die Avenue mit den ſchönſten hoch aufſtrebenden Topfflanzen beſtellt; der Theetiſch von der geſchickten Hand der alten Haushälterin Frau Marianne mit altem chineſiſchen Porzellan und Vermeil belaſtet; die Kredenz mit ſüßem ſpaniſchen Wein und auserleſenen Früchten verherrlicht; da ſah er Alles an und rief:

„Noch mehr Blumen! noch mehr Blumen!“

Und in der Tiefe ſeines Herzens hallten des Dichters Worte etwas variirt nach:

„Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin trüben Unmuths!“

Dieſer Hoffnung galt die Huldigung die er der Schönheit brachte; dieſe Hoffnung ſtrahlte ihm wie ein glückverheißender Stern; ſie ließ vor ihm ihr leuchtendes Panier flattern, das ſeinen Blicken die Erfahrung, die Beobachtung und jede Berechnung entzog.

Die Stunde nahete; das Thor war weit geöffnet und erwartete die Ankunft des Wagens; einer der Hausleute ſtand in ehrerbietiger Entfernung um irgend eines Befehls zu harren; Paul ſelbſt hielt ſich vor ſeinem Hauſe, bereit die Ankommenden zu empfangen und ſie auf ſeinem Grund und Boden auf das herzlichſte zu begrüßen.

Die Gäſte erſchienen. Der General blieb ſtehen, nachdem die erſten Worte gewechſelt waren, und lenkte alsbald die Blicke der Damen auf das Reizende der Umgebung.

Er kannte Alles ſeit ſeiner Jugend als der Vater des Major Möller noch lebte, und er mit dieſem in einer engen jugendlichen Verbindung ſtand. Sie beſuchten ſich häufig. Möller holte Wildenſtein ab und ſie legten dann fröhlich den Weg nach dem alten Hauſe zurück, das jetzt von Paul dem Sohne des Majors den fremdartigen Namen Quiſiſana erhalten hatte, den es damals nicht führte. Als Paul nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Neapel, von ſeinem Vater nach Deutſchland geſandt wurde, hatte er es zum Andenken an das liebliche Luſtſchloß dort ſo umgetauft.

„Alles ſpricht mich hier recht freundlich aber auch zugleich, wehmüthig an“, ſagte der General. „Es iſt zwar Vieles verändert, und durch Neues erſetzt; aber das alte Haus mit dem holländiſchen Dach iſt dennoch geblieben. Dort die uralten Ulmen, durch deren grünes Gewölbe die Sonnenſtrahlen gleich Sternen erſcheinen; hier der rieſelnde Brunnen! Der Taubenſchlag! welch' ein beſcheidenes und doch ſo anſprechendes Enſemble; eine vollkommene und dennoch lebendige Abgeſchloſſenheit. Von dem Hügel dort hat man eine herrliche Ausſicht; ich erinnere mich noch wie oft ich mit ihrem Vater oben ſaß, und die Sonne untergehen ſah. Wir werden ſpäter die Damen hinaufführen; der Ausblick iſt grandios. Die See iſt weit genug entfernt und die niedre Hügelkette iſt ſo gefällig das Plätzchen auch beim heftigſten Sturmwind gehörig zu ſchützen. Man hört nur ſeine furchtbare Stimme durch die Wellen donnern. Doch meine Jugenderinnerung übermannt mich, ich könnte meine Worte ſparen, da wir ja hier ſind und Alles ſehen werden.“

Paul hatte mit ſtillem Entzücken dem General zugehört.

„Wie dankbar bin ich ihnen für dieſe Erinnerung an meinen geliebten Vater, den dieſes Haus, dieſe Gegend in ihnen hervorruft. Ich werde es ihm in meinem nächſten Briefe zu ſchildern verſuchen, und er wird es gewiß beklagen durch ſeine körperlichen Leiden an den Süden gebunden nicht in unſerer Mitte ſein zu können.“

Dann ſagte er zu den Damen:

„Wie dankbar bin ich ihnen für das Vergnügen und die Ehre die ſie mir erzeigen! Ich erfülle eine dringende Pflicht indem ich es ausſpreche“

Der General reichte ihm ſtillſchweigend die Hand.

„Da läßt ſich's denn doch erklären,“ ſagte er, „daß mein junger Freund ſich in dieſer zauberhaften Oede fortwährend gefällt und ganz geduldig ſich den Einſiedler von Quiſiſana ſchelten läßt! Indem er eine Parallele zog zwiſchen den unvorausſichtlichen Ereigniſſen des Lebens und der angeborenen Schwäche der menſchlichen Natur, gerieth er auf eine Schlußfolgerung die ihn dazu drängte dieſe Wahl zu treffen.“

„Ich fühle den feinen Spott wohl heraus, der in ihren Worten liegt,“ ſagte Paul, „allein es iſt mir nicht möglich dies Leben zu ändern. Sie haben meinen Vater gekannt und wiſſen daher, daß ich eigentlich keine Heimath habe. Ich ward nicht in dieſem Geburtslande meines Vaters geboren. Er ſandte mich her, um in Deutſchland erzogen zu werden, und er wird vielleicht fern von mir aus dem Leben ſcheiden. Meine Mutter verlor ich, während ſie mich gebar. Ich ſah nie die Kirche, in der ich getauft wurde. Meine Kindheit brachte ich mit meinem Vater auf Reiſen zu. Wo fänd' ich meine Spielgeſellen wieder? Leben ſie noch? Wer das nicht ſo wie ich empfindet, dem iſt der junge Einſiedler freilich unbegreiflich. Aber mein gütiger Vater, ihr Freund, hat für mich liebevoll geſorgt. Nicht nur für meine Ausbildung und meine reichſten Bedürfniſſe; er hat mir auch ſein altes Haus geſchenkt und mir dadurch das beſeeligende Gefühl einer Heimath zu einer Wahrheit werden laſſen. Nicht Glück und Ruhm, noch der Menſchenhilfe bedarf ich. Ich beſitze Alles in Allem; dies Haus das meine Väter gebaut haben; dieſe alten Bäume in deren Schatten mein Vater als Knabe geſpielt hat. Ich habe nichts auf der Welt als das. Wer kann von mir verlangen, daß ich es verlaſſe um aus einer mir bereits zu Theil gewordenen Stellung auf das ungewiſſe Haſchen nach einer zweifelhaften zu rechnen. Alle Thätigkeit entſpringt zunächſt aus der Sucht nach Ruhm oder nach Gewinn. Die Unthätigen draußen in der Welt ſind müſſige Zuſchauer; ich kann mich weder zu dem einen noch zu dem andern entſchließen. Hier, allein mit mir, umgiebt mich ein ſtummes Leben das meine Phantaſie beſchäftigt, deren Wirkungen ich emſig ſtudire. Das Gebiet der kalten Vernunft liegt mir fern; ein unerſehntes Land, in welchem ich meine beglückenden Illuſionen gewiß alle verlöre."

„Sie nennen ihr Glück illuſoriſch", ſprach der General, „und ſie täuſchen ſich darüber nicht. Sie ſind wirklich ein leidenſchaftloſes Weſen, ein Stoiker, ein junger Diogenes, der mir bewundernswerth erſcheint."

Die kleine Geſellſchaft hatte ihre Plätze am Theetiſch eingenommen. Der General ſuchte das Geſpräch fortzuſetzen.

„Das Leben bedarf der Jugend wie die Jugend des Lebens", ſprach er. „Mögen wir bei dem Eintritt in daſſelbe auch noch ſo ſehr von Ungunſt und Mißgeſchick begleitet ſein; getrennt von den Angehörigen, ohne Freunde, ohne Glücksgüter jeder Art, ſo beſitzen wir doch ſtets ein ziemliches Kapital an Zuverſicht, das die Koſten der Lebensbahn die ſich vor uns aufthut, zu beſtreiten verſpricht. Daraus entſpringt die Kraft, die uns über die wirklichen Uebel erhebt, unter denen wir, älter geworden, unterliegen müßten. Daher ſollen wir jung in unſer Geſchick eingreifen Im Herbſte des Lebens gebräche es der Seele an dem erforderlichen Muth, ihre Würde zu behaupten; die lang mit unſerm beſten Herzblut genährte Unthätigkeit artete in eine die Menſchheit entehrende Apathie aus oder unſere alten Tage würden ſich noch unnützer verzehren, indem wir fruchtlos die ungenoſſen dahingeſchwundenen Lebensfreuden beklagten.“

Die Worte des Generals hatten Paul berührt; er erwiderte darauf nur kurz:

„Das was wir in der Jugend erſehnen flieht vor uns. Wir können es niemals erreichen. Was böte uns dafür Erſatz, wenn nicht die Hoffnung und die beſeeligende Göttin Phantaſie, die feſten Stützen des menſchlichen Geiſtes?“

Madame Valmont warf lächelnd die Bemerkung hin, daß es ihr und dem Fräulein von Chamilly an Geiſt und Erfahrung fehle, an einer ſo ernſten Discuſſion ſich zu betheiligen; ſie leſe jedoch in den Augen ihrer jungen Freundin, daß ſie Herrn Möller nicht ganz unrecht gebe, wenn er dieſen Aufenthalt jedem andern vorziehe, und ſie ſelbſt ſtimme ihr darin vollkommen bei.

„Nur einen Blick durch dieſe geöffnete Thür, durch dieſe weiten Fenſterbogen, ich bitte!“ ſprach ſie, indem ſie aufſtand und den General bei der Hand hinführte. „Sehen ſie einmal dort das ſchöne Gehölz; die Laubmaſſen in herrlichſter Beleuchtung; man ſollte meinen ein Künſtler habe ſie ſo maleriſch geordnet. Hier der Bach, der aus dem Hügel hervorbricht und weiterhin in den Wieſen ſich verbreitet und grandios dem Meere zufließt. Nach kurzem Lauf ſchon einem Strome gleichend. Aber dies liebliche Bild iſt nicht Alles. Wenden wir den Blick. Ueberſchauen ſie dies Interieur! Dort die heilige Jungfrau von einem alten Meiſter. Erregt ſie nicht ihre Bewunderung? Welch ein himmliſch warmes Bild, das ſo ein Künſtler aus einem kalten Stück Holz zu ſchaffen verſteht! Zahlloſe Spalten durchrieſeln dieſen ſchönen Körper; aber es liegt darin eine ſo wahre Schönheit, eine ſo unvertilgbare Anmuth wie in Allem, was ächte Kunſt erſchafft.“

„O die ſchönen Hände, das engliſche Lächeln!“ rang ſich wie ein ſchüchterner Hauch aus Victoires Bruſt.

„Auch die gute Alte dort gefällt mir“, rief der General ſcherzend dazwiſchen. „In ihrem ſteifen weißen Kopftuch ſcheint es das Bild einer barmherzigen Schweſter zu ſein. Ihren Roſenkranz trägt ſie mit ſolchem Anſtand wie ein Offizier ſeinen Degen. Man ſieht es ihren Augen an, daß ſie viele trübe Tage geſehen in dem weiten Gebäude, das ſie ſich zur Wohnung erwählt hatte, weil es der leidenden Menſchheit geweiht war.“

Dieſe Ergüſſe eines natürlichen Gefühls thaten Paul ſehr wohl. Er hatte keine Kunſtkenner vor ſich, die ſich immer gleich nach dem Namen des Meiſters erkundigen. Es giebt ein Etwas, welches über jenen Werken der Jahrhunderte ſchwebt, das ohne alles Studium ihren Werth begreifen läßt, weil es die Seele der Menſchen erweitert und erhebt. Es iſt uns plötzlich als ſtünden wir unter dem Einfluß einer großen Leidenſchaft.

Der junge Einſiedler ließ kein Auge von der holden Geſtalt, die wie es ſchien ſich in ſtumme Bewunderung ſelbſtvergeſſen verloren hatte.

Madame Valmont war aber noch lange nicht zum Schluſſe ihrer Begeiſterung athmenden Bemerkungen gelangt.

„Der heutige Tag ſoll von mir mit einem weißen Steinchen bezeichnet werden“, fuhr ſie darin fort, „was mir nur ſelten geſchieht. Entweder iſt man dazu verurtheilt, mitten unter Neckereien und Widerwärtigkeiten zu leben, oder unſer Herz ſtrebt zu unerſättlich nach unerreichbaren Genüſſen und vernachläſſigt die, welche uns nahe liegen. Ohne die Anmaßung zu beſitzen, an einer ernſthaft gemeinten Discuſſion theilnehmen zu können, glaube ich dennoch auf die Löſung der Frage die ſtreitenden Herren hingeleitet zu haben. Ich faſſe es in einem Worte zuſammen: das Schöne iſt die wahre Herzſtärkung, deren der Menſch allein bedarf, um ſich vollkommen glücklich zu fühlen.“

„Es gehört nur eine beſonders dazu befähigte Organiſation des Herzens dazu, die ſehr ſelten zu finden iſt", ſagte der General.

„Sie bedingt bei dem, der ſie beſitzt", fiel Paul raſch und beſtimmt ein, „ſo viel Unabhängigkeit des Characters und ſo viel Sorgloſigkeit im Leben —"

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde", ergänzte der General, indem er dem jungen Menſchen auf die Schulter klopfte; „ich meine wie ſie, daß wenn dies auch noch nicht die ganze Weisheit iſt, es doch gewiß den erſten großen Schritt zu ihrem hehren Tempel bildet. Man fürchte nichts; wünſche nichts; darbe im ſtolzen Selbſtbewußtſein. Kommt der Frühling, verleiht der erſte Sonnenſtrahl der Wieſe ihren Raſen, den Bäumen ihre Blätter, ſo wandle man am Ufer eines Baches und ſuche nichts als Erfriſchung und Ruhe. Das Säuſeln der Wipfel, das Murmeln des Waſſers, der Flug der Wolken, die Ziege auf dem Hügel, das im Graſe hüpfende Lämmchen, die Kuh im Klee; dieſes Gemiſch von Frühling, Sonne, Luft, freier Natur führt eine beredte Sprache, die ein dafür organiſirtes Weſen berauſcht. Allein ich ſehe darin doch nur eine ſchimmernde Täuſchung, der man ſich mit Gewalt entziehen muß. Jugend und Leben, Kraft, Ruhm, Alles, was der Menſch Schätzenswerthes beſitzt oder anſtrebt, darf er nicht einer Laune zum Opfer bringen, die ſeinem Gemüthe als eine geheiligte Wahrheit ſich aufdrängen will.“

Der General blickte Paul bei dieſen Worten feſt in's Auge und ergriff ſeine Hand. Sein Ton ſteigerte ſich zu einer herzlichen Wärme.

„Glauben ſie mir junger Freund, ich unterfange mich nicht ihr Leben meiner Kritik zu unterwerfen. Mein Urtheil trifft vielmehr mich ſelbſt. Auch ich hatte den Kampf zu beſtehen, den das Wahre mit der Phantaſie in jeder jugendlichen Bruſt durchzukämpfen hat. Ich harrte vergebens einer gebietenden Entſcheidung, die mich erleuchten ſollte. Ich vermochte nicht aus der Region des Unergründlichen trotz meiner angeſtrengteſten Denkkraft zu gelangen. Darüber verſäumte ich es das wirkliche mich umgebende Leben, die Dinge wie ſie ſind, kennen zu lernen. Und welch' ein Stoff zum Studium bietet ſich hier dar! Wie weit — wie tief! Ich wähnte mich von einem unendlichen Gefühl durchdrungen und war wie ein lebloſer Stein, den der kalte Strahl des Mondes beſcheint. So war meine erſte Jugend. Dann ward ich in's Leben hinausgeſtoßen und erkannte die Wahrheit: der Menſch habe die Pflicht ſeine Exiſtenz durch Thaten zu beſtätigen. Er gehört nicht nur der Erde an, die er bewohnt; ſondern auch den Menſchen, die ſie mit ihm bewohnen. Vermag er auch ſelbſt nicht entfernt ſich einen Gedanken von ſeiner erhabenen überſinnlichen Beſtimmung zu bilden, ſo muß er doch von der Ueberzeugung ſeines irdiſchen Zieles erfüllt ſein, die ihm ſchon hier ſich leuchtend offenbart. Unerſchütterlich beruht ſie auf der ewigen Bewegung, die ſich um uns regt und an der wir Theil zu nehmen berufen ſind, um die in den Weſen ſchlummernden Keime zu wecken und als Leben zu geſtalten. Dazu iſt der Menſch geſchaffen, ſei er hoch oder niedrig geboren. Der Schweiß, der ihn bedeckt, das Blut, das er vergießt, iſt die Bedingung unter welcher er lebt. Ob er einſt in den Himmel kommt weiß er nicht; hier aber ſoll er ſäen, um dereinſt zu ernten. Schelten ſie mich immerhin proſaiſch, lieber Freund, aber dies iſt denn doch die einzige Wahrheit, die ſich mir auf einem langen Lebenswege als haltbar erwies."

Madame Valmont war aufgeſtanden und mahnte daran nach Hauſe zu fahren. Der Ton den die Unterhaltung genommen war nicht ihren Erwartungen entſprechend. Sie hatte ſich ein heiteres Geſpräch gedacht mit Muſik untermiſcht; einen Spaziergang in dem anmuthigen Garten. Victoire hatte ihr verſprochen, wann die Gelegenheit ſich böte, etwas von ihren Liedern hören zu laſſen, die ſie ſelbſt dichtete und componirte.

Nun war Victoire faſt unbeachtet geblieben.

Als Madame Valmont ſich erhob, war auch das Fräulein aufgeſtanden, und zu einer Seitenthür gegangen, die von ſchweren Vorhängen ſo umgeben war, daß ſie einen Blick in das anſtoßende Zimmer geſtattete.

Hohe Bücherſchränke füllten den Raum, die durch goldene Palmbäume von einander geſondert waren. Sie blieb betrachtend am Eingang ſtehen, als ob ſie ſich nicht erlaubte über die Schwelle zu treten.

Paul ergriff den Moment ſich ihr zu nähern, um endlich einige Worte an ſie richten zu können.

Auf ſeine Bitte folgte ſie ihm in das Zimmer mit Madame Valmont, während der General ſich ſtill entfernte, um das Anſpannen des Wagens zu befehlen.

An der den Schränken gegenüber liegenden freien Wand war eine Orgel in prächtigem Gehäuſe angebracht wie man ſie jetzt in den Salons der vornehmen Welt antrifft.

Paul ſetzte ſich davor und fragte Victoire ob ſie nicht etwas ſingen wolle, er würde ſie begleiten.

Das war ein recht liebliches lebendes Bild; werth von einem tüchtigen Maler beſſer wiedergegeben zu werden als es hier mit wenigen Worten geſchildert werden kann.

Victoire ſaß, auf ein Lied ſich beſinnend mit aufgeſtütztem Elbogen da, die Augen zu den Genien oben an der Orgel gekehrt, die ſie mit ſchweren goldenen Blumengewinden im ächten Renaiſſanceſtyl krönten; Paul bereits vor der Orgel mit ihr zugewandtem Kopf darauf wartend, daß ſie anfange.

Da ſchwang ſich leiſe etwas zitternd ein Ton aus ihr empor; Paul neigte ſich näher zu ihr hin um ihn zu erfaſſen; doch plötzlich ſchwoll er mächtig an, und der Accord der Orgel fiel ein, und ſchwamm dann ruhig fort den ſchwebenden Geſang dahin zu tragen.

Es war eines jener alten Hymnen an Maria, die während der Andacht im Mai in der Kirche des Hauſes du sacré coeur de Jésus geſungen werden. Victoire hatte dort die Soloſtrophen auszuführen. Man konnte es nicht blos Geſang nennen; es war Gebet zugleich.

Paul hatte, indem er es begleitete, das Bild der heiligen Jungfrau draußen in ſeinem Salon vor der Seele und es war ihm als ſäße es verkörpert vor ihm, wann er das Auge auf die Sängerin heftete. Aber die Worte des frommen Liedes an die béatissime Vierge berührten ihn nicht. Seine Verehrung galt nur der Schönheit. Ihm kamen dabei die Worte eines andern Liedes in den Sinn. Sie umſchwirrten ihn verlockend:

Ouvres- tu ta bouche,
Les cieux vont s'ouvrir,
Si ta main me touche,
Je me sens frémir — —

Es war das Lied das Jean-Jacques Rouſſeau dichtete und auf drei Noten ſetzte; welches ſeiner Einfachheit ungeachtet dennoch eine elegiſche Zärtlichkeit athmet.

Nachdem die letzten Töne der Hymne verhallt waren, und die Damen in Paul drangen ihnen zum Abſchied den Genuß ſeines ſchönen Talents zu gönnen, ſpielte er als Thema jene bekannte air à trois nôtes und verlor ſich dann in eine mächtige Fuge die ſeine ſtürmiſchen Gefühle ausdrückte, jedoch nur für ihn verſtändlich war, indeß ſie von den Zuhörerinnen als glänzende Virtuoſität bewundert wurde.

Der General ſtand ſchon lange hinter ſeinem Stuhl als Paul endlich die Schlußaccorde griff. Der Wagen hielt am untern Thor des Gartens und die Damen ſollten durch denſelben ſich zu ihm begeben. Der Mond war eben aufgegangen; ein wunderſchöner Abend. Der Beſitzer von Quiſiſana ſollte den Führer machen.

Von innigem Entzücken beſeelt ging er neben Victoire. Er leitete ſie durch die ſchönſten Blumenbeete.

Hier machte er ſie auf die Mimoſen aufmerkſam die mit dem Untergang der Sonne einſchlummernd ſich ſchließen; dort auf andere ſeltſame Pflanzen die ihre Kelche öffnen, wann der Mondſtrahl ſie erweckt.

Er ſchilderte ihr begeiſtert das Leben eines Menſchen, der ſich der Natur überläßt um an ihrer Hand zur Kunſt zu gelangen. Er begriff es nicht wie Menſchen in der ihnen vom Schickſal verliehenen Freiheit nicht in dieſem

Sinne ihr Daſein verſtehen. Es freuete ihn offenbar damit die Anſicht des Generals zu widerlegen.

„Was man iſt muß man ganz ſein,“ ſagte er und ſetzte dann mit einem merklich zurückgehaltenen Seufzer hinzu, „ſelbſt auf die Gefahr hin nicht allen edeln und guten Menſchen zu gefallen.“

„Ich ſehe wohl ein, daß ihre Welt nicht eine ſo phantaſtiſche iſt wie Herr von Wildenſtein ſie ſich vorſtellt,“ antwortete ihm Victoire als er ſie bei den letzten Worten die er geſprochen wie fragend angeblickt. „Ihr Quiſiſana iſt ein feſtes Haus und kein Feenpalaſt wie ſie in den Märchen vorkommen. Ihre Aeußerungen, die ſich auf Grundſätze zurückführen laſſen ſind keine Illuſionen. Ich geſtehe ihnen gern, wenn ihnen die Meinung eines unerfahrenen Mädchens nicht zu geringfügig iſt, daß alles was ich heute geſehen und erfahren habe mich recht gefreut hat.“

Paul mußte verſchweigen was er ſo gern darauf erwidert hätte. Es war nur noch Zeit ſie auf ehrerbietige Weiſe zu bitten, ihm durch einen bald wiederholten Beſuch den Beweis dieſer liebenswürdigen Geſinnung zu gewähren.

Sie hatten den Wagen erreicht und die üblichen Höflichkeiten wurden bei'm Abſchied ausgetauſcht.

Paul ſtrich gedankenvoll durch den Garten. Als er an den Mimoſen vorüber ging blieb er ſinnend ſtehen.

Die Worte des Liedes fielen ihm ein; jetzt ſang er ſie in der ſchwermüthigen Weiſe:

Le plus vert bocage,
Si tu n'y viens pas;
N'est qu'un lieu sauvage
Pour moi sans appas!

„Dieſe Welt iſt zu ſchön!“ rief er plötzlich laut um ſich gewaltſam aus der Schwärmerei zu reißen, die das franzöſiſche Gewimmer in ihm nährte. „Es ruht eine reiche Magie in der uns umgebenden Natur. Das Schöne iſt Wahrheit. Nur in ihr blüht die Luſt am Leben. Ich ſperre mich nicht in jenen koloſſalen Kerker, der noch ſo prachtvoll mit Schätzen gefüllt, dennoch ſtets ein elendes Gehäuſe unſeres beſſern Selbſt iſt. Ich würde darum nicht dieſen Abend, nicht den kühlen Morgenhauch beim Erwachen, nicht das Zirpen der Heuſchrecke geben, die wie ich ihrer Freiheit ſich freut.“ —

Nach dieſem Abend ſahen ſie ſich öfter. Des Generals Geſundheit war wieder erſtarkt und Paul hatte Veranlaſſung ihn auf ſeinen Partien zu begleiten. Er fand ſtets Victoire bei ihrem Wohlthäter, wie ſie ſelbſt den General nannte. Sie leiſtete ihm Geſellſchaft, da Madame Valmont in ihrem Hausweſen viel beſchäftigt war und nicht immer abkommen konnte.

Bei jedem Beſuche, den Paul in Markeim abſtattete, ward es ihm klarer, daß Victoire keine Ahnung davon hatte, in welchem Lichte ihr Verhältniß vor der Welt erſchien. Er mußte ſich ſagen: entweder iſt dieſes Mädchen die Keuſchheit ſelbſt oder ſie iſt ein Ungeheuer, das die unverſchämteſte Heuchelei in ſich birgt.

Für das erſtere erhob ſich eine Stimme in ſeinem Herzen, die alles Bedenkliche übertönte. Gegen das Letztere ſprach der Character des Mannes, der ſie beſchützte.

X.

Auf dem Wege nach Markeim lag eine armſeelige Hütte hart an der letzten Paliſſade, die den Park einſchloß. Es war noch früh am Tage, als Paul daran vorüberritt. Ein Blick durch das offene Fenſter zeigt ihm Victoire, die mit jemand in der Stube ſpricht. Er ſteigt ab, bindet das Pferd an den niedern Lattenzaun, der die paar Krautbeete vor der Thür umgiebt und iſt im Begriff hineinzugehen, als ihm plötzlich das Ungebührliche ſeines Benehmens einfällt. Was konnte er ſagen, um es zu entſchuldigen? Unentſchloſſen machte er einige Schritte nach ſeinem Pferd hin, vielleicht um davonzureiten, als ein Burſche mit einem Korbe am Arm herauskam. Er hatte die Thür ſehr leis geöffnet und fragte ebenſo leis was der Herr begehre.

Der aber mußte ſich ſelber erſt fragen, was er antworten ſolle.

Der Burſche hatte ſich ſchneller beſonnen.

„Aha, ich weiß ſchon!“ ſagte er.

Darauf öffnete er die Thür und ließ Paul eintreten; dann zog er ſeine ſchweren klappernden Schuhe aus und folgte ihm baarfuß auf den Zehen.

Eine ſchon bejahrte Frau mit ehrbarem Geſicht kam dem Eintretenden mit einem höflichen Gruße entgegen.

Victoire ſaß am Lager einer andern Frau, der ſie eben einen Löffel Medizin gereicht hatte. Neben ihr ſtand ein Mädchen, dem ſie die Flaſche zu halten gab; der Burſche war alsbald zu ihr hingeſprungen und hatte ihr den Beſuch gemeldet.

Als ſie da nach Paul blickte, ward ſie über und über roth.

„Sie, Herr Möller?“ rief ſie., „Was führt ſie her? Der Junge ſagte mir, daß es der Doctor ſei —“

„Wenn auch nicht der Doctor“, ſprach die Kranke, „ſo bringen ſie mir dennoch ein beruhigendes Labſal. Es erleichtert mir das Herz einem Menſchen außer dieſer

Hütte ſagen zu können, was ich dieſem mir von Gott geſendeten Engel verdanke. Seien ſie Zeuge meiner Dankgebete, die ich zum Himmel emporſende, damit ein ſolches Beiſpiel der Barmherzigkeit, wie ſie das holdſelige Fräulein an mir übt, der Welt nicht verloren gehe. Sie erfüllt das Herz einer armen Wittwe mitten unter Drangſalen mit unſäglichen Wonnen. Sie ſpendet mir das übervolle Maaß ihrer Liebe, indem ſie mir verſpricht nach meinem Hingang für meine Waiſen als Mutter zu ſorgen. Möge der Allbarmherzige ſie dafür reichlich belohnen!“

Paul war an dieſem Orte auf eine ſo erhabene Scene nicht gefaßt. Er ſchaute auf den Engel, der ohne die herkömmlichen beſcheidenen Einwendungen ruhig daſtand und zuhörte, was die Kranke ſagte. Victoire kam ihm ſo überirdiſch vor, daß er ihr zu Füßen geſtürzt wäre, wenn nicht in dem Augenblick der Arzt, für den der Sohn der Frau ihn gehalten, nun wirklich hereingetreten wäre.

Victoire führte ihn ſogleich bei Seite und ſprach einige leiſe Worte mit ihm; dann ging der Doctor zum Bette der Frau und Victoire reichte nun erſt Paul wie zum Willkomm die Hand.

„Hier finden ſie nicht ihre Genien, die ſie in Quiſiſana beſtändig begleiten,“ ſprach ſie. „Glück, Frieden, Zufriedenheit ſind wohl ſchon ſeit lange nicht mehr unter dieſem Dache eingekehrt —“

„Und finde ich ſie nicht hier? Hörte ich nicht ſo eben die Worte der Kranken —"

„Ach, ſie iſt unverſchuldet in große Armuth gerathen, aus welcher ſie ſich nicht mehr befreien konnte, als ihr Mann ſtarb und die beiden unmündigen Kinder ihr hinterließ. Sie hatte ſonſt nichts auf der Welt. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend arbeitete ſie auf dem Felde für Andere. Dieſe Anſtrengung und die ewigen Sorgen rieben ſie vor der Zeit auf. Erſt als ſie zum Tod erkrankt war wandte ſie ſich an Herrn von Wildenſtein, der ihr früher gern geholfen hätte, wäre er von ihrer Lage unterrichtet geweſen. Nun liegt ſie ohne Hoffnung darnieder und iſt glücklich, daß ihre Kinder nicht verhungern dürfen. Ich habe kein Verdienſt dabei, denn ich bin nur die Vermittlerin, welche die Abſichten des Herrn von Wildenſtein hier zu vollziehen hat. Aber ſie darf ich nun nicht mehr fragen, was ſie hieher führt, wie ich es bei der erſten Ueberraſchung thun wollte. Die Menſchenliebe des Eremiten von Quiſiſana iſt in der ganzen Gegend bekannter als ſeine Perſon."

Die Vorausſetzung verſetzte Paul in neue Befangenheit. Er fühlte, daß es Feigheit ſei das unverdiente Lob nicht ſogleich abzulehnen. Er durfte nicht ſo falſch ſein ſie in ſolchem Irrthum zu laſſen. Allein wäre ſein Leben auf dem Spiele geſtanden, ſo hätte er es nicht vermocht ihr offen zu ſagen, weßhalb er in die Hütte getreten war. Er hoffte dies ſpäter zu können.

Nachdem ſie die Anordnungen des Doctors der Wärterin und den Kindern der Kranken wohl eingeſchärft und bald wieder zu kommen verſprochen hatte, verließ das Fräulein die Hütte. Paul durfte ſie begleiten.

Unterwegs wich ſeine Befangenheit vor ihrem liebenswürdigen Plaudern. Es wurde an ihrem ganzen Weſen bemerkbar, daß das eben vollführte gute Werk ſie in heitere Stimmung verſetzte.

Sie hatten Markeim noch nicht erreicht, als Paul ſeine unverzeihliche Unentſchloſſenheit ſchon vollſtändig überwunden fühlte. Sein Bekenntniß brachte eine günſtige Wirkung hervor. Ihre Augen ſchienen von ſtillinniger Freude beſeelt. Sie ſagte ihm, daß ſie ihn werthſchätze und daß ihre Neigungen und Empfindungen ſich nicht ſelten begegnen.

„Wir wollen Freunde ſein!“ ſprach ſie dann lächelnd. „Es kommt ihnen doch nicht ſonderbar vor, daß ihnen von einem Mädchen ſolch ein Antrag gemacht wird?“

Dieſe Worte wurden mit einer unbeſchreiblichen Anmuth vorgebracht.

„Für's Leben!“ rief er begeiſtert, indem er ihr die Hand reichte.

Als ſie in das Haus traten kam ihnen der General entgegen; Victoire bot ihm den Arm und führte ihn zu ſeinem Fauteuil. Alle drei ſetzten ſich und ſie erzählte mit aller Umſtändlichkeit von dem Befinden der Kranken und wie ſie von Paul zufällig dort angetroffen wurde.

Wildenſtein fragte ihn ob er etwa ſeiner Geſundheit wegen ſo weite Morgenſpaziergänge zu Fuß unternehme.

Da fiel es erſt Paul ein, daß er ſein Pferd vergeſſen hatte. Er geſtand, daß er über die intereſſante Unterhaltung mit Mademoiſelle de Chamilly an nichts Anderes denken konnte.

Es wurde ſogleich Befehl gegeben das Pferd zu holen.

Das hatte aber Langeweile empfunden, ſich losgeriſſen und war ganz friedlich und ruhig nach ſeinem Stalle heimgekehrt.

Die gute Frau Marianne, die Haushälterin, gerieth alsbald in große Sorgen darüber, daß dem Herrn Möller etwas zugeſtoßen ſein könnte. Es entſtand in Quiſiſana großer Lärm und nicht nur die ſämmtliche Dienerſchaft, ſondern auch die Bauern aus dem kleinen Dörfchen liefen nach verſchiedenen Richtungen aus, und fragten jeden dem ſie begegneten ob er nicht einen vom Pferd geſtürzten jungen Herrn verſtümmelt und zerbrochen irgendwo auf dem Wege liegen ſah. Ein Zuſammentreffen von Ausſagen die ſie geſammelt hatten, leitete ihren Zug nach Markeim, wo die Herrſchaft gerade beim Eſſen war.

„Mein Gott!“ rief plötzlich Madame Valmont, die dem Fenſter gegenüberſaß, das nach der Straße ſah: „wohin laufen denn die Leute? Brennt's vielleicht?“

„Was iſt geſchehen?“ fragte der General Gallini der eben eintrat.

Lachend meldete dieſer:

„Sie ſuchen Herrn Möller, deſſen Pferd allein nach Haus kam und glauben ſteif und feſt, daß der gute gnädige Herr ſich zum mindeſten den Hals gebrochen hat“ —

Dieſe Scene hatte neben ihrer komiſchen doch auch eine recht ernſte Seite. Der General war erfreut ſolche Theilnahme bei den Leuten für Paul zu finden, den ſie nur den guten jungen Herrn nannten. Victoire ſchien gleichfalls davon gerührt.

Alle wurden bewirthet und Paul, der mitten unter ihnen war, theilte ihre Freude. Erſt ſpät am Abend ritt er nach Quiſiſana von einer noch immer recht ſtattlichen Escorte von jungen Bauern begleitet, denen die früher Heimgekehrten Pferde geſandt hatten. —

* * *

In Markeim wurde es jetzt lebendiger. Schon am andern Tage gab es wieder einen neuen Rumor der die eintönige Haltung im Hauſe ſtörte.

Der alte graubärtige engliſche Schiffskapitän Melroſe, mit dem der General ſchon mehrmals Wind und Wetter beſtanden hatte und der ihn mit ſeinem guten Schiffe in die Heimath zurückgebracht, lag jetzt wieder einmal vor dem Hafen und wollte, ehe er unter Segel ging, ſeinen alten Freund und ehemaligen Paſſagier am feſten Lande noch beſuchen.

Trotz ſeiner ſiebzig Jahre war er friſch und grün. Er hatte mehrmals die Erde umſchifft und war hingekommen, wie er ſelbſt im Scherze ſagte, wo Niemand vor ihm hingerathen war, und Niemand hingerathen wird.

Er hatte von den Leuten, mit denen er verkehrte, über das eheliche Zerwürfniß Wildenſteins nur wenig gehört und es machte keinen rechten Eindruck auf ihn. Es lege ihm blos die Pflicht auf, wie er meinte, nicht nach dem Befinden der Lady zu fragen oder über ihre Abweſenheit etwa Verwunderung zu äußern, daſſelbe zu beobachten ſchärfte er auch ſeinen zwei Begleitern ein; nämlich ſeinem Sohn, ein junger Burſche der zum erſtenmal zur See gegangen und ſeinem Steuermann der dem General ſchon bekannt war.

„Was da!“ bemerkte der Kapitän den Beiden. „Wer hätte ſich nicht ſchon mit ſeinem Weib gezankt? Dem General hat auch der Sturm wohl oft in’s Geſicht geblaſen Ein geſchickter Steuermann bringt’s ſchon durch! das iſt mein Sprichwort.“

Es war ein recht herzliches Wiederſehen, und die Gäſte mußten ohne Umſtände zum Eſſen dableiben. Der Keller ſpendete reichlich von ſeinen Schätzen und das Mahl verſprach heiter zu werden. Auch Madame Valmont, Victoire und Paul, der jetzt faſt jeden Tag nach Markeim herüberkam, waren dabei.

Als der Nachtiſch abgehoben und das Tiſchtuch weggenommen war, ſtanden die Damen auf und verließen den Saal. Paul wäre ihnen ſo gern gefolgt, aber das tyranniſche Gebot der Schicklichkeit verbot es ihm.

Die Luſt der wackern Seeleute ſchallte nun lauter. Die Toaſte kamen an die Reihe. Unzählige Gläſer mit Port und Sherry wurden hinabgeſtürzt und Lieder wie

A very well song
A very good song
Is a finest compain
For every one!

ſtimmte die rauhe Kehle des Steuermanns an, der ſich ſelbſt beim Trunk einen alten Seehund nannte.

Unter all dieſem Jauchzen ſaß Paul ohne Empfindung, ohne Lebenszeichen da. Es wurde von den Andern bemerkt und man zwang ihn auf die Geſundheit der Damen zu trinken. Der Wein belebte ihn zwar, doch ward er nicht froher dadurch. Eine tiefe Traurigkeit befiel ihn.

Die Meldung, daß die Herren von den Damen zum

Thee erwartet wurden, erſchien ihm daher wie eine Erlöſung.

Aber auch hier trat bald eine häßliche Störung ein.

In der Mitte des Zimmers ſtand ein geöffneter Flügel. Der Kapitän war ein ausgeſprochener Freund der Muſik. Er bedauerte, nicht ſelbſt Klavier zu ſpielen, aber er bat, daß jemand in der Geſellſchaft ihm das Vergnügen gewähre.

Paul blieb unbeweglich ſitzen und der General, welcher fürchten mochte, daß die Luſt nach Muſik ſich wiederholt durch Singen Befriedigung verſchaffe, führte Victoire zum Inſtrumente.

Sie ſträubte ſich anfänglich; allein der bittende Blick des Generals und die Galanterie des Kapitäns, der ſich ſchwerfällig erhob, um ihr mit ceremoniöſem Anſtande die Hand zu küſſen, brachen ihren ohnehin nur loſen Widerſtand.

Aber was ſollte ſie ſingen? In jenem Haus der Damen du Sacré coeur, wo ſie erzogen wurde, lernte man nicht ſolche Lieder, die muthigen Schiffern gefallen können, welche eben einen hitzigen Sturm an der Tafel ausgehalten haben und mit Unruhe darauf warten, etwas recht Schönes zu hören zu bekommen.

Da fiel es wie ein Lichtſtrahl in ihre beklommene Bruſt. Sie erinnerte ſich eines Ex voto in der Kirche

Notre-Dame du bon Secours, die beſonders von den Schiffern tief innig verehrt wird. Eine Familie hatte es für die Errettung eines der ihrigen aus Sturmesnöthen der heiligen Gottesmutter geweiht. Es waren ſehr einfache rührende Worte, die Victoire ebenſo in Melodie gebracht hatte.

Dies ſang ſie nun ihren Leuten vor.

Hätten die Gäſte in dem gewöhnlichen Zuſtand es angehört, ſo würden ſie dadurch keineswegs aus dem Gleichgewicht gerathen ſein. Sie hätten, angeregt durch die fromme Melodie, vielleicht die Hände gefaltet und dabei zur Zimmerdecke hinangeblickt, wie es die banale Andacht mit ſich bringt. Von der ruhig ergebenen Haltung, von dem Einklang der Worte und der Kompoſition, von dem innig zarten Vortrag wurden ſie aber jetzt ſo übermäßig aufgereizt, daß ſie die Sängerin mit ihrem wilden Bravo, das ſie mit Stampfen begleiteten, unterbrachen und ihr das Weiterſingen unmöglich machten.

Paul konnte es nicht aushalten. Er entfernte ſich als man abermals in den Salon ging, um an reichbeſetzter Tafel das Souper einzunehmen, das bis zum Morgen dauerte, wie es bei ſolchen Gelegenheiten üblich iſt.

Er trat hinaus auf die Terraſſe, um in friſcher Luft ſein heftiges Kopfweh loszuwerden. Hier traf er Victoire, die ein gleiches Leid und eine gleiche Sehnſucht hingeführt hatte.

Die Zeit verging Beiden ſchnell. Ihr Kopfweh hatte der friſche Wind, der vom Meer herüberſtrich, bald weggeweht.

Sie fühlten ſich von einer zärtlichen Freundſchaft durchdrungen. Der Sinnenmenſch empfindet das nie; er kennt die Empfindſamkeit nicht. Selbſt wenn er ſeine Luſt befriedigt fühlt, wird er ſich keines ächten Glücks bewußt, weil die Sorge es ihm ſtört. Eine wahrhaft reine Zuneigung, wie ſie Paul und Victoire empfanden, beſteht allein dauernd im Glücke.

In ihrem Umgange lag für beide keine Gefahr. Sie durften ſich Alles mittheilen, was ihre Herzen erfüllte.

Paul war bezaubert von ihrer Herzensgüte, von ihrer Nächſtenliebe, von ihrer Sanftmuth, von allen Vollkommenheiten, die ſie ſchmückten. Und fiel dann wieder als trüber Schatten ihre Stellung zu dem General auf das lichte Bild, ſo mußte er ſich ſagen: ihr ſchönes Herz konnte nie von der Bahn der Tugend weichen. Die Zeit wird es aufklären.

Die wilden Kumpane waren aufgebrochen; Madame Valmont ſuchte Victoire. Der General hatte ſie gebeten in Markeim bis andern Tages zu bleiben und ſtellte dasſelbe Anſinnen Paul zur Ueberlegung.

„Morgen früh muß ich in die Stadt“, ſagte er, „der Kapitän beſtürmte mich, daß ich bei ihm am Bord, eh’ er in See ſticht, ein Dejeuner einnehme. Ich konnte nicht loskommen. Sie, lieber Möller, mögen indeß die Damen hier bis zu meiner Rückkunſt unterhalten, die erſt gegen Abend erfolgen wird. Dann bringen wir noch ein Stündchen in traulichem Geſpräch zu; denn ich bedarf eines ſolchen nach dem Kampf mit dieſen brauſenden Elementen.“

Hierauf trennte man ſich und jeder — der freundliche Wirth und ſeine Gäſte — verfügte ſich in die Schlafzimmer.

Nachdem am andern Morgen der Thee genommen war, machte ſich Wildenſtein auf den Weg. Die Segelbarke war beflaggt und vier ſchmucke Schiffer ſtunden bereit; er wählte aber den Weg zu Lande. Der Morgenwind blies zu ſcharf und er fürchtete, daß ſeine Schmerzen, die in letzter Zeit ihn vollſtändig in Ruh gelaſſen, davon erweckt werden könnten.

Die Zurückbleibenden blickten ihm lange nach, wie der Wagen ſo am Strande auf den glatten Kieſeln dahinrollte; manchmal durch’s anſpülende Waſſer fuhr, daß der Giſcht um die Achſen ſprützte, wie es ſo an den flachen Ufern des Meeres zu gehen pflegt. An der Barke zogen die Schiffer die Segel ein, aber die Wimpel und die Flagge flatterten gar feſtlich im Winde, als ſollten ſie heute noch vom Ufer ſtoßen. —

Der halbe Tag war in der angenehmſten Unterhaltung verſtrichen.

„Es iſt herrliches Wetter“, ſagte Paul zu den Damen, „und eine Abendfahrt zur See wäre ein köſtliches Vergnügen. Sollten wir nicht Herrn von Wildenſtein bis Sandkrug entgegenfahren und ihn dort erwarten? Kapitän Melroſe liegt bereits außerhalb des Hafens mit ſeinem Dampfer. Wie er ſagte im Angeſicht vom Sandkrug. Dort wird der Wagen halten und dahin läßt der Kapitän ſeinen hochwerthen Gaſt überſchiffen. Trotz meiner Zerſtreutheit am geſtrigen Abend habe ich dies Alles dennoch wohl behalten. Ich ſchmeichle mir, daß ſie meinen Vorſchlag gnädigſt acceptiren werden.“

Victoire war ſogleich damit einverſtanden; Madame Valmont ſtand auf und lugte nach Wind und Wetter. Die dunkeln Wolken in Weſten gefielen ihr nicht wie ſie ſagte.

„Bah, das ſind die Schlafpolſter der Sonne“, rief Paul heiter, „die nimmt ſie alle mit zur Ruh! Das Meer liegt ja wie ein Spiegel vor uns. An der ganzen Küſtenſtrecke weder Klippen noch Brandung. Und die Seekrankheit haben wir auch nicht zu fürchten. Bis Sandkrug ſegeln wir bei dieſem guten Winde in einer halben Stunde.“

Madame Valmont zögerte noch immer; die ſchwarzen Wolken — ſie ſagte ſie verſtehe ſich darauf.

„Aber denken ſie nur wie freudig es Herrn von Wildenſtein überraſchen wird", rief Victoire. „Wir können ja auch vorher die Schiffer um Rath fragen, was ſie vom Wetter halten."

„Oh auf die rechne ich nicht", entgegnete Madame Valmont. „Die kenn' ich, das ſind verwegene Leute. Denen iſt ein Sturm nichts. Sie lachen und pfeifen, während uns das Blut im Herzen ſtockt."

„Ich nehme Alles auf mich!" rief Paul ſeinen ſcherzhaften Ton behaltend. „Im eigentlichen Sinne des Worts. Ich bin ein ſo trefflicher Schwimmer wie Lord Byron und rette ſie Beide, wenn was paſſiren ſollte. Darauf mein Wort. Nun meine Damen, rüſten ſie ſich zur Reiſe um die Welt."

Dabei hatte er Hüte und Tücher ergriffen, die er ihnen zierlich präſentirte.

Victoire war bald fertig und entſchloſſen; Madame Valmont jedoch hatte noch gar andere Ausreden. Die Gefahr wollte ſie allenfalls theilen, da Paul ihr Muth gemacht habe; allein ſie wußte nicht wie Herr von Wildenſtein die Ueberraſchung aufnehmen werde.

Sie glaube das Fräulein von Chamilly darauf aufmerkſam machen zu müſſen. Victoire aber ſagte wie Paul: das nehme ſie auf ſich. Und da Madame Valmont weder die Macht dazu hatte, noch ein Recht beanſpruchen konnte dem Fräulein es zu unterſagen, ſo blieb ihr nichts übrig als den jungen Leuten glückliche Fahrt zu wünſchen und zu erklären, daß ſie zu ihrem Empfang Alles in Bereitſchaft halten werde.

Die Schiffer wurden alsbald herbeigerufen. Sie legten die weichen Polſter auf die Sitze aus Eiſendraht; ſchafften noch einige Steine als nothwendigen Ballaſt in die Barke und lösten das Tau vom Segel. Auf die Frage was ſie von den ſchwarzen Wolken im Weſten hielten erwiderten ſie lachend:

„Die thun uns nichts. Der Wind iſt gut und wir ſind bald dort. Auf der Heimkehr, wenn er bis dahin nicht umſpringt, werden wir vielleicht ein Bischen laviren müſſen und kommen dabei wohl in die See hinaus. Allein da können ja die jungen Herrſchaften zu dem Herrn General in den Wagen ſitzen. Steigen ſie man getroſt ein!“

Damit ſtießen ſie ab. Das Schifflein trieb ohne Schaukeln vorwärts. Als es in gehöriger Entfernung vom Strande war zogen die Schiffer das Segel auf, das im Anfang ſtark hin und her flatterte und das Fahrzeug aus der ruhigen Haltung riß. Dann aber blähete es ſich mächtig auf und empfing den vollen Anprall des Weſtwindes, ſo daß es ſich zur Waſſerfläche herunter bog und dieſe faſt beſtrich. Das linke Bord ſenkte ſich tief und die Wellen ſpritzten drüber hin. Paul bat Victoire ſich zu ihm zu ſetzen, damit das Gleichgewicht der Barke dadurch hergeſtellt werde. Ihre leichte Geſtalt vermochte das aber nicht.

Der eine Schiffer hatte mit geübter Hand das Steuer ergriffen und ſo ſchoſſen ſie durch die rauſchenden Wellen.

„Nicht wahr? das geht luſtig!" rief er ermuthigend dem Fräulein zu, das Pauls Hand etwas konvulſiviſch erfaßt hatte.

„Sieht das nicht wie ein Vorgebirge aus?" ſagte er zu ihr. „Und welche herrliche Beleuchtung! Unten am Strande Alles ſonnenklar und oben an der Spitze ſo dunkel, wie dräuend —"

Es war die Düne wo der Sand zu einem mächtigen Hügel zuſammengeweht, hier dem Meer zunächſt faſt wie ein Gebirge ſich ausnahm, obgleich er im Hochlande nicht bemerkt worden wäre.

„Das iſt ſchneller da als wir dachten," ſagte jetzt einer von den Schiffern.

„Der Wind iſt umgeſprungen," ſprach ein anderer etwas bedenklich.

Sie zogen mit großer Mühe das Segel ein und griffen nach den Rudern. Die See ging höher, die Wellen ſchnellten die Barke hinauf und wühlten vor ihr den unabſehbaren Abgrund in den ſie die nächſte Minute ſtürzte, um ſogleich wieder daraus mit übermächtigem Schwunge geriſſen zu werden.

„Wenn wir nur nicht ſcheitern!“ ſagte Victoire.

„Verlaſſen ſie ſich getroſt auf mich,“ erwiderte Paul ſchnell. „Gilt es ein theueres Leben zu retten, ſo zweifle ich nicht, daß ſich meine Kräfte verdoppeln.“

Obgleich er ſelbſt bleich geworden war indem er ſo ſprach, ſah er ſie doch dabei lächelnd an.

Durch die Riſſe der jagenden Wolken drang jetzt keine Spur mehr von Licht.

„Um Gotteswillen! wo ſind wir denn eigentlich? Iſt das dort der Sandkrug?“ fragte das Fräulein.

„Ja, aber wir können nicht hin,“ antwortete Paul. „Die Schiffer müſſen weiter in die See hinaus —“

Da krachte etwas ganz entſetzlich; die Barke trieb mit Blitzesſchnelle zur Düne und ſchlug unweit vom Strande um. Ein allgemeiner Schrei, dann alles ſtumm. Eine Todtenſtille umgab die Verunglückten. Paul hatte Victoire im Arm und langte rüſtig aus um durch das Gebrauſe ſchnell vorwärts zu dringen. Sie ſchien entſeelt. Er drückte ihren bewegungsloſen Körper feſt an ſeine Bruſt und raffte mit der größten Anſtrengung ſeine letzten Kräfte zuſammen um mit den Füßen und dem einen Arm ſchwimmend das Land zu erreichen.

XI.

Das Wort Convenance, das in dem Munde einer Dame wie Frau von Mayer die ſehr abgeſchwächte Bedeutung eines Gemeinplatzes hat, erhält einen tieferen Sinn, wenn wir es uns verdeutſchen. Es iſt die Wohlanſtändigkeit, durch welche allein den Frauen die Herrſchaft verliehen und geſichert wird. Die keuſche Wohlanſtändigkeit übt eine ſanfte Herrſchaft aus; feſſelt ohne Zwang; bezaubert ohne Abſicht.

Wo eine ſolche Convenance verletzt wurde, muß jedes ſittliche Band zerreiſſen; die wahrhaftigſten Verſprechungen werden entweiht; die heiligſten Eide gebrochen; anfängliche Gleichgiltigkeit ſchwillt zur Verachtung an und man ſchätzt ſich glücklich den Gegenſtand vergeſſen zu können, an den man ſonſt mit einer faſt überſinnlichen Weihe zu denken gewohnt war.

Erneſtine hatte dieſe Gränze überſchritten, indem ſie den Namen ihres Gatten in die Liſten der Chronik des Skandals mit eigenen Händen eintrug. Sie dachte nicht daran, daß ſie damit den ihrigen gleichfalls preisgab; daß ſie nicht ſowohl bedauert als geſchmäht werden würde. Der General intereſſirte die Leute mehr als die unbekannte dritte Tochter des Kaufmanns Fritz Sollberg. Man machte ihr jetzt zum Vorwurf, daß ſie die Ehe mit dem fremden Manne eingegangen ſei und die unausbleibliche Feſſel, die ſie ſich damit auferlegt nicht geduldig tragen wolle und ſie eigenmächtig zu brechen geſucht habe. Daß Erneſtine im Gefühl der Tugend handelte, wurde dabei ganz überſehen. Hätte ſie im Stillen geduldet, ſo würde ſich alle Theilnahme ihr zugewendet haben; jetzt da ſie die Convenance vergeſſen, indem ſie das Betragen ihres Gatten durch ihre Entfernung von ihm der gemeinſten Verurtheilung hingeworfen hatte, traf zugleich auch ſie ein ſchweres Verdammungsurtheil.

Was man von ihr verlangte wußte Erneſtine wohl; allein ſie nannte dieſes die Kunſt ſich zur Sklavin herabzuwürdigen. Obgleich ſie unendlich litt, ſo war ſie doch mit ſich zufrieden. Es wäre ihr nicht möglich geweſen im Vollgefühl ihres gekränkten Rechtes anders zu handeln. Niemand wollte es verſuchen ſie zu tröſten; ſie würde auch jeden tröſtlichen Zuſpruch zurückgewieſen haben.

Um ſich zu zerſtreuen, beſuchte ſie jetzt die Soireen ihrer Schweſter.

Der alte Sollberg ſah es nicht mehr ungern. Schon längſt hatte er ernſtlich daran gedacht auf eine förmliche Scheidung zu bringen und dann für Erneſtine einen Gatten nach ſeiner Wahl zu ſuchen. In dem Hauſe der Frau von Mayer bot ſich vielleicht die Gelegenheit ihn zu finden.

Die Generalin von Wildenſtein war für jetzt in einem ſolchen Kreiſe eine pikante Perſönlichkeit. Die guten Anweiſungen ihr Benehmen einzurichten, die ſie von ihrer Schweſter erhielt, verfehlten nicht das Intereſſe, welches ſie der médisance einflößte zu erhöhen. Sie war von Natur begabt; der längere Umgang mit dem General hatte weſentlich zu der Fähigkeit beigetragen ſich angenehm zu zeigen. In der Zurückgezogenheit, in der ſie lebten, war ihr Muße gegeben ſich mit Lectüre zu beſchäftigen. Die Bücher, die ihr Gemahl beſaß, ſowie die, welche er neu anſchaffte, gehörten zu den Beſten, und was er davon für ſie auswählte, war immer ihrer Faſſungskraft vollkommen angemeſſen und füllte ſie nicht mit dem gewöhnlichen Modetand noch mit jener unverdaulichen Speiſe, die ſich in der Hülle der ſogenannten Wiſſenſchaftlichkeit der halbgebildeten Menge aufdrängt und ihr das wenige ächte Wiſſen, das ſie etwa beſitzt, verkümmert oder gänzlich zerſtört.

Indem ſie ſich ſo gab wie ſie in ihrer Ehe geworden war, konnte ſie in jedem Salon mit Beruhigung ihren Platz ausfüllen. Auch die Koketterie erwachte allmälig in der jungen Frau und machte ſich geltend; Frau von Mayer hatte ihr ſtets gepredigt, daß dies das genre par excellence ſei, das ſie cultiviren ſolle.

Sie entfaltete bald die gewöhnliche Gabe lebensluſtige Projectmacher anzuziehen und wirkliche Intrigante zu ermuthigen. Allein zartfühlende Gemüther hielten ſich ihr fern und Männer von dem Schlage des Generals würden ſich jetzt von ihr abgewandt haben.

Die Damen theilten dies Gefühl; die nachſichtsvolle Theilnahme, die ſie anfänglich für ſie empfanden, war bald erloſchen. Sie erblickten in ihr das Bild der Unbeſtändigkeit, des Leichtſinns und hielten es nicht der Mühe werth über das Eigenthümliche ihrer Erſcheinung ernſthaft nachzudenken.

In bürgerlichen Kreiſen war das Aufſehen, welches die Generalin von Wildenſtein erregte, geradezu ärgerlich. Man hatte ſie früher nur ſelten geſehen; mit ihrem Gatten war ſie an öffentlichen Orten niemals angetroffen worden. Jetzt da ſie von ihm getrennt lebte, machte ſie ſich in etwas auffallender Weiſe bemerkbar. Man ſah in ihr die Pflichtvergeſſene und ging ſoweit ihren Gatten zu bemitleiden. Die guten Leute glaubten nur das, was ſie ſahen und mußten das Betragen Erneſtinens hiernach beurtheilen. —

Im väterlichen Hauſe bei dem alten Herrn Fritz Sollberg war inzwiſchen etwas mehr Leben eingezogen. Kam der Sohn eines alten Geſchäftsfreundes oder ſonſt ein warm Empfohlener herzugereiſt, ſo wurde er überaus gaſtfrei aufgenommen. Früher hatte Eidam Buſch die Honneurs der Firma allein zu machen; jetzt erfolgten zwei Einladungen, die eine bei Buſch, die andere bei Sollberg ſelbſt. Dies beſchränkte ſich zwar immer nur auf ein recht wackeres Diner, wobei die edeln bemooſten Häupter des Kellers ſtark mitgenommen wurden; in beſonderen Fällen jedoch, wenn die Fremden als ſalonfähig erkannt wurden, trat noch ein Abend bei Frau von Mayer in die Reihe der ihnen zu erweiſenden Ehren, an den ſich wohl auch eine Landpartie nach dem Mayerhof oder nach Warnbeck fügte. Dies geſchah während man daran dachte die Schritte zur Eheſcheidung bei dem General einzuleiten, mit ziemlich oſtenſibler Abſicht.

„Die Welt wird meiner Tochter recht geben", ſagte Fritz Sollberg, „man hängt jetzt nicht mehr an Vorurtheilen. Niemand denkt daran von einer Frau zu verlangen, daß ſie eher bis an das Ende ihres Lebens unglücklich ſein, als daß ſie ihre Befreiung aus unwürdigen Banden ſuchen ſolle. Die Zeit findet jetzt das Beiſpiel belachenswerth, welches eine frühere bewunderte: daß ſpartaniſche Weiber für ihre Männer ſich hinrichten laſſen wollten. Eine characterfeſte Frau, die ſich in entſcheidenden Momenten über ungenügende Schranken hinwegſetzt und zur Freiheit erhebt, iſt etwas Größeres. Sie iſt dazu berechtigt, wenn der Mann keine Beſſerung verſpricht und ſie durch die That beſiegelt. Erneſtine lebte ſtill und eingezogen wie eine Tochter aus guter Familie und ließ ſich von einem Böſewicht betrügen. Sie konnte nicht heucheln und löſte ſcheinbar ein Band, das eigentlich gar nicht mehr beſtand. Sie denkt größer als ich ihr zugetraut hätte. Die Liebe iſt ein Werk der Natur, die Ehe aber ein Werk der Vernunft, ſagt Hippel."

Mit dieſen Worten des humoriſtiſchen Bürgermeiſters von Königsberg ſchloß Sollberg ſeine Betrachtung. Er erinnerte ſich deſſen Buch „Ueber die Ehe" in der Jugend geleſen zu haben. In dem Buche hätte er aber noch ganz andere witzige Entſchuldigungen für das, was er beabſichtigte, auffinden können, wenn ſein Gedächtniß ihn nicht im Stiche gelaſſen haben würde.

Es war die alltägliche Anſchauung, die jetzt in ſo vielen Köpfen wurzelt, die es mit Triumphgeſchrei verkünden, daß das Staatsleben nichts von Sacramenten weiß und daß die Ehe durch eine Nöthigung der ſinnlichen Liebe eingegangen werde, damit ſie für die Fortdauer der

Gattung Sorge trage und hierdurch für die Weltordnung im Staate, von Nutzen ſei. Die Kirche aber ſtellt dieſer Anſchauungsweiſe eine höhere entgegen, nicht um ſie zu vernichten, ſondern verklärend in die Erlöſung aufzunehmen, läutert ſie alle Momente des irdiſchen und ſündhaften Daſeins durch Himmliſches und erhebt das Menſchliche wieder ins Göttliche. Der Arme, der an der Möglichkeit verzweifelt, das Irdiſche vom Himmliſchen ganz durchdringen zu laſſen und dieſes nur in jenem anzuſchauen, ſieht allerdings in der Lehre von den Sakramenten nur eine menſchliche Anmaßung, die gegen eine unvermeidliche Nothwendigkeit anrennen will.

Gleich dem alten Sollberg tappte die ganze Familie in dieſem dicht umſtrickenden finſtern Wahne umher ohne Wärme, ohne Kraft, ohne Vertrauen. Der Eheſtand war einer mit duftloſen abgewelkten Blumen verzierten Folterkammer zu vergleichen, in der man ſich nur noch durch Sinnenrauſch zu übertäuben ſucht.

Erneſtine wandte dies Mittel um ſo ſtärker an, weil ſie am meiſten litt. Sie hatte keine Ahnung davon, daß eine Frau, die ſich mit Hoheit in ihrer Würde erhält und ihr Schickſal ſtill erträgt, eine Macht übt, welche über Unbeſtändigkeit und Untreue einen glorreichen Sieg davon trägt. —

* * *

Der Sohn des jüdiſchen Bankiers Kohnheim, der mit Sollberg's Haus im intimſten Handelsverkehr ſeit langen Jahren geſtanden, war nach des Vaters Tod an die Spitze der weitverzweigten Geſchäfte getreten. Er hatte nach der neuen Ordnung der Dinge eine Civilehe geſchloſſen und zwar auf der breiteſten Grundlage. Er war Jude, ſie Proteſtantin geblieben. Wer hätte vernünftigerweiſe etwas dagegen einwenden wollen? Man war im Stande, ſolche Verträge, die freilich im chriſtlichen Sinne nicht Ehen genannt werden konnten, anzuführen, die in leiblichem Wohlſein beſtanden und in häuslichem Frieden fortdauerten.

In dieſer Familie war der Indifferentismus zum Aeußerſten gediehen. Die Mutter, nunmehr Wittwe, ſtand in dem Rufe einer ungemein aufgeklärten Bildung. Mit ihren, durch reiche Mitgift, Schönheit, brillante Ausſtattung an Talenten, die faſt gewaltſam in theuern Inſtituten hervorgetrieben waren, höchſt preiswürdigen Töchtern, bezog Madame Kohnheim die renommirteſten Bäder, wie ein ſogenannter Meßfierant die Jahrmärkte.

Sie brachte ihre Waare im eigentlichen Sinne an den Mann. Die Abnehmer gehörten verſchiedenen Bekenntniſſen an.

Je nachdem Verhältniſſe und Umſtände es erheiſchten, wurde das Geſchäft abgemacht.

Nur eine Tochter war Jüdin geblieben, weil der junge Bankier Friedburg, ein ungebildeter roher Menſch der ſchnell zu Reichthum gelangt war, um ihre Hand geworben hatte.

Die Mutter und der älteſte Sohn Arthur Kohnheim gehörten der reformirten Judengemeinde an; Friedburg und ſeine Frau der ſtrenggläubigen. Die Schweſtern und deren Männer waren Chriſten nach verſchiedenen Bekenntniſſen; Arthurs Frau endlich konnte — obgleich am erſten Tage ihres Daſeins getauft — an der Seite ihres jüdiſchen Civilgatten eigentlich keine Kirche für ſich in Anſpruch nehmen, da ſie darein gewilligt hatte, daß die Kinder, die ſie zur Welt bringen würde, bis zu ihrem achtzehnten Jahre zu keiner Religion ſich bekennen ſollten, um dann nach ihrer vollſtändigen irreligiöſen Entwickelung ſich darüber zu erklären, wie ſie oder ob ſie überhaupt Gott verehren würden.

Dies war nun eine moderne Familienwirthſchaft mit aller Bequemlichkeit eingerichtet. Kein nachahmungswerthes zwar, jedoch gewiß ein belehrendes Beiſpiel.

Kein Riß, keine Spaltung in dem Gewebe des täglichen Umgangs wurde bemerkt. Die ſcherzhafte Weisheit des „Mannes im Oſten“ ſchien hier erſichtlich, wie noch nie zur Wahrheit geworden zu ſein. Die wohlaſſortirten Ehepaare lebten in Hüll' und in Füll' und in Freuden und keines ſchien ſich darum zu kümmern, wer den ächten Ring beſaß. Sie bewunderten Leſſing's Fabel gleich dem Sultan Saladin.

Aus dieſem Sumpfe des Indifferentismus, der frech vor aller Augen aufgedeckt lag, erhob ſich ein gewaltiger Rieſe, der freilich alles Andere um ſich bei Weitem überbot. Es war der jüngſte ſeiner Geſchwiſter und hatte ſeinen angebornen Namen nicht gleich dieſen verändert. Er wollte nicht Kohnheim moderniſirt, ſondern altjüdiſch Kohn heißen und behielt ſeinen acht Tage nach der Geburt in der Synagoge ihm zuertheilten Vornamen Lazarus bei, ohne das Gelüſte zu empfinden, ihn gegen Lothar, Leonidas oder etwa gar Lohengrin zu vertauſchen.

Der Doctor der Medizin Lazarus Kohn zeichnete ſich in der Familie dadurch aus, daß er gar keiner Kirche angehören wollte und jeden Schein augenfällig vermied, als ob er auch nur gleich der Mutter und den Geſchwiſtern vor der Welt ſich zu einem Bekenntniß verſtünde.

Er war ſtolz auf ſeine Kraft und lächelte ſpöttiſch über die Rückſtändigen.

„Nicht nur der Jude begeht, wenn er glaubt und die Vorſchriften ſeines Glaubens befolgt, etwas Unſinniges Lächerliches und Schädliches; auch jede andere Religion hat ſich unnütz gemacht. Der Menſch von Heute braucht keine Milchſpeiſen; die Zeit bietet ihm andere Nahrung.“

Das war die oft von ihm ausgeſprochene Meinung.

Seine Praxis hatte er aufgegeben, um frei zu ſein. „Ich will die Menſchen mit andern Mitteln kuriren," ſagte er. „Ich will ihnen beſſere Recepte verſchreiben." Auch an's Heirathen dachte er nicht mehr, ſeitdem ihm der erſte Verſuch, den er noch als halber Student bei dem alten Sollberg gewagt, mißlungen war. Er ſchrieb Artikel für gewiſſe Zeitſchrifen, die der allgemeinen Aufklärung dienten. Bald aber befriedigte ihn das nicht mehr, denn er bekam ſeine Manuſkripte von den Redactionen theilweis zurück, die nicht ſo weit wie er gehen wollten. Da inſtallirte er ſich als öffentlicher Ankläger jeder Religion unter eigener Firma.

Der ihm angeborne jüdiſche Witz erſchien Vielen pikant; das wußte er. Ebenſo gewandt und ſicher fühlte er ſich im Styl. Der war allerdings ganz dazu geeignet, ihm bei ſeinen Abſichten zu dienen. Seine Proſa war ſpitz und ſchneidend wie ein Stilet. Feſt, glänzend, am Griff mit witzigen Schnörkeln reich verziert, um die Liebhaber anzulocken. Die Streiche, die mit ihm geführt wurden, tödteten den Feind nicht auf loyale Weiſe. Alles, was er ausdrückte, hielt vor dem Ernſt der Wahrheit nicht Stand und die Rechtlichkeit kaſſirte jedes ſeiner Urtheile. Aber ſie machten Lärm, ſie hallten weit hinaus wie eine Todtenglocke, Allem was er haßte.

Mit dieſer Kraft ausgerüſtet unternahm er es nach dem Beiſpiel der zu Ende des vorigen Jahrhunderts erſchienenen Evangiles du jour ein „Evangelium der Gegenwart“ eine Zeit lang in Heften herauszugeben, das nächſt Feuerbach's „Religion der Zukunft“ die Beglückung der Menſchheit, die leſen konnte, vollenden ſollte. Auf dem Titelblatte prangten als Motto die Worte Spinozas: „Jedes Weſen hat das Recht zu Allem, wozu es die Macht hat.“

Feuerbach war eine Anticipation, wie Lazarus Kohn ſagte; er ſelbſt aber wolle ſich beſtreben, den Zeitgenoſſen die Brücke zum Verſtändniß zu bauen und die zuſammenbrechende Hütte vollends zu ſtürzen, indem er mit der witzigen Geißel des Spottes den Brand der Aufklärungsfackel zur furchtbaren Flamme anfachte, welche alle und jede leere Ceremonial- und Buchſtabenreligion mit Stumpf und Stiel verzehren ſollte. So bezeichnete er ſelbſt ſein Tagewerk.

Doctor Kohn war ein überaus kräftiger Mann, der einem Künſtler zwar nicht zu einem idealen Herkulesmodell wohl aber zu einem recht anſtändigen Makkabäer hätte dienen können. Er war ſinnlichen Eindrücken feſſellos ergeben, da er ſeiner Geiſtesrichtung nach das, was man unter Sittlichkeit begreift, als Unſinn verwarf.

Im ganzen Mittelalter fand er, wie er in ſeinem

„Evangelium der Gegenwart“ behauptete, nur eine einzige geſunde Idee: die vom Minnedienſt. Darunter verſtand er freilich nicht jene heilige ideale Liebe, die aus der Marienverehrung entſprungen, der Frauenliebe einen freien himmliſchen Schwung verlieh, ſondern er dachte dabei an die wälſchen Ausartungen deſſelben, an die Liebeshöfe, die dem Aſtartedienſte näher ſtanden, als der Minne. Die bekannte Frage: „Si l'amour était possible dans le mariage?“ die am Liebeshofe der Gräfin von Champagne ganz ernſtlich gemeint, aufgeworfen ward, regte er von Neuem an und erklärte, er würde ſie unbedingt gleich jener hohen ſchönen liederlichen Dame mit einem „Non“ beantwortet und dabei lachend hinzugeſetzt haben, daß das Mittelalter hierin der ſpätern Zopfzeit bedeutend vorangeſchritten war, die ein rein proſaiſches Geſchäft wie die Ehe über Freiheit und Poeſie in der Liebe ſetzte. Den Puritaner Guizot und Alle, die der unverbrüchlichen treuen Liebe in der Ehe das Wort redeten, nannte er Heuchler, Schwindler oder Träumer und hielt ihnen ſein Panier entgegen, auf dem Feuerbach's Worte flammten: „Nur die Sinnlichkeit iſt Wahrheit, Weſen, Wirklichkeit!“

Die „zerbrochene Ehe“, wie er es nannte, hatte ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf Erneſtine hingelenkt.

„Es iſt doch ſchade um das ſchöne Weib, daß ſie ſo verkommt,“ kam ihm manchmal in den Sinn. „Ich hätte dem General mehr Savoir-vivre zugetraut. Welche abſurde Lehren hat er ihr eingepflanzt! Statt ihren Geiſt zu befreien, hat er ihn eingepfercht und wundert ſich nun, daß ſie ſich nicht zufrieden gibt, da er ſeinen Ehebruch ſo eclatant gemacht hat. Nach der Erziehung, die er der Frau gegeben, durfte er nicht erwarten, daß ſie dem ſchönen Spielzeug, das er ſich nun erkoren hat, beſonders hold ſein werde. Das Wort, welches man während einer leeren Ceremonie nur gleichſam verpfändet hat, darf niemals zu einer Tortur der Seele werden, es kann von beiden Theilen wieder eingelöst werden, das ſteht feſt. Man muß ſo viel Seelenſtärke beſitzen, ſich über die Folgen wohlweislich alsbald zu verſtändigen. Das war nicht geſcheut, Herr General, und könnte einen Andern vielleicht beſtimmen, den Unterricht bei der Frau Generalin wieder aufzunehmen und in die rechte Bahn zu leiten.“

Durch das Nähren ſolcher Gedanken entſtand in ihm eine ſinnliche Leidenſchaft für Erneſtine, die ihm ſeit ſeinen Jünglingsjahren ganz gleichgiltig geworden war. —

Frau von Mayer unterhielt mit den Kohnheims keinen Umgang. Die alte Madame ſah ſich durch ihr bisheriges offenes Heirathsbureau einer ziemlich allgemeinen Verſpottung preisgegeben. Ein altes Liedchen, das einſt im Munde des Volkes lebte, wärmte ein ſatyriſches, täglich verſchlungenes Tageblatt auf und eine Zeit hindurch konnte man Schuſterbuben und auch erwachſenere hoffnungsvolle Jugend ſingen hören:

Als jüngſt im verfloſſenen Jahr
Leipzigs Oſtermeſſe war,
Hatte auf des Marktes Mitte
Amor eine Krämerhütte
Und bot freundlich Jedermann
Herzen zum Verkaufe an u. ſ. w.

Eine Illuſtration zeigte dieſen herzenverſchleißenden Liebesgott, der zu ſeinem Flügelpaar den modernſten Kopfputz trug, unter deſſen Rand ſich die lange typiſche Habichtnaſe der alten Mama Kohnheim hervorſtreckte.

Die dadurch bei ihr entſtandene Mißlaune erſtickte ſie dadurch, daß ſie fortan größtentheils auf Reiſen lebte. Den Vorwand gab die Mutterliebe ab. Bald hieß es ſie bringe einige Monate bei dem einen ihrer Schwiegerſöhne auf ſeinem Gute zu; bald beſuchte ſie ihre fernwohnende proteſtantiſche Tochter. Die weite Toleranz, die ſie erfüllte, ließ es zu, daß ſie mit der einen in die Meſſe ging, mit der andern die Predigt anhörte. Müßige Leute deren es überall giebt zerbrachen ſich darüber den Kopf. „Sie ſieht aus wie eine Jüdin und geht in die Kirche,“ munkelten ſie. „Sie iſt aber doch die Mutter unſerer Herrſchaft und ſpendet den Armen“ ſprachen die Bauern. Und die Leute in der Stadt ſagten: „Es iſt eine Getaufte.“

Die kluge Madame Kohnheim hatte ſich aber von ihren Töchtern zeigen laſſen, wie man das Kreuz macht und was man ſonſt zu beobachten hat um kein Aergerniß zu geben.

Wenn ſie nun auch mit ihrem ſtarken Geiſt und ihrem weitumfaſſenden Gemüth vollkommen zufrieden war, ſo erregte hinwieder der Körper ihr die ernſte Sorge, daß das leibliche Wohlergehen nicht von langer Dauer ſein werde. Sie hatte ja, damit es ſich zur längſten für ſie ausſpinne, in Alles ſich gefügt; Alles ſo weiſe ausgeglichen, Alles ſo trefflich erfunden. Von Opfern die ſie gebracht konnte ſie eigentlich nicht ſprechen.

Ihr ſeitheriges Glück in dem ſie ſchwelgte, hatte ihr eine Korpulenz zugezogen, die bedrohlich zu werden anfing. Sie litt an Erſtickungsanfällen und bewegte ſich nur mühſam fort. Ihr Sohn der Arzt ſetzte ſie auf ſtrenge Diät und verordnete den Gebrauch eines Geſundbrunnens; nach dieſem eine Badekur im mittelländiſchen Meer.

So eben war ſie von Hyères zurückgekommen wo die Prinzeſſin Irene weilte, die ihr für Frau von Mayer eine Beſorgung aufgetragen hatte. Madame Kohnheim entledigte ſich derſelben in Perſon, indem ſie der Freundin der Fürſtin vertrocknete Palmblätter und Blumen und ein Paket übergab das einige Bücher umſchloß, welche Irene verfaßt und aus ihrer Einſamkeit zum Druck befördert hatte. Sie lebte damals von Ludolf ſchon vollſtändig getrennt, der das heiße Klima von Hyères während des Sommers nicht ertragen zu können vorgab und es mit einer höhern Gegend vertauſchte.

Was Madame Kohnheim mitzutheilen wußte konnte unmöglich Frau von Mayer befriedigen. Ihre Beziehungen zur Prinzeſſin waren die oberflächlichſten geweſen. Aber der Brief, der bei den Büchern lag, erwähnte mehr als die Ueberbringerin wußte.

„Ich war ſchon lange zu der Ueberzeugung gelangt“, ſchrieb Irene der Freundin, „daß Ludolf mich nicht liebte. Und wie unabläßig hatte er mich mit ſeinen Betheuerungen verfolgt! Am Ende lief Alles auf ein für mich höchſt läſtiges Beiſammenſein hinaus. War ich freundlich, ſcherzte ich, ſo konnte er es über ſich gewinnen ſich mir liebenswürdig zu zeigen. War ich maussade, ſo überließ er mich meiner Laune. Sie kümmerte ihn nicht. Meine Zuneigung zu beſitzen hatte keinen Reiz mehr für ihn. Er näherte ſich mir wieder, wenn ich ſang, lachte oder mich ſonſt aufgeheitert zeigte. Er ſagte mir dann, daß ich ſchön ſei, oder eine andere fade Schmeichelei. Ich hatte mir gedacht der Gegenſtand zu ſein in welchem ſein Daſein gipfelte. Allein nicht einmal ein warmes Mitfühlen iſt an ihm zu entdecken. Nie habe ich ihn bis zu Thränen gerührt geſehen. Er kann nicht weinen! Ich leide, weil ich mich ſchuldig erkenne und kein Menſch bemitleidet mich. Ich weiß es, daß ich meine Würde verloren habe, als ich einer Neigung folgte, welche mir nun ſelbſt unerklärlich vorkommt. Meine Logik verläßt mich. Ich weiß dieſe Miſchung von Zuneigung und Haß nicht zu erklären, nicht zu benennen. Aber ſie zerreißt mein Herz, und meine Seele iſt fürchterlich davon bewegt. Es gab Augenblicke wo ich mich oder ihn hätte tödten können. Ich verlangte Liebe von einem Weſen das nicht zu lieben fähig iſt. Wo war mein Stolz? Ich, aus dem Geſchlechte der alten griechiſchen Kaiſer, der Komnenen entſproſſen — und ein Muſiker der von ſeiner Kunſt Profeſſion machte und der jetzt wie ein Paſcha, das Nargileh zu ſeinen Füßen, auf ſeinem Divan liegt; dem, von einem dumpfen Schlummer umfangen, Gedächtniß und Dankbarkeit gänzlich entſchwunden ſind.

„Ich erwarte Nachrichten von ihnen zu erhalten, meine geliebte Freundin, aber ich bitte ſie: keine pedantiſchen Tröſtungen oder gar Rathſchläge. Das Leben hat mir die erſtern für immer entzogen und die letztern mir in der grauſamſten Weiſe ertheilt. Ich habe mich entſchloſſen ſie zu befolgen. Es iſt geſchehen. Ich und er leben getrennt. Er iſt fortgezogen; ich bin allein hier zurückgeblieben. Wir wiſſen von einander nichts mehr.

„Die beiliegenden Bücher werden ihnen meinen innern Zuſtand vollſtändig ſchildern. Beſſer und genauer als ich es in dieſem Schreiben zu thun im Stande war. Eingedenk meiner Ahnfrau, jener Anna Komnena, der Kaiſertochter, die vor ſo vielen Jahrhunderten ſchon Bücher ſchrieb, habe ich auch zur Feder gegriffen. Wie ſie die blutige Geſchichte unſeres einſt ſo hohen Hauſes, ſo ſchreibt hier die unwürdige Enkelin die Geſchichte ihres verblutenden Herzens. Ich lege ſie hiermit in die Hände der Freundin!" —

Die Nachrichten die der Doctor Lazarus Kohn von ſeiner Reiſe mitbrachte, die flüchtig zu Frau von Mayer gedrungen waren, ſah ſie nun beſtätigt. Obgleich ſie ſich dadurch ſchmerzlich angegriffen fühlte, ſo erforderte es dennoch die convenance der Ueberbringerin eine Artigkeit zu erweiſen. Frau von Mayer war in dieſer Beziehung von einer peinlichen Aufmerkſamkeit. Als ſie der Madame Kohnheim ihren Gegenbeſuch machte lud ſie dieſelbe auf einen Tag nach dem Mayerhof ein, um in ländlicher Freiheit ohne Zwang der Etikette ein freundliches Wiederſehen zu feiern. Zugleich ergingen ſchriftliche Einladungen an Herrn Arthur Kohnheim und Herrn Friedburg nebſt ihren Frauen und an den Doctor Lazarus Kohn. Auch Erneſtine von Wildenſtein war von der Partie. Um den Kreis zu vervollſtändigen wählte ſie von den habitués ihres Salons die Intimſten denen ſie es geradezu anvertrauen konnte wie ſie dazu kam die Synagoge um ſich zu verſammeln.

Es waren Frau von Wolf und der Maler, der für die Fürſtin Irene einſt geſchwärmt hatte.

In nächſter Nähe des väterlichen Landhauſes zu Warnbeck, an der äußerſten Gränze ihres Territoriums, das mit einer Spitze faſt bis zum Seeſtrande ſich erſtreckte, ſtand ein großer Pavillon aus Gußeiſen im reichſten mauriſchen Geſchmack. Von dort überſah man den weiten Sandſtrich und der Blick verlor ſich auf viele Meilen in die Waſſerwüſte hinein. Auf bunten glattgeſchliffenen Kieſeln ſchritt man zum Ufer wo ſich eine ſtattliche Segelbarke und ein paar kleinere Boote an Ketten ſchaukelten. Die Schiffer waren in der Hütte conſignirt; die Flaggen flatterten. In dieſer Zeit iſt das Sprichwort veraltet daß die Juden nicht auf's Waſſer gehen weil es keine Balken hat. Die allgemeine Reiſewuth hat ihre Furcht beſiegt und ſie dürfen auch hierin ſich den Chriſten gleichſtellen.

Der Tag auf dem Lande begann um Mittag. Die Eingeladenen freueten ſich, als ſie ſich au grand complet ſahen und lobten Frau von Mayer eine Auswahl von guten Bekannten getroffen zu haben. Nur der Doctor fehlte noch.

Bis zum Diner ſollte indeß die Zeit getödtet werden.

Es kam nichts zum Vorſchein obgleich Frau von Mayer die Herren wiederholt dazu aufforderte.

Herr Friedburg ſann endlich etwas aus was einigermaßen wie eine Unterhaltung ausſah. Eine Dame ſtellte ſich als Ziel hin nach welchem die jüngern Herrn liefen. Der ſie zuerſt erreichte durfte ihr die Hand küſſen und die andern Damen wurden zu Preisrichtern ernannt. Als dies Vergnügen erſchöpft war ſchlug einer aus der Geſellſchaft vor, in See zu ſtechen. Allein Frau von Wolf bemerkte weiſe, daß dies bei nüchternem Magen üble Folgen haben könne und ſchlug dafür den Abend vor, wann die Verdauung halb vollendet ſei. Herr Arthur Kohnheim riß Witze, die von ſeiner Familie rauſchend belacht wurden. Faſt unausſtehlich war es aber als die Langeweile die Herren dazu trieb den Damen in ihrer Weiſe den Hof zu machen und zu bemerken, wie dieſe ſich dabei benahmen.

„Warum verlangten ſie denn auf der See zu fahren, Herr Friedburg?“ ſagte leiſe Madame Kohnheim die jüngere, „ſie wiſſen ja, daß mein Arthur es nicht ertragen kann.“

„Wäre er ſeekrank geworden,“ ſcherzte Friedburg, „ſo hätte man ihnen ungenirter die Cour ſchneiden können.“

„Ich hätte ſie nicht für ſo boshaft gehalten.“

„Was boshaft?“ rief er lachend. „Ich bin nur

Egoiſt und denk' zuerſt an mich. Verlangt das nicht der geſunde Menſchenverſtand?"

Die Stunde des Diners ließ ſich noch immer erwarten. Frau von Mayer winkte Erneſtine und ſagte ihr etwas ins Ohr. Sie ging in das Haus, wahrſcheinlich die Anſtalten zu beſchleunigen.

Ein ſolches Langen und Bangen nach einer wohlbeſetzten Tafel, wann der magere Unterhaltungsſtoff vollſtändig verſiegte, iſt die Krone der Langweil. Man hatte ſich in einen Kreis geſetzt, wie der Zufall es fügen wollte. Mama Kohnheim fand, daß der Anblick des Meeres bei Hyères dieſem nördlichen Strande bei weitem vorzuziehen ſei. Seitdem könne ſie ein Meer ohne Pomeranzen ſich gar nicht denken. Der Maler war eben von München gekommen und ſprach über Kunſt und Bier, Bock und Klima, über die Reize der nahen Alpen und den köſtlichen Fiſchen ihrer Seen.

Dem ſtrenggläubigen Herrn Friedburg lief dabei das Waſſer im Munde zuſammen, wie er ſagte. Er ſprach es ganz offen und ungenirt aus, daß er ſich auf den Fiſch nach der Suppe freue und auf eine zu erhoffende Matelote oder Mayonnaiſe ſpitze. Hierauf ſprach er über Fiſche, als hätte er ſeines Glaubensgenoſſen Marcus Eleazar Bloch „Ichthyologie" auswendig gelernt.

Er überſtrömte von dem Lobe der Renken, Amäulen, Waller, Huchen und der köſtlichen Saiblinge und Schwarzreiter.

„Was hilft aber das Alles?“ rief er zum Schluſſe. „Was weiß das Volk damit zu machen? Das Geheimniß der Zubereitung der Fiſche gehört noch immer unantaſtbar uns, den Kindern Israels!“

Die ganze ehrenwerthe Familie ſtimmte mit triumphirendem Gelächter ein und Mama Kohnheim ſetzte noch hinzu, daß ſie das erſt recht empfunden habe, als ſie den Schätzen des Mittelländiſchen Meeres gegenüberſtand.

„Gott! welch ein Fiſch iſt der Thunfiſch!“ rief ſie aus. „Ich zähle ihn zu den intereſſanteſten Bekanntſchaften meiner letzten Reiſe. Aber wie ſchaal ajuſtiren ſie ihn!“

Frau von Wolf ſaß auf Kohlen. Das Geſpräch war ihr ebenſo zuwider, wie die Leute, die es führten. Und der Ruf „Zur Tafel!“ erſchallte noch immer nicht.

„Weiß Niemand von den Herren, den Damen etwas allgemein Intereſſantes mitzutheilen, ſo ſollten wir noch ein kleines Geſellſchaftsſpielchen in der Eile bis wir zu Tiſche gehen, arrangiren. Nicht wahr Herr Doctor?“ ſagte Frau von Wolf zu Lazarus Kohn, der eben in den Pavillon trat.

Er ſah auf die ungenirteſte Weiſe nach ſeiner Taſchenuhr und rief:

„Potz Blitz! iſt's hier noch ſo früh? Mein Mittag iſt längſt vorüber. Ich glaubte ſchon zum Thee zu kommen!"

Unterdeß hatte man eines jener faden Pfänderſpiele begonnen, die den kräftigſten Organismus auf die Länge in Apathie verſetzen können. Alles ging indeß in gewöhnlicher Odnung, bis es zur Auslöſnug der Pfänder kam.

Madame Friedburg zog die Pfänder und hielt eben eines mit höchſt verſchmitztem Lächeln in ihrer Hand umſchloſſen:

„Was ſoll Demjenigen geſchehen" — hatte ſie kaum geſagt, als Madame Kohnheim, welche die Strafe zu beſtimmen hatte, mit unbeſchreiblicher Vehemenz dazwiſchen rief:

„Er ſoll uns ein Liedchen ſingen" —

Halb zornig, halb betrübt, hob nun Madame Friedburg das Pfand in die Höbe:

„Es gehört dir," ſagte ſie zu ihrem Manne, der luſtig darnach haſchte. „O weh! der wird was Schönes ſingen," ſetzte ſie hinzu, indem ſie mit demüthiger Miene die Verſammlung um Verzeihung zu bitten ſchien.

„Ich weiß eines, aber es iſt mehr für Herren, es iſt ein wenig lebhaft," ſagte Friedburg.

„Wir Damen halten uns die Ohren zu!“ ſchrie wie naiv ſchäkernd die alte Mama Kohnheim.

„Das iſt aber ſchad! denn es iſt ſehr luſtig!“

„Wer will, kann ja die Finger ein Bischen auseinanderhalten“ —

Dieſe Höhe hatte die Unterhaltung erreicht; ſchon räusſperte ſich Friedburg; die Meiſten waren aufgeſtanden und blickten nach dem Hauſe, ob denn noch kein erquickliches Zeichen der Erlöſung wahrzunehmen ſei; da rief es plötzlich von oben, wie man den Bootsleuten zuruft: „Hio! Hio!“

Es war Arthur, welcher Frau von Mayer begleitet hatte, als ſie nachzuſehen gegangen war und der jetzt die Geſellſchaft zu Tiſche rief. Zugleich kam Erneſtine und machte die Einladung auf höflichere Weiſe.

Daß von einer Etikette des Salons ſelbſt eines demimonde bei dieſer Zuſammenkunft auf dem Lande Umgang zu nehmen ſei, lag zwar in der Abſicht der Wirthin; allein ſie hatte nicht vorausgeſehen, wie weit die Grenzen der Ungezwungenheit von Gäſten dieſes Schlages angenommen werden.

Der Doctor Lazarus Kohn entfernte ſich unbemerkt während des allgemeinen Aufbruchs und ging zum Strande hinab, um bei dampfender Cigarre die Theeſtunde erwartend zu promeniren.

Auf dem Perron empfing Frau von Mayer ihre Leute mit der holdſeeligſten Höflichkeit. Sie küßte die Damen und reichte den Herren die Hand, als ob ſie ſich glücklich fühlte, Alle nach langer Abweſenheit endlich wiederzuſehen. Friedburg erzählte ihr unter lautem Lachen den letzten ſo überaus glücklichen Scherz, welche Angſt er mit ſeinem Liede den Frauenzimmern eingejagt habe. Er ſagte, daß dieſer Moment der Glanzpunkt des köſtlichen Vormittags geweſen ſei. Mama Kohnheim verſicherte, daß ſie ſich nicht erinnere, eine ſolche abwechſelnde Unterhaltung genoſſen zu haben. Friedburg war ſo ausgelaſſen, daß er fragte: „Ob er ſein Liedchen vor der Suppe hören laſſen ſolle?“ Aber ſeine Frau ſprang an ihm in die Höhe und hielt ihm den Mund zu. Frau von Mayer überbot ſich an Artigkeit, indem ſie ihm in den ſchmeichelhafteſten Worten dafür dankte, daß er durch ſeine Heiterkeit ſoviel zur Beluſtigung der Geſellſchaft beigetragen.

Man ſetzte ſich in hungeriger Erwartung.

Selbſt die Verſtimmten hofften mit Zuverſicht, daß die jetzt bevorſtehende Unterhaltung ſie vollſtändig befriedigen werde. Das Diner verlief ohne Störung bis zum Nachtiſch.

Die Geſellſchaft hatte es nicht bemerkt, daß der Horizont über dem Meere ſich ſchwarz färbte.

„Es wird mit einem Mal ſo finſter!“ rief Mama Kohnheim.

Frau von Mayer befahl daß man die Lampen auf die Tafel ſtelle.

Da krachte ein gewaltiger Donnerſchlag faſt mit dem Blitze zugleich und Alle ſprangen erſchrocken in die Höhe.

„Wir ſind im offenen Wagen gekommen!“ ſchrie verzweiflungsvoll Madame Friedburg.

„Und du haſt dein neues Lyoner Kleid an,“ rief dazwiſchen ihr Mann.

Lang aushallende Schläge folgten auf den erſten. Das Haus erdröhnte.

„Was iſt unten am Strand für ein Aufruhr?“ rief Arthur Kohnheim, der mit den Herren auf den Perron hinausgetreten war, in den Saal zurück.

„Es ſind die Schiffer, welche nach den Fahrzeugen ſehen ob ſie gut befeſtigt ſind,“ meinte Frau von Mayer.

Aber im ſelben Augenblick ſah man wie der Doctor von der durch aufgewehten Sand ſich über das Ufer erhebenden Düne mit etwas Weißem auf den Armen nach Sollberg's Hauſe in Warnbeck lief, das dort dem Meere am nächſten zuerſt von ihm erreicht werden konnte.

Es iſt ein Unglück geſchehen,“ ſchrie Frau von Mayer auf.

„Die Schiffer tragen einen Todten in ihre Hütte,“ ſagte die Wolf faſt zugleich mit ihr.

Erneſtine rief: „Da muß man ſelbſt zuſehen, kommen ſie!“

Damit lief ſie fort um Mantel, Hut und Schirm zu holen.

Die Wolf bat:

„Liebe Pauline laß' anſpannen. Wir wollen auch ſehen wer es iſt. Zu Fuß iſt's unmöglich. Wir würden ja in's Meer geſchwemmt —“

„Die hat gut reden: anſpannen!“ raunte Madame Friedburg ihrem Manne zu. „Wir haben einen offenen Wagen“

„Ohne Spritzleder“ — rief er dazwiſchen —

„Und mein neues Lyoner Kleid!“ wimmerte ſie.

„Der Doctor hat ſeinen geſchloſſenen zweiſitzigen Wagen“, ſchrie Arthur Kohnheim der nachgeſehen hatte, „da packen wir unſere Weiber hinein. Wir Männer warten hier bis das Gewitter vorüber iſt und trinken noch ein Glas Wein. Können ſie uns Karten verſchaffen?“ fragte er den Bedienten der an der Thür ſtehend den Befehl erwartete für die Gäſte anſpannen zu laſſen. Er hielt ſich jetzt in etwas überraſchter Haltung vor dem fremden Herrn.

„Wir wollen einen Robber machen“ wiederholte Arthur. „Sein ſie ſo freundlich, Lieber — die Karten! —“

Frau von Mayer und ihre Freundin Wolf hatten das Zimmer längſt verlaſſen ſich mit wärmenden Hüllen zu umgeben und erwarteten ihren Wagen um mit dem Maler nach Warnbeck hinüber zu fahren. Mama Kohnheim, die vergebens ihren Kindern zugerufen hatte die Thüre zu ſchließen die auf den Perron führte, ruhete in einer Ecke des Divans, einen Shawl um den Kopf geſchlungen, weil der Zugwind unausſtehlich war; die jungen Frauen waren hinausgegangen um ihre Reiſetoilette ſo gut als möglich durch entlehnte Tücher und Kapuzen der weiblichen Dienerſchaft wind und waſſerdicht zu machen. Ihre Männer ſetzten ſich zum Spiel und als die Meldung kam, daß des Herrn Doctors Wagen parat ſtehe, riefen ſie ohne ſich ſtören zu laſſen, ihren Frauen nach:

„Bon voyage! Wir kommen bald nach!“

„An den Tag will ich denken. Ein ſchönes Vergnügen!“ rief die Mama zurück.

* * *

Doctor Kohn hatte am Ufer ſtehend eine Segelbarke im heftigſten Sturm mit den Wellen kämpfen ſehen Im Augenblick als die Schiffer mit ihrem Boote zu Hilfe eilen wollten, ſtrandete die Barke an der Düne und ein Mann mit einem Mädchen im Arm ſuchte ſchwimmend ſich zu retten.

Die Wellen warfen Beide an den Strand. Beide leblos. Der Doctor trug das Mädchen davon; die Schiffer brachten den Mann in ihre Hütte.

Erneſtine war jetzt in Warnbeck angekommen, wo im Oekonomiezimmer gleich rechts beim Hereintreten an der Hausthür der Doctor ſeine Laſt untergebracht hatte.

Das Mädchen lag auf einem Tiſche noch immer wie leblos, entkleidet, in wollene Decken gewickelt. Der Doctor hatte das im erſten Augenblick Erforderliche glücklich angewandt und ſaß aufmerkſam bei der Patientin, deren Athem ſich wieder ſchwach bemerkbar zu machen begann. Eine äußere Verletzung war nicht vorhanden.

Als Erneſtine in die Stube trat, ging ihr Lazarus Kohn auf den Zehenſpitzen entgegen. Mit bewegter Stimme ſagte er ihr, daß Gefahr für's Leben nicht mehr zu beſorgen ſei.

Wer ihm in die Augen geblickt hätte, die er feſt auf Erneſtine mit ihrem unheimlich leuchtenden Feuer haften ließ, wäre nicht im Zweifel darüber geweſen, daß eine Erinnerung bei ihrem Anblick in ihm erwachte, die ſeine Stimme alterirte. Er drückte ihr ſanft die Hand und führte ſie leis zum Tiſche, wo das Mädchen lag. Erneſtine wollte die Polſter, die man in der Eile unterbreitet hatte, zu recht legen, allein der Doctor gab es nicht zu.

„Vor Allem unbedingte Ruhe!“ ſagte er. „Fortgebracht kann ſie dieſe Nacht nicht werden. Sie müſſen ſie ſchon beherbergen, bis wir morgen erfahren haben, wo ſie hingehört. Die Barke ſcheint mir dem Engländer Fothergill zu gehören, der eine Meile von hier den großen Park beſitzt. Dieſe Engländer ſind Waghälſe! Der Sturm war für jeden vorauszuſehen. Glück genug wenn dieſe hier mit dem kalten Bade und dem Schrecken davon kommen. Ich will jetzt nach dem Manne ſehen, der in der Hütte der Schiffer liegt. Sie werden es mir verzeihen, wenn ich ſie bitte, bei der Kranken ſo lang zu bleiben, bis ich wieder hier ſein werde, um die Mittel anzuwenden, die ein Knecht auf meine Verordnung aus der Stadt holt.“

Als Erneſtine ſich allein ſah, ging ſie leiſe zur Thür um die Wirthſchafterin zu ihrem Beiſtand hereinzurufen. Hierauf ſetzte ſie ſich zu der Kranken, die noch mit geſchloſſenen Augen und ohne alle Regung dalag. Die faſt unmerkliche Hebung des Buſens, welche der Doctor früher bemerkte, hatte ſich nicht mehr wiederholt. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſpähete Erneſtine nach dieſer Spur des wieder erwachenden Lebens. Das Mädchen lag vor ihr gleich einer ſchönen Leiche und ſie fühlte ſich ſehr wehmüthig geſtimmt.

„Wie deine Augen an dieſem ſchönen Morgen erglänzt ſein mögen, als du ihn froh begrüßteſt," ſprach Erneſtine leis vor ſich hin und es war ihr, als ob ſie die Worte an das Mädchen richten müßte. „Und du erblickteſt dieſe Welt vielleicht zum letzten Male! Und du erkennſt es jetzt wohl ſchon, daß es nicht der Mühe lohnte, nach ihr zu ſtreben und um ihren Beſitz ſchwere Kämpfe zu beſtehen. Warum iſt ſie denn aber ſo ſchön und verlockend? Der Morgen war ſo feſtlich und zauberiſch, zu deinen Füßen wie über deinem Haupte Alles in Form und Farbe gleich prächtig, gleich ſtrahlend. Die Welt war dir viel, Alles; du ſelbſt erſchienſt dir in ihr geſchmückt mit Jugend, Kraft, Schönheit. Das Prisma, in welches du blickteſt, ſpiegelte es dir ſo vor und nun da du mit geſchloſſenen Augen da liegſt, wo iſt es hin? Du warſt vielleicht ein junges, anſpruchloſes Mädchen, das ſich hier auf Erden glücklich fühlte. Nun biſt du wohl ein lichtumſtrahltes Weſen, ein reiner Geiſt — gedenkeſt du noch deines plötzlich dahingeſchwundenen Glücks und was empfindeſt du dann?"

Da war es als bewegten ſich des Mädchens Lippen und es ſchwebte wie eine Antwort daraus hervor, die von

Erneſtine nicht verſtanden wurde. Sie neigte ihr Haupt und horchte mit größter Anſtrengung.

Das Mädchen rührte ſich jetzt faſt unmerklich, als ob es ſich von einem laſtenden Drucke befreien wollte. Erneſtine glaubte es zu errathen und lüftete die Decken von Bruſt und Schultern. Dabei hatte ſie ſich ganz über das Geſicht der Liegenden hingebeugt, ſo daß ihre Lippen ſich faſt begegneten. Da entſchwebten kaum hörbar einige Laute dem Munde des Mädchens.

Erneſtine ſchauderte zurück.

Im ſelben Augenblicke ein Geräuſch von Eintretenden. Erneſtine fuhr empor; es war ihre Schweſter mit Frau von Wolf und dem Maler.

„Das iſt ja" — ſprach die Wolf mit gedämpfter Stimme und beſann ſich, ob ſie weiter ſprechen ſolle.

„Wer? Wer iſt's?" rief Erneſtine von einer ängſtlichen Ahnung ergriffen.

„Das Mädchen — das bei der Valmont wohnt" — ſagte die Wolf.

Ihrer Sinne kaum mächtig, mußte Erneſtine ſich an den Rand des Tiſches feſthalten, um nicht zu Boden zu ſinken. Die Wirthſchafterin ſprang hinzu:

„Um Gottes Willen, was iſt der gnädigen Frau?" fragte ſie.

Erneſtine winkte mit der Hand und ſprach:

„Bleiben ſie bei ihr.“

Dann ging ſie in das anſtoßende Zimmer.

Nach wenigen Minuten war das Bild des Mädchens ihr entſchwunden und ein Anderes trat vor ihre Seele. Im Sturm waren zwei Menſchen auf dem Meere verunglückt. Unten am Strand in der Fiſcherhütte lag ein Mann, der vielleicht ſchon todt war, als man ihn an's Land ſchaffte oder hier geſtorben war, weil die Hilfe des Arztes zu lang auf ſich warten ließ.

Wer der Mann ſein könne, war ihr nicht zweifelhaft. Der General hatte bei dem ſchönen Wetter eine Spazierfahrt längs dem Strande gemacht und war von dem Sturm überraſcht worden, gegen den ſeine Schiffer nichts vermochten.

Erneſtine ſah jetzt in Gedanken ihren Gatten vor ſich bleich — ſtumm — todt, wie ſie ihn ſonſt groß, edel, herrlich im Leben ſah. Sie hatte ſich überredet, daß ſie ihn nicht mehr lieben könne — lieben wolle und ſie geſtand es ſich noch jetzt. Aber daß ſie ihn nicht haſſe, daß ſie jetzt um ihn ſein und lebte er noch, ihm eine getreue ſorgſame Krankenwärterin ſein möchte, das durchſtrömte ſie auch mit lebendigſtem Gefühl.

Sie vertiefte ſich ganz in ihre Sinnestäuſchungen und ſah ſich am Krankenbette des Generals beſchäftigt, der allein ihre Sorge in Anſpruch nahm.

Sie war der idealen Liebe näher als ſie dachte, da die Wirklichkeit ihr keiner Erinnerung mehr werth erſchien.

Aus ihrem Traum weckte ſie der Ruf „Erneſtine.“

Frau von Mayer trat herein und ſagte, daß es Zeit ſei an's Heimfahren zu denken; der Mond blicke durch die zerriſſenen Wolken aber der Sturm dauere noch immer in gleicher Wuth fort und das Gewitter könnte wieder zurückkehren; es ſei daher kein Augenblick zu verſäumen.

„Jetzt — fort — unmöglich!“ flehte Erneſtine.

„Das Mädchen hat ſich erholt; die Beſinnung iſt zurückgekehrt; die Mamſell fragte“ —

„Nach wem fragte die Unglückſeelige?“ rief Erneſtine mit Ungeſtüm.

„Nun, nach ihrem Begleiter“, antwortete ihr die Schweſter verächtlich.

„Ich will — ich muß mit ihr ſprechen,“ ſagte Erneſtine und wollte das Zimmer verlaſſen.

Frau von Mayer hielt ſie zurück.

„Bedenke was du deiner Ehre ſchuldig biſt,“ ſprach ſie. „Ich beſchwöre dich, daß du dir treu bleibeſt. Bewahre deinen Stolz; deine Entſchlüſſe die ihm entſproſſen ſind und die dir neues Lebensglück verheißen. Erinnere dich deiner Würde und folge mir.“

Sie hatte der Schweſter Hand ergriffen und zog ſie mit ſich fort.

Als ſie leis durch das Zimmer ſchritten wo das Mädchen lag, konnte Frau von Mayer es nicht verhüten, daß Erneſtine ſich von ihr losriß und vor die Gerettete hintrat die nunmehr mit weit geöffneten Augen ſie ſtarr anblickte.

Nur einen Moment konnte es die Gattin des Generals von Wildenſtein ertragen; dann hing ſie w amnendei- Halſe ihrer Schweſter welche die Widerſtrebende hinausführte. Die Wolf und der Maler erwarteten ſie hier, man hob Erneſtine in den Wagen der zur Stadt dahinrollte.

Bald nachdem ſie fortgefahren erſchien der Doctor. Es überraſchte ihn unangenehm ſich allein bei der Kranken zu befinden. Er hatte ſich mit dem Gedanken beſchäftigt in dieſer Nacht der Erreichung ſeiner langgehegten Abſicht, Erneſtine allein zu ſprechen , nahe gekommen zu ſein. Er hatte einen ſtarken Glauben an ſich; ſeiner Beredtſamkeit ſollte es gelingen den Wahn zu zerſtören, der Erneſtine in unwürdige Feſſeln ſchlug. Er wollte ſie überführen wie nichtsſagend, dumm und heuchleriſch ihre Zurückhaltung ſei und ihr damit den letzten Troſt rauben, der ihr noch in ihrem Elend geblieben war. Er wollte ihrer ohnmächtigen Eiferſucht das Thor der Rache öffnen.

Nachdem Frau von Wolf die Gerettete erkannt, war ſogleich ein Wagen zu Madame Valmont abgeſendet worden. Sie kam jetzt in voller Verzweiflung und wurde von dem Doctor beruhigend empfangen. Mademoiſelle de Chamilly würde ſich bald erholt haben. Hierauf verordnete er, wie es mit der Kranken gehalten werden ſollte, hielt das Glas, das der Knecht aus der Apotheke geholt, zum Licht, ſchüttelte die Arznei und gab an, wie ſie zu nehmen ſei. Am andern Tage, nicht gar zu früh, dürfe Madame Valmont das Fräulein in ihr Haus bringen. Der Kutſcher müſſe aber im Schritt fahren. Obgleich keine Gefahr obſchwebe, könnten ſie allenfalls ihren gewöhnlichen Arzt herauskommen laſſen, um einem etwa unvorhergeſehenen Zwiſchenfalle vorzubeugen. Der Begleiter des Fräuleins, der von den Schiffern gerettet worden war, befinde ſich gleichfalls außer Gefahr und werde bald vollſtändig auf den Beinen ſein.

Dann empfahl er ſich kurz, faſt verdrießlich und warf ſich auf das Pferd, das für ihn geſattelt da ſtand. Man hörte ihn fortſprengen, als Madame Valmont noch viele Fragen an ihn auf dem Herzen hatte.

Die Wirthſchafterin entfernte ſich jetzt; das Fräulein öffnete die Augen nicht und ihre treue Pflegerin Madame Valmont, nachdem ſie Decken und Polſter mit Vorſicht ein wenig gerichtet hatte, ſaß ſorglich beobachtend bei der Schlummernden.

XII.

Der Doctor Lazarus Kohn, der die beiden Verunglückten im erſten Augenblick ihrer Rettung behandelte, zögerte nicht andern Tages nach ihrem Befinden ſich zu erkundigen. Er erfüllte damit eine Pflicht der Höflichkeit die ihm zugleich nach einer Seite hin das Intereſſe bot, eine Perſon, deren Zuneigung er zu erringen glühend erſehnte, durch die Mittheilung ſeiner Beobachtungen ſich zu verpflichten.

Er fand die Beiden leidend und noch unfähig in einem fortlaufenden Geſpräche ſich mitzutheilen. Das Fräulein lag in einem ſchlummerartigen Zuſtande, in gänzlicher Gefühlloſigkeit. Paul hingegen hatte ſich ſo weit erholt, daß der Doctor ihm aufzuſtehen erlaubte.

Als dieſer vierundzwanzig Stunden darauf ſeine Beſuche zu wiederholen kam und zuerſt bei Madame Valmont vorfuhr, trat ihm Paul bereits vor dem Hauſe derſelben entgegen, wo er im lichten Sonnenſchein auf und ab ſpazierend, Jemand zu erwarten ſchien.

Wie der Doctor es ſchon gleich am Abend vorausgeſagt hatte, war das Ereigniß mit Ausnahme einiger

Contuſionen hier ſpurlos vorübergegangen. Paul trug eine leichte Binde über das Auge geſchlungen.

„Laſſen ſie einmal ſehen," ſagte der Doctor, indem er ihm die Binde lüftete und ihm feſt in's Auge blickte. „Es ſind wohl ein paar Sandkörner hineingerathen, als ſie die Welle ſo unſanft auf die Düne warf. Hat nichts zu ſagen. Ein paar Mal mit lauem Waſſer reinigen. Das Tuch behalten ſie nicht darum geſchlagen. Das Organ muß ſich wieder an Luft und Licht gewöhnen."

Damit hatte er ihm die Binde abgenommen.

„Was machen ſie aber für ein trübſeeliges Geſicht? Hat das naſſe Embraſſement bei Fräulein von Chamilly etwa ernſtere Folgen geäußert?"

Paul erwiderte, daß er es nicht wiſſe. Niemand im Hauſe, von denen, die er bis jetzt gefragt hatte, konnte ihm darüber Nachricht ertheilen. Das Fräulein ſei im Bette und er erwarte mit Ungeduld Madame Valmont zu ſprechen, die ſo eben mit Herrn von Wildenſtein bei der Kranken ſich befinde, der ſie faſt gar nicht mehr verlaſſe.

„So?" ſagte der Doctor gedehnt. „Wenn da nur nicht zu viel geſprochen wird. Ruhe iſt die erſte Bedingung der gänzlichen Wiederherſtellung, wenn wie ich hoffe, nichts Schlimmes hinzugekommen iſt. Es ſind nun acht und vierzig Stunden. Ich will doch ſogleich zuſehen und alles dazwiſchen tretende entfernen."

Damit ging er in das Haus.

Oben traf er den General und die Valmont tief betrübt, die Kranke ſei während der Nacht ſehr unruhig geweſen und habe ſogar phantaſirt, erzählte ihm die letztere.

Er trat an's Bett. Victoire ſchlummerte jetzt ſanft wie es ſchien. Er beugte ſeinen Kopf und neigte das Ohr zu ihrer Bruſt, um nach ihrem Athmen zu forſchen; dann berührte er ſehr leiſe den Puls, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Schlaf ruhig und feſt war. So ſtand er ziemlich lange, ſorglich zählend. Dann fragte er, ob man etwas aus den Delirien entnommen habe, was auf den Seelenzuſtand ſchließen ließe, um mit Rückſicht darauf beizutragen, daß die zu heftige Erregung ſich calmire.

„Ihre Worte waren unzuſammenhängend," lautete die Antwort die Madame Valmont ertheilte, „oft auch unverſtändlich. Sie habe einige Mal Mutter gerufen. Dann: Wenn ſie lebt und mich nicht liebt, kann ich ſie dann lieben? Auch den Namen Paul habe ſie ängſtlich ausgeſtoßen" —

„So" — ſprach Lazarus Kohn wieder ſehr gedehnt, blickte noch einmal auf die Kranke, ergriff den Hut, den er abgelegt als er ſich an das Bett geſetzt hatte und trat leiſe in die Mitte des Zimmers.

Der General ging auf ihn zu und beobachtete ihn eine Weile in ſtummen Kummer verſenkt.

„Sie ſchweigen, Herr Doctor,“ ſagte er dann, indem er ſichtlich nach Faſſung rang, „und ihr Schweigen deutet auf etwas Unheilvolles. Können ſie uns nichts tröſtliches ſagen?“

„Nicht doch,“ entgegnete Kohn mit einer Zuverſicht die von einem heitern Lächeln begleitet wurde. „Ich darf ſie nicht ohne Troſt verlaſſen. Die Erſcheinungen, die ihnen ſo ängſtlich vorkommen, ſind die Folgen des Fiebers, das der geſtrige Schrecken in dem zarten Weſen natürlich hervorrufen mußte. Der Fall iſt nicht bedenklich und noch weniger hoffnungslos. Auch die Delirien vermögen dieſe Ueberzeugung nicht aufzuheben. Daß der Patientin das Bild der Mutter vorſchwebte, was wäre wohl natürlicher? Ebenſo daß ſie ſich von ihr verlaſſen wähnt und da ſie ſich ihrer Tochter nicht annimmt, an ihrer Liebe verzweifelt. Der Name Paul, der ihr mehrmals entfuhr, bietet ja auch nichts Räthſelhaftes. Daß der liebe Freund, der ſie auf der Meerfahrt begleitete, mit ihr in die Wellen verſank und ihr tragiſches Schickſal theilte, trat klar und anſchaulich vor ihren verwirrten Sinn. Sie ſchlummert ſanft, ihr Puls geht ziemlich regelmäßig und iſt nur wenig mehr erregt. Nach dem Erwachen, das aber durch kein Geräuſch herbeigeführt werden darf, wird Alles, was ſie erſchreckt hat, verſchwunden ſein. Einige Schwäche wird dann noch zurückbleiben, die ſich in friſcher Luft in dieſer anmuthigen Umgebung bald heben wird."

Dieſe Erklärung richtete den General auf. Madame Valmont ließ ihrem Gefühle freiern Lauf in den gewähltesten Worten des Dankes.

„Sie können viel zur ſchnellern Erholung beitragen," ſagte der Doctor zu Wildenſtein. „Suchen ſie ihr ein Bild der Herrlichkeiten ihres Schloßparks zu entwerfen, der jetzt gerade im reizendſten Schmuck der Jahreszeit prangt und nähren ſie die Hoffnung recht lebendig in ihr, daß ſie ihn bald wieder betreten werde, wo ſie ſchon früher in dem balſamiſchen Hauche ſeiner Laubgänge ſich erfriſchte. Sie müſſen ſich's angelegen ſein laſſen, ſie dort tagelang zu unterhalten. Auch Paul möge ſie morgen beſuchen, damit ſie ſehe, daß ihm nichts fehle. Er iſt mir da eben unten ganz sain et sauf begegnet. Wenn ſie mir's erlauben, ſehe ich bald wieder nach — als Freund verſteht ſich — der Doctor iſt hier nicht mehr von Nöthen."

Er zog ſeine Hand ſanft aus der des Generals, der ſie hielt, wie die Hand eines Freundes, die man nicht mehr loslaſſen will und empfahl ſich.

Victoires Schlaf hatte wieder faſt drei Stunden gedauert und als ſie erwachte, war ſie ruhig und verlangte nach einer Taſſe Thee.

„Er iſt doch ein einſichtsvoller Mann, ſchade daß er die Praxis aufgegeben hat,“ ſagte Madame Valmont, als ſie hörte, daß Victoire auch einen Zwieback zum Thee begehrte. —

Draußen harrte Paul noch immer auf Nachrichten. Als er den Doctor aus dem Hauſe treten ſah, ſprang er auf ihn zu und rief:

„Nun?“ —

„Es geht drinn gut — ſie werden ſie ſprechen“, ſagte Kohn. „Ich ſelbſt habe es als ein Mittel empfohlen ihre Reconvalescenz zu fördern. Sie iſt um ſie beſorgt, glaubt vielleicht, daß ſie ertrunken ſeien als ſie ſie retten wollten. Sie hat ſo etwas in ihren Delirien vernehmen laſſen —“

„Delirien!“ unterbrach ihn Paul erſchreckt.

„Iſt vorbei,“ fuhr Kohn fort. „Aber ſie würde keiner Verſicherung Glauben ſchenken, bis ſie nicht ſelbſt in Perſon vor ihr ſtehen.“

„Ich danke ihnen für die mir erwirkte Erlaubniß,“ ſprach Paul, ohne daß ſich ſeine Züge bei den Worten erheitert hätten.

„Oh, iſt gern geſchehen“, rief Kohn lachend, „neben dem ärztlichen Rathe hatte ich auch die Abſicht meinem Freunde einen freundlichen Dienſt zu erzeigen —“

Plötzlich betrachtete er Paul forſchend:

„Aber was iſt das? Da muß ich meine Brille rücken, ob ich denn auch recht ſehe? Sie thun ja ſo, als ob die Schamhaftigkeit ſie abhalte vor das Bett einer jungen Schönen hinzutreten! Sie ſchlagen ja ihr Augenlied nieder — nehmen ſie mir's nicht übel — als wär's ein Scheuleder. Wo iſt ihr Feuer, junger Mann? Laſſen ſie ſich einmal den Puls fühlen —"

Paul überließ ihm mechaniſch den Arm. Der Doctor fuhr in ſcherzhaftem Tone fort:

„Da glüht ein geheimes Feuer. Die anmuthige Wunde, die ſie bei dem verhängnißvollen Schiffbruch erhielten, ſitzt tief. Es iſt ein ergötzlicher Schmerz, aus dem eine liebliche Bekümmerniß erwächſt. Es iſt gleichſam eine erwünſchte Pein zu nennen. Empfinden ſie nicht ſo etwas?"

„Ihre Diagnoſe dürfte ſie trügen", brachte Paul faſt unwillig vor. „Das Wahre iſt, daß das was mir ſo natürlich und vertraut geworden war, meine Einſamkeit, mir jetzt zur Laſt geworden. Ich langweile mich und ſehne mich nach Veränderung. Ich will reiſen" —

„A bah!" ſcherzte Kohn. „Das iſt metaphoriſch geſprochen. Reiſen! „Tout est voyage dans le voyage de la vie" ſagt die unvergleichliche Georg Sand. Was ſie auf der Reiſe zu finden erwarten, können ſie auch zu Haus haben. Coelum non animam mutant — ſie kennen ja den alten Gemeinplatz. Sie beſtreben ſich vergebens zu verheimlichen, was der geübte Blick ihres Freundes unleugbar erkannt hat. Jetzt aber gehen ſie zu ihr, es erheiſcht's die Pflicht — der Nächſtenliebe. Das leuchtet ihnen ein. Nicht wahr?"

Damit packte ihn der rieſige Mann mit ſeinen derben Händen bei den Schultern und drehete ihm das Geſicht nach der Hausthür. Paul wendete den Kopf nach ihm zurück.

„Ach, laſſen ſie mich" — ſprach er.

„Gehen ſie, ſie verſchmachten ja vor lauter Entbehrung", lachte Kohn; „holen ſie ſich denn einmal den Entbehrungslohn, wie das moderne unbezahlbare Wort es ausdrückt, mit welchem unſere Nationalökonomen die deutſche Sprache bereichert haben. Und nun iſt's genug geplaudert. Sie wiſſen was ſie zu thun haben. Adieu!"

Paul athmete hoch auf als er ſich aus dieſer Gewiſſensklemme befreit ſah und erwiderte den Gruß. Er wollte ſich ſchnell von dem ungelegenen Schwätzer entfernen.

„Doch noch eins", rief ihm dieſer nach. „Wenn gleich ihre Aufrichtigkeit der meinigen nicht gleichkommt und wir in manchen Dingen nicht übereinſtimmen, ſo doch in Einem das weiß ich: in unſerer Liebe zur Muſik, in unſerer Verehrung für die großen Meiſter. So hören ſie denn die Neuigkeit, die bis hierher wohl noch nicht gedrungen iſt.

In Kurzem ſteht uns ein herrlicher Genuß bevor. Sie geben den Idomeneo von Mozart. Gelt? Das heitert ſie gleich auf. Wir werden uns im Foyer treffen. Nicht wahr? Jetzt muß ich aber in die Stadt zur Probe. Nicht als geheimer Medizinalrath etwa, ſondern als Geheimnißrath der erſten Künſtler in vorkommenden Fällen iſt mir der Eintritt dazu geſtattet.“

Er winkte ihm mit einem Handſchuh das letzte Lebewohl zu und ſprang in den Wagen.

Paul bedurfte einer kurzen Abkühlung, dann ſtieg er langſam den Perron hinan und ließ ſich bei Madame Valmont melden, die ihm für morgen das Verſprechen gab, ihn bei der Kranken einzuführen, wie es der Doctor erlaubte.

Auf der Heimfahrt hatte der Doctor Zeit über ſeinen Morgen Betrachtungen anzuſtellen. Es gehörte wenig Scharfblick dazu einzuſehen, daß zwiſchen Paul und Victoire ein geheimes ſchüchternes Verſtändniß obwaltete, das ſich wie ein Dieb in ihre jugendlichen Herzen eingeſchlichen hatte. Ebenſo deutlich war es ihm aber auch erſchienen, daß der General wie ein Vater ſich für das Mädchen intereſſire. An ein ſchmachvolles Liebesverhältniß war hier nicht zu denken. Vielmehr gründete ſich dies Intereſſe auf ein anderes Band. Victoire war die außereheliche Tochter Wildenſteins. Würde Paul es endlich wagen mit einem „ſoliden“ Antrag hervorzutreten, ſo war anzunehmen, daß einem ſolchen Antrag mit Freuden entſprochen würde. Der General adoptirte ſein Kind und der Hochzeit ſtände nichts mehr im Wege. Als natürliche Folge erſchien dann die Ausſöhnung und Wiedervereinigung der beiden Gatten. Ein pater peccavi und Alles wäre gut.

Das mußte der pfiffige Doctor vereiteln. Eine teufliſche Abſicht erfüllte ihn.

Er hoffte ſie ganz ſicher zu erreichen, indem er den mächtigſten Leidenſchaften in dem Herzen einer gekränkten Frau, Eitelkeit und Rachſucht, Nahrung zuführte.

Statt in die Probe ſich zu begeben, ließ er vor Sollbergs Haus halten, wo Wildenſteins Gattin ſeit ihrer Trennung wohnte. Er wollte ſie ſehen, um ſich vorgeblich auch bei ihr nach ihrem Befinden auf den geſtrigen Schrecken zu erkundigen; ſo ward er gemeldet und hierauf empfangen.

Sie klagte nicht geſchlafen zu haben und von einer gräßlichen Migräne geplagt zu ſein. Ihren Augen ſah man es an, daß ſie Thränen vergoſſen hatten. Die Wangen zeigten eine auffallende Bläſſe.

„Wie iſt's?“ fragte ſie mit einer fieberhaften Schnelligkeit. „Iſt der Mann gerettet, den man in die Hütte trug?“

„Der leichtſinnige junge Menſch?“ fragte Kohn zurück, der es nicht gleich begriff, welcher Eifer ſie trieb zuerſt nach Paul ſich zu erkundigen.

„Der leichtſinnige junge Menſch?“ wiederholte ſie mit einem tiefen freiern Athemzuge.

„Nun ja, Paul Möller; ich nenn' ihn ſo mit Recht. Das Wetter war ja vorauszuſehen. Wie kann man da auf dem Meer ſpazieren fahren!“

Erneſtinens Wangen überflog eine leichte Röthe.

„Alſo gerettet! Gottlob!“ rief ſie ſehr erleichtert.

Dem Doctor entging dieſe innere Bewegung nicht. Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß Paul's Schickſal eine ſo mächtige Theilnahme errege; er hielt es nicht für möglich, daß ſie deshalb Thränen vergoſſen hatte. Aber eben in der Stärke ihres Kummers lag die Unbegreiflichkeit des Warum. Er ſchlug den kürzeſten Weg ein, um Aufklärung darüber zu erhalten.

„Ich komme ſoeben von Madame Valmont, wo ich ihren Herrn Gemahl mit Herrn Möller im beſten Wohlſein an dem Bette des Mädchens traf, das freilich noch nicht vollkommen ſich erholt hat. Aber ſie mögen nur ganz unbeſorgt ſein. Sie könnte wahrſcheinlich ſchon morgen ſich perſönlich bei ihnen für die zarte Sorgfalt bedanken, die ſie dem unglücklichen Geſchöpfe mit einer ſo hohen Selbſtverläugnung widmeten, wenn ſie dieſelbe ſo weit trieben, ihr dieſe Huld zu geſtatten.“

Erneſtine zuckte bei dieſen boshaft berechneten Worten zuſammen. Was hätte ſie ihm darauf erwidern ſollen? Sie blieb ſtumm und blickte zu Boden. Da war es an dem Doctor weiter zu ſprechen.

„Ihre Migräne verſtimmt ſie," ſprach er. „Ruhe und Erholung bannt ſie nicht fort. Sie bedürfen der Zerſtreuung. Sie hängen zu ſehr trüben Gedanken nach. Sie müſſen ſie verſcheuchen. Der Mittel dazu giebt es genug."

Nun fing er etwas weit ausholend an über die irrthümlichen Ideen zu ſprechen, die noch immer einen ziemlich bedeutenden Bruchtheil der gebildeten Geſellſchaft beherrſchen und den geſunden Menſchenverſtand förmlich mit Beſchlag belegt haben. Er fällte ſein Urtheil über Sittlichkeit, Recht und ſociale Ordnung in den glänzendſten Worten. Er wies auf den Fortſchritt hin der ſein allgewaltiges Licht über alle Verhältniſſe ergieße und dem ſich kein Auge, das ſehen kann und will, mehr verſchließen dürfe.

Dies Alles predigte er vor wirklich geſchloſſenen Augen. Die arme von Migräne geplagte Frau hörte kaum was er vorbrachte.

Der kluge Mann täuſchte ſich jedoch. Er glaubte ſie höre ihm zu und ihr Herz öffne ſich ſeinen Lehren. Er ſtimmte einen leichtern Ton an um ſie nicht zu ermüden. Seine Worte emaillirten ſich mit blumigen Floskeln; er malte den Lenz der Freiheit, der alle Menſchen aufforderte den Genuß des Lebens ganz zu erſchöpfen.

Erneſtine warf ſich in ihrem Seſſel unmuthig hin und her, der Doctor kehrte ſich nicht daran. Die ſeinem Volke eigenthümlich zähe Beharrlichkeit und die daraus entſpringende Zudringlichkeit machten ihn unempfindlich gegen ihre Leiden.

„Bedenken ſie, meine ſchöne Frau,“ fuhr er fort, indem ihm dabei wie ein verſtecktes ſelbſtgefälliges Lächeln das Vertrauen auf ſeine Ueberlegenheit um die Mundwinkel ſpielte, „bedenken ſie, daß ein jeder für ſeine Bedürfniſſe ſelbſt zu ſorgen hat. Oder könnten ſie darüber in Zweifel ſein? Sie wären dann ſicher der einzige Menſch auf Erden. Wie könnten ſie doch glücklich ſein und ziehen es vor ſich zu quälen! Leiden ſie nicht ſeit Jahren, wie alle Welt weiß, an den Qualen einer Art von Selbſtverurtheilung, die ihnen die mitleidige Theilnahme aller edeldenkenden Männer und Frauen längſt zuwandte? Sie ließen ſich den Zwang auferlegen aus einer Geſellſchaft zu ſcheiden, die ſie ſchmerzvoll vermißt. Man fand es unbegreiflich. Iſt man denn auf der Welt um zu leiden? Wir ſollen luſtig, das heißt mit Frohmuth genießen. Weinen ſie nicht. Was ich ihnen ſage ſind Worte eines warm empfindenden Freundes welche ihre Lage ihm eingiebt. Es reifen überall die herrlichſten Früchte und ſie ſchließen ihre Hand ſtatt darnach zu langen.“

Der Widerwille, den Erneſtine empfand, ſteigerte ſich mit jeder Minute. Sie mußte ſich Luft ſchaffen.

„Glauben ſie mich zu erheitern?“ ſagte ſie indem ſie mühſam ſich vom Seſſel erhob. „Ich war glücklich und das Andenken an die guten Tage die ich durchlebte erhöht jetzt nur meine Traurigkeit. Was mir begegnete hat mir meine heitre Laune gewaltſam für immer entriſſen. Kennen ſie kein anderes Mittel gegen meinen Kopfſchmerz, der mich wirklich in dieſem Augenblick faſt wahnſinnig macht, ſo deuten ſie es nicht als Unhöflichkeit, wenn ich ſie verabſchiede. Ich bedarf der Ruhe und Stille.“

„Ich bedaure es ſehr, daß der Gegenſatz, der in meiner Schilderung und ihren Erinnerungen liegt, meine gewiß gute Abſicht für jetzt vereitelt. Sie werden aber, wenn ihre Migräne es zuläßt, Stoff zum Nachdenken erhalten haben. Sie werden dann über ihre Schwäche lächeln. Es wird ihnen plötzlich ſein als fielen ſie aus den Wolken. Sie werden einſehen, daß alles was ſie band, nur der baarſten Geringſchätzung werth iſt. Der Menſch allein iſt vollkommen der ſich ſelbſt in Allem vollkommen genügt. Unſere Kraft iſt nicht unendlich; wir verſiegen mit ihr. Das bedenken ſie, ſchöne Frau. Der Menſch iſt der höchſte Gipfelpunkt alles Seins. Er vermag Alles zu leiſten wozu ihn ſein Wollen treibt."

Erneſtine ſtand auf, that ſchwankend einige Schritte, ſah den Gegner ſcharf an und brach in ein lebhaftes und ſchrillendes Lachen aus.

Der Doctor hielt ſie für wahnſinnig; er wollte ſie beruhigen; aber er vermochte es nicht, denn ſie lachte immerfort.

„Das iſt undelicat", entfuhr ihm heftig.

„Sie wählten einen unpaſſenden Ausdruck", ſprach ſie im trockenſten Ton, der von ihrem beleidigten Gefühl nichts verrieth. „Mein Lachen war im Gegentheil die letzte Rückſicht, die ich der Delicateſſe abtrug."

„Was ſie da ſagen iſt nicht logiſch" —

„Ich geize nicht darnach es zu ſein."

„Und doch werden ſie nicht läugnen können, daß ſie Geiſt beſitzen. Ich hege dieſe Meinung von ihnen und nichts wird ſie mir rauben."

„Aufrichtig geſprochen, das muß eine recht ſchlechte Meinung ſein. Ihre Familiarität beweiſt es. Sie ſprechen mit einer Kranken, die ſie nicht hat rufen laſſen, über Heilmittel, deren Wirkung ich nie verſuchen werde, nie verſuchen will. Ich darf wohl vorausſetzen, daß nach dieſer Erklärung ihre Höflichkeit es nicht länger zulaſſen wird —"

„Sie bringen mich dahin, meine Familiarität, wie ſie es nennen, zu verwünſchen. Ich bitte ab, wenn vielleicht mein allzufeuriger Eifer ihnen unziemlich erſchien. Allein ſie werden gewiß ihre Anſicht ändern, und ſuchen ſie dann einen treuen Freund als Rathgeber, als Beiſtand, ſo werde ich ſtets dort ſein, wo ſie mich haben wollen. Alles iſt der Lüge verfallen und wer noch der Wahrheit dient iſt ſelten. Freiheit im Denken und Empfinden iſt Wahrheit. Die Ehe hemmt jene Freiheit. Sie narkotiſirt Wille, Vernunft, Denken; jede natürliche Spannkraft fällt einem Wahne zum Opfer. Wer die weitfortgeſchrittene Bildung der Gegenwart ganz in ſich trägt, der anerkennt kein anderes als das Naturgeſetz“ —

Erneſtine vermochte es nicht mehr an ſich zu halten, was ihr auf dem Herzen lag. Tiefe Erniedrigung, Eckel und Abſcheu erfüllten ſie und preßten ihr Thränen aus. Der Doctor zog verlegen ſeine aufgeworfenen Lippen in die Breite. Sein Geſicht war recht häßlich geworden.

„Sie wagten das Unerhörte“, unterbrach ſie ihn mit edelm Selbſtgefühl, „indem ſie es vergaßen, daß ſie zu einer verheiratheten Frau ſprechen —“

„Die es nicht einſehen will, daß ihre Ehe auch nach dem vermeintlichen Geſetze Gottes ungiltig iſt. Eine proteſtantiſch geſchloſſene Ehe iſt für den Katholiken Wildenſtein nicht bindend. Er iſt frei und handelt nach ſeinem Rechte —"

Die Migräne ſchien Erneſtine jetzt plötzlich verlaſſen zu haben.

„Ein Chriſt würde eine ſolche Läſterung niemals ausſprechen können", rief ſie mit zorniger Verachtung. „Das iſt zu teufliſch. Die Miſſionäre der Lüge ſind nie weiter gegangen. Nur ihr geſunder Menſchenverſtand vermag das zu ertragen."

Das kranke ſchwache Weib hatte den ſtarken Geiſt ganz dumm werden laſſen. Er brachte noch etwas zu Stande, was er preisgab; allein es übertraf alles frühere an Brutalität. Er ſtellte ſich auf die Stufe der Beſtien als der lebendige in Fleiſch und Bein übergegangene Materialismus.

Erneſtine war in den Seſſel zurückgeſunken und erhob die Hand abwehrend gegen den unreinen Geiſt. Ein apage Satanas!

Er entfernte ſich in heftiger Bewegung. —

Erneſtinens Kopfweh war etwas gemildert. Der letzte vollendete Ausbruch des Zornes hatte gleich einer Fieberkriſe eine glückliche Reaction bewirkt. Nur große Schwäche war noch vorhanden; aber der helle Strahl der Gedanken brach wieder hervor und ſie ſann darüber nach, wie ihrem Leiden abzuhelfen ſei. Sie fühlte eine von Bewunderung erfüllte Ueberraſchung darüber, ſich ſo mit einem Male auf eine Höhe getragen zu ſehen, von der ſie freiwillig herabgeſtiegen war. Jeder Augenblick trug ſie weiter. Sie gelangte zur Gewißheit, ihre Würde ſelbſt aufgegeben zu haben und ſie verſpürte ein freudiges Keimen in ihrem Herzen ſich regen, das durch die Finſterniß drang. Sie ward nun wirklich von einer demuthvollen Großmuth erfüllt. Alles wollte ſie ihrem Gatten vergeben, wäre er ſtraffällig. Nun aber klagte ſie ſich allein an. Sie hatte ihn gekränkt und beleidigt, als ſie vom Anſchein ſich bethören ließ, anſtatt ſeinen feierlichen Betheuerungen zu vertrauen. Und in welche Lage war ſie dadurch gerathen!

Sie hätte gewünſcht, Alles aus ihrem Gedächtniß verwiſchen zu können, da jedoch ſtand es in lesbaren Lettern.

So wechſelten bald trübe, bald helle Gedanken. Gar wunderbar war es dabei, wie aus den trüben, die hellen ſich entwickelten. Ihre Imagination verlor ſich darin. Manchmal dachte ſie ſich, wann ihr die Annäherung von ihrer Seite als unüberſteiglich ſich darſtellte: „Ach, wäre er krank, ich könnte auch ungerufen an ſein Bett hintreten und meine Pflicht auf die zärtlichſte Weiſe erfüllen. Auch ohne Geſtändniß würde er mich begreifen und dadurch eher geneſen!“

Das war das Hervorbrechen jenes leuchtenden Hortes, der trotz aller Abſchwächungen und Einſchränkungen in der Bruſt eines jeden Chriſten ruht. Weist nicht das verderbteſte Zeitalter, wie auch unſere im Glauben mehrfach verkommene Zeit ſolche Beiſpiele auf?

„Mag die Welt mich verkennen, mag ſie unerbittlich ſchmähen, was ich gethan habe. Ich werde mich nicht daran kehren. Schlechte Sitten ſollen fortan auf meine Grundſätze keine Macht ausüben können. Die Lehre des verruchten Doctors hat mich in die Finſterniß des Abgrunds einen entſetzten Blick werfen laſſen. Entweder Gott oder dem Teufel angehören. Wer das einſieht, könnte der wählen?“

Sie wußte es zwar nicht, aber ihr war mit dem Sacrament der Taufe der Schutzengel beigegeben, der ihr in jeder Gefährde beiſtand, ſo oft ihre Seele in gläubigem Vertrauen zu Gott vor dem Laſter erbebte. —

Daß der ſtrengſte Befehl gegeben wurde, den Doctor Kohn und jeden, der nicht zur Familie gehörte abzuweiſen, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber auch der Beſuch der Verwandten wurde nur kurz abgefertigt. Alle Bemühungen der Schweſtern Erneſtine ihrer Melancholie, wie ſie den Zuſtand nannten, zu entreißen, blieben vergebens. Sie aber verharrte in ihrer brütenden Abgeſchloſſenheit und hoffte im ſtillen Dulden auf Erlöſung.

XIII.

Der Tag der Aufführung des „Idomeneo“ war endlich erſchienen. Die Krankheit eines Sängers hatte ihn ziemlich weit hinausgeſchoben.

Ein paar Zeilen des Doctors benachrichtigten Paul von dieſem Ereigniß, indem er hinzufügte, daß er es bedauere, durch Geſchäfte abgehalten zu ſein, den lieben jungen Freund in das Theater abzuholen. Er hoffe jedoch ihn in „Bärenfelds Hinterſtübchen“ nach dem Theater zu ſehen, um ſich an den Urtheilsſprüchen der dummen Muſikanten zu ergötzen, die weder urtheilen noch ſprechen könnten. Paul möge ſeinen Wagen zur Heimfahrt dort hinbeſtellen.

Inzwiſchen war Lazarus Kohn nicht müßig geweſen. Er wollte klar ſehen in der Sache, die ihn bereits ſo weit geführt hatte. Trotzdem daß er ſein Spiel bei Erneſtine verloren zu haben ſchien, wollte er ſein Intriguiren dennoch nicht aufgeben. Die unempfindlichſte Kälte und die vielerprobte Erfahrung, deren er ſich bewußt war, nährten Hoffnungen, zu deren Erfüllung er mit rachſüchtiger Bosheit weiter ſchritt.

Ein früherer Commis ſeines Vaters lebte in Paris wo er zu jener Sorte miſerabler Subjecte zählte die du jour au jour, wie es dort heißt, für ihre Exiſtenz ſorgen.

Zum Vorwand für dieſe nennen ſie ſich ſelbſt fournisseurs zu deutſch Lieferanten. Sie ſind im eigentlichſten Sinne fournisseurs de toutes choses. Tagelang lungern ſie vor dem Portal des Kriegsminiſteriums herum. „A la guerre“ iſt ihre Löſung auch im tiefſten Frieden. Waffen, Munition, Fourage werden dort gebraucht; die hohe Geldmannſchaft der Börſe bemächtigt ſich des Accords und die Lieferung wird ihr zugeſchlagen. Mit dem marché in der Taſche ſind ſie kaum aus dem Portal des Miniſteriums getreten, ſo werden ſie von den hungrigen Schluckern umringt, von denen dann jeder ſeinen kleinen Antheil an dem großen Gewinn bringenden Geſchäft erhält. Er liefert zu ſo und ſo viel Sous unter dem marché und hat immer noch einen guten Profit dabei. Der moderne ökonomiſche Grundſatz „die Erzeugniſſe der Arbeit ſind übertragbar“, ſieht in dieſem ſchmählichen Doppelwucher eine glänzende Verwirklichung. Das Leben in Paris iſt aber theuer; ſind die Gewehre, Bajonette, guêtres und all der Kram bei den Arbeitern beſtellt, ſo bleibt noch Zeit genug zu andern feinen Geſchäften übrig. Der Boden in Paris iſt dafür auch geſegnet; die Luft führt einer rechten Spürnaſe ſtets Gewinn zu. Was hat ſo ein armer Deutſcher, wenn er in ſeinem Kaffeehaus ſitzt? er verſchwendet ſeinen Sechſer an einer Taſſe ſchlechten Kaffee. Dem Lungerer in Paris, der einen halben Frank daran ſetzt, fliegen dafür die gebratenen Tauben ins Maul. Man kennt ihn und je nach ſeiner Capacität erhält er Aufträge von vielen Seiten. Spioniren, Auskunft verſchaffen, Gelegenheit machen, bei dem Mont de pieté allerhand verſetzen, une place dans une maison de santé pour une dame qui veut être connu de personne, bis zu einem Souper clandestin dans la maison dorée à tant par tête und noch tiefer laufen die Commiſſionen ein. Dieſe Leute haben ihre beſtimmten Plätze dans tel ou tel café wo man ſie aufſucht, gleich wie die Makler und Notare an der Hamburger Börſe. Sie ſind aber auch von Gewicht und wiſſen mehr von dem, was in Paris ſich zuträgt, als mancher Korreſpondent eines deutſchen Blattes, der im Winter mit blaugefrornen Händen im ungeheizten Zimmer au sixième ſeinen „Ehrenſold" ſich erſchreibt.

Der ehemalige Commis des Hauſes Kohnheim war zwar kein eigentlicher Korreſpondent ſondern ein fournisseur von Allem was man nur wollte, aber der Doctor Lazarus Kohn, dem ſeine außerordentliche sagacité wohlbekannt war, fand es für gut ihn zu ſeinem Specialkorreſpondenten zu erheben.

„Mon très cher Monsieur Enoch," ſchrieb er ihm. „Ich habe das größte Intereſſe über die Familie Chamilly etwas Genaues zu erfahren. Zuerſt: exiſtirt eine ſolche überhaupt; dann: welche Stellung nimmt ſie in der Pariſer Welt ein? Sind die Chamilly reich; haben ſich einige von ihnen in irgend einer Weiſe hervorgethan? Mit welchen Häuſern ſind ſie verwandt? Zählen ſie in Deutſchland Verwandte? Um ihnen, cher ami, anzudeuten wie ſehr mir an der genaueſten Beantwortung dieſer Fragen gelegen iſt, muß ich ihnen eröffnen, daß uns hier eine Demoiselle Victoire de Chamilly hereingeſchneit iſt, die mir ein wenig den Kopf verrückt hat. Brauche ich ihnen wohl mehr zu ſagen um alle ihre Organe in Bewegung zu ſetzen? Comme vous êtes versé dans le monde parisien, je suis convaincu que vous saurez vous procurer des renseignemens authentiques. Quant à moi je les saurai recompenser de la manière la plus convenable. Soyez en sûr, mon cher Monsieur Enoch Tout à vous!"

Es währte nicht gar lange bis die Antwort erfolgte. Sie war erſchöpfend und vollſtändig ſo wie es der Doktor wünſchte. Monsieur Enoch ſchrieb zurück:

„Die Familie Chamilly iſt ſeit Jahren ausgeſtorben. Sie war gänzlich verarmt. Keine Spur, daß ein Mitglich noch lebe. Durch die ſorgfältigſten Nachforſchungen gelang es mir jedoch einen frommen Betrug zu entdecken der auf die Demoiselle soit-disant de Chamilly zurücklenkt und ſehr wahrſcheinlich die junge Dame en question betrifft. Vor zwanzig Jahren etwa hatte eine Anglaise mal famé ſich von Engländern dingen laſſen für ihre uneheliche Tochter die Vaterſchaft in der Perſon eines damals ſehr renommirten Virtuoſen Namens Ludolf auf unverſchämte Weiſe anzuſprechen, von dem jene Inſulaner ſich beleidigt glaubten und ſich an ihm rächen wollten. Aber die ſchändliche Geſchichte wurde bald entdeckt; die freche Intrigantin mußte ſich über Nacht aus dem Staube machen und das Kind, welches ſie zurückließ wurde durch die Einmiſchung einiger Jeſuiten von einer Madame d'Auroyer aus chriſtlichem Mitleid aufgenommen, und für das einer in Armuth verſtorbenen Verwandten ausgegeben, welche eben die letzte der Chamilly geweſen war. Monſieur und Madame d'Auroyer waren bald darauf geſtorben und das Kind wurde ſeinem Schickſal überlaſſen; da weder die Erben noch die Jeſuiten ſich ſeiner annehmen mochten, indem nur ein unbedeutendes Vermögen ſich vorfand.

„Mehrere Blätter hatten ſich dans le temps dieſer längſt vergeſſenen Affaire bemächtigt, die bald von den wichtigern Tagesereigniſſen verſchlungen wurde. Es habe daher Bemühung und Geld erfordert, um Leute, die etwas davon wußten, aufzufinden und bei den bouquiniers des Quai des petits Augustins nach den vergriffenen Blättern zu ſchürfen, die ſich dergleichen wie man weiß theuer bezahlen laſſen, wenn ſie merken, daß Einem etwas daran gelegen iſt.“

Ein paar dieſer Blätter, die noch aufzutreiben geweſen, waren dem Schreiben beigelegt, zugleich mit einer Note, die für courses en cabriolet, prix des feuilles, transmission de quelques écrits necessaires, soit lettres billets et caetera, un dejeuner bei dem Grand restaurant de France, place de la Madeleine mit einem homme d'un certain renom pour des renseignemens; enfin Commission die Summe von dreihundert und drei und ſechzig Francs 25 Centimes betrug.

Der Doctor hätte tauſend gegeben und er verdoppelte wirklich das Geforderte — um ſich einen ſolchen Freund für die Folge zu bewahren.

Lazarus Kohn las den Brief zweimal. Alles darin kam ihm zu Statten. Bis auf die Jeſuiten, die ihre Hand in der unſaubern Geſchichte hatten, taugte Alles in ſeinen Kram. Die Chamilly waren verſchollen; Herr und Madame d'Auroyer todt. Er konnte frei ſchalten und hatte es am Ende nur mit einer Pariſer Griſette zu thun, der ohnehin ſchon der ſchmutzigſte Makel anklebte und für deren Ruf ein mit ihr im Ehebruch lebender alter Herr es nicht wagen durfte, im Angeſichte ſeiner Frau vor aller Welt den Handſchuh aufzuheben.

Er ſelbſt wollte aber damit nichts zu thun haben. Das hatte er auch nicht nöthig. Es ſtand ihm ein leichtes Hilfsmittel in der ſchlechten Tagespreſſe zu Gebot.

Die jetzige „kleine“ Preſſe iſt eine ſeltſame Erſcheinung. Man wird Schriftſteller ohne Wiſſen, ohne Nachdenken, ohne Styl; man hat nichts zu thun, als eine gewiſſe Zahl von Spalten zu füllen, um ſein tägliches Brod zu gewinnen. Die Leichtigkeit, mit welcher das geſchieht, die Schnelligkeit, die es erfordert, laſſen es nicht zu, ernſte Forderungen zu ſtellen und der Hauſe ſättigt ſich mit einer Speiſe, die ihm den Geſchmack verdirbt.

Die kleine Alltagspreſſe kennt nicht die Luſt mit einem Gedanken ſich herumzutragen, ihn reifen zu laſſen, ihn einzukleiden und ihn ſtark und ſchön geformt vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Ein Buch iſt wie ein Kind, das man aufzieht. Es gehört Fleiß, Geduld und Liebe dazu. Der Verfaſſer, der Dichter, der Schriftſteller ſagt von ſeinem Buch: „Es hat Mühe gekoſtet, aber es wird mir Ehre machen.“

Was weiß der Tagblattſchreiber davon? Hat er eine Idee oder keine, die Spalten müſſen gefüllt ſein. Er greift nach neuen Büchern und rezenſirt ſie; er ſchimpft auf die Verfaſſer oder er erzeigt ihnen die Ehre ſie zu zerpflücken, dann theilweis nachzudrucken, um ſie dergeſtalt zu empfehlen. In beiden Fällen weiß er ſeine Leſer und ſich zugleich zu befriedigen. Er will vor Allem beſtehen, leben. Er haßt und liebt, tadelt und lobt, lieſt, betrachtet, vergnügt ſich, nur um Stoff zum Schreiben zu erhalten, ihn zu verarbeiten, zu verkaufen um das tägliche Brod. Die Noth treibt ihn an, ſeltener die Gewinnſucht. Man muß diejenigen doppelt werth halten, die bei ihrem Handwerk noch ehrliche Leute geblieben ſind.

Zu dem Schlechten wird man überall leicht verleitet. Das Schlechte reizt ſchon an und für ſich ſelbſt. Die wirklich ſchlechte Preſſe wird am ſchnellſten fabricirt und läßt ſich beſſer vertreiben. Leidenſchaften, die zum Laſterhaften hinneigen, Irrthümer, welche der Lüge fröhnen, denen kann ohne viel Mühe geſchmeichelt werden.

Ein anſtändiger Mann weiß, wenn es ihm an Gedanken gebricht, ſein Blatt noch mit anſtändigen Worten zu füllen. Allein die Herren von der ſchlechten Preſſe ſchmähen und verläumden ihn ſo lange, bis auch das beſſere Publikum es glaubt und den anſtändigen Mann in der kleinen Preſſe nicht mehr leſen und — halten will. „Der dumme Menſch wird uns Allen noch großes Unheil bereiten, weil er die Gegner beſtändig reizt. Wir dachten wie er, aber wir geben ihn nun auf.“ So ſprechen die ehrbaren Philiſter und entziehen ihm vor Allem ihre Inſerate, die reichſte Erwerbsquelle der Tagblätter und wenden ſie den Andern zu, um ſie zu mäſten.

Dieſe Schwäche unſerer Philiſter erſchiene belachenswerth, wenn ſie nicht ſehr ernſthafte Folgen hätte. Sie tödten den treuen Wächter, den wackern Hund, der durch ſein Bellen die Wölfe verſcheucht. Man entſchuldige den Vergleich wegen ſeiner Wahrheit.

In der Stadt unſerer Erzählung ſtand die allerſchlechteſte Preſſe im beſten Flor.

Das „Heimchen am Heerde“ war eines der geleſenſten Blätter von einem ſehr hoffnungsvollen jungen „Litteraten“ redigirt, das hinter ſeinem unſchuldig zirpenden Titel einen grundloſen Schlund verbarg, aus welchem ſtets ein widrig klingendes Heulen und Belfern ſich vernehmen ließ.

Dieſes „Heimchens“ Erzeuger nahm es nun für die ſchönſte Anerkennung ſeiner würdigen Beſtrebungen von einem Doctor Lazarus Kohn, der ihm ſchon manchmal mit hellklingender Hilfe aus drängenden Verlegenheiten geholfen, in einer delicaten Sache in’s Vertrauen gezogen zu werden.

Nach gepflogener Rückſprache, denn Ennochs Brief wurde nicht aus Händen gegeben und auch aus den alten Pariſer Zeitungswiſchen, die Kohn zurückbehielt, durfte der Redacteur von „Heimchen am Heerde“ nur das Nöthige excerpiren, übernahm dieſer Alles auf das Beſte anzufertigen.

Kohn gab ihm dazu einige Andeutungen, die er ihm zu beobachten dringend anempfahl. Die Hauptſache war, daß er ſich davor hüten möge, witzig zu ſein.

„Nur diesmal keine Witze reiſſen wollen, lieber Murner“ redete er ihm zu. „Ihren ſchönen Eifer mäßigen ſie nicht; beſonders wenn ſie ihr Feuer auf die von ihnen mit Recht gehaßten Jeſuiten ſpielen laſſen, welche ihre Hand im Spiele hatten. Werden ſie alsdann zerſchmetternd, vernichtend. Ihr Aufſatz darf den Hohn, den Spott eines Mannes enthalten, der gegen die Unſittlichkeit kämpft; aber bei Leibe keine Witze! Ernſte Würde ſo viel als ein Artikel in ihrem Blatte vertragen kann“ —

„Darf ich's vielleicht in eine Parabel kleiden?“ rief Murner ungeduldig dazwiſchen. „Die Form iſt mir geläufig und ich habe gleich zur Stelle einen prächtigen Einfall“ —

„Die Thatſache muß unbemäntelt als zuverläſſig gegeben werden; dann laſſen ſie ihrem Genie freien Schuß, nach welchem Ziel ſie wollen. Die reifſte Routine ſteht ihnen zur Seite. Ich maße mir nicht an ſie zu belehren. Nur das Eine: unterbinden ſie ihre ſatyriſche Ader; keine Witze für diesmal. Es wird einem ſo witzigen Hirn ſchwer werden, allein ſie werden deſto mehr wirken und dadurch mehr glänzen."

Die Beſorgniß Kohns war nur zu ſehr gerechtfertigt, denn die Mode war bereits ſtark im Abnehmen und fing an, durch die Handwerksmanier, mit der Witze für jede Woche, jeden Tag auf Löſchpapier hingeklekſt wurden, ſelbſt die blödeſten Leſer anzuekeln. Das Uebermaaß des Ungeſchmacks regte das Publikum an, dem Beſſern ſich zuzukehren.

Der „Litterat" lief erfreut mit ſeiner Beute davon und ſetzte ſich ſogleich an den Schreibtiſch. Er hatte ſeine gute Stunde und die Zeilen flogen ihm nur ſo aus der Feder.

Seine nächſte Nummer brachte den Artikel unter der Aufſchrift: „Etwas für gläubige Seelen."

Es war gerade der Tag, an welchem Mozarts „Idomeneo" aufgeführt wurde, als das Publikum der Reſidenz auch mit Murners Meiſterwerk ſich beglückt ſah.

Er hatte Kohns Bitte treulich erfüllt. Witzig war es durchaus nicht, was er brachte.

Die Ueberſchrift „Für gläubige Seelen" war es nur allein die für einen Witz ſeiner Mache angeſehen werden durfte.

Sie bezog ſich darauf, daß er den Teufel in Perſon in die Geſchichte handelnd einführte und zwar nicht jene

„Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ wie der Humor Goethes ſie im Mephiſto geſchaffen, ſondern jenen urſprünglichen alten Verſucher fürchterlichen Gedenkens, wie ihn gläubige Chriſten ſich vorſtellen.

Herr Murner wollte glänzen und hatte ſich angeſtrengt. Er erzählte, daß die Ehemänner, welche in der Hölle brieten, ihren Frauen die Schuld davon zuſchrieben. Ihre Kokketterie, ihr leichter Sinn, der Aufwand den ſie machten, die Anforderungen die ſie ſtellten, die Anſprüche die ſie unabläſſig erhoben, dies verleite die Männer zu Ausſchreitungen aller Art, zum Wankelmuth und Wechſeln der Neigung bis zu den unerlaubteſten Dingen, die ihnen dann einen Freiplatz amölliſchen Feuer erwarben. Satan, der ſich ſchon lange nur mit ernſten politiſchen und gelehrten Sachen beſchäftigt hatte, war aus ſolchen Spielereien herausgekommen; allein um ſich eine kleine Erholung zu gönnen, beſchloß er ſelbſt zur Oberwelt zu ſteigen und zu unterſuchen, ob denn wirklich ſeine Gewalt über das ſchöne Geſchlecht, die ſeit der Urmutter Eva Zeiten ſich ſo oft bewährte, noch immer in gleicher Stärke fortwirke und dem Menſchengeſchlecht das teufliſche Erbe der Sünde erhalten habe. Er kleidete ſich in die ſchönſte Geſtalt und erwählte ſich eine Engländerin, weil dieſe in der Hölle im Rufe der Keuſchheit und Sprödigkeit ſtehen, um an ihr die Macht der Verführung zu erproben. Sie widerſtand nicht und die Probe gelang ſo vollkommen, daß ſie von Stufe zu Stufe bis zur niedrigſten Schlechtigkeit ſank. Satan übte die uneingeſchränkteſte Gewalt über ſie. Er trieb ſie zu allen Handlungen, ging mit ihr auf Reiſen und beſuchte Paris, wo er ſich ſtets wohl und wie zu Haus befand.

Nach dieſer Einleitung folgte nun die Erzählung des Attentats auf die Ehre und den guten Namen des Virtuoſen Ludolf, wie die alten Pariſer Blätter ſie zur Zeit gebracht hatten. Dann trat wieder das Hinzugedichtete ein. Als die Verwicklung dem Teufel zu bunt wurde, ergriff ihn Ueberdruß und er beſchloß, von der Hölle aus das Weitere zu dirigiren. Bevor er ſich zurückzog, gedachte er aber ſeiner Tochter, die ihm die Engländerin geboren hatte. Er rüſtete ſie mit Allem aus, was er für nöthig erachtete und empfahl ſie dem klugen Schutze der Jeſuiten.

Dieſer abgeſchmackte Einfall durfte auf Beifall rechnen.

Die Jeſuiten ertheilten dem Kinde einen vornehmen Namen. Es hieß fortan Fräulein von C. und wurde von ihnen in den Ränken des Lebens unterrichtet. Vom Vater war die junge Dame mit Geld verſehen, damit ſie eine Rolle ſpielen könnte, wie er es wünſchte. Satan hatte ſeine Freude an ihr. Sie durchzog die Länder als ſiegreiches Laſter. Sie entzweite Liebende, trennte Ehen und ihre Opfer fielen der Hölle anheim. Daß der Teufel die Macht über das Weib nicht verloren habe, war zwar erwieſen, aber dennoch führte die Unterſuchung nicht zu einer Milderung der Strafe für die Sünder. Das Fräulein von C. ſorgte dafür, daß der Hölle ſtets neue zugeführt wurden.

Nach der Meinung des Verfaſſers war die Abſicht vollkommen erreicht. Der Doctor war einer andern. Höchſt verſtimmt zerknitterte er das Blatt, das ihm Murner übergab und ſteckte es mit einem kalten Kopfnicken in die Taſche. Murner brummte: „Warum durfte ich nicht witzig ſein? Das nur iſt doch meine Force!“

„Sie mögen recht haben ihr Witz ſteht beſſer zu ihrem Geſicht“, ſagte der Doctor. „Ich war im Irrthum.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte Murner.

„Sie würden das Ding leichter gefaßt haben,“ erwiderte jener. „Sie ſind zu ſchwer geworden, faſt unverſtändlich im vorliegenden Fall. Mit Kanonen ſchießt man nicht auf Fliegen.“

Damit war die Sache zwiſchen Beiden abgethan. — Aber etwas war dennoch mit dem Geſchmier erreicht.

So ein coquin infernal, wie Louis Veuillot in einer Anwandlung edler Entrüſtung das Geſchmeiß bezeichnet, welches dergleichen täglich bald mit, bald ohne Geiſt fabrizirt, dabei ſeine craſſe Unwiſſenheit hinter längſt gebrandmarkte Lügen verſteckt und neue noch dazu erſindet; wirft's hinaus in die Straßen; das Volk bemächtigt ſich der fliegenden Tageslitteratur und erbaut ſich daran weil ſie der Schmähſucht goldenes Futter ſtreut und unter dem Schein der Sittlichkeit verläumdet und läſtert. „Luſt an Unluſt, das iſt Luſt!“ heißt die Loſung des Tages.

Der Artikel im „Heimchen“ machte, trotz des Mangels an Witz für den Redacteur das erwünſchteſte Aufſehen. Viele Hunderte von Nichtabonnenten holten die Nummer und am Abend war bereits eine verſtärkte zweite Auflage beinahe vergriffen.

* * *

Im Garten der Madame Valmont zirpten an jenem Morgen gar viele Namensvettern des Murnerſchen „Heimchen“ auf die harmloſeſte Weiſe im Graſe. Ihr gräuliches Afterbild trug ſeine Gaſſenhauer nicht in dieſen Bezirk.

Paul ſaß neben Victoire in der Laube.

Er war früh gekommen weil er in die Stadt wollte um Verſchiedenes abzumachen und Abends den „Idomeneo“ zu hören.

Der Genius Mozarts ſchwebte mit einem Mal um ſie und das Wort „Idomeneo“ wirkte wie ein Zauber.

Beide, Victoire und Paul, liebten die Tonkunſt und verſenkten ſich in ſie um ſich dann geläutert daraus zu erheben. Aus der feierlichen Stimmung des Augenblicks entſpann ſich das Geſpräch.

„Ich ſinge, ich ſpiele,“ ſagte zögernd Victoire, „es erfreut mich, aber zuweilen auch rührt es mich zu Thränen. Ich weiß mir keine Rechenſchaft darüber zu geben. Ich möchte ſagen: der Eindruck verſtärke ſich noch, wann ich die Muſik leſe. Den ätheriſchen Duft, der ſich aus den Noten aufſchwingt, verſcheucht meine Stimme ebenſo wie der Ton des Inſtruments. Ich kann in der Stille dem Fluge des Genius beſſer folgen. Ich denke mir ihn im Lichte des Himmels geliebkoſt von den keuſchen Melodien ſeiner Schöpfungen. Es iſt eine Träumerei, aber ſie beglückt mich ſtets, wann ich mich ihr überlaſſe.“

„Es iſt der reinſte Effect von dem ſie ſprechen,“ erwiderte Paul. „Die Schönheit wirkt auf ihr Gemüth ohne daß äußere Mittel, ihre herrliche Stimme oder der ſonore Schall der Saiten, dabei mitwirken. Ihre Seele wird von der Schönheit durchdrungen und was ſie empfinden iſt ein rein pſychiſcher Genuß“

„Gut“; ſagte Victoire. „Nun ſpricht man aber davon daß der Gipfelpunkt aller Tonkunſt die Oper ſei. Ich bin noch niemals in ein Theater gekommen und kann mir davon keine Vorſtellung machen. Sie ſollen mir darüber Aufklärung geben. Sie verſäumen faſt nie das Theater zu beſuchen, wann die Oper von einem bedeutenden Meiſter gegeben wird. Sie ſprachen ſchon manchmal von dem hohen Genuß, den ſie gehabt. Es muß nothwendig ein anderer ſein als der rein pſychiſche, weil bei der Darſtellung die äußern Mittel in höchſter Entfaltung angewandt werden müſſen. Das Orcheſter, die Scene, der laute Beifall; dies Alles wirkt hier mit. Ich muß ihnen das Geſtändniß machen, daß die Neugier mich antrieb einen Blick in die großen Zeitungen zu werfen, die Herr von Wildenſtein alle Morgen erhält. Mich in der Sprache zu üben wählte ich mit Abſicht deutſche Blätter und guckte dann immer in das Feuilleton wo die Theaterkritiken ſtehen um mir daraus ein Bild zu conſtruiren, was mir jedoch nur ſehr unvollſtändig gelingen wollte. Auf der einen Seite wird die Pracht hervorgehoben, welche Alles umgiebt; es wird von der Höhe und Würde der Kunſt geſprochen und der Ton den man anſchlägt zeugt dafür, daß es ſich nicht blos um ein leeres Vergnügen, um eine Ergötzlichkeit handle, ſondern daß die Sache von wichtiger Bedeutung ſei. Aber auffallend iſt es wie abſprechend und verwerflich dennoch über das Theater geurtheilt wird; wie man die Kunſt verhöhnt und die Künſtler zugleich. Man ſpricht auch viel von einer neuen Kunſt welche allein das Recht haben ſoll zu beſtehen. Von einer erlauchten Bewegung der Vernunft auch auf dieſem Gebiete. Ja ich las ſogar einmal von dem rieſigen Fortſchritt der ſchon erreicht wurde, und der in der Darſtellung einer bis zum Wahnſinn geſteigerten Leidenſchaft ſein Ziel findet. Vernunft und Wahnſinn, wer vermag das zu begreifen? Seit einigen Tagen leſe ich Worte des Tadels, daß man es wage den „Idomeneo" zu geben. Man bricht über Mozart ſelbſt den Stab und ſpricht dabei von einer Kunſtſchöpfung der Zukunft; von einer Zukunftmuſik die auf ihrer ſiegreichen Bahn alles früher Vergötterte in Trümmer legen wird. Man ſetzt hinzu, daß die Zukunftmuſik, wie ſie die ſpätere Nachwelt zu ihrer Befriedigung verlange, bereits componirt ſei. Iſt es nicht eine thörichte Anmaßung ſich einzubilden man könne auf ſolche Weiſe für den Geſchmack unſerer Nachkommen ſorgen; ihnen einen Kunſtgenuß gleichſam octroiren und ihnen die Luſt an den Schöpfungen verleiden, die man bis jetzt als Meiſterwerke bewundert hatte? Kann und darf es gedacht werden, daß dem menſchlichen Geiſte ſolche Wandlungen bevorſtehen? Sie haben mich ruhig angehört; ich bitte, erklären ſie mir das."

Während ſie ſprach ſah Paul ſie nicht an; er blickte unverwandt vor ſich hin um den Eindruck, den ihre ſanfte Stimme und die liebliche Naivität ihres Vortrags auf ihn machten, durch keinen andern durchkreuzen zu laſſen und wäre er noch ſo entzückend.

Als ſie mit der Bitte geendet hob er langſam das Auge.

„Was ſie von mir verlangen, würde eine Reihe von Geſprächen erheiſchen, zu denen ich — wie ſie mich kennen — ſehr gern bereit wäre, wenn ſie ſo gütig ſein wollten mir die Zeit dazu einzuräumen. Mit einem Worte es zu ſagen: es giebt keinen wahren Kritiker, der große ſchöpferiſche Geiſter, ſolche wie Mozart, Beethoven verläugnen könnte. Der Werth der Werke darf und kann von dem heutigen Urtheil nicht mehr in Frage geſtellt werden; die Aufgabe der Kritik wäre nur allein über den Standpunkt des Publikums, über ſeine Empfänglichkeit das Schöne in ſich aufzunehmen ein Urtheil zu fällen. Die Zeit nur allein entſcheidet über die Werke der Kunſt und ihre Schöpfer. Nachdem ſie die erſte Bewegung der günſtigen oder entgegenſtehenden Meinungen überdauert haben; nachdem ſie vor Maſſen verſchiedenſter Befähigung ihre Wirkung erprobten; wann die höhere, die eigentliche, die wiſſende Kritik, unbeengt von Vorurtheilen einer Schule oder Parthei, ungegängelt von einer zeitläufigen Mode, ihr competentes Urtheil ausgeſprochen; dann hat der Künſtler und ſeine Schöpfung ſeinen Platz errungen, den Niemand ihm mehr ſtreitig machen kann. Und würde er ſelbſt für einige Zeit vernachläßigt; vermißte in einem gegebenen Moment irgend ein landläufiger Geſchmack ein ihm zuſagendes Gewürz, etwa bei der Darſtellung einer Oper; ſo wäre das nicht mächtig genug um den durch die Zeit geweihten, von vorübergeſchwundenen Generationen proclamirten Genius ſeiner Größe zu entkleiden. Daß es in unſern Tagen verſucht wird, daß man einer Ruhmſucht, die von der überſpannteſten Eitelkeit getrieben wird, in Deutſchland ſelbſt die Wege bahnt, ſteht mit den andern traurigen Zeichen der Zeit im innigſten Einklang. Auch die Tonkunſt wird in den Wirbel hineingezogen. Das Ideal zu welchem die Begeiſterung allein den Künſtler zu heben vermag, weicht einer Berechnung die kalt erwägt was durch das Ohr in dem Geflecht der Sinne den wildeſten Sturm erregt. Das Product iſt nichts als ein ordentlich organiſirter Lärm. Eine ſolche Muſik würden ſie nicht leſen können um dadurch der Seele einen reinen Genuß zu verſchaffen. Hier iſt kein Grundgedanke dem alles Uebrige entſtrömt um in dem harmoniſchen Ganzen ſich wiederzufinden. Der Hochmuth der Unfähigkeit giebt ſich das Anſehen, die Melodie zu verſchmähen und wo ſie in ſeltenen Fällen ſich unvorbereitet und gegen den Willen zeigt, müſſen Lärm und die widrigſten Kontraſte ſie ſchnell wieder erſticken. Melodie iſt jedoch das eigentliche Weſen der Muſik; wer durch die Verſtärkung der Lärminſtrumente ſie erſetzen will, iſt dem gröbſten Irrthum verfallen, der den Körper für den Geiſt, die Materie für die Seele nimmt. Den Bau der Form kann man verändern; die Weſenheit der Muſik iſt keiner Veränderung unterworfen. Hier ſind keine Zugeſtändniſſe an Zeit, Geſchmack, Gewohnheit denkbar. Das Immaterielle entſtrömt unmittelbar göttlicher Inſpiration; es entzieht ſich jeder noch ſo feinen Berechnung; es iſt ein Geheimniß das nicht ergründet, nicht definirt werden kann, gleich dem Glauben an alles Göttliche. Ja, es iſt die Sprache einer höhern Welt die zu jeder Zeit den gleichen Werth behält. Kaum hat der Geiſt ſie erfaßt, ſo begreift er ſie auch und durchdringt die Seele mit der unwiderſtehlichen Wirkung.“

„Wie iſt es nun möglich, daß dieſe längſt gefühlte Wahrheit geläugnet werden kann?“ ſagte Victoire ganz erſtaunt. „Welches Urtheil darf ſo kühn ſein, ſich gegen ſie zu erheben und dabei auf Zuſtimmung zu rechnen?“

„Meine Antwort verweiſt ſie auf die Zerrüttung der ſittlichen Ueberzeugung, die ſich über die mächtigſten und weiteſten Bereiche ſchon erſtreckt. Ein großer Theil der Geſellſchaft von Heute erkennt als höchſtes Geſetz die Befriedigung der Begierden. Nur für dieſe ſoll eine ungebundene Freiheit erkämpft werden. Das eben iſt auch die Aufgabe jener Kritik. In unſerm Falle ſtreitet ſie für die herrſchende Begierde der Ruhmſucht und Eitelkeit und ein Verein von Journaliſten conſtituirt ſich, um über einen Meiſter die endgiltige Stimme abzugeben."

„Allein das Publikum — die Zuſtimmung?" fragte Victoire.

„Das Publikum im Großen glaubt an das Recht des ſogenannten freien feſſelloſen Gedankens; das iſt der einem jeden angeborene Inſtinkt. Nach dieſem urtheilt in letzter Inſtanz die unwiſſende Maſſe, die nach Hunderttauſenden zählt. Wo der Inſtinkt aber den Maaßſtab angibt, kann weder von Fühlen noch von Verſtehen mehr die Rede ſein. Und wie tief ſteht der bloße Inſtinkt des Menſchen gegen den des Thieres! Eben weil der Menſch durch eine höhere Begabung bevorzugt iſt, darf er ſeinem Inſtinkte nicht folgen und ſoll durch jene zur einſichtsvollern Erkenntniß zu gelangen ſtreben. Der Inſtinkt des Thieres umfaßt auch Gedächtniß, Beobachtung, Urtheilskraft, Gefühl der Treue, der Dankbarkeit, einer jeden Art von Theilnahme. Steht der Menſch höher, ſo iſt es allein durch jenen geheimnißvollen Sinn, der ihn befähigt das ewig Wahre zu erkennen und das ewig Schöne zu empfinden. Jeder, in dem der Samen des Göttlichen noch nicht von falſchen Lehren überwuchert oder vollends erſtickt iſt, wird dieſe Anſicht theilen. Hiernach wird die Kritik in dem Feuilleton der Zeitungen ihnen nichts Räthſelhaftes mehr bieten. Was nun weiter die Darſtellung einer Oper betrifft, ſo würden ſie am Leichteſten durch Autopſie die Sache kennen lernen. Entſchließen ſie ſich mit Madame Valmont, das Theater zu beſuchen, um den „Idomeneo" zu hören. Ich kutſchire ſie hin und nach Haus. Der verderbte Geſchmack und die vorhergegangenen Schmähungen auf die Theaterdirection, daß ſie das veraltete Werk zu geben wagt, werden Plätze genug leer laſſen und ich bin gewiß, daß wir in einer guten Loge unterkommen werden."

„Ihr artiger Antrag klingt ſehr verlockend," ſagte Victoire, „allein um ihn annehmen zu dürfen, genügt die Zuſtimmung der Madame Valmont nicht. Da hätte noch ein Anderer darein zu reden. Sie wiſſen, daß ich von meinem väterlichen Freunde abhänge" —

„Nun, das wäre ja ganz charmant, wenn Herr von Wildenſtein von der Partie ſein wollte," rief Paul. „Er kann es ihnen nicht verdenken, ſich von der Wirkung einer Oper einmal ſelbſt überzeugen zu wollen. Was ich ihnen davon ſagen würde, erreichte durchaus nichts, um ſie zufrieden zu ſtellen. Sie verbänden damit zugleich den Genuß, ein Jugendwerk des geliebten Meiſters gut dargeſtellt zu ſehen."

Victoire ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Laſſen wir es für heute gut ſein," ſagte ſie ſehr ernſt. „Ich bin nur noch wenig in die Stadt gekommen, um hie und da mit Madame Valmont einen Einkauf zu beſorgen. Im Publikum bin ich noch niemals geſehen worden. Ich trug kein Verlangen und geſtehe ihnen, daß ich eine ſeltſame Scheu davor empfinde. Es iſt ein unerklärliches Gefühl. Herr von Wildenſtein muß es längſt gemerkt haben, denn er forderte mich nicht auf, mit ihm das Theater oder andere öffentliche Orte zu beſuchen. Um ihm einen Wunſch dieſer Art zu nennen, müßte eine andere Urſache als die bloße Neugier vorhanden ſein, einen Gegenſtand kennen zu lernen, der mir immerhin fremd bleiben mag. Ihre Aufklärung über das, was ich nicht begriff genügt mir, wenn ich auch durch ſie keine heitere Ausſicht gewonnen habe."

Paul wußte keinen Einwand zu machen. Er hatte ſo ſeine eigenen Gedanken, deren Flug ihm nicht zu verſcheuchen gelang.

Victoire nahm bedächtig eine neben ihr liegende Arbeit zur Hand.

„Es ſind Tücher, die ich heute noch fertig zu machen wünſche," ſprach ſie, indem ſie einfädelte, „ich habe es verſprochen."

Paul ſah hin. Sie ſtickte eben an der Krone über die Buchſtaben C. v. W.

„Eine ſehr zierliche Arbeit", ſagte er.

„Es iſt das Letzte vom Dutzend," ſprach ſie, „mein lieber Freund hat geſtern darnach gefragt und ich möchte nicht ſaumſeelig erſcheinen.“

Nun ſtockte die Unterhaltung eine Weile und man ſah und vernahm nur das, was in der Ruhe eines ländlichen Aufenthalts ſichtbar und vernehmlich iſt. Die Glocke vom Thurm ward gehört, das antreibende Rufen eines Fuhrmanns, der einen mit Steinen beladenen Wagen auf der Straße vorüberführte, ein bettelnder Greis ſtand draußen am Gitter. Das Theater war weit hinweg geſchwunden mit ſeinem poetiſchen und romantiſchen Intereſſe.

Paul verdroß es lebhaft, daß die Idylle ihm den Rang abgelaufen hatte. Victoire legte die Arbeit hin, ſuchte in ihrem Portemonnaie und ſtand auf, um dem Bettler ein Almoſen zu reichen.

Paul folgte ihr nicht und blickte indeſſen auf die Krone und den Namen unter ihr.

Als ſie wieder zu ihm kam, ſprach ſie lächelnd:

„Sie muſtern meine Arbeit mit ſtrengem Blick, als ob ſie die moderne Kritik darauf anwenden wollten. Das iſt auch ſo ein Rococo, wie ich’s im Kloſter gelernt habe. Das wird vor ihr nicht beſtehen. Jetzt werden die Stiche wohl anders ſein müſſen, um dem feſſelloſen Gedanken zu entſprechen.“

„Sie werden nicht meinen, daß ich nach dem Inſtinkt zu urtheilen mich unterfange," entgegnete er. „Ich bewunderte vielmehr die Feinheit dieſer Stiche und den Schwung in den Verzierungen."

Sie dankte ihm lachend für die Artigkeit und nahm ihm das Tuch weg.

„Aber jetzt muß ich mich ernſtlich dazu halten, wenn ich fertig werden will," ſagte ſie.

Paul ſtand auf. Ehe er ſie verließ, bat er um die Gunſt ihr morgen über die Darſtellung des Idomeneo getreulichen Bericht zu erſtatten.

Als Victoire allein war, verbreitete ſich in ihr eine ſanfte Wehmuth. Es war jene ernſte heilige Empfindung, welche die unverdorbene Jungfrau ahnen ließ, daß etwas Höheres und Göttliches in ihrer Seelenneigung zu Paul liege. Es war zugleich eine friedliche Wonne in dieſer Wehmuth. Es kamen weder Schönheit noch andere Vorzüge des Geliebten dabei in Betracht. Ja ſelbſt ein Name fehlte ihrem Gefühl; es wurde nicht Liebe von ihr genannt. Es war jenes heilige unausſprechliche Geheimniß der Natur, das die davon erfüllte Seele nicht zu benennen weiß. —

Nachdem die Stickerei beendigt, brachte ſie den Nachmittag damit zu, an die Superiorin Victoire d'Auroyer im Kloſter der Dames du sacré coeur nach Abbeville zu ſchreiben, wie ſie es zu thun pflegte, um ihr Herz zu er=

leichtern. Es drängte ſie diesmal auch noch beſonders Nachricht über das Befinden der guten Schweſter Margaretha zu erhalten, mit der ſie die Reiſe nach Deutſchland gemacht hatte.

Auch Paul wurde in dem Schreiben erwähnt. Sie ſchilderte mit warmen Worten den Eindruck, den er auf ſie gemacht hatte. Er beſitze keinen Ehrgeiz und werde von keiner Leidenſchaft beherrſcht. Er liebe die Einſamkeit und die Muſik. Eine, wie Madame Valmont ihr geſagt, von ſeinem Vater ihm ausgeſetzte, jedoch nur mäßige Summe genüge ihm vollkommen zum Leben. Die Aufforderungen, die von dem Vater an ihn ergangen waren, in Militärdienſte zu treten oder ſich um eine andere Stelle zu bewerben, hatte er ſtets mit Beſtimmtheit abgelehnt, obgleich ihm die weitreichendſten Empfehlungen dazu verhelfen konnten. Auch Herr von Wildenſtein habe ſich umſonſt bemüht.

„Ich ſtimme ihm zu," fügte Victoire dieſer Schilderung bei. „Das ſtolze edle Gemüth eines jungen Mannes mag keiner ihm aufgedrungenen Verpflichtung gehorchen. Das Leben das er führt, entſpricht der Unabhängigkeit ſeiner Seele. Er lebt nur ſich. Der Glanz der Welt verlockt ihn nicht. Nach meiner beſchränkten Einſicht glaube ich, daß kein ſo gewaltiger Entſchluß dazu nöthig ſei. Er iſt der Sohn eines Jugendfreundes des Herrn von Wildenſtein, ein alter Militär, der in Italien lebt, weil ihm das deutſche Klima nicht zuträglich iſt. Er hat ſeinen Sohn nach Deutſchland geſchickt, um ihm nach ſeiner Meinung den Vorzug deutſcher Bildung zu verſchaffen. Das hat er auf das Vollkommenſte benützt. So oft ſich die Gelegenheit bietet, legt er ein umfaſſendes Wiſſen und eine überraſchende Urtheilskraft an den Tag. Alles beredt, belehrend, dabei mit dem Tone der ſtrengſten Beſcheidenheit. Der Ausdruck, der in ſeiner Phyſiognomie dann ſichtbar wird, zeigt es deutlich, daß in ſeinem Innern ein ungeſtörter Friede der Ueberzeugung waltet. Noch dieſen Morgen konnte ich zu dieſem Schluſſe gelangen, als er mich über das Weſen der Tonkunſt und ihre heutigen Kritiker unterhielt. Das letztere war mir ein völlig unbekanntes Feld und ſo aphoriſtiſch ſeine Andeutungen auch nur ſein konnten, ſo öffneten ſie mir doch einen recht hellen Blick in die Sache.

„Ich treffe ihn bei Herrn von Wildenſtein, den wir jetzt oft beſuchen, da er kränklich iſt und von einem recht tiefen Kummer gebeugt ſcheint. Madame Valmont ſagte mir, daß ein Familienzwiſt die Urſache ſei. Mehr wußte ſie mir nicht mitzutheilen. Wir ſuchen ihn zu unterhalten, ſo gut es angeht. Paul Möller, der junge Sonderling oder Einſiedler, wie ihn Herr von Wildenſtein nennt, hilft treulich dabei mit. Ich ſollte ihm ſeinem adoptirten

Iſolirungsſyſtem abwendig machen, ſagte der General einmal im Scherze, als wir Paul in ſeiner Einſiedelei beſuchten. Meine eigene Weiſe zu denken, befähigte mich nicht recht dazu. Ich wagte dennoch einen ſchwachen Verſuch aus Gefälligkeit für meinen väterlichen Beſchützer, allein ſie können ſich vorſtellen, welchen Erfolg es hatte.

„Um Alles zu ſagen, was ich auf dem Herzen habe — nun ja! ich bin nicht im Stande, die Wahrheit zu bemänteln — ſie, hochwürdige Mutter, ſind meine verehrungswertheſte und nachſichtsvollſte Freundin! Ich fühle für Paul die innigſte Freundſchaft, die der Quelle aufrichtiger Achtung ihr Entſtehen verdankt. Warum ſollte ich das vor ihnen wie ein Geheimniß verſchließen? könnten ſie mich deshalb tadeln? Ich fühle mein Gewiſſen frei."

Es war aber auch nachdem ſie das Schreiben geſiegelt hatte, bedeutend erleichtert, das geſtand Victoire ihrer Freundin nicht, weil ſie ſich's ſelbſt nicht geſtehen wollte. —

Inzwiſchen war der Idomeneo zu Ende geſpielt und in „Bärenfeld's Hinterſtübchen" ſaßen ſie um Flaſchen und Gläſer gereiht; den Gaumen zu letzen und den Scharfſinn zu wetzen.

Ein Durcheinander von maßloſem Geſchrei wie es das Vorrecht deutſcher Kneipengemüthlichkeit iſt.

Kunſtenthuſiaſtiſche Handlungsreiſende und damit verwandte Jugend voran; ſie waren die erſten auf dem Platze.

Alsdann waren die Blechinſtrumente erſchienen, die nur ihr Zeug an den Nagel zu hängen brauchten, und die Bäſſe, die es nur an ihren Sitzen zurücklehnen durften. Die andern Saiteninſtrumente kamen ſpäter weil Violinen und Bratſchen erſt in die Kaſten zu verſchließen waren. Zu allerletzt aber eilten Clarinette, Oboen und Flöten herbei, denen das Auseinandernehmen und ſauber Auswiſchen mehr Zeitverluſt bereitete und die ſchon mit einiger Mühe ihren Platz ſich ſuchen mußten.

Andern Herren, welche Damen nach Hauſe zu begleiten hatten wurde es noch ſchwerer weil das Machtgebot conventioneller Höflichkeit ſie dazu verurtheilt hatte, an irgend einer Tiſchecke ſich einzudrängen.

Darunter war auch Doctor Lazarus Kohn, der aus keiner andern Urſache als Paul mitzubringen, unter dem Portal des Theaters zu lange verweilt hatte und nun ziemlich mißmuthig ihn nicht gefunden zu haben einen von den ihm von vielen Seiten eingeräumten Plätzen einnahm. Auf ſeine Frage ſagte ihm der Wirth, daß Herrn Möllers Equipage auf ihn warte und daß er hier ſoupiren werde. Des Doctors Stirn erheiterte ſich bei dieſer Nachricht und er nahm einen kargen Theil an der Unterhaltung in ſeiner ſpöttiſchen Art und Weiſe.

Ein junger Menſch, Agent einer im Entſtehen begriffenen Lebensverſicherung, rief alle überſchallend:

„Man will heute eine große Leidenſchaft in der Muſik ausgedrückt ſehen —“

„Sie wollten hören ſagen“ — unterbrach ihn der Doctor Kohn —

„Ach was! oder hören! Meine Herren! unſere Nerven ſind überreizt. Nicht wahr? Wir verzeihen gern jede Extravaganz und Ueberladung, wenn wir nur hingeriſſen werden. Das iſt meine Kritik.“

„Und wo geſchieht das im Idomeneo?“ ſchallte es vom andern Ende.

„Meine Herren! ich bin ſelbſt mit Reſpekt zu melden ein wenig muſikaliſch und meine Wenigkeit iſt's die dieſe Frage aufwirft. Schon als Reiſender für ein Berliner Damen-Confections-Geſchäft dürfte ich wohl behaupten über das was Geſchmack heißt urtheilen zu können, wenn ich auch ſonſt nicht überall herum gekommen wäre und Oper und Konzert, wo ſich irgend etwas erwarten ließ, nie verſäumte. Meine Herren! ich verlange, daß ſich in Allem die Idee offenbare. Sie werden mir beiſtimmen. Nun frag' ich ſie was für eine Idee ſteckt denn in dieſem Idomeneo? Ein leeres Geſchwätz zwiſchen Violinen, Bratſchen, Bäſſen und dazwiſchen eine magere Singſtimme. Meine Herren! ich bin muſikaliſch wie ſie bereits wiſſen und ſinge ſelbſt, was ich ihnen hiermit zu ſagen mich beehre. Man iſt hier viel zu gutmüthig ſo etwas hinzunehmen: den alten

Mozart'ſchen Schinken nemlich. Aber es wird auch hier tagen. Die Preſſe — ja die Preſſe — jene gewaltige Macht, welche die ſich um uns herwälzenden Ereigniſſe überwacht und leitet — jener hunderttauſendzüngige Rieſe kommt uns dabei zu Hilfe und bricht dem freien unbeſchränkten Urtheil die Bahn. Meine Herren! wo iſt die heutige muſikaliſche Beilage des „Lohengrin?“ Ich bitte; her damit! da ſteht es gedruckt zu leſen, daß der Idomeneo unzeitgemäß und langweilig iſt.“

Doctor Kohn reichte ein ſchmutziges zerriſſenes Papier hin. Der Sprecher ergriff es und rief überlaut:

„Potz Wetter! wie iſt das zerleſen! da ſehen ſie! aber da fehlt ja ein Stück — gerade die betreffende Stelle —“

„Thut nichts, wenn ſie auch fehlt“ — ſagte ſehr gelaſſen der Doctor. „Mozart unzeitgemäß zu nennen darf man nur als einen gnädigen Scherz des Herrn Redacteurs anſehen, der ihn weder Nachdenken noch Anſtrengung koſtete. Dergleichen Tageskritik iſt nichts anders werth als zum Anzünden einer Cigarre zu dienen, wenn ſie ſich erkühnt über unſere Klaſſiker —“

Man ließ ihn nicht ausreden. Ein Gewirr von Stimmen unterbrach ihn.

„Wir anerkennen keinen Klaſſiker —“

„Wir beugen uns vor keiner Autorität —“

„Das iſt ein alter verſchimmelter Aberglaube der ausgerottet werden muß —"

„Ja — mit Stumpf und Stiel", ſchrie ein Seidenhändler, der für ein Frankfurter Haus reiſte. „Der Meiſter, ein neuer Meſſias iſt bereits erſtanden der die ganze Kunſt der Zukunft wie ein Atlas trägt."

„Hier iſt weder von Atlas noch Tafft die Rede, mein verehrter Herr Zeil", ſchmunzelte der Doctor zu dem etwas Verblüfften hinüber. „Sie wiſſen es Alle, daß ich kein Anhänger des alten verſchimmelten Aberglaubens bin. Der Kunſt ſind jedoch ihre Gränzen gezogen innerhalb welcher ſie nach Geſetzen waltet, die nicht umgeſtoßen werden können, ohne daß ſie aufhörte Kunſt zu ſein. Die Geſellſchaft kann ſich neue Geſetze geben und nach dieſen ihre Umgeſtaltung vollenden — die Kunſt erheiſcht Achtung —"

„Wir Kinder unſerer Zeit beſitzen für nichts mehr in der Welt das, was man ſonſt Achtung nannte", rief der Lebensverſicherungsmann mit verſtärkter Anſtrengung ſeiner Lunge. „Wir kennen nur noch die Neugier in dergleichen Dingen. Zollen wir einem ſolchen Gedichte muſikaliſchen Geſchlechts und dem der es componirt hat Neugier; ziehen wir ſie etwa in nähere Betrachtung, ſo iſt dies Alles, was von unſerer jungen Welt verlangt werden kann. Wir unterwerfen es unſerer unerbittlichen Kritik. Dies iſt der Standpunkt, auf dem ich ſtehe."

„Nehmen ſie ſich in Acht, daß ſie auf ihm nicht über ihre eigenen Füſſe ſtolpern“, ſprach der Doctor.

Ein alter Muſiker nahm jetzt das Wort und ſprach ein Langes und Breites über Klaſſizität unter dem wilden Geſchrei der Andern.

„Die Muſiker haben zwar muſikaliſche Ohren, aber ſie ſind dennoch taub —“ ſchrie der Eine.

„Das Problem wird trotz eueres Belferns gelöſt werden“, ein Anderer. „Jeder Tag in dieſer bewegten Zeit führt dem Ziele näher. Ihr werdet bald vor der völlig umgeſtalteten Welt niederfallen und anbeten müſſen —“

Stürmiſches Bravo und Applaudiren unterbrach den Sprecher.

Der Doctor hatte es längſt ſchon ſatt ſich mit dieſer engen Verbindung von Dummheit und Ohnmacht weiter einzulaſſen, die ſich wie ein wildes Thier im Käfig ſtets auf dieſelbe Weiſe um ſich ſelbſt herumdrehete. Jetzt war er aufgeſtanden, um Paul entgegen zu gehen, der eben eingetreten war.

Nach einer erſten flüchtigen Begrüßung wurden ſie geſtört.

Es war der erſte Flötiſt der Hofkapelle, Herr Grün, ebenfalls ein Mann von Urtheil, der auf den Doctor zuſprang, ihm mit der einen Hand ein kleines Zeitungsblatt entgegenhielt, mit der andern die Hand des Doctors ergriff und mit Pathos ausrief:

„Das iſt prächtig!“

Es war die jüngſte Nummer von dem „Heimchen am Heerde.“

„Finden ſie das?“ entgegnete Kohn gleichgiltig. „Mir iſt es fad vorgekommen. Auch kenne ich nicht die nähern Beziehungen. Mir war die Geſchichte ſehr gleichgiltig.“

„Und die ganze Stadt iſt voll davon!“ ſprach Grün mit dem Finger drohend. „Herr Doctor, Herr Doctor, ſie machen das Keinem weiß. Meinen ſie nicht auch, Herr Möller?“

„Was iſt es?“ fragte Paul.

„Ach leidiges Stadtgeklatſch!“ ſagte Kohn. „Die alte friſch aufgewärmte nur etwas verblümte Geſchichte des General Wildenſtein mit dem Mädchen, das bei der Valmont wohnt.“

Paul riß haſtig das Blatt an ſich.

„Mit Erlaubniß —“

Er ſtellte ſich ſeitwärts und las. Seine früher unbefangene Miene hatte ſich alsbald merklich verändert. Die Augen ſtarr auf das Blatt geheftet, das er mit bebenden Händen hielt, die Lippen leichenbleich, der Mund wie durch Krampf verzogen.

„Unverſöhnliche Grauſamkeit! — das iſt der alte

Sollberg, die Krämerſeele! — Schandwürdig! — das verdient Züchtigung!“

Dieſe gemurmelten Ausrufungen unterbrachen die ſtille Lectüre. Paul hielt, nachdem er geleſen, das Blatt in der Hand, als wollte er es dem zurückgeben, der es ihm gereicht hatte. Herr Grün und der Doctor waren jedoch zu den Andern an den Tiſchen gegangen. Paul ſtand allein, ſtrich mit den Fingern durch die Haare, warf das Blatt hin und eilte zur Thür hinaus.

Der Doctor beobachtete ihn aus der Ferne. Das hat gezündet, dachte er bei ſich. Mit dem Hofflötiſten Grün war die Sache als unſchuldiger Scherz abgekartet. Paul ſei in die Pariſer Griſette, die ſich für eine Mademoiſelle de Chamilly ausgebe, bis über die Ohren verliebt und könnte einen unbeſonnenen Streich begehen. Die Enthüllungen im „Heimchen“ würden ihn davon abbringen. Das Blatt verirre ſich nicht nach ſeinem Quiſiſana und man müſſe es ihm auf eine überraſchende Weiſe in die Hand ſpielen.

Herr Grün ließ ſich zu dieſer von ihm als unſchuldig erkannten Liſt gern bereit finden.

Es war aber dem Doctor Lazarus Kohn noch nicht genug, daß Paul keine ernſten Schritte nunmehr unternehmen konnte, um die Hand Victoires ſich zu erwerben, die er auf ſo erniedrigende Weiſe vor dem Publikum gebrandmarkt ſah. Es galt noch andere Laufgräben zu eröffnen? die Feſtung im Sturm zu nehmen.

Erneſtinens Hartnäckigkeit mußte dadurch gebrochen werden, daß man ſie von dem Joche befreite, dem ſie in dem Wahn von ihrer Gattenpflicht ſich demüthig unterwarf.

Der Doctor wußte, daß der alte Sollberg mit dem Plane umging, die Ehe ſeiner Tochter zur Scheidung zu treiben. Die Gründe der Verzögerung lagen erſichtlich in der Weigerung Erneſtinens. Dieſe mußte gebrochen werden durch einen vollſtändigern Eclat als das „Heimchen“ ihn gewährte.

Der alte Sollberg las nur die größeren politiſchen Blätter; die localen waren nicht nach ſeinem Geſchmack und er nahm keines davon in die Hand. Er wollte nichts von ihrem Klatſch wiſſen und Eidam Buſch durfte ihm nie etwas daraus hinterbringen. So lautete der Befehl und der Papa hielt ſtreng darauf, daß ſeine Befehle befolgt würden.

Es war nun das angelegentlichſte Geſchäft des Doctors, den Artikel in ein Feuilleton der großen Preſſe zu ſchmuggeln, um ihn zur Kenntniß Sollbergs gelangen zu laſſen, wodurch das Fortbeſtehen der Ehe unmöglich und die Scheidung unausbleiblich ſein würde.

Um den Schein einer ſo unheilvollen Thätigkeit von ſich abzulenken, mußte von ihm abermals ein Umweg eingeſchlagen werden. Der Doctor, obgleich mit den meiſten deutſchen Redactionen in naher Beziehung, durfte ſich an keine derſelben wenden. Die Korreſpondenz in einem Pariſer Journal abgedruckt, erreichte den Zweck vollkommen. Es unterlag keinem Zweifel, daß die deutſchen Zeitungen ſich beeilen würden, ſie ihren Leſern aufzutiſchen.

Noch denſelben Abend ſetzte Kohn den Korreſpondenz-Artikel auf.

Nachdem er allerlei berichtet hatte, kam er darauf zu ſprechen, daß eine ſcandalöſe Geſchichte ſich in letzter Zeit zugetragen habe, von der er bisher Umgang genommen, weil eine hochachtbare Familie der Stadt dabei verwickelt ſei. Allein es war nun ſoweit gediehen, daß die geſammte Localpreſſe und mit ihr die öffentliche Meinung ſich der Sache bemächtigt und ihre gerechteſte Mißbilligung ausgeſprochen habe. Es ſei zwar nur ein kleines Familien-Ereigniß, allein nicht blos von örtlichem Intereſſe und es böte auch dem Publikum von Paris und London eine pikante Seite. Lediglich um jene ehrenwerthen Betheiligten zu ſchonen, begnüge man ſich damit, nur die Namen mit den Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen.

Hierauf ließ er die Erzählung in ſchlichtem Fluſſe folgen, ohne alle weitere Zuthat im Geſchmacke Murners.

Das wurde ſogleich an Monſieur Enoch, den lieben bewährten Freund, nach Paris expedirt mit der dringenden Bitte es ſchnell in ein großes Feuilleton zu bringen und dabei nicht auf die Koſten zu ſehen.

XIV.

Paul hatte eine fürchterliche Nacht zugebracht. Die Welt lag vor ihm wie ein gähnender Schlund. In die Stille, die ihn rings umgab, in der das Weben einer Spinne hörbar geweſen wäre, fiel wie aus weiter Ferne ein erſchreckendes Geräuſch. Lauttobender Wortwechſel, boshaftes Hohnlachen, wilde Henker, kreiſchende gepeitſchte Menſchen und gräßliche Teufel als Zuſchauer.

Es gab hinfort keine Einſamkeit mehr; der ſchöne Traum zerſtoben!

Mit wüſtem Kopfe erhob er ſich vom Sopha, als der Bediente ihm ein Billet überreichte. Victoire erſuchte ihn, das Frühſtück bei Madame Valmont zu nehmen und ihr, wie er es verſprochen hatte, über die Aufführung der Oper zu referiren.

Er ließ ſich für jetzt entſchuldigen. Es war ihm unmöglich ſie zu ſehen und er wagte es nicht einmal ſich für den Abend bei ihr anmelden zu laſſen.

Der Tag verfloß ihm, ohne daß er wahrnahm was um ihn ſich zutrug, in völliger Betäubung. Erſt am Abend war er im Stande an den ſchuldigen Beſuch zu denken.

Auf dem Wege ſchien ihm der Muth zurückzukehren. Er fühlte ſich wieder ein Mann. Sein Auge ruhete auf den Gegenſtänden ringsum anſtatt träumeriſch umflort in die Ferne zu blicken. Seine feſte Haltung verkündeten die auf der Bruſt ineinander geſchlagenen Arme, in der ein Herz ſchlug, das gleichſam trunken von Schmerz einen Entſchluß gefaßt hatte, der ohne Wanken ausgeführt werden ſollte, wie es ſein aufrichtiges ehrliches Weſen ihm eingegeben. Aus der Vernichtung, die ihn bedrohete, erwuchs vor ſeinem innern Blick der Schimmer eines anmuthigen Bildes, das bald in mächtiger Klarheit ihm erglänzte.

„Das Fräulein iſt allein im Garten“, ſagte man ihm.

Sie trat ihm freundlich entgegen und freuete ſich, daß er gekommen ſei um ihre Neugier hinſichtlich der Oper zu befriedigen.

Bei dieſem Empfange verließ ihn die Sicherheit, die er ſich auf dem Wege wieder errungen zu haben glaubte. Er ſollte über die Oper berichten und wußte nichts mehr davon. Was war in ihm vorgegangen ſeitdem er mit der Freundin über den „Idomeneo“ ſo harmlos geſprochen! Seine Verlegenheit, die ihm geſtellte Aufforderung zu beantworten, zeigte ſich auf ſeinem Geſichte und wurde von Victoire bemerkt.

Paul brachte tief bewegt die Worte hervor:

„Ich habe endlich dem immer dringendern Wunſche meines Vaters nachgegeben, und werde eine Stellung annehmen die mir in Ausſicht ſteht. Ich bin hier um mich von ihnen zu verabſchieden.“

Victoire vermochte ihre ſchmerzliche Ueberraſchung bei dieſer ſo ganz unvorbereiteten Wendung nicht zu verbergen. Ein unwiderſtehlicher Drang zu ſprechen, den ſie fühlte, ward von der Betrachtung zurückgehalten, daß ihre Worte zu viel von dem verrathen könnten was ihr Herz in dem Augenblick empfand. Sie ſchwieg aus Furcht eine Unbeſonnenheit zu begehen die ihren Augen als eine Verſündigung erſchienen wäre.

Ihr Stillſchweigen ſteigerte Pauls Gefühl auf's Höchſte. Er faßte Victoires Hand und blickte ihr in die Augen.

„Hören ſie mich mit Nachſicht an,“ ſprach er mit erzwungener Ruhe. „Ich ſtehe verwaist in der Welt. Meine Mutter ſtarb — ich kannte ſie nicht; mein Vater lebt fern von mir; ich kenne ihn kaum. Ich kam hieher und glaubte hier leben zu können. Ich breitete meine Arme aus und umarmte doch nur das leere Nichts. Meine Freiheit die ich ſo lebhaft begrüßt hatte befriedigte mich nicht mehr — ſeitdem ich ſie geſehen, Victoire. Es fiel wie Schuppen mir von den Augen. Ich hatte nur von Glück geträumt. An jenem Tage im Mai als ſie zum erſten Mal den Einſiedler von Quiſiſana beſuchten, wußte ich erſt was Frühling ſei. Sie lächelten über meine Zurückgezogenheit und ſie erſchien mir nun ſelbſt thöricht. Mein Haus, meinen Garten durchſchwebte nur allein ihr jugendlich freundliches Bild. Ja, es erfüllte die ganze Natur die mich umgab. Ich konnte mich der Gedanken an ſie nirgend mehr entſchlagen, wo ich auch ſein mochte. Ich glaubte — wann ich an ſie dachte — beſſer, tugendhafter zu ſein. Die Liebe die ſie mir einflößten führte mich zu Gott; ich lernte von ihnen wie man alle Menſchen mit Liebe umfangen ſoll. Ich ſtreuete den Armen Wohlthaten aus wie ich es von ihnen geſehen. Mein Beſtreben ging dahin ihnen in Allem gleich zu werden. Es war als ob ich nur durch ſie lebte. Ich gedachte dabei meiner Mutter deren Andenken mir heilig iſt und ich umſchlang ſie Beide mit demſelben Gefühl einer heiligen Verehrung. Da ward es mir als ob in meine warme Empfindung eine ähnliche aus ihrem Herzen hinüber ſtrömte" —

Victoire unterbrach ihn ſanft:

„Und wie iſt es möglich, daß ſie nach Allem was ſie mir in ſo ſchönen Worten ſchildern von mir Abſchied zu nehmen gekommen ſind? Sie thaten es in einem Tone als ob es für ewig ſei.“

Es lag eine unnennbare Zärtlichkeit in dem was ſie ſagte; obgleich ſie ihm kein Geſtändniß machte, fühlte er es dennoch heraus. Er betheuerte daß er ſie von ganzem Herzen liebe; daß ſie jedoch Beide ihren jetzigen Aufenthalt verlaſſen müßten.

„Victoire,“ ſprach er, „ich bin weder vornehm noch reich, ich weiß auch nicht, ob ſie es ſind. Wir ſind Beide in gleichem Alter, gleich unbewandert in dem Leben der Welt. Wagen wir einen Gang mit dem Leben. Weiſen ſie meinen Antrag nicht zurück.“

Ihr Kopf hatte ſich geſenkt, wie ein ſchwaches Reis unter dem Hauch eines rauhen Windes. Jetzt erhob ſie ihn plötzlich und rief faſt entſetzt:

„Reiſen ſie glücklich! leben ſie wohl!“

Sie wollte ihn verlaſſen, er hielt ſie zurück. Der alte böſe Zweifel ſtieg plötzlich in ihm auf. Nicht die beleidigte Unſchuld und Tugend las er in ihrer entſetzten Miene; die ſchnöde Ablehnung ſeines ehrlich gemeinten Antrags nach der vorausgegangenen Erklärung erſchien ihm wie ein ſchlecht bemäntelter Kunſtgriff. Sie wollte das entehrende Verhältniß, in welchem ſie verſtrickt war, nicht aufgeben. Der Augenblick machte es ihm zur Gewißheit. Er kannte ſich nicht mehr. Seine Worte wurden tödtlich. Sie hatte kein Recht mehr auf ſeine Achtung. Er ſagte ihr Alles. Es war die letzte Probe, die er anſtellen wollte.

Er entdeckte ihr jetzt, daß man ſie für die Geliebte des Generals halte. Er hatte die Grauſamkeit ihr zu ſagen, daß alle Welt, daß die Dienerſchaft in Markeim ſie dafür anſähen, daß er allein bis jetzt eine andere Meinung von ihr gehabt und Alles der ſchändlichſten Verläumdung zugeſchrieben, daß er nunmehr nichts anders von ihr als Rechtfertigung erwarte, als daß ſie ihm folgen werde, um ſich dem Verdachte des Laſters zu entreiſſen. Er werde für ſie zu ſorgen wiſſen.

Victoire war auf eine Bank hingeſunken. Sie konnte nicht einmal weinen.

Paul ſtand vor ihr in der ganzen Würde eines von Ehrgefühl durchdrungenen Mannes. Er ſah in ihrem Stillſchweigen nur eine die Schmach verachtende Kälte.

„Sie haben das Glück einer achtungswürdigen Frau zerſtört," rief er ſchmerzvoll aus. „Es bleibt ihnen keine Wahl, was ſie zu thun haben."

Victoire war vernichtet.

„Welchem Schutz wurde ich anvertraut?" ſchluchzte ſie kaum verſtändlich. „Wie konnte man mich in die Welt hinausſtoßen, um mich einer ſolchen Erniedrigung blos zu ſtellen? War es denn nicht die beſte Freundin, die für mich ſorgte? War es nicht die fromme Schweſter Margaretha, die mich hieher geleitete? Mich, die dazu beſtimmt ſein ſollte, das Glück einer Ehe zu zertrümmern! Daher der tiefe Mißmuth, den ich an dem General ſchon oft bemerkte. Wie konnte ich es nur mir vorſtellen, daß ich die Urſache ſei!“

Nun gelangte ſie erſt zu reichlichen Thränen, welche ihre Worte vollends erſtickten, Paul hörte ſie nicht.

„Es iſt mir nicht möglich,“ ſprach er, „die Leidenſchaft, die ſie mir einflößten, aus meinem Herzen gänzlich zu bannen. Aber ich kann hier nicht mehr leben, wenn ich ſie ferner an dieſem Orte weiß. Ich will mich in das Welttreiben ſtürzen, das ich bisher verabſcheute. Hören ſie mein letztes Wort. Tödten ſie ihre Sinne, berauben ſie ſich nicht für ihr ganzes Leben des innern Gefühls von Glückſeeligkeit, das die Rückkehr zur Tugend ihnen bereiten wird. Trennen ſie ſich von ihrem Verführer, zollen ſie ihm Haß und Verachtung, trotzdem, daß er ſich ihnen ſtets im ſchönſten Lichte, großmüthig, wohlwollend, liebenswürdig gezeigt hat. Denken ſie an die Qualen, die eine Frau durch ſie erduldet, die ihren Gatten liebt und ſich in Gram verzehrt. Denken ſie auch daran, daß ihre

Seele, die der Schöpfer ſo reich ausgeſtattet hat, um ein Heiligthum der Tugend zu ſein, jetzt — —“

Victoire hörte nichts mehr, ſie widerſtand der maßloſen Aufregung nicht länger. Sie ſprang auf und eilte mit gebrochenem Herzen dem Hauſe zu.

Als Paul allein war, hatte ſein Ungeſtüm ſo weit der Beſonnenheit den Platz geräumt, daß er ſich vorwarf, zu heftig geweſen zu ſein. Hielt er ſich jetzt ihr ganzes Verhalten vor; erinnerte er ſich der Worte, die ſie geſprochen hatte, ſo ſchien Alles den untrüglichſten Stempel zu tragen, daß ſie nicht dem Laſter verfallen ſein konnte. Die geheimnißvolle Sympathie zwiſchen ſeinem und ihrem Herzen ließ ihn jetzt daſſelbe empfinden, was ſie bei der gräßlichen Anklage empfunden haben mußte.

Er hätte ſie zurückrufen wollen, wenn es möglich geweſen wäre. Mit milden Bitten würde er ſie dahin gebracht haben, mit dem General ein Verhältniß zu löſen, das der Welt ein Aergerniß gab. Sie hätte ihn beſtürmen müſſen, ihr das Geheimniß zu offenbaren, welches ſie zu ihm geführt und ihm den Zwang auferlegte, ſein häusliches Glück dafür zum Opfer zu bringen.

Ihre Thränen, der Ton ihrer Stimme, ihr rührendes Bild ſelbſt verfolgten Paul. Und keine Ausſicht, ſie jemals wieder zu ſehen!

Welche Gefühle, als er nach Hauſe kam und in den

Salon trat! Da ſtand die Staffelei mit einer Kopie des alten Muttergottesbildes, welches einſt die Bewunderung bei ihrem erſten Beſuche ſo ſehr erregte und die ſie angefangen hatte, um ſie dem General zum Geburtstage zu verehren. Aus Furcht, daß ihre Arbeit entdeckt werden könnte, ließ ſie das Original nicht zu Madame Valmont bringen und kam nach Quiſiſana, um das Bild hier zu vollenden. Die Palete, die Pinſel, die Farben, ſie gehörten Victoire. Sollte er ihr das Alles zurückſenden? Sollte er ſie dabei um eine letzte Unterredung erſuchen laſſen? Sollte er erwarten, daß ſie es zurück verlange?

Hätte er nur noch einmal ſie ſprechen dürfen, ſie ſeiner Härte wegen um Verzeihung bitten, ehe er ſeine Reiſe antrat.

Schmerz und Vorwürfe bereiteten ſeinem Herzen Todesqualen, die im Gefühl der Schaam über ſeine ohnmächtige Unentſchloſſenheit noch wüthender ihn folterten.

Er kämpfte lange mit ſich. Die Welt war für ihn in zwei Theile geſchieden. Der Eine ward von ihrem Weſen ganz ausgefüllt; der andere erſchien ihm leer und nichtsſagend.

Ihre Nähe wollte er fliehen. Darin allein hoffte er Heilung zu finden, ſo ſchwer es ihm wurde, es mußte ſein.

Er verharrte mehrere Tage in dieſer Stimmung. Der General ſandte Gallini um Nachrichten. Er empfing ihn nicht und ließ ihn durch den Bedienten abfertigen. Er beſorgte, daß ihm gegen ſeinen Willen eine Frage nach Victoire entſchlüpfen möchte.

Früher hatte er einmal „Werther's Leiden" geleſen. Er nannte es eine abſcheuliche Geſchichte. Jetzt ſuchte er das Buch in ſeiner Bibliothek und fand die Schilderung wahr und gefühlvoll. Er ſah es ein, daß man aus Liebe ſich langſam verzehren könne, daß aber eine Kugel das ſicherſte und ſchnellſte Mittel ſei, um alle Qual zu enden.

Auf dieſen Punkt abgelangt, rettete ihn ein ſchneller männlicher Entſchluß.

Ein entſcheidender Schritt mußte geſchehen.

Paul ſchrieb ſeinem Vater, dem Major Möller, nach Neapel:

„Ich getraue mich kaum es niederzuſchreiben. Ihr Sohn iſt trotz ſeines Alters ein unentſchloſſener Menſch. Ich wies noch vor wenigen Wochen Alles weit von mir ab, was ſich auf eine Anſtellung bezog und in dieſem Augenblick bin ich bereit, ihrem väterlichen Rathe zu folgen. Ich will im Militär Dienſte nehmen und werde mich nun ihrer gütigen Empfehlungen, die ſie mir ſandten, bedienen. Die Abſicht ſteht unabänderlich feſt, obgleich ſie nicht lange vorher überlegt wurde. Sie beherrſcht mich ganz. Wann ſie dieſes Schreiben erhalten haben werden, bin ich ſchon daran thätig, meinen Zweck zu verwirklichen.

Welchem Staate ich dienen werde, weiß ich noch nicht. Meine einſiedleriſche Erſchlaffung iſt endlich von einer abenteuerlichen Thatkraft überwältigt worden. Vielleicht gehe ich mit den Franzoſen nach Mexiko, vielleicht zum Kaiſer Maſſimiliano ſelbſt. Sie ſollen mit mir zufrieden ſein, das verſpreche ich ihnen, mein gütiger Vater. Meine Bitte geht nun dahin, mich nach Paris mit den nöthigen Mitteln zu verſehen, um meine Reiſe von dort weiter recht bald antreten zu können. Ich erwarte die Erfüllung mit größter Ungeduld. Zögern ſie nicht! Die freie Stellung, die ſie mir im Leben ſo großmüthig erhielten, werde ich jetzt in ihrem Sinne auf das Dankbarſte zu benützen mich beſtreben."

Er glaubte mit ſich zufrieden ſein zu können, nachdem er dieſes Schreiben zur Poſt geſandt hatte.

Es war ein trauriger Friede, der ihn in den Krieg hetzte und ihm durch eine feindliche Kugel Erlöſung verhieß. —

Victoire war nicht fähig ihre Lage zu faſſen. Sie klagte die Superiorin an, die ſie ſolcher Beſchimpfung ausſetzen gekonnt. Sie rief ſie an, ſie beſchwor ſie laut ihr zu Hilfe zu eilen und ſie zu rechtfertigen. Erſt als ſie von dieſen Ausbrüchen erſchöpft war, vermochte ſie im Geiſte das Benehmen des Generals ſich vorzuhalten ſeit dem erſten Augenblick, als ſie ſeinem Schutze anvertraut worden war.

Da fand ſie nichts was nicht von der zarteſten Fürſorge Zeugniß ablegte. Nichts was ſie im geringſten hätte beunruhigen können. Er ließ es an nichts fehlen in ihr ein kindliches Vertrauen zu beleben. Nie hatte ſich ein Zweifel gegen ihn erhoben; nicht der Schatten eines zweideutigen Zuges in ſeinem Character. Wann Victoire ihren Begriff von väterlicher Zärtlichkeit, wie ſie ihn als Waiſe ſich bildete, mit dem Betragen des Generals zuſammenhielt, dann ward ſie für Augenblicke wohl auf einen Gedanken geleitet der ſie in einem gewiſſen Grade ſeltſam beſchäftigte. Die Superiorin hatte es ihr ſelbſt geſagt, was ſie früher ſchon im Hauſe des Herrn d'Auroyer gehört, daß ſie von adeligen Eltern abſtamme. Aber welche Gründe der Vorſicht geboten es, ſie darüber nicht vollſtändig aufzuklären?

Beim Abſchiede hatte ihr die Superiorin empfohlen nicht nach dem Geheimniß zu forſchen, welches ſie dem verehrungswerthen Manne übergab, der hinfort als Vater für ſie ſorgen werde.

Da durchzuckte es ſie plötzlich: der General von Wildenſtein iſt mein Vater!

Allein gleich darauf verſank der Wahn vor ihr in Nacht.

„Und wäre ich ſeine Tochter aus einer erſten Ehe,“ mußte ſie ſich fragen, „warum lebe ich nicht in ſeiner Familie und bin nur der Gegenſtand, der ihn von ſeiner zweiten Gattin trennt?"

Hatte ſie dennoch ein Recht auf ſeine väterliche Liebe, ſo war es nicht aus einem Ehebündniß abzuleiten. Es war nicht legitim. Aber was war es dann mit der ehrenvollen Abſtammung?

Ihr Nachdenken fand hier eine unüberſteigliche Gränze.

Nur das Eine ſah ſie ein, daß ſie nicht mehr mit einem Manne verkehren dürfe, den man als ihren Verführer bezeichnete und der in dem Rufe ſtand alle Geſetze der Moral, die heiligſten Verpflichtungen gegen ſeine Familie mit Füßen getreten zu haben.

Der geringſte Diener ſei von dem Bewußtſein erfüllt, daß er mehr innern Werth beſitze als ſie, die ihm Befehle ertheilte. Er dünkte ſich tugendhafter als ſie.

So ließ ſich das Gebot, das Geheimniß niemals erforſchen zu ſollen, damit in Einklang bringen, daß etwas Unerlaubtes in ihm verborgen lag.

Sie durfte den brennenden Vorwürfen nicht mehr Widerſtand entgegen ſetzen; ſie mußte allen Gefahren ſich preisgeben, ehe ihr jede Kraft dazu entſchwunden war. Schleunigſte Entfernung war das einzige Rettungsmittel, was ſich auch daraus für ſie ergeben würde.

Nach Abbeville zurückkehren und Schutz im Kloſter ſuchen, das war ihr erſter Gedanke. Allein ſie wollte vorher ſich noch von jedem Verdachte reinigen. Sie wollte auf den Knien Wildenſteins Gattin um Verzeihung flehen, daß ſie die unſchuldige Urſache ihrer Leiden geworden war, Sie hoffte durch ihre Entfernung die Gattin zu vermögen mit ihrem Gatten fortan in Eintracht zu leben. Der General würde dann der Gattin die geheimen Motive enthüllen die ihr undurchdringlich waren.

Als ſie ſich das lebhaft vorſtellte war es ihr als höre ſie die Stimme ihrer Begleiterin, die ſanfte Stimme der guten Schweſter Margaretha, welche ihr zurief:

„Sei ſtandhaft, meine Victoire! wenn ich auch krank und ſchwach wie ich bin, nur das Grab vor Augen habe, ſo würde ich dennoch einen Aufenthalt verlaſſen der den gräßlichſten Verläumdungen mich ausſetzte und einer tugendhaften Frau Qualen bereitet. Nicht einen Augenblick würde ich anſtehen es zu vollbringen.“

Es klang in ihr wie der weiſe Rath den eine Mutter im entſcheidendſten Augenblick ihrem Kinde ertheilt. —

* * *

Welche Achtung gebietet die periodiſche Preſſe, wenn in unerſchütterlichem Eifer mit feſtem Muth beharrend ſie eine hohe Selbſtverläugnung, einen heiligen Zorn, eine unerſchöpfliche Kraft, entfaltet. Wenn ſie ſtets ſchlagfertig auf der Breſche im Dienſte der Wahrheit neuen geſunden Ideen Bahn bricht und ſie mit allem Aufgebot ihres Geiſtes in die Maſſen ſtreut.

Aber wie iſt das Verbrechen nur um ſo entſetzlicher, wenn man ſie zur Verbreitung von Gehäſſigkeiten aus ſelbſtſüchtigen Abſichten mißbraucht. Die dadurch bewirkte Fälſchung der öffentlichen Meinung iſt ärger als ein Mord, wenn auch unſere gebildete „Leſewelt“ es als einen von ihr autoriſirten Scherz zur täglichen Unterhaltung betrachtet und fördert.

Kohns Artikel war in Paris ſogleich abgedruckt worden und hatte auch im erſten Moment ſeines Erſcheinens den Weg zu uns über den Rhein gefunden. Man hätte nun hier ſeine Wirkung ruhig beobachtet, wenn nicht ein wie es ſchien, zufälliges Ereigniß neuen Zündſtoff hinzugetragen haben würde.

In demſelben Verlage erſchien:

Torniſter-Büchel.

Dem kaiſerlichen Heere gewidmet

von

Auguſt Lewald.

40 kr. 12 Ngr.

Zweite Auflage.

Durch Veröffentlichung dieſer Betrachtungen glaubte der Verfaſſer der guten Sache des Rechtes zu dienen, manchen Augenblick der Ruhe im Zelte oder auf der Beiwacht ſtatthaft ausfüllen und ſchlechte Leſereien verdrängen zu können. Auch Nichtmilitärs werden dieſe liebliche Gabe mit größtem Intereſſe leſen.

Aus dem katholiſchen Leben

der Gegenwart

Von

Auguſt Lewald.

Inhalt: Klöſter und Orden. Wunder. Gnadenorte. Martyrer. Pariſer Lichtbilder. Geſellenhäuſer. Schlußwort.

eleg. geh. 48 kr. 15 Ngr.

Clarinette.

Von

Auguſt Lewald.

Drei Bände.

fl. 5. 36. Rthlr. 3. 7½.

Dieſes mit reichem Detail verſehene Spiegelbild moderner Zuſtände, in welchem mit dramatiſcher Lebendigkeit Typen der Geſellſchaft ſich bewegen, ſich bekämpfen und beſiegen, wird mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen werden.

Durch den bunten Wechſel der Begebenheiten ſchlingt ſich ein und daſſelbe Band, daß nur die auf göttliche Autorität gegründete Religion dem Menſchen einen Halt gewähre.

Moderne Familiengeſchichten.

Von

August Lewald.

III.

Moderne
Familiengeſchichten.

Von

Auguſt Lewald.

III.

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1866.

Universitäts-
München
Bibliothek

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn in München.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde
Sprachen iſt vorbehalten.

III.

IV. Der Schweſter Margaretha Vermächtniß . . . . S. 1
V. „Es ſind verſchiedene Wirkungen, aber es iſt derſelbe Gott, der Alles in Allen wirket" . . . . . S. 163

IV.

Der Schweſter Margaretha Vermächtniß.

I.

Der Körper iſt der Gebrechlichkeit, der Geiſt dem Irrthum unterworfen, die Seele den Verſuchungen ausgeſetzt.

Das menſchliche Daſein wäre nicht zu ertragen, hegten wir nicht die Ueberzeugung, daß Jeſus Chriſtus hienieden mitten unter uns weilt, daß wir ihn im Jenſeits wieder finden werden.

Dies ſtärkt uns zum Ueberwinden. Wir vermögen auch die härteſten Widerwärtigkeiten in dieſem Leben zu ertragen, ohne deshalb zu verzweifeln.

Mit Vernunftgründen erreichen wir das nicht. Dieſe allein verleihen nicht die Kraft gegen die Gewalt und Heftigkeit der Schmerzen mit Erfolg anzukämpfen, welche die aufopfernde Entſagung, die von der Vernunft gebieteriſch verlangt wird, in uns verurſacht.

Nur die Religion iſt es im Stande. Sie erhebt uns, wenn wir in Gram verſinken; ſie exaltirt die Vorſtellungskraft durch rein ſeeliſche Empfindungen. Sie erſetzt auf das Vollkommenſte alle ſinnlich leidenſchaftlichen Regungen des Herzens, die von ihr verworfen oder verdammt werden, durch einen Erguß himmliſcher Tröſtungen, die uns für alle irdiſche Entbehrung reichlichen Erſatz bieten.

Auf dieſem Wege bekehrt man ſich, auf dem andern treibt die ſtets wachſende Verzweiflung zum Selbſtmord.

Dieß letztere iſt eine zwar entſetzliche — aber leider nur allzu häufige Erfahrung in dem Leben der modernen Geſellſchaft. —

Die Sünder ſind für die Gnade Gottes, was das Tohu-Bohu, das Chaos zwar heidniſch aber allgemein verſtändlich ausgedrückt, zur Zeit der Schöpfung ſeiner Allmächtigkeit geweſen iſt.

„Die Erde", ſagt die Schrift, „war geſtaltlos und leer und Finſterniß war über dem Abgrund; aber" ſetzt ſie hinzu, „der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern."

So verhält es ſich auch mit der ſündigen Seele; der Geiſt des Herrn ruht auf ihr, wie ein Balſam und ein Ferment. Wie ein Ferment welches das Leben wieder erweckt, wie ein Balſam der die Todeswunden heilt und vernarben läßt. —

Wir erblicken in Delphine eine ſolche Seele.

Wie ein plötzlicher Lichtſtrahl tönte eine mächtige Stimme in ihr Herz, die ſie wiederholt zur Reue und Buße rief. Da gelobte ſie ſich, ihr Auge nicht mehr dem

Lichte zu verſchließen, der Stimme Gottes zu folgen. Auch die bitterſten Leiden ſollten in ihr nicht den frevelhaften Muth erwecken, zu widerſtreben. Es bedurfte einer übernatürlichen Stärke, dieſe Herrſchaft über ſich zu erringen.

Sie war ſich derſelben bewußt, als ſie ſich von ihrem Kinde für immer trennte und andern Herzen überlaſſen mußte, es fortan zärtlicher zu lieben als die Mutter.

„Sollte ihre Tochter ſich der Mutter ſchämen?“ fragte ſie ſich. „Sollte dieſe mit ihr in der Welt leben und ſie allen Gefahren bloßgeſtellt wiſſen, da ſie ihr keinen Schutz zu bieten hatte? könnte nicht das Beiſpiel, das ihre Mutter gegeben, einen verderblichen Einfluß üben?“

„Erfährt ſie meine Verirrung erſt nach meinem Tode, ſo wird ſie im Stande ſein zu beurtheilen, was ich zu ihrem Beſten unternahm; ſie wird eine große Lehre dadurch empfangen und einſehen, daß ich unwürdig, aber ebenſo auch unfähig war, ſie in das Leben einzuführen und ihre Erziehung zu vollenden. Hätte ich nicht dabei erröthen müſſen, ihr von Tugend zu ſprechen? Sie wird mich einſt begreifen, ſie wird mich beklagen, bedauern und dennoch lieben können. Es iſt hart was mir auferlegt wurde, allein wäre es mir denn möglich, ohne ſolches Opfer mich mit mir ſelbſt und dadurch mit Gott zu verſöhnen? Ich werde für ſie beten und auch für den, deſſen Namen nie mehr meine Lippen ausſprechen werden. Die chriſtliche Liebe iſt tröſtend und erhaben. Sie fordert von uns ſelbſt des Feindes im Gebete zu gedenken."

Das waren die Selbſtgeſpräche, welche die Schweſter Margaretha während der Heimreiſe in das Kloſter führte.

Bei ihrer Rückkehr in daſſelbe umgaben ſie wieder Ruhe und Stille und die Nonnen empfingen ſie mit Achtung und Güte. Das Erſte war, daß ſie in die Kirche eilte. Sie mußte ſich ſammeln. Sie betete eine Stunde, dann trat ſie in den Kreuzgang, der den Friedhof umſchloß, in deſſen Mitte ein Springbrunnen ſeinen reinen Strahl in eine Schale von weißem Marmor ergoß. Das überlaufende Waſſer ſchlängelte ſich ſanft um die blumigen Gräber.

Dies Leben verbreitete mit ſeinem leiſen Plätſchern einen freundlichen Kontraſt zu dem ſtummen Aſyl des Todes. Das Mondlicht verſtärkte den geheimnißvollen Zauber und verſcheuchte jeden Anflug von Schwermuth.

„Wie vertraut hold wird uns hier der Gedanke an das Sterben," ſprach Delphine zu ſich ſelbſt. „Gräber erwecken ja die Idee der Unſterblichkeit. Die unter dieſen Kreuzen ſchlafen, genoſſen Alle ſchon hienieden einer unerſchütterlichen Ruhe. Sie alle theilten ein gleiches Loos; ihre Zukunft erſchien ihnen nicht ungewiß; ſie erkannten ſchon hier eine beſtändig unwandelbare, nach der ſie im Leben unabläſſig ſtrebten. Für ſie war nichts dem Wechſel unterworfen, wie Alles in dieſem ehrwürdigen Hauſe von ewiger Dauer iſt, wie die Tugend und die Wahrheit es ſind. Die Zeit führt hier niemals unvorhergeſehene Ereigniſſe herbei. Sie hat die Macht verloren, die Menſchen zu ſchrecken und zu verwunden; ſie kann hier keine eiteln Vorſätze vernichten, ſie führt gleichmäßig an ein Ziel, wo die erhabenſten Hoffnungen ſich verwirklichen. Ein Tag iſt hier das Bild eines ganzen Menſchenlebens. Wenn der Tod eintritt, ſo beſitzt jeder das, was erfordert wird, um gut zu ſterben. Er weiß es, daß er ſein Schickſal erfüllt hat.“

Sie glaubte ſich allein, als ſie dieſen Gedanken nachhing. Sie hatte ſich auf einen Stein geſetzt und ließ den Blick über die vom Mond erhellten Gräber ſchweifen.

Da gewahrte ſie eine weiße Geſtalt unfern von ſich auf dem Raſen knieend das Kreuz mit beiden Armen umſchlingend.

Sie ſtand auf und näherte ſich leiſe der Beterin.

Es war ein Mädchen ſchön wie ein Engel. Es lag unbeweglich wie auf dem Raſen hingegoſſen. Das Nahen eines Menſchen ſchreckte es aus ſeiner Andacht auf. Es blickte nach Delphine, die ſogleich an dem weißen Gewande und dem Schleier von gleicher Farbe eine Novize erkannte.

Nachdem ſie ſich begrüßt hatten, ſagte das Mädchen, daß ſie vor dem Zurückziehen in den Schlafſaal, durch den herrlichen Abend angelockt die Erlaubniß ſich erbeten habe noch auf wenige Augenblicke ins Freie zu gehen, um vor dem Kreuze des Kirchhofes für die abgeſchiedenen Seelen der Nonnen zu beten.

„Ich könnte ohnehin nicht ſchlafen,“ fügte die Novize hinzu.

Beſorgt erkundigte ſich Delphine ob ſie krank ſei.

„Nein,“ lautete die Antwort, „es iſt vor Freude, daß ich endlich Novize bin. Seit meiner Kindheit hatte ich keinen andern Wunſch“ —

Delphine fragte nach den Eltern des Mädchens.

Es waren wohlhabende Landleute, die einige Stunden entfernt vom Kloſter wohnten.

„Sie fühlen ſich jetzt ſchon ſo glücklich und kennen das Glück, das ſie hier erwartet, noch nicht in ſeinem ganzen Umfange. Ihr Herz wird ſich hier frei fühlen. Die geheiligte Schranke, die ſie von der Welt trennt, wird ihnen dieſe Freiheit ungeſtört erhalten. Sie werden mit feſter Beharrlichkeit den Vorſchriften folgen können; die ſie tief verehren und den Eingebungen ſich überlaſſen, welche dieſe Befolgung erweckt. Ein beſtändiger Friede wird ſich über ihr Leben verbreiten" —

Delphine konnte vor Rührung nicht weiter ſprechen.

Die Novize blickte ſie voll Theilnahme an.

„Schließen ſie mich ein in ihr frommes Gebet," ſagte Delphine.

Die Novize ſank vor dem Kreuze in demſelben Augenblick auf die Knie und faltete innig betend die Hände.

Delphine verließ ſie und ging in ihre Zelle. Dort warf auch ſie ſich vor dem Kreuze nieder.

Sie flehete, daß Gott die Novize ſtandhaft erhalte und ſie vor allen Gefahren, vor allen ſchmerzlichen Kämpfen, vor unnützer Bereuung des vollbrachten Schrittes, vor jeder weltlichen Verſuchung ſchützen möge. Das unüberſteigliche Hinderniß, das ſie fortan von der Welt trennte, ſollte ihr ſtets als das höchſte einzige Glück erſcheinen, das ein unſchuldiges Herz in ſeiner Reinheit erhalten kann.

Als ſie darauf ſich zur Ruhe niederlegte, begleitete das Bild der jungen Novize ſie in ihren Schlummer wie ſie vor dem Zeichen des Heils auf den Gräbern für ſie betete.

Was ſie einſt vor langer langer Zeit, da ſie noch im

Inſtitute zu Rio ſich befand, in einem von den Büchern geleſen hatte, die ihre Jugendfreundin Victoire von der Mutter bekam, ſchwebte wie eine lebhafte Erinnerung im Traume ihr jetzt vor. Das liebliche Bild der betenden Novize verwebte ſich darein: Der Blick ſchweifte über dieſes Leben hinaus. Es war ein Geſicht, in welchem ſich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich zeigten.

In jenem Buche wurde gar lieblich erzählt, daß einmal ein unſcheinbares, ganz unbekanntes Seelchen ohne alle Umſtände in dem Himmel ankam, als ob es längſt ſchon gewußt hätte, daß es da ſeinen Platz fände. Es hatte auf Erden ſich niemals gekümmert, niemals eine Thräne vergoſſen, weder eigentliches Unglück noch ſchwere Prüfungen beſtanden und ebenſowenig etwas wahrhaft Bedeutendes vollbracht. Der liebe Gott wies dem Seelchen aber dennoch einen von Licht umſtrahlten Platz an, ſo daß die große Verſammlung der Heiligen eine Art von Staunen darüber zu äußern ſchien. Sie alle ſchauten auf den Schutzengel hin, der die unbekannte Seele begleitet hatte. Der Engel kniete nieder vor Gott und nachdem er die Erlaubniß empfangen zu den himmliſchen Mächten zu reden, entſchwebten ſeinen Lippen Worte, die obgleich ſie leiſer ertönten, wie das Schwirren von Schmetterlingsflügeln, dennoch von allen Himmeln vernommen wurden:

„Dieſe Seele hat mit einer ſich ſtets gleichbleibenden demüthigen Dankbarkeit Alles hingenommen, was ihr beſchieden ward; Sonnenſchein und Schatten, Stürme und Beſchwerden. Sie hat gegen nichts, wenn es nicht Gott beleidigte, Abwehr oder Widerſtand verſucht.“

Delphine ſah im Traum die junge Novize nach abgelegtem Gelübde als Nonne im Kloſter. Sie hatte viele Jahre gelebt und lag nun todt da. In ihrem langen Leben war ſie von der Welt getrennt; nichts forderte die Welt von ihr was ſie beſtehen ſollte und nie hatte ſie darnach geſtrebt, Dinge von großer Erheblichkeit zu vollbringen. Das Unglück war ihr immer fern geblieben; aber die Prüfungen waren ihr nicht erlaſſen. Sie widerſtand ihnen auf Gott vertrauend im Gebete, das auch den andern Menſchen zum Frommen gereichte, die es zu thun verſäumen. So hatte ſie gelebt, ſo war ſie geſtorben.

Und ihre Seele war es, die den geraden Weg in den Himmel fand.

Der Eindruck, den der Traum auf ihr Gemüth gemacht hätte, wäre ſie noch Delphine geweſen, wurde von dem überboten, der in der Schweſter Margaretha wie ein lindernder Balſam zurückblieb. Der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Abgrund, der nun für immer ihre Vergangenheit begrub.

Mit fleißigem Eifer überließ ſie ſich den Geſchäften, welche ihr oblagen. In weltlichen Verhältniſſen würde man die Stellung, die ſie einnahm, die einer Hausintendantin betitelt haben. Das ganze Hausweſen ſtand unter ihrer Leitung.

Als ſie in das Kloſter auf die dringenden Empfehlungen hochgeachteter Perſonen als Soeur converse aufgenommen ward, unterließ die leitende Behörde es nicht, ſie zu erforſchen und ihre Fähigkeiten zu prüfen. Man fand alsbald, daß ſie zu jeder Aufopferung willig und bereit ſei und beſchloß, ihren Geiſt zu einer praktiſchen Tüchtigkeit zu erwecken, damit er nicht in trügeriſche Conceptionen verſinke und fruchtlos einem zehrenden Gram zur Beute werde.

Der Noviziat ſtand ihr nicht offen, da Wittwen oder geſchiedene Frauen davon ausgeſchloſſen ſind und ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie nicht einmal das Eine oder das Andere war.

Sie war mit vollkommener Entſagung, mit Fleiß und Gehorſam, mit Einſicht, Muth und Friede ausgerüſtet; aber ſie hatte auch noch aus dem Schiffbruch des Weltlebens ihre angeborene naive Einfalt ſich gerettet.

Es war kein unzulänglicher Trieb, der ſie anfeuerte, die ihr überantworteten Geſchäfte zu beſorgen; ſie erkannte es fortan wie einen Beruf, für eine heilige, ihr von Gott auferlegte Pflicht.

Aus dieſem Vertrauen erwuchs eine bei ihr kaum für möglich gehaltene Tüchtigkeit, die ſie in der verſchiedenartigſten Weiſe entfaltete.

Als Soeur converse, wie ſolche der Welt entſagende Büßerinnen in den franzöſiſchen Klöſtern genannt werden, bewohnte ſie eine von den übrigen Zellen abgeſonderte. Mit den Nonnen kam ſie im Speiſeſaale zuſammen, wo ſie jedoch an einem beſondern Tiſche aß. Es wäre unverſtändig, hierin etwas wie die aus einer Rangordnung entſpringende Herabſetzung zu erblicken. Nur die weiſe Ergänzung des ganzen Organismus iſt daraus erſichtlich, der in der Demuth ſeine Wurzel hat und das Gleichgewicht unter allen Bewohnern des Hauſes aufrecht erhält.

In der Zelle der frommen Schweſter Margaretha ſah es wohl ärmlich aus. Die Bettlade mit dem Strohlager und einem Polſter war einem Sarge ähnlich, daneben ein Strohſeſſel und ein rohgeformter Tiſch. Darauf Krucifix, Lampe und Gebetbuch. Zu dieſen Gegenſtänden hatte ſie noch aus ſtrengem Antrieb einen Todtenkopf gefügt, deſſen Anblick, wie ſie verſicherte, ihren frommen Muth mit Wunderkraft belebte.

Sie heftete ihre Augen oft auf denſelben; ihr Gewiſſen war dann vollſtändig beruhigt. Es war als ob die Engel ſie umſchwebten und ihre ſchützenden Flügel um ſie weheten.

Die Aebtiſſin ermahnte ſie oftmals, die Strenge gegen ſich ſelbſt nicht zu weit zu treiben.

Von früh bis ſpät mit Geſchäften überhäuft, bedurfte ihr Körper doch mindeſtens jener kargen Pflege wie das Kloſter ſie bot. Man wußte, daß ihre ſchwindenden Kräfte dies erheiſchten. Ihr Ausſehen zeigte es von Tag zu Tag immer deutlicher.

„Ach, meine hochwürdigſte Mutter," entgegnete ſie auf die Mahnungen der beſorgten Aebtiſſin, „ich hatte während meines frühern Lebens nur zu ſehr meinem Eigenwillen nachgegeben und die Kraft, die mir Gott verliehen, mißbraucht. Deßhalb floh ich hieher und unterwarf mich gänzlich ihrer Leitung. Nur für das Eine erflehe ich mir vollkommene Freiheit. Vergönnen ſie mir ein Daſein, das ſich in Buße verzehren darf. Keine Rückſicht auf meinen Körper, keine ſinnliche Pflege vermöchten, was die Buße vermag. Sie muß hienieden erfüllt werden."

„Vieles vermag des Menſchen Kraft, wenn Gottes Gnade hilft," ſprach darauf die hochwürdigſte Mutter, indem ſie die Hand auf der Büßerin Haupt legte.

Sie befragte ſich aber dennoch bei dem Beichtvater des Kloſters, ob es nicht geboten ſei, Margaretha von der allzuſtrengen Buße abzubringen und ſie durch eingehende Ermahnungen dahin zu lenken. Der erwiderte:

„Sie folge dem Geiſte, der ſie beherrſcht. Eine weiſe Asketik vermag die völlig ſittliche Umwandlung eines Menſchen zu ſchaffen. Wer ſo die Gnade nicht erlangt, dem fehlt der rechte Glaube. Und das darf und kann in dieſem Falle nicht vorausgeſetzt werden."

* * *

Während wir früher unſere Blicke auf die Ereigniſſe richteten, die in wechſelvoller raſcher Strömung an ihnen vorüberrauſchten; während wir ſahen wie hier Herzen zerriſſen, edler Muth gebrochen, heilige Bande mißachtet wurden; wie Liſt und Bosheit thätig waren, ihre ſchändlichen Mittel anzuwenden, um zu berücken und zu zerſtören; wie dort genußſüchtige Begierde zu Handlungen antrieb, denen eine entnervte Gleichgiltigkeit auf dem Fuße folgt; kurz das Ganze zuſammenfaſſend: wie wir eine Kehrſeite unſerer geſellſchaftlichen Bildung betrachteten, die Viele aus ſchnödem Mißbrauch mit dem Namen „moderne" Civiliſation bezeichnen, ſo ſehen wir uns an dieſer Stelle genöthigt, unſere Blicke noch für eine Weile auf dieſem Bilde ruhen zu laſſen, welches eine andere Zeit und eine andere Civiliſation als Gegenſatz ſchildert.

Es iſt einem Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert vergleichbar, deſſen Einrahmung Kloſter und Kirche bilden.

In allen Geſtalten, die ſich darauf bewegen, drückt ſich jene tiefe Pietät aus, die wir in den Werken der alten Meiſter erblicken. Es gibt keinen Kopf, den die Kaputze oder die Schleierhaube nicht verſchönte. Glaube, Liebe, Hoffnung, verleihen Schönheit. Ja, ſie ſind eins und daſſelbe.

Wollte man fragen, wie die Künſtler des Mittelalters zu jenen wahrhaften Typen von Heiligen, Jungfrauen und Engeln gelangt ſind, die neben den alltäglichen Geſichtern dennoch den Eindruck des Schönen, der Andacht, der Frömmigkeit in uns erwecken, ſo würde die Antwort lauten: ſie fanden das in den Klöſtern, in den Kirchen, im Volk; ſie brauchten nicht erſt nach ſeltenen Modellen zu ſuchen, die ſie bezahlten.

Wenn alle andern Beweiſe fehlten, ſo ließe ſich aus dieſen alten Bildern ſchon darthun, deren Meiſter nicht nach dem antiken Ideal ſtrebten, wie ſehr die damaligen Menſchen von Glauben, Pietät, Ehrbarkeit durchdrungen waren und wie dieſe ſchon in ihrer äußern Geſtalt zur Erſcheinung kamen. Man ſieht es noch heute in den Klöſtern.

Man ſtelle ſich nicht irrthümlich vor und bete den ſtehenden Satz nicht nach, daß die Klöſter in der Gegenwart nur Schemen ſeien, die abgeſtorben für das ſie umgebende lebenvolle Treiben, ihrer endlichen Auflöſung entgegenharren. Sie leben vielmehr in ſchönſter und feuerigſter Kraft der Jugend. Die Köpfe ihrer Bewohner zeigen noch immer im täglich gewohnten Fortgang der Arbeit denſelben Ausdruck der Heiligkeit. Der Ernſt milder, liebevoller Sanftmuth ſchwebt über ihrem Antlitz, wie der Duft des Weiherauchs in den Kirchen verbleibt, auch wenn die heilige Handlung längſt vorüber iſt.

Hat man nur etwas chriſtlichen Sinn ſich zu erhalten gewußt und wäre man noch ſo verwöhnt in ſeinem Geſchmack, man wird ſich von dem Bilde nicht mürriſch abwenden können, das ſich hier als ein kleines Stück Kloſterleben in ſeiner ernſt erhabenen Weiſe vor unſerm Blick entrollt.

Kein Fortſchritt hat hier noch ſeine Verſchönerungsmittel angewendet; unſere claſſiſche Poeſie iſt hier gänzlich unbekannt, unſere neuen großen Weltweiſen ſind hier nicht eingedrungen. Wie am Altar die reine Liturgie, ſo herrſcht auch noch im Leben nur die alte Weisheit

Das Leben im Kloſter wirkt ruhig fort ohne Störung; was auch die Gegenwart unter dem Namen „Zeitgeiſt“ unternehmen mag es auszurotten. Nichts wäre im Stande, Diejenigen, welche zur vollſtändigen Hingabe an den Willen Gottes ſich feierlich verpflichtet haben, davon abzubringen, den Willen Gottes auch wirklich zu vollführen.

Was kann die rohe Gewalt? Plündern, ins Exil ſchicken, den Tod verhängen. Das iſt ja eben die Krone nach welcher ſie im Leben verlangen.

Wie der Sturm den Saamen der Palmen weithin über das Meer ſtreut und in Wüſten ſie verpflanzt, ſo trägt das Exil Mönche und Nonnen in die fernſten Gegenden, um den wahren Glauben dort zu verbreiten. Und aus den Gräbern der Martyrer erblüheten ſtets neue Stätten des Heils. Die Kirche ſelbſt erſtand ja aus einem Grabe.

Nur das ſtirbt ſpurlos dahin, für das Niemand freiwillig ſein Leben hingeben würde.

II.

Die Zeit hat im Kloſter die Macht verloren. Ein Tag iſt das Bild eines ganzen Menſchenlebens.

Die Jahre waren in ſteter Einförmigkeit verfloſſen, ſeitdem die Mutter ihre Tochter dem Bruder überlaſſen hatte, damit er für ſie Sorge trage.

Die Schweſter Margaretha lebte in den ſtrengſten Bußübungen. Alles im Kloſter ward von der tiefſten Achtung für ſie erfüllt. Der einzige Verkehr den ſie außerhalb des Kloſters unterhielt beſtand in den Briefen, die ſie in langen Zwiſchenräumen von der Superiorin, ihrer Freundin Victoire d'Auroyer aus Abbeville erhielt; auf die ſie jedoch nur ſelten eine Antwort folgen ließ. Im Gefühl ihrer tiefen Verſchuldung wagte ſie es kaum Victoire Freundin zu nennen und mit ihr von ſich zu ſprechen. Erſt wann ſie gereinigt ſie im Jenſeits antreffen wird, dann dürfe ſie hoffen, daß ihre Seelen ſich wieder unauflöslich vereinigen werden.

Die Tage Margarethas naheten ſich ihrem Ende. Die Leiden die ſie fühlte ließen ſie den von ihr erſehnten Zeitpunkt mit ruhiger Freude erwarten. Schon oft hatte ſie gewähnt, daß er eintreten müſſe wann ſie mit großer Beſchwerde athmete und ihr Auge nur noch einen ſchwachen Schimmer von Licht empfand. Sie richtete es zum Himmel; auf Erden hatte ſie nichts mehr zu ſehen. Sie war zu jeder Beſchäftigung, zu aller Arbeit unfähig geworden.

Auf den letzten Brief den die Superiorin ihr ſandte und den ſie nur mit der größten Anſtrengung zu leſen vermochte, ſchrieb ſie ihr wenige Worte zurück. Sie ſchilderte ihr kurz wie ihre beginnende Auflöſung ſie verwandelt habe und wie die Hoffnung auf dereinſtiges Wiederſehen in der Ewigkeit ſie mit entzückender Wonne erfülle. Sie ſegnete ihre Freundin, ihre Tochter, ihren Bruder und ſagte Allen ein letztes Lebewohl.

Geſchriebene Troſtſprüche darauf zu erwidern erſchienen der Freundin nicht genügend; ihrer Delphine wollte ſie eine wärmere Theilnahme an den Tag legen. Der Prieſter, der ſich einſt ſo weit es ihm möglich war, des Schickſals der unglücklichen Gattin des Virtuoſen Ludolf in Paris angenommen hatte, ſtand auf dem Punkt eine Reiſe nach dem Norden anzutreten. Das war zu der Kenntniß der hochwürdigen Frau gelangt und ſie wandte ſich mit der Bitte an ihn das Kloſter zu beſuchen, in welchem die ihm wohlbekannte Büßerin ſich zurückgezogen hatte und ihr alle nöthigen Tröſtungen zu ſpenden.

Allein der Brief war noch nicht abgeſandt als jener Prieſter, der Abbé de Songères, ſelbſt in dem Haus von Abbeville erſchien und vor der Superiorin ſtand um ihr eine Nachricht zu verkünden die ihren Schmerz noch bedeutend ſteigerte.

Er brachte das Zeitungsblatt mit in welchem die Korreſpondenz des Doctor Kohn abgedruckt war. Dem Abbé der von den damaligen Verhältniſſen genaue Kenntniß beſaß und daher die boshafte Abſicht einſah, welche auf die Folgen rechnete, die es für das unglückliche Mädchen haben könnte, das unter dem Namen eines Fräulein von Chamilly im fremden Lande lebte, ſprach es unumwunden aus, daß es die höchſte Zeit ſei den Schleier zu heben der ihre Geburt in ein Geheimniß hülle.

„Der Fehltritt einer Mutter kann durch Menſchen, die aus falſch verſtandener, vermeintlicher Weisheit, ihn auf der Tochter nicht nachwirkend ruhen laſſen wollen, zu einem wirklichen Fluche werden," ſagte er. „Wir ſehen es hier. Unter der Verheimlichung welche man walten ließ, glimmte die ſchändliche Verläumdung jahrelang fort und es bedurfte nur, daß eine engherzige vielleicht von niedrigem Eigennutz beherrſchte Natur die erſtarrte Oberfläche der Lava mit der Feder durchſtieß, um die ſengende Lohe wieder unaufhaltſam in Fluß zu ſetzen. Wie es die Zuſtände jetzt mit ſich bringen, wird die Lüge bald alle Ufer überſtrömt haben. Eine unverbürgte Muthmaßung als wie ſie ſich im Anfange gab, wird zur unumſtößlichen Thatſache, die zwar der Welt nur als ein Skandal erſcheint; allein diejenigen, auf welche ſie ſich bezieht, mit endlicher Vernichtung trifft."

„Welche Menſchen!" rief die Superiorin voll Abſcheu. „Wie iſt es möglich, ſo unempfindlich und grauſam zu ſein! Victoire, ein verworfenes Geſchöpf!"

Sie entfernte ſich einen Augenblick und trat dann mit dem Briefe den ſie an den Abbé geſchrieben bald wieder in den Sprechſaal.

„Leſen ſie dieſen Brief," ſagte ſie, „während ich darüber ſinne, was zunächſt für uns zu ergreifen bleibt."

Sie lehnte ſich in den Fauteuil; der Abbé trat zum Fenſter um zu leſen.

Als er geendet, erhob ſich die Superiorin und ſprach in feſtem Tone:

„Ich will meine Freundin noch vor ihrem Sterben ſehen. Die heiße Freundſchaft die ich ſtets für ſie empfand und die reine Zuneigung die nichts zu ſtören vermochte ſeit den Tagen unſerer Jugend, verleihen mir ein Anrecht auf ihre Folgſamkeit. Sie wird nicht anſtehen auf meinen Rath zu hören. Ich kann mir denken, daß es ihr ſchwer fallen wird uns die Ermächtigung zu ertheilen, Victoire de Chamilly von dem Nimbus einer ehrenwerthen Abſtammung zu entkleiden und ſie als die Tochter des Virtuoſen Ludolf, die unter dem Namen Bowden die heilige Taufe erhielt, in die Welt einzuführen. Iſt dieſer einzige ſchmerzliche Schritt jedoch beſtanden, dann läßt das darauf Folgende die geſicherte Zukunft Victoire's in einem andern Lichte erſcheinen. Der Bruder Delphinens wird die Nichte als ſein Kind anerkennen, und ihr ſeinen Namen verleihen. Es iſt keine Zeit zu verlieren. Ich reiſe mit ihnen, Herr Abbé. Ihre Straße führt an dem Kloſter vorüber."

Herr von Songères bemerkte hierauf, daß es ſchon in ſeiner Abſicht gelegen habe, einen Beſuch dort abzuſtatten, nachdem er mit der Frau Superiorin Rückſprache genommen haben würde. Er war jetzt hocherfreut, ſich mit ihr in vollkommener Uebereinſtimmung zu ſehen

Alles Erforderliche ward ſogleich unternommen, das Nothwendige angeordnet und geregelt, damit die Abreiſe unverzüglich angetreten werden könne. —

Es war ein rauher Novemberabend, als die Superiorin und der Abbé das Ziel erreichten. Im Wirthshaus des Dorfes ſtiegen ſie ab, Beide vor Kälte erſtarrt. Trotz ſeiner hohen Jahre begab ſich Herr von Songères, ohne eine Stärkung genommen zu haben, ſogleich in das Kloſter.

Als er ſich an der Pforte ſehen ließ, glaubte man einen entkräfteten Pilger vor ſich zu haben, der für gute Zwecke ſammle und nun von dem Abend überraſcht, eines Beiſtandes bedürftig ſei. Unter dieſer Vorausſetzung richtete man keine Frage an ihn und auch er ſelbſt äußerte im erſten Augenblick nichts, ſo erſchöpft fühlte er ſich. Er ließ ſich ins Refectorium zum lodernden Kamin geleiten und nahm mit freundlichem Dank den Becher an, der ihm zur Stärkung gereicht ward. Dann gab er zwei Karten, auf welchen ſein und der Superiorin Namen ſtanden, für die Frau Aebtiſſin ab und bat um die Erlaubniß, ſie am andern Tage beſuchen zu dürfen zu einer Stunde, die ſie ſelbſt beſtimmen wolle.

Er wartete auf Antwort.

Da trat die hochwürdigſte Dame ſelbſt zu ihm herein, um ihn zu begrüßen. Sie wollte es nicht zugeben, daß ihre Freundin, die Vorſteherin des Hauſes du sacré coeur, im Wirthshauſe übernachte und hatte ſchon Befehl ertheilt, daß für ſie eine Gaſtzelle in Bereitſchaft geſetzt werde, die wohl geeignet war, ihren von der Reiſe erſchöpften Körper ausruhen zu laſſen. Die gewöhnlichen Zellen der Nonnen, ſelbſt ihre eigene, waren der ſtrengen Ordensregel zufolge, dies nicht zu leiſten im Stande.

Man ſandte einen Diener um das Gepäck zu tragen, nebſt zwei Laienſchweſtern in das Wirthshaus, denen ſich der Abbé beigeſellte.

Victoire d'Aurever erwartete ihn und wurde nicht wenig überraſcht, ihn in ſo zahlreicher Begleitung ankommen zu ſehen. Die Einladung verſchaffte ihrem gepreßten Herzen eine angenehme Erleichterung. Es war ihr tröſtlich, in den geweiheten Mauern die Nacht zubringen zu können. Die Sehnſucht über den Zuſtand der Schweſter Margaretha Kunde zu erhalten noch zur Stunde ſelbſt befriedigt zu ſehen, überwand ihre große Ermüdung und ſie überließ ſich der Leitung des Abbé, der ſie bei der etwas beſchwerlichen Erſteigung des Hügels auf dem das Kloſter lag, mit Hilfe der einen Laienſchweſter unterſtützte.

Die Frau Aebtiſſin empfing ihren Gaſt in der für ihn beſtimmten Zelle mit der liebevollſten Würde. Sie wollte ſich die Freude nicht verſagen, ſie bei ihrem Eintritt ſelbſt zu bewillkommnen, denke jedoch nicht daran, ihr durch ein leeres Ceremoniell die nothwendige Ruhe zu verkümmern. Sie möge nur fordern, was ſie ihren Gewohnheiten nach bedürfe. Am andern Morgen nach der Frühmeſſe werde ſie ſich die Ehre erbitten, mit ihr das Frühſtück einzunehmen.

Der Abbé, an den dieſelbe Bitte gerichtet wurde, hatte ſich ſchon entfernt und auch die Aebtiſſin wollte ihren Gaſt verlaſſen, als dieſer ſie ſanft bei der Hand nahm, um ſie zurückzuhalten.

Nach einigen ſchnell geäußerten Worten des Dankes, bat Delphinens Jugendfreundin ihr etwas Genaues über deren Gemüthsverfaſſung zu ſagen, ſeitdem ſie von der Reiſe zu ihrem Bruder in das Kloſter zurückgekehrt war. Aus den wenigen Mittheilungen, die ſie ſelbſt in dem langen Zwiſchenraum, der ſie trennte, darüber gemacht habe, ließe ſich kein genügendes Bild davon entwerfen.

„Es waren ſchwere Kämpfe," ſprach die Aebtiſſin,

„eine Leidenszeit ohne Gleichen, obgleich Antlitz und Haltung ſtets denſelben Ausdruck einer Ruhe der Entſagung zeigten. Eine in ſolchen Lagen geübte Beobachtung konnte ſich in der beſtändigen unmittelbarſten Nähe der Dulderin jedoch nicht davon täuſchen laſſen. Scheinbar überließ man ſie ſich ſelbſt; aber man war dennoch unausgeſetzt bemüht, ſie durch eine wohlberechnete Leitung zu ſtärken, ohne ſie durch läſtige Ermahnungen und Zureden zu beläſtigen. Die Hinweiſe auf das für ſie beſtimmte Ziel, das einzige, was ſie hier zu erreichen hoffte, geſchahen leiſe, faſt unmerklich. Nur die Beiſpiele, die ſie umgaben, wurden dazu mit Vorſicht benützt. Die Liebe zu den weltlichen Dingen iſt alſo beſchaffen: daß, ſo lange man nur noch einen verglimmenden Schein davon in ſich ſpürt und ſei er noch ſo ſchwach, man ſich leicht überreden wird, ihn vollends erſticken zu können. Sieht man aber ein, daß er im gänzlichen Erlöſchen begriffen iſt, daß man es ſelbſt war, der dazu die Hand bot, dann möchte man mit einer Anſtrengung, welche die Verzweiflung verleiht, die kleine verſchwundene Flamme wieder beleben, ohne es ſich geſtehen zu wollen. Das war unſerer Büßerin Seelenzuſtand im Anfange. Erſt nachdem dieſe ununterbrochene Qual endlich zu einem langſamen Fieber geworden war, das ihren Körper der Auflöſung zuführte, gelangte ihr rein ſeeliſches Bewußtſein zur Herrſchaft. Ihr Herz war nunmehr

Gott allein geöffnet und die ewige Erbarmung zog darin ein.“ —

Am andern Morgen wurde während der Frühmeſſe eine Störung bemerkt. Eine Ohnmächtige trug man beſinnungslos aus der Kirche.

Es war Schweſter Margaretha, die ſich trotz ihrer großen Schwäche nicht davon zurückhalten ließ, ihr Lager zu verlaſſen, um täglich dem Gottesdienſte beizuwohnen. Gewöhnlich erreichte ſie zum Sterben erſchöpft, ihre Zelle wieder, wo ſie bis zum nächſten Tage in einem Zuſtande der Ekſtaſe verblieb.

An dieſem ſchien es, als habe ſie zum letzten Mal ſein Licht geſchaut.

Stumm und erſtarrt lag ſie da in der kleinen Zelle, als die Aebtiſſin mit den beiden Freunden zu ihr herantrat. Es wurde ſogleich erwogen, daß bei ihrem Wiedererwachen der Anblick des Beſuchs aus Abbeville ſie allzu heftig erſchüttern würde und die Superiorin ſich daher fern halten ſolle, während der Abbé ſich ihr vorſichtig nähere und ſich als ein von ihrer Freundin Abgeſandter zu erkennen gebe. Nachdem dieſe Vorbereitung geſchehen, könne dann auf die baldige Ankunft der Superiorin hingedeutet werden, die nicht länger ſich zurückhalten laſſen wollte, ihre geliebte Jugendfreundin wiederzuſehen.

Die Ohnmacht hielt ſo lange an, daß Victoire d'Auvorher das Leidensbild unverwandt aus einiger Entfernung betrachten konnte. Man durfte nichts als den Duft einer flüchtigen Eſſenz anwenden, der ſich in ähnlichen Fällen ſchon bewährt hatte. Stärkere Reizungen waren bei der ſchwachen Beſchaffenheit der Dulderin nicht möglich.

Nur der Abbé war an das Bett gegangen. Er ſtand zu deſſen Häupten, nahm ein kleines Krucifix ab, das er am Halſe trug und legte es Margaretha ſanft auf die Bruſt. Ohne daß er ein Wort dabei geſprochen hätte, machte dieſe Handlung auf die Anweſenden einen außerordentlichen Eindruck. Die Majeſtät der Religion umſtrahlte ſie gleichſam. Man ſchien zu erwarten, daß der Prieſter den Mund öffnen und vor dem Ton ſeiner Stimme und der Kraft ſeiner Worte, die Feſſel ſich löſen würde, die den Geiſt der Kranken umſchlungen hielt. Und ſollte ſie auch nur noch einmal erwachen, um den letzten heiligen Troſt vor ihrem Hinſcheiden mit vollem Bewußtſein zu empfangen!

Die Theilnahme an dem Vorfall hatte einige Nonnen herbeigezogen, die Zelle konnte nicht mehr faſſen. Man mußte die Thür öffnen, damit Luft hereinſtröme und draußen ſtanden noch andere in lautloſer Stille. Alles harrte darauf, daß der Prieſter ſpreche.

Plötzlich weht es wie ein Hauch durch die Verſammelten; Alle durchzuckt ein Erbeben der Andacht und ſie ſinken auf die Knie.

Es ſind die Worte des Prieſters, die er mit tiefem Tone ſpricht, welche ſie vernehmen.

„Was iſt unſer Weſen? Was unſer Daſein auf Erden? Der Tod kann es den ſtolzen Menſchen verkünden. Dein Weſen, Herrſcher der Welt, iſt ewig unwandelbar; es iſt unermeßlich. Aber unſere Tage ſind gezählt, wie es bei'm Pſalmiſten heißt, und unſere Weſenheit beſteht nicht vor Dir. Blicken wir vor uns: wie unendlich erſtreckt ſich der Raum, wo wir nicht mehr ſein werden. Werfen wir den Blick zurück: welche lange Reihe von Jahren, wo wir nicht mehr ſind. Wie klein iſt die Stelle bemeſſen, die wir in dieſer weiten Kluft der Zeiten einnehmen! Wir ſind ſo ſchnell der Erde entriſſen, daß Alles uns gleichſam zu fliehen ſcheint, indem wir darnach haſchen wollen. Aber es flieht in der That. Selbſt wir, die ſich hier verſammelt ſehen und ſich im Augenblick unbeweglich dazuſtehen dünken — wir ſchreiten dahin; wir entfernen uns, ohne es gewahr zu werden, von allen Gegenſtänden, die hienieden unſere Neigung anſprechen; wir nähern uns unmerklich dem Augenblick des letzten Abſchieds."

Es war als ob dieſer Augenblick für Margaretha erſchienen ſei. Sie öffnete die erloſchenen Augen. Man bat die Nonnen ſich zu entfernen und ſchloß die Thür. Die Aebtiſſin und Victoire d'Auroyer wählten einen Platz, wo ſie nicht bemerkt wurden. Nur der Prieſter blieb noch der Kranken ſichtbar.

Als ſie ihn bemerkte ſchwand der Schatten des Todes von ihren Zügen. Ihr Auge richtete ſich wie fragend auf ihn.

„Sind ſie es denn wirklich?“ ſprach ſie ihn erblickend, „mein ehrwürdiger Lenker im Unglück, der mir die frommen Rathſchläge ertheilte? Wie das Alles mir jetzt mit einem Male auf's Herz fällt“ —

Dann faltete ſie die Hände und ſetzte im flehendſten Ton hinzu:

„O mein hochwürdiger Vater — wird Gott mir verzeihen?“

„Eine Seele wie die Deinige wird den Weg zu ſeiner Barmherzigkeit finden“ —

Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes über ſie und ſprach überaus ſanft:

„Ein helles Licht drang plötzlich in Magdalenas Seele; es erleuchtete und erfüllte ſie ganz mit himmliſcher Wonne; ſie hatte die Stimme in ihrem tiefſten Innern vernommen, die ſie zu wiederholten Malen zu Reue und Buße aufrief.“

Margaretha faltete die Hände und blickte zum Himmel.

„Auch ich vernahm ſie!“ hauchte ſie ſchwach. „Gottes Gnade iſt wie ſeine Allmacht ohne Gränzen. Ich fühle die Nähe des Todes. Aber nichts Erſchreckendes liegt mir in dem Gedanken, der von der Glut des Glaubens getragen wird und alle göttlichen Verheißungen mich erhoffen läßt.“ —

Der Abbé ſah die Nothwendigkeit ein nicht länger zu zögern. Er mußte dem Beichtvater der Nonnen bald den Platz räumen, um die Sterbeſacramente zu vollziehen. Der letzte Athemzug konnte unmerklich, ſchnell erfolgen. Er hatte zu oft Sterbenden beigeſtanden um zu wiſſen, daß im entſcheidenden Momente des Uebergangs von einer allzuheftigen Erregung durch irdiſche Eindrücke nichts mehr zu fürchten; daß ſie nicht einmal möglich ſei.

„Dieſe hier iſt gekommen,“ ſagte er indem er ſich ſchnell umwandte und die Superiorin zu der Kranken führte, „um dir für deine Liebe zu danken und mit dir zu beten, meine Tochter.“

„O welchen Troſt ſpendeſt du mir noch, du, der mein Herz durchſchaut!“ ſagte ſie. „Es war mein ſehnlicher Wunſch von dir Abſchied zu nehmen, meine Victoire, und Gott hat ihn mir erfüllt. Du biſt eine beſtändige Freundin mir geweſen. Sei es meiner Tochter welche unter der Schuld der Mutter ſo lange zu leiden hatte. Mein Bruder wird ſein mir gegebenes Verſprechen gehalten haben. Du weißt Alles und wirſt nach meinem Tode in deiner We[illegible]eit die weitern Verfügungen treffen. Der Friede meiner letzten Stunde ruht in dieſer ſichern Erwartung.“

Sie hatte der Freundin Hand ergriffen und preßte ſie mit aller Anſtrengung an das Herz.

Die Superiorin ertheilte ihr die heißeſte Verſicherung Alles zu erfüllen. Margaretha ließ ſich dann ein kleines Käſtchen bringen und nahm einige zuſammengebundene Papiere aus demſelben. Sie legte ſie in die Hände des Abbé, da die Superiorin von Schmerz überwältigt ihre überſtrömenden Augen bedeckt hielt.

„Dies ſind die erforderlichen“ — ſie konnte nicht weiter ſpechen — „Documente“ — fügte ſie nach einer Pauſe ſehr ſchwach hinzu.

Hierauf ſchloß ſie die Augen.

Man verließ ſie ſtill. Der Beichtvater trat in die Zelle. —

Noch an demſelben Abend erſchallte die Kloſterglocke, die den Tod der Schweſter Margaretha bedeutete.

Der Prieſter des Kloſters hielt die Rede am Sarge.

Er ſagte, daß er die nunmehr in Gott entſchlafene Schweſter, die als Büßerin hier gelebt, nicht in der Jugend gekannt habe. Mit Ausnahme eines einzigen Fehltritts, der ihrem früheren Leben angehörte, und die ſchmerzhaſteſten Leiden über ſie verhängte, war ihr Wandel makellos ſeitdem ſie von Reue ergriffen, ſich der Buße überließ. Alle die zugegen, würden es bezeugen, daß die Strenge nicht weiter getrieben werden kann. Dabei erhielt ſich ihre Milde gegen Andere; nie hörte man ſie murren oder ſich auch nur beklagen. Auch ohne die Verirrung ihrer Jugend zu kennen, ſah man es an den Thränen, die ſie vergoß, wie ſchwer ſie geweſen, und wie ſtreng ſie von ihr verdammt wurde. Die harten Uebungen, denen ſie ſich unterzog, zerſtörten die ſchwache Konſtitution ihres Körpers und brachten das Leben darin zum Stillſtand ehe es noch das gewöhnlich natürliche Ziel erreicht hatte. Mit der Hoffnung allein friſtete ſie ihre Tage, bis ſie die Stimme der Verzeihung ertönen hörte; dann ſchwebte ihre Seele friedlich empor und die Ruhe des Himmels erfüllte ihren letzten Augenblick auf Erden.

In den Stunden die dem Verſcheiden vorangingen, waren nächſt dem Redner auch Victoire d'Auroyer und der Abbé zugegen geweſen und hatten ſich überzeugt, daß Margaretha wahrhaft ſelig entſchlafen ſei. Es bedurfte keines Zuſprechens um Muth und Hoffnung in ihr zu beleben. Die Sterbende war wie eine bereits Verklärte; ein freudiger Ausdruck lag wieder auf ihren Zügen und gab ihnen eine Anmuth zurück, die ſeit lange ſchon daraus entſchwunden war.

Die treue Freundin drückte ihr die Augen zu.

Nachdem die Trauermeſſen vorüber und die Beſtattung vor ſich gegangen war, beſchäftigte es die Aufmerkſamkeit der Superiorin Victoire den Inhalt der wenigen Papiere kennen zu lernen, die Margaretha ihr hinterlaſſen hatte. Es waren darunter Briefe die ſie theils an ſie theils an ihren Bruder geſchrieben; unmittelbare Ergüſſe eines beſorgten Muttergefühls, die ſie jedoch nicht abgeſandt hatte. Alle aus einer früheren Zeit ihrer Kämpfe. Die Superiorin beklagte es, nicht in deren Beſitz gelangt zu ſein, um der Dulderin Beiſtand leiſten zu können, der vielleicht geeignet geweſen wäre das Unheil abzuwenden, welches aus dem fortgeſetzten Geheimhalten ſich über den Bruder und die Tochter entladen hatte.

Die Lage trieb aber jetzt zur Eile. Der General von Wildenſtein war leidend, wie die Briefe Victorias der Superiorin gemeldet hatten. Stürbe er plötzlich ſo war kein glücklicher Ausgang, keine entſchiedene Rechtfertigung durch vollgültige Adoption der Tochter Delphinens mehr zu erhoffen. Die Feinde waren alsdann überlegen. Das letzte Schreiben welches Victoria nach Abbeville geſandt hatte, enthielt in der Schilderung ihres Verhältniſſes zu Paul Möller aber noch eine andere Beunruhigung.

Der Abbé de Songères wurde von Allem in das genaueſte Verſtändniß geſetzt.

„Ich weiß es ja wie ſehr ſie ſich für das Schickſal des beklagenswerthen Mädchens intereſſiren, welches bisher für das Fräulein von Chamilly galt“, ſagte die Superiorin zu Herrn von Songères, „zögern ſie nicht länger ſie von der Hülle zu befreien, die ihr Daſein bisher mit einem Unſtern verfolgte. Tragen ſie Alles dazu bei, daß die Gemahlin des Generals ſich wieder mit ihm ausſöhne. Es wird ſicher geſchehen, ſobald der unwürdige Verdacht vollſtändig getilgt iſt. Suchen ſie zu erfahren wer dieſer Herr Paul Möller iſt, der auf Victoria's Herz Eindruck gemacht hat. Der General — nun ihr Vater — muß darum wiſſen. Der Gedanke iſt entſetzlich ſie bis zu ihrer Ankunft jeder boshaften Willkühr ohne legitimen Schutz preisgegeben zu wiſſen. Eilen ſie, ich flehe darum! und ſetzen ſie mich ſo ſchnell als möglich von dem Erfolg ihrer Botſchaft in Kenntniß.“

Sie hatte an den General geſchrieben und einen Brief für Victoria eingeſchloſſen. Er ſollte ſeiner Nichte, dem theuern Vermächtniß ſeiner Schweſter, den Tod der Mutter erſt dann verkünden, wann Herr von Songères die vorbereitenden Schritte bei ihr gemacht haben würde. Dieſer verſprach unverzüglich nach Markeim aufzubrechen und der rauhen Jahreszeit zum Trotz, ohne ſich irgendwo aufzuhalten, die Reiſe fortzuſetzen.

Hierauf verließen Beide das Kloſter. Der Abbé zog nach dem Norden; die Superiorin ging nach Abbeville zurück in Sorgen den erſten Brief aus Markeim erwartend.

Bald nachdem ſie zu Hauſe angelangt war, traf ſchon eine kurze Nachricht ein, durch welche der Abbé nur anzeigte, daß er glücklich am Ziel angelangt ſei.

„Geſtern traf ich ein“, ſo lautete das Schreiben. „Wie ich hörte iſt Herr von Wildenſtein im Augenblick ſehr leidend. Spätherbſt und Winter muß er ſtets im Zimmer bleiben. Da ich beſorgte, daß dieſer Zuſtand, ſollte er ſich noch verſchlimmern, den Erfolg meiner Sendung beeinträchtigen, ja ihn vielleicht für immer unmöglich machen könnte, ſo habe ich es nicht verſäumen wollen mich ſogleich bei ihm zu melden. Er hat mich darauf um Verzeihung bitten laſſen; er ſei zu ſchwach um Beſuche zu empfangen. Würde es ihm, wie er hoffe, in einigen Tagen beſſer gehen und könnte ich meinen Aufenthalt bis dahin verlängern, dann würde er dazu bereit ſein. Mir war nunmehr nichts übrig als zu warten oder ihm ſchriftlich anzuzeigen, in was mein Auftrag beſtehe. Mit Ausführlichkeit wäre dies bei einem ſchwer Erkrankten nicht möglich geweſen, ihn von dem Tode ſeiner Schweſter aber nur kurz in Kenntniß zu ſetzen, hätte zu erſchütternd gewirkt und ihn gewiß veranlaßt jeder gebotenen Schonung ungeachtet, mich zu ſich rufen zu laſſen. Die Erwägung war nicht ſchwer. Ich ließ ihm ſagen, daß ich den Fortſchritten ſeiner Geneſung mit der wärmſten Theilnahme entgegenſehe, die mir die Ausſicht auf die Ehre ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft gewähre. Es war für die Schritte, die ich inzwiſchen zu thun im Sinn habe, nicht ungünſtig, daß der Ueberbringer des Billets, dem ich auch meine mündliche Antwort darauf ertheilte, ein Mann iſt, der mir einmal vor langer Zeit in Paris ſchon begegnet war, wo er ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt haben mochte. Er ging dann nach Amerika; trat in Dienſte bei dem General von Wildenſtein, deſſen Vertrauen er im höchſten Grade beſitzen will. Dieſer Monſieur Gallini iſt ein feiner Kopf, um nicht mehr zu ſagen. Er geſtand mir offenherzig wie ſehr er ſich freue mich nach Jahren noch ſo rüſtig auf einer weiten Reiſe in rauher Jahreszeit begriffen zu ſehen. Ohne alle Veranlaſſung dazu von meiner Seite ward er geſprächig und da es mit großer Discretion geſchah und in ſeinen Worten die anhänglichſte Ergebenheit für ſeinen Herrn ſich ausſprach, ſo durfte ich ihn anhören. Was ich von ihm erfahren habe, beſtätigt vollkommen unſer Wiſſen und Vermuthen. Ein höchſt getrübtes Verhältniß zwiſchen den beiden Gatten, das wie verlautet von dem Vater der Frau durch Scheidung gewaltſam gelöſt werden ſoll. Die Tochter ihrer Freundin Delphine, zurückgezogen, unſichtbar; man glaubt, daß die ſchändlichen Verläumdungen zu ihrer Kenntniß gelangt ſind. Herr Paul Möller ſei fortgereiſt; es heiße nach Paris. Er gehört nicht der heiligen Kirche an. Er iſt Proteſtant. Dies iſt genug für den Anfang. Ich werde nun ſuchen, um die Zeit nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen, die Gemahlin des Generals kennen zu lernen und, gelingt es mir, ſie auf das hinzulenken, was hoffentlich ſchon bald ihr bevorſteht. Vereinigen ſie mit mir, hochwürdige Frau, ihre Gebete, daß wenn das lange Leiden den Grund ihres Herzens ſo verhärtet hätte, jedem ſanftern Gefühl verſchloſſen zu ſein, meine Sendung es wieder dem Troſte zugänglich mache und die Liebe wieder darin erwecke."

III.

Die Erſcheinung des Abbé de Songères auf dem Schauplatz der hier erzählten Begebenheiten verfehlte nicht ſogleich ſchon eine oberflächliche Aufmerkſamkeit zu erregen; aber „Heimchen am Heerde" und andere Lokalblätter beuteten ſie in ſolcher Weiſe aus, daß ſie an Bedeutung gewann.

Der hochbejahrte Fremde mit den ernſten, bleichen Zügen, im langen ſchwarzen Gewande, mit der unter der Bruſt befeſtigten Binde, deren Enden bis zu den Schnallen der Schuhe herabreichten, mit dem breiträndigen an den Seiten etwas aufgebogenen Hut; wer konnte es anders ſein, als ein Jeſuit, der eine Miſſion einzuleiten gekommen war und den confeſſionellen Frieden in der Stadt ernſtlich bedrohete. Ein Ding, das eigentlich durch immerwährendes Schüren und Hetzen in der Tagespreſſe, längſt zerſtört war und nirgend mehr angetroffen wurde.

Das kam aber nicht weiter in Betracht, was Niemand in Verwunderung ſetzen darf; der Zweck war ja nur die Gemüther zu beunruhigen und auf einen Weg zu leiten, den der Zeitgeiſt längſt vorgezeichnet hat: „den Weg der Cultur“, wie er genannt wird. Die Religion diente dabei nur als Vorwand, der denen ſehr willkommen war, die keine Religion mehr hatten und von einem giftigen Groll gegen das Chriſtenthum erfüllt waren.

„Heimchen“ und ſeine Geſchwiſter füllten ſich mit den albernſten Geſchichten, die jemals über Jeſuiten verbreitet worden waren, um zur Vorſicht gegen das höchſt unzeitgemäße Auftreten des noch immer mächtigen Ordens zu ermahnen. Sie predigten ihre Gaſſen-Weisheit als eine ſo unabweisbare Wahrheit, daß dummen Leuten, die es laſen, die Haare dabei zu Berge ſtanden.

Wo der fremde Prieſter ſich blicken ließ, war er nicht nur Gegenſtand einer ſchielenden Aufmerkſamkeit geworden, ſondern bald wurde er auch von der brutalſten Neugier verfolgt, welche ihm auf Tritt und Schritt nachſpähete.

Neue Nahrung erhielt dieſer Tröbel, als man den allbekannten Hausverwalter des Generals von Wildenſtein Signor Gallini, mit dem verhaßten Jeſuiten im Verkehr bemerkte. Was ſchien folgerichtiger, als dieſe Beſuche mit jener Nachricht in Verbindung zu ſetzen, daß die Jeſuiten bei der ſchmutzigen Geſchichte, die ſich vor Jahren in Paris zwiſchen dem Pianiſten Ludolf und einer Engländerin zugetragen, die Hand im Spiele gehabt hatten.

Die beleidigendſten Muthmaßungen ſcheueten ſich nicht mit Unverſchämtheit in die Oeffentlichkeit, zu dringen.

Allein der vermeinte Jeſuit ließ ſich dadurch in ſeiner ſtillen Thätigkeit nicht ſtören. —

Der alte Sollberg las zwar aus Grundſatz kein Lokalblatt. Aber ſein Auge verſchloß ſich nicht vor den irgendwie auffallenden Erſcheinungen und Begebenheiten des Tages. In ſeinem regen Verkehr mit den verſchiedenſten Leuten, ward ſeine Aufmerkſamkeit auch auf den Beſuch hingelenkt, den die Jeſuiten der Stadt zugedacht haben ſollten und auf ihren vermittelnden Boten, den ſie deßhalb vorausgeſandt. Auch daß Gallini mit dieſem verkehre, hatte er wie zufällig erfahren.

„Ach was," ſagte der geſcheute Mann, „der Burſche mag immerhin zu ihm gehen. Wen kümmert das! Es wird ſo eine alte Bekanntſchaft ſein. Was haben wir uns darnach zu ſcheeren. Was geht uns der Herr General noch an! Alſo Punktum. Meine Geſundheit iſt mir zu werth. Es muß einmal biegen oder brechen. Erneſtine muß endlich in die Scheidung willigen, wenn ſie ihren Vater nicht unter die Erde bringen will. Ein Weib in ihrer Lage muß ſich ermannen. Will ſie nicht zweimal ſich verheirathen, mir auch recht. Cela dépend du goût. Das iſt dann ihre Caprice. Möge ſie hernach ihr Leben einrichten wie ſie will. Aber verächtlich und lächerlich darf ſie ſich länger nicht machen."

Seine Augen erglüheten vor Zorn, wann er ſolche Worte gegen Buſch äußerte und man ſah es ihm an, wie ſein Stolz ſich dabei empörte.

Mit Erneſtine konnte er in dieſem Tone nicht ſprechen. Sie war zu ſehr von ſtillem Gram erfüllt. Man hatte es ihr hinterbracht, daß der General ſchwer erkrankt ſei.

Wollte der Vater wieder von der Scheidung anfangen, dann bat ſie ihn im rührendſten Tone zu ſchweigen.

„Dieſe Prüfung erſparen ſie mir, Vater," ſprach ſie, „ich müßte ihr gänzlich unterliegen. Ich flehe den Himmiel an, meinem Elende durch den Tod ein Ende zu machen. Ich begreife es nicht, daß ich noch lebe. Aber ich beruhige mich bei dem Gedanken, daß der Schmerz, zwar langſam, doch um ſo ſicherer tödtet. Im Leben finde ich keinen Troſt. Jede Ausſicht auf Glück und Zufriedenheit iſt mir verſchloſſen. Glauben ſie denn, daß die Scheidung meiner Ehe nach den Formen des Geſetzes, ſie mir wieder eröffnen könnte? Das iſt's ja eben, daß ich meines Mannes Liebe verloren habe, in deren Beſitz ich mich ſonſt ſo glücklich wähnte.“

„Dieſer Wahn war thöricht,“ rief der Vater dazwiſchen. „Warum haſt du dich in den Abenteuerer vergafft und wollteſt keine Raiſon annehmen. Der Vater braucht ſich nicht zu geniren. Grad heraus! Ich war immer gegen die Parthie.“

„Ich bitte, hören ſie auf,“ war Alles, was ſie auf den plumpen Vorwurf erwiderte und dabei hielt ſie beide Hände vor die Augen, als ob ſie den Vater nicht mehr ſehen wollte.

„Nun ja,“ fuhr er noch ärgerlicher fort. „Du kannſt es freilich mit ſeiner ſchönen Geſellſchafterin nicht mehr aufnehmen, ſo entſtellt haben dich Gram und durchwachte Nächte. Wann er dich vielleicht wieder in Gnaden bei ſich empfinge, ſo wär's allenfalls aus Mitleid. „Aber dazu mein' ich, ſollte Sollbergs Tochter dann doch wahrlich zu ſtolz ſein."

„Sie verſchwenden ihre Worte umſonſt," ſprach ſie. „Es wäre Unſinn von mir, an eine Wiedervereinigung auch nur entfernt zu denken. Und wenn er ſeine Verirrung einſähe, wenn er das Verhältniß mit dem Mädchen aufgäbe, wenn er ſich entſchlöſſe, mit mir zu leben: wäre ich deßhalb wohl weniger unglücklich? Nicht die Hoffnung auf eine Verſöhnung iſt der Grund, der mich von einer förmlichen Trennung abhält. Lachen ſie über meine Schwäche. Ich kann nicht anders. Es iſt mir nicht möglich, das Geſchehene aus meinem Gedächtniß zu tilgen. Ich bin dieſelbe, die ich war, als ich Camill meine Hand vor dem Altar gab. Meine Gefühle ſind heut wie damals ſich gleich geblieben. Die vollkommene Uebereinſtimmung mit den ſeinigen, die Jahre hindurch beſtand, bleibt mir unvergeßlich."

„*Du ſprichſt, als gehörteſt du einer ganz andern Zeit* an. Das ſind nichts als romantiſche Ideen," brummte Sollberg verdrießlich, als er ſah, daß er hier nichts ausrichten konnte.

„Nennen ſie es wie ſie wollen," ſagte Erneſtine ſehr gelaſſen, „ich will mir nicht anmaßen mein Handeln als lobenswerth, meine Meinung als unabänderliches Geſetz Andern aufzudringen. Ob es einer fernen Zeit mehr gehöre, als der jetzigen, ob es romantiſch, das kann ich nicht unterſuchen. Was ich ihnen ſo eben ſagte, was ſie nun ſchon oft von mir zu hören bekamen, iſt nichts als ein Geſtändniß über meinen Charakter, offen wie ich's meinem Vater ſchuldig bin, der ihnen ſeltſam oder vielleicht gar unbegreiflich vorkommt. Ich weiß, daß ich allein unglücklich bin, und dies Bewußtſein nehme ich mit in das Grab."

Papa Sollberg ſah nun wohl ein, daß hier an ein Biegen oder Brechen nicht zu denken war. Er erblickte ſich am Ende ſeiner Weisheit. Der anfängliche Zorn hatte ſich gelegt und einem mildern Gefühl Platz gemacht. Er hatte Mitleid mit ſeinem Kinde. Er bat Erneſtine um Verzeihung wegen der ſcheinbaren Härte ſeiner früheren Worte.

„Ich fühle mich genöthigt deine reine Geſinnung anzuerkennen", ſprach er, „und dein Leid erſcheint mir wie etwas, was ich verehren muß, obgleich es meinen Grundſätzen nicht entſpricht. Du hätteſt von Anfang her anders handeln ſollen. Jetzt befindeſt du dich in einer ganz und gar falſchen Stellung. Das Kind iſt ſchief gewickelt, heißt das alte Sprichwort. Es war zu übereilt, daß du dich von ihm von Tiſch und Bett ſeparirteſt. Ich alter Hitzkopf gab dir zwar recht; allein du hätteſt geſcheuter ſein und Alles vorher wohl erwägen und überlegen ſollen.

Nun ſitzen wir in der Patſche. Ich und du. Und es frißt uns Beiden das Herz ab.“

„Tröſten ſie ſich darüber, lieber Papa“, und bei den Worten reichte ſie ihm die Hand. Sie lächelte wie zu ſeiner Beruhigung. „Was geſchehen, iſt nicht mehr zu ändern. Ich weiß zu tragen und bin gefaßt, wenn man mich nicht gewaltſam aufſtört. Eine Kataſtrophe ſteht nicht bevor, wenn ſie nicht muthwillig heraufbeſchworen wird. Das Leben verzehrt ſich; das Leiden erreicht ſchmerzloſer ſein Ende, ohne heroiſche Mittel anzuwenden, welche den grauſamen Schmerz nur erhöhen und das tiefſitzende Uebel doch niemals entfernen können. Denken ſie nicht mehr daran mich zu kuriren. Ich will und werde bis zum Ende Wildenſteins Gattin bleiben. Ihm treu bis in den Tod.“

„Unauflösliche Räthſel das! Meine alten Zähne knacken dieſe Nüſſe nicht auf“, murmelte Sollberg zwiſchen den alten Zähnen, als Erneſtine ihn verlaſſen hatte. —

Der Abbé de Songères ſann darüber nach wie er es anſtellen ſolle ſich der Frau von Wildenſtein zu nähern. War es wirklich ſo, wie es Gallini ihm geſagt hatte, daß die Eheſcheidung bereits eingeleitet war, dann konnte der verſpätete Verſuch von ſeiner Seite ſcheitern oder ſelbſt im günſtigen Falle nur ein verſtärktes Aergerniß hervorrufen.

Und vom General blieb die Einladung aus. Was war da zu machen?

So ein Italiener iſt aber in dergleichen Fällen unbezahlbar. Der Ehrlichſte ſteckt voller Liſt. Er verſteht halbe Worte und erräth Vorſätze und leiſe Gedanken aus den Mienen. Wende er nun dieſe Gabe zu gutem oder böſem Zwecke an; gleichviel! Er kommt uns ungerufen damit zuvor und dabei fühlen wir uns nicht etwa wie durch Zudringlichkeit verletzt; es geſchieht immer, daß man es für den aufrichtigen Eifer uns zu dienen hält.

Gallini hatte gleich im erſten Augenblick des Wiederſehens, als er die Botſchaft ſeines Herrn dem Abbé überbrachte, dieſem mit einer Wärme wie nur ein Italiener ſie zu äußern vermag, den Moment ihrer erſten Bekanntſchaft in's Gedächtniß zurückgerufen.

„Ach Monseigneur,“ rief er, wie würd' ich's wohl jemals vergeſſen können, wie ſie mich eines Abends bei'm chateau d'eau antrafen! Wie ich im tiefſten Elend, ſeit zwei Tagen ohne Nahrung, darüber mir den Kopf zerbrach wie ich ſchnell und ohne Mühe zu Reichthum gelangen könne. Wie nahe war ich damals dem Verderben! Sie erweckten mich aus meiner Erſtarrung und gaben mir etwas Geld meinen Hunger zu ſtillen. Sie forderten mich auf in die Kirche zu gehen. Sie empfingen meine erſte Beichte nach langer Zeit. Was ich jetzt bin, verdanke ich ihnen. Wie glücklich wäre ich, ihnen einen rechten Dienſt erzeigen zu dürfen. Doch die Gelegenheit zeigt ſich vielleicht bald."

Das Treuherzige wurde bei den letzten Worten durch eine verſchmitzte Schalkhaftigkeit verwiſcht, die einmal eine ſolche Phiſiognomie nicht verläugnen kann.

Darauf kamen unaufgefordert die kurz ſchildernden Berichte an die Reihe, die der Abbé in ſeinen Brief an die Superiorin bereits erwähnt hatte.

Andern Tages war Gallini wieder da; meldete, daß es zu Haus noch immer nicht gut gehe; daß er nach Arzneien und friſcher Lectüre in die Stadt geſandt worden und fragte an, ob Monseigneur eine Beſtellung ihm auftragen wolle.

Herr von Songères dankte. Es war ihm nicht angenehm von einem Diener des Generals beſucht zu werden, ehe er dieſen noch ſelbſt geſprochen. Würde es bemerkt, ſo konnte daraus auf eine Vertraulichkeit mit Gallini geſchloſſen werden, die den Wünſchen des Abbé ganz fern lag. Er fertigte ihn daher ſo kurz ab als es die Höflichkeit nur zuließ.

Gallini empfahl ſich ſehr ehrerbietig; aber er blieb dennoch einen Augenblick ſtehen und ſah den Abbé bedeutungsvoll an.

„Die Jahreszeit iſt zum Promeniren nicht einladend", ſagte er. „Wir beſitzen aber hier ganz in der Nähe eine Gallerie, gut verglast, die vor Wind und Wetter ſchützt und lang genug ſich ausſtreckt, um bei vier bis fünfmaligem Auf und Abwandeln ganz anſtändig zu ermüden. Die Geſundheit verlangt Bewegung. Im Sommer wird dort Alles mit Blumen beſtellt, die Waſſer ſpringen und ſie iſt dann von der vornehmen Welt am liebſten beſucht. Jetzt iſt ſie ihres Schmuckes beraubt, und kein Menſch kommt hin. Doch ja — bald hätt' ich's vergeſſen, die Frau Gemahlin meines Herrn, hat ſich den Platz dieſen Winter ausgewählt, weil er eben verödet iſt und ſie dort mit Muße ihren Planen oder Gedanken — was weiß ich's — nachhängen kann. Monseigneur könnten dort ganz ungeſtört ſich die nothwendige Bewegung zu ihrer Geſundheit verſchaffen. Ungeſtört ſage ich, denn ſollte auch Frau von Wildenſtein dort anzutreffen ſein, ſo ſind ſie ſicher, daß ſie von ihr nicht angeredet werden."

Dies geſagt, tiefe Verbeugung — und fort war er.

Noch denſelben Tag, für den Pariſer Abbé war es noch die Vormittagsſtunde, hatte er ſeine Promenade in der gut verglasten Gallerie begonnen. Die Sonne bereitete ſich zu ihrem Untergehen vor und warf nur noch grelle ſchräge Strahlen zum Abſchiede durch die hohen weiten Bogenfenſter.

Der fremde Spaziergänger blieb nicht lang einſam.

Als er zum erſtenmal die Länge des Ganges durchmeſſen und ſich umgedreht hatte, ſah er am andern Ende eine Dame hereintreten, welche ihn nicht ſogleich bemerkte, den Schleier, der ihr Geſicht bedeckte, zurückwarf, und ſich auf eine etwa in der Mitte ſtehende Bank niederließ, die noch von einigen hohen Topfpflanzen, den Ueberbleibſeln des ſommerlichen Schmuckes, umſtellt war und ſie nach der Seite von welcher jetzt der Abbé ſich nahete, den Blicken entzog.

Dieſer hatte aber die Dame bei ihrem Eintreten bemerkt und mit den Augen verfolgt; er war daher nicht im Zweifel darüber wo er ſie finden würde. Er ſchritt auf das künſtliche Bosket zu, grüßte mit höflicher Würde und nahm am andern Ende der Bank ſeinen Platz ein, erfreut den Wunſch der ihm wahrlich ſehr am Herzen lag ſo bald ſchon befriedigen zu können: die Bekanntſchaft der Frau von Wildenſtein zu machen.

Wie Erneſtine ſich in ihrem bisherigen Verhalten uns zeigte, ſo war ſie ein feſter Character, entſchieden, ohne Anflug von Schwärmerei, Empfindelei und andern ſogenannten poetiſchen Zugaben. Gegen ſich ſtreng, allen Wankelmuth niederkämpfend, bis zur ſelbſtverletzenden Härte und nur dann unentſchloſſen, wann ihr Verſtand mit ihrem Herzen in Konflikt gerieth und ihr eine Ueberzeugung aufnöthigte, die ſie mit Abſcheu zurückwies.

Sie hatte Wildenſtein verziehen; allein ſie konnte lange es ſelbſt nicht begreifen. Sie zeihete ſich einer beklagenswerthen Schwäche. Sie kämpfte ohne Ausſicht gegen ihren verhängnißvollen Organismus, der ſie gezwungen hatte ſich erfolglos aufzuopfern.

Die tauſend eiteln Dinge, welche das Leben in der Geſellſchaft als ſo werthvoll erſcheinen läßt, waren in ihren Augen nunmehr werthlos geworden, ſeitdem das wahre Glück, das aus der wahren Würde entſpringt, ihr entſchwunden war. Sie hatte ſich aus einem innern nicht aufzuhaltenden Drange von ihrem Gatten getrennt; aber ſie wollte ſich ihn nicht ſtets wie einen armen Sünder auf der Anklagebank vorſtellen. Deshalb mußte ſie ihm großmüthig verzeihen. Sie war zufrieden, bei dieſem Schluß angelangt zu ſein. Einen Charakter wie den ihrigen, hatte der Kampf der Leidenſchaften endlich nur zu dieſem rein menſchlichen Punkt der Entſagung führen können. —

Als ſie die bleiche Geſtalt des Prieſters neben ſich erblickte, ward ſie faſt widerwärtig davon berührt. Sie war ſchon im Begriff aufzuſtehen und ſich ſchnell zu entfernen. Allein ſie ſchämte ſich, weil ihr Gewiſſen ihr ſagte, daß es Schwäche ſei. Der Ruf hatte den Fremden als einen Jeſuiten bezeichnet. Noch mehr; ſie wußte auch, daß dieſe für ſie ſchon an und für ſich abſtoßende Perſönlichkeit mit Gallini verkehre. Allein ſie gelangte dennoch zu der Standhaftigkeit auf ihrem Platze zu bleiben, obgleich ihr jetzt eben der abſcheuliche Orden mit Scheiterhaufen und Brandfackeln und ſeiner ſataniſchen Lehre vorſchwebte, wie man es ſie von Jugend auf gelehrt hatte.

Der Abbé von Songères war nur eine kurze Zeit ſtillſchweigend dageſeſſen, als er mit franzöſiſcher Politeſſe eine gleichgiltige Frage an Erneſtine richtete. Sie antwortete darauf mit wenigen Worten. Er ließ ſich durch dieſe Kürze nicht abhalten, eine andere Frage der erſten folgen zu laſſen und ſo bildete ſich durch ſeine Beharrlichkeit nach und nach ein Geſpräch, welches bald darauf zu unterhaltenden Mittheilungen ſich geſtaltete.

Es war nicht zu verkennen, daß dem Abbé die ausgebildetſte Uebung zu Gebote ſtand, dies zu bewerkſtelligen. Zu dem natürlichen Fluß ſeiner Rede geſellte ſich eine ſo fein gewählte Ausdrucksweiſe und eine begeiſterte Wärme, die er fern von Emphaſe und Salbung in ſeine Worte zu hauchen wußte.

Erneſtine verhehlte es ſich nicht, daß ſie ihm mit Wohlgefallen zuhöre. Was ſie von dem einſchmeichelnden Weſen der Jeſuiten wußte, erſchreckte ſie zwar ein wenig, aber es erſchien ihr dabei doch gar zu lächerlich, wie man ſie ſchon als Kind eingeſchüchtert hatte, vor den Jeſuiten auf der Hut zu ſein. Eine Art von Neugier empfand ſie vielmehr, als ſie in ein ſolches tête-à-tête unvermuthet gerathen war. Die Unterhaltung erſchien ihr in ihrem Trübſinn wie eine Zerſtreuung, die ſie nicht zurückweiſen wollte.

Bald jedoch war dieſer anfängliche Reiz geſtört, nachdem der Fremde ſich als den Abbé von Songères ihr zu erkennen gab, der auf einer Reiſe nach Schweden begriffen, hier verweile um ſich eines wichtigen Auftrages zu entledigen. Derjenige mit dem er es zu thun habe, ſei ſchwer erkrankt und er müſſe eine beſſere Zeit abwarten, obgleich jeder Aufſchub Leiden verlängere, die längſt gehoben ſein ſollten.

Erneſtine wurde aufmerkſamer. Es ergriff ſie plötzlich und unwillkührlich, daß aus dieſer Unterhaltung mehr als eine bloße Zerſtreuung werden dürfte. Der Mann welcher durch den Zufall ſie gefunden und nun ſo offen mit ihr ſprach, berührte ſie näher. Das Leiden, das er erwähnte, war ihr eigenes, mußte ſie ſich ſagen.

Sie bemerkte jetzt, daß der Fremde ſie ſtillſchweigend fixirt hatte, während ſie an ihr Leiden dachte.

„Sie ſcheinen überraſcht," fing ſie gefaßt an, „daß ihre Mittheilung mich in ein kurzes Nachdenken vertieft hat. Allein es wird ihnen erklärlich werden, wenn ich ihnen ſage, daß das Geſchäft welches ſie hieher führte, mich nicht gleichgiltig läßt. Es gehört kein beſonderer

Scharfblick dazu, um zu wiſſen, daß ſie an den General von Wildenſtein adreſſirt ſind, da man in der Stadt davon ſpricht. Ich kenne ſeine Gattin und beklagte ſie ſeit dem Beginn dieſes entſetzlichen Widerſtreits einer ehelichen Verbindung mit der zügelloſen Macht einer ſinnlichen Leidenſchaft. Meine arme Freundin iſt ſehr unglücklich."

„Und glauben ſie nicht, daß auch der Gatte ſich unglücklich fühle?"

„Er mag es bedauern; vielleicht erhebt er ſich manchmal zu dieſem Selbſtgeſtändniß, das doch nichts mehr als ein erbärmliches Zeugniß der Unfähigkeit iſt, ſeine Handlung wieder gut zu machen. Fühlte er was er verſchuldet, ſo würde er über ſich ſelbſt zu Gericht ſitzen und dadurch auch ſeiner Frau gerecht werden."

„Ach wer ſo glücklich wäre, ihn dahin zu bringen! Wie aber, wenn er wirklich unſchuldig wäre?"

„Unſchuldig — er? bei dieſen Beweiſen?"

„Ich ehre ihr edles Mitgefühl für eine Freundin, die ſie für unglücklich halten" —

„Die ich für unglücklich nur halten ſoll! Verzeihen ſie mir, mein Herr, daß dieſer ausgedrückte Zweifel an der Wahrheit ihres Unglücks mich bei einem Geiſtlichen in Erſtaunen ſetzt."

„Eben der Geiſtliche iſt es, der von der Wahrheit eines zur Schau getragenen Unglücks ſich nicht ſogleich überzeugt fühlt. Die traurige Wahrheit, von der ich wirklich durchdrungen bin, iſt: daß in dieſem Fall ein inneres Zerwürfniß, ohne auch nur eine Löſung oder Beilegung abwarten zu wollen, in der erſten aufwallenden Hitze des einen Theils, einer zwar mächtigen, doch nicht immer reſpectabeln Entſcheidung anheimgeſtellt wurde. Dies Madame, hat ihre Freundin verſchuldet. Unüberlegt hat ſie das Publikum zum Schiedsrichter in einer Familienangelegenheit ernannt, indem ſie ſich herabließ die öffentliche Anklägerin ihres Gatten zu werden.“

Erneſtine überwand mit Mühe ihre Gereiztheit.

„Ich erwartete nicht eine ſo ſtrenge Verurtheilung meiner Freundin aus ihrem Munde zu hören,“ ſagte ſie. „Iſt es denn unnatürlich, was ſie that? Waren es nicht geheiligte Bande, die ihr Gatte muthwillig zerriß? Kann hier noch von einer beleidigenden Kränkung eines Ehemanns geſprochen werden, der die Ehre ſeines Hauſes freiwillig mit Füßen trat? Und kann dieſer Beweis wohl geläugnet werden?“

„Ein böſer Argwohn iſt noch kein Beweis. Der Argwohn nährt ſich von Vorausſetzungen, die zu beklagenswerthen Irrthümern führen können; der Beweis hingegen läßt keinem Zweifel mehr Raum. Glauben ſie mir, Madame, es thut mir leid, vielleicht mit meinen Worten auch ihnen in ihrer Freundin zu nahe zu treten. Aber ſelbſt in dem Falle, daß wirkliche Beweiſe vorlägen, dürfte und könnte ich ſie nicht freiſprechen. Und was iſt denn meine Stimme gegenüber den ewigen Geſetzen! Der Ausſpruch, den die öffentliche Meinung fällt, vermag mich nicht zu beſtimmen."

„Ihrer Anſicht würde meine Freundin nicht beipflichten, das glaube ich verſichern zu können."

„O, wenn ſie mich hören könnte! Nicht mit Strenge ihr Thun zu richten, würde ich mich ihr nahen, ſondern als ein Freund, den der Himmel ihr ſendet. Ich wollte ihr ſagen: Wann der Zufall mir das Geheimniß ihres Herzens verrieth, ſo möge ſie das nicht beunruhigen. Meiner Discretion dürfen ſie ebenſo, wie meiner nachſichtsvollen Theilnahme verſichert ſein. Mit den milden Grazien der weiblichen Bildung ſelbſt ſo reich ausgeſtattet, mußten ſie die Vorzüge, welche ihren Gatten ſchmücken, umſomehr empfinden. Sein freier Weltton, ſeine Kenntniſſe, ſein kühner kriegeriſcher Muth den er bewieſen, wie ſehr mußte ſie das für ihn einnehmen, ſie für ihn begeiſtern. Ich wende mich an ihr Herz, das rein und tugendhaft iſt und nur der Wahrheit gehorcht. Wenn ſie ſich den ſeelenerhebenden Eindrücken überließen, die ſie in ihrer Ehe empfingen, wenn die Liebe zu ihrem Gatten ſich bis zu Gefühlen der Andacht ſteigerte; wie konnten ſie plötzlich ſich entſchließen, dagegen eine drückende Feſſel einzutauſchen, unter deren Wucht alles Edle, Schöne, Heilige verſchwand! Wie war es möglich, daß ſie dem ſchnödeſten Verdachte ihr ganzes Glück opferten, da ſie ihren Gatten kannten. So verläugnet ein Ehrenmann nicht ſeinen Charakter; ſo ſchnell entſagt er nicht dem Stolz auf ſeine Größe. Ihr unbegründeter Verdacht kann ihn dahin bringen ſein beſſeres Selbſt, aus der unverdienten Erniedrigung eines unwürdigen Mißgeſchicks, wieder zu erheben und ins Gleichgewicht zu bringen. Nicht aus Trotz wird er in der ihm aufgenöthigten Haltung ausharren; aber er wird es ſeiner gekränkten Würde wegen thun und ſollte er es auch mit ſchwerer Krankheit, ſelbſt mit dem Tod bezahlen. Und wenn er gleich ſah, wie vor den Augen der Welt ſeine Ehre verloren ging, wie ſeine Ruhe ihm aus dem Herzen entwendet ward, ſo wird er dennoch das Gefühl ſeines Werthes in das Grab mitnehmen."

Erneſtine war von dieſer Schilderung erreicht worden.

„Ich will es nicht unternehmen," ſprach ſie, „das Thun meiner Freundin in ihren Augen zu entſchuldigen. Ich fühle mich zu ſchwach dazu, aber ich vermag ebenſo wenig die Vertheidigung ihres Gatten, nach dem Sinn ihrer Worte, mein Herr, zu übernehmen. Nur Eines erlauben ſie mir zu bemerken. Betrachten ſie es wie eine hilfreiche Hand, die ich meiner Freundin als einzigen Beiſtand entgegenſtrecken möchte. Indem ſie das Zerwürfniß der Welt vorlegte, hat ſie da nicht etwas gethan, was ihre Kirche ſelbſt den ſündigen Menſchen vorſchreibt? Sie hat jede Rückſicht verworfen, die ihr vorhielt, daß ihre Handlung auch zugleich eine Selbſtanklage einſchloß. Sie hatte den Muth, thatſächlich das erbarmungsloſe Urtheil der Welt herauszufordern. Sie ſah ſich vermieden, zurückgeſtoßen, geflohen. War das nicht eine öffentliche Buße, die auf der öffentlichen Beichte folgte?"

„Eine Buße? Eine Beichte? Im chriſtlichen Sinne nicht. Wo wäre da die Verſöhnung mit Gott und den Menſchen zu finden, die aus der Reue entſpringt. Das könnte bei ihrer Freundin nur der Beichtvater bewirkt haben. Welcher Folgen hätte ſie ſich dann wohl zu erfreuen gehabt, wenn ſie mit ihrem geiſtlichen Freunde allein, zu den Füßen des Heilands, gebetet haben würde! Den geweiheten Prieſter, der mit ſeinem Beichtkinde das Opfer der Andacht dem Gotte des Evangeliums darbringt, zieht es zum Himmel empor, nicht zu den niedrigen Regionen der böſen Leidenſchaft. Wie eine ſanfte Pſalmodie durchzieht es das Herz Beider. Wie einfach, wie leicht wäre das geweſen, ſtatt der öffentlichen Beichte vor der Welt, wie ſie es nennen, wie es aber dennoch nicht genannt werden darf."

„Leichter mag es immerhin ſein im Stillen zu beichten," ſprach Erneſtine um nur etwas zu ſagen.

„Verwerflich iſt es, in ihrem Sinne vor der Welt es zu thun. Nur Gott, der die Herzen durchſchaut, kann uns vom Uebel erlöſen indem er uns von der Schuld losſpricht. Würde ich das Glück haben können mit ihrer Freundin ſo zu ſprechen wie jetzt an dieſer Stelle mit ihnen, Madame, glauben ſie gewiß, ſie ſtimmte mir bei. Sie würde mir bekennen, daß ſie ſich nicht von ihrem Gatten freiwillig geſchieden hätte, wenn ſie der Ueberlegung Gehör gegeben, daß dieſe Trennung nicht für immer geſchehen könne, ohne daß ſie wie er in ein unabſehbares Elend ſich geſtürzt ſähen. Anſtatt mit ſolcher Eile den Schritt zu thun, um ſich doch nur ſelbſt vor den Augen der Menſchen Genugthuung zu verſchaffen; wäre es nicht beſſer und gerechter geweſen, den Zeitpunkt abzuwarten bis zu welchem der General von Wildenſtein ſich über die vermeintliche Schuld gehörig zu rechtfertigen verhieß? Jener Schritt entſprang der Eiferſucht, ſagen die Leute, als ob ſie ihn damit entſchuldigten. Aber was iſt denn dieſe anders als eine perſönliche Eitelkeit die, ſich in Rache verzehrend, gegen eine eingebildete Beleidigung ſich richtet? Wann war ſie wohl jemals ſo zu definiren als gerade in dem vorliegenden Falle? Das ſtrenge Schweigen auf alle gegen ihn gerichtete Anklagen, die endlich zu gemeinen

Schmähungen und Verunglimpfungen wurden, beweiſt hinlänglich wie rein das Bewußtſein des Mannes iſt. Es liegt etwas unläugbar Großes darin. Es zeigt allen Beſſern, allen wahrhaft Gebildeten, daß er von der Epidemie der Zeit, von der man ihn angeſteckt hält, wahrhaft nicht ergriffen iſt. Sehen ſie es jetzt ein, Madame, daß ſie allein nur die Beute der ſchadenfrohen, ſcandallüſternen Menge geworden ſind? So würde ich mein Apoſtolat, wenn ich mich hierbei dieſes Ausdrucks bedienen darf, bei der Gattin des Generals in Ausübung ſetzen. Und glauben ſie wohl, ſie, welche ihre Freundin kennt, daß ich mich in der Annahme täuſche, ſie werde mir beiſtimmen?"

„Es wird mir ſchwer ihnen darauf eine genügende Antwort zu ertheilen, Herr Abbé", ſagte Erneſtine zögernd. „Ich müßte mich mit meiner Freundin vollſtändig identifiziren —"

„Und wenn ſie mir nun ſelbſt, von ihrem eigenen Gefühle geleitet, antworten ſollten?" unterbrach er ſie ſchnell.

„Es giebt Grundſätze," erwiderte ſie, „die allgemein aufgefaßt ſich jeder Discuſſion entziehen. Mir erſcheinen beide Theile gefehlt zu haben. Allein meine Freundin iſt immerhin zu beklagen, den Gegenſtand ihrer Liebe und Verehrung nicht mehr in ſeiner Reinheit, gänzlich makellos ſich denken zu können. Er ſelbſt entzieht ſich ja einer jeden Rechtſertigung vor ihr."

„Vertrauen ſie der Zeit. Sie führt oft unvorhergeſehen, unerwartet Enthüllungen herbei. Wirkliche Beweiſe die nicht früher geliefert werden konnten, werden den General in ein anderes Licht erſcheinen laſſen."

„Und was berechtigt ſie zu dieſer ſchöner Hoffnung?"

„Sie nennen dieſe Hoffnung ſchön? o, daß ſie ſie im Namen ihrer Freundin ſo benennten! In dieſem Geſtändniß wäre ja auch ſchon die Verſicherung enthalten, daß ſie die Gewalt des Beweggrundes anerkenne, der ihn zwang ihr ſein Betragen in ein Geheimniß zu hüllen. Sie hätte ihm ſchon im Herzen verziehen, nicht wahr? und ſie erſehnte jetzt nur noch den Moment es mündlich zu thun. Alle argwöhniſche Reizbarkeit wäre glücklich beſeitigt und die ſo lang unterdrückte Milde bräche ohne irgend welchen Vorbehalt und Zweifel in ihrem vollen Rechte wieder hervor."

„Dieſe Milde, ich glaube es verſichern zu können, ſchwand nie aus dem Herzen meiner Freundin, nachdem der erſte vernichtende Augenblick vorüber war. Selbſt von Verzweiflung ergriffen, von Gram belaſtet, konnte ſie ihren Gatten weder haſſen noch verachten."

„Und die Liebe für ihn erloſch niemals in ihr?"

„Ich ſehe es nun wohl ein," ſprach Erneſtine mit einer ſichtbaren Anſtrengung, „daß meine Freundin ſich und ihr Glück vielleicht aus einer thörichten Anwandlung aufopfert, da ſie ihren Mann wohl längſt wegen ſeines Schweigens entſchuldigte. —“

Die Wahrheit dieſer Worte verſetzte den Abbé in eine Art von Begeiſterung. Nur mit Mühe verſchloß er dies Gefühl in ſeinem Innern. Er ſuchte ſich zu ſammeln um das Geſpräch mit einigen Worten zu beendigen. Kein Zweifel erhob ſich mehr über Erneſtinens Geſinnung und er konnte jetzt mit ſicherer Hand die Wunde ihres Gatten berühren und ſie einer ſchnellen Heilung entgegen führen.

„Tröſten ſie ihre Freundin,“ ſprach Herr von Songères indem er ſich erhob. „Die Treue wird ihren Lohn finden. Die gemeine Lüge wird verſtummen vor der Stimme der Ehre und der Wahrheit. Das trübe Gedächtniß an dieſe Zeit wird ſich abſchwächen. Was beiden Gatten blieb wird ſie reichlich entſchädigen. Ihre Herzen waren für einander nicht erſtorben, nur abgewendet. Das Leben wird in ihnen zu ſchöner Eintracht und Liebe wieder erwachen, wie ein heiter begrüßter Gaſt, der auf der Schwelle nur eingeſchlummert war.“

„Sie gehen?“

„Es muß ſein; die Pflicht ruft mich zum Salut in die Kirche. Aber wir ſehen uns wieder.“

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte er ſich eiligſt.

Erneſtine blieb in einer unbeſchreiblichen Stimmung auf ihrem Platze. „Wir ſehen uns wieder!“ hatte der Abbé mit einem ſolchen Nachdruck betont, daß ſich daraus für ſie eine ganz beſondere Bedeutung entziffern ließ.

Sie war von einer überſtrömenden Weichheit erfüllt, die ſonſt ihrem Weſen nicht eigen war. Der fremde Prieſter hatte dieſe Wandlung hervorgerufen. Sie ſah es ein und hätte ihren Dank ihm ſo gern ausgeſprochen. Warum er nur ſo davon eilte, zum Salut wie er ſagte; ſie verſtand nicht, was er damit meinte. Sie ſchalt ihre Einfalt, daß ſie anfänglich ihn für einen Jeſuiten gehalten und vor ihm erſchrocken ſei! Das Alles drängte ſich, nachdem der Abbé fort war, unordentlich in ihrem Kopfe, bis daß ſie endlich mit Ruhe über das Vorgefallene nachdenken konnte und ſich wahrhaft mächtig geſtärkt fühlte.

Es giebt keine wirklichen Schlachtopfer, welche die Strenge des ehelichen Bandes in chriſtlichem Sinne, nach der modernen willkürlichen Annahme fordern ſoll. Das Gebot der ehelichen Liebe beſteht darin: von einem unüberwindlichen Drange erfüllt zu ſein, für jetzt und immer, bis an des Lebens Ende, das Glück eines Andern mehr als das eigene zu pflegen und zu befördern und in dieſem Andern nicht blos das ſichtbare, liebenswürdige Geſchöpf, ſondern eine unſterbliche Seele zu lieben, die einſt vor Gott wird Rechenſchaft zu geben haben, was ſie an Liebe empfangen, was ſie an Liebe geſpendet.

Es giebt nur dieſe Anſicht von der Ehe im chriſtlichen Sinne; die, welche ſich darauf bezieht: eine blos bürgerliche Vergeſellſchaftung zu ſein, ſich in Handel und Wandel beizuſtehen und das Menſchengeſchlecht nicht ausſterben zu laſſen, unterliegt andern Schickſalen und den daraus entſpringenden eigenthümlichen Drangſalen.

IV.

Eine wunderliebliche Scene!

In der Mitte des Zimmers ſteht ein feingekleideter Mann; vor ihm die Frau im einfachen Hauskleide, die ihn mit einem Bürſtchen durch Bart und Kopfhaar fährt: „um ihn ſchön zu machen,“ wie ſie lächelnd ſagt und um ihn her fünf Kinder, wie die Orgelpfeifen, drei Jungen und zwei Mädchen, die letztern hängen ſich an ihn, die erſtern ſtehen entfernter und alle haben dem Papa etwas zu ſagen.

„Liebes, gutes, beſtes Väterchen! Mir was Süßes mitbringen! All' ihre lieben Kinderchen bitten! Wir wollen uns auch recht freuen, wann ſie wieder bei uns ſind! Und recht bald! recht bald!“

So ging's durcheinander; dazwiſchen rief der Vater:

„Gewiß! Gewiß!“

Und die Mutter, indem ſie den Mann küßte:

„Endlich — nun biſt du fertig und kannſt gehen. Aber ſo laßt doch den Vater los! er kann ſich ja nicht rühren!“

Er hob das Kleinſte auf und küßte es, fuhr dem ältern Mädchen über Wange und Stirne; zog dann die Uhr und ſprach:

„Für euch, Jungens, iſt es Zeit in die Schule!“

Dann fragte er ſeine Frau:

„Und was machſt denn du heut Nachmittag?“

„Ich will zu Schweſter Erneſtine und bei ihr Kaffee trinken. Abends holſt du mich bei ihr ab und wir gehen ſpazieren. Vielleicht läßt ſie ſich zureden und begleitet uns. Sie verzehrt ſich ja ganz.“

Darauf wurden die Mädchen fortgeſchickt; die Söhne waren in die Schule gegangen; der Mann reichte der Frau die Hand, ſetzte den Hut vor dem Spiegel auf und ging.

Das war ein Zug der „ſüßen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens," der ſich regelmäßig bei dieſen wackern Leuten jeden Monat wiederholte. Die Familie hatte ſchon zu Mittag gegeſſen; der Papa ging zu einem Diner, das ſtets am erſten ſtattfand. Früher ward es Junggeſellendiner benannt; jetzt, nachdem die meiſten Theilnehmer desſelben „Hymen's Feſſel" ſich auferlegt, hieß es ſchlechtweg Herrendiner.

Den wir ſo eben Hectors Abſchied parodiren geſehen, war Sollberg's Eidam und Compagnon Herr Buſch, der ſchon bei der Gründung der heitern Tafelrunde geweſen war und die Uebung jetzt beibehielt, weil ſie ihn für einige Stunden im Kreiſe alter Freunde von dem leichten Zwange befreite, den Männern ſeines Schlages ſelbſt auch das angenehmſte häusliche Verhältniß wohl auferlegen mag.

Das Diner ward ſtets im erſten Gaſthof der Stadt, dem Hotel Leuthold veranſtaltet. Die Geſellſchaft beſtand aus vier und zwanzig Köpfen. Der Küchenzettel war fein und die Auswahl der Weine ihm entſprechend.

Als die Herren ſich zu Tiſch ſetzten, konnte man wahrnehmen, daß einige unter ihnen einen Humor verriethen, der es zu verſtehen gab, ſie hielten ſich für die Helden des Feſtes, die ſtandhaft allen Verſuchungen entgangen und ſich ihren Adel des Hageſtolzes rühmlichſt erhalten hatten. Die, welche Ehemänner geworden, waren weniger laut, zeigten weniger Schwung bei'm Beginn der Mahlzeit; dafür ſchienen ſie recht innig froh, ſtill zufrieden zu ſein.

Der erſte Gang war kauend vorübergegangen; der Magen war auf ſeinem Recht beſtanden. Erſt als man am zweiten war, wurde die Unterhaltung lebendiger.

„Möchten doch alle Deutſche ſo einig ſein, als wir in dieſem Augenblick es ſind!“ rief hier Einer das Glas erhebend.

„Kein Anſtoß mehr unter allen deutſchen Stämmen, als mit dem Glas in der Hand!“ ein Anderer indem er anſtieß.

„Was die Gegenwart Deutſchland verſagt, wird die Zukunft ihm bringen. Sie wird golden leuchten, wie dieſer herrliche deutſche Wein!“

„Um Gottes Willen, nur keine Politik!“ erſchallte es von einer Seite.

„Ich bitte, denkt nicht an die Zukunft,“ ſagte ein finſteres Geſicht, „freut euch der Gegenwart. Oder glaubt ihr, daß in fünfzig Jahren wohl noch die Menſchheit an ſolcher reichbeſetzten Tafel der lieben Gottesgaben froh werden wird? Wäret ihr wirklich in euere Zukunftsidee ſo verrannt, um zu glauben, daß ein nach uns geborener Menſch, ein Menſch, der mit Liebigs künſtlicher Ammenmilch aufgezogen wurde, ein ſo ſaftiges Stück Roaſtbeef in den Mund ſtecken werde? Daß die Vorfahren Fleiſch brieten und es verſchlangen, werden die Epigonen ſo anſchauen, wie wir das Methtrinken aus Büffelhörnern der alten Germanen. Die Metzger werden wie mythiſche Perſonen erſcheinen, die einſt auf Erden gelebt, nun aber verſchwunden ſind. Wozu ſollte denn auch ſo ein blutiges Handwerk noch getrieben werden, da die Wiſſenſchaft es längſt ſchon erſetzte. Wißt ihr, wie ich mir ein Sonntagsvergnügen eines ordentlichen zukünftigen Hausvaters denke? Mittags ſtatt des unerſchwinglichen Bratens ein paar Taſſen kräftigen Fleiſchextracts aus den ſüdamerikaniſchen Urwäldern. Das verleiht dem Körper neben der Geſundheit auch die erforderliche Leichtigkeit, mit Frau und Kind, Nachmittags eine Spazierfahrt auf der Eiſenbahn mit comprimirter Luft zu machen und ſich nach irgend einer weitentfernten großen Stadt hinſchießen zu laſſen, um in einem Theater, das zwanzigtauſend Sperrſitze hat, eine Zukunftsoper in höchſter Potenz anzuhören, bei welcher durch Dampf getriebene Inſtrumente das Orcheſter bilden und die Sänger, die etwa ein oder zweimal ohne Lebensgefahr zu laufen mitzuwirken im Stande ſind, ſich der Schallrohre bedienen, um von allen Plätzen verſtanden zu werden.“

Ausgelaſſenes Lachen. Hie und da: „Unſinnige Uebertreibung! Wahnſinn!“

„Lacht und räſonnirt. Ich bleib dabei. Die moderne

Wiſſenſchaft iſt bald mit allem fertig. In der Kunſt wie im practiſchen Leben. Wir aber werden immer ärmer und bedauernswerther dabei. Wißt ihr's denn nicht? Das Getreide verliert an Gewicht, an Qualität und man ſpricht ſchon von krankem Weitzen und kranker Gerſte, wie man von kranken Kartoffeln ſpricht. Daran iſt wieder nichts als eine neue Erfindung, die Entholzung waldreicher Bezirke ſchuld. Man glaubte mit den Wäldern, wie mit den Klöſtern umgehen zu dürfen. Nieder mit den Bäumen und den Boden mit Getreide beſäet! Aber der elend preisgegebene Acker wird vom Regen ausgewaſchen und von der Sonne verbrannt. Statt der glorioſen Verſprechungen der chemiſchen Agriculturprofeſſoren ſtehen wir am Pauperismus dem ſein Vetter der Socialismus die Hand reicht."

Neues Geſchrei. Verſtärkter Widerſpruch. Der große Gutsbeſitzer ſei verpflichtet, der Wiſſenſchaft in neuen Verſuchen zu folgen. Gelängen ſie, dann kämen ſie dem großen Ganzen zu gut; im Falle des Mißlingens, ſo träfen ſie nur die, welche den Schaden zu tragen vermögen.

„Schreit immerhin!" fuhr der Grämliche fort. „Ich bin mit dem Brode zufrieden, wie es eben hier neben meinem Teller liegt und lobe mir die unwiſſenſchaftliche Vergangenheit, die mich mit zeitlichen Gütern ſegnen gekonnt. Der Zukunft wünſche ich das Gleiche und hoffe, daß ſie vernünftig ſein wird. Sonſt fürchte ich, daß ſie dem Teufel gehört, der ſchon die Hand dazu ausſtreckt."

„Die Gegenwart trägt allerdings Zeichen, die darüber nicht täuſchen," ſagte einer, der bisher geſchwiegen hatte, mit trauernder Zuverſichtlichkeit.

Viele ſchickten ſich an das Wort zu ergreifen, um die freie Wiſſenſchaft gegen ſolche unverſtändige Angriffe in Schutz zu nehmen. Die Unterhaltung hatte offenbar ſchon die Grenze der Bemeſſenheit zu verletzen begonnen, die ihr während eines freundſchaftlichen Mittagsmahles gezogen iſt.

„Erhitzt euch nicht durch Worte", ſagte ermahnend der beſonnene **Buſch**, „überlaßt es lieber dieſem köſtlichen Wein, den mir mein Weibchen aus unſerm Keller ſo eben nachgeſchickt hat. Ihr ſeht, wie gut ſie es mit uns meint. Mein Schwager, der ſich eben in Wien befindet, hat ihn uns geſchickt. Es iſt Ruſter Ausbruch, exquiſit, der das Herbe mit dem Zarten ſo ſchön in ſich verbindet wie es unſer Schiller will. Dies qualifizirt ihn beſonders das Widerſtreitende in den Anſichten zu vermitteln und uns in eine zu vereinigen: nehmlich auf das Wohl unſerer Frauen zu trinken. Ich hoffe, daß auch die Eheloſen darin einſtimmen werden."

Er erhob das Glas. Alle ſtießen an.

„Ich wünſche, daß auch ihr andern, ihr Hageſtolzen, eine Frau fändet wie meine; ihr würdet keinen Augenblick anſtehen den Cölibat aufzugeben," ſprach Buſch nachdem er ſein Glas geleert.

„Das bezweifle ich denn doch," entgegnete das alte verdrießliche Geſicht von vorhin. „So ein geweiheter Eheprieſter iſt mir eine beklagenswerthe Perſon. Es lebe die Freiheit!"

„Was nennſt du Freiheit?" ſagte Buſch, der durchaus praktiſche Comptoirmenſch. „That is the great question! Biſt du denn frei? Was wär's denn, wenn du neben den vielen andern Dingen und Gewohnheiten, auch noch von einem Weibchen abhingeſt. Wirſt du einmal recht alt, dann biſt du allein; allein für immer! dann ſteht es dir frei mit Schrecken deine Freiheit der gänzlichen Verlaſſenheit zu überblicken. Du kannſt es aber nicht vorausſehen zu was du in dieſem vernichtenden Gefühle greifen wirſt. Du feierſt vielleicht noch im Alter eine jammervolle Hochzeit mit einer böſen Sieben, die keift, geizt, jammert oder dir gar etwas vorbetet. Da iſt es wohl beſſer auf der geraden Straße bleiben und thun wie die andern Vernünftigen alle thun. Jung gefreut, hat Niemand gereut."

„Wenn's aber doch reute!" rief der Unverbeſſerliche mit höhniſchem Geſicht. „Dann iſt man gefangen. Man kann Alles eher loswerden, als eine Frau. Auch der ſtärkſte Held vermag da nichts. Wir ſehen es alle Tage. Ich möchte hier nichts Unangenehmes auf's Tapet bringen, ſonſt —"

„Ich weiß, was du meinſt," rief Buſch, „du darfſt dich nicht geniren. Du wollteſt auf meinen Schwager Wildenſtein anſpielen —"

„Nun ja. Iſt das nicht ein Unglück? Warum hat er ſein Wort verpfändet und dadurch ſich des ſchönen Vorrechtes der Freiheit begeben? Jetzt, da es geſchehen, verlangt man ganz folgerichtig von ihm, daß er bis an's Ende ſeines Lebens unglücklich ſei. Beſinnt euch eh' ihr bereut, ſagt der praktiſche Holländer. Ich beneide dich nicht, lieber Buſch, du haſt wirklich eine liebe, gute, vortreffliche Frau; aber von deinem vollkommenen häuslichen Glück kann ich mir dennoch keine klare Vorſtellung machen."

„Solches Glück entſpringt aus Gewohnheit," nahm hier ein anderer Hageſtolz das Wort. „Einer, der ſtets auf dem Lande lebt, verbauert am Ende. Einer, der lang verheirathet iſt, wird ein Philiſter. Haſt du nur Sinn und Auge auf deine Frau gerichtet, ſo wird ſie dir als das herrlichſte und ſchönſte Weſen erſcheinen. Man verliert die Luſt und endlich auch die Fähigkeit zum Nachdenken."

Dieſe Aeußerungen wurden ſtärker je mehr Gläſer des köſtlichen Ausbruchs geleert worden waren. Endlich ward es den Verheiratheten, die ſich durch die erhitzte Debatte nicht einzeln durchſchlagen konnten, zu viel. Alle erhoben ſich einſtimmig zum Lobe ihrer Frauen. Das wahre Glück ſei nur in der Ehe zu finden und laſſe die früher genoſſene Freiheit leicht vergeſſen. Die Seele finde ihren Stützpunkt ohne Anſtrengung und Mühe; die leiſeſte Rückſicht werde von der Frau empfunden; die geringſte Aufmerkſamkeit empfängt ſie mit Dank. Was der Junggeſell für Freiheit hält ſei nur Chimäre; man kann nichts Beſſeres thun als ſich das ſüße Joch aufzuerlegen, wie es die Ehe verlangt.

„Man darf jedoch nicht läugnen, daß die Ehe nicht hier und dort auch ihre Schattenſeite habe", ſprach Buſch. „Ich halte nur das aufrecht, daß ſie für den honneten Staatsbürger eine Nothwendigkeit iſt, welcher er nachzukommen die Verpflichtung hat."

„Und dieſe Verpflichtung einmal angenommen, ſo gebiert ſie wieder die ſchändlichſte Heuchelei, mit welcher der Teufel die Welt am Gängelbande leitet. Scheinbar die größte Aufopferung; das Aufgehen eines im andern; aber in der Wirklichkeit Tyrannei, Despotismus, Bosheit, Lug und Trug."

„Weiter kann man's nicht treiben," rief Buſch. Wer kann ſo etwas ruhig anhören! Ich fordere alle Ehemänner hiermit auf mir beizuſtehen und die Ehre, den Ruf ihrer Frauen laut zu vertreten. Wer es nicht thut Iſt feig und undankbar. Ich für meinen Theil erkläre hiermit, daß ich mein Glück in der Ehe gefunden habe. Daß mein Weibchen gut, edel, nachgiebig, häuslich iſt; daß ſie mir Alles offen geſteht, ſich in Allem nach mir richtet, mir in Allem folgt, kurz keinen Widerſpruch kennt. Meine Charlotte iſt ein himmliſcher Engel!“

Dieſe Begeiſterung war ſonſt dem guten Buſch nicht eigen. Die Spötter meinten der Ruſter Ausbruch ſei dabei wohl in Rechnung zu bringen.

„Die Herren werden erlauben, daß ich eine Motion einbringe“, ſagte Jener von der gemäßigten Partei, indem er mit dem Meſſer an ſein Glas ſchlug; „Freund Buſch, an dem heute die Reihe der Bewirthung iſt, hat uns ein ſo ſchönes Bild ſeines häuslichen Glücks entworfen, das die Verehrung, die wir ſchon lange ſeiner wackern Hausfrau zollen, um ein ſehr beträchtliches noch geſtiegen iſt. Um dieſer Stimmung Ausdruck zu geben, trage ich an, der Frau Buſch ein Zeichen unſerer Huldigung zu überreichen —“

Hier nahm er eine prachtvolle Ananas aus dem ſilbernen Cabaret, das auf der Mitte der Tafel prangte und legte ſie auf einen zierlichen Deſſertteller.

„Eine Deputation von zwei aus unſerer Geſellſchaft möchte ihr ſo ganz unvorbereitet ungelegen kommen; auch glaube ich, daß uns der Ruſter aus ihrem Keller, den ſie ſo liebenswürdig uns ſpendete um unſere Freude zu erhöhen, uns vielleicht nicht mehr dazu eignet unſere Worte recht fließend und wohlbedacht vorzubringen. Alſo wenn ſie damit einverſtanden ſind — he! Garçon! tragen ſie dieſe Königin der Diſteln als ein Symbol der Süßigkeiten und Dornen des Eheſtandes — ich wähle es um auch die Gegner zufrieden zu ſtellen — in das Haus des Herrn Buſch und ſagen ſie —"

„Halt!" ſchrie dieſer indem er nach der Uhr ſah. „Nicht zu mir. Wenn ich auch von Dank mich tief durchdrungen fühle. Meine Frau iſt nicht mehr zu Hauſe ſie trinkt ihren Kaffee bei ihrer Schweſter Erneſtine wie ſie mir geſagt hat —"

„Deſto beſſer! alſo in das Haus des Herrn Sollberg und es beiden Damen im Namen der Monatsgeſellſchaft überreicht, als Beweis, daß wir Alle hier den Werth der Frauen hoch zu ſchätzen wiſſen."

„Und dieſe Blumen gehören auch noch dazu!" rief Einer indem er die ſchönſten aus den Vaſen herauszog und damit die Ananas bekränzte.

Das finſtere Geſicht lachte hier zum erſtenmal recht ingrimmig ohne es zu verbergen.

„Was das eine Freude iſt!" brummte es vor ſich hin. Einige wollten den grämlichen Menſchen zur Rede ſtellen. Man wurde alsbald wieder lauter. Buſch erhob ſich.

„Sie zwingen mich,“ ſchrie er durch den Lärm, „als Präſident der heutigen Verſammlung ſie zur Ordnung zu rufen und ſie an einen Artikel unſerer Statuten zu erinnern, worin es heißt: „Wenn zwiſchen Mitgliedern unſerer heitern [illegible]ammenkünfte durch den allein denkbaren Umſtand, den Genuß ſtarken Weines ein Streit entſtünde der weitere Dimenſionen anzunehmen drohte, ſo ſollen ſie gehalten ſein, jeder ein paar Gläſer Waſſer zur Abkühlung zu trinken und ſich ohne Weiteres die Hände zu reichen.“

Auf ſeinen Wink wurde von den aufwartenden Dienern Waſſer präſentirt. Unter lautem Gelächter gab der Eine dem Andern ein Glas. Man erſchöpfte ſich in Späßen und Witzen, ſchlecht und recht, wie es jedem eben zu Gebote ſtand. Das Handſchütteln wollte kein Ende nehmen; dann folgten herzliche Umarmungen. Es wurden allerhand Lieder angeſtimmt. Die Luſtigkeit hatte ihre Höhe erreicht, als der abgeſandte Kellner wieder mit Ananas und Blumen ganz verblüfft in den Saal trat.

Er habe nicht gewußt, ob er das Präſent der Herren und wo er es denn eigentlich abgeben ſolle, indem beide gnädige Frauen nicht zu finden geweſen ſeien. Die Frau Generalin von Wildenſtein ſei mit dem fremden Jeſuiten ausgefahren, wurde ihm in ihrer Wohnung berichtet und als er hierauf zu Herrn Buſch gegangen ſei, ſagte man ihm, daß deſſen Frau Gemahlin, bald nachdem der Herr fortgeweſen, das Haus verlaſſen habe und noch nicht wieder heimgekommen war.

„Ei ſeht doch!“ ſprach das finſtere Geſicht! „Und ſie hatte wohl dem Herrn Gemahl verſprochen, ihn zu Hauſe zu erwarten: Die Mädchen zu lehren, den Knaben zu wehren!“

„Unbegreiflich!“ ſagte Buſch. „Aber freilich wenn die Andere ausgefahren iſt, ſo kann ſie nicht den Nachmittag bei ihr zubringen.“

„Sie ſei auch bei der Generalin von Wildenſtein geweſen, hat man mir geſagt,“ ſetzte der Kellner hinzu, „aber“ —

„Natürlich, da dieſe mit dem Herrn Jeſuitenpater ausfuhr, mußte ſie ihres Weges weiter ziehen,“ ſpöttelte der alte Hageſtolz.

„Der Schwarzrock fängt an uns fürchterlich zu werden!“ ſcherzte ein anderer.

„Das iſt Waſſer auf euere Mühle,“ ſagte Buſch. „Meine Frau hat Gottlob mit dem Jeſuiten nichts zu ſchaffen. Aber wenn Papa Sollberg es wüßte, daß der Schwarze über ſeine Schwelle tritt, mit ſeiner Tochter verkehrt, ſich mit ihr in den Wagen ſetzt, das brächte ihm den Tod“

„Wie ich ihn kenne,“ ſagte ein Anderer, „ſo führte ihn der Schlag.“

„Und wir, die wir uns verleiten ließen, eine Huldigung darzubringen“ —

„Vom richtigen Standpunkt aus betrachtet, ſind die Damen nicht zu tadeln. Daß die Eine die Geſellſchaft eines Jeſuiten ſich erwählt, die Andere, wer weiß welche aufſucht, iſt etwas das ihnen Niemand verdenken und noch weniger ſtreitig machen kann; ſie handelten nach der beſtehenden ſocialen Convenienz die ſich hier auf das Naturgeſetz zurückführen läßt,“ ziſchte die alte Vipernzunge, indem ſie einen ernſthaften Ton mit Würde zu dieſer Behauptung anzunehmen ſuchte.

„Der Scherz droht Ernſt zu werden und das iſt gegen die Statuten,“ rief der Gemäßigte dazwiſchen, der vorhin die Abſendung der Ananas vorgeſchlagen. „Du, lieber Buſch, haſt keine Urſache dich allarmiren zu laſſen. Deine Frau findet die Schweſter im Begriff auszufahren und macht einen anderen Beſuch. Sie wird es dir ſagen, wohin ſie ging. Gewiß. Sie iſt ja ſtets offen, folgſam, ehrlich, du haſt es ja ſelbſt vorhin geſagt.“

„Heben wir die Sitzung auf. Ich ſollte meinen es ſei genug,“ erwiderte Buſch.

„Du ſcheinſt verſtimmt“ —

„Das nicht. Die Neckereien berühren mich nicht.

Aber das Eindringen, ich möchte es Einſchleichen nennen, des fatalen Jeſuiten in unſern Familienzwiſt, das macht mir Sorge. Ich ſehe einem harten Straus zwiſchen Erneſtine und dem Vater entgegen. Sie ſind ſchon lange geſpannt, da ſie nicht dahin zu bringen iſt, ihre Ehe vollſtändig löſen zu laſſen. Die ſchönſten Ausſichten auf eine Wiederverheirathung, auf die ſolideſten Parthien, wies ſie zurück.'

„Wie ich deine Schwägerin Erneſtine kenne, ſo erblicke ich darin nur einen Zug ihres ſtarken Charakters," ſagte der Gemäßigte. „Sie iſt keine Frau gewöhnlichen Schlages. Sie harrt muthig aus in dem, was das Schickſal über ſie verhängte. Und daß ſie dem Jeſuiten nicht aus dem Wege geht, daß ſie ihn empfängt, hängt damit zuſammen. Warum kommt euch denn der Jeſuit gar ſo fürchterlich vor, wie der Oger in den Ammenmärchen?"

„Du wählſt das unrechte Wort," rief Einer, „ſtatt fürchterlich ſage haſſenswerth und verächtlich" —

„Und warum?" fragte der Erſte.

„Was treiben ſie? Welchen Zweck haben ſie? Welche Mittel wenden ſie an? Sind uns darüber nicht die Augen genug geöffnet worden? Alle Mönche ſind faule Schlemmer, die das Volk bethören. — Sie beſitzen weder Tugend noch Rechtlichkeit; ſie ſtehen von Allem abgeſondert, was die Menſchheit bewegt; ſie arbeiten nicht um zu erwerben; ſie helfen ihrem Nebenmenſchen nicht, weil ſie ſelbſt nichts beſitzen und ſich von der bedrängten Armuth füttern laſſen."

„Auf welchem Wege ſuchſt du Tugend und Rechtlichkeit?" ſprach der Erſte. „Alſo nur das, was uns ſolchen Vortheil bringt, verdiente allein unſere Achtung? Die Uneigennützigkeit in allen Stücken, die Entſagung aller Lebensfreuden hätte keinen Anſpruch daran? Nach ſolcher Anſicht gäb' es keine verehrungswürdigere Tugend mehr auf der Welt, als die eines Fabrikanten, den tauſend beſoldete Hände dadurch nähren, daß ſie ſich ſelbſt nähren" —

„Was willſt du damit beweiſen? Gehört das hieher?" unterbrach man den gemäßigten Sprecher von verſchiedenen Seiten.

„Ich will darauf kommen, daß es mich ſtets mit einer aus Liebe und Bewunderung gemiſchten Empfindung erfüllt, wann ich einer ſo ganz und gar uneigennützigen Seele begegne, die in dieſer Zeit noch auf Erden weilen mag. Iſt es nicht unempfindlich, ſolche Menſchen als ſchädlich für das Ganze, wie für den Einzelnen zu halten?"

„Alſo da ſoll's hinaus!"

„Ja, ich wills euch gerade und kurz herausſagen. Ich halte die vorgefaßte Meinung, gegen den hier ſich aufhaltenden Jeſuiten und die Mönche überhaupt für eine nicht zu verzeihende Ungerechtigkeit. Ich verzichte darauf euch dafür meine Gründe anzugeben. Euer Hirn iſt zu alt und zu verwachſen mit euerer Meinung um Gründen noch zugänglich zu ſein. Aber das bekenne ich vor euch, meinen Freunden, obſchon ich Proteſtant bin, ſo betrachte ich ſchon lange die Jeſuiten von einem andern Standpunkt als den euerigen. Wer ſeine Weisheit nicht aus den Zeitungen holt und von den Philoſophen der Kneipe empfängt, ſondern ſie etwas weiter her und tiefer zu ſchöpfen ſich bemüht hat, muß ein Urtheil ſich gebildet haben, das von der öffentlichen Meinung über die Jeſuiten bedeutend abweicht. Es lebt eine unverſiegbare Kraft in dem Orden, die nur der brutalen Gewalt zu weichen ſich entſchließt."

„Bravo! Eine neue Apotheoſe, die diesmal den Jeſuiten gilt!"

„Sie ſind ein ſtarkes Geſchlecht, das Achtung verdient, das behaupt' ich dreuſt," ſagte der Vorige. „Obgleich es allgemein bekannt, daß das Ordenskleid Hohn, Verſpottung, ſelbſt Mißhandlung über ſeine Träger verhängt, wird es doch aus freier Wahl von Hohen und Niedern erwählt, die zu Arbeit und Entſagung auch noch jene ſchwerſten Laſten der vollſtändigen Selbſtentäußerung ſich auf die Schultern legen. Das finde ich bewundernswerth."

„Als Protestant?"

„Als Protestant, dem die freie Forſchung offen ſteht."

„So zu forſchen bleibt zwar jedem unbenommen, aber ebenſo bleibt es Geſchmacksſache."

Buſch ſetzte den Hut auf und empfahl ſich. Es trieb ihn fort, um von ſeiner Frau zu hören, ob ſie etwas Näheres über den Beſuch des Jeſuiten bei Erneſtine in Erfahrung gebracht habe. Die Sache beſchäftigte den ſonſt ſo ruhigen Mann recht ernſtlich, weil er dabei an den Jähzorn des Schwiegervaters dachte.

Ueber die Hälfte der Anweſenden entfernte ſich mit ihm. Was bei Kaffee, Cognac und Cigarren zurückblieb, räſonnirte in gewohnter Weiſe fort, ohne zu etwas Anderm zu gelangen, als vom proteſtantiſchen Standpunkte gegen alle Klöſter, welcher Art ſie ſeien, den Bannfluch zu ſchleudern, obgleich ſie aus Toleranz ſich ſcheuten ihr Gebahren alſo zu benennen.

Einer führte aus, daß man aus den Kloſtergebäuden Fabriken machen ſollte. Ein Anderer behauptete, daß ſie beſſer zu geſunden Kaſernen dienen würden. Ein dritter meinte, daß bei der bevorſtehenden Abſchaffung der ſtehenden Heere auch keine Kaſernen mehr nöthig ſeien und man ſie ſammt und ſonders in große comfortable Gaſthöfe mit Nutzen umgeſtalten könne. Alle beſchäftigten auch hier wieder Zukunftsideen, die darauf zielten, das Herz durch den Magen zu erſetzen. Denn in den Klöſtern pulſirt eine der ſtärkſten Arterien der Menſchheit.

Die mildere Anſicht des einen der Gäſte war längſt verſtummt, da dieſer den Kampfplatz aus Ueberdruß an dem Geſchwätz bald verlaſſen hatte.

* * *

Erneſtine hatte nicht lange auf das verheißene Wiederſehen zu warten, denn am Abend noch, nachdem Herr von Songères eben nach Haus gekommen war, erſchien Gallini bei ihm, der ihn auf den nächſten Morgen zu dem General von Wildenſtein nach Markeim beſchied. Er möge recht zeitig kommen, ſo lautete die Einladung und es ſo einrichten, den Tag über draußen zu verweilen.

Erneſtine überlegte indeſſen wie ſie ihr Verhalten einzurichten habe. Der Abbé hatte den beſten Eindruck bei ihr zurückgelaſſen; ſollte ſie ihm entdecken, daß ſie ſelbſt Wildenſteins Frau und nicht ihre Freundin ſei, oder es abwarten bis dies durch ihren Gatten ihm bekannt werde? Im letztern Falle würde ſie ſich ſchämen müſſen dem würdigen Manne nicht mit ihrem Geſtändniß entgegen gekommen zu ſein; ſie würde ihm gegenüber dann nicht mehr frei, nicht unbefangen ſich fühlen.

Auch drängte ſich ihr der Zweifel auf, ob der Abbé, der bei aller Gutmüthigkeit auch gewiß ein feiner Menſchenkenner war, in ihr nicht alsbald die Frau von Wildenſtein erkannt habe.

War es denn nicht möglich, daß ihr Mann den Abbé ſchon geſprochen hatte, als dieſer ſie in der einſamen Gallerie aufſuchte und daß ſeine Worte nur der Wiederhall der gepflogenen Unterredung mit dem General waren? In dieſem Fall hatten ſie allerdings eine tiefere Bedeutung. Die Entfernung der Schuld von ihm und die Vorwürfe unbegründeten Argwohns gegen ſie, waren dann auf eine Ueberzeugung gegründet, die aus wirklichen Beweiſen entſprungen ſein mußte.

Ihre Phantaſie glich einer Schaukel. Sie fühlte eine peinliche Ungeduld. Sie ahnte, daß ſie einer Entſcheidung nahe ſtand; ſie wagte es aber nicht ſich im Voraus eine glückliche vorzuſtellen.

Den halben Tag hatte dieſer Zuſtand gewährt. Schweſter Buſch hatte ſich auf den Nachmittag zum Kaffee anſagen laſſen. „Vielleicht eine Zerſtreuung“ dachte Erneſtine. „Ich laſſe ſie ſchwatzen und vergeſſe darüber mein Grübeln. Es führt ja doch zu nichts.“

Da wurde der Herr Abbé von Songères gemeldet.

Daß das verſprochene Wiederſehen ſobald ſchon erfolgen würde, hatte ſie nicht gedacht.

Sie ging ihm erfreut entgegen als er eintrat und ſie wußte noch nicht einmal was er ihr zu ſagen hatte.

Er kam von Marleim.

Schon hatte er eine Weile vor Erneſtine geſtanden und noch kein Wort geſprochen. Aber wie ein Vater blickte er ſie an. Ihr Auge ruhete wie fragend auf ihm. Endlich zog er einen Brief aus dem Buſen.

„Hiermit iſt alles der Vergeſſenheit übergeben!“

Der ſanfte und doch ſehr beſtimmte Ton mit dem der Abbé das ſagte, entflammte plötzlich den Hoffnungſchimmer in Erneſtinens Herzen zu lichter Glut. Sie las die Adreſſe. Es war die Handſchrift Wildenſteins. „An meine geliebte Erneſtine.“ Sie hielt den Brief dicht vor die Augen, um leſen zu können, da ſie von Thränen getrübt waren. Ihr Gatte ſchrieb ihr:

„Wie lange ſchon bin ich von dir getrennt, du einzige Freundin meiner Seele, der ich all mein Glück verdankte. Glaube mir, Erneſtine, daß ich unendlich litt, und würde mich jetzt nicht die Hoffnung erfüllen, daß ich dein Herz zu verſöhnen im Stande ſei, daß du es einſehen wirſt mir unrecht gethan zu haben, ſo könnte ich nicht mehr die Laſt eines ſolchen Daſeins ertragen. Allein dieſe Zeilen ſollen keine Anklage enthalten, ſondern nur allein mich rechtfertigen. Jene beiden Frauen, die mich aufſuchten und ſeither ſo großes Leiden über uns verhängten, waren meine Schweſter Delphine und ihre Tochter. Ich hatte die Schweſter ein junges Mädchen von meinem Vater anvertraut erhalten als ich nach Braſilien entfloh und ließ ſie dort in einem Erziehungsinſtitute zurück da ich Dienſte nahm und in den Krieg zog. Als ich meinen Abſchied genommen fand ich ſie nicht wieder. Ihr Verluſt ſchmerzte mich tief; ihr endliches Wiederfinden ward mir unheilvoll. Sie überließ mir ihr Kind und begrub die Schmach eines Fehltritts, den ſie ſich nicht verzeihen konnte, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, in ein Kloſter, wo ſie bis zu ihrem Tode ſich ſtrenger Buße unterzog. Ich mußte ihr einen Eid leiſten das Geheimniß zu bewahren, um die Schande von ihrer Tochter abzuwenden, welche die Geburt über ſie verhängte. Das junge liebenswürdige Geſchöpf, das in meiner Erneſtine den böſen Verdacht keimen ließ, das unter dem Namen eines Fräulein von Chamilly in meiner Nähe lebt, iſt meine Nichte, die ich jetzt nach dem Tode meiner unglücklichen Schweſter als Tochter adoptiren und ſie in unantaſtbare Rechte einſetzen will. Ich bin davon überzeugt, daß meine herrliche Gattin nichts dagegen einwenden wird. Ich nenne dich ſo aus vollem Herzen. Das deine konnte aus allzu großer Empfindſamkeit von dem Gifte der Eiferſucht erfüllt werden; allein eben ſo wird es nun der Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit ſich öffnen. Daſſelbe Gefühl von Pflicht und Würde das dich von deinem Manne zu trennen vermochte wird Dich jetzt in ſeine Arme zurückführen. Keine blöde Scheu kann dich mehr zurückhalten, um auch dieſen Schritt vor den Augen der Welt zu thun. Man darf von dir erwarten, daß du dich über die Rückſichten gewöhnlicher Menſchen erhebeſt und dich jetzt in deiner wahren Frauenwürde zeigeſt. Laß mich nun noch die Bitte ausſprechen die ſich an dieſe Erwartung knüpft. Du erhörſt ſie, ich bin deſſen gewiß. Ich bin durch meine körperlichen Gebrechen verhindert dir entgegen zu kommen. Folge dem ehrwürdigen Prieſter, der dich bereits kennt und deſſen weiſer Leitung wir Beide nun ſo Großes zu verdanken haben. Er war ein treuer Freund meiner Schweſter und iſt bei ihrem friedlichen Hinſcheiden zugegen geweſen. Er hat mir Papiere eingehändigt, die du leſen ſollſt. Sie werden dich über Alles aufklären. Laſſe dich nicht abhalten zu kommen. Deine Gegenwart wird mir zum lindernden Balſam meiner Schmerzen werden."

Auch die Freude vermag eine furchtbar vernichtende Gewalt zu üben. Erneſtine hatte nur mit Mühe das Leſen zu Ende gebracht. Mit einem Schlage lag das ſchmerzvolle Geheimniß nun entſchleiert vor ihr; zu vollbringen was von ihr gefordert wurde, ſchien es ihr an phyſiſcher Kraft zu fehlen. Es war ihr als ſolle ſie vor einem Richter erſcheinen, der ihr zwar ſchon im Voraus ſeiner Gnade verſichert hatte, zugleich aber auch damit ihr Verſchulden bloßlegte. Sie mußte ſuchen ſich auf den Standpunkt zu erheben, der ihr ſchon oft vorſchwebte, von dem man auf die menſchliche Eitelkeit, auf das Nichts des Urtheils der Welt gleichgiltig herabſchaut. Sie ſah nunmehr nur ihren Gatten; nur ihr Unrecht gegen ihn. Es gut zu machen war ihre höchſte Pflicht. Ihre Leiden verſchwanden gegen die ſeinigen, die ſie ihm bereitet hatte. Er ſtand größer vor ihr da; er der Alles ſtillſchweigend ertrug und ſeinen Eid hielt, den er dem Unglück geleiſtet hatte. Er hatte ſich verpflichtet die Schande der Mutter ſo lang ſie lebte vor ihrem Kinde zu verheimlichen und erſt nach dem Tode derſelben ihm die bürgerlichen Rechte zu verſchaffen. Jetzt war der Augenblick gekommen ſein Wort einzulöſen.

Der Abbé fragte Erneſtine, was er Herrn von Wildenſtein melden ſolle und auf wann ſie ihm Erlaubniß ertheile ſie nach Maxkeim zu begleiten. Sie raffte ſich aus ihrem ſtillen Sinnen ſchnell empor.

„Gleich, zur Stelle," rief ſie muthig aus. „Ich brauche mich nicht zur Demuth zu zwingen, die mir ſeinem makelloſen Verhalten gegenüber nur allein geziemend erſcheint. Es gebührt ihm der edle Stolz, mir zu verzeihen."

Auch nicht der leiſeſte Gedanke an etwas Gemachtes, an eine verſteckte Eitelkeit, die in einem ſolchen Geſtändniß ein Verdienſt für ſich erbeuten will, konnte in dem aufmerkſamen Beobachter ſich regen, der mit unverwandtem Blick ſie betrachtend vor ihr ſtand.

Da trat Schweſterchen Charlotte Buſch lachend in das Zimmer:

„Iſt der Kaffee fertig? Dann gehen wir ſpazieren" —

Die letzten Worte brachte ſie faſt nicht mehr heraus, ſo ſehr überraſchte ſie der Anblick des ſchwarzen Gaſtes, den ſie bei Erneſtine antraf.

Dieſer war der Kaffeebeſuch ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden. Sie war ein wenig verlegen, als ſie Madame Buſch und den Herrn Abbé von Songères aus Paris einander vorſtellte. Dann aber bat ſie ihre Schweſter in ſteigender Befangenheit um Verzeihung, ſie bald verlaſſen zu müſſen, da ein unvorhergeſehenes wichtiges Geſchäft ſie abrufe. Dabei küßte ſie Charlotte mit ganz beſonderer Wärme.

„Du verbindeſt mich unendlich, dich durch meinen Beſuch nicht abhalten zu laſſen. Unter Schweſtern keine Umſtände."

„Wie ich dir ſage, von höchſter Wichtigkeit für mich und auch für dich von großem Intereſſe.“

„Darf man wiſſen?“

„Der Gegenſtand kann nicht blos flüchtig berührt werden“ —

„Ich begreife, um jetzt darauf einzugehen, fehlt es dir an Zeit“ —

„Ich geſtehe dir“ —

„Nun iſt es ja ganz klar, was die Leute ſprechen. Es iſt nur nicht recht von dir, daß die Leute es eher wiſſen, als deine Familie“ —

„Und was wäre das?

„Soll ich es dir etwa ſagen?

„Ich weiß nicht was du meinſt“ —

„O Verſtellung! Je nun, laß dich nicht aufhalten. Ich gehe ſchon. Wünſche gute Verrichtung.“

Charlotte wollte forteilen, beſann ſich aber und ſagte:

„Wir können ja zuſammen die Treppe hinuntergehen. Das war alſo dein Wagen, der vor der Thür hält?“

Unten empfahl ſie ſich mit ſteifem Anſtande dem Herrn Abbé, nickte Erneſtine einen Gruß und lief ſtehenden Fußes zur Schweſter Mayer, um dieſer ihre Bemerkungen über den Vorfall zu hinterbringen.

Der gute Abbé ſah verlegen drein, denn er hatte kein

Wort von dem in deutſcher Sprache geführten Geſpräch verſtanden.

V.

In dem geräumigen Herrenhauſe zu Maxkeim war ein Zimmer zu dem ganz beſtimmten Zweck eingerichtet, ungeſtört, aber auch unbelauſcht und unbehorcht, nach Willkühr eine verlängerte Sieſta zu halten, ein wichtiges Geſpräch ganz im Vertrauen oder eine unumgängliche Verhandlung mit Muße zu Ende zu führen.

In einer geräumigen Vertiefung dieſes Zimmers, von der Tapetenſordine durch die man eintrat, ziemlich weit entfernt und hinter einem verglasten Paravent, ſtand der Divan, an dem ſich noch zwei Sitze reiheten, vor denen ein kleiner Schreibtiſch ſich befand.

Divan und Sitze boten etwa vier Perſonen Platz. Der Schreibtiſch war mit dem Nöthigen verſehen, um jede Abmachung durch Siegel und Unterſchrift zu bekräftigen. Jedem im Haus war es unterſagt, ungerufen dieſen Raum zu betreten und nur Gallini durfte diejenigen anmelden, deren Namen ihm vorher von dem Herrn zu dieſem Zweck genannt wurden.

An dem Tage von dem wir erzählen, ließ der General, obgleich noch äußerſt ſchwach und von zuckenden Schmerzen geplagt, ſich von Gallini hieher führen, nachdem er mit großer Anſtrengung eine ſorgfältigere Toilette beendigt hatte. Er gab ſich alle Mühe, ſeine Hinfälligkeit zu verbergen. Es geſchah nicht aus Eitelkeit, aber es liegt etwas in dem Gefühl eines alten Soldaten, das ihn zwingt, den Kopf hoch zu tragen, wenn er ihm auch wehe thut. Ein Held des Schlachtfeldes läßt ſich nicht gehen; nicht in Schlafrock und Pantoffeln überraſchen wie die Federhelden des Schreibtiſches.

Und dann erwartete er ja ſeine Frau. Er wollte nicht im Augenblick des erſten Widerſehens ihr den trüben Eindruck verſchaffen, den ein ſchon in der äußern Haltung bemerkbares Krankſein auf ſie machen mußte. Und war nicht der Augenblick ein ſo lang ſchon vorher erſehnter, das Ergebniß, welches er herbeiführen ſollte, ein ſo beglückendes, daß die Seele ſich bei dem Gedanken erhob, die Kraft ſich belebte, um dem Körper die Gewalt zu verleihen, ſich zu beherrſchen und gleichſam in einem Feſtgewande ſich zu zeigen?

Es war Befehl ertheilt worden, die gnädige Frau und den ſie begleitenden Herrn Abbé zu dem Kabinet zu geleiten und ſie zur Thür eintreten zu laſſen, ohne ſie anzumelden. Allein Gallini konnte es dennoch nicht unterlaſſen, als der Wagen mit den Erwarteten in den Hof einfuhr, zu dem General hinzuſpringen und „Sie kommen!“ zu rufen. Dann war er wieder ſpornſtreichs draußen vor der Thür am Schlage und hob die gnädige Frau heraus, mit tief gebeugtem Rücken ihr voranſchreitend

Wildenſtein ging ihr entgegen; ſeine Miene war heiter, ſeine Wangen waren von einer leiſen Röthe überflogen; die Bruſt hob ſich ſtärker. Erneſtine ſtand vor ihm, die Stirne zu Boden geſenkt; ihm ihre ſchönen Hände entgegenſtreckend.

Er hatte dies kaum erblickt, da zog er ſie an beiden Händen zu ſich hin und im nächſten Augenblick lag ſie ſtill weinend an ſeinem Herzen. Er und der Abbé führten ſie zum Divan. Es dauerte lange bis ſie Worte finden konnten. Erneſtine fühlte ſich von einem Schauer ergriffen, es war das Gefühl der Ehre, der Dankbarkeit gegen ihren verzeihenden Gatten, der Gedanke an ihren unverſöhnlichen Vater, an ihre Schweſtern, an das Aufſehen und Gerede in der Stadt, Alles das ſtürmte zugleich auf ſie ein.

Sie hatte Zeit um zur Beruhigung zu gelangen, denn Wildenſtein war gleichfalls in Nachdenken verſenkt.

Er erblickte vor ſich die ſtarke Erneſtine, die ein Wahn einſt zu einem ſchnellen, vernichtenden Entſchluſſe trieb; ſtill, gehorſam, mit demüthigem Flehen im Herzen, in ängſtlichem Bangen über das Urtheil, das man draußen über ſie fällen werde, ſie — die ſich früher ſo leicht darüber hinweggeſetzt hatte.

Der Abbé, der ihre Geſichtszüge aufmerkſam betrachtet hatte und in denſelben zu leſen verſtand, erbarmte ſich ihrer.

„Freuen wir uns der Unbeſtändigkeit des Glücks,“ fing er an, „ſie hat uns dieſen ſchönen Augenblick bereitet, der das überſtandene Ungemach tauſendmal aufwiegt. Wir haben nichts verloren; Alles iſt wiedergefunden zu feſterm Beſtand, zu ewig fortwährender Dauer.“

Er führte bei dieſen Worten Erneſtine zu ihrem Gatten hin.

„Sie ſind in ihrem Hauſe, in den ihnen gebührenden Rechten, nach welchen ſie hier zu ſchalten und walten haben. Friede und Eintracht ziehen mit ihnen ein und der Segen des Herrn wird über ſie wachen.“

„Ich war grauſam gegen dich,“ brachte Erneſtine unter Thränen mit Mühe hervor. „Und du konnteſt mir verzeihen“ —

„Wir wollen Alles vergeſſen,“ ſprach Wildenſtein mit hoher Innigkeit ſie umarmend.

Damit war ihre Bruſt aus der Erſtarrung erwacht. Sie leerte ihr Herz vor dem Gatten aus und ſprach lange, ununterbrochen, immer in flehendem Tone, immer die Thränen im Auge. Sie ſagte Alles, was ſie zu ſagen wußte, um ihre Seele von der Angſt zu befreien.

Wildenſtein unterbrach ſie nicht. Er hörte ihr ſcheinbar mit kaltem Blute zu.

„Jetzt habe ich dir nur noch zu gehorchen,“ ſo endete ſie, indem ſie ſich die Thränen trocknete und feſt auf ihren Mann blickte. Nachdem ſie ihr Herz ausgeſchüttet, hatte ſie wieder Zuverſicht ſich errungen. „Ich gehorche dir, was du auch über mich beſtimmſt. Dein Wille iſt mein Geſetz. Möge mir auch die Tochter deiner Schweſter verzeihen, wie du mir jetzt verziehen haſt. Führe mich zu ihr, damit ich ſie darum bitte. Du willſt ſie als dein Kind anerkennen; ſie ſoll an mir die Mutter wiederfinden. Ich will darin meine Ehre ſuchen vor aller Welt.“

Der General machte ſie mit den fürchterlichen Schickſalen ſeiner Schweſter bekannt. Sie erfuhr jetzt die eigenthümlichen Umſtände welche die frühere Mittheilung des Geheimniſſes ihm unmöglich machten; die es verhinderten den Schuldigen zur Strafe zu ziehen und gerechte Rache an ihm zu üben, da ſein Name ihm nicht genannt worden war. Jetzt da er ihn wußte, war Delphine bereits als Verklärte vor dem Throne Desjenigen gegen deſſen Gebote allein ſie gefehlt hatte, und dem auch nur allein die rächende Strafe zuſteht.

„Du kennſt jetzt die Urſache von unſerer Trennung“, ſagte Wildenſtein. „Wir haben beide den bittern Kelch geleert und ich ſchließe jetzt mein theueres Weib wieder in meine Arme. Ich ſtehe rein vor dir. Du ſiehſt es ein, wie ſchwer es war, den Schmerz zu ertragen von dir verkannt zu werden und für die Tochter meiner Schweſter nichts unternehmen zu können um ihren ſchmachvoll gefährdeten Ruf herzuſtellen. Dieſer Schmerz beugte meinen Körper; er führte dies Leben leichter ſeinem Ende zu als es die Mühen und Drangſale des Krieges gekonnt hatten. Und dennoch beſchuldigte ich dich nicht der Grauſamkeit gegen mich. Im Bewußtſein meiner Treue, zürnte ich dir nicht. Das was dir ſo vorkommen mochte, was mich dir als unverſöhnlich erſcheinen ließ, lag in dem unſeeligen Verhältniß begründet, das mich durch einen Eid gefeſſelt hielt, den ich dem erbarmungswürdigſten Elende leiſten mußte. Nun iſt Alles überſtanden. Deine liebevolle Pflege wird mich wieder herſtellen. Ich werde an deiner Seite wieder geneſen. Wie fühle ich mich doch ſchon jetzt ſo wunderbar geſtärkt!“

Er ſchellte. Es geſchah offenbar um eine Pauſe nothwendiger Erholung zu gewinnen. Gallini trat ein. Der General befahl einige Erfriſchungen zu bringen.

Der Abbé zog ſein Brevier aus der Taſche und ſagte, daß er in den Garten gehe. Sie möchten in ihren Herzensergießungen nur ungeſtört fortfahren, da ſeine Anweſenheit ſie zu der Höflichkeit nöthige, ſich ſeinetwegen hie und da des Franzöſiſchen zu bedienen.

Als ſie allein waren, eröffnete Wildenſtein ſeiner Frau auch das, was er von der Neigung Victoria's zu Paul Möller bemerkt zu haben glaubte und wie ſehr Beide von den obwaltenden Umſtänden zu leiden gehabt. Er ſagte ihr, daß die plötzliche Entfernung Pauls, Victoria gänzlich verwandelt habe. Sie habe ihn' ſeitdem nicht mehr beſucht und ſeine dringendſten Einladungen zurückgewieſen. Madame Valmont wußte ihm nichts zu ſagen, da Victoria ihr Zimmer nie verlaſſe und ihrem theilnehmendſten Zureden ſich fortwährend verſchließe. Was vorgefallen, vermuthe er, aber er wage es ſich kaum zu geſtehen.

„Gott ſei Dank," ſetzte er hinzu, „auch dies Leid wird nun bald gehoben ſein. Der junge Möller befindet ſich, wie ich benachrichtigt wurde, in Paris. Herrn von Songères hat es die Frau Superiorin des Hauſes du sacré coeur in Abbeville geſchrieben, an welche ſich Möller gewendet hat, um die Erlaubniß von ihr zu erwirken, ſie beſuchen zu dürfen. Sein Zweck wird mir leicht zu errathen. Er hofft dort dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, das ihm hier undurchdringlich war und auf das empfindlichſte berührte. Ich glaube nicht, daß ihm das auf dieſe Weiſe gelingen werde. Viel eher kann ich ihm jetzt dazu verhelfen und ein Brief ſoll ihm Aufklärung verſchaffen. Wenn wir nun hier Victoria von der glücklichen Wendung ihres Schickſals in Kenntniß geſetzt haben, die freilich durch das ihrer Mutter und den Tod derſelben für einige Zeit noch getrübt ſein wird, ſo wollen wir ſuchen, ſie zu dem offenen Geſtändniß ihrer Neigung zu veranlaſſen. Ich wünſche unſere nunmehrige Tochter Victoria von Wildenſtein mit Paul Möller verbunden zu ſehen. Das Ungeheuer, das ihr nicht einmal ſeinen Namen mitgeben wollte und ihr den Namen Bowden als Makel für's Leben anheftete, hat keine Rechte mehr auf ſie. Sein Name Ludolf ſei, wie er ſelbſt, für nun und ewig vergeſſen. Die Unterhandlung mit Pauls Vater, meinem beſten Freund und Waffengefährten, hoffe ich ſchnell und mit dem beſten Erfolg zu Ende zu führen.“

Er erging ſich hierauf mit freudiger Lebendigkeit in der Aufzählung aller Begebenheiten, die er an der Seite ſeines Freundes erlebte. Von ihrer Jugend an bis zu ihrer Trennung. Er zählte die Dienſte auf, die ihm Pauls Vater in Amerika geleiſtet; wie er ihm in gefährlichen Abenteuern beigeſtanden, als ſie neben einander fochten. Wie er ihn einmal halbtodt aus der Schlacht getragen.

Wie Möller, als der Aeltere und Erfahrnere, ihn zu Thaten angefeuert und vor Thorheiten bewahrt hatte. Wie ein Lächeln ſeines Waffenbruders ihn aufmuntern, ein ſtrenger Blick deſſelben ihn zur Umkehr bringen konnte. Immer ließ er ſich dort finden, wo Wildenſtein ihn brauchte. Er verdanke ſeinem Freunde Alles, was er erreichte, was er wurde, was er beſitze.

„Da ſiehſt du wohl ein, liebe Erneſtine, wie ſehr ich es wünſche, unſere Victoria mit dem Sohne meines Freundes vereinigt zu ſehen. Es ſoll dadurch unſer Band auf's Neue geknüpft werden. Seit meiner Rückkehr aus Amerika ſahen wir uns nicht mehr. Er war mehr als zehn Jahre früher nach Europa zurückgekehrt, gleich, nachdem der Krieg beendigt war. Er hatte keine Luſt dazu, während des Friedens zu dienen und ſich dem Müſſiggang und Luxus in die Arme zu werfen. Ich blieb, um die Spur meiner Schweſter zu entdecken und als ich von der Erfolgloſigkeit meiner Bemühungen überzeugt war, erſt dann entſchloß ich mich, meinen Abſchied zu nehmen, um die Verlorene in Europa zu ſuchen. Möller war nach dem Süden gezogen. Sein vieljähriger Aufenthalt in den Tropen machte es ihm zur Pflicht für ſeine Erhaltung die ſtrengen Winter des Vaterlandes zu vermeiden. So waren wir auseinander gekommen. Lange Zeit iſt ſeitdem verſtrichen. Sie hat uns für den perſönlichen Verkehr abgeſtumpft. Alte Kriegskameraden bequemen ſich ſchwer zum Briefſchreiben. Auf zwei Briefe, die ich noch aus Amerika abſandte, erhielt ich nur eine kurze Antwort. Von hier ſchrieb ich ihm dann noch einmal, als ich Marxkeim gekauft und Paul kennen gelernt hatte. Nun aber kam bald ein langer Brief von ihm. Er beſchwor mich bei unſerer Freundſchaft ſeinen Sohn zu vermögen, ſich nach einer Stellung im Leben umzuſehen. Er habe ihn nach Deutſchland zu ſeiner weitern Ausbildung geſchickt, weil er in Neapel nichts mit ihm anzufangen gewußt. Er ſei als alter Soldat nicht befähigt einen jungen Menſchen zu leiten, der bei ihm nur ſchlechte Gewohnheiten angenommen haben würde. Für die wiſſenſchaftliche Grundlage habe er geſorgt, an Talenten fehle es Paul nicht und ſein gutes Naturel würde zu beſſern Früchten anſetzen, als das Beiſpiel des Vaters bei ihm zur Reife brächte. Er hoffe, daß mein unausgeſetztes Zureden etwas ausrichten werde. Unentſchloſſenheit ſowie Unbeugſamkeit ſeien die zwei erbärmlichſten Extreme in dem Charakter eines jungen Mannes. Noch ſchrecklicher wäre es, wenn es Paul an Urtheilskraft fehlte. Indolenz, Stupidität, das waren am Ende die traurigſten Vorausſetzungen, die meinem Freunde ſich aufdrangen. Es würde ihn weniger kränken, wenn Paul ein ſinnlicher Verſchwender oder ein Geizhalz wäre; dann hätte doch ſeine Seele Etwas, das ſie beſchäftigte. Obgleich mein Zureden bei Paul nichts fruchtete, ſo konnte ich doch dem beſorgten Vater Troſt gewähren. Ich antwortete ihm: daß ſein Sohn das edelſte Herz beſitze, daß er nur von Wohlwollen erfüllt ſei, daß die Armen in der Gegend ihn lieben und für ihn beten. Er widme ſich mit angeſtrengtem Fleiße dem Studium der Künſte. Alles was das Gemüth und den Geiſt nährt, werde von ihm erfaßt, nur dem überlegenden praktiſchen Verſtand allein verſchließe er ſich. Vergebens ſei es, ihm auf dieſem Wege die Ausſicht auf irdiſches Glück eröffnen zu wollen. Es ſei umſonſt, wenn man ihm die Ueberzeugung zu verſchaffen unternähme, was zu einer dauerhaften Befriedigung unſeres irdiſchen Daſeins nothwendig ſei. Dieſe Schilderung ſandte ich nach Neapel. Da kam noch ein Brief von dem Vater. Das iſt ſehr traurig, ſchrieb er mir; ich bin kein Gelehrter, aber ſo ſtell' ich mir einen Philoſophen, einen Stoiker, einen Diogenes vor. Wollte es doch dem lieben Gott gefallen, dieſem neuen Adam eine Eva zuzuführen. Vielleicht hilft ihm dies auf die rechte Bahn.

„Nachdem du Paul nunmehr ſo kennſt, wirſt du dir denken, wie ſehr ich erfreut war zu ſehen, daß ſein Herz einer zärtlichen Neigung ſich öffnete. Ich hatte bisher geglaubt, daß er als Künſtler die Schönheit nur ſehe und empfinde, nicht aber, daß er von ihrer Macht auch menſchlich tiefer erfaßt werden könne. Ich bemerkte, daß er ſeine verwundbare Stelle habe. Victoria bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens mit ſolcher Gewalt, daß ihr Beſitz ihm als Beſtimmung erſchien. Was mir entging, hinterbrachte mir mein ſchlauer Gallini, oder ich ſah es durch die Beobachtung der Madame Valmont ergänzt. Da war nichts Romanhaftes, nichts Ueberſchwängliches, es war ein ſolides, treuherziges Verlangen, ein Beharren, wie ich es Paul nicht zugetraut. Wie Victoria es aufnahm, wußte ich zwar nicht; allein es war aus ihrem Benehmen dennoch darauf zu ſchließen. Mir hatten ſich Beide nicht anvertraut. Und ich muß geſtehen, daß es mich — wäre es geſchehen, als mich noch mein Eid band — nur in neue gränzenloſe Sorge verſetzt haben würde.

„Was konnte nun dieſe Beziehungen, die ſich in der zarteſten Weiſe äußerten; ſo zart, daß ſie ſich kaum von der aufmerkſamſten Beobachtung erkennen ließen, auf plötzliche Weiſe zerreißen? Er verläßt ſein geliebtes Quiſiſana, nimmt keinen perſönlichen Abſchied von ſeinem nachbarlichen Freunde, von dem Jugendfreunde ſeines Vaters. Mit wenigen Zeilen meldet er mir's, daß er dem Willen ſeines Vaters nun nachkommen wolle und deßhalb eine Reiſe antrete, um Dienſte zu ſuchen wie ſie ſeiner Neigung entſprächen. Victoria ſchließt ſich ein, beſucht mich nicht mehr, läßt ſich krank melden und trauert. Kann man da fragen um wen? Aber wenn man dies zuſammenfaßt, bleibt da wohl noch ein Zweifel, was Alles ſo herbeiführte?

„Es iſt das Werk jener furchtbaren Macht die in dieſer Zeit zu den ſchändlichſten Zwecken mißbraucht wird. Es iſt die Lüge, die Verläumdung, die auf die überſättigte Genußſucht ſpeculirt und ihr Speiſen zu bereiten ſorgt, die noch allein im Stande ſind, ſie zu reizen. Namen, Perſonen, Verhältniſſe werden vor die Oeffentlichkeit gezogen und dem Spott und Hohn, der Verdächtigung und Verachtung der Menge preisgegeben. Die Maſſen ſind das höchſte Tribunal von deſſen Urtheilsſpruch keine Berufung mehr geſtattet iſt. Und die Maſſen ſind es die eben durch jene alltägliche Verbreitung der Lüge und Verläumdung ſo tief verderbt ſind, daß ſie dem Verabſcheuungswürdigſten Glauben ſchenken, weil ſie ſelbſt das Schändlichſte für möglich halten, dem die eigene Verworfenheit in ihrem Innerſten entſpricht. Kann man da wohl erwarten daß man ſich zu einer Selbſtvertheidigung erniedrigen werde um ſich aus ſolchen Händen ſeinen ehrlichen Namen wieder zu erobern?“

Eine lange Pauſe trat ein. Erneſtine fühlte die ſchmerzvollſte Befangenheit bei dieſer tiefempfundenen Klage weil ſie es ſich ſagen mußte, wie viel ſie dazu beigetragen hatte den hölliſchen Brand anzuſchüren.

„So wurden denn zwei friedliche in ſich einige Geſchöpfe in einen qualvollen Kampf geriſſen," fuhr der General fort. „Aber er iſt ehrlich durchgekämpft und ein edler, ſchöner Friede hat ihn für ewig getilgt. Dem Leben ſind ſolche Kämpfe ſtets erſprießlich. Sie ſind oft nothwendig; mag auch unſer Herz dabei bluten. Selbſt die heilige Geſchichte zeigt uns hohe Beiſpiele von Seelenkämpfen. Das Scepter der blos ſinnlichen Leidenſchaft wird zerbrochen und jede willkührliche Anmaßung in die gebührende Schranke gedrängt. Mit einer angeborenen Einfalt und Naivität in die Welt zu treten iſt in dieſen Tagen ohne Gefahr zu laufen nicht möglich. Das Beiſpiel meiner Schweſter hat es bewieſen. Was Paul und Victoria zu leiden hatten wird ſie ſtärken das Glück das ihrer wartet mit hellerm Bewußtſein zu empfangen, als ſie es ertrügen, wenn es ihnen gleichſam wie im Schlummer beſcheert worden wäre."

„Alles was du ſagſt," ſprach Erneſtine, „regt Schmerzen in mir auf, aber ſie erheben mich wahrhaft in dieſem Augenblick!"

„Es ſind bloß noch die Erinnerungen an Schmerzen die nun für immer gebannt ſind," erwiderte er.

„Ich will die Erinnerung mir durch nichts rauben laſſen," ſprach ſie, „ſelbſt im höchſten Glück ſoll ſie mir gegenwärtig bleiben. Es liegt eine Grauſamkeit darin, wirſt du ſagen, aber ich kann nicht anders. Es wird mich vor Uebermuth bewahren und in der Demuth erhalten.“

Der General verſuchte es umſonſt durch einige Geiſtesblitze des Humors die allzu trübe Stimmung zu verſcheuchen, die ihn ſelbſt nicht losließ. Der Abbé trat ein und es war nun Zeit die noch nöthigen Verabredungen zu treffen.

Erneſtine ſollte ihren Vater von der Ausſöhnung mit dem Gatten in Kenntniß ſetzen, ſo wie von dem was ſie herbeigeführt hatte. Wildenſtein übernahm es Victoria zu beſuchen um ihr den Tod der Mutter anzuzeigen und ihr mitzutheilen was er für ſie zu thun geſonnen ſei.

„Hier dies kleine Paket,“ ſprach er, indem er es öffnete, „ſoll ſie morgen durch mich erhalten. Es iſt ein Brief darin, den die Mutter ihr mit einigen kleinen Andenken hinterließ. Auch dieſes kleine Kreuz iſt dabei, das meine Mutter ſtets am Halſe getragen.“

Er war ſehr gerührt als er es in die Höhe hob.

Erneſtine nahm es ihm aus der Hand und küßte es lange.

„Wie ſchön und rein glänzt dieſer Schmuck,“ ſagte ſie mit dem feierlichen Ernſt, den die frühere Unterredung in ihr hervorgerufen. „Es iſt ein hehres Friedenszeichen. Deine Mutter die es einſt getragen, hat niemals deines Vaters Ruhe geſtört, ſeine Ehre verdächtigt wie —“

Sie konnte nicht weiter ſprechen. Er nahm ihr das Kreuz aus der Hand und ſchloß das Paket. Ein paar Thränen konnte er nicht zurückhalten, die darauf fielen. Er mußte der eiteln Verirrungen ſeiner Mutter gedenken, die den Fall ſeines Vaters einſt herbeigeführt hatten.

Erneſtine hörte den leiſen Schall der fallenden Thränen und erſchrack.

„Camill!“ rief ſie ihn umarmend. „Was iſt das? Vertraue mir. Ich will dir eine Gattin, Victoria eine Mutter ſein. Ich will dich und ſie zwingen mich zu lieben, wie ich euch liebe. Ich werde auch meinen Vater zufrieden ſtellen. Er iſt mir ſtets ein guter Vater geweſen. Nichts will ich unterlaſſen. Ein gemeinſchaftliches Band ſtillen Glücks wird uns Alle fortan umgeben.“ —

Sie fuhr mit dem Abbé in die Stadt zurück. Es war ſchon ſpät. Als ſie ankamen lief ſogleich einer aus Sollbergs Haus zu Frau von Mayer um dieſer die Meldung zu bringen, wie es ihm von ihr aufgetragen worden war, daß die Frau Generalin in Geſellſchaft des Jeſuiten zurückgekehrt ſei.

* * *

Victoria war auf's Höchſte überraſcht als Madame Valmont faſt beſtürzt in das Zimmer trat um ihr zu ſagen, daß Herr von Wildenſtein ſo eben vorgefahren ſei und das Fräulein von Chamilly bitten laſſe, ihn zu empfangen.

Die Beſtürzung welche die Valmont zeigte, äußerte ſich in verſtärktem Grade bei Victoria. Sie hatte ſich in einem Briefe an die Superiorin in Abbeville gewendet, um ihr das Gräßliche ihrer Lage mitzutheilen und Aufſchluß darüber zu fordern, was ihre mütterliche Freundin dazu veranlaßt haben konnte, ſie in eine ſolche Troſtloſigkeit zu verſetzen. Ihr Entſchluß ſtand feſt den General nicht zu ſehen, bis daß die Antwort auf dies Schreiben erfolgt ſein würde. Dann wollte ſie ſchriftlich von ihm Abſchied nehmen und zu der Superiorin reiſen um über ihr ferneres Schickſal ſich mit derſelben zu berathen. Sie zweifelte nicht, daß ſie bald dazu in den Stand geſetzt ſein werde, da ſie dringend um Beſchleunigung der Antwort gebeten hatte.

Aber die Zeit verrann, der Brief hätte lange ſchon in ihren Händen ſein können, und er ließ ſich immer noch erwarten. Die Superiorin war eben noch nicht zu Hauſe; ſie war an das Sterbebett Delphinens hingeeilt.

Madame Valmont ſtand immer noch da und wartete auf Entſcheidung.

„Sie können den General unmöglich abweiſen,“ ſagte ſie etwas heftig, „ich war ſo vorſchnell auf ſeine mit Beſorgniß ausgeſprochene Frage zu erwidern, daß ſie ſich wohl befinden."

„Es iſt wie ein wüſter Traum, der mich ängſtigt," ſprach Victoria ſeufzend vor ſich hin, „vielleicht führt dieſer Beſuch das Erwachen herbei. Gut."

Sie ging dem General bis zur Treppe entgegen, die er ſich von Gallini heraufführen ließ, dann löſte ſie dieſen ab und führte ihren Gaſt in den Salon.

„Ich kann es kaum begreifen, wie ſie ſich meiner noch erinnern konnten," ſagte ſie, „da ich in ihren Augen undankbar erſcheinen muß. Aber ich ſelbſt bin ſehr krank und fühlte mich in meiner gänzlichen Verlaſſenheit zu elend. Selbſt meine heiligſten Verpflichtungen ſchwanden mir aus dem Gedächtniß. Ich kann nichts hinzufügen und wenn ſie in dem Geſtändniß keine Entſchuldigung meines Betragens finden, ſo muß ich geduldig das Urtheil über mich ergehen laſſen, daß ich eine Gefühlloſe ſei."

„Ich verſtehe ſie nicht. Sie ſprechen von Dank, von Entſchuldigung. Aber wie kommen ſie darauf? Wir waren Beide krank. Ich bin der zuerſt Geneſene und beſuche ſie, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen."

Seine anſcheinende Unbefangenheit verwirrte ſie noch mehr.

„So verzeihen ſie mir," ſtotterte ſie, „wenn ich in der Ueberraſchung die mir ihr Beſuch bereitete, gegen die

Höflichkeit verſtoßen habe. Ich hätte ihnen vor Allem meine Freude zu erkennen geben ſollen, ſie wieder hergeſtellt zu ſehen" —

„Und wenn ich ihnen ſagen werde, daß meine Herſtellung hauptſächlich aus meinem Glück, aus der wiedergefundenen Zufriedenheit entſpringt, ſo bin ich ſicher, daß dies ihre Theilnahme verſtärken wird. Nicht wahr?"

„Gewiß. Und das umſomehr, weil ich dieſe Beruhigung mit mir nehmen werde. Sie wird mich wie ein Troſt begleiten, wenn ich dieſen Aufenthalt verlaſſe."

„Sie wollen uns verlaſſen? Und warum?"

„Ich will zu meinen geliebten Freundinnen nach Frankreich. Ich werde dort mit freierm Gewiſſen mich ihrer Wohlthaten erinnern dürfen und für ſie beten. Ich werde es dort ohne zu erröthen" —

Sie unterbrach ſich plötzlich. Sie ſuchte vergebens nach Worten um es verſtändlich zu machen, was ſie ſo ſchmerzhaft bewegte. Dann nahm ſie ſchnell eine andere Zuflucht.

„Ich bedarf des Beiſtandes meiner zweiten Mutter, der Frau Superiorin im Kloſter zu Abbeville, wo ich erzogen wurde."

„Nein, Victoria, fort mit dem ſtolzen Namen Chamilly! Sie werden nicht reiſen. Wildenſtein läßt ſie nicht fort. Ihre zweite Mutter, wie ſie die Superiorin nennen, will es ſo.“

„Sie will es und hat mir nicht geantwortet? Sie wiſſen ihren Willen und ich weiß nichts von ihr? ſo hat ſie mich denn aufgegeben und mich rückſichtslos ihren Händen überlaſſen. Sie iſt von mir darüber unterrichtet worden in welche Lage ich hier gerathen bin und ſie kann ihr Ohr meinen Bitten verſchließen, mich daraus zu reiſſen?“

Der General eröffnete ihr, daß die Superiorin ihre Briefe nicht habe empfangen können, weil ſie verreiſt geweſen ſei. Sie ſei zu ihrer Freundin, der Schweſter Margaretha, in das Kloſter an der Grenze —

„Schweſter Margaretha“, unterbrach ihn Victoria, „die fromme Dulderin, die mich hieher begleitete! Eine innere Ahnung ſagt mir, daß die Superiorin zu ihr eilte, um bei ihrem Sterben zu ſein. Sie liebten ſich ſo ſehr.“

„Sie täuſcht die Ahnung nicht. Schweſter Margaretha iſt todt.“

Victoria faltete die Hände und betete ſtill.

„Wie verehrte ich ſie ſchon und wir kannten uns nur ſo kurz!“ ſprach ſie, nachdem ſie das Kreuz gemacht. „Noch ſeh' ich ſie, wie ſie ihre halberblindeten Augen ſo wehmüthig auf mir armes Geſchöpf ruhen ließ, das hier in der Welt allein zurückblieb. Ach, hätte ich doch auch bei ihrem Sterben zugegen ſein können! Wäre ich mit ihr geſtorben!"

Der General ſtörte ſie nicht in ihrem Schmerz. Ihr Zuſtand forderte die größte Schonung. Eine ſchnelle Enthüllung der Wahrheit konnte ſie zu mächtig erſchüttern.

„Die Superiorin lebt noch," ſagte er, „und wie ich weiß, wird ſie noch immer von der gleichen Mutterliebe für ſie erfüllt."

„Daß ich zu ihr fliegen könnte!" rief Victoria mit ausgebreiteten Armen.

„Das iſt unmöglich," ſagte der General, indem ſich ein leichter Anflug von Scherz in ſeinem Tone bemerkbar machte.

Er ging zur Thür und rief Gallini, der ſogleich erſchien und ihm das Päckchen überreichte.

„Aber es wäre auch nicht nöthig, ſelbſt wenn ſie fliegen könnten," ſprach der General, während er es ſeinem Diener abnahm. „Hier ſind Briefe für ſie. Einer von der Frau Superiorin, dann noch Einiges von der Schweſter" —

„Margaretha!" ſchrie Victoria auf.

Stillſchweigend überreichte ihr der General das Paket und ſetzte ſich, ergeben dem höheren Willen, den Ausgang vertrauend.

Keine Sprache wäre im Stande, keine Phantaſie mächtig genug, um das zu ſchildern was nun folgte.

Alles bliebe hinter der Wahrheit zurück. Eine ausgeführte Seelenmalerei könnte nur den Eindruck ſchwächen, der damit beabſichtigt würde.

Victoria hatte Alles mit einer Begierde durchleſen, die von Zeile zu Zeile ſich ſteigerte. Der General bemerkte mit wahrem Entzücken, daß keine Schwäche bei ihr die Oberhand gewann. Sie hielt ſich ſtandhaft und nachdem ſie das kleine Kreuz ihrer Mutter geküßt und es auch ſogleich umgehängt hatte, ſprang ſie auf und hingeriſſen von dem überwältigenden Gefühl, das aus namenloſem Schmerz und unendlicher Wonne gewoben war, vergaß ſie jede Rückſicht und ſtürzte ihrem Oheim in die Arme, um an ſeinem Halſe ihrer zerſpringenden Bruſt durch Thränen Luft zu verſchaffen.

Aber bald folgte die Rückwirkung dieſes ſtürmiſchen Moments.

Victoria war aufgelöſt; ihre Nerven unterlagen. Der General legte ſie ſanft in die Polſter des Divans und ließ ſchnell Madame Valmont herbeirufen. Er ſelbſt war zu heftig ergriffen und hinterließ, daß man ihm unverzüglich melde, wann ſeine Nichte wieder im Stand ſein würde ihn zu empfangen.

Familienverhältniſſe hätten bis jetzt gebieteriſch verlangt, ſagte er beim Weggehen zu Madame Valmont, daß das Fräulein unter fremdem Namen hier verweile. Jetzt, nachdem ihre Mutter das Zeitliche geſegnet, werde es ihr geſtattet ſein, den ihr gebührenden anzunehmen.

VI.

In der Familie Sollberg übten die jüngſten Ereigniſſe eine um ſo tiefere Wirkung, weil ſie die ganze Stadt beſchäftigten. Hatte die Erſcheinung des Jeſuiten, für welchen Herr von Songères hartnäckig von der Menge im guten Glauben an die kleine Preſſe gehalten wurde, gleich anfänglich Mißtrauen und Haß erregt, ſo wurde mit dem Verſchwinden des Mißtrauens, dem Haſſe neue Nahrung zugeführt. Denn das Mißtrauen war vorüber ſobald man ſeine Thätigkeit erkannt zu haben wähnte; dieſe aber erſchien Allen gleich haſſenswerth. Daß er Gatten verſöhnte, Friede ſtiftete und Kummer und Trauer in Glück und Zufriedenheit verkehrt hatte; das wurde nicht anerkannt. Man ſah, daß es ſich ſo zugetragen, aber man ſchrieb es der fein angewandten Liſt, dem Betruge zu, der einen eigenſüchtigen geheimen Vortheil dabei verfolgte.

Der Faden der Intrigue hatte ſich in Frankreich angeſponnen; auf abenteuerliche Weiſe war er nach Deutſchland verzogen und hier zu einem Netze verflochten worden, in das eine achtungswerthe Familie gefangen wurde. Aber die Maſchen waren bereits gelöſt; der ehrlichen deutſchen Fauſt widerſtand das wälſche Spinnengewebe nicht; man war ſchon auf dem Punkte, durch eigene Kraft ſich gänzlich zu befreien und die Lüge dem verdienten Schickſal zu überlaſſen; da zog eine neue Wolke heran. Sie war dem Pfuhl entſtiegen, der die reichſten Mittel barg, um die Knoten des Netzes zu fortgeſetztem Verderben neu zu ſchürzen, damit das erkorene Opfer nicht losgelaſſen werde. Hier konnte man ſich nicht einmal auf die Deviſe berufen: Der Zweck heiligt die Mittel; denn die ſchändlichſten Mittel führten einen fluchwürdigen Zweck herbei. Ein Abenteuerer, ein Wüſtling, hatte die Ehe gebrochen; ſein edles Weib, das ihn darob verließ, wurde durch ſchnöde Täuſchung wieder in ſeine Arme zurückgeführt und das mehr als zweideutige Verhältniß, erhielt ihre Zuſtimmung: der elende Gegenſtand des Zwiſtes ward in die Familie aufgenommen.

So war die Stimmung der Leute. Sie ſchwelgten in dieſer unſinnigen Vorſtellung. Einer wollte den andern im dummen Raiſonnement überbieten, ſo hätte man es nennen können, wenn darin nicht ein lächerlicher

Widerſpruch läge. Es war ein wahrer Brutkaſten der roheſten Meinungen, die den Vorausſetzungen von dem Religionsfeind der Jeſuiten entſprangen. Wahrlich wäre der gute Abbé von Songères nicht durch andere wichtige Geſchäfte zur ſchnellen Abreiſe getrieben worden; hätte er den Bitten Wildenſteins, Erneſtinens und Victorias nachgegeben, um ſich die Erholung zu gönnen, noch während einiger Tage ihres Glückes mit ihnen ſich zu erfreuen; ſo hätte es üble Folgen für ihn gehabt. Jener Fanatismus iſt in Wahrheit der furchtbarſte, der ſich aus den bunt ſchillernden Dünſten der Aufklärung entwickelt.

Der Kaufmann Fritz Sollberg, ſo gewiegt er ſonſt auch in den Geſchäften war und das Leben in der Geſellſchaft, ſo viel ihm davon in ſeiner bisherigen Praxis bekannt geworden, gut zu kennen glaubte, ſah ſich jetzt mit einem Mal am Ende aller ſeiner Weisheit. Nur des Einen war er ſich bewußt, daß ihn die Sache ſehr verdroß; daß er ſich ärgerte. Sein Ingrimm geſtaltete ſich ſo, daß er nicht mehr zu behandeln war, daß er für ſeine Umgebung unausſtehlich wurde. Es war immerhin kein Zorn des Achilles; nichts Zermalmendes, nichts Furchtbares; aber dennoch beängſtigend. Denn wenn ſolche alte Philiſterköpfe aus ihrem Geleiſe ſchweifen, dann iſt es wie bei den Geizhälſen die plötzlich zu Ausgaben ſich hinreißen laſſen. Man vermag das Ende nicht abzuſehen.

Die alte gute Frau Sollberg hatte am meiſten zu leiden, weil ſie ſtets um ihn war wann das Comptoir geſchloſſen wurde und er den Schlafrock anzog um mit ihr Mittag zu halten oder den Thee mit ihr zu trinken. Auf ſie wurde die ganze Schaale des den Tag über angeſammelten Aergers ausgeſchüttet, da Frau von Mayer und Buſch's Gattin ihrem Vater nicht mehr auf Schußweite zu nahen wagten. Das ſo ſchön erneuete Friedensband zwiſchen Wildenſtein und Erneſtine hatte recht eigentlich die übrige Familie untereinander entzweit.

Frau von Mayer ſann zwar hin und her, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Bald hatte ſie dieſen, bald jenen Plan ſich im Kopfe zuſammengelegt. Allein alle waren ſo beſchaffen, daß ſie dabei noch eines klugen Rathes bedurft hätte, und Niemand war da, der ihn ertheilen konnte. Wen ſollte ſie befragen?

Ihre Mutter beſaß keinen Scharfſinn und war die gehorſame getreue Sklavin des Alten, die Gram und Schmerz ſtill in ſich fraß. Sie ſah in jedem Unternehmen die Sache zu ebnen nur neuen Stoff ihren Mann heftiger zu reizen. Sie kannte ihn ja ſchon lange. „Hat er ausgetobt, ſo wird er auch wieder gut," ſprach ſie beſchwichtigend wann Einer ihr klagte.

Frau Buſch ſtand faſt auf der Höhe des Vaters wenn man ſie zu ſprechen nöthigte. Sie unterſchied ſich nur darin, daß ſie ſich die fatale Geſchichte, ſo viel ſie konnte, aus dem Sinn ſchlug. Kam ihr Schweſter Mayer mit einem Vorſpiel zu einem Plane daher gegangen, ſo war ſie gleich bereit ihr zu erwidern:

„Ich fürchte du fängſt dich ſelbſt in deiner Liſt. Der General iſt klüger als ich und du und Erneſtine folgt ihm wohin er ſie haben will. Allein dürfte ich dich wohl erſuchen mir einmal deinen Plan ganz genau und offen darzulegen?“ Frau von Mayer war aber dann ſchon pikirt und antwortete kurz:

„Sobald ich damit ganz im Reinen bin, ſag' ich dir's. Du kannſt mir ja doch nicht helfen.“

Mit Buſch war gar nichts anzufangen. Er enthielt ſich eines Urtheils, weil er früher ſtets Wildenſteins Partei genommen hatte. An den Jeſuitenhandel glaubte er nicht. Dazu war er zu vernünftig. Er erwartete, daß ſein Schwager, der junge Sollberg, in wenigen Wochen nach langer Abweſenheit nach Hauſe zurückkehren würde, um mit ihm, einem erfahrenen Geſchäftsmann, alsdann zu berathen wie man es anfangen ſolle, Wildenſtein zu vermögen mit Frau und Adoptivtochter für immer fortzugehen. Es würde ſich leicht ein Käufer zu Markeim finden. Er ſelbſt war nicht abgeneigt das ſchöne ſehr einträgliche Gut zu kaufen. Sollberg Sohn, des Generals Freund, erſchien ihm als ein ſchicklicher Makler bei dem Handel.

Erneſtine war allen dieſen Störungen aus dem Wege gegangen. Am Tage nach der Verſöhnung zog ſie wieder zu ihrem Gatten auf das Land. Sie hatte den Schmerz, daß ein paar Zeilen ihres Vaters ihr nachgeſendet wurden die das ausdrücklichſte Verbot enthielten, ſeine Schwelle jemals wieder zu betreten.

Auch Victoria war von Madame Valmont weg gezogen und bei ihrem Oheim in Markeim. Das Herrnhaus daſelbſt und ſeine Bewohner waren gänzlich unberührt von den Begebenheiten des Tages und nur mit ihrem innerſten Herzen beſchäftigt, das ſich ihnen wie ein Heiligthum wechſelſeitiger Liebe erſchloß. Es erſchien ihnen wie Sünde einem unlautern Gedanken Gehör zu geben, der ſie an das Gebiet des Haſſes und der Verläumdung erinnert hätte, aus dem ſie ſo eben entkommen und an die Drangſale denen ſie ſich dort preisgegeben geſehen.

Die kleine Preſſe konnte ſich bei dieſem allzu glücklichen Ausgange des Ereigniſſes nicht beruhigen. Sie hatte zu viel Schmutz aufgerührt und mußte darauf bedacht ſein, ihn in die für ſie offenen Abzugskanäle zu leiten, um nicht ſelbſt darin zu erſticken; nämlich an Abonnenten einzubüßen, wodurch ihre Exiſtenz gefährdet war. Denn eine große Menge ihrer Leſer fing ſchon wieder an, ſeine Theilnahme für das Sollberg'ſche Haus im Geſpräch zu äußern und die Verſöhnung Erneſtinens und Wildenſteins mit milderm Urtheil zu begleiten.

Dieſem Umſtande mußte kräftig entgegengewirkt werden.

Man pflanzte das hehre Panier der Sittlichkeit auf. Die Idee der moraliſchen Größe ſollte in den Leuten erweckt und genährt werden.

Unverſtändige Schmierer, die ſelbſt in einem obſcönen Cölibat verharrten oder ſich in einem eckelhaft ſchmutzigen Haushalt bewegten und nur das Couliſſentreiben des Theaters und das innere Leben des Preßproletariats kannten, warfen ſich jetzt zu unerbittlichen Sittenrichtern auf.

Die Einen ſchwangen ſich auf das für die Gelegenheit gemiethete Roß philoſophiſcher Betrachtung und ſprachen von dem Adel der höhern Menſchennatur im Gegenſatz zu der chriſtlichen Idee der Sünde, die jenen Adel in elende Feſſeln ſchlägt und ihn in demüthige Knechtſchaft verwandelt.

Die Andern blieben in ihrem Sumpfe und quäckten fort. Sie ſtanden offenbar über den philoſophirenden Salbadern, weil ſie ihr Publikum beſſer kannten und es im Grunde verachteten. Sie hatten noch viele Pfeile im Köcher, deren ſchlüpfriges Gift im Namen der Sittlichkeit abgedrückt werden durfte, ohne zu befürchten, daß ſie zurückprallend die ſchändlichen Schützen ſelbſt verwundeten. Unſerer frivolen Geſellſchaft gebührt der Ruhm, dieſe moderne Paſſauer Kunſt erweckt zu haben, welche die ſchamloſe Frechheit hieb und ſtichfeſt macht.

Ohne auch nur eine Notiz über dieſe Vorgänge zwiſchen Dinte und Druckerſchwärze erhalten zu haben, war in dem General ſchon der Entſchluß reif geworden ſich einen andern Wohnſitz zu erwählen.

Vor Allem war es ihm darum zu thun, von Victoria Aufſchluß über ihre Herzensneigung zu erhalten und fiel dieſe aus, wie er es wünſchte, an Paul zu ſchreiben, um ihn zur Heimkehr zu bewegen.

VII.

Die rührige und gewandte Frau von Wolf war von einem eigenthümlichen Geſchäfte derzeit ſehr in Anſpruch genommen.

Sie ſtand bei all ihren Bekannten in dem Rufe mit Leichtigkeit Ehen zu ſtiften und hatte dieſen Ruf ſich bereits ſeit Jahren zu erhalten gewußt.

Ihre Bekanntſchaften reichten weit. Die Verhältniſſe der Familien waren ihr bekannt und ihr Scharfſinn wußte auch ſchwierige Aufgaben zu durchdringen. Wer ein Verlangen im Herzen trug, ſich einen Hausſtand zu gründen, durfte ſtets auf Frau von Wolf mit einem gewiſſen Grade von Zuverſicht ſeine Hoffnung bauen und ſah ſich nicht genöthigt, erſt ſelbſtgeholten Körben ſich auszuſetzen oder der gemeinen Weiſe ſich zu bedienen, ſeine Hand in öffentlichen Blättern auf dem, wie es immer dabei heißt: „nicht mehr ungewöhnlichem Weg" feil zu bieten.

Frau von Wolf verdiente mit Recht den Titel einer Caramamma, unter deren Aegide die intereſſanteſten Bekanntſchaften ſich anknüpfen ließen. Sie erſchien gewöhnlich an öffentlichen Orten in anmuthiger Begleitung. Bald beſtand dieſe aus allerliebſten „Backfiſchchen," wahrhaften Dornröschen und Schneewittchen, die ſo eben erſt flügge geworden waren, bald aus übertragenen Geſtalten, wohlerhaltenen Wittwen, ſitzen gebliebenen Schönen, die als voll aufgeblühete Päonien gelten konnten und einen ganzen Cortège hoffnungsſüchtiger alter und junger Herren nach ſich zogen.

Wir erinnern uns noch, vor Jahren in dem ſogenannten petit comité der Frau von Mayer; als ſich wegen der ſchönen Fürſtin von Terſato eine kurze Debatte entſpann, einen damals noch ſehr jungen Mann geſehen zu haben, der auf ehrenhafte Weiſe der verunglimpften Dame ſich annahm, ohne ſie näher zu kennen, wie er ſelbſt geſtand und blos aus Haß gegen das Mediſiren. Er war dabei etwas herausfordernd verfahren und Frau von Mayer beſorgte, daß es in ihrem Salon zu einem Zweikampf kommen könnte.

Dies war aber eine ehrliche, friedfertige Natur, Herr von Walter, der faſt immer auf ſeinem Gute lebte und in jeder Beziehung ſeinem freien Willen folgen konnte. Zum Glück waren ſeine Anlagen gut und ſeine Erziehung hatte daran nichts verdorben. Sie war von einem wackern Prieſter geleitet worden, der in ihm den katholiſchen Glauben, in welchem er geboren, befeſtigt hatte und ihn mit jenem achtungswerthen Eifer beſeelte, der nur aus einer wahrhaft eingefleiſchten Ueberzeugung entſpringt.

Er hatte nicht ſchwer an ſeinen Kenntniſſen zu tragen, deren er auch nicht bedurfte und ſeine Lebensweiſe war einfach. Die hochgebildeten Geſellſchaftskreiſe waren daher nicht nach ſeinem Geſchmack und mit der jungen eleganten Männerwelt hing er nur durch ſeine Ställe in Verbindung. Nämlich durch ſeine edeln Vollblut und ſeine Braken und Terriers. Das war eine Liebhaberei, die er auch noch im reifern Alter hoch kultivirte. Heinrich von Walter hatte faſt inſtinktmäßig fortgelebt und genoß der Luſt des

Wettens bei den Rennen und der edlern des Waidwerks, das ein ebenſo primitives Vergnügen iſt wie die Liebe.

Auch dieſer Hang hatte ſich nun aber ſchon geraume Zeit bei ihm geltend gemacht. Er beſaß Grundſätze, man hätte ſie angeborene nennen können. Sie ſaßen ihm in Mark und Blut und waren mit ihm groß und ſtark geworden. Von ehrgeizigen Vorſtellungen war er frei. Aber bei der Wahl einer Frau ſtellte er dennoch ſtrenge Forderungen, die aus ſeinem innern Adel nicht aus ſeinem Stammbaum entſprangen. Von den Ereigniſſen, die er erwartete, konnte er ſich nur eine oberflächliche Vorſtellung machen. Es war nur hauptſächlich ein Drang nach einer Umgeſtaltung ſeines äußern Lebens, ohne daß ſich etwa ein geheimnißvolles Etwas ſeiner dabei bemächtigt hätte. Sein Wunſch ging nicht weiter, als ein Weſen zu finden, eben ſo wenig ehrgeizig wie er, ohne trübe Launen wie er, und das auf ſeine Neigungen für Landleben, Marſtall und Jagd nicht mit vornehmer Verachtung herabſehen ſollte; aber das war ihm bis jetzt nicht begegnet.

Einem ſolchen Weſen wünſchte er ſich ganz hingeben, ihm die achtungsvollſte Huldigung darbringen und das delicateſte Wildpret, das er ſchoß, ihm zu Füßen legen zu können. Alles andere, was bei der Wahl einer Gattin entſcheidet, lag außerhalb ſeiner Betrachtung. Es war für ihn ohne Intereſſe.

Univ. Bibl.
München

Bei ſeinen jüngern und ältern Freunden konnte er dieſe Herzensangelegenheit nicht zur Sprache bringen. Jene hätten ſich über ihn mokirt, da ſie ihn für zu alt hielten; dieſe, weil ſie als verknöcherte Hageſtolzen oder Familienväter ihn einen Narren geſcholten hätten. Er war nicht geübt, ſich in Diſcuſſionen einzulaſſen. Aber ſeine Rathloſigkeit wuchs, wann er darüber nachdachte, daß er — wollte er nicht den letzten noch einigermaßen günſtigen Zeitpunkt ungenützt vorbeiſtreichen laſſen — ſchnell zu handeln ſich entſchließen müſſe. Die gute Laune war gänzlich von ihm gewichen. Seine Lieblingsneigungen waren ihm vergällt. Die laute, hellfreudige Jagd zerſtreute ihn nicht mehr; die ärgerlichſte Langeweile trieb ihn ſogar ſchon dazu, Droſſeln meuchleriſch in Schlingen zu fangen und endlich artete er ſo ſehr aus, daß er ſich erinnerte, einmal in früheſter Jugend muſikaliſchen Unterricht empfangen zu haben. Er öffnete nun wirklich das alte Klavier und ließ deſſen ohnehin verſtimmte Saiten noch dazu unter falſchen Griffen ächzen.

Das war nicht mehr auszuhalten. Er mußte ſich ſo ſchnell als möglich an einen eindrucksfähigen und vorurtheilsfreien Zuhörer wenden, dem er ſeinen Zuſtand mit ganzer Offenheit darlegen konnte. Er wußte, daß ihm das Apoſtolat des Wortes nicht verliehen war; aber für ſeine privilegirten Emotionen hoffte er einen bündigen

Ausdruck dennoch wohl finden zu können. Er beſann ſich nicht lang und ſtattete der ihm wohlbekannten Frau von Wolf einen Beſuch ab, die ihn ſehr artig empfing und als er Platz genommen, halb wie Scherz, halb wie erſchreckt ihm zurief:

„Mein Himmel! was machen ſie mir für ein feierliches Geſicht! was haben ſie, lieber Walter!“

„Ich habe mit ihnen über eine ſehr ernſte Sache zu ſprechen. Sie betrifft vor der Hand nur mich allein. Wollen ſie mir gnädigſt ein geneigtes Gehör ſchenken?“

„Sie machen mich neugierig. Reden ſie. Ich bin ganz Ohr.“

Damit ſchaute ſie ihn feſt an und ihre Augenbrauen zogen ſich in eine leichte Furche über der Naſe zuſammen, während ſie Paul zuhörte. Es war ihre geſchäftliche Miene die ſie in ähnlichen Fällen anzunehmen pflegte.

„Ich bin in den Jahren bedeutend vorgeſchritten und empfinde es immer ſtärker, daß es nicht gut iſt, allein zu ſein. Meine Vierzig ſind für mich wie vier Jahrhunderte,“ ſo ſprach er zu der alten Freundin. „Obgleich ich nicht viel leſe, ſo habe ich doch manches gelernt. Ich bilde mir nichts darauf ein, wie etwa die Gelehrten. Aber ich gehe vorſichtig und wann ich den Fuß hinſetze, ſo weiß ich wohin. Bedächtig vorwärts, heißt mein Wahlſpruch. Mein Aug' iſt gut, es trägt in die Ferne. Das übt ſich auf der Jagd. In der Nähe wird mir's ſchon ſchwerer, mich zu orientiren. Mein Blick iſt nicht frei. Hier hemmt ihn ein ſpöttiſches Lächeln, deſſen Ziel ich nicht erreiche; dort eine Schmeichelei, deren Beziehung ich nicht kenne. Die Thorheiten einer Welt nehmen mir den Kopf ein und leiten mich auf Abwege. Dann fährt mir durch den Sinn: wie ſollt' ich's wohl anſtellen, jener jungen hübſchen Perſon zu gefallen, um ein Plätzchen in ihrem Herzen zu erobern? Das beſchäftigt mich dann eine Zeitlang. Nach einigem Beſinnen nähere ich mich. Ich kann nicht ſchmachtend ſeufzen und weiß auch nichts Galantes zu ſagen, wenn es ſich auch für mein Alter ſchickte. Das iſt eine üble Condition für einen, der ſein eigener Freiwerber werden will. Ich wag's dennoch. Bald aber ſteigen mir allerlei Bedenken auf. Man hört mir zu, man ſcheint mir entgegen zu kommen. Es miſcht ſich ein Vater, Oheim, Schwager in's Geſpräch. Man fragt mich, wie viel Holz ich in meinen Wäldern ſchlagen laſſe; was mir der und jener Pacht jährlich einträgt; ob mein Torfſtich ſich beſtens rentire; ob ich viel Wolle zu Markt gebracht u. ſ. w. Dann hab' ich gleich genug. Ich probir's bei einer Andern, bei einer Dritten, Vierten. Immer und überall die nämliche Erfahrung. Ich ward's endlich überdrüſſig. Ich ſuchte einen hellen Verſtand, einen gewiſſen Schwung der Seele, ein reines und gutes Herz und fand nichts, als die nur ſchwach verhüllte Abſicht durch eine Heirath ſich in den Stand zu ſetzen, alle neue Moden zuerſt zu haben, an Schmuck und Luxus es Allen zuvorzuthun und in Saus und Braus zu kokettiren und den Mann zu ruiniren. Aber zum Handeln muß trotzdem geſchritten werden. Ich weiß nur zu wohl, daß mich keine wegen meiner hohen Eigenſchaften ſich erwählen wird und daß meine einzige Schönheit in meinen nicht zu verachtenden Beſitzungen beſteht. Allein ich fühle mich denn doch immerhin etwas werth. Das iſt meine aufrichtige Beichte. Meine Gedanken ſind nicht ſchwer zu entziffern. Sie ſehen, welches Vertrauen ich zu ihnen habe. Nehmen ſie ſich meiner an. Nennen ſie mir aus ihrer großen Bekanntſchaft ein braves Mädchen, bei dem es nicht auf meinen Wald und meinen Torfſtich abgeſehen iſt und die nicht geneigt iſt, ſich einen jungen Fant zu erwählen. Sie können überzeugt ſein, daß ihnen ein ehrliches Herz ewig dafür dankbar ſein wird.“

Frau von Wolf hatte hin und wieder eine kurze Frage eingeworfen und endlich zeigte ſie einen Ausdruck, den er als eine glückliche Vorbedeutung hätte anſehen können, wäre er geübter in dem Studium geweſen aus den Geſichtszügen zu leſen.

„Nein wahrhaftig! Was hör' ich da? Sprechen ſie ernſthaft?“ that die Wolf ganz verwundert. Es war dies auch bei ihr die feſt ſtehende Form in ſolchem Falle.

„Sehr ernſthaft“, wiederholte Walter mit einem Geſichte dem man es anſehen konnte. „Ich muß eine Frau haben.“

„Das Vertrauen welches ſie mir ſchenken rührt mich wie ſie denken können. Meine Freundſchaft für ſie iſt ihnen bekannt. Ich kenne ſie ja ſchon ſo lange. Ihre ſeelige Frau Mutter ſtand mit mir in den intimſten Relationen. Ich will daher wie eine alte Freundin mit ihnen ſprechen. Ohne allen Rückhalt mithin. Was wir uns hier ſagen, betrachten ſie als eine offiziöſe Vorbeſprechung. Wenn ich ihnen eine junge Dame vielleicht ſpäter nennen werde, ſo geſchieht das ebenſalls nicht offiziell. Ich habe keinen Auftrag etwa zu Anträgen. Es beruht bei mir nur auf Combinationen. Um dahin gelangen zu können muß ſo manches erörtert werden. Verzeihen ſie daher, wenn ich in materielle Intereſſen eingehe. Sie erwähnten vorhin ihrer Beſitzungen und Einkünfte. Würden ſie nun bei der Wahl einer Gattin auf großen Reichthum ſehen?“

„Durchaus nicht. Ich werde mit meiner Frau zwar nicht auf hohem Fuß, aber reichlich leben können.“

„Das iſt ſchon ausgezeichnet. Allein ihre Frau müßte dann auch eine ſolche ſein, die auf den hohen Fuß freiwillig verzichten würde. Das iſt ſchwer zu finden in jetziger Zeit. Wie hoch beläuft ſich, ich bitte es nicht als Neugier zu tariren, aber es gehört zur Sache — wie hoch beläuft ſich ihr Einkommen?“

„Auf fünf bis ſechstauſend Thaler. Iſt das nicht genug um auszukommen?“

„Sie finden?“

„Wenn man nicht an übertriebenen Luxus gewöhnt iſt —“

„Ja, wenn Alles ſo wie ſie dächte! Guter Gott, die heutige Welt! Ich will ihnen jedoch nicht jede Hoffnung entziehen. Aber ich nehme in dieſen Fragen einen poſitiven Standpunkt ein. Ich kenne genug Familien die ihre Töchter verheirathen möchten, aber ihre Intention iſt ſtets — nur reich. Eine reine Vernunftheirath paßte für ſie am Beſten, wo findet ſich jedoch eine ſolche Partie?“

„So wiſſen ſie denn nichts?“ fuhr Walter etwas derb heraus indem er aufſtand.

„Ich ſinne und ſinne“, ſprach ſie gelaſſen. „Heirathen iſt ein ernſtes Ding und will nach allen Seiten hin erwogen werden.“

„Das iſt ſchon recht und ich hatte lang genug darüber nachgedacht bis ich mich entſchloß zu ihnen zu gehen. Ich erwartete von ihnen kurzen und genügenden Beſcheid. Und nun nichts als Zweifel. Sie ſetzen mir, wie man's gemeinhin nennt, nur Flöhe in's Ohr. Nehmen ſie mir's nicht übel.“

„Halt da! mir fällt etwas ein!“ rief die Wolf plötzlich als ob ſie eine Eingebung hätte. „Allein ehe ich es ihnen mittheile, will ich aus ihrem Munde wiſſen, ob ſie mich für eine aufrichtige Freundin halten?“

„Ja, gewiß!“ erwiderte er ungeduldig.

„Alſo denn! Ich weiß für ſie einen ganz geeigneten Gegenſtand, der nur noch für den Augenblick etwas inabordabel iſt. Ueberlaſſen ſie es mir auf Umwegen das Terrain zu recognosciren. Ich ſtehe gut mit Einigen aus der Familie.“

„Das ſieht weit hinaus. Kann ich denn nicht gleich vor den Vater hintreten und ihm meine Abſichten offenbaren? Oder wollten ſie nicht die Gefälligkeit mir erzeigen —“

„Lieber Walter, wenn ſie das Leben wie ihre Oekonomie verſtünden, ſo würden ſie nicht ſo ſprechen. Die grellen Farben dürfen niemals neben einander ſtehen. Es müſſen die vermittelnden halben Töne dazwiſchen ſein. Die Welt will Uebergänge. Laſſen ſie mich für einen ſolchen halben Ton gelten.“

„Darf ich denn aber nicht wiſſen, wer jene für jetzt noch unnahbare Schöne iſt.“

„Warum nicht?

„Und was ſie nun ſagte, beſchränkte ſich kurz darauf daß es das nunmehrige Fräulein Victoria von Wildenſtein ſei, eine junge Dame von großer Schönheit und Anmuth, die auch einmal eine bedeutende Erbſchaft zu erwarten habe und deren Ruf nunmehr gänzlich intact in höchſter Reinheit erglänze. Sie eigne ſich recht eigentlich zu einer „Vernunftheirath,“ welche das dauerhafteſte Glück verbürge.“

Die Wolf verſicherte, daß nach ihrer Ueberzeugung ſich eine ſolche Ehe für ihren Clienten am beſten ſchicken würde. Jedenfalls ſei ſie zum mindeſten ebenſo viel werth wie eine andere und biete beſſere Chancen.

„Wiſſen ſie was?“ ſagte ſie im Ton einer Pythia, die plötzlich vom Geiſt erfüllt wird. „Ziehen ſie zu der Valmont. Sie hat in dieſem Augenblick Zimmer leer ſtehen, da das nunmehrige Fräulein von Wildenſtein, bei dem Adoptivpapa in Marxheim wohnt. Als Nachbar laſſen ſie ſich bei dem General in einer Viſite ſehen. Dann werden ſie eingeladen, er iſt als ſehr gaſtfrei bekannt, lernen die junge Dame kennen und das Weitere findet ſich. Ich hatte mir als alte Freundin des Sollberg'ſchen Hauſes, zwar ſchon längſt vorgenommen, die Generalin zu beſuchen und ihr meine Freude über die ſo glücklich erfolgte Ausſöhnung zu bezeugen; allein jetzt will ich meinen Beſuch noch ſo lang aufſchieben, bis ich Nachricht von ihnen erhalten haben werde. Ich wiederhole es, das junge unerfahrene Mädchen iſt wie für ſie geſchaffen, und ihre

Jahre werden kein Hinderniß ſein. Man will ſie verheirathen. Und ſie wollen ja keine die ihnen mit übermäßigem Geiſt imponirend entgegentritt. Zeigen ſie ſich ihr nur auch wie ſie ſind; ohne alle Anſtrengung. Alles ſcheint mir de bonne augure. Was mich betrifft ſo kann ich auf indirekte Weiſe Einiges beitragen, damit ſie ſich erfülle. Frau von Mayer iſt mir intim und ſie freut ſich gewiß das ihrige bei der Sache zu thun. Ihre Verbindung mit dem Fräulein wäre der Schlußſtein in dem Gewölbe, das ſich über dem Schatze des neuerrungenen Familienglücks erhebt."

Herr von Walter machte Einwendungen und war verdrießlich, als er ſich fort und fort widerlegt ſah; denn die Wolf war unermüdlich bemüht, ihn eines Beſſeren zu belehren. Das Mädchen war ihm zu jung; wenn er auch alles Andere nicht berückſichtigte. Er hatte einen andern Vorſchlag erwartet. Er ſagte das unverholen und es ging daraus hervor, daß er ſich eine Art von Magazin vorgeſtellt hatte, wo man nach Gefallen ſich ſeine Waare ausſuchen darf. Frau von Wolf blieb beharrlich.

„Lernen ſie das Fräulein nur einmal kennen," wiederholte ſie ſtets. „Das liebe Kind verdient es, daß ein edler Mann ſie heimführt und vollends tröſtet über das womit eine grauſame Verwicklung von Umſtänden ſeine Jugend vergiftete."

Hier hatte ſich ihr Ton zur Feierlichkeit erhoben. Endlich brachte ſie es dahin, daß der forcirte Walter darauf einging zu Madame Valmont zu ziehen, dem General ſeine Nachbarviſite abzuſtatten, um Gelegenheit zu erhalten, den von Frau von Wolf mit der beredten Kunſt eines Maklers ihm angeprieſenen Gegenſtand kennen zu lernen. Das Mädchen kennen zu lernen war ja nicht gefährlich.

„Sie braucht nicht gerade ein Engel zu ſein," dachte er bei ſich, „ſo hoch greifen meine gereiften Forderungen nicht aus. Sie muß nur ein Mädchen ſein, das liebenswürdig iſt. Ich verſtehe darunter ein munteres, lebendiges Weſen; ſo etwas Mouſſirendes, Prickelndes; dabei etwas für's Haus, leis duftend wie Weizenblüte und dergleichen; leicht beſchwingt wie der Vogel auf dem Zweig. Dergleichen ſagt mir zu, das würde ich lieben können. Ohne zu geſtehen, daß ich ſie anbete, ohne ihr ewige Treue zu geloben, noch ſonſt etwas zu betheuern und zu verſprechen, würde ich ihr mich ganz hingeben, treu ſein und bleiben mein Lebelang. Aber es muß auch eine einfache, unverdorbene deutſche Jungfrau ſein, ohne Lug und Trug, meinetwegen ohne das was man Bildung nennt und die mir auf die Frage, ob ſie mich zum Mann wolle, gerad heraus antwortet: „Ja, ich will" oder „Scheer' dich fort, ich mag dich nicht!"

Das waren Gedanken, wie ſie ächte Gemüthlichkeit einem deutſchen Mann eingab. Darüber läßt ſich nicht ſpotten. Dem Spott verfalle nur jener Mißbrauch, der mit dem Worte getrieben wird, der Dinge und Verhältniſſe als „gemüthlich“ bezeichnet, die mit vielen andern oft rohen und einſeitigen Launen und Gelüſten zuſammenhängen und mit dem deutſchen Gemüth, welches in ſeiner Innerlichkeit eine ſo herrliche Miſchung von Kraft und Zartheit verbindet, nicht die geringſte Verwandtſchaft zeigen. —

Heinrich von Walter war ſehr früh aufgebrochen und legte den Weg zu dem Hauſe der Frau von Valmont zu Fuß zurück. Er war als Landmann daran gewöhnt und hoffte auf dem Marſche, der ihn zum größten Theil durch einen Wald führte, einen guten Gedanken zu erhaſchen, mit welchem er ſeinem Vorſatz eine Landwohnung zu miethen, das Auffallende benehme.

Er ſelbſt ſtets auf dem Lande lebend, im Beſitze eines ſchönen, weitläuftigen Familienſchloſſes; welchen Grund konnte er haben, ſich fern von ſeiner Beſitzung in ein paar Zimmer einzuſperren und noch dazu, als es ſchon gegen das Ende der Saiſon ging, wo alle Leute aus den Bädern und von draußen heimkehrten?

Es war kein grübelndes Nachdenken, in das ſich unſer Freund vertiefte; ein ſolches, das den Kopf zur Erde ſenkt und die Denker zwingt die Arme am Ende des Rückens kreuzweis über einander zu legen.

Walter trug den Kopf hoch, ſtreckte die Naſe in die Luft hinaus und bewegte die Arme wie Ruder vor und rückwärts, als ob er dadurch ſeine Schritte beſchleunigen wollte.

Hätte er eine Cigarre im Munde gehabt, das Denken wäre ihm ſicher dadurch erleichtert worden. Er ſelbſt mochte es wohl glauben. Allein er hatte ſich dieſen gewohnten Morgengruß abſichtlich verſagt.

„So 'ne Franzöſin wie die Valmont, kann das Rauchen nicht leiden,“ ſagte er ſich, „und nimmt mich am Ende gar nicht an. Bin ich einmal im Hauſe, dann iſt's etwas Anderes; wann ſie mich kennt und weiß wer ich bin.“

Er war aber ſo ſchnell gegangen, daß er beſorgen mußte, die gute Frau zu überraſchen, wann ſie noch im Bette lag. Eine halbſtündige Raſt erſchien als geboten und er ſuchte ſich ein ſchönes Plätzchen aus, um ſeinen Gedanken einſtweilen Audienz zu ertheilen und hoffte, daß ſie ſich endlich einſtellen würden.

Das Plätzchen war eine Lichtung, von der Sonne beſchienen, wo ein leiſer Wind die ſchwanken Stengel der Haidehlumen bewegte. Es war zum Entzücken. Sonne, Blumen, alte Bäume, freie Luft. Der ganze Wald ſchien zu ſingen. Hier ſetzte er ſich in's Moos.

„Wer jetzt eine Cigarre hätte!“ rief es wiederholt in ihm.

Dieſer Gedanke war bald nur der einzige, der ihn erfüllte, haſchte er nach andern, ſo vermochte er keinen feſtzuhalten; er ward immer zerſtreuter, faſt ſchwermüthig; der im Augenblick nicht zu erfüllende Wunſch wurde gleich einer fixen Idee.

Einige Bauern gingen vorüber, aber ſie rauchten nicht. Endlich vernimmt er hinter ſich Schritte, die durch das Geſtrüpp ſich den Weg bahnen.

Ein Handwerksburſche iſt's. Ein junger geſunder Burſche, der ihn freundlich grüßt und dabei zwiſchen zwei Reihen blanker Zähne eine ſo eben angebrannte Cigarre zeigt, die den Glücklichen um die Naſe dampft.

Walter ſtürzt auf ihn zu. Nichts gilt ihm mehr die Abneigung der franzöſiſchen Madame gegen das Rauchen. Die Verzweiflung treibt ihn. Er bittet den Burſchen, ihm eine Cigarre abzulaſſen, die er ihm gut bezahlen will. Der Glückliche beſitzt aber keine andere, als die er eben raucht.

„Ein freundlicher Herr zu Pferd, der mir ſo eben ein Almoſen gab, ſchenkte mir auch noch dazu dieſe Cigarre, die ich an der ſeinigen anzünden durfte. Sie iſt freilich ſo fein, wie ich noch niemals eine zu rauchen bekam, wenn ich aber dem Herrn dienen kann,“ ſagte er, indem er ſie aus dem Munde nahm, ſein Taſchenmeſſer öffnete und das obere naſſe Ende wegſchnitt, „ſo bitte ich ſelbe von mir anzunehmen.“

Walter hätte ihn umarmen mögen, aber er begnügte ſich dabei, ihm die Cigarre überreichlich zu bezahlen, was den guten Burſchen auch bedeutend mehr zufrieden ſtellte. Unter tauſend „Vergelt's Gott!“ zog er fürbaß.

Mit welcher Wonne blies nun Walter die erſten Dämpfe in die friſche Luft. Heiter erhob er ſich, um den noch übrigen Weg zurückzulegen. Einige Schritte und es lichtete und hellte ſich wunderbar in ſeinem Kopfe. Ein prächtiger Gedanke zeigte ſich wie ein Geſtirn in der bisherigen Oede.

„Geſchäfte von Wichtigkeit verlangen meine Anweſenheit in der Stadt. Aber die Hitze macht mir den Aufenthalt dort unerträglich. Mein Gut iſt zu entfernt, darum ſuche ich eine comfortable Landwohnung in der Nähe auf einige Wochen, wie ſie mir ihr Haus bieten dürfte, um ſchnell in der Stadt zu ſein wenn es erfordert wird.“

Mit dieſen Worten wendete er ſich an die freundliche Frau, die ihm ſehr graziös, wie es ihre Gewohnheit war, trotz der noch immer etwas frühen Tageszeit, in gewählter Morgentoilette entgegentrat.

Noch am Abend dieſes Tages konnte Walter in dem Hauſe der Madame Valmont ſich einrichten. Er erhielt von den Zimmern, die Victoria vor Kurzem erſt verlaſſen hatte, den Salon und das Schlafcabinet. Das Boudoir war ihm überflüſſig.

Es war wunderſeltſam, wie ruhig und heiter er ſich fühlte als er ſeine neue Wohnung bezogen hatte. Mit dieſem kleinen Schritte der kaum wie ein Anfang zu dem was er eigentlich vorhatte, zu betrachten war, fühlte er ſich beinahe ſchon von dem Druck befreit, der ihn kurz zuvor zu einem entſchiedenen Handeln gedrängt hatte.

„So weit ſind wir nun und Gott wird weiter helfen!“ ſprach er zu ſich ſelbſt.

Er vertraute hierauf ſo ſehr, daß er ſelbſt nichts zu thun beſchloß als die Bekanntſchaft des Generals zu machen und bei der Gelegenheit das Mädchen zu ſehen und zu beurtheilen, ob es der von der Wolf entworfenen Schilderung entſpreche. Hätte er gewußt, daß eine ſtille noch äußerſt unbeſtimmte, in Sturm und Drang kaum noch ausgeſprochene Liebe in dem Herzen Victorias ſich vergrub und es langſam aufzehrte; er würde auch von ſeinem beſcheidenen, unſchuldigen Verlangen abgeſtanden, vielleicht davor zurückgeſchaudert ſein. Es wäre ihm wie Sünde erſchienen.

Jetzt, in ſeiner vollſtändigen Unwiſſenheit, ſah er die perſönliche Vorſtellung bei dem General, wie die Erfüllung einer Höflichkeit an und den Wunſch, das Fräulein kennen zu lernen, für eine erlaubte Neugierde. Für das

Weitere getröſtete er ſich mit dem Vertrauen, das er in Gott ſetzte.

An einem der nächſten Morgen — die Sonne warf einen recht fröhlichen Strahl in's Zimmer und in ſein Herz — machte er ſich auf, wie zu einer Wallfahrt. Er ſchritt durch Wieſen und Wald muthig und ſein heiterer Sinn zog mit ihm nach Markeim. Es währte nicht lang, ſo ſtand er am Ziel ſeiner Wünſche. Die Familie des Generals ſaß unter den alten Linden auf dem Perron vor dem Hauſe. Die Aufnahme die er fand, war ungezwungen herzlich. Der neue Nachbar ſchien das Wohlgefallen der Damen zu erregen und ſie miſchten ſich in das Geſpräch ohne allen Zwang, den ihnen etwa der fremde Mann auferlegt hätte. Es geſtaltete ſich für Walter zu einer köſtlichen Unterhaltung. Aus dem was er ſah und hörte, konnte er ſchließen, daß dieſe drei Menſchen von der holdeſten Eintracht umſchlungen waren; daß der General und ſeine Gemahlin von zarter Sorge für Victoria erfüllt ſeien und daß dieſe ihnen Liebe mit Liebe vergalt. Es war ein Glück, wie es ſich jetzt nur noch ſelten auf Erden verwirklicht und wie es nur in der Familie ſich zeigt, die es als einziges Ziel zu erſtreben ſich vorgeſetzt hat; ein Glück mit Würde gepaart unter dem ſchützenden häuslichen Dache; das ſchöne Wirken der Frauen der weiſen Thatkraft des Mannes gehorchend. Ein Bezirk in den die Unruhe, Verirrung und Verwirrung von außen nicht einzudringen die Macht beſitzt.

Walter fühlte ſich hier durch nichts beengt. Er gab ſich mit ſeiner vollen loyalen Offenheit. Selbſt als er ſich anklagte, ſo früh und ungemeldet den ſchönen Morgen der Familie als ein Fremder geſtört zu haben, lag keine conventionelle Verſtellung darin. Es that ihm wirklich leid und kam ihm egoiſtiſch vor; es war die Reinheit eines Gemüths das vor der eigenen Schwäche erſchrickt.

Wildenſtein und Erneſtine entging nichts von dieſen Aeußerungen. Der General war als Menſchenkenner bald mit ſich im Reinen einen wackern tüchtigen Mann vor ſich zu haben. Aber auch Victoria begriff durch ein Erkennen das jeder Analyſe ſich entzieht und in Mädchenherzen urplötzlich erwacht, den Werth des Gaſtes, den ſie zum erſtenmal heut ſah. Sie erinnerte ſich Pauls dabei und geſtand ſich bei aller Verſchiedenheit des Charakters, daß dennoch eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen Beiden ſich zeige, trotz der großen Verſchiedenheit des Alters.

Als Walter nach dieſem erſten Beſuch, wie er es verſprochen, zu Frau von Wolf kam, ſchilderte er ihr den Eindruck, den Victoria auf ihn gemacht.

„Man ſieht es ihr an,“ ſagte er, „daß ſie lange leidend geweſen iſt, allein dies machte ſie mir nur intereſſanter. Sie iſt in ihrer ganzen Art und Weiſe von einer ſo einnehmenden Anmuth erfüllt, daß ich es nicht beſchreiben kann. Ihr Geſicht oder wenn ich es ſeiner ausdrücken ſoll, ihre Phyſiognomie, könnte nur ein Dichter ſchildern. Und das bin ich wahrlich nicht. Ein Maler würde ſie nicht treffen, wäre er nicht ein Raphael. Sie werden mich hoffentlich verſtehen. Ihr Lächeln iſt unwiderſtehlich; ich mußte immer vor Vergnügen mitlachen. Ihre Stimme, wann ſie ſpricht, iſt wie ein Geſang. Ich habe nie ſo ſchön ſingen hören. Sie iſt nicht zu groß und nicht zu klein, gerade wie es mir gefällt. Auch ein wenig ſtolz ſchien ſie mir, allein das paßt auch gar wohl zu dem Uebrigen. Man nennt es elegant. Wäre ſie auch nicht ſo ſchön wie ſie wirklich iſt, ſo müßte ſchon das allein in Entzücken verſetzen. Von den Augen nur ſo viel, daß ich gar nichts davon zu ſagen weiß, nicht einmal von welcher Farbe ſie ſind. Ich mußte wie ein Knabe immer zu Boden ſehen, wann ſie mich recht ſcharf damit anblickte."

„Das iſt ja recht charmant, was ſie mir da ſagen," ſchmunzelte Frau von Wolf und ihre Runzeln zogen ſich dabei recht häßlich in die Breite. „Ich theile ihre Freude, mein beſter Walter, und ſtatte ihnen meinen vorläufigen Glückwunſch ab, über einen ſo intereſſanten Anlauf, den ſie zu ihrem und des Mädchens Glück genommen haben. Sagte ich's nicht voraus? Es wird Alles gut gehen. Jetzt heißt's mit Vorſicht weiter."

VIII.

In Markeim lebten die Glücklichen einförmig dahin. Walters Beſuche hatten einen zwar recht freundlichen jedoch nur vorübergehenden Eindruck gemacht. Der General erwähnte ſeiner einmal und freuete ſich des neuen Nachbars, deſſen grundehrliches deutſches Weſen ihn anſprach. Dies gab auch den Damen Veranlaſſung, von ihm zu ſprechen und ſo wurde er dann manchmal der Gegenſtand des intimen Plauderns.

Von Paul war noch nicht die Rede geweſen. Der General hätte gewünſcht, daß Victoria von ihm zu ſprechen anfange. Sie fühlte ſich jedoch zu ſehr befangen, wann ſie nur an ihn dachte und wagte es daher nicht, ihn zu nennen, ſich nach ihm zu erkundigen. Seine plötzliche Abreiſe hatte ihr den Zuſtand ihres Herzens klar werden laſſen, der früher von ihr nur unbeſtimmt empfunden ward.

Was ſie von Pauls Jugend wußte; was er ihr von ſeiner Erziehung ſelbſt mitgetheilt hatte; ſeine in der Ferne verlebte, gleich wie in ein Geheimniß gehüllte Kindheit;

dann ſeine in ſtiller Zurückgezogenheit verlebten Jünglingsjahre; dies Alles hatte ſie zu ihm hingezogen, aber auch mit einer leiſen Scheu zugleich erfüllt. Sie wußte ſich nicht darüber Rechenſchaft zu geben, ob es ihr Glück oder Mißgeſchick ſo gewollt hatte, daß Paul von ihr geſchieden war.

Wildenſtein ſah endlich ein, daß er ſeiner bisher beobachteten Discretion ein Ende machen müſſe. Er wollte ſich der Geſtändniſſe freuen, die ſeine geliebte Tochter ihm machen würde, da er vorausſetzte, daß ſie nach ſeinem Wunſche ausfallen. Er dachte ſich, daß Victoria nur auf einen Anlaß harre, vor ihm die keuſche Gluth ihrer entzückten Sinne zu offenbaren und daß Paul zurückeilen würde, wenn er davon Kenntniß erhielte. Er war ja frei und Herr ſein Schickſal zu geſtalten; ſein Vater machte ihm keinen Einwand und freuete ſich eines ſolchen Entſchluſſes; das wußte Wildenſtein, aber er wußte auch, weshalb Paul fortreiſte. Doch das war nun gehoben. Es handelte ſich nach ſeiner Meinung jetzt nur noch darum, die lieben Kinder auf gebahntem Wege einander entgegenzuführen und dies drängte ihn ſofort, einen Blick in die wirkliche Situation zu werfen.

Es war wie ein Funke, der bei der leiſeſten Berührung einem elektriſchen Körper entfährt. So äußerte ſich die Liebe welche in Victorias Herzen ſchlummerte, bei der bloßen Nennung des Namens. Was dem General einen Augenblick vorher als eine ſehr wahrſcheinliche Vermuthung erſchienen war, wurde jetzt zur Gewißheit.

Iſt es nicht ſeltſam? Zwei Nachbarkinder, deren Wiegen nur von einer Wand geſchieden ſtanden, die mit einander ſpielten, deren Eltern ſie für einander beſtimmt hatten und ſich ihres innigen Beiſammenſeins freueten, weil ſie darin die Erfüllung ihres Wunſches ſahen; ſie ſchließen, ſind ſie erwachſen, ein anderes Bündniß und heirathen ſich nicht. Die Kinder von Eltern hingegen die ſich fremd ſind, die ſich vielleicht haſſen, deren Verbindung ſich nicht zu beſeitigende Hinderniſſe entgegenſtellen, zwiſchen denen ſich der Ozean oder die Kette der Cordilleren ausdehnt; ſie lieben ſich glühend und überwinden Alles und müßten ſie ſich auch ſelbſt zum Opfer bringen, wie Giulietta und Romeo.

So dachte der General bei der eben erwähnten Entdeckung. An Pauls Liebe für Victoria zweifelte er keinen Augenblick. Er hätte ſie ſonſt nicht in Verzweiflung verlaſſen und ſein Eden, ſein Quiſiſana aufgegeben, ſich von ſeinen lieben Armen getrennt und ihnen ſeine Wohlthaten entzogen. Quiſiſana war wie ausgeſtorben und eine tiefe Trauer herrſchte in der ganzen Umgebung.

Nach der Unterredung, in welcher die erſte Eröffnung erfolgt war, wurde Victoria einige Ruhe gegönnt. Ihr

Oheim wollte ſie nicht mit fortgeſetzten Fragen beſtürmen. Sie zeigte aber inzwiſchen eine nicht zu verbergende Unruhe, als ob ſie etwas mit Beſtimmtheit erwarte, das ſich zutragen müſſe, ſo daß er nach zwei Tagen Mitleid mit ihr empfand. Er ſagte ihr, daß er Paul der ſeinen Aufenthalt in Paris zu verlängern gezwungen war, davon benachrichtigen wolle, was ſeit ſeiner Abweſenheit ſich zugetragen hatte und damit die Einladung verbinden, ſeinen Vorſatz Dienſte zu nehmen für jetzt aufzugeben und nach Hauſe zurückzukehren.

In dieſem Augenblick vergaß ſich Victoria. Die Nachricht war zu überraſchend. Was ſie kaum zu wünſchen gewagt, ſtand zu ſehr im Einklang mit dem, was ſie nun wirklich hörte. Sie fühlte, welche neue Umwandlung ihrem Geſchick bevorſtehe.

Was ſie zögernd in Worten ausſprach, verſetzte ihren Vater in wahrhaftes Entzücken. Sie dankte ihm für Alles, was er bisher für ſie gethan und verſicherte ihn ihres kindlichen Gehorſams. Sie entſchuldigte ſich ihrem Gefühle keinen genügenden Ausdruck geben zu können. Es hatte ſie zu heftig ergriffen.

Des Generals Stimme verrieth, was er empfand und der Thräne hatte ſich der ſtarke Mann nicht zu ſchämen, die ſeine väterliche Güte im Auge ihm perlen ließ. Er vermochte nicht, ſich banalen Förmlichkeiten zu unterziehen. Er holte ſeine Gattin herbei, damit ſie ſeine Freude theile.

„Wenn du Paul wirklich liebſt,“ ſprach Erneſtine zu Victoria, „ſo verbanne alle trübe Sorgen. Auch du wirſt von ihm geliebt. Es haben ſich Leute genug Mühe gegeben, ihm ſein Geheimniß zu entreißen, das er wie ein Heiligthum in ſich verſchloſſen hielt.“

* * *

Walter fand bei ſeinen oft wiederholten Beſuchen in Markeim immer eine gleich freundliche Aufnahme. Ja, ſie geſtaltete ſich noch freundlicher, da die Leute dort auch heiterer geworden waren. Er durfte ſich ſchon als einen gern geſehenen Gaſt betrachten und nur ſeine Beſcheidenheit hielt ihn ab, daß er nicht täglich ſeinen Beſuch abſtattete.

Die Wolf erſchien bei Madame Valmont um ihn zu ſehen. Sie fragte ihn, wie es mit ſeiner Affaire ſtehe und erzählte ihm, was ſie von Frau von Mayer gehört haben wollte. Es berechtigte zu den ſchönſten Erwartungen, ſetzte ſie nach Art ſolcher Unterhändlerinnen gar holdſeelig lächelnd hinzu.

„Ich kann es mir noch gar nicht denken," ſagte Walter. „Obſchon ich mir alle Mühe in der Sache gebe, mich aber nicht liebenswürdiger geſtalten kann als die Natur mich hat werden laſſen, ſo weiß ich nicht, ob ich die Früchte ernten werde" —

„Bravo! das iſt die rechte Weiſe! ſo ſpricht man nur, wenn man bis über beide Ohren verliebt iſt," rief die Wolf mit einem Anſtrich von loſem Schäkern.

„Mag ſein," entgegnete er. „Ich glaub' es ſelbſt, daß ich es bin. Es iſt ein beſtändiger Trieb, ſie zu ſehen, an ſie zu denken. Ich möchte nur wiſſen" —

Er ſtockte.

„Ich verſtehe," ergänzte ſie. „Treten ſie nur mit Sicherheit auf; ſie erlöſen den Schatz — oder wie ſie als Landmann ſich vorhin weniger poetiſch ausdrückten — ſie ernten die Früchte. Ein ſchwerwiegendes Wort von ihnen im rechten Moment lancirt und ſie werden ſehen, welche Wunder die Liebe wirkt."

„Sie iſt ſo zart und ſchüchtern, es könnte ſie erſchrecken von einem alten Burſchen" —

„Wie alt ſind ſie?"

„Zwei und vierzig" —

„Und noch ſo arm an Erfahrung! Ich hätte ſie für viel jünger gehalten, lieber Walter. Laſſen ſie ſich ja ihre naive Unbefangenheit nicht anmerken, wenn ſie mit ihr ſprechen. Zeigen ſie Aplomb. Kehren ſie ihre ſoliden Eigenſchaften heraus, auf die ſich ihre Zukünftige mit vollem Vertrauen ſtützen kann. Was machen ſie da für ein betrübtes Geſicht?“

„Ich weiß nicht; mein Herz fühlt ſich viel mehr zu trübem Ernſt, als zu heller Freude geſtimmt. Was nun ſchon ſeit Wochen die einzige Luſt meines Daſeins ausmacht — was ſoll ich ſagen? — ich kann es nicht anders bezeichnen; es beſchäftigt mich bei'm Eſſen und Trinken, bei'm Einſchlafen und Erwachen; ich ſehe das Mädchen überall; auch wann ich allein zu ſein glaube, iſt Victoria bei mir“ —

„Nun und das macht ſie traurig?“

„Ja, wenn ich daran denke, daß Alles nur ein Traum iſt; daß ich ſie niemals in der Wirklichkeit als meine Frau unter mein Dach führen werde; dann möchte ich vergehen — ich könnte wahrhaftig — obgleich es mir ſelbſt unglaublich ſcheint — ich könnte weinen. Ich gehe am Ende noch fort und laſſe mein Schloß leer ſtehen wie einen Käfig ohne Vögel.“

„Ei, ei! Was iſt das?“ ſprach die Wolf mit dem Finger drohend. „Doch dieſer Kleinmuth wird ſich bald in Siegesfreudigkeit verwandeln. Meine Erfahrung verbürgt es mir. Gehen ſie nur getroſt weiter und laſſen ſie die allzugroße Beſonnenheit bei Seite.

Nächſten Sommer beſucht ſie ihre alte Freundin Wolf um ihres Glückes Zeuge zu ſein. Wir werden ein Gläschen Champagner darauf leeren und uns des gegenwärtigen Geſprächs lachend dabei erinnern. Nicht?"

Walter ſchüttelte zweifelnd den Kopf.

„Und zu der erſten Taufe bitte ich mich zu Gaſte," fuhr ſie im leichteſten Scherztone fort. „Ach, ich ſehe ſie ſchon in nicht ferner Zukunft von einer ganzen Schaar liebenswürdiger Küchlein umgeben; wie ſie eines nach dem andern mit edelm Vaterſtolze der Freundin zeigen. Die kleinen, lieben, ſchönen, arg verzogenen Dingerchen! Und ſie wie ein ſtets noch junger Patriarch in ihrer Mitte und an ihrer Seite die ſchöne Hausfrau und Mutter! Welch' neidenswerthes Loos!"

„Ich werde in dieſen Tagen mit dem General ſprechen", ſagte Walter nach kurzem Bedenken raſch und barſch.

„Und ich werde mich zur Gratulation bereit halten."

Walter war von Zärtlichkeit ſo erfüllt, man könnte es geſättigt nennen, daß er einen Menſchen umarmen mußte, um nicht darin zu erſticken. Da kein anderer Gegenſtand da war, umfing er Frau von Wolf, die ſeinen Kuß mit Lachen erwiederte.

Nach der Umarmung war das Geſpräch plötzlich wie eingefroren. Walter ſtand da und betrachtete ſeine alte

Freundin, als wenn er ſeine Gedanken über das ſammeln wolle, was er ſo eben gethan.

„Alſo getroſt weiter im Vertrauen auf die Zukunft,“ brach ſie das Stillſchweigen, das wie Verlegenheit ausſah. „Und nicht mehr als höchſtens zwei Monate, ſo muß Victoria, Frau von Walter heißen.“

„Ich werde mit dem General ſprechen,“ wiederholte Walter jetzt mit einem Anſtand der ſeinen innern Adel verrieth. „Was daraus wird, ſteht bei Gott. Ich kann mich nicht anders machen als ich bin und haſſe jede Verſtellung um anders zu ſcheinen. Gefällt meine ſchlichte Art, ſo wird's gehen; wo nicht iſt's ſchlimm für mich. Ich wüßte nicht, was anfangen. Aber ſie haben recht. Ich folge ihrem Rath, es muß ſich kurz ſo oder ſo entſcheiden.“

„Sie ſprechen alſo gewiß mit dem General!“ ſagte die Wolf indem ſie ging.

„Ich habe mein Wort gegeben,“ ſagte er.

Als die Unterhändlerin ihn verlaſſen hatte, beſchloß er gleich am andern Tage dem General ſein Anliegen vorzutragen.

„Weiſet er mich ab“, ſprach es in ihm, „ſo bin ich ein verlorener Menſch. Habe ich denn aber das Fieber oder bin ich ein Narr geworden? Ich hätte nicht zu der Wolf gehen ſollen; die alte Hexe hat mich verzaubert. Mein

Leben kommt mir wie ein Märchen vor. Ich bin der verwunſchene Prinz und die Wolf iſt die ſchlimme Fee Caraboſſe. Pferde und Hunde verkaufe ich am Ende und ziehe in die weite Welt zu den wilden Gegenfüßlern.“

Dies war keine paſſende Vorbereitung zu dem Geſchäfte, welches er am nächſten Morgen mit dem General in's Reine bringen wollte. Mit ſolchen Selbſtgeſprächen und halblauten Gedanken verdarb er ſich die Stimmung immer mehr. Er war überaus gutmüthig und konnte viel ertragen; es brachte ihn nichts aus dem Gleichgewicht, wenn er ruhig war. Aus der Ruhe aber konnte er ſich ſelbſt bringen, wann er anhaltend nachdachte um ein Problem zu löſen. Das Ungewiſſe, Unbekannte, das er nicht ergründete, trieb ihm das ſonſt ſo gelaſſene Blut heftiger in Kopf und Herz; er ward immer ungeduldiger bis zur Erſchöpfung aus der dann mit einer letzten Anſtrengung ein gewaltiger Zorn losbrach, der aus Mangel an einem Gegenſtand um ſich zu entladen, nach Innen ſich lenkte und Wirkungen übte, die lange Zeit zu ihrer Beſeitigung erheiſchten.

Dies iſt eine Erfahrung die bei ſchüchternen und blöden Menſchen oft gemacht wird, die nicht im Stande ſind ſich von ihren guten Eigenſchaften ſelbſt zu überzeugen und daher auch wann ihnen Alles darauf ankommt, ſie nicht zur Geltung bringen können.

In Marxheim ſtanden die Sachen beſſer. Paul hatte auf den Brief des Generals geantwortet. Er gab ſein bisheriges Incognito auf und trat ſtralend im Sonnenglanz der Liebe mit dem Antrag hervor, Victorias Gatte zu werden. 'Das gab eine Freude in der Familie! Es war ein erſter mächtiger Schritt zum erwünſchten Ziele, dem die fernern Schritte auf dem Fuße unausbleiblich nachfolgen mußten. Paul hatte jetzt nur noch einige in Paris eingeleitete Verbindungen mit dem gehörigen Anſtand abzuwickeln, was eine kurze Zeit zur Erledigung erforderte, um mit offenen Armen dem Glück das ſeiner im Vaterlande harrte entgegenzueilen. Das Bild, welches ſich vor ihm entfaltete, war im reinſten Goldton gehalten; Alles darin war Klarheit, Licht, Leben, Farbe.

Victoria öffnete ihr Herz ganz ihrer mütterlichen Erzieherin in Abbeville. Sie glaubte vorausſetzen zu können wie ſehr dieſe Verbindung den Wünſchen der hochwürdigen Frau entſprechen werde. Sie ſchrieb ihr, daß ſie nur noch ihrer Einwilligung bedürfe. Sie entwarf ihr ein ausführliches Bild vom Paul, von all' ſeinen lobenswerthen Eigenſchaften; ſie erwähnte ihr auch ohne Rückhalt, daß Paul Proteſtant ſei, daß der General jedoch ihre Bedenklichkeit darüber alsbald zerſtreut habe. Er ſei davon überzeugt, hatte er ihr erwidert, daß Paul obgleich ſeinem Bekenntniß unverbrüchlich treu, es niemals unternehmen werde, ſie dem ihrigen abwendig zu machen. Er glaubte mit ſeiner Ehre dafür einſtehen zu können, wolle es aber dennoch nicht unterlaſſen, da dieſer Punkt einmal angeregt ſei, von Paul die bündigſte Erklärung darüber zu fordern. Auch nicht die leiſeſte Controverſe dürfte jemals angeregt werden; das ſollte Paul auf's heiligſte verſprechen.

„Ich fand mich durch das, was mein geliebter Oheim ſagte, vollkommen beruhigt,“ ſo ſchloß Victoria ihren Brief an die Superiorin. „Ich ſchicke mich an über meine neuen Pflichten reiflich nachzudenken; ich bin von der ſchönen Sorge erfüllt mich in meine jetzige Lage zu finden, die von meiner bisherigen ſo ganz verſchieden iſt. Die Welt, das Leben in ihr, öffnet ſich meinen Hoffnungen mit den ſchmeichelhafteſten Verheißungen der verſchiedenſten Art. Der Mann der mich liebt, will ſein Leben nur meinem Glücke weihen. O, daß meine Mutter noch lebte! Das Bild ihrer Leiden trübt allein meine Seeligkeit. Als ich das Kloſter in ihrer Begleitung verließ da wußte ich nicht, daß die treue Fürſorge, die ſie mir bewies, die Zärtlichkeit einer Mutter war; ich wußte nicht, daß ich das Daſein einem grauſamen gefühlloſen Manne ſchuldete, der Gattin und Tochter einem elenden Schickſal preisgab. So bin ich denn getheilt zwiſchen kummervoller Erinnerung und der glückverheißenden Gegenwart. Allein ich vertraue auf die ewige Vorſehung und die kindlichſte Dankbarkeit erfüllt mein Herz."

Während Walter noch immer in ſeinem Brüten verſtrickt war; während er in den dadurch erregten Zorn über ſich ſelbſt ſtets tiefer hineingerieth und nicht fähig war ſich daraus zu befreien, um auf die rechte Weiſe ſeine Angelegenheit mit dem General auszutragen; war Paul in Paris mit ſeinen Geſchäften beinahe ſchon im Reinen. Allein ehe er noch ſeine Heimreiſe bewerkſtelligen konnte, hatte Victoria die Antwort aus Abbeville in Händen. Sie war ſchleunigſt auf ihren Brief abgeſandt worden.

Die Superiorin ſchrieb ihr:

„Du wendeſt dich an mich mit einer zärtlichen aber ernſten Bitte; du verlangſt deren Gewährung von deiner Lehrerin, deiner älteſten Freundin. Sie wird dir hart, vielleicht unduldſam erſcheinen; allein ſie darf dir das quälende Vorgefühl nicht verbergen, welches ſie empfindet, wenn ſie an das Loos denkt, welches du für dich erwählt haſt und die Ohnmacht ihrer Warnungen im Verhältniß zu einer ſtarken ſinnlichen Vorſtellung erwägt.

„Schildre mir immerhin die Verdienſte und Tugenden deines Erkorenen; er wird im Stande ſein alle deine irdiſchen Wünſche zu befriedigen; allein biſt du ſicher, Victoire, daß die Liebe zu unſerer heiligen Kirche auch dem Verſucher wiederſtehen wird, der ſich dir jetzt mit den holdeſten Verlockungen naht? Wird er dir nicht den Sinn verkehren, und dich nicht in die ewige Verdammniß ſtürzen?

„Hüte dich vor der Erbſchaft deiner unglücklichen Mutter. Vermeide die Sünde, die eine ebenſo furchtbare Buße dir auferlegen würde. Beharre feſt im Glauben!

„Du verlangſt meine Einwilligung. Wozu? Zu deinem Glück? Von mir der Kloſterfrau verlangſt du es, deren Grundſätze auf einer unwandelbaren Ueberzeugung beruhen?

„Du allerſeeligſte Jungfrau weißt es, welche Bitten mein bekümmertes Herz zu dir emporſendet, für Alles was zur Glückſeeligkeit meiner Victoire beitragen kann. Und du, Allmächtiger, ſpende jetzt deinen Segen, wenn ich im Begriff ſtehe, meine Ruhe der ihrigen aufzuopfern. Laſſe ſie in dieſem Leben alles Glück erlangen ohne daß ſie dadurch in der Ewigkeit unglücklich werde!

„So möge denn dein Bräutigam dich hinnehmen, mein geliebtes Kind, möge er ſich deiner ſtets werth zeigen. Allein willſt du den Fluch, den die Kirche auf die Abtrünnigen ſchleudert, vermeiden; glaubſt du, daß das Gebet der Gerechten den reinen Thau der himmliſchen Barmherzigkeit dir und deiner Nachkommenſchaft erwerben können; dann fordere ihm das heilige Verſprechen ab, daß er es nie unternehmen wolle, dich dem wahren Glauben zu entreißen.

„Von Furcht, Bedauern und tiefem Schmerz, fühle ich mein mütterliches Herz gebeugt, das ſeine Rechte auf dich hiermit aufgiebt. Ich kann vor Weinen nicht weiter ſchreiben. Nur das Eine noch wiederhole ich dir, Victoire, halte feſt am Glauben, damit meine Seele dich dereinſt in der himmliſchen Herrlichkeit wieder erblicke, an der Seite deiner Mutter, der frommen Büßerin Margaretha, auf ewig wir Alle vereint.“

Die Wirkung dieſes Briefes kann man ſich ſchwerlich vorſtellen. Er enthielt, was ſie gewünſcht, was ſie ſehnlichſt erwartet hatte. Die Einwilligung der Superiorin war ertheilt, aber nicht aus vollem Herzen, nicht mit der gefühlvollen Theilnahme, die ſie ſtets zeigte. Victoria fühlte, daß es eine Zuſtimmung war, die der frommen Frau entwunden, entriſſen wurde, weil ſie ſich als unvermeidlich ihr darſtellte.

Victoria ſchwankte in dem Vertrauen auf ſich ſelbſt und dennoch fühlte ſie ſich wider Willen fortgezogen. Sie wollte für ihr zeitliches und ewiges Wohl nur deſto eifriger beten und zu jeder Zeit, unter allen Umſtänden, wie auch Gott die Wünſche, Abſichten, Strebungen ihrer Seele leiten möchte, niemals aufhören eine gläubige Tochter der heiligen und allgemeinen Kirche zu bleiben. —

Allein trotzdem, daß ſie ſich dieſe Kraft zu erringen hoffte, ſah ſie doch mit Bangigkeit Pauls Ankunft entgegen.

IX.

Heinrich von Walters Zorn hatte ſich gelegt. Er war auf ein ſonderbares Mittel verfallen und das half.

Daß er das wichtige Geſchäft, welches er ſich vorgeſetzt hatte, nicht anzugreifen wußte; daß ihm nichts in den Sinn kam, eine paſſende Einkleidung ſeines Antrags zu finden um nicht mit der Thür ins Haus zu fallen, das war die Urſache ſeiner zornigen Selbſtquälerei geweſen. Da gerieth er darauf nach Büchern zu greifen, um ſich eine Anleitung zu verſchaffen, wie er es anſtellen ſollte. Der Rathgeber, wie z. B. „der fertige Galant-homme“ und dergl. giebt es genug. Das lag ihm jedoch fern. Obgleich nicht nach modernem Styl gebildet, ſo hatte

Heinrich von Walter natürliche Anlagen dazu und war nicht unwiſſend. Zur Abhilfe des Mangels, den er in ſich verſpürte entſchloß er ſich moderne Romane zu ſtudiren, um ſolchen Situationen, die der ſeinigen glichen, nachzuſpähen. Dieſen großen Entſchluß zu dem ihn die Verzweiflung trieb, führte er aus. Er holte ſich die neueſten Bücher aus der Leihbibliothek. Alle Tage war er mit einem fertig und mehr als eine Woche hindurch überließ er ſich dieſem Studium. Er pfropfte eine moderne Anſchauung auf die andere und füllte damit viele leere Stellen ſeines Kopfes. Nun werde es ihm an der nöthigen Beredtſamkeit nicht fehlen, dachte er, als er damit fertig war.

Mit dieſer geiſtigen Ausſtattung beſuchte er Markeim, wo man ſich erfreut zeigte ihn nach Wochen einmal wieder zu ſehen. Er gedachte vorerſt während gleichgiltiger Geſpräche ſeine Stärke zu erproben. Es ging wirklich vortrefflich. Er ſprach über Alles mit, was vorkam. Zwar würde das was er ſagte, vor einer ernſten Kritik nicht beſtanden haben; aber die Unterhaltung gerieth nicht in's Stocken, wie ſonſt. Er war wirklich niemals um Worte verlegen.

Dem lag aber noch ein ganz beſonderer Umſtand zu Grunde. Es war nicht allein die ſchöngeiſtige Bildung die er ſich durch eine mehrtägige unausgeſetzte Lectüre erworben und aus der gangbarſten modernen Litteratur zuſammen geleſen hatte, die ſeine Rede befeuerte, ſondern es war die Aufmerkſamkeit welche ihm Victoria ſchenkte, die ihre Arbeit, ſobald er anfing, aus der Hand legte, um mit herabhängenden Armen und etwas emporgehobenem Kopfe, wie erſtaunt ihre ſchönen Augen auf ihn zu richten. Es war ihm dann, als läſe er ihre Zuſtimmung zu dem, was er vorbrachte, in dieſem Blick; er glaubte, ſie auf ihren Lippen ſchweben zu ſehen.

Seine Kühnheit ſteigerte ſich und die Zeit, die er auf die Vorbereitung verwendet, reuete ihn nicht, weil dadurch der Rahmen ſeiner Hoffnungen ſich immermehr erweiterte. Erneſtine gefiel er jetzt mehr als früher; der General fand die Zerſtreuung, die er für den Augenblick gewährte heilſam, obgleich er in Allem was Walter ſprach weder Geiſt noch Gedanken herausfand. Victoria widerſprach ihm wohl auch ſcherzend und Walter nannte ſie eine unverbeſſerliche Schöne. Sie nahm es gleichgiltig hin. Für ihn ward die Sache gefährlich. Sein Charakter widerſtritt dem Wechſel ſeines Betragens.

Aber Victoria — ahnte ſie wohl, daß ſie des armen Mannes Herz ganz erfüllte? Daß er Alles, was ſie ihm ſagte, immer und immer ſich wiederholte? Daß nur der Gedanke ihn beſeelte, ihre Liebe zu verdienen? Sie ahnte es nicht und die Freundlichkeit die ſie ihm zeigte, war ihr natürlich, denn ſie wußte ſeinen Werth ſchon zu ſchätzen, ehe er es unternommen hatte mit ſeiner Bildung vor ihr zu prunken.

Wann ſie jetzt über ſeine Behauptungen ſcherzte, ſo war es eine unſchuldige Zerſtreuung auf einen Augenblick; ſo geſchah es immer mit dem feinen Gefühl, mit der Zartheit der Jungfrau, ohne Spott und ohne Malice.

Als Walter an einem der nächſten Tage nach Markeim kam, ſaß ein ſchöner noch ſehr junger Mann im Familienkreiſe, neben dem Fräulein.

Es war Paul Möller.

Sie kannten ſich nicht und die Vorſtellung, die bei Walters Eintreten erfolgte, war von beiden Seiten ziemlich ceremoniös.

Paul blieb kalt dem Fremden gegenüber. In Walter erglomm ein ſchneidendes und zugleich plumpes Gefühl, bei ſeinem Anblick. Er hätte auf ſeinem beſten Renner ſogleich durch ein üppig grünendes Kleefeld kreuz und quer dahin ſprengen mögen, um es zu verwüſten. Er glaubte einen höhniſch falſchen Zug in Pauls Geſicht zu bemerken und bildete ſich ein, daß ſogar Victoria über das gleichzeitige Zuſammentreffen ihrer Beſuche etwas erſchrocken ſich zeige.

„Jetzt gilt's einem ernſten Kampf!“ ſtieg es in ihm auf.

Dabei blieb es für jetzt. Walters Verlegenheit wuchs jedoch mit jeder Minute. Von ſeiner Bildung kam heute nichts zum Vorſchein. Es war das Beſte, daß er ſich kurz empfahl. Auf dem Heimweg erfaßte ihn wieder ſein alter Zorn. Er dachte an ſchreckliche Dinge wie Zweikampf, Entführung; und das waren wieder einmal die Früchte ſeiner Lectüre. Der prächtig geſchilderte Held eines von ihm geleſenen, meiſterhaft geſchriebenen Romans ſtand leibhaftig vor ihm, der mit der Wuth einer wilden Katze, mit der Gelenkigkeit eines Affen, ſeinen Gegner um den Beſitz eines Mädchens vernichtete.

Walter verwünſchte die Frau von Wolf. Wäre ſie ihm gerade begegnet, es hätte eine ärgerliche Scene abgeben können. Als er ſich wieder auf ſeinem Zimmer befand, öffnete er die Thür des Schlafkabinets und durchmaß ſie beide in wiederholten Gängen, bis daß er faſt ſchwindelig wurde. Er ſprach laut mit ſich ſelbſt.

„Victoria kann nicht falſch ſein,“ war der ſtete Refrain, „die Lüge hat keine Macht über ſie. Und wenn Alle falſch, ſo iſt ſie ehrlich. Darauf bleibe ich. Daß ſie über mein Zuſammentreffen mit dem jungen Milchbart verlegen war, finde ich natürlich. Es konnte mich nur im erſten Moment choquiren. Später wird ſich's ſchon zeigen. Ich bin ihr nicht gleichgiltig. Mein Verſtand reicht Gottlob noch ſo weit, das einzuſehen. Wie aufmerkſam ſie ſtets war, wann ich ſprach; wie vertraulich war es, wann ſie mich neckte! Verſtellen kann ſich das edle Geſchöpf nicht. Alſo! Mein Programm iſt: Geduld; aber wenn ſich auch Alles gegen mich verſchwört, ſo muß ſie dennoch meine Frau werden!“ —

Dem ſcharfen Auge des Weltmannes konnte nicht entgehen, was dem ungeübten Auge Walters ſchon aufgefallen war und ihn zu ſolchen extravaganten Aeußerungen verleitete. Victoria zeigte wirklich Befangenheit, ſo oft Paul ihr gegenüberſaß und vermied es, mit ihm allein zu ſein. Es war, als ob ſie dem ſehnlichſt Erwarteten nichts zu vertrauen habe. Der General ſah, daß ſie litt, im Stillen litt und es Niemand geſtehen wollte, der ſie zu tröſten im Stande geweſen wäre. Es beunruhigte ihn der Gedanke, daß ſie dieſer Zuſtand, wenn er nicht ſchnell gehoben würde, zu einem verzweifelnden Entſchluß treiben könne.

Er täuſchte ſich nicht. Victoria hatte ſchon den Brief an die Superiorin zum Theil entworfen, in welchem ſie die Bitte ausſprach, ſie durch eine Schweſter ihres Kloſters abholen zu laſſen, um in deren ſichern Hut nach Abbeville zu reiſen, damit ſie allen Zureden und Bitten entgehe und nicht in die traurige Nothwendigkeit verſetzt würde, dem Willen ihres würdigen Oheims ungehorſam zu ſein. Sie wolle nicht den wilden Stürmen der Welt ſich preisgegeben ſehen, welche das Lebensglück ihrer Mutter begruben; ſie ſtehe ſchaudernd an einem ähnlichen Abgrund, vor dem ihr Schutzengel ſie bewahren werde.

Der General wollte zuerſt mit Paul ſich verſtändigen, ehe er ſeine friedliche Attake auf Victoria unternahm. Ihr Herz war zart beſaitet und ein Fehlgriff konnte leicht die Saiten ſprengen.

Vor wenigen Tagen war Maxkeim noch ein lachendes Aſyl der Freude und des Glücks geweſen; jetzt war es voll Beſorgniß und Ungewißheit. Die ſchönſte Erwartung hatte Alle getäuſcht; denn auch Paul konnte die herrſchende Mißſtimmung nicht entgehen, wenn ihm auch die Urſache nicht bekannt war und nur ſeine Einbildungskraft die Wirkungen derſelben ihn erſchreckender fühlen ließ.

V.

Es ſind verſchiedene Wirkungen, aber es iſt derſelbe Gott, der Alles in Allen wirket.

Aus dem erſten Brief an die Korinther.

I.

Da ſaß nun Paul Möller in ſeinem Quiſiſana. Es war aber nicht mehr wie ſonſt. Er war voll Schmerz, ermüdet von den Widerwärtigkeiten, die ſich ihm auf's Neue entgegenſtellten und ihm die Hoffnung eines Augenblicks nunmehr für immer geraubt hatten. Wie ſollte er ſich Victorias Kälte deuten?

Die letzte Zuſammenkunft im Garten vor ſeiner Abreiſe oder Flucht, trat ihm vor den Sinn. - Die Worte die er damals geſprochen, fielen ihm alle wieder ein. Er hatte Victoria gekränkt. Allein ihre Reinheit ſtrahlte ja nur um ſo höher, da es erwieſen war, daß die Verläumdungen aus dem Irrthum erwachſen waren und von der Eiferſucht Nahrung empfangen hatten. Das was er damals zu Victoria geſprochen, hatte ja nur eine unbegränzte Liebe ihm entreißen können; er hatte ihr entdeckt, was kein Menſch ihr enthüllt haben würde und was ihr dennoch ſo nöthig zu wiſſen war. Sollte bei ſeinem Anblick jene Scene vor ihr wieder erwacht ſein? Hatte ſie ihm denn nicht längſt ſchon großmüthig verziehen?

Er erinnerte ſich noch des Moments. Wie oft hatte er ihn ſich zurückgerufen! Es war ihm als ſähe er ſie, wie ſie voll Entrüſtung und weinend dem Hauſe zueilte.

War es möglich, daß das Band ſo plötzlich und für immer dadurch getrennt wurde, welches die ſeelenvollſte Sympathie um zwei Weſen geſchlungen zu haben ſchien?

Und noch mehr! was hatte den General von Wildenſtein veranlaßt, Paul unter Verſprechungen und Zuſagen nach Hauſe zu rufen, die jeden Grundes entbehrten?

Das war Quiſiſana; aber Paul erkannte es und ſich ſelber nicht wieder. Er war ſich zur Laſt. Und kein Helfer erſchien; Niemand war da, dem er von ſeinen Qualen auch nur ſprechen konnte.

Der General verhielt ſich ſtill; man ſah ihm an, wie ſchwer es ihm wurde. Das einzige was er äußerte war, daß man Victoria Ruhe gönnen müſſe, weil ihre Geſundheit durch ihre früher ausgeſtandenen Leiden und den erſt kürzlich erfolgten Tod ihrer Mutter noch zu ſehr erſchüttert ſei.

Daß Heinrich von Walter unter dieſen Umſtänden ſeinen Vorſatz für den Augenblick aufgab, iſt leicht erklärlich. Er glaubte das was vorging begriffen zu haben und zu ſeinen Gunſten deuten zu dürfen. Mit dieſer Befriedigung im Herzen empfahl er ſich der Familie Wildenſtein und begab ſich nach ſeinem Gute, wohin ihn die Geſchäfte des Nachſommers riefen, die ſeine perſönliche Anweſenheit verlangten. Sobald er damit fertig ſein würde, wollte er als Dank für die ihm in Markeim erwieſene Gaſtfreundſchaft, Alle in ſein herrliches grünes Waldrevier laden um nach alter guter Väterſitte zu jagen und die helle Tafelrunde von ſchönen Damen präſidiren zu laſſen. Auf dieſe Zeit ungezwungener Luſt und Freudigkeit vertagte er die Erfüllung ſeines Sehnens, die für jetzt durch Pauls Dazwiſchenkunſt vereitelt worden war.

Es brauchte wohl nicht erſt hier weiter bemerkt zu werden, daß Walter's Scheiden keinen beſondern Eindruck machte, obgleich Alle den wackern Mann recht liebgewonnen hatten, deſſen Art und Weiſe wohl im Stande war nicht ſelten ein Lächeln zu erregen. Man freuete ſich in dieſer revolutionären Zeit, in dieſer allenthalben ſo wurmſtichigen geſellſchaftlichen Verfaſſung, bei all den graſſirenden Monſtruoſitäten, einmal auf einen naturwüchſigen Menſchen von ſo haltbarer Einfachheit zu ſtoßen.

* * *

Ein altes ſinniges Märchen erzählt uns von einer überaus giftigen und ſcheuslichen Schlange, deren Kopf ein koſtbares Kleinod umſchließt. Damit iſt das Unglück gemeint welches die Menſchen anfällt, gleich einem gräulichen Ungethüm. Es ſind uns Waffen genug verliehen es zu bekämpfen. Beſiegen wir es, ſo iſt das Kleinod unſer, das es umſchließt; der innere, der ächte Adel in vollem Bewußtſein iſt damit für uns erobert. Wer mithin nie von der Schlange angefallen wurde, kann auch nie den Kampf mit ihr beſtehen. Ihm iſt die Gelegenheit genommen, den Siegespreis zu erwerben. Er iſt in ſeinem ununterbrochenen Glück dennoch zu beklagen.

Das Leben des Generals von Wildenſtein war, mit Ausnahme weniger Jahre, ein fortlaufendes Gewebe von Mißgeſchicken geweſen. Er hatte die Schlange längſt ſchon getödtet und der Preis war ſein. Durch dieſe Macht ward er nun zuerſt befähigt ſich Paul zu eröffnen.

„Ich habe mich ehrlich beſtrebt,“ ſagte er ihm, „ihren Character zu ergründen und ich geſtehe, je mehr ich mich bemühete ihre Worte mit ihren Handlungen zu meſſen, deſto größer ſtanden ſie in meiner Achtung. Was dem Menſchen den einzig wahren Werth verleiht, iſt die Tugend. Als ich ſie ſo erkannt hatte ward es mir klar, daß ich keine beſſere Wahl eines Gatten für Victoria treffen könne. Zum Glück ſtimmte dieſe Wahl mit ihrer beiderſeitigen Neigung überein und nichts ſchien jetzt mehr ihrer Verbindung im Wege zu ſtehen, nachdem Victoria, das Kind meiner Schweſter, vor der Welt als meine rechtmäßig adoptirte Tochter erſcheint. Victorias Vater, der ſie in ihrem zarteſten Alter verlaſſen und aufgegeben hat, darf ſeine von gräßlicher Schuld beſudelten Hände nicht mehr nach ihr ausſtrecken; um allen Folgen vorzubeugen wurde er von der Adoption in Kenntniß geſetzt, mit der er gerichtlich ſich einverſtanden erklärte. Er verlebt fern von hier ſeine alten Tage und mir ſind Beiſpiele bekannt, daß ſo ein ergrauter Sünder ſeine Rechte auf ein Kind, welches er ſeit der Geburt ſeinem Schickſal überließ, zurückforderte um ſich einen Ernährer oder eine Pflegerin zu verſchaffen. So ſah ich denn endlich alles entgegenſtehende glücklich beſeitigt. Eine Unterredung mit Victoria ließ keinem Zweifel Raum und ich erhielt die Zuſtimmung von ihr, ſie zur Heimkehr einzuladen. Dennoch entging mir eine Unruhe nicht, die ſie nicht ganz verbergen konnte und die mir einen andern Urſprung zu haben ſchien, als die Sehnſucht der Erwartung. Dieſe ſpiegelt ſich anders ab und iſt nicht zu verkennen. Das Auge Victorias blickte nicht frei und heiter; ſie ſprach nicht von der nächſten Zukunft, ſie nannte ihren Namen nie von ſelbſt. Da mußte ich an ein Geſpräch denken das ich früher einmal mit ihr führte. Es betraf die Verſchiedenheit ihrer religiöſen Bekenntniſſe. Ich hatte ihr verſprochen darüber eine Erklärung von ihnen zu verlangen —“

„Eine Erklärung?“ fiel Paul dem General etwas erregt in's Wort. „Worüber? Was verlangt man von mir?"

„Durchaus nichts was ihrem Gewiſſen zu nahe träte. Ich verbürgte mich für ſie, daß ſie niemals es unternehmen würden Victoria von ihrem Glauben abwendig zu machen" —

Pauls Mund umzog es wie ein Lächeln, das alsbald wieder dem Ernſt weichen mußte.

„So ſicher ich bin, mich von keiner Macht der Welt zur katholiſchen Kirche drängen zu laſſen, eben ſo ſicher darf Victoria darauf vertrauen, daß ich nicht aus ihr eine Anhängerin Luthers zu machen mich bemühen werde. Dies ſind Nebenſachen nach meiner Anſicht die auf unſer häusliches Glück keinen Einfluß üben können. Da ich es ſo betrachte, wird es mir leicht ihnen darüber mein Ehrenwort zu verpfänden und ebenſo leicht wird es mir werden, Victoria durch meine aufrichtigſte Betheuerung deshalb zufrieden zu ſtellen, wenn auch ſie mir mit Aufrichtigkeit ihren Zweifel eröffnen will. Ich bitte ſie, Herr General, dies herbeizuführen. Es wird ihnen nicht ſchwer werden, nachdem ſie meine Erklärung haben."

„Doch nicht ſo leicht als ſie denken, mein junger Freund. Victoria hatte, wie ich weiß, an ihre Erzieherin, die Superiorin in Abbeville, geſchrieben und faſt umgehend, noch bevor ſie angekommen waren, eine Antwort von dort erhalten die ich ihr zuſtellte, da das Schreiben unter meiner Adreſſe einlief. Von dem Inhalt hat ſie mir nichts mitgetheilt, allein ich denke ihn zu errathen. Seitdem iſt an Victoria die plötzliche Veränderung wahrzunehmen. Es iſt ihr jugendlicher Glaube, der zur Heiligkeit ſeiner Verheißungen mit unwandelbarer Liebe hinaufſchaut und die Verſuchung fürchtet. Für Chriſten mit freierm Blicke mag es freilich unbegreiflich ſein.“

„Um eines ſolchen Schattenbildes wegen alles Glück der Erde opfern?“ rief Paul mit einer Miſchung von Unwillen und Schmerz.

„So dürfen ſie Victorias Empfindung nicht bezeichnen,“ ſprach Wildenſtein gelaſſen, „beſonders nicht in ihrem Beiſein. Es ſind bei ihr die Folgen — nennen ſie es immerhin die Mängel — einer Erziehung, die jedoch durch die Vorzüge eines edeln und gefühlvollen Herzens ausgeglichen werden. Dieſe über jene zum Durchbruch gelangen zu laſſen, iſt nun unſere und vielmehr zunächſt ihre Aufgabe. Ihrer Klugheit ſei Alles anheimgeſtellt. Victoria hat ihr biederes Herz erkannt, ſie liebt ſie. Ihre Starrheit wird vor ihren Worten weichen und einer mildern Weisheit zugänglich werden. Berühren ſie die Grundſätze der katholiſchen Kirche nicht und laſſen ſie Victorias Enthuſiasmus freien Schwung. Das reine Feuer, welches ihr Herz erfüllt, wird zuletzt mit der proteſtantiſchen Kirche Friede ſchließen. Ein altes Sprichwort heißt: Die Liebe verträgt ſich mit allen Religionen. Die Scheidewand, welche die ſonſt wackere Superiorin erblickt und die doch eigentlich nur in einigen abweichenden Meinungen beſteht, iſt nicht unüberſteiglich. Geiſt und Gefühl für das Erhabene und Schöne beſitzt ihr Beide; die chriſtliche Liebe wird euch zu ſeelenerhebenden Betrachtungen führen; ihr betet beide zu dem gekreuzigten Gottmenſchen und Victoria, wenn ſie ihr dies Alles zu Gemüth führen, wird ſie anhören und nicht mehr daran denken, wegen der Verſchiedenheit der Bekenntniſſe ihrem Geliebten und ihrem Glück zu entſagen."

So vernünftig und entſprechend Paul dieſe Rathſchläge auch fand, ſo hatte das Gehörte ihn keineswegs zufrieden geſtellt. Die ganze Angelegenheit war auf einen fremden Boden hin verpflanzt. Wäre Victorias ſeltſamem Benehmen eine andere Urſache zu Grund gelegen; wäre er ihr gleichgiltig geworden; hätte ein Anderer ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen geſucht; ſein Jugendmuth wäre nicht verzagt. Er hätte mit einem berechtigten Selbſtvertrauen den Gang mit dem Schickſal wagen mögen. Hier lag die Sache anders. Ein Mißtrauen war erweckt worden, das nicht erſtickt werden konnte und dem er mit einer peinlichen Aufmerkſamkeit zu begegnen hatte, die jede freiere Aeußerung verbannte. Er dachte ſtillſchweigend nach; nichts wollte ſich ihm darbieten. Er verwarf Alles. Der General erwartete ſeine Antwort.

„Wie iſt es möglich, daß der Rieſenſchritt der Aufklärung noch ſolche dunkle Partien unberührt gelaſſen hat!" ſagte er endlich. „Es liegt ſo viel Empörendes für die Vernunft darin, daß es mich abſchreckt, nur einen Verſuch zu machen. Welchem Zwang müßte ich mich unterwerfen; jedes Wort noch ſo vorſichtig erwogen, könnte falſch gedeutet werden. Es wäre für mich ein fortwährender Zuſtand der Unmündigkeit. Eine Frage, eine Anklage von Victoria nach Abbeville geſandt — und ein Richterſpruch erfolgte, der mich unvermeidlich treffen würde. Die Geſchichte einer ſolchen Ehe verliefe am Ende in einen fanatiſchen Religionskrieg."

„Es hört ſich kalt an, was ſie ſagen," ſprach Wildenſtein, „allein es ſchimmert doch etwas Schwärmerei hindurch. Sie miſchen ein höheres Intereſſe in's Spiel, als das bloße Intereſſe der Liebe. Sie wollen, daß ihre Frau auch ihrer — wie ſie dafür halten — reinern religiöſen Anſchauung ſich bequeme. Dieſer Hoffnung ſollen ſie entſagen. Das iſt die Forderung, die eigentlich nur an ſie geſtellt wird. Sie haben mir geſagt, daß ſie nie etwas unternehmen wollen, Victoria von ihrer Kirche zu trennen; wiederholen ſie ihr dieſes Verſprechen feierlich und halten ſie es, dann ſind Religionskrieg und Fanatismus für immer unmöglich. Das geheiligte Band der Ehe wird ihre Herzen und ihre Ideen feſter verbinden. Das Weitere überlaſſen ſie getroſt der Zeit.“

Aus dem Tone ſanfter Ueberredung, den Wildenſtein anſchlug, aus jedem ſeiner Worte war zu erſehen, wie ſehr er dieſe Verbindung wünſchte. Er hatte ſich nicht vorgeſtellt, daß der einzige dazwiſchen tretende Zwieſpalt von Paul ſo ernſt genommen werden dürfte. Allein er verzagte nicht, daß eine offene Erklärung von deſſen Seite jede Spur eines Zweifels bei Victoria verwiſchen würde.

Mit freudiger Zuverſicht ſagte er es ihm. Er ging ſo weit, ihm die Zauberbilder der Zukunft zu ſchildern. Pauls Unentſchloſſenheit löſte ſich endlich in ein aus ſinnlicher Imagination gewobenes Schwanken auf; die ſchönſten Leidenſchaften verbanden ſich, um das Ideal häuslicher Glückſeeligkeit zu vollenden. Der ihm von dem General ertheilte Rath erſchien ihm durchgreifend und erſchöpfend. Sein vor Kurzem noch ſchwer belaſtetes Gemüth ahnte den befriedigenden Ausgang des peinlichen Verhältniſſes.

Heinrich von Walters häufige Beſuche in Marxkeim hatten hinlänglich die anfänglich als ſeltſame Marotte angeſehene Wahl einer ländlichen Wohnung bei der Valmont erklärt. Die Verhandlungen mit der Wolf blieben auch nicht unbemerkt. Frau von Mayer, die in das Vertrauen gezogen ward, trug es als eine Neuigkeit zu ihrer Schweſter

Buſch, dieſe ſagte es ihrem Mann, damit er es dem Vater verkünde, weil ſich daran die erfreuliche Ausſicht für die Familie knüpfte, daß der General bald Markeim für immer verlaſſen werde und für Buſch insbeſondere noch die, das ſchöne Gut für ſich zu erſtehen, wozu er ſchon die nöthigen Einleitungen getroffen hatte.

Als nun aber auch Paul wieder kam, da verwirrten ſich die klar gezogenen Linien ein wenig. Die böſen Zungen brachten in Umlauf, daß die von gewiſſer Seite geprieſene achtungforderndе Perſönlichkeit des Generals von Wildenſtein denn doch nicht von allem Makel frei daſtehe und es ihm ganz gleichgiltig ſei, wer Victoria heimführe, wenn er nur die ſo unverhofft ihm zugefallene ſchöne Tochter auf die ordinärſte Weiſe an den Mann bringe.

Die Menge iſt unverbeſſerlich im Beharren auf einer vorgefaßten Meinung, die ſie mit derſelben trotzigen Zähigkeit vertheidigt, wie irgend welche abgeſchmackte Mode. Das iſt die Tyrannei, welcher ſie ſich freiwillig unterwirft, mag ſie auch noch ſo laut über Freiheit declamiren.

Das wortarme verlegene Benehmen Victorias dauerte indeß fort. Wann Paul ſich ihr nähern wollte, ſo erfaßte ihn alsbald eine ſo heftig gereizte Empfindung, daß er das Vorhaben welches er im Herzen trug, nicht zur Ausführung brachte.

II.

Victorias Briefe nach Abbeville waren bisher unbeantwortet geblieben. Sie hatte mehrmals gebeten, ſie durch eine der dienenden Schweſtern abholen zu laſſen. Das Erſcheinen irgend eines Abgeſandten des Kloſters würde ſie alsdann zu dem unausweichlichen Schritte getrieben haben, ihrem Oheim von dem Entſchluß ihn zu verlaſſen, in Kenntniß zu ſetzen. Bis jetzt hatte ihr die Kraft dazu gefehlt.

Mit jeder Stunde, mit jeder Minute mußte ein Brief aus Abbeville eintreffen und ihr die erwartete Verheißung bringen. Die Trennung von Maxkeim ſtand vielleicht näher bevor, als ſie dachte. Victorias zarter Sinn fühlte dringend, daß ſie Paul eine Erklärung ſchulde. Ihr Herz war für ihn von Freundſchaft und Sympathie erfüllt. Sie genoß jetzt noch der vollkommenſten Freiheit, es ihm zu ſagen; es ſollte ihr den Moment des Abſchieds erleichtern.

Das nächſte Mal, als ſie ſich mit ihm allein ſah, hielt ſie ſich nicht mehr zurück. Paul las in ihren Augen, daß ſie ein mächtiger Gedanke beſchäftige.

„Ich ſtehe im Begriff," ſprach Victoria, „ihnen eine Mittheilung zu machen, wodurch ich in ihren Augen vielleicht als eine dem intoleranteſten Despotismus Verfallene erſcheinen werde, der ſeit Jahrhunderten verjährt, durch die moderne Erziehung vollſtändig gebrochen ſein ſollte. Allein ich wage es dennoch. Ich wende mich nicht an den Geiſt des kalten Forſchers; ich appellire vielmehr an das warme Herz des Menſchenfreundes, der den Muth zu würdigen weiß, welcher ein ſchwaches Mädchen in dieſem Augenblick ſo ſehr erhebt, vor einem ſtärkern geiſtigen Vermögen ein Bekenntniß abzulegen. Sie werden es nicht abergläubiſch oder ſchwärmeriſch benennen. Ich fühle mich frei von ſolchen Attributen. Allein es würde für eine traurige Lähmung der Seele zeugen, wenn ich nicht die Kraft beſäße, mich einer mächtigen Erſchütterung auszuſetzen, um einer aufzehrenden Leidenſchaft zu entrinnen. Durch die ſorgfältigſte Erziehung, die ich zu erhalten ſo glücklich war, wurde ich zu Vorarbeiten in meinem Innern befähigt, die mich endlich an ein ſolches Ziel gelangen ließen. Dieſe kurze Auseinanderſetzung der Lage, in welcher ich mich befinde, wird ihnen kalt und trocken erſcheinen, in Anbetracht früherer Aeußerungen und Erwartungen, die nur den Vorſpiegelungen einer entzückten Einbildungskraft folgten. Sie ſind zerronnen und ein anderes Ziel hat ſich mir offenbart, zu welchem mich die innigſte Ueberzeugung treibt. Das aufgeſchreckte Gewiſſen erwachte und zeigte mir, daß zwiſchen unſeren Wünſchen eine Kluft beſteht, die ohne leichtſinnige Gleichgiltigkeit nicht umgangen werden kann. Ich bin eine gläubige Tochter der katholiſchen Kirche und halte ſie nicht für einen Freidenker, der es für ein Meiſterſtück ſeiner Aufklärung hält, über die Religion mit ſtolzerhobener Stirne hinwegzuſehen. Auch ihnen iſt ſie die Grundlage des irdiſchen Glücks. Das iſt jedoch in unſerer Lage durch eine Verbindung in der Ehe unmöglich. Wir wären durch unſere verſchiedenen Bekenntniſſe eingeſchränkt und in der freien Wahl der Selbſtbeſtimmung gehindert. Nicht nur das Gewiſſen allein, ſondern auch das Pflichtgefühl fordern von mir davon abzuſtehen, meine Lebensverhältniſſe auf Koſten meiner religiöſen Ueberzeugung verbeſſern zu wollen. Sie ſtimmen mir bei; denn auch ſie würden gewiß nicht das was ſie als Wahrheit erkennen, für eine mit dem Leben vorüberfliehende Glückſeeligkeit vertauſchen wollen. Die Liebe zu ewigen Wahrheiten iſt ſtärker.“

Victoria hatte geendet. Paul ſaß ihr noch immer ſchweigend gegenüber; die Augen ſtarr auf ſie geheftet. Alle ſeine Seelenkräfte waren auf's höchſte geſpannt.

Seine Empfindungen waren, während er zuhörte, empört. Er war zu voll, um die Unterhaltung mit Ruhe fortzuſetzen; Alltagsgedanken vermochten ſich nicht hervorzudrängen; das geliebte Mädchen erſchien ihm wie ein ſtarres, aber mächtiges Bild. Es dauerte lange bis er Worte fand.

„Ihr Geſichtspunkt," ſprach er, „erſcheint mir um ſo wichtiger, weil es nur die lauterſte Wahrheitsliebe iſt, welche ihre Gedanken beſeelt. Es ſind die mißlichſten Fragen, die ſie zu den dornigſten Klippen führten. Sie vergaßen aber, daß das Bekenntniß nicht Zweck ſei, ſondern nur Hülle und Werkzeug für edlere moraliſche Abſichten. Das Ritual des Cultus kommt dabei nicht in Betracht. Selbſt diejenigen Lehrſätze ihrer Kirche, die ſie als die eigenthümlichſten Grundpfeiler ihres Glücks und ihrer Tugend anſehen; die von ihren Heiligen und den Weiſen und Gelehrten der Jahrhunderte durch die angeſtrengteſte Kraft ihrer Vernunft, theils mit der erforderlichen Klarheit und Bündigkeit, theils weniger zuſammenhängend vorgetragen wurden; dieſe Wahrheiten ſind allgemein und gehören nicht bloß ihrer Kirche an. Es iſt ein Gott, ein unerſchaffenes in drei Perſonen einiges Weſen, der Schöpfer, Erhalter und Richter der Welt, mit allen Eigenſchaften der Heiligkeit und Moralität ausgeſtattet; in dieſer höchſten hiſtoriſchen Gewißheit gipfeln alle, auch durch das Bekenntniß geſchiedene, Religionsbegriffe eines jeden Chriſten. So lautet die reine Lehre, zu welcher auch wir Proteſtanten uns freudig bekennen. Welche Aufſchlüſſe könnten ſie nach dieſer Erklärung wohl noch von mir verlangen; welche peinliche Zweifel ſie erfüllen; Gleichheit der Grundſätze und Geſinnungen welche die Herzen vereinigt, ſollten ſie nicht hinlänglich erſcheinen uns ein ungetrübtes Glück in der Ehe zu ſichern?"

„Ich kann mich nicht zu ſpeculativen Meinungen aufſchwingen," erwiderte Victoria, „was ich ihnen zu ſagen hatte, iſt erſchöpft. Ueberlaſſen ſie mich meinen ſtillen traurigen Empfindungen, die mich bei'm Abſchied von einem lieben Freund erfüllen und glauben ſie mir, daß mir die Worte fehlen" —

„Ich gebe es auf," unterbrach er ſie, „von ihnen hier zur Stelle ein Eingehen auf meine Ideen zu verlangen. Es wäre Thorheit, mein Bißchen Scharfſinn aufzubieten. Sie ziehen es vor, unſere Hoffnungen für immer zu zerſtören, um ihren Geiſt in eine drückende zwecklose Feſſel ſchlagen zu laſſen, deren die religiöſe Tugend nicht bedarf."

Der Ton der Empfindlichkeit, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, ließ die Unterhaltung wieder auf einige Minuten verſtummen. Victoria wußte, wie ſie es offen geſtanden hatte, nichts, was ſie darauf antworten ſollte. Paul ergriff daher von Neuem das Wort.

„Es iſt die Frage, ob der ächte Geiſt des Proteſtantismus, wenn ſie ihn kennen lernten, ſich nicht mit ihrer Ueberzeugung inſoweit vertrüge, daß es ihnen faßlich erſchiene, an der Seite eines Proteſtanten ohne Gefahr für ihr Seelenheil zu leben. Das Mißliche verſchwände gewiß. Sie blieben im Herzen katholiſch, auch wenn ſie den katholiſchen Glaubenszwang von ſich ſchüttelten. Es gehörte nur die Kraft dazu, dem Reize zu entfliehen, der in der Intoleranz liegt, die ſich denen die ihr verfallen ſind, als Geiſt der Eintracht unter ſich, als Gemeingeiſt darſtellt, der allein die Stärke einer ächten bürgerlichen und häuslichen Glückſeeligkeit erſt erſchafft. Suchen ſie ihre Vernunft mit ihrem Gewiſſen zu verſöhnen, ohne den unantaſtbaren Majeſtätsrechten ihrer Kirche zu nahe zu treten. Dies, ich fühle es, bietet Schwierigkeiten, aber unmöglich iſt es nicht. Wir wollen noch nicht Abſchied von einander nehmen. Bewilligen ſie mir für jetzt das Einzige: Aufſchub. Ich vertraue der Zeit und dem Walten des großen Geiſtes, der den geiſtigen Willen des Menſchen mit feierlicher Ruhe und nicht nach momentanen Eingebungen zu Entſchlüſſen reifen läßt. Ich ehre die Grundſätze, die ſie leiten und halte ſie frei von Fanatismus. Ich gedenke nicht, wie ein feiner Betrüger auf Schleichwegen mir wieder Das zu erobern, was ihre Scrupel mir entzogen haben: die Anwartſchaft auf das Glück meines Lebens. Nicht tiefſinnige und verwickelte Unterſuchungen fordere ich von einem jungen Mädchen; ſie würden auch zu nichts führen. Vergegenwärtigen ſie ſich nur die Lehren unſers Heilands, in denen ſie die milde Weisheit des Gefühls neben der Feſtigkeit des Willens, die unverdroſſene Güte des Herzens neben der unerreichten Größe der Denkkraft bewundern müſſen; dann wird ihre Reizbarkeit der Verſöhnlichkeit weichen und die reinſte Liebe in ihrem Herzen den ſiegenden Einzug halten. Der religiöſe Sinn als Triebfeder des Willens iſt nur dann edel und zu achten, wenn er ſeine Beweggründe nicht in einem egoiſtiſchen, ſondern in einem höhern überſinnlichen Anlaße ſucht.“

Victoria hatte ihm mit ſteigendem Intereſſe zugehört. Durch das was er geſagt, war an ihrer Ueberzeugung nichts geändert, allein ſeine Wärme that ihr wohl; ſie war nicht fähig ihm zu widerſprechen. Dies ſpiegelte ſich in ihrem Geſicht. Als Paul es gewahrte, blickte er ſie mit freudigem Staunen an.

„Willigen ſie in den Aufſchub,“ rief er mit einem Anflug von Begeiſterung aus, „das iſt das Einzige, was ich von ihnen erflehe!

„Sie haben in mir ein Gefühl der Rührung erweckt wie ich noch niemals empfunden," ſprach ſie. „Ich willige ein. Wir nehmen noch nicht Abſchied."

Das ſtellte Paul dennoch nicht ganz zufrieden. Sein Geiſt arbeitete unruhig fort. Obgleich der Abſchied aufgeſchoben war, ſo hatte er doch eine beſtimmtere Erklärung damit erwartet. Die von ihm angewandten Zauberkünſte einer feuerigen Beredtſamkeit müßten, wie er meinte, im Stande ſein, Victoria zu überwinden.

„Sie hat geſiegt, die milde, reine Wahrheit des Evangeliums auf die mich ihre klar überzeugenden Worte hinlenkten!"

Hätte ſie ſo geſprochen, wie würde ſein volles überſtrömendes Herz ihr geantwortet haben! Er glaubte bereits in dem Tempel zu ſtehen und nun befand er ſich auf der Schwelle einer höchſt ungewiſſen Verheißung.

Er zitterte faſt, als er bei'm Fortgehen Victorias Hand ergriff; ſie ſah ihn mit hellem Blicke an, den er aber nicht zu ſeinem Vortheil deutete, ſondern für Gleichgiltigkeit nahm.

Was Paul in Victorias Aeußerungen unverſtändlich war; was er ſogar für eine fanatiſche Intoleranz, für eine tadelswürdige Beſchränktheit anſah; das war in der That die Idee der Gemeinſchaft, welche ſie durch unauflösliche Bande mit ihrer Kirche verknüpfte, in der ſie als Glied des Ganzen athmete und lebte und nur in dem Geiſte dieſer Kirche fühlen, denken und wollen durfte. Es war der Glaube einer ächten und tiefen chriſtlichen Seele. Der Friede, den einer ſolchen der Himmel ſpendet, dringt tiefer in die menſchliche Bruſt, als alle irdiſche Entzweiung. Victorias kindlicher Sinn ſtellte es ſich nicht als unmöglich vor, den Mann von überlegenen Verſtandeskräften und mit einem höhern Talente begabt, als ſie es beſaß, von der Untrüglichkeit und Nothwendigkeit ihrer Anſchauung zu überzeugen, daß nur unter der Bedingung des gleichen Bekenntniſſes eine Ehe geſchloſſen werden dürfe. Hieran knüpfte ſich eine Hoffnung, die zwar nur wie durch ein Wunder ſich verwirklichen konnte, die ſie jedoch nicht zurückwies, weil die Worte, die Paul zu ihr geſprochen hatte, eine religiös ſittliche Beziehung hatten. Sie rechnete auf die ſegensvolle Wirkung ihres Gebets, ihn zur Erkenntniß zu führen. Es lag darin eine in That ſich erweiſende Liebe, kein ſinnliches Truggebild.

Den Augenblick des Scheidens hinausgeſchoben zu ſehen, verlieh ihr jetzt erſt Ruhe und Befriedigung. Die krampfhafte Beunruhigung ihres Innern war zum Schweigen gebracht. Victoria war ſich bewußt, ihr geheiligtes Eigenthum in Sicherheit geborgen zu haben und dieſer Reichthum erfüllte ſie mit der Zuverſicht die völlige Hingebung des geliebten Mannes mit der Hilfe Gottes nach ihrem Sinne zu erwecken.

So mit ſich und in ſich einig erregte das Ausbleiben einer Antwort aus Abbeville ihr keine Beſorgniß weiter, als daß die geliebte mütterliche Freundin ſchwer erkrankt ſein könne.

III.

Der Major Möller in Neapel hatte an den General einen langen Brief geſchrieben, der in einem ziemlich derben, aber wie es ſchien, auch etwas confuſen Ton abgefaßt war. Die Nothwendigkeit eine Feder in die Hand zu nehmen, reizte ſchon ſeinen Unmuth; nun kam aber noch der Gegenſtand hinzu, dem das Schreiben galt.

„Ich haſſe von jeher alle Geheimnißkrämerei," hieß es darin, „denn es ſchwant mir nichts Gutes dabei. Ich glaube meinen Paul ſchon über alle Berge, in Amerika, wo er, was wir von Lorbern auf den Schlachtfeldern liegen ließen, aufleſen wird, um ſich einen friſchen Kranz davon zu winden; da hockt er noch in Paris und theilt mir ganz obenhin mit, daß er ſich verheirathen will, mit einem Dirnchen, daß du bei dir gehegt und gepflegt haſt und deſſen Namen und Familie ich erſt ſpäter erfahren ſoll, wann er bei dir angelangt ſein wird. Ich erwarte von dir reinen Wein. Was iſt's damit?

„Bis ich nun von dir darüber Aufſchluß erhalte, kann ich's mit mir ſelbſt nicht mehr aushalten. Dem Jungen mag ich gar nicht ſchreiben. Ich könnte, je nachdem ſeine Antwort ausfiele, meine Hand ganz von ihm abwenden.

„Zuerſt wollte ich mich zerſtreuen und ging auf ein acht Tage nach Sorrent. Aber der Himmel weiß, die Zerſtreuung wollte nicht kommen. Was ich unternahm, immer dieſelbe Miſere. So vegetire ich denn jetzt wieder in meinen vier Pfählen und chicanire meine Dienerſchaft. Zu dem Einen ſag' ich: Marſch fort! und er trollt ſich; zu dem Andern: komm' her! und er ſteht da. Wenn aber ſchon die armen Teufel alles thun, wie ich's befehle, ſo zank' ich ſie dennoch aus, weil ich mir ſelbſt nicht recht bin.

„Meine Burſche und meine alte Haushälterin, meine Hunde, meine Katzen, Alles iſt wie immer, gut, ergeben, freundlich und ich möchte doch manchmal ſie alleſammt die Treppe hinunter werfen. So ſehr bin ich verſtimmt. Et caetera. Nichts mehr davon.

„Es iſt ſchon lange her, daß ich dir ſchreiben wollte. Aber du weißt es ja wie ſchwer ich mich dazu entſchließe.

„Nunmehr war es nicht länger aufzuſchieben. Ich
arte von dir eine befriedigende Antwort, einen Auf-
uß der im Stande iſt die Zurückhaltung Paul's zu
tfertigen, der — ich ſchreib's mit bitterem Gefühl nie-
— mir das was ich für ihn gethan mit ſchwerem
rger ſchon oft vergolten hat.

„Man ſollte ſich keine eigenen Kinder wünſchen und
fremden ſich niemals annehmen!“ —

An dieſer Stelle hatte der Major einen dicken Strich
ogen, der den Brief gleichſam in zwei Theile ſchied;
nn begann er von Neuem.

„Hier ſollte abgebrochen werden; ich erinnere mich
ht, jemals einen ſo langen Brief geſchrieben zu haben.
ſtand vom Schreibtiſch auf und nahm den ungleichen
mpf mit dem gefährlichſten Feind den ich habe, mit
inem Magen auf. Ich ſetzte mich zu Tiſch ohne Ap-
it und aß dennoch viel; ich trank zwei Flaſchen Somma
gleich er mir nicht ſchmeckte. Dann warf ich mich auf
s Kanapee und ſchlief ohne eigentlich auszuruhen. Dar-
ch beurtheile das was hier folgt. Sei nicht böſe, daß
nicht frage: Wie geht es mit deiner Geſundheit? Was
eibſt du? Wie lebſt du?

„Ich habe ganz andere Sorgen.

„Du kennſt mich als ehrlichen Kerl. Ich habe nie
einen Degen gezogen, wenn's nicht die Pflicht gebot;

ich habe nie ein unwahres Wort geſprochen, um Jemand zu hintergehen; ich beſitze keinen unrechten Pfennig und habe niemals einem Freunde den Rücken zugekehrt, ebenſo wenig aber auch dem Feinde, wenn er im Pfeffer lag.

„Vielleicht könnten einmal am Tage des Gerichts ein paar kleine Vergehungen ſich gegen mich erheben, in welche ich durch Verlockungen der Weiber gerieth; allein es wird ſich dabei keine Verführung herausſtellen, kein Complott oder Intrigue um das Vertrauen zu täuſchen, welches ein Weib in mich ſetzte.

„Die Worte Galanterie, Libertinage, ich mag ſie nicht überſetzen, ſie würden auf deutſch zu ſcheuslich lauten, waren mir fremd. Auf die ſie anwendbar, das ſind unempfindliche Beſtien, die ſich deſſen ungeachtet in der brillanteſten Geſellſchaft mit Zuverſicht frech herumdrehen dürfen. Sie legen ihre verderblichen Fallſtricke und zählen mit ſtolzem Eigendünkel ihre Erfolge denen Infamie, Verzweiflung, ſchmachvoller Tod als Ziel geſteckt ſind. Die Schamloſigkeit vernimmt alle Tage gleichgiltig ſolche Geſchichten.

„Wie oft war ich Zeuge davon!

„So ein Weltmenſch — Gott verzeih' mir's — er verdient dieſen Namen nicht einmal — fädelt eine galante

Intrigue ein, die ihm nichts als eine einfache Bagatelle iſt und verläugnet in demſelben Moment das Gefühl, die Ehre, Alles was den Menſchen zum Menſchen macht.

„Die haſſeswürdigen im Verborgenen begangenen Handlungen der Eltern bleiben dann den armen Kindern ihr Leben lang abzubüßen. Selbſt wenn mitleidvolles Erbarmen ſie ſchützend aufnahm, ſind die Dolchſtöße ihnen nicht erſpart.

„Keine Vorſicht die genommen wird kann es verhindern.

„Dieſe Bemerkungen, die dir befremdend erſcheinen werden, drängen ſich mir, da ich aus meinem Nachmittagsſchlummer ſehr unruhig erwachte, mit einer Gewalt auf, daß ich ſie herſetzen muß.

„Ich bin keiner von denen, die ein Kopfweh verſtimmen kann; ich geriethe nicht in Verzweiflung, wenn ich ein gutes Stück von meinem Vermögen einbüßte; ich fluche nicht gleich und freſſe mir das Herz ab, wenn mir ein Wunſch nicht ſo ausging, wie ich mir's dachte.

„Dazu muß mehr vorliegen, wie's hier der Fall.

„Hier handelt ſich's um Pauls-ganze Zukunft. Eine Pflicht und jede iſt mir heilig, fordert es von mir darüber zu wachen.

„Der ſeltſame Eigenſinn des Jungen hat mir da wieder einen Streich geſpielt.

„Du kannſt es ausgleichen. Ich erwarte es von dir; dann ſoll mit meiner Einwilligung auch von meiner Seite eine Verſtändigung erfolgen, die du und er zu verlangen das Recht haben.

„Mein Alter und meine Gebrechen halten mich zurück, ſonſt käme ich ſelbſt um unſern Handel perſönlich auszutauſchen. Nun aber laß dich's nicht verdrießen mir einen eben ſo langen Brief zu ſchreiben, wie dieſen. — —“

Der Brief des alten Kriegskameraden beſchäftigte den General unausgeſetzt. Dazwiſchen erwachten wieder ſeine alten Leiden. Das was der Major Möller von ihm verlangte wäre er jeden Augenblick bereit geweſen ihm zu offenbaren, würde er nur ſelbſt im Stande geweſen ſein, von der Nothwendigkeit es zu thun, ſich zu überzeugen.

Paul hatte ihm die Troſtloſigkeit ſeiner Ausſicht in nur zu ſehr beredten Worten geſchildert. Er gab nun Alles was er gehofft hatte verloren.

Auf das Geſpräch welches er mit Victoria gehabt, waren ſeitdem andere gefolgt. Es iſt nicht nöthig zu erklären, weshalb er immer wieder den Kampf aufnahm, nachdem er ſchon ſo viele Niederlagen erlitten. Eine ſinnliche Leidenſchaft wie ſie ihn erfüllte iſt der Spielwuth zu vergleichen. Je größer der Verluſt, deſto ſtärker erwacht der Drang zu ſpielen und wäre es auch nur den erſten Einſatz wieder zu gewinnen. Allein auch das gelang ihm nicht mehr: Victoria hatte nun ſchon lange die Gelegenheit vermieden mit ihm allein zu ſein.

Endlich langte die Antwort aus Abbeville in Marſeim an.

Die frühere Einwilligung der frommen Dame hatte ihr wirklich nur ein mitleidiges Gefühl entriſſen, da ſie überzeugt zu ſein glaubte, daß Victoria Paul von ganzem Herzen liebe.

Allein es war thatſächlich nichts als eine Einwilligung, die von einer uneingeſchränkten Genehmigung weit verſchieden iſt.

Das zeitliche Glück mochte immerhin durch die Verbindung geſichert erſcheinen, ſo weit menſchliche Vorſicht dies zu berechnen vermag; allein an der Seite eines mit den geſchilderten glänzenden Eigenſchaften begabten und geliebten Mannes, der außerhalb der Kirche ſtand, war für den Glauben Victorias doppelt zu fürchten.

Sie hatte dies in ihrem erſten Brief ihrer geliebten Schülerin zu Herzen geführt und ſie freute ſich, daß dieſe darauf eingegangen war.

Von dem General war der Superiorin mitgetheilt worden, daß Victoria ihn beerbe, daß auch Paul von ſeinem Vater ein bedeutendes Vermögen zu erwarten haben würde und daß daher dieſe Verbindung auch neben der zärtlichſten Eintracht der beiden Liebenden einer ſehr ſoliden Baſis ſich erfreue; dies aber hatte nur die ängſtliche Beſorgniß der guten Kloſterfrau vermehrt anſtatt ſie zu entfernen.

Sie betrachtete dieſe für Leute gewöhnlichen Schlages glänzendſten Ausſichten, die ſie bei der Eingehung einer Ehe allein in das Auge faſſen, für Fallſtricke und Verlockungen, die mit der Zeit die religiöſen Grundſätze mit Stumpf und Stiel auszurotten im Stande ſein würden.

War die Ehe einmal geſchloſſen, ſo war auch Victoria von der Superiorin für immer geſchieden und hatte ſie nicht den Muth zu entſagen, gewann ihr ſanfter Charakter die Oberhand, verſchloß ſie nicht ihr Ohr den Ueberredungen ihres Gatten, ſo war ſie auch geſchieden von ihrem Heil, von ihrem Gott.

Viele Thränen hatte die Superiorin vergoſſen, wann ſie das überdachte; unaufhörlich betete ſie um die Abwendung der Gefahr. Dabei erfüllte ſie eine ängſtliche Unruhe die jedem, der ſich die Lage vergegenwärtigt hat, leicht erklärlich erſcheint.

Da kam das Schreiben Victorias in welchem ſie ihren Entſchluß kund gab, unter ſicherer Obhut nach Abbeville zu reiſen um jeder fernern Verſuchung zu entgehen.

Den Damen des Kloſters du sacré coeur waren die Sorgen ihrer Superiorin um Victorias Schickſal nicht unbekannt, die ſie als ihre ehemalige Schülerin innigſt liebten. Oft hatten ſie ſich ſchon im glühenden Gebete für ſie vereinigt. Nunmehr dankten ſie dem Allbarmherzigen, daß er die herrliche Jungfrau wieder in ihre Mitte zurückführen wolle. Sie ſchrieben es Alle der Fürbitte der verklärten Büßerin Margaretha zu, die durch ihren reinen Wandel und ſeeligen Tod die Gnade erlangt habe von dem Haupte ihres Kindes jede Gefahr abzuwenden.

Die Superiorin kniete noch lange ergriffen von heiliger Andacht vor dem Altar der den Leib des Herrn im goldenen Tabernakel barg. Sie flehete um Erleuchtung was ſie thun ſolle.

Nicht plötzlich wie durch ein Wunder ward ihr dieſe. Die Gedanken zogen nach und nach in ihr vorüber. Sollte ſie ſogleich nachgeben und Victoria in das Kloſter abholen laſſen? Dabei erinnerte ſie ſich, daß ſie ihr für ein ſolches Leben nicht geſchaffen ſchien, als ſie noch unter ihrer täglichen Aufſicht ſtand. Jetzt mußte ſie befürchten, daß trotz ihres ſtandhaften Entſchluſſes die Liebe zur Welt in der ſie ſeitdem gelebt, wieder mit Macht in ihr erwachen könnte. Wußte ſie doch nicht in welcher Abgeſchiedenheit Victoria ſich befunden und daß ſie nie mit der Welt in Beziehungen getreten war. Beſonders aber war es die Berückſichtigung des Generals, die ſie abhielt Victorias Verlangen gut zu heißen.

Eigenmächtig durfte und konnte ſie nicht handeln und der General, welchem die Rechte eines Vaters zuſtanden, würde nie die Erlaubniß ertheilen, daß ſein liebes Kind auf ſolche Weiſe ihn verlaſſe. War ja doch ſein Lieblingsplan vereitelt, Paul und Victoria verheirathet zu ſehen und zwar wie er wußte durch den von der Superiorin geübten Einfluß. Würde dieſer aber noch weiter getrieben, ſo hätte es ihn zu den bedauerlichſten Schritten treiben können.

Die letztere Beſorgniß überwog und dictirte die Antwort der Superiorin.

Zuerſt machte ſie Victoria aufmerkſam wie ſehr ihr Oheim darunter leiden würde, ſein ſchönes Familienleben, welches ihn erſt ſo kurz erhebe und tröſte, wieder auf ſo unerwartete Weiſe zerriſſen zu erblicken. Sie wiſſe aus den Briefen, die er von Zeit zu Zeit an ſie geſchrieben, wie ſehr Victoria zum Glücke ſeines Daſeins beitrage. Ebenſo überzeugt fühle ſie ſich, daß er es niemals über ſich gewinnen werde ſie lieblos zu behandeln wenn ſie auf ihrer Weigerung beſtünde. Sie wiſſe ferner, daß der General ſein Gut verkaufen und ſeinen Aufenthalt in einem andern Lande nehmen wolle. Dies würde ohnehin Alles was ſie noch irgendwie ſchmerzlich berühren könnte in die Ferne rücken. Die Geſundheit ihres Oheims ſei dergeſtalt geſtört, daß jeder gewagte Anſtoß das Schlimmſte befürchten laſſe. Und würden nicht unendliche Gewiſſensbiſſe die unausbleibliche Folter für denjenigen ſein, der ſich die Schuld daran beizumeſſen hätte?

„Meine liebe Tochter,“ ſchrieb die fromme Frau am Schluſſe, „meine Victoria! Folge meinem Rath und deine Ruhe wird geſichert ſein. Ich will nicht an mich denken und es beklagen, daß ich es ſelbſt bin die dich dazu auffordert, deinem Vorſatz zu entſagen, und für die Zeit die mich der liebe Gott noch auf Erden wandeln läßt, mich der Genugthuung zu berauben dich in meiner Nähe, an meiner Seite zu ſehen. Ich weiß dich gut bewahrt in deinem feſten Glauben, harre aus im Gebet, ich und die Damen unſers Kloſters beten mit dir!“

Dieſe Entſagung ward der Schreiberin ſehr ſchwer. Die Zufriedenheit von der ſie ſprach, vermochte im erſten Augenblick noch nicht durchzudringen. Der Gedanke Victoria nicht wiederzuſehen im Leben; zu denken, daß die Umarmungen und die rührenden Worte die ſie beim Abſchied aus dem Kloſter tauſchten wohl die letzten waren; das war noch zu überwältigend.

Sie fand den Troſt erſt dann, als ſie der heiligen Jungfrau dankte, daß ſie den Sinn Victorias gelenkt habe und ihr auch die Stärke verleihen würde, darin zu beharren, damit Seele und Körper gleich unentweiht blieben. Sie erhob ſich in Dankgebeten zu Gott, der Victoria dieſe ſchwere Bürde auferlegte, da die Liebe zu ihm ihr beiſtehen werde, dieſelbe zu tragen.

„Die Thränen, die wir vergießen, ſind geheiligt durch Gott! Göttlicher Jeſus! wir danken dir und beten an!“

Als ſie unter dieſen Worten ihren Brief geendet, war es der Superiorin wie ein Todtenopfer, welches ſie von dem einzigen Gegenſtande, der ſie noch an die Welt knüpfte, für immer trennte.

Victoria ward, als ſie den Brief las, von einer uneigenthümlichen Kraft ergriffen, es war die Begeiſterung des Gehorſams, des ſittlichen Gehorſams, der den Glauben zur That werden läßt. Aller andere Gehorſam, den wir der Welt ſchulden, muß von dieſem abhängen. Dem Chriſten erſcheint in dieſer reuevollen, in ſich ſelbſt aufgehenden Unterwerfung der menſchlichen Natur unter die Hand ihres Schöpfers, die wahre Freiheit und mit ihr die himmliſche Liebe, die bis dahin als rohe Begierde im Herzen gebunden war. Dieſer Gehorſam, das höchſte Gefühl, welches der Menſch zu erſchwingen vermag, iſt an ſich ſelbſt ein unmittelbares Verhältniß zu Gott.

* * *

Paul war an eben dem Abend nach Markeim herübergekommen, als Victoria die Sendung aus Abbeville erhalten hatte.

Er forderte die Damen auf, einen Spaziergang zu machen. Erneſtine dankte mit freundlicher Miene.

„Ich fühle mich ſo überaus ruhig und wohl, daß ich mich nicht daraus aufſtören laſſen möchte,“ ſprach ſie.

„So wollen wir hier bleiben und dir Geſellſchaft leiſten,“ ſagte Victoria.

„Ach, geht nur, ihr Beide habt euch doch wohl allerlei zu ſagen, was ein anderer nicht zu hören braucht. Ich bleibe lieber allein, erwiderte Erneſtine.“

„Sie geht nicht mit und will allein ſein,“ ſprach Victoria, „ſo müſſen ſie ſich denn ſchon mit meiner Geſellſchaft begnügen.“

Hierauf entfernten ſie ſich langſam, anfangs ſtillſchweigend. Dieſes Schweigen deutete aber nicht etwa darauf hin, als hätten ſie ſich nichts zu ſagen, ſondern vielmehr daß vor der Gedankenfülle die Worte nicht ſogleich gefunden werden konnten. Zudem ſtörte ſie auch noch der Eindruck, den der Abend in der ſchönen Natur auf ſie machte und dem ihr Herz ſich gern verſchloſſen hätte. Zu allem andern ließ in den Zweigen die Nachtigall einen lang verhallenden flötenartigen Ton nach dem andern gleich einer zärtlichen Klage aus ihrem harmoniſchen Kehlchen hervorperlen.

Paul warf einen fragenden Blick auf ſeine Begleiterin, in welchem zugleich Furcht und Bitte zu leſen waren. Er wünſchte noch einmal einen Gegenſtand zu berühren, von dem er glaubte, daß Victoria ihn für gänzlich erſchöpft hielt. Sie ſchritt ſo vollkommen ruhig an ſeiner Seite hin, daß er nicht daran zweifeln konnte. Als ſie dann ſeinem Blick begegnete, da ſchien es ihm wieder, als ob darin läge: „Sprich immerhin, weil die Gelegenheit noch dazu da iſt; ich höre dir zu, da ja Alles was du ſagen wirſt, mich nicht berührt.“

Er täuſchte ſich in dieſer Annahme. Auch ſie ſuchte nach Worten. Sie ſollten ihm zu erkennen geben, wie werth er ihr ſei und was ſie bei der Trennung empfinde. Sie ſollten ihm geſtehen, daß ſie in ſeinem Herzen den Inbegriff des Schönen, Guten, Edeln erkannt habe, daß ſie alle ſeine Schmerzen theile und doch nicht im Stande ſei, dieſelben zu ſtillen. Ihm mußte dies ein unnatürlicher Widerſpruch bleiben, da ihm der kühle Standpunkt des menſchlichen Verſtandes die Ausſicht auf Löſung verſchloß. Alle Discuſſionen, die ſich deßhalb nach jenem mitgetheilten Geſpräche noch zwiſchen ihnen entſponnen hatten, waren bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Victorias anfängliche Wärme hatte ſich ihm immer deutlicher als eine kühle Entſagung herausgeſtellt.

Wann er nun aber daran dachte, daß es einem Andern beſtimmt ſein werde dieſen Schatz zu heben, daß eine andere Hand die ſich in Weihwaſſer taucht und das Kreuz macht, hierdurch allein ſchon berechtigt ſein ſollte, ſich nach dieſer in zarter Reinheit prangenden Blume auszuſtrecken; dann vermochte er nicht den Gedanken zu faſſen; ſein Geiſt wollte ſich nicht fügen; er weigerte ſich an das zu glauben, was er gleichwie in Wirklichkeit ſchon vor ſich erblickte.

Die Spannung hatte den höchſten Grad erreicht. Der ſtille Spaziergang mußte beendigt oder durch ein Geſpräch belebt werden. Victoria gewann es mit einer mehr als menſchlichen Kraft über ſich. Man ſah ihr an, was der ſtumme Kampf ſie gekoſtet, der ſie zu dem heldenmüthigen Entſchluſſe geführt hatte, von Paul nunmehr für immer ſich zu trennen.

Ehe ſie jedoch zu reden begann, glaubte Paul, der Hauch des Abendwindes führe ihm einen tiefen Seufzer zu, der Victorias Bruſt entſtrömte.

Dann ſprach ſie gefaßt:

„Wiſſen ſie warum Erneſtine ſo ruhig und zufrieden ſich fühlt und ſich nicht einmal zu einem Spaziergang bequemen will, der ſie aus ihren Gefühlen aufſtören dürfte? Ihr Lieblingswunſch geht in Erfüllung. Herr Buſch, der Mann ihrer Schweſter, kauft Marxeim und die Unterhandlung iſt ſo gut wie abgeſchloſſen. Wir reiſen dann ohne Aufſchub von hier fort."

Paul blieb wie erſtarrt ſtehen.

„Das erſte was ich davon höre" — ſtotterte er.

Das ſtarke Mädchen ſchien nicht davon bewegt.

„Und das ſprechen ſie ſo kalt aus!" ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. „Verzeihen ſie mir das Geſtändniß, daß ich es nicht begreife."

„Nach Allem, was ich ihnen über mich ſchon mitgetheilt habe, bleibt mir nun nichts mehr, als ſie um dieſelbe Nachſicht zu bitten, die Oheim und Tante ſo gütig ſind, mir endlich auch zu gewähren" —

„Würde ich ſie nicht ſo unendlich lieben, Victoria, ihr Eigenſinn könnte mich zu einem mitleidsvollen Lächeln reizen. So war denn Alles vergebens. Sie entziehen mir ihre Hand und wollen ſich in ihrer Nacht meiner Leitung nicht anvertrauen."

„Ich verſtehe ſie nicht ganz mein geliebter Freund," ſagte ſie mit dem naiven Ausdruck einer unverdorbenen Natürlichkeit. „Aber es iſt nun ernſtlich der Moment an uns getreten, da wir uns nicht mehr geſtatten dürfen, unſere Fragen planlos gegen einander auszutauſchen. Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit meine Gedanken zuſammenzufaſſen, damit mir keiner entkomme. Was wir uns zu ſagen haben muß ausgeſprochen werden. Es iſt, und das darf ich nicht vergeſſen, das letzte Mal, daß ich mich zu einer ſolchen Unterredung entſchließen kann."

„So iſt alle Täuſchung dahin!" rief er aus. „Als ich ſie zum erſten Mal erblickte in dieſer ſchönen Umgebung, die durch ihre Anweſenheit gleichſam geſegnet erſchien, was ich da empfand, könnt' ich es wohl ſchildern? In ihren Zügen glaubte ich ihre Seele zu erblicken. Sie umſtrahlte eine zweifache Schönheit. Das tiefſte Gefühl und das natürliche Bewußtſein der Stärke des Gemüths. Nun iſt Beides hingeſchwunden. Jenes ohne Spur, dieſes hat ſich in eine kalte unnahbare Majeſtät verwandelt, die jede Erinnerung zurückſtößt, die noch eine Saite der Rührung erwecken könnte. Ich fühle mich zu ſchwach, ein Glück, das einſt — ich weiß es — ihre Seele mitempfand, in Worte zu kleiden. Ich bin in der That kein Dichter."

„Und ich keine Dichterin und dennoch will ich es verſuchen. Ich will zu einer Allegorie meine Zuflucht nehmen, die zwar ſchon oft zu ähnlichem Zwecke gedient haben mag und dadurch wohl ziemlich alltäglich geworden iſt, allein beſſer, als jede andere Erklärung im Stande iſt, jenes zarte und geheiligte Band zu ſchildern, das uns Menſchen mit dem Paradies verknüpft, aus dem wir in dieſe Welt verſtoßen wurden. Ich glaube, daß Gott in ſeiner unendlichen Güte verſchwiſterte Seelen geſchaffen, die ſich ſuchen und ſich manchmal ſchon hier verbinden, um ſich durch eine wechſelſeitige und reine Zärtlichkeit zu ihrer dereinſtigen ewigen Vereinigung im Himmel vorzubereiten. Wann eine dieſer Seelen ihre Schweſterſeele gefunden hat, dann hört ſie auf in ſich ſelbſt zu ſein und löst ſich ganz in der andern auf. Welche Umſtände und Verhältniſſe ſie auch ſcheinbar von einander trennten, ſie bleiben durch eine Art von göttlichem Magnetismus, wie ich es nennen muß da ich es nicht anders zu bezeichnen weiß, für immer gleich vereint. Weder die Entfernung von Ort und Zeit, noch hinzugekommene Schmerzen und unmuthige Klagen ſind im Stande, ihre rein geiſtigen Bande zu zerreißen. „Gewiß“ — und hier machte ſich die innere Bewegung bemerklich, welche ſie bisher gewaltſam unterdrückte — „dieſes heilige ſanfte Bild findet die Beſtätigung ſeiner Wahrheit in der glanzumwobenen Wirklichkeit des unendlichen Gefühls eines Menſchen, der einmal im Leben von dieſem himmliſchen Lichte durchdrungen ward, deſſen Schein nie erliſcht und ihm als ein unvergänglicher Schatz verbleibt. Die Welt iſt nicht vermögend, mit ihren unreinen und gottvergeſſenden Angriffen daran einen Raub zu begehen. Selbſt dann, wenn ſie durch höhere Macht gezwungen auf Erden von einander laſſen, verbleibt in ihnen die vom Himmel gewordene Offenbarung ihres Zuſammengehörens und ruft ihnen wie eine geheimnißvolle Stimme zu: Ihr gehört euch an für immer, wann ihr auch einſam und trauernd fortan euer Leben bis zum Ende fortlebt.“

Sie mußte inne halten, denn ſie war nahe daran, die Gränze zu überſchreiten, die ſie ſich gezogen hatte, um nicht jetzt wieder einen unfruchtbaren Wortſtreit herauf zu beſchwören.

Paul hatte ſich auf eine Bank geworfen und barg ſeinen Kopf in beide Hände. Er drängte zurück, was ſein heißes Blut ihn hätte ſprechen laſſen.

Victoria ſtand vor ihm und heftete ihre Blicke auf den Boden.

Endlich gelangte er zu gemäßigten Worten.

„Ich bin ein armer Realitätsmenſch,“ ſagte er aufſtehend, „und bewundere ihre poetiſche Stärke. Sie ſind mir darin weit überlegen. Sie ſchilderten die Ueberſchwänglichkeit eindrucksfähiger empfindſamer Seelen, die auf gewiſſe Weiſe und nach eigener Willkür Träume als verwirklicht ſich vorſtellen, die nur dadurch ihnen ſo verführeriſch erſcheinen, weil ihre Quelle zu erhaben iſt, als daß ſie in ihrer menſchlichen Schwäche bis zu ihr ſich erheben könnten. Auch ich bin ihrer Meinung. Die ſich ſuchenden verwandten Seelen ſind keine dichteriſche Fiction, ſondern eine himmliſch reine, gar holde Wirklichkeit. Allein wenn ſie ſich hier ſchon fanden, dürfen ſie, aus welchem Grunde es auch ſei, nicht erſt auf den Himmel warten, um ineinander zu ſtrömen. Es wäre frevelhaft, willkürliche Hemmniſſe ſich zu ſchaffen und hieße gegen Gott ſich auflehnen, das hochheilige Gefühl zu erſticken, das von ihm, der ſelbſt der Liebe Urquell iſt, ausgeht. Ihre Worte klangen wie eine liebliche Muſik, die aber nichts beſtimmtes ausdrückt und welcher man eben darum keine rechte Bedeutung beimeſſen kann. Was ſie mir ſagten, Victoria, ſo hold es war, es kam nicht aus ihrem Herzen. Ich will im Namen ihres Herzens auf das, was ſie ſagten, die Antwort ertheilen. Sind vor Gott denn nicht alle Seelen Geſchwiſter? Sind ſie nicht zerſtreute Theile eines großen Ganzen? Warum dasjenige vereinzeln wollen, was durch ſeine Weſenheit allgemein iſt? Was bedeuten Opfer und Entſagung in ihrem Sinne? Heißt es nicht Das verkleinern und vermeintlich beſſer machen wollen, was Gott groß, ewig, unwandelbar, unendlich wie er ſelbſt, geſchaffen hat? Sie ſagten: weder Zeit noch örtliche Entfernung übten einen Einfluß auf Seelen, welche die Liebe verband. Das iſt gewiß. Zu jeder Zeit und aller Orten werden ſie von ihr erfüllt bleiben, denn ſie iſt überall. Aber ſie fügten hinzu, daß die geheiligte Verknüpfung ſolcher Seelen, die auf Erden getrennt leben müſſen, erſt im Himmel ſich erfüllen werde. Konnten ſie dem Lichte ſo ſehr ihr Auge verſchließen, um nicht zu ſehen, nicht zu fühlen, was ſie ſelbſt berührt? nicht zu begreifen, was ihnen allein Leben verleiht? So können ſie ſich denn auf dieſer Welt die Gattenliebe nur als einen ſchnöden Egoismus vorſtellen, der rein perſönlich zwei Geſchöpfe in einer excluſiven und deshalb ſträflichen Gemeinſchaft verbindet, die von dem Aufſchwunge der reinen und göttlichen Liebe himmelweit ſich entfernt? Sie haben, theueres Mädchen, von der Liebe geſprochen und dabei die menſchliche Schwäche im Auge gehabt, die nur ſtets an ſich denkt. Alles, was ſie in die poetiſche Allegorie kleideten, löst ſich hierin auf."

Das hatte ihn Anſtrengung gekoſtet; die Kälte die er behauptete war Verſtellung. Er ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken, deren Bewegung bemerken ließ, daß er weinte.

Victoria empfand einen unſäglichen Schmerz als ſie es ſah, aber ſie war dennoch fähig ſich ihm zu nähern und ihre Hand ihm auf die Schulter zu legen.

„Verzeihen ſie mir das Wehe welches ich ihnen bereiten mußte," ſprach ſie, „ich ſah es wohl voraus was uns Beiden dieſe Stunde bringen würde und auch ſie haben nach Allem was vorausging nicht darüber in Zweifel ſein können. Da weder ſie noch ich ihm aus dem Wege gingen, ſo mußten wir uns auch der Kraft bewußt ſein die letzten Augenblicke der Trennung zu ertragen. Was ſich im Nachdenken über alles was wir ſeither geſprochen und durchſtritten haben, als ſicheres Ergebniß für mich feſtſtellte iſt: daß jede Auflehnung der menſchlichen Intelligenz ſich unter eine Autorität zu beugen hat, weil dieſe Gottes iſt. Das erſcheint mir hier als die eigentliche Autorität einer vollendeten Thatſache, von der ich ſo oft ſprechen hörte. Es gibt für uns keine andere. Was nützte es wohl ſich ihr zu widerſetzen, da das Ende des Kampfes doch nur Niederlage wäre? Was nützten alle Thränen die das was iſt, doch nicht ändern können? Wir müſſen uns trennen und wollen damit den uns vorgezeichneten Weg einſchlagen; den einzigen der uns zu wandeln erlaubt iſt."

„Victoria!" rief Paul im Uebermaaß des Gefühls, „was hat ſie ſo ſehr verändert? Welche Macht wohnt in ihnen, dem ſonſt ſo ſchüchternen Mädchen?"

„Sie verwundern ſich darüber, daß ich meine Schüchternheit abgeworfen; ſie erkennen Victoria nicht mehr in mir. Auch ich kann mich nicht mehr ſo wiederfinden wie ich einſt war. Mein Geiſt hält beſtürzt vor dem Raume der das Jetzt von dem Vergangenen trennt. Wie Andere über mich urtheilten iſt mir gleichgiltig und ſie werden mich, wann ſie den Schmerz beſiegt haben nicht verdammen. Ich gehe den Weg der mir vorgezeichnet iſt. Ich kann nicht anders."

„Ich verlange nicht, daß ſie ſich rechtfertigen. Sie mögen es vor Gott einſt thun. Der Streit in ihrem Innern zwiſchen Liebe und Entſagung wird mir ſtets unerklärlich bleiben, aber ich muß es aufgeben, ihn weiter erforſchen zu wollen. Doch ſie ſprachen vorhin von der Autorität der vollendeten Thatſache, der man ſich zu unterwerfen habe. Gut. Ich will mich ihr unterwerfen. Allein das Eine verſagen ſie mir nicht. Geſtatten ſie mir, ihrem Oheim mich als Begleiter auf der Reiſe anzubieten. Ich kann es nicht faſſen, gänzlich aus ihrer Nähe mich verbannt zu ſehen Was ſie mir ſonſt auferlegen; ich werde gehorchen. Nur fliehen ſie nicht vor mir."

„Es kann nicht ſein. Nein! vielleicht einmal, wenn wir Beide das gleiche Gut in uns geſichert fühlen —"

Das Letzte ſprach ſie leiſer und zögernd.

„Immer myſteriös! und wann?" — rief er in ſich verſunken.

„Wann ſie mich verſtanden haben werden, wann ich ihnen nicht mehr myſteriös vorkomme," ſprach ſie mit hellem Blick in welchem kein Myſterium lag. „Ich danke dem Himmel für die Gnade die er mir ſchenkt. Sie ſagten mir ein Wort, das ich nicht vergeſſen werde. Nicht etwa in der Abſicht ſie daran zu erinnern; denn ich weiß zu gut, daß was ſie verſprechen auch von ihnen gehalten wird. Sie ſagten: was ſie mir auferlegen, ich werde gehorchen; nur fliehen ſie nicht vor mir. Dieſe Worte ſollen wie ein koſtbarer Hort mich auf meinem Lebenswege überallhin begleiten. Ich verſpreche es, nie werde ich vor ihnen fliehen. Alle ängſtliche Beſorgniß iſt von mir gewichen. Ich weiß es, daß ich eine dreifache Pflicht zu erfüllen habe: gegen meine ſeelige Mutter, gegen mein Gewiſſen, gegen Gott. Ich zittre nicht mehr davor, dieſe Pflichten zu verletzen. Ich fühle ganz den Werth eines Freundes, der nicht mehr fordern wird, als ich ihm zu geben vermag. Mit einem Worte: der mich eben ſo heilig und rein lieben will, wie ich ihn liebe. Paul, dieſer Freund ſind ſie, nehmen ſie den Vertrag an, den ich ihnen biete, ſo ſchlagen ſie ein!“

Und damit hielt ſie ihm die Hand hin, die er ergriff und unter Küſſen und Thränen an ſich drückte.

„Victoria! gehöre ich denn ihnen nicht mehr an, als mir ſelbſt?“

„Wir ſind einig,“ ſagte ſie, indem ſie ihre Hand ſanft aus der ſeinigen zog.

„Und wie nennen ſie das Werk, das ſie mir auferlegen, an dem ich theilnehmen und ihnen gehorſamen ſoll?“ fragte er.

„Das Werk heißt Buße und Bekehrung,“ lautete ihre Antwort.

Der bereits hoch am Firmament ſchwebende Mond warf jetzt ſeinen vollen Strahl auf Victoria. Auf ihrer Stirne erglänzte neben jungfräulicher Keuſchheit, eine reine

Begeiſterung, ein wahrhaft überſinnlicher Ausdruck von Liebe, welcher in Pauls Herzen eine Miſchung von Trauer und Hoffnung hervorrief. Aber die Trauer war das ſtärkere Gefühl.

Sie reichte ihm nochmals die Hand zum Abſchied. Paul blickte ihr nach, bis der Schatten der Gebüſche ihm ihre Geſtalt entzog. In ſeinem Herzen löſten ſich jetzt Trauer und Hoffnung in ein einziges unbeſtimmtes Gefühl auf.

Er ging nicht nach Hauſe; es war ihm unmöglich, die Stelle zu verlaſſen, wo ſie von ihm Abſchied genommen. Wie ein Geiſterzug bewegte es ſich vor ihm. Gleich Nebelbildern erſchienen die unbeſtimmten Umriſſe längſt vergangener Erinnerungen und zerrannen in verworrene Linien, aus denen ſich alsbald wieder eine friſche Geſtaltung entwickelte.

An einen Baum gelehnt, die Hand auf das Herz gepreßt, um deſſen Pulsſchlag zu mäßigen, die Augen voll Thränen — ſo ſtand er da.

Wußte Victoria, empfand ſie es wohl mit, welche Qual und welche Seeligkeit ihn erfüllte, als ſeine Gedanken zwiſchen holder Vergangenheit und ſehnſuchtsvollen Erwartungen ſich wiegten?

Auch ſie rief vergangene Dinge in ihr Gedächtniß zurück.

Während er an Alles zurückdachte, was er einſt in ihrer Nähe durchlebte, fügte ſie mit emſig arbeitendem Gedächtniß kleine muſiviſche Bildchen zuſammen, in denen er ſtets die Hauptfigur war.

Es waren wie zwei Stimmen, die aus der Entfernung aus ihren beiden Herzen ertönten und ungehört an ihnen vorüber rauſchten.

Sie ſchrieb an Paul ein letztes Wort:

„Ich forderte ſie auf zu Buße und Bekehrung. Sie ſollen an der meinigen mitwirken. Die fruchtloſen Kümmerniſſe und Selbſtquälereien werden getilgt durch jene erhabene Idee, die den Schlußſtein in dem Gewölbe der offenbarten Religion bildet. Das göttliche Symbol des Chriſtenthums wurde darin verſchloſſen, da der Menſch gewordene Gott es mit dem letzten Hauche als einziges und höchſtes Mittel beſiegelte.

„Ich habe zu büßen, was ich an ihrem edeln Herzen verbrach. Gäbe Gott, daß dies Geſtändniß es zum Theil aufwiege. Ich ſage offen und ehrlich, daß mit der Entdeckung des Hinderniſſes, das ſich zwiſchen uns erhob, ich zugleich ihren ganzen Werth empfand und ihre zarte Hingebung, ihre edle Zuneigung für ein Weſen bewunderte, welches ihnen kalt, undankbar und unduldſam vorkommen mußte.

„Dieſes Geſtändniß iſt nun noch das Einzige, was mir zur Linderung ihres verwundeten Herzens als erlaubt erſcheint.

„Mit dieſem Geſtändniß beginnt meine Buße. Ich gehe zurück bis zum Beginne, da wir uns zum erſtenmal ſahen und überblicke den Weg den wir zuſammen durchſchritten haben. Er iſt von tauſend Beweiſen ihrer Liebe beſäet, die mir jetzt nur noch ſchöner und überzeugender erſcheinen.

„In meiner Bruſt erhob es ſich wie ein geheiligter Cult, deſſen Mittelpunkt ſie waren. Da erwachte ich und ſchauderte. Nach langen Kämpfen ſtehen wir am Ziele. Hier angelangt kann ich ſie wieder mit den tiefinnerſten Gedanken meines Herzens umfangen, da ich ihnen nicht angehören darf.

„Das zweite Wort war Bekehrung.

„Glauben ſie mir, geliebter Freund, nachdem ich meine Gedanken zurücklenkend in ihrer Seele geleſen hatte, vermaß ich mich auch mit prophetiſchem Geiſte in dieſelbe zu blicken. Ich folgte ihrem fernern Lebensgange, auf dem auch der leiſeſte Wind, der ihre Stirne berühren wird, ihnen wie ein Echo meine Gebete hinträgt; es wird gleich einem Ausſtrömen der Zärtlichkeit meiner Seele, die nach dem Troſte des Wiederſehens ſich ſehnt, ſie bewegen. Und böten auch ähnliche freundſchaftliche Bande ſich ihnen dar, ſo weiß ich, daß die unſrigen dadurch nicht aufhören werden. Ich weiß es eben, weil ich ſie kenne; weil ich nicht nur das begriff, was ſie zu mir ſprachen, ſondern auch das, was ich ohne Worte aus ihrem Weſen entzifferte.

„Antworten ſie mir nicht in ähnlicher Weiſe.

„Meine Buße würde dadurch ſehr erſchwert. Willigen ſie darein, zu entſagen wie ich es thue. Es erwächſt uns daraus, ſo bitter ſchmerzlich es iſt, das einzige Glück bis zur Erfüllung des zweiten Wortes.

„Wir werden uns wie Geſchwiſter lieben, wenn es ſich nie erfüllen ſollte.“

Er antwortete ihr unmittelbar, nachdem er geleſen:

„Ich beuge mich vor ihrem Willen, dem ich treuen Gehorſam im Voraus gelobte, obgleich ich nicht zu der Einſicht gelangen kann, daß die Gedanken, von denen ſie erfüllt ſind, mit denen übereinſtimmen, die Gott urſprünglich in ihre Seele pflanzte. Aber ich beuge mich dennoch.

„Ich liebte ſie nie herzlicher als jetzt. Sonſt ward ich von ihnen entzückt; nun erſcheinen ſie mir in gebieteriſcher Hoheit. Dieſe Wandlung bleibt mir zur Zeit noch tief umſchleiert.

„Ich will auf meinem einſamen Pilgerpfad ſie zu ergründen ſuchen, um dereinſt dem kühnen Schwunge ihrer Seele zu folgen. Ich will mich willig der Annahme überlaſſen, daß ihr Gebet mir dabei hilfreich ſein könne.

„Wie der Sturm im Herbſte das todte Blatt davon trägt, ſo wird ihr ſtrenges Gebot mich auf meinem Weg durch's Leben forttragen. Allein der Sturm ſchweigt und das Blatt, welches ſich durch ihn zum Himmel erhob, verſinkt in irgend eine Kluft die es auf immer begräbt.

„Das ſagt mir die prophetiſche Stimme in meinem Innern.

„Ich male das Bild nicht weiter aus, um ſie nicht zu erſchrecken. —

„Mein Leben iſt jetzt ein zweifaches. Die eine Hälfte iſt rein, ruhig, ſelbſtbewußt, wie ich mir die Liebe meiner Mutter denke, die ich nie gekannt habe, da ſie bald nach meiner Geburt ſtarb; die zweite Hälfte iſt getrübt, verwirrt, oft ſchrecklich, von Sinnestäuſchungen umſtrickt, die ich mir nicht zu erklären vermag.

„Wir wollen uns wie Geſchwiſter lieben, ſagen ſie. Ihr Bruder ſagt ihnen hiermit Lebewohl!“ —

Er überlas mit lauter Stimme was er geſchrieben. Es war ihm als ſei ſie gegenwärtig, als ſpräche er zu ihr und als hörte ſie ihm zu.

Dann ſiegelte er und ſandte das Billet nach Marheim.

III.

Der General von Wildenſtein hatte ſeinem Freunde, dem Major Möller in Neapel, die ſchuldige Antwort geſendet und ihm in kurzen Worten auseinandergeſetzt, daß an Pauls und Victorias Verbindung nicht mehr zu denken ſei.

Auch ſchrieb er ihm, daß er der ewigen Neckereien müde, die ein unleidliches Mißverhältniß mit den Verwandten ſeiner Frau ihm fortwährend bereite, ſein Gut verkauft habe um ſich in einem andern Lande nieder zu laſſen.

Als er dies nach Neapel abſandte, war der Vorſatz ſo weit gediehen, daß ſeiner Ausführung nichts mehr im Wege war. Der Schwager Buſch hatte das ſchöne Marxkeim gekauft, wie es lag und ſtand bis auf einige Gegenſtände der Kunſt und der theueren Erinnerung.

Mit dem alten Sollberg hatte die Familie, beſonders Eidam Buſch, einen harten Straus um ihn, vor der vollſtändigen Trennung, zur Verſöhnung zu bewegen.

Wann man in ihn drang, ſo brach die rauhe Seite ſeines Characters mit ſolcher Macht hervor, daß ſelbſt die ſchlichte Geradheit, die eigentliche Grundlage deſſelben, die ihn oft ſo ehrenwerth erſcheinen ließ, gänzlich verſchwand. Seine Einbildungskraft, die nicht eben ſeine Stärke war, trieb ſich in einem Kreis von Bildern umher, die ihn mit Abſcheu erfüllten.

Was er ſah war nichts als die gemeinſte Ausſchweifung gepaart mit elendem Hochmuth und wegwerfender Geringſchätzung der öffentlichen Meinung. Er ſah ſeiner Tochter holde Augen den verbuhlten Blicken des Abenteurers begegnen; er ſah eine heuchleriſche Larve ſtatt offener treuer Geſinnung. Dann wurde er wild und hielt den von den Seinigen verſuchten Vermittlungen nicht mehr Stand. Er ſprang auf, ließ ſie ſtehen und verriegelte ſich in ſeinem Prinzipalzimmer, in welchem man ihn, um des Aufſehens willen, nicht belagert halten konnte, da er es nicht eher wieder verließ bis daß er gewiß war, der Feind habe für diesmal vollſtändig zum Rückzug geblaſen.

Nach einer ſolchen Attake fühlte er ſich jedesmal ſehr angegriffen. Bleich und athemlos ſaß er da und die Schweißtropfen ſtanden ihm auf der von tiefen Runzeln durchfurchten Stirne. Hätte die ſanfte Erneſtine in ſolchem Zuſtand ihn geſehen, ſie würde wenngleich mit gebrochenem Herzen ſtillſchweigend mit ihrem Manne fortgezogen ſein und es der Zeit anheimgeſtellt haben ihr die Verzeihung und den Segen des Vaters zu erwirken.

Es war aber auch hart für den alten Mann ſeinen Namen, den er bisher in Ehre und Anſehen zu erhalten gewußt nunmehr, wie er anfänglich meinte, mit Schimpf- und Schande bedeckt zu erblicken. Dann beſann er ſich, daß die Entfernung des Generals auf Nimmerwiederſehen Alles der Vergeſſenheit überliefere und daß die Verirrung einer Tochter der „Firma“ Sollberg keinen Nachtheil zufügen könne.

Das Nimmerwiederſehen in Bezug auf Erneſtine war es dann nur noch allein, was ihm ſchwer auf's Herz fiel. Sie ohne ſeinen Segen in die Welt hinausziehen zu laſſen; es war denn doch ſein Kind, ſeine Tochter die er verblendet und ſchwach aber nicht boshaft und verderbt ſchalt. War ſie nicht des großen Opfers werth, das ſein Vaterherz bisher Anſtand nahm zu vollbringen? Bekämpfte er die dringende Aufforderung, die ſich ſchon manchmal in ihm zu regen begann mit ſtets gleicher Hartnäckigkeit, könnte es nicht dereinſt in der Nähe ſeiner letzten Stunde ihn allzu heftig erſchüttern und bei'm Scheiden in das Jenſeits ihm zu einer nicht mehr zu lindernden Pein werden?

Die Momente kälterer Ueberlegung traten jetzt häufiger ein, wann er davon hörte, daß Alles zur Abreiſe gerüſtet ſei und nur die Hoffnung auf Verſöhnung dieſe noch auf einige Zeit hinausſchiebe. So entwickelten ſich denn nach und nach mildere Geſinnungen, aus denen man einen ruhig heitern Sonnenaufgang an dem Familienhorizont erhoffen durfte.

„Die Verwüſtungen die der Fluch dieſer Ehe angerichtet hat, ſollen durch mein Hinzuthun nicht vergrößert werden“, ſagte er eines Morgens zu Buſch. „Ich will mich dazu verſtehen Erneſtine zu ſprechen. Vorerſt aber nur ſie allein. Das Weitere wird ſich aus den Umſtänden ergeben.“

Der General war in ſeinen Augen noch immer ein Ungeheuer vor dem er zurückſchreckte. Nur dann, wann es zur vollſtändigen Beruhigung Erneſtinens unumgänglich erſchiene, wollte er ſich auch zu dieſer letzten Aufopferung entſchließen, vorher aber Alles anwenden ſich ihr zu entziehen.

Buſch hatte dem Schwiegerpapa den wärmſten Dank abgeſtattet und ſchickte ſich an Erneſtine auf der Stelle herbei zu holen, weil er wußte, daß ſie eben bei der Mama war, um wie er ſich ausdrückte: „ihr Geſellſchaft im Weinen zu leiſten.“

„Halt! Halt!“ rief aber Sollberg ihm nach. „Dageblieben! Für heute kann davon noch nicht die Rede ſein.

Am Ende käme meine Alte mit und ſie heulten mir Beide den Kopf voll. So war's nicht gemeint —"

„Ich wüßte aber doch keine beſſere Gelegenheit", verſetzte Buſch. „Die gute Mama ſoll zurückbleiben, dafür will ich ſchon ſorgen."

„Warum nicht gar", herrſchte ihn der Papa an. „Fängt ſchon längſt an graue Haare zu bekommen und noch ſo leichtfüßig über Alles hinweghupfen! Kann wohl die Zeit nicht erwarten ſich als neuer Herr von Markeim zu inſtalliren!"

„Spotten ſie nur immer zu!" ſagte Buſch. „Ich bleibe doch dabei, daß ſie ihre ſchöne Idee ungeſäumt ausführen ſollten. Gott weiß, was dazwiſchen hereinpoltern könnte! Ein erfahrener Kaufmann wie ſie, weiß ſtets die günſtige Conjunctur zu benützen. Hier liegt eine vor. Alſo nicht geſäumt. Morgen könnten ſie verdrießlich aufſtehen. Käme dann Erneſtine, ſo nähmen ſie ſie vielleicht ungütig auf. Jetzt iſt Alles bei ihnen im ſchönſten Zuge. Die Schleuſen ihres Vaterherzens, mich emphatiſch auszudrücken, ſind weit aufgethan und die Liebe zur Tochter bricht daraus in vollen Strömen hervor. Erneſtine iſt drinn allein bei Mama. Wildenſtein hat ſich noch nicht getraut, ſie zu begleiten, weil er ihre Schwelle nicht betreten darf. Sie ſoll die Mutter zu einer heimlichen Zuſammenkunft in meiner Wohnung einladen, wo ſich der

General uns vorſtellen will, um Abſchied zu nehmen. Wie ſchön wäre es nun, verſöhnten ſie ſich jetzt auf der Stelle mit dem armen Weibchen, behielten ſie dann gleich zum Eſſen hier und dieſen Nachmittag oder längſtens Morgen käme ſie dann" —

„Halt! Halt!" ſchrie abermals Sollberg ihm in die Rede fallend. „Das geht im Galopp! Zum Eſſen hier behalten — aber der Appetit wäre fort. Bin ich denn ein Tieger, der nach ſolcher Scene, wie ſie mir bereiten wollen, noch ſeinen Fraß verſchlingen könnte? Und Erneſtine und die Mama, wir Alle brächten keinen Biſſen herunter. Nein! alles was geſchehen kann und darf iſt: daß ſie hingehen und Erneſtine ſagen, ſie ſolle morgen um zehn Uhr zu ihrem Vater kommen."

Buſch mußte ſich beſcheiden; es war immerhin ein guter Anfang. Er ging. Einige Zeit hernach kam die Mama mit verweinten Augen. Die beiden Alten ſetzten ſich zu Tiſch, allein ſie brachten wirklich nur wenige Biſſen über die Lippen, obgleich die Hauptſcene des Drama noch verſchoben war.

Erſt als Teller und Schüſſeln abgetragen waren und Frau Sollberg ſich anſchickte, den Kaffee zu filtriren, vorerſt aber noch dem alten Herrn, wie ſie's immer that, die geſtopfte Pfeife zu reichen und den brennenden Fidibus hinzuhalten, da blickte er einmal wieder freundlicher als ſonſt auf die treue Lebensgefährtin, die nun ſchon ſo lange herbes Leid erduldete.

„Na, du kennſt mich ja“, ſagte er, „meinen Character, meine Denkungsart. Was ſich in unſerer Familie, leider Gottes! zugetragen hat, ſtimmt damit nicht zuſammen. Das einzige was ich noch befürchtete war, daß Erneſtine etwa auch links umſchlagen könnte. Das iſt uns aber erſpart. Sie iſt unſere brave Tochter geblieben und ein treues Weib, voll großer Begeiſterung für ihren Mann, den ſie noch immer idealiſirt und verſchönert. Der Sittenrichter ſoll jetzt ſchweigen und der Vater ſprechen. Ich habe ſie auf Morgen zu mir bitten laſſen um mich mit ihr aus ganzem Herzen zu verſöhnen und ihr meinen Segen auf den Weg mitzugeben.“

„Buſch hat es ihr geſagt. Sie läßt dir durch mich danken. Mir kam es wie ein Traum vor, da du noch geſtern Abend ſo heftig wurdeſt, als ich davon ſprach.“

„Ihr alten Weiber lebt und webt nur in Träumen —“

„Mußt du doch immer ſchelten und ſpotten, ſelbſt wenn du noch ſo gut biſt! Wenn du in dieſer Weiſe Erneſtine anfährſt, ſo müßte ſie ja beim erſten Wort verzagen. Laſſe nur morgen deinen Eigenſinn einmal ruhen.“

„Sei unbeſorgt. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß die Tochter morgen den Vater und nicht den alten

Eigenſinn, wie du mich nennſt, finden ſoll. Du wirſt mit mir zufrieden ſein.“

Darauf wurden ſtillſchweigend die Taſſen geleert, dann wiſchte ſich Sollberg den Mund, gab ſeiner Frau wie es üblich bei ihnen war, einen Kuß und verließ ſchmauchend das Zimmer, um ſich in das Comptoir zu verfügen. —

Bei der Frau von Mayer war bereits der Abſchiedsbeſuch Wildenſteins und ſeiner Gattin ohne Weihe der Rührung vorübergegangen. Das, was ſich dabei zutrug, beſchränkte ſich auf das durchaus Unerläßliche was der Anſtand erforderte. Obgleich ſie nur kalte Worte mit einander wechſelten, ſo glüheten doch die Wangen der beiden Schweſtern.

In Erneſtinens Röthe ſpiegelte ſich ein wahres Gefühl. Die Kälte der Schweſter verletzte ſie tief und es war ihr nicht möglich, ihr mit Wärme darauf zu antworten. Frau von Mayer echauffirte ein Etwas, das ſich ihr faſt wider Willen aufdrängte. Allein die Gegenwart des Generals bewältigte es; ſie beſorgte, daß ſie ſich durch eine lächerliche Empfindſamkeit kompromittiren könne. Sie wollte ſich auch in ſolcher Situation als Dame von Welt zeigen.

Was ſie vorbrachte, war ein unaufhörliches Bedauern über die nun ſo nah bevorſtehende Trennung und eine

Schilderung des für ſie daraus entſpringenden Schmerzes. Nichts in der Welt könne ſie für einen ſolchen Verluſt entſchädigen. Dann klagte ſie den General der Unempfindlichkeit an. Er ſtehe offenbar unter dem Einfluß eines böſen Sterns. Das Letztere ſagte ſie mit einem Anflug von Spaß, der ihre frühern Aeußerungen vollſtändig ausglich.

Gegen eine ſolche Unempfindlichkeit war nicht anzukämpfen. Die halbe Stunde, die der Abſchiedsbeſuch füllte, wurde beiden Theilen zu einer Ewigkeit.

Endlich ſiegte bei Frau von Mayer die Macht der Gewohnheit und Uebung. Sie erhob ſich zu der Würde eines in ihrem Salon bewilligten Empfangs. Sie fing an über das Ziel der Reiſe ſich zu erkundigen; ſie ermahnte Erneſtine ſich mit Allem zu verſehen was nöthig ſei um ſich vor Erkältung zu ſchützen; ſie entfaltete ein wahres Plaudertalent das ſie wirklich im höchſten Grade beſaß und das allein im Stande war ſie vom Gähnen abzuhalten, welches die Langeweile die ſie ſelbſt empfand hervorgerufen hätte.

Der Aufbruch der ihr Gegenüberſitzenden entriß ſie jedoch bald auch dieſes Zwanges.

Erneſtine war verſtummt; der General fein genug, ſeine Verſtimmung in höfliche Worte zu maskiren.

„Ich werde es auch in der Entfernung nicht vergeſen und es als eine Gunſt des Schickſals betrachten, daß ſie mich ihrer Freundſchaft würdigten und ich bitte darum ſie mir und meiner Frau zu erhalten,“ ſprach er.

Frau von Mayer ſagte darauf daſſelbe mit andern Worten und pries es als ihr ſchönſtes Glück mit einem Helden wie Wildenſtein in verwandtſchaftliche Beziehungen gerathen zu ſein. Sie ſchwebte bis zu den glorreichen Kämpfern von Salamis und Marathon, um ein Pröbchen ihrer Bildung abzulegen und erkannte ihrem Schwager die reichſten Zweige aus dem Lorbeerkranze eines Miltiades und Themiſtokles.

Das hatte noch gefehlt um den letzten Schimmer von Rührung oder Betrübniß in Erneſtinens Herzens zu erſticken. Sie eilte mit einem flüchtigen Kuß, der General mit einer ſtummen Verbeugung davon, ohne nach der ihnen dargereichten Hand der Schweſter zu greifen und draußen ſchob ſie ſchnell ihren Arm in den ihres Gatten, drückte ihn mit faſt ſtürmiſcher Heftigkeit an ſich und hob dann das Auge zu ihm auf, als wollte ſie betheuern, daß er ihr Alles erſetze. —

Als Erneſtine mit dem Glockenſchlag halb zehn in das Zimmer ihres Vaters trat war ihr das Herz ſchwer und voll.

Sie war ſo pünktlich erſchienen weil ſie wußte, daß ihm das Warten unerträglich war und ihn in ärgerliche

Stimmung verſetzen konnte. Er ſchaute auch wirklich nach der Pendeluhr und ſagte mit zufriedenem Tone:

„Guten Morgen, Erneſtine, da biſt du ja ſchon wie ich es wünſchte. Setze dich recht nahe zu mir hin, damit wir ein Wort im Vertrauen wechſeln können was Andere nicht zu hören brauchen.“

Dabei bot er ihr die Hand die ſie an die Lippen drückte, und ſtreckte dann den Arm aus um einen Stuhl zu erreichen, den er dicht an ſeinen alten Sorgenſtuhl zog, auf deſſen Lehne er ſich hinbog als wollte er der Tochter Beichte hören. Aber dieſe ſchickte ſich nicht dazu an, da ja eigentlich Alles ihrerſeits ſchon gebeichtet worden war und ſie jetzt auf die Abſolution wartete. Nachdem die Pauſe lang genug gedauert fing er endlich an:

„Nun verläſſeſt du alſo deine Eltern und deine Heimath und folgſt den großen Verpflichtungen die du gegen deinen Mann zu erfüllen haſt. Immerhin. Ich käme mir wie ein gar zu unbarmherziger Gläubiger vor, wenn ich in der Abſchiedſtunde von andern, wohl nicht minder heiligen Verpflichtungen ſprechen wollte, was dir und mir die Trennung nur noch mehr erſchweren würde. Ebenſo iſt und kann auch wohl nicht mehr die Rede ſein von Rath und dergleichen womit ich dich unterſtützen ſoll. Das haſt du von nun an dir nur allein dort zu holen, wo du es bisher auch allein nur ſuchteſt. Unſer Conto iſt geſchloſſen für jetzt. Dein ferneres Thun und Laſſen iſt mir keine Rechenſchaft mehr ſchuldig. Gott hüte mich davor dir ſolchen Zwang auferlegen zu wollen.“

Aus dieſen Worten ihres Vaters las Erneſtine die Verlegenheit heraus in der er ſich befand, um auf den eigentlichen Abſchied zu kommen. Es war das Unvermeidliche das er beherzt anzugreifen ſich ſcheute. Sie fühlte, daß es an ihr ſei ſich weiblich zuſammenzunehmen und geraden Weges auf das ſchmerzliche Ziel loszuſteuern. Sie machte ſich darauf gefaßt noch manches Bittere zu hören; es war ihr gleichgiltig. Das Eine wußte ſie, daß ſie von dem Vaterherzen nicht mehr zurückgeſtoßen werden könne.

„Ich betrachte,“ ſprach ſie, „unſer Conto nicht für geſchloſſen. Das Conto wechſelſeitiger Liebe nemlich. Ich folge meinem Mann aber ich verlaſſe ſie nicht. Sie werden mich nicht als Hausfrau in ihrer Nähe ſchaltend erblicken; aber meine Briefe werden ſie von meinem Leben in Kenntniß ſetzen. Sie werden von einer drückenden Laſt ſich befreit ſehen und ich werde ihnen in der Entfernung lieber und werther werden. Weshalb ſollt’ ich das zu bemänteln ſuchen? Ich ſcheide von ihnen in dem gerechten Bewußtſein ihnen keine Unehre gemacht zu haben. Unverſchuldete Mißgeſchicke ſchmälern nichts daran. Und auch Wildenſtein verdient ihre volle Achtung.“

Sollberg berührte der Name unangenehm. Man ſah ihm die Empfindlichkeit an.

„Mag ſein,“ erwiderte er darauf, weil er wohl einſah, daß es nicht zu umgehen war. „Dein Mann iſt ein feiner, vielbewanderter Herr, dem es an allen Vorzügen für das große Weltleben nicht fehlt. Allein für das Familienglück iſt er nicht gemacht, vielmehr ſind ſeine Verhältniſſe ſo beſchaffen, daß er ein jedes, das mit ihm in Berührung tritt zu Grund richten muß.“

Erneſtine hatte ſich einer verſöhnlichen Antwort verſehen und war betreten.

„Sie kennen meinen Mann nicht“, ſagte ſie.

„So mag es dir ſcheinen. Doch laſſen wir's gut ſein. Habt ihr denn euere Abreiſe ſchon auf den Tag feſtgeſetzt?“

„Wir reiſen ſobald unſer wichtigſtes Geſchäft abgemacht iſt. —“

„Und das wäre? ſo wie mir Buſch geſagt, iſt wegen Markeim ja Alles ſchon in's Reine gebracht —“

„O nicht das iſt es. Es iſt etwas Anderes, deſſen wir auf der Reiſe nicht entbehren können und das zu erlangen uns noch nicht gelungen iſt —“

„So nenne es mir. Könnte ich denn nicht vielleicht dazu verhelfen? Hat Wildenſtein Schulden kontrahirt, die ihm hinderlich ſind —“

„Was denken ſie, lieber Papa! Ach nein, der Neid macht, daß wir nicht von hier fortkönnen —“

Ein wehmüthiges Lächeln, das dem Alten zu Herzen ging, begleitete dieſe Worte, die wie Scherz klingen ſollten aber von tiefem Ernſt eingegeben waren.

„Neid, Neid, auf wen? Pfui, wer wird neidiſch ſein!“ rief er und blickte ihr neugierig in das Auge.

„Es iſt ein wohl verzeihlicher Neid,“ ſprach ſie ſanft. „Da iſt Pauline und Charlotte, die beſitzen ihre Liebe, ihren Segen.“

„Nun ja, ſie bilden einen Theil meiner Familie; ihre Häuſer gehören zu meinem Haus; das macht Alles ein ſchönes, herrliches Ganze. Wie ſollte ich denn wohl ihnen den Segen des Vaters vorenthalten?“

„Und bin nicht auch ich ihre Tochter?“ brachte ſie unter Thränen hervor. „Geht mein Glück oder Unglück, meine Ehre oder Schande nicht auch ihnen zu Herzen, wie das Glück oder Unglück, die Ehre oder Schande meiner Schweſtern?“

Der Alte grollte etwas nieder das in ihm aufſtieg. Es war Rührung von der er ſich nicht wollte überrumpeln laſſen. Er blieb ſtreng und ſagte:

„Meinen Segen darf ich nicht wie ein Almoſen ſpenden. Man erbettelt ihn nicht von mir. Aber ich gebe ihn dir, wie Paulinen und Charlotten, er begleite dich überall hin, meine Tochter!“

Sie warf ſich vor ihrem Vater nieder und preßte ſeine Hände die er ihr auf das Haupt legte mit ihrer ganzen Kraft, damit er ſie nicht zu bald wieder erhebe.

„Und ſie wollen Alles vergeſſen was ich ihnen Schmerzliches bereitet habe?“

„Volles Vergeſſen, volle zärtliche Vaterliebe!“

Sie ſprang in die Höhe und riß die Thür eines Nebenzimmers weit auf.

„Ich ſagte dir immer mein Vater hat das edelſte Herz! Herein ihr Alle!“

Als Sollberg nun ſeine gute lautſchluchzende Alte und mit ihr Buſch mit ſeiner Charlotte, endlich gar auch Wildenſtein eintreten ſah, wandte er ſich unwillig ab und brummte in gewohnter Weiſe:

„So iſt's recht. Ich komme mir wahrhaftig wie ein Komödienvater vor!“

Die Macht des Augenblicks überwand aber bald den vorübergehenden Unwillen. Das Bewußtſein einer ſchönen Handlung hatte ihn ſichtbar weit über ſein gewöhnliches Niveau erhoben. Er reichte ſtillſchweigend dem General die Hand.

„Ihre Güte ruft ein unwiderſtehliches Gefühl in mir wach dem ich nicht Worte zu geben vermag,“ ſagte dieſer. „Was ſie früher nicht mit Unrecht an ihrem Schwiegerſohn ärgerte, es iſt verſchwunden und ſie dürfen in ſeiner Geſinnung, in ſeiner Tugend keinen Zweifel mehr ſetzen.

Ich ziehe mich mit meiner Frau von hier zurück aus Urſachen die ihnen nur zu ſehr bekannt ſind. Ich nehme ihre mir zur Verſöhnung dargereichte Hand als die Bürgſchaft einer mich ehrenden Meinung. Dies wird mich und Erneſtine über die Trauer tröſten von ihnen entfernt zu leben.“

„Gott hat uns auf dunkeln Wegen dahingeführt,“ ſagte noch immer ſchluchzend die alte Frau Sollberg.

„Ja,“ ſagte der Papa bei dem ſich das Ganze ſchon wieder zurecht gerückt hatte. „Der Text der Predigt war allerdings dunkel, aber die Auslegung hat ihn gehörig aufgehellt.“

„Mein edler, braver Vater!“ rief Erneſtine.

„Mich freut's, daß du mit mir zufrieden biſt, Tinchen! Aber“ — ſetzte er heiter hinzu — „der Kaufmann denkt bei ſeinen Handlungen immer auch an den Profit. Ein uneigennütziger Kaufmann iſt kein rechter. Ich beſtehe darauf, daß du und der Herr Schwiegerſohn mir ein bündiges Verſprechen leiſten, mich und die Mama zu beſuchen, wann hier die trüben Waſſer ſich völlig verlaufen haben werden.“

Wildenſtein und Erneſtine ergriffen ſeine ihnen hingehaltenen Hände als Zeichen, daß ſie das Verſprechen leiſteten.

Die Mutter trocknete ſich die Thränen und nun folgte eine Kette von Umarmungen. Die Frauen fühlten ſich überſchwänglich glücklich.

„Gott ſei Dank!“ ſagte dann Sollberg mit feierlichem Anſtand. „Unſer Familienleben ward zwar heftig erſchüttert, aber in Trümmer iſt es nicht gefallen. Ich fühle mich als Vater und ſehe mein Haus um mich verſammelt. Das ſpreche ich aus meiner Seele. Mein einziger Wunſch, den ich zum Himmel ſende, iſt nun der, daß auch mein Sohn Philipp mit einer jungen Frau in unſern friedlichen Kreis bald ſich einfügen möge und daß es ihnen, mein Herr Schwiegerſohn von Wildenſtein bald gefalle, ſich wieder mit Erneſtine und der von ihnen angenommenen Tochter ihrer verſtorbenen Frau Schweſter, bei uns Andern einzufinden. Wie ich hörte, ſo hat ſich ja für das Fräulein eine ſehr anſtändige Partie in dem jungen Möller gefunden“ —

Wildenſtein neigte ſtumm das Haupt und eine widrige Empfindung zeigte ſich in ſeiner Miene. Die Anweſenden bis auf Erneſtine wußten es ſich nicht zu deuten, ob ſie das Neigen für eine Bejahung annehmen ſollten oder nicht. Man drang aber nicht weiter in ihn ſich auszuſprechen.

„Genug,“ ſprach Sollberg, „dieſer Stunde wollen wir ſtets gedenken. Und nun nehmt noch Alle meinen Vaterſegen für euere Liebe!“

Darauf ließ er ſie ſtehen und ging hinunter ins Geſchäft. Er ſchämte ſich ſeiner Rührung. Sie war ihm ſchon ohnehin ein unbequemer und ſeltener Gaſt, der ihn nur einſam zuweilen beſchlich, in ſo zahlreicher Geſellſchaft ihn empfangen zu haben, erinnerte er ſich nie und das Geſchick dazu ging ihm auch gänzlich ab.

Mama Sollberg brachte eine Einladung zum Mittageſſen für den nächſten Tag, die jedoch nicht angenommen werden konnte, weil die Abreiſe ſchon für den Abend beſtimmt war und es noch gar mancherlei zu beſorgen gab.

Man verſprach zwar noch einmal in die Stadt zu kommen, daran war aber nicht zu denken. Wozu die Wehmuth ins Unendliche treiben? Der General war entſchloſſen, dieſe Scene nicht zu wiederholen und Erneſtine gab ihm recht. Die Mutter wurde von ihr noch unzählige Mal geliebkoſt, die Schweſter umhalſt und geküßt, Buſch empfing herzlichen Dank für ſeine liebevolle Theilnahme und ſtets bereit gehaltene Dienſtwilligkeit und dann riſſen ſie ſich los und fuhren nach Markeim zurück, um ſich dort ihren ſtillen Empfindungen weiter zu überlaſſen.

* * *

Bei Frau von Mayer ſaß Frau von Wolf im Bouboir. Der Salon, der an dasſelbe ſtieß, war nicht beleuchtet. Jeder Beſuch ſollte wegen Unwohlſeins der Dame vom Hauſe abgewieſen werden.

Auf den erſten Blick konnte jeder ſich von der Wahrheit überzeugen. Sie ſah wirklich zum Erbarmen aus.

Waren es die Nachwehen des kurz zuvor beſtandenen Abſchieds von der Schweſter, die ſie jetzt mit Reue erfüllten, daß ſie ſo kalt und empfindungslos ſie hatte fortziehen laſſen? Wer Pauline von Mayer kannte, mußte es für unmöglich halten und der ſeinſollende Troſt, den die Wolf beredt von den Lippen gleiten ließ, bezog ſich auch wirklich auf einen ganz andern Vorfall, von dem die Nachricht unvorbereitet und plötzlich hereingebrochen war und die erſchütternde Wirkung verurſachte.

„Die Prinzeſſin von Terſato,“ hören wir die Wolf ſagen, „gehörte zu jener Klaſſe von Frauen, die ſich alles erlauben, unter der Bedingung, daß es mit Eleganz geſchieht und in der hohen Geſellſchaft allgemein tolerirt wird. So hat ſie's gehalten bis zum Ende, das ſie allerdings aus der Rolle fallen ließ. Aber wer wollte ſie deshalb verdammen? Meine Anſicht über ſie hat ſich weſentlich modifizirt, ſeitdem ich erfahren, daß ſie unglücklich war. Sie gehörte nicht zu den Prüden, die äußerlich ſtreng in ihrem Benehmen ſind und ſich dafür im geheimen entſchädigen. Sie war offen und frei und berückſichtigte denoch Alles, was man unter wohlerzogenen Menſchen ſtets u beobachten hat. Sie lebte als Touriſtin im eigentlichſten Sinne und da traf es ſich denn, daß ſie oft zufällig einem Unbekannten begegnete, der deſſelben Weges zog wie ſie. Sie fand, daß ſie Beide derſelben Geſellſchaftsſchichte ngehörten, den gleichen Geſchmack theilten und ſie freuete ich des unverhofften Beiſammenſeins, das ſie für eine Zeitlang ſo angenehm als möglich auszuſpinnen trachtete. Daraus erwuchs eine Sympathie, die deshalb ſtärker wurde, veil die zufällige Ueberraſchung und nicht vorausberechnete lmſtände ihre Quelle war. Aber ebenſo ſchnell löste ſich uch Alles wieder auf. Man trennte ſich lächelnd mit iner Thräne im Auge, die wie ein letzter Gefühlsduft den Abſchied parfümirte und zog weiter den Ereigniſſen entgegen, wie ſie eben ein neuer Zufall herbeiführen wollte.“

„Wäre ihre Ehe glücklich geweſen, ſie würde nie zu iner ſolchen Touriſtin geworden ſein,“ ſprach Frau von Mayer ſeufzend. „Ach, wie war ſie geiſtreich und herr-ich! Was hätte ein Mann, der ihren Werth eingeſehen aus ihr ſchaffen können! Allein der Fürſt konnte es nicht. Sie verlor ihn mit größter Gleichgiltigkeit. Wie war es vohl anders möglich? Die böſe Welt ſagte zwar, er ſei nicht zu beneiden geweſen. Aber au bout du compte war e es noch viel weniger. Die Arme! welches Leben durch-ebte ſie und zu welchem Ende iſt es gelangt. Wäre ſie minder großartig in all ihrem Thun geweſen; hätte ſie zu jenen leichten Frauen gehört, die von Intrigue zu Intrigue flattern und von der Tugend ſich dazu den Mantel borgen, man würde ſie ſtets milder beurtheilt haben. Allein was ſie gefehlt haben mag, entſprang aus einem Uebermaß des Gefühls, aus nicht zu zähmender Leidenſchaftlichkeit, aus wahrer Liebe, die ſie erfüllte. Sie gab ſich immer wie ſie war. Einfach und dennoch höchſt diſtinguirt, vergaß ſie niemals die Prätenſionen zu machen, die ihrem Rang und Stand gebührten. Ich bewunderte in ihr das Muſter einer Dame.“

„Ich will deinen Schmerz ehren und dir nicht widerſprechen. Aber die ſchöne Blume, das will ich nur noch ſagen, barg einen Wurm, der ſie endlich zernagte. Ich unterlaſſe es mich deutlicher zu erklären; ich müßte die tauſend und aber tauſend Falten in dem Herzen der unglücklichen Frau vor dir bloßlegen, in denen das Unheil ſaß. Deiner feinen Beobachtung wird dies Alles ja ebenſo wenig entgangen ſein. Irene war eine jener Frauen, die den Eheſtand aus Uebermaaß an Liebe nicht zu ertragen vermögen. Es gibt deren Viele. Nur das glühende Gefühl der Mutter erleichtert ihnen dann das Joch, unter dem ſie ſeufzen und dann ſind ſie Mutter ganz und gar und ihr Leben findet darin allein ſeinen Zweck. Irene hat in ihrer Ehe dieſes Gefühl niemals gekannt“ —

„Warum betonſt du das „in ihrer Ehe" mit ſolchem Nachdruck?"

„Das war zufällig," antwortete die Wolf ſich räuſpernd, indem ſie dreiviertel ihres Geſichts hinter den Fächer barg und mit den Augen boshaft nach einem Porträt blinzelte, das an der Wand hing. „Sie mag wohl auch nicht gewünſcht haben, das Muttergefühl zu hegen," fuhr ſie fort, „denn ſie war zur uneingeſchränkteſten Freiheit prädeſtinirt. Sie liebte, weil ſie mußte. Kurz es lag etwas Dämoniſches darin und ihr Ende widerſpricht dieſer Annahme nicht."

Frau von Mayer hatte ſie ſprechen laſſen; nicht eine Bewegung verrieth ihre Zuſtimmung oder Verwerfung. Sie ſaß da wie nach einem Schiffbruch, der ihr ein theueres Gut unwiderbringlich geraubt hatte.

Die Fürſtin Irene von Terſato hatte ein tragiſches Ende ereilt.

Viele von denen, die ſie gekannt hatten, mochten ein ſolches nicht vorausgeſehen haben. Wir erfuhren ſchon früher, da ſie noch mit ihrem Gatten lebte, wie nachſichtsvoll ſie von einem Theil der Geſellſchaft in allen ihren ſchroffen Eigenheiten beurtheilt wurde und ſelbſt die böſe Standrede, die ihr Frau von Wolf hält, entwirft ein ausgleichendes mit Entſchuldigungen in demſelben Sinne und von demſelben Standpunkte verziertes Bildchen von ihr, die aber deſſen innere Abſcheulichkeit nur noch greller beleuchten.

Irene hatte Intentionen bei ihren Handlungen und ſie überredete ſich, daß ſie nicht leichtſinnig ſei. Allein dies eben war es, was ſie von Stufe zu Stufe ſinken ließ und ſie endlich ins Verderben ſtürzte. Ihre Intentionen waren von jener gefährlichen Art, welche Diejenigen die ſie haben, ſtets betrügen.

Sie glaubte, daß ſie von Niemand durchſchaut würden; allein ſie waren ſo unverhüllt, daß ein jeder der zu ihr in nähere Beziehung trat, ſie zu ſeinem Vortheil ausbeutete. Ihre Lage war ſtets verwickelt und beunruhigt und es ward ihr oft unmöglich, ſie anders als gewaltſam zu ändern.

Mit den Jahren kam ein bitterböſes Gefühl dazu, die Eiferſucht. Dieſe wuchs je mehr die Toilette der Verſchönerungsmittel bedurfte. Auf der Stirne und unter den Augen zeigten ſich ein paar ſchwache Linien von ſchlimmer Vorbedeutung und an den Schläfen ſproßten, wenn auch für jetzt noch kaum bemerkbar, einige Silberfäden die aus den dicken ſchwarzen Locken verrätheriſch hervorglänzten.

Dieſer Kummer verfolgte ſie und raubte ihr den Muth, ihren Täuſchungen zu entſagen fiel ihr nicht ein. Und doch wäre dies ihre einzige Rettung geweſen.

Sie fühlte ſich von einem Fieber durchwühlt; es war die Schande. Ihre einſamen Stunden verbrachte ſie in Thränen. Sie wollte vergeſſen, aber die Gewiſſensbiſſe hinderten ſie daran. Die Mittel ſich aus dieſem Wirrſal zu reißen, waren ihr entſchwunden; was ſie für Gewiſſen hielt, war nichts anders, als der unlautere Inſtinct ihres Herzens.

Was ihr jetzt noch begegnete, was ſie jetzt noch erlebte verdunkelte ihr Daſein mehr und mehr. Ihr Geiſt, deſſen ſie ſich einſt rühmte, war nicht vermögend es ihr zu erhellen. Um zu leben muß man die Höhe des Daſeins behaupten, ſprach der Verſucher in ihr. Sie dachte daran zu ſterben. Sie erkannte, daß ſie ein verzweifelndes Geſchöpf ſei, das keiner Aufgabe im Leben mehr gewachſen war um fortan noch beſtehen zu können.

Man hatte in den Zeitungen geleſen, daß eine fremde Dame, welche eine Timonella ſelbſt kutſchirte, in dem Bade Aix in Savoyen verunglückt ſei, indem das Pferd durchging und ſie von dem hohen Felſenwege in das wild hinſtrömende Gewäſſer der Leiſſe hinabſtürzte. Später ſtellte es ſich heraus, daß es die Prinzeſſin Irene von Terſato war. —

Das ſeltſame Todtenopfer das die Wolf ihr gebracht hatte, übte noch immer ſeine dumpfe Nachwirkung auf Frau von Mayer, als jene um das Geſpräch wieder anzuknüpfen, aufſtand und das Porträt von der Wand nahm nach welchem ſie ſchon früher ihren vom Fächer halbverdeckten Blick hatte ſchweifen laſſen. Sie hielt das feine Miniaturbild ihrer Freundin hin und rief dabei:

„Betracht' es dir doch nur einmal recht genau!“

„O meine geliebte Irene!“ ſeufzte Frau von Mayer, nahm das Bild und drückte es an die Lippen.

„Und findeſt du denn keine auffallende Aehnlichkeit?“ fuhr die Wolf fort indem ſie ſich auf die Zehenſpitzen ſtellte als ob ſie gleichſam auf der Lauer die Antwort erwarte.

Die Andere nahm das Bild von den Lippen, die noch immer darauf feſtgeheftet waren, ſtand auf und hing es wieder an ſeinen Platz; dann ſprach ſie gelaſſen:

„Wozu es genau betrachten? ich habe mir ſeine Züge ſo eingeprägt, daß ich es ſehe ohne es vor Augen zu haben. Es iſt Irene, wie ſie war. Ich kann mir nichts denken, daß ihr ähnlicher wäre als dies Bild.“

„Findeſt du denn aber ſonſt keine Aehnlichkeit heraus?“ wiederholte die Wolf mit Nachdruck.

Frau von Mayer ſah auf das Bild und blickte dann die Fragende an. Allein ſie ſagte nichts. Jene fuhr fort:

„Die Augen! der Zug um den Mund! Die Haare, wie ſie damals Irene trug als ſie gemalt wurde und die nach Art der jetzigen Chevelure unſerer jungen Herren geſcheitelt und zu beiden Seiten zurückgeſtrichen ſind. Denke ir das Bärtchen auf der Oberlippe hinzu und du haſt —"

„Es iſt einige Aehnlichkeit da, die mir noch niemals ufgefallen iſt."

„Sage lieber es iſt Paul Möller wie er leibt und ebt. Ich dachte oft daran wann ich das Bild zufällig nſah. Aber wer mag von ſo etwas ſprechen, wenn man einen Anhaltspunkt für ſolche Bemerkung hat."

„Nun und welchen haſt du jetzt? Willſt du nicht neine Neugierde befriedigen?"

„Keinen wenn du willſt, aber Irene iſt ja todt und a kann man wohl über ſo etwas ſeine Muthmaßung äuſſern ohne zu fürchten ihrem Andenken bei der Freundin Eintrag zu thun. Paul iſt ihr Sohn aus einem landeſtinen Verhältniß. Seine Geburt mußte vielleicht eines hohen Vaters wegen verborgen bleiben. Sie fand ich darin weil ihr das Muttergefühl abging. Auch das will wie jedes andere Talent, das in uns ſchlummert, ausgebildet werden; aber trotz ihrer vielen ausgebildeten Talente ging ihr dieſes ab."

Die Wolf ſprach dieſen empörenden Unſinn mit der n ſich begnügteſten Gleichgiltigkeit. Die ihr gegenüberſitzende Freundin mußte die Augen mit den Händen bedecken.

„Wie kann eine zufällige Aehnlichkeit dich auf ſolche

Muthmaßungen führen?“ ſprach ſie dann. „Ich bitte dich, nichts mehr davon; du haſt mich mit Allem was du über Irene ſagteſt unnennbar gequält.“

„Geh! du biſt unverzeihlich ſchwach; ich ſpreche im Vertrauen mit dir, meiner alten bewährten Freundin und lege dir damit einen Beweis treuer Freundſchaft ab. Dieſe beſteht, nach meiner Anſicht, nur allein in den vertraulichen Mittheilungen, durch welche das Gute gefördert, das Schlechte manchmal ſogar verhindert werden kann. Willſt du erlauben, daß ich weiter ſpreche?“

„Steht es im Zuſammenhange mit dem was du vorhin erwähnteſt?“

„Allerdings. Ein eigentliches Licht verbreitet es zwar nicht in der Sache. Nimm's als à-propos. Das Geheimniß taquinirt Einen umſomehr, weil es nie ſich enträthſeln wird. Irene iſt todt und wo iſt der Vater? Vielleicht iſt es ein vornehmer Herr; vielleicht aber auch ein Menſch deſſen die Prinzeſſin ſich ſchämte —“

„Ich kann's nicht denken! Irene! dein holdes Lächeln, dein Seelenblick im Auge! Du ſollteſt — dein Kind — verſtoßen haben —“

Die letzten Worte ließ Frau von Mayer abgebrochen hervor quellen, gleichſam wie verhallend. Dann ſenkte ſie den Kopf als wäre ſie eingeſchlafen.

„Du mußt ſie deshalb nicht haſſen,“ beruhigte ſie die Wolf. Muttergefühl, Pflichten, Religion, darüber läßt ſich ſchön ſprechen in ruhigen, unbewölkten Tagen; allein wann das grauſame Schickſal mit ſeinem ehernen Schritte uns beim Schopf nimmt, wie's ich glaube, in der Braut von Meſſina heißt; dann iſt nichts ſo unnatürlich und horrend, daß es nicht möglich wäre."

„Der Major Möller muß ja von Allem unterrichtet ſein —"

„Das iſt ſicher — aber wer bringt ihn dahin, daß er geſteht? Das iſt gewiß Alles ſo abgemacht und feſtgeſtellt — —"

Nach kurzem Nachdenken fuhr ſie fort:

„Das iſt auch gar nicht nöthig. Man muß combiniren. Das Alter des jungen Menſchen kann uns Licht verſchaffen. Ein Regel-detri-Exempel. Wenn Irene die Mutter iſt und Paul etwa zwei und zwanzig Jahre; wer iſt der Vater? Je nun rechnen wir einmal. Du korreſpondirteſt ja immer mit ihr; beſonders in jener Zeit. Wie? ſtand ſie damals nicht in intimſten Beziehungen zu dem Klaviervirtuoſen —"

„Ludolf!" ergänzte Frau von Mayer mit dem Ausdruck des höchſten Erſchreckens.

„Sie lebten nebeneinander unter Umſtänden," ſagte die Wolf, „in welchen das Tiraillirfeuer heißentbrannter Gefühle —"

Die Freundin winkte ihr mit der Hand zu ſchweigen.

„So beruhige dich doch einmal," bat die Wolf. „Aus den Augen aus dem Sinn. Die ganze reſpectable Geſellſchaft wird ja bald, in den nächſten Tagen ſchon, aus unſerer Nachbarſchaft fortziehen. Herr Paul Möller, wie er nun einmal heißt, wird ja das auch nur ſogenannte Fräulein von Wildenſtein heimführen, die beiden Waiſen von väterlicher Seite, denn ihr Vater iſt ja auch vor der Welt in den tiefſten Schleier gehüllt."

Jetzt war der Moment des Erſchreckens für die Wolf erſchienen, denn Frau von Mayer ſchloß mit einem furchtbaren Schrei die Augen und lag eine Weile wie todt da.

„Es iſt nicht wahr — es kann nicht ſein!" — waren ihre letzten Worte.

„Was geht in dir vor?" fragte die Wolf mit ängſtlicher Beſorgniß.

Die Ohnmächtige konnte nicht antworten.

Der Name Ludolf ſtand in einem engen Zuſammenhang mit jener vermeintlichen Engländerin und ihrem Kind, für welches Victoria ſo lang gegolten hatte, bis daß der General ſie als Kind ſeiner in fremdem Land verſtorbenem Schweſter adoptirte. Die Verläumdung war damit zum Schweigen gebracht worden; das Geheimniß, das ihr Nahrung gegeben, war nur zur Hälfte beſeitigt.

Frau von Mayer, die durch ihre Verbindung mit

Irene wohl manchen forſchenden Blick in daſſelbe geworfen hatte, mußte bei der ſo leichthin geäußerten Annahme der Wolf nothwendig von den Gedanken erſchüttert werden, daß Ludolf auch der wirkliche Vater Pauls ſein könne.

„Ach, die Unglücklichen!“ rief bald darauf Frau von Mayer ſich erholend. „Verlaſſe mich jetzt, mir iſt beſſer. Ich kann dir nichts mehr ſagen. Die Situation iſt außerordentlich, entſetzlich! Alle meine Gedanken verwirren ſich. Ich muß auf der Stelle hin zu dem General.“

Sie ertheilte dem Kammermädchen den Befehl, anſpannen zu laſſen. Die Wolf blieb unterdeß bei ihr. Aber kein Wort ward mehr zwiſchen ihnen gewechſelt An dem ſtarren Entſetzen der Frau von Mayer ſcheiterten alle Verſuche der Freundin, ſie zum Sprechen zu bringen

In Marxeims Herrenhaus war Alles verödet. Buſch hatte bereits die Schlüſſel empfangen.

Der General war mit ſeiner Gemahlin, mit Victoria, ſeinem alten Gallini und andern Dienern am Morgen abgereiſt.

Paul war ſtill trauernd in Quiſiſana zurückgeblieben.

* * *

Am andern Tage beſuchte Herr von Walter die Wolf.

Der General hatte es an der rückſichtsvollen Aufmerkſamkeit nicht fehlen laſſen, ihm ſeine bevorſtehende Abreiſe anzuzeigen und ihm zugleich ſeine und ſeiner Familie Wünſche und Grüße zu ſchreiben; Walter betrachtete dies als eine Aufforderung von ihnen Allen ſich perſönlich zu verabſchieden und ſich nach der Urſache eines ſo plötzlichen Entſchluſſes, der ihn ſchmerzlich berühre, zu erkundigen.

Aber dennoch lag für ihn etwas Tröſtliches darin. Er erhielt nun Gewißheit, daß die Ausſichten für Paul Möller den ſeinigen nicht mehr direct gegenüber ſtanden. Die Abreiſenden ließen ihn einſam trauernd in ſeinem Hauſe zurück.

Walter ward dadurch ermuthigt, mit ſeinem Antrag in correcter Form ſich an den General zu wenden. Seine Liebesnoth war ſeit ſeiner Abweſenheit zu immer größerer Macht angewachſen. Daß der General an ihn geſchrieben, deutete er in ſeiner geraden Weiſe als ein Entgegenkommen von deſſen Seite.

Die Viſite, die er in Markeim abſtattete, konnte nur kurz ſein. Von ſeinen ernſten Abſichten zu ſprechen, ergab ſich weder Gelegenheit noch Raum. Das hatte er aber ſchon vorausgeſehen und Alles, was er auf dem Herzen trug, in einen Brief niedergelegt, den er beim Abſchied Herrn von Wildenſtein verſiegelt mit der Bitte übergab, ihn in guter Stunde zu leſen und ihn nach Ermeſſen mit einer Antwort darauf zu beehren.

Als dieſer das Schreiben ziemlich verwundert erbrechen wollte, erſuchte ihn Walter, es doch ja nicht in ſeiner Gegenwart zu thun, auch überhaupt ſo lang damit zu warten, bis die Reiſe ſie Alle zu einem Ruhepunkt des längern Verweilens geführt haben würde. Nachdem dieſes für ihn hochwichtige Geſchäft abgethan war, empfahl er ſich ſchnell, nachdem nur noch einige kurze Worte des Abſchieds gewechſelt waren.

Jenen Brief theilte er nun der Frau von Wolf mit. Er hatte eine Abſchrift davon zurückbehalten. Der Eingang war an den General gerichtet.

„Nur dann,“ ſo ſchrieb er an ihn, „wenn ſie das Folgende gut heißen, übergeben ſie es derjenigen, die ich zur Frau mir erkoren habe. Ich glaube mit ihr das vollkommenſte Lebensglück zu begründen. Schon längſt ſchwebt ein ſolches Glück mir vor, aber ich erlaubte mir nicht meine Sehnſucht darnach dem Gegenſtande meiner Liebe zu offenbaren. Eine — ich darf ſagen — heilige Scheu hielt mich zurück. Der jetzige Augenblick momentaner Trennung treibt mich an eine glückliche oder allvernichtende Entſcheidung zu ſuchen. Ich trete daher zuerſt vor den Vater mit dem Antrage hin, wie es die Sitte gebietet. Fragen ſie die Tochter um ihre Geſinnung und iſt ſie meinem ernſten Wunſche nicht entgegen, ſo übergeben ſie ihr dieſen Brief, deſſen zweite Hälfte nur ſie allein angeht."

Und nun ſetzte der in der Etikette unbewanderte Landjunker auf demſelben Blatte, unter den obigen Zeilen, die an ſeine Geliebte gerichteten fort, die auf ungeſuchte Weiſe ihr ſeinen Gemüthszuſtand ſchildern ſollten. Es war der Ausdruck der naivſten Sentimentalität.

„Ich glaubte ſchon, mein hochzuverehrendes Fräulein, daß der liebe Gott beſchloſſen habe, mir das Bischen Verſtand, das er mir verlieh, wieder zu entziehen. Ich jagte in den Wäldern und Feldern umher, wie weiland der wilde Hakelberg und würde mein Pferd nicht geſcheuter geweſen ſein als ich, wer weiß wo ich jetzt mich befände! Nur der Inſtinct trieb mich noch zu Handlungen. Es war ein unbeſchreiblicher Zuſtand.

„Ich ſah ſtets nur ſie; ich dachte nur an ſie; es war mir als ob ſie mein Herz in ihren ſchönen Händchen hielten. Dann ward mir wohl.

„Ich gedachte der Stunde, da ich ihnen erzählen durfte, was ich aus allerhand Büchern eiligſt mir erbeutet hatte, nur um ihnen etwas erzählen zu können und wie ſie mir da ſo aufmerkſam und holdlächelnd zuhörten. Ach! es war das Einzige, das ſie mir an Zuneigung erwieſen.

„Sie waren mir bis dahin immer ſo ſtolz erſchienen, ſo ſchön, ſo rein, ſo bewunderungswürdig. Auf ihrer Stirne glänzte die Unſchuld gleich einer Krone und aus ihrem Auge ſtrahlte die Macht, ihr die gebührende Ehrfurcht zu verſchaffen. Wie mich ihre Herablaſſung beſeeligte — ich war ſo glücklich, friedlich und menſchenfreundlich gegen Alle. Da trat ein Fremdes zwiſchen uns und Alles in mir verwandelte ſich in Haß.

„Das vermag ich wieder nicht, ihnen zu ſchildern. Wer mir begegnete, mußte vor mir erſchrecken. Und ich war doch nur ein Unglücklicher, der nirgend Troſt fand, den keine Theilnahme erquickte, weil er die einzige Theilnahme entbehrte, die ein Anderer ihm zu rauben erſchienen war.

„Ich verbannte mich ſelbſt aus ihrer Nähe, weil es mich wie ein hölliſcher Geiſt dort immerwährend verfolgte. Ich durfte nicht hoffen ſie wiederzuſehen und mein Gram war unendlich. Ich hätte ſie aber auch nicht wiederſehen können; ich glaube, daß es mich getödtet haben würde.

„Da kam das Schreiben ihres Herrn Vaters. Sie wiederzuſehen erſchien mir nun als ein höherer Befehl. Und wenn ich auch darüber in Schmerz vergehe, wenn mich ihr Anblick tödtet, was ſoll mir ferner ein ſolches Leben? dachte ich bei mir.

„Dieſe Verzweiflung hatte aber noch einen beſondern Grund. Ich will ihnen nicht verhehlen, daß der Teufel mir den Gedanken eingegeben, den Verhaßten zu fordern. Er oder ich, dachte ich. Aber auf alle Weiſe wäre ich dann vernichtet geweſen.

„Die ſchreckliche Unruhe verließ mich erſt dann, als ich von meinen Bekannten hörte, ſie reiſten allein. Der Verkauf Marxheims, das Aufgeben ihres bisherigen Aufenthalts, Alles was mich ſo ſchmerzlich ergriffen hatte, nahm ſich anders aus als ich erfuhr, daß ſie allein, ohne ihn, fortzogen.

„Jetzt darf ich wieder mit einigem Muthe vor ſie hintreten. Werden ſie wohl noch die kleine Zuneigung, die ſie für mich hatten, mir erhalten haben? Werden ſie den Antrag eines Mannes zurückweiſen, der ſich ihnen, wie er glaubt, in dieſen Zeilen zu erkennen gegeben hat, und der mit ihnen in den heiligen Bund der Ehe zu treten, für das Höchſte hält, was dieſes Erdenleben ihm bieten kann?

„Sie ahnten gewiß nicht, daß derjenige, der den ſchmerzlichen Abſchied von ihnen zu nehmen gekommen war, eine ſolche Hoffnung zu hegen wagt und daß dieſe allein ihm die Kraft verlieh, ſein gewaltſam hervorbrechendes Gefühl in die Schranken der Mäßigung zurück zu drängen.

„Sie werden es nicht ahnen können, ſelbſt nachdem ſeine Hand zitternd die ihrige ergriffen haben wird, die Thränen ihm in den Augen ſtehen werden und ſeine Bruſt ſich ſtärker heben wird, weil das Herz ihm zerſpringen will.

„Engel meiner Seele, ſie werden nur dann es begriffen haben, wenn dieſe Zeilen ähnliche Gefühle in ihrem Herzen erwecken können.“ — —

„Ein kühnes Wageſtück,“ ſagte Frau von Wolf, nachdem ſie mit großer Aufmerkſamkeit die Abſchrift des dem General eingehändigten Briefes geleſen.

„Sie meinen?“ fragte Walter verlegen.

„Was denken ſie über die Antwort, die ſie erhalten werden, wenn nehmlich eine erfolgt?“

„Ich denke mir im Voraus nichts. Das wird ſich zeigen.“

„Und glauben ſie, daß ſie günſtig für ſie ausfällt?“

„Mit dem ewigen Fragen!“

„Ich frage nicht weiter und will ihnen meine Meinung gerabezu ſagen. Es iſt doch ſonderbar, daß das Verhältniß der von ihnen Geliebten zu Paul Möller, in welchem Wildenſtein die Erfüllung eines lang von ihm genährten Wunſches erblickte, mit einem Mal ſo plötzlich und in die Augen fallend, abgebrochen wird. Denn es iſt ein öffentliches Geheimniß, daß der junge Menſch zurückgerufen wurde, um Victorias Gatte zu werden.“

„Was geht das mich an —“

„Sehr viel. Darüber ließe ſich noch allerhand plaudern. Als ich ihre Blicke auf das ſchöne Mädchen lenkte, da ſtanden die Sachen anders. Alles hat ſich auf eine wahrhaft groteske Weiſe in dieſer Familie verwickelt und man ſieht das Ende nicht ab von dem was ſich noch ergeben kann. Ich bot ihnen gern die Hand als ich in ihnen nur den Mann ſah, der bei vorgerücktem Alter auf den vernünftigen Gedanken gerathen war, ſich einen ſoliden Hausſtand zu gründen. In dem Falle ließ ſich über kleine vorliegende Unregelmäßigkeiten im Betreff der Geburt und Abſtammung der zu Erwählenden großmüthig hinwegſehen —"

„Nun? und jetzt? was giebt's ſchon wieder zu erwägen?"

„Das läßt ſich nicht ſo aus dem Aermel ſchütteln, nicht auf dem Sprung herſagen. Ich hätte mir niemals denken können, daß ſie die Angelegenheit ſo forciren würden. Erlauben ſie mir, mein geliebter Telemach, das iſt extravagant."

„Sie ſchleudern mir damit in's Geſicht, daß ich mich wie ein Narr betragen habe. Ich aber, erlauben ſie mir nun auch ihrerſeits, ſage ihnen frei heraus, daß ſie mich getäuſcht haben, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen, als ſie mir Hoffnung machten. Was hat ſich in der Familie verändert? Ich habe ein Recht ſie darum zu fragen, da ſie es zu wiſſen ſcheinen."

„Sie täuſchten ſich nur ſelbſt, mein werther Herr von Walter. Wann Wildenſtein für jetzt mit Paul gebrochen hat, ſo können Verhältniſſe daran ſchuld ſein, die ſich ausgleichen laſſen, ſobald man aus unſerm Geſichtskreiſe verſchwunden iſt; damit iſt aber folgerichtig anzunehmen, daß ihr Antrag ſeine Zuſtimmung nicht erhalten werde und ebenſo wenig die der jungen Dame en question.“

„Sie könnten Einen verrückt machen, meine Gnädige“

„Die Geduld mit der ich ihre nicht ſehr manierlichen Ausbrüche ſchon ſeit einer Viertelſtunde hinnehme mag ihnen beweiſen, daß ſie mir noch immer einiges Interreſſe einflößen. Um ſie davon noch mehr zu überzeugen, will ich ſie über Geheimniſſe des Interieur jener Familie aufklären, obgleich es mir unangenehm iſt von dieſen Dingen zu ſprechen. Sie müſſen mir ihr Wort geben, mich nicht zu nennen wann einmal davon die Rede ſein ſollte.“

Dabei rückte ſie ganz nahe zu Walter hin um überzeugt zu ſein, daß es Niemand ſonſt höre und raunte ihm in's Ohr:

„Paul Möller iſt der natürliche Sohn einer Fürſtin und vielleicht war ſein Vater auch ein Fürſt — oder ein —“

Walter ließ ſie nicht ausreden und ſprang wild in die Höhe:

„Was iſt das nun wieder?“

„Wie ich ihnen ſage. Er und Victoria ſind zwei

Findelkinder, gelinde ausgedrückt. Gott mag wiſſen, wie das zuſammenhängt. Ich habe mit meiner Freundin, Frau von Mayer, erſt geſtern eine lange Unterredung gepflogen. Sie iſt einer Meinung mit mir. Paul bleibt hier — das heißt vorläufig — und reiſt dann nach und die Hochzeit wird in anderm Lande gefeiert und wir werden nicht dazu geladen werden."

„Sehen ſie mich nicht ſo ſchadenfroh dabei an," brummte Walter.

„Wäre es nun nicht beſſer geweſen, ſie hätten ihren Brief früher, ehe ſie ihn Wildenſtein gaben, mir mitgetheilt? Ich würde es nie zugegeben haben im wohlverſtandenen Intereſſe ihrer Ehre. Ihr Herren bedürft in dieſen Dingen der weiblichen Diplomaten. Benennt es immerhin Liſt. Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen. Die Welt und die Geſellſchaft ſind von Wällen und Paliſſaden umgürtet, die umſchlichen aber nicht erſtürmt ſein wollen."

„Das ſind weiſe Lehren, die ſie mir da geben —" ſprach er.

„Die leider zu ſpät kommen, wie ich es ſelbſt geſtehen muß," ſprach ſie.

Die Wolf hielt jetzt mit ihrem Geſchwätz ſtill. Walter wollte ſich kurz von ihr verabſchieden.

„Bleiben ſie noch einige Zeit in der Stadt? Sie kehren doch nicht gleich wieder auf ihr Gut zurück?“

Ohne ſeine Antwort abzuwarten auf die er ſich zu beſinnen ſchien, ſprach ſie weiter:

„Ich werde ihnen, ſobald ich etwas erfahre Nachricht zugehen laſſen. Rechnen ſie ganz auf mein Attachement für ſie.“

„Ich bleibe hier und wohne im Hotel Leuthold,“ ſagte er ſich verbeugend.

Als er auf der Treppe war ſprach er halblaut vor ſich hin:

„Ich brauche ihre Allianz nicht. Wir ſind Männer, ich und der General. Brauchen keine diplomatiſchen Weiberkniffe. Wir ſtehen uns mit offenem Viſir ehrlich gegenüber. Liebt mich das Mädchen, ſo wird es mich auch wollen.“

Er ſtürmte über die Straße nach dem Hotel. Auf ſeinem Zimmer mußte er ſein Selbſtgeſpräch fortſetzen. Ob Paul Möller der Baſtard eines Fürſten ſei, oder nicht, darum hatte er ſich nicht zu kümmern. Sie hatte jetzt vielleicht ſchon ſeinen Brief, das ging ihm näher an.

Ihr Bild ſchwebte ihm vor wie ſie las, was er ihr geſchrieben. Er ſah wie ſie holdſeelig dabei lächelte, wie ſie erröthete und doch nicht erſchrack, nicht einmal ſich verwunderte.

Walters Brief und ſeine Vorſtellung von deſſen Wirkung auf die Empfängerin iſt eine jener unzähligen Variationen auf ein allbekanntes Thema, nur aus einer andern Tonart wie ſie eben ſeinem Character entfloß. Er ſetzte ein natürliches Vertrauen in die ſchlichte Wahrheit ſeines Geſtändniſſes und den Eindruck den es auf ein edles unſchuldiges Mädchenherz machen werde.

„Ja, ich that recht daran den Brief zu ſchreiben,“ war noch ſein letzter Gedanke vor dem Einſchlafen, nachdem er den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer geblieben war und nur von dieſem Gedanken allein gezehrt hatte.

IV.

Georges Sand läßt einen ihrer Helden von ſich ſelbſt erzählen:

„In einem mir unbekannten Lande hat eine Frau, ich weiß nicht ob ſchön oder häßlich, reich oder arm, adelig oder von gemeinem Stand, in Folge einer legitimen Verbindung oder eines bedauernswerthen Zufalls, ein Kind zur Welt gebracht, deſſen Daſein verborgen zu halten wahrſcheinlich ſtreng geboten war. Durch ein räthſelhaftes Ergebniß oder mit Hilfe eines geheimen Einverſtändniſſes ward das Kind von der Mutter getrennt. Wo die Dame geblieben? Niemand weiß es zu ſagen. Wo ſollte man auch ſich hinwenden? Das Kind wurde aufgeſäugt, dann in ein anderes Land gebracht, aber man weiß nicht von wem, noch wohin" . . . . .

Dieſe Stelle fiel dem armen Paul Möller ein, nachdem er einen Brief geleſen, den er ſo eben von dem Major aus Neapel erhalten hatte.

Das Schreiben war durch jene kurze, bereits erwähnte Anzeige des Generals veranlaßt, daß die projectirte Heirath ſeiner Nichte mit Paul, wegen Victorias Weigerung vereitelt ſei, die er aber nur andeutend berührt hatte und ſie im Allgemeinen auf die unzähligen und unergründlichen Schickſalslaunen ſchob, die unſere berechtigtſten und ſchönſten Hoffnungen täuſchen. Seinen alten Waffengefährten mochte er den wahren Grund, die Verſchiedenheit der Bekenntniſſe nicht angeben, da er nicht im Stande geweſen wäre denſelben zu begreifen. Der Major aber mochte nun nicht länger die Gelegenheit verſäumen, Paul eine Eröffnung zu machen, die er nicht ſtillſchweigend in das Grab nehmen konnte, dem er im Geſchwindſchritt ſich näherte, wie er ſich ausdrückte.

Er war von ſeinem gewöhnlich ſehr lakoniſchen Styl abgewichen und diesmal recht umſtändlich.

„Das Wort Myſterium", ſo lautete das Schreiben, „iſt nicht nur heutzutage, ſondern wohl ſchon zu allen

Zeiten auf vieler Kinder Wiegen zu leſen geweſen. Mir ſind gar Manche begegnet, bei denen es der Fall war und die dennoch brave tüchtige Menſchen geworden ſind, ohne von Vater und Mutter beſtimmte Rechenſchaft über ihre Geburt erhalten zu haben; wenn ſie nur nicht den leitenden Faden des Rechtes fahren ließen, der uns einmal von Gott in die Hand gegeben wurde, um den Weg durch's Leben zu wandeln. Es iſt ein ſchönes Gefühl von Eltern abzuſtammen, deren man in Ehren gedenken darf; darauf ſtolz zu ſein und es wie ein angebornes Privilegium zu betrachten, das iſt unerlaubt. Eltern aber, die ihr Kind verkaufen, verſchenken, verlaſſen konnten, ſind nicht werth, daß man an ſie denkt oder gar um ſie trauert. Die Frau die dich auſſäugte, war eine wackere Frau; ich kannte ſie. Ich bekam dich aus ihren Händen, da ich bereits Wittwer war, als du kaum gehen und nur ein paar Worte ſprechen konnteſt.

„Sie war aber nicht deine Mutter, über die ich dir nichts zu ſagen weiß und ſo bin ich denn an deines Vaters Stelle getreten und du mußteſt mit mir bisher fürlieb nehmen."

Dieſe Einleitung, welche die erſte Seite des Blattes füllte, hatte den unglücklichen Empfänger des Briefes dergeſtalt vernichtet, daß er nicht weiter leſen konnte. Doch bald trieb es ihn inſtinktmäßig nach einigen loſen Blättern n greifen, die aus dem Schreiben, das er auf den Boden eworfen hatte, herausgefallen waren. Sie waren von iner fremden Hand geſchrieben und enthielten ein Geſtändniß.

Ein Einwohner von Piſa, Namens Ginetto Scopeto, der ſich ſelbſt als einen gänzlich verarmten Schlucker angab, bekannte unter Anrufung aller Heiligen, daß er die reine Wahrheit berichte. Einmal Nachts traten zwei verlarvte Männer zu ihm in die Stube, die ihm ein gut Stück Geld als Belohnung verſprachen, wenn er ihnen folgen wolle. Er möge ſich ihnen nur anvertrauen, es ſei ein gutes Werk zu dem man ihn auffordre. Wenn er einwillige, ſo verhüte er ein großes Verbrechen. Die Wahl wäre auf ihn gefallen, weil die Fremden vorgaben, ihn als einen braven, chriſtlichen Mann zu kennen.

Seine Frau die zugegen war, wollte es anfangs nicht zugeben, allein die Vorſtellung, daß es ein Verbrechen verhindere und Geld einbringen ſolle, trug nach einigem Zureden den Sieg davon. Scopeto war ſtark und beherzt, ſteckte Waffen zu ſich, nahm Hut und Mantel, beſprengte ſich mit Weihwaſſer, ermahnte die Frau bis zu ſeiner Rückkehr zu beten und entfernte ſich mit den Vermummten.

Er betrachtete den Vorfall als eine Schickung vom

Himmel, denn nach ſeinem eigenen Geſtändniß war er am Verhungern.

Der Wagen mochte einen langen Weg zurückgelegt haben oder war abſichtlich die Kreuz und Quer gefahren worden, um Scopeto über die Entfernung zu täuſchen. Endlich wurde gehalten. Der Eine ſtieg aus, um wie er ſagte, ihre Ankunft zu melden. Als er zurückkam, wurde Scopeto in ein Haus geführt und nachdem man ihm die Augen verbunden, ging's eine hohe Treppe hinan. Als man ihm die Binde abgenommen, ſah er ſich in einem weiten Gemach, das nur von einer Lampe ſpärlich erleuchtet war und ihn kaum gewahren ließ, daß in einiger Entfernung von ihm eine tief verſchleierte dunkle Geſtalt in einem vergoldeten Fauteuil ſich regte, die ihn mit einer ſanften ſchwachen Stimme anredete.

„Ihr ſeid mir als ein treuer und zuverläſſiger Mann geſchildert worden und ich ſetze daher mein volles Vertrauen in euch. Ich habe euch auserſehen, mich vor unvertilgbarer Schmach zu bewahren. Man muß ſich den Schickungen, denen wir ſchwache Erdenkinder unterworfen ſind, fügen; allein wann Alles verloren ſcheint, ſo dürfen wir den Kopf wieder erheben, um uns mit Kraft der uns drohenden Gefahr zu widerſetzen. Ihr ſollt ein Kind das erſt einige Wochen alt iſt, in Pflege übernehmen und es anſtändig aufziehen. Was ihr dazu bedürfet, wird euch reichlich zu Theil werden. Es wird zugleich für euch und euere Frau zum Unterhalt hinreichen. Ich würde wohl lieber mit dieſer perſönlich über die, für mich ſo ſchmerzliche Angelegenheit unterhandelt haben; allein ich ſah wohl ein, daß ſie ſich nicht entſchloſſen hätte, den von mir abgeſandten Männern zu folgen. Darum verſprecht mir zu thun, was ich von euch begehre und ſeht hier das Gold bereit liegen, das dieſen unſchätzbaren Dienſt belohnen ſoll. Pflegt und erzieht das Kind wohl, wacht über es, als ob es euer eigenes wäre. Ich werde von Zeit zu Zeit Nachricht von euch begehren laſſen und meine Gaben verdoppeln, wenn ich befriedigende erhalte. Iſt der Sturm vorüber der mich bedroht, ſo ſollt ihr meinen Namen kennen und ich werde kommen, den geliebten Sohn aus euern Händen zu empfangen und mein Dank ſoll ſo unendlich ſein wie mein Schmerz den ich in dieſem Augenblick empfinde."

Während ſie ſprach, war es in dem ſchlauen Italiener zur Gewißheit geworden, daß er ſich in dem Hauſe eines jener mitleidigen Aerzte befand, die für den Theil des Menſchengeſchlechts, der die Beſtimmung hat Kinder zu gebären und durch gebietende Verhältniſſe gezwungen wird es zu verheimlichen, ihre vorſorgliche, ſtets bereit gehaltene Hilfe in unſern Zeitungen feil bieten.

Als die Dame geendet hatte, war Scopeto auch mit ſich fertig und entſchloſſen in den Antrag zu willigen. Er erinnerte ſich, daß die fremden Männer ihm erwähnt hatten, wie er dadurch ein großes Verbrechen verhüte. Er ſchauderte zurück, wenn er bedachte, daß man das arme Kind tödten würde. Dies auf der einen Seite, auf der andern der reiche Lohn; was blieb ihm hier noch zu überlegen?

Er empfing [illegible] Kind mit Wäſche und allem Erforderlichen, ſelbſt bis auf die ſilberne Klapper, für das dereinſtige Zahnen wohl verſehen und nahm die Goldrolle mit tiefer Verbeugung an. Die Dame küßte noch einmal weinend das Kleine mit abgewandtem Geſicht, ſo daß er es nicht zu erkennen vermochte; dann winkte ſie mit der Hand und er empfahl ſich.

Die Männer warteten ſchon draußen und brachten ihn mit derſelben Vorſicht nach Haus.

Scopetos Frau hörte gerührt zu, als ihr Mann ihr das Abenteuer erzählte und nahm ihm das Kind aus dem Arm. Ihre erſte Frage war, ob es ſchon getauft ſei. Er konnte ſie darüber beruhigen; die Mutter hatte ihm geſagt, daß der Knabe Paolo heiße.

Ein Jahr war bereits verſtrichen und von der vornehmen Dame hatte in Scopetos Hütte nichts mehr verlautet. Die Sache ſtand bedenklich.

Der arme Mann, der mit dem Gelde nicht unzuhen wußte, hatte einen Theil davon gewiſſenhaft für in Pflegekind aufgewendet und da keine Nachſendung er- lgte, ſo überfiel ihn die Sorge, daß das frühere Elend ieder über ihn hereinbrechen könne.

Er ſuchte ausgiebige Arbeit und fand ſie nicht; ſein Weib, obſchon noch jung, kränkelte immerfort.

Um den austrocknenden blanken Schatz zu vermehren wagte er ſich in kleine Speculationen, von denen er nichts verſtand. Er hatte ſein letztes Geld in einer Impreſa angelegt, die man ihm als ſicher und Gewinn verſprechend angeprieſen; aber er verlor Alles. Er darbte mit ſeinem Weibe und der Bambino ward ihm zur Laſt. Er kam jedoch der übernommenen Verpflichtung nach wie ein guter Chriſt.

Der Bambino gedieh trotz dem, daß er mit den Eltern darben mußte. So waren wieder zwei Jahre hingegangen und das von der vornehmen Signora verheißene Geld blieb immer aus. Er dachte ſich das Richtige, daß die Verhältniſſe hindernd im Wege ſtanden und endlich alles ſich noch zum Guten wenden werde.

Da trat aber ein neuer Vorfall dazwiſchen, der dieſe Erwartung für immer unmöglich machen ſollte.

Ein „personaggio di alto merito, un Signor Conte tedesco“, wie die mit Titeln ſo freigebigen Italiener den fremden Herrn nannten, erſchien in Piſa.

Es war kein anderer als der Major Möller, der eben geſtärkt aus den Bädern von Lucca kam und einen Bedienten ſuchte, um ihn nach Neapel mitzunehmen, wo er ſich häuslich niederlaſſen wollte. In dem ſtillen, ruhigen Piſa hoffte er beſſer dieſen Zweck zu erreichen, als in dem großen, toſenden Neapel, deſſen Bevölkerung ihm niemals Vertrauen einflößen konnte.

Ginetto Scopeto ward ihm empfohlen, ſtellte ſich ihm vor und gefiel ihm auf den erſten Blick und nach dem erſten Geſpräch. Daß er verheirathet, war dem Major auch recht, weil es ihn der Sorge überhob, in Neapel ſich nach einer Haushälterin umzuſehen.

Der damals drei Jahre alte Paolo diente dem alten Kriegsmann, deſſen Gattin ſchon in Amerika geſtorben war, zur erheiternden Unterhaltung.

In Neapel zur Ruhe gelangt, gab er ſich noch mehr mit dem Knaben ab. Er zeigte treffliche Anlagen, welche, wenn ſie gehörig ausgebildet würden, die ſchönſten Hoffnungen erregten. Scopeto hatte dem Major entdeckt, wie er zu ihm gekommen war, und dieſer faßte den menſchenfreundlichen Entſchluß, den kleinen Paolo an Kindesſtatt anzunehmen, um ihn gegen alle Wechſelfälle des Geſchicks ſicher zu ſtellen, da alle Nachforſchungen über ſeine Eltern zu keinem Reſultat führten.

Scopeto wäre nicht im Stande geweſen, jene vornehme Dame, die er in der geheimnißvollen Nacht geſprochen hatte, wieder zu erkennen, da er kaum den Umriß des Körpers ſich vorſtellen konnte und das Geſicht in dichte Schleier gehüllt war. Selbſt der ſanfte, hohe Ton, den ſie beim Sprechen anſchlug, konnte Verſtellung geweſen ſein. Es war ihm vorgekommen, als ob ein Alt ſich zum Falſet zwinge. Wann ihn der Vorfall in die Nähe vornehmer Damen führte, ſtrengte er ſein Ohr an, etwas Aehnliches zu erſpähen. Nur einmal ſchien es ihm ſo. Es war die Prinzeſſin von Terſato, die einen unvergleichlichen Mezzoſopran hatte, der ſich, je nachdem ſie von Affecten beherrſcht wurde, in den mannichfaltigſten Modulationen vernehmen ließ. Die arme Terſato war auf einer Spazierfahrt in Aix-les-bains verunglückt, als ihr Pferd durchging. Es ſtand in allen Zeitungen.

Wer hätte aber zu jener Zeit, als Scopeto die Aehnlichkeit der Stimme zu erkennen glaubte, auf dieſe vage Vermuthung hin ein weiteres Nachforſchen auch nur rechtfertigen dürfen, und was wäre damit gewonnen worden, als Pauls Abſtammung vor der Welt mit einem Mackel zu ſtempeln?

Der kräftige, kleine Burſche hieß nun Paul Möller und hatte einen Vater; die Mutter ſei bald nach ſeiner Geburt geſtorben, ſo wurde ihm geſagt. Er war zwar katholiſch getauft, daran kehrte ſich jedoch der Major nicht.

Als die Zeit gekommen war, verſchrieb er einen tüchtigen Hofmeiſter aus Deutſchland, der alles Katholiſche, was von der früheſten Kindheit an in dem Herzen Pauls Wurzel gefaßt hatte, mit kräftiger Hand ausriß und den leeren, dadurch gewonnenen Raum für jene Anſprüche urbar machte, mit denen der Schüler dereinſt im Namen ſeiner höchſteigenen Vernunft den Satzungen der heiligen Kirche entgegentreten ſollte.

Der Hofmeiſter begleitete Paul auf eine deutſche Univerſität und verließ ihn erſt, als dieſer ſich in Quiſiſana, ſeinem väterlichen Erbe, vereinſamte.

Pauls Amme war inzwiſchen geſtorben. Der alte Scopeto war noch immer des Majors Kammerdiener.

Das hier Erzählte iſt der Hauptſache nach der Inhalt der Blätter, die Paul noch in der Hand zitterten, nachdem er ſie geleſen. Scopeto ſprach von ſich in der erſten Perſon, hier nahm man ihm das Wort ab und ſprach für ihn; theils um zu kürzen, theils um den Zuſammenhang herzuſtellen und dort zu ergänzen, wo Weitſchweiſigkeiten die Thatſachen auseinander ſprengten.

Der Major hatte die Geſchichte von ſeinem vertrauten Kammerdiener aufſetzen laſſen, weil es ihm ſelbſt nicht möglich geweſen wäre. Schon der lange Brief, mit dem er Scopetos Manuſcript begleitete, verrieth es deutlich, wie oft im Schreiben abgeſetzt worden war, weil der

Schreiber, wie er ſelbſt erwähnte, von einem Krampf im Handgelenk dabei befallen wurde.

Es war wirklich die höchſte Zeit, daß Paul Alles erfuhr. Sein Adoptiv-Vater fühlte, daß er das Zeitliche bald ſegnen werde. Bisher hatte er geſchwiegen, um Pauls Jugendzeit, die ſo arglos und glücklich dahinfloß, nicht unnöthig zu trüben.

Daß aus der Partie mit Wildenſteins oder vielmehr ſeiner Schweſter Tochter nichts geworden war, ſtellte er Paul als eine glückliche Fügung dar. Victoria war auch ſo ein Myſterium; ihm hatte die Sache nie recht gefallen wollen. Er rieth ihm, es ſich aus dem Sinn zu ſchlagen und es als „einen überwundenen Standpunkt“ zu betrachten, damit er nunmehr gänzlich frei dem poſitiven Leben ſich zuwenden könne.

„In deiner närriſchen Quiſiſana-Einſiedelei wirſt du doch nicht verſauern wollen?“ ſchrieb er ihm. „Höre Paul, das leid' ich nicht. Du ſollſt mir kein Spießbürger werden, aber einen Lebensplan mußt du dir entwerfen. Du biſt mein Sohn und Erbe.

„Für den Augenblick thut dir Zerſtreuung noth. Planlos in der Welt herumſchweifen, das kann dich nicht befriedigen und mich noch weniger. Alſo komm' zu deinem Vater und überlege mit ihm, was du anfangen willſt.

„Für dich, mein Junge, iſt's ja nur ein Katzenſprung. Mit Eiſenbahn und Dampfboot biſt du in wenigen Tagen in Neapel. Bedenke, ich marſchire im Geſchwindſchritt dahin, wo du mich nicht ſobald einholen ſollſt. Und ich möchte doch gar zu gern dich noch einmal ſehen und das Röthige weiter mit dir beſprechen.

„Ich erwarte dich alſo. Einſtweilen iſt hienieden mein Standquartier, ſo lang es dem lieben Gott gefällt: Sta. Lucia, 54, dritter Stock, a destra.“ —

Das Schreiben und die Blätter lagen vor Paul; aber ſeine Miene zeigte weder Traurigkeit noch Ergebung. Man las darin vielmehr eine eiſige, verſchloſſene, nagende Ironie und jene Worte George Sands, die ihm immer wieder einfielen, obgleich von Tauſenden gekannt, waren vielleicht von keinem Menſchen noch mit ſolchem Gefühl nachempfunden worden.

Es war, als ob der Blutumlauf in ſeinem Körper plötzlich gehemmt würde. Er ſah ſich dem rieſenhaften Feinde alles deſſen was lebt verfallen und nirgend zeigte ſich ein rettendes Seil, ſich aus dem Abgrund aufzuſchwingen. —

Jede Hoffnung war ihm verloren. Ihm ſtand nur die fürchterliche Wahl frei, die legitime Abſtammung ſich anzulügen oder jeder Gunſt des Lebens zu entſagen.

Die nächſten Tage währte dieſe Stimmung fort; dann ward ihm die Einſamkeit unerträglich.

Indem er durch die Gartenanlagen ſtrich, weckte ihn plötzlich ein Troſt wie vom Himmel. Es war ein ſtiller und ſtummer Troſt, allein wirkſamer als jeder Zuſpruch von Menſchen, die gewöhnlich nur Bekanntes vorzubringen wiſſen, was man ſchon als unwirkſam befunden und deshalb längſt verworfen hat.

Den Troſt ſpendete ihm die Natur, die ſtets nachgebend unter tauſend Geſtalten den Weg zum Herzen findet. Sie iſt wie ein ſtiller Freund der den Leidenden fleißig beſucht und ihn lieb hat ohne ihn zu ſtören.

Dies Gleichniß drängte ſich ihm von ſelbſt auf; ſeine einſame Verſchloſſenheit fühlte ſich erleichtert. Er war ſich bewußt ſehr krank zu ſein, nie wieder geneſen zu können; aber es ward ihm klar, daß er ſich nicht unter den Trümmern ſeines Glücks begraben ſolle.

Was er empfand war nicht die Schwärmerei eines Menſchen der mit den letzten Tinten des Abendhimmels dahin ſchwinden möchte; den der durch die Blätter ſäuſelnde Nachtwind mit ſüßen Schauern erfüllt; der einen Baum umfaßt und das Schlagen des eigenen Herzens für einen ſympathiſchen Gegenſchlag des Baumes hält oder gar bei'm Anblick der Sterne mit dem Erwachen auf einem andern Planeten ſich tröſtet. Das iſt nur ein Niederſchlag aus unbefriedigten ſinnlichen Regungen.

Paul bewegte die Natur auf andere Weiſe. Ein fremdes, ein großes Leben entfaltete ſich aus ihr, wann die tiefe Mitternacht ihn umgab und ſein eigener Athemzug ihm hörbar wurde.

Es war ihm dann als ob Geſtalten aus früherer Zeit zu ihm heranträten. Wie Bilder großer und erlauchter Abgeſchiedener ſchwebten ſie aus dem Schatten empor. Wie Zuruf ferner Freunde hauchte es aus den duftenden Büſchen; rauſchte es aus den leisbewegten Blättern von ihren luftigen Schritten. Es war als ob ſeine Eltern und Geſchwiſter, ihm ſeine Vorfahren zuführten, als ob ſie ſich ihm naheten und ihn auf die Ideale des Schönen, Guten, Erhabenen hinwieſen denen ſie im Leben einſt nachgeſtrebt hatten. Es war ein altes Geſchlecht das ihn umgab. Dem unglücklichen Jüngling zeigte ſeine Phantaſie den Weg zur Größe, dem er raſtlos nachſtreben ſollte. Er fühlte, daß er auf ſeinem bisherigen Lebensweg, den ihm Täuſchung und Lüge angewieſen hatten, nur ein elender herumſtümpernder Schüler geblieben war.

Geſtärkt, wenn gleich ſchmerzvoll erregt erwachte er aus ſolchen Träumereien. Er wollte ſeiner Abſtammung nachforſchen und ihre Legitimität mit allen Mitteln ſich erringen. Er wollte ſeinen Namen von dem Geſchlechte führen, dem er wirklich angehörte; er wollte kein Findling heißen. Vor dem Spiegel wollte er ſich ſeine Züge bis in's Kleinſte in das Gedächtniß prägen, um Aehnlichkeiten aufzufinden und ihnen bei allen Begegnungen nachzuſpüren.

Obgleich ihn mehr als zwanzig Jahre bereits von ſeinen Eltern trennten, ſo durfte doch die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß nicht wenigſtens einer von ihnen noch am Leben ſei.

„Eine Mutter kann nicht grauſam ſein,“ ſprach es in ihm, „denn ſie hat ihr Kind mit Schmerzen geboren. Als meine Mutter mich gebar, da war ſie gränzenlos unglücklich; ſie gab mich fort, um mich nicht in ihr Schickſal zu verflechten. Wenn ich nun vor ihr erſcheinen werde und wir Beide das höchſte Glück in einander finden, Alles überwunden iſt, die Mutter den verloren geglaubten Sohn an das Herz drückt, dann werde ich durch ſie meinen Vater kennen. Und kann der mich von ſich ſtoßen? Wird er es verſchmähen, von mir Vater genannt zu werden, weil ich nicht unter ſeinen Augen aufwuchs? kann er wohl meiner gerechten Forderung ſich verſchließen? Nur dann, wann beide Eltern todt und mein Geheimniß mit ihnen begraben — oder wenn ich ihren Namen auch dann noch erfahre und er mich ohne Anerkennung von ihrer Seite in der Geſellſchaft brandmarkt“ —

Hier mußte er ſeine Reflexion unterbrechen, um nicht in ein Labyrinth von Muthmaßungen und Vorausſetzungen ſich zu verlieren. Das Ziel ſeines Ideenganges erfüllte im beſten Falle nicht, was er ſich vorſtellte. Er lenkte in einen natürlichern Weg. Es war der, dem treuen Rathe desjenigen zu folgen, der ihm vom Himmel für jetzt noch ſtatt des Vaters beſchieden wurde.

Die Erinnerung an Victoria mußte er aufgeben. Das Gewiſſen verlangte von ihm, daß er ſein Kreuz allein trage. Aber man kann wohl ſeine Empfindungen zurückdrängen, ſeine Gefühle beherrſchen; das Gedächtniß läßt ſich keine Schranken ſetzen. Wir können nicht nach unſerer Willkür vergeſſen. —

Nachdem er Alles was nöthig war geordnet hatte, verließ er, die blutende Doppelwunde im Herzen, Quiſiſana.

V.

Der General hatte, als er von Maxheim fortgezogen war, den Ort zum Aufenthalt gewählt, wo ſeine geliebte

Schweſter Delphine ihren Lebenslauf beſchloſſen und unter den Nonnen des Kloſters ruhete.

Die Tage die er hier verlebte, waren die ſchönſten die ihm jemals zu Theil geworden waren. Alles was ſie früher getrübt hatte lag in der Ferne. Er fühlte ſich nur von Liebe und Aufmerkſamkeit umgeben und konnte Wohlthaten ſpenden nach Herzensluſt.

Der Uebermuth des Reichthums und der daraus hervorgehenden Bildung ſtand in keiner Beziehung mehr zu dem, was ihn nunmehr berührte.

Der Himmel hatte für die einfältigen Bewohner der Gegend geſorgt. Sie zeigte keine von den Schönheiten, welche die Touriſten anziehen. Alles war arm und ſchlicht. Bis auf den Pfarrer theilten ſie daſſelbe Loos. Aber keiner wünſchte es beſſer zu haben. Was ſie aßen, was ſie auf dem Leib trugen, wie ſie wohnten, das kümmerte ſie nicht. Nur das ging ihnen zu Herzen, daß an großen Feſttagen mit Kerzen und Weihrauch ſo ſehr geſpart werden mußte.

Da half denn der General von Wildenſtein auf's Vollſtändigſte ab. Die dickſten Kerzen, die balſamiſchſten Weihrauche brannten und dufteten jeden Sonntag zu Gottes Ehre und auch zwei Rauchmäntel nebſt Meßgewändern für Prieſter und Leviten, für Feſt- und Trauerämter waren aus Lyon verſchrieben worden, wie man ſie nicht prächtiger in der alten Kathedrale zu Paris ſieht.

Seitdem der gute Herr mit den beiden Frauen eingezogen war, fehlte es aber auch im Winter in keiner Hütte an Holz; an einem Braten wann der Sonntag erſchien; für die Wöchnerinnen an Häubchen und Windeln; für Kranke an Thee und Arznei; für Alle ſammt und ſonders nicht an gutem, treuem Rath und jeglicher Unterſtützung.

Dieſes Leben umſchloß und überbot Alles, was die Welt denjenigen zu bereiten im Stande iſt, die man vom Glück begünſtigt nennt.

Die Losſchälung aus den alten Verhältniſſen hatte Allen wohl gethan. Wildenſtein ſowohl wie Erneſtine und Victoria waren wie inſpirirt; jede ihrer Eingebungen leitete ſie zu noch nie empfundenen Genüſſen der Seele. Von einſamen Kämpfen, von ſtillem Gram fühlten ſie ſich befreit.

Man theilte ſich offen und gerade mit; kein erheucheltes Gefühl um den Andern zu täuſchen, wie es auch im vertrauteſten Umgange manchmal aus irgend einer ſchonenden Abſicht geſchieht. Man klagte ſich gegenſeitig, man zürnte auch wohl, wann es etwas zu beklagen oder ſich zu erzürnen gab.

Eine ſolche Offenheit, wird ſie von Allen gleich beobachtet und erkannt, iſt wohlthuend im höchſten Grade. Eine ſolche Rückſichtsloſigkeit enthält mehr der zarteſten Rückſicht, als die abgewägteſte überlegteſte Verſtellung, die für jene gelten ſoll.

Der General und ſeine Damen mit ihren zum Theil alten Domeſtiken, an deren Spitze ſelbſtverſtändlich Gallini ſtand, bildeten nunmehr eine Familie im beſten Sinne des Wortes. Es war ein Muſterſtaat im Kleinen, in welchem jeder ſich des Glücks bewußt war, demſelben anzugehören. Sie Alle unterwarfen ſich der Autorität mit einer durch nichts getrübten Pietät.

Die Verſchiedenheit des Bekenntniſſes trübte nichts mehr in der Ehe Wildenſteins und Erneſtinens. Ohne in der Lehre von dem ſacramentalen Charakter der Ehe unterrichtet zu ſein, aber auch ebenſo wenig von jener Afterwiſſenſchaft angehaucht, welche dieſe Lehre als eine ſpitzfündige Ausgeburt ſcholaſtiſcher Philoſophen verſchreit, war Erneſtine von der Heiligung und hohen Weihe der Ehe durch ihren eigenen Lebensgang überzeugt worden. Sie hatte in ihren Leiden an ſich ſelbſt die wohlthätigen Folgen empfunden, welche das Sacrament der Ehe zu theil werden läßt. In ihrem tiefſten Zerwürfniß ward ſie von dem Schauer nie verlaſſen, der ſie ein geheiligtes Geheimniß ahnen ließ, das ſie nicht zu nennen wußte. Dies bewahrte ſie vor der immer weiter um ſich greifenden Peſt, welche die geſammte geſellſchaftliche Ordnung in Frage zu ſtellen droht, indem ſie der ungeheuerſten Sittenverderbniß Bahn bricht.

Als man in ſie drang, von ihrem Gatten ſich ſcheiden zu laſſen, kehrte ſie zu ihm zurück. Das Beiſpiel „Fabiolas," die in unſern Tagen noch ſo trefflich geſchildert wurde, ſchreckte ſie ab und beſtärkte ſie in ihrem Glauben.

Erneſtine und ihr Gatte gehörten Beide der gemeinſamen chriſtlichen Kirche an und dies erkennend wurden ſie zu der liebevollſten und ehrfurchtvollſten Hingebung geführt. Die ſchöne Eintracht war aus der Leidenſchaft erwachſen, nachdem dieſe aus der beſtandenen Feuerprobe geläutert hervorgegangen war. Die naivſte Unbefangenheit nahm die einfachſten Vorſchriften an und wandelte ſie in eine feſte Lebenspraxis um, die durch nichts erſchüttert werden konnte. Aller Eigenwille war verſchwunden. Der Segen eines ächten patriarchaliſchen Familienlebens wehete unter dem Dache des beſcheidenen Hauſes, welches der General im Dorfe angekauft hatte und um ihn wob der Friede der kleinen, glücklichen Gemeinde und ihres geiſtlichen Hirten.

In dieſe Stimmung, nachdem ſie ſich einmal befeſtigt hatte, konnte nichts was von Außen kam, eine Störung hereintragen. Nur eine Sorge, die nicht mit gewaltſamer Heftigkeit eingedrungen war, ſondern aus Liebe entſprungen, ſich lieblich eingeniſtet hatte, beſchäftigte den General. Er fühlte, daß mit ſeinem Scheiden aus dieſer Welt auch die Freundlichkeit des Beiſammenbleibens der beiden im Alter ſo verſchiedenen Frauen dahinſchwinden würde. Der Gedanke beſeeligte ihn, ein Haus zu gründen, das auf feſten Stützen ruhend, ihnen Schutz verleihe damit die Anmuth der durch nichts entweiheten Sorgloſigkeit ihnen erhalten bleibe.

Walters Schreiben, welches der General bei'm Abſchied von ihm erhielt, hatte das Sonderbare verloren. Die Art und Weiſe wie er als ſein Freiwerber auftrat, war jedenfalls neu; ſie wich von der Form ab und verletzte ſie in ſo fern, daß ſie in ungeſchminkter Aufrichtigkeit ein derbes Weſen zeigte, vor dem Eltern und Töchter feinſter Bildung ſich entſetzt hätten, oder minder gebildete in brutales Gelächter ausgebrochen wären.

Allein wann die gemeine Klatſchſucht, bei den Beſuchen die Herr von Walter ſo häufig in Maxkeim abſtattete, ſchon darauf gerathen war, daß der General von Wildenſtein nur daran denke Victorias Hand dem Erſten dem Beſten zu geben, um ſich einer Laſt zu entledigen, ſo war das Gerede nur bei der boshaften Schlußfolgerung falſch. Er hatte es ſtets als eine von ihm übernommene heilige Vaterpflicht erkannt, für ſeine Nichte einen Gatten zu ſuchen.

Das ſtrenge Beharren Victorias auf ihrer Weigerung hatte ihm nicht nur die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Paul Möller gezeigt, ſondern ihn auch zu reiflichem Nachdenken über den Sinn der Victoria dabei beherrſchte, hingeführt.

Ihr erſchien das Sacrament welches die vollſtändige Hingabe von Mann und Weib durch eine unauflösliche Verbindung weihet, wie dasjenige was dem Schöpfer allein angehört und mit dem der Menſch niemals wie mit einem Eigenthum ſchalten kann. Gott ſelbſt iſt im Sacrament und daher muß es feſt, bindend, unerſchütterlich, ewig ſein. Es iſt kein täuſchendes, kein blos die Seele erhebendes Gefühl was dem Menſchen im Sacramente zu Theil wird; ſondern es iſt das Letzte und Höchſte was ſich der menſchlichen Vernunft erſchließt.

Ohne den Glauben an das Sacrament, wird die Ehe zu einem bloßen Vertrag den jeder nach ſeinen Privatneigungen einſeitig brechen oder nach freundlichem Uebereinkommen geſetzlich löſen kann und es kommt nicht darauf an ob der berüchtigte Schmied von Gretna-Green, als er noch lebte, kraft ſeines Privilegiums, oder ein Municipalbeamter kraft eines Protokolls, oder irgend ein aufgeklärter Landpfarrer in Holſtein kraft eines Königsbriefs aus Kopenhagen, wie wir's erfahren haben, in ſeinem Theeſalon die Ehe für giltig erklärte.

Die Ehe Victorias durfte keine unglückliche werden. Der Character Pauls, ſo gut man ihn auch erforſcht zu habenwähnte, leiſtete keine Bürgſchaft für die Haltbarkeit und Dauer derſelben, ohne die göttliche Satzung welche das geheiligte Band vor jeder Beſchädigung ſchützt, und das Bewußtſein verſchafft, jedes Zerwürfniß durch ausdauernde ſtandhafte Pflichterfüllung zu verſöhnen; ſo daß ſelbſt eine unglückliche Ehe durch ihre ſacramentaliſche Weihe nicht gänzlich des Segens entbehren wird.

Dieſe Betrachtungen führten den General auf Walter, deſſen Brief er mit den einleitenden Zeilen, die an ihn perſönlich gerichtet waren, ſeiner Nichte nun einhändigen wollte, da hier Opfermuth und ein heldenmäßig chriſtlicher Glaube wie bei den Vorgängen mit Paul nicht auf die Probe geſtellt werden durften. Daß Paul ſelbſt jede Hoffnung aufgegeben haben mußte, ging daraus hervor, daß er keinen Verſuch mehr gemacht hatte ſich ihnen zu nähern. Der jetzige bereits Monate lang dauernde Aufenthalt in dem Gränzdorfe, wo Delphine ihre letzten Lebensjahre zubrachte, war dem Sollberg'ſchen Hauſe bekannt, mit dem man fortwährend einen Briefwechſel unterhielt und wie leicht wäre es für Paul geweſen, die Adreſſe Wildenſtein's zu erfahren. Allein nichts verlautete von dort, als daß

Quiſiſana verödet ſtehe, daß es von ſeinem Beſitzer für immer verlaſſen worden ſei und daß der umſichtige Buſch Einleitungen zu treffen beabſichtige, es anzukaufen und damit ſein Beſitzthum Maxkeim auf rentable Weiſe zu arrondiren.

Der General hatte ſich dieſe lange Zeit gegönnt, um vorerſt eine friedliche Ebbe innerer Zufriedenheit um ſich und die Seinigen verbreitet zu ſehen, die von keiner heranſtürmenden Fluth mehr geſtört würde. Der ehrliche Walter hatte dieſe Hoffnung ſelbſt als Wunſch ausgeſprochen. „Er möge in einer guten Stunde, wann ſie zur Ruhe gekommen, ſein Schreiben Victoria überreichen.“ Er hatte ſich zur Geduld beſchieden. Wie ſchwer es ihm ward, das kam nicht in Betracht. Ein Mann wie Walter war nicht wetterwendiſch und hier lag keine Gefahr im Verzug.

Wildenſtein hatte im Einverſtändniß mit ſeiner Frau begonnen, vertrauliche Geſpräche mit Victoria einzuleiten, die er ohne Rückhalt auf das vorgeſetzte Ziel hinlenkte. Victoria erwiderte ihm ebenſo aufrichtig, was ſie dachte und fühlte. Alles verlief auf die natürlichſte Weiſe. Schritt vor Schritt gerieth man an den Punkt zur Uebergabe des Briefs, der zwar nicht ganz den Eindruck machte von dem Walter geträumt; aber ein paar Tage darauf, nach mannichfachen Erörterungen, die nicht ausbleiben konnten, war die Empfängerin bereit, dem General beizuſtimmen, als derſelbe es vorſchlug, eine Antwort mit der Einladung abzuſenden, die Familie in ihrer jetzigen Zurückgezogenheit zu beſuchen, um ſich wechſelſeitig näher kennen zu lernen.

Walter ſäumte nicht zu gehorchen. Er war da ehe man's dachte und man war erfreut ihn zu ſehen. Er dankte aus vollem Herzen für die Gaſtfreundſchaft, die man ihm gewährte. Man ſagte ihm Einiges von Delphinens Schickſal; er ward davon bis zu Thränen gerührt und klagte nur, daß ihm die ſtrenge Clauſur des Kloſters nicht erlaube, an ihrem Hügel zu beten. —

„Erneſtine und Victoria dürfen nicht allein in der Welt zurückgelaſſen werden, wann ich mich aus ihr verabſchiedet habe," ſo lautete der beſtändige Refrain dem General im Kopf und im Herzen.

Der Inhalt des Briefes hätte von Victoria nicht ignorirt werden können, denn aus dieſer Veranlaſſung war die Einladung an Walter ergangen; aber es wurde ſeiner nicht weiter erwähnt, da man ihn als eine Vorausſetzung anſah, welche das „Sich wechſelſeitig näher kennen lernen" bedingte.

Wildenſtein wandte ſich nun öfter an Victoria. Da jede rückſichtsvolle Verſtellung verbannt war, ſo wurde die Angelegenheit ernſt, manchmal ſelbſt etwas ſchroff angegriffen.

„Walter zeigt neben dem gutem Herzen auch einen geraden Verſtand. Er iſt der Mann, dir an Jahren zwar weit voraus, allein deſto mehr dazu geeignet, dich in den Ernſt des Lebens, in ſeine Pflichten, in ſeine Werkthätigkeit einzuführen. An ſeiner Seite wirſt du lernen, wie man ſich auf ſeine älteren Tage vorzubereiten hat. Das iſt zwar nicht die Hoffnung, die man einem Mädchen erweckt das ſich verheirathen will, aber du, Victoria, beſitzeſt Muth und Verſtand, und du verſtehſt mich. Was Walter in deinen Augen vielleicht zum Nachtheil gereicht; ich ſage es gerade heraus: der Mangel an Geſellſchaftston, an Schliff, denn Lebensart im ächten Sinn beſitzt er; das wird dir nicht ſchwer werden, ihm anzuerziehen. Es wird dich beglücken, zu ſehen, welche Fortſchritte er unter deiner Leitung machen wird."

So ſprach Wildenſtein zu ſeiner Nichte. Was er ihr aber noch ſagen konnte, das hatte ſie ſchon angefangen, ſich ſelbſt zu geſtehen.

Wann ſie Walter den Thee reichte, während er mit dem General und Erneſtine Abends bei'm Whiſt ſaß, oder wann er ſie Morgens in die Meſſe begleitete, immer war es daſſelbe was ſie bemerkte: ſie las in ſeinem Blicke, ſie begriff aus ſeinen ſchüchternen Worten, daß ihn ein Gefühl beherrſchte, noch ſtärker als es die ungeſtüme Leidenſchaft in ſeinem Briefe ausgedrückt, die beinahe etwas Erſchreckendes an ſich trug.

Es war mit dem Allen ſo weit gediehen, daß ſie einmal zu ihrem Oheim ſagte:

„Sie haben mich ſchon ſo lange und immer nur von den ſeltenen Eigenſchaften des Herrn von Walter unterhalten, daß ich mich nicht mehr zurückhalten will. Auch ich ſtimme mit ihnen darin überein, daß der Menſch nach ſeinen Handlungen beurtheilt und nach ſeinem Herzen gewogen werden ſoll. Ein Mann wie er, feſt und muthig, ſchlicht und treuherzig, ſchreibt mir eine Liebeserklärung, ſo warm, beredt und überzeugend, daß ein Stein davon gerührt werden könnte und naht er ſich mir: ſo wird er roth, verlegen, ſtottert einige Worte und ſetzt ſich dennoch jeden Tag ein paarmal dieſer Demüthigung aus. Sagen ſie ihm, daß ich das erkannt habe, daß ich ihn kenne. Verſprechen ſie ihm, daß wir ihn nächſtes Frühjahr auf ſeinem Gute beſuchen wollen, daß ich mich darauf freue ſeine verehrungswürdige Mutter, ſeine Schweſtern kennen zu lernen und daß ich ein Herz beſitze, das für ſie Alle treu und warm ſchlägt. Ich bitte ſie, verſagen ſie mir das nicht.“

* * *

Es war dem General von Wildenſtein nicht beſchieden, dieſes Verſprechen das er Victoria geleiſtet, zu erfüllen. Ein rauher Herbſt warf ihn bald, als Walter ſie noch nicht verlaſſen hatte, auf's Krankenlager von dem er ſich nicht mehr erholen ſollte. Die Kräfte ſchwanden mehr und mehr und der Augenblick nahete für ihn, ſein Leben durch einen chriſtlichen Tod zu krönen.

Er hatte alle irdiſchen Angelegenheiten geordnet und tröſtete die, welche er hienieden zurückließ.

Sein Ende wäre in der jetzigen Umgebung von dem ſchönſten Abendſonnenglanz verklärt worden, wann nicht Victoria ihn fortwährend bekümmert hätte. Die Zeit mahnte dringender. Des Mädchens Schickſal mußte dauernd und unwiderruflich gefeſtet werden. Er wendete ſeine letzten Kräfte auf, um Victoria zu einer beſtimmten Erklärung ohne jede weitere Bedingung zu veranlaſſen. Er ſtellte ihr das Leben in der Familie als den einzigen Zweck der Beſtimmung des Weibes vor, das häusliche Dach als die einzige Zuflucht, um Glück und Würde vor Verirrung und Störung in Sicherheit zu bringen.

Victoria nannte den Namen Paul. Es war ſchon ſehr lange her, daß er ihr über die Lippen gekommen. Es war eine fromme Empfindung die ihn begleitete. Sie ſetzte hinzu, daß ſie für ihn um Erleuchtung flehe damit er den Weg zum Heile finde. Allein dies Andenken, wenn gleich nicht erloſchen, übe keinen Einfluß mehr auf ihre fernere Lebensbeſtimmung. Es iſt nicht mehr ſolcher Art, um dem Wunſche ihres geliebten Oheims jetzt noch hindernd in den Weg zu treten. Ihr Gemüth habe ſeine Ruhe wieder gefunden. Sie habe in Paul eine ihr verwandte Seele erkannt die ſie als Bruder lieben könne und dürfe. Er beſitze Tugend und Adel der Geſinnung; er habe ihr ſtets die liebevollſte Aufmerkſamkeit bezeugt. Dafür wolle ſie ſich ſtets dankbar ſeiner erinnern.

Das Letzte brachte ſie nur mit Mühe hervor.

„Euere Liebe, meine Victoria“, ſagte Wildenſtein, „war wie das Flackern von zwei Irrlichtern, die ſich zu ſuchen, zu verfolgen ſcheinen und dann verlöſchen. Die Liebe verlöſcht nicht in dem Sumpf des Lebens; ſie ſchwebt über demſelben unvergänglich, über den ſchweren Dünſten die daraus aufſteigen; ſie durchdringt, ſie bewältigt ſie Alle. Ich habe es erfahren. Der Himmel leitete dich ſichtbar. Ich ſehe es, ſo nahe meinem Tode, ein. Dein ſtreng katholiſcher Sinn konnte an ſeiner Seite nicht beſtehen. Du hätteſt dich vergeblich nach einer Stütze umgeſehen; du hätteſt ihn ſtützen müſſen und er würde dieſe Stütze verſchmäht haben. Alle meine Bemühungen waren vergebens etwas über ihn zu erfahren. Wir wollen denken, daß er dich, uns Alle vergeſſen hat.“

Nun folgte als Gegenſatz Walters Benehmen, von ſeinem erſten Erſcheinen bei ihnen bis zu dieſem Augenblick, von Wildenſtein mit Herzlichkeit geſchildert. Victoria widerſprach nicht.

„Es iſt wahr. Alles wahr, was ſie von ihm ſagen," ſprach ſie.

„Und würde ich ihn dir zum Gatten vorſchlagen; würde ich dich einem Manne hingeben wollen, dich, die ich mit einer der Eiferſucht ähnlichen Vaterliebe nicht von mir ziehen ließe, wäre ich nicht vollkommen beruhigt über deine Zukunft? Ich würde nicht den Verſuch gewagt haben dir meine Ueberzeugung aufzudringen, wenn ſie nicht ſo feſte Wurzel in mir geſchlagen hätte. Und nun wirſt du meine Erwartung nicht täuſchen, meine Tochter."

„Ich ergebe mich ihrem Willen," ſagte ſie und was ſie dabei dachte wiederſtralte auf ihrer ſchönen Stirne, in ihrem klaren Auge. Es waren die Symptome ſchüchterner Zurückhaltung aber zugleich das Beſtreben dieſe zu beſiegen.

Da trat Walter in das Zimmer ohne anzuklopfen; er hatte ſeinen Beſuch bei dem kranken General ſchon vor einer Stunde abgeſtattet und ſich nur entfernt um ſich nach Erneſtinens Befinden zu erkundigen. Jetzt wollte er ſich nur noch verabſchieden.

Victoria ließ ihren tiefen, ſinnenden Blick von ihrem Oheim zu Walter und von dieſem zu dem Oheim ſchweifen.

Wildenſtein erhob ſich halb, in ſitzender Stellung auf dem Sopha worauf er lag. Seine Miene war von Hoffnung belebt.

Von einer heftigen, aus Zärtlichkeit und Bangen gemiſchten Bewegung ergriffen, rief er dem Eintretenden zu:

„Victoria kennt den Wunſch ihres Herzens; ſie weiß daß ſie von ihrer Unentſchloſſenheit zu dulden hatten. Sie weiß, daß nur ſie ihnen heilenden Troſt gewähren kann. Sie iſt frei in ihrer Wahl. Trauen ſie ſich die Kraft und den Muth zu mit ihr über die Schwelle ihres Stammhauſes zu ſchreiten?“

Hätte Walter ſich nicht an die Wand gelehnt, er wäre bei dieſen Worten rücklings hingeſtürzt.

„Ich verſpreche hier vor Gott,“ ſchrie er tief Athem holend, „die Weihe des Heerdes, an welchem ich meiner Ehefrau den Ehrenplatz einnehmen laſſen werde, ſtets unverletzt zu erhalten.“

„Wohin ſie mich führen, werde ich ihnen willig folgen,“ ſagte ſie.

„Nicht führen — auf meinen Armen tragen,“ ſetzte er hinzu. „Der Tag an welchem ſie unter dem Dache meiner Väter als Frau zu walten beginnen wird geſegnet ſein.“

Wildenſtein ſtreckte die Hände aus, ſie reichten ihm die ihrigen und er legte ſie ineinander.

* * *

Walter hatte kurz darauf Abſchied genommen um nach ſeinem Gut zu eilen und dort einige höchſt nöthige Anordnungen zu treffen. Auf ſeine Wiederkehr, das verſprach er, ſollte man nicht gar lang zu warten haben.

Der Vorherbſt war da und die Reiſe war durch jene Geſchäfte erklärt die ein großer Gutsbeſitzer, der ſelbſt Alles verwaltet, nicht vernachläßigen darf. Den Winter den er ſonſt in einer großen Stadt zubrachte, wollte er diesmal im Kreiſe ſeiner neuen Familie zubringen. In der kleinen Dorfkirche ſollte die Trauung vollzogen und im Frühjahr in die alte, ſchöne Heimath gereiſt werden.

Ehe aber Alles ſo ausgeführt werden konnte, war der General ſeiner Krankheit erlegen. Walter fand ihn, als er zurückkehrte, bereits im Grabe.

Die Trauung wurde der Trauer wegen bis zum Frühjahr verſchoben. Und auch dann noch war ſie durch die Erinnerung trüb gefärbt.

Erneſtine, die fortan die ſchwarzen Gewänder für's Leben beibehalten wollte, war nur ſchwer zu bewegen, neben der Braut an ihrem Ehrentage, in einem lichten Anzug zu erſcheinen.

Als ſie vor dem Altar knieten, glühete der Gedanke an den Hingeſchiedenen ihnen Allen durch's Herz und die Frauen vermochten es nicht ihrer Bewegung zu gebieten, daß ſie ſich nicht in Thränen auflöſte.

Die guten Bauern weinten reichlich mit. Aber ihre

Thränen floſſen erſt recht, als das Teſtament eröffnet wurde und ſie erfuhren, wie gütig der General für ſie geſorgt hatte.

Das Haus das er im Dorfe beſaß, blieb Eigenthum ſeiner Wittwe, die alle Jahre zu dem Grabe ihres geliebten Gatten wallfahrten wollte.

Aber noch war Erneſtine nicht zu bewegen, den Neuvermählten zu folgen. Sie blieben ihr zu Liebe Alle vereinigt und ſahen den erſehnten Frühling kommen und verſchwinden.

Walter unterordnete ſeine kontraſtirenden Gefühle denen, welche die Frauen beherrſchten. Obgleich ſein ganzer Wortreichthum nicht hinreichte, hier zu lindern, auszugleichen, zu tröſten, ſo wurde doch Victorias Trauer von friſch erblühenden Hoffnungen durchbrochen. Vor ihnen verglommen nach und nach die Schleier der Betrübniß. Es war als ob eine Flamme ſie verzehre und die Funken ſchlängelnd durch den Aſchenhaufen hüpften, bis der letzte Funke erloſchen war und Alles wie ſchwarze Flocken in ſich ſpurlos zuſammenſank.

Dieſe Umwandlung geſchah im Beginn des Sommers.

Walter erblickte Victoria wie in einer Verklärung, vor deren Zauber aus ſeinem Kopfe die vulgären und kleinlichen Ideen verſchwanden; ſein ſchönes Naturell gedieh zu allgemeiner lebendigſter Entfaltung. Er vermochte ſich mit Victoria ſo zu vereinen, daß er ſie jetzt erſt vollkommen begriff und ihr zu antworten wußte. Eine plötzlich ihn ergreifende Exaltation befähigte ihn dazu. Er fühlte ſich der glücklichſte Mann, der Victoria zur glücklichſten Frau machen wollte. Er nannte das mit einer ſtolzen Zuverſicht ſeine ihm von Gott auferlegte Miſſion. —

Die ſchönſte Jahreszeit war nun rings umher in vollem Triebe. Es erſchien der Moment zur Abreiſe und die tiefe Wehmuth griff von Neuem Platz. Victoria ſollte auf ein Jahr Abſchied nehmen von den theuern Gräbern ihrer Mutter und ihres väterlichen Oheims; Erneſtine von dem Hügel unter welchem ihr Gatte ruhte.

Sie waren in derſelben Zahl, wie ſie gekommen; aber Einer fehlte dennoch; ſie nahmen ein geheiligtes Gedenken mit an die glückliche Zeit, die ſie hier verlebt hatten und an denjenigen, dem ſie dieſelbe verdankten. Sie ließen zwei Gräber als Unterpfande dort, daß ſie jährlich zurückkehren würden. Sie gingen einem noch ungekannten Leben entgegen. Erneſtine war zur Wittwe geworden; Victoria zur Frau; Walter zu einer vollſtändigen Wiedergeburt gelangt. — —

Als ſie auf der letzten Station der Eiſenbahn ausſtiegen, ſtand ein eleganter Wagen bereit, um den Gutsherrn und die Damen nach dem nahen Schloſſe zu führen

Der Kutſcher ſetzte ſich zum Bedienten, denn Walter kutſchirte ſelbſt. Die Pferde liefen ſo luſtig, als wüßten ſie, wen ſie zogen.

Endlich ſtürmten ſie förmlich durch das geöffnete Thor des Eiſengitters und erreichten den Platz vor dem alten Schloſſe. Walter hob zuerſt Erneſtine aus dem Wagen, dann empfing er ſeine Frau in den offenen Armen, die wie träumend ſich auf ihn ſtützte.

Aber welche Ueberraſchung! Als ſie um den Seitenflügel bogen, ſtand ein neuer Bau, der, wenn auch nicht ſo ausgedehnt, dennoch theilweis als Konterfei des Herrenhauſes zu Marxeim ſich zu erkennen gab. Es war die Seite, die Victoria dort bewohnt hatte. Dieſelben Fenſter, dieſelbe Anordnung; der gleiche architectoniſche Schmuck umgab ſie. Nahebei das kleine Treibhaus, daneben die Wohnung des Gärtners mit den grünen Läden; weiter hin in den Gebüſchen halb verſteckt, die Stallungen, aus denen das Brüllen der Kühe und das freundliche Geſammtgeräuſch der Landwirthſchaft erſchallte

Der Neubau lehnte ſich an einen kleinen, mit hundertjährigem Epheu umrankten Thurm, den man erhalten aber nun in einen Taubenſchlag verwandelt hatte, auf dem die Inſaſſen mit frohem Girren herumhüpften und in flatternden Banden durch die offenen Lucken ſchlüpften.

Als die Ankömmlinge in das Innere traten, derſelbe

Eindruck. Es waren Victorias Zimmer in Marleim; eine Photographie hätte ſie nicht getreuer dargeſtellt als es hier die Wirklichkeit that. Dieſelben Möbel, Stühle, Tiſche, Spiegel, Divans, Alles am gehörigen Platze. Auch das Krucifix aus Elfenbein fehlte nicht, vor welchem Victoria ſo oft gekniet, das Buſch dem Herrn von Walter freundlichſt überlaſſen hatte, da der Gegenſtand für ihn ſehr entbehrlich war. Die Möbel waren nach den Originalen, die ſich an Ort und Stelle befanden, copirt worden.

Dies zur Ausführung zu bringen, war der Hauptzweck der Reiſe geweſen, die Walter im letzten Herbſt unternommen hatte.

Victoria ſchien beſchämt von ſolcher Aufmerkſamkeit. Ihr Gatte ſprach:

„Das war Alles, was ich vermochte, um dir den Eintritt in dein Eigenthum angenehm zu machen. Es möge freundliche Erinnerungen in dir zurückrufen. Könnte ich nur auch deine übrigen Wünſche alle verwirklichen! könnte ich in dieſen kleinen Umkreis alles Glück der Welt verpflanzen, damit es gänzlich dir angehörte!“

Sie antwortete mit wenig Worten; die Röthe war ihr ins Geſicht geſtiegen. Obgleich tief von Rührung ergriffen empfand ihr Herz, daß ungeachtet der Aehnlichkeit, dies nicht Marleim war. Sie ſah es ein, wie beſorgt und großmüthig ihr Gatte gehandelt hatte, allein ſie hätte gewünſcht nicht ſo überraſcht zu werden. Paul ſchwebte ihr vor; ein unſäglicher Schreck durchfuhr ſie dabei; es ward Nacht vor ihren Augen; ſie warf ſich in heftiger Bewegung ihrem Gatten in die Arme und rief:

„Ich danke dir Heinrich, ich will deiner Liebe mich würdig machen, Gott wird mich dazu ſtärken!“

Und wie um einen andern Ton anzuſchlagen, rief ſie Erneſtine küſſend aus:

„Aber die liebe Tante dürfen wir nicht vergeſſen! Führe auch ſie in ihre Zimmer!“

Dort war zwar kein Umbau vorgenommen, die Wohnung für die Generalin von Wildenſtein lag im anſtoßenden Flügel des alten Schloſſes; die innere Einrichtung entſprach jedoch ebenfalls den von ihr in Marxkeim bewohnten Zimmern und war mit derſelben Sorgſamkeit ausgeführt.

Es unterblieb auch hier nicht, daß die ſchmerzvolle Erinnerung heftiger erwachte.

Als am andern Morgen zu ſehr früher Tageszeit das Leben ſich zu regen begann, ſtand Heinrich von Walter neben Victoria am Fenſter und blickte mit entzückten Sinnen auf das ſich in ſeiner Mannigfaltigkeit entwickelnde Treiben, das ein ſchräger Sonnenſtrahl nur noch kühl beleuchtete.

Die Schaafe liefen blöckend zuſammen um auf's Feld getrieben zu werden; die Ochſen ließen ein dröhnendes

Brummen vernehmen bei'm Einathmen der friſchen Morgenluft; die Hähne kräheten, die Hennen gluckſten; die Tauben girrten. Ein paar rüſtige Knechte ſpannten vor der nahen Meierei ihre Gäule an den Pflug; vor dem Stall ſaßen die Dirnen unter den Kühen, ſtrichen die Euter und ließen die dampfende Milch ſchäumend in die glänzend reinlichen Gefäße rinnen. Es war ein ächt niederländiſches Bild!

Victorias Geſicht überflog ein Lächeln der inneren Wonne. Sie ſagte ſich, daß ſie die Königin dieſes kleinen Reiches ſei; ſie fühlte, daß es ſchon hier ein reines Glück gebe, und daß ſie im Beſitze deſſelben ſei.

Die Realität einer reichen Gegenwart trat nun erſt in ihre vollen Rechte. Auch die Pflichten haben ihre hochpoetiſche Seite. Victoria hatte bisher in der ruhigen Unthätigkeit nur in träumeriſchem Sinnen ſich verzehrt, jetzt fühlte ſie ſich zur Freiheit des Handelns erwacht.

Den Brief den ihr Walter geſchrieben, trug ſie in einem Sachet wie einen Talisman auf ihrem Herzen.

VI.

Paul war unabläßig, jedoch ohne allen Erfolg, in ſeinen Nachforſchungen thätig geweſen. Er hatte Italien durchſtrichen, hatte in Piſa verweilt. Die vielen Jahre, die ſeit dem Ereigniß verfloſſen waren, hatten jede Spur verwiſcht. Die Perſonen des Drama waren vermuthlich nicht mehr am Leben, bis auf die drei: Scopeto, den Major und Paul. Selbſt die walachiſche Prinzeſſin Terſato, welche der Forſchung einen wenn auch nur geringen Anhaltspunkt geboten hätte, der freilich nur auf den Ton der Stimme ſich beſchränkte, war aus dem Leben fortgeriſſen worden. Ihr Nachlaß, der für den kurzen Aufenthalt im Bade Aix nur aus einigen Briefſchaften und Büchern, aus Kleidern und Schmuck beſtanden hatte, lag noch verſiegelt bei der Stadtbehörde, bis daß Einer mit den nöthigen Ausweiſen verſehen, ſich zu deren Empfangnahme melden würde. Nach mehrmaligem Ausſchreiben und Verkünden hatte ſich jedoch Niemand gemeldet und die Sache war für jetzt eingeſchlafen. —

Einmal ſaß Scopeto allein in ſeinem Zimmer; da ſchlich ein Fremder unbemerkt herein und ſchlug ihn mit den Worten auf die Schulter:

„Guten Abend, ich habe dir was zu ſagen. Sind wir allein?“

Scopeto fuhr auf.

„Was gibt's? Was willſt du von mir? Schnell!“

„So fertigſt du einen alten Kamerad ab? Du erkennſt mich doch wohl?“

„Alter Kamerad! Als wir Knaben waren. Das iſt lang her. Dann triebſt du dich herum. Ich wußte nicht, was aus dir geworden. Ich will dich nicht mehr kennen wie du jetzt ausſiehſt.“

Der zerlumpte Kerl, der vor Scopeto ſtand, ſchüttelte ſich vor Lachen.

„Narr, wenn's Einem ſo elend geht — was willſt du? Aber du ſollſt mir jetzt dazu helfen, daß ich beſſer ausſehe.“

„Laß mich in Ruh! Geh' und arbeite, das iſt mein Rath.“

„Arbeiten! Ein weiſer Rath, den du dir ſelbſt niemals ertheilt haſt. Auch du warſt ja ein Nichtsthuer wie ich. Erſt ein Stück Geld verdienen iſt langweilig und reibt auf. War das nicht auch deine Moral? Die Güter der Welt ſind ſchlecht vertheilt und man muß ſuchen, Dasjenige was das Schickſal dabei verſieht, in's Gleichgewicht zu bringen. Du biſt davon der lebendige Beweis. Du lebſt im Ueberfluß bei deinem alten Signor tedesco. Und ich, dein alter Kamerad Pietro Giacomone bin's, der dir dazu verholfen hat.“

Pietro ſtemmte die Fäuſte in die Seite und ergötzte ſich, wie es ſchien, an der mit Unwillen gepaarten Neugier die ſich auf Scopetos Geſicht abſpiegelte.

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Ich muß erſt wiſſen, ob ich dir das vertrauen darf.“

„Zu was dieſe Vorſicht?“

„Schwöre mir vor dieſer Madonna, das, was ich dir ſagen werde, nicht zu meinem Nachtheil zu gebrauchen“ —

„Einen Schwur — dir leiſten?“

„Es iſt wichtig, ſehr wichtig auch für dich — zu deinem Glück“ —

Eine Ahnung ſtieg in Scopeto auf.

„Nun was iſt es? Sag' an!“

„Erſt ſchwöre.“

Scopeto hob die Hand auf gegen das an der Wand hängende Madonnenbild.

„Ich ſchwöre, nichts zu deinem Nachtheil zu unternehmen, was du mir auch vertrauen wirſt.“

„Wirſt du den Schwur halten?“

„Ich bin ein Mann von Ehre.“

„Gut. Leute wie wir ſtehen tagelang auf den Plätzen herum und ſind weder taub noch blind. Wir ſind immer auf der Lauer. Konnte da wohl unſer Einem der Susurro entgehen, den dein Pazzo tedesco neulich in Piſa erhoben hat, wo er lang verweilte? Er wandte ſich an ehrliche Leute, die aber hatten Andere nöthig und dieſe noch Andere und ſo fort. Keiner Mund kann da nicht gehalten werden; damit erforſcht man nichts. Alſo finalmente: Ein Sohn ſucht ſeinen Vater! Du ſiehſt, ich weiß Alles. Ha! Der iſt ſchon gefunden —“

„Du weißt?“

„Kurz. Ich brauche Geld. Komm’ extra von Piſa und nenn’ euch den Vater“ —

„Haſt du Beweiſe?“

„Ich bin einer von den Männern, die dich in jener Nacht“ —

Scopeto packte ihn an beiden Armen und ſchrie wie außer ſich:

„Und kennſt den Vater des Kindes?“

Pietro ſah ſich erſchrocken um.

„Was ſchreiſt du ſo, Unſinniger! Ja, ich diente damals bei ihm.“

„So nenn’ ihn!“

„Wenn ich ein Narr wäre. Du ſchwurſt, daß du nichts mir zum Nachtheil unternehmen würdeſt. Jetzt ſchwöre, mir einen tüchtigen Vortheil zu verſchaffen, ſonſt erfährſt du nichts und wenn ich hier zur Stelle mein Leben laſſen müßte.“

„Der reichſte Lohn ſoll dir werden. Nun ſprich!“

„Wenn ich nicht Pietro Giacomone hieße. Zu was kann dir der Name dienen? So ein Geheimniß ſchwatzt man nicht gleich jedem aus. Führ mich zu deinem Herrn.“

„Ich will ihn vorbereiten. Komm’ Morgen wieder.“

„Morgen? Morgen werd’ ich den Namen vergeſſen haben.“

„Er wird dich für dein ganzes Leben ſicher ſtellen. Dich in ſeine Dienſte nehmen.“

„Ich brauche keine Dienſte ſondern Geld, das ich für die Speranze d'Italia opfern will.“

Bei den letzten Worten warf er ſeinen zerlumpten Mantel mit dem Anſtand eines Imperators um die Schulter und ſchaute alſo drappirt mit kühnem Blicke auf Scopeto, der endlich dem Ungeſtümen weichend, ausrief:

„So folg' mir!“

* * *

Paul erfuhr von Pietro Giacomone, daß er zur Zeit ſeiner Geburt bei einem großen Artiſten, dem Signor Prospero Ludolfo, in Dienſten geſtanden, der ihm den geheimen Auftrag gegeben hatte, einen ihm als ehrlich und verſchwiegen bekannten Mann zu finden und in das Haus eines nun lang verſtorbenen Arztes zu führen, um ein neugebornes Kind von der Mutter, die ſich vor der Welt verborgen halten mußte, zur Aufziehung zu übernehmen. Er ſei alsbald darauf verfallen, ſich an ſeinen Jugendfreund Scopeto zu wenden und habe, um den Vorſatz ſicherer auszuführen, einen Diener aus dem Hauſe des Arztes ſich beigeſellt. Von dieſem habe er erfahren, daß die Dame ſehr reich und vornehm ſei und man trotz aller beobachteten Vorſicht im Hauſe des Arztes in den mitgebrachten Büchern und Briefen den Namen Irène Terſato nebſt einem fürſtlichen Wappen gefunden habe. —

Pauls Nachforſchungen hatten hiermit ihr Ende erreicht.

Seine Mutter, eine Fürſtin, war geſtorben; ſein Vater, ein herumziehender, nunmehr verſchollener Virtuoſe, der vielleicht — wenn er noch lebte — in dem Winkel irgend eines Orcheſters athmete. — —

Aber noch eine zweite Entdeckung folgte der erſten auf dem Fuße.

Der fürchterliche Zuſammenhang der Thatſachen mit den öffentlichen Verläumdungen, welche Victorias Mutter einſt verfolgten, klärte ſich auf. Ludolf hatte ſie geſchmiedet, um ſeinen verbrecheriſchen Umgang mit einem von Sinnlichkeit umgarnten Weibe nicht geſtört zu ſehen. Delphine von Wildenſtein mußte als die Dirne Bowden vor der Welt gebrandmarkt mit ihrer Tochter Victoria aus Paris entfliehen und die Prinzeſſin von Terſato das Kind ihrer Schande fremden Leuten überlaſſen, um ihren Namen rein zu erhalten. In ihrer unſeeligen Verblendung verbarg ſie ſich und ihr Herz war befriedigt, wann ſie von Zeit zu Zeit durch vertraute Diener, wie ein Giacomone und Aehnliche, erfahren konnte, daß es dem Knaben gut gehe. Das Geld, das ſie durch ſolche Boten überſandte, behielten dieſe ſelbſtverſtändlich für ſich. —

Paul war dem Wahnſinn verfallen.

„Victoria iſt meine Schweſter!“ hallte wie ein ſchmetternder Donner.

Ein Ehebund zwiſchen Bruder und Schweſter ſtand auf dem Punkt geſchloſſen zu werden!

Als der Major es erfuhr, bot er Alles auf, um Paul zu ſich ſelbſt zu bringen. Aber der eigene Muth ſchien den greiſen Kriegsmann verlaſſen zu haben. Er kannte den Charakter deſſen, den er wie den eigenen Sohn liebte, und zitterte, ihn allein ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Aber Paul erhielt eine Stärkung von dort, wo ſie allein ihm zu Theil werden konnte.

„Sie hat ſchon längſt die ſündhafte Glut erſtickt, die ſich ſeit der erſten Begegnung in uns entzündete. Die Kraft die ſie beſeelte, war ihr Glaube. Er führte ſie zum Sieg. Mitten in der Sündfluth der Leidenſchaft ſandte ihr Gott die Taube mit dem Oelzweig ſeiner Erbarmniß. Und auch meine Seele hört jetzt eine Stimme, vor welcher Angſt und Verzweiflung entweichen.“

So ſprach er zu ſeinem Vater. Eine religiöſe Ehrfurcht, eine unbeſchreibliche Verehrung vor der göttlichen Leitung begann ihn zu erfüllen.

„Ja, es giebt nur eine wahre Religion; mögen auch ihre Formeln und äußern Gebräuche nicht überall die gleichen ſein. Sie entſtrömt dennoch derſelben himmliſchen Quelle. Die Barmherzigkeit Gottes erſtreckt ſich über

Alle. Auch mir iſt ſie, obgleich ich ihr widerſtrebte, zu Theil geworden.“

Das waren ſeine Gedanken. Das Unbekannte ſeines Schickſals hatte ihn von Gott entfernt; jetzt tief gebeugt, in Troſtloſigkeit verſunken, wurde er zu der lebendigen Weſenheit des Höchſten hingeleitet.

Wie ſchön ließ ſich auf ihn das Wort des heiligen Auguſtinus im erſten Buch der Bekenntniſſe anwenden?

„Was liegt daran, wenn's Jemand nicht verſteht? Er freue ſich, wann er ſpricht: Was iſt das? Er freue ſich und finde Dich lieber bei'm Nichtfinden, als daß er es finde, ohne Dich zu finden.“ — —

Paul eröffnete dem Major, daß er eine Reiſe in den Orient antreten wolle.

Dieſer nahm es anfangs für Scherz.

„Glück auf die Reiſe nach Jeruſalem!“ rief er. „Das iſt ein ſchicklicher Ort für Büßer. Nur weiß ich nicht was du dort abzubüßen haſt. Willſt du am heiligen Grabe knien, eine ſtrenge Gewiſſenserforſchung vornehmen, an die Bruſt ſchlagen nach Art der Katholiken? Bleibe bei mir, Paul! und wann du mir die Augen zugedrückt haſt, dann ſollſt du frei von Grillen und Scrupeln nach Herzensluſt dein Leben genießen.“

Das verfing aber nichts bei ihm. Er traf im Stillen ſeine Anſtalten.

Noch einen Brief ſandte er an Victoria, in welchem er ihr Alles mittheilte und der mit den Worten ſchloß:

„Wann ich auf die Fragen die mich erfüllen, an der heiligſten Stätte des ganzen Erdkreiſes die Löſung gefunden, dann ſchreibe ich wieder die Worte an dich: „Schweſter, ich will kommen!“ und ſo du mir darauf erwiderſt: „Komme, mein Bruder!“ dann will ich Gott danken und preiſen, der noch ſo viel Glückſeeligkeit mir in meinem Leben geſchenkt hat.“ — —

In acht Tagen trat er die Reiſe an. Ob die heiligſte Stätte des Erdkreiſes einen Neubekehrten uns zurückſenden wird?

Er hatte dazu das Mittel ergriffen, welches Kranke und Geſunde, Unſchuldige und Sünder zu ſtärken und zu heilen vermag.

* * *

Vier Jahre waren ſeit den hier erzählten Vorgängen verſtrichen. Wir befinden uns wieder in dem Dorf an der franzöſiſchen Gränze.

Unter den Gräbern welche die Kirche umgeben ragen zwei hervor. Die Würfel aus ſchwarzem Marmor tragen die Inſchriften:

Camill von Wildenſtein.

Paul Möller,

der hieher zurückgekehrt, die Ruheſtätte fand.

Ein ſorgfältig gepflegter Blumenhaag umgiebt ſie.

Von den Betſchemeln davor erheben ſich zwei Frauen und beſprengen die Hügel mit Weihwaſſer. Sie waren ſo eben erſt im Dorfe angekommen.

Auf ihrer Stirne lag der Glanz einer ſanften und innigen Zärtlichkeit der wie von einer tiefen Wehmuth gedämpft wurde.

Sie ſchritten Hand in Hand das Thal hinab zu einem einſam gelegenen Hauſe. Unweit desſelben ſtand ein hohes Kreuz aus ſchwarzem Holz, ebenſo wie die Gräber von ſchönen blühenden Gebüſchen umgeben. Es war zum Gedächtniß errichtet.

Vor den Frauen hüpfte ein Kind, ein Mädchen, ein blühendes Köpfchen von blonden Locken umwallt.

Es hatte das Kreuz früher erreicht und kniete nieder und hielt die Händchen wie zum Gebete gefügt.

Die Frauen ſtanden hinter ihm, hielten ſich umarmt und wechſelten einen von Thränen umhauchten Blick.

Als die Kleine dachte genug gebetet zu haben, ſtreckte ſie das roſige Fingerchen aus und deutete auf die Inſchrift des Kreuzes:

„Was ſteht da, Mama?“ fragte ſie.

„Delphine,“ ſprach die Mutter mit tiefer Rührung.

„Delphine!“ wiederholte das Mädchen, das zum erſtenmal die Wallfahrt mitmachte und richtete ſeine großen blauen Augen überraſcht auf die Mutter. „Aber ſo heiß ja ich!“

„Werde ſo fromm und demüthig, — aber nicht ſo unglücklich wie ſie!“ ſetzte Victoria dann leiſer hinzu.

Vor der Thür des Hauſes ſtand Walter, der als er ſie erblickte, ihnen mit heiterm Gruß entgegen eilte.

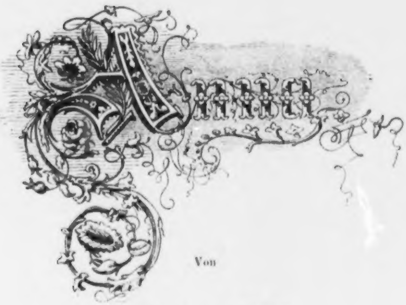
ANNA

Univ. b.bl
München

Anna.

„Die Erde ist im Schatten, aber der Mensch ist höher
als sein Ort.“ Jean Paul

Anna



Von

AUGUST LEWALD,

Mit einer Musikbeilage von Fanny v. Hoffnaass.

Schaffhausen
VERLAG von FRIEDRICH HURTER
[illegible].

1290

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.

Das Recht der Uebersetzung vorbehalten.

I.

Ein Wiedersehen.

Wir sind in Süddeutschland.

Und schwebt nicht schon einem Jeden, der sein Vaterland kennt, das heiterste Bild vor, wie es die Phantasie nur zu gestalten vermag? Was wäre nicht schön in dem herrlichen Lande, das von den Alpen wie ein prachtvoller Teppich herabrollt, bis zu den Hügeln am Main, das weite Gebiet, vom Rhein bis zu den Karpathen umfassend.

Hier ist keine unübersehbare Sandwüste, kein Marschland, das von der trostlosen Umgebung der Moore und Sümpfe sich kaum unterscheidet, kein baumloser, von Windmühlen begränzter Horizont. Selbst ein Strich, wie der sterile Boden um München, hat seinen tiefen Einschnitt des Isarbruchs aufzuweisen, mit der grünen, fessellos dahin tosenden Welle, voll frischen Laubes, das der Gebirgshauch durchzieht, den die weit hereinleuchtende Alpenkette spendet.

Auf diesem Hintergrund betrachten wir ein Bild, eine kurze Episode des alltäglichen Lebens darstellend. Nicht etwa eines von jenen beliebten ländlichen Genrestücken, mit Spitzhut und Fensterln; wir wählen uns eine andere Staffage. Unsere Menschen sind Städter; die Landschaft bleibt dieselbe. Auch hier hat der unersättliche Drang nach reichem Erwerb und übermässiger Geltung in der Gesellschaft, durch den gewaltigen Umschwung in unserm Leben von Heute, einen Zustand der Ueberreizung und Unsicherheit hervorgerufen, der bis an die äusserste Gränze des Verderbens führen kann. Der ehrsame Mittelstand ist überwunden, die sicher leitende Mittelstrasse von jungaristokratischen Parkanlagen überwuchert.

Alle streben denselben Genüssen nach; Alle folgen nur derselben Fahne: „Freut euch des Lebens!“ —

An dem, was hier geschildert werden soll, haftet die Erinnerung; das nur Wahrscheinliche tritt in die Wirklichkeit; die Dichtung wird theilweis zur Geschichte.

Die „thürmende Stadt“, die sich dort „aus dem felsigen Kern erhebt“, gehört nicht zu den grossen und volkreichen; allein es regt sich dennoch ein dem Zeitgeist entsprechendes Leben darin. Ein Ringen nach Reichthum und Besitz treibt die jungen Leute frühzeitig hinaus in die Fremde, um zu lernen und das Erlernte in der Heimath mit Nutzen anzuwenden. So impft sich nach und nach auch auf die altväterisch einfache Gewohnheit ein freies Gemisch ausländischer Gebräuche, das in den Fluten des Geschäftslebens, durch die Heimgekehrten, die sich ansiedeln und einrichten, bald zu wirklichen Heimathsrechten gelangt, durch den regen Verkehr sich unmerklich einnistet und keinen Rückstand innerhalb desselben dulden will. Wo irgend etwas wie Versandung drohen mag, da bohrt der Kiel des wechselseitigen Verkehrs bald eine gebahnte Furth um jedes Hinderniss fortzuschwemmen.

Es ist hier etwas Anderes, wo das thatsächliche Leben solches Treiben veranlasste und gleichsam bedingte, wo die Umgestaltung der Sitten durch Handel und Wandel sich vollzog, als dort, wo bei Ruhe und Stillstand und hergebrachtem Schlendrian, die Mode allein zur Nachäfferei des Fremden antreibt und unsere ehrlichen Spiessbürger in Karikaturen verwandelt, die an der aufgezwängten Last, ohne Grazie, ad infinitum zu schleppen haben. —

Es war ein schöner Sommermorgen; auf den Wiesen schwebte noch der leichte Brodem nächtlichen Thaues, der sich auf den Gräben wie Qualm kund gab. Die Blumen und niedern Kräuter in verschwimmenden Formen, gleich Nebelbildern, wie Luftspiegelung; die hohen Gegenstände klar umzogen, deutlich hervortretend im Frühlicht. Die Luft wie der Odem Gottes, der sich überall hin ergoss, so erhebend und kräftigend und beseligend zugleich.

Wir sehen einen jungen Mann in besten Jahren durch das Thor der Stadt in's Freie hinaus schreiten. Auf den ersten Blick glaubt man einen Engländer zu sehen. Kleidung, Haltung und selbst der Gang scheinen es dem zu verrathen, der zu beobachten versteht und Gelegenheit dazu hatte, diese Fähigkeit zu schärfen.

Durch einen prächtigen Laubgang führt ihn sein Weg nach einem nahen Brunnen und Badörtchen, in dessen Gärten, trotz der frühen Tageszeit, schon Alles lebendig ist. Aus einem derselben schallt Musik dem Ankommenden entgegen, an den Tischen umher sitzen Gruppen, die sich nach dem Mineralwasser beim Kaffee ergötzen und er nimmt seinen Platz mitten unter ihnen, spendet freundlichen Gruss und sagt zu dem herbeispringenden Kellner: „Ich werde später mein Frühstück verlangen. Haben Sie kalte Küche? Gut.“

Der freundlich gespendete Gruss und die Aussprache lassen merken, dass die Voraussetzung getäuscht hat. Das ist kein Engländer. Der fremde, feine Herr bestätigt dies aber bald noch mehr durch die Art und Weise, wie er mit seinen Nachbarn am Tische sich unterhält, wie er nach Diesem und Jenem fragt, um mehr als eine blosse Neugier zu befriedigen. Es schimmert ein Gefühl hindurch, wie es die Erinnerung erweckt.

Als seine Fragen endlich zu Erkundigungen wurden, wie ein Forschen nach alten, aus dem Gesichtskreis der Jüngern schon längst entschwundenen Persönlichkeiten, als die ihn umgebende, an dem Tische versammelte Gesellschaft aus jungen Männern und Frauen bestehend, ihm keinen Bescheid mehr zu geben wusste, hier und dort ein älterer Herr aufstand und sich dem Fremden näherte um

Antwort zu ertheilen, so weit er es im Stande war; da sah man mit einem Mal die Rollen vertauscht, die Lust zu fragen hatte die Andern ergriffen. Schon schwebten die Worte: „Mit wem haben wir die Ehre ....“ auf den Lippen, als ein Kellner der spannenden Situation ein Ende machte und den Unbekannten bescheiden anredete:

„Ich soll fragen, ob Sie Herr Wilhelm Born sind?“

„Wer will es wissen?“

„Der Herr da drüben.“

Und in demselben Augenblick erhoben sich Beide, der Fremde und der Herr von drüben, fassten sich einen Augenblick scharf in's Auge und eilten dann mit ausgebreiteten Armen auf einander zu, wechselten schnell ein paar Worte, lachten so recht aus dem Herzen, legten die Arme ineinander und wandelten aus dem Gewühl, einer einsamern Partie des Gartens zu.

„Herr Wilhelm Born?“ fragten sich die jungen Leute am Tische.

„Der Sohn des längst verstorbenen Eisenhändlers in der Schmiedstrasse“, sprach einer von den alten Herrn, „der schon weit vor des Vaters Tod auf Reisen ging und in England etablirt sein soll. Er ist lang fortgewesen.“

„Das ist doch schön von ihm, dass er wieder einmal nach uns sehen wollte,“ sagte eine Frau, die im Besitze heirathslustiger Töchter war.

„Er hat es nur etwas zu lang anstehen lassen,“ lautete die Bemerkung des alten Herrn, „er muss, nach meiner Rechnung, schon nahe den Vierzig stehen.“ —

„Der ist gewiss schon längst verheirathet," fügte ein Jüngerer nicht ohne boshafte Beziehung hinzu.

Herr Wilhelm Born war aber von jetzt an Gegenstand des Gesprächs; den vielseitigsten Vermuthungen war ein weites Feld geöffnet, welche die Unterhaltung des ganzen Morgens bis zum Nachhausegehen gleichsam verschlangen.

Die beiden Jugendfreunde, die sich nach vieljähriger Trennung hier zufällig getroffen hatten, sassen bald darauf an einem stillen Plätzchen nebeneinander. Hin und wieder gingen Menschen vorüber, die ihnen keine Aufmerksamkeit schenkten und ebenso wenig die ihrige erregten. Sie konnten hier, was sie empfanden, ungestört auf das Innigste austauschen. Ihre Gefühle stammten aus jenem glücklichen Lebensalter, in welchem nur die Freundschaft allein einen so grossen Platz in unserm Herzen ausfüllt.

Es war wohl ausgemacht worden, sich zu schreiben, allein die Zeit und der wechselnde Aufenthalt des weit Fortgezogenen, hatte diese Quelle freundschaftlicher Mittheilung bald versiegen lassen.

Sie hielten sich jetzt bei den Händen und blickten sich lächelnd an.

„Bist du es denn nur wirklich?" — „So unvermuthet?" — „Hast du Lust wieder in's Vaterland für immer zurückzukehren?" —

So flogen die Fragen hin und her. Dann kamen tausend Umständlichkeiten an die Reihe; ein einziger wonniger Erguss, bis endlich ein unbestimmtes Gefühl wie Wehmuth Platz griff und das Gespräch in's Stocken brachte. Wilhelm Born nahm erst nach einer Pause wieder das Wort:

„Wir sind wieder jung geworden, mein theurer Eduard, kommt's dir nicht auch so vor? Die Erinnerung zaubert uns jene Tage zurück, in welchen Alles, so Freud' wie Leid, zu Hoffnungen und Genüssen wird. Unsere Kraft war im Wachsen, unsere Fähigkeiten entwickelten sich, man fühlte das und war glücklich. Man hatte keine Ahnung von den Stürmen des Lebens. Genug, wenn man aus ihnen die Herzenseinfalt sich gerettet hat, um eine Stunde wie diese ganz zu empfinden. Nun sage mir aber vor allen Dingen, wie war dein Leben, warst du glücklich?"

„Ich bin zu der Erkenntniss gelangt," erwiderte Eduard Werner, „dass man in keiner Lage des Lebens, sei sie noch so drückend und peinigend, unglücklich ist. Die Gewissensbisse ausgenommen. Mit Kraft und Beharrlichkeit, die das Vertrauen auf Gott verleiht, lässt sich jedes Ungemach überwinden."

„Gewiss, es sind nur Schwachköpfe oder selbstsüchtige, eingebildete Narren, die verzweifeln. Der ächte Mann ist immer entschlossen, das Unvermeidliche zu ertragen und selbst aus Widerwärtigkeiten weiss er Vortheil für sein besseres Theil zu ziehen —"

„Wie sind wir aber nur auf dies Thema gerathen, im ersten Augenblick des Wiederfindens?" unterbrach Born hier sich selbst. „Was führte uns zu diesen weisen Betrachtungen? Diesen Morgen lag wahrhaftig jeder Gedanke an Leid und Unglück mir fern. Ich erwachte in der lieben Heimath und sie erschien mir paradiesisch. Ich ging hieher; der Morgen so köstlich! Ich fand dich und feiere den schönsten Tag meines Lebens!"

„Du hast recht, wir haben uns wohl andere Dinge abzufragen, die uns näher angehen. Vor Allem erzähle mir, was dich zu uns führt und ob du lange bei uns bleiben wirst?"

„Ich war lang genug von der Heimath entfernt, um zu wünschen, sie jetzt nicht mehr zu verlassen. Zwanzig Jahre — welche Zeit! Ich bekam mein russiges Sheffield satt; noch wochenlang, nachdem ich es verlassen hatte, glaubte ich das Hämmern, Schnaufen und Zischen zu hören, welches eine solche Vulkansstätte fortwährend erfüllt. Zwanzig Jahre habe ich den höllischen Lärm ertragen, die Hälfte meiner Lebenszeit, bisher nur geschwärzte Menschengesichter gesehen und statt reiner Luft Kohlendampf geathmet. Glaube mir, Eduard, es gehört schon viel dazu, so inmitten solcher Fabriken den Dirigenten zu machen. Da waren Schleifmühlen, Walzmühlen und Stückgiessereien. Das konnte sich mit Birmingham messen und das will Viel sagen. Ihr hier zu Lande habt keinen Begriff davon. Iserlohn, ja selbst Solingen und Suhl — was will das heissen! Ich habe meinen ehrlich gewonnenen Antheil für mich gesichert und will nun hier leben und sterben. Lass mich der neuen Freiheit geniessen! rufe ich aus und freue mich der würzhaften Luft, von den Aromen der Weinblüte gesättigt, die ich mit einer Wonne schlürfe, als wär's der Wein selbst. Und du? Was führt denn dich aus deinem gesegneten Berglande in dieses Thal von Rebenhügeln umgeben, zu diesem Brunnen? Bist du krank?“

„Gesund wie ein Fisch. Ich wohne hier. Meine Fabriken, die nicht so lärmend sind, als deine in Sheffield, habe ich in dein Vaterland verlegt. Die Spublen und Webstühle schnurren dort unten am Bach, dessen reicher Fall eine starke Wasserkraft bildet. Die Bewohner des Thals haben wie ich ihren Vortheil dabei. Sie haben Arbeit und Verdienst und ich producire mein Fabrikat im deutschen Zollverein. Hier gleich nebenan auf der Anhöhe, nur etwa hundert Schritt von den Fabrikgebäuden, steht mein Wohnhaus, nicht neu aber sehr weit und bequem “

„Es ist gut gelegen. Eine schöne Fernsicht und der Rauch aus den paar Schloten dringt nicht in deine Fenster. Man sieht dem Haus aber das Alter nicht an, es scheint ganz neu —“

„Mein guter Vater hat es so verputzen lassen, als er es vor einigen Jahren für mich kaufte; er dachte, es sollte ein Familienhaus werden.“

„Und nun? Dein guter Vater! Wie lebt er, wie geht es ihm?“

„Gut. Er ist hinüber.“

Wie ein Schatten flog es über Eduard Werner's klare Stirne. Sein Freund hielt eine Weile ein mit Fragen, bis Eduard sich wieder mit freundlichem Blicke an ihn wandte. Zu gleicher Zeit erschallte ein schäkerndes Gelächter von jungen Mädchen, die sich auf dem

Rasen vor seinem Hause haschten, das nur durch eine niedere lebendige Hecke von dem Platze getrennt war, wo die beiden Freunde sassen. Das muntere Treiben der Kinder wandelte plötzlich die Stimmung um; der Ernst, der einen Augenblick zuvor sich Wilhelm's bemeistern wollte, entwich und er richtete an seinen Freund die Frage, ob die lieblichen Mädchen ihm angehörten.

Noch ehe Eduard geantwortet, liess sich aus einer Laube, wie es sich anhörte, ein seltsames Duett vernehmen. Ein reines Kinderdiscantchen bemühte sich, Melodie und Worte nachzusingen, welche ihm eine reizende Sopranstimme langsam und verständlich vorsang. Wilhelm winkte Eduard ab, als dieser sich zu ihm neigte, um etwas zu sagen. Was er hörte, war zu reizend, um seine Aufmerksamkeit nicht ganz zu fesseln. Worte und Melodie waren es nicht, aber die Sänger waren es; er sah das Bild in Gedanken vor sich: eine junge Mutter, die ihrem Kindlein ein Liedchen einstudirt. Es war köstlich, wie es so Zeile um Zeile erklang:

Wie das Vögelchen am Morgen,
Sing' auch ich ganz ohne Sorgen,
Lieber Gott, dir Preis und Dank!
Wie die Vöglein und die Blüten
Wirst du wohl auch mich behüten,
Bleib' ich gut mein Lebelang!

Wilhelm's Auge erglänzte vor Lust, er athmete hoch auf und freudig rief er, als der Gesang schwieg:

„Eduard, war das deine Frau, du Glücklicher, war das dein Kind?“

„Es ist eine blinde Dame, die in dem ersten Stock meines Hauses wohnt, der mir als Ehelosem überflüssig ist," sagte er und man konnte es ihm anhören, dass er dabei innerlich stark ergriffen war.

„Eine Blinde? Eine Blinde, welche die kindischen Worte mit solchem Ausdrucke zu begleiten wusste, als wenn sie selbst das vollste Glück des Daseins empfände?"

„Sie wurde nicht blind geboren und kennt die Schönheit der Schöpfung Gottes aus eigener Anschauung. Jetzt sind es drei Jahre, dass sie in meinem Hause lebt und ich spreche sie fast jeden Tag. Ich kann dir sagen, dass ich aus ihrer Unterhaltung mehr ächte Lebensweisheit schöpfte, mich an gesünderen Urtheilen erfreute, an sublimeren Gedanken erhob, als früher aus all den Büchern, die ich las, aus all dem Umgang, den ich pflog, ehe ich sie kannte."

„O weh!"

„Was willst du sagen?"

„Eine gelehrte Dame, also —"

„Nicht in deinem Sinne. Was sie gelernt, hat ihre einfache, ursprüngliche Natur nicht beeinträchtigt. Sie überhebt sich nie, weil sie selbst von ihren Vorzügen keine Ahnung hat. Doch still, jetzt singt sie allein —"

Hier wurde das Gespräch von neuem durch den Gesang unterbrochen. Das Kind war nicht mehr dabei, die Blinde sang vor sich hin; ihre holde Stimme klang gedämpfter; es war zwar eine andere schwungvollere Melodie, aber die Worte waren nicht zu verstehen.

„Die Blinde scheint, ihrer brillanten Stimme nach, jung zu sein,“ sagte Born.

„Erst im Anfang der Dreissig, wie ich glaube. Mit vierzehn Jahren erblindete sie, in Folge der Blattern, die sie während einer Epidemie befielen, obschon sie geimpft war. Ein zufälliges Augenübel, an welchem sie gerade litt, war Ursache, dass das Blatterngift sich mit ganzer Stärke auf die Augen warf und ihre Sehkraft für immer zerstörte.“

„Nun hat sie nichts mehr, als ihre schöne Stimme. Die bösen Pocken werden sie wohl recht entstellt haben —“ sagte Born in mitleidigem Ton.

„Ganz und gar nicht,“ fiel Werner ihm lebhaft in's Wort, „ihre Züge haben den vollen Liebreiz behalten. Ja, es ist als ob sie die reinste Kindlichkeit, einen Hauch der Unschuld sich besser bewahrt haben, seitdem sie von dem Welttreiben nicht mehr berührt wurden. Auf die Sehkraft allein warf das Gift seine ganze Bösartigkeit und sie wäre vollkommen schön zu nennen, würden ihre Augen sich öffnen, die gewiss ihren lieblichen Zügen entsprochen haben. An den langen dunkeln Wimpern erkennt man noch, von welcher Farbe sie waren.“

— Werner schwieg; man konnte ihm jetzt die innere Bewegung noch deutlicher ansehen als zuvor. Born hatte mit grosser Theilnahme zugehört.

„Die Unglückliche!“ rief er aus. „So in beständiger Nacht dahin zu leben! Das muss zum Verzweifeln sein.“

„Als ich sie kennen lernte, glaubte ich es auch. Ich blickte oft mit Mitleid und Betrübniss auf sie. Jedoch bald verwandelte sich dies Gefühl in Bewunderung, als ich sie stets heiter und ruhig sah. Selbst wenn sie mit sich allein war und nicht ahnen konnte, dass man sie beobachtete, prägte sich der Ausdruck der Heiterkeit und Ruhe in ihrer ganzen Haltung aus. Sie sagt, Gott könne in jeder Lage durch seine Gnade wirken und spende für jedes Unglück Linderung und für jede Entbehrung Ersatz. Und es ist so. Für das äussere Licht, das sie verlor, erhielt ihre Seele zum Trost die innere Erleuchtung, ein anderes, gesteigertes Leben, das sich durch Güte, Zuvorkommenheit, Zartgefühl im höchsten Grade äussert. Sie sagt, sie sei schon deshalb zu einer unendlichen Dankbarkeit verpflichtet, weil sie zu Allem, was sie unternehmen will, die Hilfe Anderer ansprechen muss. Im Institut war sie in vielen Dingen unterrichtet worden. Durch die Fortschritte, welche die Blindenerziehung erreicht hat, konnte der Unterricht fortgesetzt werden. Eine streng ausgewählte Lectüre vollendete ihre Bildung. Für Musik zeigte sie von ihrer Kindheit an Talent und Begeisterung. Jetzt lebt und webt sie darin, da die Harmonie ihres Innern von den äussern Eindrücken nicht berührt wird. Sie spielt und singt unnachahmlich schön und sie componirt auch. Am liebsten Lieder, deren Worte sie ansprechen, oder die sie selbst dichtet. Auf mich üben sie eine tiefere Wirkung, als die Compositionen der grössten Meister. Ich urtheile hier nur nach meinem subjectiven Gefühl, da ich als practischer Mensch durchaus nichts von der Kunst verstehe. Mir fehlte der angeborne Trieb und ich hatte niemals Zeit übrig, um ihn mir zu erwecken."

„Dafür ward dir ein lebendiges Gefühl für das Schöne im Allgemeinen zu Theil, welches du dir, trotz deiner practischen Richtung, zu erhalten wusstest. Ich höre es aus der Schilderung, die du von den Vorzügen deiner liebreizenden Blinden mir entwirfst," sagte Born nicht ohne Ironie.

„Verdiene ich deinen Spott dafür," versetzte Werner, „dass ich dich mit den Eigenschaften eines Engels bekannt mache? Dann will ich schweigen."

„Sei mir deshalb nicht böse, lieber Freund," sprach Born begütigend. „Allein eben weil du so durchaus practisch bist, fällt es mir auf, dass du nur das Poetische der Erscheinung auffassest. Dich müsste ja vor Allem auch das ureigentlich Weibliche anziehen, was bei der armen Blinden doch unmöglich zu finden sein dürfte —"

„Du meinst damit?"

„Je nun, die Beschäftigungen, die dem weiblichen Geschlecht als Pflicht auferlegt sind und deren Erfüllung ihm zur Zierde gereichen. Alles was die Häuslichkeit verlangt —"

„Was denkst du dir? Was verlangt die Häuslichkeit? Soll ich dir etwa schildern, wie sie sich um die Küche, um die Wäsche, um das Hauswesen bekümmert?“

„Das nun eben nicht im vollsten Umfange; wer würde das wohl von einem Mädchen aus gutem Hause verlangen —“

„Du täuschest dich in der Annahme; sie war verheirathet —“

„War?“

„Sie ist Wittwe.“

„Das trifft noch besser mit meiner Vermuthung zusammen. Aber, aufrichtig gesprochen, ich gerathe in Zweifel darüber, ob ein so herrlich begabtes Wesen zum zweitenmal ein Bündniss schliessen könne, das nur einmal und für ewig geschlossen werden darf.“

„Ich ehre deine Aufrichtigkeit,“ fuhr Werner unwillkürlich auf, „und will ebenso aufrichtig sein. Die junge Wittwe in ihrer jetzigen Lage ist zufrieden und glücklich. Ihr sehnlichster Wunsch war es, in dem Hause ihrer Eltern, deren einziges Kind sie war, bleiben zu dürfen und nach deren Tod ein zurückgezogenes einfaches Leben zu führen, zu welchem sie ihr Schicksal verurtheilt zu haben schien. Allein bald nachdem sie erblindete, starb ihre Mutter. Sie fühlte, dass sie ihrem Vater, der unter der Last nicht glücklicher Geschäfte mit nichts anderm als mit diesen beschäftigt war, eine bängliche Sorge verursachte. Sie setzte sich leicht über Alles hinweg, was von ihrem Zustande unzertrennlich war. Ihre Herzensgüte suchte auf alle Weise das Mitleid zu verdienen, welches man ihr zollte. Allein zu dem Grade innerer Zufriedenheit vermochte sie nicht zu gelangen, dass damit auch die Vorstellung von der Sorge ihres Vaters vollkommen ausgeglichen würde. Hier langten Sanftmuth und Herzensgüte nicht aus. Sie war zu jeder Resignation fest entschlossen und wenn sie selbst über ihre Kräfte ginge. War es da zu verwundern, dass sie einer solchen sich unterzog, als der Moment erschienen war, als der Vater selbst es von ihr erheischte? Sie wählte nicht freiwillig ihren Gatten und nun, da sie durch den Tod von ihm getrennt war, denkt sie nicht daran, einem zweiten ihre Hand zu geben.“

Diese Worte waren mit einer Wärme gesprochen und von einem so unverkennbaren Tone der Ueberzeugung getragen, dass sein kühler Freund ihm nicht ohne einige Rührung zuhörte.

„Und das weisst du alles so genau! Von den unglücklichen Geschäften des Vaters, als ob er dir seine Bücher vorgelegt hätte, bis zu seinen intimsten Familiensorgen! Eduard, ich mein' es ehrlich, erwidere mir's ebenso. Die Liebe hat dir diese Schilderung eingegeben. Gestehe mir, du liebst sie!“

Werner war einen Augenblick betreten, dann aber sprach er:

„Die Freundschaft kann ebenso beredt schildern, als die Liebe. Und sie schildert treuer. Sie trägt keine Binde vor den Augen. Ich verehre meine Hausgenossin als das edelste Ebenbild Gottes, allein dies hält jeden andern Gedanken von mir entfernt. Ich betrachte es als ein Verbrechen, ihre heitere Seelenruhe zu stören. Ich fühle mich glücklich ihr Freund zu sein und müsste besorgen, dieses Glück zu verlieren, wenn ich einen vermessenen Versuch wagen wollte, ihr mehr zu werden."

In diesem Augenblick hörte man eine Glocke von den Fabrikgebäuden her. Werner stand auf.

„Die Glocke ruft mich in's Geschäft. Während wir sprachen sah ich den Herrn Weiland-Weiher unten vorfahren, der bei mir eine grosse Bestellung auf Webegarn zu effectuiren gekommen ist. Ich muss mich der Realität fügen und für jetzt Liebe und Freundschaft mir aus dem Sinne schlagen."

„Und wann sehen wir uns?"

„Du wohnst?"

„Im Rebstock."

„Ich komme auf den Abend hin. Du erwartest mich."

„Nicht anders."

„Dann sprechen wir weiter. Du sollst sie persönlich kennen lernen. Du bist ihr nicht fremd. Ich habe ihr Manches von meinem Jugendfreund erzählt. Doch — blick' nur hin!"

Im nachbarlichen Garten, über die niedere grüne Hecke hinweg, ward jetzt die Blinde sichtbar, die ohne Führer, mit einem Stäbchen vor sich her tastend, auf den wohlbekannten Pfaden sich zu ergehen schien. Ein schlanker, edler Wuchs; die Schritte nicht zagend und zögernd; der Gang ungezwungen. Sie war in einem weissen Morgenanzug von zierlicher Einfachheit, elegant im vollständigsten Sinne. Auf ihrem von dunkelblonden Locken eingefassten Gesichte schwebte ein himmlischer Ausdruck. Als sie den Freunden näher kam und man Alles deutlicher sah, ward dieses Bild nicht geschwächt; es blieb das Bild frischer, jugendlicher Anmuth. Die Seele malte sich hier zwar nicht in den Augen, allein man erkannte sie aus der reinen Harmonie, die sich über die Züge ergoss und die Gesammtheit der holden Erscheinung umwob. Die geschlossenen Augen störten durchaus nicht, man konnte sie aus einiger Ferne auch nur für gesenkt halten. Es war wie die Verwirklichung eines schönen Traumes, den die göttliche Vorsehung in geweihten Momenten den Menschen bereitet, damit sie ein Vorgefühl jenes Glücks empfinden, das sie dereinst erwartet. Ruhe, Unschuld, innere Zufriedenheit, vollkommene Heiterkeit, das sprach aus den Zügen der Blinden und es war nicht möglich sie zu sehen, ohne das lebhafteste Interesse für sie zu empfinden.

* * *

II.

Beim Glase Wein.

Der Abend hatte beide Freunde wieder zusammengeführt. Das Gespräch flog zwanglos herüber und hinüber, wie es sich schicken wollte, bald dies, bald jenes berührend. Born war eben im Zuge von seinem Aufenthalt in England zu erzählen.

„Trotzdem dass die Revolutionen auf allen Gebieten uns den freien Weg des Fortschritts gebahnt haben," sagte Born, „so leidet die Gesellschaft aller Länder dennoch unter dem Drucke von zwei Privilegien, die — wie die Menschen nun einmal beschaffen sind — bis jetzt noch von keiner Macht der Welt beseitigt werden konnten. Es sind die Privilegien der Geburt und des Reichthums. Die Sylbe „Von" und die Thaler sprechen überall das wichtige Wort. Will man zu Einfluss gelangen, so muss man der allgemeinen Stimmung sich zu fügen suchen. Wer den Topf heben will, muss ihn bei'm Henkel fassen. Siehst du, Eduard, das eben führte mich nach

England. Du warst der Sohn eines reichen Fabrikanten, du konntest den Spruch befolgen: Bleib' im Land und nähr' dich redlich! Wenn du jetzt auch ein paar Stunden diesseits deiner Landesgränze wohnst, das zählt nicht. Sprache, Sitte, Alles ist dir stammverwandt. Mir aber lag die Zukunft anders. Meines Vaters Geschäfte waren misslich gegangen; sein Credit begann zu wanken; meine Schwestern waren gut verheirathet; der eine Schwiegersohn trat mit bedeutenden Mitteln in das väterliche Geschäft, um es wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Ich hatte noch einen unmündigen Bruder, der versorgt werden musste. Da trat ich zurück und nahm mir vor, selbständig mein Glück zu gründen. Ich ging nach England mit guten Empfehlungen. Es kann einem dort mit der gehörigen Begabung und Neigung gar nicht fehlen. Ja, ist nur die Begabung vorhanden, so kommt die Neigung schon von selbst. Man hatte es dort zuerst eingesehen, dass der Reichthum neben dem materiellen Vortheil auch einen immensen moralischen Einfluss übt. Die hohe Geburt ist einmal für den, dem sie abgeht, nicht zu erringen. Der Reichthum liegt für einen Jeden da. Und der erlangte Reichthum imponirt den Leuten stärker, als der ererbte. Ein adeliger Parvenü wird über die Achsel angesehen; ein Parvenü der Börse wird angestaunt. Man will ihn kennen. Wie hat's der Mann angestellt? Wodurch gelang es seiner unergründlichen Kraft zu combiniren, dem Zufall gleichsam zu gebieten? Du musst gestehen, es liegt etwas Bezauberndes in dem Gedanken, seines Glückes eigener Schmied zu werden. Das ergriff auch mich und mein Streben war darauf gerichtet, mir eine solche Geltung zu erschwingen, durch die es in unserer Zeit möglich wird, sich in jeder selbstgewählten Lage zu behaupten.“

Werner hatte einen festen Blick auf Born gerichtet, während dieser sprach. Es waren nicht mehr die weichen, gleichgiltigen Züge des Jugendfreundes, wie sie ihm im Gedächtniss vorschwebten. In dem hellen Auge zeigte sich eine scharfe, kalte Beobachtung, um die feinen Lippen zog sich ein spottischer Zug, im Widerspruch mit dem Ernst der gesprochenen Worte. Werner fühlte plötzlich den Unterschied zwischen dem in der Fremde geschulten, an grossen Erfahrungen reichern und in selbsteigenem Kraftgefühl sich genügenden Mann und ihm, dem stets weichgebetteten, der nichts zu erkämpfen, nichts zu besiegen gehabt und der nur in der festbegründeten Ordnung eines altbewährten Geschäfts seinen Fleiss aufzuwenden hatte. Das hatte ihn etwas ärgerlich verstimmt. Es sah einem kleinen Anflug von Neide gleich.

Born überraschte Werners Schweigen, während dieser in Nachdenken versunken neben ihm sass. Er gab sich alle Mühe, variirte das Thema auf verschiedene Weise, um ihn zum Sprechen zu bringen. Werner's Verlegenheit stieg; was er auf dem Herzen hatte, war geeignet, den Freund zu verletzen und er wollte die erste Stunde des Beisammenseins nicht trüben.

Als er endlich keinen andern Ausweg fand, suchte er nach seiner Meinung den mildesten Ausdruck für das, was er empfand.

„Um deinen Weg mit gutem Erfolg einzuschlagen muss man eigenthümlich organisirt sein," sagte er. „Ich möchte es Vorherbestimmung nennen. Bei dem beständigen Streben, reich zu werden, verirrt man sich leicht. Anstatt sich zu erheben, klebt man mit allem erworbenen Reichthum doch nur am Staub. Das Geld an sich verleiht weder Würde noch Trost, ersetzt nichts im Leben. Nur die menschliche Schwäche kann allenfalls durch Lob und Schmeicheleien befriedigt werden. Und was entnervte wohl mehr? Wer dann endlich noch zur Besinnung käme sähe es mit Bedauern ein, dass er umsonst gestrebt und gearbeitet, dass er umsonst gelebt hat."

„Man sieht es deiner naturwüchsigen Weisheit an, alter Junge, dass du an der Scholle haftest, die dich, mit reichem Gute versehen, in die Welt gesetzt hat. Ich komme aus England, wo ich zwanzig Jahre schöner Jugend unter Hämmern und Kohlendampf zubrachte. „In England verstehen sie das Ding besser," so möchte ich die Worte Yoricks in seiner Sentimental journey verändern. Aber du sagtest ja selbst, es sei Prädestination, eigenthümliche Organisation, und was Alles noch. Deshalb beruhige dich. Ich habe niemals nach Lob und Schmeichelei gegeizt. Das Einzige, wonach ich strebte, war Unabhängigkeit und diesem Streben verdanke ich in erster Reihe, dass ich jetzt wieder hier bin und dich wieder habe. Als ich diesen Morgen die wohlbekannte Gegend durchstrich, zeigte sich mir überall die heiterste Perspective. Bin ich deshalb wohl zu tadeln, wenn ich behaupte, dass mir eine Berechtigung zusteht, sie verwirklicht zu sehen? Reichthum, den eine Erbschaft, ein Gewinn im Lotto uns plötzlich und unerwartet zu Theil werden lassen, wird oft vergeudet. Das Vermögen, welches wir unserer Thatkraft verdanken, ist uns werther. Wir wachen darüber mit aller Sorge; man könnte es eine edle Regung des Geizes nennen, der nur in seiner exaltirtesten Gestalt zum Laster wird. Mein Geld giebt mir überall den festen Boden, auf dem ich stehe und fortwandeln kann. Und so will ich denn auf demselben mir eine wackere Familie suchen, die mir eine wohlerzogene Tochter zur Hausfrau giebt, wo möglich noch mit einer schönen Mitgift dazu, und da Müssiggang aller Laster Anfang ist, so gedenke ich mir eine nutzbare Thätigkeit zu schaffen, die mich im Dienste der Tugend erhält. Ist das nicht vernünftiger als deine grämliche Moral von vorhin? Nun, was sagst du? So habe ich mir meinen Lebensplan angelegt, der sich in der Ausführung bis jetzt als höchst practisch bewährt hat. Findest du auch hier wieder etwas auszusetzen?"

„Ich möchte sagen," entgegnete Werner, „so ist's Mode und diese Mode scheint sich auf etwas Solides zu beziehen. Allein der Schein trügt dennoch. Im eigentlichsten Sinn ist es doch nur eine delicate Schattirung einer an sich hässlichen Sache. Du wunderst dich wohl, deinen Freund so sprechen zu hören. Aber ich gebe dir zu bedenken, dass es nicht meine Wahl war, als ich Fabrikant wurde. Es ist ein Unterschied zwischen Erwerben und Erwerben. Einscharren, sammeln, um unabhängig zu sein und dann hingehen, um ein reiches

Mädchen freien, sich abermals eine Thätigkeit gründen, das heisst wieder einscharren und sammeln, um von Neuem eine frische Unabhängigkeit zu erzielen; gesteh's nur offen, dass man Eigennutz, Eigensucht, Cynismus, dies Alles darin finden kann. Nimm mir's nicht übel: wir in Deutschland neigen bei aller positiven Stellung zum Leben, wie es ist, dennoch stets ein wenig zur Schwärmerei. Ihr Engländer, ich nenne dich so mit einigem Rechte, seid practischere Menschen wie wir. Nahmst du es übel, was ich eben sagte? Ist dir deine Cigarre aus Verdruss ausgegangen?“

„Nein, durchaus nicht. Nur über dem Zuhören. Doch für jetzt genug davon! Lass mich immerhin eine reiche Braut suchen, und fände ich sie unter deinen Bekannten — nicht wahr? — so würdest du sie mir nicht abspenstig machen. Das sind Hoffnungen und Entwürfe. Genug. Nun aber — deutscher Schwärmer, du! — Wie ist's mit der Blinden, die in deinem Hause wohnt? Du warst heute früh im besten Zuge als das Glöckchen dich in deine Fabrik rief, weil eben ein Herr vorgefahren war, der eine grosse Bestellung auf Twist machen wollte —“

Bei der Frage nach der Blinden in seinem Hause verdüsterten sich Werners Züge auf einen Augenblick. Die Falte, die sich zwischen den Augenbrauen zusammenzog, glättete sich jedoch bald, als des Herrn mit der Twistbestellung erwähnt wurde.

„Ganz richtig,“ fiel Werner seinem Freunde in die Rede. „Es war Herr Weiland-Weiber aus Rheinhofen, einer der vornehmsten

Fabrikanten in weissen Waaren, besonders gestickten Musselinen. Halt, der hat, was du verlangst —"

„Verlange ich etwa gestickte Musseline?" rief Born lachend.

„Ernstlich gesprochen, er hat eine Tochter, sein einziges Kind und Erbin seines grossen Vermögens. Das wär' so eine Partie, wie du meinst —"

„Das lässt sich allerdings hören —"

„Und noch mehr. Er war oft und lang in England, seiner Geschäfte wegen, und da hat er an allem Englischen einen Narren gefressen. In seinem prächtigen Haus in Rheinhofen trägt Alles den Stempel englischen Comforts."

„Darin hat der Mann Recht —"

„Es war auch schon einmal die Rede davon, dass ein reicher aber auch sehr excentrischer Gentleman sein Schwiegersohn würde —"

„Nun?"

„Die Sache zerschlug sich. Der Gentleman starb an einer Zwiebel —"

„War sie giftig?"

„Er war ein rasender Blumennarr und konnte eine seltene Tulpenzwiebel, ein Unicum, wie es hiess, mit all seinem Geld nicht erlangen. Der Besitzer der Tulpe, sein Landsmann und ein eben solcher Narr, wies jede Summe zurück. Da kletterte der Schwiegersohn in spe des Herrn Weiland Nachts über die Gartenmauer, um das Wunder der Blumistik zu stehlen, gerieth auf die Grube, in welcher der Dünger für die Treibhäuser gohr, und versank und erstickte darin auf die jämmerlichste Weise. Vor der Excentricität der ächten Engländer mag Weiland nun wohl einigen Respect bekommen haben, allein ein Pseudo-Engländer wie du hat deshalb um so mehr gute Chance. Reich bist du ja auch."

Born konnte das Lachen nicht unterdrücken.

„Verzeihe mir, dass ich Unmensch bei dem tragischen Tod des armen Blumenfreundes lachen kann. Erzählst du mir da lang und breit eine Geschichte, wie sie auf Rechnung der mit Whims und Spleen behafteten Insulaner dutzendweis schon erfunden worden sind, um mir dadurch eine Aussicht bei deinem Twistmann zu eröffnen, für die ich dir vorläufig meinen Dank sage, und bleibst mir die Antwort auf meine Frage schuldig —"

„Welche Frage?" sagte Werner, gleichsam verwundert.

„Nach der blinden Wittwe, die bei dir wohnt. Wie oft soll ich's sagen? Was macht dich so zurückhaltend? Hast du mir nicht schon im ersten Augenblick des Wiedersehens, in Gottes schöner, reiner, freier Morgenluft, so viel von deinen Gefühlen merken lassen, dass man kein Hexenmeister zu sein braucht, um sich daraus einen Vers zu machen? Und nun stockst du mit einem Male, als ob du dich zu verrathen fürchtetest und als sässe dir ein Spion gegenüber, der hinter deine geheimen Schliche kommen möchte. Hast du denn nicht selbst mir Hoffnung gemacht, mich der Holden vorzustellen? Sagtest du nicht, dass du mit ihr schon von mir gesprochen?"

„Ja, das sagte ich. Wozu aber sollte ich dir Eröffnungen machen, die fremden, mir nur anvertrautes Eigenthum sind? Zu dem Ende mir anvertraut, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, gewisse Geschäfte für sie abzuwickeln, die in ziemlicher Verwirrung vorlagen. Sie schenkte mir zu dem Ende ihr volles Vertrauen, ernannte mich zu ihrem Sachwalter, stellte mir alle nöthigen Vollmachten aus und es hiesse mit Recht ein Amtsgeheimniss verletzen —“

„Wie du nun wieder unser Thema geschickt zu variiren weisst,“ unterbrach ihn Born mit Heiterkeit, „und die Sache auf einen andern Boden verpflanzest! Was gehen mich die verwickelten Geschäfte deiner Clientin an? Frag' ich denn nach ihrem Vermögen, nach ihrer Zahlungsfähigkeit? Stell' dich doch nicht so. Du sagtest mir diesen Morgen genug, um bei der Freundschaft für dich, mich auch auf das Lebhafteste für — ich möchte nicht immer deine Freundin, noch weniger aber die Blinde sagen — wie heisst sie?“

„Anna van Norden,“ sagte Werner.

„Frau Anna van Norden — also eine holländische Familie — interessirt mich auf das Lebhafteste. Erkennst du daraus nicht, wie offen ich bin? Wirst du mich deshalb neugierig schelten? Allons! Man muss sein Versprechen halten und versprochen hast du mir —“

„Es war voreilig, Wilhelm, zürne mir nicht deshalb. Die Freude, dich nach so langer Zeit ganz unvermuthet wiederzusehen, hatte mich in eine mir sonst fremde Stimmung versetzt und der Gesang in meinem Garten, Frau van Norden, die dem Kinde das Liedchen einübte, das Alles —“

Er brach schnell ab, und der practische Engländer musste ihn wieder anstossen, wie einen stillstehenden Perpendikel.

„Ja, das war allerliebst. War das Eines von ihren Kindern?

„Ihre Ehe war kinderlos. Es sind Nachbarskinder, die ihre Güte und Liebenswürdigkeit an sich zieht. Die Kleinsten, deren Mütter in der Fabrik beschäftigt sind, hat sie den ganzen Tag um sich und sie befinden sich wohl in ihrer frommen Hut. Sie beschäftigt sich mit ihnen in der anmuthigsten Weise, wovon du diesen Morgen ein Pröbchen erhieltest. Die grösseren Mädchen kommen, wenn die Schulstunden beendigt sind. Sie überhört sie, dictirt ihnen und ordnet ihre Spiele. Das sind ihre Lieblingsunterhaltungen. Im Ganzen hat sie wenig Umgang. An grossen Gesellschaften findet sie kein Behagen, obgleich ihr die besten Häuser in unserer Nachbarschaft offen stehen und sie durch ihre Mittel im Stande wäre, die ausgedehnteste Gastfreundschaft glänzend zu erwidern. Dann und wann, doch nur selten, der Besuch des Theaters, wenn es eine Oper giebt, ein kleiner Kreis, den sie um sich versammelt und der sich zunächst aus den Familien einiger meiner Geschäftsfreunde zusammensetzt, in welchem Fräulein Jenny Weiland als Stern erster Grösse glänzt. Sie hat diesmal ihren Vater hierher begleitet. Du wirst sie kennen lernen, sobald ich dich bei Frau van Norden vorgestellt haben werde.“

„Ich danke dir —“

„Du wirst entzückt sein. Schönere Augen, durchdringende möcht' ich sie nennen, als Jenny Weiland sie hat, werden dir in England und nirgends vorgekommen sein —"

„Ich bin ganz sehnsüchtig, etwas von erblindeten Augen zu erfahren, und du willst mich dafür mit sehenden Augen und zwar mit durchdringenden trösten. Ich muss dir gestehen, dass mich gewisse Augen, noch so schön, mit Grauen erfüllen können. Ich bin abergläubisch darin wie ein Italiener. Das mal' occhio wurzelt in der Volkssage. Während der grossen Pest im Mittelalter sagte man, dass sich die Seuche durch einen Blick von dazu prädestinirten Augen mittheile. Glücklich, wer sich in eine Blinde verlieben konnte."

Eduard Werner stand hier plötzlich auf, sah nach der Uhr und nahm den Hut.

„Du gehst?"

„Es ist Zeit."

Er war zum Fenster getreten.

„Mein Wagen ist so eben vorgefahren. Ich hatte hinterlassen, mich abzuholen, wenn ich mit dem letzten Zug der Eisenbahn nicht gekommen sein würde. Morgen isst du die Suppe bei mir. Da du gänzlich frei bist, so frage ich nicht, ob du kommen kannst. Mir bringt der morgende Tag meine Arbeit. Aber um vier Uhr gehöre ich dir. Das ist die Stunde der Mahlzeit. Dann wende ich mich den kleinen Annehmlichkeiten der Geselligkeit zu, wie sie sich mir in meinen engen deutschen Verhältnissen darbieten, an die du deinen englischen Massstab nicht legen darfst. Also für heute Adieu!"

Er reichte Born die Hand und sah ihn fest an; dann sagte er, als ob es ihm eben einfiele:

„Wilhelm, ich bitte dich, lass' deine Neugierde ruhen im Betreff der Norden, suche nicht bei Andern sie zu befriedigen. Ich habe dir Allerlei über sie mitgetheilt, was sich nicht mehr zurücknehmen lässt —"

„Ich verstehe dich nicht —"

„Kurz und gut, betrachte es wie ein Geheimniss, was ich dir anvertraute. Ein Wort an den Unrechten würde mich sehr schmerzlich berühren —"

„Sei unbesorgt, Eduard, ich frage nie nach der Wichtigkeit eines Geheimnisses, um ein mir erwiesenes Vertrauen zu respectiren. —"

Nach der ersten Begegnung am Morgen, die beiden Freunden das Herz geöffnet hatte, war bei dem besonnenen Werner gar bald wieder die kühle Ueberlegung eingetreten, die den gewiegten Geschäftsmann fast immer beherrschte und nur der Ueberraschung des Augenblicks gewichen war. Das, was ihn nun schon eine so lange Zeit ganz erfüllt, was ihm, mehr als Alles, Erholung und Zerstreuung geboten, sich ihm endlich als das Ziel seines heissesten Sehnens, als ein heiliges Gefühl offenbart hatte, konnte er unmöglich wie einen Gegenstand gleichgiltiger Unterhaltung einem theilnahmlosen Manne preisgeben, dem es nichts als ein flüchtiges Interesse darbieten konnte.

Werner hatte begriffen, dass sein Jugendfreund, den ihm die stolze, reiche Insel zurücksandte, ein Anderer geworden war. Zeit und Entfernung hatten ihn umgewandelt. Ihre Verhältnisse waren verändert. Jener war frei und unabhängig; Werner stand mitten in weit verzweigten Geschäften; jener wollte sich eine Familie gründen; dieser nährte eine ähnliche Neigung im Herzen, ohne Hoffnung sie befriedigen zu können.

Beide waren nicht dazu angethan, die unglücklichen Helden eines modernen Drama zu werden. Sie waren zu prosaisch, wie die verfeinerte Ueberbildung solche Naturen benennt.

* * *

III.

Anna.

Man findet noch immer Seelen, denen Gaben und Eigenschaften zu Theil geworden, die sie uns, wie zu einer höheren Ordnung der Schöpfung gehörend, erscheinen lassen. Sie treten in's Leben, wachsen und entwickeln sich in stetem Frieden, in einer ungestörten Reinheit, wie die Engel. Ihr Horizont ist nicht getrübt von dem Gewölk der Zeit und des Lebens, ihre innere Sonne wird niemals verdunkelt. Ein unendlicher Reiz umschwebt sie, wie ihn nur das wahre Gute und die ächte Tugend verleihen; das fühlt ein Jeder, der sich ihnen nähert. Ohne irgend ein Zuthun, ohne Absicht sind sie was sie sind; sie üben ihre Anziehung nur durch ihre sanften und reinen Seelenströmungen aus, sie selbst massen sich nichts an von dieser Wirkung, ihre Person ist nicht dabei im Spiele. Sie bestreben sich nur Gott zu gefallen und ihre Umgebung dadurch zu erfreuen.

Diese natürlichen von Gott verliehenen Gaben und Gnaden stellen ein solches Wesen, der Erde als das seltene Beispiel der uranfänglichen Unschuld und Gerechtigkeit dar. Sie sind freilich nicht allen Blicken erkennbar; die sie aber gefunden und zum Gegenstand eines aufrichtigen, eines religiösen Erkennens sich erkoren haben, denen ist es, als ob sie einen vom Himmel herabströmenden Wohlduft athmen, es ist ihnen wie ein Balsam des Trostes für ihre eigenen Uebel.

Wir stehen auf dem Punkte, eine solche Seele kennen zu lernen, wenn es der Schilderung gelingt, sich zu ihrer Höhe zu schwingen.

Anna war im vierzehnten Jahr erblindet.

Während sie an den Blattern litt, hatte eine heftige Geschwulst die Augen ergriffen. Nach drei Wochen war die Krankheit verlaufen, aber die Augen öffneten sich nicht mehr. Umsonst war die Mutter bemüht, die Lider zu heben; sie blieben unbeweglich. Der Arzt bestätigte die Befürchtung, dass unheilbare Erblindung eingetreten sei. Obschon nun nichts mehr zu hoffen war, so suchte man dennoch von Anna den Eindruck des plötzlichen, allzuheftigen Erschreckens nach Möglichkeit fern zu halten. Man wollte das arme Kind erst nach und nach an den Zustand der Blindheit gewöhnen. Man nahm ihr die Binde nicht ab, wenn sie gleich nichts mehr zu schützen hatte. Die Hoffnung, die man ihr liess, wurde mit Vorsicht Tag für Tag verringert. Zugleich wurden wirksame Mittel angewandt, sie zu zerstreuen und sie darauf hinzuleiten, dass Verstand und Geist im Stande sei, den Sinn zu ersetzen, den sie vielleicht für immer entbehren müsse.

Die wissenschaftliche Bildung, so weit sie Anna im Institut erworben und die für ihr Alter selten war, half mächtig mit. Sie hatte Alles, was sich ihr dargeboten, mit Ernst erfasst und mit Lebhaftigkeit durchdrungen. Sie besass, trotz ihrer Jugend, schon einen kleinen Schatz von Erinnerungen, der ihr Stoff zum Nachdenken bot und ihr geistige Nahrung zuführte. Es wurde der zärtlichen Mutter um so leichter, mit ihren Tröstungen zu lindern. Die Tochter schloss sich desto inniger ihr an.

Als der Tod ihrer Mutter erfolgt war, stand es um Anna schlimm. Ihr Vater, ein frommer, thätiger Mann, mühte sich ab in Geschäften und war von Sorgen erdrückt. Dazu trat der Kummer, sein einziges Kind in hilfloser Lage, dereinst ohne feste Stütze im Leben, ohne ein gesichertes, hinreichendes Vermögen nach seinem Tode zu wissen.

Anna war schön und talentvoll, aber nicht das, was die Welt geistreich nennt. Um ihren Werth zu empfinden, bedurfte es eines verwandten Gemüths. Das aber war es, was des Vaters Kummer vermehrte. Seine Bekanntschaft drang über seine Geschäftsfreunde nicht hinaus. Unter diesen aber zeigte sich keine Wahl für seine Absicht. Alles in diesem Kreise lief auf die bekannten Erfordernisse hinaus, unter denen das Geld, als Nothwendigstes, obenan stand. Das lange und bange Ersehnte sandte endlich der Himmel aus der Fremde.

Ein junger, reicher Kaufmann, der in Rotterdam etablirt war und Commanditen in Liverpool und Port-au-Prince besass, war an den Vater Anna's empfohlen. Die gewöhnlichen Uebungen der Höflichkeit brachten ihn in ihre Nähe, er lernte sie kennen und ward von einer so heftigen Neigung für sie erfüllt, dass er um sie warb.

Seine Firma war in der Handelswelt allgemein hoch geachtet, ihr Credit befestigt in beiden Hemisphären. Ueber seine Persönlichkeit liefen die günstigsten Zeugnisse übereinstimmend ein. Sein Ruf war ohne Makel. Der Umstand kam dazu, dass Robert van Norden, der unter den reichen und vornehmen Töchtern des Landes die reichste und vornehmste sich erwählen konnte, einem nicht vornehmen, bescheidenen deutschen Mädchen, einer armen Blinden sich zum Gatten anbot; das Alles bestimmte den Vater, ihm Hoffnung zu machen, wenn er Anna einzuwilligen bestimmen könnte.

Er setzte sie ungesäumt von dem Antrag in Kenntniss. Es waren bei ihm allerdings nur zeitliche Vortheile, die ihn dazu antrieben. Allein er war nicht ohne Hoffnung, dass daraus sich ein gesegnetes Bündniss entwickeln werde, wenn er die guten Eigenschaften beider jungen Leute miteinander verglich. Sie schienen ihm zu verbürgen, dass keine innern Zwiste und Entzweiungen, keine wechselseitigen Missneigungen jemals bei ihnen Platz greifen würden. Beide waren von dem wahren Glauben erfüllt, welcher Hoffnung und Liebe in sich schliesst, und jede unzeitige Nebenbetrachtung schob der Vater bei Seite, weil sie ihm in diese Ordnung nicht hineinpassen wollte. Er sah nirgends einen dunklen Fleck, überall strahlte ein Licht, das den sichern Weg in den Hafen des Glücks aus den Stürmen des Lebens zeigte, wie der Leuchtthurm den Schiffern auf offenem Meer.

Obgleich bei der ersten Eröffnung, die ihr der Vater machte, Anna sich zu beherrschen suchte, so war sie doch nicht im Stande, ihr Erschrecken zu verbergen. Sie sprach davon, dass es billig und erlaubt sei, alle Rücksichten auf Stellung und Vermögen genau in Erwägung zu ziehen, und bat ihren Vater, an ihrem Vertrauen auf seine Weisheit nicht zu zweifeln, wenn sie sich erlaube, ihn daran zu erinnern. Sie wolle ihm folgen, aber auch zu Gott flehen, dass er ihn erleuchten möge, wenn er den Entschluss fasst, sie aus dem Vaterhause zu entlassen.

„Gott will es so, es ist sein Gebot!“ sprach der Vater. „Ich beuge mich vor ihm. Es soll die Tochter die Eltern verlassen. Ich gebe dich dem Manne ohne Rückhalt, ohne irgend einen Wunsch nach einem Besitz, dessen ich mich für's Leben freiwillig entäussere. Du bleibst meine geliebte Tochter, aber du gehörst mir nicht mehr an. Mag uns Beiden die Trennung schmerzvoll sein, allein ich darf es dir nicht erst sagen, dass Leiden unzertrennlich vom Leben sind. Und dieses ist ja nur vorübergehend. Wir wollen uns mit Dem begnügen, was uns der Himmel an Freuden noch beschieden wird. Der Mensch handelt nur dann wahrhaft vernünftig, wenn er Dasjenige will, was auch Gott verlangt und damit alle seine Wünsche und Bedürfnisse auf die ewige Vorsehung zurückführt.“

Anna war von Jugend an durch die kräftigste Nahrung der Seele, durch das Gebet, gestärkt und erhoben, zu dem sich bei ihrer wachsenden Erkenntniss noch eine recht innige, gläubige Betrachtung gesellt hatte. Die rührenden Worte des Vaters, dessen Bewegung sie feiner und tiefer mitfühlte, als wenn sie die Thränen in seinem Auge hätte sehen können, versenkte sie in eine solche Betrachtung von mächtiger Gewalt. Es war ein heiliger Muth, der sie beseelte. Eine unendliche Hingebung entfloss dieser Quelle; die Tugend war es, die ihre menschliche Schwäche besiegte.

„Mein Gott, du willst es so!" sprach sie fest und sie fühlte sich von den Armen des Vaters umschlossen.

Nach langem Stillschweigen hatte sie sich erst wieder so weit gesammelt, eine einzige schüchterne Einwendung sich noch zu erlauben.

„Ist es mir denn aber möglich, darf ich es denn wohl glauben, einem Gatten Das zu sein, was ich ihm sein sollte? Die zarte Hingebung einer Freundin, die ihre Pflichten kennt, die Liebe aus der Fülle des Herzens, ich konnte sie ihm mit Freuden weihen, allein jene Sorgfalt, jene Pflege, die der Mann von der Frau zu erwarten berechtigt ist, das Erspähen seiner geheimsten Wünsche, um ihnen zuvorzukommen, noch ehe sie ausgesprochen wurden, alles Glück, das dadurch wie ein Zauber auf die Gatten sich ergiesst — nur ich allein werde es empfangen, ohne im Stande zu sein, es zu erwidern."

So sprach Anna, allein auch diese Besorgniss wurde entfernt. Der Mann, der um sie warb, war wacker und edel. Er gab ihrem

Vater die Versicherung, dass sie und nur sie allein sein Glück vollkommen machen werde und dass er sie aus ganzem Herzen liebe. Da er bei dieser Erklärung blieb, so gab Anna nach und allen Widerstreit in ihrem Innern besiegte die Ergebung in ihre Bestimmung.

Diese Ergebung beugte sie nicht, sondern sie erhob sie vielmehr. Aus der anfänglichen Verwirrung war eine hehre Ordnung hervorgegangen. Der lebendige Glaube hatte es bewirkt, indem er das Herz der Jungfrau durch die himmlische Liebe zur Pflicht lenkte und sie mit Engelsflügeln über die Schmerzen hinweghob, die sie empfand. Eine gläubige Seele hängt nicht an Dem, was den Sinnen gefällt, was der Eigenliebe schmeichelt, was den Gewohnheiten zusagt; die weltlichen Neigungen gelten ihr für nichts. Die gläubige Seele verlässt ihr enges, niederes Gehäuse und erfasst trotz allem Widerstrebenden mit dem Geiste des Glaubens und der Mächtigkeit des Gebetes die in Gott begründete Ordnung, die ausserhalb aller jener armseligen irdischen Eindrücke steht und nur Dasjenige in sich begreift, was Pflicht genannt wird und dem Guten entspricht.

Das ist der Kampf, den wir Alle zu bestehen haben; er ist das Erbtheil des gefallenen Vaters, aus dem die dargereichte Hand des göttlichen Erlösers allein uns befreit und zum Siege führt.

Es erfüllte Anna mit einer sanften Freude, als ihr Vater ihr seine Befriedigung über ihre Einwilligung ausdrückte.

„Du wirst nun, mein geliebtes Kind, nicht arm und allein in der Welt stehen, wenn ich nicht mehr sein werde. Du bist fortan geborgen. Du wirst im Ueberflusse leben und die Augen und das Herz deines Gatten werden dich hüten. Er findet keinen Mangel in dir. Die schönen Augen ersetzt ihm deine schönere Seele. Das hat er erkannt und er ist stolz auf deinen Besitz."

Die Hochzeit ward festgesetzt und still gefeiert. Von der zwischen der Verlobung und der Trauung verstrichenen Zeit ist nichts zu berichten. Sie ging vorüber wie in allen gleichen Fällen, auf die herkömmlichste Weise. Glückwünsche wurden empfangen, Besuche abgestattet. Dazwischen wogten die unerlässlichen Schwingungen der Hoffnung und der Trauer.

Das Wort: „Du sollst deinem Gatten folgen und gehörst mir nicht mehr an," wog schwerer und immer schwerer, je näher der Abschied heranrückte. Es war ein Abschied für's Leben. Der Vater weinte im Stillen um sein einziges Kind; Anna verbarg ihren Schmerz nicht, wenn er sie tröstete.

Beide nahmen ihre Zuflucht zu den Heiligen. Wie ist es doch so beseligend, an die Gemeinschaft der Heiligen zu glauben und in ihr zu leben, von Denjenigen in unseren Gebeten uns unterstützt zu wissen, die hier in der Gnade wandelten, dort der himmlischen Glorie theilhaftig sind. Welch' eine Fülle des Reichthums besitzen wir dadurch in jeder getrübten Lage unseres Lebens!

IV.

Rotterdam

Wenn gleich die Wahl, die der reiche und angesehene Mitbürger getroffen, die Einwohner von Rotterdam anfänglich befremdete, so ward dies bald durch den Eindruck ausgeglichen, als die junge Frau in der Gesellschaft erschien und ihr Wesen sich in seiner vollständigen Liebenswürdigkeit zu entfalten begann. Man wollte finden, dass die Pocken ihrer schönen Physiognomie nichts geraubt hatten. Manches kam dabei der Phantasie ihrer Beobachter zu Hilfe. Obgleich geschlossen, nahm man dennoch wahr, dass die Augen länglich geschnitten, mandelförmig waren und des oberen Lides lange, dunkle Seidenwimper deutete auf ihre Farbe. Würde diese Wimper sich heben können! Man malte sich auf diese Weise unwillkürlich ihre Schönheit aus.

Wenn sich eine mitleidige Frage an sie hindrängte, da war es rührend, sie erzählen zu hören, was sie theils selbst empfunden, theils später von ihrer Mutter über ihr Leiden und seine Entstehung erfahren hatte.

Anna erregte bald das allgemeine Interesse. Von allen Seiten suchte man es ihr zu beweisen. Sie war stets von einer Sphäre umwallt, die aus Wohlwollen und Zartgefühl gebildet war und in der sich ihre anziehenden Eigenschaften nur in gleicher Weise entwickeln konnten.

Und sollte nicht darin der Grund zu finden sein, weshalb auch bei geringeren Gaben die Blinden, gewöhnlich sanftmüthig und heiter, sich glücklich fühlen vor Andern, die irgend eines Sinnes beraubt sind? Sie empfinden es stärker, dass sie nicht verlassen sind, dass sie geliebt werden und dies Gefühl wird niemals durch Argwohn oder Misstrauen gestört. Es umschliesst sie und verbindet sie auf das Engste mit ihrer Umgebung. Sie bemühen sich daher, durch beständige Sanftmuth und stets gleichmässige Gemüthsruhe Das zu vergelten, was sie von Andern empfangen.

Die Mütter der reichen holländischen Handelsstadt stellten Anna ihren Töchtern als Muster hin. Wo sie erschien, flogen ihr die Herzen entgegen. Bei jeder Aeusserung, die ihr diese Gefühle verriethen, erröthete sie schüchtern; würden ihre Augen eines Blickes mächtig gewesen sein, er hätte dieses Erröthen ergänzt; durch Worte es zu thun, wie die Bescheidenheit sie gewöhnlichen Menschen eingiebt, war ihr nicht möglich.

Anna war bei ihrer Verheirathung noch nicht volle zwanzig Jahre alt. Man kam darin überein, dass sie die Anmuth selbst sei. Niemand wagte zu widersprechen. Selbst Neid und Eifersucht, die Alles benagen und begeifern, schwiegen. Die schönsten jungen Mädchen liebten sie auch. „Sie ist hinreissend,“ sagten sie, „aber die Arme ist blind! Ja, wenn sie Augen hätte!“

Man war unerschöpflich in Vergleichen und Anspielungen. Sie sähe einer Raphael'schen Madonna mit gesenkten Augen gleich, meinte Einer. Ein Anderer ging darauf ein und fand, dass sie „la belle jardinière“ ganz und gar sei, nur dass diese lichtere Haare habe. Mehr bedurfte es nicht, um ihr mit allgemeinem stillschweigenden Zugeständniss den Namen „Madonna“ beizulegen. Und sie hätte zu einer solchen einem Maler sitzen können. Solche Einfachheit, solche reine Huld strahlte aus ihren Zügen.

Ihr Gatte liebte sie nicht im gewöhnlichen Sinne, nein, er widmete ihr einen förmlichen Cult liebender Verehrung. Er nannte Anna die Heilige des Hauses, seinen irdischen Schutzengel.

Wenn er an ihrer Seite einen glänzenden Cirkel besuchte und dann in dem wogenden Gewühl einer Soirée, mitten in dem Gesumme der galanten Schwatzereien plötzlich ein Moment allgemeiner Stille eintrat, alle Köpfe nach derselben Seite sich wandten und auf die Ankommende ihre theils gespannten, theils freudigen Blicke richteten, dann fühlte der Gatte wohl, dass die Frau an seiner Seite die eigentliche Königin des Festes sei, während sie selbst von der

Aufmerksamkeit, die sie erregte, keine Ahnung haben konnte und unbefangen den Sessel einnahm, zu dem man sie führte, und der stets von den elegantesten Damen in den reichsten Toiletten umgeben war. Sie kannte Alle, die sich um sie reiheten und zu ihr hindrängten, und sagte jedem etwas Passendes und Wohlwollendes. Sie war dann ganz Aufmerksamkeit, nur auf das Aeussere gerichtet, das sie zwar nicht sah, dafür aber mit all ihren übrigen Sinnen an sich zu ziehen wusste. Es war, als wenn das Licht sich in ihrem Auge selbst erzeuge und ihr ein Erkennen dadurch möglich werde, ohne dass ein Strahl von Aussen es erwecke. Ward getanzt, so forderte man sie auf und sie nahm es an. Wie sich denken lässt, tanzte sie nicht anhaltend und nicht gern; es geschah blos, weil sie wusste, dass ihr Gatte sie gern tanzen sah. Es freuete ihn, dass man sie auch so bewunderte und die Vollkommenheiten alle, die sie besass, ihre einzige Unvollkommenheit ganz vergessen liessen.

Dieses wechselseitige Glück wahrte jedoch nicht lange. Anna's Gatte erkrankte ernstlich; die Anlage zu einem Brustübel entwickelte sich mit einer erschreckenden Schnelligkeit und ein früher Tod stand unvermeidlich bevor. Nur die sorgfältigste Ueberwachung und Pflege waren im Stande, ihn auf einige Zeit noch fern zu halten. Es vergingen zwei leidensvolle Jahre, während Anna mit bewundernswerthem Muthe ihren Pflichten oblag. Sie war unzertrennlich von dem Leidenden, sie wartete ihn, sie wachte bei ihm; Tag und Nacht war sie um ihn besorgt. Nur sie allein wollte Alles verrichten; sie bedurfte keiner fremden Hilfe und seinen Schmerzen verschaffte es schon die süsseste Linderung, wenn er den gar holden Schutzengel in seinem himmlisch liebevollen Wirken um sich beschäftigt sah.

Eine solche Thätigkeit der Blinden war so zu denken, als wenn ein Mensch, der die Ordnung liebt und dem sie zur Gewohnheit geworden, etwa um Mitternacht, wo ihn Niemand stört, im Finstern zu hantiren beginnt. Alles findet er an seinem Platz, wohin er es gestellt hat. Durch die Schwierigkeiten, welche den Blinden überall aufstossen, werden sie von selbst Freunde einer solchen strengsten Ordnung, und Anna wurde daher nur gestört und beunruhigt, wenn fremde Unberufene sich in ihre Angelegenheiten mischen wollten.

Aber einen einzigen Handlanger, wenn man sich des trivialen, hier aber bezeichnenden Ausdrucks bedienen darf, duldete sie. Es war Herr Doorman, der im Hause wohnte und als alter Freund desselben von Anna's Gatten wie ein Vater geliebt und verehrt wurde. Er hatte in Niederländisch-Indien gedient und war genöthigt gewesen, dem gefährlichen Klima zu weichen und um die im Kriege erhaltenen Wunden besser zu pflegen, mit einer schönen Pension sich in die Heimath zu begeben.

Dem schon bejahrten Herrn machte sein Zustand viel zu schaffen, aber er fühlte sich erfrischt, als sein jüngerer Freund die liebliche Frau unter das gemeinschaftliche Dach geführt hatte und nun, da die anfänglich so beglückende Situation sich trübe umgewandelt, liess er es sich nicht nehmen, der treue Johanniter neben der barmherzigen Schwester zu sein.

Es war augenscheinlich, dass diese Verbindung von treuer Freundschaft und Gattenliebe den langsam Dahinsterbenden mit einer sanften Beruhigung erfüllte. Sein Blick sprach es deutlich aus, wenn Beide an seinem Lager sich befanden.

Der entscheidende Augenblick kam näher und wenn er auch seit lange schon vorauszusehen war, so blieb das Erschütternde, das ihn stets begleitet, nicht aus.

Eine letzte Kraft zusammenraffend, richtete der Sterbende die Bitte an seinen Freund, seine geliebte Gattin nicht mehr zu verlassen. Und nachdem dieser es auf das Heiligste gelobt, beschwor er Anna, dem Freunde zu vergönnen, bei ihr zu weilen bis an sein Ende. Nur Das könne ihm seinen Tod erleichtern, wenn er wisse, dass sie, noch so jung und unerfahren, nicht allein und ohne Stütze in dem fremden Lande zurückbleibe.

Anna hörte kaum, was man von ihr begehrte. Zusammenschauernd sank sie, fast besinnungslos, neben dem Sterbebette zu Boden.

Nachdem sie sich etwas erholt, galt die erste Frage ihrem Gatten. Es war, als wenn er auf eine befriedigende Antwort von ihr harrte: es war der einzige dünne Faden, der ihn noch an das irdische Dasein band.

Anna erfüllte ein tröstlicher Gedanke. Kummer, Schmerz, Sorge werden ja auch von Dem über uns verhängt, zu dem wir täglich beten: „Herr, Dein Wille geschehe!" Es war ihr, als ob ein Engel ihr den Segen herab bringe, um ihr das Dulden zu erleichtern.

Sie fühlte keine Spur mehr von der vorhergegangenen Emotion. Gott ist göttlich gerecht, aber in seiner Gerechtigkeit zugleich göttlich barmherzig. Friede, Zufriedenheit, Ergebung strahlten durch ihre Trauer und gottvertrauende Hoffnung linderte das Herbe des Augenblicks.

So trat sie vor den Kranken.

„Nun erst vermag ich ganz zu fassen, was deine Liebe von mir fordert," sprach sie. „Du nimmst es als gewiss an, dass du von mir scheidest und deine Liebe ist um mich besorgt. Es wäre Sünde, jenen Augenblick, der mich mit unendlichem Schmerz erfüllt, den ich jedoch mir nicht so nahe denken kann, dir durch Sorgen um meine Zukunft hienieden zu trüben. Gut, ich willige ein; unser lieber, alter Freund soll mich nie verlassen; ich stelle mich seinem Schutze anheim, so du mir fehlst, und will ihm wie ein gehorsames Kind folgsam sein. Mit diesem Geständniss, das deiner gütigen Sorge entspricht, befreit sich meine Brust von einer schweren Last. Aber ich will dir auch nicht verschweigen, dass ein hellfreundlicher Sonnenblick durch meinen tiefen Gram mir in's Herz strömt. Die Hoffnung erfüllt mich mehr als früher, dass deine Forderung noch lange nicht befriedigt werden darf. Nein, du wirst nicht sterben, du wirst genesen! Es ist mir, als könnte ich sehen, wie dein Auge so hell blickt, wie deine Brust sich so kräftig hebt, deine Wange so sanft geröthet ist. Diese glückverheissenden Zeichen sind da; ich fühle es, dass ich mich nicht täusche!"

Die rührenden Worte hatte die blinde Seherin in bänglicher Hast herausgestossen und war dann mit dem Haupte auf sein Polster gesunken. Als sie sich aus dieser Stellung erhob, schwebte ein schwaches Lächeln um seine bleichen Lippen, aber er sagte nichts.

„Du schweigst? Stimmst du meiner Hoffnung nicht bei," rief sie ängstlich, „o, ich bitte, so sage mir's nicht! Suche nicht mir meinen Trost zu rauben! Der liebe Gott wird dich mir erhalten. Wir werden noch lange zusammenbleiben und unser irdisches Dasein wechselseitig ergänzen."

Sie fühlte, wie seine kalte Hand sanft die ihrige drückte; der seelenvolle Blick, der sich dabei aus seinem umflorten Auge auf sie richtete, konnte von ihr nicht gedeutet werden. Er hätte ihr Das bestätigt, was sie, mit sich selbst im Widerspruch, sich nicht gestehen wollte.

Die flüchtige Hoffnung war bald entschwunden. Noch ein einziger lichter Moment, in welchem er sie und seinen Freund an ihr Versprechen mahnte, und bald darauf war Anna van Norden Wittwe.

Jetzt erst fühlte sie ganz die Finsterniss, von welcher sie umgeben war. Ihr frommer Vater war auch bereits gestorben. Sie stand allein.

„O mein Gott," betete sie, „entziehe mir die Gnade nicht. Lasse mich so sterben, wie mein geliebtester Freund gestorben, damit ich wieder mit ihm vereinigt werde. Gleichviel wann: ich will die längste Busse in Geduld ertragen. Nur erhalte in mir den Glauben wach, dass wir uns dereinst wiedersehen!"

In dieser Hoffnung begann sie wieder zu leben. Der Gedanke erhob sie: Die unter Thränen säen, werden in Freuden ärnten.

Der wackere Oberst Doorman erschien wie verjüngt; er hatte seine alten Wunden vergessen und zeigte für Anna nur die liebendste Sorgfalt. Als ihr Leiter und Beschützer verstand er es, durch zartgefühlte Bestrebungen ihr Vertrauen im vollsten Masse zu erringen.

* * *

V.

Ernste Erwägungen.

Es entging dem Oberst nicht, dass Anna — sein Mündel, wie er sie nunmehr nannte — neben der Trauer um den Gatten auch noch von einem andern Leid ergriffen war, das mehr und mehr zu einem zerstörenden, innerlichen Grame wurde. Seitdem sich ihm diese bescheidene und doch auch wieder so grosse Intelligenz offenbart hatte, in der Alles so harmonisch gestimmt war, musste er besorgt der Quelle nachforschen, aus welcher die Verstimmung hereinbrach.

In Allem, was Anna that, war diese zu erkennen. Selbst am Flügel, an dem ihr stilles Wesen sonst von einem begeisterten Schwung ergriffen wurde, versank sie nunmehr in Träume und Phantasien, die nicht wie Glück ertönten. Befragte sie ihr alter Freund, so erwiderte sie mit ihrer unnahbaren Schüchternheit, die bei ihr an die Stelle eines edeln Stolzes trat: „Mir fehlt nichts“ — und zum Beweis begann sie ein heiteres Tempo anzuschlagen. „Ich bin nur zuweilen in Gedanken,“ setzte sie dann noch hinzu.

Aber diese Gedanken zu ergründen war eben die Aufgabe des Freundes. Seit ihres Gatten Tod war bereits ein Jahr vergangen, die Trauerkleidung war mit farbiger vertauscht worden, aber die Zurückgezogenheit währte fort; der stille Hang hüllte sich von Tag zu Tag mehr in die Nacht der abgelegten äusseren Trauer. Die Eigenliebe des alten Herrn wurde zum erstenmal ein wenig verletzt. Er sah in ihrem Benehmen Gleichgiltigkeit, selbst Unempfindlichkeit. Er glaubte, dass seine Bestrebungen, sie zu erheitern, seine Versuche, ihr Unterhaltungen zu bereiten, ihr lästig seien. Er musste Alles aufgeben, was ihm bis jetzt die übernommene Pflicht geboten hatte, um nicht vor sich selbst bis zur Lächerlichkeit gedemüthigt zu erscheinen.

Eine geraume Zeit überliess er Anna ihrer trüben Laune; er hörte jedoch nicht auf, sie emsig zu studiren, insgeheim, für sich, ohne sie weiter auszuholen, ohne ihr Neues vorzuschlagen, ohne Tadel noch Ermahnung, ohne Erörterungen.

Waren Regungen in ihr erwacht, die zu ihrer selbsterwählten Zurückgezogenheit nicht passten? War es ihr unmöglich, dies zu gestehen?

Der Oberst hörte rund um sich her eine befremdende Verwunderung ausdrücken; es schien, als ob ihm dabei Schuld gegeben würde, dass er die nicht ganz freiwillige Clausur über Anna verhängt habe. Die Lage wurde ihm höchst peinlich. Das Eis musste gebrochen werden; es war die höchste Zeit.

Er beschloss sie zu überraschen und unumwunden plötzlich mit einem Antrag hervorzutreten. Er wollte sie in ihr Vaterland zurückführen. Die auffallende Veränderung in ihren Zügen entging ihm nicht, obwohl sie nicht einwilligte. Er schwieg hierauf und es vergingen wieder einige Tage. Es freute ihn, Anna jetzt erregter zu erblicken und er hielt es für ein günstiges Zeichen. Allein zu einer Entscheidung war es bei ihr noch nicht gekommen.

Einmal zur Theestunde brachte der Zufall, wie es gewöhnlich genannt wird, die Sache in Fluss.

Auf Doorman's Bitte hatte sich Anna zum Instrument gesetzt.

„Was sing' ich doch nur gleich?" fragte sie, sich besinnend.

Dann sang sie aber sogleich:

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her.
Es wurzelt ja so fest ihr Fuss im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

Anna selbst hatte dies anmuthige Ghasel in einen lieblichen Gedanken ihres Lilienhauptes gehüllt, der nun mit halber Stimme gesungen ihr von den Lippen floss.

Den Oberst frappirten die Worte; es war ihm, als läge etwas Absichtliches darin.

„Allerliebst!" rief er aus. „Von wem ist das Lied?"

„Ein ganz und gar deutsches Product,“ antwortete Anna lächelnd. „Die Worte sind von Platen, einem berühmten Dichter, wie ich ihn stets nennen hörte, da ich nichts weiter von ihm kenne. Die Melodie ist von einer unbedeutenden Stümperin. Sie erfand sie für eine Freundin, welche ihr die Worte brachte, die sie gern singen wollte —“

„Ich kann nicht sagen,“ fiel der Oberst ein, dem das Apropos gefiel, „ob der Dichter oder die allzubescheidene Stümperin den grösseren Antheil an der Wirkung hat, die das Lied auf mich gemacht hat. Worte und Töne sind so äusserst übereinstimmend, als wenn Dichter und Tonsetzer ein und derselbe wäre. Das kommt aber daher, dass es ein rein deutsches Product ist. In Deutschland ist die Luft mit Poesie und Musik so erfüllt, dass man mit jedem Zuge der Lunge sie einathmet. Ich denke noch immer mit hoher Lust an die musikalischen Genüsse in Ihrem Vaterlande.“

Anna sass da wie ein Marmorbild, mit erhobenem Kopf. Der Oberst konnte sie mit Musse betrachten. Er hatte erwartet, dass sie in das Lob, das er ausgesprochen, einstimmen würde, allein sie schwieg. Er sah auch das für eine gute Vorbedeutung an und machte eine scherzhafte Bemerkung, um ihr die Zunge zu lösen.

„In meiner Jugend,“ begann er, „es war, ehe ich nach Indien ging, trieb ich Musik. Ich hatte es schon ziemlich weit auf der Violine gebracht. Ich spielte Rhode'sche Variationen; das war damals Non plus ultra. Das ist nun Alles längst vergessen. Aber wenn ich so glücklich wäre, Sie nach Deutschland begleiten zu dürfen, so schickte ich mich an, meine Studien bei einem tüchtigen Meister dort wieder zu beginnen —“

Das gelang. Sie konnte das Lachen nicht unterdrücken.

„Lachen Sie über das, was ich sage?“

Sie suchte ihren Ernst zu behaupten.

„Sie haben Recht,“ sprach sie, „wenn Sie es mir als Unhöflichkeit auslegen. Es war jedoch nur unbesonnen. Ich hätte mir sogleich vorhalten sollen, dass zwischen solchen Vorsätzen und dem Unternehmen, sie auszuführen, ohnehin gar Vieles im Wege steht und dass vor Allem der Zweck zu betrachten ist, der dabei vorliegen kann. Wäre es wirklich der allein, Ihre durch lange Säumniss eingebüsste Virtuosität durch erneute Uebung sich wieder zu verschaffen, so bin ich der Meinung, dass sich dies auch in Rotterdam sehr leicht bewerkstelligen liesse.“

Der musikalische Enthusiast liess sich damit nicht zum Rückzug nöthigen.

„Ich trug mich schon lange mit dem Gedanken,“ sagte er. „Eine Reise nach Deutschland war mein steter Wunsch. Es liegt dort so Vieles in successiver Entwicklung, in besonnen gemessenem Fortschritt, was ich in nächster Nähe kennen lernen möchte. Die Musik ist es nicht allein, was mich hinlockt. In allen Zweigen menschlichen Wissens entringen sich dort aus einer Masse von Irrthümern die gediegensten Wahrheiten im hellsten Sonnenlichte, welche der Zukunft der menschlichen Gesellschaft zu Gute kommen werden.“

Anna hatte ihren alten Freund noch nie so sprechen hören. Seine Worte waren ihr, dem Sinne nach, unverständlich. Sie griff daher nach dem allergewöhnlichsten Einwand, der sich ihr darbot.

Sie sprach von ihrer Besorgniss, dass die verschiedene Lebensweise und das Klima ihm nicht zusagen würden.

Dies kam ihm erwünscht zu Statten.

Die feuchte Luft Hollands sei ihm nicht mehr zuträglich, setzte er ihr entgegen. Ueberdies würde es ja nicht schwer sein, seinen Gewohnheiten gemäss sich einzurichten.

Anna konnte es nicht anders als wie ein Opfer ansehen, welches er ihr bringen wollte. Er wollte sich von seinem Vaterlande trennen, das er innig liebte, für das er sein Leben hingegeben, für das er geblutet, wo ihn seine besten Freunde umgaben, mit denen er Umgang pflog, deren Unterhaltungen er theilte, zu welchen ihn gemeinsame Interessen hinzogen. Und dies Alles wollte er aufgeben, nur um sie zu erfreuen und ihr die holdesten Erinnerungen, die der Mensch besitzt, in Wirklichkeit zu beleben.

„Und was brächte mir denn die Rückkehr in's Vaterland?“ erwiderte sie einmal, als er wieder heftiger in sie drang, ihm nachzugeben; „ich bewahre ja tief in meiner Seele alle Anschauungen der Jugend. Keine davon ist von der Zeit geschwächt worden, aber nicht kann ich sie mehr auch nur mit einer einzigen neuen bereichern. Ob Holland, ob Deutschland, das ist der Blinden einerlei!"

Sie hoffte mit diesen rührenden Worten, die sie schon lange gedacht, aber vor sich selbst nicht gewagt hatte auszusprechen, dem Wortstreite für immer ein Ende zu machen: aber weit gefehlt.

Der alte getreue Freund erlaubte sich zu einer kleinen List seine Zuflucht zu nehmen. Er stellte sich, als sähe er in Anna's Einwänden eine stolze, etwas despotische Laune, die sie ihm bis jetzt noch nicht gezeigt hatte.

„Ob Holland, ob Deutschland," fing er an, „das sollte der Blinden einerlei sein? Aber hören Sie denn nicht, wenn Alles um Sie deutsch oder holländisch spricht? Und würden Ihre Seelenkräfte durch den Tausch nicht stärker belebt? Gaben Sie mir nicht oft schon den Beweis, dass Sie die Werke der Schöpfung wahrnehmen und Sie nicht der Eindrücke des Gesichts bedürfen, um sie mit Hilfe anderer Sinne ganz zu empfinden? Wird eine Gegend Ihrer deutschen Heimath Sie unempfindlich lassen? Sie erkennen Personen, und wenn Sie auch seit Jahren sie nicht mehr gesprochen haben, gleich an der Stimme wieder und freuen sich darüber. Und wird diese Freude nicht in höherem Masse Sie beglücken, wenn Sie den so lang entbehrten Bekannten wieder begegnen? Glauben Sie mir, die Reise wird Ihnen leiblich und geistig Segen bringen. Ich lasse nicht nach. Wir müssen reisen!"

Nach einigen schwachen Versuchen von ihrer Seite, ihm alle Entbehrungen, die ihn ferne von Holland treffen würden, darzulegen, hatte sie ihn in einen ungewöhnlichen, verdriesslichen Humor versetzt. Sie sah nun wohl ein, dass dem Streite ein Ende gemacht werden müsse.

„Ich glaubte auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen," sprach sie, „und hoffte, Sie würden meine Weigerung milder beurtheilen. Mir bleibt nun freilich nichts übrig, als Ihren Beschlüssen Folge zu leisten. Sie werden auch hierin das Beste ergreifen, das weiss ich."

„Und das sagen Sie so gemessen und kalt vor sich hin?"

„Mein Vertrauen auf Sie ist unerschütterlich —"

„So reisen wir denn nach Deutschland."

Es lag eine Treuherzigkeit in seinem Tone, der die peremtorischen Worte bedeutend milderte. Er war überzeugt, ihr einen Herzenswunsch befriedigen zu können und hatte sich nicht gescheut, mit seinem festen Wollen ihr gegenüber zu treten. Er täuschte sich nicht. Zwischen ihm und seiner Freundin schien Friede und Eintracht wohl noch niemals befestigter gewesen zu sein, als jetzt.

Das grosse Handelshaus van Norden mit allen seinen weitläuftigen Verzweigungen war in den Besitz des Bruders von Anna's Gatten gekommen. Er war früher dessen Theilhaber gewesen. Eine sehr bedeutende Summe war nach dem letzten Willen des Verstorbenen für seine Wittwe ausgeschieden worden. Die Auseinandersetzung nahm immerhin noch einige Zeit in Anspruch. Allein diese ging schnell vorüber und nun machte die Ausführung der Reise nach Deutschland abermalige Vorbesprechungen zur einer unausbleiblichen Nothwendigkeit.

Sie wurden mit grosser Ruhe geführt. Der treffliche Oberst ermüdete nicht, seinen Plan auf alle mögliche Weise in helles Licht zu setzen. Immer war nur sein eigener Vortheil, der ihn zur Reise nach Deutschland antrieb. Er nahm es von ihr als eine liebevolle Opferwilligkeit an, wenn sie ihn nach dem urkräftigen Wildbad im Schwarzwalde begleiten würde, das ihm schon lange von den Aerzten empfohlen worden war, um seinen hinfälligen Körper mit neuer Lebenskraft zu stärken. Dann könnten sie ja zusehen, ob es ihnen in Deutschland auf längere Zeit behage.

„Hier in Rotterdam,“ setzte er hinzu, „bleiben wir ja stets von einem schmerzlichen Andenken erfüllt und es liegt in der Natur eines alten kränkelnden Mannes, gleichwie einer trauernden Wittwe, sich darin zu versenken und der Seele unaufhörlich diese verstimmende Nahrung zuzuführen. Sie, meine verehrte Freundin, werden das entschwundene Glück hienieden nicht mehr wieder erlangen und ich müsste Ihren Schmerz ja noch um so verstärkter mitempfinden, wenn ich in jedem Augenblick Ihrer Trauer Zeuge wäre und mich nicht im Stande fühlte, Sie zu trösten.“

Diese Erklärungen bedurfte jedoch Anna nicht mehr. Sie war längst schon eines Besseren belehrt und mit sich im Reinen.

Der Tag der Abreise erschien und sie stieg in Begleitung ihres Ritters zwar von der traurigen Gestalt, sonst aber ohne Furcht und ohne Tadel in den Wagen, um nach dem geliebten Vaterlande und zunächst in das wunderthätige Wildbad zu reisen.

Die Kur ward glücklich vollendet. Nach einigen Wochen sah der Oberst seine traurige Gestalt in eine frisch gestärkte umgewandelt und mit frohem Muthe verliess er mit seiner lieblichen Begleiterin die waldigen Thäler, welche den Heilquell umgeben, um sich einen Aufenthalt vorerst für den Winter zu suchen und im Sommer die Kur zu wiederholen.

Ihre Wahl war bald getroffen.

* * *

VI.

In der Heimath

In dem glücklichen Land,“ rief eines Tages der Oberst, da sie in ein heiteres Städtchen ihren Einzug hielten, „sprosst ja überall Gesundheit und Leben aus dem Boden. Welche Ueppigkeit! Dort die weintragenden Hügel, hier die schönen Alleen, die zu dem Gesundbrunnen führen! Durch wie viele Kurorte sind wir nicht schon gekommen, seitdem wir das Wildbad verliessen?“

Während Kammerdiener und Zofe mit dem Abpacken und Ausräumen des Wagens beschäftigt waren, trat der Oberst auf den Perron des Gasthauses hinaus, Anna vorsichtig über die Stufen leitend.

„Das ist ja ein wahres Eden, ein Arkadien, ein zweites Arnothal!“ rief er aus. „Ich werde noch ganz poetisch! Fühlen Sie doch den holden Lufthauch, wie er Ihre Wangen berührt, wie er so artig und lieblich Ihre Haare durchwirrt. Das ist deutscher Wind!

Bei uns in Holland ist er stets schwer und feucht; er streicht wie mit Fledermausflügeln an uns vorüber, oder er saust und braust wie Sturm daher. Hier ist's schön zum Hüttenbauen."

„Es freut mich," sagte sie, „das Sie sich nach Dem, was Sie schon gesehen und erfahren, den Sinn für die schöne Gotteswelt so ursprünglich frisch erhalten haben; dass Ihre Nerven eine so feine Eindrucksfähigkeit besitzen, von einem frischen Luftzug erregt zu werden. Ich empfinde es mit Ihnen, obgleich ich keine Vergleiche der vor uns hier ausgebreiteten Schönheiten mit andern anzustellen im Stande bin. So geht mir die Fähigkeit zwar ab, das was Sie zum Lobe dieser Natur sagen, ganz zu erfassen, aber es macht mich schon glücklich genug, es nur zu errathen."

„Die Natur ist stumm, wenn wir sie nicht mit unsern Gedanken beleben," sprach der Oberst, sanft einlenkend, indem er Anna's Hand fasste. Es war, wie um sie zu trösten. Dann führte er sie in ihre Zimmer, ihr Mädchen wurde daneben installirt und er ging, um sein Zimmer in Augenschein zu nehmen.

Andern Tages machte sich der Oberst auf den Weg, um Wohnungen anzusehen, die ihm für ein längeres Verweilen passend erschienen. Das geräumige, überaus stattliche Haus des Fabrikanten Eduard Werner, in unmittelbarer Nähe des Kurgartens, dessen erstes Stockwerk leer stand, da der Besitzer Junggeselle war, bot sich am günstigten von allen übrigen dar. In einem Seitenflügel lagen drei Zimmer, die dem Oberst genügten, während in der Hauptfronte, sieben Fenster breit, Salon, Boudoir, Schlafzimmer und so weiter, luftig und bequem sich an einander reiheten. Ein schöner, grosser Garten mit Lauben und Lusthäusern schloss sich an, Stallung und Remise waren dabei; es war Alles da, was reiche und vornehme Leute, eine „fremde Herrschaft“, wie man sie bei uns nennt, an einen solchen vorübergehenden Aufenthalt nur beanspruchen können.

Für den Augenblick blieb man noch im Gasthof, bis die Einrichtung der gemietheten Wohnung in gehöriger Ordnung war. Die umsichtige Sorgfalt des Obersten hatte Alles auf das Beste eingeleitet. Sein ältester, bewährtester Diener war in Rotterdam zurückgelassen worden und ward von ihm beauftragt, das kostbare Mobiliar, die Kunstgegenstände, die Vaisselle und so weiter mit Hilfe der gleichfalls dort gebliebenen Kammerfrau der Frau van Norden zur Versendung in Stand setzen zu lassen und rheinaufwärts zu verschiffen.

Als nun nach mehreren Wochen diese reiche und fremdartige Hauseinrichtung vor Eduard Werner's Thür abgeladen und ausgepackt wurde, ermangelte es nicht, allgemeines Aufsehen zu erregen. Die Kurzeit war vorüber und die Einwohner des kleinen Ortes hatten desto mehr Zeit, zu gaffen. Die chinesischen Möbel und Vasen, die herrlichen Teppiche, die im Hofe ausgeklopft wurden, die alten und neuen Gemälde liessen auf den Inhalt der vielen grossen Kisten und Koffer schliessen und eröffneten der müssigen Neugierde ein weites, fabelhaftes Feld.

Der alte Herr mit den weissen Haaren und der martialischen Miene, die noch junge, schöne, blinde Frau: das gab Stoff zum Gerede. Dass es ein Ehepaar sei, war gleich anfänglich bezweifelt worden. Beider Benehmen gab keinen Halt für diese Annahme; jetzt erfuhr man auch, dass die Wohnungen getrennt waren. Es seien Onkel und Nichte, so hiess es nun und dabei beruhigten sich die guten Leute, welche die reichen Zuzügler, die sich auf lange Zeit bei ihnen einrichten, stets mit respectvoller Achtung behandeln, da sie sich Vortheile aller Art von ihnen versprechen dürfen.

Wie nun Alles an Ort und Stelle gebracht war, was freilich wieder mehrere Wochen in Anspruch nahm, entzückte Jeden, der es sah, der ausgesuchteste Comfort, den man nur in dem reichen Holland sieht und der selbst den englischen weit übertrifft. Allein an Bewunderern fehlte es, da die Fremden keine Gesellschaft bei sich sahen.

Oberst Doorman hätte wohl eine Gastfreundschaft nach weitesten Gränzen geübt, aber Frau van Norden war nicht dazu geneigt.

Während des Aufenthalts in Werner's Haus hatte sich zwischen dem jungen gebildeten Fabrikanten und seinem Miether ein angenehmes Verhältniss gebildet. Werner nahm den Thee im ersten Stockwerke und es ward ihm gern gestattet, an einem Abend der Woche, der zum Empfange bestimmt ward, einen und den andern Gast aus den ihm befreundeten Familien mitzubringen. Gegeneinladungen wurden unter dem Vorwand abgelehnt, der sich für Jeden selbst zu ergeben schien. Es war stets die Beschwerlichkeit, die ein

Besuch aus dem Hause einer Blinden bereitete. Werner aber liess es sich nicht nehmen, von Zeit zu Zeit als Entgeltung für die empfangene Gastfreundschaft, im Sommer ein artiges Gartenfest, im Winter eine musikalische Soirée, wohl auch einen Ball zu veranstalten, bei welchen auf seine dringenden Bitten, die bei dem Obersten Unterstützung fanden, die liebenswürdige Frau van Norden die Honneurs machte, da die Einladungen von einem Junggesellen ausgingen.

Dies Beisammensein währte recht frieden- und freudenvoll etwa vier Jahre. Im August pflegte der Oberst das ihm so wohlthuende Wildbad zu besuchen, wohin sein alter treuer Kammerdiener ihn jetzt begleitete.

Während dieser Zeit war Anna ausschliesslich mit den Kindern der Fabrikarbeiter beschäftigt. Für die Kleinern hielt sie eine Klein-Kinderschule im Garten, ganz nach ihrem eignen System; die Grössern versammelte sie um sich in einer Art von Sonntagsschule. Sie mussten ihr vorlesen, auswendig Gelerntes aufsagen, was sie alsdann aus ihrem Wissen ergänzte. Die Kinder liebten sie wie eine Mutter, die Mütter verehrten Anna, nannten sie einen Engel, den der Himmel als Segen herabgesendet, weil er überallhin Wohlthaten ausstreue. Denn die Blindheit hielt Anna wohl ab, die grossen Gesellschaften zu besuchen, wie sie stets sagte, allein daran hinderte sie nicht, dass Frau van Norden zu den armen Kranken fuhr, elende Treppen sich hinaufführen liess, um in den Dachkammern die lechzende Armuth aufzusuchen, zu trösten und zu laben. Hierin sah

Anna nichts, als die Erfüllung der Pflicht der Dankbarkeit, die der eigentliche Kern ihres Wesens war.

Sie hegte nämlich noch eine sehr altmodische Ansicht, die von den Modernen wenig mehr getheilt wird. Sie betrachtete den Reichthum als eine Gabe, die Gott zum Zwecke der Heiligung dem Menschen verleiht. Der Reiche sei von Gott, seinem höchsten Gebieter, zum Verwalter und Spender von irdischen Gütern gesetzt und dürfe sich daher nur als Stellvertreter der Vorsehung betrachten. Dies sei der wahre Sinn, der in dem Almosen liegt. Es ist eine Schuld gerechter Dankbarkeit, welche dem Eigenthümer, der vollkommen unabhängig alle Güter der Welt vertheilt, abgetragen wird, um so den Fluch abzuwenden, der in den fürchterlichen Worten des Herrn liegt: „Aber wehe euch, ihr Reichen!“

In heiter friedlicher Regsamkeit, in solcher Stimmung der Seele und des Geistes waren die Jahre fast gleichmässig entschwunden. Von den spärlichen Eindrücken, welche Anna von aussen her empfing, war als der bedeutendste nur einer zu erwähnen, den die Tochter des Musselinfabrikanten aus Rheinhofen, Fräulein Jenny Weiland, auf sie gemacht hatte. Sie begleitete den Vater alljährlich, wenn er seine Kur an dem nahen Sauerbrunnen machte und zugleich auch bei Werner seine Geschäfte besorgte. Der Aufenthalt dauerte gewöhnlich vier Wochen, welche Jenny grösstentheils in Anna's Gesellschaft zubrachte.

Es lag ein grosser Contrast zwischen Beiden; darauf mochte aber gerade die Anziehung beruhen. Solche Contraste, wenn sie nicht eigentlich tief wurzeln, tragen wesentlich zur Unterhaltung bei. Hier erschienen sie nur äusserlich. Im Grunde des Herzens war Jenny gut und liebte ihre blinde Freundin aufrichtig und zärtlich. Es war stets für sie ein Fest, sie wiederzusehen und an's Herz zu drücken, ihr Alles zu erzählen, was sich in dem letzten Jahr mit ihr zugetragen und ihren Leichtsinn, dessen sie sich anklagte, durchaus nicht zu beschönigen.

Jenny fand man pikant, obgleich sie nicht eben schön war. Ihre grossen, schwarzen Augen schossen Blicke, die mit Blitzen verglichen wurden. Sie schienen, ohne dass es von ihr beabsichtigt wurde, Verschmitztheit zu bergen und wenn sie recht scharf in die Ferne blickte, so konnte man nicht anders, als der Besitzerin dieser Augen Geist zuzutrauen. Sie war nicht gross, jedoch schlank und edel geformt. Es schwebte über dem Ganzen ein Hauch jugendlicher Frische und Gesundheit. Man sah gleichsam das Leben unter dieser durchsichtigen Haut schimmern und pulsiren.

Dem entsprechend war ihre Ausdrucksweise. Ihre Rede war gleich fertig und treffend, manchmal etwas herausfordernd, so könnte man es nennen, wenn dies Wort, auf ein junges Mädchen angewandt, nicht zu streng lautete. Sagen wir, dass es nur so schien. Immerhin folgte Jenny ihren plötzlichen Eingebungen und ihre Antworten überraschten und setzten sogar gewiegte Männer manchmal in Verlegenheit. Der freie Wille war die Grundbedingung ihrer Existenz und hierin entfernte sie sich wohl am Weitesten von ihrer Freundin. Er beherrschte sie ganz und konnte ihr manches Ungemach im Leben bereiten. Als Gegengewicht war ihrem zu leichten Sinn Herzensgüte und Reinheit des Gemüthes verliehen und, wenn die von ihr geäusserten Bemerkungen auch zuweilen die grosse Nachsicht, die man für das junge Mädchen hegte, auf Augenblicke wanken liess, so kehrte man dennoch willfährig zu ihren Gunsten um und beschränkte sich darauf, sie etwas unbesonnen zu schelten.

Auch Anna nannte sie so und hoffte, dass sie mit der Zeit besonnener würde. Sie entschuldigte sie auf alle Weise. Jenny's Jugend und die Zuneigung, die Alle für sie empfanden, liess ein strengeres Urtheil nicht gegen sie aufkommen.

Es wäre auch ungerecht gewesen und der leise Vorwurf, der sie traf, entbehrte jedes tieferen Grundes. Jenny war lebhaft, stracks; es war kein Hehl in ihr; sie war in ihrer Weise consequent, weil dies ihrer Natur entsprach. In ihrem Umgang konnte sich Niemand ihrer Heiterkeit erwehren, man liebte sie, wie man sich zu einem Wesen hingezogen fühlt, das sich seiner Jugend und seines Glücks bewusst ist.

Nur alte grämliche Menschen und junge Koketten fanden ein Aergerniss an ihr und nannten sie ebenfalls kokett, obgleich unverschuldet.

Ihr Vater hatte in seiner Jugend den eiteln, jetzt immer seltner werdenden Wahn gehegt, sich mit einem altadeligen Hause zu verbinden. Es wollte ihm lange nicht gelingen. Seine Fabrik war eben erst gegründet und er vermochte nicht den alten Stammbaum einer Braut mit plebejen Goldsäcken aufzuwägen. Allein mit Beharrlichkeit und Fleiss, dem das Glück zur Seite stand, gelangte er endlich zu Beidem.

Er lernte ein Freifräulein Malvina von Weiher kennen, welches bereits ein wenig in Saat geschossen war, allein dafür zu den ältesten Geschlechtern in Süddeutschland zählte. Es fanden sich nur noch wenige mitleidige Seelen, die sie an den Gesellschaftsabenden zum Tanz aufforderten und ihre ahnenstolzen Eltern schauten sich am Tage vergebens nach einem ebenbürtigen Gatten für sie um. Es war die Zeit vorüber, wo man von ihrer Schönheit sprach, deren Spuren jedoch keineswegs gänzlich verschwunden waren. Sie ersetzte Dasjenige, was ihr in dieser Beziehung abging, vollständig durch jenes eigenthümliche aristokratische Parfüm, von welchem sich auf Jenny glücklicherweise nichts fortgepflanzt hatte. Sie behauptete noch, als schlichte Frau Weiland, ihre angeborene Würde mitten in der sie umgebenden Welt des Geldes und des Erwerbs. Man konnte sie, sagten die Spötter, mit einem alten Stück Pergament vergleichen, welches so lange an einem Geldsack abgerieben wurde, bis die Buchstaben darauf gänzlich verschwunden, die Wappen aber an manchen Stellen noch kenntlich geblieben waren.

Herr Weiland, der nun den vornehmen Namen Weiher dem seinigen angehängt hatte, wusste ausser der darin liegenden Alliteration nichts anzuführen, was für ihn daraus entsprossen wäre. Seine Gewohnheiten waren bürgerlich geblieben und so wenig dies seine Gemahlin befriedigte, so war es ihm doch nicht möglich, es zu ändern. Ihr Ehrgeiz trieb ihn aber nun auf ein neues Feld. Die Geschäfte hatten sich ausgedehnt, sein Reichthum wuchs. Er gelangte damit zu dem modernen Bewusstsein, dass der Geldmacht ein reeller Glanz zur Seite steht, der in unsern Tagen den Adel verwitterter Stammbäume weit überragt. Schnell auf einander folgende Reisen nach England, die zwar nur den neuen Maschinen und Einrichtungen der Fabriken gelten sollten, wurden auch dazu benützt, die englische Gesellschaft genauer kennen zu lernen. Sein Name und sein Credit verschafften ihm alle Gelegenheit hierzu. Ein eigentliches Studium war es nicht zu nennen; dazu fehlt es Leuten seiner Art an Tiefe der Beobachtung, die in einer umfassenden Bildung wurzelt. Dafür aber sprachen ihn die strengen und in der Ausübung doch so cordialen Umgangsformen an, die der Fremde schnell begreift, allein in seinen heimischen Kreisen fast niemals oder nur karrikirt in Anwendung bringen kann.

Dieser neue Dünkel trat jetzt bei Herrn Weiland-Weiher ein. Er nahm sich vor, es den Engländern in Allem gleich zu thun. Er ward zum Anglomanen und sah von dieser vermeinten Höhe auf deutsches Leben stolz hernieder. Seine Fabriken lagen in wahrhaft fürstlichen Anlagen. Parke von grosser Ausdehnung wechselten mit künstlichen Seen; in den Gärten die seltensten Pflanzen. Kein

Engländer kam in seine Nähe, den er kennen gelernt und nicht bewirthet hätte. Es fehlte an nichts, um einem solchen Gaste die Täuschung zu bereiten, dass er daheim sei. Herr Weiland war schon lang von dem Gedanken ergriffen worden, sein ganzes Haus im englischen Geschmack zu restauriren. Alle Möbel hatte er in London bestellt und ihre Verpackung und Verladung von dort selbst besorgt und geleitet.

Der unverhoffte modische Glanz, der freilich von Ahnen, Grüften und Pergamenten nicht zu prahlen wusste, entschädigte dennoch Frau Weiland, geborenes Freifräulein von Weiher, in Etwas. Es that ihr wohl, von Engländern mit Mylady angeredet zu werden.

So waren nun Jenny's Eltern. Das Leben, welches die Tochter im Vaterhaus umgab und ihrem naturwüchsigen Schalksinn, ihrer heiteren Ungebundenheit vielfältig Schranken setzte und unendliche Ausstellungen zuzog, hatte den Nachtheil, dass sie die Offenheit ihres Wesens nicht als Pflicht betrachtete und sich nach berechnendem Ermessen dort verschloss, wo jene streng geboten gewesen wäre. Sie lebte auf, wenn sie den Vater in den Kurort begleiten durfte; hier hielten ihn Geschäfte ab, stets an ihr zu mäkeln und zu modeln; die Mutter, die strenge Oberhofmeisterin, machte die Reise niemals mit; Jenny konnte bei ihrer Freundin Anna sich uneingeschränkt ganz so geben, wie sie war.

Ein plötzliches Unwohlsein, welches den Oberst während der Nacht befiel, erklärte ein in der Eile aus der Nachbarschaft herbeigerufener fremder Arzt für einen Schlaganfall und demgemäss glaubte er einen starken Aderlass verordnen zu müssen. Das von dem Feuer einer tropischen Lebensweise übermässig erhitzte Blut des alten Herrn rief eine Entzündung der Venen hervor und eine ihm sonst nicht lebensgefährliche Erkältung wurde schnell tödtlich. Als der gewöhnliche Hausarzt später erschien und dieses erklärte, war kein Rettungsmittel mehr anzuwenden.

Der Mensch, in welchem das Bewusstsein des Göttlichen nicht durch sündhafte Einflüsse gänzlich erstickt oder durch Irrlehren seiner eigentlichen Wirksamkeit entrissen wurde, erträgt Freude wie Schmerz mit Gleichmuth.

Auch bei dem traurigen Ereigniss, das Anna nun wieder so plötzlich verwaisen liess, verblieb sie in ihrer Ruhe, die einen Charakter wie Kühnheit an sich trug.

Sie war gewöhnt, in dem Oberst ihre Stütze zu erblicken; sein Tod ging ihr nahe, aber er erschreckte sie nicht.

Wie das Leben sich ihr auch gestalten mochte — es war Etwas jenseits desselben, dessen Nähe sie begriff, das ihr mit leiser, aber unendlich holdseliger Stimme Trost zurief und ihr den Muth verlieh, in ihrer Blindheit vorwärts zu schreiten, ohne sich um Das zu kümmern, was rechts oder links vorging.

Schon längst hatte der Oberst Anna zur Universalerbin eingesetzt; die Angelegenheit war aber nicht leicht zu ordnen. Es lebten viele Seitenverwandte in Holland, die zu den Ansprüchen, die sie erhoben, sich hinlänglich berechtigt glaubten. Obgleich das in bester Form abgefasste Testament das Erforderliche fest stellte, so musste man dennoch erwarten, diese zähen Bataver dürften mit grösster Seelenruhe nicht unterlassen, einen langwierigen Process anzustreben. Der bedeutendste Theil des Vermögens bestand in überseeischen Gütern oder war bei der Bank von Java angelegt; der Erblasser war im Ausland gestorben. Es war so recht eine „holländische Erbschaft“, wie es bei uns sprichwörtlich heisst.

Anna wusste das nicht anzugreifen. Sie hätte die reiche Erbschaft den Prätendenten willig überlassen, weil sie fürchtete, durch das Beharren auf ihrem verbrieften Rechte dem natürlichen Rechte der Verwandten zu nahe zu treten.

Werner entging es nicht, dass der verwickelte Handel eines erfahrenen Mannes bedürfe, um geschlichtet zu werden. Er trug Anna seine Dienste an. Sie dankte ihm dafür, bat ihn jedoch vor allen Dingen, nachdem er sich von der Lage hinlänglich überzeugt haben würde, dafür zu sorgen, dass Alles in die Hände der rechtmässigen Erben gelange, indem sie auf jeden Antheil freiwillig Verzicht leiste.

Werner konnte sich nicht enthalten, sie daran zu erinnern, dass es in der Welt darauf ankomme, die Tugend auch mit der nothwendigen Klugheit zu paaren. Das bedeutende Vermögen, welches der Oberst ihr vermacht habe, setze sie in den Stand, das viele Gute, das sie jetzt schon übe, zum Vortheil ihrer Nebenmenschen nach grösserem Massstabe zu vollbringen. Er machte sie darauf aufmerksam, dass man eine zugefallene Erbschaft dieser Art nicht so leichthin aufgeben dürfe. Ein Vermächtniss sei für den Gewissenhaften wie ein Depot, zu dessen Bewahrung man verpflichtet ist, nicht aber ein Gegenstand, über den man nach augenblicklicher Laune so oder so zu schalten berechtigt sei. Bei der Vermehrung unserer finanziellen Kräfte dürfe man um geringfügiger Rücksichten willen nicht sein Augenmerk von der Erfüllung höherer, heiliger Absichten abwenden.

Die praktische Wahrheit, die in den Worten des jungen Fabrikanten lag, machte auf Anna den gewünschten Eindruck. Sie übergab das Ganze seiner Disposition, nachdem sie die unerlässliche Bedingung gestellt, die in Holland erhobenen Ansprüche auf das Genaueste zu prüfen und ihre Erfüllung darnach zu bemessen. Sie neigte nicht zu überschwänglichen und noch weniger zu kleinlichen Skrupeln, ebenso weit war sie von jenen hohlen Träumereien entfernt, die schwache Seelen zu foltern vermögen. Wo es darauf ankam, eignete sie sich eine fremde Idee an und wusste darnach zu handeln, unbeschadet der innern Harmonie ihres Wesens. Dies entsprang keiner Schwäche ihres Charakters, vielmehr verbürgte es seine Stärke, die sie in den schnell über sie hereinbrechenden Schicksalen immer zu behaupten gewusst hatte.

Durch das sich daraus ergebende neue Verhältniss trat Werner ihr näher. Ihr erschien er als ein bewährter Freund; sich sah er durch das Vertrauen, das sie ihm schenkte, um so mehr zu der liebenswürdigen Frau hingezogen.

In Anna's Stimmung war keine Veränderung zu bemerken; Eduard Werner hatte Mühe, eine solche zu unterdrücken. Allein nie wagte er ein Wort, welches mehr als das Bestreben ausdrückte, sich ihre Achtung zu erhalten und sie seiner anhänglichen Dienste zu versichern.

Ihre stille Bescheidenheit, die Würde, die sich um sie wob, die Unschuld, die ihrem Herzen entströmte, hielt bei Werner jeden Gedanken zurück, der sie unzart berühren konnte. Er gestand sich im Stillen, dass er sie wie eine Schwester liebe, allein er verhehlte vor sich selbst, dass eine etwas stärkere Beimischung von Zärtlichkeit mit im Spiele sei.

Er war und blieb nichts als der von ihr selbst erwählte Anwalt, den sie, als die holländische Auseinandersetzung ihm keinen Vorwand mehr herlieh, dennoch gern empfing, um allerlei Geschäfte ihm zu übertragen, die von der Verwaltung eines grossen Vermögens unzertrennlich sind.

* * *

VII.

Neue Bekanntschaften.

Anna van Norden hatte das Kammermädchen so eben fortgeschickt; die Toilette war heute schneller als sonst beendigt, als Werner gemeldet wurde. Es war zur ungewöhnlichen Zeit.

Er bat um die Gunst, Anna bei seinem Diner zu sehen, im Kreise guter Bekannten, und ihm zu erlauben, bei dieser Gelegenheit ihr einen Jugendfreund vorzustellen, der nach langer Abwesenheit soeben aus England zurückkehrte. Er erinnerte sie daran, dass er ihr schon von demselben gesprochen habe und nannte ihr den Namen Wilhelm Born.

Sie wünschte ihm freundlich Glück zu der Ueberraschung, seinen Freund wiederzuhaben, dann aber setzte sie in einem traurigen Tone hinzu:

„Ich habe zu schlecht geschlafen, mein lieber Freund; so mag einem Fisch auf dem Rasen zu Muthe sein, wie mir diesen Morgen.

Ich glaube, die Vögel auf den grossen Linden vor meinem Fenster haben die ganze Nacht gezwitschert und gesungen. Mein Kopf ist so angegriffen, dass ich mir nicht einmal die Haare machen liess und Sie in der Negligéhaube empfangen muss."

„Ach, die Balconthüre ist offen," brach sie schnell ab, „ich bitte, machen Sie sie zu. Der Morgen ist frisch und ich fürchte mich zu erkälten. Die Migräne wartet nur auf einen Vorwand, mich zu überfallen und mich in vierundzwanzig Stunden nicht loszulassen."

Werner gehorchte.

„So, jetzt ist dem Feinde der Pass verrannt," sagte er. „Die etwas frische Morgenluft verspicht einen schönen Tag. Bis die Stunde da ist, wird keine Spur der schlimmen Nacht mehr vorhanden sein. Die Zerstreuung, die ein harmloses Gespräch unter guten Freunden gewährt, wird die Verstimmung vollends heben —"

„Es wird mir schwer, abzulehnen, allein ich kenne mich. Ich würde alle guten Freunde verstimmen —"

Hier wurde die Zimmerthür etwas derb und weit geöffnet, und herein sprang ein junges Mädchen, eine lebensfrische Erscheinung, heiterglühend wie die Farben, die sie trug. Mit einem herzlichen Guten Morgen! schloss sie Anna in die Arme und drückte einen Kuss ihr auf die Lippen.

„Jenny!" rief ihr diese entgegen in einem Tone, der gegen den noch vor Kurzem angestimmten bedeutend abstach.

„Ich habe mich nicht melden lassen, du nimmst es mir gewiss nicht übel,“ sagte Jenny Weiland. „Ich wollte das Glück, dich zu haben, um keine Minute verzögert sehen. Nun wirst du mich den ganzen Tag nicht los. Ich bleibe bei dir und hast du etwas vor, so will ich dich nicht stören. Ich habe mir etwas zum Lesen mitgebracht. Mittags sind wir ja ohnehin bei unserm lieben, guten Freunde eingeladen und, setzen sich die Andern zum Spiel, dann absentiren wir uns und plaudern nach Herzenslust, bis dass der Vater mich bei dir abholt. Aber was ist denn das? Herr Werner macht ja eine so pitoyable Miene, als wenn ihm plötzlich alle Maschinen in der Fabrik stille stehen!“

Er erklärte die Ursache seiner gestörten Freude, indem er das Bedauern über Anna's Unwohlsein mit der wiederholten Versicherung verband, dass ihr die Gewährung seiner Bitte keinen Nachtheil bringen würde.

„Sie haben Recht,“ sagte Jenny. „Die Gesellschaft wird doch nicht etwa zahlreich sein, sonst tauge auch ich nicht dazu, um so mehr, wenn ich Anna leidend weiss.“

Ihren Blick richtete sie dabei durchdringend auf die Freundin. Es entging ihr nicht, dass diese ein kleines Missbehagen in ihren Zügen verrieth. Jenny wandte sich wieder an Werner.

„Vor Allem muss ich wissen, wer mit uns essen wird, ehe wir weiter gehen.“

„Mit Ihnen und Frau van Norden, Ihrem Herrn Vater und mir sind es nur noch vier Personen —“

„Und die sind?“

„Herr und Frau Warnecke —“

„Ah, der Onkel und die Tante! Charmant! Die streiten immer und das gewährt Unterhaltung! Weiter!“

„Herr von Hierl, der eben aus Wien kommt —“

„Hierl? Wien? sehr gut. Und dann, geschwind! Wer noch?“

„Wilhelm Born aus Sheffield —“

„Sheffield? In England? Nicht möglich! Das ist so etwas für meinen Vater. Und endlich?“

„Sonst Niemand.“

„Aber Anna — das ist ja ganz allerliebst klein beisammen! Da kannst du's schon wagen, hinunter zu gehen. Um die ganze Tafelrunde nur drei Damen. Nur drei Blumen im Kranze und du, die allerschönste, solltest fehlen! Nein, das geht wahrhaftig nicht. Die Unterhaltung wird dich erfrischen und du wirst dich nicht einmal dabei anzustrengen haben. Herr von Hierl gehört mir; ich zieh' ihn auf und ist der einmal aufgezogen, so läuft er nicht sobald ab. Ich kenne ihn zu gut. Und was den Engländer betrifft, so wird ihn der Vater beschäftigen und, ist er nicht vom Spleen besessen, so kann er uns auch über die neuesten Londoner Moden Bericht erstatten. Nun, was beschliessest du?“

Anna lächelte nicht wie sonst, wenn das liebe Mädchen seiner sprudelnden Heiterkeit freien Lauf liess. Eine tiefe Wallung ihres Herzens verrieth sich jetzt in ihren klaren, durchsichtigen Zügen. Jenny fühlte sogleich, dass hier mehr mitspreche, als die Folgen einer schlechten Nacht; sie drückte der Freundin die Hand und sprach sanft:

„Wenn's so ist, dann bleibe!"

Anna dankte durch ein freundlich anmuthiges, langsames Nicken des Kopfes, das von einem schnellen Erröthen begleitet war. Dies deutete Jenny an, dass sie richtig einen mächtigeren Beweggrund voraussetze, als den angegebenen, der von der stets so gefälligen und liebenswürdigen Freundin gewiss überwunden worden wäre, schon um nicht eigensinnig zu erscheinen.

„Da ist nichts weiter für Sie zu thun, bester Herr Werner!" sagte Jenny mit einem spöttischen Ausdruck, der nicht gegen den guten Ton verstiess und nur nicht die besorgte Theilnahme für Anna verrathen sollte. „Verzweifeln Sie darüber nicht, dass Sie Frau van Norden für diesmal werden entbehren müssen. Sie haben ja noch immer mich! Herrn von Hierl will ich schon gehörig beschäftigen und den Engländer nimmt Papa für heute auf sich. Sie vertrösten ihn einstweilen auf das Glück, das ihm in den nächsten Tagen bevorsteht. Nicht wahr, Anna, dann ladest du ihn ein, den Thee bei dir zu nehmen?"

Der arme Werner richtete unbestimmte, schwer zu entziffernde Blicke auf die Sprecherin, welche ihm durch ihr unberufenes Dazwischentreten das Concept total verdorben hatte. Dann versuchte auch er Jenny's Lächeln nachzuahmen, was ihm aber nicht ganz so graziös gelingen wollte und nicht zu den empfindlichen Worten passte, welchen es als Begleitung diente. Er meinte, dass es an Frau van Norden sei, ihm den Schlussbescheid zu ertheilen.

Jenny liess ihn nicht ganz aussprechen, um Anna von dem lästigen Besuche zu befreien.

„Sie sind ein Träumer!“ rief sie, sich in seinen Arm hängend. „Wie können Sie sich nur noch einbilden, hier etwas zu erreichen? Sie haben ausgeleert der Worte Köcher. Kommen Sie! Ich brenne vor Begierde, Ihren Gentleman kennen zu lernen. Wir müssen die Freundin allein lassen; sie darf nicht sprechen und das blosse Zuhören wirkt ennuyant. Mein Vater wartet unten auf Sie und hat mit Ihnen zu verhandeln. Bis zum Essen gehe ich spazieren, setze mich in Schatten und lese. Sehen Sie hier meine Lectüre. Ich muss mich in die gehörige Verfassung setzen, für die Unterhaltung Ihrer Gäste zu sorgen. Haben wir Mitleid mit Anna. So kommen Sie doch!“

Als die Schäkerin mit Werner sich entfernt hatte, kehrte Frau van Norden noch lange das Gesicht nach der Zimmerthür, um abzuwarten, ob nicht ein plötzlicher, neuer Ueberfall noch zu besorgen stehe. Während Jenny's Schwatzen gab Anna fortwährend stille Zeichen ihrer Zustimmung. Die wärmste Theilnahme für sie liess sich ja aus dem Scherze herausfühlen.

Jetzt, als vollständige Ruhe sie umgab, erwachten in Anna die holdesten Stimmen des Lebens, die der Dankbarkeit und der Liebe, umhaucht von dem Zauber der Erinnerung. Sie gedachte ihres Gatten, dessen Sterbetag morgen wiederkehrte. Der Tod hatte ein himmlisches Band um sie geschlungen, unauflöslicher und geheiligter, als es im Leben gewesen war.

Herr Weiland wartete schon unten im Vorzimmer, als Werner und Jenny die Treppe herabkamen. Sie nahm ihren Vater bei der Hand, führte ihn zur Hausthür und deutete nach einer Stelle im Garten, wo ein schattiges Gebüsch eine Bank überragte.

„Dort werde ich sitzen, bis du mich abholst, Papa!“ sagte sie.

„Da wirst du lange sitzen bleiben,“ meinte Der.

Sie drohete mit dem Finger.

„Ein hässlicher Doppelsinn liegt in dieser Voraussagung für ein junges Mädchen,“ rief sie laut auflachend. „Aber ich setze mich darüber weg und frage nur, wirst du denn so gar lang mit Herrn Werner zu spinnen haben?“

„Das wohl nicht; ich habe jedoch noch andere Geschäfte in der Stadt und werde zur Esstunde erst mich wieder hier einstellen. Bedenke, dass es noch sehr früh am Tage ist.“

„Desto besser. Mir wird die Zeit nicht lang. Ich werde dich erwarten.“

Und damit sprang sie fort in das Gebüsch.

Man sah mehrere kleine Kinder in das Haus gehen, die bald darauf wieder herauskamen, mit ganz traurigen Gesichtern, obgleich sie Aepfel und Brod in den Händen trugen. Man hatte ihnen ihr gewöhnliches Frühstück gereicht und ihnen dabei gesagt, dass ihre gute Lehrerin krank sei und heute nicht um sie sein könne. Sie möchten im Garten spielen gehen und recht artig sich aufführen. Die gute Lehrerin würde sie rufen lassen, wenn's ihr besser gehe.

Die Kleinen setzten sich auf den Rasen und verzehrten ihr Frühstück; an's Spielen dachten sie aber nicht. Jenny sah bald über das Buch hinweg nach ihnen hin. Die Störung schien ihr nicht unangenehm zu sein. Die Lectüre hatte angefangen, sie in ihrem geistigen Gleichgewicht zu stören. Sie bedurfte einer ausser ihr liegenden Kraft, um sich über das Niveau der geschilderten unwürdigen Erbärmlichkeiten zu erheben. Der Verfasser gab sich das tugendhafteste Ansehen, aber er übersah nur die Kleinigkeit dabei, dass er seinen Leser mit allen Schändlichkeiten gesellschaftlicher Verwilderung bekannt machte, ohne ihm den Weg zu zeigen, sich daraus zu befreien. Zu schreiben verstand er anziehend und kunstgerecht. Man konnte auf den renommirten Mann jene zutreffenden Worte des grossen Heiligen Augustinus anwenden, „dass er in auserwählten und kostbaren Gefässen den Wein des Irrthums, selbstberauscht, seinen Lesern zutrinke."

Es ward Jenny leicht, die Unterhaltung mit diesem geistreichen Schriftsteller einer andern zu opfern, in der von Geistreichheit keine

Spur. Es war kindisch und doch in einer Art sublim. Sie warf das Buch auf die Bank und sich in das Gras und rief die Kinder herbei, um mit ihnen zu scherzen. Bald entwickelten sich daraus Spiele, die stets munterer wurden. Der Platz war entfernt genug von dem Hause, um nicht befürchten zu lassen, dass Anna dadurch gestört werden könnte.

Jenny war das tollste Kind unter Allen, und wer sie so erblickte, dem musste sie gefallen.

Plötzlich aber verzog sich ihre freundliche Miene. Eines von den kleinen Mädchen hatte die Schürze zur Nase geführt. Ein scheuer Blick flog über die Kinder hin, die sie furchtsam im Kreise umstanden und sie kamen ihr nun Alle so unreinlich vor, dass sie Ekel empfand.

„Fort! fort! ihr Kinder! macht, dass ihr heimkommt, es wird regnen!“ rief sie barsch und die Kleinen liefen, als fürchteten sie sich vor ihr.

Ihr Vater und Werner kamen auf sie zu.

„Was hattest du mit den Kindern? die Kleinsten weinten ja,“ fragte Herr Weiland.

Jenny's Gesicht verrieth ein bitter schmerzhaftes Gefühl.

„Ich wollte mich, wie Anna, mit den Dingern abgeben, allein es fehlt mir das Zeug dazu. Mit meinen guten Augen sah ich, wie schmutzig sie sind, und das war genug, um sie zu verabschieden.“

Sie strich schnell das leichte Sommerkleid glatt, fragte, wie sie aussehaue, ob ihr Haar in Ordnung, und folgte den beiden Herren, indem sie noch einen Augenblick sich nach dem Spielplatz hinwandte.

„Ich muss Das nun vergessen und mich sammeln," sprach sie mit einem komischen Anstrich von Gravität, „um den mich erwartenden unbekannten Ereignissen mit anständigem Muthe entgegen zu gehen."

Unter den Linden am Wohnhause standen Herr von Hierl und Wilhelm Born, wie es schien in lebhafter Conversation, die der Erstere — als die Ankommenden sich näherten — mit sichtbarer Hast noch zu Ende führen wollte. Auf der Bank sassen Herr und Frau Warnecke, die sogleich aufstanden, um Jenny zu begrüssen und nach Frau van Norden zu fragen.

Das Ehepaar zählte nicht zu den fremden Kurgästen. Herr Warnecke wohnte in der nahen Stadt und hatte die Schwester des Fabrikanten Weiland geheirathet. Er war reich und trieb kein Geschäft, war dabei überaus freisinnig, machte stark in Politik und was die Zeit gebar, verdarb ihm oft den Magen, weshalb er seine Zuflucht zum Sauerbrunnen nehmen musste. Er war vor Kurzem erst angekommen.

Frau Warnecke hatte sich einige von den Maximen ihres Herrn Gemahls angeeignet, ohne sie jedoch auf Politik anzuwenden. Sie war freisinnig im Hause und betrieb die Kunst, ihren Mann zu ärgern mit einer wahren Meisterschaft, wurde aber dadurch so sehr in Mitleidenschaft gezogen, dass auch sie des Sauerbrunnens als Ausgleichungsmittel bedurfte.

Herr von Hierl, den wir soeben im eifrigen Gespräche begriffen sehen, ist auf den ersten Blick nichts weiter als ein eleganter junger Mann. Es muss etwas Wichtiges sein, was ihn abhält, nicht als der Erste die schöne Jenny Weiland zu begrüssen. Wer weiss? Vielleicht war es auch nur Caprice. Er hatte ihr stets angelegentlich den Hof gemacht und sah sie jetzt nach der vorjährigen Saison zum Erstenmal wieder.

Hierl, der Sohn eines Grosshändlers in Wien, stand unabhängig da. Mit seinen bedeutenden Fonds speculirte er an der Börse und galt für einen glücklichen Spieler. Als guter Gesellschafter war er selbst in den exclusiven Kreisen seiner Vaterstadt recherchirt. Obgleich erst vierundzwanzig Jahre alt, lebte er doch schon lange genug in der Welt. Die alten gesetzten Leute nannten ihn aber schlechtweg einen G'schwuf — das ist im Wienerischen Dandy —, und die soliden jungen Leute einen Disputirer, da er immerfort um nichts krakeelte; die ihn jedoch näher kennen wollten — das waren die Makler an der Börse, die Schwindler von Profession und dergleichen — die meinten, je nachdem sie mit ihm zusammen gerathen waren, er sei ehrsüchtig, interessirt, intriguant, selbst perfid; vom Uebrigen nicht zu sprechen.

Wollte man nun fragen, wie Werner darauf gerieth, diese Leute einzuladen, so liesse sich als seine Absicht anführen, dass sie, kurz zuvor erst angekommen, ihm ihren Besuch gemacht und er daher ihnen eine Artigkeit durch seine Einladung erweisen wollte. Sie gehörten zu den Kreisen, die Werner frequentirte und galten dort als Zierden. Zudem waren die Warnecke den Weiland nahe verwandt und Hierl ein oftmaliger Besucher, der, wie er selbst sagte, so gut wie zur Familie gehörte.

Für Anna, wäre sie von der Partie gewesen, waren Hierl und Warnecke unbekannte Grössen geblieben, so oft sie auch schon mit ihnen zusammen gekommen war. Die instinctive Reinheit ihres Wesens schützte sie vor solchen Bekanntschaften und verlieh ihr eine gesunde Kraft, jede Annäherung auf das Bestimmteste sich fern zu halten.

Dem Gaste aus Sheffield und dem Anglomanen Weiland zu Ehren war das Diner auf englische Weise bereitet und servirt worden. Auf die ächte Turtlesuppe wurde, wie üblich, Eispunsch gereicht, um die überhitzten Schlingorgane zu erfrischen und den Gaumen für das Folgende empfänglich zu stimmen.

Hierl war ein Schöngeist wie Einer. Er glänzte mit seiner Kenntniss unserer Dichter; in seiner Kritik trieb er es bis zur Insolenz, die er, fand sie ernsten Widerspruch, in einen schlechten Witz escamotirte. Der Moment war erschienen, ihn auf den Kampfplatz zu rufen. Der Punsch brachte ihn auf Schiller's Punschlied.

„Wie konnte nur Schiller von vier Elementen innig gesellt sprechen,“ fing er an, „da jeder Schuljunge weiss, dass Punsch, Pendsch und Pantsch im Hindu nichts anders als fünf bedeutet!

Dies fünfte, von Schiller ignorirte Element, ist der Thee. ‚O Thee, du selber eine Mythe!‘ wie Uhland sagt.“

Man lachte über den Einfall; Hierl allein behauptete seinen Ernst und fuhr fort:

„Schiller trank Punsch, aber bereiten konnte er ihn nicht. Das ist ausgemacht. Wer wüsste nicht, dass der Zucker zuerst in der Bowle liegen muss, dann der Citronensaft und hierauf erst der Rum dazu komme. Was thut aber Schiller? Hören wir ihn doch nur mit kritischem Ohre! Erst der Citrone saftiger Stern, dann die Tropfen des Geistes — mein Gott! die Tropfen — das müsste ein prächtiger Punsch werden! und nun gar endlich des Zuckers lindernder Saft. Gestehen wir offen, dies poetische Recept darf nie und nirgend befolgt werden.“

Frau Warneke wollte etwas Geistreiches sagen; sie glaubte den Moment dazu gekommen.

„Ein Jeder ist für sein Thun verantwortlich. Die Unverantwortlichkeit ist aus dem Dictionnaire der Neuzeit gestrichen. Selbst Fürsten und Minister sind verantwortlich und ein Dichter sollte es nicht sein? Auch ich kann Punsch machen und stimme der gründlichen Kritik des Herrn von Hierl vollkommen bei.“

Ihr Schützling verbeugte sich mit feinem Lächeln.

„Kein heutiger Dichter dürfte sich dergleichen erlauben,“ sagte er. „Unser poetisches Gewissen empörte sich gegen ihn. Unsere Väter waren naiver und liessen sich von einem Namen verblüffen.

Sie besassen eine Unschuld, die uns zum Glück abhanden kam. Wir streben vor allen Dingen nach Wahrheit und gestatten dem Irrthum keine Art von Privilegien, möge der Dichter und der König auch auf der Menschheit Höhen wohnen, wie Schiller ebenfalls behauptet."

Hier betrat auch Herr Warnecke das Feld der Polemik.

„Ich bin gewiss kein Feind der Freiheit," sprach er, „allein in diesem Falle bestreite auch ich die sogenannte poetische, ohne dadurch meinem Princip zu nahe zu treten."

„Lassen Sie den Streit ruhen, da ohnehin der Gegenstand, der ihn hervorrief, genossen ist," sagte Jenny. „Tragen Sie schnell die leeren Punschgläser fort," rief sie dem Bedienten zu, „damit uns die fünf Elemente aus den Augen verschwinden. Es wird Herrn Born, der soeben erst aus den grossen Werkstätten englischer Industrie uns wiederkehrt, die deutsche Poesie wohl wenig interessiren.

„Und eben in diesem Augenblick, da ich meine geliebte Heimath so recht wieder mein nennen darf, tritt sie in ihrer ganzen Anmuth, in ihrem vollkräftigsten Reize höchst imposant zu mir heran. Ich gedenke mich für viele Entbehrungen, die mir die Fremde auferlegte, reichlich zu entschädigen. Die neuern poetischen Werke sind mir freilich in Sheffield nicht zugänglich gewesen, allein der Schatz, der mich über das Meer begleitete, ward mit desto grösserer Sorgfalt bewahrt. Unser nationalster Dichter blieb mir zu jeder Zeit ein Gegenstand höchster Verehrung. Verurtheilt wie ich war, unter stetem Hämmern der materiellen Schmiede zu existiren, wie köstlich erfrischte mich da die poetische eines Heros wie Schiller. Wie sind seine Verse doch so schön aus Musik und Klarheit geschmiedet! Weder Shakespeare noch Byron verdrängten ihn aus meinem Gedächtniss, aus meinem Herzen. Wer draussen lebt in dieser Zeit des kältesten, rein persönlichen Interesses, der empfindet doppelt den Werth eines Schiller, der uns in der Entbehrung des Vaterlandes das geistige Vaterland gewährt und uns auf's Innigste mit ihm verknüpft.“

„Sie haben Recht,“ rief Jenny schnell dem unbekannten Manne mit einer Wärme zu, die sich nicht zurückhalten liess. „Ich begrüsse Sie als deutschen Gefühlsgenossen. Es wäre eine unerträgliche Qual, ausserhalb des Vaterlandes zu leben, wenn man sich der geistigen Zusammengehörigkeit mit ihm nicht bewusst wäre.“

„Sehen Sie nur, wie das patriotische Gemüth aus ihren wunderbar schönen, unvergleichlichen Augen strahlt!“ bemerkte Herr Warnecke zu Born gewendet.

„Die wunderbare Schönheit meiner Augen lasse ich gern dahingestellt,“ rief sie neckisch, „ich bin nicht eitel. Aber auf die Sehkraft meiner Augen thu' ich mir etwas zu gut. Ohne Hilfe eines Fernrohrs sehe ich einen von den Jupiterstrabanten, oder finde einen Stern in der Milchstrasse heraus. Ich entdecke Dinge, die Andern stets verborgen bleiben, die kein Mensch auch nur ahnet.“

Sie war froh, durch diese Wendung den Eindruck zu verwischen, den ihre, etwas zu enthusiastische Approbation der patriotischen Aeusserung Born's hervorgerufen haben konnte.

„Haben Sie Mitleid mit einem armen Mädchen,“ wandte sie sich zu Hierl, „kommen Sie meiner Neugier und meiner Imagination zu Hilfe. Sagen Sie uns etwas von den Wiener Moden. Wie trägt man jetzt dort die Hüte?“

„Auf dem Kopfe,“ entgegnete er trocken, „ich wüsste nicht anders.“

Jenny lachte bei der Impertinenz laut auf, Frau Warnecke still, boshaft in sich hinein, weil es sie freute, die Frage, die sie so sehr mal à propos fand, so derb abgetrumpft zu sehen.

„Ich kann Ihnen etwas Genaueres von den Moden in London berichten,“ sagte Born, „das ich erst vor drei Tagen verliess. Wenn Sie mir's erlauben, so überreiche ich Ihnen Morgen die neuesten Hefte von dem Ladies Cabinet of fashion und dem Ladies Companion, die ich nach Deutschland mitnahm, um vorkommenden Falles schönen Landsmänninnen damit zu dienen.“

„Daran erkennt man englische Galanterie!“ rief Herr Weiland. „Selbst hierin offenbart sich der praktische Sinn, der dort Alles durchdringt.“

„Ach, gebrauchen Sie dafür nicht das nichtssagende und doch so vieldeutige französische Wort. Ich finde es überaus artig,“ sagte Jenny, „dass Herr Born an seine Landsmänninnen dachte und traue so etwas einem praktischen Engländer viel weniger zu, als einem Deutschen. Das ist weder französische noch englische Galanterie; Das ist deutsch, liebenswürdig und gemüthlich zugleich. Ich nehme Sie beim Wort, Sie bringen mir morgen die Blätter.“

Sie reichte ihm dabei auf ächt Englisch die Hand.

So ging das Essen vorüber. Herr Weiland setzte oft zu einer Unterhaltung mit Born an, aber kaum hatte ihm dieser eine Auskunft über die wichtige Baumwollfrage und den Markt in Liverpool knapp beantworten können, als Jenny gleich wieder dazwischen fuhr und das Gespräch nach Deutschland verpflanzte. Sie wollte wissen, ob er es sehr verändert wiedersehe, ob er wohl glaube, sich wieder in deutsches Leben finden zu können. So harmlos diese Fragen an sich waren, so liess sich doch daraus abnehmen, dass der deutsche Fremdling sie interessire.

Hierl versteckte seinen Unmuth darüber, dass er nicht, wie sonst, mit seinem Geschwätz allein den Platz behauptete, indem er mit unerschütterlichem Aplomb dann und wann eine Phrase losliess, von der er sich eine grosse Wirkung versprach. Frau Warnecke fühlte sich dadurch geschmeichelt, dass er seine Worte fast nur an sie richtete. Sie war aber auch seine einzige aufmerksame Zuhörerin, zu seinem grossen Verdrusse.

Als das Diner zu Ende war und Born nochmals versprechen musste, morgen die englischen Modehefte zu bringen, als hierauf die andern Gäste sich entfernt hatten, sagte Born zu Werner:

„Du hast Recht gehabt; es liegt ein eigener Zauber, ein ganzer Himmel in Jenny's Augen. Da sie so vortrefflich sind, wie sie selbst sagt, so wünschte ich nichts sehnlicher, als dass sie in den meinigen lese, welchen Eindruck ihre Augen auf mich machten. Ist sie nicht unempfindlich, so hoffe ich, dass unser Roman nicht lange sein soll."

„Ho, ho!" machte Werner. „Egoist, der du bist! Du möchtest wohl, dass sie, die Alles sehen und unterscheiden will, nur für dich allein Augen habe" —

„Wär' es so, dann würde sie auch bald sehen, dass ich ganz und gar für sie passe" —

„Ich gratulire dir zu der guten Meinung, die du hegst und wünsche, dass Jenny's herrliche Augen es erkennen mögen."

Hierauf trennten sich die beiden Freunde in der heitersten Stimmung.

* * *

VIII.

Erwachende Neigungen

Wilhelm Born's Wesen musste auf den ersten Blick ansprechen. Es war gerade und ächt, nichts Gemachtes und Geschniegelten. Sein offenes deutsches Gemüth war durch die englische Luft nicht beeinträchtigt und das bisher betriebene Handwerk — wenn man sich so ausdrücken darf — hatte ihm einen unverfänglichen Beigeschmack von kräftiger Derbheit ertheilt, der sich selbst in höheren Seelenstimmungen kenntlich machte.

Jenny gefiel ein solches Benehmen, schon um der Neuheit wegen; es stach ganz und gar von dem Benehmen anderer junger Männer ab, an dem sie bisher eben nichts auszusetzen gefunden. Sie wollte Born's Character sich zum Studium erwählen. Was ihr an Einsicht und Erfahrung hierzu abging, hoffte sie durch ihre scharfen Augen zu vervollständigen. Sie wollte ihn genau beobachten und die ihr dadurch zu Theil gewordene Beute ihrem geistigen Erkenntnissvermögen zu Gute kommen lassen.

Dieser Umweg war jedoch zu weit und unsicher, um an das vorgesetzte Ziel zu führen. Es trug sich anders zu, als sie sich's gedacht hatte. Die anfänglich besonnene Stimmung verwandelte sich in ein leidenschaftliches Gefühl. Ihr Herz schlug Noten an, die sie noch niemals vernommen. Für die Erregtheit, die sie weckten, fanden die Lippen keine Worte. Nur ihre schönen Augen verriethen etwas davon und ihre Blicke accompagnirten die in ihr erwachten Gefühle.

Bisher hatte sie noch nicht daran gedacht, Born's äusserer Erscheinung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er besass weder eine auffallende Schönheit, noch war er hässlich zu nennen. Seine Gesichtszüge zeigten nichts besonders Hervorstechendes. Er war gut gewachsen und kräftig, hatte blonde Haare und blaue Augen; die Gesichtsfarbe war bleich und bei'm Oeffnen des ziemlich grossen Mundes zeigte sich, dass ihm ein Vorderzahn fehle, den er durch einen Sturz vom Pferde eingebüsst hatte.

Von Jenny's, wie sie selbst sie nannte, scharf beobachtenden Augen war dies nun Alles bemerkt worden. Ihrem scharfen Blick war es sogar nicht entgangen, dass des jungen Mannes edel geformte Nase nicht untadelhaft sei, indem sie von der senkrechten Linie ein ganz klein wenig abwich, was schwächeren Augen und einer minder strengen Forschung sicher entgangen wäre. Auch die blauen Augen sahen sich in einer gewissen Beleuchtung fast grau an und entbehrten des bestimmten Ausdrucks.

Diese Ausstellungen waren jedoch keineswegs im Stande, sie von dem einmal begonnenen Studium abzubringen, das sie in den Gränzen einer rigorosen Bescheidenheit fortzusetzen beschloss. Es schien ihr so natürlich gerechtfertigt, dass in der guten Lebensart nach gewöhnlichem Sinne, die sie aus einem rühmlichst bekannten Institute heimgebracht hatte, kein Widerspruch sich dagegen erhob.

Wenn sie mit Born sprach, verlieh aber ihr ausdruckvolles Auge dem Gesichte Das, was die Lippen verschwiegen. Jedes Gespräch, das er mit Jenny pflog, überredete ihn, dass er seinem ersehnten Glücke in Kurzem nicht mehr gar fern stehen werde.

Am Tage nach dem Diner hätte Jenny gern ihrer Freundin von der neuen Bekanntschaft vorgeplaudert. Allein, wie sie zu ihr in das Zimmer trat, entdeckte ihr spähendes Auge sogleich, dass sie es nicht könne. Anna schien nicht krank, nicht betrübt; sie empfing Jenny freundlich wie stets, allein der Scharfblickenden blieb es nicht verborgen, dass sie hier dennoch mit ihren Neuigkeiten nicht ankommen würde. Und dies war wirklich ein seltener Grad von Ahnungsvermögen, dessen verborgener Keim sich hier durch die ausserordentliche Sehkraft entwickelte.

„Du hast mich gestern recht verpflichtet," sagte Anna, „als du mich von dem gutem Werner und seinem Diner befreitest. Es wäre wir unmöglich gewesen. Ich hatte wirklich die Nacht nicht schlafen können. Aber Das war es nicht. Alle meine Gedanken waren bei meinem seligen Mann. Man sagt, das Herz sei unersättlich im Glücke, jedoch noch mehr in der Betrübniss. Es ist nicht möglich, sich da herauszureissen. Heute ist der Jahrestag seines Todes. Wenn du willst, begleite mich in die Kirche zur Trauermesse. Willst du? So lasse ich nicht anspannen und wir gehen zu Fuss. Das Wetter ist so schön."

Wenn sie also lieblich sprach, hätte man glauben sollen, jetzt müssten sich die langen Seidenwimpern heben, damit man einen Blick in die holdesten Augen werfen könne. Dafür ruhete Jenny's Blick nun auf der keuschen Gestalt, die so unbekümmert durch das Leben wandelte. Welch' ein neidenswerthes Loos! flog Jenny durch den Sinn, und über der Betrachtung, die sich ihr aufdrängte, war sie die Antwort schuldig geblieben.

„Du hast nicht Lust," sagte Anna; „ich kann mir's wohl denken, dass du nicht an den Tod erinnert sein willst, mitten in einer glücklichen Gegenwart stehend, die dir eine heiter glänzende Zukunft verheisst."

„So etwas könnte mich erst recht melancholisch machen," entgegnete Jenny. „Mir ruhen die Loose, dunkel verhüllt, in der Zukunft Schoosse! Das ist sehr richtig, bis auf den Reim. Warum muss ich aber nur eben jetzt wieder an Schiller denken und ihn tadeln, dass er falsch gereimt! Seltsam! Ich gehe mit dir in die Kirche," sagte sie darauf schnell, „das wird mich zerstreuen —"

„Jenny, wie kannst Du nur so sprechen?"

„Weisst du denn nicht, wie ich Das verstehe? Es soll mich von andern Gedanken ablenken, mich — wie soll ich doch sagen — nicht zerstreuen — es soll mich zum Ernst lenken, meine Betrachtung den höchsten Dingen zuwenden in der Kirche —"

„Dich vergessen, liebes Kind, sollst du dort, Alles in der Welt zurücklassen, um Ihn allein zu finden, zu Dem wir beten. Nur in Gott sollen wir suchen die einzig wahre Liebe, in ihr das einzig wahre Glück und mit demselben den einzig wahren Lebenszweck erreichen."

Jenny's leicht bewegliche Reizbarkeit flammte bei diesen Worten auf. Sie war im Augenblick umgewandelt. Sie musste Anna in die Arme schliessen und rief:

„Wie bist du so herrlich, schön, wie ein heiliger Engel!"

Anna war von dem, was sie gesprochen, selbst im Innersten bewegt worden. Sie schien leise zu erbeben; die frühere sanfte Röthe schwand plötzlich von ihren Wangen und sie senkte das schöne Haupt. Das laute übertriebene Lob, das ihr die jüngere Freundin gezollt, war ihr peinlich. Sie hatte sich setzen müssen. Jenny stand vor ihr und ergriff ihre Hand.

„Ich hatte dir viel zu erzählen, nehmlich von Gestern," sagte sie; „nun aber bleibt's für ein Andermal. Vielleicht morgen, wenn du heiterer gestimmt bist. Für jetzt heisst der Rest Schweigen. Wann wird deine Messe gelesen?"

„Es wird Zeit sein, dass wir gehen."

Anna erhob sich langsam; Mantille, Hut und Schleier, der Sonnenschirm, Alles lag bereit da. Jenny half ihr dabei. Dann machten sie sich auf den Weg zur Kirche, die jenseits des Flusses lag.

„Jetzt sind wir auf der Brücke," sagte Anna, die jetzt wieder freundlicher sich zu der Freundin wandte." Ich fühle den schärferen Luftzug hier am Wasser."

„Sehr schön ist es hier," erwiderte Jenny. „Ringsum die Hügel, ganz mit Wein bepflanzt, dahinter die Waldberge, auf den nächsten Höhen die herrlichen Villen und Anlagen, und unter ihnen ein gar wundersamer, fremdartiger Prachtbau, dem gegenüber sich ein Thürmchen gar stolz erhebt, als wüsste es, dass der Architekt ihm dazu ein Anrecht durch den ehrwürdigen gothischen Styl gegeben, in welchem er es erbaut hat. Ich glaube nicht, dass man etwas Anmuthigeres sehen kann, als dieses schöne Thal."

Sie brach plötzlich ab, es fiel ihr ein, dass sie mit einer Blinden sprach.

„Ich kenne das Alles gut," sagte Anna, „denn ich habe mir's oft genug beschreiben lassen. Ich empfinde es ganz, auch ohne es zu sehen, wie schön es hier ist."

In der Nähe der Kirche begegneten sie Leuten, die desselben Weges gingen. Sie wichen mit einem frommen Grusse zur Seite, den die Damen ebenso erwiderten und von den Kindern und Frauen griffen nicht Wenige nach ihrer Wohlthäterin Hand und führten sie zu den Lippen, das „Gelobt sei Jesus Christus" in einen demuthsvollen Kuss verhauchend.

Wie dann Jenny neben Anna niederkniete, ward sie durch einen glühwarmen Hauch festen Glaubens der sie hier durchdrang, zu Thränen gerührt. Ein beglückendes Gebet erhob sich aus ihrem Herzen, das nicht enden wollte. Sie hatte ihrem Gott so Viel zu sagen. Alle unbestimmten, leidenschaftlichen Gefühle wurden von der Religion beschwichtigt und Jenny's Herz fühlte sich hoch befriedigt. Sie hatte plötzlich eine Sprache wieder gefunden, die sie in der Kindheit schon erlernt und die sie vergessen zu haben glaubte. Jetzt fiel sie ihr wieder ein, in all ihrer einfachen, erhabenen Schönheit und sie dankte Gott in ihr und versprach, sie im Leben nie zu verlernen.

Hier musste sie das Auge auf Anna lenken, der sie dies Glück verdankte. Anna kniete mit erhobenem Haupte, die geschlossenen Augen auf den Gekreuzigten gerichtet, wie es sehende fromme Beter wohl auch thun. Es war das Gebet für die arme Seele ihres Gatten; in ihre Inbrunst senkten sich die Strahlen der Erhörung. Sie flehte, dass Gott ihn zu den ewigen Freuden eingehen lasse und bot ihr irdisches Leben und Glück dafür zum Opfer dar, wenn ihr nur das Eine bliebe, todt und lebendig Jesu anzugehören.

Als die beiden Freundinnen nach Hause gingen, sprachen sie kein Wort. Jenny hatte Anna hinaufbegleitet.

„Verlasse mich jetzt,“ sagte sie sanft. „Ich bin nicht aufgelegt zur Unterhaltung.“

Dann, wie Jenny sie bei'm Abschiede küsste, sprach sie noch:

„Du schienst mir diesen Morgen beunruhigt. Ich hörte es nicht nur an deiner Stimme. Es waren so eigene Symptome. Der Kirchenbesuch möge dir frommen. Bedenke, dass alles hienieden endlich und alles Endliche kurz ist.“

Herrn Weiland gefiel der deutsche Engländer auf den ersten Blick. Wenn er dem Grund nachforschte und sich selbst darüber zur Rede stellte, dann musste er sich gestehen, dass dahinter mehr im Spiele war, als die blosse Manie für alles Englische, deren, wie er wusste, die Leute ihn anklagten.

Es schien ihm ein tieferer, gleichsam verwandtschaftlicher Zusammenhang in der Neigung zu Born zu liegen, die sich in seinem Herzen festzusetzen begann. Er dachte dabei, für Jenny einen Gatten zu wählen und seine Blicke auf Wilhelm Born richten zu können.

An die verschleierte Zukunft, an das undurchdringliche Geheimniss, in das diese sich bei der kurzen, erst ganz frischen Bekanntschaft hüllte, dachte der practische Mann nicht im Entferntesten.

Nur die einzige Ueberzeugung drängte sich ihm auf, dass es vor allen andern Dingen nöthig sei, die Vermögenszustände des künftigen Schwiegersohns zu kennen und in Betracht zu ziehen.

Hierzu bot sich ihm als naheliegendes Mittel Werner dar, der wohl die bündigste Auskunft zu geben vermochte. Und am nächsten Morgen, da er eben aus dem Bade kam, besuchte er ihn, weil ihm die Sache die Nachtruhe zu stören angefangen.

Was er von Werner vernahm, befriedigte ihn vollkommen.

Er erfuhr, dass Born ein bedeutendes Vermögen sich erworben und mit der festen Absicht in die Heimath zurück gekehrt sei, sich ein Haus zu gründen. Er gehe buchstäblich auf Freiersfüssen. Dann lobte Werner seinen Charakter, pries seine Solidität, sprach von seinen überaus reellen Grundsätzen, kurz ertheilte ihm eine sehr umfassende Empfehlung, die auf allen jenen Tugenden beruhte, welche in den Augen eines reichen Fabrikanten als von höchstem Werthe erscheinen. Auch liess er dazwischen mit aller Discretion durchblicken, dass es nicht schwer für ihn zu entdecken gewesen sei, Jenny habe gleich im ersten Moment den günstigsten Eindruck auf Born gemacht. Er glaube annehmen zu dürfen, dass er sich hierin keineswegs täusche.

Ihm mit herzlichem Danke die Hand ächt biedermännisch schüttelnd verliess ihn Weiland und ging zu dem ihn erwartenden Frühstück.

„Das wäre charmant, wenn sich's machte," sagte er vor sich hin und er dachte dabei nicht bloss daran, einen in England practisch geschulten Schwiegersohn zu bekommen, sondern auch einer Sorge überhoben zu sein, die dadurch für Herrn Weiland zu einer wahrhaft drückenden sich gestaltet hatte, dass sie ihm den üblichen Gebrauch als Pflicht auferlegte, in kleinstädtischen steifen Soiréen und deutschen Salons, die ihm im Herzen zuwider waren, an der Seite der stolzen Frau Gemahlin zu erscheinen, um seine schöne Tochter der Welt zu präsentiren.

Am selben Tage sahen sich die beiden Freunde. Werner sagte Born, dass seine Angelegenheit gut stehe und auf sein bestimmt ausgesprochenes Verlangen verrieth er ihm Alles.

Born flog auf vor Freude bei jedem Worte. Er sagte, dass er Manches schon überdacht habe und mit sich im Reinen sei.

„Es ist nichts Gefährliches dabei. Ich wage nichts. Jenny scheint mir ein liebes Mädchen, auch klug, lebhaft, gerade wie ich mir's wünsche. Schön ist sie auch und Augen hat keine wie sie. Sie soll prächtig bei mir aufgehoben sein. Die reizendsten Toiletten, Schmuck, Alles, was sie nur wünscht, kauf' ich ihr. Ich will mich unter den Vornehmsten mit ihr zeigen dürfen. Sie soll sich nicht über mich zu beklagen haben.“

Dann dankte er noch seinem Freunde, dass er ihm den ersten Anlass zu der Glück verheissenden Bekanntschaft verschafft habe; er werde es ihm niemals vergessen. Das Weitere wolle er nun selbst übernehmen.

IX.

Zur Entscheidung

Schon mehr als eine Woche war vorüber; inhaltschwere Unterhandlungen, ernste Gespräche hatten stattgefunden. Die Angelegenheit stand auf dem Punkte, entschieden zu werden. Es wäre hier vielleicht am Platze, lang und breit sich darüber auszulassen, wie Alles so gekommen, wie es sich so schnell gemacht. Die Geschichte, die hier erzählt wird, ist aber wirklich zu einfach, um einen ergiebigen Stoff zu effectvollen Schilderungen solcher Art zu bieten. Nachdem der Leser die Entstehung der Neigung der beiden jungen Leute erfahren, giebt es keine Verwickelung mehr zu lösen, und es wäre übel angebracht, das Alltägliche mit imaginären Blumen einer reichen Erfindung ausschmücken zu wollen.

Jenny hatte bisher in einer glücklichen Unwissenheit gelebt. Die Chicanen der Koketten waren ihr durchaus fremd; vor der Lüge empfand sie eine heilige Scheu.

Ihr Vater und Born gingen geraden Weges auf ihr Ziel los. Die Interessen des positiven Lebens wurden genau erwogen und nachdem dies geebnet und geordnet war, waren nur noch schnell und friedlich einige Dinge abzumachen, die unter reichen Leuten von beiden Seiten kein Hinderniss bieten.

Die einzige Tochter sollte eine grossartige Ausstattung erhalten und die Mitgift dem Aufwand entsprechend sein, von dem der Vater das Haus seines Schwiegersohnes umgeben zu sehen wünschte. Der Wohnsitz des jungen Ehepaares war seiner freien Wahl überlassen.

Ueber Born's zukünftige Thätigkeit, die er sich vorgesetzt, wurde endlich auch noch verhandelt, denn Arbeit ist Beruf. Für die himmlische Parabel von den Vögeln und den Lilien auf dem Felde hat das jetzige Geschlecht das Verständniss verloren.

Man muss Geld verdienen, auch selbst dann noch, wenn man reich ist. Die Einkünfte sind nicht mehr beschränkt und man darf bei den Ausgaben sich nicht streng an gewisse, bereits gegebene Summen binden. In reichen Haushaltungen wird jedes Jahr das Budget entworfen, wie es die Pflicht der Ordnung erheischt; allein die Mittel müssen da sein, um es zu überschreiten. Hierauf gründet sich die Aussicht auf eine brillante Zukunft, an die jeder Theil bei seiner Verheirathung denkt.

Born war, wie Weiland wusste, ohne Mittel in die Fremde gegangen und hatte sich aus eigener Kraft eine Achtung gebietende Stellung geschaffen. Er sich allein! Das war gross, schön, selbst rührend in den Augen des reichen Mannes. Er hatte in dem gelobten Lande des Geldes und der Arbeit jene hohlen Ideen, die er aus Deutschland mitgebracht, gegen practische vertauscht; er wird ein vernünftiger, einsichtsvoller, vorurtheilsfreier Ehemann sein, die Zeit, die eine frei gewählte Thätigkeit ihm übrig lässt, mit seiner Frau theilen, den edeln Genüssen höherer Geselligkeit sich weihen und ihr nichts versagen dürfen, was ein solches Glück erhöhen kann.

Ueber die eigentliche Wahl einer Thätigkeit war für jetzt noch keine bestimmte Abrede getroffen. Born sollte erst dann sich entscheiden, wann er Boden und Verhältnisse näher kennen gelernt.

Diese Besprechungen, die als geschäftliche Präliminarien anzusehen waren, wurden nun, in zwar veränderter Form, vor Jenny gebracht, ohne jedoch dadurch poetischer zu werden. Der Vater selbst hatte das Amt des Freiwerbers übernommen.

Er fiel mit der Thür in's Haus. Er habe sichere Anzeichen entdeckt, dass der junge Mann aus Sheffield ihr gefalle. Damit debutirte er bei seiner Tochter. Es war offenbar von ihm darauf abgesehen, sie zu verblüffen; er wusste, dass es ihr unmöglich sei, sich zu verstellen und das Fahrwasser war damit frei. Er kramte nun alle Vorzüge aus, die er an Born erkannte. Es seien für sie und ihre dereinstige Nachkommenschaft die Mittel vorhanden, aller Freuden des Lebens sich zu versichern. Es handle sich hier nicht um die Chimäre, dass die Liebe des Mannes der von ihm erwählten

Gattin genügend sei, um derselben ein neidenswerthes Loos zu bereiten; dass die Solidität seines Charakters ihr die vollkommenste Bürgschaft gewähre; dass endlich seine bescheidenen Liebhabereien ihr niemals Veranlassung geben würden, sich in thörichte Verschwendung und zerstörende Leidenschaften hineingerissen zu sehen; dergleichen Voraussetzungen und Bedenken spuken in romantischen Köpfen und sind weder zeitgemäss noch passen sie für die hier gegebenen Verhältnisse. Es sind exaltirte Forderungen, die dem gesunden Menschenverstand widerstreiten, die nur Leute stellen, die von dem Leben und Treiben der Welt keine Kenntniss besitzen. Born sei reich, thatkräftig und zur Thätigkeit geboren und bestimmt und werde von streng soliden Grundsätzen geleitet, die das Glück des Hauses sicher stellen.

Nach dieser weitläuftigen und, wie er sich's dachte, gründlich eingehenden Auseinandersetzung folgte die Mittheilung, dass er bereits an die Mutter geschrieben und sie gebeten habe, sich auf den Weg zu machen, um den künftigen Schwiegersohn kennen zu lernen und, wenn sich keine weitere Einsprache ergebe, dem Paare ihren Segen zu ertheilen, da er beschlossen habe, die Vermählung an dem Orte ihres jetzigen Aufenthalts feiern zu lassen, damit von hier aus gleich die Hochzeitsreise angetreten werde.

Es lässt sich denken, was Jenny bei dieser plötzlichen Eröffnung empfand. Trotz ihrer stets schlagfertigen Zungenfertigkeit war sie nicht im Stande, Worte zu finden, um es auszudrücken.

Ihr Köpfchen, so sehr es sich auch zum Positiven kehrte, war doch nicht frei von jener Romantik, die der Vater so streng verwarf. Sie fühlte sich nervös angegriffen, wie man's nennt. Um Bedenkzeit zum Ueberlegen bitten, das kam ihr nicht in den Sinn; das war Etwas, das mehr in das Gebiet einer gewöhnlichen spiessbürgerlichen Gesinnung gehört, die ihr fremd war. Am liebsten hätte sie dem beredten Heirathsadvokaten den Rücken gekehrt, wenn es nicht ihr Vater gewesen. Aber Eins war ihr klar, dass sein unumwundenes Geradezu denn doch ein Missbrauch des ihm zustehenden Rechtes war.

Sie begnügte sich, zu erklären, dass sie aus kindlicher Achtung Alles ohne Einrede angehört habe, nun aber sich die Frage erlaube, wie denn der Vater darauf gekommen, ihr einen solchen Sermon zu halten. Sie habe zwar nicht sich zurückkalten wollen, zu sagen, dass Herr Born aus Sheffield ihr wie ein anständiger, gebildeter und gemüthlicher Mann erschiene, dass ihr aber weder in den Sinn gekommen sei, seine Frau zu werden, noch daran zu denken, dass er es wünsche. Sie hätten die Paarmal, dass sie sich sahen, ihre Gedanken über gleichgiltige Gegenstände ausgetauscht; es habe sie gefreut, mit ihm in manchen Punkten übereinzustimmen. Das hatte sich aber stets auf offene und unzweideutige Aeusserungen beschränkt, wie sie sich in jeder Conversation unter Gebildeten kreuzen und die niemals auch nur die entfernteste Anspielung auf so ernste Dinge enthielten, wie sie jetzt ihr Vater eben berührt hatte.

Herr Weiland zog die Augenbrauen zusammen und sprach:

„Sieh mich an, Jenny! Beantworte mir aufrichtig eine delicate Frage, die ich an dich richten muss. Was hast du gegen ihn?"

„Haben? Gegen ihn?"

„Nun, gegen Herrn Born aus Sheffield?

„Sie haben die Antwort auf diese Frage bereits empfangen. Ich sagte Ihnen, welchen Eindruck er auf mich gemacht. Er ist achtungswerth, gebildet, gemüthlich; ich wiederhole es. Allein ist das die Personalbeschreibung eines Menschen, mit dem man ohne Weiteres sich verheirathen soll?"

„Mit einem Wort, er ist ein wackerer, guter Mensch — das willst du sagen. Nicht wahr, Jenny?"

„Ein sehr guter, ein sehr wackerer Mensch, und was weiter?"

„Jenny, dein Herz verbirgt Etwas vor deinem Vater — "

„Vor Ihnen und der Mutter habe ich nichts zu verbergen —"

„Es giebt dennoch Geheimnisse, die ein junges Mädchen bewahrt und die mir eben jetzt zu erfahren wichtig sind — weil — weil ich ein Recht dazu habe —"

„Ich verstehe Sie nicht, Papa!"

„Ich will für jetzt nicht weiter in dich dringen. Nur so viel noch. Du bist ein verständiges Mädchen und wirst daher eine gehorsame Tochter zu sein wissen. Du verstehst mich. Ich glaube nicht an Wunder; allein das glaube ich, dass die Vernunft uns Rathschläge zu ertheilen vermag, deren Wirkung wunderbar ist. Höre auf sie, mein Kind!"

Er ging. Sie besann sich eine Weile, dann ging auch sie, Anna zu sehen.

Auf dem Wege suchte sie das, was sich so eben zwischen ihr und dem Vater ereignet hatte, dergestalt aneinander zu reihen, dass sie es ihrer Freundin in einem Gusse lebendig erzählen könne.

Je mehr sie darüber nachdachte, desto weniger kam sie damit zu Stande. Die Scene war ihr anfänglich beleidigend erschienen; jetzt war es ihr, als ob sie darüber lachen solle. Es war das gänzlich Unvorbereitete, das ihr den Kopf noch jetzt einnahm. Ihr excentrischer Charakter bestand ohnehin aus einer seltenen Mischung von natürlicher Ausgelassenheit und unschuldsvoller Hingebung, von wirklicher Geistreichheit und kindisch unüberlegter Sorglosigkeit, so dass der Zug des Herzens über ihre Vernunft den Sieg leicht davon tragen konnte.

Soviel ist gewiss; die allerliebste Wetterfahne, die bisher vom leichtesten Winde bewegt, sich bald hier, bald dort hin drehte, gehorchte in diesem Augenblick einer mächtigeren Strömung, deren sie sich nicht erwehrte.

Bei allem Ueberdenken war Born die Hauptfigur. Er behauptete stets den Mittelpunkt und diese Wichtigkeit störte sie in dem Kopfexempel, das sie begonnen hatte und liess sie zu keinem Facit gelangen.

Ehe sie vor Anna hintrat, die, wie gewöhnlich, in der Lieblingslaube sass und von den kleinen Kindern umgeben war, blieb sie in einiger Entfernung stehen und überliess sich dem anmuthigen Schauspiel, das sich ihr darbot. Sie wollte dadurch zur Wiederkehr in sich gelangen. Das hielt jedoch schwer.

So war sie eine Weile dagestanden, den Zeigefinger an das Kinn gelegt, den Mund etwas in die Breite gezogen, sich die Lippen beissend und die Augen fest auf den Boden gerichtet, als wollte sie die kleinen Ameisen zählen, die dort geschäftig wimmelten. Diese Stellung liess auf die angestrengteste Thätigkeit ihres Denkvermögens folgern. Bald zog ein kaum merkliches Lächeln mit einem höhnischen Anstrich über ihre Züge; sie hob das Köpfchen zwei oder drei Mal hoch, als ob sie sagen wollte: Gut, ich bin's zufrieden! und damit schritt sie rasch auf die Laube zu.

Born war Anna längst vorgestellt worden und auch Jenny hatte ihr mitgetheilt, dass sie ihn interessant finde. Um dies zu beweisen, wurden Einzelheiten von ihr angeführt; Aeusserungen von ihm, die seine Bildung und Menschenkenntniss betrafen, seine Artigkeit und Bescheidenheit; vor allem Andern jedoch die unverstellte Geradheit und Gleichmässigkeit des ganzen Benehmens.

Sie glaubte dadurch sicher, Anna für den Fremden einzunehmen, allein dennoch stimmte diese nicht mit ihr überein. Sie hielt ihre Meinung nicht zurück und bedeutete Jenny, dass die Bekanntschaft noch zu jung wäre, um sich nicht täuschen zu können.

Jenny bemerkte dagegen, dass es ungerecht sei, dort zu zweifeln, wo sich der Charakter so klar kundgebe. Sie habe bei aller Zurückhaltung, wie sie sich für ein junges Mädchen schicke, doch schon Herrn Born so gut kennen gelernt, um sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Sie könne dies um so aufrichtiger bekennen, da sie darin durchaus nichts Unerlaubtes sehe.

Diese vorausgegangenen Gespräche, die Gegensätze der Meinungen, die darin nicht ausgeglichen worden waren, erschwerten es Jenny, den Inhalt der mit ihrem Vater gepflogenen Unterredung treu und wahr vor Anna's Richterstuhl zu bringen. Es konnte vielleicht rein persönlich gewesen sein, was sie in der kategorischen Weise des Vaters verletzt hatte, nun aber erhob es sich in ihr wie ein Verdacht, der sich gegen sie selbst kehrte, wie etwas Geheimnissvolles, das in einigem Zusammenhang mit zarteren Gefühlen stehen mochte, die einer erhabenern, wesentlichern Quelle entsprangen, als der Gereiztheit des Augenblicks und eines vorübergehenden Missmuths, den das Heirathsproject in ihr hervorrief.

Sie erging sich humoristisch in der Schilderung der seltsamen Situation, wie sie es nannte, in welche sie sich versetzt gesehen und lachte darüber, um den Rest ihrer Befangenheit wegzuscherzen.

Anna hatte ihr mit grossem Ernst zugehört.

„Seltsam nennst du es?“ sagte sie darauf. „Aber ich finde nichts Seltsames darin.“

Jenny fragte, ob dies Ironie sei. Anna versicherte trocken, dass sie diese Sprache nicht erlernt habe. Sie rückte in die Ecke des Divans, um einen freien Platz neben sich zu lassen und winkte Jenny, die vor ihr stehen geblieben war, dass sie sich zu ihr setze. Dies konnte als Zeichen gelten, dass das Thema in vertraulicher Besprechung sich fortspinnen sollte. Allein das Ende war schneller da, als man es denken sollte.

„Ich finde in dem Handeln deines Vaters nichts Auffallendes," sprach Anna; „er ist in seinem Rechte, wenn er sich um Dinge bekümmert, die für dein Leben entscheidend sind. Wenn du meine Meinung wissen willst, so lautet sie, dass du ihm unbedingt zu gehorchen hast. Ist er nicht dein ältester, dein bester Freund, bei dem du die lebhafteste Theilnahme für dich voraussetzen kannst, an dessen lebendigster Sympathie du nicht zweifeln darfst?"

Jenny wurde wärmer bei diesen Worten.

„Unbedingt — gehorchen? Wenn mein Vater darauf bestehen würde, dass ich einen Mann heirathe, der ein schlechtes Herz besitzt, auf den die Leute so gewisse Augen hinmachen, wie ich schon manchmal es beobachtet, und wäre er noch so reich und böte er mir alles Das, was man in unsern Tagen so hoch schätzt; hätte ich da nicht Recht, es auszuschlagen?"

„Dein Vater," sagte Anna, „ist nicht der Mann, dich einem solchen Gatten zu geben. Er ist im Stande, in jeder Beziehung eine gute Wahl zu treffen. Die Frage ist nur, ob du gleich im Beginne der Ehe den Vollgenuss häuslichen Glücks erlangst, oder ob Demuth, Hingebung und die dadurch gewonnene Erkenntniss aller deiner Pflichten dich sicher und dauernd zu demselben hinleiten. Mein Rath ist: Folge deinem Vater."

Jenny schloss sie in die Arme und lehnte den Kopf an ihre Schulter.

„Es ist wahr, ich folge dir und meinem Vater," sagte sie schnell und leise. „Dies mein Geständniss: ich habe nichts weiter dir zu vertrauen."

Das war eine Sprache, die leicht zu verstehen war.

„Es ist nicht nöthig, mehr zu sagen," versetzte Anna darauf. „Bleibe dir treu und dein Muth wird jedem Ungemach begegnen. Es bleibt nicht aus im Leben. Höre auf die Stimme deines Gewissens, es ist die Hut Gottes. Erwecke sie dir stets durch das Gebet. Gott wird in seiner Barmherzigkeit auf dich hernieder schauen, wenn du gelobest, gut und tugendhaft zu bleiben. Nur so viel du es im Stande bist; denn Gott ist langmüthig in seiner Nachsicht."

Hier wurde ein Besuch gemeldet.

Es war der erste Lehrer der Blindenanstalt, welche Anna mit Hilfe der ihr zugefallenen Erbschaft des Obersten Doorman in dem Orte gegründet hatte. Sie verabschiedete die Freundin mit wenigen Worten und überliess sich sogleich den neuen geschäftlichen Anliegen, die ihr vorgetragen wurden, mit grosser Ruhe. Jeden Augenblick war sie zu dem Opfer bereit, das von ihr gefordert wurde und wie sie früher die schmerzliche Unsicherheit der Freundin zu beschwichtigen wusste, so wandte sie sich jetzt andern Leidenden zu, denen sie hilfreichen Balsam spendete. Solche Fälle waren nicht selten und sie fand sich durch diese fortwährende Uebung nur um so leichter darein.

Jenny war, als sie nach Hause ging, beruhigt. Keine zornige Verwirrung störte sie mehr. Sie sagte sich selbst, dass sie nun erst wieder denken könne. Es war ihrem Wesen, das stets flatternd, neckisch, herausfordernd sich darstellte, gegeben, wo es nöthig war, Geist und Seele so zu erheben, wie es ihr von Denen, die sie kannten, kaum zugetraut wurde.

Die Antwort auf den Brief ihres Gatten war von Frau Weiland-Weiber angelangt und sie selbst folgte derselben in eigener Person. So sehnsüchtig oder vielmehr neugierig war sie, den ihr bestimmten Schwiegersohn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Sie hatte den Kurort noch nicht besucht. Nur Herr und Frau Warnecke und Herr von Hierl hatten sich daher ihrer Bekanntschaft zu rühmen, da sie in Weilands Haus in Rheinhofen oft schon gewesen waren.

Frau Weiland war von Herzen gut, aber stolz und streng. Ihre dicken, in langen Bogen gezogenen Brauen und die etwas kräftige

Römernase zeugten für die aristokratische Rasse, der sie entstammte. Sie zählte fast keine Freundin.

Man hiess sie allgemein das Burggespenst. Das lag an ihren adeligen Marotten und an einer eigenthümlichen Sucht, die Leute aufzuziehen und zu ärgern. Sie suchte zum Beispiel eine Grösse darin, sich selbst alt zu nennen und ihre Jahre sogar noch um einige zu erhöhen. Da sie sich ziemlich gut erhalten hatte, so schmeichelte es ihrer Eitelkeit, wenn man ihr widersprach. Aber das Schlimmste dabei war, dass sie mit unerbittlicher Strenge dann auch das Alter aller Damen ihrer Bekanntschaft nachrechnete und, wie sie stets bereit war, den eigenen Taufschein zu präsentiren, dasselbe auch von ihren Nachbarinnen am Theetisch verlangte, die sich aller Verjüngungsmittel schuldig gemacht hatten, ihn vergessen zu lassen. Das erschien in der That unerhört und unverzeihlich.

Frau Warnecke sagte von ihr:

„Wenn wir Mittel anwenden, um liebenswürdiger zu erscheinen, wenn wir von der Jugend sanfte und holde Reize entlehnen, so sind wir nicht zu tadeln. Wer wie die Weiland es unterlässt, zeigt, dass er von gröberem Stoffe ist und durch angestellte Proben endlich eingesehen hat, dass es keiner Mühe gelänge, einer sauertöpfigen Hässlichkeit auch nur einen Gran Liebenswürdigkeit anzuheften.“

Herr Warnecke wies sie ziemlich barsch zurecht. Er begreife nicht, wo ihre Einbildungskraft diese boshaften Bemerkungen schöpfe.

Frau Weiland sei ganz untadelhaft und schätzenswerth. Sie bete ihre Tochter an und eine so überzärtliche Mutter —

„Du kennst sie gar nicht,“ fuhr ihm seine Frau in's Wort.

„Ich weiss aber, wie andere einsichtsvolle Damen über sie urtheilen, die auch deine Freundinnen sind. Die Frau Oberst von Bär, die Frau Director — und was weiss ich wer noch — sie geben eine grosse Herzensgüte bei der Weiland vollständig zu, und nennen sie blos ein wenig schroff im Umgang.“

„Da kommt eben Einer daher, der unsern Streit gleich schlichten wird,“ rief Frau Warnecke dem Ankommenden entgegen. „Herr von Hierl kennt die Dame en question besser als wir.“

Nachdem er erfahren hatte, von wem die Rede, erwiderte Hierl gelassen:

„Ich kenne Frau Weiland sehr gut, da ich oft in ihrer Gesellschaft mich befunden habe. Sie mag wirklich, wie jene Damen über sie geurtheilt haben, hie und da ein wenig schroff erscheinen, allein in ihren Beziehungen zu mir zeigte sie sich immer höchst charmant und ich darf nicht anders, ich muss sie loben, wenn ich nicht undankbar erscheinen will.“

Diese Worte wurden von Hierl mit einer selbstgefälligen Befriedigung gesprochen, die Frau Warnecke sich zu deuten erlaubte. Herr von Hierl war von gutem Adel, und hätte er ernstlich sich um

Jenny's Hand beworben, so wäre die Mutter seinem Wunsche nicht entgegen gewesen.

Frau Weiland empfing Wilhelm Born mit eisigem Anstand. Er wurde zu Mittag eingeladen, aber die Unterhaltung bei Tische brachte keine Annäherung zwischen Beiden hervor. Es war wie ein kleines Wortturnier, in welchem Jenny's Mutter die ihr eigenthümliche Taktik entwickelte. Alles, was sie sprach, hauchte irgend eine versteckte Malice und diese milderte dann wieder eine wie zufällige ironische Phrase.

Herr Weiland vermochte seine üble Laune kaum zu verbergen. Jenny ward einmal über das andere roth. Sie dachte, dass Born ihre Mutter hassen müsse und versuchte stets eine neue Saite im Gespräch anzuschlagen, um die Mutter in einem schöneren Lichte erblicken zu lassen, von deren Herzensgüte sie ja überzeugt war. Aber Alles, was sie unternahm, misslang trostlos.

Born war unverwundbar: er wusste die wenn auch nicht direct gegen ihn gerichteten Spitzen mit Feinheit gewandt zu pariren und dennoch dabei dem besten geselligen Ton Rechnung zu tragen.

Einige Schwüle hatte sich indess über die kleine Tischgesellschaft verbreitet, das war nicht zu verkennen. Sie begann nur von der einen Seite zu entweichen, als beim Kaffee sich Hierl einstellte und neben Frau Weiland Platz genommen hatte.

In der Aufnahme, die sie dem neuen Gaste zu Theil werden liess, lag die Absicht offen ausgesprochen, ihrem Manne die Meinung, die sie über seinen Plan hegte, klar zu machen. Die etwas altfränkische Koketterie der Aristokratin, die ihren Stolz und ihre Vorliebe für Adelige nicht abgelegt hatte, sollte Born tiefer treffen, als ihre früheren ironischen Anspielungen. Sie empfing die faden Galanterien, die Hierl ihr spendete, mit einer Freude, die sie nicht verbergen wollte.

Weiland gönnte ihr den mit Aerger gemischten Genuss. Er knüpfte, im Salon auf- und abgehend, mit Born ein Gespräch an, das im Nebenzimmer, wo geraucht werden durfte, gemüthlich fortgesetzt wurde, und als Jenny darauf die Tassen frisch gefüllt hatte, setzte sie sich, um zuzuhören.

„Ich kenne die Prüderie nicht und habe den Cigarrenrauch recht gern, das weiss Papa," sagte sie, als Born die Cigarre weglegen wollte und sie hielt ihm die Flamme hin, damit er sie wieder in Brand setze.

Der junge Mann aus Sheffield konnte das peinliche Gefühl nicht los werden, das ihm die Unterhaltung bei Tische zugezogen hatte.

Die theilnehmenden Worte, die er jetzt von Weiland zu hören bekam, die sich auf ein von ihm gewünschtes, sofort von ihm anzugreifendes Etablissement bezogen, die so liebenswürdig scherzende Jenny, die — wie sie es sonst wohl von den Herren gesehen — mit der Hand sich den Dampf von Borns Cigarre zuwehete und sie für eine ächte erklärte, aber dabei durch ein leises Hüsteln andeutete, dass sie zu kräftig sei, so beruhigend, anmuthig, reizend es war, es verwischte den früher empfangenen Eindruck nicht ganz und er wünschte sich entfernen zu können.

Frau Weiland erhob sich im anstossenden Salon, nickte vornehm einen Gruss in das Nebenzimmer und sagte:

„Ich hoffe, Sie bald wieder bei uns zu sehen, Herr Born!“

Dann ging sie mit Hierl in einem angelegentlichen Gespräch von dannen. Es drehete sich darum, ob man jung und überhaupt heirathen solle oder nicht. Die alte Dame war dafür und suchte ihre Gründe dem jungen Freunde von der vernünftig practischen Seite einleuchtend hinzustellen. „Eine glückliche Ehe, wie die meinige,“ sagte sie, „ist wie eine schöne musicalische Composition zu betrachten. Bald Forte, bald Piano, bald Lento, bald Presto, bald Agitato; eine kleine Verstimmung ist sehr bald und leicht beseitigt und stört nicht andauernd die Harmonie des Ganzen.“

Das war nicht unwahr und daher nicht so komisch, als es Demjenigen klingen mag, der Frau Weiland erst heute kennen lernte. Jene Verstimmungen, wie sie es nannte, kamen zwar häufig vor, allein sie störten und erschütterten nichts in dem Familienleben. Frau Weiland verehrte ihren Mann und liebte ihre Tochter. Ihr Glück war das Ziel, nach welchem sie strebte. Nur hatte sie ihre eigene Meinung, die sie zur Geltung zu bringen suchte, so lange ihr kein positiver Widerstand sich entgegen stemmte. Da nun einmal

Jenny sich verheirathen sollte, so hatte sie ein Wort dabei mitzusprechen. Hierl glaubte sie zu kennen; er war jung, schön, reich und dabei von Adel! Musste Das nicht diesen wildfremden Herrn Born aufwiegen, den sie sich anfänglich, als sie von den Eisenhämmern in Sheffield hörte, wie einen von den Knechten in Schillers „Fridolin" oder höchstens, nachdem er ihr jetzt vorgestellt war, wie einen rein gewaschenen modernen Schlossergesellen dachte.

Hierl hatte ihr seine Meinung über das Heirathen gesagt. Er für seinen Theil bedürfe der freien Luft zum Athmen und ein schreiendes Kind errege ihm für den ganzen Tag das heftigste Kopfweh. Er sei auch überzeugt, dass er eine Frau, die ihn nähme, nicht glücklich machen würde. Eine leichtsinnig eingegangene Ehe würde ihm mehr das Gewissen beschweren, als jene kleinen Unregelmässigkeiten, denen ein fühlendes Herz sich zuweilen ausgesetzt sieht und die von der Gesellschaft mit dem „Mantel christlicher Liebe", wie es im gewöhnlichen Sprachgebrauche heisst, willfährig überdeckt werden.

Als Weiland an demselben Abend das alte Thema wieder vornahm, war die Frau kleinlaut, man hätte es mürbe nennen mögen.

„Ich weiss, dass du an Hierl denkst," sagte er, „allein ich sage dir, dass es eine Unmöglichkeit ist. Du kennst ihn nicht so, wie ich ihn kenne."

„Mein Gott," seufzte sie, „ich weiss dir nichts darauf zu erwidern. Ich habe mir selbst das Wort gegeben, von nun an zu schweigen. Ich weiss zwar nichts von deinem Herrn Born, dem Eisenmann, nichts über seine Laufbahn, seine Stellung, seinen Ruf, aber ich kenne dich und dein Herz. Du bist Vater."

„So höre ich dich gern," sprach er. „Du hast nicht nöthig, mehr von ihm zu wissen, als dass ich ihn für einen braven Mann halte. Als du mich nahmst, sahst du auch darauf. Nicht wahr? Mein Geld lockte dich nicht, davon habe ich Beweise von dir genug empfangen. Aber Eines möcht' ich wissen. Das musst du mir gestehen. Es entging mir nicht, wie überaus freundlich du Hierl in der letzten Zeit aufnahmst. Hast du etwa durch gleichsam unbedeutende, hingeworfene Worte ihn zu der Annahme berechtigt, dass dein ihm bezeigtes Wohlwollen auf besondere Absichten von unserer Seite sich beziehe?"

„Absichten? Auf wen?"

„Auf Jenny —"

„Wenn ich dich recht verstehe," sagte Frau Weiland nach einer kleinen Pause, „so soll das wohl heissen, ob ich ihm Jenny zur Frau angetragen. Aber wie kannst du so etwas nur denken? Hierl besitzt in meinen Augen mancherlei Vorzüge, die ich wohl meinem künftigen Schwiegersohne wünschte; ich wäre aber zu keinem Entschluss gekommen, den ich dir nicht im ersten Moment mitgetheilt haben würde."

„Du ergiebst dich also drein?"

„Unter einer Bedingung, lieber Weiland. Jenny ist nicht eben eitel und hochfahrend, aber sie besitzt einen bedeutenden Grad von Eigenliebe, die ich vollkommen berechtigt finde —"

„Nun? Und?"

„Der Gatte, den du für sie gewählt hast, sollte im Stande sein, diese Eigenliebe vollständig zu befriedigen. Jenny muss eine Stellung in der Gesellschaft behaupten, gleich der unsrigen. Sie darf nicht missgünstig den Aufwand anderer Familien betrachten. Sie darf in der Toilette, den Equipagen, im ganzen Train ihres Haushalts hinter Niemand zurückbleiben."

„Diese Forderung ist übertrieben, allein selbst zu solcher Höhe reichten Born's Mittel aus, wenn unsere Tochter sie stellte. Du kannst überzeugt sein, dass mein Sondiren und geschicktes Manövriren mich über diese Verhältnisse ganz und gar au fait setzten. Er ist nicht fremd in der grossen Welt, kennt die feinste Gesellschaft in London, hat die neuesten englischen Modejournale — „The World of Fashion" — mitgebracht und sie gleich bei'm ersten Abord Jenny überreicht, die darüber eine grosse Freude zeigte. Seitdem macht er ihr auf die galanteste Weise den Hof. Du wirst dich davon überzeugen, wenn du ihn nicht zurückschreckst."

Herr Weiland war in seinem Fahrwasser, wie er Born's englische Vorzüge erwähnte, nur war es ihm begegnet, statt der neuesten und verbreitesten Journale, die Jenny erhalten hatte, eines von viel geringerem Ansehen zu nennen, das ihm von Alters her bekannt war und ihm einfiel, da er die Titel der Andern nicht mehr wusste.

Der Schluss seiner Rede wurde von Frau Weiland kurz beantwortet. Sie werde niemals wieder darauf zurückkommen; ihre Ideen seien total umgelenkt worden, durch Alles, was sie gehört. Sie sagte sich wohl im Stillen, dass Hierl mit seinem kleinen in die Höhe gedrehten Schnurrbart und seinem jugendlichen Ausdruck zwar schöner sei, als der so gesetzte Herrn Born mit seinem kurz geschnittenen Haar und glatten Kinn; allein, wenn Jenny damit zufrieden, so sei sie es auch. Sie ergab sich fortan in Alles, was ihr Mann noch ferner beschliessen werde.

Ehen, die sich in einem Kurort anspinnen, gehören nicht zu den Seltenheiten. Es erregte daher kein besonderes Aufsehen, als Wilhelm Born und Jenny Weiland ihre Verlobung anzeigten. Das Ereigniss ward von keinen lauten Erscheinungen begleitet; Alles beschränkte sich auf die Familie und die nächsten Freunde, auf Anna van Norden und Eduard Werner.

Anna, die keusche, fromme Anna, die von Jenny so übermässig geliebt und in ihrer aufjauchzenden Ueberschwänglichkeit oft ihre Heilige genannt wurde, war von dem glücklichen Ausgange befriedigt. Sie, die nur mit den armen, alten Leuten, die Noth litten, mit ihren Blinden, die der Bildung bedurften und mit den Kindern, die

Univ. Bibl.
München

sie ernst und weise zu erziehen trachtete, ihr Tagewerk begann und beschloss, hatte, genau betrachtet, Jenny's Angelegenheit nur vorübergehend eine wärmere Theilnahme zuwenden können. Sie hatte sich dabei ihrer eigenen Stimmung dem Vater gegenüber erinnert, aber den Unterschied nicht sogleich erwogen, der sie von Jenny schied. Hätte sie ihrer Freundin in die leuchtenden Augen blicken können, hätte sie gesehen, wie eine unaufgehaltene Erregtheit ihr die Wangen röthete und wie die Leidenschaft, die ihr Herz durchwogte, in ihrem ganzen Wesen sich abspiegelte, dann wäre sie wohl davon erschreckt worden, aber ihre milde Freundlichkeit würde es dennoch nicht vermocht haben, sich ohne Trost von ihrer Freundin abzuwenden.

Von dem Plane, den die Mutter mit Hierl gehabt, erfuhr Anna nichts, da Jenny nichts davon wusste und selbst ihr Vater es nur vermuthete. Es war zwischen den Eltern niemals ernstlich und entscheidend darüber verhandelt worden.

Die beiden Freundinnen kamen nunmehr täglich zusammen.

„Du musst so recht in dich gehen, mein liebes Kind," sprach Anna zu Jenny, „und den festen Entschluss fassen, dir das Wort darauf geben, Vieles in deiner Lebensweise, in der Art dich zu benehmen und zu handeln, abzuändern, wie es dir die Umstände von jetzt an gebieten. Wolltest du deinen vorschnellen Gedanken allein folgen, dich allen leidenschaftlichen Ausbrüchen überlassen, so würdest du als Gattin wie als Mutter unglücklich sein. Du würdest umsonst klagen und jammern, wenn du die angeborenen Leidenschaften nicht überwindest. Und sähest du es endlich ein, vernähmest du die Stimme des Gewissens und du schafftest ihm nicht den freien Raum in deinem Innern zum friedlichen Ausruhen und Einlenken, was nützte es dir? Deine Qual verminderte sich nicht. Die Welt sieht und versteht solche Schmerzen nicht. Du erträgst sie allein, bis sie dich tödten, bis dein Stolz gebrochen, dein Muth erloschen ist."

„Hörst du mir aufmerksam zu?" fragte Anna, als sie eine Weile geschwiegen. Jenny war kaum im Stande, zu sagen:

„O, sprich weiter!"

„Gieb mir deine Hand, liebes Kind," sagte Anna, „damit ich deine Nähe besser empfinde. Die Tage folgen sich und sind einander gleich. Alle nesteln an der Kette aus Sorgen und Anstrengungen, die das Leben schon ohnehin umwindet und die in dem Ehestand fühlbarer wird. Wenn man es nicht vermag, sein Herz mit edler Grösse, endloser Demuth und hingebender Liebe auszurüsten, so verfällt man leicht einer zürnenden Laune, die uns nicht mehr verlässt oder einer unsäglichen Abspannung, die in vernichtende Entmuthigung ausläuft. Nur der aufrichtige Wille, jedes von uns geforderte Opfer zu leisten, schafft uns ein unverkümmertes Glück, die innere, beseligende Zufriedenheit. Hierin erblicke die unerlässliche Bedingung, damit das vollständige Ineinanderaufgehen zweier Herzen sich verwirkliche. An der Gattin liegt es, die gleiche christliche Gesinnung in dem Gatten zu erwecken und immerdar zu nähren.

Man darf sich nicht den Eingebungen überlassen, welche vorübergehende Zerwürfnisse oder ernster Zwist erzeugen, sonst ist die Ordnung im ehelichen Leben gestört und der Friede für immer dahin. Jeder Tag bringt am Ende die Fortsetzung der Misstimmungen und der Unverträglichkeit des vorigen. Das Glück verlangt von uns Vergessen, Verzeihen und Geduld. Die Besiegung unseres Selbst muss fortwährend die innere Arbeit der Seele bilden und das Gebet nur kann zu dieser Arbeit stärken. Was wir uns dadurch auferlegen, ist leichter zu tragen, als wenn wir unseren Leidenschaften nachgeben und für uns eine ungebundene Nachsicht üben.“

Jenny gelobte feierlich, diese Worte nie zu vergessen. In den Dank, den sie aussprach, mischten sich ihre Thränen. Anna fühlte sie auf ihrer Hand, die Jenny küsste.

„Ich kann nur für dich beten,“ sprach Anna mit Rührung und drückte die Lippen auf Jenny's Stirn, „beten für dich und deinen Bräutigam. Gott wird dich segnen, und dich segnen, das ist, ihn mitsegnen. Mein Gebet wird niemals aufhören; es wird immer eifriger werden, je reichhaltiger dein Lebensweg sich gestalten wird.“

X.

Hochzeit.

Die schöne, ziemlich stark bevölkerte Stadt, die nächst dem Kurorte lag, wurde von Born zum künftigen Wohnsitz bestimmt. Jenny's Vater besuchte alljährlich das Bad und die Mutter hatte versprochen, ihn von jetzt an dahin zu begleiten. Im Spätsommer sollten die Kinder ihren Gegenbesuch in Rheinhofen abstatten.

Ueber die Hochzeitsfeier konnte man lange nicht zu vollständiger Uebereinstimmung gelangen. Am Ende war man bei dem Natürlichsten stehen geblieben: man willigte in den Wunsch der Mutter. Ihr stand es zu, die Meinung der Andern ihrer Entscheidung zu unterwerfen, dass das Vaterhaus einer solchen Feier am angemessensten sei.

Schwerer war es, die andere Verständigung zu erzielen, die nur zwischen Weiland und Born schwebte und verschiedene Seiten der reiflichsten Erwägung darbot.

Beide waren in Geschäften erzogen worden, welche den ganzen Menschen in Anspruch nahmen. Es war nicht denkbar für Born, einem Wohlleben in Müssiggang sich zu überlassen. Er hatte diesen Zustand nicht kennen gelernt, allein er stellte ihn sich tödtlich vor. Jede Zerstreuung musste aus ernster Beschäftigung hervorgehen; alle nur ersinnlichen Vergnügungen würden ihm dafür keinen Ersatz bieten. Er fühlte den Muth in sich zu tüchtigen Unternehmungen und war sich des guten starken Willens bewusst, welcher der Kraft gebietet. Aber Was ergreifen? Das war für jetzt noch verborgen.

Zum Glück hatte es damit Zeit.

Herr Weiland-Weiher zog heim mit seiner Familie. Born sollte zu einer bestimmten Frist in Rheinhofen eintreffen.

Bei'm Abschied von Anna versprach Jenny, auf der Rückkehr von der Hochzeitreise sie zu besuchen.

Anna übergab ihr ein rosenfarbenes Band.

„Dies Band,“ sagte sie, „ist ein Geschenk meiner seligen Mutter; sie hat mit eigener Hand den Anfang eines kindlichen Gebetes hineingestickt, das sie mich lehrte, auch ist eine Reliquie eines heiligen Märtyrers daran befestigt. Trag' es immer bei dir. Sei so glücklich, als ich dir's wünsche. Das Leben muss überwunden werden, der Kelch wird erst mit dem Tode ganz geleert. Nur Eines ist, das ihn versüsst, die Religion. Sie ist die Grundlage von allem Glück;

sie ist unzerstörbar in uns und wir besiegen alle Prüfungen, auch die herbsten, nur durch sie.

Während nun Born mit der Einrichtung seines neuen Hausstandes beschäftigt war, wurden von seinem Schwiegervater die grossartigsten Veranstaltungen getroffen, um die Hochzeitsfeier zu begehen. Am Vorabende kam der Bräutigam an.

Die ersten und reichsten Häuser in Rheinhofen waren geladen und nach fern und nah die Invitationen an die Verwandten, die Freiherren von Weiher und ihre Familien, gesandt worden. Das war ein schöner Kranz stattlicher Herren und lieblicher Frauen; hier die modernen Millionen, dort die grauen Stammbäume; hier Uebermuth, dort Stolz; freies Hinwegsetzen über veraltete Grundsätze hier, dort unbequeme Ueberlieferungen, eine Moral, die sich drehen und wenden lässt.

In dem grossen, natürlichen und von der Kunst erweiterten Wasserbecken im schattigsten Theile des Parks lag ein grünes Inselchen. Vier Brücken verbanden es mit dem Ufer und in kleinen Gondeln fährt man hin. Alles war neu bemalt worden im chinesischen Geschmack: bunte Farben und Gold und dazwischen tief dunkles Schwarz, um die Wirkung greller zu machen; Wimpel und Flaggen überall, die lustig flatterten.

Auf dem Inselchen aber, da lagen grosse Ballen weisser Waare und Männer waren zu sehen, die leichte Gerüste aufschlugen, andere, die mit Ellen und Massstäben hantirten und Frauen und Mädchen sassen umher und wanden Gehänge und Kränze aus den schönsten und herrlichsten Blumen. Und so war es vom frühesten Morgen, da erst ein schmaler Streif der Sonnenscheibe sichtbar wurde, hier zugegangen. Man lief hin und her, man ging und kam, man brachte und schaffte, man commandirte oder sah zu.

Am Nachmittag, als der Platz von Leitern, Tauen, losen Blättern und allerlei Handwerkzeug gesäubert war, kamen die Gärtnerbursche mit ihrem Chef und luden grosse Sträucher und Bäume in Töpfen von Tragen und Rollwagen und umstellten damit die Zugänge von den Brücken und den Bord der Insel, in deren Mitte jetzt das so emsig geschaffene Werk in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigte.

Es war ein grosses Doppelzelt aus den feinsten gestickten Musselinen der berühmten Weiland-Weiher'schen Fabrik — eine Pracht, wie sie ein Nabob bei der Verheirathung seiner Tochter wohl nicht höher hätte entfalten können.

Das Ganze war im Innern mit chinesischen Geräthen, grossen Metallspiegeln und Vasen geschmückt und sollte als Empfangsgemach dienen. Die hintere Draperie öffnete die Aussicht auf die Tafel, die unter hohen Bäumen errichtet war und von dem Glanz kostbarer Gefässe wiederstrahlte.

Hier versammelte man sich, nachdem die Trauung vollzogen worden war. Alles war sehr befriedigt. Die Gäste lobten das Arrangement, das Menu, die Weine. Das junge Ehepaar wurde mit den lebhaftesten Beglückwünschungen überschüttet. Hand in Hand ging dasselbe zu den Eltern hin.

Als Born den Vater umarmte und Jenny ihm die Hand reichte, rief der frohe, nun doppelt reiche Mann im Ueberschwange des Glücks:

„Ich fühle an dem Druck deiner kleinen Hand, Jenny, an deiner Umarmung, lieber Freund, dass für uns Alle nichts mehr zu wünschen übrig bleibt."

„Und ich," setzte die Mutter hinzu, als das Paar ihr die Hände küsste, „finde mein Glück, meinen Stolz in euch, meine Kinder!"

„Ihren Stolz, bah!" flüsterte der alte Oberforstmeister von Weiher seiner Cousine, der Baronin von Mollwedel, zu, deren Mutter eine von Weiher war. „Ich bin gewiss tolerant. Man erwirbt Geld mit dem Kopf, wenn man's Zeug hat, oder mit den Händen. Man kann's heute so oder so weit damit bringen. Aber der Name, die Familie, das ist was Anderes; das lässt sich nicht erwerben, das ist ein Geschenk von Oben und darauf allein darf man stolz sein."

Frau von Mollwedel antwortete ebenso flüsternd und noch geheimnissvoller auf Französisch:

„Vous connaissez là-dessus mes idées. Il me répugne autant qu'à vous, de voir sacrifier un nom à des écus. Oh, ma pauvre cousine, c'est bien triste!"

Auf einem weiten Platze des Parks war eine grosse Tafel für die Hunderte von Fabrikarbeitern gedeckt. Das waren keine Proletarier, wie die verschimmelte Ansicht Einiger es nur einem Volke hie und da noch vorspiegeln darf, das in einem unsaubern Schlendrian sein Vergnügen findet und die tägliche Aufgabe einer angestrengten Arbeit scheut.

Nach dem Essen erschienen die Frauen mit den Kindern, grosse Sträusse in der Hand, die Männer zündeten Fackeln an und so zogen sie, von vielen Leuten, Handwerkern und Andern, die durch die Fabrik Verdienst hatten, begleitet, vor das Wohnhaus ihres Brodherrn, um ihm zu danken, dass er sie hatte Theil nehmen lassen an seiner Freude.

Er kam zu ihnen herunter, trat in ihre Mitte und nachdem er seinen und der Seinigen Dank ihnen ausgesprochen, übergab er dem Aeltesten seiner Arbeiter für ihre Pensionskasse einen ansehnlichen Beitrag in Obligationen. Diese Kasse war aus den Procenten gebildet, die der Fabrikherr ihr aus eigenem Antrieb jedes Jahr bei'm Abschluss vom Nettogewinn zufliessen liess. —

Die Neuvermählten sahen von dieser Feierlichkeit nichts; die Eisenbahn hatte sie schon seit mehreren Stunden dem Kreise der Eltern und Freunde entführt.

XI.

Von der Hochzeitsreise.

In einem weiten Thale, durch das ein rauschender Bach von Stein zu Stein dahin hüpft, von hohen, beschneiten Felsen umragt, geht ein junger Mann mit gesenktem Haupt, langsamen Schrittes vor einem Hause auf und ab, dessen Inschrift es als das Wirthshaus „Zum Windeck“ bezeichnet.

Eine drängende Unruhe scheint den Mann zu bestürmen. Bald blickt er nach einem Fenster des ersten Stockwerks, das ein dichter Vorhang verhüllt, bald ersteigt er einen kleinen Hügel, sieht nach der Uhr und blickt dann angestrengt in die Ferne, als ob er einen Säumenden ängstlich erwarte.

In dem Zimmer des ersten Stockes liegt eine schwer Erkrankte, der Erwartete ist der Arzt aus der nächsten Stadt und der vor dem einsamen Wirthshaus im Hochgebirg unruhig auf- und abgeht, ist Born, der Gatte der Kranken.

Wie freudig hatten sie die Reise angetreten! Es war eine Kette von reizenden Genüssen. Jenny erfüllte die naivste Neugier; sie hatte noch nie einen solchen Schauplatz grossartigster Natur betreten. Sie wollte Alles umfassen, erforschen, was sie mit ihren schönen, trefflichen Augen erblickte. Sie verlangte, dass Born es ihr in eine ihr verständliche Sprache übersetze. Und der prosaische Mensch verstand selbst nichts davon; er hätte die Natur noch nie betrachtet, wie Jenny jetzt. Er ermüdete bald, wenn er auf ihre ungestümen Fragen antworten sollte und sie blieb gleich unbesorgt und unerschütterlich in ihrer Exaltation.

Manchmal fiel es ihr ein, dem Laufe des Baches ins Hochgebirge zu folgen. Sie ward entzückt, wenn sie an Stellen gerieth, wo er wie ein flüssiger Diamant aus dunkelm Gebüsch sich hervor wand und dann in gerader Richtung, ohne sich ein bequemes Bette zu suchen, von einer Felsspitze zur andern herabfiel. Dabei verstieg sie sich und ein ängstlicher Aufschrei nöthigte Born, auf halsbrechender Steige ihr beizuspringen und sie, nicht ohne Gefahr für Beide, wieder herab zu geleiten.

So war sie unermüdlich in ihrem Lebensrausche, in beständigem Entzücken, das an Verzückung gränzte. Sie sang im Steigen, declamirte laut, um ein Echo wach zu rufen, und setzte sich athemlos, erhitzt auf Steingerölle, das jeden Augenblick nachgeben und sie in den Abgrund stürzen lassen konnte.

Um ihren Mann von der Stärke ihrer Sehkraft zu überzeugen, wettete sie mit ihm, dass die weissen Streifen oben an den Felsen nicht Schnee seien, sondern von Edelweiss herrührten. Dann erstieg sie den Kamm, um die in Pelz gehüllten Pflanzen zu sammeln, die an dem Rande des Schnees hervortrieben und sprang jubelnd mit ihrer Beute zu Born, den sie damit bewarf.

Sprach er einen leisen Tadel aus, ermahnte er sie, an die Gefahr zu denken, welcher sie sich jeden Augenblick aussetze, dann lachte sie wie ein Kind und sprach:

„Bin ich denn taub und blind? Ich habe bis jetzt die Natur nicht verstanden, weil sie sich mir nicht offenbart hatte. War ich schuld, dass ich an ihr vorüber ging, unempfindlich, wie der Blinde an den Farben? Ich besitze Intelligenz und Gefühl und so kann mich Das nicht kalt lassen, was sie zu mir spricht."

Born fürchtete, dass sie auf ihren kühnen Wanderungen durch einen unberechneten Schritt einen lebensgefährlichen Sturz machen könne. Diese Befürchtung wurde aber durch etwas Schlimmeres beseitigt, an das er nicht gedacht hatte.

Nachdem Abends vorher die Partie nach einem Wasserfall verabredet worden war — es sollte die letzte sein, da sie dann die Heimreise anzutreten gedachten — verblieben sie noch ein Stündchen plaudernd sitzen. Jenny malte sich die Freude aus, vor ihrer geliebten Anna eine recht lebhafte Schilderung aller köstlichen Erlebnisse auszubreiten. Man ging schlafen, um sich zu den Mühen des folgenden Tages zu stärken.

Am Morgen klagte Jenny über heftigen Kopfschmerz, der bis Mittag sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte. Am Abend war sie in einen dumpfen Schlummer versunken und als der herbeigerufene Arzt erschien, erklärte er auf Born's dringendes Verlangen, dass der Zustand nicht ungefährlich sei, den er als die Folgen eines Sonnenstichs bezeichnete.

Wie war es nun so still und stumm in dem Zimmer, wo seit den paar Tagen, da die Glücklichen es bewohnten, jeder Morgen wie ein frohes Fest begann.

Der Arzt brachte Krankenwärterinnen aus der Stadt, als er wiederkam. Wie sehnsüchtig und ungeduldig harrte Born dieser Wiederkehr; wie lang werden in solchen Lagen die Stunden! Welche ängstliche Vorstellungen macht sich der Kopf, welche ungeheuerlichen Phantome schnüren das Herz zusammen!

Wilhelm Born war stets bei der Kranken; sein Platz war zu Häupten des Bettes. Er überwachte die Pflege, er gab die Arznei, er hielt die heisse Hand der empfindungslosen Kranken in seiner, fühlte den Puls, blickte auf die geschlossenen Augen, die ihn sonst so himmlisch anblickten, und bei all dem Schmerz schien er ruhig, ruhiger als die Wirthin und ihre Töchter, die immer weinten und die Hände rangen, sobald sie in's Zimmer traten.

Wenn Jenny ruhig zu schlafen schien, eilte Born auf einige Augenblicke in die Kirche. War nach dem Ausspruche des Doctors eine Krise glücklich vorüber gegangen, so konnte er sogar lächeln und mit den Kindern im Haus scherzen. An Almosen liess er's auch nicht fehlen.

„Das ist ein Christ; der setzt sein Vertrauen auf unsern Herrn Jesus," sagte der Wirth zu seiner Alten und die nickte gläubig mit dem Kopf.

An einem frühen Morgen, als die Wirthin Born eine Flasche frisches Wasser brachte, ging er ihr auf den Fusspitzen entgegen, nahm ihr die Flasche ab und sprach leise:

„Jetzt ist sie gerettet. Das Fieber ist fort. Sie schläft ruhig."

Dabei drückte er der guten Frau so stark die Hand, dass sie sie zum Aufschrei das Gesicht verzog, aber ihm rollten dabei die dicken Thränen über die Wangen.

„Man sieht's Ihnen an, was Sie gelitten haben," sagte die Alte.

Einige Tage darauf konnte Jenny schon zum geöffneten Fenster geführt werden und die Gebirgsluft wirkte so wunderbar stärkend, dass noch keine Woche vergangen war, als die junge schöne, nur noch sehr bleiche Frau unter der Linde am Hause sass und die Augen wieder in die weite Ferne sandte.

„Ich bin doch recht froh," sagte sie zu ihrem überglücklichen Mann, „dass ich dich wieder habe. Wenn ich auf Momente aus der Erstarrung zu mir selbst kam und mich so übermässig elend fühlte und denken musste, dass ich sterben werde, da wollte ich von dir für dieses Leben Abschied nehmen und war doch zu schwach dazu und konnte weder mich regen noch sprechen. Das war eine Qual! Dann dachte ich an Anna, stellte mir vor, dass sie für mich immerfort bete, drückte das Andenken von ihr, das ich auf der Brust trage, so fest als es meine schwache Hand nur vermochte, auf's Herz, betete in Gedanken den Spruch, der auf dem Bande steht und den ich auswendig weiss, und versank dann wieder nach und nach in Schlummer, von einem himmlischen Troste begleitet, der endlich wieder in Bewusstlosigkeit zerrann, bis ich von Neuem daraus erweckt wurde. Dankbar erkenne ich nun die Güte Gottes, die mir den traurigen Moment des Scheidens und die furchtbare Erwartung des darauf folgenden Moments mit so holdem Troste, mit einem himmlischen Hauche des Friedens ausfüllte. Ich will recht gute Vorsätze fassen, lieber Wilhelm! Ich glaube, dass ich nun besser bin, als vor der Krankheit. Ich will mir Vieles abgewöhnen, mich nicht mehr so übertrieben putzen, die gar zu üppigen Salons meiden, das Theater nur selten besuchen —“

„Halt, halt!“ rief Born, „sind das gute Vorsätze?“

„Ja. Du glaubst nicht, Wilhelm, wie sich das mir so unangenehm dargestellt hat während der Krankheit. Man braucht deswegen nicht zur Kopfhängerin und Betschwester zu werden, und gar eine Heilige zu werden mache ich auch keinen Anspruch.“

„Wir wollen die Reize, die das Leben uns darbietet, nicht verschmähen," sprach Born. „Wir haben kein Recht, Das zurückzuweisen, was uns der Himmel beschert. Gott hat sich uns gnädig bewiesen, indem er dir die Gesundheit wieder schenkte. Wir wollen das Leben ertragen, was uns auch begegnen möge."

Jenny versuchte zu singen. Ihre Stimme hauchte nur schwach, ihr Mund lächelte dabei und die Augen erglänzten von Thränenschimmer. Dann hielt sie ihre beiden Hände fest gepresst vor die Stirn, als wenn sie die herumschweifenden Gedanken der Seele zusammenfassen möchte und sprach kaum hörbar:

„Ach, wenn ich Das singen könnte, was so sanft und rein mir im Innern ertönt! Ich bin förmlich inspirirt und kann doch die körperliche Fessel nicht zerreissen, die mich hindert, es auszuströmen —"

„Beruhige dich," sagte Born mit besorgter Miene, die einem Flehen glich. „Hoffen wir, dass in kurzer Zeit die engelreinen Empfindungen deiner Seele dir von den schönen Lippen fliessen werden, ohne dass die von der Krankheit zurückgebliebene Schwäche dich daran hindert. Schone dich nur recht und übernimm dich nicht!"

Das war gewiss treu und ehrlich von dem wackern Posamenschen gesprochen. Jenny hob die keuschen Blicke zum Himmel und erwiderte:

„Ich sehe es nun wohl ein, dass das Wort Liebe, von dem ich immer die Leute sprechen hörte, ohne es noch zu verstehen, etwas recht

Frommes und Gott Gefälliges bedeute. Wie kann die Liebe unglücklich machen? Es giebt keine unglückliche Liebe, denn nur gute Menschen lieben, schlechte nicht.“

Ihre Augen erglänzten dabei von zärtlichem Gefühl, ihr Busen hob sich stärker und ihr Wesen war wie verklärt.

Born drückte sie an sich und sagte:

„Geliebtes Weib, wie erhaben erscheint mir deine naive Begeisterung im Vergleich zu meiner kalten Vernunft!“

„Es wird kalt,“ sagte plötzlich Jenny und verbarg mit Mühe ein Zusammenschauern, das sie ergriffen hatte.

„Fühlst du dich unwohl? Komm' in's Zimmer, wir sassen zu lange draussen,“ und bei den Worten unterstützte er sie, indem sie aufstehen wollte.

„Es ist die Nachtluft, sonst nichts,“ antwortete sie; ihr Ton war zitternd und ihre Züge drückten Schrecken aus.

Im Fortgehen fragte er noch:

„Die Nachtluft? Aber es ist ja gewitterschwül —“

„Ich hätte schon längst“ — sagte sie mehr zu sich selbst, als zu ihrem Manne; dann, sich unterbrechend und wie scherzend zu ihm gewendet: „Deine kalte Vernunft, Wilhelm, ist schuld daran.“

„Wie meinst du das?“ fragte er gespannt.

„Ach, nichts — ein Scherz —“

Im Zimmer, als die Lampe gebracht wurde, stand er vor ihr, sie still betrachtend. Es war ihm, als schwebe zwischen ihnen ein Etwas, wie ein gespenstisches Wesen. Er konnte sich's nicht erklären.

Das sind psychologische Räthsel, deren Vorhandensein nicht zu läugnen ist, obgleich man sie bei ihrem Entstehen auf einen erkennbaren Grund nicht zurückführen kann.

Noch einige Tage und Jenny sass schreibend an der obern Seite des Tisches, der in der Mitte des Zimmers stand; an dem untern Ende Born, gleichfalls schreibend.

Er an Jenny's Eltern, die den ganzen Verlauf der Krankheit und die Ursache ihres Entstehens weitläuftig erfahren sollten. Ein so langer Brief könnte, wie er meinte, sie zu sehr anstrengen und er hatte die Mühe deshalb selbst übernommen und ihr nur gestattet, einige Zeilen an Anna van Norden zu richten.

Da der Inhalt des erstern Briefes aus der hier erzählten Geschichte bereits gekannt ist, so soll nur Einiges aus dem andern mitgetheilt werden, den Anna sich von ihrer bewährt vertrauten Vorleserin, wie in allen ähnlichen Fällen, vorlesen lassen konnte.

„Ich habe auf dieser kurzen Reise Viel gelernt und werde nunmehr es mir angelegen sein lassen, auch den Ausdruck dafür zu finden. Das ist aber nicht leicht. Es ist mir, als ob ich in einer lichten Krystallkugel eingeschlossen war, durch deren prismatischen Schimmer ich das mich Umgebende schaute. Nun ist die Kugel zerbrochen und ich sehe erst jetzt Alles in seinem wahren Lichte. Welch ein Reiz enthüllt sich vor mir in der Welt! Alles, was ich liebe, liebe ich nun erst mit meiner Seele, mit aller Kraft meines ganzen Wesens liebe ich es. Mein Mann ist ganz von mir erfüllt. Er hat mich, während ich krank lag, treu gepflegt und, wenn mein Geist abwesend war, es verstanden, mich aus den tückischen Träumen mit einer nie versiegenden Zärtlichkeit wieder zu mir selbst zu bringen.

„Erst nach und nach komme ich dazu, das jüngst Vergangene im Geiste mir zurecht zu legen. Manches erscheint mir noch wie ein Wirrwarr unleserlich beschriebener Papierstreifen, die ich erst mir entziffern soll, um dann die Lücken aus meiner Erinnerung zu ergänzen. Erwarte nicht, hier etwas davon zu erfahren. Das braucht Zeit. Aber wenn ich wieder bei dir bin, will ich meine Aufzeichnungen dir huldigend zu Füssen legen, mein Engel! Du hast ja stets meinen ehemaligen Extravaganzen so grosse Nachsicht angedeihen lassen, dass ich mich zu der Annahme wohlberechtigt fühle, dass meine Umkehr dir Freude machen wird.

„Wie freue ich mich, die Rückreise bald antreten zu können. Wir wählen die gerade Linie, die kürzeste zwischen zwei Punkten, ohne die Blicke nach rechts oder links zu werfen. Die Heimath ist mir doppelt werth. War ich froh berauscht, da ich die Reise antrat, so bin ich nunmehr überglücklich, dass sie zu Ende. Es war im lieben Sommer, jetzt ist es schon herbstlich. Den Winter wollen wir uns recht fest und eng an einander schliessen. Das schöne Weihnachtsfest bringe ich bei dir zu. Du nimmst mich gern auf. Nicht wahr? Wie schön ist es doch, wenn du all den lieben Kindern die Bescheerung vertheilst. Die lieben Wesen und die armen Blinden aus deiner Anstalt! Ich muss das Alles von dir lernen und mir recht merken, wenn ich einmal auch zu bescheeren habe. Lachst du dabei? Lache nicht. Du siehst, wie wohl ich mich fühle. Nicht der leiseste Schatten mischt sich in meine glücklichen Gedanken. Die Gegenwart ist so schön, die Zukunft strahlt mir noch schöner entgegen. Und so glücklich mir auch die Jugend verstrich, ich glaube fest, dass mich die Erwartung nicht täuscht, noch schönere und bessere Tage zu erleben.

„Wie gern reiste ich schon heute oder morgen. Allein Wilhelm will es nicht. Er sagt, ich sei noch zu schwach und bedürfe der Gebirgsluft zur Stärkung. Gleichviel! Ich muss mich darein schicken, meine Abwesenheit von dir verlängert zu sehen. Der Wille Gottes geschehe! Ich wäre sündhaft undankbar, wollte ich an seiner Weisheit und Güte zweifeln.

„Was hätte ich dir nach Allem noch zu schreiben? Weisst du nicht jetzt ebenso gut, was ich noch allenfalls hinzufügen könnte? Dieser Brief wird dir Vergnügen machen, davon bin ich überzeugt.

„Ich möchte noch heute zu dir hinfliegen!“ —

Als sie das Schreiben siegelte, stand Born schon lange da, seinen Brief an die Eltern in der Hand haltend. Er wollte sie nicht unterbrechen, missbilligte jedoch, dass sie so viel geschrieben. Sie sehe angegriffen und sehr echauffirt aus, sagte er. Sie bat ihn, sich keiner Unruhe darüber hinzugeben, die sich am Ende noch auf sie übertragen könne. Sie wolle sich schon selbst so gut in Acht nehmen, wie er es nur im Stande sei.

„Es ist besser zu viel Vorsicht, als zu wenig,“ meinte der stets besonnene Mann.

Es waren noch nicht zwei volle Wochen nach dem Einlauf dieses Briefes verstrichen, als seine Schreiberin vor Anna stand.

Sie wollte sich nur persönlich von Anna's Befinden überzeugen und sie in die Arme schliessen. An einen längern Besuch dürfe sie noch nicht denken, wie sie sagte, weil sie das ganze Haus voll Arbeiter habe. Ihr lieber Mann hatte die Sorge für die Einrichtung übernommen, weil er ihr wahrscheinlich nicht die Fähigkeit und nöthige Einsicht zutraute. Nun aber sähe man, dass die Frau dabei gefehlt habe.

„Wo ich nur hinblickte,“ fuhr sie fort, „fehlte etwas oder es war schlecht arrangirt. Ich zauderte dennoch, nur um Wilhelm zu schonen, der es ja so gut gemeint hatte. Viele Besuche bestürmten mich gleich am ersten Morgen nach der Ankunft. Alles lobte mein vortreffliches Aussehen. Als sie fort waren, blickte ich lang im Spiegel, allein ich konnte mich nicht davon überzeugen. Da tritt Einer in's Zimmer, dem ich unbedingtes Zutrauen schenke. Sagen Sie mir, Herr von Hierl, wie finden Sie mich? Ohne Complimente! — ‚Bleich, angegriffen, krank,' sagt er. ‚Das kommt aber von der Tapete. Wie konnten Sie Lilas zu Ihrem Boudoir wählen?' Mein Mann hatte sie gewählt, es war das Modernste, was es gab. Nun aber leuchtete mir's ein. Hierl hatte ganz Recht. Mein Teint war von dem Schimmer des Lilas livid, meine Augen, meine Haare, Alles war im Widerspruch mit der Tapete. ‚Sie können für das Boudoir nur Rosa oder Hellgelb mit einem Ueberzuge von Musselin nehmen,' rief Hierl mit grosser Bestimmtheit. Ich konnte mich nicht mehr im Spiegel sehen. Wilhelm wandte zwar ein, die Musselinbekleidung der Wände sei feuergefährlich, allein er that dennoch, was ich wünschte. Die Arbeiter sind jetzt eben beschäftigt, die gewünschte Veränderung vorzunehmen und da sehe ich nun gern nach, dass Alles ordentlich wird."

„Du sprichst von Arbeitern und legst einen Ton auf das Wort, dass ich dich nicht begreife. Es handelt sich ja nur um das Tapezieren eines Zimmers, wie du sagtest."

„Ach, es ist auch noch Anderes dabei. Da wir einmal anfingen, so ging's ja in Einem hin. Ich habe eine ganz entschiedene Leidenschaft, in allen Dingen nach Vollkommenheit zu streben. Ich bemerke gleich, wo's fehlt und war von Jugend auf bemüht, mir einen richtigen Geschmack anzubilden. Mein Mann stimmt nicht nur mit mir überein, er scheint mich zu bewundern. Mein reiner Geschmack flösst ihm Respect ein, er freut sich, dass ich jedem Mangel auf den ersten Blick abzuhelfen weiss und alles Unentschiedene nicht dulde."

„Liebe Jenny, auch deine Leidenschaft für die vermeinte Vollkommenheit wird sich bald unzulänglich erweisen. Du wirst deinen Mann ermüden und dann vergebens bemüht sein, ihn aus seiner Gleichgiltigkeit zu bringen. Es könnte ihm einmal einfallen, dass die Befriedigung deiner ewigen, sich steigernden Forderungen ihn ruinire. Und Das wäre noch schlimmer."

„Was kann ich denn wohl dafür, dass ich einen feineren Geschmack wie Andere besitze, dass ich mit meinen Augen alle Mängel bemerke und das Schöne mit solcher Macht empfinde, dass mich das Unschöne mit Abscheu erfüllt?"

„Das ist ein hartes Wort, in deinem Sinne gebraucht. Was ist dir das Schöne, Jenny? Was nennst du so? Eine Laune giebt es dir zu erkennen und du wählst und verwirfst ohne Nachdenken. Beuge deinen Hochmuth, liebes Kind! Dein Urtheilsvermögen reicht nicht aus; deshalb misstraue dir. Sei wachsam und harre. Dir steht noch keine Entscheidung zu. Die paar Schritte aus dem Vaterhause in deinen neuen Beruf haben dich noch nicht weit genug hinein in das Leben geführt, um fähig zu sein, hier zu absolviren, dort unwiderruflich zu verdammen. Gegen die Farbe einer Tapete und Aehnliches hättest du immerhin Nachsicht üben können, ja üben sollen, da es deines Gatten Wahl gewesen."

Diese einfachen Worte waren wie ein frischer Trunk aus dem reinen Quell der Natur, den Anna der jüngern, schnell fertigen Freundin darreichte, die im Begriffe stand, ihn durch das Hineinwerfen von unreinen Kieseln zu trüben.

„Was du mir sagtest, theure Anna, erweckt in mir die Erinnerung an so Manches, was ich wohl schon gedacht habe, ohne mich jedoch lange dabei aufzuhalten. Ich hätte es dir mittheilen sollen, allein ich fürchtete mich vor gewissen Erörterungen, die nun doch nicht ausbleiben werden. Es ist noch nicht zu spät. Ich klage mich an, nicht vollkommen offenherzig zu sein. Das liegt in einer angeborenen Scheu, die ich bekämpfen muss. Ich habe Das von meiner guten Mutter; der Vater ist die Offenheit selbst. Die Erziehung im Institut hat darin gefehlt, dass ich es ihm darin nicht gleich thue. Man war dort durch allzu grosse Strenge zur Verstellung gezwungen. Daraus entstanden eben die launenhaftesten Einfälle, um sich Luft zu schaffen; manchmal wahrhafte Kindereien, die mit Heftigkeit plötzlich hervorbrachen und nur der Eitelkeit Nahrung boten. Ich weiss, was mir fehlt. Ich muss mich in mich vertiefen, um alle unwürdigen Hindernisse zu überwinden und die wirklichen Pflichten der Gattin mit Ernst zu erkennen. Wilhelm liebt mich, obgleich er meine Fehler einsieht. Er nahm mich mit allen meinen Fehlern und hat mir dennoch so viel Gutes erwiesen, meinen Gesichtskreis erweitert, meiner geringen Erfahrung in Allem nachgeholfen, so dass ich mich wahrlich nicht unterstehen durfte, Das, was mich nicht auf den ersten Blick ansprach, nach einer augenblicklichen Eingebung ihm als Fehler anzurechnen."

„Du liebst Wilhelm so recht von ganzem Herzen und willst ihm eine treu liebende Gattin sein und bleiben?" sagte Anna mit besonderm Nachdruck.

„Wie kannst du so fragen —"

„Dann wirst du Alles ertragen. Die Fehler deiner Erziehung reichen nicht so weit; sie können dir dein Glück nicht stören; sie müssen weichen vor der Gewalt einer von Zärtlichkeit und Demuth erfüllten Seele."

„Ich denke nicht mehr an meine Arbeiter im Hause und bleibe noch ein Stündchen bei dir, wenn du mich nicht fortschickst," sagte Jenny. „Es ist ein so herrlicher Herbsttag. Komm, lass uns in den Garten gehen!"

Und Jenny empfand ein unvergleichliches Wohlsein, als sie an der Seite ihrer edeln Freundin die schon halbentlaubten Gänge durchschritt, in die nun der schöne herbstliche Strahl der Sonne unbehindert hereinbrechen konnte.

„Eine gefährliche Klippe, besonders für Frauen, ist das eitle Haschen nach Lob und die unmässige Genugthuung, die sie dabei empfinden. Gleichviel ob es sich auf Schönheit, Witz, Geistreichheit, Geschmack, auf Angeborenes oder Angelerntes, auf wirklich oder zweideutig Verdienstliches bezieht. In späteren Jahren können sie dahin gelangen, es mit heuchlerischer Selbstverläugnung sich zu erbetteln. Der durch ertheiltes Lob fortwährend genährte Reiz erniedrigt den Menschen.“

Diese Worte schrieb Anna in ihr Tagebuch, nachdem sie Jenny verlassen hatte. Es durfte Niemand befremden, dass eine Blinde schreibt, die erst im vierzehnten Jahre ihr Augenlicht verlor, nachdem sie schon eine ihr Alter weit überragende Bildung empfangen hatte. Sie hätte dazu nur eines Lineals bedurft, um grad zu schreiben. Allein ein Tagebuch, Aufzeichnungen, um dem eigenen Gedächtniss nachzuhelfen, Eindrücke des Augenblicks, Erlebtes in steter Lebendigkeit nur für sich zu erhalten, das man nicht von einem Andern sich vorlesen lassen kann, das man gern controliren, überdenken, von Zeit zu Zeit mit Randglossen bereichern will, kann freilich nur mit Hilfe eigends für Blinde erfundener Apparate geschrieben werden. Es ist bekannt, wie viele derselben in den Blinden-Instituten angewendet werden, welche fortwährend verbessert oder vielmehr vereinfacht wurden.

Es schien der Blinden vom Himmel beschieden zu sein, der mit scharfen Augen begabten jüngern Freundin den rechten Weg zu zeigen. Die beispiellose Frömmigkeit Anna's ward Jenny zum Talisman.

Anna erkannte, wie mit einem wunderbaren Ahnungsvermögen, das Gefährliche der Situation und dass hier nur ein einziges Mittel helfen konnte. Das Mittel, so nahe den Menschen, so leicht zu ergreifen und doch so oft von der Welt verschmäht. Sie war beruhigt, als sie bemerkte, dass der tröstliche Hinweis auf die Religion von Jenny nicht zurückgewiesen wurde. Von einem solchen Weltkinde stand zu erwarten, es werde jede ernste Ermahnung im religiösen Sinne nur mit Besorgniss, Misstrauen und Argwohn anhören oder sie mit kaltem Hohn erwidern. Ein Versuch dieser Art könnte wie ein gefährlicher Feind angesehen werden, wie ein Despot, gegen den man auf der strengsten Hut sein müsse, wollte man einem mystischen Netz entgehen, welches dem Thoren, der sich fangen liesse, allen Reiz des Lebens vereitelt.

Die Blinde war in der That scharfsichtig zu nennen. Sie hatte, während sie an der Seite ihres Gatten in der grossen, reichen, üppigen Welt lebte, genugsam ihre Erfahrungen bereichert. Ihre holde Anmuth hatte sie den faden Huldigungen verliebter Anbeter ausgesetzt, die sie endlich zwangen, sich mit einer unnahbaren Strenge zu waffnen.

Jetzt erregte das Band, welches ihre Augen deckte, nur so stärker und innerlicher die Besorgniss um ihre Freundin, die nichts war, als ein unbefangenes, unerfahrenes, schönes Kind, dem es an allem Tact gebrach, solchen Gefahren zu begegnen.

Anna liebte das grosse Weltleben nicht, wie es Born in seinem Hause der frohmüthigen Gattin wegen führte. Eine Soirée war für Anna eine Last ohne Lust. Ihrer scheinbar so einförmigen Beschäftigung fehlte es nicht an ergötzlichem Wechsel, der ihrem zartbesaiteten Gemüth die nothwendige Erfrischung bot und es wie eine Aeolsharfe nachklingen liess. In ihrem Garten waren ihr Wege und Stege so bekannt, dass sie keines Führers bedurfte, wenn sie während der schönen Jahreszeit darin sich erging. Im Winter war es irgend Eines von den Mädchen, die sie unterrichtete, welches sie führte, damit sie nicht auf Schnee oder Glatteis gerieth. Die Kinder rechneten es sich als Auszeichnung und Belohnung an.

All dies anmuthige und genussreiche Stillleben, wie man es mit grösserem Recht als die Maler ihre „todte Natur“ nennen darf, hielt jedoch Anna nicht ab, das geräuschvolle Treiben in Born's Hause einmal kennen zu lernen.

Sie war darauf vorbereitet, Einiges dort anzutreffen, was ihre Zustimmung nicht erhalten würde.

* * *

XII.

Eine Soirée

Dasselbe Gefühl, welches Anna in Jenny's Nähe führte, ward von dieser, ihrer unendlichen Lebhaftigkeit zufolge, als eine nicht mehr zu stillende Sehnsucht empfunden.

Sie hatte sie schon längst mit ihrem Interieur bekannt machen, sie in ihren Soiréen anwesend sehen wollen. Sie selbst hörte nicht auf einzuladen, wurde aber stets zurückgewiesen; wie erfreut war sie, als Anna jetzt selbst für den nächsten Gesellschaftsabend sich bei ihr ansagte.

Die Erscheinung Anna's, obgleich ihre Toilette die einfachste war, erregte dennoch Aufsehen. Es war eine unerhörte Wirkung, von der sich die blasirte Versammlung ergriffen fühlte. Die Meisten kannten sie nicht, Einige hatten sie in dem Kurort gesehen und gesprochen, aber im Salon, in der grellen Beleuchtung, unter den luftigen Toiletten, den entblössten Schultern nahm sich die schöne

Blinde ganz anders aus, als dort. Man glaube jedoch nicht, dass sie wie eine Beguine gekleidet oder dass ihr Aeusseres so gewählt war, dem im Innern waltenden Ernst Ausdruck zu geben. Alles an ihr entsprach der neuesten Mode und um den Busen war ein bunter Flor in Falten geschlungen, wie ihn die älteren Damen trugen und den eine antike Camee zusammenhielt.

Jenny empfing Anna mit einem freudigen Ungestüm. Sie fand sie so überaus schön und ganz prächtig, wie sie sagte, und ihr Herz hüpfte vor Glück und Lust, als sie die Freundin zum Divan führte, um sie an der Seite der vornehmsten Dame in der Gesellschaft Platz nehmen zu lassen.

Anna ward von dem starken Lichtschein, den sie plötzlich empfand, incommodirt und musste mit dem Fächer die geschlossenen Augen schützen. Es geschah aber noch aus einem andern Grunde. Anna war längst entwöhnt, in Soiréen zu erscheinen; das Gemurmel, das sie umgab, deutete auf eine zahlreiche Versammlung und die dadurch in ihr hervorgerufene Befangenheit wurde noch dadurch bedeutend verstärkt, dass es sie an jene Zeit erinnerte, als sie an der Seite ihres Gatten, jung und beglückt, die Salons in Rotterdam besuchte.

Eine Blinde, die sich niemals im Spiegel betrachtet, weiss es nicht, wie eine innere Bewegung auf ihre Miene einwirkt; eben so wenig kann sie ihre Miene beherrschen und sich eine stereotype Freundlichkeit bilden, wie sie den Weltdamen geläufig ist, die empfangen werden oder selbst empfangen.

Der vorgehaltene Fächer sollte den ersten Eindruck vorübergehend begleiten, bis die nothwendige Sammlung eingetreten sein würde, um sich in das Gespräch zu mischen.

Aber Jenny's comprimirte Freude brach gewaltsam los; sie war nicht zurückzuhalten. In einem Nebensalon hatte sie alle Lampen entfernen und den Lüster verfinstern lassen.

„Das Licht blendet dich, folge mir dort hinein," sagte sie. „Wo du bist, braucht man kein anderes Licht —"

Anna schlug mit dem Fächer nach ihr, machte ihn zu und sprach:

„Bei'm Eintreten empfand ich allerdings die Wirkung der starken Beleuchtung, doch nun ist's vorüber."

Sie blieb an ihrem Platze, die Lampen und der Lüster leuchteten wieder im Nebensalon und das Gespräch war bald in vollem Wogen begriffen. Es brauchte nehmlich nur fortgesetzt zu werden, da der Gegenstand schon vor Anna's Ankunft verhandelt wurde und für Alle von angelegentlichem Interesse zu sein schien.

Es war die Rede von einer Komödie, die während des Faschings bei Madame Wilhelm Born aufgeführt werden sollte. Bis dahin waren es zwar noch viele Wochen, denn man stand erst im November, allein die Sache bot Gelegenheit zu reicher Discussion und schon diese gewährte einen seltenen Vorgenuss.

Sie konnten sich über die Wahl des Aufzuführenden nur schwer vereinigen. Bauernfelds bessere Stücke schienen veraltet, seine neueren waren nur in Wien und sonst auf den deutschen Theatern nicht gegeben worden. Man befragte das Wiener Orakel, Herrn von Hierl; Der fällte in seiner Weise nur ein wegwerfendes Urtheil. Ein feines Lustspiel, das sich schon bewährt hatte, war nicht zu finden. Zu viel Personen durfte es nicht haben. Man wollte auch keine Uebersetzung aus dem Französischen. Eine Aufführung in französischer Sprache wurde deshalb zurückgewiesen, weil es unsere alte Aristokratie damit halte und die jüngere Aristokratie des Reichthums aus Patriotismus der Fremdländerei abhold war und dieser nur jene Gebiete einräumte, auf welchen sie ihren Einfluss unabweisbar ausübt.

Am Ende standen nur Putlitz und Benedix noch auf der engeren Wahlliste. Auch der Erstere fiel durch; ob seiner adeligen Abstammung wegen, ist nicht erwiesen, und Roderich Benedix war nunmehr der erkorene Dichter.

Jetzt drehte sich die nächste Debatte um Das, was man von ihm aufführen solle. Man zählte, die zur Darstellung sich gemeldet hatten und suchte sie mit den Personen der Benedix'schen Werke in Einklang zu bringen. Der Wunsch, den Einige hegten, von dem beliebtesten Theaterdichter der Neuzeit, der stets frische Waare vorräthig hatte, etwas ganz Frisches zu verschreiben, ward abgelehnt; man konnte sich über die Wahl eines seiner Stücke, das man schon kannte, nicht entscheiden und griff endlich zu dem Situationsdrama eines jungen Litteraten, der den ominösen Namen Doctor Hörauf führte. Es hatte sich bereits „vor den Lampen" bewährt.

Der Kreis war ungemein animirt. Anna hörte zu; sie schien dem Gang der Verhandlung aufmerksam zu folgen, allein Jenny, obgleich sehr in Anspruch genommen, wollte mit ihren Alles durchschauenden Augen, wann sie auf ihre Freundin blickte, eine Präoccupation an ihr bemerken, eine Unruhe, welche die Debatte wohl weniger, als der Gegenstand erregen mochte, um den sie sich drehte.

Was in Anna vorging? Wer, der sie bereits kennen lernte, wird darüber in Zweifel sein?

Sie hatte sich nachdenkend in die Polster des Divans zurückgelegt.

„Ist dir nicht wohl?" fragte Jenny leise.

„Das Ungewohnte, in einer grossen Gesellschaft zu sein," antwortete Anna sanft, und setzte dann in einem scherzenden Tone hinzu: „Nicht wahr, ich mache wohl eine seltsame Figur in deinem Salon? Findest du nicht?"

Das war Alles, was sie sagte; Jenny konnte nur lachend den Kopf dazu schütteln, denn ein junger Mann war eiligst zu ihr heran getreten, nahm sie beim Arm und führte sie in den Nebensalon, wo sich inzwischen ein Comité gebildet hatte, welches die Dame des Hauses mit grosser Acclamation als seine einstimmig gewählte Präsidentin empfing.

Für die Gesellschaft, die hier geschildert wird, ist eine solche Formalität immer von Bedeutung, so belachenswerth sie in unbedeutenden Fällen an und für sich ist.

Aber ein „Liebhabertheater“ ist in der That nichts Unbedeutendes. Es erfordert eine bedeutende Kraft, Laster und Untugenden ohne Leidenschaft und leichte, oft schrankenlose Sitten, wie sie in den mit Vorliebe gewählten Stücken geschildert werden, mit künstlerischer Ruhe darzustellen.

In einer Zeit socialer Zersetzung, wo der Begriff der Sitte so sehr schwankend geworden, ist es wahrhaft gefährlich, dem Theater in solcher Weise einen Platz in der Gesellschaft anzuweisen, auf dem aus Zuschauern Schauspieler werden. Luxus und Müssiggang sind auch die Ursachen dieser Erscheinung.

In den besten, das heisst reichsten Häusern hat man ein Liebhabertheater, das im Salon bald aufgestellt ist und das anstossende Oratorium ist leer und dient zum Ankleidezimmer für die Darsteller.

Der Werth unserer heutigen Gesellschaft ist eine ganz eigene Sorte des Werthes, der von einer späteren Zeit ebenso gewürdigt werden wird, wie man heute wohl die französische Gesellschaft vor der Revolution würdigt. Der in die Augen springende Unterschied zwischen diesen Zuständen ist eben lediglich nur augenscheinlich.

Die Memoiren jener Zeit sind, wenn sie in dieser Absicht gelesen werden, hinlänglich belehrend. Die bösen Anlässe, die losen Streiche, die boshaften Neckereien, die unschätzbaren Lügen, die phantasiereichen Indigestionen, die gewaltsamen Erschütterungen durch Musik und Tanz, die unermüdliche Opposition gegen weltliche Gewalt und Kirche und der triviale Spott, Alles heute wie damals. —

Der junge Mann, der Jenny in den Nebensalon führte, war ihr Schwager, Born's jüngerer Bruder Ludwig, der das ererbte Eisenwaarengeschäft des Vaters fortgeführt hatte und nebenbei allerhand Kunst trieb. Er dichtete selbst und recensirte Andere, wie es so häufig im Grossen wie im Kleinen angetroffen wird. Stehen nur gute Freunde auf solche Weise zusammen, so lassen sich — nach Jean Paul — Bücher auch ohne eine Körnchen Salz so gut einpökeln, dass sie sich halten.

Ludwig Born trieb ein ungebändigter Enthusiasmus. Neben der Kunst war es die Liebe zu allem Schönen. In diesem Sinne sprach er dem grossen Dichter die Worte nach:

> Was ist das Leben ohne Liebesglanz,
> Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden!

Ein Gegenstück zu seinem Bruder Wilhelm war er eine höchst poetische Natur.

Er sagte von sich, dass er nur mit Widerwillen Kaufmann geworden und weit lieber ein Künstler geworden wäre. Darunter verstand er vornehmlich Schauspieler und zwar stellte er sich dabei einen lustigen, sorglosen Komödianten vor. Ihm erschien das Theater als eine Welt der Lust, der Freiheit, der fetten Kühe und der ungezügelten Genüsse. Eine Traumwelt des Zufalls, der jede bürgerliche

Hantirung Schranken zieht, die nur unter begünstigenden Umständen ohne Gefahr zu überspringen sind.

Die ungeregelten Leidenschaften, die ihn beherrschten, hätten ihn als Schauspieler zu leichtsinnigen, vielleicht schlechten Handlungen verleitet, von denen jedoch immer noch ein Rückweg zur Besserung offen bleibt; in seiner jetzigen Stellung als Inhaber eines bürgerlichen Geschäfts hatten seine Passionen sich zu Grundsätzen in ihm ausgebildet, welche jede bessere Einsicht untergruben und ihm den Weg zur Besserung für immer verschlossen.

Man weiss, wie es solchen Leuten zu gehen pflegt. Wenn sie zu denken vermeinen, so wirren sie den Gegenstand so ineinander, bis dass ihre geistige Thätigkeit den Geist in ihnen fast vollständig getödtet hat. Dann glauben sie bei dem Punkt angelangt zu sein, die Richtschnur für ihre Handlungen festzustellen, die sie ihre Grundsätze nennen.

Das Unheil, welches daraus zunächst für sie, dann für die Gesellschaft entspringt, ist bekannt genug. Sie glauben an ihre ureigene Kraft und leben ohne den Glauben an Gott, von dem alle Kraft allein ausgeht und diese Unwissenheit rächt sich stets, wenn sie auch sonst ihre Grundsätze in Fächer untergebracht und sorgfältig numerirt hatten, um sie gleich bei der Hand zu haben.

Bei alldem stand Ludwig Born in dem einen Glauben fest, dass eine erweiterte, höhere und freiere, vollkommen unabhängige Civilisation sich über die Menschheit verbreiten müsse, an welcher ein

Jeder sein Theil Arbeit habe. Vorläufig war als unmittelbare Folge davon selbst ihm, dem Kaufmann, ersichtlich geworden, dass die altbekannte und bewährte Redlichkeit in Handel und Wandel aus dem Verkehr verschwunden und die heutigen, landläufigen Sitten und Uebungen ganz entgegen gesetzter Art seien.

Er vertraute dabei seinem Gotte allein, dem Gotte des Fortschritts, der Alles zum Guten lenken wird und erfreute sich aller bis jetzt errungenen Fortschritte nach Herzenslust, stets vorwärts strebend nach weiteren. Rom ward nicht an Einem Tage erbaut, war sein Wahlspruch.

Und diesem Gotte weihete er einen besondern Cult, den er Cultus des Schönen nannte, mit dem seine Neigung zum Theater sich ganz wohl vertrug, weil sie daraus ihre Berechtigung ableitete.

Während im Nebensalon die Verhandlungen ihren Verlauf nahmen, waren in dem grossen Empfangsalon nur Wenige zurückgeblieben.

Ein paar ältere Damen und Herren bei'm Whist; einige Herren, die gedämpft über Politik sprachen; andere, die Photographien und Autographensammlungen musterten und durchblätterten.

Anna sass noch immer in der Ecke des Divans, vor ihr Wilhelm Born, der ihr von seinem jungen Ehestand erzählte, ihr sein Glück schilderte, die Reize seiner Häuslichkeit erhob und unerschöpflich in dem Lobe seiner Gattin war, der er in allen Dingen das freieste Schalten einräume. Er ergötze sich an ihrer erfinderischen Laune, die stets für neue Unterhaltung sorge, da er bekennen müsse, in dieser Beziehung ein ganz unfruchtbarer Boden zu sein. Er müsse eine andauernde, ernste Beschäftigung haben, um sich eine Empfänglichkeit für die geselligen Freuden in seinen Mussestunden zu erhalten. Deshalb war er entschlossen, eine Maschinenfabrik zu gründen, da er dieses Geschäft genau kenne und seinen Bruder habe er als Theilnehmer daran bestimmt, dessen bisheriger Detailhandel mit Eisenwaaren ihn nach einer Seite hin dazu befähige.

Anna schien wenig Aufmerksamkeit seinem industriellen Unternehmen zu leihen und er ging daher wieder auf sein häusliches Glück über, das sie mehr zu interessiren schien. Er wollte recht glänzend schildern und glaubte, dass seine Zuhörerin davon bezaubert werden solle.

Jenny's Geschmack malte er zierlich, rein und delicat aus; er sagte, dass die kleinste Unregelmässigkeit ihr unerträglich sei; dass sie stets das Unvollkommene durch Vollkommneres zu ersetzen bemüht sei. Kein Tag vergehe, an welchem sie nicht in dieser Hinsicht Veränderungen vornehme, sowohl in der Hauseinrichtung wie in der Kleidung, kurz in Allem.

„Dabei ist sie so gut und gefühlvoll,“ sagte er zum Schlusse seiner Schilderung. „Neulich sagte ich im Scherze zu ihr: Aber sich doch nur, Jenny, wie wenig entspreche ich deinem Ideal, und mich kannst du nicht wie eine andere Sache umtauschen; das muss dich wohl recht unglücklich machen. Da ward sie plötzlich über und über roth und umarmte mich. ‚Wenn das Herz sich befriedigt fühlt,' sprach sie, ‚so haben die Augen nichts mehr dreinzusprechen. Deine Fehler sind mir nicht entgangen, denn du weisst, wie scharf ich sehe, allein sie sind nur unbedeutend, ich bemerke sie nicht mehr und wollte an meinem Wilhelm nichts verändert wünschen. Er bleibe nur, wie er ist!' War Das nicht allerliebst?"

„Und was antworteten Sie ihr darauf?" fragte Anna.

„Folge nur immer deinem Scharfblick, sagte ich, benütze ihn, meine Mängel und Fehler zu entdecken, damit ich sie verbessere und ablege. Das wird mein Glück erhöhen. Ich werde nicht ermüden, deine Ausstellungen zu ertragen."

Anna besann sich eine Weile.

„Man muss zwischen der wirklichen Vollkommenheit und der blos anscheinenden wohl unterscheiden," sprach sie nach einer Pause; „nur jene ist als Gewinn zu betrachten, die andere kann manchmal ein Uebel bergen, das unser Glück untergräbt. Laune oder eine vage Meinung dürfen bei unserm Streben nicht mitsprechen, wenn wir mehr als eine vorüberfliehende Befriedigung suchen. Vor Allem müsste Jenny einsehen lernen, dass die Intensität des Vergnügens, das sie aus dem immerwährenden Wechsel und Wandel schöpft, nicht anhält und bei geringerer Lust eine längere Dauer beglückender sei. In der Continuität läge schon die Bürgschaft dafür und die Summe der Befriedigung wäre überwiegend. Jenny müsste zwischen den Gütern der Seele und denen des Körpers unterscheiden. Sie ist wahrheitsliebend, so kenne ich sie, aber sie sollte auch stets gerecht sein. Gerecht gegen sich selbst. Dann würde sie dahin gelangen. die Beglückung Anderer ihrer eigenen voranzustellen. Bei einigem Nachdenken würde es ihr klar werden, dass eine im Augenblick ihrer Eitelkeit schmeichelnde Eingebung grosses Ungemach im Gefolge haben kann, wenn sie ihr unbedingt gehorcht. Ein Leben, wie das Ihrer Frau, löst sich in Wahrscheinlichkeiten auf; es sind lauter Probabilitäten, die es leiten und bestimmen. Sie besitzt eine etwas zu lebhafte Einbildungskraft und die müssen Sie zu regeln suchen, damit sie nicht sie zur fixen Idee führt."

Was Anna sprach, machte auf Born einen empfindlichen, aber schlagenden Eindruck.

„Alles hat seine zwei Seiten," war der Gemeinplatz, der ihm gerade zu sagen einfiel. „Ein wenig Eigenliebe, wenn sie auf wirklichen Eigenschaften des Geistes und Herzens beruht, scheint mir bei einer jungen Frau nicht von gar schlimmer Vorbedeutung."

„Die Eigenliebe, Herr Born," sagte Anna, „ist eine Lupe für unsere persönlichen Eigenschaften und eine getrübte Brille für die der Andern."

Hier wurde das Tete-à-tete unterbrochen. Die Gesellschaft aus dem Nebensalon schwärmte geräuschvoll, unter Lachen und Schwatzen herbei.

„Ach, da sitzt ihr ja!“ rief Jenny ganz erglüht, „und wisst nichts von den grossen Ereignissen. Es sollte eine Vorversammlung sein, aber Alles ist schon in dieser ersten vollständig entschieden worden. Wir haben ein Stück und auch schon die Besetzung. Auch die Chargen und Aemter sind vergeben. Herr von Hierl ist unser Regisseur, Onkelchen Warnecke soufflirt uns und du, Wilhelm, da du sagtest, dass du kein Talent hast, sollst die Kasse übernehmen.“

„Kasse? Ihr spielt ja nicht für's Geld.“

„Ach, so ist's ja nicht gemeint. Die Ausgaben besorgen und Rechnung führen: Das verstehst du perfect, du bist ja Kaufmann.“

„Mein Bruder auch.“

„Was denkst du? Louis? Das ist unsers Theaters feste Säule!“

„Ich habe genug dabei zu thun. Mir ward die Ehre zu Theil, die Hauptrolle zu spielen und da heisst's studiren,“ sagte Ludwig Born wichtig, indem er die nach vorn strebenden Haare, die während der langen und heissen Comitésitzung in Unordnung gerathen waren, mit der Hand in den Nacken warf.

„Gut,“ sagte Wilhelm, „so will ich denn euer Schatzmeister sein — nicht Kassier, das ist zu ordinär.“

Alle applaudirten; Jenny strich ihrem Mann das Kinn und rühmte sein gutes Herz, das keine Freude zu stören vermöge.

So ging es fort unter lautem Gelächter. Wollte Einer, wie er sagte, etwas Vernünftiges vorbringen, so herrschte zwar eine kurze Stille, welche aber sogleich wieder von Lachen unterbrochen wurde. Ein unvertilgbarer Frohsinn ohne wahrnehmbare Ursache, der Alle angesteckt hatte. Die Whistspieler, die Politiker stellten Spiel und Discussion ein, kehrten sich den Lachenden zu und lachten mit, ohne eigentlich zu wissen, weshalb.

Hierl und Ludwig Born, der Hauptacteur, hatten vielleicht die lustigsten Einfälle. Jeden Augenblick brachte Einer von ihnen Etwas vor, allein, kaum hatte er einige Worte gesprochen, als er selbst lachend herausplatzte und die Andern einstimmten, bis er endlich unter Thränen und nervösem Zusammenzucken die Worte mühsam herausstiess:

„Nein — ich kann — nicht mehr!“

So verging der Rest des Abends, der bereits weit in den nächstfolgenden Tag hinein griff. An ein vernünftiges Wort wurde nicht mehr gedacht; dafür wurde ein Regime der Zwanglosigkeit adoptirt, das mehr von intim freundschaftlicher Zuneigung, als von gegenseitiger Achtung zeigte.

In diesem tollen Gewirr neigte sich Jenny zu ihrer blinden Freundin:

„Was hältst du wohl von uns? In der grossen, fremden Welt, die du kennen gelernt, mag es wohl steifer hergegangen sein. Wir sind aber hier unter uns. Grösstentheils Verwandte, dann einige

Bekannte von lange her, Geschaftsfreunde meines Vaters. Wir, junge Eheleute, lieben den Spass und meinen Wilhelm muss ich zu erheitern suchen. Du bist freilich anders. Du bist wie ein Engel auf Erden!"

Und dabei umschlang sie Anna mit beiden Armen und drückte einen langen Kuss ihr auf die Lippen.

Anna wehrte sie sanft von sich ab.

„Du weisst, dass ich nichts sehnlicher wünsche, als dich glücklich und zufrieden zu wissen," sagte sie. „Dein jetziges Glück hat etwas zu Bewältigendes für mich, allein ich hoffe, dass du stärker bist, um es ertragen zu können."

Jenny war nach diesen Worten ernster geworden. Was sie noch zu Anna sprach, zeigte es deutlich. Nur dann und wann flog ein Wort von der Frohsinnigen herüber, welches wie ein Schatten den bleichen Sonnenstrahl auf einen Augenblick verdunkelte.

Anna empfahl sich still; sie schien bewegt. Da keine Nachtzüge gingen, so war ihr Wagen zur Heimfahrt bestellt. Eduard Werner war gleichfalls von der Partie gewesen und hatte über Politik discurirt, da ihn das Haustheater nicht interessirte; er bat um die Erlaubniss, Anna begleiten zu dürfen.

Unterwegs ward wenig gesprochen. Eduard glaubte, dass sie schlummere, und wagte es nicht, sie anzureden. Allein sie schlummerte nicht.

Ein andächtiges, religiöses, aber zugleich auch melancholisches Sinnen war es, in das sie sich versenkte. Sie war noch immer in dem überlustigen Kreise; sie hörte noch immer das lose Geschwätz und sah im Geiste ihre reichbegabte Freundin, von Thorheit umschwirrt und umworben, noch im vollen Besitz eines Heiligthums hoher, reiner Weiblichkeit, jedoch umgeben von unlautern Gelüsten, die es zu beflecken oder zu zertrümmern im Stande wären.

* * *

XIII.

Die Krippe und ihr Gegenstück.

Man soll aber die Sache nicht zu streng nehmen. Ein Salon kann nicht nach einem Abend, den man dort zubrachte, beurtheilt werden. Einige oberflächliche Bemerkungen, aus denen man Folgerungen ziehen wollte, führten leicht in die Irre.

Das waren Anna's Bedenken, welche ihr die kühle Ueberlegung eingab. Ein Salon ist ein Echo, das äussere Stimmen und Stimmungen wiederhallt. Man hört Worte, aber selten ausgeführte Gedanken und die gewöhnliche Unterhaltung entspinnt sich oft nur aus leeren Widersprüchen.

Anna musste sich gestehen, dass es im höchsten Grade ungerecht sein würde, wenn sie nach dem empfangenen Eindruck urtheilen wollte. Bei dieser Betrachtung schwand auch ein Theil der Besorgniss, die sich auf Jenny bezog. Sie glaubte Beweise dafür zu haben, dass Jenny wahrhaft von dem Geiste des Christenthums beseelt sei und sie vertraute diesem Geiste, der den natürlichen Instinct zum Guten nie von den Verirrungen der Zeit werde gänzlich ersticken lassen.

Wenn auch vom Augenblick berauscht und hingerissen, müsse das Bewusstsein unter Thränen wieder erwachen und Jenny's Seele wie eine Verbannte nach Befreiung streben. All ihre angeborene Lust und Heiterkeit würde dann zum Schweigen gebracht und in ihrer Reinheit aufbewahrt, bis sie erst wieder in geweihten Momenten neu sich entfalte. Anna dachte dabei an die israelitischen Jungfrauen, die ihre Harfen in der Gefangenschaft an die Weiden des Euphrat aufhingen, bis dass sie wieder zu Gottes Ehren sie dankbar in Jerusalem ertönen lassen durften.

Ein solches Nachdenken rief zuerst eine stille Befriedigung in Anna's Gemüth hervor, auf welche die gewohnte vollständige Zurückgezogenheit in sich folgte. Sie konnte wieder liebend ihrer Freundin gedenken, gelöst von den widerwärtigen äusserlichen Erscheinungen, und ihre Blicke dabei auf das Höchste richten. Unbefangen wie stets wandte sie sich den Armen, den Blinden, den Kleinen zu, die in den letzten Tagen, wie sie es jetzt sich vorwarf, von ihr vernachlässigt worden waren. Es war hohe Zeit, dass sie sich besann.

Man stand an der Schwelle der heiligen Adventzeit; an dem Thor, das uns so recht eigentlich den Weg der himmlischen Liebe eröffnet, zu einem Feste, das der Welt die Verkündigung eines neuen Lebens in das Gedächtniss ruft. Alle Menschen umschliessen sich an diesem Feste wie Geschwister in einem einzigen, wunderbar festlichen Gefühl hoher Freude. Auch das kleinste Leben wird von dem Gedanken lebhafter durchdrungen, dass es mit dem grössten, heiligsten Gegenstande unzertrennbar und unmittelbar verbunden ist.

Für Anna war diese Zeit voll sanfter, innerer Erregung, die ihr die reinste Glückseligkeit bereitete. Sie, die Kinderlose, empfand es wie Mutterfreude, wenn sie die heilige Jungfrau mit dem Sohne recht demüthig verehrte; denn sie dachte dabei an die armen und blinden Kleinen, denen sie auf den heiligen Weihnachtsabend eine Bescherung veranstalten sollte. Sie fühlte sich reich in dem Besitze dieses Heiligthums.

Es war eigentlich eine sich vorausgenommene Freude der reinen Seele, welche den Chor der Engel „Ehre sei Gott in der Höhe“ etwas früher anzustimmen sich erlaubte, als die Kirche es ihren Gläubigen vorschreibt.

Eine Beschäftigung, der sich Anna mit grosser Emsigkeit überliess, musste diesem um eine Zeitspanne verfrühten Drange Nahrung geben. Sie ordnete Alles zur Darstellung einer sogenannten Krippe. Und da gab es Viel zu schaffen, wenn es recht erbaulich und zugleich schön werden sollte. Die Kinder, Eltern, Lehrer sollten durch die Anschauung der Darstellung der Geburt des Heilandes zu einer tiefen Andacht und zu glühendem Danke gegen Gott erregt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es jetzt wahrlich grösserer Veranstaltung, als der Gründer dieser Sitte, der grosse Heilige, Franz von Assisi, vorzunehmen hatte.

Zu der Krippe gesellten sich die Geschenke, zur Erinnerung an das herrliche Geschenk, das Gott der gesammten Menschheit in der heiligen Weihnacht ertheilte. Der grosse Baum ward herbeigeschafft, um an den Baum des Kreuzes zu mahnen, der uns den Himmelssegen erwarb; zugleich wurden viele Wachskerzen eingekauft, welche das Licht der Welt versinnlichen sollten.

Wer wollte diese Vorstellung wie eine kleinlich-kindische Spielerei ansehen? Wie wäre der Weise zu bedauern, der sich von der Einfalt und Unschuld der Kinderseele so weit entfernt hätte, dass er nichts mehr von religiöser Art in seinem Kreise dulden will, kein Gebet zu bestimmten Zeiten verrichtet, keine besondere Andachtsübung hält, sondern das Letztere nur dem Zufall überlässt, wenn es ihm so zu Muth ist! —

Von anderer Seite waren die Anstalten zum Liebhabertheater inzwischen mit grosser Beharrlichkeit fortgesetzt worden. Man hatte schon eine Leseprobe unter dem Vorsitze Hierl's gehalten und über das Costüm gründlich verhandelt.

Nach dem Ausspruche der Theilnehmer, unter denen sich gewiegte Kenner befanden, ging die Sache so vortrefflich, dass mit der Aussicht auf einen glänzenden Erfolg sich auch die Wünsche erweiterten. Man kam überein, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, das heisst, die Komödie nicht als ein ganz harmloses Privatvergnügen vor einem Kreise guter Freunde abzuspielen, sondern damit vor die Oeffentlichkeit in der Weise zu treten, dass man ein Eintrittsgeld bestimmte, dessen Ertrag unter einigen Wohlthätigkeitsanstalten vertheilt werden sollte. Der Gedanke entzückte Alle. Dem Privatvergnügen wurde damit eine einschmeichelnde Etikette nach Aussen angeheftet.

Die Proben, die sich ununterbrochen folgten, fanden in den Familien statt, die das weibliche Contingent gestellt hatten. Es wurden Gesellschaftabende daraus, in denen Scherz und Frohsinn walteten. Durch Hierl und Ludwig Born, die engerer Bekanntschaften mit Schauspielern sich rühmen konnten, nahm der Ton stets freiere Alluren an; ein Fremder hätte sich leicht überreden lassen, dass er wirklich die „lustige Landsmannschaft" vor sich habe, die zu Thalias Fahne geschworen.

An einem solchen Abend war ein heikeliges Thema zur Discussion aufgeworfen. Einer von den Dilettanten hatte eine Liebesscene zu spielen und zeigte sich ungeschickt.

Man sprach über die Art und Weise, wie man einer Dame seine Liebe erklären solle. Die Meinungen gingen weit auseinander. Eine von den jungen Schauspielerinnen sass unbeweglich da, die schwarzen Augen fest und weit geöffnet auf die Person gerichtet, die gerade sprach. Dabei zeigte sich etwas, wie neugieriges Behagen in ihrem Gesichte, das ihm einen unerklärbaren Ausdruck verlieh. Frau Warnecke hielt sich tapfer gegen ihren Mann, der von seinen ältern Erfahrungen sprach. Auch Hierl widersprach ihm heftig; Ludwig Born secundirte; Jenny's Gatte schien von der Unterhaltung nicht erbaut. Die andern jüngern Leute lachten strichweis, wie sich's ergab. Jenny selbst war die Heiterste; es war eine freimüthige Lustigkeit, die sich rückhaltlos im engern Freundeskreise entfaltet.

„Unsere Späße sind von guter Vorbedeutung für unsere Komödie!" rief sie lachend in den fröhlichen Tumult.

Alle stimmten mit ihr überein. Frau Warnecke gab sich nun Mühe, etwas gelassener die Regeln des Decorum zu behaupten. Auch Wilhelm Born versuchte es, in die festern Schranken einzulenken; allein, was er auch vorbringen mochte, klang wie eine unberufene Ermahnung oder Lehre, oder es erschien wie Parodie, wenn er einen scherzhaften Ton anschlug.

Die ganze übrige Gesellschaft, ohne Ausnahme, betrug sich wie unartige, schlechterzogene Kinder. Sie lachten den guten Wilhelm geradezu aus, oder sie bewarfen ihn mit komischen Einfällen, wie sie der Augenblick gebar. Die Licenz ward soweit getrieben als möglich; da ergriff Herr Warnecke einmal das Wort, um den Ungestüm zu beschwichtigen.

„Wir sind zu weit von unserm Thema abgekommen," sprach er mit lauter Stimme, um sich Gehör zu verschaffen. „Ich behaupte, dass man es nicht mehr versteht, das Herz der Damen zu erobern. Ich will damit nicht behaupten, dass man jetzt weniger verliebt ist, aber wir wussten es delicater zu repräsentiren. Wir beobachteten eine gewisse Etikette bei'm Courmachen, die von unsern jungen Leuten jetzt ganz und gar vernachlässigt wird. Ich will nur Eins anführen aus meiner eigenen Erinnerung. Jeden Morgen schrieb ich an die Dame meines Herzens, ich mochte sein, wo ich wollte. Nah oder fern. Wer thut jetzt noch desgleichen?"

Dabei blickte er scharf nach Hierl; der zuckte die Achseln und nannte es eine pedantische Schwäche. Nun entspann sich eine neue Discussion, ob das Schreiben delicate Huldigung oder pedantische Schwäche sei. Jenny entschied sich für das Erstere; Frau Warnecke hatte die Augen geschlossen; man wusste nicht, ob sie eingeschlummert war oder zuhörte.

Der jüngere Born gestand, wie er sagte, zu seiner Beschämung, dass er bis jetzt nur in der Lage gewesen, kaufmännische Briefe und Facturen zu schreiben, dass er aber, hätte ihm das Schicksal einen bevorzugtern Platz angewiesen, unbedingt für die verliebte Correspondenz sich erklärt haben würde und sich dazu einiges Talent zutraue.

„Ich," sagte Jenny muthwillig, „bedauere sehr, dass meine Jugend nicht in die Zeit fiel, wo man sich Liebesbriefe schrieb. Das muss allerliebst gewesen sein!"

„Was weisst denn du? Wie kannst du mitsprechen?" rief Tantchen Warnecke, die plötzlich aus ihrem fingirten Schlummer zu erwachen schien.

Alle lachten.

„Warum nicht?" entgegnete Jenny. „Vater hat unter seinen Büchern eine Anzahl älterer englischer Romane in Briefen, die ich alle gelesen habe. So ein Held der erfundenen Geschichte wird durch seine Briefe wahrhaft verführerisch."

Nun kam eine wirklich entsetzliche Belesenheit zum Vorschein. Man erging sich auf den Höhen und in den Tiefen. Welche Erfahrungen hatten Halbgebildete aus bedruckten Blättern geschöpft, ohne das Leben, wie es ist, nur im Geringsten zu kennen! Hier wurde von den Männern überhaupt nur Schlechtes gesagt; dort verlauteten Aeusserungen über die Frauen, die nicht bescheiden genannt werden konnten. Was Dieser nur bespöttelte, ward von Jenem mit gediegenem Tone bekräftigt; was Jener lobte, fand seinen Widerspruch in recitirten abscheulichen Versen eines nagelneuen Tagespoeten. Die besten Freunde überschütteten sich mit boshafter Satyre und des Himmels Langmuth war in der That zu bewundern.

Wilhelm Born machte zu Allem eine sehr trübe Miene. Es war ihm, als ob er sich in dem Spiegel sehen müsse, so unheimlich war ihm zu Muthe. Er fragte leise seine Frau, ob sie ihm nichts ansehe. Jenny erwiderte, dass seine Farbe frisch, sein Auge lebhaft sei. Sie bat ihn, nur ein Bisschen ihre gute Laune zu theilen und sich wie ein galantes und liebenswürdiges Männchen zu zeigen.

Er sagte, dass es ihm wie zudringlich erscheinen würde, wenn er es versuchte.

Sie schalt ihn unbarmherzig und wandte sich wieder zur Gesellschaft. Sie war aufgeregt, sprach viel und erhitzte sich immer mehr. Endlich erklärte sie, dass man um die Gunst einer Dame nur schriftlich sich bewerben dürfe.' Sie setzte die Sache dann so gehörig auseinander, dass es sich betrachten liess, als verlange sie, dass man eine förmliche Eingabe machen solle.

Hierl ward von diesem Glaubensbekenntniss electrisirt und meinte, dass der Galanterie dadurch ein schöner Wettlauf eröffnet sei.

Wer sein Talent kannte, durfte getrost in einen solchen Wettlauf mit ihm eintreten. Wenn Hierl seine Siege mit der Feder erringen solle, wäre die Tugend der Frauen vollkommen gesichert, dachte ausser ihm ein Jeder.

Aber als die Ekstase verraucht war, noch ehe die Versammlung sich trennte, musste Jenny sich an den Flügel setzen, um durch einige schwermüthige Töne sich ruhiger zu stimmen. Das Mittel war geeigneter, als durch Denken in der Unordnung ihres Kopfes aufzuräumen. Der ganze Abend kam ihr wie eine Karrikatur vor, allein Das, worüber sie lachen gekonnt, erschien ihr jetzt bei'm Tönen der Mollakkorde wie unerklärlicher Wahnsinn.

Man war bereits weit in der heiligen Adventzeit vorgerückt, in welcher auch Anna sich ihrer fröhlichen Thätigkeit hingab, die freilich von den Lustbarkeiten in dem Hause ihrer Freundin sehr verschieden war. Auch Anna beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu einer dramatischen Darstellung, die sich auf die Geburt des Weltheilands bezog. So einfältig dies einem Bekenner des Nichts auch erscheinen mag, so bezieht es sich doch auf das Höchste. Das Wort des Dichters „Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel“, war darauf ganz eigentlich anzuwenden. Anna war davon durchdrungen, dass ihre Beschäftigung nicht einem alten, verdorrten Brauche entstammte, sondern der reinen Glaubensflamme ihres Innern entströmte, die durch die Dunkelheit ihrer Umgebung hervorbrach und in aller Demüth und Frömmigkeit in schlichtester Weise zur Aeusserung wurde.

Es war ihr nichts Anderes, als eines jener äusserlichen frommen Werke, wie sie den Katholiken eigenthümlich sind; keine unverstandene, blos spielende Andacht mit dem Christkindlein, wie nur der Unverstand es beurtheilen mag.

Mit der Krippe und den daran gereiheten Gaben ward ihr eigener Weihnachtssinn vollständig befriedigt, sie fühlte sich verjüngt, sie wurde zurückgeführt in die eigene Kindheit; das hochheilige Kind, dem die liebliche Feier galt, leuchtete aus der grünen, blumigen Umgebung Freude in die ganze schöne Gotteswelt; Anna war gewiss, dass Alle, die es schauen würden, dieselbe Empfindung theilen müssten.

Acht Tage vor dem Feste war die Krippe vollendet und die erste Darstellung geordnet.

Auf einem mit dunkeln Teppichen umhängten Gestelle erhoben sich grüne Hügel, mit Moos und Gebüsch nur spärlich bekleidet. Eine Palmengruppe begränzte nach einer Seite die Aussicht. Im

Hintergrunde senkte sich ein dunkler Horizont, an dem nur wenige Sterne leuchteten. Es war zum Theil gemalt, zum Theil plastisch ausgeführt; die Beleuchtung im Halbdunkel liess jeden Gegenstand erkennen. Ein befreundeter Künstler war von Anna eingeladen worden, alles Erforderliche zu veranstalten.

Zwischen den Hügeln sah man ein Eselein traben, welches die heilige Jungfrau trug. Der heilige Joseph schritt voran, wie es ersichtlich war, in banger Eile. Der Ausdruck in den Köpfen trefflich gelungen.

Das Bild stellte das Suchen der Herberge vor, das erste unter Allen, welches dann am heiligen Abend selbst durch die Geburt im Stalle zu Betlehem ersetzt wird.

Anna hatte ihre Gäste geladen, die sie zur bestimmten Stunde erwartete. Allein bevor diese noch erschienen war, kniete sie vor einem Crucifix, das in der Nische stand und vor welchem vier Kerzen brannten. Wem müsste bei'm Gedenken Maria's an der Krippe nicht auch die schmerzhafte Mutter unter'm Kreuze vorschweben?

Ihr ganzes Leben so voll herber Prüfungen und Schmerzen, aber auch dabei voll von Tröstungen und Wonnen wie Keines! Wer sähe sie nicht mit ihrem Sohne, seine segensvollen Reden vernehmend, seine rührende, kindliche Zärtlichkeit empfangend? Wer sähe nicht Joseph und seinen göttlichen Lehrling in der Werkstatt ihres friedlichen Hauses?

Maria unter dem Kreuze gedenkt der Schmerzen des Heilands in tiefeigenem Schmerze; allein sie wird durch den himmlischen Trost erquickt, dass aus ihnen das Heil der Welt entströmte.

Diese stille Feier Anna's war das dargebrachte Dankopfer für die Gnade, welche sie in der Taufe empfangen, für den Glauben, den ihre Erziehung befestigte, für die ihr zu Theil gewordenen Sacramente der Busse und des neuen Lebens. Indem sie mit den Flügeln ihres Geistes die Krippe und Golgatha zugleich umfing, fühlte sie sich gleich einer Priesterin. Der Leichnam im Grabe und das Kind in der Krippe! Dieselbe Wesenheit des Wortes.

„Heiland der Welt! Vor dir entsage ich allen meinen Neigungen, gieb mir Kraft, meinen Leidenschaften zu gebieten! Lass mich vor deinem Kreuze das wahre Leben finden, das mich unzertrennlich mit dir vereinigt!"

Das war Anna's Gebet. —

Leise ward die Thür geöffnet und eine Dienerin meldete, dass die Eingeladenen bereits versammelt seien, und Andere, die aus eigenem Trieb gekommen, um die Krippe zu schauen, sich hinzugesellt hatten. Die Anzahl sei so gross, dass man sie in Abtheilungen werde zulassen müssen, um Tumult und Lärm vorzubeugen.

Die Wanduhr zeigte halb fünf.

„Sie sind pünktlich," sagte Anna, „das freut mich."

Und sie befahl, dass Alle hereingelassen würden. Dies geschah mit stillem Anstand in bester Ordnung.

Zuerst kamen die Blindenlehrer mit ihren Schülern, dann die Schulkinder, hierauf die Fabrikleute mit ihren Kleinsten; Eduard Werner und die andern Bewohner des Hauses, die Dienerschaft nicht ausgenommen; den Schluss machten einige achtbare Bürger und Landleute. Den Blinden war die Freude noch besonders vorbehalten, zuletzt durch Tasten und Fühlen die Schönheit der Krippe zu empfinden.

Alles stand jetzt. Der Saal war gefüllt; wie ein zurückgehaltener Athemzug, einem Hauche gleich, schwebte es in der Versammlung. Da erklang der Ton eines Flügels durch die Stille.

Anna sang dazu das Lied eines spanischen Dichters, welches Emilie Ringseis in seiner naiven Weise so schön wieder gegeben hat:

Ziehet, Gattin, ziehet,
Selt'ne Jungfrau, fort!
Da die Hähne krähen,
Unfern ist der Ort.

Ziehet, Herrin, ziehet,
Gut vor allem Gut!
Eh' die Stund entfliehet,
Birgt uns Bethlems Hut;
Dort dann endlich ruht!
Wohl vermögt ihr's dort;
Da die Hähne krähen,
Unfern ist der Ort.

Herrin, sehr beklag' ich,
Dass ihr Ruh' nicht hattet!
Grosse Pein ertrag' ich,
Euch zu seh'n ermattet.

Bald, so Gott gestattet,
Find' ich einen Hort;
Da die Hähne krähen,
Unfern ist der Ort.

Herrin, Bethlehem
Sieht uns gleich entgegen;
Wohl bei irgendwem
Wird uns Herberg hegen.
Haben, Ruh' zu pflegen,
Ja Verwandte dort.
Da die Hähne krähen,
Unfern ist der Ort.

Die bleiche, schöne Frau am Flügel, mit den geschlossenen Augen, welche die herzigen Worte mit halber Stimme feierlich begeistert vortrug; wer hatte auf sie blicken, wer sie hören können, ohne eine geheiligte Stimmung zu theilen?

Als der Gesang geendet, trat eine stille Pause ein, welche erst die Glocken vom Kirchthurm unterbrachen. Es war das Ave Maria-Läuten. Nach beendigtem Gebete blieb Alles noch vor der Krippe stehen; die Kinder bewundernd und staunend, die Alten, still fortbetend oder Gedanken nachhängend, die mit Beten verwandt waren. Aus jeder Abtheilung war ein Sprecher zu Anna getreten, um ihr den Dank der Seinen auszudrücken.

Während dies sich zutrug, hatte Niemand der Anwesenden den Saal verlassen, wohl Manche aber waren hinzugekommen, ganz sachte und behutsam, um nicht zu stören. Es war auch nicht bemerkt worden.

Nur ein Einzigmal geschah es, dass die Köpfe nach der Eingangsthür sich dreheten, die etwas heftiger geöffnet worden war, dann aber desto leiser zugemacht wurde.

Es war eine Dame, die sich auf den Stuhl nächst der Thür niederliess und sogleich den schwarzen Schleier senkte. Bei'm Ave Maria stand sie auf und faltete die Hände. Dann entfernte sie sich schnell vor den Andern. Die ihr nahe gestanden, wollten gesehen haben, dass sie mit einem Tuche mehrmals über die Augen fuhr, als ob sie weine.

* * *

XIV.

Theatralische Störungen

Während die heilige Zeit für die Blinde und ihre Armen so reich an unschuldiger Kinderfreude war, verlebten die lustigen Weltleute trotz aller Veranstaltungen und Mühen eine recht klägliche und freudenleere Zeit. Nicht im Stande, aus den frommen, naiven Genüssen der Kindlichkeit zu den höhern sich zu erheben, verfielen sie darauf, müssige Spiele zu erdenken und auszuführen, die zwar wahrhaft kindisch sind, nur mit dem Unterschied, dass sie nicht lieblich und rührend wie Jene, sondern widrig und gedankenlos; Jene wie freudige Engelsgestalten, Diese wie hässliche, gnomenhafte Zwerge.

Es war ein wunderliches, wüstes Treiben, ein leidenschaftliches Durcheinander, was die dilettirenden Komödianten in Born's Hause führten. Da sie eigentlich nichts von dem Handwerk weg hatten und eine leitende Macht überall fehlte, so stellte sich das Vergnügen als ein unschlüssig launenhaftes Haschen und Liegenlassen jedes

Einzelnen dar, aus dem eine zerstörende Kraft erwuchs, die schon bei Einigen als langweilige Abspannung sich kundzugeben begann.

In dieser Krise verfiel man auf Allerlei, was nicht eigentlich zu dem Liebhabertheater gehörte und eine weitere Arena eröffnete. Die gewöhnlichsten Naturen werden leicht zu Heroen und Heroinen im bürgerlichen Drama der Wirklichkeit, welches in den spannendsten Situationen oft das Drama der Kunst weit hinter sich lässt. Ein Jeder ist dann sein eigenes Ideal. Nichts Anderes vermag ihm zu imponiren. Diese Errungenschaft haben wir einem oftmaligen, wohlangewandten Theaterbesuch zu danken.

Das moderne Theater ist überwiegend reich an Liebeserklärungen. Es besitzt sie von allen Sorten, darunter Aufgaben, mit denen sich nicht leicht abzufinden ist. Man darf nicht zu stürmisch oder gar burschikos, nicht linkisch, nicht zu schüchtern oder gezwängt sich betragen. Eine Liebhaberrolle ist, nach allgemeiner Ansicht, nur alsdann dankbar, wenn man das richtige Mass zu halten weiss und über den körperlichen Anstand vollständig gebietet.

Die Darstellung einer solchen Scene hatte, wie wir wissen, in einer der letzten Proben die Veranlassung gegeben, dass man das Thema künstlerisch weitläuftig erörterte und wie es — unter geistreichen Herren und Damen — der Fall mit sich brachte, ward die Discussion bald auf das weitere Gebiet des wirklichen Lebens ausgedehnt. Die Sache war so wichtig, wie vieles Andere in unserer demokratischen Gesellschaftsverfassung, das eigentlich unter andern Verhältnissen nicht zur Discussion zugelassen werden dürfte.

Man erinnert sich der Aeusserung Jenny's, dass sie den schriftlichen Liebeserklärungen den Vorzug vor den mündlichen ertheilte.

Herr von Hierl nahm Act von dieser Erklärung und ward sichtlich nachdenkend, was sonst nicht häufig an ihm zu bemerken war.

Einige Tage darauf war wieder eine Nachmittagsprobe anberaumt. Hierl nahm seinen Posten als Regisseur ein. Er schien in Gedanken, zerstreut, seine Anordnungen widersprachen sich. Der Soubrette rief er zu:

„Sie treten von rechts auf“

„Ich bin immer durch die Seitenthür links eingetreten,“ antwortete das Fräulein, etwas schmollend.

Mittelspersonen mussten entscheiden. Und so ging's fort.

Tante Warnecke liess kein Auge von Hierl.

„Ich bin etwas leidend,“ sagte er und setzte sich seitwärts an einen Tisch. „Fahren Sie nur fort, ich werde von hier aus die Scene überwachen.“

Auf den Tisch hatten die Mitspielenden ihre Rollen und Requisiten hingelegt. Alle, bis auf Frau Warnecke, waren gerade auf der Scene beschäftigt und Hierl glaubte sich von Niemand bemerkt. Er nahm eine von den Rollen in die Hand, die mit „Frau Jenny Born“ überschrieben war. Dann zog er ein zusammen gefaltetes Papier aus der Tasche, das er schnell in das kleine Heft schob.

Man musste ihn zu seiner Scene rufen, die er darüber versäumt hatte; die dort Beschäftigten hatten sein Thun nicht bemerken können.

An einer Stelle vergass Jenny stets, ihr Stichwort zu bringen, wodurch dann regelmässig eine Stockung eintrat, welche den Effect einer wichtigen Situation zunichte machte. Ihr Mann, der zusah, schalt sie deshalb und als es nun wieder der Fall war, fuhr er etwas unsanft auf und sagte, dass er ihr in der Rolle bei den Worten ein Kreuz machen wolle, damit sie nicht vergessen möge, dieselben besser zu memoriren.

Er stieg von der Höhe des Podium herab, was ihm einige Mühe verursachte, da er im Eifer nicht erst die Stufen suchte, um zu dem Tische zu gehen, wo die Rollen lagen.

Hierl gerieth darüber in grosse Verlegenheit. Ein muthvoller aber gefährlicher Entschluss wurde von ihm gefasst. Während Wilhelm Born vom Podium kletterte, näherte sich Hierl der Tante Warnecke und sagte ihr schnell und leise einige Worte in's Ohr. Was er ihr vertraute, ward von Niemand vernommen. Allein in dem Augenblick, als Wilhelm nach dem verhängnissvollen Heft die Hand ausstreckte, rief die Tante, indem sie aufsprang und es ergriff:

„Halt, das ist meine Rolle, dies hier ist Jenny's Rolle!“

Sie reichte ihm dabei die ihrige, die sie aufschlug und mit dem Finger auf eine zufällige Stelle darin zeigte.

Vertrauend setzte der für den Effect der in Frage gestellten Scene besorgte Gatte sein Zeichen mit dem Bleistift hin, ohne den

Irrthum gewahr zu werden, da er die Worte nicht weiter berücksichtigte, welche die Tante ihm anwies. Dann bestieg er wieder das Podium, um dem Spiel mit gleicher Aufmerksamkeit zu folgen.

Für Hierl war die Lage nichts weniger als angenehm. Jenny's Rolle war jetzt in den Händen der boshaften Tante und sein Brief zugleich. Er musste Alles anwenden, um sie zu seinen Gunsten zu stimmen. So lange die Probe noch dauerte, war er ganz Aufmerksamkeit für sie.

Setzte sie sich nach einer gespielten Scene, etwas echauffirt ausruhend, in die Nähe eines Fensters, so eilte er hin, um den Vorhang dichter vorzuziehen, damit der Zugwind sie nicht treffe, oder er holte ein Polster herbei, damit sie ihre Füsschen darauf setze. Er lobte ihr zwangloses Spiel, ihren würdevollen Anstand, ihre feinmarkirte Mimik. Bei ihr könnten alle edeln Mütter, wie er sie jetzt auf den ersten Bühnen gesehen, in die Schule gehen.

Frau Warnecke nahm seine Artigkeiten, die sich auf ihre Gesundheit und Bequemlichkeit bezogen, mit freundlichem Lächeln an; seine ziemlich grotesken Lobeserhebungen ihres Spiels hingegen wies sie mit einiger Empfindlichkeit zurück.

Sie nahm das Schreiben aus der Rolle und wollte es ihm zurückgeben; allein er bat sie, ihm den unschuldigen Scherz nicht zu verderben; es sei weiter nichts.

„Ich muss ihnen Alles schnell gestehen, meine herrliche Gönnerin," setzte er hinzu. „Diesen Morgen fand ich das Papier, in Briefform zusammengefügt, auf der Stiege in meiner Wohnung. Weder Adresse noch Unterschrift. Der etwas exorbitante, verwegene Styl des Inhalts gab mir ein, das Billet-doux an Frau Born zu adressiren und in ihre Rolle zu verbergen. Sie erinnern sich, dass sie neulich schriftliche Liebeserklärungen mit Wärme in Schutz nahm. Es ist, wie ich Ihnen sage, ein Scherz, verrathen Sie nichts!“

Die schlaue Tante schüttelte den Kopf.

Als die Probe zu Ende, nahm Jeder von dem Tische, was ihm gehörte. Jenny nahm mehr, den Brief, den sie auf ihrem Zimmer las. Er lautete:

„Eine himmlische, reizende Frau wandelt durch die Nacht. Sie wird lang und stürmisch sein, diese Nacht. Ein Mann schreitet neben ihr. Hat er ein Herz, mit ihr zu empfinden? Einen Geist, der den ihrigen begreift? Sie ist jung und muthig, sie wird seine Gesellschaft schon ertragen, denkt sie, seine üble Laune verscheuchen, seine Sorgen theilen, seinen Zorn besänftigen. Plötzlich erleuchtet ein Blitz die Gestalt des Mannes; sie sieht, was sie bisher nur ahnen konnte.

„Jenny ist die himmlische Frau, Wilhelm Born der Mann an ihrer Seite; die finstre, stürmische Nacht ihre sorglose Unerfahrenheit. O, wäre es mir vergönnt, der Blitz zu sein!“

Eine innere Wuth bemächtigte sich Jenny's. Sie betrachtete lange die Handschrift, welche ihr unbekannt war, dann verbrannte sie das Billet mit einer Bewegung, die einem von ihr in dem Augenblick geleisteten Schwure glich.

Ihrem Manne sagte sie nichts.

Seitdem hatte Jenny die Lust an der Komödie verloren. Wer von den dabei beschäftigten Herren sie anredete, musste bemerken, dass sie mit einer unerklärlichen Befangenheit, die gegen ihr früher so lebhaftes Wesen merkwürdig abstach, nur die nöthigste und kürzeste Antwort ertheilte. Sie ward in der That von einem nicht zu überwindenden Widerwillen gepeinigt. Sie glaubte in einem Jeden den sie verhöhnenden Beleidiger zu erblicken, und sah dann auf ihren Gatten hin, um von Schamröthe erglühend, aus seinen Mienen zu lesen, ob er von Dem, was in ihr vorging, eine Vorstellung habe.

Halb wünschte sie es, damit er sie an dem Unverschämten räche, halb fürchtete sie, dass er hinter das Geheimniss komme, da ihre leichtsinnige Aeusserung es gewesen, die das freche Schreiben veranlasste.

Aber Wilhelm Born blieb ruhig. Sein zärtlich freundliches Auge richtete sich auf sie, als wollte es ihr ausdrücken, wie glücklich er sich fühle, sie vergnügt und heiter einer ihr zusagenden Unterhaltung sich widmen zu sehen.

Wie täuschte er sich! Sie empfand Ekel, sie hasste jetzt das ganze Treiben. Und doch war sie unermüdet, den Schreiber des Briefes zu erspähen, den sie am Meisten hasste; sie hätte gewünscht, dass er sich ihr entdecke, um ihn mit gerechter Schmähung zu überhäufen. Sie bedachte aber nicht, dass sie vor Scham und Entsetzen es nicht im Stande gewesen wäre.

Waren die Tage schon so erregt, so artete während der Nacht die Erregung in Fieber aus. Am Morgen wagte sie kaum, ihr bleiches, überwachtes Gesicht ihrem Manne zu zeigen, weil sie besorgte, er könne in sie dringen, ihm die Ursache zu entdecken.

Sie entsagte daher kurz und gut dem Liebhabertheater, entschuldigte sich durch bedeutendes Unwohlsein und zog sich verständig in das Privatleben zurück, um die friedliche Ruhe ihres Herzens wieder zu gewinnen.

Hierl, der Geck, hatte geglaubt, dass seine kühne Unternehmung eine andere Wirkung hervorrufen würde. Er sah Alles vereitelt. Jenny war für Jeden unnahbar geworden. Was er in das Werk gesetzt, war verpufft. Er hatte bei der Abfassung des Schreibens sich einer fremden Kraft anvertraut, um seine Handschrift nicht preis zu geben, wenn das Papier in unrechte Hände gekommen wäre, hauptsächlich aber, weil er nicht leserlich schreiben konnte. Zu all Dem hatte er sich im Augenblick der drohenden Gefahr einer sehr zweifelhaften Discretion überantworten müssen; das Alles konnte für ihn eine schlimme Wendung nehmen.

„Was nützen Plane und Entwürfe," musste er sich gestehen, „sie halten nur Den zum Narren, der sie macht."

Er warf es sich vor, dass ihm so etwas passiren konnte. Es war das erste Mal in seinem Leben. Seine Eitelkeit hatte einen zu empfindlichen Stoss erlitten. Er stand einen Augenblick schon auf dem Punkte, Jenny zu entdecken, dass der Brief von ihm sei und dabei sich bereit zu erklären, wenn sie es verlange, ihrem Gatten Rede zu stehen. Allein er besann sich bald eines Bessern. Er wollte sein noch so junges Leben nicht um eines Scherzes willen auf das Spiel setzen. Seine galanten Siege hatten ihn noch nie einer Gefahr ausgesetzt. Der Handel mit einem Ehemann war jedoch ernster Natur. Er kehrte zur Besonnenheit um, die ihm noch ferner ein goldenes Zeitalter verhiess und ging dem eisernen aus dem Wege.

Sobald das Liebhabertheater für jetzt abbestellt und bis zum Sommer aufgeschoben war, empfahl er sich in Born's Hause kalt und gemessen, um die Freuden des Fasching in Paris zu geniessen.

Die Dilettantentruppe zerstob, wie die spanische Armada, nach allen Winden.

Jenny's Unwohlsein dauerte für die Gesellschaft fort. Sie empfing nicht und liess sich nirgend sehen.

Nur einmal, als sie sich aus der beengenden Haft erheben und zu erholen gedachte, war sie zu Anna gefahren, um den Abend mit ihr zuzubringen.

Es war gerade an jenem ersten Abend der Krippenvorstellung, der sie still und unerkannt anwohnte. Die Frau im schwarzen Schleier, die an der Thür sitzen blieb und ihre heimlichen Thränen dort vergoss, kennen wir nun.

◆

XV.

Umkehr.

Der Zustand Jenny's bekümmerte Wilhelm. Er hatte einige Worte unter einen Geschäftsbrief an ihren Vater geschrieben, welche in kaufmännischer Kürze also lauteten:

„Mit meiner Jenny will's nicht recht fort; sie gefällt mir gar nicht. Ich weiss nicht, was ihr fehlt. Nächstens Eingehenderes darüber. Für diesmal muss ich schliessen, da die Post im Abgehen begriffen."

Heute ging der Brief ab und schon am zweiten Morgen war Herr Weiland aus Rheinhofen bei seiner Tochter. Sein Vaterherz hatte ihn getrieben, sich selbst von ihrem Befinden zu überzeugen, mehr aber noch die Liebe der Mutter, die ihm keine Ruhe liess und die selbst gekommen wäre, wenn nicht der eisige Winter in seiner ganzen Strenge es ihr unmöglich gemacht hätte.

Weiland war mit seiner Tochter allein und konnte ein vertrauliches Wort an sie richten. Jenny suchte den Anschein von Fassung zu behaupten. Nachdem der Rausch der Ueberraschung vorbei war und die Umarmungen und Küsse gewechselt, nach der Mutter weit ausholend gefragt und über den Zweck der Reise des Vaters zu so ungewöhnlicher Jahreszeit Erkundigung eingezogen, trat eine schwermüthige Pause ein.

„Neben den Geschäften, die ich hier persönlich abzumachen habe, war es auch der Wunsch, über die Feiertage bei euch zu bleiben,“ fing der Vater endlich an. „Ich bringe dir deine Weihnachtsgeschenke mit. Mutter hat für dich gar Vielerlei und Manches beigepackt, was dir Freude machen wird —“

„Ach, die gute Mutter!“ sagte Jenny, ein wenig zerstreut, wie man es ihr ansehen konnte.

„Was ist's denn mit dir?“ sagte der Vater. „Sieh mich mal an. Komm' her. So! Nun höre, was ich weiss. Dein Mann hat mir's in seinem letzten Briefe zwar nur angedeutet und konnte mir jetzt bei'm Empfang auch nicht viel mehr sagen. Allein nun sehe ich, wie blass du ausschaust. Nenne mir deinen Kummer. Bist du wirklich krank, oder hast du gegen Wilhelm eine Klage auf dem Herzen?“

Jenny legte ihren Arm um des Vaters Nacken und sah ihn fest an.

„Ich weiss dem Arzt nichts zu klagen,“ sagte sie. „Wilhelm hat nach ihm geschickt und er hat mir ein Recept verschrieben.

Dann hat er mir empfohlen, heiter zu sein und allen Emotionen aus dem Wege zu gehen. Ja, er hat gut sprechen, wenn er nur auch dafür ein Mittel verschreiben könnte!"

„Na, jetzt bist du ja heiter, du lachst über den Einfall!" sagte Weiland.

„Ach, mache dir keine Sorgen," sprach sie wirklich erheitert, „warum sollte ich denn nicht lachen? Wilhelm liebt mich, wie er immer mich geliebt, und ich liebe ihn auch ebenso sehr. Wenn er mich für krank hält, so versteht er noch nicht ganz, mein Wesen zu beurtheilen. Ach, die Hohlheit unserer bisherigen Gesellschaft! Er wird mir gewiss die Musse und Ruhe gönnen, mein armes Herz, das sich ermüdet fühlt, ohne Hilfe des Arztes, selbsteigen in die Kur zu nehmen."

„Ich kann nicht begreifen" — unterbrach sie Weiland mit Kopfschütteln.

„Du wirst es bald im Stande sein. Ich blicke vertrauensvoll nach Oben. Der liebe Gott wird mir in meinen ernsten Stunden viel heitern Trost gewähren. Ich fühle es mit jedem Pulsschlag, dass ich auf dem rechten Wege bin, dass ich nun wieder ganz frei athme, dass mich ein Stolz erfüllt, als ob die ganze Erde mein wäre. Hörst du das, Vater? Eine Frau kann von allen Leuten mit Schmeicheleien förmlich erstickt, sie kann verehrt und bewundert werden und doch nicht das muthige Gefühl in der Brust empfinden, das deine Tochter beseelt.

„Das sind mir unverständliche Sachen!“ rief ungehalten der Vater. „Bedenke, junges Weib, dass die Rosenzeit nicht lange währt. Machst dir da ein düsteres Bild vom Leben, als ob du, Gott weiss, was für schreckliche Erfahrungen schon gemacht hättest. Und hast einen Mann dir zur Seite und ihr liebt euch Beide gleich treu und wahr! Was ist aus dir geworden? Wo ist meine Jenny geblieben, die so harmlos die Freuden der Welt hinnahm? Lebst du denn nicht in der guten Gesellschaft? Stehen dir nicht alle Genüsse, welche uns die Bildung verschafft, zu Gebote? Wer versagt sie dir? Was hat dich in eine so lauwarme Richtung getrieben und dir Gedanken und Gefühle mit einer unerquicklichen Frömmelei zugedeckt? Gieb dich nicht hin! Reiss dich heraus und tritt wieder in's praktische Leben! Wie kann eine junge, schöne, reiche Frau Aergerniss an der Welt haben? Egoismus? Kleingeisterei? Gehässigkeiten? Falschheit und wie alle die Banalitäten heissen! Was weiter? Man muss sich dessen getrösten. Lache mit den Lustigen, spotte mit den Witzigen; nehme Alles hin, wie es ist und strebe nicht nach einem ungewissen Ideal, das niemals erreicht werden kann. Erwache aus den Träumereien, lebe und geniesse, du kannst dabei dennoch immer an den lieben Gott denken und beten.“

Auf seinen Ruf trat ein Groom, ächt englischer Rasse herein, der eine grosse Schatulle niederstellte, von Weiland einen Schlüssel erhielt, mit dem er öffnete und dann den Deckel heben wollte.

„Was ist Das?“ rief Jenny hastig.

„Weihnachtsgeschenke sind's," sprach der Papa.

„Nicht schon heute," rief Jenny wieder. „Das ist meine Bescherung, die ist für den heiligen Abend. Wie hold ist mir diese Erinnerung!"

Sie winkte, dass der Groom sich wieder entferne, und als sie wieder allein waren, schloss sie die Schatulle und übergab den Schlüssel ihrem Vater, der sagte:

„Närrisches Kind!" und steckte den Schlüssel ein.

„Was aber soll mit den herrlichen Stöcken geschehen," setzte er dann etwas unfreundlich hinzu," sollen die auch etwa in ihrer warmen Winterverpackung auf den Weihnachtsabend warten? Die köstlichste Pflanzenwelt der Tropen? Das geht doch wahrhaftig nicht an!"

„Ach, Sie guter Vater!" sagte Jenny, kniete vor ihm und küsste ihm die Hand.

„Nicht wahr," sprach Weiland wieder freundlicher, „Das darf wohl gleich enthülset werden, sonst ist der Blumenflor hin. Mein Obergärtner hat Alles selbst emballirt und kein Blättchen wird abfallen. Bleibe nur hier; ich besorge das Auspacken und wenn wir fertig sind, lass' ich dich rufen, es anzusehen."

Es hatte volle zwei Stunden gedauert, dann kam der Vater selbst, sie zu holen.

Welche Pracht! Im Speisesaal, in den Empfangzimmern, auf Kaminen, Etagèren, Blumentischen!

Jenny an der Hand ihres Vaters, wie ein fröhliches Kind. —

Frau Warnecke war gekommen, ihren Bruder zu begrüssen. Jenny schnitt eine schöne Blume ab und steckte sie ihr vor.

„Ei, wie artig, liebes Nichtchen,“ sagte sie.

Jenny ging zu dem Stocke hin, um die durch das Abschneiden etwas verbogenen Zweige in Ordnung zu bringen.

„Weisst du, was die Kleine hat?“ fragte Weiland schnell und leise seine Schwester.

„Es thut Noth, dass man auf sie sieht,“ erwiderte Frau Warnecke, „sie ist noch so jung. Sie ist wirklich leidend, ich weiss es.“

Weiland sah Jenny mit der theilnehmenden Betrübniss eines Vaters an; sie aber lächelte und zog ihn fort.

„Nur der Geruch etwas zu stark,“ rief sie dabei, „man könnte Kopfschmerz bekommen!“

Tante Warnecke folgte ihnen.

Der heilige Abend war gekommen. In einem der untern Säle des Born'schen Hauses war ein Zaubergarten entstanden. Zu den schon vorhandenen Blumen und Sträuchern, die der Vater mitgebracht, reiheten sich neue, die der Gatte und die Freunde gespendet. Aus diesen Wohlduft hauchenden Gruppen erhoben sich zierliche Statuetten nach bekannten Antiken, Porträtbüsten beliebter Künstler, dazwischen erglänzten Lampen und Vasen in neuesten Formen und in der Mitte des Ganzen stieg aus dem Horne eines zierlichen Triton eine Säule parfümirten Wassers, die in eine Muschel von Krystallglas herabfiel, dessen Facetten in hundertfachen Prismen den auf den Geschenken ringsumher verbreiteten Lichtglanz brachen.

In diese, man dürfte sagen, heidnische Vornehmheit kleidete sich hier das hochheilige Fest. In welchem Widerspruch stand es mit dem Christmarkt draussen, mit seinen in der Winternacht frierenden Käufern und Verkäufern, die von dem Feuer eines allgemeinen, unendlich weitverbreiteten Gefühls ergriffen und durchdrungen sind. Die Verkäufer, indem sie schon lange vorher mit dem Zubereiten der Geschenke beschäftigt waren, die Käufer, indem sie für ihre Kinder sie auswählen, Alle empfinden die gleiche, nur diesem Feste eigenthümliche Freude. Es ist die Freude über die Geburt des Erlösers, die Quelle aller und jeglicher Freude in der christlichen Welt, die deshalb auch allein verdient, auf solche herzliche Weise durch ein wechselseitiges Beschenken gefeiert zu werden.

In dem reichen Hause konnte es als Concession gelten, die alte christliche Sitte anerkannt und nicht das Bescheren, gleich den Franzosen, auf den Neujahrstag verlegt zu haben, der eben nur den Wechsel und Gegensatz in der Zeit darstellt. In dieser modernen Sitte prägt es sich deutlich genug aus, dass, statt des Ewigen, nur der Erneuerung des Vergänglichen die freudige Huldigung dargebracht wird. Von dieser hochweisen Bildung wird das Kinderfest am Weihnachtsabend, ohnehin als aus der Heidenzeit stammend, betrachtet und so hätte man auch gegen den festlich aufgeschmückten Salon mit seinen Statuetten, Tritonen und anderm Brimborium Nichts vorbringen können.

Nur Jenny sagte die übergrosse Pracht nicht zu. Sie widmete sie kaum eines Blicks. Als sie vor den ihr bestimmten Geschenken stand, ergriff es sie plötzlich wie eine geheimnissvolle Ahnung. Ein prächtiger Shawl lag ausgebreitet da, der mehrere unter ihm befindliche Gegenstände verdeckte.

„Das schickt dir die Mutter,“ sprach Herr Weiland.

Jenny sah ihn lächelnd fragend an, dann hob sie langsam den Shawl hinweg. Was war da zu sehen?

Neben vielen eleganten und kostbaren Dingen auch Mützchen, Strümpfchen, Röckchen, Löffelchen, Näpfchen, mit Spitzen verbrämtes feinstes Linnen, Dies in Silber, Jenes aus Elfenbein geprägt und gedrechselt, Alles schön und prächtig!

Bei dem Anblick des mütterlichen Geschenkes entfaltete sich das ganze Leben des Kindes vor der jungen Frau. Sie hob die Augen. Nun ward ihr erst Alles bedeutungsvoll. Das helle Licht, das sie umgab, war der Stern über der Herberge und der Heiligenschein aus der Krippe. Alle Pracht bezog sich auf das göttliche Kind. Was sie sonst noch überschaute, gewann symbolische Deutung. Sie stand selbst da, wie ein sprachloses Kind, lächelnd und innerlich aufzuckend vor Freude. In ihren schönen Augen spiegelte sich ein anmuthiges liebevolles Dasein.

Sie sank ihrem Mann an die Brust.

„Ich bin wirklich zum Kind geworden,“ sprach sie sanft. „Alles, was mich drückte, ist nun gehoben. Ein Kind saugt seine Thränen ein und drängt schnell seine Seufzer zurück, wenn man ihm eine Freude macht, und so thu' ich auch. Mit fröhlichem Auge schaue ich auf Alles.“

Diese Worte erstickte ein langer, liebkosender Kuss, den Born auf ihre Lippen drückte.

Sie übergab ihrem Vater die Geschenke für ihn und die Mutter dann ihrem Gatten, auch dem Schwager Ludwig, der ihr Blumen und ein Gedicht gewidmet hatte. Es waren Arbeiten ihrer kunstgeübten Hand.

„Jetzt aber zu Anna, ihre Freude zu theilen und sie an der unsern theilnehmen zu lassen. Väterchen, nicht wahr? Du fährst mit uns!“

Nach gewöhnlicher Anschauungsweise hatte in Jenny eine plötzliche Umkehr stattgefunden. Ihr Gatte, ihr Vater waren davon entzückt. Die Fahrt nach dem Kurorte, zu Anna's Wohnung, die trotz der guten Pferde eine halbe Stunde dauerte, wurde unter herzinnigem Plaudern zurückgelegt. Das anfänglich in Jenny erwachte religiöse

Gefühl war davor gewichen. Sie erfreuete sich der heitersten Laune. Die Unterhaltung drehete sich um sehr weltliche Dinge; des Christkindleins wurde nur in Hinsicht auf die Geschenke gedacht, die von ihm den Namen entlehnten und in Bezug auf das mit demselben verknüpfte Heil beschränkte man sich auf den Kirchenbesuch am morgenden Festage als das unerlässlich Nothwendige.

Das Weltliche hatte wieder vollständig Platz gegriffen. Jenny in ihrer Fröhlichkeit dachte nur an sich, wenn sie sagte, dass sie ihre Gewohnheiten ändern, ihren Launen gebieten, ihre Fehler ablegen wolle. Es war leichthin gesprochen; man konnte selbst Das nur als Gewohnheit, Laune, Fehler bezeichnen. Sie besass vor Allem nicht die Kraft, einen wirklichen Sieg über sich selbst dadurch zu erringen, dass sie die göttlichen Dinge über ihre weltlichen Freuden setzte, um so mehr, da sie aus Diesen Folgerungen zog, die sie ohne alle Ueberlegung gut hiess.

Den Ankommenden war es ein wenig befremdlich zu Muthe, als sich ihnen der weite Saal öffnete, in welchem die Weihnachtsbäume um die Krippe gereiht waren, die heute mit mehreren Figuren, als in der ersten Darstellung ausgestattet war. Das Kind, die Mutter, der Nährvater, Ochs und Eselein, die anbetenden Hirten, oben die Engel. Durch die Stille tönte ein Positiv, gedämpft, langsam und feierlich.

Trotz der vielen kleinen Wachslichter an den Christbäumen und der sehr zweckmässig angebrachten Beleuchtung der Krippe, herrschte in dem weiten Raume doch nur eine mässige Helle, die sich in die entferntesten Winkel und Vertiefungen des Gewölbes noch insoweit erstreckte, dass man dort einige grosse Gegenstände entdecken konnte, die der Gelegenheit wegen aus dem Wege geschafft zu sein schienen. Es war nehmlich eine von den kleinern Aufbewahrungsstätten der Fabrik, die sich im Erdgeschoss von Werner's Wohnhaus befand, und die er für diese Zeit eingeräumt hatte, um die Krippe dem uneingeschränktesten Besuche möglich zu machen.

Wohl die Hälfte des Magazins war zu diesem Ende hergestellt worden, Alles gereinigt und gesäubert, die Mauern weiss getüncht und mit jungen Tannen und Fichten ausgeschmückt. Die Kisten und Ballen wurden, soweit es anging, in andere Räume untergebracht, was dort keinen Platz mehr fand, musste an dem entgegengesetzten Ende aufgestapelt werden, wo es zwar so gut wie möglich durch Decken und spanische Wände versteckt, allein doch nicht gänzlich den Blicken entzogen werden konnte. —

Vor der Krippe und den Christbäumen standen die Menschen. Es waren Arme, Kranke, unter der Last der Arbeit Gedrückte, Blinde, mit den Geschenken in der Hand, die sie eben empfangen hatten. Es waren Christen, die würdig befunden waren, im Leben zu leiden, um das Heil höher als das irdische Glück zu schätzen. Dieses mächtigste Gefühl der Menschenbrust erfüllte sie Alle.

In ihrer Mitte stand Anna. Sie sah nichts von Dem, was sie umgab, aber sie fühlte dennoch die Seligkeit des Augenblicks. Was sind die glänzendsten Beschreibungen der Sommernächte im Süden, die schöner sind, als der Tag, gegen diese Winternacht im December!

Jenny und die sie begleitenden Herren wurden freundlich empfangen. Die Herren waren ein wenig betreten über Das, was ihnen sichtbar aufstiess. Jenny erwiderte Anna's Gruss mit Herzlichkeit.

„Wie bist du doch zu beneiden,“ rief sie aus, „so im vollen und ganzen Besitz eines Glücks, wie sich's der Mensch nur träumen kann. Du bist wahrlich ein privilegirtes Wesen. Denn wie Wenige wohl sind im Stande, auch nur für einen Augenblick sich eine solche Befriedigung zu verschaffen, als du sie jetzt empfindest? Du hast Alles, wie du es in deiner reinen Phantasie dir ausmalst. Du liebst die Menschen und wirst von ihnen geliebt.“

„Ja, die Erde bietet uns schon Freuden dar, wie nur die Engel sie haben können,“ sprach Anna sanft bewegt, „allein um sie vollständig zu empfinden, dazu sind unsere sterblichen Herzen nicht geschaffen. Das irdische Trübsal, welches die vollständige Wirkung nicht aufkommen lässt, kann nicht daraus geschieden werden. Wir Menschen bedürfen hienieden der Leiden und Thränen; die reinen himmlischen Freuden sind eben nur für den Himmel. Wir wären nicht fähig, sie hier schon zu ertragen.“

„Ich habe oft schon Aehnliches gedacht, ich glaube, es war in meinen besten Stunden,“ sagte Jenny's Gatte, „und ich erlaube mir zu bemerken, dass unsere Natur auch zu schwach wäre, um das ewige Lobsingen, Chöre der Engel, der Seraphim und Cherubim anzuhören. Es würde uns nach unserer jetzigen Beschaffenheit unfehlbar tödten müssen.“

Jenny blickte zu Boden und ergriff dabei schnell die Hand ihres Vaters. Es war, als ob sie sich für ihren Mann schämen solle und nach einer soliden Stütze sich umsehe.

Anna errieth, was ihre junge Freundin empfand. Sie sprach in ihrer liebenswürdigen Weise, indem sie Jenny's andere freie Hand in die ihrige nahm und herzlich drückte:

„Liebes Kind, betrachte nur immer dein Leben als eine Vorbereitung zum Glück. Je stärker die Prüfungen, desto mehr wird deine Fähigkeit zunehmen an Höhe, Breite und Tiefe. Das Leben ist das Noviziat des Himmels und der schwarze Schleier ist der Schmuck der Novize.“

Der vornehme Besuch hatte die Haltung der grossen Versammlung zwar in Nichts gestört, allein sie daran erinnert, dass es Zeit sei, nach Haus zu gehen. Vom Aeltesten bis zum Jüngsten, gehörig beschenkt, empfahlen sie sich ihrer Wohlthäterin.

Als die Letzten sich verabschiedet hatten, that Anna einen tiefen Athemzug, den ihre drei Gäste aus der Stadt als Bedürfniss nach Erholung sich deuten mochten. Allein was sie sprach, nahm eine andere Wendung.

„Ich muss an die Katakomben denken,“ sagte sie. „An jene ersten Christen, jene Armen, jene Arbeiter, jene Sklaven, die sich unter dem kaiserlichen Rom und seinem blutigen Beil beugten. Was belebte ihre Hoffnung, was ihre Kraft? Es war Nichts, als dass in Judäa der Menschensohn am Kreuz für sie gestorben war. Und dies ist noch jetzt das einzige Gegengewicht, was die Armen und Elenden, die Proletarier, vielleicht Abkömmlinge römischer Sklaven, der immer noch im Fortrollen begriffenen Weltmaschine entgegen zu stellen haben. Seitdem lastet die Wucht von zwei Jahrtausenden auf der Menschheit. Und nur der Gedanke an jenen am Kreuz Gestorbenen erfüllt den ganzen grossen Zeitraum. Mit diesem Gedanken sind die Aermsten überreich. Es ist die Weihe der Liebe, die sie erfüllt. Sie empfangen Liebe und spenden sie. Nur mit dieser Weihe werden wir unsern Nebenmenschen heilbringend."

Was sie damit sagen wollte, entging der Fassungskraft der Herren Weiland und Born, die, ohne zwei tausend Jahre zurückzugehen, schon in den letzten Jahrzehnten so viel neue Gedanken aufzuzählen wussten, dass sie Anna's Behauptung leicht damit schlagen konnten. Allein sie unterliessen es. Jenny hatten der Freundin Worte entzückt. Sie war an jenem Abend ohnehin zu freudiger Rührung geneigt.

Man ging stillschweigend in Anna's Boudoir, um eine Tasse Thee zu nehmen. Jenny übergab nun das Christkindchen, das sie der Freundin bestimmt hatte. Es waren einige neue Werke in verschiedenen Sprachen. Anna hatte eine geschickte Vorleserin.

„Kommt die schöne Jahreszeit, wann wir uns öfter besuchen können, so lese ich dir Eines und das Andere vor,“ sagte Jenny.

Der Besuch wurde abgekürzt, da vorauszusetzen war, dass Anna nunmehr der Ruhe bedürfe.

* * *

XVI.

Neue Studien.

Die Einrichtung der Maschinenwerkstätte nahm Wilhelm Borns Zeit bedeutend in Anspruch. Er war nicht nur der Geist, von dem die Anordnungen ausgingen, sondern auch die Triebkraft, die Alles in Bewegung setzte. Seine grossen Erfahrungen, die er in England gesammelt, befähigten ihn allein dazu, da sein jüngerer Bruder, der sich bis dahin in einem viel beschränktern Handelsbetrieb bewegt und selbst diesem nicht gehörig vorzustehen gewusst hatte, ihn dabei nicht unterstützte. Es war ein Widerwille gegen jede Hantirung, die Ludwig Born „prosaisch“ nannte, die ihm seine eigene, vom Vater ererbte Eisenhandlung gründlich verleidete. Wäre ihm der Bruder nicht mit einem grossmüthigen Anerbieten entgegengekommen, es würde mit seinem Credit sehr bald zu Ende gewesen sein. Wilhelm gab sich dazu her, das alte väterliche Geschäft zum Ausgleich zu bringen und Ludwig vorläufig die Buchführung und einen Theil der dem Principal vorbehaltenen Korrespondenz zu übertragen. Diese bezog sich auf die intimen Mittheilungen, auf die Geheimnisse des Metiers, die bei der Gründung ähnlicher Etablissements nicht aus den Augen zu lassen sind.

„Wenn ich dich mit deinen Gläubigern arrangirt habe, dann wirst du in meinem Hause arbeiten,“ sagte Wilhelm. „Die Arbeit ist die einzige Macht in der Gegenwart, die ein Ansehen verschafft, das durch Nichts gebeugt, das nicht zerstört werden kann. Arbeit bringt Reichthum und erhält ihn. Sie ist seine feste Stütze. Will Einer ein Haus, ein Pferd oder auch nur einen neuen Rock haben, so heisst's: Arbeiten! Dann aber sollst du dir eine Frau nehmen. Bist du erst Familienvater, dann stehe ich einem Jeden dafür, dass du den Leichtsinn fahren lässt; du müsstest ja nicht mein Bruder sein!“

Dies Vertrauen war gewagt. Wilhelm kannte seinen Bruder nicht und wusste es nicht, welche unselige Talente ihn dem Ruin entgegen getrieben hatten.

Statt im Laden zu stehen, sass er am Schreibpult und machte Verse. Unter den jungen Leuten seines Schlages galt er für einen Dichter. Sie übertrugen ihm die Verse an ihre Herzensdamen. Den Musikern lieferte er Texte zu Ständchen. Er besang in den Lokalblättern die Vestalinnen der Scene. Er war belesen genug, um in hohem und niederm Ton zu dichten, wie man es verlangte.

Seine Mäcene liessen ihrem Sänger zu Ehren die Korke springen. Er vergalt es als Ebenbürtiger. Man spielte hoch. Man wechselte nach jeder neuen Caprice die Kleidung. Ludwig hielt immer mit. Er fand sich ein sehr hübscher Junge, wenn er sich im Spiegel sah. Er besang sich einmal selbst und scherzte höchst selbstzufrieden über ein paar kleine Teufelchen, die ihm in den Augen sassen.

Ludwig Born wohnte jetzt in Wilhelm's Hause, in welchem auch das Comptoir sich befand. Es war der grösseren Bequemlichkeit wegen geschehen, bis dass der Bau der Fabrikgebäude vollendet sein würde.

Ludwig bezeugte auf jede Weise, welchen freudigen Antheil er an dem häuslichen Glück seines Bruders nahm. Er schien nach und nach zufrieden mit der neuen Thätigkeit. Manchmal schimmerte die Eigenliebe hindurch, ein Vertrauen auf seine Talente, jedem Wirkungskreise sich anzupassen, in jede Rolle sich hineinzufinden. Er wendete aber noch mehr wie bisher für seine Toilette auf; seine galanten Kundgebungen erschienen zuversichtlicher; er war nicht mehr Eisenhändler, sondern Fabrikant und was sich seinen frühern Freunden befremdlich offenbarte, konnte so gedeutet werden, dass er wirklich an eine zu seinen veränderten Verhältnissen passende Partie dachte.

Sein Bruder wiederholte ihm stets, wie sehr er wünsche, dass er sich für eine Wahl entscheide, die ihm ein ähnliches Glück, wie das seinige bereiten möge.

Jenny lebte und befand sich wohl in ihrer Häuslichkeit. Ihre Anlage, nur stets nach dem Vollkommensten und Vollendetsten zu streben, suchte sie nach allen Seiten auszubilden. Dies Streben war unersättlich. Es richtete sich jetzt auf wichtigere Dinge, als früher, da die Farbe einer Tapete, eine Aenderung in der täglichen Uebung der Hausordnung den Gegenstand bildeten.

Sie widmete sich mit grossem Fleiss der Lectüre. Ihr Schwager hatte es kaum bemerkt, als er sich beeilte, ihr die Neuigkeiten des Marktes zu bringen. Aber sie las die Bücher nicht, die er ihr brachte. Sie verschaffte sich selbst, was sie wollte.

„Das Lesen ist an und für sich schon eine faullenzende Beschäftigung," so räsonnirte sie mit sich selbst. „Eine Lectüre zur Unterhaltung ist wie ein Schlummer, in welchem wir träumen. Zudem spiegeln die Romane dem eingeschläferten Geiste fortwährend die schillernden und lockenden Vergnügungen vor, wie sie die Welt in Wirklichkeit bietet. Dabei empfindet die Seele nur um so stärker die Leere einer freiwilligen Einsamkeit, zu der man, von den Verhältnissen gezwungen, sich selbst verurtheilt."

Sie griff nach ernstern Erzeugnissen, aus denen sie Belehrung schöpfen wollte.

Es waren die neuesten Systeme der physischen und moralischen Erziehung der Kinder, an denen unsere Zeit, nach allen Beziehungen hin, so fruchtbar ist. Vor Allem aber richtete sich der Blick der jungen Frau auf das Praktische.

Sie wollte wissen, ob es besser sei, ein Kind in kaltem Wasser zu baden, damit es gekräftigt, oder in lauem, damit es gelenkiger werde. Sie dachte darüber nach, ob ein Kind nicht eher lesen, als sprechen lernen solle. Ein Andermal fiel es ihr ein, dass alles Lernen erst dann beginnen solle, wenn der Körper vollständig gebildet sei.

Auch über die Nahrung und Kleidung der Kinder wurden tiefe Betrachtungen und Studien von ihr angestellt.

Für den Augenblick glaubte sie manchmal das Rechte gefunden zu haben und entschied sich, gestützt auf einen Namen, auf eine Autorität, für Dieses oder Jenes. Aber dann drängte es sie wieder, nach andern Büchern zu greifen, wenn sie irgend ein lebendes Beispiel erblickte, das die Behauptung ihres Autors zu Schanden machte. Neben dem Lesen muss man auch stets selbst sehen, so lautete ihr Wahlspruch und sie that sich viel auf ihren Scharfblick zu gut, wie wir wissen.

Wenn sie in zarter Weise im Gespräch mit ihrem Mann solche Studien und Betrachtungen berührte, so erfasste ihn ein seltsames Gefühl. Er hätte sie zurechtweisen mögen, um einer ernsten Besorgniss dadurch vorzubeugen; allein sein väterlicher Instinct, der ihn dazu antrieb, musste ihm sogleich wieder lächerlich erscheinen, wenn er aus ihm irgend eine Autorität herleiten wollte. Er liess daher Jenny gewähren und suchte allen Erörterungen aus dem Wege zu gehen, bis dass der rechte Zeitpunkt dazu gekommen sein würde. Er glaubte, dass alsdann ihr Privatstudium, dem sie sich jetzt mit so grossem Eifer überliess, sie zu einem tiefen, vielleicht wichtigen Resultate dennoch leiten könne.

Es war nicht Schwäche; Wilhelm Born erkannte den Fehler seiner Frau, allein deshalb liebte er sie nur um so mehr; der Grund lag ja nur allein in dem Drange nach Vervollkommnung. Hatte er ein Recht, sie deshalb ernstlich zur Rechenschaft zu ziehen, ihrem Weiterstreben Hindernisse zu bereiten? Es war ihm nicht möglich, auf solche Weise mit eigener Hand das Glück seiner Ehe zu trüben. Er war immer bereit, sie bei sich selbst zu vertheidigen und sie dann zu trösten, wenn sie ihm ihre Zweifel entdeckte. Er beklagte sie aufrichtig, wenn er sie von einer Ungewissheit zur andern schwanken sah. —

In einem der Bücher, in das sich Jenny besonders vertieft hatte, war von dem geistreichen Herrn Verfasser der Satz aufgestellt, dass Eltern ihre Kinder nicht selbst erziehen sollten. Er verlangte, dass man sie von Jugend auf der Aufsicht von Personen überlasse, die mit Sorgfalt ausgewählt und gutbezahlt würden, um ihren Zögling stets zu überwachen. Er führte aus, dass Eltern noch von andern Pflichten abhängig seien, die sich auf ihre Häuslichkeit, ihre Geschäfte, auf die Gesellschaft im Allgemeinen und Besondern beziehen. Eine einzige Stunde unter Bedienten, ein böses Beispiel, eine ungehörige Aeusserung könnten sich den Kindern einprägen und unverbesserliche Uebel zur Folge haben.

Auch führte der Autor an, dass Eltern aus einer natürlichen Eingenommenheit die Fehler ihrer Kinder nicht bemerken und sie daher nicht zu entfernen im Stande seien. Die Mutterliebe mache blind, die Zuneigung einer Erzieherin oder eines Hofmeisters sehe hingegen scharf. Das eigene Interesse fordere sie auf, Alles zu beobachten, während die Mutter Vieles mit offenen Augen nicht sehen will.

Jenny wurde von dieser sophistischen Lehre ganz und gar eingenommen. Sie vergass in diesem Augenblick, dass Nichts auf der Welt die Augen und das Herz einer Mutter zu ersetzen vermag. Allein sie erwog dafür, dass es eine gebotene Obliegenheit der Mutter sei, ihre Kinder einmal in die Welt einzuführen und dass sie sich deshalb der Gesellschaft nicht entfremden dürfe. Nur wenn die erste Erziehung anderer Leitung überlassen bliebe hätte die Mutter Zeit genug, jener Pflicht unausgesetzt sich zu widmen.

Der Beschluss wurde daher schnell gefasst, alle seit einigen Monaten unterbrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Es ward ihr leicht, da sie sich überredet hatte, dass es so sein müsse, um dereinst ihrer Mutterpflicht zu genügen.

Sie hatte geglaubt, dass die kurze Entfernung aus den gewöhnlich von ihr besuchten Kreisen ihrem Wiedererscheinen einen besondern Reiz verleihen würde. Aber weit gefehlt. Es war, als ob man das Boudiren sie entgelten lassen wolle. Statt der frühern sich hingebenden Wärme, die sie verwöhnt hatte, stiess sie auf einen ceremoniösen Empfang, wie ihn allenfalls die Höflichkeit hervorrief.

Das erregte in ihr eine üble Laune eigener Art. An jedem Morgen ärgerte sie sich über die Erfahrungen des vorigen Abends, allein dennoch suchte sie im vollen Schmucke einer ausgesuchten Toilette, wann die Stunde gekommen war, auf's Neue die Gesellschaft, um dieselben Erfahrungen hinzunehmen.

Hätte Jenny einen wahrhaft gebildeten Geist besessen, wäre ihr Charakter nicht so wandelbar gewesen, würde sie in der Unterhaltung mehr Bemessenheit gezeigt haben, um ihr sich fein äusserndes Gefühl nicht stets durch Abschweifungen zu unterbrechen und was es ihr eingab, gehörig zu entwickeln, Alles würde sich nach und nach wieder zu ihrer Zufriedenheit gestaltet haben. Sie war jedoch nur bemüht, den Eindruck des Augenblicks sich zu erobern.

Würde sie sich darauf beschränkt haben, von ihrem Standpunkte Dasjenige, was sie umgab und näher anging, mit ihren schönen Augen recht zu betrachten, ohne nach Allem und überallhin ihre Blicke auszusenden und das Fernste in ihren Gesichtskreis zu ziehen, sie hätte bald die frühere Achtung wieder genossen.

Jetzt sah sie sich nur zurückgesetzt. Sie empfand die höfliche Verachtung, verstand die schwach verhüllten Impertinenzen und musste es mit der Geduld einer wirklichen Büsserin ertragen.

„Der Schmutz, in den mein Schicksal mich niederdrücken zu wollen scheint,“ sagte sie sich im Stillen, „wird mich nicht erreichen; meine Seele kann niemals davon berührt werden.“

Diese Erfahrungen wurden stets fühlbarer: Jenny litt sichtbar unter einem Zwang, den sich Niemand zu erklären wusste. Unter solchen Umständen war es natürlich, dass der junge, lebhafte Schwager auf den Gedanken gerieth, für Abwechslung in der Unterhaltung zu sorgen. Wilhelm hing zu sehr von den Geschäften ab, um glückliche, darauf hinzielende Einfälle zu haben.

Ludwig hingegen, den der Beruf im Comptoir nur für gewisse Stunden fesselte, schaltete freier über seine Zeit. Er führte den Train eines eleganten Junggesellen, hielt sich ein paar schöne Reitpferde und wann er ausritt, umsprangen ihn stets zwei grosse Windspiele von der schönsten Art, in einemfort bellend, die Kinder erschreckend und die Erwachsenen zum Ausweichen zwingend.

Er drang in seinen Bruder, für Jenny ein Reitpferd anzuschaffen, da sie schon in Rheinhofen, als sie noch bei ihrem Vater war, Unterricht im Reiten erhalten hatte. Zur grossen Freude des Herrn Weiland nahm sie sich in ihrem Costüm wie eine Engländerin aus.

Jenny war wohl ein wenig aus der Uebung gekommen. Man suchte daher ein frommes, gut zugerittenes Pferd für sie aus und bald sah man sie in der Mitte von Gatten und Schwager auf der Cavalcade begriffen. Das Aufsehen, welches sie dadurch erregte und die Huldigungen, die ihr von jungen Herren gezollt wurden, heiterten sie auf.

Dies neue Treiben entschädigte sie für die gesellschaftliche Kehrseite, die sie kennen gelernt hatte. Auch ihre Häuslichkeit gestaltete sich nun wieder vieltöniger. Die ungezwungene Unterhaltung einer lebensfrohen Jugend griff darin wieder Platz. Nur wenige Wochen und die scheue Zurückgezogenheit war überwunden.

Ludwig Born führte bei jeder Gelegenheit die erste Stimme. Mit seinen andern geselligen Verdiensten verband er auch das der unterhaltendsten Tadelsucht. Er liebte es, allerlei Geschichtchen unter die Leute zu bringen. Für den Skandal war er schrankenlos und unbedingt leichtgläubig, nur gute Bestrebungen und Handlungen zog er in Zweifel. Er überströmte von pikanten Anekdoten und wusste die Liebeshändel aller Damen, sowohl der alten wie der jungen, in chronologischer Folge. War Jenny in gutem Humor, ihn anzuhören, so war er unerschöpflich. Sein Bruder sah es nicht gern, ihm war das Medisiren verhasst. Er las nichts, als die grossen Zeitungen und die Geschäftsbriefe. Hätte er sich in der Tagespresse umgesehen, so würde er nicht so schwerfällig gewesen sein, von seinen alten Vorurtheilen nicht lassen zu können.

Der gut geschulte Maschinenfabrikant wusste gar Manches auch ausser seinem Berufe, nur nach dieser wichtigen Seite hin fehlte es ihm an Kenntniss und Erfahrung.

Auf ganz angenehme Weise ward die Wintersaison zu Ende gebracht. Im Ganzen auch recht friedlich, darf man sagen. Mit Anna war der persönliche Verkehr in's Stocken gerathen. Alles hatte sich nur auf kurze, schriftliche Mittheilungen beschränkt. Die rauhe Jahreszeit galt als Vorwand, dass man sich nicht sah. Man verschob es auf die Wiederkehr des Frühlings, sich gegenseitig auszuschütten.

Ludwig Born hatte, wie er mittheilte, einen pudelnärrischen Brief aus Paris von Hierl empfangen, der ihm schrieb, dass er nächstens auf seiner Reise nach Wien eintreffen würde und ihn beauftrage, Madame Wilhelm Born seinen tiefsten Respect zu Füssen zu legen. Nach dem Schluss der italienischen Oper reise er ab.

Von dem Pudelnärrischen des Inhalts theilte Ludwig Nichts mit, allein er zeigte das Schreiben unter Lachen vor, um zu beweisen, wie schwer es ihm geworden, die Hahnenfüsse und Rattenschwänze zu entziffern. Er wollte mit Jenny eine Wette eingehen, dass sie es nicht im Stande sei. Als sie es aber versuchen wollte, legte er schnell das Schreiben zusammen und steckte es ein. Jenny warf ihm einen finstern Blick zu, den er durch einen Einfall auf der Stelle erheitern wollte.

„Unsers Freundes Ankunft,“ sagte er, „bringt mich darauf, das Liebhabertheater wieder anzuregen. Es wird nur weniger Schritte bei den Theilnehmern bedürfen, um die Sache in Marsch zu setzen. Ich, der die stärkste Rolle hat, bin im Stande, sie augenblicklich herzusagen. Bei den Andern lässt sich das Gleiche annehmen, und wenn nicht, so würden ein paar Proben Alles in's Geleis bringen. Ich hätte schon längst die Wiederaufnahme derselben vorgeschlagen, wenn ich einen Ersatz für Hierl gewusst. Die Rolle ist nicht leicht und für das Geckenhafte darin ist Hierl wie geschaffen.“

Diese freundliche Aeusserung erschien Jenny wie eine Kriegserklärung. Neutral durfte sie nicht bleiben, denn auch ihre Rolle wäre nicht anders zu besetzen gewesen. Ein kaltes Ablehnen stand ihr noch weniger zu: es wäre ihr abermals als eigensinnige Laune gedeutet worden und sie musste sich hüten, diesem Verdachte neue Nahrung zu geben, der ihr schon so viel Unannehmlichkeit bereitet hatte. Der Kriegserklärung wären die Feindseligkeiten auf dem Fusse gefolgt. Sie war jedoch Willens, ihre Theilnahme zu verweigern und sah nur ein einziges Mittel, wenn sie ihr Ablehnen mit einem Gefühl in Verbindung brachte, das sie entschuldigte.

„Mein Mann ist kein Freund vom Theater und sieht es noch weniger gern, dass ich in eigener Person agire.“

„Meine Genehmigung ertheile ich dir,“ sagte Wilhelm, indem er ihr die Hand reichte. „Es ist mein fester Wille, dass du dir nie einen Zwang auferlegst.“

Sie fühlte Das wie eine Demüthigung; es verdross sie, dass er sie nicht sogleich begriffen hatte. Nicht dass er einwillige hatte sie verlangt, nicht um seine Erlaubniss hatte sie bitten wollen. Sie konnte sich eines bittern Gefühls nicht erwehren.

„Ich zweifelte nie an deiner Güte,“ sagte sie. „Allein der feste Wille, obgleich eine der schönsten Eigenschaften des Mannes, ist immerhin ein Tyrann. Würde mir dein fester Wille gebieten, Komödie zu spielen, so weigerte ich mich nicht. Allein jetzt? Er befiehlt mir, frei zu sein. Nun gut. So will ich mir Zeit lassen, mich zu entscheiden. Vor Allem muss ich meine Rolle durchgehen; ich glaube, dass ich sie vergessen habe, denn ich habe die liebe lange Zeit an ernstere Dinge zu denken gehabt.“

„Ich will sie dir überhören,“ rief Ludwig. Er nannte sie Du, seitdem er in's Haus gezogen war und der nähere Verkehr begonnen hatte.

Das widerwärtige Gefühl Jenny's war im Steigen.

„Was fällt dir ein? Jetzt? Wo ist die Rolle? Ich wüsste nicht, sie zu finden.“

Ludwig wollte das Stück holen. Jenny war mit ihren Einreden zu Ende. Sie hatte Mühe, das Unbehagen über diese Quälerei zurückzuhalten. Tante Warnecke kam ihr endlich zu Hilfe. Sie glaubte sich Jenny's Widerwillen aus dem Vorgang in der letzten Probe richtig zu deuten.

„Sehen Sie denn nicht ein, Herr Born,“ sagte sie, „dass Sie Ihrer Schwägerin unerträglich werden? Ich muss mich nur darein legen. Die Arme! Wer denkt wohl jetzt an das Komödiespielen? Veilchen und Flieder und Schminke und Lampen! Das ist ja eine Ungeheuerlichkeit. Wir denken daran, die Vögel im Freien singen zu hören und Sie wollen uns zwischen Coulissen einsperren. Wir werden im Strohhut, leicht gekleidet, trällernd durch die Wiesen hüpfen und Schmetterlinge haschen und nicht auf das Stichwort warten. Nicht wahr, Jenny, die bösen Stichwörter! Denkst du noch an die Stelle, wo du immer stecken bliebst?“

Jenny erröthete. Sie musste unwillkürlich auf ihren Mann blicken, der ruhig und kalt da sass und auf das Gespräch nicht besonders geachtet hatte.

Das Theater interessirte ihn nicht. In seinem Bruder unterschied er den Geschäftsmann und den Lebemenschen von gutem Ton. Mit Jenem hatte er Nachsicht, weil er noch neu im Geschäft war, Diesen begriff er nicht. Er fand in Dem, was der bon ton erheischte, keine Idee, kein Ziel, keinen Zweck. Es machte ihn unmuthig, wenn ein planloses Geschwätz über bedeutungslose Gegenstände sich mit dem Anschein von Wichtigkeit entspann und sein Bruder sich mit Aussprüchen vernehmen liess, die wie Orakel klangen.

Neben dem Geschäfte, das einen ganzen Mann erforderte, war es nur seine Frau, für die Wilhelm eine aufrichtige und immer gleiche Zuneigung hegte. Er liebte sie wahrhaft und ehrlich. Und da er sich selbst davon überzeugt fühlte, so wusste er auch, dass es für Jenny nicht möglich sein würde, einen bessern und gefühlvollern Mann zu finden. Die Huldigungen, die sie empfing, liessen ihn daher gleichgiltig; er besass ihr Herz.

Diese Gleichgiltigkeit konnte ihm jedoch seine holde Gewissheit in eine Illusion umwandeln. Nichts verwundet leichter die Eigenliebe einer Frau, als eine solche zuverlässige Sicherheit des Gatten. Jenny's Lebhaftigkeit hätte wohl manchmal gewünscht, ihren Mann von einer zärtlichen Unruhe heimgesucht zu sehen, ohne dass sie eine wirkliche Veranlassung dazu gegeben. Sie wäre nicht fähig gewesen, ihm eine solche Qual zu bereiten. Er hätte ihr nur di Macht der Verführung zutrauen sollen, um desto stärker den Wert ihrer Treue zu empfinden. So wollte es ihr thörichter Stolz.

Sie hatte keine Ahnung davon, dass die Zwietracht, gleich eine Krankheit, im Menschenherzen Zeit braucht, sich zu entwickeln. Dan dient ihr Alles, um plötzlich hervorzubrechen; Unvorsichtigkeit, ei Streit, ein Luftzug, von der Verläumdung angefacht. Die Eifersuch aber, ist sie Einmal erwacht, ist nur geeignet, den trennenden Ris stets mehr und mehr zu erweitern.

* * *

XVII.

Trübselige Entdeckungen.

Einige Zeit war vergangen; die Jahreszeit war erst jetzt recht in der Blüte. Die Städter flogen in die Felder hinaus. Junge Leute nahmen sich im Grünen ganz anders aus, als unter den Blumen der Treibhäuser in den Salons. Die winterliche Koketterie war abgestreift und wer Das nicht gethan, zeigte, dass er kein Herz für das duftig sonnige Erglühen des Lenzes hatte. Die Virtuosen aller Art, die Komödianten vor allen Andern, waren total vergessen; statt der Gasflammen der helle Sonnenstrahl, der stärkere Flammen in der Brust entzündet, als Jene.

Die während des Winters angeknüpften Bekanntschaften nahmen nunmehr einen raschern Verlauf. Die damit sich begnügt hatten, als gute Tänzer zu gefallen, suchten jetzt durch natürliche, wärmere Herzensergiessungen sich höhere Geltung zu erringen. Aus dieser sollte sich die Liebe, die schönste Blüte des Lenzes, entwickeln.

Sie für das Leben zu bewahren, ist die Aufgabe solcher liebenden Herzen.

Glückseliger Traum einer noch unbefangenen, unerfahrenen Jugend! — —

Bis zu diesem Abschnitt unserer Geschichte sahen wir Wilhelm Born an den Vorgängen nur wenig betheiligt. Es hatte den Anschein, als werde er von den Geschäften zu sehr in Anspruch genommen, um sich noch daneben in die Handlung seines ehelichen Drama's zu mischen. Er wirkte fast nur wie ein Statist dabei mit, der hie und da ein Wort zu sprechen hat.

Das Drama des Herzens und Geistes jedoch, das uns bald mehr oder weniger rührt, aber auch bis zum Entsetzlichen sich gestalten kann, reift in der Stille, wächst im Dunkeln und bricht endlich an das Licht hervor, desto heftiger und überwältigender in seinen Folgen, als seine Anfänge unbeachtet geblieben waren.

Wilhelm Born besuchte Eduard Werner zu einer ungewöhnlichen Stunde. Er schützte vor, für seinen Schwiegervater die Wohnung im Kurorte miethen zu sollen und dabei einige nöthige Anordnungen persönlich zu treffen. Dem Freunde bei dieser Gelegenheit einen kurzen Besuch abzustatten lag nahe genug, als dass es deshalb noch eines Wortes bedurft hätte.

Allein bald ward es ersichtlich, dass Wilhelm noch Anderes auf dem Herzen trug. Er hatte Etwas erlebt, das in seinem Herzen eine Saite berührte, die einen so plötzlichen Gegenschlag hervorrief, wie er ihn seiner Empfindlichkeit nicht zugetraut. Es ward ihm schwer, eine zusammenhängende Schilderung davon zu entwerfen.

Er war bleich, sein Ausdruck zeigte Verwirrung, denn sein instinctives Schamgefühl empörte sich gegen Das, was er dem Freunde mittheilen wollte. Und dennoch ward er dazu getrieben. Er stand auf dem Punkte, vor seinem Freunde einen Argwohn zu enthüllen, der ihn folterte, ohne dass er mehr, als einen oberflächlichen Anhaltspunkt dazu fand.

„Der Mensch ist ein geselliges Thier," begann endlich Wilhelm in seiner schlichten Weise, als wollte er damit seine Mittheilung vor sich selbst entschuldigen. „Er muss, wenn ihm Etwas auf dem Herzen liegt, es einem Freunde offenbaren. Es ist wahrhaftig nicht Schwatzhaftigkeit. Hätte er keinen Freund sein eigen, ich glaube, er wendete sich an seinen erklärten Todfeind und leerte vor ihm das Herz aus, wie man die Taschen umkehrt. Ich bin wenigstens so geartet."

Das sprach er ziemlich echauffirt. Werner bat ihn, ruhig zu sagen, was ihn drücke. Und nun erzählte er.

Vor ein paar Tagen, als er eben mit Jenny gefrühstückt, brachte ihm ein Commis ein beschriebenes Papier, welches ihm sein Bruder zur Durchsicht schickte. Er legte es auf den Tisch. Es habe damit Zeit, sagte er, er werde bald selbst kommen, um mit Herrn Ludwig darüber zu sprechen.

Jenny griff nach dem Papier, es war ein Geschäftsbrief.

„Ach, das sind dir ja unverständliche Hieroglyphen,“ sagte er, „gieb mir den Brief.“

Sie aber legte die Hand, die den Brief hielt, schnell auf den Rücken und rief scherzend:

„Was da, der Mann darf vor der Frau keine Geheimnisse haben!“

Dann blickte sie mit komischem Ernst in die Schrift, da er sie lachend gewähren liess. Aber in demselben Moment fühlte er eine krampfhafte Empfindung in der Brust. Er sah, wie Jenny erbebte, wie ihre Augen gleichsam das Papier durchbohrten, das sie ihm dann mit Heftigkeit hinreichte. So unerklärlich es war, bei ihrem Charakter war den Muthmassungen ein weites Feld offen.

Es war Wilhelm, als stürze ihn eine bis dahin ungekannte Macht von der Höhe eines Thurmes in die leere, bodenlose Tiefe.

Er trat einige Schritte zurück und konnte seine Augen nicht von der Gattin abwenden. Ihr Entsetzen hatte sich bald in stumme Verlegenheit aufgelöst.

Wilhelm ergriff ihre Hand.

„Sprich,“ sagte er mit grossem Ernst, „aber aufrichtig, hast du mir nichts mitzutheilen?“

„Ach Gott!“ lautete ihre Antwort, „Was soll ich dir darauf erwidern? Ich begreife das Leben nicht und noch weniger die Menschen. Meine Klugheit und Erfahrung reichen dazu nicht hin.“

„Beruhige dich darüber," sprach er nun sanfter, „so lang ich bei dir bin, bedarfst du keines Andern Schutzes in der Welt. Lange bevor ich es vor Gott übernahm, dir ein treuer, liebevoller Gatte zu sein, hatte ich schon Vieles unternommen und gethan. Jetzt fühle ich meine Kraft hundertfach gestählt, wenn es gilt, für dein Glück zu sorgen. Und Das glaube mir, wenn ich ein Ziel habe, so ruhe ich nicht, bis es erreicht ist. Der Gewinn an meinen Unternehmungen wird dich zur reichsten Frau in der Stadt machen. Du sollst in allen Cirkeln herrschen und den Andern die Gesetze dictiren. Lasse daher deine Grübeleien über das Leben und die Menschen und erfreue dich deines Glücks" —

Er ging zum Tisch und nahm den Brief, dann fuhr er fort:

„des Glücks, das ich dir willig bereite, das ich aber niemals im Stande wäre, mit meiner Schande dir zu verschaffen.

Hierauf verliess er sie. Welchen Eindruck seine letzten Worte auf sie gemacht, wusste er nicht zu sagen. Auf ihn hatte die Scene eine überaus mächtige Wirkung geübt, wie es bei dem Unerklärlichen, Räthselhaften stets der Fall ist.

Nachdem er Werner den Vorfall erzählt hatte, rief er im tiefsten Schmerz:

„Die Augen meiner Frau sind an Allem Schuld. Sie sieht damit Fehler und Gebrechen, die Andern verborgen bleiben, wie sie behauptet, glaubt aber auch, ebenso scharf alles Vollkommene und Schöne zu entdecken. Eine verhängnissvolle Täuschung! Was sie durch ihr Sehvermögen zuerst erfasst und dann in ihrem Innern nachempfindet und ausbildet, ist nichts als das Ergebniss einer allzu lebhaften Einbildungskraft. Ich war manchmal so vermessen, im Stillen zu wünschen, dass sie blind wäre, wie Frau van Norden. Gott verzeihe mir's! Ruhige Besonnenheit hätte ich ihr wünschen sollen, Das fehlt ihr. In ihrem Alter ist es nicht möglich, ohne Das glücklich zu sein."

„Kannst du mich noch ein Weilchen anhören?" unterbrach er sich. „Ich bin deshalb so früh gekommen. Dein Comptoir ruft dich wohl noch nicht."

Werner sah auf die Uhr und bat ihn, nur fortzufahren, es habe noch Zeit damit.

„Das Befremdliche abgerechnet, hatte der erste Moment nach ein paar Tagen keinen tiefern Eindruck in mir zurückgelassen," fuhr Wilhelm fort. „Ich zweifelte durchaus nicht an ihrer aufrichtigen Zärtlichkeit. Ich schob Alles auf ihre Augen, die zu Viel sahen und es dann in ihrem unruhigen Kopfe wiederspiegelten; ihr Herz blieb unberührt und gehörte nur mir. Diese Sicherheit gewann die Oberhand über die anfangs bedrohlichen Regungen und ich hatte bald wieder meine vollständige Nachsicht errungen gegen Das, was Jenny trieb und anstellte. Ich ergab mich darein, um ohne die geringste Ungeduld den Zeitpunkt zu erwarten, in welchem Jenny es einsehen würde, dass ihre Flatterhaftigkeit in Dingen ohne Gegenstand und Ziel endlich zu Ueberdruss und Erschöpfung führen müsse. Stehen wir einmal an diesem Punkt, dann wird sich ein Wort mit ihr reden lassen, sie wird mich verstehen, wenn ich ihr den Werth eines ihr ganz angehörenden Herzens detaillire.“

Die warme Empfindung wurde von Werner trotz der kalten Worte, in welche sie der ehrliche Geschäftsmann kleidete, dennoch herausgefühlt.

„Und wie stehst du jetzt mit deiner Frau?“ fragte Werner.

„Wie es die Vernunft und der Anstand fordern,“ antwortete Wilhelm. „Ich lasse sie gehen, wohin sie will. Meine Geschäfte oder oft auch eine Abneigung gegen Diesen oder Jenen, den ich in einem uns befreundeten Hause antreffen könnte, halten mich ab, sie stets zu begleiten. Sie besitzt mein volles Vertrauen.“

„Du hast Recht,“ sagte Werner. „Glücklich Der, welcher die Eifersucht nicht kennt. Sie ist, glaub' ich, gewissen Menschen angeboren. Macht dein schönes Weibchen Eroberungen und fühlt es sich dadurch in seiner Eitelkeit geschmeichelt, so lass ihm den Spass unverkümmert und nimm es auch zugleich wie eine Schmeichelei für dich. Die Liebe verträgt sich nicht mit tyrannischem Absolutismus. Du bist und bleibst der erste Gegenstand ihrer Neigung und hast keinen Rival zu fürchten.“

Wilhelm setzte sich und schwieg. Seine Miene aber sprach. Das Erschrecken bei'm Anblick der Handschrift seines Bruders war unerklärt geblieben. Er hatte gehofft, Werner werde ihm einen feinern Rath ertheilen, als den, in den Siegen der Eitelkeit seiner Gattin den eigenen Triumph mitzufeiern.

„Dein Herz ist noch nicht ganz von seiner Last befreit,“ sprach Werner, „ich seh' dir's an.“

„Das Eine quält mich allerdings ein wenig. Es ist mir, als ob ich träumte. Was hatte ihr Benehmen zu bedeuten, als sie in den Brief blickte? Du hättest Das nur sehen sollen.“

„Ich würde sie gefragt haben.“

„Das ging nicht. Die Situation war gar zu eigen.“

„Wenn auch nicht sogleich —“

„Es war mir nicht möglich, wieder davon anzufangen. Es sind nun schon vierzehn Tage, glaub' ich —“

„Das Spiel gefällt mir nicht, so wie es steht. Du solltest dein Stillschweigen brechen —“

„Ich kann es nicht. Viel lieber will ich mir's aus dem Sinn schlagen. Die Zeit wird mir schon dazu verhelfen.“

„Wie du willst —“

„Sonst weisst du mir nichts zu sagen?“

„Meine Meinung kennst du jetzt. Sie lautet nicht auf Zuwarten. Wählst du es aber dennoch, so benütze die Zeit, um Beobachtungen anzustellen. Das ist eine einfache und sehr erlaubte, in der Natur der Sache begründete Massnahme.“

Wilhelm sah auf den Boden und schien in Gedanken.

„Mein Bruder ist verreist," sprach er dann langsam gedehnt, vor sich hin. „Er muss in wenigen Tagen wieder eintreffen."

Dann hob er stolz den Kopf:

„Du hast Recht, lieber Freund, ich danke dir für deinen Rath. Ich will beobachten. Es läuft gewiss auf eine Lächerlichkeit hinaus. Es wird und muss sich aufklären. Eine Koketterie, eine Neckerei, was weiss ich. Ein Narr, dass ich mich dadurch zu Grübeleien verleiten liess. Ich muss an jenem Tag in einer besondern phantastischen Laune gewesen sein, was mir nicht oft widerfährt. Ich will mir den Fehler hinter's Ohr schreiben."

Werner wurde hier in's Comptoir abgerufen und die Freunde schieden.

Am Abend nahm Werner, wie gewöhnlich, den Thee bei Frau van Norden. Er konnte es nicht unterlassen, ihr das Ereigniss des Morgens mitzutheilen. Es geschah in der respectvollsten Weise, die keinen Augenblick die Meinung aufkommen liess, als wolle er die Tugend der Frau seines Freundes verdächtigen. Immerhin stand jedoch eine Compromittirung zu befürchten, wenn in dem wechselseitigen Benehmen der jungen Eheleute eine Verstimmung von der Gesellschaft bemerkt würde.

„Jenny ist krank," war Alles, was Anna ihm darauf erwiderte. Er erlaubte sich nicht, wieder davon anzufangen.

Als er sich empfahl, sagte Anna:

„Bei dem Vertrauen, das Herr Born für Sie zeigt, wäre es billig, ihm dafür durch einen guten Rath zu danken. Er möge seine arme Frau in Ruhe lassen; sie liebt ihn treu. Ihre Pflichten sind ihr tief in's Herz mit flammenden Lettern geschrieben Ich weiss es, wie englisch rein und zart ihr Herz empfindet. Sie ist nichts als ein Kind, an welchem der liebe Gott gewiss eine rechte Freude hat. Ihr Freund soll es nur lernen, die warmen und reinen Gefühle in Jenny's Herzen zu beleben und ihre ganze und innige Liebe ebenso ganz und auf das Innigste zu erwidern. Dann würde er erst den Hauch unendlicher Zärtlichkeit verstehen, der wie ein heiliger Gesang aus den feinfühlenden Saiten ihm entgegen tönt. Weiss er, was er an Jenny besitzt, dann ist ein Schatz von stolzem Glück ihm damit zu Theil geworden."

„Ich bewundere Ihren schönen Enthusiasmus," sprach Werner, „der aber nur die Gefühle Ihrer eigenen Seele schildert. Ohne es zu ahnen, legen Sie damit den Beweis Ihres hohen Werthes ab. Indem Sie einer Andern diese Vollkommenheit zuschreiben —"

„Sie werden zum Schmeichler," fiel ihm Anna schnell in's Wort. „Wir sprachen von Ihrem Freunde und seinem Verhältniss zu seiner Gattin. Es ist bei Jenny von keiner schlummernden Seele die Rede, welche der Himmel erst erwecken soll. Es sind nur gewisse Empfindungen dieser Seele, die noch ein Bann umschliesst, der gelöst werden muss. Jenny ist keine ätherische Natur, sie gehört dem wirklichen Leben an."

„Wenn Sie sich jedoch täuschten —"

„Das wäre allerdings ein grosses Unglück, wenn Ihr Zweifel Jenny beträfe."

„Nein, ich gebe zu, dass Sie sie kennen. Wenn aber ihr Gatte zu der Mission, die Sie ihm auferlegt zu sehen wünschen, der erforderlichen Eigenschaften entbehrte? Er müsste eine ebenso reine Seele besitzen wie Jenny, und Sie werden mir zugestehen, dass ein solcher Mann zu den Seltenheiten gehört."

Anna blieb bei diesen Worten still und nachsinnend, dann sprach sie:

„Gott macht Alles gut und recht. Er hat Jenny nicht so lieblich ausgestattet, um sie verderben zu lassen. Er lässt es gewiss in seiner unendlichen Güte nicht zu. Sie hat auf ihrem Lebenswege den wackern Mann gefunden, der die herrlichen Strahlen ihrer Seele von des Irrwahns Dunkel befreien soll. Sagen Sie ihm das, wie aus sich selbst; er möge die holde Aufgabe ganz erfüllen, die Gott ihm zu Theil werden liess."

Seit dem räthselhaften Erschrecken Jenny's bei'm Anblick des Briefes, war eine für Alle wahrnehmbare Veränderung im Hause vorgegangen. Die drei Hauptpersonen sahen sich nicht mehr gleich.

Herr Wilhelm Born, der sonst sehr sparsam mit seiner Zeit war, bekümmerte sich nunmehr um Alles, um Dinge, die ihn sonst nichts angingen. Die sonst sich heiter hingebende Frau vom Hause behauptete einen strengen Ernst, war nicht mittheilsam, las oder schrieb auf ihrem Zimmer, hatte wieder allen geräuschvollen Verkehr abgebrochen und besuchte nur Tante Warnecke und einige ältere Frauen zur Kaffeestunde, von welcher die Herren ausgeschlossen waren. An dem Schwager Ludwig Born zeigte sich aber die seltsamste Umwandlung. Der sonst in der ungezwungensten Lustigkeit sich schaukelnde Lebemensch trug jetzt ohne ersichtlichen Anlass ein trauerndes Herz zur Schau.

Brachte ihn der Zufall in Jenny's Nähe, so ward er verlegen und machte sich eiligst davon. Glaubte er sich von ihr bemerkt, so seufzte er hörbar und blickte wie vernichtet vor sich hin. Die Leute hielten ihn für verliebt und so manches heirathslustige Mädchen ward von solchen falschen Voraussetzungen zum Besten gehalten. Er selbst aber trieb dieses Spiel in frevelhafter Absicht. Er nährte eine verbrecherische Leidenschaft und sann in chimärischem Dünkel darauf, sie zu befriedigen.

Jenny's verändertes Betragen deutete er nach seiner Weise. Sie war unglücklich in ihrer Ehe.

Wilhelm musste, wie es jetzt oft geschah, eine Reise antreten. Jenny bat ihn darum, sie mitzunehmen, weil sie sich ohne ihn in dem grossen Hause zu einsam und unbehaglich fühlen werde. Er suchte es ihr auszureden. Was er abzumachen habe, nehme ihn so ganz und gar in Anspruch, dass sie sich bei ihm unbehaglicher als daheim finden würde.

„Wären deine Eltern schon zur Kur eingetroffen, dann könntest du indess bei ihnen verweilen. Aber ein anderer Vorschlag passte besser. Gehe für die kurze Zeit zu Frau van Norden, sie wird dir sicherlich die Gastfreundschaft nicht versagen. Du könntest damit eine kleine Frühlingskur beginnen, etwa kuhwarme Milch, ein Kräutersäftchen, nicht?“

Jenny verzog ihr Mündchen, als wenn sie die Tasse schon an dasselbe gebracht hätte.

Es war Frühling und er bot ihr einen bittern Trank! Das Mark der verkrüppelten Weidenbäume durchströmte ein schwellender Lebenssaft, die Schlingpflanzen wanden sich fester um die leblosen Stützen, die weichen Gräser der Wiesen, das erzitternde Laub der Pappeln, die rieselnden Bäche, und über Alles die mächtige Sonne, die eine befruchtende Flut von Licht und Feuer auf die Erde niederströmte! Und Wilhelm verweigerte kaltbedächtig, dass Jenny an seiner Seite das Glück des Lenzes und ihrer Jugend empfinde und verschrieb ihr statt der von Leben durchglühten Natur einen todten Kräutersaft!

„So reise denn allein, ich werde hier bleiben.“

Er reichte ihr die Hand und ging.

„Wie du willst,“ sagte er noch, „ich werde meine Sachen beschleunigen. Höchstens eine Woche und ich bin wieder bei dir. Unterdess sind wohl auch die Eltern eingetroffen.“

Am andern Morgen reiste er ab. In Jenny's Herzen kämpften Erbitterung und Zorn, Bangigkeit und Trauer.

* * *

XVIII.

Ernste Folgen.

Herr von Hierl war angekommen und wurde von Jenny, der lieblichen Strohwittwe, nicht empfangen. Er ging zu Ludwig Born, den er am Pulte, bei'm Hauptbuch fand. Das liess keine vertrauliche Mittheilung zu; er bat ihn, mit ihm auf seinem Zimmer im Gasthof zu diniren.

Hierl war einer von jenen glücklichen Laffen, die von Kindheit an mit Allem versehen wurden, was ihre dumme Eitelkeit nährte. Sie finden Alles, was sie wollen, wenn sie ihr Geld nicht sparen. Verschwenderischer Aufwand genügt ihnen, das Uebel, das sie anrichten, bekümmert sie nicht weiter. Die Gesellschaft sieht willfährig über alle Schlechtigkeiten hinweg, wenn ihr Urheber nach den Gesetzen des bon ton zu leben versteht. Nur Moralisten, denen die feine Erziehung mangelt, fällen ein verdammendes Urtheil.

Bei Tische fragte er Ludwig unumwunden, welchen Eindruck die schriftliche Liebeserklärung auf Jenny gemacht, ob sie ihrem Manne darüber etwas mitgetheilt, ihm den Brief vielleicht eingehändigt habe.

Seine Schwägerin, sagte Ludwig, bewahre das Geheimniss und er könne ihn über seine Zweifel vollständig beruhigen.

Das beruhigte aber Hierl durchaus nicht.

„Ich fühle mich dadurch bedeutend genirt," erwiderte er, „der Scherz könnte trotzdem üble Folgen haben. Ich ging zu weit. Sehen Sie, Freund, ein und derselbe Mensch, der zu leben versteht, beträgt sich auf verschiedene Weise, je nachdem der Kreis ist, in welchem er eben isst und trinkt, spricht und lacht, disputirt, tanzt, scherzt und so weiter. Anders im Familienkreise, anders in vornehmer, anders in zweideutiger Gesellschaft. Das ist das Gesetz des savoir faire. Es erheischt eine strengere Haltung in einem Hause, das die Eingeladenen zu unbedingter Achtung auffordert. Dort vergisst man sich nie, selbst unter Freunden und Bekannten nicht. Niemand würde sich erlauben, sich nur so gehen zu lassen und jedem lustigen Einfall Thür und Thor zu öffnen."

„Und in welche Verbindung bringen Sie diese Regel mit dem Hause meines Bruders?"

„Durchaus in keiner schlimmen Bedeutung, das betheuere ich Ihnen. Aber die Umstände waren so eigen und wirkten auf die Haltung zurück. Es war da ein Abandon! Denken Sie nur, selbst die Dienerschaft, die den ganzen Abend präsent war, weil sie selbst von den Gästen immerfort Befehle erhielt, nahm Theil an der Familiarität. Da sehen Sie, wozu das führt."

Ludwig sagte, dass er in der Kunst, seinen Nächsten zu vernichten, leider nicht geübt genug sei, sonst würde er ihn fordern.

Hierl lachte laut auf.

„Das liegt nicht in meinem Plan; aber Ihr Bruder soll jetzt die ganze Wahrheit wissen. Wir müssen uns darüber verstehen, wie wir sie ihm leichthin erklären. So wird sich das Ganze lustig enden, wir werden allerseits darüber lachen und Ihre Schwägerin mit uns. Sie mag sich daraus die Lehre ziehen, dass mit ernsten Dingen nicht zu spassen ist."

„Sie haben nicht bedacht," sagte Ludwig, „welche Bedeutung eine solche Lösung haben würde? Das Glück meines Bruders und Jenny's stände auf dem Spiel. Es wäre eine allzu bittere Lehre für sie, sollte ich meinen."

„Bah, da ich mich Ihrer Handschrift bediente —"

„Auch Das erschwerte den Fall —"

„Wenn ich bekenne, dass es meiner unleserlichen Handschrift wegen geschah, damit der Empfängerin die Mühe erspart werde, sie zu entziffern, Das erhöhete ja den Spass —"

„Den Ernst wollen Sie sagen. Haben Sie das Billet gelesen?"

„Gewiss. Ehe ich es an die schöne Frau adressirte, wollte ich wissen, was darin stand."

„Nun?"

„Der Inhalt war extravagant."

„Weil ich bemüht war, die Empfindungen wiederzugeben, die Sie damals zu beherrschen schienen. Ich stellte mir vor, Sie dictirten mir die Worte. Genug — es war ein Freundesdienst. Zu mehr kann und werde ich mich nie verstehen."

Hierl biss sich die Lippen und murmelte zwischen den Zähnen:

„Verfluchte Geschichte Das! Ich kann nicht hier bleiben."

„Ich würde es Ihnen Dank wissen, Herr von Hierl."

„Wie soll ich Das verstehen, räthselhafter Mensch?"

„Wenn Sie mir Ihr Wort geben, dass Sie, ohne die Rückkunft meines Bruders abzuwarten, sich von hier entfernen, will ich Ihnen das Räthsel lösen.

„Sie haben mein Wort, ich gehe. Räthsel selbst zu lösen ist meine Sache nie gewesen."

„So hören Sie denn! Ich bin ein innerlich total zerrissener Mensch, der seine Carrière verfehlt hat. Ich bin zu etwas Besserm geboren, als mir zu Theil ward. Ich konnte mir keine Stellung gründen und ein bitteres Gefühl, das mich zerriss, trieb mich an, Alles zu verachten, was andere Menschen werth und heilig halten. Auf diesem Wege erreichte ich endlich ein Ziel. Meine Kraft erstarkte und ich errang mir dadurch einen hohen Grad moralischer Freiheit. Aus Büchern, wie sie jetzt einem Jeden zur Selbstbelehrung leicht zugänglich sind, bereicherte ich meine Gedanken, erweiterte ich meinen Gesichtskreis. Ich studirte und forschte unablässig. Dabei verlangte aber mein Herz wie mein Geist Befriedigung. Sie verstehen mich. Man muss das Leben ganz ausfüllen; es macht seine Rechte geltend, was man auch sonst wohl treiben mag. Wie ich Alles, was ich unternehme, mit Feuer umfasse, so stürzte ich mich auch neben meinen Studien und durch sie dazu befähigt in den Strudel sinnlicher Freuden. So erst gelangte ich im Kreise meiner Freunde zu einer vollständigen Geltung. Schalten mich diese sonst einen Pedanten und Gelehrten, so hielten sie mich jetzt für einen Mann von Geist, meine poetischen Ergüsse eines Dichters werth, der es mit Heine und Byron aufnehmen könne. „Sie müssen nehmlich wissen, dass unsere Stadt nicht nur eine industrielle und in allen Geschäften eine überaus thätige und belebte ist, sondern auch einer der Mittelpunkte poetischer und geistiger Kraft, die dem Vaterland zur Ehre gereichen.“

„Das ist lang, aber interessant,“ sagte Hierl und dehnte sich bequem im Sessel. „Bis auf das Studiren find' ich mich darin wieder.“

„Schenken Sie mir noch einen Augenblick Geduld,“ fuhr Ludwig fort. „Ich werde mich von jetzt an der Kürze befleissen. Der Eisenhandel, den ich trieb, konnte einem Geiste wie dem meinigen nicht zusagen. Aber ich war absoluter Herr und durfte schalten. Ich hielt mir ein paar Commis und liess die Sache gehen, wie sie eben ging. Dadurch erlitt ich grosse Einbusse und der Bankerott war am Ausbrechen. Mein Bruder kam, übernahm das Arrangement und trug mir eine Stelle in dem Geschäft an, das er zu gründen im Begriff stand. Ich schlug in die mir dargebotene Hand. Allein mit Schrecken gewahrte ich bald, was ich gethan, wie unglückselig ich über mich verfügt hatte. Ich wollte meinem Berufe mit aller Treue nachkommen, allein Das kühlte die Flammen nicht, die mich verzehrten. Ich empfand das Schrecklichste: ich war nicht an meinem Platz. Ein so durchlebtes Jahr konnte mir den Verstand rauben. Ich beklagte es tief, mein ruhiges, leichtes, regelmässiges, einförmiges, aber immerhin nur von mir abhängiges Geschäft aufgegeben zu haben, für das ich nur mir selbst verantwortlich war. Mein Herz bedurfte einer erquickend beschwichtigenden Nahrung. Wo sie finden?"

„Sie hätten sich eine Frau nehmen sollen," sagte Hierl.

„Ist Das Ihr Ernst?"

„Ich bin freilich niemals in einer solchen Lage gewesen —"

„Mich über Hals und Kopf in neue Fesseln schmiegen, mir zu dem unerträglichen Joch, das mich drückte, noch ein anderes aufhalsen, das mich ganz vernichten konnte! Nimmermehr! Meine durch und durch poetische Natur sträubte sich mit aller Macht dagegen. Heutzutage sind die mir ähnlichen Naturen anders geartet als sonst. Wir hauchen unsere Qualen nicht in zart sinnliche Elegien aus und lassen uns dabei wohl und gemüthlich Essen und Trinken schmecken. Sturm und Drang bewegt die poetische Jugend von Heute."

„Nun, und wohin führte Sie Das, mein stürmisch drängender Jüngling?“

„Ein Traum zeigte mir den Weg.“

„Was? Ein Traum, so eine Vision gleichsam? Gehen Sie, Das ist ja ein Alteweiberglaube!“

„Ich träumte, nein — es war mehr — ich phantasirte — es sei Fasching und ich träte in ein grosses Zimmer, in welchem eine Frau schlummernd da lag. Sie war mit einem Tuche zugedeckt, so dass man sie nicht erkannte; nur ein Arm hing herab, den ich berührte. Er war kalt; ich hob ihn auf, er war schwer wie Blei. Eine leise Stimme flüsterte mir zu: Sie ist aus Gram gestorben. Ich kniete hin, als müsste ich beten. Die kalte Hand hielt ich in der meinigen. Aber plötzlich erhob sich die Todte und die Hand, die ich fest umschlungen hielt, zog mich zu sich hin. Nun glaubte auch ich zu sterben. Ich erstarrte zu Eis; die Umgebung schwand vor meinen Blicken und ich sank mit der Frau in die Tiefe. Ein falbes Licht umgab uns, das nicht die Sonne war. Aber in dem schwindeligen Sturze hatte ich meine Gefährtin erkannt. Sie war todt und ich folgte ihr im Tode, Das waren meine Gedanken. Endlich erreichten wir das Ufer eines grauen Gewässers. Schatten bevölkerten es, die, hin und her huschend, leise sprachen. Einer sagte die kühnen Worte: Das sind zwei unglücklich Liebende, die ein kindischer Wahn trennt. Die Frau stiess hier einen furchtbaren

Schrei aus. Ich erwachte und wusste nun, dass ich Jenny liebe; ich wusste, dass mein Bruder sie nicht glücklich macht.“

„Der Traum kann wohl nicht als Beweis dafür gelten,“ sagte Hierl, nachdem er den Unsinn mit Kopfschütteln angehört. „Schiller sagt zwar: ‚denn was die innere Stimme spricht, Das täuscht die hoffende Seele nicht‘ — Sie sehen, so ein Dichter weiss für Alles Rath. Ich dichte zwar nicht, aber ich bin auch in der Poesie ein Wenig bewandert. Es fragt sich nur, ob ein Traum als innere Stimme gelten darf.“

Ludwig antwortete ihm nicht darauf. Er erging sich in der Schilderung seiner wachsenden Leidenschaft und kam dann an den Punkt der Komödie, als er sich herbeiliess, den Brief zu schreiben.

„Es ist doch merkwürdig, wie manchmal aus kleinen Ursachen so etwas entstehen kann,“ sagte Hierl. „Ich weiss nur einen Ausweg. Sie müssen das Haus Ihres Bruders verlassen —“

Ludwig schwieg.

„Es bleibt Ihnen nichts übrig, als Das,“ fuhr Hierl fort.

„Sie scherzen wohl,“ sagte Ludwig. „Da hätte es nicht die Mühe gelohnt, Sie für mein Geheimniss zu interessiren. Es geschah in der Absicht, eben Sie zur Abreise zu bewegen. Ich bleibe. Jenny ist unglücklich. Mein Bruder ist kein Mann für sie. Es bedurfte keiner besonders scharfen Beobachtungsgabe, um das Zerwürfniss im Entstehen zu bemerken. Eben jetzt noch wurde sie von ihm gekränkt. Sie nährt einen stillen Kummer im Herzen. Ihr sich hingebender Frohsinn ist von ihr gewichen. Die schöne, junge Frau verzehrt sich einsam, während er sie verlässt, Geschäfte vorschützt, die ihn Gott weiss wohin entführen.“

„Sie hegen einen solchen Argwohn —“

„Und sah ich nicht die Thränen in ihren schönen Augen? Hörte ich nicht Wilhelm's kalte Worte, die sie nicht trösteten. Ich nahm mir vor, es zu thun. Der Einfall mit dem Briefe, den Sie hatten und mit meiner Hilfe ausführten, kam mir erwünscht. Dass sie ihn verheimlichte, erschien als gute Vorbedeutung; dass sie die Komödie aufgab und ihre Unruhe nicht verbarg, dass sie sich zurückzog, war die natürliche Folge und zeugte für den tiefen Eindruck, den das Schreiben auf sie gemacht. Sie überliess sich der Lectüre; ich trug Sorge für die Bücher, welche ihre Gedanken berichtigen konnten und ihre Empfindungen ihr nicht als sündhaft erscheinen liessen. Wenn wir Frauen Engel nennen, so ist Das nur metaphorisch zu verstehen, sie brauchen deshalb keine zu sein.“

„Die Fortschritte, die Sie auf diesem Wege machen werden, wage ich nicht, mir deutlich vorzustellen,“ sagte Hierl mit einem ihm ungewöhnlichen Ernst. „Je bedeutender, desto gefährlicher. Ich habe mich stets vor solchen Wagnissen gehütet. Ihr unaufhaltsamer, feuriger Schwung rückt uns weit auseinander. Ich schicke mich jedoch wenig dazu, Ihnen Zucht und Busse zu predigen. Meine Fähigkeit, Ihnen guten Rath zu ertheilen, ist erschöpft. Mein Lebensweg führte mich anders.

„Der Meinige führt mich zu den ersten ursprünglichen Freuden des Daseins; ich folge ihm, wenn ich auch mit dem Ungemach der Vorurtheile bis auf's Aeusserste kämpfen sollte. Bei mir ist an keine Umkehr zu denken. Ich sehe eine Märtyrin vor mir und ich will, dass sie nicht sterbe oder wahnsinnig werde.“

Hierl stampfte ein paarmal auf und sagte kurz:

„Machen Sie was Sie wollen; lösen Sie die Ehe Ihres Bruders, wenn Sie können. Komme ich wieder her, so sagen Sie mir, wie weit Sie damit sind oder schildern mir vielleicht schon das Glück, welches Sie sich errangen. Was ich noch sagen wollte: ich bin kein altes Weib und kein Kind, die schwatzen. Sie hätten Unrecht, mich in diesem Fall nach meiner leichten Manier zu beurtheilen. Ein so heroisches Verhältniss, wie das Ihrige, fordert eine ernste Berücksichtigung. Ich schweige und reise, sans dire adieu!“

„Sie sind ein edler Mensch —“

„Ich bin nichts weiter, als ein gutmüthiger Wiener, der Keinem den Spass verdirbt. Sehe Jeder wie er's treibe. Gelt? So auch Sie. Ihr draussen habt so euere ganz eigenen Epidemien. Zuerst den Weltschmerz, aus dem sich die Zerrissenheit entwickelte, die nun arg geflickt erscheint und zu bösen Häusern führt. Wir drinnen wissen leichter mit dem Leben fertig zu werden, befinden uns wohl dabei und machen uns keine Sorgen. So lang wir Geld haben, denken wir auch nicht an's Flicken. Unser Weltschmerz zerreisst uns erst dann, wenn der Credit gar ist und die Schulden über den Kopf wachsen. Dann zerreisst's er aber ordentlich, jeden Stand, jedes Alter, den Mann, die Frau und die Kinder mitsammen. Exempla sunt odiosa!

„Seine Seele ist leer," sagte Ludwig, als Hierl fort war. „Aber genug, er reist und lässt mir freie Hand."

Die Gründung einer Fabrik ist nichts Leichtes. Sie erfordert weit ausreichende Kenntnisse und viel Geld. Beide Eigenschaften besass Wilhelm Born. Dazu aber musste er sich auf seine Umsicht verlassen können, in welchem Zweige der vaterländischen Eisenfabrikation noch Lücken bestanden, die sowohl für das Allgemeine, als zu eigenem Vortheil auszufüllen seien.

An die riesenhaften Dimensionen der Werkstätten, in welchen Locomotiven und Tender, Brücken und grosse Dampfmaschinen zu Tage gefördert werden, dachte er nicht. Ebensowenig ein Heer von zwei- oder dreitausend Arbeitern zu dirigiren. Er wollte Arbeit, aber keine bewältigende; er wollte sich dabei noch selbst angehören; aus dem nützlichen Schaffen sollte sich ihm erst der Genuss einer vergnüglichen Ruhe entwickeln, den er bis jetzt entbehrte.

Dieser Wunsch hatte seine Absicht auf eine eigentliche Maschinenfabrik gelenkt, welche jener grossen Weltindustrie die Hebel und Mittel liefert, deren sie zu ihren Kolossen bedarf und deren Anfertigung sie Andern willig überlässt.

Das sind aber immer noch achtunggebietende Anstalten, die im Stande sind, die ungeheuern Bohrer zu verfertigen, die schnell und unfehlbar einen mächtigen gusseisernen Cylinder in eine Achse zu den Rädern der Locomotive gestalten; eben solche bohrerartige Keile, die mit einem Stoss in dicke Eisenplatten die Oeffnung schaffen, um Schrauben und Nägel aufzunehmen; Hobel, welche die Seiten und Ecken solcher Platten grad oder zackig mit einer Leichtigkeit glätten und ründen, wie es nur ein gewöhnlicher Schreinerhobel an einem Brette ausführen kann; endlich Hämmer, die im Stande sind, fünfzig Centner schwere Berge Gusseisen in gemessenem Niederschmettern nach kurzer Zeit in eine Platte umzuwandeln. Hier werden Walzen geschmiedet, Turbinen gedreht, Sägen und Scheeren gezähnt, um wuchtige Klötze zu durchschneiden. Solche Arbeit hatte sich Wilhelm Born vorgesetzt. Zu jedem dieser verschiedenen Geschäfte waren besondere Gebäude aufzuführen. Eine Werkstätte für Holzmodelle reihete sich ihnen an und ein comfortables Wohnhaus musste auch hinzukommen.

Bis jetzt hatte Sachsen, namentlich das schöne, reiche und gewerbliche Chemnitz, dem Bedürfnisse abgeholfen; Wilhelm eröffnete ihm die Concurrenz. Für den Anfang war er genöthigt, Arbeiter aus England zu verschreiben, was ihm allerdings, seiner genauen Bekanntschaft wegen, leichter als einem Andern wurde, allein es verursachte zu grosse Kosten und er musste darauf bedacht sein, sich nach und nach in Deutschland mit tüchtiger Mannschaft zu recrutiren, welche die erforderliche Anzahl von Kräften nachzuziehen im Stande war.

Diess Alles gab Veranlassung zu Reisen, die den tüchtigen Mann, der ganz auf sich selbst stand, wohl wochenlang vom Haus entfernten.

So war er auch jetzt auf einer solchen Reise begriffen. Es galt, einen Steinbruch zu kaufen, einen Vertrag über Steinkohlen abzuschliessen und einen Fabrikaufseher anzustellen. Diese verschiedenartigen Geschäfte häuften und drängten sich dergestalt, dass er seiner Frau, die ihn zu begleiten gewünscht hatte, die Bitte abschlagen musste, so sehr es ihn gefreut haben würde, sie mitzunehmen. Er hoffte dafür, wenn er, ganz Herr seiner Zeit, jeden Augenblick benützen könnte, recht bald wieder zu Hause zu sein.

Die Unruhe, von welcher er seinem Freunde Werner gesprochen, und das Unerklärliche der Ursache hatte ihn auch auf der Reise trotz der vielseitigsten Beschäftigung nicht verlassen. Er erhielt zweimal Briefe von Ludwig in Angelegenheiten des Hauses, in denen einige Zeilen seiner Frau eingeschlossen waren, und immer rief die Handschrift des Erstern in Verbindung mit Jenny's zärtlichen Grüssen dieselbe Empfindung in ihm wach, wie an jenem Morgen, da er zuerst die unselige Entdeckung machte.

Es war ein Geheimniss und das war dem praktischen Menschen schon an sich nicht zu ertragen. Alles Mysteriöse war sein Feind, das von dem sonnenhellen Verstande bekämpft werden musste. Sein eheliches Leben hatte bisher einem Bach geglichen, der durch

Blumenauen floss; was trübte so plötzlich das klare Gewässer? Er selbst war sich seiner Kraft und Treue bewusst; wer durfte es wagen, nach seinem Herzen zu zielen, um ihn auf den Tod zu verwunden? Sollte die keusche Reinheit einer Frau gewissen unerwarteten, heftigen Eindrücken nicht zu widerstehen im Stande sein und von ihren sympathischen Wirkungen ergriffen werden können? Giebt es junge Frauen, die aus Unbeständigkeit oder Leichtsinn der Versuchung nicht entgehen, dann ist es die Pflicht des Mannes, mit muthigem Entschlusse den Giftpfeil aus ihrem Herzen zu reissen und dafür ernste Sorge zu tragen, dass die Narbe für immer verharsche.

Das waren die Gedanken, die Wilhelm, wenn er Abends ermüdet von seinen Arbeiten im Zimmer des Gasthofes sass, immer wiederkehrten, auf der Heimreise, je näher er seinem Ziele kam, an Stärke zunahmen und, als er schon das Dach seines Hauses erblickte, zu dem letzten Entschlusse ihn hingeführt hatten.

Er sah es ein, welche Vorsicht ihm geboten war, seinen wohlberechtigten Stolz nicht zu verletzen. Er durfte einem Verführer nicht freies Spiel lassen, aber ebensowenig durch einen falschen Verdacht das Vertrauen und die Achtung seiner Frau für immer verscherzen. Er musste vor Allem streben, Ruhe zu erringen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, dann aber, alle persönliche Empfindlichkeit überwindend, mit grösster Strenge gegen sich selbst den Gegner seiner Schändlichkeit überführen und ihn unerbittlich seinem Schicksal überlassen.

So verdunkelte sich die Wolke, die über Wilhelm's Dach schwebte, mehr und mehr; mit seiner Heimkehr wurde sie bedrohlicher, und man wird es glauben können, dass in die zärtlichen Umarmungen, welche die Gatten bei ihrem Wiedersehen austauschten, sich etwas Bitterkeit von der einen, Bangigkeit von der andern Seite mischten. Beide verspürten die Wirkung an sich. Jenny war eingeschüchtert, weil sie glaubte, in Wilhelm's Aeusserungen leise Ironie bemerkt zu haben; sie verliess ihn bald, um ihm nicht sagen zu müssen, dass er sie missachte. Er eilte in's Comptoir, um sich wie ein Kämpfer in die offene Arena zu stürzen, nicht um den Gegner zu treffen, sondern für den Ruhm seiner neuen Firma den ganzen Muth, die stärkste Kraft zu entfalten.

Bei seinem ersten Zusammentreffen mit Ludwig hätte man aber sehen können, wie sein Mund sich seltsam verzog und die Hand, die er ihm reichte, krampfhaft erzitterte.

Ludwig fragte, ob seine Reise nicht nach Wunsch ausgefallen sei.

„Das nicht," sagte Wilhelm, „aber es geht uns manchmal so, wenn wir nach einer Abwesenheit, die uns vielfach zerstreute, wieder über unsere Schwelle treten, um Das, was wir unternommen, blos vorbereitet oder bereits abgeschlossen haben, in das ihm zum Ganzen gebührende Verhältniss zu setzen. Diese Sorge macht moros. Ich hoffe, dass meine Häuslichkeit meiner Physiognomie wieder die Heiterkeit verleiht, welche du eben vermisst hast." —

Anna hatte durch Werner die Ankunft seines Freundes erfahren. Sie schrieb an Jenny, ein paar Wochen bei ihr zu wohnen, bis dass ihre Eltern eingetroffen sein würden, deren Abreise wegen eines Unwohlseins der Mutter einen Aufschub erlitt. Sie bot ihr den kleinen blauen Salon mit der schönen Aussicht an, wo sie sich immer so gefallen habe.

„Du darfst mir und dir nicht untreu werden,“ schrieb Anna; „wie lange schon ist es her, dass du nicht bei mir warst. Du lebst sehr zurückgezogen, wie ich höre; Das taugt nicht für dich. Es fehlt dir an wirklicher Beschäftigung. Komm' und theile die meinige. Ich will dich in meiner Schule als Famulus anstellen.“

Jenny lehnte dankend ab:

„Es fehlt mir Nichts. Meinen Mann kann ich nicht verlassen. Er wird erdrückt von seinen Geschäften und da bedarf er der Erheiterung. Ich lese Viel, Schönes und Kluges, aber auch allerlei Dummes, um ihn mit dem Ergebniss der buntscheckigen Leserei Abends, wenn wir beisammen sind, zu unterhalten. Meine arme, gute Mutter ist leidend. Könnte ich fort, so ginge ich zu ihr, um sie in's Bad zu begleiten. Dann hast du uns Alle, denn mein Mann wird sich wohl auch endlich eine Erholung in besserer Luft gönnen.

* * *

XIX.

Eine welkende Blume.

Ludwig war stark genug, sich zu verstellen. Er war heiter und gesprächig, gefällig und verbindlich, reich an Vorschlägen, Unterhaltung zu bezwecken. Wilhelm erwiderte seine Wärme nicht; Jenny fühlte ihr Herzblut stocken.

Die stillen Verfolgungen ihres Schwagers, die mit der Entdeckung der Handschrift jenes schändlichen Billets sich ihr nunmehr im hellen Lichte zeigten, hatten sich bis jetzt nur auf Blicke beschränkt, die jedoch nicht schwer zu deuten waren. Sie konnte ihn ohne Entsetzen nicht mehr ansehen. Sein Gesicht verzog sich wahrhaft dämonisch, wenn Wilhelm seiner Gattin eine zärtliche Liebkosung erwies, die Jenny in Gegenwart des Schwagers kaum zu erwidern wagte. Wilhelm legte es als Kälte aus und stellte sie auf sanfte Weise deshalb zur Rede. Dies vermehrte nur noch ihre Qual und sie suchte, ihre Kraft zusammen raffend, ihm den grundlosen Argwohn auszureden.

Oft schon war sie entschlossen, ihrem Gatten die Ursache zu entdecken. Allein die Angst, dass sie dadurch die Brüder auf den Tod entzweien, dass Wilhelm für die ihm in seiner Frau zugefügte Beleidigung sich rächen würde, blutig rächen, Das hielt sie zurück und liess sie das Grausame ihrer Lage verschweigen. Sie entschied sich, Alles mit Muth zu ertragen, mit Klugheit abzuwehren, was sich ereignen könnte und tief im Innersten die Schmach zu verbergen.

Ludwig suchte jede Gelegenheit, mit Jenny allein zu sein. Auch Das wusste sie stets zu verhindern. Aber ihren Gesichszügen vermochte sie nicht zu gebieten; wenn Ludwig kam, bemerkte Wilhelm, dass sie bleich wurde. Sein Vertrauen entwich nun gänzlich und er gerieth auf den Gedanken, dass Jenny eine Neigung für seinen Bruder hege, welche dieser nicht theilte.

Wenn er Ludwig betrachtete, so musste er sich sagen, dass er nicht nur jünger und hübscher sei als er, sondern dass sein Wesen einnehmender, sein Wissen vielseitiger, seine Unterhaltung auch anziehender sei. Ludwig verstand es besser, sich beliebt zu machen, um ein Frauenherz leichter zu verführen. Beobachtete er dann Ludwig's Benehmen Jenny gegenüber, so war es stets frei, ohne den geringsten Zwang, die einfache, ergebene Dienstbeflissenheit einer freundschaftlichen Achtung, die er der Frau seines Bruders schuldete.

Dies führte den unglücklichen Wilhelm darauf hin, dass Ludwig es nicht einmal ahne, welche sündhafte Gefühle er in Jenny's Herzen erregte und dass diese allein die Schuldige sei. Diesen verhängnissvollen Irrthum nährte er täglich und stündlich; sogar Jenny's Aeusserungen zartester Empfindung, die er für Heuchelei hielt, trugen dazu bei, ihm den Stachel tiefer in das Herz zu drücken und er hatte es nur noch mit seinem männlichen Stolze abzumachen, das entscheidende Wort zu sprechen, damit seine Frau es wisse, welcher Verdacht ihn beunruhige. Er erwartete, dass sie bei der Entdeckung ihren Fehltritt bekennen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben werde.

Das war ein starker Entschluss, allein der einzige, den ein Mann von Wilhelm's Charakter zu fassen vermochte.

So war ein Monat vergangen, als plötzlich Herr Weiland-Weiher und seine Frau Gemahlin in dem benachbarten Kurorte eintrafen. Die unglückliche Jenny flog in die Arme ihrer Eltern, deren Wohnung hinlänglich Raum enthielt, um sie mit aufzunehmen. Da fühlte sie sich wieder einmal frei.

Das liebe Buch der Lady Augustus Craven — man kann es nicht anders wohl bezeichnen, da es von der Liebe dictirt wurde und Tausende mit Liebe erfüllte — enthält die Worte: „So schön ist das Leben, was muss aber dann erst der Himmel sein? Der Tod ist also mehr werth, als Alles hienieden!“ Diesen Ausspruch sollte man sich stets vergegenwärtigen, wenn man auf der Höhe des Glücks, von Liebe und Achtung umgeben, den Freuden dieser Welt sich ohne Einschränkung überlässt.

Jenny hatte ihr Dasein noch nicht in diesem hohen Sinne begriffen. Der zärtliche Empfang der Eltern, Anna's Nähe, die muntere Lebendigkeit des Kurorts, die Abwesenheit des quälenden Moments hatten sie umgestimmt; sie sah und empfand jetzt nur Das, was sie umgab, erfreuete sich Dessen, was vor ihr lag und lenkte ihre Blicke nur selten zurück, noch seltener nach oben.

Wilhelm wollte sie vorerst ungestört sich selbst überlassen. Seine übermässige Arbeit gab den wahrscheinlichsten Vorwand für sein Verweilen in der Stadt. Es ward ihm hart, denn je länger es dauerte, um so schöner und liebenswürdiger erschien ihm die Entbehrte.

Sie sandte ihm jeden Morgen einige Zeilen. „Ach, könntest du nur unser freundliches Beisammensein theilen!“ Dann wieder: „Mit welcher Sehnsucht warte ich auf den Sonntag!“ oder: „Und ob es hier noch so schön ist, du fehlst mir stets“; endlich: „Ich empfinde Heimweh und ich kann dir nicht dafür stehen, dass ich zu dir hinlaufe, wie das Käthchen von Heilbronn zu seinem Grafen.“

Er antwortete artig, freundlich. Zum Scherze war er nicht aufgelegt; Jenny schob es auf die verdriesslichen Geschäfte; Humor besass er nicht, Das wusste sie längst. Als er am Sonnabend ihr meldete, er müsse den Sonntag zu einer kleinen Reise benützen, zu der ihm die Werktage keine Zeit liessen, da ward sie zum Erstenmal, seitdem sie von Wilhelm getrennt war, recht innig betrübt. Sie mochte mit ihren Eltern nicht den Kurgarten besuchen und hatte sich vorgenommen, den Abend still bei Anna zuzubringen.

So blieb sie denn den Nachmittag allein. Sie sass in einem Zimmer, das in den Garten führte und hing ihren Gedanken nach. Die waren trüb genug, denn sie zeigten ihr, wie alle ihre Handlungen nicht mehr frei waren, sondern einer beständigen, fesselnden Sorge unterlagen. Sie erblickte kein Ende. Wie sollte es anders werden? Ihr Mann — zeigte er ihr nicht, dass sie ihm gleichgiltig geworden war? Musste ihr Benehmen, das ihr selbst unerträglich war, ihm nicht unerträglicher sein? Sie versank immer mehr in eine gefährliche, höchst gereizte Stimmung.

„Ja, er ahnet es, dass ich ihm Etwas verberge,“ rief sie aus; „meine Züge verrathen es ihm und ich muss und darf es ihm nicht sagen. Ich werde es nie. Und unser Leben wird immer unglücklicher werden!“

Sie schloss ihre Betrachtung mit dem trostlosen Gefühl, dass für sie die Sonne nicht mehr scheine und sie sich damit zufrieden geben müsse, sich in ihren stillen Schmerz zurückzuziehen.

Die drückende Hitze, die Stille, die sie umgab, erlösten sie aus ihrem Sinnen; sie fühlte sich sehr ermattet und konnte kaum die

Augen offen halten, obgleich die Sonne nicht hereinschien, da die Stores herabgelassen waren und den Platz vor der Eingangsthür ein Zeltdach beschattete.

„Ich sehe nichts mehr! Ist Das Sterben? Ach, wenn's so wäre!" sprach's in ihr. „Jetzt bin ich in dem Element, das mir zusagt. Alle Wünsche, die ich einst hegte, sind weit fortgeschwommen; wo ich Rosen gepflanzt, schiesst Unkraut und elendes Gestrüpp auf. Ich muss vergessen und dieses Glück bringt mir nur der süsse Tod — —"

Diese Reihefolge brachte ihr nicht den Tod, aber einen ruhigen Schlummer, den treuen „Gutfreund" der Unglücklichen. —

Ludwig wollte die Abwesenheit des Bruders diesmal nicht vorüber lassen, ohne seine Schwägerin zu sprechen. Es trieb ihn zum Ziele und sein Plan, es zu erreichen, war gemacht, wie ein Seinesgleichen ihn machen konnte. Er war ein Ignorant im Leben und Umgang, wie wir wissen; er hatte nichts als die Witterung eines Menschen ohne Erziehung, der sich einbildet, aus allerhand Gedichten und Geschichten sich Bildung zu verschaffen und damit sich selbst auf eine Höhe zu schwingen. Dies befruchtete seine Einbildung und verfiel der empörendsten Gemeinheit.

Er hatte seinen Weg durch den Garten genommen und trat in das Zimmer, in welchem Jenny schlummerte.

Fest gebannt blieb er stehen, als er sie erblickte. Sie lag da, als ob ein holder Traum sie beglücke. Sie lächelte und eine kaum merkliche Bewegung der Lippen hatte den Schein, als entschwebten ihnen leis gehauchte Worte, die vielleicht ein Geheimniss ihres Herzens verriethen. Er beugte sich über sie, um zu erlauschen, was sie spricht und da — plötzlich — kann er nicht länger dem in ihm tobenden sinnlichen Aufruhr gebieten und er drückt einen Kuss auf Jenny's Mund.

Sie erwacht und sieht den vor ihr knieenden Menschen, der ihre Keuschheit zu entweihen gewagt. Sie will entsetzt davon eilen, er hält sie mit Gewalt zurück.

„Sprich nicht," rief er wie ausser sich, „nur ich habe dir Dinge zu sagen, die du erfahren musst. Ich liebe dich und kann dich nicht betrogen sehen. Es länger zu ertragen brächte mich um den Verstand —"

„Lass mich los," wimmerte sie, ihre Hand aus der seinigen befreiend. „Was führt dich her? Bedenke, dass es die Frau deines Bruders ist, die du schmachvoll zu beleidigen wagest —"

„Was du so benennst, verdient einen besseren Namen. Wenn ich mich in diesem Augenblick vergessen habe, so tragen die fürchterlichen Qualen die Schuld, die ich nicht länger erdulden kann."

„Es ist entsetzlich! Wenn ich es meinem Manne sagte?"

„Und was dann? Er hätte nicht das Recht, mich zur Rede zu stellen. Ich würde ihn vor deinen Augen entehren —"

„Unglücklicher!" war Alles, was sie mit einem herzzerreissenden Tone herausstiess. Sie wusste Dem, was er sagte, keinen Sinn beizumessen.

Aber das Entsetzen, das sie erfasst hatte, brachte sie einer Ohnmacht nahe. Sie fühlte sich zusammenbrechen und nur ein schwach leuchtendes Bewusstsein hielt sie noch aufrecht, dass sie mit dem Frechen allein war, dass sie die Angst erfüllte, in seine Macht gegeben zu sein. Dies allein beseelte ihren Muth. Mit imponirender Würde verlangte sie, dass er sich auf der Stelle entferne.

„Wenn du mich gehört haben wirst. Ich habe Augen und Ohren. Ich sah und hörte. Du bist nicht glücklich; Wilhelm liebt dich nicht, er ist dir untreu —“

„Schändlicher!“

„Er liebt eine Andere. Umsonst verschwendetest du deine Güte, deine Holdseligkeit, deine Liebkosungen. Nichts vermag ihn mehr zu dir zurück zu bringen. Für jetzt begnügt er sich damit, auf den häufigen Reisen, zu denen ihn die Geschäfte nöthigen, die Geliebte zu besuchen. Ist Das abgethan, ist er einmal stabil, muss er zu Hause bleiben, dann zieht sie her, die er liebt, und der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, dass es zum Stadtgespräch wird.“

„Wer ist es?“ rief Jenny in furchtbarer Aufwallung, dann aber setzte sie schnell hinzu: „Um Gotteswillen! Nein, ich mag es nicht wissen.“

„Du wirst sie ohnehin kennen lernen. Sie ist eine Dame der grossen Welt. Er wird sie einführen in das Interieur, das du mit deinem Liebreiz zu einer geheiligten Stätte des Frohsinns und der seelenvollsten Freundschaft geweiht hast. Er wird von dir verlangen, dass du dem conventionellen Anstand den Tribut darbringst, sie zu empfangen, wie es in unsern grossen Häusern Mode ist —"

„Du bist ein Verläumder, du willst dein schändliches Betragen rechtfertigen und ersinnst Lügen, die dich nur noch verächtlicher machen. Der Brief, den du an mich zu schreiben wagtest, ich erkannte deine Hand —"

„Er befreite meine Brust. Ich benützte die Gelegenheit zu einer ersten Warnung für dich. Ich wollte damals noch nicht deine ganze Kraft entflammen. Du vertrautest deinem Mann im vollsten Maasse. Ich dachte, vielleicht kehrt er um. Seitdem aber sind viele Tage verstrichen; ich durfte die Erfüllung meines Wunsches nicht länger aufschieben, da ich deinen Kummer stets deutlicher sah. Sind die Loose einmal gemischt, so ist es Zeit, dass sie gezogen werden."

Er legte bei diesen Worten einige mit rosa Band zusammen gebundene Briefe auf den Tisch, die er selbst in seinen eigenen galanten Angelegenheiten einst empfangen hatte.

„Hier sind Beweise, die ich mir zu verschaffen wusste. Blicke hinein," sagte er.

Jenny nahm nicht die geringste Notiz davon und schwieg

„Liebe und Hass haben ihre Rechte in gegebenen Momenten. Ebenso das Fügen wie das Auflehnen. Nach Regen Sonnenschein, nach Weinen Lachen."

Mit diesem Gemeinplatz empfahl er sich.

Jenny blieb erstarrt an der Stelle, wo sie stand.

„Gefangen, angefesselt in einem schwarzen Kerker!“ schrie sie auf.

Dann schlug sie sich, wie ein Kind, vor die Stirn.

„Und doch bin ich sein Weib, gehöre ihm an für ewig, sollten auch diese Peinen mich um's Leben bringen. —“

Als es Abend zu werden begann, ging sie zu Anna.

Wilhelm hatte an seinen Schwiegervater nach Rheinhofen geschrieben und über Jenny's Betragen geklagt.

„Mir scheint es,“ hiess es in dem Briefe, „dass das liebenswürdige Wesen Ihrer Tochter zu sehr gefallen und sich zeigen will, darüber ihre Pflichten vergisst und legitimen Empfindungen kein Gehör leiht.“

Fast umgehend erhielt er die Antwort von der Hand seiner Schwiegermutter im Auftrag ihres Gatten, der durch wichtigere Dinge jetzt eben sehr in Anspruch genommen wurde.

„Jenny bedarf einer sanften Leitung, mon gendre,“ schrieb Frau Weiland-Weiher. „Sie besitzt das feinste Ehrgefühl, denn in ihren Adern fliesst altadeliges Blut und ich habe sie erzogen. Ein Wink genügt. Ihre Eifersucht ist ein Unglück. Sie müssen es vor meiner Tochter verbergen. Je mehr Vertrauen Sie ihr schenken, nur um so mehr wird sie selbst auf sich Acht geben. Eine edle Frau bedarf keiner fremden Aufsicht. Ziehen Sie die ritterlichen Eisenhandschuhe aus und reichen Sie meiner Tochter nur stets die Hand in glacé."

Damit war die Correspondenz geschlossen und ein stillschweigendes, sehr gespanntes Verhältniss trat ein. Wilhelm hatte Weilands noch nicht begrüsst und an dem Sonntag, als man ihn draussen erwartete, verreiste er.

Herr Warnecke und Frau waren zum Diner erschienen. Als Weiland mit der Schwester allein war, liess er sich in ein vertrautes Gespräch unter vier Augen ein. Er wollte von ihr erfahren, was an der leidigen Sache Wahres sei.

Frau Warnecke bestätigte, dass ein bitterböses Zerwürfniss sich zeige, und erzählte, dass ein Zufall es so gefügt, sie gleich beim Entstehen dahinter kommen zu lassen. Was sie meinte, war die Geschichte mit dem Brief, den Hierl in Jenny's Rolle geheimnissvoll gesteckt und was er ihr darüber vertraut hatte.

Sie wusste aber auch, dass Hierl und Ludwig Born auf einem äusserst intimen Fuss standen und hatte noch dazu erfahren, dass sie mit einander correspondirten und während Hierl's jüngster Anwesenheit bei seiner Rückkehr aus Paris sich mehrmals sprachen. Es mussten ernste Verhandlungen gewesen sein, denn der sonst so muntere Hierl liess sich bei Niemand sehen und reiste so plötzlich ab, dass es nicht ohne einiges Aufsehen in den Häusern abging, wo er als ein habitué galt.

Weiland ward warm bei dieser Mittheilung. Es war ihm lieb, dass Jenny nicht mit in den Kurgarten gegangen war. Als er aber am Abend heimkehrte, die Tochter — die noch bei Anna war — nicht fand und von den Leuten auf seine Frage die Antwort erhielt, dass Herr Ludwig Born einen ziemlich langen Besuch bei der Frau Schwägerin abgestattet, da sagte er unwillkürlich vor sich hin, so laut, dass es gehört wurde: „Was ist da zu machen?“

Eine Frau fragte nicht so; sie wusste, was zu thun war. Jenny erzählte ihrer Freundin mit aller Offenheit die bisherigen Vorgänge.

Sie schilderte ihr in rührender Weise, welcher Gefahr sie beständig ausgesetzt sei. Von einem Frevler bedroht, wusste sie kein Mittel zur Rettung. Sie sagte ihr, dass sie bisher gefürchtet hatte, eine Entdeckung würde ihren Gatten zwingen, die ihm von dem eigenen Bruder zugedachte Schmach blutig zu rächen, und Das habe ihr Schweigen auferlegt. Jetzt war sie von ihrem Verfolger selbst anders belehrt worden. Das Grausame ihrer Lage war nicht mehr zu ertragen. Sie würde, wann ihre Eltern abreisten, die Schwelle ihres Hauses nicht wieder betreten können. Eine zärtliche Aeusserung ihres Gatten wäre ihr jetzt wie ein Dolchstoss; ein Blick des schändlichen Bruders könnte sie tödten. So sprach sie fort in stets wachsender Erhitzung.

„Da steh' ich nun," rief sie endlich in höchstem Schmerze aus. „Liebend, verachtet, eifersüchtig! Ich, die mit Schmach bedeckt, in den Staub getreten, um mein Recht, das mir gebührt, mit erhobenen Händen flehen muss. Sprich, Anna, was soll ich thun? Ich folge dir in Allem. Mich hat meine Weisheit verlassen. Wie konnte er so handeln? — Ich hatte ihm ja mein Leben, meine Gedanken, meine Seele hingegeben!"

Anna schwieg. Jenny heftete fest ihre Augen auf sie, die in eine tiefe, überlegende Betrachtung versenkt schien. Wie sie Anna kannte, musste sie diese zu einem sichern Ziele hinleiten.

In den reinen, keuschen Zügen der Blinden glaubte Jenny den Ausdruck ihrer Gedankenarbeit, die sie beschäftigte, Schritt vor Schritt verfolgen zu können. Sie täuschte sich nicht. Bald war es wie ein furchtsam zögerndes Innehalten, bald wie ein lebhaftes Erregtsein, um die Schüchternheit zu überwinden, dann wieder Symptome der kühnen Erwartung, eines Muthes, den nichts mehr zum Weichen bringt, ein fortwährender innerer Streit der verschiedenartigsten Gefühle.

Endlich erhob sich Anna. Die Wichtigkeit der Angelegenheit gestattete ihr nicht, sie augenblicklich zur vollständigen Entscheidung zu bringen.

„Willst du mich in den Garten begleiten, liebe Jenny?" fragte sie.

Jenny stand betrübt auf; die Einladung war befremdend und befriedigte sie nicht. Sie hatte Anderes erwartet.

„Wenn's dich nicht ennuyirt," setzte Anna gleich hinzu.

„In deiner Gesellschaft?" erwiderte Jenny und nahm Anna's Arm, um sie zu führen.

Anna sprach kein Wort. Ihre Betrachtung war noch nicht beendet, aber ihr auffällig schneller Gang entsprach wohl der starken innern Erregung. Vergebens erwartete Jenny, dass ihr von der Freundin ein Mittel angegeben würde, um ihre Ruhe wieder zu gewinnen, dass sie ihr einen Rath ertheile, wie sie ihrem Gatten sich nähern könnte, ohne sich dadurch ihrer Frauenwürde zu entäussern, oder ihr auch nur einen Blick in Dasjenige gönne, was sie in ihrem Kopfe brütete.

Aber das seltene Wesen Anna's verfolgte in Allem eine ganz eigene Weise und, so scharfblickend auch Jenny sein mochte, die Blinde brachte sie dennoch ausser Fassung.

„Und nach Allem, was vorgefallen, liebst du noch deinen Mann?" fragte Anna plötzlich.

„Gewiss" — brachte Jenny stotternd hervor, da die Frage in diesem Augenblick ihr fast zu naiv erschien.

„Das ist mir nicht genug. Es ist etwas Eigenes damit. Man liebt oft — man nennt es so — aus Pflichtgefühl, aus Dankbarkeit, weil der gebieterische Wille es so verlangt, weil die Umstände es erheischen. Sage mir, du glaubst, dass dein Mann dir die Treue gebrochen —"

„Er liebt eine Andere," sagte Jenny mit verstellter Fassung.

„Seine häufigen Reisen sind der Vorwand, sie zu sehen, meinst du nicht? So wurde dir hinterbracht —“

„Nein. Er reist in Geschäften, Das glaub' ich fest.“

„Was gibt dir den Muth, es zu glauben?

„Das Bewusstsein, dass er nicht lügen kann.“

„Und doch hältst du ihn für treulos?“

„Das ist eine Verirrung des Herzens, Jenes wäre eine gemeine Lüge. Das Herz kann sich wieder zurecht finden, die Lüge entehret für immer.“

„Ich fürchte, liebe Jenny, dich mit meinen Fragen zu ermüden —“

„O glaub' es nicht. Es thut mir wohl. Frage mich aus, es erleichtert mein Herz, dir Alles zu sagen —“

Anna bedurfte einer kleinen Pause, ehe sie den delicatesten Punkt in ihrem kurzen Examen berührte, der ihr die Seele der Freundin ganz enthüllen sollte. An sich war es nur eine leichte Probe.

„Ich erwähnte vorhin die verschiedenen Begriffe,“ sagte Anna, „die man im Dahinleben der Gesellschaft von der Liebe hegt. Aber die wahre Liebe, die Liebe aus Liebe — ich vermag mich nicht anders auszudrücken — ist mehr. Sie ist das kostbarste Geschenk, das Gott den Menschen gewährt. Wie Alles, was göttlichen Ursprungs ist, beherrscht sie als absolute Macht die Herzen, die sie sich auserkor. Giebt man ihr sich hin, so bleibt keine Wahl, sie regiert uns — wie sich das Leben auch gestalten mag — als Despot; will man ihr widerstreben, so vernichtet sie mit der ihr von Gott verliehenen Allmächtigkeit. Hörst du auch, was ich sage?“

„Sprich nur fort,“ sprach Jenny und hob ihre schönen Augen, in denen feuchte Perlen standen, zum Himmel empor.

„Jetzt nur noch diese Frage. Liebst du so deinen Mann, liebst du ihn aus Liebe?“

„Ich?“ rief Jenny erbebend und auflodernd. „Mein Herz gehörte nur ihm und wird ihm stets angehören. Und wenn ein Engel vom Himmel käme! Ich will Wilhelm's demüthige Sclavin sein. Jeder Athemzug, der erfrischend meine Brust durchzog, flog immer zu ihm hin, um ihm die Zärtlichkeit zu beweisen, die mich nur ganz und ungetheilt für ihn erfüllt.“

„Wenn es ist, wie du sagst, wenn du nur ihm angehören willst, ihn trotz des Verdachts, den du hegst, aus wahrer Liebe liebst, dann ist keine Kluft mehr zwischen dir und deinem Gatten. Sie ist überwunden.“

„Deine Worte klingen überraschend und seltsam. Es scheint mir nicht möglich und doch flösst mir dein Vertrauen Hoffnung ein.“

„Vielleicht verleiht mir der Himmel, dich bald recht freudig zu überraschen. Dann werden meine Worte dir nicht mehr seltsam erscheinen. Für heute genug; ich bedarf jetzt der Ruhe. Ich danke dir für dein Vertrauen. Es war schön von dir. Der Kummer, der dich bei der Lebhaftigkeit deiner Empfindungen in einem höhern Grade niederdrückt, als eine andere Frau, ist eine Gnade, für welche du Gott danken sollst. So musst du dein Leiden betrachten. Zerwürfnisse dieser Art sind nicht selten; wenn man sie auf die rechte Weise zu ertragen versteht, erscheinen sie gleich einem Glück, durch welches wir besser werden, indem es uns in der Demuth stärkt. Was du mir erzähltest, wird mir noch bei'm Einschlummern in Träumen vorschweben und morgen hoffe ich, dass ich ein getreuer Dolmetsch deiner Gefühle am rechten Orte sein werde. Unterlasse nicht, recht inbrünstig zu beten. Du trägst auf deinem Herzen eine Reliquie der heiligen Thekla, ein Andenken meiner seligen Mutter, das ich dir einst gab. Flehe zu dieser Heiligen um ihre Fürbitte. Sie wird von der Kirche die erste Martyrin genannt, denn, sie ist das erste grosse Beispiel einer Frau, die sich von aller irdischen Freude abwandte und nur dem Geiste und der Vernunft folgte. Vertraue auf die wunderbare Barmherzigkeit der heiligen Jungfrau, sie wird dich aus deiner Angst befreien, die teuflischen Nachstellungen vernichten und dich keusch und rein der Liebe deines Gatten wiedergeben."

Als Jenny ihre Freundin von himmlischem Troste gestärkt verlassen hatte, ging Anna noch lange allein — trotz des späten Abends — in dem Laubgange vor der Gartenseite des Hauses auf und ab. In ihr glühete der gleiche unerschütterliche, thätige Eifer, der sie ihr ganzes Leben hindurch beseelte und den sie stets durch Sanftmuth und Vernunft zu beherrschen wusste. In diesem Moment musste sie ihn noch dazu zwingen, erfinderisch zu sein.

Daher ihr Sinnen und Verweilen. Sie wollte sich vorerst ein grosses, erleuchtetes Programm im Kopfe entwerfen, um darnach zu handeln. Sie wusste die ganze Schwierigkeit des Augenblicks sich vorzustellen. Es galt die Lüge zu entlarven, das Laster zu vernichten und die Legitimität der Religion in ihren geheiligten Rechten zu schützen.

Was konnte einer solchen Macht, wenn auch nur in einem schwachen, selbst hilfsbedürftigen Gehäuse concentrirt, wohl widerstehen? Sollten es schlechte Sitten können, Seelen ohne Charakter, Geschöpfe voll eitler Ueberhebung, bis zur Feigheit schwach, durch Sinnlichkeit bis zur Verwegenheit aufgestachelt? Werden sie vor der Stimme der gerechten Verwerfung die Stirn zu erheben wagen? —

Jenny erblicken wir in ihrem Zimmer, einer welkenden Blume gleich, auf die Kniee gesunken. Sie war nun erst nach der Unterredung mit Anna zur Erkenntniss ihres Zustandes gelangt. Ihre geistige Anspannung machte es ihr unmöglich, den Kopf zu erheben, sie liess ihn auf die Brust sinken und weinte still ihre Thränen, die ihr wohl thaten. Sie betete für Alle, die ihr theuer waren, am Innigsten für ihren Gatten, den sie am meisten liebte, dann für das Kind, dessen Leben sie unter ihrem Herzen zu verspüren begann. Sie gelobte sich heilig, es dem göttlichen Kinde, zu dessen Anbetung es das Licht der Welt erblicken wird, gänzlich hinzugeben.

„Das göttliche Kind und seine heilige Mutter werden mich schützen. Um die heilige Weihnachtzeit werde ich meinem kleinen

Engel die Wiege bereiten dürfen. Der himmlische Trost, den mir jetzt schon, noch vor seiner Geburt, der liebe Gott sandte, wird auf ihm ruhen. Dies Vorgefühl kann nicht täuschen."

Der erste Morgenstrahl leuchtete in's Gemach.

* * *

XX.

Eine christliche Mittlerin.

Die geistige Atmosphäre, in welcher Anna lebte und webte, war ganz von dem Wohlgeruch der heiligen Kirche durchweht.

Als Anna am frühen Morgen gestärkt erwachte, hörte sie den erhabenen Ton der Glocken, die gleich wie die lebendigen Stimmen des Gotteshauses den Christen zurufen: Kommet! Und ist denn nicht Alles lebendig in der Kirche? Ist nicht der Duft des Weihrauchs und der Blumen ein Hauch ihres Athems? Schmückt sie sich nicht selbst mit dem freudigen Glanze der Fahnen, mit dem reichen Adel der geweiheten Paramente. Ja, sie lebt! Sie spricht zu uns in allen Weisen, in ihr pulsiren, wie Strömungen ihres innersten Lebens, die mächtigen Klänge der Orgel zu den Gesängen und Reden der Priester und die Pulse der Christengemeinde schlagen dann glühender im Einklang mit Jenen und Alles löst sich in Liebe.

Diese Gedanken zogen bei'm Erwachen durch Anna's Brust und begleiteten sie in die Kirche.

Sie wollte die Gnade der Busse und des heiligen Altarsakraments empfangen und daraus eine Erhöhung ihres geistigen, ein übermenschliches Leben an der Quelle schöpfen, dessen sie zu ihrem heutigen Tagewerke bedurfte. —

Es war in der Stadt noch nicht an der Zeit, Besuche abzustatten, als Wilhelm von einer Botschaft überrascht wurde. Frau van Norden liess anfragen, wann er sie empfangen wolle, um ihr eine Unterredung von Wichtigkeit zu gewähren

Die Meldung setzte ihn nicht in Verlegenheit, sondern es befiel ihn fast wie Schrecken und er brauchte eine lange Minute, bis er sich zu einer Antwort gesammelt hatte.

Abschlägig durfte sie nicht lauten, Das verlangte schon die alltäglichste Artigkeit. Was wollte Anna von ihm? Er war Keiner von Denen, die sich in Freud und Leid einem Jeden offenbaren. Er besass nur Einen Vertrauten, Eduard Werner; Dem hatte er die Schleusen seines Herzens öffnen müssen, wenn ihn Das, was er in sich trug, nicht aufreiben sollte. Hatte Werner ausgeplaudert, was er ihm gesagt? Das flog ihm durch den Kopf.

„Wie Gott will!“ rief er endlich und sagte zu dem harrenden Diener: „Ich werde den ganzen Vormittag Frau van Norden zu Diensten sein.“

Ein unsäglicher Missmuth bemächtigte sich seiner; er war nur im Stande, das Wichtigste, was keinen Aufschub duldete, abzumachen. Dann kleidete er sich und setzte sich in Bereitschaft, die Dame zu empfangen. Er verliess das Comptoir und begab sich in den Salon.

„Sollte sie im Auftrag meiner Frau mit mir zu sprechen haben?“ musste er sich fragen. „Es ist nicht möglich. Selbst unter der wurmstichigen Decke unserer Gesellschaft denke ich mir noch immer einen Boden keuscher Schamhaftigkeit. Was Jenny auf dem Herzen hat, durfte sie nur ihrem Gatten anvertrauen, sonst Niemand.“

Im Auf- und Abgehen, immer diesen Gedanken nachhängend und sie in Worte kleidend, die er mit dumpfer Stimme vor sich hinsprach, gerieth er zu diesem Schlusse:

„Die Scheidung macht zu viel Aufsehen, sie ist in dem gegebenen Falle auch sehr erschwert, wenn man nicht den öffentlichen Skandal zu Hilfe rufen mag. Allein man mag gelegentlich der Sache auf andere Weise abhelfen, wo es als nothwendig erscheint und man sich vor sich selbst rechtfertigen kann. Man schickt seine Frau fort und überlässt sie Dem, den sie ihrem Gatten vorzieht.“

„Frau van Norden wünscht —“ sagte der eintretende Diener.

Wilhelm eilte ihr entgegen und führte die blinde Dame in den Salon.

So war sie denn gekommen im starken Gottvertrauen, Alles dem Lauf der Ergebnisse überlassend, ohne noch selbst die Lösung der furchtbaren Frage sich vorstellen zu können.

Wilhelm sass ihr gegenüber, mit einer Mischung von Neugier und Mitleid. Er sah es nicht voraus, dass die Blinde alle Falten seines Herzens glätten, seine geheimsten Saiten berühren werde; dass ihr die Kraft verliehen sei, die Gefahr zu entfernen und das grässlichste Unglück zu verhüten.

Er brachte im Anfang die gewöhnlichen Höflichkeiten an, welche von Anna, die vor einer so ernsten Aufgabe sich befand, überhört wurden.

„Ich muss Sie ein wenig schelten,“ sagte sie endlich im Fortschreiten des Gesprächs, „dass Sie Jenny zu vernachlässigen scheinen. Sie lieben sie, wie ich weiss, aber Ihr kaltes Benehmen macht sie traurig, ja unglücklich. Jenny, die sonst so heiter war! Ihr grausamster Feind könnte es nicht ärger anstellen.“

„Ich begreife Sie nicht,“ entgegnete Wilhelm, den der von seinem Gaste angeschlagene Ton der Unterhaltung in Wallung versetzte.

„Sie wollen mich nicht verstehen,“ sagte Anna mit festem, von innerer Ueberzeugung durchdrungenen Ton, „und ich sehe wohl ein, dass ich mich Ihnen deutlicher werde erklären müssen. Sie bereiten Ihrer Gattin, die ein Kind in der vollsten unschuldigen Anmuth ist, die Sie selbst einst in ihr erkannten und liebten, ein nicht beneidenswerthes Loos. Sie wurden ihr Gatte, um sie auf dem Weg der Tugend zum Glücke hin zu leiten. Jetzt überlassen Sie die Arme sich selbst. Sie beginnt an Ihrer Liebe zu zweifeln und schreibt dies einer unbewussten, ihr selbst noch verhüllten eigenen Schuld zu. So verzweifelt sie an ihrem eigenen Werthe. Ohne das Vertrauen ihres Gatten, sagt sie, sinke sie in der Achtung der Welt. Denken Sie, dass sie Das lange ertragen wird?“

„Ich höre Ihre Vorwürfe mit Erstaunen und bedauere, dass Sie in einer Sache, die Sie nicht kennen, sich einseitig als ein so strenger Richter geriren. Es scheint mir, dass Sie die Empfindung, die Sie für die Freundin hegen, zu der Billigung eines Uebels treibt —“

„Lästern Sie nicht, was Sie unmöglich wissen können,“ fiel ihm Anna schnell in's Wort.

„Was ich nicht wüsste?“ versetzte Wilhelm bitter.

Hätte Anna sehen können, so würde sie nie diesen zuversichtlich strengen Ton einem Manne gegenüber, den sie nur oberflächlich kannte, angeschlagen haben. Zorn, Hohn, vielleicht Scham, die sie in seinen Zügen wahrgenommen, hätten sie ausser Fassung gebracht und zu Rücksichten gezwungen. Jetzt konnte sie unbeschränkt, durch keinen äussern Eindruck gestört, für ihre Freundin sprechen, deren Unglück sie wie ein persönliches berührte.

„Nein, Sie wissen nicht, wie sehr Jenny leidet, die Sie noch immer treu und wahr liebt,“ antwortete sie auf Wilhelm's Ausruf.

„Das würde Ihnen schwer zu beweisen sein, gnädige Frau,“ sagte er, „und darauf kommt es an. Ich bin eine nüchterne Natur, ein prosaisch-praktischer Mensch, dem alle Imagination abgeht. Ich bedurfte keines mysteriösen Spielzeugs, das mit Liebkosungen und liebenswürdigem Wesen mich und Andere umtändelt; ich wünschte mir eine Hausfrau in einem reellen Interieur, die nach den Tagesgeschäften mir eine erfrischende Unterhaltung zu gewähren versteht. Solche Frauen habe ich in England wohl genug angetroffen, in Deutschland hatte ich mich noch nicht umgesehen.“

„Und Ihre Gattin vergleichen Sie mit einem solchen Spielzeug?“

„Ich suchte ihr Herz und fand dafür nichts als einen Mechanismus, den ich nur noch mitleidig betrachten kann.“

„Das ist freilich eine sehr prosaische Ansicht.“

„Ich kenne Jenny und weiss, dass auch die bitterste Erfahrung sie nicht von ihrem Wahne zurücklenken wird.“

„Jenny ist in keinem Wahne befangen —“

„Diese Antwort habe ich von der Freundin erwartet, aber sie ändert nichts.“

„Nichts? Dann muss ich mehr sagen — Alles! Sie werden es mir verzeihen, wenn ich zu dem äussersten Mittel greife. Ich glaube, damit nichts mehr zu verderben. Ich muss eine Anklage gegen Sie erheben und meine Seele hofft, dass Sie im Stande sind, sie mir als ein Unrecht vorzuwerfen. Ich wollte es gern erdulden. Ein Wort von Ihnen soll mir alsdann genügen, Ihnen eine demüthig bereuende Abbitte zu leisten.“

„Ich bin begierig, in was diese Anklage bestehe. Sie machen mich wahrlich neugierig, Ihr äusserstes Mittel angewandt zu sehen. Vor Allem nur Das — ich bin nicht eifersüchtig —“

„Ich denke nicht daran, in Ihrer Eifersucht erst das Mittel zu suchen. Ich hoffe es in Ihrer Liebe zu finden. Ich fordre ein Opfer von Ihnen —“

„Das Räthsel wird immer schwieriger. Liebe, Opfer! Ueber die Sentimentalität sind wir denn doch schon hinaus.“

„Ich habe, seit unsere Unterredung begann, nicht an die Ihrige appelliren wollen. Ich habe mir ein strengeres Verfahren erlaubt. Der Gegenstand betrifft eine höhere, bis in die tiefste Tiefe des Herzens reichende Empfindung. Die unantastbare, vorwurfsfreie Tugend, eine unverbrüchliche Treue für die Sacramente. Ihre Gattin glaubt den Grund zu kennen, weshalb sie von Ihnen vernachlässigt wird —“

„Was ich ahne, wagen Sie nicht auszusprechen; es wäre entsetzlich, wenn mich meine Ahnung nicht betröge,“ sagte Wilhelm, mit Mühe an sich haltend.

Anna schwieg.

„Das ist empörend!“ schrie Wilhelm auf, dann, mit übermenschlicher Anstrengung sich beherrschend, setzte er dumpf hinzu: „Das geht über die Kraft eines rechtlichen Mannes —“

Die Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, erweckten in Anna ein wunderbares Gefühl. Der Mann, der so sprach, schien nicht derselbe zu sein, der seinem unschuldigen Weibe die schnödeste Kränkung zufügte. Er war entweder der härteste Sünder oder ein schwer Verläumdeter.

„Ich fürchte, dass mein Besuch Ihnen unerträglich geworden ist, und dennoch muss ich den Zweck meiner Sendung erfüllt sehen, ehe ich Sie verlasse. Es handelt sich um eine Entscheidung —“

„Ich verstehe Sie, gnädige Frau, um eine letzte, ernste, unabänderliche. Sie würden sich sonst wohl nicht selbst zu mir bemüht haben. Es war die mildeste Form, die Jenny wählte, um zur letzten Entscheidung zu gelangen. Sie finden mich zu Allem bereit.“

„Diese Entscheidung liegt in der Wahrheit, Herr Born, die selbst die scharfen Augen Ihrer Frau nicht zu erreichen vermögen —“

Bei der Erwähnung von Jenny's Augen seufzte Wilhelm tief auf.

„Sie hat sich oft von ihren Augen täuschen lassen,“ sagte er. „Und es war immer schwer, sie von einem Wahne zur Wahrheit zurück zu bringen.“

„Es mag sein. Dies erklärt aber Nichts in unserer Angelegenheit. Sie werden zugeben, nachdem ich es gewagt, die äusserste Gränze des mir von Ihrer Gattin geschenkten Vertrauens zu berühren, dass ich nun auch die Sache als die meinige ansehe. Sie wissen es, Herr Born, dass Jenny meine Freundin ist, dass ich sie genauer kenne, als vielleicht Sie, weil unsere Freundschaft älter ist, als Ihre Ehe. Ich bin durch meine frühere unvorbereitete Aeusserung gezwungen, Ihnen jede Erklärung zu geben —"

„Das klingt ja wie ein Cartel," unterbrach sie Wilhelm mit Ironie, „als wenn's ein Duell werden sollte."

Anna schauerte zusammen.

„Sie sprachen da in höhnendem Scherz ein furchtbares Wort," sagte sie.

„Sie selbst bezeichnen es als Scherz; ich muss hinzufügen, als einen unpassenden."

„Und doch passt das Wort sehr ernstlich genommen."

„Unmöglich! Welche neue Rolle wollen Sie mir noch zu der schweren ertheilen, die ich schon in meinem kurzen Ehestande zu übernehmen gezwungen ward."

„Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie mir feierlich versprechen, das Drama nicht bis zu einem blutigen Schluss zu bringen. Es muss versöhnend enden, wenn auch die erschütternde Katastrophe nicht vermieden werden kann."

Nachdem Anna ihn beschworen, sie mit Ruhe und kaltem Blute anzuhören, sagte sie Wilhelm, was sie von Jenny erfahren hatte.

„Ich selbst wusste meinen Bruder mit Eigenschaften begabt, die auf ein junges, lebensfrohes Weib leicht ihre Wirkung üben," sagte er darauf, „und zweifelte nicht an meinem Unglück. Jenny's Betragen, wie ich es in seiner Gegenwart beobachtete, schien mir den Beweis zu liefern. Nun sehe ich ein, dass ihre ersichtliche Verlegenheit aus der Angst erwuchs, die sie stets beherrschte, wenn der Nichtswürdige sich mit uns befand.“

„Wie viele Thränen haben in dieser Zeit ihre Augen vergossen —“

„Und hätte ich sie weinen sehen, so würde meine Verblendung sie für Heuchelei gehalten haben. Ich konnte Jenny für schuldig halten und dem Ungeheuer die treueste Bruderliebe bewahren!“

Wilhelm stand bleich, an allen Gliedern zitternd da, als er die letzten Worte sprach.

„Ich muss Jenny bewundern,“ sagte er ruhiger; „welchen Muth umschliesst ein so zartes Wesen. Sie gab sich den fürchterlichsten Gewissensbissen preis, die ihr aus der Verheimlichung des abscheulichen Attentats erwuchsen, um den Schändlichen einer blutigen Rache zu entziehen, die mich vielleicht zu seinem Mörder machte und mein eigenes Leben dabei auf das Spiel setzte.“

„Gott sei Dank!“ war Alles, was Anna sagen konnte. Sie streckte erschöpft ihre Hand aus, die Wilhelm ergriff und sie zum Divan führte.

Was sie jetzt noch sprachen, klang wie zarte Musik nach stürmenden Accorden. Nach Verwirrung Ruhe, nach Bangigkeit Vertrauen, nach unendlicher Pein Herzenslust, nach Zwist Versöhnung; musste nicht dieser Wechsel Anna und Wilhelm beseligen? Ihre Unterhaltung beschränkte sich nur noch auf die unerlässlichen Verabredungen, wie sie die Schlichtung der Angelegenheit erheischte und die mit dem zartesten Gefühl erörtert wurden.

Wilhelm unterordnete seine Meinung gänzlich. Anna, versicherte er, sei besser im Stande, das Rechte zu finden, als er. Und wirklich durfte sie nur ihrer spontanen Eingebung folgen, um durch ihre Einfachheit Wilhelm in Bewunderung zu versetzen.

Man kam endlich überein, dass Anna zuvor ihre Freundin von dem glücklichen Ausgange benachrichtigen und sie erst dann zu ihrem Gatten zurückkehren solle, wenn ihr Schwager das Haus verlassen haben würde. Dies im Augenblicke zu veranstalten versprach ihr Wilhelm. Es war noch ein Sturm, der zu bestehen war, aber ein unvermeidlicher. Das unangenehme Aufsehen konnte nicht vermieden werden, das Glück der beiden Gatten es aber zum Schweigen bringen und es dauernd überleben. Wer den Lauf der Welt kennt, weiss es ja, wie bald eine traurige Geschichte dieser Art vergessen wird, sobald ein neuer Stoff da ist, der die Leute beschäftigt.

Nachdem Anna ihn verlassen hatte, befand sich Wilhelm Born vor seiner neuen Aufgabe, die ihm für jetzt noch nicht erlaubte, sich seinem wiedergewonnenen Glück ganz hinzugeben.

Der praktische Mann, die prosaische Natur, der Industriemensch war umgewandelt. Ein hohes Ehrgefühl erwachte in ihm, das alles Andere, was ihn erfüllte, weit überragte, ihn ganz beherrschte.

Mit festem Blick, in strenger Haltung stand er da und auf seiner Stirn erglänzte die Macht des ernsten Willens, sich Genugthuung zu verschaffen.

Würde Jenny ihn so gesehen haben, er wäre ihr vielleicht zum Erstenmal gross, edel und wahrhaft schön erschienen; es hätte sie überrascht, aber sie würde gewiss von einer stillen Ehrfurcht sich durchdrungen gefühlt haben.

Lange blieben Wilhelm's Lippen geschlossen, dann öffneten sie sich und ein einziges Wort dröhnte zwischen den Zähnen:

„Elender!"

Er breitete die Arme weit auseinander, schlug hierauf die Hände mächtig zusammen, faltete sie, senkte die Arme und blickte nach Oben.

Es war wie ein Gebet, das um eine Eingebung flehete.

Eine Minute darauf sass er und schrieb einige Zeilen.

„Unter der Bedingung, dass du bis Morgen früh mein Haus verlassen hast, will ich mich dir noch einmal als Bruder nahen. Zu sprechen werde ich nicht mehr für dich sein. Was ich für dich thue, ist das grösste Opfer, welches ein Mann von Ehre zu leisten vermag. Ich werde dir eine Summe zur Verfügung stellen lassen, damit du dir einen andern Wohnort auswählen kannst, und ich hoffe, dass du nicht einen vergeblichen Versuch wagen wirst, deine schändlichen Absichten fort zu setzen, das Glück meines Hauses trüben zu wollen und mich in eine Lage zu bringen, vor der ich zurückschaudere."

Nachdem er gesiegelt, rief er dem Bedienten.

„Zu Herrn Ludwig, sogleich!“

Dann stieg er in einen Fiaker und sagte im Hause, dass er über Nacht ausbleiben werde, man habe nicht auf ihn zu warten.

Ludwig hatte bereits dreimal an seines Bruders Zimmerthür geklopft. Es tobten in ihm die Wogen der unseligsten Gedanken. Endlich erfuhr er, dass Wilhelm nicht zu Hause sei und auch nicht vor Morgen zurück kehren werde. Dies gab ihm Zeit zum Ueberlegen.

Er wusste jetzt, dass für ihn das Spiel verloren sei, aber für den Verlust wollte er sich rächen. Er sah sich in die Unmöglichkeit versetzt, in dem Hause seines Bruders länger zu bleiben. Allein dazu konnte er sich nicht entschliessen, fortzuziehen mit einem Almosen, wie ein Bettler.

Noch einmal wollte er an Jenny schreiben, ihr sagen, dass sie an seinem Unglück schuld sei, dass ihn die Liebe zu ihr und ihr theueres Bild nie verlassen würden, dass sie die Einzige auf der Welt sei, für die er leben und sterben wolle. Würde sie ihn nicht durch eine Zeile ihrer Theilnahme an seinem Schicksal versichern, so sähe er es als ein endgiltiges Urtheil an, das ihr Stillschweigen über ihn fällte. Sie möge es wissen, dass er es an sich erfüllen werde.

Er zählte darauf, dass ihre Seelenangst, an seinem Tode schuld zu sein, sie zu einer Antwort drängen würde, von der er dann beliebigen Gebrauch machen könnte.

So schweifte sein bis zum Wahnsinn aufgährendes Hirn stundenlang von einem Extrem zum andern, bis es endlich in ein stumpfes Brüten versank. Er stand an der Gränze. Es ward finster; er hatte sich eingeschlossen und der Bediente, der um diese Zeit die Lampe brachte, die Herrn Ludwig stets brennend erwartete, wenn er erst spät, wo Alles schlief, nach Hause kam, klopfte an und wunderte sich, dass der Herr den Schlüssel mitgenommen habe und dachte, nun wird er ohne Licht das Bett suchen müssen, wenn er die Zündhölzchen nicht findet.

Es ward finsterer um Ludwig; er sass unbeweglich, stierte vor sich hin — ein abschreckendes Bild.

Er sprang auf und durchschritt mit grossen Schritten das Zimmer, wie ein Tiger im Käfig.

„Entsetzlich!“ schrie er. „Ich bin vergiftet und kein Gegengift!“

Bald fuhr er mit den Händen zur Stirn, bald zum Herzen, von Angst und Schmerz bewältigt.

„Ich kann sterben, aber Wilhelm und Jenny nicht versöhnt in ihrem Glück zurück lassen!“

Seine Augen rollten fürchterlich bei diesen Worten. Es war ein Kampf der Sinnlichkeit und des gemeinsten Egoismus. Satan endete diesen Kampf.

„Thoren sagen: ‚Gott lenkt!‘ Keine Macht der Erde und des Himmels kann sich dem Willen des Menschen widersetzen —“

Ludwig öffnete eine zierliche Schatulle und nahm mit fester Hand zwei Pistolen heraus.

„Die Erfindung danken wir auch den Amerikanern,“ brummte er dabei.

Die Eine ward von ihm geladen, die Andre nicht. Beide wurden neben einander auf den Tisch hingelegt. Hierauf entfernte er sich weit weg von dem Tische und ging eine Viertelstunde auf und ab. Bald durchmass er die ganze Länge des Raumes, bald kehrte er nach wenigen Schritten um. Diese Art von fortgesetzter Bewegung musste nothwendig Schwindel erzeugen.

„Der Zufall soll jetzt entscheiden, ob ich lebend das Zimmer verlasse,“ sprach er und trat zu dem Tisch mit abgewandtem Gesicht.

Es war so finster, dass er die Pistolen nicht gesehen hätte. Blindlings tappte er hin und ergriff die Eine, setzte die Mündung an die Stirn und drückte los.

Er hatte die Ungeladene ergriffen.

Am andern Morgen erhielt Wilhelm diese Zeilen:

„Ich gehe. Ich nehme dein brüderliches Anerbieten an, das mir die Mittel zur Reise gewährt. Dank, Dank! Du bist der edelste, grossmüthigste Mensch! Tausendmal Dank! Unter Thränen der Reue bin ich zur Besinnung gekommen. Nur Einmal noch lass es mich dir mündlich bekennen, dass du mein Retter bist; sei nun auch mein Wohlthäter und höre mich. Es sei zum letzten Mal. Dann, Wilhelm, auf Nimmerwiedersehen!"

Mit demselben Boten erhielt Ludwig die Antwort:

„Dein Retter ward ich, weil es sein musste, dein Wohlthäter in deinem Sinne nur zur Hälfte. Ich verzeihe dir, aber sprechen kann ich dich nicht. Wozu soll's? Jetzt ist's nicht Zeit, zu klagen, abzubitten, zu versprechen; jetzt heisst's, sich bessern. Willst du ernstlich einen ehrlichen, tugendhaften Wandel ergreifen, so höre meinen Rath, wie du es anfangen sollst. Du musst gleich bei'm Beginn dich alles Desjenigen entäussern, was dich an deine sinnlose Verschwendung erinnert. Nur das Nothwendige darfst du behalten, um anständig unter den Leuten zu erscheinen. Die Brillantnadeln, Knöpfe, Ringe, kostbaren Cigarrenspitzen, türkischen Pfeifen, Reitgerten und Stöcke, allen Tand, fort damit! Was daraus gelöst wird, schenke der allgemeinen Wohlthätigkeit. Reise glücklich! Es wird mich freuen, zu hören, dass es dir wohl gehe!"

Dem Schreiben war eine nicht unbedeutende Summe in Wechseln beigelegt.

Wie zerschmettert verliess Ludwig das Haus seines Bruders.

Mit diesem Moment ist die Erzählung geendet, die eine Episode in dem Leben der Gatten bildete. Eine ähnliche Abschweifung von der schönen und weisen Kunst, das Leben zu geniessen, kam nicht mehr vor. Sie hatten aus dem Ereigniss genug gelernt.

Jenny behielt ihren leichten Sinn, der sich jedoch nur von der anmuthigen Seite zu erkennen gab. Er verschaffte ihr das Vermögen, Alles, was vorbei war, nicht mehr ordentlich zusammenreihen zu können, und schützte sie davor, sich ewige Quälereien daraus zu bereiten.

Anna sagte von ihr:

„Glücklich ist sie, dass sie sich den Kindersinn bewahren darf. Sie nimmt jedes Gefühl, jede Stimmung für sich hin und will sich nur stets und ganz davon beherrschen lassen. So ist sie jetzt der lebhaftesten Freude fähig, die sie in verstärktem Masse nach den so kläglich verlebten Tagen durchdringt und sie der schönen Entwicklung ihres fernern Lebensgangs entgegenführt.“

Aber äusserlich ward dennoch eine Aenderung an Jenny bemerkbar.

Sie dachte mehr und sprach weniger; sie öffnete sie den Mund, um ein Nichts vorzubringen. Alles Banale war von ihr gewichen. Es tönten nicht mehr die bekannten Walzen nach, die, wenn sie aufgezogen werden, die übliche Melodie sofort abspielen. Ihr Auge erfasste nicht jedweden Gegenstand, um ihn zu zergliedern und einem voreiligen Urtheil zu unterwerfen. Ihre schöne Altstimme erklang noch etwas tiefer, ohne jedoch in den rauhen Ton zu fallen, den sie im höheren Alter hat. Sie störte nichts in der vollständigen Uebereinstimmung der ganzen Erscheinung. —

Die Pflicht, das Gebet, der Glaube und die Ordnung eines freien, geistigen Wollens im innigsten Bunde, so wie die dieser Vereinigung entfliessenden Eigenschaften, Milde und Stärke, Sanftmuth und Thatkraft, erfüllten, wie bisher, Anna's ächte Christenseele. Was sie wirkte, unternahm und that, konnte im höheren Sinne, als es gewöhnlich geschieht, wahrhaft praktisch genannt werden.

In dieser Lebensweise fand Anna das Gesetz für ihre Vernunft; sie überwachte ihr Gewissen und überliess ihre Leitung voll Vertrauen der göttlichen Weisheit. Das, was nur gefällt und den Sinnen schmeichelt, vermochte sie niemals zu verleiten. Dieselbe Arbeit wiederholte sich an jedem Tage; gute Werke, erfüllte Pflichten, streng bewahrte Tugend, fromme Uebungen.

Nur Eines bekümmerte sie jetzt und störte sie in der Gewohnheit ihres Wirkens.

Unsern Herzensempfindungen geht es wie den Menschen. Sie leben sanft dahin und entwickeln sich zu immer höherer Blüte, bis sie endlich, von Glück und Reichthum umgeben, dahin sterben; oder sie haben schwere Prüfungen zu bestehen, unter denen sie verkümmern und elend verschmachten.

Das Letztere war Eduard Werner's Schicksal. Er hatte rechtschaffen der Versuchung widerstanden, die ihm Anna's Nähe bereitete, und es gewährte ihm Befriedigung, seine Leidenschaft zu überwinden. Allein mit der Zeit versiegte seine Kraft; seine Zurückhaltung fand er kindisch; er verweilte lange bei dem Gedanken, endlich eine Erklärung zu wagen.

Das grosse Unternehmen fing an, ihn immer mehr zu beschäftigen. Eine schickliche Gelegenheit und die Sache wäre erledigt. Aber die Gelegenheit wollte sich nicht zeigen. Das zögernde Harren machte Werner ungeduldig und endlich unzufrieden mit sich selbst. Der sonst zu Allem so tüchtige Mann vermochte sich nicht zu exaltiren; sein kühles Erwägen versetzte die Liebe aus dem Herzen in den Kopf. Das war gegen die Natur, die sich dafür rächte.

Werner's sonderbares Wesen, die Mischung von Verstimmung und affectirter Heiterkeit waren von Anna bemerkt worden.

Eduard Werner, dem sie vertraute und den sie Freund nannte, schien immer stärker unter einem feindlichen Eindruck zu leiden. Wenn sie ihn darum befragte, antwortete er einsylbig und ausweichend. Sie that, was sie konnte, um ihn zu zerstreuen. Aber selbst ihr Gesang am Flügel, wenn sie auch das Heiterste anstimmte, löste ihn nicht aus der Verstimmung.

„Ich bin unschuldig an Ihrer schlimmen Laune, nicht wahr?“ sagte sie einmal zu ihm. „Ich möchte Sie so gern trösten.“

Hätte sie Eduard in dem Augenblicke sehen können! Er war wie verklärt. Eine Pause folgte auf die Frage. Die Stunde schien für Eduard gekommen, seine Gefühle und Absichten zu enthüllen, die er nicht mehr in sich verschliessen konnte. Anna's Frage, die hieran sich knüpfenden Worte: „Ich möchte Sie so gern trösten,“ hatten ihm plötzlich die Zunge gelöst. Er sagte ihr Alles; dass die lange Gewohnheit des Beisammenseins unter demselben Dache, des wechselseitigen Austausches der Gedanken, der gemeinsamen Berathung in wichtigen und häuslichen Geschäften, der Uebereinstimmung der Lebensanschauung, schon längst den Gedanken an ein noch höheres Glück in ihm hervorgerufen habe. Dieser Gedanke war mächtiger durch die Erwägung geworden, dass er und Anna nicht mehr in dem Alter seien, von einer sinnlichen Leidenschaft sich hinreissen zu lassen. Der Augenblick scheine ihm erwünscht, ihr zu gestehen, dass er ihr Gatte werden wolle.

Der ruhige, stets besonnene Mann zitterte, da er es aussprach.

Anna aber lächelte wehmüthig.

„Ich fühle mich zum Erstenmal verlegen mit Ihnen,“ sagte sie, „trotz unserer alten Bekanntschaft. Dass diese schon so alt ist und wir Beide es mit ihr geworden sind, deutet Ihnen genugsam an, wie ich Ihren Antrag überhaupt betrachte. Es ist mir nicht möglich, einen andern Namen, als den meines seligen Mannes bis an mein Lebensende zu tragen.“

Sie hielt hier inne, dann fuhr sie mit dem holdesten Ausdruck fort:

„Es ist gewiss besser, Alles so fortbestehen zu lassen, wie bisher. Wir wollen uns hüten, eigenmächtig in unser Geschick einzugreifen. Jede Veränderung trüge ein Uebel in sich.“

Werner nahm ihre Worte als den Ausdruck des Kampfes ihrer Grundsätze mit ihrem Gefühle. Er suchte sie in den zärtlichsten Ausdrücken darüber zu beruhigen. Aber sie enttäuschte ihn sogleich.

„Würden wir unsere Beziehung in eine Ehe verwandeln," sprach sie mit erhobenem Tone und in der ganzen vollen Würde ihres Wesens, „in welchem Lichte erschienen wir vor der Welt? Unser Ruf wäre untergraben. Die Leute geriethen auf Schlüsse, die unserer Ehre zu nahe träten. Ich weiss, dass Sie mir beipflichten und zähle auf die Fortdauer der Gesinnungen, die Sie für mich hegen. Unsere Freundschaft, wenn sie uns erhalten bleiben soll, macht es uns zur Pflicht, vor Allem zu beweisen, dass sie in immer sich gleich bleibender Reinheit fortbestehe."

Der nun gescheiterte Versuch, mit dem er sich so lange herum getragen, schmerzte Werner tief. Manchmal wurde er von einem tödtlichen Trübsinn heimgesucht. Es war ihm in seinem eigenen Hause wie einem Fremden, wie einem Vorüberreisenden zu Muthe.

„Ich weiss es nun," sagte er einmal schüchtern, „dass ich Recht hatte, mein Anliegen vor Ihnen zur Sprache zu bringen. Das Schweigen liess mich fast verzweifeln und ich besass nicht den Muth, es zu brechen. Nun ist Alles gut und ich bin glücklich durch die Gewissheit, dass Sie mir verziehen haben."

Es lag etwas mehr als Rührung in der Weise, wie er dies Geständniss ablegte. Die Blinde begriff es sogleich. Kein Misston durfte jedoch ihre Harmonie stören; den Schleier, den Gott auf ihre Augen gelegt, durchdrang ein höheres Licht, mit dessen Hilfe sie Alles richtig erkannte. Sie versetzte kein Verlust in Trauer; die Erinnerung an das Hingeschwundene belebte sie nur mit erneuter wunderbarer Stärke. Eine ähnliche Erkenntniss hatte sie in Werner erweckt.

Ihr Gatte lebte vor ihrem innern Schauen. Es war, als würde er von ihren geheimsten Gefühlen angezogen, als beschleunige er sein Nahen, um sich schneller mit ihr wieder zu vereinigen.

„Nun wohl!“ sagte sie dann, „wenn es Gottes Wille ist, so sei's! Komm', ich bin bereit!“ —

Der traumhafte Gegenstand versenkte sie in eine entzückende Freude.

* * *

XXI.

Der heilige Abend.

Und wieder nahete die heilige Zeit des Advents und das Haus des Fabrikanten Wilhelm Born bot eine Reihe der lieblichsten Bilder.

Eine junge, bleiche Frau hatte das Wochenbett verlassen; in der Wiege lag ein kleiner Weltbürger und die reichen und zierlichen Weihnachtsgeschenke, die voriges Jahr die gute Mutter sandte, hatten nunmehr ihre freudige Bestimmung erreicht.

Alle Mühseligkeit war überstanden und die seligste Erquickung war auf sie gefolgt. Der Abend vor der Geburtsstunde des Erlösers wurde mit freudetrunkener Begeisterung erwartet.

Jenny empfand nun erst ganz das Glück, welches aus den vielen Thränen für sie erwachsen war. Ihr Wesen löste sich in unermesslichem Dank auf. Gott hatte ihr den herrlichsten Trost gespendet. Unter diesem Eindruck griff sie nach dem Buche, das vor ihr aufgeschlagen lag. Sie hatte noch eben darin gelesen und es nur aus der Hand gelegt, weil sie glaubte, dass der Säugling erwacht sei.

Jenny erhob sich leise, kniete an der Wiege nieder, hob den Florbehang nur ein wenig und blickte lächelnd auf ihren Sohn. Die rothgesprenkelten, dicken Aermchen, die schon ausgewickelt waren, bewegten sich zwar, aber das Kind schlief ruhig fort. Die Mutter hätte es so gern küssen mögen, allein sie fürchtete es aufzuwecken. Sie setzte sich und begann weiter zu lesen. Es war die Geburt des Herrn, wie sie uns von Clemens Brentano nach der wunderbaren Vision der hochbegnadeten Nonne im Kloster Agnetenberg zu Dülmen überliefert wurde. Die fromme Schwester Anna Katharina spricht:

„Ich sah den Glanz um die heilige Jungfrau immer grösser werden, das Licht der Lampe, welches Joseph angezündet hatte, war nicht mehr sichtbar. Sie kniete in einem weiten gürtellos um sie her ausgebreiteten Gewande, das Angesicht gegen Morgen gekehrt, auf ihrem Ruheteppich.

„In der zwölften Stunde der Nacht ward sie im Gebete entzückt. Ich sah sie von der Erde empor gehoben, so dass ich den Boden unter ihr sah. Sie hatte die Hände auf der Brust gekreuzt. Der Glanz um sie her mehrte sich; Alles, selbst das Leblose, war in freudiger, innerer Bewegung, das Gestein der Decke, der Wände, des Bodens der Höhle ward wie lebendig in dem Lichte. — Nun aber sah ich die Decke des Gewölbes nicht mehr, eine Bahn von Licht öffnete sich über Maria bis in den höchsten Himmel mit steigendem Glanze.

„In dieser Lichtbahn war eine wunderbare Bewegung von Glorien, die sich durchdringend und nähernd deutlicher in der Form himmlischer Geisterchöre erschienen. — Die heilige Jungfrau aber, in Entzückung empor getragen, betete nun, zur Erde niederschauend, ihren Gott an, dessen Mutter sie geworden war, der als ihr neugeborenes hilfloses Kind vor ihr an der Erde lag.

„Ich sah unsern Erlöser als ein leuchtendes, ganz kleines Kind, das mit seinem Lichte allen umgebenden Glanz überstrahlte, auf dem Teppich vor den Knieen der heiligen Jungfrau liegen. Es war mir, als sei es ganz klein und werde vor meinen Augen grösser. Alles dieses aber war nur eine Bewegung von so grossem Glanze, dass ich nicht bestimmt sagen kann, wie ich es gesehen.

„Die heilige Jungfrau war noch eine Zeitlang so entzückt, und ich sah, wie sie ein Tuch über das Kind legte, aber sie fasste es noch nicht an und nahm es noch nicht auf. Nach einer geraumen Zeit sah ich das Jesuskind sich regen und hörte es weinen: da war es, als komme Maria zu sich, und sie nahm das Kindlein, welches sie mit dem darüber gedeckten Tuche einhüllte, von dem Teppich auf und hielt es in den Armen an ihre Brust. Sie sass nun und verhüllte sich ganz mit dem Kinde in ihren Schleier, und ich glaube, Maria säugte den Erlöser. Da sah ich um sie her ganz menschlich gestaltete Engel vor dem Kinde anbetend auf dem Angesicht liegen.

„Es mochte wohl eine Stunde nach der Geburt sein, als Maria den heiligen Joseph rief, der noch im Gebete lag. Als er sich ihr nahte, warf er sich in Andacht, Freude und Demuth auf sein Angesicht nieder, und erst, als Maria ihn nochmals gebeten, er solle das heilige Geschenk des höchsten Gottes freudig dankend an sein Herz schliessen, richtete er sich auf, empfing das Jesuskind in seine Arme und lobte Gott mit Freudenthränen."

Diese so überaus schöne Schilderung, wie sie Clemens Brentano von der frommen Klosterfrau gehört und sorgfältig aufgezeichnet hat, ist wie eine süsse Frucht der contemplativen Jesusliebe anzusehen, die nicht den mindesten Anspruch auf den Character historischer Wahrheit erheben will. Brentano selbst weist diesen Visionen ihren Platz neben den unzähligen verschiedenen Darstellungen aus der heiligen Geschichte an, wie sie von bildenden Künstlern und Dichtern seit den ersten Zeiten unternommen wurden.

Auch Jenny ward stets in dieser Weise davon ergriffen. Sie kannte das Leben der heiligen Jungfrau und das Leiden des Herrn wie sie in den Visionen der Nonne Katharina Emmerich enthalten sind. Sie hatte oft darin gelesen; Anna hatte ihr die Bücher geschenkt, in denen neben dem Einfältigen, Kindlichen, Unbedeutenden so viel Hocherleuchtetes, Scharfsinniges, Ueberwiegendes sich findet, ebenso bewusstlos als absichtslos niedergelegt, in aller Demuth, nicht um zu scheinen, sondern immer zu sein, wie Brentano den Gesammteindruck treffend charakterisirt hat.

Diesmal wurde das Glück, von welchem Jenny an diesem überreichen Abend sich wunderbar durchdrungen fühlte, von Dem, was sie las, in's Unbegränzte erhöht. Sie war von Gnaden erfüllt, zur Kraft die Milde, Pflichten zu üben und Widerwärtigkeiten in Geduld zu ertragen.

Sie riss sich aus der Betrachtung, die dem Lesen gefolgt war und trat schnell zur Wiege. Das Kind war erwacht, sie hob es unter Freudenthränen empor und kniete mit ihm nieder, es sanft an das hoch schlagende Mutterherz drückend.

Wilhelm überraschte sie in dieser Stellung und betrachtete sie mit seelentrunkenem Ausdruck.

Sie erhob sich und zeigte ihm das Kind.

„Das ist ein Weihnachtsabend!“ rief sie aus. „Wie reich von Gnade überströmt! Wir müssen den lieben Gott loben, mit lauter Stimme anbeten und uns in unendlichem Dank zu ihm aufschwingen für Das, was er uns zu Theil werden liess!“

Sie kniete dann vor dem Tisch, auf dem eine schöne Photographie der heiligen Nacht von Correggio in goldenem Rahmen prangte. Vor dem Bild lagen artige Sächelchen, welche Jenny in kindischer Mutterfreude für ihr Söhnchen als Bescherung bestimmt hatte. Sie zog mit sanfter Gewalt ihren Gatten zu sich nieder.

Nachdem sie still gebetet, lächelte der Vater; sie hielt dem Kinde einige von den Geschenken hin und sagte dabei:

„Sieh nur, Wilhelm, wie unser Sohn die Aeuglein aufreisst, als ob er sich über das schöne Fest freue.“

„Die Engel erklären es dem Kinde, wie damals den Hirten, meinst du nicht auch?“ sprach er. „Wir können nicht anders, als in das Gloria einstimmen.“

Sorgfältig legte sie das Kind in die Arme der Wärterin, zog sanft ihren Mann in das Nebenzimmer, setzte sich zum Flügel und sang eine Strophe der herrlichen Hymne der Kirche im glänzendsten und zugleich lieblichsten Aufschwung ihrer Seele:

Dem selbst der Himmel Ehr' erweist,
Den Erd' und Meer verehrt und preist,
Dem unterthan drei Welten sind,
Den trägt Maria's Schooss als Kind.

Du bist des hohen Königs Thor,
Das Haus des Lichts, das Gott erkor;
Erlöste Völker, dankt erfreut
Dem Herrn, den uns Maria beut! —

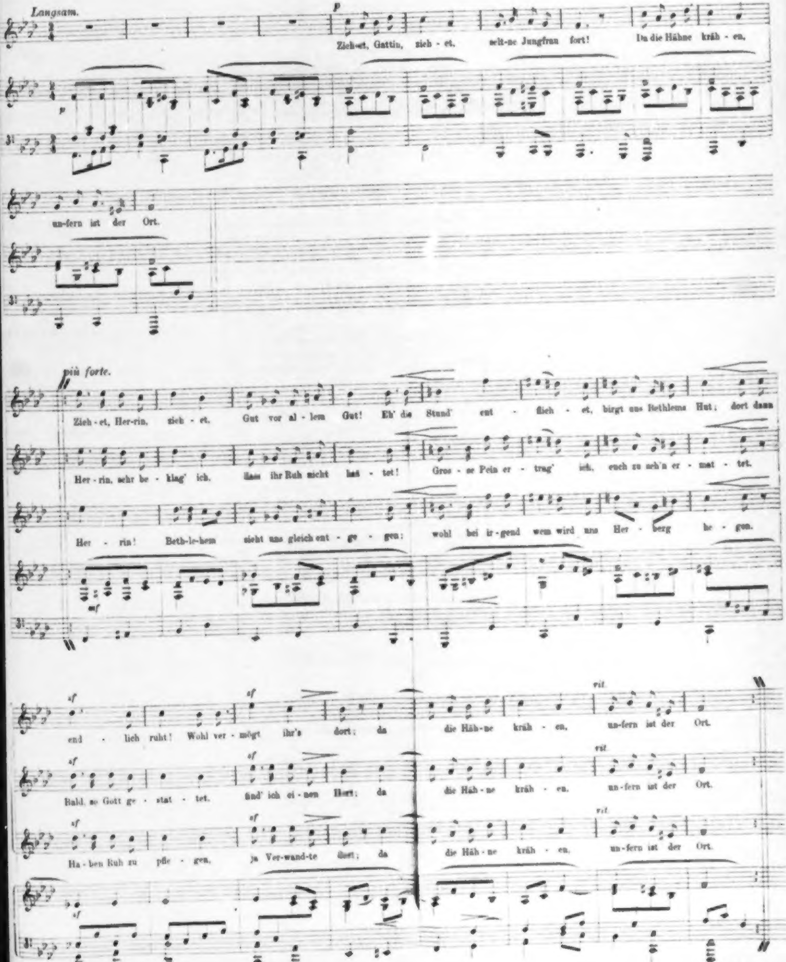
Wir aber wollen hier mit den Worten des heiligen Augustinus schliessen: „Der Glaube legt den Grund, die Hoffnung führt das Gebäude auf, die Liebe vollendet es."

Sie ist das Grösste, weil sie das Ewige ist. —

Univ.-Bibl.
München

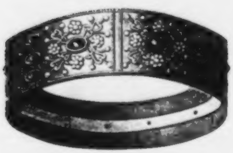
Anna's Gesang.

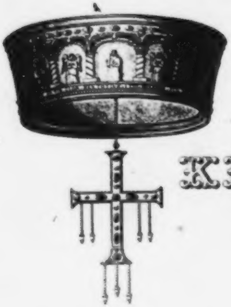
Componirt von Fanny v. Hoffnaass.

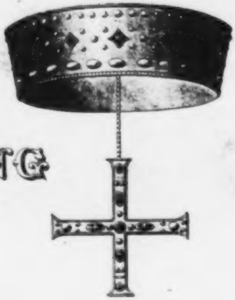

Langsam.
p
Zieh-et, Gattin, zieh-et, selt-ne Jungfrau fort! Da die Hähne kräh-en, un-fern ist der Ort.
p
più forte.
Zieh-et, Her-rin, zieh-et. Gut vor al-lem Gut! Eh' die Stund' ent-flieh-et, birgt uns Bethlems Hut; dort dann
Her-rin, sehr be-klag' ich, dass ihr Ruh nicht las-tet! Gros-se Pein er-trag' ich, euch zu seh'n er-mat-tet.
Her-rin! Beth-le-hem sieht uns gleich ent-ge-gen: wohl bei ir-gend wem wird uns Her-berg he-gen.
mf
sf
end-lich ruht! Wohl ver-mögt ihr's dort; da die Häh-ne kräh-en, un-fern ist der Ort.
Bald, so Gott ge-stat-tet, find' ich ei-nen Hort; da die Häh-ne kräh-en, un-fern ist der Ort.
Ha-ben Ruh zu pfle-gen, ja Ver-wand-te dort; da die Häh-ne kräh-en, un-fern ist der Ort.
rit.

(Seite 170.)

Felts del E.Schuler sculp







DIE
KRÖNUNG
IN
MAILAND

IM IAHR 1838

Carlsruhe
[illegible] KUNSTHANDLUNG
1838

Universitäts- München Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

DIE

KRÖNUNG IN MAILAND

IM JAHRE 1838.

VON

AUGUST LEWALD.

CARLSRUHE:
W. CREUZBAUER'sche BUCH- und KUNSTHANDLUNG.

DIE

KRÖNUNG IN MAILAND.

VORWORT.

Diese Blätter sollen eine getreue Erzählung von dem enthalten, was ich in Mailand erlebte, mehr zu geben erlaubte die Eile nicht, in der sie niedergeschrieben wurden. Wäre es mir vergönnt gewesen, den Eindruck erst später zu einer Schilderung zu gestalten, und dabei aus dem Spiegel der Erinnerung die heiterglänzenden Bilder zu schöpfen, so würde es mir vielleicht gelungen seyn, etwas zu bieten, was mehr von Kunst in sich fasst; jedenfalls hätten dann die Forderungen an meine Arbeit strenger gerichtet werden können.

Aber Eile wurde mir unnachsichtlich zur Pflicht gemacht, und so schrieb ich denn am späten Abend, erschöpft von den Ereignissen des Tages, und noch umschwirrt von seinen tausend Stimmen, diese Zeilen hin, während sich mir schon wieder in unruhiger Hast die Bilder des nächsten Tages in ungewissen Conturen aufdrängten. Es war ein unerhörtes Verschmelzen und Verschlingen von Zeit und Begebenheiten, und ausserordentlich schwer, hier die Ruhe des Beobachters zu bewahren, da das ewige Haschen nicht den kürzesten Frieden dazu gönnte.

Nun ist für mich das Geräusch der Feste verhallt, und ich sende von hier dieses Vorwort meinem Tagebuche nach. Ich sitze hier zwischen den alten, schwarzen Pallästen der Guelfen und Ghibellinen, gehe im Mondschein an den einsamen Ufern des Arno, oder besuche bei günstigem Sonnenlicht Raphael del Sarto und die Antiken. Der Wechsel thut mir wohl! dort das rauschendste Leben der Gegenwart; hier die stille Melancholie der Vergangenheit. Italien ist ein weiter Campo Santo; die Hallen haben die Meister mit ihren ewigen Kunstwerken bevölkert, während sie selbst in der heiligen Erde desselben ruhen. Ich aber sah den alten Kaiser in seiner grossartigen Pracht wieder erstehen, und mit dem Oelzweig in der Hand, die gesegneten Fluren der Lombardei durchziehen; ein solches Traumbild würde schon Heil dem Lande verheissen, die Wirklichkeit wird nicht dahinter zurück bleiben.

Florenz, 27. September 1838.

AUGUST LEWALD.

ZUR ERKLÆRUNG

DER

BEIGEGEBENEN ABBILDUNGEN.

TITELBLATT. DREI KRONEN.

Die obere ist die heilige Krone oder vielmehr das **Diadem Constantin's des Grossen**, den eisernen Reif im Innern, mit welchem die Krönung **Sr. Maj. Ferdinand** I. vollzogen wurde, und die im Buche S. 6-näher beschrieben ist.

Die Krone links ist die König Agilulf's, welche derselbe der Basilica von Monza hinterliess. Sie ist von Gold und mit Edelsteinen verziert, und wiegt etwas mehr als ein und zwanzig Unzen. Das ebenfalls goldene und mit kostbaren Gemmen geschmückte Kreuz wiegt über vier und zwanzig Unzen. Den Reif umgeben zierlich gearbeitete Bogen, von denen der mittlere das Bildniss des Erlösers, ihm zu beiden Seiten Engel, und die übrigen die Apostel enthalten. Ringsum liest man folgende Worte:

✠ AGILVLF. GRAT. DI. VIR. GLOR. REX. TOTIVS. ITAL. OFFERET. SCO.
JOHANNI. BAPTISTAE. IN. ECLA. MODICIA.

deutsch:

Agilulf durch Gottes Gnade, ein ruhmvoller Mann, König von ganz Italien, widmete dies dem heiligen Johannes dem Täufer in der Kirche von Monza.

Diese Krone wurde von den Franzosen im Jahre 1797 nach Paris gebracht, und dort im Cabinet der Alterthümer (später in Notre-Dame) aufbewahrt.

Die Krone zur Rechten ist die der Königin Theodolinde, das dritte Heiligthum der Cathedrale von Monza. Sie ist gleichfalls von Gold mit Kostbarkeiten geziert, und wiegt über vierzehn, das herabhängende Kreuz nahe an sechszehn Unzen. Theodolinde war die Tochter Garibalds I., Herzogs von Baiern und der Waldrada, Wittwe Theobalds, Königs von Frankreich, und Agilulf's Gemahlin.

DER EINZUG SR. MAJ. DES KAISERS.

(SEITE 26.)

Wir sehen die **Porta Orientale von Mailand**. Die Pavillons zu beiden Seiten der Strasse schmücken die riesengrossen Flaggen von Oesterreich und der Lombardei, und zwölf vergoldete Figuren, auf den innern Friesen stehend, halten den prachtvollen Baldachin von rothem Sammt und Gold, aus dessen verschlungenen Arabesken der Namenszug des Kaisers oft hervorleuchtet. Es konnte unmöglich die Absicht seyn zu versuchen, den ganzen Zug in seiner imposanten Herrlichkeit auf dem kleinen Raume wiederzugeben. So etwas sah man wohl auf alten Darstellungen solcher Feierlichkeiten, wo der Künstler bemüht war, eine Unzahl kleiner Figuren entweder in concentrischen Kreisen, oder in Schneckenwindungen aneinander zu reihen, wo man dann bei der grössten Genauigkeit und der aufrichtigsten Bemühung Alles getreulich wiederzugeben, dennoch kein eigentliches Bild erhielt. Herr Folz, mit mir ein Augenzeuge des erhabenen Schauspiels, begriff seine Aufgabe besser. Er wählte den Hauptmoment des Ganzen, umgab ihn mit den hervorragendsten Figuren des Zuges, und schuf so eine Gruppe, die gewiss künstlerischen Anforderungen entsprechen wird. Wir sehen nunmehr auf unserm Blatte: den **Wagen**, von den prächtigsten Schimmeln gezogen, in welchem **Ihre Majestäten** sitzen; Laufer, Heiducken, einen Ungarischen Nobelgardisten, die Herolde der Städte, die Reitpferde und die Stallbediente mit den kostbaren Schabraken, wie Mäntel umgehängt. Selbst einen der Kutscher im spanischen Costüm entdecken wir, an der hohen Mütze und dem Reiherbusch erkenntlich, bei dem Pilaster des Thores, rechts von der Nische. Auf der rechten Seite des Blatts ein Theil einer Tribune mit jubelnden Menschen.

DER GROSSE ACT DER GNADE.

(SEITE 30.)

Der Künstler hat mit der Darstellung der festlichen Beleuchtung von Mailand eine gewiss jedes Gemüth tief anregende Composition geliefert.

Wir erblicken einen alten Vater, der seinen verirrten, durch das kaiserliche Gnadenwort aus dem Kerker befreiten Sohn, in seine Arme schliesst. Seitwärts steht die Mutter, mit gefalteten Händen; es kann nicht zweifelhaft seyn, wohin sie ihre dankenden Blicke richtet. Draussen sieht man den kaiserlichen Wagen langsam durch die erleuchteten Strassen vorüberfahren, von dem lauten Gedränge des freudig bewegten Volks umgeben. Wer nicht Zeuge dieser Freude war, kann sich keinen Begriff davon machen. An einem gegenüberliegenden Pallaste erblickt man das transparente Bild eines Friedensengels, und darunter die Worte:

VIVA

FERDINANDO I.

Um die schöne Idee vollkommen und auf's zarteste auszuführen, liess uns Herr Folz noch in dem Spiegel die junge Frau des rückkehrenden Gefangenen, mit dem Kinde auf dem Arme herbeieilend, erblicken.

Ein weiterer Commentar ist erlässlich; die Gesichter sprechen und der Entwurf wie die Ausführung dieses kleinen Genrebildes ist mit eben so grosser Kunstfertigkeit als Liebe behandelt.

DIE KRÖNUNG.

(SEITE 56.)

Nachdem **S. M. der Kaiser** mit der eisernen Krone gekrönt worden war, kehrte derselbe nach dem rechts vom Hochaltar errichteten Thronhimmel zurück, und kniete auf dem daselbst befindlichen Betschemel zum Gebete nieder. Die beiden Cardinäle stehen zur Seite des Kaisers und die Pagen halten die Schleppe seines Mantels, der Gran Maggiordomo maggiore des Königreichs vor Sr. Maj. mit dem entblössten Reichsschwerte; Bischöfe knieen auf den Stufen; ganz im Vordergrunde einer von den kaiserlich-östreichischen Herolden, denen in den prachtvoll-ernsten Farben des Kaiserhauses, und dem gediegenen Glanze ihrer Kleidung vor den buntgeschmückten lombardischen Herolden noch der Preis zuerkannt werden musste. Der Dom selbst zeigt an dieser Stelle den gelungensten Theil der von Herrn Sanguirico erdachten Verzierungen. Im Mittelgrunde, auf der Gallerie, erblickt man I. M. **die Kaiserin** gleichfalls betend, von den andern hohen Damen umgeben. Dies waren ausser den durchlauchtigsten Erzherzoginnen I. K. M. die Herzogin von Parma, Maria Luisa, I. K. H. die Grossherzogin von Toscana, und die Herzoginnen von Modena und Lucca. Ganz oben, rechts im Hintergrunde, ist das Orchester auf einem terrassenförmigen Gerüste aufgestellt.

LAGERSCENE.

(SEITE 68.)

Tanzende Ungarn und links ein Zigeuner, der die Zimbel schlägt. Im Vordergrunde **S. Majeſtät der Kaiſer** zu Pferde, in seiner Nähe ein General der Husaren, im rothen Dolman und weissem Pelze. Der ungarische Soldat, welcher salutirt, und der andere am Zelte seitwärts stehend, von dessen Gesichte man nichts characterisches als den grossen Schnurrbart sehen kann, sind treu nach dem Leben. Der heitere Pavillon, mit den Fahnen geziert, diente Abends zum halb militärischen, halb ländlichen Balle.

DIE EINWEIHUNG DES ARCO DELLA PACE.

(SEITE 60.)

Der Augenblick, wo **S. M. der Kaiſer** durch das prächtige Thor ritt, das seit seiner Vollendung bis dahin gesperrt gewesen war. Abgeordnete der Stadt empfangen S. M. mit einer feierlichen Anrede; Husaren bilden Spalier. Das Thor ist so treu wiedergegeben, als es nur der beschränkte Raum gestatten wollte.

Mailand, 20. August 1838.

Wer keine Ahnung von dem hätte, was sich in der nächsten Zukunft hier zutragen soll, würde sich von der seltenen Thätigkeit überrascht sehen müssen, die sich hier auf allen Puncten kund giebt.

In Nordwesten der Stadt ein grosses Lager, mit allen seinen militärischen Curiositäten; die Einfahrt von dieser Seite her, durch ein improvisirtes Thor, während das grosse, das eigentliche, der **Friedensbogen**, an dem die Strasse des Simplon endet, so lange gesperrt bleiben soll, bis der Kaiser und König es besichtigt haben wird; der lange Corso, der nach der Porta orientale führt, wird verschönert; jedes Haus, dessen Anstrich ein wenig zu grell gegen seine Umgebung abstechen würde, muss sich zur hellern Farbe bequemen, um den festlichen Eindruck des Ganzen nicht zu stören, jede Lücke zwischen den Gebäuden, jede Biegung der Mauern wird ausgefüllt, mit Brettern und Gerüsten verdeckt, die alsdann durch irgend eine Malerei oder sonstige Decorirung dem Uebrigen anpassend, die Strasse in fortlaufender ununterbrochener Zeile erscheinen lassen. Ueberall sieht man Sitze sich erheben, um diejenigen Zuschauer zu fassen, die in den unzähligen Fenstern, die sich zu enormen Preisen ihnen darboten, trotz aller Bemühung keinen Platz finden können. Auch diese Sitze werden mit reichen Drappirungen aus Weiss und Roth behängt, und die Pfeiler und Stützen aus rohem Holze, mit Malereien versehen, die ihnen die schönsten architektonischen Formen täuschend verleihen. Das Ende des Corso, die Porta orientale, wo der Monarch von den städtischen Behörden bewillkommt, die Schlüssel Mailand's in Empfang nehmen wird, ist der Tummelplatz unzähliger Arbeiter. Die beiden Gebäude mit ihren Colonnaden, an den Seiten der Strasse, erhalten zwölf vergoldete, colossale Figuren, die

1

zum Theil schon aufgerichtet stehen und an denen dünne Drähte angebracht sind, die sich in bedeutender Höhe über die Strasse ziehen. Hieran wird der Baldachin von Sammt und Blumen schwebend befestigt werden, unter dem der feierliche Empfang vor sich gehen soll. Und nun erst der Dom! Das prächtige Portal ist mit einem Walde von Stangen umgeben, welche das Zelt stützen und tragen sollen, das sich davor ausbreiten und die Stufen beschirmen soll, auf denen der Monarch in den hehren Tempel seinen Einzug halten wird, um die alte Krone von Eisen, den heiligen Reif aus dem Kreutzesnagel geschmiedet, sich auf die Stirne drücken zu lassen, die seit Napoleon keines Herrschers Scheitel mehr berührte.

Das Innere des Domes selbst ist auf eine wahrhaft überraschende Weise umgestaltet. Die ungeheuern Säulen sind mit rothem Sammt umgeben, der mit grossen goldenen Lorbeerblättern gestickt ist, und ein Zelt von ächtem Hermelin spannt sich in der Höhe des Kirchenschiffs aus, von dem lange schwere Bögen aus rothem Sammt mit Gold herabhängen, während sich über Logen und Tribunen, die zu beiden Seiten des Schiffs angebracht sind, kleinere blaue, goldgestickte Drapperien erheben, die das Ganze zu verbinden scheinen. Vergoldete Gestalten, Heiligenbilder, geharnischte Männer, Wappen, Kirchenpaniere, alles neu und glänzend, prunken überall; der Hochaltar von gewundenen, goldenen Säulen getragen, umschattet von einem kolossalen rothen Sammtzelte, dazwischen die breiten Fenster in ihrer alterthümlichen Kunstpracht der Glasmalereien, und denkt man sich nun noch den Zauber der unzähligen Kerzen, den Glanz der erhabenen Staffage, die heilige Ceremonie selbst, so wird das Ensemble einen Eindruck hervorbringen, der mächtig auf die Sinne wirken muss.

Auf dem Exercierplatze erhebt sich das Gerüst zu einer grossen Beleuchtung, das Schloss in Schönbrunn vorstellend, und im Amphitheater werden grossartige Volkslustbarkeiten aller Art vorbereitet.

Der schöne Saal der Scala ist hinter den Bestrebungen zur Verherrlichung des grossen Festes nicht zurückgeblieben, und hat sich in Weiss und Gold auf's reichste gekleidet; blau seidene Vorhänge schmücken jede Loge durch alle Reihen gleich, nur die kaiserlichen machen hievon eine Ausnahme, die in rothen Sammt gekleidet sind. In der Mitte schwebt eine kolossale Kaiserkrone.

In der Brera werden die imposanten Arcaden des ersten Stockes, welche den innern Hof umgeben, zur Aufnahme der Kunstausstellung eingerichtet, und zwar so, dass das Licht von oben hereinfällt. Alle Sammlungen werden dem Publicum geöffnet seyn.

So lebt man nun hier in der Erwartung der grossen Dinge, die da kommen sollen, während der kaiserliche Hofstaat bereits Innsbruck verlassen hat und sich in langsamem Zuge den Alpen nähert, die er beim Monte Stelvio überschreiten will. Auch in dem benachbarten Como werden die grossartigsten Anstalten zum Empfange des Kaisers vorbereitet; schon ist kein Pferd mehr zu haben, um dahin zu reisen, eben so keine Gondel, um auf dem See zu fahren; dort unterzukommen ist längst nicht mehr möglich, und dennoch will Jeder dort seyn und schauen, und den Jubel mitmachen. Es ist ein Drangsal eigener Art! Man liest die Bekümmerniss in allen Gesichtern der weit hergezogenen Fremden. Glücklich wer einen Equipagenbesitzer zum Freunde hat, oder gar einen Bewohner jener Gegend sich befreundet weiss. Wer bei guter Zeit hier wegfährt ist früh genug in Como, um Mittags den Einzug des Kaisers zu sehen, macht die Festlichkeiten mit, geht in die Oper, geniesst Feuerwerk und Illumination, und fährt in der Nacht nach Mailand zurück. Der Schlaf muss geopfert werden, aber wer denkt daran? Como hat sich stets bei solchen Gelegenheiten ausgezeichnet, und es wird der Mühe lohnen, dort gewesen zu seyn.

Dieser Glanz in der Nachbarschaft hat im Augenblicke die Menge von Fremden, welche bereits hier war, wieder fortgezogen, und die Gasthöfe sind stille und haben Platz genug. Aber auch sie bereiten sich auf Grosses vor. Logis und Tafel werden mit dem Anfang der Festlichkeit im Preise steigen; jetzt, wo dies noch nicht der Fall seyn kann, klagen die Wirthe über Verlust, denn die Theurung aller Lebensbedürfnisse ist bereits eingetreten, und der Bedarf für die Küche fast nicht mehr zu erschwingen. Auf Hühner, Fische und Wild ist ein förmliches Abonnement eingetreten.

Ausser den gewöhnlichen gibt auch ein französisches Theater Vorstellungen, und hat zur Würze seiner an sich unbedeutenden Leistungen, das Palladium der französischen Scene, die einzige Trägerin des klassischen Lustspiels, die Mars herbeibeschworen; eine Erscheinung, die allerdings von grossem Interesse seyn würde, wenn sie grössere nicht in den Hintergrund drängten. Gestern sah ich diese sechszigjährige Frau, in der Schule der Alten eine achtzehnjährige, auf unvergleichliche Weise spielen.

Durch besondere Vergünstigung wurde mir das Vergnügen, die Gemächer des Kaisers im Palazzo reale zu sehen. Alles ist neu, alles prächtig. Zuerst durch die mit Seidenstoffen tapezierten und mit schönen Möbeln bestellten Zimmer des Erzherzogs JOHANN und anderer Prinzen, kommt man zur Wohnung des Monarchen. Der Geschmack ist zu bewundern, der in allen diesen Anordnungen herrscht, und ich darf sagen, dass der meinige, in seinen Anforderungen etwas strenge, hier vollkommen befriedigt wurde. Besondere Aufmerksamkeit erregten ein Arbeitskabinet als Zelt, das Boudoir der Kaiserin mit weissem, goldgestickten Atlas bekleidet, der Thronsaal ganz in rothem Sammt mit schweren Goldstickereien, und die grosse blaue Gallerie. Vor Allem aber verdient der Caryatidensaal Erwähnung. Schon an und für sich ist dies einer der schönsten Säle, die nur irgend ein Residenzschloss aufzuweisen hat, und nun kommt noch die überaus glanzvolle Ausschmückung, um ihn zu einem Gegenstande der Bewunderung zu machen. Ungeheuere Lüster von Bronze, so wie Reihen von Wandleuchtern, die sich in ununterbrochener Kette gleich Festons von einer Caryatide zur andern, von einem Pfeiler zum andern schlingen, eben so Kronen, welche die Kapitäler schmücken und mit Lichtern besteckt werden, werden ein Meer von Glanz über diesen Raum verbreiten. Die vorherrschende Farbe der Drapperien ist orange; überall sind die schwersten Seidenzeuge verschwendet, und dazwischen schimmern die grossen Fenster und die strahlenden Spiegelflächen von seltener Grösse. In der Mitte dieses prachtvollen Saales erhebt sich auf weiter Estrade der grosse Thron, unter einem Himmel von rothem, goldgesticktem Sammt. Der Sessel wird von dem Doppel-Adler getragen. Mächtige Säulen-Pfeiler aus Goldbronze tragen den Baldachin. Auf diesem Thron empfängt der Kaiser die Huldigung. Später wird er weggenommen, um beim grossen Ballfeste nicht den Raum zu beengen, da zu den feierlichen Audienzen der gewöhnliche Thronsaal da ist. Die Pracht der Thüren und ihrer Gesimse, theils mit vergoldeten Sculpturen, theils aus seltenen Holzarten zusammengesetzt; ferner die Fussböden aus Holz- oder Steinmosaik, die herrlichen Deckengemälde, Alles dies ist zu schön um nicht erwähnt, zu vielfältig um im Detail beschrieben zu werden. Unter den Deckengemälden war eines von dem, von den Mailändern so hoch geschätzten APPIANI, welches

Napoleon als Jupiter darstellte. Er sitzt mit entblösstem Oberleib, den rothen Mantel um die Lenden geschlagen, auf dem Göttersitz, der Adler unter ihm, die Siege ihm zur Seite. Das mit göttlichem Ernst ausgestattete Antlitz ist Porträt; unter der Lorbeerkrone liegt der schiefe Haarstreif so auf der breiten Stirne, wie ihn der Kaiser zu tragen pflegte.

Es ist Abend. — Ich komme vom Corso; die letzten Wagen rollen beschleunigter nach Hause; die italienischen Gendarmen und die ungarischen Husaren, die zur Aufrechthaltung der Ordnung da waren, reiten in bestem Vernehmen und in bunter Reihe vom Platze. Die Beleuchtung ist für eine Stadt wie Mailand nicht glänzend, und ich stolpre über Balken und Steine, die sonst wohl nicht da liegen mögen, jetzt aber zu flüchtigen Constructionen verwendet werden; umschwärmt von einer düstern Volksmenge, eile ich auf dem breiten Trottoir dem Dome zu. Mein Blick schweift in die Ferne, ich setze mich im Dunkeln an ein Tischchen, vor einem der Kaffeehäuser, um mich selbst und meine Umgebung zu vergessen. Welche Geschichte hatte diese Stadt, die ich nun schon seit Wochen als Gast bewohne. Wie oft wurden diese stolzen Geschlechter gedemüthigt; wie oft ihre Paläste der Erde gleich gemacht, und doch erhoben sie sich immer wieder stolzer und mächtiger, und Mailand ist jetzt gewiss eine der reichsten Städte der Welt; die Millionnäre werden hier nach dem Hundert gezählt.

Die grosse Feierlichkeit, die sich um uns hier vorbereitet, und überall auf so grossartige Weise kund gibt, wendet den Blick zu ernsten Betrachtungen, wenn gleich das uns umgebende Getümmel die Sammlung hiezu sehr erschwert.

Die lombardische Königskrone, nach der schon so viele mächtige Herrscher geizten, umschliesst bekanntlich eines der grössten Heiligthümer der Christenheit. Es ist nichts Geringeres als ein Nagel aus dem Kreuze des Erlösers, der ihr zum Futter dient. Der heilige Ambrosius selbst hat uns alle Zweifel darüber gelöst, indem er berichtete, dass die heilige Helena, bei ihren dieserhalb angestellten Bemühungen, so glücklich war, den Nagel zu finden, und für Constantin den Grossen daraus ein Diadem verfertigen liess, das dieser um den Helm band. Dem heiligen Gregor gelang es, in Constantinopel diese Reliquie nebst andern zum Geschenk zu erhalten, und er war es, der, nachdem er Pabst geworden, der Königin der Longobarden, Theodolinde, die eiserne Krone für ihren

Bekehrungseifer verehrte. Als diese Fürstin im Jahre 600 die Kirche von Monza gebaut hatte, schenkte sie ihr das Kleinod.

Man denke sich jedoch unter dieser Krone nicht etwa einen eisernen Reif, roh und rostig, wie ihn ein jeder Grobschmied wohl aus jedem Nagel zu schmieden im Stande wäre. Ich hatte zwar selbst die eiserne Krone in meiner Hand, die man als solche im Schatz der Notredame-Kirche zu Paris zeigte, allein wie ich später erfahren habe, soll dieses nicht die rechte gewesen seyn. Sie war überaus prächtig; die zwölf Apostel und der Heiland waren darauf zu sehen, von Gemmen und Edelsteinen aller Art umgeben, und eine Inschrift nannte den König Agilulf als Spender dieser Krone an den heiligen Johannes. Deshalb wurde sie auch die Krone Agilulf's genannt. Die ächte eiserne Krone ist mir nie zu sehen vergönnt gewesen, und ich kann daher ihre Beschreibung nur nach Andern hier geben.

Die Krone ist aus sechs goldenen Platten gebildet, welche unter einander durch eben so viele, an den Platten selbst angebrachte Gelenke verbunden sind; durch ein jedes geht eine dicke, goldene Nadel, welche den Halt bewerkstelligt. Jedes der sechs Stücke ist doppelt, aus zwei über einander gelegten Platten geformt, die aus reinem Golde gemacht sind. Die äussere Platte, welche mit der andern durch kleine Stifte zusammenhängt, ist an der Oberfläche mit den frischesten Farben zierlich emaillirt, und im besten Zustande erhalten. Auf der Oberfläche erheben sich erhaben gearbeitete Streifen in der Gestalt von Rosetten, vier in jedem emaillirten Felde, und in der Mitte befindet sich eine Vertiefung mit erhöhetem Goldrande, in welcher ein farbiger Edelstein gefasst ist. Diese gleich emaillirten und verzierten Felder, sechs an der Zahl, werden durch eine gleiche Anzahl anderer, länglich viereckiger Felder, von einander geschieden, welche auf goldenem Grunde drei über einander stehende Edelsteine tragen, die denen in der Mitte des emaillirten Feldes ähnlich sehen. Nur eines dieser Felder macht eine Ausnahme, indem es statt der drei Edelsteine nur einen enthält, von zwei goldenen Knospen oder Rosetten umgeben. Sonach hat eine jede der sechs Platten, welche die Krone bilden, ein breiteres emaillirtes und ein schmäleres, aus reinem Golde bestehendes Feld. Die Edelsteine sind von verschiedenem Werthe und es lässt sich annehmen, dass die geringern an die Stelle früherer gekommen sind, wie es auch die Vertiefungen beweisen, die alle von leichter Grösse, jetzt oft von den darin sitzenden Edelsteinen nicht ganz ausgefüllt werden. Das Ganze trägt den unverkennbaren Stempel byzantinischer Arbeit.

Was nun die eigentliche Hauptsache, den innern Reif von Eisen betrifft, so ist er grob mit dem Hammer getrieben, wie man noch deutlich wahrnehmen kann. Es scheint die Feile höchstens nur an den Rändern angewandt worden zu seyn. Die beiden Ende des Reifs werden blos durch zwei Nägelchen zusammengehalten und sind nicht gelöthet. Der Reif ist ungeglättet und zeigt keine Spur von Rost.

Die Reihenfolge der drei und sechszig Könige von Italien zeigt uns drei und zwanzig gekrönte Häupter, an denen jedoch nur an zwanzig mit der eisernen, und an zwei mit andern Kronen die heilige Handlung vollzogen wurde; von einem kann nicht genau die Krone nachgewiesen werden. Bei neun Königen ist die Krönung wahrscheinlich, bei achtzehn ungewiss, bei vierzehn wird sie geradezu widersprochen, und ein einziger ist ungekrönt geblieben, und hat dennoch sein Reich beglückt.

Ich gebe hier die Namen in chronologischer Ordnung:

Agilulf, wahrscheinlich in Monza.
Adaloald, ebenfalls.
Arioald, bestritten.
Rotar, ebenfalls.
Rodoald, ebenfalls.
Aribert I., ebenfalls.
Bertarith, ungewiss.
Godebert, ebenfalls.
Grimoald, ebenfalls.
Garibald, ebenfalls.
Cunibert, ebenfalls.
Luitpert, ebenfalls.
Ragimbert, ebenfalls.
Aribert II., ebenfalls.
Ansprand, ebenfalls.
Luitprand, bestritten.
Hildebrand, ungewiss.
Rachis, ebenfalls.
Astolf, ebenfalls.
Desider, ungewiss.
Adelgis, ebenfalls.
Carl der Grosse, bestritten.
Pipin, desgleichen.
Bernhard, desgleichen.
Lothar I., desgleichen.
Ludwig I., ungewiss.
Carl der Kahle, wahrscheinlich in Pavia.
Carlmann, desgleichen.
Carl der Dicke, desgleichen.
Berengar I., gekrönt in Pavia.
Guido, wahrscheinlich in Pavia.
Arnulph, ungewiss.
Ludwig II., wahrscheinlich in Pavia.
Rudolph, gekrönt in Pavia.
Hugo, gekrönt in Mailand.
Lothar II., wahrscheinlich in Mailand.

Berengar II., gekrönt in Pavia.
Adalbert, gekrönt in Pavia.
Otto der Grosse I., gekrönt in Mailand.
Otto II., wahrscheinlich.
Otto III., zweimal gekrönt, in Monza und Mailand.
Arduin, gekrönt in Pavia.
Heinrich der Heilige I., gekrönt in Mailand.
Conrad I., zweimal gekrönt, in Mailand und Monza.
Heinrich II., gekrönt in Mailand.
Heinrich III., bestritten.
Conrad II., zweimal gekrönt, in Monza und Mailand.
Heinrich IV., bestritten.
Lothar III., desgleichen.
Conrad III., zweimal gekrönt, in Monza und Mailand.
Friedrich I., bestritten.
Heinrich V., gekrönt in Mailand.
Otto IV., gekrönt in Mailand.
Friedrich II., bestritten.
Heinrich VI., gekrönt in Mailand. 1)
Ludwig der Baier, gekrönt in Mailand. 2)
Carl IV., gekrönt in Mailand.
Sigismund, gekrönt in Mailand.
Friedrich III., gekrönt in Rom. 3)
Carl V., gekrönt in Bologna.
Napoleon, gekrönt in Mailand.
Franz I., nicht gekrönt.

FERDINAND I.,
gekrönt in Mailand.

1) und 2) nicht mit der eisernen Krone.
3) die Krone kann nicht nachgewiesen werden.

Von Carl dem Grossen, welcher der erste gewesen seyn soll, der die dreifache Krönung in Deutschland, der Lombardei und Rom eingesetzt, bis auf Ferdinand I., welche Reihe von Häuptern! Die mächtigen Hohenstaufen, der allgewaltige Napoleon, der moderne Jupiter, dessen Bild ich noch heute hoch oben an der Decke prangen sah. Welche Wechselfälle knüpfen sich an die Geschichte der Grossen und Mächtigen! Wie verschwindet Alles, was den gewöhnlichen Menschen begegnet vor den Riesenmalen, welche der eherne Fuss der Weltgeschichte diesem Boden eingedrückt hat. So gross die Glorie, so gross der Schmerz; so gross die Erhebung, so gross der Fall! Als ich die Gemächer des königlichen Palastes in ihrem frischen Glanze sah, und mir das vergegenwärtigte, was man mir von der Pracht des Eugen'schen Hofes erzählt hatte — der selbst die Tuilerien verdunkelt haben soll — von den splenditen Festen, welche den Künsten hier bereitet wurden, die das italienische Mittelalter wieder heraufbeschworen, da ward mir klar, was dem grosssinnigen Eugen den frühen Tod bereitete.

Ich stand vor der uralten Kirche des heiligen Ambrosius, einer der ältesten der Christenheit. Dies Gebäude, so klein und baufällig, war der Ort, wo sonst die Könige gekrönt wurden, ehe der stolze Dom von Marmor sich erhoben hatte. Ich liebe es, in diesen Gängen zu wandeln, die wie Greise, nicht mehr der Erde anzugehören scheinen, und mit einem Fusse schon in der Gruft stehen. Diese ursprüngliche Einfachheit ist so rührend, und der spärliche, so gediegene Schmuck, den fromme Hände hier spendeten, stört nicht, denn er trägt auch Spuren der ersten Zeit an sich, und spricht in seiner Unregelmässigkeit fern von aufdringlicher Anmassung, erwärmend zum Gemüth, erhebend zur Phantasie. So die Säulen von antikem Marmor, die Kuppel in Goldbronze, gleich wie in der St. Marcuskirche, der prächtige Altar und einige alte Bilder von hohem Werthe. St. Ambrosio genügte den alten Königen zur Krönung; unsere Zeit erfordert grössere Räume und Anstalten. Der zehnmal weitere Dom wird die Menge kaum zu fassen vermögen. Nur die Ersten des Reichs können hier Zutritt erhalten.

Mailand, *24. August 1838.*

Der heutige Tag brachte folgenden Kaiserlichen Befehl, den ich hier in der Urform wiedergebe:

REGNO LOMBARDO-VENETO.

NOI FERDINANDO I, per la grazia di Dio, Imperatore d'Austria, Re d'Ungheria e di Boemia, quinto di questo nome; Re di Lombardia e Venezia, di Dalmazia, Croazia, Schiavonia, Galizia, Lodomiria ed Illiria; Arciduca d'Austria; Duca di Lorena, di Salisburgo, di Stiria, Carinzia, Carniola, dell' Alta e Bassa Slesia; Gran Principe di Transilvania; Margravio di Moravia; Conte Principesco di Habsburg e del Tirolo, ecc. ecc.

Abbiamo gia nel momento del Nostro avvemmento al trono nell' anno 1835 graziosamente promesso alle Deputazioni del Nostro Regno Lombardo-Veneto, che vogliamo portarci in questo Regno pel ricevimento dell' omaggio dei Nostri fedeli sudditi, e per la coronazione Nostra a norma della Patente dell' Imperatore e Re Francesco I.°, Nostro dilettissimo Padre di gloriosa memoria, in data del 7 aprile 1815, § 3.

Avendo Noi ora deciso di voler venire nel principio del mese di settembre 1838 nella Nostra capitale di Milano, comandiamo alle Congregazioni centrali e provinciali ed ai Podestà d'ogni città di portarsi nella nominata capitale per prestarci l'omaggio e per essere presenti alla solenne funzione della Nostra incoronazione. Commandiamo inoltre che i Dignitarj della corona del Nostro Regno Lombardo-Veneto secondo il loro obbligo siano presenti all' atto dell' omaggio, e che prestino i rispettivi servizj coi Gran Dignitarj della Corte Nostra Imperiale, durante la solenne incoronazione.

Il giuramento che i Deputati nel momento dell' omaggio avranno da prestare viene indicato dalla formola annessa.

Dato nella Nostra Residenza di Vienna il dì 1.° d' agosto dell' anno mille ottocento trentotto, e quarto dei Regni Nostri.

FERDINANDO (L. S.)

Antonio Federico Conte MITTROWSKY di MITTOWITZ e NEMISCHL,
Cancelliere Supremo.
Carlo Conte d'INZAGHI,
Cancelliere Aulico.
Francesco Barone di PILLERSDORFF,
Cancelliere.
Giovanni Limbeck Barone di LILIENAU,
Vicecancelliere.
Per espresso e supremo ordine di S. M. I. R. Ap.
Luigi Barone di KÜBECK,
I. R. Consigliere Aulico effettivo.

GIURAMENTO.

»Noi Deputati del Regno Lombardo-Veneto, delle singole provincie e città »promettiamo e giuriamo a Dio Onnipotente per noi e per nostri committenti, »d' essere fedeli ed obbedienti a Sua Maestà Ferdinando I.°, per la grazia di Dio »Imperatore d' Austria, Re d'Ungheria e di Boemia, quinto di questo nome; Re »di Lombardia e Venezia, di Dalmazia, Croazia, Schiavonia, Galizia, Lodomiria »ed Illiria; Arciduca d'Austria; Duca di Lorena, di Salisburgo, di Stiria, Carinzia »Carniola, dell' alta e bassa Slesia; Gran Principe di Transilvania; Margravio, »di Moravia; Conte Principesco di Habsburg e del Tirolo, ecc. ecc.

»Giuriamo al nostro graziosissimo Sovrano, e a' Suoi legittimi Successori di
»promuovere in ogni occasione il suo vantaggio e quello dell' Impero Austriaco,
»d'impedire con tutte le nostre forze ogni loro detrimento e danno, e di com-
»portarci in ogni tempo come sudditi fedeli ed obbedienti.

»Così Iddio ci ajuti!«

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit habe ich so eben in Augenschein genommen. Ein hiesiger Juwelenhändler hat den kühnen Gedanken gefasst, zwei grosse Tableaux aus Perlen und Edelsteinen zusammensetzen zu lassen, die den Werth von drei und einer halben Million Franken noch übersteigen sollen. Sie werden auf dem Balcon seines Wohnhauses am Abende der allgemeinen Beleuchtung der Stadt paradiren.

Jedes dieser Tableaux hat die Grösse eines gewöhnlichen Ofenschirms; der Grund ist schwarzer Sammt und die Steine, sämmtlich à jour, treten zum Theil in ihren Fassungen basreliefartig daraus hervor. Oben erblickt man reiche Aigretten mit beweglichen Blumen aus Smaragden und Rubinen, welche in Paris gefasst sind. Besonders ist die Fassung der Smaragde bewundernswerth und für den Kenner interessant, da sie, wie mir der Eigenthümer sagte, mit besondern Schwierigkeiten verknüpft ist. An diese Aigretten schliessen sich Festons von Perlen verschiedener Grösse, die in reichen Büscheln endigen, in denen grosse tropfenförmige Smaragde von überraschender Schönheit, sichtbar sind. Unter dieser prächtigen Einfassung schwebt frei, so dass es herausgenommen werden kann, um aufgesetzt zu werden, ein königliches Diadem. Der untere Reif, aus Smaragden und Brillanten bestehend, enthält von den erstern Steinen, das Kostbarste und Seltenste, was wohl in diesem Augenblicke in Europa angetroffen wird. Neben diesem Diademe schweben zwei Tauben und zwei Engel ganz aus Brillanten, die zum Theil gefärbt sind. Der Eigenthümer bemerkte, dass zu diesem Ende viermal so viel Steine herbeigeschafft werden mussten, als wirklich gebraucht wurden, da dieses Färben nur sehr selten in solcher Vollendung gelingt. Diese künstlichen Gegenstände sind in Paris gefasst; eine überraschende Arbeit! Die Köpfe der Engel, wie Basreliefs, Nasen, Augen, Mund, alles gehörig hervortretend und nach einer allerliebsten Zeichnung voll lieblichen Ausdrucks aus Brillanten zusammengesetzt. Ein Wortspielmacher würde hier mit Recht ausrufen: Diese Fassung, die man nicht fassen kann, bringt aus der Fassung!

Die Engel halten eine Schnur aus ungefähr fünf und dreissig Perlen, deren Werth sich auf dreimalhunderttausend Franken beläuft. Dies soll das bei Weitem Seltenste und Kostbarste der ganzen Prächtigkeit seyn. Eine Schnur, die werth ist, sich um den Hals einer Kaiserin zu schlingen! Nun folgt der Namenszug der Kaiserin, etwa einen Fuss hoch und an der dicksten Stelle wohl einen Zoll breit, aus weissen Brillanten, und eine Huldigung in kleinern Lettern aus denselben Steinen. Ausser diesem sind nun noch als Verzierungen ungeheure Brasilianische Smaragde, von seltener Schönheit, und andere Steine wie Rosetten und Blumen auf den schwarzen Sammt hingestreut. Der breite Rahmen des Ganzen besteht zuerst aus Bouquets von Türkissen, die in Petersburg gefasst sind, aus andern Bouquets von Opalen und Rubinen, in Wien gefasst, aus Arabesken von Perlen aus London, und endlich aus Aigretten von Smaragden aus Paris. Das zweite Tableau, das den Namen des Kaisers mit der widmenden Inschrift enthält, zeigt statt des freien Diadems eine befestigte Kaiserkrone, in der drei Solitärs von bedeutender Grösse aus dem Feuer der übrigen Steine hervorstrahlen. Unter der Krone befindet sich der Doppeladler, mit dem Oestreichischen und Lombardischen Wappen und der eisernen Krone, ganz in farbigen Steinen ausgeführt. Krone, Adler, und die grössere Schrift sind ebenfalls in Paris, die kleinere Schrift und einzelne Ornamente aber in Mailand ausgeführt worden.

Vier Monate wurden dazu erfordert die Steine in dieser Auswahl herbei zu schaffen, und sechs Monate gebrauchten die geschicktesten Juweliere in Paris, London, Petersburg, Wien und Mailand, um dies Alles zu vollenden. Etwas Bestimmtes über den Zweck dieser Arbeit konnte ich nicht erfahren. Dass der Eigenthümer im Sinne habe, die Kostbarkeiten auszuspielen, wie früher hie und da verlautete, ist nicht nur nicht wahrscheinlich, sondern auch von ihm selbst widerlegt. Er versicherte übrigens, dass er das Unternehmen allein und für seine eigene Rechnung begonnen habe; wahrscheinlich ist es, dass er bedeutend verkaufen wird, da Alles, bis auf die Krone und die Namenszüge, auseinander genommen, und zu Damenschmuck der verschiedensten Art, in seiner jetzigen Fassung, verwendet werden kann.

Como, 25. August 1838.

Diesen Morgen um sechs Uhr machte ich mich von Mailand auf den Weg um den Empfang Sr. Kaiserlichen Majestät in Como zu sehen. Die ganze Strasse war von Wagen der mannigfaltigsten Art belebt, und als wir den halben Weg in Barlasina erreicht hatten, mussten wir uns das Frühstück schon förmlich erkämpfen.

Der deutsche Wirth verliert bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nur den Kopf; der italienische aber auch das Herz. Er ist im Stande hungrige Geschöpfe geradezu erbarmungslos verschmachten zu lassen, und zuletzt seine Hilfe an solche Bedingungen zu knüpfen, die von offenbarer Verrücktheit zeugen. So musste ein Holländer, der mir gegenüber, zwei Tassen Milch trank, eine halbe Krone dafür zahlen, er mochte sich ärgern, so viel er wollte. Das Wort Billigkeit ist in dem Wörterbuche dieser Leute nicht anzutreffen, und was früher nicht accordirt ist, muss zu dem geforderten Preise entrichtet werden. Jeder Kläger würde in solchem Falle seinen Prozess verlieren. Wer sollte nun wohl aber daran denken, um zwei Tassen Milch, auf der Durchreise genossen, während eines Halts von einer halben Stunde, vorher zu handeln. Mir fiel Nicolai ein, und ich bat ihm das Unrecht ab, das ihm meine Landsleute gethan.

An beiden Seiten der Strasse strömten nun die Landleute, in ihrem unscheinbaren Festcostüme aus grünem Manchester und verschossenem Nankin, auf das sich der von den Fahrenden aufgewühlte Staub gelegt hatte, um ihnen ein noch trübseligeres Ansehen zu geben. Hinter Barlasina ging's bald lustiger, da sich der Weg zu senken begann, und endlich ziemlich steil nach dem See hinabfiel.

Nun waren wir in Como; die Menge der Wagen, die vor den Gasthöfen in der Vorstadt hielt, und das Gedränge, das sich in allen Zugängen desselben kund gab, schien uns ein übles Vorzeichen. Wir rollten durch die Stadt, dem Dome vorbei, gerade dem Hafen zu, um in dem besten Hôtel, „zum Engel," eine Unterkunft zu finden. Kaum waren wir jedoch auf der Höhe, vor dem Hafen angelangt, wo uns der goldene Engel die Schwingen gastfrei entgegenstreckte, so trieb es uns wieder hinaus in's Getümmel. Denn unter Kanonendonner schwebte ein wunderbar künstliches Gebäude auf dem See einher, aus dessen

Innern eine kriegerische Musik ertönte, und Alles schrie „der Kaiser! der Kaiser!“ und stürzte sich mit unbeschreiblicher Hast dem Seegestade, nach Borgo di Vico zu, wo die schöne Villa des Marchese Raimondi, zum Empfange des erlauchten Gastes, vorbereitet war.

Auch ich folgte dem Zuge, indem ich den Wagen verliess, der auf einem Umwege nachfahren musste, damit ich den Moment des Landens nicht versäumte. So lief ich denn eine starke Viertelstunde, in italienischer Mittagshitze, am See hin, bis ich mich auf dem Platze befand, wo die Truppen Spalier gemacht, und Wagen und Fussgänger Posto gefasst hatten. Ich habe oft mit Prinz Heinz gelacht, wenn er; Fallstaff verspottend, ausruft:

»Er ſpickt den Boden mit ſeinem Fette!«

Heute konnte ich nur mit grossem Ernste an diese Worte denken, die mir durch die natürlichste Ideenassociation einfielen.

Das seltsame Gebäude auf dem Wasser näherte sich indess dem Ufer, wie in Kreisen, die es zum Vergnügen machte; es wählte diese Umwege, wie es schien, um sich recht von allen Seiten zu zeigen; die Musik darin wurde immer vernehmlicher. Es war wie aus weissem Marmor, nach einer fabelhaften Architectur, mit Spitzen und Figuren mancherlei Art verziert, und oben darauf prangte eine Statue, deren Bedeutung ich aus der Ferne nicht zu entziffern vermochte. Der Kaiser konnte sich auf diesem Schiffe nicht befinden, das wurde mir bald klar.

Nun wurde der Donner der Kanonen stärker, die Glocken von Como mischten sich darein, Trommeln wirbelten, die Menge drängte sich wogender hin und her, die Truppen ordneten die Gasse. Um die Ecke bog das Dampfschiff, von einer Menge Barken umschwärmt. Dies trug den Monarchen und sein nächstes Gefolge.

Das Dampfschiff war ringsumher mit einer rothen Drapperie behängt und mit Kränzen verziert; das Verdeck schirmte ein Zelt aus blauen und gelben Streifen, den Farben der Lombardie. Ich muss gestehen, dass diese Zusammenstellung von roth, grün, gelb und blau, auf meine Augen nicht eben den bessten Eindruck machte. Langsam näherte sich das Schiff dem Gestade, in dem Moment des Landens, liess die aufgestellte Musik die Nationalhymne ertönen. S. D. der Herr Fürst von Metternich und I.I. E.E. die Herren Grafen von Kolowrat und Radezki, letzterer General-Commandant des Königreichs, umgeben von den geistlichen und weltlichen Behörden der Provinz, empfingen Se. Majestät den Kaiser nebst dessen erhabener Gemahlin, beim Aussteigen, und geleiteten Sie nach dem Pallaste, in dessen Saal I. K. H. die Frau Erzherzogin-Vicekönigin Ihrer harrte. Der Kaiser ging, huldvoll grüssend, durch die Vivat rufende Menge. Bald darauf erschien er auf dem grossen Balcon; er trug die Generaluniform und hatte den Hut auf dem Kopfe. Alle Fenster der Villa waren mit Köpfen besetzt. Der Kaiser grüsste häufig durch Anlegen der Hand an den Hut, entblösste endlich zum Abschiede das Haupt, und verliess den Balcon. Die Menge blieb noch harrend stehen, oder drängte sich unter die Zelte, um sich an Mailänder Bier oder Birrone von Chiavenna zu erlaben.

Nach aufgehobener Mittagstafel machte Se. K. Majestät eine Fahrt durch die Stadt und besuchte auch die Ruinen des Castells Baradello, aus den Zeiten Friedrich Barbarossa's. Das erfreute Volk lief zu beiden Seiten des Wagens mit lautem Geschrei einher.

Ich liess mich nach dem Engel zurück fahren. Meine schon oft gemachte Beobachtung bestätigte sich auch hier. Der Wirth hatte wirklich Herz und Kopf verloren. Ich musste, um nur etwas von ihm zu erhalten, sogleich erklären, dass ich keine Ansprüche darauf machte, in seinem Hôtel übernachten zu wollen, dann erlaubte er mir, in den grossen Fliegensaal, zu ebener Erde, einzutreten. Ich machte die bescheidene Forderung, mir doch zu gestatten, eine kleine Treppe hinanzusteigen, um in einem zierlichen, kleinen, luftigen Gemache Platz zu nehmen, wo erst noch wenige Gäste versammelt waren. Dies gab ich ihm zu bemerken. Er aber erwiederte hohnlachend: „Wenig Gäste! wartet eine Viertelstunde, dann sollt Ihr sehen!" Was war zu thun? Der Fliegensaal oder Hungern — ich konnte mich zu Letzterm nicht bequemen. Dieser Fliegensaal war ein langer, halbunterirdischer, niedriger und schmutziger Gang, in dem eine Unzahl von Fliegen ihr Unwesen trieb. Es war ein Vorhof der Hölle! Nie bin ich von diesem Geschmeiss noch ärger geplagt worden, als hier. Nach langem Warten war ich endlich so glücklich, einen ziemlich bereitwilligen Kellner zu erhaschen, der mir das grosse Staatsgeheimniss, nach dem ich schon so lange vergeblich forschte, offenbarte: man könne hier zu drei und zu fünf Franken zu Mittag speisen. Da ich nichts erwartete, wollte ich wenigstens mein Geld behalten und forderte ein Diner zu drei Franken. Der Kellner sprang fort, als läge ihm selbst daran, meinen Hunger zu stillen; allein ich sässe wahrscheinlich noch im Salon des mouches zu Como, wenn ich seine Rückkehr zu mir hätte abwarten wollen.

Endlich mache ich mich auf den Weg zur Küche, wo ein Heer von Köchen und Küchenjungen ihr Geschäft so recht im Grossen trieb. Glücklicherweise erblicke ich meinen Kellner, der ohne die geringste Entschuldigung über sein langes Ausbleiben, mir nun als ein zweites grosses Staatsgeheimniss beichtet: „man könne heute nicht zu drei Franken, sondern nur zu fünf Franken speisen, oder aber auch sich einzelne Schüsseln à la Carte serviren lassen.“ Ich entschied mich für das Letztere, und er machte mir sogleich den Küchenzettel. „Eine Suppe,“ — ja. — „Ein Stück Rindfleisch mit Gemüse,“ — gut. — „Ein Huhn oder ein gutes Stückchen vom gebratenen Kalbe mit Salat,“ — zufrieden. — „Früchte, Dessert?“ — Das wollen wir sehen — nur einstweilen den Anfang gemacht!

Und der Kellner sprang fort. —

Aber ich wartete und Niemand kam. Durch die offene Thür sah ich dampfende Schüsseln nach allen Richtungen tragen, deren Duft sich in den Fliegensaal zog, rund um mich bewegte Alles die Kinnbacken, nur ich musste Tantals Qual erdulden. Warum nur mir dieses? fragte ich, und der Himmel blieb mir nicht lange die Antwort schuldig. Der Kellner kam und brachte mir einen Klumpen unförmlichen Rindfleisches, ohne Sauce, Gemüse, noch sonst etwas.

„Wo ist die Suppe?“

— Sie wird gekocht — noch nicht fertig.

Ich gab das Fleisch zurück, und machte mich zum zweiten Mal auf den Weg zur Küche. Mein Entschluss war bald gefasst, nachdem ich das Geheimniss erst selbst recht ergründet hatte. Die Bevorzugten zahlten alle fünf Franken, und verliessen sich auf die Discretion des Wirths. Ich rief: „Fünf Franken für den Kopf,“ und fünf Minuten später stand der dampfende Reis vor meiner Nase. Ich konnte mit dem Diner zufrieden seyn, bei dem weder Fische des See's noch Vögel des Gebirges fehlten. Da es aber nicht möglich war, ein Zimmer zu bekommen, so war ich genöthigt, bis zum Abend vor dem Kaffeehause des Hafens mit hundert Andern zu bivouaquiren. Diese Stunden waren sauer und heiss, und ich war froh, als ich sie hinter mir hatte. Die Barken behängten sich nun mit buntfarbigen Papierlaternen, die zum Theil ganz artig bemalt waren, und die Häuser steckten sich riesengrosse Wachsfackeln vor die Brust und guckten mit weitgeöffneten Fenstern, wie mit offenen Augen, zwischen durch. Das abendliche Fest regte sich in allen Ecken und Enden.

Drehorgeln und Guitarren, die den ganzen Tag über gequäckt und geschwirrt hatten, wurden jetzt übertönt von dem Lärmen des Volks, und nur dann und wann brach ein schriller Ton durch das volltönende italienische Gewirr, das mein Ohr vernahm, und das trotz des verstümmelten Dialects im Einzelnen, doch noch immer den Totaleindruck der melodischsten Sprache machte.

Die Barkenführer, die anfänglich ihre Forderungen übermässig gespannt hatten, für eine Barke mit zwei Ruderern hundert Franken, liessen jetzt bedeutend nach, als sie, trotz des Andrangs, noch viele leere Fahrzeuge sahen. Auch das Dampfschiff kam von der Villa Raimondi herüber, und hing schöne Kronleuchter in seinem Zelte auf, und schmückte sich mit Blumen, um eine Lustfahrt durch das beleuchtete Revier zu machen. Auf den Höhen erglommen die Lichter; einige bildeten architectonische Linien, andere huschten auf und ab durch das Laub, wie von Elfen getragen. Hoch droben, auf den höchsten Spitzen, erhellten sich stille Kirchlein von Innen, und ihre langen, gelben Fenster deuteten an, dass drinnen gebetet wurde für die Erhaltung desjenigen, dem das Fest zu Ehren gefeiert wurde. Das Schiessen, das den Tag über gedauert hatte, verdoppelte sich; die Stadt schwamm in Brillantfeuer, und der See wiederstrahlte es; der prächtige Dom, dessen Kuppel nur beleuchtet war, schien wie ein kolossales Sternbild am Firmament zu schweben.

Ich verliess mein Standquartier am Hafen, um nach der Villa Raimondi hinzufahren. — Die Beleuchtung des Thors, die eben Statt fand, nöthigte mich einen Umweg zu machen, der mich durch eine lange Allee führte; dieser Zufall brachte mich zu einer der grössten Ueberraschungen, die ich nie vergessen werde.

Plötzlich öffnete sich eine Zauberwelt vor meinen Blicken, und wer die so eigenthümliche Lage Como's kennt, wird mein Entzücken begreiflich finden. Das weite Amphitheater des Sees mit den Höhen ringsumher strahlte in tausendfaltigem Schimmer; rechts im Hintergrunde die Stadt Como, links schöne Villen, der Vorgrund von sich durchkreuzenden Alleen gebildet, die zu beiden Seiten mit farbigen Ballons erleuchtet waren. Auf dem See selbst unzählige Barken, und dazwischen grosse Schiffe, deren Structur an die Schilderungen der tausend und einen Nacht erinnerten. Hier türkische Kiosks aus dem Grün von Orangenbäumen in buntester Farbenpracht emporschimmernd, die sich langsam auf dem See bewegten, dort chinesische Thürme, griechische Tempel, mittelalterliche Donjons, Alles bunt durcheinander, und überall Musik, überall Freudengeschrei, überall die schwarze, zahllose, im dichtesten Gewirre sich drängende Menge, Pferde, Wagen, das fremde Idiom dazu, das uns umtönte — ich glaubte zu träumen. Die Pracht erfreute mich, ich fühlte die Seltenheit des Schauspiels, und doch beengte mich der Gedanke, mich mitten in diesem Gewirr zu befinden, das ein blinder Zufall, eine falsch geschleuderte Rakete, ein Missverständniss, eine Verkennung in einen Sturmwind, in ein brandendes Meer verwandeln konnte, dem nichts zu entrinnen im Stande gewesen wäre.

I.I. M.M. bestiegen eine Barke und fuhren auf dem See mitten unter den jubelnden Menschen.

Starke Kanonenschläge, dass die grossen Fenster der Villa Raimondi erzitterten, verkündeten das Beginnen des Feuerwerks. Es war gelungen ausgeführt, wenn gleich nichts Ueberraschendes dabei vorkam. Das Schönste war, als ein mittelalterliches Fort auf dem See Leuchtkugeln zu werfen begann, welche die Gegend bald mit rothem, bald mit blauem Licht erhellten. Zuletzt strahlte das Fort selbst im Brillantfeuer, und übertraf damit die ganze Umgebung. Der kaiserlichen Villa gegenüber glänzte an der Bergwand ein Vivat mit der Namenschiffre des Kaisers in kolossalen Verhältnissen.

Geblendet und betäubt von dem Gesehenen, liess ich umkehren, und rollte Mailand zu. Eine weite Strecke hin hatten wir noch den Schein der Beleuchtung, und als wir uns endlich schon weit weg von Como und seinem Feste befanden, begleiteten uns noch zu beiden Seiten des Weges die Reihen heimkehrender Landleute. Diese nächtlichen Wanderer schritten stark nebeneinander her, ohne viel zu sprechen; von Singen und Schreien, wie man solches in Deutschland bei ähnlichen Gelegenheiten vernimmt, war gar nichts zu hören. Wir befanden uns in einem langen Wagenzuge; alle Wirthshäuser an der Strasse waren erleuchtet; Alles war voll; überall assen und tranken die Leute; nirgends ist mir ein Betrunkener aufgestossen. Man war lustig, man lachte und scherzte, allein man zankte nicht, man raufte nicht. Was will man denn immer von sinnlichern, hitzigern Südländern sprechen? wer hat das Mährchen erfunden? Jeder Jahrmarkt in Norddeutschland zählt seine Excesse, und hier in Como, bei seinem grössten Feste, wo die Bevölkerung von hundert Ortschaften zusammenströmte, war Alles so ruhig und ordentlich, und übernahm sich nicht im Geringsten; ich habe Respect vor diesen Italienern bekommen. Entweder trinken die Deutschen wirklich so unmässig, wie das Ausland ihnen vorwirft, oder sie können nichts vertragen. —

Beim anbrechenden Morgen hatte ich das Thor von Mailand erreicht; der Wagenzug bewegte sich nur langsam in die Stadt, da ein Jeder um seinen Ausweis befragt werden musste. Viele Extraposten rollten an uns vorüber, Prinzen und Vornehme waren darunter; Alles deutete die Nähe des Kaisers, seinen bevorstehenden Einzug in die Hauptstadt an. Endlich war es auch uns vergönnt, weiter zu fahren.

Erschöpft warf ich mich auf's Lager; das Erlebte kam mir wie ein Traum vor, und noch jetzt erscheint mir jene Nacht in Como wie ein arabisches Mährchen.

Drei Tage verweilt S. M. der Kaiser in der Villa Raimondi, und begibt sich dann von dort nach dem kaiserlichen Pallast in Monza, wo bis zum ersten September Rast gemacht wird. Auch Monza wird es an einer überaus glänzenden Beleuchtung nicht fehlen lassen, die jedoch der von Como nachstehen muss, da hier die Oertlichkeit so viel dazu beitrug, den Eindruck bis zum Zauberhaften zu steigern. An dem Abende, wo der Kaiser das Theater in Monza mit seiner hohen Gegenwart beehren wird, gibt die recht gute Gesellschaft des Cannobianatheaters eine Vorstellung der komischen Oper von Ricci „Gli Esposti," die sie schon mit grossem Beifall in Mailand aufgeführt hat, und die liebenswürdige Cerrito aus Neapel wird mit Signora Groll die Mazurka tanzen. Die letztern beiden sind von der Scala engagirt worden, weil das komische Ballet der Cannobiana für diese Veranlassung nicht genügend erschien.

Wieder in Mailand.

Man erhält heute folgendes gedruckte Programm der hier, während der Anwesenheit II. M.M. Statt findenden Feierlichkeiten:

1. September. Samstag.

Ankunft II. M.M. in Loreto.
Feierlicher Einzug.
Beleuchtung der Stadt.

2. September. Sonntag.

Vorstellung der Behörden, der Geistlichkeit u. s. w.

Bewilligte Audienz an die Centralvereine, um S. M. den Kaiser zu bitten, das Institut der Lombardisch-Venetianischen Edelgarde, als Krönungsgeschenk huldreichst anzunehmen.

Grosse Mittagstafel bei Hofe.

Fahrt nach dem Corso.

Besuch des königlichen Theaters alla Scala. (Théatre paré.)

3. September. Montag.

Huldigungsleistung.

Nach der Tafel Damenpräsentation bei I. M. der Kaiserin.

Ballfest im Casino der adeligen Gesellschaft.

4. September. Dienstag.

Besuch der öffentlichen Anstalten.

Ballfest bei Hofe für 4000 Personen.

5. September. Mittwoch.

Fortgesetzter Besuch der öffentlichen Anstalten.

Ballfest im Casino der Gartengesellschaft.

6. September. Donnerstag.

Krönung.

Bankett.

Volksfest.

Beleuchtung der Stadt.

7. September. Freitag.

Besuch der Kunstausstellung.

Concert bei Hofe von den Professoren und Schülern des königlichen Conservatoriums.

8. September. Samstag.

Feierlicher Zug nach St. Ambrosio.

Abends: Staatsgeschäfte.

9. September. Sonntag.

Militärische Messe und Defiliren der Truppen.

Grosse Tafel bei Hofe.

Grosses Ballfest der Stadt Mailand im königlichen Theater alla Scala.

10. September. Montag.

Manœuvre.
Nach der Tafel: Feierliche Inauguration des Arco della Pace.
Schauspiel und Feuerwerk in der Arena.

11. September. Dienstag.

Besuch der Industrie-Ausstellung.
Grosse Tafel bei Hofe.
Ball bei dem Gouverneur der Lombardei.

12. September. Mittwoch.

Ballfest bei Hofe für den courfähigen Adel.

13. September. Donnerstag.

Grosse Tafel bei Hofe.
Nächtlicher Corso und Beleuchtung des grossen Exercierplatzes.

14. September. Freitag.

Zweiter Besuch der Kunstausstellung.
Nach der Tafel: Abschieds-Audienz.
Zweiter Besuch im königlichen Theater alla Scala.

15. September. Sonnabend.

Abreise II. M.M.

Wenn ich dies Programm überblicke — welche Masse von Pracht und Glanz! wer wird im Stande seyn, dies Alles zu geniessen, in sich aufzunehmen, zu verarbeiten, wieder zu geben? Die Aufgabe ist schwerer, als ich sie mir anfänglich dachte. Es ist hier nicht von einer blossen Staatsaction die Rede, die sich langsam vor dem Auge des Beschauenden abspinnt; das Herz wird dabei ergriffen, man weiss nicht wie, und was sich uns in starrer Majestät nahete, erregt unsere Theilnahme, rührt uns, treibt uns an, in die lauten Acclamationen der jubelnden Menge einzustimmen. Es sind die Segnungen des Friedens, dessen Dauer uns alle diese hehren Veranstaltungen verbürgen, es ist der Sieg der weisen Ordnung über Willkühr und Anmassung, dies fühlen die Italiener in diesem Augenblicke; ihre Felder, ihre Fabriken, Alles blüht; die Künste erheben sich schöner, überall Reichthum, Glanz und Zufriedenheit. Und wir fühlen es mit; und nicht wenig erhebt es unser Gefühl, dass der Held des Tages ja der Sohn des letzten deutschen Kaisers ist.

Ich höre Musik und Trommeln auf der Strasse, die lombardische Edelgarde zieht vor das Hôtel ihres Commandanten, des Herrn Grafen Annoni; der Kaiser kommt; schnell auf den Posten.

Mailand, 1. September 1838.

Schon am gestrigen Abende waren lange Züge von Reisenden in den Strassen gesehen worden, die noch kurz vor dem Beginne der Festlichkeiten eine Herberge suchten; aber so gross auch der Andrang seyn mochte, so fanden doch Alle noch ihr Unterkommen.

Die Mailänder hatten sich eben im Ganzen verrechnet. Ihr Vertrauen auf die Engländer gränzte an's Fabelhafte. Wollte man anfänglich etwas erstehen oder miethen, so war es längst schon von einigen Lords und ihren Familien in Anspruch genommen. Diese Fenster, jene Balcone konnte man um keinen Preis der Welt erstehen, weil vornehme Engländer von Como oder dem Lago maggiore sie schon bestellt hatten; Wagen sollten sie schon für die ganze Dauer der Krönung zu enormen Preisen gemiethet haben u. s. w. Aber an dem Allen war kein wahres Wort; diese italienischen Kleinbürger muss man kennen. Da hiess es ruhig abwarten, und wer sich nicht erhitzte, sondern die Sachen erst an sich kommen liess, erhielt am Ende Alles was er wünschte, ohne grosse Opfer. Die Späten hatten es dadurch besser als die Frühen; da diese durch das anfängliche Treiben irre geleitet, manchen Preis bewilligten, den die zuletzt Angekommenen nicht mehr zu zahlen brauchten, als die grausam Enttäuschten die mit so grosser Bestimmtheit erwarteten Engländer nicht einziehen sahen.

Man kaufte einige Ellen weissen und rothen Zeug, drappirte damit Alkove und Fenster, und glaubte nun fest überzeugt seyn zu können, dass die Fremden drei bis fünfhundert Franken dafür zahlen würden.

Im Ganzen ist aber doch die Theurung gross, und in den Gasthäusern sind die Preise wohl um's Vierfache gestiegen; auch bei dem geringsten Aufwande, den man macht, sind die Kosten bedeutend, und alles Ungewöhnliche muss mit Golde aufgewogen werden. Man sieht vornehme Leute der ersten Klassen, selbst regierende Fürsten an den Wirthstafeln essen, um die Ausgaben nicht noch mehr zu erhöhen.

ibl.
hen

Schon vom frühen Morgen des ersten September hatten die Strassen ein äusserst belebtes Ansehen. Aus allen Fenstern, von allen Balconen hingen lange seidene Decken von den verschiedensten Farben, nach italienischer Sitte, welches bei der Unregelmässigkeit der Häuserfronten und der zufälligen Zusammenstellung der Farben, den Strassen ein zwar sehr buntes, doch keinesweges geschmackvolles und festliches Ansehen gab; ich muss der deutschen Weise, sie mit Laub zu schmücken, unbedingt den Vorzug ertheilen.

Die Tribunen und Sitze, die überall, wo der Raum es zugelassen, angebracht worden waren, hatte man mit rothen und weissen Drapperien verziert, und auch wohl emblematische Bilder damit verbunden, die zugleich bei der am Abend Statt findenden Beleuchtung gebraucht werden sollten. Die Porta orientale, durch die der Kaiser einzog, bot einen wahrhaft prächtigen Anblick; die beiden, zur Seite der Strasse gelegenen schönen Gebäude, mit vergoldeten Figuren besetzt, welche den goldgestickten Sammtbaldachin trugen, von zwei mächtigen Flaggen überragt, die an zwei himmelhohen Stangen aufgezogen waren.

Der grosse Porticus, den man vor dem Dome errichtet hatte, entsprach hingegen meinen davon gehegten Erwartungen keinesweges. Er sah viel zu sehr einer Theaterdecoration gleich, um in Verbindung mit der Gediegenheit des majestätischen Baues aus weissem Marmor einen günstigen Eindruck zu machen. Wie ich höre, hatte aber auch der geschickte Decorateur des Theaters alla Scala, Herr Sanguirico, diese Arbeiten geleitet, die man viel eher einem berühmten Architecten hätte übertragen sollen.

Statt sich auf den mittlern Eingang zu beschränken, und diesen mit würdiger Einfachheit und wirklicher Pracht zweckmässig zu verzieren, hatte vor der ganzen grossen Façade des Riesenbaues ein Werk aus Latten, mit gemalter Leinwand bekleidet, Platz gegriffen, ganz in der Art unserer gewöhnlichen Decorationsmalerei ausgeführt. Gemalte Adler, Wappen, Inschriften auf Latten und Pappendeckel waren überall daran befestigt, und das Ganze schon bunt genug ausgeführt, schmückten noch überdies ungeheure Drapperien von rother und blauer Farbe mit breiten Einfassungen von Goldzindel; der gedielte Weg vom Dome zum königlichen Pallaste war mit einer grünen Decke belegt. Man kann sich vorstellen, dass diese grellen Contraste, die dem Auge keine Ruhe liessen, auch den Geschmack nicht befriedigen konnten, und dies fanden die Mailänder selbst, die es an ernsten und spöttischen Rügen nicht fehlen liessen. So trugen sie sich z. B. schon seit mehren Tagen mit einem Verslein, das so lautete: VISCONTI hat den Dom gebaut, NAPOLEON hat ihn vollendet, und SANGUIRICO verunstaltet.

Der Morgen war herrlich; die Hitze nicht drückend; ein leichter Wind strömte von Zeit zu Zeit durch die Strasse, um die Harrenden zu kühlen; ein Himmel von ächtitalienischem Blau schwebte über der Stadt.

Vor dem Dome hatten sich Polizeisoldaten aufgestellt; links vom Eingange, den Platz hinan bis zum königlichen Pallaste ein herrliches Bataillon italienischer Grenadiere, hinter diesen grüne Husaren, ihnen gegenüber böhmische Infanterie, die auch den Platz der Kaufleute, vor dem Dome, einfasste, in dessen Mitte eine zahlreiche Generalität, umgeben von vielen Offizieren aller Waffengattungen, zu Pferde hielt. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein greiser ungarischer General, in der scharlachrothen, goldgestickten Husarenuniform, den weissen Pelz auf der Schulter, in edeler Haltung auf dem zierlichen Rosse, das unter ihm zu tanzen schien. Der schöne Gebrauch, die Kopfbedeckung mit Eichenlaub zu schmücken, gab den Truppen ein überaus frisches und festliches Ansehen. Die einfache und characteristische Uniformirung des kaiserlichen Militairs machte einen schönen Eindruck. Die Originalhusaren werden einmal in keinem andern Heere wiedergefunden; Alles ist hier aus einem Gusse, der Reiter und sein Pferd gehören zusammen, und trügen nachgemachte Husaren auch eine viel reichere Uniform, sie würden dennoch nie dem Ungar gleichkommen, der mit weit dahin fliegendem Pelz, in der eigenthümlichen Haltung, und mit dem prächtigen magyarischen Schnurrbarte einhersprengt. Wie nur dem Spanier der Mantel, so steht nur dem Ungar und Polen der Schnurrbart schön; und alle Andern, die es ihnen darin gleich thun wollen, mögen diese Nationen wie edle Muster eifrig studiren. Selbst dem gemeinen Ungarn ist etwas Edeles aufgedrückt; ist's nicht im Gesicht, so ist's doch sicher in der Haltung, aber dann vornehmlich, wenn er zu Pferde sitzt.

Das Gehen und Kommen, das Hin- und Herreiten beschäftigte unaufhörlich; in jedem Augenblicke zog ein neuer interessanter Gegenstand die Aufmerksamkeit an. Von fremden Offizieren bemerkte man wenig; Alles, was ich wahrgenommen, beschränkte sich auf zwei Preussen, einige Sardinische, und einen Neapolitaner.

Nach und nach bildete sich ein zusammenhängendes Spalier, der Platz wurde von Menschen geleert, und Colonnen marschirten in den Dom und besetzten die Stufen unter dem Porticus.

Während diese Vorgänge und das Anschlagen der Glocken, den Augenblick der Ankunft des Kaisers in Loreto bezeichneten, regte sich in allen verschiedenen Theilen der festlichen Veranstaltungen noch eine Thätigkeit, die an's Komische gränzte. Hier wurde gehämmert, dort angestrichen; eine grosse Menge von Mädchen rutschten in Reih' und Glied auf den Knien umher, um die Tuchstreifen zusammenzunähen, mit denen der Boden bekleidet wurde, und Kerle mit Besen standen rottenweise da, um auf den Wink zu warten, ihr Kehrgeschäft beginnen zu können. Selbst auf dem grossen Altan des königlichen Pallastes wirkten noch die Tapezirer auf langen Leitern, um die Bekleidung mit Seide, Sammt und Goldstoff zu beschaffen, die recht malerisch angeordnet war. Dieses werktägige Treiben vor den Augen der so festtägig harrenden Menge, in der Nähe des wichtigen und bedeutungsvollen Moments, gab wieder einen Contrast von unbeschreiblicher Wirkung.

Eine glänzende Erscheinung brachte eine allgemeine Bewegung hervor. Vierundzwanzig Reiter der ungarischen Nobelgarde zogen auf den Pallast zu, von gemeinen Husaren gefolgt, die ihnen später die Pferde halten mussten, als sie abgestiegen waren. Die ungarische Edelgarde ist wohl die schönste der Welt. Das an sich schon so prächtige Nationalcostüm ist hier mit ausgesuchtem Geschmacke zu einem seltenen Ensemble verbunden. Die Farbe ist hochroth, doch nicht grell, überreich mit Silber verziert; das Pelzwerk silbergrau; statt der Mäntel Tigerfelle; die Mützen von Zobel, die Säcke daran grün; Reiher-, Adlerfedern und Aigretten von Edelsteinen. Die Waffen eben so geschmückt. Alle ritten Schimmel, der edelsten Race; Waldrappe, grün mit reicher Goldstickerei, darüber ein Tigerfell. Das anwesende Offizierpersonal strömte dem kleinen Trupp nach, der in stolzem Selbstbewusstseyn langsam einherritt; dann von den Rossen sprang und in den Pallast ging.

Nun kam aus einer Seitengasse die italienische Nobelgarde zu Fuss einhermarschirt, in prachtvollen Scharlachröcken, so reich mit Gold bedeckt, dass die Brust keine Spur der Farbe des Rocks zeigte, und sich wie ein goldener Panzer darstellte; kleine Patrontaschen an Goldbandelieren; dreieckige Hüte mit weissen Federn; weisse Pantalons. An der Spitze marschirten einige Trompeter. Der Zug, über hundert stark, begab sich in den Dom.

In Loreto, eine halbe Stunde von Mailand, war ein geschmackvoller Pavillon erbaut. Hier um 10 Uhr Morgens angekommen, verliessen I.I. M.M. nebst Ihrem hohen Gefolge die Reisewagen, und bestiegen die Prachtequipagen, in denen der Einzug in die Stadt gehalten werden sollte, nachdem sie die Huldigung der Ihnen entgegen geeilten hohen Personen und Deputationen empfangen hatten.

Von hier an waren an beiden Seiten des Weges schön verzierte Tribunen errichtet worden, die mit einer dichten Menschenmasse besetzt waren, welche mit tausendfachen Vivats die Luft erfüllte. In abgemessenen Entfernungen standen colossale Blumenvasen, goldene Löwen; die schönsten Bäume trugen die Wappen des Herrschers und des Landes, Namenszüge, emblematische Gemälde und Inschriften. Das Ganze gab das Bild eines Triumphzuges, nicht des kriegerischen Eroberers, sondern des friedlichen Triumphators, dessen Scepter der Oelzweig umwindet, und der überall Segen bringt, wo er erscheint.

Dies war der eigentliche Character des Festes, dies sprach sich in den Mienen, in den Handlungen aus.

Um halb zwölf kam der kaiserliche Zug an der Porta orientale an, wo der Podesta an der Spitze der Municipalität, Seiner Majestät die Schlüssel der Stadt auf einem Kissen überreichte, welche der Kaiser sogleich, mit einigen huldvollen Worten, dem Podesta wieder zurückgab.

Das Aufnehmen der Gewehre und das Ordnen der Truppen deutete nun auf den Anfang des feierlichen Einzugs, der sich dem Dome näherte.

Grüne Husaren, ihre Feldmusik an der Spitze eröffneten den Zug; hierauf folgten italienische Grenadiere mit klingendem Spiele. Beide Truppen mit ihren Commandanten.

Nun wurden dreizehn Reitpferde von ausgezeichneter Schönheit, prachtvoll aufgezäumt und mit reichen Decken behangen, einzeln vorübergeführt. Bei jedem Reitpferde gingen zwei Stallbediente in grosser Livree, und zwischen dem einen und dem andern Pferde, in grossen Zwischenräumen, ein Stallbedienter, eine schwarzgestickte Schabracke, gleich einem altspanischen Mantel, umgehängt, mit dem kaiserlichen Wappen in reichster Goldstickerei. Dies war eine wahrhaft grossartige Pracht, und die herrlichen Thiere, die sich bäumend und scharrend unter ihren kostbaren Decken von gesticktem Brocat, Sammt und Atlas fortbewegten, erregten ein allgemeines Erstaunen.

Jetzt folgte Dienerschaft in rother Livree.

Fiks del

Humbold sculp

Univ.Bibl.
München

Hierauf kamen Andere in der alten kaiserlichen Staatslivree, schwarz, alle Näthe mit handbreiten, gelben, sogenannten Holzborten, besetzt, und dreieckige, gallonirte Hüte auf dem Kopfe.

Nach diesen erschienen die Hoftrompeter und Pauker in gleicher Weise gekleidet.

Dreissig Herolde der königlichen Städte folgten paarweis zu Pferde, die von Livreebedienten geführt wurden. Die Herolde im mittelalterlichen Costüm, aus Sammt und Atlas, die Wappen der Städte des Königreichs auf den Mänteln gestickt, Baretts mit vielen Federn auf dem Kopfe. Lauter schöne Jünglinge, ächt italienische Physiognomien, mit langen, schwarzen Haaren, die unter den Baretten hervorwallten.

Jetzt fuhren hundert drei und dreissig zweispännige Wagen vor der Domkirche auf, aus denen die Herren der Municipalität, die Herren Delegaten der Städte und Provinzen, die Deputationen der Universitäten Padua und Pavia, so wie der Academie von Venedig und Mailand ausstiegen, und sich in die Kirche begaben.

Nun folgten zwei Kutschen mit Sechsen bespannt, in denen die Gouverneure von Mailand und Venedig sassen.

Hierauf kamen zwölf Pagen in rother Uniform, überreich mit Gold verbrämt, mit schwarzen Achselbändern, auf denen der Doppeladler, auf Schimmeln reitend, die von Stallbedienten geführt wurden. Zwei Kammerfouriere, in rother Uniform mit kleinen Stäben, führten diesen Zug an, und zwei andere beschlossen denselben.

Jetzt erschienen wieder sechs und sechszig zweispännige Wagen der courfähigen Personen, die am Dome ausstiegen, und sich in denselben begaben. Die Livreen waren zum Theil sehr prächtig und oft auch geschmackvoll; oft nach den seltsamen Farben und Uebungen alter Häuser, wie z. B. psittichgrün oder orange mit bunten Bändern u. s. w.

Zwei kaiserliche Hofkutschen, zweispännig, in denen Niemand sass.

Hierauf drei und dreissig zweispännige Gallawagen, in denen die Kämmerer, die Geheimen-Räthe und die lombardisch-venetianischen Grosswürdenträger, die sämmtlich am Dome ausstiegen, und sich in denselben verfügten.

Zwei sechsspännige Hofgallakutschen im alten Geschmacke, in denen der Oberstkämmerer, der Oberst-Hofmarschall und der erste Gran maggiordomo maggiore des Königreichs sassen. Die Dienerschaft in Galla ging zu beiden Seiten.

Eine sechsspännige Hofgallakutsche, in welcher S. K. K. Hoheit der Vicekönig. Die Pferde sehr reich geschirrt, hohe Federbüsche auf den Köpfen. Neben dem Wagen der eigene Gran maggiordomo S. K. H. zu Pferde; die Dienerschaft zu beiden Seiten.

Hierauf wurde ein Reitpferd geführt.

Drei kaiserliche Stallbediente zu Pferde.

Sechs kaiserlich östreichische Wappenherolde mit Stäben.

Der sechsspännige kaiserliche Gallawagen, ein alterthümliches Prachtstück aus den Zeiten Karls VI., in welchem Maria Theresia und Franz I. in Frankfurt gekrönt wurden. Der obere Theil aus venetianischem Spiegelglase, der untere herrliche Miniaturgemälde in reichen Vergoldungen zeigend. Die sechs weissen Pferde mit kostbaren Decken und ungeheuern Federbüschen, waren auf das Prachtvollste angeschirrt. Sechs Heiducken, gelb gekleidet, führten die Pferde. Die Kutscher in altspanischer Tracht, trugen hohe Mützen mit Reiherbüschen und schwarze lange Aermelmäntel; die Haare lang und gepudert. Rothe Trabanten zu beiden Seiten des Wagens. Der Kaiser trug die Interims-General-Uniform von grauer Farbe; an seiner Seite sass die Kaiserin, reich geschmückt. Es wurden rothbedeckte Stufen herbeigetragen, damit die hohen Personen aus dem Wagen steigen konnten, da diese keine Tritte haben, wie sie jetzt üblich sind.

Unmittelbar hinter dem Wagen I.I. M.M., und zum Theil ihn umgebend, ritten der Oberst-Stallmeister S. M. des Kaisers, der Oberst-Hofmeister I. M. der Kaiserin, die Capitäne der Leibwachen. Zur Rechten der General-Commandant des Königreichs, zur Linken der General-Adjudant S. M. des Kaisers, neben den hintersten Rädern des Wagens. An jedem Schlage drei Hoffouriere; zur Rechten der Inspector der Hofequipagen; sechs lombardo-venetianische Edelgarden, und neben denselben sechs von der deutschen Trabantengarde, bildeten die Einfassung, dann folgten die diensthuenden Pagen.

Vier sechsspännige Hofgallakutschen, gleichfalls im alten, prächtigen Geschmack, mit den zwölf diensthuenden Pallast-Damen und dem Gran maggiordomo maggiore I. M. der Kaiserin. Dann kam die kaiserliche Reiseequipage, mit zweien bespannt, umgeben von dem Postdirector von Mailand und andern Postbeamten, sämmtlich zu Pferde. Den Beschluss machte ein Abtheilung italienischer Nobelgarde zu Pferde, und ungarische Grenadiere mit klingendem Spiele.

Unter dem Portale des Domes empfingen I.I. K.K. M.M. Ihre erhabenen Verwandten, und der gesammte Clerus. Der Cardinal-Erzbischof von Mailand besprengte Ihre Majestäten mit dem Weihwasser, worauf sich Dieselben vor dem Hochaltare auf die Knie niederliessen.

Der Zug begab sich in folgender Ordnung dahin:

Die Geistlichkeit.
Die beiden Gouverneure von Mailand und Venedig.
Zwei Kammerfouriere.
Der Oberst-Hofmarschall und der Oberst-Stallmeister.
Der erste Gran maggiordomo maggiore des Königreichs.
Die Herolde mit bedeckten Häuptern.
I.I. K.K. H.H. die Erzherzöge, von ihrem Hofstaat begleitet.
I.I. K.K. M.M. unter dem Baldachin.
Der Oberstkämmerer.
Die Capitäne der Leibwachen und der General-Adjutant.
Der Gran maggiordomo und die Gran maggiordoma I. M. der Kaiserin.
Zwei Pagen, welche den Schlepp der Kaiserin trugen.
Die italienische Nobelgarde und die deutsche Trabanten-Leibwache.
I.I. K.K. H.H. die Erzherzoginnen, von ihren Hofstaaten begleitet.
Pagen, welche die Schleppen trugen.
Die zwölf Pallast-Damen.

Während in dem Dome das Te Deum abgesungen wurde, gaben alle auf dem Platze aufgestellten Truppen eine dreimalige Generaldecharge. Dazwischen spielte die Feldmusik. Bei dem Erscheinen des Kaisers erscholl der alte HAIDN'-sche Nationalgesang „Gott erhalte," und das versammelte Publikum sandte zahlreiche Eviva's in die Lüfte.

Nach dem Te Deum begab sich der ganze Zug zu Fusse in den Pallast. Voraus gingen sämmtliche Herolde paarweis, dann kamen die städtischen Behörden und die Delegaten, dann sechs Pagen, zwei Läufer, andere sechs Pagen, unter Vortretung eines Ceremonienmeisters, **S. Majestät der Kaiser**, mit entblösstem Haupte, unmittelbar nach demselben **J. Majestät die Kaiserin**, in einem weissen Kleide, das mit Brillanten besät war, und einem lilafarbenen Mantel, dessen Schleppe von zwei Pagen getragen wurde. Hierauf folgte I. Kais. Hoheit die Erzherzogin Vicekönigin, und I. K. M. die Herzogin von Parma, nebst allen andern Damen.

Die italienische Nobelgarde fasste den Zug von beiden Seiten ein.

Wenn ich nun von all' diesem Glanze Dasjenige bezeichnen soll, was den grössten Eindruck auf mich hervorbrachte, so war es die Erscheinung II. MM. in der Gallakutsche, die ein wahrhaftes Bild alter gediegener Kaiserpracht entfaltete. Man hatte mir vorher gesagt, dass eben dieser ehrwürdige Krönungswagen schon in frühern Zeiten in Frankfurt am Main, den deutschen Kaiser nach dem Römer gefahren hatte, dass unser letzter Kaiser auch darin gesessen, und da kann man leicht denken, auf welche Abwege, ein Träumer wie ich, in solchem Falle geräth. Ich stand dem marmornen Prachtdome in Mailand gegenüber, und glaubte doch, das ehrwürdige, unscheinbare Nicolaikirchlein vor mir zu sehen — und seitwärts brieten sie den Krönungsochsen, und aus dem Brunnen strömte Wein, gutes, deutsches Gewächs — aber von solchen Dingen war hier noch nichts zu merken, und wenn etwas dieser Art hier in Italien geschehen soll, so wird es wohl erst am Krönungstage vor sich gehen.

Kaum war der Kaiser vorüber, so war kein Halten mehr; das Volk durchbrach die Reihen des Militärs und strömte im eigentlichen Sinne dem Dome zu. Man liess es zu, dass die Leute die Schwellen überschritten um die innere Einrichtung anzusehen, die bis daher nur wenigen Geweihten gezeigt, für alle Uebrigen aber ein undurchdringliches Geheimniss geblieben war. Das Volk überrumpelte gleichsam die Wache, und es bedurfte nur einer kleinen Viertelstunde, dass diese wieder zur Besinnung gekommen war, und das neugierige Volk aus dem Tempel trieb, dessen Pforten wieder bis auf Weiteres geschlossen wurden.

Am Abend desselben Tages (Sonnabend, 1. September) fand die erste Beleuchtung Mailands Statt. Da noch andere zwei folgen sollen, und man hie und da schon die Anstalten dazu machen sieht, so will ich vorläufig annehmen, dass sie besser als die erste seyn werden. Weder der Dom, noch andere öffentliche Gebäude waren beleuchtet; die Häuser waren mit Fackeln besteckt, in den Fenstern waren Ballons von buntem Papier aufgehängt, und hie und da hatte man ein Portal mit einigen Lampenreihen umgeben, darauf beschränkte sich Alles. Es hiesse in den Ton der gewöhnlichsten Berichterstatter fallen, wenn man sagen wollte: „Mailand schwamm in einem Feuermeer.“ Ja, ich darf versichern, dass der Platz vor dem königlichen Pallaste und dem Dome so wenig erhellt war, dass man die Reihe der kaiserlichen Hofkutschen, die Abends nach acht Uhr ausfuhren, um die Beleuchtung anzusehen, selbst kaum wahrnehmen konnte. Ihre Kaiserlichen Majestäten machten den ganzen Giro des Corso, wie man es nennt, d. h. Sie fuhren so weit, als die Menge der Wagen es bedingte, ehe man umkehren konnte, ohne aus der Reihe zu biegen.

Nur drei Gebäude verdienten bei dieser Beleuchtung mit Auszeichnung genannt zu werden. Zuerst der Pallast des Herrn Grafen Annoni, dann die Palläste und der Garten des Lord Hertford und des Herrn Marchese Trivulzi. Der Erstere war mit Gemälden aller Art bekleidet; bunte Ballons schwebten unter dem Dache an blauen Guirlanden; die Namenszüge und Wappen des Kaisers waren vielfältig angebracht, und ein recht gutes Transparent zeigte das Bildniss des Monarchen von Genien umgeben, in Wolken über einem Regenbogen schwebend. — Lord Hertford hatte seinen Garten, der am Wasser liegt, feenhaft beleuchten lassen, und speiste mit seinen Gästen unter einem weiten Zelte, während das Publikum sich von Aussen am Zusehen ergötzte.

Die Beleuchtung der schon erwähnten Juwelentableaux konnte keine grossartige Wirkung machen, da die Strasse zu enge war, wo sie gezeigt wurden. Der Besitzer hätte besser gethan, zu diesem Behufe ein paar Fenster auf dem Domplatze zu miethen. Jetzt hat weder der Kaiser, noch sonst Jemand von Hofe diese Herrlichkeit in Augenschein genommen. Die Passage durch diese Strasse war übrigens lebensgefährlich; Alles war gesteckt voll, so dass man nur mit Mühe sich fortschieben lassen konnte. Die Polizei war jedoch musterhaft; Niemand durfte stehen bleiben, sondern nur das Vorbeigehen wurde gestattet. Auch hat man von keinem Unfall gehört.

Der Corso breitete sich bald durch alle Strassen der Stadt aus, und wir sahen die lange Reihe der prächtigsten und vornehmsten Equipagen, vom Balcon unsers Hôtels, sich langsam an uns vorüberbewegen. Dies Leben währte bis spät in die Nacht hinein. Was ich schon in Como zu bemerken Gelegenheit hatte, bewährte sich auch hier; mir sind weder Betrunkene noch ihr widriges Geschrei aufgestossen.

In der Nacht auf den Zweiten.

Betäubt und erschöpft von den Eindrücken dieses Tages sitze ich auf meinem Zimmer; um mich zu erholen, greife ich nach einem alten Buche; ich kann nicht schlafen. Ein dicker Foliant — es ist Muratori. Lass sehen, was der alte Herr von den Krönungen der römischen Kaiser berichtet, und dann vergleichen, wie sich die Krönung des lombardischen Königs im Jahre 1838 dazu verhält.

Ein Auszug des Gelesenen in freier Uebersetzung, wie die Eile sie bedingte, wird an dieser Stelle wohl nicht ungern gefunden werden.

I. ORDNUNG.

ZUR WEIHE UND KRÖNUNG DES KAISERS.

Wenn der zum Kaiser erwählte König bei der Porta Collina, welche bei dem Castell des Crescentius steht, angekommen ist, so soll er von der Geistlichkeit der Stadt mit Kreuz und Räucherpfanne ehrenvoll empfangen, und in Procession bis zu den Stufen der Sanct Peterskirche geführt werden, wobei von Allen das Responsorium „Ecce mitto Angelum meum“ gesungen wird, während die Kämmerer vor ihm her Geschenke auswerfen, und der Präfect der Stadt das Schwert voranträgt. Wenn er aber vor der Basilica auf der Strasse angekommen ist, welche die Cortina heisst, so ist er von den Senatoren bis zu den vorgenannten Stufen zu führen, wo diesen bei seinem Absteigen das Pferd, auf welchem er sass, zu übergeben ist. Indessen soll sich der Pabst mit seiner ganzen Geistlichkeit in der Sacristei für die Vollziehung der heiligen Functionen vorbereiten, und indem er in Procession bis zu der Kanzel hervortritt, welche oben an den Stufen ist, sich auf den Prälatenstuhl niederlassen, während auf der ersten Stufe rechts die Bischöfe und Presbytere und links die Cardinal-Diacone, und auf der nächst weitern Stufe die Subdiacone, die Acolythen, und um sie her der Primicerius und die Cantoren, mit den Fürsten, Edelleuten, Officialen und Ministerialen des päbstlichen Hofes sich aufstellen. Dann steigt der König mit seinen Erzbischöfen und Bischöfen, Fürsten und Magnaten zum Pabste hinan, küsst ihm ehrerbietig den Fuss, bietet ihm Gold an, so viel ihm beliebe, und soll von ihm zu Kuss und Umarmung freundlich empfangen werden. Wenn der Pabst endlich aufsteht, so führe ihn der König selbst auf der rechten Seite, und der Prior der Cardinaldiaconen von der linken, bis zur Kirche der heiligen Maria in Turribus, wo vor dem Altar, indem der Subdiacon den Text des Evangeliums hält, der König den körperlichen Eid auf folgende Art schwört: „Ich ***, Römischer König, mit Gottes Gnaden künftiger Kaiser, „verspreche, gelobe und schwöre vor Gott und dem heiligen Petrus, hinfortan „Beschützer und Vertheidiger des Pabstes und der heiligen römischen Kirche, „zu Wahrung alles dessen, was ihr nöthig und nützlich ist, zur Erhaltung ihrer „Besitzungen, Ehren und Rechte, so weit mich der göttliche Beistand unterstützen „wird, nach Wissen und Vermögen, mit Treu und Glauben, zu seyn. So wahr „mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

II. ORDNUNG

DER KRÖNUNG DES RÖMISCHEN KAISERS UND DER KAISERIN.

Die römische Ordnung zur Einsegnung des Kaisers beginnt, wenn er die Krone empfängt. Das Gelöbniss des Kaisers: „Im Namen Jesu Christi verspreche „und gelobe ich *** der Kaiser, vor Gott und dem heiligen Petrus, Beschützer „und Vertheidiger dieser heiligen römischen Kirche in Allem, was ihr nützlich „ist, so weit mir Gott dazu beisteht, nach meinem Wissen und Vermögen zu „seyn.“ Alsdann spreche der Bischof von Albanien vor der Silberpforte der St. Peterskirche das erste Gebet: „Gott, in dessen Händen die Herzen der „Könige sind, neige die Ohren Deiner Barmherzigkeit zu den Gebeten unserer „Niedrigkeit, und verleihe unserem Kaiser ***, Deinem Knechte, den Schutz „Deiner Weisheit, dass er seinen Rath aus Deinem Quell schöpfe, Dir gefalle, „und über alle Reiche herrlich sey.“ Das zweite Gebet aber spreche der Portuensische Bischof innerhalb der Kirche des heiligen Petrus also: „Gott, „unaussprechlicher Schöpfer der Welt, Urheber des menschlichen Geschlechtes, „Beherrscher und Erhalter des Reiches, der Du aus dem Schoosse Deines treuen „Freundes, unseres Erzvaters Abraham, einen König für alle kommende Geschlechter gewählt hast, segne diesen unsern gegenwärtigen König mit seinem „Heer durch die Fürbitte aller Heiligen mit Deinem reichen Segen, und mache „den Thron seines Reiches unerschütterlich fest. Suche ihn heim, wie Mosen im „Dornbusch, Josua in der Schlacht, Gideon auf dem Acker, Samuel im Tempel, „und übergiesse ihn mit dem himmlischen Segen und dem Thau Deiner Weisheit,

„wie ihn der heilige David im Psalmbuch, Salomo sein Sohn als Dein Geschenk
„vom Himmel empfing. Sey sein Harnisch gegen die Schaaren der Feinde, sein
„Helm im Gedränge, im Glücke die Demuth, und sein ewiger Schild zum
„Schutze. Gieb, dass die Völker ihm Treue, die Obersten seines Reiches Friede
„halten, Liebe üben, sich der Leidenschaften enthalten, Recht sprechen, die
„Wahrheit beschützen, und also das Volk fort und fort wachse unter Deinem
„ewigen Segen, und immer wie Sieger im Frieden vor Dir wandeln.“ Dann sollen
sie vor den Beichtstuhl des heiligen Apostel Petrus treten, und der König sich
auf das Angesicht zur Erde niederwerfen. Der Archidiacon spreche die Litanei.
Nach deren Beendigung salbe ihn der Bischof von Ostia aus der geweihten
Oelflasche am rechten Arm und zwischen den Schulterblättern, und spreche
folgendes Gebet: „Herr, allmächtiger Gott, dem alle Gewalt und Herrlichkeit
„zukommt, Dich flehen wir an in inbrünstiger Ehrfurcht und demüthigem
„Gebete, dass Du diesem, Deinem Knecht, ein glückliches Gedeihen seiner
„kaiserlichen Würde gewährest, dass ihm, den Du zur Regierung Deiner
„heiligen Kirche eingesetzt hast, in der Gegenwart nichts schade, in der Zukunft
„nichts entgegen sey, sondern er durch die Eingebung Deines heiligen Geistes
„das ihm unterthänige Volk mit Recht und Gerechtigkeit regieren könne, und
„Dich fürchte in allen seinen Werken, Dir ohne Unterlass zu gefallen strebe
„u. s. w.“ Hierauf folgt dieses Gebet: „Gott, Jesus Christus, Gottes Sohn, unser
„Herr, welcher von dem Vater mit dem Oel der Freude vor seinen Genossen
„gesalbt worden ist, giesse selbst durch gegenwärtige heilige Salbung den Segen
„des heiligen Geistes des Trösters über Dein Haupt und lasse diesen Segen bis
„zu den Tiefen Deines Herzens eindringen, damit Du würdig seyst, durch dieses
„sichtbare Geschenk unsichtbare Gabe zu empfahen, und, nachdem Du Dein
„irdisches Reich mit Recht und Gnade regieret hast, in Ewigkeit mit ihm zu
„regieren, der allein ohne Sünde lebt, und herrlich ist mit Gott dem Vater in
„Einigkeit des heiligen Geistes.“ Dann erst setze der Pabst vor dem Altar ihm
das Diadem auf das Haupt, indem er spreche: „Empfange das Zeichen der
„Glorie, im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, dass Du dem
„Erzfeinde und der Ansteckung aller Laster zum Trotze, also Recht und Gerechtigkeit
„liebest und in der Barmherzigkeit lebest, dass Du von unserm Herrn
„Jesus Christus selbst in Gemeinschaft aller Heiligen die Krone des ewigen Reiches
„empfahest. Der da lebt mit Gott dem Vater und dem heiligen Geiste.“

III. ORDNUNG

DER KRÖNUNG DES RÖMISCHEN KAISERS.

Es beginnt die römische Ordnung zur Weihe des Kaisers, wenn er die Krone vom heiligen Vater in der St. Peterskirche vor dem Altare des heiligen Mauritius empfängt. Am Sonntag geht der Neuerwählte mit seiner Gemahlin in die Kirche Sancta Maria Tenaspadina, die neben Terebiatum ist; hier soll er ehrenvoll von dem Präfecten der Stadt, von dem Pfalzgräfen des Lateran, und seine Gemahlin von dem Almosenier und Schatzmeister empfangen werden. Und man führt ihn durch den Porticus; alle Stadtgeistlichen sind mit Cappa (Kappenmantel), Planeta, Dalmatica (Oberkleid) und Tunica angethan, tragen die Räucherpfannen und singen: „Ecce mitto Angelum meum!“ bis zu der Kanzel des obern Raumes, der über den Stufen vor den ehernen Pforten der Sancta Maria in Turri ist. Hier sitzt der heilige Vater auf seinem Stuhl; um ihn her die Bischöfe und Cardinäle, Diacone und übrigen Orden der Kirche. Der erwählte Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Baronen, Clerikern und Laien, küssen dem Paste die Füsse, und nachdem die Königin mit oben genannten Führern auf die Seite zurückgetreten ist, schwört der Erwählte dem heiligen Vater Treue auf folgende Art: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Ich ***, „König und künftiger römischer Kaiser, verspreche und gelobe, und schwöre „bei diesem Evangelium, vor Gott und dem heiligen Apostel Petrus, Dir ***, „dem Stellvertreter des Apostels Petrus, und Deinen canonischen Nachfolgern „Treue; dass ich Schützer und Vertheidiger dieser heiligen römischen Kirche, „und Euerer Person und Euerer Nachfolger in Allem, was nützlich ist, wie weit „mich Gott dazu unterstützt, seyn werde, nach meinem Wissen und Vermögen, „Alles treulich und ohne Gefährde. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges „Evangelium.“ Daselbst nimmt der Kämmerer des Pabstes den Reichsapfel des Erwählten. Der Pabst fragt ihn, ob er Friede mit der Kirche halten wolle. Und wenn er dreimal geantwortet hat: „Ich will,“ so sagt der Pabst: „Auch ich „gebe Dir Frieden, wie ihn der Herr seinen Aposteln gab,“ und küsst ihm Stirne und Kinn (denn der Bart muss abgeschoren seyn), und beide Wangen, zuletzt den Mund. Dann steht der Pabst auf und fragt ihn dreimal, „ob er wolle Sohn der Kirche seyn.“ Und wenn er dreimal geantwortet hat: „Ich will,“ so sagt der Pabst: „Auch ich nehme Dich als einen Sohn der Kirche auf;“ er lässt ihn hierauf unter den Mantel treten, und der Kaiser küsst den Pabst auf die Brust; er nimmt ihn an der rechten Hand und der Kanzler unterstützt ihn zur linken. Der Erwählte aber wird an der rechten durch den Archidiaconus des Pabstes geführt, und tritt so unter dem Gesang der Cleriker von St. Peter: ″Benedictus Dominus Deus Israel,″ durch die eherne Pforte ein bis zur Silberpforte. Dort entlässt der Pabst den Betenden, dem mit langsamem Schritt die Königin mit ihren oben genannten Führern bis zur Silberpforte folgt. Nach vollendetem Gebet erhebt sich der Erwählte, und der Bischof von ALBANIEN spricht über ihn dieses erste Gebet: ″Gott, in dessen Händen,″ etc.

Der heilige Vater tritt wieder in die Kirche St. Petri ein, während die Geistlichen das Responsorium: Petre amas me? singen. Wenn dieses vorüber ist, ertheilt der Pabst den Segen. Dann setzt er sich auf den für ihn in Bereitschaft gehaltenen Stuhl rechts in derselben Rota. Wenn das Gebet des Bischofs von ALBANIEN vollendet ist, tritt der Erwählte wieder ein, und setzt sich; von hier führen ihn dann der Archipresbyter der Cardinäle und der Archidiaconus weg, und setzen sich neben ihn, um ihn zu belehren, wie er dem heiligen Vater bei dem Scrutinium antworten solle. Der Pabst nimmt das Scrutinium auf folgende Weise vor. Sieben Bischöfe sitzen nach der Ordnung ihm zur Rechten; die deutschen Bischöfe sitzen zur Rechten des Erwählten; auch die Cardinäle und die übrige Geistlichkeit der Kirche setzen sich. Nun spricht der Pabst: ″Die alte Unterweisung der heiligen Väter lehrt und gebietet, dass Jeder, ″der erwählt wird, um zu regieren, zuvor auf das Sorgfältigste und in aller ″Liebe über den Glauben an die heilige Dreieinigkeit geprüft, und über verschiedene ″Angelegenheiten und Gebräuche, welche zu seiner Regierung gehören, ″befragt werde. Nach eben dieser unserer Vollmacht und Vorschrift fragen wir ″Dich, geliebtester Sohn, mit aufrichtiger Liebe, ob Du all' Deine Klugheit, deren ″Du nur immer fähig bist, dem göttlichen Dienste hingeben willst?″ Der König ″antwortet also: Von ganzem Herzen will ich in Allem gehorchen und zustimmen. ″Frage. Willst Du Dich alles Bösen enthalten, und so weit Du unter dem göttlichen ″Beistand kannst, Dich zu allem Guten hingeben? Antwort. Ich will, so weit ich ″kann. Fr. Willst Du mit Gottes Hülfe die Nüchternheit bewahren? A. Ich will nach ″all' meinen Kräften. Fr. Willst Du Dich immer dem göttlichen Dienste weihen? ″und ferne seyn von allem schändlichen Gewinn, so weit Dir dieses die ″menschliche Schwachheit erlaubt? A. Ich will nach all' meinen Kräften.

„Fr. Willst Du die Demuth und Geduld in Dir selbst bewahren, und Andere dazu
„anhalten? A. Ich will nach all' meinen Kräften. Fr. Willst Du den Armen und
„Fremdlingen, und allen Bedürftigen um des Herrn willen zugänglich und
„barmherzig seyn? A. Ja ich will.“ Es spreche der heilige Vater: „Dieses
„Alles und andere Güter verleih' Dir der Herr, und bewahre und stärke Dich
„in allem Guten.“ Alle sprechen: „Amen.“ Fr. Glaubst Du nach Deinem
„Verstande und nach der Fähigkeit Deines Geistes, an die Dreieinigkeit, Vater,
„Sohn und heiligen Geist, den einzigen allmächtigen Gott, und die ganze Gottheit
„und die Dreieinigkeit gleichen Wesens und gleicher Grundbeschaffenheit,
„zugleich ewig und allmächtig, von einem und eben demselben Willen,
„von einer und eben derselben Macht und Majestät, den Schöpfer aller Ge-
„schöpfe, von dem Alles kommt, und in dem Alles besteht, was im Himmel
„und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare? A. Ich sage ja, und
„glaube also. Fr. Glaubst Du an jede einzelne Person in der Dreieinigkeit, als
„den einen wahren und lebendigen Gott? A. Ja, ich glaube. Fr. Glaubst Du
„an den Sohn Gottes, als das Wort Gottes, der vom Vater in Ewigkeit geboren,
„gleiches Wesens wie er, gleich allmächtig, und an Göttlichkeit dem Vater in
„Allem gleich, der in der Zeit geboren ist vom heiligen Geist, aus Maria, der
„immerwährenden Jungfrau, mit einer vernünftigen Seele, der zweierlei Geburten
„hatte, vom Vater in Ewigkeit geboren, und in der Zeit von der Jungfrau Maria,
„wahren Gott und wahren Menschen, vollkommen in einer ungetrennten Gestalt,
„nicht bloss angenommen, noch bloss also gedacht, den einzigen Gott, den
„Sohn Gottes in zwei Naturen, aber in einer einzigen Person, seiner Göttlichkeit
„nach, ohne Leiden und unsterblich, der aber in seiner Menschennatur für
„uns und unser Heil in dem wahrhaftigen Leiden des Fleisches gelitten hat,
„und begraben worden ist, und wieder auferstanden von den Todten am dritten
„Tage, durch die Auferstehung des Fleisches, am vierzigsten nach der Auf-
„erstehung, mit dem Fleische, in welchem er auferstanden ist, und mit der
„Seele aufgefahren in den Himmel, und sitzet zur rechten Gottes des Vaters,
„von wo er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten,
„und einem Jeden zu vergelten nach seinen Werken, sie seyen gut oder böse?
„A. Ja, allerdings, und Alles dieses glaube ich. Fr. Glaubst Du auch an den
„heiligen Geist, den vollkommenen, den wahren Gott, der vom Vater und
„Sohn ausgeht, ihm gleich und gleichen Wesens, allmächtig und ewig, wie

„der Vater und der Sohn? A. Ja, ich glaube. Fr. Glaubst Du, dass diese heilige „Dreieinigkeit nicht drei Götter, sondern ein Gott sey, allmächtig, ewig un„sichtbar, und unveränderlich? A. Ja, ich glaube. Fr. Glaubst Du, dass die „heilige apostolische und katholische Kirche die einzig wahre Kirche sey, in „welcher die einzige Taufe gegeben wird, und die Vergebung aller Sünden? „A. Ja, ich glaube. Fr. Verfluchst Du auch alle Ketzerei, die sich gegen die „heilige katholische Kirche erhebt? A. Ich verfluche sie. Fr. Glaubst Du auch „an eine wahre Auferstehung eben desselben Fleisches, das Du jetzt an Dir „trägst, und an das ewige Leben? A. Ja, ich glaube. Fr. Glaubst Du auch, dass „Gott der allmächtige Herr Urheber sey des neuen und alten Testamentes, des „Gesetzes, der Propheten und der Apostel? A. Ja, ich glaube.“ Hierauf muss ihm gesagt werden: „Dieser Glaube soll Dir von dem Herrn vermehrt werden „zur wahren und ewigen Seligkeit, geliebtester Sohn in Jesu Christo.“ Alle haben zu antworten: „Amen!“ Hierauf geht der heilige Vater zur Sacristei, kleidet sich an mit dem päbstlichen Gewande, ausser der Dalmatica, und setzt sich nieder. Indessen spricht der Portuensische Bischof mitten in der mittleren Rota das Gebet: „Deus inenarrabilis Auctor Mundi,“ über den Erwählten, wie bei der Salbung des Königs. Nach dem Gebete geht der Erwählte in den Chor des heiligen Gregorius mit dem Archipresbyter der Cardinäle und dem Archidiaconus, deren er sich als seiner Lehrer bei dem ganzen Geschäfte der Salbung bedienen muss. Sie bekleiden ihn mit dem Mantel, mit der Alba, und der Congula. So führen sie ihn zum heiligen Vater in die Sacristei. Daselbst machen sie ihn zu einem Cleriker. Er gestattet ihm die Tunica, Dalmatica, die Pluvialis, die Mitra, die Caligae und die Sandalen, deren er sich bei seiner Krönung bedienen soll. So angethan steht er vor dem heiligen Vater. Nach dem Scrutinium geht der Bischof von Ostia zur Silberpforte, wo die Königin mit ihrem Gefolge auf ihn wartet, und spricht ein kurzes Gebet. Nach diesem Gebete soll einer von den Cardinal-Presbyteren, dem es der Prior befiehlt, und eben so einer von den Diaconen, den der Archidiaconus dazu aufruft, die Königin bis zum Altar des heiligen Gregor führen, und dort warten, bis der Pabst mit seiner Procession hervortritt. Nachdem Alles vollbracht ist, sollen die Priester dem Pabst die Pianeta und das Pallium anlegen, und er, mit der Mitra auf dem Haupte, hervortreten, unter dem Vortritt aller Orden; nach ihm gehe der Erwählte mit seinen Führern, und seine Gemahlin folge ihm. Hierauf wird der

Introitus und das „Kyrie Eleison“ gesungen. Der Pabst geht zum Altar, und nach dem Gebete ertheilt er den Segen den Diaconen, und räuchert. Nach der Räucherung geht er auf seinen Sitz. Der Erwählte aber und seine Gemahlin werfen sich indessen vor dem Altare des heiligen Petrus nieder, und der Archidiacon spricht die Litanei. Der Bischof von Ostia salbt den rechten Arm mit dem geweihten Oele, und eben so zwischen der Schulter, wobei er ein Gebet spricht. Nach der Salbung des Königs folgt der Segen über die Königin vor dem Altar. Dann steigt der Pabst von seinem Sitze herab und tritt an den Altar des heiligen Mauritius; ihm folgen der Erwählte und die Königin, und wenn der heilige Vater auf der Schwelle des Altares steht, so soll sich der Erwählte vor ihn stellen, zu seiner Rechten die Königin, und um sie her sechs Bischöfe des Lateran, welche dem heiligen Vater ministriren. Dann nehmen der erste und zweite Oblationarius die Kronen des Königs und der Königin vom Altar des heiligen Peter, und legen sie auf den Altar des heiligen Mauritius. Der Pabst aber giebt dem Kaiser den Ring und spricht: „Empfange den Ring, das Zeichen „der heiligen Treue, die Festigkeit des Reiches, die Vermehrung Deiner Macht, „durch ihn sollst Du mit siegreicher Gewalt Deine Feinde vertreiben, die „Ketzerei zerstören, Deine Unterthanen vereinigen, und den katholischen „Glauben befestigen.“ Nach der Uebergebung des Rings folgt wieder ein Gebet.

Hierauf wird die Krönung vorgenommen. Der Archidiaconus hebt die Krone vom Altar des heiligen Mauritius, und reicht sie dem Pabste dar. Wenn dieser sie auf das Haupt des Königs gesetzt hat, so spricht er Folgendes: „Empfange das Zeichen der Glorie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dass Du mit Verachtung des Erzfeindes, und Zurückweisung aller Ansteckung der Laster, Recht und Gerechtigkeit so liebest und so huldreich lebest, dass Du von dem Herrn Jesu Christo selbst in Gemeinschaft der Heiligen die Krone des ewigen Reiches empfangest u. s. w.“ Eben so wird der Königin die Krone auf das Haupt gesetzt. Nachdem diess der heilige Vater gethan, sollen sieben Bischöfe ihre Hände auflegen, und der Pabst mit lauter Stimme sprechen: „Empfange die Krone der königlichen Herrlichkeit, welche Dir zwar von un„würdigen Händen, doch von Händen der Bischöfe aufgesetzt wird. Gleich wie „diese äusserlich mit Gold und Edelsteinen geschmückt ist, so sollst Du streben, „Dich innerlich mit dem Gold der Weisheit und mit den Edelsteinen der „Tugenden zu schmücken, damit Du nach dem Ende dieser Welt mit den

„klugen Jungfrauen dem ewigen Bräutigam, unserem Herrn Jesu Christo würdig „und löblich entgegen gehest, und verdienest in die Pforte des himmlischen „Reiches mit demselben einzugehen. Der mit dem Vater und heiligen Geist „lebet und regieret in Ewigkeit. Amen.“ Hierauf gibt der Pabst dem Kaiser das Scepter und spricht: „Empfange das Scepter, das Zeichen der königlichen „Macht, nämlich den rechten Stab des Reiches, den Stab der Tugend, mit dem „Du Dich selbst wohl regieren, die heilige Kirche und das christliche Volk, „das Dir von Gott anvertraut wird, mit königlicher Tapferkeit vertheidigen, „die Bösen bestrafen, die Rechtschaffenen beruhigen, und damit sie den rechten „Weg einhalten können, Du sie mit Deiner Hülfe leiten mögest, dass Du von „dem weltlichen Reiche zum ewigen gelaugest, mit Gottes Hülfe, dessen Reich „und Herrschaft bleibet ohne Ende in Ewigkeit. Amen.“ Hierauf folgt wieder ein kurzes Gebet, nach welchem der Pabst mit seinem Gefolge zum Altar des heiligen PETRUS zurückkehrt. Der Präfect der Stadt und der erste Kanzler begleiten den Kaiser, der Seepräfect aber und der zweite Kanzler die Kaiserin.

Wenn diese nun an dem bestimmten Orte stehen, fängt der Pabst an: Gloria in eccelsis, und der Chor antwortet. Hierauf das Gebet: „Deus regnorum omnium“ u. s. w. Dann beginnen der Archidiaconus mit den übrigen Pallastdiaconen, dem Primicerius und den Subdiaconen zwischen dem Kreuz und Altar die Lobgesänge: „Exaudi Christe etc.“ Nach deren Schluss wird die Epistel gelesen und das Graduale und Alleluja gesungen. Hierauf legen der Kaiser und die Kaiserin die Kronen ab und das Evangelium wird gelesen. Der Kaiser legt nun das Schwert ab, und steigt hinauf zum Sitz des Pabstes. Ihm folgt die Kaiserin. Er bietet dem Pabst Brod, Kerzen und Gold an. Der Kaiser und die Kaiserin erhalten aber den Wein und das Wasser, was an diesem Tag zum Opfer gebracht wird. Sie kehren dann an ihre Stellen zurück. Wenn die Präfatio anfängt, zieht der Kaiser das Pluvial aus, und legt den eigenen Mantel an. Wenn das Pax Domini gesprochen wird, steigt er zur Communion hinauf, mit ihm die Kaiserin, und begeben sich dann wieder an ihre Stellen zurück. Nach der Messe tritt der Pfalzgraf zu dem Kaiser hin, zieht ihm die Sandalen und die Caligae aus, und legt ihm dafür die kaiserlichen Stiefel und die Sporen des heiligen MAURITIUS an. Hierauf folgen der Kaiser und die Kaiserin dem Pabst bis zum Besteigen des Pferdes, von ihren genannten Führern geleitet. Wenn der Pabst zu seinem Pferde gekommen ist, hält der Kaiser den Bügel; der Pabst setzt die Krone auf und reiht sich der Procession an. Der Kaiser folgt mit seinen Führern; die Kaiserin mit den übrigen. Der gesammte Clerus der Stadt erhebt den Lobgesang; alle Glocken läuten; die Kämmerer des Kaisers treten vor und werfen Geld aus. Wenn der Zug an die Stufen gekommen ist, stimmt der Prior der Cardinäle des heiligen Laurentius ausserhalb der Mauer, nach dem Herkommen, die Lobgesänge an. Die Andern antworten. Der Kaiser legt hier die Krone wieder ab, und hält dem absteigenden Pabst den Bügel. Der Pabst wird von dem Kaiser und dem Präfecten der Stadt bis zur Camera des grösseren Pallastes geführt, wo sie sich trennen. Die Kaiserin aber wird von dem ersten und zweiten Kanzler geführt, bis zu der Camera der Kaiserin Julia, wo sie mit den Bischöfen und ihren Baronen speisen muss. Der Kaiser speist zur Rechten des Pabstes; die Uebrigen sitzen ihrem Range nach. Nach dem Essen erhebt sich einer von den Diaconen, den der Archidiaconus dazu bestellt, und hält die Vorlesung, nach welcher die Sänger sich erheben, und singen. Alle stehen auf mit dem Segen. Der Pabst kehrt zu seiner Camera zurück; der Kaiser zu der Camera der Julia.

Am Sonntage den zweiten September zeigte sich der Mailänder Corso in seltenem Glanze. Eine unabsehbare Wagenreihe erstreckte sich vom Domplatze zur Porta orientale, von hier ging der Zug nach Loreto, kehrte beim Pavillon, der zum Empfange des Kaisers erbaut ist, um, und zog dann auf den äussern Boulevards fort — wie weit kann ich nicht bestimmen. Um nicht den Anfang des Theaters zu versäumen, liess ich aus der Reihe biegen, und in die Stadt fahren, nicht weit vom Arco della Pace. Es war bereits dunkel geworden, und die glänzenden Gruppen der Fahrenden und Reiter hüllten sich in Grau.

Mailand ist die Stadt der Equipagen; wer nur ein wenig wohlhabend ist, muss seine eigene haben. Man sagte mir, dass Wagen und Pferde und eine Loge in der Scala, die Conditionen seyen, unter denen Heirathen geschlossen werden. Man liebt hier die grossen Pferde, und Meklenburger sind daher häufig. Die Livreen sind grösstentheils prächtig, und zwei, auch drei Bedienten auf dem Wagen gewöhnlich. Die Ordnung bei der Corsofahrt ist bewundernswerth. In abgemessenen Zwischenräumen halten Gendarmen und Husaren, die sogleich, wenn sich ein Knäuel zu bilden droht, heransprengen, und mit Umsicht Luft machen. Belustigend war es zu sehen, wenn ein italienischer Kutscher in gepuderter Perücke und betresstem Hute aus einer Seitenstrasse in den Corso fahren wollte, und ein solches Kind der ungarischen Steppen ihm mit vorgehaltenem Säbel den Pass verrammte. Vergebens berief sich der Italiener auf den vornehmen Inhalt seiner Kutsche; der Ungar verstand ihn nicht, und wehrte, statt aller Antwort, ihn mit dem blanken Säbel ab. Der Italiener, der nur mit Mühe seine schnaubenden Rosse hielt, und in dem engen Winkel nicht umkehren konnte, legte sich auf's Bitten, allein des Husaren Säbelschwingungen wurden immer einladender zum ruhigen Ausharren, bis dass der Zug zu Ende seyn würde, wo es dem Kutscher denn erlaubt wäre, sich in Reihe und Glied, der Ordnung gemäss, anzuschliessen. Was war zu machen? Die Italiener mussten sich fügen, und die ruhigen Fussgänger der Trottoirs liefen auf solche Weise nicht Gefahr, gerädert zu werden. Man muss aber das italienische Fluchen und Bitten, und die ungarischen, stets gleichförmigen Säbelschwingungen gesehen haben, um das Komische einer solchen Scene zu begreifen. Nur dieser polizeilichen Vorsorge und der strengsten Befolgung der Vorschriften, ohne Unterschied gegen Leute jeden Ranges und Standes, ist es aber auch zuzuschreiben, dass man bei diesen ungewöhnlichen Veranlassungen und dem ungeheuersten Treiben, noch von keinem einzigen Unglücksfall gehört hat.

Ich will versuchen, ein Bild des Corso mit Worten zu geben. Rechts fährt die Reihe zum Thore hinaus; links kommt sie herein; in der Mitte halten zwei Reihen, die sich an dem Schauspiel der im langsamen Schritte Vorüberfahrenden ergötzen.

Die Damen, die man auf solche Weise ohne Mühe in Augenschein nehmen kann, sind in der Toilette zum Theater paré, das diesen Abend zu Ehren des Kaisers in der Scala Statt finden wird. Schade, dass die feuchte Abendluft viel daran verdirbt, und dass der weite Giro es nicht zulässt, nach Hause zu fahren, um den Locken kunstreich nachzuhelfen.

Welch' sonderbares Vergnügen ist dieses Corsofahren; welche Ostentation liegt darin! Da ist nichts von dem stillen Geniessen eines deutschen Spazierengehens; keine Sentimentalität und Gemüthlichkeit, weder Bier noch Wein, die am Ziele winken. Wie stolz schauen die Fahrenden auf die sich drängenden Fussgänger, wie genügsam sind diese, sich mit dem Schauen des Glanzes zu begnügen, und darnach nicht selbst zu verlangen.

Die Caffeehäuser auf dem Corso sind gefüllt; eine dreifache Reihe von Stühlen beengt den Raum in dem ohnehin engsten Theile des Corso de Servi;

es sind Flaneurs, die hier sitzen, und den Reihen an sich vorüber taumeln lassen. Ein angenehmes Geschäft, zu dem ich eben so viel Geschick als Lust habe, und zu dem sich mir in Deutschland so selten Gelegenheit bietet.

Die kaiserlichen Kutschen mit dem Herrscherpaar und den hohen Verwandten desselben, bewegten sich langsam die Strasse entlang bis nach Loreto, wo sie umkehrten, um sich in das Theater zu begeben. Hier prangte Alles bereits in Tageshelle. Vor einer jeden der zweihundert Logen brannten fünf Kerzen auf einem Kristallleuchter; innerlich waren die Logen gleichfalls mit Kronen und Lüster beleuchtet; die Kaiserlichen strahlten im eigentlichen Sinne. Es war ein überraschender Eindruck der höchsten Art, der sich des Eintretenden sogleich bemächtigte.

Sobald Ihre Majestäten erschienen waren, erhob sich ein Sturm des Beifalls und diess war das Zeichen zum Oeffnen des Vorhangs. Der Arco della Pace wurde auf der Scene sichtbar, und eine Versammlung von Sängern und Tänzern erschien ringsumher gruppirt, um in Recitativen und Arien, in Pantomimen und Tänzen, das glückliche Ereigniss zu preisen und zu erheben, das Mailand im gegenwärtigen Augenblick verherrlicht. Die Scene verwandelte sich und zeigte einen goldenen Feensaal; Genien und Göttergestalten schwebten herein und stimmten ein in die Lobgesänge der Menschen. Bunte Feuer erhellten die Gruppen, und die Nationalhymne, Haydn's altes, feierliches Lied, das er den guten Oestreichern für ewige Zeiten vermachte, um ihre treuen Gefühle auszudrücken, ertönte aus italienischen Kehlen von einem mächtigen Orchester begleitet, und ergriff jedes Herz. Die Zuschauer erhoben sich wie verabredet, zu gleicher Zeit, kehrten sich zur kaiserlichen Loge, und riefen und klatschten so oft der Name FERDINAND in dem Liede vorkam. Es war ein Moment des ächtesten Fanatismo, und Kaiser und Kaiserin verneigten sich unaufhörlich.

Als der Gesang zu Ende war, senkte sich der Vorhang, und Ihre Majestäten verliessen unter frohem Zujauchzen das Haus.

Auffallend war mir der Kuhreihen, der nun aus dem Orchester schallte; es war die Ouverture zum Wilhelm Tell von Rossini, die gespielt wurde. Diese Wahl war eben so naiv von der Theaterverwaltung, als ihre Billigung von Seiten der Behörde, dieser zur Ehre gereicht. In wie vielen andern Städten hätte dies nicht Statt gefunden; man macht sich jetzt ja so lächerlich in dem Suchen und Finden von Anspielungen aller Art!

Nach der Ouverture kam der zweite Act der Donna del Lago, worin die Schoberlechner und Donzelli sangen, dann folgte das Ballet „die Söhne Eduard's," wo man Perrot, Bretin und Albert und die Grisi, Groll, St. Romain und Cerrito bewundern konnte; allein Alles dies war nicht im Stande die Menge zu fesseln. Ein grosser Theil der Anwesenden verliess das Haus. Das was eigentlich angezogen hatte war vorüber; man wollte heute mehr als die Täuschungen der scenischen Kunst, und diese Genüsse konnten nach der erhabenen Wirklichkeit, von der man Zeuge gewesen, nur einen schwachen, erkältenden Eindruck machen.

Man gab bereitwillig das Ende auf, obgleich der Eintritt theuer bezahlt worden war. Der regelmässige Preis eines Sperrsitzes war nämlich sechszehn Gulden, doch wurde im letzten Augenblicke viel mehr bezahlt, um nur hinein zu kommen.

---

3. September 1838.

Schon am frühen Morgen war Alles wieder rege und lebendig in den Strassen. Truppen zogen mit klingendem Spiel einher; es wurde Spalier gebildet; Fenster und Balcone füllten sich mit Menschen. Vom königlichen Schlosse bis zum Dome wurde wieder ein Gang bereitet und mit grünem Tuche belegt, gleich wie am Tage des Einzugs.

Während dieser Vorbereitungen auf der Strasse füllte sich der grosse Caryatidensaal im Schlosse, mit seinen Tribunen und Gallerien. Es war ein buntes Gewimmel von Uniformen aller Art und Damenputz; man hörte alle Sprachen Europa's durch einander tönen. Um den kaiserlichen Thron ordneten sich die Gruppen. Zur Rechten standen die Cardinäle und Bischöfe, zur Linken die Generale mit dem Offiziercorps, daneben der courfähige Adel, und vor dem Throne die übrigen Repräsentanten des Königreichs, die hohen Beamten und die Magistrate, von den Herolden der königlichen Städte der Lombardei umgeben. Der feierliche Act der Huldigung sollte vor sich gehen.

Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten trat jetzt der kaiserliche Zug in den Saal. Die Fouriere, Pagen, Stallmeister, Kammerherren, wie es üblich; dann die Herrrn von grösserem Gewichte: Die Geheimenräthe, die Grosskreuze, die Toisonritter mit umgehängter Ordenskette — ich bedauerte, dass sie nicht im grossen Costüm erschienen waren — dann der erste Gran maggiordomo maggiore mit dem Stabe und der Oberst-Stallmeister des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, mit entblösstem Schwerte, unmittelbar vor S. Majestät dem Kaiser, der in der Generalsuniform, mit dem Hute auf dem Haupte, erschien. S. K. H. der Vicekönig ging mit dem Kaiser und Arcieren, und ungarische Edeln bildeten die Begleitung.

Der Kaiser setzte sich bedeckten Hauptes auf den Thron; der Hofkanzler näherte sich demselben, und hielt folgende Anrede:

„I Deputati alle Congregazioni Centrali e Provinciali del Regno Lombardo-Veneto sono qui ardentemente bramosi di deporre ai piedi del Trono della Maestà Vostra l'Omaggio di queste felici popolazioni, del di cui voto sono gl' interpreti, ed il giuramento dell' inalterabile loro fedeltà e devozione. Essi supplicano quindi la S. M. V. a volere graziosamente permettere, che siano da me introdotti innanzi all' Augusto Suo cospetto, onde compiervi questo atto solenne.“

Nach diesen Worten trat der Maggiordomo maggiore des Königreichs vor die Stufen des Thrones, und sprach, nachdem er sich ehrfurchtsvoll verneigt hatte:

„Salutiamo coi nostri plausi l'epoca avventurosa nella quale V. M. I. R. Ap. felicitando di Sua desiderata presenza le provincie del Regno Lombardo-Veneto si reca fra noi per cingersi le Tempia della Corona di Ferro.

„Questo memorabile avvenimento, che sarà registrato nei fasti della Storia, deviene il segnale della più viva e sincera esultanza per questi sudditi che anelano di poter deporre nelle Auguste mani della M. V. il solenne Omaggio della loro inconcussa fede, e del loro irremovibile attacamento.

„Trascelto in sì fausta occasione all' onore di esprimere a V. M. questi sensi di illimitata devozione, io mi chiamo fortunato di essere fatto l'interprete di un popolo leale, e riconoscente.

„Accolga la Divina Provvidenza il più fervido de' nostri voti, conservando lungamente la sacra Persona di V. M. all'amore ed all'ossequio de' suoi popoli. Essi vivono felici e sicuri all' ombra tutelare del Trono di FERDINANDO.“

Die Anwesenden begleiteten diese Worte mit lauten Acclamationen.

Jetzt las S. M. sitzend folgende Antwort:

„Finalmente veggo in oggi le Mie brame appagate nel trovar Mi in mezzo ai fedeli Miei sudditi del Regno Lombardo-Veneto, onde assumervi la Corona di ferro a norma degli statuti che furono concessi a questo Regno dall' Augustissimo suo Fondatore.

„Mentre Io vengo a compiervi quest'atto solenne, desidero che esso maggiormente stringa i vincoli d'amore che uniscono questi popoli al Mio trono e sia per essi un nuovo pegno delle paterne Mie sollecitudini a loro riguardo.

„Sono grato ai sentimenti di fedeltà e di devozione che Mi vennero expressi in nome loro, e permetto che col mezzo dei Deputati Mi siano con solenne omaggio riconfermati.“

Auch diese Worte erregten Enthusiasmus.

Der Hofkanzler forderte nunmehr den Hofrath der vereinigten Kanzlei auf, den Schwur abzulesen. Alle Deputirte erhoben die Hand und sprachen die Worte mit lauter Stimme nach; dann stand der Kaiser auf und verliess den Saal mit seinem Gefolge.

I. M. die Kaiserin und die übrigen Damen, so wie sämmtliche erlauchten Gäste des kaiserlichen Hofes, wohnten dieser Handlung auf einer Tribune bei, die dem Throne gegenüber errichtet war.

Nachdem die Huldigung beendigt war, begab sich S. M. der Kaiser, in feierlichem Zuge, vom ganzen Cortege begleitet, in den Dom, wo der ambrosianische Lobgesang angestimmt wurde; draussen spielten die Truppen das „Gott erhalte“ und gaben die üblichen drei Generalsalven.

Am Abende war im adeligen Casino ein Festball, den die kaiserliche Familie und der gesammte Hof mit ihrer Gegenwart beehrten. Das Local war glänzend ausgeschmückt, allein die Menge der Geladenen stand in einem Missverhältniss zum vorhandenen Raume, und hiedurch wurde das Vergnügen geschmälert.

Bei all' diesen Gelegenheiten war es zu beklagen, dass die vorgesetzten Stellen mit so grosser Bereitwilligkeit den Wünschen der Fremden in Ertheilung der Eintrittskarten entgegenkamen, und wenn wir nicht zu bekennen anstehen dürfen, dass wir selbt Nutzen und Vergnügen aus dieser Willfährde zu ziehen hatten, so wären wir doch gern mit Wenigern die Bevorzugten gewesen. Ein hochstehender Mann und allgemein verehrter Gast des Kaiserhofes äusserte sich gegen mich, man hätte bei dieser Huldigung im Caryatidensaal geglaubt, sich bei einem ächt englischen Rout zu befinden, und es kann der Wahrheit gemäss noch hinzugefügt werden, dass bei dem Eintritt Sr. Majestät nur mit Mühe der erforderliche Platz für das Hereinziehen des Gefolges geschafft wurde, und dass Alles die Stufen des Thrones überschreiten musste, um auf die ihm angewiesene Stelle zu gelangen. Von meinem Standpunkte aus gesehen, hatte dies Gedränge etwas Peinliches; ich hätte mir in der Nähe der Majestät und im Augenblicke einer so grossartig feierlichen Handlung, eine bessere Beachtung dessen gewünscht, was man im gewöhnlichen Leben Anstand nennt, und was hier nach meiner Meinung nicht einmal ausgereicht hätte. Einige vornehme Engländer in meiner Nähe fühlten sich auch davon verletzt, und äusserten laut: „Die Italiener haben hierin keine Uebung, weil dergleichen grosse Etiketten bei ihnen so selten vorkommen. Es gehe ihnen der Sinn dafür ab, und sie fehlten daher leicht in Dingen, die jedem Engländer schon zur andern Natur geworden wären, und worüber man daher in England kein Wort verlieren würde."

Wenn ich diese Rüge hier nicht zurückhalten wollte, so muss ich aber auch eben so offen bekennen, in den Italienern einen hohen Grad von Höflichkeit, und eine seltene Beobachtung der Convenienz gegen Damen entdeckt zu haben. Keiner von ihnen würde seinen guten Platz behalten haben, wenn er eine Frau in seiner Nähe auf einem schlechten gesehen hätte; sie schützten die Damen im Gedränge, indem sie mit ihren Armen, in Ermanglung anderer wirksamer Dinge, sie gleichsam verschanzten, und geboten Ruhe und Ordnung, sobald Damen in den dicken Haufen geriethen. Dieser Besonnenheit und Bescheidenheit möchte ich es auch zuschreiben, dass bei keiner dieser Gelegenheiten sich Unfälle ereigneten.

4. September 1838.

Die feierliche Abholung der eisernen Krone von Monza beschäftigte diesen Morgen das Publikum. Um zehn Uhr Vormittags setzte sich der Zug von Mailand aus in Bewegung, und nach vier Uhr sah ich ihn mit seiner heiligen Last wieder zurückkehren.

Zuerst kam ein Cavalleriedetaschement, dann ein kaiserlicher Stallbedienter, hierauf die beiden sechsspännigen Kutschen mit den Commissarien, dem Maggiordomo maggiore, Grafen GALLARATI SCOTTI, und dem Oberst-Kämmerer, Grafen GUIDO ERIZZO.

Jetzt folgte der Ober-Hof-Equipageninspector zu Pferde, und hinter demselben ein sechsspänniger Hofwagen, in welchem ein blaues Kissen mit Gold, zur Empfangnahme der Krone, bereitet lag.

Ein Cavalleriedetaschement machte den Beschluss.

Die Krone, welche mit mannichfaltigen Ceremonien von der hohen Geistlichkeit aus dem Kirchenschatze geholt, und den Commissarien übergeben worden war, wurde mit seidenen Schnüren von den Nationalfarben an dem Kissen befestigt. Der Podesta von Monza und die Geistlichkeit gaben ihr das Geleite.

In Mailand angekommen, wurde die eiserne Krone mit feierlichem Gepränge, nebst dem Reichsapfel und dem Scepter, auf den Altar der Capelle des königlichen Pallastes niedergelegt. Der Mantel und das Reichsschwert lagen auf einem Tische zur Seite.

Die Lombardisch-Venetianische Edelgarde hielt Wache in der Capelle.

Von Morgens neun bis Abends sechs Uhr wurde das Publikum zugelassen.

Da die eiserne Krone aus einem ziemlich engen Reif besteht, so war eine eigene Krone verfertigt worden, von welcher die alte, eiserne blos einen Theil ausmachte. Die gewöhnlichen Zeichnungen, welche von ihr verbreitet wurden, gaben daher kein rechtes Bild von ihr, wie sie sich mir, beim oftmaligen Ansehen, dargestellt hat.

Zu dem Hofball am Abende dieses Tages waren viertausend Billets vertheilt worden. Das Gedränge war gross. Der Kaiser und der Hof zogen sich nach neun Uhr zurück; der Ball endete erst gegen Morgen. Lanner aus Wien leitete das Orchester.

Man erschien in Uniform oder im schwarzen Frak und gleichen Pantalons, mit dreieckigen Claques. Da die Billets häufig verkauft und verschenkt worden waren, so war die Gesellschaft sehr gemischt.

5. September 1838.

Der heutige Tag war ein Tag der Freude, und mehr als Glanz und Pracht, wird dieser Moment in dem Andenken des Lombarden fortleben. S. Majestät der Kaiser erliess folgendes Handbillet an S. K. H. den Vicekönig:

Mio Caro Signor Zio,

"All' occasione della Mia Incoronazione nel Regno Lombardo-Veneto ho "trovato di determinare quanto segue:

"1.° A tutti gli individui i quali nel detto Regno furono sottoposti ad inqui- "sizione per delitto di Stato, e presentemente si trovano in luogo di punizione, "condono per atto di grazia il rimanente della pena.

"2.° Voglio che le inquizioni, che per titolo di politiche macchinazioni sono "tuttora pendenti presso i Tribunali di questo Regno contro individui i quali si "trovano ne' Miei Stati siano interamente soppresse, e che anche per l'avvenire "tali inquisizioni non abbiano più ad essere incamminate per azioni, che "precedettero la presente Mia risoluzione.

"3.° Gli individui del menzionato Regno che per essersi inviluppati o com- "promessi in politiche macchinazioni contro la sicurezza dello Stato, erano stati "relegati in luoghi loro appositamente designati, dovranno essere subito posti "in istato di libertà.

"4.° Quelli che, per la causa stessa si trovano soggetti a politico precetto, "Voglio che vengano dal medesimo svincolati.

"5.° Riguardo ai profughi politici nativi del Regno Lombardo-Veneto, che "bramassero di ripatriare, Voglio che anch'essi partecipino alle disposizioni "contenute nel § 2.°, colla condizione però ch'essi medesimi abbiano a farmene "pervenire apposite istanze, ed attendere quello che Io sopra di esse troverò di "disporre di caso in caso, avuto riguardo all' interesse della cosa pubblica, e "consentaneamente alle Mie paterne intenzioni.

"Quanto a quei profughi politici poi che non intendessero di fare ritorno in "patria permetto che sia loro accordata l'autorizzazione ad emigrare, qualora "essi ne presentino domanda nelle vie regolari.

"6.° Tanto le suppliche onde ripatriare, quanto quelle tendenti a conseguire "il permesso di emigrare, dovranno dai rispettivi profughi essere presentate "entro il termine d'un anno decorribile dal giorno della publicazione di questa "Mia Risoluzione, avvertendo che, lasciando infruttuosamente trascorrere questo "termine, sotto ogni riguardo essi verranno trattati a norma di quanto prescri- "vono le vigenti leggi.

„Mentre Io Le partecipo queste Mie Risoluzioni, La invito a dare tosto le „disposizioni occorrenti, onde esse sortano il pronto e pieno loro adempimento.“

Milano, il 6 settembre 1838.

FERDINANDO *m. p.*

Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck dieser grosse Act der Gnade in allen Ständen hervorbrachte. Wenn es erlaubt wäre, in diesem Falle von geschickter Berechnung zu sprechen, so würde ich es thun. Wäre die Begnadigung früher erfolgt, so hätte man sagen können, man habe sich damit die Stimmung erkaufen wollen. Und wie gewinnend ist nicht die Art, wie diese Gnade ertheilt wird! Nicht mit dem „Wir von Gottes Gnaden“ an der Spitze, sondern in einem vertraulichen Schreiben an seinen geliebten Oheim, verkündet der Kaiser, dass er den sehnlichsten Wunsch seiner Unterthanen erfüllt, und trägt dem von ihnen Allen gesegneten, treuen Vollstrecker seiner Befehle auf, Glück und Freude über Tausende zu verhängen; denn Tausende sind es noch, die eine kurze Verirrung durch jahrelange Verbannung oder Einkerkerung zu büssen hatten. Und wie uneingeschränkt, wie gross, diese Gnade ertheilt wurde! Mit Stolz und Freude darf Oestreich auf seine grossen Staatsmänner Metternich und Kolowrat blicken, welche solche Stimmung in ihrem Monarchen hervorrufen, und ihn dazu bewegen, das Gesetz zu Gunsten Unglücklicher zu beugen, und von dem schönen Vorrecht, das den Monarchen zur Göttlichkeit erhebt, Gebrauch zu machen, von dem Vorrecht der Gnade! Wie hoch steht ein solcher Fürst, wie mächtig steht er da! Entwaffnet er nicht alle Leidenschaften, wenn man ihn selbst über die gemeinen Gefühle des Hasses, der Rachsucht, der Leidenschaftlichkeit erhaben, nur Unglückliche und Missleitete in Verbrechern erblicken, und ihnen die milde, segnende Hand, für Schwert, Ketten, Entbehrungen reichen sieht!

Von dem Jubel, der hierauf unter der gesammten Volksmenge sich kund gab, will ich hier sprechen; ihn zu beschreiben bin ich nicht im Stande. Halbe Tage lang standen sie auf dem Platze, und wenn sie ihren geliebten Monarchen auf einen Augenblick erblickten, oder wenn sie nur Jemand am Fenster des Pallastes vorübergehen sahen, in dem sie ihn zu erkennen glaubten, so war ihrer Freude keine Grenze, und Jubelruf strömte zum Himmel. Von nun an befand sich der Kaiser in Mailand, wie ein Vater unter seinen Kindern. Alles

Foltz del *E.Schuler sculp*

Univ. Bibl.
München

fremdartige, was den deutschen Hof nach Italien begleitet haben mochte, schien mit einem Male wie durch Zauber verschwunden. Man sah den Kaiser Abends, ohne alle Bedeckung, durch das dichteste Gewühl fahren; wer dächte wohl daran, wegen Sicherung seiner Person eine Vorsorge zu tragen? Ueberall empfing, überall verfolgte seine Erscheinung der lauteste Zuruf wahrer Liebe und Zuneigung.

Der Kaiser befindet sich wohl bei dieser Aufnahme, und es ist eine Wechselwirkung zwischen dem Souverän und seinem Volke eingetreten, die gewiss von den segenreichsten Folgen begleitet seyn wird. In den Zügen des Kaisers malte sich seine innere Heiterkeit, die bei jeder Gelegenheit hervorbrach. Als eine Frau vom Lande von dem Wagen des Monarchen zurückgedrängt wurde, befahl er, sie sich nähern zu lassen, und äusserte: „Die arme Frau ist wohl weit hergekommen, um mich zu sehen; man soll sie daran nicht hindern.“ Einst fuhr eine offene Kalesche, mit zwei Herren in Civilkleidung, unbeachtet aus einem Seitenthore des königlichen Pallastes. Es waren der Kaiser und der Erzherzog Franz Carl, die incognito einige Strassen der Stadt in Augenschein nehmen wollten. Allein das Volk erkannte seinen Kaiser bald; wie ein Lauffeuer ging's von Munde zu Munde, und die Luft erschallte von donnernden Vivats. Bei dieser Gelegenheit konnte man die innigste Freude in dem Gesichte des Monarchen lesen; lächelnd wandte er sich erst zu seinem Bruder, und dann grüsste er fortwährend mit lächelndem Munde seine Mailänder. Dass der Jubel hiebei noch zunahm, darf ich nicht erst erwähnen.

Man darf nicht befürchten, den Schein der Schmeichelei auf sich zu laden, wenn man bekennt, dass solche Momente eine tiefe Wirkung auf das Gemüth machen, und man von einem Gefühl der Verehrung sich bemeistert sieht. Meine innere Bewegung war um so stärker, als ich dabei auch eines andern deutschen Fürsten gedachte, der eben so huldvoll seinen Landeskindern verzieh, und einst statt eines doppelten Todesurtheils, eine doppelte Begnadigung unterzeichnete. Solche Handlungen sind es, wonach ich spähete in einer finstern, stürmischen Zeit; bald klagte ich laut, bald spottete ich bitter, dass ich sie nicht finden konnte. Was ist Gnade, die nur lindert? Die nur die Fessel lockert, wenn sie schon angefangen, das Fleisch durch ihren Druck zu verwunden? Gnade muss Alles beleben; erheben das Erstorbene; die Hoffnung zu allem Guten, Schönen beflügeln; den Menschen wieder ganz zum Menschen werden lassen. Man fragte sich in Mailand, wann kommt die Amnestie? und Thoren erwiederten: welche Amnestie soll noch kommen? ist nicht die Strafe Aller so viel gemildert, als es geschehen konnte? geschehen durfte? O über die Thoren! Kaiser Ferdinand und seine weisen Räthe haben das Wort Gnade anders begriffen, und darum nenne ich diesen Act auch „Gnade," nicht Amnestie!

Zu den Freuden dieses herrlichen Tages gehörte ein Ballfest, welches die Società del Giardino in ihrem freundlichen, schön decorirten Locale veranstaltet hatte.

Donnerstag 6. September 1838.

Man musste heute früh aufstehen, denn der Dom wurde schon um sieben Uhr geöffnet Nur für die, welche mit Billeten versehen waren, war der Eintritt gestattet, und um neun Uhr schlossen sich die Pforten wieder dem Publikum. Man hatte drei Arten von Schauplätzen eingerichtet. Zu ebener Erde Sitze zu beiden Seiten des Hauptganges; Tribunen in den Bogenwölbungen, und Erhöhungen in einiger Entfernung vor dem Hochaltar. Die Letztern, von denen die zur Linken das Offiziercorps, die zur Rechten die Diplomatie grösstentheils einnahmen, waren die Besten. Ich war so glücklich hier meinen Platz angewiesen zu erhalten, und da ich mich zeitiger als die vornehme Welt, meine Nachbarschaft, eingestellt hatte, so nahm ich noch überdies von den vordersten Stühlen ein.

Ich kann, die Wahrheit zu gestehen, die von dem schon genannten Herrn Sanguirico angeordnete Decorirung des innern Domes eben so wenig, als die des äusseren loben. Derselbe Tadel trifft den Mann auch hier; es war zu viel Theatralisches, zu viel Flitter dabei, zu wenig gediegene Pracht. Auf den ersten Anblick imponirte das Ganze wohl, das lässt sich nicht läugnen; allein es imponirte in demselben Grade, wie eine grossartige Theateransicht. Bei näherer Betrachtung zeigten sich diese Figuren, welche auf Pappendeckel gemalt waren, und den Stein versteckten; diese eben so ausgeführten kleinen Bögen, welche sich in die grossen Wölbungen der Kirche hineindrängten, und die architektonischen Verhältnisse des Domes zerstörten, kleinlich, widersinnig. Wenn ich die Abbildungen zur Hand nehme, welche wir von der zur Krönung der Königin von England ausgeschmückten Westminster-Abtey haben, so finde ich hier weit mehr die Schicklichkeit beobachtet. Die Aufgabe war den alten ehrwürdigen Bau, in seiner ursprünglichen Grösse, zur Feier der Krönung mit ausschmückendem Glanz zu umgeben, nicht aber diese Umgebung zur Hauptsache zu machen, und ihr alles Vorhandene, Herrlichere unterzuordnen. Alle Personen, die ich sprach, theilten diese Ansicht, und man bedauerte allgemein, den Dom nicht in seiner Wirklichkeit, und nur von diesem Scheine umgeben, bewundern zu können; ja, viele Fremde verweilten so lange, bis dass Alles wieder weggeräumt war, um sich diesen Genuss zu verschaffen. Und wirklich wurde das Abbrechen und Wegschaffen der Zierrathen, mit einer Eile betrieben, dass man fast daraus schliessen konnte, die vorstehende Behörde theile diesen Wunsch.

Sammt und andere Stoffe, Hermelin und Gold waren verschwenderisch angebracht, Transparente und andere Malereien, Fahnen und Federbüsche überall zu schauen. Das Interessanteste waren die dichtgedrängten Menschen, zum Theil geschmückt in prächtigen Kleidern auf allen Plätzen, und die vielen Lampen und Lichter, die zu der Tageshelle, welche durch die weit offenen Kirchenthüren hereinbrach, einen wunderschönen Contrast bildete. Besonders herrlich wurde diese Wirkung, als ein breiter Sonnenstrahl, nach beendigter Krönung, durch die Wolken in den Dom strömte; es hatte den Morgen über geregnet. Draussen, auf dem Platze, sahen die Häuser mit ihren vielfarbigen Teppichen, die Volkshaufen, das Militär, der mit Drapperien behängte Gang, der vom königlichen Pallaste nach dem Kirchenportale führte, vom Innern aus gesehen, wie mit bengalischem Feuer beleuchtet, aus.

Die Kirche war nun gefüllt, und die Menge harrte andächtig auf den Krönungszug. Ein seltsames Gefühl ergriff mich, wenn ich daran dachte, dass ich nun einmal einen so erhabenen Act wirklich bewundern sollte, den ich nur stets in kleinlichen Nachahmungen geschaut hatte. Meine Umgebung mochte dieses Gefühl nicht theilen; die Leute waren dazu viel zu vornehm. Ein alter Franzose in gestickter Uniform und mit Sternen bedeckt, so wie zwei Engländerinnen, die von tausend Diamanten strahlten, konnten sich damit nicht zufrieden geben, keinen bessern Platz zu haben und gezwungen zu seyn, hier in dem Haufen zu stecken, wo ihr Anzug und ihre Pracht kaum bemerkt wurde. Sie klagten mir das mit komischer Trauer, da sie den gemeinen Bürgerlichen wahrscheinlich nicht in mir vermutheten; denn wie sollte der wohl hieher in diese Gesellschaft gekommen seyn?

Das war aber auch auf ganz besondere Weise zugegangen. Kein Geringerer als ein deutscher Fürst hatte sich die Billete geben lassen, von denen ich nun Gebrauch machte. Ich sah den hohen Mann beim Zuge in der nächsten Umgebung des Kaisers, der mir am Abend vorher die Hand gedrückt, und sich mit solcher Theilnahme um die Befriedigung meiner Schaulust bekümmert hatte, dass er mir die Billete in eigener Person überbrachte. Ich habe stets in meinem Leben gefunden, dass die wahre Vornehmheit nichts von Stolz weiss. Solche Männer sind ihrer Stellung so gewiss, dass sie wohl einsehen, wie sie durch Herablassung nicht verlieren können, und ihre Erziehung verleiht ihnen dabei eine eigene Liebenswürdigkeit, die in andern Ständen nur sehr selten angetroffen wird. Welch' ein Unterschied zwischen diesem innern und angeborenen Adel, und dem anmasslichen Hochmuth gewisser, durch langjähriges Schreiben emporgekommener Leute, die sich mit einer Mauer umgeben möchten, wenn es seyn könnte, um sich vor jeder Berührung mit Unbetitelten zu verwahren. —

Um neun Uhr begab sich der Krönungszug aus dem Pallaste zur Kirche.

Zuerst kam ein Grenadierdetaschement.

Dann kamen die Hofbedienten in Galla.

Die Municipalität.

Die Herolde der nicht königlichen Städte, im mittelalterlichen Costüm; Federbarette, Mäntel von Sammt und Atlas, in den Farben ihrer Städte, mit den Wappen auf Brust und Rücken; den Stab in der Hand. Alle hatten lange, schwarze Haare.

Die Podesta der Städte Mailand und Venedig.

Die Deputationen der Universitäten von Padua und Pavia, der Kunst-Academien von Mailand und Venedig, und des Instituts für Literatur und Wissenschaft.

Die Abgeordneten der Provinzen.

Die abgeordneten Hofräthe von Venedig und Brescia.

Die Abgeordneten der Centralverwaltungen.

Die Räthe der Gubernien von Lombardei und Venedig.

Die Hofräthe des Mailänder Guberniums.

Die beiden Gouverneure.

Die Hoffouriere.

Die Pagen.

Die Kammerfouriere.

Die Stallmeister.

Die Kämmerer.

Die Geheimenräthe.

Der Herold des Königreichs, im grossen Costüm, mit erhobenem Stabe.

Der Maggiordomo maggiore des Königreichs mit dem Stabe.

Der Oberst-Stallmeister des Königreichs, mit dem königlichen Schwerte, auf einem blauen und gelben Kissen, reich mit Gold gestickt.

Der Oberst-Mundschenk des Königreichs, mit dem Scepter auf einem eben solchen Kissen.

Der Gross-Seneschall des Königreichs, mit dem Reichsapfel.

Der Oberst-Kämmerer des Königreichs, mit der Krone.

S. K. H. der Erzherzog Vicekönig, begleitet von seinem eigenen Oberst-Hofmeister.

Seine Majestät der Kaiser im Krönungsanzuge, mit dem kaiserlichen Hausmantel, dessen Schleppe von Pagen getragen wurde, die kaiserliche Krone von schwerem Golde auf dem Haupte; die grossen Ketten der kaiserlichen Orden, und das Band des Militärordens auf der Brust.

Ueber dem Haupte Seiner Majestät wurde ein reicher Thronhimmel getragen, den die sämmtlichen Ritter des goldenen Vliesses, der erste Maggiordomo maggiore und Oberst-Hofmarschall, dann die Grosskreuze aller kaiserlich-königlichen Orden umgaben. Die Capitäne der Leibwachen und die General-Adjutanten Sr. Majestät gingen zur Seite. Die Lombardische Leibwache und die Trabanten schlossen den Zug ein und folgten unmittelbar. Ein Detaschement Grenadiere machte den Beschluss.

Ihre Majestät die Kaiserin, so wie sämmtliche übrige Erzherzoge mit ihren Gemahlinnen, hatten sich durch den unterirdischen Gang, der aus dem erzbischöflichen Pallaste in den Dom führt, dahin begeben, und die für sie bestimmten Tribunen eingenommen.

Sobald der Krönungszug aus dem Pallaste getreten war, wurde der Cardinal-Erzbischof von Mailand und der Cardinal-Patriarch von Venedig durch den geistlichen Ceremoniarius hievon in Kenntniss gesetzt. Sogleich begaben sich dieselben, unter Vortretung der Bischöfe, Prälaten und Canonici, die sämmtlich weiss gekleidet waren, mit weissen Infuln auf dem Kopfe, und begleitet von dem apostolischen Nuncius zum Hauptportale. Hier reichte der Cardinal-Erzbischof von Mailand dem Kaiser das Weihwasser.

Der Zug bewegte sich hierauf, die Geistlichkeit an der Spitze, zum Hauptaltare, welcher so eingerichtet war, dass die Handlung der Salbung und Krönung hinter demselben vorgenommen, mithin den Blicken des grössern Publikums entzogen wurde.

Sobald Alles sich an die angewiesenen Plätze begeben hatte, kniete der Clerus an dem Hochaltare nieder, und betete.

S. Majestät der Kaiser hatte seinen Sitz auf dem Throne hinter dem Hochaltar eingenommen, nachdem auch Er ein kurzes Gebet verrichtet hatte.

Ausser diesem Thron befand sich noch ein Anderer, der sogenannte Trono d'intronizzazione, zur rechten Seite des Altars. Dieser war das Prächtigste der ganzen kirchlichen Ausschmückung, und offenbar für längere Dauer bestimmt. Man sagte mir, dass er in dem gewöhnlichen Thronsaale des Schlosses, nach der Feierlichkeit, aufgerichtet werden sollte. Er war ganz von Goldstoff, der sich um prachtvolle Säulen schlang, und mit Hermelin gefüttert war. Auf dem Baldachin prangten fünf herrliche Büsche der schönsten Straussfedern.

Es machte einen rührenden Eindruck, die erhabene Gestalt I. M. der Kaiserin im andächtigsten Gebete auf die Tribunen hingegossen zu sehen. I. M. hatte die Arme aufgestützt, die Hände gefaltet und den Kopf etwas gesenkt, und verharrte fast beständig in dieser demüthigen Stellung, so lange die heilige Handlung währte. Die hohe Frau erflehte Glück und Segen für Ihren Gemahl, Heil für das Land; ihre Seele schwebte über dieser Pracht, über diesem Glanz; ihr Sinn schien ganz dem Irdischen abgewendet.

Nach dem Gebete nahmen Cardinäle, Bischöfe und Prälaten ihre Plätze ein.

S. M. der Kaiser erhob sich vom Throne und ging, von den beiden assistirenden Bischöfen begleitet, die ihre Mitren abgelegt hatten, zum Altare. Der Maggiordomo maggiore schritt mit seinem Stabe voran, und die andern hohen Hofchargen folgten. S. M. verneigten sich gegen den fungirenden Cardinal-Erzbischof und nahmen dann Platz auf dem Lehnsessel, der sich auf der untersten Stufe des Altars befand.

Nachdem S. M., von den assistirenden Bischöfen begleitet, auf ein Kissen vor dem Hochaltare niedergekniet war, nahm der erste Maggiordomo maggiore die kaiserliche Hauskrone von dem Haupte Sr. M., welche sogleich unter Begleitung eines Arcieren – und eines ungarischen Gardisten in den Pallast zurückgebracht wurde.

Nachdem S. M. den Eid der Krönung, mit den deutlich ausgesprochenen Worten: „Cosi Iddio Ci ajuti," bekräftigt hatte, sprachen die Bischöfe den Segen über S. M. den Kaiser und König, welcher sich hierauf auf der letzten Stufe der Epistelseite des Altars mit dem Angesichte zur Erde senkte, während die gesammte Geistlichkeit, gleichfalls kniend, die Litanei der Heiligen anstimmte.

Nach den weitern vorgeschriebenen Gebeten, setzte sich der Cardinal-Erzbischof, in der Mitra, vor dem Altare nieder; S. M. näherte sich und kniete auf ein reiches Kissen hin, während die übrigen Bischöfe, mit Infuln und Stäben, einen Kreis bildeten. Hier geschah die Salbung mit dem geweihten Oele, am rechten Arme, von dem Handgelenke bis zum Ellenbogen, und auf dem Rücken, zwischen den Schulterblättern. Hausmantel und Orden, welche dem Kaiser hiebei abgenommen wurden, brachten die Kammerfouriere sogleich in den königlichen Pavillon zurück. Der Lombardische Oberst-Kämmerer entblösste die Schultern, und der Kaiserliche Oberst-Kämmerer den Arm Sr. M.

Nach erfolgter Salbung begab sich S. M. ebenfalls in den königlichen Pavillon, von den assistirenden Bischöfen und den Grosswürdenträgern des Königreichs begleitet, um den Lombardisch-Venetianischen Königsmantel anzulegen. Während dess wusch sich der Cardinal-Erzbischof die Hände und zog die Messgewänder an.

Sobald S. M. sich auf dem Betschemel am Throne befand, begann das Hochamt nach dem ambrosianischen Ritus.

Der Cardinal-Patriarch von Venedig, als zweiter Cappellan der Krone, begab sich in feierlicher Prozession zu Sr. Majestät, und geleitete Sie, von allen Grosswürdenträgern umgeben, zum Altare, wo der Kaiser auf ein, von dem Grossceremonienmeister niedergelegtes Kissen, hinkniete.

Der Oberst-Stallmeister gab nun das entblösste Reichsschwert dem Cardinal-Erzbischof, welcher es Sr. M. überreichte. S. M. gab es dem Oberst-Stallmeister zurück, der es in die Scheide steckte, und es nebst dem Gürtel dem Erzbischof übergab, der damit S. M. umgürtete. Der Kaiser stand auf, entblösste das

Schwert, und steckte es dann wieder in die Scheide, und kniete auf's Neue vor dem Altare nieder.

Der Cardinal-Erzbischof empfing hierauf die eiserne Krone aus den Händen des Oberstkämmerers, und setzte sie mit Hilfe des Cardinal-Patriarchen auf das Haupt Sr. Majestät, indem sie die vorgeschriebenen Worte dabei recitirten.

In demselben Augenblicke läuteten die Glocken des Domes und der ganzen Stadt; die aufgestellten Truppen gaben drei Salven, und die Canonen des Castells antworteten darauf.

Der Patriarch übergab Sr. Majestät das Scepter in die rechte, und der Erzbischof den Reichsapfel in die linke Hand. Das Schwert aber nahm der Oberst-Stallmeister Sr. Majestät wieder ab, entblösste es auf's Neue, und trug es während des ganzen folgenden Theils der Ceremonie Sr. Maj. vor. Scheide und Gürtel wurden von einem Kammerherrn nach Hofe gebracht.

So angethan begab sich S. M. nun in grosser Prozession, unter Vortretung der gesammten Geistlichkeit, zum Intronisationsthrone (Trono d'intronizzazione), und nahm Platz darauf, worauf der Gran maggiordomo maggiore vortrat und zum Publikum gewendet die Worte sprach:

„Viva FERDINANDO, Imperatore e Re nostro!“

die ein laut ausbrechender Jubel begleitete, in den sich das Geschrei der Volksmenge, ausserhalb der Kirche, nebst Glocken und Schiessen, auf das Feierlichste mischte.

Der Erzbischof legte die Mitra ab, und stimmte den ambrosianischen Lobgesang — Te Deum laudamus — an.

Das Hochamt wurde hierauf fortgesetzt, wobei S. M. wieder auf Ihrem Betschemel knieten.

Ein Bischof, begleitet von Geistlichen und Pagen, begab sich zu Sr. Maj., und reichte das Evangelium zum Kusse.

Beim Offertorium begab sich S. M., die Krone auf dem Haupte, zum Altare, und brachte kniend das Opfer, eine grosse Goldmünze dar, worauf sich Dieselben wieder zum Intronisationsthron verfügten.

Der Erzbischof wusch sich die Hände, und las die Messe weiter.

Beim Sanctus kniete Alles, bis auf Jene, welche die Kroninsignien trugen, und die Heroide. Die Glocken läuteten, und die Truppen feuerten.

Nachdem die Messe beendigt war, empfingen S. M. die Glückwünsche der Geistlichkeit und der Grosswürdenträger; hierauf begab sich der ganze Zug, nachdem er sich mit einiger Mühe im Gedränge, wieder geordnet hatte, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten in den Pallast zurück.

S. M. war jetzt angethan mit dem Lombardisch-Venetianischen Königsmantel von blauer und gelber Farbe, mit der eisernen Krone auf dem Haupte, das Scepter und den Reichsapfel in den Händen tragend. Die Geistlichkeit gab Sr. M. das Geleite bis zu der Hauptpforte der Kirche. So lange der Zug währte läuteten alle Glocken und die Truppen spielten die Nationalhymne.

Nachdem der Kaiser in dem Pallast angekommen war, zeigte er sich noch einmal dem versammelten Volke im Krönungsornate auf dem grossen Balcone, und wurde mit lautem Zuruf begrüsst.

Unterdess bereitete sich, im sogenannten Caryatidensaal des Pallastes, eine andere Feierlichkeit vor, die ihrer Natur nach heiterer seyn sollte, als die eben beschriebene, im Grunde aber in nichts als in einer kalten Ceremonie bestand. Ich spreche von dem kaiserlichen Bankett nach der Krönung.

Ungefähr in der Mitte des Saales erhob sich in Gestalt eines an der untern schmalen Seite geöffneten Oblongs, auf einer mit türkischen Teppichen bedeckten Estrade, eine Tafel, deren oberes Ende ein prächtiger Baldachin beschirmte. Unter diesem standen Zwei mit Goldstoff überzogene Lehnsessel für den Kaiser und die Kaiserin, an die sich ähnliche mit rothem, goldgesticktem Sammt überzogene, für die Erzherzoge und ihre Gemahlinnen reiheten. Für den apostolischen Nuntius und die beiden Cardinäle als Hofcapellane, standen Stühle ohne Lehnen, aber gleichfalls mit rothem Sammt und Gold überzogen. Die genannten Geistlichen waren die einzigen Gäste bei diesem Bankett, an dem sonst nur die Mitglieder der kaiserlichen Familie Theil nahmen.

Auf einer der Tafel gegenüber befindlichen Tribune, nahmen hohe Personen, fürstlichen Ranges, als Zuschauer Platz, und über demselben befanden sich die Hoftrompeter und Pauker, und ein wohlbesetztes Orchester nebst den Sängern, um während des Banketts Musikstücke aufzuführen.

Nach eingeholtem Befehle des Kaisers gab der Oberst-Ceremonienmeister das Zeichen zum Aufbruch des Zuges, der sich mit grossem Gepränge in den Bankettsaal begab. S. M. der Kaiser war noch im grossen Krönungsornate, die eiserne Krone auf dem Haupte, und den Orden des goldenen Vliesses, so wie alle übrige kaiserlich-königliche Orden auf der Brust. Einen Schritt hinter dem Kaiser, und zu seiner Linken, ging I. M. die Kaiserin. Der Schlepp wurde von zwei Pagen getragen.

Beim Eintritte I.I. M.M. in den Saal erschallten Trompeten und Pauken. Die Grosswürden, welche die Reichsinsignien trugen, legten dieselben auf einen besonders dazu bestimmten Tisch.

Ehe I.I. M.M. sich auf ihre Sitze niederliessen, wuschen sie sich die Hände, wobei Pagen das Becken hielten, und der Oberst-Mundschenk dem Kaiser, der diensthuende Kammerherr aber der Kaiserin, das Wasser goss. Der Cardinal-Erzbischof sprach hierauf, in seiner Eigenschaft als erster Capellan der Krone, das Benedicite. Hierauf erschallten wieder Trompeten und Pauken, und die hohen Herrschaften setzten sich zur Tafel. Der Oberst-Kammerherr hob die eiserne Krone von dem Haupte Sr. Majestät, und legte sie zu den andern Reichskleinodien.

In diesem Augenblicke gewährte das Bankett einen überaus seltsamen Anblick. Auf der Tafel selbst standen reiche goldene Gefässe, neben den Gedecken lagen die Servietten, allein die Deckel der Terrinen und Schalen wurden nicht gelüftet, die Servietten und Bestecke nicht zur Hand genommen. Alles sass gerade und unbeweglich auf seinem Platze, und nur die Zuschauer auf den Gallerien, die sich drängten, machten einen unbeschreiblichen Lärm, den nichts zu beschwichtigen im Stande war, und dazwischen tönten die Stimmen einer Clara Novello, eines Donzelli, eines Poggi, welche hier unbeachtet, die schönsten Sachen zum Besten gaben, die an einem andern Orte Enthusiasmus erregt haben würden.

Der Augenblick, wo S. M. der Kaiser zu trinken verlangte, brachte plötzlich einigen Wechsel in das Starre des Schauspiels. Der Maggiordomo gab dem Oberst-Mundschenk das Zeichen. Sogleich naheten sich zwei Pagen, von denen der Eine auf goldenem Präsentirteller Wein und Wasser, der Andere einen grünen Römer trug. Der Oberst-Mundschenk mischte Wasser und Wein und überreichte den Römer Sr. Majestät, der auf das Wohl Seiner Unterthanen zu trinken geruhte. Die beiden Capellane der Krone erhoben sich, und setzten sich erst wieder, als S. M. den Becher dem Oberst-Mundschenken wieder zurückgegeben hatte. Mir gefiel es besonders, den Römer bei dieser Ceremonie angewandt zu sehen, und ich bildete mir ein, dass die Italiener so artig waren, Sr. Maj., als einem deutschen Fürsten, edeln Rheinwein zu präsentiren. Vivat, Tusch und Kanonensalven begleiteten diese Handlung.

Nach dem Trunke wurde das Dessert in Prachtgefässen von den Stallmeistern, unter Vortritt des Grossseneschalls, hereingetragen, und den Kammerherren übergeben, die es auf die Tafel setzten.

Jetzt benachrichtigte der Oberstküchenmeister die beiden Capelläne der Krone, dass S. M. die Tafel aufheben wollten, worauf sich beide vor ihren Sitzen stellten und dort stehen blieben. I.I. M.M. wuschen sich wieder die Hände, der Oberstkämmerer setzte Sr. Maj. dem Kaiser die Krone auf, und Alles erhob sich nunmehr. Der Cardinal-Patriarch, als zweiter Capellan des Hofes, sprach das Gratias ago, und der Zug brach in derselben Ordnung, wie er gekommen war, wieder nach den innern Gemächern des Pallastes auf. Jubelgeschrei und lautes Klatschen begleitete I.I. M.M.

Ich hatte Mühe den Ausgang zu erreichen, so stark war das Gedränge, und wie ich endlich zu Hause angelangt, mich im Spiegel besah, so konnte ich unmöglich die Metamorphose begreifen, die mit mir vorgegangen war. Ich hatte mich mit grossem Anstande gekleidet, als ich Morgens ausgegangen, allein jetzt war mein Hemd auf der Brust geöffnet, mein Halstuch gelüftet, mein Kragen verschoben, der Hut zerdrückt, und die Glacéhandschuhe, mit denen ich mich im Gedränge an einem Thürpfosten festgehalten hatte, waren schmutzig geworden, und hatten dann von diesem Schmutze mit grosser Freigebigkeit meinem schwitzenden Gesichte mitgetheilt. Kein Mensch, der mich in diesem Aufzuge sah, hätte voraussetzen können, dass ich von dem Krönungsbankette kam.

Dies Alles hatte mich aber sehr erschöpft, und ich musste mich auf's Lager werfen, um neue Kräfte für das Folgende zu sammeln.

* * *

Der Regen, der schon am Morgen dieses Festtages gedroht hatte, brach jetzt mit Heftigkeit los, und verdarb dem feinern Theile des Publikums in Etwas die Freude, dem Volke nicht, das sich in frohem Gedränge in den öffentlichen Gärten an der Porta orientale umhertrieb, wo ihm die Stadt allerhand Feste bereitet hatte. Da gab es Kletterbäume und andere Spiele, und tausende von Lampen und Ballons, die an den Bäumen angebracht waren, beleuchteten den weiten Umfang der Gärten; dabei erschallte überall Musik und Lustigkeit.

Theater im Freien, Reiterkünste, Seiltänzer, Alles wurde dem Volke umsonst gegeben, das sich mit ganzem Herzen diesen Genüssen überliess. Mitten in dieser Lust erschienen mit einem Male in den Wagen des Hofes II. M.M. der Kaiser und die Kaiserin und sämmtliche Erzherzoge mit ihren Gemahlinnen. Der Jubel war in der That unbeschreiblich, der den Monarchen überall empfing und begleitete. Die Feste währten die ganze Nacht, und erst gegen Morgen verloren sich die letzten fröhlichen Menschen von den Strassen.

Die Mailänder privilegirte Zeitung erschien am folgenden Tage, ihre erste und letzte Seite in Golddruck, die innern Seiten roth, der Anfang mit einer Abbildung der eisernen Krone geziert und der Aufschrift:

INCORONAZIONE
DI SUA MAESTA IMPERIALE REALE APOSTOLICA
FERDINANDO PRIMO.

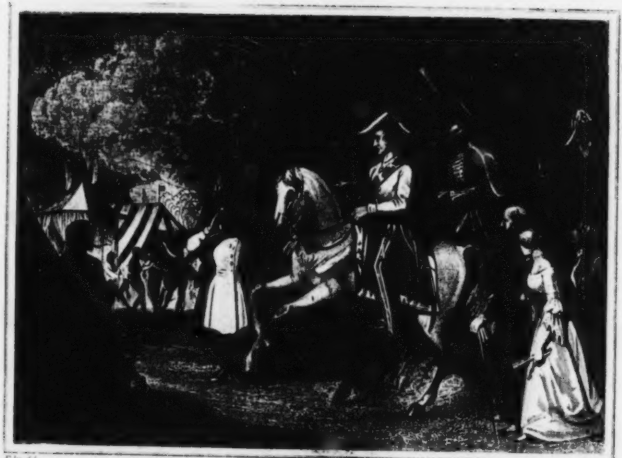
Das Blatt enthielt lateinische, italienische und französische Verse an den Kaiser.

LAGER-SCENE.

Ich hatte mir längst vorgenommen, das bei Mailand errichtete Lager zu besuchen, und wählte nun hiezu den Tag, wo daselbst ein grosses Diner gegeben wurde, an dem — wie es hiess — der Kaiser selbst Theil nehmen sollte. Dies letztere hat indess nicht Statt gefunden.

Das Lager befand sich eine starke Viertelstunde von der Stadt, und ein angenehmer, von Bäumen beschatteter Weg, für Fussgeher und Wagen, führte dahin. Die Zelte waren, wie man mir sagte, für fünfzig Mann eingerichtet; wie viel Offiziere in einem Zelte beisammen lagen, kann ich nicht sagen. Ich beabsichtige auch gar nicht, hier eine genaue Beschreibung dieses Lagers zu geben, sondern ich will von etwas Anderm sprechen.

Jeden Abend tanzten nämlich die Ungarn zu einer Zigeunermusik, und dies fremdartige Schauspiel war es, das immer eine grosse Menge Zuschauer herbeizog. An diesem Abende bestand nun aber das Publikum aus allen den vornehmen Herren, die hier dinirt hatten, und den Damen, die ihnen nachgefahren waren.



Fitz del

Hasbold sculp

Univ. Bibl.
München

Ein weiter Kreis von Leuten aus allen Ständen umgab den Platz, von dem eine heisere Musik zu mir herüberschallte. Ich versuchte es durchzudringen, und sah nun endlich, als es mir gelungen, einen dichtern Knäuel, in einiger Entfernung, die Tänzer umgeben. In Zwischenräumen waren Soldaten aufgestellt, um das Hinzudrängen des äussern Kreises zu verhindern. Es war keine Hoffnung vorhanden, von meinem Standpunkte aus etwas von den Tänzern zu sehen, und schon schickte ich mich an, nach Hause zu fahren, als die laut gewordenen Klagen meiner Damen die Aufmerksamkeit eines jungen österreichischen Offiziers erregten, der mit der ihnen eigenthümlichen höflichen Bereitwilligkeit sogleich Abhilfe versprach. Er selbst führte die Damen bis zu dem Wache haltenden Soldaten, und als dieser nicht passiren lassen wollte, sagte er: »Offizier.« Mit einem zweifelhaften Blick auf meinen Schnurrbart erwiederte dieser deutsch: »Gut, so mögen Sie's verantworten, Herr Lieutenant!« Und nun standen wir plötzlich in der Mitte, die Tänzer vor uns.

Die Ungarn tanzten in zwei Abtheilungen. Die eine trug eine Art von lilafarbenen Jacken und Hemdsärmel dazu, und ihr spielte ein Chor brauner Zigeuner auf mit grossen Cymbeln und Becken, an deren Spitze sich ein Mohr als Capellmeister und Dirigent befand. Die andere Abtheilung bestand aus Soldaten, und ihre Musik war die militärische; die Bande, wie man sich in Oestreich ausdrückt. Der Tanz war mir nicht besonders anziehend; er war einförmig und hatte etwas Melancholisches, wenigstens so wie er hier producirt wurde. Ich habe eine andre Meinung davon gehabt. Auch schien mir das Ganze zu regelmässig eingeübt, zu gemacht, mit einem Worte. Ein Tanz von Männern, ohne Weiber, kann schon ohnedies nie die rechte Bedeutung gewinnen. Es ist umgekehrt derselbe Fall und eine einsame Cachucha, von einem Mädchen allein getanzt, ist ein langweiliges Jeu de patience und wenn die ELSLER die Tänzerin wäre, gegen die muthwilligen Sprünge und üppigen Wendungen, welche die gewöhnlichste Andalusierin, ihrem Majo gegenüber, macht. Hier tanzten nun aber diese Männer alle Abend, und nun gar vor Zuschauern, und da muss ich gestehen, dass es für das zu wenig und zu unkünstlerisch war, was sie leisteten.

Mehr als der Tanz beschäftigte mich jedoch das, was ich nahe vor mir hatte. Dies war ein Kreis der ausgezeichnetsten Männer und Damen, welche die grosse Feierlichkeit in Mailand so eben vereinigt hatte.

Vor Allem war es aber der Mann, dessen Hände nun schon seit so vielen Jahren das Schicksal Europas lenken, und der nur zwei Schritte vor mir stand. Ein günstiges Geschick hatte mich nämlich dicht hinter einer Stuhlreihe meinen Platz finden lassen, wo »Stern an Stern« die reizendsten und vornehmsten Damen sassen — allein — »wer kennet ihre Namen!« —

Zwei wurden mir genannt: Die Herzogin von Parma und eine jugendlich feine Gestalt in elegantester Toilette, die weisse, goldgestickte Mantille leicht um die Schultern geworfen — die Fürstin Metternich. Ein oder zwei blühende Mädchen standen neben der hohen Frau, und der Mann, der das eine derselben so freundlich bei der Hand nimmt, und ihm in französischer Sprache etwas erklärt, ist der Fürst selbst. Ich hatte ihn im Glanze der Krönung, mit strahlenden Orden bedeckt, zu wiederholten Malen gesehen, doch nie so recht nahe, wie ich es mir gewünscht. Hier war ich endlich an dem Ziele dieses Wunsches. Wie seltsam sich's doch oft ereignet! Fürst Metternich, der so oft schon Farbenmalern gesessen, würde sich in Mailand gewiss nicht entschlossen haben, mir — dem bekannten Federmaler — zu sitzen, und nun stand er mir so recht nahe, und ich konnte, mit einer Befriedigung ohne Gleichen, diese hohe, gebietende Gestalt, das so vornehme und dabei doch so freundliche Gesicht, die freie, ungezwungene und doch so bewachte Haltung aufnehmen, und für mein Leben mir in's Gedächtniss einprägen.

Der Fürst war unter allen Anwesenden: Gesandten, Ministern und Generalen, am einfachsten gekleidet. Er trug einen dunkelgrünen Uniformsfrak, mit schwarzem Sammtkragen, ohne alle Stickerei, und hatte einen Hut mit goldener Agraffe auf. In dem mittelsten Knopfloch sah man das goldene Vliess am Bande. Während an der linken Hand das schöne, kleine Mädchen hing, und zu dem sprechenden Vater, aufmerksam horchend, hinaufblickte, spielte dessen rechte Hand nachlässig mit einer kleinen goldenen Dose.

Das feine Gesicht zeigte den Ausdruck einer, für das Alter des Fürsten gewiss sehr seltenen Frische; besonders zeichneten sich die schönen Augen und die edle Nase darin aus. Das Ganze dieser Gestalt war so imponirend, dass gewiss jeder Fremde, der den Namen, den sie trägt, nie erfahren, in ihr den ausgezeichneten Mann sogleich herausgefunden hätte.

Und wie die Herzogin nun aufstand, um in den Wagen zu steigen; wie die Hand da plötzlich das kleine Mädchen fahren liess; wie die Haltung mit einem Male so ganz anders wurde; wie nun der Mann da stand, im weissen Haupte, den Hut abgenommen! Ich hätte nun ein wirklicher Maler seyn wollen, denn ich sehe, meine Mittel reichen nicht hin. Mehr als ich, wünschten dies aber noch meine Damen, auf die der grosse Mann auch den Eindruck eines höchst liebenswürdigen gemacht hatte.

Beim anbrechenden Dunkel stieg die vornehme Welt in die Kutschen und fuhr nach Mailand zurück, während unter dem grossen, in den lombardischen Farben strahlenden Zelte, Lampen angezündet und Stühle in Reihen gestellt wurden, um einen improvisirten Ball abzuhalten, wie dieses jeden Abend Statt zu finden pflegte. Die Offiziere eröffneten ihn gewöhnlich.

Ich wartete ihn nicht ab, sondern fuhr — nachdem ich mich noch eine Weile von einem wackern ungarischen Unteroffizier hatte im Lager herumführen lassen — nach Hause. Der Magyare erzählte mir viel von den frühern unruhigen Zeiten in und um Mailand und von dem gefahrvollen Leben, das sie hier unter den Italienern zu bestehen hatten. Allein sie liessen sich nicht an den Leib kommen, und dienten für die Neckereien mit Ernst und Blut. Jetzt sey es ganz anders, fügte er dann hinzu, und zwischen den Italienern und ihnen bestehe das besste Vernehmen. Es bedürfe auch nicht mehr der vielen Wachen zur Nachtzeit und die Schilderhäuser, die am Tage verschlossenen Wandschränken gleichen, wie man sie in allen Strassen Mailands sieht, dürfen nun zum grössern Theile nicht mehr bei Nacht aufgeschlossen werden. Die Wachen beschränken sich hier nur noch auf die gewöhnliche Zahl jeder andern Stadt von gleichem Umfange.

Mein Wagen hatte die Richtung nach der Porta Ticinese eingeschlagen. Am Wege brannten hie und da Feuer, und ich vernahm bald ungarische, bald deutsche, italienische und böhmische Worte. Und dies ist kein Lager Wallensteins, dachte ich bei mir, sondern ein wohlorganisirtes Heer; die wildfremdesten Persönlichkeiten unter einem Hut; Alle gehorchen demselben Commando; Alle folgen derselben Fahne; Alle begeistert das alte, treue Lied: „Gott erhalte den Kaiser!

Und als ich mir nun noch das gute Vernehmen dachte, von dem mir der Ungar erzählt hatte, und wie die Böhmen, Ungarn und Deutschen hier in Italien jetzt eben so zu Hause waren, wie der Italiener in Deutschland und in Polen, da dachte ich unwillkührlich wieder an den Mann, mit dem schönen, blonden

Mädchen an der Hand, und dem lächelnden, erklärenden Munde, und da erfüllte mich eine Ehrfurcht vor dem Geiste dieses Mannes, und mir flogen die letzten zwanzig Jahre vorüber, die Periode, deren Geschick er bestimmte, und die die Weltgeschichte nach seinem Namen einst benennen wird.

Für diesen Abend standen Staatsgeschäfte im Programm, zu denen ich natürlich nicht zugelassen wurde; später war Concert bei dem Fürsten Metternich, wo sich die Pasta und Novello hören liessen. Aber auch hier war ich nicht unter den Gästen.

8. September 1838.

Am Morgen Maria Geburt, fuhr der Kaiser mit Pracht und Feierlichkeit nach der alten Basilica S. Ambrogio.

Bereits um zehn Uhr Vormittags hatten sich die Geheimenräthe, die Kämmerer und Stallmeister, so wie der gesammte courfähige Adel, in grosser Galla in der Basilica zum Empfange II. MM. eingefunden; während vor derselben die Truppen aufgestellt wurden.

Um halb eilf brach der kaiserliche Zug in folgender Ordnung aus dem Pallaste auf:

Ein Cavallerie-Detaschement.

Stallbediente und Hoftrompeter zu Pferde.

K.K. Livreebediente in Galla zu Fuss.

Zwei Hoffouriere in Galla zu Fuss.

Pagen in Galla.

Ein kaiserlicher sechsspänniger Hofwagen mit dem Ober-Hofmarschall.

Ein anderer eben solcher Hofwagen mit dem ersten Gran maggiordomo maggiore.

Verschiedene sechsspännige Hofwagen mit den Erzherzogen, gefolgt von Ihren Maggiordomen und Dienerschaft.

Zwölf Kämmerer in Galla zu Pferde, von berittener Livree gefolgt.

Der grosse kaiserliche Krönungswagen, ganz so wie beim Einzuge, in dem II. MM. Allen sichtbar sassen. Die grossen Hofchargen und die Capitäne der Garden ritten neben dem Wagen.

Kämmerer, Stallmeister und Bereiter folgten zu Pferde.

Arcieren- und ungarische Garden zu Pferde von beiden Seiten; die äusserste Einfassung des Zuges bildeten die Trabanten. Heiducken in gelben Röcken führten die Pferde, und die Kutscher hatten wieder die altspanische Tracht angelegt: schwarze Talare mit gelbem Sammt, hohe Mützen mit Büschen, und lange, gepuderte Haare.

Diese fremdartige Pracht verfehlte nicht, auf die überraschten Mailänder den mächtigsten Eindruck zu machen. Die Stolzen freuten sich, ihren Monarchen so zu sehen, wie er ihnen erschien, in dem alten, unversiegten Glanze des deutschen Kaiserhauses.

Nach dem kaiserlichen Wagen kamen mehre sechsspännige Carossen mit der Oberst-Hofmeisterin der Kaiserin und den Pallastdamen im Dienste. Neben dem Schlage gingen Livreebedienten.

Eine Grenadiercompagnie machte den Beschluss.

Der Cardinal-Erzbischof von Mailand, an der Spitze des Clerus, empfing I.I. M.M. am Eingange der Basilica, und reichte Denselben das Weihwasser, worauf Sie auf dem für Sie errichteten Throne Platz nahmen.

Nach Absingung des Ambrosianischen Lobgesanges wurde ein Hochamt gehalten, wobei die auf dem Platze vor der Basilica aufgestellten Truppen die üblichen Salven gaben.

Unter lautem, wiederholtem Zujauchzen der überall versammelten Menge fuhr der Zug in derselben Ordnung zurück, wie er gekommen war.

Noch an demselben Tage wurde das heilige Krönungswerkzeug, die eiserne Krone, nach Monza gebracht. S. M. hat befohlen, das königliche Schwert und den Mantel, welche bei der Krönung gebraucht wurden, auf ewige Zeiten, neben der Krone, in dem Schatz der Kirche zu Monza, aufzubewahren; Scepter und Reichsapfel soll nach S. Marcus in Venedig gebracht werden.

10. September 1838.

Am Morgen dieses Tages bot der grosse Waffenplatz, den der Arco della Pace, die grosse Arena und die alte Citadelle zieren, einen imposanten Anblick dar. In der Mitte war ein Zelt in rothen und weissen Farben, auf dessen Spitze ein colossales goldenes Kreuz strahlte; der Altar war errichtet, um hier den Gottesdienst für alle in Mailand versammelten Truppen zu halten.

Zwei Jäger-, dreizehn Infanterie- und drei Grenadier-Bataillone, vierzehn Schwadronen Husaren und acht Feldbatterien standen unter den Befehlen des Feldmarschalls Grafen Radezki auf dem Platze.

Um zehn Uhr erschien S. M. der Kaiser zu Pferde, von den Erzherzogen und einem überaus glänzenden Generalstab begleitet, und durchritt die langen Reihen der Krieger, deren herrliche Haltung und treffliches Aussehen nichts zu wünschen übrig liess. I. M. die Kaiserin folgte mit den Erzherzoginnen und übrigen Damen in offenen Caleschen. Die Erzherzoge Franz Carl und Franz Ferdinand von Este befanden sich an der Spitze ihrer Regimenter.

Nachdem die Messe beendigt war, wobei das Niederknien sämmtlicher Truppen auf's Commando einen imposanten Anblick gewährte, defilirten sie an dem kaiserlichen Pavillon der Arena vorüber, auf dessen Balcon sich II. M.M. nebst den andern hohen Personen, befanden. Dann begaben sich II. M.M. im Wagen nach Hause. Die Zufriedenheit Sr. M. des Kaisers konnte Jeder in dessen Blicken lesen.

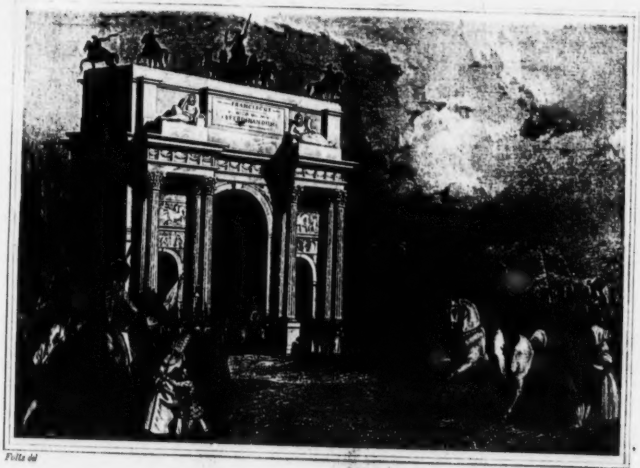
Dieses kriegerische Schauspiel machte mitten in den Festen des Friedens einen überraschenden Eindruck.

Am Abende fand das grosse Ballfest Statt, welches die Stadt Mailand ihrem geliebten Herrscher in dem Theatergebäude der Scala veranstaltet hatte.

Die Einladungen gingen von einer Commission der Municipalität aus und zwar so, dass die Damen ein in den höflichsten Ausdrücken abgefasstes Schreiben erhielten, dem ein oder mehre Billets für die sie begleitenden Herren beigeschlossen waren.

Für die Herren waren ein schwarzer Frak, eben solche Pantalons, Schuhe, dreieckiger Claque, weisse Binde und Ballweste von weisser Seide oder Sammt, nebst einem weissen Atlasmantel bis zum Knie, der mit rother Seide gefüttert war, vorgeschrieben. Es wurde anfänglich so streng auf diese Verordnung gehalten, dass Leute, deren Mantel mit blauem Futter versehen war, unbarmherzig fortgewiesen wurden. Nachdem der Hof den Ball verlassen hatte, soll man jedoch nachsichtiger gewesen seyn.

Die Bewirthung, ganz auf Kosten der Stadt, war reich und ausgesucht. Es fehlte durchaus an nichts, und die zahlreichen Büffets genügten auch dem ununterbrochensten Andrange der Begehrenden.


FRANCISCUS

Folla del

E.Schuler sculp

Univ. Bibl.
München

Das Parterre war durch eine breite Treppe mit dem Theater verbunden, und eine eben solche Treppe führte aus der kaiserlichen Loge in dasselbe.

I.I. M.M. und der gesammte Hof, von dem Grafen Gabrio Casati, Podesta von Mailand, begleitet, stiegen aus der Loge in den Saal hinab, und machten, von den rauschendsten Acclamationen begleitet, einige Gänge durch denselben.

Auf dem Theater wurde ein kleines, allegorisches Ballet aufgeführt, nach dessen Beendigung der Vorhang geöffnet blieb, um dem Publicum auch die freie Circulation auf der Bühne zu gestatten, wodurch das früher stattgehabte Gedränge bedeutend verringert wurde.

Das herrlich beleuchtete grandiose Haus gewährte einen prächtigen Anblick. Unser deutscher Lanner spielte mit seinem aus Wien hieher gebrachten Orchester.

11. September 1838.

Für heute standen Militär-Evolutionen auf dem Programm und Nachmittags sollte die feierliche Inauguration des Arco della Pace Statt finden. Viele wurden hiedurch getäuscht, denn als sie auf dem Waffenplatze ankamen, um die Evolutionen zu schauen, war der Kaiser schon durch den Bogen geritten, und die bis dahin verdeckte Inschrift desselben enthüllt.

Diese Enthüllung geschah übrigens mit so geringer Feierlichkeit, dass ein ganz gewöhnlicher Handlanger auf einer Leiter hinaufkletterte und die Decke von der Inschrift auf die natürlichste Weise von der Welt abnahm. Auf dem Platze vor dem Bogen wurde Sr. M. der Ritter Carl Londonio, Präsident der Academie der schönen Künste und Director der Arbeiten an dem Arco della Pace, nebst den Künstlern, die dazu beigetragen haben, vorgestellt. Der Cavalier Londonio hielt bei dieser Gelegenheit eine passende Anrede.

Bis dahin hatte das schönste Wetter, mit ganz unbedeutenden Ausnahmen, die Feste alle begünstigt, nun aber trat ein so heftiger Regen ein, dass es dem armen Stuver aus Wien, der gekommen war, ein grosses Feuerwerk abzubrennen, unmöglich wurde, seine Kunst zu zeigen. Eben so mussten die Reiterkünste, Wettrennen und andere Volksschauspiele in der Arena unterbleiben. Alles wurde bis zum ersten schönen Tag verschoben.

Den eilften und zwölften änderte sich jedoch das Wetter nicht, und man fing an, für den auf den dreizehnten angesagten Corso notturno zu fürchten, und da die Abreise des Kaisers auf den fünfzehnten festgesetzt war, so glaubte man, die Herrlichkeit werde gar nicht mehr Statt finden können. Viele Fremde verliessen die Stadt, selbst ein Theil des diplomatischen Corps eilte davon, um sich von den Strapatzen der Bälle und Diners durch Ausflüge nach Genua, Florenz, ja selbst bis nach Neapel, zu erholen.

Alle Posten waren genommen, alle Wege mit Reisenden bedeckt, auf der Mailänder Polizei konnten sie kaum dem Drange der Geschäfte genügen, und es ist nicht genug zu loben, dass Alles noch mit dieser Ordnung, Schnelligkeit und Höflichkeit von Statten ging. Das Letztere dürften sich besonders viele deutsche Polizeioffizianten in ruhigern Zeiten zum Muster nehmen.

Der in Güssen herabströmende Regen konnte jedoch mehre ausgezeichnete Bälle nicht verhindern, von denen wir den einen bei dem Grafen von Hartig, Gouverneur der Lombardei, und den andern in dem Casino der Kaufleute hier erwähnen müssen. Besonders glänzend war der erstere: Die Zimmer des Gouvernementspallastes bildeten eine ununterbrochene Kette von Blumen und Lichtern, und der Saal, nach der Gartenseite, bot einen wahrhaft feenhaften Anblick.

13. September 1838.

Heute fand nun endlich das Schauspiel in der Arena Statt.

Acrobatische Uebungen und Reiterkunststücke machten den Anfang, auf welche das Stuver'sche Feuerwerk folgte. Die erste Fronte zeigte die eiserne Krone, von Genien getragen, die zweite einen Triumphbogen mit den Namenszügen I.I. M.M. und dem Lombardischen Wappen.

Der ganze Hof war gegenwärtig.

Noch an demselben Abende war Ball bei dem Fürsten Metternich. Was Mailand in diesem Augenblicke an Elegantem und Ausgezeichnetem beherbergte, war zugegen, um I.I. M.M. auch hier die freudigste Huldigung darzubringen.

Heute hatte ich Gelegenheit, die hier von dem ersten Münzgraveur Luigi Manfredini geschlagene Krönungsmedaille zu sehen.

Auf der einen Seite erblickt man das sehr wohlgetroffene Bildniss des Kaisers mit der Umschrift:

Recta tueri: FERDINANDUS I. D. G. Austriae Imperator. Longob. et Venet. Rex.

Auf der andern Seite sieht man den Kaiser im Krönungsmantel, auf den Stufen des Altars, mit gefalteten Händen kniend, der Erzbischof, in der Mitra, setzt ihm die Krone auf. Rechts steht ein Diaconus mit dem Hirtenstabe, links ein anderer Geistlicher mit einem offenen Buche, und zwei Grosse des Reichs.

Folgende Worte umgeben den Rand:

Corona. Ferrea. Fauste. Feliciter. Inaugurato. avita. et. aucta.

Darunter in zwei Linien:

Longobardi. Venetique. mens. sept. A. MDCCCXXXVIII.

Fest- und Huldigungsgedichte aller Art, von grösserm oder geringerm Werthe cursiren im Publikum, und füllen die öffentlichen Blätter.

---

14. September 1838.

Schon beginnnen die Abschiedsaudienzen, und Alles rüstet sich zur Abreise. Mit dem kaiserlichen Hofe werden auch alle Fremden, welche die Krönung herbeizog, Mailand verlassen, und obgleich der Herbst gewöhnlich die Reisenden nach Italien zieht, so wird doch die Stille sehr fühlbar seyn, welche nunmehr eintreten wird.

Heute war noch ein Tag der Freude und des lautesten Vergnügens.

S. M. der Kaiser hatte der Società del Giardino anzeigen lassen, dass er ihr glänzendes Local zu sehen wünsche, da es ihm nicht möglich gewesen war, dem von der Gesellschaft veranstalteten Balle beizuwohnen. Ein grosser Theil derselben hatte sich schnell in Festkleidern versammelt, und Alles, wie bei jenem Feste, erleuchten und arrangiren lassen. Ein militärisches Orchester spielte die Nationalhymne zum Empfange des geliebten Herrscherpaares.

Von hier begaben sich I.I. M.M. in das Theater der Scala, wo das gesammte Publikum gleichsam von dem Momente des bevorstehenden Abschieds durchdrungen, mit Klatschen und Zuruf gar nicht aufhören konnte.

Nach dem Besuche des Theaters machten I.I. M.M. eine Fahrt auf dem Corso notturno, das grossartigste und glänzendste aller Feste, welche die Stadt veranstaltet hatte. Schade, dass das eingetretene Regenwetter daran so manches verdorben oder unausführbar gemacht hatte.

Der ganze Corso bis zur Porta orientale, und von hier die äussern Boulevards bis zur Piazza d'Armi zeigten eine ununterbrochene Reihe von erleuchteten Gängen; der letztere Platz selbst aber war mit Obelisken, Vasen, Altären besetzt, Alles transparent und mit Wappen und Namenszügen versehen. Der majestätische Arco della Pace, das alte Castell mit tausend Lichtern, die weite Arena, endlich ein erleuchteter Prospect des kaiserlichen Schlosses Schönbrunn bei Wien gewährten den überraschendsten Anblick. Die Kirchenthürme, der Dom, so wie alle erhabenen Punkte und Häuser, die von dem Platze wahrgenommen werden konnten, waren ebenfalls beleuchtet.

Feuerwerke, Musikbanden, Tänzer an allen Enden, trotz des ungünstigen Wetters. Was wäre dies Alles erst bei heiterm Wetter geworden!

Morgen früh um neun Uhr werden I.I. M.M. Mailand verlassen, und Ihre Reise durch Ihre italienischen Staaten vorerst nach Pavia fortsetzen, wo alle Anstalten zu Ihrem Empfange schon getroffen sind.

Und so schliesse ich denn dieses Tagebuch, und freue mich, Augenzeuge so vieles Schönen und Prächtigen gewesen zu seyn.

Ich sagte hier nichts von Mailand's Kunstsammlungen, von seinen herrlichen Anstalten aller Art, die auch der Monarch in Augenschein nahm, und die bei dieser Gelegenheit von allen anwesenden Fremden bewundert wurden. In den Sälen der Brera war eine reiche Ausstellung neuer Bilder und Sculpturen lebender Meister, und POMPEO MARCHESE hatte sein Studio zu einer eigenen Ausstellung benützt. Dies Alles jedoch hier zu würdigen, liesse Maass und Ziel dieser Blätter weit hinter sich.

Ich betrachte es als das günstigste Zeichen für meine Weiterreise durch Italien, den Boden des schönen Landes in solch' denkwürdigem Augenblicke betreten zu haben.

NACHTRAG.

(UEBERSETZUNGEN.)

KAISERLICH-KÖNIGLICHER BEFEHL VOM 24. AUGUST.

(zu seite 9.)

LOMBARDISCH-VENETIANISCHES KÖNIGREICH.

***WIR FERDINAND I.**, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen, der Fünfte dieses Namens, König der Lombardei und von Venedig, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomirien und Illyrien; Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Lothringen, von Salzburg, von Steyermark, Kärnthen, Crain, von Ober- und Nieder-Schlesien; Grossfürst von Siebenbürgen, Markgraf von Mähren; gefürsteter Graf von Habsburg und von Tirol u. s. w. u. s. w.*

Wir haben schon bei Unserer Thronbesteigung im Jahre 1835 den Deputationen Unseres Lombardisch-Venetianischen Königreichs gnädigst versprochen, dass Wir Uns in dieses Reich verfügen wollen, zur Empfangnahme der Huldigung Unserer getreuen Unterthanen, und zu Unserer Krönung nach Maassgabe des Patentes des Kaisers und Königs Franz I., Unseres vielgeliebten Vaters, glorreichen Andenkens, vom 7. April 1815 §. 3.

Da Wir nun beschlossen haben, am Anfang des Monats September 1838 in Unsere Hauptstadt Mailand kommen zu wollen, so befehlen Wir den Central- und Provinzial-Congregationen und den Ortsvorständen jeder Stadt sich nach der genannten Hauptstadt zu begeben, um die Huldigung zu leisten, und bei der feierlichen Vollziehung Unserer Krönung gegenwärtig zu seyn. Wir befehlen überdies, dass die Würdenträger der Krone Unseres Lombardisch-Venetianischen

Königreichs nach ihrer Verpflichtung bei dem Huldigungsacte gegenwärtig seien, und die sie betreffenden Dienste mit den Grosswürdenträgern Unseres kaiserlichen Hofes während der feierlichen Krönung leisten.

Der Eid, den die Abgeordneten beim Augenblicke der Huldigung zu leisten haben, ist in der angefügten Formel angezeigt.

Gegeben in Unserer Residenz *Wien* den 1. August des Jahres ein tausend acht hundert acht und dreissig, im vierten Unserer Regierung.

FERDINAND (L. S.)

Anton Friedrich, Graf MITTROWSKI von MITTROWITZ und NEMISCHL,
Oberster Kanzler.

Carl, Graf von INZAGHI,
Hofkanzler.

Franz, Baron von PILLERSDORF,
Kanzler.

Johann Limbeck, Baron von LILIENAU,
Vicekanzler.

Auf ausdrücklichen und allerhöchsten Befehl S. K. K. Ap. M.
Ludwig, Baron von KÜBECK,
K. K. wirkl. Hofrath.

EIDSCHWUR.

(zu seite 10.)

Wir Abgeordnete des Lombardisch-Venetianischen Königreichs von den einzelnen Provinzen und Städten, geloben und schwören bei Gott dem Allmächtigen, für uns und unsere Committenten, treu und gehorsam zu seyn Seiner Majestät Ferdinand I., von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen, dem fünften dieses Namens; König der Lombardei und von Venedig, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomirien und Illyrien; Erzherzog von Oesterreich; Herzog von Lothringen, von Salzburg, von Steyermark, Kärnthen, Crain, von Ober- und Nieder-Schlesien; Grossfürst von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; gefürsteter Graf von Habsburg und von Tirol u. s. w. u. s. w.

Wir schwören unserm allergnädigsten Souverain, und Seinen gesetzlichen Nachfolgern, Seinen Vortheil und den des Oesterreichischen Kaiserthums bei jeder Gelegenheit zu fördern, mit allen unsern Kräften jeden Schaden und Nachtheil von ihnen abzuhalten, und uns jeder Zeit als getreue und gehorsame Unterthanen zu benehmen.

So wahr uns Gott helfe.

ANREDE DES HERRN HOFKANZLERS.

(ZU SEITE 45.)

Die Abgeordneten bei den Central- und Provinzial-Congregationen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs sind von heissem Verlangen beseelt, zu den Füssen des Thrones Euerer Majestät die Huldigung dieser glücklichen Bevölkerungen, von deren Wunsch sie die Dolmetscher sind, und den Eid ihrer unverbrüchlichen Treue und Ehrfurcht niederzulegen. Sie bitten demnach Euere Majestät, gnädigst gestatten zu wollen, dass sie von mir vor Seinen erhabenen Anblick geführt werden dürfen, um diesen feierlichen Act zu erfüllen.

ANREDE DES HERRN MAGGIORDOMO MAGGIORE.

Wir begrüssen mit unserm Jubel den glücklichen Zeitpunkt, in welchem E. K. K. Ap. M. mit Ihrer ersehnten Gegenwart die Provinzen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs beglückend Sich unter uns verfügen, um Ihre Schläfe mit der eisernen Krone zu umgeben.

Dieses merkwürdige Ereigniss, das in den Jahrbüchern unserer Geschichte eingezeichnet werden wird, gibt das Signal zu der lebhaftesten und aufrichtigsten Begeisterung für diese Unterthanen, welche sich danach sehnen, in die erhabenen Hände E. M. die feierliche Huldigung ihrer unerschütterlichen Treue und ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit niederlegen zu können.

Bei einer so hohen Gelegenheit zu der Ehre erwählt, E. M. diese Gefühle unbegränzter Ehrfurcht auszudrücken, schätze ich mich glücklich, der Dolmetscher eines loyalen und dankbaren Volkes geworden zu seyn.

Es erfülle die göttliche Vorsicht den heissesten unserer Wünsche, und erhalte lange die heilige Person E. M. der Liebe und dem Gehorsam Ihrer Völker. Sie leben glücklich und sicher im schirmenden Schatten von FERDINANDS Thron.

ANTWORT Sr. MAJESTÄT DES KAISERS UND KÖNIGS.

Endlich sehe ich heute meine Wünsche erfüllt, indem ich mich in der Mitte meiner getreuen Unterthanen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs befinde, um hier die eiserne Krone nach den Statuten in Empfang zu nehmen, welche diesem Königreich von seinem Allerdurchlauchtigsten Stifter gegeben worden sind.

Indem ich komme, diesen feierlichen Act zu vollziehen, wünsche ich, dass er noch enger die Bande der Liebe knüpfe, welche diese Völker mit meinem Throne verbinden, und ein neues Pfand meiner väterlichen Fürsorge für sie sey.

Ich danke für die Gefühle der Treue und Ehrfurcht, die mir in ihrem Namen ausgedrückt worden sind, und genehmige, dass vermittelst der Abgeordneten dieselben durch feierliche Huldigung bestätigt werden.

ALLERHÖCHSTES HANDBILLET AN S. K. H. DEN HERRN ERZHERZOG-VICEKÖNIG.

Mein Lieber Herr Oheim,

Bei Gelegenheit meiner Krönung im Lombardisch-Venetianischen Königreich habe ich zu bestimmen gefunden, wie folgt:

1. Allen Individuen, welche im genannten Königreich wegen Staatsvergehen einer Untersuchung unterstellt wurden, und sich gegenwärtig an dem Straforte befinden, erlasse ich durch den Act der Gnade den Rest der Strafe.

2. Will ich, dass die Untersuchungen, welche wegen politischer Umtriebe bei den Gerichten dieses Königreichs bis zu dieser Stunde gegen Individuen anhängig sind, die sich in meinen Staaten befinden, gänzlich unterdrückt werden sollen, und dass auch für die Zukunft dergleichen Untersuchungen hinfort nicht mehr sollen für Handlungen eingeleitet werden, welche meinem gegenwärtigen Beschlusse vorangegangen sind.

3. Die Individuen des erwähnten Königreichs, welche als verwickelt oder compromittirt in politischen Umtrieben gegen die Sicherheit des Staates an bestimmte Orte verwiesen worden sind, sollen sogleich in den Stand der Freiheit gesetzt werden.

4. Diejenigen, welche aus gleicher Ursache unter politische Aufsicht gestellt worden sind, sollen nach meinem Willen davon entbunden werden.

5. Was die politischen Flüchtlinge betrifft, welche aus dem Lombardisch-Venetianischen Königreich gebürtig sind, und in das Vaterland zurückzukehren wünschen, so will ich, dass auch sie der im zweiten Paragraph enthaltenen Verfügungen theilhaftig werden, unter der Bedingung jedoch, dass dieselben an mich bestimmte Bittschriften gelangen lassen sollen, und dasjenige erwarten, was ich über solche werde nach Ermessen jedes Falles zu verfügen finden, mit Rücksicht auf die öffentliche Sache, und im Einklange mit meinen väterlichen Absichten.

Was diejenigen politischen Flüchtlinge betrifft, die nicht in das Vaterland zurückzukehren beabsichtigen sollten, so gestatte ich, dass ihnen die Ermächtigung auszuwandern zugestanden werde, so ferne dieselben im gesetzlichen Wege ihre Bitte vorlegen.

6. Sowohl die Gesuche in das Vaterland zurückkehren zu dürfen, als auch diejenigen, welche dahin gehen, die Erlaubniss zum Auswandern zu erlangen, müssen von den bezüglichen Flüchtlingen. innerhalb einer Jahresfrist, vom Tage der Veröffentlichung meines Beschlusses zu rechnen, vorgelegt werden, unter der Verwarnung, dass, wenn sie diesen Termin unbenutzt verstreichen lassen, dieselben in jeder Rücksicht nach der Norm behandelt werden sollen, welche die bestehenden Gesetze vorschreiben.

Indessen setze ich Sie von diesen meinen Beschlüssen in Kenntniss, und lade Sie ein, sogleich die betreffenden Verfügungen zu erlassen, damit die schnelle und volle Erfüllung derselben daraus hervorgehe.

Mailand, den 6. September 1838.

FERDINAND *m. p.*